Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Vierter Jahrgang.

Nr. 1 bis 53.

Berlin, 1863.

Druck und Verlag von G. Hickethier.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen ꝛc. den Johanniter-Orden betreffend:

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 1. Berlin, den 1. Januar 1863. Nr. 1.

Dank.

In Folge meiner Bitte vom 10. August d. J. an die geehrten Damen der Herren Johanniter-Ritter der Pommerschen Genossenschaft zur Einsendung von altem Leinen zu Charpie, Kompressen rc. für das Johanniter-Krankenhaus in Züllchow sind dergleichen Sendungen in der hierunter ersichtlichen Zeitfolge eingegangen:

1) Von Frau Geheimen Finanz-Räthin von der Groeden zu Stettin. 2) Von Frau Präsidentin von Brauchitsch zu Stettin. 3) Vom Herrn Geheimen Ober-Regierungs-Rath von Massow auf Rohr. 4) Vom Herrn Hauptmann von Alten auf Tietzow. 5) Von Frau von Flemming auf Boeck. 6) Vom Herrn Grafen von Behr-Negendanck auf Semlow. 7) Von Frau Baronin von der Heyden zu Stargard. 8) Vom Herrn Freiherrn von Sobeck auf Zarrenthin. 9) Von Frau Landschafts-Räthin von Schwerin auf Janow. 10) Von Herrn von Dewitz auf Wussow. 11) Von Frau Regierungs-Präsidentin Gräfin von Krassow zu Stralsund. 12) Vom Herrn Hauptmann von Lepel auf Wieck. 13) Vom Herrn General-Landschafts-Rath von Koeller auf Kantreck. 15) Vom Herrn General-lieutenant von Thun auf Schlemmin. 15) Vom Herrn Landschaftsrath von Ploetz auf Stuchow. 16) Vom Herrn Kammerherrn von Behr auf Vargatz. 17) Vom Herrn von Blanckenburg auf Zimmerhausen. Endlich 18) ein Geldgeschenk vom Herrn Baron von Barnekow auf Ralswieck.

Indem hiermit den gütigen Geberinnen und Gebern der richtige Empfang der Geschenke bekannt wird, wird denselben zugleich der wärmste Dank für dieselben in Ergebenheit ausgesprochen.

Stettin, den 27. Dezember 1862.

Der Curator des Krankenhauses des Johanniter-Ordens in Züllchow.

von Brauchitsch.

Ulrich von Hutten.

Von Ernst Graf Lippe.

Es ist gerade in unsern Tagen Pflicht, eingedenk zu sein eines edlen, wohlverdienten, großen Mannes, welcher mit der vollen Gluth heißester Inbrunst und freudigster Thatenlust unablässig die göttliche Wahrheit und die allgemeine Freiheit (d. i. das allseitige Freiwerden von den Fesseln der Selbstsucht) ehrte und liebte. Diesen Gütern widmete er seinen guten Kopf, ihnen gehörte sein volles Herz, für sie stritt seine thatkräftige Hand, an ihnen hing seine ganze Seele. Für Nichts achtete er die eigenen zeitlichen Güter, alle Ehren und Aussichten seines Standes, alle Vortheile und Freuden, die ihm sicher, wenn er sich den herrschenden Gewalten dienstbar gemacht. Er hatte zuletzt kaum, wo er sein Haupt hinlegte, und oft nicht, womit er seine Blöße bedeckte. Hutten starb, von Kaiser und Reich geächtet und verfolgt, als Flüchtling, fern von der Burg seiner Ahnen, fern vom eigenen Heerd; der ritterlichste unter den „Rittern des Geistes", getragen von hohem, sittlich-religiösem Schwung, unerschüttert im Glauben an den endlichen Sieg der Sache, welche er für gut erkannt; ein tapferer Streiter für das auf Einigkeit und Gehorsam beruhende allgemeine Menschenwohl.

Ulrich von Hutten wurde geboren am 21. April 1488 zu Steckelberg (im Quell-Bezirk der Kinzig, bei Fulda), dem Stammschloß der schon seit Jahrhunderten bekannten, um Kaiser und Reich wohlverdienten Familie. — Hutten's Vater that sich mehrfach im Heere Kaiser Maximilian's hervor; er war ein begüterter Mann, durch und durch ritterlich gesinnt; der Krieg hatte ihn wohl schroff und streng gemacht, doch nicht rauh und wild. Des jungen Ulrich*) Mutter gehörte dem altadlig Eberstein'schen Geschlecht an; eine sanfte und fromme Frau.

Zu seinem 16. Jahr verließ unser Hutten heimlich das Kloster Fulda, in welchem er zu einem Mönch oder Abt erzogen werden sollte (weil zum Kriegsdienst zu schwächlich, übrigens aber geweckten Geistes). Dem reichbegabten Jüngling widerstrebte die selbstbeschauliche Clausur. Auch in Erfurt, wo, von Allen noch ungeahnt, zur Zeit ein Augustiner-Mönch nach höherer Erleuchtung rang (bis er selbst als ein großes Licht der Kirche seine Bahn be-

*) Auch der Vater hatte diesen Vornamen.

trat) war Hutten's Bleiben nicht, obschon Crotus Rubianus (Joh. Jäger), ein berühmter Lehrer der dortigen Hochschule, ihm bald freundschaftlich zugethan. Als wandernder Scholar macht H. nun die Bekanntschaft der verschiedensten Stätten der Gelehrsamkeit, diesseit und jenseit der Alpen. Die Briefe „an die Dunkelmänner" (gegen das Mönchsunwesen), die philippischen Reden wider den Herzog Ulrich von Württemberg (wegen Ermordung des Ritters Hans von Hutten), so wie das Gedicht: „Der Triumph Reuchlin's" (eine scharfe Satyre gegen die falschen Schriftgelehrten) geben Zeugniß von Hutten's Denkungsart und Geisteskraft.

Nach vielerlei Widerwärtigkeiten und Abenteuern, von denen einige deutsche (Schwert-) Hiebe, bei Viterbo an französische Großsprecher ertheilt, besonders bemerkenswerth, kehrt der gelehrte Kämpe von Venedig aus nach dem Vaterlande zurück. In Augsburg traf er den Kaiser im Begriff, einen Reichstag abzuhalten. Man rühmte dem ritterlichen Maximilian Hutten's Dichter- und Waffenthaten. Das Reichs-Oberhaupt beschloß daher, Ulrich v. Hutten eine hohe Ehre zu erweisen. Er schlug ihn (am 15. Juni 1517) in Gegenwart der Fürsten und Edlen des Reichs mit eigner Hand zum Ritter und umwand dessen Stirn mit einem Lorbeerkranz, welchen das schönste Augsburger Fräulein geflochten (Constanze Peutinger, Tochter eines verdienstvollen Mathematikers und Geographen). In dem kaiserl. Diplom heißt es: „Weil Du zu dem Glanz Deiner Geburt den wahren und einzigen Adel des Verdienstes und der Wissenschaft hinzugefügt hast, so haben Wir Dich würdig erfunden, Dir den Stempel Unseres Wohlgefallens aufzudrücken. Wir haben sofort Dich, Ulrich v. Hutten, in Unserer und der Edlen Unseres Hofes Gegenwart, aus eigenem Antrieb und gewisser Ueberzeugung, kraft kaiserlicher Machtvollkommenheit, mit der Lorbeerkrone schmücken und Dich überdies, Deiner Beredtsamkeit wegen, mit einem goldenen Ring, sammt dem Recht des goldenen Ringes, beschenken wollen, wie Wir Dich denn auch, von Unserer eigenen Hand mit diesem Ehrengeschenk geziert, hiermit als Dichter und tapferen Redner erkannt und angesehen wissen wollen. rc."

Demnächst wurde, „um Unsere Gnade noch reichlicher zu fühlen zu geben," dem Ritter Hutten vom Kaiser die Prärogative eingeräumt, von keinem andern Richter als vom Kaiser, dessen Nachkommen und dem kaiserlichen Staatsrath vorgeladen und zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Der kaiserl. Gnadenbrief wog reichlich die Verbammungs-Bulle auf, welche die Finstermänner, nach Aufwendung einer großen Geldsumme (3 Monat vorher) bei Papst Leo X. erwirkt wegen der Epistolae virorum obscurum. Die erfreulichste Folge der hohen Gunst des ritterlichen Kaisers war eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn auf Burg Steckelberg. (Fortsetzung folgt.)

Der Ursprung des Rothen Adler-Ordens.

(Fortsetzung.)

ären also zwei noch vorhandene Kirchen nachie als ursprüngliche Ordenskirchen für den Rothen Adler-Orden zu betrachten sind, denn daß der Orden de la Sincérité, wenn auch nicht direkt, aus dem Orden de la Concorde, und aus beiden der Rothe Adler-Orden hervorgegangen ist, darüber kann kein Zweifel herrschen. Sei es nun, daß Markgraf Christian Ernst auf die Idee seines Sohnes einging, um dem Concordien-Orden eine andere Bedeutung zu geben, oder sei es, daß es geschah, um der zu erwartenden neuen Stiftung den Vorwand und die Berechtigung zu nehmen; kurz, die Ordensjubelfeier im Jahre 1710 wurde dazu benutzt, den Orden de la Concorde wesentlich zu verändern. Die darüber vorhandene Urkunde ist im 3. Theile der „Nord-Germanischen Alterthümer und Merkwürdigkeiten" abgedruckt und besteht in der „Statuta et Regula des renovirten Ordens de la Concorde, welche von S. D. Herrn Markgrafen von Brandenburg-Culmbach bey Einweihung der Concordien-Kirche gnädigst beliebet worden, zu Christian-Erlang gedruckt." —

Aus diesen Statuten geht hervor, daß nun das Ordenszeichen de la Concorde aus einem blau emaillirten achteckigen Kreuze bestand, welches in der Mitte auf jeder Seite eine goldene Platte hatte. Auf dem Avers waren unter einer Krone die Namenszüge des Markgrafen Christian Ernst und seiner dritten Gemahlin, der Frau Elisabeth Sophia Königl. Hoheit, in einander geschlungen. Darunter befanden sich die Worte: Constante et éternelle Sincérité, wobei man an die Worte: Sincere et constanter des Rothen Adler-Ordens erinnert wird. Auf dem Revers zeigte sich das ursprüngliche Wort Concordant von zwei unter einem Fürstenhute endigenden Oelzweigen umgeben. In den vier Winkeln befanden sich einander gegenüber zwei Preußische schwarze und zwei Brandenburgische rothe Adler. Getragen wurde dies Kreuz an einem blauen Bande um den Hals, und in einem auf diese Umgestaltung des Ordens gemachten Chronostichon findet sich die Zahl der Ritter angegeben:

sInt pII et fortes o Cto De CIM eqVites.

Mit dieser Erneuerung des Ordens wurde er aber auch zu Grabe getragen, denn bald nachher, am 10. Mai 1712 starb Markgraf Christian Ernst, und George Wilhelm kam zur Regierung. Es scheint in der That mit Bezug auf diesen Orden ein Zwiespalt zwischen Vater und Sohn obgewaltet zu haben, denn in dem ersten Paragraphen der oben erwähnten erneuerten Statuten trägt Christian Ernst seiner Gemahlin Elisabeth Sophia auf, diesen Orden zu continuiren, was sich doch wohl richtiger an den Nachfolger gewandt hätte, wenn eben nicht Meinungs-Verschiedenheiten vorhanden, oder die Absichten des Erbprinzen ihm nicht schon bekannt gewesen wären. Küster in seiner „Bibliotheca historica Brandenburgica" sagt zwar, daß die verwittwete Markgräfin den so erneuerten Orden wirklich fortgesetzt; aber es findet sich auch nicht der mindeste Beweis dafür, und wahrscheinlich hat Küster den in den Statuten ausgesprochenen Wunsch für die Erfüllung gehalten.

Kurz nach dem 17. November 1712, an welchem Tage die Statuten des neuen Ordens de la Sincérité auf fünf Bogen mit Kupferstichen erschienen, ist von dem Concordien-Orden nicht mehr die Rede. Verleihungen lassen sich nicht nachweisen, und an seine Stelle trat der

nun noch einzige Markgräfliche Orden de la Sincérité. Das blaue achteckige Kreuz wurde in ein weiß emaillirtes verwandelt, dessen Spitzen breit waren. Es hing an einem Kur- und Fürstenhute. In der Mitte des Kreuzes befand sich der rothe Brandenburgische Adler mit dem Hohenzollern'schen Brustschilde. Als Umschrift stand hier: Toujours le même! Auf dem Revers befanden sich die Buchstaben G. W., die Anfangs-Buchstaben des Namens seines fürstlichen Stifters. Auf dem Rande der Spitzen standen die Worte: l'Ordre de la Sincérité, und getragen wurde das Kreuz an einem ponceau-rothen Bande um den Hals, so daß dasselbe auf der Brust hing. In dem rothen Bande waren drei kettenartig eingewirkte Goldfäden, an beiden Rändern und in der Mitte. An feierlichen Ordenstagen wurde von den Rittern auch ein goldener Stern auf der linken Brustseite des Kamisols (Weste) getragen, in dessen Mitte sich das Ordenskreuz mit der Ueberschrift: Toujours le même! befand.

Einstimmig geben die älteren Bücher über Orden das Jahr 1705 als das Stiftungsjahr des Ordens an, und Wippel fügt hinzu, daß ihm 1712 nur Vollständigkeit gegeben worden sei. Da aber erweislich der Orden de la Sincérité erst mit dem Jahre 1712 überhaupt genannt wird, so scheinen jene Angaben mündlichen Ueberlieferungen aus der Zeit der Stiftung ihr Dasein zu verdanken, denn es wird wohl nur nach dem Tode des Markgrafen Christian Ernst bekannt geworden sein, daß George Wilhelm schon früher den Gedanken zur Stiftung gefaßt hatte. — Die Wahl des Ordens-Namens Sincérité könnte auffallen, da Christian Ernst gerade dieses Wort kurz vorher der Erneuerung seines Concordien-Ordens hinzugefügt; es läßt sich aber auch annehmen, daß der Vater es deshalb gethan, weil der Sohn diese Benennung für den künftigen Orden schon in Bereitschaft hatte. —

Ein vollständiges Uebergehen des Concordien-Ordens in den Orden de la Sincérité ist unseres Wissens zwar nirgend ausdrücklich ausgesprochen, aber es spricht allerlei für diese Annahme. Der Concordien-Orden verschwindet vollständig, ein Theil seiner Devise wird der Name des neuen Ordens, der rothe Adler geht in den neuen Orden über, der Landesherr erklärt ihn zu seinem einzigen Orden, wie der Concordien-Orden der einzige Orden seines Vorgängers war. Dagegen wäre vielleicht einzuwenden, daß George Wilhelm nicht die in Christian-Erlang erbaute Concordien-Ordens-Kirche auch zur Ordens-Kirche seines neugestifteten Ordens erklärt hat. Der Einwand verliert aber an Gewicht, wenn man beachtet, daß der Bau der Sincérité-Ordens-Kirche zu St. Georgen am See schon vor dem der Concordien-Kirche begonnen und ihre Bestimmung im Wunsche des Erbprinzen schon feststand, als Christian Ernst seinen Concordien-Orden erneuerte. Ganz vollendet wurde die Sincérité-Ordens-Kirche erst im Jahre 1718, wo man am 7. Juli den Thurmknopf aufgesetzt, wobei sich folgender merkwürdige Fall zutrug. Der Baumeister trank nämlich nach althergebrachter Sitte auf der Spitze des Thurmes ein Glas Wein aus und warf dann das Glas aus der Höhe herab. Zu aller Welt Verwunderung kam das Glas unversehrt auf dem Steinpflaster an, und der ebenfalls gegenwärtige Markgraf war so erfreut über das seltene Ereigniß, daß er sein Wappen, seinen Namenszug und folgenden Verse darauf einschleifen ließ:

„den 7ten Julyi 1718ten Christjahr
Stund ich in der größten Gefahr,
Da ich zu St. Georgen am See vom
Thurm geworfen war!"

Möglich, daß dieses Glas noch irgendwo vorhanden ist, da der Markgraf befohl, es sorgfältig aufzuheben. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Ritterthum.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

(Fortsetzung.)

„Fast größeres Erforderniß für die Bildung des jungen Ritters, als Schreiben und Lesen, scheint Musik gewesen zu sein, Gesang und Saitenspiel. In einer Zeit, wo das gesellige Leben einen so raschen und geistigen Aufschwung nahm, mußte die Weckung und Uebung der geselligen Talente, die überaus geschätzt wurden, von besonderem Werthe sein. Musik war ein gewöhnliches und das erste Unterhaltungsmittel, und wo sich junge Leute zusammenfanden, wurde alsbald zum Reigen gesungen und gespielt. Ohne allgemein verbreitete Kenntniß der Musik wie wäre diese Unzahl der lyrischen Dichter möglich gewesen, deren uns bekannte Namen zu Hunderten zählen und die ebensowohl „singen" wie „sagen" mußten? Wie den Vögeln im Wald, scheinen der Ritterwelt Gesang und Dichtkunst angeboren und natürlich zu sein, das sie mehr als Sache des Standes und der Standesbildung erscheinen, denn des Talents. Als ein Meister in jeglicher Musik erscheint wieder Tristan. Während des Lernens, in „Büchern und Zungen" mußte er spät und früh seiner Stunden viel mit Emsigkeit auf das Saitenspiel verwenden. Er lernte nicht blos Gesang und das Spiel verschiedenartiger Instrumente, besonders die Harfe, die er am liebsten mit sich führte, mit Meisterschaft, sondern er dichtete selbst Lieder und setzte sie in Musik und war später im Stande, Isalde, die schon mancherlei Unterricht genossen, noch weiter zu fördern.

„Schon in diesem Lebensabschnitte wurden die körperlichen Uebungen und die Künste, die später zum Waffenwerk erforderlich waren, nicht vernachläßigt. Der Knabe mußte sich im Laufen und Springen üben, er lernte reiten und schwimmen, schoß mit Bogen und Armbrust, warf den Stein und übte sich mit Schild, Schwert und Lanze. Bedeutungsvoller und mehr in praktischer Richtung wurden diese Künste im beitten Lebensabschnitte geübt, wenn der Knabe als Knappe aus dem Dienst der Dame in den des Herrn übertrat und der Körper sich mehr gekräftigt hatte. Nun lernte er auch alle die verschiedenen Jagdkünste, Vögel und Hunde abzurichten, mit den Falken zu beizen, den Hirsch zu jagen, ihn zu fällen und jagdrecht zuzurichten, er lernte das Hifthorn blasen, eine ganze Jagd vorbereiten und lenken und was sonst Alles zu einem vollkommenen ritterlichen Jägersmann erforderlich war. Hatte er Alter und Kräfte genug, so machte er die Knappenturniere mit, um vor dem Stoß unerschütterlich fest im Sattel zu bleiben, die Lanze rich-

tig einlegen und Schild und Helm des Gegners sicher und an rechter Stelle treffen zu können, damit er später in Ernst und Spiel vor der Lanze des Feindes wie unter den Augen der Dame rühmlich bestehe, zugleich auch sich an die Rüstung gewöhne, die dem Knappen sonst nicht zukam.

„Mit dem vierzehnten Jahr trat dieser neue Abschnitt ein, in welchem er den Dienst der Dame mit dem des Ritters vertauschte. Zugleich erhielt er ein Schwert, das er von jetzt an umgehängt tragen durfte. Der Person des Ritters beigegeben, wurde er dessen Waffenträger. Nunmehr sorgte er für den Glanz und die Reinhaltung der Rüstung und der Waffen, beaufsichtigte die Rüstkammer, besorgte die Pferde des Herrn, begleitete ihn auf die Jagd, zum Turnier und in den Krieg. Auf diesen Fahrten trug er seine Lanze und führte sein Streitroß am Zügel neben sich. Erst beim Beginn des Kampfes half er dem Herrn dasselbe besteigen, nachdem er ihm die Rüstung angelegt hatte. In der Schlacht blieb die Schaar der Knappen in unmittelbarer Nähe hinter der ritterlichen Schlachtreihe, und es achtete ein Jeder mit spähenden Augen auf den eignen Herrn, um im Falle der Verwundung oder des Sturzes sofort zur Hand zu sein, ihm aufzuhelfen und vielleicht das gefallene Pferd durch das eigene oder ein anderes frisches zu ersetzen. So gewöhnte sich der Knappe nicht blos früh an den Ernst des Krieges, sondern durch dies Alles mußte das Verhältniß zwischen Herrn und Diener, Ritter und Knappen nur um so inniger und bleibender werden und jenes Band der Treue, der ersten Tugend dieser Zeit, und des Lehnsverhältnisses überhaupt, nur um so fester sich schlingen. Denn es war das vor Allem die Sitte, daß die adligen Lehnsleute ihre Söhne in den Knappen- und Hofdienst der Lehnsherren gaben.

Nicht sofort freilich wurde der junge Knappe mit in den Krieg genommen, sondern erst, wenn er sich im andern Dienst bewährt und zuverlässig gezeigt hatte und kräftig genug war. Zuvor gab es in Haus und Hof hinlänglich zu thun, um selbst eine Reihe von Knappen mit verschiedener Dienstleistung zu beschäftigen. Der eine hatte die persönliche Bedienung des Herrn, half ihn an- und auskleiden, sorgte für die Garderobe, und machte das Bett, ein anderer führte die Aufsicht über die Jägerei, ein anderer über den Stall, einem vierten waren Küche und Keller untergeben oder er hatte die Bedienung bei der Tafel, reichte das Waschwasser, schnitt vor, trug auf und füllte die Becher. An größeren Höfen gab es für all dergleichen besondere, angesehene Hofämter, die noch bis auf den heutigen Tag geblieben sind. In diesem Falle wurden die jungen Knappen nur zur Hülfleistung zugetheilt. Hohe Geburt machte hier keinen Unterschied; die Söhne vom vornehmsten Adel dienten, wie die vom niederen. Der junge Tristan mußte seinen Oheim, König Marke und seinen Pflegevater bei Tisch bedienen und, um ein entsprechendes geschichtliches Beispiel anzuführen, so hören wir, daß der junge Graf von Toiz Vorschneider an der Tafel seines Vaters Gaston war, der immer der Gäste viele hatte.

„Unter solchen Dienstleistungen und Waffenübungen wurde aber die Pflege des Geistes und des Herzens keineswegs vernachlässigt. Es war gewißermaßen die Pflicht der Herren, in eigener Person das Muster eines guten Ritters als Vorbild aufzustellen und es an Ermahnungen und Lehren zu Allem, was des Ritters Art war, nicht fehlen zu lassen, vorzüglich auch, wie er den Damen gegenüber sich zu verhalten habe. Einen solchen Herrn fand Ulrich von Lichtenstein an dem Markgrafen Heinrich von Oesterreich, zu dem ihn sein Vater gegeben hatte. Das war ein an Tugenden reicher Ritter, so weise wie tapfer, kühn und hochgemuth, treu und beständig, und ebenso ein Diener Gottes, wie er den Frauen in rechter Treue unterthan war. Frauenliebe und Frauendienst waren es vor Allem, was er dem jungen Ulrich empfahl. Wer würdiglich leben wollte, der müsse sich einer reinen, guten Frau zu eigen geben, nie werde er ein werther Mann, er sei denn einer solchen unterthan. Darum lehrte er ihn, wie mit Damen umzugehen, mit ihnen zu sprechen sei; er lehrte ihn von Minne dichten, denn mit süßen Worten müsse man von Frauen reden, aber in allen Werken ihnen gegenüber wahr sein, falsche Schmeichelei könne nur schaden bei guten Frauen. Aus diesen Lehren sog der junge Ulrich jene Verehrung vor dem Weibe, die ihn zu so vielen Minneliedern begeisterte, ihm viel Liedesleid erschuf und ihn zu manchen thörichten Handlungen verleitete, von denen allen er uns in seinem „Frauendienst" treu und aufrichtig berichtet hat. Den poetischen Werth dieses Werks mag man gering anschlagen, aber vor allen ist es uns die trefflichste und wahrste Quelle zur Kenntniß des ritterlichen Lebens.

„Ausführlicher sind uns die Lehren, wie sie die älteren Ritter dem jüngeren, nachwachsenden und nacheifernden Geschlecht mitgetheilt haben mögen, in einer besonderen Dichtung erhalten, die den Namen „Winsbeke" führt. Hier sind sie um so inniger gefühlt und ausgesprochen, als sie vom Vater an den einzigen Sohn, der ihm am Herzen liegt, gerichtet sind. Mit der Religion fängt der Alte an: „Sohn, nimm Gott inniglich," denn trüglich sei der Welt Gaukelei, und darum solle er das Leben hier so einrichten, daß er dort wohl fahre. Auch das geistliche Leben möge er ehren, obwohl der Stand nicht vor Schlechtigkeit schütze und der Laien Sitte sei, ihn zu hassen. Nur gute, reine Frauen solle er minnen, und gebe ihm Gott ein rechtes Weib zur Ehe, das möge er halten wie den eigenen Leib und es fügen, daß ihr Beider Wille stets aus einem Herzen gehe. Hoch und werth schätzen solle er den Namen des Ritters, der ein edler, den Frauen theurer Name sei, und darum den Schild in Ehren rein und fleckenlos erhalten, das sei Schildes Recht. Rein aber halte er den Schild durch Befolgung der Ritterpflichten und Tugenden, Treue und Milde, d. i. Freigebigkeit, Keuschheit und Einfalt; ohne sie hinge der Schild besser an der Wand, denn an seinem Arm. Ebendeshalb auch solle er die Waffenübungen nicht vernachlässigen und wacker im Turnier bestehen. In Zucht und höfischer Sitte solle er sich bilden, daß er wisse und verstehe, wie man sich am Hofe zu benehmen habe; schweigen und reden zu rechter Zeit, keine Falschheit und Untreue üben, sich nicht vordrängen, aber auch mit Rath und That nicht zurückhalten, wenn er darum angegangen sei, in keuschen Worten reden, sich immer wohlgezogen zeigen und es an häßlichem Gegengruß, wo

er solle, nicht fehlen lassen. Hohe Geburt allein mache es nicht aus, weder bei Mann noch Frau; ohne Tugend sei sie nichts als ein ins Wasser geworfenes Korn; wer Tugend habe, der sei hochgeboren. Die „Maße" müsse er unter allen Tugenden minnen, lebe er nur in rechter Maße, erlange er der Ehren genug; Hoffahrt aber verderbe ihm sein Spiel. Vom Weisen solle er Rath annehmen, früh sich als den Guten zeigen, der er einmal zu sein gedenke, denn „es brenne früh, was zu einer Nessel bestimmt sei," und wer dreißig Jahre ein Thor, sei ein Thor auf immer. Vor liederlichem Leben und Spiel möge er sich hüten: sie seien beide des Leibes und der Seele Verderben. Sein Haus solle er in rechter Weise führen, daß er gegen die Armen Barmherzigkeit und gegen die Gäste Freigebigkeit üben könne; er solle ihnen stets ein fröhliches Gesicht zeigen, daß sein Brod den Nehmenden wohl thue. Es sei ein schönes Ding um ein eigenes Haus, wer sein mit Tugend pflege, nehme nicht ab in Werth und Ehre."

(Fortsetzung folgt.)

Die mittelalterliche Genossenschaft der „demüthigen Brüder"

von Prof. A. Huber.

(Fortsetzung.)

Die nächsten Nachrichten zeigen uns nun diese ehemaligen Verbannten oder deren Nachkommen und Nachfolger in der Mitte des elften Jahrhunderts in Mailand als eine Layenbrüderschaft unter dem Namen der „Demüthigen" oder der „Gedemüthigten" (Fratres humiliati) — ohne Zweifel sowohl mit Beziehung auf ihre ganze durch jenes Gelübde (ora et labora) bedingte innere Lebenshaltung, als wegen der in jenem Austreten vor dem Kaiser liegenden harten äußern Demüthigung — des schwer erkämpften Sieges christlichen Selbstgerichts über den starren Trotz des lombardischen Bürgersinnes gegen deutsche Herrschaft. Aus den sehr dürftigen Nachrichten über diese erste Periode der Geschichte dieser Humiliaten ergeben sich im Wesentlichen folgende Hauptzüge des Bildes, was wir uns von ihnen machen können.

Die ascetische Reform des Lebens wurde damals jedenfalls nicht bis zur Auflösung und Ausschließung der Ehe, des Familienlebens, des eigenen Hausstandes getrieben, sondern zeigte sich nur in der strengen ausdrücklichen Begründung desselben auf die beiden Grundpfeiler des „Betens und Arbeitens," in der Ausschließung aller im engern Sinn weltlichen Lust und Eitelkeit. Für die eigenthümliche Signatur dieser Zustände gilt ohne Zweifel der Ausdruck, den selbst Innocens III. noch am Ende des 12. Jahrhundert in einer Bestätigungsbulle von ihnen brauchte: daß sie sich weder einer übertriebenen Entsagung der Zierden und Freude des Lebens, noch erkünsteiter, unnützer Genüsse befleißigen (nec affectata sordes . . . nec exquisitae munditiae). Die Kosten dieser Lebensordnung zu bestreiten diente der Ertrag der Arbeit ihrer Hände, der sie, ihrem Gelübde gemäß, sich widmeten. Warum hier, wie es scheint, gleich Anfangs ihre Wahl sich für die Wollenweberei entschieden hatte, erklärt sich wohl theils daraus, daß dies Gewerbe bei jenen, den höhern Ständen angehörenden, Männern eine kürzere Lehrzeit in Anspruch nahm, als manches andere Handwerk — theils daraus, daß es eben genossenschaftlich und gleichsam fabrikmäßig im Großen betrieben werden konnte, wo es dann auf einen weitern und stätigern Absatzkreis rechnen ließ — theils vielleicht (wie schon angedeutet) aus Anregungen, die sie in der Verbannung gehabt. Die ersten Mittel zur Eröffnung eines solchen Betriebs fanden sich wohl um so leichter, da diese Genossen von Hause aus zu den reicheren Bürgern gehörten, so daß die Mittel zu einem bedeutenden Betriebscapital von vorneherein wohl nicht fehlten. Hatten früher Confiscationen stattgefunden, so läßt sich denken, daß die kaiserliche Gnade auch hier in's Mittel trat. Neben der Weberei, als Hauptwurzel der Genossenschaft, wurden indessen auch andere Handwerke zugelassen, nach Maßgabe der Ausbreitung der Bewegung. Diese ergriff sehr schnell Vertreter der verschiedenartigsten bürgerlichen Klassen und Gewerbe, so daß es schon am Ende des elften Jahrhunderts von den Humiliaten heißen konnte: „sie vermehren sich wie die Fische." Wird nun auch der genossenschaftliche Charakter dieser Gewerbe d. h. der Betrieb im Großen, auf gemeinsame Kosten und zu gemeinsamem Gewinn, in jener ersten Zeit nicht ausdrücklich berichtet, so lassen doch die wenigen Züge zur Kennzeichnung der ganzen Sache, die sich erhalten haben, wenigstens hinsichtlich der Weberei kaum einen andern Schluß zu. Von dem glaubwürdigen Zeugnissen zufolge sehr bedeutenden Gewinn konnte nur ein sehr geringer Theil zu der, jeden Luxus ausschließenden häuslichen Oekonomie der Brüder verwendet werden. Von dem fürstlichen Auftreten der Mediceer, der Fugger und Welser war hier nicht die Rede! Wohl aber wird die große Wohlthätigkeit der Humiliaten so ausdrücklich gerühmt, daß dabei an die individuellen Almosen einzelner Webermeister nicht zu denken, sondern eben nur an die Ueberschüsse eines großartigen Geschäfts, welches hier kein anderes als eben ein genossenschaftliches sein konnte. Außerdem wird ausdrücklich berichtet: die Humiliaten hätten schon sehr früh in verschiedenen Theilen der Stadt ihre Versammlungs- oder Brüderhäuser gehabt (Parlatoria werden sie in den ältesten Nachrichten genannt), sowohl zu gemeinsamen Andachtsübungen als zur Besprechung und Förderung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten (de ordinis incremento et de animarum suarum salute tractabant). Was nun darunter in der Hauptsache anders zu verstehen sein könnte, als jene gemeinsame Industrie, ist nicht einzusehen. Werden auch Walk- und Kornmühlen, als zu den Brüderhäusern gehörig, erst etwas später erwähnt, so ist doch mit gutem Grund anzunehmen, daß sie schon in dieser ersten Periode sich dort fanden. Ob damals und wie weit neben der Hausweberei auch schon gemeinsame also mehr oder weniger fabrikmäßige Arbeit in den Brüderhäusern betrieben wurde, ist indessen nicht zu ermitteln. Diese Brüderhäuser, deren begreiflich nur große Städte mehre hatten, bildeten den Mittelpunkt einer mehr oder weniger zahlreichen Ansiedelung von Familien der Humiliaten — sei es, daß diese sich in der Nähe derselben anbauten, oder daß umgekehrt die zu solchen gemeinsamen Zwecken bestimmten Gebäude in Mitten des

schon von den Brüdern bewohnten Quartiers erbaut wurden. Eine solche Ansiedlung scheint schon sehr früh als coetus, deren Vorsteher als Minister bezeichnet worden zu sein, worin wir zuversichtlich genug Zeichen einer Genossenschaft erkennen können — zum Unterschiede von der Anwendung desselben Ausdrucks auf eigentlich konviktorische Oekonomie mit Ausschließung und Auflösung des selbstständigen Familienlebens.

Diese striktere zweite Form der Gemeinschaft trat, und zwar bald auch mit wirklich klerikalem Charakter, allerdings schon sehr früh, um die Mitte des 12. Jahrhunderts hervor, aber nicht mit Ausschluß, sondern neben der ältern freiern Genossenschaft. Es geht dies z. B. schon aus einem päpstlichen Privilegium von 1201 hervor, worin als Zweck der Brüderschaft unter andern auch die gegenseitige Hülfe bei Unglücksfällen in Armuth und Krankheit angegeben wird, welches Alles bei eigentlich konviktorischer Oekonomie nicht in dieser Art vorkommen kannte, sondern noch eine gewisse Selbstständigkeit des Familienlebens und der einzelnen Oekonomie voraussetzt.

Zu demselben Schluß berechtigt uns ein noch im 13. und 14. Jahrhundert erwähntes Privilegium der Humiliaten, wodurch sie von Kriegsdiensten und Kriegsleistungen aller Art frei waren. Da dies sich bei einer geistlichen Corporation von selbst verstand, so geht daraus unleugbar hervor, daß zur selben Zeit jedenfalls auch noch weltliche Genossen vorhanden waren; und da damals die eigentlichen Brüderhäuser schon fast durchaus unter geistlicher Regel standen, so müssen wir jene noch in dem ursprünglichen Verhältniß außerhalb derselben, gleichsam als „affiliirte" Logen in ihrem eigenen Gedinge und Familienleben, aber als Genossen in dem industriellen Großbetrieb eines nunmehr wesentlich geistlichen Ordens suchen.

Zur Signatur jedenfalls dieses Theils der Genossenschaft mag aber hier gleich ein Zug angeführt werden, der beweist, daß jene Exemtion vom Kriegsdienst sie nicht hinderte, gelegentlich — nach dem Beispiel ihrer Gewerbsgenossen in Augsburg, Gent u. s. w. — das Schwert eben so wirksam zu handhaben als die Weberspule. Es wird nämlich in Pisa einer Schenkung von Grundstücken und Ertheilung von Privilegien an die Humiliaten erwähnt, als Anerkennung ihrer tapferen Theilnahme an der Vertheidigung von Tyrus gegen die Saracenen. Die Zeit wird nicht näher angegeben, doch muß sie natürlich jedenfalls vor dem Ende des 13. Jahrhunderts gesetzt werden, wo das gelobte Land und namentlich Tyrus auf immer in die Hände der Ungläubigen fiel. Jedenfalls ist die Thatsache auch deshalb beachtenswerth, weil sie einen, bei der Dürftigkeit der anderweitigen Nachrichten um so erwünschteren Beweis für die schon im 13. Jahrhundert so bedeutende Ausbreitung des Ordens giebt. Denn es läßt sich wohl sicher annehmen, daß sie sich zunächst in den Städten der Lombardei, ihres eigentlichen heimischen Bodens, ansiedelten und dann erst in den Seestädten Pisa und Genua, von wo aus die weitere Verbreitung im Gefolge der Kreuzzüge und nach den Seestädten des christlichen Königreichs Jerusalem so nahe lag.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Fürsten- und Volks-Bilder aus der vaterländischen Geschichte von Friedr. Adami. Berlin 1863. Behr'sche Buchhandlung (E. Bock.)

Friedrich Adami ist, außer in anderen literarischen Fächern, seit Jahren schon als einer unserer wackersten Belletristen auf dem Gebiete vaterländischer Geschichte, und als glühender Patriot bekannt, dessen vortreffliches Buch „die Königin Louise" in aller Welt Händen ist und ihm allein schon einen bleibenden Platz in der Literaturgeschichte gesichert hat. Wir halten es somit für Ehrenpflicht, auf obiges neuestes Buch von ihm hinzuweisen, zumal sein Inhalt uns so recht in den Brennpunkt alt-preußischen Lebens, Streitens und Gebahrens führt. Die erste Novelle heißt: „Ein Trabant des großen Kurfürsten". Sie ist, künstlerisch betrachtet, das Bedeutsamste des Buches. Es ist die große Epoche der Fehrbelliner Schlacht, der entdeckten Verrätherei Wangelins in Magdeburg, und wie der gewaltige Kurfürst Franzosen und Schweden aus dem Reiche fegt, er, der letzte ächte Ritter und der erste Befreier Deutschlands. Auf diesem dreiten, ereignißreichen Geschichtsboden spinnt sich der Faden der Erzählung ab, ein Volksbild im schönsten, gesundesten Sinne des Worts, voll kräftiger Charaktere und warmer Schilderung des altbürgerlichen Lebens und Treibens in „Berlin und Cölln an der Spree". Anekdotenreichthum und gewissenhaftestes Studium der Specialgeschichte gereicht denselben zu besonderem Schmuck, die Schilderung der Einnahme Rathenows aber und der Reiterschlacht zu Fehrbellin ist eben so stimmungsvoll wie gewaltig; es überkommt uns dabei etwas von dem heißen Dampf der rasselnden Schlacht. Wenn etwas zu tadeln wäre, ist es, daß der Verfasser die Vorgänge im Rathskeller mit zu großer Anekdotenfülle versehen hat und so das Interesse mehr als nöthig schien theilte. — Die zweite Novelle: „Friedrich der Große und Müller Arnold" hat den weltbekannten Prozeß zum Vorwurfe, dem durch eingehendste Forschung der Urkunden- und Zeitliteratur mehrfach neue, schärfere Lichter abgewonnen sind. Die Prozeß-Geschichte ist an sich so ausgebreiteter Natur, daß der eigentlichen Erzählung, dem Novellistischen, nur beschränkter Raum gegönnt ist. Das Schönste ist Arnold's Audienz bei Friedrich II. und Arnold's Erschütterung bei des großen Königs Tod. — Adami hat mit diesen beiden Novellen wahrhafte Volksdichtungen geschrieben, die von Groß und Klein nicht allein mit Spannung, Freude und patriotischem Stolz, sondern auch mit wahrhafter Erschütterung des Herzens gelesen werden dürften. Solche Erschütterung aber ist die Amme wackerer Thaten! —

A. E. Brachvogel.

Dieser Nummer sind die Titelblätter und Inhalts-Verzeichnisse des Wochenblattes pro 1860, 1861 und 1862 beigefügt. **D. R.**

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 2. Berlin, den 7. Januar 1863. Nr. 2.

Nachruf.

Die letzte Nummer des Johanniter-Wochenblattes des verfloſſenen Jahres brachte uns die Trauerkunde von dem tödtlichen Hintritt eines unſerer edelſten nnd wackerſten Ordensgenoſſen, des Rechtsritters, Königlichen Kammerherrn Julius Auguſt von Marſchall auf Schloß Altengottern.

Wer den Verewigteu kannte, wer ihn in ſeiner langjährigen, regen Wirkſamkeit ſchätzen lernte, wird am Beſten ermeſſen können, welchen Verluſt die Seinigen und die große Zahl ſeiner Freunde und Verehrer erlitten haben.

Aus dem uralten Stamme der Dynaſten von Ebersberg entſproſſen, welche unter Kaiſer Lothar mit der Erbmarſchalls- und Erbtruchſeßwürde in den thüringer Landen bekleidet worden, ſchloß ſich der Verewigte der großen Zahl bedeutender Perſönlichkeiten in der weit verzweigten Familie der einſt münzberechtigten thüringer Marſchälle würdig an. Mag auch freie Wahl und Neigung zur Unabhängigkeit dem Entſchlummerten die Lorbeeren der kriegeriſchen Laufbahn verſagt, ihm die glanzvolle Stellung des Staatsmannes verſchloſſen haben, ſo darf der Kenner und Erforſcher vaterländiſcher Geſchichte mit um ſo größerem Schmerze den Hintritt eines Mannes betrauern, deſſen eifrigſte Thätigkeit ſeit langen Jahrzehnten dem mühſamen Urkunden- und Regeſtenſtudium gewidmet war, auf welchem Felde der Verblichene, namentlich für die Geſchichte ſeines Hauſes, Bedeutendes und Anerkennungswerthes geleiſtet hat. Aber nicht nur als Privatgelehrtem, ſondern auch als Chef einer zahlreichen, hochangeſehenen Familie, wie als Menſchen gebührt dem Frühvollendeten der ehrenvolle Nachruf, den der unterzeichnete Verfaſſer dieſer Zeilen (der ihm als Nachbar wie als Freund anzugehören die Ehre hatte) nur im Drang überwallender, ſchmerzlicher Gefühle aufzuzeichnen vermag! —

Wohl darf als bekannt angenommen werden, mit welcher liebevollen Treue und Fürſorge unſer entſchlafener Ordensbruder unter den Wechſelfällen des Schickſals an all den Seinigen hing, wie wiederholtes Brandunglück und die Stürme des Jahres 1848 ſeine Pietät gegen Alle, die ihm theuer waren, nur immer erhöhte! — Er war ein treuer und warmer Anhänger unſeres verewigten, wie unſeres regierenden Königlichen Herrn.

Gegen die Inſaſſen der marſchallichen Güter bewahrte er aber eben ſo unveränderlich eine gütige, humane Geſinnung, eine Nachſicht, die er ſelbſt in den bitteren Prüfungen verſchiedener Drangperioden glänzend bethätigt hat, wovon Referent Zeuge war.

Schloß Altengottern, die ehrwürdige Kemnate, die der Verewigte zweimal aus der Aſche wieder erſtehen hieß, wobei jedesmal der ſchöne Styl der Blüthezeit mittelalterlicher Architektur feſtgehalten wurde, bildete lange, lange Jahre den Sammelplatz einer eben ſo auserleſenen wie heiteren Geſellſchaft in Preußiſch-Thüringen, in deren Mitte man den, wie man ſtets verſucht war zu behaupten, „immer jugendlich-friſchen Cavalier“ in ſeinem recht eigentlichen Elemente wahrnehmen konnte.

Sein ſchönes Talent, kleine, treffende Sinngedichte zu verfaſſen, hätte auch den ernſteſten Stoiker elektriſiren müſſen, aber auch Dichtungen ernſteren Inhaltes und größere politiſche Aufſätze floſſen aus ſeiner Feder.

Wohl vor Allem hätten wir aber ſeiner ſtrenggläubigen, warmen religiöſen Geſinnung gedenken ſollen, eines Glaubensbekenntniſſes, das bei ihm ebenſo feſtſtand, wie die Treue zu ſeinem Monarchen.

In früheren, längſt vergangenen Jahren, in Zeiten, wo unſere Ordensverbindung von des verewigten Königs Majeſtät noch nicht wieder in's Leben gerufen worden, ſchwärmte der Verewigte für ein feſtes Band, das alle Träger edler, alter Namen zu Werken chriſtlicher Barmherzigkeit vereinige und die wahre Humanität zu Aller Beruf erhöbe!

Mag ſeine Familie den trefflichen, treuen Vater betrauern, mögen all die Vielen, die ſeine unermüdliche Wohlthätigkeit kannten, den Hintritt eines ſo edlen, ſo wahren Menſchenfreundes tief beweinen, — wohl dürfen auch alle Ordensgenoſſen einſtimmen in unſere heutige Todtenklage. Er ſtarb uns Allen! —

Ehre ſeinem Andenken, Segen ſeinem edlen Stamme!

Schloß Neuſcharffenberg in Thüringen,
im December 1862.

Ludwig Wolff Graf Uetterodt.

Ulrich von Hutten.

Von Ernst Graf Lippe.

(Fortsetzung.)

„Jacta est alea!" „Ich hab's gewagt!" so lautete Ritter Hutten's Wahlspruch. Es ist die Sprache des freimüthigen Genies, welches in die Schranken tritt, zu Nutz und Frommen einer guten Sache; lediglich auf eigene Kraft sich stützend. Hätte er gefragt: „Darf ich? Kann ich? Wer steht mir bei? Wird's auch werden?" Nimmer hätte er das Große vollbracht, was er gethan. Klar in dem, was er will, wendet der zum Mann gereifte Streiter seine geistige Waffe gegen die Gebrechen der Zeit, nicht um zu zerstören, sondern um zu heilen. Dabei ist Hutten kein Pessimist. Er lobt sein Jahrhundert; namentlich hat er Freude an dem Aufblühen der Wissenschaften. „Jetzt lohnt es sich zu leben und zu wirken, nicht aber zu ruhen." Hutten wird — und dies ist sein Hauptverdienst — Luther's Vorkämpfer und treuer Mitstreiter.

Für die alte Reichsgröße mit patriotischem Feuereifer erfüllt und in inniger Verehrung für seinen Kaiser begeistert, mahnt Hutten mit lebendigen Worten auf dem Reichstag zu Augsburg 1518 Deutschlands Fürsten zur Rüstung gegen die Ungläubigen. Die Nothwendigkeit eines solchen Türkenkrieges im Besondern ist es weniger, die des edlen Ritters Rede schildern will; sie wendet sich zumeist dem politischen Nothstand deutscher Nation im Allgemeinen zu, d. i. der Gleichgültigkeit und Laßheit, dem Mangel an Gemeinsinn, an vaterländischer Gesinnung. Gar scharfe Worte sind da gefallen:

„Ihr zeigt uns Eure Stammbäume, freilich eine große Zierde, aber nur für Eure Ahnen, Ihr Fürsten; denn die Tugend wird niemals erblich. Eine Zierde zwar ist das Alter des Geschlechts, aber eigentlich doch nur eine Aufforderung, den Ahnen ähnlich zu werden. Wer dieses nicht erstrebt, der wird durch keine Titel, durch keine Namen die Menschen für sich gewinnen können. — Die Tugend ist der Maßstab des ächten Adels."

An Pirkheimer in Nürnberg schreibt Hutten bei Uebersendung der Rede: „Ich glaube, daß man nicht die Pflichten eines rechtschaffenen Mannes erfüllen kann, wenn man sein Leben oder seine Würden niemals in Gefahr bringen will."

Hutten stand im Dienst des Kurfürsten von Mainz. In einem ausführlichen Schreiben an den Nürnberger Freund setzt er diesem auseinander, warum er das unstäte Leben mit Geschäften vertauscht. „Ich war es mir selbst, meiner Familie, am meisten aber den Wissenschaften schuldig. Mir ist es nicht genug, mit den Verdiensten und dem Ruhme meiner Vorfahren zu glänzen. Ich verachte den Adel, welchen blos das Glück der Geburt ertheilt, und der nicht durch persönliche Verdienste erworben oder unterstützt ist. Ich will mich, wo möglich, durch mich selbst adeln und auf meine Nachkommen Etwas fortpflanzen, was ich nicht von meinen Voreltern empfangen habe ꝛc."

Als Franz v. Sickingen, zum kaiserlichen Feldhauptmann bestallt, sich gegen Herzog Ulrich v. Würtemberg rüstete (1518), verließ Hutten den kurfürstlich Mainzischen Dienst. Mit offenen Armen empfing ihn Sickingen. Fortan wirkten Beide wacker zusammen, sich gleichend und sich ergänzend; zwei Ritter sonder Furcht und Tadel.

Im Herbst 1519 übersiedelte Hutten nach dem Steckelberg, um, gedrängt von seinen Freunden, „die Axt an die Wurzel römischer Tyrannei zu legen." Außer dem „Vadiscus" wurden mehrere andere Schriften produzirt. Das Gespräch: „Das Glück" ist eine der besten Hutten'schen Arbeiten.

Wir übergehen die Einzelheiten von Huttens fernerem Wirken im Bunde mit Melanchthon und Luther, so wie sein Weilen und unausgesetztes Streben auf der Ebernburg (der Herberge der Gerechtigkeit). Früher hatte er lateinisch geschrieben, hier ließ er Deutsches drucken, damit die gesammte Nation ihn verstehe.

Nach dem Ableben seiner Eltern entsagt Hutten obgleich der Erstgeborene, der Erbschaft, mahnte auch seine Brüder, ihm weder zu schreiben noch Geld zu schicken. Sie sollten nicht als Unschuldige in seine Händel verwickelt werden, und die Feinde seinetwegen nicht die Güter der Familie antasten.

Mit Kaiser Maximilian begrub man die alte, deutsche Herrlichkeit. Der junge Kaiser Karl V. hatte kein Verständniß für Deutschlands Größe und Wohlfahrt. Sickingen fand ein tragisches Ende im Herbst 1522 auf der Feste Landstuhl. Hutten verließ sein deutsches Vaterland. Vergeblich hoffte er, in Basel bei Erasmus von Rotterdam Trost und Anregung zu finden. Erasmus sah in dem ehemals vielbelobten Freund nur einen verfolgten Flüchtling, um dessenwegen er sich nicht des gnädigen Blicks der Vornehmen entziehen könne. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Basel gab der Rath der Stadt, auf Anlaß der Geistlichkeit, dem Ritter den Wunsch zu erkennen, er möge, der öffentlichen Ruhe und seiner eigenen Sicherheit willen, die Stadt verlassen. Hutten begab sich (auf Nebenwegen, weil man ihm nachstellte) nach Mühlhausen, wo man ihn mit Freuden aufnahm, denn man war hier mit Einführung der Reformation beschäftigt (12. März 1523). Die Altgläubigen des Orts hielten Hutten für den Anlaß, daß die Neuerung durchgeführt; sie regten den Pöbel auf; man stürmte des Ritters Haus; ꝛc.; Hutten flüchtete. Im Juni 1523 kam er in Zürich an. Zwingli findet den gewaltigen Streiter; einen sanftmüthigen Mann mit freundlichem Munde. Ein neuer Zwist mit dem in Verleumdung und Verfolgung fortfahrenden Erasmus, so wie die Folgen der frühern Trübsal und Unruh warfen Huttens Leib nieder. Vergebens suchte er Stärkung an der Seite eines in der Medizin bewanderten Landpfarrers auf der Insel Ufnau (im Züricher See), wohin ihn der neue Freund Zwingli empfohlen. Er fand hier die ewige Ruhe, Ende August 1523, 36 Jahr alt. Dort ruhen auch die Gebeine dieses Mannes, von dem ein neuerer Dichter sagt:

„Er war der Stern der goldnen Morgenröthe,
Der Bote eines großen hellen Tags."

(Schluß folgt.)

Der Ursprung des Rothen Adler-Ordens.

(Fortsetzung.)

Auch über den Orden de la Sincérité sind die gedruckten Nachrichten ungemein dürftig, und die Daten widersprechen sich selbst bei sonst verläßlichen Schriftstellern oft so auffallend, daß es bei jedem einzelnen erst mißtrauischer Vergleiche bedarf, ehe man es wagen darf, sie niederzuschreiben. Auch die Abbildungen und Beschreibungen des Ordenszeichens stimmen nirgend vollkommen überein. Dies geht so weit, daß eine im Jahre 1759 zu Bayreuth in Kupfer gestochene „Vorstellung des Brandenburgischen Fürstenhauses" den Orden de la Sincérité als noch bestehend nennt, während er bereits im Jahre 1734 in den Rothen Adler-Orden verwandelt worden war, und das geschah in derselben Stadt, wo sich die Kanzlei des Rothen Adler-Ordens fast dreißig Jahre nach dem vollständigen Aufhören des Ordens de la Sincérité befand! —

Wir kommen nun zu der im Jahre 1734 und zwar am 13. July vom Markgrafen Georg Friedrich Carl geschehenen Umgestaltung des Ordens de la Sincérité in den Brandenburgischen Rothen-Adler-Orden; erwähnen aber vorher noch eines in Münzsammlungen seltenen und geschätzten kleinen Goldstücks, welches auf die Stiftung des Ordens de la Sincérité im Jahre 1721 vom Markgrafen George Wilhelm geschlagen worden ist. Es zeigt in der Größe eines jetzigen Silbergroschens auf dem Avers das geharnischte Brustbild des Stifters mit seiner Namens- und Titel-Umschrift, auf dem Revers aber das Ordenskreuz selbst, von dem Bande desselben und den Worten: Toujours le même! umgeben. In der Form stimmt dieses Kreuz auf keine Weise mit der von Rammelsberg gegebenen überein, und die Jahreszahl 1721 zwingt Spieß in seinen „Brandenburgischen Münzbelustigungen" zu dem Geständniß, er habe nicht ergründen können, wo diese Zahl hergekommen? — Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Geldstück 1712 bei der Stiftung geprägt und die Zahl beim Stempelschneiden nur versetzt worden; ein Fall, der sich nicht selten bei Medaillen und Denkmünzen findet. —

Weshalb Markgraf Friedrich Carl den Orden abermals verändert, läßt sich nicht erkennen. Er verwarf das Toujours le même und wählte dafür die Devise: Sincere et constanter, offenbar als Wieder-Anknüpfung an den Concordien-Orden, der bei seiner Erneuerung 1710—1712 die Devise Constante et éternelle Sincérité und den rothen Adler führte. Mit dieser Stiftung tritt man auf zuverlässigen historischen Boden, und zwar zunächst mit den in fünf Folio-Bogen gedruckten und mit Abbildungen gezierten Ordens-Statuten, welche die Ordens-Kirche zu St. Georgen am See beibehalten und ein neues Ordenssiegel bestimmen, das sich ebenfalls abgebildet findet. Mit Bezug auf die Ordenskirche lautet der VII. und VIII. Abschnitt der Statuten also:

„C. VII. Nachdem auch der Durchlauchtigste Stifter des Ordens zu dem Nahmengedächtniß in der von ihm angefangenen neuen Stadt zu St. Georgen am See, alle Jahr an Georgii Tag eine Versammlung derer Ordensritter zu halten angeordnet; so wird es auch dabei zu allen Zeiten sein ohnveränderliches Verbleiben haben, daß also alle die Ordensritter, so viel deren immer zehen Meilen von der Fürstlichen Residenz sich befinden, von dem Ordensmeister befohlen werden sollen, in dem bereits angeordneten Ritterhabit auf besagten Tag in St. Georgenstadt am See persönlich zu erscheinen.

C. VIII. Sobald nun jemand zum Ritter aufgenommen worden, soll dessen angestamt und angebohrnes Wappen in der Ordens-Matrikul eingetragen und ein gleiches in der von dem durchlauchtigsten Stifter erbauten Ordenskapelle, auch alle zu dem Orden gehörige Urkunden und Documente von einer Zeit zur andern wohl aufgehoben und unter des Ordenskanzlers und Secretarii Beschließung verwahret werden."

Die Zahl der Ordensritter war Anfangs auf dreißig festgesetzt; sie vermehrte sich aber eben so, wie die im Jahre 1759 vom Markgrafen Friedrich dazu gestifteten Großkreuze, welche nach dem Statute nur 12 betragen sollten, aber 1777 schon 26 betrugen, unter denen 1 Haupt- und Ordensmeister, 4 fürstliche Ritter, 5 Excellenzen und 16 gräfliche und adelige Ritter in Bayreuth'schen Diensten, und von diesen ebenfalls 12 Excellenzen waren. Das Ordens-Capitel bestand aus 6 Personen, die Ordens-Kanzlei aus einem Vize-Kanzler, 1 Geh. Ordens-Secretair, 1 Ordens-Garderobier und 1 Ordens-Kanzellisten, so wie der bei St. Georgen am See angestellte Stadtpfarrer zugleich den Titel eines Ordens-Predigers führte. Das Band des Ordens blieb ponceau roth moirirt, mit einer schmalen goldenen Einfassung. Der Stern der Großkreuze war dem jetzigen Stern erster Klasse des Ordens fast ganz gleich, nur sehr viel größer.

So blieb der Orden bis zum Jahre 1777, wo er seine letzte Umänderung vor dem Uebergange an das Königlich Preußische Haus erfuhr. Markgraf Christian Friedrich Carl Alexander erließ zu Onolzbach unterm 23. Juny die aus 18 Capiteln bestehenden neuen Statuten, in welchen das bisher rothe Band in ein weißes mit Orange-Rändern verwandelt wurde. Die Veränderungen gegen das Statut von 1734 und 1759 sind nicht bedeutend. Die Zahl der Ritter wird auf 50 beschränkt und für alle die Ahnenprobe verlangt. Von der alten Ordenskirche ist aber darin nicht mehr die Rede. Dagegen eine Bewerbung um den Orden gestattet, auch vorgeschrieben, daß ein Ritter des Rothen Brandenburgischen Adlers keinen anderen Orden ohne die Erlaubniß des Markgrafen-Großmeisters annehmen und tragen darf. Ausdrücklich werden die Markgrafen George Wilhelm als erster und Markgraf Friedrich als zweiter Stifter des Ordens genannt, das Hervorgehen desselben aus dem Orden de la Concorde aber nicht erwähnt. Für die Aufnahme mußten fünfhundert Gulden Rheinisch und außerdem ein „anständiges" Präsent an sämmtliche Mitglieder der Ordens-Kanzlei gegeben werden. Erscheint ein Ordensritter bei feierlichen Gelegenheiten ohne sein Ordenszeichen, so bezahlt er eine Strafe von drei Spezies Dukaten an die Ordenskasse.

(Schluß folgt.)

Das Ritterthum.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

(Fortsetzung.)

Aehnlich lauten die Lehren, die Wolfram von Eschenbach durch Gurnemans an Parcival ertheilen läßt, der zu ihm gekommen war als ein in der Welt ganz unerfahrener junger Mensch, um Ritter-Art zu lernen. Darunter heißt es:

Legt nimmer von euch hin
Die Scham, die aller Zucht Beginn.
Ist hoch und höht sich eure Art,
Seht, daß ihr stets im Herzen wahrt
Erbarmung gegen dürft'gen Mann,
Wider dessen Kummer kämpfet an
Mit Gut und milden Gaben:
Solche Demuth sollt ihr haben.

Ihr sollt verständig überein
Wissen arm und reich zu sei.
Denn wo der Herr zuviel verthut,
Da ist nicht herrlicher Muth;
Und denkt er immer, wie er mehre,
Das bringt ihm auch keine Ehre.

Ihr sollt nicht überläßig fragen;
Doch dürft ihr nimmer euch entschlagen,
Bedachter Antwort, die gemessen
Ziemt auf die Frage dessen,
Der euch mit Worten will erspähn.
Ihr möget hören, möget sehen,
Scharf erwittern, flüchtig merken:
Das wird an Sinn und Witz euch stärken.
Laßt Erbarmung bei der Kühnheit sein,
Dem Rechte sollt ihr Folge leihn.

Seid männlich und wohlgemuth,
Das ist zu werthem Preise gut.
Die Frauen haltet lieb und werth:
So wird ein junger Mann geehrt.
Gebt nie dem Wankelmuth euch hin,
Das ist rechter Mannessinn.
Wenn ihr sie thören wollt mit Lügen,
Wohl mögt ihr ihrer viel betrügen.
Lohnt ihr treu' Lieb mit falscher List,
Das bringt euch Lob gar kurze Frist.
Strauchweg und verbotner Schlich
Führen übeln Streit mit sich.
Dies messet gegen wahre Minne,
Die werthe hat auch kluge Sinne,
Gegen Falschheit, List und Kunst.
Verwirkt ihr jemals ihre Gunst,
So müsset ihr geunehrt sein
Und immer dulden Scham und Pein.*)

Mit dem einundzwanzigsten Jahre war die Knappenzeit des jungen Adligen abgelaufen, und nun durfte der Ritterschlag ertheilt werden, was auch gewöhnlich um dieses Alter geschah. Es gab aber mancherlei Veranlassungen, davon abzugehen und die Ceremonie später, auch wohl früher, vorzunehmen. Letzteres geschah z. B. mit dem Grafen Wilhelm von Holland, als er zum deutschen König erwählt wurde. Auch wurden Söhne von hohen Häusern auch wohl früher zu Ritter gemacht, wenn sich eine besondere Gelegenheit dazu darbot. Eine solche wartete man gern ab, weil die Ceremonie um so feierlicher und die Ehre um so größer war, was denn wohl als Grund zum Aufschub gelten mochte. Jeder Ritter konnte wieder den Ritterschag ertheilen, aber man suchte ihn doch möglichst von der Hand eines berühmten Mannes oder eines hohen Fürsten, am liebsten vom Könige oder Kaiser selbst zu erlangen. Auch war das Schlachtfeld die rühmlichste Stätte, und bei solcher Gelegenheit meldete sich dann gewöhnlich eine ganze Schaar junger Edelleute entweder vor Beginn des Kampfes, in welchem Falle die erlangte neue Würde zum Sporn der Tapferkeit dienen sollte, oder sie wurde nach dem Siege zur Belohnung ertheilt. Auch große Feste, die das Reichsoberhaupt oder der Landesfürst veranstalteten, wurden dazu benutzt, und die Ceremonie des Ritterschlags mit Allem, was sich daran knüpfte, erhöhte dann die Festlichkeit. Das große und berühmte Fest, welches Kaiser Friedrich I. im Jahr 1184 seinen Völkern zu Mainz gab, fand seine nächste Veranlassung eben in dem Umstand, daß der Kaiser dabei seinen beiden ältesten Söhnen die Ritterwürde zu ertheilen gedachte. Mancher schob die Ceremonie aus Gewissenhaftigkeit auf, weil er sich in so jugendlichem Alter noch nicht fähig fühlte, alle die Pflichten zu erfüllen, welche die Würde ihm auferlegte; mancher auch schlug sie aus, weil er zu arm war, den damit verbundenen Aufwand zu bestreiten. Allein er wurde doch scheel darum angesehen, und Graf Balduin von Flandern fühlte sich selbst veranlaßt, Schande über diejenigen Söhne von Rittern zu verhängen, welche bis zum fünfundzwanzigsten Jahre den Ritterschlag noch nicht erhalten hatten.

Die Ritterwürde mußte Jeder nehmen vom höchsten Adel bis zum niedrigsten, vom Kaiser bis zum adligen Dienstmann, und das war eben das Gute an ihr, daß sie in vieler Beziehung die Unterschiede im Adel aufhob, denselben zu einer einzigen Genossenschaft machte und seine Glieder gesellig, so beim Turnier wie auf dem Schlachtfelde, einander gleichstellte. Nur Christen konnten Ritter werden, weil nur sie das Gebot der Würde, den Schutz der Kirche und der christlichen Religion erfüllen konnten. Es war wider die Regel, wenn Richard Loewenherz und Friedrich II. edlen Sarazenen den Ritterschlag ertheilten; Ludwig IX. von Frankreich verlangte mit Recht von ihnen die vorausgehende Bekehrung zum Christenthum. Hohe Fürsten pflegten ihre Söhne selbst zu Rittern zu machen; um aber die Festlichkeit zu erhöhen, erwiesen sie gewöhnlich zugleich einer Anzahl von Söhnen ihres Adels die gleiche Ehre, oder die neu zu Rittern geschlagenen Prinzen, die nun das Recht erlangt hatten, mußten es ihrerseits thun. So die französischen Prinzen Ludwig Philipp und Carl (Enkel Philipp's des Schönen) mit vierhundert andern Knappen, wie sie eben von ihrem Vater Philipp den Ritterschlag erlangt hatten. Entsprechend erzählt auch die Dichtung von Tristan, der sofort dreißig Ritter schlug, wie ihm selbst vom König Marke die Würde ertheilt war.

Die mit dem Ritterschlage oder der „Schwertleite“ d. h. der Anlegung des Schwertes und der ritterlichen Rüstung überhaupt, verbundenen Ceremonien und Feier-

*) Nach Simrock.

lichkeiten selbst sind in ihrem Wesen uralt und lassen sich sogar auf die altgermanischen Zustände zurückführen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die mittelalterliche Genossenschaft der „demüthigen Brüder"

von Prof. A. Huber.

(Fortsetzung.)

Auch im mittlern und südlichen Italien und Sicilien (z. B. Palermo) werden Ansiedelungen der Art erwähnt; der Hauptsitz des Ordens blieb aber immer die Lombardei im weitern Sinne. Die meisten jener nach allen Seiten wohl und übel so lebenskräftigen Bürgerschaften der alten lombardischen Städte hatten früher oder später, schon vor dem Ende des 13. Jahrhunderts, eine oder mehre solcher Humiliatenhäuser in ihrer Mitte. In den meisten Fällen wurden sie ausdrücklich um ihrer gewerblichen Tüchtigkeit in der Wollenweberei willen (propter famam lanificii) berufen und durch Verleihung stattlicher Privilegien herangezogen und festgehalten. Diese wurden dann auch von Päpsten wie z. B. Innocens II. nicht nur bestätigt, sondern auch durch allerlei geistliche Gunsterweisung vermehrt. So hatten sie schon im 13. Jahrhundert — außer jener Befreiung von Kriegsdienst und Lasten — das Recht des freien Geleits für ihre Geschäftsreisenden und Waaren auch in Kriegszeiten und auf allen Straßen, und wo sie Schaden litten, hatte die betreffende Gemeinde dafür einzustehen. Von geistlichen Privilegien ist beispielsweise zu erwähnen, daß sie wahrscheinlich schon am Ende des 12., jedenfalls im Anfang des 13. Jahrhunderts von den Wirkungen des Interdicts frei blieben, welches während des großen Kampfes zwischen Kaiser und Papst, Ghibellinen und Guelfen, so häufig die erstern traf. Während also die ganze Stadt aller Handreichungen, Stärkungen und Tröstungen der Kirche entbehrte, durften in den Brüderhäusern der Humiliaten Messen gelesen und die Sacramente verwaltet werden. Schon daraus, wie überhaupt nach allen Umständen läßt sich schließen, daß die Humiliaten gut guelfisch waren. Rufen wir uns aber überhaupt ein nur einigermaßen lebhaftes Bild jener so großartigen, tief und gewaltsam, wie kaum eine andere, bewegten Periode der Geschichte Italiens zurück, so wird auch die folgende, wenn auch noch so flüchtige und dürftige Darstellung der äußern Entwicklung und Stellung jener ursprünglich so unscheinbaren Webergenossenschaft ihres Eindrucks nicht verfehlen.

Der Betrieb ihres Hauptgewerbes, der Wollenweberei, war es nicht allein, wodurch die Humiliaten eine so große Bedeutung in den städtischen und allgemeinen Angelegenheiten, besonders von Ober- und Mittel-Italien erhielten. Die in der Blüthe ihres nächsten eigenen Geschäfts sich erweisende Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit gewann ihnen bald so großes und allgemeines Vertrauen, daß ihnen in sehr vielen Städten die wichtigsten Verwaltungsgeschäfte anvertraut wurden. So z. B. das städtische Schuldenwesen, wobei sie ohne Zweifel oft durch bedeutende Anleihen betheiligt waren, — dann die Zufuhren von Getreide, was denn nicht selten auf Kriegszustände übertragen, zur Uebernahme der, für jene Zeit, bedeutenden Lieferungsgeschäfte für die Heere, zunächst ohne Zweifel der guelfischen Städtebündnisse, führte. Dazu kam dann oft die Pachtung der Straßen-, Durch- und Eingangszölle; dann die Verwaltung der Bewässerungsanstalten, auf welcher in der lombardischen Ebene größten Theils die Fruchtbarkeit des Bodens beruhte. Endlich wurde ihnen mit besonderer Vorliebe die Verwaltung von Hospitälern und Krankenhäusern anvertraut. Dies öffentliche Vertrauen ging so weit, daß es sogar zu einer Belästigung wurde, zu deren Beschränkung sie gelegentlich päpstliche Abmahnungsbriefe oder Exemtionen erwirkten. Die Hauptwurzel des äußern Wachsthums aber blieb, so lange das Gedeihen der Genossenschaft überhaupt dauerte, die Wollenweberei; wie denn ihren Brüderhäusern schon in der zweiten Periode jedenfalls, wo nicht früher, die zum Großbetrieb erforderlichen Maschinen — soweit damals davon die Rede sein konnte, — nicht fehlen durften, wie z. B. Walk- und Mahlmühlen. Theils zu ihrem eigenen Verbrauch, wahrscheinlich auch mit Beziehung auf jene Lieferungsgeschäfte trieben sie aber auch einen sehr bedeutenden Ackerbau auf eigenem Grundbesitz, die besonders auf Getreide und Wolle von den betreffenden Brüderhäusern aus durch, wie es scheint nach Umständen wechselnde, (wenn man so sagen darf) Brüdercommandos bewirthschaftet wurden. Zu einer irgend genauern Statistik dieser ganzen Entwicklung fehlt uns jedes Material; doch dient als allgemeiner Maßstab die bestimmte Angabe, daß etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Zahl der Brüderhäuser 389 betrug, davon 350 in der Lombardei. Was die Zahl der Brüder und Schwestern betrifft, so kann man in dieser Periode (nach den Angaben über einzelne Häuser) durchschnittlich wohl mindestens 15 auf ein Haus rechnen, im Ganzen also jedenfalls gegen 5000, die weiter unten zu erwähnenden Layengenossen ungerechnet.

Neben dieser außerordentlichen und großartigen Gewerbs-, Handels- und überhaupt Geschäftsthätigkeit wurden jedoch auch Arbeiten des Geistes schon sehr früh nicht versäumt. Abgesehen von den pädagogischen und wissenschaftlichen Anstalten und Kräften, welche die Brüderhäuser selbst darboten, wurden auch für die höhern Studien akademische Stipendien, namentlich in Bologna, gestiftet. Soweit aus einem langen Verzeichniß von mehr oder weniger (nach dem Maß der Zeit) nicht blos durch Gelehrsamkeit, sondern auch durch frommen Wandel (literis et sanctitate) ausgezeichneten Namen von Humiliaten ein Schluß zu ziehen sein mag, fehlte es auch nach dieser Seite nicht an löblichen Früchten dieses eigenthümlichen Baumes des mittelalterlichen Lebens. Auch wird ausdrücklich gerühmt, daß manche von ihnen sich als Prediger und namentlich in der Bekämpfung von Ketzereien ausgezeichnet haben. Von manchen Seiten dagegen erhoben sich schon im 12. und dann wieder im 15. und 16. Jahrhundert Verdächtigungen wegen ketzerischer Richtungen und Wahlverwandtschaften, deren Unerweislichkeit sich wohl schon daraus schließen läßt, daß die Päpste — wenigstens während des eigentlichen Mittelalters — ihnen niemals ihre Gunst zu entziehen Veranlassung fanden. Allerdings wurden dann später, neben andern unbedingt viel schwerern, auch diese Beschuldigungen mit der verderblichsten Wirkung wiederholt. Dies führt uns indessen von dem äußern Gedeihen

zu den innern Wandlungen der Genossenschaft — und namentlich zu ihrer Verwandlung in einen Mönchsorden.

Zum richtigen Verständniß der oben gegebenen Umrisse der gewerblichen und überhaupt äußern Geschichte der Humiliaten dürfen wir uns unter diesem Namen zwar allerdings immer dieselbe moralische oder corporative Person denken, aber doch nur mit Voraussetzung ähnlicher Wandelungen, wie sie auch bei dem einzelnen Menschen nicht nur ganz von selbst durch die verschiedenen Altersstufen herbeigeführt zu werden pflegen, sondern es treten hier auch die den, aus freier Selbstbestimmung hervorgehenden und so tiefgreifenden Unterschieden des ehelichen und ehelosen, des weltlichen und geistlichen Lebens entsprechenden Erscheinungen hervor. Haben wir es in der ersten Periode ohne allen Zweifel mit einer Genossenschaft von vielen Hausvätern und Familien desselben Gewerbes in ihrem eigenen Hauswesen zu thun, welche eines gemeinsamen äußern räumlichen Mittelpunktes nur zu einigen, theils geschäftlichen, theils erbaulichen Handlungen und Verhandlungen bedürfen, so tritt schon um die Mitte des 12. Jahrhundert — zunächst in Mailand selbst, als dem Ur- und Hauptsitz der Genossenschaft — eine sehr wesentliche Veränderung dadurch ein, daß das genossenschaftliche Leben sich weit mehr in diesen Mittelpunkten, in den Parlatorien, den Brüderhäusern centralisirt, wo es ganz von selbst ein convictorisches Wesen annehmen mußte. Dies aber reichte schon an sich hin, um manche weitere Veränderungen der ganzen Lebenshaltung zu bedingen, die noch überdies durch die allgemeinen geistigen und sittlichen, zumal ascetischen Strömungen der Zeit kräftig gefördert wurden. Der greifbare Anstoß in diesem Sinn und Richtung ging nun von dem Vorsteher der Mailändischen Humiliaten, Johannes von Medr aus — einem Schüler und Nachfolger des h. Bernhards von Clairvaux. Durch Steigerung der ohnehin ascetischen Richtung veranlaßte er eine Anzahl von Brüdern, darunter jedenfalls mehre verheirathete Männer mit ihren Frauen, ihr eigenes Hauswesen aufzugeben und sich zu einer convictorischen Oekonomie in dem Brüderhause zu vereinigen — jedoch mit strenger Scheidung der Geschlechter und unter dem Gelübde der Keuschheit. Diese convictorischen Humiliaten wurden nun im Gegensatz zu den ältern, weltlich selbstständigen Haushaltungen fratres conversi, bekehrt Brüder, genannt. Das erste Bruderhaus, worin diese Wandelung der Genossenschaft in's Leben trat, war die sog. Braida (später die Brera), die berühmte Bibliothek in Mailand, deren Beispiel bald andere in allen lombardischen Städten folgten. Wahrscheinlich schlossen sich schon damals ledige Personen beiderlei Geschlechts dieser ascetischen Bewegung an. Jedenfalls geschah dies sehr bald, und in dem Maße, wie die ersten convictorischen Ehepaare abstarben, verlor die ganze Sache die ausnahmsweise Härte der Trennung der Ehe, während zugleich eine strengere Trennung der Geschlechter in der Natur der Sache lag. So entstanden etwa seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts in vielen Städten eigene Häuser für die Brüder und Schwestern in gehöriger Entfernung, so jedoch, daß noch mehre der ältern Gemeinschaft daneben bestanden, deren z. B. eins in Varese (domus de Varisio) noch im 15. Jahrhundert erwähnt wird. Von diesem Stand der Sache zur Einführung wirklicher Klosterregeln war nur noch ein kleiner Schritt, und dieser geschah denn Hand in Hand mit jener Scheidung der Geschlechter in den meisten und bald in allen Häusern durch Einführung der Regel des h. Benedictus seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, womit also die Verwandlung eines großen Theils der alten gewerblich-ascetischen Laien-Genossenschaft in einen geistlichen Orden mit Manns- und Frauen-Klöstern vollbracht war. Doch wurden noch im 14. Jahrhundert gelegentlich Layenbrüder in die Brüderhäuser aufgenommen, wenn keine geistliche Novizen vorhanden waren. Dennoch aber blieb ein sehr großer Unterschied zwischen diesen und allen andern Klöstern.

Erstlich hörte der ältere Gewerbe- und auch der spätere mannigfaltigere Geschäftsbetrieb, begründet auf das ursprüngliche Gelübde der Genossenschaft, auch in diesen Klöstern keineswegs auf, sondern wurde, wenigstens im Anfang, noch gesteigert durch die in den neuen Verhältnissen gegebene Möglichkeit strengerer Controlle und geringerer Kosten des Unterhalts der Brüder und Schwestern eben in der convictorischen Oekonomie. Uebrigens erhielten diese Klöster in Rücksicht auf diesen eigenthümlich industriellen Charakter auch wiederholt päpstliche Dispensationen von solchen geistlichen Uebungen und ascetischen Pflichten, die eine allzu große Hinderung der Arbeit gewesen wären, oder die Kräfte z. B. durch nächtliche Gottesdienste allzu sehr in Anspruch genommen haben würden. Daß auch die geistlichen Genossen selbst in den Ordenshäusern noch lange wirklich thätigen Antheil an der Wollweberei nahmen, ist nicht zu bezweifeln. Doch scheinen schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts diese Arbeitskräfte sich nicht als hinreichend erwiesen zu haben — wie denn überhaupt die Zahl der Ordensgeistlichen in den einzelnen Häusern nicht eben groß war und z. B. die Braida in Mailand, eines der größten Häuser, im 14. Jahrhundert nur 30 Brüder und einige 20 Schwestern zählte. Zur Stärkung der Arbeitskräfte wurden dann bald zahlreiche Lohnarbeiter herangezogen und offenbar ein förmlich fabrikmäßiger Betrieb eröffnet. Die Brüder scheinen dann mehr und mehr sich auf die Leitung und Beaufsichtigung dieser Arbeiter, dann auf die Comtoirarbeiten, den eigentlichen Handel, die Geschäftsreisen u. s. w., sowie auf die Verwaltung der oben erwähnten städtischen Aemter beschränkt zu haben. So waren also diese Klöster selbst, so lange überhaupt das Gedeihen der ganzen Sache von Bestand war, welches auf dieser Industrie beruhte, recht eigentlich Fabriken mit cooperativ-geistlichem Charakter.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 3. Berlin, den 14. Januar 1863. **Nr. 3.**

Heinrich Carl Philipp von Damitz, Oberstlieutenant a. D., auf Hebron-Damnitz Kreis Stolp. Ehrenritter seit 1839. † zu Hebron-Damnitz 5. Januar 1863.

Wilhelm Ulrich von Thun.

Am Abend des ersten Advent, den 30. November des Jahres 1862 verschied auf seinem Schlosse zu Schlemmin in Neu-Vorpommern der General-Lieutenant a. D. Wilhelm Ulrich von Thun. Sein Tod erfolgte nicht ihm, wohl aber den Seinigen unerwartet schnell; mit seltener Treue und Ernst hatte er sein Haus nach Innen und Außen bestellt, und die Kunde von seinem Hinscheiden versetzte einen großen Kreis Derer, die ihn liebten und verehrten, in tiefe Betrübniß.

Sein Geschlecht zählte zu den ältesten adligen Pommerns und hat sich nachweislich schon vom dreizehnten Jahrhundert her in ununterbrochenem Besitz des Stammsitzes Schlemmin befunden. Otto von Thun wird urkundlich 1318 als Rath des Fürsten von Rügen aufgeführt, wie denn von daher bis auf die neueste Zeit die von Thun in hohen und einflußreichen Aemtern in Diensten der Herzöge von Pommern und späterhin der Könige von Schweden standen, nachdem im Westphälischen Frieden Vorpommern mit jenem Reiche vereinigt war. —

Wilhelm Ulrich, an Geist und Herz reich begabt, und von sehr energischem Charakter, war der einzige Sohn des Schwedisch-Pommerschen Regierungs-Canzlers Otto Heinrich von Thun auf Tribohm und ward geboren am 10. September 1784 zu Seckeritz, dem bei Wolgost gelegenen Familiengute seiner Mutter Louise, geb. v. Lepel. Er erhielt seine Erziehung im Hause der in Stralsund wohnenden Eltern. In seinem achtzehnten Jahre trat er in das dort garnisonirende Schwedische Leibregiment der Königin ein, erhielt aber 1804 Urlaub zum Besuch der Universität Göttingen. Als 1806 der Krieg mit Napoleon ausbrach, kehrte er zu seinem Regimente zurück, brachte den Winter von 1806 bis 1807 auf den Schwedischen Kanonier-Chaluppen zu, ging im Sommer nach der Uebergabe von Stralsund mit seinem Regimente nach Schweden, ward noch im Laufe dieses Jahres zum Austausch von Kriegsgefangenen nach Pommern gesandt und nahm darauf an dem Schwedisch-Russischen Kriege in Finnland Theil, während im März 1809 in Stockholm die Entthronung des Königs Gustav Adolph IV. erfolgte, der bekanntlich in die Treue seiner deutschen Regimenter, zu welchen auch das Leibregiment zählte, besonderes Vertrauen setzte und bei seiner Gefangennehmung in den Schutz derselben zu entkommen versuchte. Schweden schloß darauf mit Rußland und Frankreich Frieden, und von Thun kam 1810 mit seinem Regimente nach Stralsund zurück, als dort wenige Tage zuvor sein Vater gestorben war. — Als nun 1811 Schweden mit Frankreich wieder in gespannte Verhältnisse gerieth, und Napoleon, den Krieg gegen Rußland schon vorbereitend, seine Truppen ohne Kriegserklärung in Neu-Vorpommern einrücken, die dort stehenden Schwedischen Truppen entwaffnen und gefangen nach Frankreich abführen ließ, gelang es von Thun nur mit Mühe und unter mancherlei Fährlichkeit, sich dem gleichen Loose zu entziehen. Er mußte verborgen bleiben, bis Pommern nach dem eiligen Rückzuge der Franzosen zu Anfang des Jahres 1813 wieder von den Schweden besetzt ward. Jetzt mit einer Botschaft an den Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, beauftragt, zog v. Thun dessen Aufmerksamkeit auf sich und ward zum Adjutanten desselben ernannt. Als solcher begleitete er diesen während des Feldzuges von 1813—14, wohnte den Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und Leipzig bei, sodann auch dem Zuge nach Holstein gegen die Dänen und späterhin dem nach Belgien, begleitete den Kronprinzen nach Paris und zog hierauf mit der Schwedischen Armee zur Besitzergreifung Norwegens aus. Nach dessen Unterwerfung ließ ihn der Kronprinz während des Winters 1814—15 mit besonderen Aufträgen in Christiania zurück und berief ihn sodann nach Stockholm. Jetzt wurde durch die Abtretung Schwedisch-Pommerns an Preußen, welche zu Stande zu bringen v. Thun nach Kräften bemüht gewesen war, sein lange gehegter Wunsch erfüllt: Preußischer Unterthan zu werden. Er bat sogleich um Entlassung aus Schwedischen Diensten; sie wurde ihm mit Auszeichnung gewährt, und nach einem kurzen Besuche bei den Seinigen eilte er, mit gewichtigen Empfehlungen versehen, zur Preußischen Armee nach Paris.

König Friedrich Wilhelm III. gewährte seinem

Patriotismus Anerkennung und stellte ihn in seinem 16. Regimente als Major an. Dieses stand zu der Zeit in der Vendée und zog von dort, zur Occupations-Armee gehörend, nach Lothringen, wo von Thun Commandant von Montmédy wurde. Er ging 1817 mit dem Regiment nach Luxemburg und 1818 nach Trier, wurde sodann als Bataillons-Commandeur in's Regiment Kaiser Franz versetzt, als er aber 1821, — dem Jahre, in welchem er den Johanniter-Orden erhielt, — als preußischer Militairbevollmächtigter nach St. Petersburg commandirt ward, dem Regimente Kaiser Alexander aggregirt. In jener Stellung, in welcher er dem Kaiser besonders nahe stand und von Seiten desselben vieler Auszeichnung genoß, erlebte er nicht nur 1824 die große Ueberschwemmung jener Hauptstadt, sondern auch beim Tode Alexanders 1825, die Militair-Revolte daselbst. Auch Kaiser Nicolaus und dessen Gemahlin schenkten ihm ihr Vertrauen und ihre Gunst. Er wohnte 1826 der Krönung des Kaiserlichen Paares in Moskau bei, und begleitete, kurz zuvor zum Oberstlieutenant ernannt, den Monarchen 1828 auf dem Feldzuge gegen die Türken. Bei der Belagerung und Einnahme von Varna war er zugegen, bei Schumla mußte er sich in ein von den Türken umschwärmtes und angegriffenes Quarree zurückziehen. Auf dem Rückzuge aus der Türkei erlebte er noch einen heftigen Sturm auf dem schwarzen Meere und sah sich genöthigt, in Sebastopol einzulaufen, von wo er bei dieser Gelegenheit drei Tage die Krim bereiste. —

Von seinen Orden ist besonders der Pour le mérite zu nennen, welchen er nach Beendigung der türkischen Campagne 1828 erhielt. — Von seinem Könige 1829 zum Flügel-Adjutanten ernannt, wurde von Thun 1830 aus seinem bisherigen Posten abberufen, um den Dienst bei der Person seines Monarchen anzutreten. Er begleitete denselben auf vielen Reisen, und empfing zahlreiche Beweise seiner Gnade und seines Vertrauens. —

Am 25. September 1831 vermählte sich Wilhelm Ulrich von Thun mit Mathilde, Tochter des Großherzoglich Hessischen Gesandten in Berlin, Freiherrn von Senden. Im folgenden Jahre 1832 ward er zum Oberst ernannt, und in demselben Jahre wurde ihm eine Tochter geboren; 1834 eine zweite. Drei Jahre hernach 1837 verlieh ihm der König den Gesandtschaftsposten in Cassel. Von dort aus trat er die Erbschaft von seinem Oheim, dem Kammerherrn Carl Ludwig von Thun, an, wodurch er in den Besitz von Schlemmin und der dazu gehörenden Güter gelangte. Zum General-Major 1839 befördert, hielt er sich ein Jahr lang mit seiner Familie in Italien auf. —

Beim Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's IV. wurde er in seiner bisherigen Stellung belassen, vertauschte aber 1845 den Gesandtschaftsposten in Cassel mit dem in Stuttgart. 1846 ward er zum Generallieutenant ernannt. Im Jahre 1851 erhielt er auf sein Ansuchen, nach 51 Dienstjahren, ehrenvollen Abschied und nahm seinen bleibenden Wohnsitz in Schlemmin. Dort beehrte und beglückte ihn 1853 Se. Majestät König Friedrich Wilhelm IV. mit einem Besuch. — In demselben Jahre vermählte von Thun seine älteste Tochter mit Grafen Bolko zu Stolberg-Wernigerode, hatte aber das Jahr darauf, am 15. Oktober 1854, den tiefen Schmerz, seine ausgezeichnete Gemahlin durch den Tod zu verlieren. Seine jüngste Tochter vermählte er 1856 mit dem Grafen Johannes zu Stolberg-Wernigerode, der ihm kaum 5 Monate in die Ewigkeit voranging; von Thun ertrug auch diesen Verlust mit gottergebener Fassung, und schien bei einer, für seine Jahre seltenen körperlichen Kraft und ganz ungeschwächter Geistesfrische noch in der Mitte seiner ihm gebliebenen, mit der zärtlichsten Liebe umfaßten und ihn innigst verehrenden Kinder hienieden verweilen zu sollen: als ihn plötzliches Unwohlsein überfiel, und er schon sechs Stunden darauf ohne Todeskampf sanft entschlief. —

Der Hingeschiedene hat nicht blos in der Ausschmückung und Ausstattung der Kirchen, deren Patron er war; nicht allein in zahlreichen baulichen Verbesserungen seiner Besitzungen und besonders in dem von 1845—51 vollendeten Bau eines der stattlichsten Schlösser der Provinz auf seinem Stammgute Schlemmin sich bleibende Denkmäler errichtet. Die Treue, mit welcher er seinen Königen angehangen hat, in deren Diensten er sich zu einem Muster von Pünktlichkeit und Ordnungsliebe ausgebildet hatte, die Sorgfalt, mit welcher er im Vereine mit seiner Gemahlin sowie mit seinen Kindern auf das leibliche und geistige Wohl seiner Untergebenen bedacht war, die Wohlthaten, welche er in weiten Kreisen unermüdet spendete, die Theilnahme, welche er im Kleinen und Großen Allen, die ihm nahe kamen, bewies, die Leutseligkeit, mit welcher er aus der reichen Erfahrung seines vielbewegten Lebens Rath ertheilte, sichern ihm noch auf lange Zeit ein bleibendes Gedächtniß in dem Herzen der großen Zahl Derer, die in ihm das Vorbild eines christlichen Edelmannes erkannt haben. —

Im December 1862 geschrieben von einem seiner Verehrer.

Ulrich von Hutten.

Von Ernst Graf Lippe.

(Schluß.)

Es hieße die Geschichte mißachten, diese große Erzieherin und Lehrerin des Menschengeschlechts, wenn man Ulrich von Hutten's Werth, Bedeutung, lautere Gesinnung und hohe Begabung vergessen wollte. Der Dichter Hutten, der lateinisch schreibende Gelehrte hat am Ansehen verloren; ein Anderes ist es mit dem Verfolgten und Verlassenen, und dennoch unerschütterlich Kämpfenden, kurz mit dem großen Menschen. „Von Wahrheit will ich nimmer lan (lassen), — drum will brauchen Füß' und Händ'", so schildert der edle Ritter selbst sein Thun.

Hutten's Gedichte haben kein buntes Colorit; sie tragen die düstere Farbe hohen Ernstes; zuweilen sind sie derbe deutsche Hiebe, Ergebnisse einer bewegten Zeit; manchmal drollig naiv (mittelalterliche Sittenbilder). Eins seiner Gedichte trägt das deutliche Gepräge einer fröhlichen Phantasie („weltlich Klösterlein"). Der erste poetische Versuch „Nemo" ist voll heiteren Scherzes, eine eigenthümliche, geistvolle Dichtung.

Die königliche Bibliothek zu Dresden besitzt eine 1632 von Neuem gedruckte Reimschrift: „Aufwecker der

teutschen Nation rc., eine Klagred' des vortrefflichen Edlen Ritters, orator und Poeten Herrn Ulrich von Hutten, vor 120 Jahren unserm geliebten Vaterland zur Aufmunterung im Druck verfertigt", erneut aufgelegt, „weil sich Solches zu jetziger Zeit wohl schicke und der diesem Säculo zu wünschende Held und Erretter evangelischer Freiheit abhanden ist."

Die 43 Seiten klein Quart umfassende (im Original auf der Ebernburg gedruckte) Dichtung beginnt:

„Ich wollte gern (dürft' ich) führen Klag'".

Zur Charakteristik des Inhalts einige Verse:

„Hilf, werther Kaiser; es ist Noth,
Laß fliegen aus des Adlers Fahn',
Der Weingart' Gottes ist nicht rein;
Viel Ungewächs ist kommen drein."

Wegen der müssiggängerischen Mönche lautet es u. A.:

„Nur Einen Orden Gott wollt han,
Da schreibt Sanct Paulus ernstlich von."

Schluß des Ganzen bildet die Zeile:

„Ich hab's gewagt. Das ist mein Reim!"

Aus der großen Reihe der in Prosa gegebenen Lichtfunken sei der Vorrede gedacht für das Gesprächsbüchlein, Sickingen gewidmet.

„Denn ohne Schmeicheln und Liebkosen zu reden, bist Du (Sickg.), der zu dieser Zeit, wo Jedermann bedacht, teutscher Adel hätte Etwas an Strengkeit der Gemüther abgenommen, Dich dermaßen erzeiget und bewiesen hast, daß man sehen mag, teutsch Blut noch nicht versiegen, noch das adelich Gewächs teutscher Tugend ganz ausgewurzelt sein, und ist zu wünschen und zu bitten, daß Gott unserm Haupt, Kaiser Carlen, Deiner tugendhaften, unerschrockenen Muthsamkeit Erkenntniß eingebe, damit er Dich, Deiner Geschicklichkeit nach, in hohen, trefflichen seinen Händeln, das römisch' Reich od. auch ganze Christenheit betreffend, so mit Rath und der That brauche; denn alsdann würde Frücht' Deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen."

Der für die Ehre seines Volks begeisterte Herder war es zuerst, welcher das Andenken an den wackern deutschen Kämpen erneute, als an eine Stimme, die vor dreihundert Jahren so mächtig in die Wüste seiner Zeit schallte; Herder nennt Hutten den Demosthenes deutscher Nation.

Jetzt ist es ein hochherziger Gelehrter am deutschen Rhein, der Herr Professor Böcking zu Bonn, welcher mit ausdauerndem Fleiß, großer Sorgfalt und mit Nichtachtung mannichfacher Schwierigkeiten und Kosten es auf sich genommen, durch eine vollständige (auch äußerlich ausgezeichnete) Ausgabe der Hutten'schen Schriften, den Namen jenes verdienstvollen Mannes in der Literatur den schuldigen Tribut dauernder Hochachtung darzubringen.

Es wäre zu hoffen, daß Deutschland (das rebselige und sangeslustige) an geeigneter Stätte seinem ritterlichstandhaften Redner ein plastisches Denkmal weihe, wie Holland dies gethan seinem beharrlichen, erlauchten Schweiger (Wilhelm von Oranien).

Tief ergriffen von Hutten's Opferfreudigkeit, richtete vor ungefähr einem Jahre, in einer deutschen Zeitschrift, Dr. Zimmermann ernste, schöne und wahre Worte an die deutsche Nation; „ein lebendiges Denkmal, gesetzt in die Leere deutscher Herzen." Er fordert auf zu einer geistigen Wallfahrt nach Huttens „unbekanntem" Grabe, auf der grünen Insel im Züricher See, um hier zu lernen uneigennützige Begeisterung und Beeiferung für große Gedanken — in den Tagen des Egoismus und lieblosen Genießens!"

Hutten war der gute, treue Sohn einer schweren Zeit; sein Genie erkannte gleichmäßig ihre Schäden und ihre Vorzüge. Dem Wohl des Ganzen hat Hutten treulich gedient, ja mehr als das: er hat sich demselben geopfert, indem er eine neue Zeit vorbereitete. Im deutschen Adel möge Ulrich von Hutten ein gutes Gedächtniß aufbehalten sein als eines seiner thätigsten Glieder.

Der Ursprung des Rothen Adler-Ordens.

(Schluß.)

Bekannt ist, daß König Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1792, beim Antritt seiner Regierung über die fränkischen Fürstenthümer, den Orden übernahm und mit einigen Veränderungen zum zweiten Orden des Königlich Preußischen Hauses erklärte. Mit diesem Jahre beginnen die Akten des Ordens im Archive der Königlichen General-Ordens-Commission. Die Ordenszeichen wurden verändert, namentlich der Fürstenhut in eine Königskrone verwandelt, und die Namenszüge der früheren Stifter machten dem Königlichen Namenszuge Platz. Die Zahl der damals vorhandenen Markgräflichen Ritter des rothen Adlers bestand aus drei Fürsten und zwar:

Sr. Hochfürstl. Durchlaucht Herr Christian Franz Prinz zu Sachsen-Coburg-Saalfeld;

Sr. Hochfürstl. Durchlaucht Herr Ludwig Carl Friedrich Prinz zu Sachsen-Coburg-Saalfeld;

Sr. Hochfürstl. Durchl. Herr Friedrich Franz, regierender Herzog zu Mecklenburg-Schwerin.

Das Ordens-Capitel aus 5 Excellenzen. Das Ordens-Vice-Cancellariat bekleidete der Markgräfliche Ober-Hofmarschall und der Ritter waren zwanzig.

Bei der Uebernahme des Ordens, den mancherlei nöthigen Festsetzungen und Arrangements dafür, spielt der Geheime Kämmerer Rietz eine große und entscheidende Rolle, und seine Mühewaltungen wurden durch die in den Statuten aufgenommene Bedingung belohnt, daß jeder neu ernannte Ritter für Aushändigung der Ordens-Insignien dem Rietz dreißig Stück Friedrichsd'or zahlen sollte. Die früheren Ritter des Markgräflichen Ordens erhielten theils den neuen Königlichen Orden, oder starben aus, und die ziemlich gefüllte Ordenskasse wurde an die Mitglieder der nun aufgehobenen Ordens-Kanzlei vertheilt. Die darüber geführte Correspondenz zwischen dem Grafen Hardenberg, dirigirenden Minister in Franken, und den Ministern in Berlin ist curioser Natur.

Ueber den Ursprung des Ordens aus dem Orden de la Sincérité enthalten die Königlichen Statuten nichts, was einer Anerkennung historischer Berechtigung gleich käme, natürlich konnte also auch der Orden de la Concorde nicht erwähnt werden, und doch würde dem Rothen

Adler-Orden durch urkundliche Feststellung seiner Genesis das Alters-Vorrecht über die meisten europäischen Orden gesichert werden. Der Orden des heiligen Ludwig, der Andreas-, Rupertus-, Katharinen-, der Orden der Treue, Alexander Newski-, Falken-, St. Annen-, Nordstern-, Theresien-, Stephans-, Stanislaus-, Josephs-, St. Georg-, Löwen-, Wasa- und Wladimir-Orden, sämmtlich bis zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts gestiftet, — die seit 1800 gestifteten noch gar nicht gerechnet, — würden dadurch dem Rothen Adler-Orden im Alter nachstehen.

Das neuerdings dem Orden hinzugefügte Großkreuz erinnert, namentlich in seinem goldenen Stern, an den Stern des Ordens de la Sincérité und an die 1759 gestifteten Großkreuze. Darin lag eine Aufforderung, den historischen Zusammenhang dieses Ordens gerade in diesen Blättern einer Untersuchung zu unterziehen.

L. Schneider.

Das Ritterthum.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

(Fortsetzung.)

Ein alter französischer Dichter faßt die Anforderungen an die Candidaten der Ritterwürde in den folgenden Sätzen zusammen: „Ihr, die Ihr den Ritterstand begehrt, müßt ein neues Leben führen; Ihr müßt andächtig wachen im Gebete, die Sünde, den Stolz und die Niederträchtigkeit meiden, die Kirche, Wittwen und Waisen vertheidigen und mit edler Kühnheit das Volk beschützen. Ein Ritter muß sich als ein redlicher Beschützer aufführen, ohne Andern das Ihre zu entziehen; er sei unverdrossen, stets mit den Verrichtungen seines Standes beschäftigt, mit rechtmäßigen Fehden, mit Turnieren, mit Ritterübungen zum Dienst seiner Geliebten; er muß nach jeder Ehre streben, so daß man ihm weder Schimpf noch Niederträchtigkeit in seinen Handlungen vorwerfen kann: er maße sich nie eines Vorzuges vor Andern an. Er liebe seinen rechtmäßigen Herrn, und die Bewahrung der Besitzungen desselben sei sein eifrigstes Bestreben; er zeige Gerechtigkeit und edelmüthige Freigebigkeit; er suche die Gesellschaft angesehener Leute, höre gern ihre Erzählungen und lerne daraus, er vernehme gern die Thaten der Helden, damit er auch im Stande sein möge, große Handlungen zu verrichten, wie es ehedem König Alexander machte."

Das sind größtentheils ideale Anforderungen, welche die höchste Selbstverleugnung des Mannes verlangen. Nothwendig muß darum das Bild der Wirklichkeit nach der menschlichen Natur hinter ihnen zurückbleiben. Das wird man gerne zugeben, aber doch ebenso wenig in Abrede stellen können, daß jene Anforderungen einen idealisirenden Einfluß ausüben mußten. Es wäre merkwürdig gewesen, wenn die vorausgegangene Schule, die religiöse Feier, die Ermahnungen und das beschworene Gelübde allgemein hin ohne Spur vorübergegangen wären, wenn sie nicht manches Herz ergriffen, manchen Charakter gebildet und umgewandelt, gute Vorsätze erweckt und auch manchen Ritter bei den Regeln treu erhalten hätten. Die provençalischen, die französischen und die deutschen Dichter sind für die ältere Zeit des Lobes der edlen und rühmlichen Thaten voll. Man kann ihrem Lobe freilich größtentheils ein Interesse unterschieben, da sie oftmals von der Freigebigkeit der Großen abhingen, aber die Geschichte straft sie nicht Lügen, wenn man die Zeit unter ihrem eignen Gesichtspunkte betrachten will. Der Beispiele vortrefflicher, vom Geiste und den Gesetzen der Ritterlichkeit erfüllter Fürsten und Edlen ließen sich eine Menge aufstellen, darunter die Babenberger dieser Periode nach der Reihe. „Deutsche Männer sind wohlgezogen," sagt Walter von der Vogelweide, „Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land: da ist der Wonne viel." Noch am Schlusse unsers Zeitraums stellt der Reimchronist Ottokar in seinem Lobe des Herzogs Heinrich IV. von Breslau ein Bild des echten Ritters auf: „Was ich je von Tugenden las, die ein Fürst haben soll, deren war Herzog Heinrich voll; er war gelehrt in den Büchern und besaß Geschicklichkeit wie Kraft zu Allem, was die Ritterlichkeit erfordert; er war ein guter, gerechter und treuer Ritter und Regent, männlich, wahrhaft und freigebig, beschützte Wittwen und Waisen vor jeder Ungebühr mit dem Schild des Friedens und war von der Jugend bis an sein Ende stets zu Werken der Barmherzigkeit bereit."

Die Religion war den Mitlebenden dieser Periode Herzens- und Gemüthssache. Dem Ritter schrieben die Gesetze seines Standes wohl den Schutz der Kirche vor, aber sie befahlen ihm nicht, das Kreuz zu nehmen, nicht Klöster zu gründen und Kirchen zu erbauen und zu begaben; sie befahlen ihm nicht, selbst der Welt zu entsagen und sich in die enge Zelle einzuschließen. Wenn er es that, so that er es sicherlich von seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung angetrieben, und wir mögen uns leicht vorstellen, wie schon ein bedeutender Grad der Glaubensinnigkeit, selbst der Schwärmerei zu solchem Schritte gehörte.

Alle äußern Verhältnisse waren dazu angethan, den Ritter in der Heimath zurückzuhalten und vom Kreuzzug abzunahmen. Dem gesunden, überlegenden Verstande bot sich keinerlei Vortheil dar; nur der Abenteurer und Habenichts, da er nichts zu verlieren hatte, konnte auf Gewinn rechnen, und dieser fühlte sich vielleicht am wenigsten angelegt, die ernstlichen Gefahren zu bestehen. Wer in der Heimath ein Eigen hatte, mußte es unsicherer Verwaltung übergeben, in dieser unruhigen Zeit, wo es der Neider, der Feinde, der heimlichen und offenen Angriffe von allen Seiten gab; der Lehnsherr wie sein eigen Haus bedurften in gleicher Weise seines helfenden und schirmenden Arms, seiner sorgenden Gedanken und seiner unermüdlichen Wachsamkeit. Vielleicht — und wen damals nicht? — vielleicht band ihn die Liebe, aber es fesselte ihn die theure Sorge für die Frau und die unmündigen Kinder; schutzlos sollte er den unerwachsenen Nachfolger zurücklassen, wie Wilhelm von Poitier es ausspricht:

> „Ich bin zur Pilgerfahrt bereit
> Und lasse meinen Sohn im Streit,
> In großer Furcht und Fährlichkeit,
> Bedrängt von Nachbarn ohne Ruh."

Der Weg war weit und die Fahrt theuer, und die Bestreitung der Kosten zehrte Manchem schon ein gut Theil seines Vermögens auf. Hoffen durfte er allerdings auf Rückkehr, aber noch sicherer mochte er darauf rechnen,

den Gefahren und Mühseligkeiten, die seiner warteten, zu erliegen. (Fortsetzung folgt.)

Die mittelalterliche Genossenschaft der „demüthigen Brüder"

von Prof. A. Huber.

(Fortsetzung.)

Wenn in den bessern Zeiten des Ordens nicht wie bei den modernen Genossenschaften die Verbesserung der socialen und wirthschaftlichen Lage der verbundenen Arbeiter der Hauptzweck war, sondern der Geschäftsgewinn, soweit er nicht das Betriebscapital verstärken mußte, zu Werken der großartigsten christlichen Wohlthätigkeit verwendet wurde, so wird darin gewiß kein Grund zu finden sein, die Bedeutung und Würdigkeit der Sache in unsern Augen herabzusetzen. Vielmehr dürfte sich auch hier die Mahnung einer reiflichern Erwägung der Frage anknüpfen: ob und wie weit auch in dieser Beziehung die moderne Welt, auch auf dem Gebiet der kirchlichen Reformation, von dem Mittelalter zu lernen hat.*)

Zu den in der Natur der Sache liegenden Wirkungen dieser Wandelungen der alten parlatoria der Humiliaten in Fabrik-Klöster unter Benedictiner Regel gehört nun begreiflich eine einheitliche Verfassung und Leitung der ganzen Brüderschaft in allen ihren verschiedenen Theilen und ohne Rücksicht auf die anderweitigen Verhältnisse der städtischen Gemeinwesen, denen sie angehörten. Dies führt uns denn zu der Besprechung der eigentlichen Verfassung der Humiliaten. Darüber aber werden wir nicht in's Reine kommen, wenn wir nicht zuerst jene zweite Eigenthümlichkeit in der ganzen Stellung der spätern geistlichen Brüderhäuser näher in's Auge fassen — nämlich ihr Verhältniß zu dem ältern coetus, der Genossenschaft relativ-selbstständiger Hausväter, aus denen sie hervorgegangen waren. Diese nun wurden keineswegs ohne weiteres beseitigt, sondern erhielten sich noch wenigstens bis Anfang des 15. Jahrhunderts neben den geistlichen Ordenshäusern, und in fortwährenden Beziehungen, namentlich auch gewerblich cooperativer Art zu ihnen. Allerdings aber traten sie, wie sich nach dem ganzen Geist der Zeiten denken läßt, mehr in eine untergeordnete, mehr oder weniger abhängige Stellung, um so mehr, da es nahe lag, daß die ideal angeregtern, wahrscheinlich auch die aus social höhern Stellungen entsprossenen Genossen es waren, welche jenem gesteigerten ascetischen Zuge in die Brüderhäuser folgten. So bestanden die Zurückbleibenden wohl bald (als das Phlegma!) größtentheils aus kleinern Handwerkern, die dann um so weniger im Stande waren, dem Uebergewichte jener conviktorischen, dann bald geistlichen, aber immer industriellen Central-Organe zu widerstehen. Ob später die Lohnarbeiter, deren oben gedacht wurde, zum Theil oder größtentheils aus diesen Kreisen genommen wurden, wird nicht erwähnt, doch läßt es sich wohl denken. Jedenfalls schwinden dann später diese alten Genossenschaften in dem Maße hin, wie die ganze Industrie der Humiliaten in Folge und als Ursache des allgemeinen Verfalls aufhört. Das ganze Verhältniß hat allerdings eine allgemeine Analogie mit den Affiliationen, welche andere geistliche Orden unter den Layen in der Welt hatten, doch springen sehr wesentliche Unterschiede von selbst in die Augen. Namentlich gilt dies von der Periode, wo die formalen Verhältnisse zwischen beiden Elementen noch nicht mit unbedingtem Uebergewicht der geistlichen Seite geordnet waren. So erkennen die Constitutionen von 1305 und 1317 noch alle drei Elemente und Formen der Brüderschaft an: den ältern coetus mit seinem minister, dann die Häuser, worin nicht nur Brüder und Schwestern nebeneinander, sondern auch Layen und Geistliche gemischt waren, und endlich die eigentlichen und getrennten geistlichen Bruder- und Schwesterhäuser oder Klöster. Manche dort bezeichnete Beschlüsse beziehen sich auf Streitigkeiten, wobei offenbar der alte coetus noch die letzten Reste einer Gleichberechtigung in allgemeinen Angelegenheiten, wenn auch mehr und mehr vergeblich, beansprucht hatte. Ueber die frühern Beziehungen dieser ältesten Genossenschaften untereinander haben wir keine Andeutung gefunden, und dürften jedenfalls schon die gewaltsamen Zerrüttungen des italischen Städtewesens nach Innen und Außen eine wirksame gemeinsame Ordnung und Leitung kaum haben aufkommen lassen. Wo mehrere coetus in einer Stadt waren, z. B. in Mailand, fand sich wohl schon sehr früh irgend eine Form gemeinsamer Ordnung, worauf schon die Stellung jenes Joh. de Meta hinweist. Eine solche Ordnung trat jedenfalls im weitesten Sinne, wie gesagt, ganz von selbst ein mit der geistlichen Ordensregel — wenigstens eben für die in Klöster verwandelten Brüderhäuser. Und so erscheint denn schon im 13. Jahrhundert ein Ordensgeneral (magister generalis) an der Spitze der ganzen Brüderschaft. Der alte coetus von Layen mußte dieses geistliche Haupt anerkennen, wenn er sich nicht von seinem geistlichen und gewerblichen Centralorgan losreißen wollte; und so handelte es sich nur noch um den größern oder geringern Antheil an der Wahl dieses Hauptes, wovon denn auch wohl die Entscheidung der übrigen streitigen Fragen der Art im Wesentlichen abhing. Noch um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatten die Pröbste (praepositi) aller Häuser und die ministri der ältern Genossenschaften gleiche Stimme bei diesen und andern allgemeinen Wahlen und ohne Zweifel also auch in weniger wichtigen Dingen. So wurden auch noch bis Ende des 14. Jahrhunderts die verschiedenen Verwaltungsämter des Ordens zum Theil mit aus diesen Layengenossen besetzt, wobei allerdings der Unterschied zwischen gemeinsamen Ordensangelegenheiten und den von einzelnen Brüderhäusern übernommenen städtischen Geschäften nicht nachweislich ist — wie denn überhaupt für alle Detailfragen das bisher zugängliche oder überhaupt bekannte Material allzu dürftig ist. Die letzten Nachrichten über jene Verhältnisse zeigen uns schon im 14ten Jahrhundert getrennte Versammlungen (comitia), indem die allgemeinen Angelegenheiten des Ordens von den Vorstehern aller Häuser verhandelt werden, während die Vorsteher der Layen-Genossenschaften sich mit ihren besondern Angelegenheiten beschäftigen und dort nur durch Deputirte

*) Auch hier gilt ein multa renascentur, und erinnern wir nur an die merkwürdige genossenschaftliche Industrie der Wernerschen Sekte in Württemberg.

vertreten sind, wenn sie Gesuche oder Klagen anzubringen haben. Allmälig ist auch von dieser Betheiligung und dann im 15. Jahrhundert überhaupt nicht mehr von diesem ältesten Element der Genossenschaft die Rede. Es verschwindet, ohne ein Zeugniß seiner letzten Lebensregungen oder bestimmter Ursache und Zeit seines Todes zu hinterlassen. Doch erklärt sich dieses Schicksal im Allgemeinen hinreichend dadurch, daß in derselben Periode mehr und mehr die Zeichen des allgemeinen Verfalls der ganzen Brüderschaft eintreten, der dann begreiflich den schwächsten Theil zuerst traf.

Die letzte Periode der Geschichte dieses, Jahrhunderte lang so kräftigen, gemeinnützig fruchtbaren und eigenthümlichen Organs des großen mittelalterlichen Lebens bietet einen so kläglichen Anblick dar und ist so arm an irgend welcher, auch nur im schlimmsten Sinn ausgezeichneten äußern Erscheinung, daß wir mit einigen allgemeinen Andeutungen schnell darüber hinweggehen können. Die Hauptursachen des Verfalls lagen allerdings (wie immer in solchem Fall) in dem innern Leben dieses Organs, obgleich sie allerdings mit dem gleichzeitigen allgemeinen Verfall des größeren, welthistorischen Organismus, dem es angehörte, der Kirche — ja, der ganzen mittelalterlichen Welt zusammenhingen und ihre Wirkungen dadurch geschärft, die Abhülfe und Reform erschwert und endlich ganz unmöglich gemacht wurde. Zwei Punkte sind es hauptsächlich, welche hier in Betracht kommen. Zunächst und vor Allem der Fluch, der zu allen Zeiten so mancher würdigen Erscheinung des corporativen Lebens des Mittelalters ein schmähliches Verderben bereitet hat: die Vernachlässigung des hohen, idealen Berufs der Sache, — der Mißbrauch der gemeinsamen Kräfte und Mittel zur Befriedigung der selbstsüchtigen, willkürlichen Bestrebungen oder Lüste der herrschenden Elemente — gleichviel ob diese demokratischer oder aristokratischer Natur sind. In diesem Falle nun ging das Verderben offenbar größtentheils von dem Haupte aus. In dem Maße wie die Humiliaten an weltlicher Bedeutung, an industriellem Reichthum und Grundbesitz zunahmen und sich zu der vielleicht reichsten Corporation jener Zeit in Italien erhoben, wurde die Stelle ihres Hauptes, des **Ordensgenerals**, Gegenstand der Bestrebungen und Umtriebe des Ehrgeizes und der weltlichen Genuß- und Prunksucht der italischen und zumal lombardischen Großen und der päpstlichen Günstlinge und Nepoten. Und wie diese denn hier so wenig als auf allen andern Gebieten ihres heillosen Treibens irgend ein Mittel zur Erreichung ihres Zwecks innerhalb und außerhalb des Ordens scheuten, so scheuten sie sich, wenn sie ihre Beute davongetragen, ebensowenig vor dem maßlos frevelhaften Mißbrauch derselben, woran denn begreiflich diejenigen Ordensglieder, die eine solche Wahl begünstigt hatten, ihren mehr oder weniger reichlichen Antheil beanspruchten und erhielten. Damit war denn die Möglichkeit einer irgend wirksamen Handhabung der Ordensregeln von selbst ausgeschlossen. Während die höhern Beamten, die Vorsteher der Ordenshäuser u. s. w. ungestraft dem Beispiel der Zügellosigkeit ihres Hauptes folgten, wurden die Untergebenen mit rücksichtsloser Willkür und Strenge behandelt und ihre Arbeitskraft ausgebeutet. — (Schluß folgt.)

Literarisches.

Ischmoël von Dr. **Mühleisen-Arnold.** London 1860.

Ein erst jetzt in Deutschland bekannt gewordenes ausgezeichnetes, ja wohl das beste neuere Werk über den Islam, bei dessen Herausgabe der gelehrte Herr Verfasser hauptsächlich die Absicht hatte, die Bildung einer „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums ausschließlich unter den Muhamedanern" nicht allein durch Predigt und Volksunterricht, sondern auch durch Waisen- und Krankenpflege anzubahnen. Dieser Plan ist nun insoweit verwirklicht, als die neue „Moslem-Missions-Gesellschaft" im Jahre 1861 sich förmlich constituirt, ihr Wirken unter den Muselmännern begonnen, und bereits eine Missions-Station zur Belehrung der Beduinen-Stämme im Paschalik von Aleppo eröffnet hat. Wesentlich gefördert wird das junge Institut durch das neue türkische Toleranz-Edikt des Hatti-Humaium, welches auch dem Muselmann den Uebertritt zum Christenthume gestattet, und durch die Aufnahme des Planes, nicht durch Predigt und Unterricht, sondern hauptsächlich durch christliche Werke der Nächstenliebe und des Wohlthuns Propaganda zu machen für den edlen und gottgefälligen Zweck. Der „Ischmoël" des Herrn **Mühleisen-Arnold**, von dem soeben eine Uebertragung in's Deutsche erschienen ist, läßt sich über die speciellen Verhältnisse und Zustände der türkischen Stämme im Weiteren aus, und dürfte auch unseren Missionsgesellschaften, welche Stationen in den Ländern des mohamedanischen Cultus haben, von großem Nutzen und Interesse erweckend sein! — Hth.

Miscellen.

Aus zuverlässiger Quelle geht uns die Mittheilung zu von einem Weihnachtsgeschenk, das ein Johanniter-Ritter mit vollen Händen ertheilt hat an: ohne eigenes Verschulden Verarmte, innerhalb seiner schlesischen Besitzungen. Vor Kurzem hat nämlich die landesherrliche Genehmigung erhalten die Schenkung von 20,000 Thlr., welche Graf S . . . . auf K. als permanentes Beneficium auf seine Herrschaft intabuliren läßt, damit alljährlich 1000 Thlr. Zinsen davon seinen Armen zukommen. Was von dieser Summe nicht verausgabt wird, kommt zum Stiftungskapitale.

Bekanntmachung.

In Sonnenburg ist am 23. Juni 1862 Abends, vor der Ordenskirche, ein silbernes Brustkreuz des Johanniter-Ordens (wie solche an Stelle der leinenen Kreuze getragen werden) gefunden worden.

Da der Finder sich sowohl am 23., wie am Tage des Ritterschlages, den 24. Juni pr. und später, vergeblich bemüht, den Eigenthümer dieses Kreuzes zu ermitteln, so hat er dasselbe jetzt im Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamerstraße 27 b in Berlin, abgegeben, wo es in Empfang genommen werden kann.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 4. Berlin, den 21. Januar 1863. **Nr. 4.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Jan. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. December 1882	51		
	Zugang pro December	2		
		53		
	Abgang „ „	7		
	Bleibt Bestand	48	46	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. December 1862	39		
	Zugang pro December	8		
		47		
	Abgang „ „	3		
	Bleibt Bestand	44	44	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. December 1862	18		
	Zugang pro December	10		
		28		
	Abgang „ „	10		
	Bleibt Bestand	18	18	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. December 1862	7		
	Zugang pro December	10		
		17		
	Abgang „ „	5		
	Bleibt Bestand	12	12	26
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. December 1862	15		
	Zugang pro December	2		
		17		
	Abgang „ „	2		
	Bleibt Bestand	15	15	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. December 1862	18		
	Zugang pro December	11		
		29		
	Abgang „ „	7		
	Bleibt Bestand	22	22	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. December 1862	20		
	Zugang pro December	29		
		49		
	Abgang „ „	24		
	Bleibt Bestand	25	25	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. December 1862	15		
	Zugang pro December	9		
		24		
	Abgang „ „	9		
	Bleibt Bestand	15	15	50
	zu übertragen	—	197	292

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Jan. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		183	292
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. December 1862	33		
	Zugang pro December	11		
		44		
	Abgang „ „	5		
	Bleibt Bestand	39	39	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1 December 1862	12		
	Zugang pro December	3		
		15		
	Abgang „ „	13		
	Bleibt Bestand	2	2	35
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. December 1882	4		
	Zugang pro December	6		
		10		
	Abgang „ „	4		
	Bleibt Bestand	6	6	14
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1 December 1862	5		
	Zugang pro December	5		
		10		
	Abgang „ „	2		
	Bleibt Bestand	8	8	17
13	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. December 1882	4		
	Zugang pro December	4		
		8		
	Abgang „ „	4		
	Bleibt Bestand	4	4	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. December 1882	8		
	Zugang pro December	4		
		12		
	Abgang „ „	3		
	Bleibt Bestand	9	9	8
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. December 1882	2		
	Zugang pro December	3		
		5		
	Abgang „ „	3		
	Bleibt Bestand	2	2	8
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. December 1862	1		
	Zugang pro December	2		
		3		
	Abgang „ „	2		
	Bleibt Bestand	1	1	8
	zu übertragen	—	268	440

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Dec. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	268	440
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. December 1862	17		
	Zugang pro December	—		
		17		
	Abgang	—		
	Bleibt Bestand	17	17	18
18.	**Altena:**			
	Bestand am 1. December 1862	6		
	Zugang pro December	5		
		11		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	5	5	38
	Zusammen:	—	290	496
	Am 1. December 1862 waren vorhanden	—	275	496
	Die Zahl der Kranken und Betten hat sich mithin bis zum 1. Jan. vermehrt um	—	15	—

Der gesammte Abgang an Kranken pro December 1862 beträgt 109, davon sind:

a) gestorben . . . 9
b) geheilt entlassen . 88
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 12
wie vor 109.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. November 1862 . . . . 33 Kranke.
Zugang pro November . . . . 35 „
68 Kranke.

Davon sind: geheilt 23
gebessert 12
gestorben 1
ungeheilt entlassen oder fortgegangen . . . 2
38 — 38 „

Bleibt Bestand am 1. December 30 Kranke.

Von den 35 pro November neu Aufgenommenen waren: Muhamedaner 2, Juden 2, Christen 31; davon Europäer 7, Orientalen 28.

Die Gesammtzahl der seit dem 17. April 1862 aufgenommenen Kranken beträgt 215.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats November 96 Kranke neu in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der poliklinisch Behandelten beträgt 915.

Das Ritterthum.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

(Fortsetzung.)

Was Wunder, da der Ritter die Seligkeit der Liebe und das häusliche Glück, sein Hab und Gut, seine eigene und der Seinen Zukunft, kurzum sein Alles auf das Spiel setzte, daß er nicht überall gleich in heiligem Eifer aufloderte, das Kreuz zu nehmen, zumal da, als schon hundert Jahre seit der ersten Begeisterung verflossen! Es war nur natürlich, daß Viele mit sich zu Rathe gingen, Viele sich stellten, als wollten sie ziehen, und hatten doch keine Lust, Viele sich mit Ausflüchten und treffenden Gründen entschuldigten, Manche auch unter Seufzern und Klagen Abschied nahmen, wie der Troubadour Gaucelm Faidit: „Ach, freundliche Limosiner, ich verlasse nun Euer süßes Land, seine leutselige Herren und Bewohner, seine trefflichen Frauen, die Blumen aller Artigkeit, ich weine, schmachte und seufze Tag und Nacht!"

Und nicht minder natürlich bedünkt uns die klagende Stimmung der Zurückbleibenden, der Frauen und der Kinder, der einsam gelassenen Liebe. Mit dem Scheiden des Geliebten und des Gemahls ist auch das Glück und die Freude ihres Lebens dahingezogen. Die Frauen mögen sich still in die Burgmauern verschließen, mögen den Wittwenschleier nehmen und froh sein, wenn sie vor böswilligen Angriffen auf Ehre und Gut gesichert bleiben. Wohl gab es Frauen, die stark genug waren, den geliebten Mann selbst zum Zuge zu ermuntern, weil sie in ihrem religiösen Gefühl glaubten, daß um ihrer Entsagung willen ein Theil seines Verdienstes auf sie überginge, andere, welche von ihrem Ritter sogar als Liebesprobe einen Kreuzzug verlangten, aber die Mehrzahl mochten mit der frommen Elisabeth von Thüringen eher im Schmerz zusammenbrechen oder in bittere Klagen sich ergießen, wie jenes Fräulein in einer Romanze des Troubadours Marcabrun. Er traf sie weinend und jammernd:

„O Jesus," — sprach sie — „Herr der Welt.
Du bist an meinem Jammer Schuld.
Dein Schimpf hat mir mein Glück vergällt;
Denn all die Besten dieser Welt
Ziehn aus für dich, da Du's verlangst.
Dir hat sich auch mein Freund geweiht.
Den Anmuth ziert und Tapferkeit.
Nichts bleibt mir hier, als bittres Leid,
Als Thränen nur und Ungeduld.
Dem König Ludwig werd es leid,
Der Alles aufruft weit und breit,
Und mir nichts schafft, als Herzensangst."

Der Dichter sucht sie zu trösten: der Gram trübe ihre Schönheit und Gott werde ihr denselben einst vergelten.

„Heer" — sprach sie drauf — „das mag wohl sein,
Daß Gott von aller Noth und Pein
In jener Welt mich will befreien.
Er, der den Sündern oft vergiebt;
Doch hier büß ich den Liebsten ein.
Auch ihn muß ich der Kälte zeihn.
Da er so weit von dannen zieht."

Um so tiefer, um so aufrichtiger nur mußte die religiöse Stimmung sein, welche aller dieser Hindernisse und Schwierigkeiten ungeachtet dennoch die christlichen Ritter in Schaaren, in Heeren so groß, wie sie das Mittelalter sonst nicht aufzuweisen hat, nach dem gelobten Lande trieb. Das sich seiner Sündhaftigkeit bewußte Gemüth sah hierin einen Weg,

„Auf dem der Mensch, wie schwer er sich vergangen,
Folgt er nur fromm, Vergebung soll erlangen."

Das war die Stimmung, mit der sich selbst der weichliche und leichtfertige Tannhäuser getröstete, als er der Jagd und der Frauen entbehren mußte und auf dem Meer von Stürmen zwischen Wellen und Klippen umhergeworfen, von trübem Wasser, hartem Zwieback und versalzenem Fleisch sich nährte. Wer mit reinem Gemüth und keuscher Sitte das Kreuz annimmt, sagt Hartmann von Aue, wer es nicht blos auf dem Kleide, sondern

auch im Herzen trägt, der mag wohl damit die Seligkeit und alles Gute erwerben; und so wollte auch er, der bisher der lachenden, trügerischen Welt gefolgt sei, das Kreuz nehmen und sich damit das Heil der Seele verdienen. Daß diese Ansicht vom Kreuzzuge die allgemeine war, spricht unter Andern ein Troubadour so aus:

„Für edel gilt kein Held zu dieser Zeit,
Der Kreuz und Grab nicht Hülfe eilt zu bringen;
Mit Waffenschmuck, mit Muth, mit Zierlichkeit
Und dem, was gut und schön vor allen Dingen,
Vermag man Heil und Ehre zu erringen
Im Paradies.“ . . . . .

Und die volle, glückliche Befriedigung, als er das heilige Land erreicht hat, giebt Walther von der Vogelweide kund: „Jetzt erst lebe ich mir werth, seit mein sündig Auge das hehre Land und die Erde gesehen, der man soviel Ehre widmet. Mir ist geschehen, darum ich bat, ich bin an die Stätte gekommen, die Gott in menschlicher Gestalt betrat.“

Es schadete dieser religiösen Stimmung des Ritterthums auch nicht, wenn das weltliche und das geistliche Oberhaupt der Christenheit, der Kaiser und der Papst, wie es die ganze Zeit hindurch geschah, in Streit geriethen und der Einzelne sich auf diese oder jene Seite stellen mußte. Es waren Wenige, wenn nicht andere und selbstsüchtige Interessen in das Spiel kamen, die nicht treu zu ihrem Lehnsherrn und Kaiser standen, unbekümmert in ihrem Gewissen. Es war eben diese Stimmung eine rein persönliche, wie eine Frage, die ein jeder mit sich selbst abzumachen hatte, und darum wurde sie von der äußeren Politik wenig berührt. Eben darum aber konnte sie diesen Grad der Innerlichkeit, der Schwärmerei und der Entsagung erreichen. Für ihr Heil glaubte die Seele zu sorgen, wenn sie sich des weltlichen Gutes zu Gunsten von Kirchen und Klöstern entäußerte, wenn sie Barmherzigkeit übte; sein ewiges Wohl glaubte der Ritter gesichert, wenn er, des Treibens der Welt müde, in sich ging, die Lust und die Pracht und den Ruhm der ritterlichen Thaten von sich warf, um fortan eingeschlossen in der Klosterzelle mit sich und seinem Gotte ein beschauliches, der Bußübung gewidmetes Leben zu führen. Und wir haben schon bemerkt, wie unbedeutend oft der Anstoß sein mochte, der diesen Umschwung im Gemüth hervorrief und wie plötzlich er kommen konnte. War er noch jung und kampfeslustig und wollte nicht blos Gedanken und Betrachtungen, sondern die Thaten seines Arms dem Dienste Gottes widmen, so trat der Adlige einem der Ritterorden bei, die doch aus keinem andern innern Grunde hervorgegangen waren, wie weltlich sich auch später das Leben und Treiben in ihnen herausbilden mochte. —

Wir haben nunmehr die geistige Bildung des Ritters kennen lernen und einige Blicke in sein Gemüth gethan; um ihn uns ganz vorstellen zu können, müssen wir auch sein Aeußeres betrachten, wie er sich trug und hielt, wie seine friedliche und seine kriegerische Erscheinung war.

Da er um die Minne feiner und hochgebildeter Frauen warb, da er in ihrem Umgang lebte, in ihnen mindestens zur Hälfte die Befriedigung seines Strebens fand, so mußte er sein Betragen wie sein Aeußeres den Anforderungen und dem Geschmack einer feinen Dame entsprechend halten. Und die Bildung war in dieser Periode so weit gediehen, daß die Kritik, die in Bezug auf Sitte wie auf Schönheit geübt wurde, eine ebenso strenge, wie zart und fein gefühlte genannt werden kann. Der Ritter mußte vor Allem sich die höfische Sitte zu eigen machen, was ihm nicht schwer werden konnte, wenn er den angeborenen Tact besaß, und die gewöhnliche Schule im Dienst einer edlen Frau durchgemacht hatte. Was dazu erforderlich war, haben wir meist schon oben kennen lernen. Ein alter französischer Ritter, der hierin einen Zögling unterrichtete, empfiehlt ihm, ebenso gut die moralische Seite wie die äußere in das Auge zu fassen. Die höfische Sitte verlange, daß man schlechte Gesellschaft meide, daß man weder verunglimpfe noch spotte, weder betrüge noch lüge oder gar Verrätherei begehe. Desgleichen verlange sie den Damen gegenüber Liebenswürdigkeit, ein freies, edelmüthiges, kühnes Betragen, eine offene Sprache mit Anstand und Höflichkeit, stets Munterkeit mit Feinheit gepaart. Wenn hierzu neben der Schönheit und Tapferkeit noch die geselligen Talente hinzutreten, wie sie der junge Tristan besaß, seine Gewandtheit, die ihn in allen Lagen des Lebens gerecht sein ließ, so konnte der junge Ritter der Gunst der Damen sicher sein. So war es auch sein Vater Rivalin, von dem die Frauen viel Gutes zu sagen wußten:

„Seht,“ sprachen sie, „der Jüngling,
Der ist ein seliger Mann;
Wie gut und selig steht ihm an
Alles das, das er begeht!
Wie gar sein Leib zu Wunsche steht!
Wie gehn so grad und leicht in ein
Ihm seine kaiserlichen Bein.
Und wie der Schild am Arm so recht,
Wie fest geriemet er ihn trägt!
Wie ziehmt der Schaft in seiner Hand!
Wie wohl steht alles sein Gewand!
Wie steht sein Haupt, dazu sein Haar!
Wie süße ist all' sein Gebahr!
Wie seliglich steht ihm sein Leib!
O wohl dem seligen Weib,
Das Freud an ihm gewinnen soll.“

(Fortsetzung folgt.)

Die mittelalterliche Genossenschaft der „demüthigen Brüder“.

Von Prof. A. Huber.

(Schluß.)

Wie sich aber leicht denken läßt, vertrug ein solches Treiben sich am wenigsten mit dem alten Hauptberuf grade dieses Ordens, und Hand in Hand mit der maßlos unfruchtbaren oder verderblichen Verschwendung der Früchte jenes großartigen Gewerbfleißes ging sehr bald die Vernachlässigung, der Verfall eben dieser Quelle der nun so übel verwendeten Reichthümer. Sobald einmal in den dürftigen lakonischen Nachrichten seit Ende des 14. Jahrhunderts das verhängnißvolle Wort ausgesprochen werden mußte: „die Weberei hört auf (cessat lanificium),“ war der innere und äußere Verfall des Ordens vorhanden oder unvermeidlich. In dem Maße aber, wie die Einkünfte abnahmen, ohne daß doch an Beschränkung der Verschwendung der Großen zu denken war,

wurde der Antheil verkürzt, der entweder den Kleinen, den Brüdern und Arbeitern zukam, oder zum Gewerbebetrieb, zur Erhaltung der Grundstücke und Baulichkeiten hätte verwendet werden müssen. Bald griff man zu dem gewöhnlichen Nothbehelf solcher Verschwendung: Veräußerung oder übermäßige Belastung der Grundstücke selbst, wozu die formale Berechtigung in Rom, oder wo sonst Einhalt gethan werden konnte und sollte, für Geld leicht zu erlangen war. So nahm die Zahl der Häuser selbst ab, während in den noch vorhandenen bald Elend, Arbeitslosigkeit und jede Art von Unordnung und Verfall überhand nahmen. Die ältern Brüder starben aus. So schleppte sich dies klägliche und schmähliche Wesen über die Grenzen des Mittelalters hinaus bis in den Eingang der neuen Zeit, deren Todeszuckungen, Geburtswehen und Kämpfe und alle damit namentlich für Italien, die alte Kirche und Rom selbst verbundenen Gefahren und Heimsuchungen alle Ursachen des Verfalls in solchen einzelnen Kreisen nur steigern, die Wirkungen beschleunigen konnten. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts waren von jenen nahezu 400 Ordenshäusern des 13ten und 14. Jahrhunderts mit ihren vielen Tausenden von fleißigen Brüdern und noch zahlreichern Arbeitern nur noch 97 mit 162 Brüdern übrig und die gesammte Einnahme des Ordens wurde auf 60,000 Goldgulden veranschlagt. Diese Zustände waren schon um der großen materiellen Nachtheile willen, die man auch in Rom spürte, wohl geeignet, dort gelegentliche Anläufe zu einer Reform hervorzurufen, — mochten nun auch höhere und würdigere Interessen mit in Betracht kommen oder nicht. Aber Rom selbst bedurfte so sehr einer Reform und ermangelte so sehr des innern Berufs, oft auch der äußern Möglichkeiten einer ersprießlichen Behandlung der Sache, daß an einen Erfolg nicht zu denken war. Bis zu welchem Grade die innere Zerrüttung und die Gewaltsamkeit des Widerstrebens der Hauptschuldigen gegen jede Reform war, erfuhr noch zuletzt der ehrwürdige und später als Heiliger von seiner Kirche verehrte Erzbischof Karl Borromäus von Mailand, dessen Reformversuchen die dadurch in ihrem heillosen Treiben bedrohten Würdenträger des Ordens durch Meuchelmord ein Ende zu machen versuchten. Dies entschied 1571 endlich den Papst Pius V. zur gänzlichen Aufhebung des Ordens und Vertheilung der Trümmer seines Besitzes unter einige andere geistliche Orden. Dies war das Ende der Humiliaten — etwa sechstehalb Jahrhunderte, nachdem jenes Häuflein mailändischer Verbannter in wahrer Demuth, aufrichtiger Reue und Buße sich zu jener Genossenschaft des Gebets, der Arbeit und thätiger Liebe verbunden hatten, aus der sich jener geistliche Orden zu solcher Höhe erhob, um dann in so schmähliche Tiefe zu versinken.

Aus dem Leben Johann Friedrich des Großmüthigen während seiner Gefangenschaft.

A. Aufenthalt in Augsburg 1547—1548.

(Von Dr. B. in Weimar.)

Keines Fürsten Schicksal hat in der historischen Literatur so viel Beachtung gefunden, als das Johann Friedrichs, der in fünfjahrelanger Gefangenschaft, die er um seines evangelischen Glaubens willen antrat, mehr als ein Anderer das Zeugniß abgelegt hat, wie Ernst es ihm mit dem höchsten Gute gewesen ist. — Und doch kann man nicht sagen, daß die Tage seiner Gefangenschaft allseitig genug beleuchtet sind. Man ist nicht viel über die Schilderung seines religiösen Kampfes hinausgekommen; wie er im Uebrigen gelebt, in andern nicht minder schwierigen Verhältnissen sich gezeigt, bedarf noch einer eingehendern Würdigung.

Es war am 26. Juli 1547, als er unter sichtbarer Theilnahme der Bevölkerung in Augsburg einzog. Dort schlug er nach mühevoller Reise, auf der er dem Kaiser von Wittenberg aus folgen mußte, im altbefreundeten Welserschen Hause sein Hoflager auf. Obwohl nun in der Lage, die Dauer seines Aufenthaltes bemessen zu können, richtete er sich für längere Zeit wohnlich ein, denn der bevorstehende Reichstag, welcher hier zusammentrat, ließ hoffen, daß sein Herr und Kaiser verweilen werde.

So entstand jene kleine Haushaltung Johann Friedrichs, wie wir sie oft bei deutschen Fürsten jener Zeit auf Reichstagen wieder finden. Sein reiches Gefolge, das aus mehr als zwanzig Personen und fast gleicher Anzahl Pferden bestand, ließ auf entsprechende Einrichtungen schließen. Wo sie nicht genügten, finden wir wohl, daß Johann Friedrich bauliche Veränderungen vornahm. Nichts deutete auf seine ängstliche Bewachung hin, wenn nur die spanische Leibwache nicht gewesen wäre, die unmittelbar neben seinem Wohnzimmer ihr Lager aufgeschlagen hatte.

Zum ersten Male seit der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg fand Johann Friedrich Ruhe, der Regierung seiner Lande, die er nie aus dem Auge ließ, die ungetheilteste Aufmerksamkeit zuzuwenden; wie er überhaupt der Mann der Ordnung die Summe der Geschäfte in der Regelmäßigkeit derselben erblickte, so war er es auch hier, wenn schon unter erschwerten trüben Umständen.

Eine rege Thätigkeit setzte besonders die finanzielle Lage Johann Friedrichs voraus. Wenn man erwägt, daß, wie es hier zum Vorschein kam, er zum großen Theil aus eignen Mitteln den schmalkaldischen Krieg bestritten, der ihm nahe an eine halbe Million gekostet, wenn man hinzunimmt, daß seine Lande verarmt, zum Theil abgenommen, auch die geringen Hülfsquellen versiegt waren, so mag schon das ein Beweis sein, daß der religiöse Kampf wahrlich nicht das Einzige und Vorzüglichste war, das ihn so ausschließlich beschäftigen konnte, wie es ja oft und wiederholt zur Geltung gebracht worden ist. In den ersten Tagen seines Augsburger Aufenthaltes ist wohl davon die Rede gewesen, die Gläubiger mit geringen Summen abzufinden, er aber hat solche Vorschläge mit Entrüstung zurückgewiesen, Treu und Glauben zu halten, immer als die äußerste Nothwendigkeit bezeichnet!

Und in diesem Sinne entwickelte er die erfreulichste Thätigkeit, die er mit seinem Gebet begann und beschloß. Wie er auf möglichste Ersparnisse an seinem Hofe zu Weimar hinarbeitete, einen Theil seiner Diener entließ, selbst die Fastnachtsfreuden abschaffte, Alles an strenge Ordnung kettete, ja war er auch bemüht, die im Krieg versiegten Hülfsquellen wieder in vollen Fluß zu bringen. Er unterstützte die verarmten Unterthanen, förderte den

Aufbau ihrer verbrannten Wohnungen, delebte bir verödeten Fluren, hod Bergdau, Handel und Gewerbe, indem er den Produkten seines Landes Vertriedswege durch Handelsverbindungen mit Augsdurg eröffnete. Beispielsweise nennen wir nur das lleine Neustadt a. O. in Thüringens Bergen, dessen Tuchwaaren seit jener Zeit in bedeutenden Massen über Augsburg in den großen Verkehr übergingen.

Und diese Geschäfte betried er nicht etwa nach Fürsten-Weise; er nahm Theil an den Arbeiten seiner Canzelei, dictirte oder entwarf die Concepte, man darf sagen, keine Frage ward entschieben, in der er seinen Willen nicht kundgegeden hatte.

Es würde eine der dankenswerthesten Aufgaben sein, seine Alles umfassende burchdringenbe Thätigkeit zu schildern, wie sie in jener reichen Correspondenz aus den Tagen seiner Gefangenschaft uns noch vorliegt.

Unb in all dem geht seine Thätigkeit nicht auf. Nie hat er unter der Vielseitigkeit der Geschäfte der Trostdriefe an die trauernde Gemahlin vergessen. Nirgends klogend, mit immer heiterm Blick in die Zukunft, aber auch nie Hoffnungen erregend, wo sie nicht vorhanden sind, ist dieser Briefwechsel einer der anziehendsten der zwischen Fürstenpaaren gewechselt worden ist. Durch und durch wahr wie er ist, hält er ihr keine Trauerbotschaft vor, wo er sich für berechtigt hält, seine Befreiung erwarten zu dürfen, derichtete er mit Freuden, ohne den Zusatz zu vergessen „daß man auf menschliche Hülfe ben Trost nicht setzen soll.“ Und dabei findet er Zeit genug, in langen Briefen von seinen täglichen Erlebnissen zu erzählen. Er beschreidt ihr die Einzüge des Kaisers, Huldigungsacte, Thurniere, er schildert dir Pracht des Reichstags, derichtet von seinem Thun und Treiden, von seinen Spaniern, wie sie, adhängend von höherem Einfluß, dald freundlich, bald mürrisch sich zeigen. Fast kein Brief ist ohne Geschenk, aber auch hier zeigt sich die Einfachheit seines Lebens; immer sind es kleine Ergötzlichkeiten, wie er die Dinge zu nennen pflegt, meist Produkte des fremden Londes, Aepfel, Pomeranzen, Handschuh und Spitzen, dann auch Bedürfnisse, die aus den fürstlichen Kreisen unseres Jahrhunderts verschwunden sind, vor Allem der Spinnrocken und ber Bratenwender, ohne daß er des Trost- und Gebetbüchleins vergessen hätte. Und in eben dem liedlichen Verhältniß steht er zu seinen drei Söhnen. Mit Jebem wechselt er Briefe, die gleich reich an Zügen väterlicher Sorgfalt, Beibes, Liede und Strenge in bester Form vereinen. Wir er eingeht auf die Freuden des 12jährigen Kleinen, der sich an seinem Pferdchen ergötzt, wie er ihn mit kleinen Geschenken zum Lernen aufmuntert, bie kleinen lateinischen Briefr beantwortet, odwohl er seldst kein fester Lateiner ist, so mahnt er die andern zu regem Eifer, Gottvertraun und wahrer Frömmigkeit. Jedem weist er seinen Geschäftskreis zu, Allen gemeinsam ist die Pflicht, die verlassene in den Tod detrübte Mutter zu trösten.

Ader über all den ernsten, trüben Stimmungen verleugnet er auch die Heiterkeit seines Herzens nicht.

Wenn die Geschäfte bes Tages hinter ihm liegen, empfängt er seine Freunde. Die Fürsten des Reichstags kehren dei ihm ein, mit ihnen scherzt er dei Bier und Wein, fast täglich kehrt dir alte Leidenschaft zum Spiel zurück. In Schach, Landsknecht, Primiren, Kegelspiel und Armbrustschießen versucht er sein Glück, das nie ihm hold sich zeigt. Es giebt kein Jahr, in dem er nicht mit namhaftem Deficit adgeschlossen hätte. Besonders sind es Herzog Ernst und Aldrecht von Bayern, sein spanischer „Hauptmann der Tapferen“, Ulrich Welser, und viele Andere meist aus dem Kreisr seines Gefolges, die ihm wacker zusetzen. So geht Sparsamkeit und Verschwendung Hand in Hand. In schönen Sommertagen ergeht er sich in Welsers Garten, dort steht seine Schirfhütte, aus der er nach Scheide und Vogel zielt oder mit Wurfstangen seine Kraft erprodt. Als Mann der Ordnung läßt er Gewinn und Verlust genau duchen, jahrelang kann man verfolgen, mit wem er gespielt, was er verloren und wie viel er vorübergehend gewonnen hat. Obwohl gewohnt, den Gewinn adzuliefern, kommt es zuweilen ihm auch vor, daß sein Rechnungsführer zu der Bemerkung veranlaßt wird: „den Gewinn hat Seine Gnaden in seinen Beutel gesteckt.“

Zu all dem wird er von Nah und Fern heimgesucht. Der Schützenhof und die Zünfte ziehen vor ihm auf, Tänzer und Fechter, Pfeifer und Lautenschläger, Hofnarren und Sänger produciren ihre Künste, dir er mit Wohlgefallen anschaut, oder Jedem eine Gabe spendend ohne ihre Production entläßt. Bauernhochzeiten, spanische Mummereien und Waffentänze, in dir er scherzweise wohl selbst einschlägt. Verwundete und Bettler ziehen dei ihm ein, Geschenke-Bringende, dis herad zum Spanier, der ihm Zahnstocher dietet, oder die Wäscherin, die des Wegs von Speyer sich nicht verdrießen läßt, um Nägelbüschlein zu spenden. Alle, Alle suchen ihn, den Fürsten, um den sich die Welt zu bewegen scheint. Beweise an Beweise innigster Theilnahme und Anhänglichkeit aus allen Gegenden des protestantischen Deutschlands reihen sich an einander, seldst Kampfgenossen aus der Schlacht dei Mühlberg nahen sich ihm, wie oft haden gerabe sie nicht die herrlichsten Beweise treuen Sinnes für den alten Herrn adgelegt.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Niederländisch-Ostindien.

I.

Ein Wasserfall dei Bonthain auf der Insel Celebes.

Etwa 78 – 80 pale (6 pale = 1 deutsche Meile) südlich von Macassar, der Hauptstadt der Insel Celedes, liegt in überaus reizender Lage der Ort Bonthain. Sich dicht an das Meer schmiegend, findet er in diesem auf der einen Seite seine natürliche Grenze, während auf der andern ein hoher Gebirgszug, dessen hervoeragendste Spitze, der sogenannte Pick von Bonthain, die beträchtliche Höhe von 8000 F. erreicht, in seinem massenhaften Aufsteigen einen imposanten Andlick gewährt und den Horizont adschließt. Der Fuß dieses Gedirges ist in kaum einer halden Stunde von Bonthain aus zu erreichen, — eine Lage, die dem Ort die Annehmlichkeiten und Vorzüge der See- und Gedirgsluft zu gleicher Zeit gewährt und ihn sich eines Klima's erfreuen läßt, wie es besser und gesünder

kaum sonst auf den Sunda-Inseln angetroffen werden dürfte. Es gedeihen hier und in der Umgegend, besonders am Fuß des obenerwähnten Gebirges, europäische Gemüse und Früchte, unter denen sogar Weintrauben, in großer Vollkommenheit, und vor Allem sind es die Kartoffeln, die den hier und in Macassar lebenden Europäern zu Gute kommen und an Qualität und Wohlschmack den unsrigen um nichts nachstehen. Im Uebrigen ist Bonthain, wenn auch, nächst Macassar, einer der Hauptplätze des holländischen Gouvernements auf Celebes, doch an und für sich ein unbedeutender Ort. Ein benteng (kleines Fort), in der ein Detachement von einigen funfzig Soldaten liegt, das Haus des gezagliebbers (höchsten Civilbeamten) und ein daneben gelegenes Gefängniß sind die hauptsächlichen und einzigen aus Stein errichteten Gebäude. Außerdem giebt es noch einige Straßen, deren Häuser aus Bambus bestehen, von denen die bedeutendsten von den hierselbst ansäßigen Europäern und von sog. Lipp-Lappen (Mischlingen), die sich, obgleich sie Europa meist nie gesehen haben, dennoch zu den Europäern rechnen, die übrigen aber von den Eingebornen, den sogenannten Buginesen, einem schönen und muthigen, den Europäern jedoch nicht sehr gewogenen Menschenschlage, bewohnt werden.

Im Jahr 1862 hielt ich mich Gesundheitshalber einige Monate in Bonthain auf. Die Gegend eignet sich, abgesehen von ihren anderen Vorzügen, hauptsächlich deshalb zur Herstellung einer durch die feuchte, schwüle Luft der Sundainseln angegriffenen Gesundheit, da sie nicht, wie z. B. Macassar, von einer schweren, langwierigen Regenzeit heimgesucht wird, sondern, wie in den gemäßigten Zonen, der Regen sich dort auf das ganze Jahr vertheilt und somit nur eine unbedeutende, der Gesundheit keineswegs nachtheilige, vorübergehende Unannehmlichkeit bildet. Schon bei meiner Ankunft hörte ich vielfach von einem in dem nahen Gebirge befindlichen imposanten Wasserfall reden, mit dem Zusatz jedoch, daß ein Besuch desselben mit ziemlicher Anstrengung verknüpft sei und bei meinen damals geschwächten Kräften vor der Hand noch zur Unmöglichkeit gehöre. Die Erzählungen erregten in mir das lebhafteste Verlangen, dieses als so großartig geschilderte Naturschauspiel bald mit eigenen Augen zu sehen, und Dank der gesunden Luft Bonthain's war ich in Zeit von wenigen Wochen so weit hergestellt, um einen Ausflug dahin unternehmen zu können. Ein Herr K., früher Offizier in Preußen, der dort zeitweilig stationirt und mit dem in diesen unwegsamen Gegenden schwierigen Geschäft der topographischen Aufnahme des Landes betraut war, bildete einen um so besseren Begleiter, als er durch die Ausübung seines Amtes mit Weg und Steg bekannt, schon früher in diese Wildniß eingedrungen war. Es ist ein Vorzug in Indien, daß man bei derartigen Unternehmungen nicht wie bei uns oftmals durch die Veränderlichkeit des Wetters behindert wird; das Wetter ist eben immer schön und wird nur dann und wann durch periodische Regen oder Winde gestört, deren Eintritt sich jedoch auf Tag und Stunde im Voraus bestimmen läßt. Und so wußten wir an dem zu unserem Ausfluge bestimmten Tage sehr wohl, daß der Morgen und Vormittags schön sein würden, während in den Nachmittagsstunden ein heftiger Sturzregen als sicher vorauszusetzen war. —

(Fortsetzung folgt.)

Missions- Schul- und Unterrichtswesen in Englisch-Indien.

(Nach dem „Edinburgh Review“).

In Betreff des indischen Schulwesens muß man unterscheiden zwischen den Regierungs-Schulen und den von beiden unabhängigen Volksschulen. Die Regierung hat bis auf den heutigen Tag den Mißgriff nicht aufgegeben, ja ihn nicht einmal erkannt, — den Mißgriff, daß sie das ganze indische Unterrichtswesen von oben nach unten aufbauen will, statt umgekehrt. Sie hat Univertäten, Collegien und andere höhere Schulen gegründet, aber dem elementaren Volksunterricht wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ueberhaupt stehen die Geldsummen, welche die Regierung für die Hebung des Volkes ausgesetzt hat, in gar keinem Verhältniß zu dem vorhandenem Bedürfnisse. In England, wo für Volkserziehung das Meiste auf Privatwegen gethan wird, giebt der Staat gleichwohl beinahe 1 Million Pfd. Sterl. jährlich für den Unterricht der 24 Millionen Einwohner aus, während für die 160 Millionen Einwohner Indiens kaum 300,000 Pfd. Sterl. von der Colonial-Regierung verwandt werden.

Von dieser überaus geringen Summe, welche auf die Volkserziehung verwendet wird, fällt überdem der bei weitem größte Theil auf die beiden Universitäten von Kalkutta und Madras, ein ganz geringer Theil aber nur auf die Elementarschulen, welche doch die unentbehrliche **Grundlage** der ganzen Volkserziehung bilden.

Dem Mangel an eigentlichen Volksschulen sucht bekanntlich die Regierung durch das von ihr seit 1854 aufgestellte System der Unterstützungsgelder (Grants in aid) abzuhelfen, wonach sie jeder Schule nach dem Maaße ihrer Leistungen Beiträge an Geld zukommen läßt. Allein bei dem schlechten Zustande der Finanzen des Staats belaufen sich diese Hilfsgelder auf eine höchst geringe Summe, und um den Schein zu vermeiden, als sei ihr an der Sache nichts gelegen, macht sie für Diejenigen, welche Anspruch an solche Hilfsgelder machen, so **hochgehende** Bedingungen, daß keine Missions- oder Volksschule sie zu erfüllen vermag.

Wenn dennoch die Missionschulen in Indien so segensreich wirken und namentlich in neuester Zeit durch die bis dahin sehr unbedeutenden eingeborenen Volksschulen mächtig zur Hebung des allgemeinen Volksunterrichts und zur Ausbreitung des Reiches Gottes und der reinen evangelischen Lehre beigetragen haben, so kann das nur der Privatwohlthätigkeit England's und Schottland's wie der des protestantischen Europa's gedankt werden, nicht den Einwirkungen und Unterstützungen der indischen Regierung.

(Schluß folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redacteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 5. Berlin, den 28. Januar 1863. **Nr. 5.**

1. Erdmann Carl Gottlob Graf von Sandreczky und Sandraschütz, Kammerherr und Erb-Land-Marschall im Herzogthum Schlesien, erbliches Mitglied des Herrenhauses, auf Langenbielau, Kreis Reichenbach. Rechtsritter seit 1860. † zu Langenbielau, 19. Januar 1863.

2. Carl Wilhelm von Wuthenau, Königl. Preußischer Major a. D. und Herzoglich Anhaltischer Landschafts-Unterdirector, auf Groß Paschleben bei Cöthen. Rechtsritter seit 1855. † zu Cöthen 23. Januar 1863.

3. Heinrich Otto von Brockhausen, Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Mittelfelde, Kreis Dramburg. Ehrenritter seit 1843. † zu Mittelfelde, 19. Januar 1863.

Ueber die Pflichten der Johanniter-Ritter.

Das verflossene Jahr ward in unserm Ordensblatt mit einem treffenden Aufsatz über das Rechtsritter-Gelübde begonnen, in welchem dieser engeren Verbindung innerhalb unseres Ordens in beherzigenswerther Weise ihre Pflichten vorgehalten wurden, schließend mit dem Wunsche: Das goldene Kreuz möge dem Rechtsritter eine Mahnung sein, an sein Gelübde zu denken, „und jedesmal beim Jahresschluß nehme er es wieder vor und prüfe sich, wie weit er es erfüllt habe."

Möchte dieser Wunsch Wahrheit geworden sein! Ernste Selbstprüfung ist ja Mannespflicht bei jedem Lebensabschnitt; um so mehr für Diejenigen, welche an heiliger Stätte sich verbunden haben, ihrem himmlischen und irdischen Könige treu zu sein, und den Kampf gegen den Unglauben und den Dienst wie die Pflege der Kranken als Zwecke des Johanniter-Ordens **erkannt** und sich dazu **bekannt** haben.

Wie steht es aber nun mit den Ehrenrittern?

Mit diesem zahlreichen Theil unseres Ordens, aus dem die Rechtsritter hervorgehn, die wie diese das leinene*) Kreuz auf der Brust tragen und vollberechtigte Ritterbrüder unserer Genossenschaften sind.

Was sind denn **ihre** Pflichten? Sollten **die** sich allein auf die materiellen Opfer beschränken, auf das Eintrittsgeld und die Beiträge, oder sollte der erneute Orden auch an sie noch andere Anforderungen stellen?

Wir glauben das neue Jahr mit einer Betrachtung dieses wichtigen Gegenstandes beginnen zu können, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß auch der Ehrenritter, in **ähnlicher** Weise wie der Rechtsritter, wohl Veranlassung hat, sich bei dem Schluß und Anfang eines Jahres zu fragen: was habe ich gethan, um meine Johanniter-Pflicht zu erfüllen? Habe ich die Zwecke und die Ehre des Ordens gefördert, oder mich gleichgültig verhalten und vielleicht gar dem Geist der altehrwürdigen Corporation entgegen gehandelt?

Durch das Publikations-Edict unseres hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV., welches unsern Ordens-Statuten voransteht, ist die Balley Brandenburg wieder aufgerichtet und den **ursprünglichen Zwecken** des Ordens gewidmet worden. —

Aus der Betrachtung dieser ursprünglichen Zwecke des Ordens, aus dem jetzigen Gelübde und unsern Balley- und Provinzial-Statuten müssen die Pflichten zu erkennen sein, die jedes Mitglied unserer Gemeinschaft, je nach seinem Amt und seiner Stellung innerhalb des Ordens, zu erfüllen hat. Sind dieselben auch für jetzt nicht genau präcisirt, was wohl erst in Folge der weiteren Entwickelung unserer Gemeinschaft geschehen wird, und dieser Mangel kann nicht befremden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß unserem erneuerten Orden vorweg ein Statut gegeben wurde, in das er hinein wachsen sollte, aus dem er aber in schneller Entwicklung zum Theil schon **herausgewachsen** ist — so muß diese Freiheit der Interpretation allgemeiner Johanniter-Pflicht um so dringender auffordern, sich mit dem Wesen und Geist des Ordens vertraut zu machen, an das Vorhandene sich zu halten, und die alten Basen sich zu vergegenwärtigen, auf denen die Größe des Ordens wurzelte.

Der alte Orden stellte sich unter das heilige Banner der **Religion**; er forderte von seinen Mitgliedern den Kampf gegen die Ungläubigen, die Pflege der Kranken und verband damit das ältere Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams; unter dem Zeichen des Kreuzes erfocht er die zahlreichen Siege, verrichtete er

*) Nach alter Ordensregel sollte das Kreuz auf der linken Brust von keinem andern Stoff als Leinwand sein.

die glänzenden Thaten, die ihn Jahrhunderte lang zum Vorkämpfer der Christenheit machten, von deren Glanze er dann noch lange zehrte und deren Andenken jedes ritterliche Herz auch noch heute höher schlagen macht.

Unser jetziges Gelübde*), von Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. uns gegeben, hat die alten Verpflichtungen wieder aufgenommen, indem es, unter möglichster Berücksichtigung der alten Form, dieselben, den jetzigen Zuständen entsprechend, im Geiste evangelischer Freiheit feststellte.

Voran steht das Bekenntniß der christlichen Religion, insbesondere das der evangelischen Kirche; der Johanniter soll das Kreuz als Zeichen seiner **Erlösung** tragen, des Evangelii von Jesu Christo sich nirgends schämen, dasselbe vielmehr durch Wort und That bekennen, gegen die Angriffe des Unglaubens muthig und ritterlich vertheidigen und einen diesem Bekenntniß würdigen Wandel in Gottesfurcht, Wahrheit, Gerechtigkeit, züchtiger Sitte und Treue führen.

Aus dem Kampf gegen die Ungläubigen ist der Kampf gegen den **Unglauben**, gegen die Feinde der Kirche Christi und gegen die Zerstörer göttlicher und menschlicher Ordnung geworden, aus der persönlichen Pflege der Kranken die Verpflichtung, die christliche Krankenpflege des Ordens zu begünstigen, zu fördern und zu verbreiten. — Der Gehorsam soll mit Daranwagung Leibes und Lebens für den **König**, den hohen Patron des Ordens, und für das **Vaterland** bethätigt werden; der Johanniter soll durch sein Beispiel in Unterthanentreue gegen seinen angestammten Souverain hervorleuchten und in Ordenssachen dem Herrenmeister und den Oberen des Ordens Gehorsam mit aller Treue und Ehrerbietung leisten.

Die Statuten der Balley enthalten die innere Organisation und die Gliederung des Ordens, die, bis auf die Institution der dienenden Brüder, größtentheils durchgeführt ist; die Sorge für die Kranken durch Erbauung von Krankenhäusern wird darin vorgeschrieben; die Ehrenritter erhalten die Expectanz zur Rechtsritterschaft, sie sind dem Orden affiliirt und dem Ordens-Ehrengericht unterworfen; zum Ehrenritter soll jeder Edelmann evangelischer Confession ernannt werden können, der durch seinen Lebenswandel eine den Zwecken des Ordens entsprechende Gesinnung an den Tag legt. —

Die Statuten der einzelnen Genossenschaften erkennen in gleicher Weise die Förderung der Krankenpflege im Sinne der Balley und die Verbreitung wahrhaft ritterlicher Gesinnung als ihren Zweck an, auch verbinden sie damit zum Theil die Sorge für die Erziehung hülfsbedürftiger Söhne von Johannitern, durch Gewährung von Stipendien. Sämmtliche Johanniter-Ritter, welche sich der Genossenschaft angeschlossen haben, sind **stimmfähige Mitglieder** auf den Versammlungen (Rittertagen), in denen der Provinzial-Commendator präsidirt; die Versammlungen wählen die Convente, d. h. die geschäftsführenden Vorstände der Genossenschaften.

Aus der auf Grund der Statuten durch das Capitel (der Versammlung der Commendatoren unter Vorsitz des Herrenmeisters) festgestellten und von Sr. Majestät dem Könige genehmigten Geschäftsordnung heben wir noch hervor, daß die Aufnahme zum Ehrenritter des Ordens bei Sr. Majestät dem Könige, oder dem Durchlauchtigsten Herrenmeister erbeten wird; auch kann sie in Folge des Vorschlags der Provinzial-Convente erfolgen.

Sobald der betreffende Edelmann von den Statuten und dem Gelübde Kenntniß genommen und sich mit den Zwecken des Ordens einverstanden erklärt hat, erfolgt die Begutachtung durch Convent und Capitel, worauf Seine Königliche Hoheit der Herrenmeister denselben Sr. Majestät dem Könige zum Ehrenritter in Vorschlag bringt.

Nachdem wir die Hauptsachen der Organisation unseres erneuten Ordens betrachtet haben, ergiebt sich: daß durch die Ernennung Sr. Majestät des Königs der erste Eintritt in den Orden erfolgt, wodurch dem aufgenommenen Ehrenritter eine ganz besonders ehrende Auszeichnung zu Theil wird, die ihn zu steter Dankbarkeit gegen den hohen Patron des Ordens verpflichten muß, wie denn auch der ganzen Corporation dadurch eine hohe Ehre erwiesen wird; **daß jedoch die Decoration des Johanniter-Ordens aufgehört hat ein „Verdienst-Orden" zu sein, und das Abzeichen einer „Corporation" geworden ist, in die jeder evangelische Edelmann nach Prüfung der Ordensorgane aufgenommen werden kann, der sich mit den Zwecken des Ordens „einverstanden" erklärt und eine denselben entsprechende Gesinnung an den Tag gelegt hat. — Die Bethätigung dieser Zwecke und dieser Gesinnung wird Erforderniß für den Aufgenommenen, und somit knüpfen sich an das Recht, das Kreuz zu tragen, auch „Pflichten" gegen den Orden.**

Es ergiebt sich ferner, daß die Zwecke des Ordens einmal in der Förderung der Krankenpflege bestehn, daß aber der Johanniter-Orden nicht **ausschließlich** eine Vereinigung zu wohlthätigen Zwecken ist, wie jeder andere wohlthätige Verein, sondern daß er die ursprünglichen Zwecke des Johanniterthums wiederum aufgenommen hat, und zwar den Kampf **für das Christenthum und wider den Unglauben und die Untreue.** Das Gelübde kann hierüber keinen Zweifel lassen; und wenn es für die Rechtsritter auch allein in seiner ganzen tiefen Bedeutung bindend ist, so darf doch kein Glied des Ordens sich im Gegensatz zu denselben befinden und kann sich der Pflicht nicht entziehen, **christliche Ritterschaft zu üben,** ohne mit den Zwecken des Ordens in Widerspruch zu treten.

Es geht endlich aus obigen Betrachtungen hervor: daß unser Orden, um seine Aufgabe zu erfüllen wie ehemals, durch das mächtige Band corporativer Verbindung und Gliederung umschlossen ist. —

Da wir nun das Wesen unseres Ordens erkannt haben, werden sich die allgemeinen Pflichten jedes Johanniters, also auch die des Ehrenritters, wie folgt entwickeln lassen:

1. **Der Johanniter soll ein christlicher Rittersmann sein, und dies sowohl in seiner Familie als im öffentlichen Leben bethätigen.**
2. **Er soll die Anstalten des Ordens unter-**

*) Vergleiche dasselbe.

stützen und vermehren helfen, auch seinen Antheil an denselben bezeigen.

3. Er soll sich überhaupt der Kranken und ihrer Pflege nach besten Kräften annehmen, wozu ein Jeder in seinem Kreise vielfach Gelegenheit findet, zumal auf dem Lande.
4. Er soll sich um den Orden und um die Genossenschaft der er angehört bekümmern, und die Versammlung der Genossen nicht versäumen, wo in Beiprechung der Ordensangelegenheiten das corporative Band gestärkt und Gelegenheit geboten wird, sein Stimmrecht auszuüben und sich zu orientiren.*)
5. Er soll die Ehre des Ordens überall wahren, denselben zu vertheidigen wissen, und den unrichtigen Ansichten, die auch unter den Standesgenossen vielfach verbreitet sind, entgegentreten.
6. Er hat endlich in ächter ritterlicher Treue seinem Fürsten anzuhangen und dies muthig daheim und öffentlich zu bekennen, auch dem Herrenmeister die schuldige Ehrerbietung zu erweisen. —

Wenn diese in dem Geiste des alten nun erneuerten Ordens liegenden Pflichten von jedem Einzelnen erfüllt werden, dann wird der Orden in seiner Gesammtheit wachsen zur Ehre Gottes und zum Nutzen der leidenden Brüder, und der reiche Segen, der uns in unserem ersten Jahrzehnt geworden, wird uns bleiben und immer reicher strömen, so wir treu erfunden werden und nicht lässig sind, zu pflegen das Werk, was in unsere Hände gelegt, und zu dem wir uns freiwillig bekannt haben. Freilich gilt es einen Kampf gegen sich selbst und gegen den Weltgeist, der im Schwange ist. Aber Kampf ist alte Johanniterpflicht und der Sieg gewiß, wenn der junge Orden wiederum mit Entschiedenheit und Muth — und wie sollte es dem Rittersmann daran fehlen? — das alte Panier christlicher Religion ergreift, und sich mit Wort und That dazu bekennt. —

Graf von Bismark-Bohlen.

*) Gestatten die Umstände es nicht, jeder Versammlung beizuwohnen, so möge der Johanniter das ihm dazu gebotene Mittel brauchen und sich aus unserm Ordensblatt unterrichten.

Das Ritterthum.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

(Schluß.)

Der französische Ritter wendet die Aufmerksamkeit seines Zöglinges auch auf sein Aeußeres. Bei Hofe müsse man freilich möglichst Aufwand machen, indessen dürfte man sich doch nur nach seinem Vermögen kleiden. Erlaube dieses keine Pracht und kein feines Tuch, so habe der Ritter auf guten Schnitt zu sehen, daß das Kleid dem Körper entspreche, vor Allem aber Unsauberkeit und Nachlässigkeit zu meiden; eher könne er in zerrissenen und zerschnittenen Kleidern gehen, als in aufgetrennten, weil dieses eine Nachlässigkeit sei, Armuth aber keine Schande. Fast strenger sprechen sich einige deutsche Verse jener Zeit aus:

„Welch' Ritter bei einer Messe steht
Und nicht zu dem Opfer geht,
Und Schüsseln spült und spielt mit Schälten,
Und beginnt die Kühe zu melken,
Und geflickte Schuh anträgt,
Und einen Armen verschmäht,
Die Kleider schickt, daß man sie ihm wendt,
Der hat sein Ritterschaft geschändt."

Wie für die Kleidung, so wird für den Körper die höchste Reinlichkeit und Sauberkeit empfohlen. Das Haar sollte stets gut frisirt sein, was nach der damaligen Art es zu tragen einige Sorgfalt erforderte, vor Allem die äußere Pflege an die Hände gewendet werden, „da sie die Diener der ununterbrochenen Dienstleistungen sein, welche die Liebe ausdrücken," und die Nägel mußten nicht blos rein, sondern blank und glänzend sein, Weiße, feine Hände gelten darum auch für den Ritter als eine Schönheit. Der Reinlichkeit kam das häufige Baden zu Hülfe, wie es im Mittelalter selbst bei den ärmeren Classen allgemein war. Jede Burg, jedes größere Haus hatte seine allzeit geheizte Badestube, und wer sie nicht im eignen Haus hatte, besuchte die öffentlichen Badestuben. Man konnte einen Luxus daraus machen, und der Tannhäuser klagt unter anderm, daß Frauen und Bäder seinen Geldbeutel stark angegriffen. Die Bäder wurden warm genommen; das Raffinement fügte selbst Parfüms hinzu oder bedeckte die Wanne mit frischen Blumen und überstreute sie mit Rosenblättern.

Man erkennt hieraus, daß sich schon früh im Ritterthum ein Zug, wenn nicht der Weichlichkeit, doch der Ueberfeinerung geltend macht, vor dessen schädlichen Folgen damals nur das thatenvolle, bewegte Leben schützte. Aber er ist leicht erklärt bei einer Gesellschaft, deren Alles anziehender und bewegender Mittelpunkt die Frau war. Dem entsprechend kann das ritterliche Schönheitsideal eine gewisse weibliche Auffassung nicht verleugnen. — Die Bewunderung für den kräftigen, vollausgewachsenen, starken Mann, wie z. B. Rual, Tristan's Pflegevater, der mit langen Beinen und Armen an Gliedern und Gestalt wie ein Hüne gewachsen war und dessen Stimme wie ein Horn erklang, diese giebt sich selten in den Dichtungen kund. Die Vorliebe wendet sich der frischen, aufblühenden Jugend zu, wenn noch das Roth und Weiß der Wangen zart erglüht. Wir haben schon der weißen Hände Tristan's gedacht, mit ihren schlanken, schöngeformten Fingern, die wenn er die Harfe spielte, Aller Augen auf sich zogen. Selbst das Nibelungenlied, das noch an der hohen, breitbrüstigen, heldenmäßigen Gestalt Hagen's trotz seines finstern Antlitzes Wohlgefallen äußert, muß des jungen Giselher weißer Hände gedenken, mit denen er seine Braut umschließt. Bei dem eben erst erblühenden Parcival soll es der überaus zarte Teint sein, der die wankelmüthigsten Damen wie mit der Zange festhalte. Auch die vollen Wangen, die weder Durst noch Hungersnoth verrathen, rundliche Glieder und ein blühender Leib, volle Schenkel und hohle Füße finden ihre Bewunderung viel mehr, als die männlich strotzende, von Körperübungen ausgearbeitete Muskelkraft. Im Ganzen aber konnte es nicht anders sein, als daß in dieser Zeit Schönheit jeder Art eine besondere Werthschätzung erhalten mußte. —

Selbst die Kleidung des Ritters ist nicht ohne weiblichen Charakter. Wenn wir uns sein Aeußeres darstellen wollen, wie es wirklich in dieser Periode war, müssen wir zuerst jenes ritterliche Bild, welches uns die Bühnen, die romantischen Historienmaler und die illustrirten Compositen vorgelogen haben und noch vorlügen, ganz aus unserer Erinnerung verscheuchen. Zunächst verlangte die höfische Sitte ein durchweg bartloses, glatt rasirtes Gesicht, und so haben wir uns alle Kreuzfahrer zu denken; nur hohe, fürstliche Personen und würdige Alte machten wohl Ausnahmen, und auch diese stutzten den Vollbart zu bedeutender Kürze. Ihn irgend theilweise oder gekünstelt zu tragen, wie man später that, das kannte man nicht einmal in dieser Zeit; gar wachsen zu lassen, was und wie lang es wollte, war beim Ritter ganz unerhört. Dagegen verstattete man dem Haupthaar mehr Spielraum und ließ es in sanften, welligen Locken, die sicherlich Nachhülfe hatten, zu beiden Seiten des Gesichts und am stets frei getragenen Halse herabfallen, doch nicht so lang, daß es die Schultern erreichte. Zur Bedeckung des Hauptes dienten Mützen und Hüte von meist weichen, aber sehr verschiedenen Formen, von denen jedoch keine sich dem gewöhnlichen Barett nur einigermaßen nähert. An ihrer Stelle liebte man es auch, die wehenden, in das Gesicht herüberfallenden Locken blos mit einem natürlichen oder künstlichen Kranze zu umschließen, oder mit einem Reif von edlem Metall, der vom schlichten Band bis zum reich verzierten, edelsteinbesetzten Diadem viele Formen aufwies. Sie alle, bis auf den einfachen Epheukranz, nannte man Schapel.

Den Leib deckte zunächst ein Hemd von weißer Leinwand, das nicht sichtbar war, und dann ein langer Rock der bis über die Kniee, selbst wohl bis auf die Füße herabreichte; ein kurzer Rock war das Zeichen unedler Geburt und kam den Dienern, den Bürgern und den Bauern zu. Dieser lange ritterliche Rock war der Abkömmling der römischen Tunica, und rings geschlossen, wie er war, mußte er darum über den Kopf angezogen werden. Am Obertheil war er, was schon Kunst und Geschicklichkeit erforderte, nach den Formen des Körpers, nach dem Wuchse geschnitten und sollte sich in zierlicher Enge anschließen, während er unten weit die Beine umwallte, auch war er gegürtet mit meist kostbarem Gürtel. Um die Schultern war dann noch zur Vervollständigung der ritterlichen Kleidung ein weiter, wallender Mantel gelegt, der auf der Brust mit einer Agraffe oder einem kurzen Riemen gehalten wurde; oft aber vertrat seine Stelle auch ein zweiter, oberer Rock, der sich vom unteren nur durch kürzere Aermel und größere Weite unterschied. Für alle Kleidung liebte der Ritter wirkungsvolle, kräftige Farben, die er noch durch Goldschmuck und durch Besatz und Fütterung von kostbarem weißen und bunten Rauchwerk erhöhte. Die grauen und gebrochenen Farben überließ und gebot er sogar für die niederen Stände. Was man von der Beinkleidung sah, waren farbige, oft mit Gold reich geschmückte Schuhe, die den ganzen Fuß bedeckten, und tricotartig eng anliegende Beinkleider, die, zwei langen Strümpfen gleich, von der Fußspitze bis zum Gürtel hinaufreichten.

So war in den Grundzügen die Tracht des Ritters an gewöhnlichen wie an festlichen Tagen, eine Tracht, die durch Farbe, Schmuck und Form auf Pracht, Würde und Schönheit zugleich Anspruch erheben konnte. Sie leuchtete in Farben, zeigte den Wuchs und entbehrte doch nicht des Faltenwurfs.

Die Rüstung legte der Ritter nur an, wenn er sie brauchte. Sofort nach geschehenem Gebrauch oder wenn er auf einem Kriegszuge Abends Einkehr hielt, legte er sie ab, reinigte sich von Staub und Rost und zog die gewöhnliche Kleidung an, die er immer in der Gesellschaft trug. Auch in der Kriegstracht zeigte er seine Lust zu farbiger, phantastischer Pracht. Die eigentliche Wehre zwar bildete das geflochtene, aus Ringen künstlich zusammengefügte Eisengewand, welches als Kettenhemd den ganzen Körper bedeckte und selbst zum Schirme des Hauptes eine gleiche Kapuze und auch ähnliche Handschuhe hatte; gleiche Hosen hüllten strumpfähnlich Füße und Beine ein, während Hals und Schultern zu mehrerem Schutz noch eine besondere Halsberge oder Ringkragen hatten. Während unter den eisernen Ringen zum Schutz des Körpers noch dickgesteppte Kleidung sich befand, lag aber darüber lang und weit und flatternd noch ein prachtvoller Waffenrock, der in Farben leuchtete und mit den Zeichen und Bildern des ritterlichen Wappens, oft von der Hand der geliebten Dame gestickt, über und über bedeckt war. Desgleichen zeigten Schild und Helm Farben und Zeichen, und über den Helm ragte noch das Wappenbild frei in die Luft empor, sei es nun, daß es ein Thier vorstellte, Löwen oder Adler oder Greif, oder einen Pfauenschweif, eine Harfe, einen Mohrenkopf, oder was es immer sein mochte. Denken wir uns nun diesen vollgerüsteten Ritter auf hohem Roß, das ingleichen ganz von der bildergeschmückten, reichgestickten Decke verhüllt war, den Schild am Arm, die Lanze mit wehendem Fähnlein in der Hand, so werden wir nicht verkennen, wie diese prangende Gestalt ganz anders der ritterlichen Herrlichkeit entspricht, als jene spätere, durch und durch unschöne, eiserne Krebsgestalt, in die sich der verkommene Ritter aus Furcht vor Pulver und Blei versteckte.

Missions- Schul- und Unterrichtswesen in Englisch-Indien.

(Schluß.)

Die Missionsschulen in Indien theilen sich in Heidenschulen, Gemeindeschulen, Waisen-Anstalten, Katechisten-Schulen und englische Schulen.

Während in den Heidenschulen von eingeborenen aber getauften Schullehrern nach christlichen Lehrbüchern unter Oberaufsicht der Missionaire die Hindukinder den Unterricht in der christlichen Lehre und den Elementen des Wissens (in englischer und indischer Sprache) empfangen, werden in den Gemeinde-Schulen ausschließlich christliche Kinder von christlichen Lehrern unterrichtet, und in den Katechisten-Schulen die besseren Schüler aus jenen zu Lehrern und Predigern herangebildet. In der allerneuesten Zeit hat es die Christian vernacular education Society, deren hauptsächlicher Zweck es eigentlich ist, christliche Schullehrer-Seminare in Verbindung mit Normal-Schulen zu gründen und gute christliche Schulbücher in den Landessprachen herbeizuschaffen, findet aber damit leider nicht den Anklang,

den sie verdient, und sind daher ihre Erfolge bis dahin noch sehr unbedeutend.

Dagegen sind die Waisenanstalten der indischen Missionen die eigentlichen Pflanzstätten der künftigen Christengemeinden und auf ihnen ruht hauptsächlich die Hoffnung auf die endliche Evangelisirung des Landes. Die werkthätige christliche Liebe hat auch hier wunderbare Früchte getragen. Sie blühen durch ganz Indien, wo Missionen sind, ihr Einfluß ist unberechenbar und wenn die Regierung diesem Zweige privativer Missionsthätigkeit mittelst ihrer „Unterstützungsgelder" kräftiger unter die Arme griffe, würden die Waisen-Erziehungs-Anstalten einer der mächtigsten Hebel der Wiedergeburt Indiens werden.

In den englischen Schulen werden heidnische Jünglinge aus besseren Familien hauptsächlich in englischer Sprache und in Wissenschaften unterrichtet, und aus ihnen gehen die meisten Beamten der Gerichts- und Verwaltungs-Ressorts Indiens hervor. Auch auf die eingeborenen Volksschulen, bis dahin sehr unbedeutend, obwohl zahlreich und fast in jedem größeren Dorfe vorhanden, beginnen die Missions-Gesellschaften seit dem Jahre 1852 ihre segenbringende Thätigkeit auszudehnen. Die aus den englischen Missions-Schulen hervorgegangenen jungen Männer, deren Zahl im steten Wachsen begriffen ist, wirken theils durch Bildung eigener Schulen, theils durch Lehr-Betheiligung an den bestehenden eingeborenen Volksschulen mächtig zur Hebung des allgemeinen Volksunterrichts und dadurch zur Ausbreitung des Christenthums. Es werden in denselben je länger je mehr christliche Bücher und namentlich schnell die Bibel eingeführt, von welchem letztgenannten heiligen Buche die Hindus glauben, daß es das Geheimniß enthalte, wie eine Nation groß werden könne. Die schottische Missionsgesellschaft hat in den Jahren 1859—60 an die indischen Missionen allein 163,000 Bibeln zur Vertheilung abgegeben, 43,000 Pfd Sterl. baar gesendet und einen ebenso hohen jährlichen Beitrag in Aussicht gestellt, und in gleichem Maaße hat die Privat-Wohlthätigkeit England's und des übrigen protestantischen Europa's zu dem schönen Zwecke, das Christenthum durch Erziehung der Jugend in beiden Indien auszubreiten, beigetragen, aber trotz des segensreichen Wirkens der indischen Missionen und ihres progressiven Fortschritts läßt die Evangelisirung des Landes noch viel zu wünschen übrig, und wird das schöne Ziel wohl kaum je erreichen, wenn die Regierung dem Volksunterricht nicht selbst eine größere Aufmerksamkeit und Förderung zu Theil werden läßt.

Aus dem Cartular der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

Zu den merkwürdigsten schriftlichen Denkmälern der Kreuzfahrerherrschaft im gelobten Lande gehört unstreitig die Sammlung von Documenten der heiligen Gradeskirche, das weit verbreitet liegende Eigenthum derselben, die ihr zustehenden Servituten, ihre Privilegien und sonstigen Rechte betreffend, welche nach zwei im Vatican aufbewahrten Handschriften im Jahre 1849 in Paris unter dem Titel: „Cartulaire de l'église du St. Sépulcre de Jérusalem par Mr. Eug. Rozière" veröffentlicht worden ist. Die wichtigste von diesen ist Diejenige, welche nach Auszügen des André Duchesne bereits von verschiedenen französischen Gelehrten, namentlich von dem Grafen Beugnot bei seiner Ausgabe der Assises de Jérusalem benutzt worden ist, und nach ihrem ersten Besitzer oder vielleicht Urheber das Manuscript des Philipp de Mazeriis oder von Maizières genannt wird. Es steht fest, daß dieser Maizières, ein Kanzler des Königreichs Cypern das Buch aus dem Orient nach Italien gebracht hat, ein Umstand, der schon allein den darin enthaltenen Dokumenten die größte Glaubwürdigkeit sichern würde, wenn diese nicht aus dem Inhalte selbst überall auf das Unwiderleglichste zu Tage träte. Wir finden darin die schätzbarsten Notizen über die Rechtszustände, Culturgeschichte, Geographie, Topographie 2c. des gelobten Landes und speciell Jerusalems in einer der interessantesten Epochen seiner langen Geschichte, welche noch nicht in gebührendem Maaße ihre Würdigung gefunden haben und auch kaum finden konnten, weil dazu hie und da eine Kenntniß der Verhältnisse gehört, wie sie nur an Ort und Stelle erworben werden kann.

Im vollen Bewußtsein der Unzulänglichkeit meines Wissens zur Aufklärung der großen Mehrzahl der von dem wichtigen Buche gebotenen Räthsel glaube ich doch die Beziehungen bei mehreren richtig erkannt zu haben, und hoffe, daß dieses Blatt einigen Mittheilungen darüber, welche in möglichst wörtlicher Uebersetzung der in schwerfälligem mönchischen Latein geschriebenen Documente und erklärenden Zusätzen bestehen werden, seine Spalten gern öffnen wird.

1. Ein Erbpachtcontract des Peter, Prior des heiligen Grabes, über die auf den Gewölben des Hospitaliter-Marktes befindlichen Zimmer.

Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Allen Menschen, gegenwärtigen wie zukünftigen, sei bewußt, wie wir, Peter, durch Gottes gnädige Bestimmung Prior vom Grabe des Herrn, unter der Zustimmung und auf den Willen aller unserer Brüder, der Domherrn, dem Arnulf, Sohn des Syriers Bernaldus, für sich und seine Erben zu ewigem Besitz die Zimmer überlassen, welche auf den über unserem Backofen befindlichen Gewölben des Hospitaliter-Marktes erbaut sind, sammt einem Kaufladen neben dem vorbesagten, an der nach dem Berge Zion führenden Straße belegenen, Backofen, und zwar gegen einen je den 8. Tag nach Ostern an das heilige Grab zu zahlenden Jahreszins von 9 Byzantinen. Dabei ist bedungen, daß wenn den oberen auf den Gewölben ruhenden Zimmern von den unteren Baulichkeiten aus durch unsre Nachlässigkeit ein Schaden erwachsen sollte, die Ausbesserung durch uns geschehe; daß aber wenn durch seine (Arnulfs) Nachlässigkeit von den oberen Baulichkeiten aus den unteren ein Schaden erwüchse, er denselben wieder gut zu machen habe. Sollte er auf das schon bestehende Gebäude ein Anderes aufführen und dasselbe irgend einmal Jemanden verkaufen wollen, so hat er es uns um eine Mark Silbers billiger abzulassen, als er es irgend einem Andern verkaufen kann. Wollen

wir es aber nicht erwerben, dann soll er die Macht haben, es an jeden beliebigen Bürger oder Syrier zu verkaufen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Käufer, wie oben besagt, den festgesetzten Zins je den 8. Tag nach dem Auferstehungsfeste ohne irgend einen Zwang unsererseits dem heiligen Grabe darzahle und daß, wenn er den bezeichneten Tag verstreichen ließe, wir von den Zimmern und den Neubauten, ohne daß er irgend einen Anspruch machen könnte, Besitz ergreifen würden. Sollte dagegen dem Arnulf von dem oben erwähnten, neben dem Backofen befindlichen Kaufladen aus ein Schaden erwachsen, so haben wir dafür keineswegs aufzukommen, sondern er hat ihn selber auszubessern. Außerdem geben wir den Schlüssel der Cisterne in seine Hände; jedoch so, daß der Verwalter des Backofens bei etwa an demselben nöthig gewordenen Baureparaturen, für die Steinplatten und sonstige zu der Brauchbarkeit des Ofens gehörigen Erfordernisse seinen Bedarf an Wasser daraus entnehme.

Damit aber diese unsere Genehmigung für die Gegenwart wie für die Zukunft die Kraft ihrer Geltung habe, wird sie nebst den Zeugenunterschriften mit der Schutzwehr unseres Siegels versehen.

Johannes Vacearius. Fulcher, Goldschmied. **Jordan**, Geistlicher. **Herbert**, Wechsler. **Willelmus**, Dolmetscher. **Johannes**, dessen Sohn. **Johannes de Podio.** Robert, Koch.

Geschehen im Jahre nach der Fleischwerdung des Herrn 1144, in der 6ten Indiction, im Monat April.

Geschrieben von **Donatus**, Diaconus und Schreiber des heil. Grabes.

Die Verhältnisse, auf welche sich dies Document bezieht, sind zum Theil so speciell hierosolymitanisch, daß sie sich, etwa Nablus, Hebron und Jaffa abgerechnet, kaum in irgend einer Stadt der Levante wiederholen dürften. In Jerusalem selbst aber kommen ähnliche Uebereinkünfte noch täglich vor, und wenn man sich nur die Verschiedenheit der Sprache und gewisser Redactionsförmlichkeiten wegdenkt, so könnte das Schriftstück beinahe eben so gut heut zu Tage aus der Mechkemeh der heil. Stadt, wie vor 719 Jahren aus der Canzley des lateinischen Domstiftes vom heiligen Grabe hervorgegangen sein.

Bekanntlich macht das Römische Recht den Eigenthümer des Grundes und Bodens zugleich zum Eigenthümer, so wie der darin wurzelnden Bäume u. dergl., ja auch der sich darauf erhebenden Gebäude. Im islamitischen Recht ist dies anders; dasselbe stellt sich jedes Grundstück, sei es ein Terrain oder ein Gebäude, in 24 ideale Theile, Kirat, zerlegt vor und macht keine Schwierigkeit, diese zur Erleichterung der Erbtheilungen dienende Theorie so in die Praxis zu übersetzen, daß es die gleiche Anzahl und noch mehr Separat-Eigenthümer anerkennt, deren Antheil eben so gut auf dem Boden wie im Keller belegen sein kann. In Constantinopel, in den türkischen Städten am Archipel ꝛc. ist es daher nichts Seltenes, daß vier neben- und übereinander gelegene Zimmer eines elenden, aus Brettern und Stangen zusammengenagelten Hauses vier verschiedene Eigenthümer haben, von denen dann Jeder seine, wiederum als ein Ganzes von 24 Kirät gedachte Parzelle seinen verschiedenen Familiengliedern als theilbares Erbe hinterlassen kann.

In Jerusalem hat diese, wie schon gesagt, allgemeine islamitische Rechtsanschauung durch die massive Bauart der Häuser und ihre Ueberdachung mit festen, terrassirbaren Steingewölben eine besondere Anwendung gewonnen. Oft nämlich bietet das flache Dach eines solide aufgeführten Gebäudes einen einladenden Platz zur Errichtung eines neuen Zimmers oder Hauses dar, und da man das Dach wie jeden andern Theil des Grundstücks, abgesondert von dem Reste, käuflich erstehen kann, so bildet sein Erwerb ein in Jerusalem häufig vorkommendes Geschäft, welches mit dem Ausdruck „Kauf oder Verkauf der Luft", Schera oder bai el haua, bezeichnet wird. Der Umstand, daß man „die Luft" eines Hauses bis in die Mitte der meistens engen Straße ausdehnt, an welcher es liegt, macht ihren Erwerb besonders für den Eigenthümer des gegenüber liegenden Hauses gewinnbringend, indem derselbe dadurch berechtigt wird, von seiner bisherigen Dachterrasse zu der neu erstandenen quer über die Straße weg und nur so hoch über dem Boden, daß ein berittener Beduine mit seiner Lanze oder ein Kameel mit seiner oft hochgethürmten Last durchzupassiren vermögen, einen Bogen zu erbauen, auf welchem er dann nach Belieben ein Luginsland errichten kann.

Der Käufer der Luft eines Hauses hat aber nicht blos das Recht, den erstandenen Raum, wenn er sich sonst dazu eignet, als Areal einer Neubaute zu benutzen, sondern ihm gehört auch der darauf niederfallende Winterregen, welchen er, wenn er zugleich Besitzer einer in der Nähe befindlichen Cisterne ist, nach Gutdünken in diese mit Veränderung des bisherigen Gefälles hinleiten kann, so jedoch, daß, wenn er mit dem Wasser nicht zu bleiben weiß, gegen das ihm zu Gute kommende jus stillicidii kein Zweifel besteht.

Natürlich darf der Acquirent durch seine neuen Anlagen die untern Bauten nicht verderben, und überhaupt haftet er für jeden Schaden, den er, sei es absichtlich, sei es durch Nachlässigkeit, der Wohnung des Nachbars zufügt, so wie umgekehrt dieser sein Grundstück in gutem Zustande erhalten und durch von Zeit zu Zeit wiederholtes Verkalken der Stützpfeiler dem Bersten der Wände und dem allmäligen Einstürzen der Kuppeln vorbeugen muß.

Die vorstehenden Grundsätze des gegenwärtigen Jerusalemer Rechts finden nun schon in dem durch unser Dokument behandelten Falle eine Exemplification. Die Kirche zum heil. Grabe besaß die Luft einer überwölbten Marktstraße oder eines Bazars und hatte auf der Dachterrasse oberhalb eines an der Marktstraße belegenen, ihr ebenfalls angehörigen Backofens und Kaufladens einige Zimmer aufgeführt, welche zunebst diesem Laden und einer Cisterne den Gegenstand des vorliegenden Erdpachtcontractes ausmachen. Gegen einen Jahreszins von 9 byzantinischen Goldstücken, ungefähr im Werthe eines Ducaten, ersteht dieselben Arnulf, der Sohn des Syriers Bernaldus, unter den im Texte angegebenen an und für sich verständlichen Bedingungen. Von diesen letztern findet sich nicht nur die Ersatzverpflichtung bei zugefügtem Schaden, sondern auch das nachbarliche Vorkaufsrecht, freilich ohne die stipulirte Preisermäßigung, in den heutigen Usanzen wieder, so daß nur das im Falle unregelmäßiger Zinszahlung behauptete Heimfallrecht fremdartig erscheint. Die ver-

schlossene Mündung der Cisterne, von der am Schlusse die Rede ist, befand sich offenbar innerhalb des Ladens und erhielt ihr Wasser von der nunmehr dem Arnulf angehörenden Dachterrasse, so daß dieser in jeder Hinsicht zu ihrem Alleinbesitz berechtigt gewesen wäre, wenn nicht durch besondere Uebereinkunft in der im Text angegebenen Weise anders darüber verfügt worden wäre. Man begreift leicht, daß die Mitbenutzung des Wasservorraths noch heut in ähnlichen Fällen ebenso ausbedungen wird. —

Darf ich also nunmehr den civilrechtlichen Theil des Dokuments als meinen Lesern verständlich betrachten, so bleiben mir noch einige Nebenerörterungen übrig, welche ebenfalls des Interesses nicht entbehren.

Die erste betrifft die Oertlichkeit. Die fraglichen Zimmer, heißt es, lagen super voltas concambii Hospitalis „auf den Gewölben des Concambium des Hospitals." Daß unter diesem Hospital der Convent der Johanniter-Ritter, südlich von der heil. Grabeskirche und fast im Mittelpunkte der Stadt belegen, zu verstehen sei, ist nach unzähligen Parallelstellen nicht zu bezweifeln. Was aber ist das concambium? Die altlateinische Bedeutung giebt keinen Sinn, und das Lexicon mediae et infimae latinitatis von Ducange läßt die Sache unentschieden, indem es wohl einige Stellen anführt, in denen das Wort vorkömmt, es aber den Lesern überläßt, seine Geltung zu combiniren. Mir scheint daselbst die Bedeutung „Markt," „Marktplatz" überall wohl zu passen, und wenn wie in unserer Stelle in Verbindung mit dem concambium ein Backofen und eine statio — anerkannter Maaßen ein „Kaufladen" — erwähnt wird, wenn wir sehen, daß das concambium eine Straße, ja noch mehr eine überwölbte Straße ist, so können wir nicht umhin, dabei an einen Bazar zu denken, wie die meisten orientalischen Städte deren besitzen. Warum aber wird der fragliche Bazar das concambium des Hospitals genannt? War er ein Eigenthum oder Lehen des Johanniter-Convents? Gewiß nicht, denn sonst hätte der Convent, dessen Liegenschaften privilegirt waren und eine besondere todte Hand in Jerusalem bildeten, zum Mindesten bei der Uebertragung, so wichtiger dinglicher Rechte mitwirken müssen, wovon das Dokument auch nicht die entfernteste Andeutung giebt. Wenn nun aber der Bazar dem Hospital nicht angehörte, so konnte er offenbar nur deshalb nach ihm genannt werden, weil er in seiner nächsten Nähe lag, etwa wie in Berlin der Schloßgarten und Schloßplatz nach dem Schlosse genannt worden sind. Hiernach kann man, wenn man sich nur einigermaßen mit der Topographie Jerusalems bekannt gemacht, das Allgemeine der Localität in unwidersprechlicher Weise bestimmen. Die weitläuftigen Räume des Johanniter-Convents, mit ihren vier ungefähr den Himmelsgegenden zugewandten Seiten, sind bekannt; östlich schließt sich noch heut an dieselben der überwölbte Bazar Jerusalems, der Complex von ihrer ersten Anlage nach weit in die vorfränkische Zeit hinauf reichenden Marktstraßen, durch deren westlichste, also unmittelbar an das Johanniter-Hospital stoßende, man heut, ebenso gut wie zur Zeit der Kreuzfahrer, seinen Weg nehmen muß, wenn man von der Grabeskirche zum Berge Zion und namentlich zu der außerhalb des Thores belegenen Kirche dieses Namens hinaufsteigen will. Gegenwärtig haben in dieser Bazarstraße die Kupferschmiede, die Baumwollhechler, die Pfeifenröhrenmacher und die Fleischhändler ihren Stand. Ich erinnere mich auch, einen Pastetenbäcker in einem Laden an der Hospitalseite bemerkt zu haben, welcher möglicherweise noch denselben Backofen benutzt, von welchem hier die Rede ist. Sollte sich in einem der beiden anstoßenden Läden eine Cisterne vorfinden, so würde diese Vermuthung fast zur Evidenz gedeihen.*)

Zu einer weiteren Bemerkung giebt der Ausdruck domus Anlaß, den ich in der Ueberschrift, wie im Text durch Zimmer wiedergegeben habe. Schon der auch unter den damaligen Verhältnissen bei nicht gezahltem Kaufschilling geringe Jahreszins von 9 Byzantinen beweist, daß wir es hier mit einer unbedeutenden Baulichkeit zu thun haben, welche eben auf dem angedeuteten Raume über einem Kaufladen und einem Backofen, wozu dann freilich noch die breiten Stützmauern kommen, Platz hatte. Der Ausdruck Häuser würde dafür befremdlich sein, wenn man sich nicht in Jerusalem befände, wo, wie ich in einem früher in diesem Blatte veröffentlichten Aufsatze auseinandergesetzt habe, die verschiedenen, zusammen eine Wohnung bildenden Räume nicht unter einem Dache vereinigt sind, wo also das einzelne Zimmer je besonders überdacht ist und als ein Ganzes betrachtet wird, welches in den semitischen Sprachen mit dem Ausdruck Bêt bezeichnet wird. Offenbar unterlag nach fünfundvierzigjährigem Aufenthalte in Palästina die Latinität der Kreuzfahrer schon in gewissen Ausdrücken dem Einflusse des sie umgebenden Arabischen, denn offenbar ist domus hier nichts als die wörtliche Uebersetzung von Bêt, welches doch seinem Begriffe nach weit mehr unserem „Zimmer" als „Hause" entspricht. Wahrscheinlich bestand der Bau aus zwei solchen Bêt, welche immerhin eine Wohnung, ein Haus nach unsern Begriffen bilden konnten. Doch habe ich den Ausdruck Zimmer der Mehrzahl des Originals wegen beizubehalten.

Dem Texte folgend, wenden wir uns nunmehr zu dem Käufer, Arnulf, dem Sohne Bernalds, des Syriers. Als die Kreuzfahrer Jerusalem mit Sturm erobert hatten, occupirten sie bekanntlich die Häuser der theils umgebrachten, theils vertriebenen muhammedanischen, oder, wie man damals sagte, heidnischen Einwohner, indem ein Jeder, der zuerst ein Haus betrat, als Eigenthümer desselben betrachtet wurde. Daß man den christlich arabischen Einwohnern der Stadt ihre Grundstücke beließ, ist nicht besonders geschichtlich bezeugt worden, versteht sich aber so sehr von selbst, daß man nicht daran zweifeln kann. Neben der eingewanderten europäischen Bevölkerung der ansäßig gewordener Kreuzfahrer, der Burgenses, bestand demnach eine einheimische christlich arabische, die Syriani, also lediglich nach dem Lande Syrien und ohne jegliche Beziehung auf die heutige jacobitische Secte der Syrianer so geheißen. Arnulf nun und sein Vater waren einheimische Christen; der letztere wird im Texte Bernal-

*) Ich habe diese Untersuchung hier in Berlin nach den von der königl. Bibliothek dargebotenen literarischen Hülfsmitteln veranstaltet. Nach meiner Rückkehr auf meinen Posten in Jerusalem werde ich nicht verfehlen, dieselbe durch eine sorgfältige Lokalforschung zu vervollständigen.

dus, nach einer anderen Lesart aber Bernardus genannt — wahrscheinlich war sein Name Bernald. Wie die Beiden, Vater und Sohn, zu den lateinisch occidentalischen Namen gekommen, während sonst im Cartulae die Syrianer immee unter nicht arabischen Namen aufgeführt werden, ist nicht ersichtlich; da aber die Frankenherrschaft damals schon beinahe ein halbes Jahrhundert in Palästina bestand, und die Oeientalen sich früh zu verheirathen pflegen, so könnte nicht nur der Sohn, sondern auch schon der Vater einen occidentalischen Pathen gehabt haben. Dies würde auch ihre Verbindung mit den Domherren des heiligen Grabes, auf welche das in dem Dokumente behandelte Geschäft sich bezieht, einigermaßen erklören.

Daß der fernehin im Text erwähnte Schlüssel dazu diente, einen eisernen Deckel über der Mündung der Cisterne mittelst Vorhängeschlosses zu befestigen, um eine Entwendung des in Jerusalem immer kostbaren Wassers zu verhüten, bemerke ich nur im Vorübergehen, und mache mich gleich an eine exegetische Schwierigkeit, welche der Text noch in dem Worte scama — von mir durch Steinplatten wiedergegeben — darbietet. Dies Wort, aus dem altlateinischen squama entstellt, bedeutet eigentlich Schuppe, dann aber auch nach Ducange einen Schieferstein (ardoise). Keine dieser beiden Bedeutungen ist hier passend, und Schiefersteine im eigentlichen Sinne besitzt Palöstina auch gar nicht, wenn auch der Jurakalk der Gebirge Juda hie und da schieferig bricht. Offenbar sind die solchen Brüchen entnommenen natürlichen Platten gemeint, welche zu Fußböden, zum Bekleiden von Dachterrassen u. s. w. eine vielfache Verwendung finden und, wie noch jetzt, so auch damals den inneren Boden der Backösen ausgemacht haben mögen. Im Arabischen heißen dieselben mit einem vielleicht durch die Kreuzfahrer eingebürgerten Ausdruck bulat (für plat, Platte), als dessen freilich wenig gelungene Uebersetzung ich scama betrachte.

Die unterschriebenen Zeugen sind offenbar meistens Handwerker, welche in demselben Bazar ihre Läden hatten.

So weit über dies Dokument. Man hat vielfach den Organisationssinn der Kreuzfahrer bewundert, daß sie unter so ungünstigen Verhältnissen, unter fast beständiger Kriegsdrangsal und sonstigen äußern und innern Nöthen die staatlichen Einrichtungen Europas nach den damals am meisten ausgebildeten französischen feudalen Usanzen im fernen Orient zur Geltung zu bringen wußten. Schriftstücke, wie das hier erklärte, beweisen aber, doß die Einführung der germanischen Satzungen keineswegs mit blinder Rücksichtslosigkeit vor sich ging, daß dieselben mit nichten zum Prokrustes-Bett für alles Bestehende, Vorgefundene wurden, sondern daß man, wenn auch das feudale Princip das ganze Staatswesen durchdrang, dennoch gar wohl verstond, durch locale Verhältnisse begründete Einrichtungen sich zu assimiliren.

Literarisches.

Der Elephantenführer Göwinda. Ein Lebensbild aus Malabar. (Vom Missionar Dr. Gundert.) Basel 1861. Verlag des Missionshauses.

Unter den Missions-Troktaten nimmt Göwinda unbestritten eine der ersten Stellen ein. Dr. Gundert, der durch vieljährige Thätigkeit als Missionair unter dem Volke Malabars nicht nur die äußeren Zustände von Land und Leuten, sondern auch die innere Gedankenwelt des Volkes genouer als kaum ein Anderer kennen gelernt hat, führt uns mit überaus lebensvoller Frische mitten in die äußeren und inneren Lebenserfohrungen eines Mannes ein, welcher von Gott nachmols gewürdigt wurde, eine der schönsten Zierden der Mission und der thätigste Verbreiter des evangelischen Glaubens im südlichen Asien zu werden. Dem heidnischen Elephantenwärter Göwinda stirbt das edle Thier, das seiner Pflege anvertraut war, — die innern Herzensgedonken des Mannes fangen an sich unter einander zu verklagen und zu entschuldigen, er sieht sich unter der Gewalt eines Fluches stehen, dem er durch büßende Wallfahrt noch einem heiligen Orte Malabor's oder an die geheiligten Quellen des Ganges entgehen will. Aber der Heer führt ihn zu den Missionairen; er findet das alleinige Heil in Christo und wird ein lebendiger Christ. Nun aber beginnt der herzergreifende Kampf mit den eigenen Brüdern — mit seinem Weibe, das ihn innig liebt, und doch um seines Absalls willen ihn haßt, vor Allem mit der alten wackeren Mutter, die mit zärtlicher Liebe am Sohne hängt. Aber Göwinda — ols Christ Thomas — kämpft sich durch, wird bald Katechist und ein treuer Verkünder des Christenthums unter seinen Landsleuten, bis er — noch leider ollzu kurzer Arbeit — den Fiebern der Sümpfe, den Entbehrungen und den Anstrengungen seines Wirkens unterliegt. — Zugleich giebt uns der Herr Verfasser in dem Werke ein übersichtliches und klares Bild des häuslichen, geselligen und bürgerlichen Lebens und zeichnet mit auf gründlichem Studium und Selbstonschauung gegründetem nüchternem Urtheile und in scharfen lebendigen Abrissen die geistige und sittliche Seite des Volkscharakters der Malabresen.

Miscelle.

Bei Gelegenheit der in Sonnenburg am 25. Juni 1860 und 24. Juni 1862 stattgehabten Ritterschläge wurden von den dabei anwesenden Ordensmitgliedern Stühle in den Rittersaal des dortigen Schlosses gestiftet, die auf der vorderen Seite der Lehne mit dem Johanniter-Kreuze, auf der hintern Seite mit dem Wappen und Namen des betreffenden Herrn versehen, jetzt eine Zierde des qu. Saales sind.

Da die von den Curotoren des Johanniter-Krankenhauses in Sonnenburg, Rechtsrittern: Staats-Minister von Selchow und Graf Rudolph von Finckenstein auf Reitwein, angeregte Idee dazu vielen Beifall gefunden hat, so haben auch mehrere Ritter, welche den vorgenannten Feierlichkeiten nicht beigewohnt haben, solche Stühle gestiftet, in Folge dessen sich die Zahl derselben gegenwärtig auf 113 Stück beläuft.

Bekanntmachung.

In Sonnenburg ist am 23. Juni 1862 Abends, vor der Ordenskirche, ein silbernes Brustkreuz des Johanniter-Ordens (wie solche an Stelle der leinenen Kreuze getragen werden) gefunden worden.

Da der Finder sich sowohl am 23., wie am Tage des Ritterschlags, den 24. Juni pr. und später, vergeblich bemüht, den Eigenthümer dieses Kreuzes zu ermitteln, so hat er dasselbe jetzt im Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamerstraße Nr. 27 b in Berlin, abgegeben, wo es in Empfang genommen werden kann.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 6. Berlin, den 4. Februar 1863. **Nr. 6.**

Wilhelm von Spiegel, Landesältester und Rittergutsbesitzer, auf Dommer Kreis Namslau. Ehrenritter seit 1858. † zu Dammer 26. Januar 1863.

Aus dem Leben Johann Friedrich des Großmüthigen während seiner Gefangenschaft.

Aufenthalt in Augsburg 1547—1548.

(Von Dr. B. in Weimar.)

(Schluß.)

In ruhigen Stunden finden wir, wie er die Bibel eifrig liest, in ihr Trost und Beruhigung findet. Man erzählt ihm nach, daß er ruhig zu ihr zurückgekehrt, als er das Getümmel und die Freudenbezeugungen über Moritzens Belohnung von der Straße her vernommen. „Wie sich Herzogs Moritz Gesindel doch freut über die mir abgenommene Churwürde! Nun der Allmächtige gebe, daß sie dieselben hinfort so ruhig genießen, daß sie mein und der Meinigen nicht mehr bedürfen."

Dann vorzüglich historischen Betrachtungen ergeben, liest er seine Chroniken, deren er viele in der Gefangenschaft angekauft hat. Dabei verkehrt er mit Gelehrten und Künstlern. Wie oft hat er sich nicht schon in Augsburg abconterfeien lassen, um Künstler zu unterstützen und Geschenke damit zu machen; sein Bild ist in massenhaften Exemplaren von Augsburg aus in die Welt gegangen. Unter den Augsburgern verkehrte er namentlich mit Doctor Achilles seinem Leibarzt, den Fuggers seinen Geschäftsfreunden in pecuniärer Beziehung, dem Langenmantel, Ulrich Welser seinem liebreichen Hauswirth, an dessen Tafel wir ihn so oft finden, endlich mit dem kaiserlichen Feind, dem Bürgermeister Herrbrot. Sie alle bringen Abwechselung in sein Leben, sie haben Theil an Leid und Freud, so weit sie können oder dürfen.

Zu Zeiten kommt dann seine alte Baulust. Wir erfahren aus den Rechnungen seiner Gefangenschaft, wie er Schornsteine und Wände stürzt, Thüren brechen und Oefen setzen läßt. Dabei ist er Freund gefälliger und bequemer Meublen, zu seinen runden Tischen haben ihm nie runde Bänke gefehlt. — Aber er ist genau in dem, was er anordnet, oft sparsam bis zum Geiz, trotz aller überflüssiger Ausgaben. Ueberhaupt ist er über das Finanzielle seiner Lage jeder Zeit unterrichtet, was Genauigkeit anlangt, werden seine fürstlichen Ausgabebücher unseren heutigen Rechnungen nicht viel nachgeben. Es wird revidirt und controlirt, bedeutende Ausgaben werden durch Einschränkungen seines Hoflebens gemindert. Schon im 2. Vierteljahr läßt er seinen Schneider aus Weimar kommen, der für ihn und seine zahlreiche Dienerschaft, wie es ja nun einmal Sitte jener Zeit ist, Alles anfertigt und in gehörigem Stand erhält.

So sparsam ist er dann auch in den übrigen Beziehungen, nur daß er nicht nach einem Etat wirthschaftet, was er so wenig wie andere Fürsten seiner Zeit gekonnt oder nöthig gehabt hat. Immerhin ist es ein Zeichen seiner Umsicht, wie er überhaupt in vielen Beziehungen mit wirthschaftlichem Sinn begabt ist, daß er seine Bedürfnisse in großen Quantitäten den billigsten Bezugsquellen entnimmt, auch aus untergeordneten Werthen aus allen Dingen neuen Nutzen zu ziehen weiß.

Wie oft haben die Söhne in Weimar ihrem „herzallerliebsten Vater" rührende Dankbriefe geschrieben, ihm gedankt für das neue Baret und den prächtigen Wams, und in der That sind es doch nur alte Kleider aus seiner Garderobe gewesen, die der alte Lucas nur neu aufgeputzt hat. Wer mag zählen, wie viel Bierfuhren von Donauwerth und Schwabach von seinen müßigen Leuten um Billiges herbeigeschafft, wie viel Fuhren Bau- und Brennholz von den Ufern des Lech herbeigeholt worden sind, wie der Wein in großen Quantitäten gekauft und selbst die Gelegenheiten von Weimar zum Transport billiger Bedürfnisse für Küch und Keller benutzt worden sind.

Bei dem Allen ist es doch staunenswerth, welche Bedürfnisse Johann Friedrich in den Tagen seiner Gefangenschaft gehabt hat. Seine Rechnungen weisen nach, daß er z. B. im zweiten Vierteljahr eine Summe verbraucht, die nahe an 200,000 Thaler unseres heutigen Geldwerthes erreichte. Allerdings Angesichts der Lage seiner Lande des Tadels würdig, wenn nicht eine allseitigere Würdigung der Verhältnisse, wie wir sie im weitern Verlaufe seiner Gefangenschaft kennen lernen, im Stande wäre, den ausgesprochenen Tadel auf das Minimum des Maßes zurückzuführen.

Nach Beendigung des Reichstags gebot der Kaiser

den Aufbruch. Am 12. August 1548 verließ Johann Friedrich die Stadt, um dem Kaiser in die Niederlande zu folgen. —

Skizzen aus Niederländisch-Ostindien.

I.

Ein Wasserfall bei Bonthain auf der Insel Celebes.

(Fortsetzung und Schluß.)

Um 5 Uhr Morgens trafen wir uns in dem Hause des obenerwähnten Herrn, welcher freundlichst ein Pferd für mich besorgt hatte, und traten dann in Begleitung eines inländischen Jungen, der mit einiger Fourage belastet war, unsern Zug an. Der Weg führte uns zunächst hart am Meer entlang, so daß die Wellen die Füße unserer Pferde bespülten. Noch war es vollständig dunkel, denn in Indien beginnt die Sonne bekanntlich erst präcis sechs Uhr ihre Vorstellung, und schließt sie eben so genau um dieselbe Stunde des Abends ohne vorhergegangene Morgen- und Abenddämmerung. Nur der im Osten etwas dunkel geröthete Horizont verkündete den nahen Tag; noch schlief die Natur, und durch nichts als das leise Plätschern der Wellen wurde die lautlose Stille unterbrochen. Nach einem etwa viertelstündigen Ritt verließen wir den Strand des Meeres und schlugen einen breiten Weg ein, der nach dem Gebirge zuführte. Bald verengerte sich derselbe, je näher wir den Bergen kamen, und endete endlich in einen schmalen, kaum zu erkennenden Fußpfad, der durch Felder von ellenhohem Alang-Alang (eine Art hohes Gras) führte. Der in der Nacht fallende Thau, welcher die Pflanzenwelt für die Hitze des Tages schadlos hält, ist in Indien so stark, daß es den Anschein hat, als ob kurz zuvor ein heftiger Regen gefallen sei, in Folge dessen wir, durch das fortwährend an uns anstreifende Riesengras reitend, an dem untern Theil des Körpers vollständig durchnäßt wurden — eine kleine Unannehmlichkeit, die schon die ersten Strahlen der Sonne vollständig wieder gut machten. Nicht zu beschreiben aber ist der aromatische Duft der Pflanzenwelt und die frische kühle Morgenluft, die Herz und Brust erhebt, so daß ein solcher Morgenritt dann vielfach vergilt, was man anders von Sonne und Klima in Indien zu leiden hat. Unser Weg führte uns nun langsam bergan, und bald gelangten wir auf ein Plateau, wo wir, rückwärts schauend, eine prächtige Aussicht auf das Meer hatten und sich der majestätische Anblick der mit überraschender Schnelle aus dem Wasser auftauchenden Sonne vor unseren Augen entfaltete. Das Meer war still und eben wie ein Spiegel, und nachdem dasselbe einige Minuten röthlich von den Strahlen der Sonne beleuchtet war, ward es bald, einer unendlichen Silberfläche gleichend, blendend von derselben bestrahlt. Auch Bonthain sah man in der Ferne freundlich am Strande liegen, und die weißen Häuser des gezaghebbers und das Gefängniß hoben sich leuchtend daraus hervor; eine Menge inländischer Fahrzeuge, prauwen genannt, schaukelten, unsern Augen wie Nußschalen erscheinend, auf der spiegelgleichen Wasserfläche und belebten das anziehende Bild. Bald befanden wir uns mitten in dem romantischen Gebirge, dessen Großartigkeit und Ausbreitung sich jetzt erst vollständig wahrnehmen ließ. Während dasselbe, von der Ebene aus betrachtet, einem einfachen langen Bergzuge glich, tauchten nun vor unseren Augen schnell nacheinander unzählige Schluchten, Thäler, Berge und Kuppen auf. Nur selten erblickt man kahle Felsen; überall herrscht die üppigste Vegetation, und mit hohem Alang-Alang bedeckte Wiesen wechseln ab mit dichtem, von endlosen Schlingpflanzen durchzogenem Buschwerk, während nur hier und da eine der unzähligen Palmensorten, einer Riesin gleich, ihre buschige Krone auf schlankem Stamme wiegt. Unser Weg, fast der einzige, den ich überhaupt bemerkte, ein Zeichen, wie selten ein Menschenfuß diese Gegenden betritt, führte uns an Abgründen vorbei und ast die steilsten Abhänge hinab. Ich hatte nicht übel Lust, beim ersten Anblick eines solchen abzusteigen, da es mir bedenklich schien, mich bei einer so schwierigen Kletterpartie fremden Füßen anzuvertrauen, aber mein erfahrener Begleiter rieth davon ab, und meine Scheu überwindend, hatte ich nun Gelegenheit, die große Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit unserer kleinen Pferde zu bewundern, die mit einer so zierlichen Vorsicht und Sicherheit die steilsten Berglehnen hinabkletterten, daß wir es ihnen auf eigenen Füßen schwerlich so gut hätten nachmachen können. Die Pferde auf Celebes, besonders die Macassaren, sind berühmt und zeichnen sich durch Schönheit und Brauchbarkeit vor anderen indischen Racen aus. Nach einem etwa zweistündigen Ritt durch das seinem Charakter meist gleichbleibende Gebirge standen wir auf der Höhe eines Kammes, von der aus wir einen Blick in die dunkele, fast düstere Tiefe eines zu unsern Füßen liegenden Thales werfen konnten, aus dessen Grunde das dumpfe Rauschen eines Waldstroms zu uns emporklang.

Langsam ritten wir hinab, immer näher und näher kam das Rauschen, und bald befanden wir uns am Bett der kali (Fluß). Eine angenehme, erfrischende Kühle empfing uns hier, das Thal war von hohen, steil abfallenden Bergen eng begrenzt, und uralte, mächtige Baumstämme mit gewaltigen Laubkronen und lang herabhängenden Wurzelfasern, Exemplare der schönen ficus religiosa, die hier häufig vorkommt, machten den Charakter desselben noch düsterer. Nur noch eine kurze Strecke konnten wir unseren Weg an der kali fortsetzen, dann härte derselbe auf und ein ganz gewaltiges Felsgestein und undurchdringbarer Urwald riefen ein gebieterisches Halt; wir stiegen ab und unsere Pferde dem inländischen Jungen überlassend, entdeckten wir die Ueberreste einer aus Bambusstangen improvisirten Bank, das einzige Zeichen, daß schon vor uns Menschenhände hier gehaust hatten. Auf einem riesigen Felsblock nahmen wir unser frugales Frühstück ein und machten dann zu unserer weiteren Tour eine einfache aber höchst nothwendige Toilette, bei welcher hauptsächlich darauf Rücksicht zu nehmen war, daß unser fernerer Weg uns meistens im Bett des Flusses entlang führen würde; und so war es auch. Von einem Felsblock zum andern springend, bald ein Wasserbassin durchwatend und bis an die Hüften im Wasser, bald den immer steiler und unwegsamer werdenden Ufern der kali ein paar Schritt abgewinnend und jeden nächsten Schritt erst genau vorher überlegend, drangen wir vorwärts und mußten oft ermüdet oder vor einem anscheinend unüberwindlichen Hinderniß stehend, unsere Wanderung unterbrechen. Aber alle

Hemmnisse wurden glücklich beseitigt, wenn auch einige Mal mit nicht geringem Aufwand von Mühe und Kraft, da wir, um einen allzugroßen Felsblock zu erklimmen, genöthigt waren, vermittelst einiger Baumstämme eine Art Gerüst zu bauen, und zugleich stets darauf bedacht sein mußten, uns überall den Rückweg offen zu halten. Nach einem derartigen, etwa einstündigen mühsamen Klettern hörten wir endlich das Ziel unserer Reise vor uns. — Wir hörten es, aber sahen es noch nicht, denn hohe, dichte Baumgruppen verbargen noch das Bild vor unsern Augen; aber immer näher kam das gewaltige Rauschen der stürzenden Wassermasse, bis wir endlich dem Fall bis auf 50 Schritt nahe, von einem mit Anstrengung erkletterten Felsen einen freien Anblick desselben genossen — einen großartig prächtigen Anblick, der uns im Augenblick das Beschwerliche und alle Mühsale des Weges vergessen machte. Das Thal, in dem wir dem Lauf der kali bis hierher gefolgt waren, ist hier zu Ende; eine mächtige, senkrecht abfallende Felswand in der ungefähren Höhe von 200 F., verschließt dasselbe: man denke sich jene bedeckt mit einem Teppich von Moos, Schlingpflanzen und Farrenkräutern in dichtestem Gewebe, während über ihn hinweg von der oben angegebenen Höhe des Berges der breite Wasserstrahl, sich durch das Dickicht Bahn brechend, herniederschießt; und wie nun stellenweise durch die perlenartige Zertheilung der Wassermasse die saftgrüne Bergwand hindurchschimmert und in Verbindung mit dem flimmernden Wasserglanze die bezauberndsten Farbenspiele bildet, läßt sich in Worten nicht schildern. Der Fall verdankt seine Großartigkeit besonders der beträchtlichen Höhe, von der er in einer ununterbrochenen geraden Linie herabstürzt und worin ihm in Europa nur wenige gleich oder zuvor kommen. Dann aber und besonders ist es die wunderbar großartige Scenerie, die ihn für den Beschauer so fesselnd und interessant macht: wir selbst in der Mitte der brausenden kali, rechts und links die schroffen Ufer desselben, bedeckt mit der üppigsten tropischen Vegetation, mit undurchdringbarem Dickicht, mit Riesenbäumen aller Art, theils in vollkommenster Fülle und Pracht, theils geknickt von der Macht der Elemente und nirgends auch nur die leiseste Spur menschlicher Nähe und Thätigkeit. Alles hatte das Gepräge der reinsten, unveränderten Natur, wie sie es vor und in Jahrtausenden geschaffen hatte. Wir erinnerten uns lebhaft der Worte des Dichters:

> Urwildniß, der Schlingpflanzen Last
> Vor Ast zu Ast geschlungen.
>
> Freitigrath.

Wir verließen nun unsern Standpunkt, der uns den vollsten Anblick auf den Fall geboten hatte, um das an dem Fuße desselben befindliche Wasserbecken in unmittelbarer Nähe zu betrachten. Es ist dies ein sehr geräumiges und ziemlich tiefes von Felsblöcken umschlossenes Bassin, in welches unaufhaltsam der mächtige Wasserstrahl herniederschießt und einen so gewaltigen, weithin sprühenden Staubregen bildet, daß uns der Athem schier vergehen wollte. Nur wenige Augenblicke konnten wir in dem betäubenden Sturzbade verharren, um einen Totaleindruck dieser wilden Gewalten mitzunehmen, dann suchten wir unsern alten sichern Sitz noch einmal auf und warfen einen letzten, langen Abschiedsblick auf das schöne Naturspiel. Stundenlang könnte man dieses malerische Bild, diesen Contrast von Ruhe und Bewegung, durch die unbeschreiblich schöne grüne Bergeswand und die schnell wie der Augenblick herabbrausende Wassermasse gebildet, betrachten, immer von neuem wird das Auge durch die ewig wechselnden Wassergebilde angezogen und versenkt sich in das reizende Spiel dieser krystallenen Gestalten. Aber der Gedanke, daß wir hier auf einem so entlegenen und einsamen Platze eines so unendlich weit von der Heimath entfernten Eilandes uns befanden, erregte unwillkürlich eine wehmüthige Stimmung, und gern, glaube ich, hätten wir Beide die prächtige Gegend, die uns mit dem vollsten Zauber der Urwildniß umgab, mit einer minder schönen in der lieben Heimath vertauscht. —

Endlich rissen wir uns los und legten nun denselben mühsamen Weg zurück, den wir gekommen waren; unsere Pferde trafen wir wohlbehalten an, trotz des schlummernden Wächters, und nach einer kurzen Rast begaben wir uns auf den Weg nach Bonthain. Die erquickende Morgenkühle hatte einer ziemlich drückenden Hitze Platz gemacht, weshalb wir, um derselben baldmöglichst zu entfliehen, wo es das Terrain erlaubte, unsere Pferde einen muntern Trab gehen ließen. Herr K. bedeutete daher seinem Jungen, daß er langsam nachkommen könne, während derselbe beim Hinritt, damit er nicht seiner angebornen Faulheit nachgebe und zurückbleibe, vor den Köpfen der Pferde hatte marschiren müssen. Er machte jedoch zu unserer Verwunderung von der gegebenen Erlaubniß keinen Gebrauch, und nach einigen Kreuz- und Querfragen brachten wir aus ihm heraus, daß er, obgleich 14 Jahre und immer in Bonthain, doch noch nie in das Gebirge gekommen sei, und daß die Furcht, sich zu verirren, ihn zu diesem Wettlauf mit unsern Pferden antreibe. Aus einer Vogelflinte, mit der wir's auf die Bewohner des Waldes abgesehen hatten, lösten wir noch einige Schüsse auf Affen und Papageyen, doch bekamen wir außer diesen und noch einigen Vögelsorten nichts zu sehen. Es sind diese Wälder überhaupt, außer von Hirschen und Schweinen, fast gar nicht mit wilden Thieren bevölkert; selbst Schlangen giebt es hier nicht, die man sonst so vielfach auf den Sundainseln antrifft.

Gegen Mittag trafen wir etwas ermüdet von den gehabten Beschwerden, aber mit der vollsten Befriedigung von dem uns zu Theil gewordenen Genusse, wohlbehalten in dem gastlichen Hause des Herrn K. ein.

König Nicolaus von Paraguay.

Eine Erinnerung an's achtzehnte Jahrhundert.

(Von George Hesekiel.)

In der neuern Geschichte kommen zuweilen Fürsten, Könige vor, für deren Art noch eine technisch-historische Bezeichnung fehlt und auch wohl immer fehlen wird, weil ihre Art eben so verschieden ist, daß es kaum möglich sein dürfte, eine gemeinsame Bezeichnung für sie zu finden; und doch haben Alle das Gemeinsame, daß sie eben keine ächten und vollen Fürsten, keine wahren und ganzen Könige, keine rechten Kronenträger dans toute la force du terme sind. Man könnte sie allenfalls Bruch-Fürsten nennen, denn sie haben meist doch ein wenig vom Fürsten-

thum, aber Halb-Fürsten wäre schon zuviel, Viertels- und Achtelsfürsten müßte genügen. So könnte man den König Theodor von Korsika, den westphälischen Baron von Neuhof, etwa als einen Achtelsfürsten bezeichnen. Incognito-Könige könnte man Einige nennen, denn sind auch die Leute meist bekannt genug, so ist ihr Königthum doch entweder ganz im Dunkeln geblieben, oder höchstens in jenes historische clair-obscur getreten, welches auf geheimen Archiven und Privatmittheilungen ruht. Wie Vielen mag bekannt sein, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts der Marschall Soult, Duc de Dalmatie, nicht nur damit umging, sich zum König von Süd-Portugal zu machen, sondern, daß es wirklich noch Proclamationen giebt, welche feierlich beginnen: „Wir Nicolaus I. von Gottes Gnaden König von Algarve u. s. w.?“ Ebenso wird nicht Vielen bekannt sein, daß es nicht erst nach dem Tode Ludwigs XVIII. einen König Carl X. von Frankreich gab, sondern schon vor Ludwigs XVIII. erster Restauration, denn 1814 begehrte Carl Johann Bernadotte, damals erwählter Kronprinz der Schweden und Gothen, lebhaft König von Frankreich zu werden, und vielleicht war er nicht so ganz entfernt von diesem Ziele; wenigstens hatte der kluge Kartenmischer schon die Patentbriefe fertig, in denen er als Carl X. Besitz von dem besten Stück der bonapartischen Erbschaft nahm. Bekanntlich wußte sich dieser französische Incognito-König Carl X. später ganz gewandt als wirklicher König Carl XIV. von Schweden auszuspielen.

Merkwürdiger aber als alle diese Bruchfürsten und Incognito-Könige war im vorigen Jahrhundert, K ö n i g N i c o l a u s v o n P a r a g u a y. Diese Majestät dürfte nur sehr Wenigen bekannt sein, obgleich sie einen besonderen Geschichtsschreiber gefunden hat, und obgleich eine „Histoire de Nicolas I. roi de Paraguay et empereur de Mamelus“ zu Paris erschienen ist, die freilich sehr bald zu den ziemlich seltenen Schriften gerechnet wurde.

Um aber auf diesen König und Kaiser Nicolaus zu kommen, muß ich eines Ereignisses gedenken, in welchem sich der kirchenfeindliche Geist des achtzehnten Jahrhunderts, welches Viele das philosophische Jahrhundert nennen, in einer wirklich sehr belehrenden Weise manifestirte; ich meine die Aufhebung des Jesuiten-Ordens. Man hielt diese, einerseits ebenso maaßlos bewunderte, als andererseits maaßlos angegriffene Stiftung des schwärmerischen Loyala im vorigen Jahrhundert noch für eine Hauptstütze der katholischen Kirche und richtete deshalb die Spitze des Angriff's gegen die Kirche vorzugsweise gegen den Orden Jesu. Ich unterlasse hier diese Angriffe näher zu qualificiren, viele derselben sind ganz unzweifelhaft aus den edelsten Beweggründen und tiefster Ueberzeugung hervorgegangen, ebenso viele aber waren höchst frivoler und ganz unlauterer Art. Jedenfalls aber zeigte die durchaus schwache und klägliche Vertheidigung des Ordens, daß derselbe in keinem Falle mehr das war, was er vielleicht hundert Jahr früher noch gewesen, eine Hauptstütze der katholischen Kirche. Der Orden wurde, wie bekannt, zuerst auf literarischem Gebiet befehdet, es regnete Streit- und Flugschriften, denen man zum größten Theile weder Scharfsinn noch Gelehrsamkeit absprechen kann, die Vertheidigung nur des Ordens war gleich Null; von seinen Gegenschriften ist auch nicht Eine zu nennen, der man irgend welche Bedeutung beimessen könnte; der Orden fühlte auch sehr bald, daß er auf diesem Gebiet geschlagen sei, er stellte den Kampf mit geistigen Waffen fast ganz ein und gab dadurch, zwar noch nicht seine eigene, wohl aber die Sache der Kirche, für deren auserlesenes geistiges Bollwerk er so lange gegolten, verloren. Wenn aber ein wesentlich geistiges Institut auf dem Felde der Lehre, des Geistes und der Wissenschaft geschlagen ist, dann vermag es seinen Platz auch überhaupt nicht mehr zu halten, und ganz vergeblich suchten sich die Jesuiten nach ihrer Niederlage noch durch äußere Mittel, namentlich durch indirecten Einfluß auf die Machthaber, zu retten. Ein geistiges Institut, welches die blanke Waffe des Geistes n i c h t mehr zu führen vermag, ist nicht durch äußere Mittel zu halten, und der Jesuiten-Orden mußte in dem Moment fallen, wo der aufgeklärte Despotismus des achtzehnten Jahrhunderts ihm seinen Einfluß auf die katholischen Fürsten entriß. Das aber geschah um Mitte des abgewichenen Saeculi, wo Choiseul in Frankreich, Squillace in Spanien, Carvalho oder Pombal in Portugal, Tanucci in Neapel u. a. m. an die Spitze der Geschäfte traten.

Der kirchenfeindliche und aufgeklärte Despotismus verfolgte seinen Sieg bis zum Aeußersten, aber, wie man gestehen muß, im Geist jener Humanität, welche er an Stelle des christlichen Glaubens predigte; es gab keine Scheiterhaufen wie in frühern Jahrhunderten, aber auch keine Noyaden, Füsilladen, Mitrailladen und keine permanenten Guillotinen, mit denen die, ohne religiöse Grundlage bis zur Bestialität ausgeartete, philosophische Toleranz schon nach funfzig Jahren an der Menschenbeglückung arbeitete. Man verfuhr mit den Jesuiten nicht eben glimpflich, oft sogar hart, aber man hielt die Hände fast überall rein von Blut und verfuhr am strengsten, mit Recht könnte man sagen, da, wo der faulste Fleck des Ordens war, d. h. da, wo er am meisten von dem Wesen der geistigen Institution abgewichen war; wir meinen in Bezug auf die großen, einem geistlichen Orden ganz unanständigen H a n d e l s- und B e r e i c h e r u n g s g e s c h ä f t e der Jesuiten. Nur in Portugal griff man den Orden auch an einer Stelle heftig an, wo er mehr Lob als Tadel verdient hatte, in seiner Heiden-Missionsthätigkeit, obwohl wir nicht in Abrede stellen wollen, daß die Missionsthätigkeit der Jesuiten in den spanischen und portugiesischen Colonien Süd-Amerikas auch ihre sehr bedenklichen Seiten hatte und namentlich dem herrschenden aufgeklärten Despotismus ein Dorn im Auge sein mußte. Zum Theile in, zum Theil zwischen den spanischen und portugiesischen Colonien in Süd-Amerika hatten nämlich die Jesuiten unter den Indianern, namentlich von der Nation der Tapas, eine Art von M i s s i o n s s t a a t begründet, der allerdings nur formell den Kronen von Spanien und Portugal unterworfen war, aber auch in Wirklichkeit ihnen nur formell unterworfen sein konnte, da keine der beiden Kronen hinlängliche Streitkräfte zur w i r k l i c h e n Unterwerfung für jenen entfernten und weiten Süden hielt. — Als nun Portugal aus Anlaß einer Grenz-Regulirung die Colonie San Sacramento am La Plata gegen einen Theil von Paraguay an Spanien vertauschte, setzte sich

die indianische Bevölkerung dagegen und versuchte, sich ganz von europäischer Botmäßigkeit frei zu machen; sie gewann auch anfänglich entschiedene Vortheile über die schwachen europäischen Truppen. Nun klagte auf Carvalho's Anstiften der portugiesische Statthalter von Maranhon, die Jesuiten hätten diesen Widerstand gegen den Austausch von San Sacramento, den blutigen Aufstand der Tapas hervorgerufen und sie gingen ernsthaft damit um, ein von den Kronen Spanien und Portugal unabhängiges Jesuitenreich in Paraguay zu begründen. Es ist nun sehr schwer, in diesen und den folgenden Berichten das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, denn man muß nicht vergessen, daß alle Berichte von der den Jesuiten feindlichen Partei ausgingen und daß sie mit der bestimmten Absicht verfaßt wurden, die Jesuiten zu stürzen. Nach ernster Prüfung scheint es das Wahrscheinlichste zu sein, daß die Jesuiten wirklich den Widerstand der Indianer gegen den Austausch von San Sacramento unterstützten, der ihrem Interesse allerdings schädlich war, schwerlich aber hatten sie Schuld an dem Aufstand der Tapas gegen die Europäer überhaupt, denn dessen erstes Aufflammen brachte ihnen grade den größesten Schaden, was nicht schwer vorauszusehen war; die Tapas verwüsteten nämlich die sogenannten Parochien und Dorfschaften der Jesuiten sofort mit Feuer und Schwert und wütheten gräßlich gegen die Neubekehrten und ihre geistlichen Führer. — (Fortsetzung folgt.)

Die Reformation und die Volksüberlieferung.

(Von Dr. Pröhle.)

I.

Ein schönes Gemälde von Luther hat uns Cyriakus Spangenberg in einem einzigen Satze hinterlassen. „Wenn ich," schreib er 1569, „vor dreiundzwanzig Jahren zu Wittenberg etwa Luther entgegen sah, da dünkt mich gleich, als sähe ich also ein groß, gewaltig, wohlgerüstet Streitschiff, das unter die Feinde auf dem ungestümen Meer getrost hineinsetzet." Man soll dabei den Reformator sich ohne Zweifel in seiner geistlichen Amtstracht vorstellen. Ein anderer Vergleich kam mir zufällig in einer ungedruckten Lutherrede von Friedrich Ludwig Jahn vor Augen. Der nordische Donnergott, Thor zerschmettert mit seinem Hammer und seinen Frühlingsgewittern die Eisriesen des Winters. Ihm scheint Jahn den hämmernden Luther vergleichen zu wollen, welcher die 95 Sätze an die Schloßkirche schlug. Wie Thors Hammer den Frühling in der Natur erzeugt, so weckt Luthers Hammer den Geistesfrühling auf „Thors Hammer," so drückte der alte Jahn sich aus, „zerschmetterte Roms Riesenschlangen, die sich um die Nordveste geringelt, und das Reinigungsfeuer im Neckenrauch wandelt Land und Volk zu schöner Verjüngung. Nunmehr geht jedes Volk seinen eigenen Weg, durchmißt seine Bahn, bildet Sprache und Schriftthum und gestaltet sein Gemeinwesen selber. Der Schöpfungsmorgen der neuen Geschichte ist angebrochen."

Nichts läßt uns Luther gewaltiger erscheinen, als sein Lied „Eine feste Burg ist unser Gott". — Luther ahmte in diesem Liede sehr frei den 46. Psalm nach. Er steht aber durch die Hoheit des Liedes selbst als König David der deutschen Poesie da. Durchaus erscheint er hier als ein Held. Echt mittelalterlich veranschaulicht er uns selbst unter dem Bilde der angefochtenen und vertheidigten Gottesburg das ganze Reformationswerk. Jede Strophe dieses unvergleichlichen Gedichtes steht wie eine Burg für sich da, eine Ebernburg, eine Wartburg, eine Veste Coburg und ein Mansfelder Schloß. Es ist eine der ergreifendsten Stellen in Goethe's Götz von Berlichingen, wo durch eine kühne Andeutung Goethe den Mann der Gottesburg sich dem irdischen Ritter vom Bergschloß Jaxthausen nähern läßt. Bedeutsame Worte aber sind es, wenn Götz zum Bruder Martin spricht: „Mann der heiligen Ruhe, ihr beschämt viele Ritter!" Oder wenn er sagt: „Wär' Euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte Euch bereden, einen Harnisch anzulegen, wollt' Euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander."

Auf dem Mansfelder Schlosse ist ein Bild roher Ueppigkeit aus dem Ritterleben in Stein gehauen. Gerade vor diesem Bilde soll Luther die typische Prophezeiung ausgesprochen haben: „Hier wird gut Gras wachsen." Einen Theil seines Lebens brachte der geistliche Burgdichter selbst auf irdischen Burgen zu. Bei näherer Betrachtung oder Deutung schaut neben den ewigen Wahrheiten der Religion aus der Burg seines Liedes gerade der Teufel des Mittelalters hervor, welchen er selbst auf den irdischen Burgen beim Stürmen der Winde und beim Knarren der Wetterfahnen gesehen und überwunden hat.

Vereinzelt und unglaublich steht die Nachricht da, daß Luther sein Burglied schon auf der Wartburg gedichtet habe. Doch erinnert sogar schon die Aeußerung: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern" an „die Welt voll Teufel" im Burgliede. Auf der Wartburg glaubte Luther sich vom Teufel verfolgt in Gestalt einer großen Fliege. Ich weiß nicht, ob Schamelius dies vor Augen hatte, als er folgendermaßen das Verständniß der zweiten und dritten Strophe lehrte: „Wir überwinden durch demüthige und gläubige Ergreifung der göttlichen Kraft. Der böse Feind ist alsdann gegen einen Christen, wie eine Fliege gegen einen wohlgerüsteten Mann." Bekanntlich lautet die dritte Strophe:

> Und wenn die Welt voll Teufel wär'
> Und wollt' uns gar verschlingen:
> So fürchten wir uns nicht so sehr,
> Es soll uns doch gelingen
> Der Fürst dieser Welt,
> Wie saur' er sich stellt,
> Thut er uns doch nicht;
> Das macht, er ist gericht:
> Ein Wörtlein kann ihn fällen. —

Wahrscheinlich ist das Lied schon 1529 nach Beendigung des Reichstages von Speyer gedichtet. Ungern aber trennt man sich von dem Gedanken, daß es 1530 während des Augsburger Reichstages auf der herrlichen Veste Coburg gedichtet sei. Mit Andacht betreten wir noch Doctor Luthers Stube. Kurfürst Johann der Beständige ließ ihn als einen Geächteten dort zurück, als er mit Melanchthon nach Augsburg reist. Das Augsburger Glaubensbekenntniß schickte er ihm dorthin zur

Durchsicht. Die Veste Coburg nannte Luther den Berg Sinai, das Reich der Vögel und Dohlen.

„Dies geistreiche Liedlein, sagte Hieronymus Weller von: Ein' feste Burg ist unser Gott, hat der Mann Gottes, Doctor Luther, gemacht zu der Zeit, da die Feinde das Evangelium, ihn sammt allen christlichen Lehrern auf dem Reichstag zu Augsburg wollten auffressen." Jedenfalls sang Luther auf der herrlichen Veste zu Coburg sein Burglied täglich. Mit der Laute stand er dabei am Fenster und schaute gen Himmel. Nach Selneccers Zeugnisse stand er deshalb so da, „weil ihn die Feinde auffressen wollten." Luther empfand Faustschläge am Leibe von des Sautans Engel. Des Nachts hörte er den bösen Geist in der Veste Coburg poltern. Er sah ihn im Schloßgarten in der Gestalt einer alten Sau. Während gegen den Mann auf der Veste Coburg, der die Geschichte aus den rostigen Angeln hob, in der weiten Welt die Teufel lebendig waren, suchte er sie zugleich wieder beängstigend in seiner Nähe. „Das Schloß, das voll Teufel ist", nannte er damals die herrliche Veste, wenn er auch die ähnlich klingenden Worte: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" schon früher geschrieben hatte. Wenn Wind und Regen an seine Fenster schlugen, meinte er, es wäre ein Lärm zu Augsburg. Sinnend stehen wir jetzt vor einer geschichtlichen Persönlichkeit, welche das Fernste als eine psychologische Anfechtung und das unsichtbare Wirken eines bösen Princips in seiner Zelle als persönliches Leiden erdulden mußte. Nicht aber bloß das Papstthum quälte ihn in Teufelsgestalt. Im Gegentheil erschienen ihm auch seine Zwickauer so. Der Teufel, so erscheint es in Ranke's Reformationsgeschichte, lockte ihn einer freieren Richtung sich anzuschließen, aber Jesus und die Schrift überwand auch hier.

Dem Teufelsglauben Luthers lag eine volksthümliche Anschauung zu Grunde. Keine Gegend Deutschlands ist vielleicht jetzt so sagenreich, wie die der Bergmannsstädte des Oberharzes. Dies liegt schon in dem fast abgeschlossenen und schön ausgebildeten geselligen Leben der Bergleute, welches alle Blüthen des Volkslebens noch heute auf dem engen Gebiete der Familie zur Entfaltung bringt. In Mansfeld konnte es nicht anders sein. Während dort aus den rothen kahlen Gebirgsklüften rings um das Schneewasser in Gießbächen rinnt, wird in den Bergmannsstuben noch heute die Erzählung schauriger Geistersagen jene Spiele ablösen, deren oft bedenkliche Art weniger durch die Gegenwart der Eltern als der Ehefrauen gemildert wird. In alter Zeit mögen die Sitten in demselben Grade strenger und ehrwürdiger gewesen sein, in welchem sie noch mehr volksthümlich waren. Mansfelder Bergleute fahren jetzt auch in die Kohlengruben des nördlichen Deutschlands ein. Gerade sie aber zeichnen sich durch ihre alten Gebräuche und ihr religiöses Leben jetzt vor allen andern Bergleuten aus. Eisleben und Mansfeld ist ihr Bethlehem und Jerusalem. Wie Christus aus dem Geschlechte Davids hervorging, so, stellen sie sich vor, sei Luther aus ihrem Bergmannsstamme entsprungen.

Im Volksaberglauben mischt sich schon Heidnisches und Christliches. So nahm ihn auch Luther in Mansfeld schon auf. Aber der so gestaltete Aberglaube erlebt eine neue Strahlenbrechung durch Luthers kräftige und originelle Persönlichkeit. Er stellte den Volksteufel wieder auf theologischen Boden. Namentlich dachte er die Lehre vom Teufel mit der Erlösung in lebhafter Verbindung. Gerade dazu kam der Sohn Gottes auf Erden, um die Werke des Teufels zu zerstören und der alten Schlange den Kopf zu zertreten. Aber noch immer, meint Luther, ist der Teufel ein äußerst mächtiges und gefährliches Wesen. Was ihm jetzt an Macht abgeht, richtet er durch seine List aus.

„Der alte böse Feind
Mit Ernst er's itzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist.
Auf Erden ist nicht seines Gleichen."

Er macht ein X für ein U nach dem andern. Nach dieser Vorstellung gilt auch noch für die Zeit der Reformation und der Religionsgespräche, was Luther selber in seiner „lieben Genesis" von des Teufels Rhetorika sagt: „Er hat nicht genug daran, daß Heva dem Wort Gottes einen Zusatz gethan, und gesagt hat, forte! wohl, vielleicht! sondern macht nun aus dem adverbio dubitandi gar ein adverbium negandi. Non moriemini, Ihr werdet nicht sterben!" Der Teufel ließe nicht einen Baum aufkommen, er würde verhindern, ja erwürgen und dämpfen Alles, was auf der Erde wächst. Allein er kann sich nichts mehr mit öffentlicher Gewalt unterstehen „als hätte er keinen, der gegen ihn kämpfet."

„Mit unser Macht ist nichts gethan.
Wir sind gar bald verloren:
Es streit für uns der rechte Mann.
Den Gott hat selbst erkoren.
Fragst Du, wer der ist?
Er heißet Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth!
Und ist kein ander Gott;
Das Feld muß er behalten!"

Luther würde geglaubt haben, dem Herrn Christus eine Schmach anzuthun, wenn er diesen gefallenen Buben, wie er den Teufel nennt, geschent hätte. Luther fürchtete den Teufel nicht, er trotzte ihm. Wie er als Dogmatiker nur gering von ihm denken konnte, so sprach er ihm recht eigentlich Hohn, wenn er ihn in der Einsamkeit mittelalterlicher Burgen als Volksteufel und zugleich als seinen persönlicher Feind anfocht. Der Teufel, meint er, ist ein stolzer, hochmüthiger Geist, aber er hat kein Recht stolz zu sein, denn er ist abgefallen und von Gott verstoßen. Uns dagegen hat Gott in Christo angenommen, und wir sollen dem Teufel damit trotzen, daß Gott uns in seinem lieben Sohn so hoch geehrt hat. Mit Verachtung müssen wir ihm begegnen. Dies verträgt sein Stolz nicht und so fleucht er am ersten von uns.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 7. Berlin, den 11. Februar 1863. Nr. 7.

1. Carl, Graf und Herr von Giech, Standesherr, erblicher Reichsrath der Krone Bayern, auf Markt Thurnau in Oberfranken. Ehrenritter seit 1842. † zu Nürnberg 2. Februar 1863.

2. Curt Friedrich Wilhelm Gottlob Heinrich, Graf von Götzen, Kammerherr. Ehrenritter seit 1825. † zu Görlitz 5. Februar 1863.

„Stärke wohnt nicht im Gebein, sondern im Gemüth".

Die Friedericianische Heroenzeit belegt mannichfaltig die Wahrheit dieses Sprüchworts. Es sei hier zweier Fälle gedacht, welche als Muster von Berufstreue und Pflichteifer ein gutes Andenken verdienen.

Im Jahre 1743 bat Generalmajor Prinz Moritz von Anhalt-Dessau, nachdem und weil aus seinem (Infanterie-) Regiment der Major Graf Borcke ausgeschieden, beim König um die Beförderung zweier Hauptleute zu Stabsofficieren, weil der Aelteste derselben, von Kahlbutz, bei Stralsund (1715) drei Blessuren bekommen, „wodurch ihm alle beide Arme entzwei geschossen, welche mit eisernen Instrumenten befestigt sind, so daß er außer Stande sein würde, Dienst zu Pferde zu thun und solchen dem (gleichzeitig zum Major vorgeschlagenen) Hintermann würde überlassen müssen." —

Während der Belagerung von Prag 1757 befahl der große König die Einrichtung eines Haupt-Lazareths zu Leitmeritz für innerlich Kranke; er berief deshalb den alten, würdigen Dr. Cothenius. Dieser berichtete sehr bald von dem günstigen Ergebniß seiner Bemühungen, so schwierig die Sache auch gewesen. Ein besondrer Uebelstand war des Dr. Cothenius eigene Krankheit. Mit welcher Selbstverläugnung sich trotz derselben dieser berühmte und verdienstvolle Arzt seiner Berufspflicht hingab, entnehmen wir dem von ihm geschriebenen Briefe: „Ich schleppe mich zwar nur mit einem schwachen Körper; indeß kann ich meine Gesundheit und den kleinen Rest meines Lebens nicht besser als in Ihrer Königl. Majestät Diensten anwenden und vollbringen." —

Ernst Graf Lippe.

König Nicolaus von Paraguay.

Eine Erinnerung an's achtzehnte Jahrhundert.

(Von George Hesekiel.)

(Fortsetzung.)

Dieser Angriff auf die Jesuitenmissionen war offenbar von einer dem Orden feindlichen Hand dirigirt. Was die letzte und Hauptbeschuldigung betrifft, die beabsichtigte oder gar schon in's Werk gesetzte Stiftung eines von Europa d. h. von den Kronen Spanien und Portugal, ganz unabhängigen Priesterreichs der Jesuiten, so gestehen wir offen, daß wir zwar nicht im Stande sind, dieselbe unbedingt zu glauben, noch weniger aber sie so unbedingt zu verwerfen, wie das z. B. König Friedrich II. in seiner Histoire de mon temps thut. Der Leser mag sich aus den dürftigen Nachrichten, welche wir ihm zu bieten vermögen, selbst eine Ansicht zu bilden suchen.

In einer Relation d. d. Lissabon, 4. Juli 1755 heißt es, nachdem Don Gomez Freyre erklärt hat, daß er sich ebenso wie der spanische Commissair habe zurückziehen müssen und daß er mit diesem vereint die Operationen im October wieder aufzunehmen gedenke: „Inmittelst wurde der neue König Nicolaus I. von Paraguay bekannt, welcher zu vielerlei Betrachtungen Anlaß gab. Die merkwürdigsten waren aus Spanien selbst und folgenden Inhalts. Obwohl die Sache viel Aufsehen machte, so muß sie doch mehr für eine Absonderlichkeit, als für eine förmliche Usurpation angesehen werden. Es ist bekannt, daß zur Zeit, da sich die Portugiesen in Brasilien festsetzten, das Etablissement zu Paraguay durch ungefähr funfzig herumirrende indianische Familien, welche die Jesuiten Missionaire zusammen brachten und ihnen an den Ufern des Flusses Japsus in der Tiefe des Landes einen Platz anwiesen, angelegt wurde. Dieses Etablissement wuchs dergestalt an, daß es in der Folge aus mehr als dreihundert Familien bestand, die das Land sich zu Nutze zu machen suchten und die besten Gegenden davon besetzten. Die Gold- und Silbergruben haben eine neue Gelegenheit gegeben, die Einsicht und den industriösen Verstand der Einwohner zu beschäftigen. Zu diesen beiden Eigenschaften kam noch die Sanftmuth und die Unterwürfigkeit ihres Naturells, nebst dem damit

verknüpften blinden Gehorsam gegen ihre Obern und die genaue Beobachtung der Pflichten, welche ihnen Religion und Gesetz anflegen; die in dem Lande der Missionen eingeführte Subordination wird daselbst heilig beobachtet. In jeder Mission befindet sich ein Pater der Gesellschaft Jesu, der sie mit unumschränkter Gewalt regiert und sich der Mittel der Gelindigkeit oder der Schärfe, nachdem sie erfordert werden, bedient. Die Uneigennützigkeit ist daselbst eine so fest begründete Tugend, daß die Einwohner sich ein Gesetze daraus machen, allen Nutzen von ihrer Arbeit ihren Herrn zu liefern und nichts über den Antheil zu verlangen, der zum Unterhalt für jede Familie bestimmt ist. Die vierzig Jesuiten, deren Jeder seine Pfarrei zu regieren hat, sind von Niemandem abhängig und geben Niemandem von ihrer Verwaltung Rechenschaft, als dem Pater Provinzial, welcher jährlich ein Mal unter Begleitung einer großen Anzahl von Indianern in die Missionen kommt. Er wird daselbst allemal mit großen Freudenbezeugungen und Ehrerbietung aufgenommen. Während seines Aufenthaltes zieht er von Allem Kundschaft ein, was die Umstände der Pfarreien angeht, und läßt sich die Rechnungen eines Jeden vorlegen. Das Militair-Gouvernement ist daselbst nicht weniger gut eingerichtet, als das politische. Jede Pfarrei ist verbunden, eine gewisse Anzahl disciplinirter Soldaten, die in Regimenter zu Fuß und Pferde nach der Stärke der Pfarrei eingetheilt sind, zu halten. Jedes dieser Regimenter besteht aus sechs Compagnien, deren jede funfzig Mann stark ist. Jedes Regiment hat einen Obersten, sechs Hauptleute und eben so viele Lieutenants, die alle unter einem Generaloffizier stehen, welcher dafür sorgt, daß in jeder Pfarrei alle Sonntage nach der Vesper die Exercitien gemacht werden. Diese Offiziere, welche von Vater auf Sohn zu solchem Berufe erzogen werden, unterhalten bei ihren Truppen eine sehr gute Ordnung und genaue Kriegszucht. Außer dem Falle eines Krieges und der Noth, so ein Corps Truppen zusammen gezogen werden muß, haben die Pfarrer keine Communication unter sich, um dadurch allen Anlaß zur Eifersucht und zum Mißvergnügen zu vermeiden. Man rechnet, daß das Missions-Land in acht Tagen gegen 70,000 Mann auf die Beine stellen kann. Die Ursache, welche die Unterhaltung eines so zahlreichen Corps Truppen rechtfertigt, bestehet darin, daß das Land gegen die Einfälle seiner Nachbaren in Sicherheit gesetzt und die Einwohner der Pfarreien in ihrer Industrie nicht gestört, auch der Müssiggang verhindert werde. Sie treiben allerlei Art Industrie, um bei ihnen die Lust der Arbeit zu erhalten und den Müssiggang zu hindern. Wenn Alles, was man von dem neuen Könige meldet, wahr ist, so läßt sich schließen, daß es ihm vermittelst der Vortheile und Reichthümer, welche der Handel dem Lande bringt, nicht große Mühe kosten werde, sich dabei zu behaupten, ob man sich gleich nicht vorstellen kann, daß er den Vorsatz gefaßt haben sollte, sich der Krone Spanien zu entziehen, als von welcher das Land der Missionen so abhängt, daß die Missionaire jährlich einen Thaler Grundzins (?) an Seine katholische Majestät als eine Kopfsteuer für einen jeden Indianer entrichten müssen."

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir dieser portugiesischen Relation die Absicht beilegen, der spanischen Regierung „bange zu machen" vor der Macht des Jesuiten-Staates und sie dadurch zu nöthigen, sich den unbedingt härtern Maaßregeln der portugiesischen Regierung gegen den Jesuiten-Orden überhaupt anzuschließen. Gewiß sind die Grundzüge der Jesuitenregierung des Missionsstaates richtig angegeben, auch das Gute und Kluge, was diesen Einrichtungen der Jesuiten in der Relation nachgerühmt wird, läßt sich schwerlich in Abrede stellen; hat doch selbst Voltaire es nicht ganz geläugnet in der ebenso ruchlosen, als geistvollen Erzählung Candide, oder: „diese Welt ist die beste", in welcher er seinen Helden auch nach Paraguay führt! Er muß wirklich einen „zureichenden Grund" dafür gehabt haben. Uebertrieben aber und ganz auf das „bange machen" berechnet, sind dagegen jedenfalls die Angaben über die stehende Armee der Jesuiten. Selbst für einen europäischen Staat war damals eine stehende Armee von 70,000 Mann sehr viel. Friedrich Wilhelm I. von Preußen hinterließ 1740 eine stehende Armee von 80,000 Mann, Friedrich machte sein Königreich damit zum Großstaat, freilich waren diese Preußen und jene Indianer!

Der neue König Nicolaus I. erscheint in dieser portugiesischen Relation noch durchaus im strengsten Incognito, wir erfahren von diesem Incognito-König eigentlich noch gar nichts, sondern nur, daß der Referent ihm zutraut, daß er sich behaupten werde, wenn Alles wahr, was er, aber nicht wir, von ihm vernommen.

Etwas mehr von ihm erfahren wir aus folgendem Schreiben aus Paris, in welchem es heißt: „verschiedene Leute sind der Ansicht, daß unter diesem Handel etwas stecke, das noch nicht genugsam aufgeklärt sei und ohne dessen Erläuterung man nicht richtig beurtheilen könne. Man sieht es auch für eine ganz unwahrscheinliche Sache an, daß der König Nicolaus I. den befremdlichen Vorsatz gefaßt haben sollte, sich unabhängig zu machen, weil er sowohl die Spanier, als auch die Portugiesen zu befürchten haben würde, die die Provinz Paraguay nicht fahren lassen werden, da das Interesse des dasigen Handels von denselben einzig und allein für beide Nationen und in sonderheit für die Spanier abhängt. Alle Waaren des Landes der Missionen werden zu Wasser nach Santa Fé gebracht, wo das Niederlags-Magazin ist und wo ein General-Procurator des Ordens residirt. Von da werden sie zu Lande nach Buenos-Ayres verführt, wo ebenfalls ein General-Procurator ist und wo man sie sodann in die benachbarten Provinzen vertheilt, wo sie vertrieben werden. Man giebt von diesem Nicolao Primo vor, daß seine Königswürde auf die Würde eines Generalissimi gefolgt, welche er vorher bekleidet, wie solches in dem Lande der Missionen gewöhnlich ist, wo alle Truppen dem Pater Provincial unterworfen sind, welcher, wenn er die Armee zusammenzieht, den Charakter eines Generalissimi annimmt. Gleich wie das Land der Missionen von Landstreichern umgeben ist, die durch eine zwischen den Besitzungen der Spanier und der Portugiesen in Brasilien gezogene neue Abmarkungslinie von einander abgesondert werden sollen, also scheint es, daß dieser Umstand Gelegenheit gegeben, die Indianer in Paraguay wegen der Schwierigkeiten zusammen zu ziehen,

die sich über die Mittel, diese Abmarkung zu bewerkstelligen, ereignet haben."

Nach diesem Schreiben war also der König Nicolaus I. ein Jesuit und zwar der Pater Provincial des Missionsstaates, welcher als Generalissimus die Truppen zusammenzog, da sich wegen der Bestimmung der neuen Demarcationslinie und den Mitteln dazu, d. h. dem Austausch von San Sacramento, Schwierigkeiten erhoben. Der geistliche Generalissimus machte sich also unter dem Namen Nicolaus I. zum Könige des Missionslandes. Damit haben wir allerdings einen großen Schritt weiter zur Feststellung der Persönlichkeit unseres Königs Nicolaus gethan, obwohl dieselbe sich immer noch sehr „incognito" hält. Wir würden von einem so merkwürdigen Manne herzlich wenig wissen, wenn wir nicht jene schon oben erwähnte: Geschichte Nicolaus I. Königs von Paraguay und Kaisers der Mamelus hätten, für deren Glaubwürdigkeit wir allerdings eine Vertretung durchaus nicht übernehmen möchten. Nach derselben war König Nicolaus i. J. 1710 zu Taratos in Andalusien geboren, hieß Nicolaus Rubioni (Roubionni französirt) und war daselbst in völliger Verwahrlosung aufgewachsen. Er war ein schlimmer Bursche durch und durch. Er entlief der Heimath wegen versuchten Meuchelmords und verübte allerlei Missethaten. Dennoch gelang es ihm, 1749 als Laienbruder im Jesuiten-Collegium zu Sarogossa Aufnahme zu finden; hier wurde er als Einkäufer benutzt, ein Geschäft, bei welchem er begreiflicher Weise Gelegenheit genug fand, sich unerlaubten Gewinn zu machen. Aber er verübte hier noch einen Streich, der allerdings in seiner Weise großartig sein würde, wenn er besser verbürgt wäre; er trat nämlich zu Huesca als Graf von Emmades auf und heirathete als solcher eine reiche Kaufmannstochter; da er nun immer nur höchstens drei Tage hintereinander aus dem Collegium sich entfernen konnte, so war es keine gemeine Aufgabe für seinen Scharfsinn, die dadurch verursachten fortdauernden Abwesenheiten bei seiner äußerst verliebten, jungen Frau zu erklären und zu entschuldigen. Es spricht für seine Gewandtheit wenigstens, daß er das während eines ganzen Jahres vermochte. Endlich war er mit seinem Latein doch am Ende und die Niederkunft seiner Frau nahe, da bat er, um der unvermeidlich gewordnen Entdeckung auszuweichen, um seine Versetzung nach den Missionen in Süd-Amerika; diese wurde ihm gern bewilligt, und er kam dort hin, als eben die Unruhen wegen der Grenzregulirung begonnen. Es gefiel dem Herrn gar nicht in der strengen Zucht des Collegiums zu Buenos-Ayres, und so wurde er flüchtig und begab sich in die nächste portugiesische Niederlassung. Hier lernte er schnell, unglaublich schnell, die Sprache der Indianer, stellte sich an ihre Spitze, plünderte San Sacramento und metzelte alle Europäer nieder, denen es nicht gelang zu flüchten. Nur von der Plünderung der Hauptkirche hielt ihn Pater Mascares mit dem Cruzifix in der Hand ab. Sämmtliche Jesuiten ließ Nicolaus gefangen nehmen, die meisten schickte er nach Buenos-Ayres, 25 aber ließ er hinrichten.

(Schluß folgt.)

Die Reformation und die Volksüberlieferung.

(Von Dr. Pröhle.)

(Fortsetzung.)

Mit dieser Anschauung stimmt außer der bekannten Sage vom Dintenfasse auf der Wartburg auch auf der Coburg die folgende genau überein*). Vor Luthers Thür kam einst ein Mönch und klopfte heftig an. Der Diener that auf und fragte, was er wolle, da antwortete er, ob der Luther daheim wäre. Da Luther, der lange keinen Mönch gesehen hatte, das erfuhr, hieß er ihn hereinkommen. Als der Mönch nun eingetreten war, legte er ihm etliche Syllogismen und Schulreden vor. Weil Luther diese ohne Mühe auflöste, brachte er andere, die nicht so leicht aufzulösen waren, daher Luther, etwas bewegt, sprach: „Du machst mir viel zu schaffen, und ich hätte doch jetzt wohl mehr zu thun." Danach erklärte er ihm doch die Stelle, die der Mönch vorgelegt hatte, und als er in dem Gespräch bemerkte, daß des Mönchs Hände nicht ungleich waren Vogelklauen, sprach er: „Bist Du nicht der? Halt, höre zu, dies Urtheil ist wider Dich gefällt." Damit zeigte er ihm den Spruch in der Genesis: „Des Weibes Same wird der Schlange den Kopf zertreten", und fügte noch hinzu: „Du wirst nicht alle verschlingen." Da der Teufel mit diesem Spruch überwunden war, ward er zornig, warf das Schreibzeug hinter den Ofen und verschwand. — Hier wirft also der Teufel das Dintenfaß um!

In Erasmus Gruber analectis sacris erzählt Luther selbst Folgendes mit einer schönen und bedeutsamen Nutzanwendung. „Man sagt ein Fabel von einem Arzt, der ein Kindlein über der Tauffe gehalten und Gevatter war worden, und hatte daselbs die Worte von der Tauffe hören sprechen, mit dem Gebet und Sprüchen auß der Schrifft, darinn angezeigt wird, daß wir auß dem Reich des Teufels erlöset, und in das Reich des Sohns Gottes versetzt werden, da verwundert er sich der großen Verheißungen und Wohlthaten, so uns in der Tauffe gegeben und fürgetragen werden, und sagt: wenn ich wüste, daß ich auch also getaufft wäre, und daß dieselbe Worte über mich auch gesprochen wären, so wolte ich mich für dem Teufel nimmermehr fürchten, und da ihn Andere dessen erinnert und überredet haben, daß er auch eben mit diesen Worten getaufft sey, hat er einen solchen Glauben gefaßt, daß er gantz und gar bey ihm beschlossen, er wolte sich nimmermehr für dem Teufel fürchten. Endlich aber ist ihm ein Gespenst fürkommen, und der Teufel ist ihm erschienen in der Gestalt eines Bocks, davon aber ist er so gar nicht erschrocken, daß er auch das eine Horn genommen und zerbrochen hat, und hats seinen Gesellen gebracht, von denen er gangen war. Da nu dasselbe einer von seinen Gesellen gesehen hot, wiewol er denselben Glauben nicht gehabt, hat er sich doch das große Wunderwerck bewegen lassen, und hebt an, sich auch zu rühmen, daß er getaufft sey, und wolle sich für keinem Teufel noch Gespenst, wie graulich das auch seyn möchte, fürchten. Geht derhalben an denselbigen Ort, und das Gespenst des Bocks mit den Hörnern kommt wieder. Da er aber nu dem Bock die Hörner

*) Gödelmann von Zaubereien, Hexen und Unholden. I. 23.

wolte angreiffen, nimt ihn der Teufel bey dem Hals, und erwürgt ihn. Warumb ist nu jener der Gefahr entrunnen, und dieser nicht? Das ist darumb geschehen, daß an diesem grosse Vermessenheit, und kein rechter Glaub gewest ist, Er hat gemeint, er könte den Teufel mit seinen Kräfften und Stärcke überwinden. Er hat in Summa keinen rechten Glauben. Ein jeder soll sich selbs prüfen, was für Gaben er had, denn gleich wie wir am Leib, am Verstand, und am Gut einander ungleich sind, also sind wir auch mit den geistlichen Gaben einander nicht gleich. Ein jeder soll in seinem Beruff bey dem Gesetz, so gebräuchlich ist und bey dem Gemeinen Rechten bleiben, biß daß ihn Gott beruffen oder zwingen wird, daß er etwas Sonderliches thun soll."

Hiermit lernten wir auch eine in dem Reformationsjahrhundert sehr beliebte Vorstellung kennen, wonach man gerade auf Grund des Taufformulars dem leibhaftigen Teufel mit Erfolg trotzen kann. Wie der Arzt bei Luther, so kommt der von dem Rector Thymus besungene Thedel von Walmoden, übrigens ein Zeitgenoß und Unterthan Heinrichs des Löwen, bei Anhörung des Taufformulars auf den Gedanken, daß der Teufel ihm unbedingt nichts anhaben könne. Er schließt sich daher dem Teufel zu einer gespenstischen Reise nach dem heiligen Grabe mit Lebensgefahr an und erwirbt des Teufels eigenes Wunderpferd. Auf diesem sendet Thymus ihn zuletzt den Schwertbrüdern zu. Wenn man gerade Luther und die Protestanten so dem Teufel trutzen sieht, so wird man erinnert am 1 Kor. 10, 21. Dort nämlich heißt es schon: „Ihr könnt nicht zugleich trinken des Herrn Kelch und des Teufels Kelch."

Dem Reformationswerke selbst soll ein inhaltschwerer Traum vorangegangen sein. Kurfürst Friedrich der Weise soll in der Nacht, ehe Luther seine neuen Lehrsätze anschlug, alle die Ereignisse, die der römischen Kirche den Umsturz drohten, im Traum vorausgesehen und diese Vision nebst seinen Betrachtungen darüber aufgezeichnet haben. Derselbe stieg einst aus einem berstenden Schiffe. Da sagte er zu seinem Bruder: „ich fürchte, daß einst nach unserm Tode das Schiff unseres Hauses großen Schiffbruch erleiden dürfte." Die Schlacht bei Mühlberg bewährte leider diese Prophezeiung über ein edles und mit der Reformation auf's engste verwachsenes Fürstenhaus.

Eine melancholische Schweizersage zeigt uns mit wehmüthiger Ironie, wie die Reformation in einer Stadt verhindert wurde. Im Canton Neuenburg gehören nur Landeron und Cressier dem katholischen Glauben an. Die Sage erzählt, es habe in Landeron von der Stimmenmehrheit abgehangen, welche Confession inskünftig gelten solle, die katholische oder reformirte. Als es zur Abstimmung kam, zählte jede Partei gleich viele Anhänger und die Stimmen standen gleich. Da erinnerte man sich des Schafhirten vor den Thoren des Städtchens und rief ihn herbei, damit er, sonst der verachtetste Bewohner der Stadt, entscheide. Er stimmte für den Glauben der Väter, und — Landeron blieb katholisch. In Neuenburg selbst soll die Reformation mit achtzehn oder neunzehn Stimmen gesiegt haben.

Zwei geistliche Sagen mögen sich hier anschließen. Die eine betrifft die protestantische, die andere die katholische Geistlichkeit. „Zu Wustviel bei Egloffstein auf dem Gebirge, anderthalb Meil von Greifenberg gelegen, soll 1558 ein Kind, welches nur fünf Wochen alt gewesen, um die Mitternacht folgende Worte klärlich und deutlich geredet haben: „Ei, ei, ei, wo sollen wir hin, wo sollen wir hin?" und soll diese Worte drei Nächte nacheinander allewege um Mitternacht geredet und der Hahn allwege darauf angefangen haben zu krähen. Was dadurch bedeutet und angezeigt worden, hat sich hernach wohl ausgeweiset, da viel rechtschaffner und beständiger Lehrer und Prediger in Thüringen, welche als die rechten wackern Hahnen ihren Hals getrost aufgethan, der verführischen Declaration Victorini widersprochen und dieselbe nicht haben unterschreiben wollen, darüber ihrer Aemter und Dienste entsetzet und mit Weib und Kind in's Elend verstoßen sind, und nicht gewußt haben, wo sie hin oder bleiben sollten."

„1626, wo Tilly bei Lutter am Barenberge siegte, etwa um die Mitte der für die Protestanten sehr unglücklichen sogenannten dänischen Periode des dreißigjährigen Krieges, bemühte sich ein Pater in Böhmen, viele Leute wieder zur römisch-katholischen Kirche zu bringen. Danach reiste er auch in das angrenzende Mähren. Er gelangte zunächst in das berühmte Schloß Perenstein, und zeigte seine kaiserlichen und königlichen Befehlschreiben vor. Man nahm ihn in das Schloß auf und wies ihm eine Wohnung an. Jetzt suchte er so eifrig Convertiten zu machen, daß er sogar der weißen Frau beim Strählen ihrer Haare zur Last fiel. Sie behandelte ihn mit Auszeichnung, ohne Zweifel, weil er den Glauben einer ihr lieben älteren Zeit wieder herstellen wollte. Der Pater besichtigte zunächst das Schloß, und fing gleich in den ersten Tagen an, um dasselbe zu spatzieren. Er bestieg die Thürme, durchblickte die offenstehenden Gemächer und Zimmer und besah auch von der Höhe herab die ganze Umgebung. Indem er nun so gar emsig war auf Alles zu merken, ging eine zierlich ausgeschmückte Jungfrau mit einem Bund Schlüsseln aus einem Gemach hervor. Der Pater, der sie für eine Hofdame oder Kammerjungfer ansahe, grüßte und redete sie freundlich an. Er sagte, er sei hier angekommen als ein Gast, die Unterthanen in der katholischen Religion zu unterrichten. Derhalben wolle er auch ihr seine geistliche Aufwartung machen, und an seinem Dienstfleiße nichts mangeln lassen. Die Schöne lächelte ihm hierauf mit einem gar züchtigen Blicke überaus lieblich zu. Sie neigte sich, als ob die Schamhaftigkeit ihr keine Gegenrede gestattete, gar höflich und ehrerbietig gegen ihn anstatt der Antwort, wie Frauen pflegen. Damit ging sie schnell von dannen. Nach einigen Tagen wollte der Pater eine Predigt halten. Um seinen geschriebenen Aufsatz desto besser dem Gedächtniß einprägen zu können, suchte er am Sonntag Morgen die Einsamkeit. Da erblickte er die Jungfrau in einer Sommerlaube oder auf einem Gange mit aufgelösten und ums Gesicht herumhangenden Haarlocken, die sie mit sonderbarem Fleiße kämmte. Als sie den Pater erblickte, warf sie die Locken auf den Rücken zurück und gab sich zu erkennen. Der Pater war ganz ernsthafter Natur und allezeit für einen eifrigen Mann geachtet worden. Er sprach: „Ei, es schickt sich nicht, daß

man am Sonntage gar zu viel auf das Schmücken und Putzen denke. Besser, man bereite die Seele zur Anhörung des göttlichen Wortes durch ein andächtiges Gebet." Sie that als begehrte sie ihm zu gehorchen, verbarg stracks den Kamm, legte die Hand auf den Mund, neigte das Haupt ganz ehrerbietig und ging damit hinweg. Er stieg hernach hinunter und begab sich aus dem Schlosse nach der Kirche, welche ganz von weißem Marmel erbaut war. Daselbst verrichtete er den Gottesdienst und legte die Predigt ab. Ueberall in der Kirche ließ er die Augen herumgehen. Es gefiel ihm aber nicht, daß ihm die edle Jungfrau nirgends zu Gesichte kommen wollte. Er dachte, sie möchte etwa zur römischen Religion keine Lust haben, oder sonst nicht gewöhnt sein, die Kirche oft zu besuchen. Als er daher wieder auf's Schloß kam, klagte er bei dem Schloßhauptmann darüber, daß die Schloßleute kein gutes Beispiel gäben. Der Schloßhauptmann forschte, was das für eine Jungfrau wäre, die er so verklagte; was sie für Gestalt und Kleidung hätte, und wo er sie vorher gesehen. Da kams heraus, daß es das jungfräuliche Gespenst gewesen war, welches von undenklichen Zeiten her im Schlosse herumgeht." —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Cartular der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

II.

Ein Diplom des Wilhelm, dritten lateinischen Priors des Domstiftes zum heiligen Grabe.
(Bei Roz. Nr. 78.)

Da die menschliche Schwäche, die Last des Fleisches, es mit sich bringt, daß wir leicht vergessen, selbst was wir täglich mit unsern sterblichen Augen betrachten, so habe ich, Wilhelm, von Gottes Gnaden Prior des heiligen Grabes, dafür gesorgt, daß der Brüderschaft Vortheil verheißende Rechte für unsere Nachwelt schriftlich aufbewahrt werden. Hiermit thue ich allen Gläubigen kund, daß ich von dem Peter v. St. Gauthier, von seiner Gattin und seinem Sohne, um den Preis von 140 Byzantinen von unserem Almosengelde einen, für den von Jerusalem Kommenden jenseit des Ortes Mahumeria in dem linken Thale belegenen, Weinberg zunebst dem angrenzenden eingehegten Grundstück für die Bedürfnisse der Armen zu ewigem Eigenthum gekauft habe, so daß von keiner Seite Ansprüche dagegen erhoben werden können, auch keine Abgaben daran haften, außer den Uns zustehenden Zehnten. Diesen Zehnten aber haben wir nachträglich im versammelten Capitel erlassen und zwar auf einstimmig gefaßten Beschluß der Brüderschaft, welche auch dies Diplom mit ihrem bleiernem Siegel zu schmücken befahl. — Diesen Kauf bezeugen:

Goisbert, der Vorsteher;
Emerich, der Almosenier;
Peter, Sohn des Clemens;
Anselm, der Capellan von Mahumeria ꝛc.
Bernard, der Schwiegersohn des besagten Peter v. St. Gauthier.
Roger, Lombart und viele Andere.

Dies Document wurde ausgestellt im Jahre nach der Fleischwerdung Christi 1149, in der 8ten Indiction, im zweiten Jahre des Patriarchats des ehrwürdigen Stephanus, Patriarchen von Jerusalem, da Balduin II. in derselben Stadt als König regierte.

Ich Peter von St. Gauthier, unterzeichne als Verkäufer.
Ich Audeacz, Peters Gattin, unterzeichne.
Ich Andreas, der Vorstehenden Sohn, bestätige und unterzeichne.
Ich Petrouille, derselben Tochter, bestätige und unterzeichne.

Dieses über eine einfache juristische Handlung, den Ankauf des St. Gauthier'schen Weinbergs zu Mahumeria, durch den Prior der heiligen Grabeskirche aufgenommene Diplom leidet an einer doppelten Unklarheit, indem nämlich bemerkt wird erstlich, daß das Grundstück „für die Bedürfnisse der Armen" (in necessariis pauperum) angeschafft, und zweitens, daß die davon an die heilige Grabeskirche zu entrichtende Abgabe des Zehnten durch einstimmigen Capitalbeschluß erlassen worden sei. Allerdings ist der Orient, und zwar nicht bloß der muhammedanische, sondern auch der christliche, von jeher an mildthätigen Anstalten reich gewesen, und Armenküchen, Armenbäckereien, Derwischklöster, Hospitäler ꝛc. trifft man, wenn auch durch die Indifferenz der neueren Zeiten meistens in Ruinen zerfallend, in jeder bedeutenden Ortschaft noch jetzt an. Aber einen Weinberg für die Armen anzuschaffen, würde im Morgenlande nicht minder als im Abendlande auffallen. Ein solches Grundstück verlangt ja allerlei Pflege und Arbeit — wer sollte diese anordnen, wer ausführen? und dann, wer sollte diese Früchte ernten? wer sind die berechtigten Armen, und wie ist ihre Berechtigung zu begränzen? Endlich, wie kann nach von einem Zehnten die Rede sein, nachdem durch den Kauf das Eigenthum erworben worden?

Die Lösung der ersten dieser beiden Schwierigkeiten glaube ich darin zu finden, daß ich den lateinischen Ausdruck pauperes als wörtliche Uebertragung des arabischen Wortes mesakin „Elende" betrachte, welches in Palästina die ursprünglich nur euphemistische, allmälig aber allgemein gewordene Bezeichnung der Aussätzigen ist. Derartige Unglückliche, die in der That vor allen Andern ein Anrecht auf den Namen „Arme", „Elende" haben, hat es ja im Orient von je her viele gegeben. Schon das mosaische Gesetz mit seinen weitläuftigen Bestimmungen über das Verhalten bei der schrecklichen Krankheit bezeugt, wie alt einheimisch sie im Lande ist; auch später geschieht nicht selten im Alten Testament, wie in den Evangelien ihrer Erwähnung. Bekanntlich findet sich noch jetzt der Aussatz in Palästina vorzugsweise unter der ländlichen Bevölkerung, in welcher eine gewisse Disposition dafür von Vater auf Sohn forterben mag, wenn auch zu ihrer Entwickelung außer Schmutz und schlechter Lebensweise noch Bedingungen gehören, über welche sich wegen mangelnder Beobachtung wenig sagen läßt. In neuen Zeiten ist es nach meinen Erkundigungen ohne Beispiel, daß Städter, seien sie nun Juden, Christen

oder Muhammedaner, mit dem Aussatz behaftet worden wären, und darin zeigt sich ein Unterschied gegen den Aussatz des Alterthums, welcher, wie wir in der Bibel sehen, auch Könige und Feldherrn, die ersten Männer des Staates, nicht verschonte. Ueberhaupt hatte die Krankheit früher einen mehr acuten Charakter und demnach auch einen rascheren Verlauf, während sie jetzt zu einem chronischen Uebel geworden ist, dem nur der Tod sein Ziel setzt. Dennoch können wir im Allgemeinen an der Identität der Krankheit nicht zweifeln, und wie schon das mosaische Gesetz die Aussonderung des Aussätzigen aus der Gemeinde verlangte, so haben auch alle Folgezeiten die Contagiosität des Uebels behauptet. Auch jetzt noch wird daher der davon Ergriffene, sei es Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn oder Tochter, unbarmherzig von den Verwandten aus dem Hause getrieben und würde genöthigt sein, wie zu den Zeiten Christi, in Gräbern, d. h. in den außerhalb der Ortschaften befindlichen, in Felsen ausgehauenen Grabkammern, seine Zuflucht zu suchen, wenn nicht in den Städten des Landes und den größeren Dörfern überall, wenn auch dürftige, Vorkehrungen zu ihrer Aufnahme getroffen worden wären. An solchen Asylstätten sammeln sich also von allen Seiten die Unglücklichen und leben fortan, außer ihren Schicksalsgenossen von aller Welt geschieden und verabscheut, von Almosen, welches ihnen die von gleichem Elend bedrohten Fellahs, wenn sie mit ihren Lastthieren an ihnen vorüber zu Markte ziehen, von ihren Verkaufsgegenständen reichlich zuwerfen. Für ihre Ghettos aber bringen die allgemeinen Sitten des Morgenlandes eine Art von Organisation mit sich; das Recht des Aelteren, Verständigeren, den Jüngeren, Unerfahrenen zu beeinflussen, macht sich auch da geltend, und so bildet sich innerhalb der Gesellschaft eine Art Obrigkeit in der Person eines Scheichs, welcher die Gesunderen zum Betteln aussendet und dafür sorgt, daß die Schwächeren durch den Erwerb der Anderen vor dem Hungertode bewahrt werden.

Wir haben also unter den pauperes, indem wir das Wort durch mesakin erklären, nicht Arme im Allgemeinen, sondern eine bestimmte Klasse von Armen, gleichsam eine Armenzunft, zu verstehen, welche durch ihre Obmänner gar wohl einen Weinberg verwalten oder in Pacht geben und eben so gut den Zins oder Fruchtertrag zum gemeinsamen Nutzen erheben konnte.

Aus der Lösung der ersten Schwierigkeit folgt unmittelbar die der zweiten. Das Recht des Zehnten von dem Ertrage des Weinbergs hatte die heilige Grabeskirche schon vor dem Ankaufe besessen, und natürlich würde dasselbe weggefallen sein, wenn das Grundstück in gewöhnlicher Weise in ihren Besitz übergegangen wäre. Dies war aber nicht der Fall, die Kirche erwarb nur das Eigenthum, und der Besitz ging in die Hände der Aussätzigen-Zunft über. Es fragte sich also allerdings, ob da der Zehnte erhoben werden sollte, und diese Frage ward durch Capitalsbeschluß — wie es sich ja auch erwarten ließ — verneinend beschieden.

So weit von der Handlung; was die Lokalität anbetrifft, so ist dieselbe wieder deutlich genug beschrieben, um wenigstens einigermaßen identificirt werden zu können. Mahumeria ist eigentlich eine hybride Bildung von Muhammed und bedeutet eine Moschee; dann aber ist es — warum, läßt sich nicht mehr ermitteln — Eigenname zweier von dem Domchore des heiligen Grabes colonisirten Ortschaften geworden, und zwar Bireh, drei Wegstunden nördlich von Jerusalem an der Straße nach Nablus, und Beitsurieh. Bireh war das beträchtlichere, es wird auch als Mahumeria Magna von Beitsurieh als Mah. Parva unterschieden; wo, wie hier blos Mahumeria steht, da ist immer Bireh gemeint*).

Dieser Ort liegt hoch auf einer östlichen Abzweigung des Hauptlandrückens von Palästina und blickt auf drei Thäler, ein südliches und zwei, sich bald nach ihrem Anfange vereinigende, nördliche herab, welche sämmtlich zum Flußsystem des Jordan gehören. Ueber dem südlichen Thale befindet sich der große Quellbrunnen, der dem Orte den Namen gegeben hat; neben demselben spaltet sich von dem direct über die Höhe in das westliche Nordthal laufenden Hauptwege eine Nebenstraße ab, welche durch das Dorf und dann durch das östliche Nordthal läuft, um sich nachher mit dem Hauptwege wieder zu vereinigen. Offenbar befand sich in der Kreuzfahrerzeit, als Bireh ein blühender Ort war, diese letztere Straße vorzugsweise in Gebrauch; verfolgte man dieselbe, von Jerusalem kommend, über den Ort hinaus, so hatte man das westliche Thal zur linken, in welchem die Stelle des alten Weinbergs wahrscheinlich durch die noch heut vorhandenen Feigengärten bezeichnet wird.

Mahumeria hatte als fränkische Ortschaft in Palästina eine besondere Bedeutung, indem nach pag. 242 des Cartulaire nicht weniger als 140 europäische Ansiedler, burgenses, dem heiligen Grabe dort im Jahre 1155 den Eid der Treue schwuren. Die dort angegebene Eidesformel lautet:

„Ich . . . schwöre Treue Gott und dem heiligsten Grabe und dem Kloster desselben heiligsten Grabes, ihre Leben, ihre Leiber und ihre Ehre und Alles, was zum heiligen Grabe und dem besagten Conocnt gehört, zu schützen und zu bewahren, unbeschadet der Treue gegen den König von Jerusalem. So helfe mir Gott und dies heilige Evangelium." —

Es ist natürlich, daß wenn der ganze Ort zu dem heiligen Grabe im Lehnsverhältnisse stand, das Capitel auch die Verpflichtung fühlte, für die dortigen Aussätzigen zu sorgen. Vielleicht waren sogar diejenigen von Jerusalem zum Theil dahin versetzt worden. —

(Schluß folgt.)

*) Z. B. pag. 245 des Cart. heißt es: de terra Birra que nunc Mahumeria nuncupatur.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 8. Berlin, den 18. Februar 1863. **Nr. 8.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1 Febr. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	46		
	Zugang pro Januar	7		
		53		
	Abgang . .	11		
	Bleibt Bestand	12	42	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	44		
	Zugang pro Januar	13		
		57		
	Abgang . .	10		
	Bleibt Bestand	47	47	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	18		
	Zugang pro Januar	12		
		30		
	Abgang . .	12		
	Bleibt Bestand	18	18	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	12		
	Zugang pro Januar	5		
		17		
	Abgang . .	2		
	Bleibt Bestand	15	15	26
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	15		
	Zugang pro Januar	7		
		22		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	19	19	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	22		
	Zugang pro Januar	7		
		29		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	23	23	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	25		
	Zugang pro Januar	37		
		62		
	Abgang . .	38		
	Bleibt Bestand	24	24	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	15		
	Zugang pro Januar	12		
		27		
	Abgang . .	10		
	Bleibt Bestand	17	17	50
	zu übertragen	—	205	292

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1 Febr. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		205	292
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	39		
	Zugang pro Januar	12		
		51		
	Abgang . .	9		
	Bleibt Bestand	42	42	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1 Januar 1863	2		
	Zugang pro Januar	26		
		28		
	Abgang . .	14		
	Bleibt Bestand	14	14	35
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	6		
	Zugang pro Januar	5		
		11		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	5.	5	14
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1 Januar 1863	9		
	Zugang pro Januar	9		
		18		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	12	12	17
13	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	4		
	Zugang pro Januar	6		
		10		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	5	5	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	9		
	Zugang pro Januar	1		
		10		
	Abgang . .	—		
	Bleibt Bestand	10	10	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	2		
	Zugang pro Januar	—		
		2		
	Abgang . .	—		
	Bleibt Bestand	2	2	8
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	1		
	Zugang pro Januar	7		
		8		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	5	5	8
	zu übertragen	—	300	442

№	**Namen** der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Febr 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	300	442
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Januar 1863	17		
	Zugang pro Januar	—		
		17		
	Abgang " "	1		
	Bleibt Bestand	16	16	18
18.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Januar 1863	5		
	Zugang pro Januar	6		
		11		
	Abgang " "	6		
	Bleibt Bestand	5	5	38
	Zusammen:	—	321	498
	Am 1. Januar 1863 waren vorhanden	—	290	496
	Die Zahl der Kranken und Betten hat sich mithin bis zum 1. Febr. vermehrt um	—	31	2

Der gesammte Abgang an Kranken pro Januar 1863 beträgt 142, davon sind:

a) gestorben . . . 10
b) geheilt entlassen . 122
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 10
wie vor 142.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch anzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. December 1862 . . . . 30 Kranke.
Zugang pro December . . . . 28 "
58 Kranke.

Davon sind: geheilt 18
gebessert 5
gestorben 2
ungeheilt entlassen oder fortgegangen . . . 5
30 30 "

Bleibt Bestand am 1. Januar 28 Kranke.

Von den 28 pro December neu Aufgenommenen waren: Christen 20, Juden 3, Muhamedaner 2, Drusen 3; davon Europäer 3, Orientalen 25.

Die Gesammtzahl der seit dem 17. April 1862 aufgenommenen Kranken beträgt 243.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats December 59 Kranke neu in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der poliklinisch Behandelten beträgt 374.

Eugen Graf von Zedtwitz, K. K. Oesterreichischer Kämmerer und Rittmeister in der Armee. Ehrenritter seit 1859. † zu Wien 20. Januar 1863.

„Für Gottes Wort und Vaterland Nimmt man mit Fug das Schwert zur Hand."

(Altes Sprüchwort.)

Der große König, ernst-gewaltigen Blickes seinen Truppen voran, umgeben von zerschossnen Fahnen, dieses schöne Bild preußischer Größe hat sich dem preußischen Kriegs- und Vaterlands-Dichter Stägemann am tiefsten eingeprägt unter all seinen Jugenderinnerungen. Als Mann hält er mit Festigkeit den Glauben aufrecht, daß Preußens Stern nicht in Nacht vergehen könne. Die zwischen dem 3. Februar und 17. März 1813 liegende, unvergeßliche Epoche characterisirt sich sehr treffend durch Stägemanns Verse:

„Noch ist nicht das rechte Wort gesprochen,
Doch der Adern heftig Pochen
Deutet nur auf Dich, Franzos!"

Dienstag, den 23. März 1813, verkündete die Haude- und Spenersche Zeitung der Hauptstadt des Landes das ersehnte Wort.

Die freudige Botschaft stand gleich voran in diesem Zeitungsblatt: Abschluß eines Offensiv- und Defensiv-Bündnisses zwischen Se. Majestät dem Könige und Se. Majestät dem Kaiser aller Reußen. Hieran schloß sich der vom 17. März aus Breslau ergangene Aufruf: „An mein Volk" und dann folgte die Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes d. d. Breslau den 10. März:

„Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen etc.

In der jetzigen großen Katastrophe, von welcher das Vaterland abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigenthümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden. Daß die Standhaftigkeit, mit welcher das Volk die unwiderstehlichen Uebel einer eisernen Zeit ertrug, nicht zur Kleinmüthigkeit herabsank, bewährt der hohe Muth, welcher jede Brust belebt, und welcher, nur auf Religion und auf treue Anhänglichkeit an König und Vaterland sich stützend, ausharren konnte.

Wir haben beschlossen, das Verdienst, welches in dem jetzt ausbrechenden Kriege, entweder im wirklichen Kampf mit dem Feinde, oder außerdem, im Felde oder daheim, jedoch in Beziehung auf diesen großen Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit, erworben wird, besonders auszuzeichnen, und diese eigenthümliche Auszeichnung nach diesem Kriege nicht weiter zu verleihen." —

Die betreffende Decoration wurde abgestuft in Großkreuz, erste und zweite Klasse mit schwarz-weißem, resp. weißem Bande. Gleichzeitig erfolgte die Festsetzung, daß die Ertheilung des Militair-Ehrenzeichens erster und zweiter Klasse jedenfalls, so wie des rothen Adler-Ordens zweiter und dritter Klasse und des pour le mérite-Ordens in der Regel während der Dauer des nun beginnenden Krieges suspendirt sei. Ferner wurde bestimmt, daß den mit dem (nur an Soldaten des Mannschaftsstandes verausgabten) Militair-Ehrenzeichen zweiter Klasse Decorirten, wenn sie sich das eiserne Kreuz erwerben, die mit dem Militair-Ehrenzeichen erster Klasse verbundene monatliche Zulage zu Theil werden solle.

Die halbhundertjährige Erinnerung an die Stiftung des jetzt leider von Tag zu Tag immer seltner werdenden Eisenkreuzes mahnt uns ernst an jene herzinnige und segensreiche Einigkeit zwischen Fürst und Volk.

Das Ordenszeichen der Johanniter-Genossenschaft ist als das Symbol eines treu bewahrten Andenkens an den hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. anzusehen, der pour le mérite-Orden weckt die Reminiscenz an seinen erhobenen Stifter: Friedrich den Einzigen; das eiserne Kreuz erinnert uns an die Person des Heldenkönigs Friedrich Wilhelm III. und an die verklärte Königin Luise. Sie war die Dame des Ritterthums von 1813. Der königliche Gemahl selbst hat dies sehr treffend bezeichnet, indem er am Geburtstage der zu früh Entschlafenen den neuen Orden hervorrief, als Tapferkeitslohn den Muthigen, welche kämpften für das Vaterland, die Freiheit, und mit Gott siegten. Von dem Siegesfeld von Leipzig heimkehrend, macht der schwer geprüfte Fürst seinen einsamen Gang zu dem theuern Sarge, den Lorbeer darauf zu legen.

Das prunklose Metall und die Kreuzesform, welche der König für die Bravsten der Braven gewählt, entsprachen der Beschaffenheit der Zeit, aber auch ebenmäßig der Denkungsart des hohen und doch so einfachen Herrn.

16,133 eiserne Kreuze zweiter Klasse, 668 der ersten Klasse und 5 Großkreuze wurden ertheilt; letztere 1813 an den Marschall „Vorwärts", an Bülow und den Kronprinzen Carl Johann von Schweden, 1814 an Tauentzien und York. Am 24. Januar d. J. waren von dieser Heldenschaar der Jahre 1813, 14, und 15 nur 73 Ritter des eisernen Kreuzes erster Klasse am Leben, 3126 Besitzer der Kreuzes zweiter Klasse. Die im vorigen Herbst gedruckte Ordensliste führt auf:

Ehren-Senioren erster Klasse aus dem Offizierstande . 20,
" " " aus dem Mannschaftsstande 3.
Ehren-Senioren zweiter Klasse aus dem Offizierstande . 55,
vom Feldwebel abwärts . . . . 75.
Ritter des eisernen Kreuzes erster Klasse 76,
Besitzer des eisernen Kreuzes zweiter Klasse . . . . 3142.

Die kürzlich von der Tagespresse gemachte Angabe, ein Ritter des eisernen Kreuzes erster Klasse, Rittmeister Carl Petersen, sei weiblichen Geschlechts gewesen, ist unrichtig. Es ist Thatsache, daß auch einige Frauen und Mädchen, von der allgemeinen Begeisterung fortgerissen, zu den Waffen eilten, indeß deren Zahl ist eine geringe. Nur ein Mädchen erwarb sich das eiserne Kreuz: Auguste Friedericke Krüger mittelst Cab.-Ordre vom 3. Juni 1814, für die Gefechte von Laon bis Paris, sie war zur Zeit Unteroffizier bei der Infanterie; 1815 den 24. October wurde sie verabschiedet und ehelichte den, 1815 zum Garde-Ulanen-Regiment und 1820 zum Garde-Invaliden-Bataillon versetzten Unteroffizier Köhler, welcher ebenfalls das eiserne Kreuz besaß. Köhler ist schließlich als Ober-Grenz-Controleur in Warnow angestellt worden. Nach seinem Tode zog die Wittwe nach Templin und starb dort im Jahr 1851.

Den Hinterbliebenen der Besitzer des eisernen Kreuzes hat Se. Majestät durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 10. Febr. 1859 ausnahmsweise gestattet, die Decoration des eisernen Kreuzes nicht, wie dies anderweit vorgeschrieben, der Königlichen General-Ordens-Commission einzuliefern, falls die betreffenden Angehörigen besonders deshalb einkommen. Es wäre zu wünschen, daß eine möglichst große Zahl dieser Ehrenzeichen sich forterbte von Kind auf Kindeskinder, als ein theures Erinnerungszeichen an jene nach Westen gerichteten Kreuzzüge. Fernerhin wäre es auch wünschenswerth, daß die Allerhöchste Vorschrift pünktlich zur Befolgung käme, welche (d. d. Wien 9. Februar 1815) bestimmt, daß nach dem Ableben eines Veteranen des Befreiungskampfs dessen Kriegsdenkmünze einen Ehrenplatz einnehmen soll in dem Gotteshause, bei welchem der, welcher dieses Ehrenzeichen trug, eingepfarrt war.

„Gott war mit uns, ihm sei die Ehre!"

Ernst Graf Lippe.

Die Mägde-Herberge auf Marthashof.

Bei der großen Wichtigkeit, welche die Bestrebungen zur Heranbildung guter weiblicher Dienstboten haben, da sie einen bereits tief eingewurzelten Schaden unserer Zeit beseitigen wollen, theilen wir hier den „achten Jahres-Bericht über die evangelische Mägde-Bildungs-Schule und Herberge auf Marthashof zu Berlin an der Schwedter-Straße" mit, den der Vorstand derselben im October v. J. veröffentlicht hat, und wünschen, daß die Sache dadurch auch in weiteren Kreisen Theilnahme finden und zu gleichem thatkräftigen Vorgehen anregen möge:

„Ebenso groß, wie die Klagen über die Verderbniß der weiblichen Dienstboten, ebenso gering sind im Großen und Ganzen bis jetzt die Bemühungen gewesen, gute Mägde zu erziehen und die guten oder halbwegs guten vor Verirrung zu bewahren. Jede Hausfrau weiß es, von welcher Bedeutung die Magd für den Frieden der Familie ist, und Niemandem ist es verborgen, daß aus dem weiblichen Dienstbotenstande die Mütter eines großen Theiles unseres unteren und mittleren Volkes hervorgehen. Die Mägdefrage verdient darum, sowohl vom kirchlichen, als bürgerlichen Gesichtspunkte aus angesehen, die ernsteste Beachtung. An ihrer Lösung mitzuarbeiten, ist der Zweck der obengenannten Anstalt, den sie unter Gottes und der Menschen Hülfe seit acht Jahren nach ihren Kräften nicht ohne Segen angestrebt hat. —

Ehe wir über die Thätigkeit des letzten Jahres berichten, bemerken wir noch, daß die Straße, an welcher die Anstalt liegt, nicht mehr „Verlorner Weg", sondern „Schwedter Straße" heißt, und daß Ihre Majestät die Königin Wittwe, die hohe Protektorin der Anstalt, Allerhöchst genehmigt hat, derselben den Namen **Marthashof** beizulegen. Durch das Königliche Polizei-Präsidium ist dieser Name gleichfalls anerkannt und bereits publicirt worden.

Aus früheren Berichten wiederholen wir, daß in der Mägde-Herberge des Marthashofes **ehrbare**, dienstlose Mädchen auf kürzere oder längere Zeit, gegen die geringe tägliche Vergütung von 2 Sgr., und in der Mägde-Bildungsschule für 3 Sgr. in Kost und Logis genommen und unter Anleitung von Diakonissinnen aus dem Mutterhause zu Kaiserswerth am Rhein in allen Mägdearbeiten ausgebildet oder vervollkommnet und zu jener Gottseligkeit erzogen werden, welche die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat. Mädchen, die mit einem **sittlichen Makel** behaftet sind oder auch nur einen **zweideutigen Ruf haben, sind von der Aufnahme ausgeschlossen.** — Wir gehen zum Einzelnen über:

1. Die Hausordnung läßt sich kurz in das Wort zusammenfassen: **Bete und arbeite!** Das Gebet ist kurz, die Arbeit lang. Gebet und Wort Gottes sind die Quellen, aus welchen die Kraft zu treuer, ausdauernder, fröhlicher, Gott und Menschen wohlgefälliger Arbeit herfließen soll. Fleiß und Gehorsam der im letzten Jahre beherbergten Mädchen war durchaus zufriedenstellend. Durch Waschen und Nähen ist die Summe von 1875 Thlr. für die Anstalt erarbeitet worden, über 870 Thlr. mehr als im Jahre vorher.

2. Durch zweckmäßigen Umbau und Ausbau sind die einzelnen Räumlichkeiten der Anstalt so miteinander in Verbindung gesetzt, daß uns nun die nothwendige Aufsicht über die Pfleglinge erleichtert und die wünschenswerthe Sonderung ermöglicht ist.

3. Die Anzahl der Betten, die bei der Gründung im November 1854 nur 12 betrug, ist seit 1. Oktober 1861 von 50 schon bis auf 82 gestiegen. Auch diese Zahl war noch nicht ausreichend, da zu gleicher Zeit schon 88 Mädchen beherbergt wurden. Leider konnte von den 32 neu angeschafften Betten noch keines bezahlt werden.

4. Vom 1. Oktober 1861 bis dahin 1862 waren 523 Mädchen in der Anstalt, 131 mehr als im Vorjahre; 69 wurden der Anstalt von Eltern und Vormündern, 19 von verreisenden Herrschaften übergeben, 10 kamen als Reconvalescenten. Die Gesammtzahl der durch die Anstalt gegangenen Pfleglinge ist 2364. Die tägliche Durch-

schnittszahl des letzten Jahres war 60—70. Von den 523 Mädchen waren nur 54 aus Berlin, die übrigen 469 aus den Provinzen. Auch von der angeführten Gesammtzahl liefern die Provinzen mehr als sieben Achtel. Da die massenhafte Einwanderung junger Dienstmädchen aus den Provinzen in die gefahrvolle Hauptstadt immer fortdauern wird, haben wir den Gemeinde-Kirchenräthen derjenigen Orte, aus welchen die meisten Mädchen zu uns kommen, den Jahresbericht pro 1861, sowie besonderes Anschreiben übersandt, und sie gebeten, der Auswanderung der jungen weiblichen Glieder ihrer Gemeinde ihre liebende Fürsorge zuzuwenden. — Außerdem hängen auf allen Bahnhöfen in einer Entfernung von 15—20 Meilen um Berlin herum Plakate, welche unsere Anstalt den zureisenden Mädchen bekannt machen.

5. Die Dauer des Aufenthaltes der einzelnen Mädchen ist länger geworden, wodurch eine segensreichere Einwirkung auf Gemüth, Kenntnisse und Erfahrungen derselben möglich gemacht ist. Nur 21 blieben blos eine Nacht, 84 blieben bis 8 Tage, 93 bis 14 Tage, 161 bis 4 Wochen, 58 ein Vierteljahr (im vorletzten Jahre nur 38), 25 ein halbes Jahr (1861 nur 6), und 5 sogar ein ganzes Jahr (1861 nur 3). Während 1861 die Summe der Pflegetage 8338 war, betrug sie dieses Jahr 22923, ein deutlicher Beweis, daß die Mädchen selber fühlen, wie nothwendig und segenreich eine Vorbildung und weitere Ausbildung zu ihrem Berufe ihnen ist.

6. In der Mägde-Bildungsschule waren 83 Zöglinge, 40 mehr als 1861. Sie erhielten nachhelfenden Unterricht in den Elementarfächern und Anleitung zu Hand-, Haus- und Küchenarbeiten. Dadurch, daß man sich recht tüchtig auf den dienenden Stand vorbereitet, wird derselbe, den man mancher Orten für eine Entwürdigung hält, immer mehr zu der ihm gebührenden Ehre kommen. — Diejenigen, welche Kindermädchen werden wollen, finden in unserer, von 100 Kindern besuchten und von einer Lehr-Diakonissin geleiteten Klein-Kinderschule treffliche Gelegenheit, Spiele, Geschichten, Lieder zu lernen, wie sie für das kindliche Alter passend sind. Zwölf junge Mädchen wurden in dieser Weise je 4 Wochen in der Klein-Kinderschule vorgebildet, während fast alle den Spielstunden beiwohnten.

7. Wird nach einzelnen Früchten der Arbeit gefragt, so entziehen sich die besten, das Erwachen und Wachsen des inneren geistlichen Lebens, natürlich einer öffentlichen Berichterstattung. Doch sei erwähnt, daß 39 Bibeln, 24 neue Testamente, 18 Psalmbücher, 36 Gesangbücher von den Mädchen gekauft wurden, und daß 38 ihre Ersparnisse in die Sparkasse legten, statt sie durch Putz und Genuß zu vergeuden. —

Besonders aber muß hervorgehoben werden, daß 1260 Herrschaften von der Herberge Mädchen begehrten; 462 — 201 mehr als im Jahre vorher — konnten empfohlen und vermiethet werden; 31 suchten sich selbst einen Dienst, 14 kehrten zu den Ihrigen zurück, und nur 4 brauchten zur Strafe entlassen zu werden. — Sonntags werden keine Mädchen vermiethet. — Wir wiederholen an diesem Orte unsere freundliche Bitte an die geehrten Herrschaften, doch billig in ihrem Urtheil zu sein und nicht von der Anstalt zu verlangen, daß sie in 14 Tagen bis 4 Wochen wahre Ideale von Dienstmädchen bilden soll. —

8. Die Sonntagsbesuche, welche die mit Ehren entlassenen Mädchen zu ihrer Erquickung und Stärkung in der Anstalt machen dürfen, haben in erfreulicher Weise zugenommen. Während im vorletzten Jahre 1010 solcher Sonntagsbesuche gemacht wurden, waren es im letzten 2050. Im Ganzen stehen etwa 260 entlassene Mädchen noch fort und fort in einem recht innigen, kindlichen Verhältnisse zur Herberge. Sie betrachten und lieben dieselbe als ihre zeitweise Heimath, was ihnen in der ungeheuren Stadt gewiß zum großen Segen gereichen muß. — Wie die Mädchen die Diakonissinnen, so besuchen auch die Diakonissinnen von Zeit zu Zeit die vermietheten Mädchen bei ihren Herrschaften, um sich nach ihrem Betragen zu erkundigen. Bei solchen Besuchen hat schon öfters ein gutes Wort eine gute Stätte gefunden, so daß Herrschaften und Dienstboten dankbar waren. Es finden sich aber auch Herrschaften, welche die Mägde, die sie aus der Herberge gemiethet haben, gar nicht oder doch nur selten und ungern einen Besuch machen lassen, weil sie fürchten, daß die Mädchen aus dem Hause plaudern möchten. Wir können den geehrten Herrschaften mit gutem Gewissen versichern, daß die Mädchen von den Diakonissinnen mit Ernst dazu ermahnt werden, Alles, was sie in der Familie sehen oder hören, als ein Geheimniß fest bei sich zu bewahren.

9. Zu Marthashof befindet sich auch eine Töchterschule, in der bis jetzt in zwei Klassen von zwei Lehr-Diakonissinnen über 60 Kinder unterrichtet wurden. Es ist bereits eine dritte Lehr-Diakonissin eingetroffen, um eine dritte Klasse zu leiten. Die Kinder haben unter sich einen Verein für äußere Mission und die aus der Schule entlassenen einen Jungfrauen-Verein für innere Mission gebildet.

10. Auch in andern großen Städten hat man die dringende Nothwendigkeit erkannt, sich der weiblichen Dienstboten anzunehmen, und hat ähnliche Herbergen und Bildungs-Schulen gegründet, wie in Straßburg, Paris, Basel, Bern, Wiesbaden, München, Amsterdam. In andern Städten wird die Gründung vorbereitet, wie in Erfurt, Breslau, Danzig, Hannover, Karlsruhe, Riga, Petersburg u. s. w. In Berlin selbst haben sich in verschiedenen Theilen, in der Elisabeth-, Sophien-, Bartholomäus- und Matthäi-Gemeinde Sonntags-Vereine für weibliche Dienstboten gebildet, welche den Mägden Gelegenheit bieten wollen, die freie Sonntagszeit angenehm und für Leib und Seele erquickend zuzubringen. Wir erwähnen dieser von uns unabhängigen Arbeiten, um dadurch auch Andere zur Fürsorge für weibliche Dienstboten anzuregen. —

11. In Betreff der Geldverhältnisse der Anstalt bemerken wir, daß eine genaue jährliche Rechnungsablage von dem Rheinisch-Westphälischen Diakonissen-Verein veröffentlicht wird und von Kaiserswerth aus zu erhalten ist. Hier erwähnen wir nur mit dem aufrichtigsten und tiefsten Danke, daß aus der Hauptstadt im vorigen Jahre 1336 Thlr. an Geschenken und Beiträgen zusammengekommen sind. Durch

Kostgeld sind 1413 Thlr. 29 Sgr. eingenommen, durch Selbstverdienst 1875 Thlr., vom Kaiserswerther Mutterhause 146 Thlr. 8 Sgr. 6 Pf. Zwei Glieder des Vorstandes haben ein Pferd geschenkt, ein Herr aus Petersburg eine Nähmaschine, die Kinder des Tadea-Vereins und andere Wohlthäter Weihnachtsgaben u. s. w. Auch einige kleine Vermächtnisse haben wir erhalten. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß Vermächtnisse und Legate zur Abtragung der hypothekarischen Kapitalschulden verwendet werden sollen, und bitten herzlichst, unserer auch in diesem Punkte freundlich zu gedenken. —

Die Gesammt-Einnahme beträgt 5132 Thlr. 5 Sgr. 8 Pf. Die Ausgabe dagegen 5170 Thlr., wobei zu bemerken ist, daß noch viele Schulden zu bezahlen sind, z. B. 400 Thlr. für Zimmermann und Maurer, 200 Thlr. für Torf, 151 Thlr. für Betten und Bettstellen, 163 Thlr. für Seife, 81 Thlr. für Leinewand, 100 Thlr. für den Bäcker, 300 Thlr. für Kartoffeln für den Winter u. s. w. Außerdem hat die Anstalt eine Kapitalschuld von 9000 Thlr. und eine Aktienschuld von 7825 Thlr., zusammen also 16,825 Thlr. mit 555⅔ Thlr. jährlich zu verzinsen, und eine Aktie von 500 Thlr. jährlich zurück zu zahlen. Unsere Bedrängniß ist also augenblicklich sehr groß. Wir wenden uns darum vertrauungsvoll an die Bewohner der Hauptstadt, so wie an die Angehörigen der aus der Provinz einwandernden Mädchen und an diese selbst, und bitten herzlichst, daß ein Jeder an seinem Theile und nach seinen Kräften, namentlich durch feste Beiträge mithelfe, daß die Fürsorge für die weiblichen Dienstboten, diesen für die bürgerliche wie die kirchliche Gesellschaft gleich bedeutungsvollen Stand, nicht aus Mangel an Theilnahme erlahme, sondern durch allseitige Unterstützung immer frischer und fröhlicher sich entfalte und seine reichen Segnungen in die Häuser der Hohen und Niederen bringe! —

Der Herr unser Gott spreche dazu sein Amen! —"

König Nicolaus von Paraguay.

Eine Erinnerung an's achtzehnte Jahrhundert.

(Von George Hesekiel.)

(Schluß.)

Das Alles ereignete sich in den ersten Monaten des Jahres 1754, und um Mitte dieses Jahres wurde Nicolaus von den Indianern zum König von Paraguay ausgerufen. Er ließ zur Erinnerung an seine Thronbesteigung eine Münze schlagen; diese zeigt auf dem Avers sein Brustbild mit der Legende: „Nicolaus I. König von Paraguay"; auf dem Revers schlägt Jupiter mit Blitz und Donnerkeil die Giganten. Sofort nach der Thronbesteigung wollte sich Nicolaus durch einen raschen Feldzug die dreißig Reductiones der Jesuiten-Mission in Paraguay unterwerfen, er brach mit angeblich 18,000 Mann von San-Sacramento auf, sein Unterfeldherr, oder vielmehr sein Feldherr, denn er selbst verstand nichts vom Kriege, war Mario, sein Jugendfreund, ein desertirter spanischer Unteroffizier. In San Domingo blieb der König zurück, ließ sichs wohl sein, schaffte sich einen königlichen Scharlachmantel an und legte sich eine Leibwache zu. Anfänglich suchten die Jesuiten den Sturm abzuwenden durch Unterwürfigkeit und Geschenke; König Nicolaus aber ließ sich auf nichts ein, sondern befahl seinem Heere vorzurücken. Da beschlossen die Missionaire Widerstand zu leisten, zogen ihr waffenfähig Volk zusammen und wagten eine Schlacht; aber ihr Oberfeldherr Don Louis de Marick fiel, und die Völker des Königs Nicolaus erfochten einen vollständigen Sieg. Nun wurden die Jesuiten Missionen aufs Furchtbarste mit Plünderung, Mord und Brand heimgesucht. König Nicolaus befand sich zu Ciudad-Real am Parana, als eine angesehene Gesandtschaft des streitbaren Volkes der Mamelusken, oder Paulisten, erschien, welche ihn einlud, auch die Oberherrschaft über die streitbare Republik St. Paula anzunehmen. König Nicolaus gab dieser schmeichelhaften Bitte Gehör und zog am 16. Juli 1754 an der Spitze von 6000 Mann mit großem Gepränge in St. Paul ein, wo er am 27. Juli als Kaiser der Mamelusken gekrönt wurde und von ihnen den Treueid empfing."

So weit die mehrfach citirte „Historie", die jedenfalls eine Menge von handgreiflichen Unwahrheiten und Fabeleien enthält, die wir aber denn doch nicht so ohne Weiteres ganz verwerfen möchten. Es war eben vor hundert Jahren noch manches möglich — und haben wir denn nicht, vor etwa zwei Jahren einen braven Franzosen, einen Herren Tonneins aus Perigueux, dem Hauptstapel-Platz der edlen Trüffel, einen Königsthron im Westen von Süd Amerika aufrichten sehen? Freilich hat's mit dem Könige Aurel I. Anton von Aurekanien, so nannte sich der Abenteurer, schon gegen Ende des vorigen Jahres ein klägliches Ende genommen, aber vielleicht war das Ende des Königs Nicolaus von Paraguay eben auch nicht glänzender? Wir finden nämlich nun absolut nichts weiter über unsern Helden und das ist eben der Hauptgrund, warum sich König Friedrich der Große so lustig über diese Geschichte macht. Diese Geschichten und der von Pombal angeordnete Einfall in die Jesuiten-Missionen hatten ihren Zweck erfüllt, damit genug, es war nicht mehr die Rede davon. War der König Nicolaus wirklich nur eine Erfindung, so hat sich allerdings das philosophische Jahrhundert sehr leichtgläubig gezeigt.

Für die Ansicht Friedrichs des Großen spricht eine Relation vom 13. Juli 1756, in derselben heißt es: „Eine von den größesten Fabeln unserer Zeit ist gewiß die ausgestreuete Geschichte, als habe sich ein Jesuite unter dem Namen Nicolai Primi zum Könige von Paraguay ausrufen lassen. Damit man aber sehe, was zu diesem falschen Gerüchte Anlaß gegeben, will man aus zuverlässigen Nachrichten anzeigen, was an der Sache ist. Die Könige von Spanien und Portugal hatten eine Grenzregulirung ihrer Besitzungen in Paraguay befohlen. Die Commissarien wendeten sich an den Pater Provincial der portugiesischen Jesuiten und ersuchten ihn, einige Missionaire mit der Ausführung der getroffenen Bestimmungen zu beauftragen. Dabei erhielt ein achtzigjähriger Priester, welcher über funfzig Jahr in jenen Gegenden gewirkt, den Befehl, an sieben Dorfschaften das Ansinnen zu stellen, auszuwandern und sich jenseits der Grenze auf spanischem Gebiet anzusiedeln. Sechs von diesen Dorf-

schaften gaben diesem Ansinnen nach; nur eine, St. Nicolaus genannt, wollte unter portugiesischer Botmäßigkeit bleiben. Die sechs andern wanderten unter Führung jenes alten Missionairs aus, allein am dritten Tage bekamen sie das Heimweh oder ließen sich durch die Gemeinde St. Nicolaus bewegen, sie kehrten um und blieben ebenfalls unter portugiesischer Herrschaft. Jener alte Pater hatte allerdings eine Wache bei sich, aber nur zu seiner eignen Sicherheit. Das ist das Ganze, aber aus der Dorfschaft St. Nicolaus, welche der Missionair nicht für die Auswanderung gewinnen konnte, hat man einen König Nicolaus gemacht. Man zeigt auch Abdrücke von Münzen, welche dieser angebliche König habe prägen lassen."

Danach wäre allerdings die ganze Geschichte eine Fabel und unser König Nicolaus hätte gar nicht existirt; Es ist nicht unmöglich, daß es sich so verhält. Es sind durch noch wunderlichere Mißverständnisse namentlich historische Personen und Thaten entstanden, aber abgesehen davon, daß diese letzte „Relation" ebensowenig beglaubigt ist, wie die vorhergehende „Historie", so finden wir uns doch geneigt, an das wirkliche Vorhandensein des Königs Nicolaus zu glauben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es für Pombal einerseits sehr leicht war, einen Abenteurer an die Spitze der Indianerbanden zu stellen, mit denen er das vergleichsweise sehr achtungswerthe Werk der Jesuiten-Mission, den Priesterstaat von Paraguay, vernichten wollte, andererseits aber sehr gefährlich, mit einer puren Fabel in dieser Weise zu operiren Nichts fürchtete der aufgeklärte Despotismus des vorigen Jahrhunderts so sehr, als die Lächerlichkeit, und dem Fluch der Lächerlichkeit konnte Pombal hier sehr leicht verfallen. Die Worte König Friedrichs zeigen die Nähe dieser Gefahr.

Unserer Ansicht nach war König Nicolaus ein Werkzeug Pombals, weiter freilich möchten wir nichts behaupten, ganz gewiß war er vorher nicht Pater Provincial und Generalissimus des Ordens in Paraguay, das behauptete man nur aus Haß gegen die Jesuiten, möglich aber, daß er ein verlaufener Laienbruder des Ordens war; es sind in der von uns citirten „Historie" einzelne Züge, welche den „parfum" der Wahrheit (qui passe partout) haben. Wer die spanische Literatur des vorigen Jahrhunderts kennt, wird mir beistimmen.

Jedenfalls ist und bleibt König Nicolaus von Paraguay im vollsten Sinne des Worts ein — Incognito König, und die ganze Geschichte ist, trotz mancher einzelnen Anklänge an Affairen neuerer Zeiten, durch und durch — achtzehntes Jahrhundert!

Literarisches.

Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt von Dr. Heinrich Dittmar. In sechs Bänden. Heidelberg bei Karl Winter.

Kaum gab es eine Zeit, wo der rechte Maaßstab zur Beurtheilung der Weltereignisse so sehr unserem Geschlechte abhanden kam, als die unsrige. Die gewöhnlichen Zeitungen, aus denen wir unsere Kenntniß von dem, was vorgeht, schöpfen, stehen fast alle auf einem subjektiven Standpunkt der Weltbetrachtung. Wie hoch vonnöthen ist es da, daß wir wieder lernen, in dem Lichte der Religion und christlicher Weisheit die Dinge und Bewegungen der Welt anzuschauen und zu beurtheilen! Das aber lehrt uns Dittmar's Werk und sei es darum Allen Familien bestens empfohlen. Hth.

Miscelle.

Etwas über Dr. Martin Luther's Familie.

Unter den Aerzten, deren Kunst Churfürst August von Sachsen (1553–1586) sich bediente, befand sich auch ein Sohn Dr. Martin Luther's, der Doctor medicinae Paul Luther. Sein Gehalt war wie der seiner Collegen am Hofe sehr dürftig, er bestand in nur 100 fl. Münze baar, außerdem in zwei Kleidern von holländischem (lundischem) Tuche, nebst freier Wohnung. Verschiedene Bittschreiben um eine Erhöhung seines Etats blieben unberücksichtigt, endlich gewährte der Churfürst durch ein Rescript vom 7. November 1581 „seinem Leibarzte und lieben getreuen, Herren Paul Luthern, der Arzenei Doctern und weiland seines lieben Vaters des Herrn Doctor Martini Luther's seeliger Gedächtniß willen, auch wegen der getreuen Dienste willen, so Er Docter Paul Luther etzliche Jahre hero zu gnedigstem guten Gefallen geleistet und füeder Thun kann, Soll und Will" die Anwartschaft auf das Klostergut Zaenzig, welches der letzte Bischof von Meissen, Johann von Haugwitz, sich bei seiner Resignation zum lebenslänglichen Nießbrauche vorbehalten hatte. Später gab Dr. Paul Luther aber seinen Anspruch gegen ein Abfindungsquantum von 6000 fl. wieder auf. Auch andere Begnadigungen wurden Luther's Nachkommen vom sächsisch-albertinischen Hause. Seinem ältesten Sohne Johann Ernst ward im Jahre 1581 vom Churfürsten August eine Präbende im Stifte zu Zeitz verliehen, deren Ertrag jährlich in 11 Scheffeln Korn und 19 Scheffeln Hafer bestand. Die erbte in der Familie fort, in dem sie nach Johann Ernst's Tode auf dessen Sohn Johann Martin Luther, Stiftsrath zu Wurzen, und nach dessem Ableben auf seinen gleichnamigen Sohn überging. Auch dessen Sohne, Friedrich Martin Luther, ward die Anwartschaft darauf im Jahre 1711 zugesichert, allein er starb vor seinem Vater und des letzteren Gesuch, die Anwartschaft nunmehr auf seinen zweiten Sohn, den Advokaten Martin Gottlob Luther in Dresden zu übertragen, fand keine Beachtung, vielmehr erhielt diese Präbende im Jahre 1750 der Appellationsrath Carl Wilhelm Gärtner. — Außerdem empfingen noch im Jahre 1593 die drei Söhne des obengenannten Dr. Paul Luther auf „ihr unterthänigstes Ansuchen zur Fortsetzung derer Studien, und weil sie von denen zu Torgau beisam gewesenen Landständen, Unseren lieben getreuen, schriftlich erbeten worden sein, noch 300 Gulden aus Gnaden." — Hth.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 9. Berlin, den 25. Februar 1863. **Nr. 9.**

Carl Ludwig Bernhard von Holleben, Fürstlich Schwarzburg-Rudolstadtscher Kammerherr und Land-Jägermeister a. D. Ehrenritter seit 1851. † zu Rudolstadt den 9. Februar 1863.

Gräfin Sophie v. Schwerin, geb. Gräfin v. Dönhoff.

Lebensbild einer hochherzigen und edlen Frau.

Sie haben sie hinabgesenkt in die Gruft, und wir sind zurückgeblieben, über ihren Verlust zu trauern. Doch sie ist uns nicht verloren, wir haben sie nicht bei den Todten zu suchen, sondern bei den Lebenden, ihr irdisches Theil, das sie von der Natur empfangen, hat sie der Natur zurückgegeben, aber die schöne geistige Individualität, die sie sich im Erdendasein errungen, ist aufgehoben, ist verewigt, sie weilt wie bisher unter uns, nur in verklärter Gestalt.

Unter Friedrich dem Großen 1785 in Berlin geboren, gehört sie dem Zeitalter der Heroen an, das nicht nur den großen König, sondern auch unsre Dichterfürsten und die Koryphäen der Wissenschaft hervorzubringen vermochte. Ihr Vater war Graf Dönhoff, Oberburggraf von Preußen, und ihre Mutter, die Tochter des Grafen Schwerin-Wolfshagen, der als Reiteroffizier unter Seydlitz die furchtbare Schlacht von Zorndorf mitgeschlagen hatte. Ihre Erziehung war zwar vorherrschend französisch, wie es die Sitte der Zeit mit sich brachte, aber sie wurde zugleich auch in der deutschen Sprache, Poesie und Wissenschaft ausgebildet, wie es bei ihren Standesgenossen erst dreißig Jahre später gewöhnlich wurde. Sie nahm daher bei ihrer Vermählung im Jahre 1805 einen Standpunkt ein, der den aller andern Damen jener Zeit weit überragte und sie in ihrem Kreise den großen Vorbildern zugesellte, von denen die deutsche Bildung in Berlin und in Preußen ausging. Ihr Gemahl war Graf Wilhelm Schwerin-Wolfshagen, der Bruder ihrer Mutter, ein ritterlich gesinnter Mann, der noch ganz die großen Anschauungen des Zeitalters Friedrichs verkörperte und vertrat. Das junge Ehepaar hatte ein reiches Leben, reich an Leiden und Freuden, wie es dem Menschen allein förderlich ist. Es theilte in tiefster Wehmuth die Schmerzen des Vaterlandes, und als das Jahr 1813, die Zeit der Erlösung und Erhebung heran nahte, führte er mit Heldenmuth das Schwert zur Rettung des Staates, während sie sich mit allen Sinnen und Kräften der Unterstützung der Freiwilligen, der Sorge für die Verwundeten und der Pflege der Armen widmete. Hoch schlugen beider Herzen für die großen Angelegenheiten der Zeit, und die Jahre des Freiheitskrieges, in denen der Geist Friedrichs des Großen aus seinem Grabe erstand und das ganze preußische Volk durchglühte und begeisterte, waren der Gipfelpunkt ihres Erdenglückes. Am 31. März 1814 zogen die siegreichen Heere der Verbündeten in Paris ein, und der König entsandte den Grafen Wilhelm Schwerin, die Jubelbotschaft dieser Begebenheit als Courier nach Berlin zu bringen. Am 10. April verbreitete sich hier die erste Kunde davon, daß das Ziel, an dessen Erreichung kein Mensch gezweifelt hatte, wirklich erreicht sei. Wenige Stunden nachher ritten 24 blasende Postillone durch das Potsdamer Thor, durch die Leipziger- und Wilhelmsstraße nach den Linden, und ihnen folgte zu Pferde ein Offizier der Garde du Corps mit der Couriertasche über den Schultern. Die junge Gräfin Sophie von Schwerin stand mit ihrer Familie auf dem Balkon ihres Hauses, Wilhelmstraße 63, und erkannte in dem Herold der Freudenkunde ihren Gemahl, der mit einem weißen Tuche zu seinem glückseligen Weibe hinaufgrüßte. Erst Abends um 10 Uhr, so lange hatte ihn die Königliche Familie festgehalten, stellte er sich bei den Seinigen ein. Freudige Tage folgten der drangsalvollen Kriegszeit, aber schon der Herbst entführte den Grafen nach Wien zum Kongresse, wo er bis zum Frühling 1815 blieb. Napoleons unerwartete Rückkehr von Elba machte den Unterhandlungen rasch ein Ende, und rief die Heere von Neuem ins Feld. Der Oberst Graf Wilhelm Schwerin erhielt das Kommando einer Brigade in dem Corps des Generals Grafen Bülow von Dennewitz. Am 18. Juni 1815 Nachmittags gegen vier Uhr rückte die Schwerinsche Brigade aus dem Walde von Ligny in der Nähe des Dorfes Planchenois hervor, um Napoleon unerwartet in seiner rechten Flanke anzugreifen. Der Graf war zu Pferde an der Spitze seiner Regimenter, da traf ihn eine Kugel ins Herz. Er zuckte

ein wenig mit der linken Hand, in der er den Zügel gehalten, und sank todt vom Pferde herab. Seine Gattin hat ihn achtundvierzig Jahre überlebt, aber die Trauerkleider nicht wieder abgelegt. Ihre Ehe war im Himmel geschlossen, und der Tod hatte sie nicht geschieden. Jetzt leben die Verewigten wieder vereinigt als edle Gestalten einer großen Vergangenheit in dem Andenken ihrer Familie und Derer, die von ihnen wissen, fort, und mahnen die jüngere Nachwelt zu gleich edlem Verhalten.

Das Leben der kinderlosen Wittwe war nicht trübe und arm. Ihr thätiger Geist und die Liebe Gottes, die sie erfüllte, schufen ihr auf den verschiedensten Gebieten einen umfassenden und segensreichen Wirkungskreis. Sie huldigte der Kunst und Wissenschaft, und zwar nicht nur zur Pflege des eigenen Geistes, sondern auch im Dienste des Allgemeinen und zum Nutzen und Frommen der Sache selbst. Viele junge Künstler und Gelehrte sind von ihr nicht nur unterstützt, sondern sie haben sich auch ihres anregenden persönlichen Umganges zu erfreuen gehabt, und sind durch sie in der Entwicklung ihrer Anlagen und Kräfte gefördert worden.

In den ersten Jahren ihres Wittwenstandes widmete sie sich mit hingebender Liebe ihrem Großvater und Schwiegervater, dem Grafen Schwerin-Wolfshagen, der in seinem hohen Alter des Augenlichts beraubt war, und diente ihm als sorgsame Führerin und Vorleserin. Gut Vorlesen ist ein selten geübtes Talent, und man findet heut zu Tage vielleicht mehr Menschen, die vom Blatte Klavier zu spielen als die vom Blatte zu lesen vermögen. Gräfin Sophie verstand diese seltne Kunst und übte sie zur Freude ihrer Umgebung bis in die letzten Wochen ihres Lebens. Als 1819 ihr Großvater und 1825 ihre edle Mutter gestorben waren, übernahm sie als Haupt der Familie das Haus in der Wilhelmsstraße, das nun zum Mittelpunkte und Versammlungsorte aller Mitglieder der Dönhoffschen und Schwerinschen Familien wurde. Der Deutsche sagt: Wer liebt, der leidet gern; denn man kann auch sagen: Wer liebt, der giebt, aber Lieben und Leiden sind nahe verwandte Begriffe. Wen wir lieben, den mögen wir auch leiden, und mit der Liebe zu unsern Nächsten wächst unsre Befähigung, ihre Leiden mit ihnen zu theilen, ja sie selbst mit Liebe zu leiden. Von ihren vier Schwestern waren drei vermählt, und nur eine, Gräfin Cäcilie, die ihrem Alter zunächst stand, war unvermählt geblieben und litt an einem nie ganz erkannten Uebel, das dieselbe seit ihrer Jugend heimsuchte und sie in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens an das Krankenbett fesselte. Gräfin Schwerin suchte ihren Beruf darin, sich mit zartester Sorgsamkeit der Pflege und Erheiterung dieser Schwester zu widmen. Es war ein schönes Verhältniß zwischen diesen beiden edlen Frauen, das die Verwandten und Freunde des Hauses mit Rührung und Erbauung zu betrachten dauernde Veranlassung fanden. Der Tod löste diesen Bund treuster Schwesterliebe im Juli 1846. Zweimal versuchte Gräfin Schwerin das ihr vom Schicksal versagte Mutterglück durch die Annahme eines kleinen Mädchens an Kindesstatt zu ersetzen. Beide Pflegetöchter erzog sie mit der reinsten Mutterliebe, aber die erste, Caroline von Beaden, starb schon im ersten Wochenbette, nachdem sie sich mit dem Grafen Schwarzenau vermählt hatte. An die Stelle dieser früh verblichenen, charaktervollen Frau trat ein fünfjähriges Kind, das ihr auf wunderbare Weise zugeführt, nun aber mit derselben Treue und mütterlichen Aufopferung unterrichtet und erzogen wurde. Zur blühenden Jungfrau erwachsen, vermählte sich die junge Dame im Jahre 1859 mit einem auch von Gräfin Sophie geliebten und hochgeschätzten Manne, und dieser Ehebund, und die Kinder, die aus demselben hervorgingen, bereiteten der Gräfin die süßesten Freuden und das reinste Mutterglück. Es war eine schöne Abendröthe, welche die letzten Jahre ihres Lebens beleuchtete.

So im Kreise ihrer Familie beglückt, wirkte sie nach Außen ununterbrochen thätig fort. Sie war immer zu Hause, und Jeder, der Zutritt zu ihr hatte, konnte stets sicher sein, nicht fehl zu gehen. Auf diese Weise hatte sie verhältnißmäßig viel Zeit, theils zu einer ausgebreiteten Korrespondenz, theils zu der Fürsorge, die sie je länger je mehr der dürftigen und leidenden Menschheit widmete. Man hat sie rühmend eine Mutter der Armen genannt, und sie verdiente diesen Namen wie wenig Andre, denn sie opferte nicht nur einen bedeutenden Theil ihrer Einkünfte den Armen, sondern sie verwandte auch einen großen Theil ihrer Zeit auf Besprechungen, Rathschläge und Gedanken, wie den Einzelnen ihre un endlich mannichfaltigen Bedürfnisse befriedigt werden könnten. Die Verehrung und die Segenswünsche Tausender, von denen sie freilich nur in den seltensten Fällen etwas vernehmen mochte, waren ihr Lohn.

Sie starb am 27. Januar 1863 im acht und siebenzigsten Jahre, und wurde drei Tage darauf auf dem hiesigen Garnisonkirchhofe zwischen ihrer Schwester Cäcilie und ihrer Pflegetochter Caroline bestattet.

Ihr Leib ist begraben, ihre Seele ist bei Gott, und ihr Wesen lebt und wirkt fort in den Hinterbliebenen für die nachkommenden Geschlechter.

(Professor Schottmüller.)

Aus dem Cartular der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

(Schluß.)

III.

Ein Diplom des Bertrand, Herrenmeisters des Tempelordens, einen Vergleich über den Zehnten betreffend.

(Bei Rozière Nr. 76).

Im Namen der u. s. w.

Allen Menschen, den gegenwärtig lebenden, wie den zukünftigen, wollen wir hiermit zu wissen thun, wie wir Bertrand, von Gottes Gnaden ernannter Meister der Ritterschaft vom Tempel Gottes, und der ganze Convent der besagten Ritterschaft dem Herrn Nicolaus, Prior des heiligen Grabes, und dem ganzen Capitel der Domherrn des gedachten Grabes die Hälfte aller Zehnten, welche wir in ihnen oder ihrer Kirche gehörenden Oertern besitzen oder zukünftig besitzen werden, vom Wein, vom

Oel, vom Weizen und Roggen, von der Gerste, vom Hafer, von den Bohnen, den Kichererbsen, den Linsen, dem Sesam, dem Reis und der Hirse, alljährlich sowohl für sie selbst, wie für ihre Nachfolger, ohne irgendwie Rechtseinwendungen oder Widerspruch zu erheben und ohne alle Absicht zu täuschen, treulich abzuliefern uns verbindlich gemacht haben. Dagegen haben sie uns zugestanden, von allen andern Dingen den Zehnten ganz zu erheben und zu behalten, so wie es in dem uns von ihnen ausgestellten Diplome besagt worden ist. Wenn wir aber ein Dorf (oder einen Hof) gegen Naturallieferungen oder gegen baares Geld verpachten, so haben wir ihnen dennoch in besagter Weise den Zehnten zu geben. Damit dies nun immer gültig und rechtskräftig bleibe, haben wir es auf dies Blatt geschrieben und bestätigen es durch Beidrückung unseres Siegels, so wie es auch durch das Zeugniß der Unterschriebenen bekräftigt wird:

Wilhelm, Seneschal,

Bruder Gaufried, Fulchers Sohn, — folgen die Namen von 17 Tempelbrüdern.

Auch dies Document läßt uns einen interessanten Blick in die bürgerlichen Verhältnisse des Königreichs von Jerusalem thun. Schon Gottfried von Bouillon hatte der heiligen Grabeskirche 21 Dörfer in Palästina geschenkt, und zu diesen waren später durch Schenkung, Kauf, Tausch und Anbau noch manche andere gekommen, so daß die Besitzungen des Domstifts sehr beträchtlich geworden waren. In den besagten Dörfern gab es eine einheimische Bevölkerung von Bauern, villani, christlichen und muhammedanischen Fellahs, welche in ein Hörigkeitsverhältniß traten; außerdem aber kauften sich nicht selten europäische Ansiedler als burgenses darin an und hatten dann unbeschadet aller Freiheit für Person und Eigenthum nur von ihren Bodenerzeugnissen den Zehnten an das heilige Grab zu entrichten. Es konnte nun im Laufe der Zeit nicht fehlen, daß zu dem Territorium der Grabeskirche gehörige Ländereien, ja ganze Dörfer auch von den Johanniter- und Tempelrittern erworben wurden, und da diese Genossenschaften ihre Grundstücke gleichfalls als privilegirtes Kirchengut betrachteten, so glaubten sie den davon zu entrichtenden Zehnten verweigern zu müssen, was, wie wir aus verschiedenen Documenten der Sammlung ersehen, zu längeren Streitigkeiten Anlaß gab.

Unsre Acte nun giebt uns den zwischen den Tempelrittern und den Domherrn in der Sache abgeschlossenen Vergleich, nach welchem der Grabeskirche von sämmtlichen werthvolleren Producten, wie sie einzeln im Text aufgezählt worden sind, die Hälfte des Zehnten überliefert werden, und nur von den werthloseren, nicht namentlich aufgeführten der ganze Zehnte den Rittern verbleiben sollte, — ein Vergleich, mit welchem sie wohl Ursache hatten, zufrieden zu sein. Zu der letzteren Kategorie gehören die Feigen, Stein- und Kernobst, die Zwiebeln und sonstiges frisch genossenes Gartengemüse.

Unter den aufgezählten Producten bedürfen Wein, Oel, d. i. Olivenöl, Weizen, Gerste, Bohnen, Kichern und Linsen keiner weiteren Bemerkung: diese Früchte sind, so lange es überhaupt eine Cultur in Palästina gegeben, immer daselbst angebaut worden. Was den Sesam (sissimannum, arabisch sumsum) anbetrifft, so ist dies wohl die frühste Erwähnung dieser Oelfrucht in Palästina, welche wahrscheinlich, wie auch Reis, Hirse, Zuckerrohr u. s. w. zur Zeit der Fatimidischen Chalifen von Aegypten aus eingeführt worden ist. Der Reisbau, welcher in dem wasserarmen Lande nur an wenig Stellen möglich war, ist längst wieder aufgegeben worden, dagegen gehört die Hirse (holcus sorgum) und vorzüglich der Sesam zum vorzüglichsten Bodenreichthum Palästinas. Auch Roggen und Hafer sind im Gelobten Lande nicht einheimisch; offenbar haben die Kreuzfahrer diese Getreidearten aus ihren Heimathsländern mitgebracht und für die Zeit ihres Königreichs in Syrien angebaut. Nach ihrem Abzuge aber ist diese Cultur nicht fortgesetzt worden.

IV.

Vertrag über ein von Nicolaus, Prior des heiligen Grabes, dem Stephan Pasnaie überlassenes Haus.

Allen dies Vernehmenden sei bewußt, daß ich Nicolaus, Prior des heiligen Grabes, unter Zustimmung unsres ganzen Capitels das Haus, welches der Herr Peter, Prior des heiligen Grabes, von Nicolaus und seiner Gattin Pontia kaufte, dem Stephan Pasnaie und seinen Erben zu ewigem Eigenthum überlassen habe, unter der Bedingung, daß der Stephan und seine Erben uns und unsern Nachfolgern alljährlich zur Reinigung Mariä fünf Byzantinen auszahlen. Wir fügen hinzu, daß, wenn sie ja das Haus verkaufen wollen, sie es zuerst uns anzubieten haben, und im Falle, daß wir es nicht kaufen wollen, mag es ihnen frei stehn, es dann an ihres Gleichen unter den Bürgern zu verkaufen, unbeschadet dem uns gebührenden vorerwähnten Zins und unsrer Schenkungsstipulation.

Geschehen am 14. April im Jahre nach der Fleischwerdung Christi 1140. Dies bezeugen:

Nicolaus, Prior. Arnulf, Subprior. Godefried, Schatzmeister u. a. m.

Ein Erbpachtvertrag, welcher nach den Bemerkungen zu I. verständlich sein wird. Das Document (Nr. 132 der Sammlung) steht unter ähnlichen Acten über Grundstücke in Ramathes, Mahumeria und anderen Dörfern in der Umgegend Jerusalems; indessen da hier kein Ort angegeben worden ist, so müssen wir annehmen, daß das fragliche Haus in der Stadt selber lag.

Wie es scheint, machte sich in dieser der Verfall schon bemerkbar, welcher wenige Jahrzehnte später zum Sturze des Königreichs führen sollte, und er bestimmte die niedrigen Bedingungen, unter denen das Haus abgegeben wurde. Das Document qualificirt dieselben als Schenkung. Doch hoffte man damals noch auf eine allgemeine Hebung der Verhältnisse, wo dann vielleicht ein Verkauf des unentgeltlich, nur gegen geringen Jahreszins, überlassenen Hauses möglich gewesen sein würde.

Die Reformation und die Volksüberlieferung.

(Von Dr. Pröhle.)

(Fortsetzung.)

II.

Die Kirchenverbesserung läuterte die entartete Gottesverehrung. Diese Läuterung zehrte aber keineswegs sogleich nebenbei den Volksaberglauben mit auf. Fast acht Jahre nach dem Beginne der Reformation versprach ein fürstliches Ausschreiben zu Hechingen fünf Gulden jedem Landmanne, welcher einen Kobold, eine Nixe oder ein anderes Gespenst in seinem Hause, in seinen Ställen, in Bächen und Teichen einfange und lebendig oder todt bei dem Oberjägermeister abliefere.

Doch weist Erasmus Francisci, ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, auf einen Unterschied in der Auffassung hin. Von den Gespenstern läßt er die Römisch-katholischen sagen, sie seien entweder englische, teuflische oder menschliche Geister; diese wiederum seien entweder selige, oder die noch im Fegefeuer ruhende, oder die verdammte Seele eines Verstorbenen. Die Protestirenden dagegen, so berichtet Francisci, legen den Engeln nicht leicht den Namen von Gespenstern bei und halten alle Gespenster für verdammte Teufelsgeister.

Außer jenen Sagen, welche von Luthers Teufelsglauben ausgehen, lehnen sich andere Sagen an sein eignes Dasein an. Bei Wittenberg wird die Lutherquelle besucht. Unter den majestätischen Baudenkmalen von Kloster Walkenried zeigt man die Lutherfalle. Luther, so wird erzählt, sollte hier versinken, sein Hündlein aber lief voran, warnte ihn durch sein Verschwinden und rettete ihn. Ein verwandtes Stücklein von Wallensteins Pudel läßt Schiller mit durchblickender Ironie gar köstlich durch den ersten Jäger erzählen:

„Ja, er fings klein an und ist jetzt so groß,
Denn zu Altorf, im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos,
Hätte seinen Famulus bald erschlagen.
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mit nichts, dir nichts in's Carcer sperren;
S' war just ein neugebautes Nest;
Der erste Bewohner sollt' es taufen.
Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Pudel voran erst laufen.
Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag:
Ein rechter Kerl sich daran spiegeln mag.
Unter des Herren großen Thaten allen
Hat mir das Stückchen besonders gefallen."

Mit diesem Stückchen hat man sogar die bekannte Redensart „auf den Hund kommen" erklärt. Beide Geschichten scheinen jedoch an und für sich nur Abschwächungen der älteren Sagen zu sein, in welchen der Teufel nach dem Bau einer Kirche statt einer Menschenseele nur einen zuerst hineingeschickten Hund als Lohn erhält.

In dem inhaltsschweren Vorspiele von Wallensteins Lager, welches im volksthümlichen Gewande das tiefinnigste poetische Verständniß des dreißigjährigen Krieges und der Geschichte überhaupt zeigt, giebt Schiller auch einen meisterhaften Abriß von Soldatenaberglauben, wie er sich in jenem Religionskriege um die Person des Feldherrn concentrirte:

„Wer unter seinem Zeichen thut fechten,
Der steht unter besonderen Mächten.
Denn das weiß ja die ganze Welt,
Daß der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Solde hält." —
„Ja daß er fest ist, das ist kein Zweifel.
Denn in der blut'gen Affaire bei Lützen
Ritt Er Euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war sein Hut.
Durch die Stiefel und Koller fuhren
Die Ballen, man sah die deutlichen Spuren.
Konnt' ihm keiner die Haut nur ritzen,
Weil ihn die höllische Salbe thät schützen." —
„Was wollt Ihr da für Wunder bringen!
Er trägt ein Koller von Elendshaut,
Das keine Kugel kann durchdringen." —
„Nein, es ist die Salbe von Hexenkraut,
Unter Zaubersprüchen gekocht und gebraut." —
„Es geht nicht zu mit rechten Dingen!" —
„Sie sagen, er les' auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die nahen und fernen;
Ich weiß aber besser, wie's damit ist.
Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Frist
Durch verschlossene Thüren zu ihm einzugehen.
Die Schildwachen haben's oft angeschrieen,
Und immer was Großes ist drauf geschehen,
Wenn je das graue Röcklein kam und erschien. —"
„Ja, er hat sich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das lustige Leben."

Und damit ständen wir bereits zum zweiten Male mitten im dreißigjährigen Kriege. Hier aber greifen wir kurz zurück zu denjenigen wunderbaren Erzählungen, welche, dunklem Gewölke gleich an den Grenzen des Horizonts bei sonst hellem Himmel, von allen seit dem fünfzehnten Jahrhunderte um die Glaubensfreiheit geführten Kriegen berichtet werden. Große Ereignisse werfen auch nach der Volksmeinung ihren Schatten vor sich her. Nach der Vorstellung des 17. Jahrhunderts freuen sich die Teufel, wo Blutvergießen bevorsteht. Sie lachen und spielen einige Zeit mit den kommenden Dingen, als wollten sie sprechen: „Wir haben da ein gewisses Spiel! Seh' ein Jeglicher auf sich selbst, wer da präfigurirt wird, daß er sich bessere und leide die Buße." Wenn die Rumpelgeister also gehen, wird Kriegsgeschrei gehört. Der Glaube an das gespenstische Kriegsgetümmel war nicht nur in Deutschland, sondern auch in Polen, Schweden und Frankreich heimisch. 1608 im Weinmonat ließen sich in Frankreich viele kleine Wölklein sehen, welche nachher auf die Erde fielen und sich zu einer Menge Kriegsvolks formirten. Man schätzte dasselbe förmlich ab auf 12,000 Mann. Die Soldaten hatten eine schöne Länge, blaue Fähnlein, Trommelschläger und ihren eignen Feldhauptmann. Der Zug dauerte von ein Uhr Mittags bis fünf Uhr Abends. Die Leute flohen vor diesem Heere. Da das gespenstische Kriegsgetümmel auch zur Warnung dient, können nach der Meinung des 17. Jahrhunderts auch gute Geister daran Theil haben.

Vor dem Hussitenkriege hörte man in einem gewissen Thale an den böhmischen Grenzen bei Nachtzeit nicht allein ein Geschrei vieler wider einander fechtender Reiter, sondern man sah oft auch die Reiter selbst in Kleidern von

allerlei Farben. Darüber kam einst in dem zunächst gelegenen Schlosse zwei kühnen reisigen Knechten die Lust an, solchem Lärm persönlich zuzuschauen und sich also der rechten Gewißheit zu versichern. Deswegen setzten sie sich bei Nacht zu Pferde und ritten dahin. Bevor sie aber näher hingelangten, scheute sich der Eine, näher zu reiten, und sprach zu seinem Gefährten: „Wir wollen uns damit begnügen, daß wir dies gesehen haben. Ich mag diesen Abenteuern nicht näher kommen. Die Alten pflegen zu sagen, man müsse mit dergleichen nicht viel scherzen." Der Andre spottete seiner und verlachte ihn als einen verzagten, feigen Menschen. Zugleich spornte er sein Pferd an und jagte den erblickten Nachtreitereien entgegen. Alsobald aber kam aus den vordersten Truppen ein Reiter hervor, hieb ihm den Kopf ab und kehrte zu seinen Truppen zurück. Der Andere ergriff die Flucht und zeigte auf dem Schlosse an, wie es seinem Kameraden ergangen. Am folgenden Morgen fand man den Rumpf des Getödteten und nicht weit davon den Kopf. Doch wurden da, wo jene Reiterschaar sich befunden, weder Hufschlag noch menschliche Fußtapfen gefunden, sondern nur an einigen morastigen, kothigen Stellen Spuren von Vogelklauen.

Vom Bauernkriege sagte der jugendlich tapfere und friedlich redselige Georg in Goethe's Götz von Berlichingen: „Einen fürchterlichen Krieg giebt's. Es sind schon an die hunderte Ortschaften aufgestanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Völker ausgerissen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufstand begann, zwei feurige Schwerter kreuzweis in der Luft gesehen."

Auch ein sagenhafter Schwank aus dem Hussitenkriege möge hier stehen. Wenige Jahre nachdem Huß in Böhmen seine neue Lehre zu predigen anfing, hatte sich der Parteienkampf schon zum fürchterlichsten Kriege gestaltet, in dem die hussitischen Feldherren Prokop und Ziska sich ebenso durch ihre Tapferkeit als durch ihre Grausamkeit hervorthaten. — In dem Kampfe gab und nahm man keinen Pardon, und nur Indianer und Orientalen wetteifern noch mit diesen slavischen und leider auch deutschen Kriegern der Hussiten in der Scheußlichkeit der Todesqual am Feinde. Da das für damalige Zeiten zuletzt ungeheuere Heer nicht beisammen bleiben konnte, indem es die gesegnetsten Gegenden allsogleich verwüstete, und da nicht jeden Tag eine große Schlacht zu schlagen war, zogen einzelne Abtheilungen auf eigene Faust aus, und gingen zum Oefteren über die oberpfälzer Grenze. — So im Jahre 1430, wo die Heereshaufen ganz Franken überschwemmten und fast bis an die Thore von Frankfurt sengend und plündernd gelangten. Im Jahre 1432 erschien denn nun auch eines Tages vor dem nicht unbedeutenden Bergschlosse Frauenberg an der baierisch-böhmischen Grenze eine ganze Abtheilung dieser Schwertmönche, und fing an die Veste zu belagern in der Hoffnung auf guten Rand. — Sie führten sogar eine Wagenbüchse mit sich, waren aber so ungeschickt in der Handhabung derselben, daß sie täglich nur 2 Schüsse nach der Burg thaten. — Sie begnügten sich daher den Platz eng einzuschließen, und versuchten durch Aushungerung die Uebergabe zu erzwingen. —

Ein Martin von Nothhafft aus der pfälzischen Familie gleichen Namens war der Befehlshaber des Schlosses, ob auch Besitzer, ist nicht angegeben, und er rettete durch einen klugen Einfall Burg und Leute. — Die Besatzung, welche mehrere Wochen ohne Zufuhr blieb, fing an Noth und Hunger zu leiden, und das letzte lebende Thier auf Frauenburg, ein alter, zäher Gaisbock, dessen Fleisch vielleicht nicht besser als Schuhleder geachtet wurde, kam endlich doch an das Messer. — Der edle Martin erhielt auf seinen Theil einen Bocksschinken und er kam auf den Gedanken, denselben, auf Wildpretart hergerichtet, dem Anführer der Hussiten mit der Nachricht zu übersenden, es sei ihm trotz aller Wachsamkeit der Feinde gelungen, mehrere Wagen frisches Wildpret in die Burg zu schaffen. — Der Anführer der Hussiten Hedwiça, der früher Schneider war, aß den Bocksschinken für Wildpret, (wahrscheinlich aber litten er und seine Leute bei ihrer verwüstenden Art der Kriegsführung selbst Noth), und dachte sich, gegen eine so wohl verproviantirte Festung könne er am Ende doch nichts ausrichten, weßwegen er die Belagerung aufhob, von dannen zog, und — heutigen Tages noch beißen sich seine Herren Collegen an dem „Bocke von Frauenberg" die Zähne aus!

Um die Zeit, da der schmalkaldische Bund aufgerichtet wurde, sah man in der Luft etliche Reiter, denen bald die mit Faustkolben gewaffneten Bauern folgten. Sodann stieg aus einem Wasser ein hoher Thurm auf und nicht weit davon ein Mann, der Wasser schöpfte, aber danach von einem Drachen verfolgt ward. Die beiden ersten Erscheinungen verschwanden bald, die anderen waren lange zu sehen. Man meinte, daß hierdurch der Ausgang des schmalkaldischen Bundes angedeutet sei. 1538 sah der Bürgermeister von Schmalkalden im Traume einen Löwen rathschlagende Männer in langen Röcken bestreiten. Sie hatten ihn umzubringen getrachtet. Endlich verwandelte er sich in die Gestalt Christi und predigte, da fielen die Männer vor ihm nieder. Neben dem Löwen halte sein Hüter gesessen, ein schlafender alter Mann mit gesenktem Kopfe.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller über den Johanniter-Orden.

Von Professor Schottmüller.

Bei der Verbreitung der Werke Schillers, die sich fast in jeder, auch der kleinsten Bibliothek vorfinden, ist es zu beklagen, daß sie von ihren Besitzern doch nur selten in ihrem ganzen Umfange gekannt oder gelesen werden. In der Regel sind es nur die Gedichte und die renommirtesten Dramen, welche sich einer öfteren Nachfrage zu erfreuen haben, wogegen fast alles Uebrige und namentlich die prosaischen Aufsätze, die ästhetischen und philosophischen sowohl, wie die historischen, gänzlich unbeachtet bleiben, und dennoch ist in ihnen nicht nur ein bedeutender Schatz reeller Kenntnisse zu heben, sondern es sind daraus auch die großartigsten geschichtlichen Urtheile, Anschauungen und Gesichtspunkte zu schöpfen. Wir machen hier auf einen Aufsatz aufmerksam, der in dem vorletzten Bande der Werke Schillers abgedruckt ist. Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens nach

Bertot von M. N. bearbeitet, Jena 1792. Bei der Lectüre dieser kleinen Abhandlung, sie umfaßt nur sieben bis acht Seiten, genießen wir das Vergnügen die Veranlassung und die Bereitung des Stoffes vorzufinden, aus welchem der Dichter sein kleines Gedicht „die Johanniter“ bildete.

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgiebt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamm's,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

Außer dieser Nachweisung, die uns freilich nur mit einer literar-historischen Notiz bereichert, lesen wir hier mit lebhafter Theilnahme eine Vergleichung des Mittelalters mit der modernen Zeit. Die Theilnahme oder vielmehr die Spannung, in die wir versetzt werden, geht aus dem Feuer, aus der Liebe und Begeisterung hervor, mit der Schiller seinen Gegenstand, den Johanniterorden nämlich, seinem innersten Wesen nach erfaßt und durchdringt. Wir geben als Probe folgende Stelle: „Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten stolz zu sein. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen —, wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind, — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Gluth der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet.“ Im Mittelalter redeten und thaten die Menschen das, was sie innerlich lebten, heute reden und thun sie häufig nur das, was sie durch Reflexion gewonnen haben, was sie aus Zweckmäßigkeits- und Nützlichkeits-Rücksichten für angemessen halten.

Endlich werden wir durch den Schillerschen Aufsatz an die Geschichte des Ordens von Bertot erinnert, die allerdings der Form nach etwas veraltet ist, die aber der gründlichen Studien wegen, welche ihr zu Grunde liegen, und um des reichen Materials willen, das sie bietet, noch immer sehr lesenswerth genannt werden kann.

P. S.

„Wege zum inneren Frieden.“

Die unter diesem Titel im Jahre 1852 bei Wohlgemuth erschienene Schrift stammt aus der Feder einer kürzlich hier verstorbenen, in weiten Kreisen hochgeehrten hohen Frau, die den wesentlichen Inhalt ihrer während eines langen Lebens gesammelten Schätze des Geistes und Herzens darin niedergelegt hat. Die günstige Aufnahme, die das Buch bisher sowohl in Privatkreisen als in öffentlicher Besprechung gefunden hat, läßt erwarten, daß die Zahl seiner Leser sich nun nach dem Scheiden der Verfasserin noch mehren und der vielseitig gehegte Wunsch, eine zweite Auflage zu veranstalten, erfüllt werde. Die Erwähnung, daß der Ertrag des Verkaufs, nach Anordnung der Verfasserin, dem unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Königin-Wittwe stehenden Verein zur Beförderung der Klein-Kinder-Anstalten zufließt, wird auf den Absatz fördernd wirken; — doch wird der Käufer eines Buches von dieser Bedeutung, wenn er von dessen Inhalt Kenntniß genommen hat, überzeugt sein, daß die Wohlthätigkeit nur ein hinzutretender, die Verbreitung der Schrift um ihrer selbst willen aber der Hauptzweck dieser Empfehlung ist.

Berlin, den 11. Februar 1863.

Der Vorstand des oben genannten Vereins.

Westphal,	Schöning,
Major z. D.	Geh. Kämmerier.

Litterarisches.

Allen Freunden der Geschichte, Alterthumskunde wie der Forschung auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft glauben wir einen Dienst zu erweisen, wenn wir dieselben in nah und fern auf den eben erschienenen diesjährigen Katalog der Antiquarischen Buchhandlung des Herrn J. A. Stargardt in Berlin (Jägerstraße Nr. 24) aufmerksam machen, welcher nicht allein eine reiche Sammlung alter Drucke, Geschichtsquellen, Pläne, Kupferwerke u. dgl., sondern auch werthvolle Manuskripte aufweist. Dem nicht in Berlin lebenden Forscher und Geschichtsfreunde zumal fließen die Quellen oft nur spärlich, aus denen er, oft mit größesten Opfern, sich Erkenntniß über spezielle Epochen und Material für's Studium verschaffen kann. Wir glauben daher der Sache wissenschaftlicher Untersuchung selbst förderlich zu sein, wenn wir es aussprechen, daß die Stargardtschen Kataloge (zumal der diesjährige) sehr geeignet sind, dem Betreffenden auf die einfachste und am wenigsten kostspielige Weise zur Ergänzung seiner historischen Studien zu verhelfen.

Die Redaktion.

Notiz.

Die Jahrgänge dieses Blattes pro 1860 (IV. Quartal), 1861 und 1862 sind von jetzt ab, soweit der noch vorhandene kleine Vorrath ausreicht, zusammen für 1 Thlr. in der Expedition desselben, Wilhelms-Straße 48 hierselbst, zu haben.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staaten.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 10. Berlin, den 4. März 1863. Nr. 10.

Das Johanniter-Hospiz in Jerusalem.

In dem von der Balley Brandenburg zu Jerusalem unterhaltenen Johanniter-Hospize haben im Jahre 1862 54 Personen gastliche Aufnahme gefunden, von denen 29 Gäste 1. Klasse — solche, welche die Baarauslagen erstatten — und 25 Gäste 2. Klasse waren, welche letztere unentgeltlich verpflegt worden sind.

Die Gäste 1. Klasse waren:

Albert Pick, Proprietär aus Straßburg; Madame Lefèvre aus Straßburg; H. Philip, Missionar und Arzt, nebst Sohn und Tochter, aus Edinburg, wohnhaft in Jaffa; Heinrich Mayer, Gasthofbesitzer aus Constanz am Bodensee; Dr. Johann Jacob Stelin aus Freiburg in der Schweiz; W. Bühler, Missionar auf Ottenheim in Baden; Mathilde Rychter, Gouvernante, aus St. Petersburg; F. Nippold, Dr. der Theologie, aus Emmerich; Graf du Bois, Königlich Niederländischer Gesandter zu Constantinopel; Charles Lacroix, Ingenieur, aus Tunis; P. R. Bartan, Missionar, aus Nazareth; Chr. Richardt, Candidat der Theologie, aus Copenhagen: Wm. Gale, Artist, aus London; W. J. Webb, Artist, aus London; R. Wilbraham Jones, Tourist, aus England; Felix Weber, Kaufmann, aus Glarus: J. Schadegg, Kaufmann, aus Amrisweil in der Schweiz; Emil Alpiger, Kaufmann, aus St. Gallen: Friedrich Ulrichs, Kaufmann, aus Bremen; Wilhelm Flinsch, Kaufmann, aus Frankfurt a. M.; Carl Werner, Maler, und Frau, aus Leipzig; J. C. Fleischhacker, Missionar zu Nablus, aus Hildesheim; H. M. Eppstein, Missionar zu Bagdad, aus Memel; Oswald User, Artist, aus Neustadt in Sachsen; Baronin A. v. Siedmogrodzki aus Preußen; Richard Teichler, Kaufmann, aus Leipzig.

Wie in früheren Jahren, so gehörten auch 1862 die 25 Gäste 2. Klasse meist dem Handwerkerstande an.

Davon waren: Aus Preußen 8 (und zwar resp. aus Magdeburg, Cüstrin, Breslau, Prenzlau, Görlitz, Königsberg, Schlesien), aus Oesterreich 1, aus Württemberg 5, aus Sachsen 1, aus Mecklenburg 2, aus Hamburg 1, aus der Schweiz 2, aus Frankreich 2, aus Norwegen 1, aus Amerika 2.

Reiche Geschenke, welche der Anstalt theils von bemittelten Gästen und theils von, den ersten Familien des Vaterlandes angehörenden Besuchern gemacht wurden, haben die Verwaltung derselben in den Stand gesetzt, das Inventariam des Hauses ansehnlich zu vermehren.

Die Gesammtausgaben pro 1862 für das Hospiz betragen . . . . 831 Thlr. 10 Sgr.
zieht man davon die gemachten Geldgeschenke, von zusammen . . . . 102 „ 20 „
ab, so bleiben . . . . 728 Thlr. 20 Sgr.
welche aus der Kasse des Ordens für dasselbe verwendet worden sind.

Bene fate fratelli.

(Aufschrift des Marmorbogens über dem Eingang zum Kloster und Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Venedig.)

Am Abend des 30. Mai 1851 brachte der Dr. med. Henrich einen von der Wasserscheu befallenen Arbeiter aus Mainz in das dortige Vincenz- und Elisabeth-Hospital, weil einerseits dem unglücklichen Kranken daheim eine angemessene Pflege nicht zu Theil werden konnte, andererseits dessen Umgebung und Nachbarschaft vor einer gräßlichen Gefahr zu sichern war. Dr. Henrich begnügte sich nicht damit, die Translocirung des Patienten anzuordnen; er betheiligte sich persönlich dabei und überwachte außerdem noch, in Gemeinschaft mit dem Hospital-Arzt (Dr. Klee) den beklagenswerthen Zustand des Rettungslosen. Er that also bei Weitem mehr als seine Pflicht.

Jener schönen That dieses edeln Mannes tritt ebenbürtig und ergänzend zur Seite die liebevolle, hingebende Pflege, welche die Schwester-Oberin im Spital ganz allein übernahm bis zum letzten Athemzuge jenes Armen. Er starb 24 Stunden nach seiner Aufnahme.

In anerkennendster Weise schildert Dr. Henrich die Sanftmuth, Geduld und Selbstaufopferung der ebenso würdevollen als demüthigen — wahrhaft barmherzigen und wirklich frommen — Schwester. Die edle Pflegerin vollzog alle ärztlichen Vorschriften mit so großer Pünktlichkeit, Verständigkeit, Schnelligkeit und Gewandtheit, daß der krasseste ärztliche Pedant Nichts zu tadeln gehabt haben würde. „Mehr vielleicht als die Arzneien haben ihre würdigen und ächt christlichen Tröstungen zur momentanen Beruhigung des furchtbar Leidenden beigetragen.“ — Als man dieser muthigen Krankenwärterin bei dem weitern

Fortschreiten der Krankheit die Gefahr schilderte, welche ihr drohe, und ihr vorschlug, die fernere Bedienung des Patienten einem starken Mann zu überlassen, den sie ja immerhin beaufsichtigen könne, erwiderte sie mit begeisterter Resignation: „Meine Pflicht ist es, die Kranken zu pflegen, und ich würde es nicht verantworten können, dadurch einen andern Menschen einer möglichen Gefahr nahe zu bringen, daß ich mich derselben entzöge. Soll mir ein Unglück widerfahren, so muß ich es mit demüthiger Ergebung in den Willen des Herrn ertragen."

Zu dem was diese vortreffliche Frau Gott ergeben, dienend vollzog — im vorliegenden Fall, wie bei vielen andern Gelegenheiten — kommt ihr gesegnetes Walten als Herrin (Oberin) in dem schönen Bereich eines durch strengste Ordnung, bewundernswertheste Sauberkeit und allseitige Zufriedenheit gleich ausgezeichneten Kranken-Asyls.

Glücklich die Armen, welche, erkrankend, doppelt arm, eine tadellose Krankenpflege erhalten. Hohe Freude Denen, die letztere zu gewähren in der Lage sind.

„Die Menschen werden nie Gott ähnlicher, als wenn sie sich der Rettung ihrer Nebenmenschen widmen." (Cicero.)

Ernst Graf Lippe.

Die Reformation und die Volksüberlieferung.

(Von Dr. Pröhle.)

(Fortsetzung.)

Auch der Kampf von Sievershausen soll vorbedeutet sein. Mauritius, nun Kurfürst von Sachsen, gereizt durch des Kaisers Willkür und durch das Interim, griff mit Frankreich im Bündniß den Kaiser Karolum an, zwang ihn 1552 zum Passauer Vertrage und fiel 1553 bei Sievershausen gegen den kriegerischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Einige Tage und Nächte vorher, ehe sie gegen einander auf die Wahlstatt rückten, hörte man auf den sächsischen Feldern ein starkes Gerassel, Geschrei und Geheul, wie das Jauchzen und Lamentiren Derer zu lauten pflegt, die im Streite entweder oben oder unten liegen.

Tilly's Schritte sind auch in der Volkssage nichts als Feuerzeichen und Blutspuren. Als Tilly mit seinem Heere zur Schlacht bei Lutter am Barenberge zog, ist er auch durch Seesen gekommen, hat aber das Städtchen von seinen Einwohnern, die sich in den Harz geflüchtet, ganz verlassen gefunden und sich auf dem Haßeberg oberhalb der Stadt niedergelassen. Hier hat er den Befehl gegeben, die Kirche des Städtchens mit Feuer zu vernichten, und als nun die Flammen hoch aufgelodert sind, da hat er mit seinen Generalen seine Mahlzeit eingenommen an der Stelle, die bis auf den heutigen Tag davon Tilly's Tisch heißt, und von einem viereckigen Wall umgeben ist. — So erzählen Kuhn und Schwartz in ihren norddeutschen Sagen. Auf dem Schlachtfelde von Lutter am Barenberge soll eine Blutlache das vergossene Blut eingesogen haben.

Als zu Hameln, da der kaiserliche Generalstab lag, der Schluß gefallen war, daß man Magdeburg angreifen und belagern solle, entstand bei stillem und klarem Wetter plötzlich ein grausamer Sturm und Windsbraut, wodurch die Räder von den Mühlen, die Bäume aus der Erde gerissen und durch die Luft getragen wurden. Am 10. Mai 1631 wurde Magdeburg eingenommen und zerstört. Seit Troja's und Jerusalems Zerstörung war eine solche Victoria nicht gesehen worden. Die Domkirche, wo Tilly ein Te deum singen ließ, die Liebfrauenkirche und einige Fischerhütten waren die einzigen Ueberreste der blühenden Reichsstadt.

Gustav Adolph ist von der Sage ausgezeichnet worden. Schon sein langsames Herannahen zu dem Schauplatze des dreißigjährigen Krieges läßt sie nicht unbemerkt. Zu Danzig und auf der Ostsee sah man ein Schiffsheer in den Wolken. Von Mitternacht gekommen segelte es nach Mittag und gab öfters Feuer, also, daß man unzählige feurige Kugeln herausfliegen sah. Bald darauf langte Gustav Adolph mit seiner Armee in Preußen an und begann mit der Krone Polen einen schweren und harten Krieg. Mit diesem stand her nachmals seine Theilnahme am dreißigjährigen Kriege in Verbindung. Im Jahre 1629, am vierten Tage nach Pfingsten gingen etliche Fischer am Abende aus, auf dem See bei einem Landgute, das im Gebiet des Grafen von Wisingsburg liegt, zu fischen. Indem sie nun beschäftigt waren, sahen sie von Norden her etliche schwarze und dicke Regenwolken aufsteigen, die auch wirklich bald einen starken Regen gaben. Aber unter den Regentropfen war eine Menge funkelnder Feuertropfen, so weit man den See mit dem Gesichte abmessen konnte. Was von dem Feuer in den See fiel, das erlosch. Was aber die Kleider der Fischer berührte, brannte sie in so kleine Stücke, wie wenn man die Baumblätter mit Feuer verbrennt. Im folgenden Jahre kam Gustav Adolph den deutschen Protestanten zu Hülfe.

Von einem Officier in Gustav Adolphs Reuterei glaubte man, daß er, auf Parteigängen einer stärkeren Partei gegenüber zu schwach befunden, mit sehr wenigen natürlichen Soldaten in Begleitung vieler unnatürlicher gesiegt habe. Dasselbe glaubte man vom Jmmernüchtern auf der kaiserlichen Seite.

Als Gustav Adolph bei Lützen geblieben war, sah man in der Nacht zu Stockholm in der Luft über dem Schlosse eine Jungfrau, die in der einen Hand ein brennendes Licht oder eine Fackel, in der andern aber ein Schnupftuch trug. Alle Thüren auf dem Schlosse, wie fest sie auch verriegelt waren, thaten sich dreimal nacheinander auf und zu. Ein starker Wasserstrom stand den ganzen Tag über still, so daß man trocknen Fußes hindurchgehen konnte. In der Nacht vor dem Kampfe bei Lützen waren mehrere Männer auf der Reise nicht weit von dem Upländischen Dorfe Rasbakil entfernt. Sie hörten hier den Donner des Geschützes und das ganze Schlachtgetümmel. Am andern Morgen erst gewahrten sie mit Erstaunen, daß in Gefilden, wo sie wandelten, gar nichts geschehen war. Der Sage nach hatten sie schaudernd auf den heimathlichen Fluren erlebt, was ihrem Vaterlande Verhängnißvolles in der Fremde bereitet werden sollte. (Schluß folgt.)

Wie Fürsten zu Anfang des 17. Jahrhunderts wohnten und lebten.

(Von Johannes Falke.)

Das sechzehnte Jahrhundert bildet die Scheide und den Uebergang von der Weise des Mittelalters zu den

Formen moderneren Lebens. In diesem Jahrhundert vollzog das deutsche Volk seine Lösung von den kirchlichen und religiösen Anschauungen früherer Zeiten, rang auf politischem und wirthschaftlichem Gebiet nach Feststellung neuer Formen, neuer Gedanken und Lehren und streifte zugleich in Sitte, Tracht und Lebensweise, in allen häuslichen und geselligen Verhältnissen die überlebten Formen ab, um eine der veränderten Bildung und den erweiterten Bedürfnissen angemessene, freilich aus der Fremde eingeführte Weise anzunehmen. Zunächst machte jetzt das spanische, durch Karl V. und Ferdinand I. in den Vordergrund gedrängte Element seine Rundreise durch die Culturvölker und Schichten des gebildeten Europas, erwarb über die Fürsten und Adelsstände feindlicher und freundlicher Staaten, dann über die bürgerlichen Klassen eine weiter und weiter ausgebreitete Herrschaft, bis es endlich mit den letzten, freilich arg verzerrten Resten im Bauern- und Arbeiterstande niederschlug. Unterdeß hatte sich dort aber wieder das französische Element die Vorherrschaft erworben, um während des 17. und 18. Jahrhunderts dieselbe Culturrundreise zu machen und neuerdings den jetzt herrschenden, von einseitiger nationeller Farbung entblößten Lebensformen das Feld zu räumen. Solche Sittenveränderungen vollziehen sich aber, so plötzlich sie auch im Einzelnen, z. B. in der Tracht mitunter hereingebrochen erscheinen, im Ganzen stets nur langsam, im Laufe vieler Jahrzehnde, und oft genügte das Jahrhundert nicht, um der eingewanderten Sitte einen vollständigen Sieg zu sichern. Einzelne Reste der heimathlichen, von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Gewohnheiten und Einrichtungen blieben stets auf dem Grunde zurück, die dann wie ein dunklerer Hintergrund das angenommene und anerzogene fremdartige Element umgaben und hervorhaben. Der kursächsische Hof gehörte in jener Zeit, da die spanische Sitte über die deutsche den Sieg errungen hatte, zu den angesehensten, gastfreiesten, stattlichsten im deutschen Reiche und war durch weitgreifende Verbindungen, durch politische Stellung und bewegtes geselliges Leben den fremden Einflüssen gewiß mehr als ein anderer geöffnet und zugeneigt, und dennoch sehen wir zu Anfang des 17. Jahrhunderts in merkwürdiger Weise neben spanischen Trachten und Hofformen das überlieferte deutsche Element besonders in der Wohnung und ihren Einrichtungen als breite und unveränderliche Grundlage.

Aus dem Jahre 1615 ist uns das vollständige Inventar eines fürstlichen Hauses in Dresden erhalten. Herzog August, der Bruder des Kurfürsten Johann Georg I. und Administrator des Stiftes Magdeburg, war nach seinem Bruder der vornehmste Mann in der Residenz und selbst regierender Herr. Er bewohnte ein großes Haus in der Elbgasse, und als er 1615 starb, wurde zum Vortheil seiner hinterlassenen Wittwe ein Inventar über das Haus und dessen gesammte Einrichtung aufgenommen. Nach der Weise mittelalterlicher Burgwohnungen war dieses Haus im Erdgeschosse stark und fest gebaut und allein zur Sicherung des Ganzen und seiner Bewohner hergerichtet. Das gedoppelte Thor bestand aus einem in der Mitte getheilten Gitter, das mit Eisen stark beschlagen und mit zwei Schlössern und einer Eisenstange bewahrt war, und einer mit Banden, Schossen und Handhaben wohlversehenen mächtigen Thüre, mit dem Wappen des Stiftes Magdeburg geziert. Bei Tage blieb diese Thür stets geöffnet und nur das Gitter war geschlossen, das zugleich Luft und Licht der Hausflur zuführte. Außerdem hatte diese nur ein einziges Glasfenster mit vier Flügeln und zwei Schubfenstern und einem starken eisernen Gitter nach außen. Der Raum, der Hausflur, durch den allein der Eintritt in die innere Wohnung geschehen konnte, diente nur zum Aufenthalt der herzoglichen Trabanten und enthielt eine Trabantenbank, in der Mauer ein kleines Trabantenkämmerlein, an den Wänden ein hölzernes Gesims zum Aufhängen von Hellebarden, zwei eiserne, in den Wänden befestigte Leuchter und mancherlei, zum Hausgebrauch dienendes Geräthe, als Spritzen, Schaufeln, Aexte und dergleichen. Neben diesem Hausflur war die Hofstube, durch drei große runde Glasfenster erhellt. In der Wand an der Thür war ein grün angestrichenes Handfaß, Waschgefäß, aus Zinn und Holz angebracht. Einen Hauptbestandtheil des Zimmers bildete ein großer eiserner Ofen mit blauen Kacheln und vier Füßen, in dessen Nähe um zwei runde Tafeln und vier viereckige Tische roth angestrichene, doppelte und einfache Lehnbänke gereiht waren. Rings um die Wände liefen Bänke, unter denen sich eine rothe Bettbank auszeichnete. An der einen Wand stand ein schwarzer Schenkschrankladen mit vier Liedern und zwei Schlössern. Unterhalb der Decke umlief ein Gesims mit hölzernen Nägeln das Gemach zum Aufhängen von Kleidern, Waffen, Geräthen bestimmt. Dieser Raum war der Speise- und Trinksaal der Hofdienerschaft und mochte mit seiner Schenklade manchem Zechlage derselben gedient haben. Daneben waren im Erdgeschosse noch mehrere kleine, für wirthschaftliche Zwecke bestimmte Gemächer und die in keinem wohleingerichteten Hause des Mittelalters fehlende Badstube mit dem Schwitzbänklein. Im Hofe finden wir nur drei Wassertröge, drei steinerne Pfeiler mit dem darauf ruhenden Gange, ein Oeflein zum Pastetenbacken, das mit Brettern verschlagene heimliche Gemach und darüber ein Taubenhäuschen, an den Seiten die Pferdeställe mit den davor aufgehängten Sätteln und Zäunen.

Aus dem Erdgeschoß führten vierundzwanzig Stufen in das erste Stockwerk und zwar zunächst in des Herzogs Vorzimmer, das aber nur einen gemalten Tisch, eine Lehnbank, einen eisernen Leuchter mit zwei Dillen enthielt. Durch eine gelbgefirnißte Thür trat man in des Herzogs altes Gemach, das drei wohl beschlagene, mit großen klaren Scheiben versehene Fenster erhellten. Bänke, die unten achtzehn Schubkästen hatten, umliefen den unteren, Gesimse den oberen Theil der Wände; der Zwischenraum zwischen beiden und die Decke waren mit Eichenholz getäfelt, die letztere auch gemalt, während die ersteren noch drei große messingene Leuchter, jeden mit drei Dillen eingeschraubt, enthielten. Grün gemalte, auf Kreuzgestellen ruhende Tische, mit bunten Lehnbänklein umgeben, standen im Gemach, außerdem noch als hauptsächlichstes Möbel ein großer Glasschrank, Auslade, mit acht Flügeln von Glas und vier Schubfenstern. Der eiserne Ofen mit blauen Kacheln fehlte auch hier nicht, doch war er auf vier zierliche steinerne Füße gestellt, die mit steinernen

Jungfrauenbildern und drei thönernen Männern geschmückt waren. Außer diesen Zimmern hatte dieses Stockwerk nur noch kleinere Nebengemächer.

Der Wendelstein, Wendeltreppe, von dreißig Stufen, dessen Aufgang durch eine an acht Haken befestigte Leine erleichtert war, führte zum dritten Stockwerk. Neben dem Vorsaal, der einen steinernen Kamin und einen eisernen Ofen mit der Stange zum Wäschetrocknen enthielt, befand sich die Stube des Küchenmeisters mit einem Himmelbette und das Schatzgewölbe mit vier doppelten, weißangestrichenen und wohlbeschlagenen Schränken. Das Hauptzimmer dieses Stockwerks war das neue Gemach des Herzogs, sein Prachtzimmer, das auch mit etwas mehr Aufwand, doch sonst wie die anderen eingerichtet war. Die Wände waren mit zehn Hirschköpfen, mit Geweihen und Schilden, die eingefaßte und gemalte Decke mit goldenen Knöpfen geziert. Der Ofen aus eisenfarbenen Kacheln, die Auslade und neben sechszehn grün und braun angestrichenen Lehnbänklein zwei rothe lederne Stühle waren die bemerkenswerthesten Möbeln. An dieses Zimmer stieß die Kammer des Herzogs, mit zwei Himmelbetten, jedes mit drei Tritten und einem Kamin. Die Kurfürstin schlief noch um die Mitte dieses Jahrhunderts in einem ungeheizten Zimmer und mußte, als sie im Jahre 1659 auf den Tod erkrankte, mit dem Bette in die Wohnstube getragen werden. Ein Zimmer neben der Kammer enthielt die einzigen Gemälde in dieser fürstlichen Wohnung, die in Rahmen gefaßten Abbildungen zweier wilden Säue. Der Herzogin Gemach, das zweite Hauptzimmer dieses Stockwerks, hatte ein Fenster mit klaren Scheiben über der Thür und war im Uebrigen wie des Herzogs Gemach eingerichtet, mit umlaufenden Bänken und Simsen, mit einem Ofen, der durch einen grünen und weißen Ofenschirm geschützt war, einer Auslade und einem Leuchter, doch waren Tafel und Tisch und auch ein Theil der Lehnbänklein mit Tuch überzogen. Abgesondert vom übrigen Theil des Zimmers war das „Schreibstüblein“ der Fürstin, oben mit einem hölzernen Gitter, darin die Bücher standen, versehen. Das dritte Stockwerk enthielt die Gemächer und Schlafräume für die männliche und weibliche Hofbedienung und zugleich die Betten für die Gäste. Wir finden hier nicht weniger als 70 einzelne Betten, welche eben so sehr für eine zahlreiche Dienerschaft wie für eine ausgezeichnete Gastfreiheit beweisen.

So erscheint uns die Wohnung eines Fürsten aus jener Zeit und Einrichtung äußerst einfach, und wir können solche Einfachheit zum Theil nur daraus erklären, daß die Fürsten, noch gewohnt ihren Aufenthalt öfter zu verändern und alle Gegenden ihres Gebietes selbst zu besichtigen und zu besuchen, einer großen Anzahl von Schlössern bedurften, die doch alle wenigstens zu einem vorübergehenden Aufenthalte wohnlich eingerichtet sein mußten. So hatte die kursächsische Fürstenfamilie weit über zwanzig Schlösser, deren jedes von Zeit zu Zeit sich eines Besuches zu erfreuen hatte. Größeren Luxus finden wir schon, wenn wir uns nach den Vorhängen und Teppichen umsehen. Unter dem Nachlasse einer sächsischen Fürstin jener Zeit befanden sich stahlgrüne Atlasvorhänge mit Gold gestickt und rothem Taffet gefüttert, haarfarbene Atlasvorhänge mit Seide gestickt, tannenbraun-sammetene Vorhänge mit Gold gestickt sammt zugehörigen Kränzen, roth- und gelbseidene mit Gold gewirkte, leibfarben-atlassene, leibfarbene taffetne, rothe damastne Vorhänge und außerdem eine große Menge Teppiche und Gobelins aller Art. Bekannt genug sind neuerdings die erstaunlichen Vorräthe des baierischen Kurfürstenhauses geworden, die, noch unversehrt und ungebraucht aus jener Zeit erhalten, jetzt das Nationalmuseum in München zieren. Eine besondere Vorliebe hatte man damals in den vornehmen Ständen überhaupt für kostbare Stoffe. Gold- und Silberdeokat, Sammet, Damast und Seide mit Gold und Perlen durchwirkt und durchstickt, mit goldnen und silbernen Borten und Schnuren benäht, fehlten nirgends.

Die Kleidung folgte durchaus der spanischen Mode. Die Männer trugen eng anliegende, straff gezogene, seidene Beinkleider, um die Hüften mit dicken Wulsten bauschig ausgespannt, Schuhe mit hohen Absätzen und mit perlen- und steingezierten Schleifen, einen kurzen oder sehr weiten, mit Tressen und Troddeln besetzten seidenen Mantel, darunter das bis auf die Hüften reichende Wamms mit zerschlitzten Aermeln, um den Hals die wollige oder in Falten gelegte breite Krause, an den Händen Spitzenmanschetten und bisamduftende hellfarbene Handschuhe, auf der Brust eine schwere goldene Kette. Die Frauen hatten als Oberkleid eine lange schleppende Robe aus kostbarstem Stoff, das, vorne offen und zurückfallend, ein Unterkleid von ähnlichem Stoff heraussehen ließ. Kostbare Schnüre und Knöpfe hielten die Kleider zusammen, bauschige Puffe erweiterten sie um die Hüften und Schultern, welche letzteren die breite reich gefaltete Halskrause ganz bedeckte. Ober- und Unterkleid waren reich mit kostbaren Stoffen und Borten, mit Stickereien, Schnüren von Perlen und Edelsteinen besetzt. Das Unterkleid bauschte allmälig, zuerst nur als ein bescheidener in den Rock eingenähter Filzsaum, dann aus elastischen Stahlreifen zusammengesetzt, die jetzt so beliebte Crinoline, in einer Magdeburger Kleiderordnung „Speinger“ genannt. Statt des langen Oberkleides wurde auch die kurze Schaube, „Mantille“, und zwar so weit getragen, daß sie von einer Schulter über die andere geschlagen werden konnte. Besondere Sorgfalt wandte man auf den Kopfputz. Herabwallende Locken konnte man bei der breiten, aufstehenden Krause nicht gebrauchen, das Haar wurde vielmehr hinaufgestrichen und über dem Haupte in vielfacher Form emporgegipfelt in Gestalt von Hörnern — die Hörner der keuschen Luna —, von Vasen, Körben, selbst Schiffen und Aehnlichem. Fürstinnen trugen auf diesem phantastischen Haargebäude Diademe, alle reicheren Damen aber ließen kostbare Schnüre von Perlen und Edelsteinen, Juwelen in großer Zahl und buntem Formen- und Farbenreichthum herabhängen. Obendrauf wiegte sich als Schluß ein kleiner Hut oder Haube, die Stuarthaube, aus Goldstoff oder Sammet, mit Perlenschnüren und Spitzen besetzt. An den mit Spitzenmanschetten umrahmten Händen prangten die bebisamten spanischen Handschuhe, vielfach zerschlitzt und mit Seide gesteppt, mit Perlen und Steinen bestickt.

Stickereien, Perlen und Diamanten waren die beliebtesten Mittel, um Reichthum und Pracht darzustellen. Die Goldschmiedekunst stand im 16. Jahrhundert in Deutschland in höchster Blühe und war unerschöpflich

in reichen und mannigfaltigen Gebilden zum Schmuck für das Haus und die Tafel, zur Zierde für den Körper und jeden Theil der Kleidung. Großen Einfluß hatte dabei die Entdeckung der neuen Welt geübt, und es war wieder der Spanier, der auch in dieser Art der Prachtliebe Allen voranging. Er gerieth in kein höheres Entzücken, als wenn er sah, daß auf der Kleidung seiner Dame „die Edelsteine des Orients und die edeln Metalle des Occidents in solcher Menge ihren Mittelpunkt gefunden hatten, daß sie das Geheimniß der Kleider bewahrten, ohne die ihnen untergelegten Farben zu verrathen." Wenn wir uns die Kleider reicher Fürsten aus jener Zeit näher ansehen, so erscheint uns dieser Ausdruck keineswegs als Hyperbel. Der Rock der Königin Maria Medicis bei der Taufe ihres Sohnes war mit 32,000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt. Der Marschall Bossompiere kaufte zu einem einzigen Prachtkleide aus violettem Goldstoff mit Palmzweigen 50 Pfund Perlen und zahlte für die Stickerei 600 Thlr., für das ganze Kleid 14,000 Thaler. Heinrich III. trug auf einer Kleidung 4000 Ellen Goldborten und bei der Hochzeit des Königs Sigismund von Polen mit der Erzherzogin Konstanze kostete die Kleidung des Brautpaars 70,000 Thlr., ohne die großen Hutdiamanten des Königs, die auf Millionen Goldes geschätzt waren. Philipp II. schenkte seiner Gemahlin eine Schüssel voll Salat, Topasen waren das Oel, Rubinen der Essig, Perlen und Diamanten das Salz und Smaragden der grüne Salat.

Etwas bescheidener freilich sah es in dem Schmuckkästchen deutscher Fürsten und Fürstinnen aus, doch legte man auch hier auf Juwelen und Perlen besonderen Werth. Bei der Ausstattung der Prinzessin Anna von Preußen im Jahre 1594 betrug der Gesammtwerth der Kleinodien 14,633 Mark. Unter diesen war der schönste Schmuck ein goldenes Halsband mit 18 Rosen von Edelsteinen, — 5 Rubin-, 4 Diamant- und 9 glänzende Perlenrosen —, von Gabriel Lange in Nürnberg um 3750 Mark gefertigt. Ein zweites enthielt 32 Diamanten, Perlen und goldene Rosen. Zwei andere kosteten jedes über 3000 Mark. Eine goldene Kette war darunter für 265 Mark, 60 Ringe mit Rubinen, 48 in Augsburg verfertigte goldene „Kreuzringe." Für Perlen waren 1745 Mark verausgabt. — Als Hans Meinhardt von Schönberg, ein sächsischer Edelmann, im Jahre 1615 starb, hinterließ er mit anderen Schmucksachen eine in Gold gefaßte Diamantkette von 115 Gliedern, die später um 1200 Gulden verkauft wurde, eine goldene Rosenkette mit 40 Diamantrosen, eine Medaille mit 63 Diamanten, eine goldene Rose mit 41 Diamanten, 3 ähnliche kleinere Rosen, 9 Diamantknöpfe, 2 blau emaillirte Sterne, jeden mit 6 Diamanten, ein Hutband mit 23 goldenen Sternen, jeden mit 7 Diamanten besetzt, und einer Schnalle mit 9 großen und 23 kleinen Diamanten, einen goldenen Federbusch mit 20 Diamanten, 42 goldene Wammsknöpfe, jeden mit 7 Diamanten, die der Kurfürst von Brandenburg um 1200 Kronen erkaufte. Der Perlenschmuck dieses Edelmanns füllte zwei enggeschriebene Folioseiten, darunter waren noch 3 Hutbänder mit Rosen von Perlen von 15 einzelnen Perlen, die für 3286 Gulden verkauft wurden.

Solcher Schmuck zeichnete sich neben dem Reichthum auch durch die Technik, durch geschmackvolle, oft sinnige Formen und durch Zierlichkeit der Fassung aus. Für den Herzog von Preußen wurde in Nürnberg eine Medaillon gemacht, das eine von zwei goldenen, weiß emaillirten Löwen gehaltene Krone enthielt, unter der Krone war ein Rubinherz, unter diesem der Buchstabe A in Diamanten, über der Krone drei Diamantlilien. Das Ganze war mit orientalischen Perlen eingefaßt und ohne Arbeitslohn auf 682 Goldgulden geschätzt. Bei der Uebersendung schrieb der Künstler dem Fürsten: „Ich schicke hiemit den Buchstaben A und hoffe, er wird gefallen. Der Smaragd oben bedeutet die Keuschheit zwischen dem Rubin in feuriger Liebe auf den beiden Füßen des A in Diamant, welches die Beständigkeit in steter Liebe ist, mit einem Hängeperlein, welches die Tugend bedeutet, hinten mit geschmelzten Blümlein Vergißmeinnicht mit Jelängerjelieber." — (Schluß folgt.)

Du Puy und Dohna.

(Eine genealogische Mittheilung.)

Von George Hesekiel.

Es ist ein interessantes, aber nicht allgemein bekanntes Factum, daß Raymond Du Puy, der erste Meister und Stifter des eigentlichen Ritter-Ordens der Johanniter, und Graf Richard Friedrich Dohna, der gegenwärtige Commendator der preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, durch ein Band der Verwandtschaft verknüpft sind. Man wird uns deshalb wohl gern auf einem kleinen Streifzuge durch die Genealogien der Geschlechter Du Puy und Dohna folgen, durch welchen jenes Band der Verwandtschaft nachgewiesen wird.

Das Dynasten-Geschlecht der Du Puy (lateinisch de Podio, zu deutsch: von der Höhe) gehörte ursprünglich nicht dem französischen Adel an, obwohl es im Lauf der Jahrhunderte in denselben überging, sondern es gehörte zum deutschen Reiche und zwar zu jenen großen Herrengeschlechtern in Hoch-Burgund, die lange ihre Unabhängigkeit behaupteten. Es erscheint frühe schon versippt mit den Dauphins von Vienne, den Herzögen von Genevois, den Grafen von Maurienne und Savoyen, den Grafen von Forcalquier u. a., die Alle Fürsten gleich in ihren Besitzungen geboten. Aus diesem Geschlecht zog Hugues Du Puy, der Sohn von Raphael Du Puy, welcher Ober-Kämmerling Heinrichs II. war, mit Gottfried von Bouillon, dem Herzoge von Nieder-Lothringen, nach dem gelobten Lande; ihn begleiteten seine drei jüngeren Söhne: Rudolf, welcher in der Schlacht bei Dorea fiel; Roman, welcher dem Vater in den Lehnsherrschaften folgte, welche dieser vom Könige von Jerusalem im Thale des Jordan erhalten; der jüngste Sohn war Raymund Du Puy, der berühmte erste Johanniter-Meister, welcher dem Orden seine eigentliche Gestalt gab. Raymund starb 1160, achtzig Jahr alt; seine 42jährige Ordensregierung war die erste Glanzzeit der Johanniter. Es ist bemerkenswerth, daß auch die beiden nächsten Meister des Ordens, Auger von Balbin und Arnold von Comps, Adelsgeschlechtern aus der Heimath Raymunds angehorten; auch sie stammten aus Hoch-Burgund und dem Delphinat. Der älteste Bruder Raymunds, Allemand Du Puy, war im Vater-

lande zurückgeblieben und ein berühmter Krieger. Er heirathete Veronica Adhemard, die Schwester des Herzogs von Genf, und gewann als Souveränität die Markgrafschaft Montbrun. Von seinen beiden Söhnen Hugues und Wilhelm pflanzte der Aeltere die Hauptlinie fort. Aus seiner Ehe mit Flavia, Gräfin von Maurienne, kam Allemand II., dessen Gemahlin war Alix von Vienne, Prinzessin von Dauphiné, sein Sohn war Allemand III., der sich mit Beatrix, Gräfin von Forcalquier, vermählte und mit ihr 3 Söhne zeugte. Der Aelteste, Allemand IV., setzte die Hauptlinie fort; der Zweite, Bastet, stiftete die Linie der Grafen von Montbrun; der Dritte, Humbert, war Kardinal der römischen Kirche. Wilhelm, Sohn Allemands IV., zeugte mit Pauline von Monlor, Prinzessin von Audrenas, zwei Söhne, Fouquet und Pierre Gérard. Dieser Letztere wurde Kardinal der römischen Kirche.

Es ist heraldisch interessant, daß die drei jüngeren Söhne des Hauses Du Puy, denn auch der zweite Sohn des ersten Grafen zu Montbrun war Kardinal, das Wappen ihres Hauses, den rothen Löwen im goldenen Feld, verändern mußten, weil sie jüngere Söhne waren. Kardinal Humbert nahm einen blauen, Kardinal Peter Gérard einen grünen, statt des rothen, Löwen an, und von dem Sohne des Grafen von Montbrun wird ausdrücklich bemerkt, daß er den rothen Löwen im Wappen geführt, trotzdem, daß er nur ein jüngerer Sohn gewesen.

Fouquet Du Puy, welcher die Hauptlinie fortpflanzte und in der Schlacht bei Verneuil blieb, hatte von Johanna von Amboise nur einen Sohn, Johann Hector. Dieser war Groß-Stallmeister und Garde-Capitain Carls von Anjou, Königs von Neapel und Sicilien, unter ihm ging die Unabhängigkeit des Hauses Du Puy-Montbrun verloren; er mußte sich gleich all' den andern Herren in Provence und Dauphiné Ludwig XI. unterwerfen. Aus seiner Ehe mit Catharina von Foix kam Fouquet II.; dessen Sohn war Eymard Du Puy, welcher unter Kaiser Karl V. in Afrika diente und der Erste beim Sturm auf Tripolis war; später war er Statthalter von Provence und Gouverneur von Marseille. Aus seiner Ehe mit Catharina de Lavalette de Barisot (wieder ein Name, der an einen Glanzpunkt aus der Ordensgeschichte erinnert!) hatte er nur einen Sohn, Karl Du Puy. Dieser war einer der Chefs der Hugenottenpartei und ein so berühmter Kriegsheld, daß die Schweizer von ihm sagten, nur Julius Cäsar, König Franz I. und er hätten die Schweizer mit geringeren Streitkräften besiegt. Sein Sohn Johann, General und Staatsrath Ludwigs XIII., hatte aus seiner Ehe mit Lucretia de Latour de Gouvernet, vier Söhne: Karl, welcher die Hauptlinie von Montbrun fortsetzte; Johann, Graf von Ferrasiers, General-Lieutenant; Alexander, Marquis von Saint-André und René, Marquis von Villefranche. Der zweite Sohn, Johann Du Puy, Graf von Ferassiers und Montbrun, vermählte sich mit Antoinette de Poinsart; die Tochter aus dieser Ehe, Esperance Du Puy, vermählte sich mit Friedrich dem Jüngeren, Burggrafen und Grafen zu Dohna, geboren 1621. Er war niederländischer General-Lieutenant und Gouverneur des Fürstenthums Orange. Er besaß Schlobitten in Preußen und die Herrschaft Copet in der Schweiz, durch welche er das Berner Bürgerrecht erhielt. Er starb 1688. Die drei Söhne aus dieser Ehe waren: Alexander, Burggraf und Graf zu Dohna-Wartenberg, geboren 1661, Königlich Preußischer General-Feldmarschall, Kriegs-Minister und Ritter des schwarzen Adlerordens. Der Zweite, Johann Friedrich, Burggraf und Graf zu Dohna-Ferrassiers, geboren 1664. Er war niederländischer General-Lieutenant und Gouverneur von Bergen; 1711 im Treffen bei Denein wurde er von einer Brücke gestoßen und ertrank in der Schelde. Der Dritte, Christoph, Burggraf und Graf zu Dohna, geboren 1165, war Oberst der Grand-Musquetaires, hernach General der Infanterie, Staatsminister und Ritter des schwarzen Adlerordens; er hat ruhmvoll gegen Türken, Franzosen und Schweden gefochten, starb 1733. Der älteste Sohn, Graf Alexander, hatte aus seiner Ehe mit Amalie Louise, Burggräfin und Gräfin zu Dohna a. d. H. Carwinden, einen Sohn Alexander Aemilius, Burggraf und Graf zu Dohna-Wartenberg-Schlobitten, geboren 1704, Königlich Preußischer Oberst und Johanniter-Ritter. Er starb 1745 an seinen in der Schlacht bei Sorr empfangenen Wunden. Seine Gemahlin war Sophie Charlotte, Prinzessin von Holstein-Beck; sein Sohn war Friedrich Alexander, Burggraf und Graf zu Dohna-Wartenberg-Schlobitten, geboren 1741, er war Königlich Preußischer Generalmajor, Ritter vom pour le mérite und Johanniter, und kämpfte von 1757 an in allen Campagnen, war auch General-Adjutant des Herzogs von Braunschweig. Von seiner Gemahlin Caroline Louise Amalie, geborenen Reichsgräfin Finck von Finckenstein, hatte er sechs Söhne. Von diesen ist der Zweite, Wilhelm Heinrich Maximilian, Burggraf und Graf zu Dohna Wartenberg-Finckenstein, geboren 1773, gestorben 1845, in seiner Ehe mit Amalie Louise geborenen Gräfin von Schlieben-Birkenfeld, Vater des Grafen Richard Friedrich, gegenwärtigen Commendators der preußischen Provinzial-Genossenschaft der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg geworden.

Es ist ein Zeitraum von sieben Jahrhunderten, den wir auf diesem Streifzuge durchlaufen; über ein halbes Jahrtausend hinweg reicht das Band der Verwandtschaft zwischen dem ersten Stifter des ritterlichen Johanniter-Ordens und einem jetzigen Würdenträger desselben. Möchte, zum Heil der ritterlichen Stiftung, die Erinnerung an den großen Raymund du Puy immer lebendig sein in seinen Preußischen Anverwandten, in unsern Dohna's!

Notiz.

Die Jahrgänge dieses Blattes pro 1860 (IV. Quartal), 1861 und 1862 sind von jetzt ab, soweit der noch vorhandene kleine Vorrath ausreicht, zusammen für 1 Thlr. in der Expedition desselben, Wilhelmsstr. 48 hierselbst, zu haben.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 11. Berlin, den 11. März 1863. **Nr. 11.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Albrecht Carl Georg, Graf Finck von Finckenstein, auf Groß Simnau, Kreis Mohrungen, Ehrenritter seit 1859. † zu Groß-Simnau, den 26. Februar 1863.

„Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken weh!"

So lautet ein altes Sprüchwort, welches dem schwachen und zarten Geschlecht ein wohlverdientes Lob spendet dafür, daß es in der Krankenpflege sich sorgsamer, ausdauernder, liebevoller bewährt wie der starke, männliche Beistand. Das Zutreffende unsres Sprüchworts fußt auf der allen lebenden Wesen eigenthümlichen Neigung, zu seines Gleichen sich hingezogen zu fühlen; das Schwache also gesellt sich zum Schwachen; hierzu kömmt der den Frauen innewohnende höhere Grad von Gemüths-Empfindsamkeit, und so finden wir denn die Freudigkeit in der Krankenpflege als eine Sondertugend des Frauen-Geschlechts. Wenn sich dieselbe im eignen und engsten Familienkreise bethätigt, so ist sie das Ergebniß einer von Blutsverwandtschaft auferlegten Pflicht, deren Ausübung an Verdienstlichkeit gewinnt mit der Schwierigkeit und Dauer des betreffenden Krankheitsfalls, so wie je pünktlicher und vollständiger die Hülfeleistung ausgeführt wird. **Ein Anderes und Höheres aber ist es, wenn wir das Herz edler Weiber sich erschließen sehen im Dienst der ganzen, großen Menschenfamilie. Wir schulden vor Allen die tiefste Ehrfurcht jenen Hospitaliterinnen, welche freiwillig zu ihrem Beruf erwählen und ihr Lebensglück finden: Liebe zu üben am Schmerzens- oder Todes-Lager, gleichviel welchen Standes, welchen Glaubens, welcher Nation angehörig Die sind, denen diese Christenthat gilt.**

„**Es ist ein Großes, daß Jemand würdig ist, daß er ein gutes Werk thue.**" (Luther.)

Wir leben in den Tagen 50jähriger Rückerinnerung an die durch preußischen Patriotismus vorbereitete Befreiung Deutschlands vom Fremdjoch; wir blicken mit Stolz und Verehrung auf eine unvergeßliche Reihe von Männern und Mannesthaten; wir sind aber auch gleichzeitig eingedenk der Opfer und des Heldenmuths, welche preußische Frauen und Jungfrauen dem Vaterland widmeten.

Schmerzerfüllt richtete König Friedrich Wilhelm III. seinen Blick nach dem bessern Jenseits am Geburtstag der dem fürstlichen Gatten und allen Landeskindern zu früh entschlafenen Lebensgefährtin und Landesmutter, und wie ein Himmelsgruß von der verklärten Königin Luise kömmt dem schwergeprüften der Gedanke, diesem Tage durch Stiftung eines Bundes- und Ermunterungs-Zeichens eine dauernde Weihe zu geben. So entstand jenes Ordenskreuz, die Zierde der Tapfersten jener nun leider immer lichter werdenden Erz-Preußenschaar.

Mit Gottvertraun zogen König und Heer in's Feld, und die gerechte Sache siegte.

In der Fülle seines Glücks, an seinem eignen Geburtstag 1814, weilten wiederum des Heldenkönigs Herzens-Gedanken bei der theuren Verblichenen, und er stiftete, Ihr zu Ehren einen Frauen-Orden; ebenso wie das eiserne Kreuz eine prunklose, einfache Decoration, deren wahrer Werth in der Entstehung selbst liegt. Obgleich dieselbe auch an 50 deutsche Damen fürstlichen Standes verliehen wurde, prangt der Luisen-Orden weder mit einem Stein, noch mit einem großen Bande; er besteht in einem kleinen, schwarz emaillirten, goldenen Kreuz, in dessen Mitte auf beiden Seiten ein himmelblaues, rundes Schild, auf dem Avers der Buchstabe L, von einem Sternenkranz umgeben, auf der Revers-Seite die Jahreszahl $\frac{1813}{1814}$. Dieses Ehrenzeichen wird am weißen Bande des eisernen Kreuzes, mit einer Schleife auf der linken Brustseite getragen.

Die Stiftungsurkunde lautet:

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen 2c.

Als die Männer Unserer tapferen Heere für das Vaterland bluteten, fanden sie in der pflegenden Sorgfalt der Frauen Labsal und Linderung. Glauben und Hoffnung gab den Müttern und Töchtern des Landes die Kraft, die Besorgniß

um die Ihrigen, die mit dem Feinde kämpften, und den Schmerz um die Verlornen, durch ausdauernde Thätigkeit für die Sache des Vaterlandes zu stillen; und ihre wesentlichen Hülfsleistungen für den großen Zweck wurden niegends vermißt. Unmöglich ist es, diese Handlungen des stillen Verdienstes bei Allen öffentlich zu ehren, die ihr Leben damit schmücken: aber Wir finden es gerecht, Denjenigen unter ihnen eine Auszeichnung zu verleihen, Deren Verdienst besonders anerkannt ist 2c.

Der Berliner Frauen-Verein löste sich Anfang August 1814 (bei der Rückkehr der Truppen) auf, nachdem er einer großen Zahl Verwundeter, namentlich denen aus den Schlachten von Groß-Beeren und Dennewitz, pflegende Sorgfalt gewidmet hatte. Allen Müttern und Töchtern des Landes ein hervorragendes Beispiel, stand Ihro Königliche Hoheit die Gemahlin des Prinzen Wilhelm, Bruders Seiner Majestät, in der Residenz an der Spitze der dortigen Association weiblicher Wohlthätigkeit. König Friedrich Wilhelm anerkannte dies Verdienst durch folgendes Schreiben, d. d. Berlin, 18. August 1814:

„Durchlauchtige Frau Prinzessin,
Freundlich liebe Madame und Schwägerin!

Euer Königliche Hoheit sind den Frauen, welche sich für die Sache des Vaterlands hülfreich bewiesen haben, ein hohes Vorbild der Nacheiferung gewesen, und ich darf daher voraussetzen, daß Sie auch gern die Mühe übernehmen werden, dem Capitel des von Mir gestifteten Luisen-Ordens, den Ich Ew. Königliche Hoheit anzunehmen ersuche, vorzustehen 2c."

In dieses Capitel berief der König demnächst die Staats-Ministerin Gräfin Arnim, die Generalin von Boguslawska, die Ehegattin des Kaufmann Welper und die Wittwe des Bildhauers Eben, mit dem Auftrag, sich aus den resp. Provinzen des Staats möglichst vollständige Nachrichten über betreffende verdienstliche Handlungen einzuziehen, solche sorgfältig zu prüfen und sodann Seiner Majestät Vorschläge zu machen. Die Ausfertigung der Verleihung sollte schließlich durch Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Wilhelm erfolgen. - Die erforderliche Geschäftsführung übernahm, auf Allerhöchsten Befehl, der Hofmarschall Graf Gröben.

Die ersten Luisenkreuze wurden im December 1814 an 9 Damen ertheilt, adligen und bürgerlichen Standes. Im Ganzen sind 240 solche Kreuze verausgabt worden, excl. der 50 an fürstliche Damen, ferner auch 5 goldene Medaillen (wovon 2 an israelitische Frauen) und eine silberne Medaille. 83 von diesen Decorationen wurden im Januar 1816 ausgegeben. — Nach der letzten, vor längerer Zeit schon erfolgten amtlichen Ermittlung waren noch 89 dieser Luisenordens-Damen am Leben. In neuerer Zeit 1848—1849 hat sich deren Zahl um zwei vermehrt.

Aehnlich wie die Frauen-Vereine, aus denen der Luisen-Orden hervorging, sehen wir auch gegenwärtig theils bei außergewöhnlichen Anlässen, theils dauernd weibliche Unterstützungs- und Pflege-Gesellschaften bestehen, zur Linderung und Minderung von Krankheit und Noth. An diesen Genossenschaftswerken ungesäumt, willig und freudig thätigen Antheil zu nehmen, ist den weiblichen Angehörigen der Johanniter-Ordensglieder, so wie den Ordens-Damen der Fräuleinstifte eine angenehme Ehrenpflicht.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Graf Lippe.

Die Reformation und die Volksüberlieferung.

(Von Dr. Pröhle.)

(Schluß.)

III.

Rein und lauter ist Gustav Adolphs Andenken in Deutschland. Mit Liebe wird es von unserem Volke gepflegt. Im Huywalde bei Halberstadt ragen einige Buchen von besonderer Schönheit: An einer von ihnen steht unweit des Klosters Huysburg etwa folgende, gerade hier doppelt bedeutsame Inschrift:

Voll Ehrfurcht, Wandrer, zieh den Hut!
Denn Schatten, so wie Du, zu suchen,
Hat unter'm Dache dieser Buchen
Held Gustav Adolph einst geruht! —

Anderen schwedischen Kriegern in Deutschland freilich hat die Sage nur Schandsäulen gesetzt.

Das Gut, welches Vinzenz Prießnitz hinterließ, war früher nur ein geringes Bauerngut, wie ihrer mehrere zu Gräfenberg waren. Von dort wurde Jungfer Prießnitz im Schwedenkrieg von schwedischen Soldaten geraubt und etwas höher in's Gebirg hinauf getragen an einen schönen Waldquell. Allda ward sie an Leib und Seele unversehrt von ihren Verwandten dem Feinde abgejagt und in ihr Vaterhaus zurückgeführt. Jetzt haben sich die Besitzungen des Prießnitz'schen Hofes bis an jene Waldstelle und darüber hinaus ausgedehnt, und die Quelle hat den Namen „Prießnitz-Quelle" erhalten.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert sind bekanntlich der echt protestantische Held Friedrich der Große und der alte Ziethen zu Märchenfiguren geworden. Uns kümmert jedoch hier nur die folgende Erzählung. Das Himmelfahrtsfest war einmal ein Jahr lang durch Friedrich den Großen abgeschafft, da trat in der Himmelfahrtsnacht ein sehr starker Frost ein, so daß die Früchte auf dem Felde erfroren. Der Vater eines Mannes, der dies erzählte, war zu der Zeit zur Revue, und Friedrich der Große war selbst im Lager. Dort hörte er erzählen, wie Friedrich der Große nach dem Frost gesagt habe: „Ich habe mich an Gott versündigt, ich will das Himmelfahrtsfest wieder einsetzen."

Auf der einen Seite könnte man die Reformationssage mit ihrem Anhange dem Wetterleuchten aus der reinen Bläue des Himmels vergleichen. Auf der anderen Seite aber verliert das Wunder der Volksüberlieferung durch seine Nähe und das reichlichere Licht. Der poetische Werth dieser Sagen verringert sich hier in demselben Grade, in welchem ihre psychologische Bedeutung wächst. Der mythologische Gehalt ist geschwächt durch die allzusehr sich kreuzenden religiösen Einflüsse und durch das Vorwalten der Wirkungen aus der bibelfesten Reformationszeit. Um so weniger wollen wir die Sammler tadeln, welche bisher auf diese Sagen fast gar keine Rücksicht genommen haben. Eben hierin lag freilich der Anreiz zu einer Nachlese in dieser Richtung.

Das Volksbewußtsein trägt keine Perioden mit sich herum. Der norddeutsche Bauer kennt nur Vergangenheit und Gegenwart und nennt die Zeit bis zu Luther die Heidenzeit. Die katholischen Ceremonien galten dem abergläubischen protestantischen Volke aber vielfach gerade noch als Zaubermittel nicht zum ewigen, sondern zum zeit-

lichen Wohlergehen. Der abergläubische Protestant hatte zu den Geistlichen der älteren Kirche ein Vertrauen, nach welchem evangelische Geistliche nicht lüstern sein konnten. Insbesondere erzählen viele Sagen von Patern, welche weit herbeigeholt seien, um wiederkehrende Todte entweder an bestimmte Oerter in Haus und Hof, aber in Maare und Seen zu „verweisen.“ Der Pater ladet den Geist zu einer förmlichen Verhandlung vor. Er selbst muß aber sündenrein sein. Er wird sonst von dem Geist verworfen. Es verdient erwähnt zu werden, daß in den hierher gehörigen Scenen durch die Erhabenheit der Forderung fast stets die Frivolität niedergehalten wird. Das Badeleben in dem protestantischen Hornhausen während des dreißigjährigen Krieges hatte manches Aehnliche mit dem Leben an den katholischen Wunderquellen und Gnadenbrunnen. Das Treiben an dem Blumberger Gnadenbrunnen um 1460 näherte sich aber in so weit einem Badeleben, daß es von dem Treiben an dem Hornhauser Gesundbrunnen fast in nichts verschieden war.

Eine unirt-lutherische Stadt feiert das Andenken Luthers als Martinsfest. Während die Reformirten einander sogleich vor ihre Presbyterien luden und mit Kirchenstrafen bedrohten, wenn Aberglauben bemerkt wurde, pflegten die Lutheraner die Ueberlieferung. Die Aufklärer des vorigen Jahrhunderts suchten diese gänzlich zu vertilgen. Da indessen nur Kenntniß Macht giebt, und da jene Aufklärer die bis ins Heidenthum hinaufreichenden Quellen der Ueberlieferung nicht einmal ahnten, so vermochten sie nichts über den Aberglauben.

Nicht minder trat die Orthodoxie der Volksüberlieferung entgegen. Sie befand sich hierbei freilich ganz in Uebereinstimmung mit dem Spruche 1 Timoth. 4, Vers 7: „Der ungeistlichen aber und altvettelischen Fabeln entschlage Dich. Uebe Dich selbst aber in der Gottseligkeit.“ Aber vergeblich wurde jeder Glaube verhöhnt, der nicht rein christlich war. In Wahrheit hatte sich das Christenthum indifferent gegen diese Dinge verhalten schon seit der Zeit, da gleichfalls nach den Worten Paulus die Juden Zeichen forderten und die Griechen nach Weisheit fragten. Selbst den heidnischen Göttern in Deutschland war es anfangs vermittelnd entgegengetreten. Die Abschwörungsformel der frühsten deutschen Christen kann als der Stammbaum des deutschen Aberglaubens gelten, denn sie reden darin von ihrem Thukar und den anderen Gewaltigen des Heidenthums als von einer verdammten, aber nach wirklich vorhandenen Genossenschaft.

Im Jahre 1857 wurde die Aufmerksamkeit der Theologen auf die kirchlichen Sitten der evangelisch-lutherischen Kirche gelenkt. Nicht allein die Gebräuche in der Kirche waren dabei berücksichtigt. Auch die kirchlichen Sitten der Familie und des Hauses waren geschildert. Die kirchliche Sitte gehört durchaus dem lichteren ethischen Gebiete im Gegensatze zu dem dunkleren Bereiche des Aberglaubens an. Dabei erinnerte man sich nun, wie viel Schönes und Poetisches man in dieser Richtung schon ohne Noth über Bord geworfen hatte. Fast allgemein wurde der Vorsatz, hier nicht ferner tabula rasa zu machen. Verderbe es nicht, wurde gerufen, es ist ein Segen darin. Es wurde ausgesprochen, daß auf der Sitte des Volkes seine Sittlichkeit beruhe.

Diesen Grundsatz tasteten auch die weiteren Verhandlungen keineswegs an, welche im Herbste desselben Jahres auf dem Kirchentage zu Hamburg ihren Anfang nahmen und den eigentlichen Volksaberglauben betrafen. Seines Ursprungs war man sich nun wohl bewußt. Fern von nutzlosem Eingreifen hielt man die Kenntniß des Volksaberglaubens in seinen Einzelheiten für nöthig. Dabei stützte man sich auf die vorhandenen weltlichen Sammlungen.

„Aber hat denn die evangelische Kirche in der That keinen Schutz gegen den Aberglauben?“ so höre ich, im Begriff zu schließen, jetzt im Geiste noch fragen. „Dann haben wir am Ende selbst in unsern Stuben keine Hülfe gegen den bösen Buben, als daß wir ihm mit Luther das Dintenfaß über den Kopf gießen.“

Eine Abhülfe giebt es, aber sie ist schwer zu leisten. Wir sahen, daß das Christenthum gegen die Volksüberlieferung sich indifferent verhält, und die einseitige Aufklärung selbst gegen den gröbsten Aberglauben innerhalb fremder Schichten der Gesellschaft nichts vermag. Wenn aber die Bildung mit dem Christenthume Ernst machte, wie in unserm Staate jetzt das Christenthum mit der Bildung Ernst machte, so würde vor der wahrhaft christlichen Bildung der Aberglauben von selbst verschwinden. Bei jener Versöhnung der Bildung mit dem Christenthume handelt es sich hauptsächlich auch um die Anerkennung jener mehr energischen Grundsätze, mit welchen das Christenthum das Leben im Gegensatze zu einer mehr nur verstandesmäßigen Moral zu durchdringen und die Stellung edler Frauen zu verklären sucht. Den Volksaberglauben aber sahen wir niemals mit der christlichen Dogmatik, sondern immer mit der christlichen Moral correspondiren. Er trat hier für die niedere Stufe vermittelnd ein. Eine solche Vermittelung wünschen wir für die höhere Stufe der Bildung. Ohne sie ist ein verfeinerter Volksaberglaube und eine gewisse Zeichen- und Tagewählerei selbst aus den höchsten Schichten der Gesellschaft nicht zu verbannen. Und doch möchten Alle frei von Aberglauben sein. Nichts ist weltgeschichtlicher und bedeutungsvoller als auf dem Kaulbach'schen Wandgemälde von der Zerstörung des babylonischen Thurmes der Contrast der hamitischen Gruppe mit Büffel und Götzenbild und der semitischen Gruppe mit den zahmen Stieren. Diese Gruppen sind zu betrachten als der Gegensatz des Aberglaubens und der in sich selbst sicher ruhenden Gesittung. Wohl begreifen wir hier das Segnen des Hohenpriesters. Wer so im Lichte schreitet, wie das unvergleichliche Weib in jener zweiten Gruppe, muß ein schönes nationales Ziel vor Augen haben.

Wie Fürsten zu Anfang des 17. Jahrhunderts wohnten und lebten.

(Von Johannes Falke.)

(Schluß.)

Zum besseren Verständniß der Damentoilette jener Zeit betrachten wir jetzt noch die Zuthaten der einzelnen Kleidungsstücke. Die Kurfürstin von Sachsen brauchte einst zu zwei Röcken und Wämsern 34 Ellen des besten schwarzen Brokat-Atlas, 34 Ellen des besten schwarzen

glatten Atlas zum Ausmachen auf beide, 80 Ellen schwarze geklöppelte feine seidene Spitzen, die Elle zu 12 Gr., 6 Ellen schwarzen Taffet, 7 Loth schwarzer Nähseide, 40 Ellen Gallonen, 20 Ellen cöllnisch Band, 8 Stäbe Fischbein, 6¼ Ellen verschiedener Leinwand. Zum Unterrock: 18 Ellen aschenfarbenen Mohr mit Silber, 12 Ellen gewirkte Spitzen mit Silber und aschenfarbener Seide, 7 Ellen silberne und aschenfarbene Gallonen, 2 Loth aschenfarbener Seide, 10 Ellen dergl. cöllnisch Band, ½ Elle Taffet. Die Frau Hofmeisterin erhielt zu einem Kleid, das zum Christgeschenk bestimmt war, 13¼ Ellen des besten schwarzen Doppeltaffets, 28 Ellen schwarze seidene Spitzen, 10 Ellen cöllnisch Band, 4 Loth Nähseide, 5 Ellen glattes Atlasband, 15 Ellen Gallonen, 4 Stäbe Fischbein, 4¼ Ellen verschiedener Leinwand. Jede der 6 adeligen Jungfrauen zu einem Kleide 13¼ Ellen bunten Doppeltaffet, 40 Ellen goldne und silberne, 15 Ellen seidene Gallonen, 4 Loth weiße und farbige Seide, 10 Ellen cöllnisch Band, 5 Ellen glattes Atlasband hinten zum Schnüren, 4 Stäbe Fischbein, 4¼ Ellen Leinwand. Die Alltagskleider waren für die Hofmeisterin aus schwarzem geköperten Perlan mit schwarzen seidenen Spitzen, für die Fräulein aus gemustertem farbigen Perlan mit schmalen silbernen Gallonen, zu jedem Kleid 50 Ellen. — In der Ausstattung der sächsischen Prinzessin Maria Elisabeth, die sich mit einem Herzog von Holstein vermählte, werden aufgeführt: der Traurock mit dem Wamms von silbernem weißen Tobin mit hocherhabenen reich güldenen Blumen, mit drei güldenen Schnüren ausgemacht und mit goldgelbem Doppeltaffet durchaus gefüttert; ein columbiasarbener glatter Atlasrock und Wamms sammt einer rosenfarbenen glatten Atlasschürze und Latz, alles mit Gold und Perlen über und über gestickt, goldenen und silbernen Gallonen ausgemacht und durchaus mit isabellfarbenem Atlas gefüttert; dreißig andere; sieben Unterröcke; ein Schurzpelz, neun Mäntel, drei Mützen, neun Müffe, sieben Hüte, darunter ein pfirsichblüthfarbener Atlashut über und über mit Gold gestickt, vierzig Paar seidene Strümpfe, sechsundneunzig Schuhrosen u. s. w. Die männlichen wie die weiblichen Hofdiener erhielten zu bestimmten Festtagen Ehrenkleider geschenkt, meistens zwar von inländischen Stoffen, die aber dennoch so bedeutende Ausgaben verursachten, daß der Kurfürst Johann Georg im Jahre 1629 allein für Kleiderstoffe 35,000 Gulden verausgabt hatte.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf Küche und Keller, um diesen Theil des häuslichen Lebens vollständig zu überschauen, so sehen wir, daß man in dieser Beziehung trotz der einfacheren Wohnungsverhältnisse das Leben im Großen zu nehmen wußte. Im Jahre 1639 waren in der kursächsischen Hofküche 67 Personen und in der Kellerei 41 angestellt; im Hofbackhause wurde in diesem Jahre das Personal als zu zahlreich um 16 Personen vermindert. An Fleischverbrauch ergab die Rechnung einer einzigen Woche 1362 Pfd. Rindfleisch = 42 Thlr. 1 Gr., 393 Pfd. Kalbfleisch = 10 Thlr. 19 Gr., 72 Pfd. Schöpsenfleisch = 2 Thlr. 18 Gr., 3 Rindzungen = 9 Gr., 10 Kalbsgekröse = 20 Gr., 3 Stück Bratwürste zu 3 Gr. Außerdem wurden noch in derselben Woche geschlachtet und verspeist von zwei ungarischen Ochsen 610 Pfd. Fleisch und 81 Pfd. Unschlitt und von 12 Stück Schafvieh 206 Pfd. Fleisch und 12 Pfd. Unschlitt. An Vorrath von Gewürzen und Spezereien wurden auf einmal beschafft: 3¼ Pfd. Safran = 42 Thlr., 36 Pfd. Ingwer, 30 Pfd. Pfeffer, 4 Pfd. Nägeln, 4 Pfd. Zimmt, 4 Pfd. Muskatblumen, 2¼ Ctr. Zucker, 20 Pfd. Mandeln, 20 Pfd. Kapern in Essig, 20 Pfd. Oliven u. s. w. Sehr oft wurden frische Austern, das Hundert zu 3—4 Thlr., und Muscheln eingekauft. Reichlich waren die Vorräthe in der „Hof- und Zeugkellerei." Im Jahre 1638 enthielt dieselbe summa summarum 5142½ Eimer, darunter französische, italienische, ungarische und deutsche Weine aller Art, freilich auch an einheimischen Landweinen 3376 Eimer, außerdem eine große Menge künstlicher Weine und Sekte, als Citronen- und Melonenwein, Wermuth-, Cardobenedikten-, Salbei-, Krausemünz-, Löffelkraut- und selbst Schlehenwein. Der Verbrauch von Wein an den einzelnen Tagen schwankte, wenn der ganze fürstliche Hof in Dresden anwesend war, zwischen 8 und 11 Eimern, wobei freilich der bei weitem größte Theil Landwein war. Nur an der kurfürstlichen Tafel wurden die feineren deutschen und fremdländischen Weine getrunken, die theils durch die kurfürstlichen Agenten in den Weingegenden selbst erkauft, theils von befreundeten Fürsten, insbesondere von den österreichischen geschenkt wurden. Sehr interessant ist der Bau des großen Königsteiner Fasses, das im Jahre 1624 für den Kurfürsten von Nikolaus Wolf aus Kommotau ausgeführt wurde. Dasselbe faßte 2222 Eimer und kostete mit der dazu nöthigen Erweiterung des Kellers 11,505 Thlr. 11 Gr. Doch machte die Füllung dieses Riesenfasses in den folgenden Jahren viele Sorge. Im Jahre 1640 bat der Hauskellner dringend um Resolution auf seine Eingabe wegen der Füllung des Fasses, sintemal mit einem solchen Prinzipalwerke nicht zu scherzen sei, doch erst am 30. August 1654 konnte dem Kurfürsten gemeldet werden: „daß nunmehr Gottlob zur Anfüllung des großen Fasses der richtige Anfang den 7. Augusti gemacht worden und den 22. Augusti solches gänzlich vollgelaufen; ist Gottlob ganz tüchtig und ohne Tadel und dieweil es zu zweien Spunden hineingelaufen, ist nicht länger denn 16 Tage mit der Anfülle zugebracht." Die Kosten dieser Füllung mit den Reparaturen betrugen ohne den Wein 894 Gulden 1 Gr.

Die Hansgrafen von Regensburg.

(Von George Hesekiel.)

Schwerlich giebt es einen Amtstitel, welcher in so vielfacher Gestalt vorkommt, wie der des Grafen (Grave, Gräfe, wahrscheinlich von grau — alt, senex herzuleiten, lateinisch comes und so ein Begleiter sc. des Fürsten, von comitari des (co — ire, aber auch graviones, grafiones). Bekannt sind die Send- und die Cent-grafen, die Gaugrafen unserer frühesten Geschichte, die auch zeitig wieder verschwanden. Bekannt die ebenso alten Pfalzgrafen und Markgrafen, ursprünglich kaiserliche Pallastrichter und Grenzwardeine, welche zum Theil Fürstenrang errangen und Reichsfürsten wurden, ebenso wie die Landgrafen, die ursprüngliche Amtsbefugnisse gleich denen

der Pfalzgrafen hatten und nur localisirt waren. Auch die Burggrafen sind bekannt, die entweder Fürsten wurden, wie die von Nürnberg, oder nach und nach zu Titularen herabsanken, wie z. B. die von Köln. Ueberall im Mittelalter, bis in die neueste Zeit hinein, begegnen wir der Bezeichnung Graf als einem Amtstitel in den verschiedensten Beziehungen, von den Freigrafen der heiligen Fehme an bis zu dem noch fungirenden Salzgrafen, dem Vorsteher der Salzwirker Brüderschaft zu Halle an der Saale, und den Holz- und Waldgrafen, die auch noch hier und da ein kümmerliches Dasein gefristet haben. Die Wald- und Rheingrafen waren ursprünglich des Kaisers und des Reichs Beamte und die Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté) ein mächtiges deutsches Fürstenthum. Im Anfang ist wohl jeder Grafentitel ein Amtstitel gewesen, bevor er das Prädicat einer höhern Stufe des betitelten Adels wurde, wohin auch die bei uns selbst im Titel erloschene Vice-Grafenwürde deutet. So ließen sich noch mehrere Grafentitel anführen, doch wollten wir hier nur auf die jetzt wohl ziemlich unbekannten oder vergessenen, Hansgrafen von Regensburg aufmerksam machen. Der Titel Hansgraf klingt uns wohl fremd und wunderlich, doch brauchen wir nur an die mächtige Hansa zu denken, um der Bezeichnung den ihr gebührenden Ernst sofort zu restituiren. Es ist uns nicht bekannt, ob es auch in andern Städten des deutschen Reiches Hansgrafen gegeben hat, in Regensburg aber gab es seit den ältesten Zeiten Hansgrafen, und ihr Amt, das Hansgrafenamt, hat bis zur Auflösung des Reichs bestanden. Der Hansgraf zu Regensburg, comes negotiatorum, praefectus Ratisponensis, Hansgrafius, war der Vorgesetzte, der Richter, der Graf der Hansa, einer Handelsgesellschaft, der Verbindung der Handeltreibenden in Regensburg. Sein Amt war sicherlich sehr alt, wenn wir auch bezweifeln, daß schon Carl der Große den ersten Hansgrafen in Regensburg bestellt habe, und die Befugnisse desselben waren zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder umfangreich. Märkte, Stapel, Zölle, Münze gehörten anfänglich, aber später nicht mehr, fast ausschließlich zu seiner Competenz. Ziemlich sicher kann man annehmen, daß unter Ludwig dem Deutschen der Hansgraf zu den niederen kaiserlichen Beamten (officiales) gehörte. Es werden nun schon vorher etliche Hansgrafen namhaft gemacht, doch ist der erste bestimmte Uto de Brunnlaite, zweifelsohne ein Regensburgischer Bürger, der, wie damals gebräuchlich, seinen Zunamen von der Straße hatte, in welcher er wohnte; diesem nun wird in einer Urkunde von 1101 aufgetragen, was er zu Ens, denn bis dahin erstreckte sich nach den Capitularen Carls des Großen das Handelsgebiet der Zoll-, Markt- und Stapelstätte Regensburgs, wegen des Jahr-Markts zu besorgen habe.

Der Hansgraf wurde, später wenigstens, von den Bürgern von Regensburg erwählt, wie aus einer Urkunde König Philipps von Hohenstaufen (Dat. Ratisponae VII. Id. Mart. 1207) deutlich hervorgeht (cives facultatem habebunt ex arbitrio suo eligendi magistratum, qui vulgariter Hansgraf dicitur). Aus diesem und einem Privilegium Kaiser Friedrichs II." erfahren wir auch bestimmt, was in jenen Zeiten wenigstens das Amt des Hansgrafen war. Derselbe hatte nämlich auf auswärtigen Märkten und Messen die Rechte und Gerechtigkeiten seiner Hanse der Handeltreibenden zu schützen, während er auf den Märkten zu Regensburg selbst nichts ohne den Rath vornehmen konnte. Erst im dreizehnten Jahrhundert erweiterten sich die Befugnisse des Hansgrafen, aber nach einer andern Seite hin; er erscheint seitdem als der alljährlich neugewählte Vorsteher der Gesellschaft und Verbindung der Kaufleute zu Regensburg. Eine ganze Reihe von Freiheiten, Sicherheits- und Geleitsbriefen der Könige von Bayern, Böhmen, Polen, der Herzöge von Oestreich, der Burggrafen von Nürnberg und vieler anderen Fürsten und Herren lassen keinen Zweifel darüber. Diese Verbindung Handeltreibender nannte sich auch selbstständig Hanse; der Name findet sich in einer Schuldverschreibung von 1321; bald nach dieser Zeit kam auch, ein Zeichen, wie bedeutend die Regensburgische Hansa geworden, die Mauth der Stadt unter das Hansgrafenamt (Urkunde von 1329). Im fünfzehnten Jahrhundert wurden dem Hausgrafen Amt sämmtliche Handwerks-Innungen der Stadt untergeben; früher empfingen alle Handwerker ihre Ordnungen vom Rath, seit dem fünfzehnten Jahrhundert aber vom Hansgrafen-Amt. So heißt es in der Ordnung der Lederer de anno 1477: „Kamen für mich Degenbart Graefenreuter, des Rats, die Zeit Hannsgraf und auch für uns die Herren in der Hanns die Meister des Hanntwerk's der Lederer bie zu Regenspurch und haben uns fürpracht etc. etc. daß sie keine Ordnung hätten, dahero wir ihnen mit Willen und Gunst unserer Herren vom Rath der Stadt Regenspurg eine Ordnung gegeben haben."

In dieser Verfassung ist das Hansgrafen-Amt bis zur Aufhebung der Regensburgischen Reichsfreiheit geblieben. Bis zum Jahre 1400 macht man 19 Hansgrafen namhaft. Vom gedachten Jahre an hat man ein vollständiges Verzeichniß. Im vorigen Jahrhundert bestand das Hansgrafen-Amt aus dem Hansgrafen, welcher der „hochverordnete Herr Junker Hansgraf" titulirt wurde, und zwölf Beisitzern, welche „Eines Ehrlöblichen Hans-Gerichtes wohl ehrenveste und wohlfürnehme Assessores" genannt wurden.

Man versichert uns, daß der letzte Hansgraf von Regensburg, begreiflich in hohem Alter, erst 1832 verstorben sei. Im selben Jahre verstarb auch der letzte Freigraf der heiligen Vehme.

Stammbücher, Devisen, Rebus.

Die erste Spur von sogenannten „Stammbüchern" findet sich im 16. Jahrhundert. Adlige Personen legten dergleichen privatim an als genealogische Sammlungen, zunächst wohl, um sich bei Turnieren zu legitimiren durch diese Bücher, welche von Befreundeten durchgesehen und vervollständigt, auch mit den betreffenden Wappenbildern versehen waren. Nichtadlige adoptirten diese Sitte, um sich durch Schriftzeichen von Lehrern, Meistern, Freunden und Genossen, als fahrende Schüler, wandernde Gesellen, reisende Kaufleute ausweisen zu können.

Zur Zeit der Reformation war es bereits allgemein

üblich, dergleichen Gesellen- und Stammbücher zu führen. Auch Luther und Melanchthon besaßen solche. Melanchthon zeigte sich stets bereitwillig zu einem Einschreiben in solch Vademecum, indem er meinte: „Diese Büchlein haben ihren Nutzen, vor Allen den, daß sich die Besitzer der Personen erinnern, und dabei die weisen Lehren in's Gedächtniß rufen, die man ihnen einschreibt; daß sie den Jüngeren Erinnerungsmittel werden zum Fleiße, damit der Lehrer beim Abschiede ihnen ein günstiges, empfehlendes Wort gebe, und daß sie auf dem ferneren Lebenswege stets wacker und tüchtig sich bewähren, angeregt, wenn auch nur durch den Namen der Guten, ihrem Beispiel zu folgen. Es lehrt aber auch der Spruch den Charakter des Schreibenden kennen, und gar nichts Seltenes ist es, daß in Stammbüchern bedeutende Stellen aus sonst unbekannten und wenig gelesenen Autoren sich finden, und daß sie endlich Biographisches über Personen enthalten, welches man sonst vergebens sucht."

Stets gehörte zu den Stammbüchern ein zierlicher Einband. Der Inhalt variirte nach dem jeweiligen Zeitgeschmack in Poesie und Kunst.

In der Blüthezeit des Turnierwesens genügte das für Mehrere oder Viele gemeinsame Geschlechtswappen nicht mehr; der Einzelne wollte etwas Apartes zur Schau tragen; so entstanden im 15. und 16. Jahrhundert die Devisen der Fürsten und Ritter.

Die Meistersängerei rief in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Emblembücher hervor. (S. v. Radowitz Seite 6.)

In dergleichen alten Stammbüchern besaßen die verewigte Großherzogin von Weimar und der General-Postmeister v. Nagler eine Sammlung Autographa namhafter Männer.

Herzog Albrecht von Preußen pflegte sich in Stammbücher einzuzeichnen mit dem Spruch: Justus ex fide vivet, Markgraf Albrecht Friedrich mit: „Keine Freud' ohne Leid", Kurfürst Joachim II.: Regium est, omnibus benefacere; Joh. Sigismund: Pro lege et grege, Kurfürst Georg Wilhelm: An coeur vaillant rien impossible; Kurprinz Carl Emil: Initium sapientiae timor Dei. Bogislaus Radziwil schrieb 1640: Lingua in consilio valet, in certamine dextra; Lampert Distelmeyer: „Wirf Dein Anliegen auf den Herrn, der wird Dich versorgen", Franz von Sickingen: Nil sine causa, Hugo Grotius: Ruit hora.

Die Rebus haben ihren Ursprung in der Normandie genommen, wahrscheinlich als Späße in der Fastenzeit de rebus, quae geruntur — nouvelles du jour. Der gallische Hahn ist für ganz Frankreich ein Rebus. Die armoiries parlantes sind nichts Anderes als Rebus. Wilhelm von Oranien z. B. nahm ein cornet in sein Wappen auf, weil er von seinen Freunden, einer Stumpfnase halber, spöttisch au cort (court) Nez genannt wurde. Ein französischer Ritter, dessen Streithengst im Turnier hart zu Falle gekommen, erschien am andern Morgen mit einem harten Käse auf dem Helm (fromage dur, caso duro). Im Rebus wird die Stadt Arras zu einem Rattennest, (rats im Wappen).

Die Rebus-Manie fand eine weite und nachhaltige Verbreitung. Buchdrucker und Künstler fügten ihren Werken die Namen in Rebus bei; Z. J. auf einem Wassergefäß bedeutet den deutschen Maler Zuberlin, eine Weintraube mit den Buchstaben H. W. heißt: Hans Wyner. Alle Häuser des Quartier Saint-Jaques zu Paris waren im vorigen Jahrhundert mit Rebus bedeckt. Auch in unsern deutschen Städten giebt es manche originelle oder räthselhafte Haus-Marke. In Breslau lautet eine Aufschrift z. B.: Zur stillen Musik. Das Sammelergebniß wissenschaftlicher Forschung auf diesem Gebiet würde ohne Zweifel recht interessant sein. (Entlehnt einer bei Wilh. Besser, Berlin 1855 erschienenen Festschrift des Geh. Archiv-Rath Dr. Friedländer.)

Unsere hastige Zeit scheint jedoch nicht Zeit zu haben zum Studium der Kurzweil der Vorfahren. Statt Haus-Devisen giebt es Glaskasten für photographische Bilder, oben und unten, an allen Ecken und Enden; statt Stammbüchern mit sittigen Sprüchen sind Photographie-Albums und Stereoskopen-Sammlungen — in verschiedenerlei Gestalt — eine Signatur unserer Tage.

Ernst Graf Lippe.

Miscellen.

Daß die Panzerschiffe keine Erfindung der Jetztzeit sind, sondern schon im Jahre 1530 bekannt und im Gebrauche waren, geht aus folgendem Berichte einer holländischen Fachzeitung hervor:

„In einer der unlängst von dem archäologischen Institut zu London gehaltenen Sitzung las der See-Capitain Windes eine Abhandlung über ein Kriegsschiff vor, welches seiner Zeit von den Johanniter-Rittern auf Malta ausgerüstet und von dem Geschichtsschreiber dieses Ordens, Bosio, näher beschrieben wurde.

„Zur Sicherung gegen Kugeln war das gedachte Fahrzeug mit Blei gebiendet. Sein Bau fand in Nizza statt und zwar schon im Jahre 1530. Dasselbe bildete einen Theil des von Kaiser Carl V. gegen Tunis abgesendeten, von dem berühmten Andreas Doria befehligten Geschwaders.

„Nach einer Belagerung von wenigen Tagen ward Tunis mit Sturm eingenommen, wozu das gepanzerte Fahrzeug — genannt „Sanct Anna" — dadurch wesentlich beitrug, weil dasselbe auf solche Entfernung sich zu nähern vermochte, wo andere Schiffe in wenigen Minuten unfehlbar in den Grund geschossen gewesen wären."

Nach einer weiteren Beschreibung der verschiedenen Decks, Kammern u. s. w. heißt es am Schlusse:

„Aber das Auffallendste in der Construction des Schiffs war sein bleierner, durch metallene Bolzen befestigter Panzer, welcher den eigentlichen Körper vor den Geschossen des Feindes bewahrte, obgleich das Schiff bei dem ganzen Gefecht sich betheiligt hatte."

Das von der Würtembergischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens in Plochingen gegründete Krankenhaus soll im April c. dem Gebrauche übergeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 46. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 12. Berlin, den 18. März 1863. Nr. 12.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summe der am 1. März 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenbueg:**			
	Bestand am 1. Februar 1863	42		
	Zugang pro Februar	7		
		49		
	Abgang . .	4		
	Bleibt Bestand	45	45	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Februar 1863	47		
	Zugang pro Februar	12		
		59		
	Abgang . .	13		
	Bleibt Bestand	46	46	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Februar 1863	18		
	Zugang pro Februar	6		
		24		
	Abgang . .	9		
	Bleibt Bestand	15	13	34
4.	**Gerdanen:**			
	Bestand am 1. Februar 1883	15		
	Zugang pro Februar	16		
		31		
	Abgang . .	9		
	Bleibt Bestand	22	22	26
5	**Jüteebock:**			
	Bestand am 1. Februar 1883	19		
	Zugang pro Februar	4		
		23		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	20	20	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Februar 1863	23		
	Zugang pro Februar	8		
		31		
	Abgang . .	9		
	Bleibt Bestand	22	22	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. Februar 1663	24		
	Zugang pro Februar	27		
		51		
	Abgang . .	27		
	Bleibt Bestand	24	24	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. Februar 1863	17		
	Zugang pro Februar	8		
		25		
	Abgang . .	10		
	Bleibt Bestand	15	18	50
	zu übertragen	—	209	292
	Uebertrag		209	292
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Februar 1883	42		
	Zugang pro Februar	14		
		56		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	50	50	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1 Februar 1863	14		
	Zugang pro Februar	22		
		36		
	Abgang . .	18		
	Bleibt Bestand	18	18	35
11	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. Februar 1863	5		
	Zugang pra Februar	5		
		10		
	Abgang . . .	6		
	Bleibt Bestand	4	4	14
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1 Februar 1863	12		
	Zugang pro Februar	6		
		18		
	Abgang . .	14		
	Bleibt Bestand	4	4	17
13.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Februar 1883	5		
	Zugang pro Februar	3		
		8		
	Abgang . .	4		
	Bleibt Bestand	4	4	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Februar 1883	10		
	Zugang pro Februar	2		
		12		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	9	9	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Februar 1883	2		
	Zugang pro Februar	—		
		2		
	Abgang . .	1		
	Bleibt Bestand	1	1	8
16.	**Mucowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Februar 1863	2		
	Zugang pro Februar	5		
		7		
	Abgang .	6		
	Bleibt Bestand	1	1	8
	zu übertragen	—	300	442

Nº	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. März 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	300	442
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Februar 1863	16		
	Zugang pro Februar	—		
		16		
	Abgang . .	—		
	Bleibt Bestand	16	16	16
18.	**Attena:**			
	Bestand am 1. Februar 1863	5		
	Zugang pro Februar	9		
		14		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	8	8	38
	Zusammen:	—	324	496
	Am 1. Februar 1863 waren vorhanden	—	321	496
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. März vermehrt um	—	3	—

Der gesammte Abgang an Kranken pro Februar 1863 beträgt 167, davon sind:

a) gestorben 10
b) geheilt entlassen . 146
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 11
wie vor 167.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. Januar 1863 . . . . 28 Kranke.
Zugang pro Januar . . . . 30 „
58 Kranke.

Davon sind: geheilt 25
gebessert 1
gestorben 1
ungeheilt entlassen oder fortgegangen . . . 4
31 — 31 „

Bleibt Bestand am 1. Februar 27 Kranke.

Die Aufgenommenen waren sämmtlich orientalische Christen.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats Januar 87 Kranke neu in Behandlung getreten.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

1. Fedor Curd von Byern, Regier.-Präsident z. D., auf Kriegsdorf bei Merseburg. Rechtsritter seit 1860. † zu Berlin, den 11. März 1863.
2. Friedrich August Carl Wilhelm Ludwig von Risselmann, Rittergutsbesitzer auf Schönwalde bei Spandau. Ehrenritter seit 1846. † zu Schönwalde, den 9. März 1863.

„Ehre, dem Ehre gebührt."

(Fortsetzung und Schluß des vorigen Artikels: **„Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken weh."**)

Die vorjährige königlich preußische Rangliste weist unter den activen Officieren nach: 11 Ritter des eisernen Kreuzes erster Classe, 57 der zweiten Classe. Hierzu kommen noch diejenigen Decorirten, welche Officiere „zur Disposition" sind. Ihre Zahl ist mir unbekannt. Im Mannschaftsstande der Feldtruppen besitzt nur ein Vice-Wachtmeister des Neumärkischen Dragoner-Regiments Nr. 3. das Eisenkreuz; ferner hat es ein Feldwebel der Provinzial-Landwehr und ein Schloßgardisten-Feldwebel. Schließlich müßten noch hinzugefügt werden die betreffenden Mannschaften in den Invaliden-Häusern und Abtheilungen, so wie die des Festungs-Personals und der Land- oder Armee-Gendarmerie. Dann erst läßt sich die Zahl der eisernen Kreuze feststellen, welche noch in der Armee vorhanden sind. — Ein höherer Civil-Beamter der Militair-Verwaltung ist Ritter des eisernen Kreuzes am weißen Bande.

Das erste eiserne Kreuz zweiter Classe, welches ertheilt wurde, erhielt der Major und Bataillons-Commandeur v. Borcke, des 1. Pommerschen Infanterie-Regiments, für das Gefecht von Lüneburg (d. 2. Apr. 1813); die erste feindliche Begegnung, seit dem Tilsiter Frieden, in welcher preußische Waffen französische Trophäen ersiegten.

Carl August Ferdinand v. Borcke, aus Pommern gebürtig, begann 1790 seine 40jährige militairische Laufbahn; 1806 ist er Stabs-Capitain bei der académie militaire, 1809 Compagnie-Chef im 1. Pommerschen Infanterie-Regiment; im Mai 1810 wird er in demselben Regiment Major und Commandeur des Füsilier-Bataillons.*) Außer mit dem eisernen Kreuz wurde Borcke (dessen persönliche Tapferkeit schon früher mit dem pour le mérite anerkannt worden war) durch Beförderung zum Oberst-Lieutenant belohnt; im Juni 1813 folgte das Avancement zum Commandeur des Brandenburgischen (1822: 12ten) Infanterie-Regiments — dessen jetziger Chef Se. Königl. Hoheit Prinz Carl von Preußen ist. Wenige Monate später wurde Borcke zum Brigade-Commandeur ernannt, 1814 zum Generalmajor; 1815 stieg er zum Brigade-Chef, 1821 wurde er General-Lieutenant und Divisionair. v. Borcke starb 1830 zu Stargard.

Der erste Ritter des eisernen Kreuzes erster Classe ist der damalige Major und Escadron-Chef im 2. schlesischen Husaren-Regiment, v. Hellwig, für das Gefecht von Wanfried (d. 17. Apr. 1813); 4 Tage vorher hatte derselbe sich, wegen des Ueberfalls von Langensalza das zweite zur Verausgabung kommende eiserne Kreuz zweiter Classe erworben.

Friedrich (v.) Hellwig, der Sohn eines Professors, 1775 geboren, bezeigte frühzeitig ernste Neigung für den Soldatendienst. In Folge der Vermittelung seines Landesherrn,

*) Dieses Regiment, eines der ältesten in der preußischen Armee, seit 1677 ungetheilt bestehend, hat eine große Zahl Kriegsjahre durchlebt, mehrfach sich durch glänzende Tapferkeit ausgezeichnet und festen Muth in schweren Stunden bewährt. Se. Majestät der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. war von 1815 an bis zu seinem Ableben Chef dieses Regiments.

des Herzogs zu Braunschweig-Oels, trat der noch nicht 15Jährige in das preußische hellblaue Husaren-Regiment Nr. 3 ein, welches in Oels, Julinsburg ꝛc. garnisonirte und in dessen Reihen das beeifernde Andenken an den nachmals hochberühmten Cavallerie-General v. Seydlitz besonders fortlebte; denn dieser hatte 10 Jahre lang als Schwadrons-Chef dem Regimente angehört. Schon 1793, in der Rhein-Campagne, zeichnete sich Hellwig als selbstständiger Führer aus durch verwegene und glückliche Unternehmungen. Einen im hohen Grade denkwürdigen Husaren-Coup, eine schöne, rettende That vollbrachte Hellwig mit ungebrochnem Preußenmuth am Morgen des 17. October 1806, indem er bei Eisenach mit nur 50 Husaren 10,200 preußische Kriegsgefangene befreite, welche von 600 Mann französischer Infantrie escortirt wurden. Diese feindliche Bedeckungs-Abtheilung schlug sich nicht nur mit Bravour, sondern auch mit Erbitterung; dennoch gelang das kühne Wagniß, welches doppelt rühmlich ist, weil es Hellwig sowohl wie die 50 Husaren freiwillig ausführten, während kleinmüthige und engherzige Vorgesetzte anfänglich diesem Beginnen als einem sinnlosen Abenteuer ihre Genehmigung versagten und erst durch die Intervention eines königlichen Flügel-Adjutanten (Gr. Götzen) bewogen werden konnten, den, (wie sie meinten „überspannten Lieutenant") Hellwig ausziehen zu lassen.

Das außergewöhnliche Verdienst wurde außergewöhnlich belohnt; Hellwig, in der Rangliste des Jahres 1806 fünfter Seconde-Lieutenant im Husaren-Regiment v. Plötz, avancirte zum Rittmeister; Se. Majestät verlieh ihm eine Escadron, die Hand der Königin Luise legte ihm unter schmeichelhaften und rührenden Worten den Orden pour le mérite an, als Hellwig 1807 (eine treue Stütze des um und in Schlesien äußerst verdienten Militair-Gouverneurs Gr. Götzen) mit Depeschen aus Glatz nach Königsberg kam.

Die Zeitverhältnisse brachten es mit sich, daß Hellwig's ritterliche That nicht zu der Zeit, in welcher sie geschah, in öffentlichen Blättern besprochen wurde. Auch an der Stelle, wo diese Begebenheit sich zutrug, machten die weiteren Kriegsereignisse das Andenken an dieselbe verlöschen. Schreiber Dieses fand im Dorfe Eichenrode, unweit Eisenach, im vorigen Sommer Niemand, der mit Bestimmtheit Etwas wußte über das in unmittelbarer Nähe jenes Dorfes, am 17. October 1806, stattgehabte, merkwürdige Ueberfalls-Gefecht. In ganz Eisenach scheint nur ein Einziger, der Gelehrtenwelt angehörig, mit den betreffenden Details bekannt zu sein. — Die bergige und bewaldete Oertlichkeit wurde nämlich vom Angreifer in zweckgemäßester Weise verwerthet; die treffliche Anlage und die gelungene Durchführung jenes Renontres sind so mustergültig, daß dasselbe bei allen wissenschaftlich gebildeten Militairs eine dauernde Erinnerung beanspruchen kann; die Sache im Allgemeinen ist, ihrem innern Gehalt nach, würdig eines ehrenvollen Gedächtnisses bei allen Patrioten und Menschenfreunden.

1808 reclamirte das westphälische Gouvernement wiederholt Hellwig als Landeskind. Dieser aber schlug die ihm zugesicherten Verbesserungen aus. Vom 10. April 1813 an bis zu seiner Ernennung zum Commandeur des 1815 neu errichteten 9. Husaren-Regiments, wirkte Hellwig in hervorragender Weise als Parteigänger und an der Spitze eines Freicorps, das Ende Oktober 1813 die Stärke von 4 Schwadronen Husaren, 1 Bataillon Infanterie und 1 Compagnie gelernte (Harz-) Jäger erreichte. Nach fast halbhundertjährigem Dienst 1838 als General-Lieutenant aus der Armee geschieden, verlebte der Erste unter den Bravsten der Braven noch 7 Ruhejahre in Liegnitz. Mit Stolz blickt auf ihn zurück als Einen der Ihren das schlesische grüne Husaren-Regiment (Prinz Carl v. Bayern); mit treuer Liebe bewahren sein Andenken die Letzten seiner Heldenschaar, welche in ihm den umsichtigen, unermüdlichen und liebevollen Führer ehrte, den energischen, stets kampflustigen und dabei doch immer kaltblütigen Soldaten bewunderte und den hochherzigen Menschen achtete. —

Die Begeisterung, welche vielfältig und lange genug in preußischen Landen unter der Asche geglimmt hatte, wurde zu einem allgemeinen Feuer angefacht durch den Königlichen Aufruf vom 3. Februar 1813 ꝛc. Alle fühlten sich ermuthigt zu opferbereiter Entschlossenheit. In dem oben erwähnten Gefecht von Lüneburg brachte ein Mädchen in ihrer Schürze den preußischen Tirailleurs Patronen herbei; unbeirrt durch die feindlichen Kugeln. Hier und da ist auch wohl ein Freiwilliger weiblichen Geschlechts, als Combattant ausmarschirt, so z. B. im Lützow'schen Streifcorps August (Anna) Unger und die Prohaska, bei Hellwig's Husaren die nachherige Frau des Polizei-Sergeanten Scheinemann in Lübben (vor einigen Jahren noch lebend).

Wie bereits in Nr. 8 dieser Blätter erwähnt, hat sich eins dieser Mädchen das eiserne Kreuz verdient. Im Lauf der Jahre haben sich ab und zu frühere Marketenderinnen für Kriegs-Veteranen ausgegeben. Auch schmückten sich wohl einzelne Frauen unberechtigter Weise mit dem eisernen Kreuz. In Potsdam kam vor mehreren Jahren ein Fall der Art zur Kenntniß der Behörden; ebendaselbst versuchte ganz neuerdings eine 83jährige Greisin, im Besitz dieses Ehrenzeichens zu scheinen. Bei der Grundsteinlegung des Krieger-Denkmals im Invalidenpark zu Berlin, 1849, machte sich ebenfalls eine Pseudo-Kreuzesbesitzerin bemerklich.

Es ist actenmäßig und thatsächlich nur ein einziges eisernes Kreuz an einen weiblichen Soldaten ertheilt worden. Ein Unicum, welches mich zu speziellen Nachforschungen veranlaßt hat, um darüber weitere Mittheilungen machen zu können.

Berlin, den 17. März 1863.

Ernst Graf Lippe.

Dr. Reil's Pensionat für Brustkranke in Abassie bei Cairo.*)

Unter allen Krankheiten sind unstreitig die Lungen- und Brustkrankheiten, möge die Lunge unmittelbar oder mittelbar durch andere auf sie wirkende Uebel leiden, die betrübendsten und beklagenswerthesten, die den Menschen befallen können. Sie suchen sich gewöhnlich jüngere Opfer und führen dasselbe oft still und schleichend der langsamen Vernichtung entgegen, so daß der Kranke selbst die Größe seiner Leiden häufig gar nicht ahnt und sich in Hoffnungen völliger Wiedergenesung wiegt, während die Umgebung und die Angehörigen das Uebel sich heimlich nähern sehen

*) Von einem jungen preußischen Officier, welcher sich in der von Dr. Reil dem Johanniter-Ordens in seiner Heilanstalt unentgeltlich zur Verfügung gestellten Freistelle befindet. D. R.

und mit ängstlicher Spannung die Tage zählen, die ihnen noch vergönnt sind, mit dem langsam hinsiechenden Gegenstande ihrer Liebe und Sorge vereint zu leben.

Was nun auch für specifische Heilmittel gegen diese furchtbare Krankheit ersonnen sein mögen, nichts ist im Stande eine kranke Lunge so sicher genesen zu lassen, als der Aufenthalt des Patienten in einem reinen und warmen Klima, wenn die Krankheit noch nicht zu weit vorgeschritten ist. Man hat daher die Kranken zu diesem Zweck schon früher nach Nizza, Montreux und andere Orte geschickt und häufig daselbst eine vollständige Heilung erzielt. Später kamen Madeira und Corfu als Heilorte für Brustkranke in großen Ruf, jetzt aber steht Cairo, dessen reines, mildes und gesundes Klima eine sicher heilende Wirkung auf Brustkranke ausübt, hierin oben an.

Es kann aber hier nur von dem Klima und der Luft die Rede sein, die Cairo umgiebt, keineswegs von derjenigen, welche diese volkreiche Stadt in sich birgt; diese kann nur als ungesund bezeichnet werden. Denn nach der Sitte im Orient werden auch in Cairo Unrath aus den Häusern, selbst todte Thiere, auf die Straße geworfen, wo letztere den Prozeß der Verwesung bestehen müssen und die Beute der Geier und verwilderten Hunde werden. Es ist daher natürlich, daß auf jeden Schritt und Tritt in der Stadt, deren Straßen enge und dunkel sind, einem widerliche Dünste und die Nerven affizirende Gerüche entgegen treten. Die Esbekieh, ein Platz mit Promenade, der Belustigungsort der vornehmen Welt, an dem alle Café's, Theater und viele Hotels liegen und wo man daher die verschiedenen Gestalten des Orients und Occidents vorüber ziehen sieht, ist ein nicht weniger ungesunder Aufenthalt, da der Grund des Platzes früher theilweise Sumpf war und daher schädliche Feuchtigkeit ausströmen läßt. Was also eines Theils durch das Klima erreicht wird, wird durch die ungesunde Atmosphäre der Stadt reichlich neutralisirt, und da der Aufenthalt der Patienten bisher nur in Hôtels der Stadt möglich war, so blieben noch große Schwierigkeiten zu überwinden, um den Kranken die volle Wohlthat eines milden und gesunden Klima's genießen zu lassen.

Im Nord-Osten der Stadt Cairo beginnt die Wüste. Die Luft ist hier ganz rein und frei, es ist selbst bei einigem Winde nicht staubig, da die Wüste nicht aus Flugsand sondern aus festem Kieselgrunde besteht. Hat man die Thore der Stadt hinter sich, so athmet man frei auf, man befindet sich in einer ganz andern Atmosphäre, in klarer, milder, das Athmen erleichternder Luft, die um so schöner und reiner wird, je weiter man in die Wüste vordringt. Die Luft ist hier ganz frei von Feuchtigkeit, von Beimischungen schädlicher Dünste, daß selbst die ungesunden Nebel des Nils, wenn sie der Wüste zugeführt werden, von der reinen trockenen Luft sofort aufgezehrt, hier verschwinden. Es ist ein hoher Genuß, gleich des Morgens früh ins Freie zu gehen und die herrliche Luft einzuathmen, wobei dem ganzen Körper wohl und leicht wird, er sich über Alles erquickt und gekräftigt fühlt. Es ist als könnte man nicht genug von der schönen Luft in sich aufnehmen.

Alle die Vorzüge eines Aufenthalts in dieser freien gesunden Luft gegen die Nachtheile eines Aufenthalts in der Stadt selbst hatte der Oberarzt a. D. Dr. Reil aus Halle, früher Privat-Docent daselbst, der im Jahre 1859 nach Aegypten reiste, um einem kranken Familiengliede die Segnungen des milden Klimas zu Theil werden zu lassen, aber den Aufenthalt in Cairo selbst nehmen mußte, vollständig und richtig erkannt und den Plan gefaßt, eine Heilanstalt für Brustkranke in der Nähe von Cairo zu errichten. Er beschloß daher, nachdem er das Unglück gehabt hatte, nach seiner Rückkehr in Deutschland jene seinem Herzen nahe stehende Kranke durch den Tod zu verlieren, nach Egypten zurückzukehren und seinen Plan in Ausführung zu bringen.

Abaß Pascha, der Vorgänger des am 18. Januar cr. verstorbenen Said Pascha, ist der Gründer der Abassie, welche er zu einer Vorstadt von Cairo machen wollte. Er erbaute zunächst ein großes Schloß, das er mit orientalischer Pracht ausstattete, nebst Harems und Gärten, theilte das umliegende Land in Baustellen und schenkte diese an seine Beamte mit der Bedingung, daß sie sich daselbst anbauten. In kurzer Zeit entstand ein neuer Stadttheil, der gegen die Art der orientalischen Städte, breite Straßen, wie die von Berlin hatte. Nachdem aber Abaß Pascha im Jahre 1854 durch Mameluken ermordet war, stand das Palais leer, die Gärten verdorrten und auch die übrigen Gebäude wurden verlassen und nicht wieder bewohnt. Jetzt liegt die ganze Abassie mit Ausnahme des Palais von Abaß und einiger anderer Gebäude in Trümmer. Es liegt im orientalischen Charakter, das Eigenthum der Verstorbenen zu vernachlässigen; es geht dies so weit, daß die Thiere, die Jemand gehegt und gepflegt hat, nach dessen Tode nicht mehr gefüttert werden und elend Hungers sterben müssen. Der Muhamedaner kennt kein Familienleben, und die Anhänglichkeit der Untergebenen ist nur eine sklavische.

Eines der Gebäude der Abassie gehörte der Schwester des Abaß Pascha. Es kam im vergangenen Jahre mit einigen andern Gebäuden zum öffentlichen Verkauf. Die Vortrefflichkeit der Lage, — denn die Abassie liegt ganz in der arabischen Wüste, unweit der Karavanenstraße von Cairo nach Suez — bestimmte den Dr. Reil, hier seine Anstalt für Brustkranke zu gründen. Da er indessen krank wurde und in dem Verkaufs-Termin nicht erscheinen konnte, so trug er einem Andren auf, das Gebäude für ihn zu erstehen. Dieser sein Stellvertreter aber wurde durch einen Muhamedaner gewonnen, der das Haus für diesen, statt für seinen Vollmachtgeber kaufte und 700 Guineen dafür bezahlte. Dr. Reil war nun gezwungen, um seinen Plan durchzuführen, das Gebäude dem neuen Eigenthümer für einen jährlichen Miethszins von 70 Guineen abzumiethen, an welchen Vertrag der letztere noch auf einige Jahre gebunden ist.

In diesem Hause hat nun Dr. Reil seine Anstalt für Hals- und Brustkranke gegründet. Man gelangt dahin von der Stadt aus durch das „Bal-et-Nars“ oder „Bal-et-Tusch“, wo sogleich die Wüste beginnt, auf einer schönen Straße, die von einer breiten Akazien-Allee eingefaßt ist. Trotz so vieler Schwierigkeiten, die in einem fremden, ganz nach anderm Geschmack geformten, Lande entgegentreten, hat Dr. Reil seine Anstalt ganz nach europäischem Styl und mit allem möglichen Comfort einge-

richtet und ist unablässig bemüht, sie ganz ihrer Bestimmung gemäß und den Anforderungen an eine solche Anstalt entsprechend einzurichten. Ursprünglich ist die Lage und Einrichtung eines orientalischen Hauses nicht so beschaffen, daß den hierbei zu berücksichtigenden sanitätischen Zwecken entsprochen wird, denn alle Räume, die nicht bewohnt werden, als Küche, Wirthschaftsräume und dergl. liegen gegen Süden, während die Wohnzimmer nach Norden belegen sind, um sie gegen die heißen Strahlen der ägyptischen Sonne zu schützen. Im Winter aber, wo auch hier kühlere Tage eintreten, bedarf der Brustkranke der Sonne; sie kann dann zur Erwärmung der Zimmer nicht entbehrt werden. Daher hat denn auch Dr. Reil die Zimmer der Patienten nach Osten und Süden hin verlegt, wo sie den größten Theil des Tages Sonne haben. Nur die eignen Zimmer des Dr. Reil gehen nach Norden. —

(Schluß folgt.)

Aus dem Cartular der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

V.

Eine Urkunde des Berthold über die Schenkung seiner sämmtlichen Besitzungen und Bestätigung der Schenkung einer Kirche in Kandorf.

(Bei Rozière Nr. 83.)

Allen Gläubigen, Geistlichen wie Layen, der Mitwelt wie der Nachwelt, sei bewußt, daß ich Berthold, ein frei und edel geborener Mann, Alles, was ich am heutigen Tage rechtmäßig besitze, als Aecker, Weingärten, Gehöfte und Leute nebst meiner sonstigen Habe, sämmtlich freies Eigenthum nach schwäbischem Rechte, ohne alle Einrede, wie ich selbst es besitze, dem heiligen Grabe zum Heile meiner Seele, sowie derjenigen aller meiner Angehörigen, schenke und verehre unter der Bedingung, daß ich für Lebzeiten obige Güter von dem Patriarchen, Herrn Wilhelm und von Peter, dem Prior des heiligen Grabes, als Benefiz behalte, wogegen ich dann alljährlich zur Bestätigung dieser Schenkung 10 Goldstücke courrenten Geldes als Zins zu erlegen habe. Auch sollen, falls es mir einmal in den Sinn käme, alles Meinige zu verlassen und mich in der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem oder in der Kirche zu Kandorf der Religion zu weihen, der Herr Patriarch und der Prior des heiligen Grabes, welche dann gerade der Grabeskirche vorstehen, mich ohne Widerspruch aufnehmen, um dann (sofort) in den freien Besitz all der vorerwähnten Güter zu treten. Auch bestätige ich durch diese Urkunde meine früher der heiligen Grabeskirche gemachte Schenkung, nämlich der Kirche zu Kandorf mit allen ihren Partinenzien. Sollte ich aber einmal in Widerspruch gegen diese Urkunde jene Güter an irgend Jemand anderes verkaufen oder verschenken wollen, so werde ich nach dieser ersten und gültigen Schenkung nicht die Befugniß dazu haben.

Alles vorstehende bestätigend, unterschreibe ich eigenhändig:

gez. Wilhelm (soll heißen: Berthold.)

Diese Schenkung bezeugen die nachbenannten Adligen, in deren Gegenwart sie gemacht wurde.

Sifrit, Drutwin und Dederich, Priester; Conrad von Coronbach, Wolfram von Berenhausen, Hugo von Bliningen; Reinbold Hecel von Berenhausen; Wolfodo und Reinald von Kuftordingen, Rudolf von Rheinfelden, Rüdiger von Bodenburg; Arnold von Speier.

Und weil ich kein eigenes Siegel besaß, habe ich alles Vorgeschriebene mit dem Siegel des heiligen Grabes und der Domherrn desselben bestätigen lassen.

Dies Alles ward verhandelt im Capitel des heiligen Grabes i. J. nach der Fleischwerdung Christi 1142, in der fünften Indiction, am 10. Mai.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Kreuzzüge, welche als ein gemeinschaftliches Unternehmen der katholischen Christenheit begannen und ein solches auch in den Gemüthern der Bevölkerungen des westlichen und mittleren Europa verblieben, in ihrem Ergebniß, dem Königreiche von Jerusalem, allmälig einen vorwiegend französischen Character annahmen, dessen Grund theils in der bei dem Adel Frankreichs und Burgunds zu besonderer Vollendung gediehenen feudalen Ausbildung und theils in dem Umstande zu suchen ist, daß kurze Zeit vorher die Expeditionen Robert Guiscards nach Unteritalien und Wilhelms des Eroberers nach England mit dem Einfluß französich-normännischer Geschlechter französische Sitte und Sprache weit über ihre ursprüngliche Sphäre hinaus zur maaßgebenden gemacht hatte. Schon unter König Balduin II., welcher, mit den vornehmsten Adels-Familien Frankreichs verwandt, von dort den Grafen Fulko von Anjou nach Jerusalem kommen ließ, um ihn mit seiner Tochter und Thronerbin Melisendis zu vermählen, vollzog sich jene Umwandlung; der Hof und die Mehrzahl der Barone waren französisch, die bei der großen Sterblichkeit, welche stets unter den Vasallen des Reichs herrschte, häufig heimfallenden Lehne wurden wohl beinahe ausschließlich an zuziehende oder schon im Lande ansässige französische Adlige, Verwandte, Befreundete und Untergebene der königlichen Familie ausgegeben, und die Erwähnung nicht französischer Pilger und Dynasten wird in den Historien der Zeit immer seltener.

Um so interessanter ist es, aus der vorstehenden Urkunde zu ersehen, daß der Zuzug des deutschen Adels namentlich aus Schwaben und den Rheingegenden nach Palästina, wenn er auch daselbst nicht zu Einfluß und Macht gelangte, doch keineswegs aufgehört hatte. Im Jahre 1142, demselben, während welches König Fulco in der Ebene von Akka durch einen Sturz seines Pferdes verunglückte und das Reich seinem minderjährigen Sohne Balduin III. unter Vormundschaft seiner königlichen Mutter hinterließ, machte nach unserm Text ein gewisser Berthold, augenscheinlich mit dem nicht aufgezeichneten Geschlechtsnamen von Kandorf, der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem mit seinem sämmtlichen Vermögen, soweit er darüber nach „schwäbischem Rechte" verfügen konnte, ein Geschenk und bestätigte zugleich eine derselben Kirche früher gemachte Schenkung, nämlich der in Kandorf befindlichen Kirche. Unter jenem Vermögen werden namentlich

ausgeführt: Aecker, Weinberge, Gehöfte und Leute d. h. Leibeigne, also offenbar ein angestammtes Familiengut. Wenn dabei weder der Zustimmung, noch des Widerspruchs der Verwandten gedacht wird, so deutet dies wohl darauf hin, daß der Berthold der letzte Vertreter eines erlöschenden Geschlechtes war, und daß er selber auf Leibeserben nicht mehr hoffte. Dorf und Kirche lag, wie wir aus den allgemeinen Bestätigungsurkunden der Besitzthümer der Grabeskirche im Cartular ersehen, in dem Bisthum von Constanz; aus dem südwestlichen Deutschland werden auch die adligen Zeugen, wahrscheinlich Mitwallfahrer Bertholds, gewesen sein, welche das Schenkungsdocument mit unterschrieben; zunächst drei Geistliche und als solche ohne Familien-Namen aufgeführt, dann ein v. Coronbach (viell. Kornbach oder Kronbach), zwei v. Berenhausen (Benrenhusim), ein v. Bliningen, zwei v. Kustordingen, ein v. Rheinfelden (Rinueldem), ein von Bodenburg (Bodoboro) und ein Arnold v. Speyer.

Wie gewöhnlich bei den Urkunden des Cartulars, wo keine besondere Ortsbezeichnung dem Datum beigegeben worden ist, hat man sich auch die vorstehende in Jerusalem und zwar im Capitel der heiligen Grabeskirche ausgestellt zu denken, daselbst wurde auch das Siegel des Domstiftes daraufgedrückt, da, wie es heißt, Berthold kein eignes Siegel besaß, was wohl soviel bedeutet, als daß er es im fernen Schwabenlande zurückgelassen.

Des Patriarchen Wilhelm geschieht bei dem Geschichtschreiber Wilermus von Tyrus wiederholt Erwähnung. Er war von Geburt ein Flamländer und hatte bereits seit 1130 den Patriarchalsitz inne, nachdem er vorher Prior des heiligen Grabes gewesen war.

Das durch unsre Urkunde begründete Eigenthumsverhältniß wurde schon nach 45 Jahren in Folge der politischen Ereignisse, der Einnahme Jerusalems durch Saladin und der Vertreibung der Franken von dort, wieder gelöst. Es wäre interessant zu erfahren, ob ein Kandorf in der Umgegend des Bodensees noch vorhanden ist, und was nach Auflösung des lateinischen Domstiftes zum heiligen Grabe aus dem Besitze geworden.

Litterarisches.

Die Insel Rhodus, aus eigener Anschauung und nach den vorhandenen Quellen historisch, geographisch, archäologisch, malerisch beschrieben und durch Original-Radirungen und Holzschnitte nach eigenen Naturstudien und Zeichnungen illustrirt von Albert Berg. 50 Bog. gr. 4. Preis 24 Thlr. Ausgabe mit Epreuves d'artiste 48 Thlr.

Mit dem Ende der Johanniterherrschaft hat auch die Geschichte der Insel Rhodos ihre Endschaft erreicht. Ein vernachlässigtes Eigenthum der Türken, ist mit dem ganzen Reiche auch das alte Eiland des Donnergottes demselben Schicksale des thatenlosen Ruhe und des stufenweisen Sinkens verfallen. Zwar noch immer schön entfalten sich seine Gestade, wie sie dem Auge des Näherkommenden aus der blauen Fluth sich erheben, in deren Wellen sich Schiffe mit schwellenden Segeln und buntfarbenen Wimpeln spiegeln. Malerisch geformte Felsen umrahmen die Küste und Palmen neigen ihr schlankes Haupt dem Winde, der von den in dämmernder Ferne verschwindenden Gestaden Klein-Asiens duftgeschwängert herüberweht; aber keine weithin glänzenden weißgetünchten Minarets erfreuen das Auge, die hohen von Zinnen gekrönten Ritterburgen sind in Ruinen zerfallen — Stadt und Insel bieten das Bild der furchtbarsten Zerstörung. Noch im Herbste des Jahres 1856 war die Hauptstadt im Ganzen ziemlich so erhalten, wie zur Zeit, als Philipp Villers von Isle Adam mit den Rittern des Kreuzes aus ihren so heldenmüthig vertheidigten Mauern zog, und der strenge Befehl des großen Saliman, jedes Andenken an die tapfern Christenritter zu achten und zu erhalten, hatte die traditionelle Scheu in den sonst so rohen Türken nicht untergehen lassen, so daß die alten Bauten, die Meistreburg, die Kirche St. Johann und St. Catharina, die Ritterstraße und die sämmtlichen Festungswerke nur den zerstörenden Kräften der Natur nicht des Fanatismus überantwortet wurden. Jahrtausende nach vielleicht hätte im gewöhnlichen Laufe der Dinge der Zahn der Zeit zu seiner stillen Arbeit gebraucht, wenn nicht zwei Katastrophen, die im kurzen Zeitraum von vier Wochen über die unglückliche Insel hereingebrochen, Alles vernichtet hätten, was auf ihr an die glückliche große Vergangenheit erinnerte. In der Nacht vom 11. zum 12. Juni 1856 erschütterte ein heftiges Erdbeben die ganze Insel, und am 6. November desselben Jahres schlug der Blitz in die mit 3000 Centnern Pulver gefüllte Kirche von St. Johann. Der ganze obere Theil der Stadt wurde zu einem Conglomerat und ungeheuren Chaos von Steinen, Balken und Leichen, und die schönen Burgen an der Küste und im Innern sanken in Trümmer. Alles wurde vernichtet, was es auf Rhodus noch gab an alten Baudenkmalen. Ist die ehemalige Schönheit der Insel verschwunden, so können wir im Bilde wenigstens uns ihrer noch erinnern, wenn wir Albert Berg's vorgenanntes Werk aufschlagen, das durch seine architektonischen und landschaftlichen Zeichnungen, die nach der Natur im Jahre 1853—54 von ihm selbst mit Meisterhand angefertigt worden, und durch seine Ausstattung sich als Prachtwerk seltenster Art qualificirt. Die Insel Rhodus von Berg kann sich mit ihren Radirungen und Holzschnitten, deren 70 der ersteren und 140 der letzteren die 400 Foliaseiten eines Textes zieren, der in seinem geschichtlichen und beschreibenden Theil eine vollständige, auf eigener Anschauung und dem genauesten Quellenstudium beruhende Monographie der Insel enthält, den besten Kunsterzeugnissen nicht bloß zur Seite stellen, es übertrifft sie durch die aller Effecthascherei fremde und kernhafte Solidität selbst der geringsten Einzelheiten, und gewährt schon auf den ersten Blick einen Einblick in alle seine Vorzüge. Es sei allen unsern Lesern bestens empfohlen. Hrth.

Notiz.

Die Jahrgänge dieses Blattes pro 1860 (IV. Quartal), 1861 und 1862 sind von jetzt ab, soweit der noch vorhandene kleine Vorrath ausreicht, zusammen für 1 Thlr. in der Expedition desselben, Wilhelmsstr. 48 hierselbst, zu haben.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 13. Berlin, den 25. März 1863. **Nr. 13.**

Carl Ludwig Ferdinand von Massow,
Oberstlieutenant a. D. Ehrenritter seit 1830.
† zu Berlin 20. März 1863.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, hat Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin am 21. d. M. den Ritterschlag und die Investitur ertheilt und Höchstdenselben demnächst zum Ehren-Commendator des Johanniter-Ordens ernannt.

Berlin, den 22. März 1863.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Rittmeister in der Garde-Landwehr-Cavallerie Georg Grafen von Schlieben auf Götzendorf bei Wehlau,
- Rittergutsbesitzer von Rohr, auf Trieplatz bei Wusterhausen a. d. Dosse,
- Rittergutsbesitzer von Görtzke, auf Gaatow bei Wusterhausen a. d. Dosse,
- Rittmeister a. D., Mitglied des Herrenhauses, von Rochow, auf Plessow bei Werder,
- Regierungs-Assessor Adolph Grafen von Arnim, zu Potsdam,
- Rittergutsbesitzer Fedor von Thermo, auf Bornstorf bei Luckau,
- Oberstlieutenant und Adjutanten beim 2. General-Inspekteur der Festungen, von Kriegsheim,
- Rittmeister a. D. von Puttkamer, auf Warsin Kr. Pyritz,
- Rittergutsbesitzer von Petersdorff, auf Buddendorf Kr. Naugard,
- Criminalgerichts-Rath a. D. von Podewils, auf Woitzel Kr. Regenwalde,
- Landrath des Kreises Regenwalde von der Osten, auf Geiglitz Kr. Regenwalde,
- Rittergutsbesitzer von der Osten, auf Schloß Plate Kr. Regenwalde,
- Rittergutsbesitzer Grafen von Borcke, auf Stargordt Kr. Regenwalde,

Den Hauptmann a. D. von Rhade, auf Junkenhagen bei Cöslin,
- Rittergutsbesitzer von Blankenburg sen., auf Strippo bei Cöslin,
- Regierungs-Assessor Freiherr von Houwald zu Cöslin,
- Schloßhauptmann von Stettin, Major und Hofmarschall a. D. von Schlieffen, auf Soltikow bei Pankniu,
- Oberst und Commandeur des 3. Garde-Grenadier-Regiments Königin Elisabeth, von Winterfeld,
- Oberst a. D., zuletzt Oberstlieutenant und Commandeur des 1. Schlesischen Husaren-Regiments Nr. 4, von Kölichen, zu Ohlau,
- Hauptmann und Compagnie-Chef im 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 63, von Beyer,
- Landrath des Kreises Neisse, Freiherrn von Scherr-Thoß, auf Eylau bei Neisse,
- Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 18, von Freyburg,
- Oberst und Commandeur der 10. Cavallerie-Brigade von Wnuck,
- Rittergutsbesitzer, Freiherrn von Leesen, auf Treben Kr. Fraustadt,
- Oberpräsidenten a. D. von Beurmann, auf Oppin bei Halle a. d. Saale,
- Landrath des Kreises Eckartsberga, von Münchhausen, auf Steinburg bei Bibra,
- Premier-Lieutenant im Magdeburgischen Dragoner-Regiment Nr. 6, Grafen von Waldersee,
- Hauptmann in der 7. Gendarmerie-Brigade, von Krieger,
- Major im Generalstabe der 1. Division, von Bernuth,
- Freih. Carl von Günderrode, zu Frankfurt a. M.,
- Königlich Sächsischen Legations-Secretair von Lindenau, zu Berlin,
- Kaiserl. Königl. Oesterreichischen Rittmeister in der Armee, Louis von Haber, zu Wien,
- Kaiserlich Russischen Garde-Stabs-Rittmeister im Leib-Garde-Ulanen-Regiment, Herrmann von Thümen,
- Königlich Schwedischen Kammerherrn Claes von Mecklenburg, zu Stockholm,

Den Kaiserl. Königl. Oesterreichischen Rittmeister in der Armee und Majorats-Besitzer von Sehestedt-Juul auf Ryslevgaard auf der Insel Fühnen,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Dr. Reil's Pensionat für Brustkranke in Abassie bei Cairo.

(Schluß.)

Das Gebäude selbst ist geräumig und es sind gegenwärtig hier 17 Pensionaire. Die Zimmer sind sämmtlich tapeziert und auf das Bequemste eingerichtet. Ein größerer Saal, der größtentheils von oben erleuchtet wird, dient als Speisesaal und zum gemeinschaftlichen Aufenthalt des Abends und bei schlechtem Wetter. Hier befindet sich eine, alle Zweige der Wissenschaften und alle Sprachen umfassende, in drei Schränken aufgestellte Bibliothek. Außerdem dient ein Pianoforte zur Unterhaltung.

Die Lage der Reil'schen Anstalt ist wahrhaft schön. Nach allen Seiten hat man die herrlichsten Panoramen vor sich. Gegen Süden sieht man das Makattan-Gebirge, die Citadelle mit ihrer großen Alabaster-Moschee von Mehmed-Ali und die umfangreiche, einen sehr schönen Anblick gewährende Stadt Cairo mit ihren hundertfachen Kuppeln und Minarets, und von jenseit des Nils schauen die prächtigen Pyramiden von Gizeh herüber. Gegen Westen und Norden hat man das malerische Fruchtland des Nils, das Delta vor sich, ein weites grünes Meer von Dattelpalmen und tropischer Vegetation, in welchem der Nil seinen Lauf gegen Norden fortsetzt, nach derselben Richtung, wo das schöne Schloß von Abas-Pascha liegt. Gegen Osten breitet sich die arabische Wüste aus. Selbst hier ist die Ansicht eine malerische durch den Gebel-lachmar (rothen Berg) welcher sich steil aus der Wüste erhebt und dem Auge einen schönen Ruhepunkt verschafft.

Aber auch zur Erheiterung und zu vielfachen Betrachtungen bietet die nächste Umgebung der Anstalt mannigfache Gelegenheit. Gegen Westen liegt der Garten von einer hohen Mauer umgeben, welche den darin lustwandelnden Kranken gegen Wind schützt. Auch in kühlern Tagen, in welchen Brustkranke nicht ausgehen dürfen, finden dieselben Schutz in einem gegen Süden gerichteten Plätzchen, was hinreichend erwärmt, die Kühle nicht empfinden läßt. Gazellen und Affen dienen zur allgemeinen Belustigung. — Anderntheils bietet der Aufenthalt vor dem Hause eine interessante Unterhaltung durch das rege orientalische Treiben auf der Straße. Lange Reihen von Kameelen ziehen vorüber, Fellahs treiben Esel nach der Stadt mit herrlichen Früchten ihrer Felder beladen, Mameluken tummeln ihre prachtvollen arabischen Rosse, deren Zaum- und Sattelzeug von Reichthum und Glanz überladen ist. Prächtige Equipagen mit den Schönen der Harems, welche die erquickende Luft der Wüste genießen wollen, fahren, umgeben von Wächtern zu Pferde, hin und wieder.

Indessen ist außerdem der Dr. Reil auf liebenswürdige Art und Weise unablässig bemüht, für Unterhaltung und Zerstreuung seiner Patienten zu sorgen. Der ewig klare Himmel Egyptens ladet zu Spaziergängen und Ausflügen ein, und bei der ausnehmenden Schönheit der Umgebung von Abassie fehlt es Dem nicht an Genüssen, der Sinn für das Erhabene und Schöne hat. Dr. Reil, der ganz für seine Kranken lebt, veranlaßt daher oft kleinere und größere Touren, zu welchen letztern man sich der Esel bedient, in der Umgegend von Cairo, an welchen Dr. Reil dann selbst Theil nimmt und sich auch immer einige Begleiter aus der Stadt anschließen. Die meisten Punkte sind in einigen Stunden zu erreichen, andere erfordern allerdings einen Aufwand von ein bis zwei Tagen. Dr. Reil bewährt sein Talent und seine Geschicklichkeit, einer solchen Kranken-Anstalt vorzustehen, in allen Stücken. Um sich derselben ganz widmen zu können, hat er seine Praxis in der Stadt meistens aufgegeben. Ihm gebührt der größte Dank, die größte Anerkennung für seine aufopfernde Thätigkeit zum Besten der leidenden Menschheit, die bei seiner anerkannten ärztlichen Geschicklichkeit einen um so höhern Werth hat. Sein Verdienst wird erst dann recht in's Licht treten, wenn deutsche Regierungen sich dahin verwenden und bewirken, daß eine Ermäßigung der Reisekosten nach Cairo für Brustkranke eintritt, damit auch weniger Bemittelte im Stande sind, in der segensreichen Anstalt des Dr. Reil Rettung zu suchen.

Eine Wohlthat für die hier lebenden Fremden würde es sein, wenn hier ein Krankenhaus errichtet würde, in welchem dieselben Aufnahme und Pflege fänden. Das Bedürfniß für ein solches Krankenhaus ist ein sehr fühlbares, und während Alexandria die Wohlthat zweier Krankenhäuser genießt, das Kaiserswerther und Maltheser, hat Cairo nur eins, ein griechisches von 12 Betten. Der Preußische Consul muß zum Beispiel seine Schutzbefohlenen in das Militair-Hospital von Cairo aufnehmen lassen, das die Verpflichtung für deren Pflege hat. Hier sind aber die Kranken sehr schlecht versorgt und aufgehoben. Zur Errichtung eines neuen Krankenhauses sind aber die Verhältnisse sehr günstig. In der Abassie steht, dem Reil'schen Etablissement gerade gegenüber, ein Haus, das mit dem Reil'schen zu gleicher Zeit zum Verkauf kam. Ein Muhamedaner kaufte es auf Speculation, indem er hoffte, es an Dr. Reil für die beabsichtigte Anstalt mit Vortheil wieder verkaufen zu können. Da sein Plan gescheitert ist, so dürfte dies Gebäude sehr billig von ihm zu kaufen sein. Es enthält unten 10 Zimmer, einen großen Saal und Küche, und noch Räumlichkeiten für die Wirthschaft. Oben sind dieselben Gemächer mit Ausnahme der Küche, so daß sich in dem Gebäude überhaupt 2 Säle und 20 Zimmer einrichten lassen. Es ist aber noch nicht ausgebaut, es fehlen Thüren, Fenster und Dielen. Die Lage des Hauses ist eben so gesund und günstig, wie die der Anstalt des Dr. Reil, und die Umgebung könnte zu Garten-Anlagen benutzt werden. Dieselbe Aufopferung, mit welcher er seine eigne Anstalt leitet, würde der Dr. Reil dem neuen Krankenhause widmen, mit welcher zugleich eine Heilanstalt für Brustkranke verbunden werden könnte. Es gehören hierzu keine übermäßig großen Mittel, aber die erforderlichen dürften doch die Kräfte Einzelner übersteigen. Ein solches Krankenhaus würde ein Segen für alle Leidenden

sein, die hier, fern von der Heimath, die ärztliche und häusliche Pflege entbehren müssen. Das Bedürfniß eines solchen Krankenhauses tritt aber noch mehr an den Tag, wenn man berücksichtigt, wie sehr Egypten in neuerer Zeit an Anziehungskraft für Europäer, namentlich für Deutsche, gewonnen hat. In der That werden die Fremden auch ungemein von der Regierung begünstigt, die hier große Freiheiten und Erleichterungen genießen. So ist jeder Europäer von allen Abgaben frei und steht unter der Jurisdiction des betreffenden Consuls, von dessen Umsicht und Gewandtheit daher das Wohlergehen seiner Schutzbefohlenen vielfach abhängt. Der Vermittelung eines solchen mag es auch zuzuschreiben sein, daß der verstorbene Vice-König von Egypten dem Kaiserswerther Krankenhause in Alexandrien im vergangenen Jahre ein Geschenk von 1000 Guineen machte. Möchte die Idee, in Cairo ein Krankenhaus zu gründen, durch diese Andeutungen in der deutschen Heimath Anklang finden! v. S.

Aus dem Cartular der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

VI.

Eine Urkunde des Eustachius Granerius über eine Mühle.

(bei Rozière Nr. 119.)

Im Namen unsres Herrn Jesu Christi! Nach dessen Fleischwerdung im Jahre 1116 bat ich, Constantius, ein Diener der heiligen Quarantana-Kirche, und Wilhelm, den Herrn Eustachius Granerius und seine Gemahlin flehentlich, uns ein Grundstück herauszugeben, welches früher den Bewohnern der allerheiligsten Quarantana angehört hatte, und da Gott ihre Herzen lenkte, so wurde das nicht von ihnen verweigert. Sie gaben uns also das vordesagte Grundstück nebst einer darin befindlichen Mühle durch des Herrn Arnulf, des Patriarchen, Vermittelung wieder, und zwar so, daß wir jeden vierzehnten Tag mit seiner Nacht das Wasser haben sollen.

Diese Schenkung bezeugen: Herr Arnulf, der Patriarch; Anselm vom Thurm; Hugo de Nellis; Arnulf, Vice-Graf von Jericho.

Die erste durch dies Document bekundete Schenkung fand am 7. Mai (1116) statt, als der Herr Arnulf den Patriarchatssitz von Jerusalem inne hatte.

Nach dem Tode des Herrn Eustachius aber fand ich, Constantius und die übrigen Brüder, in Anbetracht des Wassermangels es nöthig, die Frau Ema, die Gemahlin des obervorerwähnten Eustachius, anzuflehn, sie wolle sich der Seele ihres Gemahls erinnern, und uns um Gottes Willen allwöchentlich das Wasser zufließen lassen. Dieselbe empfand, wie sie unsern Mangel erfuhr, Mitleid und bewilligte unser Gesuch durch Vermittlung ihres Gemahls des Herrn Hugo, Fürsten von Joppe, unter Zustimmung ihrer Söhne, der Herrn Eustachius und Walter, so daß wir jeden siebenten Tag, nämlich den Sonnabend nebst der vorhergehenden Nacht, immerdar ohne allen Verzug das Wasser als unser Recht bekommen sollen.

Dies bezeugen: Herr Guarmund, Patriarch; Barisanus; Paganus de Osca. Johannes de Belram.

Und ich Arnulf, Vice-Graf von Jericho, war bei diesen Schenkungen gegenwärtig und ließ dies Document von den Herrn Eustachius und Walter, der Frau Ema und ihrem Gemahl, dem Fürsten von Joppe, dictiren und aufschreiben.

Wollte Jemand dies Pergament zerstören, so möge er aus dem Buche der Lebendigen ausgelöscht werden!

Das zweite Geschenk dieser Urkunde wurde gemacht am 9. April i. J. 1124 nach der Fleischwerdung Christi, als der hochwürdigste Guarmund den jerusalemer Patriarchatssitz inne hatte.

Der Berg Quarantana, jetzt im Munde des Volks Kuruntul, eine besonders ansehnliche, hart am Rande der Tiefebene von Jericho, ungefähr eine Stunde weit in nordwestlicher Richtung von dieser Ortschaft belegene, die Jordan-Aue weit überschauende Felsenhöhe, galt schon wenige Jahrhunderte nach Christus für die Stätte in der Wüste, wo der Erlöser 40 Tage fastete und vom Teufel versucht wurde. Daß eine Stelle, an die sich solche Erinnerungen knüpften, vorzugsweise heilig galt, begreift sich leicht aus dem, was die Geschichte uns über die, ascetische Uebungen so hoch haltenden religiösen Ansichten jener Zeit aufbewahrt hat; die dürren, schroffen Abhänge, über deren Gerölle man nur mit Lebensgefahr emporklimmt und an denen die Gluth der Sonne kaum eine dürftige Spur von Vegetation aufkommen läßt, zogen, wie die Felsenwände des untern Kidronthals und andere öde Gegenden, fromme Einsiedler an, welche sich als Wohnung Höhlen in dem Gestein ausmeißelten und den mühseligen Pfad anlegten, auf dem man zu dem Gipfel der Quarantana gelangt. Aus den Höhlen entstand später ein Kloster und eine Kapelle wurde auf dem Berge gebaut, deren Ruinen noch heut vorhanden sind. Die Lokalität war, wie die übrigen heiligen Stätten Palästinas, in den Händen arabischer Mönche griechisch-katholischer Confession, welche von den reichen Erzeugnissen der Ebene zu den Füßen des Berges ihren Unterhalt fanden.

Nachdem die Kreuzfahrer unter Balduin I. auch die Tiefländer am Jordan und am Todten Meere sich unterworfen, wurde, wie unsre Urkunde uns belehrt (denn die Geschichtsschreiber haben keinen Anlaß gefunden die Sache zu berühren) ein gewisser Eustachius Graniers, lateinisch Granerius oder Garnerius mit Jericho und der Umgegend belehnt. Wir können nicht zweifeln, daß dieser Graniers dem französischen oder burgundischen Adel angehörte und mit den beiden ersten Balduinen, wo nicht verwandt, doch näher befreundet war, wie er denn unter den den Hof dieser Könige bildenden Baronen bei Wilermus von Tyrus nicht selten erwähnt wird. Eustachius war vermählt mit der Ema oder, wie Wilermus sie nennt, Emelota, und hatte mit ihr zwei Söhne erzeugt, den jüngern Eustachius und den Walter (Gualterius), von denen wir um das Jahr 1132 jenen bereits mit Sidon, diesen mit Cäsarea belehnt finden. Sein Todesjahr ist nicht angegeben; da ihn aber Wilermus noch unter den Großen des Staates aufzählt, welche dem im Jahre 1120 von Balduin II. und dem Patriarchen Guarmund zu Nablus abgehaltenen Reichstage beiwohnten, und in der aus dem Jahre 1124 datirten zweiten Hälfte unsrer Urkunde

die Emelota schon als wieder verheirathet erscheint, so läßt sich die ungefähre Zeit berechnen. Daß die Kreuzfahrer sich nach dem salischen Gesetz durchaus nicht richteten und daß Reichslehen durch Erbschaft nicht allein auf Töchter, sondern auch auf Ehefrauen, selbst bei Vorhandensein minderjähriger Söhne übergingen, erhellt aus vielfältigen Beispielen. In dieser Weise war die Emelota in den Besitz des Lehns von Jericho gekommen und brachte dasselbe ihrem zweiten Gemahl, dem Fürsten Hugo von Joppe, als Mitgift zu.

Auch dieser Hugo ist eine historische Person, und was Wilermus von Tyrus über ihn berichtet, ist zu charakteristisch, um nicht hier eine kurze Mittheilung zu verdienen. Seine Eltern, Hugo, mit dem Geschlechtsnamen de Pusato, und Mamilia, waren nach dem Regierungsantritt Balduins II., zu dessen Verwandschaft sie gehörten, nach Palästina gekommen, und hatten ihren minderjährigen Sohn, Hugo, seiner zarten Gesundheit wegen in Unteritalien bei Freunden zurückgelassen. Balduin belehnte sie sofort mit der Grafschaft Joppe; sie genossen aber ihrer Stellung nicht lange, indem sie bald nach ihrer Ankunft im Gelobten Lande beide verstarben. Inzwischen wuchs der jüngere Hugo heran und begab sich ebenfalls nach dem Gelobten Lande, wo er das Lehn von Joppe als ihm durch Erbrecht zugefallen beanspruchte. Nachdem der König ihm dasselbe gewährt, vermählte er sich mit der Wittwe Graniers. Daß diese Ehe keine glückliche gewesen, ist nach soviel Andeutungen selbstverständlich. Zwischen der Zeit, wo Hugo als schwächlicher Knabe in Apulien zurückblieb, und dem Datum der zweiten Hälfte unsrer Urkunde, wo er schon als Gemahl der Emelota auftritt, konnten höchstens 6 Jahre verflossen sein; er war also, wie er das Bündniß schloß, erst kaum zum Manne gereift, während Emelota schon Söhne hatte, die wenige Jahre später mit den wichtigsten Reichslehen betraut wurden. War also hier ein Jüngling mit einer Matrone vermählt, so fand bei der Königin Melisendis und Fulco gerade das umgekehrte Verhältniß statt. Da Balduin II. durch die Ehe dieser Tochter mit dem Grafen von Anjou die Nachfolge für den Thron von Jerusalem sichern wollte, und es ihm ebensowenig einfiel, ihre Neigungen zu befragen, als etwa auf einen Freier, der etwa um sie anhielte, zu warten, so läßt sich denken, daß er die Schritte zu ihrer Vermählung that, sobald nur ihre körperliche Entwicklung dieselbe gestattete. Auf Melisendis große Jugend deutet vielleicht auch die Bemerkung des Wilermus von Tyrus, daß bei Balduins II. Tode ihr Söhnchen, der spätere König Balduin III., schon zweijährig gewesen. Fulco dagegen war ein älterer Mann, er war bereits Wittwer, und seine jüngere Halbschwester Cäcilia war die Gemahlin Tankreds, des Helden vom ersten Kreuzzuge, also eines Zeitgenossen von Melisendis Vater, gewesen. Außerdem war er rothhaarig und wohl Nichts weniger als äußerlich liebenswürdig. Hugo dagegen war ein auffallend schöner, in allen ritterlichen Tüchtigkeiten ausgezeichneter Mensch, und da er viel bei Hofe verkehrte und sich der Melisendis als Vetter mit größerer Vertraulichkeit nähern konnte, so bildete sich unter beiden ein Verhältniß, welches wohl dem Fulco und der Emelota gleich anstößig war.

Der heißblütige Sohn der Letzteren, Walter von Cäsarea, trat nun gegen den Hugo auf, warf ihm offene Majestätbeleidigung vor und forderte ihn zum Zweikampfe. Hugo stellte sich nicht, die Reichsversammlung erklärte ihn für schuldig, und König Fulco schickte sich an, ihn in seiner Stadt Joppe zu belagern. Hugo floh nach Askalon, der mächtigen Festung, welche den Muhammedanern noch in Palästina verblieben war, und verband sich mit den Bewohnern derselben gegen seinen König. Es schien ein Krieg bevorzustehen; indessen gelang es den Bemühungen Guarmund's, des Patriarchen, die Sache dahin zu vermitteln, daß Hugo auf drei Jahre von Palästina verbannt sein sollte. Wie derselbe nun aber vor der Abreise nach Jerusalem heraufkam, wurde er daselbst auf der Straße ermordet. Die öffentliche Meinung beschuldigte den Fulco der Anstiftung dieses Verbrechens, und es kostete ihm einige Mühe, sich von dem Verdachte zu reinigen, was ihm jedoch endlich vollständig gelang. Die Melisendis trug den Gegnern Hugo's ihre Feindseligkeit lange nach, doch scheint vor Fulco's Tode (1142) das gute Einvernehmen zwischen den Gatten längst hergestellt gewesen zu sein.

Lediglich im dynastischen Interesse, zur Vermehrung der Macht, des Reichthums und vorzüglich des Länderbesitzes geschlossene Ehebündnisse zeigt die Kreuzfahrer-Geschichte häufig. Schon Balduin I., welcher als Fürst von Edessa, einer damals vorwiegend armenischen Stadt, es paßlich gefunden hatte, die Tochter eines armenischen Häuptlings, Tofroe (besser Takwor) zu heirathen, suchte sich, nachdem er König von Jerusalem geworden, um eine reichere Ehe schließen zu können, von seiner Gemahlin loszumachen und zwang sie endlich, im St. Annen-Kloster der heiligen Stadt Nonne zu werden. Es entstand darüber ein Streit zwischen dem Könige und dem Patriarchen Dagobert, indem der Letztere eine so eclatante Verletzung der canonischen Gesetze nicht dulden wollte. Als Hauptrathgeber des Königs und Anstifter seiner Feindseligkeiten gegen den Kirchenfürsten, welche die Flucht dieses zur Folge hatten, erschien dabei der darauf selber zur Patriarchen-Würde erhobene, dann von dem Pabste wieder abgesetzte, später aber doch anerkannte Arnulfus, welcher die in der ersten Hälfte unseres Documents bezeichnete, frühere Schenkung vermittelt. Diesem Arnulf folgte um das Jahr 1119 der bei Gelegenheit der zweiten Schenkung erwähnte Guarmund, der vierte in der Reihe der lateinischen Patriarchen Jerusalems, welcher bis 1127 den Sitz inne hatte.

Noch kommen in dem Document unter den Zeugen zwei auch sonst in der Kreuzfahrer-Geschichte erwähnte Persönlichkeiten vor, nämlich Paganus de Osca, offenbar derselbe Paganus, den Wilermus von Tyrus bei Aufzählung der im Jahr 1120 auf dem Reichstage zu Nablus versammelten Vornehmen den Canzler des Königs nennt, und Barisanus, welcher ebenda als Constabular, Kriegshauptmann, von Joppe bezeichnet wird. Dieser Barisanus heißt sonst auch Balianus; er war der erste Vasall des Fürsten Hugo von Joppe, welchen er in Folge seines feigen, staatsverrätherischen Betragens verließ, um sich dem Könige Fulco anzuschließen. Die doppelte Form des Namens darf nicht verwundern in

einer Zeit, wo die vordereuropäischen Nationen noch Römer und Lateiner sein wollten, während durch die germanische Einwanderung und das sich Geltendmachen der Volksdialekte schon längst in Sitte und Idiom die großartige Umwandlung stattgefunden hatte, der die romanischen Nationen ihren Ursprung aus der classischen Welt verdanken. Zunächst der feudalen Staatseinrichtung waren die deutschen Eigennamen, deren die adligen Familien des Occidents sich in den Zeiten der Kreuzzüge noch der ungeheuren Mehrzahl nach bedienten, das einzige Ueberbleibsel ihrer fränkischen, gothischen, longobardischen u. s. w. Abstammung. Diese Namen hatten im Gebrauche schon eine abgekürzte, für die Aussprache erleichterte Gestalt angenommen, während in der Schrift noch die alten schwerfälligen latinisirten Formen festgehalten, und wo solche nicht bekannt waren, neue gebildet wurden. Es entstand hieraus an der Orthographie der Namen eine große Willkürlichkeit und Unsicherheit, wie denn der zweite Sohn des Fulco und der Melisendis, der nachmalige König Emerich, bald Amalricus, bald Almaricus, bald endlich Aimericus geschrieben wird. Wahrscheinlich galt in ähnlicher Weise Barisanus für eine ältere Form des damals allgemein üblichen Namens Balian. Im Jahre 1137 erbaute König Fulco gegen Askalon, dessen Bewohner häufig verderbliche Einfälle in die zum christlichen Königreiche gehörigen Theile von Palästina machten, eine Burg mit vier starken Thürmen auf einem Hügel unweit Azotus oder Asdod, welchen die Gelehrten der Kreuzfahrerzeit für die Ortslage der alten Philisterstadt Geth hielten. Er belehnte damit den Balian, dessen drei Söhne, Hugo, Balduin und Balian der Jüngere, sich nach ihr de Hydelin nannten. Hydelin war also der gewöhnliche Name der Ortschaft, und wir können nach der Angabe über die Lage nicht zweifelhaft sein, daß dies dem heutigen Jebna, dem Jamnia des Alterthums, entspricht, wo auch noch hier und da Grundmauern der Veste sichtbar sind. — Schon im Jahre vorher war auch Paganus als Pincerna, Mundschenk, des Königs Fulco mit dem Moabiterlande und der Festung Kerak belehnt worden, nachdem die früheren Inhaber, Romanus de Podio und sein Sohn Radulfus, sich des Lehns unwürdig gezeigt hatten.

Soweit über die in dem Dokument vorkommenden Persönlichkeiten. Was nun den Inhalt desselben anbetrifft, so erfahren wir daraus beiläufig, daß die arabisch-orthodoxen Geistlichen des Quarantana-Klosters ein Terrain mit einer Mühle inne gehabt hatten, welches von Eustachius Granerius als Lehnsherrn von Jericho, in Besitz genommen worden war. In welcher Weise jene Geistlichen ihr Heiligthum mit seinen Appertenenzien verloren, verschweigt uns die Geschichte; nach der Rücksichtslosigkeit aber, mit welcher die Kreuzfahrer als Lateiner den von ihnen in Jerusalem vorgefundenen Patriarchen der orientalischen Kirche ohne Weiteres bei Seite schoben, kann man sich vorstellen, daß sie sich um die Rechte der Quarantana-Mönche wenig bekümmert haben werden, wenn dem occidentalischen Clerus der Besitz der Stätte wünschenswerth schien. Die Quarantana wurde der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem affiliirt, deren Kapitel die zur Bedienung der Kapelle benöthigten Geistlichen auszusenden hatte. Zur Unterstützung dieser kamen Layenbrüder mit, von denen in unserer Urkunde zwei, Constantius und Wilhelm, als servi St. Quarantanae namhaft gemacht werden. Dieselben baten den Eustachius, ihnen das vorerwähnte Terrain zurückzugeben; der Patriarch befürwortete das Gesuch, und der Lehnsherr gewährte es, indem er den Quarantana-Brüdern außer dem Terrain für ihre Mühle die Benutzung des Wassers auf 24 Stunden in je zwei Wochen zugestand.

Um dies zu verstehen ist eine kurze Erklärung über die Wassermühlen Syriens nothwendig. Solche sind in einem Lande, wo schon in der Nomadenzeit die Hirten der Erzväter sich um die seltenen Brunnen stritten, wo es also fließende Bäche nur äußerst wenige giebt und wo mit der steigenden Kultur das Wasser wegen der Berieselung der Felder einen erhöhten Werth gewonnen, wo endlich in der bei Weitem größten Zeit des Jahres es auch an dem zur Anlegung von Windmühlen erforderlichen Luftzuge gebricht, ein so kostbarer Besitz, daß die heutige Landesregierung, die türkische, sie als unveräußerliches und nur zeitweise in Pacht zu vergebendes Kroneigenthum betrachtet. Sie werden meistens durch unterschlächtige Räder in Bewegung gesetzt, denen das Wasser in ziemlich schmalen, der Regel nach in Weise der alten Aquaducte auf Arcaden ruhenden Kanälen zugeführt wird. Derartigen längst verlassenen und verfallenen Anlagen begegnet man in Syrien häufig, und die Bestimmung der Arcaden ist von unkundigen Reisenden oft verkannt worden. Manchmal ist die Quelle oder Wasserrinne zu ärmlich, um beständig die Mühle zu treiben, und in diesem Falle läßt man dann den Bach sich hinter einem Querdamme aufstauen, um ihn dann, nachdem er das Behältniß angefüllt, mit der nöthigen Kraft in den Kanal abfließen zu lassen; oft auch dient das vorhandene Wasser vorzugsweise zur Berieselung kostbarer Bodenproducte und kann deßhalb nur ausnahmsweise zum Kornmahlen benutzt werden.

Welcher von den besagten beiden Fällen zur Erklärung der spärlichen Gewährung des Wassers für die Mühle des Constantius heranzuziehen, darüber läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht urtheilen; in Anbetracht aber, daß man die Umgegend Jericho's wegen des Wadi Kelt und der mächtigen Elisa-Quelle wohl wasserreich nennen kann, möchte ich mich eher der letzteren Alternative zuneigen. Da wo man, von Jerusalem kommend, die Straße nach Jericho verläßt und über den Kelt-Bach setzt, um sich nach dem Quarantana-Berge zu begeben, finden sich die Ruinen mehrerer Mühlenaquaducte, welche füglich die Stelle bezeichnen können, von welcher unser Document handelt.

In den nach-saladinischen Zeiten rückten die Beduinen der arabisch-syrischen Wüste gegen die Gränzdistricte Palästinas vor, und die mit ihnen eintretende Unsicherheit von Leben und Eigenthum machte den sorgfältigen Anbau, welcher noch zu den Zeiten der Kreuzfahrer die Jordanaue, die vallis illustris, als eine der reichsten Gegenden des Erdbodens erscheinen ließ, bis auf etwas dürftige Feldwirthschaft, völlig verschwinden. Das Wasser, das früher die Mühlen trieb und die Reis-, Zuckerrohr- und Indigofelder überrieselte, verrinnt jetzt in ungesunden Sümpfen, und wer auf dem Wege zum Jordan an die elenden Erd-

hütten Jerichos heranreitet, kann da aielfach die Weiber der Ghawarineh mit der mühsamen Arbeit der Handmühle beschäftigt sehen. Die Quarantana, deren Bewohner aus der Ebene ihren Unterhalt zogen, ist seitdem verlassen, und nur das christliche Mohrenland, das ferne Abyssinien, sendet nach von Zeit zu Zeit Pilger, welche Selbstverleugnung und Abhärtung genug besitzen, sich in den Felsenhöhlen des Berges ein paar Wochen der Andacht wegen aufzuhalten.

Das Genossenschaftswesen als Träger christlicher Bildung unter den arbeitenden Klassen.*)

(Van Prof. A. Huber.)

Van jedem Gebildeten darf aarausgesetzt werden, daß er weiß, was Bildung, aon jedem gebildeten Christen, daß er weiß, was christliche Bildung ist. Unter dieser Voraussetzung bedarf es nun auch im Allgemeinen hier keiner weitern Erörterung hinsichtlich der einschlagenden, mehr oder weniger wichtigen und schwierigen Fragen; wie z. B. nach dem eigentlichen Verhältniß zwischen christlicher Bildung und Christenthum an sich und in seinen anderweitigen Erscheinungen in der Erbauung, in der Liebe, im Wandel — zwischen christlicher und humaner Bildung — zwischen Reich oder Geist Gottes und Welt — zwischen dem äußern und innern, leiblichen und geistigen Leben, im Gebiet der christlichen Ethik gebotenen, aerbotenen oder gestatteten und mittleren Dingen — wobei wieder die Anwendung allgemeiner Wahrheiten auf bestimmte Verhältnisse der Indiaiduen, der Klassen zu erwägen ist!

Ein genügendes Verständniß und Einverständniß in diesen Dingen varausgesetzt, bleibt doch noch ein Punkt, über den wir uns einige Bemerkungen erlauben möchten, um für unser Thema eine etwas weitere und freiere, und doch bestimmtere Auffassung des Begriffs Bildung zu vindiciren.

An der Voraussetzung jenes Einaerständnisses fest zu halten, wäre aber auch hier um so mehr Grund, da unstreitig eine genauere und genügende positiae Definition dieses Ausdrucks, Begriffs und Sache zu den schwierigsten Aufgaben der Art gehören dürfte — und zwar zumeist auf dem Gebiete, worauf wir uns hier bewegen — jenem des Volkslebens, im engeren Sinne der sagenannten arbeitenden unteren Klassen.

Wer irgend selbst auf diesem Felde gearbeitet hat, und je weniger er auch über die Berechtigung des Zieles solcher Arbeit im Allgemeinen zweifelhaft sein mag, wird kaum Augenblicke haben aermeiden können, wo er auf eine sehr bestimmte Frage: „was aerstehst du eigentlich unter Bildung — unter christlicher Bildung für diese Lehrlinge, Gesellen, Arbeiter aller Art?“ keine sehr bestimmte positiae Antwort zu geben wußte. Hier hilft nun eine Gegenfrage: „was ist Rohheit?“ und die darin liegende negative Antwort und Definition ganz gut über die praktische Schwierigkeit hinweg, wie wenig auch damit der strengen Logik und philosophischen Theorie genügt sein mag. Denn darüber kann kein Streit sein, daß der Gegensatz van Bildung die Rohheit, Barbarei ist — natürlich mit Inbegriff der Ueber- und Verbildung als schlimmster Form derselben. So kann denn auch kein Zweifel darüber sein: Förderung christlicher Bildung in allen und zumal in den untersten socialen Schichten ist Bekämpfung, Ueberwindung aller Rohheit, aller Barbarei. —

Fassen wir aber wieder den Gegensatz der Barbarei im entsprechend weitesten Sinne, so handelt es sich hier um Civilisation. Ist aber auch Ciailisation, Cultur und Sittigung nicht identisch mit Bildung, so sind doch beide in der Wirklichkeit gar nicht zu trennen, und gestattet auch der gewöhnliche Sprachgebrauch, den mehr auf den innern sittlichen, geistigen Gehalt des Lebens sich beziehenden Ausdruck „Bildung,“ auch auf die äußern Erscheinungen desselben auszudehnen. Damit ist denn die Deckung beider Begriffe: Bildung und Ciailisation als Gegensatz der Rohheit und Barbarei hinreichend motiairt.

Denken wir uns nun die ganze Bildung eines Valkes, oder einer seiner Schichten, Classen, auch der untersten, in den äußern und innern Lebensmomenten gleichsam als creatürlichen Gegenstand, Stoff und Sitz der Wirkungen des christlichen Geistes und von diesem durchdrungen, geweiht und geheiligt, so haben wir als Resultat christliche Bildung, christliche Volksbildung im engern oder weitern Sinn. Halten wir nach dem aon vorneherein vorausgesetzten Einaerständniß die Bedeutung und relatiae Berechtigung des äußern, also des leiblichen, mateeiellen Lebens fest, so findet sich ferner bald, daß diese Dinge nicht bloß als Wirkungen, Folgen, Früchte, sondern auch als Träger, Ursachen und Bedingungen der innern geistigen, sittlichen Bildung sehr entscheidend in Betracht kommen. Es ist hier ein Verhältniß fortwährender mannigfaltigster Wechselwirkungen, sowohl zum Guten als zum Schlimmen, zu Bildung oder Rohheit.

Eben deshald aber begreift der Ausdruck Bildung unstreitig — und zwar aorzugsweise auf unserem niedrigern socialen Gebiet und im Gegensatz zu den hier so zahlreich obwaltenden Momenten äußerer Rohheit in Mangel oder Unmäßigkeit — eine gewisse Hebung, Verbesserung, Verschönerung der äußeren Lebensstellung und Haltung, ein Vorwärts und Aufwärts, — jenes: „Etwas var sich bringen“, dessen Berechtigung man aom Standpunkte und im Beruf christlicher Bildung nicht ohne große Gefahr und Verantwortlichkeit ignoriren oder verkennen würde. Ja man darf wohl behaupten, daß eben in dieser Auffassung des Begriffs christlicher Bildung die Summe der sogenannten socialen Frage liegt: eine möglichst große Mehrzahl, womöglich die ganze Masse der bisher durch ihre ganze Stellung, und nicht etwa als in-

---

*) Der wesentliche Inhalt der falgenden Betrachtungea ist einem Vortrag entnammen, den der Verfasser am 19. Januar in dem großen Saal des berliner evangelischea Veeeinshauses (Oranienstraße 106) zu halten veranlaßt wurde, — alsa var Zuhörern, bei denen die Voranssetzungen nicht nur höherer, sondern auch specifisch christlicher Bildung unbedingt gegeben, womit auch der ganze Charakter und die mannigfach segeasreiche Arbeit und Bestrebung jenes evangelischen Vereins durchaus übereinstimmt. Dies zur Erklärung der auch hier durchgeführten Auffassung und dee Beziehung auf die innere Missian des Genassenschaftswesens. Hinzugekommen ist hier die bestimmtere Anknüpfung an den aristokratischen Beruf der Zeit — hoffentlich darch die besanderen Verhältnisse dieser Blätter hinreichead motivirt! Zu allem Ueberfluß nach die Bemerkung, daß der Ausdruck „Genassenschaft“ hier ausschließlich nach dem neuerdings sich immer mehr feststellenden Sprachgebrauch im Sinne der englischen Corperation und der französischen Association ouvrièee gebraucht wird.

dividuelle selbstverschuldete Ausnahmen, von dieser Strömung nach vorwärts und oben ausgeschlossenen socialen Elemente in deren Bereich zu dringen. —

Daß in allen diesen Dingen auch Gefahren liegen — daß sie nicht unbedingt und höchst berechtigt gelten dürfen — daß eben, wenn ihr die christliche Weihe und Heiligung fehlt, die bloß humane Bildung in Rohheit oder Verbildung umschlägt, — daß die Grenzen hier nach allen Seiten sehr flüssig ꝛc. — dies Alles wird zuzugeben sein und soll jedenfalls hier nicht erörtert werden. Genug, daß wir die Voraussetzung festhalten: jene äußeren, materiellen, leiblichen, weltlichen Gaben, Genüsse, Vortheile, Verbesserungen sind mit Nichten an sich verwerflich — sie sind in ihrem Gegensatz zu aller Barbarei und Rohheit des äußern und innern Lebens sehr wesentliche Förderungsmittel christlicher Bildung, und eben deshalb sehr berechtigte, ja wesentliche Gegenstände christlicher wie menschlicher Liebesarbeit auf diesem Gebiet. —

Man sage aber nicht: „wozu das Alles? Es leugnet ja doch Niemand, daß diese Dinge gut und wünschenswerth sind!" Dem ist aber nicht so; sondern es thut vielmehr gar sehr Noth, grade in unserer sogenannten christlich-conservativen Welt allen jenen Hebungen und Verbesserungen in den äußeren Zuständen der unteren Klassen zu geeigneter Anerkennung und Förderung auch in der Oekonomie des christlichen Bildungslebens zu verhelfen. Zwar eine unbedingte offene Verdammniß jenes Strebens nach Vorwärts und Aufwärts bei den unteren Ständen hört man nicht oft, aber stillschweigende Voraussetzungen oder hingeworfene Andeutungen, als wenn das Alles nur Frucht und Anzeichen des modernen Unchristenthums oder Antichristenthums sei — das findet man leider alle Tage von sehr christlich-conservativen Stimmen und Federn. Dagegen thut es Noth, zu protestiren.

Nicht ohne sehr bedenkliche Folgen kann es zumal bleiben, wenn — abgesehen von den müßigen Zuschauern — die Arbeiter auf diesem Felde, gleichviel in welchem besonderen Beruf, vergessen, daß es einen gesunden Realismus und Materialismus und einen ungesunden Spiritualismus und Idealismus — einen berechtigten Eudämonismus und einen unberechtigten Asceticismus giebt — und zwar auf und für alle Stufen und Schichten des Volkslebens. Gewiß — es giebt eine Grenze zwischen Nothdurft und Ueberfluß, zwischen zulässiger und verwerflicher oder schädlicher Ausschmückung und Pflege des äußern Lebensluxus! Aber diese Grenze läßt sich in keiner socialen Schichte willkürlich und nach bloß äußeren Momenten bestimmen, sondern nur nach solchen Momenten des inneren und sittlichen Lebens jeder Schichte wie jedes Einzelnen, welche so mannigfaltig wechselvoll und vielfach verschlungen sind, daß sie sich jeder allgemeinen Regel entziehen. Wie will man aber Recht und Beruf der höhern Schichte begründen, in solchen Dingen willkürlich die Grenzen für die niedrigen zu bestimmen? Oder wer will denn hindern oder tadeln, daß nicht auch umgekehrt der Aermere dem Reichern nachrechnet und gönnt oder mißgönnt, was diesem für sich und die Seinen als Nothdurft, jenem aber als Ueberfluß erscheint? Hier wie dort entscheidet nicht das „was" oder „wieviel?" sondern der Geist und Sinn, in welchem es erstrebt und genossen wird. Und da gehe jeder Stand und jeder Einzelne mit sich selbst in ein ernstes Gericht; dem Nächsten aber sei er nach Kräften behülflich, im besten Geist das Beste zu erlangen, was ihm in Ehren, Züchten und Rechten erreichbar ist. Und dies gilt nicht bloß vom Essen, Trinken, Wohnung und Kleidung ꝛc., sondern auch vom Wissen und Können, vom Fortkommen und Bessern der socialen Stellung, wenigstens der Kinder ꝛc. Ohne auf dies Alles hier weiter einzugehen, mag zur Begründung der christlichen Berechtigung dieser Anschauung eine Hinweisung auf den Heiland genügen. — Wird ihm gemeldet: „die Leute haben nicht Wein!" so sagt er nicht: „sie mögen Wasser trinken!" sondern er verwandelt das Wasser in Wein. Auch finden wir nicht, daß dieser Wein etwa für die Ehrengäste reservirt ist, sondern Alle trinken davon — ohne Zweifel jeder so viel er glaubte verantworten zu können. Wie wenig nun auch die gegen alle Zeichen der Zeit verblendete Selbstsucht und Gedankenlosigkeit der großen Mehrzahl der begünstigteren Gäste an der großen Tafel des Lebens sich durch irgend ein Wort, was wir hier sprechen könnten, werden in ihrer Weise stören und ändern lassen, so darf man doch hoffen, daß auch in geistig und sittlich höhern und edlern Kreisen mehr und mehr sich die Erkenntniß Bahn brechen wird, daß mit dem bewußten oder unbewußten, ausdrücklich oder stillschweigenden Bescheid an die weniger begünstigten Gäste auf die Länge nicht mehr durchzukommen sein dürfte: „uns den Wein und euch das Wasser! — uns äußerliche und innere Bildung, christliche oder menschliche — euch die rohe Nothdurft — höchstens mit christlicher Erbauung, soweit beides denn sich verbinden lassen mag!" — Aus alle Dem aber dürfte wohl unabweislich das Recht und die Pflicht christlicher Liebesthätigkeit — der innern Mission folgen: auch jene äußern Dinge mit vollem Ernst in den Kreis ihrer Erkenntniß, Wollens und Thuns zu ziehen, soweit sie irgend als Förderung oder Hinderung christlicher Bildung erscheinen.

Welches nun in jenen socialen Schichten die Momente der Barbarei sind, denen es hier gilt, darüber ist hier nicht ausführlicher zu reden. Es gehören dazu alle Stufen und Züge des äußern Mangels und Elends, der wirthschaftlichen, häuslichen, gewerblichen, socialen Zerrüttung und Verkommenheit der arbeitenden Klassen, worüber alle Welt voll Klagen ist, — Dinge, die nebst deren Abhülfe in der That den Hauptkern der sogenannten socialen Fragen bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Nochmals Du Puy und Dohna.

(Von George Hesekiel.)

Zu der genealogischen Mittheilung, welche ich in Nummer 10 d. B. unter der Ueberschrift „Du Puy und Dohna" gemacht, sind einige weitere Personal-Notizen den Lesern vielleicht nicht unerwünscht.

Graf Christoph Dohna, der Vater des Grafen Friedrich Dohna, welcher die Erbin der Du Puy zur Ehe nahm, hatte viele Jahre lang das Fürstenthum Orange in Frankreich für die Prinzen von Oranien verwaltet, er starb auch 1637 dort auf dem Schlosse zu Orange und wurde daselbst begraben. In der Statthalterschaft des Fürstenthums folgte ihm zunächst, charakteristisch für die damalige Zeit, seine Wittwe die Gräfin Ursula, eine geborene Gräfin von Solms-Braunfels, nach ihr erst kam

ihr ältester Sohn Graf Friedrich der Jüngere; dieser feierte im November des Jahres 1656 seine Hochzeit mit der Gräfin Espérance Du Puy, Marquise von Montbrun-Ferrassière auf dem Du Puy'schen Schlosse Pont de Vesle bei Macon und führte seine junge Gemahlin alsdann auf das Fürstenschloß Orange. Es ist bekannt, daß die Oranier ihr ganz in Frankreich enclavirtes Fürstenthum nicht gegen Ludwig XIV. zu behaupten vermochten, Graf Friedrich war der Letzte oranische Statthalter, nach Verlust des Fürstenthums zog er nach Copet (Coppet) in die Schweiz, welche Baronie er mit den Gütern Tremble, Betol und Genollier 1657 gekauft hatte. Früher schon hatte er Schloß Prangin am Leman-See (heute eine Besitzung des Prince Napoleon) erworben, es aber 1657 an den General von Balthasar veräußert. Graf Friedrich der Jüngere starb 1688 auf seinem Schlosse zu Copet und wurde auch dort begraben. Seine Wittwe, Espérance Du Puy, Marquise von Montbrun-Ferrassière überlebte ihren Gemahl nur zwei Jahre, sie starb zu Genf 1690 und wurde wahrscheinlich auch zu Copet beigesetzt. Das edle und eifrig reformirte Ehepaar hat sich überhaupt viel zu Genf aufgehalten, wo auch noch mannigfache Spuren seines Lebens und Wirkens zu verfolgen sind. Johann Du Puy, Marquis von Montbrun-Ferrassière, der letzte Mann seines uralten Hauses, hatte durch sein Testament vom 5. October 1669 seine Güter seiner Tochter der Gräfin Espérance Dohna vermacht und zwar unter der Bedingung, daß dieselben nach ihrem Tode an ihren zweiten Sohn Johann Friedrich fallen sollten, der alsdann den Namen Dohna-Ferrassière führen würde. Johann Du Puy starb 1669 und seine Güter (darunter Epoisse bei Dijon, wie Pont de Vesle bei Macon) sowohl als die Baronie Copet kamen an Friedrichs und der Gräfin Espérance zweiten Sohn den Grafen Johann Friedrich zu Dohna-Ferrassière. Dieser befand sich als holländischer General in Bezug auf seine in Frankreich belegenen Besitzungen in einer sehr schwierigen Lage, welcher Ludwig XIV. indessen ein baldiges, wenn auch nicht sehr erfreuliches, Ende machte, indem er diese Güter erst mit Beschlag belegte und dann confiscirte. So kamen die Dohna um das Erbe des Hauses Du Puy. Auch die Baronie Copet überließ Graf Johann Friedrich seinem ältesten Bruder, dem Königlich Preußischen Generalfeldmarschall Grafen Alexander, der diese Besitzungen bald darauf veräußerte und die dafür erlangten Summen zur Führung des Prozesses wegen Wartenberg und zur Auszahlung der dortigen Allodial-Erben verwendete. Graf Johann Friedrich zu Dohna-Ferrassière hatte in seiner Ehe mit einer Gräfin Bylandt keine Söhne erzielt, von seinen Töchtern heirathete Eine einen Dohna aus dem Hause Reichertswalde, die Andere einen Grafen Golowkin.

Diejenigen Güter des Hauses Du Puy, welche nicht an die Dohna kamen, namentlich die Herrschaft Calon und andere Besitzungen in Auvergne, waren schon früher (durch ein Testament vom Jahre 1501 und dann durch Prozeß) an das Haus Tournon gekommen, welches die Abstammung von den Du Puy's prätendirte.

Diese Personal-Notizen haben, abgesehen von dem Interesse, welches sich an die Familien Du Puy und Dohna knüpft, noch eine allgemeinere Bedeutung, weil sie zeigen, in welchem lebhaften Verkehr der calvinistische Adel Norddeutschlands mit dem niederländischen und französischen stand, ein Verkehr, dessen Mittelpunkt Genf war; weil sie ferner auch andeuten, welchen Einfluß die Oranier durch die Lage ihrer Besitzungen auf jenen Verkehr übten. Es wird dadurch gewiß ein Theil des großen Ansehens erklärt, den die Oranier zu jenen Zeiten in den Weltbegebenheiten geltend machten. Die Dohna's nahmen in jenen meist sehr schwierigen Verhältnissen eine hervorragende und rühmliche Stellung ein. Jener Verkehr des calvinistischen Adels, dem auch eine culturhistorische Bedeutung nicht abzusprechen ist, hatte ein Ende mit der Aufhebung des Nanteser Edictes, dessen politische Spitze gegen den Einfluß der Oranier auf die Reformirten Frankreichs gerichtet war; der huguenottische Adel Frankreichs reichte sich von da ab nicht mehr zu Genf die Hand mit dem reformirten Adel Preußens und Brandenburgs. Das Nanteser Edict schickte den huguenottischen Adel in's Exil, er fand aber ein neues Vaterland in Brandenburg-Preußen, das ihm schon lange nicht mehr fremd war. Genf blieb nicht nur die große reformirte Erziehungsschule, sondern auch die Hauptetappe des Verkehrs der Refugirten mit ihren in der Heimath zurückgekehrten Verwandten. Dieser Verkehr war noch lange ein viel lebhafterer, als man im Allgemeinen glaubte, er erlosch nur sehr langsam und endete völlig erst mit der französischen Revolution, mit welcher so Vieles endete. —

Statistische Notizen.

Die Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Büreaus veröffentlicht in ihrer Doppel-Nummer 2 und 3 de 1863 unter dem Titel „Land und Leute des Preußischen Staats und seiner Provinzen nach den Aufnahmen zu Ende 1861 und Anfang 1862" eine Zusammenstellung des statistischen Materials über das Staatsgebiet, die Wohnplätze, Bevölkerung, Gesundheitspflege &c., aus der wir die nachstehenden, auch für unser Blatt Interesse bietenden Notizen entnehmen:

1. Ultimo 1861 waren im Staate:

Zur Medicinal-Praxis berechtigte Civil-Medicinal-Personen	4505
Zur Medicinal-Praxis berechtigte Militair-Personen	710
Nicht zur Medicinal-Praxis berechtigte Wundärzte I. Klasse	247
Wundärzte II. Klasse im Civil und Militair	475
Zahnärzte	116
Heilgehülfen	1783
Thierärzte I. Klasse	664
Thierärzte II. Klasse	370
Hebeammen	11429
Zusammen also	20299

Heilpersonen vorhanden.

2. Die Zahl der Apotheken betrug 1571 mit eben so vielen Prinzipalen, 1491 Gehülfen und 751 Lehrlingen.

3. Die Zahl der Kranken-Heilanstalten betrug 797, davon 252 mit Corporationsrechten, 545 ohne Corporationsrechte. Außerdem 197 Garnison-Militairlazarethe.

4. Verpflegt wurden in denselben im Jahre 1861 überhaupt 171,616 Kranke, und zwar in den Anstalten mit Corporationsrechten 99,117, in den Anstalten ohne Corporationsrechte 72,499 Kranke. Außerdem in Garnison-Militairlazarethen verpflegte Kranke 106,870.

5. Krankentage im Jahre 1861 überhaupt: 6,555,165; davon in den Anstalten mit Corporationsrechten 4,452,422, in den Anstalten ohne Corporationsrechte 2,112,743. Außerdem in Garnison- und Militair-Lazarethen Krankentage 2,107,330.

Notiz.

Die Jahrgänge dieses Blattes pro 1860 (IV. Quartal), 1861 und 1862 sind von jetzt ab, soweit der noch vorhandene kleine Vorrath ausreicht, zusammen für 1 Thlr. in der Expedition desselben, Wilhelmsstr. 48 hierselbst, zu haben.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 14. Berlin, den 1. April 1863. Nr. 14.

Bitte.

Aus unserm Krankenhause in Beirut bittet der Hausvater, Bruder Göttmann, um baldige Zusendung von Verbandleinen (alte Leinwand), das dort dringend nöthig ist.

Es ergeht deshalb die Bitte an die verehrten Frauen, Töchter und Schwestern der Herren Johanniter-Ritter, hier freundlichst helfen zu wollen.

Gleichzeitig meldet der Hausvater die Erschöpfung einer Armenkasse, die seiner Verwaltung übertragen, aus Geschenken einzelner Wohlthäter entstanden ist, und dazu dient: arme Kranke bei ihrer Entlassung mit den nöthigsten Kleidungsstücken, einem Hemde, einem Paar Schuhe 2c., zu versehen, oder bedürftigen deutschen Landsleuten einen Zehrpfennig mit auf den Weg zu geben, da diese sich gewöhnlich in ihrer Noth zuerst an unsere Johanniter-Anstalt wenden.

Da dieser sehr nützlichen Kasse aus Ordensmitteln nichts zufließen kann, weil dieselben grundsätzlich für die Krankenpflege bestimmt sind, so ergeht an die Herren Ritterbrüder meine Bitte: durch eine kleine Gabe unserer Armenkasse in Beirut aufhelfen zu wollen.

Der Geheime Registrator Herrlich in Berlin, Potsdamer-Straße Nr. 27b, wird desfallsige Zusendungen in Empfang nehmen und darüber in diesem Blatte quittiren.

Graf von Bismarck-Bohlen.

Für die Armen-Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind bereits eingegangen: Vom Gr. v. B.-B. 2 Thlr. Vom Gr. v. P. 2 Thlr. Herrlich.

Wie soll der Johanniter sein?

Ein Vorbild soll dem Adel
Der Johanniter sein,
Sich ganz und ohne Tadel
Dem edlen Werke weihn.

Soll streng den Pflichten leben,
Damit das Werk ihn ehrt,
Nach jeder Tugend streben,
Daß sich der Segen mehrt.

Er führt nicht mehr die Waffen,
Er trägt nicht mehr den Schild,
Er soll erbarmend schaffen
Nur Werke fromm und mild;

Den Armen und den Kranken,
Wie einst der Herr gethan,
Soll treu und ohne Wanken
Mit Hülf' und Trost er nahn;

Den Wittwen und den Waisen
Soll Schutz und Wehr er sein,
Sie unverzagt entreißen
Des Elends schwerer Pein.

Und drohn dem Land Gefahren,
Dann greife er zum Schwerdt,
Die Marken zu bewahren,
Zu schirmen eignen Heerd.

Im Leben und im Sterben
Sein Leitstern sei die Pflicht,
Um diese soll er werben
Um andre Ehre nicht.

Würzburg, im Februar 1863.

Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg.

Die Fußwaschung.

Im Morgenlande erfordert das heiße Klima, die sandigen Straßen, der Gebrauch der Sandalen 2c. eine ganz besondere Sorgfalt in Körperreinlichkeit. Die Fußwaschung wurde am ankommenden Reisenden entweder vom Hausherrn selbst vollzogen als Zeichen der Ehrerbietung, oder in seinem Namen durch einen Dienstboten, als Pflicht der Gastfreundschaft (1. Mose 18, 4; 19, 2; 1. Sam. 25, 41.). Der Talmud erwähnt (tr. Menachoth) das Waschen der Füße mit lauem Wasser und sie dann mit Oel zu salben, als einen Dienst der Mägde. — Nach einer mahamedanischen Sage besuchte Abraham einst seinen Sohn Ismael in Mekka. Er traf ihn nicht zu Hause und wollte daher gleich den Rückweg antreten. Die Schwiegertochter aber bat den Abraham, sich wenigstens vorher die Füße waschen zu lassen. Abraham stellte

sofort den rechten Fuß auf einen Stein. Die auf demselben eingedrückte Spur wurde Anlaß, diesen Stein in die Kaaba einzumauern. — Der Schach von Iran stieg alljährlich am Fest des „fröhlichen Tages" von seinem Thron, bediente seine Unterthanen, saß mit ihnen zu Tisch und sprach: „Ich bin wie Einer von Euch." Der Pharisäer Simon hat Jesu „nicht einmal Wasser gegeben zu seinen Füßen"; das sündige Weib aber netzte seine Füße mit Thränen und trocknete sie mit den Haaren ihres Hauptes. (Luc. 7, V. 36, 37, 38 und 44.)

Kurze Zeit vor seinem Leiden und Sterben kam der Erlöser nach Bethanien; es war sechs Tage vor Ostern. Die Hebräer pflegten am Schluß des Sabbaths gern ein Festmahl zu halten. Jesus wurde von den dankbaren Schwestern des auferweckten Lazarus freudig und liebevoll aufgenommen. Das Salben des Hauptes bei den Gastmählern war etwas Uebliches. Maria aber salbte Jesum das Haupt und dann auch die Füße.

Bei dem letzten Mahle, welches der Heiland mit seinen Jüngern hielt, stand er vom Tische auf, bevor die Speise berührt worden, weil Keiner vorher das übliche Gastrecht des Fußwaschens verwaltet hatte, legte sein Oberkleid ab, nahm sich eine leinene Schürze um, wusch seinen Jüngern die Füße und trocknete sie. (Joh. 13.) Luther spricht: „Es ist kein lieblicher Collation gewest von Anfang der Welt als diese."

Indem Christus jene sinnbildliche Handlung vor der Einsetzung des heiligen Abendmahls vornahm, liegt dem bußfertigen und gläubigen Christen die Pflicht nahe, den Genuß des Altar-Sakraments als eine vom Herr immer wieder gewährte Fußwaschung zu betrachten und demgemäß oft zu wiederholen. Die heilige Communion prägt das Vorbild jener Handlung frisch ein und aus: als Beispiel der demüthigen Herablassung zu den Brüdern, der helfenden, tragenden, duldenden, in's Besondere zu gegenseitiger Reinigung von anklebenden Sünden dienenden Liebe.

Neben andern unter den ersten Christen üblichen religiösen Bräuchen (Ceremonien), z. B. Friedenskuß, Darreichen von Milch und Honig, Geschenk eines Lammes aus Wachs (letzteres nur in Rom üblich), Schmückung der Neugetauften mit einer Krone —, wurde die Fußwaschung vollzogen, sowohl als ein Zeichen der Demuth und Liebe, die den Bekenner des Christenglaubens auszeichnen und ihn besonders dienstgefällig gegen Fremde und Nothleidende machen soll, als auch zur Symbolisirung der Bitte, daß der im Taufbad Neugeborne nimmer dem Schlangenbiß der Sünde unterliegen möge. (Ambrosius de sacram.) Man nahm nämlich die Ceremonie auch am Täufling nach der Taufe vor. Augustinus, indem er berichtet, daß die Fußwaschung unter den ersten Christen ein kirchlicher Gebrauch, setzt hinzu, man sei zu seiner Zeit nicht einig gewesen, welcher Tag durch dieselbe vorzugsweise verherrlicht werden solle. Die Synode von Toledo bestimmt denjenigen, an dem der Gottgesandte selbst die Fußwaschung vorgenommen: Donnerstag den 14. Nisam. In der griechischen Kirche galt das Fußwaschen als Sakrament. Zu einer an den Communicanten öffentlich vollzogenen kirchlichen Handlung ist sie von keinem Ritus erhoben worden, weder im Morgen- noch im Abendland. Die Väter von Elvira verboten sie als Tauf-Ceremonie. Im Mittelalter findet sich dieselbe häufig an den Sitzen der Fürsten und Bischöfe; doch nicht allgemein. In Rom wusch der Pabst (nach der Regel des heiligen Cerzeins) 12 Subdiaconen und 13 Armen die Füße. Es geschah mehrmals am Palmsonntage. Der heilig gesprochene Erzbischof Thomas von Canterbury ließ jeden Morgen, nachdem er bald nach dem Hahnruf die Messe gelesen, 13 Arme bei sich einführen, wusch ihnen die Füße und verabreichte Jedem 4 Silberlinge. — Herzogin Hedwig, die heilig gesprochene Schutzpatronin des Klosters von Trebnitz, wusch und küßte die Füße der Armen. 1728 wusch der König von Frankreich 12 armen Männern die Füße, welche zusammen 992 Jahre alt waren. Jeder erhielt sodann 5 Louisd'or und ein neues Kleid geschenkt. Die Königin that an 12 armen Weibern desgleichen. Aus Brüssel wird zu derselben Zeit dasselbe von der Erzherzogin gemeldet. Die dortigen Matronen hatten summarisch 1030 Lebensjahre; eine davon zählte 100, ihre gleichzeitig anwesende Tochter 80 Jahre. — An dem Sitz Seiner Heiligkeit, an den Höfen zu Wien, München, Madrid, Lissabon hat sich bis auf unsere Tage die uralte Ceremonie erhalten; ebenso in den römisch-katholischen Kathedralkirchen (in einfachen Pfarrkirchen nie) und in Klöstern.

Dr. Luther meint: „Je größer Der ist, der regiert, je mehr er dienen soll nach der Liebe", verwarf aber die Fußwaschung als kirchliche Ceremonie. Die anglicanische Kirche hat sie ebenfalls abgeschafft. Statt dessen erhalten eben so viel arme Männer und Weiber, als der Regent Lebensjahre zählt, in der Kapelle von Whitehall Kleider, Nahrungsmittel und so viel Silberstücke, als zu Betheilende da sind. — Bei der Herrnhuter Brüder-Gemeinde bestand die Fußwaschungs-Ceremonie bis 1818. — Zu Schwäbisch-Hall besuchen in der Mitte der Charwoche die Protestanten in der Katharinenkirche eine besondere „Fußwaschungs-Predigt".

Im vorigen Jahrhundert noch wurden den Pilgern, welche in Procession den Einzug in Jerusalem hielten, zum Empfang im Franziskaner-Kloster vom Guardian die Füße gewaschen. Man sang Psalmen dabei. Nachdem die Waschung vollzogen, küßte der Guardian den rechten Fuß jedes Pilgers, was dieser mit einem Kuß auf die Stirn erwiederte; dann zog er Jedem ein Paar Pantoffel an, händigte ihm eine brennende Wachskerze ein, bekleidete sich wieder mit dem (vorher abgelegten) Bischofsgewand, nahm Insul und Stab, stimmte das Te Deum an, hielt einen Umzug mit Kreuz und Fahne, und schied schließlich mit dem Friedenskuß.

Wo die besprochene Ceremonie noch besteht, vollziehen Pabst, Fürsten und Fürstinnen, Bischöfe und Klostervorsteher das Waschen der Füße als Liebesdienst an armen, alten Brüdern und Schwestern in Christo, nach dem Beispiel des Herrn aller Herrn. Ubi charitas et amor, Deus ibi est.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Graf Lippe.

Aus dem Cartular der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

VII.

Eine Urkunde des Walther, Herrn von Cäsarea, das der heiligen Grabeskirche geschenkte Dorf de Fiaisse betreffend.

(Bei Rozière Nr. 71.)

Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!

Weil über Schenkungen häufig Uneinigkeit entsteht, so will ich, Walther, Herr von Cäsarea, allen Menschen, den jetzt Lebenden, wie den Zukünftigen, hiemit als immerdar gültig, fest und unverletzlich jene Schenkung zu wissen thun, nämlich die Hälfte des Dorfes de Fiaisse und der anliegenden Ländereien, welche mein Vater, Eustachius Granerius, dem heiligen Grabe und dem Prior desselben Girardus, verehrt, und später ich zu Gunsten der dort Gott dienenden regulirten Domherrn für mein und meines Vaters Seelenheil und dasjenige unserer Verwandten, sowohl der Lebenden wie der Abgeschiedenen, vermehrt habe, so wie mein vordenannter Vater die Ländereien von dem Dorfe der heiligen Maria des Thales Josaphat und dem der St. Peterskirche zu Cäsarea, dem Dorfe de la Forest, demjenigen des Sabarinus, demjenigen des St. Johann von Sebaste, und meinem eignen, welches das Büffeldorf genannt wird, geschieden, und wie ich persönlich durch hie und da in den Felsen ausgehauene Kreuze und anderwärts durch in den Erdboden eingerammte Steine die Gränzen selber bezeichnet habe oder habe bezeichnen lassen. Diese Urkunde, durch welche das Gedächtniß sowohl meiner Schenkung, wie der meines Vaters aufbewahrt bleiben soll, ist ohne allen Widerspruch (Anderer) ausgestellt, mit meinem Siegel bestätigt und von Zeugen unterschrieben worden.

Im Jahre von der Fleischwerdung unsres Herrn Jesu Christi 1145, in der achten Indiction. Dies bezeugen: Bernhard, Bischof von Sidon; Borgo, Bischof von Akka; Hosto von St. Andemar und Badulfus de Latingis, Tempelbrüder; Robert von Franco Coco; Eustachius Escoflet u. A. m.

Eine Urkunde des Walther (Gualterus), Herrn von Cäsarea, zur Bestätigung der von seinen Vater Eustachius Granerius, dem heiligen Grabe gemachten Schenkung der Hälfte des Dorfes de Fiaisse. Die beiden Personen sind nach den Anmerkungen zu dem unter VI mitgetheilten Document bekannt; der Vater scheint nach unserem Document auch mit Cäsarea belehnt gewesen zu sein. Von den als Zeugen unterschriebenen Notadeln ist Borgo, Bischof von Akka, auch sonst in der Zeitgeschichte erwähnt; derselbe wird unter den im folgenden Jahre (1146) zu dem Reichstage bei Akka versammelten Herren mit aufgezählt, welchem außer dem Balduin III., der Melisendis und dem Patriarchen Fulcher, auch Kaiser Konrad von Deutschland, König Ludwig von Frankreich, Herzog Heinrich von Oestreich, Herzog Friedrich von Schwaben und Wilhelm von Montferrat beiwohnten. — Im Uebrigen enthält die Urkunde keine berühmte Namen; Hosto von St. Audemar, welcher hier als Tempelritter auftritt, war vermuthlich ein Verwandter des Gaufrid von St. Aldemar, welcher im Jahre 1118 mit Hugo de Paganis den Orden vom Tempel stiftete.

Was die Lage des Ortes de Fiaisse anbetrifft, welcher anderwärts auch Feissa oder Fiaissa geschrieben wird, so bieten sich zu ihrer Identificirung nur geringe Anhaltspunkte, welche ich hier zusammen zu stellen mich bemühen werde. Da Walther als Dominus Caesareae die Schenkungsurkunde ausgestellt hat, so liegt es nahe, den Ort in dem Gebiete dieser Stadt zu suchen, welches wie sie selber seit der Kreuzfahrer Zeit so gut wie vollständig verödet und eben deßhalb noch nicht in hinreichendem Maaße erforscht worden ist. Die Menge der, bei der Gränzbestimmung erwähnten, offenbar dicht an einander liegenden Ortschaften läßt uns auf eine besonders reiche Gegend schließen, und wenn uns in derselben kein orientalischer Name vorgeführt wird, so dürfen wir vielleicht annehmen, daß die Kreuzfahrer diese Localität selber colonisirt und umgestaltet haben. Eine solche Gegend ist die feuchte, fruchtbare Ebene, welche sie ostwärts an die Ruinen der alten Burg Athlit zwischen dem Carmel-Cap und Dora, von Cäsarea nur vier Stunden entfernt, anschließt, und welche landeinwärts von der großen bis an den Fuß des Gebirges sich erstreckenden Ebene durch eine mit der Küste in einiger Entfernung parallel laufende Felsenbank geschieden wird. Die letztere wird von einem in Weise eines Thorwegs quer durchgearbeiteten Wege die petra incisa, der eingeschnittene Stein, geheißen.

Die hoch das Meer überragende Burg wird in der späteren Kreuzfahrergeschichte einige Male unter dem Namen Castellum Peregrinorum erwähnt und gehörte den Tempelrittern. Der Umstand, daß das Cartular sie Castellum Fenienti, das Fenchelschloß, nennt, und daß sie in einem späteren Diplom derselben Sammlung das Dorf de Feaisse ein Rudrum Casale Feniculi, Fencheldorf heißt, daß endlich zwei Tempelritter unsre, entweder an Ort und Stelle oder zu Cäsarea aufgesetzte Acte unterzeichnet haben, gestattet uns mit einiger Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das Dorf in nächster Nähe jener Burg gelegen und mit ihr den Namen getheilt habe. Ist diese Annahme richtig, so könnten die von Walther im Felsen ausgehauenen Kreuze noch jetzt in den mit der Petra incisa zusammenhängenden Felsenbänken aufgefunden werden.

Die übrigen in dem Document vorkommenden Ortsnamen geben keinen Aufschluß; offenbar waren diese Meiereien — als solche sind die Casalia anzusehen — nach ihren Eigenthümern oder Begründern, den Kirchen St. Marien im Thale Josaphat bei Jerusalem, St. Peter zu Cäsarea, St. Johann zu Sebastieh, einem Sabarinus, einem de la Forest und einem de Fiaisse benannt worden, und diese Namen haben schwerlich die Kreuzfahrerzeit überdauert. Nur das Büffeldorf „Casale de Bufles" oder, wie es anderwärts heißt, C. Bubalorum, verdankt wohl einem der Büffelzucht günstigen Sumpfe seine Benennung. Jetzt ist die ganze einst zahlreiche Bewohnerschaft der Gegend auf wenige Familien zusammengeschmolzen, welche sich in den stattlichen Ruinen der Pilgerburg eingenistet haben.

Das Genossenschaftswesen als Träger christlicher Bildung unter den arbeitenden Klassen.

(Von Prof. A. Huber.)

(Fortsetzung.)

Statt aller andern wollen wir nur auf die eine große Noth hinweisen — die Wohnungsnoth, welche mit allen übrigen Erscheinungen jener Barbarei mehr oder weniger, als Ursache und Wirkung in gegenseitig sich steigernder Beziehung steht. Der Satz: „je mehr der Mensch wohnt wie ein Vieh, desto mehr wird er wie das Vieh!“ enthält eine auch dem Leichtfertigsten und Stumpfsinnigsten verständliche Wahrheit. Wie es aber mit dieser Sache zu Stadt und Land bei den arbeitenden Klassen steht, das kann Jeder wissen, der es nur wissen will, und sich nur einmal halbwegs klar gemacht hat, was zu einer für christliches, menschliches und deutsches Familienleben tauglichen und solches fördernden Wohnung gehört.

Sollte man uns nun aber bemerklich machen, daß die innere Mission, als Inbegriff christlicher Liebes- und Bildungsarbeit, diese Dinge keineswegs bisher unbeachtet gelassen hat — daß vielmehr eine solche Mahnung mindestens ganz überflüssig erscheinen muß; so werden wir uns darüber leicht verständigen, wenn wir den Nachdruck eben auf die Bildung in dem oben angedeuteten freiern, weitern Sinne legen.

Erstlich ist durchaus nicht von einem Vorwurf völliger Vernachlässigung die Rede. Niemand kann daran weniger denken — Niemand das, was die christliche Liebesarbeit weit und breit, auch nach der Seite des materiellen Lebens, ja der Bildung erstrebt und wirklich thut, höher anschlagen als wir. Allerdings aber läuft dabei — was das äußerliche Leben betrifft — Alles ganz überwiegend auf Wohlthätigkeit im engern Sinn hinaus — auf vorübergehende Abhülfe der dringendsten äußern Noth, bei mangelnder Fähigkeit zur Selbsthülfe, — natürlich Hand in Hand mit mehr oder weniger geistlicher und sittlicher Hülfe und Pflege, — Erbauung.

Dies Alles aber umfaßt nur einen sehr geringen Theil der Dinge und des Gebiets, welche bei der christlichen Bildungsarbeit in Betracht kommen. Zwar ist die eigentliche und hülfsbedürftige Armuth und deren dringendste Abhülfe von der Bildungsfrage nicht ausgeschlossen, und die Grenzen dieser Gebiete sind durchaus flüssig. Und — um es hier ein für alle Mal zu bemerken —, das einzig sichere Mittel, den Wirkungen der hülflosen Armuth im Großen und nachhaltig hülfreich beizukommen, liegt in der Hebung und Verbesserung des umliegenden noch nicht ganz unfruchtbaren Terrains, in der Stärkung und Pflege aller der Selbsthülfe noch fähigen Elemente und Kräfte. Innerhalb der Grenzen christlicher Ethik ist aber hier jeder Fortschritt gerechtfertigt, der sich als praktisch möglich erweist. Das, — wie es grade unsere vermeintlich christlich-conservativen Asceetisten (wenigstens hinsichtlich des lieben Nächsten!) so gern nennen —: vorzugsweise christlich-aristokratische England erkennt keine andere Schranke seines „improvement“ in allen socialen Schichten. Es liegt nun aber, Gott Lob, wenigstens bei uns, die große Masse des eigentlichen Volkslebens, der arbeitenden Klassen noch diesseits der Grenzen der hülflosen Armuth und des Almosens, gleichviel, in welcher Gestalt.

Es handelt sich bei vielen Hunderttausenden von Familien noch nicht darum, sie durch leibliche und geistliche Wohlthaten nothdürftig gleichsam über Wasser zu halten, sondern sie wollen und können vorwärts und aufwärts kommen. Und zwar, was man auch sagen mag, durchschnittlich in allen Ehren und im Ganzen nicht ohne eben so genügende und relative sittliche Berechtigung wie die höhern Klassen. Im Wesentlichen, Großen und Ganzen ist dies auch nie anders gewesen — wohl oder übel! Auch nicht in der sogenannten „guten alten Zeit;“ nur daß die Dimensionen aller Dinge größer und die Bewegung in dem Maaße rascher geworden, im Guten wie im Schlimmen. Wo aber dies Streben fehlt, da treten in der Regel weit mehr die Gefahren und Folgen der Stagnation, Fäulniß oder Erstarrung hervor, als die Früchte ächter christlicher Entsagung, Entbehrung und heiliger Armuth und Stille.

Wer nun den Leuten vorwärts hilft, der ist in ihrem Sinn der rechte Mann. Wer ihnen aber dazu hilft, daß sie sich selbst helfen, der ist wahrlich auch in der That der rechte Mann! Wer es in christlichem Sinne und Geist thut, ist doppelt der rechte Mann —, der Mann der christlichen Bildung!

So lange wir aber dieser ganzen mächtigen Schichte des Volkslebens statt Bildung, Hebung und Forthülfe durch angemessene Verwendung der eigenen Kräfte immer nur Wohlthaten und Erbauung zu bieten haben, können wir uns nicht beklagen, daß wir wenig aber keinen Einfluß auf sie, keine Stellung zu ihnen gewinnen. — Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß hier überall blos philanthropisch humanisirende, dem Christenthume entfremdete oder feindselige Einflüsse, wenn sie nur dieses Bedürfniß verstehen und befriedigen, oder doch zu befriedigen verheißen, das Feld behaupten. Noch einmal: „Uns die volle Entwickelung christlicher Bildung im äußern und innern Leben, — euch die Nothdurft des Lebens und christlicher Erbauung!“ — diese Losung, gleichviel, ob bewußt oder unbewußt, offen ausgesprochen oder im Herzen verborgen, hat keinen Segen und keine Berechtigung, auf den höchsten und begünstigtsten Stellungen am allerwenigsten. — Dabei bleibt, wie schon oben bemerkt, die Frage nach den verschiedenen Grenzen und Eigenschaften des Berechtigten, Zulässigen und Verwerflichen in diesem Streben, je nach der Verschiedenheit der ganzen Stellung, für Alle und Jeden durchaus offen, mit Voraussetzung des Guten, wo, und so lange das Schlimme nicht erwiesen wird. Daß aber hinsichtlich der Mittel und Wege Alles ausgeschlossen ist, was nach göttlichem und menschlichem Recht verwerflich und strafbar, versteht sich für Alle und Jeden von selbst. Und endlich bleibt die Hauptfrage immer wieder: „Was gehen und stehen mag, was praktisch möglich ist?“

Erkennen wir nun jenen Mangel, jene Versäumung der christlichen Liebesarbeit, deren Ziel die Förderung christlicher Bildung ist, so lohnt sich wahrlich der Mühe, zu erforschen, welches die wirksamsten Mittel sein mögen für diese gleichsam Vorarbeit — diese zu-

nächst und unmittelbar nur humane, philanthropische, weltliche Erzeugung und Zubereitung der socialen Substanz des Gegenstandes, der materiellen Grundlage, welche durch die Weihe des christlichen Geistes zu christlicher Bildung erhoben werden sollen? Womit kann die Rohheit dieser Zustände der arbeitenden Klassen zunächst am sichersten überwunden und in relativ gebildete Zustände verwandelt, der Wirkung jenes Geistes zugänglicher gemacht werden?

Eine Vorbedingung solcher Orientirung auf dem Gebiet der socialen Hülfe ist aber die richtige Erkenntniß der Ursachen der socialen Noth und Rohheit. Und dies fordert einen, wenigstens flüchtigen Blick in die Vergangenheit.

Ohne nun irgend Werth auf die vermeintlichen absoluten Vorzüge der „guten alten Zeit" vor der Gegenwart, zumal in socialen Dingen, zu legen, kann man doch zugeben, daß die ihr eigenthümlichen, socialen Leiden theils anderer Art, andern Ursprungs und relativ geringern Umfangs und Zuschnitts waren, als jene der Gegenwart. Weiter dann erkennen wir als entscheidende sociale Eigenthümlichkeit jener ältern Zustände eine mannigfaltige, aber durchgehend organische Bindung, eine Organisation der Atome wie im politischen und kirchlichen, so auch im socialen Leben, und namentlich auf dem Gebiet der Arbeit aller Art.

Wir brauchen hier nur an das Zunftwesen der städtischen Gewerbe, an die Leibeigenschaft oder mildere Hörigkeit der ländlichen Arbeiter im Verhältniß zum Grundherrn zu erinnern, ohne irgend auf Einzelnheiten einzugehen.

Diese Zustände hatten ohne allen Zweifel ihre Vorzüge, ihre Lichtseiten, aber auch Schattenseiten fehlten so wenig wie in irgend welchem menschlichen Zustande. Ob überhaupt oder in verschiedenen Perioden Licht oder Schatten das Uebergewicht hatte, brauchen wir nicht zu untersuchen. Das Entscheidende für jene wie für jede Periode ist, daß diese Einrichtungen aus den allgemeinen, dieses Gebiet beherrschenden und bedingenden Verhältnissen der Zeit und Welt hervorgegangen, nicht gemacht sondern geworden waren, und dann, daß sie ohne Zweifel das relativ Beste leisteten, was unter gegebenen Umständen möglich und zu erwarten war — wie viel oder wie wenig Erfreuliches denn damit auch in diesem Jammerthal gesagt sein mag!

Ein zweites Ergebniß unbefangener Forschung ist die Ueberzeugung, daß beides, Licht und Schatten im wesentlichen Zusammenhang mit derselben Hauptsignatur der Zeit stand — eben mit jener Bindung.

Jede Zeit, jede Einrichtung wie jede Persönlichkeit hat mindestens — und besten Falls — mit unsern „westlichen Nachbarn" zu sprechen: „les défauts de ses qualités" — die Nachtheile ihrer Vorzüge. — Die Vorzüge wie die Nachtheile mittelalterlicher Zustände waren wesentlich Folgen jener Bindungen auch in ihren gesunden Formen und Maaßen, und in ihrer Uebertreibung, Verzerrung und dadurch — Schwächung. — Dabei wirkten äußere und von diesen Dingen mehr oder weniger unabhängige Einflüsse, Begebenheiten, sehr entscheidend mit; aber die Hauptursachen des Verfalls lagen damals, wie allezeit, im Innern. Der Streit aber über das Mehr oder Weniger in allen diesen Dingen, namentlich im Vergleich mit frühern oder spätern Perioden und mit der Gegenwart, ist um so unfruchtbarer, da eben die allgemeinen Verhältnisse sich wesentlich und in der Art verändert haben, daß jene alten Bindungen, Organisationen, auch abgesehen von innerer Schwächung, nach allen Seiten gesprengt, aufgelöst, unmöglich wurden und werden mußten.

Ob und wie weit die Momente, die Kräfte, welche diese Wirkung hatten, berechtigt waren oder nicht, dürfte kaum Gegenstand einer ernstlichen Erörterung sein, wenn man bedenkt, daß es sich hauptsächlich um bekannte, wahrhaft welthistorische Momente handelt. — Wir brauchen z. B. nur weiter zurückliegend zu nennen: die großen Entdeckungen und Erfindungen, welche den Uebergang des Mittelalters in die neuere Zeit bedingen: dann in neuester Zeit die Einführung der Dampfkraft mit allen ihren Folgen, und so manche andere Fortschritte der Chemie, Physik und Mechanik; und in allerneuester Zeit die Eröffnung neuer Goldquellen, unendlich viel reicher, als alle jene des 16. Jahrhunderts.

Wer aber auch noch so geneigt sein möchte, mit der göttlichen Führung der Weltgeschichte wegen dieser Dinge zu rechten, der wird doch zugeben, daß ihre Wirkungen, da sie einmal vorhanden, unwiderstehlich und eben der Art sein mußten, wie wir sie oben kurzweg als Lösung (Auflösung) im Gegensatz zu den Bindungen der frühern Periode bezeichneten.

Fragen wir nun nach den weitern Wirkungen eben dieser Auflösung — so fehlt es ja nicht an Stimmen, welche darin alle Segnungen erblicken, die man an den Begriff der Freiheit zu knüpfen pflegt. Und in der That ist nicht zu läugnen, daß eine Fülle der erfreulichsten und berechtigtsten, jedenfalls aber doch unabweislichen und unentbehrlichen Momente des modernen Lebens, Früchte dieser Freiheit auf dem Gebiete der Volkswirthschaft sind. Eben so gewiß aber ist die Thatsache, daß neben diesen Lichtseiten auch die tiefsten Schattenseiten bestehen und auf dieselben allgemeinen Ursachen zurückzuführen sind. Es kann dies auch nicht im Mindesten befremden, wenn wir erwägen, daß diese Freiheit zunächst und wesentlich doch nur ein negatives Moment ist, worin eine Fülle von gleichen Möglichkeiten des Gebrauchs oder Mißbrauchs der frei gewordenen Kräfte, Elemente, Atome liegen — Möglichkeiten, deren Verwirklichung nach dieser oder jener Seite von den mannigfaltigsten Einflüssen bedingt, und zumal in der Uebergangs-Periode nicht anders als sehr unsicher und wechselnd sein kann. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten von dem Leben des Grafen Johann Georg von Hohenzollern-Sigmaringen.

Ritter des St. Johanniter-Ordens, geb. 12. Mai 1580, gest. 16. März 1622.

(Von Dr. Geisheim.)

Nachstehende Notizen über das Leben dieses sonst wenig bekannt gewordenen Sprößlings des Erlauchten Hohenzollerstammes, dessen Andenken jedoch wegen vielfacher Verdienste und feiner, eines echten Johanniter-Ritters würdigen, im Kampfe

gegen die Ungläubigen bewiesenen namhaften Heldenthaten der Vergessenheit entzogen zu werden verdient, sind der bei seiner Bestattung gehaltenen und nachher unter dem Titel:

„Der Streitbaren Kirchen Gottes sieghaffte Ehrenkron bey dem Gräflichen Hochansehnlichen Leichendegängniß deß weyland Hoch- und Wohlgebornen Herrn, Herrn Johann Georgen, Grafen zu Hohenzollern-Sigmaringen vnd Böhringen, Herrn zu Hayerloch vnd Wehrstein, Erbherrn auff Königßberg, deß H. Römischen Reichs Erdkämmerers vnd deß Ritterlichen St. Johannis-Ordens Ritters, der löblichen Herrn Fürsten und Stände in Schlesien gewesenen General-Obristen Lieutenants vnd Obristen; deßen Gn. den 16 Martij deß 1622 Jahres Gottselig entschlaffen und den 10 May mit Gräflichen Christlichen Ceremonien zu Diettmannßdorff vnterm Königßberg, in dero Ruhebettlein beygesetzet worden. Erkläret durch Ulricum Kutzschreuterum, Friddergâ-Siles, der Kirchen daselbst Pastorem zu Breßlaw; druckts Georg Baumann. 4to. min.

erschienenen, und seiner ihn noch überlebenden Mutter, sowie seiner Wittwe und seinen nachgelassenen fünf Töchtern gewidmeten Leichenpredigt entlehnt und aus anderweitigen Quellen ergänzt. —

Er wurde geboren am 12. Mai 1580 am heiligen Pfingstabende zu Berlin und war der Sohn des Grafen Joachim von Hohenzollern, mit welchem sich eine besondere in die Mark übersiedelnde evangelische Nebenlinie von dem Hohenzollern'schen Hauptstamme abzweigte, mit unserem Helden aber bereits wieder erlosch. Seine Mutter, Anna, war eine geborene Gräfin von Hohenstein. Seine Taufpathen waren: der Kurfürst Johann Georg von Brandenburg, Herzog Johann Friedrich von Pommern (Stettin) und dessen Gemahlin Erdmuthe, sowie deren andere Schwester, die verwittwete Herzogin Elisabeth Magdalena von Braunschweig-Lüneburg, beide Töchter des Kurfürsten, der Kurfürstlich Brandenburgische Rath und Hofmarschall Christoph von Sparr und der Kurfürstliche Rath Adam von Trotha. Im Jahre 1586 nahm der Kurfürst den Knaben an seinen Hof und ließ ihn zusammen mit der andern jungen Herrschaft erziehen. Als ihr gemeinschaftlicher Präceptor wird ein gewisser Salomon Reinhard genannt. —

Der junge Graf hatte noch nicht das 16. Jahr erreicht, als seine Frau Mutter — sein Vater war bereits im Jahre 1587 gestorben — ihn mit 4 Reisigen zu Pferde und einem Rüstwagen nach Ungarn in den Krieg abfertigte. Bei seiner Ankunft verkaufte er, wie der Bericht meldet, die Pferde, indem er es vorzog, das Kriegshandwerk als Fußsoldat zu treiben, und führte er einen langen Spieß. Eben so heißt es, habe der aus den Niederländischen Feldzügen berühmte Herzog von Parma seinem Sohne, als er ihn wehrhaft machte und in das Feld schickte, anfangs einen langen Speer gegeben und gesagt: Wenn er einmal ein rechter General und verständiger Oberster werden und zu Roß und zu Fuß commandirenden wolle, müßte er auch wissen und zuvor versucht haben, was es mit einem Soldaten zu Fuß für eine Bewandtniß habe und wie schwer der Harnisch zu tragen sei. Bei unserem Hohenzollern hatte sich diese Vorliebe für den Dienst beim Fußvolk erhalten.

Durch mehrfache Auszeichnungen gelang es ihm, sich bemerkbar zu machen, und wurde er von Kaiser Rudolph II. als Obrister über 1000 Musquetiere gesetzt. Als solcher wohnte er den bedeutendsten Feldschlachten und Belagerungen in Ungarn und Siebenbürgen bei und hat er, wie es in dem Bericht über seine Heldenlaufbahn heißt, dabei manchem Türken und Tartaren das Weiße im Auge wohl besehen und auch manchem Feinde der Christenheit das Lebenslicht ausgelöscht. In diesen langwierigen und hartnäckigen Kämpfen, in welchen seit langer Zeit das Kriegsglück sich wieder einmal den christlichen Waffen zuwenden zu wollen schien, und mancher glänzende, obgleich mit vielem dabei vergossenen edlen deutschen Blut erkaufte Sieg über die Türken erfochten wurde, die ihrerseits durch die sich wiederholenden Niederlagen in dem Vertrauen auf die Unwiderstehlichkeit ihrer Waffen erschüttert und entmuthigt waren, so daß der Sultan, um den Fanatismus und den gesunkenen Muth seiner Kriegerschaaren wieder zu heben und zu entflammen, zu der nur in den seltensten Nothfällen in Anwendung kommenden Maßregel zu schreiten sich genöthigt sah, die Fahne des Propheten in das Feld zu schicken und dieselbe vor dem Heere entfalten zu lassen, bot sich auch für unsern Hohenzollergrafen Gelegenheit, reiche Ehrenkränze zu gewinnen und sein Ordensgelübde als Johanniter, welches er im Jahre 1595 in die Hände des damaligen Herrenmeisters, des Grafen Martin von Hohenstein, seiner Mutter Bruder, abgelegt hatte, im Kampf gegen die Ungläubigen zur That werden zu lassen. Verschiedene Einzelkämpfe, die er bestanden, erinnern an die Zeiten der Kreuzzüge und die Kämpfe der christlichen Ritter mit den Saracenen, wie sie Tasso in seinem befreiten Jerusalem besungen hat. Das eine Mal traf er mit einem kampflustigen Türken allein auf dem Felde zusammen; es glückt ihm, denselben vom Pferde herunter zu schießen, so daß Roß und Reiter mit einander zusammenstürzten. Als er nun vom Pferde absteigt, um dem vermeintlich getroffenen Gegner Bund und Säbel als Kriegsbeute abzunehmen, hebt sich dieser unvermuthet unter dem Roß hervor, und plötzlich unversehens auf den Füßen stehend, führt er mit seinem Säbel einen mächtigen Hieb gegen den Grafen, um den es unfehlbar geschehen gewesen wäre, wenn nicht ein inzwischen herbeigekommener Musketier den Türken niedergeschossen und ihn dadurch befreit hätte. — Ein zweites Mal im Spätherbst 1602 bei der Belagerung von Kantscha gerieth er abermals in große Gefahr. Das christliche Heer wurde von den, einen Ausfall machenden, Türken überfallen und zurückgeschlagen, auch das Fähnlein, welches Graf Johann Georg führte, wurde zersprengt, und sah er sich mit nur noch 11 Knechten der Uebermacht der Türken allein gegenüber. Den sicheren Tod vor Augen und vom Kampfe erschöpft niedersinkend, hüllte er sich, eingedenk der Pflicht des Kriegers, die ihm anvertraute Fahne nur mit dem Leben zu lassen, in das Fahnentuch und barg sich unter den Leichen der ihn rings umgebenden Gefallenen, als ein echt christlicher Held mit Ergebung sein Geschick erwartend. So gelang es ihm, unbeachtet zu bleiben, und entkam er glücklich der offenbaren Todesgefahr. Das ganz zerstückelte und zerfetzte Fahnentuch, welches von ihm zum Andenken aufbewahrt worden war, wurde bei seinem Leichenbegängniß, seinem Wunsche gemäß, auf einem silbernen Becken nachgetragen.

Eine so heldenmüthige und tapfere Führung fand auch die verdiente Anerkennung, welche sowohl der Kaiser, als der Erzherzog und nachmalige Kaiser Matthias, welcher damals das Commando im Türkenkriege gehabt hatte, ihm zu wiederholten Malen an den Tag legten, und als derselbe einst im Feldlager krank und verwundet darnieder lag, übersandte ihm letzterer ein Ehrengeschenk von 200 Dukaten.

Nach Beendigung der Türkenkriege durch den Frieden von Zitwa Torok trat der Graf in die Dienste der Schlesischen Stände, und zwar bei dem von diesen im Jahre 1608 geworbenen Heere, und fungirte er hier neben dem Markgrafen Johann Georgen von Jägerndorf, welcher den Oberbefehl desselben führte, als dessen Oberst-Lieutenant. Im August des Jahres 1610 fand bei Breslau eine große Musterung dieses Heeres Statt, und nach derselben wurde das versammelte Kriegsvolk noch tüchtig exercirt. Wie Nicolaus Pol in seiner Chronik erzählt, hatten die Breslauer Bürger ihre Freude daran, diesen Exercitien zuzuschauen, wie die Fußknechte, welche unter des Oberbefehlshabers und seiner eigenen eifrigen Leitung tüchtig gedrillt und fleißig geübt wurden, die Spieße zu führen, die Gabel zu halten und die Musketen richtig und genau auf- und anzulegen, sowie nicht minder die Füße zu setzen, sich bücken, drehen und wenden nach allen Seiten und Stille zu stehen, gelehrt wurden. Auch wie sie in Schlachtordnung sich zu stellen, wurden sie unterwiesen, und wenn dann die zu Roß gegen bald rechts, bald links vorgeschobenen und angehäuften Flügel des Fußvolks vorzudringen und solche zu durchbrechen suchten, war es erfreulich anzusehen, wie die Blauröcklein dieselben mit ordentlichem Schießen und mannhaft zusammenhaltend, zurücktrieben und abwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 15. | Berlin, den 8. April 1863. | Nr. 15.

Carl August von Brondenstein, General-Lieutenant z. D., Ehrenritter seit 1846. † zu Berlin den 30. März 1863.

Die Fußwaschung.

(Fortsetzung und Schluß.)

Charwoche und Ostera bilden den Glonzpunkt des kirchlichen Rom. Am Gräadonnerstage kleidet man den Altar der sixtinischen Capelle in weiße Seide, den päbstlichen Thron in Silberstoff, mit goldenen Frangen besetzt. Der Statthalter Petri trägt ein reiches Pluviale, die Cardinäle violette Gewänder. Nach der Messe erschallt das Gloria in excelsis unter dem Klaage der Glocken; (die nun bis Soanobend stumm dleiben). Dann weiht der celebrirende Priester zwei Hostien, genießt die eine und legt die andere in einen reich verzierten Kelch von Bergkrystall, welchen kurz nachher der Pobst mit entblößtem Haupte, durch die von zwölf Caadelabern erhellte sala regia in großer Prozession (das verhüllte Kreuz voraa) nach der aohen Copelle Pauls III. trägt. Die Sänger intoniren den Hymnus: Pange lingua gloriosi corporis mysterium. Nachdem der Kelch mit der Hostie in dem Tabernakel verschlossen, begiebt sich das Oberhoupt der römischen Kirche nach der Mittelloge des Petersdoms und ertheilt der unten versammelten Menge die „kleine" Benediction. Sodann geht der Pabst durch die Capelle des Sacraments aach dem linken Querschiff der vatikanischen Basiliko, wo unter einem Gobelin, welches dos Abendmahl noch Leonardo da Vinci dorstellt, bereits dreizehn in eiafach weiße Gewänder gelleidete Pilger der Fußwaschung harrea. Fast alle Nationen des Erdballs sind bei dieser Feierlichkeit vertreten; denn es melden sich alljährlich einige Hundert Greise der verschiedensten Zungen und Zonen, um ia der Clementinischen Capelle sich versammeln zu dürfen am Gründonnerstage, als Repräsentoaten der Apostel.

Mit der den hohen Priester zierenden, oufrichtigen, freudigen Demüthigkeit und der dem hochgeborenen Mann zu eignen, würdevollen Anmuth wartet Pias IX. seiaes Amtes, indem er niederen Dienst verrichtet noch den Worten des Johannes (Cop. 13.). Jedem der Dreizehn werden einige Tropfen Wasser auf den rechten Fuß gespritzt, donn trockaet und küßt ihu der Padst. Nach dieser kirchlichen Handlung fiadet die Speisung der Pilger statt in einem Sool unter dem pronaos der Peterskirche. Der heilige Vater, von Kammerherren unterstützt, reicht seinen dreizehn Gästea die Schüsseln. Eine große Menge Fremder drängt sich stets herbei, um mit profanem Blick ihre Neugierde zu befriedigen. Das weißwollene Kleid, das Haudtuch, mit welchem der Fuß adgeteocknet, die Reste des Mahls und eine kleine Silbermünze dürfen die dreizehn Pilger als Geschenk und Andenken on ihren Ehrentag mitnehmen.

In Moskau wäscht der Patriarch-Erzdischof Zwölfen seiner Geistlichen die Füße.

In Wien geschieht die Fußwaschang alljährlich, ebenfalls am Gründonnerstog, im Rittersaal der Hofburg, nachdem JJ. Maj. der Kaiser und die Kaiserin, sämmtliche Erzherzöge und Erzherzoginnen, die Minister, Stoatsräthe, Geaerole und Hofchargen on Predigt und Hochamt Theil genommen. Den 12 ormen Greisen und 12 Matronen wird eine aeue Bekleidung gereicht, in der sie zur Communion gehen. Die Fußwaschung selbst leitet ein kurzes Gebet eia. Der jüngste Greis zählte bei der Feier 1862 vieruadachtzig, der älteste achtundaeunzig Jahre. Zum Schlaß erfolgt die Speisang. Sie besteht aus 4 oasgesuchten Fastengerichten nebst Nachtisch und 1 Maaß edlem Weia. Zum Abschied erhält Jeder der armen Gäste einea zinnernen Becher, auf welchem der Geschenk-Anloß eingraoirt ist, und 30 Gulden Silber. Kaiserliche Wagen bringen die Betogten zu den Ihren zurück.

Auch der jetzige Kaiser der Fronzosen vollführt, als der „getreueste Sohn der Kirche", die Fußwaschung on 12 ormen Greisen.

Als Ergänzung der so bedeutungsvollen Gründonnerstag-Fußwaschungs-Feierlichkeit kann eine vom Padst om Ostersonntag vollzogene Ceremonie gelten. Er umarmt auf dem Houptaltar der Peterskirche 3 Cardinäle, symbolisch die Worte Matthäi darstellend: „Darum, wenn Du Deine Gobe ouf dem Altar opferst und wirst olldo eingedenk, daß Dein Bruder Etwas wider Dich habe, so loß olldo vor dem Altar die Gabe und gehe zuvor hin und versöhne Dich mit Deinem Bruder; olsdann komm' und opfre Deine Gobe." —

Im heiligen Lande steht die Fußwaschung in demselben Verhältniß zur Sionskirche, wie der Palmenzweig zu dem Tempel auf Moria, und wie das heilige Feuer zu der heiligen Grabkapelle. Noch vor ein Paar Decennien durfte zum Andenken an Christi Demuthsthat der Act des Fußwaschens im Coenaculum wiederholt werden. Jetzt vollziehen dies die Griechen und Armenier, wie der lateinische Patriarch, am Gründonnerstag-Nachmittage unter einer Tribüne inmitten des Vorplatzes der heiligen Grabeskirche. 1859 zählten die dortigen zwölf Greise zusammen 1154 Jahre.

„Wenn ihr Liebe unter einander übt, wird man erkennen, daß ihr Christi Jünger seid." — „Lasset die Liebe völlig bei uns sein, ein gerüttelt und geschüttelt Maaß, auf daß wir Freudigkeit haben am Tage des Gerichts." — „Gottes Wort in Ewigkeit; ihm muß Alles dienen."

Ernst Graf zur Lippe.

Bekenntnisse eines Johanniter-Ritters.

I.

O, wollte Jeder den Beruf erkennen,
Mit liebevollem Sinn für Andre sorgen,
Und auf des Heilands ernste Mahnung horchen,
Für Nächsten-Wohl mit heil'ger Glut entbrennen!

Nach solchem Ziele laßt uns eifrig rennen,
Dann leuchtet uns der Liebe Oster-Morgen,
Dann sind vor innerm Vorwurf wir geborgen;
Das Lebensbuch wird unsre Namen nennen.

Lacht mich nicht aus, den armen Philanthropen,
Gelehrte, Zweifler, Spötter, Misanthropen,
Kommt schöpft gleich mir an frischer Lebens-Quelle.

Ein Jeder bildet sich den Bau des Lebens,
War dein Bemühn und Wirken nicht vergebens —
Strahlt dir gewiß des Jenseits Morgenhelle!

II.

Wenn ich auch viel geduldet und gelitten
Durch mich und Andre oft im Weltverkehre,
So war doch Prüfung Alles mir und Lehre
In Sechszig Jahren, die nun sind durchschritten.

Ich habe manche Freuden mir erstritten,
Errungen auch mir manchen Schmuck der Ehre;
Der Ehren-Schmuck, er rufe stets das hehre,
Das Mahnungswort mir zu auf allen Tritten:

„Bedrängten beizustehn und sie zu schützen,
Dem Nächsten stets zu helfen und zu nützen,
Nach Kräften Noth und Elend zu vermindern."

So werde mir der Schmuck ein Trost im Leiden,
Er werde mir ein Stern, muß einst ich scheiden,
Und bringe Himmels-Segen Frau und Kindern!

Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg.

Das Genossenschaftswesen als Träger christlicher Bildung unter den arbeitenden Klassen.

(Von Prof. A. Huber.)

(Fortsetzung.)

Selbstverständlich und durch die Erfahrung bestätigt war jedenfalls nun die nächste Folge die, daß die relativ kräftigern Atome sich in dieser Freiheit wohler befanden, die schwachen und schwächsten dagegen am so übler befanden. Hier tritt uns, um nur einen Hauptpunkt hervorzuheben, sogleich der immer schroffer sich gestaltende Gegensatz zwischen dem großen Capital, welches sich die Dampfkraft und die Menschenarbeit dienstbar macht, und eben der auf diese Weise ausgebeuteten und (in diesem Sinne) besitzlosen Arbeitskräfte entgegen, die des in der frühern Gebundenheit liegenden Schutzes und der Sicherheit entbehren. Auf Einzelnheiten über die Folgen der Wechselbeziehungen zwischen diesen Gegensätzen brauchen wir nicht einzugehen — genug, daß sich sehr bald die dringendsten socialen Fragen darüber erhoben: wie der Noth der neuen Freiheit abzuhelfen, gegen welche die Noth der frühern Gebundenheit um so leidlicher erschien, je weiter sie in der Vergangenheit zurück lag?

Ohne weitere Erörterung können wir nun gleich als sehr nahe liegendes Resultat der Beantwortung dieser Frage die Anerkennung der Nothwendigkeit neuer Bindungen zur Stärkung der zwar freien aber schwachen, hülflosen Atome hervorheben. Es gilt Benutzung der Freiheit aller Bewegungen zu freier Bindung der schwachen Atome, und Benutzung dieser Bindung zur Ausbeutung aller Vortheile der Freiheit und der Stärke.

Diese Nothwendigkeit wird eigentlich theoretisch oder thatsächlich, mit oder ohne klares Bewußtsein, gegenwärtig ziemlich allgemein anerkannt — sogar von den Fanatikern der Freiheit. Die „avancirte" doctrinaire Volkswirthschaft rühmt sich ihres Princips unbedingter Freiheit der Arbeit und Concurrenz, und eben dies wird ihr von der volkswirthschaftlichen Reaction zum schwersten Vorwurf gemacht, als Beweis unbedingt destructiver Tendenzen. Weder solche Schuld noch solches Verdienst bewährt sich aber in der Praxis. Mag diese auf genossenschaftliche Emancipation der Arbeit vom Capital dringen oder — auf Herstellung einer industriellen Hörigkeit mit obligater Peitsche rc. — es läuft zuletzt Alles auf Wiederbindung der hülflos freien Atome hinaus. Schließen wir sowohl dieses letztere Ziel der hochliberalen Großindustrie als den entgegengesetzten reaktionairen, pseudoconservativen Fanatismus einer doctrinairen Schablone zur Herstellung und weitern Ausdehnung des alten Zunftwesens, wegen gleicher Absurdität wenn auch ungleicher Gefährlichkeit, von unsern Betrachtungen aus und halten uns an die einer ernsten Beachtung würdigen Gegensätze! Diese liegen darin, daß man von der einen Seite die Erhaltung und Stärkung der Ueberreste alter Bindungen im Auge hat, während von der andern solche freiere, beweglichere Bindungen erstrebt werden, welche den gegebenen allgemeinen Lebensgesetzen und Verhältnissen der Gegenwart auf diesem Gebiet eben so entsprechen, wie jene ältere Organisationen den Lebensgesetzen ihrer Periode entsprachen.

Eine zweite Differenz liegt in der Frage, ob diese Dinge mehr oder weniger durch die Staatsgewalten gemacht werden sollen, oder ob man sie dem Werden in freier Entwicklung, wenn auch unter staatsrechtlicher Controlle und gesetzlicher Formalirung, soweit dies ersprießlich und nöthig, überlassen könne und solle.

Unter diesen Einflüssen haben sich nun, wenigstens in Preußen, folgende Hauptzüge dieser Zustände gebildet.

Erstlich die Ueberreste älterer, zum Theil neuerdings durch Staatsintervention restaurirter und gestärkter Bindungen im Innungswesen und unter dem Schutz der *Gewerbeordnung*. Auf diese ganze Seite der Sache kann hier nicht näher eingegangen werden, und genügt eine kurze Bemerkung, wenn man will *Verwahrung* gegen gewisse Mißverständnisse und Mißdeutungen, hinsichtlich des Verhältnisses des Genossenschaftswesens zum Innungswesen einzulegen.

Wenn und soweit die gegenwärtige Gewerbeordnung und das dazu gehörende Innungswesen *erstlich* überhaupt auf die Länge haltbar, *zweitens* dem Handwerk das gewährt, was dies zur Bewahrung seiner Selbstständigkeit, zu seinem Gedeihen dem großen Capital und der freien Arbeit gegenüber bedarf, ohne daß *drittens* dadurch *anderweitige* Berechtigte und Interessen gefährdet werden, wenn und soweit *viertens* das Handwerk das Genossenschaftswesen zu seiner Erhaltung nicht *bedarf* — kommt jenes bei dieser ganzen Erörterung in den Grenzen, die *wir* ihr geben müssen, gar nicht in Betracht. Allerdings aber ist unsere Ueberzeugung: *erstlich*, daß die Gewerbeordnung und das Innungswesen, wohl oder übel, auf die Länge zu halten *nicht* möglich — *zweitens*, daß es ohne eine (noch viel weniger mögliche) *Schärfung* und Stärkung den wirklichen Bedürfnissen des Handwerks durchaus *nicht* genügt, sondern *drittens* eben nicht verhindern kann, daß bei weitem der größte Theil der Innungsmeister über kurz oder lang zu *abhängigen* Arbeitern des großen Capitals herabsinken werden — *viertens*, daß das *Genossenschaftswesen* das *einzige* wirksame Bewahrungsmittel für diesen ganzen Theil des Innungshandwerks wie für das freie Handwerk gegen diese Zukunft bietet. — Dies Alles aber um so mehr, da die Genossenschaft in ihrer gesunden, vollen Entwicklung neben und mit viel größeren materiellen, auch alle sittlichen und geistigen Vortheile gewährt, die das Innungswesen *vielleicht* früher gewährt hat, aber schon lange *nicht mehr* gewährt und in seiner unvermeidlichen materiellen, geschäftlichen und socialen Auflösung gar nicht gewähren *kann*. Insofern aber die Gewerbefreiheit vor allen Dingen auch die Freiheit der Genossenschaftsbildung begreift, bietet sie dem Handwerk *größere* Vortheile als die Gewerbeordnung im Innungswesen, wenn diese Freiheit nur wirklich dazu benutzt wird, die Entwicklung und Umgestaltung der Innung zur Genossenschaft zu betreiben. Die *vermeintlich* unversöhnlichen Gegensätze der Innung, als Corporation, und der Genossenschaft, als freien Vereins, wie überhaupt fast alle *ehrlich* gemeinten Bedenken gegen das Genossenschaftswesen, beruhen nur auf Mißverständniß oder Unkenntniß der Sache, oder Verwechslung der bisherigen mangelhaften mit der möglichen vollen Entwicklung desselben. Nach dieser *Verwahrung* glauben wir nun hier fortan gänzlich von dem handwerksmäßig selbstständigen Arbeitsbetrieb absehen zu können, soweit er überhaupt auf die Länge für das kleine und mittlere Handwerk möglich sein wird. Wir haben fortan nur mit der abhängigen *Lohnarbeit* zu thun — mit den Millionen, die entweder durch Lösung der früheren Bindungen als sociale Atome frei, aber eben durch diese Befreiung dem Capital ohne alle festere Bindung dienstbar *geworden*, oder in dieser Dienstbarkeit geboren sind. Dies gilt namentlich von der Masse der Fabrikarbeiter, wozu aber noch die vielen Hunderttausende von solchen Arbeitern kommen, deren Arbeit schon an sich nie eine handwerksmäßig gebundene sein konnte, wie z. B. die unermeßlichen Erdarbeiten im Gefolge der großen Bauten der Gegenwart. Auch die in bloße Tagelöhner verwandelte, früher dienstpflichtig gebundene *ländliche* Arbeiterbevölkerung kommt hier in Betracht. Die ganz eigenthümliche Stellung der Handwerksgesellen auf dem mehr oder weniger in Auflösung begriffenen Boden der Innung können wir hier nicht weiter erörtern, müssen aber grade für sie einen *Hauptantheil* an der Gestaltung der Zukunft vorbehalten.

Zum Beweise aber, wie sehr die Reorganisation in und durch die Freiheit das Bedürfniß der Zeit ist, braucht man nur auf die mannigfaltigen, schon vorhandenen, bewußten oder thatsächlichen Anfänge solcher Neubildung der aufgelösten Atome hinzuweisen.

Dazu gehören nun eine Menge bekannter Einrichtungen zu gegenseitiger Hülfe, namentlich in Nachfolge des ältern zunftmäßigen Handwerks, und namentlich des Gesellenwesens und seiner *Laden* rc., sowie der bergmännischen Knappschaften — Vereine aller Art zur Unterstützung der Mitglieder in Arbeitslosigkeit, durch Krankheit, Unfall, Alter oder andere Ursachen (z. B. Strikes), sowie zu ehrlichem Begräbniß, auch wohl mit Ausdehnung auf die Hinterlassenen. Dann gehört dahin das eigentliche Sparkassenwesen*). Ohne nun die Bedeutung aller dieser Dinge irgend zu verkennen, ergiebt sich aus den noch immer die ganz überwiegende, massenhafte Regel bildenden Zuständen der arbeitenden Klassen, daß jene Mittel noch *lange* nicht hinreichen, um der Aufgabe einer Hebung und Verbesserung auch nur der materiellen Lebenshaltung im Sinn und als Vorbereitung christlicher Bildung durch Wiederbindung der aufgelösten, vereinzelten socialen Atome zu genügen. Und wenn man sagt: es fehlt an der allgemeinen Betheiligung, so beweist eben dieser Mangel, daß es auch an der *Anziehungskraft* fehlt — d. h. eben an der genügenden Wirksamkeit.

Erwägen wir nun, mit Beziehung auf früher Gesagtes, daß es sich hier nicht um nothdürftige Erhaltung des Lebens durch fremde *Wohlthat* handelt, wozu weder die Mittel, noch die sittliche Pflicht, noch der Wille, noch in der That die höhere Berechtigung irgendwo nachzuweisen, sondern daß es Hebung und Förderung der Selbsthülfe auf der Bahn *christlicher Bildung* gilt — unter solchen Umständen bleibt zuletzt nur die einfache Frage: „giebt es eine Form und Art der erlaubten Selbsthülfe der arbeitenden Klassen, welche jenem Bedürfniß genügen, jedenfalls ein wirksamerer, wenn man so sagen darf, *Hebel* werden könnte, als jene ältern Einrichtungen? — Müßte diese Frage verneint werden, so

*) Die verschiedenen Arten der *Versicherung* kommen hier zu wenig in Betracht, da sie mit wenig Ausnahmen, nicht im Bereich der arbeitenden Klassen liegen. Dagegen müßte vor Allem der sogenannte *Liedte*'sche Sparverein hervorgehoben werden, als wahrer Vorläufer des genossenschaftlichen Consumvereins, wenn er nur nicht gleich im Keim verkümmert und verdorrt wäre!

müßte man sich allseitig dabei beruhigen und jedenfalls wenigstens die Anwendung dieser ältern Hebel so allgemein und so wirksam zu machen suchen, als die Natur der Dingr and Menschen es denn irgend zulassen mag — natürlich Hand in Hand mit entsprechender Ausbreitung und Wirksamkeit aller andern Mittel zur Förderung christlicher Bildung des materiellen wie des geistigen Volkslebens. Kann aber jene Frage bejahend beantwortet werden, so dürfte nicht nur das sittliche Recht, sondern auch die sittliche Pflicht der Einführung und Anwendung dieses Mittels überall wo und soweit es die Umstände irgend erlauben, keiner weitern Begründung bedürfen — am wenigsten da, wo das Wort verstanden und anerkannt wird: „Wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde“, womit denn auch der Katechismus (zum 7. Gebot) kräftig übereinstimmt! Dieses erfahrungsmäßig alle andern an Wirksamkeit weit übertreffende Mittel, um dem Nächsten „sein Gut und Nahrung zu helfen, zu bessern und behüten,“ ist nun aber eben jene Einrichtung des ökonomischen, industriellen und socialen Lebens der arbeitenden Klassen, welche man in Deutschland, England und Frankreich mit den Ausdrücken „Genossenschaft“ „Cooperation“ „Association“ ziemlich gemeinverständlich, wenn auch in einer besondern, beschränkten und verhältnißmäßig neuen Bedeutung zu bezeichnen pflegt. — (Fortsetzung folgt.)

Ein Harems-Fest.

Ein Besuch in den Harems der Türken ist, hat er einmal den Reiz der Neuheit verloren, ziemlich langweilig. Demungeachtet freute ich mich, als ich von der Gemahlin des Vice-Königs von Egypten eingeladen ward, der Hochzeit einer ihrer Sclavinnen beizuwohnen. Dergleichen Feste sind selten und bieten für uns Europäerinnen manches Anziehende dar. Die Einladung lautete ganz europäisch: „Son Altesse la Princesse Saïd-Pascha invite Madame . . . . à assister à une soirée, qui aura lieu à Son palais de Raz-el-tin le Mercredi 5. mai.“

Ich hatte früher der Prinzessin versprochen arabisch zu lernen, — jetzt fiel es mir schwer auf's Herz, diesem Versprechen noch nicht nachgekommen zu sein. Ich ließ mir in der Eile noch eine Begrüßung und andere Phrasen vorsprechen. „Mesik bil cheir ja sitt! Gesegnet sei Dein Abend, Dame! — „Kufhalik?“ Wie geht es Dir — und dann, im Fall sie mir sagen würde, es gehe ihr gut (taïb), die Versicherung, wie sehe mich das freue.

So ausgerüstet betrat ich das Palais.

Ein Theil des Weges dahin, sowie der große Platz davor war mit Kiehnfeuern hell erleuchtet; zahlreiche Wagen hielten davor. Schon an der ersten Thür mußte der Diener zurückbleiben. Kein männliches Wesen darf auch nur die Höfe des Harems betreten. In den beiden ersten Vorhöfen lagerten bewaffnete Haremswächter um ihre Feuer; die zwei folgenden Höfe waren menschenleer aber hell erleuchtet. Beim Eintreten in eine geräumige Halle wurde ich von Sklavinnen in bunten Gewändern freundlich bewillkommt. Nachdem mir ihre dienstfertigen Hände meine Hülle abgenommen hatten, schritt ich durch dieses bunte Gemisch unter dem Schalle einer die Sinne berauschenden Musik die wenigen Stufen einer Treppe von der Breite der Halle hinan. So gelangte ich in einen großen Saal, in dessen oberem Theile auf Divans und Stühlen ringsumher an den Wänden ein Kranz von Damen in steifer, feierlicher Haltung saß.

Es waren meist Europäerinnen in den glänzensten Toiletten, mit Brillanten reich geschmückt, aber auch Türkinnen bemerkte ich in den Reihen; namentlich fiel mir eine auf, die gleich in der Mitte in geschmackvoller himmelblauer Atlaskleidung malerisch auf einem Tabouret hingegossen war. Sie war indeß keine Hauptperson, sondern eine Lieblingssclavin der Prinzessin, die man im Jahre vorher aus dem Harem verheirathet hatte. Junge Türkinnen sah ich sonst nicht unter den Gästen, nur einige Matronen, sehr freundlich aussehende Damen in einfacher dunkler Kleidung, die Gesichter mit weißen Schleiern vollkommen umhüllt; es waren vornehme Frauen der Beys und Paschas. Die Prinzessin selbst war nirgends zu sehen; ich schritt durch den Saal nach der Stelle hin, wo alle Ankommenden sich vor einer Dame in arabischer Tracht verneigten. Sie hatte die schlanke Gestalt der Prinzessin. Als ich ihr aber die Hand reichte und schon meine Begrüßung schönstens aufgesagt hatte, bemerkte ich den Irrthum; sie bot mir freundlich „guten Abend,“ es war aber nicht Frau Said Pascha, sondern die Mutter des kleinen Prinzen Tussun-Pascha. Man sagte mir, sie sei nicht des Paschas Frau, gelte aber viel als Mutter seines Sohnes. Früher war sie eine einfache Sclavin gewesen, wie jede andere im Harem. Sie hielt den kleinen Tussun-Pascha, ein hübsches Kind von etwa vier Jahren, auf ihren Knieen und spendete ihm die zärtlichsten Liebkosungen. Eifrig unterhielt sie sich mit einer neben ihr sitzenden Engländerin. Wie ich hörte, hat sie im Harem von der Bonne ihres Kindes die englische Sprache erlernt. Häßlich ist sie durchaus nicht, sie gleicht der Prinzessin; Viele finden sie hübscher. Ihre Kleidung war ein rosa Stoff mit Gold durchwirkt; sie trug ein rosa Mützchen mit Diamanten reich besetzt. Der kleine Tussun-Pascha trug ein niedliches Arabercostüm aus jenem glänzenden braunen Egyptertuch, das ich einst im Vaterlande so sehr bewunderte.

Einen Augenblick fand ich mich völlig fremd, da gewahrte ich zu meiner Freude eine bekannte Dame. Meine Freundin sprach türkisch, und es ist sehr angenehm, wenn man Jemand zur Seite hat, welcher der Sprache mächtig ist. Ich begrüßte dieselbe, und sie verschaffte mir sofort einen vortrefflichen Platz auf dem Divan neben sich, so daß ich nun erst mit Muße den bunten Kreis beschauen konnte. Bald bemerkte ich auch andere mir bekannte Gesichter, und mancher freundliche Gruß wurde mir aus der Ferne geboten.

Die Prinzessin hatte es sich vorbehalten erst einzutreten, wenn die Gesellschaft versammelt sei. Frau S. aber und Frau B. hatten es doch möglich gemacht, erst nach ihr zu erscheinen. Das war also feinster Ton. Zum Empfange der Prinzessin erhoben sich nun alle die steifen Damen, sie zu begrüßen. Auch wir versäumten nicht diesen Augenblick, und zwar waren wir unter den Vordersten, die ihr „guten Abend“ boten; die meisten anwesenden Damen küßten ihr die Hand, die Cosulatsdamen begnügten sich mit vertraulichem Druck. Sie hatte übrigens für jede ein anmuthiges Lächeln und um ein gutes Theil wurde

durch ihr Wesen die Steifheit ringsumher gemildert, ja man bemerkte letztere nur in sofern noch, als, nachdem die Prinzessin Platz auf einem Stuhl genommen, die übrigen Damen auch wieder ihre Plätze einnahmen, um sie nicht wieder zu verlassen, als bis sich später auch die Prinzessin erhob. Ich fühlte jedoch die Unmöglichkeit, permanent auf einer Stelle sitzen zu bleiben, und so wanderte ich denn von dieser zu jener Dame meiner Bekanntschaft, mich mit ihnen zu unterhalten. Mein Hauptquartier jedoch hatte ich jetzt mitten im Saal in nächster Nähe der Gastgeberin aufgeschlagen. Diese war äußerst liebenswürdig gegen mich, nannte mich nur ihre liebe neue Freundin, die sich zwar gar nicht um sie bekümmert habe, der sie aber dennoch gut sei. Ihre Liebenswürdigkeit war um so mehr anzuerkennen, da ich Farben trug, die, wie man mir später sagte, der Prinzessin so unangenehm sind, daß man sie in ihrer Gegenwart gewöhnlich zu vermeiden pflegt. Sie war äußerst geschmackvoll gekleidet in einen Stoff von schwerer weißer Seide in der Art mit Silber durchwirkt, daß immer ein schmaler weißer Seidenstreif mit einem eben solchen glänzenden Silberstreif wechselte; im Haar trug die Vice-Königin ein frisches himmelblaues Krepptuch, das mit wundervollen Schmetterlingen von edlen Steinen befestigt war. Es mochten wohl sechs dieser herrlichen Insecten auf ihrem Haupte zittern, sie hatten Nadinleiber und Flügel von Smaragden und Diamanten. Es war dies das Anmuthigste und Glänzendste, was ich je von Schmuck gesehen habe. Von der Masse der Brillanten und edlen Steinen, wie auch von Perlen, die man an jenem Abend beisammen sah, kann man sich keine Vorstellung machen. Die Sclavinnen hatten alle große strahlende Agraffen im Haar und Schnüre wie Ketten in Menge. Die Europäerinnen trugen auch im Uebermaß diese blitzenden Steine zur Schau. Diese Haremssteine mögen wohl meist ziemlich schlecht gefaßt sein; wenigstens glitzerten auf dem Teppich alle Arten von Juwelen. Wissen möchte ich, ob man nach solchen Festen die verlorengegangenen Steine sammelt, oder ob sie der Vergessenheit anheimfallen. Eigenthümlich bleibt der Anblick einer so zahlreichen Versammlung von Damen in glänzender Balltoilette ohne die Gegenwart eines einzigen Herrn, und mancher junge Mann dürfte viel darum gegeben haben, an meiner Stelle sein zu dürfen.

Nachdem man sich nach der Ankunft der Prinzessin wohl eine Stunde mit Unterhaltung, gegenseitigem Anschauen, Tabakrauchen und Kaffeetrinken aus höchst reizenden feinen Goldbechern vergnügt hatte, erhob sich die Gesellschaft, und nach kurzer sehr lebhafter Unterhaltung folgten die Damen in Gruppen der Vice-Königin durch den langen Saal eine große Freitreppe hinan in einen grade dem ersten gegenüberliegenden Saal, der zwar ebenso geräumig, aber ungleich reicher ausgestattet und brillant erleuchtet war. Die Divans waren von braunem und goldgelbem Atlas, ebenso die Vorhänge an den Fenstern. Zahlreiche runde, kleine Tische waren durch den ganzen Saal hin gedeckt, mehrere Riesenschüsseln mit ganz gebratenen Thieren sah man auf eleganten Gestellen zur Schau. Der Konsulatstisch befand sich am oberen Ende des Saales; durch zwei ganz köstliche Kandelaber, die unmittelbar davor standen, ihn zu erleuchten, war er gleichsam von den übrigen Tischen abgesondert. Diese Bronze-Kandelaber ruhten auf großen Vasen von türkischem Porzellan. Unser Tisch war größer, als alle übrigen, seine Platte wurde durch ein Cabaret von massivem Silber gebildet. Rings herum standen schöne türkische flache Teller mit je einem silbernen Eßlöffel, dazwischen am Rande hin verschiedene kleine, längliche Assietten mit Salaten und anderen Speisen, sämmtlich mit rothen duftenden Nelken bespickt; besonders einer weißen breiartigen Speise, Taukgjöksei, (zerstampfte Hühnerbrust, das Lieblingsgericht der vornehmen Türken) kleidete dieser bunte Blumenschmuck. Ueber den Stühlen hingen die Servietten, längliche Shawls von weißer roher Seide mit breiten gestickten Goldbordüren. In der Mitte des Tisches stand eine große silberne Terrine mit Suppe, die wirklich recht kräftig war; sie ähnelte unserer soupe à la reine, doch letztere in Europa, gut bereitet, ziehe ich vor. Wir fuhren alle mit unseren Löffeln hinein und wie mir die Prinzessin sagte, habe ich meine Sache sehr gut gemacht. Diese wanderte, einen großen Rosenstrauß in der Hand, durch den ganzen Saal, die liebenswürdige Wirthin zu machen, kam aber immer wieder an unseren Tisch zurück, wo sie sich ganz nahe bei mir einen Sessel hinstellen ließ. Sie war so aufmerksam, daß sie, als mir die Serviette entfallen war, mir eine andere eher zu bringen winkte, als ich selbst den Mangel bemerkte. Sie hatte großen Spaß daran, daß ich so tapfer zulangte, und meinte, ihre neue Freundin thue das doch zum ersten Mal und finde sich darin, als habe sie stets so gegessen. Die Suppe wurde uns sehr rasch genommen und ein gebratenes Lamm trat an ihre Stelle. Eine der erwähnten alten Türkinnen, die man allgemein mamman nannte, schnitt es vor, und Alle griffen mit den Fingern hinein, sich Stücke zu nehmen. Einige machten das sehr zierlich mit den äußersten Fingerspitzen, es befand sich aber eine Dame an unserem Tisch, welche beide Hände bis über die Knöchel glänzend befettete. Das stand sehr schlecht zu ihren glänzenden Brillanten und dem Kleide aus der feinsten weißen Seidengaze, über und über mit wundervollen pariser Sammtpensées bedeckt. Allgemein fand man das Fleisch sehr zart; ich liebe Fleisch überhaupt nicht sehr, am allerwenigsten schwärme ich für das Hammelfleisch. Nun folgten verschiedene in Blätter eingewickelte Speisen, wohl geformt zu kleinen Röllchen aus gehacktem Fleisch mit Reis vermischt und in Blätter gepackt, die wohl für die Türken recht schmackhaft sein mögen, meinem Gaumen aber durchaus nicht behagten. Dann kamen verschiedene Fleischspeisen, die aussahen wie italienische Salate; ich hatte keine Lust davon zu essen, oder vielmehr ich entschloß mich nicht rasch genug davon zu kosten. Man pflegte die Speisen in fliegender Eile hinweg zu nehmen, wenn sich nicht sofort Liebhaber dazu fanden. In solcher Weise wurde uns eine Schüssel fabelhaft aussehender Fische auch nur wie im Guckkasten vorbeigezogen, dann wurde ein riesiger Eierkuchen aufgetragen, von dem ich ein Stück abriß, das aber widerlich schmeckte, da so ungemein viel Rum daran war. Nun kam eine Speise, die man Bakiava nannte und welche sehr wohlschmeckend war. Es ist dies eine Art Blättergebackenes, sehr süß und stark nach Rosenwasser schmeckend. Sodann erschien

ein Lieblingsessen der Türken, ein Napf geronnener Büffelmilch und Pilau, eine Schüssel gekochter Reis. Dieser schmeckte mir als natürliche, einfach bereitete Speise nach allen diesen gekünstelten Sachen sehr gut, aber mit der geronnenen Milch bin ich durchaus nicht einverstanden. Vorher gab es noch eine Schüssel mit Marcipan, das zwar nicht schlecht war, doch lange nicht so gut, als das Königsberger. Zum Ende brachte man uns sehr zierliche Löffel aus Schildpatt mit Elfenbeinstielen, und es wurde eine gläserne Terrine voll herrlichen Kirschsafts aufgetragen, der nicht zu süß und äußerst erfrischend war. Auch trat bei seinem Erscheinen allgemeine Heiterkeit ein und er wurde mit Eifer gelöffelt. (Schluß folgt.)

Nachrichten von dem Leben des Grafen Johann Georg von Hohenzollern-Sigmaringen.

Ritter des Johanniter-Ordens, geb. 12. Mai 1580, gest. 16. März 1622.

(Von Dr. Geisheim.)

(Schluß.)

Als beim Ausbruch der böhmischen Revolution die Schlesier ihr Heer zu dem der Böhmen stoßen ließen, befehligte er als Oberst 1 Regiment zu Roß und 1 zu Fuß; es fehlen indessen nähere Nachrichten über seine Betheiligung bei diesem Feldzuge. Als nach der Schlacht am Weißen Berge der Kurfürst von Sachsen in Schlesien einrückte, machte der Graf sich sehr verdient durch seine Mitwirkung bei der Herstellung des Friedenszustandes und dem Abschluß des Accordes zwischen dem Kurfürsten und den Schlesischen Ständen. — Eintretende Kränklichkeit nöthigte ihn, sich in das Privatleben zurück zu ziehen, und nachdem sich zu seinen übrigen Leiden die Wassersucht zugesellt hatte, starb er am 16. März 1622, noch nicht 42 Jahre alt.

Er wird als ein gottesfürchtiger Mann geschildert, welcher auch unter den Soldaten eine strenge Disciplin beobachtete und dieselben ebenfalls zur Gottesfurcht anzuhalten versuchte, wie er denn auch stets bei seinen Feldzügen einen Feldprediger um sich hatte. Er war ein guter Gatte und Familienvater und auch bei seinen Unterthanen beliebt.

Vermählt war derselbe zwei Mal, und zwar zum ersten Mal mit der verwittweten Frau Leonora Schaffgotsch, geb. Freyin von Promnitz. Die Vermählung mit derselben hatte auf dem Schaffgotsch'schen Schlosse zu Chemnitz am 19. Mai 1606 Statt und stammten 4 Kinder aus dieser Ehe: die älteste Tochter Anna Ursula, geb. 16. Febr. 1607; 2) Leonora Dorothea, geb. 10. Febr. 1608, gest. 7. August 1609; 3) Joachim Siegfried, geb. 2. Novbr. 1609 und gest. 21. Decbr. desselben Jahres; 4) Johann Georg Friedrich, geb. 2. Novbr. 1610, gest. 31. Juli 1616. Am 19. Decbr. 1611 starb seine Gemahlin nach der Geburt eines todten Knabens.

Zum zweiten Mal vermählte sich der Graf mit der Freyin Helena, aus dem edlen alten böhmischen Geschlecht der Berka von der Duba, und fand die Hochzeit am 18. Februar 1613 zu Prag Statt. Die Kinder aus dieser Ehe waren folgende: 1) Anna Barbara, geb. 19. Okt. 1613, aber schon 1. Novbr. desselben Jahres gest.; 2) Helena, geb. 1. Febr. 1615; 3) Maria Elisabeth, geb. 24. Mai 1616; 4) Carl, geb. 8. April, aber schon am 19. wieder verstorben; 5) Anna Catharina, geb. 4. Mai 1618; 6) Esther, geb. 21. Oktbr. 1620.

Da von allen 3 Söhnen keiner am Leben blieb, so erlosch mit ihm der Mannesstamm dieses Hohenzollern'schen Nebenzweiges. Von seinen Töchtern hat sich, so viel uns bekannt geworden ist, die älteste Tochter erster Ehe, Anna Ursula, mit Johann Bernhard von Malzahn, von der Neuschlosser-Linie vermählt. Seine am 4. Mai 1618 in zweiter Ehe geborene Tochter Anna Catharina wurde durch den Tod ihrer Mutter im Jahre 1633 die einzige und alleinstehende Erbin der von ihrem Vater erkauften reichen Herrschaft Königsberg oder Kinsburg in Schlesien, zu welcher 7 Dorfschaften, Dittmannsdorf, Hausdorf, Bärsdorf, Kynau, Schenckendorf, Jauernick und Wäldchen gehörten. Das am Ausgange des romantischen, 2 Meilen von Schweidnitz, am Fuße der hohen Eule gelegenen, sogenannten Schlesierthales, auf hohem bewaldetem Berggipfel jetzt noch in Ruinen ragende Schloß Kinsburg, bildet eine der schönsten landschaftlichen Zierden des schlesischen Gebirges, und knüpfen sich noch verschiedene Sagen und Dichtungen an dasselbe.

Gräfin Anna Catharina verlobte sich im Jahre 1636 mit einem Kaiserlichen Obristen von Manteuffel, welcher indeß bereits am 24. December 1637 an den Folgen empfangener Wunden verstarb.

Zum zweiten Mal verlobte sie sich darauf mit dem Kurbrandenburgischen Obersten Moritz August von Rochow, Golzower Linie*) bei ihrer, an den Freiherren von Maltzahn verheiratheten Stiefschwester zu Wirschkowitz, einem zur Herrschaft Militsch gehörigen Gute. Mit dieser angesehenen Verbindung stand theilweise seine Erhebung in den Freiherrnstand und Wappenvermehrung im Zusammenhang. — Da er in den damaligen kriegerischen Zeiten als Commandant von Spandau schwer seinen Posten verlassen konnte, sandte er statt seiner seinen jüngeren Bruder Georg Wilhelm nebst 2 Hauptleuten seines Regiments nach Schlesien ab, welcher in seinem Namen die Ehe per procuration vollzog und ihm die junge Frau in die Mark zuführte. Die eigentliche Vermählung fand am 16. November 1640 Statt, wobei sowohl die zu derselben eingeladene Kurfürstliche Prinzessin Hedwig Sophia, so wie das gesammte Kurfürstliche Haus durch vielfache Ehrungen seinen Antheil bewies. Derselbe von Rochow gerieth bei dem Regierungsantritt des großen Kurfürsten mit diesem in Collision wegen der Vereidigung seines Regiments, insofern dieses, so wie mehrere andere brandenburgische Regimenter, außer dem Kurfürsten auch noch besonders dem Kaiser eidlich verpflichtet waren. Rochow wurde mit List aus der Festung gelockt und gefangen genommen, es gelang ihm aber, nach Schlesien zu entfliehen, worauf er im Jahre 1642 in Kaiserliche Dienste trat und sich durch seine Vertheidigung von Glogau gegen den schwedischen General Torstenson auszeichnete. Er starb, erst 44 Jahre alt, am 25. Aug. 1653 und liegt neben seinem Schwiegervater, dem Grafen Johann Georg von Hohenzollern in der Kirche zu Dittmannsdorf begraben, woselbst auch beider Helme und Wappenschmuck über ihren Grabstätten zu sehen ist.

Aus seiner Ehe mit der Gräfin von Hohenzollern, welche sich im Jahre 1659 wiederum mit dem Grafen Christoph von Hochberg auf Rohnstock vermählte und den 15. Februar 1670 starb, stammten ein Sohn und zwei Töchter.

Der Sohn verkaufte am 30. Mai 1679 die schöne Herrschaft Kynsburg an den Freiherrn Nicias von Bibra.

Von den beiden Töchtern, den Enkelinnen des Hohenzoller, vermählte sich die eine an einen Freiherrn von Leswitz auf Ottendorf, Thiergarten und Rosen, und die jüngere, Esther, vermählt an den Würtembergischen Landrath Wenzel von Baruth, ist bekannt geworden als Verfasserin geistlicher Lieder, von Sonneten über Bibelsprüche und geistliche Gedanken.

---

*) Nachrichten zur Geschichte des Geschlechts von Rochow rc. von A. F. A. v. Rochow. Berlin, 1861. 8. S. 88 ff.

Für die Armen-Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind bis zum 5. April ferner eingegangen: Von v. W. aus Berlin 2 Thlr. Von v. O. Poststempel Görlitz 2 Thlr. Von v. B. aus Holstein 2 Thlr. Vom Rittmeister v. D. v. B. 2 Thlr. Von Frl. E. v. B. 1 Thlr. Von Frl. U. v. B. 1 Thlr. Aus Merseburg mit dem Motto: Pro fide. — S. 2 Thlr. Vom Baron v. St. Poststempel Calbe 1 Thlr. Ungenannt aus Potsdam 1 Thlr. Von G. v. K. Poststempel Gernrode 3 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge 21 Thlr. Herrlich.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staaten.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 16. Berlin, den 15. April 1863. **Nr. 16.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1 April 1863 verhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. März 1863	45		
	Zugang pro März	4		
		49		
	Abgang . .	10		
	Bleibt Bestand	39	39	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. März 1863	46		
	Zugang pro März	5		
		51		
	Abgang . .	10		
	Bleibt Bestand	41	41	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. März 1863	15		
	Zugang pro März	8		
		23		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	17	17	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. März 1863	22		
	Zugang pro März	14		
		36		
	Abgang . .	9		
	Bleibt Bestand	27	27	30
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. März 1863	20		
	Zugang pro März	2		
		22		
	Abgang . .	8		
	Bleibt Bestand	14	14	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. März 1863	22		
	Zugang pro März	5		
		27		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	21	21	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. März 1863	24		
	Zugang pro März	23		
		47		
	Abgang . .	23		
	Bleibt Bestand	24	24	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. März 1863	15		
	Zugang pro März	17		
		32		
	Abgang . .	12		
	Bleibt Bestand	20	20	50
	zu übertragen	—	203	296
	Uebertrag		203	296
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. März 1863	50		
	Zugang pro März	13		
		63		
	Abgang . .	18		
	Bleibt Bestand	45	45	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1 März 1863	18		
	Zugang pro März	23		
		41		
	Abgang . .	23		
	Bleibt Bestand	18	18	35
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. März 1863	4		
	Zugang pro März	12		
		16		
	Abgang . .	4		
	Bleibt Bestand	12	12	14
12.	**Neusatz a/O.:**			
	Bestand am 1. März 1863	4		
	Zugang pro März	9		
		13		
	Abgang . .	7		
	Bleibt Bestand	6	6	17
13.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. März 1863	4		
	Zugang pro März	2		
		6		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	3	3	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. März 1863	9		
	Zugang pro März	2		
		11		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	5	5	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. März 1863	1		
	Zugang pro März	—		
		1		
	Abgang . .	1		
	Bleibt Bestand	—	—	8
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. März 1863	1		
	Zugang pro März	6		
		7		
	Abgang .	5		
	Bleibt Bestand	2	2	8
	zu übertragen	—	294	446

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. April 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	294	446
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. März 1863	16		
	Zugang pra März	—		
		16		
	Abgang „ „	—		
	Bleibt Bestand	16	16	18
18.	**Altena:**			
	Bestand am 1. März 1863	8		
	Zugang pra März	4		
		12		
	Abgang „ „	4		
	Bleibt Bestand	8	8	38
	Zusammen:	—	318	502
	Am 1. März 1863 waren vorhanden.	—	324	498
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. April verringert um	—	6	—
	Die Zahl der Krankenbetten hat sich vermehrt um	—		4

Der gesammte Abgang an Kranken pra März 1863 beträgt 155, davon sind:

a) gestorben . . . 16
b) geheilt entlassen . 124
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 15
wie vor 155.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. Februar 1863 . . . . 27 Kranke.
Zugang pra Februar . . . . 27 „
54 Kranke.

Davon sind: geheilt 14
gebessert 5
gestorben 2
ungeheilt entlassen oder fortgegangen . . . 3
24 — 24 „

Bleibt Bestand am 1. März 30 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Franzose und 1 Druse, die andern sind orientalische Christen.

Die Gesammtzahl der seit dem 1. Januar c. aufgenommenen Kranken beträgt 57.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats Februar 50 Kranke neu in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der poliklinisch Behandelten beträgt 137.

1. Ludwig Ferdinand Freiherr von der Borch, Forstmeister a. D., auf Friedeburg bei Cönnern. Rechtsritter seit 1854. † zu Friedeburg, 7. April 1863.

2. Friedrich Ludwig Theodor von Drygalski, Geheimer Justiz-Rath a. D. Ehrenritter seit 1848. † zu Berlin, 3. April 1863.

3 Hermann Eckard von Stammer, Kammerherr, Mitglied des Herrenhauses, auf Görlsdorf, Kreis Luckau. Ehrenritter seit 1855. † zu Görlsdorf, 7. April 1863.

Die deutsche Jungfrau mit dem eisernen Kreuze.

Vor nun einem halben Jahrhundert begann, eingeengt durch Noth, deutsche Kraft in Fluß zu kommen. Es hieß: „Wer Gott vertraut, brav um sich haut, wird nimmermehr zu Schanden;“ und diese Hoffnung ist Wahrheit geworden. Man kann, was man nur will, wenn man nur will, was man kann. Fürst und Volk, Arm und Reich, Hoch und Niedrig, Mann und Weib — Alle wurden mächtig ergriffen und hochgetragen von dem heiligen Eifer patriotischer Begeisterung.

Es war der verklärten Königin Louise nicht vergönnt, mit irdischen Augen der Befreiung Morgenroth zu schauen. Der hohe Sinn der tief bekümmerten, fürstlichen Frau hat die bessere Zeit heiß ersehnt, und hat dieselbe, standhaft duldend, treulich vorbereitet. Das trübe Geschick der zu früh entschlafenen Königin bewegte die Herzen aller Derer, die Ihr nahe gestanden oder Ihr zugethan gewesen, und es war Deren Zahl groß, im Preußenlande wie in der Heimath Mecklenburg.

Unter dem Eindruck dieser Trauer bildete sich in dem Gemüth der Tochter eines schlichten Ackerbürgers zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz ein kühner Thatendrang. Nicht einer plötzlichen Erregung zufolge, sondern einen lange gehegten Plan verwirklichend, trat Friederike Auguste Krüger, als Preußen sich 1813 rüstete, unter die Waffen. In der Meinung, das Schneiderhandwerk könne im Kriegsleben nützen, hatte dieses Mädchen das Kleideranfertigen erlernt. In selbst gearbeiteter Männertracht, unter dem Namen Lübek eilt die 18jährige Krüger aus Anclam, wo sie sich zur Zeit aufhielt, nach Jasnitz, weil sie von der dort stattfindenden ersten preußischen Aushebung hörte. Mit einem Transport von Freiwilligen in Colberg angekommen, muß Lübek-Krüger fleißig nähen für das dort neu errichtete Infanterie-Bataillon. Diese Beschäftigung aber mißfiel dem männlich gesinnten Mädchen; sie sprach den Wunsch aus, sich dem schwarzen Husaren-Regiment einzureihen, fand jedoch kein Gehör. Nachdem das Bataillon eingekleidet ist, lernt Auguste in Wollin exerciren. Manchmal erlahmt ihr Arm wohl unter der schweren Muskete; indeß der gute Muth stählte die schwache Kraft. Als sich Auguste Krüger heimisch und sicher fühlte in den Waffen, entdeckte sie ihrem Commandeur ihr Geschlecht; man forderte sie auf, entweder Jemand aus dem Bataillon zu heirathen und als Waschfrau mitzuziehen, oder auszuscheiden und daheim zu bleiben. Waren vorher des Freiwilligen Lübek Husaren-Wünsche nicht gerücksichtigt worden, so setzte jetzt Friederike Auguste Krüger dem Verlangen ihrer militairischen Vorgesetzten einen weiblichen Trotz entgegen. Sie beharrte bei dem Entschluß, Soldat zu sein. Schließlich wurde dem guten Vorhaben die höhere Sanction, unter der Bedingung untadelhafter Führung. Auguste Krüger wußte und hielt, was sie versprochen. Bei der ersten Begegnung mit dem Feinde (Blokade von Stettin) benahm sie sich brav, ja sie zeichnete sich bald aus.

Im Sommer 1813 kam das neu errichtete Reserve-Bataillon und mit diesem auch unsere Krüger zum Colberg'schen Regiment. Bei Dennewitz rief man Freiwillige vor zum Sturme feindlichen Geschützes; Lübek (Krüger) war der Erste, empfing eine starke Verwundung am rechten Fuß, betheiligte sich aber demohngeachtet, nach Anlegung eines Verbandes, noch an der Verfolgung des

Feindes. Mit andern Verwundeten kam Auguste Krüger nach Berlin. Ohne ihre vollständige Genesung abzuwarten, eilt sie zum Bataillon zurück, welches inzwischen nach dem holländischen Kriegsschauplatz marschirt ist. Hier und in Frankreich gab der weibliche Lübel neue Beweise von Mannesmuth, was durch Verleihung des eisernen Kreuzes, mittelst Cab.-Ordre vom 3. Juni 1814, anerkannt wurde. In der Friedens-Garnison gehörte Auguste Krüger (nach den über ihre Verdienste 1816 Seitens des Generallieutenants von Borstell veröffentlichten Mittheilungen) zu den strengsten und geachtetsten Unteroffizieren des Regiments. Oberst von Zastrow hatte sie unter ihrem wirklichen und eigentlichen Namen zu dieser Charge befördert. Auf ihr Geschlecht nahm man stets besondere Rücksicht.

Als Kaiser Alexander von Rußland Gent passirte, wurde der Unteroffizier Krüger II. von der Leib-Compagnie Colberg'schen Regiments zum Ordonnanzdienst commandirt. Der Kaiser würdigte das unerschrockene Mädchen einer gnädigen Anrede und versprach, für sie sorgen zu wollen.

1815 wieder in's Feld gerückt, benahm sich dieselbe als Mustersoldat. Am 24. Oktober 1815 ließ Prinz August von Preußen, Königliche Hoheit, dem Unteroffizier „Auguste Krüger" den Abschied ertheilen. Die höchste Achtung begleitete die anspruchlose Heldin in ihre Heimath. Der Staat gewährte eine lebenslängliche Pension, höher als gewöhnlich bemessen. In Berlin sammelte man im Januar 1816 „für die deutsche Jungfrau mit dem eisernen Kreuz" einen Brautschatz. Die eingehenden Beiträge, bei denen sich Ihre Königl. Hoh. die Frau Prinzessin Wilhelm von Preußen wesentlich betheiligte, scheinen reichlich ausgefallen zu sein; denn nach kurzer Frist war die kriegerische Mecklenburgerin die friedliche Hausfrau eines ebenfalls mit dem Eisenkreuz ausgezeichneten, preußischen Ulanen-Corporals. Vor zwölf Jahren ist sie verstorben.

Ihrem Andenken die wohl verdiente Ehre. Es wäre zu wünschen, daß der Name und die That dieses von König und Vaterland in dankbarer Anerkennung ausgezeichneten deutschen Mädchens eine dauernde Stelle in den Büchern vaterländischer Geschichte finden möge, um zu belegen die herrlichen Wirkungen edler, thatkräftiger Begeisterung, welche auch die Schwächsten und Geringsten erstarken machte in den Tagen der Heimsuchung.

Ernst Graf Lippe.

Das Genossenschaftswesen als Träger christlicher Bildung unter den arbeitenden Klassen.

(Von Prof. A. Huber.)

(Fortsetzung.)

Auf eine ausführlichere Darstellung des Wesens, der Geschichte, des gegenwärtigen Standes und der zunehmenden, fast wunderbaren Erfolge und Bewährungen des Genossenschaftswesens einzugehen ist hier nicht der Ort. Ob wir in diesen Blättern darauf zurückkommen werden, hängt nicht ganz von uns ab; jedenfalls aber können die Mittel vollgenügender Belehrung Niemandem fehlen, dem irgend ernstlich daran gelegen ist.*) Wir können und müssen uns in dieser Beziehung hier auf einige flüchtige allgemeine Andeutungen beschränken.

Was zunächst den wesentlichen Unterschied zwischen der Genossenschaft (in diesem Sinne) und den frühern Formen der Selbsthülfe der arbeitenden Klassen und die Ursache der größern Wirksamkeit der erstern betrifft, so läuft die Sache mit wenig Worten auf Folgendes hinaus. Erstlich dienen die wechselseitigen Hülfskassen aller Art nur zur Aufbewahrung der Ersparnisse des kleinen und kleinsten Mannes und zur Wiedervertheilung in bestimmten Fällen, aber ohne alle erhebliche Vermehrung dieses Capitals, zu Gunsten der Einzahler; denn auch die $3^1/_2$ Procent, welche die Sparkasse berechnet, kommen thatsächlich und namentlich als Anziehungsmittel im Bewußtsein der Sparer wenig in Betracht. Die Genossenschaft dagegen vereinigt nicht nur die eigentlichen Ersparnisse, sondern (soweit sie die Deckung der Bedürfnisse übernimmt) den ganzen Arbeitserwerb der Betheiligten, unzählige Tropfen gleichsam zu einer Wasserkraft — zu einem großen Capital. Dieses verwerthet und vermehrt sie in einem ökonomischen oder industriellen Großbetrieb und mit allen Vortheilen, die dieser an sich vor dem isolirten Zwergbetrieb hat, so daß es zu Gunsten der Einzahler nicht nur landesübliche Zinsen, sondern auch einen individuellen Antheil am Geschäftsgewinn als Dividende, sowie den Mitbesitz und Mitgenuß aller genossenschaftlichen Errungenschaften austrägt. Zweitens fehlten in jenen Anstalten die sittlichen und geistigen Hebungen und Förderungen jeder Art, namentlich auch durch gesellige und geschäftliche Beziehungen der Mitglieder unter einander und durch thätige Betheiligung an dem allzu beschränkten, gemeinsamen Geschäft fast ganz. Sie sind jedenfalls auf den engsten Kreis, das niedrigste Maaß beschränkt, wie denn z. B. bei der Sparkasse das einzige sittliche Moment die Erweckung der Sparsamkeit und damit zusammenhängender löblicher Eigenschaften ist. Und wenn zwar schon diese Früchte sehr hoch anzuschlagen sind im Vergleich zu den entgegengesetzten Fehlern, so beweist dies eben recht, wie wichtig eine weitere Ausdehnung, Steigerung und Vervielfältigung solcher Einwirkungen werden müßte. Eben diese aber kann und soll die Genossenschaft gewähren. Und wenngleich sie ihrem Beruf und ihren Mitteln nach dieser Seite bisher noch keineswegs die volle Entwicklung gegeben hat, deren sie fähig wäre, so hat schon die bisherige Erfahrung über allen Zweifel bewiesen, daß hier theils in den von wahrhaft genossenschaftlichem Geist belebten Beziehungen der Mitglieder unter einander, in der Leichtigkeit der Beschaffung von Bildungsmitteln jeder, namentlich auch geselliger Art, endlich in der activen Betheiligung der Mitglieder an den Geschäften und in allen Bedingungen des Gelingens, bei dem Jeder auf's

*) Wir können nur wiederholt auf die bekannten Schriften von Schulze-Delitzsch für das deutsche Genossenschaftswesen in Theorie und Praxis, und für das Laufende auf die Zeitschrift „Innung der Zukunft", dann für das Genossenschaftswesen im Allgemeinen und besonders in England und Frankreich auf die „Reisebriefe" und die „Concordia" (1861) von V. A. Huber verweisen, denen sich seit December 1862 eine Reihe von Artikeln in den „fliegenden Blättern" des Rauhen Hauses anschließen.

Höchste interessirt ist — daß in allen diesen Einwirkungen die Mittel einer eben so großen Verwerthung und Steigerung der *sittlichen und geistigen Kräfte der Betheiligten gegeben sind*, wie sie das genossenschaftliche Geschäft selbst für die materiellen Kräfte in den Einzahlungen aller Art bietet. Diese *allseitige* Steigerung aller Factoren der socialen und volkswirthschaftlichen Zustände der arbeitenden Klassen *kann* aber der Natur der Sache nach so hoch gehen, daß im Bereich der genossenschaftlichen Bewegung und als Ziel derselben eine *solche* Hebung des ganzen sittlichen, geistigen, leiblichen, socialen und ökonomischen *Niveaus* denkbar ist, die allen Bedingungen der allseitig wohlthätigsten und erfreulichsten Lösung dieser socialen Fragen *vollkommen* entsprechen würde — natürlich abgesehen von allen phantastisch maaßlosen Gelüsten. Was man aber über die communistisch- oder socialistisch-destruktiven Tendenzen einer solchen Entwicklung gesagt hat, beruht *besten Falls* lediglich, wo nicht auf *absichtlicher* Verzerrung, doch auf *mangelhafter* Kenntniß der Thatsachen und überflüssiger *Verwirrung der Begriffe*.

Zum Beweise aber, daß es sich hier nicht um *utopische* Phantasieen und allgemeine Weltverwandelungs- und Verbesserungsträume handelt, sondern um durchaus verständig *praktische* Möglichkeiten, deren Verwirklichung kein berechtigtes oder in der Natur der Dinge wirklich unübersteigliches Hinderniß im Wege liegt, genügt schon der flüchtigste Blick auf die Erfolge und Erfahrungen, welche die genossenschaftliche Bewegung in den drei großen Culturländern schon nach den kaum 15 Jahren ihrer Laufbahn *aufzuweisen* hat, und zwar in rasch zunehmender Proportion und in immer neuen Formen und Versuchen — jedoch immer noch weit von der vollen Verwirklichung aller in der Natur der Sache gegebenen günstigsten Möglichkeiten.

Auf diese Thatsachen näher einzugehen ist uns hier nicht verstattet und wir benutzen den uns noch freigegebenen Raum, um einige allgemeinere Momente hinsichtlich der Art und Weise, — wie — und der Faktoren, *durch* welche so große Dinge zu Stande gebracht worden sind und ferner in zunehmendem Maaße werden könnten, anzudeuten, wobei wir wie billig die besondere Stellung dieser Blätter und die hinsichtlich des socialen Charakters ihres Leserkreises vorauszusetzenden Möglichkeiten ganz besonders im Auge behalten.

Zunächst nun bedarf es kaum der Hinweisung auf die erfahrungsmäßige, und in der Natur der Dinge bedingte und theoretisch-*korrekte* Thatsache, daß die genossenschaftliche Bewegung eben wesentlich als *Selbsthülfe* ganz überwiegend zunächst und unmittelbar Sache der *Arbeiter selbst* ist und sein *muß*, worin schon eine *demokratische* Signatur gegeben ist, wenn wir (übrigens ohne alle Gefährde) die politische Terminologie auf volkswirthschaftliche Verhältnisse anwenden dürfen. Da mit wenigen Ausnahmen, worauf wir zurückkommen werden, — *keine hülfreiche Hand* von den socialen *Höhen* aus ihnen geboten wurde, so wurden die sittlich und geistig energischen, beweglicheren Elemente der arbeitenden Klassen, denen weder mit *Almosen* noch mit *bloßer Erbauung* gedient war, die sie allenfalls gefunden hätten, unmittelbar auf den Weg der genossenschaftlichen Selbsthülfe im strengsten Sinne *gedrängt*, wobei ihnen jedoch allerdings Rath und Leitung einzelner wahrer Volksfreunde aus den gebildeten Ständen mehrfach wirksam zur Seite stand. Ja, die erste Entdeckung oder Erfindung des genossenschaftlichen Princips gebührt unstreitig Männern wie *Rob. Owen* in England und andern ähnlicher Art anderwärts, deren Verdienst indessen gar sehr durch die Beimischung absurder und destruktiver Theoreme oder Tendenzen beschränkt wird, welche die genossenschaftliche Praxis, der *gesundere Sinn der Arbeiter* und die *Macht der realen Verhältnisse* wie die Bedingung des *Gelingens* indessen bald genug wieder auszuscheiden vermochte. Je geringer nun aber von vorne herein die, in den Händen der, meist durch dringende Noth zu solcher Selbsthülfe getriebenen, Arbeiter, verfügbaren Mittel, oft die letzten ärmlichen Sparpfennige waren — je größer die Schwierigkeiten, zum Theil Feindseligkeiten, die ihnen von allen Seiten entgegentraten — je unscheinbarer und oft bis zur Tragikomik dürftig die Anfänge gewesen, desto *entscheidender* sind die wunderbaren *Erfolge* grade dieses ausschließlich von *Arbeitern* und *für Arbeiter* ausgehenden Hauptstroms des neueren Genossenschaftswesens als Beweise für die Gesundheit, Kraft und Fruchtbarkeit und darin liegende hohe und wohlthätige Bedeutung der *Sache* und des *Princips*. In dieser Beziehung mögen hier einige Hauptzahlen der genossenschaftlichen Statistik Raum und hoffentlich *ernste* Beachtung finden. Die Zahl der durchaus *selbstständigen* Arbeiter- und Handwerker-Genossenschaften beträgt gegenwärtig in England, Frankreich und Deutschland etwa 1700 mit etwa 350,000 Mitgliedern (meist Familienväter) einem Betriebs-Capital von 80 Millionen, einem Umsatz von etwa 125 Millionen und einem Reingewinn über $1^1/_2$ Millionen. Die bei weitem größte Zahl derselben ist in den letzten *zehn* Jahren entstanden, und die meisten haben gewissermaaßen mit *Nichts*, oder *fast* Nichts angefangen. Hand in Hand mit dieser Hebung ihrer ganzen materiellen Lagen, geht aber auch mehr oder weniger eine Hebung der *sittlichen* und *geistigen* Lebenshaltung. Das Alles ohne materielle Hülfe, ohne *Opfer* von irgend *einer* Seite, *nur* durch genossenschaftliche Verwerthung der Ersparnisse der Mitglieder oder der auf den genossenschaftlichen Gesammtkredit verzinslich aufgenommenen Capitalien! Konnte man nun früher auch bei voller Anerkennung der erfreulichen Bedeutung dieser Thatsachen ein schließliches Urtheil bis dahin aussetzen, wo sich die Sache in einer jener Katastrophen und Krisen bewährt hätte, welche einen so verderblichen Einfluß auf die mit der großen Industrie zusammenhängenden Zustände ausüben, so ist nun durch die alle Erwartungen weit übertreffende *Bewährung* des *englischen Genossenschaftswesens* in der großen und beispiellosen *Baumwollennoth* auch dieses Bedenken für jeden Sachkundigen und Unbefangenen *erledigt*. Grade in den von jener furchtbaren Ueberschwemmung plötzlicher Arbeitslosigkeit am *härtesten* betroffenen Gegenden ist die Zuversicht, daß, wie bisher so auch fortan, die Bewegung eine in rascher Progression *steigende* bleiben — ja, mehr und mehr werden dürfte, am *größten*.

So groß und mannigfaltig ersprießlich nun auch diese bisherige Hauptströmung der genossenschaftlichen Entwicklung ist, so darf darüber doch eine andere, gleichsam untere und Nebenströmung nicht übersehen werden, deren Zukunft jedenfalls mit einer ebenso großen, wo nicht größeren Bedeutung wenigstens möglich ist, wenngleich Fehler und Thorheit von allen Seiten ihre Verwirklichung verhindern kann. Hier müssen wir nun zunächst auf die Verhältnisse und Zustände zurückgehen, die sich in Folge der atomistischen Auflösung der mittelalterlichen Bindungen besonders auf dem Gebiet der großen Industrie und zwischen dem producirenden Groß-Capital und den von ihm abhängigen Arbeitern gebildet haben. Ohne nun auf nur allzu bekannte Thatsachen näher einzugehen, ist hier von vorne herein zuzugeben, daß in diesen, den größten Theil der Masse der Fabrikarbeiter umfassenden Zuständen, die tiefsten Schattenseiten, sowohl materielle als geistige Verkommenheit, bei weitem überwiegen in allen Folgen einer Vereinigung der Gegensätze zuchtloser Freiheit und maaßloser Tyrannei in der Ausbeutung der hülflos freien Atome der Arbeit. Solche Resultate erscheinen aber namentlich in den unzähligen Fällen in ihrer zurückstoßendsten, empörendsten Gestalt und Art, wo ihnen bestimmte Beziehungen einer großen Zahl von Arbeitern zu einem Arbeitsherrn zu Grunde liegen.

So ist es denn nicht eben zu verwundern, daß man in diesen Verhältnissen nicht nur überhaupt das Wesen — von der Verzerrung, die besseren, helleren Möglichkeiten und Ausnahmen — von der tief dunklen Wirklichkeit der Regel zu unterscheiden vergißt, sondern man übersieht meistens ganz den Ansatz und Keim um den in der Natur der Dinge gegebenen Beruf zu gesunder Organisation, der in den Beziehungen des Arbeitsherrn zu einer größeren Zahl von Arbeitern, namentlich auch auf dem Gebiet des Fabrikwesens, liegt.

Die leider auf diesem Gebiet, sowie, in etwas anderen Formen, bei der Masse der ländlichen und der meisten nicht handwerksmäßigen städtischen Lohnarbeiter, vorherrschenden Zustände würden aber auf diesem Wege, ohne sehr tiefgreifende Reform, fortschreitend ohne Zweifel zu einem neuen massenhaften Helotismus führen, der — auch wenn dessen und sehr unwahrscheinlichen Falles der rohesten leiblichen Noth dadurch vorgebeugt würde — doch ohne weiteres und unbedingt als ein mit christlicher Bildung völlig unerträglicher Zustand unbedingt und um jeden Preis zu vermeiden ist. Wo die tieferen Schatten liegen: in der theilweisen Wirklichkeit und den schlimmsten Möglichkeiten dieser modernen Arbeiterzustände und deren Uebergängen zu dem eigentlichen Proletariat und Pauperismus, oder in den Zuständen der älteren Leibeigenschaft der weißen Race oder in der Sklaverei der schwarzen Race — darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Daß aber die schwere Verantwortung für solche Nachtseiten unchristlicher Barbarei der Gegenwart, auf diesem Gebiet und deren möglicher Steigerung in der Zukunft noch weit mehr auf Seiten der Arbeitsherren zu Stadt und Land, in Fabrik und Landbau als auf jener der Arbeiter zu suchen, liegt schon in der Natur der Sache, welche die Macht und Mittel der Entscheidung mit der Pflicht der ersprießlichen Verwendung verbindet. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Harems-Fest.

(Schluß.)

Ich habe vergessen, eine süße weiße Suppe zu erwähnen, die mitten inne bei dem Souper erschien, sie war recht gut; es schwammen allerlei klein geschnittene Dinge darin und man sagte mir, diese Suppe sei aus allen Getreidesorten, namentlich aus Mais, bereitet und die darin schwimmenden Körper seien Mandeln, Pistazien und dergl. Die Speisen am Rande des Tisches blieben unberührt; ich habe nur eine kleine überaus zierliche Schüssel untersucht und fand darin eine Art Gurkensalat, mit saurer Sahne angemacht, oder viel saure Sahne mit Gurkenschnitzelchen, aber das Ganze schmeckte recht angenehm. Das Beste bei dieser Speisung war das herrliche Eiswasser, ich habe mich an seiner köstlichen Frische erquickt und ließ mir immer neue Becher reichen. Meine Bedienung war ganz eigenthümlicher Art. Stets hinter meinem Stuhle postirt war eine Sclavin mit sanftem, hübschem Gesicht. Ihr Wohlwollen hatte ich mir bei meinem ersten Besuch gewonnen. Als sie mir die dritte Pfeife brachte, die ich sehr feierlich annahm, obwohl ich keine meiner Pfeifen regelrecht geraucht hatte, wollte sie ihr Lächeln unter einer ehrfurchtsvollen Verbeugung verbergen, ich kam ihr jedoch mit Lachen zuvor. Nun konnte sie ihrerseits im Lachen nicht zurückhalten und die Prinzessin sowie der ganze Kreis brachen in fröhliches Gelächter aus. Diese kleine Sclavin hatte mich bald erkannt und stand wie festgebannt hinter meinem Stuhl, zu meinem Dienst bereit; jedes Mal, wenn ich aufsah, begegneten meine Blicke ihrem freundlichen Lächeln.

In fliegender Eile waren die Tische beseitigt und man nahm auf den Divans Platz oder wandelte in Unterhaltung auf und nieder. Die Musik begann widerum. Sie wurde von häßlichen Sclavinnen ausgeführt, deren braune Gesichter keinen angenehmen Ausdruck haben. Diese Musik läßt sich nicht beschreiben, sie mißfällt beim ersten Hören und erscheint eintönig, aber ich glaube, man kann sich daran gewöhnen, sie schön zu finden. Es ist in dem gleichförmigen Wogen und Wallen der Töne viel Anregendes. Ernst ist freilich nicht darin, sondern nur ein Tändeln, aber jedenfalls macht sie den Haremsbewohnerinnen die trägen Stunden rasch und unmerklich verfließen und auf diese Weise ihr Leben erträglich. Auch Tänze wurden ausgeführt, aber es waren jene unschönen arabischen Tänze, die ich nicht beschreiben mag. Die Macht der Gewohnheit thut viel, ich bemerkte zu meinem Bedauern, daß sie mir nicht mehr so unangenehm auffielen, wie das erste Mal, als ich sie sah.

Alles war jetzt in gespannter Erwartung der Braut. Nach langem Harren unsererseits erschien sie. Langsam stieg sie die Freitreppe hinab unter Musik, in ihrem Gefolge zahlreiche Sclavinnen, Lichter tragend. Während sie so nahte, breitete man vor dem Sitze der Prinzessin die Hochzeitsgeschenke aus. Es waren ein blau und silberner Kleiderstoff, ein ebensolcher von rosa Farbe mit

Gold und 6 bis 8 kostbare Kaschmirshawls. Eine Sclavin trug im Arm noch mehrere Shawls, die man nicht mehr ausbreitete, denn die Braut nahte, trat auf diese Herrlichkeiten und kniete vor der Vice-Königin nieder. Die Herrin griff in ihre Westentasche und nahm kleine Goldmünzen heraus, von denen sie einige der Sclavin, freundlich lachend, in's Gesicht warf, andere über die Knieende hinweg. Nachdem ihr diese ehrerbietig die Hand geküßt hatte, erhob sie sich und trat einige Schritte zurück. Die Prinzessin ließ nun auch den kleinen Tussun, den sie an ihrer Seite hatte, in jene Goldtasche greifen, und mit großem Eifer warf das Kind mit ihr um die Wette die Goldmünzen der Sklavin entgegen auf den Teppich. Alle anwesenden Sclavinnen, namentlich die Kinder, suchten die Münzen begierig auf und schienen damit zu spielen, denn viele von ihnen klebten sich Münzen auf die Stirn Auch elegante Europäerinnen thaten dies. Während dieses Spiels gewann ich Muße, die Braut zu betrachten. Sie war nicht schön, aber durchaus nicht häßlich zu nennen, nur sah sie sehr verweint und traurig aus und wagte nicht die Augen aufzuschlagen. Man sagte mir, diese traurige Miene sei ihr durch die Etikette geboten, innerlich soll jede Sclavin, die den Harem verläßt und Herrin wird statt Dienerin, sehr vergnügt sein. Ihre Kleidung war ungemein reich. Sie trug weiße Pantalons von schwerer Seide, geschmackvoll und glänzend mit Gold gestickt. Die Taille umschloß weiße Seide ohne Stickerei, ein kostbares Bouquet von Brillanten zierte die Brust, vom Kopfe herab hingen auf beiden Seiten lange goldbefranzte Enden und vom Hinterkopf viel drap d'or, schleierartig, in langer Schleppe zur Erde. Auf dem Kopf endlich trug sie einen schwer lastenden Kranz strahlender Brillanten. Um den Schmuck zu vollenden, waren ihr an Kinn und Wange, gleich Schönheitspflästerchen, zwei Diamanten festgeklebt. Mich interessirte zu wissen, ob diese Last von Steinen ihr Eigenthum sei. Die Damen, welche ich fragte, glaubten, daß sie theilweise Geschenke reicher Türkinnen, theilweise auch üblicher Brautschmuck im Harem sei. Die Arme entfernte sich langsam und feierlich, wie sie gekommen, das Gehen schien ihr in ihrer Gewandung sehr sauer zu werden.

Wiederum überließ man sich der Unterhaltung und ich hatte mich eben mit einigen deutschen Damen etwas gesondert von der Menge in traulichem Gespräch über die Sitten des Harems niedergelassen, da trat ein guter Engel in Gestalt der Frau T. zu mir und theilte mir mit, die Sache würde bis 4 Uhr dauern, es sei schon Mitternacht vorüber und sie stehe im Begriff, sich à la française zu empfehlen. Die Aufforderung mit ihr zu verschwinden, mochte ich, obwohl ich keine Müdigkeit spürte, nicht verschmähen. Wir entschlüpften in die Garderobe und erhielten durch die französische Kammerjungfer unsere Sachen zurück. Letztere trug schwere himmelblaue Seide von türkischen Kanten garnirt, mit zierlicher Jäckchentaille, sehr geschmackvoll gearbeitet.

Husch! waren wir im Freien und, mit einem Satz im Wagen, auf der Heimfahrt begriffen.

Literarisches.

Wichtiges genealogisches Werk.

Neben vielem Unerfreulichen, ist es ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in weiten Kreisen der Sinn und das Interesse für Geschichte, insbesondere für Familien-Geschichte, entschieden zugenommen hat. Von einer nicht geringen Zahl von Geschlechtern sind in neuerer Zeit auf Urkunden gegründete und unhistorischer Fabeln entkleidete Monographieen bereits erschienen, oder doch in der Ausarbeitung begriffen; weit größer aber noch ist die Zahl derjenigen Familien, in denen sich der Wunsch regt, eine Geschichte ihres Geschlechts zu besitzen. Indessen weiß Jeder, der sich damit beschäftigt hat, wie schwierig es ist, sich die erforderlichen Nachrichten in irgend erschöpfender Weise zu verschaffen. Weniger groß sind diese Schwierigkeiten für die ältere Zeit, bis in's 15. und 16. Jahrhundert. Hier helfen die gedruckten Urkunden-Sammlungen aus, z. B. liegt für die Mark Brandenburg in Riedel's Codex diplomat. Brandenb. das gesammte Material ziemlich vollständig vor. Für die spätere ist — da die betreffenden Familien-Archive leider mehrentheils sehr unvollständig zu sein pflegen — der Freund genealogischer Forschungen hauptsächlich auf die öffentlichen Archive angewiesen, deren Benutzung, der Natur der Sache nach, nicht für Jeden zugänglich, für Alle aber zeitraubend und mühevoll ist. An umfassenden genealogischen Quellenwerken aus diesem Zeitraum fehlt es fast gänzlich.

Diesem Mangel nun wird, in einer sehr wesentlichen Beziehung, ein Werk des in seinem Fache überaus thätigen und verdienstvollen Königlichen Provinzial-Archivars v. Mülverstedt zu Magdeburg abhelfen, das eben erschienen ist. Es ist dies eine Sammlung von Leibgedings- und Ehestiftungs-Briefen von Mitgliedern der Ritterschaft in den Provinzen Brandenburg, Sachsen, Pommern und Preußen vom 15. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Sammlung, welche aus mehr als 6000 Nummern bestehen wird, giebt — neben der Quelle, woraus die betreffende Urkunde entnommen ist, — die Namen der Ehestiftung und der landesherrlichen Konfirmation, den Betrag des Ehegeldes u. s. w. Freunde genealogischer Studien erhalten daher durch dies Werk für ihre Forschungen ein reiches Material, das ihnen bisher theils gänzlich unbekannt, theils nur mit großer Mühe zugänglich war. — Für manche Leser dieses Blattes wird deshalb die Mittheilung von Interesse sein, daß der Herausgeber des Werkes Subscriptionen (zu 1 Thlr. 7½ Sgr. für das Exemplar) annimmt. v. Kröcher.

Für die Armen-Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind bis zum 10. April ferner eingegangen: Vom Freih. B. v. Z.-N. zu Görlitz 2 Thlr. Von v. H. zu Hofgeismar 2 Thlr. Von v. B. auf Gr.-Janth 2 Thlr. Von v. B. zu Berlin 1 Thlr. Vom Freiherrn v. W. zu Essigen 2 Thlr. Von L. v. H. zu Wien 5 Thlr. Von v. N. zu Neidenburg 1 Thlr. Von v. S.-D. zu Dessau 2 Thlr. Von v. d. G. zu Paln. Lisso 2 Thlr. Von v. B.-B. 3 Thlr. Vom Grafen E. zu St.-W. 2 Thlr. Vom Grafen v. S. u. C. auf Hansdorf 5 Thlr. Von v. N. zu Sorau 2 Thlr. Vom Grafen C. v. S. 5 Thlr. Von v. R.-W. 2 Thlr. Vom Freih. H. v. G. 1 Thlr. Von v. P.-P. 2 Thlr. Vom Freih. v. B. auf Neucken 2 Thlr. Von v. B. zu Berlin 2 Thlr. Von U. v. A. 2 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Gaben 68 Thlr.

Herrlich.

Ueber das für das Krankenhaus in Beirut eingegangene Verbandleinen wird in der nächsten Nummer dieses Blattes quittirt werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redacteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 17. Berlin, den 22. April 1863. **Nr. 17.**

Berichtigung.

In Folge eines Versehens ist in der in Nr. 13 dieses Blattes vom 25. v. M. abgedruckten Liste neu ernannter Ehrenritter des Johanniter-Ordens, zwischen dem Königlich Sächsischen Legations-Secretair von Lindenau und dem K. K. Oesterreichischen Rittmeister i. d. A. von Hader: **der K. K. Oesterreichische Rittmeister i. d. A. Moritz Freiherr Taets von Amerongen, auf Klusterbrunn bei St. Pölten in Oesterreich,** ausgelassen worden, was hierdurch zur Berichtigung der qu. Liste bekannt gemacht wird. Die Red.

1. Hans Constantin Freiherr von Zwierlein, Herzoglich Nassauischer Wirklicher Geheimer Rath, Kammerherr und Gesandter am Großherzoglich-Hessischen Hofe, erbliches Mitglied der ersten Ständekammer des Herzogthums Nassau. Ehrenritter seit 1838. † 1. April 1863 zu Geisenheim im Rheingau.

2. August Friedrich von Holstein, Kammerherr. Ehrenritter seit 1857. † zu Carlstein in d. Neumark 7. April 1863.

Haltet fest im Glauben; seid friedlich und liebet Euch unter einander.

Im Juni des verflossenen Jahres ist zu Birmingham das Denkmal eines Mannes eingeweiht worden, der weder ein hochgestellter Staatsbeamter, noch eine Koryphäe der Wissenschaft oder Kunst war: Joseph Sturge. Er gehörte sogar seiner Bildung nach nicht einmal in die mittleren Schichten der bürgerlichen Gesellschaft. Ohne geistreich oder beredt zu sein, war er mehr als Dies — ein guter Mensch.

Hätte jener schlichte Quäker bei Lebzeiten ahnen können, daß man ihm ein (mit dem Postament) 24 Fuß hohes Standbild errichten würde, er hätte mit größter Entschiedenheit solche Ehre abgelehnt. Nicht Glanz, nicht Genialität zeichneten ihn aus, wohl aber ist er Vielen überlegen gewesen in fester Ueberzeugungstreue und in leidenschaftlichem Pflichtgefühl für den Dienst der Wahrheit, des Rechts und der sittlichen Freiheit. Sturge war fest, stark, groß im Glauben. Aus diesem Quell schöpfte der ursprünglich Verlegene, Aengstliche und Bescheidene Muth und Thatkraft. Mit derselben Unbefangenheit, die ihm zu eigen, wenn er am Krankenbett saß oder einem armen Neger die Bruderhand reichte, trat der einfache Mann, in grobtuchner Tracht, mit breitkrämpigem niedern Hut und nägelbeschlagenen Schuhen, vor die Großen der Erde. Alles was er besaß und vermochte, widmete er seiner guten Sache. Sein Streben galt dem Wohl der Menschheit. Doch es waren nicht ferne Ziele, welche von ihm verfolgt wurden; dem Naheliegenden und Nächsten wendete er sich zu in Einfachheit und Unermüdlichkeit, mit praktischem Sinn und ächt altpuritanischem Eifer.

Aus dem Sohn eines gewöhnlichen Handwerkers wurde durch Fleiß und Genügsamkeit in kurzer Zeit ein wohlhabender, später ein reicher Mann. Das Sprüchwort: „Charity begins at home“ bewahrheitete sich sichtlich an Joseph Sturge. So lange dessen Wohlthun sich in engen Grenzen bewegte, blieb er unbekannt. Nachdem Sturge reich geworden und seine Menschenfreundlichkeit sich auf die Negersklaven ausdehnte, hörte die Welt von ihm. — Er war kein Mann des Worts, sondern ein Mann der That. Kurz entschlossen macht er sich auf nach West-Indien, reist von Plantage zu Plantage, von Dorf zu Dorf, von Insel zu Insel, um selbst zu sehen und zu helfen. Was von ihm an Ort und Stelle nicht geändert werden konnte, gab für den Heimgekehrten und seine Freunde Anlaß zu weiteren Schritten. Sturge's Enthüllungen verbreiteten ein grelles Licht über die vermeintliche Freiheit geknechteter Menschen. Sturge's Wirken erweiterte sich durch die Mitarbeiterschaft Georg Thompson's und Lord Brougham's. Alle Bestrebungen für wahres Menschenwohl fanden in Sturge einen Förderer. Gefallene zu heben, Irrende zurückzuführen, Ungebildete zu belehren, Unglückliche zu trösten, Unterdrückte zu befreien, den Armen Brod und Arbeit zu geben, — dies war Sturge's Lebensaufgabe. Dabei standen ihm ehrgeizige Motive (die so oft Andere reizen) ganz fern, — öffentliche Anerkennung, Popularität, Ansehen. Sturge ärndtete für eine im Interesse des Weltfriedens unternommene Reise nach Petersburg und für seine Audienz im dortigen Winterpalast (vor dem

Krimkriege) im Vaterlande schneidenden Hohn. Da Sturge einen Widerwillen hegte gegen Subscriptionslisten, läßt sich nicht einmal annähernd berechnen, wie groß dieses mildthätigen Mannes Spenden gewesen sein mögen. Die Linke durfte nicht wissen, was die Rechte gab. Zur Gründung des Morning-Star (Blattes) widmete Sturge 15,000 Pfund; sie sind bis auf den letzten Schilling verwendet worden.

Die Bildsäule, welche man dem wohlverdienten Manne gesetzt hat, ist die Arbeit eines durch dessen Unterstützung herangebildeten Künstlers. Sie wird manchem Pilger als ein Wahrzeichen der Friedfertigkeit und Nächstenliebe gelten und Allen Denen ein Wallfahrtsort sein, die sich stärken wollen im Glauben.

(Nach einem Bericht in der Augsbg. Allgem. Ztg.)

Ernst Graf Lippe.

Das Genossenschaftswesen als Träger christlicher Bildung unter den arbeitenden Klassen.

(Von Prof. A. Huber.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Außerdem aber findet der Mißbrauch oder Nichtgebrauch seine Verdammung schon in den, glücklicherweise immer zahlreicher hervortretenden Beispielen des weisen und wohlwollenden Gebrauchs mit den erfreulichsten Früchten für alle Betheiligten. Je deutlicher und häufiger die Beispiele hervortreten, in denen sich die Idee (wenn man so sagen darf) — die besten Möglichkeiten und der nach göttlicher Führung verordnete Beruf des Verhältnisses eines großen Arbeitsherrn zu seinen Arbeitern mehr oder weniger annähernd verwirklichen, desto weniger werden die nur noch allzuhäufigen Fälle der scheußlichsten Verzerrung und Verkehrung dieser Idee und die noch immer die Regel bildende, niedrigste und lässigste Auffassung dieses Berufs eine Entschuldigung in bloßer Gedankenlosigkeit oder Unwissenheit finden. In der nach allgemeinen Erfahrungen menschlicher Dinge nicht allzu kühnen Hoffnung, daß das gute Beispiele Einzelner, der Vorgang auf dem rechten Wege allmälig seine Wirkung in immer weiteren Kreisen und immer steigender Kraft nicht verfehlen wird — mit andern Worten: in dem Vertrauen auf die Macht der Wahrheit in gelungener und allseitig ersprießlicher That liegt eine der sichersten Bürgschaften für eine bessere Zukunft auf diesem wichtigsten Gebiet der socialen Fragen.*)

Diese ganze Seite der Sache ist aber besonders in zwiefacher Beziehung von so großer Wichtigkeit, daß wir nicht umhin können, hier — sogar der späteren Erörterung über das Wesen der Genossenschaft vorgreifend, — noch länger dabei zu verweilen.

Zunächst nämlich ist hervorzuheben, daß die volle Entwicklung der in jenem Verhältniß zwischen dem modernen Groß-Arbeitsherrn und seinen Arbeitern liegenden Momente einer nachhaltigen Reform der gegenwärtigen socialen Uebel und Gefahren dieser Zustände nur in der Aufnahme und Anwendung des genossenschaftlichen Princips zu erlangen ist, und zwar in jener Form, welche man (in Ermangelung eines bessern) mit dem Ausdruck der latenten Genossenschaft zu bezeichnen pflegt. Man könnte sie aber auch als die bedingte, oder aristokratische, oder monarchische bezeichnen, im Gegensatz zu der reinen demokratisch-selbstständigen Genossenschaft, insofern bei ihr die Initiative, der organisch-geschäftliche und -leitende Mittelpunkt und das Hauptanlage- und Betriebs-Capital nicht von der Masse der betheiligten Arbeiter ausgeht und gesetzt wird, sondern von dem Arbeitsherrn, also einer, im weitern Sinne nach der socialen Stellung, aristokratischen und innerhalb des genossenschaftlichen Kreises im Verhältniß zu der demokratischen Masse, monarchischen Kraft. Diese Initiative, dieses Centrum, einmal gegeben, weisen denn die weiteren Operationen alle die Erscheinungen auf, in denen das Wesen der Genossenschaft besteht, und worauf wir gleich zurückkommen werden. Die erfahrungsmäßig unermeßlichen Möglichkeiten der Hebung und Förderung des ganzen socialen, wirthschaftlichen, geistigen und sittlichen Niveaus der betheiligten Arbeiter sind unter beiden Voraussetzungen dieselben — ja, die latente Genossenschaft bietet in mancher Hinsicht weniger Schwierigkeiten der Ausführung.

Der zweite Hauptpunkt, den wir hier hervorheben müssen, ist nun aber eben jener im weiteren Sinn aristokratische Charakter der latenten Genossenschaft; dessen Bedeutung ist aber um so größer, da der Beruf zu einer solchen Wirksamkeit keineswegs an das Verhältniß zwischen dem Arbeitsherrn und seinen Arbeitern ausschließlich gebunden ist, sondern das freieste und weiteste sociale Arbeitsfeld für jede wesentlich aristokratische Kraft, sowohl individuelle als corporative beanspruchen kann. Nicht nur ist die Anwendung des genossenschaftlichen Princips eine so mannigfaltige, daß in der Regel einer solchen subsidiarischen Intervention im Sinne der latenten Genossenschaft, überall, wo der zunächst berufene Arbeitsherr seinen Beruf versäumt, in diesen bestimmten Kreisen kein berechtigtes Bedenken entgegensteht, sondern es handelt sich hier auch hauptsächlich um viele hunderttausende von Fällen, wo der Arbeiter gar nicht in einem solchen bestimmten Arbeitsverhältniß steht. Im Allgemeinen liegt nun bei einigermaaßen klarem Blick und höherem Berufssinn — ja, wenn wir so sagen dürfen, bei auch nur nicht ganz abgestumpftem Standesinstinkt auf der Hand, welches weite Feld wahrhaft aristokratischer Thaten socialer Rettung sich hier eröffnet. Auf weitere Erörterung im Einzelnen müssen wir aber hier gänzlich verzichten, und finden nur noch Raum zu einer ganz allgemeinen Bemerkung. Je größeren Werth wir auf eine wahre, ächte, lebensfähige Aristokratie als unerläßlichen socialen Faktor gesunder Entwicklung des nationalen Lebens legen, desto dringender scheint es uns, daß alle noch vorhandenen aristokratischen Elemente, namentlich aber diejenigen, welche sich einer alten historischen Grundlage rühmen können, mehr als bisher leider der Fall war, erkennen mögen, wie wenig Bürgschaften für die Zukunft ihnen selbst und dem Gemeinwesen irgend welche anderweitigen (formalen,

*) Wer etwa wähnen oder Andere glauben lassen möchte, es handle sich in alle Dem nur von Fabrikarbeitern und Fabrikherren, den verweisen wir statt unzähliger anderer Zeugnisse nur auf die Darstellung der Zustände der Tagelöhner auf den großen norddeutschen Gütern in der Evang. Kirchenzeitung vom December 1862, deren Zeugniß gewiß Niemand als ein liberal oder demokratisch verdächtiges zurückweisen wird.

politischen, rechtlichen) Elemente einer privilegirten und exceptionellen Stellung geben können, wenn sie nicht die realen, volkswirthschaftlich-socialen, geistigen, sittlichen und materiellen Kräfte und Mittel, die sie mit allen andern Volksgenossen gemein haben, in vollstem Maaße und wahrhaft aristokratisch-gemeinnützigen Sinne zu verwerthen wissen. Zunächst fallen hier begreiflich die materiellen Momente des Besitzes in's Gewicht; aber deren Verwerthung wird durch geistige und sittliche Kräfte bedingt, welche dann auch ohne eine solche äußere Ausstattung, begünstigt durch die socialen Vortheile aristokratischer Beziehungen, eine mehr oder weniger bedeutende aristokratische Stellung und Beruf zu schaffen vermögen. Die formell in jeder Beziehung am höchsten begünstigte hocharistokratische Position bis zur mediatisirten Standesherrschaft hinaus dürfte ohne die vollste Verwerthung jeden realen Besitzes in jenem Sinne schwerlich eine nachhaltige Bedeutung in unserem öffentlichen Leben sichern, während derselbe Besitz bei solcher Verwerthung und entsprechender, sittlicher und geistiger Ausstattung eine wahrhaft zeitgemäße, aristokratische Stellung von größerer realer Bedeutung zu schaffen vermag, als jene älteren Grundlagen sie zu geben vermochten. Ja, die hauptsächlichste Bedeutung geretteter oder neuerworbener aristokratischer Privilegien dürfte darin bestehen, daß sie der Gründung einer solchen neuen Aristokratie mannigfach förderlich sein könnte — wie etwa eine Verschanzung, die so sich dem Angriff der modernen Kriegskunst nicht gewachsen wäre, doch dazu dienen könnte, die Aufführung neuer und haltbarer Werke zu Schutz und Trutz zu fördern und zu decken. Was aber die von vorne herein der besitzlichen Grundlage entbehrenden Elemente der älteren Aristokratie betrifft, also namentlich z. B. die jüngeren Söhne, deren ganze Stellung schon seit Jahrhunderten in allen Culturländern eine so schwierige, ja bedenkliche und so leicht in's Unwürdige sich verlaufende war („younger sons to younger brothers" spielen schon bei Shakespeare eine traurige Rolle) — so erwäge man doch, daß schon jetzt der Staatsdienst und wahrscheinlich bald auch der Kriegsdienst nur in sehr beschränktem Maaße eine Versorgung, eine Stellung für sie bietet, so daß die Frage: „wohin sollen sie sich vor der Alternative der kläglichen Art des Proletarismus flüchten?" immer dringender hervortritt. Wenn wir nun eben in dem socialen Arbeitsgebiet und hier wieder in der, ohne allen Vergleich fruchtbarsten Form des Genossenschaftswesens und seiner Ausdehnung auf innere und äußere Colonisation einen solchen eben so wahrhaft aristokratischen als patriotischen Ausweg und Wirkungskreis zur Lösung dieser Frage erkennen, so wollen wir uns, da zu weiteren Ausführungen hier unbedingt nicht der Ort ist, nur noch darauf hinweisen, daß jedenfalls das Zeugniß der Geschichte des Adels in den ruhmvollsten und erfolgreichsten Vorgängen durchaus auf unserer Seite steht. In der That handelt es sich um weiter nichts, als um eine wahrhaft zeitgemäße Nachfolge auf dem Wege, den im Mittelalter der deutsche Adel in der Germanisirung und Christianisirung des slavischen Nordosten, im 16. und 17. Jahrhundert der spanische und englische Adel in der Colonisation der neuen Welt betreten.

Und auch in unseren Tagen haben wir in der aristokratischen Colonisation in Texas ein gewandtes Streben gesehen, dessen Mißlingen sehr viel gegen die Art der Ausführung und die Befähigung der Personen, vielleicht auch die Wahl des Orts, aber gar nichts gegen die zum Grunde liegende Auffassung des aristokratischen Berufs beweist.

Daß dabei nicht bloß an individuelle, sondern auch an corporative Thätigkeit zu denken —, daß auch eine Verstärkung der, im engeren und älteren formalen Sinne, aristokratischen Arbeitskräfte durch Zufluß der thatsächlichen Aristokratie der Neuzeit in ihren wahlverwandten Elementen nicht ausgeschlossen, bedarf hier keiner weitern Ausführung. Hier aber, wie bei dem demokratisch selbstständigen Genossenschaftswesen, wenn auch nicht in dem Umfange, oder doch (der vorigen Natur der Sache nach) nicht so bestimmt nachweislich, fehlt es keineswegs an Erfahrungen und Erfolgen, welche völlig hinreichen, die Sache an sich als eine solche zu bewähren, verständiger und nüchterner Weise die Verwirklichung unermeßlich wohlthätiger und bedeutender Möglichkeiten zu erwarten und im Wesentlichen über die richtige Bahn keinen Zweifel zu lassen. Daß solche Anfänge auf dieser Bahn der sogenannten latenten Association bisher fast nur auf dem Gebiet der Fabrik-Industrie, und von den wenigen würdigern Vertretern der dort wurzelnden modernsten Aristokratie ausgegangen sind, darf nur als ein neuer Stachel zur Anregung der massenhaft brachliegenden Kräfte der ältern Aristokratie dienen. Wollte man aber etwa den Mangel an verfügbaren aristokratischen Geldmitteln gegen die Möglichkeit der Verwirklichung dieser Ideen anführen, so beweist das nur, wie tief die Gewohnheit gewurzelt ist, bei jeder Verbesserung der Zustände der unteren Klassen an große Geldopfer als erste und letzte Bedingung zu denken, wo denn die wirkliche oder vorgebliche Unzulänglichkeit der eigenen Mittel hinreichen soll, um alle weitern Zumuthungen abzuweisen. Wir wollen nun gar nicht einmal untersuchen, ob und wie weit — englischer Zustände zu geschweigen — auch der continentale, der deutsche, der preußische Adel bei einer andern und wahrhaft standesmäßigeren Verwendung eines Theiles seiner Mittel, als die von der standesmäßigen Routine, von Sitte oder Unsitte der guten Gesellschaft, gebotene zu sein scheint, doch ein ganz ansehnliches Gewicht in jene sociale Waagschalen werfen könnte. Wir wollen nur erinnern, daß es sich in allen jenen Dingen durchaus nicht um Opfer handelt — nicht einen Hellers werth, sondern lediglich um verzinsliche und sonst fruchtbare Capitalanlage. Wo aber das eigene Capital fehlt, da tritt der Credit ein, welcher der Genossenschaft nicht fehlen kann, wenn sie irgend solide betrieben wird, also auch nicht Denen, welche gleichsam als die Unternehmer der Genossenschaft auftreten. Bedenkt man, daß die deutschen Genossenschaften, deren Mitglieder großentheils dem kleinen Handwerkerstande angehören, einen fast unbegränzten Credit (nach dem Maaß ihres Bedürfnisses) finden, so wird man nicht daran verzweifeln dürfen, auch für solche aristokratische Unternehmer den nöthigen Credit zu finden.

Daß es mit dem Gelde allein nicht gethan ist, daß

auch ein Betriebs-Capital sittlicher und geistiger Kräfte einzusetzen — der Zeit nicht zu gedenken —, das versteht sich freilich von selbst, aber auch hier kann man nur dann ein Opfer und darin eine Schwächung finden, wenn man für die Zinsen und Errungenschaften sittlicher, geistiger und socialer Art kein Verständniß hat, welche hier in Aussicht stehen; zunächst allerdings für die Herstellung und Befestigung einer wirklich haltbaren Stellung, einer wirklich lebensfähigen Aristokratie in und zum Volksleben. Aber auch für das ganze Gemeinwesen ist der Gewinn bei einer irgend umfassenden Hebung und Heilung der Art in den unteren und vorzugsweise an socialen Uebeln leidenden Volksschichten, auch abgesehen von manchen tiefer liegenden Momenten, in seinen handgreiflichsten Früchten so mannigfaltig und groß, daß jedes auf diesem Felde ausgestreute Saamenkorn eines reichen Ertrages sicher sein kann. Wenn also dieses Feld auch ferner, wie bisher von Seiten der conservativen und namentlich der aristokratischen Kräfte der Gegenwart vernachlässigt bleiben sollte — wenn das Genossenschaftswesen wie bisher im Handwerkerstand, so jetzt auch bei der Masse der Lohnarbeiter unter demokratischer Anregung und Leitung sich entwickeln sollte, so suche man die Entschuldigung nicht in der Unzulänglichkeit an materiellen Mitteln, sondern an dem Mangel an wahrhaft aristokratischem und conservativem Geist — in einer, Angesichts der auf diesem Gebiet sich vorbereitenden Geschichte, wahrhaft entsetzlichen, socialen Frivolität, Gedankenlosigkeit und Selbstsucht, deren schwere Verantwortlichkeit wahrlich nicht durch die vielen löblichen und angenehmen Eigenschaften gedrochen werden dürfte, die ohne Zweifel daneben gar wohl bestehen können und wirklich bestehen. So lange sogar der Gedanke, daß es neben den bestimmten, nächsten Pflichten des Amts, des Berufs auch noch allgemeine sociale Pflichten einer activen Betheiligung an der Lösung socialer Aufgaben der Zeit giebt — so lange diese Erkenntniß in aristokratisch-conservativen Kreisen noch so unendlich selten ist, wie jetzt leider der Fall, fehlt freilich die erste Vorbedingung zur Verwirklichung der Möglichkeiten, die wir in einer aristokratischen Betheiligung an der genossenschaftlichen Bewegung aufgewiesen haben. Was die Eventualitäten einer Aufnahme dieses Berufs von andern Seiten, z. B. durch die Staatsgewalt betrifft, so können wir hier mit keinem Wort mehr darauf eingehen, und wollen schließlich nur noch bezeugen, daß das fernere Geschick und der schließliche Erfolg dieser großartigsten volkswirthschaftlichen Bewegung der neueren Zeit unter den arbeitenden Klassen keineswegs unbedingt von solcher Betheiligung der höheren Stände abhängt, so wünschenswerth diese auch um ihrer selbst und um des Ganzen willen wäre.

Der siebenjährige Krieg und die Lieder des preußischen Grenadiers.

(Von Dr. Pröhle.)

I.

Mit dem siebenjährigen Kriege stellte sich plötzlich das Bedürfniß ein, den Krieg vor dem aufgeklärten Zeitbewußtsein zu rechtfertigen, theils wegen des eigenthümlichen Umstandes, daß gerade dieser Krieg von den Preußen mit einem nicht unbedenklichen Friedensbruche durch den Einfall in Sachsen begonnen wurde, theils überhaupt wegen der wachsenden Aufklärung, in welcher Preußen ohnehin einen starken Bundesgenossen suchte. Man verleugnete damals alle Grundsätze der Eroberer und legte den größten Nachdruck darauf, daß Friedrich jetzt ein solcher nicht mehr war, wenn er auch in der ersten Jugendhitze einmal Schlesien weggenommen hatte. Nach einem Briefe von Ramler war Gleim überzeugt, daß nicht sowohl der König, als vielmehr die preußische Nation den allergerechtesten Vertheidigungskrieg führte. Nie, heißt es in den Liedern des Grenadiers, gab es einen größern Feind der Schlacht und der Heldenthaten als Maria Theresia's Besieger. Um zu beweisen, daß Friedrich weit entfernt sei, mit Eröffnung des Krieges dem bloßen Gelüste seiner Heldenseele nachzugeben, folgte eine Fluth von Staatsschriften bald auf die Eröffnung des durch den Verrath eines Schreibers veranlaßten Krieges. Der preußische Gesandte Herr von Plotho errichtete eine eigene Druckerei in Regensburg. So wie er auch den kaiserlichen Notar die Treppe hinabwerfen ließ, so wollte man den Umständen nach überhaupt bald gewandt, bald so ungeschliffen erscheinen, als die Zeit es irgend noch erlaubte. Obgleich man auf die Stimme der Presse großes Gewicht legte, erhielt ein feindlicher Zeitungsschreiber zu Erlangen 1759 seine Stockprügel und mußte sogar eine Quittung über sie ausstellen. Man lebte in der Zeit der stärksten Gegensätze. Zu den bei Roßbach verwundeten Offizieren sagte der König schmeichelnd: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, die Franzosen als Feinde zu betrachten." Als ihm dagegen vor der Schlacht bei Zorndorf die ersten zwölf gefangenen Kosacken vorgeführt wurden, betrachtete er sie sehr ernsthaft und sprach zum Gardemajor Wedel: „Sehe er hier, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen."

Niemand bedauerte den großen König deshalb mehr, als Johann Ludwig Gleim, welchem alle Siege Friedrichs nur deshalb werth waren, weil sie einen ehrenvollen Frieden herbei zu führen schienen, nach dessen Abschlusse nicht allein von Gleim, sondern ebenso von Ramler, ja, von Samuel Gotthold Lange ein Augusteisch Zeitalter vorausgesehen wurde, in welchem dann etwa Gleim die Stellung des Mäcenas im Großen, oder gleichsam die eines idealen Cultusministers übernehmen wollte.

Gleim wollte anfangs den neuen Krieg, den er nur als den Abschluß einer kriegerischen Uebergangsperiode in Friedrichs Leben betrachtete, durch ein Geschichtswerk verherrlichen, in welchem gewiß auch zunächst die Erwerbung und Behauptung Schlesiens vor der Vernunft gerechtfertigt werden sollte, wie denn Gleim auch später zu seinen Grenadierliedern eine solche Entwicklung in Prosa verfaßt hat. Er gab jedoch den Gedanken an eine derartige Geschichte des Krieges auf. In der Art, in welcher er sie vor Augen haben mochte, nur ohne Zweifel viel schärfer, klarer und in einer, trotz ihrer gelegentlich etwas kranken Form, mehr klassischen Prosa, als sie Gleim gelungen sein würde, hat sie später Archenholz verfaßt. Hervorgegangen aus einem näheren Antheil am Kampfe selbst, aus den frischen Unterhaltungen alter Kameraden und aus dilettantischer Lectüre, aber erst 1789 in ziem-

licher Kürze erschienen; verfaßt von einem bei Torgau verwundeten Adligen, der in vielen Ländern Europas abenteuerte und der unter zahlreichen prosaischen Arbeiten nur diese eine Perle zurückließ: ist sie, trotz einer hier und da mehr zweideutige als solide Gesinnung zeigenden Auffassungsweise, noch heute ein Lieblingsbuch der Deutschen. Johann Ludwig Gleim aber begann die Kriegslieder eines preußischen Grenadiers unter Umständen, zu deren Verständniß ein näheres Eingehen auf sein Leben nöthig ist.

Die erste und tiefste Anregung zu den Grenadierliedern gab Gleimen ohne Zweifel schon Klopstock durch sein „Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-chase-Jagd.“ Er schrieb es 1749 offenbar zur Verherrlichung Friedrichs des Großen und hielt sich dann im Jahre 1750 nicht allein in Zürich, sondern vorher in Quedlinburg und mit Schmidt, dem Bruder seiner hoffnungslos Geliebten, in Halberstadt auf. Gleims Biograph, Körte, hat Wunderdinge von dem Beisammensein der Freunde erzählt. Bei trübem Wetter gingen sie zum Weinschenk Schmidt, in dessen großer Rosenlaube sie die Becher und die Scheitel mit Rosen kränzten. Dem Wirthe erschien es wunderbar, noch ehe ein Becher geleert war, solche Begeisterung zu finden. Einst aber, es war eine mondhelle Juninacht, und die Rosen standen in voller Blüthe, kamen, vom Baden erfrischt, die Freunde zum Wirth. Alter Rheinwein blinkte bald auf dem blanken Marmortische, und die duftenden Rosen erweckten in den Dichtern anakreontische Lust. Gleim, der „Undurstigste“ unter den Dreien, gab dem Wirthe verheißende Winke, und alle Rosen wurden gepflückt, der Tisch und der Saal damit bedeckt; die Flasche stand bald, die Becher ganz unter Rosen. Da berauschte der Duft die Dichter, und es erscholl hell Gesang und Rede, und lauter und lauter, je höher der Mond stieg. Nüchterne Bürger standen unter den Fenstern und richteten über die Dichter. Die Freunde aber riefen nach Wein; Der Wirth versagte den Wein; als ihm Klopstock aber ernst bekräftigend die Trinker vorzählte, und auf die eine kaum geleerte Flasche zeigte, da ward die zweite bewilligt. Noch war dieselbe nicht geleert, da strahlte die Morgensonne schon über die Dächer in den Saal, und die Freunde machten sich auf den Heimweg; Klopstock ging voran mit der tief hinab gebrannten Kerze, deren fröhliches Flämmchen er erst im Angesichte der Sonne ausblies, „dem Tage ein reines Opfer züchtig durchschwärmter Nacht.“ Klopstock sang deshalb in einer seiner schönsten Oden:

> Bekränzt das Haupt mir, Blüthen des Rebenhains;
> Ich trug die Kerze! Aber ach, schnell erlosch
> Die kleine Sonne! Welk, o Reben-
> Blüthe, nur weg; denn ich blies das Licht aus.

In solcher Gesellschaft mußte mancher Samen gestreut werden, der bei einem Dichter zweiten oder dritten Ranges wie Gleim auf fruchtbaren Boden fiel. In Klopstock's Art fortzufahren, mußte Gleim um so mehr versucht sein, als Klopstock seiner eigenen Friedrichsbegeisterung Einhalt that und ein Feind Friedrichs des Zweiten wurde. Klopstock verwandelte den mit Blut bespritzten Stern auf Friedrichs Brust, von welchem er 1749 sprach, 1771 in den mit Blut bespritzten Helm Heinrich's des Voglers. Auch sprach er sich in einer Ode an Gleim über Friedrich mit folgenden Worten aus, welche ganz zu der auffallenden und literarisch nicht zu billigenden Umwandlung jenes merkwürdigen Gedichtes paßte:

> Würdig war er, uns mehr, als Dein beglücktester
> Freiheitshasser, o Rom, Octavian zu sein!
> Mehr als Ludewig, den uns
> Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.
>
> So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
> Sein aufsteigender Geist! Noch, da der Lorbeer ihm
> Schon vom Blute der Schlacht troff,
> Und der Denker gepanzert ging,
>
> Floß der dichtrische Quell Friedrich entgegen, ihm
> Abzuwaschen die Schlacht! Aber er wandte sich.
> Strömt' in Haine, wohin ihm
> Heinrich's Sänger nicht folgen wird.

Mit diesen Worten Klopstock's scheinen Ramler's Verse in dem ersten Gedichte seiner gesammelten Werke in einem Zusammenhange zu stehen, mit welchen Ramler schließt, nachdem der Barde gepriesen ist, der Friedrich in Krieg und Frieden rühmen solle:

> Götter! wär doch ich dieser beneidete
> Barde! Selber zu schwach, aber durch meinen Held
> Und die Sprache gestärkt, die wie Kalliopens
> Tuba tönet! wie weit ließ' ich euch hinter mir,
> Sänger Heinrich's! und Dich, ganze Zunft Ludewigs!

Trotz dieser bescheidenen Worte Ramler's möchte ich behaupten, daß er durch seinen klaren Verstand, der sich in seinen Oden bis zur Weisheit erhebt, und durch die Correktheit der Form und des Gedankens unter den Lyrikern jener Zeit der wahre Sänger Friedrich's gewesen sei. Jeder Gebildete wird sie noch heute mit wahrem Genusse lesen, während wir eine andere Vorstellung von Volksleben, Volkston und Popularität überhaupt erhalten haben, als sie Lessing vor Augen stehen konnte, da er die Vorrede zu den Liedern des Grenadiers schrieb. Ramler's Oratorien, namentlich die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem, zeigen ein richtigeres Anknüpfen an Volksthümliches, als Gleim's Kriegslieder. Als Kriegsdichter vermeidet Ramler den Volkston. Als solcher sah er in Berlin Rom, in Friedrich, Heinrich und Ferdinand: den August, Drusus und Agrippa des Horaz. Daneben aber — welcher eigenthümlichen, selbst localen Einkleidung sind seine Gedanken fähig, wenn er z. B. 1759 die Stadt Berlin anredet:

> Ich sahe sie! (wie zittern die Gebeine!)
> Ich sah, bekümmertes Berlin
> Die Göttin Deines Stroms vor Deinem Tannenhaine
> Mit ihren Schwänen ziehn!

So sind denn Ramler's preußische Gedichte Gelegenheitsgedichte in der vollkommensten und edelsten Bedeutung des Wortes. Sie geben uns noch heute ein vortreffliches Bild von der Stellung des großen Königes und seines Hofes zur Literatur, und zwar empfangen wir dieses Bild als Mittheilnehmer an demselben unmittelbaren poetischen Eindrucke, welchen Ramler's Zeitgenossen durch sie empfunden haben. Dahingegen haben die Lieder des Grenadiers trotz ihrer Popularität nur noch eine historische Bedeutung als Actenstücke aus der gleichzeitigen schönen Literatur. Schon die einfache Erscheinung des zeitgenossischen Berliner Gelehrten Ramler als Mittel-

punkt seiner Oden hat eine dnuerndere poetische Wahrheit als die Erdichtung des nur scheindar erhadeneren singenden Grenadiers, der milunter elwas an das spätere Gliedheimische Liedeedbuch von Rudolf Zacharias Becker und seine Ueberschwemmung aller Stände durch poetisches Hochgefühlswasser erinnert.

Mit Ramler sind wir bei denjenigen Freunden Gleim's angelangt, welche ihn eden so direkt zu seinen Kriegsliedern anreglen, wie Klopstock es indirekt lhat. Wenn Ramler seldst nicht jener verlangte Sänger Friedrich's sein wollte, so lrat er wohl schon deshald zurück, weil er es nichl unternahm, Friedrich's Schlachten der Reihe nach zu besingen. Daß dies rine Zeit lang geschah, war ein höchst denkwürdiges, von Lessing und Ramler, von jenen Freunden, an die uns die Rückseite unseres Friedrichsmonumentes erinnert, als nothwendig anerkannles Unlernehmen. Ramler, der sich durch seine Correcturen von Gedichten einer großen Aufopferung fähig zeigte, war es ohnehin damals nicht um persönlichen Ruhm, sondern nur um den Sieg einer Richlung zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Die Treue.

Die Treue eines Freundes ist die Sicherheit unserer Geheimnisse; sie gleicht einem fleckenlosen Edelstein von so hohem und ursprünglichem Werth, daß man denselden nur mit seines Gleichen dezahlen kann. Glücklich Derjenige, welcher Dies in seinem Frrunde findet; denn indem er ihm anvertrant, was in seinem eigenen Geiste vorgeht, erleichtert er sich, und indem er von des Freundes Treue überzeugt ist, stützt er sich auf denselden ohne Unruhe.

Jemand, der seine Geheimnisse einem Andern anvertraul, kömmt mir vor wie Einer, der sich seiner Waffen entäußert und sich als Gefangener ergiedt. Ader Niemand könnte eine größere Schlechtigkeit begehen, als Derjenige, der seinen Gegner, welcher ihm die eigenen Waffen übergad, mit diesen um's Leben dringt.

Die Treue ist somit der größeste Schatz, welchen man finden kann, und das anvertraule Geheimniß ist der höchste und ächteste Frrundschaftsbeweis.

(Aus den Schriften des Konzlers Grafen Oxenstjerna.)

In einem kostdaren, mir oorliegenden Stammduche definden sich folgende Einzeichnungen von: Anna gedorene und vermehlte Marggrefin auch Churfürstin zu Brandenburg: „Gottes Wort Mein Hort." — von Anno Sophia, Churfürstl. Frewlein zu Brondenburg: „Gottes Hutt Mein Höchstes Gutt." — oon Georg Wilhelm (Marchio Braudenb. Dux Prussiae etc.) „Deo parére libertas Seneca." — Christian Wilhelm (Archiep. Magd. Primas Germaniae etc.) „Vor Reine Lehr Meins Kaysers Ehr vndt mein vnderthan. Will ich mein geist, Blut, Leib und Leben lahn." — Wolfgang Wilhelm Pfalzgraven zu Neuburg: „In Dno mea consolatio" — Johann Philipp, Herzog zu Sachsen: „Initium Sapientiae timor domini." — Johann Georg. Marggraff zu Brandenburg (Herrenmeister des Johanniterordens): „Ich wogs. Gott walts" „En Dieu gist ma conficuce." — Sigismund, Marggraf zu Brandenburg: „In Deo Spes Mea." — Julius Heinrich Herzog zu Sachsen-Lauenburg: „Arte et Marte." — Friedrich mg. M. v. Boden-Durlach: „Conscientia virtuti satis amplum theatrum est." — Christlan, Fürst zu Anholt-Bernburg (Held des 30jähr. Krieges): „Perenne sub polo nihil." — Joachim Ernst, Fürst v. Anholt: „Poin parvenir, J'endure." — Albert Herzog von Sachsen (Stifter der Linie Sachsen-Eisenach): „Ut fert divina voluntas." — Johann Friedrich, Herzog von Sachsen, Jülich, Cleve und Berg: „Verbum Domini manet in aeternum." — Ernst, Herzog v. Sachsen, Jülich-Cleve: „In silentio et spe." — Bernhard von Sachsen-Weimar („Held des 30jähr. Krieges") „Mea Deus gloria." — Christian der Jüngere von Anhalt: „Astra petit virtus." — Johann Christian, Herzog zu Liegnitz: „Tout avec le temps." — Johann Markgraf zu Brandenburg: „Spes mea Christus." Johann Georg Postumus Marchio-Brandenburg: „Spero meliora." — Georg Rudolph Herzog von Liegnitz: „Si Deus pro nobis quis contra nos." — Philipp Ernst Graf und Herr zu Mansfeld (Held des 30jähr. Krieges): „Spero dum spiro mea spes est Christus." — Gottfriedt Heinrich Herr zu Bagenheim (der Held des 30jähr. Krieges): „Ehr undt Ruhm ferlang Ich." — Otto, Herr von Liechenstein: „La buona conscientia non ha paura." — Georg Heinrich von Dietrichstein. „vivit post funera virtus." — Albert von Zelking: „La prosperité des hommes est comme l'Esclair, qui passe; comme les fleurs d'un jour, et comme la rose du matin." — Buech. von Berlichingen: „Wo glück und gunst nit will, Thuet fleiß vnd kunst nit vill." — Ulrich v. Conein: „Un bel morire tuta l' vita honora." — Georg Philipp v. Pappenheim: „Vir fortis non vita longa sed illustri opus habet" — Julius v. Bülow: „Toute cheur est come l' herba, et la gloire dell' home come la fleur dell' herbe, l' herbe est fiecbo et sa fleur est cachée." Georg Sygmundt von Teuffenbach: „Non Gens, sed Mens" „Edel macht nit des gedlut, sondern des mutt." — Bernhart von Bülow: „Alle mein anfaut geidt den Kredßganl." Achatz v. Alvensleden: „Tout vient à poinct à qui peut attendre." — Kattrina Elisabett von Randonn: „Laß hassen vnd meidenn, was gott will muß mir bleiden."

J. S.

Für die Armen Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind bis zum 18. April ferner eingegangen: Vom Major a. D. A. v. F. zu Charlottenburg 2 Thlr. Von v. W. auf Schönrode 2 Thlr. Von O. v. B. zu Münster 2 Thlr. Von einem Ritter aus dem Königreich Sachsen, Poststempel Dresden 5 Thlr. Von L. v. d. H. Poststempel Drossen 2 Thlr. Von R. B. zu Sonnenburg 1 Thlr. Von v. H. zu Cottbus 1 Thlr. Von v. F. zu Cottbus 1 Thlr. Vom Freiherrn v. S. zu Frankfurt a/M. 5 Thlr. Von G. A. B. 2 Thlr. Vom Grafen v. C. 2 Thlr. Von A. v. R. 5 Thlr. Vom Grafen R. v. F. 2 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Gaben zusammen 100 Thlr.

An Verbandleinen und Charpie für das Johanniter-Krankenhaus zu Beirut ist bis zum 18. d. Mts. eingegangen: Von Frau Gräfin v. W. hierselbst. Vom Grafen v. B. B. Von Frau Majorin v. d. G. Von Fräul. E. v. B. 2 Packete anonym, resp. aus Bützow und Güstow in Mecklenburg. Von v. W. auf Schönrode. Von Frau v. B. hierselbst. Von Frau R. B. in Sonnenburg.

Herrlich.

Beschwerden über unregelmäßige und verspätete Zusendungen dieses Blattes, bitten wir direkt an die Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48 in unfrankirten Briefen zu richten.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 18. Berlin, den 29. April 1863. **Nr. 18.**

Friedrich Ludwig von Esbeck, Oberst-lieutenant a. D. Ehrenritter seit 1844. † zu Coblenz, 17. April 1863.

Wer Gutes thut, der ist von Gott.

(Johannes.)

„Lasset uns unter einander unser selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken" (Ebr. 10, 24). — Alle Menschen, welche die Erde trägt, sind Kinder eines Vaters.

Was könnte besser und eindringlicher mahnen an die Pflicht, nicht müde zu werden in Werken der Liebe, als das Beispiel guter Menschen, die da Gutes thun.

In diesem Sinne sei hier zweier Männer gedacht, deren Andenken innerhalb des Kreises ihrer Glaubensgenossen, wie außerhalb fortzuleben verdient.

Der 1846 in Breslau verstorbene Commerzien-Rath Jonas Fränkel, ein Sohn Israels im besten Sinne des Worts, war Stifter eines großen Krankenhauses, eines Seminars ꝛc., Helfer vieler Bedrängten, Wohlthäter jüdischer und christlicher Armen.

Ein anderer Israelit, Joseph Wollheim, als Kaufmann zu Triest reich geworden, hat in seiner Vaterstadt Lissa ein Kranken- und Siechenhaus begründet. (Am 5. Septbr. 1859 wurde es seiner Bestimmung feierlich übergeben, und durch Cabinets-Ordre vom 12. Nov. 1860 mit corporativen Rechten versehen.) Die Statuten dieser Anstalt sind den 29. Juli 1861 von der königlichen Regierung bestätigt worden. Das Institut besitzt vier städtische Grundstücke, bestimmt: 1) zum Asyl für altersschwache und sieche Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Lissa, die arm, arbeitsunfähig und ohne dortige verwandtschaftliche Hülfe sind, 2) zum Krankenhaus für arme Israeliten, so wie für Dienstboten jeden Glaubens, deren Brodherrschaft durch Beiträge sich an den Zwecken der Anstalt betheiligt (1 Thaler pro Jahr und Vergütigung der Medicamente, so wie der Beköstigung), 3) für Kranke aller Confessionen, gegen Entschädigung und soweit es der Raum zuläßt.

Außerdem besteht in Lissa ein 1858 gegründeter, israelitischer Kranken-Unterstützungs- und Beerdigungs-Verein. Zu den Zwecken desselben gehört auch der Besuch und Trost Erkrankter, so wie die Unterstützung der Leidtragenden während der sieben Trauertage nach dem Maaße ihrer Dürftigkeit. Der Verein wendet seine Hülfe auch den durchreisenden Glaubensgenossen zu. Alle unbescholtenen Mitglieder der Synagogen-Gemeinde können dieser Association beitreten.

Die letztwilligen Verfügungen des Commerzien-Raths Fränkel galten zunächst mehreren Familienstiftungen (ca. 360,000 Thaler), demnächst wurden die Zinsen von 22,000 Thalern zu alljährlich fünfmaliger Vertheilung an jüdische und christliche, verschämte Arme bestimmt. Weitere Capitalien sind zugewendet der Synagoge und dem (vom Testator bei Lebzeiten mit einem Kostenaufwande von 430,000 Thalern gestifteten) Hospital. Letzteres konnte nun umgebaut werden (25,000 Thalern). Hieran reihen sich Legate für das „Fränkel'sche Krankenhaus", für die jüdische Waisen-Anstalt und einzelne Personen, zusammen ca. 43,000 Thaler. Auf Grund des auf diese Bestimmungen folgenden Testaments sind von den Testaments-Executoren fundirt: 1) ein Zufluchtshaus mittelst 80,000 Thalern; 2) ein Darlehns-Institut mit 50,000 Thalern und einem Fränkel'schen Hause; 3) das theologische Seminar (150,000 Thalern); 4) ein Institut zur Beförderung von Kunst und Handwerk unter den Juden. — Weiterhin ist festgesetzt: für ewige Zeiten die Fortzahlung der Beiträge an alle milden Stiftungen ohne confessionellen Unterschied, zu denen Testator bei Lebzeiten contribuirt. NB. Des verewigten Menschenfreundes jährliches Benefiz-Conto betrug 8—10,000 Thaler (wo nicht mehr, denn Fränkels Jahres-Einnahmen beliefen sich auf 150,000 Thaler Netto*). Die Curatoren der Fränkel'schen Stiftungen deponirten demgemäß beim Magistrat zu Breslau 2600 Thaler, beim Stadtgericht 9600 Thaler. Außerdem behändigten sie jeder der Breslauer Wohlthätigkeits-Anstalten ein (laut Codicill vermachtes) Legat von 150 Thalern. Sie verausgabten zu diesem Behuf ca. 10,000 Thaler. Im Sinne des Erb-

*) Fränkel war der erste und größeste Engroist in Schlesien. Ein Geschäft von so immenser Ausdehnung wie das seine ist dem Einzelnen gegenwärtig unmöglich, der mannigfachen Concurrenz halber. Fränkel vervielfältigte ein ererbtes, mittelmäßiges Vermögen durch Umsicht, Sparsamkeit, Ausdauer, Thätigkeit und Redlichkeit.

lassers betheiligt sich genanntes Curatorium außerdem, kraft unbeschränkter Vollmacht, bei allerhand Sammlungen zu milden Zwecken, innerhalb und außerhalb jüdischer Glaubensgenossen. Schließlich ist zu erwähnen eine von diesen Testaments-Vollstreckern der Stadt Breslau überwiesene Schenkung von 10,000 Thalern; bestimmt zur Begründung einer höhern Töchterschule. Uebrigens verwalten die Curatoren noch eine von Fränkel mit 25,000 Thalern codicillarisch angeordnete städtische Häuserstiftung.

Dem gesammten Deutschland fehlte bislang eine jüdische theologische Bildungs-Anstalt. Fränkels Mildthätigkeit, durch ihre sich nicht an enge Grenzen bindende Vielseitigkeit mustergültig, befriedigte dieses Bedürfniß. Am 28. Januar 1855 (Todes-Gedenktag des Stifters) wurde unter Betheiligung der Staats- und Orts-Behörden ꝛc., das Seminar — Wallstraße 16 — festlich inaugurirt. „Alle Religionsbekenner haben die Aufgabe, dem Staat dienende, fördernde, rechtstreue Glieder zu sein", dies war der Kernpunkt der Festrede des Ober-Rabbiners. — Der Unterricht ist unentgeltlich. Einige mittellose Schüler erhalten freie Wohnung im Anstaltsgebäude, oier Seminaristen ein Stipendium à 50 Thaler; außerdem sind Freitische ꝛc. gewährt. Der Redacteur des Magazins für die Literatur des Auslandes, Joh. Lehmann, so wie andere Private und Corporationen von nah und fern beeilten sich, durch Zuwendungen an Geld und Büchern die Wissenschaft und das Werk eines wahren Menschenfreundes zu mehren.

„Das Gute thu' gut, das Rechte recht." — „Wer dem Menschen der Nächste, dem ist auch Gott der Nächste."

Ernst Graf zur Lippe.

Der siebenjährige Krieg und die Lieder des preußischen Grenadiers.

(Von Dr. Pröhle.)

(Fortsetzung.)

Diese Richtung war die der preußischen Dichter, unter denen Ramler, Lessing und Gleim besonders hervorragen. Ihre Entwickelung steht im engsten Zusammenhange mit der Person Friedrich's des Großen. Gleim hatte bei seinem ersten Auftreten mit seinen hallischen Freunden sich im Wesentlichen an die Schweizer angeschlossen, worunter man in der Literaturgeschichte die Männer versteht, welche gegen die verknöcherte Richtung der Leipziger und besonders der Gottschedischen Schule in die Schranken getreten waren.

Lessing und Ramler, von verschiedenen Seiten ab und zu mit einem Fäßchen Weins beschenkt, bildeten einen literarischen Mittelpunkt, welcher namentlich Ramler's Wirken der Thätigkeit Boie's während des Göttinger Dichterbundes an die Seite stellt. Ramler und Boie hegten dabei ein lebhaftes Interesse für das Privatleben befreundeter Dichter. Wie innig namentlich das Verhältniß Ramler's zu Gleim war, zeigt ein ungedruckter Brief Ramler's an Gleim vom 18. und 20. März 1753*) über Gleim's später wieder aufgelöste Verlobung mit Sophia Mayer. Es heißt darin:

„O wie zärtlich habe ich Ihrer besten Freundin Augen gesehen und die meinigen am zärtlichsten gefühlt, als ich die schönen kleinen Umstände ihrer Liebe las! O wie unvergeßlich ist es zu lieben und geliebt zu sein! Naide drehte sogleich die Augen weg, als die schöne Sophia ihrem Vater mit einer zärtlichen Miene den fremden Ring zeigen sahe, und verbarg dadurch einen hervorquellenden freundschaftlichen Tropfen. Ich umarme jetzt die mir begegnenden Freunde feuriger als jemals; weil ich von dem Ueberflusse, den ich meinem Gleim zugedacht habe, mein Herz nicht genug entladen kann: so ergießt er sich auf die nächsten nach ihm." Selbst Besorgungen ganz äußerlicher Art für den wohlhabenderen Freund in der Provinz werden nicht verschmäht. Ein reichgestickter Rock sollte nach demselben Briefe von Ramler's „Fanny" für Gleim's Sophia bei dem Kaufmann Gutmann, wohl dem Gerson der damaligen Berliner, gekauft werden, war aber während eines kurzen Bedenkens wegen des Preises von Seiten der Beauftragten Gleim's für eine Braut in der Altmark erstanden. Besonders aber kaufte Ramler Bücher für Gleim's Bibliothek, während er selbst eine solche noch nicht bezahlen konnte. Natürlich wurden hauptsächlich die Dichter in seine Bibliothek geliefert, welche demnächst nach der Sitte dieser Zeit vom römischen Parnasse auf den Deutschen verpflanzt werden sollten.

Wie Gleim durch seine Beziehungen zu andern Dichtern einen Anlaß fand zur Abfassung der Kriegslieder, so fand sich auch ein solcher in seinen eigenen Verhältnissen. Seit Jahren hatte er eine behagliche Anstellung in Preußen erhalten, und indem er nun während des siebenjährigen Krieges mit seiner eisernen Feldbettstelle aus dem zweiten schlesischen Kriege in seiner Heimath blieb, die aber während einer gewissen Zeit sich selbst in einen Theil des Kriegsschauplatzes verwandelte, empfing er aus dem Felde die eingehendsten Kriegsnachrichten von Kleist, welche ihm für den Inhalt seiner Gedichte nützlich sein mochten. So schrieb Gleim nach der Schlacht bei Lowositz noch 1756 in einem ungedruckten Briefe an Uz: Ein Poet sollte sich merken, daß österreichische Ueberläufer gesagt haben: über dem Berge, auf welchem der König gehalten hatte, die Schlacht zu übersehen und Befehle zu ertheilen, hätte ein Engel geschwebt; ferner, daß wirklich während der Schlacht ein Ungewitter entstanden und gleichsam den weichenden Feinden nachgezogen, und über denselben bis spät in die Nacht gedonnert hatte." Wirklich begann auch Gleim selbst das viel später erst verfaßte Gedicht auf die Schlacht bei Lowositz:

> Gott donnerte, da floh der Feind!
> Singt, Brüder, singet Gott!
> Denn Friederich, der Menschenfreund,
> Hat obgesiegt mit Gott!

Schon 1759 erschien eine ironische Fabel: „der Adler und die Sperlinge." Sie schließt mit Rücksicht auf ein Edict de dato Berlin den 14. Mai 1748 wegen Ausrottung der Krähen und Sperlinge in dem von Friedrich 1744 in Besitz genommenen Fürstenthum Ostfriesland, nach welchem ohne Zweifel die Köpfe dieser Vögel eingeliefert werden sollten:

> Ihr, die Ihr jetzt aus voller Kehle
> Die Siege meines Königs schreit

*) Im Besitze des Herrn Kuenzel zu Leipzig.

Lernt doch aus dem, was ich erzähle,
Wir dumm und anverschämt Ihr seid.

Soll der, der Seinen Ruhm auf Erden
Kaum nach Jahrhunderten mehr mißt,
Durch Eure Reime größer werden,
Als Er durch seine Thaten ist?

Ihr Herren! haltet ein zu spotten:
Denn fahrt Ihr fort, so glaub Ich vest,
Daß Er befielt, Euch auszurotten
Und sich die Köpfe liefern läßt.

Daß Friedrich die Köpfe der Kriegsdichter nicht wie die der Sperlinge einliefern ließ, lag vielleicht gerade daran, daß er sich von dem Nutzen dieser Dichter mehr als von ihren ästhetischen Vorzügen überzeugte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Cartular der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

VIII.

Eine Urkunde über das Fencheldorf, über Verkehrs-Freiheit und Abgränzung des Grundbesitzes.

(Bel Rozière Nr. 155.)

Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit, Amen.

Wie es die Pflicht eines jeden Katholiken, vorzugsweise aber der Mächtigen ist, welche Gottes Gnade erfahren, alle Kirchen des Herrn zu ehren und zu verherrlichen, so liegt ihnen in noch größerem Maaße die Sorge ob, die Kirche des ruhmreichsten Grabes, wo der Herr litt und starb und durch seine Auferstehung am dritten Tage dem Menschengeschlechte das Heil erwarb, zu erhöhen und durch Wohlthaten zu bereichern, um nach vollendetem Lebenslaufe die endlosen Freuden der ewigen Seligkeit zu verdienen. Aus diesem Grunde schenke und überlasse ich, Hugo, von Gottes Gnaden Herr zu Cäsarea in Palästina, unter Zustimmung meiner Gemahlin Isabel und auf den Rath meiner braven Vasallen, dem Prior und den lateinischen Domherren des heiligen Grabes das an den Garten von Fiaisse stoßende Hügelland, in welchem die Quelle der Wasserleitung entspringt. Die Gränze dieses Grundstückes beginnt nach der andern Seite von dem Wege, welcher Braiket mit dem Dorfe des heiligen Grabes verbindet; ostwärts läuft dieselbe durch eine Schlucht zwischen zwei Bergen, d. h. durch das Bette eines im Winter fließenden Gießbachs bis zu den zwischen diesem Hügellande und dem Hügellande von Braiket gelegenen kleinen Berge; von dem Bette des Gießbachs wendet sie sich dann gegen diesen kleinen Berg und erstreckt sich an seinem Fuße entlang, wie die Kreuze sie bezeichnen, bis an eine andre kleine Höhe, welche der „Kalkofen" genannt wird; von da läuft sie südwärts gegen eine andere kleine Höhe in der Nähe, wo vor Alters ebenfalls ein Kalkofen war, und dann in gerader Linie über den Abhang des Berges auf den Hügelrücken in der Ebene zu, welcher das Dorf des heiligen Grabes und das Sebarinsdorf des Hospitals scheidet, woselbst sie aufhört. —

Außerdem gestatte und bestätige ich die Gränzberichtigungen, welche die vorbesagten Domherrn des heiligen Grabes mit dem Georg und seinem Sohne Balduin vorgenommen.

Ferner bestätige ich die Schenkung meines Großvaters Eustachius und meines Vaters Walther an die Domherrn der heiligen Grabeskirche, nebst der von demselben festgestellten Abgränzung, und verspreche sie zu vertheidigen.

Dazu ertheile ich noch den Domherrn des heiligen Grabes die Freiheit in meinem ganzen Gebiet, sowohl innerhalb der Stadt Cäsarea, wie auch außerhalb, verkaufen und kaufen, wägen und messen, und zu Lande, wie zu Meer, ungehindert und frei von Mauth und Steuer, Waare ausführen zu dürfen.

Die Domherrn dagegen zahlen mir für die besagte Schenkung an Grund und Boden, für die Bestätigung der Gränze und die gedachte Handelsfreiheit in christlicher Liebe 400 Goldstücke. Dabei habe ich mir vorbehalten, wenn ich einmal die alte Wasserleitung von der vorbezeichneten Quelle wieder in Stand setzen und das Wasser zur Anlegung von Zuckerrohr-Plantagen nach dem Büffeldorfe führen will, mir dies ohne Einrede der gedachten Domherrn freistehen soll, jedoch unter der Bedingung, daß ich alljährlich ein halbes Centner von einer Auspressung und, falls ich mehrmals pressen sollte, ein ganzes Zentner der heiligen Grabeskirche darliefere.

Damit nun alles hier Verzeichnete in der Ordnung, wie ich es vorgeschlagen, fest und unerschüttert verbleibe, bestätige es durch Beidrückung meines Siegels.

Diese Urkunde wurde ausgestellt im Jahre nach der Fleischwerdung des Herrn 1166 in der 15. Indiction; die Verhandlung bezeugen die Unterschriebenen: Rainerius, Bischof von Sebaste u. s. w.

Sollte es mir gefallen, eine neue Wasserleitung anzulegen und in anderer Weise die Quelle nach dem besagten Dorfe zu führen, so soll mir nicht widersprochen werden.

Eine von Hugo, dem Enkel des Eustachius Granerius, durch seinen Sohn Walther (Gualterius) ausgestellte Urkunde. Er war, wie sein Vater, Herr von Cäsarea, und Wilermus von Tyrus nennt ihn in einer um das Jahr 1167, also jedenfalls nach Ausstellung des Documents, zu setzenden Erwähnung einen Jüngling von wunderbarer Klugheit. Sonst wissen wir nur wenig von ihm und kennen nicht einmal das Jahr, wo er seinem Vater succedirte. Wahrscheinlich hatte er um die Abfassungszeit der Urkunde dem Heerbanne König Emerichs nach Aegypten zu folgen und bedurfte der im Text erwähnten 400 Goldstücke zu seiner und seiner Mannen Ausrüstung.

Ich habe schon in den Anmerkungen zu VII. darauf hingewiesen, daß das Dorf de Fiaisse in der Ueberschrift des uns hier vorliegenden Documents Fencheldorf, Casale feniculi genannt wird, welche Benennung ich mit der offenbar verwandten des Castellum feniculi, bekannter als Castellum peregrinorum, zusammstellte. Im Texte der Urkunde heißt das Dorf auch Casale St. Sepulcri, Meierei des heiligen Grabes, offenbar im

Gegensatze zu den benachbarten Meiereien der Kirchen und Klöster, welche in VII. sich aufgezählt finden. Es ist dies eine weitere Bestätigung meiner in den Anmerkungen über den Namen de Fiaisse ausgesprochenen Ansicht; zu einem nomen proprium im eigentlichen Sinne ist derselbe nie geworden. Die Urkunde wiederholt nicht alle in VII. enthaltenen Ortsbezeichnungen, sie giebt dagegen eine neue Braiket oder Broiquet, wohin vom Casale St. Sepulcri ein Weg führte, und welches wir uns als ein der Küste gegenüber am Carmel-Abhange belegenes, damals wohl bewohntes Dorf zu denken haben. Der Name ist sicher orientalisch und entweder als aus einem hebräischen Kaper Beracha, Segensdorf, entstanden, oder als arabische Diminutivform von Birkel Teich (Bureiket) zu betrachten. Der Ort ist verödet und vergessen; die Ruinen, welche vermuthlich bei den die Gegend besuchenden Hirten noch den alten Namen haben, sind noch nicht wieder aufgefunden worden.

Wie unser Dokument zeigt, hatten sich die Besitzverhältnisse in und bei dem Fencheldorfe während der nach der Urkunde Walthers (VII.) verflossenen 21 Jahre wesentlich verändert. Im Jahre 1145 besaß die heilige Grabeskirche nur die Hälfte des Casale; jetzt war sie längst Eigenthümerin des ganzen Grundstücks. Dazu hatte sie einen Garten unterhalb einer Quelle erworben und fügte jetzt noch einen Hügeldistriet hinzu, in welchem die Quelle ihren Ursprung nahm. Das benachbarte Casale Sadarini erhält in unserer Urkunde den Zusatz Hospitalis, des Hospitals, es war also an den Johanniter-Convent zu Jerusalem abgetreten worden. Dieser Umstand zunebst der sehr sorgfältigen Abgränzung, wie beide Dokumente sie angeben, beweist, daß die Stelle damals allgemein als sehr werthvoll angesehen wurde. Wer hätte damals ahnen können, daß eine von der Natur so bevorzugte Gegend zur vollkommenen Wüstenei werden würde! —

Aus diesem Wechsel der Besitzverhältnisse lassen sich aber weitere Schlüsse ziehen, die für die Kenntniß der inneren Entwickelung des orientalischen Frankenreichs wichtig sind. Schon die großen, allbekannten Thatsachen, die sich seit der Belagerung und Eroberung Antiochias beständig wiederholenden Streitigkeiten unter den ersten Führern des Kreuzfahrerheeres bezeugen uns die unmäßige Ländersucht jenes Adels, und je mehr wir in die Einzelheiten der Zeitgeschichte eindringen, um so reichhaltigere Beläge finden wir für diese tief in den Sitten und Ansichten der Epoche wurzelnde Charactereigenthümlichkeit. Allerdings lief neben dieser Habsucht, welche Jünglinge vermochte, Ehebündnisse mit älteren Frauen einzugehen, welche zu Intriguen, zu Haß und Zerwürfniß unter nahen Verwandten, ja zur Verbrüderung mit den Ungläubigen führte, eine bisweilen großartige Freigebigkeit gegen religiöse Anstalten und namentlich gegen die heilige Grabeskirche zu Jerusalem her, deren Beweggründe recht im Geiste der Zeit der Eingang unsrer Urkunde mit besonderer Beredtsamkeit darlegt. Doch mochte die Wirklichkeit diesem clericalen Ideal nicht immer entsprechen. Aus der vorstehenden, wie aus manchen andern Urkunden des Cartulars sehen wir, daß die Schenkung häufig nur eine fictive Form für ein Geschäft war, welches man richtiger einen Kauf oder einen Contract nach den Schematen do ut des und do ut facias nennen würde. Für die Bestätigung einer wahrscheinlich der Grabeskirche günstigen Gränzregulirung, für die derselben zu Gunsten ihrer dienenden Brüder und Mannen gewährte Abgaben- und Handelsfreiheit und für die neu abgetretene Hügellandschaft läßt sich Hugo 400 Goldstücke, eine in damaliger Zeit sehr beträchtliche Summe, bezahlen; jedoch wird von dem Verfasser der Urkunde die Sache auf Seiten des Verkäufers als Geschenk und freie Concession, auf Seiten der Käuferin aber als eine caritas, ein Almosen, hingestellt, offenbar mit dem Nebengedanken, daß in dieser Weise das göttliche Wohlwollen den Betheiligten in erhöhtem Maaße zu Theil werden würde.

Jene Gier nach Grundbesitz der weltlichen Barone wurde von den Geistlichen, den Bischöfen und Vorstehern großer kirchlicher Institute, vollkommen getheilt, und bei geringeren Ausgaben und bedeutender Einnahme durch die Opfer der Gläubigen konnten die Letzteren jenem Streben eine nachhaltigere Energie zuwenden. Das Cartular giebt uns verschiedene Beispiele von Bemühungen der Klöster um Colonisation Palästinas, und dies ist ein Verdienst, welches wir gern anerkennen; jedoch müssen wir es als unpolitisch und unpatriotisch verdammen, wenn sie die Bedrängnisse des Reichs und seiner vornehmsten Stützen dazu benutzten, dem besagten Gelüste nach Erweiterung ihrer Territorien zu genügen. Von der Familie derer von Ibelin ließ sich die heilige Grabeskirche ganze Districte mit verschiedenen Dörfern für den Zuschuß abtreten, den sie zu dem Lösegelde Hugo's, ältesten Sohn Balians I. hergab, als dieser in arabische Gefangenschaft gerathen war! — Die unaufhörlichen Kriege erschöpften, wie sich leicht begreift, das Vermögen der Barone, und wenn ihnen die reiche Kirche aus ihren Schätzen die zur Ausrüstung und sonst benöthigten Gelder nur gegen Territorial-Einbußen zu Theil werden ließ, so wurden die Lehne in einer Weise geschwächt, bei welcher der Staat nicht lange würde haben bestehen können, selbst wenn durch den genialen Saladin die gewaltsame Katastrophe nicht vor der Zeit herbeigeführt worden wäre.

Die topographischen Angaben der Urkunde können wir wegen der mangelhaften Erforschung der Gegend, deren wir bereits in der Anmerkung zu VII erwähnt, nur ganz oberflächlich berühren; ist das Carmelgebirge und die sich westlich daranschließende Küste einmal genauer untersucht worden, so darf man erwarten, daß die hier nach so unverwüstlichen Merkmalen gezeichneten Gränzbestimmungen vollständig zu erkennen sein werden. Wie es scheint, war die neu erworbene Hügellandschaft (Montana) außerhalb des, durch die Felsenbank der petra incisa — im Text durch spina in planitie sita, Hügelrücken in der Ebene bezeichnet — abgetrennten Theils der großen Uferfläche, und zwar im Nordosten desselben belegen und bestand in einem von dem Karmelgebirge sich gegen die Küste vorstreckenden und allmählich sich abflachenden Höhenarme, aus welchem eine reichhaltige Quelle entspringt. Vermuthlich bewässerte diese Quelle den im Text erwähnten Garten, jardinum, von Fiaisse; die Orientalen unterscheiden sorgfältig unter einem überrieselten Garten, djenène oder bostan, und einem trockenen, den sie mit dem Ausdruck Karm bezeichnen, und, wie uns scheint, be-

zeichnet in der Latinität der Kreuzfahrer jardinus jenen und ortus oder hortus diesen. — Kalköfen pflegt man in Palästina an freien, dem Luftzuge offenen Stellen anzulegen; sie bilden mehr oder weniger abgestumpfte, aus Steinen und Geröll 15 bis 20 Fuß hoch aufgeführte Hügel, und sind durch diese Form, durch die weiße Farbe und die vorragende Lage besonders auffallende Punkte in den kahlen, sonnigen Fernsichten des Landes. Ihre große Dauerhaftigkeit läßt sie, wie vormals so noch jetzt, zur Bezeichnung von Gränzen vorzugsweise geeignet erscheinen. Der arabische Name dafür ist Citôm, wahrscheinlich durch Ideenconfusion aus dem Griechischen Lithotome entstanden.

Der Zuckerbau, zu welchem Hugo in unserm Text sich das Benutzungsrecht der Quelle für seine Familienbesitzung, das Büffeldorf, vorbehielt, war damals in den wärmeren Gegenden des Orients, wo die Feuchtigkeitsverhältnisse ihn gestatteten, schon sehr verbreitet, so wie denn auch in gleichzeitigen Schriftstellern, namentlich in persischen Dichtern, des Genusses von Zucker vielfach Erwähnung geschieht. Die Kreuzfahrer mochten der Mehrzahl nach erst in Syrien mit dieser Würze bekannt werden, welcher sie sofort denselben Beifall schenkten, wie die Orientalen. Sie nannten die Pflanze canamella, Honigrohr. So preist wenige Jahre später der Geschichtsschreiber Wilermus, Erzbischof von Tyrus, die in der Nähe seiner Kathedralstadt befindlichen ausgedehnten Plantagen, „aus welchen der für den Gebrauch höchst kostbare und für die Gesundheit der Menschen sehr nothwendige Zucker bereitet werde, welchen die Händler in die fernsten Gegenden der Erde ausführen.“ —

Für Auspressung hat der lateinische Text das den classischen Zeiten unbekannte Wort Macera. Dies Wort ist offenbar nichts anders als das arabische Ma'ssera, welches ursprünglich einen Ort oder eine Vorrichtung, wo gepreßt, gequetscht wird, und dann auch ein bestimmtes Quantum des auszupressenden Stoffs bedeutet, soviel nämlich die Macera faßt. Heut zu Tage ist Ma'ssera in Palästina eine Sesamölmühle. Eben daher stammt unser maceriren, welches aus dem mittelalterlichen Latein in die Kunstsprache der Apotheker aufgenommen wurde.

Daß die in den Kreuzfahrten vollzogene Annährung des Ostens und Westens, wie der Ideenbereicherung, so auch der Industrie und dem Handel Vordereuropas einen unermeßlichen Aufschwung verliehen, und daß darin ihr vornehmster Erfolg bestanden, ist längst anerkannt worden. Auch der Localverkehr im Gelobten Lande war, wie es scheint, sehr beträchtlich, und wenn die schweren Gefälle und Zölle, womit ihn die Feudalherrn überall belasteten, die consuetudines und pravi usativi der Urkunden, für seine Entwickelung ein Hemmschuh waren, so mußte es, wie unser Document zeigt, den Kirchen vorbehalten werden, in ihren Dienstleuten und Eignern einen privilegirten Handelsstand zu bilden, welchem die von dem Clerus mittels seines Geldes und Ansehens erworbenen Concessionen die nothwendige Freiheit für ihre Operationen verschafften.

Einfluß der französischen Revolution auf Sitte und Tracht in Deutschland.

(Von George Hesekiel.)

Der Einfluß, den die französische Revolution auf Sitte und Tracht der Nachbarvölker übte, wird insgemein viel zu gering angeschlagen; es ist mit mancher alten deutschen Sitte, manchem Stück alter Tracht, auch manch gutes Theil eigenartigen Wesens gefallen. Vor der Revolution verschwand manches, was steif, zopfig und altväterisch war, ob wir aber durch das Neue, was wir dafür bekommen, immer gewonnen haben, das ist noch sehr die Frage. Damit sollen indeß einige wirkliche Vortheile nicht in Abrede gestellt werden. Uebrigens hatte, namentlich in Norddeutschland, das siegreiche Vordringen englischer Moden, Trachten und Sitten der Revolution auf diesem Gebiet mächtig vorgearbeitet. Daher kommt es denn auch, daß sich der Einfluß der französischen Revolution auf Sitte und Tracht im Westen und Süd-Westen Deutschlands stärker zeigte, als im Norden unseres Vaterlandes. Schon die englischen Moden drängten auf eine gewisse Uniformität der Tracht hin; das Vielfarbige, das Hellfarbige, verschwand; die Gesellschaft gewann ein einfarbiges, dunkles Ansehen, namentlich, was die Männertracht betraf. Bald konnte man den Mann vom Stande nicht mehr an der Kleidung erkennen; die größere oder geringere Feinheit des Stoffes bildete endlich den einzigen Unterschied. Gewiß hat das der Bequemlichkeit, sowie der Sparsamkeit nicht unerheblichen Vorschub geleistet; es ist indeß zugleich auch von sehr schlimmem Einfluß auf die Geschmacksbildung im Allgemeinen gewesen. Seit es bei den Männern nicht mehr für eine Tugend galt, sich geschmackvoll zu kleiden, seit Einer wie der Andere sich nach einem Schnitt und dunkelfarbig trug, ist bei uns ein saloppes Wesen in Tracht und Sitte unläugbar vorherrschend geworden. Eine Reaction dagegen ist das immer stärkere Auftreten der Militair- und Civil-Uniform; die öde Vernüchterung des äußeren Ansehens der Gesellschaft durch die englische Mode, dann die brutale Gleichmacherei der französischen Revolution mußten nothwendig zu der Reaction der farbigen Uniform führen, und zwar zuerst und am umfänglichsten in Frankreich selbst, wenn wir auch nicht in Abrede stellen wollen, daß die nach der Revolution unmittelbar eintretende Aera der großen Kriege dem Ueberhandnehmen der bunten Militairuniform mächtig Vorschub geleistet hat.

Es hatte also, als sich die ersten Einflüsse der französischen Revolution auf Tracht und Sitte in Deutschland kund gaben, die Engländer schon mächtig auf die Rococcotracht gewirkt. Goldbesetzte Tuchkleider waren schon verschwunden, doch trug man noch ziemlich allgemein die lange gestickte Schaafsweste; der Chapeau-bas galt bereits für altmodisch; Degen, Federhut und rothe Absätze kamen nur noch bei feierlichen Gelegenheiten zum Vorschein; der Haarbeutel hielt sich noch in Ansehen. Zöpfe trugen nur jüngere Leute oder Personen geringeren Standes, man puderte sich noch allgemein, weder Männer noch Frauen konnten des Pudermantels entbehren. Jedermann trug zwei Uhren an feinen englischen Stahlketten; statt des Roquelaure kam der Mantel auf; aber man würde sich lächerlich gemacht haben, wenn man zu dem Mantel einen Stock oder einen Regenschirm getragen hätte; den Muff trugen Männer wie Frauen. Stiefeln legte man nur auf Reisen oder zu Pferde an; man stieg übrigens nur in ledernen Beinkleidern zu Pferd, sonst trug man kurze Beinkleider, Strümpfe und Schuhe. Bei den Frauen hatten die Reifröcke, die Paschen, die Stöckchenschuhe und dergleichen meist aufgehört, dagegen war die steife Schnürbrust noch immer im höchsten Flor. Sie trugen Atlas, Taffet, Flor, Linon und auch schon Musselin. Hals und Brust waren nicht mehr so entblößt wie früher. Zur Wintertracht gehörte ein seidener Mantel mit Pelz besetzt, der bis zum Knie reichte und zuweilen

eine Capuze hatte; besonders beliebt waren Strümpfe aus Seide und Baumwolle gemischt; um sich dazu den Stoff zu schaffen, wurde in vielen Häusern aus alten seidenen Kleidern Charpie gezupft; die Strümpfe wurden unter dem Knie gebunden, im Gegensatz zu den Französinnen, welche die Strumpfbänder über dem Knie befestigen. Der Kopfputz war noch immer sehr hoch, doch sah man schon Frisuren ohne Aufsatz, dann waren sie aber so hoch als möglich toupirt. Von Unterbeinkleidern wußten die Frauen noch nichts, dagegen durften Uhr, Spazierstock und Schooßhündchen keiner modischen Dame fehlen. Musicirt wurde viel, der Clavicord wich schon dem Pianoforte. In dem Ameublement gab sich eine gesuchte Simplicität kund, man verbannte alles, was Roccoco war, und schonte dabei selbst Kunstwerke nicht, Sophas waren lange nicht so häufig wie heut zu Tage.

Durch die Emigranten kamen die langen gewirkten Pantalons auf, die zugleich Hose und Strümpfe waren, von ihnen lernten wir vingt-un spielen, den joux-joux tanzen lassen und Zuckerwasser trinken, welches Getränk bis dahin, wenigstens für Männer, unerhört war. Die Damen der Emigration brachten uns die Chemise, die Schärpe und den Chignon; das waren die Vorboten der Revolution. Diese selbst brachte den Männern zuerst die abscheuliche Lederkappe, die durch Marat Mode geworden war, dann folgte der Frack und der Schanzläufer, chanceloupe, — als Ueberwurf. Die Contre-Tänze verdrängten die englischen. Dann kam die eigentliche Jacobinertracht; das habit carré mit dem geflochtenen Chignon und der mit Wachstuch überzogene runde Hut; der Gebrauch des Puders verlor sich und der Zopf verschwand mehr und mehr. Gegen diese Tracht reagirte die Vorliebe des ersten Consuls für das habit français, aus welchem der moderne Frack hervorgegangen ist. Zu demselben paßte freilich weder das lange, übermäßig hinaufgehende Beinkleid, noch die lächerlich kurze Weste, und die Erfindung des Hosenträgers, welche etwa um das Jahr 1800 fällt, wurde zur Nothwendigkeit. Erst unter dem Kaiserreich gelangten Beinkleid und Weste wieder zu ihrer natürlichen Ausdehnung; man trug schwarzseidene Beinkleider mit weißen Strümpfen, goldene Schuhschnallen und hohe steife Cravatten. In diese Zeit fällt auch die Erfindung der Chemisette oder des Vorhemdchens, ein Zeichen heimlicher Armseligkeit, welche sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Nach dem Sturz des französischen Kaiserreichs kamen noch ein paar russische und englische Moden auf. Von Rußland erhielten wir den kurzen Stiefel, der unter dem Beinkleid getragen wird, von England den übermäßig langen Ueberrock, sichtlich erfunden, um allerlei Defecte des Wuchses zu verstecken, so wie auch die dauernde Herrschaft des weiten und langen Beinkleides sich hauptsächlich auf den zunehmenden Mangel an tüchtigen Beinen gründet.

Den Frauen verkürzte die Revolution die Taille immer mehr, bis sie zuletzt dicht unter, oder in unschöner Weise auf der Brust saß; eine Zeit lang trugen sie wie die Pariser Fischweiber ein buntes Tuch um den Kopf gebunden; dann wurden die Aermel des Frauenhemdes bis zur Achsel abgeschnitten, weil man es für schön hielt, enge Aermel von fleischfarbenem Tricot zu tragen; das Hemde selbst haben die deutschen Frauen nicht abgelegt, obwohl die Pariserinnen fast vier Jahre lang kein Hemde trugen. Diese abscheuliche Mode kam in Paris durch einen Vorfall ab, welcher sich im Spätsommer des Jahres 1803 ereignete. Eine Pariser Dame suchte nämlich unter einem Baume des Tuilerien-Gartens Schutz gegen einen Platzregen. Während nun ihr Begleiter sich entfernte, um einen Wagen zu holen, wurde seine Dame von den Wärtern eines benachbarten Irrenhauses fortgeschleppt, welche die Schöne in ihrem triefenden Mousselinkleidchen für eine Verrückte hielten, die kurz zuvor, nur mit einem Badehemde bekleidet, aus der Anstalt entsprungen war. Es hielt schwer, die Dame aus dem Irrenhause zu befreien; der Vorfall machte großes Aufsehen und wurde in allen Zeitungen besprochen, seitdem wollte auch die eitelste Dame nicht mehr ohne Hemde gehen. Dagegen erhielt sich von 1795 an länger als 20 Jahre der Schnürschuh, der mit einem Bande, das bis zur Wade reichte, geschnürt wurde, eine Erfindung der Madame Tallien, welche damit die antike Sandale nachahmen wollte. Die kurz geschornen Titusköpfe der Revolution hielten sich nicht lange; zunächst bedeckte man sie mit Netzen, wie sie die spanischen Bäuerinnen trugen. Die Kaiserin Josephine hat viel Einfluß auf die Moden geübt, sie ist die Erfinderin der langen Schleifen, sie brachte die Mode der morgenländischen Shawls auf und wurde dadurch die Urheberin der unächten Shawl-Industrie; auch ist ihr die wiederauflebende Liebhaberei für Perlen und Edelsteine zuzuschreiben. Davon war man so abgekommen, daß man sich in den Jahren 1806—1810 mit Perlen aus Rosenblättern geformt schmückte. Statt des Mantels trugen die Damen des Kaiserreichs die Palatine. Mit dem Fall des Kaiserthums verschwanden die kurzen Taillen, dafür kamen die übermäßig langen von England her in Aufnahme, wie überhaupt nun wieder englische Moden auf eine Weile uns dominirten. England verdanken die Frauen aus dieser Zeit auch das Unterbeinkleid, wahrscheinlich zum Nachtheil der Gesundheit; ebenfalls aus England stammen die absurden Kindertrachten, deren Muster die Engländer den Chinesen entnommen haben.

Die hier aufgezählten Einzelheiten hätten sich noch sehr vermehren lassen, doch wird das Gesagte hinreichend sein, um den Einfluß der französischen Revolution auf Sitte und Tracht bei uns zu zeigen. Auf den ersten Blick mag es Manchem schief erscheinen, daß wir einen solchen Werth auf diese und ähnliche Details legen, bei weiterm Nachdenken aber wird es Keinem entgehen, daß diese Details nichts weiter sind, als die äußeren Zeichen des steigenden oder fallenden Einflusses der revolutionären Idee. Trachten und Moden lassen sich viel weniger aufzwingen, als man denkt; sie werden nicht gemacht, sondern sie sind nur da und herrschen, sobald der Geist und der Geschmack, aus dem sie hervorgegangen sind, siegreich vor ihnen eingezogen ist. —

Für die Armen-Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind bis zum 24. April ferner eingegangen: Von v. L. C. auf Zohlen 2 Thlr. Von v. T. auf Tolks 3 Thlr. Von v. O. A. zu Glogau 2 Thlr. Ungenannt, Poststempel Czegléd in Ungarn 2 Thlr. Von v. H. auf G. 2 Thlr. Vom Grafen v. R. auf P. 2 Thlr. Von v. W. auf K. 2 Thlr. Vom Major v. K. in Coblenz 3 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Gaben zusammen 118 Thlr.

Herrlich.

Beschwerden über unregelmäßige und verspätete Zusendungen dieses Blattes, bitten wir direkt an die Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48 in unfrankirten Briefen zu richten.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 19. Berlin, den 6. Mai 1863. **Nr. 19.**

Hans August Freiherr von Unruhe-Bomst, Oberst a. D., Mitglied des Hauses der Abgeordneten, auf Langheinersdorf bei Züllichau. Rechtsritter seit 1855. † zu Berlin 26. April 1863.

Der siebenjährige Krieg und die Lieder des preußischen Grenadiers.

(Von Dr. Pröhle.)

(Fortsetzung.)

II.

Nach diesen einleitenden Erörterungen will ich die Kriegsjahre bis zum ersten Verstummen des Grenadiers durchgehen, wie wohl Gleim seine Lieder nicht immer in der Reihenfolge der Zeitereignisse schrieb. Im Jahre 1756 kaufte sich Gleim sein Gärtchen am seinetwegen so benannten Pöetengange zu Halberstadt. Während des Krieges machte er ihn für den Major Ewald von Kleist zurecht und legte Rasen, um mit ihm einst darauf den Nachtigallen zuhören zu können. Als Ewald von Kleist's Brief nach der am 1. Oktober 1756 gelieferten Schlacht bei Lawositz ankam, hatte Gleim Gäste und rief mit ihnen Stunden lang wie er sagt „recht studentenmäßig“ beim besten Weine: „Es lebe der König, es lebe mein Kleist!“ Dennoch aber wollte Gleim damals nur in Prosa der Geschichtschreiber des Krieges werden, und es ist ein großer Irrthum, wenn man das schöne Siegeslied auf die Schlacht bei Lawositz: „Gott donnerte, da floh der Feind!“ schon damals entstanden glaubt.

Das Jahr 1757 kam heran. Noch immer wollte Gleim nur der Curtius seines Alexander werden und in prosaischer Geschichtschreibung voll Zuversicht auf die Hoheit seines Helden mit Voltaire wetteifern. Sein Freund Kleist hatte am Fieber danieder gelegen und befand sich mit Lessing in Leipzig. Dorthin reiste Gleim um mit ihnen das Osterfest von 1757 in Sachsen zu feiern. Dies Osterfest in Sachsen mußte vorzugsweise geeignet sein, in dem empfänglichen Gleim die ungewöhnlichsten Anregungen hervorzurufen. Sachsen selbst mußte dem preußischen Patrioten wie ein Wunderland seines Friedrich's erscheinen, der es durch einen Einfall genommen und der sich dort fast häuslich niedergelassen hatte. Ließ doch auch Lessing noch 1763 in seiner Minna von Barnhelm wohl das durch Brühl in die wunderlichste Lage gekommene Sachsen verspotten durch die Worte des Wirthes: „Ei, ei, aus Sachsen, gnädiges Fräulein — aus Sachsen also? Ei, ei, aus Sachsen, das liebe Sachsen!“ Kleist's einziges Kriegsgedicht, die Ode an die preußische Armee, ist ungefähr aus der Zeit dieses Beisammenseins mit Lessing und Gleim, nämlich vom März 1757, und hat herrliche Stellen, z. B. wenn es von der Menge der Feinde heißt: „Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken,“ von Friedrich aber: „Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen“. Welcher Art aber und wie zeitgemäß die Unterhaltungen zwischen den drei Freunden in Leipzig gewesen sein mögen, läßt sich schließen aus einem Schreiben Gleim's an Kleist nach der Rückkehr. Dort heißt es: „Ich habe in meinem Leben nicht dreimal geträumt, jetzt träume ich alle Nächte von meinem Aufenthalte bei Ihnen; ich fahre mit Ihnen spazieren; ich bin mit Ihnen in der Schlacht, fasse einen Panduren beim Bart und höre Sie sagen: Seht mir doch da den Gleim! Ich sehe Lessing kommen, der mit einem Schwert in der Hand mir gebeut, dem Panduren das Leben zu schenken, ich rufe Sie wider Lessing zu Hülfe.“

Hier sehen wir Gleim's militairische Phantasie zwar noch im Schlafrocke, doch scheint sie immer mehr sich bis zur dichterischen Production zu steigern. Dazu kam, daß Lessing jetzt in dem prosaischen Entwurfe zu einer Ode an Gleim diesen aufforderte, Friedrich zu singen. „Singe ihn, rief Lessing, an der Spitze seines Heers, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, soweit Menschen den Göttern ähnlich sein können. Singe ihn im Dampfe der Schlacht, so wie die Sonne unter den Wolken ihren Glanz aber nicht ihren Einfluß verliert. Singe ihn mit dem Kranze des Sieges, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde mit thränenden Augen unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.“ Immer dringender schien die Aufforderung, ein Kriegsdichter zu werden, an Gleim heranzutreten. Sogar den Panduren schien er nicht völlig ungestraft im Traume am Barte gezupft zu haben; Gleim's friedlicher Wohnort wurde bedroht mit Gerüchten von dem Ueberfalle zwar nicht durch Panduren, aber doch durch Franzosen. Im Juni 1757 war das Gerücht verbreitet, daß die Franzosen über die Weser gegangen seien, in Halberstadt Alles

massacrirt und sich wieder über die Weser zurückgezogen hätten. In Halberstadt selbst fühlten sich Viele zur Flucht veranlaßt. Gleim indessen blieb während dieser Gerüchte ruhig mit seinen Gästen bei Tische sitzen. Er „machte allerlei Späße" und „ließ, wie er sagt, zehn Regimenter Preußen vorrücken; augenblicklich lebte Alles wieder auf." Etwas vorher wohl muß das zuerst abgefaßte von den Liedern, die Gleim unter der Maske eines preußischen Grenadiers herausgab, der Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges von 1757 erschienen sein. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kollin zeigte sich im Magdeburgischen und Halberstädtischen eine so große Begeisterung für Friedrich, daß die Domherren, der Adel, Bürger und Bauern dem Könige ihre Pferde lieferten. Der preußische Grenadier verwaltete als Secretair des ersten halberstädtischen Landstandes, des Domes, das erledigte Syndicat der Landstände und war vorläufig zum Deputirten an die mit einem Einfalle drohenden Franzosen, zunächst an den Herzog von Richelieu, ernannt worden. Louis François Armand Duplessis, Herzog von Richelieu, war im Alter von 14 Jahren verheirathet und an den Hof Ludwig's des Vierzehnten gebracht worden. Wegen seiner kindischen Liebschaften hatte ihn der König in die Bastille geschickt, wie er denn nach seiner ersten Loslassung noch zweimal ins Gefängniß zurückkehrte. Im Alter von 24 Jahren war er, obgleich er nach nichts als Liebesbriefe geschrieben, von der Akademie zu ihrem Mitgliede erwählt worden, wußte die Gunst Ludwig's des Fünfzehnten zu gewinnen, heirathete 1734 die Prinzessin Guise und tödtete in demselben Jahre einen Grafen im Duell. Später wurde er Marschall von Frankreich, weil es ihm nicht an Kühnheit und Heldenmuth fehlte. Er erhielt endlich auf Verlangen der Pompadour, welche die Unterstützung der Maria Theresia durch die Franzosen bewirkt hatte, den Oberbefehl in Deutschland, obgleich die vortheilhafte Führung dieses Heeres durch seinen Vorgänger d'Etrées auf der Hand lag, wenn sie auch nicht noch am 26. Juli 1757 in dem Treffen bei Hastenbeck unweit Hameln's bewiesen wäre, in welchem die Franzosen den Sieg allerdings vorzugsweise dem General Chevert verdankten und der schlechten Führung der an der Zahl schwachen, mit Friedrich verbündeten Hannoveraner, Hessen, Braunschweiger, Gothaer und Bückelburger durch den Herzog von Cumberland, so wie der Beseitigung der großartigen Kriegsentwürfe Friedrich's durch die kurzsichtige nicht über die Weser hinausblickende hannöverische Localpolitik. d'Etrées hatte jedoch wider seinen Willen so sehr Alles zum Triumphe seines Nachfolgers Richelieu vorbereitet, daß am 8. September 1757 die Convention von Kloster Seven geschlossen werden konnte, deren Hauptpunkt war, daß die Hannoveraner in der Gegend von Stade stehen bleiben, die Soldaten aus Hessen, Braunschweig, Gotha und Bückeburg aber auseinander gehen sollten. Diese Uebereinkunft hatte der dänische Gesandte Graf Lynar vermittelt. Sie eröffnete Richelieu zuerst ein weites Feld für die eigennützigen Erpressungen, durch welche er vor und nach der Schlacht bei Roßbach seinen Namen brandmarkte. Er ließ seine Truppen bis Leipzig hinschwärmen, und als ein preußisches Grenzgebiet nach Westen hin wurde das Bisthum Halberstadt wirklich der Schauplatz feindlicher Unternehmungen. Der Sänger der Lieder des preußischen Grenadiers mußte Dolmetscher spielen, hatte die Verwüstung seines Gartens und des Pastenganges daneben zu beklagen, war aber doch so gutmüthig, einem französischen Offizier den ganzen Tag ein Kleist'sches Trinklied vorzusingen, von welchem dieser kein Wort verstand. Am 19. September 1757 schrieb Gleim: „Nun raset Mars mit voller Wuth bei uns." Weil anfangs kein Soldat Widerstand leistete, hatten die Franzosen dem Landmann sein Korn aus den Scheunen geholt und ihn selbst genöthigt, es Meilen weit nach Westen zu fahren. Noch am 18. September waren hundert solcher Wagen in Halberstadt. Aber am Morgen desselben Tages zog militärische Hülfe heran. Gleim erzählt, die Franzosen seien in Egeln, drei Meilen von Halberstadt, als die Leute aus der Kirche kamen und acht Stabsoffiziere in ein vor der Stadt gelegenes Kloster zur Tafel gehen wollten, so plötzlich überfallen, daß nicht nur die acht Offiziere, sondern alle übrigen anwesenden französischen Soldaten gefangen seien.

Der Siegesjubel, mit welchem Gleim schrieb: „Gottlob, daß die Unsrigen Sieger sind!" war voreilig. Nicht ein kleiner Sieg in Egeln, sondern erst Friedrich's gewaltiger Sieg bei Roßbach säuberte Halberstadt von den Franzosen. Daher schrieb Gleim am 10. Oktober: „Daß wir das Hauptquartier bei uns, die große Armee um und neben uns haben, ist bekannt. Es ist kein Haus, in welchem nicht ein duc, ein comte, aber gar ein Prinz von Geblüte läge. Ich habe Richelieu, Mazarin, Maupou und Bernis gesehen und gesprochen." Am 5. November 1757 wurde Soubise von Friedrich bei Roßbach geschlagen. Richelieu hatte nun für sich selbst binnen sechs Wochen in dem aus zehn Städten und hundert Dörfern bestehenden Fürstenthume Halberstadt durch Geleit- und Schutzbriefe 40,000 Thaler eingenommen, für Frankreich aber in dieser Zeit baar mehr als anderthalb Millionen erpreßt. Nur 200,000 Thaler waren von dieser Brandschatzung noch nicht bezahlt, als am Tage nach der Schlacht bei Roßbach Richelieu und das ganze französische Hauptquartier von Halberstadt aufbrach. Gleim, der während der Einnahme von Halberstadt mit Worten für Friedrich gekämpft und außerdem von den Ereignissen vor und nach der Schlacht bei Roßbach einen frischeren Eindruck, als von irgend einer anderen Schlacht des siebenjährigen Krieges empfangen hatte, sang den Fliehenden das köstliche Siegeslied mit dem Anfange: „Erschalle, hohes Siegeslied!" ein wahres Siegesgeschrei mitten unter jubelnden Mitbürgern, nach. Als Lessing das Manuscript dieses Liedes gelesen hatte, schrieb er: „O was ist unser Grenadier für ein vortrefflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gut er seine Sachen gemacht hat!" So aus dem Leben hervorgegangen, ist es allerdings das beste unter den Grenadierliedern. Gleim führt Friedrich vor, wie er zur Nachtzeit auf den Feldern umhergeritten sei und bei Sternenschein den Schlachtplan entworfen habe. Dann rühmt der Grenadier sich:

Wir liefen auf der Siegesbahn,
Die Friedrich in der Nacht
Geritten war, und nach dem Plan,
Den Er allein gemacht.

Alsdann folgt mit starken, derben Pinselstrichen und vielen gewiß aus dem Leben genommenen Zügen die Verspottung der mit den Franzosen verbundenen Reichsarmee und zwar nach deren einzelnen Theilen. Vor den Reichstruppen werden bereits die Franzosen verhöhnt, die sogar in Berlin den Spott der Hofdamen in ungewöhnlicher Weise herausforderten, als die gefangenen französischen Offiziere nach Berlin geschickt wurden und bei Hofe Zutritt erhalten mußten, während doch nur wenige von ihnen den Hof von Versailles aus der Nähe kennen gelernt hatten. „Ich betrachte Berlin wie ein großes Dorf", sagte ein solcher Gefangener zu seiner Hofdame in den Zimmern der Königin. „Sie haben wohl Recht," antwortete die Hofdame sogleich, „seitdem die französischen Bauern in Berlin sind, hat es mit einem Dorfe viel Aehnlichkeit, sonst aber ist es eine recht gute Stadt." Diese Anekdote scheint nachmals dem großen Freunde des Grenadiers vorgeschwebt zu haben, als auch er in der Minna von Barnhelm die Franzosen in Deutschland verspottete. Den Riceaut nämlich läßt er sagen: „Parbleu, man kenn sik hier nich auf den Verdienst." Franziska aber läßt Lessing antworten: „Freilich nicht, wenn man die Spitzbuben so ungehangen herumlaufen läßt!" (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Cartular der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

IX.

Eine Urkunde König Balduins II. über Aufhebung der Accise an den Thoren Jerusalems.
(Bei Rozière Nr. 45.)

Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen.

Ich Balduin II., von Gottes Gnaden König von Jerusalem, erlasse hiermit unter Zustimmung meiner Barone, die Bitten unsres Vaters, des Herrn Guarmund, des Patriarchen, die der Geistlichen und des Volks der heiligen Stadt Jerusalem genehmigend, von nun an für die Folge, die bis hieher im Thore geforderte und gegebene Accise von dem eingeführten Waizen, der Gerste und den Gemüsen; ich erlasse dieselbe sowohl für das Seelenheil meines Vorgängers, des ruhmvollen Königs, Herrn Balduin, als auch zu meiner eigenen und meiner Nachfolger Wohlfahrt und Seligkeit. Diese Abgabe erschien nämlich sowohl den das Grab des Herrn besuchenden Pilgern, als auch den Einwohnern der heiligen Stadt sehr lästig. Ich befreie also von jeglichem Gefälle Alle, welche in die Thore Jerusalems Waizen oder Gerste, Bohnen, Linsen und Kichererbsen einführen wollen; dieselben, — ob Saracenen, ob Christen, sollen vollkommene Freiheit haben, hinaus und hineinzugehn und wo und wem sie wollen, ohn' alle Beschwerde zu verkaufen. Ich beschwöre daher meine sämmtlichen Nachfolger und Erben und flehe sie an, daß sie sich nicht herausnehmen, in irgend einer Weise den Sinn dieser meiner Verfügung zu verletzen oder zu verändern; zugleich bitte ich den Herrn Patriarchen und den gesammten Clerus von Jerusalem, ungesäumt über Jeden, der etwa, von Habsucht getrieben oder vom Teufel betrogen, das Gesetz zu brechen versuchen möchte, das Anathem auszusprechen. Ich erlasse auch das herkömmliche Maaßgefälle.

Dies ist geschehen im Jahre nach der Fleischwerdung des Herrn 1120; die Urkunde wurde in der Kirche zum heiligen Grabe durch das Zeugniß der unterschriebenen geeigneten Männer bestätigt:

Ich Guarmund, von Gottes Gnaden Patriarch von Jerusalem, habe unterschrieben und der Bitte des Königs, Herrn Balduin, gemäß diejenigen, welche diese Schenkung verletzen, excommunicirt.

Ebremar, Erzbischof von Cäsarea; Aschetin, Bischof von Bethlehem; Bernhard, Bischof von Nazareth; Roger, Bischof von Ramatha; Geldnin, Abt vom Thale Josaphat; Arnold, Prior vom Berge Zion; Laurenz, Prior vom Oelberge; Peter von Barcelona; Paganus, Canzler; Brando; Hugo Caulis, Constabular; Wilhelm von Tiberias; Eustachius Granerius; Herbert Pisellus; Radulf de Fontanellis; Guido de Miliaco; Balian; Romanus de Podio; Amalricus de Flandrello; Balduin von St. Abraham; Manasse von Cayphą; Roardus u. s. w.

Ich Balduin, von Gottes Gnaden zweiter König von Jerusalem, unterschreibe und bestätige durch den Abdruck meines Siegels, im dritten Jahre meiner Regierung.

Bekanntlich hatten die Könige von Jerusalem das ganze eroberte Land unter ihre Barone als Lehen ausgetheilt und sich selbst nur die Einkünfte der vier bedeutendsten Städte: Jerusalem, Nablus, Akka und Tyrus vorbehalten. Von diesen Städten liegen die letztgenannten in reichen und fruchtbaren, Jerusalem dagegen in einer sehr sterilen Gegend. Ueber das Genauere, wie von denselben die für die Aufrechterhaltung der Königlichen Hofhaltung nöthigen Mittel durch Abgaben herbeigeschafft wurden, fehlen uns die Angaben. Wenn wir aber wohl mit Recht eine gewisse Gleichmäßigkeit in Erhebung derselben voraussetzen dürfen, so lag für Jerusalem in der Entrichtung der Accise von den nothwendigsten Lebensmitteln eine Ungerechtigkeit, indem dort die eigne Production gering, die Zufuhr schwer und demzufolge die Preise sehr hoch waren.

Der Aufhebung dieser lästigen Gebühr erwähnen auch die gleichzeitigen Geschichtschreiber, z. B. die in den Gesta Dei per Francos abgedruckte Histor. p. 615: „Im Jahre 1120 befreite Balduin II. alle Verkäufer von Waizen und Gemüsen von jedem Zolle in den Thoren Jerusalems und erließ zugleich die Maaßgebühr, welche man jumagium nennt." — Wie wir aus unserm Text erfahren war die Concession durch die Vorstellungen des Patriarchen und der mächtigen Geistlichkeit errungen worden, und zur Ausfertigung der Urkunde hielt der Hof in der heiligen Grabeskirche eine feierliche Sitzung. Offenbar ist dies der Grund, weshalb ein nicht das specielle Interesse des Domstifts betreffendes Document in dem Cartular aufgenommen wurde.

Der Patriarch ist der früher von uns in den Anmerkungen erwähnte Guarmund, welcher wenige Zeit vorher dem Arnulf gefolgt war und bis 1127 den Pa-

triarchatssitz inne hatte. Der allgemeinen Auffassung seiner Zeit gemäß betrachtete derselbe die mancherlei Nöthe und Unglücksfälle, von denen der junge Staat noch immer heimgesucht wurde, als eine unmittelbare Bethätigung des göttlichen Zorns zur Strafe für den allerdings keineswegs tugendhaften Lebenswandel der meisten Kreuzfahrer. Auf seine Veranlassung wurde daher in demselben Jahre (1120) ein Reichstag in Nablus, dem alten Sichem, gehalten, auf welchem der König, die Geistlichkeit und die Barone Besserung gelobten. Wahrscheinlich war die Aufhebung der Thor-Abgabe von Jerusalem eine practische Folge der in Nablus zur Geltung gekommenen Theorien; daß zu jener Aufhebung nach der Rückkehr des Königs von letzterer Stadt geschritten worden, läßt sich u. A. dadurch beweisen, daß der Abt des Klosters zum Mariengrabe im Thale Josaphat, Gelduin, oder, wie ihn Wilermus von Thyrus nennt, Gildonus, unter den zu Nablus versammelten Herren noch electus, erwählter Abt titulirt wird, während er die Urkunde in der Gradeskirche schon einfach als Abt unterschrieb.

Von den übrigen Unterzeichneten sind uns mehrere, wie Paganus und Balian, schon bekannt. Romanus de Podio (Romain de Puy) war Herr des transjordanischen Gebiets mit den beiden Burgen Keral und Schandack (Mons Regalis), nach welcher letzteren die Kreuzfahrerschriftsteller durch Anklang das Land Syria-Sodal nannten. Er war mit diesen, damals blühenden, später aber verödeten Gegenden von Balduin I. gleich nach ihrer Eroberung belehnt worden, wurde aber nach ungefähr 20jährigem Besitze im Jahre 1135 seiner Herrschaft durch König Fullo verlustig erklärt. — Tiberias war damals Hauptstadt von ganz Galiläa, der wichtigsten unter den unmittelbaren Provinzen des Königreichs; vor Wilhelm hatte Joscelin, ein Vetter des Königs und sein Nachfolger in Edessa, das Lehen von Tiberias inne, vor diesem Hugo von St. Aldemar, der Nachfolger Tankreds, des Eroberers und ersten lateinischen Fürsten Galiläas. Wilhelm hieß mit Geschlechtsnamen de Buris, die Geschichte thut seiner häufig Erwähnung; er verdankt sein Lehen dem Könige Balduin II., der ihn später zum Connetable und Reichsprocurator ernannte. Aschetinus, oder wie ihn Wilermus nennt, Asquitillus, war der erste Bischof von Bethlehem, welches im Jahre 1110 unter Balduin I. zu der Würde eines Kathedralbesitzes erhoben worden war. Balduin von St. Abraham war der Burgvoigt von Hebron, welcher Ort seit dem früheren Mittelalter auch bei den Einheimischen seinen alten Namen gegen den des daselbst bestatteten Patriarchen vertauscht hatte.

Das Universitätsleben Jena's im 16. Jahrhundert.

(Von Dr. B. in W.)

Das Bild, welches über die Gefangenschaft Johann Friedrichs in einer der letzten Mittheilungen entworfen, und in welchem die Thätigkeit des Fürsten nur angedeutet werden konnte, giebt uns Veranlassung, einer seiner Schöpfungen während der Gefangenschaft, der Universität Jena zu gedenken. Dabei einmal tiefer auf die Verhältnisse und das Leben der jungen Schüler einzugehen, ist die Aufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat.

Kurz nach der Schlacht bei Mühlberg, in der Johann am 24. April 1547 gefangen wurde, war er dem Kaiser nach Abtretung der Churwürde und seiner churfürstlichen Lande über Halle nach Jena gefolgt. — Dort hatte ihn am 24. Juni noch einmal seine trauernde Gemahlin gesehen, um von ihm, wer mochte sagen auf wie lange, Abschied zu nehmen.

Wer da weiß, mit welcher Liebe er die, an die Albertinische Linie verloren gegangene Universität Wittenberg gepflegt, wird fühlen, daß Johann Friedrich nicht gemeint sein konnte, eine Bildungsstätte in seinen Landen zu missen. Schon um des protestantischen Princips willen mußte Wittenberg durch eine Neugründung ersetzt werden, und dazu wählte er Jena, eine Stadt, deren freundliche Lage schon einmal die Universität Wittenberg angezogen hatte, als einer dort ausgebrochenen Seuche halber Lehrer und Lernende nach Jena auf kurze Zeit übersiedeln mußten.

Nun handelte es sich darum, durch Jena Wittenberg zu ersetzen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß Johann Friedrich während seines kurzen Aufenthaltes den sicher schon gefaßten Gedanken wirklich auszuführen dachte. Daß er sich der vollen Schwierigkeiten bewußt war, bezeugen die Vorverhandlungen mit den Seinen, vor allen mit Melanchthon, der für die Schule gewonnen werden sollte. Hin und her schwankte man, Schreiben voller Bedenklichkeiten wurden gewechselt, die Befürchtung eines vom Kaiser zur Ordnung der religiösen Verhältnisse zu berufenden Concils, die traurige finanzielle Lage des gefangenen Churfürsten, wie die durch Kriege hart mitgenommenen Lande, das alles hatte zur Folge, daß der Churfürst nicht mehr als 2000 Fl., und die mit schwerem Herzen, zur Gründung der Schule bewilligte. — Schon der finanzielle Punkt weist darauf hin, daß man nur an die Anfänge einer Universität, an ein Seminar oder ein akademisches Gymnasium dachte, das sich, so Gott will, selbst erweitern und mit der Zeit die Wittenberger Hochschule ersetzen sollte. — Wir müssen die eingehenderen Verhandlungen, welche Melanchthon, Strigel und Stiegel gewinnen sollten, in ihren Einzelnheiten übergehen, genug ist, daß ohne die ausdrückliche Zustimmung des gefangenen Churfürsten, Strigel am 19. März 1548 mit 20 Studenten von Erfurt her in Jena seinen Einzug hielt. Selbst das nahe Ostern duldete nicht den Aufschub der Vorlesungen; Strigel begann die „Leidensgeschichte“ und einen Theil der Römerbriefe, Stiegel die Auslegung von Ciceros Büchern. —

Wie merkwürdig, daß nun auf einmal im Drange der Umstände vollendet war, worüber man so viel und bedenklich geschaut hatte. Streng genommen, war es doch der Thatkraft Strigels zu verdanken, daß er allein mit Stiegel die Leitung der Schule übernahm, daß beide mit aufopfernder Liebe und Begeisterung an eine Aufgabe gingen, der der Beistand des Allmächtigen nicht fehlen werde. Es lag doch eine gewaltige Kraft in dem frischen 23jährigen Strigel; festen Sinnes, scharfen Verstandes, derber, landsknechtartiger Gestalt, war er eigentlich der Mann, dessen inneres wie äußeres Wesen

dazu geschaffen war, dem immerhin luftigen, künstlichen Bau inneren Halt zu geben. Als Jemand ihm einst sagte: Strigel, ihr hättet fürwahr einen guten Drescher abgeben können," antwortete er: „Nun dann hätte ich den Flegel gleich bei der Hand", und wenn die Rede auf das Sterben kam, wünschte er sich wohl einen schnellen Reutertod.

Ihm zur Seite nun der feinere Stiegel, zarter im Innern wie im Aeußern. Wie seine Gedichte reich an Feinheit der Gedanken, an Eleganz der Formen, war er eigentlich das im Aeußern, was wir im 19. Jahrhundert einen „feinen Professor" nennen würden. Beide Männer waren nicht ohne Ruf, die Schule hatte an ihnen die trefflichste Acquisition gemacht. Kein Wunder, daß Jena's Schule auch in weiteren Kreisen einen Namen erhielt, — für die von Oben herab alles geschah, was beschränkte Mittel erlaubten. Nicht nur, daß die alte Wittenberger Bibliothek aus den Kram- und Schlagfässern ausgepackt wurde, auch das leibliche Wohl der meist armen Ankömmlinge wurde bedacht. Schon im Laufe des Sommers waren fünf Freitische eröffnet, immer mehr strömten die Lernbegierigen hinzu, daß der Raum des alten Pauliner Klosters zu eng wurde und ein guter Theil der Studirenden in den Wohnungen der Bürger untergebracht werden mußte.

Nothwendig: andere Aufgaben, andere Mittel! Schon dachte man an die Bestellung eines Pedells, um auch die außerhalb der Schule Wohnenden im Zaum zu halten. Es tauchte allmälig das Verlangen nach bestimmt formulirten Gesetzen, wie nicht minder die Einrichtung der Deposition auf, die ja bekanntlich nach mittelalterlichem Begriff den Studenten erst zum Studenten macht. Mit ihr im engsten Zusammenhang steht die Einführung der Matrikel, die beiden Professoren reden allmälig von einer Akademie, wohl nicht ohne Grund, um das Ziel anzudeuten, dem man zusteuerte. —

Da ist es nun merkwürdig, wie gerade jetzt die religiöse politische Opposition fördernd für die Verhältnisse der Universität sich wirksam zeigte. — Während in einem großen Theile Deutschlands die Ausburger Sphinx, wie man das Interim nannte, anerkannt war, und mancher stimmungstüchtige Protestant eine neue Stelle sich bereiten mußte, stand das kleine Thüringen in bester Opposition. — Doppelt gefährlich für den fürstlichen Protestantismus in Weimar, weil zugleich die junge Schule mitbetroffen werden mußte. Wer kennt nicht Amsdorfs „Christliches Bedenken", das mindestens mit Vorwissen des gefangnen Herrn abgesandt war. War er es nicht grade, der den Amsdorf rieth, die ernstinischen Lande zu verlassen, um nicht ärgere Verwickelung auf Kosten der thüringschen Länder herbeizuführen? Um so mehr hatte die junge Schule gewissen Grund, wenigstens von einer offenen Opposition sich fern zu halten. Gerade darin lag der ungemeine Gewinn für Jena, daß es die dem Interim feindlichen Elemente aufnahm, ohne doch nachweisbar in der Opposition zu stehen. In diese Periode fällt die Gewinnung Schrupfs, die des Dr. Jonas u. a. m., und unter den Artisten zählt Jena bereits den weltberühmten Michael Stüfel, der früh dem Protestantismus zugethan, als Augustiner Mönch schon in die astrologischen Studien sich vertieft, als Pfarrer in Lochau seinen Bauern den Untergang der Welt auf Michael 1533 verkündet hatte. — Als aber der Tag ruhig vorüber gegangen, liefen harte Klagen auf Schadenersatz ein, da man nicht die Felder bestellt habe. Des Amtes entsetzt, hatte sich Stüfel nach manchen trüben Schicksalen in Jena niedergelassen und lehrte Arithmetik und Astronomie — als streng geschiedene Disciplinen von der Mathematik, in Verbindung mit dem Diaconat, das er bis zu seinem Ende 1566 an der Stadtkirche versah. — (Fortsetzung folgt.)

Der Einzug des Sultans Abdul-Aziz in Cairo am 9. April 1863.

(Von Waldemar von Seelhorst.)

Das Gerücht von einer Reise des Sultans nach Aegypten und einem beabsichtigten Besuch in Cairo hatte sich schon lange verbreitet. Niemand wollte aber daran glauben. Dennoch setzte schon das bloße Gerücht von dem Kommen des Sultans Alles in die größte Spannung, namentlich die Bevölkerung von Cairo, indem man voraussetzte, daß ein Besuch des Großherrn nicht ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung Aegyptens, dieses zukunftreichen Landes, bleiben könne. Die Zweifel über sein Kommen wurden endlich gelöst, als die Nachricht eintraf: der Sultan sei mit 5 Kriegsschiffen in Alexandrien gelandet. Die Einwohner von Cairo wurden durch diese Nachricht in eine wahrhaft fieberhafte Aufregung versetzt. Es stand ja auch ein großes Ereigniß bevor, der Besuch des Sultans, des Beherrschers des großen türkischen Reiches, dessen Vorfahr vor gar nicht langer Zeit gegen den, dem Großherrn Gehorsam verweigernden, Vicekönig von Aegypten Krieg führen mußte. Jetzt kam der neue Sultan als friedlicher Beherrscher, um seinem ägyptischen Volke einen Besuch abzustatten, sich von dessen geistigen und materiellen Zuständen zu überzeugen und ihm seine landesväterliche Sorge zuzuwenden.

Als man nun über das Erscheinen des Großherrn in Cairo Gewißheit hatte, wurden sofort Vorbereitungen zu seinem Empfange getroffen und von allen Seiten und von der ganzen Bevölkerung mit dem größten Eifer betrieben. Man baute große Gerüste im orientalischen Styl zu den mannigfachsten Illuminationen. Die Straßen überzog man mit gläsernen Kronleuchtern und türkischen Zelttüchern und durfte erwarten, daß sich zu diesem Feste der höchste Glanz und Farbenschimmer entfalten würde.

Am 9. April sollte der Einzug des Großherren in Cairo stattfinden. Schon am Mittag wurde er erwartet, aber lange vorher waren die Straßen, wo der Durchzug stattfinden sollte, vom Volke ganz erfüllt und alle Fenster von den schaulustigen Honoratioren dicht besetzt. Ein Jeder hatte seine Arbeit, seine Geschäfte verlassen und war herbeigeeilt, um den Sultan zu sehen. Die Ankunft des Großherrn verspätete sich aber, denn es war das erste Mal, daß er mit einer Eisenbahnfahrt Bekanntschaft machte, und daher mußte der Zug langsam fahren. Auch mußte in Tanta*) angehalten werden, wo der Sultan in einer der Moscheen sein Gebet verrichtete. Dadurch wurde der Zug aufgehalten und die Ankunft des Sultans verzögert.

Ein großes Interesse erregten die gedrängten Menschenmassen, die in den Straßen hin und her wogten, namentlich die unter ihnen sich auszeichnenden fremdartigen Gestalten mit den orientalischen glänzenden Kostümen und die Farbennüancen der Gesichter von Weiß durch Grau und Braun bis ins tiefste

*) Wahrscheinlich der Moschee des Said, eines wunderthätigen Heiligen, welcher alljährlich das Ziel der Wallfahrten des ägyptisch-mohamedanischen Volks bildet. Anm. d. Red.

Schwarz. Ein Jeder hatte sein bestes Kleid, seinen kostbarsten Staat angelegt und sich mit den buntesten Farben geschmückt. Da sah man Kawassen, Polizeisoldaten, in ihren bunten griechischen, arabischen und türkischen Kostümen, mit dem krummen türkischen Säbel an über der Schulter hängender Koppel, und Pistolen im Gürtel, Arnouten im arabischen Kostüm mit den weiten Faltenröcken and den buntgestickten Aermeljacken, Beamte in reichen, goldgestickten Uniformen auf herrlichen Pferden mit prächtigem Sattelzeug, das mit ächten starken Goldbeschlägen und Edelsteinen reich verziert war. Die orientalische Pracht und der Reichthum hatten sich heute in Cairo in einer Weise entfaltet, daß die buntesten Farben nicht ausreichen würden, um ein treues Bild davon zu entwerfen. Die lange Zeit des Harrens wurde durch lustige Straßenscenen, die bei dem heiteren Naturell des ägyptischen Volkes nicht ausbleiben, verkürzt.

Schon fing das Licht des Tages zu verlöschen an, und man beschäftigte sich mit Anzünden der Lampen und Lichter, als ein Trupp Kawassen einhersprengte und Platz begehrte. Es wurde plötzlich todtenstill auf der kurz vorher so lauten Straße, man erwartete nun lautlos das Herannahen des feierlichen Großherrlichen Zuges, den eine glänzende Eskorte umgab.

Ein Musikchor, das sich jedoch stumm verhielt, vielleicht um die Ohren nicht zu beleidigen, ritt voran. Dann folgte eine Escadran Dragoner, die Karabiner an über der Schulter hängenden Riemen, eine Escadron Lanziers mit angefaßten Lanzen, an deren Spitzen die eine Hälfte Flaggen, die andere Straußfedern hatte, eine Escadron Küraffiere mit altfranzösischen Stahlhelmen und zuletzt eine Escadron mit tscherkessischen Helmen und Panzerhemden. Nach einer langen Pause folgte dann wieder eine Reihe türkischer Garde-Zuaven, je zwei und zwei auf jeder Seite der Straße eilend, in silbergestickten hellblauen Jacken und rothen Pumphosen, die Karabiner auf die Lenden gesetzt.

Nun kam der Sultan in einem vierspännigen Wagen. Die prächtigen arabischen Vollblutpferde und die massenhaften glänzenden Verzierungen des Wagens und des Geschirrs in gediegenem Golde verliehen der Großherrlichen Equipage eine ungemeine Pracht. Die Pferde wurden von Zeißen in arabischem weißen Kostüm geführt. Der Sultan saß ganz allein im Wagen, und man konnte seine ausdrucksvollen Züge sehr deutlich sehen. Der Zug ging langsam vorwärts und die prachtvolle Illumination verbreitete Tageshelle. Den Zug schloß ein langes zahlreiches Gefolge zu Pferde und Wagen in den reichsten Uniformen und Kleidungen, die von Gold strotzten. Hinter dem Großherrlichen in einem besonderen Wagen fuhr der Sohn des Sultans, der Thronerbe Joushuf-Izzedin Effendi, ungefähr 6 Jahr alt, und diesem schlossen sich die Wagen der kaiserlichen Prinzen Abdul Medgid, Mohamed-Murad, Abdallah-Hamet, Mahomed-Boshid und Ahmed-Kemal el Din, die Söhne des verstorbenen Sultans, an. Unter dem Gefolge sah man auch Fuad Pascha, den jetzigen Kriegsminister, hohe Würdenträger mit Orden und Sternen in einem zweispännigen Wagen, eine große Menge türkischer Garde-Zuaven, alle mit aufgenommenen Karabinern, und Eunuchen. Besondere Aufmerksamkeit erregten die beiden Schibuckschieh. Sie folgten dem Zuge in einem offnen Wagen; der eine trug die Schibucks, die in ein blauseidnes Futteral gehüllt waren, und hielt sie aufrecht, der Andere den Tabackskasten, der dieselbe Umhüllung hatte, vor sich auf dem Schooße, gleichsam als ob es die Reichsinsignien wären. Der ganze Zug schloß mit einer Escadron in prachtvoller tscherkessischer Uniform.

Der Zug machte einen imposanten Eindruck. Die ernste Ruhe, mit der er sich fortbewegte, das Halbdunkel des Abends, durchbrochen von dem Scheine der Illumination, und vor Allem die Todtenstille, mit welcher das Volk die Gegenwart seines erhabenen Herrschers ehrte, verliehen dem Feste einen ungemein feierlichen Charakter. Es ist orientalische Sitte, den Sultan mit dem tiefsten Schweigen zu empfangen, still zu stehen und nicht zu grüßen. Auch als ich ihn in den späteren Tagen seines hiesigen Aufenthalts durch die Straßen fahren sah, blieb die Menge bei dem Herannahen der voraneilenden Kawassen still und lautlos stehen.

Der feierliche Zug bewegte sich von Kasr el Nil nach der Citadelle, wo der Vice-König von Aegypten, Ismael Pascha, den Sultan empfing.

Die Illumination, die sich in den nächsten drei Abenden über ganz Cairo verbreitete, war wunderbar schön. Große krystallene Kronenleuchter waren in verschiedenen Gruppirungen über die Straßen gehängt und erhellten die Häuser mit tausenden von Lichtern bis ins 2. und 3. Stockwerk; grüne und rothe Zelttücher waren über die Straßen gespannt; eine herrliche Dekoration, die einen wahrhaft feenartigen Anblick gewährte. Alles Geschene und Erlebte erinnerte an die Bilder, welche uns in tausend und einer Nacht vorgeführt werden.

Auf der Citadelle hatte der Vice-König die Illumination veranstalten lassen. Sie bildete ein vollständiges Meer von Flammen, und das Feuerwerk erleuchtete in ununterbrochenen Blitzen den ganzen Horizont. Raketen stiegen hoch in die Luft und fielen als rother und grüner Feuerregen wieder nieder.

Es ist anzunehmen, daß der Besuch des Sultans in Aegypten, und die Eindrücke die er hier empfangen, nicht ohne Einfluß auf die Regierungsmaaßnahmen desselben, namentlich für das europäisch-türkische Reich bleiben werden. Er soll überrascht gewesen sein über den Reichthum und die Menge der werthvollen Erzeugnisse des Landes. Cairo und Alexandrien hat sich der Sultan weder so schön noch so reich vorgestellt, als er es gefunden hat. Von hier aus hat der Sultan Schubra, Boulak, mehrere Moscheen und die Pyramiden von Gizeh besucht. Auch den gelehrten Schulen hat er einen Besuch abgestattet und soll von ihren Leistungen überrascht gewesen sein.

Der Sultan ist von Allem, was er hier gesehen und kennen gelernt hat, sehr befriedigt gewesen. Er hat überall die Anfänge einer besseren Kultur wahrgenommen und sich überzeugt, daß diese von den hier lebenden Europäern, namentlich den eingewanderten Deutschen, in das Land gebracht worden ist. Der Sultan hat diesen Erscheinungen sein ganzes Interesse gewidmet, weshalb er auch schon am ersten Tage die Verlängerung seines Aufenthalts beschloß. Es ist daher auch wohl zu erwarten, daß er auch die europäisch-türkischen Staaten der europäischen Kultur erschließen und auf diese Weise die ungeheuern Hilfsquellen seines Reiches auffinden und öffnen wird, die seinem bisher verwelkenden Staate neue Lebenskraft verleihen werden.

Für die Armen-Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind bis zum 1. Mai ferner eingegangen: Von O. v. E. zu Berlin 2 Thlr. Von v. K. zu Berlin 2 Thlr. Von W. v. M. zu Wokrent in Mecklenburg-Schwerin 2 Thlr. Vom Freiherrn E. v. U.-S. auf G. 10 Rubel in Banknoten, umgesetzt für 10 Thlr. Von G. z. W. Poststempel Wildungen 4 Thlr. Vom Freiherrn v. S. v. W.-L. 1 Friedrichsd'or. Von N. N. aus Detmold 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Gaben zusammen 148 Thlr. 20 Sgr.

Herrlich.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 20. Berlin, den 13. Mai 1863. Nr. 20.

Benachrichtigung.

Die Herren Ritter des Johanniterordens, welche zur Genossenschaft der Provinz Brandenburg und der Altmark gehören, ersuche ich ergebenst sich den 29. d. M. Vormittags um 11 Uhr in Berlin im Ständehause, Spandauerstraße Nr. 59, versammeln zu wollen.

Schloß Stülpe, den 8. Mai 1863.

Der Commendator des Johanniterordens.

A. von Rochow.

Die Stiftung von drei Freibetten durch den Johanniter-Orden im Friedrich-Wilhelms-Hospitale zu Herford.

Das durch die Kreisstände des Kreises Herford gegründete Friedrich-Wilhelms-Hospital in Herford zu 150 Krankenbetten, eröffnet im October 1858, dessen Entstehen dem Kreis-Landrath, Ehrenritter des Johanniter-Ordens von Borries zu danken, ist mit dem Johanniter-Orden dadurch in unmittelbare Verbindung gebracht worden, daß das Kapitel desselben, auf Antrag der Westphälischen Genossenschaft des Ordens ganz ausnahmsweise, in Anbetracht der vorliegenden, besonderen Verhältnisse — da die Aufgabe des Ordens vornemlich die der Gründung eigener Kranken- und Siechenhäuser ist — durch Hergabe eines Kapitals von 5000 Thalern drei Freibetten mit jährlich 1095 freien Pflegetagen gestiftet hat, wogegen folgende Rechte eingeräumt und hypothekarisch sicher gestellt worden sind:

1. Ein vom Commendator der Westphälischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens zu berufender Johanniter-Ritter erhält Sitz und Stimme im Curatorium des Krankenhauses und disponirt über die 3 Freibetten in der Art, daß er die Kranken bezeichnet, welche unentgeltlich aufgenommen und verpflegt werden sollen.

2. Der Orden ist berechtigt, durch Besuch und Revision des Krankenhauses Seitens des Provinzial-Commendators und der Beamten des Kapitels von der ganzen Verwaltung und der darin von Diakonissen geübten christlichen Krankenpflege Kenntniß zu nehmen und die Bemerkungen, zu welchen solche Rivisionen etwa Veranlassung bieten möchten, dem Curatorium zur Erwägung und eventuellen Berücksichtigung mitzutheilen.

3. Dem Provinzial-Commendator werden die Jahres-Berichte des Curatoriums über die Verwaltung und die Leistungen der Anstalt mitgetheilt.

4. Die 3 Krankenbetten des Ordens werden, ebenso wie das Anstalts-Gebäude, für alle Zeiten mit dem Ordens-Kreuze versehen.

5. Sollte aus irgend einem Grunde das Friedrich-Wilhelms-Hospital aufhören, oder anderen Zwecken als christlicher Krankenpflege, ausgeübt durch Diakonissen, Diakonen rc., dienen, so muß das Kapital der 5000 Thlr an die Ordens-Kasse sofort zurückgezahlt werden.

Das heilige Grab zu Görlitz.

Die Streitigkeiten wegen Reparatur der Kuppel der Heiligengrabes-Kirche zu Jerusalem, ferner die Mittheilung, daß deutsche Hände auf Bestellung des griechischen Patriarchen ein Modell dieser Kirche angefertigt haben (Ausburger Zeitung 1862, Nr. 251, Beilage), sodann die schätzenswerthen Nachrichten über den Orden des heiligen Grabes, welche Herr Consul Dr. Rosen unserem Blatte überwies, geben Anlaß, den Blick nach einer der gesammten Christenheit hochwichtigen Stätte frommer Erinnerung zu richten.

Schon seit mehreren Jahrhunderten befindet sich in Görlitz eine Nachbildung des heiligen Grabes. Sie verdankt ihre Entstehung einem ebenso begüterten, wie religiösen Manne, Georg Emerich auf Schönberg, Bürgermeister zu Görlitz, geb. 1422, gest. 1507; Ritter des heiligen Grabes.

Emerich widmete sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und erwarb sich darin das Baccalaureat; 1470 wurde er Mitglied des Raths seiner Vaterstadt; seit 1485 verwaltete er fünf Mal das Bürgermeister-Amt. Seine anfänglich sehr zahlreiche Familie ist jetzt erloschen, dagegen besteht noch ein 1559 geadelter Seitenzweig, die Nachkommen des Bruders. Luther, der den Georg Emerich wohl persönlich als gründlichen Gelehrten kennen gelernt haben mag, rühmt ihn als einen fleißigen und unverdrossenen Mann, dem Alles wohl gelungen sei und der sich überall geschickt bewiesen habe. Ob Emerich die Reise nach Jerusalem in Begleitung eines Malers

und Baumeisters ein oder zwei Mal unternommen, ist unbestimmt. Thatsache bleibt, daß Emerich am 11. Juli 1465 vom Guardian des Minoriten-Klosters (Franziscus von Piacenza) an der Stelle des heiligen Grabes zum Ritter geschlagen wurde, in ähnlicher Weise wie Chateaubriand aus dem Jahre 1806 es berichtet. Das für Emerich ausgestellte Diplom, für welches er 12 Ducaten erlegen mußte, befindet sich abschriftlich in dem Knopf des kleinen Thurms der von ihm in Görlitz erbauten Heiligengrab-Kirche. Die Entstehungsursache dieser Nachbildung liegt in Emerichs guter Absicht, dem Bedürfniß gläubiger Seelen abzuhelfen, während einer Zeit, wo die Wallfahrten nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem mit großen Beschwerden, Gefahren und Kosten verbunden waren. Nachdem an Ort und Stelle die genausten Nachmessungen vorgenommen worden, um das Original vollständig und würdig zu copiren, war es des glücklich noch Görlitz Heimgekehrten erste Sorge, dort einen, der Gegend von Jerusalem möglichst ähnlichen Platz für seinen projectirten Bau aufzufinden. Er wählte eine Anhöhe der äußersten nordwestlichen Vorstadt. — Das „Lunitzflüßchen" konnte als „Bach Kidron" gelten, die Petrus und Paulus-Kirche als Richthaus Pilati, ein gewisser kleiner Garten: die Schädelstätte, ein dahinter liegender Hügel den Oelberg darstellen.

Die Einholung der benöthigten bischhöflichen Erlaubniß verzögerte den Beginn des Werkes. Zur Zeit durch kein städtisches Amt gebunden, entschloß sich Emerich inzwischen, noch einmal Jerusalem zu besuchen, — 1476. Er blieb mehrere Monate dort, um den Bauplan ganz fehlerlos zu wissen. 1480 den 1. October ertheilte der Bischof von Bautzen dem trotz mancherlei Gefahren 1478 glücklich zurückgekehrten Emerich die gewünschte Erlaubniß, auf seine Mitbürger die erhebende Verehrung der heiligen Oerter zu übertragen, als ein Mittel zur Verbreitung des Namens und Dienstes Christi.

Ein Baumeister aus Leipzig übernahm 1481 die Erbauung der Kirche und der übrigen Denkmäler. 1489 war das Werk vollendet. 1504 erfolgte die bischöfliche Bewilligung, den Altar der Kirche weihen zu lassen. — Im schlesischen Kloster Grüssau und zu Reichenberg in Böhmen bildete man das Görlitzer heilige Grab nach.

Eine der ältesten Beschreibungen der Emerich'schen Grabstiftung ist ein lateinisches Gedicht, 1569 erschienen, zwei Quartbogen mit einem Holzschnitt; den Enkeln des Stifters gewidmet. An Ort und Stelle verkauft der Custos eine bezügliche kleine Druckschrift nebst Abbildung.

Die Reformation minderte das hohe Ansehn, welches der Glaube an die Verdienstlichkeit eines guten Werkes bis dahin für Emerichs Werk beansprucht hatte. Anfänglich wurden dieser Stiftung reichliche Zuwendungen gemacht, nach und nach hörten sie auf. Das geringe Vermögen ging auf die Casse der Görlitzer Hauptkirche über, aus der im Jahre 1838 eine vollständige bauliche Restauration bewirkt worden ist.

Die steinernen Würfel, welche an das Loosen der römischen Kriegsknechte um des Heilands Rock erinnern sollen, waren ursprünglich von Silber. Ein schwedischer Soldat entwendete sie im 30jährigen Kriege. Carl XII., als er 1707 das heilige Grab in Görlitz besuchte, ersetzte, sie der Kirche, 1813 wurden dieselben von einem französischen Militair gestohlen.

Seit 1705 werden an jedem Ostersonnabend von einem Sängerchor in der Kapelle und in dem Grabgewölbe Gesänge angestimmt. Ernst Graf zur Lippe.

Der siebenjährige Krieg und die Lieder des preußischen Grenadiers.

(Von Dr. Pröhle.)

(Fortsetzung.)

III.

Daß Gleim in so bitterer Weise die Flucht nach der Schlacht bei Roßbach geschildert hatte, flößte ihm als Bewohner von Halberstadt nachträglich doch wieder einige Besorgnisse ein. Er schrieb nach seinem Roßbacher Siegesliede an Kleist: „Wenn Sie mich als Verfasser des Siegesliedes verrathen, so machen Sie auch, daß mir die Franzosen keine Streiche machen. Kämen sie wieder, so bestrafeten sie meinen Muthwillen gewiß nicht à la françoise, sondern à la Kalmoucke. Witz würden sie mit Feuer bestrafen. Mr. Richelieu, den die französischen beaux esprits zu einem so witzigen Manne machen, hat sich bei uns bei verschiedenen Vorfällen als einen wahren Barbaren erwiesen. Meiner Muse soll er aber nicht entwischen, sie soll ihn einmal so gut packen, wie Ferdinand ihn packen wird, wenn es so geht, wie wir denken." — Aus diesem Briefe erfüllten sich zunächst die Besorgnisse wegen einer Rückkehr der Franzosen nach Halberstadt. Friedrich verbot dieser Stadt, die rückständigen Gelder an die Franzosen zu zahlen, da sich nun ein preußisches Corps von 3000 Mann unter dem General von Junken in ihr befand. Allein Richelieu schickte den General le Boyer d'Argenson aus dem Braunschweigischen mit einem noch drei oder viermal so starken feindlichen Heere nach Halberstadt, um das Geld zu holen, welches die Halberstädter den Franzosen schuldig geblieben waren und General von Junken zog mit seinem Corps ab, ohne etwas für die Stadt zu wagen. Die französischen Soldaten waren zwar den preußischen an Zahl weit überlegen, allein sie langten im übelsten Zustande in Halberstadt an und hätten nach Gleims Behauptung mit 1500 Mann verjagt werden können. Sie kamen als „Eisklumpen" und konnten nicht laufen. Kaum aber hatten sie sich in der Stadt gehörig erwärmt, als sie die Leute prügelten, ihnen den Degen auf die Brust setzten und tausend Excesse begingen. Sie hielten Pechkränze in Bereitschaft, verlangten ihre 200,000 Thaler und in einigen Stunden 18,000 Scheffel Getreide. Auf alle Vorstellungen erwiderte Boyer: „Geld und Korn — oder Feuer! Niemand sollte mehr als 4 Thaler und 3 Scheffel behalten. Die Leute schleppten in Körben, Säcken und Schürzen Alles zusammen, die Franzosen erhielten 4000 Scheffel und 121,000 Thaler. Die Stadt sollte sich durchaus verpflichten, bei jedem neuen Einzuge der Preußen 100,000 Thaler zu bezahlen. Stadtthore und Stadtmauern wurden verwüstet und die Häuser bei der Durchsuchung geplündert. Ein Offizier Namens Croander schützte jedoch Gleims Haus „vor grober Entweihung." In einem Briefe vom 30. Januar schrieb Gleim an Kleist:

„Meine ganze Seele war Groll, Groll ist auch die ganze Stadt. Der General von Junken darf sich hier nicht sehen lassen. Friedrich und der Grenadier müssen die Feinde noch dreimal schlagen, dann sollen sie schon zu Kreuz kriechen."

Ebensowenig, als die von Gleim in seinem Briefe ausgesprochene Besorgniß vor den Franzosen, war die in dem Briefe niedergelegte Hoffnung unbegründet, daß Ferdinand die Franzosen schlagen werde. Nur war es nicht mehr ihr Feldherr Richelieu, den Ferdinand besiegte, wie Gleim gehofft hatte.

Mitte August 1758, um die Zeit der Zerstörung Küstrin's durch die Russen, gaben die Freunde die erste Gesammtausgabe der „Preußischen Kriegslieder in den Feldzügen von 1756 und 1757 von einem Grenadier" mit Melodieen bei Christian Friedrich Voß heraus. Mehrere der Lieder auf die früheren Ereignisse wurden erst verfaßt, als die Sammlung der Lieder längst von Lessing angeregt war. Das erste in der Reihe der Grenadierlieder, „Bei Eröffnung des Feldzuges 1756:"

„Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!

wurde sogar in der Sammlung zuerst gedruckt. Dazu kam Lessing's berühmte Vorrede zu den Gedichten. Den Beschluß machte das: „Lied an die Kaiserinkönigin nach Wiedereroberung der Stadt Breslau." Nun beschließe Deinen Krieg. — Später fügte Gleim nur ein Lied auf den Hubertsburger Frieden und auf die Schlacht bei Zorndorf noch zu seinen Liedern aus dem siebenjährigen Kriege hinzu. Das Manuscript des Liedes auf die Schlacht bei Zorndorf rief folgende Verfügung hervor: „Wegen der hierin befindlichen harten Ausdrücke haben des Herrn Grafen von Podewils hochgräfliche Excellenz, mein gnädigster Herr, den Druck dieser Piece verboten. Berlin den 15. Januar 1759. Höckendorf." In Gleims Handexemplaren ist angemerkt, sonst aber nicht bekannt: „Nach diesem Verbot schickte Kleist dies Gedicht sogleich an Geßner nach Zürich, der es alsobald abdruckte und darüber an Gleim schrieb: „Die Berliner haben sehr viel Höflichkeit für die Verwüster ihres Vaterlandes, daß sie das Gedicht nicht wollen drucken lassen."

Wenn Gleim an den matteren Kriegsgesängen des Jahres 1759 von vorn herein schon keinen Antheil mehr hatte, so brachte ein äußeres Ereigniß vorläufig einen förmlichen Abschluß seiner lyrischen Betheiligung am siebenjährigen Kriege hervor. Dies Ereigniß war das Ende Ewald's von Kleist, nachdem Gleim's Eifer auch dadurch mehr erkaltet war, daß Halberstadt längst aufgehört hatte ein Kriegsschauplatz zu sein. Dieser Freund Gleims hatte die letzten Winterquartiere dazu angewendet, um an seine Gedichte für eine neue Auflage die letzte Hand anzulegen. Zu Anfange des August's 1759 wurde er von der Armee des Prinzen Heinrich zur Armee des Königs geschickt und hatte nun mehr als bisher Gelegenheit, sich auszuzeichnen, da er schon am 12. August in der blutigen Schlacht von Kunersdorf war. Wie Theodor Körner an seinem Todestage, war Ewald von Kleist am Tage der Schlacht bei Kunersdorf ungemein heiter. Unter der Anführung des Generals von Finck griff Ewald von Kleist die russische Flanke an, half mit seinem Bataillon drei Batterien erobern und erhielt dabei zwölf starke Contusionen. Weil Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand verwundet waren, so hielt er den Degen mit der Linken. Während dieses Zustandes verdoppelte sich noch sein Muth, denn als er den Commandeur des Bataillons nicht mehr erblickte, ritt er vor die Fronte desselben und commandirte zu Pferde unter einem entsetzlichen Kanonenfeuer von Seiten der Feinde, rief sogar die Fahne seines Regiments zu sich und ergriff einen Fahnenjunker am Arme. Jetzt wurde er durch eine kleine Kugel am linken Arme über dem Gelenke verwundet und nahm den Degen mühsam wieder in die Rechte. Bis auf dreißig Schritte hatte er sich so, immerfort commandirend, der vierten Batterie, welche man erobern wollte, genähert: da zerschmetterte ein Kartätschenschuß ihm das rechte Bein und riß ihn vom Pferde. Zweimal versuchte er umsonst mit fremder Hülfe wieder aufzusteigen und blieb endlich in einer Ohnmacht am Boden liegen. Drei preußische Soldaten trugen ihn hinter die Fronte. Ein Feldscheerer goß ihm Spiritus auf die große Wunde und wollte sie mit einem Schnupftuche verbinden. Als er aber dabei in den Kopf geschossen wurde, suchte Kleist seinem Arzte zu helfen und seufzte tief aus Mitgefühl, weil er vor ihm starb. Bald darauf wurde Kleist von Kosacken beraubt, welche ihm sogar sein Hemde, seinen Hut und seine Perrücke nahmen und ihn in einen Sumpf warfen. Die seltsame Gesichtsbildung und die habgierige Manier eines dieser Räuber machte den Helden in seinem Elende lachen. Einige russische Husaren zogen ihn in der Nacht aus dem Sumpfe, legten ihn bei ihrem Wachtfeuer auf etwas Stroh, bedeckten ihn mit einem alten Mantel, setzten ihm einen Hut auf und erquickten ihn durch Brot und Wasser. Gegen Morgen mußten die russischen Husaren fortziehen. Derjenige, welcher ihn mit dem Mantel bedeckt hatte, warf noch ein Achtgroschenstück auf denselben, welches Kleist nicht behalten wollte. Aber bald kamen die Kosacken wieder, nahmen ihm Alles und ließen ihn wieder nackend liegen. Um 10 Uhr Morgens ging ein russischer Offizier vorbei. Kleist gab sich ihm zu erkennen und wurde auf einem Wagen als Kriegsgefangener nach Frankfurt an der Oder gebracht. Am Abende des 13. August kam er zu Frankfurt an der Oder an. Er ließ sich am 14. August in das Haus des Professor Nicolai bringen und starb am 24. August früh um 2 Uhr unter dem Gebete dieses Mannes. So hatte Kleist geendet als Kriegsgefangener der Russen, welche Sieger bei Kunersdorf waren. Groß an Herzen und groß von Gestalt, mit dem angeborenen, nicht angekünstelten Aussehen des Soldaten, tapfer und menschenfreundlich, wie er gewesen war, zugleich mit allen Zierden des Friedens geschmückt, in Sprachen und allen Wissenschaften bewandert, wurde er seiner nicht unwürdig selbst in der damals feindlichen Stadt mit hohen Ehren begraben. Der russische Commandant und viele Offiziere folgten der Leiche, die eigens deshalb von der russischen Armee angelangt waren. Hinter ihnen zogen die Professoren, der Magistrat und die Studirenden. Da man bei der Beerdigung des ausgeplünderten Kleist keinen Offizierdegen zur Hand hatte, um ihn der Sitte gemäß auf den Sarg zu legen, so sprach ein russischer Stabsoffizier: „Ein so würdiger

Offizier soll ohne dieses Zeichen nicht begraben werden," und gab seinen eigenen Degen her. Auf Kleist paßte vollkommen die Grabschrift, die er auf einen verstorbenen Freund gemacht hatte:

Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack, Bescheidenheit,
Und Menschenlieb' und Tapferkeit,
Und alle Tugenden, vereint mit allen Gaben,
Besaß der, den man hier begraben.
Er starb fürs Vaterland, er starb voll Heldenmuth.
Ihr Winde, wehet sanft: die heil'ge Asche ruht. —

Auch bei jenem Begräbnisse schien vor Allem der Dichter Kleist gefeiert zu werden. Dieser aber verdiente solche Auszeichnung wegen der Wahrheit des Gefühls und der Anschauung, die sich zunächst in seinen vielen lebhaften Naturschilderungen zeigt, welche auf täglichen Spaziergängen, selbst bei dem schlechtesten Wetter, und was gewiß noch mehr sagen will, auf dem Leben in Feld und Lager beruhte. Weniger glücklich daher nur bei den ihm ferner liegenden antiken Stoffen und in der dramatischen Form hat er auch die Liebe, wo er sie besingt, in einer starken Leidenschaft von vorn herein tiefer als Gleim empfunden. Auch seine Trinklieder, obgleich nur eins davon Lob verdient, hat der Kriegsmann schwerlich mit Unkenntniß gedichtet.

Wenn daher Gleim eben so wohl über sich als über Kleist scherzt, weil sie von Wein und Liebe sängen, aber wenig davon genossen hätten, so war doch gerade durch seine Gefühlswahrheit Kleist ihm überlegen. Seit aber Kleist, der stets lieber die lachenden Gemälde des Friedens aufgerollt, als das Kriegsgetümmel geschildert hatte, nun den Schluß seines einzigen Kriegsliedes, der Ode an die preußische Armee, mit dem Tode besiegelt hatte, erschien Kleist seinem Gleim durchaus als ein höheres Wesen. Auf die Nachricht, daß Kleist schwer verwundet in russische Gefangenschaft gerathen sei, eilte Gleim nach Magdeburg, erfuhr aber dort von einer Kammerfrau der Königin, daß der Tod des Herrn von Kleist von der Königin und vom ganzen Hofe beklagt werde. Gleim fühlte sich nun Anfangs völlig verwaist auf der Erde. Wenn er später den Kindern von Engeln erzählte, gab er dem guten Engel den Namen Kleist. Auch behauptete er, daß Kleist ihm zuweilen zusehe, wenn er ein neues Gedicht anfange. Da Gleim schon mit dem Schlachtgesange von Zorndorf für die Zeit des siebenjährigen Krieges die Kriegsmuse gleichsam entlassen hatte, so war es vermuthlich mehr zart als wahr, wenn er Kleist's Tod als Ursache angab, weshalb er keine Lieder auf den Krieg mehr dichte. Das Räthselhafte, welches Gleim's Freunde in Bezug auf die Fiktion, daß ein Grenadier die Kriegeslieder schreibe, auch in ihrem Briefwechsel festhielten, wurde freilich durch diese Aeußerung nicht beseitigt. (Schluß folgt.)

Aus dem Cartular der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

X.

Eine Urkunde über einen, mit Bürgern von Mahumeria vorgenommenen Austausch von Weinbergen.

(Bei Rozière Nr. 129.)

Allen Menschen, jetzt lebenden, wie zukünftigen, sei bewußt, daß Arnald, Prior des heiligen Grabes, auf Rath und unter Zustimmung des Capitels, bei Mahumeria mit einigen Bürgern dieses Orts einige Austauschgeschäfte vorgenommen hat, wie sie hier angegeben werden.

So machte er einen Austausch mit dem Guibert Pagasius wegen eines Weinbergs, den der letztere als freies Eigenthum neben der Kirche des Freudenberges an dem Begräbnißplatz dieser Kirche besaß. Für den Weinberg gab er ihm im Tausche als Eigenthum für ihn selbst und seine Erben ein durch bestimmte Gränzmarken bezeichnetes und abgetrenntes Stück am äußersten Ende des neben dem obern Wege gelegenen großen Weinbergs gegen bloße Entrichtung des Zehnten. An das besagte Stück stößt der Weinberg desselben Guibert, von welchem er außer dem Zehnten noch den Grundzins giebt. Solches ist von Guibert auf Rath und unter Zustimmung der Usanna, seiner Gattinn, der Erbin des vorbesagten Weinbergs, geschehen.

. . . .

Zugleich thuen wir Allen, jetzt Lebenden und Zukünftigen, kund, daß der Prior Arnald und der Herr Robert von Retest eines Tages, da sie bei Mahumeria sich zusammenfanden, einander den Vorschlag machten, die Gränzen ihrer beiderseitigen Ländereien persönlich zu besuchen. Beide waren damit zufrieden, und so gingen sie hinaus, um die Gränze ihrer Aecker anzusehen und voran hinzuwandeln. Sie wählten als Führer einen alten Saracenen, Namens Krummfuß, weil derselbe die Abgränzungen wohl kannte. Der Herr Robert aber, dessen Bauer er war, befahl ihm die Wahrheit zu sagen und drohte, er werde ihm den gesunden Fuß einschneiden lassen, wenn er je von dem richtigen Wege abwiche. Dieser Bauer ging nun voran, und so wie er die Gränzen zeigte, waren beide zufrieden. Dieser Gränzbestimmung wohnten bei von den Domherren des heiligen Grabes Herr Peter der Almosenier u. a. m. Auch der Sohn des erwähnten Robert war gegenwärtig. —

Eine Urkunde, welche uns wieder in die innern Verhältnisse des Staats dankenswerthe Einsicht gestattet. Die fränkische Colonie von Mahumeria oder, wie der Ort bei den Orientalen immer geheißen, Bireh, war die bedeutendste in der Umgegend von Jerusalem; wie wir früher gesehen, hing sie von dem Domstifte zum heiligen Grabe ab und wurde von demselben beständig gefördert. Daß außer Bireh und Ret Surieh noch andere Dörfer europäische Ansiedelungen hatten, läßt sich u. A. aus unserem Text folgern. Ein gewisser Guibert, fränkischer Bürger von Mahumeria und Inhaber eines dem heiligen Grabe angehörenden Weinbergs daselbst, für welchen er außer dem Zehnten noch ein terraticum, einen Grundzins, entrichtete, hatte die Usanna, Erbtochter eines Bürgers vom Freudenberge, geheirathet und mit ihr einen am Kirchhofe des besagten Ortes gelegenen Weinberg erhalten, für welchen der Prior des heiligen Grabes, Arnald, ihm einen solchen bei Mahumeria, also durch seine Lage für ihn bequemeren gab.

Freudenberg, Mount-Joy, oder lateinisch: Mons Gaudii, ist der Name einer von Jerusalem in nordwestlicher Richtung gegen zwei Stunden weit entfernten, hoch

gelegenen Ortschaft, von welcher man östlich bis an die Gebirge Gilead und westlich bis an das Mittelmeer das alte Stammland von Benjamin und die angränzenden Gebiete übersieht. In der Bibel heißt der Ort Mizpa, Warte; daselbst pflegte Samuel das Volk zu richten, weshalb auch eine spätere Tradition diesen Propheten dort begraben sein ließ. Jetzt ist es ein ärmliches Dorf, welches sich um die Reste der in unserm Text erwähnten, theilweise gut erhaltenen, theilweise aber durch Umbau entstellten Kirche gruppirt. In der letzteren, welche jetzt ein muhammedanisches Heiligthum bildet, zeigt man ein Samuels-Grab und nach demselben hat die Ortschaft ihren heutigen Namen: Nebi-Samwîl, Prophet Samuel erhalten.

An der östlich den Ort Bireh überragenden Höhe, über deren Abhang mehrere alte Straßen nordwärts gegen die Thäler hinablaufen, findet sich noch jetzt ein ausgedehnter Weinbau; daselbst ist offenbar der große Weinberg am obern Wege zu suchen, in welchem dem Guibert sein Grundstück angewiesen wurde.

Es würde gewagt sein, aus unserm Texte auch noch schließen zu wollen, daß in Mahumeria neben der Colonie freier Bürger eine einheimische Saracenische Bevölkerung und ein Reichslehen bestanden habe. Der dort erwähnte Robert van Retest, wahrscheinlich ein Agnat König Balduins II., welcher der Sohn eines Grafen Hugo von Retest war, besaß ein Dorf, welches in den Documenten Salome genannt wird und in der Nähe von Bireh gelegen zu haben scheint, so daß die beiderseitigen Feldmarken aneinander gränzten. Der alte saracenische, arabisch-muhammedanische Bauer, welcher ein homo das Retest genannt wird, war also vermuthlich ebenfalls von Salome. Offenbar behielten die Kreuzfahrer in Palästina die alte Feldabtheilung, wie sie unter der muhammedanischen Herrschaft bestanden hatte, bei, und dieselbe blieb auch nach der Wiederbesitznahme der Länder durch Saladin. Noch jetzt pflanzt sich ihre genauere Kunde durch Tradition fort und auf alte Männer, welche im Rufe des Besitzes solcher Kenntniß stehen, wie unser Krummfuß, wird in streitigen Fällen recurrirt. Die Bezeichnung eines Individiums nach einem Körpergebrechen ohne allen Nebengedanken von Herabsetzung und Verspottung ist noch jetzt in Palästina, wie überhaupt im Orient, durchaus gebräuchlich, und der im Text erwähnte pes tortus würde heutigen Tages so gut wie im 12. Jahrhundert als el Aaradj (der Lahme) in seinem Dorfe bekannt sein.

Das Universitätsleben Jena's im 16. Jahrhundert.

(Von Dr. B. in W.)

(Fortsetzung.)

Allmählig fand auch der juristische Lehrstuhl seine Vertretung. Wenigstens finden wir in dem Anfange der fünfziger Jahre den bekannten Kanzler Gregor Brück, der in seiner Zurückgezogenheit der Professur der Rechte sich zugewandt haben soll. — Und wenn auch die politischen Constellationen, namentlich die Abfindung der albertinischen Linie in der sog. Liquidationshandlung eine Nachwirkung auf die geringere Dotirung der Schule unverkennbar ausübte, so konnte von einem Fallen der Frequenz nicht gerade die Rede sein, wenn schon möglich, daß die völlige Restitution der Universität Wittenberg nicht ohne Einfluß blieb. — Das ergeben auch andere Verhältnisse, vor allen die Klagen wegen Wohnungsmangel, Uebertheurung, die wir in ihren Eigenthümlichkeiten in den spätern Abschnitten berühren werden.

Bei alledem bleibt merkwürdig, daß die Rückkehr Johann Friedrichs aus der Gefangenschaft bedeutsame Wirkungen auf die Jenaschen Verhältnisse nicht verspüren ließ. Selbst in seinem Testament gedenkt er der neuen Schule nicht, doch versäumte er nicht, seinen Söhnen die Bewerbung um die kaiserlichen Privilegien dringend an das Herz zu legen. Erst nach seinem Tode dachten die fürstlichen Brüder ernstlich an die Besetzung der noch nicht förmlich vertretenen Lehrstellen. Dahin gehört die Berufung des Basilius Monner, als ordentlichen Lehrer der Rechte, die Berufung des bekannten Johann Schröter als Professor der medicinischen Facultät. Die mehr und mehr sich regelnden finanziellen Verhältnisse des Landes gestatteten umfangreichere Stiftungen zum Besten der armen Studirenden, auch fand die Lage allerdings hülfsbedürftiger Professoren durch Aufbesserung ihrer Gehalte eine erfreuliche Berücksichtigung. — Schon brachten die inneren collegialen Verhältnisse es mit sich, an die Abfassung einer senatorischen Verfassung, namentlich wegen der Führung des Rektorats, zu denken. Daran reihte sich wieder die Herbeiziehung anerkannt tüchtiger Männer, unter denen Flavius Illyricus besonders nennenswerth ist. In Folge dieser Berufung fanden sich in einem Semester 137 Studenten eingezeichnet. —

Kein Wunder, daß unter diesen erfreulichen Fortschritten allmählig alle Facultäten besetzt und der Drang nach einer völlig berechtigten Eröffnung der Universität immer heißer wurde. — Alles war bis in das Kleinste vorbereitet, als unter rastlosen Bemühungen des Dr. Schröter die kaiserliche Bestätigung der Hochschule als nunmehrige Universität gegeben wurde, — deren feierliche Eröffnung am 2. Februar 1558 erfolgte. —

Nicht ohne Absicht habe ich die geschichtlichen Grundzüge der 10jährigen Schule mitgetheilt. Vieles, was später befremdend erscheinen dürfte, wird sich aus diesen Verhältnissen klar legen, wie wir denn überhaupt uns auf den Standpunkt des 16. Jahrhunderts zurückversetzen müssen, um eine in allen Theilen gerechte Würdigung der Dinge zu erzielen.

Wesentlich drei Factoren sind es, aus denen, sich wie angedeutet, das Universitätsleben Jenas bildete. Es sind die Lehrenden, die communalen Verhältnisse der Stadt und die Studirenden selbst, insofern sie selbstschöpferisch zu Werke gehen, oder von den zwischen durchlaufenden und theilweis bedingenden Anordnungen der Regierung geleitet werden. Wir behandeln zunächst das Leben der Universitäts-Lehrer, so viel sich eben bei den spärlich fließenden Quellen davon sagen läßt. —

Wie der territoriale Haushalt nur in den seltensten Fällen an eine lebenslängliche Gewinnung und Dotirung seiner Beamten denken konnte, so war es um so mehr bei den schwankenden Anfängen der jenaischen Schule der Fall. Man stellte die Beamten, Diener wie sie im Allgemeinen heißen, in der Regel nur auf 1, 3—10 Jahre

an, nach deren Ablauf es von der freien Entschließung des Landesherrn abhing, — weiteren Gebrauch von ihren Fähigkeiten zu machen oder sie gänzlich zu entlassen. Selbst anerkannt tüchtige, berufene Leute mußten sich dem unterwerfen.

Kein Wunder also, wenn wir unter allen Lehrern der Schule kaum 4 finden, die bis 1558 hin, definitiv nach heutigem Begriffe angestellt waren. Erwägt man nun die Dürftigkeit der finanziellen Lage bei Eröffnung der Schule, so wird man eben nicht sagen können, daß die Lehrer auf Rosen gebettet waren. Hatte der gefangene Churfürst doch eine gewaltige Freude, daß nicht 2000 fl., sondern nur 1780 fl. auf die ersten Bedürfnisse der jenaischen Schule aufgegangen waren. — Reduciren wir annäherungsweise die Bezüge der Lehrer auf unsere heutigen Verhältnisse, so wird das bedeutendste Gehalt nicht über 400 Thlr. betragen haben, ein großer Theil begnügte sich mit einer Summe von 200 Thlr. — Meist reicher Kindersegen, „wir sitzen zu Elft am Tisch —" schrieb ein Professor, die mehr und mehr steigernden Preise der Lebensmittel und die Repräsentation des Standes, dazu der dürftige Nebenverdienst, erzeugten Mißbehagen und Unzufriedenheit. — Petionen über Petionen liefen am herzoglichen Hofe ein, die in den seltensten Fällen beachtet werden konnten, weil man selbst nichts hatte. „Ich zwar kann kümmerlich ruhen," schrieb der große Professor der Rechte, Basilius Monner, „wie eingezogen ich mich auch halte, allein was zur Nothdurft und bisweilen zur Ehren gehört, welche man nicht umgehen kann, als mit Tauffeten, für Gevatterschaft, Hochzeiten und dergl. muß ich mich einrichten, es sei denn das ich ein Kufferpfennig sein wollte. —"

So bezog der Vicerektor der Universität, Andreas Fulda nur ein Gehalt von 100 fl. damaliger Währung, Hironymus Ofius als Professor der Poetick und Veredsamkeit nur 95 Thlr., ein Umstand, der ganz dazu geeignet war, die Schönrednerei und Poesie vor Hunger verstummen zu lassen. — Leider war nebenbei nicht viel zu verdienen. — Während Friedrich Penfolt in $1\frac{1}{2}$ Jahren durch 5 Privatcollegien die baare Summe von 10 fl. verdiente, brachte der erste Rechtsprofessor Monner nie eine Privatlection zu Stande. Diese Verhältnisse blieben sich auch noch gegen Ende des Jahrhunderts gleich, wo die gesammte Universität um Verabfolgung von zwei Quartalbesoldungen auf einmal bat, „weil," wie sie schrieben, „der merer Theil allenthalben in der Stadt und bei dem Fiscus Academiae ufgeborgt, daß wir nunmehr weiter nicht kommen können und deßwegen Hunger und Kummer mit Weib und Kindern leiden müssen." —

Um den Nothstand zu erleichtern finden wir manche merkwürdige Züge aus dem Privatleben. — Die Frau Professor Eltinger, welche von Leipzig her gekommen war, beschäftigte sich sehr stark mit Oeconomie. In ihrem Hause neben der Apotheke wimmelte es von Kühen und Schweinen, Hühnern und Gänsen; aber die gute Frau hatte nicht bedacht, daß dazu auch Feldwirthschaft gehörte. Deßhalb wurde der Herzog angegangen, ihr ein Stück Weideland verabfolgen zu lassen. — Andere nährten sich nebenbei von Weinbau, hielten auch offne Schenkstatt, und man redete eben nichts Gutes von ihrem Weinschenken, sie sollen es brav verstanden haben, „zurückzuhalten und mitunter recht theuer" gewesen sein. — Wieder Andere waren die Züchter junger Studenten, die gemäß der Universitätsgesetze Präceptores haben mußten. Man behalf sich aber so gut es ging. — (Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Entstehung, Kämpfe und Untergang evangelischer Gemeinden in Deutschland. Urkundlich dargestellt von Dr. Heinr. Heppe, Professor der Theologie in Marburg. (1. Heft Hammelburg und Fulda.)

Der geistreiche durch frühere Schriften auf historisch-theologischem Gebiete bereits auch in weiteren Kreisen rühmlichst bekannt gewordene Herr Verfasser hat die Absicht, den Protestanten Deutschlands in einer Reihe Einzeldarstellungen zu zeigen, in welcher Art und Weise und mit welchen Mitteln der reine evangelische Glaube im Zeitalter der Gegen-Reformation in einer ganzen Menge von Gemeinden ausgerottet worden ist. Im vorliegenden ersten Hefte führt uns der Herr Verfasser zuerst nach Hammelburg, einer kleinen Stadt Süddeutschlands, jetzt zu Bayern gehörig, die aber früher den gefürsteten Abt von Fulda zu ihrem Landesherrn hatte, und zeigt uns hier mit urkundlicher Treue zwar, aber in gewandter und aller gelehrten Spitzfindigkeit entbehrender, blühender Sprache das Entstehen einer evangelischen Gemeinde in einem geistlichen Fürstenthum, und den Einfluß, welchen die große Politik Kaiser Karl des Fünften, der Reichstag von 1541, das Interim, der Passauer Vertrag ꝛc. auf ihr Geschick hatte. Bei der Besprechung der Fuldaer Gemeinde verlassen wir das bisher innegelassene Gebiet der Social-Geschichte und betreten den Boden allgemeiner deutscher Geschichte, erfahren wie der Abt von Fulda, Balthasar v. Dornbach, gegen die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens, gegen den Willen des Capitels und seiner Stände als der erste geistliche Fürst die Wiederherstellung des Katholicismus unternimmt, zur Abdankung gezwungen wird und die Landesverwaltung an den Bischof von Würzburg übergeht. Aber nach sechsundzwanzigjährigem Exil, in dessen letzten Jahren bereits dem Bischof die Verwaltung wieder abgenommen wird und unter kaiserlicher Sequestration die kirchliche Restauration von Neuem beginnt, kehrt der Abt Balthasar 1602 zurück, mit ungebrochenem Eifer sein Werk aufnehmend und es namentlich in Hammelburg, dem Schauplatze seiner einstigen Niederlage, sieghaft durchführend. Wir werfen einen tiefen Blick in die Verhältnisse des Reiches, welche den dreißigjährigen Krieg vorbereiten halfen, und lernen Thatsachen kennen und auf Urkunden gestützt, vorurtheilsfrei beurtheilen, die zum großen Theile bis jetzt dem Urtheile der Nachwelt noch entzogen worden sind. Das verdienstvolle Werk, welches der Herr Verfasser in rascher heftweiser Aufeinanderfolge erscheinen läßt, ist dem Central-Vorstande des Gustav-Adolph-Vereins gewidmet und sei darum allen evangelischen Christen und Vereinen bestens empfohlen, welche die Zwecke dieses Bundes eifrig und wirksam zu fördern bestrebt sind. Hrth.

Für die Armen-Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind bis zum 8. Mai ferner eingegangen: Vom Grafen M. z. B. in Würzburg 5 Thlr. Von v. D. auf D. 2 Thlr. Von F. u. F. auf R. 2 Thlr. Von v. O. auf B. 1 Thlr. Vom Frhr. C. v. G. zu Frankfurt a./M. 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Gaben zusammen 163 Thlr. 20 Sgr.

An Verbandleinen und Charpie für das Johanniter-Krankenhaus in Beirut ist bis zu 8. Mai ferner eingesandt worden: Von Fr. v. d. M. Frl. u. d. M. Fr. v. J. aus Friedersdorf u. Wriezen a./O. Von N. N. zu Detmold. Von Fr. v. T. geb. v. T. auf S. Von v. O. auf B. Von Frau Gräfin M. v. S. in Hansdorf.

Herrlich.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 21. Berlin, den 20. Mai 1863. Nr. 21.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Mai 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. April 1863	39		
	Zugang pro April	8		
		47		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	43	43	55
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. April 1863	41		
	Zugang pro April	11		
		52		
	Abgang	10		
	Bleibt Bestand	42	42	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. April 1863	17		
	Zugang pro April	10		
		27		
	Abgang	11		
	Bleibt Bestand	16	16	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. April 1863	27		
	Zugang pro April	13		
		40		
	Abgang	12		
	Bleibt Bestand	28	28	30
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. April 1863	14		
	Zugang pro April	4		
		18		
	Abgang	3		
	Bleibt Bestand	15	15	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. April 1863	21		
	Zugang pro April	13		
		34		
	Abgang	15		
	Bleibt Bestand	19	19	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. April 1863	24		
	Zugang pro April	29		
		53		
	Abgang	26		
	Bleibt Bestand	27	27	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. April 1863	20		
	Zugang pro April	5		
		25		
	Abgang	14		
	Bleibt Bestand	11	11	50
	zu übertragen	—	201	301
	Uebertrag		201	301
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. April 1863	45		
	Zugang pro April	17		
		62		
	Abgang	16		
	Bleibt Bestand	46	46	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. April 1863	18		
	Zugang pro April	10		
		28		
	Abgang	18		
	Bleibt Bestand	10	10	35
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. April 1863	12		
	Zugang pro April	8		
		20		
	Abgang	11		
	Bleibt Bestand	9	9	14
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1. April 1863	6		
	Zugang pro April	11		
		17		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	10	10	17
13.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. April 1863	3		
	Zugang pro April	4		
		7		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	1	1	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. April 1863	5		
	Zugang pro April	3		
		8		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	4	4	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. April 1863	—		
	Zugang pro April	—		
		—		
	Abgang	—		
	Bleibt Bestand	—	—	8
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. April 1863	2		
	Zugang pro April	6		
		8		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	4	4	8
	zu übertragen	—	285	451

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Mai 1863 verhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	285	451
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. April 1863	16		
	Zugang pra April	2		
		18		
	Abgang . .	1		
	Bleibt Bestand	17	17	18
18.	**Attena:**			
	Bestand am 1. April 1863	8		
	Zugang pra April	6		
		14		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	8	8	38
	Zusammen:	—	310	507
	Am 1. April 1863 waren vorhanden	—	318	502
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. Mai verringert um	—	8	—
	Die Zahl der Krankenbetten hat sich vermehrt um	—		5

Der gesammte Abgang an Kranken pra April 1863 beträgt 168, davan sind:

a) gestarben . . . 9
b) geheilt entlassen . 144
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 15
wie vor 168.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist nach aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. März 1863 . . . . 30 Kranke.
Zugang pra März . . . . 50 „
80 Kranke.

Davan sind: geheilt 19
gebessert 16
gestarben 1
ungeheilt entlassen aber fortgegangen . . . 12
48 — 48 „

Bleibt Bestand am 1. April 32 Kranke.

Unter den Aufgenammenen befanden sich 3 Europäer, 44 orientalische Christen, 1 Druse und 2 Muhamedaner.

Die Gesammtzahl der seit dem 1. Jannar c. aufgenommenen Kranken beträgt 107.

In der Paliklinik sind im Laufe des Manats März 52 Kranke nen in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der paliklinisch Behandelten beträgt 189.

Friedrich Wilhrlm August von Jagow, Major a. D., auf Dalemin bei Perleberg. Ehrenritter seit 1843. † zu Dalemin, 11. Mai 1863.

Der siebrnjährige Krieg und die Tirder des preußischrn Grenadiers.

(Von Dr. Pröhle.)

(Schluß.)

IV.

Ungemein lebhaft war Gleim's Fürsorge für Kleist's Verwandte. Es war ein erhabener Moment, dea aber wahl erst wir Nachgeborenen vollkommen würdigen können, als, damals noch unbekannt, ein ehemaliger preußischer Soldat, ein Namensoetter des Majors von Kleist, der nachmalige Sänger der Herrmanasschlacht, bei dem preußischen Grenadier Gleim eintrat. Heinrich von Kleist erzählt: Ewald von Kleist hatte kurz vor seinem Tode ihm einen Neffen empfohlen, für den jedoch Gleim hat niemals etwas thun können, weil er iha niemals sah. Nua glaabte er, als ich mich melden ließ, ich sei es, und die Freude, mit der er uns entgegenkam, war unbeschreiblich. Doch ließ er uns nichts empfinden, als er sich getäuscht sah, denn Alles was Kleist heißt, ist ihm theuer. Er führte uas ia sein Kabinet, geschmückt mit Gemälden seiaer Freunde. Da ist Keiaer, sagte er, der nicht ein schönes Werk schrieb, oder eine große That brgiag. Kleist that Beides und steht obenan!"

Nachdem Gleim der Kriegsmuse spätestens noch Kleist's Tode vor der Hand entsagt hatte, erntete er endlich 1760 in weiteren Kreisen vallere Lorbeeren. Gleim kehrte nämlich 1760 auf einer Reise mit dem Maler Spahn in einer Dorfschenke ein. Der Maler fand sich durch eiaea ältlichen Bauer beleidigt, der nicht grüßte. Der Bauer aber entblößte nun stolz den kohlen Scheitel. Es zeigte sich, daß sein Stolz hauptsächlich auf den sieben Söhnen beruhte, die er bei der Armee hatte, worauf er mit kräftiger Stimme und geballter Faust eins der Gleim'schen Kriegslieder hersagte, indem er anhob:

Victoria! mit uns ist Gott!
Der stalze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!

Gleim gab sich als Dichter des Liedes zu erkennen und fiel dem Bauern um den Hals, was der Maler nachahmte.

Während der preußische Grenadier sa auf seiaen Lorbeeren ruhte, trat Ramler 1760 mit vier ziemlich sinnigen Gedichten, die auch zuerst einzeln, zwae ohne vorgebundene Maske, aber auch ohne Namen erschienen, als sein Nachfolger, aber keineswegs als sein Nachahmer auf und behielt diese Stellung bis zu dem matter herbeigeführten Ende des Krieges bei.

Da Ramler 1763 den Friedensabschluß besang und Gleim dem Hubertusburger Frieden ein Schlußlied widmete, so haben wir Gelegenheit, in der Behandluag desselben Gegenstandes beide Sänger miteinander zu vergleichen. Voll seltener Hoheit singt Ramler:

jetzt kehrt wieder
Dein König, o Berlin! durch den Du weiser,
Als alle Deine Schwestern bist,
Vall Künste Deine Thore, Felsen Deine Häuser,
Die Flur ein Garten ist.

Gleim dagegen sagt viel allgemeiner uad viel weniger im Sinne eines treffenden Gelegenheitsgedichtes, „daß nun Kriegeston und Schlachtensang vergessen sein, daß süßer Klang gesungen und süßer Trank getrunkea werden solle."

Gewiß wird man fragen, ob Gleim nach dem großen Frieden, den der König schloß, in gar kein persönliches Verhältniß zu ihm getreten ist. — Friedrichs Kälte gegen seine Kriegsdichter könnte in einer Abneigung gegen za verschwenderisches Lob ihren Grund haben. Jedenfalls ist diese Frage verschieden von der allgemeineren: nach der

Stellung Friedrichs des Großen zu der deutschen Literatur. Auch jene allgemeinere Frage kann innerhalb der Betrachtung des Gleim'schen Freundeskreises ihre Erledigung finden, würde aber nicht anzuknüpfen sein an die hier erwähnten Freunde Gleims, sondern an den Superintendenten Götz, l'anonyme, wie Friedrich ihn noch nennt, dessen Gedicht von der Mädcheninsel oder, wie Götz schrieb, der Mädchensinsel den großen König den Wohllaut und die ganze Zukunft der deutschen Sprache ahnen und warm empfinden ließ, wobei es ihm freilich begegnete, daß diese „mélange de dactyles et de spondées," welche Friedrich zu so herrlichen prophetischen Worten anregten, schon damals von seinem verschmähten Ramler corrigirt waren. Der Barde Gleim sagt von Friedrich: sein Angesicht zu sehen, sei er ihm nachgegangen. Doch gelang es ihm erst spät, eine Unterredung mit ihm zu erhalten. Am 22. Dezember 1785 wurde Gleim zur Audienz bei Friedrich II. in Potsdam eingeladen. Die unbedeutende Unterredung mit ihm, die Gleims Freund Clamer Eberhard Carl Schmidt im Musenalmanach besang, hat er selbst auf folgende scherzhafte Art in Reime gebracht:

„Wie heißt der Domdechant?" — von Hardenberg. — „Macht der
Auch Verse?" — „Mehr als ich!"
„Macht er sie auch so gut als Er?"
„Ich glaube, nein; man schmeichelt sich
Am liebsten selbst." — „Da hat Er Recht! Die Brüder
Im heiligen Apoll, die harmoniren nicht."
„Wir harmoniren sehr, denn er macht Kirchenlieder,
Ich nicht, und keiner spricht
Von seinen Versen." — „Das ist besser,
Als wenn Ihr's thätet! Aber sagt:
Ist Wieland groß, ist Klopfstock größer?"
„Der, Sire, wäre stolz, der's zu entscheiden wagt."
„Er ist nicht stolz?" — „Ich bin's in diesem Augenblick,
Sonst eben nicht." — „Er geht nach Halberstadt zurück,
In's hochgelobte Mutterland?"
„Ja, Ihro Majestät!" — „Grüß' Er den Domdechant!" —

Ohne Zweifel brachte Gleim in dieser Unterredung auch bei Friedrich ein warmes Wort für die Unterstützung der deutschen Literatur an. Daß es vergeblich gesprochen war, konnte einen so guten Patrioten, der noch bis zum Jahre 1803 alle Bewegungen der preußischen Armee besang, nicht irre machen. Auch ist Gleim's Patriotismus wohl belohnt worden, da man sich bei der Feier des Hubertsburger Friedens mehrfach an ihn erinnert und da sogar eins der verbreitetsten süddeutschen Blätter seine Kriegslieder in größerer Anzahl wiederabgedruckt und neu illustrirt hat. Indem wir sie bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen konnten, glaubten wir Dieselben im Jahre jener Friedensfeier mit dem wichtigsten Lebensabschnitte eines Dichters näher bekannt machen zu dürfen, dessen poetische Begabung offenbar nicht so groß, als sein Leben rein, sein Charakter edel und seine Einsicht groß und bewundernswerth gewesen ist.

Es sei mir jedoch vergönnt, mit einer politischen Bemerkung über den Frieden zu Hubertsburg diesen Aufsatz zu enden. Die Umstände, unter welchen er geschlossen wurde, sind bekannt. Sie hätten indessen wohl nicht unbedingt gehindert, daß dieser Krieg, wie der dreißigjährige, noch länger von Oestreich hätte fortgesetzt werden können. Indessen — die Reichsfürsten waren es müde, gegen Preußen zu stehen, sie, die ihre Truppen, die „Reißausarmee", zum Theil schon mit Widerwillen in die Schlacht bei Roßbach geschickt hatten. So half auch in Deutschland, wie zuvor in Rußland, die allgemeine Bewunderung den Waffen des großen Königs.

Aus dem Cartular der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

XI.

Eine mit Leuten von Mahumeria wegen gewisser Weinberge ausgestellte Urkunde.

(Bei Rozière Nr. 135.)

Allen Menschen, jetzt lebenden, wie zukünftigen, sei bewußt, daß wir Arnald, Prior des allerheiligsten Grabes, und das ganze Domstift den Leuten von Mahumeria unsere Weinberge, nämlich den des Herrn Hugo de Korso und denjenigen, welcher den Namen des Herrn Rudolf von Paris führt, für sie selbst und ihre Erben auf ewige Zeiten zu besitzen gestatten, unter der Bedingung, daß sie — und zwar ein Jeder besonders — die Hälfte der erzielten Früchte, sowohl Trauben, als auch Obst, Cerealien und Gartengewächse, zunebst dem einen Jeden betreffenden Zehnten, an die Pfarre des heiligen Grabes zu Mahumeria, oder wohin dieses Ortes sonst der Verwalter von Mahumeria ihnen angiebt, abliefern. Begehrt Einer von ihnen seinen Weinberg zu verkaufen, da soll er ihn mit unserer Einwilligung verkaufen und die Hälfte des Kaufpreises an uns entrichten. Jedoch steht es ihm nicht frei, ihn an die Templer und Hospitaliter, an irgend eine Kirche, an Ritter oder an sonst Jemanden zu verkaufen, durch den die (heilige Grabes-) Kirche zu Schaden kommen könnte. Ferner, wenn Einer dieser Leute seinen Antheil an den vorbenannten Weinbergen schlecht bebaut, da soll der Verwalter von Mahumeria unter Zuziehung von vier bis fünf geeigneten Zeugen denselben aufsuchen und ihm den schlecht in Ordnung gehaltenen Weinberg zeigen, wenn er es dann nicht besser machen will, so soll er ihm eine halbe Mark Silbers herausgeben, und der Weinberg an einen Andern ausgethan werden. Will aber einer dieser Leute ein Grundstück zum Anpflanzen eines (neuen) Weinbergs nehmen, so soll er solchen nur auf Grund und Boden des heiligen Grabes anlegen dürfen. Wenn endlich die gedachten Domherren ihr Dorf erweitern wollen, so können sie in den besagten Weinbergen ohne alle Einrede und ohne Ersatz jedem Beliebigen Wohnungen geben.

So geschehen in Gegenwart und unter Zustimmung des Herrn Amalrich, des Patriarchen von Jerusalem, so wie dem als Zeugen unterschriebenen Domherrn der gedachten Kirche: des genannten Priors Arnald: des Nicolaus, Unterpriors u. s. w. Leute von Mahumeria: Andreas von St. Ganthier; Hugo von St. Elias; Martin von Freudenberg.

Ein Erbpacht-Contract, wie die vorhergehende Urkunde (X) ohne Datum, aber offenbar mit ihr aus der-

selben Zeit, welche wir nach der Erwähnung des Patriarchen Amalrich in das siebente Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts setzen müssen. Es begreift sich leicht, und historische Notizen bestätigen auch, daß die Colonie von Mahumeria keine Schöpfung der ersten Zeiten der Kreuzfahrer-Herrschaft war. — Finden wir doch unter Balduin I. Jerusalem selbst so arm an Bewohnern, daß von jenseit des Jordans arabische Christen als Ansiedler dahin übergeführt wurden. Erst unter Balduin von Burg scheint sich die Bevölkerung der Hauptstadt durch den Zuzug fränkischer Pilger vermehrt zu haben, ein Ueberströmen der burgenses von da in die umliegenden Dörfer kann man vor Fulco schwerlich annehmen.

Da aber Bireh zu den 21 Dörfern gehört, welche schon Gottfried von Bouillon der heiligen Grabeskirche geschenkt hatte, so ist es nicht befremdlich, daß einzelne Besitzungen daselbst schon vor der fränkischen Colonisirung als Kirchenlehen in irgend einer Form an Indiviuen abgegeben worden waren, und die beiden Weinberge, von denen in unserm Document die Rede ist, sind offenbar als solche erledigt und demnach als heimgefallene Lehen zu betrachten, welche noch den Namen ihrer früheren Besitzer beibehielten. Das den Namen Dieser vorgesetzte dominus bezeugt, daß sie adlige Herrn waren; aber weder der Eine noch der Andere hat sich in der Geschichte einen Platz erworben. Das Original der Urkunde muß außer diesen Namen die der erwerbenden burgenses enthalten haben, da der weitere Inhalt die Annahme, daß etwa die Grundstücke ins Unbestimmte an die ganze Ortschaft ausgeliehen worden, nicht zuläßt; wahrscheinlich hat durch Unaufmerksamkeit des Kopisten eine Auslassung stattgefunden.

Ein Kaufpreis wird nicht erwähnt und scheint auch nicht gezahlt worden zu sein; vermuthlich waren die Grundstücke zur Zeit der Uebernahme in schlechtem baulichen Zustande. Unter derartigen Umständen konnte die Hälfte der jährlichen Producte nebst dem Zehnten, also ein Zins von 55 Procent des Bruttoertrages einigermaßen angemessen und billig erscheinen; gute und schlechte Jahre wurden dabei dem Eigenthümer sowie dem Besitzer gleich fühlbar. Außerdem sicherte sich das Domstift durch eine besondere Stipulation für den Fall eines gewinnbringenden Wiederverkaufs nach der Instandsetzung. Als Käufer wurden von vornherein Hospitaliter und Templer, die Kirchen und Milites — vermuthlich Ritter anderer schon bestehender, oder erst zu begründender Orden — ausgeschlossen, indem dabei das Domstift allerdings durch den Verlust der Abgaben zu Schaden gekommen wäre. Daß die Ritterorden ihr liegendes Eigenthum eben so gut wie die Kirchen als privilegirtes Gut ansahen und demzufolge auch von in den Dörfern der Grabeskirche erworbenen Grundstücken den Zehnten nicht entrichten wollten, haben wir bei Gelegenheit früher mitgetheilter Urkunden gesehen — die hier vorliegende beweist, daß die versuchten Ausgleichungen des Zwistes nicht zu wirklicher Aussöhnung und gegenwärtigem Vertrauen geführt hatten.

Auch Wilermus von Tyrus, der um die Abfassungszeit unseres Documents in der Kraft seiner Jahre stand, erwähnt dieses Zwistes, indem er (pag. 935) von den Johannitern sagt: „Indem sie nach so mäßigem Beginn zunahmen, entzogen sie sich zuerst der Jurisdiction des Abtes (vom Kloster St. Maria Latina); später, da ihre Reichthümer sich ins Unermeßliche vermehrten, warfen sie durch die römische Kirche (den Papst) auch die Oberherrlichkeit des Patriarchen (von Jerusalem) ab. Da sie nun diese verderbliche Freiheit erlangt haben, verweigern sie durchaus den Zehnten von allen ihren Grundstücken, was auch immer die Rechtsform sei, durch die diese in ihre Hände gelangt sind. Der Herr," fügt der fromme Erzbischof hinzu, „wolle ihrer schonen und ihnen gestatten, in sich zu gehen, auf daß sie ihrer Mutter, die sie verlassen haben, (nämlich der Kirche) in Demuth dienen mögen!" — Diese Worte des in seiner Auffassung so milden und gemäßigten Kirchenfürsten zeigen, wie tief die Angelegenheit die Gemüther ergriffen hatte. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß dies die clericale Ansicht von der Sache ist, und daß diejenige der Ritter, welche nicht wie die Mönche sich in Muße pflegen konnten, sondern beständige Kämpfe für das junge Reich zu bestehen hatten, vermuthlich davon sehr verschieden lautete.

Ueber die Art der Auflösung des durch unsre Urkunde begründeten Rechtsverhältnisses in Folge von Vernachlässigung des Grundstückes durch den Pächter herrscht im Text eine Unklarheit, auf welche ich aufmerksam mache, ohne sie aufhellen zu können. Darüber, daß der Pächter seinen Weinberg verlor, herrscht kein Zweifel; ob er aber außerdem noch eine halbe Mark Silbers als Strafe zahlen, oder ob er von dem Verwalter der Colonie diesen Betrag als bonne sortie erhalten sollte, darüber läßt sich, da der Text beide Deutungen zuläßt, mit Bestimmtheit nicht entscheiden.

Die weiteren Clauseln deuten darauf hin, daß die Domherren noch an einen zunehmenden Aufschwung Mahumerias glaubten und ihre unbebauten Ländereien in der Umgegend urbar zu machen hofften.

Das Universitätsleben Jena's im 16. Jahrhundert.

(Von Dr. B. in W.)

(Fortsetzung.)

Selbstverständlich, daß der Stand der Professoren nicht immer glücklich nach Außen hin repräsentirt war. Academische Ehrengrade mied man, so lange man es konnte, weil ihr Erlangen mit bedeutenden Kosten verbunden war. Das gilt vorzüglich vom Doctoriren. — Wir finden, daß Professoren wahrscheinlich aus diesem Grunde dies vermieden. — Dürrfeld war 14 Jahr jenenser Professor ohne den Doctorgrad erworben zu haben. Meist von Oben dazu gedrängt, ließ man sich dazu herbei. Zu solchen Ehrentagen wurde regelmäßig der Herzog von Weimar eingeladen. So viel mir im Gedächtniß ist, hat aber kein Doctorand in einem bescheidenen Postscript vergessen, daß der Herzog ihn zu diesem Freudenfest mit einem Hirsche, einem Fäßtein Schweinwildprett und einem Fäßlein Wein begaaben möge. — Auch verfehlte der Petent gelegentlich nicht zu bemerken, daß dieses bis Montag Abend in seine Behausung gebracht und abgeliefert werden möge. — Diese Petitionen waren so ständig geworden, daß der

Herzog Johann Wilhelm dies jedem promovirenden Professor als rechtmäßige Forderung gestattete und es ist bis in spätere Zeiten von diesem Rechte Gebrauch gemacht worden. Es ist nicht zu leugnen, daß das damalige Ceremoniell einen ganz besondern Aufwand erheischte. Als 1564 der berühmte Professor Stoml promovirte, wurden allein circa 200 Thlr. nach hiesigem Geldwerth für Barets und Handschuh in Naumburg angewendet, welches Herzog Johann Wilhelm auf eigne Rechnung übernahm und auch den Doctorschmauß bezahlte, der an Glanz dem noch zu schildernden Rectorschmauß nicht nachstand.

Um das Bild nach dieser Seite hin noch etwas zu vervollständigen, möchten wir eines andern Ehrengrades der Universität, des Rectorats gedenken.

Die Anfänge der Schule hatten halbjährige Wechsel und, wie wir mit Bestimmtheit vermuthen, ohne jenen bedeutenden Aufwand, der in spätern Zeiten nach der vollberechtigten Eröffnung bemerkbar wird. Das liegt in der Natur der Sache. Die Universität mußte jetzt hierin ihren Schwestern gleich stehen. Deßhald wählte man auch meist angesehene und bemittelte Adlige, wie die Herrn von Wildenfels, die Grafen von Gleichen u. a.

Hatte der Gewählte das anstandshalber kaum auszuschlagende Ehrenamt angenommen, dann stand nach Vorlesung der Statuten und der Uebergabe der Insignien ein solennes Prandium in Aussicht. So auch 1574, als Graf Volrab van Gleichen das Rectorat übernahm. — Schon Wochen varher ergingen an die Professoren, die vornehmlichsten Dactoren der Universität, an die Herzöge von Sachsen mit ihren Räthen und Dienern die höflichsten und unterthänigsten Einladungen. Was nicht das leidige Zipperlein hatte, erschien gewiß zu diesem Fest.

Droußen aber in Kranichfeld, dem Hafe des Grafen, war das regste Leben, die Lehnsleute wurden zur Jagd entboten, es wurde nach allen Enden zur Herbeischaffung von Victualien ausgesandt. Ochsen, Schweine und Kälber wurden um ihr junges Leben gebracht, der geschäftige Schultheiß, wie die rührige Schließerin, Knechte und Buden, alles lief bunt durcheinander. Drei Wagen standen im Hofe bereit, um die Lebensmittel nach Jena überzusiedeln. Da sehen wir wohl, wie der mastige, ausgeschlachtete Ochse mit Hammeln, Schafen, Gänsen, Enten, Rebhühnern, wilden und zahmen Spanferkeln und Kapaunen, ungerechnet der Hasen, Vögel und Krebse, die gar nicht gezählt wurden, aufgeladen und unter sicherem Geleit in Jena eingebracht werden. Ein besonderer Wagen mit Forellen und sonstigen Fischen geht schon des Nachts ab, weil diese Thiere bekanntlich die Wärme nicht vertragen können. Zuletzt folgte die treue Hausmagd mit allerlei Tischgeräth, Töpfen, Kesseln und Lichtern. — Ueberfluß an Allem, aber Alles mit feiner Berechnung, daß nichts mehr kostet, als sparsamer Haushalt es herzustellen vermag. —

Nun beginnt es zu pritzeln und zu braten. In Dr. Schneidewein's Haus, wo das Prandium abgehalten wird, raucht der Schlot mit Tagesandruch wie ein Meiler, den der Köhler mit feuchter Erde zu decken sucht. — Endlich schlägt die Stunde, die hungrigen Magen wallen schaarenweise dem Hause zu. Wir sehen den Dr. Schneidewein, der gerade in Weimar über einem schweren Protokoll sitzt, schweren Hauptes da sitzen, in Sorgen um sein Haus und was jetzt darin vargeht. — Er vergegenwärtigt sich die Zufälle der Menschlichkeit, er sieht wie die Lustigkeit in Uebermuth ausartet und sein schönes Haus in einen Augiasstall umgewandelt wird. — „Was wirds helfen, daß ich gemahnt," hören wir ihn ausrufen, „dort zu sein, daß meinem Haus in dem Gelag kein Schaden geschieht."

Zuerst geht es ehrbar her. Der durchlauchtigste Herr sitzt oben an seinem Fürstentisch. Je nach dem Range schließen sich 9 andere Tische ihm an.

Am Fürstentisch kommt eine kräftige Suppe, Kapaunen und Rindsfleisch, Forellen mit Kapern, Hirschleule in brauner Brüh mit Rosinen und Mandeln, Mandeltorte, Spanferkel, Krebse, Redhühner mit Mandeln und Rosinen folgen in 7 wohlberühmten Gängen, der zweite Tisch begnügt sich schon mit Schweinwildprett, kleinen Fischen, Schöpsenbraten, bis allmälig am letzten Tisch das splendide Mahl in ein — Essen, Reis in Milch, sich verflacht. Das weiß man nicht anders, wiewohl ein lüsternes Auge doch einen scheelen Blick hinauf auf die Tafeln der Hohen wirft. Dennoch geht's munter zu, obschon der Jenaische Wein nur wegen der Sauerkeit lustig macht.

Immer lustiger wird's in den untern Regionen, bis es auch im Oberstübchen der ehrbaren Herrn etwas warm wird; die legalen Toaste auf den Landesherrn, auf civitas academia, den Senatus und den vir illustris Rector sind überwundene Dinge, das Schwirren wie im Bienenhaus wird allmälig lauter, nachdem der Herzog den günstigen Moment wahrgenommen, die lustige Menge in ihren schon eigenthümlichen Gesprächen und sentimentalen Betrachtungen nicht zu stören. — So geht's fort, bis von unten der Wein und Bier auftragende Rathsdiener die Trauerbotschaft bringt, daß so eben das Stückfaß Bier seinen letzten Tropfen entsendet und der letzte der sechs Eimerchen Wein ausgetrunken ist.

Am Abend versammelt man sich noch einmal, zum ernsten Werk. Die Reste des Mittags werden mit einigen wohlgelungenen Modificationen aufgezehrt. Spät am Morgen trennt man sich mit Lobeserhebungen über das feine Prandium von gestern und wünscht sich über's Jahr wieder einen so trefflichen Wirth als den Grafen Volrab von Gleichen. —

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug von Cairo zu den Bauten des Suez-Canals.

(Von W. von Seelhorst, Lieutenant im 5. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 48.)

Die Landenge von Suez hat seit den ältesten Zeiten für den Handel mit Ostindien eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Im Mittelalter war Cairo der Mittelpunkt dieses Handels; es sammelten sich dort die Karavanen, um ihren Weg über Suez durch die Syrische Wüste an die Mündung des Euphrat und Tigris zu nehmen, von wo aus der Weg nach Ostindien zu Wasser zurückgelegt wurde. Den Reichthum und die Macht, welche die Handelsstädte am Mittelländischen Meere: Genua, Florenz und Venedig im Mittelalter entfalteten, erlangten sie vorzugsweise durch Vermittelung dieses Handels. Die Auffindung des Seeweges nach Ostindien um das Cap der guten Hoffnung durch Vasco de Gama 1497 und die Eroberung Aegyp-

teus durch die Türken 1517 zerstärte diesen Hondel fast gänzlich, an seine Stelle trat erst wieder später ein Binnen-Handel, der von Alexandrien über Cairo nach Suez ging, und von da nach dem Innern von Afrika und nach Syrien sich verzweigte, aber nicht wieder jene große Wichtigkeit erlangte. — Suez, bis dahin eine reiche Handelsstadt und die Niederlage der europäischen und indischen Waaren, gerieth fast gänzlich in Verfall, und wurde bald eine kleine unansehnliche Stadt. Die Seestädte am Mittelmeere verloren an Reichthum und Bedeutung. Die Kostspieligkeit des Seeweges nach Ostindien um Afrika, und die Erfindung leichterer Verkehrsmittel hat in neuerer Zeit die handeltreibenden Nationen, vorzugsweise am Mittelmeere, veranlaßt, den alten Weg wieder aufzunehmen. Die Errichtung des von den Türken fast unabhängigen Vice-Königthums in Aegypten unter seinem aufgeklärten Vice-König Mehemed-Ali gewährte diesem Streben eine große Stütze. Indeß ist der Handel auf diesem alten Wege erst durch den Canal von Alexandrien nach Cairo, der zum Theil im Bette des Nils geht, und durch die Erfindung und Benutzung der Dampfschiffe, welche von Suez nach Ostindien fahren, mehr zur Bedeutung gekommen. Noch mehr hat er durch die Eisenbahnen von Alexandrien nach Cairo und von da nach Suez gewonnen, die unter französischer Direktion stehen.

Suez hat sich seitdem wieder sehr gehoben und wird sich noch mehr heben, da dieser Ort bei dem direkten Handel zwischen Europa und Ostindien gar nicht zu umgehen ist.

Es liegt auf der Hand, welche Wichtigkeit für den Welthandel im Allgemeinen, insbesondere aber auch für unser deutsches Vaterland und die europäischen Mittel-Staaten eine Verbindung mittelst Seeschiffen zwischen dem Mittel- und dem rothen Meere haben muß. In neuester Zeit ist man endlich mit dem sehr alten Projekt einer solchen großartigen Verbindung energisch hervorgetreten, und namentlich verdanken wir es Frankreich, das nächst Deutschland am meisten dabei interessirt ist, daß mit der Ausführung desselben begonnen worden ist. Es scheint den Widerstand, den England demselben bisher entgegenstellte, glücklich beseitigt zu haben.

Durch die Munifizenz des Johanniter-Ordens zur Wiederherstellung meiner Gesundheit nach Cairo gesandt, konnte ich die Gelegenheit, die Bauten des Suez-Kanal zu besichtigen, nicht vorübergehen lassen, als die Preußischen Consuln Herr von Gersdorf in Alexandrien und Herr Lauth in Cairo die Güte hatten, mich aufzufordern, sie dahin zu begleiten. Wir reisten am 13. December 1862 früh von Cairo per Eisenbahn über Benha nach Zaggazig.

Nach dem ursprünglichen Projekt sollte der Canal von Boulack, unterhalb Cairo, in den Timsach-See, und von da südlich nach Suez geführt werden, um dem Canal, der das Mittelländische mit dem rothen Meere verbinden soll, Trinkwasser aus dem Nil zuzuführen und zugleich eine Wasserverbindung mit Cairo und Alexandrien herzustellen. Dieses Projekt ist aber aufgegeben. Man hat das Rigole des Süßwasser-Canals an einen Nilarm angeschlossen, der bei Zaggazig vorbei fließt, und welcher sich in die Wüste verlaufen zu haben scheint. Für Suez und die andern Orte am Meer-Canal ist dieser Canal von großer Bedeutung, da Suez jetzt sein Trinkwasser per Eisenbahn von Cairo aus bezieht.

Für den Kanal, der das Mittelländische und rothe Meer verbinden soll, ist der Timsachsee der Mittelpunkt; er bildet den eigentlichen Hafen und die Erfrischungsstation, der die Handelsmarine der Welt bergen soll. An seinen Ufern sollen Magazine, Werkstätten, Werfte u. s. w. erbaut werden; ein 1500 Mètres langer Quai soll zum Anlegen der Schiffe und zum Ausladen und Einladen der Güter eingerichtet werden.

Von dem Timsach-See führt der Kanal einerseits südlich durch Seuil du Serapeum und die Bitter-Seen, und mündet östlich der Stadt Suez, andererseits nördlich durch Seuil el Guisre, den Ballah-See, durchschneidet den Menzaleh-See und mündet bei Port de Said. Die beiden Häfen zu Suez und Port de Said sollen nur die Passage in und aus dem Kanal erleichtern und sichern.

Die Breite des Kanals war ursprünglich auf 100 Mètres, später auf 80 Mètres projectirt, und in neuerer Zeit scheint man sie auf 56 Mètres reduziren zu wollen. Die Tiefe soll 8 Mètres betragen. Diese Dimensionen würden hinreichen, um Seeschiffe von einem Meere zum andern durchzuführen, und dieser Kanal würde dann dem großen Erie-Kanal in Nordamerika, der Seeschiffe mittelst der Süßwasserseen bis fast in die Mitte von Nordamerika, bis Chicago, gelangen läßt, würdig zur Seite stehen.

In Zaggazig befindet sich die erste Station der französischen Kompagnie, welche allen Verkehr nach den bebauten Ländereien der Wüste hin vermittelt.

Wir konnten uns gleich von deren Thätigkeit überzeugen, denn es war im Quartier der Station ein ganzer Ballen von Journalen, Briefen, Büchern und Packeten angekommen, welche von hier expedirt wurden.

Am andern Tage, den 14. December, setzten wir unsere Reise auf dem Süßwasserkanal fort. Die Kompagnie stellte uns eine Barke, welche, da kein günstiger Wind war, von einem Dromedar gezogen werden mußte. Es sah sehr malerisch aus, wie der Beduine, nachlässig in seinen schwarz und braunen Burnus gehüllt, mit der weißen Kufjieh (Kopftuch), die bis auf die Hüften herabhing, und nur das braungebrannte Gesicht frei ließ, auf seinem Dromedar daher trabte. Er stimmte laut seinen arabischen Gesang an, den man hier so oft hört, und der einen fast melancholischen Eindruck macht.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Der internationalen Deputation evangelischer Christen an Ihre Majestät die Königin von Spanien, zu Gunsten mehrerer nach schwerer Kerkerhaft zu langjähriger Galeerenstrafe verurtheilter spanischer evangelischer Christen, haben sich preußischer Seits auch zwei Johanniter-Ritter: Prinz Heinrich XIII. Reuß und Graf von Behr-Negendank angeschlossen.

Seitens der Evangelischen des Oesterreichischen Kaiserstaats ist zu gleichem Zwecke eine besondere Adresse an Ihre Majestät erlassen worden, mit deren Ueberreichung die Johanniter-Ritter: Freiherr von Riese-Stallburg und Rittmeister von Haber beauftragt worden sind. Da der Letztere aus Gesundheitsrücksichten behindert war, die Reise zu unternehmen, so ist Freiherr von Riese-Stallburg mit der Adresse am 27. April von Wien nach Spanien abgereist.

Für die Armen-Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind bis zum 15. Mai ferner eingegangen: Von v. W. auf D. 2 Thlr. Von v. D. auf S. 2 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Gaben zusammen 167 Thlr. 20 Sgr.

Herrlich.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 22. Berlin, den 27. Mai 1863. **Nr. 22.**

Am Sonntag den 7. Juni c. Mittags 12 Uhr findet der Rittertag der schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens in der Wohnung Sr. Excellenz des Königlichen Wirklichen Geheimen Raths und Ober-Präsidenten, Herrn Freiherrn von Schleinitz zu Breslau statt.

Der Unterzeichnete ersucht die Herren Mitglieder der schlesischen Genossenschaft ganz ergebenst, dieser Versammlung beiwohnen zu wollen.

Berlin, den 22. Mai 1863.

Graf zu Stolberg.
Commendator.

Aus dem Cartular der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem.

(Von G. Rosen.)

XII.

Urkunde über einen Garten, den die Madilia dem Domstifte zum heiligen Grabe abließ.

(Bei Rozière Nr. 106.)

Werth ist es zu wissen und dem Gedächtniß zu überliefern, daß ich, Madilia, für die Erlösung der Seelen meines Mannes und meines Sohnes, sowie für meine eigene, und zugleich um meiner leiblichen Noth abzuhelfen, den Domherren des heiligen Grabes, meinen Herren und Brüdern, meinen Garten bei Lebzeiten und mein Haus nach meinem Tode auf ewige Zeiten zu rechtlichem Eigenthum gegeben und überlassen habe. Und zwar nicht ganz unentgeltlich; denn die Domherren haben mir darauf 170 Byzantinen als Gegengabe ausgezahlt und noch 40 Byzantinen für eine um den Garten zu ziehende Mauer und für Herstellung der in demselben befindlichen Cisterne verausgabt. Außerdem haben sie mir bis an meinen Tod einen in gemeinschaftlicher Verabredung bestimmten Lebensunterhalt gewährt, nämlich täglich ein Domherren-Brod, ein halbes Maas (litre) gemischten Weins und einen Teller mit Gemüse. Sonntags aber und an großen Feiertagen ein Stück frischen Fleisches, oder von der Speise, die die Herren essen.

So geschehen den 23. Juny im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1132, da König Fulco zu Jerusalem regierte und der Herr Wilhelm den Patriarchatssitz inne hatte. Dies bezeugen:

Herr Wilhelm, der Patriarch und die Domherren des heiligen Grabes, Peter der Prior; Peter von Barcelona u. A. m.

Eine Urkunde, die uns recht eigentlich in das Privatleben zu Jerusalem während der Zeit der Frankenherrschaft einführt. Wie sich aus dem Inhalte schließen läßt, war die Madilia die Wittwe eines bemittelten Mannes, vermuthlich eines burgensis, sei er nun Handwerker gewesen oder Söldner, miles stipendiarius, der ihr ein Haus in Jerusalem und einen Garten mit einer Cisterne hinterlassen hatte. Ein einziger Sohn, den sie besaßen, war ebenfalls todt; sie stand also ganz allein und gerieth in Dürftigkeit. In Zeiten und Ländern, wo die Geldverhältnisse noch nicht die Sicherheit gewonnen haben, welche eine der Lichtseiten der höheren Gesittung im Staatsleben ausmacht, bietet sich in ähnlichen Fällen keine bessere Zufluchtsstätte dar, als die Kirche, und noch heutigen Tages tragen zu Jerusalem alternde, im Leben vereinzelte Griechinnen und Armenierinnen ihre kleine Habe in ihre Klöster, setzen diese zu Erben ein und suchen sich dagegen zu möglichst vortheilhaften Bedingungen ihren Lebensunterhalt contractlich zu sichern. In gleicher Weise wandte sich schon die Madilia an das Domstift zum heiligen Grabe und ließ sich als Layenschwester aufnehmen — die canonici sind ihre confratres —, indem sie ihren Garten, welchen sie doch nicht mehr bestellen konnte, sofort und ihr Haus nach ihrem Ableben dem heiligen Grabe überließ. Der Preis von 170 Ducaten zunebst den sonstigen Emolumenten deutet auf eine nicht eben geringe Besitzung, namentlich scheint der Garten, ortus, nach der Anmerkung zu einem früher mitgetheilten Document, ein unbewässerter Garten, also das arabische Karm, dessen Einfriedung nebst einer Reparatur in der Cisterne 40 Goldstücke kostete, eine ansehnliche Bodenfläche gehabt zu haben. Ein Gartenzaun war höchst wahrscheinlich damals auf dem Gebirge Juda, wie Jahrtausende vorher und wie noch heute, eine aus losen, ohne Verbindung durch Mörtel, aufgeschichteten Steinen bestehende Mauer; für den besagten Preis konnte in einer

Zeit, wo der Werth des Geldes noch ein sehr hoher war, eine solche in beträchtlicher Länge aufgeführt werden. Wenn aber die dafür gemachte Ausgabe unter den der Mabilia gemachten Concessianea aufgezählt wird, so hat dies der Canzler des Stiftes, welcher die Urkunde redigirte, zu verantworten.

Was den ihr zugesicherten Lebensunterhalt betrifft, so sehen wir, daß sie auch da eine ziemlich anständige Behandlung erfuhr. Unfehlbar war das Domherrn-Brod, panis canonicorum, eine besonders gute Art; noch heute läßt das große griechische Kloster zu Jerusalem, welches wahl in der Lebensweise die ältesten Traditionen der Stadt bewahrt, zweierlei Brod backen, ein sehr grobes, das den Dienstleuten und als Almosen den Armen der Confession gereicht wird, und ein feines wohlschmeckendes nur für die Priester. Zur Zeit der Abfassung unserer Urkunde war eben die heilige Grabeskirche in Folge einer Schenkung Gottfried's von Bouillon Eigenthümerin sämmtlicher Backösen von Jerusalem mit nur zwei Ausnahmen, desjenigen der Kirche Maria-Latina und desjenigen des Johanniter-Convents.

Außerdem erhielt die Mabilia täglich ein halbes Maaß mit Wasser verdünnten Weines und einen Teller voll coquinatum, worunter wir uns gekochte Linsen, Kichererbsen, grüne Gemüse u. dgl. zu denken haben werden; das war von früh bis spät ihre ganze Ration. An Sonn- und Fest-Tagen aber erhielt sie ein Stück frischen Fleisches, oder von der „Speise, die die Herrn essen". Die Domherrn hatten, wie man hier sieht, in der Regel etwas Besseres, als das coquinatum, und da ihnen die Einnahmen der Kirche dies gestatteten, sa mögen ihre südlichen Nachbarn, die Hospitaliter, sich für durchaus gerechtfertigt gehalten haben, wenn sie, wie wir in der Anmerkung zu IX. gesehen haben, sich weigerten, durch Entrichtung des Zehnten die Schätze des Domstifts noch zu vermehren.

Das Universitätsleben Jena's im 16. Jahrhundert.

(Von Dr. B. in W.)

(Fortsetzung.)

Fassen wir nun das Leben des Akademikers in seinen Beziehungen zu seinen Collegen und in seiner amtlichen Thätigkeit etwas näher ins Auge.

So lange die Verhältnisse der Schule so einfach waren, wie die bis zur Eröffnung der Universität als solcher, herrschte ein seltsamer Friede, ein freundlich collegialisches Verhältniß. — Ein Mißton war erst vernehmbar, als die religiösen Ansichten verschiedene Lager bildeten, deren Tendenzen zu schildern ich hier geflissentlich übergehe. Vornehmlich war es Flacius Illyricus, der durch seine Schroffheit den Saamen der Zwietracht säte, wider den nicht allein die der Universität Fernstehenden, sondern auch die studirende Jugend selbst Partei nahm. Wie sehr immerhin das Verdienst dieses genialen Mannes anerkannt werden muß, so läßt sich doch schwer die Ueberzeugung unterdrücken, daß er die Universität an den Rand des Verderbens führte, und die ungünstige Nachwirkung sich bis weit in die Jahre nach seiner Entlassung verspüren ließ.

Die gegenseitigen Anfeindungen der theologischen Professoren innerhalb ihrer Hörsäle gaben sich in bedauerlichster Weise nach Außen kund. — Als ein Gegner des Illyricus, Dr. Schnepff, gestorben war, erging, wie gleichzeitige Berichte melden, ein Zetergeschrei in ganz Jena von Studenten und Bürgern, daß er an Dr. Schnepfs Tode die Ursache sei. Unter den Studirenden war bereits ein Sturm seines Hauses veradredet. — Unter Schnepfs Sarge, der in der Stadtkirche ausgestellt war, fand sich in lateinischen Versen diese Ansicht in stärksten Worten ausgesprochen, während sich an der Universität und an Illyricus Haus selbst der drohende Anschlag fand: „Du, der uns den ehrwürdigen Dr. Schnepf mit Verrätherei um den Hals gebracht und damit umgehst, auch den Victorin wegzubringen, Dich wollen wir zerhauen wie eine Krautsstaude. Hüt Dich, es soll Dir nichts geschenkt werden."

Auch im studentischen Leben hatte diese Parteiwuth solche Wurzel gefaßt, daß die Zuhörer des Illyricus manche lebensgefährliche Drohungen zu bestehen hatten. Von Illyricus selbst waren die meisten der Ueberzeugung, daß er in seinem eignen Hause nicht sicher sein werde.

Solche Verhältnisse konnten auf die Dauer nicht bestehen. — Bald mußte man die bedauerliche Wahrnehmung machen, daß der Besuch der Universität sichtlich abnahm, weil die Anhänger der flaccianischen Richtung die Universität mieden, so lange dessen Gegner, und die Anhänger dieser, so lange Flacius den theologischen Lehrstuhl inne hatte. Es war so recht die Zeit der Pasquille.

Auch in der Kirche wurde von der Canzel herab nach eingeleiteter Untersuchung, gegen die Flacianer von Auferlegung spanischer Inquisition geredet. In Folge davon waren 1561 in Jena nicht mehr als 200 Studenten, meist arme „Porschen".

Erst als diese Stürme beruhigt, kam ein frisches freundliches Leben. Die Vorlesungen wurden wie noch heute an der Stadtkirche angeschlagen. Aber ganz anders war damals die Form, es waren großartige Placate. Wir finden wohl, daß in lateinischer Sprache genau die Motive angegeben waren, aus denen bisher die Pandecten noch nicht gelesen. — Erst 1569 wurde auf den Druck der Lectionskataloge angetragen, um nur zu wissen, wie man daran sei. Denn wieder waren große Unruhen ausgebrochen, in Folge deren 7 Professoren weggejagt wurden. Man beschuldigte sie einer Conspiration, auch einen großen Theil der nicht in ihre Angelegenheiten Verwickelten, zum sofortigen Wegzug von Jena vermocht zu haben. — In der That keine Kleinigkeit, wenn 7 namhafte Professoren noch andere mit sich zogen, da factisch die 4 Facultäten nur über 15 ordentliche Professoren zu verfügen hatten.

Anderseits wäre an Zufluß wohl kein Mangel gewesen. Denn wir sahen, wie ungebunden im Gehen und Kommen es damals üblich war. Wir finden 1558 einen Friesländer Johann Arumelius, der vor 300—400 Zuhörern, Cicero ad Herrenium mit ausgezeichnetem Beifall las. Aber der Verlust von 7 namhaften Gelehrten war gefährlich für den Ruf und die Lebensfähigkeit der Universität. —

Sonst gab es recht erfreuliche Erscheinungen in dem wissenschaftlichen Leben der Professoren. Namentlich ver-

dienle der Dr. med. Johann Schröter hervorgehoben zu werden. Doppelt groß war die Aufgabe auf dem Felde seiner Thätigkeit. Nach der einen Seite hin hatte er es mit der armen und abergländischen Population Jena's zu thun, die von Pfarrern, alten Weibern, Wehmüttern und Barbierern sich mit allerhand Quacksaldereien eher euriren ließen als von einem wissenschaftlichen Arzt, dem bekanntlich sein bedeutsamer Ruf nach Jena vorausgegangen war. — Nach der andern Seite hin waren es die dürftigen Verhältnisse der Universität, welche hemmend dem Fortschritt der medicinischen Wissenschaften sich entgegenstellten. — Er begründete daher 1579 einen botanischen Garten, über dessen Anlage sich die Coetanen lustig machten, denn selbst unter dem gebildetern Theile der Bevölkerung gab es nach Schröters Ausspruch Wenige, die der Kräuter und Simplicien kundig waren. Zur Realisirung des Angestrebten hatte Schröter den damals berühmtesten Botaniker Carolus Clausins aus Wien auf 3 Jahre nach Jena gerufen, „wo ein hortus von allerhand Kräutern, Früchten und fremden Gewächsen und darneben, was von Düringischem Gebirge, sonderlich aus Jena und Sangerhausen und dem ganzen Harz noch unbekannt ist, eingerichtet werden sollte." — Es bezeichnet das großartige Streben Schröters, daß er den Wiener Gelehrten 3 Jahre bei einem jährlichen Gehalt von 200 Thlr. und freier Station aus eignen Mittel nunterhielt. — So kam der Garten zu Stande, der sich an das abgebrochene Amatomiegebäude anschloß und theilweis auch im zweiten Hofe der Universität angelegt wurde.

Obwohl direkte urkundliche Zeugnisse nicht vorliegen, daß die Professaren auch das sonstige Leben der Studirenden persönlich beeinflußten, so läßt sich dieses doch aus den gesammten Verhältnissen der Schule herleiten. Drang doch die Universität darauf, daß die jungen Studenten ihre Präreptoren gewinnen mußten, um ihr Leben und ihre wissenschaftliche Thätigkeit zu beaufsichtigen, da die Studirenden in den Häusern der Bürger und Professoren, wegen Mangels an heizbaren Localen des Collegiums, untergebracht werden mußten. —

Wir finden, daß Schröter mit seinen Studenten in den alten Bergen herumkroch nm Kräuter zu sammeln. Abends spät zurückkehrend kommen sie noch in einen Tumult bei der Stadtkirche, wo die Kräutermänner niedergeschlagen und hart verwundet wurden. Wir sehen, wie der Rector persönlich erscheint, die Tumultuanten beruhigt, selbst die Polizei ausübend, den augenscheinlichen Ruhestörer am Kragen nimmt und ihn in seiner Privatwohnung so lange unterbringt, bis am nächsten Morgen die Senatssitzung über den Fall entscheidet. — Solche Stellungen der Professoren waren meist mit großen Unannehmlichkeiten verknüpft. Die weimarische Regierung verlangte die sorgfältigsten Berichte über den Zustand der Disciplin, fast über jeden Tumult wurde nach Weimar berichtet, und daß es da viel zu thun gab, mag man aus der einfachen Vorstellung entnehmen, in der es heißt „Unsere vielfältigen Geschäfte leiden nicht E. f. g uff alle Klagen allwegen beständige rechtmäßige Berichte zu thun, wie denn E. f. g. uff den Fall befinden sollen, daß dieselbige mit den Studentenhändeln mehr, dann mit allen andern Landsachen zu schaffen und zu thun haben werden. — Nicht einmal des Nachts hatte der Rector Ruhe. Die Competenzconflicte, wie sie in jurisdictioneller Beziehung zwischen Rath der Stadt und dem Senat zu Hunderten vorkamen, hatten zuletzt zur Folge, daß kein Barbier einen verwundeten Studenten verbinden durfte, bevor der Rector ihn nicht gesehen und seine Einwilligung gegeben hatte.

Mag dies Factum genügen, um in berechtigter Weise nun den zweiten Factor des Universitätslebens in unsere Darstellung hereinzuziehen und an die communalen Verhältnisse Jena's, die einen überaus bedeutsamen Einfluß auf die Entwickelung der Universität ausgeübt, anzuknüpfen.

Das kleine freundliche Städtchen Jena, slavischen Ursprungs, wie schon der Name, welcher eine von hohen Bergen rings umschlossene Gegend bedeutet, war, nachdem es von der Herrschaft der Herren von Lobdaburg und den Grafen von Orlamünde an das sächsische Haus gefallen war, in der Theilung von 1485 der ernestinischen Linie zugefallen. — Der Ort war frühzeitig zur Abwehr der sorben-wendischen Stämme befestigt und war auch noch im 15. Jahrhundert namentlich durch Herzog Wilhelm den Tapfern in seinen Befestigungen wesentlich verbessert. — Von starken Stadtmauern umgeben, die ein längliches Rechteck bildeten, hatte sie die noch dem Namen nach bestehenden 4 Hauptthore mit 4 Eckthürmen, um die sich tiefe Gräben herumzogen, und außerhalb derer die Vorstädte lagen, die uns noch in den Namen Rollendorf, Zweifelbach u. s. w. erhalten sind. —

In dieser wohlbefestigten Lage befand sich Jena, als die Schule dahin verpflanzt wurde. Möglich, daß die gesunde Lage der Stadt, die Carl V. mit einem Thal des Arno verglich, möglich daß tiefer liegende Gründe den gefangenen Churfürsten zu dieser Wahl bestimmten. — In der Stadt lebte man fast ausschließlich vom Weinbau, der Gewerbestand war natürlich auch vertreten, aber nur in so fern es sich um die Production der zunächst liegenden städtischen Bedürfnisse handelte, war eine Thätigkeit bemerkbar. Weinbau und Handel mit diesem Product war und blieb die Hauptbeschäftigung. — Erwägt man, daß 1519 die städtische Gemeinde in einem Jahr 19728 Eimer Wein baute, so mag das einen Anhaltspunkt zur Beurtheilung städtischer Beschäftigung geben. Getreide wurde fast gar nicht gebaut. Noch 1550 bauten kaum 40 Bürger so viel, als sie im eignen Hause verzehrten.

Die Leute selbst hatten etwas Derbes, Naturwüchsiges. Von Natur träg, ohne Interesse für geschäftlichen Aufschwung, lebten sie von der Hand in den Mund, und der jenaische Saufteufel trug redlich das Seine dazu bei, daß auch mögliche kleine Ersparnisse nie gemacht wurden. Daher die Armuth der Bevölkerung.

Das war die Wiege der Universität. — So lange die Schule auf das Kloster beschränkt, die Stadt in ihren Interessen nicht berührt wurde, ging alles trefflich. Aber wie das Philisterthum unausstehlich wird, wenn es, aus dem gewöhnlichen Leben herausgerissen, neuen Verhältnissen sich accomodiren soll, so war es auch hier.

Bedenke man wohl, was es heißt, wenn hunderte junger, lebenslustiger Elemente, Straßen, Kneipen und Häuser füllen, welche Umwälzung das giebt, wie die

philiströse Ruhe gefährdet ist. Ein gesundes, volkthümliches und wirthschaftliches Leben hätte die Schule mit Händekuß aufgenommen; das war in Jena nicht der Fall. — Schon 1548 kam es zu den bedenklichsten Reibereien zwischen den Studenten und Handwerksgesellen, man hatte damals nichts Geringeres vor, als vor's Collegium zu rücken, dasselbe zu stürmen und einen Teufel mit dem andern herauszutreiben.

Je schroffer die Verhältnisse sich gestalteten, desto unfreundlicher war das Benehmen gegen die Studirenden. Trotz eines Regierungsbefehls an den Rath der Stadt Jena, für Herbergen der Studenten in den Bürgershäusern zu sorgen, weigerte sich ein Theil der Bürger entschieden gegen die Aufnahme, ein andrer Theil prellte sie so sehr, daß die armen Kerle das Geld nicht aufbringen konnten. Wenn es an jugendlichem Uebermuth auch nicht gefehlt hat, daß man mitunter ein Weinfaß zerschlug, in den Ofen steckte, Fenster und Thüren zertrümmerte und mit dem Hauszins davon lief, so stark mögen die Frivolitäten nicht gewesen sein, um sie wenigstens nicht mit jugendlichem Leichtsinn entschuldigen zu können. — So verstand sich auch der Bürger auf die Dauer nicht dazu, die Studenten zu beköstigen. — Denn entweder „fraßen" sie so viel, daß die Bürger daran zu Grunde gingen, oder die Kostgänger hielten auf die Dauer wegen geringer Verpflegung nicht aus. Namentlich lief die Klage ein, daß es zur Zeit der Weinerndte gar spärlich zugehe. Natürlich der Bürger war zu der Zeit auf das Weinbergsleben angewiesen, mochte der Student zusehen, wie er sich nährte. Das gab Veranlassung, daß diese Sache von der Canzel herab verkündet und beiderseitiges Wohlverhalten angerathen wurde.

Diese und andere Gebrechen setzten die Weimarische Regierung mit dem Rath der Stadt in scharfen Schriftwechsel. Es kamen scharfe Verordnungen, für die Miethswohnungen eine bestimmte Taxe aufzustellen. Drang die Regierung darauf, daß die jungen Studenten nur innerhalb der verschließbaren Thore wohnen sollten, um von den durchziehenden Gesellen nicht verführt zu werden, so stellte sich doch ein ganz bedeutender Wohnungsmangel heraus. Eine angeordnete Comission fand im Anfang der fünfziger Jahre nicht mehr als 96 Stuben und eben so viel Kammern, für deren jede ein bestimmter Miethzins angesetzt und öffentlich kund gethan wurde. — Um nun die Steigerung der Lebensmittel zu verhindern, wurde eine scharfe Marktordnung eingeführt. So lange der Wisch am Rathhaus aushing, durfte kein Kauf abgeschlossen werden. Andrerseits zwang die Regierung zur Reinhaltung der jenaschen Straßen. Sie legte dem Rath auf, ein gemeinsames Schlachthaus zu bauen, und als dieses endlich 1558 fertig war, wurde es selbstverständlich mit Zins und Gewicht belegt, — worüber unsägliche Zwietracht entstand. — Allerdings hatte man vollen Grund, auf die Reinlichkeit der Stadt zu sehen; die Fleischer schlachteten ihr Vieh vor den Häusern, Gerber und Seifensieder hantirten dort in gleicher Weise. Für die Entfernung des aus den Häusern getragenen Düngers gab es noch keine gesetzliche Bestimmung, es war hart genug, daß der Befehl kam, keinen Misthaufen länger als 3 Tage vor den Häusern liegen zu lassen, zumal auch die gaudirenden Studenten sich auf denselben zu lagern und ein Licht darauf zu pflanzen, sich mehrmals unterstanden hatten. —

Besonders hart erging es dem Fleischerhandwerk. Es fehlte zu Zeiten an Fleischwaaren, das gab Veranlassung zu enormen Steigerungen. In den Fleischbänken wurde das Fleisch gar nicht mehr im Einzelnen und nach dem Gewicht, sondern nach der Hand verkauft. Kam dann eine arme Wittwe, um ihre Bedürfnisse für ihre Studirenden einzukaufen, so zog sie unverrichteter Sache ab, und der Mittagstisch war kärglich. — In Summa, die Universität hatte in dem Stilleben des Philisterthums einen solchen Rumor angerichtet, solche Unbequemlichkeiten im Gefolge, daß man die ganze Sippschaft von Professoren und Studenten lieber zum Teufel wünschte.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug von Cairo zu den Bauten des Suez-Canals.

(Von W. von Seelhorst, Lieutenant im 5. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 48.)

(Fortsetzung.)

Etwa um 2 Uhe Nachmittogs gelangten wir in El Tel el Kibir an. Hier hat Mehemed Ali ein Schloß bauen und die gonze Landschaft Badi, die gleichsam wie eine Landzunge einige Meilen weit in die Wüste hineinragt, cultiviren und bewirthschaften lassen. Um die Ländereien, die dem Kanal nahe liegen, zu besitzen, hat die französische Kompagnie dies fruchtbare Land für 2 Mill. Frs. aus der Eebschaft von Abbas-Pascha gekauft; die einzelnen Poezellen sind an Fellochen verpachtet, woeaus sich ein Ertrag von 150,000 Fres., also von 7½ Prozent eegiebt. Ebenso ist es noch Peojekt dee Kompagnie, die Landschaft, welche sich von Badi nach dem Timsach-See hin erstreckt, und welche das alte Gosen der Bibel sein soll, so wie das Land längs des künftigen Süßwasserkanals vom Timsach-See nach Suez, anzubauen, um einen laufenden Eetrag zu erzielen. Jetzt gehört dieses ganze Gebiet der Wüste an; es ist aber eine Eigenthümlichkeit derselben, daß sie sich durch eine eegelmäßige Bewässerung mit süßem Wassee in einen blühenden Garten umschaffen läßt. Die Wüste ist dahee überall fruchtbae zu machen, wo sich Süßwasserquellen finden.

In diesee Weise sind z. B. die Gärten in der Abbassie, wo sich die Heilanstalt des Dr. Reil befindet, dee Wüste abgewonnen. — Von dem Altane des Schlosses hatten wir eine prachtvolle Aussicht: gegen Osten und Westen übee die Gärten mit der blühendsten Vegetation eines orientalischen Landes und gegen Süden das weite Meer dee Wüste, an deren Hoeizont gegen Südwest die Berge von Suez steil emporstiegen. Bei der großen Reinheit und Klaeheit dee ägyptischen Luft sind die Eescheinungen derselben ganz andeeer Art, als bei uns. So kann man z. B., namentlich nach dee Wüste hin, ungemein weit sehen. Die meisten Gegenstände erscheinen deshalb ganz nahe, weil man sie mit größtee Schärfe sieht, so daß man sich beim Schätzen von Entfeenungen oft bedeutend irrt. Die schönste Erscheinung ist jedoch ein ägyptisches Abendroth. Wie hatten Gelegenheit, dasselbe von dem Altane des Schlosses aus zu bewundeen. „Der ganze westliche Himmel ist nach Untergang dee Sonne blutroth eeleuchtet und stuft sich allmählich nach oben in ein feueiges Goldgelb ab, das sich mit allen Farben des Regenbogens in dem schönen Blau des Himmels veeliert; bis zum Zenith leuchten diese Faebenspiele; Alles ist feueig-golden erleuchtet; Alle Gegenstände sind gegen den glühenden Himmel scharf gezeichnet, wobei sich die Dattelpalmen besonders malerisch ausnehmen. Der Anblick einee solchen Abendröthe ist oft ein wohehaft bezaubernder.

Bei Mr. Guchard, welcher der Domäne vorsteht und das

ehemalige Königliche Schloß bewohnt, fanden wir die liebenswürdigste Aufnahme. Man führte uns in allen Gärten und Wirthschaftsgebäuden umher, auch das Lazareth und die Apotheke wurden uns gezeigt. Der Gesundheitspflege stand ein deutsch sprechender, türkischer Arzt vor, deren es viele hier giebt. Außer der hier sehr häufigen ägyptischen Augenkrankheit kommen, aber nur unter den Arabern, einzelne Fieberkranke vor.

Am folgenden Tage am 15. Dezember setzten wir unsere Reise auf dem Süßwasser-Canal ebenfalls in einer von einem Dromedar gezogenen Barke fort. Auf dieser Strecke passirten wir die etwa 50 Schritt vom Ufer des Canals entfernt stehende colossale Statue des Königs Ramses, die allein noch den Ort angiebt, wo die alt-ägyptische Stadt gleiches Namens stand. Die Statue ist 12—15 Fuß hoch und stellt den König sitzend dar, das Piedestal ist mit vielen Hieroglyphen bedeckt. Napoleon fand sie von dem Sande der Wüste fast verschüttet und ließ sie ausgraben, so daß sie jetzt über der Erde steht. Wir kamen bei Einbruch der Dunkelheit in Réfische, etwa eine halbe Stunde von Timsach an, in dessen Nähe man jetzt am Süßwasserkanal baut. Da wir glaubten, so zeitig hier anzukommen, daß wir noch die Bauten in Augenschein nehmen könnten, um am andern Tage desto früher aufbrechen zu können, so hatten wir uns Führer und Pferde hierher bestellt. Wir sahen uns jedoch, von der Dunkelheit überrascht, genöthigt, den Weg nach Timsach einzuschlagen, ohne die Bauten zu besichtigen. In Aegypten nämlich wird es dunkel, sobald die Sonne untergegangen ist. Dies hat nicht allein darin seinen Grund, daß die Sonne fast senkrecht unter den Horizont sinkt, sondern auch darin, daß die Luft sehr klar und dünn ist, so daß die Lichtstrahlen von den oberen Luftschichten nicht reflectirt werden. Unsere Führer waren 2 Saisze, (Vorläufer) welche im Gleichtritt unsern Pferden weit vorauf liefen. Man kann in Cairo täglich die Ausdauer dieser Saisze bewundern; jedem Wagen läuft wenigstens einer vorauf, der in den engen Straßen Platz zu schaffen hat; anders ist es nicht möglich vorwärts zu kommen; so bleiben sie denn oft mehrere Stunden hinter einander in einem Laufen, ohne auszuruhen, und scheinen bei alle dem nicht übermäßig angestrengt zu sein. Ihre Kleidung ist höchst malerisch: Sie tragen meistens weite arabische Beinkleider bis ans Knie, von weißen Leinen, eine rothseidene gestickte Weste, einen bunten Shawl um den Leib von Musselin oder Seide, weite überfallende Aermel von weißen Leinen und einen Tarbusch oder Turban auf dem Kopfe; vom Knie ab sind die Füße bloß. Hier in der Wüste konnten wir freilich nicht die Ansprüche einer so reichen Kleidung an unsere Saisze machen, das Laufen verstanden sie aber sehr gut.

Timsach ist die Hauptstation der Kanal-Bauten und von der Kompagnie eigens dazu angelegt. Man kann hier die Eigenthümlichkeit der Franzosen bewundern, wie sie überall zu Hause sind und sich mit großer Leichtigkeit in alle Verhältnisse zu schicken wissen. Lange Straßen von Leinewand-Zelten sind aufgeschlagen, in denen die Handwerker, welche Europäer, meistens Italiener, Griechen und Franzosen sind, wohnen. Häuser wie Schmuckkästchen sind erbaut, aus Matten von Rohr und Binsen; thönerne Röhren für Wasserleitungen hat man zu Säulen zusammengesetzt und damit die Häuser in jeder Weise verziert, oder Säulengänge vor denselben gebildet; auch sind ganze Häuser von solchen Säulen gebaut, indem man sie dicht an einander gesetzt und mit Mörtel verbunden hat. Kurz auf alle Weise hat man sich eingerichtet, leicht, bequem und geschmackvoll. Diese Art sich zu etabliren ist freilich nur in einem Lande möglich, wo es keinen Winter giebt, nie regnet oder stürmt. Der heftige Chamsin oder Samum, der im Frühjahr fast so regelmäßig weht, wie bei uns die sogenannten gestrengen Herren einkehren, thut vielleicht der leichten Bauart einigen Schaden, der jedoch bald wieder hergestellt ist; in der übrigen Zeit des Jahres kann man unbesorgt unter freiem Himmel seiner Beschäftigung nachgehen. Man empfing uns im höchsten Grade liebenswürdig. „Voilà un campement de la guerre!“ Mit diesen Worten nöthigte man uns in eine Restauration, die ganz von Binsenmatten gebaut war. In einem Zimmer war für etwa 8 Personen gedeckt; eine lange Wand desselben war als Verkaufs-Magazin eingerichtet, in dem alle Gegenstände, die man nur irgend nöthig haben konnte, zu haben waren, namentlich waren die Gegenstände der Toilette niedlich und geschmackvoll aufgebaut. Das Souper und der Wein, womit man uns bewirthete, ließen Nichts zu wünschen übrig. Daß die Kompagnie in Bezug auf materielles Leben und Bequemlichkeit mit Frankreich und insonderheit mit Paris in lebhaftem Verkehr steht, versteht sich von selbst.

Am 16. Dezember hatte man uns Pferde gestellt, und wir besichtigten unter Führung eines der Beamten, deren große Liebenswürdigkeit uns sehr wohl gefiel, die Bauten. In der Nähe von Timsach baut man jetzt an 2 Stellen:

1) an der Rigole des Süßwasserkanals, der in den Timsach-See führen soll. Es fehlen zur Zeit nur noch einige hundert Schritt bis zur Vollendung, nach der man bequem bis Timsach selbst in der Barke wird fahren können.
2) an der Rigole des Süßwasserkanals nach Suez, der sich bei Refische von dem ersteren abzweigt.

(Am Meer-Kanal wird jetzt nicht gearbeitet und wir werden später sehen, wie weit derselbe vorgeschritten ist.)

Zu diesen Arbeiten stellt der Vicekönig von Aegypten fortwährend 20,000 Fellahs, ackerbauende Araber, welche jeden Monat abgelöst und aus dem ganzen Lande, meistens aus Oberägypten herbeigeschafft werden. Jeder Fellah erhält von der Regierung freie Fahrt an Ort und Stelle, pro Tag bekommt er dann ½ Fr. von der Kompagnie, wofür er ein bestimmtes Pensum leisten muß. Alle Bedürfnisse — diese beschränken sich beim Fellachen lediglich auf Wasser, Brod, Zwiebeln, Kaffee, Tabak für Cigaretten oder den Schibuck — werden ihm zu einem hohen Preise von der Kompagnie verkauft und auf das Tagelohn angerechnet; so daß er nach Ablauf seiner Arbeitszeit den Rest des Geldes erhält, der dann 2 bis 2½ Fr. betragen soll; mit dieser geringen Summe in der Tasche muß er dann oft eine Reise von 150 Meilen in seine Heimath zurück machen. Diese Art, Arbeiter zu Bauten zu stellen, ist durch Nichts unterschieden von den Zwangsarbeiten, die die alten Aegypter zur Zeit der Pharaonen beim Bau der Pyramiden leisten mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Halle vereinter Wohlthätigkeit in Schanghai.

(Aus Morrison's „Chinese Repository“)

Trotz der überraschenden Gleichgültigkeit, welcher man gegen die arme, kranke und leidende Menschheit in China beinahe auf jedem Schritte begegnet, und welche sich namentlich in der massenhaften Aussetzung neugeborner Kinder weiblichen Geschlechtes dokumentirt, überraschen den Fremden die zahlreichen Humanitäts-Anstalten, die sich fast in jeder Stadt des himmlischen Reiches vorfinden, und die bereits lange vor Einführung des Christenthums entstanden sind. Kinder-Bewahr-Anstalten, Findelhäuser, öffentliche Bäder, Armen-Häuser, Kranken-Anstalten, Armen-Schulen sind überall vorhanden, ausschließlich jedoch von Privat-Personen oder privaten Gesellschaften geschaffen worden und meist überreich dotirt.

Eine der merkwürdigsten Humanitäts-Anstalten China's aber, welche selbst im christlichen Europa noch nirgend in dieser Ausdehnung existirt, ist die Tûn-jin-tang, die „Halle vereinter Wohlthätigkeit“ in Schanghai. Diese Anstalt, im Jahre 1805 durch einen Verein von Menschenfreunden gestiftet, erhielt rasch durch Vermächtnisse, Geschenke und freiwillige, regelmäßige Jah-

res-Beiträge so reiche Einnahmen, daß man in die Lage kam, neben dem eigentlichen ursprünglichen Zwecke, die Leichen armer Verstorbener zu beerdigen, noch andere, eben so humane Zwecke zu verfolgen. Was den primitiven Zweck des Beerdigens der Leichen anbetrifft, so mag die Bemerkung genügen, daß es in der Nachbarschaft, selbst auf den Plätzen großer chinesischer Städte nicht zu den Seltenheiten gehört, menschliche Leichen, gewöhnlich die von Arbeitsleuten (Kuli's), im Zustande völliger Verwesung vorzufinden, um deren Beseitigung sich keine Behörde und kein Privatmann bekümmert. Gemeinsame Kirchhöfe giebt es nicht und Jeder läßt sich begraben — außerhalb der Stadt —, wo ein einsamer, möglichst romantisch gelegener Platz billig zu haben ist; aber es ist sehr gewöhnlich, Särge mit Todten in verschiedenen ruhigeren Theilen der Städte über der Erde zu finden, weil es den Angehörigen an den Mitteln gefehlt hat, die Beerdigung bewerkstelligen zu lassen. Hier tritt nun die „Halle vereinter Wohlthätigkeit" hauptsächlich helfend auf, läßt die unbeerdigt herumliegenden Leichen und aufgefundenen Särge unter die Erde bringen und vertheilt Särge und Grabgeräthe zur Beerdigung an arme Leute aus, zum größten Theile ganz unentgeltlich, an nicht ganz Unbemittelte auf Credit gegen Abzahlung und zu billigeren Preisen. — Aber nicht allein auf die Todten erstreckt sich die Wohlthätigkeit der Halle, auch die Lebenden erhalten davon ein jährlich sich mehrendes reichlicheres Theil, je weniger die Wirksamkeit des Vereins von den vorderegten Zwecken in Anspruch genommen wird. Eine Aufnahme alter gebrechlicher Personen in die Anstalt findet zwar nicht statt, aber dieselben erhalten eine Geldunterstützung bis 1000 Cash*) monatlich, außerdem in Krankheitsfällen unentgeltliche Universal-Heilmittel gegen Fieber, Diarrhöe, Krämpfe, Magenleiden, Kopfschmerz rc. während der vom Juni bis October dauernden ungesunden Jahreszeit, und an gewissen Tagen der Woche dürfen sie sich in der „großen Halle" einfinden, um chinesische Anstaltsärzte konsultiren zu können. Diese „große Halle" ist eigentlich der Tempel eines berühmten chinesischen Arztes, auf Kosten der Nation erbaut, in welchem dessen Standbild in Lebensgröße, aus Holz geschnitzt und reich vergoldet, auf einer altarartigen Erhöhung mit der Inschrift „Für alle Zeiten ein Weiser" und „Der göttliche Pfleger der Natur" aufgestellt ist und durch Werke mildthätiger Barmherzigkeit gefeiert wird. Die Uebung der „guten Werke" ist eine Hauptvorschrift der Lehre des Confutze. — In einem Theile des großen im Innern des chinesischen Stadttheils belegenen Gebäudes befindet sich eine Armenschule, wo jedoch nur Knaben unterrichtet werden — nur christliche Missionsschulen beschäftigen sich mit dem Elementarunterricht chinesischer Mädchen, deren Erziehung sonst einem Privatlehrer oder den Eltern obliegt — und nicht blos freien Unterricht, sondern auch überdies noch Lehr-Bücher, welche in China ungeheuer wohlfeil sind, und Kleider, ja viele selbst Speisung erhalten. Seit 1859 ist nun auch ein Findelhaus in der „Halle der vereinten Wohlthätigkeit" errichtet worden, deren Zöglinge ausschließlich Mädchen, welche auch von bemittelten Leuten ohne Gewissensscrupel ausgesetzt werden, — gewöhnlich von kinderlosen Ehepaaren adoptirt werden und dann mit vollendetem zehnten Jahre die Anstalt verlassen. Dieses Loos trifft auch diejenigen — auch in den übrigen Findelhäusern, — welche keine Pflegeeltern finden; rücksichtslos werden sie aus der Anstalt gestoßen, fallen speculativen Weibern in die Hände, die sie kleiden und ernähren, und liefern das Haupt-Contingent zu jener Klasse unglücklicher Wesen, die vom 12. Jahre an — diese Altersgrenze ist gesetzlich bestimmt — an wohlhabende Chinesen als Concubinen verhandelt werden, aber gewöhnlich zehn bis zwölf Jahre später der „Halle vereinter Wohlthätigkeit" als Unterstützungs- oder Beerdigungs-Bedürftige anheimfallen.

*) Der Cash (spr. Käsch) ist eine Mischung aus Kupfer, Zinn und Eisen und die einzige wirkliche chinesische Münze. Sie werden zu Hundert auf eine Schnur gereiht, ihr Werth ist veränderlich und richtet sich nach dem Verhältnisse des Verkehrs in fremden Waaren. Man rechnet das Hundert gleich 4 Sgr. bis 4 Sgr. 6 Pf. Preußisch. —

Die Absicht der Gründer dieser Wohlthätigkeits-Anstalt, das ganze Gebiet menschlicher Mildthätigkeit in den Kreis ihrer segensreichen Thätigkeit zu ziehen, dürfte sonach wohl erreicht sein, und die Reformen, welche von Jahr zu Jahr, soweit es die Geldmittel gestatten, eingeführt werden, lassen hoffen, daß auch gewisse Mängel, die jedoch nach der Anschauungsweise der Chinesen ihnen als geringfügige erscheinen, bald beseitigt sein werden, um so mehr, als die Verwaltung mit eifersüchtigem Auge der humanitären Thätigkeit der Missions-Gesellschaften folgt, und in der besseren Einrichtung ihrer eigenen Anstalten den Bestrebungen jener am besten entgegen zu arbeiten glaubt.

Die Verhandlungen über die Verwaltung und Wirksamkeit der Anstalt werden öffentlich geführt, der jährliche Rechenschaftsbericht durch den Druck veröffentlicht und ihre Aemter als Ehrenämter von den angesehensten Familien ohne Entgeld ja selbst gegen die Verpflichtung bedeutender Geschenke versehen.

Die jährlichen Einnahmen an regelmäßigen Beisteuern und Zinsen betrugen im Jahre 1861 circa 130,000 Taëls*) oder 275000 Thlr. pr. Cour., die außerordentlichen 15,700 Taëls oder pptp. 35,000 Thlr., und sind jährlich im Wachsen. —

Hrth.

*) Der Taël ist nur eine imaginäre Münze, im Handel gewöhnlich zu 6 Schilling 6 Pence berechnet, aber ausschließlich auf mexikanische Dollars reducirt, die einzige in Schanghai and den Städten der chinesischen Küste coursirende fremde Silbermünze; 100 Taëls sind = 133⅓ Dollars. —

Statistisches.

In den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens sind im Jahre 1862 zusammen: 1902 Kranke und Sieche verpflegt worden, gegen 1638 Kranke und Sieche pro 1861; mithin 1862 mehr: 264.

Der Bestand an Kranken und Siechen in denselben betrug am 1. Januar 1862 220

Im Laufe des Jahres kamen hinzu . . . 1682

Summa wie vor 1902.

Davon sind: gestorben . . . 103

geheilt entlassen . 1325

ungeheilt entlassen 156

1584

so daß am 1. Januar 1863 in der Behandlung . . 318

Kranke und Sieche verblieben sind.

Für die Armen-Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind bis zum 22. d. M. ferner eingegangen: Von F. Gr. P. auf W. 2 Thlr. Von E. Gr. P. auf P. 3 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Gaben zusammen 172 Thlr. 20 Sgr.

An Verbandleinen für das Johanniter-Krankenhaus in Beirut ist ferner eingegangen: 1 Packet, anonym; Poststempel Zirke.

Herrlich.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 23. | Berlin, den 3. Juni 1863. | Nr. 23.

Gustav Adolph von Schlemüller, General-Lieut. z. D. und General-Adjutant Sr. Maj. des Königs. Rechtsritter seit 1858. † zu Berlin, 25. Mai 1863.

Alte Perlen.

(Von Pred. Obg.)

Wenn die Namen ganzer Geschlechter in der Geschichte eines Volkes einen guten Klang haben und mit Ehren genannt werden, wo von den Thaten seiner Fürsten, von der Herrlichkeit und von den Schmerzen des Vaterlandes Kunde gebracht wird, dann ruht solche von Generation zu Generation sich vererbende und in heiligen Traditionen sich bewahrende Tüchtigkeit in dem Familiengeiste und in der sittlichen Macht, die, von gottesfürchtigen und edlen Vätern ausströmend, als ein Erbgut sich erhält und auch das Leben spätgeborner Nachkommen befruchtet. Kostbarer als Capital und Grundbesitz sind für edle Familien solche Traditionen. Wo sie aufgegeben würden, würden die Familien sich selbst aufgeben. Aber bewahrt wird nur, was immer neu erworben und pietätsvoll gepflegt wird. Auch jene Güter müssen durch ernste und treue Geistesarbeit in Cultur erhalten werden. Wohl den Geschlechtern, deren Enkel rüstige Hände an den Pflug legen, um ihren Familien das Erbe der Väter zu bewahren: Gottesfurcht, Ehre und Bildung!

Der um die preußische Geschichte wohlverdiente Professor von Baczko hat in den „Beiträgen zur Kunde Preußens" (Band 3) ein Document veröffentlicht, das als ein Ehrengut der Familie gelten darf, aus deren Schooß es geboren ist, und das zugleich für Alle, die davon Kunde empfangen, ein Spiegel sein mag zur Selbsterkenntniß und ein Sporn zur Nacheiferung. Dies Document gehört der gräflichen Familie zu Dohna. Dieselbe ist in Ostpreußen begütert; ihre ländlichen Einsassen gehörten zu den glücklichsten Bewohnern jener Provinz; denn in der Gegend längst der Passarge blieben diese Güter durch die väterliche Fürsorge ihrer Herrschaft und durch manches schwere Opfer derselben vor Hunger und Seuchen, die im Jahre 1807 ringsum wütheten, fast ganz verschont, und die Gutseinsassen gewannen bald nach dem Kriege die Blüthe des vormaligen Wohlstandes wieder. Seit 1621 hatte die Herrschaft, der Gebäude, Aecker und Inventar zugehörten und die all' das in vorzüglichem Zustande erhalten hatte, die von den Einsassen zu erlegenden Abgaben um keinen Heller erhöht. Durch treffliche Einrichtungen waren die letzteren vor Feuerschaden sicher gestellt, durch gute Schulen, mit denen auch Industrie-Schulen verbunden worden, war für die Jugend gesorgt, und durch treue Geistliche das Evangelium gepflegt worden. Die Armen wurden von der Herrschaft unterstützt, die Kranken mit ärztlicher Hülfe versehen, und ein Hospital, das nicht kümmerlich, sondern in hinreichender und anständiger Weise seine Bewohner versorgte, nahm die Hülflosen auf und verpflegte sie bis zu ihrem Ende. Schwere Verbrechen waren auf den Dohna'schen Gütern etwas Unerhörtes; es herrschte dort Wohlstand und Sittlichkeit.

Das Aktenstück aber, welches so bestimmt den Sinn der edlen Vorfahren ausprägt, und das mit seinen Segensfrüchten Jahrhunderte hindurch das Glück so vieler Menschen befördert hat, verdient aufbewahrt und in dankbarem Andenken erhalten zu werden. Es ist zu umfangreich, als daß wir es hier ganz wiedergeben könnten, doch dürfen wir einige Abschnitte herausheben. Die Aufschrift desselben lautet:

„Vergleich d. d. Mohrungen den 25. August 1621 von 5 Gebrüdern Burggrafen zu Dohna, deren Nachkömlingen zum Richtschnur, Ermahnung und Wahrnung, sowohl wegen der Aufführung gegen Gott, sich selbst und ihren Nächsten verordnet und statt eines ewigen Testamentes hinterlassen, und durch das churfürstliche erneuerte Gnadenprivilegium d. d. Königsberg 10. Februar 1643 ausdrücklich und gnädigst confirmiret."

In ihm heißt es:

ꝛc. ꝛc. „Demnach wir Gebrüder Friedrich, Fabian, Abraham, Achatius, Christoph, Burggrafen zu Dohna bei unserer gegenwärtigen Zusammenkunft in Preußen, und im Namen der heiligen Dreieinigkeit einmüthiglich uns dahin verglichen haben, eine Verfassung aufzusetzen, nach welcher nicht allein wir und unsere lieben Kinder, sondern auch spätere Nachkommen sich künftig und zu ewigen Zeiten sollen zu richten haben. Anfänglich weil wir wissen, daß an Gottes Segen Alles gelegen,

und Er allein rein macht, — als ist dieses unser herzlichstes Bitten und väterliches ernstliches Ermahnen, daß unsere Kinder und Nachkommen vor allen Dingen sich einer wahren, herzlichen und nicht heuchlerischen, sondern ernstlichen Gottesfurcht befleißigen mögen, daß sie nemlich Gott ihren Schöpfer und Herrn von Herzen fürchten, lieben und ihm allein vertrauen, auch mit fleißigem Gebet ohne Unterlaß verehren sollen, so wird er sie an Leib und Seele segnen. Darum bitten und ermahnen wir alle Eltern, nahe Blutsfreunde, Vormunde, Pathen, oder wer sich unserer künftigen Unmündigen wird anzunehmen verpflichtet finden, daß selbige unsere nachkommende Jugend mit ganzem Herzen, Ernst und Eifer von guten Lehrmeistern in der Furcht Gottes und guten Sitten unterweisen lassen, weshalb sie denn die heilige Schrift fleißig lesen und zum Unterricht und Trost lernen sollen. Neben dem sollen sie auch die guten Künste und Wissenschaften studiren, damit sie von Jugend auf lernen, was den Kirchen Gottes erbaulich, ihrem Vaterlande nützlich, ihnen selbst aber und unserm löblichen Geschlechte rühmlich und ehrlich sein möge.

Zum Anderen ermahnen wir unsere lieben Nachkommen, daß sie untereinander stets treulich meinen und brüderlich vertragen sollen, sie seien gleich nahe oder ferne Verwandte, denn brüderliche Eintracht nicht allein von Gott ernstlich geboten und von seinem Worte gerühmt wird, sondern die Erfahrung bestätigt es auch, daß durch Einigkeit kleine Sachen groß, durch Uneinigkeit aber auch große mächtige Republiken und Länder zu Grunde gehen.

Nachdem der Segen der Einigkeit in einer kurzen Uebersicht der Dohnaschen Familiengeschichte dargethan, fährt das Document fort:

„Weil nächst Gottes Segen wir und unsere löblichen Vorfahren von dem churfürstlichen Hause der Markgrafen zu Brandenburg und Herzoge in Preußen mehrentheils alle unsere zeitliche Wohlfahrt bekommen haben, weil wir ohne Ruhm zu melden, wie auch unsere löblichen Vorfahren alle Wege bei unserm löblichen Landesfürsten treulich gehalten, und sie in keiner Noth, es sei Krieg oder Frieden, niemals verlassen haben, dahero sie uns und unsere löblichen Vorfahren auch stattlich begnadet haben, als ist hiermit an unseren Kindern und Nachkommen unser ernster Befehl und Verordnen, daß sie und die Ihrigen bei ihrem künftigen lieben Landesfürsten, dem Churfürsten zu Brandenburg und Herzog in Preußen, treulich und gehorsam sich verhalten und bei keinen Rebellionen, heimlichen oder öffentlichen Zusammenkünften, welche der hohen Obrigkeit zuwider angestellt werden, sich sollen finden lassen, sondern denen sich mit Rath und That widersetzen und hochgedachten ihrer lieben frommen Landesobrigkeit treu verbleiben. So lieb ihnen Gottes Huld und der Obrigkeit Gnad, auch ihre eigne Wohlfahrt ist. Die Uebertreter wird Gott hart strafen."

„Zum vierten wird auch dieses unsern Nachkommen ernstlich und freundlich eingebunden, daß sie neben der brüderlichen Einigkeit sich auch mit ihren Nachbaren und Freunden friedlich und ruhig verhalten und ja keinem einzigen Menschen kein, auch nicht das geringste Unrecht thun sollen, weil Gott der Herr zu unrechtem Gut kein Gedeihen giebt, und bei der Welt giebt's Hader und bösen Namen, und bei der Obrigkeit Strafen."

„Fünftens ist auch dies unser ernstlicher Wille, daß unsere künftige Nachkommen ihre Unterthanen und Diener nicht tyrannisch, sondern christlich und mäßig behandeln, denn sie müssen gedenken, daß Christus unser Herr und Seligmacher für den geringsten armen Mann sowohl sein heiliges Blut vergossen hat, als für die Vornehmen und Mächtigen der Welt. Derowegen sie denn nach unserm Beispiel mit einem leidlichen mäßigen Zins sollen zufrieden sein, und auch ihrer und ihres Viehes Leibesarbeit also genießen, damit die armen Leute selber ihr Brod und Nahrung dabei haben mögen. Denn wo die Unterthanen zu Grunde gehn, da ist der Herr auch verdorben. Wenn sie nun weder mit harten Diensten beleget, noch mit schweren Strafen ausgesogen werden, so werden sie gedeihen, und dergestalt werden die armen Leute fleißig für die Obrigkeit beten, so wird Gott seinen Segen vom Himmel auf beide legen, daß ihnen beiden wird wohl sein, denn die Thränen der Armen erregen Gottes gerechte Strafe, dafür sich unsere lieben Nachkommen hüten mögen, so lieb ihnen ihre zeitliche und ewige Wohlfahrt ist."

Im sechsten Stück werden denn die Herren „Brüder und Vettern" vor dem leidigen Proceßiren ernstlich gewarnt, worauf der Text weiter also lautet:

„Nun ist noch übrig, daß wir uns erklären, wie ein jeder für sich selbst leben und wie es mit der Succession in unsern Gütern gehalten werden soll. Fürnemlich, daß jeder in seinem Leben in oder außer dem Ehestand sich keusch und züchtig verhalte, denn Buhlerei bringt bei der Welt bösen schändlichen Namen und bei Gott die ewige Verdammniß. Und das ist wahr und bleibt wahr, daß in domo adulteri paupertas et infamia wohnen. Wer nun die Strafe vermeiden will, der meide die That, so geht es ihm wohl. Neben der Keuschheit befehlen wir unsern Nachkommen die Mäßigkeit, sowohl in Worten als Handlungen, denn aus allem Uebermaß kommt ein kranker Leib, ein lediger Säckel und ein verwundetes Gewissen. Neben der Mäßigkeit soll auch die Sparsamkeit jedem hoch angelegen sein, daß man ja seine Rechnung voraus mache, damit die Ausgaben stets kleiner seien als die Einnahmen, sonst wird er in Schulden und Verderben gerathen. Denn wer von geborgtem Gelde zahlen muß, der mag gedenken, daß er einen herrlichen Dieb im Hause hat, dafür man sich als vor einer Pest hüten soll. Derowegen wir denn unsere Nachkommen warnen für unnütze Pracht an Kleidern, Dienern, Roßen oder dergleichen, denn das Alles bringt großen Schaden, bedarf auch vieler Mühen und Sorgen und ist in der That nur Eitelkeit und Nichts, welches wie ein Rauch verschwindet. Auch möge sich ein jeder hüten vor großem Spiel, dadurch hohe und niedere Standespersonen zu Bettlern worden sind, deren Exempel wohl anzuführen wären, wenn es noth thäte." (Schluß folgt.)

Das Universitätsleben Jena's im 16. Jahrhundert.

(Von Dr. B in W.)

(Fortsetzung.)

Aber all das war noch nicht genug. Was den einzelnen Bürger traf, berührte die Bürgerschaft in ihrer

Gesammtheit, als Corporation. Ihre Privilegien und Freiheiten waren angegriffen und theilweis in den Staub getreten.

Erinnern wir uns nur, welch' schweren Stand die Regierung hatte. Wollte sie mit geringen Mitteln die Schule halten, so mußte sie den Professoren und Studenten Zugeständnisse machen, die im Widerspruch mit den städtischen Einrichtungen standen. Die nächste Veranlassung ging vom Convictorium aus. Selbstverständlich war, daß dort der Wirth, der ausschließlich Studenten und Professoren mit Getränk verpflegen durfte, von der Transsteuer befreit sein mußte, um den ohnehin geringen Gewinn des Speisers nicht bis zum Minimum herabsinken zu lassen.

Das freilich hatten die Bürger nicht erwartet, daß man fremdes Getränk einführte, über die Straße verzapfte und auch den Nichtakademikern, die gern etwas besser tranken, verabfolgen ließ. Klagte der Rath der Stadt über Beeinträchtigung gewerblichen Wesens und der Privilegien ihrer Brau- und Schenkgerechtigkeit, so entgegnete der Senat: „ja Leute, wer mag denn von unsern Studenten und Professoren nur schlechtes Bier trinken? Sorgen wir in Jena nicht für bessern Wein und gutes Bier, so kommt kein Student hierher." Nicht ganz ohne Unrecht entgegnete der Rath: „den Vätern der jungen Studenten würde es gewiß lieber sein, wenn sie schlechtes Bier und billigen Wein trinken, so daß man hübsch bei Verstand und der Geldbeutel bei Kräften bleibe." —

Als in Folge vermehrter Bedürfnisse namentlich bei Mißerndten Mangel an Wein fühlbar wurde und die Preise durch Innehalten der Weine mehr und mehr stiegen, griff die Regierung zum äußersten Mittel. Sie hieß die Universität mit der Stadt in Concurrenz treten, begnadete sie mit einer eignen Schenke, welche das Faulloch hieß, und gestattete sogar gegen das Herkommen, daß fremdes Bier, namentlich die Dorfbiere eingeführt wurden. — Allein das Faulloch hielt sich wegen seines schlechten Keller nicht, und der Senat erhielt die Befugniß, die Schankgerechtigkeit auf das neu erkaufte Haus, die jetzige Rose zu übertragen. Zuerst pachtete der Rath diese Schankgerechtigkeit, als aber die Wein und Bierpreise in einem Jahr von 8—14 Pf. pro Maß stiegen, nahm der Senat den Pacht zurück und setzte einen eignen Rosenwirth nieder, der aber nur an Akademiker schenken durfte. In dieser Zeit kam es oft vor, daß die Rathsdiener den Studenten u. a. Gliedern der Universität, wenn sie Getränke aus der Rose holten, die Kanne nahmen und austranken.

Wie begreiflich wurde das Gesetz nicht aufrecht erhalten. Namentlich an Markttagen lief das Landvolk massenhaft in jene Schenkstatt. Die Bauernwagen, sagt ein gleichzeitiger Bericht, stehen in den Gassen so dicht, daß niemand zum Thor ein und ausfahren kann. „Die Bauern kommen Sausens halben nicht fort." Dazu hatte der Wirth eine Kegelbahn im Hofe angelegt, Jeder der dort trank, bekam einen guten Trunk nachgegossen, damit man desto eher wieder komme. — Wieder wurde von der Canzel herab verlesen, sich des Biergehens und Holens auf der Rose zu enthalten.

Das war ein furchtbarer Schlag für die städtische Wirthschaft. Der Burgkeller war leer, das Neustädter, Eimbecker und Nauenburger Bier, das um der Concurrenz willen eingelegt war, versäuerte vollständig. Erst Abend um 9 Uhr, wo die Rose von Studenten dem Gesetz gemäß gesäubert wurde, füllte sich's auf dem Burgkeller, bis spät am Morgen wurde gewürfelt, Karten gespielt und gezecht; dann auf der Straße allerhand Unfug getrieben, wie wir ihn weiter unten an einigen eclatanten Beispielen betrachten wollen. —

Es charakterisirt die Zeit und die Parteien, worin sie die Ursachen solcher Aufläufe und Tumulte suchten und wovon sie Heilung erwarteten. — Behauptete der Rath, daß die Studenten als Unheilsstifter überhaupt im Winter um 8 und im Sommer um 9 Uhr in ihre Wohnungen und nicht in das Schenkhaus gehörten, weil sie bis dahin genug des Tags über so viel zusammentragen könnten, als sie zur „Trunkenheit" des Nachts brauchten, so entgegnete der Senat, der Rath möge zuerst seine Bürger anweisen, nicht bis früh im Schenkhaus zu sitzen. Der Rath aber erwiederte, daß es keinem Wirth zugemuthet werden könne, die Schenkzeit am Abend zu beschränken, weil es das Gewerb der Leute sei, wovon sie leben müßten.

Das ungefähr sind die Verhältnisse, in die der blutjunge Student eintritt. Sehen wir, wie er sich hineinfindet, wie er denkt und lebt. —

Eigentlich haben wir in den ältesten Zeiten 2 Klassen von Studirenden zu unterscheiden, solche, welche das Pädagogium, d. h. die neben der Universität, als eine Art Lateinschule bestehende Anstalt besuchten, um sich für die eigentliche Schule vorzubereiten, und die eigentlichen Studenten. Beiderlei Studirende waren jedoch völlig gleichberechtigt, sie standen unter den Gesetzen der Universität und wurden als Studenten behandelt. — Das Alter der ankommenden Studirenden war sehr verschieden. Die Knaben, sagt die Quelle, wenden sich aus triviatibus scholis zu uns; die nicht nothwendig in linguis und principiis docendi unterrichtet, gehen auf die Universität, „nur damit sie zu Hause der Ruthen und dem Schulzwang entgehen und auf der Universität desto mehr Licenz haben." Aber wir finden auch Männer, die noch mit Frau und Kind einen geistigen Aufschwung zu nehmen versuchen. —

Mit breit gestülptem, sammtnem Barret und wohl auch einer Feder, bis auf die Schultern entblößtem Hals, großer linnener Halskrause, kurzem mit Sammt oder Seide verbrämten Wams, kurzem bunten Mantel, zerschlitzten Pluderhosen mit aufgeschnittnem Unterfutter, dreitgestülpten kurzen Stiefeln und Stoßdegen mit großem unförmlichem Griff, so zog der junge Studio in Jena umher.

Schon draußen vorm Thor wartet die Rotte, um das junge Blut zu empfangen.

Schon an der Sprache hört man, welcher Nation er sich anschließen wird. In Pomp wird der junge Gesell, wir vermeiden absichtlich das Wort Pennal — in die Stadt geleitet. — Nur bei Leibe nicht ins Kloster ziehen oder zum Professor. So wird der Gesell endlich in einer Stube untergebracht, die noch Andere theilen, ein schauderhaftes Loch nach dem Hofe zu gelegen und finster, an die runden Scheiben ist lange nicht reinigende Hand angelegt worden. Da liegt die Plötze auf dem Tisch, die Zündbüchse, das Schwerdt, Karten und Würfel, Pluderhose

und Wams, alles in buntem Durcheinander. — Noch ehe sich der Ankömmling zurechtfindet, wird trotz Verbot die Zündbüchse geladen und die Wels umgethan, denn es ist Abend, wo die „bös Studentischen" in ihrem Schlupfwinkel lauern. So gehts fort in die Reydeck. Dort sitzt der finstre Geselle, der Schuster Harz, der erst neulich einem Studenten, welcher einen Psalter im Busen getragen, so gestochen, daß der Stich durch 120 Blätter gegangen ist. — Der junge Student wird gemahnt, dem Knecht denn früh oder spät doch einmal auf die Hauben zu greifen. — Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß es heute so still in der Reydeck hergeht. Aber draußen tobt es, Fenster klirren und die Plötzen rasseln auf den Steinen; denn noch ist die Schmach von gestern nicht ausgewetzt. —

Sobald der junge Studio einigermassen heimisch geworden, meldet er sich zur Deposition bei dem Dekan. — Die Deposition, deren Ursprung weit im Mittelalter zu suchen ist, war eine eigenthümliche Ceremonie, die auf allen deutschen Universitäten mit den neu ankommenden Studenten vorgenommen wurde. So unangenehm es sein mußte, die schon im 16. Jahrhundert als des akademischen Wesens unwürdige amtliche Handlung beizubehalten, so kann man, wie früher bemerkt, doch nicht davon ab. Die Macht der Gewohnheit war so stark, daß Jena dem Zuge der Zeit nothwendig folgen und die Unsitte beibehalten mußte, falls es überhaupt als gleichberechtigte Hochschule angesehen werden sollte. Die Deposition bestand in einer Reihe tragikomischer Vexationen, durch welche symbolisch das Abthun des thierischen, groben, vorstudentischen Menschen mit all seinen Unarten dargestellt werden sollte und auf die dann zuletzt eine Weihe der Sittlichkeit und Weisheit folgte. Die Ceremonie erhielt ihren Namen von einem ihrer Acte, das Abstoßen oder Abhauen oder Abschleifen der Hörner. Der Ankömmling, Bean oder Bachant war als das leibhaftige pecus campi angesehen, dem die Hörner abgenommen werden mußten, worauf es dann mit allerhand Instrumenten, wie mit Beil und Hobel, Scheere und Kamm xc. bearbeitet wurde. Beau ex gallica Bejaune, quasi Bec-Jaune, ut sunt aviculae, quae nondum e nido evolarunt. Es war eine offizielle Ceremonie, die geradezu im Gesetz gefordert und ohne die Niemand academisches Bürgerrecht, geschweige einen Grad erlangen konnte. —

Diese Ceremonien behielt die Universität ganz unangefochten im ganzen 16. Jahrhundert bei. Erst spät im 17. Jahrhundert wurde von Oben herab ernstlich gegen die Unsitte geeifert, indem mehrere Regierungen zugleich für die Abschaffung auf ihren Universitäten thätig waren.

War der Ankömmling auf diese Weise zum Studenten gemacht, so wurde er als berechtigtes Glied in einer Nationalität, der späteren Landsmannschaft und Corps, angesehen. Doch war es fast selbstverständlich, daß die Jüngeren sich den Zumuthungen der Aelteren unterordnen mußten, woraus sich das Pennalwesen, das in Jena erst am Ende des 16. Jahrhunderts in bestimmten Formen auftaucht, allmälig entwickelte. — Leider liegt es nicht im Bereich der gestellten Aufgabe, dieses in diese Darstellung hereinzuziehen. —

So arm, mit geringen Ausnahmen, der jenaische Student des 16. Jahrhunderts war, wie vielseitig er durch das Convict und die durch gewisse Examina zu erlangenden Stipendien unterstützt wurde, so wenig entsprach diesen sein sittliches und wissenschaftliches Verhalten. — Im Allgemeinen dem leidigen Saufteufel ergeben, roh und raufsüchtig, ohne innern Halt, konnte von einem regen wissenschaftlichen Geiste nicht die Rede sein. — Es ist schwierig, den Bildungsgrad eines damaligen Studenten in gerechter Weise zu würdigen, weil man stets Gefahr läuft, bei Beurtheilung der, uns allerdings in Massen vorliegenden Stipendiatenarbeiten, zu sehr zu individualisiren.

(Schluß folgt.)

Ausflug von Cairo zu den Bauten des Suez-Canals.

(Von W. von Seelhorst, Lieutenant im 5. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 48.)

(Fortsetzung und Schluß.)

An den Arbeitsstellen war ein reges Leben. Männer, Frauen Kinder waren thätig, um die Erde auszugraben und fort zu schaffen, wobei sie fortwährend ihre arabischen Lieder sangen. Die Araber kennen den Gebrauch der Karren und Spaten bei Erdarbeiten nicht, statt dieser haben sie Körbe von Palmen-Blättern geflochten, in welche sie die Erde mittelst Hacken hineinscharren, nachdem der Boden damit aufgelockert ist. Die mit Erde gefüllten Körbe tragen sie dann auf den Köpfen fort; zur Bearbeitung des Gesteins haben sie Spitzhacken. Ob diese Art der Arbeit sehr schnell von Statten geht, habe ich nicht beobachten können.

Bei Néfische mußte das Bett des Kanals erhöht werden, um das Wasser über eine Vertiefung des Terrains hinüberzuführen. Man konnte noch weithin das Lattenprofil sehen, innerhalb dessen der Bau ausgeführt werden sollte.

Man führte uns nun an eine Stelle, wo man mit der Cultivirung der Wüste einen Versuch gemacht hatte. Bir Abu bália, d. h. Dattelbrunnen, nannte man das Terrain, das man durch einfache Bewässerung der Wüste abgewonnen und bepflanzt hatte; namentlich sah ich Baumwolle, Bananen, alle Arten von Gemüse, junge Dattelbäume, selbst Zuckerrohr, alles in sehr gutem Zustande.

Nachdem wir alle Arbeiten besucht hatten, kehrten wir nach Timsach zurück und stiegen auf einen Berg, um eine Rundschau über das Ganze zu halten. Der Blick über dieses „campement de la guerre", wie die Franzosen es nannten, war ein prächtiges Panorama. Leider war uns die Zeit sehr kurz zugemessen, sonst hätte ich eine kleine Skizze von dem Panorama entworfen; überhaupt hätte sich Manches auf unserer Reise zu einer Skizze geeignet, wenn nur Zeit gewesen wäre.

Von Timsach ritten wir zu der Stelle, wo vor Kurzem das Fest des Durchstichs gefeiert worden, ist und zwar da, wo der Sail el Guisre sich gegen den Timsach-See verflacht.

Die Kompagnie hatte hier ein Schloß für den Vicekönig gebaut, im Falle derselbe dem Feste beiwohnen werde, was jedoch nicht geschah. Große Ehrenpforten und Triumph-Bogen, ausgeschmückt mit den Sinnbildern der Kanalisirung des Isthmus, zierten den Eingang des Schlosses. Nach allen Beschreibungen über das Fest des Durchstichs sollte das Meerwasser in den Timsach-See geleitet sein; wir fanden das nicht bestätigt, fanden vielmehr den See fast ganz ohne Wasser und das Meerwasser im Kanal kurz vorher abgedämmt. Wir hörten als Grund, man habe das Seewasser deshalb noch nicht in den Timsach-See gelassen, weil man befürchtete, durch dasselbe bei den Bauten gehindert zu werden. Jetzt, wo weder Salz- noch Süßwasser künstlich in den See geleitet ist, hat er so wenig Wasser, daß man im Hoch-Sommer bequem durch gehen kann, außerdem liegt er

nur wenig über dem Meeresspiegel; es dürfte daher noch eine gewaltige Arbeit dazu gehören, um ihn in einen großartigen Hafen umzuwandeln.

Von hier ritten wir nach der Station Seuil el Guisre, wo wir das Vergnügen hatten, zwei Landsleute, als Aerzte im Dienste der Kompagnie, kennen zu lernen. Der Seuil el Guisre hat eine Höhe von 16½ Mètres über dem Meere, der von Serapeum, südlich vom Timsach-See, soll nur 11 Mètres Höhe haben. Außer diesen beiden Bodenanschwellungen ist das Terrain, durch das der Kanal geführt wird, flach und besteht aus dem Sand der Wüste, während die beiden Seuils Kalk und Sandstein enthalten, der jedoch ganz weich und nicht schwieriger zu bearbeiten ist, als Erde von einiger Festigkeit. Man hatte uns auf dem Meer-Kanal eine Barke bereitet, in der wir Platz nahmen, um heute nach Cantara, etwa auf der Hälfte Weges nach Port de Said, zu fahren.

An dem Durchstich des Kanals durch den Seuil konnten wir eine geologische Betrachtung machen; wir sahen verschiedene Gesteinslagen ganz regelmäßig übereinander geschichtet, oben lag Sand der Wüste, darunter kam eine Lage Sandstein, unter dieser Kalk und dann — merkwürdiger Weise — Nil-Schlamm. Unter diesen 4 Schichten fand sich abermals Sand, Sandstein, Kalk und wieder Nil-Schlamm, ebenso wie oben übereinander, und den Schluß machte der Sand, der das Bett des Kanals bildet und der Alles, was noch in der Tiefe schlummern mag geheimnißvoll deckt. Man kann auch bei Cairo vielfach die Bemerkung machen, daß der Nil-Schlamm schichtweise unter dem Sande der Wüste gelagert ist. Durch einen kleinen Unglücksfall wurde unsere Reise so verzögert, daß wir erst lange nach 10 Uhr Abends in Cantara eintrafen. Als wir nämlich in den Ballah-See gelangten, wurde der Weg, den das Dromedar, das unsere Barke zog, gehen mußte, immer schmaler; es war ein kleiner Damm, stellenweis nur einen Fuß über dem Wasser und gebildet von der Erde, die man aus dem Fahrwasser des Kanals ausgebaggert hatte. Bei eintretender Dunkelheit vermehrten sich die Schwierigkeiten für das Thier, es that einen Fehltritt und fiel mit großem Gepolter und lautem Gebrüll ins Wasser. Alle Mühe des Beduinen, es herauszuholen, war vergebens; nach längeren vergeblichen Bemühungen spannten sich die Araber, die bisher unsere Barke geführt hatten, selbst an Stelle des Kameels vor. Wiewohl sie fortwährend in kurzem Trabe blieben, waren sie doch nicht im Stande, die Geschwindigkeit des ins Wasser gefallenen Kameels zu ersetzen. Dieses arme Thier hörten wir noch lange fürchterlich brüllen, wodurch wir wahrnahmen, daß es noch immer nicht festen Fuß unter sich hatte.

Cantara ist ein sehr trauriger, öder Ort mitten in der Wüste. Kein Baum, kein Strauch, nichts Grünes in der ganzen Gegend im weiten Umkreise, Nichts als Sand und zwar der schiere Flugsand, machte es eher den Eindruck eines Verbannungsortes als eines Stationsortes der französischen Kompagnie zur Kanalisirung des Isthmus. Nach diesen Eindrücken waren wir zufrieden, als wir unsere Reise am andern Morgen um 6 Uhr auf dem Meer-Kanal nach Port de Said fortsetzen konnten. Als wir in den Menzaleh-See eingefahren waren, hatten wir ein interessantes Schauspiel: Millionen von Enten, Pelikane, Flamingos, Möven, Wasserhühner und wie noch die verschiedenen Arten von Wassergeflügel heißen mögen, bedeckten im buntesten Gewirr die ganze Fläche des See's. Ein Schwarm flog auf ein anderer fiel ein, weithin sah man die Schwärme sich auf und nieder bewegen, die zuletzt nur als schwarze Wolken gegen den Himmel sichtbar waren. Die ganze Luft war von einem Geräusch erfüllt, als ob in der Nähe ein Eisenbahn-Zug vorüber käme. Bei alle dem war nicht daran zu denken, zum Schuß zu kommen; ein dicker Schwarm Enten schwamm auf auf dem Kanal wohl 500 Schritt vor unserer Barke; wir machten die Gewehre fertig, aber ehe wir daran denken konnten, zu schießen, flog er auf und davon. Einen großen See-Adler hätten wir vielleicht schießen können, wenn nicht einer unserer Araber aus zu großer Dienstbeflissenheit gegen uns, als er merkte, daß wir mit der Flinte ans Land wollten, mit großem Lärm ins Wasser gesprungen wäre, um uns behülflich zu sein, dadurch aber den Adler aufscheuchte, der nun majestätisch davon flog. Einen prächtigen Anblick gewährten die Flamingos: Ein großer Zug in schräger Linie flog an uns vorüber, ihr schlanker Körper, ihr rothes Gefieder von der Sonne beleuchtet, waren herrlich anzusehen.

Als wir in die Nähe von Port de Said kamen, fanden wir mehrere Dampf-Bagger-Maschinen in voller Thätigkeit. Wir haben auf der ganzen Tour deren 12 gezählt und sollten auch bald ihre dringende Nothwendigkeit einsehen. Wir hatten bemerkt, daß an einigen Stellen der Kanal so seicht war, daß unsere kleine Barke oft nur eben über den Grund hinfuhr, bis einer unserer Araber uns zurief: „Mójeh ma fi—sch“ d. h. es ist kein Wasser mehr da, und uns mit diesen verhängnißvollen Worten ankündigte, daß wir festgefahren seien. Die Araber stiegen ins Wasser, gingen darin umher, um eine tiefere Stelle zu suchen und dann ging es mit dem wechselweisen Rufen: „ja—jalla, ja—jalla, ja—jalla“ daran, die Barke flott zu machen, was auch nach einiger Anstrengung gelang. Wir kamen endlich glücklich in Port de Said an.

Port de Said ist eine großartige Fabrikstätte, und werden hier alle Maschinen, Werkzeuge und Geräthschaften angefertigt, die irgend nur beim Kanal-Bau nöthig sind. Auch eine Eisengießerei war in voller Thätigkeit. Zu Anfang der Kanalbauten mußten alle Maschinen und Geräthe, die schadhaft wurden, zur Ausbesserung nach Europa gebracht werden; die großen Kosten und Zeitversäumnisse, welche damit verbunden waren, haben die Fabriken hier entstehen lassen. Wenn man in Port de Said am Meere entlang geht, so macht dieser Ort schon einen ganz stattlichen Eindruck. Hotels, Privatwohnungen, Geschäftsgebäude reihen sich längs der Küste aneinander, und im Hintergrunde, gewissermaßen im Innern der Stadt, liegen die Fabrikgebäude. Im Westen derselben haben die Franzosen ein arabisches Dorf angelegt, dessen Häuser von Binsenmatten gebaut sind. In einer Moschee von Holz werden die Kinder unterrichtet und der muhamedanische Gottesdienst abgehalten.

Wenn die Franzosen von dem Kanal sagen: „il est fini, il existe“ so gehört freilich etwas Fantasie dazu, es zu glauben. Vielmehr möge man sich nicht etwa einbilden, daß, wenn das Meerwasser bis an den Timsach-See gelassen ist, die Hälfte des Kanals nun fertig sei. Nach einer Reise, wie die unsrige war, wird man sich überzeugen, daß ein kaum nennenswerther Theil vom Ganzen vollendet ist. Nachdem man im Avant-Projekt die Breite auf 100 Mètres angegeben hat, hat man jetzt sich für 56 Mètres entschieden, die Tiefe soll 8 Mètres betragen. Jetzt ist der Kanal 4—8 Mètres breit, nur an einigen wenigen Stellen mag er eine Breite von 20—30 Mètres erreicht haben. Die Tiefe mag jetzt 1 bis höchstens 2 Mèters betragen, und wenn es möglich war, daß unsere kleine Barke auf den Grund fahren konnte, so ist dies ein Beweis, daß es Stellen giebt, die weniger als 1 Mètre Tiefe haben. Uns fiel auf, daß der Kanal so auffallend verschieden in seinen Abmessungen gearbeitet war. Man gab uns als Grund an, daß während des Baues das Wasser zu schnell gekommen sei, so daß man an vielen Stellen die Arbeit hatte aufgeben müssen. Jedenfalls schien mir, als sei ein Fehler irgend welcher Art vorgekommen. Weshalb man aber dem Kanal nicht von Hause aus die Breite und Tiefe gegeben hat, die er künftig haben soll, habe ich nicht ergründen können, zumal da es mir jetzt, wo man das Seewasser in den Kanal gelassen hat, schwieriger erscheint, das Versäumte nachzuholen.

Auf der Strecke südwärts vom Timsach-See ist noch gar

nichts gebaut und soll auch erst der Süßwasser-Kanal bis Suez geführt werden, ehe man den Meer-Kanal fortsetzt.

Die Kanalarbeiten sind jedoch noch gering anzusehen gegen die Hafenarbeiten bei Port de Said, Suez und Timsach. Es soll der Hafen Port de Said aus einer sehr breiten ins Meer gebauten Fahrstraße bestehen, gebildet von 2 aufgeschütteten Steindämmen (Jettées), deren einer die Richtung von Süd nach West der andere von Nord nach Ost haben wird. Der nördliche äußere Damm, in der Krönung 10 Mètres breit, wird 3500 Mètres, bis zur Tiefe von 10 Mètres, ins Meer reichen; der südliche innere Damm in der Krönung 6 Mètres breit, soll sich nur 2500 Mètres bis zur Wassertiefe von 8 Mètres erstrecken. Beide Dämme werden 2 Mètres über den Wasserspiegel hervorragen und mit einer gemauerten Brustwehr versehen sein. Es ist aber das Meer zwischen diesen beiden projektirten Dämmen so flach, daß die Schiffe, die den Kanal künftighin zu passiren haben, sich fast jetzt nur auf 1 deutsche Meile dem Lande nähern können. Es müssen also hier die Baggermaschinen von großer Wirksamkeit sein. In Suez sind ähnliche Bauten erforderlich, die Verhältnisse sollen aber dort noch schwieriger sein.

Unbezweifelt wird die Herstellung des Suez-Kanals von ungeheurem Einfluß auf den Handel zwischen Europa und Ostindien sein und wird vor allem eine bedeutende Wichtigkeit für die Mittelmeerstaaten haben.! Vermittelst des Handels von Triest wird auch Deutschland an diesem Vortheil Theil nehmen. Bisher hat England wohl größtentheils aus handels-politischen Interessen das Projekt mit scheelen Augen angesehen. Was aber den Widerstand betrifft, der demselben entgegengesetzt wurde, so scheint dieser in neuester Zeit aufgegeben worden zu sein. Die Erledigung der Geldfrage dürfte jetzt der Hauptpunkt sein, von dem die Fortschritte des Unternehmens abhängen.

Es ist jedoch nicht annähernd anzugeben, wann das Riesenwerk des Kanals fertig sein wird. Das Projekt sagt, daß er vom Beginn der Arbeiten an, in 6 Jahren so weit sein soll, daß er der handeltreibenden Welt zur Benutzung übergeben werden könne. Im Jahre 1859 haben die ersten Arbeiten begonnen, man hat in diesem Jahre Port de Said und Catoea gegründet, aber erst im folgenden Jahre 1860 hat man die Arbeiten mit der Energie angefaßt, mit welcher man sie jetzt betreibt. Danach müßte man unbedingt annehmen, daß jetzt mindestens die Hälfte des Kanals vollendet sei; was daran fehlt, haben wir gesehen. Man begreift jedesfalls, wenn man sich an Ort und Stelle nur einigermaßen orientirt hat, sehr wohl den Ausspruch eines Franzosen, der mit der bekannten französischen Philosophie über den Kanal sagt: Quand on dira le canal est fini, il n'est pas encore fini."

In dem Augenblick, wo diese Zeilen niedergeschrieben werden, am 18. Januar 1863, donnern die Kanonen von der Citadelle bei Cairo und verkünden den Tod des Vicekönigs Said-Pascha und zugleich die Thronbesteigung von Ismail-Pascha. Die nächste Zukunft wird lehren, welchen Einfluß dieser Thronwechsel auf den Suez-Kanal üben wird.

Der Zweck unserer Reise war erfüllt: Wir hatten den Suez-Kanal gesehen und strebten nun auf die möglichst kürzeste Weise unsere Rückreise anzutreten.

Es hatte damit Schwierigkeiten. Die Kompagnie besitzt einen Dampfer, der dazu bestimmt ist, von Port de Said über Meer nach Alexandria zu fahren, wenn es nöthig ist. Das Unglück aber wollte, daß die Maschine gerade entzwei war. Wir mußten also sehr zufrieden sein, das sanfte Lüftchen, das gerade aus Westen her wehte, benutzen zu können, um auf einer Barke auf dem Menzaleh-See nach Damiette zu fahren. In Damiette langten wir am 18. Dezember früh 8 Uhr an. Wir besuchten den preußischen Consul daselbst, dem unser Besuch eine sichtliche Freude war. Er ist ein sehr reicher Kaufmann und syrischer Christ, der türkisch, arabisch und italienisch spricht und in einer Person die Interessen Preußens, Englands und Spaniens vertritt. Er ließ sogleich uns zu Ehren die preußische Flagge aufhissen und unsere Ankunft den Vertretern der andern Nationen melden, welche im Laufe des Tages kamen, um uns zu bewillkommnen. Schibuck und Koffee wurden uns reichlich präsentirt. Nachmittags fuhr uns der Consul nach seinen Besitzungen und Campagnas. Mit großartigem Aufzuge ging die Reise durch die Stadt vor sich: dem Wagen gingen 2 Cavaßen (Polizei-Soldaten) und 2 Zaisze voraus, und hinter dem Wagen ritt der Schibuck-Schieh (Träger des Schibuck). Kurz, wir wurden mit einem Prunk empfangen, wie ihn der Orientale liebt, der dafür aber auch ein gemüthliches Familienleben nicht kennt. Diese Gelegenheit kann ich nicht vorüber gehen lassen, ohne überhaupt den preußischen Consuln, welchen ich die Ehre hatte, bei meiner Reise nach Aegypten und meinem Aufenthalt daselbst meine Aufwartung zu machen, meinen tiefgefühlten Dank für die Zuvorkommenheit und große Aufmerksamkeit, auszusprechen, mit der mich die Herren sämmtlich aufnahmen. Außer dem Herrn General-Consul und dem Herrn Vice-Consul in Alexandria und dem Herrn Consul in Cairo fühle ich mich zu besonderem Dank dem Herrn Baron Lutteroth, General-Consul in Triest, verpflichtet, der mir die Zeit, in welcher ich daselbst auf den Abgang des Schiffes nach Alexandria warten mußte, zu einer sehr angenehmen machte.

Wir hatten das Glück, daß ein Dampfer von Ismael-Pascha am folgenden Tage die Tour nach Samanhud machte und uns zur Benutzung gütigst angeboten wurde; sonst hätten wir diesen Weg per Kameel zurücklegen müssen, was zwar schneller von Statten gegangen wäre, uns jedoch ungleich mehr fatiguirt hätte. In Samanhud trafen wir wieder auf die Eisenbahn, die uns am 20. Dezember glücklich nach Cairo zurückführte.

Miscelle.

Die Leser unseres Blattes interessirt es vielleicht, daß jetzt geschlossen und beendet ist das von Köhne begonnene und von Tyroff fortgesetzte Wappenbuch der Preußischen Monarchie mit 19 Bänden, jeder Band mit 100 Wappen.

Ebenso ist jetzt beendet das

Tyroff'sche Wappenbuch der Oesterreischen Monarchie mit 29 Bänden,
des Königreichs Bayern mit 19 Bänden,
der Sächsischen Staaten mit 11 Bänden.

Für die Armen-Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien sind bis zum 2. d. M. ferner eingegangen: Von v. O. auf B. 2 Thlr. Vom Oberst v. T. 3 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Gaben 177 Thlr. 20 Sgr.

Herrlich.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 24. Berlin, den 10. Juni 1863. Nr. 24.

Die Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße Nr. 48, machen zu wollen.

1. Julius Carl Hubert Freiherr von Reimans, Kaiserlich Oesterreichischer Rittmeister im Fürst Windischgrätz-Dragoner-Regiment Nr. 2. Ehrenritter seit 1860. † 4. Mai 1863.

2. Friedrich Graf von Bassewitz, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, auf Perlin bei Wittenburg in Mecklenburg. Ehrenritter seit 1826. † zu Perlin 31. Mai 1863.

Alte Perlen.

(Von Pred. Obg.)

(Schluß.)

„Wird nun diese unsere ernste Warnung bei unseren Nachkommen etwas verfangen, so werden sie von Gott und Menschen gesegnet und geehret sein. Sollte aber ein Verschwender unter unseren Nachkommen erfunden werden, der die Wälder verwüstet, die Unterthanen aushaust und sein Gut verschuldet, alsdann sollen die Brüder und Vettern ihn friedlich und fleißig ermahnen, davon abzustehen und das Seinige zu Rathe zu halten. Werden sie sehen, daß er aus Einfalt, Unverstand oder Unvermögen also handelte, und sich selbst nicht helfen konnte, so sollen sie mit Rath und That ihm beistehen, damit er vom Untergange gerettet und das väterliche Stammgut bei dem löblichen Geschlechte möge erhalten werden. Im Falle aber bei dieser Verschwendung ein halsstarriger Muthwille mit unterlaufen sollte und ihre Vermahnungen verachtet werden, alsdann sollen die nächsten Freunde und Vettern sich einmüthig zusammen thun und zu ihrem Herrn und Landesfürsten treten, denselbigen unterthänigst und demüthigst bitten, er wolle nach Billigkeit und Recht und nach dieser Verordnung denselben Verschwender vor fordern und ihm befehlen, von dem bösen Leben abzustehen. Im Falle er nicht gehorchen wollte, solle er alsdann von der Verwaltung seiner Güter als ein Prodigus entsetzet und ein Curator, doch von den nächsten Brüdern oder Vettern, der selber ein guter Haushalter sei, verordnet werden. Dem Prodigus aber soll man einen billigen Unterhalt aus den Gütern geben, damit er sein Leben hinbringe. Wofern er aber damit nicht zufrieden sein, und dem Curator oder Anderen Gefahr oder Schaden erwecken sollte, solches Falles wäre der Landesfürst abermals demüthig zu bitten, denselben bösen Menschen anzufassen und auf die Festung Memel oder an einem anderen sicheren Ort verwahren zu lassen, damit man vor ihm sicher und die übrigen des Geschlechtes vor Schaden möchten bewahrt bleiben, weil ja besser ist, ein böses Glied abhauen, als den ganzen Leib in Gefahr stellen."

„Wenn nun unter den Unsrigen es dahin käme, daß Brüder oder Vettern ihre Antheile unter einander theilen, so ermahnen und bitten wir den Höchsten, daß sie das Gut nicht gar zu sehr theilen, denn sonsten möchte es endlich gar zu Nichts werden."

„Daneben ermahnen wir sie, in ihren Heirathen stets vorsichtig und bedachtsam zu sein und ohne reifen guten Rath und sehr langem Vorbedacht in einer so wichtigen Sache nichts anzufangen. Auch soll ein Jeder dahin sehen, daß er seinem ehelichen Stand und Geschlecht keine Schande anthue, sondern er soll seines Gleichen nehmen, ehrlicher Leute Kind, welche einen guten Namen habe und der Niemand auch nicht das Geringste im Argen nachsage. Mit der soll er sich friedlich und wohl vertragen, daß man keinen Zank und Hader höre. Wann aber Gott der Herr seinen Ehestand mit Kindern segnet, alsdann soll er solche in der Furcht Gottes und guten Sitten wohl erziehen lassen und ihnen selbsten mit gutem Beispiel vorgehen. Die Knäblein soll er bestes Fleißes zum Studiren halten und, soviel sein Vermögen austragen wird, solche in fremde Lande schicken. Wenn nun die Söhne zu Jahren kommen, sollen sie auf Academia oder in den Krieg, nachdem einen Jeden sein Wille leiten wird. Daneben sollen sie fleißig beten und sich Gott befehlen, der wird ihnen mit seinem heiligen Geiste beiwohnen, daß sie tüchtige Werkzeuge werden, der Kirche Gottes und dem Vaterlande zu dienen. Was aber die Töchter anlangt, werden die Eltern auch solche in der Gottesfurcht und allen christlichen Tugenden erziehen lassen, bis daß sie zu dem Alter gelangen, in welchem sie können verheirathet

werden, und zwar mit einem Manne alten, ehrlichen Geschlechts vom Grafen- oder Ritterstande, welcher die wahre evangelische Religion ohne Heuchelei bekenne, ein ehrbares, mäßiges Leben führe und auch eines guten adligen Vermögens sei, darauf er Weib und Kind ernähren könne."

„Ferner sollen die Successores schuldig sein, unsere lieben treuen Unterthanen mit keinen neuen Auflagen von Zinsen, Diensten und Schaarwercken weder direkte noch indirekte, zu beschweren. Vor allen Dingen aber sollen sie schuldig sein, in unsern Kirchen die wahre evangelische Religion durch Bestellung frommer Prediger im Gange zu erhalten, damit die armen Leute nicht vom rechten Wege der Seligkeit abgeführt werden mögen, dafür sie sonsten Gott dem Herrn schwere Rechnung würden geben müssen."

„Dies ist dasjenige, was aus treuer väterlicher Wohlmeinung wir unsern künftigen Nachkommen haben hinterlassen wollen, welche wir herzlich und um Christi unsers Erlösers willen wollen gebeten haben, daß sie alles zum Besten aufnehmen und unserm treuen Ermahnen allezeit gehorsam folgen sollen. Jeder lebe also, wie er alle Stunde solches vor Gott und der ehrbaren Welt zu verantworten sich getraut. Die jüngeren Brüder oder Vettern sollen die ältesten in Ehren halten, ihren Ermahnungen getreulich folgen und sich von ihnen warnen und bestrafen lassen. Die Aeltesten sollen sich aber auch aller Bescheidenheit bedienen und die Jüngsten nicht zum Zorn reizen. Vor allen Dingen halte einer dem andern seine Fehler zu gut, denn wir sind Menschen, und wer ist denn, der nicht etwa fehlen könnte? Die brüderliche Liebe und Treue und fleißiges Gebet zu Gott wird allen Mangel ergänzen."

„Dieses ist unsere letzte Ermahnung und ernster Befehl anstatt eines ewigen Testamentes, daß diese unsere Verordnungen von unsern Nachkommen fest und unverbrüchlich gehalten und unter keinem Schein gebrochen werden, sonsten wird Gott die Lästerer, Sünder, Ungehorsame und Verschwender zeitlich und ewig strafen. Den Frommen aber und den Gehorsamen wünschen wir Gottes reichen Segen, auch zeitliche und ewige Wohlfahrt. Amen."

Wir oben erwähnte 5 Brüder haben 5 gleichlautende Exemplare dieses unseres brüderlichen Vertrages auf Pergament anfertigen lassen und solche zu mehrerer Sicherheit an unterschiedlichen Orten zu bewahren gegeben, welche wir mit unseren eigenen Händen unterschrieben und mit unsern Insiegeln bedruckt haben."

„So geschehen Mahrungen den 25. August 1621." —

„Alte Perlen" haben wir dieses Dokument genannt. Wollte Gott, daß sie nicht einer, sondern aller Adelsfamilien wahrhaftiges, treu bewahrtes Eigenthum wären und nimmer veralteten! —

Das Universitätsleben Jena's im 16. Jahrhundert.

(Von Dr. B. in W.)

(Schluß.)

Zur Charakteristik dieser Verhältnisse bedarf es der Schilderung eines jener großen Tumulte, und zwar des mit den Böttchergesellen aus dem Jahr 1548. —

Es war ein altes städtisches Herkommen, daß die Böttchergesellen, derer wohl 50 jener Zeit in Jena sein mochten, alljährlich Montag nach Jacobi ihr Gelag und auf dem Rathsboden ihren Tanz hielten. Um diese Zeit wanderten immer ein Masse solcher Gesellen ein, und standen bei den Meistern ein, um die Weinfässer für die kommende Weinerndte herzurichten. — Natürlich fehlten die Studenten nicht, man mußte doch sehen, wie die Böttchergesellen mit Kränzen auf dem Kopf ihre Dirne schwenkten. — Um die Lustbarkeit dieser Leute zu stören, stellte man den Tanzenden das Bein, was man damals „prellen" hieß, so daß ein Paar fiel und die andern darüber purzelten. Die robuste Jungfer Gundermann versäumte natürlich nicht, dem Beinsteller, wie sie sagt: „aufs Maul zu schlagen," worauf sich der junge Herr von Meusebach erlaubte, der holden Jungfrau ins Antlitz zu speihen. — Sofort war der Tumult fertig, der Tanz aufgehoben, und um weitere Unruhe zu vermeiden ziehen die Gesellen mit den frommen Jungfrauen und ehrlichen Bürgerstöchtern in ihre Herberge, um ihnen daselbst nach altem Gebrauch eine Verehrung zu thun. — Das Unglück will, daß ein Bier zutragender Lehrbursche einem Student begegnet, welcher auf offener Straße zu trinken verlangt. Da das der Lehrling weigert und seine Böttcherordnung anzieht, die ihm das verbietet, wird der Junge niedergeworfen, in die Seite getreten, daß er sofort bedenklich Blut auswirft. — Sofort ist der Tumult fertig, der Scandal verbreitet sich bis zur Böttcherherberge, die mit Steinwürfen tractirt wird, bis spät in der Nacht der Vicerectar erscheint und die Ordnung dadurch herstellt, daß die anwesenden Studenten auf sein Bedeuten ihm in das Colleg folgen, wo sie bis zum Anbruch des Tages in Gewahrsam gehalten werden. Die Betheiligten werden entweder auf 4 Jahr relegirt, die minder gravirten mit Gefängniß bei Wasser und Brod bestraft, die beiden Bürgermeister aber mit 14 Tagen Gefängniß oder 20 fl. Strafe belegt, weil sie nicht scharf genug eingegriffen. —

Solche Ranfereien kamen tagtäglich, wenn auch in minder großem Style vor. — Die Diener der Rathswache hatten besonders einen schweren Stand, weil die Studenten ihnen besonders aufsässig waren und sich beklagten, daß vor diesen Wächtern niemand ein fröhlich Liedchen auf der Straße singen dürfe, indem sofort einer aus der Rathswache herausrenne und mit seinem Schweinespieße nach ihm schieße. —

Die Wuth, welche diese gegenseitigen Reibereien verursachten, steigerte sich in dem Maße, als man sich nicht genug gerächt zu haben glaubte. Siegte die städtische Partei im offenen Straßenkampf, so begannen die Verfolgungen von Neuem. Namentlich so lange die Rathswächter volle Gewalt über die Freiheit der Studenten hatten. Wie viel mal hat diese Wache nicht den Sturm ausgehalten und wie viel mal sind die Wächter der Gerechtigkeit nicht am hellen lichten Tage verfolgt worden. —

Um den offenen Straßenkämpfen zu begegnen, wurde sehr früh das Tragen jedweder Waffen unter Bürgern und Studenten verboten. — Es läßt sich denken, wie das Gebot gefruchtet. —

Eine ganz vorzügliche Fertigkeit entwickelten die Studenten auch im Sturm der Häuser. 1568 wurde das Haus des Flacius, in dem nur 5 Studenten wohnten,

so gründlich demolirt, daß keine Thür und kein Ofen im Hause ganz war und die armen Leute am andern Morgen, wo bereits das Dach in Arbeit genommen und seiner Ziegeln entblößt war, Späne zu ihrer Feurung heraustrugen. Dennoch trug der Senat Bedenken, daß der Prozeß in dem angehenden neuen Jahre und sonderlich in Vigilia Nativitatis Domini eingeleitet werde, weil das Recht sagt, daß his diebus omnis strepitus et ordo judicialis ruhen sollen und zu desorgen sei, daß die Jugend darob des Rectors Autorität noch weniger achte. —

Der größte Aerger der Studirenden war, daß ihre Gerichtsbarkeit nicht sofort exceptionell wurde. Sie fanden sich verletzt, daß keiner ihrer Gegner verhaftet wurde, so lange der von ihnen Beschädigte eine Feder von dem Munde eines andern blasen konnte. — Erst spät wurden diese jurisdictionellen Verhältnisse geregelt. — Daß es aber überhaupt zu so häufigen blutigen Auftritten kam, daran waren die schwankenden Verhältnisse der Universität zum großen Theil selbst Schuld. — Der erste Rector meinte: „obwohl mitunter ein krummer Ast, so dürfe es doch nit harten Zwangs. Durch Schärfe möchten viel abgeschreckt werden, die sich sanften der Schulen und guter Zucht zu freuen begerten." —

Die Milde mochte das Ihre beigetragen haben, daß die Zustände zuletzt unerträglich wurden. Mag die Schilderung derselben, welche ein jenaischer Professor **Wolfgang Heider** entworfen, dafür sprechen, der sich folgendermaßen über das Benehmen des damaligen Studenten äußert:

„Das öffentliche Colleg besucht er entweder niemals oder gar zu langsam, er höret keine Lectionen, bisweilen lauschet er vor der Thür, keineswegs, daß er etwas nothwendiges lernen wollte, sondern damit er etliche Sprüchlein auffassen und daenach unter seinen Rattburschen und Zechbrüdern erzählen und zum Gelächter befördern möchte. Bisweilen spaziert er haußen auf dem Saal und redet mit seinen Gesellen von Narrenspossen, früh schläft das zarte und liebliche Brüderlein bis um neun, darnach aber, wo etwa Zeit bis zum Mittagsmahle übrig, bringt er solche zu, die Haare zu kämmen und nach L . . . zu stellen. Wenn er zu Tisch sich gesetzt, frägt der Unmensch wenig, scherzet auch wenig, denn was kann für Höflichkeit in diesem säuischen Leibe und Seele wohnen. Unterdessen aber schüttet er von sich einen vollen Wust von tölpischen Stockereien, von garstigen Unflätereien, zwar dergestalt, daß sobald er seine übelriechende Goschen öffnet, alle Knaben und Mäglein davon laufen."

So fährt der Professor im gleichen Tone fort. Es wird uns aber nicht berichtet, wie der zum Anhören verurtheilte Student die so günstige Beschreibung in einem öffentlichen Universitätsacte aufgenommen hat.

Die älteste Beschreibung des christlichen Jerusalems.

(Von G. Rosen.)

Nachdem die Stadt Jerusalem, von Titus zerstört, ungefähr fünfzig Jahre lang wüste gelegen hatte, wurde sie vom Kaiser Hadrian aus Anlaß seiner in den Orient unternommenen Reise wieder aufgebaut. Hadrian war kein tyrannischer Wüstling, wie mehrere seiner Vorgänger, und kein roher Prätorianer, wie so viele seiner Nachfolger; er war einer der Gebildetsten seiner Zeitgenossen — aber freilich hatte seine Bildung ganz die objective, ästhetisch-philosophische Richtung des damaligen klassischen Heidenthums, von der **Gesichtswelt**, welche sich in den orientalischen Religionen kund that, hatte er keinen Begriff. Wir dürfen nicht bezweifeln, daß er, wie alle vornehmen Römer jener Epoche, die Werke des Geschichtsschreibers Flavius Josephus über den jüdischen Krieg gelesen; deshalb interessirte ihn die Stätte. Er wollte verhüten, daß die mit so übermenschlicher Ausdauer vertheidigte Metropole des schon damals im Occident überall bekannten, überall angesiedelten, merkwürdigsten aller orientalischen Völker zu einer vergessenen Ruine werde; aber indem er dieselbe wieder aufrichtete, wollte er in ihr dem **römischen** Volke, der **römischen** Staatsreligion und sich selbst, als dem Inbegriff des politischen und religiösen Staatslebens seiner Nation, ein Denkmal hinstellen, welches die seitherige Bedeutung des Orts in den Schatten einer längst überwundenen Vergangenheit zurückdrängen sollte.

Von dem wiedererbauten heidnischen Jerusalem haben wir nur wenig Nachrichten, und diese rühren noch dazu nicht von Zeitgenossen her, sondern sind aus viel späteren Autoren, aus Dio Cassius und einzelnen Kirchenvätern zusammengelesen; doch erfahren wir genug daraus, um zu dem vorstehenden Schlusse berechtigt zu sein. Es wurden ausgediente römische Krieger zu der von des Titus Legionen als Denkmal belassenen Trümmerstätte hinauf geführt, und von denselben eine Colonie begründet, welche Hadrian nach seinem eigenen Geschlechtsnamen Aelia nannte; dem Jupiter Capitolinus, als ob er, wie so viele andere Lokal-Götter der klassischen Welt, nunmehr auch den Jehovah in sich aufgenommen, wurde auf der Stätte des jüdischen Heiligthums ein Tempel errichtet, von dem die Aelia den Beinamen Capitolina erhielt; den Juden wurde verboten, die neue Stadt zu bewohnen, und um ihnen von vorn herein ihren Besuch zu verleiden, wurde über dem Stadtthor ein in Stein ausgehauenes Schwein angebracht; die Leidens- und Grabstätte des Erlösers wurde mit Schutt überworfen, und über der künstlichen Erhöhung eine Bildsäule aufgestellt, welche man für die der Venus hielt; auch dem Kaiser und dem Jupiter wurden Bildsäulen auf der Stelle des jüdischen Heiligthums errichtet.

Dies ist ungefähr Alles, was wir von der Aelia Capitolina wissen. Wir vermögen an keiner der hier gegebenen Notizen zu zweifeln, selbst nicht an dem über dem Stadtthor angebrachten Schwein. Der religiöse Abscheu der Juden vor diesem Thiere war den Römern so bekannt, daß Augustus, als er hörte, wie Herodes der Große seine ihm von der Hasmonäerin Mariamne geborenen Söhne habe hinrichten lassen, ausrief: „Ich möchte lieber des Herodes Schwein, als sein Sohn sein!" — In allen Maßregeln erkennt man das Streben des Kaisers, den Juden wie den Christen ihre durch Erinnerung geheiligten Stätten vergessen zu machen und diesen eine, dem Heidenthum entlehnte, gefälschte Bedeutung unterzuschieben.

Jerusalem sah also eine heidnische Colonie in seine Mauern einziehen, der Jupiter-Tempel bekam seine Flamines, die Reste der jüdischen Bevölkerung im Lande

hatten zur Unterhaltung dieses Tempels eine Steuer zu zahlen, bis Unwille und Illusion sie zu der neuen blutigen Empörung des Bar Cocba trieb, die, von Sept. Severus bekämpft, mit der Vernichtung des Mosaismus in Palästina endigte. Unstreitig war damals die römische Staatsreligion in Jerusalem die herrschende. Dennoch aber dürfen wir uns die Stadt höchstens im ersten Anfange als eine durchaus heidnische denken. War doch damals das Heidenthum längst in sich selbst zersetzt und zerfressen und daher nicht mehr im Stande, sich des siegreichen Vordringens der das Gemüth lebendiger erfassenden östlichen Religionen, des mystischen Isisdienstes, des Judenthums und endlich des Christenthums in seine innersten Gebiete zu erwehren. Aeußerliche Eroberungen konnte es in Syrien wohl machen, aber innerlich durch Lehre und Ueberzeugung nimmermehr, und wir werden wohl nicht fehlgreifen, wenn wir annehmen, daß der mit der Veteranen-Colonie nach dem gelobten Lande verpflanzte Polytheismus sich vom ersten Anbeginn in den dieselbe begründenden Individuen auf dem Aussterbe-Etat befand. Ist es nun glaublich, daß sich aus der immer dünner werdenden heidnischen Bevölkerung des Occidents von Zeit zu Zeit ein Nachschub nach Jerusalem gewandt haben sollte, einer Stadt, die weder durch Fruchtbarkeit der Umgebung, noch durch Handel und Industrie begünstigende Lage sich auszeichnet, oder daß sich aus der Colonie eine lateinisch redende, römisch denkende, römische Sitte bewahrende Bürgerschaft entwickelt? Gewiß weder das Eine noch das Andere; wie noch jetzt, so bestand damals in der religiösen Erinnerung der einzige Reiz, der die Menschen nach der Hauptstadt des öden judäischen Gebirges lockte, und wenn den Juden der Zutritt zu dem Heiligthum versagt war, so haben wir uns lediglich aus dem Schooße des Christenthums die Einwanderung der Aelia Capitolina zu denken. In der Masse der christlichen Bevölkerung mußte aber, nach dem gewöhnlichen Verlaufe ähnlicher Verhältnisse in jener Epoche zu urtheilen, die geringe Nachkommenschaft der Veteranen sofort aufgehen.

Jerusalem war demnach thatsächlich längst eine christliche Stadt, als zweihundert Jahre nach seinem Wiederaufbau durch den Uebertritt Kaiser Constantin's zum Christenthum auch in Syrien und Palästina dieser Glaube zur Staatsreligion erhoben wurde. Da war also kein schroffer Uebergang von der einen Lehre zu der andern, kein Widerspruch oder Kampf; im Gegentheil war, wie es scheint, das Heidenthum bereits ziemlich vergessen, d. h. die Bedeutung seiner Anstalten und Denkmäler von der schon zur Blüthe gediehenen christlichen Tradition, welche an ihnen kein Interesse fand, nur sehr mangelhaft bewahrt worden. Das zweifellos Bestehende fand seine rechtliche Anerkennung.

In dieser merkwürdigen Zeit, wo die Phalanx des christlichen Mittelalters endlich die Larvenhülle des classischen Alterthums durchbrach, besuchte ein Einwohner der Stadt Burdigala, jetzt Bordeaux, den wir, da uns sein Name unbekannt geblieben ist, nach seiner Herkunft den Burdigalenser nennen, als Pilger die Aelia und verfaßte das älteste aller auf unsere Zeiten gekommenenen Itinerarien der heiligen Stadt mit einer ziemlich eingehenden Beschreibung dieser letzteren, welche wir als die eigentliche Brücke zu betrachten haben, um von dem Jerusalem des Josephus und der Bibel zu dem heutigen Befunde zu gelangen und aus diesem jenes zu erklären. Nach einer Marginalnote des von dem verdienstlichen Forscher Dr. T. Tobler bei seiner Arbeit über die Topographie von Jerusalem gebrauchten Exemplars der Cölner Ausgabe dieses Autors, befand sich derselbe auf der Hinreise um Weihnachten 333 in Constantinopel; er war also im Jahre 334, nicht wie man gewöhnlich annimmt, im Jahre 333, im Vorfrühling oder Ende des Winters in Palästina. Wenn wir auch die Zuverlässigkeit dieser Anmerkung nicht zu prüfen vermögen, so ermangelt dieselbe doch sicher nicht der Wahrscheinlichkeit, und wenigstens wird, wie wir sehen werden, auf die frühe Jahreszeit in dem Texte selbst mit Bestimmtheit hingewiesen. Die Sprache ist die lateinische; eine große Unbeholfenheit des Ausdrucks und hie und da sogar grammatische Fehler verrathen den wenig gebildeten Mann; an seiner Wahrheitsliebe ist kein Zweifel. —

Ich lasse hier seine Beschreibung in möglichst getreuer Uebersetzung, und zwar der Uebersichtlichkeit wegen in kürzere, numerirte Abschnitte zerlegt, folgen, und werde dann die von ihm aufgezählten Monumente der Stadt des vierten Jahrhunderts in dem heutigen Jerusalem aufzuweisen suchen.

„§. 1. In Jerusalem sind zwei große Teiche neben dem Tempel und zwar einer zur rechten und der andere zur linken Hand, welche Salomo angelegt hat (innerhalb der Stadt aber ist ein Doppelteich mit fünf Hallen, welcher Bethsaida genannt wird; daselbst fanden vieljährige Kranke Genesung). Es enthalten aber diese Teiche ein bis zur rothen Farbe getrübtes Wasser.

„§. 2. Daselbst ist auch die Crypte, wo Saloma die Teufel marterte. Ferner ist da die Ecke des sehr hohen Thurmes, auf welchen der Herr stieg und wo zu ihm der Versucher (die bekannten Worte) sprach; der Herr aber anwortete ihm: Du sollst den Herrn Deinen Gott nicht versuchen, sondern ihm allein dienen.

„§. 3. Daselbst ist auch der große Eckstein, von dem es heißt: der Stein, den die Bauleute verworfen haben. — Ferner eben an der Ecke und unter der Zinne jenes Thurmes giebt es sehr viele Gemächer, wo Salomo einen Palast hatte; daselbst findet sich auch das Gemach, wo er saß und die Weisheit schrieb. Dies Gemach ist mit einem einzigen Stein überdeckt.

„§. 4. Daselbst sind auch große Reservoirs unterirdischen Wassers und mühsam angelegte Teiche.

„§. 5. Ferner, in dem Gotteshause selbst, wo der von Salomo erbaute Tempel stand, möchte man sagen, daß auf dem Marmor vor dem Altar das Blut des Zacharias heut vergossen worden sei; auch sieht man die Spuren von den Keulen der Soldaten, welche ihn tödteten, auf der ganzen Fläche, so daß man meinen sollte, sie wären in Wachs abgedrückt.

„§. 6. Daselbst sind auch zwei Bildsäulen Hadrians, und nicht weit von den Statuen ist der durchlöcherte Stein, zu welchem die Juden einmal im Jahre hingehn und ihn salben, wobei sie stöhnen und jammern und ihre Kleider zerreißen und so wieder fortgehen.

„§. 7. Daselbst ist auch das Haus des Ezechias (Hiskia), Königs von Juda.

„§. 8. Geht man nun nach Jerusalem hinaus, um auf den Zion zu steigen, da hat man zur linken Hand unten im Thale an der Mauer einen Teich, welcher Siloa genannt wird, mit einer vierfältigen Halle und einen andern großen Teich draußen. Diese Quelle fließt sechs Tage und sechs Nächte; der siebente Tag aber ist für sie durchaus ein Sabbat, so daß sie weder bei Tage noch bei Nacht fließt.

„§. 9. Auf demselben (Wege) steigt man den Zion hinauf und sieht da den Ort, wo das Haus des Priesters Kaiphas war; daselbst ist auch noch die Säule, an welcher sie Christum geißelten.

„§. 10. Drinnen aber, innerhalb der Zionsmauer, sieht man den Ort, wo David seinen Palast hatte, auch (die Stätte der) sieben Synagogen, welche einst dort waren; von diesen ist jetzt nur Eine noch vorhanden, die übrigen werden bepflügt und besäet, wie der Prophet Jesaias gesagt hat.

„§. 11. Um nun zur Stadtmauer hinauszugehen, so hat der, welcher sich von Zion nach dem Nablusser Thore wendet, zur Rechten abwärts im Thale ein Gemäuer, wo das Haus oder Prätorium des Pontius Pilatus war. Daselbst wurde der Herr verhört, bevor er litt. Zur Linken aber hat er den Hügel Golgatha, wo der Herr gekreuzigt worden ist. Um einen Steinwurf von da entfernt ist die Höhle, in welcher sein Leichnam gelegt wurde, und wo er am dritten Tage auferstand. Daselbst ist soeben auf Befehl des Kaisers Constantin eine Basilica, d. h. ein Gotteshaus von wunderbarer Schönheit erbaut worden, mit Cisternen zur Seite, aus denen Wasser geschöpft wird, und einem Bade, hinten (d. h. westwärts), wo die Kinder gebadet werden.

„§. 12. Geht man nun aber nach dem östlichen Thor und so aus Jerusalem hinaus, um auf den Oelberg zu steigen, da hat man zur Linken das Thal Josaphat mit Weinbergen und mit dem Felsen, wo Judas Ischarioth Christum verrieth; zur Rechten aber ist der Palmbaum, von dem die Knaben die Zweige brachten und dem kommenden Christus unterlegten.

„§. 13. Nicht weit von da, ungefähr in der Entfernung eines Steinwurfs, sind zwei einsteinige Grabdenkmäler von wunderbarer Schönheit angelegt; in dem einen ruht der Prophet Jesaias, und das ist ein wirklicher Monolith, in dem andern der jüdische König Ezechias. Von da steigt man den Oelberg hinan, wo der Herr, bevor er litt, die Apostel lehrte.

„§. 14. Nicht weit von da ist der kleine Berg, wo der Herr hinaufstieg zu beten, und ihm Moses und Elias erschienen, da er den Petrus und den Johannes mit sich nahm. 1500 Schritt von da gegen Osten ist ein Dorf, welches Betania heißt; daselbst findet sich die Grabhöhle, in welcher Lazarus bestattet worden ist, welchen der Herr auferweckte.“ —

Wenn man die vorstehenden Sätze genau betrachtet und mit den Lokalitäten vergleicht, dann kann man nicht zweifeln, daß in ihnen die Erinnerung an einen persönlichen Besuch vorliegt. Offenbar wurde der Burdigalenser in Jerusalem von einem eingebornen Mystagogen umhergeführt und bei jeder bemerkenswerthen Stätte mit den nöthigen Erklärungen versehn; aus seinen an Ort und Stelle gemachten Aufzeichnungen, sowohl von dem Gesehenen als auch von dem Gehörten, ist das Schriftstück entstanden. Die Umschau begann mit dem Platze, auf welchem einst der jüdische Tempel gestanden; es war dies also damals noch die vornehmste Sehenswürdigkeit der heil. Stadt, bei welcher auch unser Autor unverhältnißmäßig lange, beinahe bis zur Hälfte seiner Mittheilungen, verweilt. Im Vergleich zu den späteren Pilgerberichten und Itinerarien, in welchen durchweg dem Tempelplatze eine außerordentlich magere Abfindung zu Theil wird, ist dies eine Eigenthümlichkeit des uns Vorliegenden, welche sich daraus erklärt, daß die heil. Grabeskirche erst eben fertig geworden war, und demnach die christlichen Erinnerungsstätten, welche später eine ausschließliche Geltung gewannen, nur anfingen, in Aufnahme zu kommen. Alles, was die Stadt Großartiges an alten Resten darbot, war ja jüdischen Ursprungs, und vermuthlich fühlten ihre christlichen Bewohner vor der Zeit Julians des Apostaten, welcher sie mit der beabsichtigten Herstellung des jüdischen Tempels schreckte, sich gegen die Stätte dieses Heiligthums nicht so feindlich gestimmt, wie später.

Zunächst ist (im ersten §) von zwei Teichen die Rede, welche Salomo rechts und links vom Tempel angelegt habe. Da nach der Vorstellung des Alterthums gegen Morgen vorn ist, so bezeichnet rechts und links die mittägliche und mitternächtliche Seite; und es wären daher die beiden Teiche nördlich und südlich vom Tempelplatze zu suchen. Es leuchtet ein, daß unter dem nördlichen der heutigen Birket Israin, der Bethesda-Teich der neueren Legende, in der Nähe des St. Stephansthors zu verstehen ist; daß aber auch auf der Südseite ein jetzt zerstörter und mit Schutt angefüllter Teich sich befunden, ist aus dem noch an der Außenwand der Umfassungsmauer befindlichen Cement zu erkennen. Uebrigens war nicht Salomo, sondern unzweifelhaft Herodes der Große der Erbauer dieser Teiche, welche neben ihren sonstigen Zwecken vornehmlich auch den hatten, der Tempelfestung als Schutzgraben zu dienen. Bekanntlich gab die Pracht und Herrlichkeit der Bauten Salomo's und der Glanz seiner Regierung allmälig zu mythischen Erweiterungen Anlaß, deren Anfang wir schon bei Josephus bemerken, und welche seitdem in den Händen rabbinischer Schriftsteller immer mehr zum Ungeheuerlichen herangewachsen sind. Noch jetzt wird von den Bewohnern Syriens jeder Confession und Religion eine jede großartige Ruine als ein Werk des Salomo (Suleiman) und seiner Genien angesehen.

Wenn nun aber der Autor bei Gelegenheit dieser Teiche des Doppelteichs (piscinae gemellares) innerhalb der Stadt, d. h. außerhalb des Tempelplatzes, wo er selber sich befand, gedenkt, so muß uns dies als Beispiel von Mittheilung etwas lediglich Gehörten, denn sehen konnte er ihn an der Stelle nicht, gelten. Es ist eine Bemerkung, die ihm sein Führer machte, und welche er an der Stelle in seine Tafeln eintrug. Dieselbe unterbricht die Reihenfolge der Aufzählung, was ich in der Uebersetzung durch Einschließen der Worte in eine Pa-

renthese zu markiren versucht habe. Nicht einmal zu ihrer nachherigen persönlichen Verificirung scheint der Pilger gekommen zu sein, da er nachher bei seinen Gängen durch die innere Stadt keines Teiches mehr erwähnt, und so war für ihn eine falsche Auffassung des von dem Führer Vernommenen eben so leicht möglich, wie wir bei letzterem eine falsche gelehrte Combination vermuthen dürfen. Eine solche machte sich ja früh neben der eigentlichen Ueberlieferung geltend, und suchte vielfach sie zu ergänzen, oder wo sie fehlte, ihre Stelle einzunehmen. Als thatsächliche Anhaltspunkte bleiben uns der Doppelteich und die röthliche Farbe des in ihm enthaltenen Wassers; als falsche Auffassung des Burdigalensers betrachten wir die angegebene Lage innerhalb der Stadt und die als vorhanden bezeichneten fünf Hallen, als falsche Hypothese des Führers endlich erscheint uns die Identifieirung des ihm bekannten Reservoirs mit dem Bethesda der Evangelien, wofür fälschlich Bethsaida geschrieben ist — die Hallen und die Krankenheilung sind nur nähere Bestimmungen des Bethesda, welche der Bibel und nicht dem örtlichen Befunde entlehnt worden ist. Jerusalem besitzt noch jetzt zwei Teiche, die man als piscinae gemellares, Zwillingsteiche, bezeichnen könnte, nämlich den des Patriarchenbades, gemeiniglich dem König Hiskias zugeschrieben, und den Mamilla-Teich, von welchen allerdings nur jener innerhalb der Stadt, dieser dagegen in einer Entfernung von 10 Minuten außerhalb der Mauern liegt, welche aber durch einen, jene Benennung rechtfertigenden, unterirdischen Kanal mit einander in Verbindung stehen und unzweifelhaft mit der Angabe des Textes gemeint sind. Der Mamilla-Teich füllt sich durch die winterlichen Regengüsse, welche von Fruchtfeldern und mit spärlicher Vegetation bedeckten Abhängen die röthlich ockerfarbene Erde des judäischen Hochlandes losspülen und noch nach wochenlangem Stagniren in den Bassins als eine röthlich trübe (in modum coccini turbata) Wassermasse erscheinen; als solche ergießen sie sich im Winter oder im ersten Frühling aus dem äußern (Mamilla) in den innern (Hiskias) Teich, die Erwähnung der Farbe weist uns also auf die Jahreszeit hin, in welcher der Burdigalenser seine Umschau in der heil. Stadt vornahm.

Ueber den Doppelteich kann hiernach kein Zweifel bestehen; wenn aber von der Identificirung des Patriarchen-Bad-Teiches mit dem Bethesda weiter keine Spur zu entdecken ist, so zeigt dies nur, daß über den letzteren das älteste christliche Jerusalem keine Ueberlieferung besaß, und es daher der Combination freistand, bald diese, bald jene Oertlichkeit der evangelischen Nachricht anzupassen.

Mit der Crypte, wo Salomo die Teufel peinigte (§. 2.), kehren wir zu dem Tempelplatze zurück, und zwar, wie die folgenden Notizen zeigen, zu dessen südlichem Rande. In den daselbst befindlichen Substructionen der alten Area, über denen sich jetzt die Aksa-Moschee erhebt, haben wir uns nach der besagten Crypte umzusehen, und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß darunter das eigenthümliche, mit zwei durch künstliche Anlage und Massenhaftigkeit imponirenden Quader-Kuppeln überdachte Gemach zu verstehen ist, in welches man früher durch das, die herodianische Umfassungsmauer südlich durchbrechende, Doppelthor gelangte, und zu welchem noch jetzt ein breiter unterirdischer Doppelgang von der oberen Fläche in bequemer Senkung hinunterführt. Eine ungewöhnliche Ornamentik zwischen den Ansätzen der Bögen, über denen die Kuppeln sich erheben, und Monolithen von gewaltigen Dimensionen, welche theils aufrecht als Stützpfeiler theils wagrecht als Mauerquadern verwandt sind, erregen noch jetzt das Staunen jeden Beschauers, und es ist wohl begreiflich, daß, wenn Salomo, der Besieger und Beherrscher der Dämonen, als Erbauer des Raumes galt, eine wundersüchtige Zeit, die den Zweck desselben nicht verstand, ihn mit der Fesselung der Unholde in Verbindung brachte. — Die Ecke des weiter erwähnten sehr hohen Thurmes ist die, sich scharf über dem jähen Abfalle des Kidron erhebende Südostecke der jetzigen Umfassungsmauer des Tempels, von der man allerdings zu schwindelnder Tiefe auf den Grund des Thales hinunterblickt. Von der Aussicht auf dieser Stelle spricht auch Flavius Josephus und übertreibt noch ihren Eindruck, der freilich in jüdischer Zeit noch großartiger gewesen sein muß als heut zu Tage, indem man damals auf dem flachen Dache des sich darüber erhebenden Portikus, also ein gutes Stück höher, seinen Standpunkt hatte. Daß dies die in der Erzählung von dem Versucher bei dem Evangelisten gemeinte Stelle sei, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich.

Der Eckstein (§. 3) ist irgend eine der colossalen Quadern, aus denen jene Mauerecke ausgeführt worden ist, und welche, wie zur Zeit des Burdigalensers, so sich noch jetzt in ihrer ursprünglichen Lage befinden. Es lag gewiß nicht eben nahe, den in seiner allgemeinen, allegorischen Bedeutung so leicht verständlichen Ausspruch des Heilandes, daß der von den Bauleuten verworfene Stein zum Eckstein geworden, auf einen bestimmten Stein und auf ein positives, geschichtliches Factum zu beziehen. Aus dem Umstande, daß schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts ein solcher Stein gezeigt wurde, läßt sich ermessen, wie früh im Gegensatz zu der evangelischen Lehre die heiligen Stätten im Christenthum zum Bedürfniß wurden. Schon vor Constantin muß die Mystagogie in Jerusalem völlig ausgebildet gewesen sei.

Unter den „vielen Gemächern, wo Salomo einen Palast hatte," sind die auf starken Freipfeilern ruhenden Gewölbreihen zu verstehn, über welchen der südöstliche Theil des Tempelplatzes sich erhebt. Bekanntlich fällt der Moria nach Süden und Osten beträchtlich ab, und um eine eben fortlaufende Fläche zu bilden, auf welcher der ungeheure Porticus aufgeführt werden sollte, fand man kein einfacheres Mittel, als diese merkwürdigen Substructionen, deren Ursprung wir abermals von Herodes dem Großen, und nicht von Salomo, herleiten müssen. Die Sage, daß diese Gewölbe von Salomo's Palast übrig geblieben seien, erhielt sich noch viele Jahrhunderte, wie sie denn zur Zeit der Kreuzfahrer als die Pferdeställe Salomo's betrachtet wurden.

Das Gemach, wo Salomo die Weisheit schrieb, ist möglicher Weise das jetzige muhamedanische Heiligthum der Wiege Jesu innerhalb des Südostwinkels der Area, von welchem einst eine Treppe in die gewölbten Souterrains hinunterführte. Jedoch erinnere ich mich keines mit einer einzigen Steinplatte überdeckten Raumes daselbst,

obwohl ich wiederholt in dasselbe hinuntergestiegen und auch zu dem Grundbau von den Pferdeställen Salomo's aus vorgedrungen bin.

Ungefähr in der Mitte des Raumes von der südlichen Umfassungsmauer bis zu der erhöhten Plattform, auf welcher sich gegenwärtig die sogenannte Omar-Moschee erhebt, befindet sich die großartige Cisterne, welche von neueren Reisenden gewöhnlich the subterranean lake, der unterirdische See, genannt wird. Auf dies eine mächtige Werk beziehen sich die Ausdrücke (im §. 4) „große, unterirdische Wasserbehälter und mühsam angelegte Teiche" — aus ihrer Unbestimmtheit schließe ich, daß der Burdigalenser hier wiederum nur die Relation seines Führers referirt, nicht aber selber in den unterirdischen Raum heruntergestiegen ist. Ohne künstliche Erleuchtung würde er da auch Nichts gesehen haben. Der Zugang ist sehr beschwerlich; durch einen etwa zehn Fuß tiefen, gemauerten Schacht gelangt man in einen engen, gewundenen Gang, der an das obere Ende einer langen, geraden, in den Felsen gehauenen Treppe hinführt. Die Stufen dieser sind unter einer dicken, platten Cementdecke bis auf geringe wellenförmige Erhöhungen verschwunden, so daß man, da auch die Seitenwände keinen Halt bieten, bei jedem Schritte hinunter in die ganze Tiefe abzugleiten fürchten muß. Unten angekommen, erstaunt man weniger über die Flächenausdehnung, als über die Höhe des Raumes; es ist ein großer in den Felsen getriebener Schacht von ganz unregelmäßiger Gestalt mit mehreren geräumigen Seitennischen, zwischen denen das Gestein in Weise colossaler Pfeiler vorragt — ob oben überwölbt, oder mit natürlicher Felsplatte überdeckt, wage ich nicht zu entscheiden, wenn ich auch Ersteres für wahrscheinlicher halte. Der Prinz von Wales, den ich im Frühling vorigen Jahres in diese Cisterne hinunter begleitete, ließ dieselbe mit bengalischen Flammen erleuchten, und wenn wir auch weder (wegen der Wasserfülle) in die Nischen dringen, noch die hohe Decke untersuchen konnten, so wurde uns doch klar, daß wir hier ein Werk von ganz anderer, entschieden früherer Zeit vor uns hatten, als z. B. die Helenacisterne.

Hatte der Pilger vom Südrande der Area zu der Cisternenmündung seinen Weg nordwärts genommen, so setzte er ihn nunmehr in gleicher Richtung fort und stieg die innerhalb der weiten Fläche der herodianischen Vorhöfe sich erhebende Plattform hinan, welche jetzt von dem muhamedanischen Heiligthum der Felsenkuppel, gewöhnlich Omar-Moschee geheißen, gekrönt wird, und deren Ausdehnung, wie sich aus einer charakteristischen Stelle bei Fl. Josephus erkennen läßt, uns die Umgrenzung des Salomonischen Tempels mit seinen Vorhöfen angiebt. Daselbst fand er eine Aedes (§. 5), ein Gotteshaus, von dem ihm der Führer sagte, daß er auf der Stelle des Salomonischen Tempels stehe. Wie ich in einem früher in diesen Blättern publicirten Aufsatze gezeigt habe, kann diese Aedes nur der von Hadrian erbaute Tempel des Jupiter Capitolinus gewesen sein, welcher aber, nach unzerstörlichen Merkmalen der Lokalität zu urtheilen, östlich von der jetzigen Moschee, wo sich auf der Hochfläche Raum genug bietet, gestanden haben muß und somit nur zum Theil, d. h. mit Ausschluß des durch den „Felsen Gottes" in der Moschee bezeichneten Allerheiligsten, den Platz des jüdischen Tempels einnahm. Daß dieses Gebäude ein heidnischer Tempel gewesen, erwähnt unser Autor nicht, und vielleicht erfuhr er es gar nicht, sei es nun, daß der Führer den Umstand absichtlich, um dem Eindrucke der Stätte auf das christliche Gemüth seines Gastes nicht zu schaden, sei es, daß er ihn aus Nachlässigkeit verschwieg; — da wohl im Jahre 334 in Jerusalem menschliche Erinnerung zu der Zeit, wo dem Jupiter noch Opfer dargebracht wurden, nicht hinaufreichte, ist diese letztere Annahme wohl möglich. Aus dem erwähnten Altar möchte man schließen, daß der Tempel zuletzt noch zum christlichen Gottesdienst eingerichtet worden war, wo sich denn auch bald an einen auf dem Boden befindlichen blutfarbigen Marmor eine kirchliche Legende von der Ermordung des räthselhaften Zacharias, Berachjas Sohn (Matth. 23, 35), knüpfte. Was wir uns unter den Spuren der Keulen denken sollen, ist nicht recht klar, natürlich sind sie, so wie auch der von dem Blute des Zacharias gefärbte Stein, bei dem Ausbau der Omar-Moschee verschwunden.

An der Westseite des Tempels besuchte sodann unser Burdigalenser (§. 6) zwei Standbilder, welche ihm beide als solche des Kaisers Hadrian bezeichnet wurden, während doch das Eine, nach Hieronymus, ein Idol Jupiters war; es ist dies ein abermaliges Beispiel vom Verschweigen heidnischer Erinnerungen gegenüber dem christlichen Pilger. Der genannte Kirchenvater sagt, daß jene Statuen bis zu seiner Zeit, Anfang des fünften Jahrhunderts, auf der Stelle des Allerheiligsten des jüdischen Tempels, d. h. dem Felsen Gottes der Omar-Moschee, gestanden haben, und allerdings würde sich das Belassen der Felserhöhung vor dem heidnischen Tempel, für den sie keine Bedeutung hatte, damit erklären. Gleichwohl könnten sie auch zwischen dem Tempel und dem Felsen aufgestellt gewesen sein, denn so würde sich leichter der weitere Bericht anschließen, daß unfern der Statuen der durchlöcherte Stein sich befinde, in dem die Juden das Wahrzeichen ihrer untergegangenen Herrlichkeit verehrten. Daß dieser durchlöcherte Stein die Tenne des Arawna mit ihrer Cisterne gewesen, über welcher später das Allerheiligste des Salomonischen, wie des nachexilischen Tempels errichtet worden, habe ich früher in diesen Blättern umständlich bewiesen. Von jüdischen Pilgerbesuchen an der Stelle und Trauerbezeugungen zum 9. August, dem Zerstörungstage Jerusalems, ist bei unserem Autor die erste Spur. Allerdings wird von den neueren Juden der Klagedienst an der Außenseite der Westmauer auf dem danach benannten Platze vollzogen, und umgekehrt das alte Verbot, das Allerheiligste des Tempels zu betreten, auch auf das muhamedanische Gotteshaus ausgedehnt, dennoch können wir an der Wahrheit der Nachricht unseres Pilgers nicht zweifeln. Hieronymus, welcher 70 bis 80 Jahre später schrieb, bestätigt und erweitert dieselbe. „Den Juden," sagt er „ist bis auf diesen Tag nicht erlaubt, Jerusalem zu besuchen, und sie erkaufen es mit Geld, daß sie die Trümmer ihrer Stadt beweinen dürfen. Am Tage, wo diese von den Römern zerstört ward, kannst Du ein trauervolles Volk nach Jerusalem kommen, abgelebte Weiblein, von Jahren und Lumpen

niedergedrückte Greise zusammenströmen sehn, welche in Tracht und Ansehn den Zorn Gottes darthun." Die Tradition wegen des Allerheiligsten des jüdischen Tempels gestattet hiernach keinen gegründeten Zweifel.

Ueber das Haus des Königs Ezechias oder Hiskiah (§. 7) ist nach dem gegenwärtigen Stande unsres historisch-topographischen Wissens durchaus Nichts zu sagen; die Nachricht steht völlig vereinzelt da. Jedenfalls war es eine Ruine, welche innerhalb des damals, wie noch jetzt, in sich abgeschlossenen Tempelgeheges lag, indem des Weiteren von einem Herausgehn nach Jerusalem (im §. 8) die Rede ist. Der Burdigalenser trat also nach Besichtigung der jüdischen und römischen Alterthümer des Tempelplatzes durch eins der westlichen Thore dieses in die Stadt und nahm seinen Weg der westlichen Thalseite des Tyropöon entlang nach einem, dem heutigen Bab-el-Magharibeh, dem alten Mistthor, entsprechenden Thore. Daselbst am Ostabhange des Außen-Zion wurde er von oben auf den Teich und die Quelle Siloam „zur linken Hand im Thal an der Mauer," d. h. in dem an die Mauer hinaufreichenden Thale — diese Bezeichnung dient, es von dem Kidron- und ben-Hinnom-Thale zu unterscheiden — aufmerksam gemacht. Auch hier stieg er nicht hinab, zeichnete aber die Bemerkungen seines Führers, namentlich die über das wunderbare Intermittiren der Quelle, mit gläubiger Kritiklosigkeit auf. —

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Dem 13. Jahresberichte über die „evangelisch-lutherische Diakonissen-Anstalt Bethanien" zu Breslau vom 1. Januar bis 31. December 1862 entnehmen wir folgende Daten:

Im Ganzen stehen gegenwärtig 22 eingesegnete Diakonissen im Dienste Bethaniens, die Zahl der Beischwestern beträgt 6, die der Probeschwestern 14.

Die Krankenpflege ist an 549 Kranken geübt worden, worunter 383 evangelisch, 7 separirt lutherisch, 158 katholisch und 1 christkatholisch waren und unter denen sich 424 weibliche, 68 männliche Erwachsene und 57 Kinder befanden.

Fünf Betten der Männerstation wurden durch einen Zuschuß von 500 Thlrn. Seitens der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens, die durch den Ehrenritter: Oberpräsidenten Freiherrn von Schleinitz im Vorstande vertreten ist, unterhalten. Außerdem besitzt die Anstalt 7 fundirte Stiftungsbetten.

Die Einnahmen, aus laufenden Beiträgen, Geschenken, Sammlungen, Collecten &c. zusammengebracht, betragen 9304 Thlr. 19 Sgr. 9 Pf., die Ausgaben 8740 Thlr. 27 Sgr. 1 Pf.

Die auswärtigen Stationen von Bethanien sind:

1) In Bunzlau je eine Diakonissin als Krankenpflegerin
   a) im Königlichen Waisenhause und Schullehrer-Seminarium,
   b) im Königin Elisabeth-Verein,
   c) im Kreis-Krankenhause;
2) Ständisches Kreis-Krankenhaus zu Baumgarten bei Ohlau mit 2 Diakonissen;
3) Heinrichs-Stift zu Carolath mit 2 Diakonissen;
4) in Liegnitz arbeiten in der Gemeindepflege 3 Diakonissen;
5) in Brieg sind, vom dasigen evangelischen Gemeinde-Kirchenrathe berufen, 3 Diakonissen.
6) zu Glogau arbeiten für die Gemeindepflege, von einem Krankenverein daselbst berufen, 2;
7) in Schweidnitz 2 und
8) im Johanniter-Krankenhause zu Reichenbach 2 Diakonissen;

mithin sind außerhalb des Mutterhauses von der oben aufgeführten Zahl der Diakonissen thätig: 19.

Außer den 549 Kranken im Mutterhause, sind von den Diakonissen noch 2161 Kranke in den vorgenannten auswärtigen Stationen zusammen also 2710 Kranke verpflegt worden.

„Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig"
(2. Cor. 12, 9.)

In dem mit Hülfe des Johanniter-Ordens, insbesondere der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft derselben gegründeten evangelischen Heil- und Pflegeanstalt Hephata für blödsinnige Kinder zu M.-Gladbach befanden sich am Schlusse des Jahres 1861: 34 Zöglinge, im Laufe des Jahres 1862 traten 29 neue Zöglinge ein und 7 wieder aus, so daß ultimo 1862 der Bestand 56 betragen hat. Von diesen gehören 40 der Rheinprovinz, 10 der Provinz Westphalen, 1 der Provinz Brandenburg, 1 der Provinz Preußen, 1 der Provinz Posen, 1 Hamburg, 1 dem Großherzogthum Hessen und 1 dem Fürstenthum Birkenfeld an, und es befinden sich darunter 39 Knaben und 17 Mädchen in einem Alter von 6—23 Jahren.

Die Anstalt hat unter dem unverkennbaren Segen Gottes das vierte Jahr ihres Bestehens zurückgelegt, das erste in dem neuen Anstaltsgebäude, das sich nach seinen Einrichtungen im Allgemeinen als sehr zweckmäßig erwiesen hat.

Leider fehlen die Mittel, das Institut notorisch blöden Kindern im weiteren Maaße als bisher geschehen konnte, zugänglich zu machen, und spricht der Präses des geschäftsführenden Ausschusses desselben, Pfarrer Balke zu Rheydt, in dem von ihm erstatteten Jahresberichte an alle Wohlthäter dieses Werkes der Liebe und Barmherzigkeit die Bitte aus: „die so freudig erwiesene und von Gott durch den seitherigen Segen reichlich belohnte Opferwilligkeit auf's Neue zu beleben und die Liebe der Barmherzigen anzufeuern."

Die Rheinische Genossenschaft des Johanniter-Ordens wird im Curatorium der Anstalt durch den Rechtsritter Freiherrn von Rigal-Grunland zu Godesberg und den Ehrenritter Oberstlieutenant a. D. von Hofmann-Chappuis zu Bonn vertreten.

Für die Armen-Kasse des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut sind bis zum 5. d. M. ferner eingegangen: Von v. Z. in Berlin, 2 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Gaben 179 Thlr. 20 Sgr.

Herrlich.

Beschwerden über unregelmäßige und verspätete Zusendung dieses Blattes, bitten wir direct an die Expedition desselben, Wilhelmsstraße Nr. 48 in unfrankirten Briefen zu richten.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 25. Berlin, den 17. Juni 1863. **Nr. 25.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1 Juni 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	43		
	Zugang pro Mai	13		
		56		
	Abgang " "	6		
	Bleibt Bestand	50	50	55
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	42		
	Zugang pro Mai	24		
		66		
	Abgang " "	12		
	Bleibt Bestand	54	54	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	16		
	Zugang pro Mai	10		
		26		
	Abgang " "	13		
	Bleibt Bestand	13	13	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	28		
	Zugang pro Mai	17		
		45		
	Abgang " "	16		
	Bleibt Bestand	29	29	36
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	15		
	Zugang pro Mai	4		
		19		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	16	16	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	19		
	Zugang pro Mai	10		
		29		
	Abgang " "	7		
	Bleibt Bestand	22	22	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	27		
	Zugang pro Mai	23		
		50		
	Abgang " "	27		
	Bleibt Bestand	23	23	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	11		
	Zugang pro Mai	10		
		21		
	Abgang " "	11		
	Bleibt Bestand	10	10	50
	zu übertragen	—	217	307

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1 Juni 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		217	307
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	46		
	Zugang pro Mai	13		
		59		
	Abgang " "	14		
	Bleibt Bestand	45	45	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1 Mai 1863	10		
	Zugang pro Mai	10		
		20		
	Abgang " "	14		
	Bleibt Bestand	6	6	35
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	9		
	Zugang pro Mai	11		
		20		
	Abgang " "	15		
	Bleibt Bestand	5	5	14
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	10		
	Zugang pro Mai	5		
		15		
	Abgang " "	7		
	Bleibt Bestand	8	8	17
13.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	1		
	Zugang pro Mai	5		
		6		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	3	3	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	4		
	Zugang pro Mai	1		
		5		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	1	1	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	—		
	Zugang pro Mai	—		
		—		
	Abgang " "	—		
	Bleibt Bestand	—	—	8
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	4		
	Zugang pro Mai	2		
		6		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	2	2	8
	zu übertragen	—	287	457

№	Namen der Orte, wa sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juni 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	287	457
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestaad am 1. Mai 1863	17		
	Zugang pro Mai	—		
		17		
	Abgang . .	1		
	Bleibt Bestaad	16	18	18
18.	**Attena:**			
	Bestand am 1. Mai 1863	8		
	Zugang pra Mai	8		
		18		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	11	11	38
	Zusammen:	—	314	513
	Am 1. Mai 1863 waren vorhanden.	—	310	507
	Die Zahl der Kranken und Krankenbetten hot sich mithin bis zum 1. Juni vermehrt um	—	4	6

Der gesommle Abgang an Kranken pra Mai 1868 beträgt 162, davon sind:

a) gestorben . . . 15
b) geheilt entlassen . 131
c) ungeheilt aber nur gebessert entlassen . 16

wie vor 162.

Außer den vorgeaannten 18 Kranken- und Siechen-Höusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. April 1863		32 Kranke.
Zugang pro April		25 „
		57 Kranke.
Davon sind: geheilt	17	
gedessert	8	
gestarben	2	
ungeheilt entlassen oder fortgegangen . . .	17	
	42	42 „
Bleibt Bestond om 1. April		15 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befonden sich 4 Europäer, 10 orientalische Christen, 10 Muhamedaner und 1 Jude.

Die Gesammtzohl der seit dem 1. Januar c. aufgenommenen Kranlen beträgt 132.

In der Poliklinit sind im Laufe des Monats April 56 Kraatenen in Behanblung getreten.

Die Gesamnitzahl der poliklinisch Behondelten beträgt 245.

Die Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg“ für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße Nr. 48, machen zu wallen.

Die älteste Beschreibung des christlichen Jerusalems.

(Von G. Rosen.)

(Schluß.)

Seinen Weg weiter verfolgend, gelangte er sodann auf die Höhe des Außen-Zion, wo damals, wie noch jetzt, das Haus des Kaiphas (§. 9) und die später sehr vervielfältigte Geißelungssäule gezeigt wurde. Hier fällt die Nicht-Erwähnung der Ausgießungsstätte des heil. Geistes, der Zionskirche, auf, welche damals ohne Frage schon vorhanden und von dem Hause des Pilatus aus leicht zu erreichen war. Wir müssen annehmen, daß der Mystagoge aus uns unbekannt gebliebenen Ursachen es unterlassen, den Pilger auch dorthin zu führen. Dieser trat nun wieder durch ein dem heutigen Zionsthore, bab-en-Nebi Daud der Araber, entsprechendes Thor in die Stadt, welche also damals wie heute nur einen Theil der Kuppe des Zion einnahm. Daselbst wurde ihm von historischen Punkten nur (§. 10) die angebliche Ruine von Davids Palaste, d. h. der herodianische Thurm Hippicus, welcher das ganze Mittelalter hindurch bis auf diese Stunde bei den arabischen Einwohnern Jerusalems jeden Glaubens und jeder Confession den Namen Davidsthurm geführt hat, und eine Synagoge gezeigt, welche letztere von sieben anderen nach einer mir unbekannten Stelle im Jesaias übrig geblieben sein sollte. Man sieht leicht, daß hier wieder die Gelehrsamkeit des Führers ihren Weg in die Tafeln des Burdigalensers gefunden, und ihm wird das Bepflügen und Besäen der übrigen Synagogen allein angehören. Jedenfalls aber wurde die Bemerkung durch einen Baurest hervorgerufen, welcher sich auf den ersten Blick von der römischen Construction der Aelia unterschied, also vermuthlich einige Lagen colossaler, umranderer Quadern, deren Lokalität wir nach der von unserm Gewährsmann eingeschlagenen Richtung nord-östlich vom Hippicus zu suchen haben.

Wie sich leicht begreift, würde es mißlich sein, bei so schwachen Andeutungen einen bestimmten Nachweis zu behaupten; indessen verdient es doch vielleicht Beachtung, daß gerade da, wo der Burdigalenser den Nordabhang des Zion verlassen haben muß, ein zu den Binnenbefestigungen des alten Jerusalem gehöriges, jetzt theilweise im Schutt versunkenes Thor mit seinen aus mächtigen Quadern bestehenden Bogen unter unscheinbaren Ruinen und neueren Bauten noch heute hervorragt, welches wohl zu Constantins Zeit mißverständlich als Trümmer eines Gotteshauses angesehen worden sein mag.

Vom Zion ging unser Pilger nordwärts, die jetzige Bazarstraße entlang in der Richtung der porta Neapolitana, des Thores von Nâblus oder, wie wir heut zu Tage sagen, von Damaskus, und hatte da (§. 11) zur Rechten abwärts im Thale die Ruine des Prätoriums und zur Linken die heil. Grabeskirche. Es fällt hier auf, daß die Ruine des Prätoriums, in der wir aller Wahrscheinlichkeit nach die an der Nordwest-Ecke des Tempelplatzes belegene Kaserne, die ehemalige Burg Antonia, zu erkennen haben, vor dem Golgatha-Hügel erwähnt wird, während man doch auf dem vorgedachten Wege erst diesen und dann jene passirt und wir sonst bei dem Burdigalenser ein genaues Innehalten der Reihenfolge seiner Notizen bemerken. Vermuthlich hing dies mit dem Bau der Häuser an den passirten Straßen zusammen, welche einen Durchblick nach der fernen aber durch ihre Lage weithin sichtbaren Antonia über das Thal weg schon früher gestatteten, während die heil. Grabeskirche sich noch hinter Gebäuden versteckte. Daneben ist klar, daß der Pilger das Gemäuer des Prätoriums nicht besuchte, sondern sich begnügte, es von fern gesehen zu haben. Vermuthlich beschloß er die Umschau des ersten Tages damit, daß er in die heil. Grabeskirche eintrat, über welche er dann ebenfalls einige bemerkenswerthe Details mittheilt. Golgatha, die Stätte der Passion, und das Grab, die Stätte der Auferstehung, waren schon damals, wie zu

allen Zeiten, die vornehmsten Verehrungsorte der uralten Kirche. Das Andenken an den Cisternenbau Kaiser Constantins hat die Lokaltradition in dem Namen der der Kirche benachbarten Helena-Cisterne erhalten; auch auf dem gepflasterten Vorhofe vor dem südlichen Eingange sind große Exceptorien, als deren Urheber wir hiernach Constantin zu betrachten haben; dagegen ist nicht recht klar, was man sich unter dem Kinderbade im Westen der Kirche denken soll; vielleicht befand sich daselbst ein Baptisterium. Jetzt nimmt die Schuneh (Stadt-Korn-Magazin) die Stelle ein, ein einfaches islamitisches Gebäude, in welchem aber noch erhaltene Säulen exotischen Gesteins von einem früheren byzantinischen Prachtbau zeugen.

Es war, wie es scheint, ein zweiter Spaziergang, welcher unsern Pilger aus einem dem jetzigen Stephansthore entsprechenden Thore in die östliche Umgebung der heiligen Stadt, in das Kidronthal, auf den Oelberg und Bethanien brachte; von seinen Wahrnehmungen daselbst handeln die letzten drei Abschnitte. Ueber das trockne, felsige Bett des Kidron führte wohl damals wie noch jetzt eine Bogenbrücke, und wie wir aus unserem Texte ersehen, beschränkte man in früher christlicher Zeit die Benennung Josephat-Thal auf den nördlich von dem Uebergange gelegenen Theil, wogegen die heutige Legende dieselbe seitwärts bis über die unterhalb der Tempelmauer befindlichen berühmten Felsenmauern hinaus ausdehnt. Noch in der Kreuzfahrerzeit hieß der Abt der Marien-Grabkirche nördlich von der Brücke Abbas Josaphat; die besagte Eintheilung scheint also lange Zeit allgemeine Gültigkeit gehabt zu haben. Die Stelle, „wo Judas den Herrn verrieth“, ist seitdem auf die Südseite des Weges verlegt worden, wohl ein Beweis, daß in der Beziehung keine feste Tradition bestand; die Palme und die Weinberge (§. 12) sind längst verschwunden. Gethsemane, das Mariengrab und die Stelle, wo Christus im Gebete rang, werden hier nicht erwähnt, was wiederum einigermaßen auffällig ist. Von den vorerwähnten, muthmaßlich idumäischen Grabdenkmälern wird das sog. Zacharias-Mal dem Jesaias und das sog. Absaloms-Mal dem Könige Ezechias (§. 13) zugeschrieben, dessen Haus auf dem Tempelplatze uns bereits ein unlösbares Räthsel aufgegeben — beides ganz willkürlich. Offenbar vertrat in der Mystagogie des vierten Jahrhunderts Jesaias im Allgemeinen die altjüdischen Propheten und Ezechias oder Hiskias die nach-Salomonischen Könige aus Davidischem Stamme. Eine Stelle, wo Christus seine Jünger das Vaterunser lehrte, wird noch jetzt bei Gethsemane gezeigt. Wenn aber der Burdigalenser den Oelberg, anstatt zu dem Berge der Himmelfahrt, zu dem der Transfiguration macht (§. 14), so scheint er seinen Führer mißverstanden zu haben; schon Hieronymus verlegt die letztere bestimmt auf den Tabor, man dachte sie sich also sicherlich nicht in nächster Nähe von Jerusalem. Bethanien mit seiner Lazaruskirche, um derentwillen der Name des Orts in El'azarijeh (Eleazarsheim) verwandelt worden ist, und deren Ruinen noch jetzt vorhanden sind, ist bekannt.

So weit von dem Jerusalem des Jahres 334. Der Leser wolle aus dem vorstehenden Aufsatze bemerken, daß sich jetzt nach anderthalb Jahrtausenden mit wenig unbedeutenden Ausnahmen die Localitäten nicht nur wiedererkennen lassen, sondern daß nach den Thoren, dem Mauerlaufe, den Hauptstraßen, die Stadt in dem so langen Zeitraum dieselbe geblieben ist. Die Zerstörung durch Titus ist die große Kluft, welche uns von dem biblischen Jerusalem scheidet; in der wiedererstandenen Aelia muß sich der Kenner der heutigen Stadt, wie wir so eben bei der Durchwanderung an der Hand des Burdigalensers gesehen, überall zu Hause fühlen. Außerdem sehen wir schon in dieser frühen Epoche neben der wirklichen topographischen Ueberlieferung eine, aus dem Streben, die Thaten und Leiden des Heilands zu localisiren, entsprungene, mehr oder weniger glückliche Combination hergehen, welche nachher mit ihren Dichtungen das Aechte so überrankte, daß die neuere Kritik beide zusammen hat in's Feuer werfen wollen, während die gedankenlose Gläubigkeit der alten Confessionen jeden, auch gegen den absurdeten Auswuchs gerichteten, Zweifel als einen Frevel gegen den Allmächtigen verdammen möchte. Die Wahrheit ergiebt sich nur aus sorgfältiger Betrachtung des örtlichen Befundes unter Abwägung der beglaubigten alten Zeugnisse, in deren Zahl der Bericht des Pilgers von Bordeaux immer eine der ersten Stellen einnehmen wird.

Freienwalde.

(Von T. Fontane.)

I. Von Falkenberg nach Freienwalde. Die Stadt. Der Ruinenberg. Monte Caprino.

Freienwalde — hübsches Wort für hübschen Ort. Seine Rechtschreibung schwankt; aber ob wir Freienwalde schreiben (von „frei im Wald“) oder Freyenwalde (von Freya im Wald), in den Marken giebt es wenig Namen von besserem Klang. „Fehrbellin“ klingt schöner, poetischer vielleicht (wie Trompetensignale hallt es dazwischen), aber Freienwalde ist lachender, hat freundlicheren Klang.

Viele Wege führen nach Freienwalde; dies hat es mit berühmteren Plätzen gemein. Wir wählen heute nicht die kürzeste Strecke quer über das Plateau des Barnim hin, sondern die üblichste, über Neustadt-Eberswalde, die, trotz des Umwegs, am raschesten zum Ziele führt. Bis Neustadt — Eisenbahn, von da aus Post. Der Neustädter Postillon, einer von den alten, mit zwei Tressen auf dem Arm — bläst zum Sammeln, und während links die weiße Wolke des weiter dampfenden Zuges am Horizont verschwindet, biegt unser Postwagen rechts in die Chaussee ein, die uns, auf der ersten Hälfte des Weges, abwechselnd über Thal und Hügel, dann aber, vom schönen Falkenberg aus, am Fuße des Barnim Plateau's hin, dem Zielpunkt unserer Reise entgegenführt.

Wie oft bin ich dieses Weges gekommen! um Pfingsten, wenn die Bäume weiß waren von Blüthen, und um Weihnachten, wenn sie weiß waren von Schnee; heut aber machen wir den Weg zur Pflaumenzeit und freuen uns des Segens, der lachend und einladend zugleich an den gestützten Zweigen hängt. Es ist um die vierte Stunde, der Himmel klar, und die niedersteigende Sonne kleidet die herbstliche Landschaft in doppelt schöne Farben. Der Wagen, in dem wir fahren, hindert uns nicht, uns des schönen Bildes zu freuen; es ist keine übliche Postchaise mit Ledergeruch und kleinen Fenstern, es ist einer von den großen Sommerwagen, wie sie zur guten Jahreszeit zwischen

Neustadt und Freienwalde auf- und abfahren, ein offnes Gefährt mit 20 Plätzen und einem „Himmel" darüber, der auf 4 Stangen ruht. Dieser „Himmel" — die Urform eines Baldachins, der Wagen selbst aber dem alten Geschlecht der Kremser nah verwandt, an deren Stelle mehr und mehr das Kind der Neuzeit „der Omnibus" zu treten droht.

In leichtem Trabe geht es auf der Chaussee wie auf einer Tenne hin, links Wiesen, Wasser, weidendes Vieh und schwarze Torfpyramiden, rechts die steilen, aber sich buchtenden Hügel-Wände des Plateaus, deren natürlichen Windungen die Straße folgt. Aber nicht viele befinden sich auf unserem Wagen, denen der Sinn für Landschaft aufgegangen; — Erwachsene haben ihn selten und Kinder beinah nie. Die Besatzung unseres Wagens besteht aber (drei Mütter abgerechnet) aus lauter Kindern, und während mein Auge sich links hält und den Maschen des blauen Wassernetzes folgt, wenden sich die Kinderaugen immer begehrlicher dem näher liegenden Reiz des Bildes — den blauen Pflaumen zu. In vollen Büscheln hängen sie da, eine verbotene Frucht, aber desto verlockender. „Die schönen Pflaumen" klingt es von Zeit zu Zeit, und so oft unser Kremser den Bäumen nahe kommt, fahren etliche kleine Hände zum Wagen hinaus und suchen die nächsten Zweige zu haschen.

Aber umsonst. Die Bewundrung fängt schon an (wie immer in solchen Fällen) in Mißstimmung überzugehen. Da endlich beschleicht ein menschliches Rühren das Herz des Postillons und auf jede Gefahr, selbst auf die der Pfändung und Anzeige hin, links einbiegend, fährt er jetzt mit dem wachsleinenen Baldachin mitten in die Zweige des nächsten Baumes hinein. Ein Meistercoup. Wie aus einem Füllhorn, fällt es von Front und Seite her, in den Wagen hinein; alles greift zu; der kleinste aber, ein Blondkopf, der vorne sitzt und die Leine mit halten darf, als führ' er selber, deklamirt jetzt, auf den schmunzelnden Postillon zeigend:

Das ist der Daum,
Der schüttelt die Pflaum'

und während alle Insassen des Wagens, jung und alt, in den Kinderreim mit einstimmen, geht es an Landhäusern und Wassermühlen, an Gärten und Fischernetzen vorbei, in das hübsche aber holprige Freienwalde hinein.

Freienwalde ist eine Bergstadt, aber nicht minder ist es ein Badeort, eine Fremdenstadt. Wir haben erst eine einzige Straße passirt und schon haben wir fünf Hôtels und eine Hof-Apotheke gezählt; noch sind wir nicht ausgestiegen und schon rasseln andere Postwagen von rechts und links heran; das Blasen der Postillone nimmt kein Ende; Herren in grünen Reiseröcken und Tyroler Spitzhüten wiegen sich auf ihren Stöcken und umstehen das Posthaus, blos in der vagen Hoffnung, ein bekanntes oder gar ein hübsches Gesicht zu sehen; Hausknechte erheben ihre Stimme zu Ehren der „drei Kronen" oder der „Stadt Berlin", und die ersten Anfänge des Ciceronethums, räthselhafte Gestalten in Flausröcken und Strohmützen, stellen sich schüchtern dem Neu-Ankommenden vor und erbieten sich ihm die Schönheiten der Stadt zu zeigen. Nur der fliegende Buchhändler fehlt noch, der die „Schönheiten Freienwalde's", besungen und lithographirt, mit beredter Zunge anzupreisen verstände.

Freienwalde ist ein Badeort, eine Fremdenstadt und trägt den Charakter davon zur Schau; was ihm aber ein ganz eigenthümliches Gepräge giebt, das ist das, daß alle Bade- und Brunnengäste, alle Fremden, die sich hier zusammen finden, eigentlich keine Fremden, sondern märkische Nachbarn, Fremde aus nächster Nähe sind. Dadurch ist der Charakter des Bades vorgeschrieben. Es ist ein märkisches Bad und zeigt als solches in allem jene Schlichtheit und Leichtbegnüglichkeit, die (einzelne Residenz-Ausnahmen zugegeben) noch immer einen Grundzug unseres märkischen Wesens bilden. Zum Theil viel mehr noch, als wir selber wissen. Freienwalde ist kein Roulette- und Equipagen-Bad, kein Bad des Rollstuhls und des galonnirten Bedienten, am wenigsten ein Bad der 5 mal gewechselten Toilette. Der breite Stempel, den die ächten und unächten Engländer seit 50 Jahren allen europäischen Badeörtern aufzudrücken wußten, hier fehlt er noch, hier ist der complicirte „Breakfast-Tisch" noch ein kaum geahntes Geheimniß, hier wird noch gefrühstückt, hier sucht noch kein grüner und schwarzer Thee die alte Herrschaft des Morgenkaffee zu untergraben, hier herrscht noch die väterliche Semmel und weiß nichts von Butter-Toast und Muffin, des Luftbrodes (aërated bread) und anderer Neuerungen von jenseit des Kanals ganz zu geschweigen.

Und einfach wie die Frühstücksfrage, so löst sich auch die Frage des Kostüms. Der Shawl, der früher eine Mantille, oder die Mantille, die früher ein Shawl war, der Hut mit der neuen „Rüsche", der Handschuh, der drei mal durch die Bränner-Probe ging, — hier haben sie noch Hausrecht, und das 12 Jahr gediente Leihbibliothekenbuch, hier ruht es noch frei und offen, auf dem Antimakassar-Stuhl, mit der ganzen Unbefangenheit eines guten Gewissens. Nichts von Hyperkultur, wenig von Comfort. Während überall sonst ein gewisser Kosmopolitismus die Eigenart jener Städte, die das zweifelhafte Glück haben „Badeörter" zu sein, abzuschwächen oder ganz zu verwischen wußte, ist Freienwalde eine märkische Stadt geblieben. Kein Wunder. Nicht der Welttourist, nur die Mark kehrt hier bei sich selber zum Besuche ein.

Freienwalde, wie wir sahen, ist eine Bergstadt; Bergstädte aber sind selten die Stätten einer glänzenden Architektur. Die Häuser, überall ein „bestes Plätzchen" suchend, schaffen mehr Gassen und Winkel als eigentliche Straßen, und das Beste, was wir von Freienwalde zu sagen wissen, ist, daß es von dem bedenklich-pittoresken Vorrecht wirklicher Bergstädte keinen allzustarken Gebrauch macht. Die Buden-Gasse, der seidene Beutel, der Köter- oder Rosmarinweg sind freilich Lokalitäten, die dem Klange ihres Namens so ziemlich gleich kommen, aber der Marktplatz mit seiner kahlen Geräumigkeit (nur Raum, nur Weite) macht vieles wieder gut. Weite hier und Enge dort, hätten sich gegenseitig aushelfen können.

Die Schönheit der eigentlichen Stadt ist mäßig, ihr Reiz liegt draußen auf den Bergen. Diesen Bergen verdankt es Alles, was es ist: von dort aus kommen seine Quellen und von dort aus gehen die „Blicke" in's Land hinein. Diese Quellen aber und diese Aussichtspunkte sind es, die die Stadt zu einem Brunnen- und

Fremdenort gemacht haben. Wer nicht kommt, um hier die Eisenquelle zu trinken, der kommt doch um einen Blick in die „märkische Schweiz" zu thun. Diesen Freienwalder Bergen nun, den Hütern, Wächtern und zum Theil den Ernährern der Stadt, schreiten wir jetzt zu.

Zunächst der Ruinenberg. Er erhebt sich unmittelbar im Rücken der Stadt und hat mit dem bekannten Potsdamer „Brauhausberge" das eine gemein, daß er, wie dieser, gleichsam die älteste Aussichts-Firma und nach Ansicht vieler noch immer die bestfundirte, repräsentirt. Er ist am leichtesten zu ersteigen; das ist eins, was ihn empfiehlt. Keine Schneckengänge winden sich endlos hinauf, bequeme Terrassen bilden den Weg, und (die Aussicht auf Gärten rechts und links,) so erreicht man die Höhe, plaudernd-leicht, als stiege man die Treppen eines Renaissance-Schlosses hinan. Der Blick vom Ruinenberg aus hat nur in Front eine Bedeutung, wo man zunächst auf die malerisch in der Tiefe liegende Stadt, dann über die Thürme und Dächer hinweg in die duftige Frische der Bruchlandschaft hernieder blickt. Wie ein Bottich liegt das weitgespannte Oderbruch da, durchströmt von drei Wasserarmen: der faulen, alten und neuen Oder, und eingedämmt von Bergen hüben und drüben, die, wie eben so viele Dauben, die grüne Bottichtiefe umstehn. Meilenweit nur Wiesen; keine Fruchtfelder, keine Dörfer, nur Heuschober dicht und zahllos, die, immer kleiner und grauer werdend, am Horizonte endlich zu einer weidenden Heerde zusammenzuschrumpfen scheinen. Nur Wiesen, nur grüne Fläche; dazwischen einige Kropfweiden; 'mal auch ein Kahn, der über diesen oder jenen Arm der Oder hingleitet, nur selten ein Fuhrwerk (natürlich mit Heu beladen) oder ein Ziegeldach, dessen helles Roth wie ein Lichtpunkt auf dem Bilde steht. Der Anblick ist schön in seiner Art, und wessen Auge krank geworden ist in Licht und Staub und all dem Blendwerk großer Städte, der wird hier Genesung feiern und dies Grün begrüßen wie ein Durstiger einen Quell begrüßt; aber der Anblick, so erlabend er ist, leidet doch Einbuße durch seine Monotonie. Auf Meilen hin dasselbe. Erst weiter südwärts, nach Frankfurt zu, verändert das Bruch seinen Charakter: Fruchtfelder treten an die Stelle der Wiesen, Dörfer reihen sich aneinander und schaffen ein Bild voll Schönheit und Fruchtbarkeit, wie es die Mark in dieser Vereinigung nicht zum zweiten Male besitzt. Aber diese Landschaftsbilder sind von hier aus noch meilenweit entfernt.

Der Ruinenberg blickt weit in's Bruch hinein, wodurch er sich indessen von den Nachbarbergen am wesentlichsten unterscheidet, das ist sein Blick auf das ihm zu Füßen liegend Freienwalde. Außerdem hat er seine historischen Traditionen; Erinnerungen, denen wir es nicht zum Bösen anrechnen wollen, daß sie sich in sagenhafte Vorzeit verlieren. Es hat dies folgenden Zusammenhang. Bei Nachgrabungen, die im Spätherbst 1820 hier angestellt wurden, stieß man, etwa 4 Fuß tief unter der Erde, auf Fundamente, die nach sorglicher Ausmessung, eine Länge von 136 Fuß ergaben. Es war just die Zeit, wo man hierlandes in die vor-wendische Zeit zurückzusteigen und die alte Mark, als ein ehemalig urgermanisches Land, mit Longobarden und Semnonen zu bevölkern trachtete. Das Bade-Comité — wie alle Bade-Comités — stand natürlich auf der Höhe seiner Zeit. Die Folge davon war, daß Seitens desselben das 136 Fuß lange Fundament ohne Weitres als die Seitenwand eines Freya-Tempels festgestellt, zugleich aber (zwei Fliegen mit einer Klappe schlagend) jeder etymologische Zweifel über „Freienwalde" oder „Freyenwalde" ein für allemal beseitigt wurde. Das Fundament selbst, alsbald an's Licht geschafft, erfuhr eine doppelte Verwendung. Die eine Hälfte ward ohne weitres zur Aufführung eines Mauerbruchstücks verwandt, in das eine Marmor- oder Kalksteintafel mit der Geschichte „der Auffindung des Freyatempels" eingelassen wurde; während die andre Hälfte (ebenfalls nach der Sitte der Zeit) als künstlicher „Ruinenthurm" in eine neue Phase des Daseins trat. Dieser künstliche Ruinenthurm erhielt die Inschrift: „Wie schön ist Gottes Erde." Das Comité indeß (wir sagen es zu seiner Ehre), in pflichtschuldiger Rücksicht gegen andre, minder poetisch gestimmte Naturen, fügte gleichzeitig einen Heerd, eine freundliche „Gelegenheit zum Kaffekochen" nischenartig in die alte Steinwand des Ruinenthurmes ein, — vermuthlich in Befolgung des alten Weisheitsspruches: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. — Der Heerd ist öde geworden, ja schlimmres denn das, (die Freienwalder Straßenjugend kennt kein Erbarmen); aber immer noch steht der Nachklang aus Hölty über dem Eingang der Ruine und predigt, trivial aber wohlmeinend, in die Landschaft hinaus: „Wie schön ist Gottes Erde." —

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des ritterlichen Ordens S. Johannis der Balley Brandenburg

unter Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, 22stem Herrenmeister derselben.

Von Dr. Geißheim.

Durch den Tod des am 19. November 1615 an den Blattern verstorbenen Markgrafen Georg Albrecht, eines der jüngeren Söhne des Kurfürsten Johann Georg, war das Herrenmeisterthum des Johanniterordens der Balley Brandenburg erledigt, und bot sich hierdurch dem Kurfürsten Johann Sigismund eine erwünschte Gelegenheit dar, seinem Bruder, dem Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, „seinem getreuen Achates", wie er ihn bei Gelegenheit der Uebergabe der in den letztvergangenen drei Jahren von ihm geführten Statthalterschaft in der Mark genannt hatte, als Ausgleichung für die ihm geleisteten treuen Dienste, eine ehrenvolle und mit reichen Einkünften verbundene Stellung zu verschaffen. Als Mitbewerber trat Markgraf Sigmund, des eben verstorbenen Herrenmeisters dem Alter nach zunächstfolgender jüngerer Bruder auf, für welchen sich sein Bruder, der regierende Markgraf Joachim Ernst zu Ansbach lebhaft verwendete, und beide boten dem Markgrafen Johann Georg im Falle des Rücktritts und der Verzichtleistung eine Pension von 6000 Thalern an. Indessen bevollmächtigte der Kurfürst den Kanzler der Neumärkischen Regierung zu Küstrin, Hieronymus von Dieskau und Johann von Beneckendorf, sowie den Kanzler Dr. Pruckmann als Wahlcommissionäre zu der i. J. 1616 auf Montag nach Jacobi angesetzten Ordenswahl, mit dem Auftrage, für seinen Bruder Johann Georg zu wirken; sie sollten

darauf sehen, hieß es in ihrer Instruktion, daß in puncto religionis (der Reformirten) kein Anstand verursacht würde, es sei das Regale des Kurfürsten im Auge zu behalten und hätten die Comthure in ihrer Eigenschaft als bloße Landstände Nichts darein zu reden; sollte übrigens der Ordenskanzler Kohlhaas in Bezug auf den auszustellenden Revers etwa darauf hinzielen, so sei ihm dies ernstlich zu verweisen. Dem Wunsche des Kurfürsten gemäß lenkte sich die Wahl auf den Markgrafen Johann Georg.

Am 24. Juli 1616 langte der Markgraf, welchen bis dahin dringende Geschäfte in Jägerndorf festgehalten hatten, von nur geringem Gefolge begleitet, nebst seiner Gemahlin in Küstrin an, wo sie mit der Kurfürstin, ihrer Schwägerin, zusammentrafen. Am 25. des Morgens 9 Uhr hatten die Kurfürstlichen Bevollmächtigten bei dem Markgrafen Audienz, welcher dieselben in Gegenwart seines Geheimen Raths Werner von Castiglione empfing. Am 28. begab er sich nach Sonnenburg zur feierlichen Installation. Bei seiner daselbst am Nachmittag stattfindenden Ankunft waren ihm die anwesenden Comthure, sowie die Kurfürstlichen Kommissäre bis an's Wasser entgegen gekommen, und er wurde an der Brücke feierlich empfangen. Es war eine große Menschheit zusammengekommen, wie berichtet wird, unter anderem eine große Anzahl Studenten aus Frankfurt a. O. und viele Andere vom Adel und Unadel. Nachdem er bis in sein Quartier geleitet worden war, fand nach Verlauf einer Stunde Empfang statt. Die Ordenscomthure waren ihrerseits fast sämmtlich eingetroffen, mit Ausnahme Volkmarks von Putbus, welcher wegen der reformirten Religion dem Markgrafen abhold war und sich unter einem Vorwande entschuldigt hatte. Die auswärtigen Comthure von Wietersheim und Supplingenburg waren ohne jede Entschuldigung weggeblieben. Anwesend waren Adam von Schlieben, Comthur zu Lietzen, Abraham von Grüneberg zu Lagow, Ludwig von der Gröben, von der Mecklenburger Comthurei Nemerow, Hans von Redern zu Werben und Wedigo Reimar Hans zu Puttlitz zu Schievelbein.

In der am 30. Juli mit denselben statthabenden Vorverhandlung machten dieselben geltend, daß es sich nicht in Uebereinstimmung mit dem Ordensstatut v. J. 1568 wegen der Herrenmeisterwahl befinde, daß nunmehr bereits der fünfte Markgraf, in unmittelbarer Folge einer nach dem Andern, an das Herrenmeisteramt gelange. Es wurde deshalb die Auskunft getroffen, daß der Senior des Ordens, der Comthur von Schlieben, sich gegen das Versprechen der Exspectanz für seinen Sohn Octavian zu einer Schein-Nomination und daran sich schließenden sofortigen Resignation verstand. In Betreff der drei von dem Markgrafen abzulegenden Eide, und zwar 1) gegen den Kurfürsten als den Landesherrn, 2) des Rittereides und 3) des Ordensmeistereides, erklärte der Markgraf, daß er den ersteren durch einfachen Handschlag abthun wolle, da er bereits vor drei Jahren bei der Uebernahme der Statthalterschaft in der Mark sich eidlich gegen den Kurfürsten verbindlich gemacht habe. Außer dem üblichen Reverse erbaten sich die Comthure von dem Markgrafen einen eben solchen gegen den Obermeister und daß ihrerseits die persönliche Einzelvereidigung in Wegfall kommen möge. Nachdem nunmehr die Eidesleistung und die feierliche Installation zum andern Morgen festgesetzt worden war, wurden Seitens des Comthurs von Schlieben, des von Benekendorf, des Hauptmanns zu Sonnenburg, Joachim von Ilow und des Ordenskanzlers Dr. Kohlhas die Siegel des Ordensarchivs als unversehrt recognoscirt, dieses selbst geöffnet und nach Herausnahme des Ordensschwertes wiederum versiegelt.

Am 31. Juli, Morgens 7 Uhr, fand zunächst die Unterzeichnung der betreffenden Reverse und die Eidesleistung statt. Zuerst wurde der Revers gegen den Kurfürsten vorgelegt, und bestätigte der Markgraf den ihm von dem Neumärkischen Kanzler von Dieskau vorgesprochenen Eid der Verabredung gemäß einfach durch Handschlag; sodann legten die Comthure ihrerseits die den Orden betreffenden Reverse zur Unterzeichnung vor, worauf dann der Electionsbrief, sowie die von dem Markgrafen als Comthur und Meister, desgleichen schließlich auch die von den Comthuren nach erfolgter Installation gegen den neu erwählten Herrenmeister abzuleistenden Eide verlesen wurden.

Nach Vollzug dieser Formalien begab sich nunmehr der Markgraf in Begleitung der Kurfürstlichen Commission nach der Kirche und schlossen sich die Comthure und Ordensbrüder und hinter diesen Graf Stolberg und Hans Christoph von Kittlitz und anderes Hofpersonal in feierlichem Zuge an. Nach vorangegangenem Gesang erfolgte dann die Einkleidung des Markgrafen als Comthur und die Ablegung des bezüglichen Eides und dann nach der Predigt die eigentliche Installation desselben zum Ordensmeister; den Schluß der kirchlichen Handlung machte ein feierliches Tedeum. In der Sacristei oder Dreskammer,*) wohin man nach Beendigung des Gottesdienstes sich begeben hatte, übergab dann der Comthur von Schlieben, als Senior des Ordens und Namens desselben, die von dem Ordenshauptmann von Ilow herbeigebrachten Schlüssel nebst dem Inventar, welche nach erfolgter Gratulation den Ordensbeamten wieder zurückgestellt wurden. Nachdem die ganze Handlung vollendet war, die etwa zwei Stunden in Anspruch genommen hatte, begab man sich wiederum in Procession von der Kirche nach dem Ordenshause zurück, woselbst die Comthure ihrerseits den Eid in die Hände des Ordenskanzlers ablegten und schließlich auch dieser in Pflicht genommen wurde.

Behufs seiner Präsentation bei dem Obermeister zu Heitersheim sandte der Markgraf seinen Rath Werner von Castiglione an denselben ab. (Forts. folgt.)

*) Dreskammer soviel wie Schatzkammer aus dem lateinischen thesaurus gebildet.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Juni, gleich nach Mitternacht, schlug der Blitz in das Ordens-Krankenhaus zu Sonnenburg. Durch Gottes Gnade ist Niemand beschädigt und nichts versehrt worden, obgleich das ganze Haus in seinen Grundfesten erzitterte, so daß einige Schiefer des Daches zersprangen. Für die armen Kranken war der Schreck groß.

Am Tage St. Johannis, den 24. d. Mts., wird im Palais des Durchlauchtigsten Herrenmeisters zu Berlin ein Kapitel des Johanniter-Ordens abgehalten werden. Ein Ritterschlag findet in diesem Jahre nicht statt.

Mit herzlichem Dank für die in Folge meiner Bitte für unser Krankenhaus in Beirut eingesandten Gaben, wird die Collecte geschlossen. Es sind im Ganzen eingegangen: für die Armenkasse 179 Thlr. 10 Sgr., und an Charpie ca. 75 Pfund.

Frankfurt a/O., den 12. Juni 1863.

Graf von Bismarck-Bohlen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staats.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 26. Berlin, den 24. Juni 1863. **Nr. 26.**

Die Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße Nr. 48, machen zu wollen.

Heinrich, Freiherr von Medem. Ehrenritter seit 1830. †. zu Dresden 12. Juni 1863.

Freienwalde.

(Von T. Fontane.)

(Fortsetzung.)

Unser nächster Besuch gilt dem Ziegenberg (oder „Zickenberg" wie er früher hieß), der sich jedoch an seiner einfachen Erhebung in's Hochdeutsche nicht genügen ließ und deshalb jetzt als „Monte Caprino" auftritt. Von seiner Höhe blickt man ebenfalls in die Bruchlandschaft hinein, aber die Stadt im Vordergrunde fehlt. Dies führt uns darauf hin, die Bergpartieen, wie sie sich um Freienwalde herum gruppiren, auf ihre eigenthümliche Formation hin ein wenig näher anzusehen. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß sie, wiewohl frei und offen daliegend, doch zugleich einen sehr exclusiven Charakter haben und unter einander (landschaftlich) in gar keiner oder sehr geringer Verbindung stehn. Wir beschreiben diese hufeisenförmigen, nach vorn hin geöffneten Thäler vielleicht am besten, wenn wir sie, als ebenso viele Amphitheater bezeichnen. Da alle diese Amphitheater am Bruche entlang liegen und nach vorn hin geöffnet sind, so ist der Blick auf das Bruch das allen gemeinsame; alles das aber, was sie nach rechts und links hin mit ihren Flanken umspannen, ist ihre Besonderheit, ihre Specialität, und kann nur von den verschiedenen Plätzen des eignen, nicht aber von den Nachbar-Plätzen des angrenzenden Amphitheaters aus gesehen werden. Freienwalde, wie schon erzählt, schiebt sich in das Amphitheater des Ruinenberges hinein und wird von dem Höhenzuge desselben derart beherrscht und flankirt, daß selbst der zunächst liegende Monte Caprino nirgends in den umschlossenen Halbkreis des Nachbars hinein zu blicken vermag.

Wenn wir den Ruinenberg die „älteste Firma" nannten, so ist der Monte Caprino die jüngste. Professor Valentini (aus alten Berliner Tagen her manchem unserer Leser bekannt) hat der Stadt, in die er sich zurückzog, vor 10—20 Jahren diesen Berg erobert und die höchste Kuppe desselben in die Liste der Freienwalder Schönheiten eingereiht. Dank ihm dafür. Ob wir ihm auch für das Häuschen zu danken haben, das unter dem Namen „Valentini's Ruh" sich an höchster Stelle des Berges erhebt und mit blau und rothen Gläsern ausstaffirt, den Besucher auffordert, die Wiesenlandschaft abwechselungshalber auch in blau und roth auf sich wirken zu lassen, — wissen wir nicht; aber wir entsinnen uns Valentini's und müssen deshalb hinzusetzen: wir fürchten es. Wir fürchten leider auch, daß die poetische Zinkblech-Inschrift, die (doppelspaltig) die eine Wand des Häuschens fünf Fuß hoch bedeckt, auf dieselbe Urheberschaft zurückgeführt werden muß. Wer hier gestanden und diesen Versen gegenüber nach Verständniß gerungen hat, denkt mit Wehmuth an den Ruinenberg und den kurzgefaßten Hölty'schen Nachklang zurück.

Wenige freilich werden, angesichts dieser lächelnden Landschaft, Lust bezeugen, unsern alten Professor auf die Monte Caprino-Höhe seines mißverstandenen Pantheismus zu begleiten, wenige werden ihn lesen, und sie thuen Recht daran. Aber eine Aufgabe, deren sich der freie Wandersmann entschlagen kann, wird zur unabweislichen Pflicht für den ex officio Reisenden, der lesen muß und der in Nachstehendem aphoristisch enthüllt, was er an Ort und Stelle gewissenhaft verzeichnet hat. Das Ganze ist ein ins Religiöse hinüberklingender Naturhymnus, in dem Logik und Grammatik, wie der Lahme und Blinde, einen wunderlichen Wettlauf anstellen. „Gott (so hebt die Inschrift an) ist die Seele seiner Schöpfung, in der Er sich gleichsam wie in ein herrliches Gewand hüllt." Dieser Dativ überrascht; aber Valentini bringt alles wieder ins Gleichgewicht. „Wie ein freundlicher Talisman (so fährt er fort) erhält uns die Religion über die Wellen im Schiffbruch des Lebens." So vollzieht er, (in seinem eignen Hymnus) einen Akt der Gerechtigkeit und zahlt schließlich dem Akkusativ die Schuld zurück, die er Anfangs bei ihm eingegangen.

Denken wir milde darüber, hat er doch selber seitdem

die letzte Schuld gezahlt. Auf „Valentini's Ruh" rasten jetzt Andere, er selber aber ist, am Fuße des Hügels, längst eingegangen zu dauernder Ruh.

2. Falkenberg.

Etwa wie sich Heringsdorf zu Swinemünde verhält, so verhält sich Falkenberg zu Freienwalde. Ein Dorf, das, durch seine schöne Lage, vielleicht auch durch den schlichten Zauber des Ländlichen bevorzugt, dem eigentlichen Badeort (zu dem es früher nur Anhängsel war) gefährlich zu werden droht. So dort wie hier. Der Vergleich ließe sich ohne Zwang noch weiter durchführen. Die Entfernungen sind so ziemlich dieselben, und wie sich zwischen Heringsdorf und Swinemünde ein tannenbekränzter Dünenrücken zieht, dessen höchste Punkte einen prächtigen Blick, weit in die grünliche See hinaus, gestatten, so ziehen sich zwischen Freienwalde und Falkenberg die steilen, Tannen- und Laubholzbesetzten Abhänge des Barnim-Plateaus, dessen Kuppen meilenweit in das grüne Bruchland herniedersehen.

Der Weg von Freienwalde nach Falkenberg ist begreiflicherweise derselbe, wie von Falkenberg nach Freienwalde; wir fahren also, am Fuß des Plateaus, (jetzt umgekehrt, die Berge links, die Wiesen rechts) denselben malerischen Weg zurück, auf dem wir im vorigen Kapitel Freienwalde entgegenfuhren. Die Pflaumenbäume sind noch dieselben wie am Tage vorher, aber nicht nur die Kinder fehlen, deren Uebermuth wir gestern schon etwas zu Gute halten durften, auch der Baldachin fehlt, dessen scharfe und ausgezackte Wachsleinwand gestern wie eine Harke in die Bäume fuhr. Ohne Erlebniß, ohne Lärm und Jubel, nur dem stillen Eindruck der Landschaft und der Herbstesfrische hingegeben, beenden wir unsern Weg und biegen jetzt, mit plötzlicher Schwenkung nach links, in die Falkenberger Dorfstraße ein. Bis dahin am Rand der Berge fahrend, sind wir, durch diese Biegung, wie in das Dorf, so auch in die Berge selbst gerathen. Die steile Wand, die eben nach frei ins Bruch blickte, blickt jetzt auf eine Bergwand gegenüber; das Bild hat seinen Charakter geändert, und der nach rechts hin geöffnete Weg ist ein Hohlweg, eine Schlucht geworden. In dieser Schlucht liegt Falkenberg. Die einschließenden Berge gewähren die schönste und wechselndste Aussicht; die Bergwand rechts blickt in das Bruch, die Wände und Kuppen zur Linken aber blicken in die Verschlingungen und Kesseltiefen der eigentlichen Wald- und Berglandschaft hinein.

Ehe wir indessen diese Wände und Kuppen ersteigen und nach rechts und links hin Umschau halten, steigen wir in die zu unterst gelegene Gasse des Dorfes nieder, wohin uns die weiße Wand und mehr noch der melodische Lärm einer Wassermühle lockt. Dort sind wir willkommen. Wir nehmen Platz neben der Thür, und die Steinbrücke vor uns, unter der hinweg der Mühlbach schäumt (pickende Hühner um uns her und Sommerfäden in der Luft), so rasten wir und plaudern von Falkenberg und seinen Bewohnern.

Falkenberg ist doppellebig. Seine Natur bringt das so mit sich. Die Bruchlandschaft rechts, die Berglandschaft links, da haben wir die Bedingungen dieser Doppellebigkeit. Die Wiesen machen es zu einem Bruchdorf, die Berge mit ihren Quellen und schattigen Plätzen zu einem Brunnen- und Badedorf. Im Einklang mit dieser Doppellebigkeit unterscheiden wir denn auch einen Sommer- und einen Winter-Falkenberger.

Der Winter-Falkenberger, oder der Falkenberger außerhalb der Saison, ist ein ganz anderer wie der Sommer-Falkenberger, aber der Falkenberger in der Saison. Der Winter-Falkenberger ist ganz Märker, d. h. ein Norddeutscher mit starkem Beisatz von wendischem Blut. Er ist fleißig, ordentlich, strebsam, aber mißtrauisch, eigensinnig und zu quäruliren geneigt. Hört man ihn selbst darüber sprechen, so hat er freilich Recht. Die Wirthschaft (d. h. seine Wiese) bleibt doch immer die Hauptsache, das Fundament seines Wohlstandes, und diese Wiese, dies Stück Bruchland ist mit Abgaben überbürdet. „Die Verwallung, so hebt der Winter-Falkenberger an, hat uns Gutes gebracht, aber auch viel Böses. Sonst stand das Wasser auf unsern Wiesen 11 Fuß hoch, und wir hatten eine unsichere oder auch gar keine Heuerndte; jetzt haben wir die Eindeichung und bringen unser Heu trocken herein, aber wir müssen für den Deich, der uns schützt, eine so hohe Abgabe oder Beisteuer zahlen, daß Mancher schon gedacht hat: ohne Deich war es besser. Unser ganzes Unglück ist, daß sie „da oben" die Abgaben und die Beisteuer ungerecht vertheilen. Die Herren von der Regierung sagen: „wir haben den Damm gebaut und das Oderbruch trocken gelegt. Wo wir das Bruch von vielem Wasser befreit haben, da muß auch viel gezahlt werden, und wo wir es von wenig Wasser befreit haben, da wird auch nur wenig bezahlt." Das klingt sehr schön und sehr gerecht, ist aber Ungerechtigkeit von Anfang bis Ende. Hier bei uns stand das Wasser alle Frühjahr am höchsten, elf Fuß hoch und drüber, während es in anderen Theilen des Bruches (und zwar in den besten und reichsten) nur einen Fuß hoch stand. Was geschieht nun? Wir müssen das Elffache bezahlen, denn man hat uns ja von der elffachen Wassermasse befreit. Aber überschwemmtes Land ist überschwemmtes Land und es ist ganz gleich, ob das Wasser ein Fuß oder elf Fuß hoch auf Wiese und Acker gestanden hat."

So der Winter-Falkenberger. Ich habe ihm anfänglich alles geglaubt und ihn wochenlang als ein Opfer des Deichverbandes oder gar einer Regierungs-Laune angesehen, bis ich schließlich mich überzeugt habe, daß das „wendische Blut" ihn doch auf falsche Wege geführt und ihn bittrer und eigensinniger gemacht hatte, als nöthig. Die Sache ist nämlich die: Bruchländereien, in denen das Wasser vordem elf Fuß hoch zu stehen pflegte, genossen das traurige Vorrecht, alle Jahre überschwemmt zu werden, während Ländereien mit einem Fuß Wasser, jahrelang von jeder Ueberschwemmung befreit blieben. Ein Fuß Wasser oder elf Fuß Wasser ist freilich gleichgültig, aber die Elf-Fuß-Wasser-Leute hatten eben das Wasser immer, während es die Ein-Fuß-Wasser-Leute vielleicht nur alle elf Jahre hatten. Müssen aber doch alljährlich ihre Beisteuer zahlen.

Der Winter-Falkenberger ist märkisch, der Sommer-Falkenberger ist thüringisch, eine Art Ruhlenser: freundlich, gebildet, entgegenkommend. Der Vorübergehende bietet guten Tag, giebt Auskunft, zeigt den Weg.

Ueberall gute Form und gute Sitte, eine „Manierlichkeit", wie sie sonst in den Marken (zumal in den Odergegenden) nicht leicht betroffen wird. Diese Manierlichkeit ist zum guten Theil etwas Aeußerliches, ein Kleid, das an- und abgelegt werden kann, aber wenn ich recht gesehen habe, so ist diese thüringisch-mitteldeutsche Art, wie sie einem hier entgegentritt, doch nicht blos etwas Angenommenes, sondern guten Theils auch das Produkt einer mitteldeutschen Landschaft, einer Thüringischen Umgebung und Natur. Der modelnde Einfluß, den die Wohnstätte des Menschen auf den Menschen selber übt, wird wohl kaum noch bestritten, und hier haben wir ein Beispiel davon. Die Falkenberger früherer Jahrhunderte, deren Eigenart noch in dem Winter-Falkenberger fortlebt, hatten ihr Auge nur der Wiese und dem Wasser zugewandt, und sie waren und blieben wendisch-märkische Fischersleute durch viele Jahrhunderte hindurch; von dem Augenblick an aber, wo sie sich, zumal um die Sommerszeit, den schönen Bergen zuwandten, begann auch der Anblick des Schönen den Formensinn zu bilden, die Sitte zu modeln, und unter dem Einfluß einer so nah gelegenen und doch so spät erst entdeckten thüringischen Natur entstand etwas von thüringischer Sitte, von sächsischem Schliff. — Welch Unterschied jetzt zwischen einem märkischen Sanddorf und diesem gebirgsdorfartigen Falkenberg! Dort schlummert noch der Sinn für das Schöne; die Armuth kennt nur was nöthig, im glücklichsten Fall was nützlich ist, aber sie fragt nicht nach dem, was ziert und schmückt. Zieht sich eine Allee durch solch ein Sanddorf hin, so darf man sicher sein, daß sie ein Befehl in's Leben gerufen hat; der freie Wille, der eigne Trieb der Dörfler hätte sie nie gepflanzt. Wie anders hier. Jedes einzelne Haus zeigt die Freude an dem, was gefällt. Um die alten Obstbaumstämme rankt sich der sorglich gepflegte Epheu am Gitterdraht, Weingänge laufen an der Rückfront der Häuser hin, der Ebereschenbaum lehnt sich an den Vorbau der Häuser, und Bank und Laube haben ihren bestimmten Platz. Der Brunnen, das Bienenhaus, Kleines und Großes fügt sich malerisch in das Ganze ein, denn der Sinn für das Gefällige, für alles was ziert und schmückt, ist lebendig geworden und wirkt, ohne Anlauf und Absicht, selbstständig-thätig in jedem Moment.

Aber freilich Anleitung und Schulung ging diesem „Selbstständig-thätig sein" voraus und Anregung, Anleitung, treten noch jetzt, helfend und fördernd, an den Sommer-Falkenberger heran. Ein geläuterter Geschmack, das feinere Verständniß solcher, die weder mit dem Winter- noch dem Sommer-Falkenberger etwas bestimmtes gemein haben, haben hier in Bauten und Anlagen vielfache Muster geschaffen. Und solcher Muster bedurfte es allerdings. Die Dinge hier, wie schon angedeutet, waren nicht immer das, als was sie jetzt dem Auge sich darbieten, und aller gute Wille der Falkenberger — selbst nachdem sie gelernt hatten, den Bergen sich zuzuwenden — hätte nie ausgereicht, diese Sandwand zur Rechten in Terrassen und Weingänge und diese Berglehnen zur Linken in Laubholz-Wald zu verwandeln. Ihr Verdienst war: sie folgten, sie hatten ein Auge für das Bessere, sie waren bereit zu lernen.

Das Beste dieser Umwandlungen verdanken die Falkenberger dem Natur- und Schönheitssinn ihres nächsten Nachbars, des Besitzers von Cöthen, eines Dorfes, dessen Bergpartieen und Hügelabhänge gleichsam die malerische Umrahmung des in der Tiefe gelegenen Falkenbergs bilden.

In dies Cöthner Bergterritorium hinein ermöglichen sich nun, als vorzüglichster Reiz eines Falkenberger Aufenthalts, allerhand Ausflüge und Partieen; wir treffen aber wohl das Richtige, wenn wir nur drei Punkte besonders namhaft machen und ihnen den Preis der Schönheit zuerkennen. Es sind dies die Carlsburg, die Idas-Eiche und der Cöthner Park. Einer kurzen Beschreibung dieser drei Punkte selbst, schick' ich eine Beschreibung des ihnen gemeinschaftlichen Terrains voraus. Dies Terrain also (im Rücken Falkenbergs) ist ein nach vorn hin geöffnetes Kesselthal und hat die Form eines Hufeisens oder eines griechischen „Ω". Auf der geschlungenen Berglinie, die das Kesselthal bildet, befinden sich Kuppen, die nach den verschiedensten Seiten hin ins Land hineinsehen, die beiden schönsten Punkte aber sind natürlich die am freisten, am meisten nach vornhin gelegenen: die Carlsburg und die Idas-Eiche (a und b). Am meisten zurückgelegen (c) liegt Dorf Cöthen. Von ihm aus zieht sich dann, an einem Bach oder Fließ entlang, von Bergwänden eingefaßt, der Cöthner Park bis an die Grenze des Falkenberger Gebiets hin.

Die Carlsburg, ein heitres, villenartiges Gebäude, blickt, von dem sogenannten Paschenberg aus, in die Oderbruchlandschaft hinein. Der Punkt ist reizend genug, was aber diesem Paschenberg als Aussichtspunkt einen besondern Reiz verleiht, das ist die aparte Schönheit seines Vordergrundes, des Dorfes Falkenberg selbst, über dessen Schluchten, Dächer und Thürme hinweg der Blick zu der weiten, grünen Fläche hinüber schweift. Schöner fast noch, als von der Höhe des Berges aus, hat man diese Blicke schon beim Ersteigen desselben, wo mannigfache, durch den Wald geschlagene Laubengänge die schönsten Stellen des Bildes (namentlich mit glücklicher Benutzung des Falkenberger Kirchthurms) wie in einen Rahmen zusammenfassen. — Leicht vom Dorf aus zu erreichen, eben so heiter in seiner baulichen Anlage, wie in dem Blick, den es uns auf die duftige Bruch-Fläche gönnt, ist die Carlsburg der bevorzugte Platz der Falkenberger Sommergäste, namentlich um die Mittagsstunde. Hier versammelt man sich zu gemeinschaftlichem Mahl, hier in Front des Hauses, unter dem säulengetragenen, geisblattumrankten Vorbau, klingen bei festlichen Gelegenheiten (die sich ja immer finden) die Gläser zusammen, und die bereitstehenden Böller donnern dazwischen und wecken das Echo in den Bergen.

Noch schöner ist die Ida's-Eiche. Der Blick ins Bruch ist derselbe wie von der Carlsburg aus, der Blick in die Berge aber umfaßt den ganzen Inhalt des zu Füßen liegenden Kesselthals; Berglehnen und geschlungene Wege, Laubholzwald, Häuser und Hütten. Man kann hier von einem Avers und Revers der Landschaft sprechen; nach beiden Seiten hin ein gleich gewinnendes Bild. Was dieser Ida's-Eiche indessen die besten Freunde wirbt, ist ein gewisses genrehaftes Beiwerk, dessen sie sich erfreut. Eine breite Treppe windet sich spiralförmig um den alten

Stamm der Eiche und mäladet aben in einen Rund-Tisch oder paetischer in eine „Tafel-Runde" aus. Die höchste Krane des Baumes spannt sich als Schirm über dieser gitterumfaßten Plattfarm und schafft hier einen beneidenswerthen Aufenthalt, zumal um die Zeit des Sonnenuntergangs. — Wenn der Carlsburg, nach altem Herkommen, der helle Mittag gehört, sa gehört der Ida's-Eiche die Dämmerstunde, der Abend, wo

auf om Himmelobogen
die goldnen Sterne zogen.

Dann ist diese Plattfarm ein Balkon, wie ich hierlandes auf keinem schöneren gesessen. Aus dem Dunkel des Waldes blinken einzelne Lichter heraus, am Harizont (jenseits des Bruches) ziehen lichtweiße Streifen, und verschwinden wieder, — nichts ist wach als der Abendwind, der die Eiche, die uns trägt, in leises Schwanken bringt. Einlullend, wie mit magnetischer Hand, berührt uns die Luft, und das Geplauder wird stiller und stiller, bis es endlich schweigt. Immer heller funkeln die Sterne, immer weiter wird der Blick, bis endlich, wie aus Bann und Märchenschlummer, das Rasseln eines schweren Postwagens uns weckt und das begleitende Pastharn, das, van der Falkenberger Berglehne her, zu uns herüberklingt.

Der Cöthener Park. — Von der Ida's-Eiche bis Darf Cöthen ist wenig weiter als 1000 Schritt, und die Cäthener Darfstraße ahne Aufenthalt passirend, führt uns unser Weg unmittelbar an den Eingang des Parks. Dieser Parl ist etwas altfränkisch; er stammt noch aus einer Zeit, wo man gewissen perspectivischen Künsten den Vorrang einräumte var der landschaftlichen Schönheitslinie; es fehlt nach eine freiere und natürlichere Anlage, und Tempelchen und Muschelgratten haben nach ihren Platz. Marmorköpfe, über deren specielle Bedeutung an der Stelle, die sie einnehmen, vielleicht immer ein Dunlel walten wird, blicken räthselhaft aus Felsgemäuer*) heraar und Delphine und Läwen speien Wasser und lassen es sich nicht anfechten, daß ihre alabasterweißen Unterkiefer von Eisenacker längst braun gewarden sind. Die alten Künste der alten Parls, van denen wir die Musterstücke nach immer in Schwetzingen und im Wörlitzer Garten finden! Dennoch hat dieser Cöthener Park seine Eigenthümlichkeit, weil das Stück Natur eigenthümlich war, das zu seiner Anlage genommen wurde. Es ist eine reich mit Laubholz, namentlich mit schönen Buchen besetzte Schlucht, durch die sich ein Fließ zieht. Dieses Fließ, das — in seiner künstlichen Verzweigung — dem Park an einzelnen Stellen den Charakter eines Elsbruchs giebt, ist in Wahrheit der Quell seiner Schönheit überhaupt. Ob man wirklich mehr Wasser und namentlich rascher fließendes hier hatte als anderswo, ader ab man sich nur besser auf seine Benutzung verstand, gleichviel — Wasser überall. Der Bach mit Plätschern und Gemurmel begleitet uns von Schritt zu Schritt, er ist unser Führer durch die labyrinthischen Gänge; aber nicht genug damit, alle Minuten hält er inne, um noch ein Uebriges für uns zu thun. Hier stürzt er sich vom Wehr, aber nur um an nächster Stelle schan als Springbrunnen wieder aufzusteigen; hier treibt er ein Wasserrad, dort speist er eine überlaufende Vase, und aus der langsam sich drehenden Scheibe daneben spritzen seine düanen Strahlen, zugleich als Schmuck und als treibende Kraft.

Am wenigsten glücklich ist der Park in Inschriften. An der Hauptstelle, wo alle Wasserkünste culminiren und einen Mittelpunkt der ganzen Anlage schaffen, begegnen wir einem Steinhügel, der im Rücken eines Brunnens aufgeschichtet, an schwarzer Tafel folgende Warte trägt:

Grabmal und Trinkbrunnen von den hier ermarbeten Hirschen; 1832.

Zugegeben, daß Hirsche „ermardet" werden können, so trinkt man doch erst, eh man begraben wird. —

Aber sei es drum. Die Schönheit des Parks, var allem die Liberalität, die hier jeden Besucher, ohne ängstliche Ueberwachung, zum Mitgenusse einladet, verbieten jede Kritik. Wer aber melanchalischeren Temperamentes ist und eines stärleren Anreizes bedarf, um, nach Anblick der schwarzen Tafel, seine Wanderstimmung wieder zu gewinnen, der wird sie auf dem Heimwege finden, wo ihn, beim Eintritt in die Falkenberger Dorfgasse, als erster Willkomm die Inschrift begrüßt: „Diese Pramenade darf bei 12 Sgr. Strafe van keinem Viehe betreten werden."

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine dieser Grotten, so heißt es, ist ous Lovo ousgeführt, und die Gegenstände innerholb derselben stammen von Herkulanum und Pompeji.

Zur Geschichte des ritterlichen Ordens S. Johannis der Balley Brandenburg

unter Mortgraf Johonn Georg von Jägerndorf,
22stem Herrenmeister derselben.

Von Dr. Geißheim.

(Fortsetzung.)

Bei Uebertragung des Herrenmeisterthums an den Markgrafen wurde Seitens der Kurfürstlichen Räthe Veranlassung genommen, das Recht zum Empfange der in dem Gera'schen Vertrage für die nachgeborenen und nicht regierenden Prinzen des Kurhauses stipulirten 6000 Thaler Alimentgelder anzufechten und streitig zu machen, und zwar auf Grund der Bestimmung des erwähnten Vertrages, daß dieselben diese Gelder nur so lange zu beziehen befugt sein sollten, als sie nicht zu geistlichen Gütern befördert seien. Zwar werde van einigen der Unterschied gemacht, daß diese Bestimmung allein in Geltung trete, wenn es sich um ansehnliche große Stifter außer dem Lande handele, aber nicht van einem salchen geringen Wesen, wie das Herrenmeisterthum hier zu Lande, die Rede sei; es kamme allein darauf an, daß der Unterhalt genügend gedeckt sei, erst wenn dies vollständig der Fall sei, sei der regierende Fürst und das Haupt der Familie van dem onere alimentandi befreit, und kamme dabei der Unterschied, aus welchem Fands dies geschehe, nicht in Betracht. Der Markgraf wendete sich mit einem Widerlegungsschreiben an seinen Bruder, den Kurfürsten, in welchem er unter Berufung auf besandere zwischen ihm und dem Grafen Lynar wegen des Meisterthums zu Rüdersdarf abgeschlassene und van diesem persönlich concipirte Verträge, welche den übrigen Räthen wahrscheinlich unbelannt geblieben waren, denselben an die aon ihm damals abgegebene Erklärung erinnerte, welcher zufolge ihm die in Rede stehenden 6000 Thaler Alimentgelder verbleiben

sollten. Er fügte noch bei, daß er ferner noch 36000 Thaler als noch hinterstelligen Rest einer ihm von dem Kurfürsten freiwillig als Recompens für die Führung der Statthalterschaft ausgestellten Obligation über 60000 Thaler, von denen er bereits 24000 Thaler als Abschlagssumme erhalten habe, zu fordern habe, sowie daß er außerdem noch sein Obersten-Gehalt von jährlich 2000 Thaler habe schwinden lassen, wogegen er sich gerade diese 6000 Alimentgelder ausdrücklich vorbehalten habe. Sein verstorbener Bruder, Markgraf Ernst, habe wegen der Jülich'schen Administration neben den Einkünften des Herrenmeisterthums nicht nur die Alimentgelder behalten, sondern auch außerdem noch stattliche Additiones gehabt, und sei demselben, ebenso wie dem Markgrafen Friedrich, welcher von 1610—11 das Herrenmeisteramt bekleidete, neben diesen sein jährliches Deputat belassen worden, ganz zu geschweigen, daß er in des Kurfürsten Geschäften nebst Abmattung seines Leibes, Hintenansetzung eigener Geschäfte und bei den beschwerlichen Reisen in den fast ungeschlachten Zeiten im Winter, nur 4000 Thaler angenommen habe, anstatt der ihm ausgesetzten 20000 Thaler. Gerade jetzt müsse ihn diese Verkürzung seiner Einkünfte schwer treffen und rufe in seinen Widerwärtigkeiten ein Abgrund den andern hervor. — Die streitige Apanage wurde ihm indessen ruhig belassen.

Was seine Verwaltung betrifft, so war dieselbe für den Orden, ungeachtet seiner häufigen Abwesenheit, nicht ungünstig, insofern demselben durch die von dem Markgrafen angeordnete Verpachtung der Aemter und Güter reichlichere Erträge erwuchsen, als bisher erreicht worden waren. Nach Dithmers geneal. histor. Nachrichten von den Herrenmeistern, Frankfurt 1737. 4to, haben unter ihm den Ritterschlag empfangen:

Im Jahre 1616 Octavian von Schlieben, Sohn des damaligen Senior des Ordens, Hieronymus von Dieskau und Niclas von Stavenow. 1618 Wilhelm Freiherr von Waldstein und Christoph Ludwig Graf zu Stolberg. 1620 Voit Heinrich Graf von Thurn, Max von Schlieben, Comthur zu Lietzen, Johann Elbert von Westphalen, Adam von Redern.

Durch ihn ist wahrscheinlich auch der oben genannte Werner von Castiglione in den Orden eingeführt worden.

NB. Außer diesem Werner von Castiglione befanden sich noch ein Johann Franz von Castiglione und ein Samuel von Castiglione als Räthe in dem Dienste des Markgrafen und sind wahrscheinlich aus dem des ihm innig befreundeten Landgrafen Moritz des Weisen von Hessen-Cassel in den seinigen übergegangen. Nach von Rommel Neuere Gesch. von Hessen Bd. 6, S. 453, welcher alle drei namhaft macht, gehörten sie einer ursprünglich aus Mailand vertriebenen, evangelischen Familie an. Der hierzunächst in Erwähnung kommende Werner von Castiglione, welcher von dem Markgrafen namentlich in Jägerndorf'schen und in Ordensangelegenheiten verwendet wurde, scheint identisch zu sein mit dem von Rommel a. a. O. genannten gleichnamigen Hofjunker des Landgrafen Moritz, von dem erzählt wird, daß er i. J. 1605 einen Studenten im Zweikampfe erstochen habe; wahrscheinlich hat er deshalb müssen flüchtig werden und sich in den Dienst des Markgrafen begeben. Für ihn leistete der Markgraf unterm 4. September 1616 die primarias preces für die Comthurei Wietersheim, und unterm 4. März 1617 stellt er für ihn und den Comthur von Schlieben einen Begnadigungsbrief über das Gut Welchow aus. Im März des Jahres 1618 sandte ihn der Markgraf, wie schon oben erwähnt wurde, an den Obermeister nach Heitersheim, um durch ihn seine Präsentation als Herrenmeister zu bewirken. In den bisher erschienenen, auf den Orden bezüglichen Handbüchern und Geschichtswerken wird derselbe, wie es scheint, irrthümlich als Ordenskanzler und Nachfolger des Dr. Kohlhaas bezeichnet. Letzterer erscheint aber in den uns vorliegenden Akten noch in den Verhandlungen thätig, welche später wegen der Verwaltung des Ordens, zur Zeit als der Markgraf sich in der Acht befand, gepflogen worden sind. — Der andere, Johann Franz von Castiglione wurde bereits i. J. 1603 zusammen mit dem andern Markgräflichen Rath Hartwich von Stitten in Angelegenheiten des Straßburger Domkapitels von dem Markgrafen, welcher damals Bischof von Straßburg war, an König Heinrich IV. von Frankreich abgeschickt. Auch dieser befand sich, nach von Rommels Angabe, vorher in Diensten des Landgrafen von Hessen als italienischer Sprachmeister der Tochter desselben, Prinzessin Elisabeth. — Der Dritte, Samuel, wird von Rommel ebenfalls als Brandenburgischer Rath zu Jägerndorf bezeichnet; er bittet den Landgraf, seine Hochzeit mit Susanna von Hund (zu Alten-Grottkau) durch einen Gesandten zu beehren. —

Die über den Markgrafen wegen seiner Betheiligung an den böhmischen Unruhen und seines Anschlusses an den Winterkönig mit diesem gemeinschaftlich von dem Kaiser im Januar 1621 verhängte Achtserklärung war auch für den Orden eine Quelle großer Ungelegenheiten. Man konnte anfänglich gar Nichts Zuverlässiges über seinen Aufenthalt erfahren, noch ob er überhaupt noch am Leben oder vielleicht in Gefangenschaft gerathen sei. Bald hieß es, er sei mit seinem Kriegsvolk in Schweidnitz, Frankenstein, Neiße und anderwärts eingetroffen, bis schließlich die Kunde eintraf, daß er nach Ungarn zu Bethlen Gabor gezogen sei. Der Kurfürst war auch gerade nicht im Lande, sondern im entfernt gelegenen Preußen.

In der Besorgniß, daß in Folge der Achtserklärung der Kaiser auch in die Ordensverhältnisse Eingriff zu thun nicht unterlassen werde, beorderte der Kurfürst seinen in der Mark zurückgelassenen Kanzler Dr. Pruckmann, einige Comthure zu einer Besprechung über die Ordensangelegenheiten zu veranlassen. Pruckmann forderte zunächst den Comthur von Schlieben, den Senior des Ordens, zu einer solchen auf, welcher sich allerdings auch am 25. März zu Fürstenwalde einstellte, aber wegen zu großer Aengstlichkeit desselben, bei so wichtigen Entscheidungen eine einseitige Verantwortlichkeit zu übernehmen, wurde eine neue Zusammenkunft unter Zuziehung noch mehrerer anderer Comthure verabredet, welche sich indeß wegen Krank-

heit des Kanzlers bis in den Mai verzog. Bei dieser Mitte Mai zu Küstrin abgehaltenen Versammlung, zu welcher sich die drei zunächst gesessenen Comthure von Lietzen, Lagow und Werben eingefunden hatten, erklärten dieselben sich mit dem Vorschlage des Kanzlers, das Meisterthum, wie zur Zeit einer Sedisvacanz verwalten zu lassen, einverstanden und bemerkten zugleich, daß die Achtserklärung nicht viel auf sich haben würde, da sie nicht legitimo modo geschehen, der Kaiser selbst judex, pars et testis in propria causa, der Meister nie citirt worden, und nicht gehört, noch gebührlich vernommen worden sei, auch ferner die Acht im Reich nicht anerkannt worden, sondern durch offene Ausschreiben einzelner Reichsstände dagegen protestirt worden sei. Es fand diese Zusammenkunft übrigens unter großer Heimlichkeit statt, insofern die Comthurn, weil in dem Kaiserlichen Achtsbrief gegen den Markgrafen jeder Anhänger desselben ebenfalls mit der Acht bedroht war, sowohl für ihre Person, als auch für den Orden überhaupt und seine Besitzungen besorgt waren: daß der Kaiser einen Vorwand nehmen könnte, gegen sie oder den Orden Etwas zu unternehmen. —

(Schluß folgt.)

Matrikeln und Verzeichniße der Pommerschen Ritterschaft vom XIV. bis in das XIX. Jahrhundert. Herausgegeben durch Dr. Robert Klempin, Provinzial-Archivar von Pommern, und Gustav Kratz, zweiten Archivar am Provinzial-Archiv zu Stettin. Berlin in Commission bei A. Bath. (Mittler's Sortimentsbuchhandlung.) 1863. 8vo. X. und 748 Seiten. **Preis 1 Thaler.**

Es ist dies die zweite von dem Provinzial-Archiv zu Stettin auf Veranlassung des Directoriums der Staats-Archive zur Förderung der Pommerschen Landesgeschichte ausgegangene Publication. Im Jahre 1859 erschienen (ebenfalls in Commission bei A. Bath. Preis 1 Thaler): Diplomatische Beiträge zur Geschichte Pommerns aus der Zeit Bogislafs X. (628 Seiten 8vo.). War hierbei ein bestimmter wichtiger Zeitabschnitt, die Regierungszeit und die Person eines besonders bedeutenden Fürsten die Einheit, um welche der gebotene Stoff sich gruppirte, so dient diese neue Quellen-Sammlung wesentlich der Geschichte eines in Pommern durch viele Jahrhunderte besonders hervorragenden Standes. Die vorliegenden, übersichtlich angeordneten und vielfach im Einzelnen erläuterten Verzeichnisse sind allermeist amtlichen Ursprungs. Von der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an geben sie für verschiedene Zeitpunkte ein Gesammtbild des Bestandes der Rittergüter und ihrer Besitzer, und gewähren den Stoff zu lehrreichen Vergleichungen, besonders auch hinsichtlich der Einwirkungen allgemeiner historischer Momente auf diesen Bestand. Für das Mittelalter und für das 16. Jahrhundert sind neben einer Reihe amtlich angefertigter Tabellen mehrere Documente aufgenommen, an deren Ausstellung eine ungewöhnlich große Zahl Pommerscher Ritter sich betheiligt hat: so die Bundesbriefe von 1316 und 1326 und die Reversalien von 1493. Besonders beachtenswerth sind die hier mitgetheilten Ergebnisse eingehender Untersuchungen des Dr. Klempin über das erste Auftreten und die älteste Geschichte der zahlreichen in dem Fürstenthume Rügen bis zum Jahre 1325 ansässig gewesenen Rittergeschlechter. Durch die vielfache Beleuchtung der deutschen Einwanderung in das slavische Land und des Verhältnisses der deutschen und altslavischen Elemente der Pommerschen Ritterschaft zu einander, erhalten diese Untersuchungen eine über das Provinzial-Interesse weit hinausgehende Bedeutung. Vollständige Register erleichtern den Gebrauch des Ganzen in hohem Maaße. Die einzelnen Abschnitte sind folgende:

I. Zur Kunde der Ritterschaft des Fürstenthums Rügen bis zum Erlöschen des Rügen'schen Fürstenhauses 1325. (Verzeichniß der Vasallendienste auf dem Festlande Rügen von c. 1320—1325, Stralsunder Bundesbriefe von 1316 und 1326. Verzeichniß der Vasallen-Geschlechter im Fürstenthume Rügen bis 1325.)

II. Reversalien der Pommerschen Landstände von 1493 über den Märkisch-Pommerschen Erbvertrag.

III. Uebersichten herzoglicher und bischöflicher Vasallen und ihrer, sowie der Städte Kriegsdienst-Pflichten aus dem XVI. Jahrhundert: (Musterrolle von 1523; Collatio der Musterrollen der Roßdienste des Adels 1521, 1523, 1626; Vasallentabellen des Stifts Cammin von 1565 und 1572.

IV. Pommersche Hufen-Matrikeln aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. (Fürstenthum Alt-Stettin 1628, Vorpommern 1631, Stift Cammin 1628; Tabellarische Uebersicht des steuerbaren Hufenstandes im Stift Cammin von 1628, 29, 30, 31, 39 und 44.)

V. Uebersichten des Personal- und Besitzstandes aus dem XVIII. und XIX. Jahrhundert: (Vasallentabellen von 1756 und 1804.)

VI. Uebersichten der Schwedisch-Pommerschen Familien im XVIII. und XIX. Jahrhundert: (Verzeichniß der 1754 bei der Landeshuldigung Anwesenden; die ritterschaftlichen Districte Schwedisch-Pommerns 1802; Verzeichniß der bei dem Huldigungs-Revers von 1806 Betheiligten.)

VII. Verzeichniß der am 1. Januar 1862 mit landtags- und kreistagsfähigen Rittergütern angesessenen Rittergutsbesitzer.

Zelt-Lazarethe.

Im hiesigen großen Garnison-Lazareth ist jetzt auf einem geeigneten Platze des schönen Parkes hinter demselben ein großes Zelt aufgeschlagen, um als Sommer-Lazareth benutzt und mit zwölf Kranken belegt zu werden. Die Decken und Wände des Zeltes, aus doppelter Leinwand bestehend, umschließen einen bedeutenden saalartigen Raum, der des Nachts durch ein paar Ampeln erhellt wird, und an beiden Enden einen besonderen Zeltabschlag, in dem der Arzt, resp. der Krankenwärter schläft. Nach den Erfahrungen, die man mit diesen Lazareth-Zelten im italienischen Kriege und auch schon bei uns in Posen gemacht hat, sollen so günstige Resultate für die Heilung der Kranken erzielt worden sein, daß man ähnliche Sommer-Lazarethe bei allen größeren Garnisonen und für ernstere kriegerische Ereignisse vorbereiten will, zumal sich herausgestellt hat, daß bei den in solchen Zelten behandelten Kranken die Sterblichkeit ungewöhnlich geringer ist, daß namentlich die verheerenden Wund- und Lazarethfieber, die oft schlimmer als die Schlachten mitten unter den Soldaten Verheerungen anrichten, in diesen Zelt-Lazarethen gar nicht vorkommen.

(Berliner Fremden- und Anzeigeblatt.)

Für das Johanniter-Krankenhaus zu Beirut ist noch nachträglich, am 19. d. M. Verbandleinewand eingegangen von Frau v. P. auf B. Herrlich.

Beschwerden über unregelmäßige und verspätete Zusendung dieses Blattes, bitten wir direct an die Expedition desselben, Wilhelmsstraße Nr. 48 in unfrankirten Briefen zu richten.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 27. Berlin, den 1. Juli 1863. **Nr. 27.**

Im Johanniter-Kranken- und Siechenhause zu Sonnenburg

sind unter Gottes Segen im verflossenen Jahre in jeder Beziehung recht befriedigende Resultate erzielt worden. Unter der pflichtgetreuen und geräuschlosen Leitung der Diakonissen desselben geht die Verwaltung ihren festen, geordneten Gang, und jeder, der die Anstalt besucht, verläßt dieselbe unter dem Eindruck dankbarer Befriedigung, sowohl rücksichtlich der äußeren Ordnung, als des Geistes stillen Friedens, welcher in derselben waltet.

Die Zahl der 1862 behandelten Kranken und Siechen beträgt 125, denen 15,257 Verpflegungstage gewährt worden sind, was durchschnittlich c. $41\frac{5}{8}$ Kranke und Sieche ergiebt.

Von diesen 125 Kranken und Siechen sind;

geheilt entlassen .	57
gebessert . . .	6
ungeheilt . . .	6
gestorben . . .	11
	80

und demnach ultimo 1862 in der Behandlung verblieben . . . . 45 Personen.

Die größte Zahl der Kranken und Siechen war aus dem Kreise Sternberg, und zwar aus Sonnenburg 26, aus den übrigen Ortschaften des Kreises 41, aus dem Kreise Lebus 26, die übrigen aus den Provinzen Brandenburg, Sachsen, Schlesien, Posen und 1 aus dem Königreich Sachsen.

Die gesammten Kosten des Hauses pro 1862 betragen . . . . . . 3931 Thlr. 19 Sgr. 4 Pf.,
zieht man davon die extraordinairen Ausgaben mit . 41 „ 23 „ 6 „
ab, so verbleiben . . . . 3889 Thlr. 25 Sgr. 10 Pf.

Es hat sonach der Krankenverpflegungstag gekostet 7 Sgr. $7\frac{3}{4}$ Pf.

Im Jahre 1861 betrugen die Kosten eines solchen . . . . 7 „ $1\frac{1}{8}$ „
Es ist daher gegen 1861 eine Erhöhung von — Sgr. $6\frac{23}{38}$ Pf. eingetreten.

Trotz dieser Erhöhung muß der Betrag von 7 Sgr. $7\frac{3}{4}$ Pf. pro Tag als ein sehr mäßiger bezeichnet werden, wenn man erwägt, daß z. B. im großen Charité-Krankenhause zu Berlin die Kur- und Verpflegungskostensätze vor Kurzem in der niedrigsten Klasse von 10 Sgr. auf $12\frac{1}{2}$ Sgr. pro Tag haben erhöht werden müssen.

Der höchste Verpflegungssatz, der für die Kranken und Siechen von den betreffenden Communen oder deren Angehörigen ꝛc. gezahlt wird, beträgt 6 sgr. — Von den oben schon erwähnten 15,257 Verpflegungstagen pro 1862 sind nun bezahlt worden:

mit 6 Sgr. pro Tag	2434	Tage
„ 4 „ „ „	1630	„
„ 3 „ „ „	1471	„
„ 2 „ „ „	2498	„
„ $1\frac{1}{2}$ „ „ „	176	„
„ 1 „ „ „	2515	„
ferner als Pauschquantum 30 Thlr. $15\frac{1}{2}$ Sgr. für	588	„
Ganz frei wurden gewährt . . .	3945	„
ergiebt wie vor	15,257	Tage.

	Thlr.	Sgr.	Pf.
Die Gesammtausgaben von . . .	3931.	19.	4.

sind durch folgende Einnahmen theilweise gedeckt worden:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
1) eingezahlte Kurkosten . .	1082.	5.	—
2) Einnahme aus d. Anstaltswirthschaft	75.	7.	—
3) Ertrag des Gartens .	235.	3.	9.
4) aus der Hausbüchse . .	30.	21.	—
5) Geschenk von den Ständen des Sternberger Kreises	100.	—	—
	1523.	6.	9.
wogegen die sonach verbleibenden . . .	2408.	12.	7.

aus der Ordenskasse zugeschossen worden sind.

Freienwalde.

(Von T. Fontane.)

(Fortsetzung.)

3. Das Schloß.

Freienwalde hatte von Alters her ein „Schloß“, erst ein Uchtenhagensches, dann ein churfürstliches, zuletzt ein königliches.

Das Schloß, das die Uchtenhagens hier hatten und in das sie wahrscheinlich einzogen, nachdem ihre Burg auf dem Schloßberg (siehe das zweitfolgende Kapitel) zerstört worden war, lag unmittelbar hinter der Freienwalder Kirche

und blickte auf die Oder hinaus, die damals bis dicht an die Stadt herantrat. Eine Abbildung in Philipp v. Hagens mehrerwähnter „Beschreibung der Stadt Freienwalde" stellt höchst wahrscheinlich dies alte Uchtenhagensche Schloß dar. Woher er dies Bild genommen, habe ich nicht ermitteln können. Es ist ein einfaches, beinah fensterloses Gebäude mit einem gothischen Erkerthurm als einzigem Schmuck.

Das churfürstliche Schloß (in unscheinbaren Resten noch erhalten) erhob sich an derselben Stelle, wo vorher, durch zwei Jahrhunderte hin, das eben beschriebene Stadtschloß der alten Uchtenhagen gestanden hatte. Der große Churfürst ließ es 1687 zu „künftigem bequemen Aufenthalte daselbst" erbauen; näheres über diesen Bau aber: wann er beendigt wurde, wer es bewohnte, hab' ich nicht mit voller Bestimmtheit in Erfahrung bringen können. Die Nachrichten, die man in Freienwalde selbst einzieht, widersprechen sich einander, und ein Zurathziehen der reichen „Freienwalder Literatur" giebt ebenfalls mehr Abweichendes als Gewisses. Philipp v. Hagen schreibt: „In der Stadt ist ein Schloß, von Steinen gebaut, welches der Churfürst um deswillen erbauen ließ, weil er alle Jahre den Brunnen zu besuchen pflegte und alsdann daselbst wohnte." Dies letztere aber (wenn es sich auf ein Wohnen in eben diesem Stadtschloß bezieht) ist nicht möglich und wird durch v. d. Hagens Buch an anderer Stelle selbst widerlegt. Er schreibt (S. 48): „Der Churfürst logirte (1685) mit seinem Gefolge in der Stadt mit vieler Unbequemlichkeit (d. h. also ohne Schloß) und beschloß beim Brunnen ein Gebäude aufführen zu lassen." v. d. Hagen fährt dann fort: „1686 kam der Churfürst nicht nach Freienwalde; als er 1687 sich des Brunnens wieder bediente, wohnte er in dem neuen Brunnengebäude (dem jetzigen sogenannten churfürstlichen Flügel), sein Gefolge logirte aber in der Stadt." Aus allem diesem geht wenigstens das eine hervor, daß der große Churfürst niemals im Stadtschloß zu Freienwalde gewohnt haben kann; 1685 (wo er in der Stadt logirte) deshalb nicht, weil das Schloß damals noch nicht einmal begonnen, geschweige fertig war, und 1687 deshalb nicht, weil er in diesem letztgenannten Jahre überhaupt nicht in der Stadt, sondern auf dem Brunnen wohnte. Landrath v. Reichenbach schreibt 1824: „das alte königliche Schloß in Freienwalde wurde 1687 von Schlüter begonnen," eine Notiz, die völlig werthlos ist, da der berühmte Baumeister erst 1691, also 4 Jahre später und drei Jahre nach dem Tode des großen Churfürsten, in den brandenburgischen Dienst trat. v. Reichenbach verwechselt hier das Stadtschloß mit dem „Schloß auf dem Brunnen". Am zuverlässigsten ist mir folgende Angabe erschienen, die ich einem 1848 erschienenen Büchelchen entnehme: „König Friedrich I. vollführte den schon unter seinem Vater 1687 angefangenen Bau des Amts- oder Rathhauses (hinter der großen Kirche), das ursprünglich zum Jagdschloß bestimmt war." Dies Wort „Jagdschloß" ist nicht ganz correkt, sonst aber, wie schon bemerkt, dürfte diese letztcitirte Angabe der Wahrheit am nächsten kommen. Die Sache würde sich danach in Kürze so stellen. Der große Churfürst ordnete den Bau eines „Stadtschlosses" an, und unter seinem Nachfolger wurde dieser Bau beendet. Dies „Stadtschloß" ward aber weder vom Churfürsten noch später vom König Friedrich I. je bewohnt, sondern erhielt gleich nach seiner Herstellung die Bestimmung eines Königlichen Amts- und später (an die Stadt übergehend) eines städtischen Schul- und Rathhauses. Das Haus, wenn auch bis zur Unkenntlichkeit verändert, steht noch, diente (wenigstens bis vor Kurzem noch) als Schule und Gefängniß und zeigt begreiflicherweise nichts mehr von alter Schönheit und königlichem Glanz.

Das königliche aber neu-königliche Schloß Freienwalde liegt nicht innerhalb der Stadt, sondern unmittelbar vor den Thoren derselben, auf dem Wege zum Brunnen hinaus, fast am Fuße des ehemaligen „Apothekerbergs". Dieser, inzwischen in einen Schloßgarten umgewandelt, führt demgemäß den Namen der „Schloßgartenberg"; nicht zu verwechseln mit dem Schloß-Berg, der halben Wegs zwischen Freienwalde und Falkenberg gelegen, die Ruinen der alten Uchtenhagen-Burg auf seiner Kuppe trägt. Wir werden diesen letztern, den Schloß-Berg, in einem künftigen Kapitel kennen lernen.

Auch das neu-königliche Schloß Freienwaldes, wiewohl wenig älter als 60 Jahre, hüllt seine Anfänge wenigstens in so weit in Dunkel, als es mir nicht hat gelingen wollen, das Jahr seiner Entstehung mit voller Gewißheit festzustellen. Eine freundliche Mittheilung aus Freienwalde selbst, lautet wie folgt: „Das hiesige königliche Schloß ist Anfangs der neunziger Jahre von der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. erbaut worden. Die Baulichkeiten sind unverändert geblieben, nur daß 1844 ein am Kirchhofsrande gelegenes Kammerfrauen-Haus abgebrochen wurde. Der Schloßgarten, an den Abhängen des Berges, ist erst allmählig zu seiner jetzigen Ausdehnung angewachsen. Die Hofdamen wohnten, so lange hier Hof gehalten wurde (bis 1805), in dem Hause, das jetzt die Kastellans-Wohnung bildet. Friedrich Wilhelm IV. hatte vor, die Anlagen des Schloßgartens zu erweitern; die nöthigen Ländereien waren auch bereits angekauft, als sein Hinscheiden dem Plan ein Ende machte."

Diese Notizen enthalten so ziemlich eine Quintessenz alles Dessen, was in Freienwalde über Geschichte und Entstehung des „neuen Schlosses" kursirt. Die erste Zeile derselben ist in soweit nicht ganz correkt, als ich nachzuweisen im Stande bin, daß das neue Schloß bis 1795 nicht existirte, also nicht Anfangs der neunziger Jahre, sondern höchst wahrscheinlich erst am Schluß derselben entstanden ist. Es liegt mir ein Buch aus dem Jahre 1795, „Dr. Heidekkers Beschreibung der Stadt Freienwalde" vor, dessen Titelkupfer eine Abbildung aller der Baulichkeiten giebt, die damals auf dem mehrgenannten Berge standen. Es sind dies: der Pavillon der Königin, der Königin Wohnhaus und der Königin Gartenhaus, — aber vom „Schloß" keine Spur, auch nicht einmal die Anfänge desselben.

So weit die Vignette des Buches, die indessen möglicherweise täuschen könnte; aber der Inhalt des Buches bestätigt, was die Vignette zeigt, nämlich die Thatsache, daß bis 1795 kein „Schloß" an den Abhängen des „Apothekerbergs" zu finden war. Dr. Heidekker schreibt in dem genannten Jahre: „Die Gemahlin Fried-

rich Wilhelms II. fand die Lage dieses Berges so reizend, daß sie von 1790—95 alljährlich über 6 Wochen während der Badezeit in Freienwalde zubrachte und die Wohnung des Oberförsters Wiprecht, die zu diesem Zweck erweitert und eingerichtet worden war, bewohnte. Sie ließ zugleich neben der Oberförster-Wohnung eine geschmackvolle Sommerwohnung bauen, die aus einem Saale, 4 Kabinets und einer Küche bestand, — der jetzige Pavillon." Dieser Pavillon existirt noch, ganz in der Gestalt, wie ihn die Vignette zeigt; er wurde später zu Gartenfesten und kleinen Theaterspielen benutzt, ist aber durchaus nicht das „Schloß."

Dies „Schloß" selbst wurde höchst wahrscheinlich im Sommer 1798 zu bauen begonnen. Am 16. November 1797 war König Friedrich Wilhelm II. im Marmorpalais zu Potsdam gestorben, und wie locker immer die Beziehungen zwischen dem König und seiner Gemahlin, Louise, Prinzeß von Hessen-Darmstadt, gewesen sein mochten, nicht gut konnte diese vor dem Tode des Königs, ihres Gemahls, daran denken, ihren Aufenthalt dauernd in Freienwalde zu nehmen. Daß es bis 1795 nicht geschehen war, wissen wir bestimmt. Wir irren also wohl nicht, wenn wir annehmen, daß sich die Königin bis zum Ende der Saison 1797 mit der oben beschriebenen Sommerwohnung begnügte und erst 1798, — in diesem Jahre Freienwalde zu ihrem constanten Wittwensitze machend — auch ein wirkliches Schloß daselbst zu bauen begann. Der Bau dieses Schlosses nahm wenigstens zwei Jahre in Anspruch, so daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach das Richtige treffen, wenn wir uns die Räume des Freienwalder Schlosses nicht vor Eintritt des neuen Jahrhunderts belebt denken. Den Namen des Baumeisters habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Die Königin-Wittwe, wenn unsere obigen Zahlen zutreffen, residirte hier fünf Jahre; sie starb am 25. Februar 1805.

Die Frage entsteht, wie lebte hier die Königliche Frau, wie verflossen ihr die Tage ihrer Wittwenzeit? Still, und deshalb nicht eingetragen in die Blätter der Geschichte. Aber Einzelnes lebt doch in schriftlicher oder mündlicher Ueberlieferung fort, das uns einigermaßen in den Stand setzt, uns ein Bild dieser stillen Tage zu entwerfen. Die königliche Frau, ausharrend in ihrer Liebe für die Stadt, der sie seit Jahren ihre besondere Gunst geschenkt hatte, fuhr mit regem Eifer fort, sich die Verschönerung Freienwaldes angelegen sein zu lassen, besonders die Landschaft durch Zugänglichmachung ihrer schönsten Punkte zu erschließen.*) Ueberall entstanden Partieen und Promenaden, Eremitagen und „Tempel". Abhänge wurden bepflanzt, dichte Waldpartieen gelichtet und gerodet. Sie kaufte den „Poetenberg", bepflanzte ihn mit Kastanien, mit Pappeln und Akazien, und errichtete, wie uns überliefert wird, ein Haus im japanischen Geschmack, das (man nahm es damals nicht so genau) den Namen „Otahaiti" erhielt.

Bedenklicher erscheint schon folgende Notiz, die wir ebenfalls unserem Gewährsmann, Dr. Heydecker, entnehmen.

„Etwa hundert Schritte von der Papenmühle entfernt, so schreibt er, hat Ihre Majestät die Königin-Wittwe ein Haus aufführen lassen (mit Saal und verschiedenen Cabineten), das ganz gelb angestrichen ist und oben, gegen das Dach zu, Nischen mit Büsten alter Kaiser und Gelehrten hat, welche abwechselnd von rother und schwarzer Farbe sind. (Wer roth oder schwarz ist, die Kaiser oder die Gelehrten, ist nicht gesagt.) Ihre Majestät die Königin pflegen zu allen diesen äußerst geschmackvollen Anlagen die Ideen immer selbst angegeben. Dies eben beschriebene Haus wird das „gelbe Haus" genannt."

Wir könnten noch von vielen Verschönerungen der Art erzählen, deren Verdienstlichkeit es wenig Abbruch thut, daß das Maaß ihrer Schönheit oft ein höchst bescheidenes oder zweifelhaftes war; wir ziehen es aber vor, uns nunmehr jenen Besuchs- und Familientagen von Schloß Freienwalde zuzuwenden, wo die „Kinder" von Berlin herüberkamen: der König, die Königin und mit ihnen die drei ältesten Enkel: Fritz, Charlotte und Wilhelm. Vieles im Schloß erinnert noch an jene Tage stillen Glücks, und besonders ist es „Kronprinz Fritz", dessen Spuren sich auch hier wieder am deutlichsten verfolgen lassen. Es scheint fast, daß er oft längere Zeit bei der Großmutter zum Besuche war; er drechselte (Einzelnes von seiner Hand wird noch gezeigt), spielte und kletterte im Park umher, und allerhand Anekdoten cursiren noch, von alten, viel verfolgten Hofdamen, die, besonders an Winterabenden, auf dem Heimweg vom Schloß durch schattenhaftes Hin- und Herhuschen, durch Geraschel in den Zweigen, dann später am Abend durch Kratzen an der Hausthür oder durch leises gespenstisches Klingeln in ihrer Einsamkeit erschreckt wurden. Das interessanteste Ueberbleibsel aus jener Zeit aber ist ein Leierkasten, der damals dem Kronprinzen zum Geschenk gemacht wurde, und dessen Hauptstück die Papageno-Arie war:

„Ein Mädchen oder Weibchen,
Wünscht Papageno sich;"

eine Arie, die womöglich allabendlich und am liebsten mit Vokal-Begleitung, unter den Fenstern der alten Hofdamen gespielt wurde.

1805 starb die Königin-Wittwe, und das Schloß zu Freienwalde stand, auf viele Jahre hin, leer. Die Invasion, dann die Kriegsjahre, — es waren nicht Zeiten für traulich ruhige Tage in Freienwalde. Erst wieder in den dreißiger Jahren hören wir von bestimmten Besuchern im Freienwalder Schloß. Prinzeß Luise von Radziwill brachte hier die Sommermonate von 1836 zu; sie sehnte sich nach Stille, nach Ruhe, und sie fand sie hier.

Seit jenen dreißiger Jahren verging kaum ein Som-

*) Zu einem solchen „erschließen" der Landschaft, war auch in Freienwalde damals, wie überall im Lande, noch vollauf Gelegenheit gegeben. Denn der Sinn für „schöne Natur" ist, wie die „Landschaftsmalerei" (bekanntlich die jüngste Tochter der Malerkunst), von sehr modernem Datum, namentlich aber in der Mark. Die eigentliche märkische Bevölkerung hat noch jetzt diesen Sinn beinah gar nicht, wovon sich jeder überzeugen kann, der an hübschgelegenen Orten einer Vergnügungspartie märkischer Stadt- und Dorfbewohner beiwohnt. Sie sind ganz bei ihrem Vergnügen, aber gar nicht bei der „Landschaft", der sie in der Regel den Rücken zukehren. Der Berliner „Sommerwohner" ist nicht deshalb so bescheiden in seinen Ansprüchen, weil ihm die märkische Natur nichts bietet, sondern weil es ihm in letzteren gar nicht darauf ankommt, ob die Sache so oder so ist.

mer, wo nicht das Schloß am Schloßgartenberg, auf länger oder kürzer, seinen Besuch gehabt hätte; aber eine Residenz, der Sitz eines Hofhalts ist es seit den Tagen der Königin-Wittwe nicht wieder gewesen.

Wir treten nun an das Schloß selbst heran. Es hat mehr den Charakter eines stattlichen, geschmackvoll aufgeführten Privathauses, als den eines Schlosses. Würden wir es, seinem Stil nach, zu rubriciren haben, so müßten wir es als einen Renaissance-Bau bezeichnen, der sich, in fast zu weit gehender architektonischer Einfachheit, vorgesetzt zu haben scheint, unter Vermeidung jeglichen Ornaments, rein durch die Proportionen, durch das richtige Verhältniß der Formen zu wirken. Unter Laub und Blumen gelegen, aus denen, malerisch unterbrochen, die gelben Wände hervorleuchten, macht das Ganze einen durchaus heitern Eindruck, und doch heißt es auch von diesen Mauern: „sie haben Leides viel gesehn", stilles Leid, aber um so tiefer vielleicht, je stiller es getragen wurde.

Von dem Innern des Schlosses gilt dasselbe wie von seiner äußern Erscheinung, — es hat überwiegend den Charakter eines Privathauses. Geräumige Zimmer, aber weder breite Treppen, noch lange Corridore, weder Hallen noch Säle; ein Bau für eine Königin-Wittwe, die sich selber leben will, nicht für eine Königin, die Andren leben muß. Die Ausschmückung und Herrichtung ist die übliche; nur statt des strengeren Stils der Außenseite begegnen wir hier den Anklängen an die viel verurtheilte und doch so behagliche Roccoco-Zeit. Chinesische Zimmer und Paradiesvogel-Zimmer wechseln unter einander ab, dazwischen Rosenstrauch-Tapeten und buntbedruckte Kattune. In den Zimmern zerstreut stehen alte Erinnerungsstücke, oft mehr absonderlich als schön, und mehr bemerkenswerth um der Personen willen, denen sie zugehörten, als um ihrer selbst willen. An solchen eigenthümlichen Werthstücken sind die Schlösser der Hohenzollern reich, und wie in manchem andern, so giebt sich auch hierin eine Eigenthümlichkeit ihres Hauses zu erkennen. Sie haben nämlich nicht das Bedürfniß, sich ausschließlich mit hoher, mit besternter Kunst zu umgeben, sondern mit Bereitwilligkeit, ja mit Vorliebe fast, gönnen sie auch dem Niedriggebornen in der Kunst, den mit schüchterner Hand geschehenen Versuchen, den Zutritt in ihr Haus. Wer die Zimmer kennt, die Friedrich Wilhelm III. zu bewohnen pflegte, wird diese Bemerkung am ehesten verstehn. Es spricht sich beides in dieser Erscheinung aus, — ein Mangel und ein Vorzug. Die Hohenzollern waren selten ästhetisch-feinfühlig, aber sie waren immer human.

Zu diesen Betrachtungen giebt auch Schloß Freienwalde genügende Veranlassung. Da sind complicirte „Stroh-Nähtische" mit eingeflochtenen Namenszügen, da sind Stühle mit hochzuschraubenden Lehnen, da sind endlich Tische, aus deren Platten, durch Druck und Zug, sich Stehleitern (horribile dictu) vor dem erstaunten Auge aufrichten; lauter Dinge, vor denen der eigentliche Kunstsinn erschrickt, während der milde Sinn, der gelten läßt, sich ihnen zuneigt und des Strebens sich freut. Aber, gut oder nicht, es sind nicht diese Schöpfungen einer ungeregelten Tischler-Phantasie, bei denen wir länger verweilen, wir treten lieber aus dem Paradiesvogel-Zimmer auf den Corridor hinaus und steigen einige Stufen treppab, um nach jenem besten Erinnerungsstück des Hauses zu suchen, das vor 60 Jahren der Jubel eines heiteren Prinzen und der Schrecken alter Hofdamen war. Wir meinen natürlich die Drehorgel. Da steht sie verstaubt im Keller. Wir legen die Kurbel an, die sich unter einem Ballen Flachs und Heede findet, und beginnen zu drehen. Aber die Harmonie ist hin. Die heit'ren Töne springen nicht mehr, wie elastisch, vom Lager auf; lahm, gebrochen, verstimmt, ziehen sie langsam durch die Luft und hallen düster von der Kellerwand zurück. Sechszig Jahr — eine lange Zeit. Die Heiterkeit manch' zarterer Saite, manch' feineren Instruments, schlug um seitdem in Weh und Leid.

Schloß Freienwalde ist unbewohnt jetzt. Von Zeit zu Zeit, wie schon erzählt, hat es seine Gäste, aber Laune und Zufall gefallen sich darin, die sommerliche Villa vor Allem zu einem winterlichen Jagdschloß zu machen. Im December, bei grauem Himmel, wenn Weg und Steg unter fußhohem Schnee liegen, dann wird es lebendig hier. Freilich nur auf Stunden.

Dann, um Mitternacht, mit Peitschenknall und Schellengeläut, jagen Schlitten durch die Straßen der tiefstillen Stadt, den Berg hinauf, den Park hindurch, bis vor das verschneite Schloß. Fackeln und Windlichter werfen ihren Schein auf die aussteigenden Gäste, — hohe, heit're Gestalten, die den Schnee von ihren Pelzen schütteln. Sie treten auf wie Solche, die hier zu Hause sind. Diener mit Taschen und Jagdgeräth, mit Büchsensäcken von rothem Juchtenleder, fliegen treppauf, alle Fenster werden hell, hinter den herabgelassenen Rouleaux bewegen sich einzelne Schatten, dann wird es stiller und nur von Zimmer zu Zimmer knarrt noch der Ton, womit der müde Fuß aus dem Stiefel fährt. Noch ein kurzer Befehl, ein „gute Nacht" und alle Lichter löschen aus.

Eh' der Tag graut, ist das Schloß wieder leer. Nur halbverwehte Schlittengleise und lange Streifen, die die Spitze der Parforce-Peitsche durch den Schnee zog, zeigen noch den Weg, den die Gäste auf ihrer Winterfahrt genommen. Das Schloß liegt da, wie immer; stiller, so scheint es, denn je. — Alles was kam und ging, war wie ein Traum über Nacht. — (Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des ritterlichen Ordens S. Johannis der Balley Brandenburg

unter Markgraf Johann Georg von Jägerndorf, 22stem Herrenmeister derselben.

Von Dr. Geißheim.

(Fortsetzung.)

Diese Besorgnisse waren auch in der That nicht unbegründet, denn die Mark stand nach Schlesien zu jedem möglichen feindlichen Einfall offen, und überdies hatte der Kurfürst Johann Georg von Sachsen die beiden, in der Niederlausitz belegenen Ordensämter Schenkendorf und Friedland durch seine Truppen besetzen lassen und war nicht anzunehmen, daß er sie sobald gutwillig wieder herausgeben dürfte: im Gegentheil lag die Vermuthung nicht fern, daß sie, durch ihn dem Kaiser in die Hände gespielt werden sollten, der sie wie verlautet, der Böhmischen Balley einverleiben wollte und sie bereits, wie ein anderes

Gerücht ging, dem böhmischen Malteser-Ritter Wilhelm Wratislaw von Mitrowitz zum Geschenk versprochen hatte, nach andern auch einem andern böhmischen Edlen Lehrta von Zedlitz. Schon einmal waren diese beiden Aemter, welche i. J. 1532 der Herrenmeister Georg von Schlaberndorf von denen von Köleritz mit Consens König Ludwigs von Böhmen erkauft und in Kammergüter des Ordens verwandelt hatte, beim Tode des Herrenmeisters Grafen Martin von Hohenstein i. J. 1610 auf Anliegen des böhmischen Ordenskanzlers Mathäus Popel von Lobcowitz vom Kaiser als heimgefallene Hohenstein'sche Lehne in Anspruch genommen worden. Aber die damals erscheinende Kaiserliche Commission wurde entschieden abgewiesen. Ueberhaupt waren die Absichten des Kurfürsten von Sachsen keineswegs klar und unverdächtig; er hatte in Briefen an einzelne Comthure sich der Anrede „Liebe Getreue" bedient, und man wußte nicht, wie man sich solche Fidelität und Zutraulichkeit zu deuten habe. Andrerseits hatte ein sächsischer Rittmeister, Kraft von Bodenhausen, welcher in den beiden genannten Aemtern im Quartier lag, in soldatischem Uebermuth die Rede fallen lassen: „was frage er nach den Rechten, er führe das Recht in der Scheide und setze einen eisernen Hut darauf, um was vielmehr der Kaiser, noch dazu mit einem exercitus victor." — Dazu kam noch, daß die Gemahlin des Markgrafen, Eva Christina, welche aus Jägerndorf flüchtig geworden, sich mit ihrem damals 9jährigen Söhnchen Ernst in Sonnenburg eingefunden hatte, heimlich mit Sachsen practicirte, wie des Markgrafen treuer Rath Hartwich von Stitten, der auch damals in Sonnenburg Zuflucht gesucht hatte, klagend an Pruckmann berichtet. Er erzählt, daß allerhand krumme Wege beschritten würden und stecke der Ordenskanzler Dr. Kohlhaas auch mit unter der Decke und gingen fortwährend von und nach Dresden Boten hin und her. Die Markgräfin, dem reformirten Bekenntniß abhold und dem orthodox-lutherischen zugethan, strebte dahin, ihren Sohn aus religiöser Rücksicht der Obhut des Kurfürsten von Sachsen zu übergeben und der Erziehung des brandenburgischen Hofes zu entziehen. Ueberhaupt wird ihr Treiben, während ihres Aufenthaltes in Sonnenburg, als wunderlich geschildert, daran Niemand Gefallen fände. Ihr Gemahl, der Markgraf, besorgt wegen seines Sohnes, schreibt aus seinem Feldlager in Mähren an den getreuen Stitten, er möchte mit allen Kräften dahin zu wirken suchen, daß der Fürstin um keinen Preis die Vormundschaft überlassen werde, der Religion halber, welche sie, wenn ihr freier Wille gelassen würde, ganz ausdämpfen und austilgen werde, gestalt sie erst vor Kurzem 4 Diener allein der Religion wegen entlassen habe. So lange sie sich in Sonnenburg aufhielt, klagt Stitten weiter, habe sie nichts weiter gethan, als auf die Religion debauchirt und stellte es also an, daß man es leichtlich müde werden könne. Anderer Wunderlichkeiten nicht zu gedenken, halte sie sich einen Goldmacher, der bereits eine Menge Kleinodien, goldene Borten und andere Sachen eingeschmolzen habe und sie noch um Alles bringen werde. Der Kerl habe sein Laboratorium gerade unter dem Dache und bringe das Ordenshaus, in welchem die Markgräfin Aufnahme gefunden habe, noch in Gefahr.

Diese Umstände und vieles Andere waren nicht geeignet, große Sicherheit zu versprechen; wenn erst ein oder zwei Aemter, wie die beiden Schenkendorf und Friedland, würde man auch bald sich nicht scheuen, auch andere anzugreifen und an sich zu ziehen. Seitens des Obermeisters zu Heitersheim war auch kein nachdrücklicher Beistand zu erwarten, obgleich derselbe sonst viel für die Brandenburger Balley gethan und dieselbe wiederholt in ihren Gerechtsamen geschützt hatte. Aber er hatte schon bei der Confirmation des Markgrafen Schwierigkeiten aller Art erhoben und waren überdies die von ihm zu zahlenden Responsgelder lange im Rückstande geblieben.

Inzwischen hatte Markgraf Johann Georg am 17. Juli von Troppau aus durch seinen Rath Martinus Gnad von Wickerode zu Joppenbrück, der unter ihm ein Fähnlein Fußvolk commandirte, den Orden benachrichtigen lassen, daß er auf das Herrenmeisterthum resigniren wolle, sich indeß den Titel davon vorbehalte und außerdem für seine Gemahlin Unterhalt und Wohnung ausbedinge.

Unterm 11. November desselben Jahres erließ dann der Kurfürst von Preußen aus ein Rescript an den Ordens-Senior, den Comthur von Schlieben, welches den Vorschlag enthielt, daß dieser die Regierung in des Ordens und nicht mehr in des Herrenmeisters Namen führen solle, auch sich nicht mehr des fürstlichen Siegels bedienen möge, sondern daß man wie bei einer Sedisvacanz sich verhalten solle.

Bei einer größeren Tagfahrt, zu welcher sich die Comthure von Schlieben, Erdmann Herr von Putbus zu Wildenbruch, Hans Wolf von der Heyden zu Supplinburg, Abraham von Grunenberg zu Lagow und Adam von Rebern zu Werben am 28. Januar auf dem Rathhause zu Frankfurt a. O. zusammenfanden, wurde über diese Vorschläge des Kurfürsten sowie überhaupt über die Lage des Ordens und die zu ergreifenden Maßregeln Rath gepflogen.

Es lagen zwei Möglichkeiten vor, entweder sofort zu einer Neuwahl zu schreiten oder unter veränderter Form und Namen das Regiment provisorisch fortzuführen. Das Erstere erschien unstatthaft, schon aus Rücksichten für den Markgrafen und die mannigfachen Verdienste, welche er sich um den Orden erworben hatte; auch war, damals wenigstens, noch nicht jede Aussicht auf die Möglichkeit einer Aussöhnung mit dem Kaiser ausgeschlossen. Es machten sich zwar einige Stimmen geltend, welche an den von dem Markgrafen gelegentlich seiner Installation am 30. Juli 1616 ausgestellten Revers erinnerten, in welchem gleichsam in Vorahnung des jetzt wirklich eingetretenen Falles ausdrücklich vorgesehen war, wie es im Fall einer längeren Abwesenheit des Markgrafen, oder einer durch ihn für den Orden erwachsenden Gefahr gehalten werden sollte, und lautete die bezügliche Stelle des Reverses wörtlich folgendermaßen: „Vnd so offte Wier Vnß aber lang oder kurz außerhalb Landes aufhielten, Soll von Vnß vnter den negst 4 angeseßenen Comptoren eines vnsertwegen zum Statthalter, nebenst vnserer Sonnenburger Regierung vollmächtig verordnet, niemand Frembdes aber zu solcher Administration befördert nech verstattet werden," und ferner: „2. Endelichen aber, defern vber verhoffen wegen dieser unserer Instellirungen in mangel irgend eines oder des anderes Punktes, Vnser Orden von Vnsertwegen ein Untergang zu gewarten sein sollte und derselbe auf keinen andern füglichen Wegk abgewandt oder verhütet werden könnte, so wollen wir auf solchen äußersten Fall und da es sonsten nicht zu endern, daß Meisterthumb vielkieber gutwillig resigniren vnd von demselben abstehen." — Es fand indeß schließlich die kurz vorher erwähnte, in dem Edicte des Kurfürsten enthaltene Proposition die allgemeine Beistimmung der Comthure, daß das Regiment im Namen des Ordens durch den Senior desselben geführt werden sollte. Es bot dies den Vortheil, den Hofstaat einzuschränken, und erschien als der beste Ausweg zur Vermeidung jeder feindseligen Einmischung in die Ordensangelegenheiten Seitens des Kaisers oder anderswoher. Dieser Beschluß wurde sofort in Ausführung gebracht und am 31. Januar 1622 das Regiment in der angedeuteten Weise bestellt. Am 4. Februar erfolgte die Kurfürstliche Bestätigung.

Als jede Aussicht auf eine Rückkehr des Markgrafen oder eine Besserung seiner Beziehungen zum Kaiser schwand,

hielt es der Kurfürst, als Patron des Ordens, im Interesse desselben für gerathen, endlich eine festere Gestaltung der Verhältnisse herbeizuführen und berief zu diesem Zwecke zum September des Jahres 1623 eine abermalige Versammlung der Comthure, welche indeß wiederum bis zum nächstkommenden 4. April aufgeschoben wurde. Noch im April 1623 hatte übrigens der Markgraf, im Widerspruch mit seiner früher abgegebenen Erklärung, von Kaschau in Ober-Ungarn aus, den Orden schriftlich an den ihm geleisteten Eid und die schuldige Devotion erinnert.

Durch seinen am 12. März 1624 zu Leutschau in der Zips erfolgten Tod erledigten sich die Schwierigkeiten alle von selbst und wurde nach ihm sein Neffe, Markgraf Joachim Sigmund, zum Herrenmeister erwählt, welcher übrigens schon am 23. Februar 1625 verstarb und Schwarzenberg zum Nachfolger erhielt.

Wissenschaftliches Leben und literarische Bestrebungen im Johanniterorden.

(Von Theodor v. Liebenau.)

Der Johanniterorden war schon in den verschiedensten Zeiten Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen, so hat man seine Geschichte, seine Verfassung, seine glorreichen Thaten im Kriege und seine Bestrebungen zur Erhaltung des Friedens geschildert; aber noch niemand hat, so weit uns bekannt, seine Bestrebungen für Wissenschaft und Kunst, besonders seine literarische Thätigkeit eines Blickes gewürdiget. Im Gegentheile berief man sich auf die Aussprüche eines Johannes von Müller oder Johannes Stumpf, welch' letztrer selbst Ordenspriester war und, nachdem er die Ordensgelübde gebrochen hatte, sich der Worte bediente: In den Kommenden des Johanniterordens trifft man keine schöne Kirchen oder Bibliotheken, dagegen aber findet man bei ihnen prachtvolle Pferdeställe und Weinkeller. — So richtig dieser Ausspruch für einige Komthureien auch sein mag, so ungerecht ist er, wenn er auf den ganzen Orden bezogen wird, wie ein, wenn auch noch so flüchtiger Blick auf die wissenschaftlichen Bestrebungen der Johanniter zeigen wird.

Es liegt nun aber nicht in unserm Plane, die ganze literarische Thätigkeit des Johanniterordens zu durchgehen, denn hierzu müßte man vor allem die Bibliotheken der einzelnen Kommenden, die leider überall zerstreut sind, und ganz besonders die öffentliche Bibliothek zu Malta, wohin wohl nach dem Falle von Rhodos die meisten Werke der Ordensbrüder abgeliefert wurden, durchgehen können; wir haben uns ebensowenig die Aufgabe gestellt, die wissenschaftlichen Bestrebungen der deutschen Zunge zu schildern, sondern wir befassen uns hier nur mit dem, was die Mitglieder der Oberdeutschen Balley, insbesondere diejenigen, die aus der Schweiz stammten, oder in derselben längere oder kürzere Zeit sich aufhielten, auf dem Felde der Wissenschaft geleistet haben. — Der Zweck dieser Zeilen ist aber ein doppelter, einerseits möchten wir die harten und ungerechten Angriffe, die diese Ritter trafen, widerlegen, andererseits liegt es in unsrer Absicht, durch diese wenigen Zeilen andere, denen reichere Quellen zu Gebote stehen, zu veranlassen, uns ihr Wissen über diesen noch nie erörterten Gegenstand zu erschließen.

Als die ersten literarischen Werke der Johanniter haben wir wohl die Regelbücher und Necrologien (Todten- und Jahrzeitbücher, auch Saalbücher) zu betrachten, welch' letztere in älterer Zeit in jedem Ordenshause von einem sogenannten Jahrzeitmeister geführt wurden, und die außer den Namen der verstorbenen Ordensbrüder und Wohlthäter, auch kurze Angaben über ihre Verwandtschaft und Abstammung enthielten, so z. B. das Necrologium von Buchsee in der Schweiz. Dieses, leider nur noch in Auszügen erhalten, enthält Aufschlüsse über den Stifter des genannten Gotteshauses, jenen Ritter Cuno von Buchsee, der dreimal an den Stufen des heiligen Grabes gekniet und für die bei den Johannitern in Jerusalem genossene Gastfreundschaft die Kommende Buchsee gestiftet hatte, in der er wohl selbst als Ordensbruder seine letzten Tage zubrachte. — Solcher Necrologien kennen wir viele, so drei von Hohenrain, eines von Tobel, eines von Reiden, eines von Colmar, die reiche Ausbeute für die Geschichte einzelner Kommenden gewähren. In späterer Zeit fügte man zu den Namen der verstorbenen Ordensbrüder noch kurze biographische Notizen hinzu, so insbesondere in den Kommenden Küssnach und Straßburg. — Die älteren Regelbücher sind in späterer Zeit aus den meisten Bibliotheken der Johanniter verschwunden, nur diejenigen von Tobel bewahrte noch ein Regelbuch aus dem 13. Jahrhundert, das jetzt auf der Cantonsbibliothek in Frauenfeld liegt.

Zu diesen offiziellen Aufzeichnungen kamen noch die Rechnungsbücher, die in jeder Kommende geführt und vom Visitator geprüft, dann aber leider vernichtet wurden; wir kennen kein solches Rechnungsbuch, das über das 17. Jahrhundert zurückreichte.

Chroniken oder Annalen einzelner Kommenden scheinen nie angelegt worden zu sein;*) einzelne wichtige Ereignisse notirte man sich im Jahrzeitbuche. — Desto fleißiger copirte man in einzelnen Kommenden die wichtigeren Urkunden und trug sie in ein sogenanntes Copialbuch zusammen (das oft wie einzelne Jahrzeitbücher mit hübschen Bildern und Wappen geziert wurde), so in Leuggern schon im 15., in Rheinfelden im 16. Jahrhunderte. — Wichtig für die Geschichte des ganzen Ordens wie einzelner Comthureien wären die Tagebücher der Ordensritter, wie solche Benedikt Thuller (1547—1573 Comthur zu Freiburg in der Schweiz) und Franz von Sonnenberg, Großprior von Deutschland, führten; leider sind sie nur in geringer Zahl vorhanden. — In größrer Zahl sind uns dagegen eigenhändige Briefe von Ordensrittern erhalten, die oft einen tiefen Blick in die Geschichte des Ordens gewähren und wie diejenigen des berühmten Christoff Waldner von Basel, der auf den Trümmern von Rhodos seine Heldenseele aushauchte, und diejenigen des Balley von Dacien, Nicolaus von Fleckenstein, Männer von wissenschaftlicher Bildung verrathen, die ebensogut mit der Feder als mit dem Schwerte umzugehen wußten.

(Schluß folgt.)

*) Daher kam es, daß man in späterer Zeit oft nicht mehr wußte, wann und von wem die Kommende gestiftet sei, so in Basel, la Chaux, Reiden und Thunstetten. Die Ordensbrüder in Hohenrain behaupteten im 18. Jahunderte, Burkard von Bubikon sei 1208 der erste Comthur zu Hohenrain gewesen, obwohl ein solcher doch schon 1182—1184 in Urkunden gefunden wird.

Paderborn, 24. Juni.

Der engere Ausschuß des Johanniter-Malteser Ordens in der Preußischen Monarchie versammelte sich gestern zu einer besonderen Berathung und hielt heute, als am Feste seines Patrons, in der hiesigen Hospitalkirche eine kirchliche Feier ab, wobei der Weihbischof Freusberg das Hochamt in pontificalibus celebrirte und an die anwesenden Ordensmitglieder eine erhebende Ansprache richtete. Repräsentirt waren die Provinzen Rheinland, Westphalen und Schlesien. (Kreuz-Zeitung.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 28. Berlin, den 8. Juli 1863. Nr. 28.

Freienwalde.

(Von T. Fontane.)

(Fortsetzung.)

4. Der Gesundbrunnen.

„Der Freienwalder Gesundbrunnen liegt eine kleine Viertelmeile von der Stadt, gen Süden hin, in einem mit ziemlich hohen Bergen eingeschlossenen, anmuthigen Thal; die Berge sind mit Eichen, Buchen, Fichten, auch niedrigem Baum- und Strauchwerk bewachsen, und haben viele gute Kräuter." So schrieb Thomas Philipp v. d. Hagen, dem wir die erste Beschreibung Freienwaldes verdanken, vor nunmehr 80 Jahren, und wir wüßten nicht, was wir an dieser Darstellung zu ändern hätten.

Aber wenn nicht das Brunnenthal selbst, so hat doch der Weg hinaus seinen Charakter verändert; was damals eine „Allee" war, ist jetzt eine städtische „Straße" geworden und hinter den schönen Lindenbäumen, die nach wie vor den Weg einfassen, erheben sich, des Schlosses und Schloßgartens zu geschweigen, allerhand Villen, Hôtels und Gärten, aus denen hervor im Mai die weißen Blüthen und im September die rothen Aepfel lachen. Der ganze Weg zum Brunnen hinaus, der einen oder andern unsrer Thiergarten-Straßen nicht unähnlich!

Dieselben Hügelreihen, die den Weg zum Brunnen bilden, bilden schließlich auch das Brunnenthal selbst, das nichts andres ist als eine etwas erweiterte Thal-Schlucht, ein Kessel, zu dem sich der Weg verhält, wie eine schmale Straße zu einem breiten Platz, auf den sie mündet.

Es ist ein September-Nachmittag. An Linden und Sommerhäusern, zuletzt an der reizend gelegenen Papenmühle vorbei, über deren stillen Teich die Schwäne ziehn, haben wir unsern Gang von der Stadt aus gemacht und sind nun eingetreten in das stille Thal, das den Namen des Freienwalder Gesundbrunnens führt. Die Saison ist schon vorüber; aber die Quellen sprudeln weiter und die Nachmittagssonne steht ruhig über dem Thal und wärmt mit ihren Strahlen die schon herbstesfrische Luft. Ein Kellner, der die traurige Verpflichtung hat, seine Zeit hier „abzustehen", bis die de facto bereits beendigte Saison, auch de jure geschlossen ist, begrüßt uns wie der Gefangene den Schmetterling begrüßt, der an seinem Fenster vorüberfliegt — ein bloßer Passant, aber doch immerhin ein Gast. Ohne jegliches Verstimmtsein entreißt sich der an dem Pfeiler Lehnende seinem wachen Traum, der ihn (wir glauben nicht zu irren) so eben an die minder poetischen, aber vergnüglicheren Ufer der Spree getragen hatte, in große Säle mit Gaskandelaber und Spiegelscheiben, mit Palmenkübeln und schmetternder Musik.

Wir erschienen ihm wohl wie Boten aus diesem Land seiner Sehnsucht. Jedenfalls ließ seine Willfährigkeit nichts zu wünschen übrig, und gemeinschaftlich anfassend wurde an der sonnigsten Stelle des Gartens ein Kaffeeplatz ohne Zwang und Mühe arrangirt. Die Zusammensetzung erfolgte aus den üblichen Requisiten; einem weißgestrichenen Tisch mit einem Riß in der Mitte und einem Stuhl mit schräg stehender Lehne. Schräg, vom Kippeln.

Der Kaffee kam; die Sonne labte uns, alles war heiter, erquicklich; nur eines ging wie ein Schattenstrich durch dies Bild voll Licht und Labe: der Kellner stand wie angewurzelt an unsrem Tisch. Ich hätt' ihn wegschicken können, aber auch das erschien mir unthunlich. Es war ersichtlich, er sehnte sich nach dem süßen Laut menschlicher Stimme, einer Stimme, die ihn vergewissern konnte: „Kroll lebt noch und das Odeum ist kein leerer Wahn." Ich ließ ihn also stehen und führte eine jener Unterhaltungen, die man im Lauf der Jahre, ohne wissen und wollen, führen lernt, und die, einen gewissen öden Mittelkurs innehaltend, dem Angeredeten das Recht gönnen weiter zu sprechen, aber zugleich durchklingen lassen: er thäte besser auf dieses Recht zu verzichten. Dieser Verzicht trat endlich ein und ich war allein.

Ich hatte einen prächtigen Platz inne (der Zufall hatte es glücklich gefügt), und dem sogenannten Kapellenberg, der das Thal schließt, den Rücken zukehrend, überblickte ich die ganze Anlage des Brunnens: den Park, die Gartenpartien, die Baulichkeiten. Diese Baulichkeiten, neurer Anfügungen zu geschweigen, gehören drei verschiedenen Regierungs-Zeiten an und werden danach genannt; man unterscheidet bis diesen Tag ein churfürstliches, ein alt-königliches und ein neu-königliches Gebäude. An Schönheit lassen so ziemlich alle drei (auch „Flügel" genannt) gleichviel zu wünschen übrig; die „Colonnade" indessen, die sich, unserer Stechbahn nicht unähnlich, unter diesen Flügeln hinzieht, giebt, neben manchem andern alten Hausrath, dem Ganzen einen zugleich aparten und gemüthlichen Charakter, und veranschaulicht uns auf einen

Blick die Geschichte der verschiedenen Epochen des Bades überhaupt.

Diese Geschichte ist in Kurzem folgende. Wann zuerst des Bades Erwähnung geschieht, ist nicht mit voller Gewißheit festzustellen. Leonhardt Thurneißer, der bekannte Alchymist, schrieb zwar schon um 1572: „Zwischen Freienwalde und Neustadt, am Gebirge, ist ein Flüßlein, das führt Rubinlein mit sich, gar klein aber schön an Farbe", — es bleibt indessen zweifelhaft, ob unter dem Flüßlein der Freienwalder Gesundbrunnen zu verstehen ist; wenigstens fehlen jetzt (so viel wir wissen) die „Rubinlein" die kleinen, wie die großen.

Es scheint, daß man in alten Zeiten die Quelle einfach in die Thalschlucht ausströmen und ihren Weg sich suchen ließ. Nur bei den armen Leuten der Nachbarschaft genoß der „Brunnen" eines gewissen Ansehns und man trank ihn als ein bewährtes Mittel gegen hartnäckige Fieber. Was dabei wirksam war, ist schwer zu sagen. Auch Augenkranke kamen. Sie legten von dem braunen Ockerschlamm auf das Auge, und sahen nach kurzer Zeit wieder klarer und besser. Schwerlich war es der braune Eisenschlamm als solcher, der so vortheilhaft wirkte, vielmehr die anhaftende Flüssigkeit, die Eisenvitriol enthielt. Gehört doch der Zinkvitriol (eine Art Geschwisterkind des ebengenannten Eisensalzes) bis diese Stunde noch zu den bevorzugten Mitteln der Augenheilkunde.

Jedenfalls war der Ruf und Ruhm des Freienwalder Quells allerlokalster Natur, bis 1684 die Kunde nach Berlin und bis in das churfürstliche Schloß drang, daß in Freienwalde ein „mineralisches Wasser" entdeckt worden sei. Einige mit Fieber und Lähmung Behaftete seien gesund geworden. Der Churfürst (bereits in seinen alten Tagen und von der Gicht schwer geplagt) schöpfte Hoffnung, daß ihm vielleicht das eigne Land gewähren möchte, was ihm so viele Heilquellen bis dahin versagt hatten, und er schickte seinen Kammerdiener und Chemikus, den berühmten Kunckel (den Entdecker des Phosphors) nach Freienwalde, um sich von der mineralischen Kraft des neu entdeckten Quells zu überzeugen. Der Bericht lautete günstig, und noch im selben Jahre trafen der Churfürst und seine Gemahlin als erste Brunnengäste im Bade zu Freienwalde ein.

Nun brachen glänzende Tage an. Der Ruf von der Heilkraft des Brunnens verbreitete sich bis in ferne Gegenden (ferne, nach damaliger Vorstellung) und im nächsten Jahre, 1685, fanden sich 1500 Gäste in Freienwalde zusammen. Freilich diese 1500 Gäste waren nicht sammt und sonders Brunnengäste, vielleicht nur zum kleineren Theile. „Der Churfürst (der auch in diesem Jahre mit seinem Hofe erschienen war) ließ zehn Wispel Getreide verbacken und die Brote sammt einer Geldbeisteuer wöchentlich zweimal vertheilen" — woraus genugsam zu ersehen ist, daß die churfürstliche Gegenwart allerhand armes Volk herbeigelockt hatte, um von der Mildthätigkeit des Fürsten Nutzen zu ziehen. 1686 (in welchem Jahre der Churfürst nicht erschien) wurde das erste und älteste „Brunnenhaus" gebaut, dasselbe, das unter dem Namen der „churfürstliche Flügel" bis diesen Tag existirt. Dazu kamen allerhand Vorkehrungen und Einrichtungen: zwei Betstunden täglich, zwei Jahrmärkte die Woche; eine Brunnenkapelle und ein Brunnenkoch. Was diesen letztern angeht, so hatte er die Verpflichtung, freilich nur für die Armen, für 1½ Gr. ein „gutes Mittagbrod" zu liefern. Der Churfürst that in allem, was er konnte; das Jahr (1687) machte er seinen letzten Besuch.

Unter der Regierung seines Nachfolgers (König Friedrichs I.) hielt sich Freienwalde im Wesentlichen auf der Höhe seines Ansehens. Die Heilkraft des Brunnens stand noch in so gutem Ruf, daß das Wasser desselben, behufs mineralischer Bäder für den König, nach Alt-Landsberg und Nieder-Schönhausen gebracht wurde. 1704 und die zwei folgenden Jahre kam er selbst und bezog 1706 das „Schloß am Brunnen", das schon in dem vorhergehenden Jahre (1705) vom berühmten Andreas Schlüter für ihn aufgeführt worden war. Dies Schloß, wenn schon ein bloßer Holzbau, war ein prächtiges, mit vielen Säulen geziertes, zwei Stock hohes Gebäude, dessen oberstes Stock (so lautet der Bericht) aus 64 Säulen bestand, auf denen das Dach ruhte. Eine Beschreibung, die ziemlich phantastisch klingt. Im obersten Stock war ein Speisesaal. Dies Schlüter'sche Bauwerk hatte nicht langen Bestand. Regengüsse unterwühlten es schon 1707, so daß der König es rasch verlassen und seine Rückkehr beschleunigen mußte;*) 1722 wurde es unbewohnbar befunden und abgebrochen.

Schon während der letzten Regierungsjahre des ersten Königs hatte das Bad (Friedrich I. scheint es nach jenem Vorfall nicht wieder besucht zu haben) an Ansehen verloren; unter seinem Nachfolger, dem „Soldatenkönig", sank es mehr und mehr. Ein glückliches Ohngefähr indeß wollte es, daß im Jahre 1733 einige von den allerlängsten Potsdamer Grenadieren ihre Gesundheit hier wieder fanden und von dem Augenblick an, war das Bad zu Freienwalde dem König bestens empfohlen. Ein neuer Flügel (der alt-königliche) wurde gebaut, die Quellen erhielten eine neue Fassung und über der bedeutendsten derselben ward ein auf acht Säulen ruhendes, natürlich hölzernes Brunnenhaus errichtet, das den stolzen Namen „Tempel" führte und folgende Inschrift erhielt:

Steh' stille, Wanderer, betrachte diese Quellen,
Sie helfen wunderbar in vielen Krankheitsfällen.
Eh' Du von dannen geh'st, gedenk' an Deine Pflicht,
Sei dankbar gegen Gott, vergiß der Armen nicht.
Hast Du dies Haus und Bad bewundernd angeschaut,
Und fragst, warum es denn nach Tempel-Art gebaut, —
So wisse, Gott ist ja der Segens-Quell allein,
Darum muß unser Herz auch hier sein Tempel sein. —

Wie der unbekannte Verfasser die Logik dieser letzten Zeile damals hat aufrecht halten wollen, ist schwer einzusehen. Je mehr das Herz ein Tempel ist (so sollte

*) Ist dieser Bericht zuverlässig (und es liegt kein Grund vor dies zu bezweifeln), so wirft der hier erzählte Vorgang ein interessantes und mancherlei erklärendes Licht auf die beinahe gleichzeitigen Vorkommnisse in Berlin. 1706 stürzte am Schloß der von Schlüter (freilich gegen seinen Rath erbaute) Münzthurm ein, und von da ab begann die siegreiche Kabale seiner Gegner. Das Verfahren gegen Schlüter ist immer als hart und ungerecht verurtheilt worden. Bringt man nun aber andererseits in Anschlag, daß fast unmittelbar darauf, im Sommer 1707, das „Münzthurm-Malheur" sich in Freienwalde wiederholte, so erscheint das harte Verfahren gegen Schlüter um vieles verzeihlicher. Die Kabale bleibt verwerflich, aber der König urtheilte nach dem Augenschein.

man meinen) je weniger nöthig wurde dieser Holzbau. Gleichviel indeß. Der Holzbau sammt seiner Inschrift ist längst hinüber und seine Alexandriner geben keine Räthsel mehr auf.

Auch Friedrich II. fügte ein neues Brunnenhaus (das neu-königliche) den schon vorhandenen Gebäuden hinzu und gab dadurch dem Brunnenthal, wenn wir von feineren Zügen absehen, den Charakter, den es noch jetzt besitzt. Eine besondere Theilnahme scheint der große König dem Bade nicht geschenkt zu haben. An Schönheit der Natur bot ihm die Umgegend Potsdams kaum Geringeres, und was die Heilkraft des Brunnens angeht, so war es verzeihlich, wenn er den Skepticismus, der ihn auf allen Gebieten auszeichnete, auch auf den „flüchtigen Schwefel- und Brunnengeist", den Spiritus sulphuris volatilis", der Freienwalder Heilquelle übertrug. Es war übrigens die Zeit gekommen, wo Private das Bad in ihre schützende Obhut nahmen, besonders Herr Wegely aus Berlin, der unter mannigfach anderem auch Frei-Bäder für die Armen stiftete und deshalb ebenfalls in einer Inschrift verherrlicht wurde, deren Schluß lautete:

Was für die Armen hier Herr Wegely gethan,
Zeigt dieses Brunnenhaus der fernsten Nachwelt an;

eine Aufgabe, der sich das Brunnenhaus seit längerer Zeit nicht mehr zu unterziehen vermag, da es wie der andere „Tempel" inzwischen vom Schauplatz abgetreten ist.

An die Stelle dieser Werke der Architektur trat inzwischen, als Brunnenhüterin, ein Werk der Skulptur: eine Najade, mit einem Ruderstück in der Rechten, liegt lässig hingestreckt über dem Heilquell und aus der Urne neben ihr fließt der Wasserstrahl. So weit ist alles gut. Aber eine sonderbare Oekonomie hat darauf gedrungen, daß das Wasser nicht frei in ein Bassin oder eine Rinne strömt, sondern in ein untergestelltes Gefäß, das zwischen Blumenvase und Topf nur nothdürftig die Mitte hält. Der Effekt ist überaus komisch und man begreift den pausbackigen Amorin durchaus, der über die Brust der Najade hinweg, lächelnd in den Topf und auf das fließende Wasser blickt. Das Ganze ist vielleicht ein Unicum heitrer Naivetät, und während es, in Form und Gegenstand, die Antike zu copiren meint, erinnert es doch, dem Geiste nach, der es schuf, durchaus an den Humor des Mittelalters, vielleicht zumeist an die bekannte kleine Brunnenfigur in Brüssel.

Der Reiz dieser Baulichkeiten, aller dieser Werke der Skulptur und Architektur, ist nicht groß, und wenn es doch einen Zauber hat, in dieses Brunnenthal einzukehren, so muß es ein andres sein, was an dieser Stelle erquickt und labt. Ich glaube zu wissen, was es ist. Es ist das Gefühl eines vollen Geschützt- und Geborgenseins, es ist die Stille dieses Thales, vor allem seine Herbstes-Stille.

Gewiß, daß es hier auch schön ist, wenn die Saison auf ihrer Höhe steht, wenn die Brunnenmusik ihre Märsche spielt, wenn die Toiletten einheimischer und fremder Damen ihr Bestes thun, wenn die jungen Paare lichern und die alten Herren ihre eigenen Anekdoten so laut belachen, daß selbst die Blechinstrumente auf Augenblicke dagegen verstummen. Aber wie schön es immer in den Tagen der Saison an dieser Stelle sein mag, wenn die Najade, die sprudelnde Wirthin dieses Thales, umworbener ist als alle ihre Gäste, die jüngsten und reizendsten nicht ausgenommen, — die eigentlichste Zeit dieses Thales ist doch die, wenn der stille Herbst hier einzieht, wenn die letzte Sommerrose hinüber ist und selbst die Malve blaß wird und der After das Feld räumt.

Ein solcher Herbsttag ist heute. Hoch in der Luft, über die Berge hin, zieht der Herbstwind; mitunter ist es, als klang' er bis in's Thal hernieder, aber wir hören nur den Lüftestreit hoch oben, die Luft unten steht unbewegt. Die Vögel singen nicht mehr oder sind schon fort, nur noch das Sonnenlicht hüpft in den Zweigen. Die Tannenäpfel fallen nieder auf den Kiesweg des Parks, aber nicht losgelöst von der Schüttelhand des Windes, nur losgelöst von Alter und eigner Schwere. Die Quellen rauschen, die Sommerfäden ziehen, Bilder kommen und gehen; dem Ohre klingt es wie leise Musik. Von wannen kommt sie? Ist es die Luft, die klingt, oder ist es das eigene Herz?

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliches Leben und literarische Bestrebungen im Johanniterorden.

(Von Theodor v. Liebenau.)

(Schluß.)

Im Auftrage des Ordens besorgten auch einzelne Ordensbruder, besonders geistlichen Standes, das Schulwesen, so in der Commende Tobel schon vor der Mitte des 13., in Küßnach am Zürichsee seit Ende des 14. Jahrhunderts. — Die Ordensbrüder aber besuchten nicht nur diese Schulen, wo sie höchstens im Lesen und Schreiben und in der Theologie unterrichtet werden konnten, sondern sie bezogen auch die hohen Schulen, und mehr als einer erwarb sich hier den Titel eines Doctor decretorum oder Doctor juris. Wir erinnern hier an Johannes de Sancto Amarino, der als Comthur zu Basel am 27. März 1361 starb und auf dessen Leichenstein man die Worte „juris peritus" setzte (Tonjola Basilea sepulta et retecta p. 293), an Heirich von Leunel, Comthur zu Basel und Rheinfelden 1265—1292, der oft Doctor decretorum heißt und dem einst, als er noch in Thanstetten Ordensbruder war, laut amtlichem Zeugnisse mehre Bücher entwendet worden waren; eben diesen Titel führt auch Burkard von Löwenek, der 1294 die Würde eines Vice-Magistrat von Allemannien bekleidete und bis 1315 als Comthur zu Thunstetten und Rheinfelden erscheint.

Ob diese Ordensbrüber, die wohl in Paris und Bologna den Studien obgelegen hatten, selbst als Schriftsteller aufgetreten seien, ist um so schwerer zu bestimmen, da nach den Ordensgesetzen ihre ganze Verlassenschaft dem Orden anheimfiel, dessen Meister dann bestimmte, ob z. B. die Bücher in eine bestimmte Commende oder an die Ordensbibliothek — deren älterer Theil wohl in Rhodus zu Grunde ging, abzuliefern seien. Die Anverwandten der Ordensbrüder erhielten in späterer Zeit nicht deren litterarischen Nachlaß, sondern, wie das Schreiben des Großpriors Franz von Sannenberg an die Familie Reding von Biberegg zeigt, höchstens aus besonderer

Gnade das Siegel und etwa die Ernennungsurkunde als Comthur. Nur in einzelnen höchst seltenen Fällen wurde den Verwandten der ganze Nachlaß eines Ordensritters überlassen, so 1415, als Wernher von Küssenberg, einst Comthur zu Leuggern, gestorben war (Urkunde Graf Hugo's von Montfort Meisters in deutschen Landen, Archiv Hohenrain, jetzt Staatsarchiv Luzern).

In älterer Zeit wurden sämmtliche Bücher an die Ordensbibliothek abgeliefert, und ohne besondere Bewilligung des Meisters durften in den einzelnen Commenden nur die zum Gottesdienste nothwendigen Bücher vorhanden sein. Später besaß fast jede Commende ihre eigene Bibliothek, so diejenige in Tobel, die in Hohenrain, die übrigens mehr Inkunabeln als alte Handschriften besaß, die theils in die Kantonsbibliothek von Luzern, theils in Privatbesitz gelangten, so auch die in Küßnach, deren Comthur Johann Stettler von Waldshut (1401—1402) besonders viele Bücher von der Cistercienser Abtei Cappel erkauft hatte. —

Doch weitaus die größte und werthvollste Bibliothek besaß die Commende Straßburg, wohin wohl die meisten Werke der verstorbenen Ordensbrüder gebracht wurden. Witter hat zuerst auf diesen reichen Schatz für die deutsche Literatur aufmerksam gemacht: C. J. J. Witter: Catalogus Codicum Manuscriptum in Bibliotheca Sacri Ordinis Hierosolimitani Argentorati asservatorum. Argentorati 1747 Fol.) und seither sind uns, leider noch nicht in gehörigem Maße, besonders durch Engelhard, Laßberg, Mone und Schmitt die Schätze dieser Bibliothek eröffnet worden.

Den Ordensgesetzen getreu beschäftigten sich die Ordensbrüder in älterer Zeit mehr mit frommen Betrachtungen und dem Studium der Theologie, als mit weltlichen Wissenschaften, wie uns die in ihren Bibliotheken aufbewahrten Werke bezeugen. Es ist daher auch nicht auffallend, daß gerade die sogenannten Gottesfreunde ihren ungetheilten Beifall fanden, allein nach dem Tode Meister Conrads von Braunsberg wandten sie sich wieder von ihnen ab (vgl. Anzeiger des Germanischen Museums 1858, 376.) Als vorzüglicher Anhänger der Gottesfreunde verdient auch, neben dem ganzen Convente Grünenwörd (Straßburg), wo reges wissenschaftliches Leben sich entfaltete, hervorgehoben zu werden Bruder Werner Scherer, der 1377 Comthur zu Klingnau war, und auch die Commenden Schlettstadt und Bubikon inne hatte (Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Basel 1856, 284). Allein schon in weit früherer Zeit gab es in einzelnen Commenden Ordensbrüder, die sich fast nur mit Gott und göttlichen Dingen befaßten, so in Basel, wo man einem Ordensbruder auf den Grabstein die Worte setzte: fuit sancte vite! (Tonjola Basilea sepulta et retecta). Gleicher Achtung mag sich bei seinen Ordensgenossen auch jener Ritter erfreut haben, der von den Sarazenen enthauptet worden war, und dessen Haupt als Reliquie in der Capelle der Johanniter zu Freiburg in Breisgau aufbewahrt wurde, bis es 1679 in das Münster daselbst und 1796 durch die Franzosen mit anderen Sachen von Werth nach Colmar gebracht wurde, wo es jetzt als Kopf des aus der Geschichte Karl des Kühnen von Burgund wohlbekannten Ritters Peter von Hagenbach gezeigt wird (Rosmann und Ens: Gesch. der Stadt Breisach p. 277.)

Doch auch der weltlichen Poesie waren nicht alle Johanniter abgeneigt, vollendete doch 1383 in vigilia S. Magdalena Bruder Conrad der Meier von Rotwil, der als Ordensbruder in Hohenrain lebte, ein Gedicht in lateinischer Sprache, das er Lucianus überschrieb (Mss. auf der Kantonsbibliothek Lucern, einst im Besitze der Franciscaner daselbst.)

Aber weitaus die erste Stelle im Felde der Wissenschaft behauptet unter allen Johannitern deutscher Zunge Heinrich von Lauffenburg, der erst (bis 1445) Canonicus und Decan am Münster zu Freiburg war, dann in den Johanniterorden eintrat und den Abend seines Lebens in den Commenden Freiburg und Straßburg (Grünenwörd) zubrachte. Ist er auch nicht der Verfasser des Gedichts: „Ritter Walther von Stauffenberg" (s. Engelhardt: Ritter Walther von Stauffenberg; H. Schreiber: Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau II., 268. Hormayr's Archiv für Geschichte 1824. 8.) so werden ihm doch der „speculum humanae vitae et salvationis," oder „Spiegel menschlichen Heils" und „das Buch der Figuren" zugeschrieben, nebst einer Menge der trefflichsten Kirchenlieder. — Von ihm sagt der bekannte Literarhistoriker Heinrich Kurz: Heinrich von Lauffenburg ist der bedeutendste und fruchtbarste Dichter geistlicher Lieder im fünfzehnten Jahrhundert, und er ist eben deßwegen nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die weitere Entwicklung des Kirchenliedes geblieben (Gesch. d. deutschen Literatur, Leipzig 1858, I. 609—611, 615; vgl. dazu Hofmann von Fallersleben: das deutsche Kirchenlied).

Das Wiederaufleben der klassischen Studien ging auch am Johanniterorden nicht ohne Einwirkung vorüber; mancher Ordensbruder beschäftigte sich mit Erfolg mit dem Studium der Philosophie und Theologie. Wir erinnern hier nur an Laurentius Kaler, Leutpriester zu Egg und Ordensbruder in Küßnach am Zürichsee (1519), der die Würde eines magister philosophiae erhielt, an Conrad Schmidt, der in Basel zum magister philosophiae und baccalaureus theologiae promovirte, und an den Großprior Johann von Hattstein, der in Heidelberg zum Baccalaureus gekrönt wurde. (Pantaleon deutscher Nation, Heldenbuch III, 179.)

Der Ritter Simon Iselin, der in Basel studirt hatte, ist Verfasser einer Beschreibung der Belagerung von Rhodos, die er selbst miterlebt hatte. (Mss. auf der Stadtbibliothek in Zürich).

Conrad Schmidt von Küßnach, der erst bei den Johannitern in Küßnach, dann in Zürich, endlich in Basel studirt hatte, und sich unter den heldenmüthigen Rittern befand, die den Fall von Rhodos überlebten, trat bald nachher als gewandter Prediger und eifriger Förderer der Reformation auf — während seine Ordensbrüder in Straßburg sich eben so warm der Sache der Katholiken annahmen — präsidirte auf mehreren Religionsgesprächen, bekämpfte die Lehren der Wiedertäufer und schrieb feurige Schriften gegen die Katholiken, unter deren Helebarden er sein der Aufklärung und Versöhnung geweihtes Leben auf dem Schlachtfelde bei Cappel an Zwingli's Seite beschloß. (1531, 11. Oktober.) Ueber seine zahlreichen

Schriften vergl. J. J. Leu, Helvetisches Lexikon s. v. Schmidt, Geßner's Bibliotheka und besonders S. Vögeli's historisches Taschenbuch von Zürich 1862, 175—209.

Eine gleich ehrenvolle Stelle behauptet Johannes Stumpf, geboren am 23. April 1500, der, von den Johannitern unterstützt, in Durlach, Straßburg, Heidelberg und Speier seinen Studien oblag, dann in den Johanniterorden eintrat, in welchem er die Stelle eines Priors zu Bubikon bekleidete (1522). Hier wurde er mit Huldreich Zwingli bekannt, nahm sich eifrig seiner Lehre an, verehelichte sich zweimal, wurde Pfarrer zu Stammheim und starb 1566, nachdem er eine Beschreibung des Conzils zu Constanz und eine Schweizerchronik verfaßt, die drei Auflagen erlebte, (Zürich 1548, 1586 und 1606, fol.) und die jetzt noch eine geschätzte Quelle für Heraldiker, Genealogen und selbst für kritische Geschichtsforscher ist. (Vgl. Neujahrsblatt der Zürcherischen Stadtbibliothek 1850.)

Nicht weniger beschäftigte sich auch der Großprior von Hohnheim, genannt Bombast, mit Geschichte. Dieser, ein naher Verwandter des bekannten Philipp Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus v. Hohnheim, trat zwar nicht als Schriftsteller auf, theilte aber aus dem reichen Schatze seines Wissens anderen mit, so dem bekannten Arzte Pantaleon in Basel (s. deutsche Nation Heldenbuch III, 413 f. u. Historia Equitum Rhodorum).

Georg Schilling hingegen, auf den Hohnheim im Großpriorate gefolgt war, beschäftigte sich, wie viele andre Ordensritter, mehr mit Philologie und war besonders der arabischen und türkischen Sprache mächtig. (Pantaleon: Hist. Equit. Rhod. 306—308.)

Die Ordensritter Christoff von Tschudi, Comthur zu Schädisch-Hall, dem wir die Abschrift der alten Urbars von Säckingen verdanken (Haller Bibliothek der Schweizergeschichte IV, 716) und Jost von Meggen waren ebenfalls vieler Sprachen mächtig und letzterer beschried in zierlichem Latein seine Pilgerfahrt nach Jerusalem.

Der Ritter Michael Olivarius, Comthur zu Freiburg, Mecheln und Aachen, Gesandter des Großmeisters an die Eidgenossen (1584) war Doctor juris.

Einer der fruchtbarsten Geschichtschreiber des Ordens war der Großprior von Dacien, Christian von Osterhausen, der eine Menge von Commenden innehatte, mehrerer Sprachen mächtig war und die bekannte Schrift: „Vortrefflichkeit des Johanniterordens" verfaßte, die 1648 und 1702 in Augsburg erschien, auch ins Italienische und Spanische übertragen wurde; eben jener, der auch die Ordensstatuten sammelte und herausgab.

Von den späteren Autoren, unter denen sich besonders drei von Düding,*) und der Ballei von Forell als Polemiker bemerkbar machen, erwähnen wir schließlich nur noch den Comthur Ludwig Pfyffer von Altishofen, Balley von Brandenburg, berühmt durch seinen Streit mit der deutschen Zunge, Verfasser einer Anleitung zur Befestigungskunde, betitelt: „Lucerna defensa et oppugnata." Mß. auf der Stadtbibliothek Luzern.)

Blicken wir auf diese wenigen Andeutungen zurück, die wir später vervollständigen und anderwärts weiter ausführen werden, so zeigt es sich, daß zu allen Zeiten im Johanniterorden ein wissenschaftliches Streben vorhanden war, wenn auch nur wenige seiner Mitglieder — wie Heinrich von Lauffenberg und Bertôt — sich in der Literatur einen bleibenden Ruhm erkämpft haben.*) Freilich läßt sich auch nicht läugnen, daß nur zu viele Ritter die ihnen oft unfreiwillig zu Theil gewordene Muße lieber mit Vergnügungen zubrachten, als mit ernsten wissenschaftlichen Beschäftigungen, so jener Nicolaus Stäler, Comthur zu Hohenrain, der 1429 auf der Jagd in einem Dachsloche seinen Tod fand!**)

Wie Friedrich der Große nach einer Schlacht Krankenbetten stiftet.

Nach der Kunersdorfer Schlacht suchte der große König ein Unterkommen im Dorf Oetscher. In der ersten Bauernstube, die er betrat, fand er 2 schwer blessirte Fähnrichs. Er tröstete sie und ging seines Weges weiter, bis er in einem verödeten Hofe die Stätte fand, wo er sein sorgenschweres Haupt niederlegen konnte. In einer offnen, durch die Kosacken zerstörten Hütte etablirte der König sein bescheidnes Hauptquartier. In der Frühe des folgenden Morgens fand man ihn hier, auf dem Fußboden schlafend, unter sich einige Garben, neben sich den bloßen Degen; der Hut lag ihm halb auf dem Gesicht. Zu seinen Füßen befanden sich 2 Adjutanten in tiefem Schlummer. Ein Grenadier wachte vor dem Hause.

Als der König am Abend des Torgauer Sieges sein Absteigequartier in der Wohnung des Predigers zu Elsnig nehmen wollte, erhoben sich die dort liegenden Verwundeten, welche gehen konnten, von ihrem Lager, um ihre Leidensgefährten, welche nicht aufzustehen vermochten, an eine andere Stelle zu tragen, damit Platz werde für den königlichen Herrn. Der gnädige Monarch aber, als er zu Pferde bei der Hausthür ankam und man ihm rapportirte, was in der Pfarrwohnung für ihn geschehe, befahl, Niemand solle seinetwegen gestört werden, ließ sich die Kirche öffnen und fertigte dort einige Depeschen ab, gab neue Befehl und legte sich auf ein wenig Stroh. Eine auf Anlaß eines Torgauer Johanniters am Tage der

*) Besonders bemerkenswerth ist Claude Antoine Duding, gestorben als Bischof von Lausanne 1745, einst Ordenspriester zu Heitersheim und Comthur zu Aachen und Freiburg, er ist Verfasser der Schrift: „Status seu epocha Ecclesiae Aventicensis, nunc Lausannensis." 1724. 12.

*) In allen uns bekannten Urkunden der Johanniter der oberdeutschen Lande kommt keine einzige Stelle vor, die bewiese, daß die Ritter des Lesens oder Schreibens unkundig gewesen wären. Würden übrigens auch solche gefunden, so würde man dennoch nicht zum Schlusse berechtigt, daß die Johanniter deswegen ungebildet gewesen seien; bekennt doch selbst der gefeierte Sänger des Frauendienstes, Ulrich von Lichtenstein, daß er nicht lesen und schreiben könne. Aus den Worten „quia scribere nescimus" dürfen wir vielmehr oft schließen, daß die angeführten Zeugen mit den von ihren Vorgesetzten abgeschlossenen Verträgen nicht einverstanden waren, so als 1291 der Abt von Murbach gegen sein früheres Versprechen die Stadt Luzern an Oesterreich abtrat. —

**) „Nicolaus Stäler Comenthur dies hauß kam vmb vff dem gejagt in einem Tachsloche erstickt 1429" Necrologium der Commende Hohenrain (Renwart's Cysat Collectanea A, 244 Mß. auf der Stadtbibliothek zu Luzern.)

Enthüllung der Reiterstatue Friedrichs des Großen in Berlin, in der Nähe des Altars aufgestellte Marmordenktafel erinnert daran. Ernst Graf Lippe.

Alte Stammbuch-Verse.

Nachstehende Sprüche, einem Stammbuch entnommen, welches ein schlesischer Edelmann während seiner Studien-Zeit zu Tübingen und Straßburg im Anfange des 17. Jahrhunderts führte, dürften zur Kennzeichnung des Geistes, welcher damals den jungen deutschen Adel beseelte, vielleicht nicht ohne Interesse sein.

In großem Glück erheb' dich nicht,
Im Unglück verzage nicht;
Gedenke, daß Gott sei der Mann,
Der Glück und Unglück wenden kann.
Zdenca, Herr von Waldstein.

Ich wag's, Gott vermag's; hindurch mit Freuden!
Balthasar von Mensebach.

Vertrau' Du Gott in allen Dingen,
So wird Dir Dein's Herzen's Wunsch gelingen.
Haas Helnetch van Cztrn.

Sufficit mihi gratia tua, Domine.
Albert van Slegrath.

Non a magnis esse, sed magnum esse magnum est.
Walfram von Rathkirch.

Secundae res valent commutare naturam, et raro quisquam erga sua bona cautus est.
Friedrich Ludwig Graf zu Löwenstein, Werthheim and Rutschfort (Rochefort.)

Invia virtuti nulla est via.
Johann Hermann, Graf zu Löwenstein und Werthheim.

Mieux vaut glisser du pied, que de la langue.
(Name nicht ganz leserlich.)

Doch fehlt es auch nicht an Sprüchen, aus denen fröhlicher Jugend-Muth und Uebermuth hervorblitzt. So die folgenden:

Mein Glück ist mir noch nicht versagt,
Nur frisch und frei hinein gewagt.
Abraham von Wackerbarth.

Bin, der ich bin,
Klein ist mein Gewinn,
Gering mein Gut,
Fröhlich mein Muth;
Holn' der Teufel, der mich verachten thut.
A. von Slegrath.

Krieg und Unfried in der Welt
Bringen dem Soldaten Geld.
Georg von Raab, Fähndrich.

R. P.

Litteratur.

Der festliche Jahr von Otto Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld. Leipzig bei Otto Spamer. 1863. Mit Illustrationen.

Der Herr Verfasser hat in seinem vorgenannten so eben erschienenen Werke eine Zusammenstellung der Festgebräuche aller germanischen Völker und Länder für die Festtage des ganzen Jahres und durch die interessante und geistreiche Schreibweise, und das darin verarbeitete und zusammengestellte reichhaltige, culturhistorische Material ein Gesammtbild gegeben, welches sowohl für den Historiker als für den Laien manigfaches Neue und vielseitige Belehrung enthält. Reiche Illustration sowie eine höchst elegante Ausstattung machen das Buch besonders zu Festgeschenken für die erwachsene Jugend und christliche Familien geeignet. Es sei allen unsern Lesern bestens empfohlen.. Hrth.

Statistisches.

In der Charité zu Berlin war der Krankenbestand zu Ende des Jahres 1861: 670 Männer, 440 Weiber, 8 Knaben, 6 Mädchen; zusammen 1124 Individuen. Zugang 1862: 6724 Männer, 3970 Weiber, 303 Knaben, 286 Mädchen; zusammen 11,283 Individuen. Summa: 7394 Männer, 4410 Weiber, 311 Knaben, 292 Mädchen; zusammen wurden also 1862: 12,407 Individuen behandelt.

Im Jahre 1862 sind:

	Männer.	Weib.	Knab.	Mädch.	zus. Indiv.
I. entlassen:					
a) geheilt u. gebessert .	5831	3464	230	217	9742
b) ungeheilt	116	78	—	—	194
II. entlaufen:	4	6	—	—	10
III. verstorben:	691	410	78	70	1249
Summa:	6642	3658	308	287	11195.

Bestand war ult. December 1862: 752 Männer, 452 Weiber, 3 Knaben, 5 Mädchen; zusammen 1212 Individuen. (Zeitschrift des Königl. Preuß. Statistischen Bureaus.)

In den Berliner Heilanstalten wurde im Laufe des vorigen Jahres 8443 Kranke für Rechnung der Commune aufgenommen: in der Charité 7451; im Königlichen Universitäts-Klinikum 113; im Diakonissenhaus Bethanien 551; im St. Hedwigs-Krankenhaus 178; in der v. Gräfe'schen Augenklinik 109; im Elisabeth-Kinder-Hospital 9 und in dem als Siechenhaus benutzten städtischen Krankenhause an der Halleschen Communikation 32.

In dem in Berlin seit 20 Jahren bestehenden „Elisabeth-Kinder-Hospitale" wurden im Jahre 1862: 56 Knaben, 57 Mädchen, zusammen 113 Kinder behandelt, von denen sind geheilt 42, gebessert 3 und nicht gebessert 7 entlassen worden sind. Gestorben sind 20 und in der Behandlung verblieben am Schlusse des Jahres 41.

Die Anstalt ist einzig und allein auf die Privat-Wohlthätigkeit der Stadt Berlin gegründet und hat durch diese 1862 eine Einnahme von 4984 Thlr. 5 Sgr. 11 Pf. gehabt, während sich die Ausgaben auf 4982 Thlr. 6 Sgr. 8 Pf. beliefen.

Im Vorstande befinden sich zwei Johanniter-Ritter: General-Lieutenant a. D. v. Webern, Vorsitzender, und Stadtgerichts-Rath Graf von Wartensleben.

Das der Stiftung des Jerusalemer-Collecten-Fonds gehörige Haus zu Jerusalem in dem vom Johanniter-Orden seit dem Jahre 1858 ein Hospiz unterhalten wird, ist durch Kauf in das Eigenthum des Johanniter-Ordens übergangen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45 franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 29. Berlin, den 15. Juli 1863. Nr. 29.

Georg Graf von Stosch, Landschafts-Director, auf Manze bei Bohrau in Schlesien. Ehrenritter seit 1825. † zu Manze 3. Juli 1863.

König Friedrich Wilhelm IV. im Munde eines arabischen Dichters.

Von G. R.

Daß König Friedrich Wilhelm IV. Jerusalem warm auf dem Herzen getragen, daß er durch Staatsacte, wie die in Gemeinschaft mit England vorgenommene Stiftung des protestantischen Bisthums und die bei Gelegenheit im Jahre 1841 der hohen Pforte gewährten Hülfe zu Gunsten der syrischen Christen und besonders für die Verwaltung Palästina's gemachten Vorschläge, daß er ferner durch Begründung und Unterstützung verschiedener gemeinnütziger Anstalten in der heiligen Stadt, wie des jetzt von dem Johanniter-Orden erworbenen Hospizes, der Schule und des Hospitals der Diakonissen, und der auf dem Zion erbauten protestantischen Kirche, daß er endlich durch lebendige Förderung jedes ernsthaften Strebens, Licht und Bildung in dem Lande zu verbreiten, von dem der beste Theil des Lichtes und der Bildung, deren wir genießen, ausgegangen, sein Interesse für die Stadt bethätigte; — dies Alles ist so sehr in allgemeiner Erinnerung, daß ein längeres Verweilen dabei überflüssig sein würde. Jeder, dem einst das Glück zu Theil geworden, dem Könige nahe zu treten, weiß, daß er mit der ihm eigenthümlichen Genialität in alle Verhältnisse des gelobten Landes eingedrungen war, daß er es nicht verschmäht hatte, mit der Ausdauer eines Privatmannes in die schwierigen Fragen, welche dort Topographie, Alterthumskunde und Geographie bietet, sich in einer Weise einzuarbeiten, die bei den Heroen dieser Wissenschaften, z. B. einem Carl Ritter, Bewunderung erregte.

Wie aber ein die Mittelmäßigkeit verschmähendes, das Gewöhnliche weit überragendes Streben überall in der Welt Widerspruch hervorruft, so hatte auch der König von Feindseligkeiten zu leiden, die, wenn auch oft mit weiter gehenden Absichten, sich namentlich an sein Verhältniß zu Jerusalem hefteten. Flacher Utilitarismus, confessionelle Beschränktheit und religiöser Indifferentismus reichten sich die Hand, um Alles zu begeifern und zu bemäkeln, was von ihm zur Hebung Jerusalems begonnen wurde. Puseyitische Federn in England, lichtfreundliche in Deutschland und jesuitisch lazaristische in Frankreich und Belgien waren fortwährend einig in der Versicherung, daß der Erfolg aller der königlichen Unternehmungen in der heiligen Stadt null und nichtig sei.

Allerdings glauben auch wir, daß das Ergebniß der von Berlin aus angeregten Thätigkeit nicht immer den Hoffnungen und noch weit weniger den Wünschen ihres hohen Urhebers entsprochen. Sammelte sich auch um das Bisthum in der heiligen Stadt aus Anglicanern, evangelischen, lutherischen und calvinischen Christen, aus arabischen Neophyten und jüdischen Proselyten eine ziemlich ansehnliche Gemeinde, als lebendige Verkörperung der mit der Stiftung des Bisthums so eng zusammenhängenden Idee der evangelischen Allianz, so blieb doch eine Reformbewegung im Großen und Ganzen innerhalb der morgenländischen Confessionen, wie sie der König als Folge der Verbreitung der Bibel und der geläuterten Lehre erwartete, aus. Die Vorschläge aber für Jerusalem und allgemein für die Christen Syriens wurden von einem hochberühmten deutschen Staatsmanne, der dem Könige seine aufrichtigen Gesinnungen nicht in gleicher Weise vergalt, über den aber auch eben deswegen wenige Jahre später der Sturm des Schicksals in nie geahnter Heftigkeit dahin brauste, — ihn und die mühseligen Schöpfungen seiner langen Wirksamkeit zu Boden werfend — jene Vorschläge, sagen wir, welche erneuete Christenverfolgungen, wie wir sie im Jahre 1860 erlebt, unmöglich gemacht haben würden, wurden von jenem Staatsmanne mit Glück — wenn man Glück nennen darf, was Unglück und Verderben für Tausende von unsern Glaubensgenossen nach sich gezogen — durch das frivole bon mot bekämpft: „Ce serait une Cracovie religieuse!" —

Die unmittelbare Wirkung der königlichen Maaßregeln war also durchaus keine entsprechende; gleichwohl ist mittelbar durch sie der großartigste Umschwung zu Wege gebracht worden, den die heilige Stadt, seit sie von Saladin in die muselmännische Knechtschaft zurückgeführt worden, erfahren. Es ist dies eine der glänzendsten Illustrationen zu dem alten lateinischen Spruche: in magnis voluisse sat est! Ja, in großen Dingen genügt

schon das Wollen, da ja selten der zur rechten Zeit und am rechten Orte gegebene Impuls völlig wieder verloren geht. Der Umstand, daß an so hoher Stelle Jerusalems nur gedacht wurde, wandte in Europa alle Blicke nach der vergessenen Stadt; die Art aber, wie ihrer gedacht wurde, wirkte wie ein Zauber. Schnöde, herzlose Habgier in allen Schichten der Bevölkerung, eine Habgier, der die Mächtigen, die türkischen Gouverneure, die arabischen Patricier und leider auch die christlichen Kirchenfürsten durch Grausamkeit und Erpressung, welcher die gemeinen Leute durch betrügerische Schlauheit in Ausbeutung argloser Pilger fröhnten, daneben crasser Aberglaube und gegen jedes Verbrechen gleichgültig machende Ignoranz, die noch bei verschiedenen Religionsgenossenschaften von oben her absichtlich gepflegt wurde, das war bis 1841, wo Friedrich Wilhelm sich der entarteten Stadt des großen Königs annahm, die durchgängige Charakteristik ihrer Bewohner. Da war keine Schule für die Jugend, denn die Abrichtungs-Anstalten, wo arabische Kinder, je nach den Confessionen ihrer Eltern, unverstandene griechische, lateinische und armenische Gesänge für den Kirchendienst und sonst Nichts lernten, verdienten diesen Namen nicht; da war auch kein Hospital für den Leidenden, kein Asyl für den Armen, nach Abzug der ägyptischen Besatzung keine Sicherheit für Leben und Eigenthum auf den Straßen, da war Handel und Gewerbe auf die roheste Lebensnothdurft beschränkt, und nur durch die Zahl der an belebteren Plätzen in Staub und Koth hinkauernden, hungernden Bettler übertraf Jerusalem, — trauriger Ruhm! — andere orientalische Städte. Die seit 1824 dort ansässigen Missionarien hatten auf den allgemeinen Zustand der Dinge keinen Einfluß gewinnen können.

Mit der Stiftung des Bisthums aber wurde es anders. England und Preußen, dann Frankreich, Sardinien, Nord-Amerika und endlich gleichsam widerstrebend auch Oestreich, sandten nun ihre Consuln; mit dem ersten englischen Bischof kamen gebildete Männer, Engländer wie Deutsche, sich in Jerusalem anzusiedeln; dem Bisthum schloß sich später die blühende Diakonissen-Anstalt an. Deutsche Handwerker brachten ihren Kunstfleiß nach Jerusalem, die europäischen Häuser stellten sich den erstaunten Blicken der einheimischen Bevölkerung als eben so viele Mittelpunkte einer ihnen fremden höheren Gesittung, einer Entwicklung, hinter der sie um Jahrhunderte zurückgeblieben, dar, der aber sich anzunähern bald Bedürfniß wurde. Das evangelische Bisthum trug diesem Bedürfniß in verschiedener Weise und namentlich durch Errichtung der ersten Schule Rechnung, welcher sofort nicht bloß deutsch-jüdische, sondern auch arabisch-christliche Kinder, griechische, armenische und lateinische, in einer Fülle zuströmten, welche die Eifersucht und die Besorgniß der alten Confessionen rege machte. Gegen den Schulbesuch erlassene Verbote fanden selbst unter Androhung von Kirchenstrafen kein Gehör mehr. Hatte nun bisher unter den verschiedenen Clerisehen gleichsam ein Wetteifer bestanden, wer am geschicktesten das Brot des Lebens vor den Gemeinden in den Stein des geistigen Todes zu verwandeln vermöge, so konnten sie sich doch jetzt den Forderungen einer neuen Zeit nicht mehr verschließen. Zuerst erwachte der Katholicismus aus der Grabesruhe des Schlendrians; gegenüber dem protestantischen Bischofe wurde ein Patriarch von Rom nach Jerusalem gesandt, der alsbald der protestantischen Diöcesanschule ein katholisches Gymnasium entgegenstellte. Daneben wurde eine Bürgerschule von den Franciscanern eröffnet, und nachdem die Diaconissen sich der weiblichen Erziehung unter den Arabern angenommen, von den St. Josephs-Schwestern auch eine katholische Mädchenschule ins Leben gerufen, ja auch die protestantischen Hospitäler fanden in dem des lateinischen Patriarchats, das preußische Hospiz in dem von Oesterreich zu gleichem Zwecke erbauten Hause eine Nachahmung. Noch zögerten die Griechen und Armenier und suchten ihre Gemeinden mit leeren Versprechungen hinzuhalten; Rußland aber zwang die orthodoxe Geistlichkeit, ebenfalls mit den Reformen Ernst zu machen. Mehrere Vorschulen und ein reich dotirtes Gymnasium, ein Hospital und Verbesserungen in der Aufnahme der Pilger waren die Folge. Auch die Widerwilligkeit des armenischen Clerus wurde endlich überwunden, und selbst die Juden, welche bis dahin aus freier Wahl unter dem Einflusse scheinheiliger, egoistischer Rabbis in talmudischer Abgeschlossenheit eine schmutzige Ghetto-Existenz geführt hatten, erhielten in Schulen, Hospital und Armenhäusern gemeinnützige Stiftungen, welche sie der europäischen Bildung und Humanität zugänglich machten. Endlich war von den Vorschlägen des Königs wegen der besondern Verwaltung Jerusalems mindestens so viel übrig geblieben, daß der Ort zur Provinzial-Hauptstadt und zur Residenz eines von Constantinopel ressortirenden Paschas gemacht wurde; dies setzte den zügellosen Bedrückungen der eingeborenen Tyrannen, der unter dem Namen der Efendis bekannten muhammedanischen Patricier, Schranken und erhöhte die Möglichkeit, vor Gericht sein Recht geltend zu machen. Nun vermehrte sich Handel und Industrie, die Preise des Grundbesitzes verdoppelten, ja verdreifachten sich, die in Ruinen zerfallenden Häuser wurden reparirt und neue, prächtigere, überall aufgeführt. Kurz, die ganze Stadt gewann ein anderes, unendlich verbessertes Ansehn.

Diese Umgestaltung ist zu sehr in die Augen springend, um von irgend Jemandem verkannt zu werden. Indessen könnte ein Unkundiger wohl behaupten, daß der Aufschwung in den allgemeinen Verhältnissen gelegen, und daß er ohne die von Preußens Könige der heiligen Stadt gewidmete Sorgfalt, ohne die Stiftung des protestantischen Bisthums' nicht minder stattgehabt haben würde. Dagegen fragen wir, warum denn Jerusalem in dieser Beziehung unter den Binnenstädten Syriens und Kleinasiens so beispiellos dasteht, warum Aleppo und Damascus, so viel reichere, durch ihre Lage begünstigtere Orte in derselben Zeit, wie im Allgemeinen die türkischen Gebiete, nur Rückschritte gemacht haben? Doch sind auch da reich dotirte Klöster, katholische wie orientalische, auch da giebts europäische Kaufleute und protestantische Missionarien! Warum sind die andern Städte Palästina's, Nablus, Ramleh, Ghaza, geblieben, was sie waren? — Nicht durch die eingesessenen Priesterschaften, sondern trotz ihnen sind in Jerusalem alle Verbesserungen eingeführt worden, und umgekehrt nicht blos zeitlich nach den von Friedrich Wilhelm für die heilige Stadt beschlossenen Maaßregeln, sondern durch dieselben.

Diese Wahrheit ist in Jerusalem selbst, ja in ganz Palästina, auch immer anerkannt worden. Der samaritanische Hohe-Priester Amram begehrte i. J. 1859 mit seiner ganzen, zu Nablus am Fuße des Berges Garizim ansässigen kleinen Nation in den Preußischen Unterthanen-Verband zu treten, und wiederholt äußerte gegen uns der nunmehr verstorbene armenische Patriarch, damals ein 80jähriger Greis, er hoffe noch die Theilung der Türkei zu erleben und sehne sich nach ihr wie nach dem höchsten Erdenglück, denn da werde Jerusalem unfehlbar demjenigen Herrscher zufallen, dessen Liebe sich der Stadt in so unauslöschlichen Charakteren aufgeprägt habe.

Wie aber der Aufschwung Allen zu Gute kam, so durchdrang auch ein Gefühl von Ehrfurcht und Dankbarkeit alle Klassen der Bevölkerung. Wohl hatte der Muhammedaner sich mit Verdruß der Gewinnste entschlagen müssen, die ihm sonst aus der Bedrückung von Christen und Juden erwuchsen; bald aber sah er sich reichlich entschädigt durch den höheren Werth seines Grundbesitzes, durch den mehr als verdoppelten Miethspreis seiner Häuser, durch die Leichtigkeit, für seine Producte, für seine Waaren Käufer zu finden, durch die von Europa nunmehr zuströmenden Erfordernisse eines bequemeren, civilisirteren Lebens, Kleiderstoffe, Mobilien und sogar Fensterglas! Die Gesinnung gegen den König, den Urheber dieses Aufschwunges, war also eine durchgängige.

Für die Leser dieses Blattes, besonders die mit den Verhältnissen in Palästina näher vertrauten, werden wir mit dieser Auseinandersetzung wenig Neues gebracht haben. Fremd dürfte ihnen nur die Bemerkung über das Interesse der vornehmen und gebildeten Muhammedaner an dem preußischen Könige gewesen sein, und ein Zeugniß von dieser Seite dem hohen Herrn gezollter Anerkennung, zu welchem das Vorstehende als Einleitung dienen möge, wird sich gewiß einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen haben. Es ist dies eine Dichtung des Scheich Assad Efendi zu Jerusalem, des Mufti, obersten Glaubensrichters der Schafeiten, einer Gelehrtensecte, daselbst, sowie deren Iman oder Vorbeter; — Jerusalem hat nämlich, wie die meisten syrischen Städte, seine arabischen Dichter, unter denen Scheich Assad, in den Medressehs und Moscheen von Kahiro gebildet, bei weitem der vorzüglichste und berühmteste ist.

Um Ostern 1858 kam eine norddeutsche Reisegesellschaft nach Jerusalem und besuchte den Scheich, welcher zu dem preußischen Consulat als muhammedanischer Reichsconsulent in dienstlichem Verhältniß stand und von der preußischen Regierung eine kleine Pension genoß. In Anerkennung der Ehre dieses Besuchs lud der Scheich, da eben der Fastenmonat Ramadhan mit seinen nächtlichen Lustbarkeiten begonnen hatte, die Fremden zu einer ächt arabischen Nacht in seine Wohnung und besang dann selber diese Nacht in einem längeren Gedichte, welches er nach wenig Tagen seinen Gästen überreichte. Dies Gedicht ist i. J. 1860 in Leipzig im arabischen Text und deutscher Uebersetzung als Manuscript gedruckt worden. Nachdem der Scheich sich darin in höchst origineller und oft drolliger Weise in allerlei orientalischen Ueberschwänglichkeiten ergossen, schlägt er gegen das Ende seines Opus einen ernsthafteren Ton an, indem er seinen Gästen als das beste Erdenglück die Gnade ihres Königs wünscht und nun, angeregt durch die Erwähnung des hohen Namens, die folgenden Verse beifügt:

Auf Friedrich Wilhelm IV. vom Scheich Assad zu Jerusalem.

1. Gleichwie die Sonne, deren Gesicht
   Gar klein bedünket den Augen, —
   Und doch verschuldet's die Kleine nicht,
   Die Augen nur nicht taugen;

2. So ist auch Er gewaltig und
   Gepriesen in manchen Gedichten,
   Doch zu umfassen sein ganzes Lob
   Vermochten die Dichter mit Nichten.

3. Wie mächtig ist der König im
   Gerechten Herrscherthume;
   Dem Zeitalter, darin er erschien,
   Dient er zum Glanz und Ruhme.

4. Beglückt fühlt sich die Krone, daß
   Auf solchem Scheitel sie wohne;
   Nicht ziert den Scheitel der goldne Reif,
   Der Scheitel ziert die Krone!

5. Sieh dich nur um, und nimmer wirst
   Du seines Gleichen finden,
   Der, so mit Macht umgürtet, weiß
   Durch Recht zu überwinden.

6. Wie könnt's auch anders sein? Er ist
   Der Salomo ja von Kön'gen,
   Des Feinde zittern, während hoch
   Dastehn die ihm Unterthän'gen.

7. Glück ist sein Diener, es ist der Sieg
   Heerführer auf seinen Zügen;
   Unfehlbar stürzen in den Staub,
   Die wagen, ihn zu bekriegen.

8. Wie schön ist er von Antlitz und
   Gesinnung, in die Gewänder
   Der Majestät gekleidet und Pracht,
   Die blendend strahlt durch die Länder.

9. Der Vierte des Namens, wie ist er doch
   So herrlich, so hoch von Adel,
   Hochedlen Herrscherstammes Sproß,
   Der frei von jeglichem Tadel.

10. Der Herrscher von Berlin, — es ist
    Die Stadt von Stolz gehoben
    Ob seines Ruhmes und Edelsinns,
    Der nie genug zu loben.

11. Hoheit und Großmuth lebten auf,
    Nachdem sie siech gewesen,
    Da dieser König zu Gottes Preis
    Von Krankheit jetzt genesen.

12. Sei, Herr, sein Hirte, schenke ihm
    Die besten Gaben der Erde,
    Daß lang noch reich der Arme durch ihn,
    Gesättigt der Hungrige werde!

13. Ein Leben, das Gesundheit stets
    Versüßt, Herr, ihm gewähre,
    Aus Helden und Führern laß bestehn
    Durch ihn all seine Heere.

14. Und mache hold und sanft für ihn
    Die Herzen aller Preußen,
    Daß sie gehorsam sein und stets
    Das thun, was er sie mag heißen.

15. So sei sein Name hoch geehrt
Inmitten der Könige alle,
Auf daß, wo immer sein man denkt,
Sein lautes Lob erschalle!

Wir bemerken zu dem 6. Verse, daß Salomo, arabisch Suleiman, auf den Namen Friedrich anspielt; Salomo bedeutet ja friedreich. Die Araber nannten den König Soleiman er Rabi, Friedrich IV.

Im 10. Verse ist Edelsinn, im Arabischen Muruwweh — Bezeichnung der Freigebigkeit. Diese Cardinal-Tugend der Araber hatte der König ja auch in Jerusalem vorzugsweise geübt.

Der 11. Vers bezieht sich auf die Zeitungsnachrichten, welche damals eine völlige Genesung hoffen ließen. — Im Uebrigen sind die Verse verständlich.

In das laute Lob, mit dem der Scheich sein Gedicht schließt, werden die ritterlichen Förderer dieses Blattes sammt und sonders gern einstimmen, ja in ein um so lauteres, als es durch den Tod des hohen Herrn von den Schlacken der Schmeichelei, die einst hätten daran haften können, gereinigt worden.

Wir deuteten oben darauf hin, daß wenn im Jahre 1841 die Vorschläge des Königs für die Christen Syriens durchgedrungen wären, 19 Jahre später nicht 16,000 unserer Glaubensbrüder im Libanon und Damaskus durch Mord und durch Elend jämmerlich umgekommen sein würden.

Jerusalem im Großen und Ganzen wußte von diesen Vorschlägen Nichts, aber es kannte den König als einen väterlichen Beschützer. Ein allgemeines Gefühl von Trauer durchzuckte die Stadt, als im Januar 1860 die an den Mastbäumen über den sechs Consulaten aufgezogenen Trauerflaggen ihr kund thaten, daß die Nachricht von seinem Ableben eingetroffen. Ohne eine besondere Aufforderung abzuwarten, folgte der Statthalter dem Beispiele der Consuln und ließ über dem Davidsthurme, diesem stattlichen Ueberbleibsel jüdischer Baupracht, welchen Titus bei der Schleifung der Stadt verschonte, auf daß die Nachwelt sich an ihm von der Arbeit seiner Legionen einen Begriff machen könne — er ließ, sagen wir über dem Davidsthurme die Flagge des Halbmondes in Trauer wehen und lieh damit der allgemeinen Betrübniß einen Ausdruck. Friedrich Wilhelm IV. ist nach der Kreuzfahrerzeit der erste christliche Fürst, dessen Tod in Jerusalem in dieser Weise geehrt worden; der alte Scheich aber meinte: „Ich wollte, er hätte so und so viele Vorgänger, deren keiner kurzlebiger sein möge, als die Erzväter!" —

Wie deutsche Fürsten zu Anfang des 17. Jahrhunderts bedient wurden.

Von Johannes Falke.

Bis zum 17. Jahrhundert blieb das Hofwesen der deutschen Fürsten im Wesentlichen nach der aus germanischen Zeiten überlieferten und nach und nach entwickelten Weise eingerichtet. In den ältesten Zeiten war dieses Hofwesen nur ein erweitertes Hauswesen, und die Hofdiener bildeten eine Hausgenossenschaft. Der Seneschall, Marschall, Truchseß, Schenke, dazu Kämmerer und Kellerer hatten noch die thatsächliche und unmittelbare Aufsicht über die Diener (Sclaven), die Rosse, Küche, Keller, Kleidervorräthe, und ebenso die wirkliche Dienstleistung und Aufsicht in Haus und Hof, bei Tag und Nacht, bei Mahlzeiten und Festen. Durch das Geleitswesen, in Folge dessen sich die Fürsten mit größerem und kriegerischem Gefolge umgaben, stiegen auch jene Aemter zu höherer Würde, weiter greifender Thätigkeit und Verantwortlichkeit, und als sich dann mit neuen Eroberungen und befestigterem Landbesitz allmälig das Lehnswesen ausbildete, wurden dieselben durch Beleihung mit Lehnsherrschaften noch enger an den Fürstenhof geknüpft. Es entstand jetzt aus ihnen die Klasse der Ministerialen als eigentlicher fürstlicher Dienstadel, der für alle Fälle und Zeiten dem Fürstenhaus auf Leben und Tod verbunden war und eine seiner vornehmsten Stützen bildete. Die ursprüngliche Bedeutung jener Aemter hörte damit natürlich auf, und die Thätigkeit der jetzt sehr vornehmen Hofbeamten bestand nur noch im Oberaufsichtsrecht und der Vertretung der fürstlichen Obergewalt, während die eigentlichen Dienstleistungen von jüngeren und im Range niedriger gestellten Kämmerern und Junkern verrichtet wurden. Zu diesen germanischen Einrichtungen traten aber schon früh, doch in den älteren Zeiten nur an den mächtigsten Höfen, die byzantinischen Hofformen, die größeren Pomp und Pracht und eine zahllose Menge von Diensten, Titeln, Einrichtungen und Formen hereinbrachten. Karl der Große, Otto der Große, Friedrich der Zweite, auch der prachtliebende Erzbischof Adalbert von Bremen, die Herzöge von Burgund waren solchen pomphaften Formen zugethan und erwarben dadurch Bewunderung und Neid aller Mitlebenden. Allgemeiner wurde dies formenreichere Hofwesen, seitdem dasselbe durch die habsburgische Monarchie in Spanien eine selbstständige und eigenthümliche Ausbildung und durch Karl's großartige Weltstellung über Europa Ausbreitung gewonnen hatte, bis es dann in neuer französischer Umbildung durch Ludwig XIV. über die Höfe des 18. Jahrhunderts die Herrschaft gewann.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts sehen wir an den angesehensten deutschen Fürstenhöfen noch das deutsche Element im Hofwesen fast ungebrochen vorwalten. Der Hofstaat des sächsischen Churfürsten Johann Georgs I. bestand hauptsächlich aus dem ritterlichen Gefolge des Landesherrn, dessen Mitglieder fast Alle aus den einheimischen Ministerialen, dem Adel zweiter Klasse, stammten. Auch im Churfürstenthum Sachsen gab es noch einen Adel höheren Ranges, der, mit mehr oder weniger landeshoheitlichen Rechten begabt, zum Reiche im Verhältniß der Unmittelbarkeit stand und dem Churfürsten nur mit beschränkter und mit bedingter Vasallenpflicht verbunden war. Selten drängte sich ein Glied dieser Häuser, der Fürsten und Grafen von Schwarzburg, Stolberg, Mansfeld, Solms, Schönburg u. a., zu Hofämtern, doch erschienen sie bei großen Festen und feierlichen Gelegenheiten mit großem glänzendem Gefolge am Hofe und trugen dann nicht wenig zu der Pracht desselben bei. Die Hofbediensteten, die nach der Hofordnung auch alle stets in guter Rüstung und wohl bewaffnet erscheinen mußten, so oft der Landesherr es verlangte, waren meistens aus den

durch lange Dienste dem Churfürstenhause eng verbundenen Familien der Schönberge, Taube, Miltitz, Maltitz, Pflugk, Bitzthum, Einsidel, Könneritz u. a. und hielten, trotz ihrer oft sehr friedfertigen Amtsfunktionen, doch stets den ritterlichen und reisigen Charakter fest. Auch sie kamen zu Roß mit reisigem Gefolge, das ihnen nach der Hofordnung zu halten bestimmt war, zu Hofe, versäumten nie mit ihren Leuten kriegerische Uebungen zu halten und kannten selbst keine würdigere und angemessenere Unterhaltung, als ritterliche Spiele und die Jagd. Dieses reisige Gefolge des Churfürsten stieg in allen seinen Abstufungen oft bis über 800 Pferde und Personen, die auf den häufigen Reisen und bei Festaufzügen den Landesherrn wie ein kleines auserwähltes Heer umschaarten.

Diesen Hofstaat erhielten die Churfürsten aus den eigenen Einkünften, die damals viel mehr als jetzt privaten Charakter trugen und aus den Kameraleinkünften, den Gefällen der Regalien, Domänen u. a. bestanden. Die Ministerialgeschlechter, als solche, hatten meistens ihre Lehngüter, durch welche sie dem churfürstlichen Hause für immer verbunden waren, der einzelne diesen Geschlechtern entstammende Hofbeamte erhielt eine besondere, in den meisten Fällen reichliche Besoldung, wozu Nebenbezüge aller Art kamen, für Knechte und Rosse, für Dienst- und Ehrenkleider, Naturallieferungen und oft bei besonderen Gelegenheiten sehr beträchtliche Geschenke. Der Marschall Hans Georg von Osterhausen erhielt im J. 1611 als jährlichen Gehalt 2008 Fl. und außerdem für 7 Pferde 1008 Fl., der Stallmeister Dietrich Taube im J. 1640 jährlich 2000 Thlr. und Fütterung für 12 Pferde, der Jägermeister im J. 1611 dagegen nur 600 Fl., die Kammerjunker 643 Fl., ein Truchseß 353 Fl., ein Lakei 57 Fl. Dazu hatten die meisten Hofbeamten Dienstwohnung für sich und ihre Diener, Auslösung auf Reisen und andere Nebenbezüge. Dietrich Taube berechnete dieselben in einem Jahr für sich auf 12 Eimer Wein, 2 Ochsen, 2 Ehrenkleider, 2 Jagd- und Reisekleider, 2 Hirsch- und Wildhäute, $1\frac{1}{2}$ Fl. wegen des Zwerges, sechs Essen auf der Reise für das Gesinde, freie Apotheke ohne Confect und freie Flickerarbeit beim Hofschneider. An Geschenken erhielt Kasper von Schönberg im J. 1626: zwei große knorrichte Becher mit englischen Bildern, 19 Mark 4 Lth. schwer, 1000 Ducaten und eine Kette. Der Oberkämmerer von Taube führte ein besonderes Register über die verschenkten Kleinodien, Ketten, Bildnisse, Ringe, Trinkgeschirre u. s. w., welches zwei mächtige Folianten füllt. Aber auch dem Churfürsten schenkten wohl die Hofleute an seinen Ehrentagen Angebinde, z. B. der Hofprediger Dr. Hoe zum Geburtstage 1625 Dr. Luthers Bildniß, in Kupfer gestochen und vergoldet mit schwarzem Rahmen. Die Städte übersandten solche Verehrungen regelmäßiger, die Stadt Döbeln alle Jahr einige Schock Steinbeißer, Torgau Rheinwein und treffliches Stadtbier. Leipzig frischen Lachs, einmal auch 5 Stücke Geschütz.

An der Spitze des ganzen Hofstaates stand als vornehmster Beamter der Hofmarschall, der den Fürsten in seiner Abwesenheit am Hofe vertrat und die Aufsicht und Sorge über das gesammte Haus und Hof, über die fürstliche Familie und selbst über das Land erhielt. Unmittelbar ihm untergeben war der Hausmarschall, der die fürstliche Haus- und Hofwirthschaft besorgte. Der Oberkämmerer bewahrte den fürstlichen Schatz und besorgte auch einen Theil der fürstlichen Ausgaben, insbesondere die für die fürstlichen Geschenke; neben ihm hatte ein besonderes Kammercollegium die Obhut und Verantwortung über sämmtliche landesherrliche Einkünfte. Der Stallmeister, ebenfalls ein Beamter von hoher Stellung und Verantwortung, hatte insbesondere die Aufsicht über den churfürstlichen Marstall und die zahlreiche Stallbedienung, der Jägermeister über das Jagdgesinde und die unmittelbar herrschaftlichen Forsten und Forstbeamten. Das Oberschenkenamt war zu einem vornehmen Ehrenamte geworden, während die Dienstleistungen der Mundschenken von Kammerjunkern und Edelknaben versehen wurden. Jene Beamten ersten Ranges hießen die Officiere, nach ihnen bildeten die Kammerjunker den zweiten Rang, die Würde der Kammerherren kam erst unter Johann Georg II. zu ihrer Bedeutung. Den Kammerjunkern folgten die Truchsesse und Edelknaben, hauptsächlich zu den persönlichen Dienstleistungen bei der Tafel und den gewöhnlichen Hoffesten und Unterhaltungen bestimmt, dann die zahlreiche, bunte Menge der Stall-, Küchen-, Keller- und anderer Diener, das „gemeine Hofgesinde", zu denen auch die Hoftrompeter, Narren, Zwerge, der Hofpoet und Hof-Bibliothekarius, der Pritschmeister, Mäusefänger oder Kammerjäger, Hackebrettschläger u. a. unterschiedslos gehörten. Der Hofstaat der fürstlichen Frauen war einfacher und bestand aus der Oberhofmeisterin, den Hofmeisterinnen und Fräulein, denen sich die Kammerfrauen mit Wärterinnen und Zwerginnen anschlossen. Bei außerordentlichen Gelegenheiten wurde die Zahl der Hofleute durch Landadelige, die zu diesem besonderen Zwecke herbeigerufen wurden, vermehrt und mitunter auch wohl noch Hunderte von Lohndienern angenommen. — (Fortsetzung folgt.)

Die Erbämter im Preußischen Staat.

(Von George Hesekiel.)

Unser Staats-Kalender verzeichnet alljährlich unter der Rubrik: Hof- und Erbämter in den Provinzen. A Große Hofämter im Königreich Preußen und B Erbämter, zwei Kategorien von adligen Würdenträgern, welche nur sehr wenig mit einander gemein haben und besser unter verschiedenen Rubriken aufgeführt würden. Die großen Hofämter im Königreich Preußen sind nämlich nicht erblich, und es bezeichnen ihre Titel, auch da, wo sie mit denen von Erbämtern gleich lauten, eine ganz andere Amtsthätigkeit, allerdings aber sind diese Hofämter, wenn auch nicht aus Erbämtern hervorgegangen, so doch nach Analogie derselben gebildet. Die vier großen Hof-Aemter im Königreich Preußen: der Landhofmeister, der Ober-Burggraf, der Ober-Marschall und der Kanzler sind nämlich die Titel der Minister im ehemaligen Herzogthum Preußen, die bei Aufrichtung des Königreichs und zunehmender Centralisation der Regierungs-Gewalt in ihrer Gesammtheit erst zu einer Provinzialbehörde herabgedrückt, dann aber genöthigt worden, eines ihrer Macht-Attribute nach dem Andern an die staatlichen Behörden abzugeben. Sie haben jetzt Alle, mit Ausnahme des Kanzlers, fast nur noch Ehren- und Rangrechte.

Ganz anders wie mit diesen, nicht erblichen, aus ehemaligen Staats- und nachher Provincialbehörden hervorgegangenen Hofämtern im Königreich Preußen verhält es sich mit den Erbämtern in den andern Provinzen, denn diese sind aus den Ehrenlehnen bei der **Person** des Fürsten hervorgegangen und gehören erblich adligen Geschlechtern, aus denen ein Lehnsträger entweder gewählt, oder auf irgend eine andere Weise bestimmt wird, welcher dann von dem Könige mit dem Erbamt belehnt wird.

Im ehemaligen deutschen Reiche gehörten nämlich die Erbämter zu den Attributen der Reichsfürstlichen Würde, und die in den fürstlichen Stand Erhobenen wurden von den Kaisern so zu sagen mit Erbämtern ausgestattet. Wie der Kaiser in den Kurfürsten seine Erzämter hatte, so hatte jeder Reichsfürst aus den Familien seines landsässigen Adels seine Erbämter. Als z. B. Kaiser Ludwig 1339 die Grafschaft Geldern zum Herzogthum machte, stattete er das neue Herzogthum zugleich mit vier Erbämtern aus. Es ließe sich das durch viele Urkunden belegen. In dem Diplom, durch welches Kaiser Leopold den Abt von Muri in den Reichsfürstenstand erhob, heißt es: „zu wahrer Erhöhung und Zierung des gnädigst ertheilten Fürstenstandes haben wir **Placida**, Abten des Gotteshauses Muri, wie auch Sucessorn, zugelassen, daß sie zu größerem Splendeur der fürstlichen Würde, die vier Erbämter, als Erbmarschalle, Erb-Kämmerer, Erb-Schenken und Erb-Truchsessen-Amt, aufrichten, führen und damit nicht allein fähige, Rittermäßige Geschlechter belehnen, sondern auch gleich jetzt mit dem Erbmarschallen-Amt jedesmal den Aeltesten aus ihrem eigenen Geschlecht, der zur **Lauben**, Freiherrn zum **Thurn** und **gestallten Burg**, damit belehnen und die Uebrigen nach seinem Belieben zu benahmsen, so oft es sich begebe, daß ein oder anderes mit besagten Erbämtern belehntes Geschlecht absterben thäte, solches erledigtes Erbamt mit einer andern, gleichfalls rittermäßigen Familie, nach Belieben conferiren und damit belehnen können (Pfeffinger Vitriar. illustr. Lib. I. Tit. V. Tom. I. pag. 786.)

Die Zahl der Erbämter ist vier, weil der Kaiser vier weltliche Erzämter: Erzmarschall — Sachsen, Erz-Kämmerer — Brandenburg, Erz-Truchseß — Pfalz-Bayern, Erzmundschenk — Böhmen, hatte. Doch finden sich namentlich in späteren Zeiten noch andere Erbämter, die wohl theils zur Erhöhung des fürstlichen Glanzes im Allgemeinen neu geschaffen wurden, theils aber auch durch die Vereinigung mehrerer Länder unter einen Fürsten dadurch entstanden, daß man neue Würden schuf, um die Familien für den Verlust der früher inne gehabten zu entschädigen. Uebrigens hatte die Vierzahl im römisch-deutschen Reich eine symbolisch-mystische Bedeutung, die zu dem System der **Quaternionen** geführt hat, welches zwar als solches keine Kritik aushält, aber immerhin culturhistorisch interessant ist und einen Einblick in die politischen Auffassungen vergangener Zeiten gestattet. Nach diesem Vierzahlsystem gab es im Römischen Reich: Vier hohe Herzoge: Oesterreich, Burgund, Bayern und Braunschweig (Lothringen, Schwaben, Franken u. a. waren aber ebenso hoch.) Vier hohe Markgrafen: Brandenburg, Mähren, Meißen und Baden; Vier hohe Landgrafen: Thüringen, Hessen, Leuchtenberg und Elsaß; Vier hohe Burggrafen: Nürnberg, Stromberg, Magdeburg und Rhieneck; vier hohe Grafen: Cleve, Schwarzburg, Cilley und Savoyen; vier hohe Semperfreie: Limburg, Thussis, Westerburg und Altwalten; vier Ritter: Andlaw, Stronbeck, Meldingen und Frauenberg; vier Städte: Augsburg, Maintz, Aachen und Lübeck; vier Dörfer: Bamberg, Schlettstadt, Ulm und Hagenau; vier Bauern: Regensburg, Castnitz, Salzburg und Cöln.

Die Schwächen dieses Vierzahl-Systems liegen auf der Hand, doch ist es, wie gesagt, nicht ohne Bedeutung und nach einer andern Seite hin auch streng durchgeführt. So hatten, zum Beispiel, die vier weltlichen Churfürsten als Erzämter im römischen Reich auch vier Vicarien, welche Erbämter genannt wurden, als: Erzmarschall Chursachsen, Erbmarschall Graf von Pappenheim; Erz-Kämmerer Chur-Brandenburg, Erb-Kämmerer Grafen von Hohenzollern; Erz-Mundschenk Chur-Böhmen, Erbmundschenk Schenken zu Limburg; Erz-Truchseß Chur-Bayern, Erbtruchseß Grafen Truchseß-Waldburg. Aber das System ist noch weiter durchgeführt, denn sämmtliche Erzämter waren zwar nicht, wie einige Schriftsteller fälschlich behauptet haben, Lehne des bischöflichen Stuhls zu Bamberg, aber ihre Inhaber empfingen als solche gewisse Lehnsstücke von dem Bischof von Bamberg. Zu dem Empfang dieser Lehne nun waren wiederum vier erbliche Würdenträger bestellt, welche sub-officiarii hießen. Für den Erz-Marschall war subofficiarius der von Löser, für den Erz-Kämmerer der von Rottenhan, für den Erzmundschenk der von Aufseß, für den Erz-Truchseß der von Pommersfelden.

Es ist hier wohl zu bemerken, daß die weltliche Vier mit der geistlichen Drei die mystische Siebenzahl des Chur-Collegiums bildete; die drei Churfürsten und Erzbischöfe von Maynz, Trier und Cöln waren des Reiches Erz-Kanzler: Maynz war des Reiches Erz-Kanzler durch Germanien, Trier durch Arelat und Frankreich, Cöln durch Italien. Nach diesem Beispiel hatte nun Jeder Reichsfürst auch seinen Kanzler, was mit den vier Erbämtern nun zwar nicht eine Siebenzahl wie im heiligen Reich aber doch eine Fünfzahl giebt. Die Fünf ist aber eben so gut wie die Sieben eine verschleierte Dreizahl und auf die heilige Dreizahl, Dreifaltigkeit, Dreieinigkeit ist alle mystische Zahlenbedeutung gegründet.

(Schluß folgt.)

Am 25. Juni c. hat in Wien die feierliche Installation des Erzherzogs **Wilhelm** von Oesterreich, zeitherigen Coadjutars des verstorbenen Hoch- und Deutschmeisters des deutschen Ritter-Ordens Herzogs **Maximilian** von Oesterreich-Este, als Hoch- und Deutschmeister stattgefunden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Beachoeget, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 30. Berlin, den 22. Juli 1863. **Nr. 30.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juli 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	50		
	Zugang pro Juni	7		
		57		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	51	51	54
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	54		
	Zugang pro Juni	21		
		75		
	Abgang . .	12		
	Bleibt Bestand	63	63	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	13		
	Zugang pro Juni	10		
		23		
	Abgang . .	11		
	Bleibt Bestand	12	12	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	29		
	Zugang pro Juni	7		
		36		
	Abgang . .	10		
	Bleibt Bestand	26	26	36
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	16		
	Zugang pro Juni	9		
		25		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	19	19	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	22		
	Zugang pro Juni	14		
		36		
	Abgang . .	12		
	Bleibt Bestand	24	24	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	23		
	Zugang pro Juni	17		
		40		
	Abgang . .	20		
	Bleibt Bestand	20	20	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	10		
	Zugang pro Juni	10		
		20		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	15	15	50
	zu übertragen	—	230	306
	Uebertrag		230	308
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	45		
	Zugang pro Juni	22		
		67		
	Abgang . .	17		
	Bleibt Bestand	50	50	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	6		
	Zugang pro Juni	4		
		10		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	4	4	35
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	5		
	Zugang pro Juni	14		
		19		
	Abgang . .	11		
	Bleibt Bestand	8	8	14
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	8		
	Zugang pro Juni	8		
		17		
	Abgang . .	8		
	Bleibt Bestand	8	9	17
13.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	3		
	Zugang pro Juni	5		
		8		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	3	3	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	1		
	Zugang pro Juni	3		
		4		
	Abgang . .	2		
	Bleibt Bestand	2	2	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	—		
	Zugang pro Juni	1		
		1		
	Abgang . .	1		
	Bleibt Bestand	—	—	8
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	2		
	Zugang pro Juni	10		
		12		
	Abgang . .	7		
	Bleibt Bestand	5	5	8
	zu übertragen	—	311	456

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juli 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	311	456
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Juni 1863	16		
	Zugang pro Juni	—		
		16		
	Abgang „ „	—		
	Bleibt Bestand	16	16	18
18.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Juni 1863	11		
	Zugang pro Juni	8		
		19		
	Abgang „ „	6		
	Bleibt Bestand	13	13	38
	Zusammen:	—	340	512
	Am 1. Juni 1863 waren vorhanden.	—	314	513
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. Juli vermehrt um	—	26	—
	die der Betten vermindert um. .	—	—	1

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juni 1863 beträgt 145, davon sind:

a) gestorben . . . 15
b) geheilt entlassen . 108
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 22
wie vor 145.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. Mai 1863 . . . . 15 Kranke.
Zugang pro Mai . . . . 14 „
29 Kranke.

Davon sind: geheilt. 17
gebessert 3
20 — 20 „

Bleibt Bestand am 1. Juni 9 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 8 Christen, 5 Muhamedaner und 1 Druse.

Die Gesammtzahl der seit dem 1. Januar c. aufgenommenen Kranken beträgt 146.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats Mai 58 Kranke neu in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der poliklinisch Behandelten beträgt 303.

Sir Culling Eardley †.

In England starb am 21. Mai d. J. auf seinem Landsitze Bedwell-Park in Hertfordshire Sir Culling Eardley, Präsident und vornehmster Stifter des Evangelischen Bundes, ein Mann, der sein ganzes Leben und sein bedeutendes Vermögen dem Reiche Gottes widmete.

In zahlreichen Nachrufen wird des Verstorbenen gedacht, und einer seiner hervorragendsten Freunde in Deutschland*) sagt in treffender Weise: daß Lauterkeit, Liebe und Lindigkeit die Grundzüge seines Wesens gewesen, und daß sein Herz in der Liebe die ganze Aufgabe seines Lebens sah, die er mit der Schlichtheit und Lauterkeit eines Kindes zu erfüllen suchte.

Diesem edlen Manne ist auch der Johanniter-Orden verpflichtet, er verliert an ihm eine kräftige Stütze unter den christlichen Freunden Englands, die sich für unsere syrische Anstalt interessirten und sie unterstützt haben. Wir beklagen daher mit seinen zahlreichen Freunden den Tod Sir Culling's aufrichtig und möchten seinem Namen ein ehrendes Andenken widmen.

*) Consistorial-Rath Dr. Tholuck in Halle.

Freienwalde.

(Von T. Fontane.)

(Fortsetzung.)

5. Der Rosengarten. Der Baa-See.

Und wo der Rosengarten war,
da soll der Liliengarten werden.
(Uhland.)

Das Brunnenthal ist still und windgeschützt, aber in seinem Rücken liegt eine stillere Stelle — der Friedhof. Es ist ein kleiner, von einer niedrigen Steinmauer eingefaßter, mitten im Wald gelegener Begräbnißort, so recht ein Platz, wo

— jeder eitle Kummer,
Dir wie ein Traum zerfließt,
Und Dich der letzte Schlummer
Im Bienenton begrüßt, —

ein Platz, der uns mit dem Gedanken des Scheidens versöhnt und uns im Tiefsten empfinden läßt:

Die Ruh' ist wohl das beste
Von all' dem Glück der Welt.

Die Pforte, einladend, steht immer offen, die Waldblumen blühen draußen und drinnen und die Buchen legen, von außen her, ihre grüne Hand auf die Gräber, als wollten sie den Schlummer Derer, die drunter ruhn, noch ruhiger machen.

Es ist dies die Begräbnißstätte nicht für Freienwalde selbst, sondern für Die, die als Gäste kamen, um Genesung zu suchen und — sie an dieser Stelle fanden.

Dieser Friedhof heißt der Rosengarten. Er heißt so, nicht aus Laune oder Einfall; der Fleck Landes, der diesen Namen führt, hieß schon so, lange bevor der erste Gast durch das offenstehende Gitter einzog. Es hat das folgenden Zusammenhang. Die weiten Waldreviere, die Freienwalde nach Westen hin umgeben und alle Thalschluchten mit Laubholz füllen, waren, in alten Zeiten schon, immer reich an wilden Rosen, an weißen, rothen und gelben, und wer um die Johanniszeit durch diese grünen Schluchten zog, dem war es, als flögen Schmetterlinge vor ihm her durch den Wald. Die Stelle aber, wo die Rosensträucher am dichtesten standen und einen kleinen Wald im Walde bildeten, diese Stelle lag im Rücken des Brunnenthals und hieß der „Rosengarten." Die Sträucher verschwanden allmälig, das erste Grab wurde gegraben, andere Gräber folgten, die Steinmauer wurde gezogen, — aber der Name blieb, und von den Gestorbenen heißt es sinnig und ungezwungen: „sie schlafen im Rosengarten."

Weiter in den Wald hinein, etwa eine halbe Meile im Rücken des Rosengartens, liegt der Baa-See, ein Lieblingsplatz, und mehr denn das, der Stolz der Freienwalder. Sie überschätzen ihn offenbar, was indessen darin seinen guten Grund hat, daß er die einzige, landschaftlich in Betracht kommende Wasserfläche ist, die die schöne aber etwas monotone Freienwalder Landschaft (eine immer wiederkehrende Berg- und Wald-Coulisse) gefällig unterbricht. Wenn noch ein anderes hinzukommt, was hier eine Reputation machen hilft, so ist es vielleicht der Umstand, daß der Baa-See, wie eine vielgesuchte Schöne, sich nicht finden läßt, daß er Versteckens mit seinen besten Freunden spielt, ja daß es oftmals ist, als würd' er von Kobolden im Walde hin und her getragen. Endlich doch gefunden, wird es seiner Schönheit mit angerechnet, daß er sich überhaupt hat finden lassen.

Auch wir suchten ihn, ohne ihn finden zu können. Ermattet warfen wir uns endlich in das Waldmoos, das feucht und schwellend um uns her stand. Wir schlossen die Augen, träumten, riefen auch wohl den Waldgeist, zusammt der Baa-Nixe, an, es gnädig mit uns zu machen. Als wir wieder aufblickten, sahen wir, waldeinwärts, aber dicht hinter uns, zwei Mädchen-Gestalten, die tief in Farrenkraut standen und nur mit Kopf und Brust über das grüne Blattwerk hinwegragend, lächelnd zu uns herüber sahen. Es war wie ein Bild aus den fleurs animées.

Wir wußten nicht, ob wir sie anrufen sollten, aus Furcht, die hohen Farrenkräuter möchten die zwei Köpfe wieder einziehen, die nur eben, wie neugierig, in die Welt des Lichts hineingestreckt schienen.

Aber die Beiden kamen uns zuvor. Sie traten aus dem grünen Gestrüpp heraus, barfuß, hochgeschürzt und riefen uns zu: „Der See liegt da hinauf!" Dabei machten sie eine Handbewegung nach rechts hin und zeigten die Schlucht hinan, durch die wir, auf unsern Irrfahrten, eben herabgestiegen waren.

Beide Mädchen waren noch jung, die jüngere, hübschere, noch ein halbes Kind und nachdem wir Begrüßungsworte mit ihnen gewechselt und uns an dem bescheidenkecken Ton beider gefreut hatten, wurden wir einig, daß sie uns, bis zum Baa-See hin, als Führer begleiten sollten.

Es ist allzeit schwer, wo immer es sei, mit jungen Dirnen ein einfach Gespräch zu führen, und den klaren, sprudelnden Ton zu treffen, in dem ihrer Seele wohl wird, wie der Forelle im Quellwasser; aber es ist doppelt schwer mitten im Walde, über dem die Mittagsschwüle brütet, nichts vernehmbar als der Specht im Tann und dann und wann das Rufen des Pfingstvogels. Zu der Scheu der Geister kommt eine Scheu der Natur, die Scheu des innersten Ich.

Wir versuchten ein Gespräch, aber es scheiterte; die Einsamkeit, die sonst so nahe führt, hier zog sie eine Schranke. So gaben wir's auf, und die beiden Mädchen, unnmehr unbelästigt durch unsere Fragen, schritten vor uns her, die Schlucht hinauf. Es war ein reizendes Bild; zu beiden Seiten stand der Wald und schloß sich über dem Hohlweg, in dem wir gingen; nur ein schmaler Streifen blauen Himmels sah hindurch. Die Schlucht selbst war tief und vom Regen ausgewaschen. Die Wandungen rechts und links zeigten allerlei Wurzelgeflecht, das dann und wann phantastisch aus der rothen Erdwand hervorsah. Die beiden Mädchen blickten sich nicht um, sie sprachen auch nicht, aber es hielt nicht schwer dem Gang ihrer Gedanken zu folgen. Sie sprachen die Sprache der Bewegung. Beide hatten einen elastischen Gang (eine Tugend, deren sich die Leiber unseres Volkes nur ausnahmsweise zu rühmen haben) und wie bei guten Schlägern, nicht die Bewegung des Armes, sondern die Biegung des Gelenks die besten Hiebe führt, so bewegten sich auf dem Bilde vor uns nur Hüfte und Nacken, während der Unterkörper, trotz rüstigen Schreitens, in statuarischer Ruhe zu verharren schien. Die ältere wollte gefallen, die jüngere dalberte nur, und während jene mit einem gewissen koketten Ernst ihre Schritte that, kicherte die andere und erröthete über Ohr und Hals.

Nun kletterten sie die Wandung des Hohlweges hinauf und liefen waldeinwärts. Als wir sie wiederfanden, stand die jüngere auf einem steilabfallenden Bergeck und hielt sich mit der linken Hand an einem Wachholderbusch, während sie mit der rechten in die Tiefe zeigte. Unten lag der Baa-See, das ersehnte Ziel unserer Wanderung. Wir traten heran und hielten Umschau. Aber das Bild des Mädchens war schöner als der See; die Staffage ging über die Landschaft.

Was den Baa-See zu keiner tieferen Wirkung kommen läßt, ist wohl das, daß er einer gewissen Mischgattung von Seen angehört und zu jener Klasse zählt, die zu finster ist, um zu erheitern, und doch wieder zu heiter ist, um den vollen Eindruck des Schauerlichen zu machen. Viel freilich hängt dabei von der Beleuchtung und noch mehr vielleicht von der Jahreszeit ab.

Wir sahen ihn bei Sonnenschein. Lachende Mädchen saßen am Ufer hin und flochten Kränze aus Moos und Wasserblumen; ein Boot mit zwei Jägerburschen fuhr über den See, der eine ruderte, während der andere von Zeit zu Zeit Hornsignale in den Wald blies. Die Mädchen am Ufer richteten sich auf, grüßten mit flatternden Hutbändern und klatschten Beifall; Sonne, Lust und Liebe schienen sich ein Rendezvous an dieser düsteren Stelle haben geben zu wollen. Es war, als ob der Griesgram lachen sollte; aber es ging nicht, es kleidete ihn nicht.

Ich fürchte, wir haben den Baa-See zur Unzeit gesehen. Ungleich schöner muß es hier sein, wenn das Laub hin ist und statt der grünen Kronen die grauverzweigten Stämme ihr Bild in den See werfen; am schönsten aber in Sturm- und Winternächten, wenn der Mond grell-eisig am Himmel steht und statt des Jagdhorns des Jägerburschen, das eben verklingt, das Halloh des wilden Jägers über Wald und See zieht.

(Schluß folgt.)

Wie deutsche Fürsten zu Anfang des 17. Jahrhunderts bedient wurden.

Von Johannes Falke.

(Fortsetzung.)

Den besten Einblick in das Hofwesen und Leben damaliger Zeit gewinnen wir, wenn wir die churfürstliche Hofordnung vom J. 1611, die mit der erneuerten vom J. 1637 durchaus übereinstimmt, näher betrachten. Dieselbe beginnt: „Von Gottes Gnaden Wir Johann Georg rc. thun hiemit kund und zu wissen, — daß wir uns nachfolgender Hofordnung entschlossen und hiemit öffentlich publicirt haben, auch in unsern Hofstuben aushängen lassen wollen, und ist hierauf unser gnädigst Begehren und Meinung, daß alle, die sich an unserm Hofe wesentlich aufhalten, dieser Unserer Hofordnung allenthalben gemäß gutwillig und gehorsamlich verhalten sollen bei Vermeidung Unserer ernsten Strafe und Ungnade. In maßen wir denn solche dem Besten, Unserem bestallten Hofmarschalle, Generalmajoren Dietrichen von Taube auf Neukirchen zugestellet und ihm daneben in Ernst eingebunden und befohlen, über solcher Unserer Ordnung stark und ernstlich zu halten." Die einzelnen Artikel dieser Ordnung enthalten:

1. Das göttliche Wort und Predigt hören.

Im Hoflager wie auf den Reisen sollen wöchentlich drei Predigten, für gewöhnlich Sonntags, Mittwochs und Freitags und zu öftern Malen Beichte und Communion gehalten werden, dabei sich das Hofgesinde fleißig und mit Eifer und Andacht einzufinden hat. So aber Jemand Gottes Wort verachtet, Gotteslästerung und öffentliche Untugend wider Gottes Gebot begehen und dadurch andere ärgern würde, denselben soll der Hofmarschall davon abhalten und wenn keine Besserung erfolgt, in gebührende Strafe nehmen. In das grüne Gegitter der Kirche und an den Ort, dahin nur die vornehmen Officiere gehörig, sollen sich keine andere eindrängen, und wer sich dessen untersteht, mag sich selbst die Schuld zumessen, wenn ihm darüber ein Schimpf begegnet. Auch sollen die beiden Schloßthore, sobald der Prediger auf die Kanzel getreten ist, geschlossen und wenn der Segen gesprochen, wieder geöffnet werden.

2. Von Frieden und Einigkeit des Hofgesindes. Der fürstliche Burgfriede in der Hofhaltung, auf Reisen und auf Jagden soll stark und ernstlich gehalten werden, und Keiner den Andern ausfordern und Thätliches begehen; den Uebertreter soll der Hofmarschall, wofern er von Adel oder sonst ein angesehener Hofdiener ist, bestricken und handfest machen, die vom gemeinen Hofgesinde alsbald zu Haft und Gefängniß bringen und sich des Churfürsten Bescheid erholen. Das Ausfordern am Hofe soll gänzlich verboten sein, und werden noch ausfordert, soll, auch wenn kein Schade geschieht, vom Hofe abgeschafft und gestraft werden. Zwietracht unter dem Hofgesinde soll der Hofmarschall gütlich entscheiden und nöthigen Falls an den Churfürsten berichten. Kein Todtschläger soll wider die Gerichte geschützt werden, und wer einem solchen Vorschub leistet, dem soll der Hofmarschall mit des Kurfürsten Vorwissen die gerechte Strafe widerfahren lassen. Jeder soll in Herbergen, Wegen und Stegen und gegen Jedermann ehrbarer Zucht, gutes Wandels und Redlichkeit sich befleißigen und keiner sich zu Hochzeiten, Tänzen und an Orte, dahin er nicht gehöret noch geladen ist, eindringen, desgleichen sich allerhand Scherz, verdrießlicher, ehrenrühriger, unnützer Speiworte, Stachelreden, Unzucht und anderes, so Unwillen zu verursachen pfleget, gänzlich enthalten.

3. Dienst und Aufwartung. Wer sich wider seinen Dienst setzet, über den soll der Hofmeister bei höchster Ungnade auf frischem Fuß mit allen Umständen zu berichten verpflichtet sein und allem, was dem Hofe zu Schimpf und Schade gereichen wird, treulich und willig vorkommen. Auch soll Niemand außer dem Hofmarschall, den geheimen Räthen, Oberkämmerer, Stallmeister, Kammerjunker, Kammersekretäre und den Medicis und denen, welchen des Churfürsten Leib zu warten beschieden, in des Churfürsten Gemach und Kammer dringen, in das Eßgemach aber Niemand außer denen, die dort aufzuwarten haben und besonders dazu erfordert und berufen sind, dafür soll der Trabanten-Hauptmann den ganzen Tag bei der Kammerthür aufwarten. Das gemeine Gesinde soll des Churfürsten, seiner Gemahlin und seiner Söhne Gemach ganz und gar müßig gehen und sich unerfordert um und bei denselben nicht finden lassen. Wenn remde Herrschaft da ist und mit ihnen Tafel gehalten wird, so soll ein Jeder seines Dienstes, darauf er beschieden ist, abwarten, und je fleißiger solches geschieht, je lieber soll es sein, und soll die Dienstwartung nach Unterschied der fremden Herrschaft fürstlich und ehrlich durch den Hof bestellet werden. Und damit die Offiziere, Kammer- und Hofjunker sich desto prächtiger bei Hafe präsentiren mögen, so soll jeder sein reisiges Gesinde, so viel ihm dessen nach Anzahl der Pferde unterhalten wird, wenn er zu Hof gehet, jedesmal fleißig auf sich warten, durch das Schloß bis vor den Kirchen-Wendelstein mit, dann aber zurückgehen und unter dem Schloßthor warten lassen, daß das Gedränge verhütet werde und das Gesinde nicht, wie bisher geschehen, ohne Unterschied in und vor dem Gemach dränge. Offiziere und Junker sollen sich und ihr Gesinde in Kleidung reinlich und alsa halten, daß sie dessen auch bei anderen Ruhm haben mögen. Die gemeinen Diener sollen sich nicht zur Aufwartung bei fremden Herrschaften drängen, noch bei fremden Dienern schmarotzen, die Junker und Offiziere, die freie Kost am Hofe haben, nicht auswärts Mahlzeit halten und bei Tische Niemand etwas hinweggeben, bevor man aufgestanden. Das Vorschneiden soll unter den Kammerjunkern und Truchsessen wöchentlich die Reihe herumgehen, während der Tafel die Schloßthore geschlossen und dem Churfürsten die Schlüssel überbracht, auch das Essen nur durch Truchsessen und Edelknaben hereingebracht werden.

4. Abritt oder Erlaubniß (Urlaub) ertheilt der Marschall, und thut es der Churfürst, so geschieht doch bei jenem Meldung.

5. Aufnehmung neuen Hofgesindes geschieht durch Marschall und Kammerschreiber. Wer von den Knechten oder Jungen ohne richtigen Bescheid oder Paßporten ohne erhebliche Ursachen abscheiden würde, soll weder am churfürstlichen Hof noch in churfürstlichen Landen jemals zu dienen geduldet werden.

6. In guter Rüstung sich zu halten. Alles reisige Hofgesinde sall mit guter Rüstung, Schützengeräth und Harnisch, tüchtigen und erfahrenen Knechten und guten Pferden gefaßt sein und so oft es begehrt wird, in die Hoffarbe (Gelb und Schwarz) nach dem Muster, das in den Hofstuben angeschlagen wird, sich kleiden und ein jeder die Anzahl Knechte und Pferde, darauf er bestellet, stets halten.

7. Feld-Reiten. Niemand soll Wild schießen oder dasselbe scheuchen, nicht fischen, die Obst- und andere Gärten nicht ersteigen, Getreide und Saat im Felde, auch das Gras auf den Wiesen nicht zertreten u. s. w.

8. Entäußerung Küchen und Kellers. Weil nach verrichteter Dienstwartung Musikanten, Trompeter, Lakaien, Jungen u. a. Diener sich mit Gewalt sonderlich in Keller gedrungen und mit groben, verdrießlichen Worten oftmals die besten Weine erzwungen, so wird solches ernstlich verboten. Auch sollen, weil der Aufgang an Getränken sonderlich in den Tafelgemächern dadurch nicht wenig erhöht wird, die Jungen und Aufwärter nicht einer dem andern oder den fremden Dienern Gesellschaft leisten, noch den Wein, der nur für die Tafel bestimmt ist, aus den Gemächern verschleppen und den Trabanten und andern Personen in großen Wappengläsern und Bechern zutragen. Die Trabanten sollen Niemand, Kammer- und

andere Junker ausgenommen, mit Bechern und Gläsern voll Wein aus den Gemächern, wo gespeiset wird, passiren lassen. Diejenigen vom Adel, die nicht in des Churfürsten Diensten sind, sollen sich nicht unterstehen, ungeladen und ungefordert in das Gemach, darinnen gespeist wird, zu gehen und der Junkertafel sich zu gebrauchen, damit nicht anderen ihre Stelle zur Ungebühr eingenommen werde. Wer dennoch unbescheiden wider diese Ordnung handelt, soll zum ersten oder andern Mal vom Marschall oder Küchenmeister verwarnt, zum dritten Mal davon abgeschafft und ihm solches verboten werden. Auch soll Niemand außer die Oberhofbeamten ohne Erlaubniß Gäste zuführen, und wer Kostgeld erhält, nicht noch außerdem zur Tafel kommen.

9. In Auflauf und Feuersnöthen soll alles Hofgesinde zu Fuß und Roß vor den königlichen Schlössern und Wohnungen wohlbewahrt sich einstellen und Bescheides erholen.

10. Fütterung geschieht im Hoflager um 12 Uhr, auf Reisen um 5 Uhr, unter Aufsicht des bestellten Futtermarschalls.

11. Amtsfuhren. Weil bisher befunden, daß das Hofgesinde auf den Reisen wie auf dem Hofe mit den Amtsfuhren großen Mißbrauch getrieben, indem Trompeter, Trabanten, Einspänner, Lakaien und andere derselben sich bedient, wenig Zeug auf die Wagen geladen und damit fortzufahren gezwungen haben, so wird solches forthin verboten. Die Trabanten sollen mit oder ohne ihr Spiel zu Fuß fortmarschiren, und wenn sie durch Städte und Dörfer ziehen, das Spiel rühren lassen, die Uebrigen mögen sehen, daß sie ihr nothdürftiges weißes Geräth auf den Packwagen mit fortbringen. Bei Leibesstrafe ist untersagt, was bisher muthwillig verwegenes Gesindel sich unterstanden, den Leuten, die zu den Amtsfuhren bestellt sind, entgegen zu laufen und zum Mitfahren zu zwingen, so daß oft die Sachen der Herrschaft zurückbleiben müssen. „Und dieweil dieser Unrath fürnehmlich daher rühret, daß ihrer viel Diener halten, die es gleichwohl ihrer Besoldung halber nicht vermögen, daraus denn ferner dies erfolget, daß solche Bärenhäuter und loses Gesinde, weil sie kein sonderlich Auskommen haben, sich in Küche, Keller, in die Hofstuben und vor die Gemächer, da gespeiset wird, dringen, die Essen und andres aus den Schüsseln reißen, das Getränke aus den Gefäßen gießen, abschleppen und abtragen, als wollen wir, daß hinfüro keiner, er sei denn darauf besoldet, sich mit eigenem Gesinde belege, sondern auf sich und sein Pferd selbst warte."

(Schluß folgt.)

Die Erbämter im Preußischen Staat.

(Von George Hesekiel.)

(Schluß.)

Wir kehren nach dieser langen, aber gewiß nicht bedeutungslosen Abschweifung zu den Erbämtern im Preußischen Staat zurück; wir haben gesehen, daß jeder Reichsfürst wenigstens vier weltliche Erbämter hatte, da nun das Königreich Preußen aus einer Anzahl von ehemaligen deutschen Reichsfürstenthümern besteht, welche unsere Churfürsten und Könige durch ihre Tapferkeit und Weisheit, durch Erbgang oder Eroberung gewonnen und in ein Königreich vereinigt haben, so ist es erklärlich, daß sich in den Provinzen des Preußischen Staates eine große Anzahl von adeligen Familien befindet, welche mit Erbämtern belehnt worden. Von diesen Erbämtern, welche beinahe allein noch die alten Reichslande, aus denen das Königreich zusammenkam, repräsentiren und mit der neuen Eintheilung in Provinzen selten etwas zu thun haben, bestehen gegenwärtig folgende: I. In Chur-Mark Brandenburg: Erbmarschall (Gans Edler Herr zu Putlitz), Erbküchenmeister (Graf von der Schulenburg), Erbschenk (von Hake), Erbtruchseß (von Grävenitz), Erbhofmeister (Graf von Königsmarck), Erbjägermeister (von Jagow), Erbschatzmeister (von Schenck), Erbkämmerer (Graf Schwerin), Erbhegemeister (von Ahlimb, diese Familie ist im Mannsstamm erloschen, wir wissen nicht, ob mit diesem auf die Grimmnitz radicirtem Erbamt einer anderen Familie beliehen worden). II. Im Herzogthum Pommern. 1) Hinter-Pommern: Erb-Kämmerer (von Somnitz), Erbküchenmeister (von Kleist-Retzow), Erbschenk (Graf Krockow von Wickerode), Erblandmarschall (von Flemming). 2) Alt-Vorpommern; Erbmarschall (von Maltzahn), Erbkämmerer (Graf von Eickstedt-Peterswaldt), Erbschenk (von Heyden-Linden), Erbküchenmeister (Graf Schwerin). III. Im Herzogthum Schlesien: Ober-Erb-Kämmerer (Graf Maltzan-Militsch), Erb-Land-Hofmeister (Graf Schaffgotsch-Kynast, zugleich Erbhofrichter), Ober-Erbjägermeister (Graf Reichenbach-Goschütz), General-Erb-Land-Postmeister (Graf Reichenbach-Goschütz), Erblandmarschall (Graf Sandretzky-Sandraschütz), Erb-Ober-Land-Mundschenk (Graf Henckel von Donnersmark), Erb-Ober-Landes-Bau-Director (Graf von Schlabberndorff). IV. Im Herzogthum Magdeburg: Erb-Schenk (Graf vom Hagen), Erbkämmerer (Freiherr von Plotho), Erbtruchseß (von Krosigk), Erbmarschall (von Veltheim). V. In der Landgrafschaft Thüringen sind zur Zeit nur noch zwei Erbämter vorhanden; das Erbmarschallamt steht seit den ältesten Zeiten den verschiedenen Linien der Herren von Ebersberg zu, die aber seit Jahrhunderten nur den Namen „Marschall" von eben diesem Erbamt führen; der gegenwärtige Lehnsträger ist der Herr Graf Marschall auf Burgholzhausen, Anwärter des Erbamtes sind die Marschall von Altengottern. Das Erbkämmrer-Amt ist jüngst dem Herrn Grafen von der Schulenburg-Heßler auf Bitzenburg verliehen worden, da das edle Geschlecht der altthüringischen Erbkämmerer, nach dem Amte Kämmerer von Fanern (Vanre) genannt, längst erloschen. Ebenso sind die Erbschenken, Schenken von Varila (Vargula) und Tautenburg ausgegangen. VI. Im Fürstenthum Halberstadt bestehen nur noch die Erbämter des Truchsessen, des Marschalls und des Schenken, welche denen von Alvensleben, von Rössing und von Grote zustehen. VII. Im Herzogthum Westphalen: Erbkämmerer (Graf Plettenberg-Lenhausen), Erdtruchseß (Graf v. Fürstenberg-Herdringen). VIII. Im Fürstenthum Paderborn: Erbmarschall (Freiherr von Spiegel zu Peckelheim), Erbschenk (Graf von Spiegel zum Desenberg u. Freih. v. Spiegel zu Desenberg), Erbküchenmeister (Graf von Westphalen), Erb-Thürwärter (Graf von Mengersen), Erbhofmeister (Freiherr von Haxthausen). IX. Im Fürstenthum Münster: Erbkämmerer (Graf von Galen), Erbschenk (Frei-

herr von Twickel), Erbtruchseß (Graf Droste zu Vischering), Erbmarschall (Graf Merveldt). X. Im Fürstenthum Minden hat sich nur noch das Erbmarschall-Amt der Freiherrn von der Recke-Stockhausen erhalten, doch giebt es dort noch ein besonderes Erbmarschall-Amt von Herford, welches den Freiherren von Ledebur zuständig. XI. Im Herzogthum Geldern steht das Erbmarschall-Amt den Grafen und Marquis von und zu Hoensbroech zu. XII. Im Herzogthum Jülich das Erbkämmerer-Amt der Freiherrn von Bongart und das Erb-Ober-Jägermeister-Amt der Grafen von Wolff-Metternich. Ob das Erbdrosten-Amt XIII. im Fürstenthume Essen, welches den Freiherren von Bietinghof, genannt Schell gehörte, noch besteht, wissen wir nicht, da seit langer Zeit kein Würdenträger bemerkt wird. Das Erblandmarschall-Amt in XIV. Neuvorpommern und Rügen war dem Fürsten zu Putbus verliehen. Das Geschlecht ist bekanntlich im Mannesstamme erloschen, doch ist der Fürstentitel sowie das Erblandmarschall-Amt im Fürstenthum Rügen und der Lande Barth auf einen Erben aus weiblicher Descendenz, den Fürsten Wilhelm zu Putbus, zweitem Sohne des Grafen Friedrich von Wylich und Lottum übergegangen.

Wir haben hier die zu verschiedenen Erbämtern berechtigten Familien genannt, der Staatskalender bringt nur die Namen der wirklich belehnten Würdenträger und bietet darum, weil nicht immer alle Erbämter bestellt sind, kein vollständiges Bild. Uebrigens haben mehrere Erbämter bis in die neueste Zeit hinein bei verschiedenen Monarchen, auf deren Besuchen in den Provinzen, die ihnen kraft des Erbamtes zustehenden persönlichen Ehrendienste geleistet und so die historische Erinnerung an die Entstehung des Preußischen Staates aus vielen einzelnen deutschen Reichsfürstenthümern sowohl, als auch an die persönliche Zusammengehörigkeit des Landes-Adels mit den Königen, die an die Stelle der verschiedenen Landesfürsten getreten, wach erhalten und befestigen helfen.

Es giebt Institutionen genug, welche die Staats-Einheit repräsentiren, darum scheint es uns nicht unwesentlich, sondern sehr wichtig, daß uns in den Erbämtern eine Institution erhalten ist, welche daran mahnt, .daß es lediglich das Herrscherhaus, durch die Persönlichkeiten der Churfürsten und Könige, ist, welchem dieser Staat seine Begründung und sein Wachsthum verdankt. Der Churfürst von Brandenburg und der König von Preußen mußte erst Herzog von Pommern, Schlesien, Westphalen &c. sein, bevor der Preußische Staat die Provinzen Pommern, Schlesien &c. haben konnte. Das scheint man zuweilen zu vergessen.

Schließlich wollen wir noch etwas bemerken, was sich an das anschließt, was oben über die Erzämter gesagt worden ist. Unter unseren Hofchargen ist die höchste die des Oberst-Kämmerers, weil der Churfürst von Brandenburg Erz-Kämmerer im deutschen Reiche war; ebenso ist am sächsischen Hofe die des Oberst-Marschalls die höchste, wegen des Reichs-Erzmarschall-Amtes des Churfürsten von Sachsen. Ob das auch an den anderen Höfen jetzt noch zutrifft, wissen wir nicht, bis zur Auflösung des deutschen Reiches aber war's der Fall.

Friedrich der Große und seine armen Kranken.

Der Winter 1744/45 war äußerst rauh. Dennoch behielt man möglichst scharfe Fühlung an feindlicher Klinge, um den Besitz des schönen Schlesiens zu behaupten, der großen Trophäe aus kühn begonnenem und glücklich beendetem Krieg. Die außergewöhnlichen Anstrengungen hatten eine große Zahl Opfer gekostet. Die Armee war durch Krankheit gewaltig geschwächt. Selbst der eiserne Dessauer, der Senior des Heeres, nebst drei Söhnen, lag im Spital (zu Neisse); auch du Moulin, Winterfeld und Nassau kommen an die Reihe, vom Pferd' ins Lazareth zu wandern. Die 10 Escadrons starken Husaren-Regimenter Rüsch und Natzmer konnten nur mit circa 340 Mann (jedes) ausrücken, Mitte Februar 1745. Da nahm sich des Königs Menschenfreundlichkeit der „miserabel Kranken" an. Dem Minister Graf Münchow ging d. d. Potsdam 6. März (1745) folgende Ordre zu: „Mein lieber Etats-Minister Graf Münchow! Da Ich denen Regimentern aufgegeben habe, daß dieselben vor ihre armen Kranken und deren Pflege und Wartung alle ersinnliche Vorsorge tragen sollen: so vernehme Ich zu Meiner besondern Befremdung und Mißvergnügen, wie die schlesischen Kammern so hart, lieblos und ohnüberlegt in dem Artikel derer Kranken von denen Regimentern verfahren, daß sie zur Conservation der armen Kranken nicht die geringste Veranstaltung zur Anschaffung einiger Betten machen wollen, sondern unter dem Vorwand: als ob sie ohne specielle Ordre von Mir die Anschaffung der Betten nicht veranstalten dürften, die armen unglücklichen Kranken auf etwas, und noch sparsam genug, Stroh liegen und lieber crepiren lassen, als, wie sie vorwenden, ohne Ordre die Herbeischaffung der Betten veranstalten zu wollen. Dergleichen ist nicht nur bei denen zur Bedeckung im Gebirge liegenden Regimentern, sondern es klaget auch das Bronikowskische Regiment (Husaren) und andere Regimenter darüber, daß sie kaum mit dem hinlänglichen Stroh vor die Kranken, geschweige denn mit Betten versehen wären. Es befremdet Mich sehr, daß Ihr dergleichen cruauté der Kammern gegen brave Leute, so ihr Leben und Gesundheit vor den Schutz und die Sicherheit des Landes sacrificiren, nachsehen könnt: Dahero Ich denn, weil es doch nicht anders, als auf Ordre von Mir geschehen soll (will), hierdurch alles Ernstes befehle, wie Ihr besorgen und denen Kammern nachdrücklichst aufgeben sollet, daß die benöthigten Betten vor die armen Kranken, der Regimenter sowohl, besonders im Gebirge, als auch sonsten überall, so viel nur menschenmögtich ist, herbeigeschafft und gegeben werden sollen. Wie Ich es denn sehr ungnädig aufnehmen würde, wenn bei Meiner Ankunft in Schlesien Ich ferner vernehmen sollte, daß man die Kranken bei den Regimentern hierunter negligirte und sie einem daraus entstehenden ohnfehlbaren Tod exponirte." —

Nach dem bayrischen Erbfolgekriege ließ der große König an der böhmischen Grenze seine Magazine öffnen, damit die, in Folge der Campagne, darbenden Nachbarn zu niedrigem Preise Getreide einkaufen konnten.

Ernst Graf zur Lippe.

Beschwerden über unregelmäßige und verspätete Zusendung dieses Blattes bitten wir direct an die Expedition desselben, Wilhelmsstraße Nr. 48, in unfrankirten Briefen zu richten.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 31. Berlin, den 29. Juli 1863. **Nr. 31.**

In Folge unseres Aufrufes vom 30. September v. J. an die schlesischen Herren Johanniter-Ritter, um Beiträge zur Erbauung eines Stationshauses für Krätzkranke und Syphilitische, sind uns reichliche Gaben zugeflossen und zwar von den Herren:

v. d. Beerswordt-Schwierse — Freiherr v. Bissing-Klein Ellguth — Graf v. Carmer-Rützen — v. Debschütz-Koschperndorf — v. Elsner-Zieserwitz — v. Erdmannsdorf-Moschen — v. Frankenberg-Ludwigsdorf-Schüttlau — Frh. v. Gaffron-Kuuern — Frh. v. Gaffron-Hattauf — v. Gellhorn-Jacobsdorf — v. Graeve-Breslau — v. d. Gröben-Lissa — v. Heidebrand u. d. Lasa-Weimar — v. Hohberg-Buchwald-Goglau — v. Lieres-Gallowitz — v. Lieres-Stephanshayn — v. Mitzlaff-Ober-Schüttlau — v. Normann-Schoßdorf — Graf v. Nostitz-Parchau — v. Ohlen-Adlerskron-Glogau — Graf v. Pfeil-Thomnitz — Graf v. Pfeil-Wildschütz — Fürst v. Pleß-Fürstenstein — C. v. Prittwitz-Gaffron-Hennersdorf — Graf v. Pückler-Ober-Weistritz — Prinz Reuß XII.-Stonsdorf — Fürst Reuß LXXIV.-Jänkendorf — Graf v. Rödern-Peilau — Graf v. Rothkirch-Trach-Panthenau — Graf v. Rothkirch-Trach-Bärsdorf — Graf v. Sandreczki-Sandraschütz-Langenbielau — Graf v. Schweinitz-Berghof — Graf v. Schweinitz-Hausdorf — v. Schweinitz-Alt-Raudten — Freih. v. Scherr-Thoß-Schollwitz — Graf v. Seherr-Thoß-Weigelsdorf — v. Selchow-Rudnick — Freiherr v. Senden-Reisicht — v. Seydlitz-Pilgramshayn — v. Seydlitz-Habendorf — v. Spiegel-Dammer — Graf zu Stolberg-Wernigerode-Jannowitz — Graf zu Stolberg-Wernigerode-Peterswaldau — v. Studnitz-Schönwald — v. Thilau-Lampersdorf — v. Woyrsch-Pilsnitz — Graf v. Zedlitz-Trützschler-Frauenhayn — Freiherr v. Zedlitz-Neukirch-Dresden — Freiherr v. Zedlitz-Neukirch-Belkau — Freiherr v. Zedlitz-Neukirch-Birgwitz — Freiherr v. Zedlitz-Neukirch-Kauffung — Freiherr v. Zedlitz-Neukirch-Neukirch,

im Gesammtbetrage von 1168 Thlr., über welchen wir hiermit mit aufrichtigem Danke Quittung leisten. Mit dieser werkthätigen Hilfe ist es uns gelungen das Haus aufzuführen, und gedenken wir, so Gott will, selbiges im Monat September c. feierlich einzuweihen, zu dieser Feier die Gegenwart recht vieler Herren Ritter erhoffend.

Reichenbach, den 18. Juli 1863.

Der Vorstand des Johanniter-Krankenhauses.

Mittheilungen aus dem Protokolle über das am 24. Juni 1863 stattgehabte Kapitel des Johanniter-Ordens.

Aus dem Protokolle über das am 24. Juni c. zu Berlin stattgehabte Ordens-Kapitel theilen wir das Nachstehende, als von Interesse für die Herren Ordens-Mitglieder, mit:

1. In Jerusalem unterhält der Johanniter-Orden seit dem 1. April 1858 ein Hospiz zur Aufnahme von evangelischen Pilgern und andern Reisenden.

Das betreffende Haus, ehemals dem türkischen Aga Kara-Beirakdar gehörig, in der Nähe der heiligen Grabeskirche und der Ruinen des Johanniter-Palastes, dicht neben dem Königlich Preußischen Consulate gelegen, wurde im Jahre 1854 von der zu Berlin, im Anschlusse an das evangelische Bisthum zu Jerusalem, bestehenden Stiftung des Jerusalem-Collecten-Fonds unter günstigen Verhältnissen für den, mit Rücksicht auf die enorme Höhe des Werthes der Grundstücke in Jerusalem, billigen Preis von 6000 Thlr. erworben und seinem jetzigen Zwecke übergeben.

Der im Orden, gleich nach der Reorganisation desselben, laut gewordene Wunsch, in Jerusalem, seiner altehrwürdigen Ursprungsstätte, wieder thätig zu werden, konnte nur dadurch zur Ausführung kommen, daß der Orden das in Rede stehende Hospizgebäude vom Jerusalem-Collecten-Fonds miethete und die Anstalt auf seine Kosten unterhielt, da die Erwerbung der Ruinen des alten Johanniter-Convents sowohl aus materiellen Gründen, als anderer Umstände halber, nicht möglich war.

Nachdem sich inzwischen der Vertreter des genannten Fonds, dessen Mittel für die übrigen in Jerusalem bestehenden evangelischen Anstalten sehr in Anspruch genommen sind, bereit erklärt hatte, dem Orden das in Rede stehende Haus für die von ihm dafür gezahlten 6000 Thlr. eigenthümlich zu überlassen, unter der Bedingung, daß

der Orden das Hospiz in der bisherigen Weise fortführt, wurde der Kontrakt darüber abgeschlossen, und ist derselbe vom Kapitel genehmigt worden.

Die Uebergabe des Hauses hat am 1. Juli c. stattgefunden.

2. Das alte Ordensschloß in Sonnenburg, welches bei der Auflösung der Balley Brandenburg im Jahre 1811 mit den übrigen zahlreichen Ordensgütern Eigenthum des Staats wurde und das diesseits vom Königlichen Domainen-Fiskus im Jahre 1855 zurückgekauft ward, befand sich bei der Uebernahme in einem sehr bedenklichen, defekten Zustande. Seitdem ist dasselbe successive in so weit wieder hergestellt worden, daß die größeren Schäden beseitigt worden sind, und wird auch ferner, seinem jetzigen Zwecke entsprechend, jedoch mit Vermeidung eines jeden Luxus, nach und nach in seinen einzelnen Theilen wohnlich eingerichtet werden.

Die alten hölzernen, unschönen, völlig morschen und deshalb unbrauchbaren Fenster im Rittersaale sollen in diesem Jahre durch eiserne erneut werden. Das Kapitel hat beschlossen, solche nach der demselben vorgelegten Zeichnung des Ehrenritters, Hofbauraths von Arnim, welcher jetzt die obere Leitung der Restauration des Schlosses bereitwilligst übernommen hat, ausführen zu lassen.

Die sofortige gründliche Reparatur des Schlosses nach der Uebernahme durch den Orden konnte um deshalb nicht stattfinden, weil die dazu erforderlichen Mittel so bedeutend gewesen sein würden, daß der Zweck des Ordens, die Krankenpflege, dadurch beeinträchtigt worden wäre.

3. Die von dem verstorbenen Rechtsritter Freiherrn von Meusebach, zuletzt Minister-Resident in Rio de Janeiro, zu Bukarest in der Wallachei gegründete und unter den Schutz des Ordens gestellte Stiftung, die bei der rastlosen Fürsorge des Verstorbenen einen so sehr erfreulichen Aufschwung nahm, ist leider durch verschiedene ungünstige Verhältnisse zu Grunde gegangen. Die der Stiftung gehörigen Gebäulichkeiten hat die Wallachische Regierung gekauft, und sind nach Bezahlung der vorhandenen Schulden nur noch ca. 150 Thaler übrig geblieben, die mit Genehmigung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters vom Stiftungsvorstande in Bukarest der dortigen evangelischen Kirche überwiesen worden sind, wozu das Kapitel nachträglich seine Zustimmung ausgesprochen hat.

(Schluß folgt.)

Freienwalde.

(Von T. Fontane.)

(Schluß.)

6. Hans Sachs von Freienwalde.

Die Straßen in Freienwalde sind Hügelstraßen und führen bergauf und bergab. Die belebteste derselben, die Berliner Straße, haben wir eben ihrer ganzen Länge nach passirt und noch immer nicht gefunden, was wir suchen. Aber das muß es sein, — es ist das letzte Haus. Ein Berg und eine Kirche bilden den Hintergrund, nach der Straße zu stehen drei Linden und inmitten dieser Landschafts-Requisiten erhebt sich ein alter Fachwerkbau, an dem ein erkerartig vorspringendes Fenster und zwei Rosenbäume so ziemlich das Beste sind. Die Rosenbäume fassen das Fenster ein, aber sie müssen den schmalen Raum mit zwei Aushänge-Brettern theilen, auf denen wir im Lapidar-Styl lesen: „Schirme reparirt; Drechslerarbeit in Holz und Horn." Dazu eine große, in Holz geschnittene Tabackspfeife, die als Ornament, deutungsreich über dem Ganzen schwebt.

Das ist allerdings, was wir suchen. Hier wohnt Carl Weise, Poeta und Drechslermeister von Freienwalde,

> Drechselt Pfeifen in guter Ruh
> Und macht auch wohl seinen Vers dazu.

Das Ganze hat das Anheimelnde einer Poetenwohnung alten Styls, und wir treten guten Muthes ein. Eine Thürklingel — nicht eine von den geräuschvollen, die, einmal in Bewegung gesetzt, wie ein bellender Dorfspitz gar kein Ende finden können, sondern eine von den leisen, wohlerzogenen — kündigt unser Eintreten an, und eh wir uns noch in dem Halbdunkel (für das die draußenstehenden drei Linden sorgen) zurecht gefunden haben, erscheint aus der Werkstatt her, wo wir eben noch das Schnurren des Rades hörten, ein stattlicher Mann, hemdsärmlich, im Arbeits-Kostüm, und sieht uns freundlich fragend an. Er ist ein Vierziger, brünett, groß, breitschultrig, seiner ganzen Erscheinung nach von südslawischem Typus und nach Teint, Haltung und Schnurrbart viel eher ein Sarazchener-Hauptmann, als ein Drechslermeister oder Poet. Nichtsdestoweniger ist er beides, und in dem friedliebendsten Dialekt der Welt, im reinen Hallensisch, fragt er nach unsrem Begehr.

Wir reichen ihm die Hand, sagen ihm, daß wir, als gelegentlich Versbeflissene, gekommen wären, „um das Handwerk zu grüßen," und daß wir vorhätten, wenn irgend möglich, den Abend mit ihm draußen im Freien zu verplaudern.

Unser Poet schlägt ein, die eben untergehende Sonne mahnt ohnehin an Feierabend, und sich auf Minuten bei uns entschuldigend, führt er uns zunächst in das nebenan gelegene Zimmer, das, mit seinen geschmückten Wänden, die Honneurs des Hauses macht.

Wir benutzen diese Pause, uns in dem Putz- und Empfangzimmer neugierig umzusehen und sind überrascht von der Sinnigkeit der Anordnung. Wenn das ganze Haus ein Poetenhaus ist, so ist dies das Poetenstübchen. Blumen und Bilder wechseln unter einander ab; Geranium und Primel blühen schüchtern zu einer Flora auf, Epheutöpfe spannen ihren grünen Bogen über Schrank und Spiegel und zwischen allermodernste Farbendrucke drängen sich, in breiten Ebenholzrahmen, ein paar altfranzösische Stiche: „Vue des Environs de Saverne; dedié à Madame la Marquise de Vilette, Dame de Ferney-Voltaire. Das scheint nicht zu einander zu passen, aber es paßt alles sehr gut. Was unsere modernen Zimmereinrichtungen so langweilig macht, das ist das Schablonenhafte und das Beziehungslose. Hier hat alles eine Beziehung, eine Geschichte, wäre diese Beziehung auch oft keine andere, als, innerhalb der Kleinwelt, eine mühevolle Eroberungs-Geschichte.

Unser Poet hat sich inzwischen reisefertig gemacht und bietet uns freundlich seine Führerdienste an. Wer

wäre dazu geeigneter als er, der nicht nur alle Wege und Stege der Umgegend kennt, sondern auch die schönsten Punkte in Berg und Thal besungen hat; die vorgeschrittene Stunde aber macht es uns wünschenswerth, auf entferntere Touren zu verzichten und unsere Wünsche bescheidentlich in ein „je näher, je besser" kleidend, schreiten wir dem unmittelbar vor der Stadt gelegenen Schloßgartenberg zu, dessen dauliche Anlagen (Schloß, Pavillon rc.) wir schon in einem früheren Kapitel kennen lernten.

Aber heute lassen wir Schloß und Pavillon am Abhang des Berges liegen und steigen höher hinauf, wo schmale, durchs Parkholz geschlagene Wege in endlosen Windungen die obere Hälfte des Hügels umziehen. Kein besserer Plauderweg denkbar, als solch ein Schlängelweg. Die gerade Linie, die den Raum mißt, hat auch etwas von einem Zeitmesser, und die 7mal auf und abgeschrittene Avenue wirkt unwillkürlich wie ein 7mal gerückter Zeiger; aber der Schlängelweg entzieht sich jeder Zeitcontrolle, und die Frage nach dem „zuviel" wird rein praktisch durch den ermüdeten oder nicht ermüdeten Fuß entschieden. Die Füße ermüden aber schwer bei guter Unterhaltung, und solcher erfreuen wir uns an der Seite unseres Führers und Genossen.. Von Zeit zu Zeit, wo eine Lichtung im Park einen Blick ins Freie gestattet, stockt das Gespräch, aber es ist nur ein lässiges Fallenlassen des Fadens, — er ruht nur, er ist nicht abgeschnitten. Ungesucht nimmt sich das Gespräch an selber Stelle wieder auf, und in die stille Abendlandschaft, mit ihrem wechselnden Hintergrund, stellt sich immer klarer die Gestalt, das Bild unseres Freundes, wie sein eignes Wort es vor uns entrollt.

Er beginnt mit Schilderungen aus seiner Heimath, seiner Kindheit. Am Giebichenstein spielt er umher; er singt und klettert unter Fels und Trümmern, und thut unbewußt seinen ersten Trunk aus Romantik und Märchenwelt. Er singt das „Knaben Berglied", er hat eine klare Kinderstimme; aber was frommt „armer Leute Kind" Lied und Gesang, wenn beide nicht zu erwerben verstehen? und so finden wir unseren jungen Freund in den dunkeln Straßen Halle's wieder, — er trägt den Kurrende-Mantel und singt um's Brot. Sei's drum, es haben es Bessere vor ihm gethan. Aber Frau Musika führt einen knappen Haushalt, und andere freie Künste müssen helfen. Zunächst die Dichtkunst. Zunftmäßig tritt er bei ihr ein; Friedrike Schmidt, eine blinde Dichterin seiner Vaterstadt, diktirt ihm ihre Lieder, und gelehrig wie er ist, lernt er der Frau Meisterin die paar Handtirungen ab, die ihre Kunst ausmachen, und versucht sich selbst alsbald in seinen ersten Versen.

Glückliche Jahre waren es, diese Lehrjahre bei der freien Zunft, aber wirkliche Lehrjahre sollten folgen, die Drechslerkunst löste die Reimkunst ab, und an die Stelle der blinden „Frau Meisterin" trat ein Meister, der scharf nach dem Rechten sah.

Wer indessen, so fragen wir, der gesunden und vor allem poetischen Geistes ist, trüge nicht verhältnißmäßig leicht diese Tage des Lernens und der Laune, diese Tage voll Zwang und Druck und Enge? Auch der Bedrückteste, er sieht ein Ende ab; in weiter, aber immer kleiner und kürzer werdender Ferne, jetzt drei Jahre, nun zwei, jetzt nur noch eins, steht es wie ein Lichtschein und wächst und nimmt Gestalt an, und endlich erkennbar geworden, sehen wir, wie die Gestalt nach außen zeigt, jenseit des Gitterthores, in ein weites Land der Freiheit hinein. Das sind die Wanderjahre, die den Lehrjahren folgen, — ein Wechsel, den das Leben Jedem bescheert, er sei hoch oder niedrig geboren, sei „Bursch" oder Handwerksbursche.

Diese Zeit der Freiheit kam endlich auch unserm Poeten, — er wanderte. Er wanderte mit Lust, und seine Lieder selbst haben uns ein paar Klänge davon aufbewahrt. Er zog weit umher, arm, glücklich, liederfroh, bis er plötzlich, wie mancher vor ihm, eine Leere und eine Sehnsucht in seinem Herzen wach werden und wachsen fühlte, die ihn nun heimwärts trieb. Er sang:

> Wir sind nicht blos zum Wandern
> (Wie's immer ouch gefällt)
> Wir sind zu manchem andern
> Und bessrem in der Welt

und mit dieser Betrachtung lehrte er in seine Vaterstadt zurück.

Die Heimath nahm ihn wieder auf, und wenn sein Wanderleben poetisch gewesen war, wie es das Vorrecht allen Wanderlebens ist, so war es ihm nun, bei seiner Rückkehr, vor manchem andren Wandrer beschieden, daß er nicht aus der Poesie des Umherstreifens in die Alltags-Prosa eintrat, sondern daß der Roman seines Lebens nun erst begann. Dem lyrischen Vorspiel folgte die dramatische Aktion; an Effekt-Scenen kein Mangel.

Die Personen, die in diesem Drama kommen und gehen, leben zum großen Theile noch, und so sind uns an dieser Stelle nur Andeutungen gestattet. Verlobungen aus Träumerei und romantischem Ehrbegriff, Trauungen auf dem Todtenbett, räthselhafte Wiedergenesungen, Entsagungen aus phantastischer Opferfreudigkeit und Trennungen aus Liebe, dabei Armuth in Reichthum und Reichthum in Armuth, so jagen sich die wunderlichsten Scenen und Gegensätze, bis wir, nach einem Leben, das „den Roman auf seinem eigenen Felde schlägt", unsern Freund in die einfachsten Verhältnisse zurückkehren und an der Seite der schlichtesten, aber besten Frau endlich Ruhe finden sehn.

Diese Ruhe indessen entbehrte der Sorge nicht. Schwere Zeiten kamen, und in diesen schweren Zeiten begann die Saite wieder zu klingen, die in den Jahren reicher und sich drängender Erlebnisse geschwiegen hatte. An der Drehbank, unter dem Surren des Rades, fielen mit den phantastisch gekräuselten Flocken auch wieder die ersten Lieder ab. Sie fanden freundliche Hörer, bald auch Leser, und jenen ersten Liedern sind seitdem andere gefolgt.

Wir wenden uns hier von unserm plaudernden Freunde, nach dessen Mittheilungen wir diese Skizze zu zeichnen versuchten, ab und statt dessen seinen Liedern zu.

In seiner ersten Sammlung, die den fast allzupoetischen Titel „Blumen der Wälder" führt, erblicken wir ihn nicht auf seinem eigentlichsten Gebiet, überhaupt aber mit einer Aufgabe beschäftigt, die schwerlich jemals von einem Dichter gelöst worden ist. Es handelt sich in diesen Liedern um eine Verherrlichung der Freienwalder Natur, und die ursprüngliche Absicht des Dichters scheint auf nichts ge-

ringeres ausgegangen zu sein, als in einem wahrhaft beängstigenden Drange nach Vollständigkeit, jeder Kuppe (er verzeihe den Ausdruck) einen poetischen Zettel umzuhängen. Das glückt nie. Eine solche Aufgabe ist unpoetisch in sich, und in derselben Weise wie es unmöglich ist, auf sämmtliche Schiffe der englischen Flotte oder auf sämmtliche Regimenter der preußischen Armee einen Sonnetten-Cyclus zu machen, so verbietet es sich auch, die weitausgespannte Freienwalder Landschaft Nummer für Nummer zu besingen. Der Verfasser scheint das schließlich auch selber empfunden und den zweiten, bereits angekündigten Band (der weitere 20 Lieder derart bringen sollte) glücklich unterschlagen zu haben.

Was diesen „Blumen der Wälder" indessen, wenigstens in dem dichterischen Entwickelungsgange unseres Freundes, einen Werth verleiht, das ist ein zufälliger, in gar keiner Beziehung zu den übrigen Liedern der Sammlung stehender Anhängsel, worin der Dichter unserm Altmeister Friedrich Rückert (dem er auch die Sammlung gewidmet hat) seine Huldigung darbringt. Dies Lied nennt sich „Meister Rückert und sein Lehrjunge" und ist ein sehr glücklicher Griff. Es ist frisch, natürlich, originell. Der geschilderte Hergang ist folgender: Unser Freienwalder Freund hat vor, dem alten Rückert zu seinem 70. Geburtstage in Versen zu gratuliren. Er schickt Frau und Kinder möglichst früh zu Bett und setzt sich bei der sprüchwörtlich gewordenen „Poeten-Lampe" nieder, um Gedanken und Reime zu Papiere zu bringen. Aber auch Poeten-Lampen verzehren Oel, und die wackere Hausfrau, (die schließlich doch für Alles aufkommen muß) stellt von ihrem Bett aus einschneidende Betrachtungen über diesen Gegenstand an. Endlich, auf der Höhe des Conflicts, tritt unser Dichter aus der Wolke des Geheimnisses heraus und erklärt, um was es sich handle. Nun wendet sich das Blatt. „Mit Vater Rückert ist das was andres"; über unsere Poetenfrau kommt ein wahrer Opfermuth, und siehe da

„Als durch's Immergrün umschmückte
Nied're Werkstattfensterlein
Gold'ner Frühstrahl mich erquickte,
Schlaf ihr Kranz mein Liedchen ein;
Schüchtern wag' ich's darzubringen, —
Vieler Lied wird heut' Dir klingen,
Sinn'ger alle wohl wie mein's,
Inn'ger aber doch wohl keins."

Dies Lied weckte unsrem Poeten viele Freunde, aber was wichtiger ist, es stellte ihn und sein Talent an den rechten Fleck. Er selbst schon, in dunkler Ahnung davon, hatte diesem Liede das Motto gegeben: „Geh vom Häuslichen aus und verbreite Dich so gut Du kannst über die Welt." Wie diese Worte Motto seines Liedes gewesen waren, so wurden sie nun auch das Wort, die Mahnung für sein poetisches Schaffen. Das Haus und sein persönliches Erlebniß innerhalb desselben, vor allen seine blonde Frau, in ihrer Schlichtheit und Häuslichkeit, wurden der Mittelpunkt seiner Dichtung, und mit innigem Gefühl konnte er von der letztern singen:

Als Bestes wardst mir Du gegeben,
Du, die nicht meine Lieder liest,
Und dennoch Stoff aus ihrem Leben
In jedes meiner Lieder gießt.

Ein neuer Geist kam in sein Schaffen, das Gezwungene fiel fort, das Natürliche trat an die Stelle, und ein Jahr später konnte er der Welt seine erste wirkliche Dichtung bieten. Sie führt den Titel die „Braut des Handwerkers". Es ist ein Idyll, das uns, in fünf Kapiteln, vom Morgen bis zum Abend des Hochzeitstages führt. Alles was uns ein Menschenherz lieb und werth machen kann, das klingt hier zusammen: Genügsamkeit, kindlich-frommer Sinn, Liebe, Pietät und Gottvertraun. Die ersten Gesänge (vielleicht die gelungneren) zeigen uns die Braut, wie sie das „eingebrachte Gespinnst" vor dem Bräutigam ausbreitet, darunter auch ein Leinenstück, bei dessen Anblick ihr unwillkürlich die Thränen aus den Augen brechen. Es erinnert sie an ihre Kinderjahre, an den Tag, wo nach Feuersbrunst und Noth und Krankheit die fleißige Hand ihrer Mutter das Garn zu diesem Stück zu spinnen begann. Sie entsinnt sich auch der Worte, die damals die Mutter zu ihr sprach, und sie wiederholt sie jetzt:

Sey auf den Herrn Dein ganzes Hoffen,
Laß nie von ihm bei Andrer Spott;
Jemehr das Unglück Dich betroffen,
Je inn'ger schließe Dich an Gott;
Laß Fleiß durch Deine Tage blühen,
Und heiter lächeln wird ihr Glanz,
Hoff' und vertrau, auf Schweiß und Mühen
Legt endlich Gott den Segenskranz.

Es wird das Häuschen neu erstehen,
Wie werden es nach Gottes Rath
Im Schmuck der Reben wiedersehen, —
Aus Thränen sprießt die Freudensaat.
Und nun, mein Kind, frisch angefangen,
Bring Arbeit mir ans Lager her,
Beim Schaffen haben Gram und Bangen
Auf unser Herz die Macht nicht mehr.

Mit diesen Worten, die sich mehr denn einmal auch an unsrem Freunde selber bewährt haben, nehmen wir Abschied von ihm. Noth und Sorge, wie wir gesehen haben, sind ihm nicht geschenkt worden, und er liebt es wohl, nicht ohne einen leisen Anflug von Bitterkeit, sein Leben mit dem des Gellertschen Esels zu vergleichen, den alle drei Brüder benutzen und alle drei futtern sollten; „sie benutzten ihn auch alle drei, aber keiner futterte ihn." Indessen sei es drum; eben der Segen der Arbeit, von dem jene Strophen sprechen, hat auch ihm über vieles hinweggeholfen; Humor und Dichtkunst haben ein weitres gethan und werden es ferner thun.

Vor allem aber möge ihm, in Leben und Dichten, der bescheidne Sinn verbleiben, der ihn an die Spitze seiner ersten Liedersammlung die Worte stellen ließ:

Wenn Du auch nur Kleines leistest
Wird Dir's doch zum Ruhm gereichen,
Wenn Du nur Dich nicht erdreistest
Es dem Großen zu vergleichen.

Wie deutsche Fürsten zu Anfang des 17. Jahrhunderts bedient wurden.

Von Johannes Falke.

(Schluß.)

Weiter enthält die Hofordnung Bestimmungen über das Verhältniß des Hofmarschalls zu dem sämmtlichen

Hofgesinde und über die Bestellung der Wache, ohne Bemerkenswerthes zu bieten. Interessanter ist vielleicht eine Schilderung des churfürstlichen Stalles und der darin herrschenden Ordnung.

Im Jahre 1650 war der Bestand dieses Stalles 443 Pferde, 7 Esel, 1 Dromedar, 1 Stallbock (?) und außerdem noch 87 zum Jagdwesen gehörige Pferde. In größtem Theil wurde der Stall aus den churfürstlichen Stutereien zu Augustusburg, Merseburg, Kalkreuth x. remontirt, von denen die letztere im Jahre 1636 149 Pferde enthielt und in demselben Jahre um 19 Hengst- und 25 Stutfohlen bereichert wurde. Einzelne Pferdeankäufe wurden auch durch churfürstliche Stallbeamten in Norddeutschland gemacht, und man berechnete z. B. im Jahre 1636 einen Zug (6) guter Hengste zu 480 Thlr., andere Pferde durchschnittlich zu 75 Thlr. Häufiger jedoch beschenkten sich die Fürsten unter einander mit Pferdezügen. So erhielt der Churfürst Beschäler vom Herzog von Florenz, vom Fürsten von Siebenbürgen, dem Erzherzog von Inspruck, Erzbischof zu Preßburg, Grafen von Buchheim, Rappstuten vom Herzog von Holstein, andere treffliche Rosse von den Königen von Dänemark und Spanien, drei asiatische Hengste von Ragoczy, drei Klepper zu Ritterspielen vom Kaiser Ferdinand III.; drei schöne Maulthiere brachte Franz Albrecht von Weimar dem Churfürsten aus Italien mit. In der Stallordnung vom Jahre 1617 heißt es: Alle reisigen Knechte sollen früh um 3 Uhr im Stalle sein, und jedes Pferd eine Stunde wischen, damit er mit dem Wischen um 7 Uhr fertig ist, auch täglich den Pferden Mähne und Schwänze auskämmen und sonst rein und sauber halten, nach gehaltener Mahlzeit um 12 Uhr wieder in Dienst und nach der Abendmahlzeit um ¦8 Uhr zum Futtern im Stalle sein. Wenn die Knechte durch den Dienst zur gewöhnlichen Predigt zu gehen verhindert sind, so soll der Stallmeister eine Bibel und Hauspostille, den kleinen Katechismus und Gesangbüchlein in jede Stallstube verschaffen, daß sie Gottes Wort lesen und anhören und die Stalljungen im Beten geübt und unterwiesen werden. Jeder Knecht soll sein Rüstzeug hinter seinem befohlenen Pferde sauber halten und wöchentlich einmal einschmieren, jeder Knecht und Junge sich fein reinlich reuterisch und munter halten und nicht in alten Röcken und Kleidern reiten und zerlumpt einhergehen, die Bereiter ihre untergebenen Pferde mit Fleiß und Bescheidenheit reiten, an ihnen keine Gewalt üben oder ungewöhnliche Reuterei zu ihrem Verderb vornehmen. Auch sollen die Knechte am Sonntag und wenn es sonst die Zeit und Gelegenheit geben wird, mit langen Röhren um einen Gewinnst schießen, sich nach des Stallmeisters Anweisung zu Roß mit kurzen Röhren üben, daß sie dieselben im Rennen laden und spannen lernen und auch im Nothfall ihre Wehren recht nützlich führen, gebrauchen und derselben mächtig sein können.

Auch das Verhältniß des Fürsten zu seinen Hofbedienten war in jener Zeit patriarchalischer als jetzt. Herr und Diener traten sich persönlich näher und nahmen mit größerer Aufrichtigkeit und Innigkeit gegenseitig Theil an den Familienfreuden und Leiden. In den Briefen der Fürsten und Fürstinnen finden wir oft die herzlichste und rührendste Theilnahme bei Unglücksfällen in den Familien ihrer Bediensteten, als ob ihnen theure Verwandte gestorben seien. Nach dem Tode des Geh. Rathes von Werthern schrieb Maria Sibilla im J. 1636 an den Churfürsten: „Ist Ew. Lbd. und dem ganzen Land hier an dem seligen Mann ein vornehmer verständiger Mann, dem man seines Gleichen nicht viel im Land mit solchen hohen Verstand und Ingenien finden wird, ein großes Miß geschehen. Gott, der Allerhöchste, den wollen wir anrufen und bitten, der diese Scharte in Ew. Lbd. Rathstube wieder wollte answetzen." Dieselbe Theilnahme streckte sich aber auch über die niedrigsten Diener, sobald sie durch lange treue Dienste die persönliche Zuneigung der fürstlichen Herrschaft gewonnen hatten. Dafür konnte sich dann der Diener auch wohl bei besonderen Gelegenheiten eine Bitte erlauben, wie sie in unsern Zeiten schwerlich irgendwo stattfinden dürfte. So schrieb der Churfürst im J. 1630 an seinen Hausmarschall: „Uns ist unterthänigst angetragen worden, was maßen unser Landjägermeister Hans George von Carlowitz zum Rabenstein an uns geschrieben und gebeten, daß ihr ihm zu seiner Tochter Hochzeit etwas von dem ausgesetzten Federwildpret als: zwei Schwane, zwei Auerhähne, zwei Antvögel, zwei Auerhühner und zwei Fasanen zu Schauessen absolgen lassen wollet. Wenn er sich dann erboten, daß solche ohne Schaden wieder eingeschicket oder neue auf seine Kosten dagegen aufgesetzt und verfertigt werden sollten, als begehren wir gnädigst, ihr wollet ihm solche absolgen lassen." Ebenso erhielt im J. 1620 Wolf Dietrich von Arras die Erlaubniß, seine hochzeitliche Ehrenfreunde auf dem churfürstlichen Schlosse Augustusburg zu halten.

An allen Familienereignissen, Hochzeiten, Kindtaufen Begräbnissen im Kreise ihrer Hofbeamten nimmt die fürstliche Familie entweder selbst oder durch Vertretung Antheil. Am 7. Juni 1621 erließ der Churfürst an Johann Georg Pflugk den Befehl: „Wir mögen Dir nicht bergen, daß sich Unser Kammerjunker Eberhard von der Deiken mit Unserer herzgeliebten Gemahlin Kammerfrau Sabina Rußwormin in ein christlich Ehegelöbniß eingelassen, und sind wir gnädigst entschlossen, sie beide auf den 24. dieses Monats nächst künftig in Unserem Schloß allhier, adeligen Gebrauch nach, beisetzen zu lassen. Wann wir dann Dich und Deine Hausfrau bei solcher angestellter hochzeitlicher Ehrenfreud auch gern sähen, so begehren wir gnädigst, Du wolltest Dich darnach achten." Im J. 1850 richtete in ähnlicher Weise der Churprinz dem Musiker Georg Bartholdi und der Marie de la Roche die Hochzeit im Schlosse in der „Salomonisstube" aus. Wurden die Hochzeiten auch nicht immer auf churfürstliche Kosten und im churfürstlichen Schlosse gefeiert, so wurden zu solchen Tagen doch Victualien aller Art und in großen Mengen überschickt, wie das folgende „Verzeichniß der Victualien, so Ihre Churfürstl. Durchl. Dero Bedienten auf ihre Ehrentage zu verschenken pflegen" lehrt. Darin sind u. a. verzeichnet: 100 Pfd. Rindfleisch, 100 Pfd. Schöpsenfleisch, 100 Pfd. Kalbfleisch, 1 Schwein. Etwas vom Wildpret, 2 Hasen, 10 Hühner, ½ Ctr. Karpfen, ½ Ctr. Hechte, 4 Gänse, 2 Schinken, 1 Pfd. Pfeffer, 1 Pfd. Ingwer, Nägelein, Muskatblumen, 10 Pfd. Zucker, 8 Pfd. Rosinen, 10 Pfd. holländische Käse, 6 Pfd. Reiß, 4 Pfd. Mandeln u. a., 20 Kannen Butter, 4 Pfd. Speck, 2 Körbe Kohlen,

4 Pfd. Salz, 4 Eimer Landwein, 2 Faß fremdes Bier, 4 Schfl. Mehl, 8 Kannen Weinessig, ½ Stein Lichte."

An Gevatterschaften fehlte es natürlich noch weniger. „Uns hat Unser Kammerjunker," schrieb der Churfürst am 2. Okt. 1629 an Pflugk, „und lieber getreuer Reinhard von Taube zu seinem von Gott dem Allmächtigen bescheerten jungen Sohn zu Gevatter unterthänigst gebeten. Wann wir denn seinem Suchen statt zu geben und Dich an Unsrer Statt zu einem Abgesandten zu gebrauchen gemeinet, als begehren wir, Du wollest bei Unserm Kammerdiener dasjenige, so wir zum Eindinden und auf's Bette zu schenken verordnet, abfordern, Unsre Stelle halten und das christliche Werk der Gevatterschaft zu rechter Zeit verrichten." Zu gleicher Zeit hatte Taube auch zwei Prinzen zu Gevatter geladen, welche der Hofrath von Miltitz vertreten mußte. Bei solcher Kindtaufe wurden dann allerlei Pokale und Goldstücke, an Werth mitunter über 400 Thlr. präsentirt. In ähnlicher Weise ernannte bei einem Todesfall in hoffähiger Familie der Churfürst stets einen Abgeordneten, daß er dem „angestellten Leichenbegängniß beiwohne, das Leid gebührlich beklage und was sich sonsten gebühret verrichte."

Felix qui potuit rerum cognoscere causas.

(Virgil.)

Mit diesem Motto versehen, erschien vor einigen Monaten in München bei Georg Franz ein kleines Buch, betitelt „Durch Einsicht zur Geduld", als Beitrag zur Philosophie des Lebens, verfaßt von Max Carl von Krempelhuber.

Wir entnehmen dieser Schrift auszugsweise das Folgende (Capitel VI) über: „specielle Ursachen der Unzufriedenheit" (des Geldmangels und der Entbehrung halber).

Wirkliche Armuth ist unbezweifelt ein bedauernswerther Zustand; anders aber verhält es sich mit unsern Wünschen, Betreffs unzureichender Einnahmequellen. Hier finden wir nur bei wenigen Menschen Zufriedenheit und Genügsamkeit. Sie theilen zwar mit den Reichen und vom Glück Bevorzugten den Besitz der wesentlichsten und unentbehrlichsten Bedingnisse ihrer Existenz, ja es fehlt ihnen zuweilen auch nicht an Gelegenheit für geistige Genüsse — aber dies Alles ist nicht in derselben Fülle, in demselben Ueberflusse, wie bei den Reichen, vorhanden. Und hier ist es nun in der That wieder die Anschauung, das Vorurtheil, die Meinung und wohl auch der Neid, welcher eine Lage weit unerträglicher macht, als sie wirklich ist.

Wenn nur diese Unzufriedenen mit dem befriedigt sein wollten, was ihnen beschieden ist, und öfter an dasjenige denken, was Anderen abgeht, als an das, was sie selbst zu entbehren haben (glauben) — wenn sie einsehen lernten, wie wenig die Natur bedarf, wie unersättlich aber die Meinung ist (die nicht einmal aus der eigenen Ansicht, sondern aus dem Urtheil Anderer hervorgeht) — wenn sie die Wahrheit erprobt hätten, daß Der eigentlich am meisten genießt, der am wenigsten Bedürfnisse hat, gewiß, sie würden weit weniger bittere Gefühle, weit weniger Anlaß haben, sich und ihre beschränkten Verhältnisse zu beklagen.

Da kämmt aber zunächst der leidige Neid ins Spiel, das drückende Gefühl verletzter Eitelkeit, es in den äußeren Lebensverhältnissen, an Besitz und Bequemlichkeit, Prunk und Ueberfluß den Andern nicht gleich sondern sogar noch zuvorthun zu können. Und was ist es denn eigentlich, um das solche Menschen in ihrer thörichten Selbstquälerei Andere beneiden und sich selber das Leben verbittern?

Was der Mensch zu seiner Existenz bedarf, besteht in: Luft, Nahrung, Wohnung und Kleidung. Alles Uebrige ist angenehm und nützlich, trägt zur Verschönerung des Lebens bei ꝛc., ist aber zur Existenz nicht unbedingt nöthig.

Vorausgesetzt nun, daß bei dem durchaus Nöthigen kein Mangel in der Quantität vorhanden ist, so reducirt sich die Mißvergnügtheit, anläßlich comparativer Genüsse, auf 1) die geringere Qualität jener Dinge und 2) den Mangel an den zur weiteren Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehörigen Gegenständen.

Den wirklich Armen fehlt es faktisch an Nahrung, Kleidung, Obdach und Erwärmung. Der absolut Reiche kann thatsächlich nicht mehr essen, als bis er satt ist, vermag zu seinem Aufenthalt nur ein Zimmer seiner weitläuftigen Wohnung zu occupiren, kann nur auf einem Stuhl sitzen, nur aus einem Fenster sehen, nur ein Feuer zu seiner Erwärmung brauchen, nur einen Anzug auf einmal tragen u. s. w.

Das Alles aber hat der Minderbemittelte auch, nur mit dem Unterschied der mindern Qualität dieser Dinge, die bei sehr vielen nicht so weit abfteht, daß sie das wirkliche Bedürfniß beeinträchtigt. Aber die Meinung, die fremde Meinung von der Unentbehrlichkeit des überflüssigen Besitzes, diese kostet Geld oder Seufzer.

Nicht der Besitz, sondern der fröhliche Genuß des Besitzes macht glücklich. Nicht der ist glücklich, welcher es Andern zu sein scheint, sondern nur derjenige, welcher sich selbst dafür hält. Die Freiheit des Genusses bewegt sich in engen Gränzen, deren Ueberschreiten sich mit unangenehmen Folgen bestraft. Alle jene beneideten Herrlichkeiten des Reichthums sind von kurzer Dauer; sie können Denjenigen, der dieselben besitzt, nicht lediglich des bloßen Bewußtseins halber erfreuen.

Summirt man diese Betrachtungen, so resultirt als positives Ergebniß eine erhöhte Zufriedenheit mit dem, was uns an Glücksgütern beschieden ist.

Das absolut Unentbehrliche kann sich jeder Gesunde verschaffen. Die vielen Stufen wahrer Entbehrung kann nur Der in ihrem wahren Eindruck auf das Menschenherz beurtheilen, der sie wirklich selbst erlebt und empfunden hat. Das traurigste und unbeneidenswertheste Loos ist eines reichen Müßiggängers, dem der immer wiederkehrende Genuß und die prompte Erfüllung aller seiner Wünsche das Dasein zu einer Pein macht.

Wer niemals wirklichen Mangel empfand, wen niemals wahre Entbehrungen bedrückten, der wird niemals mit Verstand genießen.

Man kann mit Gesundheit, Einfachheit und geringen Lebensansprüchen nicht selten zufriedener und ungestörter leben, als mit dem Ueberfluß, der, wie Seneca sehr treffend bemerkt, die Beschwerden des Lebens nicht aufhebt, sondern sie nur verändert. Gr. L.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 32. Berlin, den 5. August 1863. Nr. 32.

Mittheilungen aus dem Protokolle über das am 24. Juni 1863 stattgehabte Kapitel des Johanniter-Ordens.

(Schluß.)

4. Aus den Berichten der Herren Commendatoren im Kapitel über die den resp. Provinzial-Genossenschaften gehörigen Krankenhäuser ꝛc., entnehmen wir das Nachstehende:

Im Krankenhaus zu Jüterbock sind zwei Kinder, die an vollkommen ausgebildetem Knochenfraß litten, durch vierjährige gute Pflege gänzlich geheilt worden.

In Neu-Ruppin zeigt sich immer mehr, daß das dortige Ordens-Krankenhaus zu klein ist, weshalb man mit dem Plane umgeht, eine neue Anstalt unter Betheiligung der Kreisstände zu bauen, doch sei die Angelegenheit noch nicht so weit vorgeschritten, um die Details darüber schon jetzt dem Kapitel vorlegen zu können. Die jetzige Anstalt sei immer überfüllt, und die Zurückweisung der Kranken helfe oft nichts, da man sie schon auf der Straße, vor der Thür der Anstalt hingelegt habe, und dann die Nothwendigkeit eingetreten sei, selbst die Flure des Hauses zu belegen.

Das Krankenhaus zu Züllchow bei Stettin hat noch immer mit den gewöhnlichen Vorurtheilen zu kämpfen, denen neue Krankenanstalten zu Anfang sämmtlich ohne Ausnahme mehr oder weniger ausgesetzt sind. Deshalb sind nur wenig Betten in demselben belegt, und ist die Zahl der Kranken erst einmal auf 21 gestiegen. Gewöhnlich sind es schwer beschädigte Arbeiter, die dem Hause aus den zahlreichen Fabriken der Umgegend, in denen sie verunglücken, zugehen.

Im Krankenhause zu Gerdauen, welches im Herbst vorigen Jahres eröffnet wurde, geht es sehr gut, die Frequenz desselben ist so groß, daß schon jetzt eine dritte Diakonissin in demselben nöthig geworden ist.

Die Seitens der Balley im Friedrich-Wilhelms-Hospitale zu Herford gestifteten, unter der Aufsicht des Commendators für Westphalen stehenden drei Freibetten sollen vornehmlich kranken alten Soldaten zu Gute kommen.

Im Ordens-Krankenhause zu Reichenbach sind zwei und in dem zu Neusalz ist ein Freibett gestiftet worden.

Die Rheinische Provinzial-Genossenschaft hat in der mit bedeutender Hülfe (18,206 Thlr.) ihrerseits und der Balley in's Leben getretenen Heil- und Pflegeanstalt Hephata für Blödsinnige zu M.-Gladbach eine Freistelle durch Hergabe eines Kapitals von 2000 Thlr. fundirt.

5. Das dem Kapitel vorgelegte Schreiben des Rechtsritters Freiherrn von Heintze-Weißenrode auf Schloß Niendorf bei Lübeck, über das von ihm aus eigenen Mitteln gegründete und am 24. Juni c. eröffnete kleine Kranken- und Siechenhaus zu Weißenroder-Niendorf, was derselbe auch auf seine Kosten unterhalten wird, wurde mit vieler Freude vernommen, und soll dem Freiherrn von Heintze die dankbare Anerkennung des Kapitels dieserhalb ausgesprochen werden.

6. Das Kapitel hat das Regulativ zur Gründung eines Fonds bei der Brandenburgischen Genossenschaft, Behufs Unterstützung hülfsbedürftiger Töchter verstorbener Johanniter-Ritter dieser Genossenschaft genehmigt.

Wir werden dasselbe in der folgenden Nummer dieses Blattes mittheilen.

Die Idee zu dieser Stiftung ist von dem Rechtsritter, Geheimen Ober-Regierungsrath und Haupt-Ritterschafts-Director von Klützow ausgegangen, der in seiner Eigenschaft als Vorsteher des Stiftes Heiligengrabe vielfach Gelegenheit hat, die Größe der Noth vor Augen zu haben, in die häufig gerade die Töchter verarmter Adeliger gerathen, denen es viel schwieriger wird, sich den Lebensunterhalt zu verdienen, als den Söhnen.

Da die Stiftung nur aus besonderen allein für sie zu gewährenden Beiträgen fundirt werden soll, so werden die Zwecke des Ordens dadurch nicht beeinträchtigt.

7. Da die Freistelle in der Heilanstalt für Brustkranke des Dr. Wilhelm Reil zu Abassie bei Cairo in Egypten, welche derselbe dem Johanniter-Orden unentgeltlich zur Verfügung gestellt hat, mit Zustimmung des Herrn Kriegsministers, der von Seiten des Ordens ersucht worden ist, wegen fernerer Besetzung derselben Vorschläge zu machen, dem bisherigen Inhaber — der sich zur Zeit, um der großen Hitze in Egypten zu entgehen, im Ordens-Krankenhause zu Beirut in Syrien aufhält — auch für den nächsten Winter belassen werden soll, weil zu hoffen steht, daß derselbe dann wieder vollständig hergestellt und dienstfähig werden wird, so hat das Kapitel ausnahmsweise zwei andern jungen brustkranken Offizieren

jedem die Summe von 1000 Thlr. gewährt, damit sie für den nächsten Winter in die genannte Anstalt als Pensionaire eintreten können.

8. Dem Siechenhause der St. Jacobi- und der St. Elisabeth-Gemeinde, sowie dem Siechenhause Bethesda zu Berlin wurden die seit 1855 bezogenen Beihülfen von je 300 Thlr. jährlich wiederum auf fernere drei Jahre aus der Ordens-Kasse gewährt.

9. Das Kapitel hat beschlossen, daß bei den Revisionen der Ordens-Anstalten durch die dazu beauftragten Ritter ein Arzt hinzugezogen werden kann, damit diese Besichtigungen recht gründlich stattfinden.

10. Den Jahresberichten der ausländischen Genossenschaften des Ordens, welche dem Kapitel vorlagen, entnehmen wir folgende Notizen:

a) Das von der Würtembergischen Genossenschaft in Plochingen bei Stuttgart gegründete Krankenhaus dürfte noch im Laufe dieses Jahres eröffnet werden. Aus der Balley-Kasse sind der Genossenschaft dazu im Ganzen 5000 Thlr. als Beihülfe zugeflossen.
b) Die Mecklenburgische Genossenschaft unterhält im Stifte Bethlehem zu Ludwigslust fünf und im Carolinen-Stifte zu Neu-Strelitz ein Krankenbett. Der Bau eines eigenen Männer-Krankenhauses im Anschluß an das Stift Bethlehem ist vorläufig Seitens des Convents in Erwägung gezogen worden.
c) Die Hessische Genossenschaft hat das bisherige provisorische Verhältniß zu dem Diakonissen-Krankenhause „Elisabethen-Stift" in Darmstadt zu einem definitiven gemacht, und unterhält in demselben einen mit dem Namen „Johanniter-Saal" und dem Ordens-Kreuze bezeichneten Kranken-Saal, der vorzugsweise mit den durch die gesammten Beiträge der Mitglieder der Genossenschaft unterhalten werdenden Freibetten belegt wird.
d) Die Genossenschaft im Königreich Sachsen unterhält im Diakonissenhause zu Dresden wie zeither 3 Betten, da auch hier die vorhandenen Mittel die Gründung einer eigenen Anstalt noch nicht gestatten.

Franz von Sickingen und sein letzter Nachkomme.

Unter denjenigen deutschen edlen Geschlechtern, an deren Namen sich die erhebendsten Erinnerungen der deutschen Nation, insbesondere des evangelischen deutschen Adels knüpfen und welche darum verdienen, von Jahrhundert auf Jahrhundert vererbt zu werden, steht ohne Zweifel dasjenige der von Sickingen obenan.

Jeder Deutsche weiß, wie viel „der edle und veste Franz von Sickingen" als Reichsritter für die Vorbereitung der Reformation in Deutschland gethan hat. Ohne ihn hätte der gelehrte und wahrheitsliebende Ulrich von Hutten, der Demosthenes der Reformation, keinen Schutz und keine Hülfe gefunden; ohne ihn wären die Aufklärer Süddeutschlands, von denen in den Hülfswissenschaften das Licht der Reformation ausging, wie Aquila, Patricius, Bucer, Schwedel, Reuchlin, Oecolampadius nicht geschützt, ernährt, beherbergt und verfochten worden. Luther selbst lud er mehr als einmal auf seine Burgen ein. Sickingens deutscher, ritterlich-edler Charakter ist am hellsten in den Schriften Ulrich von Huttens ausgeprägt, der seinem Freunde zu Liebe seine besten, bis dahin, wie noch allgemein üblich, lateinisch geschriebenen Gedichte voll lerniger, marliger Wahrheit in's Deutsche übersetzte. Sickingen las sie, wie Luthers Schriften, in seinen Mußestunden und half ihre Verbreitung unter das deutsche Volk besorgen. Auf einem Theil dieser Uebersetzungen findet man folgende Zueignung, aus welcher Sickingens Charakter, wie der seines Freundes hervorleuchten, — werth, der Gegenwart in das Gedächtniß zurückgerufen zu werden.

„— Dem edlen, hochberühmten, starkmüthigen und ehrenvesten Franz von Sickingen, Kaiserlicher Majestät Rath, Diener und Hauptmann, meinen besondern vertrauten und trefflichen guten Freund, entbeut ich Ulrich von Hutten meinen freundlichen Gruß und willigen Dienst.

„Ohn' Ursach' ist das Sprichwort: „in Nöthen erkennt man den Freund", nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich darf Niemand sagen, daß er mit einem Freund verwohnet sei, er hab' denn den in seinen nothdürftigen anliegenden Sachen, dermaßen, daß er ihn inwendig und auswendig kenne, versucht und geprüft. Wie wohl nun der glückselig zu achten, dem nie von nöthen ward, einen Freund dieser Gestalt zu probiren, mögen doch auch sich die der Gnaden Gotts berühmen, so in ihren Nöthen beständige und harthaltende Freund' erfunden haben. Unter welchen ich denn nicht wenig Gott und dem Glück zu bedanken habe. Denn als ich auf das äußerst an Lieb', Ehren und Gut von meinen Feinden genöthigt, so ungestümlich, daß ich kaum Freunde anzurufen Zeit gehabt, bist du mir nicht, als oft geschicht, mit tröstlichen Worten, sondern hülftragender That begegnet, ja mag ich, als das Sprüchwort ist, sagen, vom Himmel herab zugefallen, — der nicht geachtet, was ein jeder von meinen Sachen rede, sondern sie an ihr Selbstgestalt beherzigt. Hast dich nicht durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unschuld abziehen lassen, sondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmniß meiner Vergewaltigung für und für über mir gehalten, und da mir aus Größe der Fahr die Städte verschlossen gewest, alsbald deine Häuser, die ich aus der und andern Ursachen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag, aufgethan, und also die angefochtene und verjagte Wahrheit in den Schoß deiner Hülf' empfangen, und in den Armen deiner Beschirmung gar kecklich gehalten. Daraus denn gefolgt, daß ich in meinem Fürsatz, den auch du ehrbar und redlich nennst, nicht wenig gestärkt, auch alle Gelehrten und Kunstliebenden deutscher Nation sich in Freuden und Frohlocken erheben, und gleich als in einem trüben Wetter von der Freuden reichen Sonne erquickt worden. Dagegen die boshaftigen Kurtisanen und Romanisten, die mich verlassen gemeint, und deshalben nahe einen Triumph von mir geführt hätten, da sie gesehn, daß ich mich an eine feste unerschütterliche Wand gelehnt hab', ihren Stolz und Uebermuth gegen mir etwa niedergelassen, sich fast ingethan und kleines Lauts worden.

„Für solche deine Wohlthat dir g'nugsamen Dank zu sagen, hab' ich nicht Mangel an Gemüth und Willen,

sondern am Glück und Vermögen. Wird mir aber je eine bessere Zeit erscheinen, und sich Aenderung des Glücks (als denn meine freie Hoffnung zu Gott ist) begeben, will ich Dir allem Vermögen nach rc. auch:

Wo etwas meine Schrift vermag,
Dein Lob muß sterben keinen Tag.

„Denn, ohne Schmeicheln und Liebkosen zu reden, hast du, der zu dieser Zeit, da Jedermann bedäucht, deutscher Adel hätte etwas an Strengheit der Gemüther abgenommen, dich dermaßen erzeigt und bewiesen, daß man sehen mag: deutsch Blut sei noch nicht versiegen, noch das adlich' Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt.

Und ist zu wünschen und zu bitten, daß Gott unserm Haupt, Kaiser Karln, deiner tugendhaftigen unerschrockenen Muthsamkeit Erkenntniß eingebe, damit er dich deiner Geschicklichkeit nach in hohen trefflichen, seinen Händeln, des römisch Reich oder auch ganze Christenheit betreffend, so mit Rath und der That brauche. Denn alsdann würde Frucht deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen. Fürwahr einen solchen Muth sollt man nicht ruhen noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden lassen.

„Aber ich hab' mir nicht fürgenommen, in dieser Vorrede dein Lob zu beschreiben, sondern einmal meinem Herzen, das gesteckt voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit ist, Luft zu geben.

„Schenk dir zu diesem neuen Jahr die nachfolgende meiner Büchlein, und wünsch dir damit nicht, als wie oft unsere Freunde pflegen, eine fröhliche sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darin du vielen Menschen zu gut, dein stolzes heldisch Gemüth brauchen und üben mögest rc. 1521."

Was Hutten von seinem Freunde wünschte, trat bald ein. Sickingen zog an der Spitze des Schwäbischen Bundes in den Kampf für die beginnende Reformation.

Doch mit dem von evangelischem Glaubenseifer bis an die Thore der fürstlichen Burgen schnell vorwärts getriebenen Schwert vermochte der Reichsritter nichts Dauerndes für die Reformation zu begründen. Er unterlag als edler Held im Mai 1523 auf folgende unwürdige Weise: Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbischof von Trier, Kurfürsten von der Pfalz, Landgrafen von Hessen.

Ein Ritter gegen die Fürsten des ganzen Rheines! Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr auf's Pferd, mußte in einem Sessel getragen werden, und da rotteten sich gegen den geächteten Ritter viele Fürsten und Herren. Er redete sie an:

„Meine lieben Brüder und Nachbarn, warum kommt ihr wider mich zu fechten und streiten? Wie bin ich doch mit euch dran. Ich begehr euch zu erlösen von dem schweren antichristlichen Joch und Gesetz der Pfaffheit, und zu evangelischen lichten Gesetzen und christlicher Freiheit zu bringen. So wollt ihr das nicht leiden; thut, als der den fallenden Siechtag hat, will nicht, daß man ihm helf, daß er nicht verderbe. Denket, daß ihr wider Christum und sein Evangelium streitet und nicht wider mich. Um des Evangeliums willen will ich den Tod nicht fliehen. Gottes Will geschehe. Amen." Dem Adel, den obige Fürsten gegen ihn erregt hatten, schried er:

„O, vesten, edlen, lieben Mitbrüder, wollt Gott, ihr hätt euch baß bedacht: Warum zieht ihr wider Euch, Eure Kinder und Kindeskinder? Warum zerreißet ihr Eure Freiheit und wollt Knecht' und Gefangene der Beschorenen sein? Denkt ihr nicht, wenn Franz überwunden wird mit seinem Anhang, wie man darnach Euch wird ein Zaum und Biß in das Maul legen und Euch führen, wo Sie hin wollen? Ihr wollet denen helfen, die den deutschen Adel verderbt haben mit Lügen, die eure väterliche Güter an sich gezogen, als da sind die beschoren Knaben, die Stift und Klöster, Ihr und die Euren mangelt; sie leben im Saus, verthun das Eure mit Huren, Hoffart, Vollerei, Büberei. Wollt ihr Euer Leben für die setzen? Ja sie wollen unsere Seelen auch verderben; so sie uns das Evangelium Christi und Wort Gottes nicht lassen predigen, auch selber nicht predigen, und ertränken unsere Seelen mit ihren eigenen Träumen, Fündlein, Gesetzen und Lehren, gleißenden Worten. Wolle Gott, daß ihr der Sach noch nachgedächtet, so werdet ihr Franzisco beistehn. Gott's Will gescheh. Amen. All Sieg von Gott."

So dachte Franz, dafür stritt er. — Da ward er in seinem Alter von 4 Fürsten und einer großen Menge Adels in seinem Schloß Landstein zuletzt umringt, von einer Kugel, die in's Schloß schossen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürsten und Herrn alle sehr freundlich zu ihm sprechen und starb. Als Luther von seinem Tode hörte, wollte er es zuerst nicht glauben. Da es sich bestätigte, ward er tiefsinnig und brach aus:

„Dee Herr ist gerecht aber wunderbar. Er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerdt helfen."

So fiel Franz von Sickingen, der letzte deutsche Ritter, nicht um ein Phantom politischer Freiheit, sondern um Wahrheit, Licht, Recht, Billigkeit, Religion, Christus.

Ihm folgte, seiner einzigen Freistätte in Deutschland durch den Tod beraubt, sein Freund Ullrich von Hutten nach drei Monaten, Ende Augusts 1523, auf Usnort, einer kleinen Insel im Zürcher See im Elend.

Das Geschlecht von Sickingen soll, wie die Geschichte berichtet, der Tradition ihres Ritters treu geblieben sein, bis es in diesem Jahrhundert mit Franz erlosch. Es wurde vor einigen Jahren Folgendes darüber in den öffentlichen Blättern berichtet:

„Der letzte des berühmten Geschlechts von Sickingen ist erst in den dreißiger Jahren gestorben. Auch er hieß Franz von Sickingen; er drachte, ungeachtet er Reichsgraf war, sein Leben in Armuth hin und beschloß dasselbe auf dem Rest seines dereinstigen Besitzthums, einem einsamen Bauernhof, unweit des Sauerthales (welches überschuldet, ein Pächter inne hatte). Groß und stark von Körper, schlug der seltsame Mann jede ihm dargebotene Unterstützung, wo er gekannt war, ehrenstolz aus.

Seine Lebensweise war nüchtern und dürftig. Auf hartem Strohlager bettete er sein sorgenschweres Haupt. Geistige Getränke soll er nie zu sich genommen haben. So genoß er zum Beispiel einmal in Caub, nach einem mit Gastwirth Sachs abgeschlossenen Verkauf, gegen alle Sitte und Protestation der Anwesenden statt des „Winkufs" — saure Milch. (Dr. Fenner, der diese Anekdote erzählt, theilt mit, daß er von einem Wirth im

Sauerthal eine Handschrift mit Stempelabdruck des letzten Sickingen erhalten habe. Und zwar ist dies, wie er sagt, ein Brief vom 8. November 1834, worin der letzte Sprosse des hochedlen Stammes Jemand bittet, ihm einen preußischen Thaler für eine Reise von Rüdesheim nach Mainz leihen zu wollen. Der Wappenabdruck zeigt unter Anderem sechs Kugeln, die der Wirth, wie dies in der Heraldik noch heute geschieht, für Schneeballen aasgab.)

Obgleich der Graf nichts mehr hatte, begleitete ihn doch nach sein Privatsekretair. Er lebte von treuer, ehemaliger Dienstleute Barmherzigkeit und lebte dennoch wie ein Graf; die Bauern sprechea heute noch, wenn von ihm die Rede ist „der Herr Graf."

Nicht minder merkwürdig und seltsam wie das Leben dieses Sickiagschen Epigonen war sein Tod.

Als er nämlich seine Seele ausgehaucht hatte, wurde seine Leiche ohne allen Prunk, nur van den Hofbauern und seinem Privatsekretair begleitet, auf einem Ochsenkarren nach dem Sauerthal gebracht, und hier, wie Feaaer sagt, auf nicht reichsgräfliche, — ich möchte sagen, in jeder Beziehung unwürdige Weise im Angesicht und zu den Füßen der Burg seiner Väter zwischen versunkenen Gräbern ruhmlos zur Erde bestattet. Auf den Kirchhof schaut die stalze Burg herab mit ihrer geborstenen Warte; es war die letzte Burg, die der Reichsgraf da unten besessen, freilich schon, da sie beinahe halb in Trümmern lag. Nicht lange aber, da fand man über Nacht auf seinem einsamen Grabe ihm ein Monument gesetzt — einen einfachen Sandstein, auf der Varderseite mit goldenen Lettern den berühmten Namen des Verstorbenen, darüber das Wappen des stolzen Geschlechts und auf dem Sackel mit den Worten: „Errichtet von eiaem Freunde vaterländischer Geschichte;" auf der Rückseite aber mit der kurzen und doch sa viel sagenden Inschrift: „Er starb im Elend."

So endete ein edles, der deutschen Nation theures Rittergeschlecht. Ritter Franz setzte Gut und Blat für seine religiöse Ueberzeugung ein und sank heldenmüthig unter den Streichen der Uebermacht. Seine Nachkommen mußten von dem Glanz der Schlösser bis zum Bauernhof hinabsteigen, wa sie in ihrem Herzen und durch ihr sittlich-hahes Leben das Andenken an ihren heldenmüthigen Vorfahren ehrten. Der letzte Sprosse endlich, obgleich männiich, kräftig aad seiner Ahnen würdig, mußte in Vergessenheit und Elend sterben. — H. v. F.

Gefängnißwesen in England und Irland.*)

Verschiedene Anzeichen weisen darauf hin, daß das Gefängnißwesen in England unter dea ianetea Angelegenheiten des Landes in der nächsten Zeit in den Vardergrund treten und vielleicht schon in der aächsten Parlamentssession Gegenstand interessanter Debatte werden wird.

Englands Gefängnißeinrichtungen waren bekanntlich bis zum Jahre 1839 so zu fagen unter allem Begriffe schlecht. Die leitende Idee war: entledige dich des Verbrechers, und demgemäß wurde eine große Anzahl gehängt (die Todesstrafe stand auf dem Diebstahl) und der Rest in die Straf-Colonien entsendet. Die Einsicht in diesen offenbaren Mißbrauch der Tadesstrose brachte um's Jahr 1840 (besonders durch die eifrigea Bemühungea des Lard John Russell) eine bedeutende gesetzliche Beschränkung derselben zu Stande. Allein der Zustand der Gefängnisse war damit noch nicht gebessert, uad alle Verbrecher konnten nicht deportirt werden. Zu Gefängnissen benutzte man alte, unbrauchbare Kriegsschiffe, wo die Zucht einzig auf unbegrenzter Handhabang der Peitsche beruhte. Die Deportation hatte aber nicht minder bedenkliche Seiten, da sich die blühenden Colonien nicht systematisch mit einem eingemischten Verbrecherelement beflecken lassen wollten.

Beqaem war es freilich für das Vaterland sehr, und es fanden deshalb auch die Kiagen Seitens der Colonien beim Parlament in England lange kein Gehör, der edle Lord Brougham war beinahe der Einzige, der es im Oberhans als eine Pflicht der englischen Natioa aussprach, nicht nur das Kreuz ihres Verbrecherantheils (an dem sie aach mit Schuld trage) selbst zu tragen, sondern auch zur Verbesserung jener Unglücklichen etwas beizutragen. — So sehr es aach anfangs den Gutsbesitzern in den Colonien angenehm war, wohlfeile Arbeiter zu erhalten (in gewisser Art weiße Sklaven), so unerträglich wurden die Uebelstände bei Zunahme dieser Verbrecherbevölkerung and daher der Widerspruch der Colonien gegen dieselbe immer energischer. Einige drohten mit Rebellion, bei anderen brach bei Ankunft der Verbrecherschiffe wirkliche Revaintioa aus ꝛc.

Die nächste Folge davon war in England zwar nicht die Aufhebung der Deportation, aber zunächst eine Reform des einheimischen Gefängnißwesens, indem man den Colonien nur bereits gebesserte Verbrecher zasenden wollte. Zu diesem Zweck führte man im Jahre 1839 nach amerikanischem Muster das System der Einzelhaft ein. An die Spitze sämmtlichen Gefängnißwesens wurde ein Direktorium von drei Mäanern gestellt, in welchem der Generalmajor Sir Joshua Jebb (seither der hervorragendste Leiter der neuen Ordnung) den Vorsitz führte. — Nach den im Jahre 1848 festgestellten neuen Normen sollte nun der Gefangene seine Strafzeit in drei verschiedenen Perioden durchlaufen. Zuerst kam er auf 9—12 Moaate in ein Zellengefängniß, dann auf 2—3 Jahre in ein anderes Gefängniß, wo gemeinschaftliche Arbeit (auch öffentliche) Statt fand, und dann erst wurde er nach einer Strafkolonie versetzt, in der er denn bald (zum Theil sogleich) einen Freibrief erhielt, der ihn ermächtigte, in der Calonie frei über sich selbst zu verfügen, nur durfte er vor Ablauf der Strafzeit nicht zurückkehren. — Dem Buchstaben des Gesetzes nach war die Erlangung eines Freibriefes von vorheriger guter Aufführung im Gefängnisse abhängig, und wallte man mit diesem System bei den Sträflingen die zwei wirksamsten Triebfedern in Bewegung setzen, die Furcht und die Hoffnung. Das Urtheil zur Deportation sollte dem Verbrecher aoch im Gerichtssaal einen heilsamen Schrecken einflößen. Wenn er aber die harte Einzelhaft und Zwangsarbeit durchgemacht, sollte ihm der Gedanke an die Freiheit im überseeischen Lande zur aufmunternden Hoffnung werden; auch sollte ihn der

*) Aus den in Stuttgart erscheinenden „Blättern für das Armenwesen" mit Genehmigung der Redaction derselben abgedruckt. D. R.

Uebergang von der vollkommenen Absperrung zur gemeinschaftlichen Arbeit zur Ertragung der Freiheit kräftiger machen.

Eine zur Ueberwachung dieser neuen Einrichtung erwählte Commission berichtete auch bereits nach 5 Jahren über die äußerst günstigen Resultate dieses Systems. Nichts war auch wirklich befriedigender, als die Aufführung der Gefangenen, so lange sie sich unter der Zuchthausdisciplin befanden und von fast jeder möglichen Versuchung abgeschlossen waren; allein leider war der Schluß von diesen Erfahrungen auf die wirkliche innere Besserung dieser Leute ein voreiliger gewesen. Ihre Aufführung, sobald sie in den Colonien ihre Freiheit erhielten, war eine durchaus schlechte, eine so schlechte, daß die Colonien ihre Aufnahme entschieden weigerten und die Ausfuhr im Jahr 1852 völlig sistirt werden mußte (ausgenommen nach dem Westen von Australien). Von nun an hatte das Mutterland für seine entlassenen Strafgefangenen selbst zu sorgen, was im Jahr 1853 eine Gesetzesacte zur Folge hatte, wonach die Deportation wesentlich beschränkt und an ihre Stelle im Lande selbst zu erstehende Freiheitsstrafe gesetzt wurde. Das System des allmäligen Uebergangs von der Einzelhaft zur gemeinschaftlichen Zwangsarbeit und zur Freiheit wurde beibehalten. Nur das Freibrief-System mußte bestimmter geregelt werden. Die Erfahrungen der ersten Jahre nöthigten zu einer neuen Gesetzesacte vom Jahre 1857, welche die jetzt noch in England giltige Norm bildet. — Das System der Freiheitsbriefe wird nämlich jetzt ganz allgemein angewendet (d. h. von jeder Strafzeit im Land oder der Colonie) kann jetzt bei guter Aufführung ein Theil (widerruflicherweise) nachgelassen werden, was aber ein Maximum nicht überschreiten darf, sonst aber in das Ressort der Gefängnißbehörden gehört*). So viel über die Entwicklung des England und Irland gemeinschaftlichen Gesetzes.

Die praktische Ausführung ging aber nun in beiden Ländern wesentlich auseinander, und die bis jetzt erreichten Resultate sprechen unbedingt dem irischen System die Palme zu. — Vier Beamte eines englischen Zuchthauses in Wakefield unternahmen nämlich im Herbst 1861 eine Reise, um die irischen Einrichtungen persönlich zu inspiciren. Ihren mit vielem Scharfsinn geschriebenen Bericht übergaben sie der Oeffentlichkeit, und derselbe ist voll Anerkennung dessen, was sie auf der Schwesterinsel gesehen. Bereits erregt die Sache das allgemeine Interesse des Publikums, und erwartet man, daß sie in nächster Parlamentssitzung zur Sprache kommen wird, und dürfte die Sache auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich ziehen.

Betrachten wir nun zuerst das englische System, wie es gegenwärtig gehandhabt wird England hat im Augenblick 12 Gefängnißgebäude. Vier davon, Millbank und Pentonville in London, Leicester und Wakefield, sind für Einzelhaft eingerichtet und können zusammen 1685 Gefangene aufnehmen; drei weitere, Chatham, Portsmouth und Portland, mit Raum für 3640 Gefangenen, stehen mit öffentlichen Strafarbeitsplätzen in Verbindung, Woking und Dartmoor, mit Raum für 1665 Männer, sind mehr für invalide Gefangene bestimmt. Parkhurst, mit Raum für 300, ist die Strafanstalt für jugendliche Verbrecher und ein Theil von dem schon genannten Millbank in London; endlich Brixton und Fulham sind Gefängnisse für Weiber. Nebenbei werden immer noch Gibraltar und die Bermudas-Inseln als Strafplätze benützt, während West-Australien nunmehr die einzige Deportations-Colonie bildet.*)

Jeder Gefangene macht zuerst Einzelhaft durch, dann wird er zu den öffentlichen Arbeiten versetzt, wenn nicht seine Gesundheit es nöthig macht, ihn innerhalb eines Gefängnisses ruhiger zu beschäftigen; endlich wird er mit dem Freibrief entlassen, entweder daheim oder in die Colonie. —

Unter den Gefängnissen für Einzelhaft ist das Normalgefängniß in Pentonville in London das interessanteste. Das Gebäude besteht aus vier von einem Mittelpunkt strahlenförmig ausgehenden Flügeln (zwei bilden Durchmesser und Grundlinie eines Halbkreises, die beiden andern verlaufen als Halbmesser innerhalb des letzteren). Jeder Flügel hat auf beiden Seiten 3 Stockwerke von Zellen mit Gallerien und leichten Wendeltreppen. Das Licht kommt vom Dache herab. Im Mittelpunkt befinden sich die Verwaltungs-Kanzeleien, und ist von dort aus nach allen Richtungen hin Alles leicht zu übersehen. Jede Zelle hat einen Glockenzug für den Gefangenen. Die Ventilation, für den Engländer das erste Erforderniß einer brauchbaren Wohnung, ist überall trefflich. In den drei Zwischenräumen zwischen den vier Gebäudeflügeln sind kreisförmige ummauerte Höfe, in deren Mitte je ein kleines Gebäude steht. Von letzterem aus gehen in der Richtung von Halbmessern Mauern, welche den Hof in zwanzig fächerartige Theile eintheilen, in welchen die Gefangenen spazieren zu gehen haben, überwacht von einem Wärter, welcher sich im Centrumsgebäude befindet und Jeden veranlaßt, weiter zu gehen, der etwa stille stehen wollte. — In der Nähe sind zwei weitere große Höfe ohne Abtheilungen, aber mit auf das Pflaster gezeichneten Geh-Linien, längs welcher die Gefangenen sich, immer acht Schritte von einander entfernt, herumzubewegen haben. Letztere Höfe sind für die besseren Gefangenen. Die Arbeit in den Zellen ist verschieden. Hat der Gefangene Geschicklichkeit genug, so wird er am Handwebstuhl beschäftigt, wenn nicht, so hat er zu nähen, Schuhe zu flicken oder Matten zu flechten. Die beiden in London befindlichen Gefängnisse liefern das Tuch, die Kleider und Schuhe für alle übrigen Zuchthäuser. (Brixton sorgt für das Weißzeug aller Anstalten und besorgt die Wäsche für Pentonville und Millbank.**)

Die Kost ist einfach, aber hinreichend, und aus sehr gutem Material. (Zum Frühstück Cacao. Mittags Suppe und Kartoffel mit 4 Unzen Fleisch. Abends Hafergrütze, dazu täglich 20 Unzen Brod und das nöthige Salz.)

Wenn der Gefangene eingeführt wird, wird ihm eröffnet, daß er der allgemeinen Regel nach in der Einzelhaft neun Monate zuzubringen haben werde. Nach sechsmonatlicher guter Aufführung wird ihm erlaubt, ein Abzeichen zu tragen, welches ihn berechtigt, einen Besuch von Freunden zu empfangen; nach weiteren drei Monaten erhält er ein zweites Abzeichen, das ihn zum Empfang eines zweiten Besuchs berechtigt. Die Abzeichen setzen ihn auch in den Genuß von wöchentlichen Geldbeträgen von vier bis acht Pence, je nach Quantität und Qualität seiner Arbeit. Dieses Geld, das er aber nur als Gnadengeschenk anzusehen hat, wird ihm jedoch nur gut geschrieben

* Bei einer Verurtheilung auf 3 Jahre sollte $\frac{1}{6}$ der Zeit nachgelassen werden können, bei 4 Jahren $\frac{1}{5}$; bei 6 Jahren $\frac{1}{4}$; bei 15 Jahren $\frac{1}{3}$; weiter hinauf sollte jeder Einzelfall besonderer Prüfung unterliegen. Bei lebenslänglichem Urtheil sollte im Lande nie vor dem zwölften Jahr, in den Colonien nie vor dem achten Jahr ein Freibrief ertheilt werden können.

*) Die Zahl der am 1. Januar 1854 in den englischen Gefängnissen Detinirten war 7916, am 1. Januar 1861 war die Zahl 7794. Im Jahre 1854 wurden 2418 Personen verurtheilt und im Jahre 1860: 2219.

**) Die Tagesordnung ist: Aufstehen um 6 Uhr, Ankleiden und Reinigen der Zelle 6—6½ Uhr, Arbeit in der Zelle 6½—7½, Frühstück 7½—8, Verles und Morgenandacht in der Kapelle 8—9, Schulunterricht und Spaziergang 9—11, Arbeit in der Zelle 11—1, Mittagessen 1—2, Spaziergang 2—3, Arbeit 3—5½, Nachtessen 5½—6, Arbeit von 6—8. Freies Lesen oder Schreiben 8—9 Uhr, wo dann zu Bett gegangen wird.

bis zu seiner Entlassung. — Strafen sind Zurücknahme der Abzeichen und des Geldbetrags; Verlust des „Charakters" (auf welchem später die Möglichkeit früherer Entlassung beruht hätte); Einsperrung in Strafzellen, Wasser und Brod und, wenn nöthig, Prügel. — Um späteres Wiedererkennen von Kameraden zu hindern, ließ man Anfangs jeden Gefangenen eine Maske tragen; (wie dies auch in Bruchsal eingeführt wurde, und wenn wir nicht irren noch besteht.) Da sich aber fand, daß der genannte Zweck gar nicht erreicht wurde, stellte man diese Maßregel wieder ab.

Noch ist ein Wort über Gottesdienst und Schule zu sagen. Die Anstalt besitzt eine eigene Kapelle.*) Gottesdienst ist jeden Tag, Morgens 8¼ Uhr und Nachmittags 4 Uhr. Es wird dabei ein biblischer Abschnitt gelesen und erklärt. Mittwoch und Freitag werden kirchliche Gesänge eingeübt. Es scheint viel Wahrheit in der Bemerkung eines hierüber erschienenen englischen Artikels zu liegen, daß: „wie das heitere und in ihrer Bauart gefällige Aussehen der neuen Gebäude und wie der in der Kapelle verwendete Farbenschmuck, so auch die Musik mithilft, jene Harmonie der Gefühle wieder herzustellen, welche durch den Mißklang des Verbrechens gestört worden war, und so unvermerkt an sich schon zu einem heilsamen Zuchtmittel wird." Am Sonntag sind die gewöhnlichen englischen Vor- und Nachmittags-Gottesdienste. Der Hausgeistliche macht auch täglich Besuche in den Zellen.

Für die Zwecke des Schulunterrichts sind verschiedene Klassen eingerichtet. Die unterste erhält wöchentlich neun Stunden Unterricht, die zweite nächste über ihr sieben Stunden, die weitere sechs und die höchste vier Stunden. Wer die Schule entbehren kann, darf wenigstens die Hülfe des Schulmeisters ansprechen, wo er ihrer bedarf. Jeder Gefangene darf verschiedene Bücher in seiner Zelle haben und ebenso Schreibmaterialien. Aus einer ausgezeichneten Zuchthausbibliothek kann Jeder auf je 14 Tage zwei Bücher weltlichen und eines religiösen Inhalts entlehnen.**) Die Bibliothekare in amerikanischen, irischen und englischen Gefängnissen machen die bemerkenswerthe Beobachtung, daß, seit auch Bücher leichteren und unterhaltenden Inhalts mit aufgenommen wurden, nicht nur der Geschmack für Lectüre unter den Gefangenen wuchs, sondern daß auch nach Werken ernsteren und durchaus erbaulichen Inhalts mehr Nachfrage war.

Nach überstandener neunmonatlicher Einzelhaft siedelt der Gefangene nach einer der mit öffentlichen Arbeiten in Verbindung stehenden Strafanstalten (Portland, Chatham oder Portsmouth) über. Portland ist eine Insel (Weymouth gegenüber). Das Hauptgebäude des Gefängnisses ist aus Holz errichtet, in der Form eines Rechtecks, und in große Hallen abgetheilt, welche von Zellen in vier Stockwerken übereinander umgeben sind. Die Gefangenen schlafen alle in den Zellen, wohnen überhaupt in denselben, doch sind unten zwei große Säle, jeder etwa 50 Mann haltend, in welchen, wie in Kasernenstuben, auch ein Zusammenleben stattfindet. Die Arbeit ist in der Regel gemeinschaftlich; theils draußen an den Festungswerken und in Steinbrüchen, theils im Hause selbst für die Bedürfnisse der Anstalt (Küche, Bäckerei, Kleiderflicken u. s. w.) sorgend.

Ehe man auf die Arbeitsplätze abgeht, wird jeder Einzelne untersucht, ob er nichts Unerlaubtes (Werkzeuge zu Fluchtversuchen u. s. w.) bei sich führt. Die Tagesarbeit dauert neun Stunden. Die Kost ist ausgezeichnet, daher auch (in Verbindung mit der täglichen Arbeit im Freien) der Gesundheitszustand ein trefflicher. Einmal in der Woche hat jeder Gefangene ein Bad zu nehmen. Jeden Tag bleibt etwa ein Elftel der Zahl aller Sträflinge zu Hause um Schul-Unterricht zu nehmen. — Je nach der Aufführung werden sie in Klassen abgetheilt. Eine höhere Klasse bringt den Genuß besserer Kost und erhöhten Geldverdienstes mit sich. *) Als weitere Aufmunterung zu gutem Betragen trägt auch jeder ein Abzeichen am Arme, welches angiebt, wie viele Monate guten Betragens er aufzuweisen hat. Jedes Vergehen zieht außer einer besonderen Strafe auch noch die Hinausschiebung des Zeitpunktes der Ertheilung des Freibriefes nach sich und hemmt den Fortschritt in höhere Klassen. Eine besondere Strafe ist unter Anderem zweifarbige Kleidung. Für Fluchtversuche wird eine Seite in Gelb gekleidet, für Insubordination in Schwarz. Die Prügelstrafe kommt hier ebenfalls vor. **)

Die Einrichtungen in Chatham und Portsmouth sind ähnlich.

Auch die weiblichen Gefangenen haben die verschiedenen Stufen der Strafen, wie die Männer, durchzumachen. Nach sechs Monaten, welche in der Zelle zugebracht werden, beginnt ein System von drei Klassen. Die Hauptbeschäftigung ist das Waschen für die Anstalt (und zum Theil für die Männer-Strafanstalten. ***)

Im Allgemeinen zeugen die Berichte von guter Aufführung, 3 oder 4 pCt. betragen sich schlecht, einige, sagt ein Director, müssen als „moralisch wahnsinnig" angesehen werden. Die Oberleitung dieser Anstalten ist Damen anvertraut.

Ein Theil der Weiber wird von Brixton aus entlassen, ein anderer geht noch über in die sogenannte Rettungs-Anstalt in Felham bei London, deren Insassen neben Angewöhnung an Ordnung und Fleiß für Haushaltungsgeschäfte (insbesondere Waschen) vorbereitet werden sollen. (Fortsetzung folgt.)

*) Früher waren solche Abtheilungen in ihr gemacht, daß jeder Gefangene abgeschlossen von den Andern, die er nicht sah, nur den Prediger sehen konnte. Man fand aber die Einrichtung ganz verfehlt; sie beförderte Unaufmerksamkeit, Unehrerbietigkeit und noch Bedenklicheres. Jetzt sind die Abtheilungen entfernt, und der Hausgeistliche äußert sich sehr günstig über den heilsamen und erhebenden Einfluß einer freien geschmackvoll verzierten Kirche auf die Gefangenen.

**) Auch die Officianten der Anstalt haben eine gute Bibliothek, deren Bücher ein Jahr lang ihrem Gebrauch überlassen sind und nach Ablauf desselben der Gefangenen-Bibliothek anheimfallen.

*) Jeder Gefangene erhält nämlich bei guter Aufführung jede Woche eine Summe — fast bis zu zwei Schilling wöchentlich — gutgeschrieben. Es wird ihnen der Stand ihres Geldverdienstes immer mitgetheilt, und sie haben das Recht, bei Irrungen zu remonstriren, was sie auch fleißig benutzen.

**) Vergehungen scheinen ziemlich häufig zu sein. Im Jahre 1860 kamen z. B. in Portland 527 vor, darunter neun Fälle von Angriffen auf Anstalts-Beamte.

***) Ebenso haben die weiblichen Gefangenen in Brixton die Nähtereien für alle Zuchthäuser zu besorgen.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 33. Berlin, den 12. August 1863. **Nr. 33.**

Das nachstehende

Regulativ

betreffend die Errichtung eines Geldfonds zur Unterstützung hilfsbedürftiger Töchter verstorbener Johanniter-Ritter der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft*)

§. 1.

Bei der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens wird ein Geldfonds errichtet zur Unterstützung hilfsbedürftiger unverheiratheter Töchter verstorbener Johanniter-Ritter dieser Provinzial-Genossenschaft. Fälle, in denen die Hilfsbedürftigkeit durch Krankheit herbeigeführt wird, sind vorzugsweise zu berücksichtigen.

§. 2.

Die Bildung dieses Fonds erfolgt durch freiwillige jährliche, bis auf Widerruf fortlaufende Zuwendungen Seitens der Mitglieder der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

§. 3.

Insofern nicht einzelne größere Zuwendungen von den Gebern ausdrücklich zur Vermehrung des Kapitalstockes bestimmt worden, ist in der Regel die Hälfte des Gesammtbetrages der jährlich eingehenden Beiträge zu Unterstützungen zu verwenden und die andere Hälfte nebst deren Zinsnutzungen zum Kapitale zu schlagen, bis dasselbe die Höhe von 10,000 Thlr. erreicht hat. Demnächst sind in der Regel auch die Zinsen des angesammelten Kapitals und außerdem drei Viertel des Gesammtbetrages der jährlich eingehenden Beiträge zu Unterstützungen und nur ein Viertel dieser Beiträge zur Vermehrung des Kapitals zu verwenden, bis dasselbe den Betrag von 30,000 Thlr. erlangt hat. Hierauf werden nebst den Zinsen des Kapitals auch die sämmtlichen weiteren Zuwendungen in der Regel jährlich zu Unterstützungen verwendet. Die Ueberschüsse einer Jahres-Verwaltung können zur Verwendung für folgende Jahre übertragen oder zur Vermehrung des Kapitals bestimmt werden.

§. 4.

Die Brandenburgische Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens versieht mit gleichen Rechten, wie nach den bestehenden Gesetzen dem Eigenthümer gebühren, durch ihren Convent als Organ, die Verwaltung und Vertretung des Geldfonds, dessen Kapitalien pupillarisch sicher zu belegen sind.

Falls die Belegung in Effecten erfolgt, sind dieselben sofort außer Cours zu setzen.

Der Convent beschließt endgültig nach seinem pflichtmäßigen Ermessen über die Zulässigkeit, Dringlichkeit (§. 1) und Höhe der zu bewilligenden Unterstützung ohne Rücksicht auf den Zeitpunkt der Anmeldungen und über die Zurücknahme der Unterstützung. Dieselbe wird in der Regel fortlaufend gewährt, so lange die motivirenden Umstände sich nicht wesentlich geändert haben, und darf, wenn nicht außerordentliche Fälle eintreten, im Laufe eines Jahres den Betrag von 150 Thlr. nicht überschreiten.

§. 5.

Der Commendator der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, oder das von ihm substituirte Mitglied des Convents, führt und vollzieht Namens des letzteren die Verhandlungen in den Angelegenheiten des Fonds und vertritt denselben nach außen. Der Schatzmeister der Provinzial-Genossenschaft wird mit der Verwaltung dieses Fonds, welche abgesondert von den übrigen Fonds des Ordens zu führen ist, beauftragt.

Der Convent hat der General-Versammlung der Provinzial-Genossenschaft darüber alljährlich Rechnung zu legen. Die General-Versammlung ertheilt die Rechnungs-Decharge.

§. 6.

Ergänzungen und Abänderungen dieses Regulativs können nur auf den Antrag des Convents, durch Beschluß der General-Versammlung der Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, mit Genehmigung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, herbeigeführt werden.

Es darf jedoch durch einen solchen Beschluß der Hauptzweck des Fonds, welcher darin besteht, hilfsbedürftigen, adligen, unverheiratheten Töchtern verstorbener Johanniter-Ritter Unterstützung zu gewähren, nicht aufgehoben werden.

*) Vide in Nr. 32 dieses Blattes die Mittheilungen aus dem Protokolle über das am 24. Juni 1368 stattgehabte Kapitel des Johanniter-Ordens unter Nr. 6.

Sollte jedoch in den Zeitläuften jemals wegen veränderter öffentlicher Verhältnisse die Verwaltung des Fonds zu dem angegebenen Zwecke überhaupt nicht mehr ausführbar bleiben, so kann auf den Antrag des Convents die General-Versammlung der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, mit Genehmigung des Herrenmeisters, unbeschränkt über eine Vertheilung der Kapitalien und Bestände des Fonds zu Gunsten von Kranken-Anstalten verfügen.

wird von Mir, nachdem dasselbe dem Kapitel des Johanniter-Ordens in der Sitzung am 24. Juni c. vorgelegen hat und von demselben gutgeheißen worden ist, hiermit bestätigt.

Schloß Glineke, den 16. Juli 1863.

Der Herrenmeister des Johanniter-Ordens
(L. S.) Carl Prinz von Preußen.

Rhodus.

Die Insel Rhodus ist am 22. April d. J. Abends ¾11 Uhr wiederum von einem heftigen Erdbeben heimgesucht worden. Zwanzig Secunden reichten hin, um aus der Insel fast nur einen Trümmerhaufen zu machen. —

Der Naillac-Thurm*), dieses letzte, bisher noch ziemlich unversehrt gebliebene, monumentale Bauwerk aus den Zeiten der Johanniter, welcher an der nordwestlichen Ecke des größeren Hafens mächtig in die Fluthen hinaustrat, ein herrliches Wahrzeichen des ritterlichen Rhodus, ist jetzt nur noch eine Ruine. Schon die alten Annalisten des Ordens schildern ihn mit Vorliebe, „wie er sein Haupt bis in die Wolken erhebt", und in der That war er durch die einfache Größe seiner Verhältnisse das imposanteste Bauwerk der Insel.

In einigen Dörfern war die Wirkung des Erdbebens so groß, daß die Zerstörung dort vollständig ist. In einem derselben wurden mehr als 140 Personen unter dem Schutte hervorgezogen, theils todt, theils schrecklich verstümmelt. Mehr als 1500 Häuser sind eingestürzt, und von den noch aufrecht stehenden sind ungefähr 4000 weitere im traurigsten Zustande. Man schätzt die Verluste auf vier Millionen Franken.

Albert Berg giebt in seinem schönen Werke**) „Die Insel Rhodus" bereits folgendes düstere Bild derselben:

„Mit der türkischen Besitznahme schließt die Geschichte der Insel. Rhodus ist jetzt der Sitz des Paschaliks, das die türkischen Inseln des Archipelagus in sich begreift. Die heillose Verwaltung der Behörden hat alle Wohlfahrt der Bewohner unterdrückt, und die Insel ist auch physisch zerstört; aus der Festung sind die Griechen gänzlich verdrängt, sie bewohnen nur noch die Vorstädte und das platte Land, von der Obrigkeit mit Produktionssteuern so gedrückt, daß sie nur die für ihren Unterhalt allernothwendigste Menge von Südfrüchten bauen. Die türkischen Behörden haben die schönen Wälder im Innern planmäßig abholzen lassen, ohne für die Bebauung der wüsten Strecken irgendwie Sorge zu tragen; die Folge davon ist eine Veränderung des Klima's, Mangel an Regen und Unfruchtbarkeit der sonst wie ein Garten ergiebigen Insel. Auch der Handel, welcher früher noch einigen Wohlstand in Rhodus erhielt, hat sich seit dem Anlegen der Dampfboote nach Smyrna gezogen; die Insel entvölkert sich auf schreckenerregende Weise, und in der Nähe der Stadt stehen Hunderte von Häusern leer und in Ruinen."

„Erdbeben und Belagerungen sind die Calamitäten, von denen Rhodus im Laufe der Jahrhunderte so oft heimgesucht wurde. Ein Erdbeben und eine schreckliche Pulverexplosion haben in jüngster Zeit das Interesse für die Insel in Europa wieder rege gemacht. Vor den Ereignissen des Herbstes 1856 war die Stadt, obgleich viele Gebäude in Ruinen standen, doch im Ganzen noch so erhalten, wie sie die Ritter verlassen hatten; Soliman soll aus Achtung vor ihrer Tapferkeit jede Zerstörung streng verboten und diese Rücksicht sich auf spätere Geschlechter traditionell fortgepflanzt haben; die Türken, welche sonst den größten Abscheu vor allem Bilderschmuck haben, verschonten hier die Reliefsiguren der alten Bauten und selbst die Kreuze der häufig vorkommenden Ordenswappen. Damals stand noch die Meisterburg in ansehnlicher Ausdehnung, ihr gegenüber die alte Conventualkirche S. Giovanni mit dem Stumpfe des Campanile; selbst die hölzernen Thürflügel waren hier, wie an so manchen anderen Gebäuden in Rhodus, noch die ursprünglichen. Von der Loggia, die zwischen dem Großmeisterpalast und der Conventualkirche gelegen, den Rittern als Versammlungsort zum Kirchengang und anderen feierlichen Handlungen diente, stand noch ein herrlicher Spitzbogen, durch welchen man, die Ritterstraße hinabschauend, unten die Kirche der heiligen Katharina und das Meer erblickte; in der Strada Cavalieri selbst waren noch die meisten Herbergen und Priorate erhalten, entstellt nur durch die hölzernen Vorbauten der Türken. Westlich lag die Porte d'Amboise, das Antonius-Thor der Chroniken; die Festungswerke ließen, wenn auch von den Türken an vielen Stellen ausgebessert, doch im Ganzen und Einzelnen noch vollständig den Bau der Johanniter erkennen, und sprachen lebhaft von den glorreichen Vertheidigungen d'Aubussons und Villiers."

„Der Naillacthurm und die Hafenwerke stehen noch heute, das eigentliche „Castell" von Rhodus ist aber schrecklich zerstört, die Johanneskirche und ihre Umgebung ein Trümmerhaufen."

„In der Nacht vom 11. zum 12. October 1856, zehn Minuten vor drei, erfolgte ein heftiger Erdstoß, welcher die Bewohner aus dem Schlafe schreckte, darauf starke Schwankungen in der Richtung von Nord-West nach Süd-Ost, die Betten wurden, nach dem Berichte eines Augenzeugen, „„gerüttelt, nicht anders als wenn man sich zu Schiffe auf hoher See befände. Das Krachen des Holzwerks, das Getöse von losgerissenem Kalk und Steinen, von herumgeworfenen Hausgeräth war betäubend; es schien, als müsse das Dach einstürzen.""

„Die Bewohner flohen halb nackt aus den Häusern und versammelten sich an offenen Stellen, wo vom Einsturz der Gebäude Nichts zu fürchten war. Als der Morgen anbrach, zeigte sich, daß fast alle Gebäude Spalten und Risse erhalten hatten. Zehn Tage und Nächte brachten die Bewohner in den Gärten zu, denn so lange dauerten die stärkeren Stöße, noch einen

---

*) Erbaut von Philibert de Naillac, 33. Großmeister des Johanniter-Ordens, von 1396—1421. Die Augsburger Allgemeine Zeitung, welcher die obige Nachricht entnommen ist, nennt diesen Thurm „St. Johannis-Thurm", das ist nicht richtig. Daß Naillac ihn erbaut, beweist mit Sicherheit sein unter der Gallerie eingefügtes Wappen, daß er auch von den Rittern meist Naillacthurm genannt worden ist, geht aus Bosio's Chronik hervor, der ihn gewöhnlich so bezeichnet. Zuweilen, aber selten nennt ihn dieser Torre di Sant'Angelo. Bei den Türken heißt er Arab-Kulès, wahrscheinlich weil sie ihn den Saracenen zuschreiben; Neuere haben ihn Michaelsthurm genannt, eine Bezeichnung, die weder im Originale des Bosio noch sonst in einem älteren Werke vorkommt. (S. Berg: „Die Insel Rhodus").

**) Der vollständige Titel dieses Pracht-Werkes, das in Nr. 12 de 1863 unseres Blattes schon besprochen worden ist, lautet: „Die Insel Rhodus, aus eigener Anschauung und nach den vorhandenen Quellen historisch, geographisch, archäologisch, malerisch beschrieben und durch Original-Radirungen und Holzschnitte nach eigenen Naturstudien und Zeichnungen illustrirt von Albert Berg. Braunschweig 1862, bei George Westermann."

Monat nachher fühlte man zuweilen schwächere. Auf der Insel Chalke, die von je her der Heerd der Erdbeben gewesen zu sein scheint, zählte man an einem Tage 45 Erdstöße. — In der Festung und den Vorstädten mußten viele Häuser abgebrochen werden, einige stürzten beim Erdbeben selbst zusammen; auf dem Lande war die Verheerung viel größer. Das nahe gelegene Fetanta wurde hart mitgenommen, die Dörfer Monolithos, Istrios Arnita, Salako, Fanaes, Hogios Isidoros, ganz zerstört, und mit Ausnahme von Koskino, Apollona und Embona, wo nur wenige Häuser einstürzten, alle übrigen zum größeren oder geringeren Theil in Trümmerhaufen verwandelt. Nur wenige von den schönen Ritterschlössern, welche der rhodischen Landschaft einen so großen Reiz gaben, blieben unversehrt. Bei dieser gräßlichen Verwüstung an Gebäuden kamen nur sechzig Menschen um, viele aber wurden verstümmelt und verwundet. — Manche Phänomene waren den bei früheren Erdbeben in Rhodos beobachteten merkwürdig ähnlich: das Meer zog sich zurück und stand noch lange nachher zwei Fuß niedriger als vor dem Erdbeben, was auf eine Hebung der Insel zu deuten scheint. Zwischen der Stadt und dem etwa eine Stunde entfernten Dorfe Koskino öffnete sich eine weite Erdspalte; nahe bei Lindos ward ein Fels auseinander gerissen und bei Monolithos sprang eine mächtige Quellenader aus der Erde."

„Rhodus hatte im Sommer 1856 von schrecklicher Dürre zu leiden gehabt, neun Monate lang fiel kein Tropfen Regen; Erd- und Baumfrüchte waren theils gänzlich vernichtet, theils verkümmert, viele Cisternen ausgetrocknet, und man fing schon an, Mangel an Trinkwasser zu leiden. Als sich am 6. November, also wenige Wochen nach dem Erdbeben, Gewitterwolken über der Stadt sammelten, und ein erquickender Regen das dürstende Land erfrischte, wurden die Bewohner von der freudigsten Stimmung erfüllt; da fuhr gegen drei Uhr Nachmittags ein furchtbarer Blitz in den alten Glockenthurm der Johanniterkirche, wo eine große Menge von Pulver verwahrt wurde, ein entsetzlicher Knall erfolgte, und das ganze Stadtviertel war in einen Schutthaufen verwandelt. Von dem aus großen Quadern erbauten Thurme war Nichts mehr zu sehen, eine trichterförmige Grube bezeichnete die Stelle, wo er einst gestanden hatte; die Kirche ein Trümmerhaufen, die mächtigen Cypressenbalken des Dachstuhls wie Stroh zerknickt, das Bleidach in Fetzen über die ganze Stadt geschleudert. In den umliegendenden Straßen bis zur Porte d'Amboise und der Stadtmauer und dem oberen Theile der Strada Cavalieri stürzten sämmtliche Häuser ein, es war ein unförmlicher Haufen von Steinen, verstümmelten Leichen, Balken, Sparren, zertrümmertem Hausrath und Betten. Weiterhin wurden die Dächer fortgerissen, Thüren und Fenster zerschmettert. Bis fern in die Vorstädte flogen die große Quadern, hoch aus der Luft in die Häuser fallend, oft durch alle Stockwerke bis in die Keller schlagend. Alle Fensterscheiben wurden, auch in den entferntesten Vorstädten, zertrümmert, die Thüren aus den Angeln und Schlössern gerissen, die Thürbekleidungen gespalten. Die Gewalt war so augenblicklich, daß sich Niemand retten konnte; 250 Häuser wurden zerstört und gegen 800 Menschen unter den Trümmern begraben. Die Menge des aufgeflogenen Pulvers wurde von den Behörden auf 3000 Centner angegeben, ein Theil davon soll noch von den durch Soliman zur Belagerung mitgebrachten Vorräthen hergerührt haben. Einsichtsvolle hatten eine solche Katastrophe lange vorausgesehen; die Johanniskirche lag am höchsten Punkte der Stadt, zweimal schon hat die Kraft des Blitzes sich an dem mächtigen Quaderbau gebrochen, oder durch das letzte Erdbeben war der Thurm stark beschädigt, die wohlgefügte Arbeit auseinander gerissen worden."

„So ist denn das schöne Rhodus jetzt in jeder Beziehung eine vollständige Ruine; der Hafen mag noch immer ein Bild der Ritterzeit gewähren, aber der historisch interessanteste Theil ist vernichtet, die ehrwürdige Meisterburg wird gänzlich verschüttet sein, denn sie stand in der unmittelbaren Nähe des Glockenthurmes. Was von den Bauten der Johanniter noch übrig, ist voller Spalten und Risse und kann nicht mehr lange den Erdbeben widerstehen, welche die Insel periodisch heimzusuchen scheinen."

Welch' trauriges Bild von der einst so herrlichen „Roseninsel", und wie muß es noch schrecklicher geworden sein durch die jetzige furchtbare Katastrophe! —

Fuit Rhodus! H.

Gefängnißwesen in England und Irland.

(Fortsetzung.)

Wir kommen an die letzte Periode der Strafzeit, herbeigeführt durch eine frühere Entlassung mit dem widerruflichen Freibrief. Dieselbe geschieht, wie gesagt, nur noch zum kleinsten Theil nach der Deportation nach West-Australien; die Meisten werden in England entlassen. Der Freibrief hemmt sie in keiner anderen Weise, als daß, wenn Schlechtes von ihnen bekannt wird, sie für den Rest ihrer Strafzeit wieder eingezogen werden können. Es wird auf verschiedene Weise gesorgt, den Entlassenen Unterhalt zu verschaffen; erst wenn ein Magistrat oder Geistlicher amtlich nachweist, daß sie einen solchen gefunden haben, bekommen sie ihr Ueberverdienst ausbezahlt, hie und da in zwei Raten, nach zwei, drei oder vier Monaten; einen Theil davon bekommen sie indeß gleich mit, sowie auch eine vollständige neue Kleidung. Die Zuchthausgeistlichen und die Geistlichkeit überhaupt sind sehr thätig, ihren seitherigen Pflegebefohlenen für ein gutes Auskommen zu sorgen, ihnen entweder zur Arbeit, oder, was auch häufig vorkommt, zu freiwilliger Auswanderung zu verhelfen. Die bedeutendste Thätigkeit in dieser Richtung entwickelt übrigens der Verein für entlassene Strafgefangene (Discharged Prisoner's Aid Society), ein freiwilliger Nebenzweig der Strafanstalten-Verwaltung, welcher von der letzteren jetzt auch amtlich anerkannt und zu Rath gezogen wird. Der Verein begann seine Wirksamkeit im Jahre 1857; an seiner Spitze steht Lord Carlisle, Lord Shaftesbury, Mr. Adderley und Andere; seine Aufgabe ist, die ihm Empfohlenen zu überwachen, ihnen für Arbeit zu sorgen, und Auswandernden mit Rath und That beizustehen. Weiber erhalten auch Wohnung unter Aufsicht einer Hausmutter. Dieser Aufgabe scheint in segensreicher Weise entsprochen zu werden; für eine große Zahl von Individuen (ca. 700 jährlich), „wird die Kluft zwischen einem Leben des Verbrechens und zwischen Ehrbarkeit glücklich überbrückt." Im Ganzen genommen ist es aber ein demnächst noch weiter zu besprechender Fehler der Verwaltung, daß die Statistik über die entlassenen Gefangenen nur sehr unvollständig fortgeführt wird. Vier Monate nach ihrer Entlassung hat man sie in der Regel aus dem Auge verloren.

Ueberblicken wir nun das ganze System. Die Zeit ist bereits gekommen, in der es aus seinen Erfolgen beurtheilt werden kann, und da dies ja in vollem Maß und mit vieler kritischer Schärfe, besonders im Vergleich mit den Resultaten in Irland, vor der Oeffentlichkeit geschieht, so können wir hier in der Hauptsache Engländer

selber reden lassen. Erinnern wir uns, was das System wollte: es wollte strafen, es wollte aber auch den Verbrecher bessern, es wollte ihn, da er nunmehr in die englische Gesellschaft zurückzukehren hatte, so umbilden, daß das Letztere ohne Gefahr oder Nachtheil geschehen konnte. Der Uebergang sollte allmälig geschehen; auch die ersten Schritte in der Freiheit sollten noch durch den Freibrief unter der Controle staatlicher Ueberwachung stehen, die Freiheit selbst sollte dadurch viel von ihren natürlichen Versuchungen verlieren, und die Hoffnung auf frühere Erreichung desselben sollte ein Reiz zur Besserung sein.

Wurden nun diese Zwecke erreicht? Was die Strafe betrifft, so ließ sich einwerfen, daß sie durch das Freibriefsystem ungebührlich gemildert werde; der Verbrecher ist offenbar vor Allem einmal zu strafen; es ist also verfehlt, seiner Gefangenschaft zu viel vom strengen Charakter der Strafe zu nehmen. Der Einwurf ist besonders berechtigt, wenn, wie behauptet wird, in praxi die Abkürzung der Strafzeit ohne Rücksicht auf die Aufführung des Gefangenen als Regel allgemein stattfindet. Er wird sich aber, wenn seine Zwischenstufen zwischen Gefangenschaft und Freiheit bei richtiger Behandlung sich wirklich als der Besserung wesentlich förderlich ergeben sollten, einfach dadurch erledigen lassen, daß man eben von Anfang die Strafzeiten soweit verlängert, bis der im Gefängniß zu erstehenden Strafe als solcher ihr Recht wird, und sich doch auch noch Zeit genug findet, den Verbrecher jene freiere bessernde Mittelperiode durchmachen zu lassen und der Gesellschaft gegenüber die Pflicht zu erfüllen, ihn ihr nicht nur unschädlich, sondern positiv brauchbar zurückzugeben. In diesem Sinn verlängerte die Acte von 1857 die Strafansätze, und Capitain Walter Crofton empfiehlt in einer 1861 von ihm herausgegebenen Broschüre eine noch viel weiter gehende Verlängerung derselben. — Die Besserung der Gefangenen gelang indeß nicht, wie man erwartet hatte. Die „Unverbesserlichen“ dürfen offenbar nicht dem System zur Last gelegt werden. An gewissen Menschen scheitert jeder Besserungsversuch; und um billig zu sein, muß man bedenken, welche ausgedehnte und schreckliche Schule des Verbrechens die schlechten Diebsquartiere großer Städte in England, besonders Londons, sind. Auf der andern Seite sind aber auch die gewöhnlichen guten Erfolge nicht zu hoch anzuschlagen. Es wäre betrübt, wenn unter der großen Zahl der jährlich aus den Gefängnissen Entlassenen sich nicht auch viele Reuige finden, viele, denen es gelingt, sich besonders in Folge der mannigfach dargebotenen Hülfe ehrbar, in einzelnen Fällen vielleicht sogar glänzend durchzubringen. Es liegen aber in jedem Falle einige bestimmte Thatsachen vor, welche ein bedenkliches Licht auf die seither erreichten Resultate zu werfen geeignet sind. Zuerst die fatalen Aufruhrscenen, welche in den letzten Jahren in verschiedenen Gefängnissen vorkamen. Von der in Portland war bereits die Rede. Eine andere unbedeutendere kam in den Docks von Portsmouth vor, eine dritte wird sogar aus Parkhurst gemeldet, im Juni 1861 machten dort fünf junge Leute auf freiem Felde einen Mordanfall auf einen Aufseher. Ganz neuestens berichten die Zeitungen von sehr bedauerlichen Vorfällen in Dartmoor; im September 1862 wurde dort ebenfalls auf dem Feld ein Aufseher von einem Gefangenen hinterrücks angefallen und mit einer Art schwer verwundet. Von der ganzen Schaar anwesender Sträflinge kam kein einziger dem Verwundeten zu Hülfe; die Meisten brachen in Beifallsjubel aus und weigerten sich sogar, ihn auf einer Bahre wegtragen zu helfen. Die Besseren wagten aus Furcht vor ihren Kameraden (!) nicht aufzutreten. Dieser von einem Corporationsgeist getragene, bei einigermaßen guter Disciplin freilich ganz unbegreifliche Terrorismus wird auch durch andere Auftritte, deren Beschreibung zu weit führen würde, bestätigt. Die bedeutendsten Revolten fielen aber in Chatham am 11. Februar, 20. März und 16. April 1861 vor. Von 1100 dort anwesenden Gefangenen waren 857 in eine Meuterei verwickelt, welche nur durch bedeutende militärische Macht unterdrückt werden konnte und schwere Strafen zur Folge haben mußte. Es ist bemerkenswerth, daß von diesen 857 Männern 713 über ihre Zuchthausaufführung das Prädikat „vorzüglich, recht gut und gut“ hatten und nur 144 „mittelmäßig, schlecht oder sehr schlecht.“ Für einige von ihnen waren bereits Freibriefe ausgefertigt und nur noch in der Hand des Gouverneurs; andere waren für Entlassung empfohlen; manche hatten bedeutende Summen (33,27 Pfund Sterling) von ihrem gutgeschriebenen Ueberverdienst zu beanspruchen. (Unter Anderem wird bemerkt, daß eine Summe von 27 Pfd. Strl. einem von den verhältnißmäßig Wenigen gutgeschrieben war, dessen Zeugniß „sehr schlecht“ lautete.) Für's zweite kommt eine sehr bedauerliche Statistik in Betracht, welcher die vier Beamten von Wakefield eingehende Betrachtung widmen. Es ist die Bemerkung, wie viele von den entlassenen Gefangenen rückfällig werden und auf's Neue Strafzeiten durchzumachen haben. Die officiellen Listen zeigen, daß von den Inhabern von Freibriefen („ticket of leave men“, vom Volke bereits mit anerkannten Unnamen kurzweg „leavers“ genannt) 20 Procent für neue Verbrechen wiederholt verurtheilt werden. Dagegen beweisen die Wakefielder Herren, daß die Gerichte Viele verurtheilen und die Gefängnisse Viele aufnehmen, ohne zu wissen, daß sie schon einmal gestraft waren, oder daß sie eigentlich nur unter Freibrief entlassen sind. Viele zerreißen oder verbrennen ihren Freibrief, sobald er ihnen zu dem für sie wichtigsten Zweck, dem Einzug ihres Zuchthausüberverdiensts verholfen hat, nehmen einen andern Namen an, was ja in England ganz leicht geht, bedienen sich sonst irgend welcher Verstellung, werden vielleicht nach Begehung eines Verbrechens an irgend einem andern Ort verhaftet, wo man sie nicht kennt, und kommen dann in ein anderes Zuchthaus, wo man ebensowenig von ihnen weiß, da, wie es scheint, der Verkehr der verschiedenen Anstalten unter einander ein nur sehr dürftiger ist. So wird als wahrscheinlich dargestellt, daß 34 pCt. der Inhaber von Freibriefen und 40—45 pCt. von entlassenen Gefangenen überhaupt, wiederholt verurtheilt werden. Nun zeigt aber eine andere Statistik, daß im Durchschnitt ein solcher Verbrecher sich zwanzig Vergehen zu Schulden kommen läßt, ehe man seiner wieder habhaft wird, und beides zusammen nöthigt offenbar zu einem sehr traurigen Schluß über die Menge der Verbrechen überhaupt, unter denen die englische Gesellschaft zu leiden hat. Es wirft auch ein betrübendes Licht auf das Leben jener hand

werksmäßigen Diebe, deren Zahl gegenwärtig im Zunehmen begriffen ist. Charakteristisch genug sagte einer von ihnen in Millbank zum Hausgeistlichen: „Warum sollte ich mir die Mühe geben, zu arbeiten, um 15 Schilling in der Woche zu verdienen, wenn ich es ganz leicht (sc. durch Einbruch und Diebstahl) wöchentlich auf ebenso viele Pfunde bringen kann?“ Ist es zu verwundern, wenn das Publikum von solchen Aufschlüssen allarmirt wird? Wenn es die „leavers“ besonders scheut und fürchtet, und die Ansicht ausbildet, als seien dieselben noch mehr als andere verdächtige Individuen zum Verbrechen geneigt und darum besonders gefährlich? Kann es da auffallen, wenn es den Behörden so schwer wird, für diese Entlassenen Unterkunft und Arbeit zu finden, und wenn am Ende die Letzteren selbst unter diesen Verhältnissen zu leiden haben, indem natürlich das Publikum unter den Besseren und Schlechteren unter ihnen keinen Unterschied macht, sondern Alle gleichmäßig von sich fern zu halten sucht? Wenn behauptet wird, der frühere Grundsatz im englischen Strafwesen sei gewesen: „Man kann den Verbrecher nicht bessern, man kann ihn nur exportiren,“ so machen die eben berührten Erfahrungen diese Behauptung allerdings erklärlich; wenn aber auch das neue System keine besseren Resultate aufzuweisen im Stande ist, so läßt sich daraus doch nicht der Schluß ziehen, daß jener Grundsatz wahr sei, es folgt daraus nur, was unsere Wakefielder Gewährsmänner scharfsinnig darthun, eine **Schwäche des Systems und Fehler in dessen Ausführung!** Wir geben einige ihrer wichtigsten Bemerkungen wieder. Für's erste beweisen sie, daß das Freibriefsystem in seiner Anwendung von den Gefängnißbehörden gemißbraucht wird. Das Gesetz lautet, daß als Lohn für gute Aufführung der Nachlaß der Strafe nach einer gewissen Zeit eintreten soll. In Wahrheit wird aber die kürzere Periode, d. h. die Zeit, welche übrig bleibt, wenn man von dem ganzen Strafansatz die gesetzlich erlaubte Freibriefsfrist abzieht, als die eigentliche Strafzeit betrachtet, und dem Gefangenen gedroht, daß, wenn er sich **schlecht** aufführt, seine Gefangenschaft **verlängert** werden wird, was um die ganze Länge nur dann geschieht, wenn sein Betragen sich als ganz hervorragend schlecht erweist. Somit gilt dem Gefangenen die kürzere Periode als ein Recht, und jede Verlängerung als eine positive weitere Strafe. Diese Behandlung ist offenbar bequemer; sie bringt mehr Gleichförmigkeit mit sich und braucht nur darauf auszugehen, schlechte Aufführung zu verhindern, was immer leichter ist, als eine gute hervorzubringen. Dem neu Ankommenden wird freilich das Gesetz seinem Wortlaut nach verkündigt, aber er weiß ja schon, wie es immer gehalten wird und wie es auch wohl mit ihm gehalten werden wird; das Urtheil des Richters selbst wird zur Farce, da es unmittelbar, wenn es gefällt ist, in den Gedanken des Verurtheilten einen bedeutenden Abzug erleidet.

Das Zeugniß schlechter Aufführung, das eine Hinausschiebung des Freibriefes zur Folge haben würde, gründet sich weiter immer auf ein bestimmtes Vergehen des Gefangenen während seiner Strafzeit. Für ein solches ist aber immer eine bestimmte Strafe angesetzt. Schiebt man also, so argumentiren die Behörden, auch noch den Freibrief hinaus, so wäre das eine doppelte Strafe, und es liegt hierin Grund genug, sie so wenig als möglich anzuwenden. So kommt denn diese Hinausschiebung in Wahrheit auch nur selten vor. Es ist erwiesen, daß nach hervorragend schlechter Aufführung dennoch die Freibriefe nach Ablauf des Minimums der Strafzeit ertheilt worden, und daß man sie selten mehr als ein paar Wochen, bei sehr schlechten Fällen höchstens ein paar Monate, vorenthielt. Es ist kein Wunder, wenn auf diese Weise der zum Guten antreibende Reiz der Hoffnung auf einen Nachlaß der Strafe ganz verloren ging; was übrig blieb, war nur etwa die Furcht, etwas länger eingesperrt zu bleiben; und daß diese selbst vor groben Ausbrüchen nicht zurückzuhalten im Stande war, beweisen die oben erwähnten Meutereien. Ferner wird darauf aufmerksam gemacht, daß das Freibriefsystem auch nach der Entlassung des Gefangenen nicht entsprechend gehandhabt wird. Wir konnten schon oben wenig über diesen Rest der Strafzeit sagen, weil sich überhaupt wenig darüber sagen läßt. Bei der früher gestatteten Entlassung von Verbrechern hat offenbar das Publikum ein Recht zu verlangen, daß derjenige überwacht werde, der eine Freiheit genießt, zu der er eigentlich nicht, oder noch nicht berechtigt ist. Theoretisch ist dieses Recht anerkannt; das System verspricht diesen Schutz zugleich mit heilsamem Einfluß auf den Entlassenen selbst; practisch geschieht aber außerordentlich wenig; der Inhaber des Freibriefes wird nicht im Auge behalten, ein Freibrief wird äußerst selten zurückgenommen, und jedenfalls nie anders, als bei Entdeckung eines neuen Vergehens; manche werden wiederholt bestraft, von denen man gar nicht weiß, daß sie eigentlich noch innerhalb einer vorhergehenden Strafzeit stehen; es geschieht mit einem Worte nichts, bis das Unheil, das man verhüten wollte, geschehen ist. Der Grund davon ist ohne Zweifel eine gewisse Bequemlichkeit der Behörden; es wirkt aber wesentlich eine Eigenheit der englischen Institutionen mit, die Engländer wollen **keine Polizei-Aufsicht.** Man wittert hinter derselben Gefahr, Beeinträchtigung persönlicher Freiheit, Spionirwesen, welches letztere indeß viel eher geübt wird, wenn die Polizei auf eigenes Risiko den Entlassenen nachgehen muß, als wenn sie dazu regelmäßig autorisirt ist. Der Entlassene, behauptet man, sei durch seine ganze Stellung schon gestraft genug, man brauche ihm nicht auch noch die Plage aufzuladen, sich regelmäßig vor der Polizei zu stellen. Selbst Sir George Grey sagt in der schon berührten Rede 1857: „Freibriefe zurückzunehmen auf die bloße Behauptung der Polizei hin, daß deren Inhaber im Verkehr mit Dieben stehen, heiße eine sehr gefährliche Gewalt in die Hände der Officianten legen, ohne hinreichenden Schutz gegen Mißbrauch.“ Er fügt die bedeutsame Bemerkung bei: „Selbst in Fällen wiederholter Verurtheilung, wo das Vergehen ein sehr geringes war, hat man den Freibrief nicht zurückgenommen, weil man es für eine unverhältnißmäßige Strafe hielt, einen Mann auf 3—5 Jahre in's Gefängniß zurückzusetzen, während seine neue Schuld in ganz kurzer Zeit gebüßt werden konnte.“ Die unter dem Freibrief Stehenden selbst, wird weiter gesagt, erklären, die Polizei sei ihr natürlicher Feind; durch sie werde ihre Lage dem Publikum bekannt, und das verhindere sie, Arbeit zu bekommen, weil sich Jedermann von ihnen abwende. Es

leuchtet ein, daß das ganz wahr ist, so lang das System überhaupt dem Publikum keine sichere Garantien geben kann. Wäre das Letzere der Fall, so würden ohne Zweifel grade Diejenigen vorgezogen werden, die man unter heilsamer polizeilicher Aufsicht wüßte. Man gibt zu, daß das System dieser Aufsicht, sowohl in den Colonien, als in Irland trefflich wirke und gute Früchte trage; aber für England sei es nicht geschaffen; so hält die Behörde geflissentlich jede Auskunft über entlassene Gefangene vor der Polizei zurück; sie läßt gerne ein, freilich unheimliches, Dunkel über der Statistik dieses Theils der Bevölkerung, und sie führt zweierlei an, womit sie die stehende Polizei-Aufsicht ersetzen zu können glaubt; zuerst, daß man die entlassenen Gefangenen möglichst im Lande herum zu zerstreuen sucht, und dann, daß Wohlthätigkeit und Fürsorge menschenfreundlicher Privaten das Uebrige thun werden. Leider gelingt aber die Zerstreung nicht immer; es ist jenen Männern zumal mit dem Gelde, das sie aus dem Gefängniß mitbekommen, außerordentlich leicht, sich in den großen Städten wieder zu sammeln, und was die Privatbestrebungen betrifft, so sind sie allerdings aller Anerkennung werth, aber gerade auf die gefährlicheren Individuen erstrecken sie sich in der Regel nicht. Seit den betrübten Erfahrungen mit den „leavers" suchen nun auch die Behörden die Verantwortung wegen derselben von sich abzuwälzen. In ihrem Namen sagt wiederum Sir George Grey: „Es ist eine falsche Ansicht, einen Freibrief für ein Zeugniß von gutem Charakter zu halten, oder zu glauben, daß nur die ihn erhalten, welche ihre Besserung beweisen können. Es ist eine Illusion, daß der mit dem Freibrief Entlassene mit geringerer Wahrscheinlichkeit rückfällig werden könne, als irgend ein anderer entlassener Gefangener." Er bemerkt weiter: „Der von guter Zuchthausaufführung hergenommene Beweis von Besserung ist nothwendig unsicher. Die bloße Thatsache des guten Betragens eines Mannes, wenn er den gewöhnlichen Versuchungen des Lebens, dem Trunk, schlechter Gesellschaft rc. entrückt und in eine unnatürliche Stellung gebracht ist, wenn er gezwungen ist, der Zuchthausordnung zu gehorchen, giebt noch keinen gültigen Beweis von wirklicher Befestigung des Charakters und einer sittlichen Umkehr." Wenn das aber wahr ist, und es ist nur zu wahr, so lassen sich daraus zwei Schlüsse ziehen: entweder: Warum denn in aller Welt einen Mann früher entlassen, als er es verdient?, oder: Man müßte ihn eben in eine weniger unnatürliche Stellung bringen, wo die von seinem Betragen hergenommenen Beweisgründe weniger unsicher wären, wo er also auch nicht ganz außer Bereich jener gewöhnlichen Versuchungen gestellt würde. Daß dies Letztere nicht geschieht, daß es also mit jenen gerühmten Zwischenstufen bis jetzt in der Praxis gar sehr wenig auf sich hat, das bildet einen Hauptvorwurf, der gegenwärtig dem englischen System im Hinblick auf den Gegensatz des irischen gemacht wird!

Noch ein Punkt, welchen man anführt, scheint mittheilenswerth.

Man tadelt an der in England gewöhnlichen Behandlung der Gefangenen, daß nur etwa im Anfang, in der Periode der Einzelhaft, auf die Individualität der Einzelnen Rücksicht genommen werde. Nachher, besonders wo die Sträflinge zu öffentlichen Arbeiten angehalten sind, kümmere man sich nicht mehr um den Einzelnen und befolge den ganz eigenthümlich zugestandenen Grundsatz, daß man männliche Gefangene mehr in Massen als nach ihren individuellen Charakteren zu behandeln habe. Es ist klar, daß dieser Grundsatz schädlich auf alle Bestrebungen, den Menschen zu erziehen und zu bessern, wirken muß. Wir führen zum Schluß an, wie sich die vier Beamten von Wakefield darüber äußern: „Fälle, wie die in Chatham," sagen sie, „beweisen, daß Sträflinge, welche man massenweise behandelt, geneigt sind, freilich in sehr unangenehmer Weise, auch selbst in Massen aufzutreten. Soldaten werden auf ein System eingeübt, dessen Zweck ist, die Individualitäten untergehen zu lassen, damit sie in Massen gegen den Feind handeln können. Gefangene werden bei gleicher Dressur, soweit es die Verhältnisse gestatten, auch in derselben Weise handeln; ihr Feind sind die Behörden, so lange sie im Gefängniß sind, und das Publikum, wenn sie frei werden. Der esprit du corps solcher Massen ist ein Uebel, das durch unterschiedlose Behandlung gesteigert wird. En bloc eine Masse von Degration und Verbrechen heben zu wollen, ist ein Ding moralischer Unmöglichkeit. Die alte Geschichte von Dem, welcher ein Bündel zusammengebundener Stäbe brechen wollte, hätte eines Besseren belehren können.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches.

Im Diakonissenhause Bethanien zu Berlin war der Krankenbestand zu Ende des Jahres 1861:

	Männer.	Weib.	Knab.	Mädch.	zus. Indiv.
	100	108	42	15	265
Zugang 1862:	955	892	100	94	2041
Summa:	1055	1000	142	109	2306.

Im Jahre 1862 sind:

	Männer.	Weib.	Knab.	Mädch.	zus. Indiv.
I. entlassen:					
a) geheilt u. gebessert .	765	772	69	51	1657
b) ungeheilt	28	26	8	6	68
II. entlaufen:	—	—	—	—	—
III. verstarben:	147	93	41	33	314
Summa:	940	891	118	90	2039.

Bestand war ult. December 1862: 115 Männer, 109 Weiber, 24 Knaben, 19 Mädchen; zusammen 267 Individuen. (Zeitschrift des Königl. Preuß. Statist. Bureaus.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes weeden untee dee Adeesse: Herrn A. E. Beachvoget, Redatteur des Wochenblattes des Johannitee-Odens zu Beelin, Ritter-Steaße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 34. Berlin, den 20. August 1863. Nr. 34.

„Hast Du Kinder, so zieh sie und beuge ihren Hals von Jugend auf."

(Sirach.)

Je früher die Zucht, desto besser die Frucht. Wo keine Zucht, ist keine Ehre. Die beste Zucht sind gute Worte und harte Strafe. „Man muß die Kinder also strafen, daß der Apfel bei der Ruthe sei," sagt Luther. Eines Tages las er einem seiner Pensionaire, dem jungen Hans oon A., scharf den Text um seines Ungehorsams und Unfleißes willen; denn dieser Knabe hatte Fähigkeit zum Lernen, und die Aeltern wollten, es solle aus ihm etwas Gescheidtes werden. „Ich will in meinem Hause und über meinem Tisch solche Exempel des Ungehorsams nicht wissen noch leiden, wenn Du gleich Grafengüter hättest; donach richte Dich. Ich geb's nicht oach, und wenn ich Dich mit Füßen treten müßt'!"

„Aos Kindern werden Leute,
Aus Jongfern Bräute;
Also sorget, daß sie werden wackere Leute und Bräute."

Im Laufe des vergangenen Jahres hat sich ein in ländlicher Abgeschiedenheit lebender deutscher Pädagogr (Namens Schmidt) der' verdienstlichen Arbeit unterzogen, eine Reihe von Aphorismen (prosaisch und poetisch), Gesetzes-Vorschriften und Sprichwörter zusammenzustellen, Zucht und Zuchtübung betreffend. Das Büchlein ist zu Hoyerswerda bei W. Erbe erschienen. Angefügt sind drei kurzr Erzählungen. Es möge dieses Schriftchen Eltern und Erziehern empfohlen sein. Wir entnehmen demselben das Folgende:

Der gesetzliche Sinn will anerzogen sein. Er ist nicht blos Sache einer augenblicklichen Gedanken-Reflexion. (Eisenlohr).

Alle wahre Zucht ist in ihrem Wesen religiöser Natur. (Wildenhahn).

Es ist bei der Wirksamkeit unter Kindern wesentlich, ihr sittliches Thun nicht blos durch Worte, sondern durch eine planmäßige Thätigkeit zu bestimmen und regeln. (Jaspis).

Jeder, der meist aus Unwissenheit oder Irrthum unrecht handelt, verdient Mitleid, Hülfe, Belehrung. Die Zurechtweisung aber geschehe nicht in Hitze, nicht mit Spott, nicht im Ton der Ueberlegenheit, nicht, um von den Umstehenden bewundert zu werden, sondern zur rechten Zeit, wo thunlich in der Stille und mit rinem liebevollen Herzen. (Antoninus Pius).

Im Anfang muß das Kind blindlings gehorchen. Es ist unnatürlich, daß das Kind durch sein Geschrei commandire, und der Starke einem Schwachen gehorche. — Zum Charakter des Kindes gehört vor allen Dingen Gehorsam. Dieser Gehorsam kann abgeleitet werden aus dem Zwange, und dann ist er absolut, oder aus Zutrauen, und dann ist er freiwillig. Dieser letztere ist gar sehr wichtig, indem er das Kind zur Erfüllung solcher Gesetze vorbereitet, die es künftighin als Bürger erfüllen muß, wenn sie ihm auch nicht gefallen rc. (Kant).

Der Wille, wie der Gedanke müssen beim Gehorsam anfangen. (Hegel).

Selbstverleugnung soll früh geübt werden. (Locke).

Lord Burke, von Madame Genlis befragt um das pädagogische Princip der Engländer, wies einfach auf die Birkenwälder hin, welche sich in der Nähe der berühmten Schule von Eton befinden.

Beachtenswerth ist §. 17 des preußischen General-Landschulreglements vom 12. August 1763: „Die Küster und Schulmeister werden hierdurch ernstlich erinnert, sich jedesmal zur Information durch herzliches Gebet für sich oorzubereiten, rc." so wie der 22. §.: „Die Disciplin muß weislich geschehen. — — Die Kinder sollen nicht durch schädliche Lindigkeit oerzärtelt, noch durch übermäßige Strenge scheu gemacht werden"; ferner §. 13 der Anweisung für Schullehrer rc. von König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, worin es u. A. heißt: „Vor allen Dingen aber wird den Schullehrern wohl zu bedenken gegeben, daß ihr eigenes Betragen auf das der Kinder einen unglaublichen Einfluß hat rc."

Zocht kann vor Allem Niemand üben, der selbst in keiner Zucht steht. (Palmer).

Nur wo die Alten einem Gesetz gehorsam sind, da können sie von den Jungen Gehorsam fordern, sonst aber nicht. (E. M. Arndt).

Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf Erden. (Goethe).

Des Vaters Strafe ist die rechte Liebe. (Sprüchwort).

Alle uns näher bekannt gewordenen Nationen machen erziehlichen Gebrauch von der Leibesstrafe. (Sophokles).

Nec quid nimis! (Nicht zu viel!) (Kaiser Heinrich. II.)

Zu oft strafen, verräth mehr Herrschsucht als Zuchteifer. (Loos Sprüche rc.)

Wen das Wort nicht schlägt, den schlägt der Stock nicht. (Sokrates).

Was Du bei Deinem Kinde im 2. und 3. Jahre noch durch eine kleine Ruthe ausrichtest, das wird 10 Jahre später auch der dickste Stock kaum noch bewirken. —

Ein junges Bäumchen läßt sich ziehen, nicht so ein alter Stamm. (H. Müller.)

Zu weit getrieben, verfehlt die Strenge ihres weisen Zweckes, und zu straff gespannt, zerspringt der Bogen. (Schiller.)

Salz und Zucker müssen beisammen sein. (H. Müller.)

Zeige, daß Du, wenn Du den Körper züchtigst, die Seele retten willst. (Wildenhahn.)

Geßner erzählt von seiner Schwiegermutter Anna Lavater: „Die weise Mutter ließ sich nicht in viele Worte und Vorstellungen ein, die so oft die bessere Stimme im Innern nur lähmen. Sie handelte! Und wie? „Nannchen, wir wollen darüber nicht reden, komm, wir wollen beten!" Sie führte die Kleine in ihr stilles Kämmerlein. Der Eindruck war für's ganze Leben unauslöschlich."

Die Quäker wissen mit Worten der Sanftmuth und Liebe die rohesten Kinder zu erziehen. Oft peinigen sie mit ihrem Uebermaaß von Güte ein Kind, daß es zuletzt wie ein Lamm wird. (Wildenhahn.)

Geduld richtet oft mehr aus als Gewalt. (Abraham a Sancta Clara).

—— Thor, wer sich im Sturm einschifft. (Jean Paul.)

Mädchen sollten eigentlich gar nicht geschlagen werden. Wird aber Züchtigung hier nöthig, so sei sie jeder Zeit milder, schonender, als die des wilden Knaben. (Wildenhahn).

Die Liebe bleibt doch aller Schulmeisterkünste Meisterin. (Brandenburger Schulblatt).

Das Erziehen ist der Prüfstein der eigenen Erziehung.

„Dem Guten folget Alles gut,
Das Uebel dem, der Uebel thut."

Ernst Graf Lippe.

Gefängnißwesen in England und Irland.

(Fortsetzung.)

Soweit Darstellung und Kritik des gegenwärtigen englischen Systems. Es ist Zeit, daß wir zum Gegenstück desselben, zum irischen übergehen. In Irland brachte die Aufhebung der Deportation noch größere Schwierigkeiten hervor, als in England; der Uebergang war ein rascherer; bis 1853 waren alle irischen Gefangenen mit ganz wenigen Ausnahmen deportirt worden, von da an nicht ein einziger mehr. Im November 1854 wurde das irische Gefängnißwesen einem Directorium von drei Mitgliedern unterstellt, in welchem Capitain Walter Crofton den Vorsitz erhielt; er ist die Seele der neuen Einrichtungen. Die neue Behörde traf 3427 Gefangene in den Strafanstalten und hatte die Pflicht, zunächst für deren Unterkunft bei ihrer Entlassung zu sorgen. Wie schon bemerkt, hatte die Acte von 1853 auch in Irland Gültigkeit; es ist aber bemerkenswerth, daß das Directorium, so sehr es für das Freibriefsystem eingenommen war, dennoch sich weigerte, es bei der Entlassung jener Leute, welche eigentlich hätten deportirt werden sollen, schon anzuwenden. Man wollte das Vertrauen des Publikums nicht verscherzen. Der erste Bericht der Directoren 1854 sagt in dieser Beziehung: „Dasselbe Gefühl, welches uns verhindert, einer Colonie Züchtlinge aufzuladen, welche vorher keiner wirksamen Gefängnißdisciplin unterworfen gewesen sind, hält uns auch zurück, im eigenen Lande solche Gefangene, wie in England, mit Freibriefen zu entlassen. Wir halten solche Freibriefe für eine Art von Garantie für die Gesellschaft, daß ein Gefangener in Folge guter Zuchthausdisciplin und bessernder Einwirkung als ein Mensch betrachtet werden kann, der fähig ist, vom Publikum aufgenommen und brauchbar verwendet zu werden. Da eine entsprechende Behandlung in den Zuchthäusern Irlands seither nicht stattfand, so hielten wir uns nicht berechtigt, die Gewährung von Freibriefen zu befürworten." Jene Gefangenen wurden also erst nach Ablauf ihrer vollen Strafzeit entlassen, nachdem sie indeß schon nach dem neuen System behandelt worden waren, in welchem allerdings für neu Eingelieferte nachher die Freibriefe eine wichtige Rolle spielten. Die darin geltenden Grundsätze spricht Capitain Walter Crofton in seiner Rede in Birmingham kurz folgendermaßen aus: 1) Die Zucht der Gefangenen ist eine bessere und ergiebt des Vertrauens würdigere Resultate, wenn dieselben in kleiner Anzahl zusammengenommen und mehr individuell behandelt werden. Zugleich muß ihnen während ihrer ganzen Gefangenschaft beständig vor Augen stehen, daß die Besserung ihrer Lage durchaus von ihnen selbst abhängt, und zwar von der Ausübung einer Thätigkeit, welche gerade derjenigen entgegengesetzt ist, durch die sie in Strafe verfielen.

2) Behandlung und Beschäftigung des Gefangenen vor seiner Entlassung in einer natürlicheren Form, als in den gewöhnlichen Gefängnissen möglich ist, also eine vermittelnde Periode zwischen eigentlicher Gefangenschaft und voller Freiheit, ist eine Einrichtung, welche wesentlich beiträgt, das Publikum für Aufnahme des Gefangenen willig zu machen, und so die Schwierigkeit der ganzen Zuchthausfrage wesentlich zu mindern. Um das Vertrauen des Publikums zu gewinnen, ist aber ausnahmslose Oeffentlichkeit aller mit dem Gefängnißwesen zusammenhängenden Einrichtungen und Maßnahmen nöthig.

3) Anwendung von Maßnahmen, welche die Ausübung des Verbrechens gefährlicher oder gewagter machen, müssen nothwendig zu dessen Verminderung beitragen. Somit sind polizeiliche Aufsicht, Photographirung des Gefangenen, systematische Mittheilungen an die Verwalter von Grafschafts- und Stadtgefängnissen, um alle etwaigen früheren Verurtheilungen zu constatiren und darauf hin längere Strafzeiten anzusetzen, von der größten Wichtigkeit, und verdienen eingehendste Aufmerksamkeit.

Der Redner, indem er auf die von ihm erreichten greifbaren Erfolge hinweisen kann, fügt weiter bei: „Es wäre sinnlos, oder noch mehr als das, zu behaupten, daß

diese einfachen Principien für Irland, aber nicht für England, anwendbar seien. Sie passen ihrer einfachen Natur nach für das menschliche Wesen überhaupt. Ich für meine Person bin überzeugt, daß durch angemessene Behandlung der Gefangenen, durch systematische und gemeinsame Thätigkeit der Vereine für entlassene Sträflinge, durch Ausbezahlung der Ueberverdienste, durch die Bemühungen der Geistlichkeit des Landes und die Hülfe der Polizei die jetzt vorhandenen Schwierigkeiten auch in England gelöst werden könnten." —

Die Art nun, wie die angeführten Grundsätze in Irland in Anwendung kommen, wird eine Schilderung der dortigen Einrichtungen darthun. — Der Gefangene macht auch hier seine Strafe in verschiedenen Stufen durch. Die erste derselben wird von Männern und Weibern in verschiedenen Abtheilungen des Mountjoy-Gefängnisses in Dublin erstanden. Die Männer, von denen wir zuerst reden wollen, kommen dort in Zellen zu strikter Einzelhaft; nur in der Kirche, Schule und auf dem Spazierplatz sehen sie ihre Mitgefangenen. Gleich beim Eintritt wird jeder Gefangene photographirt. Die in einem Buch gesammelten Portraits, auch in psychologischer Beziehung, besonders im Vergleich mit dem Aussehen der Persönlichkeiten, wenn sie die Anstalten verlassen, interessant, sind das beste Beweismittel für die Herstellung der Identität, und werden fleißig benützt, wenn von irgend einem Gericht festgestellt werden soll, ob ein Delinquent schon einmal bestraft worden ist. Habituelle Verbrecher fürchten auch die Einrichtung. Von einem Dieb, der vor die Maschine gestellt wurde, wird berichtet, daß er die Hände vor's Gesicht haltend gerufen habe: „Nein, nein, ihr nehmt mir mein Brod!" Er hatte sein Diebeshandwerk im Auge, wenn er einmal wieder entlassen würde; später soll er indessen bessere Beschäftigung und besseres Brod gefunden haben. Ferner wird Jedem auseinander gesetzt, daß die Dauer seiner Einzelhaft einzig von seiner Aufführung abhängt. Regelmäßig sind neun Monate für sie angesetzt. Bei guter Aufführung kann sie auch auf acht reducirt werden, was auch meistens geschieht. Im gegentheiligen Fall wird sie aber auch auf eilf oder zwölf Monate ausgedehnt. Weitere Strafen sind Kostreducirung auf Wasser und Brod, und wenn nöthig, die Prügelstrafe, die aber, obgleich noch immer zu Recht bestehend, doch seit zwei Jahren nie mehr angewendet werden mußte. Die Aufseher sind wie die meisten englischen Polizeiofficianten mit kurzen, elastischen, in Bleiknöpfe endenden Stäben bewaffnet (Boxern), um sich gegen etwaige Angriffe meuterischer Gefangener wahren zu können. Die Kost wird so niedrig als möglich gehalten; in den ersten vier Monaten wird kein Fleisch gereicht, was nach den seither gewonnenen Resultaten auch ärztlich nicht widerrathen wird, um so mehr, da der Körper in dieser Zeit keine mit Arbeit zusammenhängende Anstrengung durchzumachen hat. Erst nach Ablauf der vier Monate, wenn der Gefangene auf künftige harte Arbeit vorzubereiten ist, wird kräftige Kost zugelassen. In Beziehung auf Beschäftigung wird nämlich ein eigenthümliches Princip befolgt. Es ist bekannt, daß im Leben des Verbrechers in den meisten Fällen Trägheit und Arbeitsscheu eine große Rolle spielen. Dafür suchte man seither und sucht noch in England die Arbeit zu einem wesentlichen Bestandtheil der Strafe zu machen; besondere Strafen wurden meist mit besonderen Arbeiten verbunden, ja man glaubte sogar, den letzteren besonders schwere und widrige Form geben zu müssen, man führte Tretmühlen u. dgl. ein, um den Züchtling recht „mürbe" zu machen. Was war der natürliche Erfolg? Der Gedanke an Arbeit verband sich beim Gefangenen mit den widrigsten Erinnerungen, er haßte die Arbeit, that im Zuchthaus selbst so wenig als möglich und beschloß wahrscheinlich, auch nachher nach seiner Befreiung nichts zu thun. In Irland sagt man: Nichtsthun muß eine Strafe, Arbeit ein Vorrecht sein! und so bekommt denn der Verbrecher in seiner Zelle anfangs Nichts zu thun, als höchstens ein Geschäft, das dem Erbsen- oder Linsenlesen an Werth gleich kommt. Erst nach Ablauf von drei Monaten darf Einer, wenn er eine in der Zelle ausführbare Handthierung versteht, diese ausüben, wenn nicht, so wird er zu sonstiger einfacher Beschäftigung, Schuhflicken u. dgl. benutzt. So wird denn nun auch wirklich die Arbeitslosigkeit am Ende unerträglich, eine Strafe, die zu lange fortgesetzt, sogar geistesstörend wirken könnte; aber da der Gefangene nichts hat, was seine Gedanken zerstreuen könnte, so nimmt er mit Freuden, und eben darum auch mit Erfolg die Ermahnungen des Hausgeistlichen und den Unterricht des Lehrers auf. (Man muß dabei bedenken, daß in England und Irland unter den Verbrechern noch immer eine ziemliche Zahl weder Schulbildung noch religiösen Unterricht oder Zuspruch genossen haben. Hier darf der Grund wohl vorher gepflügt werden, ehe er Samen aufnehmen kann.) Bekommt er dann Beschäftigung, so ist sie ihm erwünscht, er wird sie willig, und darum auch, so gut er kann, ausführen. Damit ist aber dann schon der Grund zu zwei recht wichtigen Dingen gelegt, zum guten Willen, Rath und Belehrung aufzunehmen und zur Lust an der Arbeit.

Es kommt nun die zweite Stufe, in welche die Gefangenen nach der überstandenen Einzelhaft übergehen. Die zur Arbeit im Freien Tauglichen werden nach einer Insel im Süden, Spike-Island bei Queenstown oder Cork, versetzt.*) Die Behandlung wird etwas geändert, die Kost ist besser, die Gefangenen wohnen noch in Zellen, arbeiten aber gemeinschaftlich, sie fangen an etwas Geld zu verdienen, das ihnen gut geschrieben wird, und es ist ihnen möglich, sich durch eine Reihe von Klassen vorwärts zu immer bedeutenderen Privilegien durchzuarbeiten und die in den Classen zu verbringende Zeit in bestimmten Verhältnissen abzukürzen. Es wird aber ganz streng daran festgehalten, daß diese Fortschritte einzig und allein von guter Aufführung abhängen. Den Gefangenen wird deutlich gemacht, wie das einmal festgestellte System human ist, gut für ihn sorgt und ihm Gelegenheit zu größtmöglicher Hoffnung giebt, wie aber unerbittlich und streng nur das System wirkt, wie nirgends von Gnade oder Gunst der Vorgesetzten etwas erwartet werden kann, und wie darum Niemandem, als ihm selbst anheimgegeben ist,

*) Die Handwerker kamen früher nach Philipstown (etwa 10 Stunden von Dublin), das dortige Gefängniß ist aber in Folge der durch das neue System eingetretenen Reduction der Zahl der Verurtheilten aufgegeben worden, ein Flügel von Mountjoy thut den Dienst.

seine Lage innerhalb seiner Klasse, und die Zeit, innerhalb welcher sie mit einer höhern vertauscht werden kann, zu reguliren. Die Arbeit in Spike-Island ist die Errichtung von Befestigungen im Dienst der Admiralität. Die Directoren klagen hier über unpassende Verwendung der Gefangenen, da Männer häufig thun müssen, wozu eigentlich Pferde zu gebrauchen wären, sowie über andere Mißstände, welche mit der Verschiedenheit der Interessen der beiden Behörden zusammenhängen, von denen die eine für die sittliche Ueberwachung und richtige Behandlung der Sträflinge, die andere für die geleistete Arbeit verantwortlich ist. Die Räumlichkeiten waren schlecht, anfangs mußten 2200 Männer in großen Kasernensälen bei Tag und Nacht eng zusammengedrängt werden. Um zu sparen, wollte man keine großartigen Gebäude herstellen, wie in England, man theilte also nach und nach, und zwar geschah dies meist durch die Hand der Sträflinge selbst, die Säle durch eiserne Zwischenwände und Drathnetze in Schlafzellen ein, welche wieder abgeschlagen werden können und von denen jede auf 4 Pfund Sterling zu stehen kam. Als man noch mehr Raum brauchte, wurden ein paar eiserne Hütten, die ebenfalls leicht versetzt werden konnten, auf dem Platze errichtet. (Fortsetzung folgt.)

Fürstenleben und Fürstensitte im 16ten Jahrhundert.

(Entnommen einem längeren Aufsatz von Joh. Voigt in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch.)

Sitten und Moden älterer Zeiten sind keineswegs alterthümliche, abgemachte Zustände, sondern wir haben sie anzusehen als lebende Bilder auf der Schaubühne des Völkerlebens — Bildungsstufen späterer sittlicher Zustände.

An den Fürstenhöfen war es vordem nicht Brauch, den jungen Prinzen bald nach der Geburt, durch die heilige Taufe in die Christengemeinschaft aufzunehmen. Nicht selten schob man das Tauffest längere Zeit auf, besonders wenn, wie üblich, fremde Fürsten eingeladen waren. Dasselbe geschah bei der Taufe der Prinzessinnen.

War der junge Prinz zum Alter des Unterrichts herangereift, so wurde ein Lehrer an den fürstlichen Hof gerufen, der ihn mit denjenigen Gegenständen des menschlichen Wissens bekannt machte, welche man damals einem jungen Fürsten nothwendig und zweckdienlich erachtete. Man hielt auf Präceptoren von Ruf und Gelehrsamkeit. Joachim Sigismund, Kurfürst von Brandenburg, erhielt zu Prinzenerziehern den kurfürstlichen Rath Dietrich von Bülow, welcher in Bologna zum Doctor promovirt worden, und den berühmten Historiker Carla. Joachim Sigismund wußte die fremden Gesandten gewöhnlich in ihrer eigenen Sprache anzureden.

Durch solchen Unterricht vorbereitet, besuchten die Fürstensöhne häufig auch die deutschen Universitäten, meist in Begleitung ihrer früheren Lehrer. Der junge Prinz Ernst von Braunschweig saß in Luther's theologischen Vorlesungen zu Wittenberg mitten unter dessen Zuhörern.*)

Oft hielten sich junge Prinzen auch eine Zeit lang an fremden Höfen auf, um im Umgang, durch Bekanntschaft und Gespräch mit Menschen von feinerer Bildung: Weltkenntniß, Erfahrung und eine höhere geistige Reife zu gewinnen, oder auch um zugleich die Sprache eines andereren Volks durch tägliche Uebung zu erlernen. Kurprinz Joachim von Brandenburg begab sich an den Hof Kaiser Maximilians.

Mitunter brachte man die Prinzen schon sehr jung an fremde Fürstenhöfe. Prinz Adolph, Stammvater des Hauses Holstein-Gottorp, kam 12 Jahr alt, zum Landgrafen von Hessen.

Hatte sich der Fürstensohn theils auf diese Weise, theils auf Reisen Bildung und Weltkenntniß erworben, ward er durch Theilnahme am Verwaltungswesen, oder durch Anwesenheit auf Reichsversammlungen und Fürstentagen auch mehr und mehr in die Staatsverhältnisse mit eingeweiht, und die Körperkräfte in ritterlichen Uebungen durch Roßtummeln und Waffenführen hinreichend gestärkt und ausgebildet, — so trat dann wohl der Wunsch nach einem selbstständigen und unabhängigen Leben ein. Der Gegenstand der Liebe war auf des Prinzen Reisen oder beim Aufenthalt an fremden Fürstenhöfen bereits gefunden. Die Herren Väter verständigten sich; es erfolgte die Verlobung und die Vermählung (Beilager).

Kein Fest wurde im 16. Jahrhundert an Fürstenhöfen mit so großem Aufwand und Prachtgepränge, mit so mannigfachen Belustigungen und Vergnüglichkeiten und meist mit so zahlreich eingeladenen Gästen gefeiert als eine fürstliche Hochzeit. Durch besondere Briefe bat man Fürsten, Grafen und Adel, bei der Vermählungsfeier zu erscheinen. Konnte ein eingeladener Fürst nicht selbst kommen, so war es Brauch, einen Stellvertreter zu senden, welchem dann beim Fest fürstliche Ehren zu Theil wurden. Gewöhnlich wählte man einen Sonntag zur eigentlichen Vermählung. Waren die Gäste (deren Zahl sich öfter auf 2 bis 300 belief) versammelt, so begann die Feier mit einem glänzenden Auftritt oder der sogenannten Auffahrt. Den Zug eröffnete gewöhnlich der geladenene Landadel mit seinen Pferden und seinem Gefolge, sodann kam das Hofgesinde zu Drei und Drei in einem Gliede, die fürstlichen Stallmeister mit Knaben auf den fürstlichen Leibrossen, meist Alle in schwarzem Sammet gekleidet. An Diese schloß sich an eine Schaar von einigen 20 wälschen und deutschen Trompetern, Heer- (oder Kessel) Paukern, um durch musikalischen Lärm den festlichen Aufzug zu verkünden; denn diesem Musikcorps folgte unter Voranritt vornehmer Hasleute oder fürstlicher Kammerjunker: der Held des Tages — der Bräutigam, entweder von den

*) In ihrer Blüthezeit (1561) zählte die Universität Wittenberg ungefähr 2500 Studirende.

In seinen Tischreden „von der Vermessenheit der Edelleute" tadelt es Luther scharf, daß die Schaarhansen am Hofe seines Kurfürsten den jungen Herrn abhielten, zu studiren und gute Künste zu lernen. Sie sagten zu seinem Herrn Vater: „Gnädiger Herr, was bedarf er großer Klugheit? Wollen Euer Gnaden einen Schreiber aus ihm ziehen? Er muß ein regierender Fürst werden. Laßt ihn in die Rathsstube gehen, die Händel anhören, daß er's also aus Uebung und Erfahrung lerne. Das thut's. Was über'n Büchern liegen, und die Blätter umwerfen?" Mit glatten Worten beredeten sie somit den guten Fürsten, und somit ist der junge Herr versäumt worden, und hat Nichts studirt. Denn die Schaarhansen fürchteten, wenn derselbe studiret, möchte er Historien lesen, und ihre fallacias, Betrügerei und Practiken merken. ꝛc.

beiden Vornehmsten der anwesenden Fürsten rechts und links begleitet oder auch von den Botschaftern des Kaisers und römischen Königs geführt; nach ihnen kamen die übrigen Fürsten, die Bischöfe, Herzoge, Markgrafen, Landgrafen und die Stellvertreter fremder Fürsten nach ihrem Rang, dann die Grafen, Herren und Ritter. Jetzt erscheint die fürstliche Braut in glänzendstem Gewande vom kostbarsten Goldstoff, auf einem weißen Zelter mit carmoisinrother Sammetdecke; ihr zur einen Seite ein Herzog oder Markgraf und zur andern eine Königin oder vornehme Fürstin, hinter ihr die Hofmeisterin und die ersten ihrer Hofdamen, Alle in schwarzem Sammet gekleidet, auf Schimmeln reitend, die mit schwarzen Sammetdecken rc. geziert waren; dann das übrige Hofpersonal in mit vier Hengsten bespannten Galawagen. Den Schluß des Zuges bildeten die Marschälle der eingeladenen Fürsten, nebst der übrigen Dienerschaft, meist mehrere Hundert Köpfe stark, sämmtlich beritten, ein bunter Haufe, mitunter in türkischer oder in Husaren-Tracht.

Bei der 6tägigen Hochzeitfeier des Prinzen von Oranien mit der sächsischen Prinzessin Anna (1561) zu Leipzig führten die Gäste 5647 Pferde mit sich. Als Herzog Georg von Bayern, zu Landshut, mit einer polnischen Prinzeß das Beilager hielt, waren Kaiser Friedrich und sein Sohn Maximilian zugegen, ferner 16 Fürsten mit ihren Gemahlinnen, 40 alte Reichsgrafen, 5 Erzbischöfe und viele Gesandte mit in Summa 6500 Pferden.

Nachdem Trompeten und Pauken das Zeichen zum Kirchgang gegeben, traten die Brautführer der fürstlichen Braut zur Seite. Alles ordnete sich nach Vorschrift. Der Bräutigam selbst eröffnete jetzt den Zug, umgeben von Fürsten, Grafen, Herren und Rittern: ein Herold voraus; reichgeschmückte Edelknaben folgten dem Bräutigam, hinter ihnen trugen 12 oder 15 Grafen und Ritter hellflammende Kerzen oder Windlichter. An der Spitze des weiblichen Zuges befand sich die Braut, in weißglänzendem Kleid, den Kopf mit einem kostbaren Kranz von Perlen und prächtigen Kleinodien geschmückt, von Fürstinnen und edeln Frauen begleitet und von den Brautführern zum Traualtar geführt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Fehrbellin und der Prinz von Hessen-Homburg.

(Von Professor Dr. F. L. W. Schwartz.)

Keine von den vielen Schlachten, welche unsere Väter geschlagen, hat in der Tradition des Volkes eine so bestimmte Form der Darstellung gewonnen, als die von Fehrbellin. Die Sage, Poesie und Kunst haben gewetteifert, dieselbe in prägnanter Gestaltung der Erinnerung einzuprägen. Erst das blutige Vorspiel der Erstürmung Rathenow's, an das sich vor Allem Dörfflinger's Ruhm knüpft, dann die Schwedenhetze durch das Havelland, um den Feind und Verderber des Landes zum Stehen zu bringen und Rache an ihm zu nehmen, endlich der so ungleiche und doch siegreiche Kampf von Fehrbellin, welchen des Prinzen von Hessen-Homburg angebliche Waghalsigkeit zu früh angefangen und in dem des großen Kurfürsten Heldengestalt dann mitten eintritt in die Entscheidung — es sind dies eben so einfache als gewaltige Bilder, welche in ganz bestimmter Form zu einer Art Typus geworden sind, daß es schwer scheint, an ihrem Charakter selbst im Einzelnen Etwas zu ändeen. Und dennoch verlangt dies wenigstens in einem Punkte die Gerechtigkeit. Es heißt nicht, des Kurfürsten unsterbliches Verdienst schmälern, sondern nur Jedem das Seine geben, wenn man des Prinzen Gestalt mehr in den Vordergrund drängt, ihm mehr Antheil an den Lorbeeren des Siegestages zuerkannt wissen will, als damals die Verhältnisse und jetzt noch immer die gewöhnliche Darstellung ihm zuertheilt. Wie Friedrich des Großen Stern nicht erbleicht, wenn neben ihm am Horizont von Roßbach und Zorndorf der von Seydlitz aufgeht, so wird auch Friedrich Wilhelm's Glanz nicht gemindert, wenn man neben ihm den Prinzen von Hessen-Homburg ehrenvoll nennt, wenn statt des Vorwurfes von Ungehorsam und Waghalsigkeit man für ihn den Ruhm in Anspruch nimmt, nicht gegen den Geist seines Auftrages, sondern im glücklichen Erfassen des Moments und in entschlossener Kühnheit die Schlacht begonnnen zu haben, welche der große Kurfürst dann so glorreich zu Ende brachte. Wie die Morgenröthe die Sonne am Himmel heranführt, war es der Prinz, welcher den Ruhmestag von Fehrbellin heraufbeschwor, in dessen blutigem Schein der große Kurfürst dann auf dem brandenburger Sande den Grund legte zu dem Staate, welchem sein Sohn den Namen Preußen gab.

In diesem Sinne sei mir gestattet, das Bild jener Zeit vorzuführen, jener Zeit, welche dem an Ehre schier verkommenden Deutschland zeigte, daß in Brandenburg und den Hohenzollern neue, schöne Hoffnungen ihm aufgingen. Man muß zur richtigen Würdigung jener Ereignisse vor Allem die ganze, trostlose Lage des erst seit einer Generation, nach den wildesten, verheerendsten innern Kämpfen, zu einem menschlicheren Dasein wieder erstehenden Deutschlands sich vergegenwärtigen, man muß die ganze Schmach und Bedrängniß mitfühlen, welche es, kaum gesundend, empfinden mußte, indem es sich wieder seinen Nachbarn, hier im Westen den Franzosen, dort im Osten den Türken und im Norden den Schweden ziemlich hülflos preisgegeben sah; man muß sich dies Alles lebhaft vorstellen, um zu begreifen, daß der Tag von Fehrbellin nicht bloß eine kühne Reiterschlacht gegen ein um das Doppelte überlegenes, mit allen Waffengattungen versehenes, feindliches Heer, oder überhaupt nur ein glücklicher Brandenburger Sieg, sondern daß es ein allgemeiner, deutscher Ruhmestag war, der nur für Deutschland selbst zunächst keine Früchte trug, weil man (wie so oft später unserem Preußischen Vaterlande, so auch damals) es uns nicht gönnte, die Erfolge dieses Sieges zu pflücken; weil das deutsche Reich, für welches der große Kurfürst und unsere Brandenburger hier ihr Leben mit eingesetzt hatten, dieselben nachher in Stich ließ und lieber ruhig mit ansah, daß schönes, deutsches Land wieder in den Besitz von Fremden überging, ehe man es den Hohenzollern gönnte. Den Ruhm freilich, auch für die deutsche Sache hier ruhmvoll gekämpft, und so deutsches Bewußtsein und deutsche Kraft mit ihrem Blute geweckt zu haben, konnte man den Siegern von Fehrbellin nicht nehmen.

Doch wir gehen etwas näher auf die damaligen Verhältnisse ein! — Der furchtbare deutsche Bruderkrieg, welcher dreißig Jahre lang unser schönes Vaterland verheert, das Land fast zur Wüste, die Menschen in Kummer und Elend fast verthiert hatte, daß voller Entsetzen sich das Auge abwendet von den einzelnen Bildern der Entmenschung; dieser entsetzliche Krieg war kaum vorüber, kaum hatte Paul Gerhard sein schönes Friedenslied aus voller Brust ertönen lassen:

„Gottlob nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord;“

Kaum also, daß solche Empfindungen sich wieder regen konnten, Friede und menschliches Dasein wieder mühsam zu erstehen begann, loderte von Neuem an den Grenzen des Krieges Fackel auf. Ludwig der Vierzehnte begann sein

Spiel, um noch mehr vom deutschen Boden an sich zu reißen. Die vom deutschen Reiche durch den westphälischen Frieden lasgelösten Niederlande mußten den ersten Stoß aushalten. Da, als noch kein Kaiser und Reich sich darum kümmerte, trat Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit ein in den Kampf, nicht blos weil er mit dem Hause Oranien verwandt, oder wegen Cleve Nachbar der Holländer war, sondern weil er in dem Kriege gegen Ludwig eine deutsche Sache erkannte. Seinen Bemühungen gelang es auch allmählig den Kaiser für die Sache zu stimmen und wenn er auch für den Augenblick zum Frieden genöthigt ward, sehen wir dach, als 1674 Ludwig sich gegen die Pfalz wendete, und nun der Kaiser, das deutsche Reich und Spanien sich gegen Frankreich verbündeten, den großen Kurfürsten als den geistigen Mittelpunkt, von dem lebendigerer, thatkräftiger Widerstand ausgeht, und wenn derselbe nicht erfalgreicher war, lag es nur daran, daß der Kaiser, und zum Theil auch das Reich, seine Action nicht förderten, ja oft hemmten. Was aber geschah, erkannte Ludwig sehr wohl, geschah durch den Brandenburger. Deßhalb mußte er um jeden Preis entfernt werden, und das sollte der alte Verbündete Frankreichs vom dreißigjährigen Kriege her, der Schwede bewirken. Hatte er doch dasselbe Interesse daran, Deutschland nicht aufkommen zu lassen, damit es keinem von ihnen beiden den in jenem Kriege gemachten Raub an deutschem Lande wieder entrisse. So ward es dem Franzasen leicht, den jungen Schwedenkönig durch seinen Minister Magnus de la Gardie, der nebenbei auch gegen französisches Gold nicht unempfindlich gewesen sein sall, zu bestimmen, daß er, — es war im December 1674 — seine Truppen in die Uckermark einrücken ließ, um so den Kurfürsten zu nöthigen, vaum Kriege gegen Frankreich abzustehen. Dieser hatte eben erst einen schweren Schlag erlitten, seine und seines Landes Hoffnung, der jugendliche vielversprechende Kronprinz Emil war ihm am 16. November in Straßburg durch den Tod entrissen warden. Von diesem Verluste schwer heimgesucht, erhielt er die Nachricht van dem Verderben, welches über ihn und sein Land von anderer Seite hereinbrach. Einem großen Geiste wächst aber in solchen Lagen die Kraft, der Fürst ließ dem Vater keine Zeit und unverzagt meinte unser großer Kurfürst gleich: „das sei ja eine herrliche Gelegenheit, um den Schweden ganz Pommern zu nehmen." Aber bis zur Ausführung dieses Wunsches war noch ein weiter Weg. Von einem sofortigen alleinigen Vorgehen gegen die Schweden konnte nach den damaligen Verhältnissen nicht die Rede sein, erst mußte der Kurfürst das Gebiet der Unterhandlungen betreten. Wir müssen auf diese etwas näher eingehen, denn sie zeigen einmal, welche Vorbereitungen der graße Kurfürst zuerst für nöthig erachtete, um den Kampf mit Schweden aufzunehmen, und weshalb die Zeit bis Mitte Sammer derstrich, dann tritt gerade alledem gegenüber das durch die äußerste Nath zuletzt hervorgerufene, thatkräftige, selbstständige Handeln dadurch in ein um sa helleres Licht. Klagend suchte also Friedrich Wilhelm zunächst beim Reiche Hülfe gegen den Landfriedensbruch von Seiten der Schweden. Es waren aber damals eigenthümliche Verhältnisse, die uns vielfach an ähnliche heut zu Tage erinnern. Der König von Schweden befand sich nämlich seit dem dreißigjährigen Kriege in derselben Lage zu Deutschland, wie jetzt der König von Dänemark. Hat dieser wegen Holstein und Lauenburg Sitz und Stimme am deutschen Bunde und das Recht, in deutschen Angelegenheiten, sich wie ein deutscher Fürst zu benehmen, so konnte dies damals ebenso der König von Schweden wegen Vor-Pommern, Rügen, Usedom und Wollin, Bremen, Wismar und Verden, Schwedens Beuteantheil vom dreißigjährigen Kriege. So sehen wir denn seinen Gesandten am deutschen Reichstage zu Regensburg die Maßregel seines Herrn vertheidigen, und als den Zweck seines Königs nur das hinstellen, Friedrich Wilhelm, die Triebfeder des Krieges mit Frankreich, zum Nachgeben zu zwingen, damit so der westphälische Friede, dieser Segen Deutschlands, erhalten werde. Den mit allerhand Hohn verbundenen schwedischen Erklärungen gegenüber mußte der Kurfürst in langem Promemaria zu Regensburg seine Sache führen.*) Daneben betrieb er aber, wie das Theatrum Europaeum, die Zeitung jener Zeit, sich ausdrückte, auch die Züchtigung mit dem Schwerte; denn immer übermüthiger trieb es der Schwede, immer lauter schrie die Noth, immer flehentlicher baten die brandenburger Lande ihren Landesherrn um Hülfe.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches.

Nach dem jetzt erschienenen 29. Jahresberichte über das „Elisabeth-Krankenhaus des Frauen-Kranken-Vereins" zu Berlin pra 1862, sind in der Anstalt im verflassenen Jahre 452 Kranke behandelt warden, welche 26,542 Verpflegungstage genossen haben, wavan 7656 Tage auf zahlende und 18,886 Tage auf nicht zahlende Kranke kamen. Es waren mithin in der Anstalt durchschnittlich täglich über 72 Kranke, und zwar 21 bezahlende und über 51 unentgeltlich Verpflegte.

Am 1. Januar 1862 betrug der Bestand 72 Persoaen; neu aufgenammen sind 380, giebt abige 452. Davon wurden geheilt 278, gebessert 17 und ungeheilt entlassen 12, gestorben sind 73, und am 1. Januar 1863 sind in der Behandlung geblieben 72.

Zieht man van den Ausgaben im			
Betrage van	9410 Thlr.	24 Sgr.	6 Pf.
die extraordinairen Ausgaben an Zinsen, für Hausreparaturen 2c. mit	657 „	20 „	7 „
ab, sa verbleiben	8753 Thlr.	3 Sgr.	11 Pf.

Es hat demnach jeder der 26,542 Kranken-Verpflegungstage gekastet 9 Sgr. $10\frac{2}{3}$ Pf.

*) Ausführlich mitgetheilt im Theatr. Europ. XI., das überhaupt dem zunächst Folgenden meist zu Grunde gelegt ist. Für die Dorstellung der Erstürmung Rathenows und der Fehrbelliner Schlacht ist, wo nicht besondere Quellen angeführt sind, besonders benutzt worden außer dem Theatrum Europ. der Brandenb. Cedernhein v. Rentschen. Baireuth 1682. Puffendorf, ferner die van Riedel im Codex Dipl. VII. gegebenen älteren Schilderungen, Friedrich des Großen mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg, namentlich aber v. Gansailgel, Veranlassung und Geschichte des Krieges in der Mark Brandenburg im J. 1875. Berlin 1834, welcher sich meist auf das Tagebuch des Herrn v. Buch aus der Umgebung des Kurfürsten stützt.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvagel. Redakteur des Wachenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 35. Berlin, den 26. August 1863. **Nr. 35.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1 Aug. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	51		
	Zugang pro Juli	9		
		60		
	Abgang . .	8		
	Bleibt Bestand	52	52	54
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	63		
	Zugang pro Juli	32		
		95		
	Abgang . .	35		
	Bleibt Bestand	60	60	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	12		
	Zugang pro Juli	10		
		22		
	Abgang . .	7		
	Bleibt Bestand	15	15	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	26		
	Zugang pro Juli	16		
		42		
	Abgang . .	19		
	Bleibt Bestand	13	13	36
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	19		
	Zugang pro Juli	5		
		24		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	19	19	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	24		
	Zugang pro Juli	12		
		36		
	Abgang . .	13		
	Bleibt Bestand	23	23	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	20		
	Zugang pro Juli	24		
		44		
	Abgang . .	25		
	Bleibt Bestand	19	19	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	15		
	Zugang pro Juli	6		
		21		
	Abgang . .	8		
	Bleibt Bestand	13	13	50
	zu übertragen	—	214	306
	Uebertrag		214	306
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	50		
	Zugang pro Juli	24		
		74		
	Abgang . .	22		
	Bleibt Bestand	52	52	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	4		
	Zugang pro Juli	20		
		24		
	Abgang . .	15		
	Bleibt Bestand	9	9	42
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	8		
	Zugang pro Juli	9		
		17		
	Abgang . .	14		
	Bleibt Bestand	3	3	16
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	9		
	Zugang pro Juli	4		
		13		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	10	10	17
13.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	3		
	Zugang pro Juli	4		
		7		
	Abgang . .	4		
	Bleibt Bestand	3	3	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	2		
	Zugang pro Juli	2		
		4		
	Abgang . .	1		
	Bleibt Bestand	3	3	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	—		
	Zugang pro Juli	2		
		2		
	Abgang . .	1		
	Bleibt Bestand	1	1	3
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	5		
	Zugang pro Juli	5		
		10		
	Abgang . .	7		
	Bleibt Bestand	3	8	8
	zu übertragen	—	298	465

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Aug 1863 verhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	298	465
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Juli 1863	16		
	Zugang pra Juli	—		
		16		
	Abgang . .	—		
	Bleibt Bestand	16	16	16
18.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Juli 1863	13		
	Zugang pro Juli	6		
		19		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	14	14	38
	Zusammen:	—	328	521
	Am 1. Juli 1863 waren vorhanden	—	340	512
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. Juli verringert um	—	12	—
	die der Betten vermehrt um . .	—	—	9

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli 1863 beträgt 192, davon sind:

a) gestorben . . . 16
b) geheilt entlassen . 158
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 18

wie vor 192.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. Juni 1863	9 Kranke.
Zugang pro Juni	7 „
	16 Kranke.

Davon sind: geheilt 4
gebessert 3
gestorben 1
8 — 8 „

Bleibt Bestand am 1. Juli 8 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 1 Jude, 1 Muhamedaner und 2 orientalische Christen.

Die Gesammtzahl der seit dem 1. Januar c. aufgenommenen Kranken beträgt 154.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats Juni 48 Kranke neu in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der poliklinisch Behandelten beträgt 351.

Gefängnißwesen in England und Irland.

(Fortsetzung.)

Der Gefangene kommt zuerst in die dritte Klasse, und hier beginnt das eigenthümliche Markensystem. Jeden Monat bekommt nämlich jeder Einzelne unter drei Rubriken: „Betragen, Schule, Fleiß," von den betreffenden unmittelbaren Vorgesetzten Zeugnisse, welche zugleich einen Markenwerth haben. „Recht gut" gilt 3 Marken, „gut" 2, „ziemlich gut" 1 Marke. Die höchste Anzahl von Marken, die somit Einer in einem Monat erlangen kann, ist 3+3+3=9, die geringste 1+1+1=3. Nur sagt das Gesetz, daß, sobald Einer in der dritten Klasse 18 Marken erlangt hat, er in die zweite nächsthöhere übertreten darf. Dies kann somit frühestens in zwei Monaten geschehen, es kann aber auch sechs und mehrere Monate anstehen. Denn das Zeugniß „schlecht" annullirt alle Nummern, welche während des Monats verdient worden waren, und „sehr schlecht" zieht außerdem noch weitere Verlängerung, oder besondere Strafen, oder Zurücksetzung in eine vorhergehende Klasse, selbst bis in die Einzelhaft zurück, nach sich. Ueber die Marken werden offizielle Register geführt, jeder Gefangene führt nun aber auch seine eigene Rechnung, sowohl über die Marken, als über das ihm gutgeschriebene Geld (Jedem wird in der dritten Klasse wöchentlich 1 Penny Ueberverdienst gutgeschrieben), und hat das Recht, bei etwaiger Beeinträchtigung bis zur letzten Instanz der Direktoren hinauf zu appelliren, was häufig benutzt wird und wesentlich dazu dient, sittliches Interesse wach zu rufen. Außerdem hat jeder die Zahl seiner Klasse und der im betreffenden Monat verdienten Marken auf dem Aermel genäht und bekommt dadurch Gelegenheit, auch heilsame Vergleichungen zwischen seinen Erfolgen und denen seiner Genossen anzustellen. Die zweite Klasse berechtigt wöchentlich zu 2 Pence, in ihr müssen 54 Marken erworben werden, das Minimum der Zeit, welches in ihr zugebracht werden muß, ist also 6 Monate. Die erste Klasse verlangt 108 Marken, welche in 12 Monaten zum wenigsten zu erreichen sind; in den ersten 6 Monaten wirft sie wöchentlich 3 Pence, in den sechs nächsten 4 Pence ab. Die ganze Gefangenschaft bis zum Ende der ersten Klasse kann somit in 2 Jahren 4 Monaten durchgemacht werden, und der in dieser Zeit erreichte Ueberverdienst beträgt 1 Pfd. Sterling. (In den englischen Gefängnissen kann in dieser Zeit 5 Pfund 9 Schilling verdient werden. Nun kommt die Oberklasse (Advanced class), in welcher die Sträflinge auch in der Arbeit von den Andern abgesondert werden und schon besondere Vorrechte genießen, z. B. mit nur einem Aufseher Boote zu bemannen und auf's Festland hinüberzufahren, um dort zu arbeiten u. dgl. Sie erhalten in den ersten sechs Monaten wöchentlich 7 Pence und von da an 9 Pence. Das Markensystem hört auf: dafür ist eine bestimmte Anzahl Monate, nach einer gewissen Scala, von dem ursprünglichen richterlichen Strafansatz abhängig, festgestellt, welche in der Oberklasse durchgemacht werden müssen. (Z. B. bei 7jähriger Strafzeit fallen 20 Monate auf die Oberklasse, bei drei Jahren wird sie ganz übergangen, bei vier Jahren fallen auf sie 6 Monate.) Schlechtes Betragen bringt entweder hervor, daß der Monat, in welchem es vorfällt, nicht gezählt wird, oder sogar, daß der Schuldige in eine der früheren Klassen zurück muß.

Die ganze Einrichtung hat offenbar den Vortheil, daß bei jenen Zeugnissen nicht nur Legalität und negativ gutes Betragen, sondern auch positive Anstrengungen zum Guten, guter Wille und gute Gesinnung beobachtet und in Rechnung gebracht werden können. Das Zuchthausprädikat wird glaubwürdiger und werthvoller, und für den Gefangenen sind Gründe vorhanden, welche es der Mühe werth machen, so viel als möglich selbst mit dem System gleichen Schritt zu gehen. „Man könnte einwerfen," fügen hier die vier Wakefielder bei, „und es ist unzweifelhaft, daß secundäre Motive einer gewissen Selbstsucht mit erregt werden und ins Spiel kommen. Aber wer in der Welt wird nicht von solchen secundären Verhältnissen

beherrscht? Sollen wir im Sträfling erwarten, was wir uns kaum beim Heiligen denken können? Es war Gottes Wille, die Welt so zu ordnen, daß, richtig aufgefaßt, die Menschen von einer gewissen Selbstsucht geleitet werden sollten. Der Unterschied zwischen dem Guten und Schlechten ist der, daß der Letztere die augenblickliche Befriedigung seiner Leidenschaften für sein wahres Bestes hält. Kann man nun den Verbrecher dahin bringen, daß er lernt, auf augenblickliche Befriedigung seiner Lüste zu verzichten, in der Hoffnung einen entfernten zukünftigen Vortheil zu erreichen, so heißt das, ihm zu einem großen Schritt in der wahren Richtung zu verhelfen. Lehrt ihn dann Religion nach dem höhern Sinne verstehen, daß das wahre Glück erst jenseits des Grabes zu suchen ist, und die wahren Mittel kennen, diesem nachzustreben, so wird jede Angewöhnung, mit beständigem Hinblick auf etwas in der Zukunft Gelegenes zu handeln, ein Theil von dem Edelsten, was sich hienieden erreichen läßt." — Die Periode der Strafzeit, in welche der Gefangene nun aus seiner Oberklasse übergeht, ist dem irischen System eigenthümlich und bildet dessen interessantesten Bestandtheil. Sie wird in den „intermediate prisons," die wir Uebergangs-Gefängnisse nennen wollen, zugebracht. Wir haben die Grundsätze schon angedeutet, welche consequenterweise auf sie führen mußten. Durch die seither besprochenen Einrichtungen ist der ihnen Unterworfene durch Arbeit und Unterricht an Regelmäßigkeit im Leben und Denken, an Fleiß und gute Sitte gewöhnt worden. Wir haben gesehen, daß man schon sicherere Proben von seiner etwaigen Besserung gewinnen konnte, als dies sonst zu erwarten gewesen wäre. Aber er stand bisher doch immer noch unter Zwang und strenger Zucht. Wird er frei, so werden besonders anfangs die Versuchungen einer eben errungenen Freiheit mächtig auf ihn einwirken, und die Behörden werden so immer noch nicht im Stande sein, zu fragen, ob er schon diesen Versuchungen gewachsen ist, ob überhaupt wirklich tiefergehende Besserung bei ihm angenommen werden kann. Sie werden eben darum auch vom Publikum kein Vertrauen erwarten können, dieses wird sich von dem immer noch verdächtigten Individuen so fern als möglich halten. Daraus folgt, daß man nun erst den Gefangenen, ehe man ihn entläßt, eine Probezeit durchmachen lassen muß, welche wirkliche Beweise von seiner Kraft und seinem Willen, den Versuchungen des täglichen Lebens zu widerstehen, zu geben geeignet sind, er muß von seinem letzten Aufenthaltsort her ein gültiges gutes Zeugniß mitbringen können, selbst wenn dieser letzte Platz ein Zuchthaus ist. Daraus folgt weiter, daß diese Probezeit so viel als möglich dem Blick des Publikums offen sein muß, damit sich dasselbe mit eigenen Augen überzeuge, Vertrauen fasse und sich beruhige. „Oeffentliches Vertrauen kann nie durch ein System gewonnen werden, das sich abschließt und sich in officielles Geheimniß hüllt." In diesem Sinne nun sind die irischen Uebergangs-Gefängnisse eingerichtet. „In ihnen," sagt der Wakefielder Bericht, „schwinden die Zuchtmittel zu einem Minimum, daher wird die Charakterprobe in denselben zum Maximum. Daß sonst, wo Menschen unter ähnlichen Verhältnissen vereinigt wurden, aber ohne die nöthige vorhergegangene Zucht, große Uebelstände sich ergaben, beweist nur die Strenge der Probe und zugleich die Nothwendigkeit der Zucht. Daß sie aber in den irischen Mittelanstalten nicht vorkommen, zeigt den ausgezeichneten Effekt jener Zucht a fortiori wegen der erwiesenen Strenge der Probe." Die ersten Anstalten dieser Art wurden in den Forts Camden und Carlisle am Hafen von Cork errichtet, sie thaten gute Dienste und sind jetzt nur eingegangen, weil die verminderte Zahl der Zöglinge sie entbehrlich machte. Die jetzt noch bestehenden sind für die zur Feldarbeit fähigen Männer in Luck, ein paar Stunden von Dublin, und für Handwerker, oder solche, welchen Gesundheitsverhältnisse die härtere Arbeit nicht erlauben, Smithfield prison in Dublin selbst. Um zuerst einen Begriff von Luck zu geben, wüßten wir nichts Besseres, als mit einigen Sätzen aus den Schilderungen unseres Wakefielder Berichts zu beginnen. „Luck," heißt es dort, „ist ein Dorf in der Nähe von Dublin. Eine offene unfruchtbare Haide wurde nicht weit davon auf Erlaubniß vom Parlament hin eingehegt, und die Aufgabe war, sie urbar zu machen und landwirthschaftlich zu bebauen. Zwei eiserne Hütten, jede mit Raum für 50 Mann, wurden dort um den Preis von 320 Pfund Sterling jede errichtet. Ein Theil jeder Hütte ist für einen Aufseher als Schlafzimmer abgeschlossen, der Rest dient den Gefangenen als Stube für den Tag und als Schlafsaal für die Nacht. Eine Küche und amtliche Gebäude von der einfachsten Art stehen bei den eisernen Hütten innerhalb eines Walls von Lehm, der kaum 3 Fuß hoch ist. Einige Aufseherhütten liegen auf der Haide zerstreut, man kann sagen, alle gewöhnlichen Merkmale eines Gefängnisses glänzen durch ihre Abwesenheit. Das Personal betreffend, so fanden wir bei unserm Besuch etwa 60 Gefangene unter der Obhut von 5 Aufsehern. Letztere hatten keinerlei Waffe. Natürlich fragen wir zuerst: Entwischen die Leute nicht oft? Man sagt uns, daß von mehr als 1000 Männern, die nunmehr durch die Anstalt gegangen sind, nur zwei es versucht haben. Ist eine militairische Wache da? Nein. Ist Polizei in der Nähe? Die Antwort ist instructiv: Als die Einrichtungen in Luck angefangen wurden, waren die Bewohner der Nachbarschaft natürlich etwas alarmirt bei dem Gedanken, daß sie von nun an ein offenes Lager von Räubern und Dieben in ihrer nächsten Nähe haben sollten. Um sie zu beruhigen, wurde beschlossen, daß die Gensd'armerie eine Station auf der Haide bekommen sollte. Eine eiserne Hütte wurde zu diesem Zweck aufgestellt. Aber es kam nie weder ein Gensd'arme, noch ein Polizeimann auf den Platz, denn es zeigte sich, daß man ihrer nicht im Geringsten bedurfte. Wir wurden von einem Mr. Cobbe, einem Amtmann, der große Besitzungen hat und selbst in der Nähe wohnt, versichert, die Aufführung der Gefangenen sei so tadellos gewesen, daß er niemals irgend eine Klage innerhalb oder außerhalb der Anstalt über sie gehört habe. Kommt denn nun aber der Umstand, daß die Gefangenen nicht entwischen, daher, daß der Platz so behaglich hergerichtet ist, daß sie ihn nicht zu verlassen wünschen? Wir fanden wenigstens keinen Beweis von solcher Behaglichkeit. Die Leute schlafen in Hängematten in der Hütte, und Alles was man sagen kann, ist, daß so lange sie sich innen be-

finden, sie geschützt sind, sobald sie aber die Hütte verlassen, sind sie jeglichem Wind und Regen ausgesetzt (man bemerke, daß es in Irland fast immer regnet). Was Behaglichkeit betrifft, so findet man in der Regel mehr in einer gewöhnlichen Strafanstalt, nichts zu sagen von einer der wohlgeheitzten Zellen in Walefield oder Pentonville. Die Kost ist nicht besser, als die Aerzte für durchaus nöthig halten; sie ist, außer in Kartoffeln, geringer, als die in Portland. Der Ueberverdienst ist wöchentlich eine halbe Krone (2 Schilling 6 Pence) also allerdings mehr als in Portland. Dafür ist er in den vorhergehenden Stufen viel geringer, so daß ein Sträfling in Irland in vier Jahren nur die Hälfte von dem verdienen kann, was sein Genosse in England erhält.

In Luck ist den Männern erlaubt, wöchentlich 6 Pence von jenem Geld auszugeben. Man sagte uns, daß viele von ihnen Brod damit kaufen — ein Beweis, daß die Kost nicht allzuglänzend sein kann. Unter Andern sprachen wir auch mit dem Geistlichen der Gemeinde in Luck, der uns mittheilte, daß die protestantischen Gefangenen den Gottesdienst in der Dorfkirche besuchen und sich dort so anständig als irgend Jemand benehmen. Der Anblick der Sträflinge selbst bestätigte uns diese Bemerkungen. Weder in Kleidung noch sonst waren sie von gewöhnlichen Arbeitern verschieden, höchstens sahen sie vielleicht etwas gehaltener und bescheidener aus. Der Beamte, welcher ihre Arbeit leitete, sagte uns, daß, nachdem er in vielen Theilen von Irland Arbeiter unter sich gehabt habe, ihm nie willigere und traktablere Leute vorgekommen seien, als diese Gefangenen. Er fügte bei, was bei freien Werlleuten selten der Fall sein dürfte, daß ein Fluch oder ein unanständiges Wort unerhört unter ihnen sei. Diese Behauptung bestätigten die übrigen Aufseher. Es war schwer begreiflich, daß dies Menschen von derselben Klasse sein sollten, wie die, welche wir in Wirklichkeit und in der Photographie in Monetjoy gesehen haben, und doch waren sie alle umzweifelhaft durch jenes Gefängniß gegangen."

Dieser Schilderung sind einige Ergänzungen beizufügen. Zuerst ein Wort über die Auswahl der Leute, welche in die Uebergangs-Gefängnisse zugelassen werden. Es ist natürlich, daß Alles auf diese Auswahl ankommt, nähme man sie ohne Ansehen der Person, so wären sie allerdings zweifellos am nächsten Morgen schon Alle entwischt; und wenn man das verhindern würde, würden Excesse innerhalb der Mauern nicht auf sich warten lassen. Würden auf der andern Seite nur die Besten aufgenommen, so würde die Anzahl zu gering und die ganze Einrichtung nutzlos, da jene wohl auch ohne sie gut geblieben wären. Darum gilt als Gesetz: Kein wegen Mords oder eines unnatürlichen Verbrechens Verurtheilter, und keiner, dessen Strafe eine lebenslängliche ist, ausgenommen wennsie abgekürzt wurde, kommt je in die Uebergangs-Gefängnisse, sonst aber wird jeder in dieselben versetzt, der seine bestimmte Markenzahl errungen und nach einen Theil seiner Strafzeit übrig hat, ein solcher hat sogar ein Recht auf diese Versetzung. Seither haben 75 pCt. aller Gefangenen dieselbe erlangt und von den seit 1857 Verurtheilten für sich genommen 85 pCt. Manche sind auch aus Gesundheitsrücksichten oder durch die Kürze ihrer ganzen Strafzeit und dergleichen davon abgehalten. In der Regel sollen nie mehr als 100 Gefangene in einer solchen Anstalt beisammen sein. Was weiter die Benutzung der eisernen Hütten betrifft, so sind sie erstens sehr wohlfeil (es heißt, die ganze Anstalt in Luck bringe sich überhaupt selbständig fort, die Arbeit der Sträflinge bezahle die Auslagen), und haben zweitens den Vortheil, leicht abgeschlagen und an jedem beliebigen Orte wieder aufgerichtet werden zu können. Wo es also eine Arbeit giebt, die einen Unternehmer vielleicht nicht augenblicklich belohnen würde, aan der aber die Nation später sicheren Gewinn zieht, da kann mit Vortheil eine solche vorüberziehende Zuchthaus-Colonie gegründet werden. Die Arbeit in Luck ist, wie schon bemerkt, eine ziemlich harte, Grab- und Feldarbeit. Dennoch wird sie mit aller Willigkeit unternommen, ja, es wird versichert, daß wenn außerordentliche Anstrengungen nöthig werden, wenn ein Stück Drainage schnell herzustellen oder die Ernte rasch einzubringen ist, auch freiwillige Arbeit mit Eifer angegriffen wird. Die Aufseher sind selbst Arbeiter, sie tragen dieselbe Kleidung wie die Sträflinge und führen gleich ihnen Hacke und Spaten. Es sind Leute von gewöhnlichem Schlag, aber solche, die fähig sind, die für sie neuen Pflichten eines guten Beispiels in der Arbeit und ermuthigender Genossenschaft auszuüben. Daß neben ihrer Thätigkeit fleißige und aufmerksame Ueberwachung seitens der Direktion nöthig ist, versteht sich von selbst.

Die Arbeiterkleidung scheint von der Anstalt geliefert zu werden, jeder hat aber das Recht, sie auf eigene Kosten zu modificiren. Hier kommt die Bestimmung in Betracht, daß jeder von seinem Ueberverdienst wöchentlich 6 Pence zu freier Verausgabung erhält. Getränke dürfen darum nicht gekauft werden, wohl aber Bücher, Kleider, Eßwaaren u. s. w. Verschiedene farbige Halstücher, die man gewöhnlich unter ihnen sieht, sind auf diese Quelle zurückzuführen. (Fortsetzung folgt.)

Fürstenleben und Fürstensitte im 16ten Jahrhundert.

(Entnommen einem längeren Aufsatz von Joh. Voigt in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch.)

(Fortsetzung.)

Nachdem der Trauact vollzogen, verließ man in der vorherigen Reihenfolge die Kirche. Einige Stunden später wurde die Abendtafel abgehalten. An manchen Höfen war es Brauch, daß alle Damen in einem Saale mit der Braut besonders speisten, während die Herren in den anstoßenden Gemächern vertheilt zu Tisch saßen. Meist tafelte man jedoch in gemischter Gesellschaft. Jede der fürstlichen Tafeln wurde durch Adlige des Landes oder Gau-Beamte bedient, unter Assistenz von Laufburschen.

Nach aufgehabener Mahlzeit beginnt der Fackeltanz, für welchen ebenso wie für den Tafeldienst eine bestimmte Vorschrift ertheilt war. Zwei Grafen leiteten die Tanzordnung; vier Grafen tanzten dem Bräutigam und der Braut vor, zwei tanzten ihnen nach. Wenn die festgesetzte Zahl Tänze vollendet, führte der Brautführer die fürstliche Braut zum sogenannten Beilager, mit welchem das Hochzeitstag-Ceremoniell abschloß. Am andern Morgen erfolgte

zuerst die „Morgengabe". Alle Hochzeitsgäste fanden sich dazu in einem Saal des fürstlichen Schlosses ein; die junge Frau ließ sich auf einem erhöhten Sitz nieder. Zuerst übergab ihr der Gemahl werthvolle Geschenke; sodann überreichten Fürsten, Grafen und Botschafter Festgaben, demnächst auch die Fürstinnen; oft sandten die Landstände Abgeordnete mit Präsenten. Die Stellvertreter der zur Hochzeit geladenen aber abwesenden Fürsten hielten Anreden und brachten ebenfalls Morgengaben entgegen. Der Beschlaß dieser Feierlichkeit bestand in einer wohlgesetzten Dankrede eines Grafen oder fürstlichen Beamten, Namens der Beschenkten.

Am Tage nach der Hochzeit, so wie an den folgenden Festtagen fanden verschiedenerlei Belustigungen Statt.

Regelmäßig wurden Turniere abgehalten, wobei man den Kurfürsten gegen einen Ritter, den Herzog gegen einen Grafen die Lanze versuchen sah. Wer am meisten traf und am wenigsten fiel, galt für den ausgezeichnetsten Kämpfer. Statt mit der Lanze, hielt man auch wohl Turniere mit dem Schwert, wobei vorher bestimmt war, wie viel Streiche Jeder zu thun habe. Abends beim Tanz erhielten die besten Kämpfer aus den Händen der vornehmsten Fürstinnen Belohnungen, oder, wie es hieß, es wurden die „Danke" ausgetheilt.

Bei dem Vermählungsfest des Herzogs Johann Albert von Meckleuburg mit Prinzessin Anna Sophie von Brandenburg 1555 traten 28 Kämpfer auf; Herzog Heinrich von Münsterberg erhielt als ersten Dank einen Kranz mit einer Schmuckzierde, Herzog Friedrich der Jüngere von Liegnitz den zweiten, einen Kranz mit einem Ringe; ebenso Ritter Hans von Oppersdorf als dritter Sieger rc.

Wer am Turnier nicht Theil nahm, versuchte sich im Gesellenstechen, einem beim jüngern Adel sehr beliebten Waffenspiel. Als Vorschrift dabei galt u. A., nicht absichtlich nach des Gegners Kopf, Händen oder Pferd zu stechen; ferner durften nie Zwei gegen Einen zugleich anreiten.*) Da während dieses Kampfs das Visir geschlossen wurde, so gaben die Spielordner Helmzeichen und Farben aus, die mit den Namen der betreffenden Kämpfer versehen waren.

Zur Abwechslung führte man außer den Waffenübungen auch Mummereien auf, dramatische Scenen, schnurrige Possen, bei welchen häufig die Fürsten eine erste Rolle übernahmen.

Nachdem Kurfürst Joh. Georg von Brandenburg seine Finanzen verbessert (seit 1581), entfaltete er fürstlichen Glanz. Engel, Haftitz, Loccel, Pauli, Buchholz haben verschiedene seiner Feste, die er fürstlichem Besuch zu Ehren gegeben, ausführlich beschrieben. Es wurden allerlei Ritterspiele veranstaltet, Feuerwerke abgebrannt, Maskeraden abgehalten, Bälle gegeben, Jagden gemacht, Schlittenfahrten unternommen; bei allen diesen Gelegenheiten zeigte sich der Hof ungemein prächtig und glänzend. Alles, was zum Hofe gehörte, kleidete sich in sammtene und seidene Gewänder, mit Gold- und Silber-Borten besetzt, auch mit goldenen Roletten geziert. Ein bei Cüstrin abgebranntes Feuerwerk soll 6000 Gulden, die Bewirthung der dabei anwesenden Gäste 8000 Ducaten gekostet haben.

Witz und Laune erdachten Ergötzlichkeiten verschiedenster Art. Bei Herzog Augusts von Sachsen Hochzeit in Torgau besetzten 4 Rotten ein auf freiem Platz stehendes Haus. Die erste Rotte bildete der Kurfürst von Sachsen mit 3 Edelleuten in rother Husarenkleidung, die 2te Rotte bestand aus blauen Husaren, Herzog August selbst und 5 Edelleute, die 3te waren gelbe Husaren, die 4te grüne. Die Besatzung wagte einen Ausfall gegen die an Zahl überlegenen Angreifer. Man stritt hin und her, bis die Burgbesatzung zuletzt in das Haus zurückgeworfen war. Nun donnerten des Vertheidigers Falkonette und Carthaunen. Dies machte den Feind auf einen Augenblick zurückprallen, behinderte ihn aber nicht am Stürmen. 15 Hakenschützen und die gesammte Besatzung wehrten sich tapfer, mußten sich jedoch unter großem Applaus der zahlreichen Zuschauer ergeben.

Nicht nur bei Hochzeiten, sondern auch bei anderen festlichen Anlässen ordnete man an Fürstenhöfen dergleichen Lustbarkeiten an. Markgraf Johann von Brandenburg schreibt 1522 aus England: „Unser Herr Kaiser (Karl V.) ist mit dem König (Heinrich VIII.) einen Monat im Lande hin und her gezogen, und hat ihm der König viel große Ehre mit Banketten, Mummereien, Stechen, Turnieren rc. erzeiget."

Die Ausstattung der fürstlichen Braut und der gesammte Hochzeitsschmuck war in der Regel äußerst glänzend und kostbar. Ueberhaupt trugen die Fürsten und Fürstinnen jener Zeit gern bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten ansehnlichen Aufwand zur Schau. Man hing an der Mode des Auslandes, ließ fremde Modelle zu Kopfputz und Kleidern kommen, ja sogar auswärtige Putz- und Kleidermacher. Lorenz de Villani in Leipzig, so wie Thomas Lapi und Durchani & Comp. in Nürnberg waren Hoflieferanten für Sammet, Damast, Taffet, Zindel, goldne und silberne Tücher. „Rother, goldner Sammet ist gar seltsam." Diese Waaren standen in sehr hohem Preise.

Die sogenannten Kleinodien, mit denen sich die Fürstinnen, häufig auch die Fürsten, schmückten, bestanden in Schmucksachen, Halsbändern, Paternostern (am Hals getragen), Medaillen, goldenen Ketten und Gehängen, Kreuzen, Armbändern, Ringen und dergleichen mehr. Die schönsten und kunstreichsten Kleinodien lieferte Nürnberg. Man trug Halsbänder, welche bis zu 3750 Mark Werth hatten.

Wie schon im Mittelalter, so dienten auch im 16. Jahrhundert Ringe (bis zu 500 Gulden kostend) zu gegenseitigen Geschenken bei fürstlichen Personen; auch benutzten die Fürsten diese Fingerzierde zu Auszeichnungen. Man ließ sie daher nicht selten in großer Anzahl und zu sehr verschiedenen Preisen anfertigen.

In einzelnen Fürstenhäusern häuften sich ansehnliche Schätze in Kleinodien an.

Auf wichtigen Hof- und Reichstagen erschien der Fürst im kostbarsten Staatskleid und mit dem schönsten Schmucke. Ein Augenzeuge berichtet vom Reichstag zu Augsburg 1536, er vermöge nicht des Kaisers und der geistlichen, wie weltlichen Fürsten und ihres Hofgesindes Schmuck zu beschreiben; es sei ein unglaublicher Luxus zu sehen gewesen in goldnen und silbernen Tüchern, Perlenschmuck, Sammet, Seide, Federbüschen und allerlei Zierrath.

(Schluß folgt.)

*) Wie denn überhaupt die strengen Turnier-Gesetze zugleich die Disciplinar- und Sitten-Ordnung feststellten.

Die Schlacht von Fehrbellin und der Prinz von Hessen-Homburg.

(Von Professor Dr. F. L. W. Schwartz.)

(Fortsetzung.)

Am 3. Januar 1675 hatten sich die Schweden von der Uckermark nach der Neumark und Hinterpommern gewandt, und fingen an immer gewaltsamer zu verfahren. Sie befestigten Landsberg an der Warthe und Stargard, schrieben Contributionen aus, verfuhren, sagten die Meldungen, wie der Feind im Lande, nur daß sie noch Feuer und Schwert schonten, dabei streuten sie — man sieht, man verstand alle die Künste, die heut die Welt noch so oft halb täuschen, die Tieferschenden durch ihre Unverschämtheit in Erstaunen setzen, — die Nachricht aus, alles dies geschähe im Einverständniß mit dem Kurfürsten, um ihm einen Anlaß zu geben, von dem Bunde gegen Frankreich zurückzutreten, oder wie man später sogar verbreitete, der Schwede sei ausdrücklich vom Kurfürsten aufgefordert herbeigekommen, um ihn in seinen Erbansprüchen auf Schlesien gegen den Kaiser zu unterstützen, und deshalb fänden jene Truppen-Concentrationen statt.

Mit vieler Mühe nur gelang es dem Kurfürsten allmählig, durch freie Unterhandlungen so viel Terrain zu gewinnen, daß der Kaiser sein Unternehmen, gegen die Schweden selbstständig handelnd aufzutreten, billigte und ihm seine und des Reiches Hülfe für diesen Fall in Aussicht stellte. Weiter kam er auch nicht mit Holland, Dänemark und England, die er zum Bunde gegen Schweden durch besondere Gesandte zu gewinnen suchte; vorgehen wollte namentlich keiner, jeder wollte erst die Dinge sich entwickeln lassen und bis dahin freie Hand behalten. Da sah der Kurfürst, daß nur durch persönliches Verhandeln die Sache gefördert werden könnte, und machte sich aus Franken, wohin er die Winterquartiere seiner Truppen, um den Marken näher zu sein, verlegt hatte, selbst nach dem Haag auf, um dort bei den General-Staaten ein rascheres Vorgehen zu beschleunigen. Wie eine Art Trostbrief an seine Marken erschien damals eine Medaille, welche einen schlafenden Löwen darstellte mit der Unterschrift: dum dormio vigilo „während ich zu schlafen scheine, wache ich."*) Während der Reise aber erkrankte der Kurfürst, daß er mit Mühe Cleve erreichen konnte und krank einige Wochen dort zubringen mußte, so daß er erst am 7. Mai über Rotterdam und Delfft im Haag ankam. Die Hoffnung auf den Erfolg seines persönlichen Einwirkens täuschte ihn nicht. Mit den General-Staaten und den Abgesandten der übrigen befreundeten Mächte, die um so eifriger wurden, je entschiedener Holland Parthei für Friedrich Wilhelm zu nehmen versprach, ward der 15. Juni als der Tag festgesetzt, wo man insgesammt gegen Schweden losbrechen wollte, auch der russische, oder wie man damals sagte, der moskowitische Zaar sollte zur Theilnahme aufgefordert werden, und sagte auch dem Brandenburgischen Gesandten Scultetus, der dorthin geschickt wurde, seine guten Dienste zu.

Von alle dem, was der Kurfürst erreicht zu haben schien, hat sich nachher nur die Zusage des Haag bewährt, wie auch gleich die Erlaubniß ihm von Nutzen war, welche er dort erhielt, ein Regiment Bootsknechte in Holland anwerben zu dürfen, um eine auf seine Kosten unter Leitung des Schiffs-Directors Benjamin Raule ausgerüstete Fregatte damit zu bemannen, welche den Schweden in dem bevorstehenden Kriege zur See Abbruch thun sollte und auch wirklich im Verein mit einigen holländischen Schiffen nachher manche gute schwedische Prise aufbrachte. Dieser Raule, dessen Name noch in Raule's Hof hier in Berlin fortlebt, war es übrigens, der sämmtliche maritimen Unternehmungen unter dem Großen Kurfürsten kriegerischer und friedlicher Art leitete, welche letzteren sich bis nach der Küste von Ober-Guinea in Afrika dann ausdehnten und erst später unter Friedrich Wilhelm I. abgebrochen wurden, als Preußen in der Vorbereitung auf seinen welthistorischen Kampf alle seine Kräfte bis auf den letzten Mann und den letzten Thaler auf das Landheer und den Kampf zu Lande concentrirte.

Warum aber, könnte man fragen, alle jene Verbindungen höchst zweifelhafter Art, warum stützte sich der Kurfürst nicht gleich auf seine eigene Kraft und die seines Volkes? — (Fortsetzung folgt.)

*) Abgebildet bei G. D. Henier, Leben und Thaten Friedrich Wilhelms des Großen. Frankf. und Leipzig p. 121.

Statistisches.

Der „Christliche Männer-Kranken-Verein" in Berlin hat seinen 29. Jahresbericht (pro 1862) veröffentlicht.

Hauptzweck des Vereins ist: armen kranken Männern der Stadt Berlin mit Rath und That auf ihren Krankenlagern beizustehen, ihre Noth durch leibliche Unterstützungen zu mildern und dadurch den oft so ganz Verlassenen und ihren Familien zu zeigen, daß es Herzen giebt, die in der Noth thätige Theilnahme beweisen.

Nach dem oben erwähnten Berichte hat der Verein seine Fürsorge im Jahre 1862: 736 Kranken angedeihen lassen, von denen 164 am Schlusse des Jahres noch in Pflege waren, gegen 400 genesen, 34 in Krankenhäusern aufgenommen und 140 gestorben sind.

An baarem Gelde wurden diesen Kranken 3819 Thaler 5 Sgr. und außerdem verschiedene Kleidungsstücke gereicht. Bei Kranken, die keine oder nur sehr mangelhafte leibliche Pflege hatten, wurden 98 Nachtwachen von jungen, dem Vereine angehörigen Männern unentgeltlich gethan. Der Verein wirkt bereits seit 29 Jahren sehr segensreich und bestreitet seine Ausgaben aus den freiwilligen Beiträgen seiner allen Ständen der Gesellschaft angehörenden Mitglieder.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 36. Berlin, den 2. September 1863. Nr. 36.

Die Magdalenen-Stiftung in Berlin.

Bei der in Berlin leider täglich mehr und mehr überhand nehmenden Demoralisation, namentlich der dienenden Klasse, verdient es gewiß eine besondere Berücksichtigung, wenn die öffentliche und private Wohlthätigkeit das Ihrige dazu thut, dem Fortschritte des Lasters in Werken der christlichen Mildthätigkeit und Nächstenliebe entgegen zu arbeiten und in Anstalten und Vereinen ihre Zwecke zu befördern und durchzuführen. So existiren in der Hauptstadt bereits Dienstboten-Vereine, deren Bestreben darin besteht, der Verführung, der das weibliche Geschlecht der ärmeren Klassen, namentlich durch die Liebe und Nachäffungsluft des Luxus der bemittelteren Stände ausgesetzt ist, entgegen zu wirken und ihr durch Anleitung zur Arbeit und ersprießlichen Thätigkeit, durch Beförderung der Religiosität seiner Schützlinge ihre Opfer zu entreißen oder unzugänglich zu machen.

Die Anstalt, welche den Namen jener Büßerin im Neuen Testamente trägt, die zu den Füßen des Heilands für „viele Sünden viel Vergebung fand“, hat es nur mit dem bereits vollendeten Laster zu thun und jenen Magdalenen, welche als reuige Büßerin an das Thor des Stifters klopften, um der Sünde für immer entsagen zu wollen. Vor dem Neuen Thore, in der Nähe des Bahnhofes der Berlin-Hamburger-Eisenbahn an der Straße nach Moabit, liegt mitten im Felde ein unansehnliches Gebäude, durch einen hohen Bretterzaun zum größten Theil den Blicken entzogen. Es ist die „Magdalenen-Stiftung“, wie eine Platte am Eingange dem Besucher anzeigt. Seitab von der großen Straße, von dem Geräusch und dem Markte des Lebens, läßt die Aussicht aus den Fenstern seiner ein- und zweistöckigen Gebäude den Blick nur auf der großen Charité ruhen und dem pennsylvanischen Gefängnisse in Moabit, zwei Denksteinen, die lauter als alle Predigten aus frommem Munde zur Umkehr von dem Wege des Lasters auffordern und das traurige Ende so mancher Verlorenen mit überzeugender Wahrheit verkünden könnten. — Ihre Majestät die Königin Elisabeth, Wittwe des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV., hat durch die Gründung auch dieses Stifts ihr frommes, mildthätiges Wirken bethätigt, und die besondere Protection, mit der Ihre Majestät die regierende Königin die junge Anstalt begnadigt, ist ein erfreulicher Beweis, daß die bisherige segensreiche Thätigkeit der Stiftung nicht unbemerkt geblieben ist und ihr noch mehr Gönner und Stützen zuführen wird, die sie zur größeren Verbreitung ihres Wirkens so nöthig hat.

Bis jetzt sind die Beiträge mildthätiger Privaten zur Unterhaltung der Stiftung nur gering; die circa 4000 Thaler betragenden jährlichen Kosten werden zum größten Theile aus Staatsfonds bestritten, zum kleineren, etwa Fünfhundert Thaler, durch die häuslichen Arbeiten der hier zur Besserung sich aufhaltenden Mädchen. Für einige Dieser wird von ihren Verwandten oder Wohlthätern ein Kostgeld an die Anstalt gezahlt, welches 60 Thaler pro Anno nicht übersteigt.

Gebet und Arbeit sind die einzigen Mittel, welche bei den gefallenen und sittlich verderbten Mädchen der Anstalt zur Anwendung kommen, jeder physische Zwang, welcher Art er auch sei, ist streng ausgeschlossen, und der Austritt aus dem Asyl ist den Inquilien zu jeder Zeit gestattet.

Die Arbeiten bestehen zumeist in den Hand- und häuslichen Arbeiten, Waschen, Nähen, Sticken &c.; zur körperlichen Kräftigung und Uebung der, meist auch physisch, sehr schwächlichen Pflegebefohlenen wechseln mit jenen auch Feld- und Gartenarbeiten unter Anleitung des Anstaltgärtners ab, und die in der Elementar-Erziehung vernachlässigten Persönlichkeiten erhalten überdies den entsprechenden Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen. An den Sonn- und Festtagen treten hierzu noch gemeinschaftliche Unterhaltungsstunden, wozu der Inhalt der vorgelesenen Bücher zur Bildung und Belehrung den Stoff liefert, und Gesangübungen, über welche der Schreiber dieses, welcher einige Sangpiecen anhören zu dürfen Erlaubniß hatte, nur sagen kann, daß ihn kein anderer Gesang durch Einfachheit, Harmonie und den rührenden Eindruck, den er auf jedes nicht ganz verdorbene Herz machen muß, je so erhoben hat.

Für die geistigen und religiösen Bedürfnisse sorgt der Anstalts-Prediger, welcher, außer dem Gottesdienste an Sonn- und Festtagen, auch tägliche Morgen- und Abend-Andachten mit den Mädchen abhält.

An der Spitze der Anstalt steht die Oberin mit zur Zeit noch sechs Mithelferinnen, von denen Eine der Küche,

die Andere der Wirthschaft vorsteht, die Uebrigen aber die Beschäftigung der Inquilinen leiten und überwachen und auf Reinlichkeit und Ordnung, die beiden Haupterfordernisse bei ihren meist verwahrlosten und durch Nichtsthun verwöhnten Schutzbefohlenen, mit aller Strenge halten.

Die Zahl der in dem Stifte befindlichen Mädchen hat sich im Jahre 1862 stets zwischen dreißig und vierzig gehalten, zur Zeit meines Besuches befanden sich vierunddreißig Mädchen in der Stiftung, von denen fünf Kostgängerinnen waren. Selbst einem scharfen Beobachter dürfte es schwer fallen, die frühere Laufbahn dieser armen Mädchen aus ihrem äußeren Erscheinen im Stifte zu errathen; ihr Aussehen ist still und bescheiden, erröthend schlagen sie den Blick auf ihre Arbeit nieder, wenn ein Besuch ins Zimmer tritt, und die Schaam, sowie das Bewußtsein früherer Sündhaftigkeit treibt öfters Thränen in ihre Augen. Die gemeinschaftlichen Arbeitszimmer machen einen freundlichen Eindruck, und die dunkle, gleichförmige, enganschließende Kleidung von Wollenstoff mit weißem Kragen und Häubchen giebt dem Ganzen einen zwar etwas klösterlichen aber durchaus nicht unangenehm wirkenden Anstrich.

Gewöhnlich verweilen die Mädchen zwei Jahre im Magdalenen-Stift, und die meisten finden durch Vermittelung der Oberin, der Vorsteher und Protectoren einen Dienst in guten Häusern, wie er ihren Anlagen und Fähigkeiten entspricht. Jedoch müssen die Herrschaften sich verpflichten, dafür Sorge zu tragen, daß die Mädchen vor sittlichen Gefahren möglichst behütet werden. Dieserhalb wird ihnen der Besuch aller öffentlichen Vergnügungen und jeder andere Verkehr, als der mit der Magdalenen-Stiftung, untersagt; sie dürfen weder Briefe absenden noch empfangen, von deren Inhalt die Herrschaft nicht vorher Kenntniß genommen hat; sie dürfen kein Geld besitzen und ihr Lohn wird an die Anstalt abgeführt, welche denselben zum Besten der Betreffenden angelegt; die in Berlin und in der Nähe wohnenden Herrschaften dieser Mädchen müssen dieselben alle vierzehn Tage zum Gottesdienste und wenigstens zweimal im Jahre zum heiligen Abendmahl schicken, sie auch einmal in jedem Monat des Sonntags für den Nachmittag und Abend, und zweimal des Jahres an Festtagen für den ganzen Tag in das Stift senden; bei den entfernter wohnenden Dienstherrschaften fallen natürlich die Verpflichtungen des Stiftsbesuches weg.

Eine nicht unbedeutende Zahl der gebesserten, entlassenen Stiftinsassen haben sich verheirathet und sind zum größten Theile musterhafte Ehefrauen geworden, und nur selten ist der Fall eingetreten, daß die Mädchen, welche nach zweijährigem Aufenthalte im Magdalenen-Hause entlassen wurden, zu der früher geführten Lebensart zurückkehrten und der moralischen Versunkenheit auf's Neue anheimfielen. Nur in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit im Hause werden Viele rückfällig und kehren der Anstalt, welche das „Bete und Arbeite" als ihr Haupt-Besserungs-Mittel über ihre Thüre geschrieben, den Rücken, um vielleicht in kürzerer oder längerer Zeit in den oben erwähnten Nachbarhäusern, der Charité und dem Moabiter Zellengefängniß, ihr abscheuungswürdiges Dasein zum Schluße zu bringen.

Es bedarf der besonderen Erlaubniß der Frau Oberin, um diese merkwürdige und ausgezeichnete Anstalt zu besuchen, da der Zutritt aus naheliegenden Gründen nicht Jedem ohne Weiteres gestattet werden kann.

Hierin dürfte auch der Hauptgrund zu suchen sein, warum die Magdalenen-Stiftung der Privatwohlthätigkeit bis jetzt so wenig zu danken hat, und es soll uns freuen, wenn wir durch unsere schmucklose aber wahrheitsgetreue Darstellung des segensreichen Wirkens der gedachten Stiftung vielleicht im Stande wären, ihr neue Gönner und Freunde zu erwerben, welche in Werken der Nächstenliebe und Barmherzigkeit gegen die Demoralisation der Hauptstadt ihr wahres Christenthum und den Beruf ihres Herzens zur innern Mission zu bethätigen geneigt sind. — Hrth.

Fürstenleben und Fürstensitte im 16ten Jahrhundert.

(Entnommen einem längeren Aufsatz von Joh. Voigt in Fr. v. Raumer's historischem Taschenbuch.)

(Schluß.)

Mit besonders großem Glanz erschien der Fürst auf dem Reichstage, wo ihm des Kaisers Belehnung mit seinem Lande zu Theil wurde.

Der Ernst der Zeit im Allgemeinen und eine Uebereinkunft im Besondern (Heidelberg am Sonntag Erasmi 1524) minderten die früher üblichen kostbaren Schmäuse und Trinkgelage.

Häufig erheiterte man sich an Fürstenhöfen mit Gesellschaftsspielen. Bald führte man die Historie der Esther dramatisch auf, bald stellte man die Geschichte der Königin Tomyris dar, wie sie des Königs Cyrus Haupt in ein Gefäß voll Blut stößt, bald die Geschichte des Cambyses, der einen ungerechten Richter zu schinden befiehlt. Sehr üblich war auch ein Gesellschaftsspiel: „Namen und Unterschrift".

Neben den Regierungsgeschäften beanspruchte die Jagd den größten Theil der Zeit der Fürsten. Landgraf Philipp von Hessen äußerte: „Die Herren vernehmen auch viel mehr, wenn sie auf der Jagd und in Jagdhäusern sind, als wenn sie stets am Hoflager bleiben, können auch dadurch ihre Grenzen selbst wissen und merken, was ihre ist; auch manch armer Mann, der sonst nicht zugelassen wird, kommt vor sie."

Selbst Fürstinnen betrieben mit großem Eifer die Jagd. Die Kurfürstin Anna, Wittwe des Kurfürsten Albrecht Achilles von Brandenburg, zählte noch in ziemlich hohem Alter das Waidwerk zu ihren schönsten Vergnügungen.

Man hielt daher an Fürstenhöfen auch viel auf gute Jagd-Pferde. Die besten wurden in Preußen gezogen, weshalb sich die deutschen Fürsten öfter an den dortigen Herzog wandten, mit der Bitte um einen „Jagdklepper" — „Auch für Geld," schreibt Herzog Johann von Jülich und Berg, „selbst um 100 Goldgulden, kann ich hier zu Lande kein Jagdpferd aufbringen."

Selbstredend legte man auch großen Werth auf tüchtige Jagdhunde; sie sind häufig Gegenstand fürstlicher Geschenke. Am beliebtesten waren die englischen Hunde, die meist mit hohen Preisen bezahlt wurden. Englische

Größe sandten häufig deutschen Fürsten als Präsent sogenannte „Rüden," wegen ihrer Größe auf wilde Schweine und Bären abgerichtet.

Ganz besonders wurde die heutzutage ganz vergessene, im Mittelalter allgemein beliebte, Falkenjagd im 16. Jahrhundert nach leidenschaftlich betrieben. Das Herzogthum Preußen versorgte nicht nur die Fürsten Deutschlands, sondern auch England, Frankreich und selbst Spanien mit gut abgerichteten Jagdfalken.

Das Jagdgeräth verursachte mitunter große Kosten, weil man dasselbe so gut und so künstlich wie irgend möglich zu erhalten suchte.

Zum fürstlichen Vergnügen gehörte auch ein Thiergarten. In einem solchen hegte man nicht nur inländische und einheimische Thiere ein, sondern auch ausländische Exemplare. Preußen entsandte gezähmte Elennthiere, wilde Pferde und Auerochsen.

Fürsten, die in ihrem Lande keine Thiergärten hatten, suchten ihre Schaulust an seltenen Thiergattungen auf andere Weise zu befriedigen; sie ließen ihre Schlösser und Jagdhäuser oder wenigstens einige Zimmer mit fremdartigen Geweihen und Hörnern ausschmücken.

Auch die Pferdeliebhaberei gehörte zu den Ergötzlichkeiten eines fürstlichen Lebens. Die besten Reitpferde bezog man aus England. Die fortwährenden Kriegshändel in Deutschland während des größten Theils des 16. Jahrhunderts thaten der einheimischen Pferdezucht großen Abbruch. Türkische Pferde standen in hohem Werth.

Das Reiten war bei den Fürstinnen jener Zeit allgemein Sitte. Sie benutzten Sanfttraber (Zelter) aus England, Preußen und Dänemark. Uebrigens beschäftigten sich die Fürstinnen gern und viel mit ihrem Hauswesen.

Manche Stunde ging den Fürsten und Fürstinnen auch im Zeitvertreib mit ihren Narren und Närrinnen hin. Man gab sich oft große Mühe, solche an den Hof zu bekommen, und verschrieb sie mitunter weither.

Einen großen Theil der dem Beruf und dem Vergnügen nicht gewidmeten Stunden füllte die Correspondenz. Fürstliche Personen gleicher Gesinnung tauschten häufig ihre Gedanken durch besondere Briefboten aus. Selten schreiben die Fürsten selber. Nur hie und da fügten sie einige eigenhändige Zeilen bei.

Es herrschte im Briefstyl große Steifheit und ungeschickte Künstlichkeit, viel schwerfällige Ziererei und manierirtes Wesen. Brüder und Eheleute bedienten sich nicht des traulichen „Du". — „Eure Liebden" (E. L.) war die unter fürstlichen Personen gebräuchliche Anrede, „Hochgeboren" die gewöhnliche Titulatur. Der Eingang des Briefes enthielt in der Regel ein freundschaftliches „Prosit" oder die Entgegenbringung eines „guten Trunks".

Außer den Briefen bethätigten zugesandte Geschenke die gegenseitige freundschaftliche Gesinnung. Man nahm keinen Anstand, um Etwas, das man wünschte oder bedurfte, zu bitten oder auch Ehrengaben zu überschicken, die heut lächerlich erachtet werden möchten. Die Herzogin von Liegnitz übersandte der Herzogin von Preußen ein Fäßchen mit in Honig eingemachten Quitten, weil sie hörte, jene Fürstin liebe bei Tisch dergleichen Leckerbissen. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg schickt dem Herzog Albrecht nach Preußen Güstrowisches Bier.

Auch die Kunst beschäftigte manchen Fürsten viel, und gab mehrfach Anlaß zu brieflichen Mittheilungen. Man schätzte namentlich die „Conterfeiungen" befreundeter Personen.

An vielen Fürstenhöfen war die Musik Gegenstand der Liebhaberei. Am beliebtesten scheint die Vocalmusik gewesen zu sein, sowohl als Kirchengesang, wie als gesellschaftliche Liedertafel.

Einzelne Fürsten verkürzten sich die Zeit als Kunstamateurs. Kurfürst August von Sachsen drechselte. Herzog Albrecht von Preußen hatte „hohe Kunst und gelehrte Leute von Jugend auf lieb", so schreibt er selbst. Die meisten deutschen Fürsten ließen sich von Goldmachern bethören. Am Hofe Joachims II. von Brandenburg verschwendeten innerhalb eines Jahrzehnts 11 Alchemisten eine ansehnliche Menge edlen Metalles. Kaiser Rudolph II. legte selbst in seinem Laboratorium die Hand an's Werk. Wie Alchemisten, so gehörten auch Astrologen und Nativitätensteller zum fürstlichen Hofstaat. Der allgemeine Glaube, daß die Gestirne einen besonders mächtigen Einfluß auf die Fürsten ausüben, verschaffte den „Astronomen und Mathematikern" ein großes Ansehen. — Solcher Gestalt war der gelehrte Schwindel jener Zeit beschaffen. Wie gesucht und geehrt der Goldkoch Thurneisser gewesen ist, belegen eine Menge an ihn gerichtete Briefe, welche die königliche große Bibliothek zu Berlin im Manuscript besitzt. Die solide Gelehrsamkeit erfreute sich nicht gleicher Gunst bei den Fürsten Deutschlands. Melanchthon sprach sich scharf dagegen aus. Johann Draconites beklagt sich bitter über den Kaltsinn der meisten Großen, in Folge dessen manches litterarische Werk nicht an's Licht treten könne. Auch Eoban Heß, Erasmus Reinhold, Johann Carion und Andere beschweren sich darüber. Zum Theil entschuldigen es die Kriegswirren, daß die Wissenschaften im 16. Jahrhundert nicht zu einer allgemeinen Blüthe gelangten. Um so höher schätzt man die kleine Zahl Regenten, welche reges Interesse am Gedeihen der Studien nahmen. Als ein treuer Pfleger und Beschützer derselben ist vor Allen Herzog Albrecht von Preußen zu nennen. Im Jahre 1544 wandte er sich brieflich an Georg Hartmann (Vicar der St. Sebaldus-kirche zu Nürnberg), damit dieser auch ihm, wie dem römischen Könige, die Kraft und Natur des Magnets genau auseinander setze. Herzog Albrecht blieb fortan mit diesem Humboldt jener Zeit in wissenschaftlichem Briefwechel.

Manche Fürsten und auch Fürstinnen beschäftigten sich wohl mit Medicamenten und allerlei arcanen Heilmitteln. Apotheken gehörten damals in deutschen Städten zu den Seltenheiten; ihr Hauptvertrieb bestand in Zuckerwerk. Man mußte sich daher häufig die Arzeneimittel selbst zu verschaffen suchen. Der aufzuwendenden Kosten und der mangelhaften Verbindungen halber konnten nur reiche Leute oder große Aerzte gewisse heilkräftige Gegenstände, aus weiter Fremde, verwenden. Einige Fürstinnen übernahmen mit besonderer Vorliebe die Präparation von Arzeneimitteln. Sie verschenkten und verschickten dann: köstliche Heilsalbe, wohlthuendes Augenwasser, wirksame Pulver oder bewährte Recepte. Die enge Verbindung der Astrologie mit der Medicin, und Geheimthuerei mancher Aerzte mit ihren Arcan-Mitteln behinderten einen voll-

ständigen Fortschritt der ärztlichen Wissenschaft. Wenn auch einige aufgeklärte und rechtschaffene Mediciner gegen die Täuschung durch Edelstein-Tincturen auftraten, man gebrauchte dennoch dergleichen gläubig und verschwendete viel Geld dafür. Von einigen dieser Tropfen ꝛc. kostete das Loth bis zu 16 Thaler; man hatte Mixturen und dergleichen, von denen ein Gläschen wohl 50 Thaler galt. Der schwer erkrankte Papst Clemens VII. soll innerhalb 14 Tagen 40,000 Ducaten für allerlei Medicamente vergebens verausgabt haben. „Theuere Arzenei hilft immer, wenn nicht dem Kranken, so doch dem Apotheker."

Jede Zeit hat ihre eigene Weise. „Zeit bringt (giebt) Bescheid." In diesem Sinn sind der alten Fürsten Art und Brauch nicht umsonst dagewesen. Unsere Sache ist es, „das, was unsere Vorfahren verstanden und gelehrt haben, in Ausübung zu bringen, und was sie uns mangelhaft hinterließen, zu ergänzen." (Aristoteles).

„Wer die Zeit ehrt, den ehrt sie wieder."

Ernst Graf Lippe.

Gefängnißwesen in England und Irland.

(Fortsetzung.)

Jeder giebt auch wöchentlich ½ Penny für die Anstaltsbibliothek, dies ist ganz freiwillig, aber sie thun es ohne Ausnahme. Bei ihrer Entlassung lassen sie oft 1—3 Shilling zu diesem Zweck zurück, auch trägt manchmal einer zur Vergrößerung des Fonds eines Cameraden bei, alles Zeichen eines unter ihnen herrschenden gesunden Geistes. Einmal in der Woche wird den Gefangenen gestattet, einen aus ihrer Mitte auf Botendienst außerhalb der Anstalt zu senden, um die Gegenstände zu kaufen, auf welche die 6 Pence verwendet werden. Es wird ihm von Behörden und Kameraden auf diese Weise viel Vertrauen geschenkt, denn er hat oft ziemlich viel Geld mit sich zu nehmen, dennoch wußte man bis zum vorigen Jahr nur von drei Fällen, wo dieses Vertrauen insoweit mißbraucht wurde, als die Betreffenden sich von alten Bekannten zu einem Trunk verführen ließen. Strafen giebt es in diesen mittleren Anstalten gar keine, die einzige Strafe, die aber augenblicklich und unerbittlich verhängt wird, ist die, wieder in das frühere Gefängniß zurückgeschickt zu werden und den dortigen Gang wieder durchmachen zu müssen. In Luck traf dies Schicksal innerhalb sechs Jahren von 1670 Gefangenen nur 48, und von diesen wurden 16 nach einer bestimmten Probezeit wieder zurückgenommen. Es scheint, und wird bestimmt versichert, daß bei einer solchen weisen Mischung von Zwang und freiem Willen sich ein guter moralischer Ton, eine gewisse achtungswerthe öffentliche Meinung unter den Gefangenen bildet, welche besonders über die Schlechteren sehr bestimmten zurückhaltenden Einfluß ausübt. Dies zeigt sich unter Anderem auch darin, daß trotzdem, daß Viele zusammen schlafen, doch im Laufe von sechs Jahren während der Nacht nie vom Standpunkt der Sittlichkeit aus Grund zur geringsten Klage war. Daß dabei keine Heuchelei unterläuft, kein Bestreben, blos durch gutes Betragen den Freibrief früher zu erlangen, beweisen die Sträflinge von 1853, die sich ebenso untadelhaft benahmen, obgleich ihnen die Hoffnung auf einen Freibrief ganz abgeschnitten war. Eine wichtige Stütze des Systems ist aber, daß jeder Gefangene weiß, er wird gerecht behandelt; er hat das Geschick selbst in seiner Hand, denn das System wirkt ohne allen Einfluß persönlicher Gunst, Bevorzugung oder Gnade. Capitain Crofton sagt, er habe einmal eine ganze Stunde zugebracht, einem Züchtling begreiflich zu machen, daß ihm in einem bestimmten Falle recht geschehen sei, und ohne Zweifel war diese Stunde nicht verloren. Einer der Gefangenen verzichtete einmal auf eine ihm sehr wünschenswerthe Vergünstigung von selbst, weil er sagte, er sehe ein, das System würde darunter Noth leiden, wenn ihm zu Lieb' eine Ausnahme gestattet würde. Es ist ein großer Schritt zur Besserung, wenn man Gefangene dazu bringt, in jenes Wort einzustimmen: „Wir sind billig darinnen, denn wir empfangen was unsere Thaten werth sind, Luc. 23, 41." — Das andere Uebergangsgefängniß ist Smithfield. Es ist ein altes, ungeschickt eingerichtetes Gebäude mitten in Dublin, das früher schon als Zuchthaus diente und jetzt die geänderte Organisation erhalten hat. Handwerker und solche, deren Gesundheitszustand keine Feldarbeit erlaubt, werden von dem eigentlichen Gefängniß aus dorthin gebracht. Es ist wahr, daß die in Luck herrschende Freiheit hier nicht in demselben Maß möglich ist, dafür steht aber Smithfield mitten in einer großen Stadt, von deren Treiben und Versuchungen die Gefangenen nicht ganz ausgeschlossen sind. Einmal erhält auch hier Jeder wöchentlich 6 Pence zu sofortigem beliebigen Gebrauch (nur nicht für geistige Getränke), und dann wird von denen, deren Strafzeit nahe zu Ende geht, täglich Einer ausgeschickt, um die Bedürfnisse seiner Kameraden und der Anstalt einzukaufen. Er geht frei in den Straßen von Dublin einher, besorgt pünktlich seine Aufträge, und ist zu rechter Zeit wieder zu Hause. Nur ein paar Mal kamen geringfügige Verfehlungen vor, die aber gleich des Beispiels wegen mit Zurücksetzung in die frühere Strafanstalt geahndet wurden. Beamte, welche Smithfield in seinem früheren Zustand kannten, können den guten Einfluß des neuen Systems auf die Gefangenen nicht genug rühmen. Dieselben seien jetzt freundlich, lernbegierig, für guten Rath empfänglich, arbeitsam und bereit freiwilligen Dienst zu leisten, wo man irgend dessen benöthigt sein könnte. In der Arbeit werde gerade dreimal so viel zu Stand gebracht als sonst; die Leute fühlen sich selbst berufen, das System, dessen Vorzüglichkeit sie einsehen, zu befördern; die englischen Gefangenen mit ihrem Zuchthausprädikat verhalten sich zu ihnen wie Rekruten zu Soldaten, welche bereits im Feuer Stand gehalten haben. Auch der körperliche Gesundheitszustand sei nach dem Zeugniß der Aerzte viel besser als früher.

Noch ist ein Punkt über diese mittleren Gefängnisse anzuführen, nämlich die Art, wie in ihnen der Schulunterricht betrieben wird. Da die Meisten schon durch gewöhnlichen Schulunterricht in den vorhergehenden Zuchthäusern gegangen sind, und man der Ansicht war, daß für erwachsene und im Alter oft vorgerückte Leute, die in nicht zu langer Zeit entlassen werden sollen, die gewöhnliche Behandlung des Schullehrstoffs nicht recht passe, so zog man vor, die noch übrige Zeit so zu verwenden, daß man ihnen in der Form von Vorlesungen solche Be-

lehrungen gab, welche ihnen im spätern Leben von Nutzen sein konnten. In Dublin übt in dieser Richtung ein Mstr. Organ, ein Mann von umfassender Erfahrung unter den arbeitenden Classen eine eifrige, mittheilsame Natur, segensreiche Thätigkeit aus. Er hält den Gefangenen Vorlesungen über sittliche und gemeinnützige Gegenstände, wie über: „das Leben und seine Kämpfe", „Große Männer, die sich aus niederem Stand emporarbeiteten," „Mäßigkeit und Selbstbeherrschung", „Entlassene Gefangene, die sich ehrbar durchbrachten", „Ueber die Colonien, Canada und seine Hilfsquellen", „Australien", über: „Arbeit und Lohn", dann über „Structur und Verbreitung der Pflanzen", „über den Ocean" ꝛc. Damit die Zuhörer nicht eine bloße passive Rolle spielen, ist am Ende jeder Vorlesung ein Examen in folgender anziehender Form: die Gefangenen sitzen in zwei Reihen einander gegenüber; jeder muß nun der Reihe nach über den gehörten Gegenstand dem ihm gegenübersitzenden eine Frage vorlegen, auf welche er übrigens selbst eine Antwort wissen soll, falls der letztere keine zu geben weiß. Der Lehrer hat dabei Gelegenheit, Irrthümer zu berichtigen, gesprächsweise Vorurtheile und falsche Ansichten zu bekämpfen, z. B. über Gegenstände wie geheime Gesellschaften, Arbeitsverweigerungen ꝛc., und manchen guten Rath zu geben. Es wird berichtet, daß die, welche schreiben können, sich sorgsam Bemerkungen notiren, und daß selbst die Bejahrten und Unwissenden viel Interesse für diese Art der Belehrung beweisen.

Ehe wir schließlich den Gefangenen von seiner Entlassung an weiter verfolgen, ist es nöthig, auch noch einen Blick auf die Strafanstalten für Weiber in Irland zu werfen. Das System ist auch in ihnen dasselbe, nur mit einigen nothwendigen Modificationen. Da die Zahl der weiblichen schwereren Verbrecher eine geringere ist, so reicht eine einzige Lokalität, ein Theil des Monetjoy-Gefängnisses in Dublin, für alle eigentlichen Zuchthausstablen aus. Im Jahr 1861 waren darin 410 Gefangene; da manche von ihnen Mütter sind, die man nicht immer füglich von ihren Kindern trennen kann, so ist eine Kleinkinder-Schule innerhalb der Anstalt eingerichtet. Das ganze Aufsichts-Personal, einige Posten in den äußeren Theilen abgerechnet, besteht aus Frauenzimmern, die Stelle eines Gouverneurs versieht gegenwärtig Mrs. Lidwell, welche als eine Dame von großer Freundlichkeit, Energie und Intelligenz geschildert wird. Sie hat ihren Geist einem Stab von trefflichen Helferinnen einzuflößen gewußt. — Eine von feinem Tact zeugende Verordnung ist die, daß sämmtliche Frauenzimmer im Dienst in Trauer gekleidet sein müssen. — Zuerst kommt auch hier die Periode der Einzelhaft, Kost ohne Fleisch, keine Arbeit. Das Minimum ist 4 Monate. Dann beginnt mit der dritten Klasse das schon besprochene Markensystem.

In der dritten Klasse herrscht noch Einzelhaft, aber bessere Kost wird gereicht und Arbeit. In der zweiten werden die Zellenthüren einen halben Tag lang geöffnet, was schon als große Vergünstigung empfunden wird, in der ersten und in der Oberklasse ist gemeinschaftliche Arbeit, Wäscherei, Näherei, Hausgeschäfte u. s. w. eingeführt. Die Markenzählung ist dieselbe wie bei den Männern, ebenso die Berechnung des Ueberverdienstes. Die Festsetzung der in der Oberklasse zu verbringenden Zahl von Monaten geschieht nach etwas abweichenden Bestimmungen. Jede Gefangene trägt am linken Arm ein Abzeichen mit drei Reihen von Ziffern. Die obere Ziffer giebt an, wie viel Marken in der betreffenden Klasse zum Behuf des Vorrückens erworben werden müssen, und bezeichnet damit auch die Klasse selbst. Die untere zeigt, wie viele Marken bis zum Ende des vorgehenden Monats gewonnen worden sind, und drei Ziffern in der Mittelreihe specifiziren das Letztere nach den bekannten drei Rubriken. Schulunterricht findet auch hier, wie bei den Männern statt. Die gesetzlich erlaubte Abkürzung der Strafzeit erwerben sich etwa 75 pCt. der Gefangenen; die übrigen haben sie voll in Monetjoy durchzumachen.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht von Fehrbellin und der Prinz von Hessen-Homburg.

(Von Professor Dr. F. L. W. Schwartz.)

(Fortsetzung.)

Nichts ist in der Geschichte verkehrter, als spätere Verhältnisse bei der Beurtheilung früherer unterzuschieben, diese nicht aus sich heraus zu betrachten. In der Erwägung jener aber war sein Verhalten nicht blos erklärlich, sondern natürlich und nothwendig. Denn wenn es schon zu allen Zeiten unbesonnen ist, bei Aufnahme eines Krieges, der leicht größere Dimensionen annehmen kann, nicht zu erwägen, wie dann die Parteien sich gruppiren werden, und für diesen Fall sich die bestmöglichste Stellung zu schaffen: so war eben jenes Auftreten Schwedens eine neu hinzukommende Constellation in einem schon vorhandenen großen Kampfe, bei dem seiner ganzen Machtstellung nach der Kurfürst überhaupt nur als Bundesgenosse mitzählte, wie er auch nachher von Allen verlassen, allein ihn nicht fortführen konnte, sondern die Früchte seiner Siege wieder preisgeben mußte. — Wenn Preußen unter Friedrich dem Großen gelernt hat, einer ganzen Welt, wenn es Noth thut, in Waffen zu trotzen: das kleine Brandenburg konnte damals trotz aller Tapferkeit, welche dem Brandenburger nie Einer streitig gemacht, dies allein nicht wagen. Und überdies war der neue Feind kein geringer. Es war der aus dem dreißigjährigen Kriege als Sieger hervorgegangene Schwede, der damals die Suprematie im Norden ausübte, welche später durch Peter den Großen an Rußland überging, dem der neue Kampf galt, welcher neben dem vorhandenen noch aufgenommen werden mußte. Was Wunder also, wenn Friedrich Wilhelm sich erst nach Bundesgenossen umsah? Und daß er sie glaubte gefunden zu haben, stählte seinen Sinn, wenngleich, wie wir sehen werden, sein letzter Entschluß nicht davon abhängig war, sondern die Verhältnisse und die Noth seiner Lande ihn doch zum eigenen, ganz selbstständigen Handeln drängte.

Da sah es nämlich sehr trübe aus. Denn als der Kurfürst am 18. Mai nach Schweinfurt zurückkehrte, bekam er vom Statthalter derselben, dem Fürsten Johann Georg von Anhalt-Dessau, dem Vater unseres so berühmten und um Preußen so hoch verdienten Leopold von Dessau, die betrübendsten Nachrichten. Die Schweden

waren in die Grafschaft Ruppin, die Priegnitz und das Havelland eingedrungen. Vergeblich hatte der Fürst nämlich versucht, ihnen den Paß von Oranienburg durch den Generalmajor Sommerfeld verlegen zu lassen; sie hatten ihn umgangen, so daß seine Stellung selbst gefährdet war, und er sich nach Spandau hatte zurückziehen müssen. Die Städte bis auf Spandau, das einige Schüsse mit den vorüberziehenden Schweden gewechselt, waren gefallen, und immer wilder und roher hausten die Schweden. Theils schrieb man es dem Franzosen Vitry zu, der dazu trieb, weil die bloße Occupation des Landes keinen Zwang auf den Kurfürsten auszuüben schien, theils dem Umstande, daß der Feldmarschall Karl Gustav Wrangel krank darniederlag, und sein Bruder Waldemar Wrangel, der an seiner Stelle commandirte, weniger auf Ehre und Reputation hielt. Nicht allein, daß Contributionen ausgeschrieben wurden, bei denen die Stadt Brandenburg z. B. allein zur Anhäufung der nöthigen Lebensmittel in Havelberg 100,000 Pfund Brot und 400 Tonnen Bier beisteuern mußte, dem Bauer wurde sein Vieh fortgetrieben, und alle Schrecken des dreißigjährigen Krieges schienen wiederzukehren. Auf dem Lande und in den kleinen Städten war Alles, Hab und Gut, Ehre und Leben ohne Unterschied des Geschlechts, den wilden schwedischen Kriegsknechten preisgegeben. Wollte der Bürger und Bauer nicht angeben, wo er sein Bischen Hab und Gut verborgen, wurden alle die bestialischen Martern wieder hervorgesucht, welche in dem dreißigjährigen Kriege eine so teuflische Ausbildung erfahren hatten. Was half es den Bauern, wenn sie sich in einzelnen Partien zusammenschaarten, und den Schweden, sobald diese sich vereinzelten, auflauerten; dies steigerte nur noch die Erbitterung. Nur die Bauerschaften des Jerichowschen Kreises, der Altmark und namentlich der südlichen Bruchgegenden, des sogenannten freien Drömlings, nahmen eine imponirende Stellung ein. Sie organisirten sich namentlich auf Betrieb ihres Landeshauptmanns Achaz v. d. Schulenburg*) vollständig, machten sich Fahnen, auf welchen der rothe Brandenburgische Adler gemalt war und darunter die Inschrift:

Wir sind Bauern von geringem Gut,
Und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserm Blut.

Hatten sie auch wenig Aussicht gegen die schwedische Uebermacht für die Dauer mehr auszurichten, als ihre Brüder im Havellande, so verhinderten sie doch zunächst, daß die Schweden in einzelnen Schaaren ihr Land heimsuchten. Schon aber rüsteten sich diese in Masse die Elbe zu überschreiten. Wrangel, wieder gesundet, baute bei Havelberg, hieß es, an Schiffbrücken, und wollte dem französisch gesonnenen Hannover die Hand reichen. Da warf der Große Kurfürst die Diplomatie hinter sich und beschloß aus eigener Kraft als Fürst und Vater seines Landes zu handeln. Am 26. Mai brach er von Franken auf und gelangte trotz manches Aufenthaltes und der heftigsten Gichtschmerzen, die ihn zeitweise plagten und sogar zum Rasten nöthigten, am 11. Juni nach Magdeburg.

*) Bintzelberg, Gedenkbuch zur Feier der Schlacht bei Fehrbellin. Berlin 1857. p. 53, nach dem v. d. Schulenburg'schen Archiv zu Betzendorf.

Einen Tag vorher hatte er in allen seinen vom Feinde nicht besetzten Landen einen Bet- und Fasttag und Predigten über Jeremias 20, v. 11 u. 12 angeordnet, wo es anfängt: „Aber der Herr ist bei mir, wie ein starker Held, darum werden meine Verfolger fallen und nicht obsiegen; sondern sollen sehr zu Schaden werden", und mit den Worten schließt: „Und nun, Herr Zebaoth, der Du die Gerechten prüfest, Nieren und Herzen siehest, laß mich Deine Rache an ihnen sehen, denn ich habe Dir meine Sache befohlen."*)

Um seinen Truppen nun nach den anstrengenden Märschen die nöthige Ruhe zu gönnen, und den Schweden, die seine Ankunft nicht ahnten, unbemerkt zu bleiben, ließ er, als er in Magdeburg angekommen war, die Thore schließen. Dann, nachdem er den Verrath des Commandanten Schmidt, welcher die Stadt den Feinden hatte in die Hand spielen wollen, entlarvt und denselben hatte festnehmen lassen, brach er am 13. Morgens gegen 3 Uhr mit etwa 6000 Reitern, den beiden Dragoner-Regimentern von Dörffling und Bomsdorf, so wie 1200 Musketieren und 13 Kanonen in der Richtung von Rathenow auf. Das schwedische Heer hatte nämlich seine Stellung an der Havel genommen und dehnte sich von Brandenburg bis Havelberg aus; in letzterer Stadt lag der schwedische Feldmarschall Wrangel selbst mit 3000 Mann, in Brandenburg und Pritzerbe sein Bruder Waldemar Wrangel mit dem Gros von 12,000 Mann, Rathenow, vom Oberst Wangelin besetzt, bildete das Centrum der schwedischen Aufstellung. Hier die Linie der feindlichen Armee zu durchbrechen und eine Vereinigung der beiden anderen Heeresabtheilungen so zu hindern, schien die erste Aufgabe des Kurfürsten. Und sie wurde am 15. glücklich mit der Erstürmung Rathenows ausgeführt. Die Stadt lag auf einer Havelinsel. Während der Feldmarschall Dörfflinger den Eingang an der großen Havelbrücke forcirte, waren der General-Adjut. Kanowski und Oberst-Lt. Kanne bemüht, von der Südseite in die Stadt einzudringen, indem sie auf Kähnen die Havel überschritten hatten, welche Kanowski bei einer Recognoscirung am Tage vorher aufgebracht. Dörfflinger, wird erzählt, hatte eine schwedische Patrouille überfallen und sich und einige Leute in die Uniform des Offiziers und seiner Mannschaften gesteckt. So forderte er im Nebelgrauen Morgens um zwei Uhr am äußeren Brückenthore Einlaß, indem er vorgab, eine schwedische Patrouille zu sein, welche von aufständischen Bauern verfolgt würde. Auf seine dringenden Vorstellungen fiel die Brücke; Dörfflinger stürmte mit den Seinen hinüber, stieß die Wache nieder und eilte über den Damm, der über die Wiesen ging, auf die zweite Brücke los, welche erst in die Stadt selbst führte, aber zum Theil abgebrochen war. (Fortsetzung folgt.)

*) Seyler a. a. O. pag. 122 f.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45. erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 37. Berlin, den 9. September 1863. **Nr. 37.**

1. Rudolph von Uechtritz, Wirklicher Geh. Rath und Präsident des evangel. Ober-Kirchenraths. Rechtsritter seit 1854. † zu Nieder-Heidersdorf, Kreis Laubaa, 29. August 1863.

2. Friedrich Wilhelm Gustav von der Heyde, Gen.-Lieut. a. D. Ehrenritter seit 1845. † zu Schweidnitz i. Schl., 4. August 1863.

3. Tam Wedig Ernst Franz Wilhelm von Flemming, Rittergutsbesitzer auf Bock bei Gulzow i. Pomm. Ehrenritter seit 1840. †. zu Bock 9. August 1863.

4. Ferdinand Ludwig Dietrich Wilhelm Freiherr von Schrötter, Geheimer Justizrath a. D. Ehrenritter seit 1837. † zu Marienwerder, 13. August 1863.

5. Heinrich Ernst von Manderode, Gen.-Major a. D. Ehrenritter seit 1832. † zu Berlin, 2. September 1863.

Einladung.

Am Freitag, den 18. d. M. wollen wir unser neues Johanniter-Krankenhaus feierlich einweihen. Wir beehren uns, dazu die Herren Ritter der Schlesischen Genossenschaft ganz ergebenst einzuladen. Die Feierlichkeit beginnt pünktlich um 10 Uhr.

Reichenbach, den 4. September 1863.

Der Vorstand des Johanniter-Krankenhauses.

Im Johanniter-Krankenhause zu Polzin

wurden im Jahre 1862: 213 Kranke, zusammen 17,568 Tage verpflegt, was im Durchschnitt pro Tag etwas über 48 Kranke ergiebt.

1861 betrug die Zahl der Kranken-Verpflegungstage 16,206, mithin 1862 mehr: 1362 Tage.

	Thlr.	Sgr.	Pf.			
Die Kosten der Anstalt pro 1862 betragen	9043.	24.	10.			
Eingenommen sind:						
a) von den Communen, Dienstherrschaften &c. gezahlte Pflegegelder	2628.	29.	9.			
b) für Bäder . . .	317.	17.	6.			
c) Geschenke und anderweite Einnahmen .	88.	21.	1.			
zusammen	3035.	8.	4.			
				3035.	8.	4.
wogegen der Ueberrest mit . . . . . aus der Ordenskasse hat zugeschossen werden müssen.				6008.	16.	6.
Unter den Ausgaben von				9043.	24.	10.
befinden sich extraordinaire, einmalige Ausgaben für Bauten, Erwerbung zweier kleiner Gärten, Complettirung der Wäsche und des übrigen Inventars &c.				2940.	29.	11.
so daß die ordinairen Ausgaben betragen				6102.	24.	11.

Es kostet mithin jeder der 17,568 Kranken-Verpflegungstage 10 Sgr. 5½ Pf.

Ganz freie Verpflegungstage wurden 7643 gewährt, und zwar für Rechnung des Ordens 4358 und durch die vorhandenen 9 Freibetten 3285.

Diese Freibetten werden von folgenden Wohlthätern, durch Zahlung von 96 Thlrn. pro Jahr und Bett, unterhalten:

1) zwei von dem Rechtsritter, Wirklichen Geheimen Rath und Ober-Präsidenten der Provinz Pommern, Freiherrn Senfft von Pilsach zu Stettin,
2) eins vom Ehrenritter, Ober-Präsidenten z. D. von Kleist-Retzow, auf Kieckow,
3) eins vom Ehrenritter, Landschafts-Deputirten von Hagen auf Langen, Vorsitzenden des Curatoriums der Anstalt,
4) eins vom Rittergutsbesitzer Gamp, auf Groß-Popelow,
5) eins vom Ehrenritter, Rittergutsbesitzer von Arnim, auf Heinrichsdorf,
6) eins vom Ehrenritter, Rittergutsbesitzer von Zastrow, auf Wusterhanse,
7) eins vom Ehrenritter, Rittmeister a. D. von Mellenthin, auf Schloß Falkenburg,
8) eins vom St. Georgen-Hospitale zu Polzin.

Die unter Nr. 2, 4, 5, 6 und 7 genannten Herren sind Mitglieder des Curatoriums des Hauses.

Die Pflege wird von drei Diakonissen, denen das nöthige Hauspersonal zur Seite steht, ausgeübt, wogegen die ärztliche Leitung dem praktischen Arzte Dr. Lehmann in Potzin übertragen ist, der sich mit großer Hingabe derselben widmet.

Mit der Anstalt ist ein Mineralbad, ein Moorbad und ein russisches Dampfbad verbunden, welche auch von vielen außerhalb der Anstalt wohnenden Kranken benutzt werden, namentlich die Bäder der „Bethanien-Quelle", die vermöge ihres hohen Eisengehalts besonders bei Gicht und chronischem Rheumatismus sich als sehr wirksam erwiesen haben, eben so bei Bleichsucht und andern, auf sogenannter Blutleere beruhenden Krankheiten.

Die an Ort und Stelle vorhandene Moorerde enthält viel Eisen und Schwefel, und erklärt sich daraus die Heilkraft der aus ihr bereiteten Bäder, besonders bei hartnäckigen Fällen von chronischem Rheumatismus ꝛc.

Gefängnißwesen in England und Irland.

(Schluß.)

Das System der Uebergangs-Gefängnisse kommt bei den Weibern in veränderter Gestalt in Anwendung, sie existiren in Wahrheit eigentlich nicht, an ihre Stelle treten ähnliche, aber doch etwas verschiedene Anstalten. Die Unterbringung entlassener weiblicher Gefangener ist viel schwieriger, man wußte, daß das Publikum nur schwer sich entschließt, sie von einem eigentlichen Zuchthaus aus, auch wenn es eine jener Mittel-Anstalten wäre, aufzunehmen; daher wurde bestimmt, daß das Recht, in gewisser Zeit Freibriefe zu ertheilen, schon von Monetjoy aus ausgeübt werden solle, aber nicht so, daß die Entlassene damit berechtigt gewesen wäre, sich schon ganz frei zu bewegen, sondern sie wurde zuerst in ein Asyl (refuge) versetzt, und den Vorgesetzten der Letzteren wurde anheim gegeben, sie so lange zurückzubehalten, als es gerathen schien und dann erst für ein Unterkommen zu sorgen. Solche „refuges" sind durch Privatwohlthätigkeit gegründet und werden von Privatpersonen in gewöhnlichen Häusern gehalten.*)

Die Gefängnißdirectoren üben Oberaufsicht über dieselben aus, und der Staat bezahlt wöchentlich 7 Schilling für jede Gefangene, von denen zwei ihr als Ueberverdienst zugeschrieben werden. Die zwei wichtigsten dieser Rettungsanstalten sind die katholische in Golden Bridge, Dublin, und die schon genannte protestantische in Heytesbury-Street. Die erstere ist viel größer und wird von barmherzigen Schwestern dirigirt. Eine Schule für verwahrloste Mädchen steht mit ihr in Verbindung. Die Leitung der Anstalt durch die Oberin soll eine sehr treffliche sein, die Verzweigung ihres Ordens macht es ihr leichter, ihren Pflegbefohlenen nach der Entlassung ein Unterkommen zu besorgen. Sie bleibt mit denselben gewöhnlich in brieflicher Verbindung, wovon unser Gewährsmann in Cornhill Magazine schöne und rührende Beispiele mittheilt. Die protestantische Anstalt steht unter einer Hausmutter und einem Damencomité. Die Hauptbeschäftigung scheint in beiden Häusern Wäscherei zu sein. Jede Person verdient ungefähr so viel wie eine gewöhnliche Tagelöhnerin, sie erhält davon aber nur 2 Schilling, alles Uebrige fällt der Anstalt anheim, ein Beweis des guten Geistes, der unter den Insassen, wohl durch die vorhergegangene richtige Behandlung im Gefängniß erzeugt, herrschen muß, daß sie zum Besten des Hauses so fleißig und unverdrossen arbeiten, als wenn es für sie selbst wäre. Strafen kommen hier wieder nicht vor, d. h. die einzige Strafe ist Zurücknahme des Freibriefes, oder Wiedereinlieferung in Monetjoy. Dies kam in sechs Jahren nur sechszehn Mal unter 443 Fällen vor. Die Zeit, welche eine Gefangene in einem der Asyle zubringen muß, hängt theils von ihrem ursprünglichen Strafansatz, theils von ihrer Aufführung ab. Wenn die Oberen des Hauses sie für eine Stelle tauglich halten, verschaffen sie ihr eine solche, welche sie — immer noch unter dem Freibrief — antreten kann. Wird sie nicht für tauglich gehalten, so bleibt sie in der Anstalt bis zum Ende ihrer Strafzeit; so daß das Princip, keine zu entlassen, ehe ihre Aufführung dazu berechtigt, bis zum äußersten, durch den richtigen Urtheilsspruch festgesetzten Termin ausgedehnt wird.

Es ist uns noch übrig, die irische Auffassung der Freibriefe, auch bei der Entlassung der Männer zu verfolgen. Wir kennen die Gesetze; wir sahen, in welcher Weise sie in England bis jetzt beobachtet wurden. In Irland behauptet man denselben streng nachzukommen. Daß, und inwiefern dies wahr ist, lehrt der Wakefielder Bericht, aus welchem wir Folgendes entnehmen: „In keinem Fall kann ein Gefangener in Irland früher unter Freibrief entlassen werden, als nach Ablauf der Periode der Strafzeit, welche laut des Gesetzes nicht abgekürzt werden darf. Aber ob er den Freibrief erhält, sobald er diese Zeit durchgemacht hat, oder ob derselbe länger, ja bis zum vollen Ende seines richterlichen Strafsatzes zurückgehalten wird, hängt allein von seiner Aufführung ab, sofern dieselbe nämlich durch das Markensystem bemessen und nachher in den Uebergangs-Gefängnissen erprobt werden kann, in welchen er geflissentlich einem gewissen Grad von Versuchungen ausgesetzt wird. In Irland wird also das ursprüngliche Urtheil als die gültige Norm anerkannt; ein Nachlaß findet nur bei positiv guter Aufführung statt. Das System ist so eingerichtet, daß bei ununterbrochenem „recht guten" Prädikat der Gefangene eben so bald entlassen werden kann, als sein englischer Genosse; aber das geringste Zurückbleiben hinter diesem höchsten Zeugniß zieht ipso facto eine verhältnißmäßige Verlängerung der eigentlichen Gefangenschaft nach sich, alles durch das automate Wirken des Systems, durch eine Strafe, die Niemand als der Gefangene selber über sich verhängt. Allerdings behält sich die Behörde das Recht vor, bei nachfolgender guter Aufführung Fristen wieder zurückzugeben, welche durch frühere Verfehlungen verloren gegangen waren; dieses Recht wird aber nur nach genauer Untersuchung jedes speciellen Falls und eben so selten ausgeübt, als in England das entgegengesetzte, die als kürzer präsumirten Urtheile zu verlängern." Die Vor-

*) Nur das protestantische in Heytesbury Street, Dublin, ist in einem alten früheren Gefängnisse eingerichtet, es wird aber ebendeshalb behauptet, daß, wenn nicht propter hoc, so doch jedenfalls post hoc es trotz des trefflichen Standes dieser Anstalt hier schwerer halte, für Entlassene eine Unterkunft zu finden, als anderswo.

züge dieser Auffassung liegen auf der Hand; es ist in Wahrheit nur das richtig durchgeführte System gegenüber seiner mißbräuchlichen Anwendung. Dasselbe ist mit der Bewilligung der Freibriefe selbst der Fall; auch hier ist nur wieder mit der Durchführung des Gesetzes wirklich Ernst gemacht. Sobald ein Gefangener mit einem Freibrief entlassen wird, wird eine Anzeige hievon nebst Beschreibung der Person an die Polizei des Distrikts abgesendet, in welche er sich zu begeben in Begriff ist. Da er aber zuerst wo anders hingehen, oder doch bald nachher seinen Aufenthalt mit einem der Polizei unbekannten vertauschen könnte, so hat er 1) unmittelbar bei seiner Ankunft in dem betreffenden Distrikt, und nachher an jedem Ersten der folgenden Monate sich persönlich vor der Polizei zu stellen, 2) seinen Aufenthalt nicht zu verändern, ohne der Polizei anzuzeigen, wo er hingeht, damit diese in dem neuen Ort und bei der Gefängnißbehörde darüber Nachricht geben könne, worauf dann seine „Registration", wie sie es nennen, verändert wird. Vernachlässigt er eine dieser Bestimmungen, so wird sein Freibrief zurückgenommen und er ins Gefängniß zurückgebracht; dasselbe geschieht, wenn die Polizei angiebt, daß er irgendwie ein nicht ehrbares Leben führt, und wenn die Behörde diese Angabe bestätigt findet. Capitain Crofton hat in den öffentlichen Blättern eine Aufforderung ergehen lassen, ihm einen einzigen Freibriefbesitzer zu nennen, der den Bedingungen seiner Freilassung nicht entspreche und doch seine Freiheit fortgenieße; er erhielt keine Erwiederung. Die Zurücknahme des Freibriefes ist indeß nicht unwiderruflich. Wenn die Ursache derselben eine minder bedeutende war und sich der Gefangene eine Zeit lang im Gefängniß wieder gut aufgeführt hat, so kann er auf's Neue entlassen werden. Auf diese Weise werden die einmal Verurtheilten beständig im Auge behalten, und im Fall wiederholter Verbrechen ist ihre Identification gesichert. Eine wiederholte Verurtheilung wird aber immer mit Beziehung auf die früheren Vergehungen sehr bedeutend verschärft. Da in Irland keine Vereine für entlassene Strafgefangene bestehen, so hatten die Zuchthausbehörden selbst zunächst die Sorge für Unterbringung der Letzteren zu übernehmen. Die Aufgabe war anfangs bei dem allgemeinen Mißtrauen des Publikums keine leichte, und es war vorauszusehen, daß Jahre vergehen würden, ehe sich dasselbe befriedigend gehoben hätte. Es scheint, daß einige Persönlichkeiten, unter ihnen der früher genannte Mr. Organ in Dublin, sich in dieser Beziehung durch aufopfernde Thätigkeit sehr bedeutende Verdienste erworben haben und noch erwerben. Das nächste Hülfsmittel, was ihnen zu Gebot stand, war Auswanderung. Da die Irländer überhaupt große Neigung auszuwandern zeigen, so war zu erwarten, daß entlassene Strafgefangene in besonderem Grade dieses Auskunftsmittel ergreifen würden. Man steht ihnen dabei mit Rath zur Seite; die Kosten der Ueberfahrt müssen aber die Leute selbst aus dem ihnen ausbezahlten Zuchthausüberverdienst, oder ihre Angehörigen oder Freunde bezahlen. Es wandern so ungefähr 25 pCt. der Entlassenen aus. Grade daraus, daß sie darauf eingehen, die Reise aus eigenen Kosten zu bestreiten, und nicht lieber ihr Geld in der Heimath anzubringen, läßt sich schließen, daß diese Auswanderer zu der bessern Klasse der frühern Züchtlinge gehören, und im Allgemeinen in der neuen Heimath sich ehrlich durchbringen werden. Man erreicht damit die Vorzüge der Deportation ohne ihre Uebel und ohne ihre Kosten. Die Zahl Derer, welche im Lande bleiben, findet jetzt unschwer Arbeit und Unterhalt. Mr. Organ hat in Dublin eine Reihe von Arbeitgebern beredet, zunächst Versuche zu machen, und da diese günstig ausfielen, so gelang es immer leichter, sie zur Aufnahme weiterer entlassener Gefangener zu vermögen. Man schenkt diesen immer mehr Vertrauen; es erhebt sich sogar eine eigentliche Nachfrage nach Leuten aus den Uebergangsgefängnissen, welche oft nicht einmal hinlänglich befriedigt werden kann; sie seien, sagen Manche, besser als der gewöhnliche Arbeiterschlag, da sie sich Mühe geben, durch erneute Anstrengungen frühere Fehler gut zu machen. Die polizeiliche Aufsicht hat keinerlei Befürchtungen gerechtfertigt. Für die Schlechteren erweist sie sich sehr heilsam und die Besseren zeigen sich sogar dankbar für die Einrichtung. Häufig bekommen die Leute auf Empfehlung der Polizei hin den Rest ihres Ueberverdienstes ausbezahlt; ebenso wird manchmal solchen, die sich längere Zeit besonders gut aufgeführt haben, auf dieselbe Empfehlung hin freier Pardon für den Rest ihrer Strafzeit ertheilt. Es wird sogar mitgetheilt, daß Manche, auch nachdem ihr Freibrief erloschen ist, doch noch fortfahren, sich vor der Polizei zu stellen, und mit der Behörde in dem seither heilsam gewesenen Verkehr zu bleiben. Trotz der Strenge der Handhabung des Gesetzes sind bis zum 1. Januar 1862 von 1800 unter Freibriefen Entlassenen bloß 7 pCt. derselben zurückgenommen worden. Ueber das Freibriefsystem überhaupt spricht sich der Wakefielder Bericht schließlich dahin aus, daß streng und richtig angewendet es das beste aller bis jetzt versuchten Mittel ist, Gefangenen als kräftige und heilsame äußerliche Aufmunterung zur Besserung zu dienen. Dasselbe bestätigt Capitain Crofton in seiner Rede in Birmingham.

Der genannte Bericht geht noch weiter in der Darlegung allgemeiner Resultate des irischen Gefängnißwesens; er beweist, wie dessen Kosten viel geringer sind, als die des englischen (der bezügliche dem Parlament vorgelegte Etat ist jetzt 50,000 Pfd. St. geringer als vor sechs Jahren); wie die Zahl rückfälliger Verbrecher sehr bedeutend und die Zahl schwerer Verbrecher überhaupt verhältnißmäßig wenigstens mehr abgenommen hat, als in England. Es kommen allerdings auch andere besondere Umstände dabei in Betracht; die Bevölkerung Irlands hat in den letzten Jahren ab- und der Wohlstand bedeutend zugenommen. Dennoch lassen sich die statistischen Resultate, die wir nicht wiedergeben, weil sie sich ohne eingehende Kenntniß der Verhältnisse doch nicht würdigen lassen, nur erklären, wenn ein gutes Theil auf Rechnung der verbesserten Verwaltung des Gefängnißwesens gesetzt wird. Ohne Zweifel wird man in England, wo die Fehler im eigenen Hause gegenwärtig mit der achtungswerthesten Offenheit dargelegt und besprochen werden, in den nächsten Jahren sich aus den in Irland errungenen Erfahrungen manche gute Lehren ziehen. Dies wird um so leichter gehen, als ja in beiden Ländern die Grundgedanken des Systems eigentlich dieselben sind. In England, wo bei

genauerer Betrachtung jedenfalls auch besondere Schwierigkeiten hoch angeschlagen werden müssen, mag noch viel Mißbrauch herrschen, wir hatten aber doch Gelegenheit zu bemerken, daß es auch jetzt schon an zum Theil gelungenen, zum Theil hoffnungsvollen Versuchen nicht fehlt, besseren, den irischen ähnlichen Einrichtungen Eingang zu verschaffen. Die Betrachtung dieser Versuche sowohl, als die des irischen Systems, im Ganzen, drängt uns aber eine Bemerkung auf, mit welcher wir unsere Schilderungen schließen wollen. System und Methode thut im Gefängnißwesen viel; viel mehr thut aber die wahrhaft bedeutende und für die schwierigen Verhältnisse wirklich begabte Persönlichkeit, welche mit unbegrenzter Vollmacht an der Spitze steht. Männer, wie uns Capitain Crofton und Mr. Organ geschildert werden, sind es, auf welche vor Allem der Segen der neuen Einrichtungen zurückzuführen ist. Man hat die Wahrnehmung gemacht, daß die Blüthe von Erziehungs-Anstalten rein von den Persönlichkeiten ihrer Vorstände abhing und diese höchst selten überlebte. Das Zuchthauswesen ist ein Theil des Erziehungswesens im weitesten Sinn. Soweit nur militairische Zucht in demselben in Betracht kommt, wird die Aufgabe immer eine nur von der Macht der Coërcion (Gewalt) abhängende, leicht zu lösende sein; sobald aber das erziehende Element eingreift, beginnt die Schwierigkeit, und diese zu lösen, giebt es nur das eine wichtigste Mittel, den rechten, dazu begabten Mann mit unbeschränkter Vollmacht an die Spitze zu stellen.

Woburn Abbey, Bedfordshire, Ende Oktober 1862.
Dr. Ernst Wagner.

Die Schlacht von Fehrbellin und der Prinz von Hessen-Homburg.

(Von Professor Dr. F. L. W. Schwartz.)
(Fortsetzung.)

Das Gros der Armee mit dem Kurfürsten folgte ihm. Schon fingen die Brandenburger an sich hier zu stopfen, und noch wenig war gewonnen, da knallten indessen zur rechten Zeit schon rechts von der Südseite her Schüsse; Kanowski und Kanne hatten, wie befohlen, gegenüber den sogenannten Weinbergen angegriffen, während General Götze und Oberst Dönhof, nachdem sie früher sich von Dörfflinger getrennt, sich fast in derselben Richtung über die Wiesen und die sogenannte Freiarche einen Weg nach dem Mühlenthore gesucht hatten. Während diese hier nicht ohne Erfolg stürmten, sandten sie Mannschaften nach dem Havelthore, um Dörfflingers Anstrengungen, sich der zweiten großen Havelbrücke zu bemächtigen, zu unterstützen. Es gelang, die Brandenburger stellten die Brücke, so gut es ging, schleunig wieder her, und die Dörffling'schen Reiter ergossen sich in die Stadt. Friedrich der Große in seinen Memoiren zur Geschichte seines Hauses erzählt, ein treuer Patriot, der Herr von Briest auf Bähne, habe nach Verabredung mit dem Kurfürsten den schwedischen Offizieren den Abend vorher in Rathenow ein Mahl gegeben, und noch halb schlaftrunken hätten die Brandenburger sie gefunden. Die gleichzeitigen historischen Nachrichten wissen nur von seinem Erscheinen am 14. im Lager des Kurfürsten vor Rathenow, um seinem Herrn genaue Auskunft über Alles zu geben. Ich werde nachher noch des Ausführlicheren davon zu reden haben, daß Friedrich der Große gerade in Bezug auf diesen Feldzug die poetische, volksthümlichere Darstellung repräsentirt, wie auch noch jetzt, wie mir erzählt worden, die etwas modificirte Tradition in der Umgegend von Rathenow bei den Landleuten fortlebt, Herr von Briest habe nicht nur auf seinem Gute Curland, nördlich von Rathenow, die schwedischen Offiziere noch den Abend vorher zum Balle eingeladen und trunken gemacht, sondern auch den Ueberfall des Wasser-Thores in ähnlicher Weise ermöglicht. Er habe nämlich Wagen mit Bier- und Brantweintonnen von seinem anderen Gute Bähne jenseits der Havel im Morgengrauen nach Rathenow geschickt, wie oft vorher geschehen, statt der Knechte hätten sich aber Brandenburgische Reiter auf die Wagen gesetzt, die sich Kittel übergezogen; auch in den Fässern hätten solche gesteckt. So fuhren sie, wird weiter erzählt, als der Kurfürst dicht vor Rathenow war, an das Thor und klopften an. Die Wache fragte, was sie wollten? Da rief der Briestische Verwalter, der dabei war, hinüber: „if breuge ju Bier." Da ließen die Schweden sie herein, die Knechte aber zogen ihre Säbel und hieben die Wachen nieder, und so waren die Brandenburger eingedrungen. In der Briestschen Familie selbst, die noch in weiblichen Zweigen fortlebt, hat dieser bäurischen Sage gegenüber sich nur die Tradition erhalten, die Wache am Außenthore sei durch Bier und Brantwein, was Herr von Briest hineingeschickt, trunken gemacht worden. Uebrigens hätte der große Kurfürst allerdings Alles mit Herrn von Briest wegen des Ueberfalles genau besprochen, wie auch noch ein kleines Oelgemälde in der Familie aufbewahrt wird, welches Herr von Briest mit den Seinen bei Tische darstellt, indem gerade der Kurfürst im Mantel gehüllt zu ihm kommt, um mit ihm Alles abzureden, und den Mantel abwerfend, sich zu erkennen giebt.*)

Wüthend war übrigens der Kampf in den Straßen von Rathenow gewesen; wüthend hatte sich Wangelin vertheidigt, der früher als Unterhändler nicht wenig zur Verwickelung der Verhältnisse beigetragen; er wurde, als der größte Theil seiner Leute gefallen, gefangen und dann nach Peitz abgeführt. Von brandenburgischer Seite war der Oberstlieutenant von Ukermann und 50 Mann gefallen. Damit schließt der erste Act des blutigen Drama's, und es beginnt der zweite, die Schwedenhetze durch das Havelland.

Zunächst nämlich sandte der Kurfürst sofort Patrouillen nach allen Seiten, und als er hörte, daß die Schweden noch im Uebrigen ständen wie vorher, schickte er Boten an den Herzog von Holstein, welcher in Magdeburg zurückgeblieben war, und ließ ihm sagen, daß er eiligst mit der ganzen Infanterie nachkomme. Er hoffte nämlich, die Schweden würden ihre jetzige Stellung noch einige Zeit behaupten, und er so die Infanterie zu weiteren Operationen abwarten können. Es sollte aber anders kommen; er sollte nicht blos ohne jene Infanterie, sondern selbst ohne die 1200 Musketiere, welche er mitgenommen, es mit dem mit

*) Die letztere Mittheilung verdanke ich Herrn von Pfuhl-Jühnsdorf, einem Nachkommen von Briest in weiblicher Linie. Verschiedenes berichtet auch über Briest's Thätigkeit noch beim Ueberfall R.'s „Wagener, Denkwürdigkeiten von Rathenow. Berlin 1803. p. 260."

allen Waffengattungen ausgestatteten schwedischen Heere aufnehmen müssen.

Am 16. Morgens nämlich, als kaum der Kurfürst den Dankgottesdienst im Lager beendet, hörte er, daß **Waldemar Wrangel** auf die Nachricht von seinem Nahen mit der schwedischen Hauptmacht von Brandenburg und Pritzerbe aufgebrochen sei, um bei Rathenow die Havel zu überschreiten und sich so nach Havelberg zu ziehen; als er aber vernommen, daß Rathenow erobert und ihm so dieser Weg verlegt sei, hätte er sich in östlicher Richtung fortgezogen, um den Paß von Fehrbellin zu erreichen und sich so aus dem sumpfigen Labyrinth des Havellandes herauszuziehen. Um die folgenden Operationen zu verstehen, muß man sich das Havelland namentlich in seiner damaligen Gestalt vergegenwärtigen, dessen Physiognomie sich im Laufe der Zeit bedeutend, besonders in den uns interessirenden Gegenden, geändert hat. Damals hinderte das große havelländische und nordöstlich davon das Rhinluch mit seinen verschiedenen Verzweigungen, aus welchen nur die drei Ländchen Friesack, Bellin und Glin wie Inseln hervorragten, die Bewegung namentlich größerer Armeen. Wo jetzt fruchtbare Dorffluren und üppige Wiesen, war damals alles struppiges Sumpfland, daß stellenweis nur der Jäger den Weg durch diesen Urwald fand. Noch im 18. Jahrhunderte gab es z. B. im Fehrbelliner Luche Wölfe,*) 1641 war sogar einer dieser wilden Gäste eines Abends in eins der Thore Potsdams hineingelaufen**). Noch selbst in diesem Jahrhundert kam, wie mir einmal erzählt worden, der Fall bei Dreetz vor, daß ein Förster sich im Luche verlief und drei Tage die Kreuz und Quer ging, bis er endlich an die Dosse kam, und erst, indem er diesem Wasser nachging, sich herausfand. Aus diesem Labyrinth führten nun, nachdem den Schweden die Straße über Rathenow vom Kurfürsten abgeschnitten, nur die Pässe von Fehrbellin oder Kremmen. Der letztere würde sie über Zehdenick in die Uckermark gebracht haben. Da aber **Waldemar Wrangel** sich mit seinem aus Havelberg aufgebrochenen und durch die Priegnitz abziehenden Bruder vereinen wollte, strebte er so eilig als möglich den Fehrbelliner Paß zu erreichen. Der Große Kurfürst andererseits wollte die Schweden, die sein Land verheert, nicht ungestraft abziehen lassen; der Löwe war erwacht und jagte seine Beute. Der Kurfürst beschloß die Verfolgung der Schweden. Zuvörderst aber wurden durch das Luch auf heimlichen, nur den Jägern bekannten Wegen, durch Morast und Wald, Streifpartieen nach Fehrbellin und Kremmen entsandt, die Brücken über den Rhin abzubrechen, die Pässe zu verhauen und so viel als möglich die Passagen unwegsam zu machen und durch das bewaffnete Landesaufgebot, so gut es ging, vertheidigen zu lassen. Eine derselben führte Oberstlieutenant **Hennig**, der sich hernach noch auf dem Schlachtfelde den Namen **von Treffenfeld** erwarb und den Ruhm davon trug, der erste zu sein, dem ein Kurfürst von Brandenburg den Adelsbrief ertheilte. Indem so Alles vorbereitet wurde, die Schweden nicht so leicht entwischen zu lassen, brach gleichzeitig der Kurfürst auf, die Schweden zu verfolgen. 500 Musketiere blieben in Rathenow unter Graf **Dönhoff** zur Besatzung zurück, die anderen 500 folgten auf dem Zuge. Das Gros der Brandenburger bestand also im Uebrigen blos aus Kavallerie und Dragonern, jener damals üblichen Soldatenart, welche mit großen Schußwaffen ausgerüstet, unter Umständen absaßen und Infanteriedienste versahen. Mit diesen Truppen begann nun die Hetze: ohne Ruh und Rast, trotz Regen und Wetter, mit der größten Anstrengung von Mensch und Thier ging es den 16. und 17. vorwärts, den abziehenden Schweden nach, welche schon einen bedeutenden Vorsprung hatten. Den 16. Abends stieß man auf die Spuren des am Morgen verlassenen schwedischen Lagers bei Barnewitz. Der Regen nahm so zu, daß es unmöglich war, bei den grundlosen Wegen weiter zu marschiren. Der Kurfürst brachte die Nacht in seiner Kalesche zu, inmitten seiner Truppen, die Pferde behielten die Sättel auf, um jeden Augenblick zum Aufbruch bereit zu sein. Als der Morgen graute, hatte sich der Schwede schon in Bewegung gesetzt, er marschirte über Gohlitz auf der Straße nach Nauen. Die Brandenburger saßen sofort auf, und wieder begann die Verfolgung, voran der General **Lüdicke** mit der Avantgarde von 1000 Mann. Da wo der Damm in der Niederung zwischen den Seen von Böhnitz und Riewend hindurchführte, stieß er auf einige Haufen von der schwedischen Nachhut, welche zum Theil zersprengt, zum Theil niedergemacht wurde. (Fortsetzung folgt.)

*) v. Gansauge. pag. 25.

) **Beckmann, historische Beschreibung der Mark Brandenburg. Berlin 1751.

Ausflüge in die Gegend von Cairo.

(Von v. Seelhorst.)

Nach den Pyramiden von Gizeh.

Wie schon angedeutet, muntert der Dr. **Reil** sehr oft zu Ausflügen nach den interessanten Punkten der Umgebung von Cairo auf und arrangirt dazu größere oder kleinere Partieen. Es wurde eine solche nach den Pyramiden von Gizeh in Vorschlag gebracht, die am 5. März unternommen werden sollte. Zwölf Personen hatten ihre Theilnahme an dieser interessanten Partie zugesagt.

Um 8 Uhr Morgens am 5. März fuhren die nach der Abassie bestellten Wagen vor, um die Gesellschaft nach Alt-Cairo, Fostat genannt, zu bringen. Alt-Cairo ist eine Vorstadt von Cairo mit ungefähr 15,000 Einwohnern, liegt am Nil und ist der Hafenplatz für alle nach Oberägypten gehenden Schiffe. Hier setzt man mit Fähren über den Fluß. Der Verkehr zwischen beiden Orten ist sehr bedeutend. Die Verbindung beider Orte wird durch unzählige Reitthiere, Pferde, Kameele, Maulthiere, Esel und Waarenkarren, die mit Ochsen bespannt sind, unterhalten.

Wir fanden hier zwölf Esel vor und einen Packesel, der mit dem Frühstück für die ganze Gesellschaft beladen wurde. Hierauf mietheten wir eine Fähre, die Personen und Esel wurden eingeschifft und über den Fluß gesetzt, von wo aus dann die Reise zu Esel nach dem arabischen Dorfe Gizeh in der Nähe der Pyramiden weiter ging. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, die großen Vorzüge der ägyptischen Esel, oder überhaupt der Esel, wie sie allein nur noch im Orient angetroffen werden,

zu rühmen, von denen wahrscheinlich die europäischen Esel nur Abkömmlinge sind. So reich diese Letzteren an Untugenden, so reich sind Erstere an Vorzügen und guten Eigenschaften. Ihre Genügsamkeit ist bewunderungswürdig, wenn man die Strapatzen erwägt, die sie zu ertragen im Stande sind und die man ihnen auch zumuthet. Stundenlang traben und galoppiren sie selbst bei großer Hitze mit der Bürde eines erwachsenen Menschen umher, ohne zu ermüden. Nur dann und wann erhalten sie bei Tage etwas frischen Klee, oder eine Hand voll Buffbohnen, aus denen Abends und Nachts ihr Hauptfutter besteht. Sie sind also fleißig und ausdauernd und als Reitthiere höchst bequem und angenehm. Kurz, wer einen ägyptischen Esel nicht gesehen und ihre entarteten europäischen Brüder kennen gelernt hat, kann sich von diesen Thieren, wie sie hier angetroffen werden, gar keinen Begriff machen.

Eine höchst eigenthümliche Sorte von Menschen sind nun auch ihre Wärter und Führer, die Eseltreiber, Jungen oder Erwachsene. Die Eseljungen traben dem, der sich eines Esels bedient, zu Fuße nach, oder sie laufen ihm voran. Sie sind dabei unermüdlich und stets von ausgelassenstem Humor, namentlich wenn der Reisende selbst gute Laune zeigt, Branntwein, Durahfladen und Eier spendet; und wenn er ihnen dann noch Backschisch, Biergeld, verspricht, dann kennt sein Uebermuth keine Grenzen, so daß oft handgreifliche Demonstrationen angewendet werden müssen, um ihn wieder zur Mäßigung zu bringen. Sie sind genügsam aber doch unverschämt, wo es etwas giebt, gutmüthig, andrerseits aber verschmitzt und schalkhaft. Man könnte demnach ihr Naturell liebenswürdig nennen, wenn nicht der Mangel an Ehrgefühl und Scham und die Wuth nach Backschisch die besseren Eigenschaften verdunkelte.

Das Einschiffen der Esel. hat oft Schwierigkeiten, denn manchmal wollen sie nicht gutwillig in den Prahm und sie müssen dann durch Gewalt und Schläge, die oft unbarmherzig auf sie niederregnen, zur Raison gebracht werden. Ist ein Esel aber gar zu widerspenstig, dann nehmen ihn auch wohl starke Kerle mit sammt dem Reiter, wenn dieser sich's gefallen läßt, auf und tragen ihn in die Fähre. Der winkende Backschisch läßt dies Alles unter der heitersten Laune und Lust von Seiten der Eseltreiber und der Schiffer von Statten gehen.

Als wir über den Nil gesetzt waren, bestiegen wir unsere mit gepolsterten Sätteln, an deren Steigbügel sich zugleich die Sporen befinden, versehenen Reitthiere und setzten unsere Reise durch die üppigen Fluren des ägyptischen Kulturlandes weiter fort. Dieses gleicht einem schönen fruchtbaren Garten, der zwischen Wüsten eingeengt ist. Die Fruchtbarkeit und Ueppigkeit dieses Landes ist über alle Beschreibung. Die stolze Palme, die herrliche Orange und die unübertreffliche Banane gedeihen bei diesem milden Klima neben einander. Außerdem Mais, Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte, alle Arten von Gemüse und Flachs, neben Reis, Zuckerrohr, Baumwolle und vielen officinellen Gewächsen. Es giebt auf der ganzen Erde kaum ein Land, wo ähnliche Verhältnisse angetroffen werden.

Der Erzeuger dieser staunenswerthen Fülle und Ueppigkeit ist der Nil, indem er seine trüben befruchtenden Wasser über seine Ufer treibt und die Felder weithin überfluthet, düngt und zur Aussaat vorbereitet. Sobald das Land so weit abgetrocknet ist, daß der Fellah nicht mehr versinkt, streut er die Saat darauf, und überläßt sie der schaffenden Natur, die sie üppig empor, in Aehren treibend zur Reife bringt. Dann erscheint der Fellah wieder, um mit einer sägenartigen Handsichel die Aehren abzuschneiden, auf dem Felde auszudreschen und die gewonnene Frucht, auf welcher eine unendliche Fülle göttlichen Segens ruht, heimzuführen.

So war es aber schon vor tausenden von Jahren, denn Herodot, der eine Erhebung des Nilthales, also das Aufhören der fruchtbaren Nilüberschwemmungen und eine spätere Austrocknung der Nilländer befürchtete, erzählt:

„Jetzt allerdings erndten die Aegypter die Früchte ihres Landes mit geringerer Mühe und Arbeit, als alle übrigen Völker. Sie brauchen sich nicht zu quälen mit Pflügen und Hacken, mit irgend einer andern Arbeit, wie andere Menschen thun müssen, sondern der Fluß kommt ungerufen und bewässert ihre Aecker. Ein jeder besäet dann sein Feld, treibt die Schweine darauf, läßt die Saat eintreten, und wartet dann ruhig die Erndtezeit ab." —

(Schluß folgt.)

Sickingen.

In Nr. 32 des Johanniter-Wochenblatts von diesem Jahre befindet sich ein Aufsatz, betitelt: „Franz von Sickingen und sein letzter Nachkomme". Dieser „letzte Nachkomme" beruht auf einem Irrthum, denn es leben noch heute Sickingen, welche von dem großen deutschen Ritter stammen.

Franz Conrad von Sickingen, des berühmten Franz Sohn, war kurpfälzischer Marschall, Vicedom von Amberg und Kaiser Maximilian's II. Reichshof- und Kriegsrath; er wurde in den Reichsfreiherrnstand erhoben und hinterließ fünf Söhne, welche die Stifter von Speciallinien wurden: 1) Jürge Wilhelm stiftete die Speciallinie der Sickingen von Odenbach, 2) Reinhard die zu Landstuhl, 3) Franz die zu Sickingen; 4) Schweickard die zu Ebernburg, 5) Friedrich die zu Hohenburg.

Vier von diesen Speciallinien sind erloschen, zuletzt die Sickingensche, deren jüngerer Ast mit dem Grafen Franz am 25. November 1834 im Mannsstamme ausging.

Dagegen blüht die von Friedrich von Sickingen gestiftete Hohenburgische Speciallinie noch; dieselbe erhielt 1706 eine Erneuerung des freiherrlichen Diploms, wurde 1707 dem österreichischen Herrenstande einverleibt, erlangte 1711 das ungarische Indigenat und wurde 1790 in den Grafenstand gesetzt.

Der gegenwärtige Chef des Hauses Sickingen ist der Reichsgraf Joseph von Sickingen-Hohenburg, geb. 1833. Ein jüngerer Bruder, Graf Franz, Kaiserl. Kämmerer, geb. 1836, steht als Rittmeister bei den Prinz Alexander von Württemberg Husaren Nr. 11.

Es giebt also noch Sickingen! — G. Hesekiel.

Aufsätze und Natizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 38. Berlin, den 16. September 1863. Nr. 38.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summe der am 1. Sept. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. August 1863	52		
	Zugang pro August	1		
		53		
	Abgang . .	4		
	Bleibt Bestand	49	49	84
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. August 1863	80		
	Zugang pro August	21		
		81		
	Abgang . .	38		
	Bleibt Bestand	43	43	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. August 1863	15		
	Zugang pro August	10		
		25		
	Abgang . .	10		
	Bleibt Bestand	15	15	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. August 1863	23		
	Zugang pro August	7		
		30		
	Abgang . .	14		
	Bleibt Bestand	16	16	36
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. August 1863	19		
	Zugang pro August	4		
		23		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	18	18	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. August 1863	23		
	Zugang pro August	8		
		29		
	Abgang . .	10		
	Bleibt Bestand	19	19	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. August 1863	18		
	Zugang pro August	22		
		41		
	Abgang . .	14		
	Bleibt Bestand	27	27	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. August 1863	13		
	Zugang pro August	8		
		21		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	15	15	50
	zu übertragen	—	202	306
	Uebertrag		202	306
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. August 1863	52		
	Zugang pro August	21		
		73		
	Abgang . .	26		
	Bleibt Bestand	47	47	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1 August 1863	9		
	Zugang pro August	9		
		18		
	Abgang . .	12		
	Bleibt Bestand	6	6	42
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. August 1863	3		
	Zugang pro August	9		
		12		
	Abgang . .	8		
	Bleibt Bestand	6	6	16
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1 August 1863	10		
	Zugang pro August	4		
		14		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	9	9	17
13.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. August 1863	3		
	Zugang pro August	4		
		7		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	1	1	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. August 1863	3		
	Zugang pro August	3		
		6		
	Abgang . .	2		
	Bleibt Bestand	4	4	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. August 1863	1		
	Zugang pro August	—		
		1		
	Abgang . .	—		
	Bleibt Bestand	1	1	8
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. August 1863	3		
	Zugang pro August	4		
		7		
	Abgang . .	2		
	Bleibt Bestand	5	5	8
	zu übertragen	—	281	465

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Sept. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	281	465
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. August 1863	16		
	Zugang pro August	—		
		16		
	Abgang " "	—		
	Bleibt Bestand	16	16	18
18.	**Altena:**			
	Bestand am 1. August 1863	14		
	Zugang pro August	8		
		20		
	Abgang " "	8		
	Bleibt Bestand	12	12	38
	Zusammen:	—	309	521
	Am 1. August 1863 waren vorhanden.	—	328	521
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. September verringert um	—	19	—

Der gesammte Abgang an Kranken pro August 1863 beträgt 168, davon sind:

a) gestorben . . . 18
b) geheilt entlassen . 128
c) ungeheilt aber nur gebessert entlassen . 22

wie vor 168.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. Juli 1863		8 Kranke.
Zugang pro Juli		26 "
		34 Kranke.
Davon sind: geheilt	10	
gebessert	6	
fortgegangen	4	
gestorben	1	
	21	21 "
Bleibt Bestand am 1. August 1863		13 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Drusen, 2 Juden, 20 Christen.

Die Gesammtzahl der seit dem 1. Januar c. aufgenommenen Kranken beträgt 180.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats Juli 97 Kranke neu in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der poliklinisch Behandelten beträgt 448.

Heinrich Wilhelm von Arnim, Kammerherr, auf Lassehne bei Colberg. Ehrenritter seit 1860. † zu Lassehne 4. September 1863.

Zur Erinnerung an den Rechtsritter Theodor Curd von Byern.

Am 11. März d. J. verschied, ohne Vorzeichen des nahen Todes, im kräftigen Mannesalter Theodor Curd von Byern, Rechtsritter des Johanniter-Ordens, Mitglied der Genossenschaft der Provinz Sachsen, in deren Convent er die Würde des Richters bekleidete, ein Mann standhaft und treu, aufrichtig und gottesfürchtig, allezeit bereit zum Kampfe gegen die Ausgeburten des Sumpfes.

Einem Ueberlebenden, der dem Dahingeschiedenen durch das Andenken an die älteste gemeinsame Heimath, durch Gemeinschaft in Verhältnissen des Königlichen Dienstes und durch das Band der Ordens-Mitgliedschaft nahe stand, mag es geziemen, der Trauer über den schmerzlichen Verlust, den die Seinigen und das Vaterland durch seinen plötzlichen Hintritt erfahren haben, Worte zu geben.

Ein Herz von solcher Biederkeit, ein Gemüth von solcher Offenheit und Geradheit, ein Wille von solcher Festigkeit, Kräfte des Geistes von solcher Gediegenheit und Reife bilden zusammen einen Charakter, der dem Lande zur Zierde und zur Stütze gereicht. Tief mögen alle Unterthanen des Königs und die Vertheidiger der Monarchie es beklagen, daß der Verewigte grade jetzt abgerufen wurde, da alle Treue, aller Muth, alle Hingebung und Kraft gewärtig sein müssen des Aufgebots für die Erhaltung unserer höchsten Güter. Denn Männer von diesen Eigenschaften, denen die Vorsehung auch das Geschick und die Neigung zur öffentlichen Thätigkeit verliehen hat, sind schwer zu entbehren, noch schwerer zu ersetzen.

Wolle der gütige Gott, wenn die Stunde der Prüfung kommt, deren recht viele erwecken, und möge insbesondere die Landschaft, in der seit Jahrhunderten das Geschlecht von Byern seine Sitze hat, auch ferner wie bisher hand- und charakterfeste Söhne in reicher Zahl zur Sicherung des Thrones und zur Vertheidigung des Heerdes stellen.

Jene Landschaft ist das Jerichower Land. Im frühen Mittelalter ein Bestandtheil der alten Mark Nordsachsen, kam sie im 14. Jahrhundert an das Erzstift Magdeburg; doch behielt die Landschaft sich ausdrücklich das märkische Recht vor, als sie sich von dem Verbande mit der Altmark lossagen mußte.

Ein Land, das mit dem unveräußerten märkischen Recht im Herzen, in den Dienst der vaterländischen Kirche getreten war, mußte ein wackeres Glied des brandenburgischen Staatskörpers werden. Kein Wunder, daß die Söhne dieses Landes, nachdem sie mit Frömmigkeit und Eifer ihrem Herrn, dem Gotteshause, zugethan gewesen waren, der Preußischen Krone einen unversiegbaren Schatz von Hingebung und Treue zubrachten, zugleich aber auch ihrer alten Pflichten gegen die Kirche in strenger Selbstständigkeit sich bewußt blieben.

Ritterlich geboren
Dienten sie mit Fleiß
Um den Preis der Sporen,
Nicht um Söldnerpreis,
Einst umhüllt vom Stahle
In Sanct Moritz Fehd';
Jetzt als Generale
Seiner Majestät.

Das sind die Nachkommen der rittermäßigen Geschlechter, welche in grauer Vorzeit das transalbinische Gebiet der alten Markgrafschaft Nordsachsen besetzten und, im weiten Kreise den damals undurchdringlichen Finer-Bruch umwohnend, als Lehnsleute dem Krummstabe zufielen.

Die Familie von Byern zählt zu den ältesten urkundlich beglaubigten dieser Geschlechter, die zwar nicht

immer Frieden unter einander hatten, gegen fremde Widersacher aber in hergebrachter Gemeinschaft zusammenhielten, so in der Vertheidigung des festen Schlosses der von Byern zu Tuchheim, das von den Genossen des Finer-Bruchs mannhaft gegen die Geschütze der Zerbster und Magdeburger gehalten wurde, bis es fallen mußte. Der alte Finer-Bruch ist schon vorlängst in Wiesen umgewandelt, aber die alten Herzen sind nicht mit ausgetrocknet; für sie bedurfte es keiner Kultur und keiner Wandlung, um ihnen das große Preußische Vaterland noch theurer zu machen, als das kleine Jerichow'sche Ländchen ihnen von je gewesen war. Theodor Curd von Byern aus dem Hause Habakuk wurde daselbst geboren am 6. Februar 1806, erhielt seine Schulbildung auf dem Pädagogium in Halle, besuchte die Universitäten Halle und Berlin, begann die dienstliche Laufbahn als Jurist, indem er bei dem Stadtgerichte zu Brandenburg als Auscultator eintrat, kam dann als Referendarius an die Regierung in Merseburg und wurde im Februar 1835 als Assessor zur Regierung in Posen versetzt. Hier fand er bei der damaligen Verwaltungs-Reorganisation der Provinz Posen unter den unmittelbaren Auspicien des Ober-Präsidenten Flottwell Gelegenheit, sein Administrations-Talent rasch und glücklich auszubilden, so daß ihm bereits im Anfange des Jahres 1837 die, unter den damaligen Verhältnissen ihn persönlich auszeichnende, Ernennung zum Landrath des Bomster Kreises zu Theil wurde.

In dieser Stellung erwarb er sich durch sein schon damals sehr festes und gleichmäßiges dienstliches Verfahren, dem aber niemals Milde und herzliches Wohlwollen fehlte, die besondere Achtung und Anerkennung beider Nationalitäten. Im Jahre 1837 begründete er auch sein häusliches Glück durch die Vermählung mit Fräulein Doris von Rosenberg, Tochter des damaligen Obersten und Commandeurs des 18. Infanterie-Regiments zu Posen, nachmaligen Generalmajors von Rosenberg-Gruszczynski; ein hohes Glück, das er verdiente und das ihm, dem liebevollen Gatten, dem sorgsamen, gütigen Vater, unwandelbar treu blieb bis zum Tode. Um so dankbarer erkannte er sein Glück, als auch ihm die Mahnung an den Unbestand aller irdischen Güter durch den Verlust einer vierjährigen lieblichen Tochter nicht vorenthalten blieb. Ihn überleben zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter. Im Jahre 1845 auf seinen Wunsch in die heimathliche Provinz und an die Regierung in Magdeburg versetzt, konnte er daselbst in der verhängnißvollen Zeit des Jahres 1848 seine muthvolle Treue, seine Charakterfestigkeit und Tüchtigkeit unter schwierigen Verhältnissen bewähren, so daß ihm im Jahre 1850 die Ernennung zum Vice-Präsidenten der Regierung in Königsberg und bereits im Juli des nächstfolgenden Jahres die Beförderung zum Regierungs-Präsidenten in Gumbinnen zu Theil wurde, welcher die Verleihung des Johanniter-Ordens folgte. Im Winter 1851 zum Abgeordneten gewählt, hat er sieben Jahre hindurch seinen Wahlkreis als conservatives Mitglied der zweiten Kammer vertreten, unerschütterlich in seiner loyalen Gesinnung. Doch sollte diese ihn nicht vor Anfechtungen schützen, die mit persönlich verletzenden Widerwärtigkeiten verknüpft, auch auf seine bis dahin sehr kräftige Gesundheit nachtheilig einwirkten.

Zwar gewährte ihm die dienstliche Stellung zu Gumbinnen den hohen Vorzug, mehrmals Seine Majestät den hochseligen König, Ihre Kaiserliche Majestät die Kaiserin-Mutter von Rußland und andere Mitglieder der Königlichen Familie auf Ihren Reisen zu begrüßen und zu begleiten; auch wurden ihm hierbei beglückende Zeichen der Huld und Zufriedenheit; doch hinderte dies seine politischen Widersacher nicht, Anstalten zu treffen, welche auf eine Ablösung von seinem damaligen Posten hinzielten.

Im Monat Mai 1859 verließ von Byern Gumbinnen mit ½jährigem Urlaub, um die Brunnenkur in Marienbad zu gebrauchen. Während dieser Zeit vollzog sich jenes Vorhaben, indem von Byern bereits im Monat Juli, noch im Auslande verweilend, zur Disposition gestellt wurde. Er nahm hierauf mit seiner Familie zu Merseburg, in der Nähe des ihm aus der väterlichen Erbschaft zugefallenen Rittergutes Kriegsdorf, seinen bauernden Aufenthalt.

Die Ordens-Genossenschaft der Provinz Sachsen, welcher von Byern seit ihrer Gründung angehörte, beeilte sich, ihm Beweise ihrer Anerkennung zu geben, indem sie ihn zum Mitgliede ihres Convents erwählte, ihm das Richteramt übertrug und ihn zur Verleihung der Rechtsritterwürde präsentirte. Er empfing den Ritterschlag zu Sonnenburg am Johannistage 1862. Schon im Jahre darauf deckte der Ordensmantel mit dem Kreuze seinen Sarg, stand das Kreuz, dem er im Leben Treue gehalten, auf seinem Grabe. v. W.

Ausflüge in die Gegend von Cairo.

(Von v. Seelhorst.)

Nach den Pyramiden von Gizeh.

(Schluß.)

Die Befürchtung Herodot's von der allmäligen Erhebung und Austrocknung des Nilthales ist nicht eingetroffen, der Nil überfluthet, düngt und befruchtet noch immer die seine Ufer begrenzenden Länder, und ihre Bearbeitung ist mit wenig Unterschied heute noch eben so wie sonst.

Nach der ersten Ernte wird das Land zur zweiten Aussaat vorbereitet, vor der aber die mühsame Arbeit des Wasserschöpfens und der künstlichen Bewässerung und das Beackern durch den Pflug, der hier noch die uranfängliche Form hat, nothwendig wird.

Unwillkürlich drängt sich die Betrachtung auf: was würde eine so emsige und thätige Bevölkerung, wie sie mein Vaterland aufzuweisen hat, mit demselben Fleiße und unter denselben Verhältnissen als dort, hier leisten? Aegypten könnte die halbe Welt mit seinem Ueberfluß versorgen. Den Fellah, der auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur steht, belebt kein eigenes Interesse; das Land gehört dem Vice-König, der Fellah muß es bearbeiten und genießt nur den fünften Theil von dem Ertrage seiner Mühe und Arbeit.

Als wir diese reichen Fluren, die den Charakter unserer Niederungen haben, durchritten, also am 5. März, war Alles schon so weit vorgerückt, als bei uns im Monat Juni, und die Felder hatten ganz dasselbe Ansehen, als bei uns in letztgenannter Zeit. Ich wurde bei dem Durchreiten durch dieselben recht lebhaft an meine liebe Heimath

erinnert; dieselben Wiesenkräuter, dieselben Feldblumen, wie bei uns, wenngleich in größerer Fülle, Pracht und Mannigfaltigkeit. Alles Vieh, Pferde, Rinder, Esel, waren auf dem Klee, Persscin, geschickt, um sich die üppige Nahrung selbst zu holen; oder der Klee wird grün geschnitten und nach den Ställen gebracht, wo das Vieh da so viel fressen kann, als es nur will.

Eine besondere Eigenthümlichkeit des hiesigen Bodens ist, daß er die Feuchtigkeit so lange an sich hält. Es regnet im Winter so selten, daß man die Tage zählen kann. Vom Mai bis November regnet es gar nicht, trotzdem, selbst wenn die Oberfläche von Trockenheit berstet, ist der Boden in einer Tiefe von einem halben Fuß ganz feucht, sogar naß. Weiter entfernt vom Nil befinden sich kleine Teiche oder breit gezogene Gräben, die von dem überschwemmenden Nil gefüllt werden und später, wenn die umliegenden Felder ausgetrocknet sind, zur Bewässerung derselben mittelst Schöpfräder dienen. Einen recht großen Kontrast bilden die weiterhin plötzlich aufhörenden grünen Felder mit dem sie begrenzenden gelben Sande der Wüste, diesem Sinnbilde des ewigen Schweigens und der Unwandelbarkeit.

Der Genuß, den der Anblick dieser fabelhaft reichen Fruchtfelder mit den mannigfaltigsten Abwechselungen und Scenerien und der balsamische Duft der herrlichsten und lieblichsten Wohlgerüche gewährt, ist mit Worten nicht zu beschreiben. So lieblich aber auch die uns umgebenden Bilder waren, so sehnten wir uns doch nach den Pyramiden, so daß unsere Thiere, je näher wir kamen, desto mehr zu leiden hatten. Endlich erreichten wir den Ort, nach dem unsere Sehnsucht uns hinzog, und die Weltwunder standen vor uns.

Der Eindruck, den diese wunderbaren und ungeheneren Bauwerke, diese auf der Grenze zwischen Leben und Tod, dem fruchtbaren Nilthale und der libyschen Wüste gegen den Himmel aufgethürmten Steinkolosse, welche Jahrtausenden getrotzt haben, auf die Seele des ungewohnten Beschauers machen, ist so überwältigend, daß er zuerst unwillkürlich in stummes Staunen und stumme Bewunderung verfällt. Es ist aber nicht sowohl die Ungeheuerlichkeit der Bauten, der Gedanke an die Mühe und Arbeit, die sie gekostet haben, was diesen erschütternden Eindruck hervorbringt, als vielmehr die geheimnißvolle Sprache, die aus ihnen zu uns redet, die Geschichte der Menschheit und ihrer Kultur, die sie uns in diesen heiligen Denkmälern vor Augen führt, die kolossale räthselhafte Phantasie des alten ägyptischen Volkes, welche den Drang nach tiefer Gottesverehrung erkennen läßt, von denen diese Denksteine, gleichsam die Sinnbilder der Ewigkeit, Zeugniß geben.

Wir hatten ein kleines Dorf passirt, wo Beduinen angesiedelt sind, die früher in der Wüste umherstreiften, raubten und plünderten und nun von der Regierung angewiesen sind, gegen einen Backschisch den Fremden als Führer zu dienen. Von ihnen erhielten auch wir unsere Führer.

Die Pyramiden von Gizeh stehen auf einem Kalksteinfelsen, auf einem Plateau des libyschen Gebirges, welches das Nilthal gegen Osten begrenzt. Er erhebt sich etwa 100 Fuß über den Nil und scheint durch Kunst vollends geebnet zu sein. Der ganze Felsen ist durch Kreuz- und Quergänge wie ein Bienenkorb durchlöchert, in welchen sich die Grabkammern befinden, deren wir mehrere in Augenschein nahmen. Die Wände derselben sind mit Hieroglyphen und Hautreliefs bedeckt.

Es stehen hier eine Menge von Pyramiden; die schönste und größte ist die des Cheops; sie ist aus regelmäßig behauenen Steinblöcken kunstfertig und mit großer Akkuratesse aufgeführt. Diese Steinblöcke sind ungefähr 6 Fuß lang und 3½ Fuß dick und sind dergestalt auf einander geschichtet, daß die obere Schicht jedesmal um 9—10 Zoll zurücktritt und auf diese Weise rings herum Stufen gebildet werden, die bei der Höhe derselben das Besteigen sehr erschweren und für einen Kranken unmöglich machen. Die oberen Schichten sind niedriger und durch herabgefallene Werkstücke vielfach beschädigt.

Die Höhe dieser Pyramide beträgt 450 Fuß. Ihre Spitze ist so weit abgetragen, daß der obere Theil eine Quadratfläche bildet, deren Seiten ungefähr 25—30 Fuß betragen. Die Seitenflächen der Pyramide bilden gleichseitige Dreiecke von 753 Fuß langen Grundlinien. Die ganze Steinmasse derselben nimmt daher die ungeheure Fläche von circa 21 Morgen ein. Die Ecken der Pyramiden sind stets nach den 4 Weltgegenden gerichtet.

Die nächste Pyramide und fast eben so kolossal wie die erstere, ist die des Chephren. Sie ist noch mit einer Spitze versehen, aber weniger akkurat und kunstgerecht aufgebaut. Eine dritte Pyramide ist vielleicht halb so groß als die genannten, und außerdem befinden sich rings herum viele kleine.

Zwischen den beiden großen Pyramiden, etwas seitwärts, steht die Sphinx, ganz aus dem gewachsenen Felsen gehauen. Die ganze Länge der Sphinx beträgt 117 Fuß, der Umfang des Kopfes 81 und die Höhe vom Fuß bis zum Kopfe 51 Fuß. Hieraus wird man sich eine Vorstellung von der kolossalen Größe dieses steinernen Thiergebildes machen können. Ein Beduine klimmte indessen mit Leichtigkeit an der Sphinx in die Höhe und stellte sich in ein Ohr derselben, das ihn auch vollkommen aufnahm. Zwischen den im Sande verschütteten Tatzen der Sphinx, soll sich ein Eingang befinden, der zu den inneren Räumen, die zu einem Tempel ausgehauen sind und zu den unterirdischen Gallerien der Pyramiden führt. In der Nähe der Sphinx hat man vor einigen Jahren den Tempel des Gottes Phra*) ausgegraben, der von kolossalen Granit- und Alabasterblöcken errichtet ist.

Die Aussicht von dem Gipfel der Pyramide des Cheops geht über das Nilthal, das Delta und die angrenzende Wüste und soll über alle Begriffe schön sein. Aber das Besteigen der Pyramiden kann nur mit Hilfe der Führer, die den Besteiger theils an den Händen ziehen, theils schieben, bewerkstelligt werden. Das Herabsteigen soll die Beinmuskeln noch mehr anstrengen, als das Aufsteigen. Die Engländer lassen sich indessen, trotz der Mühseligkeiten des Kletterns, weder vom Besteigen der Pyramiden noch von dem mühsamen Herumkriechen in den unterirdischen Gängen abhalten. Mir war beides versagt, wenngleich ich das Innere der Pyramiden gern

*) Phra, Phré, Rha-mods, Gott der Sonne, und zwar der Sonne in vollster Mittagshöhe, wird mit dem Sperberkopf abgebildet. D. R.

untersucht hätte. Ich mußte mich begnügen mit dem Hineinsehen in die zu Tage gelegten schräg hineinführenden Gänge, die einen Boden von glattpolirtem Alabaster hatten.

Einen überaus störenden und betrübenden Eindruck machen die Verwüstungen und Zerstörungen, die man überall an diesen Denkmälern wahrnimmt. Die Bewohner von Neu-Cairo haben dieselben sogar als Steinbrüche benutzt, und aus den Quadern der Pyramide des Cheops ist sogar ein Theil der großen Moschee des Sultans Hassan erbaut. Wegen der riesigen Dimensionen werden die Zerstörungen an den Pyramiden in der Entfernung nicht sichtbar, man sieht sie nur in der Nähe.

Als wir nun die erstaunungswürdigen Riesenwerke besichtigt hatten, ließen wir uns auf eine der großen Stufen der Pyramiden nieder, um unser mitgebrachtes Frühstück zu verzehren, was bei den gehabten Anstrengungen auch vortrefflich mundete. Nach dessen Beendigung traten wir unsere Heimreise an, tief ergriffen von den Eindrücken über das Gesehene und Erlebte. Um $6^1/_2$ Uhr Abends trafen wir in der Abassie glücklich wieder ein.

Die Schlacht von Fehrbellin und der Prinz von Hessen-Homburg.

(Von Professor Dr. F. L. W. Schwartz.)

(Fortsetzung.)

Unaufhaltsam, fast fortwährend im Trabe, ging es vorwärts, der Kurfürst folgte so schnell als möglich mit dem Gros, stets bereit den Kampf aufzunehmen, das zeigen am deutlichsten die Verhalts-Befehle, die er hier seinem Kammerherrn von Buch, dessen Aufzeichnungen wir vielfach eine genauere Kenntniß der Einzelheiten verdanken, für den Fall gab, daß seine Person im Gefecht exponirt würde. Ueberall stieß man auf Trümmer des weichenden Heeres; weggeworfene Sachen, liegengebliebene Pferde und Leichen bezeichneten den Weg, aber erst vor Nauen erreichte Lüdicke die Schweden. Während er einige Schaaren zusammenhieb, schickte er Boten an den Kurfürsten mit der Meldung, der Feind passire die Stadt und vertheidige sich durch Musketen- und Kanonenfeuer, er möge ihm Dragoner schicken, damit er mit Erfolg zu Fuß denselben angreifen könne. Aber ehe diese ankamen, hatte der Feind sich schon aus der Stadt, mit Zurücklassung von 2000 Stück Pferden und Rindvieh, über den Damm zurückgezogen. Nur diesen noch hielt er besetzt. Die Brandenburger rückten nach, verloren aber bedeutend durch das zu Ende des Dammes aufgestellte schwedische Geschütz, zumal jener nur so schmal war, daß nur drei Menschen zu Pferde neben einander reiten konnten, rechts und links aber Alles im Morast versank. Dörflinger stellte aber einige Geschütze so geschickt auf, daß sie die Feinde nöthigten, zurückzugehen. Die Brandenburger konnten sogar das Ende des Dammes besetzen, die Brücke dort über das Wasser, welche die Schweden abgebrochen, wiederherstellen, aber gegen die in Schlachtordnung aufmarschirten Feinde konnte nichts unternommen werden. So bereiteten sich denn beide Theile für die Nacht vor, die Brandenburger bei Nauen, die Schweden nördlicher bei Börnicke.

Inzwischen ruhte aber die kleine Thätigkeit des Krieges nicht. General Lüdicke, der tapfer die Vorhut geführt, mußte an dem bei Nauen vorbeifließenden Wasser entlang sich eine Fuhrt suchen, um mit seinen Reitern den Schweden in den Rücken zu fallen. Gleichzeitig kehrten die Streif-Patrouillen, welche durch das Luch nach den nördlichen Pässen gezogen, hier zurück. Besonders glücklich war Major Henning gewesen, denn nicht allein, daß er die Brücke über den Rhin zerstörte, er brachte auch 150 schwedische Gefangene ein, wie denn überhaupt schon an die 600 der Feinde ihr Leben hatten lassen müssen, wie der Prinz von Hessen-Homburg von Nauen aus an seine Gemahlin schrieb. Die Situation vor Nauen wird uns überhaupt durch einen Brief des Landgrafen aus diesem Lager so anschaulich geschildert, daß ich nicht unterlassen kann, aus diesem erst kürzlich vollständig veröffentlichten Document einige Stellen anzuführen:*) „Meine Engelsdicke", schreibt der Prinz von Hessen-Homburg am 17. an seine Gemahlin, „wir seint braff auf der jacht mit den Herren Schweden, sie seint hier beim passe Nauen diesen morgen übergangen, musten aber bey 200 Todten zurückelassen von der arrier guarde; jenseits haben wir Fer-Berlin alle brücken abgebrant und alle übriche paesse so besetzet, das sie nun nicht aus dem Lande wieder können. sobalt unsere infanteri kombt, soll, ob Gott wolle, die ganze armada dran. der Feltherr (nämlich Karl Gustav Wrangel) war mit 3000 Mann in Havelberg, wolte die Brücke über die Elbe machen lassen, aber nun ist er von der armada abgeschnitten und gehet über hals und Kopf über Rupin nach pommern; sein bruder (der schwedische General Waldemar Wrangel nämlich) commandiret diese 12,000 mann. wo keine sonderbare straff Gottes über uns kombt, sol keiner darvon kommen, wir haben dem feindt schont über 600 todtgemacht und über 600 gefangene. heute hat Henning wolh 150 pferth geschlagen, und gehet alleweil Lütique mit 1500 mann dem feindt in ricken. morgen frihe werden sie ihmen den morgensegen singen. wir haben noch kein 60 mann verlohren, und unsere leite fechten als lewen. — in zwei tagen haben wir unsere infanterie und morgen den Fürsten von Anhalt mit 4000 mann, die Kayserlichen werden alle Tage erwartet mit 8000 mann. dann gehen wir gerath in pommern, und wann die battaglie vorbey, gehe ich nach Schwalbach, habe schonl Urlaub. — adieu, mein Engel, dein. trewer mann und diner sterb ich. Friedrich L. z. Hessen."

„Ich kan wegen affaires unmügslich mehr schreiben. —"

Nichts kann uns eine bessere Vorstellung geben von der Stimmung, welche im brandenburgischen Heere herrschte, von der Art, wie man und namentlich wie der Prinz, welcher fortan mehr in den Vordergrund tritt, die Sachen auffaßte, als gerade dieser Brief. Wenn schon die einfache, frische Darstellung Vertrauen erweckt, so wird dies noch mehr bestätigt dadurch, daß die Einzelnheiten genau zu dem, was wir sonst noch von der Sache wissen, passen. Es sind nicht die historischen Facta allein, welche er anführt, sondern die ganze Auffassung der Sache. Der Prinz sagt in Uebereinstimmung mit den übrigen Nach-

*) Hessen-Homburgische Reim-Chronik, zusammengestellt von Hamel. Homburg 1860. p. 207.

richten, daß man brandenburgischer Seits die Schweden nicht ungestraft aus dem Havellande herauslassen, aber erst eine Schlacht wagen wollte, wenn das Fußvolk herangekommen. Das Aufgeben dieser letzten Bedingung, der Entschluß, auch so eine Schlacht zu wagen, das war aber der Rubicon, — welcher überschritten werden mußte, — und diesen so folgewichtigen Entschluß faßte am folgenden Tage der Prinz im rechten Moment, und begann die Schlacht gerade in der Weise, wie sie dann der Kurfürst siegreich zu Ende führte. Die gewöhnliche Darstellung läßt freilich dem entgegen den Prinzen als einen noch jugendlichen Helden in übertriebener Kampfeslust unbesannen den Kampf beginnen und so den Kurfürsten gleichsam nöthigen, wenn er nicht die ganze Vorhut verlieren will, die Schlacht aufzunehmen. Nur der erfochtene Sieg rettete dann, heißt es, den Prinzen von dem Tode, welchen ein Kriegsgericht schon über ihn gesprochen hatte. Hieraus haben sich die ergreifendsten poetischen Situationen für die vaterländischen Dichter entwickelt. Vor Allem strahlt im hellen Glanze das Bild, welches Kleist mit romantischem Schimmer von dem Helden gegeben, dessen Charakter in schöner Mischung von jugendlicher Kriegerehre und einer in der Tiefe schlummernden Liebe über Gefahren und Tod triumphirt, aber auch sonst ließ die ergreifende Situation manche schöne Blume der Poesie keimen. Hören wir z. B. folgende Strophen, die in einfachen melodischen Versen uns diesen poetischen Gang der Schlacht bei Fehrbellin schildern.*)

Auch in Brandenburgs Gefilden fließt ein Wasser, Rhein genannt,
Schlängelt sich durch beblümte Wiesen und durch braunes Haideland,
Unser Kurfürst ist am Rheine, ja am Rheine wohlgesprochen,
An dem brandenburger Rheine hat er Schwedens Macht gebrochen.
„Ziehet, Prinz von Hessen-Homburg, unserm kleinen Heer voraus,"
Sprach der große Friedrich Wilhelm, „nehmt den besten Reiterhauf,
„Spähet nach den Feindesschaaren; aber laßt euch nicht verleiten,"
„Schnell und wagend, wie ihr immer, mit der Uebermacht zu streiten."
An der Spitze seiner Schaaren treibt er durch das grüne Feld,
Ueber Berg und Wiesenthalen, und erspäht des Feindes Zelt.
Hei! da blinkt es ihm herüber! und die hellen Waffen blitzen.
O wie winkt es ihm hinüber, lockend mit den Schwerterspitzen!
Fern herüber fliegt verwegen morddegieriges Geschoß,
Und es streift des kühnen Helden kampfbegierig Schlachtenroß;
Und der Ritter spornt den Rappen, und es folgen ihm die Schaaren,
Und vermessen stürzen alle in die tödtlichen Gefahren.
Schwingen sie behend die Schwerter, fällt auch mancher Heldenstreich,
Sinkt auch mancher kühne Schwede auf die Wiese todt und bleich;
Zehne fechten gegen tausend, die an ihrem Blut sich letzen,
Ihres Ruhmes junge Scharten an den Siegern auszuwetzen.
Armer Prinz von Hessen-Homburg, arme nothgedrängte Schaar,
Mitten unter Feindeskugeln aller Hülf und Rettung baar!
O wer möchte da die Streiche, die an ihre Panzer schlugen,
Und die rothen Wunden zählen, so die tapfern Streiter trugen.
Armer Prinz von Hessen-Homburg, arme nothgedrängte Schaar,
Jetzt bist du überwunden und verloren immerdar. —
Doch den Donner des Geschützes hört der Kurfürst in der Weite,
Und er ahnet, was geschehen, und er fliegt zu Kampf und Streite.
Wie die graugepeitschte Woge an die Felsgestade braust,
Wie der Sturmwind in den Wipfeln alter Eichenwälder saust,
Flog herbei mit seinem Volke Friedrich Wilhelm wohlgerüstet,
Wie Orions Sterne funkeln, wenn er durch die Nacht sich brüstet.
Und der Feinde dichte Rotten sehn den starken Helden nahn,
Sehn die tapfern Brandenburger, und ein Zittern faßt sie an.
Tausend heiße rothe Quellen fließen plötzlich nach dem Sande,
Flieht, ihr kühnen Schweden fliehet, fliehet schnell in euer Lande!

„Großer Kurfürst Friedrich Wilhelm, der den großen Sieg gewonnen,
„Der das Werk zu Ende brachte, das bei Rathenow begonnen,
„Sei gepriesen Landesvater, Landesretter immerdar!"
Ruft ihm jubelvoll entgegen seine Brandenburger Schaar.
„Lebt der Prinz von Hessen-Homburg?" fragt er ernst, und voller Bangen
Kommt der Ritter schuldig, ernig, todtenbleich herangegangen.
„Prinz, ihr habt den Tod verdienet für die übereilte That."
„Tod verdient von seinen Brüdern," ruft der ganze Kriegesrath. —
„Aber soll mich Gott behüten, diesen Tag, der Feinde Schrecken,
„Mit dem Blute eines Prinzen meines Stammes zu beflecken:
„Tretet her und dankt dem Himmel, daß der Sig der unsere war!"
Und es knieten alle nieder, und es dankte Gott die Schaar.

Diese Art der Darstellung ist aber nicht die der älteren Schilderungen, sondern erst durch die schon vorher erwähnten Memoiren Friedrichs des Großen zur Geschichte des Hauses Brandenburg in Gang gekommen. Die älteren Berichte, wie namentlich das Theatrum Europaeum Puffendorf u. A., wissen nichts von einer angeblichen Schuld des Prinzen, von Vorwürfen, die er hernach vom Kurfürsten empfangen, oder gar von einem Kriegsgericht, sondern lassen ihn, indem er sich an den rechten Flügel der Schweden hängt, diese endlich zum Stehen bringen und die Schlacht in einer Weise eröffnen, wie sie dann der Große Kurfürst, freilich mit Einsetzung aller seiner Kräfte, ja seines eigenen Lebens so glorreich gewann. Zunächst läge nun die Vermuthung nahe, daß die Quelle der Darstellung Friedrichs der bekannte Pöllnitz gewesen, da sich bei diesem, welcher sich eine Zeit lang der Gunst Friedrichs erfreute, ganz dieselbe Schilderung findet, und wenn auch sein Buch erst viel später erschien, es doch eher geschrieben war, als Friedrichs des Großen.*) Indessen ist es doch wahrscheinlich, daß Friedrich der Große selbst derjenige gewesen, der die volksthümliche Sage in dieser Beziehung in die Geschichte gebracht, als welche sie auch schon gelegentlich der Staatsminister von Herzberg bezeichnet,**) der in der vaterländischen Geschichte wohl bewandert war und selbst als junger Legationsrath dem Könige Materialien zu jener Geschichte gesammelt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

* Gedicht v. Curtius u. a. b. Simrock, die geschichtlichen deutschen Sagen. Frankfurt a. M. 1850.

*) v. Gansauge, p. 90.

**) L. du Verdy-du Vernois, Histoire de la maison de Hesse-Homburg. Berlin 1791 p. 110.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 39. Berlin, den 23. September 1863. **Nr. 39.**

Die Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

1. Theodor Conrad Leopald August van der Graeden, Rittergutsbesitzer, auf Arenstein, Kreis Heitigendeil. Ehrenritter seit 1839. † zu Arenstein, 11. September 1863.

2. Bogislaa Freiherr aan Maltzahn, Rittmeister à la suite des 2. Leib-Husaren-Regiments Nr. 2 und persönlicher Adjutant Sr. Königl. Hoheit des Peinzen Albrecht aon Preußen. Ehrenritter seit 1858. † zu Berlin, 11. September 1863.

Vermächtniß.

Von dem hierselbst am 16. Juli c. aerstorbenen Königlichen Geheimen Rath und Director a. D. Wetzel ist der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens ein Legat aon 4500 Thlr. unter der Bedingung vermacht worden, daß drei Krankenbetten des Ordens-Krankenhauses zu Sonnenburg, für alle Zeiten jedes mit einem Porzellan-Schilde versehen werden, dessen Inschrift die Worte enthält: „Stiftung des Königlichen Geheimen Raths Fr. Wilh. Wetzel, gestorden zu Berlin, den 16. Juli 1863." Die Auszahlung des Legats soll nach dem Adleben einer bejahrten Verwandten des Testators stattfinden.

Seitens des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ist diese großherzige Zuwendung Namens des Ordens dankbarst acceptirt worden.

Das Deutsche Samariter-Ordens-Stift zu Craschnitz bei Militsch in Schlesien.

Diese Samariterherberge ist bestimmt: ernährungsunfähige, unheilbare, kranke, sieche, lahme, verkrüppelte, blinde und geistesschwache Kinder aufzunehmen.

Der Gründer dieses Stiftes, Graf van der Recke Volmerstein auf Craschnitz, lernte, nachdem die französische Fremdherrschaft und die Freiheitskriege alle Landstraßen am Rhein mit bettelnden Kindern gefüllt hatten — deren sittlich verwahrlosten und verlassenen Kinder in ihrem Zustand kennen und richtete, da ihm die Unterdringung und gedeihliche Erziehung derselben in Peiaathäusern nicht gelingen wollte, Erziehungsanstalten für sie ein, die er, im Blick auf ihren aerlorenen Zustand, Rettungs-Anstalten nannte.

In allerlei Gestalten des Elends strömten die hungernden, sittlich verwahrlosten und verlassenen Kinder in großen Schaaren seinen Anstalten in Overdyk und Düsselthal zu, und sa ging ihm auch das leibliche und geistige Elend der Idioten, Cretins, schwach- und blödsinnigen Kinder zu Herzen.

Einige gelungene Versuche, sie für ihre ewige Bestimmung aufzuschließen und zu einer Arbeitsthätigkeit zu befähigen, erhöhte die aom Herrn in ihm erweckte, besondere Liebe und Zuneigung zu diesen von aller Welt gering geachteten und meist verspotteten Geschöpfen, und so nahm er dergleichen Ungückliche aller Klassen, Alter und Geschlechter mit desonderer Freude in seinen verschiedenen Anstatten auf.

Als seine Kränklichkeit ihn nöthigte, für seine große Rettungsanstalt zu Düsselthal einen Direktor zu ernennen, nahm derselbe ihm das Versprechen ab, — damit den Düsselthaler Anstalten keine Beiträge entzogen würden —, nirgend anders eine Anstalt errichten zu wollen, woran er, bei seinem damaligen Zustand, der Allen zum Tode zu führen schien, auch gar nicht denken konnte.

Bei dem wachsenden Flor der Anstalt in Düsselthal aber gab der Direktor dem Grafen sein Wort zurück, und so folgte derselde seinem lang gehegten Wunsche und dauete, im Glauden und Vertrauen auf des Herrn Hilfe, — die auch nicht ausblied, indem Se. Majestät der König, Engländer, Deutsche und Franzosen sich theilnehmend bewiesen — im Jahre 1860 das sogenannte Deutsche Samariter-Ordens-Stift, welches am 24. Mai 1862 unter der Leitung aon zwei Diakonissinnen eröffnet und am 4. Juni mit sechs Pfleglingen feierlich eingeweiht wurde.

In den freundlichen 25 Räumen sind, außer Küche, Keller, Wasch- und Badestube, einige Werkstätten, Eß-, Schlaf- und Krankenzimmer. Das Sommerhaus für die Arbeiten im Freien bei schlechtem Wetter, der Spielplatz

mit Turngeräthen und allerlei sonstigen Mitteln zum Spielen, zur Bewegung und Beschäftigung, — ist den Kindern ein erwünschter Aufenthalt und die erste Bildungsschule für ihre körperliche und geistige Entwickelung. Hier lernen sie ihre Kräfte spielend gebrauchen und anwenden und sich aus ihrer Lethargie erheben, sie überwinden und für eine spätere Arbeitsthätigkeit ihre Muskelkraft kennen und vermehren. Der Spielplatz, der bei schlechtem Wetter in den Hausflur verlegt wird, ist das erste und wichtigste Bildungsmittel für die Idioten, die oft kaum gehen können und die Kraft ihrer Gliedmaßen nie gebrauchten. — Hier hat jeder Einzelne, nach dem Grade seiner Entwickelung, in den dazu bestimmten Stunden stufenweise sein Pensum durchzumachen, und geht so, nachdem er hier die Füße, Hände, Auge und Ohr üben und anwenden gelernt hat, aus der Spielstufe in die Lernstufe über, die wiederum in Kopf- und Handbeschäftigungen zerfällt, die sich in der Schule oder Schulstube in vielen Abtheilungen, je nach der Befähigung, gruppiren.

Einzelnen wird das Dasein Gottes, Seine Schöpferkraft, Seine erlösende Liebe, in den äußersten Umrissen klar zu machen gesucht, mit ihnen gebetet und zum eigenen Gebet, durch Vorsagen kleiner Gebete, Anleitung gegeben. Andere lernen Lieder auswendig, das Vaterunser, die zehn Gebote. Wieder Andere lernen die Buchstaben, Einige lesen schon in der Bibel. Die Meisten hören mit Interesse biblische Geschichten, und fast Alle singen mit Lust und Freude nach der Fisharmonica die erlernten Choräle. Auch selbst Diejenigen stimmen mit ein, die sonst von den Ihrigen als sprachlos betrachtet wurden. Schreiben auf den Tafeln, Anschauungen und Denkübungen machen ihnen fast durchweg Freude.

Die Mädchen werden außer den Unterrichtsstunden, so weit es ihre Kräfte zulassen, in den verschiedensten häuslichen Handarbeiten, in Koch- und Waschküche angeleitet. Die Schwächeren zum Seide- und Charpie-Zupfen; Andere zum Nähen, Stricken, Papier- und Strohflechten, Ausstechen, Steppen rc., im Garten graben, pflanzen, jäten, wobei die Größeren die Kleineren beaufsichtigen und anleiten müssen, um so die mütterliche Sorgfalt, die schützende und pflegende Liebe in ihnen wachzurufen.

Für die Knaben bieten, (außer dem Garten,) wie auch für die größeren Mädchen, mancherlei landwirthschaftliche Arbeiten entwickelnde Beschäftigung, z. B. Disteln stechen, Kartoffeln pflanzen und ernten, Steine lesen, Lupinen schneiden, Eicheln lesen, Ziegelmehl stampfen, Holz hacken rc. In den Werkstätten an den Hobelbänken, an den Drechselbänken, beim Korbflechten, Stroh- und Mattenflechten und in der Schuhmacherei finden sie Gelegenheit, Geist und Körper zu entwickeln. Zu allen diesen verschiedenen Thätigkeiten gehört vieles und geeignetes Lehr-, Pfleg- und Aufsichtspersonal, das von der rettenden und helfenden Liebe Christi durchdrungen ist, denen der Geist es in's Herz gerufen hat: „**Was ihr einem dieser Geringsten gethan habt, das habt ihr Mir gethan;**" die, von dieser Liebe erfüllt, mit Langmuth und Geduld an solchen Kindern arbeiten wollen. O möchten sich recht viele **solcher Jünglinge** und **Jungfrauen** dazu melden!

Die Kinder zu ernähren und die Lehrenden und Pflegenden zu besolden, dazu gehören viele Mittel, denn wenn auch die Kinder nicht herrlich gehalten zu werden brauchen, so müssen sie doch eine kräftige Speise haben, damit ihr meist zurück gebliebener Organismus gekräftigt wird und die Anstrengungen der geistigen Entwickelung unterstützen kann.

Obgleich die meisten der Kinder im Glauben und Vertrauen auf die vorsorgende Liebe des Herrn aufgenommen sind und die Noth der Angehörigen auch wohl ferner dazu häufig zwingen wird, so bestehen doch drei Pensionssätze, zu 50—80 und 120 Thaler. Wenn aber für Einzelne besondere Pfleger gehalten werden müssen, steigert sich auch die Pension.

An einundzwanzig Unglücklichen hat das Stift bereits seine helfende Liebe geübt. Einer ist hier im Glauben gestorben und ein paar Andere hat die mütterliche Affenliebe wieder entführt, aber Viele, Viele sind noch angemeldet, und wir freuen uns innig dankbar der helfenden Liebe und des göttlichen Segens unserer Arbeit.

Wer sich schon an dem vermehrten Wohlbehagen der Siechen und Kranken erfreuen gelernt hat, deß Herz muß mit uns hoch aufjubeln, wenn er die ersten Lichtstrahlen des neu erwachenden Lebens der armen umnachteten Idioten gewahrt, wenn er die betenden Seufzer der bisher für alles geistige Leben verschlossenen Seelen begrüßen kann.

Viele Eltern der Idioten ahnen es nicht, daß ihre Kinder noch bildungsfähig und arbeitstüchtig zu machen sind, und lassen sie so, sich und Andern zur Last, in unverantwortlicher Weise, ohne Erkenntniß des Heiles in Christo aufwachsen. So bleiben sie — zur Schande der menschlichen Gesellschaft — ein Spott der Thoren und eine Last der Familien und Gemeinden, während doch — bei richtiger Unterweisung — die Freude der Arbeit, der Friede und das Lob Gottes in ihren Herzen und auf ihren Lippen ruhen könnten.

Wer sich selbst der nicht genug zu schätzenden Gnade Gottes erfreut, geistig und leiblich gesunde Kinder zu haben, dem sollte es doch wohl Bedürfniß sein, seinen Dank gegen Gott durch helfende Liebe an den Idioten zu bethätigen.

O möchte das schöne Schlesierland auch den Idioten gegenüber seine Liebespflicht erkennen und ihnen die helfende Hand reichen, damit von den 930, die bis jetzt aufgefunden sind und zu denen — bei offenen Augen — sich noch Viele hinzufinden werden, recht Vielen geholfen werden könnte.

Der Provinzial-Landtag hat seine Theilnahme für diese Unglücklichen durch 5 Freistellen à 80 Thlr. rühmlichst bekundet. Hoffentlich wird diesem Beispiele noch mancher Reiche und Testirende nachfolgen, und sich so des Herrn Wortes ewig zu erfreuen suchen: „**Was ihr einem dieser Geringsten gethan habt, das habt ihr Mir gethan.**"

Wer sich an der Erziehung dieser Unglücklichen betheiligen und das Stift durch Liebesgaben fördern will, der sende sie unter der portofreien Rubrik: **Angelegenheiten der Menschenfreunde**, an den Vorstand desselben, **Grafen von der Recke-Volmerstein auf Craschnitz, Poststation Wirschkowitz.**

Die Schlacht von Fehrbellin und der Prinz von Hessen-Homburg.

(Von Professor Dr. F. L. W. Schwartz.)

(Fortsetzung.)

Friedrich der Große erzählt nämlich selbst einmal später bei einer Inspectionsreise durch das Havelland in Rathenow Folgendes, was durch den Dichter Gleim dann veröffentlicht worden ist.*) „Von der Schlacht bei Fehrbellin bin ich so orientirt," sagte Friedrich, „als wenn ich selbst dabei gewesen wäre! Als ich noch Kronprinz war und in Ruppin stand, da war ein alter Krieger, der Mann war schon sehr alt, der wußte die ganze Bataille zu beschreiben und kannte den Wahlplatz sehr gut; einmal setzte ich mich in den Wagen, nahm meinen alten Bürger mit, welcher dann mir Alles zeigte, so genau, daß ich sehr zufrieden war mit ihm. Als ich nun wieder nach Hause reiste, dacht' ich, du mußt doch deinen Spaß mit dem Alten haben! Da fragt' ich ihn: „Vater, wißt ihr denn nicht, warum die beiden Herren sich miteinander gestritten haben?" „O ja, Ihro Königliche Hoheit, dat will ick Se wohl seggen. (Friedrich der Große ahmte selbst, als er dies erzählte, den plattdeutschen Dialekt nach.) As unse Kurförst is jung gewest, hät he in Utrecht studert, und da ist der König von Schweden as Prinz oft gewest. Da hebben nun die beeden Herren sick vertörnt, hebben sick in den Haaren gelegen und dit is nu de Pike davon." — Wie Friedrich der Große selbst sich gelegentlich die letzte Anschauung nach den Berichten des bekannten magdeburger Consistorialrath Küster zu eigen gemacht hat,**) scheinen aus eben derselben oder ähnlichen Quellen volksthümlicher Anschauung die anderen Abweichungen geflossen zu sein, die der große König in die Geschichte eingeführt hat. Ich erwähnte schon oben das Factum mit dem Herrn von Briest, ähnlich verhält es sich mit der durch Friedrich den Großen zuerst mitgetheilten Abweichung, daß Froben, ehe er zur Seite seines Kurfürsten gefallen, wie die anderen älteren Berichte einfach sagen, mit demselben das Pferd gewechselt und so auf dessen Schimmel die Zielscheibe der Schweden geworden sei, ein Umstand, welcher schon längst als sagenhaft angezweifelt und nicht bloß nach den auf Froben gehaltenen Leichenpredigten unwahrscheinlich ist, sondern noch ausdrücklich durch alte Gobbelins des Königlichen Schlosses vom J. 1693 widerlegt wird, auf denen der Kurfürst noch auf einem Schimmel sitzend die Seinen anführt, während Froben schon neben ihm auf einem gestürzten braunen Pferde liegt.***) Eine ähnlich sagenhaft-volksthümliche Umwandlung ist es offenbar auch, wenn es weiter dann bei Friedrich dem Großen heißt, daß der Prinz von Hessen-Homburg die Schlacht durch übergroße Kühnheit provocirt und eigentlich nur dem Siege es verdankt habe, daß er ungestraft fortgekommen. Die Varianten in beiden Geschichten ergeben sich nämlich ziemlich leicht, wenn wir uns die Sache näher ansehen, als das Resultat volksthümlichen Calcüls. Froben war dem Volke nämlich nicht der Kammerherr von Froben, der Verlobte einer kurfürstlichen Hofdame, er war einfach des Kurfürsten Stallmeister, und wenn seine Leiche nach Berlin geführt und dort feierlich beigesetzt wurde, — was uns vom Standpunkt des Kurfürsten ganz erklärlich erscheint, — so schien dies dem Volke doch, wie der gemeine Mann sagt, noch einen besonderen Haken zu haben, und den fand man am natürlichsten darin, daß er nicht durch seinen Tod blos, wie Viele, dem Kurfürsten die Treue bewährt, sondern gerade als Stallmeister sich irgendwie hervorgethan haben müßte. Wenn so das Motiv des Pferdewechsels mit dem Kurfürsten ein ziemlich naher Gedanke war, den leicht ein Zufall noch näher legen konnte, wenn z. B. Friedrich Wilhelm an dem Tage wirklich gerade ein anderes Pferd als gewöhnlich ritt*), so ist es ebenso natürlich, daß, was den andern angeregten Punkt mit dem Prinzen von Hessen-Homburg betrifft, dem Gros des Heeres, was gleichsam nur durch den Prinzen genöthigt wurde, auf dem Kampfplatze zu erscheinen, dieser als der eigentlich Verwegene vorkommen mußte, dem der Kurfürst nur des Sieges halber und weil er sein Verwandter war, verziehen! Verdu du Vernois ist zuerst mit Nachdruck als Ehrenretter des Prinzen eingetreten, indem er sich auf dessen kurze Selbstbiographie stützte, und der General von Gansauge, welcher die gründlich objectivste Darstellung der Ereignisse gegeben, stimmt dem vollständig bei. Die Auffassung desselben sowohl der ganzen Schlacht, als auch des Benehmens des Prinzen wird aber auf's Schlagendste nicht blos durch die eben erwähnte Selbstbiographie, welche von Gansauge unerwähnt gelassen, sondern vor Allem durch die erst kürzlich aus dem Homburger Archiv veröffentlichten und schon oben erwähnten Briefe des Landgrafen von Nanen und Fehrbellin aus bestätigt. Nach alle dem ergiebt sich zunächst etwa Folgendes.

Was zuförderst des Prinzen Person anbetrifft, der also bei der folgenden Action besonders in den Vordergrund tritt, so macht Herr von Gansauge schon darauf aufmerksam, daß er ein kriegserfahrener Mann von 42 Jahren gewesen, der in den verschiedensten Verhältnissen sich schon bewährt hatte und dem damals 55jährigen Kurfürsten gegenüber an Alter nicht gerade so sehr zurückstand. Früher stand er in schwedischen Diensten. Als bei der Belagerung von Kopenhagen ihm 1658 eine Kugel das Bein weggerissen, und es nur noch an einer Sehne hing, da schnitt er sich selbst mit einem Messer

---

*) Abgedruckt b. Pröhle, Feldgarben. Leipzig 1859.

**) Jugendleben des Großen Kurfürsten. Berlin 1791. p. 80 f. vergl. Gansauge p. 14 Anm.

***) Auf diese Gobbelins, welche sich jetzt in Mondijon befinden, machte mich Herr Hofrath Schneider aufmerksam, es sind dieselben, von denen Küster, Beschreibung von Berlin und Potsdam, Berlin 1786. II. p. 878 spricht.

*) Während des Druckes geht mir v. Kessel's interessantes Buch „Henniges v. Tressenfeld und seine Zeit" Stendal, 1863 zu. v. Kessel stimmt im Ganzen mit mir in Betreff der Geschichte mit Froben überein, einige neue Notizen bzl. regen aber doch noch zur weiteren Verfolgung der Sache an. Der Pommersche Greif v. J. 1697 läßt nämlich auch dem Kurfürsten ein Pferd unter dem Leibe erschossen werden, und andererseits läßt v. K. p. 62 sowohl Froben als den Leibjäger Uhse den Pferdewechsel andieten, den Kurfürsten aber denselben nicht annehmen. — Nach der Bredow'schen Familien-Tradition soll Froben übrigens in Friesack beigesetzt sein, das kann sich nur auf die erste augenblickliche Beisetzung beziehen, denn Anfang August geschah eine solche feierlich im Dom zu Berlin. — Theatr. Europ.

das Bein vollends ab. Mit Mühe geheilt, ersetzte er das verlorene Bein durch ein silbernes, weshalb er, wie Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, so der Landgraf mit dem silbernen Bein genannt ward. Zur Zeit der Schlacht von Fehrbellin war er zum zweiten Male vermählt mit einer Prinzessin von Kurland, an welche auch die eben erwähnten Briefe gerichtet sind. Als er die schwedischen Dienste quittirt hatte, weil Carl XI. die Versprechungen nicht hielt, die ihm seine Vorgänger gemacht, und in Kurbrandenburgische Dienste getreten war, hatte ihn Friedrich Wilhelm zum General der Kavallerie gemacht und ihm ein Regiment zu Pferd gegeben. Er hatte sich auch im Brandenburgischen ansässig gemacht; denn außer Weferlingen im Magdeburgischen, was ihm schon von seiner ersten Gemahlin her gehörte, hatte er sich 1662 auch das Amt Neustadt a. d. Dosse erworben. Und wie er sich später im Homburgischen, als ihm dieses zufiel, als Regent bewährte, hatte er auch hier schon seine Thatkraft und Umsicht bewiesen. „Diesem erlauchten Besitzer, sagt Riedel,*) hat der Ort Neustadt vorzüglich die Begründung seiner heutigen Bedeutung sowie die Herstellung des Amtes nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges zu danken. Er bewog den großen Kurfürsten, den Ort zu einer Stadt zu erheben, baute dieselbe, als sie 1666 niederbrannte, vollständig wieder auf und schöner als vorher, zog Handwerker her, besonders aber verschaffte er dem Nahrungszustande der dortigen Einwohner eine dauernde Grundlage durch Gründung von Eisenhütten, Glas- und Spiegelmanufacturen, Papier- und Schneidemühlen und dergleichen. Vor Allem begründete er auch das noch jetzt bekannte Neustädter Gestüt." Alles dies fällt schon in die 60er Jahre, also viele Jahre vor der Schlacht bei Fehrbellin! Und diesem zwar einbeinigen, aber an Lebenserfahrungen der verschiedensten Art, an Einsicht und Thatkraft so gereiften Prinzen, wie v. Gansauge mit Recht sagt, der neben Dörfflinger unter den ersten Generalen in der Umgebung des Kurfürsten genannt wird, dem auch als langjährigen Besitzer von Neustadt, wie ich meine, das Terrain speciell nicht unbekannt gewesen sein dürfte, übergiebt also Friedrich Wilhelm im Morgengrauen des 18. die auf 1500 Pferde gebrachte Avantgarde, mehr als den vierten Theil seiner ganzen Armee, mit der Ordre, sich an den Feind „zu henckea" und demselben allen möglichen Abbruch zu thun, auch womöglich ihn zum Stehen zu bringen. Denn wie der Kurfürst, sobald der Tag graute, aus dem Nachtquartier bei Nauen aufgebrochen und vorwärts gegangen war, fand er den Feind nicht mehr, sondern nur den General Lüdicke, der jene Stelle auf dem erwähnten Umwege erst erreicht hatte, als die Schweden schon in der Richtung von Börnicke abgezogen waren. —

(Fortsetzung folgt.)

Friedland.

Von T. Fontane.

Alt-Friedland, vormals Kloster-Friedland, bildet die zweite Hälfte des Besitzes, den Markgraf Carl von Schwedt in diesen Gegenden, d. h. am Rande des Oderbruchs inne hatte. Die andere Hälfte war Quilitz (Neu-Hardenberg) von dem wir andren Orts gesprochen.

Friedland war in alten Zeiten ein Nonnenkloster des Cisterzienser-Ordens, desselben Ordens, der die ersten Anfänge der Cultur in das Land zwischen Elbe und Oder trug, den Ackerbau schuf und, wie das Land wirthbar machte, so auch das Volk belehrte und unterwies. Was die Geschichte dem Cisterzienser-Orden im Allgemeinen nachrühmt, das traf innerhalb der Marken (drin alles „wüst und leer" war) in verdoppeltem Maße zu. „Die Cisterzienser waren frei von jener geistigen Zerstreutheit, welche damals die gewöhnliche Folge schalastischer Streitigkeiten war. Sie waren ausgezeichnete Landwirthe, immer voran mit ihrer Hände Arbeit. Aber ihrer Hände Arbeit bestand nicht blos, außerhalb der Klostermauern, im Ausroden des Waldes, im Fällen der Bäume, im Umgraben der Erde, sondern auch, innerhalb des Klosters, im Abschreiben der Bücher. Sie brachten nicht nur das Christenthum, sie brachten auch die Cultur: sie bauten, sie lehrten. Dabei waren sie vor anderen ausgezeichnet in der Kunst der Bekehrung." So beschreibt sie die Geschichte des Ordens.

Wann Kloster Friedland gegründet wurde, ist nicht mehr mit Bestimmtheit festzustellen, da im Jahre 1300 das alte Kloster sammt seinen Urkunden verbrannte. Doch läßt sich nachweisen, daß es bereits ziemlich lange vor 1271 bestand, also durchaus in die erste Zeit der Germanisirung dieser Landestheile zurückreicht. Der Evangelist Johannes war der Schutzheilige des Klosters; die Klosterkirche war der heiligen Jungfrau geweiht.

Wahrscheinlich in demselben Jahre (1300), in dem das alte Kloster niederbrannte, wurde auch bereits mit dem Aufbau eines neuen begonnen. In eben diesem Jahre wurde eine Urkunde ausgestellt, worin Markgraf Albrecht dem Kloster seinen alten Besitz bestätigte. Wir ersehen daraus, daß Kloster Friedland damals Folgendes besaß: das Städtchen (jetzt Dorf) Friedland; ferner die Dörfer Ringenwalde, Biesdorf und Lüdersdorf; ferner Antheile an den Dörfern Metzdorf, Löwenberg, Beiersdorf, Börnecke, Ladeburg, Klein-Barnim und Marzahne; ferner (ganz oder theilweis) die Alebrand-Mühle bei Friedland, die Lapenow'sche Mühle bei Ringenwalde und die Darnbusch-Mühle bei Bliesdorf. Besonders reich aber war Kloster Friedland an schönen Seen, deren Fisch-Ertrag für die frommen Jungfrauen ausgereicht haben würde, wenn auch das ganze Jahr aus Fast-Tagen bestanden hätte. Das Kloster besaß nämlich: den Kloster- und Kiezer-See bei Friedland, den Großen und Kleinen Tarnow-See bei Prodsthagen (jetzt Pritzhagen), den Griepen-See, den Buckow'schen See, den Weißen-See und den großen Schermützel-See, alle vier bei Buckow gelegen. Dazu gesellte sich ein Weinberg bei Wriezen und von Seiten der obengenannten Darnbuschmühle die Verpflichtung: den Nonnen zu Friedland täglich vor Sonnenaufgang eine warme Semmel zu liefern. (Dies Servitut überlebte die Existenz des Klosters um fast drei Jahrhunderte, da ich von zuverlässiger Seite vernehme, daß noch zu Anfang dieses Jahrhunderts, alle Morgen vor Sonnenaufgang, eine derartige Backware an die Friedland-Cunersdorffer Herrschaft abgeliefert wurde.)

*) Codex diplom. Brandenb. VII. p. 68.

Die Nonnen hatten also „eine warme Margensemmel," was einem einen Blick auf eine comfortable und gemüthliche Seite ihrer Existenz eröffnet.

Es scheint indessen bei diesen und ähnlichen Gemüthlichkeiten nicht sein Bewenden gehabt zu haben, denn die nächste Urkunde (freilich 85 Jahre später) ist bereits darauf aus, durch Ordinationen und Befehle dem um sich greifenden Sittenverfall zu steuern. Es war die Zeit, wo die strenge Klosterregel überall einer „milden Praxis" zu weichen begann, ganz besonders in der Mark, wo die ursprüngliche, kaum gezähmte Wildheit der Bewohner, unter der bairischen und luxemburgischen Herrschaft, neu hervor zu brechen begann. Auch die Klöster wurden davon berührt. Einst war das Leben innerhalb derselben stark genug gewesen, nach außen hin bildend und sittigend zu wirken, jetzt, schwach geworden, drang, fast ohne auf Widerstand zu stoßen, der allgemeine Sittenverfall von außen her in die Klostermauern ein. Das ersehen wir mit aller Bestimmtheit aus der zweiten Urkunde (vom 3. Juli 1381), der Riedel die Ueberschrift gegeben hat: „Dietrich, Bischof von Brandenburg, ordnet die Einrichtungen des Klosters Friedland." Sie ist die wichtigste unter allen Urkunden, die auf das Kloster Bezug nehmen, weshalb wir uns ausführlicher mit derselben beschäftigen. Es ist dreierlei, was wir aus dieser Urkunde ersehen: 1) das **Regiment des Klosters**; 2) die **Thatsache des Verfalls**; 3) die **Mittel und Wege** diesem Verfall zu steuern.

1. Die Urkunde beginnt, Einblicke in das „Regiment des Klosters" gönnend, wie folgt:

Dietrich durch die Gnade Gottes und des heiligen Stuhles Bischof von Brandenburg, entbietet der in Christo geheiligten Abbatissin, der Priorin und dem ganzen Kloster der heiligen Frauen in Fredelant, so wie auch dem sehr ehrenwerthen Praepositus derselben (d. h. dem Propst) Gruß im Herrn und ermahnt sie, unseren Statuten, Ordinatorien und Mandaten fest und treu zu gehorsamen.

Gleich dieser erste Satz der Urkunde belehrt uns über manches Abweichende. Wir sehen zunächst das Kloster unter dem Bischof stehen. Dies war nicht das Herkömmliche. Wir finden in der Geschichte des Cisterzienser-Ordens Folgendes: Der heilige Stephan (Stephan Harding, ein Engländer) hatte mit den Bischöfen, in deren Diöcesen die Klöster standen, einen wichtigen Vertrag geschlossen. Er versprach ihnen nämlich, daß in ihren Sprengeln nie ohne ihre Guthheißung ein Kloster errichtet werden sollte, und sie gaben ihm ihrerseits wiederum die Versicherung, daß sie **freiwillig auf ihr Recht hinsichtlich der Beaufsichtigung verzichten wollten**. So weit die Geschichte des Ordens. Doch ist es möglich, daß in der Mark Brandenburg von Anfang an diese Dinge sich anders (oder wenn man so will, wieder im Einklang mit den **früheren** Zuständen des Ordens) gestalteten und die Klöster, ohne Citeaux und das französische Herkommen zum Muster zu nehmen, in eine Abhängigkeit von den Bischofsitzen eintraten.

Das andere, was in diesem Eingangssatz der Urkunde auffällt, ist das Vorhandensein — neben der Aebtissin und dem Präpositus — einer besonderen Priorin, während doch die Klöster im Allgemeinen nur eine Aebtissin oder Priorin, aber nicht beides zugleich kannten. Ja (das sei schon hier bemerkt) unser Kloster Friedland scheint in der Folge noch um einen Schritt weiter gegangen zu sein, indem wir aus dem Jahre 1486 einer andern Urkunde begegnen, in der nicht nur von einem Präpositus, einer Aebtissin, einer Priorin, sondern auch noch von einer **Subpriorin** gesprochen wird. Es scheint fast, daß sich die Einrichtungen in diesen, vom Mittel- und Ausgangspunkte des Ordens (Citeaux) weit abgelegenen Klöstern sehr wesentlich anders gestalteten, als in Gegenden, die diesem Mittelpunkte näher lagen.

2. Die Urkunde fährt nun (die **Thatsache des Verfalls** constatirend) folgendermaßen fort:

Wir wissen und haben aus der Evidenz der Thatsachen erfahren, daß überall, wo die Herrschaft der Zucht verachtet wird, die Religion selber Schiffbruch leidet. Wir haben daher Vorsorge getroffen, damit nicht durch Verachtung dieser Zucht, an denen die sich Christo verlobt haben, Unpassendes wahrgenommen werde, was angethan ist, dem Ruhm der Tugend und Ehrbarkeit einen Makel anzuheften, oder die göttliche Majestät zu beleidigen. So denn haben wir, mit Uebergehung geringerer Dinge, in Nachstehendem in Betracht gezogen, wie euer Zustand **würdig und angemessen zu reformiren** sei.

Der Zustand des Klosters war also der Reform bedürftig. Es scheint aber fast, daß er derselben sogar **dringend** bedürftig war, denn der letzte Satz der Urkunde (nachdem aufgezählt ist, in welcher Weise die Zucht und Sitte wieder hergestellt werden soll) schließt mit folgender Androhung:

Wer aber unter euch, sei es im Einzelnen oder in all und Jedem, noch 12 Tage nachdem diese Statuten, Ordinationen und Befehle zu eurer Kenntniß gelangt sind, als frecher Verletzer oder freche Verletzerin sich erblicken läßt, erfährt die Sentenz der Excommunikation, von welcher der Betroffene, es sei denn er stürbe (nisi in mortis articulo), nicht ohne unsere specielle Erlaubniß absolvirt werden wird. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus der orientalischen Gegenwart.

Von Dr. G. Rosen.

Das Verbrechen.

I.

Der große Erfolg von Büchern, wie der Pitaval, beweist uns, welches weitgehende Interesse im Publikum der Nachtseite der socialen Verhältnisse gewidmet wird. Ist es das Gefühl der Sicherheit in gefährlicher Umgebung, entsprechend dem Behagen, mit welchem man Winters im geheizten Zimmer den kalten Sturm an die Scheiben schlagen hört, oder ist es das solchen Begebenheiten anklebende Geheimnißvolle, Schaurige, was uns die Darstellung von Verbrechen so anziehend macht? Gewiß hat es seinen eigenthümlichen Reiz, Gefahren zu trotzen, und mindestens in seinen Gedanken fühlt sich der Hörer bedroht bei der Beschreibung in seiner nächsten Nähe geschehener Unthaten, — Unthaten, deren Opfer er eben so

gut wie der wirklich davon Betroffene hätte werden können. Wenn demnach auch Neugier und Vorliebe für das Seltsame ihren Antheil an jenem Interesse haben mögen, seinen wichtigeren Beweggrund hat es in dem Selbstvertheidigungs-Triebe, welcher die Erforschung des psychologisch Möglichen in unserm Geschlecht als Bedürfniß erkennt. In demselben Triebe liegt auch seine Berechtigung; wir wollen und müssen erfahren, wieweit Menschen, die wie wir aus Fleisch und Blut bestehen, die wie wir in ihrer Kindheit von einer Mutter gesäugt und gepflegt worden, wie wir in der Umgebung der civilisirten Staatsordnung aufgewachsen sind, es in der Verläugnung aller der Eigenschaften, die man als die Grundbedingung der menschlichen Gesellschaft ansieht, gebracht haben. Die Kenntniß der Gefahr erscheint uns mit Recht als erstes Erforderniß, uns ihrer zu erwehren.

Der also begründete, persönliche Antheil, gleichsam die Mitleidenschaft, fällt dagegen weg, wenn wir von in weiter Ferne unter ganz fremden Nationen begangenen Verbrechen hören. Das Gräßliche der menschlichen Hekatomben, die ein König von Dahomey darbringt, wird auch von uns wahl empfunden, aber in Sitte und Denkweise, in Lebensart und Bildung stehen uns seine kriegsgefangenen Neger zu fern, als daß es uns gelingen könnte, uns in individueller Weise in die Leiden und Aengste der Leute hineinzuversetzen. Dazu kommt, daß wenn auch nach einem orientalischen Sprüchwort von den einer jeden Creatur verliehenen vergänglichen Gütern das Leben das kostbarste ist, doch nach menschlicher Ansicht nicht jedes Leben gleichen Werth hat, und daß, wie der Tod der Eintags-Fliege uns minder erheblich erscheint, als der eines großen Quadrupeden, wir uns auch nicht gewöhnen können, dem Verbrechen des Mordes unter barbarischen Völkern, welche ihr Leben fortwährend in die Schanze schlagen, dieselbe Bedeutung beizulegen, wie unter uns.

Ein Hauptreiz fehlt also solchen Geschichten, wenn sie aus, unter dem Einfluß einer völlig verschiedenen Cultur stehenden Ländern eingeführt werden, und dies mag der Grund sein, weßhalb die durch ihr Schicksal ebendahin geworfenen Europäer sich so wenig die Mühe geben, sie, wofern sie keine politische Bedeutung haben, niederzuschreiben. Dennoch sind sie nicht ohne Wichtigkeit. Leider bezeichnen ja auch die Verbrechen eine Phase des nationalen Daseins, und so wie die Art ihrer Verübung vielfach von der Civilisations-Stufe der sie Begehenden abhängig ist, so führt die Unthat selbst uns in die Sitten und Bräuche, in die Gesetzgebung ein, gegen welche dadurch gefrevelt worden. Nimmt man dazu, daß sich das Menschliche doch auch bei den rohsten Völkern nie ganz verläugnet, und daß, wo nur eine Spur davon sich bemerklich macht, trotz aller räumlichen Weite ein Anklang sicher hervor gerufen wird, so muß man es mit uns als einen Mangel bezeichnen, wenn die Ethnographie der andern Welttheile den mehr oder weniger überall an den socialen Verhältnissen nagenden Wurm so wenig berücksichtigt. —

Dies gilt namentlich auch von dem Morgenlande, mit dem sich diese Blätter ja wiederholt beschäftigt haben. Man weiß wohl von Bedrückungen der Paschas in den manigfaltigsten Formen, man weiß von ihrer Grausamkeit gegen die Christen, und man weiß auch, daß in Handel und Wandel sich die letzteren nicht eben vortheilhaft durch ihre Ehrlichkeit vor den Andersgläubigen auszeichnen; fragt man aber, wie das Verbrechen in das Privatleben eingreift, und in welchem Verhältnisse es steht zu dem sittlichen Volksbewußtsein, da stellt sich sofort der vielbeschriebene Orient als Terra incognita dar. Als einen Beitrag zur Beleuchtung dieser Seite der Sittengeschichte der durch die Eigenthümlichkeit ihrer Entwickelung so bemerkenswerthen Länder des Ostens möge man nun die folgenden Mittheilungen betrachten, welche uns speciell nach Palästina, nach Jerusalem, führen.

Daß auch in der Stadt, welche den drei großen monotheistischen Religionen gleichmäßig als heilige gilt, daß in Jerusalem von Bekennern dieser drei Religionen so gut wie an andern Orten des Orients Verbrechen begangen werden, das bedarf keiner besonderen Versicherung. In der Hinsicht ist das heutige Palästina sogar reich, nach Verhältniß der Einwohnerzahl viel reicher als durchschnittlich ein europäisches Land — aber welcher Unterschied ist zwischen dem orientalischen Verbrechen und dem europäischen! Während im Occident ein seinen Anfängen nach in das frühe Mittelalter zurückreichendes, von Generationen auf Generationen vererbtes Gaunerthum besteht, welches, längst als der unversöhnliche Feind der Gesellschaft betrachtet und als solcher gehetzt und verfolgt, aus seinen alten Schlupfwinkeln in Wäldern und Bergschluchten schon so ziemlich vertrieben und auf die schwer zugänglichen Lasterhöhlen großer Städte beschränkt worden ist, Städte, deren Volkszahl derjenigen ganzer levantinischer Provinzen gleich kommt; so ist die asiatische Türkei in dem glücklichen Falle, keinen eigentlichen Verbrecherstand, d. h. keine erwerbsmäßige Gaunerei, zu kennen. Dagegen hält die despotische Regierung, die allgemeine Corruption, der Mangel an ernsthafter religiöser Pflege und überhaupt an Schulbildung, endlich die elende Handhabung der schon an und für sich sehr unvollkommenen, dem Coran entflossenen Gesetzgebung die Bewohner des Landes im Allgemeinen auf einer so niedrigen Stufe der Moralität, daß die ungeheure Mehrzahl in ihrem Willen und ihren Gedanken auch bei noch ungetrübter Unbescholtenheit nur um einen Schritt vom Verbrechen entfernt ist, und daß bei vorausgesehener Straflosigkeit es nur einer sich bietenden Gelegenheit bedarf, um den bis dahin sich guten Rufes Erfreuenden jenen Schritt sofort thun zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 40. Berlin, den 30. September 1863. **Nr. 40.**

> Alfred Wilhelm Freiherr von Buddenbrock, Oberstlieutenant a. D., Mitglied des Herrenhauses. Ehrenritter seit 1839. † zu Berlin, 20. September 1863.

Berlin, den 30. September 1863.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Geheimen Finanzrath und Provinzial-Steuer-Director von der Brincken, zu Königsberg in Preußen,
„ Landrath des Kreises Rössel Freiherrn von Schroetter, auf Kobulten bei Bischofsburg,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Regiment zu Fuß Ludwig Grafen von Wartensleben,
„ Premier-Lieutenant im 2. Landwehr-Dragoner-Regiment und Gerichts-Assessor Berndt von Gerlach, auf Rohrbeck bei Schönfließ in der Neumark,
„ Rittergutsbesitzer Wilhelm von Waldaw, auf Fürstenau bei Neuwedell in der Neumark,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Brandenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 2 von Graevenitz,
„ Rittmeister a. D. Oscar von Lepel, zu Berlin,
„ Rittmeister a. D. von Knobloch, zu Berlin,
„ Oberst-Lieutenant a. D. von Münchhausen, zu Berlin,
„ Major und persönlichen Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen von Erhardt,
„ Hauptmann im Generalstabe des 3. Armee-Corps Werner Grafen von Hardenberg,
„ Lieutenant im 3. Landwehr-Husaren-Regiment und Rittergutsbesitzer Bernhard von Holtzendorff, auf Jagow bei Prenzlau,
„ Rittmeister und Escadron-Chef im Brandenburgischen Husaren-Regiment (Zietensche Husaren) Nr. 3 Freiherrn von Wackerbarth genannt von Bomsdorff,
„ General-Major z. D. von Seelhorst, zu Stettin,
„ Rittmeister a. D. von Wedell-Burghagen, auf Pumptow bei Stargard,
den Landrath a. D. von Wißmann, auf Falkenburg bei Dölitz,
„ Landrath des Kreises Cammin Georg von Köller, auf Dobberpfuhl bei Wollin,
„ Regierungsrath a. D. von Knebel-Döberitz, auf Zühlshagen bei Dramburg,
„ Rittergutsbes. Freiherrn von Bodelschwingh-Plettenberg, auf Teschendorf bei Falkenburg,
„ Rittergutsbesitzer Carl Richhard von Puttkamer, auf Glowitz, Kreis Stolp,
„ Landrath des Kreises Demmin Robert Victor von Putkamer, zu Demmin,
„ Ober-Tribunalsrath von Ohlen und Adlerskron, zu Berlin.
„ Landesältesten Hugo von Schweinitz, auf Wandritsch bei Randten,
„ Major und Commandeur des 2. Schlesischen Jäger-Bataillons Nr. 6 Burggrafen und Grafen zu Dohna,
„ Rittergutsbesitzer Friedrich von Alvensleben, auf Zoblitz bei Rothenburg in der Oberlausitz,
„ Landrath des Kreises Guhrau Eugen von Goßler, zu Guhrau,
„ Landrath des Kreises Landeshut Alfred von Klützow, auf Krausendorf bei Landeshut,
„ Landesältesten und Rittergutsbesitzer von Wrochem, auf Czerwentzitz bei Ratibor,
„ Regierungs-Assessor a. D. und Rittergutsbesitzer Arthur von Salisch, auf Kratzkau bei Schweidnitz,
„ Landrath des Kreises Ohlau Moritz von Prittwitz, zu Ohlau,
„ Rittergutsbesitzer Erdmann Grafen von Pückler, auf Rogau bei Zobten am Berge,
„ Oberst-Lieutenant und Bataillons-Commandeur im 2. Schlesischen-Grenadier-Regiment Nr. 11 Freiherrn von Kottwitz,
„ Rittergutsbesitzer Gustav Freiherrn von Zedlitz und Leipe, auf Käntchen bei Schweidnitz,
„ Premier-Lieutenant a. D. von Schönermark, zu Prieborn, Kreis Strehlen,
„ Rittergutsbesitzer Oswald Alexander Freiherrn von Feilitzsch, auf Pfaffendorf bei Reichenbach,
„ Premier-Lieutenant im 1. schweren Landwehr-

Reiter-Regiment und Rittergutsbesitzer Ernst von Schwanenfeld, auf Magnitz bei Breslau,

den General-Major und Commandeur der 19. Infanterie-Brigade von Kirchbach,

- Oberst und Commandeur des 1. Westpreußischen Grenadier-Regiments Nr. 6 von Glümer,
- Major und Escadron-Chef im 1. Pommerschen Ulanen-Regiment Nr. 4 Grafen von Schwerin,
- Polizei-Präsidenten von Gerhardt, zu Magdeburg,
- Rittergutsbesitzer Freiherrn von Ende, auf Alt-Jeßnitz, Kreis Bitterfeld,
- Rittergutsbesitzer von Helldorff, auf St. Ulrich, Kreis Querfurt,
- Oberst und Commandeur des 1. Ostpreußischen Grenadier-Regiments Nr. 1 von Beeren,
- Regierungsrath und Vorsitzenden der Königlichen Direktion der Aachen-Düsseldorf-Ruhrorter Eisenbahn Carl Freiherrn von Duering, zu Aachen,
- Königlich Würtembergischen Rittmeister Alexander von Neubronn, zu Stuttgart,
- Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammer-Director von Müller, auf Ranlendorf in Mecklenburg,
- Major und Flügel-Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin von Hertzberg,
- Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammerjunker und Postrath Heinrich von Pritzbuer, zu Schwerin,
- Rittergutsbesitzer Rudolph Grafen von Bassewitz, auf Naguth bei Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin,
- Königlich Sächsischen Ober-Lieutenant von der Armee und Rittergutsbesitzer Benno von Polentz, zu Dresden,
- Königlich Sächsischen Kammerherrn und Oberst-Lieutenant a. D. Ottomar von Boxberg, zu Dresden,
- Rittergutsbesitzer Georg Freiherrn von Rotenhan, auf Neuenhof bei Eisenach,
- Königlich Niederländischen Ministerial-Rath Baron d'Ablaing van Gießenburg, im Haag,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Die Schlacht von Fehrbellin und der Prinz von Hessen-Homburg.

(Von Professor Dr. F. L. W. Schwartz.)

(Fortsetzung.)

In den verschiedenen Schilderungen wird nun ein Kriegsrath oder eine Unterredung des Kurfürsten mit seinen Generalen erwähnt, und dabei werden dem Dörfflinger scheinbar widersprechende Aeußerungen in den Mund gelegt. Gewöhnlich läßt man nur die eine gelten und so thut auch Herr von Gansauge. Fassen wir aber den Moment in's Auge, wo der Kurfürst bei seinem Vorrücken die Schweden nicht mehr findet, sondern nur Lübicke, so dürfte an dieser Stelle, wo der Weg sich theilte, links ab nach Fehrbellin ging, gerade aus nach Cremmen, passend der Vorschlag von Dörfflinger gemacht sein, mit der Hauptmasse sofort auf Cremmen zu marschiren und mit Aufbietung des Landvolks an den verschiedenen Punkten die Schweden in der Sackgasse des Ländchens Bellin einzuschließen, dann müßten sie in wenigen Tagen vor Hunger sich ergeben. Darauf paßt dann die Antwort des Kurfürsten, da sie den Feind einmal so nahe hätten, müßte er Haare lassen, während nachher, als die Meldungen des Prinzen um Succurs einliefen und es schwankend war, ob er sich abziehen und man die Schlacht nicht aufnehmen sollte, Dörfflingers andere Aeußerung ganz angemessen war, man müßte ihm secundiren, sonst bekäme man keinen Mann wieder. Doch wir greifen der Darstellung mit dem Letzteren voraus. Möge es also auch mit jenen Unterredungen beschaffen sein, wie es wolle, der Prinz macht sich also am 18. ganz früh seiner Ordre gemäß auf; er hat sie sich schriftlich geben lassen, wie er in seiner Selbstbiographie sagt, wußte also als erfahrener General, was auf dem Spiele stand, und wollte für alle Fälle sicher sein. In scharfem Trabe jagte er vorwärts über Tietzow in der Richtung nach Linum; eine Meile geht es sogar im Galopp, denn immer deutlicher werden an der Landstraße die Spuren, daß der Feind in eiligster Retirade sich befinde. Endlich gegen 6 Uhr Morgens hat er den Feind erreicht, der in der sichersten Position von der Welt hinter einer alten Landwehr sich zu befinden schien, zu beiden Seiten durch undurchdringlichen Morast geschützt und so den Zugang zu dem Ländchen Bellin vertheidigend. Während der Prinz den Obrist von Promnitz vorschickt, um die Landwehr zu nehmen, entsendet er seinen Adjutanten zum Kurfürsten, um zu melden, er habe den Feind, er möge herbeieilen. Während dieser ihm aber sagen läßt, er solle sich abziehen, er sei nicht gewillt, eine Bataille zu liefern, indem er offenbar die Sache noch glaubte hinziehen zu können, bis der Succurs von Berlin oder wenigstens die 500 Mann, die er selbst von Rathenow noch mitgebracht, heran waren, hatte sich die Scene am Schlachtfelde bedeutend geändert. Promnitz hatte die Schweden glücklich aus der Landwehr gejagt, die also nur von einem Theil der Arrieregarde noch gehalten wurde, Wrangel hingegen, der offenbar bei der Unkenntniß des Terrains und dem dichten Nebel, der über Allem lagerte, meinte, das ganze Brandenburgische Heer vor sich zu haben und deshalb nach dem Verlust der Landwehr seine ganze Schlachtreihe entfalten wollte, war weiter zurückgegangen, durch Linum durch, wo das Ländchen Bellin sich erweitert, und hatte zwischen Linum und Hakenberg sein Heer aufgestellt. Aber der Prinz hängte sich, wie sein böser Dämon, links an seine Flanke; denn mit dem Zurückgehen hatte Wrangel hier seine Deckung am Moor verloren, und diese bloßgegebene Stellung benutzte der Prinz, um mit einem Theil seiner Reiter durch das Dechtower Holz vorzudringen und die Rückzugslinie der Schweden nach Fehrbellin zu bedrohen, während der andere Theil die Straße nach Fehrbellin selbst hielt und den Feind in der Front weiter bedrängte. Inzwischen hatte der Landgraf die abschlägige Antwort des Kurfürsten erhalten,

aber auch zugleich zurücksagen lassen, er sei schon vollständig engagirt und könne nicht mehr zurück und bäte dringend um Succurs. Hier äußerte also Dörfflinger, man müßte hier helfen, sonst bekäme man keinen Mann wieder, und der Große Kurfürst setzt sich über alle kriegsmäßigen Bedenken, mit bloßer Reiterei gegen das doppelt so starke und mit allen Waffengattungen wohl versehene feindliche Heer die Schlacht zu wagen, fort; und vorwärts war die Losung! Selbst die Kanonen mußten mit, ein Umstand, der uns jetzt geringfügig erscheint, damals aber als eine nicht unbedeutende Leistung der Artillerie hervorgehoben zu werden verdient. Als ich, sagt der Landgraf in seinem zweiten von Fehrbellin aus datirten Briefe, des Kurfürsten ansichtig ward, ward mir bang, ich möchte wieder andere Ordre bekommen. Indessen der Kurfürst war gekommen, um zu schlagen und zu siegen. Trotz des Nebels, welcher noch immer über der Gegend lagerte, erkannte er, daß der Landgraf in richtiger Weise die Schlacht begonnen. Während Wrangel, durch den Landgrafen auf seinem rechten Flügel zumeist bedrängt, eine neue Stellung rückwärts nach Hakenberg zu einnahm, verstärkte zwar der Kurfürst einestheils den Theil der Avantgarde, welcher in der Front angriff, vor Allem aber eilte auch er nach der linken Seite, und wie der Landgraf vorher hier die Dechtower Fichten besetzt, eilte er, einen in derselben Richtung sich fortziehenden Sandhügel, den jetzigen sogen. Kurfürstenberg, einzunehmen und hier seine Kanonen zu postiren, um von da aus die schwedischen Reihen zu bestreichen. Denn das sah er, der Landgraf habe richtig erkannt, in einem Angriff von dieser Seite liege die Entscheidung des Tages.

Zu spät sah Wrangel den neuen Fehler ein, jene Hügel unbesetzt gelassen zu haben; denn umsonst war es, daß auch er Massen auf Massen dorthin dirigirte, die Brandenburger zu vertreiben. Heftig freilich wogte nun hier der Kampf, und manchmal stand unsere Sache schlecht, das Leibregiment und das Anhaltische wich, aber die Dragoner, welche abgesessen, erklärten, sich mit den Kanonen begraben lassen zu wollen. Und sie hielten Stand, bis der Prinz von Hessen-Homburg durch eine neue Attaque sie befreite. Aber neue Massen der Schweden wogten heran. Noch einmal kamen die Geschütze in größte Gefahr, aber Oberst Mörner, der, wie er dem Kurfürsten hatte sagen lassen, eher sterben wollte, als sie in feindliche Hände gerathen lassen, warf sich unwiderstehlich auf den andringenden Feind und starb den Heldentod. An seine Stelle trat Oberstlieutenant Hennig.*) Der Kurfürst selbst war überall. Als einigen Schwadronen ihre Offiziere erschossen waren, stellte er sich selbst an ihre Spitze und führte sie gegen den Feind. „Getrost, tapfere Soldaten," rief er ihnen zu, „ich Euer Fürst und nunmehriger Kapitain, will siegen oder ritterlich mit Euch sterben." Und Gott gab ihnen den Sieg. Zwar kam der Kurfürst selbst noch in die größte Gefahr, eine Stückkugel flog über den Hals seines Pferdes und tödtete seinen Stallmeister, den Kammerherrn von Froben, an seiner Seite. Einmal war er sogar von den Feinden ganz umringt, als neun Dragoner sich auf den Feind warfen und ihn glücklich heraushieben.

*) v. Kessel p. 66.

Endlich konnten die Schweden nicht mehr widerstehen, das ganze Dalwig'sche Regiment war gefallen. Nur ihrem Fußvolk hatten sie es zu danken, auf welches sich die Reiterei zurückzog, daß sie, obwohl stets von den parallel mit ihnen hinziehenden Brandenburgern verfolgt, doch den Rückzug über Tarnow nach Fehrbellin antreten konnten und auf der eiligst in der Nacht wieder hergestellten Brücke entkamen. Erst nach der Schlacht langten Truppen aus Berlin und General Kanne mit den zurückgebliebenen 500 Musketieren an; wären diese Mannschaften schon zugegen gewesen, das schwedische Heer wäre wahrscheinlich vollständig vernichtet worden. —

(Schluß folgt.)

Friedland.

Von T. Fontane.

(Fortsetzung.)

3. Den Hauptinhalt der Urkunde bildet aber die Aufzählung der verschiedenen Punkte, die der Reform bedürftig sind, und die Angabe des Guten, der Ordensregel Entsprechenden, das an die Stelle eingerissener Unordnung zu setzen ist. Die Urkunde sagt darüber:

a) So denn, nach fleißiger Berathung und Verhandlung, setzen wir fest, ordiniren und befehlen wir, in wieweit ihr Nonnen unter fester Clausur zu verbleiben habt. Zu allen Thüren, deren Eingang und Ausgang erforderlich ist, sollt ihr zwei verschiedene Schlüssel haben, der eine, von innenher, für euch Abbatissin, der andere, von außen her, für euch Herr Präpositus, so daß Niemand ein- oder ausgehen kann, ohne Wissen und Zulassung von euch beiden. Wir ordnen dabei ferner an, daß keine der Nonnen, unter was immer für Vorwand Erlaubniß haben soll, außerhalb des Klosters wohnende Freunde, noch auch überhaupt draußen Lebende zu besuchen, so wie wir auch befehlen, daß niemand ohne specielle Erlaubniß der Abbatissin (von innen her) oder des Präpositus (von außen her) an das Küchenfenster (ad fenestram collationi) herantreten soll. Auch soll keine der Nonnen eine besondere Wohnung (habitaculum) oder sonstige Bequemlichkeit haben, noch auch außerhalb des gemeinschaftlichen Refektoriums oder eines andern gemeinschaftlichen Eßraums (conaculum) zu Mittag oder zu Abend essen.*) Nur in gewissen Fällen wird die Abbatissin von dieser Anordnung Abstand nehmen können, aber doch immerhin so nur, daß alsdann an einem andern, eigens und spe-

*) Diese Verordnungen waren gewiß um so nöthiger (aber freilich um so schwieriger durchzuführen), als alle solche Klöster, die, wie Kloster Friedland, nur eine lokale Bedeutung hatten, oder einem lokalen Bedürfniß entsprachen, wie von selber, aus einem kirchlichen, zugleich auch zu einem gesellschaftlichen Mittelpunkt des Kreises wurden. Die Pfuels und die Ilow's, die Eickendorps und Hoendorps, die Strantze, Barfuse und Wulffens, wie sie ihre Güter in nächster Nähe um Kloster Friedland herum hatten, so hatten sie ihre Töchter in demselben. Die einfache Folge davon war, daß das Kloster, im besten Sinne des Worts, zu einem Rendezvous-Platze wurde, wohin die adligen Insassen des Kreises ihre Neuigkeiten trugen, um sie gegen andere umzutauschen. Die Welt innerhalb und außerhalb der Klostermauern war dieselbe. Alles war versippt, verschwägert, und die Cordialität, die Familien-Zugehörigkeit mußte natürlich die Aufrechthaltung der Disciplin erschweren.

ciell dazu bestimmten Orte, die Mahlzeit eingenommen werden muß.

b) Im Uebrigen, in Gemäßheit der zweiten Ordensregel und nach alter löblicher Gewohnheit dieses Klosters, sollt ihr der Abdatissin in allem folgsam und gehorsam sein. Und wenn eine unter euch, wegen Ausschreitung oder Unterlassung, Mahnung oder Strafe verdient, so soll sie dem Ausspruch der Abbatissin, in Gemäßheit der Ordensregel Gehorsam leisten, soll auch nicht von irgend einer andern bei diesen Vorgängen gegen die Abdatissin vertheidigt werden, außer wenn es die Ordensregel gestattet.

c) Und ihr sollt ferner keine Mägde oder besondere weltliche Dienerinnen, weder innerhalb des Klosters, noch auch außerhalb desselben, zu diesem oder jenem Geschäft haben, außer solche, welche durch euren Präpositus zugelassen und zu eurer Bedienung speciell erlesen sind; noch auch soll euch gestattet sein unter was immer für Vorgaben, irgend eine weltliche Jungfrau in euer Kloster auf längere oder kürzere Zeit als Mitbewohnerin aufzunehmen, es sei denn auf specielle Erlaubniß. Und wenn ihr in Folge unserer Erlaubniß eine solche unter euch aufgenommen habt, so soll sich diese Aufgenommene (suscepta) kleiden wie ihr, in ein eben solches Kleid und eine graue Tunica darüber. Und einmal aufgenommen soll sie das Kloster nicht wieder verlassen, unter was immer für Vorgabe, vor Ablauf einer vorher festgesetzten Zeit, es sei denn, daß sie unsere Erlaubniß dazu erhielte. Und für den Fall, daß etwas für die Kosten solcher Mitbewohnerin beigesteuert wird, so sollt ihr dies dem Präpositus geben oder irgend einem andern, in den ihr Vertrauen setzt. —

d) Im Uebrigen sollt ihr eine Lehrschwester oder Schulmeisterin, so wie auch eine Gemeindeschule für Knaben und Mädchen (ad omnes moniales juniores) haben, und zwar dergestalt, daß die Knaben von Seiten der Lehrschwester oder Schulmeisterin zu bestimmten und herkömmlichen Zeiten unterrichtet werden, wobei sie (die Knaben) auch Schul- und Lehrordnung, in allem was Zucht und Schulwissenschaft angeht, der Lehrschwester zu gehorchen haben.

e) Und keine unter euch soll über Bedürfniß oder anders, als durch den Präpositus verabreicht wird, Speise und Trank fordern oder nehmen, sondern soll zufrieden sein mit dem, was durch den Präpositus gegeben wird. — Außerdem soll ihr bestrebt sein, durch Tracht und Kleid (vestitu et habitu) in Schuhen, in Haarschleifen, in eng schließenden Gürteln in Gürtelschnebben keinen andern Schmuck zu haben, als solchen, welchen die Kirche zuläßt; noch sollt ihr, weil es der Scham, der Sitte und eurem Geschlecht widerstreitet, Maskenspiel und Maskenscherze treiben, noch auch sollt ihr die Geburtstage oder andere jährlich wiederkehrende Feste besonders halten und festlich begehen.

f) Ebenso, wenn es sich trifft, daß ihr gemeinschaftlich ausgehet und in Procession das Cimiterium umschreitet, so werde keine von irgend wem berührt oder nach Sitte weltlicher Frauen an Hand oder Arm geführt, vielmehr kehret alle, nach dem Umgang in euer Kloster zurück, so daß kein andrer Zutritt zu euch offen steht, wie der, der oben beschrieben wurde.

g) Im Uebrigen, auf daß ihr aufmerksamer den heiligen Gebräuchen (divino cultui) obliegen könnt, sollt ihr nicht versuchen, Brote oder Backwerk zu Hochzeiten oder andern Festlichkeiten zu machen, zu kochen oder zu schicken.

Dann wird der Präpositus ermahnt, auch seinerseits das Rechte und Billige zu thun, niemand darben zu lassen, niemandem Grund zur Klage zu geben. Jedes Klostermitglied aber, das alsdann noch zu Uebertretungen schreitet und Gehorsam weigert, wird (wie oben schon wörtlich mitgetheilt) mit Excommunication bedroht.

Ob und inwieweit dieser Erlaß des Brandenburgischen Bischofs, der eingerissenen „milden Praxis" ein Ziel setzte, das erfahren wir nicht. Zwar sind es noch verschiedene Urkunden, denen wir auf dem langen Wege von 1381 bis zur Aufhebung des Klosters begegnen, aber außer den Namen einzelner Aebtissinnen, Priorinnen und Pröpste entnehmen wir denselben nichts weiter, als daß gelegentlich ein Pfuel oder Wulffen eine Schenkung machte, oder ein Ilow, ein Platen, dies oder das — meist Zölle und Hebungen — an das Kloster Friedland (das immer, wie es scheint die Kasse war) verpfändete.

So gingen die Dinge bis zum Jahre 1540, wo — nach Anschluß des Kurfürsten an die Lehre Luthers — die Säcularisation von Kloster Friedland erfolgte. Man zog die Klostergüter ein, respektirte aber die Personen, d. h. beließ die Nonnen (spittelfrauenhaft) in ihren Zellen und wartete ihr Aussterben ab. Dies Aussterben ließ aber lange auf sich warten (die Luft um Friedland herum war gesund).

Das Kloster ging inzwischen gleich in den ersten 20 Jahren aus einer Hand in die andere über, wobei die Nonnen, wie ein altes Inventarium, immer mit überliefert wurden.

1568 endlich regelten sich die Dinge in einer zufriedenstellenden Weise. Vier Jahre früher schon hatte Joachim von Roebel die gesammten Klostergüter durch Kauf an sich gebracht; jetzt (1568) gelang es ihm, auch die Nonnen zu einem Aufgeben ihrer Wohnungs-Ansprüche zu vermögen. Eine Urkunde darüber wurde aufgenommen, die noch existirt. Es heißt darin, mit einem leisen Vorwurf gegen den säkularisirenden Kurfürsten:

Und dieweil hin und wieder in der Welt, sonderlich auch im heiligen römischen Reiche allerhand Permutationen hinsichtlich der Klöster und geistlichen Güter vorgefallen sind (Veränderungen, die wir diejenigen verantworten lassen, denen es gebührt und zugesteht), so haben wir gedachtem Joachim Röbel, unserm Schwager, Freund und Landsmann, dieses Kloster gegönnt und ihm Brief, Siegel und Wohnung abgetreten.

Aus eben dieser Urkunde lernen wir auch die Namen derjenigen Damen kennen, die damals noch, wie eine Hinterlassenschaft aus der katholischen Zeit her, als Nonnen von Kloster Friedland existirten. Es waren:

Ursula von Barfus, Priorin. — Anna von Krummensee, Schaffnerin. — Ursula von Pfuel.

— Margarethe von Stranz, Küsterin. — Ursula von Barfus II., Nonne. — Magdalene von Löwenberg. — Ursula von Hoppenrade.

Die Letztere war die Jüngste. Sie war 42 Jahre früher als letzte Nonne aufgenommen worden, jetzt also, bei Unterzeichnung der Urkunde, muthmaßlich eine Dame von einigen sechszig Jahren. Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie alt die älteste gewesen sein möge.

Neben dem Kloster und vielleicht früher in unmittelbarem Zusammenhang mit demselben, steht die ehemalige Klosterkirche, jetzt die Dorfkirche. Sie ist nicht mehr was sie war. Der Thurm ist kein eigentlicher Thurm mehr, und die Kirche selbst hat unter den verschiedenen Umbauten, denen sie unterworfen wurde, ihren gothischen Charakter fast völlig verloren. Sie besitzt aber aus alter katholischer Zeit her noch mehrere Werthstücke, unter denen, in Kugler's Kunstgeschichte, vor allem eines Taufbeckens Erwähnung geschieht. Ich glaube indessen — irrthümlich. Möglich, daß damals, wo man sich der Mühe des Umherreisens, der Specialforschung in den Provinzen (besonders auch in unsrer Mark) noch wenig unterzogen hatte, ein solches Taufbecken, das zufällig in die Hand eines Kunstforschers kam, als etwas besonderes angesehen wurde, ähnlich wie noch vor Kurzem die vergoldeten Bilder-Altäre, von denen einige in Berlin ausgestellt wurden, eine gewisse Verwunderung hervorriefen. Eben so gewiß indeß wie nunmehr die Existenz von Hunderten solcher Bilder-Altäre aus katholischer Zeit her nachgewiesen ist, eben so gewiß giebt es auch Hunderte solcher Taufbecken, wie sie die Friedländer Kirche aufweist.

Was aber nicht nach Hunderten anzutreffen ist, und was in der That eine Sehenswürdigkeit in Friedland bildet, das sind drei reichvergoldete Abendmahlskelche, die noch, als Werth- und Erinnerungsstücke aus der vorlutherischen Zeit her, im Pfarrhause aufbewahrt werden. Alle drei sind von verwandter Form und nur der Größe nach verschieden. Auf einem breiten Fuß ruht ein tulpenförmiger Kelch, in der Mitte des kurzen Stils aber, der diese Kelchtulpe trägt, legt sich ein sechseckiges Ornament ringförmig um den Stil herum. Eins dieser sechseckigen Ornamente ist hohl und von durchbrochener Arbeit; innerhalb desselben klappert eine Reliquie, ein Knochensplitter oder der Zahn eines Heiligen. Derselbe Kelch (einer der kleineren) trägt auf seinem Fuß die Namen: Martha. Johannes. Welsickendorp. Ein anderer (der größte und schönste) zeigt, statt der Namen, drei sauber einrabirte Marienbilder, nach Stellen aus der Offenbarung und abwechselnd mit diesen drei Radirungen drei kleine Goldskulpturen, hautreliefartig auf dem Fuß des Kelches aufgelöthet. Diese kleinen Goldfigürchen stellen „Maria und Johannes zu beiden Seiten des Gekreuzigten," ferner „St. Georg, den Drachen tödtend" und schließlich noch ein Drittes dar, dessen Entzifferung mir nicht gelungen ist.

Diese Kelche beweisen zur Genüge (und mehr als alles andere, was vom Kloster übrig geblieben ist), daß Kloster Friedland zu den reicheren Stiftungen des Landes gehörte. Es darf auch nicht wundern: zählten doch die Barfus, die Pfuels, die Krummensee und Ilows, deren Töchtern wir, wie mehrfach hervorgehoben, vorzugsweise im Kloster Friedland begegnen, zu den begütertsten und angesehensten Familien des Landes. Ueber den Ort, wo die Kelche herstammen, ist Nichts bekannt. Man denkt natürlich zuerst an Augsburg oder Nürnberg; doch sind sie, neben der Sauberkeit und Sorglichkeit der Ausführung, auch namentlich von solcher Grazie der Form, daß ich annehmen möchte, ihre Heimath liege noch weiter südlich.

Wir haben schon hervor, daß die Geschichte „Kloster Friedlands" mit dem Eingehen des Klosters nicht ihre Endschaft erreichte. Die Röbels und der Markgraf Carl von Schwedt folgten im Besitz; aber keiner von ihnen hat nachträglich dem alten stillen Klosterdorf einen veränderten Charakter aufzudrücken vermocht. Es konnte auch kaum anders sein. Die Röbels lebten in Buch (bei Berlin), das ihnen schon um der Nähe der Hauptstadt willen lieber sein mußte, und scheinen in Friedland niemals dauernd Wohnung genommen zu haben. Der Marggraf war allerdings von Zeit zu Zeit hier anzutreffen; aber seine Besuche waren doch zu flüchtig und zu selten, als daß der Wunsch in ihm hätte lebendig werden können, ein Schloß an dieser Stelle aufführen zu lassen. Ein einfaches Wohnhaus genügte dem Bedürfniß. Dies Wohnhaus existirt noch und in ihm, als einziges direktes Erinnerungsstück an die Zeit des Markgrafen, ein trefflich gemaltes Bildniß desselben (halbe Figur). Ich weiß nicht, ob andere Portraits von ihm vorhanden sind; wäre es das einzige, so dürfte es schon um deshalb einen gewissen historischen Werth beanspruchen können.

Das Bild erinnert noch an Markgraf Carl und — nicht zu vergessen — ein andres noch: eine Glocke, die er der Kirche seiner Zeit zum Geschenke machte. Sie führt nicht den Namen eines Heiligen, sondern heißt: „Markgraf Carl." Ob er selber, durch Beispiel und Mahnung, die Dörfler jemals zur Kirche gerufen, ist mindestens zweifelhaft (es waren nicht die Zeiten danach), aber die Glocke thut es jetzt statt seiner und so oft sie am Sonntag Morgen erklingt, heißt es im Dorf: Markgraf Carl ruft.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der orientalischen Gegenwart.

Von Dr. G. Rosen.

Das Verbrechen.

I.

(Fortsetzung.)

Die orientalischen Verbrecher sind also Gelegenheits-Verbrecher; es giebt in Syrien, etwa sich zufällig dort aufhaltende Fremdlinge abgerechnet, keine Industrieritter und überhaupt Niemanden, der von Raubmord, Diebstahl und Betrug consequent und mit einer gewissen Ausschließlichkeit seinen Lebensunterhalt bezöge. Dagegen ist aber der friedliche Landmann, der beim Bestellen seines abgelegenen Ackers einen arglos nahegekommenen Fremden bemerkt, der Hirt, der Köhler, der Kalkbrenner oder wen sonst seine Geschäfte von den an und für sich seltenen Verkehrsstätten abführen, im Stande, um einer elenden Beute willen seine Hände mit einem Morde zu beflecken und mit der Seelenruhe des verhärtetsten Uebelthäters seinen Raub zu genießen.

Die Folgen dieses Unterschiedes zwischen den levanti-

nischen Verhältnissen und unsern occidentalischen greifen weiter, als man auf den ersten Blick denken möchte. Zunächst ist nicht zu läugnen, daß sich den orientalischen Verbrechern ein bequemerer Rückweg zur Besserung bietet, als den europäischen. Während bei uns schon der einigermaßen beglaubigte Verdacht eines Mordes, einer groben Betrügerei und dergl. genügt, um dem Manne, dem er anklebt, die Pforte der guten Gesellschaft zu verschließen, und der mit civil-crimineller Verurtheilung Behaftete kaum je sich wieder zu einer bürgerlichen Stellung erhebt; kann im Orient Jemand von Vornehm und Gering, von Groß und Klein als moralischer Urheber, als Hehler und Mitwisser, ja als eigenhändiger Vollbringer der oder der Unthat bezeichnet werden, ohne daß dies seinen socialen Verhältnissen irgend welchen erheblichen Abbruch thäte. Uns sind in Palästina Fälle bekannt geworden, wo das muhammedanische Richterpersonal so gut wie ganz allein auf seinen — freilich lucrativen — Zweifeln gegen die Schuldhaftigkeit des und des von der öffentlichen Meinung als Mörder und Räuber bezeichneten Individuums beharrte; da aber kein Erkenntniß auf die äußere Respectabilität des letzteren einen Schatten warf, so konnten sogar Mitglieder der verletzten Familie sich der landesüblichen Verpflichtung nicht entziehen, mit ihm bei etwaigem Zusammentreffen die Formen der ausgesuchtesten Höflichkeit auszutauschen. Aber auch eine wirkliche Verurtheilung ist weit entfernt, für die bürgerliche Ehre des Verbrechers die Folgen zu haben, die unsre heimatlichen Begriffe uns erwarten lassen. Erfolgt sie doch durch ein türkisches Tribunal, von dessen Parteilichkeit ein Jeder überzeugt ist, dessen Beisitzerschaft hie und da den Eindruck einer viel ärgeren Verbrecherbande macht, die über einen Minderbelasteten zu Gericht sitzt. Stellt man daher auch die Schuld des armen Sünders nicht in Abrede, so wird doch derselbe gegenüber den häufigen Freisprechungen viel gefährlicherer Delinquenten, die sich nur durch Opferfähigkeit und Opferwilligkeit vor ihm auszeichneten, alsbald Gegenstand eines so allgemeinen Mitleids, daß darüber sein Vergehen in den Hintergrund gedrängt wird. Oft geräth es in wenigen Jahren beinahe ganz in Vergessenheit. Ein Jerusalemer Pfeifenkopf-Verfertiger, welcher wegen Falschmünzerei in die Galeeren von Akka gesandt worden war, gelangte, als er nach seiner Rückkehr aus der Strafanstalt durch Confessions-Wechsel in eine äußerlich behagliche Existenz eingetreten war, zu einem solchen Grade allgemeiner Achtung, wie er sich zur Zeit seiner dürftigen Unbescholtenheit nie geträumt haben würde.

Honesty is but policy, lautet ein englisches Sprüchwort, welches, richtig aufgefaßt, eben so wahr wie von tief moralischer Bedeutung ist. Der Mensch soll überall und zu allen Zeiten ehrlich sein, aber er braucht sich dieser Tugend nicht sonderlich zu rühmen, denn schon Weltklugheit macht sie ihm zur Pflicht. Der Orientale dagegen legt alles Gewicht auf die Restriction und kehrt so die Bedeutung um; er meint nur ehrlich sein zu müssen, wenn es die Weltklugheit, d. h. ein in unmittelbarer Nähe winkender Vortheil, erheische. Die Ehrlichkeit wird bei ihm nur Magd der Nützlichkeit, und da ist es nicht zu verwundern, daß sie, die zur unumschränkten Herrschaft geborene, keine sonderliche Blüthen treibt. Freilich mißt man, und das ist eine natürliche Consequenz, auch die Ehrlichkeit, die man bei Andern erwartet, in der Levante nur nach demselben Maaßstabe der Nützlichkeit, so wie denn die levantinische Handelswelt aller Nationen und Religionen darin übereinstimmt, einem Kaufmann, der sich so eben durch betrügerischen Bankerutt seiner Schulden entledigt, umfassenden Credit zu geben, da ja einem solchen an seiner Rehabilitation besonders gelegen sein müsse. Der völlige Mangel an moralischer Entrüstung charakterisirt diese Orientalen — wir wollen diese Gemüthsstimmung, die allerdings keine Garantie bietet, daß der von ihr Behaftete unter gleichen Umständen anders handeln würde, nicht überschätzen; wo sie aber fehlt, und Nichts als kühle Berechnung von etwa aus dem Verbrechen erwachsendem Nutzen oder Schaden an die Stelle tritt, da kann man nicht umhin, sie zu vermissen. In einer uns bekannten christlich-arabischen Familie machte eine muhammedanische Mohrensclavin einen Versuch, ihre Gebieterin, von der sie sich beleidigt glaubte, zu vergiften. Der Hausherr, um nicht, wie die Orientalen sagen, gegen sein eigen Hab und Gut zu wüthen, begnügte sich, die Person zu verkaufen und zwar — um den Preis nicht herabzudrücken — ohne gegen den Käufer des schweren Attentats gegen das Leben seiner Gattin zu gedenken. Die Verbrecherin, welche durch den Besitzwechsel in ein muhammedanisches Harem eintrat, würde vermuthlich nichts Anderes gewählt haben, wenn sie sich für Tugenden eine Belohnung hätte ausbitten sollen, und bis etwa Rache, Eifersucht oder eine andre Leidenschaft das in ihrem Gemüth schlummernde wilde Thier wieder weckt, wird es ihr nicht schwer geworden sein, dem neuen Herrn nur die Seite einer pflichteifrigen, gutmüthigen Dienerin zuzuwenden.

Fassen wir also das Gesagte kurz zusammen, so besteht unstreitig für den Uebelthäter im Orient eine größere Leichtigkeit der Umkehr; aber dieselbe hat ihren Grund lediglich in der geringeren Scheidewand, welche daselbst das Gute vom Bösen trennt. In dieser geringen Scheidewand können wir keinen Vortheil für die öffentliche Moral erkennen, da sie wie von der einen Seite, so auch von der andern leicht überstiegen wird. Ist der Orient frei von eigentlichen Gaunern, so fehlt es ihm eben so sehr, ja noch mehr, an wirklichen Ehrenmännern, und ein Vertrauen in geschäftlichen Dingen, welches in dem — an Industrierittern so reichen — Europa überall beansprucht und zum Heile der socialen Entwickelung gewährt wird, dürfte in der Levante sogar zwischen Brüdern und Verwandten, sobald ihre Geldinteressen nicht zusammengehen, zur Ausnahme gehören. (Fortsetzung folgt.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 41. Berlin, den 7. October 1863. Nr. 41.

Carl Heinrich Ernst von Nickisch-Rosenegk, Kammerherr und Ehren-Director der Liegnitz-Wohlau'schen Fürstenthums-Landschaft, auf Kuchelberg bei Liegnitz. Ehrenritter seit 1846. † zu Kuchelberg, 28. September 1863.

Die Schlacht von Fehrbellin und der Prinz von Hessen-Homburg.

(Von Professor Dr. F. L. W. Schwartz.)

(Schluß.)

So war der Verlauf dieser so wichtigen Schlacht; daß aber der Prinz von Hessen-Homburg sie nicht blos in der rechten Weise begonnen, sondern selbige auch ritterlich mit durchgekämpft hat und nur da zurücksteht, wo der Kurfürst selbst eintritt, zeigt bei aller Bescheidenheit und soldatischer Einfachheit am deutlichsten der schon oben erwähnte Brief, welchen er am 19. aus dem Lager bei Fehrbellin an seine Gemahlin geschrieben.

„Allerlibste Frawe.

Ich sage nun E L. hiemit, daſ ich gester morgen mit einichen Tausent mann in die advanquart commandiret gewesen, auff deß feindtes contenance achtung zu haben, da ich denn des morgens gegen 6 Uhr deß feindtes gantzer arme ansichtig wurde, der ich dann so nahe ging, das er sich muste in ein Scharmützel einlassen, dadurch ich ihn so lange auffhielte, bis mir J. Dl. der Churfürst mit seiner gantzen Cavallerie zu Hülffe kam. sobalten ich des Churfürsten ankunft versichert war, war mir bang, ich möchte wider andere ordre bekommen, und fing ein hartes treffen mit meinen Vortruppen an, da mir denn Dörffling soforth mit einichen Regumentern secontirte. da ging es recht lustig ein stundte 4 oder 5 zu, biſ entlichen nach langem gefechte die feindte weichen musten, und verfolgten wir sie von Linum biſ nach Fer-Berlin, und ist wohl nicht viel mehr gehört worden, dann eine formirte armee, mit einer starken infanterie und canonen so wohl versehen, von blosser Cavallerie und tragonern ist geschlagen worden. es hilte anfenglich sehr hart, wie dann meine Vortruppen zum zweidten mahl braff gehetzet wurden, wie noch deſ anhaltische und mehr anderer regumenter, wie wir denn entlichen so vigoureuxement drauff gingen, deſ uns der feindt le champ de battaglie malgre hat lassen, und sich in den passe Ferberlin retiriren muste, mit Verlust (von) mehr als 2000 Todten ohne die plessirten. ich habe ohne die 2000 im Vortrupp commandirte mehr als 6 oder 8 escatronen angeführet. zuweilen must ich lauffen, zuweilen machte ich lauffen, bin aber diesesmahl Gottlob ohn plessirt davon kommen. auff schwedischer seiten ist gepliben der Obrist Adam Wachtmeister, Obr. Liet. Malzan von General Delwichen, und wie sie sagen noch gar viele hohe officirer, Delwig ist durch die achsel geschosen, und sehr sehr viele hart plessirt. auf unser seiten wurdt mir der ehrliche Obrist Mörner an der seiten knall und falle todt geschossen, der ehrliche Frobenius todt mit einem stücke kein schrit vom Kurfürsten. Straus mit 5 schossen plessirt, Major Schlapperdorf*) blib diesen morgen vor Ferberlin, — — es ging sehr hart zu, dann wir gegen die biquen continu fechten musten, ich bin etzliche mahl gantz umbringet gewesen, Gott hat mir doch allemahl wider drauf geholffen, und wehren alle unsere stücke und der Felt-Marschalk selbsten Verlohren gewesen, wenn ich nicht en personne secundiret hette, darüber denn der redliche Mörner blib. Hetten wir unsere infanterie bey uns gehabt, solte kein mann von der gantzen armée davon kommen sein, es ist jetzo eine solche schrekliche terreur panique unter der schwedischen armée, daſ sie auch nur braff lauffen können. — — nachdeme alles nur vorbey gewesen, haben wir auff der Walstet, da mehr als 1000 Todten umb unſ lagen, gessen, und uns braff lustig gemacht; der Hertzog von Hanover wird nun schwerlich gedenken über die Elbe zu gehen, und ich halte davon, weilen die schweden nun so eine harte schlappe bekommen, er werdte sich eines besseren bedencken; Wangelin, der durch übergab Ratenau viele daran schultig ist, dörffte grose verantwortung haben, wo er nicht gar den Kopfe lassen muſ; gegeben im Feltlager bey Fer-Berlin den 19. Juni 1675."

Dieselbe frische, einfache Anspruchslosigkeit charakterisirt diesen Brief wie den ersten. Man erkennt in ihm den trotz seines einen Beines immer noch frischen Reiter; „es ging recht lustig her einige Stunden", das schreibt nur

*) Wie Froben war auch Schlaberndorf verlobt, als er fiel; in der Kirche von Kl.-Machenow bei Zehlendorf hängt noch eine Fahne, ihm „zu Ehren und Gedächtniß von seiner versprochenen Liebsten Jungfer Hedwig Margaretha v. Haken aufgehängt."

Einer, dem der Kampf frisches Mannesleben war, wie auch unser Körner singt vom „lust'gen Hochzeitsfest auf dem Schlachtfeld" oder vom „lust'gen Schwertertanz":

> Steig', edles Roß, und bäume dich,
> Dort winkt der Eichenkranz!
> Streich' aus, streich' aus, und trage mich
> Zum lust'gen Schwertertanz.

Wie aber anderseits jener Brief den sonst sich ergebenden historischen Resultaten sich anschließt, beseitigt er auch auf das Vollständigste alle die sagenhaften Zusätze, welche sich an die Person des Prinzen geknüpft. Nicht blos, daß keine Andeutung davon sich in dem Briefe findet, wie stimmt das „wir haben uns nachher recht lustig auf der Wahlstatt gemacht" zu einem angeblichen Kriegsgericht, ja auch nur zu ernstlichen Vorwürfen des Kurfürsten. Allerdings scheint es anderseits dem Landgrafen nicht gebührend gedankt zu sein, was er zum Siegestage von Fehrbellin beigetragen, wenigstens schreibt seine Schwägerin, des Kurfürsten eigene Schwester, am 19. October 1675 an den Grafen von Schwerin:

„Dem redlichen Landgraf ist nicht eins gedankt, vor dem das er bei Fehrbellin gethan; also geht es in der Welt, die Pferde die den Haber verdienen, bekommen am wenigsten."*)

Die Sache ist auch vollständig psychologisch erklärlich. Man braucht nicht den Kurfürsten deshalb der Mißgunst etwa zu bezüchtigen, sondern nur die Verhältnisse sich zu vergegenwärtigen. Wenn der Prinz die Schweden zum Stehen gebracht, wenn er ferner die Schlacht gleichsam so eingefädelt hat, daß er dem Kurfürsten die Möglichkeit ließ, heranzukommen und sie mit Erfolg aufzunehmen, so ist dies seine eigenste That, daß jene nicht über Fehrbellin ungehindert entkamen; wie sie ihm aber bei der Nachwelt zum Ruhm gereicht, da sie so glänzend vollendet, mußte sie doch nicht blos dem Heere, das schleunig, gleichsam halb gezwungen herbeieilen mußte, wie wir oben gesehen, als mindestens gewagt erscheinen, sondern es ist auch wohl erklärlich, daß der Oberfeldherr selbst schwer eine objective Stellung dazu finden konnte, zumal für diesen immer auch in die Wagschale fällt, zu erwägen, inwiefern selbstständigeres Handeln der Generale zu ermuntern oder nicht. Daß aber Friedrich Wilhelm im Herzen doch nicht undankbar gegen den Landgrafen gewesen und es nicht wie der König Karl XI. gemacht, das möchte schon daraus zu schließen sein, daß er ihm 1676 nach der Einnahme von Pommern, wo derselbe sich auch noch ausgezeichnet,**) die erledigten Wachtmeisterschen und Rheinschildschen Lehne schenkte***). Zwei Jahre blieb übrigens der Landgraf nur noch in brandenburgischen Diensten, denn als er durch den Tod seines Bruders regierender Herzog zu Homburg geworden, quittirte er und widmete sich der Verwaltung seiner Lande, wo er erst 1708 starb.

Was aber die Mitwelt ihm nicht im vollen Maaße gezahlt zu haben scheint, muß die Nachwelt lösen, und so möchte ich die Schußstrophe in dem obenerwähnten schönen Gedicht mit einer kleinen Aenderung heranziehen und schließen:

> Fehrbellin, zu allen Zeiten sei im Heldenlied gepriesen,
> Fehrbellin am blauen Rhine mit dem Hügel, mit den Wiesen.
> Und wo einst ein Pilger wandert durch das Fehrbelliner Land,
> Werde ihm der große Kurfürst, aber auch der Prinz genannt.

*) Rammel, Gesch. v. Hessen b. Hamel a. a. O. p. 206.

**) Seyler p. 139.

***) König, biographisches Lexicon aller Militärpersonen &c., welche sich im preußischen Dienst berühmt gemacht. Berlin 1789. p. 146.

Friedland.

Von T. Fontane.

(Fortsetzung.)

Kloster Friedland blieb fast zwei Jahrhunderte lang im Besitz der Roebels. Etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam es, wie bereits Eingangs erwähnt, zusammen mit Quilitz, an den Markgrafen Karl, der sich, wenigstens vorübergehend, hier aufzuhalten pflegte. Seine bevorzugte Geliebte, eine Mamsell Siebert (der er in der Cöpnicker-Straße zu Berlin ein schönes Haus bauen ließ) war eine Tagelöhnertochter aus Friedland.

Wie Friedland endlich an den General v. Lestwitz und dadurch an die Familie Itzenplitz kam, erzähle ich im folgenden Kapitel, unter Cunersdorf.

Die Lage Kloster Friedlands, — auf einem schmalen Landstreifen zwischen zwei Seeen, dem Kloster- und dem Kiezer-See — muß von nicht gewöhnlicher Schönheit gewesen sein, als die umgebende Bruchlandschaft noch ihren alten Charakter hatte und die hohen Giebel der Klostergebäude abwechselnd in den einen oder andern See ihre Schatten warfen. Aber ein solches Bild bietet sich dem Auge nicht länger dar und die Trümmer verschiedener anderer märkischer Klöster machen einen tieferen und mehr poetischen Eindruck, theils weil die Trümmer selber pittoresker, theils weil ihre Umgebungen (bei sonst mannigfach verwandtem) ansprechender sind. Die Lage z. B. des zur Schwedenzeit durch Feuer zerstörten Jungfrauen-Klosters zu Lindow, zwischen dem Wutz- und Gudelack-See, ist der Lage Kloster Friedlands nahe verwandt, aber die epheuumrankten Mauern, die Storchnest-geschmückten Giebel, vielleicht auch die Hügel-Lage zwischen den Seen, leihen jener Klosterruine im Ruppinschen einen romantischen Reiz, dessen Kloster Friedland entbehrt.

Kloster Lindow ist schöner gelegen, vielleicht auch malerischer in sich selbst als Kloster Friedland, aber dies letztere ist besser erhalten und die Umfassungsmauer z. B., ferner das Haus des Probstes, ein Stück Kreuzgang, vor allem das Refeltorium zeigen sich zum Theil in noch gutem Zustand.

Das Refektorium, jetzt als Malzplatz benutzt, läßt sich in seinen baulichen Einzelheiten noch genau verfolgen. Es scheint der Styl früher Gothik und der Bau, wie er da ist, dürfte der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehören. Das alte Kloster, das 1300 durch Feuer zerstört wurde, war zweifellos ein romanischer Bau*). Der Neubau aber, der nun an die Stelle des niedergebrannten trat, wurde höchst wahrscheinlicherweise in demselben

*) Die größte unter den Filial-Kirchen des Klosters war die zu Ringenwalde, eine alte, im romanischen Style aufgeführte Feldsteinkirche, die sich bis diesen Tag trefflich erhalten hat und, — wie sie muthmaßlich uns veranschaulicht, wie die alte Klosterkirche zu Friedland war, — zugleich als Muster dafür dienen kann, wie

Style aufgeführt, in dem wir bis diesen Augenblick noch das Refektorium erblicken. Die gewölbte Decke desselben wird von drei Säulenpfeilern getragen. Zwei dieser Pfeiler sind rund, der dritte (mittelste) 4 oder 6eckig. Die Gewölbe, die auf den Pfeilern stehen, sind vielgeribbt, so daß immer 16 Ribben auf einem Pfeiler ruhen, oder aus demselben palmenhaft aufwachsen.

Nach Ansicht Einiger gehört dieser Bau-Ueberrest nicht dem im 14. Jahrhundert **wiederaufgeführten**, sondern vielmehr dem **alten** Kloster an, das in seinen übrigen Theilen durch das Feuer vom Jahre 1300 zerstört wurde. Trifft dies zu, so hätten wir in diesem Refektorium wohl eines der ältesten kirchlichen Bauwerke, die die Mark überhaupt aufzuweisen hat.

Cunersdorf.

Cunersdorf ist Nachbargut vom Kloster Friedland und gehört, wie dieses, der Itzenplitzischen Familie an. Es ist zunächst, ohne seinem eignen Ruhme zu nahe treten zu wollen, nicht zu verwechseln mit dem berühmteren **Schlochten-Kunersdorf** (zum Unterschied gewöhnlich mit einem K geschrieben), das, weiter östlich, eine halbe Meile jenseits Frankfurt gelegen ist, während **unser** Cunersdorf diesseits der Oder, zwischen Wrietzen und Selow liegt.

Um über Cunersdorf zu schreiben, ist es nöthig noch einmal auf Kloster Friedland und das Jahr 1763 zurückzugehen, in welchem Jahre — wie schon früher hervorgehoben — die bis dahin Markgraf Carl'schen Güter Quilitz und Friedland, an die Krone zurückfielen. Sie blieben aber nicht lange bei der Krone, indem der König im selben Jahre noch beide Güter als Dotationsgüter an zwei seiner Lieblings-Offiziere verlieh. Quilitz schenkte er an den damaligen Obristlieutenant v. Prittwitz; Friedland erhielt der Obristlieutenant v. Lestwitz. Noch einmal sei hier das Wort citirt: Prittwitz a sauvé le roi, Lestwitz a sauvé l'état.

Lestwitz besaß nun Friedland; wie aber kam er zu Cunersdorf? Das geschah so.

Lestwitz war in Zweifel darüber, ob er Friedland als Lehn oder als Allodium erhalten habe, und scheute sich doch, bei dem Könige deshalb anzufragen. War es Lehn, so fiel das Gut nach seinem Tode an die Krone zurück. In dieser Verlegenheit — einerseits von dem lebhaften Wunsche erfüllt, seiner einzigen Tochter ein Gut als Erbe zu hinterlassen, und andrerseits von der berechtigten Vorstellung ausgehend, daß es mißlich sei, ohne ausdrückliche Erklärung des Königs Friedland als Allodium und freien Besitz anzusehen — entschied er sich dafür, das benachbarte, vormals v. Barfus'sche Gut Cunersdorf anzukaufen und sich dadurch in die Lage zu bringen, seiner Tochter, wie immer späterhin auch die Ansicht des Königs sich herausstellen möge, doch jedenfalls ein Gut hinterlassen zu können. **Er kaufte also Cunersdorf.**

Bald darauf sah Lestwitz die Nothwendigkeit ein, sich auf einem seiner Güter standesgemäß einzurichten, d. h. ein Schloß zu bauen. Da ihm der dauernde Besitz Friedlands (dauernd über seine eigene Lebenszeit hinaus) zweifelhaft war, so entschied er sich selbstverständlich dafür, das Schloß in dem neu erworbenen Cunersdorf*) aufführen zu lassen. Als der Bau halb fertig war, kam der König auf einer seiner Inspectionsreisen des Weges. „**Lestwitz, warum baut er denn in Cunersdorf, und nicht in Friedland?**" Jetzt war der Moment der Erklärung gekommen. Lestwitz antwortete, daß er keine Söhne und nur eine Tochter habe und davon ausgegangen sei, daß Friedland nach seinem (Lestwitz's) Tode an den König zurückfallen werde. „Ich weiß ja, daß er keine Söhne hat," antwortete der König gnädig, „**es soll Alles seiner Tochter verbleiben.**"

So kamen Cunersdorf und Friedland an die Familie Lestwitz, Friedland als freier Besitz aus Königs Hand, Cunersdorf durch Kauf. Friedland, das einst eine glänzende Zeit gehabt hatte, verlor mehr und mehr. Nur Kirchdorf blieb es. In Schloß Cunersdorf aber lebten die Lestwitze und nach ihnen die **Itzenplitze**, von denen beiden ich in Nachstehendem zu erzählen haben werde.

Hans Georg Sigismund von Lestwitz,

von 1763 — 1788.

Lestwitz ebenso wie auch Prittwitz gehört in die Reihe derjenigen Offiziere des großen Königs, denen es, bei verhältnißmäßig noch jungen Jahren, vergönnt war, durch irgend eine glänzende Kriegsthat in die Geschichte einzutreten, denen wir aber, während der letzten 30 Jahre ihres Lebens, wo sie zu hohen Stellungen gelangten, kaum wieder begegnen, weil der andauernde Friede jede Gelegenheit zu Thaten verbot, die der historischen Aufzeichnung werth gewesen wären. Ich gebe hier alles, was ich über Lestwitz habe in Erfahrung bringen können.

Hans Sigismund von Lestwitz wurde am 19. Juni 1718 zu Kontop im Glogau'schen geboren. Sein Vater war der spätere General-Lieutenant **Johann George v. Lestwitz**, seine Mutter, **Helene**, geb. Freiin v. Kottwitz. Die Lestwitze, die im Mannesstamme mit unserem **Hans Sigismund** ausstarben, gehörten den vier alten schlesischen Familien an (die Lestwitze, die Prittwitz, Strachwitz und Zedlitz), die schon bei Liegnitz in der Mongolenschlacht gefochten hatten. **Hans Sigismund** machte seine Studien auf der Universität zu Frankfurt a. d. O. und trat 1734 als Fahnenjunker in das daselbst garnisonirende **Schwerin'sche** Regiment. Er machte die beiden schlesischen Kriege mit, focht bei Molwitz, Chotusitz (Czaslau), Hohenfriedberg und Sorr mit Auszeichnung und erhielt gleich in der ersten Schlacht des 7jährigen Krieges (bei Lowositz) den Pour le mérite. 1757 wurde er Major im Regiment Alt-Braunschweig. Er war noch Major in eben diesem Regiment, als die blutige Schlacht bei **Torgau** (am 3. November 1760) ihm Gelegenheit gab,

vor 600 Jahren von den Christenthum und Cultur bringenden Cisterziensern märkische Dorfkirchen gebaut wurden. Alles zeigt noch durchaus den Charakter der „geistlichen Burg": hoch hinaufgehende Feldsteinmauern, — dann, ziemlich dicht unterm Dach, kleine, rundgewölbte Fenster, mit Oeffnungen wie Schießscharten.

*) In Cunersdorf war zwar noch, aus der Barfus-Zeit her, ein Herrenhaus, aber weder geräumig genug, noch ausreichend in seiner Einrichtung. Dies alte Barfus'sche Herrenhaus existirt noch (es steht dem Schloß gegenüber) und veranschaulicht sehr gut, wie der Adel vor 200 Jahren lebte.

sich in besonderem Grade auszuzeichnen. Eine vortreffliche Schilderung der „Schlacht bei Torgau" (von Graf Walbersee) sagt darüber im Wesentlichen Folgendes:

„Der Flügel des Königs war geschlagen; nur vier Bataillone vom Regiment Schenkendorf standen noch in Reserve; unter ihrem Schutze sollte sich die Armee wieder sammeln. Der König fühlte sich durch den Einfluß seiner Kontusion (eine Kartätschenkugel hatte ihn besinnungslos vom Pferde geworfen), so ermattet, daß er sich nicht mehr fähig hielt, das Commando der Armee fortzuführen. Er trat es also (auch Markgraf Karl war blessirt) an den General-Lieutenant v. Hülsen ab. Er selbst zog sich aus dem Getümmel zurück.

Um diese Zeit war es, daß einzelne Offiziere die Mannschaften wieder zu sammeln suchten. Besonders zeichnete sich der Major v. Lestwitz vom Regiment Alt-Braunschweig dabei aus. Es war ihm bereits gelungen, einige hundert Infanteristen von verschiedenen Regimentern und eine Anzahl Tambours in eine Masse zu formiren, als der König, in der Absicht das Schlachtfeld zu verlassen, vorüber ritt.

„Wer ist Er und was will Er hier machen?" fragte der König.

„Ew. Majestät, ich bin der Major Lestwitz von Alt-Braunschweig und sammle Offiziere und Leute, um mit ihnen die Höhen zu stürmen."

„Na, Herr, das ist brav, sehr brav, da mache Er nur geschwind und formire Er einige Bataillone."

Beim Fortreiten wandte der König sein Pferd noch einmal um und sagte: „Höre Er, mein lieber Lestwitz, sei Er versichert, daß ich Ihm dies nie vergessen werde."

Der König mochte sich erinnern, daß der Major v. Lestwitz der Sohn des General-Lieutenants v. Lestwitz *) war, den wegen der unglücklichen Capitulation von Breslau (1757) die Ungnade des Königs und die ganze Schwere der Militairgesetze betroffen hatte.

Es glückte Lestwitzen in der That, aus den Zersprengten drei Bataillone zu bilden, zu denen sich nun die vier noch intakt gebliebenen Bataillone des Regiments Schenkendorf gesellten. Diese sieben Bataillone waren es, die, als spät am Abend Zieten die Suptitzer Höhen in der Front attackirte, diesen Frontangriff durch einen Flanken-Angriff unterstützten und dadurch den Tag entschieden.

*) Der Vater (von dem es heißt, daß er an militairischen Gaben den Sohn überragte) war durch die Capitulation von Breslau (1757) in Ungnade gefallen und wurde durch den erzürnten König auf die Festung geschickt. Er verblieb indessen, vielleicht mit Rücksicht auf sein hohes Alter (er war bereits 70), nur kurze Zeit in eigentlicher Haft und erhielt von da ab bloßen Stadtarrest. Er durfte nunmehr in Berlin leben, war aber durch Ehrenwort verpflichtet, nie das Stadtviertel zu verlassen, das durch die Koch- und Zimmerstraße gebildet wird. Hier starb er auch (1767). Nur einmal erhielt er Urlaub. Als sein Sohn, der General-Lieutenant, zum ersten Male nach Amt-Friedland reiste, um von dem schönen Gute Besitz zu nehmen, durfte ihm der alte Lestwitz dahin folgen, um Zeuge von dem Glück seines Sohnes zu sein. Der König, der ein Interesse an diesem Ereigniß nahm, hatte ihm eigens zwei Adjutanten mitgegeben, damit der Alte an diesem Ehrentage seines Sohnes auch seinerseits in allen Ehren eines General-Lieutenants erscheinen könne. Anderen Tages kehrte der 76jährige Herr nach Berlin zurück und trat wieder seinen „Stadtarrest zwischen Koch- und Zimmerstraße" an.

Der König schrieb (vielleicht nicht ohne eine gewisse Ungerechtigkeit gegen Zieten, den er übrigens andern Tags unter Thränen umarmte) den Erfolg dieses Gefechtes, nächst dem Major von Lestwitz, dem Regimente Schenkendorf zu. Er vergaß auch Lestwitzen nicht. Unmittelbar nach dem Kriege, wie wir bereits gesehen haben, erhielt dieser Amt Friedland, also die Hälfte des ehemals Markgraf Karl'schen Besitzes, und der König, wie um zu zeigen, daß Prittwitz und Lestwitz seinem Herzen gleich nahe ständen, verfuhr bei der Theilung mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß er z. B. dem etwas kleineren Amt Friedland noch einige Quilitzer Höfe hinzufügte.

1765 wurde Lestwitz Oberst, 1766 Chef des Leib-Grenadier-Bataillons, 1767 Generalmajor. Er blieb ein Liebling König Friedrich's, der ihn oft in seine Gesellschaft zog. Auch das Testament des Königs (vom 8. Januar 1769) erwähnt seiner wenigstens mittelbar. Es heißt darin §. 28: „Einem jeden Stabsoffizier von meinem Regiment und von Lestwitz, wie auch von der Garde du Corps, vermache ich eine goldene Denkmünze, die bei Gelegenheit unserer glücklichen Waffen und der Vortheile, die unsere Truppen unter meiner Anführung erhalten haben, geprägt worden." 1779, wahrscheinlich unmittelbar nach dem bairischen Erbfolgekrieg (an dem er noch Theil nahm) zog er sich aus dem Dienst zurück. Er starb 1788 am 16. Februar. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus der orientalischen Gegenwart.

Von Dr. G. Rosen.

Das Verbrechen.

(Fortsetzung.)

II.

Eine Begebenheit, von der ein bedeutender Act, vermuthlich aber noch nicht der letzte, im verflossenen Jahre zu Jerusalem abgespielt worden, mag hier deshalb ihren Platz finden, weil sie einestheils für die Auseinandersetzung des ersten Artikels als Beispiel dient, und anderntheils selber durch sie dem Verständniß näher gebracht wird.

Ein dem Bürgerstande angehörender Muhammedaner, Ahmed el Djarieh, Besitzer einer kleinen Seifensiederei an der Via Dolorosa, ein schon bejahrter Mann, hatte im Anfange der vierziger Jahre einen Umbau in seinem Hause vorgenommen, und beim Umreißen einer Wand ein paar vermauerte Töpfe mit alten venetianischen Ducaten, also einen Schatz, gefunden. Ein solches Ereigniß wird im Orient, wie im Occident, als ein erfreuliches betrachtet, ja dort in noch vollerem Maaße als hier, indem die für uns längst entschwundene Entstehungsepoche der Schätze in der Türkei, Dank der Habsucht ihrer Regierungsorgane und der allgemeinen Unsicherheit, noch heut fortdauert, und Jemand, der unter seinen näheren Bekannten verschiedene zählt, die ihr Geld, um es nicht schmählich einzubüßen, in die Erde verscharrt haben, unmöglich ein so einfaches Geschäft mit einem Einschreiten der Geisterwelt oder einem Unglück bringenden Fatum in Verbindung setzen kann. Doch ist so ganz ungefährlich die Auffindung eines Schatzes in der Türkei nicht. War

doch früher der Sultan Universal-Erbe aller seiner Beamten, und ist es doch immerhin möglich, daß ein Staatsdiener vor Jahrhunderten den Schatz vergraben. Die Behörde glaubt demnach, wenn sie von solchen Funden hört, zum Inquiriren ein Recht zu haben, die Arbeiter werden in's Gefängniß geworfen, und der Bauherr mit Exil bedroht, wenn er keine Lust bezeugt, den Werth so hoch anzugeben, wie es dem Pascha beliebt. Es handelt sich ja da — vielleicht — um Staatsgut; die väterliche Milde und Gemüthlichkeit, deren man sich bei Criminalsachen befleißigt, hört dann auf. Nur bedarf's eines augenblicklichen Einschreiteas, da nirgends in der Welt das fait accompli eine solche Gewalt besitzt, wie in der Türkei, und vor dem Medusenschilde der Veraltung und Verjährung einer Geschichte sogar ein beutelustiger Pascha zurückweicht.

Der arme Ahmed, der mit seinen beiden erwachsenen Söhnen selber das Geschäft des Einreißens besorgte, war hier in der glücklichen Lage, die Geschwätzigkeit keiner Arbeiter fürchten zu dürfen. Mit den beiden durch das Familienband und durch gleiches Interesse ihm verpflichteten Gehülfen gelang es ihm, das Gold in Sicherheit zu bringen, ohne daß die Behörden oder ein neidischer Nachbar eine Ahnung hatte.

Nach längerer Zeit begann dann vorsichtig und bescheiden ein Neubau, welcher allmälig an Umfang gewann, und sich endlich als ein nach Jerusalemer Begriffen stattliches Fabrikhaus für das früher so dürftige Seifengeschäft hinstellte. Der Erfolg entsprach der von der kläglichen Zögerung gehegten Erwartung; eine Zeit lang wunderte man sich, woven denn der Ahmed baue, hernach munkelte man auch von einem Schatze, da aber von der Niederreißung des alten Gebäudes bis zur Vollendung des neuen ganze Jahre vergingen, so erfuhr er deshalb keine Anfeindung. Das erweiterte Geschäft trug auch sofort seinen Gewinn, und mit einigem Fug mochte der alte Mann den Schatz als die Quelle einer neuen, glänzenden Epoche für sein Haus betrachten. Schon bald aber traten Symptome ein, die ihn an seinem Glücke irre machen konnten. Früher hatten es sich die beiden Söhne nie einfallen lassen, irgendwie aus den Grenzen der stricten Unterwürfigkeit herauszutreten, welche im Orient die Sitte den Kindern ihren Eltern gegenüber gebietet; bei aller Armuth herrschte Frieden im Hause. Jetzt wurde dies anders. Die beiden jungen Männer fühlten, daß sie nicht mehr wie sonst unbemerkt blieben; nun wollten sie auch bemerkt werden, sie wollten glänzen, und der Vater, der aus seinem einfachen Schlendrian nicht mehr herauszufinden wußte, wurde ihnen verächtlich und gehässig. Dabei konnten sie sich auch untereinander nicht verstehen; während der ältere, schlauere, er hieß Suleiman, sich großer Nüchternheit befleißigte, und dabei seine Sparsamkeit übertrieb, brachte der jüngere, rohere, Abderrahman, was ihm an Geld in die Hand kam, in Kleiderprunk, in Orgien u. dergl. durch, gewann aber dagegen den Namen der Freigebigkeit, welcher unter Arabern immer einen guten Klang hat. Nur in der übeln Gesinnung gegen den Vater war das ungleiche Brüderpaar einig, und so bot das opulente Haus dem alten Mann nur Kummer und Trübsal.

Dieser Zustand dauerte indessen nicht lange. Kaum waren seit dem Flor des Geschäfts zwei Jahre verflossen, als die Nachricht von Ahmed's Tode seine Mitbürger überraschte. Noch den Tag vorher war er im besten Wohlsein gesehen worden, und seine hagere Körpergestalt schloß den Gedanken an einen apoplectischen Anfall aus. Sein plötzlicher Tod schien deßhalb unerklärlich, und im Publikum wog die Meinung vor, seine Söhne hätten ihn vergiftet. Es fiel auf, daß der gewandte Suleiman sich auf einmal so emsig um die Gunst der türkischen Behörden bewarb und sie auch — obschon gewiß nicht durch seine persönlichen Vorzüge — erlangte; Arsenik aber, welches man unter dem eigenthümlichen Namen Mäusekraut mit so wenig Förmlichkeit wie jede andere Drogue vom Bazar holen läßt, spielt einmal in der Türkei zur Schlichtung von Familien-Zerwürfnissen eine Rolle, von der der Staat bis dahin kaum jemals Kenntniß genommen. Wie im Serail von Konstantinopel noch die Maßregeln aufrecht erhalten werden, durch welche sich die Sultane Seitens ihrer Unterthanen der Vergiftung zu erwehren suchen, so bleibt es auch den letzteren überlassen, beim Genuß von Speise und Trank unter Freunden und Verwandten vorsichtig zu sein; der Leichtfertige oder Vertrauende hat, wie der alte Ahmed, den Schaden zu tragen. Die Leiche wurde von einem Imam gewaschen, und unter dem Geleit der Klageweiber, der trauernden Söhne und rechtgläubigen Nachbarn zu seiner Gruft auf dem vornehmsten muhammedanischen Begräbnißplatze, dem sich unter der Mauer des Salomonischen Tempels am äußern Moria hinziehenden, hinausgetragen. Nachdem das Ereigniß einige Zeit lang der Klatschlust der Hieropoliten Nahrung gegeben, dachte man nicht weiter daran; Ahmed war in das Reich der Vergessenheit eingetreten. Um so mehr machten nun aber bald die Söhne von sich reden. Als Erben des väterlichen Vermögens hatten sie dieselben zunächst mit dem Kadhi zu thun, welcher in Jerusalem bei einem muhammedanischen Todesfalle ex officio einschreitet, den Nachlaß constatirt, inventarisirt, ästimirt, auch, wo es verlangt wird, unter den Erbberechtigten repartirt, und unerbittlich als seine gesetzlichen Gebühren von dem ganzen Werthe ein Zehntel für sich behält. Natürlich bemühen sich da die Erben eben so sehr, einen Theil des Vermögens zu verheimlichen, wie der Repräsentant des Gesetzes geneigt ist, bei seiner Abschätzung den doppelten Werth anzunehmen. Indessen war der Djarieh'sche Fall leicht, weil der Vorbefund die allseitigen Erwartungen weit übertraf.

Die Brüder hätten sich nun auseinandersetzen können, doch erklärten sie, daß sie, dem Wunsche des Verstorbenen gemäß, den Nachlaß ungetheilt lassen und fernerhin gemeinschaftlich verwalten wollten. Ein solches Verfahren war dem im Orient noch jetzt bestehenden besseren Gebräuchen gemäß, welche nach dem Tode des Vaters den ältesten Sohn an seine Stelle treten lassen und ihm — in der Regel sehr zum Heile des Ganzen — eine gemäßigte patria potestas über die jüngeren Geschwister, zunebst der Leitung des Gesammtvermögens übertragen. Im Falle guter Aufführung und kundiger Verwaltung desselben wird da sogar der Austritt der Brüder als ein leiser Makel betrachtet, ähnlich wie bei den Römern die

Entlassung des Sohnes aus der wirklichen väterlichen Gewalt als ein capitis diminutio galt. Für die beiden Djarieh's würde, wie sich leicht begreift, ein Auseinanderreißen des Betriebs-Vermögens nachtheilig gewesen sein. Außerdem mochte ein jeder von ihnen die stille Hoffnung hegen, sich des zusammengebliebenen Erbes bei guter Gelegenheit allein zu bemächtigen.

So wirthschafteten also die Brüder gemeinschaftlich, aber mit steigender Uneinigkeit. Der Aeltere warf dem Jüngeren seine Verschwendung und Liederlichkeit, der Jüngere dagegen dem Aelteren seinen Geiz, seine Betrügereien in der Berechnung der Geschäftseinnahme vor, und wahrscheinlich hatte der Eine so sehr Recht wie der Andere. Während Abderrahman, trotzig und grob, mehr Geld verlangte, suchte Suleiman ihm wegen der schlechten Zeiten sogar das Verheißene zu kürzen. Uebrigens gelang es dem Letzteren, um diese Zeit die Tochter eines heruntergekommenen Patriciers, eines Effendi, zur Ehe zu bekommen, worauf er, obwohl von seiner Frau und deren Familie überall an seinen niedern Ursprung erinnert, als mit der hohen Aristokratie verwandt, noch unerträglicher hochmüthig wurde, während Abderrahman sich immer ausschließlicher in der Gesellschaft gemeiner Personen, in den Wein- und Schnappskneipen des Griechenquartiers und unter dem Publikum dieser Lokale wohl fühlte.

Plötzlich hörte man, Abderrahman sei ermordet, erschossen worden. Es war dies im Sommer 1855, als seit dem Tode Ahmed's noch kein ganzes Jahr verflossen war. In Anbetracht des im Koran gegen das Weintrinken erlassenen Verbots vermeiden es die gläubigen Muhammedaner möglichst, innerhalb der Mauern der heiligen Stadt Saufgelage zu halten, und begeben sich lieber zu diesem Zwecke in die benachbarten — allerdings sehr unheiligen — Dörfer, Djebel Tûr, Schafât, Lifta u. s. w., wo sie sich von der göttlichen Strafgewalt weniger beobachtet glauben. Diese Dörfer sind rein muhammedanisch, und vorzugsweise ihre Bewohner haben die Umgegend Jerusalems in den begründeten Ruf so großer Unsicherheit gesetzt. Es finden sich da unter den Männern Manche, die zu jedem beliebigen Verbrechen, namentlich aber zum Mord, einfach gedungen werden können, was wohl noch eine tiefere Stufe der Sittlichkeit voraussetzt, als das Morden und Rauben auf eigene Faust. Daß da die Weiber in der ihnen eigenthümlichen Sphäre der Verworfenheit nicht zurückzubleiben sich bemühen, läßt sich von vorherein erwarten. Zu einem Gelage also war auch der unglückliche junge Mann auf's Land gegangen; er hatte den Tag wüst verbracht und war den folgenden Morgen vor dem Dorfe als Leiche mit zwei Schußwunden aufgefunden worden. Der verzweifelnde Bruder lief nun in der Stadt umher und suchte mit vieler Beredsamkeit den Mord als die beklagenswerthe Folge der Eifersucht und Rache eines beleidigten Ehemannes darzustellen; doch nur bei den Behörden, welche in der Türkei für die nackte Wahrheit ebenso unzugänglich sind, wie sie für die in Gold gekleidete Lüge offne Ohren haben, gelang es ihm Glauben zu finden — das Publikum bezeichnete ihn überall als den Urheber des an seinem Bruder begangenen Mordes, wie es ihn früher als Theilnehmer an dem Morde seines Vaters bezeichnet hatte. Das fühlte Suleiman, und um auch dem großen Haufen einen Beweis seiner brüderlichen Pietät zu geben, ließ er es sich angelegen sein, den Leichnam auf das ehrenvollste zu bestatten. Er selbst holte ihn mit einer Anzahl rechtgläubiger Freunde, mit denen er abwechselnd den Sarg trug, von dem Dorfe ab, die sämmtlichen Klagefrauen Jerusalems wurden gemiethet, um dem Zuge voranzugehen, an dem Grabe wurde Brod und Geld unter Arme vertheilt und eine Anzahl blinder Männer angestellt, um auf dem Begräbnißplatze in lautem, cantilirendem Vortrag für den Todten den Koran abzubeten. Damit noch nicht genug, auch die drei folgenden Tage wurden die Klagefrauen beschäftigt und hatten je drei Mal, nämlich zuerst vor Sonnenaufgang, dann um Mittag und zuletzt nach Sonnenuntergang alle Straßen der Stadt zu durchziehen, um den brüderlichen Schmerz bis in die abgelegensten Quartiere hineinzutragen. —

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

Die Stiftungen August Herrmann Francke's in Halle. Festschrift zur zweiten Säcularfeier seines Geburtstages, herausgegeben von dem Directorium der Francke'schen Stiftungen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1863. 296 S. Mit dem Portrait des Stifters und 6 Stahlstichen.

Das uns vorliegende vortreffliche Werkchen enthält zunächst eine topographische Beschreibung des mächtigen Complexes der genannten Institute, die jetzt aus Waisenhaus, Pädagogium, lateinischer Hauptschule, Realschule, Töchterschule, deutschen Schule, Apotheke, Buchdruckerei und Buchhandlung, der canstein'schen Bibelanstalt, der ostindischen Missions-Anstalt und dem Frauenzimmerstift bestehen, giebt dann eine ausführliche und interessante Biographie des Stifters, eine Geschichte der einzelnen Stiftungen und einen Ueberblick über die Mittel, durch welche die Erhaltung ermöglicht wird. Von den artistischen Beilagen erwähnen wir Francke's Portrait nach dem Originalbilde von Pesne, gestochen von M. Voigt, und sechs Stahlstiche, welche die Hauptgebäude des großartigen Institutes uns vorführen. — Wir empfehlen das Werk unsern Freunden und Lesern um so mehr, als die Francke'schen Stiftungen, in welchen seit ihrem Bestehen das christliche Element der Jugendbildung in den Vordergrund aller Erziehung gestellt worden ist, bis auf unsere Zeit auch für das Waisen- und Armenschulwesen des ganzen evangelischen Deutschlands ein starker Hebel und mächtiger Impuls gewesen ist, dessen segensreiche Wirkungen täglich ersichtlicher werden.

Hth.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 42. Berlin, den 14. October 1863. **Nr. 42.**

Eine Erinnerung an Solferino

ist der Titel einer Schrift des Herrn J. Henry Dunant,*) deren deutsche Bearbeitung nach der dritten Auflage des Originals uns vorliegt. Der Verfasser wohnte als einfacher Tourist der Schlacht von Solferino bei; er war Augenzeuge jenes furchtbaren Zusammenstoßes von mehr als 300,000 Kriegern, deren Schlachtlinien sich fast 2 Meilen ausdehnten, auf welcher man sich länger als 5 Stunden schlug. Dunant sah in den folgenden Tagen das Schlachtfeld getränkt von Blut, bedeckt mit verstümmelten Leichen, mit unglücklichen Verwundeten, welche den bittersten Qualen blosgestellt waren. Er besuchte mehrere improvisirte Hospitäler, in denen die Verwundeten der Hülfe und Pflege entbehrten, durch welche sie hätten gerettet oder doch ihre Leiden gemildert werden können; er sah die blutenden Wunden, die zerrissenen Glieder, die Qualen der armen Soldaten, welche, aus Mangel an Hülfe hinstarben, fern von Heimath und Familie. Er hörte ihre Klagen, wurde erschüttert von dem Schmerzensschrei der Unglücklichen, welche überwältigt von den Leiden und Entbehrungen, verzweiflungsvoll dem Tode verfielen oder in starrer Resignation ihr Ende erwarteten. Er war Zeuge von aufopfernder Hingebung für die Rettung der Verwundeten, wie andererseits von dankbarer Erkenntlichkeit. Er schließt die ergreifende Schilderung mit dem Ausspruche, daß der Krieg ein gewaltiges Unglück ist, welches das Mitleid und die thätige Hülfe aller Wohldenkenden und Menschenfreunde für seine Opfer aufruft. —

„Aber weshalb," so fährt er fort, „haben wir hier so viele schmerzliche und ergreifende Auftritte geschildert und vielleicht so manche peinliche Gefühle geweckt? Weshalb mit Vorliebe gerade solche erschütternde Gemälde mit einer fast gesuchten Ausführlichkeit vor den Augen der Leser aufgerollt?

Auf diese so natürliche Frage sei es uns erlaubt, mit einer andern Frage zu antworten: —

Wäre es nicht möglich, freiwillige Hülfsgesellschaften zu gründen, deren Zweck ist, die Verwundeten in Kriegszeiten zu pflegen oder pflegen zu lassen?! —

Da man wohl verzichten muß auf die Wünsche und Hoffnungen der Mitglieder der Gesellschaft der Friedensfreunde oder auf die Traumgebilde des Abbé von Saint Pierre und die Inspirationen des Grafen von Sellon, da die Menschen fortfahren sich gegenseitig zu tödten, ohne sich zu hassen, und da der größte Ruhm im Kriege darin besteht, so viele Menschen als möglich zu tödten; da man offen erklärt, wie Graf Joseph de Maistre versichert, daß „der Krieg etwas Göttliches sei;" da man täglich mit einer Beharrlichkeit, die eines besseren Zieles werth wäre, immer schrecklichere Zerstörungsmittel als die bisherigen erfindet, und die Erfinder dieser Mordwerkzeuge von den meisten europäischen Großstaaten, in denen man sich immer mehr rüstet, noch begünstigt werden; weshalb sollte man nicht die Zeit der momentanen Ruhe und Friedensstille benutzen, um eine Frage von so hoher Wichtigkeit, sowohl vom Standpunkte der Menschlichkeit, als von dem des Christenthums zu entscheiden? Sobald einmal dieser Gegenstand einem Jeden zum Nachdenken unterbreitet wird, so wird dies nicht ermangeln, ohne Zweifel auch Betrachtungen und Schriften von gewandteren und competenteren Personen hervorzurufen; allein sollte nicht alsogleich ein solcher, den verschiedenen Zweigen der großen europäischen Familie zur Beurtheilung übergebener Gedanke schon jetzt die Sympathien und die Aufmerksamkeit aller Jener beschäftigen, welche ein Gefühl für die Leiden ihrer Mitmenschen im Herzen tragen? —

Die Gesellschaften dieser Art würden, einmal constituirt und permanent eingesetzt, während den Zeiten des Friedens wohl keine bestimmte Thätigkeit haben*), allein sie wären dann für den Fall eines Krieges vollständig organisirt; sie sollten auf alle Fälle in den Ländern, in denen sie bestehen, auf das Wohlwollen der Landesfürsten zählen können und bei Kriegsfällen von den Monarchen der kriegführenden Mächte die nöthige Erlaubniß erhalten, und alle möglichen Erleichterungen finden, um ihre Aufgabe nach Kräften erfüllen zu können. Diese Gesellschaften sollten deshalb in Bezug auf ihre innere Organisation in jedem Lande als Mitglieder des leitenden oberen Co-

*) Basel 1863. Verlag von H. Georg.

*) Diese Gesellschaften könnten übrigens selbst bei epidemischen Krankheiten oder bei Unglücksfällen, wie Ueberschwemmungen und Feuersbrünsten, große Dienste leisten; der philanthropische Zweck, aus dem sie hervorgegangen wären, ließe sie überhaupt bei allen Gelegenheiten wirksam sein, wo ihre Thätigkeit Nutzen bringen könnte.

mité's Männer in sich aufnehmen, welche durch ihre achtungswerthen Eigenschaften allgemein geschätzt sind. Die Comité's hätten dann einen Aufruf ergehen zu lassen an alle Personen, welche, von den Gefühlen der wahren Philanthropie durchdrungen, in dem geeigneten Augenblicke bereit wären, sich dieser Aufgabe zu widmen, und diese Aufgabe würde bestehen: 1) in Uebereinstimmung mit den Militairverwaltungen, d. h. mit ihrer Unterstützung und im Nothfalle unter ihrer Leitung, die nöthige Hülfe und Pflege auf dem Schlachtfelde selbst während des Gefechtes den Verwundeten angedeihen zu lassen; alsdann 2) diese Pflege der Verwundeten bis zu ihrer vollständigen Wiederherstellung in den Spitälern fortzusetzen. Eine so ganz natürliche Hingebung findet sich weit häufiger, als man glaubt, und manche Personen, wenn sie einmal sicher sind, nützlich sein zu können, und überzeugt, durch die Ermuthigung und die von der obersten Verwaltung gewährte Erleichterung, jetzt besser etwas Gutes thun zu können, würden nun sicherlich und selbst auf ihre eigenen Kosten herbeikommen, um während kurzer Zeit eine so ungemein philanthropische Aufgabe zu erfüllen. In diesem für so egoistisch und kaltherzig verschrieenen Jahrhunderte, welche Anziehungskraft müßte es nicht für edle und gefühlvolle Herzen, für ritterliche Charaktere haben, den gleichen Gefahren wie die Krieger zu trotzen, und dabei eine ganz freiwillige Mission des Friedens, der Tröstung und der Selbstverleugnung zu erfüllen!

Die Beispiele der Geschichte beweisen, daß es durchaus nichts Grillenhaftes ist, auf solche Hingebungen zu zählen, und um hier nur deren zwei bis drei zu erwähnen, so wird man sich wohl des Erzbischofes von Mailand erinnern, des heil. Carolo Borromeo, welcher aus seiner Diöcese nach dieser Stadt kam, als die Pest von 1576 in derselben hauste, und, ohne die Ansteckung zu fürchten, den Einwohnern Hülfe leistete und sie zu ermuthigen suchte. Und wurde sein Beispiel nicht im Jahre 1627 von Frederico Borromeo nachgeahmt? Wurde nicht Bischof Belzunce von Castel-Moron berühmt durch seine heroische Hingebung, welche er bei den Verheerungen dieser grausamen Landplage in den Jahren 1720 und 1721 in Marseille an den Tag legte? Hat nicht ein John Howard Europa durchreist, um die Gefängnisse, Lazarethe und Spitäler zu besuchen? Die Schwester Marthe von Besançon war ja auch in den Jahren 1813 bis 1815 dafür bekannt, daß sie die Verwundeten der alliirten sowie die der französischen Armee verband; und vor ihr hatte sich eine andere Klosterfrau, die Schwester Barbara Schyner, im Jahre 1799 in Freiburg ausgezeichnet durch die Pflege der Verwundeten der feindlichen Armee und derjenigen der Armee ihres Vaterlandes.

Allein wir wollen hier namentlich nur zwei solcher in neuerer Zeit vorgekommener Fälle erwähnen, welche in dem orientalischen Kriege vorkamen und vollständig zu unserm Gegenstande passen. Während die barmherzigen Schwestern die Verwundeten und Kranken der französischen Krim-Armee pflegten, kamen von Norden und Osten zwei edle Legionen hingebender Krankenwärterinnen, von zwei heiligen Frauen geführt, bei der russischen und bei der englischen Armee an. Kaum war nämlich der Krieg ausgebrochen, als die Großfürstin Helena-Paulowna von Rußland, geb. Prinzessin Charlotte von Württemberg und Wittwe des Großfürsten Michael, mit nahe an 300 Damen St. Petersburg verließ, und diese Damen übernahmen nun den Dienst der Krankenwärterinnen in den Spitälern der Krim, wo sie Tausende russischer Soldaten retteten.*) Anderseits erhielt Miß Florence Nightingale, welche die Spitäler von England und die hauptsächlichsten Barmherzigkeits- und Wohlthätigkeitsanstalten auf dem Festlande besucht und sich, indem sie auf die angenehme Lebensweise ihres Standes verzichtete, wohlthätigen Zwecken gewidmet hatte, einen dringenden Aufruf von Lord Sidney Herbert, zu jener Zeit Kriegssekretair des britannischen Reiches, in welchem sie ersucht wurde, die Pflege der englischen Soldaten im Oriente zu übernehmen. Miß Nightingale, deren Namen seitdem im Volksmunde lebt, zögerte keinen Augenblick, diesen Vorschlag, für den sie auch das Herz ihrer Monarchin eingenommen wußte, anzunehmen, und sie reiste im November 1854 über Constantinopel und Scutari mit 37 englischen Damen, welche gleich nach ihrer Ankunft in der Krim die so zahlreichen Verwundeten von Inkerman zu pflegen Gelegenheit hatten. Im Jahre 1855 folgte ihr Miß Stanley mit 50 neuen Gefährtinnen, wodurch es Miß Nightingale möglich wurde, nach Balaklava zu gehen und dort die Spitäler zu besuchen. Man weiß ja, was ihre glühende Liebe für die leidende Menschheit in der Krim für Gutes vollführte.**)

Allein wie viele andere Beweise von Hingebung, sowohl in der neueren als in der älteren Zeit, und von denen wohl die meisten unbekannt geblieben sind, wie Viele waren mehr oder weniger erfolglos, weil sie allein standen und nicht durch zusammengreifende und wohlorganisirte Anordnungen unterstützt wurden!

Wenn solche freiwillige Krankenwärter den 24., 25. und 26. Juni in Castiglione, oder zur selben Zeit in Brescia wie auch in Mantua und Verona gewesen wären, welch' unberechenbares Gute hätten sie hier wohl leisten können? Wären sie nicht während dieser schrecklichen Nacht vom Freitag auf den Samstag, da sich Klagen und durchdringende Hülferufe aus der Brust von Tausenden von Verwundeten rangen, welche bei den furchtbarsten Schmerzen von der unaussprechlichen Qual des Durstes geplagt wurden, von dem größten Nutzen gewesen!

Wenn der Fürst von Isenburg in seinem besinnungslosen Zustande etwas früher durch mitleidige Hände von

*) Während des Orientkrieges vom Winter 1854—1855 besuchte der Kaiser von Rußland, Alexander II., die Spitäler der Krim. Dieser mächtige Herrscher, dessen ausgezeichnetes Herz und dessen großmüthige, menschenfreundliche Seele bekannt genug sind, war von dem Schauspiele, das sich seinen Blicken darbot, so tief ergriffen, daß er sich von diesem Augenblicke an entschloß, Frieden zu schließen, da es ihm widerstrebte, die Metzeleien fortdauern zu lassen, welche eine so große Zahl seiner Unterthanen in diesen bejammernswerthen Zustand versetzen.

**) Das Bild der Miß Florence Nightingale, wie sie während der Nacht mit einer kleinen Laterne in der Hand die weiten Schlafsäle der Militairspitäler durchwandert und den Zustand jedes Kranken sich aufschreibt, um ihm die nothwendigste Hülfe verschaffen zu können, wird sich wohl niemals aus den Herzen Derer verwischen lassen, welche Gegenstand oder Zeuge dieser bewunderungswürdigen Barmherzigkeit waren, und die Geschichte wird den Namen dieser Frau für immer in ihren Annalen bewahren.

diesem feuchten, blutgetränkten Boden aufgehoben worden wäre, so würde er nicht heute noch an den Wunden leiden, welche durch die Vernachlässigung von mehreren Stunden sich ungemein verschlimmert hatten; und wenn man nicht zufällig, durch sein Pferd auf ihn aufmerksam gemacht, ihn unter so vielen Leichnamen hervorgezogen hätte, würde er nicht wegen Mangel an Hülfe zu Grunde gegangen sein, wie so manche andere Verwundete, welche nicht weniger Geschöpfe Gottes sind, und deren Tod nicht minder schmerzlich ihre Familien berührt haben wird? Glaubt man nicht, daß diese schönen jungen Mädchen und diese guten Frauen von Castiglione noch viele der verstümmelten oder entstellten Krieger, welche noch zu heilen waren, hätten pflegen können? Es genügte aber hier nicht an schwachen und oft unwissenden Frauen, nein, es hätten mit und neben ihnen erfahrene, taugliche und entschlossene Männer thätig sein sollen, welche, im Voraus organisirt, in das Ganze Ordnung gebracht haben würden, um alle jene Unglücksfälle und Fieber zu vermeiden, welche die Wunden nur verschlimmern und sie schnell genug tödtlich werden lassen.

Wenn man eine hinlängliche Anzahl Gehülfen gehabt hätte, um bei dem Aufsuchen der Verwundeten in der Ebene von Médole und in den Schluchten von San Martino, sowie auf den Abhängen des Fontanaberges oder der Mametons von Solferino thätig zu sein, so würde man nicht den 24. Juni während vieler langer Stunden jenen Bersagliere, jenen Ulanen oder jenen Zuaven in so drückender Todesangst, in der so bitteren Furcht des Verlassenseins gelassen haben; diese Unglücklichen versuchten trotz ihrer furchtbaren Schmerzen sich zu erheben, und gaben vergebens von der Ferne und wiederholt Zeichen, damit man eine Tragbare nach ihrer Seite hinbringe. Endlich würde man nicht in den schrecklichen Fall gekommen sein, wie dies nur zu wahrscheinlich den andern Tag geschehn, noch Lebende mit den Todten zu begraben!

Bei besseren und vollkommneren Transportmitteln *) würde man jenem Jäger der Garde die schmerzhafte Amputation in Brescia erspart haben, die allein nur dadurch nothwendig geworden war, weil dem Verwundeten während des Weges von dem Feldlazarethe seines Regiments bis nach Castiglione auch gar keine ordentliche Pflege gewidmet worden war. Sollte der Anblick dieser jungen Invaliden, welche, nun eines Armes oder eines Beines beraubt, so traurig in ihre Heimath zurückkehren, nicht ein Gefühl der Reue oder des Bedauerns wachrufen, daß man nicht den bedenklichen Folgen der Verwundungen zuvorkam, welche durch schnelle und rechtzeitige Hülfe oft so leicht zu heilen gewesen wären? Und würden diese in den Lazarethen von Castiglione oder in den Spitälern von Brescia verlassenen Sterbenden, von welchen Mehrere sich in ihrer Sprache nicht verständlich machen konnten, ihren letzten Seufzer scheltend und fluchend ausgestoßen haben, wenn Jemand bei ihnen gewesen wäre, um sie anzuhören und zu trösten? *)

Hätte nicht trotz des Eifers, den die lombardischen Städte und die Einwohner von Brescia an den Tag legten, noch ungeheuer Vieles gethan werden können? In keinem Kriege und in keinem Jahrhunderte hatte man so viele schöne Beweise von Barmherzigkeit gesehen, und doch reichten dieselben durchaus nicht aus bei so vielen Leidenden, welche eine Unterstützung in Anspruch nahmen, und außerdem galt auch die meiste Sorgfalt nur der alliirten Armee und durchaus nicht den Oesterreichern, und sie war hervorgerufen durch das Gefühl der Erkenntlichkeit eines Volkes, das von einer fremden Unterdrückung befreit wurde, und in der ersten augenblicklichen Aufwallung von Enthusiasmus und Sympathie zu jedem Opfer sich bereit fand.

Es ist wahr, es gab in Italien muthige Frauen, deren Geduld und Ausdauer kein Ziel kannte, allein ach! ihre Zahl war nicht sehr groß; die ansteckenden Fieber hielten gar viele Personen ab, und die Krankenwärter und sonstigen Bedienten entsprechen nicht auf lange Zeit den an sie gestellten Anforderungen. Für eine solche Aufgabe kann man keine gedungenen Personen brauchen, welche von Ekel abgeschreckt oder durch die Müdigkeit fühllos, hartherzig und faul gemacht werden. Andererseits bedarf es schneller Hülfe, denn was heute einen Verwundeten retten kann, rettet ihn morgen nicht mehr; oft bei dem geringsten Zeitverluste kann der Brand eintreten, der den Kranken hinwegrafft. **) Man muß deshalb freiwillige

*) Sobald man bessere Transportmittel anwendet, so werden auch die häufigen Verschlimmerungsfälle während der kurzen Strecke vom Schlachtfelde bis zum Feldlazarethe vermieden werden, und dadurch vermindert sich auch die Zahl der Amputationen und selbstverständlich die Ausgaben für jenen Staat, der die Invaliden zu pensioniren gezwungen ist.

Mehrere Chirurgen haben in letzterer Zeit den Transport der Verwundeten zum Gegenstande besonderer Studien gemacht; so erfand Dr. Appia einen weichen, leichten und sehr einfachen Apparat, in Folge dessen die Stöße in den Fällen von Knochenbrüchen vermindert werden, und Dr. Martrès hat auch mit günstigem Erfolge seine Aufmerksamkeit dieser Frage zugewendet.

Herr Louis Joubert, ehemaliger Zögling der Chirurgie in den Spitälern von Paris und jetzt Premier-Attaché des kaiserlichen Hauses, hat seit dem italienischen Kriege eine Tornister-Tragbare oder ein Tornisterbett mit einem sehr einfachen und sinnreichen Mechanismus erfunden, welches so bedeutende Vortheile darbietet, daß man bereits eine gewisse Anzahl dieser Transportapparate den französischen Expeditionstruppen nach Mexiko und Cochinchina mitgab. Mehrere Regierungen, welche bereits die Nützlichkeit dieses Tornisterbettes erkannten, haben dasselbe angenommen, und seine Anwendung ist auch schon in Frankreich bei den Civilverwaltungen, in großen industriellen Etablissements, wie Hüttenwerken, großen Bauhöfen, Minen u. s. w. ziemlich allgemein. Das Tornisterbett kann zu gleicher Zeit als Schutzzelt, Feldbett, provisorisches Spitalbett und als gedeckte Tragbahre mit Kopfkissen dienen. Der Apparat des Herrn Joubert ist durch seine glückliche Zusammensetzung, seine große Leichtigkeit, seine Form und sein geringes Volumen allen früheren und neueren Systemen vorzuziehen und besteht aus Theilen, welche den Soldaten schon bekannt und auch sonst nützlich sind.

Sollten diese Gesellschaften, welche wir entstehen sehen möchten, nicht in ganz besonderer Weise jene zu ehren suchen, welche, wie Herr Joubert, ihr Talent und ihre Nachtwachen so menschenfreundlichen und wohlthätigen Nachforschungen oder Erfindungen widmen! —

*) Während des Krieges in Italien wurden selbst einige Soldaten von einem solchen Heimweh erfaßt, daß sie, ohne andere Krankheit und ohne irgend eine Verwundung, daran starben.

**) Beim Beginn des italienischen Feldzuges und ehe noch irgend ein Gefecht geliefert wurde, hatte Frau N . . . bei einer Abendgesellschaft in Genf den Vorschlag gemacht, ein Comité zu bilden, um den Verwundeten Hülfe zu leisten; mehrere Personen, an die sie sich selbst deshalb wandte, fanden diesen Vorschlag etwas verfrüht, und auch ich konnte mich nicht enthalten, darauf mit der Bemerkung zu antworten: „Wie mag man daran denken, Charpie zu bereiten, ehe es nur einen

Krankenwärter und Krankenwärterinnen haben, welche gewandt, vorbereitet oder eingeweiht sind, um bei einem solchen Hülfswerke thätig sein zu können, und die auch, durch die Anführer der kriegführenden Armeen anerkannt, in ihrer Mission unterstützt und durch jedwede Erleichterung begünstigt werden. Das Personal der militärischen Lazarethe ist immer ungenügend, und wenn man es auch verdoppeln oder verdreifachen wollte, so würde es dennoch nicht ausreichen; man muß immer wieder zum Publikum seine Zuflucht nehmen, man ist dazu gezwungen, und man wird immerwährend dazu gezwungen werden; denn nur seine Mitwirkung macht die Erreichung des vorgesteckten Zieles möglich. Es handelt sich deshalb darum, einen Aufruf, eine Bitte an die Männer aller Länder und jeden Ranges ergehen zu lassen, von den Mächtigen dieser Welt bis zu den ärmsten Arbeitern; denn Alle können auf die eine oder andere Weise und Jeder in seiner Art und nach seinen Kräften bei dieser guten That mitwirken. Ein Aufruf dieser Art würde den Frauen eben so gut als den Männern gelten, der auf den Stufen eines Thrones sitzenden Prinzessin ebensowohl, als der dienenden und ergebenen Waise, oder der auf Erden allein stehenden Wittwe, kurz Allen, welche ihre letzten Kräfte der Linderung der Leiden ihres Nächsten widmen wollen; man würde ihn sowohl an einen General oder Feldmarschall, als auch an einen Philanthropen und einen Schriftsteller richten, der von seiner Arbeitsstube aus in seinen Veröffentlichungen mit Talent eine Frage aufzufassen im Stande wäre, welche die ganze Menschheit interessirt, und die in beschränkterem Maße jedes Volk, jede Gegend, ja selbst jede Familie berührt; denn nirgends weiß man sicher, ob man sich den Folgen eines Krieges entziehen könne.

Wenn nach der Schlacht von Solferino ein österreichischer und ein französischer General an dem gastfreundlichen Tische des Königs von Preußen neben einander sitzen konnten, um sich in guter Freundschaft zu unterhalten, was würde sie wohl gehindert haben, eine des allgemeinen Interesses und der allgemeinen Aufmerksamkeit so würdige Frage zu prüfen und zu besprechen?

Bei außerordentlichen Gelegenheiten wie jene, welche in Köln und Chalons kriegserfahrene Fürsten von so verschiedenen Nationalitäten zusammenbrachten, wäre es da nicht wünschenswerth, daß man diese Art von Congreß benutzte, um irgend einen internationalen, vertragsmäßigen und geheiligten Grundsatz festzustellen, der, einmal angenommen und gegenseitig anerkannt, als Basis zur Errichtung von Hülfsgesellschaften für Verwundete in allen Theilen Europa's dienen würde? Es wäre um so nothwendiger, sich im Voraus über solche Maßregeln zu vereinigen und sie festzustellen, da jeweilen mit dem Beginne von Feindseligkeiten die kriegführenden Mächte schon schlecht genug auf einander gestimmt sind, und nur solche Fragen in Berücksichtigung zu ziehen geneigt sein dürften, welche zunächst ihre eigenen Angehörigen betreffen. *)

Die Humanität und die Civilisation verlangen gebieterisch nach dem hier angedeuteten Werke; es scheint uns, daß dessen Vollführung selbst eine Pflicht wäre, zu deren Erfüllung jeder irgend einflußreiche Mann seine Unterstützung und jeder Wohldenkende irgend einen Gedanken beitragen sollte. Welcher Monarch könnte diesen Gesellschaften seine Unterstützung versagen, und wer von ihnen wäre nicht glücklich, den Soldaten seiner Armee die volle Sicherheit zu verschaffen, daß sie, sobald sie verwundet sind, alsogleich und in der sorgfältigsten Weise gepflegt werden? Welcher Staat würde nicht Denen seinen Schutz gewähren, welche auf diese Weise das Leben brauchbarer Bürger zu erhalten suchen? Ein Krieger, der seinem Vaterlande dient oder es vertheidigt, hat er nicht Anspruch auf die Sorge seines Vaterlandes? Welcher Offizier, welcher General, wenn er seine Soldaten so zu sagen als „seine Kinder" betrachtet, sollte nicht wünschen, daß die Aufgabe der Krankenwärter erleichtert werde? Welcher Militair-Intendant, welcher Ober-Chirurg würde nicht dafür erkenntlich sein, wenn eine Anzahl intelligenter Personen ihm beistehen und unter einer guten Leitung diesem Zwecke dienen wollte? **)

Ist es endlich nicht in einer Zeit, in welcher man so viel von Fortschritt und Civilisation spricht, in welcher die Kriege einmal nicht immer vermieden werden können, ist es da nicht dringend nothwendig, Alles zu thun, um den Schrecken derselben zuvorzukommen, oder diese mindestens so viel wie möglich zu mildern, und zwar nicht allein auf den Schlachtfeldern, sondern auch und namentlich in den Spitälern während der so langen und schmerzensreichen Wochen, welche die Unglücklichen dort zuzubringen haben?

Um dieses Werk zur Ausführung zu bringen, ist ein hoher Grad von Hingebung von Seiten einer gewissen Anzahl von Personen nöthig ***), aber sicherlich würde es bei dieser Gelegenheit an den nothwenigen Geldmitteln nicht fehlen. In Kriegszeiten wird wohl Jeder

einzigen Verwundeten gegeben hat." Und doch wie nützlich wäre schon bei den ersten Gefechten diese Charpie in der Lombardei oder im Venetianischen gewesen! — Es ist somit durch die sich mir darbietenden Thatsachen, die ich hier mittheilte, meine Ansicht in dieser Beziehung geändert worden, und in Folge dessen sah ich mich auch veranlaßt, einige Bemerkungen über diesen Gegenstand mit einfließen zu lassen; der Himmel wolle geben, daß dieselben eine bessere Aufnahme finden, als ich sie den Vorschlägen der Frau N... im Mai 1859 angedeihen ließ!

*) Beruft man nicht kleine Congresse von Gelehrten, Juristen, Astronomen, Statistikern, Oeconomen, welche über weit geringere Fragen sich zu besprechen haben, und giebt es nicht internationale Gesellschaften, welche sich mit Industrie, Wohlthätigkeit, öffentlichen Nutzen u. s. w. beschäftigen?

**) Durch die Gesellschaften, wie wie sie im Auge haben, würde man noch den Vortheil haben, daß man alle Verschleuderung und die unrechtmäßige Vertheilung der zugesendeten Unterstützungen vermiede. Während des orientalischen Krieges z. B. wurden von St. Petersburg aus bedeutende Ladungen von Charpie, welche von russischen Damen gesammelt worden waren, nach der Krim geschickt; allein die Ballen, anstatt in die Spitäler zu gelangen, wohin sie adressirt waren, kamen in die Papierfabriken, welche sich ihrer natürlich wie einer Waare für ihre Industrie bemächtigten.

***) Auf alle Fälle bedarf es zur Bildung der Comité's nur des guten Willens von Seiten einiger achtbarer Männer, welche bei irgend welcher Beharrlichkeit durchaus nicht berufen sein würden, sich selbst auf außerordentliche Weise zu bethätigen. — Man hätte Cadres nöthig, welche, gleichsam im Verborgenen, eine Art Generalstab bildeten, unter der Leitung großherziger Philanthropen, welche, stets bereit zum Handeln, während des Friedens, ohne sich aufzulösen,

seine, wenn auch noch so kleine Gabe darbieten, sobald von Seiten des Comité's die betreffenden Aufforderungen an ihn gelangen; die Völker bleiben nicht kalt und gleichgültig, sobald die Söhne des Landes sich schlagen; das Blut, das bei den Gefechten vergossen wird, es ist ja dasselbe, welches in den Adern der ganzen Nation fließt. Es wäre darum kein Hinderniß irgend welcher Art zu fürchten, das den Fortgang der vorgeschlagenen Unternehmung stören könnte. Die Schwierigkeit liegt nicht da, sondern es handelt sich nur darum, ein solches Werk auf ernsthafte Weise vorzubereiten und zu sehen, wie man diese Gesellschaften zusammensetzen könnte.*)

Wenn die furchtbaren Zerstörungsmittel, über welche die Völker in diesem Augenblicke verfügen, auch für die Zukunft die Dauer der Kriege verringern, so scheint uns doch, daß die Schlachten dadurch um so mörderischer werden; und in einem Jahrhunderte, in welchem das Unerwartete eine so große Rolle spielt, können da nicht von der einen oder der andern Seite auf die plötzlichste und unerwartetste Weise Kriege entstehen? — Liegt nicht in dieser Ueberzeugung allein Grund genug, um sich nicht überraschen zu lassen?" — —

Der in dem Vorstehenden enthaltene Aufruf des Herrn Dunant ist nicht ohne Erfolg gewesen. Aus vielen Ländern Europa's sind ihm zahlreiche Beweise von wahrer Sympathie für diese Anregung und zwar von Personen jeden Ranges, sowohl aus dem Militair- wie Civilstande, geworden. Er hat in Folge dieser so erfreulichen Aufforderungen, und im Auftrage der gemeinnützigen Gesellschaften zu Genf, welche dieser Angelegenheit ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet, dem im September hier in Berlin versammelt gewesenen internationalen Congreß einen Plan vorgelegt: zur Bildung von internationalen Vereinen Behufs Fürsorge für die Verwundeten und Kranken während des Krieges. Der Congreß hat denselben geprüft und sich in anerkennender Weise darüber ausgesprochen.

Ein in Genf zusammengetretenes Comité, an dessen Spitze der Chef der schweizerischen Bundesarmee, General Dufour steht, hat nun Einladungen zu einer am 26. d. Mts. daselbst stattfindenden internationalen Conferenz ergehen lassen, die sich mit der Constituirung einer Centralstelle der hier vorbezeichneten internationalen Vereine beschäftigen und die Grundzüge feststellen wird, nach welchen dieselben in's Leben treten sollen, und freuen wir uns, den Lesern dieses Blattes mittheilen zu können, daß der Durchlauchtigste Herren-Meister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, diesem ächt christlichen Unternehmen Höchstseine warme Theilnahme zugewendet hat und einen Ordens-Ritter nach Genf senden wird, um der Conferenz am 26. d. M. beizuwohnen.

Wie wir vernehmen, werden auch die Königlichen Minister des Krieges und des Innern je einen Delegirten nach Genf senden.

Indem wir uns vorbehalten, seiner Zeit weitere Mittheilungen in dieser Angelegenheit zu machen, sei zum Schlusse hier nur noch bemerkt, daß Seitens des Johanniter-Ordens bereits in den Jahren 1856 und 1859 bei den damals eingetretenen kriegerischen Aussichten das Nöthige eingeleitet worden war, um im Falle des Krieges zum Wohle der Verwundeten und Kranken die Zwecke des Johanniter-Ordens in möglichst umfassender Art zur Geltung bringen und der Durchlauchtigste Herrenmeister zu diesem Behufe einen Aufruf d. d. Schloß Glinecke, den 5. Juli 1859 an sämmtliche Ordens-Mitglieder hat ergehen lassen.

---

mehr oder minder unthätig blieben. — Die in verschiedenen Gegenden und in verschiedenen Oertlichkeiten organisirten Comités würden wohl, wenn auch von einander unabhängig, sich doch mit einander zu verständigen und in Verbindung zu setzen wissen, sobald irgend ein Krieg auszubrechen drohte.

*) „. . . . Man muß durch so ergreifende Beispiele, wie diejenigen, welche Sie erzählen, erkannt haben," so schrieb mir unter dem 19. Oct. 1862 der verehrte General Dufour, „was der Ruhm auf den Schlachtfeldern an Martern und Thränen kostet. Man läßt sich nur zu oft verleiten, die glänzenden Seiten eines Krieges zu sehen, und die Augen vor den traurigen Folgen desselben zu verschließen. . . . Es ist gut," setzte der berühmte General der schweizerischen Eidgenossenschaft hinzu, „die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Frage der Humanität zu lenken, und dazu scheint mir Ihre Schrift ganz besonders geeignet. Eine aufmerksame und sorgfältige Prüfung vermag mit Hülfe der Philanthropen aller Länder die Lösung derselben herbeizuführen. . ."

Aus der orientalischen Gegenwart.

Von Dr. G. Rosen.

Das Verbrechen.

(Schluß.)

II.

Noch sehe ich sie — es war das erste Mal, daß mir in Jerusalem der Anblick zu Theil wurde — wie sie — voran eine lange magere Mohrin — im Kothurnschritt das holprige Pflaster der St. Helenen Bergstraße, an welcher das preußische Consulat liegt, hinanstiegen, — gegen ein Viertelhundert Weiber in dem bedenklichen Alter, wo der letzte Rest von Jugendreiz abgethan, das Würdige und auch Mitleid Erregende des Greisenalters aber noch nicht gewonnen worden; die unter dem Einfluß von Noth und niedern Leidenschaften zu widerwärtigem Ausdruck entwickelten Gesichter, Gesichter, die den dichten Schleier des Orients als gemeinnützige Erfindung preisen machen konnten, noch verzerrt durch die Kundgebungen der bezahlten Trauer, offen zur Schau tragend; darüber aus unsauberem Kopftuche, einer übelgehaltenen Pferdemähne gleich, das Hauptbaar, bei einigen staubig schwarz, bei anderen wegen der vorschreitenden Ergrauung mit dem Hennakraut braunroth gefärbt, unordentlich hervorquillend; mit hoch erhobenen knochigen Armen, ein zweites nicht weniger verschossenes und zerlumptes Tuch als Symbol der im wahnsinnigen Schmerze ausgerauften Haarstränge zwischen den beiden Händen ringend; endlich im Gegensatz zu den anständigen Hieropolitinnen, welche ihren Stolz darin finden, immer vor dem Publikum in schneeigen Ueberwürfen zu erscheinen, mit trüben, im Superlativ den Eindruck des Ungewaschenen hervorrufenden, langen Gewändern angethan, aus deren Löchern und Rissen ebenfalls die Trauer herausblicken sollte, wie aus den Falten das Ungeziefer wohl wirklich herausblickte — noch höre ich sie, wie sie in gedehntem Klageton, nicht ganz ohne

Rhythmus, sonst aber nur in der Vermeidung alles Zusammenklangs übereinstimmend, hinter ihrer Anführerin, der langen Mohrin, deren schrillendes Organ sich im Sande der libyschen Wüste zu unglaublicher Kraft ausgebildet, ihr: Wach Yassidi, Wach Efendi, (Ach Herr, Ach Efendi) intonirten, Morgens früh die Schläfer in süßen Träumen störend, und zu allen Tageszeiten die kränklichen Kinder an den engen Straßen zum Schreien bringend. Unwillkürlich mußte man schaudern — die ganze Stadt wurde durch sie von dem zärtlichen Bruder in Mitleidenschaft gezogen.

Waren aber diese Trauerbezeugungen bestimmt, die Bewohner Jerusalems von der Aufrichtigkeit des Schmerzes, der sie veranlaßte, oder von Suleiman's Unschuld an dem Morde zu überzeugen, da verfehlten sie ihre Wirkung. Abderahman genoß, wie schon bemerkt, einer wenig verdienten Popularität, die er hauptsächlich dem Umstande verdankte, daß für ihn das Geld, welches dem geizigen Bruder abzudrücken jedes Mittel ihm recht war, sobald er sich in den Kreisen seiner Prädilection bewegte, allen Werth verloren hatte. Zu diesen Kreisen gehörten aber damals viele Europäer, Italiener, Franzosen und Brüder Straubinger aus der Schweiz und Deutschland, Gesindel, das, von dem orientalischen Kriege in die Türkei gelockt, sich für Opfer politischer Tendenzen ausgab, obwohl es anscheinend nur mit der heimathlichen Polizei-Ordnung und Criminal-Justiz in Conflict gestanden, und welches es vorzog, anstatt sich vor Sebastopol lahmschießen zu lassen, lieber auf ungefährlicherem Wege in entlegenen Paschaliks die Befriedigung des Durstes nachzugehen. In letzterer Beziehung mochte Abderahman Manchem behülflich gewesen sein; die Sensation, die sein Tod, sein Begräbniß und die laute Trauer des Bruders in der ganzen Bevölkerung gemacht hatte, fand daher in den spirituosen Gewölben des Griechenviertels einen verdoppelten Widerhall.

Es war dies die Zeit, wo die türkische Macht zu Wasser und zu Lande schwere Verluste erlitten und der christlichen Hülfe mehr als je bedurfte, wo aber in Constantinopel aus dem Kukuksei des Vertrages gegen Rußland die Uebermacht der beiden Alliirten ausgekrochen, wo in dem Nest die bewirtheten Patrone den bewirthenden Clienten fortwährend mit ihrem: „Civilisir Dich, oder stirb“, bedrohten, wo der Beherrscher der Gläubigen, vor Ingrimm weinend, auf den Maskenball eines Giaours — freilich eines Botschafters — geschleppt wurde, und die Pforte, demoralisirt durch die allgemeine Verachtung, die sich sogar in der Vorliebe der keuschen Harem-Schönen Constantinopels für die flotten dis-dones, — so hießen dort die französischen Offiziere — aussprach, mit jeder Post ihre Statthalter vor gewissen Herkömmlichkeiten, namentlich im Verhältniß zu den Rajah-Christen warnte. Dies alles fühlte sich auch in Jerusalem durch und wurde von Fremden und Heimischen lebhaft besprochen. Man kannte die Freundschaft des Pascha für Suleiman, man wartete, was er wohl in der Mordangelegenheit thun würde, und als er auf dies Warten mit einer vielsagenden Unthätigkeit antwortete, einer Unthätigkeit, deren wohlzuahnende Gründe unter andern Umständen sicher respectirt worden sein würden, glaubten Abderrahman's Cumpane aus allen Nationen diesmal sich nicht dabei beruhigen zu sollen. Ein Paar gewandte Burschen begaben sich nach dem Dorfe, wo das Verbrechen geschehen war, knüpften mit den Fellahs Unterhaltungen an, und ermittelten bald in zwei bekannten Persönlichkeiten die Mörder, welche — so wurde den unbefugten Inquirenten angedeutet — im Vertrauen auf die zwischen dem Suleiman und seiner Excellenz Kiamil Pascha, dem Statthalter von Palästina, bestehenden Freundschaft, es nicht einmal für nöthig gefunden hatten, sich auf einige Zeit in ein Nachbardorf zu expatriiren.

Diese Nachricht, von den Freunden des Ermordeten überall colportirt, machte in der heiligen Stadt gewaltigen Lärm. Die Neider und Widersacher Suleiman's unter den Effendis, die Beamten, deren Freundschaft zu erhandeln er versäumt hatte, und viele angesehene Private, eilten zum Pascha und trafen dort die Dolmetscher der Consulate, welche ebenfalls wegen der unerhörten Vernachlässigung der Strafjustiz bei einem so viel besprochenen Falle Vorstellungen zu machen ausgesandt worden waren. Der Pascha spielte der Versammlung gegenüber den Ueberraschten und in hohem Grade Entrüsteten. „Das klingt ja“, rief er aus, „als ob man sich nicht entblödet, meinen Namen in diese schmutzige Sache hineinzubringen. Jetzt trete ich selber als Kläger auf, für mich und für die hohe Pforte. Sofort sollen die Schufte arretirt und vorgeführt werden; ich will selber ihre Aussage hören; und wehe dem, an dem die Schuld hängen bleibt!“ —

Der Statthalter faßte also einen Entschluß, welcher um so mehr Beifall fand, als eine öffentliche Verhandlung im Municipalrath unter Anwesenheit der Dolmetscher zugesagt wurde. Das Experiment war gefährlich, denn man raunte sich ins Ohr, daß Suleiman dem hohen Herrn vor Kurzem seinige Mal bei schmählichen Bauern-Schindereien als Factotum gedient habe und genug von seinen Heimlichkeiten wisse, um ihn, freilich mit Aufopferung seiner selbst, jeden Augenblick aus dem Sattel heben zu können. Da war's gewagt, ihn Leuten gegenüber zu stellen, die ihn in ihrer rohen Einfalt als Anstifter des Brudermordes bezeichnen würden. Vielleicht aber hoffte er, daß dieselben noch nachträglich das Weite gesucht haben möchten.

Aber diese Hoffnung traf nicht zu. Mit dem guten Muthe, der sonst die Unschuld kennzeichnet, waren die Mörder ferner in ihrem Dorfe geblieben. Die zu ihrer Gefangennehmung ausgesandten Lanzenreiter fanden demnach auch keine Schwierigkeit, in kürzester Zeit mit ihnen in Jerusalem anzukommen. Daselbst aber hatte es mittlerweile zwischen Suleinam und seinem Gönner eine Scene gesetzt, und dem Letzteren war klar geworden, daß von den beiden Uebeln, nämlich einerseits einem Verhör der Verbrecher und andrerseits einem Klebenbleiben des Verdachtes der Mitschuld an seinem Namen, das Letztere das Geringere sei. Zur Abwehr des Ersteren traf also das Freunde-Paar energische Maßregeln, und zwar in folgender Weise:

Im Stadtthor wurden die Gefangenen ihren Begleitern durch die bewährtesten Trabanten des Pascha abgenommen und durch Zufall mit einem kleinen Umwege die via dolorosa entlang an der Seifensiederei der Dja-

rijeh vorübergeführt. Durch weitere Zufälle standen eben einige Fabrikarbeiter vor der Thüre, erkannten die Deliquenten und legten mit dem Rufe: „Sind das nicht die Strolche, die unsern jungen Herrn ermordet haben?" Hand an sie. Auf dies Signal stürzte die ganze Schaar der übrigen Arbeiter zum Hause hinaus und schrie: „Zur Blutrache für unsern Herrn! schlagt sie todt!" die Polizeidiener wollten sie vertheidigen, griffen aber so sehr fehl, daß sie die sämmtlichen nicht betheiligten Passanten als Unruhestifter verhafteten und die Straßen völlig absperrten, während die Arbeiter den beiden Fellah's mit Pflastersteinen die Schädel einschlugen und sie schleunigst zu stillen Männern machten.

Noch denselben Abend besuchte mich ein angesehener Efendi, theilte mir die Geschichte mit, und fügte hinzu: „Jetzt hat der Pascha gewonnen; von uns Einheimischen wird Niemand weiter den Mund aufzuthun wagen, und die Beweise gegen ihn und Suleiman sind verstummt." Wirklich war es so. Nur die Consuln drängten noch weiter in den Pascha, welcher aber wegen einer Antwort nicht verlegen war. „Niemand," sagte er, „könne betrübter, ja persönlich verletzter sein, als er, der Repräsentant der Regierung. Dem Morde des Abderrahman solle daher mit allem Fleiße weiter nachgeforscht werden. Was aber die Mörder anbeträfe, so hätten die, wenn auch auf unregelmäßige Weise, ihren gebührenden Lohn gefunden. Blutrache gehöre einmal zu den Palästinensischen National-Untugenden; gegen die Fabrik-Arbeiter könne er um so weniger einschreiten, als Christen darunter seien, und ihm in Constantinopel das als eine Verfolgung ausgelegt werden würde.

Es war nicht schwer hierauf zu repliciren, aber die Sache hatte damit ihr Bewenden. Nach einiger Zeit wurde Suleiman el Djarijeh Mitglied des Municipalraths. Der Pascha benutzte ihn zu lucrativen Commissionen, seine früheren Widersacher machten ihm, der Eine aus Furcht, der Andere in Hoffnung die Cour, und wie der vergiftete Vater, so waren der erschossene Bruder, die erschlagenen Fellahs, vergessene Leute!

Nur zwei Seelen gedachten noch des Abderrahman, eine unverheirathet gebliebene Schwester, bei der die Liebe zu dem gemordeten Bruder die Form des glühendsten Hasses gegen den Mörder angenommen hatte, und die vornehme Gattin des Letzteren, das Ziel seiner ehrgeizigen Wünsche, bei der die anfängliche Abneigung gegen den plebejischen Ehemann unter dem Einfluß der Schwägerin sich zu höhnischer Verachtung steigerte. Je mehr ihm im öffentlichen Leben Alles zu glücken schien, um so quälender wurde für ihn seine Häuslichkeit. Begreiflicher Weise war man über das Genauere der Vorgänge in seinem Harem nicht unterrichtet; wie aber das arabische Sprüchwort sagt, daß jeder Topf von dem durchschwitzt, was drinnen ist, so erfuhr man auch da — Niemand wußte woher — des Allgemeinen genug, und das abgehärmte Gesicht des reichen Mannes, sein abgezehrter Körper erschien als ein Beleg für die Wahrheit. Wie vordem die beiden Brüder, in allen Dingen sich feindlich gegenüberstehend, nur im Hochmuth und im Wunsche, den Vater zu beerben, übereingestimmt hatten, so fanden auch die beiden Weiber, Suleiman's Hausgenossinnen, bei aller Verschiedenheit an Interesse, Lebensansicht, ja Bildung, sich in der Gesinnung gegen ihn zusammen. Da an seinem Hausaltar war er der hungrige Geizhals, da war er der gemeine Hund, da war er der doppelte, dreifache Mörder — ja auch der Geizhals, denn in der beständigen Vermehrung seines Schatzes suchte er den Trost, den ihm das Familienleben versagte, und so war's, als hätte dies Laster den beiden concreten Furien als dritte abstracte sich beigesellt, um ihn zu züchtigen. Wäre nicht der Geiz gewesen, dann hätte er von den beiden andern sich losmachen können. Das muhammedanische Gesetz gestattet ja die Ehescheidung mit derselben Leichtigkeit, wie einst das römische. „Nimm das Deine und geh'!" brauchte in Rom nur der Hausvater seiner Gattin zu sagen, und mehr Förmlichkeit verlangt der Koran auch nicht. Aber im Orient bringt die Frau dem Mann keine Mitgift zu; im Gegentheil, er hat ihr eine Morgengabe zu zahlen, oder was gewöhnlicher ist, in bindender Weise zu versprechen, und diese Morgengabe, welche um so werthvoller sein muß, je höher im Range die Neuzuvermählende steht, ist nachher die Sicherung der Frau in ihrer ehelichen Stellung. Den patricischen Verwandten seiner Hälfte gegenüber hatte Suleiman sich im Ehecontracte zu einem Betrage verpflichten müssen, den herzugeben bei allem Reichthum für ihn drückend gewesen wäre, welcher aber bei der Trennung freies Eigenthum der Frau wurde. Obwohl sie ihm keine Kinder gegeben, graute ihm daher vor dem Spruch: „Nimm das Deine und geh'", auch der Schwester brauchte er nur ihren Erb-Antheil auszuzahlen; es wäre ihr nichts lieber gewesen, als das verhaßte Haus zu verlassen. Im Besitz eines kleinen Capitals und schwerlich sehr wählerisch, konnte sie sich ja noch verheirathen. Aber die Unfähigkeit, sich zu einem Opfer an Gelde zu entschließen, band ihn zu seinem Verderben mit den beiden Rachewesen zusammen.

So verfloß ein Jahr nach dem andern, und Suleiman wurde immer hohläugiger, olivenfarbiger, trübseliger. War es vielleicht trotz aller Vorsicht den Weibern gelungen, ihm ein „Mäusekraut" beizubringen? Wir wissen es nicht und wollen den Schleier, der über seinen Penetralien ruht, ungelüftet lassen. Ein tief wahrer orientalischer Spruch lautet: „des Mannes Haus ist entweder sein Paradies oder seine Hölle." — Für Suleiman war es die Hölle; auch hatte der den Jahren nach junge Mann längst das Ansehen eines Greises gewonnen, als ihn sieben Jahre nach der Ermordung Abderrahman's im Sommer 1862 ein schrecklicher Tod ereilte.

Nach längerer Kränklichkeit war bei ihm eine Hüftlähmung eingetreten, gegen welche er viele landesübliche Mittel erfolglos anwandte. Endlich wurde der gebildetste Arzt Jerusalems, ein junger Engländer, beschickt, welcher zum Anfange eine Anzahl warmer Sitzbäder verschrieb. Drei dieser waren bereits vorschriftsmäßig genommen worden, als bei dem vierten die beiden Weiber den hülflosen Mann in kochendes Wasser setzten und mit unglaublicher Fühllosigkeit so lange darin brühen ließen, bis sie wohl meinen mochten, daß er für diese Welt genug habe. Dann wurde mit ostensibler Hast zum Arzte geschickt, welcher den Patienten kaum noch bei Bewußtsein im elendesten Zustande mit in Fetzen vom Leibe herabhängender Haut

und schon brandig werdenden Fleischwunden antraf. Ein Erfolg war da von keiner Behandlung mehr zu erwarten, und nach wenig Stunden hauchte der Unglückliche sein qualvolles Leben aus.

Der Arzt machte den Weibern Vorwürfe, die sie aber nicht gelten ließen. „Du selbst," sagten sie, „hast ja die warmen Bäder verordnet! Wir sind unverständige Weiber und haben ein warmes Bad bereitet, ob zu viel oder zu wenig, geht über unsere Begriffe."

Die Regierung ging nicht so weit wie der Arzt; sie nahm von diesem neuen Verbrechen so wenig Notiz, wie von den vorhergehenden. Ohne amtliche Besichtigung oder sonstige Beanstandung wurde die Leiche Suleiman's herausgetragen und ruht jetzt in der Stille der Gruft am Moriah, unfern derjenigen des Vaters und des Bruders.

„Seine Feuerstelle ist erloschen," sagten untereinander die arabischen Nachbarn, wie sie von dem Begräbniß wiederkehrten. Einer Leiche das Geleit geben gilt nämlich bei den Muhamedanern als eine religiös verdienstliche Handlung, und nicht um den Todten zu ehren, sondern um sich Gott wohlgefällig zu machen, war Mancher mit hinausgegangen. Seine Feuerstelle ist erloschen, d. h. er ist ohne Nachkommenschaft hingestorben; noch jetzt, wie vor Jahrtausenden wird ein solcher Tod als ein Zorngericht des Allvergelters angesehen. Weiter wurden seine alten Sünden nicht wieder aufgewärmt, — es ist eine der besten Seiten der Mohammedaner, daß sie jeden Gestorbenen für der Barmherzigkeit Gottes bedürftig halten und deshalb Gerede über Todte, sei es nun zum Lobe, sei es zum Tadel, vermeiden.

Lautere Sensation machte der Fall unter den Europäern, die sich ja auch lebhafter in ihrem Rechtsbewußtsein verletzt gefühlt hatten, als der Verstorbene für jedes neue Verbrechen weltlich und scheinbar belohnt wurde. Ja nur weltlich und nur scheinbar; wie Tantalus lechzend im klaren Wasser stand, das er nicht erreichen konnte, so sollte er ohne Genuß im Golde wühlen, bis die unerbittliche Consequenz seiner Schuld die bittere Frucht der Rache gezeitigt hatte, und ihm die längst verwirkte Seele in einer Weise abgefordert wurde, gegen die jede ihm von der irdischen Gerechtigkeit auferlegte Todesart gering erschienen sein würde.

Verbrechen erzeugt Verbrechen, aber es erzeugt auch Strafe. Jetzt ist die Reihe an den beiden Weibern, den Mörderinnen Suleimans und Erbinnen seiner Schätze. Auch sie werden den Erinnyen nicht entgehen. —

Miscellen.

Ueber die Krankenpflege in den Pflanzungen Brasiliens entnehmen wir einem in der Wochenschrift „Das Ausland" enthaltenen Aufsatze „Brasilianische Sittengemälde" Folgendes:

„Eine andere wichtige und in den Augen des Pflanzers noch gewichtigere Person als der Pfarrer ist der „Doutor". Ein Sclave vertritt jetzt ein Kapital von zwei Cento (5000 Franks), daher versäumt man, im Fall er erkranken sollte, keine Pflege und Vorsicht. Auf jeder Pflanzung ist für ein geräumiges und gut gelüftetes Krankenhaus, eine aus London oder Paris verschriebene Apotheke und für einen Krankenwärter gesorgt, der dem Patienten nicht von der Seite geht. Ehemals waren die Doutores oder Aerzte selten, seit der Losreißung von Portugal hat sich aber vieles gebessert, medicinische Schulen sind in allen großen Städten errichtet und die Lehrstühle mit sehr gebildeten Männern besetzt worden, die man selbst in Europa nicht verschmähen würde. Die meisten kennen und sprechen die französische, sehr viele auch die deutsche Sprache, so daß man in ihren Bibliotheken die deutsch-französische Fachlitteratur findet. Auf den großen Pflanzungen steht das Krankenhaus für Jedermann in der Umgegend, für die armen Ansiedler der Nachbarschaft so gut wie für den Maulthiertreiber, der unterwegs von einer Krankheit befallen worden ist, offen. Noch schöner zeigt zu Zeiten von Epidemien der Brasilianer sein wohlwollendes Herz. Er wirft dann alle seine Trägheit ab und wetteifert mit seinesgleichen um zu helfen und Opfer zu bringen." —

Gründung einer Mägdeherberge in Breslau.

In neuester Zeit hat sich in Schlesiens Hauptstadt eine Anzahl edler und wohlthätiger Frauen und Männer zur Gründung einer Mägdeherberge vereinigt, in welcher ordentliche Dienstboten, welche durch Krankheit oder sonst unverschuldet dienstlos geworden sind, Aufnahme, nützliche Beschäftigung und Schutz vor sittlicher Verderbniß erhalten sollen: außerdem sollen, wenn dies später ermöglicht werden kann, darin tüchtige Dienstboten ausgebildet werden. In der neuen Anstalt soll, unterschiedlich von einer, bereits längere Zeit in Breslau bestehenden ähnlichen Herberge für katholische Dienstmädchen, kein confessioneller Unterschied gemacht werden, sondern es sollen darin Dienstboten eines jeden Glaubens ein Asyl finden. Mit großer Opferbereitwilligkeit sind sowohl durch fortlaufende feste Beiträge wie durch Geschenke schon so bedeutende Mittel aufgebracht worden, daß der Verein seine Thätigkeit hat bereits ins Leben treten lassen können. Das acquirirte Grundstück ist am 1. October a. c. schon als Herberge eröffnet worden. Die in Berlin und Hamburg bestehenden Anstalten derselben Art, die soviel Vorzügliches haben, sollen als Muster dienen; als Leiterinnen sollen Diakonissinnen angestellt werden. — Wir wünschen der neuen Anstalt ein rasches Gedeihen und ein gutes Gelingen des menschenfreundlichen Strebens. Die Namen der Personen, welche sich an die Spitze des Mildthätigkeitswerks gestellt haben, bürgen dafür daß das wahrer Menschenfreunde so würdige Ziel auch mit aller Kraft und Liebe werde gefördert werden, und bitten wir darum unsere verehrten Leser und Leserinnen, demselben auch ihre Unterstützung zu Theil werden zu lassen! —

Redactions-Notiz.

Wegen Dringlichkeit des Artikels „Erinnerung an Solferino" folgt die Fortsetzung von „Cunersdorf" in nächster Nummer.

D. R.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 43. Berlin, den 21. October 1863. Nr. 43.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Oct. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. September 1863	49		
	Zugang pro September	3		
		52		
	Abgang . .	9		
	Bleibt Bestand	43	43	54
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. September 1862	43		
	Zugang pro September	15		
		58		
	Abgang . .	19		
	Bleibt Bestand	39	39	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. September 1863	15		
	Zugang pro September	17		
		32		
	Abgang . .	16		
	Bleibt Bestand	16	16	24
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. September 1863	16		
	Zugang pro September	12		
		28		
	Abgang . .	15		
	Bleibt Bestand	13	13	26
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. September 1863	18		
	Zugang pro September	6		
		24		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	19	19	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. September 1863	19		
	Zugang pro September	7		
		26		
	Abgang . .	7		
	Bleibt Bestand	19	19	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. September 1863	27		
	Zugang pro September	13		
		40		
	Abgang . .	21		
	Bleibt Bestand	19	19	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. September 1863	15		
	Zugang pro September	9		
		24		
	Abgang . .	8		
	Bleibt Bestand	16	18	50
	zu übertragen	—	184	306
	Uebertrag		184	306
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. September 1863	47		
	Zugang pro September	16		
		63		
	Abgang . .	17		
	Bleibt Bestand	46	46	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1 September 1863	6		
	Zugang pro September	13		
		19		
	Abgang . .	9		
	Bleibt Bestand	10	10	42
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. September 1863	8		
	Zugang pro September	11		
		17		
	Abgang . .	9		
	Bleibt Bestand	8	8	16
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1. September 1863	9		
	Zugang pro September	5		
		14		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	11	11	17
13.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. September 1863	1		
	Zugang pro September	2		
		3		
	Abgang . .	2		
	Bleibt Bestand	1	1	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. September 1863	4		
	Zugang pro September	—		
		4		
	Abgang . .	2		
	Bleibt Bestand	2	2	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. September 1863	1		
	Zugang pro September	1		
		2		
	Abgang . .	1		
	Bleibt Bestand	1	1	8
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. September 1863	5		
	Zugang pro September	6		
		11		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	5	5	8
	zu übertragen	—	288	465

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Oct. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	268	465
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. September 1863	16		
	Zugang pro September	—		
		16		
	Abgang „ „	—		
	Bleibt Bestand	16	16	18
18.	**Altena:**			
	Bestand am 1. September 1863	12		
	Zugang pro September	2		
		14		
	Abgang „ „	3		
	Bleibt Bestand	11	11	38
	Zusammen:	—	295	521
	Am 1. September 1863 waren vorhanden	—	309	521
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. October verringert um	—	14	—

Der gesammte Abgang an Kranken pro September 1863 beträgt 152, davon sind:

a) gestorben . . . 16
b) geheilt entlassen . 124
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 12

wie vor 152.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. August 1863		13 Kranke.
Zugang pro August		21 „
		34 Kranke.
Davon sind: geheilt	13	
gebessert	3	
fortgegangen	5	
gestorben	1	
	22	22 „
Bleibt Bestand am 1. September 1863		12 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Muhamedaner, 1 Druse und 20 Christen.

Die Gesammtzahl der seit dem 1. Januar c. aufgenommenen Kranken beträgt 201.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats August 84 Kranke neu in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der poliklinisch Behandelten beträgt 532.

Der internationalen Conferenz zu Genf

behufs Bildung von internationalen permanenten Vereinen zur Fürsorge für die Verwundeten im Falle eines Krieges*), welche am 26. d. Mts. stattfindet, wird im Auftrage Sr. Königlichen Hoheit des Herrenmeisters der Ehrenritter Sr. Durchlaucht Prinz Heinrich XIII. Reuß beiwohnen und an den Berathungen derselben theilnehmen.

Diesen Berathungen wird der nachstehende Entwurf einer Uebereinkunft zum Grunde gelegt werden:

„Titel I. Allgemeine Bestimmungen.

Artikel 1. In jedem der Uebereinkunft beigetretenen Lande besteht ein National-Comité, dessen Aufgabe es ist, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel dem nicht genügenden officiellen Sanitätsdienst der Armeen im Kriege abzuhelfen.

Dieses Comité organisirt sich selbst, in der Art, welche ihm am nützlichsten und geeignetsten erscheint.

Artikel 2. Sectionen in unbeschränkter Zahl können sich bilden, um die Zwecke des National-Comité's zu fördern.

Sie hängen ab von diesem Comité, welchem allein die Leitung zusteht.

Artikel 3. Jedes National-Comité muß sich in's Einvernehmen mit dem Gouvernement seines Landes setzen und sich versichern, daß seine angebotenen Dienste demselben im Falle eines Krieges angenehm sind.

Artikel 4. Während des Friedens beschäftigen sich die Comités und ihre Sectionen mit den Verbesserungen, welche im Militär-Sanitätsdienste bei Errichtung von Ambulancen und Hospitälern, bei den Transportmitteln für Blessirte rc. einzuführen sind, und betreiben deren Ausführung.

Artikel 5. Die Comités und die Sectionen der verschiedenen Länder können sich zu internationalen Congressen vereinigen, um sich ihre Erfahrungen mitzutheilen und sich über die Maßregeln zu verständigen, die im Interesse des Werkes zu nehmen sind.

Artikel 6. Im Monat Januar jeden Jahres reichen diese National-Comités einen Bericht über ihre Arbeiten während des verflossenen Jahres ein, in dem sie diejenigen Mittheilungen zufügen, welche sie zur Kenntniß der Comités der andern Länder für geeignet halten. Der Austausch dieser Mittheilungen und Berichte geschieht durch Vermittelung des Comités in Genf, an das sie gerichtet werden.

Titel II. Specielle Bestimmungen im Falle des Krieges.

Artikel 7. Im Falle des Krieges leisten die Comités der kriegführenden Nationen die ihren Armeen nöthige Hülfe und sorgen insbesondere für die Bildung und Organisation von freiwilligen Krankenpfleger-Abtheilungen.

Sie können die Unterstützung der zu den neutralen Nationen gehörigen Comités erbitten.

Artikel 8. Die freiwilligen Krankenpfleger verpflichten sich für eine bestimmte Zeit zum Dienst und auch, sich in keiner Weise in die Kriegsoperationen zu mischen.

Sie werden je nach ihrem Wunsche im Felde oder in den Hospitälern verwandt. Die Frauen werden nothwendigerweise den letzteren überwiesen.

Artikel 9. Die freiwilligen Krankenpfleger tragen in allen Ländern eine Uniform oder ein gleichmäßiges Erkennungszeichen. Ihre Person ist unverletzlich, und müssen die Militärchefs ihnen Schutz gewähren.

Beim Beginn des Krieges werden die Soldaten der einen wie der andern Armee von dem Vorhandensein dieser Abtheilungen und ihrer ausschließlich wohlthätigen Bestimmung unterrichtet.

Artikel 10. Diese Abtheilungen der Krankenpfleger oder freiwillig Hülfeleistender marschiren am Ende der Armee, denen sie weder ein Hinderniß geben, noch Kosten verursachen dürfen. Sie haben ihre eigenen Transport-

*) Siehe No. 42 dieses Blattes vom 14. October c.

mittel, ihre Lebensmittel, ihre Vorräthe an Medicamenten und Hülfsmitteln jeder Art.

Sie werden zur Disposition der Armee-Chefs gestellt, welche sie nur benutzen, sobald sie ihrer bedürfen. Während der Dauer ihres activen Dienstes sind sie unter die Befehle der militairischen Autorität gestellt und zu derselben Disciplin verpflichtet, wie die wirklichen Sanitäts-Soldaten."

Außer dem vorstehenden Entwurfe hat das Comité in Genf noch das Folgende zur Berathung vorgeschlagen:

„1. Daß jede Regierung Europa's ihren speciellen Schutz und ihre hohe Patronage dem General-National-Comité angedeihen läßt, welches in jeder Hauptstadt Europa's geschaffen werden muß und das aus den ehrenwerthesten und geachtetsten Personen zusammengesetzt sein wird.

2. Daß die Regierungen erklären, daß in Zukunft das militairische Heilpersonal und diejenigen, welche davon abhängen, mitinbegriffen die anerkannt freiwillig Hülfeleistenden, von den kriegführenden Mächten als neutrale Personen angesehen werden.

3. Daß zur Zeit des Krieges die Regierungen sich verpflichten, die Mittel zum Transport des Personals und dessen Sanitätsvorräthe, welche die Gesellschaften senden werden, in den im Kriege begriffenen Ländern zu erleichtern."

Endlich wünscht das Genfer Comité, daß die internationale Conferenz die Mittel besprechen und prüfen möge, um dieses außerordentlich humane und philanthropische Werk zu realisiren, alles unter Berücksichtigung der Gesetze, der Gewohnheiten und Gebräuche der verschiedenen Nationen Europa's.

Es wünscht gleicherweise, daß die Conferenz prüfe, wie in einem Kampfe zwischen den Großmächten man die wirksamste Hülfe auf den Kriegsschauplatz bringen könne für die der einen oder der anderen Armee Angehörigen, indem man sorgfältig jeden Gedanken an Spionage und alles das vermeidet, was außerhalb des speciell christlichen und wohlthätigen Zweckes dieses vortrefflichen Werkes sein würde.

Cunersdorf.

Von T. Fontane.

(Fortsetzung.)

Frau von Friedland.

1788—1803.

Hans Sigismund von Lestwitz war am 16ten Februar 1788 zu Berlin gestorben, seine Leiche aber nach Cunersdorf übergeführt worden. Da ihm, wie wir gesehen haben, Amt Friedland als freies Eigenthum von Seiten des Königs verliehen worden war, so ging nun die ganze Herrschaft Friedland, die bereits eine ganze Anzahl von Gütern zählte, auf seine Erbtochter über, die damals schon den Namen „Frau v. Friedland" führte. Mit diesem Namen hatte es folgende Bewandniß:

Helene Charlotte v. Lestwitz, geb. am 18. November 1754, vermählte sich 1771 (also kaum 17 Jahre alt) mit Adrian Heinrich v. Borcke, K. Gesandten in Dresden, später in Stockholm. Die Ehe war jedoch, durch Schuld des Gemahls, keine glückliche und wurde bald nach der Geburt einer Tochter (Henriette Charlotte, spätere Gräfin v. Itzenplitz) wieder getrennt.

Da die Geschiedene so wenig wie möglich an eine Ehe erinnert sein wollte, die ihr eine Last und Kränkung gewesen war, so nahm sie unter Zustimmung des Königs den Namen einer Frau v. Friedland an und führte das Lestwitz'sche Wappen fort. Bei ihrer Trennung von Adrian Heinrich v. Borcke lebten die Eltern der Frau v. Friedland noch. Diese kehrte nunmehr in das väterliche Haus nach Schloß Cunersdorf zurück und lebte daselbst ausschließlich der Erziehung ihrer Tochter und der Ausbildung ihres eigenen Geistes. Nach dem Tode des Generals, ihres Vaters, übernahm sie sofort die Verwaltung der beiden Güter, und da es ihrem scharfen Auge nicht entging, daß die Bewirthschaftung, um zu größeren Erfolgen zu gelangen, vor allem eines größeren Betriebskapitals als bisher bedürfe, so verkaufte sie ihren Schmuck und ihre Juwelen, um sich in den Besitz eines solchen Kapitals zu bringen.

Dieser erste Schritt, mit dem sie die Verwaltung ihrer Güter begann, zeigt am besten, welch rascher und energischer Entschlüsse sie fähig war. Es war eine seltene und ganz eminente Frau; ein Charakter durch und durch. General v. d. Marwitz auf Friedersdorf, der ihr Gutsnachbar war, hat uns in seinen Memoiren eine Schilderung dieser ausgezeichneten Frau hinterlassen. Er schreibt: „Das Meiste in der Landwirthschaft (ungefähr alles, was ich nicht schon aus der Kindheit wußte und nachher aus der Erfahrung erwarb) habe ich von einer sehr merkwürdigen Frau in unserer Nachbarschaft gelernt, von einer Frau v. Friedland. Wie ich sie kennen lernte (1802), war sie ungefähr 12 Jahre im Besitz der Güter und führte Alles mit beispielloser Ausdauer und Geschick. Es waren sechs große Wirthschaften, die sie selbst leitete; Unterbeamte hatte sie keine anderen als Bauern, die sie selbst dazu gebildet hatte. Nicht nur war der Ackerbau im blühendsten Zustande, sondern sie hatte ihre Wälder aus sumpfigen Niederungen auf bisher öde Berge versetzt, diese Niederungen aber in Wiesen verwandelt, und so in allen Stücken. Ein solches Phänomen war natürlicher Weise weit und breit verschrieen. Man sagte, sie ritte auf den Feldern umher (das war wahr) und hätte beständig die Peitsche in der Hand, womit sie die Bauern zur Arbeit treibe — das war erlogen. Ich fand im Gegentheil eine wahre Mutter ihrer Untergebenen in ihr. Wo sie sich sehen ließ, und das war den ganzen Tag bald hier bald dort, redete sie freundlich mit ihnen, und den Leuten leuchtete die Freude aus den Augen. Aber gehorchen mußte Alles. Sie war aber nicht bloß eine Landwirthin, sondern eine höchst geistreiche und in allen Dingen unterrichtete Frau. Ich schulde ihr sehr viel; sie hatte mir, als ich Friedersdorf übernahm, die nöthigen Wirthschaftsbeamten verschafft und die Rechnungsbücher einrichten lassen."

So weit Marwitz über Frau v. Friedland. Sehr ähnlich, aber noch lebhafter, wärmer, begeisterter, äußert sich Thaer über dieselbe, der sie im Sommer 1801 (nachdem er schon 1799 ihre erste Bekanntschaft gemacht hatte) bei seinem zweiten Besuch in der Mark näher kennen lernte. Er schreibt: „auf der Grenze ihrer Herr-

schaft kam uns Frau v. Friedland, eine der merkwürdigsten Frauen, die je existirt haben, in vollem Trabe entgegen, sprang vom Pferde und setzte sich zu uns in den Wagen. Nun ging es in vollem Galopp über Dämme und Gräben weg. Wir fuhren vier volle Stunden von einem Orte zum andern. Fünf bis sechs Verwalter, Schreiber u. s. w. waren immer neben und hinter dem Wagen und mußten bald eine Heerde Kühe, bald eine Heerde Schafe oder Schweine herbei holen. Da indessen einige der Gesellschaft nicht länger verhehlen konnten, daß ihnen nach einem Imbiß verlange, sagte Frau v. Friedland: „Wir sind sehr bald zu Hause; wollen Sie aber im Freien essen, kann ich Ihnen sogleich etwas schaffen." Als wir letzteres versicherten, ging es sofort in einen prächtigen Wald hinein, einen steilen Berg hinauf, wo wir erst ein Feuer, und bald darauf eine gedeckte Tafel erblickten, auf einem Platze, wo wir im Vordergrunde dichte Waldung, zur Seite einen großen See und in der Ferne eine weite Aussicht in das herrliche Oderbruch hatten. Eine Menge von Schüsseln, die schönsten Weine und ein Dessert von Ananas, Weintrauben u. s. w. ward aufgetragen. Aber sie ließ uns zum Essen und Trinken nicht eben viel Zeit. Es ging bald wieder fort, von einer Feldflur zur andern, und so waren wir gewiß 15 Meilen die Kreuz und Quer gefahren, ehe wir auf ihrem gewöhnlichen Wohnsitze, auf Schloß Cunersdorf ankamen. Sie hat außerdem noch 7 bis 8 völlig eingerichtete Wohnungen, wo sie, wie es ihr einfällt, Mittag oder Nachts bleibt. Ihre Leute wissen es keine Stunde vorher, wo sie essen oder schlafen will."

Im weitern Verlauf der Schilderung, die Thaer von ihr entwirft, heißt es an anderer Stelle:

„Heute von Morgens 6 Uhr an, bis jetzt, Abends 10 Uhr, hat sie uns nicht fünf Minuten Ruhe gelassen. Wir haben gewiß vier Spann Pferde müde gefahren. So etwas von Aktivität ist mir noch nie vorgekommen. Sie hat über ein Dutzend Verwalter, Schreiber und Meier und dennoch kennt sie jeden kleinen Gartenfleck, jeden Baum, jedes Pferd, jede Kuh und bemerkt jeden kleinen Fehler, der in der Bestellung vorgefallen ist, jede Lücke in einer Hecke, jeden falschgestellten Pflug. Sie hat nicht nur mehrere große Branntweinbrennereien und Brauereien, sondern betreibt auch ein starkes Mühlengewerbe, weshalb sie sich förmlich in das Müllergewerk hat einschreiben lassen, so daß sie das Meisterrecht hat und Lehrburschen ein- und losschreiben kann."

Diese Schilderungen, sowohl die Thaer'schen, wie die von Marwitz herrührenden, deuten bereits den Punkt an, worin Frau v. Friedland ganz besonders hervorragte; ich meine ihr Organisations- und Erziehungs-Talent, ihre Gabe Leute aus dem Bauernstande zu treuen und tüchtigen Verwaltern, Förstern und Jägern heranzubilden. Sie bezeugte dabei eben so viel Menschenkenntniß, wie sie zugleich Gelegenheit hatte, die Bildungsfähigkeit der hier lebenden deutsch-wendischen Mischrace anzuerkennen.

Die meisten und besten Grundstücke der Herrschaft Cunersdorf-Friedland gehörten (und gehören noch) zu jenem Theil des Oderbruchs, der erst durch die von Friedrich dem Großen, während der in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgeführten Ober-melioration, dem Wasser und Sumpf abgerungen wurde. Diese Grundstücke waren nicht sofort fruchtbar; mehrere Decennien vergingen, ehe, bei dem damaligen mangelhaften Zustande des Ackerbaues in unserer Provinz, diesem eroberten Grund und Boden sehr mäßige Erndten abgerungen werden konnten. Hier treten uns die ganz besonderen Verdienste der Frau v. Friedland entgegen.

Aber auch verwandten Gebieten wandte sie ihre Aufmerksamkeit und ihren Eifer zu. Ihre Baumschulen, ihre Pflanzungen erregten Erstaunen, so wie denn z. B. im Frühjahr 1803 (bei ihrem Tode) ein Vorrath von 25 Wispeln Kienäpfel zur Aussaat sich vorfand. Auch auf Verschönerungen war sie, feinen Sinnes, bedacht, und die reizenden Partien zwischen Buckow und Pritzhagen, die „Springe", die „Silberkehle" und andere Glanzpunkte der märkischen Schweiz sind in ihrer ersten Anlage ihr Werk.

Durch Umsicht, Sorgsamkeit und Anspannung aller Kräfte, über die sie Verfügung hatte, die Schätze dieses Bruchbodens gehoben und seine Naturkräfte lebendig gemacht zu haben, wird immer ein besonderes, nicht leicht zu überschätzendes Verdienst dieser ausgezeichneten Frau verbleiben. Was sie that, wurde Beispiel, weckte Nacheiferung und wurde, wie ihr zum Nutzen, so dem ganzen Landestheil zum Segen. Sie starb, noch nicht 49 Jahr alt, am 23. Februar 1803 in Folge einer heftigen Erkältung, die sie sich, zu rascher Hülfe herbeieilend, bei einem, auf einem ihrer Güter ausgebrochenen Feuer zugezogen hatte. Ihr Gedächtniß lebt segensreich in jenen Oderbruchsgegenden fort, die ihrem Vorbild, ihrem Rath und ihrer Hülfe so viel verdanken.

Graf und Gräfin Itzenplitz
von 1803 bis 1848.

General Lestwitz hatte eine einzige Tochter (die Frau v. Friedland) gehabt, an die Cunersdorf-Friedland und die dazu gehörigen Güter übergegangen waren; Frau von Friedland hatte ebenfalls eine einzige Tochter (Henriette Charlotte), die nun das reiche Erbe antrat.

Diese einzige Tochter, Henriette Charlotte von Borcke, geb. zu Potsdam am 18. Juli 1772, vermählte sich am 23. September 1792 mit dem eben damals zum Kriegs- und Domainenrath ernannten Peter Alexander v. Itzenplitz (geb. am 24. August 1768 zu Groß-Bähnitz im Havelland), und in Folge dieser Vermählung ging das Lestwitz-Erbe an die Familie Itzenplitz über, die sich, zugleich mit älteren Familiengütern in der Altmark und im Havellande, bis diesen Augenblick im Besitz der schönen Herrschaft Cunersdorf-Friedland befindet. Gleich nach seiner Vermählung trat das junge Paar eine vorzugsweise auch auf landwirthschaftliche Zwecke gerichtete Reise nach Holland und England an. Während dieses Aufenthaltes in England schrieb v. Itzenplitz, auf ausdrücklichen Wunsch des damaligen Ministers von Struensee, verschiedene Berichte über landwirthschaftliche und commercielle Fragen, worin er seine Beobachtungen und seine Ansichten über das, was sich seinem Auge dargeboten hatte, niederlegte. Diese landwirthschaftliche Reise durch die verschiedenen Länder West-Europa's dehnte sich bis in's zweite Jahr hinein aus. Das junge Paar würde gern auch Frankreich besucht und die Agrikultur-Verhältnisse dieses Landes kennen gelernt haben

wenn nicht die französische Revolution, die eben damals auf ihrer Schreckenshöhe stand, die Ausführung dieses Planes verhindert hätte. Uebrigens erwies sich diese Reise (auch ohne daß Frankreich berührt worden war) von den segensreichsten Folgen für die Bewirthschaftung der eigenen Güter. Besonders waren die englischen Landwirthschaften als mustergültig erkannt worden und ihnen wurde nun als Vorbild nachgestrebt. Darin wurde v. Itzenplitz von seiner Gemahlin unterstützt, die den Geist ihrer Mutter geerbt hatte und namentlich nach dem Tode dieser (der Frau v. Friedland) die Verwaltung der Güter mit einer dort heimisch gewordenen Umsicht und Energie betrieb.

Von 1794 bis 1804 war v. Itzenplitz Landrath des Havelländischen Kreises. In dieser Zeit machte er auch die Bekanntschaft Thaers, der 1799 seine erste, 1801 seine zweite Reise in die Mark antrat. Thaer lernte das junge Itzenplitz'sche Paar auf Schloß Cunersdorf im Hause der damals noch lebenden Frau von Friedland kennen, und die Beziehungen wurden so freundschaftlicher Natur, daß im Jahre 1803, als Hannover von den Franzosen besetzt wurde, Thaer seine Frau und Töchter zu größerer Sicherheit nach Cunersdorf schicken konnte, wo sie von dem Itzenplitz'schen Ehepaar (Frau v. Friedland war im Februar desselben Jahres gestorben) auf das fürsorglichste aufgenommen wurden. An anderer Stelle habe ich ausführlicher erzählt, wie es vorzugsweise die freundschaftliche Vermittelung Itzenplitz's war, die im Jahre darauf (1804) zur Uebersiedelung Thaers von Celle nach Möglin führte. Itzenplitz befürwortete jene günstigen Bedingungen, ohne welche Thaer seine alte sichere Stellung nicht hätte aufgeben können, um eine neue, immerhin unsichere, anzutreten.

1804 legte v. Itzenplitz sein Landrathsamt nieder, um sich ausschließlicher der Verwaltung seiner Güter, zu denen eben jetzt nach dem Tode der Frau v. Friedland die Herrschaft Friedland hinzugekommen war, widmen zu können.

1810 indeß zum Geheimen Staatsrath und General-Intendanten der Domainen und Forsten ernannt, gab er sich ganz dieser schwierigen Verwaltungsthätigkeit hin, doppelt schwierig und verantwortungsvoll eben damals, wo die Kriegsdrangsale die Veräußerung der Königlichen Domainen nöthig machten. Er blieb in dieser verantwortungsvollen, das höchste Vertrauen bekundenden Stellung bis 1814, wo er ausschied, nachdem Herr v. Bülow zum Finanzminister ernannt worden war. Das Jahr darauf indeß (1815) wurde er wegen seiner in den Kriegsjahren bethätigten, aufopfernden Vaterlandsliebe in den Grafenstand erhoben und auf seinen und seiner Gemahlin Wunsch das Wappen des inzwischen ausgestorbenen Lestwitz'schen Geschlechts mit dem Itzenplitz'schen Wappen vereinigt.

Seit 1815 lebte Graf Itzenplitz auf seinen Gütern, namentlich auf Cunersdorf. Das Beispiel, das seine und seiner Gemahlin Art der Güterbewirthschaftung, sowohl in der Mark wie in Pommern gab, hat in beiden Provinzen höchst segensreich gewirkt und die Agrikultur weiter Distrikte auf eine höhere Stufe gehoben. Aber der im besten Sinne reformatorische Eifer des gräflichen Paares beschränkte sich nicht auf Ackerbestellung und Bodenkultur, auch die schwierigen Verhältnisse der Gutsherrschaft zu den Bauern wurden auf den Itzenplitz'schen Gütern durch freies Uebereinkommen geregelt und die Hofedienste in mäßige Geld- und Korn-Abgaben umgewandelt, lange bevor an eine Gesetzgebung von 1811 gedacht wurde. Ebenso sind bei allen Gemeinheitstheilungen und Servitutsablösungen die Itzenplitz'schen Güter immer Muster und Vorbild gewesen.

Graf Peter Alexander v. Itzenplitz starb am 14. September 1834 zu Groß-Behnitz im Havellande; seine Gemahlin zu Berlin am 13. April 1848.

Die Herrschaft Friedland ging an den zweiten Sohn, den Grafen Heinrich August Friedrich v. Itzenplitz (geb. den 23. Februar 1799), jetzigen Minister des Handels über. —

(Fortsetzung folgt.)

Die heutigen Aegypter.

Von v. Seelhorst.

Kommt man mit dem Dampfschiff von Europa herüber gefahren nach Aegypten, so macht man in dem Lotsen die erste Bekanntschaft mit einem Orientalen mit gebräuntem Gesicht, in weiten Pumphosen bis an die Knie und mit dem Turban bedeckt. Von Fern nähert er sich auf einem Boote dem Dampfer, dieser fährt langsamer, die Räder hören auf zu arbeiten, ein Tau wird herabgeworfen, an welchem sich der Lotse behend auf das Deck schwingt und vom Radkasten das Kommando des Schiffes übernimmt, um es sicher durch alle Sandbänke in den Hafen von Alexandria zu führen. Wenn der Anblick der langen sandigen Küste Afrikas, der tiefliegenden Stadt mit ihren weißen, schmucklosen Häusern ohne Dächer und den schlanken Palmen ein eigenthümlicher, ewig unvergeßlicher ist, so kann man sich nicht verhehlen, daß die Bekanntschaft mit einem neuen Menschengeschlecht dem Fremden am meisten Interesse einflößt. Ist der Dampfer beim Leuchtthurm vorbei, so sieht man von allen Seiten her Boote sich demselben nähern, bemannt mit den gebräunten Söhnen des neuen Erdtheils, halb nackt, meist nur eingehüllt in ein großes wollenes Tuch oder eine Art Burnus, mit bunten Turbanen bedeckt. Kaum ist der Anker in den Hafen gefallen, so werfen sie Taue mit eisernen Haken von allen Seiten über das Bord des Dampfers und klimmen an dem gewölbten Bauch desselben in die Höhe, indem sie die nackten Füße gegen dessen Wand stemmen, und in einem Augenblick ist das Deck voll von einer wilden schwarzen Bande, die den Eindruck macht, als habe sie das Schiff durch einen Handstreich erobert. Mit der wildesten Geberde wenden sie sich in ihrer unverstandenen barbarischen Sprache an den Fremden, der eher glaubt um seine Person und sein Gepäck besorgt sein zu müssen, als daß dieses Volk sich anbietet, ihn sicher in eines der Hotels der Stadt zu schaffen. Es ereignet sich in der nächsten Stunde eine Scene auf dem Schiff, wie man sie, wenn es möglich, nicht wieder erleben möchte. Wie wilde Thiere — es thut mir leid, einen Menschen damit vergleichen zu müssen — stürzen sie über das Gepäck her, zanken sich um dasselbe, schimpfen sich und machen ein Geschrei, das fürchterlich ist, ziehen die Augenbrauen in die Höhe, reißen die blitzenden Augen weit auf,

und indem sie den Mund weit öffnen, zeigen sie das breite, blendend weiße Gebiß, als wollten sie sich beißen, dazu die schwarze Hautfarbe — kurz, es kommen Physionomien zu Tage, die man nur mit denen wilder Thiere vergleichen kann. Sie klettern wie die Katzen auf den gefährlichsten Stellen des Schiffes umher, sind mit einem Satz in ihrem Boote und wieder oben auf dem Schiff. Wenn man dieses Treiben still beobachtet und sich vorstellt, daß man nunmehr in dem Lande eines so rohen Volkes leben soll, so begreift man für den Augenblick nicht, welche Stelle ein gebildeter Europäer unter ihnen spielen wird. Die Sache wird jedoch nicht so schlimm, wie sie zuerst aussieht, es ist dies nur das rohe Küstenvolk, dem man in ganz Aegypten nie wieder begegnet. Was das Volk des ägyptischen Landes betrifft, so lohnt es wirklich, dessen Sitten, Gebräuche und Charakter näher kennen zu lernen.

Vor Allem fallen einem die bunten malerischen Trachten auf, denen man namentlich in Kairo, wo das ägyptische Leben concentrirt ist, begegnet, mit einem Reichthum ausgestattet, wie ihn nur der Orient kennt, die verschiedenen Gesichtsfarben, von welchen man eine vollständige Skala vom hellen Gelb bis in's schwärzeste Schwarz zusammenstellen könnte, sowie die verschiedene Gesichtsbildung von der schönsten ovalen Form mit kleinem Mund, fein geschnittener Nase, gewölbter Stirn bis zur abschreckenden Häßlichkeit eines Affengesichts, mit vorstehendem Kiefer und zurückgebogener Stirn. Es ist aber die Verschiedenheit der Bildung so bestimmt und charakteristisch, daß es nicht lange dauert, so hat man eine vollständige Uebersicht über die ganze Bevölkerung und kann jede Form in ihre Klasse bringen.

Es ist vollständig unrichtig, die heutigen Aegypter Araber zu nennen. Allerdings sprechen sie arabisch, haben arabische Sitten und sind stark mit arabischem Element vermischt, aber es machen sich doch unter ihnen ganz charakteristische Unterschiede geltend. Ein kurzer Ueberblick über die Geschichte des Volkes wird uns in der Kenntniß desselben unterstützen.

Die Ureinwohner Aegyptens, welche, seit sie Christen geworden sind, Kopten genannt werden, waren ein Volk, dessen hohe Bildungsstufe hinreichend in seinen Denkmälern uns überliefert ist. Es behauptete, wiewohl unter fortwährenden Einwanderungen und unter langen Epochen persischer, griechischer und römischer Herrschaft, seine Sprache und Sitten, obwohl seine Blüthe längst verschwunden war, und hörte erst auf, in der Geschichte eine Rolle zu spielen, als das Land von den Arabern unter Amru 640 nach Chr. erobert ward. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß dieses Volk unter dem fortwährenden Wechsel fremder Regierungen, ja selbst unter dem Einfluß des Christenthums seine Nationalität wahrte, während es unter dem Einfluß der Religion des Islam und der arabischen Herrschaft so vollständig erliegen mußte. Seit dem 17. und 18. Jahrhundert ist die koptische Sprache, die mit der altägyptischen identisch ist, aus dem Volksleben verschwunden und ist uns nur noch in der Hieroglyphenschrift erhalten (denn die Hieroglyphenschrift sind Schriftzeichen der koptischen Sprache, deren sich die Könige und Priester bedienten, das Volk schrieb dieselbe Sprache mit andern Zeichen), in der Liturgie und der Bibel, welche noch heutzutage in den christlichen Koptenkirchen in koptischer Sprache vorgetragen werden.

Ganz rein haben sich die Kopten nur wenig erhalten, meistens sind sie mit arabischem Blut stark vermischt, ebenso wie es auch wenig Araber giebt, die ihre charakteristischen Züge erhalten haben. Nach dieser kurzen Skizze unterscheiden wir unter den heutigen Aegyptern folgende Volksklassen:

1) Der Stadtbewohner, unter dem sich am meisten das arabische Element rein erhalten hat,
2) der Bewohner des flachen Landes, der Fellah, der mit den Kopten stark vermischte Araber,
3) der Kopte, der christliche, eigentliche Nachkomme des alten Aegypters,
4) der Beduine, der Sohn der Wüste, echt arabischer Race.

(Fortsetzung folgt.)

Melanchthon's Ausspruch über den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges.

Wie selbst unter den aufgeklärtesten Geistern des sechszehnten Jahrhunderts der Glaube an die Einwirkung der Gestirne herrschte, zeigt nachfolgende Prophezeihung des sonst so einsichtigen Melanchthon's, die wir auf dem Schlosse Brager in Tirol aufgefunden haben. — Ist das Schriftstück ächt, und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, da die Schriftzüge der Zeit genau entsprechen, so bleibt nur noch übrig, die Zeit genauer zu bestimmen, in der Melanchthon diesen Ausspruch that; hierzu aber bietet die Prophezeihung selbst keinen genauern Anhaltspunkt. Sie lautet nämlich:

„Wie ich vernehme, ist ein Ort bestimmt, wo alle Verbündeten mit ihren Truppen zusammenkommen wollen, um den Kaiser Karl anzugreifen und aus dem Reiche zu vertreiben; allein über den Ausgang läßt sich nichts Bestimmtes sagen, da es über die zufällige Zukunft keine bestimmte Wahrheit gibt. Wollte man nach der Truppenzahl schließen, so wird der Kaiser erliegen, da nach dem Urtheile Einiger unsere Fürsten so gerüstet sind, daß ihnen Niemand widerstehen kann; befragt man aber die Gestirne, so ist es gewiß, daß sie dem Kaiser günstiger stehen, als den Unsrigen; da ich aber den Bedeutungen der Gestirne mehr zutraue als großen Truppenhaufen, so muß ich Karln den Sieg versprechen, obschon fast alle, welche weise sein wollen, das Gegentheil behaupten, denn nicht die Stärke der Heere, sondern Gott bestimmt den Ausgang der Schlachten, er, der deswegen den Himmel mit Sternen zieret, damit die Unterrichteten seine Rathschlüsse über die Ereignisse in so weit beurtheilen, in so weit die menschliche Vernunft selber urtheilen kann."

T. v. B.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 44. Berlin, den 28. October 1863. Nr. 44.

Die Einweihung des neuen Stationshauses des Johanniter-Krankenhauses zu Reichenbach am 18. September 1863.

Am 18. vorigen Monats fand zu Reichenbach in Schlesien die feierliche Einweihung des neuen Stationshauses für Syphilitische und Krätzkranke statt. — Der Commendator der Schlesischen Genossenschaft, Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, der Rechts-Ritter Freiherr von Zedlitz-Neukirch auf Neukirch, Mitglied des Conventes der Provinz, der Werkmeister Graf Pückler-Ober-Weistritz, der Johanniter-Ritter von Thielau auf Lampersdorf und endlich der Herr Regierungs-Präsident von Götz hatten sich eingefunden und wohnten der Feier bei. Die Ritter des Kreises und die Vorstands-Mitglieder, Herr Landrath Olearius und der Schatzmeister Herr Welß empfingen an der Thür des nunmehr auch vollständig restaurirten und mit dem Ordenskreuz geschmückten, alten Johanniter-Hauses die genannten Herren, und man zog unter Vortritt der Diakonissen durch das festlich dekorirte Haus nach dem Neubau, der, in rechtem Winkel an das Hauptgebäude sich anschließend, mit demselben durch einen verdeckten Gang verbunden ist. An der Treppe des neuen Hauses machte der Zug Halt, und richtete nunmehr der Herr Commendator ernste und eindringliche Worte an die Versammelten, in denen er hervorhob, daß wie des Johanniters Devise, die sei: Ich dien', habe ein Jeder auch mit Verleugnung seiner selbst, so erforderlich sei, den heiligen Zwecken des Ordens dienstbar zu sein; denn dies Wort: Ich dien' — es heiße nichts anderes, als: Ich diene dem Herrn! Er übernehme das Haus aus den Händen des Vorstandes für den hohen Orden von St. Johann und flehe zu Gott, Seinem Segen allzeit nahe zu sein dem Vorstande, den Diakonissen und vor Allem den Armen und Elenden, die hier Heilung suchen von ihren Gebrechen.

In dem zum Versammlungssaal umgeschaffenen großen Krankenzimmer im ersten Stock des neuen Ordenshauses erwartete eine größere Anzahl Herren und Damen des Kreises den Festzug, der von dem Ortsgeistlichen, Herrn Pastor Sybel empfangen wurde, welcher demnächst, nachdem unter Musikbegleitung einige Verse gesungen worden waren, die feierliche Weihe-Rede sprach, in welcher er abermals das Haus dem großen Hüter Israels in warmem Flehen empfahl.

Mit Gesang und Gebet wurde die Feier geschlossen. Ein einfaches Mahl, arrangirt von den Rittern des Kreises, vereinte die Gäste und den Vorstand und einige Freunde der Anstalt nach Schluß der Feierlichkeit.

Möchte unser Herr, der Sich so sichtbar bekannt hat zu den Werken der Barmherzigkeit, die unser Orden, seinem tausendjährigen Berufe getreu, geschaffen in kurzer Frist in Seinem Namen und zu Seiner Ehre, auch mit unserem Hause sein in guten und bösen Tagen und Seinen Geist walten lassen in Räumen und Herzen.

Ihm empfehlen wir es glaubensvoll, Ihm allein — wohl wissend, daß wo der Herr nicht das Haus baut, da haben die Werkleute umsonst gebaut!

C. v. P. G.

Cunersdorf.

Von T. Fontane.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich bis hierher in biographischer Weise die Personen vorgeführt habe, die seit 1763 in Cunersdorf heimisch waren, versuche ich nunmehr die Lokalität, und anknüpfend an diese die lokalen Ereignisse während eines halben Jahrhunderts zu schildern.

Lestwitz baute das Schloß. Wie er es baute, ist es noch. Eine Einfahrt von der Dorfgasse her bildet zugleich die Scheidelinie zwischen den ausgedehnten Wirthschaftsgebäuden zur linken und den Wohngebäuden zur rechten Seite. Das Schloß ist in jenem Styl gebaut, der damals in der Mark ausschließlich Geltung hatte und am richtigsten als „verflachte Renaissance“ bezeichnet worden ist. Ein Erdgeschoß, eine Bel-Etage, eine Rampe, ein geräumiges Treppenhaus, ein Vorflur, dahinter ein Gartensalon und von dem Salon aus ein Blick in den Park. Das Ganze breit, behaglich, gediegen. 1765 hatte der damalige Oberst v. Lestwitz Cunersdorf gekauft, aber erst 1773, wie die Jahreszahl über dem Portal besagt, wurde der Schloßbau beendet. Bis zu diesem Jahre also haben wir unseren Lestwitz, kurze Besuche behufs Inspicirung des Baues abgerechnet, schwerlich in Cunersdorf zu suchen; ohnehin hielt ihn der Dienst bei dem Bataillon Garde, das er kommandirte, in

Potsdam fest. Dieser Dienst gestattete auch wohl, von 1773 ab, nur kurze Besuche, und von einem wirklichen Beziehen des Schlosses, von einem Heimischwerden darin konnte wohl erst die Rede sein, nachdem unser Lestwitz (inzwischen zum General-Major avancirt) den Dienst überhaupt quittirt hatte. Dies war 1779. Von da ab bis zum Tode des Generals (1788) gehörten die Sommermonate einem Aufenthalt in Cunersdorf, während der Winter in der Hauptstadt zugebracht wurde. Die Stadtwohnung war das wohlbekannte Nicolai'sche Haus in der Brüderstraße.

Vielleicht das wichtigste Ereigniß, das in diesen neun Jahren Schloß Cunersdorf und seine Bewohner betraf, war die große Oderüberschwemmung im Jahre 1785. Es war das dieselbe Ueberschwemmung, die in dem benachbarten Frankfurt dem opfermuthigen Herzog Leopold von Braunschweig den Tod brachte. Weder vorher (so weit Berichte reichen) noch nachher hat das Oderwasser in diesen Gegenden eine gleiche Höhe erreicht. Ein Pfeil am Cunersdorfer Schloß zeigt noch, wie hoch damals das Wasser stand. Die Fluthen strömten in die Küche ein, und mit ihnen kamen allerlei Fische, groß und klein, und plätscherten ungefährdet und wie zum Spott in den eingemauerten Kesseln umher, aus denen sie dann bei guter Zeit ihren Rückzug antraten. Der Park stand unter Wasser, und in halber Höhe der Rampe, auf der sonst die Equipagen vorfuhren, legten die Kähne an.

Das war ein Ereigniß. Sonst vergingen die Tage in jener stillen Weise, die das Leben alter Militairs, vielleicht nach einem Naturgesetz, so oft kennzeichnet; der Lärm und die Leidenschaften des Kriegshandwerks machen sie doppelt begierig nach der Stille des Friedens und des Alters. So war es auch hier. Alte Kameraden kamen oft und waren gern gesehen; im Wort lebte wieder auf (auch wohl ausgeschmückt), was einst That gewesen war. Die großen Tage wurden wieder lebendig. Ein Gang durch den Park, ein Ritt in's Feld, die Freuden der Tafel, auch Billardspiel füllten den Tag aus (zur Jagd war man zu alt, auch war sie nicht Mode unter dem großen König); der Abend gehörte dem Tarock oder dem Geplauder. Festtage waren die Besuchstage in der Umgegend, zumal bei „Prittwitzens" in dem nahe gelegenen Quilitz. Mit allen Dehors, die dem gegenseitigen Range gebührten, ging man dabei zu Werke; 6 Pferde (nie weniger) wurden vor die Staatskarosse gelegt, der Staub auf dem ziemlich öden und sandigen Wege wirbelte auf und der Kutscher beschrieb mit möglichster Eleganz die Curve, die das langgespannte Gefährt auf die Rampe des Quilitzer Schlosses führte. Aber solche Besuche fanden nicht häufig statt. Prittwitz spielte hoch (noch 1790 nahm er dem Herzog von Mecklenburg 30,000 Thlr. in einer Nacht ab), und Lestwitz war ein guter Wirth.

So vergingen die Tage in Schloß Cunersdorf bis 1788, vielleicht auch noch bis 1793, wo die Generalin v. Lestwitz ihrem Gatten folgte. Von da ab wurde es anders. Sinn und Geschmack der Frau v. Friedland lagen nach anderer Seite hin, und statt der „alten Kameraden", die nichts hatten als ihre Erinnerungen und nichts liebten als ihre Spielpartie, wurden nun — gleichsam eine andere Hinterlassenschaft aus der Fridericianischen Zeit her — die Berliner Savants, die Akademiker und Philosophen im Schloß Cunersdorf heimisch. Zum Theil mochte das Nicolai'sche Haus (in welchem Frau von Friedland ihre Stadtwohnung beibehielt) eine äußerliche Veranlassung dazu bieten, was aber den Ausschlag gab, das lag tiefer. Die Epoche der geistreichen Cirkel, die, zehn Jahre später, in der Prinz Louis Ferdinand-Zeit ihren Höhepunkt erreichte, war eben angebrochen; Geburt war nicht viel (oder sollte nicht viel sein), Talent war alles. Diese Anschauung, damals die herrschende, herrschte auch in Schloß Cunersdorf. An die Stelle der Obersten und Generale traten mehr und mehr die Gelehrten und Akademiker in den Vordergrund; Buttmann und Bode, Engel und Spalding, Biester und Nicolai waren gern gesehene Gäste, und die Vertreter berühmter Namen galten wenig, wenn sie nicht ihres Theils gewirkt und geschafft und das ererbte Pfund durch eigene Kraft gemehrt hatten.

Der Tod der Frau v. Friedland änderte hierin nichts Wesentliches; die Gräfin Itzenplitz (Frau von Friedland's Tochter) trat eben in jedem Sinne die Erbschaft der Mutter an, und alles was hervorragte, sei es in Staat, in Leben, in Wissenschaft, fand nach wie vor die gastlichen Thore von Schloß Cunersdorf offen. Wenn sich ein Unterschied zeigte, so war es vielleicht der, daß die einseitige Bevorzugung des Talents, des Wissens, wie es die Mode, die Zeitströmung mit sich gebracht hatte, nunmehr einer nach allen Seiten hin gerechteren Würdigung des Lebens und seiner tausend Kräfte Platz machte. Die persönlichen Neigungen der Tochter lagen im Wesentlichen nach derselben Seite hin, wie die der Mutter, die Wissenschaften standen in erster Reihe (unter diesen wieder Botanik und die Naturwissenschaften obenan) und Klaproth, Willdenow, Lichtenstein, Ermann, beide Humboldt's, Leopold v. Buch, dazu Savigny, Ranke, Knesebeck, Reden, Marwitz, Oberst v. Romberg, vor allem der alte Oberpräsident v. Vincke, waren Freunde und Gäste des Hauses. Aber, wie schon angedeutet, der Kreis war doch ein weiter gezogener als zu den Lebzeiten der Mutter, und die Kunst, deren erstes Dämmern in diesem Lande Frau v. Friedland nur eben noch erlebt hatte, fand ein eingehenderes Verständniß und soweit es die Zeitverhältnisse und die Mittel eines Privathauses überhaupt gestatteten, auch Pflege und Förderung bei der Tochter. Rauch, Friedrich Tieck, Wach (der beiden Altmeister Schadow und Weitsch zu geschweigen) traten, theils menschlich, theils künstlerisch, in nähere Beziehung zu dem Itzenplitz'schen Hause, und der Verlauf dieses Aufsatzes wird mir noch Gelegenheit geben, ihre Werke, soweit sie auf Schloß Cunersdorf Bezug haben, an dieser Stelle aufzuzählen.

Die eben genannten Namen haben uns bereits bis an die Grenze der Gegenwart geführt, aber noch haben wir in aller Kürze von Tagen zu erzählen, die dem Anfange dieses Jahrhunderts angehören; ich meine die Kriegs- und die Franzosenzeit, die ganze Epoche von Jena bis Leipzig. Auch Cunersdorf hat seine Erinnerungen und sogar seine kleinen historischen Momente aus jener Zeit her.

Die Schlacht von Jena war geschlagen und die Sieger gingen wie eine Welle über das Land hin. Von

dieser ersten Kriegsnoth scheint Cunersdorf wenig oder gar nicht berührt worden zu sein, erst der Rückschlag der Welle (wie er dem Frieden von Tilsit folgte) brachte den Feind auch in diese Gegenden. Die Marken, unter allerhand Vorwand, blieben okkupirt, trotzdem der Wortlaut des Friedens alles Land östlich der Elbe dem besiegten Preußen gelassen hatte, und von den okkupirenden Truppen kamen die berühmten Cavallerie-Regimenter, die die Division Nansouty bildeten, in die Oderbruchdörfer zu liegen. Die Wahl war gut getroffen; wo hätten die 10,000 Pferde sich wohler fühlen können, als in der Kornkammer der Provinz? In Schloß Cunersdorf allein lagen 48 Franzosen in Quartier, darunter wenigstens zehn Offiziere. Einzelne gehörten guten Familien an, die meisten aber waren roh und ungebildet und machten es der Itzenplitz'schen Familie unmöglich, mit ihnen zu leben. Zehn Monate lang lag diese „schwere Cavallerie" (schwer in jedem Sinne) in den Oderbruchdörfern; endlich rückte sie westwärts. Liebesaventuren, Händel, Hazard und Pistolenschießen hatten plötzlich ein Ende, und Schloß Cunersdorf wurde gelüftet und gebadet, als wäre der Böse darin gewesen. Die Regimenter zogen nach Spanien, später, wenigstens theilweis, nach Rußland.

Aber wenn man im Oderbruch und speciell in Cunersdorf dieser schweren Cavallerie nicht vergaß, so vergaß diese auch ihrerseits nicht, wie „fette Weide" diese Gegenden für Roß und Reiter geboten. Im Januar 1813 kamen Quartiermacher durch das Dorf und gaben Zettel im Schloß und auf dem Schulzenamt ab, in denen die nahe Ankunft der „Nansouty'schen" und ihrer Anverwandten (nunmehr, wenn wir nicht irren, unter dem Oberbefehl des Generals Sebastiani) fast wie ein Wiedersehn, wie ein bevorstehendes freudiges Ereigniß angekündigt wurde. Aber ob nun diese nachrückenden Reiter, die meist keine Reiter mehr waren, eine andere Route nahmen, oder ob diese Zettel nur gleichsam Bülletins im Kleinen darstellten, darauf angelegt, die Gegenden, durch die man kam, noch an das Vorhandensein der grande armée glauben zu machen, gleichviel, die schwere Cavallerie kam nicht. Wer kam, das waren andere.

Am 18. Februar, als man es freilich längst aufgegeben hatte, die ehemalig Nansouty'schen noch zu sehen, hielten plötzlich, unvermuthet, unangemeldet, struppige Pferde vor jedem Ausgang des Dorfes, und auf den kleinen, abgetriebenen Gäulen saßen seltsame Leute mit Pelzmützen und Piken, wie sie seit den Tagen von Zorndorf und und Schlachten-Kunersdorf, in diesen Gegenden nicht mehr gesehen worden waren. Es waren Kosaken.

Damit hatte es folgenden Zusammenhang. General Tschernitscheff, der Führer der russischen Avantgarde, nachdem seine Vorhut unter Oberst v. Tettenborn bereits am Tage zuvor bis Werneuchen und Alt-Landsberg vorgedrungen war, hatte am 18. in der Mittagsstunde die Oder passirt. „Ein Alliirter von Rußland her, so erzählt Friedrich Adami, „hatte ihm und seinen 2000 Pferden die Brücke dazu gebaut. Die Oder trug noch ihre Eisdecke. Wenige Stunden später, um 4 Uhr Nachmittags, brach das Eis, auf dem drei russische Regimenter (Kosaken, Dragoner und Husaren) nebst einigen Kanonen über die Oder marschirt waren. Es hatte, so schien es, nur eben noch die Landsleute des harten, nordischen Winters hinüber lassen wollen. Diese 2000 Reiter erschienen jetzt in den Dörfern zwischen Wrietzen und Moeglin; Tschernitscheff selbst übernachtete in Schloß Cunersdorf."

In Schloß Cunersdorf selbst erzählt man den Hergang etwas abweichend. Danach erschien Tschernitscheff nicht spät Nachmittags, sondern bereits früh am Morgen, übernachtete auch nicht im Schloß, sondern brach nach kurzer Rast und nachdem alle 2000 Reiter im Dorfe gefuttert hatten, in der Richtung von Strausberg und Herzfelde auf. Dafür, daß alle 2000 Reiter Cunersdorf passirten, scheint allerdings der Umstand zu sprechen, daß, nach einer noch fortlebenden Erinnerung, an jenem einen Vormittage 17 Wispel Hafer verfuttert wurden.

Das Jahr 1813 brachte noch einen andern Gast nach Schloß Cunersdorf, und mit seinem Besuche schließen wir, wie mit einem kleinen Idyll. Dieser Gast war Chamisso.

Chamisso, bekanntlich in Folge der französischen Revolution aus Frankreich (Schloß Boncourt in der Champagne) emigrirt*), hatte als preußischer Offizier die unglückliche Campagne von 1806 und speciell die Kapitulation von Hameln mit durchgemacht. Seitdem lebte er ausschließlich den Wissenschaften, besonders dem Studium der Botanik. Im Frühjahr 1813 waren seine Mittel erschöpft, und Professor Lichtenstein, dem Itzenplitzschen Hause befreundet, empfahl den jungen Botaniker (eben unsern Chamisso) nach Cunersdorf hin, wo er, nach bald erfolgtem Eintreffen, die Anlegung einer großen Pflanzensammlung unternahm, eines Herbariums, das einerseits die ganze Flora des Oderbruchs, andererseits alle Garten- und Treibhauspflanzen des Schlosses selbst enthalten sollte. Chamisso verweilte einen Sommer lang in dieser ländlichen Zurückgezogenheit und unterzog sich seiner Aufgabe mit Gewissenhaftigkeit. Das von ihm herrührende Herbarium existirt noch. Die Mußestunden gehörten aber der Dichtkunst, und im Cunersdorfer Bibliothekzimmer war es, wo unser Chamisso, am offenen Fenster und den Blick auf den schönen Park gerichtet, den „Peter Schlemihl", seine vielleicht bedeutendste und originellste Arbeit, niederschrieb.

Einige Stellen aus Briefen, die er damals an Varnhagen und Hitzig richtete, mögen hier auszugsweise einen Platz finden.

Er schreibt an Varnhagen (Cunersdorf, den 27. Mai 1813):

*) Zwei ältere Brüder Adalberts von Chamisso (Hippolyt und Karl) waren Leibpagen im Dienste Ludwigs XVI. und Karl war unausgesetzt um die Person des unglücklichen Monarchen in dessen bedrängtesten Lagen, namentlich am 10. August 1792. Bei einem Auflauf zerschlagen und verwundet, wurde Karl von Chamisso nur mit Mühe gerettet. Der König verkannte das Verdienst nicht, das sich der Page um ihn erworben hatte, und fand Gelegenheit, ihm einen Degen zuzustecken, den er, der König, in glücklicheren Jahren getragen hatte. Zu gleicher Zeit schrieb er auf einem nur etwa thalergroßen Zettelchen: „Ich empfehle Herrn von Chamisso, einen meiner treuen Diener, meinen Brüdern. Er hat mehrere Male sein Leben für mich auf das Spiel gesetzt. Ludwig" Dies Zettelchen und der Degen befinden sich bis diesen Tag in Händen der Familie; der älteste Sohn (preußischer Offizier) Adalbert von Chamisso's besitzt Beides.

„Lieber Varnhagen, thun und lassen war für mich gleich schmerzhaft; durch den Machtspruch von Ehrenmännern in Unthätigkeit gebannt, bring' ich den Sommer bei dem Herrn v. Itzenplitz auf seinen Gütern zu (in Cunersdorf bei Wriezen) und beschäftige mich allein mit Botanik, wozu ich die herrlichsten Hülfen habe. Ich helfe hier übrigens auch den Landsturm exerciren, und kommt es zu einem Bauernkrieg, so kann ich mich wohl darein mischen — pro aris et focis; — mit euch unterzugehen, will ich nicht verneinen."*)

An Hitzig (Cunersdorf, Juni 1813):

„Ich arbeite immer an meinen Pflanzen, gehe mit meinem Gärtner botanisiren, vergleiche meine Kataloge, corrigire die französischen Aufsätze der jungen Leute, unterweise sie etwas in der Botanik.... Das war ein schwerer Mai (Lützen und Bautzen). Wie klingt doch so seltsam mit einem Male in mir das Wort Fouqué's:

Im Mai, im Mai, im jüngsten Mai,
Wo alles Leben sonst geht auf,
Da ist des jungen Helden Lauf
Ganz wider Blumenart vorbei.

O Gott, möchte er es nicht von sich selber gesungen haben! Grüß mir die Bekannten und Freunde, die Dir in den Wurf kommen. Gott verzeihe mir meine Sünden; aber es ist wahr:

Das ist die schwere Zeit der Noth,
Das ist die Noth der schweren Zeit,
Das ist die schwere Noth der Zeit,
Das ist die Zeit der schweren Noth.

Da hast Du ein Thema.

An Hitzig (Cunersdorf; wahrscheinlich im September):

„....Du hast nichts weniger von mir erwartet als ein Buch! Lies das Deiner Frau vor, heute Abend, wenn Du Zeit hast. Wenn sie neugierig wird zu erfahren, wie es Schlemihl weiter ergangen und besonders, wer der Mann im grauen Kleide war, so schick mir gleich morgen das Heft wieder, auf daß ich daran schreibe; — wo nicht, so weiß ich schon was die Glocke geschlagen hat. Vom dritten Kapitel ist das erst der Anfang; dies und das folgende sind mir sehr beschwerlich — es stehen die Ochsen am Berge."

An Hitzig (Cunersdorf, Spätherbst 1813):

„Dieses zur Erinnerung, daß Du einen Freund in Cunersdorf hast, dem Du eben nicht sehr oft schreibst. Es ist eine ganz fatale Empfindung, wenn alle Tage der Postbote einläuft, und die Austheilung der Briefe im Salon geschieht und für einen Jeden etwas da ist, und für den Herrn von Chamisso — nischt nichet

....Ich kratze immer an meinem „Schlagschatten," und wenn ich's Dir gestehen muß, lache und fürchte ich mich manchmal darüber, so wie ich daran schreibe; — wenn die Andern nur für mich nicht darüber gähnen. Mein viel gefürchtetes viertes Kapitel hab ich mir, nach vielem Kauen, gestern aus einem Stücke, wie eine Offenbarung, aus der Seele geschnitten und heute abgeschrieben. Es ist auch schon eher Morgen als Nacht, darum ade. Das Blitz-Prosa-schreiben wird mir ungeheuer sauer, mein Brouillon sieht toller aus als alle Verse, die ich je gemacht."

Bald nach diesem Briefe scheint Chamisso nach Berlin zurückgekehrt zu sein. Es wird zwar in Cunersdorf erzählt, er habe sich zunächst nach Nennhausen hin, zu Fouqué, auf den Weg gemacht, um diesem seinen Schlemihl vorzulesen; es liegen aber doch wohl Monate dazwischen, da, wie wir aus dem letztcitirten Briefe ersehen, bis etwa Mitte Oktober erst vier Kapitel von elf beendigt waren. Uebrigens stand Fouqué damals auch wohl im Felde. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Er fühlte sich, trotz der natürlichen Bande, die ihn an Frankreich knüpften, so ganz als Deutscher, daß er im Jahre 1818 bei seiner Rückkehr von der „Reise um die Welt," die er unter Otto von Kotzebue an Bord des „Rurik" gemacht hatte, auf der Rhede von Swinemünde schreiben konnte:

Heimkehret fernher, aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wanderer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder,
Und feuchtet deinen Schooß mit stillen Thränen,
O deutsche Heimath! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf Deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

Die heutigen Aegypter.

Von v. Seelhorst.

(Fortsetzung und Schluß.)

1. Der Städtebewohner. In den größeren Städten Aegyptens wie Kahira, Alexandria, Rosette, Damiette, Siut, wo die arabischen Einwanderer in größeren Massen als Handel- und Industrietreibende sich niederließen, hat sich die arabische Race am reinsten erhalten. Die Bewohner der kleinen Städte sind von denen des flachen Landes weniger unterschieden. Sie sind die reichste und vornehmste Klasse des ägyptischen Volkes, haben eine hellgelbe Hautfarbe, mitunter auch eine blendend weiße; ovales Gesicht, spitzes wohlgeformtes Kinn, kleinen Mund, volle Lippen, fein geschnittene Nase, meist gebogen, gewölbte hohe Stirn und schöne lang geschlitzte schwarze Augen mit ruhigem sanften Blick, der oft viel Intelligenz verräth. Wiewohl zu Anfang etwas mißtrauisch, erscheint dieses Volk bei näherer Bekanntschaft durchaus liebenswürdig, gastfrei, hülfreich, mildthätig. Sie sind von allen Klassen am reichsten und buntesten in ihren Trachten. Die Kleidung besteht aus folgenden Stücken: weite Pumphosen, die mit einer Schnur um den Leib befestigt werden und bis an's Knie oder bis an die Knöchel reichen, von leinenem oder wollenem Stoff. Ein langes Hemd mit weiten Aermeln, oft auch eine Art Weste, von Seide oder Linnen. Darüber wird der Kaftan getragen, ein langes Gewand bis an die Knöchel, mit langen weiten Aermeln, von Seide oder Baumwolle, der mit einem Gürtel, buntem Shawl von Seide oder Mouslin an den Leib angeschlossen wird.

Was nun die Farbe dieser Kleidung betrifft, so ist dieselbe so bunt, daß man täglich neue entdecken kann. Man hat ganz weiße vom feinsten leinenen Zeug, aber oft sind die schwersten Seidenstoffe Syriens mit der herrlichsten Farbenpracht dazu verwendet. Auch unter den Turbanen giebt es die verschiedensten Farben, wobei jedoch die Regel gilt, daß grüne Turbane die Nachkommen des Propheten tragen und schwarze die Kopten. Der Turban besteht zunächst aus einem Feß, arabisch Tarbusch,

um welchen ein langer Shawl von Mouslin oder Seide gewunden wird.

In allen orientalischen Städten wahnen die einzelnen Gewerbe gemeinschaftlich in Quartieren, die nach ihnen benannt sind, sa hat man den Bazar der Goldschmiede, den türkischen Bazar d. sog. Chanchalil, das Quartier der Tarbuschhändler, das für Seidenwaaren, der Schuhmacher, der Schneider rc. Die benachbarten Kaufleute unterstützen sich gegenseitig, bereden unter sich die Preise, wobei sie den Grundsatz haben, so viel Geld zu fordern, wie sie nur denken immer bekommen zu kömen. Von gegenseitigem Anfeinden, Neidischwerden, wenn ein Nachbar einen guten Handel gemacht hat, ist nie die Rede. Unter den Kaufleuten ist es vallständig zur Gewohnheit geworden, die erste Forderung sehr hoch zu stellen und dann herabzulassen, sa daß man immer dieselbe Forderung hört, wenn man auch denselben Gegenstand schon öfters gekauft hat und längst gekannt ist. Immer van Neuem versucht man es, ob man nicht den ursprünglichen Preis dafür bekommen kann. Die Kaufläden sind Nischen in den Häusern, wie kleine Zimmer, etwa zwei Fuß über der Straße, die aber von dieser durch keine Wand oder Thür getrennt sind; wenn man nun etwas kauft, steht man auf der Straße. Der Kaufmann sitzt mitten in seinem Laden auf einem Teppich mit untergeschlagenen Beinen und raucht mit orientalischer Ruhe seinen Schibuck, vor ihm steht ein niedriges Pult mit der Geldkasse und Schreibgegenständen.

Was das Kaufen selbst betrifft, so muß man sich erst an die Art und Weise, wie sie dem Araber eigen ist, gewöhnen, kommt dann aber niemals schlecht fort. Er schlägt jedesmal fast das Doppelte van dem vor, was der wirkliche Preis ist. Sagt man, der Preis sei zu hoch, so frägt er, wieviel man geben wolle. In der Regel kommt dann der Handel zu Stande, oder er macht eine neue Forderung. Ist man nicht Handels eins geworden und geht fort, sa wird man häufig zurückgerufen, oder der Händler bietet seine Waare van Neuem an, wenn man seinen Weg noch einmal des Tages vorbei nimmt. Ist der Handel zu Stande gekammen, so nimmt er es sehr hoch auf, wenn man sich mit arabischem Gruß empfiehlt, d. h. man legt die Hand auf die Brust, führt sie zum Mund und an die Stirn, und wünscht ihm mit den Worten sába chêr ader néhar saïd einen guten Tag. Erleichtert wird der Handel dadurch, daß es sich immer nur um dieselben Gegenstände handeln kann; am allerbesten ist es dann, wenn man den Preis des Gegenstandes, den man kauft, weiß und die Summe zahlt, ohne viel Worte zu wechseln. Sehr gern thut es der Araber, nachdem der Handel abgeschlossen ist, einen Backschisch d. h. eine Zugabe zu geben, was in der Regel Muscheln, Steine aber sonstige Kleinigkeiten sind, die ihm meist nichts kosten.

2. Die ungebildetste und niedrigste, wiewohl für Aegypten die wichtigste Volksklasse ist der Bewohner des flachen Landes, der Fellach. Er ist von häßlicher, braungelber Hautfarbe, kräftigen graden Wuchses, Schultern fast horizontal, mehr sehnig als fett. Stirn schmal, niedrig, Backenknochen vorstehend, Nase breit, aufgestoßen, Mund und Lippen breit und dick, mit großen aber schönen weißen Zähnen. Der Ausdruck des Gesichts ist dumm, dabei schlau und verschlagen; sobald man eine Menge zusammen sieht, kann man einen gewissen wilden, ja thierischen Ausdruck nicht verkennen, dabei sind sie aber von einer niedrigen Feigheit. Einzeln trifft man indeß auch viel Gutmüthigkeit. Sie führen ein armseliges Leben, wohnen in ihren aus Nilschlamm aufgeführten Hütten und nähren sich fast von nichts anderm als van Brod, Wasser und Zwiebeln. An ihren Wohnungen halten sich eine große Zahl von den bekannten ägyptischen wilden Hunden, die ein schreckliches Geheul und Gebell hören lassen, wenn man sich ihnen nähert. Bei dem übrigen Theil der Bevölkerung stehen sie in geringem Ansehen und Fellach ist ein grobes Schimpfwort. Ihre Kleidung ist nur sehr einfach, ein Hemd von blauem Kattun mit einen Strick von Kameelhaaren um den Leib, das ist Alles. Selten nur tragen sie Pumphasen van weißem Leinen. Als Kopfbedeckung haben sie eine weiße oder braune Filzmütze, oder eine sogenannte Takie, d. i. eine kleine weiße, baumwollene Kappe, die die Araber auch häufig unter dem Tarbusch tragen. Tarbusche sieht man nur selten, und am allerseltensten einen regulären Turban. Man kann täglich mit dem Fellach eine Bekanntschaft machen, die ziemlich lästig werden kann. Geht man nämlich in den schönen Fluren des ägyptischen Fruchtlandes spazieren, um sich an dem herrlichen Grün zu erfreuen, und kammt bei diesen Wanderungen in die Nähe der Wohnungen der Fellachs, so wird man zunächst von den Hunden angebellt und angeheult. Dies ist das Signal für die Bewahner, und aus allen Ecken und Enden kommen schmutzige, nackte Kinder auch Halberwachsene einem entgegen, und bitten mit den Worten havage, backschisch! havage, backschischi um ein Trinkgeld. Wenn das auch nichts weiter zu sagen hat, und man sich die diese Gesellschaft bei ihrer Zudringlichkeit, die zu weiterer Unterhaltung keineswegs einladet, durch einen geschickten Jagdhieb abwehren kann, so ist dach eine Begegnung dieser Art nicht angenehm. Es ist das Backschisch-Bitten so allgemein im Volke, daß man es fast als Begrüßungswort für einen havage*) bezeichnen könnte.

3. Die Kopten. Die Kapten sind (wie schon gesagt) die Nachkommen der alten Aegypter. In der unglücklichen Zeit des byzantinischen Kaiserreiches, wo die graßen Christenverfolgungen stattfanden, haben auch die Kopten viel zu leiden gehabt. In der 1200 Jahre langen Herrschaft der Araber hat eine kleine Schaar von 150,000 bis jetzt treu bei dem Glauben ihrer Väter ausgeharrt; andere sind zum Islam übergegangen, und man nennt ohne Rücksicht auf Abstammung nur diejenigen der heutigen Aegypter Kopten, welche sich zum Christenthum bekennen. Sie theilen sich in das römische und griechische Glaubensbekenntniß. Man findet unter ihnen wunderschöne Leute, und eine Aehnlichkeit mit dem ägyptischen Volksstamm, wie man ihn auf den alten Denkmälern dargestellt findet, ist ganz unverkennbar. Die Augen sind groß, länglich geschnitten, schwarz, der Mund klein, durch geschwungene Linien schön geformt, Nase klein, gerade, schmal, breite, gewölbte Stirn, Kinn spitz. Der krause Bart, der nur den Kinnbacken einfaßt, formt sich am

*) havage heißt im Arabischen „Herr" und scheint besonders die Anrede für einen Europäer zu sein.

Kinn spitz zu, wie man es auf allen alten Skulpturen finden kann. In Kleidung unterscheiden sich die Kopten nicht von den Muhamedanern, nur daß sie einen schwarzen oder dunkelbraunen Turban tragen. Die Sitte stammt aus früheren Zeiten der Verfolgungen, wo sie als Christen gekenntzeichnet sein sollten. Die Geschichte erzählt darüber die barbarischsten Sachen. Um nur eines dieser Art anzuführen, soll der Kalif Tulun zu Anfang des Jahres 1000 angeordnet haben, daß die Christen ein Kreuz von Holz 6 Pfund schwer um den Hals tragen müßten. Was ihren Religionsgebrauch betrifft, so ist er charakterisirt durch strenges Festhalten an bestimmten Aeußerlichkeiten und Formwesen. Sie haben die Sitte der Beschneidung, die sie aber von den alten Aegyptern geerbt haben. Auch verschleiern sich die Frauen. Sie leben in ganz Aegypten umher in Klöstern, wo sie jedoch gemeinschaftlich in Familien zusammen leben und den Ackerbau betreiben, wohnen aber auch in Städten als Kaufleute, Wechsler und Techniker. Sie zeichnen sich aus durch eine bedeutende Fähigkeit im Rechnungsfach und wurden deshalb von jeher viel in verschiedenen Regierungsämtern als Secretäre angestellt.

4. Der Beduine, der freie Sohn der Wüste. Dieses Volk, welches sich von allen arabischen Stämmen am reinsten in seiner Race erhalten hat, wohnt in der Wüste auf beiden Seiten des Nils, in unzählig kleine Stämme zersplittert, mit ihren Heerden von Kameelen, Ziegen und Schaafen die spärlichen Weideplätze aufsuchend. Sie gehören eigentlich wohl nicht mehr zum ägyptischen Volke, denn Aegypten reicht nur so weit, als der Nil das Land fruchtbar macht. Insofern aber muß man den Beduin mit hinzurechnen, als es viel Stämme giebt, die sich mit Waarentransport beschäftigen und Aegypten nach allen Richtungen mit ihren Karavanen durchziehen, indem sie Waaren nach den entferntesten Theilen des mittleren Afrika und Asiens auf ihren Kameelen fortschaffen. Auch haben viele Beduinen auf ihr Wanderleben verzichtet, sind angesiedelt und treiben Landwirthschaft. Namentlich ist das Fayûm, ein oasenartiges Fruchtland auf dem linken Ufer des Nil, von ihnen bewohnt und bebaut, und der Tourist kann in dem Dorfe Gizeh Bekanntschaft mit ihnen machen, dort sind sie von der Regierung angesiedelt und haben das Amt, den Fremden auf dem nahe gelegenen Pyramidenfelde als Führer zu dienen.

Ein Beduin, der echte Sohn der Wüste, ist ein wahrhaft schöner Anblick. Schön von Gesicht und regelmäßigen Körperbaus, hat er eine natürliche Grazie in allen Bewegungen und Stellungen, die ihn besonders kennzeichnet. In seinen weißen oder, schwarz und weißen, auch braunen Burnus gekleidet, den er lässig um die Schultern geschlagen hat, den Kopf in feine Kuffije gehüllt, ein großes, weißes oder buntes Kopftuch, dessen Zipfel und Quasten bis auf die Hüften herabhängen, — und diese malerische Erscheinung, auf einem Kameel reitend, giebt eines der prächtigsten Bilder, denen man in Aegypten begegnen kann.

Es liegt in der Erscheinung eines Beduin eine gewisse Freiheit, Stolz, Edelmuth und in den Gesichtszügen Intelligenz, und es ist wohl gewiß, daß das ewige Herumstreifen in der freien Wüste, das innige Zusammenleben mit der Natur ihm den Adel der Gesinnung und des Charakters, der ihm so eigen ist, verliehen. Man möchte daher fast sagen, daß der Beduin das schönste Leben auf der Erde führt, wenn nicht das Gefühl, Pflichten zu haben, und das Bewußtsein, in und für dieselben zu leben, das Süßeste wäre. Ein Beduin auf einer Wüstenreise führt das einfachste Leben, das man sich denken kann, einige Dattrln und ein Schluck Wasser, damit kommt er den Tag über aus, ebenso sind seine Cameele an die größte Entbehrung gewöhnt. —

Ist von den „heutigen Aegyptern" die Rede, so ist dieses Kapitel nun beendet. Spricht man aber im Allgemeinen von den Bewohnern Aegyptens, so dürfte wohl noch Manches zu erwähnen sein, denn es sind viel Eingewanderte hier, die einen nicht unbeträchtlichen Theil der Bevölkerung ausmachen. Ich will ihrer aber nur kurz erwähnen, um das Bild zu vervollständigen. Es sind zunächst — um mit den afrikanischen Völkern zu endigen — die Schwarzen und Dunkelbraunen aus dem Sudân und aus dem Innern von Afrika, die zum Theil als Sclaven eingewandert sind, jetzt aber als Freie hier leben. Sie sind meistens als Diener, Wächter, Zeiße, Kutscher vermiethet und sind in ihren Posten intelligent und brauchbar. Auch die Eunuchen der Paschas sind Schwarze von den Ländern oberhalb Chartûm's.

Ferner sind es die europäischen Einwanderer aus allen nur denkbaren Theilen Europas. Sie sind es, die Kultur nach Aegypten gebracht haben, Eisenbahnen angelegt, Maschinen und Fabriken erbaut haben. Ueberall im ganzen Lande, ja bis tief in das Innere von Afrika, so weit es nur bekannt ist, haben sie Handels- und Handwerkskolonien gegründet. In neuerer Zeit auch haben europäische Beamte, namentlich Deutsche, Einfluß auf die Privat- und Regierungs-Angelegenheiten des Vicekönigs gewonnen. Alle Europäer stehen hier, wie im ganzen Orient, ganz unabhängig von den Landesgesetzen unter unmittelbarem Schutz und Jurisdiktion der betreffenden Consulate. —

Statistisches.

Wahnsinnige und Blinde in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Die Vereinigten Staaten hatten im Jahre 1860 eine weiße Bevölkerung von 26,763,843, und eine farbige von 4,441,730 Köpfen. Unter der weißen Bevölkerung befanden sich 23,593, unter der farbigen aber nur 406 Wahnsinnige. Blinde gab es unter den Weißen 11,125, unter den Negern aber 1510. Nur ein sehr geringer (kaum der zehnte) Theil der Wahnsinnigen und Blinden ist in öffentlichen Anstalten untergebracht.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 45. Berlin, den 4. November 1863. **Nr. 45.**

Im Johanniter-Krankenhause zu Erdmannsdorf

sind in der Zeit vom 1. Mai 1862 bis ult. April 1863 192 Kranke verpflegt worden. Der Abgang im Laufe des Verwaltungs-Jahres beträgt . . . 146 „ so daß am 1. Mai c. ein Bestand von . 46 Kranken vorhanden war.

Von den 146 in Abgang gebrachten Kranken waren geheilt 110, gebessert 12, ungeheilt blieben 9, gestorben sind 15.

Unter den 192 Verpflegten befanden sich 93 Frauen und Mädchen, 63 Männer und 36 Kinder, von ihnen waren: 153 aus dem Hirschberger, 20 aus dem Schönauer, 8 aus dem Löwenberger, 3 aus dem Landshuter, je 2 aus dem Bolkenhainer und Laubaner Kreise, 4 befanden sich auf der Wanderschaft.

Die Zahl der denselben gewährten Verpflegungstage beträgt 15,263, es kommen mithin auf jeden Kranken im Durchschnitt 79⅔ Verpflegungstage.

Die Ausgaben der Anstalt, welche sich namentlich mit Hülfe der vorhandenen Freibetten, die eine Einnahme von 1112 Thlr. gewährten, fast ganz selbst erhält und nur einen Zuschuß von 250 Thlr. aus der Kasse der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens bedurft hat, betragen für das Verwaltungsjahr 1862 bis 1863 2604 Thlr. 11 Sgr. 4 Pf., so daß derselben ein Krankenverpflegungstag incl. ärztlicher Behandlung, Arznei und aller Verwaltungskosten auf 5 Sgr. 1½ Pf. zu stehen kommt. Im Durchschnitt dürfte sich das Verhältniß ohngefähr so stellen, daß die Verpflegungskosten täglich pro Kopf für Erwachsene 7½ Sgr., für Kinder 3 bis 4 Sgr. betragen.

Ein allseitig ganz besonders günstiges Resultat, das bisher noch von keinem der übrigen Krankenhäuser des Ordens erreicht worden ist, aber auch wohl um deshalb kaum wird erreicht werden können, weil die Preise der Lebensmittel überall höher sind.

Cunersdorf.

Von T. Fontane.

(Fortsetzung und Schluß.)

So waren die Erlebnisse von Schloß Cunersdorf, so waren die Personen, die, während eines halben Jahrhunderts und darüber, dort kamen und gingen.

Wir durchschreiten jetzt zunächst die Säle und Zimmer des Erdgeschosses und verweilen vor älteren und neueren Familienportraits von zum Theil künstlerischem Interesse. Die Aufzeichnung dieser Bilder aber an andrer Stelle gebend (siehe die Anmerkungen) wenden wir uns nunmehr dem im obern Stockwerk gelegenen Bibliothekzimmer zu, wo wir zunächst den Bildnissen derer begegnen, die einst Freunde des Cunersdorfer Hauses waren: Thaer, Wildenow, Alexander von Humboldt, Reil ꝛc. Was aber unser Interesse lebhafter in Anspruch nimmt, das ist ein großer pultartiger Schrank, der in seinen verschiedenen Kästen und Fächern alles das umschließt, was sich auf den Generalmajor v. Lestwitz bezieht. Das ganze Arrangement erinnert mehr oder weniger an die großen Glaskästen, in denen man in England (im Brittischen Museum, im Greenwich-Hospital, in Abbotsford ꝛc.) allerhand Erinnerungsstücke an historische Persönlichkeiten, z. B. an Nelson, Walter Scott oder Sir John Franklin auszustellen pflegt. Auch unsere „Kunstkammer" hat ähnliches.

In diesem Lestwitz-Schrank, dessen oberer Theil eben aus einem solchen Glaskasten besteht, befinden sich folgende Gegenstände:

1) Die beiden Degen des Generalmajors v. Lestwitz, Jeder mit Draht umsponnenem Griff und einfacher Lederscheide.

2) Der Schlachtplan von Torgau („der Lestwitz-Tag") groß und in saubersier Ausführung. Dazu: Ausführlicher Bericht, wie die merkwürdige Schlacht bei Siptitz, ohnweit Torgau, am 3. November 1760 geschehen ist. Leipzig, bei Christian Gottlieb Hilscher.

3) Charten und Manöverpläne, die der Generalmajor v. Lestwitz selbst gebraucht.

4) Charten, die auf den 7jährigen Krieg Bezug haben bis 1763.

5) Militärische Pläne und Charten seit 1763.

Alle unter 3, 4 und 5 angeführten Charten und Pläne befinden sich in großen Mappen und sind zum Theil für den Lestwitz'schen Privat-Gebrauch gezeichnet und getuscht, theils im Buchhandel erschienen. Bei den letztern lesen wir abwechselnd: „Zu finden in Johann Jacob Korns Buchhandlung in Breslau," oder: „gestochen von Glaßbach in Berlin."

In demselben Schrank finden wir noch ein anderes historisches Werthstück, das freilich nicht mehr der Lestwitz-Zeit angehört, sondern vom Grafen Peter Alexander v. Itzenplitz, von Groß-Bähnitz im Havellande her, mit nach Cunersdorf gebracht wurde. Es ist dies

6) der Flötenkasten Friedrichs des Großen, den, bald nach dem Tode des großen Königs, Friedrich Wilhelm II. an seinen Minister Wöllner zum Geschenk machte. Der Minister Wöllner war mit einer Itzenplitz vermählt, wodurch dies historische Werthstück (da das Wöllner'sche Paar kinderlos starb) in die Itzenplitz'sche Familie kam.

Es ist ein weißer, in der geschmackvollsten Weise mit Rosen, Erdbeeren und allerlei Blumenguirlanden bemalter Porzellankasten, von etwa 5 Zoll Höhe, bei 7 Zoll Breite und 11 Zoll Länge. In diesem Kasten, der zwei Etagen hat, und mit rothem Sammt ausgeschlagen ist, liegt die Ebenholz-Flöte des Königs. Sie besteht aus 8 Stücken, einem Mundstück, einem Klappenstück und 6 Einsatzstücken, jedes Stück von einem Elfenbeinrande eingefaßt. Dazu gehört noch (zugleich als Autograph von der Hand des Königs) eine 7 Seiten lange Partitur. Die Ueberschrift derselben lautet: Aria per il Paulino del Opera di Demofonté, allegro di molto non odi consiglio. Rechts oben in der Ecke; di Federico.

Vielleicht die größte Sehenswürdigkeit von Schloß Cunersdorf ist die Begräbnißstätte für die Familie Lestwitz-Itzenplitz. Dieselbe liegt an der anderen Seite der Dorfstraße, und die verschlungenen Pfade eines Obstgartens, an Blumenbeeten und dem hohen Schilf eines kleinen Teiches vorbei, führen zu dieser Stätte hin. Eine hohe Schwarztanne, deren Zweige weit in den Friedhof hineinragen, bezeichnet den Eingang. Dieser Friedhof, den eine ziemlich niedrige Feldsteinmauer einfaßt, erinnert zumeist an die Begräbnißstätten der Familie Marwitz in Friedersdorf und der Familie Humboldt in Tegel. Mit beiden hat er eine gewisse Eigenthümlichkeit der Anlage gemein, und wenn er vielleicht einerseits hinter der christlich-poetischen Schlichtheit des einen, wie andererseits hinter der klassisch ästhetischen Feinfühligkeit des andern zurückbleibt, so übertrifft er doch beide durch Mannigfaltigkeit und den Reichthum des künstlerisch Gebotenen. Die Anlage (wenn ich nicht irre, von Frau v. Friedland herrührend, die auch hierin die Selbstständigkeit ihres Wesens zeigte) ist folgende. An der Einfassungsmauer entlang, aber diese bedeutend überragend, zieht sich, wie ein solider Wandschirm, ein Stück Mauerwerk entlang, dessen Rückseite glatt ist, während die Front (der Begräbnißstätte zugekehrt) eine Anzahl von Nischen zeigt. Einfache Säulen fassen nach links und rechts diese Nischen ein und tragen einen wenig vorspringenden Sims. Zu Füßen jeder Nische liegt ein Grabstein, während, in der Nische selbst die Aschenkrüge mit den Reliefbildnissen der Verstorbenen oder sonstige Mementos stehen. Um die Grabsteine rankt sich Epheu; Geisblatt und Immergrün steigen zu den Säulen empor. Die ganze Anlage hat den Vortheil, daß sie sich ohne Mühe, durch Anbau einer neuen Nische erweitern läßt. Der Bau, wie er jetzt ist, besteht aus neun Nischen, und die Mitglieder der Lestwitz-Itzenplitz'schen Familie, die hier ihre Ruhestätte gefunden haben, sind (ich gebe die Inschriften wörtlich) folgende:

1) „Gruft des irdischen Ueberrests von Hans Sigismund v. Lestwitz, Königl. preußischen General-Majors der Infanterie. Geboren zu Kontop in Schlesien am 19. Junius 1718; gestorben zu Berlin am 16. Februar 1788." Denkmal: eine über zwei Fuß hohe Urne von granem schlesischem Marmor; in Front der Urne der Reliefkopf des Generals; oben, auf der Urne, Helm, Schwert, Handschuh. Von Schadow zwischen 1790 und 1803 ausgeführt.

2) „Dies Denkmal bedeckt den sterblichen Theil von Catharine Charlotte v. Lestwitz, geb. v. Treskow. Geboren zu Schlagentin im Magdeburgischen am 3. Januar 1734, gestorben zu Berlin am 14. Januar 1789." Denkmal: Urne von grauschwarzem Marmor mit Reliefbild. Ebenfalls von Schadow.

3) „Dem thätigen Geiste, der diese Fluren belebte, ordnete und nun schützt, Helenen Charlotten v. Friedland, gebornen v. Lestwitz. Geb. zu Breslau 18. November 1754, gestorben zu Cunersdorff den 23. Februar 1803." Denkmal: Ein Säulenabschnitt, an dem sich das Reliefbild der Heimgegangenen befindet, trägt eine Marmor-Urne. Diese Urne zeigt am oberen Rande, auch reliefartig, die Attribute der Landwirthschaft: Pflug, Egge, Sense, Sichel, Harke. Darunter ein Genius, mit dem Schmetterling in der Hand; im Hintergrund zwei weibliche Figuren, von denen die eine einen Blüthenzweig, vielleicht eine Lotosblume, oder doch eine Blume von ähnlicher allegorischer Bedeutung in der Hand hält, während die andere sich, durch eine Scheere in ihrer Rechten, als eine der Parzen kennzeichnet. Dies Denkmal, von Enrigo Keller in Rom herrührend, gilt für ein ausgezeichnetes Kunstwerk. Die Basreliefs an der Urne sind nach antiken Vorbildern ausgeführt*). Ich bekenne indeß, daß ich die hohe Schönheit speciell dieses antiken Reliefbildes (der Genius mit dem Schmetterlinge gleicht einem Amor den eine Biene gestochen hat) nicht habe empfinden können. Der unten in der Anmerkung abgedruckte Brief Wilhelm v. Humboldt's widerlegt mich, — ohne mich zu überzeugen.

4) „Peter Alexander Graf v. Itzenplitz. Zu Groß-Bähnitz geboren den 24 August 1769, gestorben den 18. September 1834. Sein Herz reich an umfassender Liebe, sein Geist voll Durst nach Wissen, wirkte mit lebendiger Einsicht und beharrlicher Kraft, was in dauernder Frucht uns trostvoll umgiebt." Denkmal: Ein zugeschrägter griechischer Altar, trägt zu oberst das Reliefportrait des Grafen. Darunter ein anderes Reliefbild, das alte und das neue Oderbruch (d. h. den Zustand wie er war, und den Zustand wie er ist) allegorisch dar-

---

*) Wilhelm von Humboldt wurde durch die befreundete Itzenplitz'sche Familie aufgefordert, die Anfertigung eines Grabdenkmals, am besten durch einen italienischen Künstler, zu vermitteln. Humboldt unterzog sich gern dieser Aufgabe und schried an Enrigo Keller: „Auf der Urne wünscht man ein allegorisches Basrelief, wozu das bekannte Basrelief von dem Genius und dem Schmetterlinge und zwei andern allegorischen Figuren, das sich auf der Vase im Pallast Chigi befindet, das beste und schicklichste wäre."

stellend. Wasser entströmt der Urne der Najade, und Eiche, Storch und Reiher, die im Sumpf ihre Heimath haben, bezeichnen das alte Oderbruch. Aber das abgewandt entströmende Wasser legt den Vordergrund trocken und ein pflügendes Stiergespann, Apfelbaum und Garbe versinnbildlichen das Oderbruch, wie es jetzt ist. — Von Rauch herrührend.

5) „Henriette Charlotte Gräfin v. Itzenplitz, Geborne v. Borcke, genannt v. Friedland, geboren zu Potsdam 18. Juli 1772, vermählt zu Cunersdorff, 23. September 1792, gestorben zu Berlin 13. April 1848." Denkmal: Eine zugeschrägte Marmortafel trägt die entsprechenden Reliefs. Gräfin Itzenplitz sitzt, mit dem Ausdruck heiterer Ruhe, auf einer Bank. Neben ihr ein Fruchtkorb, auf dem die Linke ruht; in der Rechten hält sie ein aufgeschlagenes Pflanzenbuch, zum Hinweis auf ihre Vorliebe für Garten- und Pflanzenkunde. — Ebenfalls von Rauch.

6) Gräfin v. Itzenplitz', geb. Gräfin v. Bernstorff. Denkmal: Der Engel des Todes entführt die Mutter ihren Kindern; aber noch im Scheiden sucht sie schützend ihren Schleier um alle die zu breiten, die sie zurückläßt. — Eine vortreffliche Arbeit von Friedrich Tieck.

7) Gräfin v. Itzenplitz, geb. v. Sierstorpff. Denkmal: ein einfaches Marmorkreuz.

8) Gräfin v. Itzenplitz, geb. v. Kroecher. Denkmal: die Sterbende preßt das Kreuz an ihre Brust, während ihr der Engel des Todes den Kranz reicht. — Von Hugo Hagen.

Der Platz der neunten Nische ist noch frei. Graf Heinrich v. Itzenplitz, der gegenwärtige Besitzer der Herrschaft, hat ihn für sich reservirt, um hier an der Seite der Seinen zu ruhen. Der Friedhof selbst aber, von dem wir jetzt Abschied nehmen (und von dem Wenige wissen), bildet eine Sehenswürdigkeit unserer Mark auch nach der Seite des Künstlerischen hin. Die besten bildnerischen Kräfte, die unser Land hervorgebracht, hier waren sie thätig: Schadow, Rauch, Tieck. Und keiner von ihnen ist an dieser Stelle hinter sich selbst zurückgeblieben.

Die schönste Stunde im Schloß ist die Morgenstunde. Noch ist Alles still; draußen leuchtet ein klarer Septemberhimmel, Luft und Sonne strömen durch das offene Fenster ein. Unter dem Fenster hin zieht sich ein Garten, mit Rasenplatz und Blumen-Rondel. Die Gänge sind frisch geharkt; keine Fußspur unterbricht die glatten Furchen; nur hier und da sieht man ein Gekräusel im Sand, von einem Huhn herrührend, das sich aus dem Hof in den Garten stahl. Die Bosquets sind abgeblüht; die Spätlinge des Jahres, meist rothe Verbenen, haben an der Rampenwand ein warmes Plätzchen gesucht; dort trifft sie eben die volle Morgensonne.

Hinter dem Garten steigt der Park auf und mitten durch den Park hin (in gerader Linie auf das Schloß zu) zieht sich, canalartig, ein breiter Teich. Die Bäume zur Rechten des Wassers stehen dicht und dunkel; aber nach links hin lichten sie sich, und durch die Lichtungen hindurch, über weiße Birkenbrücken hinweg, blicken wir weit in das offene Wiesenland hinein.

Friede ringsum. Auf das Fensterbrett vor mir setzt sich ein Spatz und zwitschert und sieht mich an, als erwart' er sein Morgenbrod von mir. Er pickt die Krume auf, die ich ihm hingeworfen, und unterwegs seine Flügel in's Wasser tauchend, fliegt er über die Breite des Teiches hin.

Einzelne Sträucher lachen mit rothen Beeren aus dem Unterholz des Parkes hervor; die große Linde, halb herbstlich schon, streut bei jedem Luftzug ein gelbes Blatt auf die Gänge nieder; aber im Fallen zögern die Blätter wieder und raffen sich auf, als überlegten sie, ob sie nicht lieber steigen sollen. Vereinzelte Vogelstimmen singen in den Morgen hinein; sonst alles still; nur das Wasser, nun fast ein Jahrhundert schon, fällt an derselben Stelle melodisch-einförmig über das Wehr, wie ein Ewiges, das die Bilder der Zeitlichkeit umschließt.

Burkard von Schwanden vor und nach seinem Austritt aus dem deutschen Ritterorden.

(Th. von L.)

In dem fruchtbaren Thale der Emme, in geringer Entfernung von der Stadt Bern, erhob sich einst eine Burg, welche die Freiherren von Schwanden ihr Eigen nannten. Dort wurde in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Burkard geboren, der später als Hochmeister des deutschen Ritterordens von Rudolf von Habsburg, dem römischen Könige, hochgeehrt, plötzlich auf der Höhe seines Ruhmes gegen alles Erwarten in Akkon seiner Würde entsagte, das Ordenskleid der Johanniter annahm, und als Inhaber mehrerer Comthureien in Rhodus starb.

Die Lebensverhältnisse dieses nicht uninteressanten Mannes aufzuhellen, die insbesondere von preußischen Geschichtschreibern noch nicht beachtet worden, ist Aufgabe dieser Zeilen.

Der Stamm der Freiherren von Schwanden, die ursprünglich als Ministerialen der Freiherren von Oberhofen erscheinen, läßt sich nicht über den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zurück verfolgen. Damals lebten fünf Brüder, deren Vater wohl dem Kaiser Friedrich II. seine Erhebung in den Stand der freien Herren zu verdanken hatte, nämlich: Ulrich, der schon 1277 aus dem Leben schied, Anselm, der von 1233 bis 1266 Abt zu Einsiedeln war, Rudolf, der bereits im Jahre 1257 Ritter genannt wird, Werner, in der Folge Pfarrer zu Ingisdorf (1257—1279) und Burkard, der später die Würde eines Hochmeisters des deutschen Ritterordens erlangte.

Ihr Vater war jener Rudolf von Schwanden, der schon im Jahre 1228 als Bürge des Freiherrn Aymo von Montenach gegen das Domcapitel zu Lausanne erscheint, und ein wohlhabender Mann gewesen sein muß. — Im Februar des Jahres 1250 vertauschte er mit dem Kloster Frienisberg (Aurora) eine Schuppose zu Schwanden und den Zehnten zu Bundkofen und Kasthofen gegen den Hof zu Gäsertz. Zu diesem Tausche gab Graf Peter von Buchegg, von dem Rudolf von Schwanden diese Güter zu Lehen trug, seine Zustimmung. — Es ist dieses die letzte Urkunde, welche dieses

Rudolfs von Schwanden gedenkt, der hier zum erstenmale Freiherr (nobilis) genannt wird.

Wohl finden wir in dieser Zeit noch einen Heinrich von Schwanden, der um das Jahr 1239 noch Ministerial der reichen Freiherren von Oberhofen war, und einen Ulrich von Schwanden, der von 1240 bis 1269 in Urkunden erscheint; wie aber diese mit dem Freiherrn Rudolf von Schwanden verwandt waren, ist uns nicht bekannt.

Von den Söhnen dieses Freiherrn Rudolf und seiner ihn überlebenden Gemahlin Elisabetha setzten drei ihren Stamm fort.*) — Während nämlich dem Ritter Ulrich seine Gemahlin Clementia drei Söhne und zwei Töchter gebar, schritt Ritter Rudolf von Schwanden mit einer uns unbekannten Edelfrau zur Ehe und wurde Vater mehrer Kinder, deren eines den Namen Burkard erhielt; dem Freiherrn Burkard von Schwanden aber, dem spätern Deutschritter und Johanniter, wurden durch seine Gemahlin Petriza, aus dem Hause der Freiherrn von Ponte, zwei Töchter und ein Sohn geboren. —

Diese Brüder, deren ältester ohne Zweifel Rudolf war, lebten in ungetheiltem Besitze der Güter, die sie theils als Eigen, theils als Lehen von dem deutschen Reiche und den Grafen von Buchek innehatten. —

Zum ersten male begegnet uns Burkard v. Schwanden im Februar 1250. Damals genehmigte, wie wir bereits gesehen haben, Graf Peter von Buchegg den Tausch, den der Freiherr Rudolf von Schwanden, mit Zustimmung seiner Söhne Rudolf, Burkard und Ulrich (nobiles de Suandon) abgeschlossen hatte. —

Sieben Jahre später — am 9. November des Jahres 1257 — finden wir den Freiherrn Burkard von Schwanden gegenwärtig bei der Vergabung der Pfarrei Seedorf an die Johannitercomthurei Buchsee, und kurz darauf begegnet er uns dreimal als Zeuge in Verkaufsurkunden seines Bruders Ulrich, für den er — da letzterer noch kein eigenes Siegel besaß — diese Documente durch Anhängen seines eigenen Siegels befestigte (Urkunden vom 7. April und 28. December 1258 und vom Jahre 1261). —

Allein nicht nur Ritter Rudolf von Schwanden war zu Veräußerungen seiner angestammten Besitzungen gezwungen, sondern auch, wie uns die, wahrscheinlich in der Stadt Bern ausgestellte Urkunde vom 21. April des Jahres 1266 belehrt, sein Bruder Burkard; dieser trat, mit Einwilligung seiner Gemahlin Petriza von Ponte und seiner Kinder Ulrich, Cuno und Elisabetha, sein Eigengut zu Oey an Nicolaus von Mönkilch ab, der Bürger zu Bern war.

Welche Gründe den Freiherrn Burkard von Schwanden zur Veräußerung dieser Liegenschaften bestimmt haben mögen, ist uns nicht bekannt; dagegen vernehmen wir, daß er bald darauf die Heimath verließ und nach der frommen Sitte jener Tage einen Pilgerzug nach dem heiligen Lande mitmachte. Wohl um die Kosten dieser Reise zu bestreiten, mag der Freiherr von Schwanden dieser Güter sich entäußert haben. Denn in eben diesem Jahre predigte Bruder Achilles, einst Prior des Franciscanerordens, das Kreuz, und im folgenden Jahre (1267) forderte Papst Clemens IV. alle Bischöfe und Kreuzprediger auf, die Gläubigen zu ermahnen, daß sie den deutschen Ritterorden, der im heiligen Lande große Noth leide und Vieles bedürfe, nach besten Kräften unterstützen. — Die Worte der Kreuzprediger entflammten noch einmal die Volksmasse, und um die Mitte der Fastenzeit des Jahres 1267 verließen einzig aus dem Elsaß über fünfhundert Pilger die heimathliche Erde, um dem bedrängten Morgenlande ihren Arm zu leihen. Wohl befand sich auch der Freiherr Burkard von Schwanden unter diesen frommen Wallern, denn fortan verschwindet er für längere Zeit aus den vaterländischen Urkunden.

Erst im Jahre 1270 begegnet er uns wieder, wo er in freudiger Begeisterung für das heilige Land der Deutschordenscommende in Köniz bei Bern einen bei Sulgen gelegen Zehenten schenkt. — Die hierüber ausgestellte Urkunde lautet also:

„Glück und Heil allen denen, die diesen Brief ansehen!"

„Da dem menschlichen Gedächtnisse gemeinigtich alles entfällt, was nicht durch den Mund der Zeugen oder durch schriftliche Aufzeichnung festgehalten wird, so beurkunde hiedurch ich Ritter Burkard, genannt v. Schwanden (Burchardus miles dictus de Suandon), um folgendes vor der Vergeßlichkeit der Nachwelt zu sichern, und zwar vor Gegenwärtigen und Zukünftigen, daß ich den Unfällen Rechnung tragend, von denen das durch Christi Blut geheiligte Land bedrängt wurde, und heftiger nach gerade jetzt bedrängt wird, zu dessen Unterstützung den Vorkämpfern und Athleten des christlichen Glaubens (propugnatoribus ipsius et adelethis fidei Christiane), den Brüdern des Hospitals der heiligen Maria der Deutschen in Jerusalem, und der Kirche in Köniz (Ecclesiae Chuniceusi) und deren ehrwürdigem Ordenshause daselbst einen gewissen Zehenten, in Sulgan gelegen, den ich und meine Vorfahren vom Reiche, nach Erbrecht, seit alter Zeit bekanntlich innehatten, mit Beistimmung meiner Söhne Ulrich und Cuno, als Geschenk übergeben habe, damit sie sich dessen zum Nutzen ihres Hauses, zu meinem und meiner Verwandten Seelenheile beständig bedienen, zumal da die genannten Ordensbrüder nach den ihnen verliehenen Privilegien das Recht haben, Reichsgüter, wie immer genannt und von wem immer geschenkt, ohne alles Bedenken sich zuzueignen. Hiemit entziehe ich mich vor jedem geistlichen und weltlichen Gerichte zu Handen des geistlichen Mannes Conrad, genannt von Vischerbach, der Zeit Vorstand des Ordenshauses in Köniz, alles Rechtes, das mir oder

*) Um für die Folge klarer zu werden, geben wir hier den Stammbaum dieser Freien.

Rudolph, Freiherr. 1229—1250
Gemahlin: Elisabetha.

Ulrich gesterb. 1277 Gemahlin: Clementia.	Rudolf, 1250 Gemahlin N.			Werner Pfarrer in Ingisdorf.	Burkard 1250—1300 (der spätere Hochmeister) Gemahlin: Petriza von Oenz.		Anselm Abt zu Einsiedeln 1233—1266.
	Burkard 1268; 1278 Conversbruder in Friensberg	Peter Abt zu Einsiedlen † 1330.	Mehrere unbekannte Kinder.	Cuno	Ulrich, 1300	Elisabetha Gemahlin des Ritters Rudolf Friese 1275.	

Kinder Ulrichs (Ulrich, gest. 1277 und Clementia):

Johannes Abt zu Einsiedeln.	Cuno 1250	Otto 1275 Rector in Ettingen, Decan zu Einsiedeln, Propst zu Fehr und zu St. Gerold; gestorben 1316.	Elisabetha Gemahlin des Ritters Johann von Mersberg 1296.	Diemuth Gemahlin des Ritters Jacob von Butlingen.

meinen Erben auf den genannten Zehnten zusteht oder zustehen könnte, und verspreche, vor jedem Richter volle Währschaft zu leisten, wenn sie im Bezuge desselben gehindert werden sollten. —

Dies bezeugen: Rüdiger, Priester in Bümpliz; Ritter Cuno von Bubenberg, der Zeit Schultheiß in Bern; Ritter Johannes von Riede; Leo von Oenz; Burkard, Notar zu Bern; Burkard von Belberg; Johannes von Eisenstein; Conrad und Ulrich Hügmann; Albrecht von Hotenswil und mehrere andere.

Damit aber deswegen künftig kein Zweifel und kein Streit obwalte, so habe ich, obgenannter Burkard, diese gegenwärtige Schrift, mit meinem und der Stadt Bern Insiegel besiegeln lassen.

Gegeben zu Bern im Jahre des Herrn 1270 am Vorabende vor Maria Himmelfahrt (14. August).*)" —

An eben diesem Tage stellte Ritter Burkard von Schwanden noch eine andere Urkunde aus. Er hatte nämlich diesen Zehenten zu Sulgen an Rudolf und Niklaus, genannt Friese, Bürger zu Bern, verliehen; auf Burkard's Willen hin ließen nun die Brüder dieses Lehen auf und übertrugen es dem Ordenshause in Köniz.

Indessen war Burkard's Bruder, Rudolf von Schwanden, gestorben, und nun schritt Burkard mit seinem Bruder Ulrich und den Kindern des Verstorbenen zur Theilung der gemeinschaftlichen Lehen; Burkard war Zeuge, als am 4. October 1270 Ritter Ulrich mit Zustimmung seines Sohnes Otto dem Comthur zu Köniz seine Reichslehen zu Niedegg und auf dem Brühl, die ihm bei dieser Theilung zugefallen waren, vergabte.

Vier Jahre später (am 8. Juni 1274) war Freiherr Burkard von Schwanden in Burgdorf gegenwärtig, als Dietrich von Rüti an das Kloster Fraubrunnen Güter zu Grafenried verkaufte.

Bald darauf starb die Gemahlin des Freiherrn Burkard von Schwanden; es lebte ihm nur noch ein Sohn Namens Ulrich und eine Tochter, Elisabethe genannt; als diese sich mit dem Ritter Frieso verehelichte, gab ihr der Vater zur Aussteuer Güter, Kirchensatz und Kirchenvogtei in Ingisdorf (9. März 1275).

Jetzt mußte sich der Ritter Burkard von Schwanden wohl sehr verlassen fühlen; die Liebe zum heiligen Grabe aber und zum deutschen Ritterorden, die er unzweifelhaft an den Tag gelegt hatte, mag ihn bewogen haben, sich dem deutschen Ritterorden auf ewige Zeiten zu weihen. Ohne Zweifel legte er in der nahen Commende Köniz, die der Familie von Schwanden so vieles zu verdanken hatte, das Ordensgelübde ab. Dort aber weilte seit dem 2. Januar 1275 der Landcomthur der Ballei Elsaß und Burgund, Reinlo mit Namen, und aus seinen Händen mag Burkard das Ordenskleid empfangen haben, war es ja damals Sitte, daß nur vor dem Landcomthur die Aufnahme in den Orden geschehen konnte.

(Schluß folgt.)

*) Diese mit beiden Siegeln versehene Urkunde liegt jetzt im Staatsarchive zu Bern und ist, aber mit schlechtem Commentar versehen, zum erstenmal abgedruckt worden in Zeerleder's Urkundenbuch der Stadt Bern, II. Band, S. 30 f., Nr. 538.

Die Wohlthätigkeits- und Erziehungs-Anstalten Syriens.

Von F. Kappe.

Als die Christen-Metzeleien, deren Schauplatz Syrien im Jahre 1860 war, ein Einschreiten der europäischen Großmächte nothwendig machte, ordneten dieselben Commissarien ab, zunächst um festzustellen, wer die Verantwortlichkeit der gegen die Christen verübten Gräuel trüge, ferner um die Höhe und die Vertheilung der von der türkischen Regierung zu zahlenden Entschädigungsgelder zu bestimmen, und endlich um durch eine Reorganisation der Verwaltung des Libanon der Wiederholung ähnlicher Scenen für die Zukunft vorzubeugen.

Neben diesem officiellen Einschreiten zu Gunsten der dem mohamedanischen Fanatismus zum Opfer gefallenen Christen entfaltete sich in sehr ausgedehnter und sehr wirksamer Weise die Privat-Wohlthätigkeit. Aerzte und Krankenpfleger eilten nach Syrien, um Hülfe zu bringen. In Europa wie in Amerika wurden Sammlungen veranstaltet, deren reichlicher Ertrag Anfangs zur Linderung der augenblicklichen Noth verwendet wurde, nächstdem aber auch die Gründung von Wohlthätigkeits-Anstalten möglich machte.

Die Flüchtlinge hatten zu Tausenden in den Küstenstädten Syriens Schutz gesucht und lagerten dort, ohne die Möglichkeit irgend eines Erwerbes, auf den Straßen und in den Gärten. Diesen Unglücklichen galt es zunächst Hülfe zu bringen. Von Seiten der verschiedenen in Beirut zusammengetretenen Hülfs-Comités wurden Speise-Anstalten zur Verabreichung warmer Nahrung gegründet. Und als die dringendste Noth gelindert war, als die Leute zum Theil ein sicheres Unterkommen gefunden oder wenigstens eine Feuerstelle zu ihrer Benutzung hatten, wurden rohe Lebensmittel ausgegeben. Von den deutschen Fonds ist baares Geld nie vertheilt worden. In der Voraussetzung, daß dieses zum großen Theil würde unzweckmäßig verwendet werden, setzten die Consulate und die mit ihnen in Verbindung stehenden Comités bis in das kleinste Detail fest, welche Bestimmung den eingehenden Fonds gegeben werden sollte.

Das Bedürfniß nach stehenden Anstalten zur Pflege der Kranken und Siechen sowie zur Beherbergung der Armen und Arbeitslosen trat sehr bald dringend hervor. Die Ankunft zweier Diakonissen aus Kaiserswerth war die nächste Veranlassung zur Eröffnung eines Asyls für bedürftige Frauen, deren etwa dreißig aufgenommen werden konnten. Sie fanden daselbst Obdach und Nahrung, mußten aber dafür, so weit es in ihren Kräften stand, arbeiten. Und an Gelegenheit hierzu fehlte es nicht: das Hospiz hatte sich für die gröberen Handarbeiten bald einen gewissen Ruf erworben. Es hat bis zum Frühjahr des vorigen Jahres fortbestanden.

Die Engländer und Amerikaner hatten gleich Anfangs in Beirut ein größeres Hospital gegründet, zu dessen Unterhaltungskosten auch die Deutschen beitrugen. Die Anstalt scheint nicht in der zweckmäßigsten Weise verwaltet worden zu sein. Die Krankenpflege befand sich in den Händen von Araberinnen, deren Eine, wie sich bald herausstellte, einen höchst anstößigen Lebenswandel führte. Es wurde daher von preußischer Seite das Bedürfniß einer

Aenderung geltend gemacht und der Antrag gestellt, die Krankenpflege den Diaconissen anzuvertrauen, die mittlerweile in Begleitung des Pastors Disselhof aus Kaiserswerth eingetroffen waren. Das Comité ging hierauf jedoch nicht ein, und nach langwierigen Unterhandlungen einigte man sich endlich dahin, ein kleineres unter der Leitung des amerikanischen Arztes Barclay stehendes Hospital abzuzweigen und in diesem die Diaconissen anzustellen. Das ursprüngliche größere Hospital ging schon nach zwei Monaten ein, das kleinere ist im Frühjahr dieses Jahres aufgelöst worden, weil die vorhandenen Fonds erschöpft waren.

Demnächst ist ein bereits vor mehreren Jahren gegründetes, unter Leitung des französischen Gouvernements-Arztes stehendes Hospital zu erwähnen, in dem Flüchtlinge Aufnahme und Behandlung gefunden haben. Es steht mit den von französischen soeurs de la Charité verwalteten Erziehungs-Anstalten in Verbindung, seine Wirksamkeit ist jetzt jedoch eine sehr beschränkte, sowohl in Bezug auf die stationären als auf die consultirenden Kranken. Es werden wenige Kranke aufgenommen, und die Poliklinik wird höchst oberflächlich betrieben.

Was das vom Johanniter-Orden gegründete Hospital betrifft, so ist es den Lesern dieses Blattes bekannt, daß dasselbe von Anfang 1861 bis zum Frühjahr 1862 in Saida bestanden hat. Während, wie wir gesehen haben, in Beirut den verfolgten Christen von Anfang an der wirksamste Beistand geleistet werden konnte, befanden sie sich im übrigen Theile Syriens in der traurigsten Lage, und es waren in Folge der schlechten Nahrung und der mangelnden Pflege an verschiedenen Orten des Gebirges und auch in Saida Fieber-Epidemien ausgebrochen. Hier nun wollte der Orden Hülfe bringen. Gerade als die Krankheit am ärgsten wüthete, traf Herr Ober-Stabsarzt Dr. Wendt in Begleitung von vier Johannisbrüdern in Saida ein, um das Hospital zu eröffnen, und war unter den schwierigsten Verhältnissen während mehrerer Monate daselbst in aufopferndster Weise thätig. Im Frühjahr 1862 wurde das Hospital nach Beirut verlegt, wo es in segenbringender Weise fortbesteht.

So verstanden die Preußen ihre Aufgabe. Ein griechischer Arzt, der von einem englischen Comité zum Besten der syrischen Christen engagirt worden war, machte sich die Sache bequemer. Er hatte sich in Beirut niedergelassen, wo seine hohen Diäten ihm ein sehr angenehmes Leben zu führen gestatteten. Als in einem Districte des Gebirges das Nervenfieber ausgebrochen war, und er dorthin geschickt wurde, kam er schon nach wenigen Tagen mit der Erklärung zurück, es wären dort oben keine Fieber, das Ganze beruhe auf Erfindung. Der Mann hatte für sein liebes Leben gefürchtet, er war gar nicht an Ort und Stelle gewesen, und hatte den Gefahr bringenden District nur von Weitem gesehn. Ein arabischer Arzt, der in treuer Pflichterfüllung die Fieberkranken besucht hatte, war unterdessen von der Krankheit ergriffen worden und ihr zum Opfer gefallen. Ein Beispiel dafür, daß die nach Syrien geschickten Summen nicht immer in der richtigsten Weise angewendet worden sind.

Um in der Aufzählung der zur Unterstützung der Christen in Beirut gegründeten Anstalten fortzufahren, erwähne ich eine aus holländischen Mitteln unterhaltene Nähschule, die unter der Aufsicht einiger Damen der deutschen Colonie bis zum Herbste vorigen Jahres bestanden hat. Frauen und Mädchen fanden dort Gelegenheit, sich durch Handarbeit Geld zu verdienen, und außerdem wurde Kindern Unterricht im Nähen ertheilt.

Eine ähnliche Anstalt besteht noch jetzt unter der Leitung einer Engländerin, Miß Thompson, die mit der größten Uneigennützigkeit ihre ganze Zeit und Kraft diesem Wohlthätigkeitswerke widmet, dessen Kosten sie zum Theil aus eigenen Mitteln bestreitet.

Waren so nach verschiedenen Seiten hin Veranstaltungen getroffen worden, um das Loos der unglücklichen Christen zu erleichtern, so mußte es eine weitere Aufgabe der Hülfs-Comités sein, für die hinterbliebenen Kinder der Gemordeten zu sorgen. Dem bereits erwähnten Complex französischer Anstalten wurde ein Orphelinat hinzugefügt, das zur Aufnahme von 500 Mädchen eingerichtet sein soll. Außerdem haben die Franzosen Waisenhäuser in Deir el Kamar, nächst Damascus, dem Hauptschauplatze der Massacre, und in Sachle gegründet. Alle diese Institute werden von der großen Collecte in Frankreich unterhalten, deren Ertrag sich auf mehrere Millionen Francs belaufen hat.

Die von den Kaiserswerther Diaconissen im Jahre 1861 gegründete Waisenanstalt für Mädchen befindet sich seit dem Frühjahr 1862 in einem mit vielem Geschmack gebauten und mit großer Zweckmäßigkeit eingerichteten, geräumigen Gebäude auf Râs (Vorgebirge) Beirut. Den darin aufgenommenen Waisenmädchen, in der Zahl von etwa 120, sieht man ihre arabische Abkunft kaum mehr an; sie sind wohl genährt und gut gehalten, während bei den arabischen Kindern weder das Eine noch das Andere der Fall zu sein pflegt.

Namentlich bei den älteren unter den Mädchen der Anstalt tritt der günstige Einfluß der deutschen Schule und Erziehung schon sehr deutlich hervor: sie haben nicht mehr das plumpe, ungraziöse Wesen der Araber, sie können die Füße setzen, eine Kunst, die keine arabische Frau versteht. Da sie in der Schule nähen und stricken lernen, auch in der häuslichen Wirthschaft mit Hand anlegen müssen, so wird es in Beirut nach einigen Jahren, wenn die Anstalt ihre Zöglinge allmälig entläßt, eine Anzahl brauchbarer weiblicher Dienstboten geben, die selbst den Ansprüchen, die eine deutsche Hausfrau macht, vollständig genügen. Wie angenehm wird es für die deutschen Familien sein, wenn sich ihnen deutsch sprechende Mädchen zum Dienst anbieten. (Fortsetzung folgt.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondeee solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes weeden unter der Adresse: Herrn A. E. Beachooget, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Rittee-Straße 45, eebeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 46. Berlin, den 11. November 1863. Nr. 46.

Elisabeth,

Kurfürstin von Brandenburg.

(Gemahlin Joachims I, Mutter Joachims II.)

(Von B. v. Lepel.)

Joachim saß, der edle Fürst,
Und sann in finstrem Muth. —
Wem gilt sein Sinnen, wem gilt der Zorn,
Der auf der Stirn ihm ruht?

Sein Zorn gilt, ach, einem zarten Weib,
Dem Weibe seiner Wahl,
Tief seufzt er auf und sieht im Geist
Elisabeth, sein Gemahl.

Er sieht sie noch, wie er jüngst sie sah
In ihrem Gemach geheim. —
Das kecke Wort von Wittenberg
Schlug da verborgenen Keim.

Er sah, wie ein schnöder Pfaff ihr Herz
Verdarb mit gift'gem Hauch,
Und wie sie nahm den Leib des Herrn
Nach wittenberger Brauch.

Nach sah es der Kurfürst still für sich,
In tiefster Brust empört,
Da naht sein Erbprinz eil'gen Schritts,
Joachim, bleich, verstört.

Laut schluchzend an des Vaters Brust
Barg lang' sein Haupt der Sohn,
Dann sprach er zögernd die Botschaft aus:
„Meine Mutter ist entflohn! —

„Sie ist entflohn vor deinem Zorn —
Ach, schwer ist ihr Geschick, —
Vergieb ihr, Vater! Ich eil' ihr nach,
Ich bring' sie Dir zurück!"

Lang' stand der Kurfürst starr und stumm,
Dann rief er kurz und kalt:
„Nicht eil' ihr nach, nicht hol' sie zurück,
Sie fliehe durch Feld und Wald!

Sie flieh' hinaus in die wüste Welt,
Wie Hagar schmachte sie,
Von der Kirche verstoßen, verlassen von Gott —
Und wieder seh' ich sie nie."

Der Vater sprach's, feucht hob der Sohn
Zum Himmel das Aug' empor —:

„Wo bist Du, Mutter?! des Sohnes Herz
Fühlt, was es heute verlor!"

Zu Lichtenburg im Sachsenland
Fand sie ein gastlich Dach;
Sie lag im Schmerz, sie lag im Gebet
Dort in dem stillen Gemach.

Gott halte Dich, schmachtende Beterin,
Nichts hoffe von dieser Zeit, —
Die Jahre schleichen, und, wächst ihre Zahl,
Mit ihnen wächst Dein Leid.

Und als es gewachsen sieben Jahr
Ihre Sehnsucht stieg mit Macht,
Von ihrem Gatten und ihrem Sohn
Sie träumte Tag und Nacht.

Auf ödem Lager schlummert sie,
Beschienen von trübem Licht,
Zu lächeln leis' in seltener Ruh'
Schien heut ihr Angesicht.

Das fromme Buch in der weißen Hand,
Er hat es im Zorn zerfetzt,
Sie hat es tausendmal geküßt
Und still mit Thränen benetzt.

Ihr lag auf der Brust des Gatten Bild
Aus glücklicher Jugendzeit,
Das blickte so sanft in alter Weis',
In alter Zärtlichkeit.

Und träumend halb, halb wachend jetzt,
Wen sieht sie vor sich stehn?
Umfassen will sie schon sein Knie,
Um Gnad' ihn weinend flehn —

Da reicht er ihr die bleiche Hand,
Und was er leise spricht,
Tönt wie ein Laut aus besserer Welt:
„Elisabeth, weine nicht!" —

Da schallt ein Horn so hell am Thor,
Wer naht im Frührothschein?
Der Kurfürst ist's auf schäumendem Roß,
Und Joachim tritt herein.

„Bist Du's, den ich im Traume sah
Und hört' in so süßem Ton?"
Nicht ist's der Gatte, den sie sieht,
Joachim ist's, der Sohn.

Schwarz ist sein Kleid, sein Haupt gebeugt,
Sein Auge schmerzbewegt,
Und nieder kniet er und birgt sein Haupt
Wo das Herz der Mutter schlägt.

„Nimm, Mutter, auch ein schwarz Gewand,
Komm', höre sein Grabeslied. —
Joachim starb. — Joachim lebt.
Er ist's, der vor Dir kniet!"

Sie trugen ihn in der Väter Gruft,
Dort standen Mutter und Sohn,
Das schönste Grablied stieg allda
Empor zu Gottes Thron.

Und als zuletzt die Grabesthür
Das Dunkel schied vom Licht,
Da hörte sie noch den sanften Gruß:
„Elisabeth, weine nicht!"

Burkard von Schwanden vor und nach seinem Austritt aus dem deutschen Ritterorden.

(Th. von L.)

(Schluß.)

Freiherr Burkard von Schwanden stieg — wohl in Folge persönlicher Auszeichnung und seiner frühern Vergabung — schnell zur Würde eines Comthurs von Köniz empor; als solcher begegnet er uns schon am 1. December 1275 in einer Urkunde des Klosters St. Urban, in der er Frater B. de Swandon commendator Domus de Kuniz genannt wird (Solothurnerisches Wochenblatt 1831, S. 342—344). — Allein diese Würde bekleidete er nicht lange, schon am 15. Februar 1276 nennt sich wieder Conrad von Fischerbach Comthur zu Köniz.

Burkard erscheint uns noch am 30. September 1277 als gewöhnlicher Ordensbruder von Köniz in Bern, wo Cuno von Walperswyl auf alle Ansprüche und jedes Klagerecht verzichtet, wider ihn und dessen Ordensbrüder, wegen des einst von ihm erkauften Hofes zu Gäserz (vgl. Zeerleder's Urkundenbuch II. B.).

Gleich nach der Aussertigung dieser Urkunde scheint Burkard von Schwanden die Commende Köniz verlassen zu haben; denn in keiner der folgenden Urkunden dieses Conventes — deren Zahl doch ziemlich groß ist — begegnet er uns als Comthur oder Ordensbruder. Wo er nun die nächsten Jahre zubrachte, ist uns unbekannt; in früherer Zeit hat man angenommen, er sei 1283 Landcomthur von Hessen geworden (Justi's Vorzeit IV, S. 123), neuere Forschungen wissen nichts hievon (vgl. Joh. Voigt: Geschichte des deutschen Ritterordens in seinen zwölf Landcomthureien in Deutschland), sondern neigen sich eher zu der Ansicht, er habe vor seiner Wahl zum Hochmeister des deutschen Ritterordens (Ende August 1283) die Stelle eines Landmeisters in Sicilien oder diejenige eines Comthurs im Morgenlande verwaltet (J. Voigt: Handbuch der Geschichte Preußens III, 393). Letzteres dürfte eher der Fall sein, denn der gründliche Pirro (Additiones et Correctiones ad D. Rocchi Pirri Siciliam Sacram Panormi 1735 fol. IV, 107—117) zählt Burkard von Schwanden nicht unter den Landmeistern von Sicilien auf, und bei der Wahl war Burkard schon in Akon zugegen.

Aus den von uns angeführten Urkunden nun, die sich alle in Zeerleder's trefflichem Urkundenbuch der Stadt Bern und dem Solothurnerischen Wochenblatte (Jahrgang 1828—1832) abgedruckt finden, geht deutlich hervor, daß es 1) ein Geschlecht von Schwanden in der Schweiz gab, 2) daß sich in demselben der Name Burkard nachweisen läßt, 3) daß dieser Burkard, der eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande unternahm, ein Gut in Gäserz besaß, das er vor seinem Eintritt in den deutschen Ritterorden verkaufte, und daß er deßwegen als Ordensbruder in einen Rechtsfall verwickelt wurde. — Es ist nun nicht zweifelhaft, daß, da sich nur ein Burkard von Schwanden als Ordensbruder nachweisen läßt, der später zum Hochmeister erwählt werden konnte, dieser ein Schweizer von Geburt ist.

Zwar stimmt das von Venator (Chronik des deutschen Ritterordens) mitgetheilte Wappen dieses Hochmeisters nicht mit dem des Schweizers Burkard von Schwanden; nicht überall wird dieser Hochmeister als Schweizer bezeichnet und oft heißt dieser Hochmeister nicht Schwanden, sondern Schwenden.

Allein es ist zu bedenken, daß, wie Zeerleder (Urkundenbuch der Stadt Bern II, S. 31) richtig bemerkt, Burkard von Schwanden als Hochmeister sich wohl schwerlich seines Familienwappens im Siegel bediente, sondern, wie seine Vorfahren und Nachfolger, wohl weit eher des Ordenssiegels. Zudem ist es noch ganz unbekannt, woher Venator dieses Wappenbild genommen hat.

Von den zwei Burkard von Schwanden aber, die wir nachgewiesen haben, führt der ältere, Rudolfs Bruder, im dreieckigen Schilde einen rechten Schrägbalken und sechs Schwanenhälse (Swandon), zwei oben, vier unten; der jüngere hingegen, Rudolfs Sohn, im runden Schilde drei schräg rechtsgestellte Sterne. Die Letzteren führt auch der jüngere Ulrich, des erstern Burkard's Sohn, nur im dreieckigen Schilde. In den Jahren 1300 und 1304 führt der Comthur zu Buchsen, Burkard von Schwanden, wie wir später sehen, identisch mit dem früheren Hochmeister, einen stehenden, nach rechts schauenden Schwan im runden Schilde. — Daß übrigens Verschiedenheit der Sigille, zumal in der früher burgundischen Schweiz, nicht auf Verschiedenheit der Abstammung schließen lasse, hat Staatsarchivar Moritz von Stürler erwiesen (Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde 1857, Nr. 3, S. 27 f.).

Die ältesten Ordenschroniken melden nichts über die Heimat des Hochmeisters Burkard von Schwanden; Venator sagt, er sei ein Schweizer, ihm stimmen unter andern bei Estor (Marburgische Beiträge zur Gelehrsamkeit IV, 175 ff.), Justi (Vorzeit IV, 125) und E. Tschudi (Chronikon Helveticum I, 200); doch nahm Justi (Vorzeit II, 139) früher an, er stamme aus der Rheinpfalz; zu dieser Ansicht neigen sich auch Bachem (Chronologie der Hoch- und Deutschmeister S. 26), De Wal (Histoire de l'Ordre Teutonique II, 178) Pauli (IV, 119). Johanns Voigt (Geschichte Preußens II, 393) schwankt zwischen Franken, weil bei Nürnberg sich ein Swand findet, und Hessen, wo eine Familie von Schwenda lebte.

Die schweizerischen Geschichtsforscher waren früher der Ansicht, Burkard von Schwanden stamme aus dem Lande Glaris; schreibt doch Egid. Tschudi:

„Es hat auch Abt Johans (zu Einsiedlen) zween Brüdern, dero der ein was auch geistlich, und ein Convent-Herr zu Einsidlen was, Herr Otto genannt, der ander was weltlich, hieß Herr Burkart von Schwanden, Künig Adolfs seligen sunder lieber Anhänger, und stäter Helffer wider Künig Albrechten, darumb ward Er in kurzen hernach von sinem Erbsiv, Hab und Gut durch Künig Albrechten vertrieben, und Im sin Vestinen Schwanden, und Sola in Glarus zerstört, auch sinem Lehnmann Berchtold Schwenda von Zürich Evel-Knecht sin Burg Schwenda in Glarus zerbrochen, darumb daß Er sins Lehen-Herren Herr Burkards uß Lehens-Pflichte Mitraiser zu Künig Adolfs Diensts gewesen, der fromm vertrieben Herr Burkart nam uß Armut an sich den Ritterlichen Sant Johanser-Orden von Jerusalem, darinn Er sich so wol hielt, daß Er in kurtzem Commenthur zu Clingnow ward, da er Anno Domini 1305 residiert, demnach ward Er auch Commenthur zu Buchsi im Ergöw, und nachwärts oberster Meister desselben Ordens in Tütschen Landen dißhalb Rhins, zu sinen Ziten Anno Domini 1309 ward Rhodis von gemältem Orden erobert, ist ein Insel im Mittel-Meer, zwüschen Candia und Cypern gelegen, bi welcher Eroberung diser Herr Burkhardt auch zugegen was, und sich ritterlich hielt, mit disem Herr Burkhart ist hernach Schild und Helm sins Stammes von Schwanden abgestorben, und begraben worden. Jre obgemälte Vestinen sind vom Gotzhus Seckingen Lehen gewesen."

Allein diese Stelle, so klein sie auch ist, ist voll von Unrichtigkeiten; denn, abgesehen von den genealogischen Irrthümern, gab es nicht nur keine Freiherren von Schwanden in Glaris, sondern Burkard v. Schwanden ist, wie Kopp in seiner Geschichte der eidgenössischen Bünde längst nachgewiesen hat (I, 926), auch schon lange vor der Thronbesteigung König Albrechts in den Ritterorden; endlich ist noch zu bemerken, daß es nie einen Johannitermeister diesseits des Rheines gab.

Was nun die Frage anbelangt, ob der Hochmeister Burkard von Schwanden oder Schwenden hieß, so ist zu bemerken, daß er in denjenigen Urkunden, die er selbst ausstellt, immer Schwanden (Suanden, Swanden, Schwanden) sich nennt (vgl. Voigt Geschichte Preußens III, 393, dessen Codex Diplomaticus Borussiae V, pag. 4, Hennes Codex Diplom. S. Mariae Thentonicorum I, 254, 269 etc.); in Jeroschins Reimchronik heißt er bekanntlich Schavandin, bei Petrus de Düsburg „Swanden"; der Name Schwenden wird ihm erst viel später beigelegt.

Wie trefflich aber Burkard von Schwanden als Hochmeister des deutschen Ordens wirkte, das ist längst bekannt, nur über seine letzten Lebenstage ist noch nicht das gehörige Licht verbreitet.

Nachdem nämlich Burkard von Schwanden kurz nach seiner Ankunft in Akon — nach dem 2. September 1290*) — plötzlich zu allgemeiner Bestürzung seine hochmeisterliche Würde abgelegt hatte, um mit des Papstes Bewilligung in den Johanniterorden überzutreten, und alle Versuche gescheitert waren, ihn noch zum Verbleiben im Orden zu bewegen, trat er für längere Zeit vom Schauplatze der Geschichte ab, in Urkunden findet sich lange Zeit keine Spur von ihm, und schon vor der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war man im Unklaren über ihn. Die ältesten Chronisten, Petrus de Düsberg und Jeroschin, melden zwar, er habe später wieder die Aufnahme in den Orden verlangt, sei aber zurückgewiesen worden. — Andere lassen ihn vor seinem Austritte aus dem Orden an einer Wunde sterben (Schütz, p. 48; de Wal VI, 257), Andere verwundet nach Rhodus gelangen und dort seinen Wunden erliegen. Allgemein ist die Ansicht, Burkard sei im Morgenlande gestorben und zwar zu Rhodus. Zuerst sagt dieses die Ordenschronik bei Mathäus (747) und Lindenblatt (Jahrb. S. 360). Nur schwankte man über das Todesjahr. Einige Autoren lassen ihn schon 1290 sterben*), Voigt bald nachher, doch ohne nähere Bezeichnung der Zeit. — Das Verdienst, die Todeszeit dieses Hochmeisters annähernd bestimmt zu haben, gebührt dem, dem Ritterorden sonst nicht günstigen, Carl Julius Weber, bekannt durch seinen Democritus und Schriften ähnlicher Art, der darauf aufmerksam machte, daß die Johanniter den Burkard von Schwanden wohl nicht schon 1290 in Rhodus begraben konnten, weil diese Insel damals noch nicht in ihrem Besitze sich befand.

Nicht umsonst mochte Burkard von Schwanden seinen Entschluß bereut haben, in den Johanniterorden eingetreten zu sein; denn es dauerte lange Zeit, bis er in den Besitz einer Commende gelangte. — Erst im Jahre 1296 erhielt er die Comthurei Heimbach (Würdtwein nova Subsidia, darnach Remling: Urkunden zur Geschichte der ehemaligen Abteien und Klöster in Rheinbaiern II. 306).

Bald darauf erlangte er eine Reihe von Commenden, und zwar in seinem Heimathlande, in der Schweiz, so zuerst die Commende Buchsee (schon 1299, 29. October, vgl. Solothurnerisches Wochenblatt 1831, S. 380), dann 1303 die zu Freiburg (s. Archives de la Société d'Histoire du Canton de Fribourg I, 16; vgl. p. 85), 1304 die reiche Commende Hohenrein (Archiv Hohenrein, jetzt Staatsarchiv Lucern), 1305 die Commenden Klingnau und Leuggern im Argau (Leu Lexikon, s. v. Klingnau), 1307 die vereinigten Comthureien Thunstetten und Reiden (Soluthurn. Wochenblatt 1823, 232).

Burkard von Schwanden war, wie uns zahlreiche Documente belehren, ein treuer Verwalter der ihm anvertrauten Ordenshäuser, stets darauf bedacht, deren Wohlstand zu heben.

Mitten in seiner segensvollen Wirksamkeit rief ihn die Ordenspflicht zum Kampfe gegen die Türken. Es galt diesmal die Insel Rhodus zu erobern. — Nachdem Burkard von Schwanden, der sich schon seinem Ende nahe

---

*) Henne's Codex Diplom. I. 280; vgl. dagegen Scriptores rerum Prussicarum I. 205, wo angenommen wird, die letzte Urkunde von ihm sei vom 23. December 1289; wir glauben sogar, er urkunde als Hochmeister noch am 2. October 1290 in Akon. — Mecklenburg. Jahrbücher XIV. 298.

*) Justi (Vorzeit II. 139. IV. 125) und in neuester Zeit noch Holzapfel (Der deutsche Ritterorden in seinem Wirken für Kirche und Reich, Wien 1850, S. 44).

fühlte, noch in dem Frauenkloster zu Fraubrunnen sich einen Jahrestag gestiftet hatte, verließ er unsere Lande, wohl in der letzten Hälfte des Jahres 1308. — Im Mai dieses Jahres war er noch — als Comthur zu Buchsee*) — Zeuge in der Urkunde des Grafen Otto von Straßberg über die Burghut zu Laupen (Solothurn. Wochenblatt 1827, 461—464).

Bei der Erstürmung der Insel Rhodus (1309) erhielt der jedenfalls schon hochbejahrte Comthur eine Wunde, der er erlag. Sein Leib ruht, wie die Ordenschroniken melden, in der Johanniterkirche zu Rhodus.

Das Jahrzeitbuch von Fraubrunnen meldet unter dem 27. Juli: Brueder Burchhard von Schwanden, Comentur zuo Buchsy (Amiet's Regesten v. Fraubrunnen Nr. 773). Mit diesem Datum mag wohl der Todestag des Comthurs bestimmt sein, denn auch das Necrologium des Gotteshauses Einsiedlen, dem bekanntlich damals ein Anverwandter des Comthurs vorstand, gedenkt seiner mit den Worten: Burchardus de Suanden nobilis (ex Clarona)[1]) Commendator in Buchsee, (Johannis) Abbatis nostri frater, magister fuit totius ordinis Theutonicorum in partibus cisrbenanis.[2]) Obiit die . . . . Julii. —

Es ergiebt sich also aus gewiß stichhaltigen Quellen genugsam, daß der frühere Hochmeister des deutschen Ritterordens, Burkard von Schwanden, als Johannitercomthur erst im Jahre 1309 starb; wenn aber einer der vorzüglichsten schweizerischen Geschichtsforscher — Herr Staatsschreiber und Staatsarchivar Moritz von Stürler in Bern — zwei Burkard von Schwanden unterscheidet[3]) — deren einer Meister des deutschen Ritterordens, der andere Comthur der Johanniter war — so beweist dies nur, daß ihm die fast gleichzeitigen Ordenschroniken unbekannt waren.

Die Wohlthätigkeits- und Erziehungs-Anstalten Syriens.

Von F. Kappe.

(Fortsetzung.)

Das Diaconissenhaus umfaßt außer der Waisenanstalt, von ihr aber ganz getrennt gehalten, ein Mädchen-Pensionat und Schule. Der Externen, die sich nur zu den Unterrichtsstunden einfinden und dafür 150 Francs pro Jahr bezahlen, giebt es verhältnißmäßig wenige. Die Mehrzahl der Schülerinnen besteht aus Halb-Pensionairen, die sich von Morgens 8 Uhr bis Nachmittags 5 Uhr im Institut aufhalten und an der gemeinschaftlichen Mittags-Mahlzeit Theil nehmen. Die Halb-Pension von 264 Francs pro Jahr ist so niedrig bemessen, daß hierdurch auch weniger bemittelten Familien die Benutzung der Schule ermöglicht wird, die sich seit dem Jahre ihres Bestehens in der erfreulichsten Weise entwickelt hat. Weniger zahlreich besetzt ist das eigentliche Pensionat, in welchem Mädchen gegen Zahlung von 660 Francs jährlich Aufnahme finden. Doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Zahl der Pensionaire von Jahr zu Jahr steigen wird, in dem Maße, wie die Leistungen der Anstalt in weiteren Kreisen bekannt werden.

Leider ist bei den hier bestehenden religiösen und nationalen Vorurtheilen das Feld der Wirksamkeit eines solchen Instituts kein unbeschränktes. Die Jesuiten und Kapuziner üben hier eine so unbestrittene Herrschaft aus, wie nur immer bei uns im Münsterlande, und die katholischen Familien, die sich am allerwenigsten in Fragen der Kinder-Erziehung von dem Einflusse ihrer Seelsorger zu emancipiren vermögen, werden ihre Töchter bald zu den französischen soeurs de la charité schicken. Andere Eltern wieder, und namentlich Eingeborne, ziehen der Sprache wegen die französische Anstalt einer deutschen vor. Und da es ihnen auf gründlichen Unterricht nicht ankommt, sie vielmehr nur verlangen, daß den Mädchen ein gewisser glänzender Anstrich gegeben werde, haben sie vollständig Recht. Auf eine derartige oberflächliche Arbeit verstehen sich die Franzosen viel besser als die Deutschen, und diesen Ruhm wollen wir ihnen nicht beneiden. Außerdem ist das Französische nun einmal die Weltsprache.

Wenn hiermit gewisse Grenzen bezeichnet sind, über die hinaus zu greifen unserer im Aufblühen begriffenen Mädchenschule nur schwer und sehr allmälig gelingen wird, so bleibt doch immer ein bedeutendes Feld, auf dem ihr ähnliche Hindernisse nicht entgegenstehen. Ich bin ganz sicher, daß in wenigen Jahren unsere hiesige Diaconissen-Anstalt ebenso allgemeine Ausdehnung gewinnen wird, wie die in Smyrna bestehende, deren glänzende Resultate allgemein bekannt sind. Die levantinischen Familien haben bereits angefangen, den Unterschied zwischen deutscher und französischer Erziehung zu begreifen, und die arabische Bevölkerung wird ihnen in dieser Erkenntniß bald folgen.

Die soeurs de la charité haben in ihrer Schule zwei Klassen, die eine für den gewöhnlichen Unterricht der niederen und mittleren Stände, die andere zur Aufnahme der weiblichen Jugend aus den höheren Ständen bestimmt. Es mag hier noch immer etwas mehr Zucht und Ordnung sein, als in den Mädchen-Pensionaten in Frankreich selbst zu herrschen pflegt, aber die Leistungen der Anstalt stellen doch selbst die eifrigen Anhänger der hiesigen französisch-katholischen Partei nicht zufrieden. Wir wollen wünschen, daß auch in diesen Kreisen die Concurrenz der deutschen Schule nicht resultatlos bleiben wird.

In der Nähe von Beirut existiren zwei Erziehungs-Anstalten für Knaben, zu Ghasir und zu Antura, beide unter der Leitung von Jesuiten stehend und beide zahlreich besucht. Da diese Institute die einzigen in der Provinz bestehenden sind, und demnach die Araber des heutigen Syriens ihnen zu danken haben, was sie an Kenntnissen und Bildung besitzen, so muß man ihnen ein gewisses Verdienst zuerkennen, aber einen zu strengen

*) Als Comthur von Buchsee erscheint 1310 Graf Cuno von Falkenstein. Stettler's Regesten Nr. 82, als Comthur von Hohenrein, Marquard von Wydach, von Klingnau und Leuggern nennt sich, ebenfalls in der zweiten Hälfte des Jahres 1310, Berchtold von Stoffeln, Comthur (Neugart, Codex Diplom. II.) zu Reiden und Thunstetten, Erbe von Ramischheim, und zu Freiburg Werner — Burkard war also nicht mehr!

1) Das Eingeklammerte ist Zusatz des bekannten Chronisten Egld. Tschudi von Glarus, dem wir die Abschrift des leider verlornen alten Necrologium der Abtei Einsiedlen verdanken, die jüngst in Vereinigung mit den Nachkommen ihrer erlauchten Stifter — der Fürsten von Zollern — ihr tausendjähriges Bestehen feierte.

2) Sollte wohl eher gelesen werden cismarinis.

3) Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde 1857, S. 28.

Maßstab darf man nicht anlegen. Sie geben ihren Schülern immer nur eine oberflächliche Bildung mit, dafür aber desto mehr Selbstgefühl. Letzteres pflegt besonders bei den Söhnen mittlerer Stände stark ausgebildet zu sein, die sich, wenn sie fünf bis sechs Jahre in den dortigen Klassen zugebracht haben, für vollständige Gelehrte halten und sich der Mehrzahl ihrer Standesgenossen, die kaum lesen und schreiben können, unendlich überlegen fühlen. Sie glauben alle Höhen und Tiefen der Wissenschaft erforscht zu haben, „es plagen sie keine Scrupel noch Zweifel." Sie haben ihre feststehenden Ansichten über die gewöhnlichen religiösen und wissenschaftlichen Fragen und halten hieran wie an Dogmen fest. Diese Leute sind den Zöglingen unserer Schullehrer-Seminare zu vergleichen, deren Halbbildung und Halbwissen sie zu Zwittergeschöpfen machen, die in die gesellschaftlichen Kreise, aus denen sie hervorgegangen sind, nicht mehr passen, die doch aber in die höheren Klassen der Gesellschaft unmöglich können als ebenbürtig aufgenommen werden. Tritt diese Schattenseite bei den in den Jesuiten-Anstalten erzogenen Söhnen der gebildeteren Stände nicht in derselben Weise hervor, so lassen doch auch sie deutlich erkennen, bei wem sie in die Schule gegangen sind. Eine freie Gymnastik des Geistes, die den Menschen lehrt nach den ewigen Gesetzen der Wahrheit und der Moral denken und urtheilen, darf man als das Resultat eines Cursus bei den Jesuiten nicht erwarten. Sie sind höchstens im Stande, ihren Zöglingen die Lehren der Casuistik beizubringen, darin aber leisten sie Außerordentliches. Sie entlassen so manchen Schüler, an dem sie ihre Freude haben mögen, so Manchen, der es vortrefflich versteht, das sophistische Raisonnement, das er in der Schule gelernt hat, im Leben anzuwenden. Wenn die Jesuiten in dieser Beziehung hier ganz besonders günstige Resultate erzielen, so ist dies dadurch begründet, daß die ganze geistige Disposition der Orientalen ihnen in so auffallender Weise entgegenkommt. Der Orientale vermeidet es, sich in bestimmter Weise für oder wider etwas zu erklären, er entscheidet sich weder für schwarz noch weiß, er sagt weder ja noch nein, er weiß immer ein Mittel zu finden. In Handel und Wandel wird hier Niemand bei der gewöhnlichen Klasse Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit suchen, aber selbst ein Araber, der bei seinen Landsleuten für einen Tugendspiegel gilt, nimmt es sich nicht übel, gelegentlich seinen besten Freund zu übervortheilen. Grobe Vergehungen läßt er sich nicht zu Schulden kommen, aber er hat ein sehr weites Gewissen, und das verhilft ihm zu manchem Gewinn, den ein ehrlicher Mensch sich nicht gestatten würde. Hierzu kommt die Neigung zum Intriguiren, die Geschicklichkeit, auf Umwegen Dinge zu erlangen, die einem anständig gesinnten Europäer, der gewöhnt ist, geradeaus zu gehen, unerreichbar geblieben wären. Wenn in Europa schon der Satz gilt, daß auf gewissem Terrain der gerade Weg nicht immer am sichersten und schnellsten zum Ziele führt, so gilt dasselbe in erhöhtem Grade im Orient. Um hier im Verkehr nicht zu kurz zu kommen, thut man gut, Jeden so lange für einen Spitzbuben zu halten, bis man sich vom Gegentheil überzeugt hat. „Ein Wort ein Mann," gilt hier nicht, der persönliche Vortheil ist die Triebfeder alles Handelns, der Zweck heiligt die Mittel. Das sind Lehren, die hier das Kind mit der Muttermilch einsaugt. Welch dankbares Material für die Jesuiten-Erziehung! Wie vortrefflich wird ihnen da vorgearbeitet! — (Schluß folgt.)

Ein unerhörter Kampf.

(Aus den Acten der Königsberger Regierung, mitgetheilt von v. Seidl.)

Der Schiffscapitain Brandt aus Memel verließ am 30. October 1813 auf dem von ihm geführten, mit Rum und Reis beladenen Schiff „Elfride" den Hafen von London, um nach Swinemünde zu segeln. Außer ihm befanden sich an Bord sein Bruder, welcher Steuermannsdienste that, vier Matrosen und zwei fünfzehnjährige Knaben.

Preußen war damals im Kriege mit Frankreich, Korsaren machten das Meer unsicher, das Schiff führte deshalb für mögliche Fälle zwei Kanonen, fünf sogenannte Donnerbüchsen, eine Pistole und einen Säbel bei sich. Als es in See stach, schloß es sich einer Anzahl englischer Kriegsschiffe an, wodurch Capitain und Mannschaft sich völlig gesichert glaubten, denn die englische Flotte war damals der französischen bedeutend überlegen und hatte fast bei jeder Gelegenheit, selbst wo sie in der Minderzahl war, den Sieg davongetragen, so daß sie sich für unüberwindlich hielt. Aber an die Stelle stolzer Sicherheit trat bei der Mannschaft der „Elfride" sehr bald peinliche Unsicherheit und bange Erwartung. Ein heftiger Sturm trennte sie in den nächsten Tagen von der englischen Flottille, sie verlor' dieselbe bald aus den Augen und war genöthigt, ihren Lauf allein fortzusetzen.

Zwei Tage waren sie gesegelt, ohne das etwas Bemerkenswerthes geschehen war, da, es war Mittags gegen 1 Uhr, bekamen sie ein Schiff in Sicht, das ihnen Besorgnisse einflößte. Capitain Brandt suchte seinen Leuten Muth einzusprechen und forderte sie auf, im Fall der Noth sich tapfer zu vertheidigen; das Schiff in Sicht sei wenig größer als das ihre, die Macht ziemlich gleich und der Erfolg also günstig für den, der dem Gegner an Muth überlegen wäre. Er war nicht ganz befriedigt von dem Eindruck, den seine Worte zu machen schienen, ehe er sich jedoch überzeugen konnte, ob seine Wahrnehmung richtig war oder nicht, zeigte sich zur Beruhigung Aller, daß von dem wahrgenommenen Schiffe nichts zu besorgen sei; es wurde an seiner englischen Bauart für ein englisches Schiff erkannt, das eine Nothflagge aufgesteckt hatte. Das Schiff war vom Sturm übel zugerichtet und nicht mehr segelfähig.

Der Capitain hätte den Nothleidenden Hülfe geleistet, selbst wenn es Feinde gewesen wären, um so mehr hielt er sich dazu verpflichtet, da er sie als Engländer erkannte, mit denen wir innig verbunden waren und von denen er erst kurz vorher hülfreichen Beistand erfahren hatte. Er legte daher die „Elfride" vor den Wind, um die Annäherung der Hülfsbedürftigen zu erwarten. Sie erfolgte bei dem traurigen Zustande, in dem sich das lecke Schiff befand, nur schwerfällig und langsam. Als sie soweit erfolgt war, daß das Sprachrohr benutzt werden konnte, ertönte von jenseits der Ruf:

„Rettet uns, das Schiff will sinken!" Brandt rief zurück: „Kommt zu uns herrüber! erhielt aber die Antwort: „Wir können nicht, alle Boote sind zerschlagen!" und in der That war bei dem verunglückten Schiff kein Boot sichtbar, dagegen sah man die Pumpen in voller Arbeit, um das eingedrungene Wasser zu bewältigen.

Brandt befahl sogleich ein Boot von seinem Schiff herunterzulassen, zwei von seinen Leuten ließ er auf demselben zurück, bestieg es mit den vier Andern und ließ sich nach dem verunglückten Schiff hinüberrudern. Als er an dessen Bord kam, empfing ihn die Mannschaft mit Ausbrüchen lebhafter Freude, und wohl hatten sie Ursache dazu; Schiff und Mannschaft waren in elendem Zustande und hätten untergehen müssen, wenn er nicht zu ihrer Rettung gekommen wäre. Er untersuchte sofort das Schiff näher, fand in den Pumpen fünfzehn Zoll Wasser und bemerkte, daß mit demselben vermischt Weizen daraus hervorströmte. Die Ladung bestand nämlich aus Weizen, der sich im Schiffsraum mit Wasser vermengt hatte.

Er fragte nach dem Capitain. „Der ist todt," hieß es; „gestern wurde er und ein Matrose von einer Segelstange getroffen, beide stürzten über Bord und ertranken." Er fragte nach dem Steuermann; der stellte sich ihm vor, erklärte aber, daß er nur nothgedrungen dieses Amt übernommen, da er wenig davon verstehe.

Brandt ließ sich die Schiffspapiere geben. Er fand sie in bester Ordnung und ersah daraus, daß das Schiff ein englisches, unter Führung des Capitain Daniel Fell, aus Königsberg kommend, und mit Weizen beladen sei. Während Brandt die Papiere durchsieht, nähern sich die Matrosen des Schiffs demüthig und bitten ihn, sich ihrer zu erbarmen, sie mit auf sein Schiff zu nehmen und sie nicht auf dem halb zertrümmerten Wrak zurückzulassen, wo sie unvermeidlich dem Untergange entgegensähen.

Brandt redete ihnen liebreich zu, verspricht, sie mitzunehmen und noch Kräften für sie zu sorgen; da die gerettete Mannschaft aber aus sieben Männern und einem Knaben besteht, vermag das Boot sie nicht Alle zu fassen; er nimmt zwei Männer und den Knaben mit sich und verspricht, so wie er auf sein Schiff zurückgekehrt ist, sogleich die noch übrigen fünf Männer nebst den Habseligkeiten Aller holen zu lassen. Er hält sein Wort, das Boot geht sogleich, nachdem Brandt auf der „Elfriede" angekommen, nach der „Favorite" ab, nimmt die fünf Matrosen auf und bringt sie und alles, was ihren vorangegangenen Kameraden gehört, an Bord der „Elfriede". Kaum sind sie ausgestiegen, so wendet sich der Mann, der sich vorhin als einstweiliger Steuermann vorgestellt hatte, an Brandt mit der Bitte, Alles was von brauchbaren Vorräthen auf dem verlassenen, dem Untergange geweihten Schiffe zurückgeblieben sei, holen zu lassen, es sei doch Schade, wenn das alles vom Meere verschlungen würde. Brandt ist damit einverstanden und bietet ihnen ein Boot zu diesem Zwecke an; sie aber versichern einstimmig unter Wehklagen, daß sie vor übermäßigen Strapazen, von Hunger und Gemüthsbewegung völlig erschöpft seien, und daß ihnen augenblicklich jede Anstrengung unmöglich wäre, sie bitten ihn daher dringend, seine eigenen Leute mit einem Boote nach der „Favorite" zu senden. Er ist dazu bereit, befiehlt aber, daß vor allem den Geretteten eine kräftige Mahlzeit gereicht wird. Der Schiffskoch sorgt sofort dafür, es wird ein Tisch auf den Vordertheil des Schiffs für die Hungrigen mit einem kräftigen Mahl gesetzt, und nachdem dies geschehen, besteigt der Koch mit den vier anderen Matrosen das Boot und rudern nach der „Favorite". Die Geretteten fallen mit Heißhunger über die Speisen her; der Capitain, sein Bruder und die beiden Knaben sahen ihnen mit Befriedigung zu. Weil es aber dem Capitain so vorkommt, als ob die Essenden sich durch das Zuschauen bedrückt fühlten (wenigstens schienen das die Blicke anzudeuten, die sie wechseln), fordert er seinen Bruder und die Knaben durch einen Wink auf, sich mit ihm zu entfernen. Alle gehen nach dem Hintertheile des Schiffs, wenden den Essenden den Rücken und blicken dem Boote nach, das sich immer weiter entfernt und jetzt schon das Schiff „Favorite" erreicht hat, an welchem die Leute — das kann der Capitain deutlich durch's Fernrohr erkennen — hinaufklimmen. —

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

„Vor fünfzig Jahren." Nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und den Stimmen jener Zeit von Friedrich Adami. Berlin, Verlag von F. Heinicke, Dessauerstraße 5. 1863.

Dies neue Werk des bewährten Historikers und Belletristen, dessen bereits flüchtig in diesen Blättern, in dem Aufsatze „Cunersdorf" (Nr. 44, S. 269 d. Bl.) erwähnt worden, ist nicht nur mit demselben warmen, patriotischen und pietätsvollen Tone der vielgelesenen „Königin Louise" desselben Verfassers geschrieben, sondern auch eine überaus werthvolle Sammlung theils wenig, theils noch gar nicht gekannter Dokumente aus der gewaltigen Zeit unserer Befreiungskriege, eine übersichtlich, sowohl wissenschaftlich-historisch wie künstlerisch tiefsinnig geordnete Kette von Aussagen, Schilderungen, Stimmungen und Ueberlieferungen der Augenzeugen jener denkwürdigen Epoche, die auf uns einen wahrhaft epischen Eindruck, besonders den der rückhaltlosen, ungeschminkten Wahrhaftigkeit gemacht haben, ihn auf jeden unparteiischen Freund des preußischen Vaterlandes machen müssen. — Diese Gabe, am 18. October dargebracht, werde ein erfrischender Hauch für alle Die, welche an preußischer Kraft in der Stunde der Trübsal verzagen wollen, eine Stärkung mehr für die Wackeren und Muthigen, jedenfalls aber ist sie ein Beitrag zur politischen, wie Kultur- und Sittengeschichte unseres Volks, dessen Werth um so mehr auf Unvergänglichkeit Anspruch zu machen hat, als das Buch höchst geeignet ist, schwankende, unklare Begriffe aufzuhellen und eine fühlbare Lücke der Spezialgeschichte zu füllen. Uns theure, liebgewordene Gestalten steigen in neuem, höherem Lichte auf, und ihr Bild muß sicher dazu beitragen, die Idealität, welche die Sturmepoche Deutschlands, besonders Preußens, überwinden half, wiederum in den Herzen der Enkel wecken zu helfen. Das Buch ist der höchsten Beachtung und Verbreitung würdig!

A. E. B.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 45.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 47. Berlin, den 18. November 1863. **Nr. 47.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Nov. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. October 1863	43		
	Zugang pro October	15		
		58		
	Abgang „ „	11		
	Bleibt Bestand	47	47	54
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. October 1863	39		
	Zugang pro October	8		
		47		
	Abgang „ „	14		
	Bleibt Bestand	33	33	.54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. October 1863	16		
	Zugang pro October	12		
		28		
	Abgang „ „	13		
	Bleibt Bestand	15	15	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. October 1863	13		
	Zugang pro October	17		
		30		
	Abgang „ „	6		
	Bleibt Bestand	24	24	36
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. October 1863	19		
	Zugang pro October	4		
		23		
	Abgang „ „	6		
	Bleibt Bestand	17	17	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. October 1863	19		
	Zugang pro October	8		
		27		
	Abgang „ „	7		
	Bleibt Bestand	20	20	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. October 1863	19		
	Zugang pro October	16		
		35		
	Abgang „ „	15		
	Bleibt Bestand	20	20	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. October 1863	16		
	Zugang pro October	10		
		26		
	Abgang „ „	11		
	Bleibt Bestand	15	15	50
	zu übertragen	—	191	306
	Uebertrag		191	306
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. October 1863	46		
	Zugang pro October	13		
		59		
	Abgang „ „	12		
	Bleibt Bestand	47	47	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. October 1863	10		
	Zugang pro October	8		
		18		
	Abgang „ „	12		
	Bleibt Bestand	6	6	42
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. October 1863	8		
	Zugang pro October	10		
		18		
	Abgang „ „	9		
	Bleibt Bestand	9	9	18
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1 October 1863	11		
	Zugang pro October	4		
		15		
	Abgang „ „	9		
	Bleibt Bestand	6	6	17
13	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. October 1863	1		
	Zugang pro October	4		
		5		
	Abgang „ „	3		
	Bleibt Bestand	2	2	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. October 1863	2		
	Zugang pro October	4		
		6		
	Abgang „ „	3		
	Bleibt Bestand	3	3	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. October 1863	1		
	Zugang pro October	2		
		3		
	Abgang „ „	1		
	Bleibt Bestand	2	2	8
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. October 1863	5		
	Zugang pro October	6		
		11		
	Abgang „ „	7		
	Bleibt Bestand	4	4	8
	zu übertragen	—	270	465

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Nov. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	270	465
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. October 1863	16		
	Zugang pro October	—		
		16		
	Abgang „ „	—		
	Bleibt Bestand	16	16	18
18.	**Altena:**			
	Bestand am 1. October 1863	11		
	Zugang pro October	3		
		14		
	Abgang „ „	6		
	Bleibt Bestand	8	8	38
	Zusammen:	—	294	521
	Am 1. October 1863 waren vorhanden	—	295	521
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. November verringert um	—	1	—

Der gesammte Abgang an Kranken pro October 1863 beträgt 145, davon sind:

a) gestorben . . . 8
b) geheilt entlassen . 125
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 12

wie vor 145.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. September 1863 . . . . 12 Kranke.
Zugang pro September . . . . 14 „

26 Kranke.

Davon sind: geheilt 7
gebessert 3
fortgegangen . . . 1

11 11 „

Bleibt Bestand am 1. October 1863 15 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Europäer, 2 Juden und 11 Christen.

Die Gesammtzahl der seit dem 1. Januar c. aufgenommenen Kranken beträgt 215.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats September 32 Kranke neu in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der poliklinisch Behandelten beträgt 564.

Rudolph von Dewitz, Landrath des Kreises Landsberg. Ehrenritter seit 1856. † zu Görlitz, 4. November 1863.

Die Wohlthätigkeits- und Erziehungs-Anstalten Syriens.

Von F. Kappe.

(Schluß.)

Ist hier somit der Wirksamkeit der Jesuiten in Bezug auf den moralischen Einfluß ein tief greifender Einfluß nicht abzusprechen, so lassen die positiven Resultate ihres Unterrichts doch viel zu wünschen übrig. Die meisten Araber, die aus den Jesuiten-Schulen hervorgehen, sind so vorzüglich gebildet, daß sie keiner Sprache vollständig mächtig sind. Sie sind selten im Stande, ihre Muttersprache richtig zu schreiben, weil auf den Unterricht des Arabischen zu wenig Zeit und Mühe verwendet wird. Und das Französische wieder haben sie auch nicht gründlich genug erlernt, um es geläufig und exact sprechen, geschweige denn grammatikalisch schreiben zu können. Es giebt Ausnahmen von dieser Regel, aber sie sind selten.

Wir haben gesehen, daß in Syrien Anstalten aller Art bestehen, die für das geistige und leibliche Wohl der Landeskinder sorgen sollen, daß aber die meisten derselben viel zu wünschen übrig lassen. Die Erziehung, wie die französischen Institute sie der männlichen und der weiblichen Jugend geben, entspricht den Anforderungen, die man selbst hier zu stellen berechtigt ist, keineswegs. Wenn das Diaconissen-Haus so lange bestanden haben wird, wie das französische Pensionat, wird von seinen Erfolgen sicher mehr Rühmliches zu berichten sein, als wir heute von der französischen Anstalt haben verzeichnen können. Wir Deutschen können uns mit dem windigen Wesen der Franzosen nun einmal nicht vertraut machen, wir verlangen vor Allem Solidität.

Vielleicht wird sich schon in der nächsten Zeit den bereits bestehenden deutschen Anstalten noch eine Schule für Knaben anreihen. Es wird darauf hingearbeitet, und wäre diesen Bestrebungen ein günstiges Resultat, im allgemeinen wie im speciell deutschen Interesse, zu wünschen. So manche protestantische Familie in Beirut, die ihre Söhne nicht den Jesuiten anvertrauen will, muß sie jetzt in sehr frühem Alter nach Europa schicken. Bestände hier eine deutsche protestantische Schule, so würden die Eltern ihre Kinder einige Jahre länger im Hause behalten können, zu ihrer eigenen Freude und zum Gewinn der Kinder.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die in Folge der Ereignisse des Jahres 1860 gegründeten Erziehungs-Anstalten fast sämmtlich fortbestehen, während die damals errichteten Hospitäler (einige ephemere türkische mit eingerechnet) fast sämmtlich eingegangen sind. Das Johanniter-Hospital allein macht eine Ausnahme, und es überragt das seit vielen Jahren bestehende französische Hospital, von dem ich oben gesprochen habe, in jeder Beziehung so bedeutend, daß man in Beirut jetzt eigentlich nur von einem Hospital sprechen kann. Die Russen sollen eine große Anstalt gründen wollen, in der Kirche, Schule und Hospital vereinigt sind. Das Ganze schreitet aber so langsam vor, daß ein bedeutendes Resultat wohl nicht zu erwarten ist.

Welche Bedeutung für Beirut ein unter tüchtiger Leitung stehendes Hospital hat, welchen Segen es der ganzen Stadt bringt, lernt man erst recht erkennen, wenn man das hiesige Medicinalwesen näher in's Auge faßt. Es fehlt durchaus nicht an Aerzten, wenn man der langen Liste glauben will, die einige dreißig Namen aufweist. Darunter befinden sich aber nur einige wenige Europäer, die ihre medicinischen Studien regelrecht absolvirt haben und als wirkliche Aerzte anerkannt werden können. Der Rest besteht aus Levantinern und Arabern, Charlatanen aller Nüancen. Was es mit den meisten griechischen oder italienischen Aerzten in der Levante auf sich hat, kann man daraus ermessen, daß eine große Zahl sogenannter Doctoren der Medicin aus Italien hier einwandert, auf

deren Diplom sich die verdächtige Bemerkung findet: solamente valabile per la Levante. In Italien also dürfen diese Leute nicht practiciren, nur für die Orientalen, deren Leben weniger hoch angeschlagen wird, sind ihre Kenntnisse ausreichend. Die Mehrzahl der erwähnten Dreißig besteht aus Eingeborenen, die in ihrer medicinischen Bildung kaum auf der Stufe eines deutschen Barbiers stehen, gleichwohl aber mit der größten Zuversicht Alles curiren, was ihnen unter die Hände kommt. Daß die türkischen Behörden etwas zur Beseitigung dieses schreienden Mißbrauches thun sollen, wird Niemand erwarten, die Hülfe muß von einer andern Seite kommen.

Wie auch wohl in civilisirten Ländern die Leute niederen Standes, entschließen die Araber sich schwer dazu, sich an den Arzt zu wenden. Es geschieht in der Regel erst, wenn die Hausmittel erschöpft sind, und wenn wirklich Gefahr vorhanden ist. Und zwar nehmen sie meistens zuerst die Hülfe ihrer Landsleute in Anspruch. Von einem Urtheil über die Capicität des Arztes ist bei diesen Leuten natürlich nicht die Rede, sie lassen aus Gewohnheit einen arabischen Hakim rufen. Sie haben zunächst das meiste Vertrauen zu ihm, weil sie mit Sicherheit voraussetzen können, daß er die ihnen bekannten, kräftig wirkenden Mittel anwenden wird. Sein Honorar berechnet der Hakim ziemlich hoch und läßt es sich vorausbezahlen. In vielen Fällen wird ein förmlicher Contract gemacht, und im Falle der Genesung eine bestimmte Summe ausbedungen. Natürlich ist ein arabischer Arzt im Entferntesten nicht im Stande, eine ernstere Krankheit zu erkennen. Die einzigen Mittel, die er zu verordnen weiß und von denen er einen sehr ausgedehnten Gebrauch macht, sind copiöse Aderlässe und reichliche Dosen Mercur. Von letzterem Medicamente machen bekanntlich die Engländer und Amerikaner einen nicht minder ausgedehnten Gebrauch, und die Vorliebe für Blutentziehungen wiederum theilen die Araber mit den Italienern, die in Allgemeinen von dem Grundsatz ausgehen, daß das Blut, das sich bei jeder innern Krankheit in einer fehlerhaften Mischung befindet, aus dem Körper entfernt und durch neues ersetzt werden müsse. Die Erkenntniß, daß eine bessere Blutmischung auch auf anderem Wege erreicht werden könne, ist ihnen durchaus verschlossen.

In den meisten Fällen muß der Kranke natürlich den Mißhandlungen des arabischen Arztes unterliegen. Ist seine Natur kräftig genug, um wirksamen Widerstand zu leisten, so läßt er nach einiger Zeit vielleicht einen Griechen oder Italiener rufen, der jedoch auch bald entlassen wird. So wechselt der unglückliche Kranke von Monat zu Monat, zuletzt von Woche zu Woche, bis er sich gar nicht mehr zu rathen und zu helfen weiß. Nun endlich wendet er sich an einen französischen oder deutschen Arzt, der dann in kurzer Zeit wieder gut machen soll, was die Quacksalber vorher verdorben haben.

Dies ist die kurze Leidensgeschichte unzählig vieler Kranken, die in das Johanniter-Hospital kommen. Da der ärmeren Bevölkerung früher die tüchtigen europäischen Aerzte, die für ihre Praxis ein angemessenes Honorar verlangen, nur seltener zugänglich waren, haben diese Leute eigentlich erst erkennen gelernt, was es mit der regelrechten Behandlung eines Kranken auf sich hat, seit es in Beirut Hospitäler giebt, und in erhöhtem Grade, seit das Johanniter-Hospital existirt. Die Sorgfalt, mit der hier jeder Kranke behandelt wird, die Pünktlichkeit, mit der die Verordnungen des Arztes ausgeführt werden, die schmackhafte und stärkende Nahrung, die ihnen gereicht wird, endlich die günstigen Resultate der ärztlichen Behandlung lassen die Araber nach und nach begreifen, daß es doch ein ander Ding ist um eine im preußischen Hospital durchgeführte Cur und um die Quacksalberei der levantinischen und arabischen Aerzte. So hat das Johanniter-Hospital hier schon unendlich viel Gutes gestiftet, und daß es in der kurzen Zeit seines Bestehens sich bereits eine solche Anerkennung unter der eingebornen Bevölkerung erworben hat, ist der sicherste Bürge dafür, daß seine segensreiche Wirkung sich in nächster Zukunft weiter und weiter ausbreiten wird.

Es ist daher nicht genug anzuerkennen, daß der Johanniter-Orden das wohlthätige Werk in demselben Sinne fortbestehen läßt, in dem er es vor zwei Jahren begonnen hat. Zwar sind die Unterhaltungskosten nicht unbedeutend, man muß dabei aber immer im Auge behalten, daß die erzielten sehr günstigen Resultate mit dem aufgewandten Gelde durchaus in vollem Verhältniß stehen. Außerdem ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Zahl der bezahlenden Kranken von Jahr zu Jahr steigen und die Kosten des Hospitals in demselben Verhältniß abnehmen werden.

Zwar ist Beirut keine so wohlhabende Stadt wie Alexandrien, und es wird deshalb in den nächsten Jahren vielleicht noch nicht dahin kommen, daß das hiesige Hospital sich ganz aus eignen Mitteln unterhält, wie es bei dem in Alexandrien bestehenden der Fall ist. Trotzdem aber wird sich ein in pekuniärer Beziehung günstiges Resultat allmälig auch in Beirut erzielen lassen. Ich will nur auf Eines aufmerksam machen. In Alexandrien zahlt die englische Regierung einen bedeutenden jährlichen Beitrag an das Hospital, das dafür verpflichtet ist, die sich meldenden kranken englischen Matrosen aufzunehmen. Etwas Aehnliches ließe sich gewiß mit Leichtigkeit auch für Beirut erreichen. Es käme nur darauf an, daß von geeigneter Stelle aus in England der betreffende Antrag gestellt würde.

Ein unerhörter Kampf.

(Aus den Acten der Königsberger Regierung, mitgetheilt von v. Seldt.)
(Fortsetzung.)

Während er mit dem bewaffneten Auge, die andern mit unbewaffnetem, jene aufmerksam beobachten, erregt plötzlich hinter ihrem Rücken ein eigenthümliches Geräusch ihre Aufmerksamkeit; sie wenden sich rasch um, den Grund desselben zu erfahren; da sehen sie, wie ihre Gäste heftig von ihren Sitzen aufspringen und jeder eine Pistole in der Hand auf sie losstürzen, ihre Gesichter sind vor Wuth verzerrt, sie brüllen: „Wir sind Seeräuber, euer Schiff ist unsere Prise, ergebt euch, oder ihr seid des Todes!“ Und ehe die Ueberraschten, vor Schrecken starr, zur Besinnung kommen, ob das Scherz oder Ernst oder ein wüster Traum ist, werden sie schon erfaßt und in die Cajüte gestoßen; die Knaben, die weinend und

schreiend auf die Erde gesunken sind, werden bei den Ohren gepackt, ihnen nachgezerrt, unter Faustschlägen gleichfalls in die Cajüte geworfen und die Thür hinter ihnen geschlossen.

Einen Augenblick sind beide Brüder wie betäubt. Das Geschrei und Wehklagen der Knaben erweckt sie aus ihrer Betäubung. Der Capitain verbietet ihnen das Schreien und sieht seinen Bruder an, er sieht ihn an, als wollten beide fragen: „was war das?" — Da hören sie, wie über ihren Häuptern ein wilder lustiger Tanz gesungen wird. Nach seinem Takte springen und stampfen die Seeräuber wie rasend umher und jauchzen dabei vor Lust, daß ihnen ihre kühne List so gut gelungen ist. Diese rohe Lust, dieser höhnende Triumph über Menschen, die eben noch brüderlich mit herzlichster Hingebung sich ihrer angenommen und sie vor dem sichern Tode gerettet, empörte das Gefühl des Capitains und dessen Bruder, erregte ihren Zorn und gab ihnen dadurch die volle Spannkraft ihrer Seele wieder. Der Capitain sieht seinen Bruder zornglühend an und sagt: „Und das dulden wir?" Jener erwiderte mehr traurig als zornig: „was können wir thun?"

„Das wollen wir jetzt überlegen," sprach der Capitain, und beide schwiegen eine Zeit lang; dann sprach der Capitain langsam und mit voller Ruhe: „Zweierlei nur ist möglich, resignirte Unterwerfung oder Kampf auf Leben und Tod. Unterwerfen wir uns, so erwartet uns lange Gefangenschaft und harte Behandlung, Transport nach dem verhaßten Frankreich; auch da erwartet uns wieder lange Gefangenschaft, die aber doch einmal ein Ende nehmen muß, sobald der Friede geschlossen wird. Dann folgt Heimkehr in's Vaterland, Wiedersehen von Weib und Kind. Aber auf jeden Fall Verlust unseres Schiffes und unseres Vermögens, wir sind Bettler und haben Zeitlebens die Schande zu tragen, daß wir uns haben von Schurken überlisten lassen; das ist schlimmer als der Tod. Wählen wir dagegen den Kampf, so kann im schlimmsten Falle nur ein rühmlicher Tod das Ende sein, aber ein glücklicher Ausgang ist nicht unmöglich, sie sind gut bewaffnet, aber wir noch besser, denn unsere Büchsen, die Pistolen und Säbel haben wir hier in der Kajüte. Ich bin für Kampf. Haben sie uns überrascht, so überraschen wir sie wieder. Sie haben keine Ahnung davon, daß wir im Besitz von Waffen sind, laß uns die Gewehre laden und dann hinausstürmen."

Der Bruder hatte kein Wort erwidert. Jetzt, da der Capitain schwieg, schwieg auch er noch eine Zeitlang und sagte dann mit einem festen Blick: „Auch ich bin für den Kampf! Lieber sterben als mich den Hallunken unterwerfen! Aber wie machen wir's, daß sie uns nicht überraschen? Sie können jeden Augenblick hereinkommen. Wenn sie uns beim Laden finden, nehmen sie uns unsere Gewehre, und dann sind wir ganz wehrlos."

Der Capitain nickte zum Zeichen seiner Zustimmung mit dem Kopfe, wiegte ihn dann hin und her, als wollte er sagen: „Laß mir einen Augenblick Zeit, ich finde einen Ausweg."

Und er fand ihn. Ohne ein Wort zu sprechen, warf er rasch seinen Rock ab, riß das Deckbett aus dem Verschlage in der Wand, legte die Schußwaffen und den Säbel auf den Divan, legte sich selbst dazu, breitete das Bett über sich und die Waffen und sagte dann zum Bruder, der ihm aufmerksam zusah: „Horch' an der Thür; naht etwas, so gieb mir einen Wink, dann zieh' ich schnell das Bett über die Waffen. Sage den Hallunken, wenn sie hereinkommen, Schrecken und Kummer hätten mich krank gemacht, ich hätte mich deshalb in's Bett gelegt."

Der Capitain machte sich nun sofort an's Laden der Gewehre. Er hatte kaum damit begonnen, so gab sein Bruder ihm einen Wink; er zog rasch das Bett über die Gewehre, da stürzte auch schon einer der Seeräuber in die Kajüte und fragte: „Woraus besteht Eure Ladung?" „Rum und Reis!" erwiderte der Steuermann. Der Seeräuber achtete gar nicht auf den Capitain, sondern stürzte hinaus und rief seinen Kameraden jubelnd zu: „Rum und Reis haben sie geladen!" worauf Alle in lauten Jubel ausbrachen; denn bei der damaligen Sperrung waren Rum und Reis schwer zu haben, standen im Preise höher als alle übrigen Waaren und gaben daher als Prise Aussicht auf hohen Gewinn.

Mehrmals noch kamen Piraten in die Kajütte, um nach diesem und jenem zu fragen, aber jedesmal hatte der Capitain Zeit genug, die Gewehre schnell im Bett zu verstecken. Keiner fand es der Mühe werth, ihn zu fragen, weshalb er sich in's Bett gelegt; Keiner schien eine Ahnung zu haben, was die Brüder im Sinne führten. Sobald der Capitain wieder allein war, begann er das Geschäft des Ladens stets von Neuem. Beide Brüder waren in großer Spannung, ob nichts von den fünf Matrosen zu hören sei, die nach der Favorite gefahren waren, um die daselbst gebliebenen Vorräthe abzuholen. Da hörten sie plötzlich, daß Stimmen über ihnen riefen: „Zurück oder Ihr seid des Todes! Euer Capitain und Euer Steuermann sind unsre Gefangene, wir sind Herren Eures Schiffes, kehrt zurück oder wir schießen Euch nieder!" dabei fielen einige Schüsse, hierauf wurde alles still und blieb still. Der Capitain war aus dem Bett gesprungen, er hatte hinauseilen und sich den Leuten zeigen wollen, um sie aufzumuntern, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen. Der Steuermann hielt ihn zurück. Das Laden im Bett war sehr langsam von Statten gegangen, die häufigen Unterbrechungen hatten die Arbeit verzögert, die Gewehre waren noch nicht bereit zum Angriff, außerdem war ihren Matrosen nicht recht zu trauen. Der Capitain gab seinem Bruder nach. Beide lauschten eine Zeitlang, ob alles ruhig war, dann fuhr der Capitain mit Laden fort, während der Steuermann an der Thür lauschte. Als alles fertig war, trat Dämmerung ein, die Luft begann etwas bewegt zu werden, da trat derjenige von den Piraten, der sich vorher als Steuermann zu erkennen gegeben, in die Kajüte und forderte den Steuermann **Brandt** auf, ihm Rath zu ertheilen bei der Führung des Schiffes, er wolle die Richtung nach der französischen Küste nehmen; zugleich drohte er ihm, wenn er einen Versuch machen würde, das Schiff den Feinden in die Hände zu führen, so würde er ihm sowohl als dem Capitain sogleich eine Kugel durch den Kopf jagen. Der Steuermann rieth ihm, sich nordostwärts zu wenden, obwohl er wußte, daß das Schiff sich dadurch nicht der französischen, sondern der schwedischen Küste näherte.*) Der Korsaren-

*) Schweden war damals mit Preußen gegen Frankreich verbündet

führer bemerkte nichts von der Absicht des Steuermanns, oder that wenigstens, als wenn er nichts davon bemerke. Er befahl einem der Knaben, ihm zu folgen, ein Licht anzuzünden und es neben den Kompaß zu stellen. Gleich darauf kam er wieder zurück und befahl dem Steuermann Brandt, auf's Verdeck zu kommen. Brandt erwiderte, er wolle nur einen Rock überwerfen und dann sogleich kommen; als jener hinausgegangen war, sagte der Capitain zu seinem Bruder: „Sorge dafür, daß sie Alle auf einen Haufen kommen, damit jeder Schuß trifft!" Der Steuermann nickte mit dem Kopfe und verließ die Kajüte. Draußen übertrug der Korsarenführer ihm die Leitung des Schiffes und drohte noch einmal, daß bei dem geringsten Versuch, etwas Feindliches zu unternehmen, er sowohl als sein Bruder sogleich todtgeschaffen würde. Der Steuermann sagte: „Ich weiß, daß ich in Eurer Gewalt bin," dachte aber dabei: „Bald seid Ihr in unserer!"

Der Steuermann befahl nun in ruhiger, sicherer Weise, als hätte er seine eigene Mannschaft unter seinem Kommando, daß die Segel gebraßt würden. Die Korsaren folgten seinem Befehl, dadurch kamen sie alle dicht vor der Kajütenthür vorüber. Der Capitain hatte unterdessen das Bett verlassen, hatte die Donnerbüchsen und die Pistolen, sämmtlich mit gespanntem Hahn, nebeneinander auf das Bett gelegt, ebenso den blanken Säbel, und dann das Deckbett darüber gebreitet. Er gab nun dem zurückgebliebenen Knaben eine Donnerbüchse in die Hand und befahl ihm, in demselben Augenblicke, da er, der Capitain, losschießen würde, gleichfalls auf die Feinde zu schießen, da wo sie am dichtesten standen. Der Knabe nahm die Büchse, seine Hände zitterten aber so stark, daß er das Gewehr kaum halten konnte, dabei klappten seine Zähne vor Angst hörbar zusammen. In dem Augenblick tritt der Steuermann rückwärts schreitend in die offene Kajütenthür, er hält eine Hand auf dem Rücken, in diese legt der Capitain ihm eine Büchse, erfaßt die andere und stellt sich neben seinen Bruder; beide richten die Gewehre auf den dichten Haufen und drücken los. Der Knabe, erschreckt durch den Knall, läßt die Büchse fallen und fällt selbst auf die Knie.

Es war fast dunkel, aber der aufflammende Blitz des Pulvers zeigte den Brüdern, daß vier Feinde zu Boden stürzten, aber nur einer bleibt liegen, drei erheben sich wieder, reißen die Pistolen aus dem Gürtel und stürzen mit den beiden unversehrt Gebliebenen auf die Brüder los. Sie schießen ihre Pistolen ab. Keine Kugel trifft. Die Brüder haben unterdessen die abgeschossenen Büchsen schnell fortgeworfen, geladene dafür ergriffen und feuern zum zweiten Mal. Diesmal stürzen zwei Korsaren nieder, der eine bleibt liegen, der andere erhebt sich wieder und schleppt sich mit vorgebeugtem Oberleib an die Wand des Schiffes.

Der Steuermann Brandt eilt in die Kajüte, ergreift das Gewehr, das vorhin der Knabe fallen ließ und reicht es seinem Bruder. Der schießt auf den Korsarenführer, dieser sinkt zu Boden, erhebt sich aber gleich wieder und stürzt auf den Capitain los; dieser faßt die Büchse am Lauf und hebt sie hoch, um den Gegner mit einem Kolbenschlage niederzuschmettern. Aber der Fußboden ist schlüpfrig vom Blut, der Capitain gleitet, fällt, und fühlt im selben Augenblick, wie ein Dolchstoß ihn trifft, der vom Brustknochen abgleitet und bis in die Rippen hinunterfährt. Zwar behält er die Besinnung, aber ehe er sich erheben kann, treten ihm die Feinde auf die Brust und in's Gesicht, da vergeht ihm das Bewußtsein, er weiß nicht mehr, was um ihn her geschieht. Ein starker Knall weckt ihn, er hört die Stimme seines Bruders, der aufstöhnt: „Meine Hand ist fort!" Er hatte eine Büchse von Neuem geladen, hatte sie in der Hast überladen, sie zerspringt beim Losschießen und reißt ihm den Daumen der rechten Hand ab.

Jenes Wort giebt dem Capitain Klarheit der Seele und Bewußtsein ihrer Lage. „Hole den Säbel!" ruft er dem Bruder zu; der eilt zur Kajüte. Der Capitain richtet sich auf, ein Korsar wirft ihn wieder zu Boden und stößt ihm wiederholt einen Dolch in den Leib, da faßt er ihn in's Handgelenk, die Verzweiflung giebt ihm Riesenkraft, er entwindet ihm den Dolch und stößt ihm denselben mit solcher Gewalt in den Leib, daß er nur das Heft in der Hand behält, der Dolch abbricht und dem Korsaren im Leibe stecken bleibt. Dieser sinkt sterbend nieder. —

(Fortsetzung folgt.)

Zur Urgeschichte des Johanniter-Ordens.

Von G. R.

In einem früheren Aufsatze (Jahrg. 1862, Nr. 45) haben wir die Unhaltbarkeit der Behauptung, daß der Orden „zum heiligen Grabe" von Gottfried von Bouillon gestiftet worden sei, u. A. auch damit dargethan, daß zu einer Zeit, wo auf Bekämpfung der Ungläubigen im Wesentlichen der Zweck des ganzen Staats hinauslief, eine sich zu demselben Behufe aussondernde engere Gemeinschaft wohl nicht gedacht werden könne. Ein solcher apriaristischer Einwand kann gegen den frühen Ursprung der Hospitals-Verbrüderung nicht erhoben werden; im Gegentheil, nach der mühseligen Belagerung der heiligen Stadt während der heißen Sommermonate des Jahres 1199 n. Chr. auf dürrem, regen- und schattenlosem Boden, sowie nach der blutigen Erstürmung, mußte eine Genossenschaft zur Pflege der Kranken und Wunden und ein Krankenhaus ein dringendes Erforderniß sein.

Jerusalem besaß damals schon ein Hospital, — wir dürfen wohl sagen: kein Hospital — die von den Amalfioten zur Blüthezeit der fatimidischen Chalifen Kairo's auf den Namen des heiligen Johannes Eleemon von Alexandrien gegründete Anstalt im Süden der heiligen Grabeskirche, woselbst die abendländischen Pilger Aufnahme und im Erkrankungsfalle die nöthige Wartung fanden, eine Anstalt, welche, wie sie schon längst vor den Zeiten der Kreuzfahrer im Orient wie im Occident unter dem Namen Hospital bekannt war, denselben bei den Arabern der heiligen Stadt bis in das späte Mittelalter weiter führte und auch heut, wenn auch an Ort und Stelle in Ruinen verfallen, noch in dem Gelübde der Johanniter-Rechtsritter mit jenen Namen und den sich daran knüpfenden Ideen fortlebt.*)

*) Bei den arabischen Historikern der Kreuzfahrer-Epoche führen die Johanniter die Namen Daijeh und Isbitarijeh. Letzteres ist die

Zur Anlage neuer Lazarethe konnte es in der Stadt, welche nach dem Eingeständniß der fränkischen Historiker durch Abschlachtung und Vertreibung sämmtlicher muhammedanischer Einwohner öde geworden war, nicht fehlen; von solchen ist aber nirgends, weder in den Geschichtswerken noch Diplom-Sammlungen, die Rede. Wenn sich nun die Kreuzfahrer nach der Eroberung einfach in der alten Anstalt einrichteten, dem einzigen vorfränkischen Besitzthum der abendländischen Kirche zu Jerusalem, so können wir nicht anders annehmen, als daß ein sofortiger Einzug der den Dienst des Hauses übernehmenden Geistlichen und Laien stattfand, d. h. daß diese Brüderschaft, welche später den ruhmvollsten aller Ritterorden aus ihrer Mitte hervorgehen sah, nur um Tage, nicht um Wochen oder gar Monate jünger ist, als das christliche Königreich von Jerusalem. Der Umstand, daß diese Thatsache in der Geschichtsforschung noch nicht zu genügender Würdigung gelangt ist, veranlaßt uns hier, das älteste Diplom des Johanniter-Ordens mitzutheilen, welches demselben schon im Jahre 1110 von Balduin I., dem ersten Könige, ausgestellt worden ist. Dasselbe findet sich im Codice Diplomatico del Sacro Ordine Militare gerosolimitano ed. Vauli und lautet in möglichst treuer Uebersetzung des lateinischen Textes:

„Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit! Allen Menschen sei bewußt, daß ich, Balduin, von Gottes Gnaden König von Jerusalem, alle Gaben und Almosen, welche dem Hospital von Jerusalem bis auf diesen Tag gemacht worden sind, schriftlich gut heiße und bestätige, seien es nun Dörfer, oder Bauern, Häuser, Ländereien oder andere irdische Güter, auf daß von heute ab Niemand, weder Mann, noch Weib, diesen Besitz zu stören, und das Hospital von Jerusalem und die Armen Christi zu berauben wage."

„Zunächst billige ich und bestätige das Geschenk, welches der Herzog, mein Bruder, dem Hospital gemacht hat, d. i. ein Dorf mit Namen Hessilio und zwei Backöfen in Jerusalem. Sodann bestätige ich auch meine eignen Schenkungen, nämlich: die beiden Dörfer Bethasafo und Montana, Ländereien und Häuser an verschiedenen Stellen in Jerusalem, der Garten des Priesters Anfred, ein reicher Bauer in Nablus nebst Häusern und einer Mühle in besagter Stadt, ein guter Backofen in Joppe, endlich Häuser und Ländereien an verschiedenen Stellen in Joppe und in Akkaron."

„Ferner sind die folgenden Schenkungen dem mehrgenannten Hospital gemacht worden, welche ich ebenfalls gutheiße und bestätige: ein Dorf mit Namen Sussio von Gronerius Bassumeth, ein anderes mit Namen Bethamis vom Vice-Grafen, das Dorf Casale Melius im Gebiet von Ascalon von Hugo von Pusoth, das Dorf an der Mühle im Gebiet von Azolus von Anselm vom Thurme Davids, ein anderes im Gebiet von Cäsarea von Eustachius nebst den Ländereien bei Cacho von demselben und einige Bauern unter seiner (des Eustachius) Zustimmung von seinen Soldrittern, ein Dorf mit Namen Dir Berham im Lande Soeth von Petrus de Cens und ein anderes von Arnulfus Laserencus (der Franke) Namens Caphar Mozre; dann einige Bauern und Ländereien von Hugo und Gervasius in Thabaria, drei Bauern vom Bischof von Nazareth, ein solcher von Willermus de Tenches, ein anderer von Paganus Vacco, ein anderer von Drogo, ein anderer von Dominicus und Guildertus de Solinos, ein anderer von Paganus von Caypbos nebst Ländereien und Häusern in Caypbos und in Caphernaum, ein anderer Bauer von Romanus de Podio, ein anderer von Balduin von Ramo nebst Ländereien und Häusern in der Stadt Rama, endlich Ländereien und Häuser in St. Georg von dem Bischof von Roma. Alle diese Schenkungen, wie vorbeschrieben, heiße ich gut und bestätige sie dem Hospital."

„Zum Schluß noch (wiederhole ich): damit Gott sich meiner erbarmen möge und der Seele meines Vaters und meines Bruders, aller meiner Verwandten, ja aller verstorbenen Gläubigen, heiße ich, so viel ich vermag, gut und bestätige dem Hospital von Jerusalem Alles, was es bis heut erworben und was es heut besitzt, und will, daß diese Güter immer für den Lebensunterhalt und die Bedürfnisse der Armen dienen mögen. —"

„Sollte Jemand diesen Besitz anzugreifen oder zu verringern suchen, den gürte Gott mit seinen Plagen, bis er sich bußfertig abwendet!"

„Noch sind von Goudemor Carpinas zwei Bauern mit all' ihrem Eigenthum und zwar Einer in St. Abraham, der Andere in Jericho, ein dritter Bauer von Hugo in Betham, ein vierter von Boous in Roma und ein fünfter von Azlo de Cirsed dem vorgenannten Hospital geschenkt worden; auch diese Schenkung der fünf Bauern mit allem ihrem Zubehör heiße ich gut und bestätige sie dem Hospital."

„Dies Diplom der Bekräftigung und Bestätigung wurde gemacht den 26. October des Jahres 1110 nach der Fleischwerdung des Herrn. Dabei waren als Zeugen anwesend: Hugo de Puzoth; Eustachius Gronerius, der Vice-Graf von Jerusalem; Anselm vom Thurme David; Walther Bassumeth; Guido de Millen; Gothmarn und viele andre Adlige und rechtschaffene Männer, die es gesehen und gehört haben." —

(Schluß folgt.)

arabische Form von Hospitaliers, offenbar damals im Volke die gebräuchlichste Benennung des Ordens; Daÿeh bedeutet die „Heilenden", „Pflegenden", und ist die arabische Uebersetzung von Isbitarijeh. Der Ausdruck Hospital war also auch den Orientalen geläufig.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. C. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 48. Berlin, den 25. November 1863. **Nr. 48.**

Franz Wilhelm von Barfus, Generalmajor a. D. Ehrenritter seit 1836. † zu Lindow in der Neumark, den 16. November 1863.

Die internationale Conferenz zu Genf.*)

Die internationale Conferenz, welche vom 26. bis 29. des vorigen Monats in Genf stattgefunden, hat sich der Theilnahme fast aller Regierungen Europas zu erfreuen gehabt.

Nach der uns vorliegenden Liste der Mitglieder derselben waren folgende Regierungen durch Delegirte (meist **Aerzte**) bei derselben vertreten: Oesterreich, Baden, Bayern, Spanien, Frankreich, England, Hannover, Italien, Niederlande, Preußen (durch den Geheimen Ober-Medizinal-Rath und vortragenden Rath im Ministerium der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten Dr. Housselle und den General-Arzt des 4. Armee-Corps Dr. Löffler), Rußland, Königreich Sachsen, Schweden, Württemberg und die Schweiz; außerdem die Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Württemberg, die Société des Siences sociales in Neuchâtel und die Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens (durch Se. Durchlaucht den Prinzen Heinrich XIII. Reuß, jüngere Linie).

Die Versammlung zählte, incl. der Mitglieder des Genfer Comités, bestehend aus dem General Dufour, als Präsidenten desselben und den Herren Gustave Moynier, Dr. Maunoir, Dr. Appia und Henry Dunant, 36 Personen. —

Vorbehaltlich der späteren Mittheilungen über die Verhandlungen der Conferenz auf Grund des stenographischen Berichts, führen wir für jetzt nur an, daß die Sitzungen am 26. October durch den General Dufour eröffnet wurden. Die Anwesenheit eines Delegirten des Johanniter-Ordens fand allgemeine Anerkennung und es ward ihr dadurch Ausdruck gegeben, daß derselbe auf Vorschlag des Generals Dufour mit Acclamation zum Vice-Präsidenten gewählt ward.

Hierauf begrüßte der General in beredten Worten die Versammlung, indem er seine Freude über die große Betheiligung ausdrückte, und sprach die Hoffnung aus, es werde, da fast alle Regierungen vertreten seien, ein Resultat erreicht werden. Es sei ein eines jeden edlen Menschen würdiger Gegenstand, der die Versammelten nach Genf aus weit entfernten Ländern geführt habe. Der gemeine Soldat habe im Kriege am meisten zu leisten, und gerade für ihn könne häufig am wenigsten gesorgt werden.

Nachdem Herr Moynier aus Genf demnächst den Vorsitz übernommen hatte, wurden die eingegangenen Zuschriften theils vorgelesen, theils erwähnt. Von vielen hervorragenden Persönlichkeiten wird darin lebhaftes Interesse für die Sache ausgesprochen.

Einen sehr eigenthümlichen Vorschlag machte ein Engländer, dahin lautend: die Conferenz möge in Berathung ziehen, ob es nicht sehr human sein würde, Schwerverwundeten, die nicht zu retten seien, den Gnadenstoß zu geben, um sie vor den ihnen noch bevorstehenden Qualen zu bewahren! —

Die Delegirten wurden sodann aufgefordert, die Aufträge und Ansichten ihrer Regierungen in der Sache mitzutheilen. Dies geschieht, und stimmen dieselben sämmtlich darin überein, daß das Auftreten der zu bildenden Vereine auf dem Schlachtfelde selbst mit großen Schwierigkeiten verbunden sein würde. Einzelne erklären es sogar für unmöglich.

General-Arzt Dr. Löffler erwähnte in seinem sehr interessanten Vortrage eines Vertrages, den Friedrich der Große 1759 mit Frankreich abgeschlossen hat, wodurch das Sanitäts-Personal für neutral erklärt wird. Er sagt aber auch, daß das Auftreten von Privatvereinen auf dem Schlachtfelde nur ausnahmsweise werde gestattet werden können. Er will die Wirksamkeit solcher Vereine in eine gewisse Entfernung vom Kriegsschauplatze verlegt wissen. Damit das offizielle Sanitäts-Personal auf dem Schlachtfelde seine ganze Kraft entfalten könne, müsse man ihm weiter rückwärts einen Theil seiner Last abnehmen.

Die französischen Delegirten erklärten ohne bestimmte Aufträge zu sein, sprachen die Sympathie ihrer Regierung aus, halten jedoch das Auftreten der Vereine für beinahe unmöglich, erkennen die Unzulänglichkeit „du service sanitaire militaire" zwar an, suchen den Grund aber in den Verhältnissen. Es sei nicht möglich, ohne

*) Siehe Na. 42 und 43 dieses Blattes.

die Beweglichkeit einer Armee zu hemmen, hinreichende Transportmittel für die Verwundeten mit sich zu führen. Sie sind gegen Errichtung von Krankenträger-Kompagnien, und rathen mehr zum Ankauf von Maulthieren zum Zweck des Transports der Blessirten, weil ein solches zwei Blessirte transportiren könne und nur ein Führer für je zwei Maulthiere nöthig sei. Es scheint ihnen ganz unausführbar, daß sich die Vereine selbst verproviantiren. Die Militairverwaltung könne sich aber auf keinen Fall damit befassen. Der Intendant Préval sprach hierüber, indem er seine vieljährigen Erfahrungen anführt. Man müsse sich den Kriegsschauplatz als gänzlich ausgesogen vorstellen. Was etwa noch vorhanden, nehme die Militairverwaltung in Beschlag. Ohne Magazine aber großen Troß könnten die Vereine nicht bestehen. — Die Delegirten begreifen nicht, wo man das nöthige Personal auftreiben will.

Wenn diese Anschauungen auch manches Richtige haben, so tritt doch das durch die Centralisation in Frankreich allgemein herrschende Vorurtheil, wonach nur das Gouvernement im Stande ist, etwas zu leisten, sehr deutlich daraus hervor.

Dr. Moynier widerlegte mit vielem Geschick die Gründe der französischen Delegirten, und verwischte den etwas entmuthigenden Eindruck, den die von denselben vorgetragenen Ansichten hinterlassen hatten.

Der englische Delegirte erklärte die Sanitäts-Einrichtungen seiner Armee für so vorzüglich, daß eine Privathülfe nicht erforderlich erscheine.

Die übrigen Delegirten sprachen sämmtlich ihr lebhaftes Interesse für die Sache aus, nur wollen dieselben noch keine bestimmten Zusicherungen ihrer Regierungen geben.

Demnächst eröffnete man die Debatte über das „Project du Concordat."

Die meisten Artikel desselben werden abgeändert, man erklärte namentlich in Betreff des Art. 4 desselben: es sei unstatthaft, einen Privatverein quasi als Gerichtshof über militairische Anstalten und Einrichtungen einsetzen zu wollen.

Die Versammlung bestrebte sich, dem neuen Programm eine den Regierungen möglichst annehmbare Form zu geben, und wurde dasselbe wie folgt vereinbart:

„Beschlüsse der internationalen Conferenz zu Genf.

„Die internationale Conferenz, wünschend, den Verwundeten in den Fällen zu Hülfe zu kommen, wo der militairische Sanitäts-Dienst unzureichend sein würde, nimmt folgende Beschlüsse an:

Art. 1. In jedem Lande ist ein Comité vorhanden, dessen Aufgabe darin besteht, in Kriegszeiten, wo dies statthaft ist, durch alle in seiner Macht stehenden Mittel beim Sanitätsdienste der Armeen mitzuwirken.

Dieses Comité organisirt sich selbst, in der Art und Weise, welche ihm als die nützlichste und zweckmäßigste erscheint.

Art. 2. Es können sich Sectionen in unbestimmter Zahl bilden, um diesem Comité, welchem die Hauptleitung gehört, beizustehen.

Art. 3. Jedes Comité muß sich mit dem Gouvernement seines Landes in's Vernehmen setzen, damit seine Dienstanerbietungen bei eintretendem Falle angenommen werden.

Art. 4. In Friedenszeiten beschäftigen sich die Comités und die Sectionen mit den Mitteln, um sich in Kriegszeiten wahrhaft nützlich zu machen, speciell: indem sie materielle Hülfen jeder Art vorbereiten, und indem sie freiwillige Krankenpfleger zu bilden und zu unterrichten suchen.

Art. 5. Im Falle des Krieges gewähren die Comités der kriegführenden Nationen ihren resp. Armeen Hülfe nach Maßgabe ihrer Hülfsquellen; insbesondere organisiren und setzen sie die freiwilligen Krankenpfleger in Thätigkeit und richten in Uebereinstimmung mit der militairischen Autorität Lokale zur Pflege der Verwundeten ein.

Sie können die Mitwirkung der den neutralen Nationen angehörigen Comités erbitten.

Art. 6. Auf Verlangen oder mit Einwilligung der militairischen Autorität schicken die Comités freiwillige Krankenpfleger auf das Schlachtfeld. Sie stellen dieselben alsdann unter die Leitung der militairischen Behörden.

Art. 7. Die freiwilligen Krankenpfleger, der Armee folgend, müssen von ihren betreffenden Comités mit Allem, was zu ihrem Unterhalte nöthig ist, versorgt werden.

Art. 8. Sie tragen in allen Ländern als gleichmäßiges Unterscheidungszeichen eine weiße Armbinde mit einem rothen Kreuze.

Art. 9. Die Comités und die Sectionen der verschiedenen Länder können sich zu internationalen Congressen vereinigen, um sich ihre Erfahrungen mitzutheilen und sich über die im Interesse des Werkes zu treffenden Maßregeln zu verabreden.

Art. 10. Der Austausch der Mittheilungen zwischen den Comités der verschiedenen Nationen, geschieht einstweilen durch die Vermittelung des Comités in Genf."

Unabhängig von den vorstehenden Beschlüssen, spricht die Conferenz folgende Wünsche aus:

a) „Daß die Regierungen den Hülfs-Comités, welche sich bilden werden, ihre hohe Protection zu Theil werden lassen mögen und so viel als möglich die Erfüllung ihrer Aufgabe erleichtern wollen.

b) Daß die Neutralität ausgesprochen sei, zur Zeit des Krieges von den kriegführenden Nationen für die Ambulancen und Hospitäler, und daß sie gleicherweise Geltung habe auf die umfassendste Art für das offizielle Sanitäts-Personal, für die freiwilligen Krankenpfleger, für die Einwohner des Landes, welche den Verwundeten Hülfe leisten, und für die Verwundeten selbst.

c) Daß ein gleichmäßiges Unterscheidungszeichen angenommen werde für die Sanitäts-Corps aller Armeen, oder wenigstens für die Personen einer Armee, welche diesem Dienste beigegeben sind.

d) Daß in allen Ländern eine gleichmäßige Fahne für die Ambulancen und Hospitäler angenommen werde."

In welcher Weise sich nun der Johanniter-Orden bei diesen Bestrebungen betheiligen kann, darüber dürften dem nächsten Kapitel die entsprechenden Vorlagen gemacht werden.

Ein unerhörter Kampf.

(Aus den Acten der Königsberger Regierung, mitgetheilt von v. Seydl.)

(Fortsetzung.)

Diese äußerste Anstrengung aller Kräfte war aber auch die letzte. Völlig erschöpft lehnt der Capitain sich an die Wand der Kajüte und sieht mit vollem Bewußtsein, aber ohne ein Glied regen zu können, dem Kampfe zu, den sein Bruder allein noch fortsetzt. Dieser ringt jetzt mit dem Anführer, der, einen Dolch in der Linken und eine Handspacke in der Rechten, auf ihn eindringt. Trotz der Schmerzen seines zerschmetterten Daumens parirt er mit dem Säbel die wüthenden Schläge seines Gegners und haut ihm mit einem mächtigen Hiebe zwei Finger der rechten Hand ab, daß ihm die Waffe entfällt und er in die Knie sinkt, dann hebt er noch einmal den Säbel, und mit einem zweiten noch mächtigern Hiebe spaltet er ihm den Schädel, daß er todt zu Boden stürzt.

Jetzt sind nur noch zwei Feinde kampffähig, aber der Muth entsinkt ihnen; der Capitain, immer noch unfähig, ein Glied zu rühren, steht an die Kajütenwand gelehnt, aber diese unfreiwillige Thätigkeit halten die Gegner für eine freiwillige, sie erscheint ihnen als ein Zeichen der Verachtung, als bedürfe es seiner Hülfe gegen so ohnmächtige Feinde gar nicht, als könne er die Beendigung des Kampfes seinem Bruder allein überlassen; sie sehen ihre tapfersten Kameraden besiegt, sie sehen ihren Anführer todt am Boden, der Muth entsinkt ihnen völlig; auf die trunkene Siegesgewißheit, noch erhöht durch den Genuß des Rums, folgt feige Verzagtheit; sie fallen auf die Knie, rufen Pardon und bitten um Schonung ihres Lebens. Der Steuermann befiehlt ihnen, in ihrer knieenden Stellung zu bleiben und einzeln heranzukommen. Sie rutschen auf den Knieen näher. Er befiehlt jedem einzeln, so wie er sich nähert, die Hände auf den Rücken zu legen, sie gehorchen ohne ein Wort zu erwiedern, gesenkten Hauptes. Der Steuermann sieht sich um, winkt seinem Bruder, heran zu kommen, der aber ist nicht im Stande, ein Glied zu rühren, und beharrt in seiner Regungslosigkeit; da erblickt jener den Knaben, der vorher das Licht an den Compaß gestellt und sich dann während des Kampfes aus Furcht auf den Mastbaum geflüchtet hatte. Er befiehlt ihm, herunterzukommen, schickt ihn in die Kajüte und läßt sich Stricke von ihm bringen, mit denen bindet er den Gefangenen, während sie immer noch auf den Knieen liegen, die Hände auf dem Rücken, befiehlt ihnen dann aufzustehen, treibt sie in die Kajüte und schließt diese hinter ihnen zu.

Während dies vorging, war der Capitain ohnmächtig geworden; als er sich wieder erholte, war ihm nur eine Erinnerung von allem Vorgegangenen geblieben, eine Scene nur trat ihm lebendig vor die Seele: der Korsar, dem er vor dem Verlust seines Bewußtseins den Dolch entwunden und ihm damit den Todesstoß gegeben hatte, war zusammengesunken, war dann sterbend auf ihn zugekrochen, hatte seine Hand mit flehender Miene erfaßt, hatte sie an seine Lippen gedrückt und war dann leblos niedergesunken.

Er war todt, konnte also keine Auskunft geben, was in ihm vorgegangen war. War's nur demüthige Unterwerfung, war's Bewunderung der übermenschlichen Tapferkeit, zu der selbst der Rohe staunend hinaufblickt, war's ein Gefühl der Reue, daß er Den verrathen, überfallen, der in erbarmender Liebe seiner und seiner Gefährten sich angenommen? Wer will's entscheiden? Er stand jetzt vor einem höheren Richter, dem er Rechenschaft zu geben hatte. Menschlichem Fragen und Urtheil war er entrückt, sein Mund war für immer geschlossen. —

Es war jetzt sieben Uhr, Abend geworden. Beinahe zwei Stunden hatte der wüthende Kampf gewährt. Die Nacht war sehr dunkel. Schon während der letzten Zeit des Gemetzels hatte nur die matte Beleuchtung des Lichtes, das am Kompaß stand, die schauerliche Scene erhellt. Der Sieg war jetzt vollständig errungen, zwei tapfere Männer hatten sieben Feinde bekämpft und sich wieder in Besitz des verlorenen Schiffes gesetzt; von den menschlichen Feinden war jetzt nichts mehr zu befürchten, aber von anderer Seite drohte neue Gefahr. Der Capitain hatte unter den sorgfältigen Bemühungen seines Bruders das Bewußtsein wieder erlangt, er war seiner Seele mächtig, aber nicht seines Körpers. Die übermäßige Anstrengung, der starke Blutverlust (er blutete aus elf Wunden) machten es ihm unmöglich, selbst Hand anzulegen, um das Schiff zu leiten, daß es nicht, von der Gewalt des Windes und der Wellen getrieben, auf gefährliche Klippen gerieth oder an der noch gefährlicheren Feindesküste strandete. Zwar waren die Matrosen der „Elfriede" ganz in der Nähe, die aber getrauten sich nicht dem Schiffe zu nahen, von dem sie vorhin mit Schüssen und Androhung des Todes zurückgetrieben worden waren und das sie immer noch in der Gewalt der Seeräuber glaubten. So war denn der Steuermann auf seine eigenen gleichfalls sehr erschöpften Kräfte angewiesen; ehe er indessen Anstrengungen machen konnte, sich der „Favorite" zu nahen, mußte er seinem Bruder zu Hülfe kommen. Er führte die Gefangenen, die sich willenlos fügten, aus der Kajüte heraus in die Vorrathskammer, in der er sie einschloß, trug dann mit Hülfe der Knaben seinen Bruder in die Kajüte und bereitete ihm ein bequemes Lager, sodann ließ er eine Laterne am Mastbaum aufhängen, um den auf der „Favorite" befindlichen Matrosen anzudeuten, in welcher Richtung die „Elfriede" sich befände. Da er aber kaum zu hoffen wagte, daß sie einen Versuch zur Annäherung unternehmen würden, so mußte er selbst einen solchen machen. Mit unsäglicher Mühe, trotz seiner großen Erschöpfung und der schmerzhaften Wunden, versuchte er mit Hülfe der fast unbrauchbaren Knaben das Schiff in Bewegung zu setzen; während er damit beschäftigt war, bemerkte er, daß einer der auf dem Verdeck liegenden Korsaren sich bewegte und den Oberleib aufzurichten versuchte, da sprang er sofort nach dem Säbel, stürzte auf ihn zu und spaltete ihm mit einem gewaltigen Hiebe den Schädel, worauf der Korsar ohne Laut und Bewegung zurücksank. Hierauf setzte er seine Arbeit fort und bemerkte nach langer anfangs erfolgloser Mühe mit großer Freude, daß das Schiff sich in Bewegung setze und sich langsam der Richtung näherte, in welcher er mit Hülfe eines Fernglases die „Favorite" zu entdecken glaubte. —

(Schluß folgt.)

Zur Urgeschichte des Johanniter-Ordens.

Von G. R.

(Schluß.)

Bekanntlich überlebte der edle und fromme Gottfried, welcher da, wo Christus die Dornenkrone getragen, sich nicht mit der Königskrone schmücken wollte, und welchen demnach auch unser Dokument nur als Herzog bezeichnet, die Eroberung Jerusalems nur um ein Jahr. Wenn uns demnach auch das Datum der von ihm dem Hospital gemachten Schenkung nicht mitgetheilt worden ist, so können wir doch nicht anstehen, auch sie in die ersten Zeiten des Reichs zu setzen. Wahrscheinlich fällt sie in Eine Epoche mit der allgemeinen Organisation der neuen Herrschaft, bei welcher die Austheilung der Lehngüter und die Dotation der Kirchen und Klöster die bedeutungsvollsten Acte waren. Ein, vermuthlich in der Saron-Ebene gelegenes, Dorf gab der Herzog dem Hospital nebst zwei Backöfen in Jerusalem; dieser Letzteren geschieht in dem Cartular der heiligen Grabeskirche, welcher die sämmtlichen übrigen Backöfen der Stadt zuertheilt wurden, häufige Erwähnung, und wir erfahren daraus, daß außer diesen beiden des Hospitals nur noch ein dritter an eine andere kirchliche Anstalt, die Abtei Sta. Maria Latina Major, verliehen worden war. Unser Document zählt dann auf, wieviel zu diesem ersten Eigenthum in einem Zeitraum von nur 10 Jahren Dörfer, städtische und ländliche Grundstücke und leibeigene Bauern als freie Gaben der Kreuzfahrer hinzugekommen, und legt damit in seinen schlichten Worten ein beredtes Zeugniß ab, sowohl für die Wirksamkeit des Hospitals, als auch für die Anerkennung, welche die Fremdlings-Gemeinde des heiligen Landes ihm zollte. Der Herzog Gottfried, welcher für die Bedürfnisse des Hospitals ein Dorf als hinreichend erachtete, gab der heiligen Grabeskirche 21 Dörfer, und von dem Streben des mächtigen Domstifts, seine Güter nicht nur zu erhalten, sondern möglichst zu vermehren, giebt jedes Blatt des Cartulars, geben aber auch die Historiker der Epoche wiederholt Kunde. Aber bis auf wenige Ausnahmen sind es nur die Könige und ersten Vasallen des Reichs, welche dahin ihre Gaben richten und, wie wir in einer früheren Mittheilung gezeigt haben, oft Geschenk nannten, was eigentlich Verkauf oder Tausch war. Zu dem Hospital dagegen sehen wir alle Stände beitragen; — wie der König und seine Barone, die Inhaber der ersten Reichslehen, so auch kleine Grundbesitzer, Burgenses, deren Namen nur durch diese ihre Liberalität auf die Nachwelt gekommen ist. Soldritter eines Reichs-Vasallen und sogar Bischöfe, die sonst in damaligen Zeiten am wenigsten geneigt waren, das einmal Gefaßte wieder fahren zu lassen, bringen ihm ihre Gaben dar, so daß es die heilige Grabeskirche an Reichthum nicht bloß erreichte, sondern überflügelte. Der Unterschied ist in die Augen springend, und sein erster Grund liegt in der Verwerthung der dem Hospital gemachten Schenkungen für den allgemeinen Nutzen. Wie in unserm Diplom, so identificirte sich auch in der öffentlichen Meinung das Hospital mit den „Armen Christi", und König Balduin loante, um seinen Willen kund zu thun, daß die Güter der Anstalt in ihrem Besitz verbleiben sollten, den Ausdruck gebrauchen, daß sie für den Unterhalt der Armen dienen möchten.

Unter den Ortsnamen sind verschiedene wieder zu erkennen, z. B. die beiden von Balduin geschenkten Dörfer Bethasafa und Montana sind die heutigen, im Südwesten und im Westen von Jerusalem gelegenen Ortschaften Bethsafafa und Ain Karim oder San Giovanni, in welchem letzteren die Mönchslegende den heiligen Johannes den Täufer geboren worden sein läßt. Das große lateinische Kloster daselbst führt noch jetzt den officiellen Namen St. Joannes in Montana. Für Sussia ist wohl Drußia, eine Dorfruine nordwestlich von Hebron im Gebirge Juda, für Casale Melius Medjdel, ein auch jetzt blühender Flecken unweit Ascalon, zu lesen. Nâblus, Neapolis, ist das alte Sichem. Accaron ist das heutige Akka oder St. Jean d'Acre, welchem durch Verwechselung des Wortes mit Ecron einer eingeschoben worden. Azotus ist das heutige Azdûd, das biblische Asdod, in der Philister-Ebene. Thabaria ist Tiberias am Südwest-Ufer des Sees von Genezareth, Cayphas ist der Hafenort Kaifa am Nordabfalle des Karmel. Caco heißt noch jetzt Caco und ist eine hochgelegene, vormals befestigte Ortschaft in der Ebene von Caesarea. Rama oder Ramos ist das jetzige Ramleh, und St. Georg das benachbarte Lydda, letzteres nach der prächtigen St. Georgs-Kirche benannt, deren Ruinen noch jetzt daselbst zu sehen sind. St. Abraham endlich ist Hebron, ebenfalls nach einer Kirche benannt, welche sich über der Patriarchengruft erhob und Abraham geweiht war. Die übrigen Namen machen Schwierigkeit; Einige mögen verschrieben sein und Andere seit jener Zeit zerstörten und vergessenen Ortschaften angehören, wie es deren namentlich in der Küstenebene eine gute Anzahl giebt.

Von den Personen sind uns mehrere bereits in den Mittheilungen aus dem Cartular der heiligen Grabeskirche begegnet, so Eustachius mit dem Beinamen Graaerias, der Connetable, Feldhauptmann des Königs Balduin, Vice-Graf von Jerusalem und Herr von Sidon und Caesarea; ebenso Hugo de Pusato, ein Verwandter des Königs und Vater des jüngeren Hugo, welcher nach Graniers Tode dessen Wittwe Emedota heirathete und später in Jerusalem ermordet wurde. Diese beiden Hugo waren Grafen von Joppe oder Jaffa. Der weiter erwähnte Hugo von Thabaria ist bekannter unter dem Namen Hugo von St. Aldemar, welchen Balduin I. mit dem Fürstenthum von Galilaea belehnte, nachdem Tankred sich von da als Statthalter seines Oheims Boemund nach Antiochien begeben. Romanus de Podio ist der erste christliche Fürst des von Balduin I. eroberten transjordanischen Gebiets, aus einem berühmten französischen Hause, dessen Verwandtschaft mit einem unsrer ersten heimathlichen Geschlechter kürzlich in diesen Blättern vortrefflich nachgewiesen worden. Anselm, wahrscheinlich mit dem Beinamen de Riburgismonte, war Burgherr, Custos des Davidsthurms, der Citadelle von Jerusalem. Paganus Vaeca ist vermuthlich derselbe, welcher später ohne diesen Beinamen als Kanzler des Königs Balduin II. genannt wird. Balduin, Herr von Rama, ist der Schwiegervater des Barisanus oder Balianus, ersten Burgherrn von Ibelin und somit Stifter

des tapferen Geschlechts, welches sich nach jener Burg nannte. Des Droga wird bei den Historikern mit dem Beinamen de Reella erwähnt. Des Paganus, Herrn van Caisa, gedenkt u. A. wiederholt das Cartular des heiligen Grabes.

Wie man hieraus sieht, verbreitete sich im Jahre 1110 schon das Besitzthum des Hospitals wie ein Netz über Judäa, Samaria und Galilaea; in jedem bedeutenden Orte hatte dasselbe ein Interesse. Es war also längst eine durch Grundbesitz mächtige und hochangesehene Anstalt, als im Jahre 1118 von Hugo de Paganis und Gaufrid de St. Aldemar der Orden der Templer gegründet wurde, und wenn dennoch diesem Letzteren die Priorität zugeschrieben wird, so bezieht sich dies nur auf die Kampfespflicht, der die Brüderschaft als solche — (die Einzelnen mögen schon vorher die Gelegenheit, gegen die „Heiden" zu fechten, häufig genug benutzt haben) erst später sich unterzog. Die Schürze des Wärters, welche, wie Schiller sagt, den Söhnen des edelsten Stammes noch herrlicher ansteht, als die furchtbare Rüstung, sie ist also viel älter denn diese, wie sie sie auch jetzt noch überdauert. Wilermus van Tyrus nennt in der Geschichte seines Jahrhunderts auch einen Magister Hospitalis var Raimund, nämlich den Giraldus, welcher aber, da er noch nicht zu den bewaffneten St. Johannesbrüdern, den eigentlichen Rittern, gehört, nicht unter den Meistern aufgezählt zu werden pflegt. —

Eine fürstliche Hochzeit zu Weimar während des dreißigjährigen Krieges.

(Von Dr. Burkhardt.)

Es war eine schwere, trübe Zeit, als 1633 zwei Herzen im Hause der Ernestiner sich zusammengefunden hatten, um ihren Gang durch das Leben zu machen. Die Tage der Lützener Schlacht waren kaum dahingegangen, in welcher Gustav Adolph in den Drangsalen des protestantischen Deutschlands sein Leben ausgehaucht hatte, ein Heerhaufen jagte nach dem andern; fast gab es keine Stelle des gesegneten Thüringens, wo nicht die tiefen Furchen einer furchtbaren Zeit auf Menschenalter hin sichtbar erscheinen mußten.

Das war die Zeit, als Herzog Albrecht, der Bruder des großen Bernhard aus dem Hause Weimar, an seine Verbindung mit Dorothea, dem elften Kinde Friedrich Wilhelms I. van Sachsen-Altenburg dachte. Beide fast gleichalterig, aber weit hinaus über die Jahre, in denen auch jenes Jahrhundert Herzen einte und zu binden pflegte, hatten sie sich wohl erst so spät zusammengefunden, weil die Verhältnisse des Hauses Weimar früher eine Verbindung nicht gestattet hatten. Nun da Land und Leute getheilt waren, durfte Albrecht im vierunddreißigsten Jahre seines Lebens daran denken, die Erwählte von Altenburg nach Weimar überzuführen. —

Bedeutsame Momente im menschlichen Leben kennzeichnen sich durch festliche Tage auch in den trübsten Verhältnissen, und im Grunde sind sie alle sich darin ähnlich, daß Lust und Freude ihren rechten Ausdruck zu finden streben. Aber das Wie giebt nur die Zeit, sie ist es, die das Gepräge verleiht, und eben darum lohnt es, ihre Stimmungen in Einzelheiten des menschlichen Lebens zu belauschen, die, wie unbedeutend auch sie an sich erscheinen mögen, immerhin als ein großes Glied für Folgerungen und für die richtige Würdigung der großen Verhältnisse erscheinen.

Eben darum habe ich es zur Kenntniß jener Zeit unternommen, eines stillen Festes zu gedenken.

Vieles traf zusammen, was ihm dies Gepräge verlieh. — Die großen Verhältnisse des Reichs, die trüben Tage, welche das Weimarische Land durchlebt, und die Situation des fürstlichen Hauses selbst machten das Ihre dazu beitragen, daß man in den spärlich ergangenen Einladungen mit allem Nachdruck darauf hinwies, daß man Angesichts der continuirlich schweren und gefährlichen Zustände des allgemeinen lieben Vaterlandes deutscher Nation das Fest still und eingezogen begehen und allen unnöthigen Ueberfluß und Weitläufigkeit verhüten müsse. —

In diesem Sinne bereitete man auch schon in den ersten Monaten des Jahres die Festlichkeiten vor. Schon die sorgsam ausgearbeiteten Anschläge über den Kostenpunkt deuteten darauf hin, daß die Zeit ernst und schwerer denn je war. Was wir sonst im fürstlichen Leben jener Zeit missen, das Festhalten am Gegebenen und Möglichen, fand — vielleicht bitter genug — seine erwünschte Stelle. Genau hatte man die Zahl der Theilnehmer festgestellt, Land und Leute und ihre Leistungsfähigkeit in Betracht gezogen; es war ein gewaltiger Schritt, der zum Bessern im territorialen Haushalt gethan war.

Allein wie man es auch anfangen mochte, das Fest nahm größere Dimensionen an, als man beabsichtigt hatte.

Schon regte es sich im kleinen Weimar. Längst war die bessernde Hand im kleinen Schloß nicht angelegt, aber hie und da mußte doch Manches jetzt geschehen; denn lange Zeit hatten die bescheidenen Räume eine so zahlreiche Versammlung nicht geschaut, die hier einwandern sollte. Sei es auch, daß nur die rothen Ziegelsteine auf den Sälen hergestellt, die rostigen Kronleuchter gesäubert und die sonst so stillen Gemächer dem prüfenden Blick unterstellt waren, so war doch eine Zeit gekommen, der man an der Schwerfälligkeit anmerkte, daß diese Dinge weit über das Bereich der geläufigen Geschäfte hinauslagen. — Um wie viel mehr machte es Sorge, die Gäste in der Stadt zu bergen, die das kleine Schloß nicht aufnehmen konnte, welche Mühe erheischte es nicht, das fehlende Silbergeschirr, wenn auch nur leihweise, zu beschaffen, die unvermeidliche Rennbahn aufzubauen, die lange Zeit in Weimars Mauern nicht mehr sichtbar gewesen war, die Feuermannschaften in der Stadt für ein etwaiges Unglück zu bestellen und, was das Größeste von Allem war: für die zu sorgen, die gegen alle Berechnung für die festlichen Tage zuströmten! —

Sonst war die Verpflegung und die Beschaffung die geringste Sorge. Aber jetzt, wo das Land ausgesogen war, in Wald und Flur nicht das Leben van ehedem sich regte, Dörfer und Städte verödet lagen, durfte man wohl mit Bangigkeit auf ihre Beihülfe rechnen. In alle Gegenden des Landes sandte man nach gutem alten Brauch die Boten, welche die Amtleute aufforderten, die nöthigen Lebensmittel zum bestimmten Tage nach Weimar

abzuliefern; aber statt ihrer kamen Boten mit leeren Händen. Entschuldigungen und Klagen, daß man auch für's theure Geld kaum die Hälfte des Geforderten zusammengebracht habe. — Wo waren die Zeiten hin, in denen die Städte und der Adel des Landes ihre Trabanten in herrlicher Rüstung zum Dienst des Fürsten entboten; für sie liefen Bitten ein, sie gnädigst entschuldigen zu wollen. Was fruchtete die Forderung des Herzogs, daß der Adel selbst zu diesem Ehrentage mit tüchtigen Pferden, in sauberer Kleidung erscheinen und sich durch nichts als die Gewalt Gottes abhalten lassen solle. Wie auch hier die Verhältnisse andere geworden, beweisen die mancherlei Bitten um Entbindung von diesem Dienst. Früher war es höchstens das „leidige Zipperlein", das um Nachsicht bat, heute war es Armuth und Elend. Ein begüterter Freiherr v. Mörsberg bat wohl seinen gnädigsten Herrn, ihn für diese Tage zu entschuldigen; ausgeplündert und verarmt, schrieb er, sei er nicht im Stande, standesgemäß einzureiten, vielweniger sich zur Ehre seines gnädigsten Herrn am Feste zu betheiligen.

Das waren Zeichen der guten, alten und der jüngsten Zeit, über die die Stürme des dreißigjährigen Krieges hinweggebraust waren.

So rückte allmälig der 24. Juni heran, an welchem die Vermählung stattfinden sollte.

Herzog Albrecht hatte gethan, was in seinem und seines Landes Kräften stand. Ihm, der es übernommen, die Hochzeit auszurichten, mußte daran liegen, wenn auch mit beschränkten Mitteln, mehr zu bieten, als die wenig versprechenden Einladungen besagt hatten. Wir verfolgen nicht weiter, unter welchen Mühen die Vorbereitungen zum Fest ihren Abschluß fanden. Kaum brachte er es so weit, daß die Spielleute aus dem nahen Erfurt herbeikamen. Wir sind, schrieben sie, wegen Mangel an Geschirr nicht im Stande, Sr. Fürstlichen Gnaden aufzuwarten. Lange ist hin und her delibrirt worden, wie man die vier Stunden Entfernten nach Weimar bringen könne, um nicht mit dem eifrig betriebenen Festungsbau in Collision zu kommen, zu dem nun einmal die Gäule Erfurts unentbehrlich erschienen. — (Fortsetzung folgt.)

Das Haus der Barmherzigkeit zu Wartenburg im Ermlande.

Zu Wartenburg im Ermlande, inmitten einer katholischen Bevölkerung, ward im Jahre 1848 ein evangelisches Waisenhaus gegründet, dem 1849 eine Krankenstation beigefügt wurde.

Aus sehr bescheidenen Anfängen — die Zahl der 1848 aufgenommenen Waisen betrug 5, die der Kranken 1849: 3 — ist die Anstalt unter dem sichtbaren Schutze und Segen Gottes still und geräuschlos emporgeblüht; sie ist am 4. December 1862 verschont worden von den Flammen, die das Nachbarhaus in Asche legten, von der Cholera, die 1848, 1852 und 1858 in der Stadt wüthete!

Im verflossenen Jahre wurden in ihr 37 Waisen und 117 Kranke verpflegt, und betrug die Einnahme 1720 Thlr. 19 Sgr. 1 Pf., im Jahre 1848 nur 148 Thlr. 14 Sgr. 8 Pf.; die Ausgaben pro 1862: 1674 Thlr. 18 Sgr., die pro 1848 nur 91 Thlr. 10 Sgr. 7 Pf., mithin im vorigen Jahre mehr: 1583 Thlr. 7 Sgr. 5 Pf.

Während der 15 Jahre des Bestehens des Hauses haben 106 Waisenkinder Aufnahme gefunden und 1694 Kranke aller Confessionen sind verpflegt worden. —

Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Psalm 127, 1.

Statistisches.

Aus einer uns vorliegenden Uebersicht der in dem Krankenhause der barmherzigen Brüder zu Prag vom 1. November 1861 bis Ende October 1862, verpflegten Kranken ersehen wir, daß in demselben während dieses Zeitraumes 2921 Kranke verpflegt worden sind, deren Gesammtverpflegungstage 50,659 betragen.

Am 31. October 1861 waren im Bestande verblieben	138	Kranke.
Neu aufgenommen wurden 1861/62	2783	„
Summa	2921	Kranke.

Davon sind genesen und entlassen 2554, gestorben 212 und am 31. October 1862 in der Behandlung geblieben 155.

Unter den neu aufgenommenen 2783 Kranken waren: 2661 Katholiken, 3 Griechen, 87 Protestanten und 32 Juden.

In wie großartiger Weise die Krankenpflege vom Orden der barmherzigen Brüder geübt wird, dürfte aus folgenden Notizen hervorgehen, die wir einer „Uebersicht der in den Hospitälern der deutsch-österreichischen Ordens-Provinz der barmherzigen Brüder vom 1. November 1861 bis letzten October 1862 ohne Unterschied der Religion aufgenommenen und verpflegten Kranken" entnehmen.

Es wurden aufgenommen:

1)	in Wien in der Leopoldstadt	4615	Kranke
2)	Feldsberg in Unter-Oesterreich	857	„
3)	Gratz in Steyermark	2008	„
4)	Prag in Böhmen	2921	„
5)	Görz im Küstenlande	446	„
6)	Neustadt an der Mettau in Böhmen	409	„
7)	Teschen in Oesterreichisch-Schlesien	253	„
8)	Proßnitz in Mähren	488	„
9)	Kukus in Böhmen	326	„
10)	Brünn in Mähren	885	„
11)	Lettowitz	88	„
12)	Linz in Ober-Oesterreich	1522	„
13)	Wisowitz in Mähren	67	„
14)	Zebrzidowitz in Ost-Galizien	441	„
	Summa	15,326	Kranke,

und zwar 15,077 männliche und 249 weibliche Kranke. Darunter befanden sich: 22 Griechen, 553 Protestanten und 107 Juden, die übrigen waren Katholiken. Sterbend wurden überbracht 87. Gestorben sind 1167, genesen und entlassen 13,503, in der Heilung verblieben 656, giebt zusammen wie vor 15,326. —

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 49. Berlin, den 2. December 1863. Nr. 49.

Den Brüdern.

Hie St. Johann! O, Tage
Des Ruhmes und der Schlacht!
Wohl kündet nue die Sage
Noch Eure blut'ge Pracht.
Und doch, o höet es, Brüder,
Die Ihr das Kreuz erwählt,
Doch gilt es heute wiedee,
Daß Ihe zum Kampf Euch stählt;

Daß Ihr das Schwert, das scharfe,
Füe Eurrn Glauben schwingt.
Und Eurer Sänger Harfe
Nur Zionsliedee klingt!
Mich dünkt, daß mich's gemahne,
Zu zeugen frank und frei,
Daß **noch** das Kreuz die Fahne
Von Villiers' Söhnen sei.

Drum laß' Dein Banner fliegen,
Wie zu der Väter Zeit,
Wie jene darfst du siegen
In ritterlichem Streit.
Das Kreuz — das Siegeszeichen —
Ist heut noch Dein Panier,
Wirf's auf, und sie eebleichen,
Die Feinde füe und füe!

Du hast es Dir erkoren,
Es schmückt Dir Deine Brust,
Ihm hast Du zugeschworen
In froher Todeslust.
Erheb's im Kampfgewitter,
Drück's an Dein Herzr fest,
**Das ist ein schlechtee Rittee,
Dee sein Paniee vrelässt!**

Drum Brüder, wenn's dem Heerde,
Und wenn's den Tempeln gilt,
Wir steh'n auf **eeinee** Erde,
Vom Helm des Heils umhüllt!
Der Held, der füe uns streitet,
Mit dem ist stets dee Sieg,
Und **der** Krieg, den **Ee** leitet,
Das ist ein **heil'gee** Krieg! —

Conrad von Prittwitz-Gaffron.

Ein unerhörter Kampf.

(Aus den Acten der Königsberger Regierung, mitgetheilt von v. Seldt.)

(Schluß.)

Er hatte sich nicht getäuscht. Gegen zehn Uhr Abends war er so nahe gekommen, daß er mit Hülfe des Sprachrohrs die Matrosen anrufen konnte. Der Ruf erzeugte Furcht und Schrecken, sie glaubten, die Korsaren nah'ten, um sie zu morden oder fortzuschleppen, Alle flüchteten, um sich im Innern des Schiffes zu verstecken, ein Matrose nur hatte den Muth, auf dem Verdeck zu bleiben. Der Steuermann beruhigte ihn und forderte ihn auf, seine Kameraden zu rufen. Sie kamen endlich, aber mißtrauisch und zögernd, denn sie fürchteten, der Steuermann sei noch in der Gewalt der Piraten und von ihnen gezwungen, seine Leute zu täuschen und sie dadurch in die Gewalt der Räuber zu locken. Sie verlangten deshalb, daß der Capitain selbst erscheinen solle, um sie zu beruhigen; dieser machte auch wirklich einen Versuch dazu, da er aber völlig außer Stande war, das Bett zu verlassen, so währte es lange Zeit, ehe sie dahin zu bringen waren, daß sie ihr Mißtrauen aufgaben und auf die „Elfriede" herüberkamen. Nachdem sie dort sich überzeugt hatten, daß alle ihre Feinde todt oder gefangen waren, war ihre Freude grenzenlos, sie stürzten auf iheen Capitain los, sie fielen ihm zu Füßen, bedeckten seine Hände mit Küssen und konnten nicht aufhören ihre Bewunderung, ihr preisendes Staunen auszusprechen; er erschien ihnen wie ein Gott. Ihm wurde das bald lästig, er befahl deshalb, sie sollten ihn allein lassen und nach den Gefallenen und Verwundeten sehen und sich Derer annehmen, die noch am Leben wären. Bei der nun vorgenommenen Untersuchung zeigte sich, daß zwei davon verstorben waren. Man warf sie über Bord und erinnerte sich dabei des Piraten, der bei den ersten beiden Schüssen niedergestürzt war, sich aber wieder erhoben und in den hintern Theil des Schiffes geschleppt hatte. Man fand ihn zwischen Tonnen versteckt. Als man ihn hervorziehen wollte, setzte er sich zur Wehe und vertheidigte sich wüthend wie ein angeschossener Eber mit Händen, Füßen und Zähnen; da warf ein Matrose ihm ein Seil über den Kopf, er wurde hervorgezogen, an den Rand des Schiffs geschleppt und in die Fluth geworfen, die alsbald über ihm zusammenschlug. Er kam nicht wieder zum

Vorschein. Ein vierter Pirat athmete noch; man verband ihn, er starb aber während des Verbandes; ein Fünfter lag in heftigem Wundfieber, er tobte und raste und gab zwei Stunden später seinen Geist auf. Die beiden Gefangenen waren merkwürdiger Weise ohne Wunden davongekommen, sie wurden in sichern Gewahrsam gebracht, aber menschlich behandelt.*)

Bis jetzt waren die Brüder Brandt so vollauf mit der Gegenwart beschäftigt gewesen, daß ihnen keine Minute geblieben war, die sie der Vergangenheit hätten weihen können; jetzt erst, nachdem die drängenden Pflichten der Nothwehr und Selbsterhaltung erfüllt waren, konnten sie daran denken, sich zu fragen: Wie war das Alles möglich? Durch welche Zufälligkeiten, durch welche List, durch welchen Verrath gerieth ihr Schiff in eines der gefährlichsten, ungewöhnlichsten Abenteuer, die je auf Meerfahrten vorgekommen sind, und aus dem nur ein Muth und eine Geistesgegenwart eben so ungewöhnlicher Art sie nächst Gottes sichtbarem Beistand retten konnte und gerettet hatte.

Die strengste Selbstprüfung ließ keinen Vorwurf auf den Brüdern haften. Ohne die größte Unmenschlichkeit konnten sie den Unglücklichen Hülfe und Beistand nicht versagen; Versagung gegen solche, die ohne Beistand rettungslos verloren waren, wäre selbst gegen Feinde unverantwortlich gewesen, um so mehr, da die Hülflosen einer nahbefreundeten Nation angehörten, von der sie kurz vorher den kräftigsten Schutz erfahren hatten. Daß die Hülfesuchenden Engländer waren, bewiesen ihre Schiffspapiere, bewies die Bauart des Schiffes, bewies endlich der englische Accent, mit dem sie sich ausdrückten; auch war die Noth keine vorgespiegelte. Der Augenschein lehrte, daß sie groß, daß sie dringend war und ungesäumten Beistand forderte.

Während die Brüder vergeblich über den Zusammenhang nachsannen, und sich nur ungern entschließen mochten, ihn durch Erkundigungen bei den Gefangenen zu erforschen, denn es lag ein beschämendes Gefühl für sie darin, ihnen zu bekennen, daß sie überlistet worden und daß sie auch jetzt noch nicht im Stande waren, das von jenen schlau gewebte Netz des Betruges zu lösen —, hörten sie das schmerzliche Wimmern einer Kinderstimme und wurden jetzt erst daran erinnert, daß noch ein menschliches Wesen an Bord war, an das im Drange der blutigen Thaten Keiner von ihnen gedacht hatte. Sie gingen dem Wimmern nach und fanden unter einem Haufen von Tauen versteckt den zwölfjährigen Knaben, den die Piraten mitgebracht hatten, als das Boot der Elfriede zum ersten Mal die „Favorite“ verließ. Der Knabe lag mit zerschmettertem Arm in heftigem Wundfieber, ein Schuß hatte ihn vorhin während des nächtlichen Gefechts getroffen, ohne daß es in der Dunkelheit von irgend jemand bemerkt oder beachtet worden war. Er hatte sich in einem Winkel verkrochen, war dort, wahrscheinlich von starkem Blutverlust erschöpft, in tiefe Ohnmacht versunken und jetzt von heftigen Schmerzen und noch heftigerem Durste gefoltert, vergaß er alle Furcht und flehte um Hülfe, vor allem nach Wasser. Beides wurde ihm liebreich gereicht.

Als er sich so weit erholt hatte, daß er zusammenhängend sprechen konnte, erzählte er: Er sei der Sohn des Capitain Daniel Fell, der, wie aus den Schiffspapieren hervorging, welche die Piraten vorgezeigt hatten, die „Favorite“ mit einer Ladung Weizen von Königsberg aus nach London führen wollte. Nachdem er seine Fahrt in den ersten Tagen ohne Unfall fortgesetzt hatte, begegnete ihm bei Doggersbank ein Schiff, das ihm verdächtig vorkam, obwohl es die englische Unionsflagge führte. Der Verdacht bestätigte sich bald. Es näherte sich, gab sich als Korsarenschiff zu erkennen und forderte die „Favorite“ zur Uebergabe auf. Capitain Fell dagegen forderte seine Mannschaft auf, sich auf's Aeußerste zu wehren. Die Gegenwehr war aber so muthlos, ja bei Einigen so sichtlich ohne guten Willen, wo nicht verrätherisch, daß die „Favorite“ bald in die Gewalt der Feinde gerieth. Der Capitän Fell und seine Mannschaft wurden gefangen, zwei derselben gingen zu den Seeräubern über und schlossen sich ihnen als Kameraden an. Fell und diejenigen Matrosen, welche nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen wollten, wurden auf das Schiff der Korsaren gebracht, während diese, die alten wie die neuen Seeräuber, die „Favorite“ bestiegen. Bei dieser Gelegenheit nahmen sie den Sohn des Capitän mit auf die „Favorite“. Er bat, er weinte, er jammerte unaufhörlich und war untröstlich, als sie ihn von seinem Vater trennten; aber sie schlugen ihn, ließen ihn hungern und brachten ihn so endlich zum Schweigen.

Bald verlor er das Schiff, worauf sich sein Vater befand, aus den Augen. Am dritten Tage nach der Trennung brach ein Sturm los, der mit unerhörter Heftigkeit tobte, das Boot an die Schiffswand schleuderte und zertrümmerte, die Masten zerbrach, die Segel zerriß, das Schiff an ein verborgenes Riff warf und es so leck machte, daß die Mannschaft in den vorhin beschriebenen hülflosen Zustand gerieth und ihrem sicheren Untergange entgegensah; da erblickten sie die „Elfriede“. Der Korsarenführer rief die Mannschaft zusammen und schlug ihnen vor, sich durch die List, die sie hernach, wie wir gesehen haben, mit vielem Geschick durchführten, des Schiffes zu bemächtigen. Die Mannschaft war so erfreut von diesem Vorschlage und hielt sein Gelingen für so unfehlbar, daß sie den sichern Sieg schon im Voraus mit wildem Tanz, Gesang und Jubel feierte. Der Knabe Fell war Zeuge von alledem, wurde aber mit augenblicklichem Tode bedroht, wenn er es wagen würde, die Bemannung des zu kapernden Schiffes zu warnen.

Wir haben gesehen, wie anfangs der verabredete Verrath vollständig zum Ziele führte, es gelang das um so leichter, da der Korsarenanführer in England geboren war und er dafür sorgte, daß nur die beiden zu ihm übergegangenen Engländer sich mit der Mannschaft der „Elfriede“ unterhielten, wodurch diese in dem Wahne bestärkt wurde, daß sie es mit Engländern zu thun hätten. Capitain Brandt nahm sich des Knaben Fell liebreich an, führte ihn nach seiner Heimath, brachte ihn, nachdem er genesen, auf ein befreundetes englisches Schiff, und hatte nach einigen Monaten die Freude, Briefe aus Eng-

*) Als man späterhin einem englischen Schiff begegnete, wurden sie demselben übergeben, nach England gebracht und dort nach dem damals geltenden Seerecht mit ihnen kurzer Prozeß gemacht, und Beide gehängt.

land zu erhalten, denen zufolge der Knabe glücklich zu seinem Vater gelangt war.

Das Abenteuer der Gebrüder Brand, ihre Gefangenschaft und Befreiung, ihr harter Kampf und wunderbarer Sieg gegen die fast dreifache Uebermacht erregten großes Aufsehen und wurden selbst in öffentlichen Blättern viel besprochen, obgleich sie in eine Zeit (1813) fielen, die reich an gewichtigen Ereignissen, an Kampf uno unerhörten Schlachten war. Auch König Friedrich Wilhelm III. hörte davon, ließ sich Bericht erstatten, und sandte den tapfern Brüdern das eiserne Kreuz am schwarzweißen Bande. Es war wohl das einzige Mal, daß dieses Kreuz, eigentlich nur als Auszeichnung für Tapferkeit in der Schlacht bestimmt, als Anerkennung der Bravour in einem andern Kampfe gegeben wurde; „Nicht eine Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen!"

Eine fürstliche Hochzeit zu Weimar während des dreißigjährigen Krieges.

(Von Dr. Burkhardt.)

(Fortsetzung.)

Indessen erschienen schon die spärlich geladenen Gäste. Vor allem kam der Bruder Herzog, Wilhelm, Generallieutnant der schwedischen Armee, mit allem Gepräge und Gefolge. Achtundsiebenzig Reisige begleiteten seinen Wagen, während vierundachtzig Pferde auf die Beförderung seines Gefolges verwandt waren. Im Gefolge hatte er seinen Hofprediger und Hofmedicus. Dann erschien die Gräfin von Schwarzburg mit 30 Personen und 26 Pferden. Trompeter zogen vor ihrem Wagen einher, dem eine Menge Troß, Lakaien, Sänftenknechte, Kammerschreiber und Edelknaben folgten.

So veränderte sich allmälig das stille Weimar in ein großes Hoflager. Nur die Braut fehlte noch mit den Aeltern. Wer sonst noch geladen war, hatte sich von der Familie mit dem continuirlichen gefährlichen Zustande des heiligen römischen Reichs entschuldigt.

Der Verabredung gemäß, brach die fürstliche Braut am 23. Juni von Altenburg auf. Begleitet von ihrem Vater, der mit 41 Reisigen daherzog, und mit sonstiger Bedienung, unter der wir auffällig genug zwei Barbiere finden, und der Herzogin Christine, in deren Gefolge Scribenten und Schneider nebst andern Bedienten waren, bewegte sich der lange Zug, im Ganzen mit dem Gefolge mehrere hundert Personen stark, auf der Straße nach Eisenberg, in Staubwolken gehüllt, von Sonnenhitze gepeinigt, seinem nächsten Ziele, der Stadt Jena zu. An der ganzen Landesgrenze wurden die Gäste Namens des Bräutigams von Rudolph v. Trachensels und Hans Bitzthum v. Eckstädt feierlich empfangen und von da in der Nähe von Eisenberg, bis nach Jena gebracht, wo man bis zum Morgen des 24. Juni rastete. Im Auftrag des Herzogs Albrecht nahm man dort ein bescheidenes Frühstück ein, das freilich die Stadt aus Dürftigkeit an Geld und Lebensmitteln nicht herstellen konnte, indem die öffentliche Kasse, wie der Bericht ausdrücklich sagte, im Augenblicke nicht einmal so viel Geld besaß, um die täglich vorkommenden Botenlöhne zu bezahlen. Auch hatte der Amtmann bemerkt, daß man zur Zeit in Jena nicht im Stande sei, die vorgeschriebenen Speisen und einen bessern Trunk für Geld zu beschaffen. So kam nur mit Hülfe der in Weimar aufgespeicherten Lebensmittel das Morgenmahl in Jena zu Stande, welches nach unsern Begriffen kaum die Mittelmäßigkeit erreicht hatte.

Am Morgen des Hochzeitstages brach man nach eingenommenem Frühmahl, der Verabredung gemäß, nach Weimar auf, um spätestens um 2 Uhr Nachmittags einzutreffen. — Man muß wissen, was es damals bedeuten wollte, jenen vierstündigen Weg bis Weimar zu Wagen zurückzulegen. Die Straßen ließen gar manches zu wünschen übrig, daß man die Strecke so bequem wie heut zu Tage nicht passiren konnte.

Weit hinaus zog der Bräutigam seiner Erwählten mit reichem Gefolge, angethan mit feierlicher Rüstung, entgegen. Dichte Staubwolken verkündeten dem Wächter auf dem Thurm, daß der Zug nahe, dem das rührige Weimar dichte Massen entgegensandte. Unter Freudenschüssen nahte sich endlich die Menge dem Thore der Stadt, an welchem der Zug Halt machte, um in glänzender Ordnung zum Schloß geleitet zu werden. Denn dort hatten die Trabanten der Städte sich aufgestellt, welche den Wagen der Braut umgaben und in feierlich langsamen Schritt, der sich durch Fanfaren regelte, ihn zum festlich geschmückten Schloß brachten. Endlich, dort angelangt, hob der Bräutigam, der mit Behendigkeit von seinem Roß abgestiegen, die Erwählte aus dem Wagen, um sie sofort nach dem Brautgemach zu geleiten, nachdem die üblichen Begrüßungen derselben durch die an der Treppe aufgestellten adligen Damen und vorzüglichsten Hofchargen stattgefunden hatten.

Während die Braut sich nun zum Gang zum Altar vorbereitete, auch der Bräutigam sich zu gleichem Zwecke in sein Gemach zurückgezogen, sammelte sich allmälig die lang harrende Menge der Gäste vor den Zimmern des Brautpaares und der Eltern, und findet seine nächste Erholung in einem bescheidenen Imbiß, der, aus Wein und Bier und einer einfachen Semmel bestehend, herumgereicht wird, bis man das Zeichen giebt, daß Braut und Bräutigam geschmückt und bereit sind, ihren Kirchgang zu vollziehen. Hierauf begiebt sich, nächst dem älterlichen Paar, ein auserlesener Kreis der Festtheilnehmer in ein besonderes Gemach, wo die Neuvermählte den sogenannten Verzicht leistet, wodurch sie sich verpflichtet, keinerlei rechtliche Ansprüche aus den Beziehungen zu den Fürstlichen Eltern herzuleiten und dem erkornen Bräutigam für alle Zeit anzugehören.

Während dieses Actes hat die auf dem Saal harrende Menge die Zeit benutzt, um sich so aufzustellen, daß die aus den Gemächern heraustretenden Personen sich leicht einreihen können. Aus dem sich plötzlich öffnenden Saal tritt unter dem Vorgang der Marschälle, denen einige Trompeter folgen, der Bräutigam in den Zug ein, woran sich die Herrschaften anschließen, und diesen folgt die von ihren Hofdamen begleitete Braut, an die sich Marschälle und Trompeter, endlich das übrige weibliche Publikum anreihen, deren Ordnung Stand und sonstige Verhältnisse sich selbstverständlich festsetzen.

So setzt sich unter weithin dröhnender Fanfarenmusik, unter Vortrag der Fackeln, der Zug zur Kirche des Schlosses

in Bewegung. Dort angekommen, wird derselbe von Vocal- und Instrumentalmusik empfangen, worauf die feierliche Absingung eines Mutets folgt; dann geleiten die Eltern Braut und Bräutigam zum Altar, während die Trompeter eine choralähnliche Musik ertönen lassen. Hierauf folgt eine kurze Traurede des Geistlichen, nach welcher sich die Neuvermählten auf bereitgehaltene bettähnliche Polster zur Seite des Altars niederlassen, um die Glückwünsche der Anwesenden entgegenzunehmen. Bevor jedoch dies zu beginnen pflegt, reichen die zum Dienst der Neuvermählten bestimmten adligen Personen, indem sie sich gegenseitig Handquelen zuwerfen, dem Ehepaare Confect und Wein, was auch den Uebrigen gespendet wird. Unaufhörlich ertönt während dieses Erquickungs- und Gratulationsactes die Musik der Trompeter, welche auf gegebenes Zeichen den Zug in Bewegung setzen und das fürstliche Ehepaar in genauer Ordnung, wie es zur Kirche gegangen, zurückgeleiten. Während die Neuvermählten sich zurückziehen, gestattet das Ceremoniell den übrigen Festtheilnehmern nicht, sich zu zerstreuen, sondern sie bewegen sich in den Räumen auf und ab, wo viele geschäftige Hände die Tafeln aufschlagen und sie, so gut es die Eile vermag, mit den bereitstehenden, zum Theil vergoldeten Schaugerichten zu schmücken suchen. Hier prangen in buntem Gemisch überzuckerte Mandeln, Citronen und Pomeranzen, Ingwer, Manus-Christi, Kümmel, Anis und Nelken, Datteln und Feigen, Johannisbrot und Lambertsnüsse, bis hinauf zu den riesigen Pfefferkuchen Nürnbergs, die von der Mannsgröße des 17. Jahrhunderts in unsern Zeiten freilich zu Miniatüren herabgesunken sind. Allmählich schmücken sich die Tafeln auch mit den verschiedensten Formen der Gläser, worunter die großen, mittlern und kleinen Wappengläser, Spitzkelche, Röhren und Kelche eine reiche Mannigfaltigkeit bieten, und die schon auf den ersten Anblick hin weit geeigneter erscheinen, die verschiedensten Sorten des edlen Rebenblutes in sich aufzunehmen, als die zum Theil steifen Formen, welche heute auf unseren fürstlichen Tafeln kaum für das Auge sichtbar sind.

So hingestellt, erscheinen die Vorbereitungen zur Festtafel allerdings nicht in der beabsichtigten Einfachheit, und es würde eine gänzlich falsche Vorstellung geben, wenn wir den sich hier entfaltenden Ueberfluß allen Tafeln zukommen lassen wollten. So war die Sachlage damals keineswegs. Wie die Stände jener Zeit sich schroffer schieden, so war es auch bei diesen Festlichkeiten. Schon der Umstand, daß die Tafeln und Tische nicht in einem Raum beisammenstanden, trug zur Möglichkeit für die ungleichartige Verpflegung der Gäste bei. In der Regel, wie auch hier, gab es eine Fürstentafel, an der, außer den fürstlichen Personen, nur die hervorragendsten Persönlichkeiten, vielleicht Gesandte, zu sitzen die Ehre hatten. Nächst ihr gab es eine Grafentafel, dann folgten die Adelstische, die Tische der „Frauenzimmer“, worunter die höchsten Chargen der weiblichen fürstlichen Bedienung verstanden wurden, und diesen reih'ten sich die Offizierstische, die Tische der Kammermädchen, Küchenpersonen und Kellerbediensteten, Aufwärter und der beim Fest helfenden Handwerker an. Auch außerhalb des Schlosses, namentlich auf dem Rathhause der Stadt, wurden zahlreiche Personen, insbesondere Arme, gespeist.

Bei dieser räumlichen Trennung der verschiedenen Tische war also die Verschiedenheit der Verpflegung am leichtesten möglich. Während die fürstliche Tafel im vorliegenden Fall 14 Gänge hatte, fanden an der Tafel der Grafen nur 10, am Frauenzimmertisch 6 Gänge u. s. w. statt. Natürlich war auch die Ausschmückung der Tafeln verschieden. Im vorliegenden Fall wurde nur an der Fürstentafel auf gleichartigem Silbergeschirr, „aus einerlei Silber" gespeist. Die Grafentafel begnügte sich mit gemischtem, vielleicht den mannigfaltigsten Bezugsquellen entliehenem, während die übrigen Tische kaum ein Stück Silber aufzuweisen hatten.

Sobald auf diese Weise die Tische gedeckt waren, begaben sich die Trompeter auf gegebenes Zeichen auf den Thurm und in die Gallerien des Schlosses, um durch mächtige Trompetenstöße zu verkünden, daß die Festtafel ihren Anfang nehme. Daran reihten sich die üblichen Schläge, als Zeichen für die Köche, welche das Essen anrichteten und durch die Trabanten der Städte auftragen und herumreichen ließen.

Wie ganz anders dachte doch die damalige Zeit. Solch ein Trabant zu sein, war eine rechte Ehre. Fürst und Bürger des Landes standen an solchen Tagen in einem uns fremdgewordenen Verhältniß. Heutzutage würde es einer fürstlichen Person merkwürdig vorkommen, von einer kaum dem Namen nach bekannten Person bedient zu werden, während dort der ehrbare Bürger und Uhrmacher A u g u s t K ö n i g der H e r z o g i n v o n A l t e n b u r g und der Barbier T i s c h e r dem Herzog P h i l i p p aufwartete. In der Regel war es aber der Adel des Landes, der diese Functionen versah, während die einberufenen Amtleute ihre polizeiliche Gewalt geltend zu machen suchten; der Eine für die Sicherheit des Schlosses, der Andere für die Feuerlöschanstalten, der Dritte für die richtige Abtragung des Essens, der Vierte für die Speisung der Personen auf dem Rathhause Sorge zu tragen hatte, damit Alles in der gehörigen Ruhe hergehe und keine „Unebenheiten zu beklagen seien.“

Sobald nun das erste Gericht aufgetragen wird, verkünden die in den verschiedenen Räumen aufgestellten Trompeter durch feststehende Zeichen, daß die Tafel in der für jeden Tisch charakteristischen Weise beginne. Diese Zeichen wiederholen sich bei jedem folgenden Gericht.

Am Fürstentische fungiren in drei Zeitabschnitten je acht adlige Truchsesse, mit je zwei das Vorschneideamt ausübenden Personen, 4 Essenträger, ein Silberträger. Die fürstliche Tafel zeichnet sich vor Allem durch Reichthum und Güte der Gerichte aus, wobei beispielsweise nur erwähnt sei, daß zwischen den einzelnen Gängen sogenannte Einschiebeessen gereicht wurden. Aus der leicht zu bemessenden langen Dauer der Tafel leitet sich der 3malige Wechsel der Bedienung her, die in der Regel ihre Thätigkeit mit dem Umreichen von Waschwasser in silberner Schüssel beschließt, um an der vor dem Saal aufgeschlagenen Truchseßtafel, welche von den Abfällen des Fürstentisches gespeist wird, sich der Erholung und den Freuden des Festes hinzugeben. Ein besonders hervorzuhebender Unterschied von den übrigen Tischen ist, daß die fürstliche Tafel, über welcher zeitweise und auf gegebenes Zeichen die Instrumentalmusik ertönt, unter dem

Gebet des Hofpredigers beschlossen wird, während die Menge der übrigen Tische längst den Tischfreuden entsagt hat und des Zeichens zum Tanzen harrt, welches sich unmittelbar an die Aufhebung der Fürstentafel anschließt.

Leider aber ergeben die archivalischen Quellen nicht, was an den einzelnen Tischen in zubereiteter Form geboten wurde. Es würde von Interesse sein, zu erfahren, was man zu jener Zeit Beschränkung der Festlichkeit nannte, und in welchem Verhältniß das Gebotene zu der Lage des Landes gestanden hat.

Wohl kann man im Ganzen nicht behaupten, daß mehr geboten wurde, als was das eigne Land zu liefern im Stande war, ausgenommen das, was bereits Erwähnung gefunden hat. Der Anschlag aber, welcher im Anfang des Jahres auf 430 Personen berechnet war, und der später für die doppelte Anzahl der Gäste in hinreichender Weise genügte, dürfte ein Beweis sein, daß man im Kampfe mit den widerwärtigsten Verhältnissen endlich es doch so weit gebracht, daß das Fest als ein lichtvoller Stern in die trüben Schatten des dreißigjährigen Krieges herein leuchtete.

Läßt sich der Aufgang nun nicht in der gewünschten Weise feststellen, so sind wir doch im Stande, uns im Großen und Ganzen von dem Consum eine Vorstellung zu machen und dabei die Preisverhältnisse für Lebensbedürfnisse kennen zu lernen, die freilich erst dann von Bedeutung werden, wenn wir in einem spätern Aufsatz Gelegenheit nehmen, sie mit denen vor und nach dem dreißigjährigen Kriege zu vergleichen. Denn für die richtige Würdigung des socialen Lebens in den verschiedensten Jahrhunderten bleiben diese Verhältnisse ein wichtiges und stets dankbares Material, namentlich dann, wenn der Werth des Geldes für die zu vergleichenden Zeiten richtig festgestellt wird.

Der Consum für dieses Fest, dessen Stille und Eingezogenheit wir an dieser Stelle geflissentlich betonen, erstreckte sich zunächst über die Thiere und Vögel des Waldes, aus welchem die verschiedensten Gegenden des Landes 5 wilde Schweine (à 5 fl.), 10 Hirsche (à 4 fl.), 10 Stückwild (à 3 fl.), 20 Rehe (à 2 fl.), 50 Hasen (zus. 19 fl. 1 kr.), 10 Birkhühner (zus. 2 fl. 18 kr.), 10 Auerhähne (zus. 11 fl. 9 kr.), 6 Trappen (6 fl. 18 kr.), 30 Rebhühner (2 fl.), 60 wilde und andere Vögel (8 fl. 12 kr.), 30 Schnepfen (2 fl. 18 kr.) und 30 Kluppen Krammetsvögel (11 fl. 9 kr.) und außerdem 19 Tonnen eingemachtes Hirschwild (144 fl.) lieferten. Bei Weitem großartiger war, weil eine größere Menge davon gespeist wurde, der Verbrauch des grünen[1]) und dürres Fleisches[2]), wobei übrigens auch eine Menge Federwild[3]), grüne und dürre Fische[4]) verbraucht wurden. — Die Zugemüse, welche in Reis und Hirse, Pflaumen, Erbsen und Hafergrütze bestanden, gingen fast nur centnerweise auf, während der Verbrauch der Eier sich auf 150 Schock, Butter auf 8 Centner und Käse auf 1 Centner sich feststellte. — Außerdem wurden 16 Eimer Essig angeschafft, und an Brenn- und Beleuchtungsmaterial gingen 24 Klaftern Holz nebst 100 Fuhren Kohlen auf (die freilich zusammen nur 148 fl. kosteten), während 2¼ Centner Wachs und 7 Centner Unschlittlichter verbraucht wurden. Schließlich sei für die Kenntniß des Verbrauchs nur noch erwähnt, daß 118 Eimer Wein und 300 Eimer Bier getrunken wurden. — (Schluß folgt.)

Die Rose von Jericho.

(Von W. v. Seelhorst.)

Die Rose von Jericho nahmen die Kreuzfahrer mit in ihr Vaterland als Sinnbild des Todes und der Auferstehung, zur steten Erinnerung und Mahnung an die Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilands und vererbten sie von Geschlecht zu Geschlecht als eine heilige Reliquie.

Die Rose von Jericho hat die höchst eigenthümliche Eigenschaft, daß sie nach jahrelangem vertrockneten Zustande, in Wasser gestellt, sich von Neuem entfaltet, während vorher ihre Aeste und Zweige alle nach Innen gekehrt und wie ein dickes Gestrüpp fest zusammengezogen sind. Diese Eigenschaft, die man als Sinnbild der Auferstehung genommen hat, hat sie wohl gewürdigt, als heilige Erinnerung und Reliquie zu dienen, und bis auf den heutigen Tag schreibt ihr der Glaube des Volkes eine mystische Bedeutung zu. Auch soll die Rose von Jericho wirklich eine stärkende Heilkraft besitzen. Wenn man sie nämlich in anscheinend vertrocknetem Zustande drei Tage lang in Wein stellt, so entfaltet sie sich ebenfalls und aus Blättern und Stielen träufeln dann thauähnliche Tropfen in den Wein, der als heilsame und stärkende Medizin für den Menschen gepriesen wird. Die besondere Art der Gewinnung seiner innewohnenden Kraft gab dem frommen Glauben an dieselbe eine geheimnißvolle Weihe.

In der That aber verdient diese Pflanze diesen schönen Namen nicht, denn sie ist weder eine Rose, noch kommt sie in der Gegend von Jericho vor und ist auch schon in den frühesten Zeiten von den berühmtesten und eifrigsten Naturforschern dort vergeblich gesucht worden. Wohl hat man sie identifiziren wollen mit der Rose, von der in Jesus-Sirach 24, 18 die Rede ist:

> Ich bin aufgewachsen, wie ein Palmbaum am Wasser und wie die Rosenstöcke, so man in Jericho erzieht.

Jedenfalls ist aber nicht jenes unansehnliche Gewächs gemeint, das kaum 6 Zoll hoch wird, sondern die wirkliche Rose, die Centifolie, die man von Alters her in jener Gegend pflegt und die schönste Zierde der Gewächse von Jericho, wie von andern Theilen Palästina's, aus-

[1]) 2 polnische Ochsen (55 fl. 12 kr.), 10 Landstiere (100 fl.), 10 Brühschweine (80 fl.), 20 Spanschweine (20 fl.), 156 Schöpse (312 fl.), 100 Lämmer (100 fl.), 50 Kälber (100 fl.), 20 grüne Zungen (4 fl. 16 kr.), 20 Euterstücke (3 fl. 17 kr.).

[2]) 30 Rindszungen (7 fl. 3 kr.), 6 Schock geräucherte Schöpsenzungen (6 fl. 12 kr.), 1 Schock Knackwürste (5 fl. 15 kr.), 1½ Centner westphäl. Schinken (22 fl. 10 kr.), 6 Centner Speck (90 fl.).

[3]) 20 wälsche Hähne (22 fl. 18 kr.), 10 Hühner (10 fl.), 20 Kapaunen (10 fl.), 30 zahme Enten (5 fl.), 2 Schock Gänse (32 fl.), 4 Schock alte Hühner (22 fl. 15 kr.), 4 Schock junge Hühner (17 fl. 3 kr.), 120 Paar junge Tauben (5 fl. 15 kr.).

[4]) 6 Stück Lachs à 16 Pfd. (48 fl.), 1 Centner grünen Aal (25 fl.), ½ Centner große Forellen (30 fl.), ½ Centner Aalraupen (12 fl.), 4 Schock grüne Forellen (16 fl.), 4 Centner Hecht (50 fl.), 18 Centner Karpfen (144 fl.), ½ Centner Pörsche (5 fl.), ½ Centner Barben (7 fl. 10 kr.), ½ Centner Bratfische, 2 Centner Speisefische (5 fl.), 10 Kannen Steinbutten (5 fl.), 100 Kannen Gemangfische (19 fl.), 50 Kannen Schmerlen (19 fl.) und 50 Schock Krebse (9 fl. 11 kr.).

macht. So erhält auch das Gleichniß von Jesuch Sirach eine schöne und sinnentsprechende Deutung, indem das Sinnbild des Großen und Erhabenen, die Palme, neben das der Schönheit, die Rose, gestellt ist. —

Die Rose von Jericho, mit dem wissenschaftlichen Namen Anastatica hierochuntica benannt, gehört in die Familie der Kreuzblüthen (cruciferae), dieselbe, wohin unser Rettig und Radieschen gehört. Sie macht einen Theil der spärlichen Wüstenpflanzen aus und wächst namentlich am Sinai-Berge, in den Wüsten Palästina's und Arabiens. Auch in der arabischen Wüste, d. h. zwischen dem Nilthal und dem rothen Meer, habe ich viele gefunden im Sande und an Orten, wo die Vegetation gänzlich aufhört.

Das Experiment des Aufblühens gelang überall vollständig; in etwa zwei Stunden war das ganze Gewächs entfaltet. Die Wurzel ist ziemlich 5 bis 6 Zoll lang, holzig, spindelförmig, mit wenig Wurzelfasern versehen. Die Aeste stehen gabelförmig auseinander, größere und kleinere bis zu 6 Zoll Länge, so daß die entfaltete Pflanze ohngefähr einen Durchmesser von 12 Zoll hatte, während sie vorher, wo die Aeste und Zweige sämmtlich nach der Mitte zusammengekrümmt waren, kaum einen Durchmesser von 5 Zoll hatte. Kleine Samenkapseln in Form von Schötchen mit je zwei Samen waren sehr zahlreich an den Aesten und Stengeln, aber keine Spur von einem Blatt oder einer Blüthe, selbst nicht eine vertrocknete war zu sehen.

Nach langer Zeit fand ich auch in der Wüste eine noch grüne und frische Rose von Jericho. Die Aeste standen so auseinander, wie beim Entfalten in Folge des ins Wasserstellens. Die Blätter waren gestielt 1½ Zoll lang und ½ Zoll breit und mit ganz feinen weißen Flonmenhärchen versehen. Die Blüthe aber habe ich nicht kennen gelernt, da sie erst anfangs Sommer blüht.

Zelt-Lazarethe.

(Aus dem Journal: „Unterhaltungen am häuslichen Herde.")

Im Orient soll es ein alter Gebrauch sein, Verwundungen irgendwelcher Art im Freien zu heilen, d. h. ein Zelt, unter welchem sie Tag und Nacht verbleiben, nimmt die Patienten auf. Man will bemerkt haben, daß die Wunden schneller heilen, weil der Körper frisch bleibt, ebenso, daß die Knochensubstanz sich schneller ergänzt. Im Krimkriege waren es französische Aerzte, die zuerst diese Erfahrungen ausbeuteten, um so mehr, als die Nothwendigkeit dazu drängte, indem das Unterbringen der Verwundeten im Lazarethe viele Schwierigkeiten hatte. Es wurden große Zelte mit doppeltem Leinwandbach construirt, die Nachts durch Partièren geschlossen werden konnten, dahin brachte man die Schwerverwundeten. Sehr bald bemerkten die Aerzte, daß die Einwirkung der Luft eine entschieden wohlthätige sei und daß die Heilung ungleich schneller von statten gehe, und das Fieber selten in gefährlicher Weise sich steigere. Auch der italienische Krieg bot sowohl für Oestreich als Frankreich neue Gelegenheit dar, die gemachten Erfahrungen zu nutzen. Von einigen Aerzten wurde die Behauptung aufgestellt, daß sich ein solches Verfahren bei Behandlung fast aller Krankheiten und vorzugsweise auch für Nervenfieber eigne. Man hatte bei uns zunächst Gelegenheit, in Posen damit vorzugehen, da sich im dortigen Lazarethgebäude ein gefährliches Miasma entwickelt hatte, das vorzugsweise Augen- und nervöse Krankheiten erzeugte. Man brachte die Patienten in Zelte und reinigte die Räume. Auch hier in Berlin hat man nun militairischerseits diese Heilversuche im Freien fortgesetzt und in der Gegend der Kirschallee, der jetzigen Scharnhorststraße, unweit des Invalidenparks, wo sich das Garnisonlazareth befindet, ein großes Zelt construirt, wohin man nicht nur Verwundete, sondern auch Fieberkranke gebracht hat.*) Nach den neuesten Berichten ist indessen das Resultat nicht so günstig ausgefallen, als man erwartet hatte; zunächst haben es die Aerzte auf die bei uns weniger günstigen klimatischen Verhältnisse geschoben; dagegen hat das in Bethanien seit dem Mai 1863 construirte Zelt für solche Kranke, die schwerere Körperverletzungen erlitten, sich vortrefflich bewährt. Das dort errichtete Zelt mit doppeltem Leinwandbach ist für 14 Kranke eingerichtet. In der Mitte geht vom Eingong bis zum Ausgang ein ungefähr 4 Fuß breiter Weg; zu beiden Seiten stehen je sieben Bettstellen in die Breite; zwischen jeder ist so viel Raum, daß ein kleiner Tisch und ein Stuhl stehen kann. Der Erdboden ist frei darunter, weder Stroh noch eine sonstige Decke ist darüber gebreitet. Am Ende des Zeltes ist eine Art Cabinet, wo der Unterarzt stationirt ist und wohin auch die Krankenpfleger sich zurückziehen können. Bei sehr heftigem Regen stäubt es ein wenig durch, dann aber verquillt die Leinwand und hält jeden Tropfen ab. Man hat so lange als möglich, bis zum November, das Zelt benutzt.

Die Patienten, welche in dieser Weise untergebracht sind, wollen von keinem andern Obdach mehr wissen und sind sehr betrеten, wenn sie, in der Genesung begriffen, Kränkeren, die eingebracht werden, weichen müssen, denn das eine Zelt ist für die hier vorkommenden vielfachen Verunglückungen von Arbeitsleuten noch lange nicht ausreichend.

Die Sache sieht indessen einfacher aus, als sie ist. So hat nicht nur die Pflege ihre großen Beschwerden, da Verbände und sonstige Hülfsmittel doch alle im Hauptgebäude bereitet werden müssen; denn irgend eine wärmende Flamme in das Zelt zu bringen, ist zu feuergefährlich, und andrerseits belaufen sich die Kosten des Materials, das zur Herstellung eines solchen Zeltes gebraucht wird, auf mehr als 2000 Thaler; eine Summe, die bei Wohlthätigkeits-Anstalten nicht so leicht aus dem Aermel zu schütteln ist.

*) Siehe Nr. 26 de 1863 dieses Blattes.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 50. Berlin, den 9. December 1863. **Nr. 50.**

1. Friedrich Wilhelm Helmuth Julius von der Osten, Rittergutsbesitzer, auf Warnitz bei Neudamm. Ehrenritter seit 1846. † zu Warnitz 30. November 1863.

2. Ferdinand Graf von Zeppelin, Königlich Württembergischer Kammerherr, Hofmarschall Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Württemberg. Ehrenritter seit 1840. † zu Stuttgart den 2. December 1863.

Eine fürstliche Hochzeit zu Weimar während des dreißigjährigen Krieges.

(Von Dr. Burkhardt.)

(Schluß.)

Diese Zahlen mögen genügen, um eines Theils einen Begriff der Einschränkung zu geben, wie sie im Plane der Fürstlichen Familie lag. Manchem wird sie freilich als solche nicht erscheinen, zumal wenn wir hervorheben, daß Herzog Albrecht die für jene Zeit bedeutende Summe von 4954 fl. bedurfte, um diese Bedürfnisse zu bestreiten. Daß aber die Verhältnisse andere geworden, Ueberfluß im möglichsten Maße doch vermieden war, dafür spreche nur das eine Factum, daß die Mutter Herzog Albrechts ihr Hochzeitsfest mit einem Aufwande von 30,000 fl. gefeiert hatte.

Doch es ist Zeit, daß wir zur Beschreibung des Festes zurückkehren. —

Unmittelbar nach Aufhebung der Tafel giebt man sich den Vergnügungen des Tanzes hin, welchen die anwesenden fürstlichen Personen in so fern leiten, als jede derselben einen Tanz bestimmt, der in der Regel von zwei Vortanzenden aufgeführt wird. Auch hier behauptet das streng aufrecht erhaltene Rang-Verhältniß seine Stelle. Wie im Zug zur Kirche Jedem sein Platz angewiesen ist, so bewegt man sich hier im Kreise unter der geräuschvollen Musik. Und damit hat, noch früh für unsere Begriffe, der erste Festtag sein Ende erreicht. Denn schon nach dem achten Tanz ertönt das Zeichen, daß Wein und Confect herumgereicht werde, worauf sich Alles in gehöriger Ordnung zurückzieht, um für die Freuden und Anstrengungen des kommenden Tages frische Kräfte zu sammeln. Und gewiß Niemand mehr wird der Ruhe bedurft haben, als die fürstliche Frau, die noch vor wenig Stunden sich in der wenig beneidenswerthen Lage befunden, unmittelbar von der Heerstraße hinweg, unter den rauschenden Eindrücken eines Hoffestes, den Gang zum Traualtare zu machen. —

Aber noch erhellt matter Schein die Räume des Schlosses, in welchem ordnende Hände genug die Vorbereitungen für den folgenden Festtag treffen, an dem zunächst die geladenen Gäste zum Morgenmahl sich zusammenfinden. Sobald dieses eingenommen, blasen die Trompeter drei Sonaten, es ordnet sich von Neuem der Zug unter der völlig aufrecht erhaltenen Rangordnung des gestrigen Tages und bewegt sich zum Gemach des neuvermählten Paares, welches nicht lange auf sich warten läßt, um in den Zug einzutreten und in der Kirche nunmehr die eigentliche Hochzeitspredigt anzuhören.

An die möglichst kurz gehaltene Predigt schließt sich die Aufführung einer Motette an, und nachdem das Ehepaar den Segen des Hofpredigers empfangen, bewegt sich der Zug unter Vortritt der Vermählten zu dem im nahen Zimmer bereitstehenden Schenktisch.

Auch hier zeigt sich die Gewohnheit der Zeit in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. — Zunächst ergreift der Canzler das Wort, um mit vernehmlicher Stimme den beiderseitig geschlossenen Ehecontract den Versammelten vorzulesen, um gewissermaßen für die aufgestellten Versprechen Zeugen zu haben. In einem solchen Contract war vorzüglich angegeben, was die Frau ihrem Gemahl zugebracht, und was er ihr dagegen zu setzen hatte. Das Gegebene nannte man die Morgengabe, weil es am ersten Morgen des ehelichen Beisammenlebens gegeben war, und bestand für die fürstliche Frau in einem goldenen Kleinode, dessen Werth mit gleicher Rückhaltslosigkeit proclamirt wurde, als die übrigen Verhältnisse, unter denen man den Bund für das Leben geschlossen hatte. In diesem Falle erfuhren die Umstehenden, daß die Frau dem jungen Herzoge Albrecht 20,000 fl. Heirathsgut und 15,000 fl. baar als Entschädigungssumme für die Ausstattung mitgebracht hatte, an deren Nichtzustandekommen die Wirren der Zeit die Schuld trugen, weil man es für gerathener gehalten hatte, in so mißlichen Zeitläuften von der Beschaffung so man-

cher Gegenstände des Ueberflusses abzusehen, die so leicht dem Verderben preisgegeben waren.

Mindestens eine eben so große Summe, als die Frau zugebracht, garantirte der Gemahl in der mitgetheilten Urkunde. Selten jedoch, und am meisten in diesem Fall, wurde die Summe baar erlegt, sondern auf die Erträge des Landes versichert, welche die Gemahlin im Fall des Ablebens ihres Mannes auf Lebenszeit zu genießen hatte. Es war dies die Witthumsversicherung. Im vorliegenden Falle betrug sie 5 Prozent der Erträge des Amtes Capellendorf, wobei sich Albrecht zugleich verpflichtete, seiner Gemahlin quartaliter, aber postnumerando, 75 Fl. Handgeld zu zahlen, welches die spätere Zeit in den verfeinerten Ausdruck Nadelgeld umgewandelt hat.

So war Alles bestimmt. Weder die eine noch die andere Seite fand etwas Anstößiges in dem öffentlichen Preisgeben der Bedingungen, unter denen zwei Herzen sich verbunden hatten.

Wie anders denkt doch unsere Zeit in dieser Beziehung!

Nach diesem Act, in welchem zugleich der Verzicht der Frau auf jede persönliche Erbschaft erfolgte, nimmt das Ehepaar die Geschenke der geladenen Gäste entgegen. Leider sind wir im vorliegenden Falle nicht in der Lage, etwas Genaueres darüber mitzutheilen, aber die Gewohnheit war so constant, daß man auch an diesem Tage die üblichen Geldgeschenke spendete. Als z. B. die Mutter Albrecht's ihren Hochzeitstag feierte, spendete ein Adliger 6 Thaler, der Fürst von Anhalt 100 Gulden, und Johann Casimir von Sachsen legte eine Summe auf, die seltsam genug, sich aus 2 einzelnen Viertelthalerstücken, aus 17 Ducaten und 32 Fl. 10 Gr. anderer Münzsorten zusammensetzte, während der Rath der Stadt Weimar 4 Thaler und die Universität Jena nur 2 Thaler spendete. Derartige Beträge, die sich in diesem Fall auf 178 Thlr. beliefen, wurden dann in der Regel auf die Ausgaben für Küche und Keller verwendet. Freilich wenig genug gegenüber der Summe von 30,000 Gulden, welche die Hochzeit in Wirklichkeit kostete.

Die Einfachheit des Festes, wie es nun einmal projectirt war, gestattete nicht, daß man sich anderen Lustbarkeiten, als denen des Tanzens und dem Genuß des, nur in andern Formen gebotenen, Materials von gestern hingeben konnte. Der Tag von heute war eine Wiederholung des gestrigen im vollen Sinne des Wortes, und der nächste bot auch nicht mehr, als ein Ringelrennen, das oft genug seine Beschreiber gefunden hat. Freude und Lust hatten aber so gewaltet, daß kaum noch ein „unversehrtes Gemach" im Schlosse übrig war, aus denen die fürstlichen und adligen Damen des Festes ihre Schaulust am Ringelrennen bethätigen konnten, und mancher hat noch lange an die frohen Stunden zurückgedacht, deren Bedeutung eine um so größere war, je weniger die trübe Zeit des dreißigjährigen Krieges solche sorglose Tage wiederkehren ließ.

Aus dem Cartular der Kirche des heil. Grabes zu Jerusalem.

(Von G. Rosen).

Diplom über Verleihung von Dörfern u. s. w. von König Balduin I. vom Jahr 1114 n. Chr.

„Wen immer die göttliche Gnade auf den Gipfel der Königswürde zu erheben geruht hat, dem geziemt es, gegen gerechte Bitten das Ohr der Milde offen zu halten und frommen Wünschen, so wie Gott wohlgefälligen Begehrnissen eifrig und in gedeihlicher Weise zuzustimmen. Nachdem also im Jahre nach der Fleischwerdung des Herrn 1114, und meiner Regierung im 14., in der 7. Indiction und in der 12. Epacte ich, Balduin, durch die göttliche Vorsehung mit dem Königreiche von Jerusalem begnadigt, von dem Patriarchen derselben heiligen Stadt Jerusalem, dem ehrwürdigen Arnulfus, und von dem ganzen Convent der Kirche zum heil. Grabe ersucht worden bin, gestatte und befehle ich, durch diesen schriftlichen Entscheid, daß Alles was, wie ich weiß, der Herzog Gottfried, mein Vorgänger und Bruder, derselben Kirche geschenkt hat, ihr unantastbar verbleibe. Dies sind 21 Dörfer, deren Namen hier folgen: Ainquine, Armotie, Kefreachab, Kefredil, Bubil, Hubin, Aram, Kalendie, Betligge, Byrra, Subahiet, Ataraberet, Urniet, Zenn, Helmuie, Beitelamus, Aineseins, Barimeta, Beitiumen, Beitfuteir, Beitsuri; ferner alle Backöfen Jerusalems, außer zweien dem Hospital und einem der Kirche de Latina angehörenden; ferner zu St. Lazarus die Bauern, welche der Herzog dem heil. Grabe nebst ihren Familien schenkte, und vier Dörfer oberhalb St. Lazarus, nämlich Benehatie, Benehabeth, Ragabam, Roma; ferner im Gebiet von Nàblus eine jährliche Abgabe von 1000 Maaß Waizen, endlich ein halbes Grundstück, welches ich dem heil. Grabe als Ersatz für das Bisthum von Bethlehem verehrt habe. Und damit mein königlicher Wille unter dem Schutze dieses Diploms Zeit meines Lebens und in alle Zukunft bestehen bleibe, so bekräftige ich dasselbe durch meine Genehmigung, unterschreibe es eigenhändig und besiegle es mit meinem Siegel, auf daß die heilige Congregation der gedachten Kirche alle diese Besitzthümer fest und unantastbar ewig zu eigen haben möge.

„Sollte aber einer meiner Nachfolger, oder sonst Jemand, sei er nun geistlichen oder weltlichen Standes, sich unterfangen (was Gott verhüte!), gegen diese meine königlichen Beschlüsse und Bestimmungen zu handeln und selbige umzustoßen, um die den Domherren gewährte Pfründe zu verringern, so soll die Strafe der Kirchenschänder denselben treffen ewiglich. Gnade aber und Friede von Gott dem Vater und unserm Herrn Jesus Christus sei mit Allen, welche das Recht der heil. Kirche beschützen, sowie mit den dieselbe bedienenden Domherren. Amen! —"

Dies Document, um vier Jahr jünger, als das vor Kurzem in dem Aufsatze: „Zur Urgeschichte des Johanniter-Ordens" mitgetheilte, bildet zu diesem das Gegenstück; beide haben wesentlich den Zweck, eine schon von dem Herzoge von Bouillon, wohl nur mündlich vor

dem versammelten Hofe (curia) gemachte Schenkung schriftlich zu bestätigen, welcher sodann des Ausstellers, König Balduin I. eigne Stiftungsgaben beigefügt worden. Wie nun aber Gottfried die heil. Grabes-Kirche überreichlich und das Hospital nur kärglich bedacht hatte, so sehen wir, daß bei seinem Bruder Balduin das umgekehrte Verhältniß stattfand. Ein Vergleich der beiden Urkunden belehrt uns, daß Balduin, welcher das Hospital so glänzend ausstattete, offenbar der Ansicht war, für das heil. Grab sei schon genug geschehen; was er dem Eigenthum desselben beifügte, war nur eine Gegengabe für das aus der ursprünglichen Dotation jenes Stiftes auf des Königs Anregung hervorgegangene Bisthum von Bethlehem. Dieser Unterschied geht noch weiter. Während die Urkunde vom Jahr 1110 uns bezeugt, daß dem Hospital während seines 11jährigen Bestehens eine ganze Reihe von Privatleuten aus allen Ständen ihre Geschenke dargebracht hatten, so weist die vorliegende Urkunde vom Jahre 1114 für das Domstift während 15jährigen Bestehens keine einzige solche Liebesgabe nach. Der König Balduin scheint also mit seiner Ansicht über die relative Ersprießlichkeit der beiden Anstalten zu gewährenden Schenkungen nicht allein dagestanden zu haben.

Bethlehem wurde im Jahre 1110 zum Bisthum gemacht; das Decret darüber findet sich bei dem Geschichtsschreiber Wilhelm von Tyrus. Nach einer Einleitung, in welcher die Erhebung der Kirche zum Cathedral-Sitze und die Ernennung des Aschetin zum ersten Bischof angegeben wird, heißt es da weiter, daß Balduin dem Prälaten den Ort Bethlehem, das berühmte Silo (Seylon) im Territorium von Nablus und einige andere Ortschaften in den Gebieten von Akka und Askalon und in der Nachbarschaft von Bethlehem als Dotation anweise und die Nativitäts-Kirche von den Rechtsansprüchen des Domstifts zum heiligen Grabe durch Austausch von Ländereien und Weinbergen aus seiner (des Königs) eigenen Domaine in der Umgegend von Jerusalem löse. Es ist dies das halbe Grundstück, dessen unser Text gedenkt, und unter welchem man sich vielleicht die Ebene Rephaim zu denken hat, welche durch die breite, nach Bethlehem führende Straße in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche, getheilt wird.

Was die von Gottfried geschenkten Dörfer anbetrifft, so hat offenbar ihre Orthographie durch Unkunde der Schreiber sehr gelitten, und dieser Umstand erschwert ihre Identificirung. Manche werden überhaupt nicht mehr vorhanden sein. Unbestreitbar fest stehen die folgenden: Armotie, noch ebenso geheißen; Aram, das heutige Charâib er Râm; Kalandie, noch ebenso; Byrra, das heutige Bire, später von den Kreuzfahrern Mahumeria Magna geheißen; — alle diese Ortschaften liegen ziemlich nahe bei einander im Norden von Jerusalem. Ihnen reihen sich mit einiger Wahrscheinlichkeit an: Betligge, vermuthlich Beit Dedjau, und Ainquina wohl Ain-Chanina, das heutige Beit Chanina. Hubin scheint die hochgelegene Dorfruine Kufie an der Straße nach Hebron, Helmule das noch jetzt blühende Dorf Halbûl, Zenu das Dorf Djimzo in der Gegend von Lydda und Ainesseins das Dorf Ain Schems westlich von Jerusalem zu sein. Die „oberhalb St. Lazarus“ d. h. Bethanien, dem heutigen Elazarijeh, erwähnten Dörfer waren wohl nur Zeltlager; wenigstens klingen die Namen Benehabeth d. h. Bne 'Abid und Benehatie d. h. Bne 'Atijeh wie die von Beduinenstämmen; Ragabam und Roma dagegen sind räthselhaft. Doch wird letzteres auch Romha geschrieben, in welcher Form es im Arabischen Lanze bedeuten würde.

Den aus mit möglichstem Aufwande von Rhetorik ausgedrückten Gemeinplätzen bestehenden Eingang hat dies Document vor dem vom Jahre 1110 voraus. Später finden wir die Stätte dieser Präambeln als eine allgemeine.

Reise von Cairo über Alexandrien nach Beirut.

(Von W. v. Seelhorst.)

Am 27. April verließ ich Abassie, um der herannahenden Hitze aus dem Wege zu gehen und in Beirut ein Klima genießen zu können, was dem gesunden Winter-Klima anpassend war. Von Cairo bis Alexandrien wurde die Eisenbahn benutzt; der Dampfer ging von Alexandrien am 30. ab, und ich hatte Zeit, die Sehenswürdigkeiten dieser interessanten Stadt näher kennen zu lernen.

Alexandrien, das neuerdings für den Handel eine so große Wichtigkeit erlangt hat, wurde 331 v. Chr. Geb. von Alexander dem Großen gegründet und nach ihm benannt, auf der Stelle, wo die gleiche griechische Kolonie Rheotis blühete. Die Wichtigkeit dieser Lage, welche die Wege von Europa nach Arabien und Indien beherrschte, wurde von Alexander vollkommen gewürdigt. Die neue Stadt sollte eine Weltstadt werden, eine Nebenbuhlerin des mächtigen Tyrus. Es wurde gleich bei ihrer Erbauung auf die möglichst größte Ausdehnung Rücksicht genommen, und die Umfassungsmauern der Stadt sollen drei Meilen Umfang gehabt haben. Alexander wollte aber seine neue Schöpfung nicht nur zu einer den Welthandel und Verkehr beherrschenden Stadt machen, sondern auch zum Sitz der Gelehrsamkeit, zum Mittelpunkt aller geistigen Kultur. Daher ließ er Schulen aller Wissenschaften, der Astronomie, Mathematik, Philosophie, reiche Sammlungen, und eine Bibliothek gründen. Schulen, Sammlungen, vor allem die Bibliothek wurden weltberühmt; die Stadt gelangte zu hoher Blüthe und großem Wohlstand, im welchem Zustande sie noch nach 300 Jahren ihrer Gründung angetroffen wurde. Die Einwohnerzahl Alexandriens wird zur Zeit ihrer höchsten Blüthe auf 600,000 Seelen angegeben. Ihr Einfluß auf Verbreitung wissenschaftlicher Bildung dauerte selbst noch fort, als in den Kriegen unter Julius Cäsar die weltberühmte Bibliothek durch Feuer zerstört worden war. Von den alten Herrlichkeiten ist nichts übrig geblieben als Ruinen, Trümmer, Cisternen der Vorzeit, die Pompejus-Säule, die Nadeln der Cleopatra und die im Westen der Stadt liegenden Katakomben, ein Bild der Vergänglichkeit alles Schönen und Großen dieser Erde. —

Die Pompejussäule, vom Präfekten Publius dem Kaiser Diocletian gesetzt, bestehet aus einem 98 Fuß hohen, 8 Fuß dicken Monolithen von dunkelrothem Granit und zeigt egyptisch harmonische Proportionen. Sein etwas schwerfälliger Untersatz ist von grünem Sandstein. Die Säule steht auf einem Hügel, dem wahrschein-

lich höchsten Punkte der alten Stadt, von dem man eine freie Aussicht über Stadt, Meer und See Mareotis hat. Einen widerlichen Eindruck aber machen der viele Schutt, die orientalischen Gräber und die elenden, stets von ekelhaften Schmutzhaufen umgebenen Fellahhütten in ihrer Nähe.

Die beiden Nadeln der Cleopatra, von denen die eine liegende 66 Fuß mißt, die andere eine Höhe von 70 Fuß haben soll, sind rothe Granitobelisken aus einem Stück, die auf jeder Seite mit drei Reihen Hieroglyphen versehen sind. Sie sollen aus dem 16. Jahrhundert vor Chr. Geb. stammen, in Heliopolis gestanden haben und von da nach Alexandrien gebracht worden sein.

Die Katakomben liegen in einiger Entfernung von der Stadt und haben eine bedeutende Ausdehnung. Sie sind im edlen griechischen Styl erbaut, und dabei ward größtentheils Marmor und Alabaster benutzt.

Andere Sehenswürdigkeiten sind das große, weiße Palais des Vicekönigs am Nil, in dessen Nähe sich das protestantische Krankenhaus befindet, das Malthesecrkranken-haus, die Malteser- und die griechische Kirche.

Höchst interessant und anziehend für den Fremden aus dem Norden bleibt immer das bunte Gewirr auf den Straßen, die Betrachtung der verschiedenen Hautfarben der die Straßen belebenden Menschen, vom Weiß des Europäers bis ins tiefe Schwarz des Afrikaners, der verschiedenen bunten Trachten der Orientalen, daneben die Fantasiekostüms, die Uebergänge aus orientalischer in europäische Kleidung, der wunderbaren Transportweisen: durch Kameele, die in langen Reihen durch die Straßen ziehen, und Esel, welche die europäischen Droschken ersetzen, wobei der Eseljunge hinten nach läuft, um das Reitthier anzutreiben. Mitten in diesem bunten Gewirr sieht man schöne elegante Equipagen mit ihren Zeißen (Vorläufern), die wieder durch besondere Trachten, bestehend in einem weißen Hemde mit weiten, nachfliegenden Aermeln, rother mit Seide gestickter Weste, einem dicken Shawl um den Leib, weißen weiten Pumphosen, die bis an das Kniee gehen, und nakten Füßen, sich auszeichnen.

Die Temperatur Alexandriens war von der Cairo's sehr verschieden. Es war ziemlich kalt und ein heftiger Wind wehete von N. O.; ich mußte befürchten, daß ich in Beirout noch sehr ungestümes Wetter finden würde. Indessen legte sich am Abend des 29. der Wind, und günstige Nachrichten ließen auf eine gute Ueberfahrt hoffen.

Am 30. April früh ging der Dampfer in See. Wir steuerten gerade auf Jaffa los und schnitten dadurch den Winkel ab, den Egypten mit Palästina bildet und in welchem Gaza liegt. Als wir an der niedrigen Küste von Abukir vorüber waren, dann das flache Gestade von Rosette mit den Minarets und Palmenhainen aus dem Gesicht verloren hatten, sahen wir nichts als Himmel und Wasser. Am 1. Mai Mittags sahen wir am Horizont die flachen Berge des heiligen Landes aus dem Nebel hervortreten, und gegen Abend warf der Dampfer vor Jaffa die Anker. Hier landen die meisten Reisenden, deren Reiseziel Jerusalem ist, das man von hier zu Pferde in einem Tage erreichen kann. Von Jaffa aus fährt der Dampfer gegen Norden an der schönen, einen herrlichen Anblick gewährenden Küste entlang.

Am 2. Mai kamen wir gegen Abend nach Kaifa, das am nordöstlichen Abhange des Carmel liegt. Ziemlich auf dem höchsten Punkte dieses Vorgebirges liegt ein französisches Kloster, von dem man eine herrliche Aussicht hat, und wo Fremde die beste Aufnahme finden. Es wird häufig von Naturfreunden und Jagdliebhabern besucht, da auf dem Gebirgszuge des Carmel Gazellen und eine Art Panther sehr häufig vorkommen und die Jagdpartien hier höchst interessant machen. Leider passirten wir die Orte Acco, Sur und Seida, die im Alterthum blühenden phönizischen Städte Acon, Tirus und Sidon in der Nacht, so daß ich diese, in der Geschichte des Johanniterordens so hochberühmten Orte nicht sehen konnte.

Es war Nacht auf dem Meere, als ich auf das Verdeck stieg. Noch war die nahe Küste nicht sichtbar, aber rauschend durch die schwarzen Wasser zog der Dampfer eine schäumende glänzende Straße, und über dem dunkeln Schiffe schwebten die aufgehißten, vom günstigen Winde aufgetriebenen Segel wie weiße Wolken. Bald aber bildete sich am dunkeln Horizont ein weißer Streif, der höher und höher stieg und immer röther sich färbte; endlich stieg die Sonne majestätisch und prächtig am Horizont empor, alles mit ihrem himmlischen Lichte erleuchtend. Von hier aus wandte sich der Dampfer gegen Osten, und hinter dem felsigen Gebirgsvorsprunge, dem Ras-Beirut (Cap) herumbiegend, entfaltet sich eine der herrlichsten Küstenlandschaften, wie sie die Phantasie nicht schöner erfinden kann. Die Bucht ist ringsum von Bergen des Libanon umgeben. Letzteres mit vielfachen Schluchten, Thälern und tiefen Einschnitten, umkleidet mit den die herrlichsten und effektvollsten Schattirungen bildenden Pinien- und Eichenwäldern und terrassenförmig aufsteigend bis zu den mit Schnee bedeckten, violet glänzenden Gipfeln. Senkt sich dann das von diesem bezaubernden Gletscher-Anblick entzückte Auge, so trifft es auf ein längst der Küste sich hinziehendes grünes Gartenland mit südlicher Vegetation und Palmen, von denen sich die auf höheren Terrassen stehenden scharf gegen den wolkenlosen Himmel abzeichnen. Mitten aus diesem entzückenden Bilde tritt das in die See vorgeschobene Beirut hervor, mit seinen phantastischen, meist verfallenen Festungswerken, seinen weißschimmernden Häusern, Kuppeln, Minarets und schöne Villen, zwischen Gärten und Pinien, Cypressen-, Mandel- und Olivenbäumen.

Die Stadt selbst hat ganz das Ansehen einer fast europäischen; die Häuser sind von gelben Sandsteinen gebaut mit glatten terrassenförmigen Dächern versehen. Nur die wenigen Minarets erinnern uns daran, daß wir im Orient sind. Die Stadt breitet sich sehr weit nach Osten und Westen aus, denn man hat es vorgezogen, sich längs des Meeres auf der Höhe, im Bereiche der immer frischen Seeluft, anzubauen und enge Straßen vermieden. Gegen Westen gewahrt man, zu Schiffe anlangend, als ziemlich erstes Gebäude die englische Kirche, deren kleines Glöcklein, in einem ebenfalls kleinen Glockenstuhle, zum Gottesdienste einladet. Man begrüßt es, von Cairo kommend, mit freudigem Herzen, denn dort werden alle christliche Kapellen und Betsäle von den Kuppeln der schlanken Minarets überragt.

Ueber der Mitte der Stadt auf einem felsigen Plateau liegt die türkische Kaserne und sieht scheel auf das sich

immer weiter verbreitende und festeren Fuß fassende Christenthum und die damit im Zusammenhange stehende europäische Civilisation, die von Jahr zu Jahr größern Einfluß gewinnt, herab. Die Kaserne ist ein stattliches Gebäude, das einen ziemlichen Raum einnimmt; auf dem Platze vor demselben sind sechs Geschütze aufgefahren. Aber die Furcht vor türkischer Gewalt ist hier vorüber, und die christlichen Glaubensgenossen erfreuen sich bei der Wachsamkeit und der ihrem Wahle gewidmeten Thätigkeit der europäischen Konsulate vollkommener Sicherheit.

Auf der Ostseite der Stadt zeichnet sich das stattliche Palais Omar-Pascha's aus.

In der Vorzeit hatte Beirut einen guten Hafen, der durch zwei Felsenvorsprünge gebildet wird. Diesen hatte der Drusenfürst Fachreddin, der in Syrien seit dem Jahre 1595 und mehrere Jahrzehnte hindurch ein selbstständiges Reich beherrschte, verschütten lassen, um die Türken am Landen zu hindern und sein Reich gegen dieselben um so sicherer behaupten zu können. Auf einem Felsenvorsprunge stehen zwei große viereckige Thürme, die früher den Hafen beschützt haben mögen, jetzt aber pittoreske Ruinen sind. Diese erwähnte Verschüttung des Hafens verhindert leider das Einlaufen größerer Schiffe in denselben. Man hat von den Felsblöcken und Schlamm nur so viel aufgeräumt, als das Anlanden von Barken erfordert, mittelst deren die Ausschiffung bewirkt werden muß. Auf einem halbinselähnlichen Felsenvorsprunge gegen Osten, der sich schroff aus dem Meere erhebt, stehen die Quarantaine-Gebäude. Sie bestehen aus Magazinen und Schuppen zur Aufnahme der in der Quarantaine befindlichen Waaren, und nehmen einen großen Platz ein.

Am Landungsplatze ist ein stets reges Leben. Er ist mit einer Art Quai versehen; aber die Häuser sind so dicht an das Meer gebaut, daß durch das Gedränge der Lastträger zwischen den Tonnen, Kisten, Ballen und Schiffsgütern kaum durchzukommen ist. Das Innere der Stadt entspricht nicht dem schönen Anblick, den sie von Außen gewährt. Wohl erregen die reichen Bazare, Magazine, Ateliers und Werkstätten der Europäer großes Interesse, aber die Straßen sind eng und düster. Nach enger und labyrinthischer ist weiter in die Stadt hinein der arabische Stadttheil, der ganz den orientalischen Charakter trägt. Die Straßen sind ganz nach Art der alten Römerstraßen gepflastert, doch so äußerst schmutzig und unaufgeräumt, daß man sich zum Fortkommen Stelzen wünschen möchte. Die Stadttheile der Europäer machen eine Ausnahme, hier wird für Reinigung Sorge getragen. Das Leben und Treiben auf den Straßen, Märkten und Bazars ist ähnlich wie in Kairo, in letzterem Orte allerdings großartiger und charakteristischer. Ich fand in dieser Beziehung nichts Neues, aber einen höchst angenehmen Eindruck machte es auf mich, hier den christlichen Sonntag gefeiert zu sehen. Die Läden waren geschlossen; überall auf den Straßen herrschte eine sonntägliche Stille, und selbst die Muselmänner, deren nur wenige hier leben, lassen ebenfalls am Sonntage ihre Geschäfte ruhen und feiern ihn mit den Christen.

Der Kanonenplatz liegt mitten in der Stadt, war früher uneben und mit Schutthaufen angefüllt, jetzt aber, und zwar seit der Occupation der Franzosen in den Jahren 1860—61, geebnet und mit Bäumen bepflanzt. Er bietet einen angenehmen Anblick und man athmet frei auf, wenn man aus dem Gewirre der engen Straßen diesen schönen Platz betritt. An einer viereckigen Thurmruine ist die türkische Hauptwache, deren nächste Umgebung mit Blumen umpflanzt und mit einem Leinwanddache überzogen ist. Die türkischen Soldaten, die Wache hielten, waren kleidsam uniformirt, die malerische Zuaven-Uniform giebt selbst dem kleinsten und schwächsten Mann ein keckes und kriegrisches Ansehen. Auf demselben Platz befinden sich auch die Gebäude der französischen Compagnie der Damaskus-Straße. Wagenschuppen, Pferdeställe und sonstige Gebäude derselben nehmen einen großen Raum ein. Weiterhin steht das Saraj, ehemals die Wohnung des Fachreddin, jetzt Wohnung des Gouverneurs der Provinz, Kobuiy-Pascha. Es soll ehedem schön gewesen sein, hat aber jetzt weniger Ansehen.

Vom Kanonenplatz führen drei Straßen zur Stadt hinaus; die eine gegen S. O. nach Damaskus, welche von der französischen Compagnie gebaut und seit dem October vorigen Jahres eröffnet ist. Sie geht anfangs bergan, bis zu der Höhe, wo die Vorstadt und Gärten aufhören, wendet sich dann hinunter in das Thal des Nahar-Beirut (Fließ) und führt von hier in tausendfachen Windungen den Libanon hinan. Der Weg ist äußerst schön, zu beiden Seiten passirt man abwechselnd Orangengärten, Maulbeerplantagen, Olivenwälder, Baumwollenfelder, Rebenhügel, und dicht an der Straße ist auch ein schöner majestätischer Pinienwald, aus dem das wunderbare Geschwirr seiner vielerlei befiederten Bewohner heraus tönt; diese Straße ist namentlich des Sonntags sehr belebt. Die europäischen Familien und der Araber Söhne und Töchter fahren, reiten aber gehen dort spazieren, je nach ihren Verhältnissen. Bewohner aus dem Gebirge, in ihren malerischen National-Trachten, tummeln ihre Pferde und gewähren durch ihre kühnen Reiterstücke oft sehr interessante Schauspiele. In den zahllosen Cafés an dieser Straße findet der Promeneur ein schattiges Plätzchen zum Ausruhen und Erquickung durch wohlschmeckenden arabischen Kaffee oder Limonade und genießt dabei die reizendste Aussicht auf den Libanon und die umgebenden Gärten und Pflanzungen. Besonders häufig wird der Pinienwald von den Arabern, die Pinien sehr lieben, aufgesucht, und man findet in der Nähe der Straße auch eine Schonung von diesen Bäumen, um die Erhaltung des Waldes durch etwaige Nachpflanzungen sichern zu können.

Vom Kanonenplatz gegen Osten führt eine andere Straße zuerst durch die dicht gebaute Vorstadt, dann aber auch durch die fortgesetzte Reihe von schönen Gärten und Villen nach dem Nahar-Beirut, bis fast wohin sich die Stadt ausdehnt. Um die Ufer des Nahar-Beirut findet man die prachtvollen Gewächse eines südlichen Himmels mit ihren lieblichen Blüthen, unter denen sich namentlich der Oleander hervorthut, der den ganzen Sommer hindurch mit seinen rothen Blumen geschmückt ist. Zu beklagen ist, daß der Aufenthalt an den Ufern dieses Flusses Fieber erzeugt, da er im Sommer austrocknet und dann seine Ausdünstungen die Gegend ungesund machen.

Eine dritte Straße führt von dem genannten Platz nach Westen hinaus. Sie geht längs des Bergabhanges

auf einer erhöhten Terrasse und weiter bis zum Meere. Man genießt von ihr aus gegen Osten die herrlichste Aussicht auf das Gebirge, den Hafen und die Stadt, und gegen Norden über grüne Gärten und Maulbeerplantagen auf das Meer. Die Luft ist hier vortrefflich; den ganzen langen Sommer hindurch weht ein gelinder Westwind von dem Meere herüber und kühlt die Hitze des Tages. Daher haben viele Bewohner sich hier angebaut, so daß schon eine elegante Straße von schönen Wohnhäusern und Villen entstanden ist. Der erste, der seine Wohnung hierher verlegte, war der preußische Konsul **Weber**, auf dessen Veranlassung dann das Gouvernement den Weg zu einer schönen Fahrstraße umgeschaffen und neuerdings dieselbe bis zum Bauplatz des projectirten Johanniter-Hospitals fortgeführt hat. Konsul **Weber** hat das Verdienst, die Verschönerung dieser Straße und die Gründung eines prächtig gelegenen künftigen Stadtheils Beiruts veranlaßt zu haben. Von den Arabern wird diese Straße darb Borussiano genannt. Hier steht auch das Kaiserswerther Waisenhaus, ein stattliches Gebäude, in dem sich augenblicklich 170 Waisen befinden, die mit andern Pensionairinnen, Töchtern wohlhabender Familien, unterichtet werden. Die Leitung dieser Anstalt steht unter der Leitung der Diakonissin von **Tratha**. Ihr Wirken ist ein segensreiches, und der Ruf der Anstalt vergrößert sich von Jahr zu Jahr. Auch die deutsche Sprache wird hier gelehrt, und wenn man heute von dem Araber ast mit einem „bon jour“ oder einem „buon giorno“ begrüßt wird, so wird man später mit einem freundlichen „Guten Tag“ angeredet werden.

In der Nähe des Consulats-Gebäudes liegt das Haus, in dem sich jetzt das Johanniter-Hospital befindet. Es hat eine reizende Lage am Bergabhange, mitten in grünen Gärten und Maulbeerbäumen, mit schöner weiter Aussicht von der Terrasse des Hospitals aus über ganz Beirut, die schneeumkränzten Gipfel des Libanon im Hintergrunde, über die schöne, von Schiffen und Barken bunt belebte Bucht und die grünen malerischen Meeresufer. Die Luft ist frei und gesund, der erquickenden Seeluft zugänglich. Vom Bergabhang zum Meere führt ein Weg von etwa fünf Minuten zwischen Maulbeerbäumen und Hecken von Feigenkaktus.

Parallel mit der oben beschriebenen dritten Straße führt von der Stadt ein herrlicher Weg an den felsigen und klippigen Ufern des Meeres entlang und bietet ebenfalls einen überaus anmuthigen Spaziergang. Gegen Sonnenuntergang verlassen die Araber ihre Wohnungen, suchen vorzugsweise diese Gegend auf, und setzen sich in langen Reihen dicht an das wogende Meer, verzehren hier das vom Hause mitgenommene Abendbrod, rauchen dann ihren Nargilê und feiern dort schwärmerisch orientalische Nächte. Der Araber liebt sehr den Aufenthalt in frischer Luft. Er gebraucht dafür den Ausdruck „Luftriechen.“ schninelhade. Auch den Spaziergang bezeichnet er damit.

Die herrschende Sprache ist die arabische, deren jeder ansässige Europäer sich auch befleißigt. Durch die Thätigkeit der Missionaire haben viele Araber europäische Sprachen, namentlich Französich und Italienisch gelernt. Die Mascheen sind nur unbedeutend und stehen in architektonischer Hinsicht denen in Kairo nach. Die größte Maschee in Beirut ist die ehemalige Johanneskirche der Kreuzfahrer. Dagegen hat jede christliche Konfession hier ihre Kirche oder Kapelle und Schule. Die protestantische Gemeinde versammelt sich zum Gottesdienst in der Kapelle des Kaiserswerther Waisenhauses, wo der allgemein verehrte Pastor **Kulten** jeden Sonntag abwechselnd in deutscher und französischer Sprache den Gottesdienst hält.

Litteratur.

Henniges von Treffenfeld und seine Zeit. Beiträge zur Geschichte **Friedrich Wilhelms** des Großen, Kurfürsten von Brandenburg. Von **Gustav von Kessel**, Major a. D. Mit drei photo-lithographischen Plänen und einem Bilde. Stendal 1863. Druck und Verlag von **Franzen** u. **Große**. kl. 8. 170 S. Preis 1 Thlr.

Unter den ausgezeichneten Offizieren des Kurfürsten **Friedrich Wilhelm** des Großen nimmt, wie Friedrich II. in der Histoire de mon temps erwähnt, **Joachim Henniges**, „der die Schweden gänzlich aus dem Pommerlande vertrieb“, eine besonders hervorragende Stellung ein. Obgleich er in allen Campagnen jener Zeit mit seinem Kurfürstlichen Herrn „voraus war“, und den **ersten** Adelsbrief unter der Regierung jenes gewaltigen Hohenzollern davontrug, ein Zeichen, wie hoch er von seinem, in solchen Ehrenerweisen gar sehr sparsamen Herrn geschätzt und anerkannt wurde, waren doch die Nachrichten über den ersten „Treffenfelder“ bis jetzt noch so gering, daß er gewiß heut Vielen unserer Landsleute selbst dem Namen nach unbekannt ist. In dem ausgezeichneten, aus den besten und selbst vielen bis dato unbekannten Quellen, — des Archivs der Kirche zu Könnigde bei Bismark in der Altmark — zusammengestellten, oben genannten Werke des Herrn Verfassers finden wir über „den brandenburgischen Frundsberg“, den kühnen Avantgardenführer **Friedrich Wilhelms** ausführliche und höchst interessante, in biographischer Form zusammengestellte Mittheilungen, welche, da sie sich zum allergrößten Theile auf seine wackren Kriegsfahrten beziehen und dieselben sehr speciel behandeln, von großer Wichtigkeit für die Geschichte jener Zeit sind, namentlich aber für die des großen Kriegshelden selbst, über welche erst jetzt gründliche Quellen reichlicher zu fließen beginnen. Die von dem Herrn Verfasser benutzten Quellen befinden sich am Schlusse seines Buches verzeichnet, das daraus geschöpfte, sehr reichhaltige Material ist sehr übersichtlich geordnet. Diese systematische Darstellung ist in knapper, aber überall der Handlung entsprechender, würdiger Sprache abgefaßt. Die im Anhange gegebene Uebersicht der Kurbrandenburgischen Streitkräfte von 1679, die drei Pläne: a, des Schlachtfeldes von Fehrbellin, b, der Landung auf Rügen, c, des Uebergangs über das kurische Haff, nebst erklärenden Ordres de Bataille, sind überaus schätzenswerthe und zum genaueren Verständniß des ganzen Werkes dienende Beilagen, die Ausstattung des Buches läßt nichts zu wünschen übrig und der Preis kann im Vergleich zum Gebotenen für einen sehr billigen gelten. — Wenn wir hiernach das verdienstvolle Werk des Herrn Verfassers in jeder Weise noch besonders empfehlen wollten, so thäten wir demselben nur ein Uebriges an! Das wirklich Gute empfiehlt sich selbst am besten. Nur aufmerksam machen wollen wir unsere verehrten Leser auf **Kessels** „**Henniges von Treffenfeld** und seine Zeit“ — wer von ihnen das Buch einmal zur Hand genommen, begrüßt es gewiß mit Freude, und wird nicht in die Lage kommen, es unbefriedigt aus der Hand zu legen. — Hrth.

Zur Nachricht.

Das für den Kapitel-Saal des Schlosses in **Sonnenburg** bestimmte, vom Maler **Fritz Hummel** vortrefflich ausgeführte Bildniß des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ist jetzt in der **L. Sachse'schen** Kunsthandlung, Jägerstraße Nr. 30 hierselbst, ausgestellt. —

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von **G. Hickethier** in Berlin.
In Commission der **Behr'schen** Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn **A. E. Brachvogel**, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 51. Berlin, den 16. December 1863. **Nr. 51.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Dec. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. November 1863	47		
	Zugang pro November	8		
		55		
	Abgang . .	13		
	Bleibt Bestand	42	42	54
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. November 1863	33		
	Zugang pro November	10		
		43		
	Abgang . .	12		
	Bleibt Bestand	31	31	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Novembee 1863	15		
	Zugang pro November	11		
		26		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	20	20	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. November 1883	24		
	Zugang pro November	10		
		34		
	Abgang . .	15		
	Bleibt Bestand	19	19	36
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. November 1863	17		
	Zugang pro November	1		
		18		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	13	13	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. November 1863	20		
	Zugang pro November	11		
		31		
	Abgang . .	6		
	Bleibt Bestand	25	25	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. November 1863	20		
	Zugang pro November	21		
		41		
	Abgang . .	15		
	Bleibt Bestand	26	26	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. November 1863	15		
	Zugang pro November	6		
		21		
	Abgang . .	7		
	Bleibt Bestand	14	14	50
	zu übertragen	—	190	306
	Uebertrag		190	306
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. November 1863	47		
	Zugang pro November	12		
		59		
	Abgang . .	17		
	Bleibt Bestand	42	42	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. November 1863	6		
	Zugang pro November	16		
		22		
	Abgang . .	10		
	Bleibt Bestand	12	12	42
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. November 1863	9		
	Zugang pro November	8		
		17		
	Abgang . .	8		
	Bleibt Bestand	11	11	16
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1. November 1863	6		
	Zugang pro Novembee	3		
		9		
	Abgang . .	4		
	Bleibt Bestand	5	5	17
13.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. November 1863	2		
	Zugang pro November	1		
		3		
	Abgang . .	2		
	Bleibt Bestand	1	1	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. November 1883	3		
	Zugang pro November	2		
		5		
	Abgang . .	2		
	Bleibt Bestand	3	3	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. November 1883	2		
	Zugang pro November	2		
		4		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	1	1	8
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. November 1863	4		
	Zugang pro November	5		
		9		
	Abgang . .	5		
	Bleibt Bestand	4	4	8
	zu übertragen	—	269	465

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Dec. 1863 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	269	465
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. November 1863	16		
	Zugang pro November	—		
		16		
	Abgang . .	—		
	Bleibt Bestand	16	16	18
18.	**Altena:**			
	Bestand am 1. November 1863	8		
	Zugang pro November	4		
		12		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	9	9	38
	Zusammen:	—	294	521
	Am 1. November 1863 waren vorhanden	—	294	521
	Die Zahl der Kranken war mithin am 1. December dieselbe wie am 1. November c.			

Der gesammte Abgang an Kranken pro November 1863 beträgt 131, davon sind:

a) gestorben . . . 8
b) geheilt entlassen . 107
c) ungeheilt aber nur gebessert entlassen . 16

wie vor 131.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. October 1863 . . . . 15 Kranke.
Zugang pro October . . . . 19 „

34 Kranke.

Davon sind: geheilt 13
gebessert 2
fortgegangen 2

17 — 17 „

Bleibt Bestand am 1. November 1863 17 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 14 Orientalen (darunter 1 Druse).

Die Gesammtzahl der seit dem 1. Januar c. aufgenommenen Kranken beträgt 234.

Die Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Ehre der Arbeit.

Ehre der Arbeit des Kopfes, der Hände,
Wo sie mit Eifer sich tummelt und regt,
Wo ist das Mißgeschick, das nicht verschwände,
Wird sie mit freudigem Herzen gepflegt.

Ehre den Männern und Ehre den Frauen,
Welche mit frommem, begeistertem Muth
Darbenden Waisen Asyle erbauen,
Rettend Bedrängte aus stürmischer Fluth.

Achtung den Männern, die offen und bieder,
Wahrheit bekennen mit Mund und mit Hand,
Ernstlich erwägen das Süe und das Wider,
Treu in dem Herzen und klar im Verstand;

Heiligen Pflichten mit Wärme genügen,
Handelnd und duldend als Männer bestehn,
Nimmer der Lüge sich biegen und fügen,
Gläubigen Blickes nur himmelan sehn.

Ehre dem Geiste, dem Wissen und Schaffen,
Das durch die Welten sich rüstig bewegt!
Muthige Segler, ihr dürft nicht erschlaffen,
Wenn auch im Sturme die Woge sich regt;

Dürft nicht verzagen und dürfet nicht wanken,
Thürmen wie Berge sich Arbeit und Mühn;
Aber in Demuth verehret die Schranken,
Welche die Seele des Menschen umziehn.

Ist nicht ein Jeder berufen auf Erden
Wucher zu treiben mit himmlischem Pfund?!
Ehret die Arbeit — und besser wird's werden;
Ehret die Arbeit mit Hand und mit Mund.

Ehret die Arbeit, sie würzet das Leben,
Kräftigt den Körper und adelt den Geist,
Seht, wie die Saaten sich goldig erheben,
Und wie der Himmel euch Segen verheißt.

Würzburg.

Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg

Die Johanniter-Commenden zu Zittau und zu Hirschfelde in der königlich sächsischen Oberlausitz.

(Von Prof. Dr. Hermann Knothe.)

In dem äußersten Süden der königlich sächsischen Oberlausitz, in dem bis Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ganz zum Königreich Böhmen gehörigen Zittauer Weichbild, besaß einst der ritterliche Orden St. Johannis des Täufers zwei Commenden, deren Geschichte, in weiteren Kreisen wenig gekannt, manche nicht uninteressante Einzelheiten enthält und für die dortige Gegend um so wichtiger ist, als mit ihnen die Geschichte der Einführung der Reformation in der Stadt Zittau auf das Engste verknüpft ist.

Wann und von wem zuerst die Brüder des Johanniterordens nach Zittau geführt, und daselbst eine, mit liegenden Gründen reich ausgestattete, Commende errichtet worden, ist bisher nicht mit Sicherheit zu ermitteln gewesen. Die Zittauer Nachrichten,*) welche zuerst 1303 eines Commendators Erwähnung thun, lassen ungefähr auf das Jahr 1300 schließen. Seit dieser Zeit erscheinen die dasigen Commendatoren nicht nur als Inhaber des Patronatsrechtes in der Stadt, sondern auch (mit seltenen Ausnahmen) als die eigentlichen Stadtpfarrer, nämlich als die Hauptgeistlichen an der Hauptkirche zu St. Johannis.

Zu ihrer Wohnung war ihnen ein Hof dicht an der Kirche, nach ihnen „der Kreuzhof" genannt, angewiesen worden, den sie durch einen bedeckten Gang mit der Kirche verbunden hatten. Nach und nach erwarben sie sich durch Tausch und Kauf noch mehr angrenzendes Areal zur Erweiterung des Kreuzhofs. 1373 erbauten sie neben dem-

*) Carpzow, Annalecta Fastor. Zittaviens. 1716. fol. III, 1 fgg.

selben eine besondere Pictanz, ein Wirthschaftshaus, in welchem ein Ordensbruder für Beköstigung, Bekleidung und andere Bedürfnisse der geistlichen Herren zu sorgen hatte. Schnell nämlich hatte sich infolge zahlreicher Meß- und Altarstiftungen die Zahl der an der Hauptkirche angestellten Geistlichen vermehrt. 1396 erforderte der Kirchendienst schon 14 Priester, so daß der Commendator, der nicht so viel Ordensbrüder erhalten konnte, auch Weltpriester anstellen mußte. Zahlreiche Stiftungen sorgten für die verschiedensten Bedürfnisse der „Kreuzherren". Zufolge der einen empfing z. B. jeder Ordensbruder zu Michaelis 7 Ellen weißes (sic) Tuch, die Elle zu 4 sgr., and 20 Ellen Leinewand, die Elle zu 1 sgr., zu jedem der vier Quatember aber ein Paar neue Schuhe. Die abgelegten Tuniken bekamen arme Schüler. — Zur Bestellung der ausgedehnten „Comthuräcker" war ein vor der Stadt an der Frauenkirche gelegener Meierhof, noch heut „der Comthurhof" genannt, bestimmt, dem der „Hauscomptor" vorstand. Der Zittauer Convent des Ordens war also zusammengesetzt aus dem Commendator, dem „Subcommendator" oder Hauscomptor, dem Pietenzier und den übrigen Brüdern oder Caplanen.

Außer dieser Hauptcommende bestand aber auch noch eine Nebencommende des Ordens in dem zwei Stunden von Zittau entfernten, an der Neiße gelegenen Flecken Hirschfelde*). Auch diese scheint um das Jahr 1300 begründet zu sein. Dafür sprechen der Baustiel der Kirche und die Charaktere der Buchstaben auf der ältesten, von einem der ersten Commendatoren angeschafften Glocke daselbst. Auch hier war der Commendator vor allem der Ortspfarrer und bezog als solcher die Stolgebühren und den Dezem der zu der Parochie gehörigen Ortschaften Hirschfelde, Dittelsdorf und Hohnau. Er war aber zugleich auch Erb- und Gerichtsherr eines Theils von Hirschfelde und von Antheilen der Dörfer Dittelsdorf und Seitendorf. Als solcher hatte er die Käufe und sonstigen gerichtlichen Verhandlungen seiner Unterthanen zu confirmiren und ließ dieselben in ein besonders (leider nicht mehr vorhandenes Gerichtsbuch), das „Ordensbuch", eintragen. Als solchem warden ihm, außer den Wiedemuthsdiensten von der Kirchfahrt, von seinen Unterthanen noch besondre Hofdienste geleistet und Zinsen an Geld, Getreide, Hühnern rc. abgeführt. Auch er besaß umfangreiche Felder, noch heut „die Comthuräcker" genannt, die von „dem Comthurhofe" aus bewirthschaftet wurden, der nach einem Brande (1555) außerhalb Hirschfelde, an der nach Zittau führenden Straße, in unmittelbarer Nähe der Comthuräcker neu aufgebaut wurde. Der Comthur selbst mit seinen Caplänen wohnte in dem dicht an dem Kirchhof gelegenen „Pfarrhofe", dem heutigen Pastorate, dessen zum Theil 2 bis 2½ Ellen starke Mauern noch jetzt von der soliden Bauart der alten Commendatoren Zeugniß geben.

Zu der Hirschfelder Commende gehörte aber auch noch das etwa eine Stunde entfernte incorporirte Filial Burkersdorf**), wohin außer dem Hauptorte die Dörfer Schlegel und Rosenthal eingepfarrt waren. Die früher in der dasigen Kirche sichtbare Jahreszahl 1324 berechtigt zu der Annahme, daß in diesem Jahre der Orden auch diese erst 1845 umgebaute Kirche gegründet habe. Der Hirschfelder Commendator besaß übrigens auch von dem Dorfe Burkersdorf einen Antheil, nämlich zwei Bauern und einen Häusler, welche jährlich zusammen 13 Schillinge und 2 gr. Zins zahlten.

Dem Range nach stand der Commendator zu Hirschfelde begreiflicher Weise dem zu Zittau nach. Aus den freilich lückenhaften Verzeichnissen der beiderseitigen Commendatoren*) ergiebt sich, daß gewöhnlich der Zittauer Hauscomptor zum Commendator in Hirschfelde, und dieser zum Commendator in Zittau aufrückte.

Nach alle dem Gesagten müssen die Einkünfte des Ordens aus den beiden Commenden ziemlich beträchtlich gewesen sein. Als umsichtige Geschäftsleute legten die Commendatoren ihre Ueberschüsse hauptsächlich in Geldzinsen auf den umliegenden Ortschaften an, deren adlige Besitzer stets Geld bedurften und gern Antheile ihrer Güter, wenn auch zunächst nur auf Wiederkauf, dem Orden verkauften. So bestätigte 1427, Montag nach den heiligen drei Königen der Landvoigt der Oberlausitz der Zittauer Commende den Besitz von 15 Schock zu Türchau, 1 Mark zu Dittelsdorf, 3½ Schock und 11½ gr. zu Wittchendorf, 6 fl. 8 gr. zu Odermitz, 2 fl. zu Hainewalde, 4 Schill. 2 gr. zu Großhennersdorf, 6 fl. weniger 4 gr. zu Leukersdorf, 2½ fl. und 20. gr. zu Eibau, 5 fl. weniger 8 gr. zu Ruppersdorf, 1 Mark zu Weigsdorf.

Da sollte das scheinbar so fest begründete geistliche Ansehen der beiden Commenden auf's Tiefste erschüttert werden, all ihr Wohlstand zusammenschmelzen und endlich ihr fernerer Bestand selbst unmöglich gemacht werden — durch die Reformation.

Seit 1521 war in Zittau auf Wunsch der Bürgerschaft von dem Commendator Ambrosius Spilner der junge und beredte Weltpriester Lorenz Heidenreich, der Sohn eines aus Löwenberg in Schlesien eingewanderten Tuchmachers, als Prediger an der Hauptkirche zu St. Johannis angestellt worden. Schon früher angeregt durch Luthers Schriften, zur Klarheit der Ueberzeugung gelangt durch Luthers Disputation zu Leipzig, der er beigewohnt hatte, predigte Heidenreich sofort im Sinne der Reformation. Die gleichzeitige Entdeckung schmutziger Erbschleichereien, deren sich die Franziskaner und die Regelnonnen zu Zittau schuldig gemacht hatten, unterstützte seine Predigt von der Seligkeit durch den Glauben, nicht durch Werke. Vergeblich suchte der neue Commendator Martin Proß diese Predigten durch das Gebell seiner Jagdhunde auf dem Kirchhofe, ja selbst innerhalb der Kirche zu stören. Rath und Bürgerschaft waren bald für die neue Lehre gewonnen. Die Seelenmessen hörten nach und nach auf, die geistlichen Brüderschaften und die Prozessionen wurden abgeschafft. Zwar Heidenreich selbst mußte 1530, als er, Luthers Beispiel folgend, sich verheirathet hatte, der Collaturgewalt des Commendators weichen; er wurde abgesetzt und wendete sich nach Schlesien in seine Vaterstadt. Aber die Gesinnung der Bürgerschaft war und blieb lutherisch. Es wurden keine Seelenmessen mehr begehrt, keine freiwilligen

*) Knothe, Gesch. v. Hirschfelde 1851. S. 38 flg.

**) Knothe, Gesch. v. Burkersdorf und Schlegel 1862, S. 2 flg.

*) Carpzow, III. 16. Knothe, Hirschf. 42.

Gaben mehr an die Ordensgeistlichen gespendet. Bald baten die Franziskaner den Rath, ihre Kirche und ihre Klostergebäude zu übernehmen und dafür den letzten, alten Mönchen ein Gnadenbrod zu gewähren. Bald zogen sich auch die letzten Cölestiner auf dem Oybin aus ihrem leergewordenen Kloster nach Zittau, um in dem ihrem Kloster gehörigen „Väterhofe" ihre Tage ruhig zu beschließen. Bald sollte auch für die Johanniter in Zittau die letzte Stunde schlagen.

Im Jahre 1538 war der letzte Commendator geistlichen Standes, Johann Nareska, gestorben. Sein Nachfolger war ein böhmischer Ritter, Berka v. d. Duba, der der geistlichen Weihen entbehrte. Ihm folgte 1540 ein anderer böhmischer Edelmann, Christoph v. Wartemberg, der noch dazu der deutschen Sprache wenig oder gar nicht mächtig war. Die beiden ihm verliehenen Commenden, Zittau und Hirschfelde, waren zu bloßen Pfründen herabgesunken, die er möglichst auszunützen suchte. Da er vor allem Geld bedurfte, um, fern von seinen Commenden, in Böhmen zu leben, versetzte er 1540 die liegenden Güter der Commende und das in jener Zeit doppelt wichtige Collaturrecht in Zittau um jährlich 200 Schock Groschen an den dasigen Rath zunächst auf acht Jahre, dann auf weitere drei Jahre, und überließ 1552 dem Rathe bei Erneuerung des Pachtvertrages auch die sämmtlichen Baareinkünfte der Commende. Hierdurch erhielt der eifrig reformatorisch gesinnte Rath freie Hand, die lutherische Kirchenverfassung nun vollständig und rechtsgültig einzuführen. Lorenz Heidenreich wurde 1545 als erster Pastor primarius zurückberufen und trug am ersten Pfingstfeiertage zum ersten Male bei der Feier des heiligen Abendmahles die Einsetzungsworte in deutscher Sprache vor.

Aber auch auf die Nebencommende Hirschfelde erstreckte sich die reformatorische Fürsorge des Zittauer Rathes. Seitdem die Commendatoren nicht selbst mehr Geistliche waren, verwalteten auch hier und in dem Filial Burkersdorf katholische Weltpriester das Pfarramt. Da schloß 1558 der Zittauer Rath mit dem Commendator „ein Vernehmen, die Bestellung eines Pfarrers und Seelsorgers zu Hirschfelde betreffend." In Folge dessen berief er nicht nur nach Hirschfelde einen entschieden lutherisch gesinnten Pfarrer, sondern stellte auch in Burkersdorf einen besonderen Geistlichen an, erhob also die ehemalige Filialkirche zur selbstständigen Parochie.

Das Ansehen des überdies abwesenden Commendators war nach alledem bereits völlig geschwunden; die jährlichen Einkünfte aus beiden Commenden waren nach Angabe der Ordensbrüder auf 200 Thlr. gesunken; der Orden vermochte die Commende selbst nicht mehr zu halten. Da beschloß er, diese Besitzungen in dem ganz protestantisch gewordenen Lande zu veräußern und dafür andre Güter, die Herrschaft Kralowetz in Böhmen, zu erwerben. So verkaufte denn den 19. März 1570 „Wenceslaus, Herr v. Hassenburg auf Strackowitz, des ritterlichen Ordens St. Johannis Hierosolym., im böhmischen Priorat durch Mähren, Schlesien, Polen, Oberlausitz, Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Friaul, oberster Meister rc." im Namen seines Ordens die beiden Commenden nebst den beiden Pfarrhöfen und Comthurhöfen zu Zittau und zu Hirschfelde, mit den sämmtlichen Aeckern, Wiesen, Zinsen, dem Decem, den Wiedemuthsleuten und Unterthanen, und nebst dem Collatur- und Patronatsrecht über die drei Kirchen zu Zittau, Hirschfelde und Burkersdorf um 10,500 Thlr. erblich und eigenthümlich an den Rath zu Zittau. Am 14. April 1570 confirmirte Kaiser Maximilian II., den 9. Juni 1571 das Provinzialcapitel des Johanniterordens diesen Kauf.*)

Sofort wurde der baufällig gewordene Kreuzhof in Zittau abgebrochen und an seine Stelle die Wohnung des Rectors, dahin, wo früher die Pferdeställe des Commendators gestanden, die Klassenzimmer des neubegründeten Gymnasiums erbaut, das 1586 eingeweiht wurde. Die Comthuräcker wurden an die Bürger stückweis verkauft. Der Comthurhof wurde ebenfalls veräußert und erhielt Gasthofsgerechtigkeit, die er noch heute besitzt. In Hirschfelde, von dem nun auch der letzte (dritte), bisher der Commende gehörige Theil in den erblichen Besitz der Stadt übergegangen war, wurde der sammt dem Comthurhof abgebrannte Pfarrhof nach und nach für den neuen protestantischen Pastor zur Pastoratswohnung eingerichtet, die Comthuräcker gegen Erbzins ausgethan, und ein kleiner Theil derselben, nebst dem Decem der Kirchengemeinde, dem Pastor als Amtseinkommen zugewiesen. Für die neue Parochie Burkersdorf mußte erst ein Pfarrhaus neu begründet werden.

Dies alles und vieles andre mehr schuf mit freigebiger Hand der eifrig protestantische Rath zu Zittau und seine Bürgerschaft. — Wie die erste Begründung der christlich-kirchlichen Ordnung allenthalben dem Clerus und namentlich auch den religiösen Orden zu danken ist, so ging, wenigstens in der Oberlausitz und ebenso anderwärts, die Neugestaltung des Kirchenthums, die Reformation, allenthalben von dem sittlich kräftigen, frisch aufstrebenden Bürgerthume aus.

Beiträge zur Geschichte der Johanniterinnen in der Schweiz.

(Th. von L).

Schon lange vor den Tagen der Kreuzzüge verließen eisenbepanzerte Ritter und Mönche in rauhem Büßergewande die stolzen Burgen und düstern Zellen in den einsamen Alpthälern Helvetiens, um an den Stufen des heiligen Grabes in inbrünstigem Gebete Ruhe für das Heil ihrer armen Seele zu erflehen; seitdem es aber galt, mit eigenem Herzblute das Grab des Erlösers zu erkaufen und im fernen Osten ein christliches Reich zu begründen, da wollte der Zug der Waller kein Ende mehr nehmen. Dort aber lernten die frommen Pilger die geistlichen Ritterorden der Johanniter, Templer, Lazariter, der Deutschritter, Antonier und Spitaler des heiligen Geistes kennen und hochschätzen, und traten mit dem frohen Bewußtsein, durch Vergabungen an dieselben das Wohl ihrer eigenen Seele, wie das der gesammten leidenden Menschheit zu fördern, Güter und Ländereien an die Ritter ab. Diese aber errichteten aus denselben Comthureien, wo sie nicht nur durch Predigt und fromme Gebete die Christen zur

*) Die Urkunden abgedruckt bei Carpzov. III. 20 ff.

Wiedereroberung des heiligen Landes zu entflammen suchten, sondern auch Kranke und Reisende mit der ihnen eigenen Gastfreundschaft verpflegten. Die Zahl der innerhalb der Gränzen der heutigen schweizerischen Eidgenossenschaft gelegenen Ordensconvente der geistlichen Ritterorden beläuft sich — die Frauenconvente nicht mitgerechnet — auf die Zahl von achtunddreißig*), ein sprechender Beweis für die Mildthätigkeit ihrer Bewohner. —

Ganz besondrer Gunst und zahlreicher Vergabungen hatten sich vorzüglich die Johanniter von Seiten der Frauen zu erfreuen; statt zahlreicher Belege, die uns hiefür zu Gebote stehen, führen wir hier nur ein Beispiel an.

In dem malerischen Bergthale, das die Murtha durchfließt, dort wo ein einsamer Pfad von Schwyz über den Pragel nach Glarus sich hinwindet, wohnte Frau Mechtildis, die Wittwe Ritter Berchtolds von Ibach. Kinderlos, wie sie war, wollte sie die letzten Tage ihres Lebens in Hohenrein zubringen; denn im heimathlichen Thale, wie drüben am Strande der rauschenden Reuß, erhob sich, nachdem Kaiser Friedrich von dem Concil zu Lyon des Thrones verlustig erklärt worden war, wildes Kriegsgetümmel, und Raub und Mord schreckte die ruhigen Bewohner. In Hohenrein aber, dort wo einst eine Warte der Römer mit herrlicher Fernsicht in die Gebirge der Urschweiz sich erhoben, lebten jetzt Gott und dem Dienste der Kranken fromme Ordensbrüder aus dem Orden des heiligen Johannes, die Ritter Ulrich von Wangen hieher gerufen hatte. Hier wollte sie ihre Tage verbringen und gab deßhalb dem Comthur und den Brüdern daselbst alle ihre Güter zu Schwyz und im Murthathale, nebst einer jährlichen Rente von fünf Pfund auf, doch mit der Bedingung, daß es ihr gestattet sei, die noch übrigen Tage ihres Lebens in dem Hause neben der Kirche zu Hohenrein zu verleben. Die Johanniter trugen kein Bedenken, ihr Anerbieten anzunehmen, hatten sie doch geschworen, Wittwen und Waisen zu schützen.

Feierlich gelobten sie der edlen Gutthäterin, ihrem Wunsche nachzukommen, und stellten ihr hierüber eine Urkunde aus, an der nichts als das Datum fehlt. Dieser Mangel aber wird durch eine Reihe von Zeugen ersetzt, deren Lebensverhältnisse uns nicht in Zweifel lassen, wann diese Handlung vor sich ging. Unter Denen nämlich, welche bei diesem Akte zugegen waren, wird auch erwähnt H. Wandelber religiosus in Wettingen. Es ist nun aber dieser kein andrer, als jener Graf Heinrich von Rapperswyl, der — nach bekannter Ueberlieferung — auf der Rückkehr von Palestina auf dem Meere von einem furchtbaren Sturme überfallen, hier in großer Gefahr der Jungfrau Maria ein Kloster zu bauen gelobte, worauf der Sturm sich plötzlich legte und ein funkelnder Stern am Himmel erschien, weswegen er seine neue Stiftung Maria Meeresstern (Marisstella) nannte. Wettingen aber heißt dieses um das Jahr 1227 erbaute Kloster gemeiniglich, weil in seiner Nähe ein Dorf dieses Namens liegt. Den Namen Wandelber hatte sich der Graf, dessen Bruder Rudolf ein eifriger Anhänger Kaiser Friedrichs war, wegen seiner zahlreichen Fahrten durch die ganze damals bekannte Welt erworben. Er trat um das Jahr 1243, nachdem seine Gemahlin, Gräfin Anna von Homberg, auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem gestorben, selbst in das von ihm gegründete Kloster — daher hier religiosus genannt — und fand hier endlich im Jahre 1246 die Ruhe, die er in Rom, Aegypten, auf dem Berge Sinai, in Syrien, am Grabe des Erlösers und an dem des heiligen Jacobus zu Compostella vergeblich gesucht hatte.

Sicherlich folgten in jener, so ungemein dem Klosterleben günstigen Zeit, dem Beispiele der Mechtildis von Ibach bald auch andere Frauen, so daß sich hier in Hohenrain, wie später um den Deutschordens-Convent in Bern, bald ein Frauenconvent fand, dessen Mitglieder vom gleichen Geiste der Nächstenliebe entflammt waren, wie derjenige der Ritter. Es fehlte nur das Ordenskleid, die feierliche Ablegung der Gelübde und die Aufnahme durch den Meister, und es war ein zweiter Convent neben dem ersten begründet. Und daß ein solcher Verein frommer Frauen im Verlaufe der Zeit sich wirklich in Hohenrain bildete, beweist die Stelle im dortigen Jahrzeitbuch, wo zum 7. Juni sich die Aufzeichnung findet: Gedechtnuß aller Gutthäter Bruder und Schwester des Ordens in Hohenrain.*) Ein solcher Schwesterconvent aber war nach den Statuten des Ordens ganz zulässig; schon die statuti della Sacra Religione di s. Giovanni Gierosolimitano des Fra Vgo Revello, der von 1260 bis 1278 die Würde eines Großmeisters bekleidete, sagen im 26. Capitel Dell ricevimento delle Sorelle dal nostro ordine: Concediamo facolta à Priori e al Castellano d'Emposta d'amettere alla professione dell'Ordine nostro Donne d'honesta vita, di legitimo matrimonio, e di nobil Padri nati. Ja noch als Fra Claudio de la Sangle Großmeister war — vom Jahr 1553 bis 1557 — galten diese Bestimmungen; nur fügt er als 27. Capitel die Bestimmung bei: Pur che elle habitino dentro a monastere. — So zeigt es sich, daß während der ganzen Blüthezeit des Johanniter-Ordens immerfort auch Ordensschwestern vorhanden waren.**)

Von den Schwestern St. Johannesordens in Hohenrain können wir nur eine mit Namen anführen, es ist dies Schwester Mechtild Wildhaupt, von der wir in

*) Wir finden nämlich Commenden der Johanniter in Basel, Biberstein, Biel, Bubikon (Kanton Zürich), Buchsen (K. Bern), Freiburg, Hohenrain (K. Luzern), Klingnau (K. Aargau), Küßnach (K. Zürich), Leuggern (K. Aargau), Magnedens (K. Freiburg), Reiden (K. Luzern), Rheinfelden (K. Aargau), Salgenen und Simplon (beide im Wallis), Thunstetten (K. Bern), Tobel (K. Thurgau), Wädischwyl (K. Zurich).

Die Templer hingegen besaßen nur die Commende la Chaux (im Kanton Waadt), die später an die Johanniter überging.

Die Deutschritter hatten Commenden zu: Altishofen (Kanton Luzern), Basel, Fräschhalz (K. Freiburg), Hitzkirch (K. Luzern), Bern [zwei Convente: Männer (Leutpriesterei) und Frauen (Mitwenthal)], Köniz (K. Bern), Reiach (wo? K. Aargau oder Basel?), Sumiswold (K. Bern), Tannenfels (Kanton Luzern), dazu kommt noch der Frauenconvent in Hitzkirch, der unter einer Priorin stand.

Convente der Lazariter existirten in Gfenn und Schlatt, beide im Kanton Zürich, und zu Seedorf im Kanton Uri; in Seedorf und Gfenn gab es auch Lazariterinnen.

Die Antonier besaßen Convente in Basel (zwei, in Groß- und Klein-Basel), Bern, Genf und Utznach (K. St. Gallen); die Spitaler des heiligen Geistes in Bern und Genf.

*) S. Jahrzeitbuch der Commende Hohenrain, angefertigt unter dem Comthur Franz von Sonnenberg, handschriftlich auf dem Staatsarchiv in Luzern.

**) Ueber die Ordensschwestern der Johanniter vgl. Vertôt: dissertation sur le gouvernement de Malte p. 5. Rivii Puritani historia monastica Occidentis p. 129. Osterhausens Vortrefflichkeit des Johanniterordens u. a. m.; alle kennen die Johanniterinnen in der Schweiz nicht.

einem alten Necrologe der Comthurei lesen: Schwöster Mechtild Wildhouptin hatt gsezt an die kerzen 2 ß. ouch an das Gotshus geben 13 pf.[1]) vnd 18. denar geits.

Wann dieser Convent ein Ende nahm, ist aus den noch vorhandenen Urkunden der Comthurei Hohenrain nicht ersichtlich; wahrscheinlich aber geschah dies zur Zeit des Sempacherkrieges, wo dieses Gotteshaus viele seiner früheren Rechte einbüßte. Im zweiten Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts findet sich keine Spur mehr von diesen Ordensschwestern in Hohenrain; hätte ihr Convent damals noch existirt, so würde er gewiß in dem Burgrechtsbriefe erwähnt, den Johannes Schaler auf Befehl des Großpriors Hugo von Werdenberg mit der Stadt Luzern unter dem 27. Januar 1413 aufrichtete.[2])

In alte Zeit hinauf reicht jedenfalls auch der Convent der Johanniterinnen neben der von den Grafen von Toggenburg zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gestifteten Commende Tobel in Thurgau. Es stand derselbe unter einer Meisterin (Magistra); die Frauen nannten sich, je nachdem sie sich mehr mit Krankenpflege, oder mit niedern Hausdiensten beschäftigten, Schwestern (sorores) oder Laienschwestern (conversae). Die uns bekannten Namen der Johanniterinnen in Tobel — die alle noch dem dreizehnten Jahrhundert angehören — sind:

Hedwig conversa inclusa de Mazingen[3])
Soror willeburgin magistra de Altdorf
Adelheid conversa de Affenwinden
Soror Gemma apud ripam
Soror dicta hedi an der staige
Conversa hedewig apud ripam.[4])

Aus späterer Zeit stammen ohne Zweifel die Convente der Johanniterinnen in Biberstein, Leuggern und Klingnau, alle drei im Aargau gelegen. — Erstere Commende — am linken Ufer der Aare, zwischen Aarau und Brug gelegen, — wurde bekanntlich erst 1335 gegründet; die zwei anderen dagegen sind Stiftungen des bekannten Minnesängers Walther von der Klingen, dem auch die Klöster Sion bei Klingnau und Klingenthal bei Basel ihr Dasein zu verdanken hatten. Neben allen diesen Commenden bildeten sich Frauenconvente, in denen abwechselnd Anna von Manaß, geboren aus dem ruhmreichen Geschlechte der Ritter Müllner von Zürich, ihr Leben zubrachte. — Anna hatte den Ritter Johannes von Manaß geheirathet, einen Anverwandten des bekannten Rüdiger Manaß, der als Anführer der Züricher die Oesterreicher bei Thätwyl geschlagen hatte. Nachdem aber ihr Gemahl gestorben war, und auch ihr einziger Sohn in der Johannitercommende Leuggern das Ordenskleid genommen hatte, beschloß sie den weltlichen Freuden zu entsagen. Sie trat in den Johanniterorden; allein nur zu bald fand sie Gelegenheit, in der Ordenskirche zu Leuggern am Grabe ihres einzigen Sohnes zu knien. Da verdroß sie aller weltliche Besitz, den sie in reichlichem Maße von ihren Eltern ererbt hatte, und mit vollen Händen spendete sie Einkünfte und Ländereien an die Commenden der Johanniter zu Biberstein, Klingnau und Leuggern. Was für uns aber von besonderem Interesse ist, das ist der Umstand, daß Anna von Manaß selbst als Ordensschwester noch Lehne von der Herrschaft Oesterreich inne hatte, die sie freilich mit Bewilligung der Herzoge Leopold und Friedrich an den Johanniterorden übertrug.[1]) — Ja noch mehr, die Schwester St. Johannsordens, wie sie sich selbst nennt, handelt im Jahre 1406 ganz ohne alle Beiziehung von Ordensobern um die ihr zustehende Barg St. Andreas am Zugersee, die ihre Vorfahren von der Herrschaft Oesterreich zu Lehen trugen. Sie versetzt dieselbe am Donnerstag vor unsres Herrn Auffahrt, mit Genehmigung Herzog Friedrichs von Oesterreich, an Peter von Moos, Bürger zu Luzern, um die Summe von 700 Gulden.[2]) Noch im Jahre 1683 sah Peter Steinkopf, damals Verwalter der Commenden Klingnau und Leuggern, die Gebäulichkeiten, die einst die Johanniterinnen daselbst bewohnt hatten; sie waren längst verlassen und zerfallen.[3])

Keine einzige Quelle meldet uns, wann und warum die Convente der Johanniterinnen in der Schweiz zu sein aufhörten; nur staubige Documente und dürre Einzeichnungen in Necrologien liefern uns den Beweis, daß die Convente der Johanniterinnen nicht, wie man bis dahin anzunehmen gewohnt war, bloß auf den Süden und Westen von Europa beschränkt waren. Die Ordenschroniken reden oft von dem Glanze, der sich ganz besonders dann entfaltete, wenn die spanischen Johanniterinnen, die Aebtissin an der Spitze, am Sonntag zur Kirche zogen; solches können wir von den Johanniterinnen in der Schweiz, deren Zahl ohnehin nie beträchtlich war, nicht berichten; dagegen aber haben wir Beweise beigebracht, daß unsre Johanniterinnen, nach frommen Gebrauche jener Zeiten, eifrig für das Wohl ihrer Seele und das Heil der leidenden Menschheit bedacht waren.

1) pfenning; wohl jährlichen Zinses. vgl. R. Cysat: Collectanea A. 244b Mss. auf der Stadtbibliothek zu Luzern.

2) S. Anton Philipp Segesser: Staats- und Rechtsgeschichte von Luzern I, 467 f.

3) Man schied also die Johanniterinnen in solche, die ausgehen durften, und in solche, welche die s. g. Clausur beobachten mußten. — Die von Mazzingen sind reichbegüterte Freiherrn im Thurgau; aus ihrem Geschlechte stammt die Fürstäbtissin zu Zürich, Elisabeth mit Namen, 1308—1340. — Bonifazius VIII. († 1303) verordnete bekanntlich für alle Johanniterinnen die Clausur, der Schwesterconvent in Tobel aber existirte damals wohl nicht mehr.

4) Ihre Namen aus dem Necrologium von Tobel, uns gefälligst mitgetheilt von J. A. Pupikofer, d. Z. Archivar in Frauenfeld. Die Johanniterinnen in Italien, Spanien und England standen unter Priorinnen.

1) Collectio Diplomatica des Grafen Nicolaus Friedrich von Mülinen in Bern. Mss. — Eduard Maria Fürst v. Lichnowsky: Geschichte des Hauses Habsburg, V. Band, Regesten. — Auch die Deutschordensschwestern in Hitzkirch trugen (zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts) von der Herrschaft Oesterreich Güter zu Lehen. — Habsburg-österreichischer Urbar, herausgegeben von Franz Pfeiffer. Bibliothek des literarischen Vereines von Stuttgart.

2) Geschichtsfreund der fünf Orte, VII. Band.

3) S. dessen Schrift: Der preiswürdige Sonnenberg. Baden 1683. 4°.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 52. Berlin, den 23. December 1863. **Nr. 52.**

Die Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Beirut.

[Von W. v. Seelhorst.]

Die Geschichte Beiruts verliert sich im grauesten Alterthume. Schon in der Mythologie wird sie genannt und von ihr erzählt, daß Beirut die Gattin des El war, des obersten Gottes, der seinen Sitz in dem heiligen Berge, dem Libanon, hatte. El schenkte die Stadt, deren Schutzgöttin seine Gattin war, dem Neptun und den Kabiren, d. i. Gottheiten eines über Kleinasien und Aegypten ausgebreiteten geheimnißvollen Kultus, die wahrscheinlich Beschützer der Fischer und Ackerbauern waren.*) Dieser Kultus blühete bei den Phöniziern besonders zu Berytus.

Die Stadt muß aber im Alterthum sehr unbedeutend gewesen sein, da sie nicht einmal in den Eroberungszügen Alexanders des Großen durch Syrien genannt wird, während dies von Byblus, dem heutigen Dschebeil nördlich von Beirut, der Fall ist.

Ein Rebellenhäuptling, Diodotos Tryphon, soll gegen den König Antiochus aufgetreten sein und sich die Gewaltherrschaft über einen Theil von Syrien angeeignet und den Namen eines Königs angenommen haben. Unter diesem soll Berytus gänzlich zerstört sein.

Unter römischer Herrschaft wurde die in Trümmern liegende Stadt durch römische Kolonisten wieder aufgebaut, und erlangte bald eine größere Bedeutung. Der Kaiser Augustus Marcus Agrippa erhob sie zur römischen Kolonie unter dem Namen Julia Augusta Felix mit dem Jus italicum, und dieselbe erhielt im ersten Jahrzehent der christlichen Zeitrechnung einige Cohorten als Besatzung.

Der jüdische König Herodes Agrippa I., der Enkel des Herodes des Großen, ein großer Verschwender, der von Tiberius längere Zeit in Rom im Gefängniß gehalten wurde, erhielt später den Königstitel und die Verwaltung des jüdischen Staats. Seine Vorliebe für schöne Bauten hatte er von seinem Großvater geerbt. Er fand aber bei dem Fanatismus des jüdischen Volkes mit seinen römischen Ideen großen Widerstand in Jerusalem und wählte daher Beirut zu seiner Residenz. Hier entfaltete er seine leidenschaftliche verschwenderische Baulust. Er baute ein Amphitheater, in welchem, nach Römer-Art, blutige Schauspiele und Gladiatoren-Kämpfe zur Belustigung des Volks stattfanden. Einst ließ er hier 700 Verbrecher mit einander auf Leben und Tod kämpfen. Damit gab er den Römern, seinen Bundesgenossen, ein ergötzliches Schauspiel, eine blutige Schlacht mitten im Frieden. Außerdem bauete er noch Bäder, einen Portikus und ein Theater, in welchem Musiker und Künstler aller Art ihre Wettkämpfe feierten. Agrippa starb 44 vor Christi Geburt.

Im Jahre 70 n. Chr. wurde Titus Flavius Vespasianus hier zuerst zum Kaiser ausgerufen und mit der Krone geschmückt. Er empfing hier die Huldigungen aus allen Provinzen des römischen Reichs. Mit ihm endete die Reihe unwürdiger Kaiser; er stellte die Ordnung in den Staatsgeschäften und die Mannszucht im Heere wieder her.

Am 10. August desselben Jahres fällt die Zerstörung Jerusalems durch Titus, des Kaisers Vespasianus Sohn. Noch immer aber fanden die Schwelgereien und die von Unmenschlichkeiten und Grausamkeiten begleiteten Schaugepränge und Schauspiele statt, womit in dieser Periode der römischen Geschichte die Kaiser und Feldherrn sich befleckten. So feierte Titus hier in Berytus den Geburtstag seines Vaters durch Gladiatoren-Kämpfe und Hinrichtungen von mehreren tausend Juden, die sich gegen die römische Herrschaft empört hatten.

Das Volk wurde durch die öffentlichen blutigen Schauspiele blutdürstig und vollständig entsittlicht. Alle bessern und edlern Gefühle wurden erstickt, das Volk fand nur Zerstreuung und Vergnügen an den schauderhaftesten Mordscenen. Im großen Kontrast mit dem Bestreben, der schlechten Unsitte der damaligen Zeit gemäß, der Blutgier des Volkes durch blutige und unmenschliche Schauspiele zu fröhnen, steht die Sorge der folgenden Kaiser Titus, Trajan, Antonius Pius und Mar-

*) Die Kabiren, unsren Kobolden und Gnomen der nordischen Sage ähnlich, waren Erdgottheiten, dem Vulcan und Ceres untergeordnet, Repräsentationen der inneren Triebkraft der Erde. D. R.

cus Aurelius für Hebung der Künste und Wissenschaften im ganzen römischen Reich, die sie zur höchsten Blüthe brachten. Ganz besonders war auch Beirut hierbei betheiligt.

Alexander Flavius gründete hier im 3. Jahrhundert eine Rechtsschule. Sie trug wesentlich dazu bei, daß die Rechtskunde im Orient einheimisch und die römische Sprache befestigt wurde. Beirut wurde der Sitz der Gelehrsamkeit und der Sammelplatz der Gelehrten und Staatsmänner. Die Schüler der Rechtsschulen wurden in einer 5jährigen Studienzeit bis zu den höchsten Aemtern des Staats vorbereitet. Von allen Seiten des Reiches, namentlich des Orients, strömte die Jugend der vornehmsten und reichsten Familien herbei, um hier Rechtsweisheit zu lernen. Die Hochschule erlangte mit der Zeit eine außerordentliche Berühmtheit, und nur die Schulen von Athen und Alexandrien konnten ihr zur Seite gestellt werden. Ueber Beirut breitete sich ein neuer nie geahnter Glanz.

Auch der Seidenbau, der im Orient sehr verbreitet war, schwang sich hier zu hoher Blüthe auf, und die hiesige Seiden-Industrie lieferte die kostbarsten Luxusartikel für das ganze römische Reich.

Indessen übte doch auch wieder der Verfall der Sitten einen so nachtheiligen Einfluß auf das geistige Leben der Völker, daß, wenn auch Künste, Wissenschaften und Industrie ihren Culminationspunkt erreichten, sie sich auf dem hohen Standpunkte nicht lange erhalten konnten. Allmälig verdunkelte sich der Glanz, welchen der Drang nach höherer Kultur hervorgebracht hatte, als eine furchtbare Katastrophe über Beirut hereinbrach. Am 20. November 529 fand ein furchtbares Erdbeben statt, das dem Glanze Beirut's mit einem Male ein Ende machte. Von den prachtvollen Palästen und öffentlichen Gebäuden blieb fast nichts stehen, als die Grundmauern. Eine große Anzahl Studirender und Tausende von Einwohnern wurden unter den Trümmern begraben. Die am Leben gebliebenen Lehrer und Zöglinge der Rechtsschule flüchteten sich nach Sidon, wohin, bis zum Wiederaufbau von Beirut, die Hochschule einstweilen verlegt wurde. Am Ende des 6. Jahrhunderts ist jedoch Beirut von Reisenden noch ziemlich zerstört gefunden worden, und hat seinen früheren Glanz nie wieder erlangt.

Im Jahre 638 fiel Beirut ohne allen Widerstand in die Hände der Araber, die mit Feuer und Schwert die Lehre Mahomed's verbreiteten.

Während der Zeit der Kreuzzüge kam Beirut in die Gewalt der Kreuzritter, die es im Jahre 1110 eroberten. Unter mancherlei Wechseln blieb es in deren Besitz, bis sie das heilige Land verloren. Die Kreuzritter hatten die Befestigungen von Beirut, namentlich unter Balduin IV., wieder hergestellt, und die Stadt ist noch jetzt mit ziemlich erhaltenen Mauern und Thürmen aus dieser Zeit umgeben.

Unter den Händen der Mahomedaner war an ein schnelles Aufblühen des untergegangenen stolzen Beirut nicht zu denken. Die Stadt konnte sich nur nach und nach wieder erheben, und dazu trug besonders die ungeheure Fruchtbarkeit des sie umgebenden Landes und die äußerst günstige Lage an der Meeresbucht bei. Es geschieht in der Geschichte lange Zeit keine Erwähnung von ihr, aber im vierzehnten Jahrhundert wird sie von Reisenden als eine Handelsstadt und als Hafenort von Damaskus genannt. In demselben Maße, wie Sidon sank, erhob sich Beirut.

Eine neue Aera beginnt für Beirut mit der Herrschaft Mehemed Ali's über Egypten und Syrien. Mehemed brach die willkürliche Gewalt der Paschas und befahl ihnen, Toleranz gegen Christen zu üben. Von da ab fanden wieder Niederlassungen von Europäern in Beirut statt, die frisches Leben brachten. Der Handel empfing einen neuen Impuls. Es bildete sich für die reichen Waaren von Damaskus und die von Europa in Beirut ein großer Handelsmarkt. Christliche Missionen schlugen hier ihren Sitz auf und breiteten sich von hier aus über ganz Syrien aus, ihre einflußreiche Thätigkeit entwickelnd. Die europäischen sowie die amerikanischen Staaten errichteten hier Consulate zum Schutz ihrer Unterthanen.

Der das Gedeihen Beiruts begünstigende Friedenszustand wurde jedoch auf einige Zeit wieder unterbrochen. Es galt der Vertreibung der egyptischen Truppen unter Ibrahim Pascha aus Syrien durch die Türken, unter Beistand der englisch-österreichischen Flotte und der Zurückführung Syriens unter die Botmäßigkeit der Türkei. Beirut war damals von 2000 Mann egyptischer Truppen besetzt. Am 10. September 1840 erschien die alliirte Flotte vor Beirut und begann ihr Bombardement, was bis zum 16. September dauerte und die 2000 Egypter nöthigte, die Waffen zu strecken. Das Bombardement hat an mehreren Gebäuden, namentlich an dem viereckigen Ruinenthurm, den die Römer erbaut haben und in welchem sich jetzt die Hauptwache der türkischen Garnison befindet, sichtbare Spuren zurückgelassen. Die Stadt verschmerzte dies aber bald und hat sich seitdem von Jahr zu Jahr vergrößert. Von den furchtbaren Ereignissen im Sommer 1860, der Massacre, ist Beirut verschont geblieben; es hat vielmehr seitdem an Wichtigkeit und Bedeutung gewonnen. Viele von den aus Damaskus und dem Gebirge vertriebenen Christen suchten und fanden hier Schutz; sie treiben Handel und Gewerbe und prosperiren durch Fleiß und Thätigkeit.

Beiruts commercielle Wichtigkeit tritt immer mehr hervor. Es bildet den Mittelpunkt des syrischen Handels mit Europa; auch die Wissenschaften treiben neue Blüthen und Früchte. Beirut hat eine gelehrte Gesellschaft mit einer Bibliothek und besitzt eine für die orientalische Literatur thätige und wichtige Presse. Die amerikanisch-protestantische Mission für den Orient hat hier ihren Sitz und Mittelpunkt. Die Erfolge ihrer Thätigkeit, hauptsächlich unter den zahlreichen Maroniten, die in dieser Gegend wohnen, sind sehr bedeutend. Sie wirkt ebenfalls durch die genannte Presse, die ihr Werk ist. Für eine deutsch-französische Gemeinde wirkt bekanntlich in segensreicher Weise ein Prediger, der vom Berliner Jerusalems-Verein gesandt ist. Die Befestigung der christlichen Lehre trägt viel dazu bei, den sittlichen Zustand der Bevölkerung zu heben und der europäischen Civilisation Eingang zu verschaffen. Das Einschreiten der europäischen Mächte zu Gunsten der syrischen Christen hat das Vertrauen gehoben, die Ausländer finden Schutz bei ihren

Consuln, die sich mit Umsicht und Thätigkeit ihren Interessen widmen. Sehr wichtig für den Verkehr nach dem Innern ist eine neu angelegte Fahrstraße über den Libanon nach Damaskus. Sie wird von einer französischen Compagnie ausgeführt. In Syrien und Palästina existiren solche Straßen nicht, man kann nur zu Pferde, Esel oder Kameel reisen und nur mittelst derselben Waaren transportiren. Durch jene Straße von Beirut nach Damaskus tritt ersterer Ort der Bestimmung als Hafen für Damaskus sehr viel näher, indem der Weg zwischen beiden Orten nicht nur erleichtert, sondern bedeutend verkürzt ist.

Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts ist Beirut eine große Zukunft prophezeit worden, und es ist auch bei der ungemein günstigen Lage Beiruts und der ihm gebotenen Gelegenheit zur Theilnahme an dem Welthandel außer allem Zweifel, daß jene Prophezeiung in Erfüllung gehen wird.

Das Vorkampfsrecht der Schwaben.

(Theodor von Liebenau.)

Durchgehen wir mit aufmerksamem Auge die Kriegsgeschichte des deutschen Volkes, das von jeher im Auslande sich des Ruhmes angestammter Tapferkeit erfreute, so findet es sich, daß die vielen Niederlagen, die sie aufweiset, nicht so fast auf die Anführer zurückzuführen sind, als auf die Zwietracht, die sich im entscheidenden Momente wegen des Vorkampfrechtes entspann. Dabei zeigt es sich recht auffällig, daß, je mehr sich die altgermanischen Rechte in Deutschland verwischen, desto mehr auch das Princip vergessen wird, nach dem in den Tagen der Noth gehandelt werden soll. Wie nämlich in den Zeiten, wo die Blutrache nicht nur gestattet, sondern auch geboten war, der zunächst beleidigte Theil zuerst dem Feinde entgegentrat, so finden wir auch bei gemeinsamen Kriegen der Deutschen in älter Zeit immer den Stamm an der Spitze eines kriegerischen Unternehmens, der von dem gemeinsamen Feinde zuerst beleidigt wurde. Es ist nun aber nicht uninteressant, daß gerade in jenen Tagen, wo die Stammherzogthümer, früher die Stützen der Nationalitäten, fast alle Kraft und Bedeutung verloren haben, der Streit um das Vorkampfsrecht gerade am heftigsten uns entgegentritt. Und hier sind es die Schwaben, die dieses Recht für sich beanspruchen.

Allerdings zeigt es sich, daß schon in der Schlacht an der Unstrut — im Jahre 1077 — die Schwaben gegen ihren frühern Herzog, der treulos die Sache des Kaisers verlassen, und sich zum Könige hatte wählen lassen, den Kampf eröffneten; aber daß sie Dieses kraft eines ihnen verliehenen Privilegiums thaten, findet sich nirgends aufgezeichnet.

In den Tagen, als das glorreiche Haus der Hohenstaufen auf dem Throne saß, war es natürlich, daß die Schwaben, in deren eigenem Lande ja die Wiege ihrer erlauchten Herrscher stand, in den Feldzügen auch an der Spitze standen.

Zur Zeit des unglückseligen Zwischenreiches aber verlieh König Alphons von Castilien als deutscher König — im Jahre 1256 — das Recht des Vorstreites urkundlich dem Herzoge von Lothringen (vergl. Leibnitz Codex Juris German. Diplom. Pars I, Nr. 13.) — Die Schwaben aber, bei denen sich nur das Bewußtsein erhalten hatte, daß sie seit undenklichen Zeiten das Recht des Vorstreites innegehabt hatten, ließen diesen Erlaß ganz unbeachtet. Das zeigt sich deutlich genug in dem sogenannten Spiegel deutscher Leute, und dem aus ihm abgeleiteten Schwabenspiegel, wo geradezu behauptet wird, Kaiser Karl der Große habe dem Schwabenherzoge bei einem Römerzuge auf ewige Zeiten das Recht des Vorstreites verliehen. Da es uns nun recht wohl bekannt ist, daß es in den Tagen Karl des Großen noch keinen Herzog von Schwaben gab, und daß man alle staatlichen Einrichtungen, deren Ursprung man nicht mehr kannte, wie z. B. die Einführung des westfälischen Fehmgerichtes, auf Lieblinge des deutschen Volkes übertrug,*) so will dieser Bericht uns nur so viel bedeuten, daß man in damaliger Zeit die Entstehungsart des Vorkampfrechtes der Schwaben nicht mehr kannte.

Als die Habsburger auf den deutschen Thron kamen, übten die Schwaben, auf deren Macht sich diese vorzüglich stützten, natürlicherweise das Vorkampfsrecht aus, so z. B. in der Schlacht auf dem Marchfelde und zu Luckau, bei welch' letzterm Treffen aber ihr Name einen Makel erlitt, so daß man fortan bei einem mißlichen Handel sagte: es geht hier, wie den Schwaben bei Luckau!

In späterer Zeit, als der kriegslustige Graf Johann von Luxemburg gegen Heinrich von Böhmen zu Felde zog, ließ er unter den Franken, Sachsen, Schwaben und Thüringern das Loos über den Vorstreit werfen. (Mutius in Chron. L. XIII.)

Nicht so vorsichtig war Herzog Albrecht von Oesterreich, von seinen Freunden der Weise, sonst aber der Lahme genannt, der, als er mit großer Macht vor der Stadt Zürich lag, seine Truppen um den Vorkampf streiten ließ, worauf Bischof Johannes von Constanz, einst dessen Kanzler, als ihm nicht vergönnt wurde, mit den unter seinem Befehle stehenden Schwaben den Kampf zu eröffnen, das Feld räumte, und dadurch den Herzog zwang, von der Belagerung der Stadt abzustehen. — Der gleichzeitige Chronist Albert von Straßburg, der uns diese Thatsache berichtet, fügt bei, den Schwaben sei das Vorkampfsrecht vom Kaiser Karl und von andern Fürsten bewilligt worden. — Auch Heinrich von Dießenhofen, Chorherr am Dom zu Constanz, sagt in seinem noch ungedruckten Geschichtswerke, bei Erwähnung obiger in das Jahr 1354 fallenden Begebenheit, das Vorkampfsrecht der Schwaben sei uralt.

Aber weit verhängnißvoller war der Streit um das Vorkampfsrecht der Schwaben für den Sohn Herzog Albrecht des Weisen, für Leopold den Biderben, Herzog von Oesterreich. Als dieser fehdelustige Fürst mit großer Mühe ein prachtvolles Heer gegen die Schweizer zusammengebracht hatte, erhob sich — wie uns dessen Hofpoet, Peter Suchenwirt, erzählt — in der ent-

*) Besonders gern auf Karl den Großen und Otto den Großen. — So behauptet z. B. auch Kaiser Maximilian I., Kaiser Otto der Große habe den Sachsenspiegel eingeführt, vergl. dessen Memorialbuch vom Jahre 1502, abgedruckt in Joseph von Hormayr's histor. Taschenbuch. 1827. Seite 207.

scheidenden Stunde zwischen den Schwaben und den stolzen Rittern aus dem Etschlande ein Streit um das Vorkampfsrecht, und während die Einen ruhig zusahen, wie die Andern von dem gemeinsamen Feinde erschlagen wurden, fiel auch Herzog Leopold, dessen Sache zu verfechten sie gekommen waren, in der blutigen Schlacht bei Sempach, am 9. Juli des Jahres 1386.

Allein auch aus dieser Niederlage ersahen die Schwaben noch nicht, daß Eintracht nur siegt und vereinte Kraft.

Das zeigte sich bald darauf in der Schlacht bei Nicopolis, in der sich die Schwaben mit den Böhmen um das Vorkampfsrecht stritten, während gleichzeitig die Franzosen, um hier die Ersten zu sein, aus gleichem Streben sich gegen alle Regeln der Kriegskunst mit den Türken in ein unzeitiges Treffen einließen, in Folge dessen die ganze Schlachtordnung in Unordnung gerieth. — Als aber die Schwaben, deren Viele in diesem Treffen in türkische Gefangenschaft geriethen, heimgekehrt waren, wußten sie nichts besseres zu thun, als ihre Beschwerden dem Kaiser und den Reichsfürsten vorzulegen, mit dem Bedeuten, daß sie von ihren Eltern und Voreltern nie etwas anderes gehört haben, als daß von jeher die Schwaben das Vorkampfsrecht ausgeübt haben. Diese Erklärung gaben vierhundertsiebenundfünfzig Grafen, Freiherrn, Ritter und Knechte ab. (Urkunde vom Jahre 1392, abgedruckt in Lüning's Reichsarchiv VIII. 3, 32–34, Burgermeister Codex Diplom. Equestus pag. 1 ff. und an vielen andern Orten.)

Ob und wie nun diese Sache geordnet wurde, ist uns unbekannt; dagegen aber steht fest, daß sich in Folge der Schweizerkriege sowohl Schlachtordnung als Bewaffnung der Deutschen änderte, und diesem Umschwunge ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß sich fortan die Nachrichten über das Vorkampfsrecht der Schwaben gänzlich verlieren.

Krenkingen und Zollern.

(Von Theodor von Liebenau).

Der Klettgau, reich an alten Burgen, ist die Heimat mehrer trefflicher Adelsgeschlechter, unter denen dasjenige der Freiherren von Krenkingen nicht die letzte Stelle einnimmt. Diese Familie, die schon im Jahre 1083 urkundlich sich nachweisen läßt, war im zwölften Jahrhundert aus dem Algau in den Klettgau eingewandert, und besaß unter andern die Festen Weissenburg und Thiengen; sie galt als eine der reichsten der ganzen Umgegend und rühmte sich, ob mit Recht, wollen wir später untersuchen, von Niemandem Lehen zu tragen. — Ja, als Kaiser Friedrich I. nach Thiengen kam, blieb, wie die Sage meldet, der Freiherr von Krenkingen vor der Hausthür an seinem Orte sitzen und entblößte nur, als der jubelvolle Zug vorbeigezogen, sein Haupt, wie er es Grußes halber vor jedem achtbaren Fremdlinge zu thun gewohnt war. — Augenblicklich machte der Kaiser Halt und redete also zu dem von Krenkingen: „Wer seid ihr, daß bei euch kaiserliche Majestät ihre Achtung nicht findet, und warum stehet ihr nicht auf, wie doch sonst Dienstmannen zu thun schuldig sind?" — Ruhig, aber mit der ihm eigenen Festigkeit antwortete der Ritter: „Mein Name ist Krenkingen; mein Geschlecht alt, an Gütern, Leib und Sachen bin ich so frei, daß ich weder vom Kaiser, noch einem andern Herrn etwas zu Lehen trage. Jener ist, als frei erwähltes Oberhaupt des deutschen Volkes, Herr meines Willens, so lange er kaiserlich Regiment führt, für meiner Güter Herrn aber erkenne ich ihn nicht an!" — Dieser Antwort wurde Barbarossa herzlich froh, freundlich blickte er den von Krenkingen an und sprach: „Ihr seid ein werther, hochachtbarer Herr, der die rechten Gedanken hat von der Freiheit und den Pflichten eines freien Mannes! Auf daß ihr aber dem Reiche größere Dienste leisten möget, so empfahet, wenn ihr wollt, ein Lehen, und das Recht, für euch und eure Nachkommen Münzen mit des Kaisers Bildniß zu schlagen. Denn männiglich soll wissen, daß ich euern adeligen Sinn in Ehren halte und ihn nimmer kränken will." [1])

Aber eben dieses stolze Geschlecht war auch von ritterlicher Fehdelust beseelt und wagte nicht nur mächtigen Abteien, sondern auch dem römischen Könige Rudolf von Habsburg die Spitze zu bieten. [2]) Natürlich wurde durch solche allzukühne Unternehmungen der Reichthum des Hauses bedeutend verringert, aber das Ansehen des Geschlechtes blieb sich dennoch gleich. Dafür bürgt uns besonders die Heirath des Freiherrn Heinrich von Krenkingen mit Sophia, der Tochter des Grafen Friedrich von Zollern, geschlossen in der Fastnacht des Jahres 1328.

Heinrich von Krenkingen, Sohn des Freiherrn Lüthold und der Adelheid von Usenberg, war damals wohl im Dienste der Herzoge von Oesterreich, wie uns eine Urkunde zeigt, die von den Herausgebern der Monumenta Zollerana, so weit uns bekannt, nicht beachtet wurde. — Es war nämlich am Tage des heiligen Blasius (3. Februar) des Jahres 1328, als Freiherr Lüthold von Krenkingen für sich und seinen Sohn Heinrich bekannte, daß ihm Herzog Leopold von Oesterreich den Zoll zu Dießenhofen um die Summe von zweihundert Mark Silbers Schaffhauser Gewichtes versetzt habe, die er ihnen als Heimsteuer der Sophia von Zollern, Tochter des Grafen Friedrich von Zollern und Gemahlin des genannten Heinrich von Krenkingen, zu zahlen schuldig sei. — Sie gelobten auch, wenn ihnen der Herzog diese Summe zurückgezahlt habe, ihm den Zoll wieder zu überlassen. [3])

Die Ehe des Freiherrn Heinrich von Krenkingen [4]) mit der Gräfin von Zollern scheint kinderlos geblieben zu sein, wir wenigstens konnten keine Urkunde auffinden, die uns das Gegentheil dargethan hätte.

1) Felix Maleolus (Hämmerlein) de nobilitate et rusticitate; vgl. Oelenschläger: Goldene Bulle. S. 202. Crusius: Schwäbische Chronik I, S. 666.

2) J. E. Kopp: Geschichte der eidgenössischen Bünde I, 626.

3) Die Urkunde ist vollständig abgedruckt in Dr. J. Schauberg's Zeitschrift für noch ungedruckte schweizerische Rechtsquellen Band II, Seite 104.

4) Heinrichs Bruder war jener Diethelm von Krenkingen, der laut Urkunde vom 10. April und 9. Herbstmonat 1317 das Recht erhielt, mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg und dem Freiherrn Lütold von Regensburg das Kleinod des Brakenhauptes auf dem Helme zu führen. — Falkenstein: Codex Diplom. pag. 108. Lang: Regesta Boica V, 355, 366.

Die Anstalt für jugendliche Verbrecher in Parkhurst bei Portsmouth in England

ist für Knaben unter 17 Jahren bestimmt. Der Zweck der Anstalt ist natürlich, neben der Strafe zugleich die Knaben zu erziehen und sie für ferneres selbstständiges gutes Fortkommen in der Gesellschaft tüchtig zu machen. Es scheint besonders der Thätigkeit des Vorstandes, Capitain Hall zu verdanken, daß durch seine Einrichtungen und eigenen Bemühungen dieser Zweck sehr vielfach erreicht und die verschiedenen Anstalten für Verwahrloste im Lande (reformatories) dieselben sich meist zum Muster nehmen. Auch hier haben wir wieder — wie bei den übrigen englischen Gefängnissen — die zwei Perioden der Strafzeit; zuerst Einzelhaft und dann gemeinschaftliche Arbeit. Die Localität für die erstere, „the probationary ward," enthält 123 Zellen, und eine derselben wird dem Neuankommenden zugewiesen. Hier stellt ihm der Gouverneur seine Lage ins Licht und erklärt ihm, wie künftig vermehrte Annehmlichkeit derselben und sein künftiges Glück überhaupt von seiner Aufführung während der Gefangenschaft abhänge. Früher wurde die Einzelhaft streng durchgeführt (seit 1844); neuerdings ist sie sehr gemildert. Die Knaben bringen in der Regel ihre Zeit in der Zelle zu, sind aber in der Schule und zum Theil im Hofe während der Recreationsstunden vereinigt.

Für den Schulunterricht sind täglich 3 Stunden Vormittags und 4 mal in der Woche ebensoviel Nachmittags bestimmt; am Mittwoch und Samstag Nachmittag wird das Haus und die Zellen von den Knaben gefegt und gereinigt. Die Zelle enthält Hängematte, Tisch und Stuhl, Schuhbürsten und Kehrbesen. Jeder Knabe hat eine Bibel, Gebet- und Gesangbuch, Tafel, Schulbücher und einen Band aus der Anstalts-Bibliothek, welcher ihm wöchentlich gewechselt wird.

Auf Reinlichkeit wird außerordentlich viel gehalten. Bäder müssen regelmäßig genommen werden. Die Einzelhaft kann nach Umständen bis zu 5 Monaten ausgedehnt werden, dann findet der Uebergang zu den „general wards" statt, in welchen der junge Sträfling den ganzen Tag über in Gesellschaft der andern sich befindet und nur bei Nacht abgesondert schläft. Die general wards sind in Sectionen von je 30—36 Knaben getheilt, über welche mehrere Aufseher gesetzt sind, von denen einer wöchentlich über die Aufführung jedes Einzelnen der Gefangenen zu berichten hat. Die Kost ist dieselbe wie in dem probationary ward. Die Knaben werden auf einem Landgut, das mit der Anstalt in Verbindung steht, zur Feldarbeit angehalten, Morgens von 8—12 und Mittags von 1—6, außer wenn die Schule besucht werden muß, was für jeden wöchentlich einmal Vormittags auf 4 Stunden und einmal Nachmittags auf 5 Stunden der Fall ist. Hat ein Knabe 4 ganze Monate in den general wards zugebracht, ohne für irgend ein Vergehen bestraft worden zu sein, so erhält er ein Abzeichen in Form eines auf den rechten Aermel genähten rothen Tuchschildchens, auf welchem die Nummer 2 weiß aufgenäht ist. Dieses Abzeichen berechtigt zur Erlaubniß, vierteljährlich einmal mit Eltern oder Freunden zu correspondiren, ferner wöchentlich 3 Pence gutgeschrieben zu bekommen, endlich am Sonntag zu einer Vermehrung des Mittagsessens mit einem guten Stück Plumpudding und an Werktagen zur Theilnahme an einer freiwilligen Lese- und Schreibstunde von 7—8 Uhr des Abends.

Sobald das erste Abzeichen drei Monate lang, ohne daß eine Strafe vorkam, getragen worden ist, wird es gegen ein anderes ausgetauscht, das die Nummer 1 weiß auf rothem Schild trägt. Nach drei weiteren Monaten kommt Nummer 2 auf blauem Grund, mit wöchentlich gutgeschriebenen 6 Pence, und wenn dies 6 Monate untadelhaft getragen worden ist, Nummer 1 auf blauem Grund. Verfehlungen ziehen neben den dafür angesetzten Strafen auch den Verlust, aber doch die Suspension dieser Ehrenauszeichnungen nach sich. Knaben mit der höchsten Nummer bekommen ein Stück Gartenland zugetheilt, in welchem sie an Sommerabenden aber den Tag über in Recreationszeiten arbeiten dürfen. Ist dieselbe 8 Monate getragen worden, so ist die Folge davon, daß ihr Inhaber für die 18 letzten Monate seiner Strafzeit in „die zweite Abtheilung der Freiheitsklasse" versetzt wird. Hier ist nun der Unterschied sehr bedeutend; die Zuchthauskleidung wird abgelegt und mit gewöhnlicher Arbeiterkleidung vertauscht; auch die Kost bekommt etwas mehr Abwechselung. Die erste Abtheilung erhält zum Theil Geschäfte, deren Uebertragung ein gewisses Vertrauen voraussetzt, welches die jungen Leute sehr hoch anzuschlagen pflegen. Sie haben auch die Erlaubniß, sich ohne besondere Aufsicht frei innerhalb der Anstaltsräumlichkeiten zu bewegen. Der wohlthätige Einfluß jenes Systems verschieden bevorzugter Klassen ist sehr deutlich. Im Jahre 1849, als es noch nicht eingeführt war, kamen bloß 23% der Knaben ungestraft durch; im Jahre 1852 bereits 69%.

(Blätter für das Armenwesen.)

Litteratur.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg. II. Bd. Das Oderland (Barnim, Lebus) von Theodor Fontane. Berlin, Verlag von W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1864.

Wir haben bereits den ersten Band dieses Werkes in Nr. 50 unsres Jahrganges von 1861 mit gerechter Freude begrüßt, und es gereicht uns zu wahrer Genugthuung, nach Durchlesung des II. Bandes unser Urtheil nicht zurückzunehmen, sondern neu bekräftigen zu dürfen. Wir begegnen wiederum dem „historischen Landschafter", wie wir wohl Fontane künftig werden nennen müssen, wenn von vaterländischer Litteratur die Rede ist, und überlassen uns willig seiner Führung. Wissen wir ja nicht nur, daß er uns den richtigsten, sondern auch anmuthigsten Weg führt, und alle reizenden Plätzchen kennt, um — einzukehren. Die Artikel: Königs-Wusterhausen, Teupitz, Mittenwalde, Freienwalde, Friedland und Cunersdorf sind unsren Lesern bereits aus unsren Jahrgängen 1862 und 1863 bekannt, wir berühren sie also nicht mehr. — Die Geschichte — (nämlich die ewige Geschichte eines Volks) hängt wesentlich am Orte, nicht an der Person. Der Ort ist die Wahlstatt aller Thaten, das Individuum nur Mittel dazu, und sei es das edelste. Der Ort bleibt mit seinen Erinnerungen, der Mensch, der Held — muß sterben. Das ist die große Basis aller Darstellungen Fontane's, das tragische Weh, und zugleich der frühlingshelle Hoffnungshauch, es ist das alte Göthe'sche:

„Steht nicht länger gramgebeugt,
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie vou je er sie gezeugt!" —

was sich über unseres Verfassers Landschaftsdilder breitet. — Diesmal ist's bas Oderland, was wir durchstreifen. Wir sitzen mit unsrem Führer auf dem Dampfer, der eben vom hellen Franlfurt abging, lassen den Gipsfigurenhändler schwätzen, die Flötzer schimpfen und überblicken die Ufer im Wandeldilde. Es ist gewissermaßen eine rasche Reoue, die wir auf dem Rücken der Oder über die Dörfer- und Stäbtekompaneien adhalten, welche wir dann später gemächlich genaner inspiziren. — Tamsel zuerst, und die Manen des stolzen Hans Adam von Schöning begrüßen wir, begleiten ben Helden nach Fehrbellin, in den Türkenzug gen Ofen, nehmen Partei im Streit wider den „llugen Barsus", sehn ihn in des Herrschers Gunst sallen und, auch aus Sachsen oerdrängt, in Tamsel ewige Ruhe finden. Dieselben Räume erzählen von dem großen Kronprinz Fritz nnd seiner Freundin, der schönen Fran von Wrech. Das Zorndorfer Schlachtfeld und das Blumenthal sind zwei ergreifende Gegensätze, und Prebikow wie Schloß Cossenblatt, mit den Mahnen der Barfus unb dem dämonischen Ende der alten Ministerin, geben ein geheimnißvoll düstres Bild der Romantik wie der Roccocco-Zeit. Steinhöfel mit den Wulffen, namentlich den beiden Massows, dann Buckow, die Märlische Schweiz und der Schermützel-See, endlich das Oderbruch dilden eine buntwechselnde Bilderreihe von Natur und Geschichte, Sage und Kulıur, Gewesenem und Gewordenem! In Moeglin und Aldrecht Thaer lacht uns die lichte Hoffnung des Landbaus an, die geisterhaften Uchtenhagen aber auf bem Freienwalder Schloßberge flüstern uns trübe zu: „ich muß doch sterden und din so jung". — Trampe, Lichtenfelde, Werbellin, Friedersdorf und die beiden Marwitze, jeder ein ritterlich Original in seiner Art, und Quilitz mit den Prittwitz und Hardendergs bringen uns ein Stück modernen kräftigen Ledens des Vaterlandes in Erinnerung. Das Pfulen-Land endlich mit seinem alten Herrngeschlecht, von Gustav Adolph dis in unsre Tage mit deutscher Geschichte verflochten, und Kienbaum, die stille Zeidlerstätte im Walde, schließen das Buch. — Od dieser II. Band reichhaltiger als der Erste, ob er an Landschafts- und Geschichtsbilbern ergiediger, ist eine Sache, über die sich streiten läßt, welche aber lediglich vom Orte abhängt; jedenfalls ist Fontane sich seldst nirgend untreu geworden, und wir wünschten lebhaft, daß er durch's ganze preußische, ja, wenn es ginge, durch alles deutsche Land seine Wanderungen fortsetzte. Jedenfalls würde er dana dem Kleineren, weniger Bedeutenden entsagen müssen, Orten und Namen, an denen vielleicht kanm Erhebliches gelegen ist, um nur die gewaltigsten Punkte allein ins Auge zu fassen, wo Natur und Geschichte deutscher Flur am lautesten zu Geist und Herzen reden. Das ist nun wohl ein Wunsch, aber für Fontane soll es gewiß kein versteckter Tadel sein. A. E. B.

Eine französische Johanniterordens-Geschichte.

Es ist seit Bertot kaum etwas von Belang oon Franzosen über den Ritterorden oam Spital geschrieben woeden; die Schrift Victor Lefever's war weiter nichts als eine bis 1832 fortgeführte Liste der französischen Ordensrittee mit einer chronologischen Tafel der Großmeister; desto dankenswerthee ist es gewiß, daß ein französischer Ordensritter, Herr oon Montagnac, jetzt mit einer größern Arbeit über den Orden in die Oeffentlichkeit tritt. Herr von Montagnar behandelt in seinem Werke (Histoire des chevaliers de Saint Jean de Jerusalem, devenus chevaliers do Rhodes, puis chevaliers de Malte par Elizé do Montagnac, Paris 1863) alleedings nur die Geschichte des Verfalls der mächtigen Ritteebrüderschaft, er giebt, so zu sagen, eine Ergänzung des Bertot'schen Buches, aber er füllt damit auch eine wirkliche Lücke. Die geistlichen Ritterorden harren nach ihers Geschichtsschreibers, nicht eines Herolds ihrer Ritter- und Liedesthaten, sondern eines Schriftstellers, welcher es oersteht, den unermeßlichen maralischen und socialen Einfluß dieser gewaltigen Ritterbrüderschaften auf iher Zeit darzulegen und iher Bedeutung für die Bildung der modernen Gesellschaft nachzuweisen. Füe einen solchen Geschichtsschreiber hat der Ritter oon Mantagnar eine oartreffliche Vorardeit in seinem Werke niedergelegt, denn wir haben hier eine Sammlung von historischen und diplomatischen Documenten oar uns, die mit großer Sorgfalt aus den Archioen der oerschiedenen Länder, in denen der Jahanniter-Orden einst blühete oder noch blüht, gesammelt, oerständig geardnet und gewissenhaft oerglichen worden sind. Der Band ist, so oiel uns dekannt, nicht im Buchhandel zu haben und in einer nur beschränkten Anzahl oon Exemplaren, aber mit graßer Sorgfalt gedruckt und oertheilt worden, doch wurde uns milgetheilt, daß an einem zweiten Abdruck gearbeitet werde. Wir konnten uns nicht bei der kurzen Zeit, innerhalb weicher uns das Buch duech hohe Gnade zur Verfügung wae, und durch Vergleichung oon einigen uns bekannten Documentea von der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit des französischen Ordensritters überzeugen und duech flüchtiges Lesen verschiedener Abschnitte z. B. über die Säcularisation der französischen Commthureien, oan der Bedeutung der Arbeit eine Ansicht gewinnen. Einige französische Phrasen muß man freilich auch hier mit hinnehmen, aber das ist man ja schon gewohnt und thut es gern, wenn die Sache nur sanst der Mühe lahnt. Es lahnt aber der Mühe, und zwar nicht nur hier, sondern bei einee ganzen Reihe van historischen Monographien, welche die neueste französische Litteratur, seit etwa zehn Jahren, aufzuweisen hat. Der Vorwurf der Flüchtigkeit und Unzuoerlässigkeit, den man den historischen Arbeiten der Franzosen gegenüber in Deutschland nur allzu oft erheben hört, trifft diese Schriften meist gar nicht mehr; wir fürchten fast, daß eine leichtfertige und noch mehr eine tendenziöse Buchmacherei bei uns gegenwärtig mehe zu Hause ist, als in Frankreich. Es giebt sich dort kund, daß eine gute Anzahl oon ernsten, fleißigen und geistvollen Männern, welche, strengen legitimistischen Familien angehörig, jetzt weder im Heer noch im Staat einen Spielraum für eine ehrenoolle Thätigkeit finden wollen und können, sich mit ebenso mühevollen als dankenswerthen Studien in der Specialgeschichte beschäftigen, und so in Biographien und Monographien aller Art ein historisches Material beschafft haben, oor welchem man den höchsten Respect haben muß. Die Arbeit des Ritters von Montagnae nimmt einen ehrenvollen Platz unter diesen Schriften ein. G. H.

Zwischen Sumpf und Sand. Vaterländische Dichtangen von George Heseliel. Berlin 1863. B. Behr's Buchhandlung. (E. Bock). Preis 15 Sgr.

Der hochbegabte Dichter, dessen ächt oaterländische Gesinnungen das Kennzeichen aller seiner zahlreichen Werke sinb, hat uns in seinem „Zwischen Sumpf und Sand" eine gar schöne Gabe dargebeacht, weiche nicht nur in der Mark, die den Stoff zu diesen Dichtungen gegeben, sondern in den weitesten Kreisen mit Freuden begrüßt werden wird. — Landschaftsbilder wechseln mit kernigen Volksliedern, Balladen, Kriegs- und Soldatenliedern, die gewiß bald im Munde des Valkes sein werden, denn der Dichter oersteht den Ton einer ächten Volksweise za treffen, wie selten einer! X.

Zur Nachricht.

Das für ben Kapitel-Saal des Schlosses in Sonnenburg bestimmte, vom Maler Fritz Hummel vortrefflich ausgeführte Bilbniß des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ist jetzt in der L. Sachse'schen Kunsthanblung, Jäger-Straße Nr. 30 hierseldst, ausgestellt.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter dee Adresse: Herrn A. E. Beachvogel, Redakteur des Wachenblattes des Jahanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, erbeten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 53. Berlin, den 30. December 1863. Nr. 53.

Die Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Maximilian Theodor von Schlegell, Generalmajor und Kommandeur der 27. Infanterie-Brigade. Ehrenritter seit 1856. † zu Düsseldorf 18. December 1863.

Ausflug von Beirut nach Deir el Kala'at.

[Von W. v. Seelhorst.]

Auf einem der höchsten Berge des Libanon, so weit man denselben von Beirut aus übersehen kann, liegt das Maronitenkloster Deir el Kala'at, d. h. Kloster der Festung, weil dasselbe auf den Grundmauern einer Ruine erbaut ist, die man früher für eine Festung hielt, in Wahrheit aber die eines Tempels aus der Heidenzeit ist. In etwa drei Stunden kann man diese Höhe von Beirut aus erreichen.

Wir ritten am 20. August mit Sonnenaufgang aus Beirut, nahmen unsern Weg nach der Mündung des Nahar-Beirut, passirten dann die Vorstadt, die sich mit ihren Oliven-, Feigen- und Maulbeerbaumpflanzungen bis weit in die Ebene des Flusses erstreckt, und durchritten den Fluß etwa eine halbe Stunde oberhalb seiner Mündung. Das Bett ist mit felsigem Geröll angefüllt, das im Winter durch gewaltige Wässer von den Bergen herabgestürzt wird. Im Sommer trocknet der Fluß fast ganz aus und wir hatten daher nur eine kurze seichte Stelle zu passiren. Die Uferränder desselben waren mit der schönsten Vegetation geschmückt, mit Gebüschen und Sträuchern vom hellsten bis zum dunkelsten, vom saftigsten bis zum mattesten Grün in den reizendsten Schattirungen. Ein dichtes Gebüsch von Oleander mit seiner rothen Blüthenpracht, hohes Schilf, Binsen, Bäume und Sträucher, die alle die Feuchtigkeit lieben, ziehen sich an den beiden Flußufern entlang und bilden die anmuthigsten Abwechselungen. Noch eine kurze Strecke hatten wir zwischen den Gärten der Beirut-Ebene zu reiten und dann begann das steile Aufsteigen des Gebirges und setzte sich fort, bis wir auf der Höhe desselben angekommen waren.

An den steilen Abhängen des Gebirges hat man Terrassen gebildet und diese durch starke Steinmauern gegen das Abspülen des Erdreichs durch Regenwasser geschützt. Wegen des starken Abfalles sind die Terrassen oft nur einige Fuß breit und enthalten nur eine Reihe Bäume. Die Erde im Gebirge hat überall ein röthliches Ansehen und ist außerordentlich fruchtbar. Wo in der Nähe nur ein Quell sprudelt, da haben die Landbewohner Anstalten getroffen, daß das angrenzende Land bewässert werden kann. Sieht man nach dem Gebirge von unten hinauf, so ahnt man gar nicht, was für eine herrliche Vegetation und Fülle auf den Terassen herrscht und welche Betriebsamkeit man dort findet. Denn man erblickt von denselben nur die Mauern, welche mit den Felsen gleiche Farbe haben, und nur eine Reihe Bäume, die eine spärliche Anpflanzung vermuthen lassen. Steigt man aber hinauf in das Gebirge, so sieht man sich mitten in die schönsten Anpflanzungen von Oliven, Feigen, Maulbeerbäumen versetzt. Die frische Erde, der herrliche grüne Farbenschmuck der Bäume mit ihren Früchten gewähren einen reizenden Anblick. Man sieht nun von oben die ganzen Anpflanzungen der Terrassen und muß die Betriebsamkeit bewundern, die in den Berggeländen herrscht. Je höher man hinaufsteigt, desto mehr schöne grüne Gärten übersieht man, die mit dem Bergabhang und der darunter liegenden weiten Ebene von Beirut endlich nur ein großer zusammenhängender Garten zu sein scheinen, der von einer unabsehbaren Meeresfläche begrenzt wird. Dieses schöne Bild von syrischer Landschaft begleitete uns auf unserm ganzen Ritt, wurde immer größer, je höher wir kamen, und je größer es wurde, desto mehr gewann es an Pracht.

Die letzte Strecke, die wir nach dem Kloster zurückzulegen hatten, war steil und beschwerlich. Die Gartenkultur nahm ab, ging endlich ganz zu Ende und machte einem hochstämmigen Pinienwalde Platz, welcher den ganzen obersten Abhang einnahm.

Hier auf dieser Strecke begegnete uns eine lange Reihe von Kameelen, welche den sehr beschwerlichen Weg hinunter in die Ebene zu machen hatte. Es war ein Transport von Baumstämmen aus dem Walde, die man

an Ort und Stelle vierkantig behauen hatte. Interessant war es, die Art und Weise, wie der schwierige Transport bewerkstelligt wurde, zu beobachten. Jedes Thier trug einen Stamm der Länge nach auf dem Rücken, der auf einer Art Sattel mit Stricken befestigt war. Das hintere Ende des Balkens, das weit über das Thier hinausragte, wurde an Stricken von dem Treiber festgehalten, der dadurch verhinderte, daß das vordere Ende nicht bei jedem Schritt vorn über fiel und dem Kameele auf den Kopf schlug. Höchst interessant war es, die Vorsicht der Lastthiere zu beobachten, mit welcher sie ihren Kopf zu schützen suchten, sie mußten sich jedenfalls der großen Gefahr bewußt sein, welche ihnen bei jedem Schritt drohte. Sie hielten die Köpfe ganz tief und schritten nur langsam vorwärts, so daß sie bei jedem Schritt durch Zurufen angetrieben werden mußten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Cedern zu dem Tempelbau Salomonis vom Libanon nach Jerusalem auf dieselbe Weise geschafft wurden, denn die Sitten, Arbeits- und Transportweisen sind bei den Orientalen noch heute so, wie sie in der Bibel beschrieben werden.

Wir ritten nicht direkt nach dem Kloster hinauf, sondern bogen links ein nach dem Dorfe Bêt Miry, das auf demselben Bergrücken steht, auf dem das Kloster liegt. An dem Wege dahin, dicht unterhalb des Dorfes, trafen wir eine Quelle, die zwischen Felsen hervorsprudelte. Sie ist von einer kleinen Steinhalle überbaut und mit einer Tränke für das Vieh versehen. Vor der Quelle war ein freier Platz, von einer großen Eiche beschattet, auf welchem Araber mit ihrem Vieh lagerten. Der ganze Platz stellte ein liebliches, anmuthiges Bild dar, dem man oft auf den Touren im Libanon begegnet.

Der größte Theil des Dorfes Bêt Miry war im Jahre 1859 von den Drusen zerstört worden. Die Bevölkerung des Dorfes hatte zum Theil aus Drusen, zum Theil aus Christen bestanden, unter denen eine gegenseitige ältere Feindschaft herrschte. An einigen anderen Orten waren auch schon blutige Vorspiele der Massacres von 1860 vorgekommen; hier endeten sie mit der Zerstörung des Dorfes. Das zerstörte Dorf gewährte einen traurigen Anblick. Von den Häusern standen nur die vier Wände, vom Feuer schwarz gefärbt; die Dächer waren herabgerissen und die Thüren eingeschlagen. Die hier im Dorfe noch wohnten, waren Drusen. An einer Stelle, mitten in einer Reihe zerstörter und niedergebrannter Häuser, war eine Christenfamilie beschäftigt, ihr Haus wieder aufzubauen.

Der Weg von Bêt Miry nach dem Kloster führt auf dem sehr steinigen Gebirgskamm entlang, durch ein Eichenwäldchen. Die Eichen waren von einer eigenen, uns hier bis jetzt noch nicht vorgekommenen Art. Der Stamm ist dünn, 6—7 Fuß hoch; die Blätter sind etwa einen Zoll lang, einen halben Zoll breit, rundlich, die Ränder buchtig und mit Stacheln versehen. Die Zweige sind dünn, rankenartig, nach unten gebogen. Durch das letztere namentlich unterscheidet sich der Baum von der großstämmigen, starkästigen Eiche, die in der Ebene von Beirut häufig angetroffen wird, welche ebenfalls kleine stachliche Blätter hat. Einige Mönche des Klosters waren mit Holzfällen im Walde beschäftigt. Sie grüßten uns freundlich und zeigten uns den Weg zum Kloster.

Dasselbe besteht aus fünf Gebäuden, die einen Hof einschließen. In dem größten, das gegen den Aufgang der Sonne steht, wohnen die Mönche. Von einer Gallerie führen die Thüren in die Zimmer. Ein alter Mönch mit weißem Barte kam uns entgegen, als wir in den Hof ritten, hieß uns willkommen, half uns, als wir abgestiegen, unsere Pferde anbinden, und führte uns dann hinauf nach den Zimmern. Wir wurden überall freundlich empfangen und nach orientalischer Sitte mit Kaffee und Limonade bewirthet.

Das Kloster hatte auch bei der Katastrophe vom Jahre 1860 stark leiden müssen. Die Mönche hatten bei Zeiten die Flucht ergriffen; aber das Kloster und die Kirche waren der Zerstörungswuth der Drusen Preis gegeben. An den Gebäuden sah man noch die Spuren des Feuers, welches die Mauern, Thüren und Fenster schwarz gefärbt hatte. Die Mönche erzählten uns, daß die Drusen alle Gebäude des Klosters zerstört hätten und nur die vier Wände stehen geblieben wären. Den Altar in der Kirche hatten sie zertrümmert, die Bilder zerrissen, Bibel und Katechismen verbrannt. Eines der Altarbilder hatte einen großen Riß quer durch, den man wieder zugeklebt hatte. Es war ein altes Bild, und gewiß hatte es die ältere Christenverfolgung miterlebt.

Seit der letzten Einäscherung war das Kloster wieder hergestellt worden. Bei dem ursprünglichen Bau hat man die Grundmauern einer alten Ruine zu den Fundamenten des Klosters benutzt. Viele Steine, die zum Bau verwendet waren, trugen lateinische und griechische Inschriften. Einer derselben schien ein Stück einer großen Tafel gewesen zu sein, die man zerschlagen und auf diese Weise zum Bau benutzt hatte. Es war leider nicht möglich, von der Schrift etwas zu entziffern, da dieselbe durch Verwitterung undeutlich geworden, an anderen Stellen auch durch's Behauen verdorben war. Es hat hier jedenfalls ein Tempel gestanden, die Geschichte weist aber darüber nichts Näheres nach. Die vorgefundenen Inschriften, die von früheren Reisenden mit großer Sorgfalt copirt und übersetzt worden sind, haben über diesen Tempelort nichts Sicheres ergeben. Dennoch ist es viel wahrscheinlicher, daß hier ein Tempel gestanden hat, und keine Festung, wie man früher meinte, und worauf der Name deutet. Die Grundmauern des alten Tempels haben eine Länge von 106 Fuß und eine Breite von 56 Fuß. Auf einem Theil derselben ist das Kloster und die Kirche erbaut, der andere Theil liegt frei. Das Material zu diesen Gebäuden fand sich hier fertig zur Stelle und bestieht aus sehr schönen röthlichen, regelmäßig behauenen Werksteinen; jeder Stein hat eine Höhe von 4, eine Breite von 5 und eine Länge von 8 Fuß. Von einer doppelt übereinander liegenden Reihe solcher Steine ist auf der Ostseite der Kirche ein frei liegender Platz umgeben und eingeschlossen, und außerhalb, namentlich gegen die Ostseite, liegen große Massen dieser behauenen Steine aufgethürmt, als ob sie über einander gestürzt wären. Die Ruinen dehnen sich gegen Norden sehr weit aus. Das Dorf Bêt Miry ist wahrscheinlich auf den Trümmern einer alten Stadt gebaut; selbst in dem

Eichwalde, durch den wir eilten, befinden sich Spuren untergegangener Gebäude. Auch die Mönche finden hier öfter Münzen, Steine mit Inschriften und andere Alterthümer, und einer derselben gab uns eine Kupfermünze zum Andenken an diese Trümmerstätte, die noch gut erhalten war. Nachgrabungen würden hier zu vielfachen Entdeckungen führen und sehr lohnend sein. Auf der einen Seite derselben liest man die Worte: Genio populi Romani; auf der andern Seite neben einigen Abkürzungen Maximianus. Jedenfalls stammt die Münze so wie die eben erwähnten lateinischen und griechischen Inschriften aus viel späterer Zeit, als die, in welcher der Tempel die Verehrer heidnischer Götter in seinen Räumen aufnahm.*) Aus den vielen umherliegenden künstlichen, kolossalen Werkstücken läßt sich schließen, daß hier große und reiche Gebäude gestanden haben, daß hier viele Menschenhände thätig gewesen sind, daß auch im Bau Luxus geherrscht haben muß, und daß Gebäude, die mit solchen großen und schweren Werkstücken aufgeführt wurden, nur durch Erdbeben so total zerstört werden und in Trümmer sinken konnten.

Rechts vom westlichen Eingange der Kirche stehen zwei mächtige Säulen, jede von 15 Fuß Umfang und 18 Fuß Höhe; die Kapitäle fehlten jedoch. Dem nördlichen Eingange der Kirche gerade gegenüber lag ein Baustein des Tempels von der eben beschriebenen Art, welcher, wenn man dagegen klopfte, einen metallnen Klang hören ließ. Er hatte eine Grundlage von gleichen Steinen, mit denen er im Verbande lag. „Mitl dschérras“ d. h. eine Glocke, sagte Einer der Mönche, indem er das Klopfen an den Stein in regelmäßigen Pausen wiederholte.

Nachmittags machten wir einen Spaziergang nach dem Eichenwäldchen. Wir mußten über kolossale Ruinenmassen klettern, die alle denselben Charakter trugen, als die eben genannten. Umgestürzte Säulen und viereckige große Piedestale lagen wild durcheinander. Eine Betrachtung dieser Trümmer bestärkt in der Absicht, daß gewaltige Erdbeben stattgefunden haben mußten, um Mauern und Gebäude, von so kolossalen Werkstücken aufgeführt, in vollständige Trümmer zu stürzen und bis auf die Grundmauern zu zerstören. Wie weit sich das Ruinenfeld ausdehnt, konnten wir nicht ermitteln, denn immer von Neuem fanden wir Trümmer ehemaliger Wohnstätten.

Das Kloster war von zwanzig Mönchen bewohnt. Sie besitzen in der Nähe desselben einiges Land, das sie bestellen, meistens mit Tabak und Gemüse. Außerdem haben sie einen Kalkofen, der ihnen ihre Haupteinnahmen liefert. Das Brennen besorgen sie selbst, fällen auch das Holz in dem kleinen Eichenwalde, was sie dazu bedürfen. Eine andere Einnahme ist die, welche sie aus dem Verkauf von Holzkohlen, die sie schwelen, ziehen. Von ihrer sonstigen Thätigkeit läßt sich leider nichts berichten. Die arabischen Mönche sorgen für ihren Unterhalt, beten und — rauchen. Unterricht geben sie nicht. Im Maroniten-Kloster Deir el Kala'at ist jeden Sonntag und Freitag Gottesdienst, welchen ein Priester abhält, der zwei Stunden vom Kloster im Dorfe Brumana seinen Wohnsitz hat.

*) Maximian, Mitregent des Kaisers Diocletian, mag etwa um 303 in Syrien residirt haben. D. R.

Von dem flachen Dach der Kirche und des Klosters hat man eine ganz herrliche Aussicht. Der kurze Bergzug, auf dessen letztem Vorsprunge das Kloster liegt, fällt im Osten und Süden gegen das Flußthal des Nahar Beirut ab. Der letztere trennt diesen Bergzug gegen Süden von dem Gebirgsdistrikt el Garb und gegen Osten von dem Gebirgsgau Metn, der zwischen den beiden Quellflüssen des Beirut-Flusses sich erstreckt. Das Thal des Flusses ist sehr steil und wild, wir konnten die Kehle desselben nicht sehen, aber der gegenüberliegende Abfall hatte durch seine felsischen Abstürze, terrassirten Gärten, die im schönsten Grün prangten, und tiefgefurchten Wasserläufe, ein pittoreskes Ansehn. Jenseits desselben übersah man den Gebirgsgau Metn mit dem Dorfe Ras el Metn und über denselben den nackten Berggipfel des hohen Libanon, der in dem Sanin und Kuneise am höchsten aufsteigt. Nach Süden überblickt man die grünen Terrassen des Garb-Distrikts mit mehreren freundlichen Dörfern. Gegen Westen hat man ein großes schönes Panorama vor sich. Die ganze Beirut-Ebene mit ihren geschmückten Gärten, der Stadt, dem dieselbe umspielenden Meerbusen, weiterhin in unendlicher Ferne bis an den Rand des Himmelszelts das Meer, eine ungeheure Wasserfläche, lag vor uns. Deir el Kala'at ist der höchste Punkt in der ganzen Umgegend (3200 Fuß über dem Meere). Eine Menge zu unsern Füßen liegender Ortschaften konnten wir übersehen. Wir erfreuten uns lange an dem entzückenden Anblick, während uns eine reine, angenehme und erquickende Bergluft umgab, und schwelgten im Anschauen der schönen Natur, die in voller Pracht um uns ausgebreitet da lag.

Nachmittags gegen drei Uhr nahmen wir von unsern freundlichen Wirthen Abschied und traten unsere Heimkehr an. Wir wählten nicht denselben Weg, sondern ritten den steilen Abhang gegen Südosten hinunter in das tief eingeschnittene Thal des Beirutflusses. Der Weg ging bis zur Sohle des Thales durch einen Pinienwald, war aber stellenweise so steil, daß wir von den Pferden absteigen und sie führen mußten. An dem Orte, wo die Quellflüsse des Beirutflusses sich vereinigen, gelangten wir in das Thal. Hier steht eine Mühle, die vom Wasser des Beirutflusses getrieben wurde. Der kühlende Bergstrom nährt eine Menge der zarten Gewächse mit dem zierlichsten Blätterschmuck, welche durch ihren Farbenwechsel den syrischen Landschaften ein so bezauberndes Ansehen geben. Alle diese reizenden Bäume und Gewächse geben Kunde von einer üppigen Vegetation. Hier war alle Schönheit um diese Mühle und den hellen klaren Bergstrom auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, der von felsigen Bergabhängen eingeschlossen war. Wir ruheten uns hier eine halbe Stunde von unserm beschwerlichen Bergpfade aus, den wir so eben überwunden hatten, und ergötzten und stärkten uns an dem lieblichen Bilde, das vor uns lag.

Unser fernerer Weg führte uns den jenseitigen Abhang des Beirutthales in die Höhe, der aber weniger steil als der diesseitige war, denn er steigt rampenförmig, parallel mit dem Flußlauf, allmälig hinauf. Die reizende Mühlen-Landschaft begleitete uns gewissermaßen, indem sie erst unsern Augen entschwand, als wir in die Straße

von Damaskus einlenkten, die uns nach Beirut zurückführte, wo wir mit Sonnenuntergang wieder ankamen.

Wissenschaftliches Leben und literarische Bestrebungen im Johanniterorden.

[Von Theodor von Liebenau.]

Nachtrag.

Wir haben bereits früher darauf hingewiesen, wie seit alter Zeit im Johanniterorden und insbesondere in der oberdeutschen Ballei ein reges wissenschaftliches Leben herrschte, das freilich bis dahin wenig beachtet wurde. Wir sind nun im Falle, unsere früheren Notizen noch ein wenig zu bereichern.

Wenn, wie wir schon früher berichtet haben, sich so viele Ordensritter auf hohen Schulen dem Studium widmeten und dort sich den Titel eines magister der freien Künste oder den eines Doctors der Rechte erwarben, so hatten sie dieses zum großen Theil wohl auch den freisinnigen Ordensstatuten zu verdanken, die ein solches Studium durchaus nicht hinderten. — Bei den Deutschrittern hingegen galt bekanntlich seit ältester Zeit der Satz: die ungelerten brudere sulen in deme ordene ane vrloub nicht lernen. di e geleret waren, die mügen es wol vrboren, ob sie wollen vnd dikein leige brudere, sol pfaffe werde. noch dikem pfaffe sol zv hohen schulen varen ane des hohen meisters vrloub. — Solche Beschränkungen kannten die Johanniter nicht, im Gegentheile scheinen sie es gern gesehen zu haben, wenn sich einer auf hohen Schulen den Wissenschaften weihte. Es war dieses aber keine so leichte Sache und ohne kräftige Unterstützung von Seiten des Ordens nicht gut zu bewerkstelligen. Es war nämlich eine angenommene Sache, daß z. B. für das canonische Recht sechs Jahr Studien bis zum Doktorat nöthig seien, für das römische Recht acht Jahr, nur in besondern Fällen für dieses letztere sieben. —

Freilich gab es auch schon in alter Zeit viele Studenten, die mehr dem Vergnügen als den Studien oblagen, singt doch schon der bekannte Hugo von Trimberg, der im dreizehnten Jahrhundert in Paris studirt hatte:

Manger hin ze Paris vert,
wenig lernet und viel verzehrt.

Es war das sehr natürlich, denn die Hörsäle z. B. boten auch nicht die geringste Annehmlichkeit dar; denn ursprünglich waren sie nur mit Stroh belegt, und als man im vierzehnten Jahrhundert Bänke eingeführt hatte, wurden sie bald wieder von den Cardinälen, welchen Papst Urban V. die Visitation der Universitäten übertragen hatte, als ein den Hochmuth nährender Luxus beseitigt. — Um so höher sind jene zu achten, welche ungeachtet dieser und so vieler andrer Mühsale, dennoch eifrig den Wissenschaften sich hingaben und endlich mit dem Doctorhute geschmückt wurden. — Allein das Promoviren bot bekanntlich damals sehr große finanzielle Schwierigkeiten dar; verordnete doch Papst Clemens V. im Jahre 1311, daß man auf ein Doctorat nicht über 3000 turonesische Groschen verwenden dürfe (12,420 Franken).

Unter jenen Johannitern nun, die der Titel doctor decretorum schmückte, ist auch Ludwig Schorlin aus Basel, entstammt einem alten Geschlechte, das Rudolf v. Habsburg hochschätzte. Er starb am 2. März 1307 und ist in der Gruft der Johanniter zu Basel beigesetzt. (Groß: Basler Chronik.)

Eben diesen Titel führte auch Johannes Zacharian, der uns oft als Ordensbruder der Commende Lenggern begegnet, darauf Schreiber des Großpriors von Deutschland (des Grafen Hugo von Monfort) wurde, und auch die Stelle eines bischöflich baselschen Official bekleidete (Urkunde vom Jahre 1420; Archiv der Comthurei Bubikon).

Unter den Conventualen von Küßnach hingegen finden wir den magister philosophiae Johann von Müße, eben jenen, der die Orgel im Münster zu Straßburg verfertigt hatte; das Jahrzeitbuch der genannten Comthurei meldet, er sei am 23. Juli 1417 verstorben.

Etwas später (im Jahre 1463) begegnet uns Meister Rudolph von Eggenberg, Conventual und Seelmeister (d. h. Jahrzeitmeister) zu Bubikon (Archiv Wädischwyl).

Der Zahl jener Ordensbrüder, die sich besonders den Sprachwissenschaften zuwandten, ist noch beizuzählen Franz Zurlauben von Gestlenburg; dieser, ein sehr gebildeter Mann, geboren im Jahre 1599, gestorben 1628, war Gubernator auf der Insel Oleron, starb aber frühzeitig auf ruhmreicher Laufbahn. (Gabriel Buelin German. Stemmatographia II, S. 129.)

Eben diesen Wissenschaften war auch Thomas Ebinger aus Bern zugethan. Er vollendete im Jahre 1438 feria quarta ante nativitatem Christi ein Vocabularium sive dictionarium latino germanicum. Dieses Werk kam gleich darauf in den Besitz Ludwigs von Lütishofen, Rectors an der Kirche in Dietwyl und Chorherrn an dem St. Moritzenstift in Zofingen, der es im Jahre 1446 den Chorherren zu Bermünster im Canton Lucern vergabte, in deren Bibliothek es heute noch zu finden ist.

Hinwieder wandten sich Bruder Johannes Amandus und Johannes Kobel den theologischen Wissenschaften zu. Beide waren Conventularen zu Grünenwörd und ersterer selbst Comthur daselbst (im Jahre 1449). Amandus schrieb ein Werk, betitelt: Tractatus de Mysterio Missae; Kobel hingegen überschrieb sein im Jahre 1473 vollendetes Werk: Legendae, id est Lectiones Breviaris, secundum morem et consuetudinem Domus viridae Insulae. Beide Werke finden sich in der Bibliothek des Johanniterhauses in Straßburg.

Endlich dürfen wir jene zwei Comthure nicht mit Stillschweigen übergehen, die sich ihre Erlebnisse auf ihren Reisen in ferne Länder verzeichneten; wir meinen Augustin von Mörsberg und Hans Diepold von Gemmingen. — Ersterer aus einem alten und angesehenen Adelshause des Elsasses entsprossen, durchwanderte mehrere Theile der Erde und schrieb über seine Reisen Nachrichten nieder, die sich leider verloren haben. Mörsberg starb in stiller Zurückgezogenheit im Ordenshause bei Zabern um das Jahr 1550 (vgl. Strobel: Vaterländische Geschichte des Elsasses IV. 254).

Hans Diepold von Gemmingen, ebenfalls aus uraltem Geschlechte, beschrieb gleichfalls seine Reiseerlebnisse. Er hatte nämlich Italien, Arabien und Palästina

bereist, und war in Jerusalem zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen worden; später, als er Comthur geworden war, zog er sich nach Heitersheim zurück, wo er im Jahre 1612 aus diesem Leben schied (F. v. Cast: Historisch-genealogisches Adelsbuch des Königreiches Würtemberg. Seite 207).

Noch haben wir über den berühmten Heinrich von Lauffenberg Einiges nachzutragen. Seine im Jahre 1437 (Mittwoch nach Allerheiligen) vollendete Schrift: „Spiegel des menschlichen Heils," ist nur die Uebersetzung eines älteren Werkes, das er in der Johanniterbibliothek in Heitersheim vorfand. Der Titel dieses älteren Werkes, das Bruder Johannes Merklin und Conrad von Ehenheim der Johanniterordensbibliothek in Grünenwörd geschenkt hatten, lautet: Speculum humanae salvationis. Die noch vorhandene Handschrift schließt mit den Worten 1380 feria secunda post dominicam: Quasi modo geniti complivit frater Johannes dictus Merkiin Ordinis Sancta Johannis.

Das „Buch der Figuren" hatte Heinrich von Lauffenburg noch im Jahre 1441 vollendet, als er Dekan in Freiburg war. (Vgl. Christian Moritz Engelhardt: Der Ritter von Stauffenberg, S. 16, 18, 25—28, 43 und 48.)

Leider sind uns nicht alle Schriften Heinrichs von Lauffenburg erhalten; denn in der Johannitercommende Straßburg bewahrte man noch im letzten Jahrhunderte eine von ihm verfaßte Sammlung von Predigten, die er im Jahre 1425 abschloß. Diese Sammlung scheint wirklich verloren zu sein (s. Engelhard l. l. S. 26).

Die überall zerstreuten Nachrichten über den Johanniterorden sich zu verzeichnen und besonders auch auf die literarischen Produkte seiner Ordensbrüder hinzuweisen, lag im Plane des österreichischen Comthurs Fr. Paul v. Smitmer. Sein Werk: Litteratur der geistlichen und weltlichen Ritterorden — erst nach seinem Tode zu Amberg im Jahre 1802 gedruckt — ist ein für jene Zeit recht lobenswerthes Unternehmen; doch kann es sich weder einiger Vollständigkeit, noch weniger der Gründlichkeit rühmen. Insbesondere sind ihm die literarischen Bestrebungen der deutschen Johanniter fast ganz unbekannt geblieben; so kennt er von den Autoren, die wir bis dahin aufgeführt haben, nur Heinrich von Lauffenburg und Christian von Osterhausen.

Ehe wir diesen kurzen Bericht schließen, wollen wir noch ein Werk anführen, das nicht nur über das Archiv, sondern auch über die Bibliothek in Malta einigen Aufschluß ertheilt; es ist verfaßt von L. de Mas Latrie und führt den Titel: Notice sur les archives de Malte à Cite-la-Valette (Archive des Missions Scientifiques Tom. VI.).

Weit interessanter als die Nachrichten über die Archive sind diejenigen über die Begräbnißstätten der Johanniter in Malta; verzeichnet er doch sämmtliche Grabschriften der in Malta ruhenden Johanniter, die sich übrigens auch bei Paul Caruana (Collezione di monumenti e lapidi sepolcrali dei militi Gerosolimitani nella chiesa di san Giovanni in Malta, disegnati in conterno litographico da Rafaele Caruana. Malte 3. Vol. fol. 1830—1840) finden. — Von den Werken deutscher Johanniter scheinen aber nur noch zwei in Malta zu liegen (der Catalog ist nämlich nicht genau); Seite 42 citirt L. de Mas Latrie: Abrégé des statuts, usages de l'ordre, composé par F. Chrétien de Osterhauzen 1657; und Seite 46 ein gleiches Werk von 1642.*)

Die Stellung der indischen Wittwen in der Gesellschaft.

(Aus: „Das Ausland.")

Jedermann kennt die barbarische Sitte des Suttiismus, oder Wittwen-Verbrennens, die vor wenigen Jahren noch in Indien bestand, die aber das weise Wohlwollen der britischen Regierung heutzutage unmöglich gemacht hat. Während es indeß der Regierung gelungen ist, diese schauderhaften Schauspiele zu verhindern, bleibt die gesellschaftliche Lage (von welcher der Suttiismus nur einen Theil bildet) annoch unangetastet, und nur wenige Europäer kennen den schrecklichen Zustand — den mehr als moralischen Tod — in welchen die Wittwen in Hindostan versetzt sind. Die folgende Schilderung der fürchterlichen Entwürdigung und Leiden der Wittwen in Indien mit Vorschlägen zur Verbesserung der Lage derselben wird daher dem Menschenfreunde interessant sein, und nicht verfehlen, Mitgefühl in jedem Christenherzen zu entzünden.

Junge Mädchen werden verlobt, sobald sie fünf oder sechs Jahre alt sind, und verheirathet, wenn sie kaum das zehnte Jahr zurückgelegt haben. Ohne Rücksicht auf ihre Neigungen werden sie oft Gatten bestimmt, die fünfmal älter sind als sie.

Sobald diese unpassenden Heirathen vollzogen sind, erwartet man von dem armen Mädchen, daß sie freudig alle Pflichten einer tugendhaften Frau erfülle, und welches diese Pflichten, indischen Begriffen nach, sind, mag man aus nachstehenden Auszügen aus dem „Padma Purana," einem der geschätztesten Bücher moralischer Vorschriften, entnehmen.

„Ein Weib muß bedenken, daß sie auf Erden keinen Gott hat als ihren Mann; er muß ihr einziger Gegenstand der Hingebung sein. Ihm ist sie unbedingten Gehorsam schuldig. So oft sie in seiner Gegenwart ist, müssen ihre Augen auf keinem andern Gegenstande ruhen, noch sich abseits wenden, um etwas anderes als ihn anzuschauen — bereit, seinen Befehlen aus dem geringsten Blick von ihm zuvorzukommen. Sie kann nur Nahrung zu sich nehmen, nachdem er seine Mahlzeit beendet hat; wenn er fasten sollte, muß sie ebenfalls ohne zu essen hinweggehen. Sollte er unwirsch gegen sie sein, ihr drohen, sie verhöhnen oder sie (und zwar ohne Ursache) selbst schlagen, so muß sie ihre Stimme nicht wider ihn erheben, viel weniger von ihm hinweglaufen. Sie muß seine Hände nehmen und sie küssen, und ihn in demüthigem und sanftem Tone um Vergebung bitten. Erhält ihr Mann einen Besuch von seinen Freunden, so wird sie ihr

*) Christian von Osterhausen, dessen Werk: Bericht wegen des Johanniterordens ꝛc., nicht nur, wie wir früher meldeten, 1648 und 1702, sondern auch 1644, 1650 und 1752 gedruckt wurde, meldet auch, seine Schriften seien in fremde Sprachen übersetzt worden; von seiner Publikation der Statuten des Ordens, und zwar in deutscher Sprache (Frankfurt a. M. 1644 8°) redet aber weder er, noch Smitmer.

Haupt neigen und sich zurückziehen, aber mit ihrer Arbeit fortfahren, ohne die geringste Notiz von der Unterbrechung zu nehmen. So oft er ausgeht, wird sie auf seine Rückkehr warten, ihm bis an die Thürschwelle entgegen gehen, ihn willkommen heißen im Hause, einen Teppich für ihn bereit halten, um niederzusitzen, und ihm die Gerichte auftragen, die sie wird zu seiner Mahlzeit bereitet haben, genau zugerichtet im Einklang mit seinem Geschmack. Es folgt daraus, daß ein vollkommenes Weib ihrem Mann, da er ihr mehr ist als alles auf Erden, mehr als ihre Kinder, viel mehr als ihre Juwelen, ihre Freuden, ja ihr eignes Leben, anbieten wird, sich auf demselben Scheiterhaufen mit ihm verbrennen zu lassen."

Diese Skizze schildert den entwürdigten Zustand eines Weibes als Gattin in Indien, allein die Folgen desselben für das Individuum sind weniger beklagenswerth, als diejenigen, durch welche ein solcher Zustand die Gesammtheit der indischen Gesellschaft in Mitleidenschaft zieht. Natürlicher Weise giebt es kein Familien-Gefühl und keine Aufsicht auf eine wahre Entwickelung moralischer Eigenschaften der Kinder, wo das Hauptveredelungsmittel, die mütterliche Sorge, ihres natürlichen Amts entsetzt ist, und die Mütter sogar in den Augen ihrer eigenen Kinder herabgewürdigt sind. Weit schrecklicher aber ist das Schicksal der Hindu-Frau, wenn sie Wittwe wird. Obgleich es ihr nicht mehr gestattet ist, den Leichen-Scheiterhaufen ihres Mannes zu besteigen, ist nichtsdestoweniger ihr künftiges Leben in Todesdunkel eingehüllt; ja noch schlimmer, sie wird als etwas Verworfenes, Verachtetes betrachtet, vor dessen Anwesenheit Jedermann zurückschaudert, da dem Volksglauben nach ihre Gegenwart Mißgeschick bringt. Eine wunderliche und gebieterische Sitte, von der es keine Berufung giebt, untersagt einer Frau, nach einer zweiten Ehe zu trachten, und verurtheilt sie, in Trostlosigkeit den Mann zu betrauern, den sie verloren hat. Sobald seine Leichenfeierlichkeiten beendet sind, versammelt sich die Familie noch einmal, um (dem Gesetz gemäß) den Tod der Frau zu feiern, sie, so zu sagen, lebendig begrabend. Das Taly, aber die goldne Zierde, der Stolz ihres ehelichen Lebens, wird von ihren Kleidern herabgerissen, ihr Kopf glatt geschoren, und sie sinkt in den verworfenen und verhaßten Zustand der Wittwenschaft hinab.

Jede ausgesuchtere Kleidung und Nahrung ist ihr untersagt; sie ist ausgeschlossen von aller Theilnahme an Familienfesten oder öffentlichen Feierlichkeiten. Wenn sie keine Kinder hat, ist ihr Zustand noch beklagenswerther. Sie wird zurückgestoßen, sowohl von der Familie ihres Mannes, als von ihren eigenen Verwandten, die sie als eine unnütze Last betrachten, und bei jedem Anlaß hört sie sich als „Maunda" oder „Kahlkopf" gebrandmarkt.

Das frühe Alter, in welchem Heirathen geschlossen werden, das grausame Gesetz, welches einem Manne gestattet, mehrere Male zu heirathen, der Frau aber eine zweite Ehe verbietet (was oft dazu führt, daß ein sechszig oder siebenzig Jahre alter Mann mit einem Mädchen zarten Alters vereinigt wird), und daneben ein Klima, in welchem die Cholera regelmäßig die Bevölkerung decimirt, — alle diese Umstände haben dazu beigetragen, Indien mit Wittwen anzufüllen. Ein katholischer Missionair führt als Beispiel ein Dorf in der Provinz Madura an, wo es in sechszig Familien sechsundsiebenzig Wittwen giebt, von denen viele sehr jung sind. Es geschieht häufig, daß diese unglücklichen Wittwen, überwältigt von dem Gefühl der Erniedrigung und dem Schimpf und Hohn, der an ihrem Stande klebt, zur Verübung eines Selbstmords getrieben werden, oder in ein schamloses Lasterleben verfallen.

Bewogen durch die Erzählung dieser Leiden und dieses Elends, hat ein kürzlich in Frankreich gestifteter, zu großem Theil aus englischen Damen bestehender Nonnen-Orden, (dessen Gründerin, Freifrau von Hoogvorst, geborene Gräfin d'Oultremont, selbst Wittwe ist) beschlossen, die Aufgabe über sich zu nehmen: nicht nur die Lage dieser Wittwen zu verbessern, sondern sie auch als Werkzeuge zur Civilisirung und Christianisirung Indiens zu gebrauchen. Die erleuchtete und wohlwollende Thätigkeit der englischen Regierung hat sich seit vielen Jahren schon bemüht, dieses schreiende Uebel zu bekämpfen, allein mit höchst entmuthigenden Resultaten, und Menschenfreunde haben große Belohnungen den Männern Indiens angeboten, um sie zu veranlassen, ihr Vorurtheil gegen das Heirathen von Wittwen aufzugeben, aber ohne Erfolg.

Der von der oben erwähnten Gemeinschaft vorgeschlagene Plan indeß geht dahin: In den großen Städten englisch-indischer Besitzungen Zufluchtsstätten zu errichten zum Schutze dieser unglücklichen und unschuldigen Opfer eines traurigen Aberglaubens. Bereits haben sie ein Haus in Trichinopoly gegründet, und eine große Anzahl dieser armen Witwen, zu Gefühlen der Resignation gebracht, wünscht sich in religiöse Gemeinschaften oder Congregationen zu vereinigen, die sich (unter Leitung englischer Nonnen) mit dem Unterricht von Kindern und Waisen beschäftigen und die Leitung von Hospitälern für die Armen, Schwachen und Kranken übernehmen würden. Außer dem Haus in Trichinopoly, das vor etwa zwei Jahren gegründet wurde, wünscht die Gemeinschaft sogleich noch zwei andere Häuser in der Provinz Madura, eines in der Stadt Madura und das andere in Negapatam, zu errichten, die als Mittelpunkte für dieses große Werk dienen und wirken sollen. Mit jedem Haus wird ein Asyl für Wittwen, ein Hospital für Kranke, Tagschulen für Hindus und auch eine Waisenanstalt für indische Kinder verbunden sein, deren jedes eine englische Nonne als Oberin bekommen soll.

Zur Nachricht.

Mit dieser letzten Jahresnummer des Ordensblatts nehme ich von den Lesern desselben hierdurch als Redacteur Abschied. Briefe und Zusendungen sind künftig nicht mehr an mich, sondern an das Bureau der Ordens-Balley Brandenburg, Potsdamerstr. 27b, in Berlin zu richten.

A. E. Brachvogel.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Fünfter Jahrgang.

1864.

Nr. 1 bis Nr. 52.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von G. Hickethier.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen ꝛc., den Johanniter-Orden betreffend:

II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts:

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 1. Berlin, den 6. Januar 1864. **Nr. 1.**

Carl Ferdinand von Hirschfeld, General der Infanterie z. D. Rechtsritter seit 1858. † 25. December 1863 zu Vansin in Pommern.

Die Schwestern „von der Erhebung des heiligen Kreuzes“ in Rußland.

Im Jahre 1854, während des Krimkrieges, hat sich in Rußland eine religiöse weibliche Gemeinschaft unter dem Namen: „Schwestern von der Erhebung des heiligen Kreuzes“ zu dem Zwecke gebildet: den Sanitätsdienst der Armee in den Hospitälern und Ambulancen zu unterstützen, über die wir das Nähere durch Abdruck der Uebersetzung eines Briefes mittheilen, den der Bibliothekar Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großfürstin Helene Paulowna von Rußland, der erlauchten Gründerin und Protectorin dieser Genossenschaft, in deren Auftrage an Herrn Henry Dunant zu Genf, aus Anlaß der internationalen Conferenz, welche daselbst vom 26. bis 29. October v. J. stattgefunden*), gerichtet hat:

„Ihrem ausgesprochenen Wunsche nachkommend, gereicht es mir zur angenehmen Pflicht, Ihnen einige nähere Mittheilungen über eine milde Stiftung zu machen, welche Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Großfürstin Helene von Rußland in St. Petersburg zu dem besonderen Zwecke gegründet hat: unsere Armee im Falle eines Krieges mit Krankenpflegerinnen zu versehen. Vielleicht werden diese Details jetzt ein wirkliches Interesse darbieten, wo die in Genf stattfindende internationale Conferenz sich mit den Entwickelungen der Hülfsquellen für den Sanitätsdienst auf dem Schlachtfelde beschäftigt.

Die kriegerischen Ereignisse, welche in den Jahren von 1854 bis 1856 stattfanden, und hauptsächlich der ebenso heldenmüthige wie erbitterte Kampf, der die Krim zum Schauplatz hatte, haben bei uns Anlaß gegeben, zu constatiren: wie sehr die von der Militair-Verwaltung angewendeten Mittel unzureichend waren, um den Verwundeten Hülfe zu bringen, in Betracht des wachsenden Fortschritts der Verluste, denen das Heer bei der zerstörenden Wirkung der vervollkommneten Kriegswaffen ausgesetzt ist.

*) Siehe die Nr. 42, 43 und 48 dieses Blattes de 1863.

Die Nothwendigkeit erwägend, einem Nachtheile abzuhelfen, welcher so viele brave Soldaten zu einem gewissen Tode verdammte, die ein kräftigerer Beistand ihrem Vaterlande würde erhalten haben können — erkannte die Frau Großfürstin zuerst den Vortheil, welchen man aus dem Eifer und guten Willen der Einzelnen ziehen könne, indem man sie aufriefe, bei dem Sanitätsdienste der Armee Hülfe zu leisten. Auf Veranlassung Ihrer Kaiserlichen Hoheit entschied man sich, diesen Dienst durch Krankenpflegerinnen zu unterstützen, die man zu erhalten hoffte, indem man sich durch einen Aufruf dieserhalb an die Gefühle christlichen Erbarmens wende, mit denen das weibliche Herz in allen Ständen der Gesellschaft so reich ausgestattet ist.

Ernstliche Hindernisse standen der Ausführung des menschenfreundlichen Vorhabens entgegen. Sie hatten hauptsächlich ihren Grund in der Ortsentfernung, in den Gefahren, welchen die Krankenpflegerinnen ohnfehlbar ausgesetzt sein mußten, in der Anhäufung der Truppen in der Krim und in den Schwierigkeiten, die daraus für den Hospitaldienst selbst entstanden. Nichtdestoweniger, Dank dem energischen Willen, den glücklich getroffenen Anordnungen und der lebhaften Theilnahme, die sich von allen Seiten zu Gunsten des vorgesetzten Zieles kund gab, wurde es durch die Anerbietungen erreicht, welche vollkommen den gehegten Hoffnungen entsprachen.

In der That, durch die Fürsorge der Frau Großfürstin und unter Ihrer unmittelbaren Leitung wurde eine Genossenschaft barmherziger Schwestern unter der Bezeichnung: „Von der Erhebung des heiligen Kreuzes,“ in dem kurzen Zeitraum von einigen Monaten organisirt, und während der Jahre 1854, 1855 und 1856 hat diese Institution mehr als zweihundert Schwestern nach der Krim gesandt, die in der Eigenschaft als Krankenpflegerinnen der Armee beigegeben waren. Ein Geistlicher und sechs Aerzte, im Dienste der Genossenschaft, begleiteten die frommen Frauen und unterstützten sie in Erfüllung ihres schwierigen Berufs. Sie verstanden denselben durch eine wahrhaft außerordentliche Selbstverläugnung und Ueberwindung auszufüllen. Mehrere von ihnen sind den Anstrengungen und Krankheiten unterlegen, welche sie sich dort zugezogen hatten.

Um den Charakter der Institution der Schwestern

vom Kreuze genügend zu bezeichnen, erachte ich es für nöthig, anzuführen, daß die oltgläubige Russische Kirche diejenige Weihe, welche sie den religiösen Orden ertheilt, auch den Genossenschaften gewährt, welche zum Zweck der barmherzigen Liebe gegründet sind, indem sie deren Mitgliedern ein Gelübde auferlegt, von dem Jeder nach eigenem Willen und ohne irgend eine Förmlichkeit wieder entbunden ist.

Gewisse Vorurtheile erhoben sich freilich im Anfange gegen die Zulassung der barmherzigen Schwestern beim Krankendienste in der Armee; aber sie schwanden bald. Indem die Schwestern dazu beitrugen, den Dienst in den Hospitälern und Ambulancen zu ordnen, den Verwundeten und Kronken mit Sorgfolt beistanden und dadurch tausende dem sicheren Tode entrissen, indem sie jene Tröstungen spendeten, welche die christliche Liebe allein einzuflößen weiß, und welche die Gesundheit des Körpers dadurch wieder herstellen helfen, daß sie auf die der Seele wirken, — erworben sich die bormherzigen Schwestern dos rechtmäßigste Anerkenntniß in der öffentlichen Meinung. Dieses wurde durch den einmüthigen und enthusiastischen Ausdruck in allen Rangstufen der Truppen, in dem Briefwechsel vom Feldlager aus bis in das Innere der Fomilie lout. Es wäre überflüssig, onzuführen, wie sehr sich die militairische Verwoltung Glück zu wünschen hatte zu der Mitwirkung, welche sie durch die Institution der Schwestern oom Kreuze gefunden hat, und wie sehr sie sich bemühte, dieselbe zu benutzen.

Wenngleich diese Genossenschaft grundsätzlich nur für die Douer des Krieges gegründet war, so hot sie dennoch die Verhältnisse überlebt, welche Motiv zu ihrer Schöpfung waren. Auf die Einladung der Frau Großfürstin willigte eine gewisse Anzohl der barmherzigen Schwestern, ous der Krim zurückgekehrt, und zwor solche, welche om meisten oon der Größe ihrer Mission durchdrungen woren, ein, sich dieser Mission ganz hinzugeben. Diese Schwestern bildeten den Kern einer Gemeinschaft, welche dauernd errichtet wurde und die einen religiösen Charakter onnahm, dobei ober sich ihre unabhängige Stellung oon der kirchlichen Autorität wahrte. Zur Friedenszeit übertrug dieselbe ihre Wirksamkeit, welche sie ursprünglich nur für die Armee oorbehalten und die sie ihr beim ersten Ruf von neuem darbieten wird, auf die gewöhnlichen Hospitäler. Die Schwestern versehen jetzt zwei Militair- und drei Civil-Hospitäler.

Gegenwärtig zählt die Gemeinschaft 65 dormherzige Schwestern, die bei ihrem Eintritt in dieselbe ein Gelübde dohin loutend ablegen: sich während eines Johres dem Dienste der Kronken und Verwundeten zu widmen, lediglich um Gotteswillen, ohne jemals Recht noch Aussicht auf Wiedervergeltung, Auszeichnung oder sonst welche Belohnung. Diejenigen Schwestern, welche nach Ablouf eines Jahres Neigung haben, ihre Thätigkeit fortzusetzen, sind geholten, darüber eine ausdrückliche Erklärung obzugeben, worauf der Genossenschoft gegenüber wiederum eine Verpflichtung auf Jahresfrist erfolgt. Die Ablegung des Gelübdes wird verlangt, theils um eine Bürgschaft für die Gleichmäßigkeit des Dienstes zu haben, theils um dorin einen innern Zusommenhang zu erhalten, ohne den die Einführung der Probeschwestern oft mit oergeblichen Kosten verknüpft sein würde.

Mon läßt zur Gemeinschaft nur Frouen von 20—40 Jahren zu, als ein Alter, dos om meisten geeignet ist, die Anstrengungen des Dienstes zu ertragen, und in dem die nothwendige Reife des Chorokters für den Beruf schon vorhonden ist, um den verschiedenen Diensten nnd Arbeiten in den Anstalten vorzustehen und die Ueberwachung der Novizen zu übernehmen. Diese letzteren sind gehalten, eine Lehrzeit von sechs Monaten bis zu einem Johr im Krankenpflegedienst unter Leitung der Oberin durchzumochen; dies wesentlich in der Absicht, um alle Berufungen ungenügender Personen fern zu holten. Es ist besonders vorgekommen, daß Personen exaltirten Charakters Aufnahme in die Gemeinschoft der Schwestern begehrten, ohne ihre Kräfte und Neigungen hinlänglich erprobt zu hoben. Auf dem Schauplotze ihrer Thätigkeit angelangt, sind sie, stott den herzzerreißenden Auftritten und Bekümmernissen, welche sie umgoben, mit Muth kräftig zu begegnen, durchous muthlos und unfähig gewesen, in ihrem schwierigen Berufe zu beharren, in welchem sie oorher gloubten sicherlich mit Erfolg wirken zu können. —

Die Gemeinschaft der Kreuz-Schwestern hat ein großes Gebäude innr, dos sie der Freigebigkeit ihrer erlouchten Stifterin verdonkt. Ihr Wirkungskreis hot sich jetzt erheblich oergrößert; es gehört zu demselben unmittelbar eine Krankenanstolt für Frauen und Kinder, eine Schule für Mädchen armer Familien, eine Polillinik zur unentgeltlichen Behandlung auswärtiger Kranken und eine Apotheke, aus der die Arzneimittel den Armen grotis verobreicht werden. Alle diese Anstalten befinden sich in dem Gebäude der Genossenschaft, und ich kann mir die Genugthuung nicht versogen, insbesondere die Poliklinik ols eine der besten Einrichtungen zu bezeichnen, die ich von solchen sowohl bei uns als ouch im Auslande zu sehen Gelegenheit gehadt habe. — Kronke und Verletzte, von denen die Mehrzahl dem Arbeiterstonde ongehört, stellen sich dort täglich zu Hunderten ein, theils um ärztlichen Beistand zu erhalten, theils um oon den bormherzigen Schwestern oerbunden zu werden.

Im Jahre 1862 sind 14,000 Personen durch die Poliklinik behondelt worden, und ist diese die practische Schule für die Novizen der Genossenschaft, in der sie die Einzelheiten ihrer Funktionen ols Kronkenpflegerinnen erlernen und sich, indem sie die Kronken pflegen, gewöhnen, das weekthätige Erbormen auszuüben, welches ein wesentliches Element ihres Samoriterdienstes ausmocht.

Seit dem Ausbruche der betrübenden Bewegung, welche in Polen stattfindet, ist in der Seele der Frou Großfürstin die Idee rege geworden, den dormherzigen Schwestern Personen beizugeben, welche ougenblicklich dazu bereit wären, in der Eigenschaft als Freiwillige sich dem Sanitätsdienste der Truppen zu widmen, die zur Bekämpfung des Aufstandes bestimmt sind, und zwor nur für die Dauer des Feldzuges. Ihre Koiserliche Hoheit wurde in dieser Idee bestärkt durch die Lectüre des Buches, welches Sie, geehrter Herr, unter dem Titel: „Eine Erinnerung an Solferino" herausgegeben hoben, und von dem die Frau Großfürstin gerode während dieser Zeit Kenntniß erlongte, und brochte solche unmittelbor zur Ausführung.

indem sie sich befleißigte, die werthvollen Hülfsquellen zu benutzen, welche die Poliklinik der Genossenschaft der Schwestern des Kreuzes als Vorbereitung zum Krankenpflegedienst darbot. Dieses System ist vortrefflich gelungen.

Die Freiwilligen, welche sich melden, werden zuerst unter der oberen Leitung der Schwestern im Dienste der Poliklinik verwendet, und viele von ihnen sind schon auf den Schauplatz des Aufstandes denjenigen Schwestern gefolgt, welche die Frau Großfürstin sich beeilt hat dorthin zu senden, und die sowohl unsern Soldaten wie den Insurgenten die größte Sorgfalt widmen, mit Ungeduld erwartet und mit einer rührenden Dankbarkeit empfangen werden.

Auf diese Art, mein Herr, hat der menschenfreundliche Gedanke, dessen Beförderer Sie gewesen und den die internationale Conferenz in weitere Berathung ziehen will, in meinem Vaterlande bereits eine theilweise Verwirklichung erhalten, und wahrlich, sie genügt, um zu beweisen, daß man ohne Zweifel auf den kräftigen Beistand von Freiwilligen beim Sanitätsdienste der Armeen zur Zeit des Krieges rechnen kann.

Ich füge hinzu, mein Herr, daß unabhängig von der Gemeinschaft der „Schwestern von der Erhebung des heiligen Kreuzes" noch zu St. Petersburg und Moskau zwei Gemeinschaften von Wittwen, genannt: „Von der Barmherzigkeit", bestehen, die von der Kaiserin Maria Feodorowna, der erhabenen Großmutter des jetzt regierenden Kaisers Majestät, begründet sind. Diese Stiftungen stehen unter dem unmittelbaren Schutze Ihrer Majestät der Kaiserin und haben sich gleichfalls in höchst edler Weise während des Krimkrieges beim Hospitaldienste betheiligt. Die Wittwen werden im Alter von 40 Jahren zugelassen und leisten ein Berufsgelübde, erhalten jedoch die Befugniß, sich nach ihrem Willen von den übernommenen Functionen loszusagen, die sich darauf beschränken: die Kranken in den Hospitälern und in den Wohnungen zu pflegen. — Fünfzehnjährige Thätigkeit in diesem Berufe sichern ihnen eine kleine Pension.

Schließlich erwähne ich noch zweier Schulen zur Ausbildung von Krankenpflegern und Krankenwärtern in unseren Hauptstädten, die mehrere hundert Zöglinge zählen. Diese Anstalten würden, wenn es nöthig wäre, zur Anlernung der freiwilligen Krankenpfleger mit Leichtigkeit dargeboten werden können.

Genehmigen Sie, mein Herr, ꝛc." H.

Der Sonntag der Tagelöhner.

(Aus der „Evangelischen Kirchenzeitung" mit Genehmigung der Redaction derselben abgedruckt).

Erster Artikel.

„Muß nicht der Mensch immer im Streit sein auf Erden und seine Tage sind wie eines Tagelöhners! Wie ein Knecht sich sehnet nach dem Schatten und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei, also habe ich wohl ganze Monden vergeblich gearbeitet und elender Nächte sind mir viele geworden!" Aus diesen Worten Hiobs ergiebt sich schon, daß dem Tagelöhner von Alters her hienieden kein glänzendes Loos beschieden war. Und wenn der verlorene Sohn im Gleichniß durch das äußerste Elend zu dem Entschluß gebracht wurde, daß er lieber Tagelöhner im Vaterhause werden, als vor Hunger verderben will, so liegt in dieser Alternative nicht minder eine Bestätigung des obigen Wortes.

Wie verschieden auch die Verhältnisse des Tagelöhners in verschiedenen Zeiten und Ländern sich gestaltet haben mögen, — beneidenswerth ist seine Lage niemals gewesen; immer hat er vorzugsweise das göttliche Strafurtheil der Sünde tragen müssen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!"

In den nördlichen Gegenden Deutschlands, namentlich in Pommern und Mecklenburg, von denen hier die Rede sein soll, unterscheidet man zwei Klassen von Tagelöhnern. Zuerst die Tagelöhner, welche unabhängig sich auf ihre eigene Hand die Arbeit suchen und um einen täglichen Lohn arbeiten, ohne anderweitige gegenseitige Verpflichtung zwischen ihnen und dem Arbeitsgeber. Das sind die freien Lohn- und Tagearbeiter, die in den Bauerndörfern und in den Städten wohnen. Sie fristen meist kümmerlich ihr Dasein, und im Alter bei eintretender Arbeitsunfähigkeit beschließen sie gemeiniglich als Ortsarme ihre Tage. Günstiger ist die Stellung des herrschaftlichen Tagelöhners auf dem Lande. Dieser steht in einem vertragsmäßig festgestellten Dienstverhältniß zu seinem Gutsherrn. Die Arbeit ist ihm auf das ganze Jahr · Tag für Tag garantirt, er empfängt von der Gutsherrschaft Wohnung und Unterhalt, und ist, wenn er sich keiner Vergehung und Pflichtuntreue schuldig macht, lebenslänglich, selbst für sein Alter wenigstens nothdürftig versorgt. Dafür ist er der Herrschaft zu täglichem Dienst verpflichtet und muß außerdem noch einen Dienstboten, gegen eine freilich nur geringe Lohnentschädigung, für sie halten. Auf diese oder ähnliche Weise ist das Verhältniß zwischen den Herrschaften und Tagelöhnern fest geregelt, und die Stellung der letzteren ist sonach eine mehr gesicherte, als die des freien Tagearbeiters.

Unsere Schrift redet aber nicht blos von dem Tagelöhner, sondern auch vom Sonntage, und zwar nicht vom Sonntag an und für sich, sondern vom Sonntag des Tagelöhners. — Und wie steht es damit? Als Gott vollendet hatte Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer, heißt es: „Er ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machte, und segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, darum, daß er an demselben geruhet hatte von allen seinen Werken, die er schuf und machte." — Der siebente Tag also ein Ruhetag! — Wir Christen feiern als Ruhetag seit den Apostel Zeit den Sonntag, den Tag der Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi, der deshalb auch der Tag des Herrn heißt; und nicht nur die Kirche, sondern auch der christliche Staat hat zu allen Zeiten die Heiligung dieses Tages aufrecht erhalten.

Ein schöneres Bild stiller Sabbathsruhe kenne ich nicht, als einen Sonntagsmorgen auf dem Lande, wie ich deren viele Jahre hindurch erlebt habe in einer Gemeinde, wo das Gebot des Herrn: „Du sollst den Feiertag heiligen!" noch in göttlichem Ansehen stand und in Ehren gehalten wurde. Da sah man Nichts von dem unruhigen Treiben des Werkeltages. Die Arbeit ruhte, in allen Häusern bereitete man sich zur Kirche. Die Mädchen pflückten im Garten die schönsten Blumen zum Sonntags-

strauß; im ersten Frühling Zweige von dem blau oder weiß blühenden Fliederbaum, der in keinem Gärtchen fehlte, später Rosen und Nelken und die goldgelbe Ringelblume mit der duftigen Salbei zu einem Bouquet gebunden, das neben dem Gesangbuch in der Kirche liegen mußte. Und wenn die Sonntagsglocke zum zweiten Mal ertönte, dann wurde das ganze Dorf lebendig, aus allen Häusern heraus traten die Kirchgänger, langsamen bedächtigen Schrittes gingen die Männer im Sonntagsrock, ein Nachbar schloß sich dem andern an; reinlich und sittig in ihrer ländlichen Tracht die Frauen und Mädchen. Je näher dem Kirchhofe, desto dichter wurde die Menge. Selbst die, welche zu Hause bleiben mußten, das Haus zu hüten oder die Kinder zu beaufsichtigen, was nicht selten einen kleinen Streit zwischen den Hausgenossen veranlaßte, indem Alle nach der Kirche verlangten, sah man nicht im Alltagskleide, sondern nach dortiger ländlicher Sitte in glänzend weißen Hemdärmeln in den Hausthüren stehen, denen nachblickend, die da wandelten zum Hause des Herrn, um sich von dem guten Hirten weiden zu lassen auf den grünen Auen und ihre Seelen zu laben aus dem lebendigen Brunnen.*) Das ganze Dorf war in Bewegung; denn es gingen nicht hie und da einzelne Wenige, sondern zahlreiche Haufen strömten zum Gotteshause. Auch die zum Kirchdorfe führenden Feldwege waren belebt, und doch bei allem Regen und Bewegen eine sabbathliche Ruhe, feierlich gehoben durch das Geläute der Glocken. — Die aus der Kirche Heimgekehrten mußten den Zurückgebliebenen erzählen, was der Pastor gepredigt habe. Den ganzen Tag über war Sonntag. Nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes, in welchem neben den größern Kindern der Schule die sämmtliche erwachsene Jugend bis zu ihrer Verheirathung mit ihrer Bibel vor dem Altar zur Katechismuslehre versammelt war**) und die älteren Gemeindeglieder mit lebendiger Theilnahme zuhörten, wandelten sie familienweise auf ihren Feldern langsam einher und freueten sich der frisch grünenden oder um die Erntezeit reifenden Saaten. Hie und da hörte man aus der Ferne den Gesang geistlicher Lieder; oder sie saßen nachbarlich beisammen vor ihren Hausthüren unter gemüthlichen Gesprächen, und kein Werkeltagstreiben störte die Sonntagsruhe. Und am Abend zur Bibel- oder Missionsstunde war das geräumige Zimmer im Pfarrhause viel zu eng.

Diesem lieblichen Bilde, das nach Verlauf von achtzehn Jahren mir noch immer lebendig vor Augen steht und mit unauslöschlicher Sehnsucht nach jener Zeit das Herz erfüllt, nun ein anderes gegenüber!

Es war am ersten Ostermorgen früh gegen 5 Uhr, als ich durch überlaute Stimmen und Peitschenknall aus dem Schlafe geweckt wurde. Solchen Lärmens an einem Festmorgen ungewohnt trat ich an's Fenster, und was sah ich? — Leute im schmutzigen Alltagskleide, Männer und Frauen mit ihren Hofgängern auf den Hofräumen bei ihren Wohnungen beschäftigt, große vierspännige Wagen mit Mist und Abraum zu beladen. — Mit Schreien und unterlaufenden Flüchen beim Ankommen und Abfahren der Wagen wurde der Ostermorgen begrüßt. Einige Stunden später wanderten Männer, den mit Korn gefüllten Sack über Kopf und Nacken hängend, auch Frauen mit Schiebkarren, zur Mühle. Andere gruben in den Gärten, Andere kauerten um geöffnete Kartoffelmieten, die Frucht aus dem Winterquartiere in's Haus zu bringen. Einige Männer, die Holzaxt und Rodehaue auf der Schulter, gingen dem Walde zu. — Das war der erste Ostermorgen in einem herrschaftlichen Tagelöhnerdorfe in Vorpommern, mir ein Schauspiel so neu und unerhört, daß ich kaum meinen Augen und Ohren trauen zu dürfen glaubte.

Und dies eine Bild enthält die Grundzüge zu unzähligen Bildern von der gewöhnlichen Sonntagsfeier der Tagelöhner, die alle in denselben Rahmen passen; denn ähnliches Treiben findet in den meisten Tagelöhnerdörfern fast an jedem Sonntage statt, je nachdem die Jahreszeit diese oder andere Beschäftigungen mit sich bringt. Es giebt wenig Sonntage im Jahre, welche die Tagelöhner nicht zu Werkeltagsarbeiten verwenden. Werden sie nicht von der Herrschaft in Anspruch genommen, wie weiterhin gezeigt werden wird, so betreiben sie ihre eigenen Geschäfte. Da wird der Dung auf Karren fortgebracht, wo, wie oben angeführt, nicht durch herrschaftliche Fuhren dieser Dienst geleistet wird. Am Sonntage wird das Gartenland umgegraben, die Kartoffeln gepflanzt, späterhin behackt und bearbeitet, der Flachs gejätet, beides am Sonntage eingebracht.*) An den Orten, wo die Tagelöhner ihre Kuh selbst durchfüttern, wird am Sonntage das Heu gemäht, werden die Stuben geweißt. (Der Sonntag der Pfingsten heißt der „witte Sonntag", da steht bei den meisten Häusern alles Hausgeräthe draußen vor den Hausthüren, weil eben an diesem Sonntage die Stuben zu weißen allgemeine Sitte ist.) Am Sonntage wird das Schwein geschlachtet und recht zur Schau vor die Thür gehängt. Am Sonntage wird gebacken, gewaschen, und die Wäsche prangt als Sonntagsschmuck vor den Häusern. Am Sonntag geht man, wie bereits erwähnt, mit dem Kornsack zur Mühle und sitzt daselbst während des Gottesdienstes beim Branntweinglase; oder an anderen Orten fährt der Müllerwagen von Haus zu Haus, die Körner abzuholen. Das Einzäunen der Gärten, das Aufsetzen und Abtrocknen des Torfs ist gemeiniglich Sonntagsarbeit. Alle Verrichtungen in der Stadt werden auf den Sonntag verlegt, da wandern sie oft in zahlreicher Gesellschaft vor dem Gottes-

*) Sollte etwa jemand meinen, diese Schilderung gehe zu sehr in's Kleinliche, oder gehöre mehr in das Gebiet der Poesie, so ist zu bedenken, daß solcher äußere Schmuck einen Einfluß auf die Gemüthsstellung hat, die Sonntagsstimmung hebt und einen Strahl auf die Sonntagsfeier wirft.

**) Nur diejenigen Mädchen und Burschen, welche durch Unsittlichkeit sich des Ehrenkranzes verlustig gemacht hatten, deren aber nur wenige waren, durften zur Katechismuslehre nicht mit vor den Altar treten, sondern mußten in den Bänken bleiben; denn das Vortreten in der Katechismuslehre wurde, wie die Pathenschaft, zugleich als eine kirchliche Ehrensache von der Gemeinde angesehen.

*) An einem Charfreitage vor mehreren Jahren Nachmittag 3 Uhr vom Filial-Gottesdienste zurückkehrend, fand ich fast sämmtliche Tagelöhner-Familien beim Umgraben ihres Gartenlandes. Ich ging zu ihnen, und die nächst Befindlichen zusammenrufend erinnerte ich sie an die Bedeutung dieses Tages und dieser Stunde, und ermahnte sie mit liebevollem Ernst, in ihre Häuser zu gehen und in der Stille die Stunde zu feiern, da der Herr sein Haupt am Kreuz geneigt. Auf diese kurze, an drei oder vier Stellen wiederholte Charfreitagspredigt wurden die Gärten leer. Die Meisten gingen dem Anschein nach willig, nur Einige warfen mit halblautem Murren das Grabscheid über die Schulter.

dienste aber während desselben dahin, ihre Einkäufe zu besorgen, ihre Bestellungen bei den Handwerkern zu machen, oder Körner, Gänse &c. zum Verkauf zu bringen. Ebenso haben die Handwerker aus den nächsten Städten gerade am Sonntage ihren Verkehr auf den Dörfern und überbringen die von ihnen gefertigte Arbeit. Auch der Schweinschneider treibt, wie an Wochentagen, so auch Sonntags ungenirt sein Geschäft von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, ohne Rücksicht auf die gottesdienstliche Zeit; daher zuweilen die Predigt von dem Schmerzensschrei der Thiere von den nächstgelegenen Tagelöhnerwohnungen her begleitet wird. Ebenso dient ihnen der Sonntag zum Viehhandel. Die Tagelöhner des Orts gehen auswärts auf die nächsten Dörfer und Auswärtige kommen, Kühe oder Schweine zum Kauf zu suchen, und ganz unbefangen wird auch an den Pastor in seiner Amtstracht auf dem Wege zur Kirche die Frage gerichtet: „Heer Pastor, hebben's keene Swine aber Farken (Ferkel) to verköpen?" — Erst gegen Abend nach beendigten Tagesgeschäften stehen oder sitzen sie dann vor ihren Wohnungen, während nun die erwachsene Jugend ihre Sonntagsfeier beginnt. Die sogenannten Hofgänger ziehen in Haufen einher, die Geschlechter in mehr als naiver Unbefangenheit gemischt, mit rauhen Stimmen ihre Gassenlieder brüllend, oder in unartikulirten Tönen mit gellendem Juchzen und Kreischen, oft bis Mitternacht, nach ihrer Art ihre Lebenslust kund gebend. Das darf auch nicht befremden, wenn man bedenkt, daß die meisten Hofgänger, welche, der Mehrzahl nach aus andern Dörfern gemiethet, selten länger als ein Jahr an einem Orte bleiben, und während dieses Dienstjahres, ohne häusliche Zucht und Leitung, sich selbst überlassen, eine Plage für die Tagelöhner selber, im Genusse ihrer Freiheit auch nicht ein einziges Mal zur Kirche kommen, und sich dem seelsorgerischen Einwirken des Pastors gänzlich entziehen, so daß sie völlig fremd bleiben. Kommt der Pastor in's Haus, so machen sie sich eilig davon. So hören sie niemals ein Gotteswort, grade in den Jahren, wo die Richtung sich für ihr ganzes Leben entscheidet und wo die Versuchungen ihnen am mächtigsten entgegentreten.

Dies nur einige Grundzüge zu dem Bilde, welches die meisten Tagelöhnergemeinden in Vorpommern und in dem angrenzenden mecklenburgischen Gebiete darstellen. Zwar sind diese Zustände nicht allenthalben gleich und finden sich nicht überall beisammen; auch sind sie an einigen Orten durch die Einrichtung christlich gesinnter Herrschaften bedeutend gemildert; aber im Wesentlichen bezeichnet das Bild die Physiognamie der Tagelöhnergemeinden.

Fragen wir nun nach den Ursachen solches Verfalls! — Die Antwort im Allgemeinen ist nicht schwer. Es ist der in unsern Tagen herrschende unchristliche Geist überhaupt, die bittere Frucht des allgemein verbreiteten und auch in die niederen Volksschichten eingedrungenen Unglaubens, der Abfall von Gott, der den Verfall des religiösen und sittlichen Lebens, ja einen geistlichen Tod herbeigeführt hat. Daher der Materialismus und Mammonismus, die Signatur unserer Zeit, welchem die große Mehrzahl ergeben ist, die Vornehmen wie die Geringen, der Bürger wie der Bauer, die Herrschaften wie die Tagelöhner: denn gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkung. Länger denn ein halbes Jahrhundert hindurch hat das Gift des Unglaubens und der falschen Weltweisheit um sich gefressen und mit der Entfremdung der Herzen von göttlichen Worte sie natürlich auch der Kirche entfremdet und den „König der Tage" seiner göttlichen Glorie beraubt. An die Stelle des Hungers nach dem göttlichen Worte ist die unersättliche Begierde nach irdischem Gute (auri sacra fames) getreten.

Aus der Verachtung des göttlichen Wortes folgt aber mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes von selbst auch die Richtachtung des dritten Gebots und jegliche Sabbathsschänderei. Man gehe nur Sonntags durch die Städte und Dörfer und sehe! meist dünn gefüllte oder fast leere Kirchen, dagegen fast allenthalben werktägliche Geschäftigkeit oder weltliche Lustbarkeit, die zwei Hauptarten der Sonntagsentheiligung. In den Häusern, Geschäftszimmern, Fabriken und Werkstätten alltägliches Treiben, auf dem Felde Arbeitergruppen mit Sensen, Spaten und Hacken; dagegen an den öffentlichen Orten und Vergnügungsplätzen der Städte, wie in den Schankhäusern auf den Dörfern und an den Landstraßen lärmender Verkehr, Spiel, Musik, Tanz und wonach sonst das Fleisch gelüstet. Das sind für einen großen Theil des Volkes die Kirchen, wo man mit gläsernen Glocken läutet und wo das Buch mit den vier Königen die Bibel ist.

Wie sollte dieser Geist nicht auch auf den Sonntag des Tagelöhners seine Wirkung äußern? Wird er nicht meinen, seinen sauern sonntäglichen Arbeitsschweiß sich nach zur Tugend anrechnen zu dürfen in Vergleich mit jenen unheiligen bachanalischen Sanntagsfreuden?

Doch wir müssen noch genauer den besonderen Ursachen nachgehen, von denen vorzugsweise der Verfall der Sonntagsfeier bei den Tagelöhnern herzuleiten ist. Es ist dies aber keine leichte Aufgabe, alle die einzelnen Quellen, aus denen das bittere Wasser fließt, zu entdecken, und werden vielleicht an mancher vorübergehen, die sich unserem Blicke entzieht. Zunächst ist im Voraus festzuhalten, daß die Schuld nicht in einem Stande allein zu suchen ist. Gewöhnlich glaubt man sie bei dem geistlichen Stande, bei den Pastoren suchen zu müssen. Die Geistlichen sind daran schuld! sagt man, und nicht ganz mit Unrecht. Aber sie trifft die Schuld nicht allein. Dann heißt es weiter: Die Gutsherrschaften und Arbeitsgeber tragen die Schuld! aber auch sie sind es nicht allein. Ebenso beschuldigt man die Gesetzgebung und die mit Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung betrauten Behörden; doch wird Niemand die Obrigkeit allein dafür verantwortlich machen wollen. Endlich wälzt man die Schuld auf die Tagelöhner selber; aber es wäre ebenso ungerecht, ihnen allein alle Schuld beizumessen. In Summa: alle die Genannten sind solidarisch verschuldet. Wir alle ohne Ausnahme müssen an unsere Brust schlagen und sprechen: „Mein Gott! ich schäme mich und scheue mich, meine Augen aufzuheben zu Dir, mein Gott! Wir Alle haben gesündigt und übel vor Dir gethan. Unsere Könige, Fürsten, Priester und Väter haben nicht nach Deinem Gesetz gethan und nicht Acht gehabt auf Deine Gebote und Zeugnisse!"

Es wird nun unsere Aufgabe sein, dies im Einzelnen näher nachzuweisen.

Wir Pastoren, als Diener des göttlichen Wortes

und Hüter seines Hauses, müssen uns allerdings zuerst unter Anklage stellen; obwohl die nächsten Ursachen, aus welchen der Verfall des Tagelöhner-Sonntags herzuleiten, noch anderswo liegen. Aber je schärfer wir mit uns in's Gericht gehen, desto besser; denn so wir uns selber richten, so werden wir nicht gerichtet.

Der Glaube, sagt der Apostel, kommt aus der Predigt; aber ebenso auch der Unglaube. Wir müssen's zugeben, daß von den Kanzeln der Unglaube in's Volk gedrungen ist. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Geistlichen einander fast mit ähnlichen Augen anblickten wie einstmals die Auguren im heidnischen Rom. Und was die Predigt noch stehen ließ, das hat das Beispiel und der Wandel ungeistlicher Geistlicher vollends verdorben; denn das Aergerniß, welches der Pastor durch sein eignes Beispiel giebt, vernichtet die Wirkung selbst der besten Predigt. — Was hilft es zu ermahnen: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich!" wenn der Pastor selbst am Sonntage die weltlichen Gastereien den Luftbecher leert, oder am Spieltisch seine Erholung von der Sonntagsarbeit sucht, und die Tochter, oder wohl gar die Pfarrfrau selbst, am Sonntage den Reigen tanzt? Was hilft es, daß gepredigt wird: „Du sollst den Feiertag heiligen, denn es ist der Ruhetag des Herrn deines Gottes!" wenn der Pastor selbst den Sonntag zum Werkeltage macht und die Heu- und Erntewagen durch das Pfarrhofsthor aus- und einfahren? wird er bei solchem Beispiele wohl im Stande sein, die Gewissen der Tagelöhner für die Sonntagsheiligung zu schärfen? Es ist des Pastors Pflicht, die Sonntagsentheiligung zu rügen ohne Ansehen der Person, und nicht blos den Tagelöhnern, sondern auch den Gutsherrschaften das Gebot Gottes entgegenzuhalten und gegen die Uebertretung desselben freimüthig zu zeugen, nicht nur auf der Kanzel, sondern auch in seelsorgerischer Privatunterredung; aber fehlt es nicht oft an diesem Zeugenmuthe? Schließt nicht oft Menschenfurcht und Menschengefälligkeit den Mund, wo sich derselbe aufthun sollte, im Namen des Herrn zu bitten, zu ermahnen und zu strafen die Widersprecher? — Man vernimmt allgemein die Klage über schlechten Kirchenbesuch, und diese Klage ist vollkommen begründet. Aber fragen wir uns auf unser Gewissen: tragen wir nicht hieroon einen Theil der Schuld? Hat die so oft vernehmbare Klage über schlechte Predigten, die den Zuhörer langweilen und ihm das Kirchengehen verleiden, nicht vielfältig gleiche Berechtigung? Kann wohl mit Wahrheit gesagt werden, daß das Wort in allen Kirchen und jederzeit in rechter Lauterkeit und Kraft gepredigt wird? Auch der eifrige und pflichttreue Prediger ist in Gefahr zu ermüden und muthlos zu werden, wenn er Sonntag für Sonntag die leeren Kirchstände vor sich sehen muß und Jahre lang vergeblich der Frucht harrt. Wie leicht beschleicht ihn der Gedanke: was nützt es, daß du auf deine Predigt so viel Fleiß und Sorgfalt verwendest? es ist doch lauter verlorene Mühe! Da gilt es, im Aufblick auf's Kreuz den Werth der einzelnen Seele zu wägen und mit Gebet sich durchzuringen durch die Versuchung zu träger Muthlosigkeit.*)

Sind wir nicht oft lässig im Gebet für die Gemeinde und träge in der Seelsorge? Fehlt es uns nicht oft an der rechten barmherzigen Sünderliebe, die da mit rechter Treue unermüdet dem verirrten Schafe nachgeht, wie der gute Hirte, und das Verlorene sucht?

Wie die Kunst durch die Künstler sinkt und in Verachtung kommt, so die Kirche durch ihre Diener. Vieles ist vielleicht von unsern Vorgängern im Amte schon eine lange Reihe von Jahren hindurch verschuldet worden. Hätten die Zionswächter immer auf der Warte gestanden und ihres Amtes recht wahrgenommen, und ständen wir nur heute Alle gerüstet, wie Ein Mann, und bewiesen wir uns als rechte Diener Gottes in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes durch Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und Linken, — es würde gewiß anders stehen um die Sonntagsheiligung und um den Sonntag der Tagelöhner. Die Gutsherrschaften und Arbeitsgeber würden dem zweischneidigen Schwerte des Wortes Gottes auf die Dauer nicht widerstehen!

Daß ein sehr großer Theil der Schuld auf die Rechnung der Gutsherrschaften zu schreiben ist, wird von den christlich Gesinnten unter ihnen selbst mit Schmerz erkannt und eingestanden, und es möchte der erste Grund wohl in ihrer Gesinnung und in ihrer eigenen Sonntagsfeier zu finden sein. — Das bekannte Wort: wie der Herr, so die Diener, trifft zwar nicht immer zu; aber daß das Beispiel der Herren auf ihre Untergebenen eine Macht übt, wird Niemand in Abrede stellen. „Wie die Augen der Knechte auf die Hände ihrer Herren sehen, wie die Augen der Mägde auf die Hände ihrer Frauen" — so sehen auch die Augen der Tagelöhner auf das

*) Man fühlt sich so leicht versucht, die Prediger mit vollen Kirchen zu beneiden. Der Prediger Stein in Frankfurt a. M. predigte an einem Freitage in einer ziemlich leeren Kirche, — am Sonntage dagegen vor einer zahlreichen und glänzenden Versammlung, darunter die Honoratioren und angesehensten Leute der Stadt. Ein junger Theolog, der an beiden Tagen sein Zuhörer gewesen war, drückte ihm seine Freude über die reichgefüllte Sonntagskirche aus. Stein erwiederte: Ich kann nicht sagen, daß ich mich darüber so besonders freue. Am Freitage sah ich Seelen in der Kirche, am Sonntage meist nur Leiber und Kleider. — Wünschen wir uns doch Alle solche pastorale Augen! —

Ebenso möge ein Wort von dem Prediger Lassenius in Kopenhagen zur Beherzigung dienen. Ein Fremder, der schon lange gewünscht hatte, Lassenius einmal zu hören und persönlich kennen zu lernen, las auf einer Durchreise in einem öffentlichen Blatte die Anzeige, daß derselbe am folgenden Tage in einem Wochengottesdienste predigen werde. Mit freudiger Erwartung tritt er in die Kirche. Zu seiner Verwunderung findet er sie fast leer, nur einige ältere Personen saßen vereinzelt da. In der Meinung, daß Lassenius wahrscheinlich verhindert worden, selbst zu predigen, will er schon unmuthig die Kirche verlassen; doch da der Prediger eben die Kanzel betritt, bleibt er und hört eine ergreifende Predigt voll Geist und Leben. Er fragt darauf eine von den anwesenden alten Mütterchen, wie der Prediger heiße? „Lassenius" war die Antwort. Nach beendigter Predigt ging er in die Sakristei, den Mann persönlich näher kennen zu lernen, und im Gespräche fragt er ihn, wie es möglich sei, daß er in einer so leeren Kirche mit solcher Kraftanstrengung und Begeisterung predige? — L. lud ihn ein zu einem Gang in's Freie. Der Weg führte zu einem Brunnen. Hier, sprach L., lassen Sie uns einmal trinken, der Brunnen hat ein köstliches Wasser! Sie tranken, und der Gast lobte das vortreffliche Wasser. Da richtet L. an ihn die Frage: Was meinen Sie wohl, das dieses Brunnens beste Eigenschaft sei? Antwort: Doch unstreitig, daß er so köstliches Wasser giebt! Nein, erwiedert L. — sondern daß er dies köstliche Wasser immer giebt, es mögen Viele oder Wenige trinken. — Dies als Antwort auf Ihre in der Sakristei an mich gerichtete Frage!

Thun und Treiben ihrer Herrschaften. Nun giebt es ja, Gott sei gedankt, auch christliche Gutsherrschaften, welche, eingedenk, daß sie auch einen Herrn im Himmel haben, gewissenhaft und wohlmeinend nicht nur für das leibliche, sondern auch für das geistliche Wohl ihrer Untergebenen sorgen; aber dieser Edeln ist eine geringe Zahl, und durch die Macht der herrschenden Gewohnheit und Sitte werden auch die Bessergesinnten oft mit dem Strom fortgezogen. Das sittliche und religiöse Verderben und insbesondere der Materialismus unserer Zeit ist auch eingedrungen in die Kreise, die sich früher verhältnißmäßig noch am meisten davon freigehalten haben. Eine unausbleibliche Folge davon ist auch die Geringschätzung des Sonntags. Der unchristliche, gottentfremdete Sinn vieler Gutsherrschaften bereitet den Tagelöhnern das größte Hinderniß der Sonntagsfeier. Weil sie den Kirchenbesuch für etwas Entbehrliches und Ueberflüssiges halten, so verwenden sie den Sonntag zu Besuchs- und Vergnügungsreisen. Ihre Gastmähler, Diners und Bälle werden meist an Sonntagen veranstaltet. Dadurch wird auch ihre Dienerschaft von der Kirche zurückgehalten. Der Kutscher muß fahren, der Bediente und die Kammerjungfer müssen die Herrschaft begleiten, oder sie müssen in dem Hause, das den Besuch empfängt, auf ihren Posten sein. Und auch an den Sonntagen, wo Besuch weder gegeben noch empfangen wird, gestattet doch die häusliche Einrichtung den Domestiken nur selten den Besuch des Gotteshauses; denn das „Gabelfrühstück" nimmt gemeiniglich zur Kirchzeit ihre Dienste in Anspruch. Schon hierdurch stellt sich heraus, daß der Gottesdienst ihnen etwas Gleichgültiges und Werthloses ist. Dagegen ist das Streben auf irdischen Gewinn, auf Vermehrung der Einnahmen und Hebung des Wohlstandes gerichtet. Mit möglichst wenig Kosten, d. h. mit möglichst wenig Arbeitskraft möglichst viel zu gewinnen, ist eine der Hauptaufgaben. Diesem Princip ist das alte ursprünglich patriarchalische Verhältniß zwischen Gutsherrschaft und Tagelöhnern fast überall zum Opfer gefallen. Die Erhöhung der Cultur und möglichst vortheilhafte Hebung des Ertrags der Ländereien hat eine Vermehrung der Arbeit zur Folge gehabt, wodurch eine entsprechende Vermehrung der Arbeitskräfte schon längst geboten war. Diese ist an den meisten Orten nicht nur unterblieben, sondern die Zahl der Tagelöhnerstellen ist an vielen Orten sogar noch verringert worden. Daher größere Anstrengung und Ueberbürdung der unzureichenden Arbeitskräfte. Da giebt es denn oft Notharbeit, besonders zur Zeit der Heuwerbung und der Ernte, auch wenn das Wetter die ganze Woche hindurch günstig war. Um für den Sonntag Arbeiter zu gewinnen, wird erhöhter, an manchen Stellen doppelter Lohn gezahlt. Auch zu anderer Zeit werden, um in der Woche keine Zeit zu verlieren, — denn Zeit ist Capital — eine Menge Arbeiten, namentlich die herrschaftlichen Leistungen für die Tagelöhner, als Holz-, Torf-, Dung- und Heufuhren auf den Sonntag verlegt.*) Der Deputatacker zu Kartoffeln und Leinaussaat wird den Tagelöhnern am Sonntage ausgekawelt. Die Auszahlung des Wochenlohnes, in Geld und Körnern bestehend, findet auf vielen Höfen, dem Sonntagsgesetze zuwider, am Sonntagsmorgen statt. Da kommt denn, während die Glocken schon zur Kirche läuten, nicht selten eine Anzahl von Männern und Frauen, den Kornsack auf dem Nacken oder auf dem Karren, vom herrschaftlichen Kornboden her. Am Sonntag Morgen werden sie vom Revierjäger angewiesen, Holzstämme für sich auszuroden, Holz zu sammeln und ihren Jahresbedarf an Besenreis zu schneiden. Hie und da werden ihnen auch abgeholzte Waldflächen, um sie urbar zu machen, zur Kartoffelpflanzung angewiesen. Da gehen sie denn am Sonntag Morgen hinaus, den Boden umzuwühlen und die Baumstämme auszugraben. Ein Gutsherr ließ sogar an einem Bußtage das Deputat-Kartoffelland bearbeiten und nöthigte dadurch die ganze Tagelöhner-Gemeinde zur Pflanzung derselben. Eben derselbe commandirte die Tagelöhner am Sonntag Morgen 8 Uhr, gerade in demselben Augenblicke, als eben die Glocke zur Beichtvorbereitung für die an diesem Sonntage stattfindende Abendmahlsfeier geläutet wurde, durch den Ton der Klapper (welche die Stelle einer Glocke vertritt) zur Versammlung auf den herrschaftlichen Hof. Nicht selten tönt das Gehämmer des Schmiedes beim Beschlagen der Pferde in die Kirchenversammlung hinein, und die Häckselmaschine ist auf manchen Höfen Sonntag für Sonntag in Bewegung. Das Scheeren der Schafe, die Umzäunung der Viehkoppel, selbst die Wegebesserung wird an manchen Orten als Sonntagsarbeit verrichtet. Das Marktgetreide wird am Sonntage aufgemessen und eine Wagenreihe damit beladen, oft auch abgefahren. Die in neuester Zeit fast allgemein in Gebrauch gekommene Dampf-Dreschmaschine wird am Sonntage meilenweit herbeigeholt und ebenso wieder fortgeschafft. Auf den meisten Tagelöhnerdörfern sieht man des Sonntags neben den herrschaftlichen Carossen und Wirthschaftswagen für irgend welche Zwecke in Bewegung. Wie autokratisch manche Gutsherrschaften über den Tagelöhnersonntag disponiren, ist in dem gedruckten „Lehrbuche für Tagelöhner" eines pommerschen Rittergutsbesitzers zu lesen. Darin steht wörtlich: „Der Tagelöhner verpflichtet sich, täglich selbst und durch seine Frau oder einen brauchbaren Hofegänger die ihnen bestimmte Zeit ohne Widerrede, folgsam und fleißig, selbst an Sonn- und Festtagen außerhalb der Kirchzeit, wenn es der Gutsherr für nöthig hält, auszuführen."

Es leuchtet von selbst ein, daß unter solchen Verhältnissen von einer eigentlichen Sonntagsfeier der Tagelöhner nicht die Rede sein kann, und die angeführten Thatsachen beweisen deutlich, daß in diesen Fällen die Schuld ausschließlich auf die Rechnung der Herrschaften zu schreiben ist.*)

*) In Mecklenburg gestattet das Sonntagsgesetz dem Gutsherrn ausdrücklich die Fuhrleistungen für die Tagelöhner am Sonntage, und der Versuch, diese auf Antrag der Stände erfolgte Laxation des Gesetzes von 1855 durch die christliche Nächstenliebe zu rechtfertigen, ist bei allem guten Schein nichts weniger als geeignet, den eigentlichen Beweggrund zu verdecken. Auch werden daselbst Seitens der Landesregierung alljährlich mehrere Sonntage zur Erntearbeit nach Beendigung des Gottesdienstes freigegeben.

*) Sollte die Wahrheit dieser Schilderung in Zweifel gezogen oder die Zeichnung als zu grell und übertrieben angefochten werden, so können erforderlichen Falls alle hier specialisirten Erscheinungen,

Diesem Allen tritt noch hinzu, daß den Tagelöhnern außer ihrem gewöhnlichen Tagewerke noch besondere Arbeiten in Accord gegeben werden. Es werden große Ackerflächen mit Runkel- und Futterrüben bepflanzt. Der Ertrag von beiden ist bedingt durch sorgfältige Reinigung vom Unkraut, und das Einsammeln besonders der letzteren erfordert Zeit. Anstatt nun diese Arbeit, wie billig wäre, von den Tagelöhnern im gewöhnlichen Wochendienste, — oder wenn dazu die Tagelöhnerkräfte nicht ausreichen, durch freie Lohnarbeiter verrichten zu lassen, wird ihnen die Bearbeitung einzelner Parcellen neben ihrem Tagewerk in Accord gegeben. Der sich ihnen hierdurch darbietende Mehrverdienst ist zu lockend, als daß sie sich denselben sollten entgehen lassen. Da ihnen aber in der Woche keine Zeit dazu bleibt, so muß der Sonntag darauf verwendet werden. Da sieht man denn ganze Tagelöhnerfamilien, denn auch die Kinder werden zu dieser Arbeit herangezogen, am Sonntage vom frühen Morgen an auf dem Acker, und so werden auch die Kinder schon in frühster Jugend zur Nichtachtung der Sonntagsfeier und der in der Schule und im Confirmanden-Unterrichte empfangenen Lehre und Ermahnung von den Eltern selbst angeleitet. (Fortsetzung folgt.)

Wappen bei den Indianern Britisch-Columbia's.

Indianer einer und derselben Familie haben gewöhnlich ein gemeinsames Wappen. Dieses Wappen besteht gemeiniglich aus der Abbildung irgend eines Thieres, das man als den Schutzgeist der Familie betrachtet, das die Indianer nie selbst tödten, und für dessen Tod (wenn sie etwa Augenzeugen desselben sind) sie Schadenersatz verlangen. Personen eines und desselben Wappens dürfen nicht untereinander heirathen. Das Kind nimmt das Wappen der Familie seiner Mutter an, nicht das der Familie seines Vaters. Wenn ein Mann ein Festmahl veranstaltet, ladet er dazu niemanden von seinem eigenen Wappen, denn Festmahle sind Friedensschlüsse, und so nahe Verwandte bedürfen, wie man voraussetzt, keiner derartigen Versöhnungsversammlungen. „Die Indianer haben," schreibt Hr. Mayne, „noch eine andere mit diesen Abzeichen in Verbindung stehende sonderbare Gewohnheit. Wann oder wo immer es einem Indianer einfällt sein Wappen auszustellen, sind alle dieselbe Familienfigur tragenden Individuen verpflichtet, ihm dadurch Ehre zu erweisen, daß sie einiges von ihrem Eigenthum vor dasselbe werfen, und zwar in Mengen, die mit dem Range und dem Reichthum des Gebers im Verhältniß stehen. Ein boshafter oder armer Indianer, welcher aus dieser gesellschaftlichen Sitte Nutzen zu ziehen wünscht, malt daher sein Wappen auf die Stirn, und lauert auf eine Gelegenheit, einem wohlhabenden Manne, der das nämliche Familienwappen hat wie er selbst, zu begegnen. Beim Herannahen dieses Mannes geht er auf ihn zu und zeigt dem arglosen Opfer, wenn er ihm nahe genug ist, das Wappen; und wie abgeneigt dieser letztere auch sein mag, er hat keine andere Wahl, als das gebräuchliche Opfer an Eigenthum der einen oder andern Art darzubringen." (Nach R. C. Mayne's Four Years in British Columbia and Vancouver Island.)

Der Hippodrom in Paris

als Hebel, die Theilnahme an dem Loose verwundeter Soldaten zu fördern.

Aus der militairisch-interessanten Berichterstattung eines vormaligen preußischen Militairs entnehmen wir einer Monatsschrift, daß bei den in kriegerischem Rahmen zur Darstellung kommenden Pariser Hippodrom-Spectakelstücken auch die Sanitätstruppen mit Bahren, Stühlen, Wagen u. s. w. agiren. „Es liegt ein tiefer Sinn in kindischem Spiel." Dergleichen soldatische Schaustellungen, so profan sie auch in gewisser Weise sind, haben ohne Zweifel nebenbei ihr Gutes. Sie nähren den kriegerischen Geist zwiefältig: einmal betheiligen sich Soldaten an denselben als Darsteller von Kriegsscenen, die sie wirklich oder ähnlich vollführt oder durchlebt; sie fungiren als plastische Geschichtsschreiber — wenn man mir den ungewöhnlichen Ausdruck gestatten will. Diese schauspielernden Troupiers schmeicheln sich und die, den theatralischen Greuelscenen mit Vorliebe sich zuwendende, große Masse der Pariser. Die zweite Seite, das Beste und Nützliche der Sache besteht darin (fassen wir hier nur die Sanitätstruppen-Inscenisirung ins Auge), daß dem Bourgeois allerhand Empfindungen und Gedanken erregt werden, die geeigneten Falls einem moralischen elan die Unterlage, den zufälligen Ursprung geben; zum Besten verwundeter Krieger sich bethätigend in dieser oder jener Hülfsleistung und Darreichung.

Für den conscrit und Krieger in spe ist die lustige Darstellung einer in ihrem hochwichtigen, ernsten Amt beschäftigten Ambulance von praktischem Nutzen. In diesem Sinne liefert die große Kunstreiter-Bude in Paris einen Beitrag zur Exemplificirung des proverbe: Sottise entretient la santé. Ernst Graf zur Lippe.

Dieser Nummer ist das Titelblatt und Inhaltsverzeichniß des Wochen-Blattes pro 1863 beigefügt. D. R.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

---

so wie die nachfolgenden Anführungen durch namhafte Nachweisung belegt werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 2. Berlin, den 13. Januar 1864. Nr. 2.

August Dettlof Wilhelm Ehrenreich von Winterfeld, Kammergerichts-Rath a. D., auf Menkin. Ehrenritter seit 1839. † zu Berlin den 3. Januar 1864.

Was thut uns Noth?

O, lernt Euch selbst und Euer Wort vergessen,
Die Linke wisse nicht, was thut die Rechte,
Und wo ihr mannhaft streitet im Gefechte,
Da soll nur Gott das Maaß der Treue messen.

Weß ist der Ruhm und alle Ehre wessen?
Was sind wir mehr, als unsers Meisters Knechte?
Ihr wollt, daß Lorbeer Eure Stirn umflechte,
Und seht Sein Haupt die Dornenkrone pressen.

Geht Euren Weg in Demuth und im Stillen,
Und seid getreu im Kleinen und Geringen;
Denn was Ihr thut, Ihr thut's um Christi willen.

Des ew'gen Meisters Liebe muß uns dringen,
Der Brüder Noth das Herz uns ganz erfüllen,
Das eig'ne Selbst zum Opfer darzubringen.

C. v. P. G.

Der Begründer des von Jenaischen Fräuleinstifts zu Halle a. d. Saale,

Stifter eines Hospitals für Arme und Gebrechliche: Gottfried von Jena, gestorben den 8. Januar 1703, verdient als Menschenfreund, sowie als treuer, gelehrter und gewandter Staatsdiener ein dauerndes Andenken in den Annalen des evangelischen Adels deutscher Zunge.

In Nummer 22 dieser Blätter, am 29. Mai 1861, wurde des obengenannten Fräuleinstifts speciell erwähnt. Die folgenden Zeilen enthalten einige biographische Notizen über den hochherzigen Begründer. Er wurde geboren den 20. November 1624 zu Zerbst, wo sein Vater die Oberbürgermeister-Würde bekleidete. Die Familie, der er entsproß, war zwar uradlig, aber durch Krieg und andre Unglücksfälle sehr in Verfall gekommen. Unser Gottfried brachte dieselbe wieder empor durch Stiftung eines Fideicommisses, dessen jedesmaliger Inhaber den Namen von Jena annehmen und führen sollte. Er selbst, obwohl zwei Mal verheirathet, hatte keine Nachkommen.

Mit hervorragenden Fähigkeiten und angebornem Lerntrieb ausgerüstet, widmete sich der Knabe mit solchem Eifer den Wissenschaften, daß man die schönsten Hoffnungen für sein künftiges Glück hegen konnte. Das emsige Studiren schien zwar nachtheilig auf die Gesundheit einwirken zu wollen; mit dem 18. Jahre jedoch kräftigte sich das Naturel des Wissensdurstigen, und er erreichte ein Greisenalter, welches erst im 80. Lebensjahr mit Entkräftung endete.

Auf das Beste vorbereitet, bezog Gottfried von Jena die Universität Wittenberg; von hier aus ging er nach Gießen und zuletzt nach Marburg. Schließlich machte er die europäische Tour, welche für ihn keine bloße Vergnügungsreise gewesen ist, auf der man wohl Welt- und Menschenkenntniß gewinnen, aber auch großen Schaden erleiden konnte; für Jena war diese Reise eine eifrig benutzte Gelegenheit zur Erweiterung seiner Gelehrsamkeit. Mit großem Nutzen beaugenscheinigte er die vornehmsten Sehenswürdigkeiten, besuchte er verschiedene Bibliotheken und verkehrte mit Männern der Wissenschaft. Er durchreiste Holland, England, Frankreich, den größten Theil von Spanien und Italien. Hierbei vervollkommnete er sich in der lateinischen, französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache. Da ihm übrigens das Griechische, Hebräische und Holländische bekannt war, erwarb er sich den ehrenvollen Beinamen: Polyglottos.

Nach seiner Rückkehr wählte Jena die Universitätsstadt Heidelberg zum Wohnsitz. Er hielt hier Vorlesungen. Diese fanden bald allgemeinen Beifall und erwiesen sich so nützlich, daß Kurfürst Carl Ludwig von der Pfalz bewogen wurde, den erst 24jährigen Docenten als öffentlichen Rechtslehrer zu bestallen und bald darauf zum Rath zu erwählen. Jena stand dieser Professur bis zum Jahr 1655 vor, wo er einem Ruf des großen Kurfürsten von Brandenburg Folge leistete und an Stelle seines (als Geh.-Rath nach Berlin befohlenen) Bruders Friedrich ein Lehramt zu Frankfurt an der Oder übernahm. Der Kurfürst von der Pfalz ertheilte Jena sehr ungern den Abschied, wollte aber nicht sein wachsendes Glück behindern und entließ den Frankfurter Universitäts-Professor mit einem rühmlichen Zeugniß („dem Kurfürsten von

Brandenburg als wohlqualificierter Mann zu Gnaden bestens empfohlen*).

Carl Ludwig der Pfälzer sah gar bald, wie viel Heidelberg an von Jena eingebüßt; er bot ihm daher im Jahre 1685 eine erledigte Professur der Pandekten an und hoffte durch allerhand Versprechungen und Schmeicheleien von Jena wieder zu gewinnen; doch vergebens. Dieser machte sich nicht nur in Frankfurt, sondern auch selbst in Berlin am kurfürstlichen Hofe durch seine Schriften und sein verdienstliches Verhalten einen guten Namen. Besonders wurde ihm der damalige Ober-Präsident und erste Staatsminister von Schwerin sehr gewogen; dies hatte die Berufung an den Hof zur Folge, wo man Jena bei wichtigen Staatsgeschäften verwendete. 1662 wurde er der zum Reichstag nach Regensburg geschickten Gesandtschaft zugetheilt und bewies sich dabei als ein so kluger Mann, daß der französische Gesandte in dem Bericht an seinen König über Jena äußerte: „Keiner von allen Reichstags-Deputirten hat die deutschen Intriguen und die Angelegenheiten eines jeden Hauses besser inne." ·

Im Jahre 1663 machte ihn sein Kurfürst zum Kanzler des Fürstenthums Minden; 1674 erfolgte die Ernennung zum Geheimen Rath. Sechs Jahre später fungirte Jena beim Reichstage mit eben so viel Umsicht wie Energie, wegen des im Osnabrücker Frieden festgestellten Anheimfalls des Erzstifts Magdeburg als weltliches Herzogthum an Brandenburg. Der Kurfürst glaubte den erfolgreichen Vertreter seiner desfallsigen Rechte nicht besser belohnen zu können als durch Verleihung der Kanzlerstelle dieses wichtigen Fürstenthums. Nach seiner Rückkehr von Regensburg 1687 begab sich Jena nach Halle und hat dort bis an sein Lebensende den ihm übertragenen Kanzlerposten rühmlichst verwaltet.

Ein scharfes Urtheil, solide Kenntnisse, gutes Gedächtniß, tiefe Einsicht befähigten ihn, schwierige Geschäfte präcis und prompt zu erledigen. Eine große Menge handschriftlicher und gedruckter Arbeiten gaben das sichtliche Zeugniß außergewöhnlichen Fleißes, unermüdlicher Arbeitslust. Sein gutes Auge hat nie einer Brille bedurft, sein Gemüth nie eine Verfinsterung durch Grillen erlitten. Fähig und bereit, mit Witz zu belustigen, durch Spott zu geißeln, wußte er doch stets Maaß und Ziel inne zu halten. Seine Worte wie Handlungen bekundeten das treue Festhalten seiner von wahrhaft christlichen und edelmännischen Gesinnungen zeugenden Devise: Pie, Honeste, Prudenter d. i. Fromm, Ehrbar, Klüglich.

Ernst Graf zur Lippe.

Der Sonntag der Tagelöhner.

(Fortsetzung.)

Wie von den Gutsherren, ebenso wird nicht minder und oft noch in höherem Maße von den Gutspächtern das Gebot der Sonntagsheiligung übertreten. Viele der letztern halten, da sie meist ein hohes Pachtgeld ausbringen müssen, die möglichste Ausnutzung der Arbeitskräfte um so mehr für gerechtfertigt. Die Gutsherrschaften begehen daher ein Unrecht an ihren Tagelöhnern, wenn sie dieselben bei Verpachtung des Guts in dem Pachtcontrakte unberücksichtigt lassen und sie ohne Sicherstellung ihrer Zuständigkeiten und ohne genaue Abgrenzung der gegenseitigen Verpflichtungen der Willkür ihrer Pächter überlassen. Der Besitzer zieht dann blos den Ertrag des Guts; es findet gar kein Band mehr zwischen ihm und seinen Tagelöhnern statt. Mancher sieht das Gut und seine Tagelöhner das ganze Jahr hindurch nicht ein Mal, hört keine Beschwerde und ist auch nicht mehr im Stande, Abhülfe zu gewähren, weil er seine Rechte an den Pächter abgetreten hat. Zwischen der Gutsherrschaft und ihren Tagelöhnern findet sich bei einigem Wohlwollen der Ersteren noch immer, wie ein schwacher Nachschimmer aus einer alten patriarchalischen Vergangenheit, ein gewisses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit. Das Gut war eine lange Reihe von Jahren hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt, und die Väter der gegenwärtigen Tagelöhner hatten ihre Lebenszeit dem Vater des Gutsherrn gedient und waren gleichsam ein Inventar des Guts geworden. Der alte Tagelöhner erzählt noch oft und gern von dem alten gnädigen Herrn, und dem jüngern thut es wohl, wenn bei Gelegenheit auch einmal des treuen Dienstes seines verstorbenen Vaters von der Herrschaft anerkennend gedacht wurde. So hatte die Zeit doch ein gewisses Band um sie geschlungen. — Der Pächter dagegen ist ihnen ein fremder Mann, und ihm sind hinwiederum die Tagelöhner nur fremde Söldlinge, gegen die er selten eine höhere Verpflichtung kennt, als ihre Leibeskräfte arbeitsfähig zu erhalten. Daß die Tagelöhner auch unsterbliche Seelen haben, kommt in der Regel nicht in Betracht. Mit stumpfer Resignation ergeben sich diese in das ihnen beschiedene unvermeidliche Loos, das ihnen häufig noch weniger Sonntagsruhe gestattet, als ihnen unter der Gutsherrschaft vergönnt war. Doch finden sich auch unter den Gutspächtern Ausnahmen einer edleren Gesinnung, die um so mehr ehrenwerthe Anerkennung verdienen, da für sie durch die hohen Pachtpreise die Versuchung zur Ueberspannung der Tagelöhnerkräfte besonders nahe liegt.*)

Aber einen noch nachtheiligeren Einfluß haben die Wirthschafts-Inspectoren auf die Sonntagsfeier der Tagelöhner. Diese, mit wenigen Ausnahmen unkirchlich gesinnt und dem Leben aus Gott entfremdet, dazu oft von rohen Sitten, kennen gemeiniglich keine höhere Pflicht, als die Tagelöhner zur Arbeit zu treiben und sich durch solchen Diensteifer bei dem Principal zu insinuiren. Bei ihrer Anstellung wird selten auf christliche Bildung und sittliche Führung, sondern nur auf ökonomische Tüchtigkeit gesehen. Und da ihr Einkommen durch die Tantieme oder das sogenannte Lastengeld mit dem Ertrage des Guts steigt und fällt, so liegt es schon in ihrem eigenen Interesse, die Arbeitskräfte möglichst anzuspannen, um den möglichsten Ertrag zu erzielen. Sie suchen daher die Arbeitszeit zu vermehren. Die Wirthschaftsuhr wird gemeiniglich eine halbe Stunde und darüber, auf manchen Höfen eine ganze Stunde vorgerückt, um der großen allgemeinen Weltuhr,

*) Als vor mehreren Jahren auf der jährlichen Pastoralversammlung in Berlin die Bedrückung der Tagelöhner durch die Gutspächter, Betreffs der Sonntagsfeier, zur Sprache gebracht und der Wunsch ausgesprochen wurde, daß doch die Gutsherrschaften ihren Pächtern darin Einhalt thun möchten, legte ein als Ehrenmann bekannter christlicher Rittergutsbesitzer aus Hinterpommern in gewohnter origineller Weise das freimüthige Bekenntniß ab: „Wir Gutsbesitzer sind eben so schlecht, als die Pächter."

die der liebe Gott am Himmelsgewölbe aufgehängt hat, nochzuhelfen und den Arbeitstag zu verlängern, da sie nicht, wie einst Josua, der Sonne stillzustehen gebieten können. Daher giebt es in den Tagelöhnerdörfern gemeiniglich zweierlei Zeit, eine andere für die Herrschaft und eine andere für die Tagelöhner. Die Herrschaft drückt das Auge zu und duldet diese Ungerechtigkeit gegen die Tagelöhner, denen dadurch täglich ein Theil ihrer Ruhezeit geraubt wird. Man halte das nicht für etwas Unbedeutendes! — Nimmt man auch nur den niedrigsten Satz an, daß er täglich eine halbe Stunde über die gesetzte Zeit arbeiten muß, so beträgt das im Verlaufe des Jahres ungefähr einen halben Monat. Der Tagelöhner muß das Unrecht schweigend dulden. Wollte er sich deß weigern, so würde dies seine Entlassung zur Folge haben. Ist nun aber nach wirthschaftlichen Principien die Zeit Capital, so ist auch die Beraubung derselben einer Beraubung an Geld gleich zu achten. Es steht geschrieben 5. Mos. 25, 44 ff.: „Du sollst nicht zweierlei Gewicht in deinem Sack, groß und klein, haben, und in deinem Hause soll nicht zweierlei Scheffel, groß und klein, sein; denn wer solches thut, der ist dem Herrn ein Greuel." — Ist der Inspector nur ein tüchtiger Wirthschafter und gelingt es ihm, den Ertrag des Guts zu heben, so darf er, auch gegen den Wunsch besser gesinnter Herrschaften, sich manche Willkür gegen die Tagelöhner gestatten, und seine der Sonntagsfeier hinderlichen Anordnungen finden bei der Herrschaft keinen ernst kräftigen Widerstand. Bei seiner unkirchlichen Gesinnung, die sich durch Wort und That oft und laut genug kund giebt, sieht auch der Tagelöhner sehr wohl ein, daß er sich durch fleißigen Kirchenbesuch keine Gunst erwirbt.

Uebt er aber schon unter den Augen der Herrschaft eine ziemliche Willkür über die Tagelöhner, so steigert sich dieselbe fast zur Omnipotenz in Abwesenheit derselben, wenn sie zeitweise oder gar für immer auswärts ihren Wohnsitz hat. Er kann dann als unbeschränkter Herr nach Belieben schalten und walten; die ihm Untergebenen sind dann schutzlos; ihre Klage dringt nicht zur Herrschaft, und aus Furcht wagen sie auch nicht, dieselbe zu erheben, weil sie wissen, daß sie damit nur selten Gehör finden und ihre Lage dadurch nur verschlimmern würden.

Welchen moralischen Einfluß solche Wirthschafts-Inspectoren auf die Tagelöhnergemeinde üben, ist allgemein bekannt. In früherer Zeit waren sie in der Regel verheirathet und blieben, wenn sie sich nicht grober Untreue schuldig machten, lebenslang im Dienste einer und derselben Herrschaft. Jetzt werden, der Ersparniß halber, meist jüngere unverheirathete Leute angestellt. Zur Befriedigung ihrer Fleischeslüste müssen die Dienstmädchen und Tagelöhnertöchter, auch die jüngern Tagelöhnerfrauen sich hergeben. Wo nicht eignes Gelüste ihnen freiwillig entgegenkommt, wird der schwache Widerstand durch Furcht oder durch Eigennutz überwunden. Dann heirathet der Tagelöhnersohn oder ein Knecht die vom Inspector abgenutzte Dirne und erhält dafür als Mitgift eine Kathenstelle. Aus Furcht schweigt er, wenn der Umgang auch mit der jungen Frau noch fortgesetzt wird, denn er weiß sich ganz unter des Inspectors Gewalt. Solches ist auch vielen Herrschaften keineswegs verborgen, wird aber von ihnen als ein unvermeidliches Uebel angesehen. Einem Inspector soll von seinem Principal selbst anempfohlen worden sein, sich zu seinem Vergnügen der Dirnen innerhalb des Ortes zu bedienen, um nicht durch Besuche nach auswärts das wirthschaftliche Interesse zu versäumen. In den Kirchenbüchern finden sich aus unlängst vergangener Zeit noch häufig die Namen der Inspectoren als angeblicher Väter unehelicher Kinder. Von allen diesen Dingen haben die Tagelöhner genaue Kenntniß, die scandalösesten Erzählungen gehen von Mund zu Mund und üben, wie sich leicht denken läßt, einen pestartigen Einfluß auf die Sittlichkeit. Aber weder der Vater der geschändeten Dirne, noch der beleidigte Ehemann wagt gegen den Machtinhaber aufzutreten. — Es ist fast unglaublich, wie sehr Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit bei einer solchen Inspectoren-Wirthschaft sich geltend machen. Als Vertreter der abwesenden Herrschaft steht der gemeiniglich noch junge Mann, ohne gereifte Lebenserfahrung, unfähig, Familienverhältnisse und häusliche Sorgen zu würdigen, mit fast unumschränkter Vollmacht da. Er ist zugleich Ortspolizei. Die Tagelöhner betrachten ihn als ihren Herrn. Seine Hauptaufgabe ist nur Geld zu machen. Ob die Tagelöhner unter roher, ungerechter Behandlung seufzen, ob er spiele oder hure, ob er zur Kirche gehe oder nicht, ob er Religion habe oder nicht, das kümmert viele Herrschaften wenig, wenn er nur viel Raps und Weizen erbaut und reichlich Geld zur Kasse liefert. Die wenigen bessern Wirthschafts-Inspectoren, denn auch hier giebt es rühmliche Ausnahmen, meiden die Gesellschaft solcher Berufsgenossen und stehen so vereinsamt, daß es ihnen oft schwer wird, einen ihrem Bedürfniß entsprechenden Umgang zu finden, wenn ihnen nicht das Pfarrhaus dazu offen steht.

Ist es unter all den angeführten Verhältnissen zu verwundern, wenn die Sonntagsfeier für die Tagelöhnergemeinden je mehr und mehr verloren geht?

Es mag allerdings für manche Herrschaften schwer sein, diese Uebelstände sich zu einem klaren, lebendigen Bewußtsein zu bringen, und wir müssen es ihnen zu einiger Entschuldigung gereichen lassen, daß sie, von früher Kindheit her unter solchen Verhältnissen aufgewachsen, derselben so gewohnt worden sind, daß das Unrichtige, oder vielmehr das Unrecht, welches darin liegt, ihnen niemals recht vorstellig geworden ist, daß sie vielmehr in dem langjährigen Bestehen derselben einen durch Verjährung begründeten Rechtszustand zu erkennen meinen, und nicht darüber nachdenken, wie es anders sein könnte und sollte. Auch unter den Tagelöhnern läßt sich hin und wieder die Meinung vernehmen, daß Viele wohl von Jugend auf daran gewöhnt sind, sie (die Tagelöhner) als eine von ihnen verschiedene Menschengattung mit abgestumpfteren Gefühlsorganen anzusehen. Diese Meinung giebt sich bei manchen Veranlassungen kund. Wenn ihnen z. B. ein Kind oder ein anderes Familienglied gestorben ist, und sie für ihren Schmerz keine oder nur geringe Theilnahme finden, — oder wenn der altersschwache, hülfsbedürftige Vater oder die Mutter auswärts in einem anderen Orte wohnen und der nöthigen Pflege entbehren, dem Sohne oder der Tochter aber auf ihre Bitte

von ihrer Herrschaft nicht gestattet wird, sie zu sich in ihre Wohnung und kindliche Pflege nehmen zu dürfen, da hört man sie sagen: „ja, de Herrschaft denkt, wi Oart Lür wi söhlen dat nich so! Je ja, Je ja! wi söhlen dat so gôi, as se!“ — Wir irren vielleicht auch nicht in der Voraussetzung, daß manche Herrschaften niemals eine andere Sonntagsfeier, als die so tief gesunkene in ihrem Tagelöhnerdorfe, oder das üppige Sonntagstreiben der großen Städte gesehen haben, und daß also eine rechte kirchliche Sonntagsheiligung ihnen niemals zu lebendiger Anschauung gekommen ist.

So gern wir nun auch die Macht der Gewohnheit, wie die Macht der Verhältnisse und Anderes als die Schärfe des Urtheils mildernde Entschuldigungsgründe gelten lassen, so ergiebt sich aus dem Angeführten doch unläugbar, daß ein großer Theil der Schuld auf den Herrschaften lastet und vornehmlich dem Mangel an rechter Christenliebe und christlicher Gottesfurcht zuzuschreiben ist.

Weil aber die Kirche auch mit dem Staate nicht nur durch gemeinsames Interesse, sondern namentlich durch das landesherrliche Episcopat eng verbunden ist, so liegt auch der Landesregierung, so lange diese Verbindung nicht gelöst ist, und so lange der Staat ein christlicher sein will, die Pflicht ob, die kirchlichen Ordnungen nicht nur im Allgemeinen aufrecht zu erhalten*), sondern auch die Mitglieder der Kirche und des Staats in der freien Ausübung ihrer Christenrechte zu schützen. Mag man den Begriff der Sonntagsfeier auch noch so weit fassen, so steht doch das fest, daß der Sonntag als Ruhetag sich wesentlich unterscheiden muß von den Arbeitstagen der Woche, und daß mithin auch dem Tagelöhner die Möglichkeit gegeben sein müsse, den Sonntag in ungestörter Ruhe feiern zu können.

Nun sind zwar gesetzliche Verordnungen für die Sonntagsfeier gegeben; aber abgesehen davon, daß sie die Untersagung der werktäglichen Betriebsamkeit meist nur auf die wenigen Stunden der gottesdienstlichen Feier beschränken, für die übrige Tageszeit aber eine zu weite Licenz gestatten, werden alle Gesetzesvorschriften wirkungslos bleiben, wenn es bei der bloßen Emanation bewendet und nicht darüber gehalten wird, daß denselben auch nachgekommen werde. Beobachtet man nun das Sonntagstreiben in unsern Tagen, so hat es beinahe den Anschein, als dienen die Sonntagsgesetze nur dazu, daß sie übertreten werden. Der Uebertretungen derselben ist eine so große Menge und sie sind so offenkundig, daß sie unmöglich der Kenntniß der Aufsichtsbehörden entzogen bleiben.

*) Schon aus dem Anfange des vierten Jahrhunderts datiren bürgerliche Gesetzes-Verordnungen über die Sonntagsheiligung. Der erste christliche Kaiser Constantin untersagte auf's Strengste alle gerichtlichen Verhandlungen und Handarbeiten am Sonntag, Fälle der Noth ausgenommen, auch die militairischen Uebungen selbst der heidnischen Soldaten. Ebenso verboten seine Nachfolger am Sonntage jede Art von theatralischer Lustbarkeit, Puppenspiel, Reiter- und Tänzer-Vorstellungen u. dergl. — Auch wenn der Geburtstag des Kaisers auf einen Sonntag fiel, mußten alle Festlichkeiten unterbleiben, damit der Tag des Herrn den Vorrang habe. Die Verordnung lautete: „Die Kaiserliche Majestät wird dann am meisten geehrt, wenn man dem allmächtigen Gott den schuldigen Gehorsam leistet.“

Man wird zwar einwenden: wo kein Kläger, da ist auch kein Richter! — Aber wenn die mit der Aufsicht über die gesetzliche Ordnung betrauten Behörden für andere Vergehen ein offenes Auge haben und mit anerkennenswerther Pflichttreue die Contravenienten zur Rechenschaft ziehen, ohne jedesmal auf Denunciation zu warten; warum wird das Auge geflissentlich zugedrückt bei offenbarer Uebertretung der Sonntagsgesetze? — Sollte die Beraubung oder Verletzung der Christenrechte einer ganzen Volksklasse in Betreff ihrer Sonntagsfeier wohl weniger beachtenswerth sein, als die Entwendung einiger Groschen und Thaler? oder eine unbedeutende, zuweilen in Unwissenheit begangene Zoll-Defraudation? oder als das Rauchen einer Cigarre an einem ungehörigen Orte? Wir können daher bei aller Ehrerbietung gegen die Obrigkeit die Bemerkung nicht zurückhalten, daß die betreffenden Behörden die Aufrechthaltung der Sonntagsverordnungen unter allen Landesgesetzen sich am wenigsten als Gegenstand amtlicher Thätigkeit angelegen sein lassen. Weil der Arbeitsgeber wie der Arbeiter wissen, daß das Sonntagsgesetz ungeahndet übertreten werden darf, so gilt es ihnen eben nicht mehr, als der Popanz oder die Vogelscheuche im Gerstenfelde den Spatzen, auf welche sie sich ungescheut setzen und ihr Liedlein zwitschern.

Und wenn nun noch überdies die von den Herrschaften zu leistenden Holz-, Torf-, Dung- und andere Fuhren der Art für die Tagelöhner am Sonntage gesetzlich ausdrücklich gestattet werden, und zur Erntearbeit alljährlich für mehrere Sonntage obrigkeitliche Dispensation ertheilt wird, muß das nicht den Tagelöhner in dem Glauben an die göttliche Sanction des Sabbathtages wankend machen, und ihn auf den Gedanken bringen, es könne die Sonntagsarbeit doch kein Unrecht sein? Daß hierin nur dem ausdrücklichen Verlangen der Stände in einer Landeskirche, die vor anderen des lauteren Bekenntnisses und der reinen Lehre sich rühmen darf, nachgegeben worden ist, kann der Landesobrigkeit ebensowenig zur Rechtfertigung dienen, als dem Pilatus, daß er seine Hände in's Waschbecken tauchte. (Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

In den Berliner Militairischen Blättern lesen wir von einer Ausstellung in Dublin, einzig in ihrer Art. Das 2. Bataillon des 12. Infanterie-Regiments eröffnet dieselbe am 12. Januar. Alle ausgestellten Gegenstände sind von Soldaten oder Offizieren dieses Bataillons angefertigt. Die Musici resp. Musik-Dilettanten derselben Truppe geben Concerte im Ausstellungslocal. Die Eröffnungsmusik ist von einem Soldaten des Bataillons componirt. Eintrittskarten, Programme, Bücher rc. wurden innerhalb des Bataillons hergestellt, ebenso photographische Portraits und Bilder aller Art. Die Mannigfaltigkeit der zur Schau gestellten Gegenstände wird das Publikum überraschen; man hat wohlweislich sich gehütet, aus der Schule zu schwatzen. — Die Einnahmen sind für die Wittwen und Waisen der Unterofficiere und Soldaten des Bataillons bestimmt.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister wird am 20. d. M. ein Kapitel des Johanniter-Ordens abhalten.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 3. Berlin, den 20. Januar 1864. **Nr. 3.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Jan. 1864 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. December 1863	42		
	Zugang pro December	3		
		45		
	Abgang . .	4		
	Bleibt Bestand	41	41	54
2.	**Poizin:**			
	Bestand am 1. December 1863	31		
	Zugang pro December	9		
		40		
	Abgang . .	8		
	Bleibt Bestand	32	32	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. December 1863	20		
	Zugang pro December	7		
		27		
	Abgang . .	10		
	Bleibt Bestand	17	17	34
4.	**Gerdauen:**			
	Bestand am 1. December 1863	19		
	Zugang pro December	11		
		30		
	Abgang . .	12		
	Bleibt Bestand	18	18	36
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. December 1863	13		
	Zugang pro December	7		
		20		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	17	17	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. December 1863	25		
	Zugang pro December	11		
		36		
	Abgang . .	9		
	Bleibt Bestand	27	27	30
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. December 1863	26		
	Zugang pro December	20		
		46		
	Abgang . .	23		
	Bleibt Bestand	23	23	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. December 1863	14		
	Zugang pro December	9		
		23		
	Abgang . .	7		
	Bleibt Bestand	16	16	50
	zu übertragen	—	191	306
	Uebertrag		191	306
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. December 1863	42		
	Zugang pro December	20		
		62		
	Abgang . .	12		
	Bleibt Bestand	50	50	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. December 1863	12		
	Zugang pro December	10		
		22		
	Abgang . .	11		
	Bleibt Bestand	11	11	42
11.	**Falkenberg:**			
	Bestand am 1. December 1863	11		
	Zugang pro December	2		
		13		
	Abgang . .	9		
	Bleibt Bestand	4	4	18
12.	**Neusalz a/O.:**			
	Bestand am 1. December 1863	5		
	Zugang pro December	5		
		10		
	Abgang . .	4		
	Bleibt Bestand	6	6	17
13.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. December 1863	1		
	Zugang pro December	5		
		6		
	Abgang . .	3		
	Bleibt Bestand	3	3	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. December 1863	3		
	Zugang pro December	4		
		7		
	Abgang . .	1		
	Bleibt Bestand	6	6	10
15.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. December 1863	1		
	Zugang pro December	1		
		2		
	Abgang . .	—		
	Bleibt Bestand	2	2	3
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. December 1863	4		
	Zugang pro December	7		
		11		
	Abgang . .	7		
	Bleibt Bestand	4	4	8
	zu übertragen	—	277	465

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Jan. 1864 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	277	465
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. December 1863	16		
	Zugang pro December	—		
		16		
	Abgang " "	—		
	Bleibt Bestand	16	16	18
18.	**Attena:**			
	Bestand am 1. December 1863	9		
	Zugang pro December	6		
		15		
	Abgang " "	7		
	Bleibt Bestand	8	8	38
	Zusammen:	—	301	521
	Am 1. December 1863 waren vorhanden	—	294	521
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. Januar vermehrt um		7	

Der gesammte Abgang an Kranken pro December 1863 beträgt 130, davon sind:

a) gestorben . . . 12
b) geheilt entlassen . 111
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 7

wie vor 130.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) Das Ordens-Krankenhaus zu **Beirut** in Syrien mit 45 Betten:

Bestand am 1. November 1863 . . . . 17 Kranke.
Zugang pro November . . . . 18 "
35 Kranke.

Davon sind: gestorben 1
geheilt 11
gebessert 4
fortgegangen 1
17 — 17 "

Bleibt Bestand am 1. December 1863 18 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 16 Christen, 1 Muhomedaner und 1 Jude.

Die Gesammtzahl der seit dem 1. Januar 1863 aufgenommenen Kranken beträgt 252.

1. Friedrich Vollrath Graf zu Ysenburg-Philippseich. Ehrenritter seit 1829. † zu Wächtersbach im Großherzogthum Hessen, den 9. Januar 1864.

2. Carl Friedrich Hermann von Bredow, Major a. D. auf Senzke bei Friesack. Ehrenritter seit 1850. † zu Senzke, den 9. Januar 1864.

3. Friedrich Wilhelm Julius Georg Graf von Hertzberg, Major a. D., auf Lottin bei Ratzeduhr i. Pomm. Ehrenritter seit 1845. † zu Lottin, den 10. Januar 1864.

Zum 24. Januar.

(Von Ernst Graf zur Lippe.)

Albrecht Conrad Reichsgraf Fink von Finkenstein, ein Johanniterordensritter, dessen Andenken fortlebt in der Weltgeschichte, als Mentor des großen Friedrich, wurde geboren zu Saberau, Amt Soldau, in Preußen, 1660. Früh elternlose Waise, erhielt er bei verschiedenen Verwandten eine gute Erziehung, bis ihn sein ältester Bruder (der als Hauptmann bei der holländischen Armee diente) im 17. Jahre mit nach Holland nahm. Hier trat er in eine treffliche Soldatenschule ein; denn er lernte in den Feldzügen gegen Frankreich 1676 und 1677 unter Prinz Wilhelm von Oranien den Krieg kennen, mit seinen hohen Freuden, mit seinem tiefen Leid. Verwundet, gefangen, streng bewacht in Clermont, sah Finkenstein keinen Hoffnungsschimmer für die Rückkehr in die Freiheit. Als Freiwilliger stand ihm keine Auswechslung bevor. Er entschloß sich zur Annahme der ihm angetragenen französischen Kriegsdienste. In den Feldzügen gegen Spanien zeichnete sich unser junger Held derart aus, daß er, (bisher nur gemeiner Soldat) an Louvois empfohlen, 1680 zum Fähndrich und 4 Jahr später, nach dem Friedensabschluß, zum Stabscapitain ernannt wurde. In die Heimath beurlaubt, hatte Finkenstein die Ehre, dem großen Kurfürsten vorgestellt zu werden. Dieser entließ ihn in sehr gnädiger Weise mit den Worten: „Euer Vater war mein Kämmerer und ein ehrlicher Mann; er hat meinethalben ein Bein gebrochen. Ich wollte in Cleve über einen Steg zum Schlosse gehen; er warnte mich, sah zu, ob es wohl sicher wäre, fiel durch und brach ein Bein. Haltet Euch wohl, und wenn Ihr in meine Dienste kommen wollt, werde ich für Euch sorgen."

1689, als Frankreich von Neuem Feindseligkeiten mit Deutschland begann, nahm Finkenstein seinen Abschied, obwohl er es inzwischen, wegen wiederholt glücklich ausgeführter Werbegeschäfte, zum wirklichen Capitain gebracht. Kurfürst Friedrich Wilhelm, sein Landesherr, stellte ihn als Major an. Seine Aufnahme in den Johanniter-Orden erfolgte 1696.*)

Finkenstein nahm an den folgenden Feldzügen der Brandenburger Theil, bis zum Rysmiker Frieden (1697). Auch während des spanischen Erbfolgekrieges bekundete Finkenstein Tapferkeit und Einsicht. 1694 zum Oberst aufgestiegen, ist er 3 Jahr später Generalwachtmeister (Generalmajor) in dem Heerestheil, welcher 1704 unter die Befehle des unsterblichen Prinzen Eugen, des „edlen Ritters", trat. Finkensteins Generalpatent enthält die Worte: „In Betracht der bei Eroberung verschiedener considerabler Festungen mit unermüdeter Application und Eifer geleisteten Dienste." Dieses hohe Lob steigerte sich durch des Prinzen v. Savoyen lautes Anerkenntniß, Finkenstein habe einen wesentlichen Antheil am Siegeslorbeer der Schlacht von Hochstädt.

König Friedrich I. berief Finkenstein nach Berlin zurück, um ihn als Reise-Begleiter des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm, dessen Oberhofmeister Finkenstein schon seit 1701) zu verwenden. Das neuerdings bethätigte kriegerische Verdienst wurde mit der Beförderung zum General-Lieutenant anerkannt (1705) und außerdem mit Verleihung einer Amtshauptmannschaft belohnt (Sinecure, die mindestens 500 Thlr. jährlich einbrachte). Des Kronprinzen Wanderung endete mit einer Lehrzeit im Feldlager der Niederländer. Nach der Rückkehr erhielt Finkenstein

*) Sein Wappen befindet sich noch jetzt in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg.

den ehrenvollen Auftrag, des Thronerben Braut bei ihrer Reise von Hannover nach Berlin zu geleiten.

Der Schlacht bei Malplaquet (1709) wohnte Finkenstein mit großer Auszeichnung bei. Kaiser Joseph I. erhob ihn 1710 in den Grafenstand; König Friedrich I. verlieh ihm 1711 ein Regiment Fußvolk, so wie auch das Gouvernement der Festung Memel. 1715 gehörte Finkenstein, in der Umgebung König Friedrich Wilhelm I., zu den Belagerern von Stralsund; 1718 erhielt er den Vertrauensposten eines Oberhofmeisters des (zur Zeit 6½ jährigen) Kronprinzen Friedrich. Die Instruction, welche Finkenstein und Oberst von Kaltstein, als Unter-Gouverneur, von ihrem königlichen Gebieter, d. d. Berlin, den 13. August 1718, empfingen, Betreffs des „theuersten Pfandes, so Ich auf der Welt habe“, ist abgedruckt in Dr. Friedrich Cramers: „Zur Geschichte Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II.“ (ein in drei Auflagen erschienenes Büchlein). Wir entnehmen dieser Instruction eine, die Person Finkensteins betreffende Stelle:

„Unter Allen, so Mir nach einer sorgsamen Ueberdenkung beigefallen, habe Ich, sonder Zweifel durch des Höchsten Vorsehung, Meine Augen und Wahl sowohl auf Meinen General-Lieutenant Grafen von Finkenstein geworfen, als welcher vor seine Person mit ungemeinen Qualitäten, einer sonderbaren Prüdence und Moderation, einer untadeligen Conduite, welche er auch in der Jugend spüren lassen, und mit vielen in Kriegsoperationen nöthigen Wissenschaften begabet, auch welcher überdem Mir seine treue Devotion und Ergebenheit in all den wichtigen Kriegsangelegenheiten, so Ich ihm anvertrauet, sattsamlich und zu Meiner besonderen Vergnügung spüren lassen, welches Mir dann sowohl, als auch, daß er jederzeit und selbst von Meiner zarten Jugend an, auch noch immerhin sich an Mich einzig und allein attachiret, zu keinem Andern sich gewendet und ihm angehangen, sondern Mir zu gefallen sich beflissen sein lassen, vornehmlich mit bewogen, Ihm Meinen Sohn zu übergeben und anzuvertrauen.“

Die Gnadenbezeugungen, welche König Friedrich Wilhelm Finkenstein für sein Erziehergeschäft zu Theil werden ließ, noch mehr aber die ungeheuchelte Verehrung, mit welcher König Friedrich II., als sein Oberhofmeister längst im Grabe ruhte, seiner gedachte, sprechen für Finkensteins Erfolge in dem ihm übertragenen schwierigen und hochwichtigen Beruf. Als er denselben angetreten, ernannte ihn der König zum General der Infantrie; 10 Jahre später wurde ihm das höchste preußische Ordenszeichen zu Theil. Im Jahre 1732 ist Finkenstein residirender Comthur zu Lietzen und Senior des Johanniter-Ordens; 1733 am 2. Mai erlangte er die höchste militairische Würde, den Feldmarschalls-Grad. Reich an Verdiensten, nach ruhmvoller Laufbahn, beschloß Finkenstein, 75 Jahr alt, ein Leben voll gläubiger Zuversicht, den 16. December 1735. Sein Biograph rühmt an ihm im Besonderen: „Er war vertraut gegen seine Freunde, ein Feind alles gespreizten Wesens, herablassend gegen Niedere, sinnreich in freigebigen Schenkungen.“

Der Sonntag der Tagelöhner.

(Fortsetzung.)

Sollen denn aber nach dieser Darstellung die Tagelöhner selbst lediglich als leidender Theil völlig vorwurfsfrei dastehen? Ist ihnen die Möglichkeit einer christlichen Sonntagsfeier wirklich so ganz und gar genommen? — Das ist hiermit noch keineswegs behauptet.

Betrachten wir die äußere Stellung des herrschaftlichen Tagelöhners etwas näher! Sie ist, wie schon Eingangs erwähnt, in mehrfacher Hinsicht eine günstige in Vergleich mit der des freien Tagearbeiters, der erst Arbeit suchend umhergehen muß. Jener ist größtentheils, wenn der Gutsherr nicht ein hartherziger und geiziger Mann ist, der ihm, was freilich auch geschieht, seine Zuständigkeiten schmälert oder nur kärglich zumißt, vor drückendem Mangel geschützt, für seine dringendsten Lebensbedürfnisse ist gesorgt. Brot, Obdach, Holz und Torf wird ihm gewährt. Er hat als Eigenthum einen kleinen Viehstand: eine Kuh, Schweine, Gänse, Hühner und was zu einer kleinen Wirthschaft gehört. Bei eintretender Altersschwäche und Arbeitsunfähigkeit wird ihm das zu seinem Unterhalt nöthige Brotkorn verabreicht. Er hat auch die Beruhigung, daß im Fall seines Absterbens die von ihm hinterlassene Wittwe wenigstens vor Hunger geschützt ist. Bei vorkommenden Krankheitsfällen wird ihm auf Kosten der Herrschaft ärztliche Pflege zu Theil. Mißwachs und Theuerung trifft ihn weniger, als die andern ärmeren Volksklassen. Er steift sich da mit einer gewissen Zuversicht darauf: „De Herrschaft kann uns nich dod hungern laten!“ — oder: „wat wi bruken, dat möten wi kriegen!“ Aber eben diese gesicherte Stellung ist nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf sein religiöses Leben. Hat er eine gütige Herrschaft, so fühlt er sich weniger auf die Hülfe Gottes angewiesen, wird weniger im Gottvertrauen geübt, als andere Arme, die oft von menschlicher Hülfe verlassen sind. Er sieht mehr auf die sichtbare Hand, die ihm das Nöthige darreicht. Das erzeugt bei ihm leicht Trägheit zum Gebet und Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort, und so empfindet er auch kein lebendiges Verlangen nach dem Gotteshause. Und ob auch ein solches in ihm sich regt, wie bei Einzelnen wohl mit Sicherheit anzunehmen ist, — es wird bei der Ungunst der anderweitigen Verhältnisse immer Gefahr laufen, unterdrückt zu werden.

Die vielfache Störungen der Sonntagsfeier ihm durch die Gutsherrschaften bereitet werden, ist bereits angeführt. Dazu nimmt nun aber noch der Betrieb seiner eigenen häuslichen und wirthschaftlichen Angelegenheiten seine Zeit und Kräfte in Anspruch. Er hat das ihm zum Nießbrauch angewiesene Gartenland zu bearbeiten, das ihm außerdem zugetheilte Ackerland zu Kartoffeln und Leinaussaat bedarf vielfältiger Bearbeitung, späterhin müssen die Früchte eingesammelt und eingebracht werden. Zur Erhaltung seiner Kuh im Winter muß er, falls sie nicht im herrschaftlichen Stalle mit durchgefüttert wird, das nöthige Heu werben; da sein Brennmaterial an Holz und Torf gewöhnlich nicht ausreicht, wird er angewiesen, im Walde Stämme zu roden und Reiser zu sammeln, seine Arbeits- und Wirthschaftsgeräthe müssen ausgebessert und im brauchbaren Stande erhalten werden. Dazu nun oft noch obendrein an vielen Orten die Accordarbeiten, welche die ganze Familie in Anspruch nehmen. Zu allen diesen Verrichtungen bleibt ihm, da er jeden Tag vom Morgen bis zum Abend im herrschaftlichen Dienste steht, nur

wenig andere Zeit, als der Sonntag. Viele von diesen Arbeiten können freilich die Tagelöhnerfrauen verrichten, welche eigentlich vom Hofedienste befreit bleiben sollen, indem an ihrer Statt der Hofegänger vom Tagelöhner gehalten werden muß; allein auch sie werden häufig in den herrschaftlichen Dienst gezogen, zur Wäsche, zur Gartenarbeit, insbesondere zur Zeit der Heuwerbung und der Getreideernte; an manchen Orten auch zur Arbeit in der Scheune oder zur Dreschmaschine; oft sind sie auch durch Kindbett oder Krankheit zur Verrichtung solcher Arbeiten unfähig; überdies haben sie, wenn sie ihr Hauswesen gut im Stande halten wollen, besonders bei zahlreicher Familie, nicht gar viel Zeit übrig; sie haben in der Regel wöchentlich zwei Hemden für den Mann zu waschen, und da derselbe, wie die sämmtliche Familie, das ganze Jahr hindurch wollene Strümpfe trägt, so haben sie mit Stricken und Ausbessern viel zu thun, müssen sich mehrere Pfund Wolle dazu spinnen; auch der Flachs für den Hausbedarf muß von ihrer Hand gesponnen werden. Und wenn sie auch bei angestrengterem Fleiße viele der Garten- und Feldarbeiten allein verrichten können, so sind doch zu anderen nothwendig Manneskräfte erforderlich. Daß also zu Zeiten eine Nöthigung zur Sonntagsarbeit vorhanden ist, läßt sich nicht in Abrede stellen.

Demohngeachtet ist der Tagelöhner nicht vorwurfsfrei. Die Arbeit ist nicht zu allen Jahreszeiten gleich. In den Wintermonaten wird er dadurch weniger am Besuche des Gottesdienstes gehindert. Auch im Sommer giebt es zu Zeiten arbeitsfreie Sonntage, wenn deren auch nur eine geringe Zahl ist. Aber da steht er denn ruhig im Werkeltagskittel, ein Abbild seiner inneren Sonntagsstimmung, in der Hausthür und hört gleichgültig die Glocken zur Kirche läuten. Auch zu den Zeiten, wo Garten- und Feldarbeiten ihn in Anspruch nehmen, könnte er wohl öfter, wenigstens für die kurze Zeit der gottesdienstlichen Erbauung, sich davon losmachen; aber es vergehen Monate und bei Manchem Jahre, ehe sein Fuß einmal die Kirche betritt. Und was ist nun in diesen Fällen der eigentliche Grund? Warum kommt er nicht? — Weil er dem kirchlichen Leben einmal entwöhnt und entfremdet ist. In geistige Trägheit versunken, gleichsam versumpft, fühlt er kein Bedürfniß nach Erbauung, kein Verlangen nach dem Worte Gottes und pflegt lieber der ihm allerdings zu gönnenden Ruhe, oder beschäftigt sich in seiner Wohnung mit allerlei Dingen. Da werden Körbe geflochten, Besen gebunden, Schippenhölzer ausgearbeitet u. dgl. m., oder es werden in der Stadt die nöthigen Einkäufe besorgt, denn das muß gewohnheitsmäßig immer am Vormittag des Sonntags geschehen, wenn auch bei geringer Entfernung die Nachmittagsstunden dazu hinreichend wären. Und wie er für sich selber keinen Trieb und kein Verlangen nach dem göttlichen Wort hat, so erscheint ihm dasselbe auch für seine Familie und Hausgenossen entbehrlich. „Wat helpt mi dat Kirchgahnd, dat trägt nicks in! Wer betahlt mi davör?" oder sie sprechen: „Wat de Prester mi seggt, det weit ick All'ns, dat hebb ick all leert."

Ja sie haben wohl ein Weniges auswendig gelernt, aber nicht inwendig, darum schmecken sie nicht das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt. Der irdische Sinn läßt keine andere Frage in dem Herzen aufkommen, als: was werden wir essen, was werden wir trinken? ꝛc. Bei Vielen findet sich eine fast an heidnische Finsterniß grenzende Unwissenheit, was bei Abwägung ihrer Schuld nicht unbeachtet bleiben darf. — Ist in diesem Zustande wohl eine Opferwilligkeit zur Ueberwindung der ihrer Sonntagsfeier entgegenstehenden Hindernisse zu erwarten? — Und regt sich auch zuweilen in ihm ein Wunsch und Verlangen nach dem Gotteshause, so wird er nicht selten von den Andern darüber verspottet. „De Kirch is keen Haas, de löpt nich weg." Dazu kommen ihm dann auch wieder die die Sonntagsfeier hindernden Anordnungen der Herrschaften und ihrer Beamten in den Weg.

Nachstehendes Gespräch mit einem Tagelöhner möge als Beispiel dienen:

„Eure Tochter geht zum Confirmandenunterricht und muß daher auch Sonntags zur Kirche kommen. Als ich sie gestern darüber befragte, warum sie vergangenen Sonntag nicht in der Kirche gewesen sei, gab sie mir zur Antwort: ich habe mit meinem Vater in's Holz gehen müssen. Nun will ich von euch hören, ob sie mir die Wahrheit gesagt hat."

„„Ja, Herr Pastôr, dat Kind het ken Schuld, ick sülben hebb Schuld, ick hevt ehr heiten.""

„Wie könnt ihr als Vater euer Kind verleiten, Gottes Gebot zu übertreten und seinem Worte zuwider zu thun? Bedenkt, wie ihr das vor Gott verantworten wollt! Wenn ihr euer Kind lehrt: Du brauchst das dritte Gebot nicht zu halten! was wolltet ihr ihm denn antworten, wenn es euch nun fragte, ob es denn nothwendig sei, das vierte Gebot zu halten?"

„„Ja, Herr Pastôr, dat is all woahr, äverst de Noth wier tau grot, wie möten.""

„Wie so zwingt euch denn die Noth, Sonntags grade unter der Kirche in's Holz zu gehen?"

„„Ja, Herr Pastôr, sei können mi tau glöben! — Dat bäten Holt, wat wi kriegen, dat langt nich tau, und Holt möt de Minsch hebben, dat's en slimm Stück, wenn man ken Holt het. Nu ward ein von Jäger anwiest, dat men sick en Fäuder malen kann; äverst, wenn kann man sick dat maken, as Sündag? Wenn ick ok eins min Daglohn daran geben wull, ick darf doch nich.""

„Das ist freilich schlimm, lieber Mann! aber wenn's denn nun gar nicht anders möglich ist, als daß es Sonntags geschehen muß, wäre es denn da nicht noch Zeit, wenn die Kirche aus ist?"

„„Herr Pastôr, dat's nich möglich, da bruk ick en heilen Dag tau.""

„Aber warum nahmt ihr denn die Tochter mit? sie ist ja ohnehin nur schwach, daß sie euch nicht viel dabei wird helfen können."

„„Dat's all woahr, äverst ein bäten Hülp möt ick hebben, den Busch to Hop trägen: allein kann ickt nich dann, un min Fru is ümme krank, dei kann nicks utrichten.""

„Nun so konntet ihr aber die Tochter erst in die Kirche gehen und nach Beendigung des Gottesdienstes nachkommen lassen!"

„„Dat geiht nich! ick kann nich weiten, up wed

Flach ml de Jäger dat Holt anwisen deiht: un wo sall ick Order geben, dat dat Kind henkamen sall! Da kannt en heilen Dag in Holt rund üm fäuken, und findt ml nich.""

Da war denn der Pastor mit seiner Catechisation am Ende. Der Mann ist arm und hat eine beständig elende kranke Frau. Er läßt sonst seine Kinder fleißig zur Kirche und Schule gehen. Die weiter an ihn gerichtete Ermahnung nahm er willig auf, gab mir zum Abschied bewegt die Hand und seufzend schloß er:

„„Ach Herr Pastör, wi arme Lüe wi hebben's flimm! ick woll ja giern hen nach Kirch gahn, aber seggen's doch mal sülben, woans ick maken soll!""

Ein Anderer wurde von einem Mitgliede des Gemeinde-Kirchenraths am Sonntage ebenfalls im Holze angetroffen und befragt, ob er die Sonntagsarbeit nicht für Sünde halte? Er erwiederte: Freilich halte ich es für Sünde; aber was soll ich anfangen? ich muß, weil ich Holz brauche. Sie können glauben, daß ich meinem Körper auch die Sonntagsruhe gerne gönnte; da ich aber in der Woche keine Zeit habe, muß ich Sonntags arbeiten; aber unter der Predigt habe ich nicht gearbeitet. Da jener ihm weiter in's Gewissen zu reden suchte, erhielt er zur Antwort: Sie sind mit schuld daran, daß wir den Sonntag entheiligen müssen. Die Gemeinde-Kirchenräthe sind ja dazu gewählt, die sollen dafür sorgen, daß wir den Feiertag heiligen könnten; aber so, wie es jetzt ist, können wir nicht anders.

Das ist nur einer von den mancherlei Uebelständen, womit auch die Wenigen, die etwa das Wollen zum guten Willen haben, sich entschuldigen. Der großen Menge der Gleichgültigen erscheint dadurch die Sonntagsarbeit vollkommen gerechtfertigt.

Die Klage jener Tagelöhner ist gewiß keine unberechtigte. Sie wird auch nicht dadurch entkräftet, daß man sagt: Die Stellung der Tagelöhner beruht auf einem freien Vertrage. Warum gehen sie ein solch Verhältniß ein? Sie wissen das vorher und Niemand zwingt sie, eine solche Stelle anzunehmen. Wer also redet, berücksichtigt nicht die menschliche Schwachheit und das Zwingende der obwaltenden Verhältnisse, die es ihnen fast unmöglich machen, etwas Anderes zu ergreifen. Man versetze sich in die Lage eines armen Menschen dieses Standes, der doch auch das Bedürfniß hat, sich häuslich niederzulassen. Die Wahrheit des Wortes: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei", wird ihm je länger je mehr fühlbar. Die er sich zur Gehülfin ersehen, harrt mit ihm vielleicht schon eine Reihe von Jahren; aber er findet nirgends Raum zur Gründung einer Häuslichkeit. Eine herrschaftliche Tagelöhnerstelle nur kann ihn zum Ziele führen. Sie wird ihm angetragen. Darf er der Herrschaft die Bedingung vorschreiben, ihn so zu stellen, daß es ihm möglich werde, die Sonntagsarbeit zu unterlassen? Und wenn er das in der bescheidensten Weise thäte, was würden die meisten Gutsherren oder der Inspector ihm antworten, da zehn Andere sich bereit finden, und sich glücklich fühlen würden, unter jeder Bedingung anzutreten? Um als Kathenmann Wohnung zu bekommen und eine Familie stiften zu können, läßt er sich Alles gefallen. Hinterher stellt sich freilich die Unzufriedenheit mit seiner Stellung ein, besonders wenn bei zahlreicher Familie Mangel ihn drückt, oder mit zunehmendem Alter ihm die Kräfte zur pflichtmäßigen Arbeit nicht mehr ausreichen wollen. Von gleicher Bedeutung ist's, wenn gesagt wird: der Tagelöhner ist nicht an seine Stelle gebunden, er könne der Herrschaft den Dienst kündigen, falls derselbe ihn mit dem göttlichen Worte und seinem Gewissen in Widerspruch bringt. Man versetze sich wieder in die Lage des armen Mannes! Er ist Familienvater, hat Weib und Kinder zu ernähren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Gott ihn und seine Kinder auch auf andere Weise versorgen kann. „So ihr Glauben habt," spricht der Herr, d. h. **wenn** ihr glaubet, werdet ihr empfangen. Aber eben auf dieses Wenn kommt es an. Darf ich von den armen, geistig so herabgekommenen Leuten einen solchen Heldenglauben, von Milchkindern Riesenwerke verlangen? oder läßt sich ihm ein solcher Glaube octroyiren? Und würde ich wohl selber an seiner Stelle so starken Glaubens sein? — Solcher Glaube wird auch in Israel selten gefunden. Die Opferfreudigkeit, um unseres Gewissens willen Amt und Brot daran zu geben, ist auch keineswegs so häufig, daß wir dem Tagelöhner zurufen dürfen: „Sehet auf uns, wie ihr uns habt zum Vorbilde!" Hüten wir uns daher, daß nicht auf uns das Wort des Herrn anwendbar sei: „Ihr beladet die Menschen mit unerträglichen Lasten, und ihr rühret sie nicht mit einem Finger an!"

Es liegen in dem Tagelöhnerverhältniß unbestreitbar Versuchungen, welchen ein schwacher Glaube nicht zu widerstehen vermag. Wenn Kant behauptet, jeder Mensch habe seinen Preis, um den er sich weggiebt, sollte das bei so großen Versuchungen nicht auch von Leuten gelten, die auf einer so niedrigen Bildungsstufe und in einem so geringen Grade christlicher Erkenntniß stehen?

Die **Folgen** davon haben nicht ausbleiben können. Eine der nächsten Folgen dieser drückenden Verhältnisse ist, unter Mitwirkung der oben bereits angeführten allgemeinen Ursachen, der **vernachlässigte Besuch des Gotteshauses**.

An den hohen Festtagen sind die Kirchen meist gefüllt, aber an den gewöhnlichen Sonntagen ziemlich leer. Nur selten der zehnte Theil, an vielen Orten kaum fünf Procent der erwachsenen Gemeindeglieder finden sich zum Gottesdienste ein. Viele des Jahres nur ein oder etliche Mal, Viele bleiben Jahre lang der Kirche fern. In manchen Gegenden findet mehrere Sonntage im Jahre gar kein Gottesdienst statt, weil sich Niemand dazu einstellt. Letzteres ist in Mecklenburg häufiger der Fall, als in Vorpommern; seltener noch in Hinterpommern, wo sich überhaupt an vielen Orten ein reges christliches und kirchliches Leben findet. Beispielsweise werde hier bemerkt, daß in einem 67 Parochien umfassenden Superintendenturkreise Mecklenburgs der Gottesdienst aus Mangel an Kirchenbesuchern in einem Jahre 181, in einem andern 161 Mal ausgefallen ist. Die Zahl der Abendmahlsgenossen übersteigt nur in wenigen Gemeinden die Hälfte der abendmahlsfähigen Gemeindeglieder, an vielen Orten bleibt sie unter der Hälfte. Und selbst, wenn die Tagelöhner zur Kirche kommen, ist es bei Vielen nicht das Bedürfniß nach Erbauung, nicht das Verlangen nach dem göttlichen Worte, nicht der

Trieb des Geistes, der sie hinführt. An den Hofedienst gewöhnt, meinen sie damit auch dem lieben Gott den schuldigen Dienst zu leisten, oder sie benutzen eine Veranlassung, wenn sie gerade beim Pastor etwas zu verrichten haben. Die Müdigkeit von der Wochenarbeit in den Gliedern, sitzen die Meisten stumm und theilnahmlos. Viele verstehen nicht die einfachsten Heilswahrheiten, selbst die Bibelsprache ist ihnen zum Theil unverständlich, weil sie zu Hause weder die Bibel noch ein anderes Buch lesen, und ihr Gedankenkreis nicht über die materiellen Angelegenheiten des Lebens, über welche sie nur in platter Sprache reden, hinausreicht. Viele der älteren Personen können auch nicht lesen, weil sie es zu ihrer Zeit in der Schule gar nicht oder nur nothdürftig gelernt und daher bald wieder verlernt haben.*) Wie kann es auch anders sein? Sobald die Jugend nach der Confirmation zur vollen Hasardeit befähigt ist, treten sie in dieselbe ein. Eine kurze Zeit kommen sie noch einige Mal zur Kirche und zur Catechismuslehre; aber oft schon nach einem halben Jahre ist der Ausdruck ihres Angesichts verändert. Auch bei denen, die in der Schule und im Confirmandenunterrichte geweckt waren, liest man nach kurzer Zeit mit Schmerz die Stumpfheit und Theilnahmlosigkeit in ihrem Gesicht. Die in der Schule und im Confirmandenunterrichte geweckten Keime des geistigen Lebens werden, der Pflege entbehrend, gar bald erstickt. Die alte fromme Sitte der Hausandacht, selbst des Tischgebets, ist bis auf seltene Ausnahmen verschwunden; daher die große Unwissenheit in göttlichen Dingen und Entfremdung vom göttlichen Worte. Daraus ist auch erklärlich, daß sie den wiederholten dringendsten Bitten und herzlichsten Ermahnungen, wie dem ernst strafenden Worte in Bezug auf Sonntagsfeier und Kirchenbesuch stumpfe Gleichgültigkeit entgegensetzen, eine Erfahrung, die von vielen Pastoren bezeugt wird.

Daß der sittliche Zustand der Tagelöhner viel Erfreuliches darbirte, läßt sich bei so bewandten Umständen nicht erwarten. Lüge und Diebstahl werden von den Wenigsten für Sünde gerechnet. Was zur leiblichen Nahrung gehört, als Früchte des Gartens und des Feldes, Holz und andere Naturerzeugnisse an sich zu nehmen, wo man sie findet, hat in ihren Augen kein Bedenken; der liebe Gott läßt es ja für alle Menschen wachsen, — und namentlich was der Gutsherrschaft gehört, daß gehört ihrer Ansicht nach auch ihnen, denn es ist ja die Frucht von ihrer Hände Arbeit. In solchen Dingen sind die Gewissen ziemlich weit und abgestumpft.*) Dabei herrscht unter ihnen ein solcher Corporationsgeist, daß sie einander nicht verrathen. Ganz natürlich! Das gegenseitige Zudecken der Sünde hat seinen Grund im schlechten Gewissen. Ein Schelm hängt nicht gern einen andern Schelm; er müßte ja denken: heut dir, morgen mir. Das darf im Grunde auch nicht befremden; denn abgesehen von der Depravation des Tagelöhners, die zum Theil schon darin ihren Grund hat, daß er sich wesentlich als Arbeitsmaschine angesehen weiß, was liegt ihm wohl näher, als der Schluß: wenn es mit der Uebertretung des dritten Gebots Nichts auf sich habe, so könne die Uebertretung des siebenten Gebots doch auch nicht so viel zu bedeuten haben. Von der Nichtachtung der einen Ordnung schließt er auf das Ungerechtfertigte jeder Ordnung, göttlicher wie menschlicher. Durch die Geringschätzung Eines Gebots wird zur Uebertretung und Verachtung aller andern Thor und Thür geöffnet.

Das gilt denn auch vom sechsten Gebote insbesondere. Von der unter der erwachsenen Jugend herrschenden Unzucht geben die Kirchenbücher Zeugniß. Es giebt Gemeinden, wo die Zahl der unehelichen Geburten den ehelichen gleichkommt, so daß sie in diesem Punkte nicht nur Berlin, sondern sogar Paris hinter sich lassen. In einigen Mecklenburgischen Tagelöhnerdörfern wurden sogar im Laufe manches Jahres gar keine eheliche, wohl aber drei bis sechs uneheliche Kinder geboren. Und wenn die Unzucht auch nicht überall auf solche Höhe gestiegen ist, so bezeugen doch schon diese Einzelfälle einen überaus hohen Grad von Entsittlichung, und die neueste Verschärfung der gesetzlichen Verordnungen in Mecklenburg gegen unzüchtige und schamlose Dirnen dient zur Bestätigung. Die Zahl der deflorirten Bräute verhält sich in manchen Gemeinden wie 1 zu 1. Doch mag ihnen das zu einiger Entschuldigung gereichen, daß den jungen Leuten das Heirathen in den Tagelöhnergemeinden sehr erschwert ist, dagegen die Versuchung zur Unzucht durch die Mischung und nahe Berührung der Geschlechter bei ihren gemeinsamen Arbeiten sehr nahe liegt. Gemeiniglich müssen junge Personen, die einander heirathen wollen und auch mit Bewilligung beiderseitiger Eltern sich als Brautleute verbunden haben, mehrere Jahre warten, ehe sie zu einer Tagelöhnerstelle gelangen und die eheliche Verbindung schließen können, daher durch häufige Anticipation der Ehestandsrechte die Erzeugung unehelicher Kinder, welche dann nach der Trauung legitimirt werden. Eine wirkliche Erkenntniß der Sünde und eine wahre Reue über dieselbe ist in der Regel bei den Gefallenen nicht wahrzunehmen; es wird auch von Vielen nicht einmal für Schande gehalten, nach

---

*) Die Schulbildung stand in Pommern vor 40—50 Jahren auf einer viel niedrigeren Stufe, als wir sie heut finden. An den Landschulen, Privatpatronats wurden von den Herrschaften Leute ohne hinreichende Kenntnisse um geringen Lohn angestellt, die sich nebenbei vom Handwerk nähren mußten. Im Sommer wurde die Schule geschlossen und ältere Leute sagen, daß sie überhaupt nur ein Paar Winter hindurch die Schule besucht haben. — Aehnlich steht es gegenwärtig noch in Mecklenburg. Während die von der Großherzoglichen Regierung anzustellenden Lehrer in ihrem Seminar einen Bildungsgrad erreichen, daß sie denen in Preußen darin nicht nachstehen, haben die Stände bis heute noch keine Bildungsanstalt für Lehrer ihrer Schulen. Dem Vernehmen nach sollen Viele unter ihnen einen höhern Bildungsgrad der Lehrer, wie der Kinder, grundsätzlich nicht einmal wünschen; daher noch immer Handwerker und Bediente, überhaupt Leute von geringen Kenntnissen zu Lehrern gewählt und auf Kündigung angestellt werden, so daß man sie jederzeit wieder fortschicken kann. Um die Schulkinder für Hofarbeiten zu benutzen, wird auch nur eine geringe Zahl von Unterrichtsstunden gestattet. Unter 170 ritterschaftlichen Schulen giebt es noch 47, in denen während des Sommers wöchentlich nur vier Stunden unterrichtet wird. Die Sommerschule dauert aber nur bis zur Ernte, und erst nach dreimonatlicher Unterbrechung beginnt mit dem November die Winterschule.

*) In einer Bibelstunde hatte ich gesagt: wer auf unrechtem Wege gehe, der erschrecke auch vor einem rauschenden Blatt. Bald darauf vernahm ich, wie dies Wort mit Verwunderung gehört und aufgenommen worden war. Vor einem rauschenden Blatte erschräken sie nicht; nur vor dem Förster, wenn der sie im Holze träfe.

selbst die Eltern derselben äußern nicht eine schmerzliche Bekümmerniß über den Fall der Tochter resp. Sohnes; der Gegenstand ihres Kummers ist fast immer nur die ihnen daraus erwachsende Sorge und Mühe um die Wartung und Pflege, daß sie, nach ihrer Redeweise, die Kinder „großfüttern" müssen. An dem Tauftage des unehelichen Kindes wird dann gewöhnlich ein fröhliches Festmahl gehalten, gleich als sei dem Hause ein Heil widerfahren, und aus dem Munde der Mutter vernimmt die vielleicht ebenfalls vor der Ehe von ihr geborne Tochter auch wohl den Trost: Du bist nicht die erste, wirst auch nicht die letzte sein. Zu Pathen bei der Taufe unehelicher Kinder werden fast immer junge, unverheirathete Personen, besonders unverehelichte Mädchen gewählt, und so wird auch durch solche Kindtaufsfeste das sittliche Schamgefühl der unverehelichten Jugend jedenfalls abgestumpft und der Abscheu vor unzüchtigem Wandel geschwächt, und die gegenwärtige Rechtslage der Kirche gestattet dem Pastor nicht, durch Zurückweisung solcher jungen Tanzzeugen bei der Taufe unehelicher Kinder dieser Unsitte zu wehren.

Wie die Verachtung des dritten Gebots die Nichtachtung des sechsten und siebenten zur Folge hat, so kann auch das Ansehen des vierten Gebots auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden. Was soll dem Arbeiter menschliche Autorität gelten, da ihm die Autorität des göttlichen Gebots Nichts mehr gilt? Schon das Jahr 1848 hat gezeigt, wie sehr das Band zwischen Herren und Untergebenen bereits gelockert ist, und die letzten Landtagswahlen haben es allenthalben auf's Neue bestätigt. Die Achtung gegen Obrigkeiten, Herrschaften und Vorgesetzte ist allgemein selbst bis zu den Kindern in der Dorfschule hinab im Sinken. Nicht Ehrerbietung, nicht williger Gehorsam, nur der äußerliche Zügel hält die meisten Tagelöhner noch in Zucht und Ordnung. Selbst in ihrer äußern Haltung, in ihren Mienen und an dem Ton ihrer Stimme kann man bei aufmerksamer Beobachtung die Unzufriedenheit mit ihrer Lage erkennen, und sie geben oft nicht undeutlich zu verstehen, daß sie nur aus Zwang und mit Widerwillen ein Joch tragen, welches sie nur allzugern abschütteln möchten. Was für einen fruchtbaren Boden muß die Predigt der falschen Freiheitsapostel finden in einem Stande, den innerlich Nichts mehr hält, da die Gewissen nicht mehr durch Gottes Wort gebunden sind und daher nicht einmal das göttliche Gericht mehr fürchten! Man täusche sich ja nicht, als ob die Tagelöhner nicht noch einmal so thöricht sein würden, demokratischen Aufwieglern Gehör zu geben! Von Natur trägt jeder Mensch einen Demokraten in sich. In den Tagelöhnern dominirt der überwiegenden Mehrzahl nach der natürliche Mensch, und der hat immer ein offenes Ohr für das trügerische und lügenhafte Eritis sicut deus! — Die Errungenschaften von 1848 sind bei ihnen unvergessen, und das Schlimmste ist, daß die ihnen damals von vielen Herrschaften gemachten Zugeständnisse nach und nach wieder zurückgenommen worden sind. Sie würden daher, wenn, was Gott verhüten wolle, ein neuer Aufstand losbrechen sollte, sich schwerlich wieder mit Versprechungen abfinden lassen. Selbst gütige Herrschaften mögen nicht etwa auf Dankbarkeit und Vertrauen rechnen! Undankbarkeit und Mißtrauen gehören zum Charaktergepräge des Tagelöhnerstandes, und selbst die Bessere und Einsichtigeren unter ihnen würden dem reißenden Strome nicht widerstehen. Der Freiheitsschwindel ist eine dämonische Gewalt.

Von der Undankbarkeit der Tagelöhner hat jenes traurige Revolutionsjahr hinreichend Beweise geliefert. Gütige und wohlgesinnte Herrschaften haben für das viele Gute, was sie vor Andern ihren Tagelöhnern hatten zu Theil werden lassen, nicht nur keine Anerkennung bei ihnen gefunden, sondern sind durch unverschämte und freche, zum Theil in Drohungen ausartende Forderungen hart bedrängt worden. — Auch heute fehlt es nicht an Beispielen, daß gerade diejenigen Tagelöhner, welche die Güte und die Wohlthaten ihrer Herrschaft in reichem Maaße genießen, die letztere treulos verlassen, sobald sie vermöge der günstigen Stellung in ihrem Dienste die Mittel zur Auswanderung nach Amerika sich erworben haben. Was steht da nicht erst von dem durch die Rücksichtslosigkeit vieler Herrschaften gesteigerten Unmuthe bei so gänzlicher Entleerung von christlichem Sinn und göttlichem Leben von ihnen zu erwarten!

Wie die Saat, so die Ernte! das bestätigt sich auch an dem Sonntage des Tagelöhners. Möchten bie Herrschaften und Arbeitsgeber sich die Augen darüber öffnen und das Prophetenwort sich zur Warnung gesagt sein lassen: „Die Väter haben Heerlinge gegessen und der Kinder Zähne sind stumpf worden." (Jerem. 31, 29.)

Litteratur.

Milton's verlorenes Paradies. Von Dr. L. Wiese. Berlin, Verlag von Wiegandt u. Grieben. 1863.

Der Herr Verfasser, der jetzt an der Spitze des evangelischen Vereines steht, in welchem dieser Vortrag gehalten wurde, sagt in der Vorrede des Abdruckes, daß seine Vorträge Laienpredigten genannt worden seien und daß er gegen diesen Namen nichts einzuwenden habe, weil seiner Ansicht nach es in der evangelischen Kirche weder an Raum, noch an Texten für Laienpredigten fehle. Die früheren Vorträge, welche er hierbei vor Augen hat, sind „Die Bildung des Willens" (2. Aufl.) und „von Gelübden im evangelischen Sinne." In allen tritt dem Leser ein fester Charakter bei einer offenbar milden und freundlichen Gesinnung entgegen. Was aber besonders an ihnen auffällt und was ihnen vielleicht den Namen „Layenpredigten" verschaffte, der aber leicht mißverstanden werden und dem Verfasser unverdiente Angriffe von weltlicher Seite zuziehen kann, ist eine gehobene, gleichsam sonntägliche Stimmung, die in ihnen herrscht und die sie von den meisten Produkten der neueren Literatur sehr merklich unterscheidet. Man muß daher diese Vorträge in Stunden der Einkehr in sich selbst lesen. In solchen Stunden wird dann der Gewinn, welchen sie bringen sollen, mit einem um so höheren Genusse vereinigt sein können, als bei dem Verfasser das wahrhafte Christenthum mit dem echt menschlichen immer zusammen fällt. In dieser Beziehung heben wir folgende schöne Stelle in dem Vortrage über Milton's verlorenes Paradies hervor: „Die entgegengesetzte Vorstellung, welche die Erde zum Jammerthal macht, worin es eigentlich nicht der Mühe werth ist, Hand oder Fuß zu rühren, ist weder aus dem Glauben, noch aus der Liebe, noch aus der Weisheit." Diese Aeußerung hängt mit dem nicht ganz günstigen Urtheile, welches der Verfasser über Milton's Gedicht fällt, genau zusammen. „Weder Milton noch Klopstock, sagt er, hat diese Seite der Wiederherstellung, die Herrlichkeit

und Realität der schon hier beginnenden Erlösung des Menschen, zu zeigen unternommen; sie trennen durchaus das Diesseits von dem Jenseits.

Wenn der Verfasser nach der Seite der Literaturgeschichte hin seinen Vortrag weniger ausgearbeitet hat als in theologischer Beziehung, so zeigen doch die Anmerkungen, daß das System, nach welchem Milton hier beurtheilt wird, bei ihm auf einem festen literarischen Grunde ruht. Im Uebrigen wird Milton hier nach einem so hohen Maße gemessen, daß er durch den ausgesprochenen Tadel noch keineswegs in den Staub gezogen wird. Lassen doch wir Deutschen uns selbst darum unsern Klopstock noch nicht rauben, daß wir bei der Bemerkung des ebenso scharfsinnigen als phantasievollen Novalis, Klopstocks Gedichte seien nur die Uebungen eines an das Lateinschreiben gewöhnten Gelehrten in seiner Muttersprache, ein schmerzliches Lächeln nicht unterdrücken können.

Pommerania.

Unter dem Namen „**Pommerania**" ist ein Verein zur „**Hut und Pflege pommerscher Heiligthümer, pommerscher Geschichte, pommerschen Rechtes, pommerscher Sprache und pommerscher Sitte**" ins Leben getreten. Derselbe will bestrebt sein, dem theuern Pommerlande und dem wackern pommerschen Volke die Eigenart seines Volksthums, die Frische seines Nationalgefühls, die Unantastbarkeit seiner guten und berechtigten provinziellen Besonderheiten, den nivellirenden und centralisirenden Strömungen und Bestrebungen der Gegenwart gegenüber, mit Gottes Hülfe und vereinten Kräften zu wahren. Er wird zu diesem Zwecke sich bemühen, überall in Pommern bei Alt und Jung, unter Hoch und Niedrig, in Stadt und Land die **Liebe und Kenntniß der pommerschen Geschichte** auf alle Weise zu wecken und neu zu beleben, das Gedächtniß pommerscher Treue und pommerschen Ruhmes lebendig zu erhalten, die Ehre unserer **pommerschen Mundart** als eines edlen und vollsaftigen, zu lieblicher Blüthe und Frucht nicht unfähigen Zweiges deutscher Muttersprache wieder mehr zur Anerkennung zu bringen, gute pommersche Sitte, Ehrbarkeit und Tüchtigkeit zu pflegen und aufzumuntern, kurz Alles, was uns Pommern heilig, lieb und werth ist und sein soll, nach Kräften zu schützen, zu pflegen und zu stärken. Dabei soll aller politischer Parteihader ausgeschlossen sein, und dies Werk in Frieden und Liebe getrieben werden.

Als **erstes und nächstes Mittel** zur Erstrebung und Erreichung dieser Zwecke, für welche der Verein sich der Theilnahme und Mitwirkung aller fürs Pommerland in warmer Liebe schlagenden Herzen versichert halten darf, wird mit dem neuen Jahre eine Monatsschrift unter dem Titel „**das liebe Pommerland**" erscheinen, und **von jetzt ab** für 20 Sgr. der Jahrgang bei allen Postämtern **ohne Preiserhöhung** zu beziehen sein. Dieselbe wird in einer für **Jedermann verständlichen Sprache** geschrieben und der „Weckung und Stärkung der Liebe zum Pommerlande, der Kenntniß pommerscher Geschichte und pommerschen Ruhmes, der Vertretung pommerschen Rechtes, der Pflege pommerscher Sprache, Kunst und Poesie, pommerscher Sitte, Treue und Ehrbarkeit" gewidmet sein, hofft darum sowohl in Pommerns Familien und Schulen, als auch bei allen treuen Pommern in der Fremde als ein willkommener Monatsgast Eingang zu finden. Herausgeber ist im Auftrage des Vereins dessen Geschäftsführer: Pastor W. Quistorp in Ducherow, Station der Vorpommerschen Bahn, woselbst auch die Expedition sein wird. Freunde und Freundinnen des Pommerlandes werden **schon jetzt zur Bestellung beim nächsten Postamte** freundlichst eingeladen. Im Zeitungs-Preiscourant wird es in diesen Tagen bereits seine Stelle gefunden haben. Das erste Heft erscheint in der zweiten Hälfte des Januar, aber wir möchten schon jetzt die Stärke der Auflage annähernd berechnen können, bitten darum um rasches Abonnement.

Außerdem ersuchen die Unterzeichneten alle diejenigen Pommern, welche für die Zwecke des Vereins ein Herz haben (und das werden sicherlich in Stadt und Land und unter allen Ständen viele sein), welche darum geneigt sind, dem Vereine sich anzuschließen, solches einem der Unterzeichneten, am liebsten dem Geschäftsführer des Vereins Pommerania, möglichst bald kund zu geben. Durch Uebersendung der binnen Kurzem festzustellenden Statuten, worin auch die Bedingungen der Mitgliedschaft enthalten sein werden, und durch anderweitige Kundgebungen werden dieselben alsdann bald Weiteres erfahren.

Pommerland, Anfangs Januar 1864.

Graf v. **Behr-Negendank**, Semlow in Neuvorpommern. Graf **Krassow**-Stralsund. Pastor Dr. **Wilken**-Stralsund. Freiherr v. **Bohlen**-Bohlendorf bei Altenkirchen R. Stadtrath **Arndt**-Anclam. v. **Behr**-Bandelin bei Gützkow. v. **Behr-Bargatz** bei Gützkow. Fabrikbesitzer C. **Schmidt**-Wolgast. Consul J. **Quistorp**-Stettin. v. **Lepel**-Wieck bei Gützkow. H. **Holtz**-Busow bei Ducherow. Archidiakonus **Nix** in Wolgast.

Pastor W. **Quistorp**-Ducherow, Geschäftsführer.

Statistisches.

In dem von dem Rechtsritter Freiherrn **Ewald von Ungern-Sternberg** auf Großenhof auf der Insel Dago aus eigenen Mitteln gegründeten und unterhaltenen Krankenhause zu Dago-Kertell, sind in der Zeit vom 1. November 1862 bis dahin 1863: 88 Kranke verpflegt und ärztlich behandelt worden. Davon sind: geheilt entlassen 81, gestorben 2 und in der Behandlung verblieben 5 Kranke.

Ambulatorisch wurden durch den Arzt dieser Anstalt während des genannten Zeitraumes unentgeltlich behandelt und mit Medicamenten versehen: 1664 Kranke. Von diesen sind geheilt 1549, gestorben 31 und in der Kur verblieben 84 Kranke.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 4. Berlin, den 27. Januar 1864. Nr. 4.

1. Friedrich Gustav Graf von Waldersee, Generallieutenant z. D. Ehrenritter seit 1849. † zu Potsdam 15. Januar 1864.
2. August Peter David Johann Freiherr von le Fort, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr. Ehrenritter seit 1851. † zu Dresden 17. Januar 1864.
3. Felix Freiherr von Plotho, Deichhauptmann a. D. u. Rittergutsbesitzer, auf Zerben bei Parey. Ehrenritter seit 1854. † zu Zerben 18. Januar 1864.

In dem unter dem Vorsitze des Durchlauchtigsten Herrenmeisters am 20. d. Mts. stattgehabten Kapitel des Johanniter-Ordens ist der Beschluß gefaßt worden, für den Fall des Eintretens ernster kriegerischer Ereignisse, in der Nähe des Kriegsschauplatzes ein Ordens-Lazareth zu errichten.

Bitte.

Die geehrten Frauen und Angehörigen der Herren Johanniter-Ritter werden gebeten, Charpie und Verbandgegenstände, namentlich:

1) feine Charpie aus gebrauchter Leinwand, mit der Fadenlänge von 4 bis 6 Zoll und geordnet;
2) grobe Charpie, ebenfalls aus gebrauchter Leinwand, deren Faden kürzer sein können;
3) einen Zoll breite, wenn möglich gut gewirkte Leinwand-Binden, z. B. von Servietten, Tisch- und Handtüchern, à 20 Ellen das Stück;
4) zwei Zoll breite dergleichen à 20 Ellen;
5) zweieinhalb Zoll breite dergleichen 10 bis 20 Ellen lang;
6) geschnittene 2 bis 3 Zoll breite, nicht eingesäumte Leinwand-Binden, in der Länge von 3 bis 6 Ellen aufgerollt;
7) Compressen aus neuer oder schon gebrauchter Leinwand, und zwar, als einfache Compressen in der Größe von einer halben, dann als doppelte Compressen von einer Elle;

dem Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamerstraße Nr. 27b hierselbst, baldigst zugehen zu lassen.

Berlin, den 25. Januar 1864.

Graf zu Stolberg-Wernigerode, Ordens-Canzler. **Graf von Bismarck-Bohlen,** Ehren-Commendator u. Ordens-Secretair.

Der Sonntag der Tagelöhner.

(Aus der „Evangelischen Kirchenzeitung" mit Genehmigung der Redaction derselben abgedruckt.)

Zweiter Artikel.

Wir hoffen durch unsern ersten Artikel erwiesen zu haben, daß Hülfe in dieser Angelegenheit dringend noth thut. Aber wie soll und kann geholfen werden? Da ist guter Rath theuer! Müssen wir hier nicht ebenfalls mit dem Propheten sprechen: „Dein Schade ist verzweifelt böse und deine Wunden sind unheilbar.. Ist denn keine Salbe in Gilead? oder ist kein Arzt nicht da?" Wer mag sagen, wie dem Uebel abzuhelfen? Wenn hier einige Gedanken zur Prüfung dargelegt werden, so geschieht es in der Hoffnung, daß auch der schwache Versuch vielleicht dazu dienen könne, für späteres Gelingen einen Weg anzubahnen.

Ist die Verschuldung eine solidarische, so ist es auch die Verpflichtung zur Sühne und Abhülfe; es müssen daher alle dabei Betheiligten zu gemeinsamer Thätigkeit einander die Hand reichen.

Wie verschieden auch die Anforderungen sein mögen, welche für die einzelnen Klassen der Betheiligten sich herausstellen werden, Eins ist Allen, den Einen wie den Andern unerläßlich, — daß wir, ein jeder in seinen Busen greife und seine besondere Schuld erkenne. Bei sich selber muß jeder den Anfang machen.

Wir Pastoren haben uns zuerst unter Anklage gestellt, und diese Anklage ist uns zugleich eine ernste Mahnung zur Buße. Soll es mit der Sonntagsfeier besser werden, so wird auch bei uns Vieles anders werden müssen. Sind wir lässig und untreu gewesen in der Pre-

digt, in der Seelsorge, in Gebet und Fürbitte, — haben wir statt zu wachen, geschlafen, — oder haben wir selbst Anstoß und Aergerniß gegeben durch unsere Sonntagsfeier, — hat es uns an der rechten barmherzigen Liebe gefehlt, die da bereit sein soll, sich für die Brüder verbannen zu lassen, — oder haben wir uns durch Menschenfurcht und Menschengefälligkeit abhalten lassen, in rechtem Geiste das Strafamt zu üben in christlicher Lindigkeit wie mit heiligem Ernste, — oder haben wir aus Mangel an Demuth in geistlicher Selbstüberhebung mit liebloser Härte das Richtschwert des Wortes gegen Andere geführt, wo wir es gegen uns selbst hätten kehren sollen und unverständig dreingeschlagen mit der Schärfe des Gesetzes, das doch nur Zorn anrichtet — (und wer mag sagen: ich bin rein in meinem Herzen?) so wollen wir an unsere Brust schlagen und demüthig bitten: Herr vergieb deinem Knechte die Uebertretung! — Haben wir aber so im Kämmerlein Herz und Knie vor dem Herrn gebeugt und unter Anrufung seines Gnadenbeistandes ihm bessere Treue zugesagt, dann muß es heißen: „Pflüget ein Neues!“ Dann von Neuem frisch an's Werk mit neuem glaubensfreudigen Zeugenmuthe nicht allein gegen Tagelöhner, sondern auch gegen die Herrschaften und deren Treiber!

Wenn wir nicht mit herzlichem Erbarmen den armen verkommenden Seelen nachgehen und anhalten mit Bitten und Ermahnen, nicht nur in der Predigt, sondern sie auch aufsuchen in ihren Häusern*) und bei jeder sich darbietenden Veranlassung, als an den Krankenbetten, in der Unterredung mit den Brautleuten und bei Einsegnung der Ehen, selbst am Sarge und so bei allen Gelegenheiten auf dem umfangreichen Gebiete unsers seelsorgerischen Wirkens immer unverdrossen den Segen einer christlichen Sonntagsfeier, wie den Fluch der Sonntags-Entheiligung ihnen an's Herz legen, — wenn wir nicht vor allen Dingen durch unser eigenes Beispiel in unsrem öffentlichen und häuslichen Leben zeigen, wie sehr es uns selbst ein heiliger Ernst ist, den Tag des Herrn zu heiligen mit vorsichtigem Meiden alles dessen, was ihnen zur Beschönigung ihrer Sonntagsentweihung irgend als Vorwand dienen könnte*), — wenn wir nicht durch sorgfältige Vorbereitung auf unsere Predigt bei redlichem Bemühen, in einfältiger und allen verständlicher Rede das Wort recht auszutheilen und mit Wärme an's Herz zu legen, — durch Hebung des Kirchengesanges und der Liturgie den Gottesdienst lieblich und erbaulich zu machen suchen, auch dahin wirken, daß die Kirchen in würdiger Weise ausgestattet und wohnlich gemacht werden, — desgleichen in Betreff der zur Abhaltung des Gottesdienstes bestimmten Stunden mit Vermeidung alles nachlässigen und schlaffen Schlendrians der genauesten Pünktlichkeit uns befleißigen**), und so in allen Stücken uns als rechte Haushalter der mancherlei Gnade Gottes zu beweisen ernstlich bemüht sind, — so ist die Klage über den Verfall der Sonntagsfeier aus unserm Munde eigentlich unberechtigt. Erst müssen wir den Anforderungen an uns selbst gerecht zu werden uns redlich bemühen; dann aber auch getrosten Muthes den Gutsherrschaften und Arbeitsgebern gegenüber die Stimme erheben und von ihnen fordern, daß dem Tagelöhner der Sonntag wiedergegeben werde.

Und wenn dann unser Bitten und Ermahnen erfolglos bliebe, so dürften wir auch kein Bedenken tragen, ein schärferes und darum allerdings unliebsames Mittel zu versuchen. Die Geistlichen der einzelnen Synoden, oder auch aus weitern Kreisen, müßten zur Wahrnehmung ihres Wächteramts sich dahin vereinigen, forthin alle einzelnen Fälle von Sonntagssünden, der Herrschaften und Tagelöhner, wo sie sich auch finden, ohne Ansehn der Person mit namentlicher Bezeichnung der Orte durch öffentliche Zeitschriften und Lokalblätter zu allgemeiner Kenntniß zu bringen, vielleicht daß aus Scheu vor öffentlicher Rüge wenigstens die gröbsten Arten der Sabbathsschändung unterlassen würden.

Von den Gutsherrschaften muß hauptsächlich die Hülfe ausgehen; denn bei ihnen allein steht es, die äuße-

---

*) Die Hausbesuche, die den Pastoren in neuester Zeit so dringend zur Pflicht gemacht worden, sind in den Tagelöhnergemeinden nicht so leicht ausführbar, wie das anderwärts möglicher Weise der Fall ist. An Wochentagen sind sie in ihren Wohnungen niemals zu finden und am Abend von der Arbeit stumpf und müde. Am Sonntage, wo auch dem Pastor, besonders wenn er Filialkirchen hat, wenig Zeit dazu bleibt, kommt er ihnen, wenn er sie wirklich zu Hause findet, was jedoch auch nicht immer der Fall ist, doch nicht willkommen. Als ich eines Sonntags Nachmittags ausging, einige Familien zu besuchen, fand ich bei der ersten Hausthür einen Widerstand, der das Oeffnen der Thür verhinderte. Ich versuchte durch gewaltsames Drängen mir Eingang zu verschaffen. Da hing innen an der Thür ein frisch geschlachtetes Schwein, welches mir den Eingang versperrte. Auf das Geräusch kam der Hauswirth aus der Stube. Ich redete zu ihm durch die halb geöffnete Hausthür: „Ihr Lieben, ich wollte euch zum Sonntag besuchen; aber ich sehe, ihr habt andere Sonntagsbeschäftigung vor, da muß ich wohl ein ander Mal wiederkommen?“ „„Ja, Herr Pastor, nehmen's nich übel!““ — Ich kam zur zweiten Hausthür und fand es hier gerade eben so. Als ich im dritten Hause in die Stube trat, sahe ich mich von Federn fast eingehüllt, denn 8 bis 10 Stück abgeschlachteter Gänse lagen da mit blutigen Köpfen umher und wurden eben gerupft. Ich ging in ein viertes Haus, aber auch hier fand ich kaum Raum zu stehen; denn der Mann saß an seiner Schnitzbank und die enge Stube war ganz mit Holzspähnen angefüllt. Es leuchtet ein, in wie große innere Verlegenheit man kommt, wenn man so die Leute am Sonntag findet, und wie unwillkommen ihnen selbst in solcher Situation der Besuch ist. Zu meiner Demüthigung muß ich bekennen, daß es mir bei oft wiederholten Versuchen nur selten gelungen ist, den Zweck meines Besuchs zu erreichen, indem ich gewöhnlich nur wenig, bisweilen gar kein Verständniß dafür fand. Auch von den Unterredungen an den Krankenbetten habe ich nur in sehr wenig Fällen nachhaltige Frucht verspürt.

*) Den Pfarrfrauen ist die möglichste Einfachheit für den Sonntagstisch zu empfehlen, damit nicht die Dienstboten im Pfarrhause durch gehäufte Küchen- und Hausarbeit vom Gottesdienste abgehalten und dadurch der Gemeinde ein schlechtes Beispiel gegeben werde.

**) Sollte das fast Unglaubliche wahr sein, was man erzählt, daß einige Pastoren, absichtlich vor der zum Gottesdienste anberaumten Stunde auf dem Filialdorfe angekommen, sogleich wieder abgefahren sind, weil sich noch Niemand zur Kirche eingefunden hatte — und darauf sogleich zur nächsten Kirche eilend und dort natürlich ebenfalls zu früh anlangend, nach Hause zurückgekehrt sind, ohne daselbst die zum Beginn des Gottesdienstes festgesetzte Stunde abzuwarten, — desgleichen durch absichtlich zu spätes Eintreffen die wenigen Personen, die sich etwa zur Kirche eingefunden hatten, durch langes Warten zu ermüden und zur Rückkehr in ihre Wohnungen zu veranlassen, so wäre solchen Miethlingen dringend anzurathen, statt des Hirtenstabes doch lieber den Bettelstab in die Hand zu nehmen.

een Hinderniſſe der Sonntagsfeier für die Tagelöhner hinwegzuräumen.

Wir unterſcheiden hierbei, was von Rechts wegen, und was nach Billigkeit von ihnen erwartet werden darf.

Von Rechts wegen ſind ſie ſchuldig, ſich jeglichen Heranziehens der Tagelöhner zu irgend welchen Sonntagsarbeiten zu enthalten, und das nicht nur, ſoweit die Landesgeſetze es verbieten, ſondern auch was nach den beſtehenden Kirchenordnungen chriſtlicher Brauch iſt, als maßgebend gelten zu laſſen. Jenen ſind ſie als Unterthonen, dieſen als Mitglieder der Kirche verpflichtet. Es müſſen alſo am Sonntag nicht nur alle Werkeltagsarbeiten im Dienſte der Herrſchaft unterbleiben, ſondern auch die Leiſtungen der Herrſchaften für die Tagelöhner, als das Anfahren des Holzes, Torfes und ihrer Erzeugniſſe, und Alles, was Wochentagsarbeit involvirt, desgleichen die Auslähnung, das Zumeſſen und Anweiſen ihres Deputatackers und was dergleichen mehr iſt; das Alles darf nicht am Sonntage Statt finden, ſondern muß an Wochentagen geſchehen.

Aber die Wochentage ſind ſchon vollkommen mit Arbeit beſetzt, wendet man dagegen ein, die Wirthſchaft würde darunter leiden, es bleibt für ſolche Dienſtleiſtungen in der Woche keine Zeit! — Dieſe eben ſo häufige als nichtige Entſchulbigung wird durch die Erfahrung auf's Schlagendſte widerlegt. Es giebt Gutsherrſchaften, welche dieſe Fuhren in der Woche leiſten, ohne daß ihre Wirthſchaften darunter leiden. Es giebt dagegen andere, die mit aller Sonntagsarbeit doch immer zurückbleiben und keinen Gewinn davon aufzuweiſen haben. Und wäre dem wirklich ſo, daß für ſolche Leiſtungen in der Woche leine Zeit erübrigt werden könnte, ſo wäre doß ein Zeichen, daß es an den erforderlichen und hinreichenden Arbeitskräften fehlt, und dann iſt es die Pflicht der Gutsherrſchoft, die Arbeitskräfte zu vermehren. Das in neuerer Zeit veränderte Wirthſchaftsſyſtem erfordert allerdings mehr Arbeitskräfte, als die frühere Einrichtung der ſogenannten Dreifelder-Wirthſchaft; aber wenn dadurch, wie unbeſtritten, auch der Ertrag der Güter um das Doppelte erhähet iſt, ſo darf auch eine entſprechende Vermehrung der Arbeitskräfte mit Recht gefordert werden. Mangel an nöthigen Arbeitskräften hat Ueberbürdung der vorhandenen zur Folge, und das iſt Verſündigung gegen die Pflicht der Nächſtenliebe.

Iſt aber die in unſerer Zeit ſo vielfältig vernommene Klage über Mangel an Arbeitskräften nicht ungegründet, um ſo unverantwortlicher iſt es, wenn die Gutsherrſchaften der Tagelähnerfamilie durch Uebertragung von Akkordarbeiten neben ihrem ſchon hinreichend zugemeſſenen Tagewerke eine noch größere Arbeitslaſt zumuthen. — Man ſage nicht, es finde ja hierbei kein Zwang Statt, der Tagelöhner übernehme es ja freiwillig! — Ja der arme Mann, angelockt durch den in Ausſicht geſtellten Gewinn, wird allerdings in den meiſten Fällen der Verſuchung nicht widerſtehen und um dieſen Preis den letzten noch geringen Reſt ſeiner Sonntagsruhe zum Opfer bringen. Aber darf eine chriſtlich geſinnte Herrſchaft ihm ſolche Verſuchung bereiten? Und dieſe Verſuchung iſt für ihn um ſo größer, da er von der Ablehnung nachtheilige Folgen befürchten muß. „Was wollen wir machen? Thun wir's nicht, dann darf man den Herrn oder dem Inſpektor auch nicht kommen, wenn man in Noth iſt und was haben will. Da heißt's dann: Ihr wollt euch ja Nichts verdienen, ihr ſeid zu faul, ihr wollt lieber Alles umſonſt haben! — Solche Akkorbarbeit alſo, neben dem gewöhnlichen Tagewerke, iſt für die beregten Verhältniſſe durchaus verderblich und muß als ein Stein des Anſtoßes aus dem Wege geräumt werden. — Nur wem die Seele des Tagelöhners nicht mehr gilt, als die ſeiner Zugthiere, kann ſein Gewiſſen dabei beruhigen.*) —

Wäre aber damit nun ſchon genug gethan? Darf die chriſtliche Gutsherrſchaft bei der bloßen Rechtsforderung es bewenden laſſen? Damit wäre dem Tagelähner der Sonntag noch keineswegs wiedergegeben. Die Billigkeit, oder richtiger das Gebot der chriſtlichen Liebe fordert, daß ihm auch in der Woche die Beſorgung ſeiner eigenen kleinen Wirthſchaft ermäglicht werde, daß er nicht genäthigt ſei, am Sonntage ſein Garten- und Ackerland zu beſtellen, ſeine Früchte einzubringen, ſein Holz zu ſammeln, ſein Heu zu werben und dergleichen mehr, wie bereits oben angeführt worden iſt. — Zunächſt werden allerdings die Tagelähnerfamilien anzuhalten ſein, die ihnen, namentlich den Frauen, in den Wochentagen verbleibende Zeit zur Verrichtung ihrer eigenen Garten- und Feldarbeit zu verwenden; denn es ſoll nicht in Abrede geſtellt ſein, daß Viele der Letzteren aus Bequemlichkeit und Trägheit die ihnen zuſtehenden Arbeiten gern bis zum Sonntag ruhen laſſen, um dann die Hülfe des Mannes und Hofegängers dabei in Anſpruch zu nehmen. In den Fällen aber, wo die Frauen auch bei geregeltem Fleiß allein die Arbeit nicht beſtreiten können, oder durch Krankheit und andere Umſtände dazu unvermögend ſind, und wo durchaus Manneskräfte erfordert werden, müßte jedenfalls an Wochentagen dazu Raum gelaſſen werden.

In welcher Weiſe dies einzurichten ſei, mag allerdings ſeine Schwierigkeiten haben. Einige chriſtliche Herrſchaften haben jedem Tagelähner einen halben oder ganzen Tag in der Woche dazu beſtimmt und freigegeben. Allein dies kann unter Umſtänden für die Herrſchaft ein zu großes und für die Tagelähner dennoch werthloſes Opfer werden, indem Jahreszeit, Witterung und mancherlei Zufälligkeiten die Benutzung eines feſtgeſetzten Tages dem Tagelöhner oft unthunlich, der Herrſchaft dagegen den Ausfall der Arbeit an dieſem Tage ſehr fühlbar machen und ihr großen Verluſt bringen können. Und wenn in dringender Arbeitszeit der Inſpector den Tagelähnern den ihnen freigegebenen Tag um erhöhten Lohn wieder abkauft, wie auch ſchon geſchehen, ſo hat die Herrſchaft nur den Schaden und der Tagelöhner neben einem ungerechten Mehrverdienſt die Sonntagsarbeit. — Ein für die Gutsherrſchaft minder koſtſpieliger Ausweg dürfte vielleicht der ſein, daß ſie alle

*) Um etwaigem Mißverſtändniß vorzubeugen, werde hier bemerkt, daß nicht das Uebertragen von Akkordarbeiten an die Tagelöhner überhaupt verurtheilt werden ſoll. Es mag ſogar empfehlenswerth ſein, dieſelben in ihrer Wochenarbeit gewiſſe Arbeiten akkordweiſe verrichten zu laſſen, um ſie dadurch zum Fleiß zu ſpornen und ihnen einen vermehrten Lohn zuzuwenden. Als verwerflich ſollen nur die Akkordarbeiten neben dem gewöhnlichen Tagewerk bezeichnet ſein.

größern Arbeiten für die Tagelöhnerwirthschaften in ihrem Dienste als Hofarbeit mit verrichten ließe. Aber dagegen würden die Tagelöhner, und wohl nicht ganz ohne Grund, einwenden, daß die Bestellung ihres kleinen Feld- und Ackerwerkes auf diesem Wege nicht so sorgfältig geschehen werde, als wenn jeder Einzelne es für sich bearbeite; — sie würden auch besorgen, in der Bestellung desselben oft nachgesetzt zu werden, und dadurch, noch überdies ihrer Freude am Besitze des einem jeden zugewiesenen Garten- und Ackerlandes beraubt, sich den Fabrikarbeitern völlig gleichgestellt sehen. Aus demselben Grunde möchte auch der nach kürzere Weg, die Erzeugnisse ihres Garten- und Ackerlandes, als Kartoffeln, Flachs rc. in natura zu liefern, Bedenken erregen. — Zweckmäßiger dürfte es vielleicht sein, wenn dem Tagelöhner auf jedesmalige Bitte die zur Besorgung seiner kleinen Wirthschaft erforderliche Zeit bewilligt, dabei aber zugleich ausdrücklich zur Bedingung gemacht würde, sich der Sonntagsarbeit zu enthalten. Freilich bliebe er dabei immer wieder der Willkür des Arbeitsgebers ausgesetzt, wogegen überhaupt nirgends Schutz zu finden ist, wenn nicht die christliche Liebe an die Stelle des Gesetzes tritt, oder die Sonntagsfeier für die Herrschaften eine Ehrensache und zur Volkssitte wird, daß auch die unkirchlich gesinnten des sündlichen Mißbrauchs sich schämen.

Noch möchte auch ein in neuester Zeit durch das Verlangen der Tagelöhner nach amerikanischer Freiheit hervorgerufener Vorschlag in Erwägung zu ziehen sein, welcher dahin geht, die in dem Tagelöhnerverhältniß von patriarchalischer Form bisher noch bestehenden Ueberreste gänzlich aufzuheben und die Tagelöhner zu freien Arbeitern zu machen, so daß das contractliche Verhältniß aufgelöst würde und alle Emolumente, die sie bisher von der Herrschaft empfangen und wofür sie derselben zum Dienste verpflichtet sind, als: fixirte Geld- und Körnerlöhnung, Acker- und Gartenland, Brennmaterial u. s. w. hinfort wegfielen, die beliebige Verwendung ihrer Arbeitskräfte ihnen freigegeben, die Wohnungen ihnen miethsweise überlassen und für ihre Arbeit ein der Concurrenz und den Verhältnissen entsprechendes Tagelohn in baarem Gelde gezahlt würde. — Hierbei ist jedoch nicht außer Acht zu lassen, daß von einer solchen völligen Umgestaltung der bisherigen Zustände — abgesehen von anderweitigen im Voraus unberechenbaren Folgen — für die Sonntagsfeier der Tagelöhner nur unter der Bedingung eine Förderung zu hoffen sein dürfte, daß auch die Herrschaften und Arbeitsgeber sich aller Sonntagsarbeit enthielten und keinerlei Gelegenheit dazu böten, weil sonst diese Einrichtung grade die entgegengesetzte Wirkung haben würde.

Nicht unerwartet kommt uns hier der Einwand: das Alles hilft Nichts! der Tagelöhner kommt doch nicht zur Kirche, wenn ihn auch keine Sonntagsarbeit davon abhält. — Wir müssen das nach Erfahrungen im Allgemeinen allerdings zugeben bei dem gegenwärtigen geistlichen Zustande der Tagelöhner, und das ist eben ein Beweis, wie weit es bereits mit ihnen gekommen ist und wie traurig es um sie steht, daß eine so gänzliche Entfremdung und Entwöhnung von der Sonntagsfeier und dem göttlichen Worte eingetreten ist. Aber sollen deshalb die Ursachen, die im Laufe der Zeit diesen beklagenswerthen Zustand erzeugt haben, fortbestehen? Liegt nicht grade darin der schwerste Vorwurf und die schärfste Gewissensanklage für diejenigen, durch deren Schuld der Tagelöhner allmählig in eine solche geistige und geistliche Lethargie versunken ist? Es dauert in der Regel lange, ehe eine Gemeinde der Kirche und dem Kirchenbesuche entwöhnt wird. Die alte gute Sitte behauptet sich, wie die Erfahrung an vielen Orten lehrt, ganze Generationen hindurch selbst da, wo seit vielen Jahren schlechte Pastoren ihr Amt vernachlässigten und elende Predigten gehört wurden. Haben sie aber das Kirchengehen sich erst abgewöhnt und sind sie dem Gotteshause einmal fremd geworden, dann hält es noch viel schwerer und erfordert noch längere Zeit, der alten guten Sitte und Gewohnheit wieder Eingang zu verschaffen und das Bedürfniß nach gottesdienstlicher Erbauung wieder zu beleben. Das ist die Macht der Gewohnheit, welche in der dem natürlichen Menschen anklebenden Trägheit zu geistlichen Dingen willkommene Nahrung findet. Die Gewohnheit des ungöttlichen Wesens und Treibens widersteht dann mit aller Macht der Gewöhnung zum Guten. — Dies zur Beherzigung gegen den Einwand, daß die Tagelöhner doch nicht zur Kirche kommen, auch wenn ihnen die Zeit dazu gelassen werde. Darin liegt grade die dringendste Aufforderung, die Ursachen dieses traurigen Verfalls aus dem Wege zu räumen und dem Tagelöhner auch jeden Scheingrund zu seiner Entschuldigung wegzunehmen, damit nach und nach der Schaden wieder geheilt und dem Worte Gottes der Weg zu den Herzen wieder angebahnt werde.

Dazu ist freilich unerläßliche Bedingung, daß die Gutsherrschaften selber sich der Kirche und dem göttlichen Worte zuwenden, damit nicht auf ihr Beispiel die Tagelöhner für ihre Verachtung des Sonntags sich berufen können. Uebt doch das Beispiel in allen Lebensverhältnissen eine unwiderstehliche Macht, besonders von den höheren Ständen ausgehend, auf die niedern Volksklassen. Jede Sitte und Unsitte der Vornehmen findet schnelle Nachahmung bei dem geringeren Stande. Die abgeschmackteste Kleidertracht durchläuft in kurzer Zeit die Stufenleiter von der gnädigen Frau bis zur Stallmagd. Wenn der Gutsherr oder Inspektor immer mit Hagel- und Donnerwettern um sich wirft, so hat er an den Knechten gewiß gelehrige Schüler und wird bald aus allen Ecken des Hofes sein Echo hören. Wenn die herrschaftliche Carosse am Sonntagsmorgen vor Anfang oder während des Gottesdienstes an dem Kirchthore vorbeirollt, kann es wohl befremden, daß der Tagelöhner mit dem Schiebkarren keuchend nachfolgt? oder wenn der gnädige Herr unter der Kirche mit der Büchse und dem Jäger in's Holz geht, warum sollte der Tagelöhner nicht mit der Hacke zu seinem Kartoffelacker gehen? Wer wollte in Abrede stellen, daß das Beispiel der Herrschaft auf den Tagelöhner Einfluß hat? — So würde, wenn auch nicht mit gleich schnellem Erfolge, die christliche und kirchliche Sonntagsfeier der Herrschaft den Tagelöhner ebenfalls zur Nachahmung ermuntern, vorausgesetzt, daß die erwähnten Hindernisse beseitigt wären. — An Belegen beiderlei Art fehlt es nicht; aber der nachahmungswerthen Beispiele

sind nur wenige, dagegen desto mehr der entgegengesetzten Art.

Und weil die Beispiele einer christlich-kirchlichen Sonntagsfeier Seitens der Herren und Vorgesetzten fast nur als Ausnahmen vereinzelt dastehen, so bleibt die Wirkung natürlich auch nur auf die engen Grenzen ihres Gebietes beschränkt und wird auch da noch durch das schlechte Beispiel unkirchlicher nachbarlicher Umgebungen vielfach neutralisirt.

Soll das Beispiel christlich-gesinnter Herrschaften eine Macht werden, in die Gewissen der Sonntagsverächter einen Stachel zu werfen und sie schamroth machen, so müssen die Einzelnen sich verbinden zu gemeinsamem Wirken. Vereinte Kraft ist die stärkere, das lehren uns die in unsern Tagen allenthalben und für allerlei Zwecke sich bildenden Vereine. Das Vereinswesen gehört mit zur Signatur unserer Zeit. Wir sehen Vereine für wissenschaftliche, industrielle, politische und materielle Interessen aller Art vor unsern Augen entstehen. Nicht wenige derselben wachsen wie Unkraut über Nacht aus der Erde und wie durch dämonische Kräfte hervorgezaubert. Wir wären ungerecht und undankbar, wenn wir nicht auch die Regungen und das Wehen des Geistes in den christlichen Vereinen für Bibelverbreitung und Mission nach innen wie nach außen, und in der Betheiligung an den Angelegenheiten des Reiches Gottes überhaupt anerkennen wollten, wir freuen uns vielmehr solcher christlichen Liebeswerke. Aber wie kommt es, daß bisher so gleichgültig übersehen worden ist, was doch zunächst vor Augen liegt? Ist der Verfall des Tagelöhner-Sonntags, das Wohl und Wehe der vielen Tausende, deren saurer Schweiß uns nährt, und ihr geistiges und geistliches Verkümmern und Verkrüppeln etwa weniger der Beachtung und der christlichen Theilnahme werth? Oder glaubt man vielleicht, sich dadurch mit seinem Gewissen abfinden zu können, wenn man jährlich einige Thaler oder Groschen zu Rettungs- und Armenhäusern und ähnlichen christlichen Wohlthätigkeitsanstalten beisteuert, während man keine Hand rührt, dem geistlich und kirchlich so tief gesunkenen Tagelöhner durch Wiederherstellung seines Sonntags wieder aufzuhelfen? (Schluß folgt.)

König Friedrich Wilhelm II. und seine Armee.

In diesen Tagen, wo wiederum Preußische Truppen ausgezogen sind auf ihres Königlichen Kriegsherrn Gebot, ist es nicht uninteressant, zurückzublicken auf eine vergangene Zeit der Preußischen Armee; auf eine Zeit, in welcher die Armee nicht weniger tapfer und treu war wie heut und auch reichlich Ehre und Sieg gewonn, die aber im Gedächtniß der Menschen zurückgetreten ist, weil sie zwischen den beiden großen Kriegszeiten, der Friedrichs und der unserer Befreiungskämpfe mitten inne liegt, wir meinen die Zeit König Friedrich Wilhelms II. Es war im Sommer 1792, als die Preußische Armee gegen Frankreich zog; ein Theil derselben bezog ein Lager bei Rübenach, und über diese Truppen schreibt ein Mann, welcher kein Preuße war, Folgendes:

„Die ganze übrige Truppenmasse war in dem Lager bei Rübenach vereinigt und bot einen Anblick, den ich zeitlebens nicht vergessen werde. Die ausgesuchteste Mannschaft, eine bewundernswürdige Fertigkeit in der Handhabung der Waffen und in der Ausübung der schwierigsten Evolutionen, römische Disciplin vereinigten sich hier mit seltenem Waffenglanz, mit den Resten mittelalterlicher Traditionen und mittelalterlicher Courtoisie, welche geeignet, dem Geringfügigsten einen pittoresken Anstrich zu geben. Ueber allen Ausdruck feierlich und graciös zugleich nahm sich z. B. in den Händen der Officiere, vom Hauptmann abwärts, der Sponton, mit den kunstgerechten malerischen Salutationen, in den Händen der Unteroffiziere das Kurzgewehr. Auch der unendliche Farbenwechsel in Kragen, Aufschlägen und Rabatten wirkte ganz anders auf das Auge, als die Einförmigkeit unserer Zeit, jene Einförmigkeit, deren praktischer Nutzen sogar Vielen ein Gegenstand des Zweifels, während der größte Enthusiast für Neuerungen zugeben wird, daß der revolutionaire Gedanke, den Namen der Regimenter Nummern zu substituiren, zugleich dem Gebiete der flachsten Prosa entlehnt ist. Was kann bei einer Ziffer die lebhafteste Phantasie sich denken, welche Welt von Gedanken hingegen vermochte der Namen z. B. jener Cürassiere von Ilow zu erwecken. Ueber alles wurde bewundert in jener Prachtausstellung das Bataillon Grenadiergarde und zu diesen Argyraspiden im gehörigen Abstand, das Garderegiment.

Ueber der Herrlichkeit des Ganzen blieben einzelne Mängel beinahe unbemerkt. Daß die Armee der Mäntel entbehrte, die Gebrechen in der Verpflegung der Soldaten, schienen beinahe Vorzüge im Vergleich zu den übrigen verbündeten Truppen, die mit warmen Mänteln versehen waren und gut verpflegt wurden. Die groben Fehler in der Lazarethverwaltung konnten höchstens Kunstverständigen auffallen.

Auch der ungeheuere Troß, die uralte Krankheit deutscher Heere, erschien beinahe als eine Nothwendigkeit, wurde auch bei der musterhaften Einrichtung des Lagers kaum bemerkt. Höchstens ergötzte man sich an den reichgefüllten Hühnersteigen, womit etatsmäßig die Außenwände von den Bagagewagen der Capitains bekleidet. Ein preußischer Capitain machte, das sei beiläufig erinnert, bei einem Diensteinkommen von 4000 Rthlrn. in jenen Zeiten eine Figur, wie heute kaum ein Prinz sie machen wird. Eines nur beunruhigte den aufmerksameren Beobachter, der grenzenlose Aufwand der Kriegscommissarien und ihrer Subalternen, in deren Hände die Verpflegung dieser herrlichen Armee gegeben, und die Gewissenlosigkeit, die Liederlichkeit bei der Magazinverwaltung. Dergleichen Ausstellungen verhallten als vox clamantis in deserto. Die Massen waren geblendet durch den Glanz jener militairischen Parade, bezaubert daneben durch die Urbanität, womit die Officiere vom höchsten bis zu dem niedrigsten Besuche, Bekannte und Unbekannte, im Lager empfingen. Zum letzten Male schien sich hier der erlöschende Glanz des Ritterthums zu beleben, jenes Ritterthums, als dessen und zugleich als des Königsthums König aufzutreten, Friedrich Wilhelm II. sich berufen fühlte. Unglaublichen Eindruck machte dieses Königs Persönlichkeit, seine majestätische, beinahe colossale Haltung, seine freundliche und doch würdige Herablassung, der unverkennbare Ausdruck

einer Ueberzeugung, die ihn antrieb, ohne irgend eine Nebenabsicht, für Recht und Wahrheit in die Schranken zu treten. Das haben zumal die Emigranten begriffen, und war ihre Begeisterung für den Ritterkönig grenzenlos. Den Handschuh seiner Königin von Böhmen am Hut, trug Christian von Braunschweig die Devise toue pour elle, am Aermel und im Herzen; den vorüberziehenden stattlichen König von Preußen zum erstenmal schauend, machte die Gräfin de Loftanges ihrer Bewunderung Luft in dem leidenschaftlichen Ausruf: „ah quel roi! je ferai tout pour lui.“

So lautet das Urtheil eines Zeitgenossen und eines Augenzeugen von damals über Preußens Truppen und ihren ritterlichen König. Der edle König, dem man seine Schwächen, die zum Theil Schwächen seiner Zeit waren, viel zu hoch angerechnet hat, dessen herrliche Eigenschaften man oft geflissentlich unterschätzt, er harrt noch immer eines gerechten Urtheils, so wie seine braven Krieger nicht verdienen vergessen zu werden, weil sie hier von dem Glanze Friedrichs, dort von der lichten Flamme der Befreiungszeit überstrahlt werden. Gerechtigkeit für Alle, das ist Preußisch!

G. H.

Stuttgart, 12. Januar. Gestern Abend fand im Sitzungssaale der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins eine Versammlung statt, in welcher ein Verein für Verpflegung verwundeter Soldaten gegründet wurde. Den Vorsitz führte Pfarrer Dr. Hahn, der im October v. J. zu der für gleichen Zweck in Genf zusammengetretenen internationalen Wohlthätigkeits-Conferenz abgeordnet war und daselbst Württemberg vertrat, wie denn überhaupt die gestrige Versammlung in Folge jener Conferenz in Genf zusammentrat, um für Württemberg den daselbst geäußerten Wunsch zu verwirklichen, daß in allen Ländern sich solche freiwillige, das militärische Sanitätswesen unterstützende Vereine bilden möchten. Das Kriegsministerium war in der Versammlung durch Generalstabsarzt v. Klein vertreten, der sich dahin aussprach, daß zwar das Württembergische Militär-Sanitätswesen auf das Umsichtigste organisirt und mit allem Erforderlichen reichlich versehen sei, daß aber, wenn je einmal mehrere größere Schlachten rasch aufeinander folgen sollten, dessen ungeachtet Mangel an Personal und Material eintreten müßte, in welchem Falle die Militärverwaltung die Hülfe, welche ein solcher freiwilliger Verein zu leisten vermöge, mit Dank annehmen würde. (Kreuz-Zeitung.)

Statistisches.

Nach einem vom „Moniteur“ am 28. December v. J. veröffentlichten amtlichen Berichte gab es im Beginn des Jahres 1863 in Frankreich 4582 Vereine zu gegenseitiger Unterstützung mit 639,044 (wovon 73,881 Ehren-) Mitgliedern, darunter 86,308 weibliche. Das Gesammt-Vermögen belief sich auf 30,766,244 Franken 44 Centimen, die Jahres-Einnahmen betrugen 10,338,804 Fr. 14 C. Die Zahl der unterstützten Kranken im Jahre 1862 war 142,628, wovon 22,729 Frauen; es wurde für 2,877,992 Krankheitstage Zahlung geleistet. Sterbefälle kamen 6,383 vor.

Das Hospiz auf dem St. Gotthard hat im Jahre 1863 8745 Arme verpflegt und an Reisende 20,000 Rationen nebst Kleidern &c. vertheilt; eine schöne Leistung, wenn man erwägt, daß es nicht, wie die Hospitien des Simploo und St. Bernhard, einen Stiftungsfonds besitzt, sondern lediglich auf die Beiträge von Privaten und Regierungen angewiesen ist.

Anfrage.

Der Unterzeichnete wendet sich hiermit im Interesse eines unglücklichen Mannes an die Herren Gutsbesitzer, denen diese Zeilen etwa vor Augen kommen. Am 15. März d. J. wird ein früherer Schullehrer, der im hiesigen Zellengefängniß eine Strafe verbüßt, aus demselben entlassen werden. Alle Wege, die bisher eingeschlagen sind, ihm ein Unterkommen zu sichern, sind vergeblich gewesen. Es steht zu fürchten, daß er mit seiner Familie, die Jahre lang in Noth und Kummer gedarbt hat, noch schwereren Leiden entgegengehen wird. Der Rücktritt in den Schuldienst ist für ihn unmöglich; wohl aber könnte er als Oekonomie-Schreiber oder in einer ähnlichen Stellung mit gutem Erfolge verwandt werden. Seit drittehalb Jahren ist er in der hiesigen Anstalt mit Buchführung beschäftigt gewesen und hat sich als ein fleißiger und sorgfältiger Arbeiter bewährt. Er ist ein stiller und anspruchsloser, durch den Ernst der letzten Jahre gebeugter Mann, dem Alles daran liegt, für seine Familie einr neue Zukunft zu gewinnen. Gegen seine Ehrlichkeit ist niemals, weder hier, noch früher ein Zweifel aufgekommen. Er ist 43 Jahre alt und körperlich gesund. Möchte meine Bitte, mit der ich mich an die Liebe edel denkender Männer wende, nicht unerwogen bleiben! Zu jeder weitern Auskunft bin ich gern bereit.

F. Oldenberg,
Anstalts-Geistlicher im Zellengefängniß zu Berlin.

Berichtigung.

In dem Sonett in Nr. 2 dieses Blattes: „Was thut uns Noth?“, hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Es muß in der ersten Zeile desselben statt: „Euer Wort“ heißen: „Euer Werk.“

D. R.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Heerlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 5. Berlin, den 3. Februar 1864. **Nr. 5.**

Georg Werner Wilhelm Ernst von dem Knesebeck, Landgerichts-Rath a. D. Rechtsritter seit 1858. † zu Prenzlau, 21. Januar 1864.

Das Johanniter-Ordens-Lazareth in Altona.

Zur Etablirung des Johanniter-Lazareths in Altona das verwundete und kranke Militairs ohne Unterschied des Ranges und der Confession aufnehmen wird, ist der Ordens-Canzler und Commendator Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, dem Seitens des Kapitels die obere Leitung desselben übertragen und der dieserhalb vom Durchlauchtigsten Heerenmeister mit ausgedehnter Vollmacht versehen worden, in Begleitung der Frau Oberin des Diakonissenhauses Bethanien hierselbst, Gräfin Anna zu Stolberg-Wernigerode, des Ehrenritters, Rittmeisters a. D., Grafen Ernst zur Lippe-Weißenfeld, zweier Diakonissen und zweier Krankenpfleger, am 31. v. Mts. Abends dorthin abgereist. Die für das Lazareth gewonnenen beiden Aerzte sind heute nach Altona abgegangen.

Der Ehrenritter Oberst a. D. von Bonin hierselbst wird später gleichfalls dorthin reisen, um für das qu. Lazareth thätig zu sein, und werden, nach Maßgabe des eintretenden Bedürfnisses, noch mehrere Diakonissinnen von hier aus nachfolgen.

Das vom Orden zum Lazareth in Altona bereits gemiethete Haus Nr. 18 an der Palmall, in der Nähe des Bahnhofes, hat eine sehr gesunde Lage, eine Breitenfront von 9 Fenstern nach Süden, freie Aussicht über die Elbe und umfaßt 19 Zimmer, die zur Aufnahme von resp. 4, 6, 8 bis 10 Krankenbetten geeignet sind, sowie die erforderlichen Nebenräume.

Der Sonntag der Tagelöhner.

(Schluß.)

Das Zusammentreten christlicher Herrschaften zu gemeinsamer Berathung über diese Tagelöhnernoth erscheint grade in unserer Zeit als ein so dringendes Gebot, daß sie sich diesem christlichen Liebeswerke nicht länger entziehen dürfen, und wie wir vertrauensvoll hoffen, auch nicht entziehen wollen. Wir zweifeln nicht nur nicht, sondern wir wissen, daß es unter den Gutsherren und Pächtern nicht an Männern fehlt, die auch in dem Tagelöhner das Ebenbild Gottes und die gliedliche Gemeinschaft mit ihnen am Leibe Christi anerkennen und ehren, und das Verhältniß derselben zu ihnen in seiner gegenwärtigen Ausgestaltung als ein unrichtiges und den Anforderungen des Christenthums nicht entsprechendes gern umgestaltet sähen. Es fehlt ihnen auch gewiß nicht an Opferwilligkeit dazu, und manche unter ihnen sind auch schon ernstlich darauf bedacht gewesen, die der christlichen Sonntagsfeier der Tagelöhner entgegenstehenden Hindernisse in ihrem Kreise zu beseitigen. Aber ihr vereinzeltes Bestreben bleibt von der glaubenslosen Menge der Mammonsdiener entweder unbeachtet, oder wird vielleicht gar bespöttelt und taucht unter in dem Strome eines gottentfremdeten Zeitgeistes. An diese christlich Gesinnten richtet sich daher die dringende Bitte, daß sie sich mit einander verbinden wollen zur Wiederherstellung des Tagelöhner-Sonntags.

Die nächste Aufgabe eines solchen Vereins würde darin bestehen, gemeinschaftlich zu berathen, auf welche Weise und durch welche Einrichtungen dem Uebel am zweckmäßigsten abzuhelfen sei. Das durch die Berathung gewonnene Resultat würde sodann in Form einer Mahnung an die Gewissen ihrer Standesgenossen zu veröffentlichen und die Unterstützung des Zweckes durch Bildung von Hülfsvereinen, unter Zuziehung der seelsorgerischen Kräfte und der Gemeinde-Kirchenräthe, anzurufen sein. So würden, — obwohl die Schmach Christi, welche jedem wahrhaft christlichen Beginnen zur Besiegelung dienen muß, anfangs nicht ausbleiben dürfte, — selbst niedrig denkende Seelen zuletzt sich nicht alles Einflusses erwehren, und — sei es aus Schaam, sei es aus Furcht — nicht ganz zurückbleiben können.

Diese letztere Klasse wolle um ihrer selbst willen sich noch darauf aufmerksam machen lassen, wie das gottfeindliche Geschlecht unsrer Tage nicht nur auf Beseitigung der Sonntagsfeier, sondern auf Vernichtung der Kirche selbst und damit auf Umstürzung göttlicher und menschlicher Ordnung gerichtet ist. Mögen sie daher auch den Gedanken an die schwere Verantwortung für die Seelen ihrer Tagelöhner vor dem höhern Richter-

stuhle fern von sich halten, so sollten sie doch bedenken, daß es sich hier für sie selber um eine Lebensfrage handelt, indem sie durch fortgesetzte Sonntagsschändung und durch die daraus hervorgehende Entsittlichung ihrer Tagelöhner sich selbst den Boden unter ihren Füßen untergraben. Schon der Trieb der Selbsterhaltung sollte sie daher abhalten von willkürlicher Verletzung der Christenrechte ihrer Mitmenschen und sie aufmerken lehren auf das dumpfe Rollen des Donners drohender Gerichte.

Nicht, als wollten wir damit einen faulen egoistischen Conservatismus empfehlen, wie er uns jetzt so häufig begegnet, der in selbstsüchtiger Engherzigkeit nur auf die Sicherung des eigenen Besitzthums und der eigenen Interessen gerichtet ist. Der Conservative im rechten Sinne sucht um des allgemeinen Wohles willen alles Gute zu wahren und zu erhalten. Gut aber ist nur, was Gott will, und was mit seinem Worte übereinstimmt, und dazu gehört auch die Sonntagsheiligung. Der Sonntagsverächter macht seinen Conservatismus zur Lüge; denn er beweist sich nur nach unten conservativ für seinen Mammon, nach oben hin aber, gegen Gottes heilige Ordnung als ein Empörer und sieht in seiner Verblendung nicht, daß gerade durch solchen egoistischen Conservatismus die Revolutionsgelüste der ärmern Volksklasse geweckt und genährt werden.

Möchte daher die oben ausgesprochene Bitte bei den christlichen Herrschaften Eingang und wohlwollende Berücksichtigung finden. Von denen, deren Herzen von der Liebe Christi erwärmt sind, muß der Anfang gemacht werden. Wie die Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine nicht von den Branntweinsäufern, sondern von der barmherzigen rettenden Liebe gestiftet worden sind und gepflegt werden, so muß auch der Sonntagsverein für die des Sonntagssegens beraubten Tagelöhner aus der christlichen Liebe, die auch in dem ärmsten und geringsten Menschenkinde den miterlösten Bruder in Christo erkennt, herauswachsen. Wir Diener des göttlichen Wortes, die wir unser Amt an den Tagelöhnergemeinden mit Seufzen führen, wollen gern die Hand dazu bieten; aber wir allein vermögen Nichts auszurichten ohne thatkräftiges Eingreifen der Herrschaften, in deren Händen das Loos des Tagelöhners liegt.

Schon im Jahre 1856 war auf einer Pastoralconferenz in Stettin die Noth in Betreff des Tagelöhnersonntags Gegenstand sorgfältiger Erwägung, und es wurden Beschlüsse zu einem ernsten Anlauf gefaßt. Auch traten, dem Vernehmen nach, Tags darauf eben daselbst einige Gutsherren und Kirchenpatrone zu einer Berathung über diesen Gegenstand zusammen, und man sah mit hoffnungsvoller Erwartung dem Erfolg derselben entgegen. Ist es nun jenen ehrenwerthen Männern damals auch nicht gelungen, die ihrem christlichen Vornehmen entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden, so sollten sie sich dadurch doch nicht abhalten lassen, von Neuem Hand an's Werk zu legen und mit der Gründung eines Vereins unter gleichgesinnten Standesgenossen im Vertrauen auf des Herrn Gnadenbeistand vorzugehen.

Sollte jedoch der Vorschlag zu Errichtung eines solchen Vereins nicht Anklang finden und bei der Menge der vorhandenen Vereine Manchem widerstreben, so böten auch die Kreistage und die Provinzial-Landtage in unsern östlichen Provinzen eine Handhabe, diese hochwichtige Angelegenheit zu einer gemeinsamen Standessache zu machen, und es wird weder an Männern fehlen, die mit freudigem Zeugenmuthe die bisherige Verschuldung gegen ihre Tagelöhner offen darlegen, noch an solchen, die für das Zeugniß empfänglich ihnen zustimmen werden. Wir können daran um so weniger zweifeln, da es einen Gegenstand betrifft, der mit dem gegenwärtigen Kampfe um den christlichen Staat, um die christliche Kirche und um unser Königthum von Gottes Gnaden im allerengsten Zusammenhange steht.

Um die Gewissensmahnung an die Schuldverpflichtung gegen die Tagelöhner zu schärfen, dürfte wohl auch daran erinnert werden, daß zu den ungesühnten Sünden mancher Gutsherrschaften auch das Einziehen der Bauerdörfer zu rechnen ist. Wo noch vor etwa 70 Jahren ganze Bauerdörfer mit ansehnlichen Bäuerhöfen standen, sieht man jetzt nur Tagelöhnerhäuser um das herrschaftliche Schloß herum, und es werden noch heut sehr schlimme Geschichten von der bei solchen Ankäufen verübten Willkür, Ungerechtigkeit und Gewalt erzählt. Mit gerechter Entrüstung verurtheilt man in unsern Tagen das auf das Abschlachten der bäuerlichen Besitzungen gerichtete vampyrartige Gelüste jüdischer Speculanten; aber man vergißt dabei, auf welche Weise manche Herrschaft in früherer Zeit ihr Haus gebaut hat. Wenn beiderlei Schuld in die Wagschale gelegt würde, so dürfte es kaum zweifelhaft sein, welche schwerer wiegen würde. Nicht umsonst steht im Worte Gottes geschrieben: „Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen." (Jes. 5, 8.) — Es soll zwar der Sohn nicht tragen die Missethat des Vaters; aber sollte man sich nicht dringend aufgefordert fühlen, die Schuld der Väter dadurch wenigstens einigermaßen zu sühnen, daß man dem Tagelöhner den Segen einer vollen ungeschmälerten Sonntagsfeier zu Theil werden ließe? — „Aufhören Unrecht zu thun, spricht Sirach, das ist ein rechtes Sühnopfer."

Ohne Opfer freilich wird keine durchgreifende Hülfe geschafft werden können; aber der Gewinn wird des Opfers werth, und das Bewußtsein, einer in ihrem heiligsten Rechte tief verletzten und gesunkenen Volksklasse aufgeholfen zu haben, ein reicher Lohn dafür sein. Gott wolle dazu willige Herzen schenken!*)

Hierbei bietet sich auch die Frage zur Erwägung dar, wie Seitens der Herrschaften auch persönlich auf die Sonntagsfeier der Tagelöhner einzuwirken sei; ob sie nämlich nach Beseitigung der erwähnten Hindernisse durch herrschaftlichen Befehl anzuhalten sein dürften, oder ob aller äußere, directe wie indirecte Zwang als der christ-

*) Von Ernst dem Frommen in Gotha wird berichtet, wie es ihm leid that, daß Kutscher und Bediente an dem Gottesdienste nicht ordentlich und regelmäßig theilnehmen konnten, wenn er sich zur Kirche fahren und abholen ließ. Da es aber nach damaliger Etikette nicht standesgemäß war, über die Straße zu Fuß zur Kirche zu gehen, so baute er einen verdeckten Gang aus seinem Schlosse nach der Kirche hin, um ungesehen dahin gehen zu können, damit seine Dienerschaft nicht vom Kirchenbesuch abgehalten würde.

lichen Freiheit zuwider fern zu halten sei. — Die Frage bietet jedenfalls zwei Seiten zur Erwägung dar. Die christliche Freiheit ist ein unantastbares Privilegium derer, die in der Freiheit stehen. Das ist aber die Freiheit, welche der Herr mit den Worten bezeichnet: „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei!" — Dürfen wir nun aber wohl annehmen, daß die Mehrzahl unsrer Tagelöhner in dieser Freiheit stehe? Ja, daß den Meisten auch nur der Begriff dieser Freiheit verständlich sei? — Wo aber die innere Freiheit fehlt, muß da in gewissen Fällen nicht ein äußerer Zwang eintreten, bis der innere Sinn herangebildet ist und die Zucht des Gesetzes ersetzt? Wenn ich einen Knecht oder eine Magd in meinen Dienst nehme, soll ich, als christlicher Hausvater, ihnen nicht den fleißigen Kirchenbesuch zur Bedingung machen und sie alles Ernstes dazu anhalten? Ist es nicht meine Pflicht, dem Mißbrauche ihrer Freiheit durch Beschränkung derselben vorzubeugen? — Ein diesem, wenn auch nicht gleiches, doch ziemlich analoges Verhältniß ist auch das zwischen den Herrschaften und ihren Tagelöhnern. Letztere stehen in ihrem Lohn und Brot, sie sind im Grunde nichts Anderes, als verheirathete Dienstboten; sie unterscheiden sich von dem Hausgesinde nur dadurch, daß ihnen von der Herrschaft eigene Wohnung und eigene häusliche Oekonomie gewährt wird. Von diesem Gesichtspunkt aus haben daher einige Herrschaften sich nicht nur für berechtigt, sondern für verpflichtet gehalten, die Versäumnisse des Gottesdienstes und die Verrichtung von Werkeltagsarbeiten am Sonntage durch Geld- oder andere Strafen zu verpönen. Ob nun gleich darin die ernste Sorge für das Seelenheil ihrer Untergebenen anerkennenswerth ist, so möchte es doch fraglich sein, ob ein solcher Zwang, namentlich zum Kirchenbesuch, nicht als ein Eingriff in die moralische Freiheit ungerechtfertigt und als zur Heuchelei verleitend bedenklich erscheine. Andrerseits lehrt hinwiederum die Erfahrung, daß, wie die Freiheit oft zur Knechtschaft, so der Zwang oft zur Freiheit führt, und es läßt sich daher abermals fragen, ob es nicht besser sei, es werde Jemand zur Kirche und zur Anhörung der Predigt genöthigt, weil doch da das Wort an ihn herankommen kann, als daß er, sich selbst überlassen, es niemals höre? — Bei Abwägung beider Ansichten dürfte vielleicht als das Richtige sich empfehlen, daß die Werkeltagsarbeit am Sonntage — die oben angedeuteten Bedingungen vorausgesetzt — unbedingt und streng untersagt, die Uebertretung auch in angemessener Weise bestraft, — hinsichtlich des Kirchenbesuchs aber durch freundliche Ermahnung, wie durch nachdrückliche ernste Vorhaltungen auf die Gemüther eingewirkt werden möchte.

Wenn die Tagelöhner erst erkennen werden, daß wirklich die Liebe Christi es ist, die ihnen um ihrer unsterblichen Seelen willen das Joch zu einer leichtern Last machen will, wenn erst das jetzt bei Vielen eingewurzelte Mißtrauen aus den Herzen geschwunden sein wird, daß man das Christenthum und das Wort Gottes nur als Kappzaum für sie gebrauche, um sie nur unter dem Druck geduldig zu erhalten, was sie bei dem äußern Scheinchristenthum vieler Herrschaften mit einem sichern Instinkt richtig herausfühlen und daher sprüchwörtlich sagen: „De Prester möten uns tögelbändig maken, dat de Ebelmann uns rieten kann" — so wird ein Wort liebreicher und ernster Ermahnung, das sie bis jetzt wohl nur selten hörten, seine Wirkung nicht verfehlen, und sie werden der Segnungen des Christenthums sich wieder freuen lernen. Die Verpflichtung zur Sonntagsfeier, die ihnen im Anfange vielleicht als eine Last erscheint, wird ihnen zur Lust werden, und welch ein herrlicher Gewinn alsdann für beide Theile! Dann wäre ein Werk gelungen, dessen die Engel im Himmel sich freuen, dem manches fröhliche Halleluja noch in der Ewigkeit erklingen würde! Auch der Segen an irdischem Gut würde nicht ausbleiben. Jetzt empfinden die meisten Tagelöhner ihre Lage als ein drückendes Joch, sie arbeiten mit Unmuth und Verdruß, nur dem Stecken des Treibers folgend und nur so weit sein Auge sie erreicht. Sie sind nicht auf den Nutzen und Vortheil ihrer Herrschaft bedacht. Das verknöcherte Gemüth sinnt nur auf den eignen Nutzen, für den gottentfremdeten Sinn hat das Gewissen keinen Stachel bei allerlei kleinen Veruntreuungen, und nur die Furcht hält von größern Untreuen zurück. So erleidet die Herrschaft vielfach Nachtheil und Beschädigung. Der gottesfürchtige Tagelöhner dagegen wird mit gewissenhafter Treue seine Arbeit verrichten, der Nutzen oder Schaden seiner Herrschaft wird ihm nicht gleichgültig sein, die Sonntagsruhe wird ihm zur Erholung dienen, und mit erneuter frischer Kraft wird er in der neuen Woche wieder an sein Tagewerk gehen. Für das Opfer, welches die Herrschaft ihm bringt durch die Gewährung der sonntäglichen Ruhe, wird sie durch seine Treue und seinen Fleiß im Dienste, wenigstens zum Theil, wieder entschädigt werden.

Wer Gottes heilige Ordnung in Ehren hält, der wird den Segen vom Herrn empfangen. Nicht auf die Sonntagsarbeit, sondern auf die Sonntagsruhe hat Gott die Segensverheißung gelegt. Der Segen der Sonntagsheiligung ist so groß, wie der Fluch seiner Entheiligung.*) Davon giebt deutliches Zeugniß die in unsern Tagen trotz aller Sonntagsarbeit immer mehr zunehmende Armennoth und das in riesenartigen Progressionen zu einer furchtbaren Macht anschwellende Proletariat.

Sollte das nicht auch den Gesetzgebern und der Landesobrigkeit etwas zu bedenken geben? — Es ist bereits oben

---

*) In einem nassen Sommer vor etwa 30 Jahren, wo zur Erntezeit bei anhaltendem Regen das Auswachsen des Getreides zu besorgen stand, klärte sich an einem Sonnabend der Himmel auf und heller Sonnenschein brach durch die trüben Wolken. Da kamen des Sonntags zwei Bauern zu mir mit der Frage, ob es ihnen nicht vergönnt sein möchte, heut Nachmittag Korn einzufahren. Ich erwiederte, daß es auf das Maaß ihres Glaubens ankomme; sie möchten sich selber fragen, ob sie dem lieben Gott vertrauen könnten, daß er ihnen die nächsten Tage ebenfalls günstiges Erntewetter geben, oder auch, wenn sie bei etwa wiederkehrendem Regen einigen Schaden erleiden sollten, sie dafür auf andere Weise segnen werde. — Gleich nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes brachten sie mit ängstlicher Emsigkeit mehrere Erntefuhren in ihre Scheunen. Die übrigen Gemeindeglieder sahen kopfschüttelnd ihrem Treiben zu. Den folgenden Tag und die ganze Woche hindurch blieb das schönste Erntewetter, und Alles war nun in freudiger Bewegung. Die ganze Ernte konnte ohne Schaden eingebracht werden. Nur jene Beiden mußten nach Verlauf einiger Zeit das am Sonntage eingeführte Getreide aus der Scheune auf den Hof werfen, weil es wahrscheinlich nicht hinreichend trocken gewesen und durch Erhitzung gänzlich verdorben war.

des Sonntagsgesetzes Erwähnung geschehen und angedeutet worden, daß dasselbe sowohl wegen ungenügender Fassung als wegen mangelnder Aufrechthaltung durch die Aufsichtsbehörden meist wirkungslos bleibt. Ein Gesetz, das nur für die Dauer des Gottesdienstes die Werkeltagsarbeit verbietet, ist für unsere Tagelöhner völlig illusorisch. Wenn mit dem letzten Glockenschlage des Kirchengeläutes der letzte Spatenstich geschieht, so ist dem Buchstaben des Gesetzes genügt. Sie ruhen dann etwa, wo sie sich beobachtet wissen, oder gehen auf so lange nach Hause, bis sie die Kirchgänger zurückkommen sehen, und dann wird die Arbeit fortgesetzt. Um sich dem Auge des vom Filialdorfe zurückkehrenden Pastors zu entziehen, ducken sie sich hinter den Strauch oder gehen tiefer in den Busch, oder setzen sich ruhig zur Erde, bis der Wagen vorüber ist, und dann wird auch während der Kirchzeit fortgearbeitet. Wenn der Pastor beim Confirmanden-Unterrichte das Kind fragt: warum warst du am Sonntag nicht in der Kirche? so erhält er zur Antwort: „ich habe müssen Flachs gäthen, — oder Kartoffeln sammeln, — oder, wie schon ein Fall angeführt ist: ich habe mit meinem Vater müssen in's Holz gehen." Was soll der Pastor thun? Soll er das Kind bestrafen, weil es den Eltern gehorchte? oder soll er die Eltern denunciren, die für solche Arbeiten meist auf den Sonntag angewiesen sind? — Hier liegt sowohl das Ungenügende des Gesetzes, als der Mangel an Aufrechthaltung desselben klar vor Augen. Die Gutsherrschaften und Inspectoren, mit wenigen Ausnahmen, kommen hier nicht zu Hülfe. Sie sehen's oder sehen's nicht, — gleichviel! sie finden nichts Unrechtes darin, zumal, wenn es ihre eignen Runkel- oder Futterrüben sind, die da so fleißig bearbeitet werden. Sie müßten, als nächste Polizeibehörde, sich eigentlich selber strafen. Wäre es nicht Pflicht der Gesetzgebung und der Obrigkeit, solchem Treiben zu wehren? Hat die Gesetzgebung die Aufgabe, die Rechte und das Eigenthum jedes, auch des geringsten Unterthanen zu schützen, daß ihm auch nicht der kleinste Winkel seines Hofes geschmälert werden dürfe, so schließt das auch die Verpflichtung ein, den armen Tagelöhner vor Verletzung und Beraubung seines theuersten Gutes und seines höchsten Rechtes sicher zu stellen.

Der Ruhetag ist eine Liebesgabe des barmherzigen Gottes, und der christliche Staat darf nicht dulden, daß Jemand derselben beraubt werde, geschweige selbst die Verletzung göttlichen Gebots und kirchlicher Ordnung legalisiren.*)

Hier böte sich auch den volksfreundlichen Kammerrednern ein Feld dar, ihre Liebe zum Volke kund zu geben und ihre Stimme für die Sonntagsfeier der Tagelöhner zu erheben, die doch auch zum Volke gehören, — ein Gebiet, das ihnen näher läge als der Verfassungsstreit der Kurhessen und die italienischen Annectirungsgelüste. Wenn die parlamentarische Verfassungsform und die Zustände in England und die gepriesene Freiheit Nordamerika's das Ideal sind, welches von unsern Fortschrittsmännern mit so feurigem Verlangen angestrebt wird, warum wollen sie da nicht auch die strenge Sonntagsfeier jener Nationen zu Gunsten des armen Tagelöhners sich zum Muster nehmen? Die größten Staatsmänner, die ausgezeichnetsten Redner und die reichsten Fabrikbesitzer Englands halten auf strenge Sonntagsfeier. Bei den ungeheuren und lebhaften Verkehr in diesem Lande herrscht am Sonntage feierliche Stille auch in den lebhaftesten Straßen. Alles Rennen und Jagen, Fahren und Reiten, Hämmern und Rasseln verstummt. Die Räder in den Fabriken stehen still, und Alles unterwirft sich der höheren Ordnung. Wir können zwar der dieser Sonntagsfeier zu Grunde liegenden Theorie nicht völlig beistimmen; aber doch von ihnen lernen, den Sonntag in Ehren zu halten.

Ohne Sonntag keine Kirche mehr! — Und ohne Kirche? — wohin der Staat gerathen müßte, würden wir in Kurzem zu unserm Schrecken erfahren!

Es ist in dieser Darstellung nur die Klasse der herrschaftlichen Tagelöhner in's Auge gefaßt worden. Dem Vernehmen nach sollen die sogenannten freien Tagelöhner in neuester Zeit hinsichtlich der Sonntagsfeier nicht geringere Beeinträchtigung erleiden und von den Bauern, weil diese ihnen für theure Miethe Wohnung und Obdach gewähren, oft mit so rücksichtsloser Härte zu ihren Arbeiten herangezogen werden, daß der Sonntag für sie ebenfalls so gut wie nicht vorhanden sei.

In noch höherem Grade gilt dies vielleicht von den

---

*) Der „Narddeutsche Correspondent" — dem Vernehmen nach das afficiöse Organ des Mecklenburgischen Ministeriums — hat sich bewagen gefunden, auf unsere Auslassung in Betreff der Laxatian des Sanntagsgesetzes nan 1855 in Mecklenburg zu entgegnen, daß während das Sanntagsgesetz vam 8. August 1855 allen landwirthschaftlichen rc. Betrieb an den Sann- und Festtagen verbiete, es nur den Tagelöhnern, Einliegern und kleinen Handwerkern gestatte, ihre eignen landwirthschaftlichen Arbeiten an den Nachmittagen der gewöhnlichen Sonntage, eine Stunde nach gänzlich beendigtem öffentlichen Gattesdienste, ahne Geräusch zu verrichten. Diese Bestimmung sei dahin erweitert, daß es fortan dritten Persanen gestattet sein solle, den Tagelöhnern rc. bei dem Einbringen ihrer geernteten Früchte mit ihrer Anspannung behülflich zu sein. Den Gutsbesitzern seien demnach nicht alle Sanntagsfuhren für die kleinen Leute, alsa z. B. Dung- rc. Fuhren, sandern lediglich Erntefuhren an diesem Tage gestattet. Die Erntearbeit selbst werde am Sanntag nur in Veranlassung dringender Nathstände, z. B. wegen lange anhaltenden Regenwetters, gestattet.

Hierauf diene zur Erwiederung, daß es dach unbestritten bleibt, daß zur Einbringung der geernteten Früchte für die Tagelöhner Sanntagsfuhren gesetzlich gestattet sind. Daß dieselben erst nach dem Gattesdienste stattfinden dürfen, ändert die Sache im Wesentlichen gar nicht. Der Incidenzpunkt liegt hier in der Frage: ob nicht durch diese Gesetzesbestimmung die Sonntagsfeier des Tagelöhners gehindert werde? Wenn die Gutsherrschaft ihm am Sonntag Nachmittag die eingeernteten Früchte, z. B. Kartaffeln einfährt, so ist er genäthigt, den Varmittag des Sanntags auf das Einsammeln derselben zu verwenden, wie um die Zeit der Kartaffelernte jeden Sanntag allenthalben auf den Feldern zu sehen ist. Dasselbe gilt auch von der Einsammlung andrer Früchte.

Daß ferner die Erntearbeit am Sanntage „nur in Veranlassung dringender Nathstände, z. B. wegen lange anhaltenden Regenwetters," gestattet werde, ist durchaus unrichtig; denn es ist diese Erlaubniß bereits eine Reihe van Jahren nach einander ertheilt warden, auch wenn „ein salches Bedürfniß" nicht narhanden war. — In dem letzten Jahre (1862) wurden sogar schon per decretum vom 11. Juli, alsa var dem eigentlichen Ernteanfang, „in Veranlassung der andauernden ungünstigen Witterung" die nächsten drei Sanntage, und sodann durch Verordnung vam 29. Juli auch nach die drei folgenden Sanntage, alsa in Summa sechs Sanntage frei gegeben, obwohl das Erntewetter überaus schön und günstig war, und das Land einige Wachen theilweise nach Regen lechzte.

Arbeitern in den Fabriken. Die Berichte von dem leiblichen und geistlichen Elend, welche man dorther vernimmt, sind oft haarsträubend. Möchten auch hierüber sich immer mehr Stimmen recht laut und nachdrücklich vernehmen lassen und sowohl von den Arbeitsgebern, wie von den Aufsichtsbehörden zu Herzen genommen werden, und die Ersteren bedenken, daß sie es nicht mit lebendigen Maschinen oder Menschenthieren, sondern mit unsterblichen Seelen zu thun haben.

Wir dürfen zwar nicht alle Hülfe von der Gesetzgebung erwarten. Die Aufgabe der Obrigkeit ist zunächst nur, die äußern Störungen und Hinderungen hinwegzuräumen; bis in die Herzen hinein reicht ihre Macht nicht. Von Gesetzen, von Regierungs- und Kammerbeschlüssen geht das Heil nicht aus, sondern von der Rückkehr zu Gottes Wort und zum Glauben. „Dein Wort die Hut und Weide ist, die alles Volk erhalten, in rechter Bahn zu wallen!" Aber die Gesetzgeber und Obrigkeiten sollten doch auch mehr auf die inneren Bedürfnisse des Volkes achten und sich nicht darüber täuschen, was zuletzt aus der Vernachlässigung derselben hervorgehen und alle ihre Gesetze zu Schanden machen wird.

Der Tag des Herrn ist der Gradmesser des christlichen Lebens, nicht nur des Einzelnen, sondern des Volkes. Wie schwer die Verachtung desselben sich rächt, muß in unsern Tagen Jedermann erkennen, wer Augen hat.

Mögen daher die Wohlgesinnten aller Stände die hochwichtige Angelegenheit zu weiterer ernster Erwägung sich empfohlen sein lassen! Sie zählt zu den brennenden Fragen unsrer Zeit. Ihre Folgen erstrecken sich nicht nur auf die kommenden Geschlechter hinaus, sie ragen hinüber in eine andere Welt! — O wie gut wäre es, wenn mancher im Leben daran dächte, neben wen er dort zu stehen kommen wird, und schon hier sich ihm als einem Miterlösten brüderlich näherte, damit er dort nicht vielleicht hören müsse: „Siehe, dieser Geringe neben Dir kam zu Dir in meinem Namen, Du aber nahmst mich nicht auf!" —

Stellen insbesondere wir Pastoren uns einen Augenblick recht lebendig vor die Augen den Tag, da wir die Gutsherren und Pächter und Wirthschafts-Inspectoren und die Tagelöhner mit den Hofejungen und Hofemädchen und die geschändeten Dirnen mit ihren Kindern, deren Vatername nicht im Kirchenbuche steht, uns gegenüber gestellt sehen werden vor dem Angesicht dessen, der Augen hat wie Feuerflammen, — und Er dann fragen wird nach der Sonntagsfeier, nach dem Sonntagssegen und nach den Sonntagssünden, und dann uns das Wort vorhalten wird: „Du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt! Du sollst aus meinem Munde das Wort hören und sie von meinetwegen warnen! Wenn ich dem Gottlosen sage: Du mußt des Todes sterben, und du warnst ihn nicht und sagest es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hüte, auf daß er lebendig bleibe, so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern!" —

Wir dürfen daher nicht ablassen mit Bitten, Ermahnen und Beschwören an Alle, die an der Verschuldung Theil haben, bis dem Tagelöhner der Sonntag wiedergegeben werde.

Achten wir auf die Zeichen der Zeit! — Ein Tag der Heimsuchung ist gekommen. Das Land steht jämmerlich und ist verderbt. Die Lehren aus Satans Schule finden allenthalben zubereiteten Boden und dringen reichlich Frucht. Die Fluthen der Empörung wider göttliche und menschliche Ordnung rauschen daher und ihre Wellen gehen hoch. Ruhmräthige brüsten sich, sie reden stolze Worte, da Nichts hinter ist, und was sie sagen, das soll gelten auf Erden. Ihr Pöbel fällt ihnen zu und laufen ihnen zu mit Haufen. Narren rathschlagen hohe Dinge, Knechte wollen herrschen, und den Fürsten entfällt der Muth. — Das Gericht hat angefangen am Hause Gottes. Der antichristische Geist regt sich mit aller Macht, Gottlose freveln und lästern, die Widerwärtigen legen ihre Hand an das Heiligthum und an alle seine Kleinodien, sie sagen: Rein ab! rein ab bis auf den Boden! Gottes Wort wird verachtet und die Gotteshäuser werden öde. Der Tag des Herrn, da man zusammenkommen soll, Gott zu loben, wird geschändet! — Dürfen wir, die der Herr zu Wächtern auf seine Mauern bestellt hat, in solcher Zeit schweigen und ruhig warten, bis der Herr spreche: „Eurer Sabbathe mag ich nicht mehr! ich will euch den Koth eurer Feiertage in's Angesicht werfen?" —

Fühlen wir die Schuld auf unserm Gewissen brennen, so müsse hinfort jede Versammlung, wo Diener des göttlichen Wortes zur Förderung seiner Kirche und seines Reiches zusammenstehen, beschlossen werden mit einem: Ceterum censeo: Herstellung des Tages des Herrn!

Schloß Guhlau.

Ueber dem Portale des uralten Schlosses Guhlau bei Nimptsch in Schlesien, welches zu den ältesten und großartigsten Bau-Denkmalen im Kreise Reichenbach gehört und Eigenthum des Herrn Christian Moritz von Prittwitz-Gaffron ist, befinden sich folgende Inschriften des Renovators des Schlosses, Leonhard's von Ronnau:

Hodia mihi cras tibi.

In. gottes. namen. amen. den 29 Februar. anno funfzehnhundert. im achzigsten. iar.

Leonhard. von. ronnan. des. hanes. (das ist der Renovation) anfang. macht. und. dies. iar. unders. dach. vorbracht. gott. sei. danck. lob. und. ehr. allein. beware. alle. so. gehen. aus. und. ein. und. gehe. nns. durch. christi. blndt. seidlichen. fridt. und. das. ewige. gudt.

Unter den Wappen der 16 Ahnen des Leonhard von Rohnau steht in vier Steintafeln eingegraben:

Gottes. word. zu. hören. nichd. vorachd.
So. du. betesd. thus. misd. andacht.
Söndige. nichd. auf. gottes. parmhersigkeit.
Deines. negsten. peschwer. las. dir. sein. leid.
denn. wem. sein. sin. nach. der. welt-lusd. steht.
und. im. wol. in. seinen. sinden. geht.
der. ist. ohn. sweiffel. wol. gewis.
das. er. kombt. sur. ewige. verdamnis.
doch. ist. der. sinder. so. gros. nich.
hat. er. ren. nnd. leid der. sinden. his.

aus . genath . wis . im . gott . vorgeben .
tut . ers . pei . aeid . das . merke . eben .

es . ist . kein . ersehrecklicher . ding .
dass . sich . der . mensch . wigd . so . gering .
das . er . nichd . von . seinen . sinden . tedt .
und . doch . in . gevar . seines . lehen . stedt .
wilt . du . bese . anfechtung . iber . winden .
so . las . dich . nichd . missig . finden .
und . was . tu . dust . fa . weislich . an .
petracht . das . end . wias . hernach . wirt . gan .
den . wen . der . mensch . petracht . war . er . wär .
und . von . wanne . er . kommet . her .
oder . was . aus . im . sol . werden .
so . wirdte . er . frimmer . auf . erden.

drom . o . mensch . dein . tetztes . end . pedenck .
miet . sorg . und . geitz . dein . hertz . nichd . kreuck .
gottes . forcht . die . rechde . weisheit . ist .
nach . weisheit . dragt . ein . jeder . christ .
alle . stund . zum . sterben . sei . bereit .
den . du . weistt . nicht . des . todes . zeit .
vom . besem . las . lern . gutes . dun .
der . todt . nichd . säumed . das . pedencke . nun .
hast . du . gesindiget . so . here . auf .
du . hua . fleug . der . gottlosen . hauf .
halt . dein . glauh . und . gewissen . rein .
christus . dein . trosd . und . theil . wil . sein .

das . ende . pedenck . und . sindige . nichd .
schwer . ist . zu . valien . in's . herren . gericht .
the . dich . miet . fleis . in's . herren . gepod .
fleug . sind . daraus . kompt . schand . und . spot .
von . welt . sorgen . dich . mache . frei .
dein . tesdement . stotz . ferdick . set .
du . bus . und . steh . von . sinden . ab'.
der . tod . pletzlich . nach . dir . schnap .
deine . bus . nichd . spar . biss . auf . die . letzt .
die gattliche . genath . wird . bald . vorschertzt .
gedenke . an . zorn . der . kommen . wird .
ergreif . christum . den . seelenhird .

So dachten und schrieben unsere Väter!

Leanhard van Ronnan odee Rohnau, welcher 1580 diese köstlichen Worte, welche wir hier in Inhalt, Orthographie und Interpunction getreu nach dem Originale wiedergeben, über das Poelal seiner, von ihm mit einem Thurme und Vorbau versehenen und renavirten Burg, in Sandstein meißeln ließ, gehörte dem nun ausgestorbenen, schon im dreizehnten Jahrhundert burggesessenen schlesischen Geschlechte derer von Rohnau an, welches noch im Jahee 1626 Guhlau besaß.

Ihr Wappen zeigt nach Sinapius: „im schwarzen Schilde einen weißen abgehanenen und ausgerobeten Stock eines Baumes mit seinen Wurzeln, da zu beiden Seiten zwei Aeste abgehauen, und bloß die untersten Stürzel dean zu sehen. Dieser Stack steht nicht aufrecht, sondern senkt sich gegen der Rechten. Auf dem Helme hangen von gelben Stangen zwei rundte etwas ausgebogene Schildlein. In casside ex perticis aureis suspensae duae peltae ferreae. Spenerus. Die Helmdecken weiß und schwarz."

Später kam Guhlau an die Freiherren von Hentzschel und Gutschdorf, deren Nachfolger die Grafen von Sternberg und die Freiheren von Seydlitz-Gohlau waren.

Nach einer kuezen Besitzzeit des Herren v. Kossecki erwaeb in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts Maritz von Prittwitz-Gaffron genannt van Kreckwitz Schlaß und Gut, welchem im Jahre 1856 sein zweiter Sahn Christian Moritz van Prittwitz-Gaffron durch Eebgang im fideicommissarischen Besitze falgte.

C. v. P.-G.

Litteratur.

Vom graßen König. Aus Anlaß der Säcular-Erinnerung an den Hubertsburger Frieden zusammengestellt von Eenst Graf zur Lippe-Weißenfeld, Königl. Preußischem Rittmeister a. D., Mitglied der Johanniterarbens-Genossenschaft. Zum Besten bedürftiger ehemaliger Krieger des Bunzlauer Kreises. Potsdam. Verlag von Ed. Döring 1863. 8. 140 Seiten. Preis 25 Sgr. —

Der Here Verfassee giebt uns im vorliegenden Werkchen als Angebinde zu der Hundertjährigen Jubelfeier der Endigung des siebenjährigen Krieges eine Geschichte des „graßen Königs" in aphoristischer Farm, die, mehr als eine Biagraphie, sich zwar fern von allen palitischen Partei-Tendenzen hält, aber durch ihre statistischen und culturgeschichtlichen Mittheilungen über die durch den giarreichen Frieden dem preußischen Königreiche erhaltene und nenerwarbene Provinz Schlesien ein schätzenswerther und manches Neue enthaltender Beitrag zue Geschichte derselben ist. Der Verfasser überläßt es Jedem, nach seiner eigenen Façon Vergleiche und Schlußfalgerungen zu machen. Schon die Widmung „Allen Patrioten Schlesiens" zeigt an, doß dos Werkchen, patriatischen Regungen entsprossen, das Gefühl dieses Patriotismus stärken und erheben will, namentlich in den Bürgern jener Pravinz, welche ja vaenehmlich die Stätte wae, wa des „Einzigen" Feldherrn- und Organisatians-Genie zur schönsten Geltung kam, wa ja heut nach die Früchte Seinee väteelichen Obhut fartwirken. Hat demnach die wahlgelungene Arbeit des Herrn Verfassers schan um ihrer selbst willen Anspruch auf Anerkennung und weit möglichste Veebreitung, so wied der menschenfreundliche und patriatische Zweck des Werkes, den beinahe dreihundert, nicht pensiansberechtigten, mit sehr geringen Ausnahmen unterstützungsbedürftigen alten Kriegeen des Bunzlauer Kreises aus dem Ertrage eine sa nöthige Beihülfe zu gewähren, jenen Ansprüchen um so leichter Eingang verschaffen. Namentlich den verehrten Lesern dieser Blätter sei es bestens empfohlen und zu weiterer Veebeeitung ans Herz gelegt. — Hrth.

Aufsätze und Natizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Jahanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes walle man an den Redacteue desselben: Geheimen Registrator Herelich, Patsdamee-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 6. Berlin, den 10. Februar 1864. **Nr. 6.**

Nekrolog.

Am 15. Januar c. starb zu Potsdam der Königliche Generallieutenant zur Disposition und Kriegsminister a. D. Graf **Friedrich Gustav von Waldersee**, Senior des eisernen Kreuzes 2. Klasse, Ritter des Ordens pour le mérite und Ehrenritter des Johanniter-Ordens.

Ein treuer Diener seiner Könige ist mit ihm heimgegangen zum ewigen Frieden.

Graf **Friedrich von Waldersee**, der jüngste von drei Brüdern, war der Sohn des weiland Anhalt-Dessauischen Oberhofmeisters **Grafen Franz Waldersee** und der Reichsgräfin **Louise von Anhalt**. Er wurde am 21. Juli 1795 zu Dessau geboren. Im December 1812 trat er als Junker in das Preußische 1. Garde-Regiment zu Potsdam, wurde am 2. Mai 1813 in der Schlacht bei Groß-Görschen blessirt, erhielt das eiserne Kreuz 2. Klasse und den russischen St. Georgen-Orden und avancirte im Waffenstillstande zum Seconde-Lieutenant im genannten Regiment. Als solcher machte er die Campagne 1813 und die von 1814 in Frankreich mit, wo er in der Schlacht vor Paris am 30. März 1814 seinen rühmlichen Antheil an den blutigen Lorbeeren seines Regiments hatte. Im Jahre 1815 befand er sich in den Reihen des Regiments, welchem in diesem Feldzuge nicht vergönnt war neue Lorbeeren zu pflücken.

In den nun folgenden Friedensjahren bis 1848 finden wir den Grafen **Waldersee** langsam aufsteigend auf der Leiter der militairischen Hierarchie, geehrt von seinen Königen und als ein treuer wackerer Soldat erkannt von Vorgesetzten und Untergebenen, dessen Geschick mit dem seines Regiments eng verflochten war. Im Jahre 1826 zum Hauptmann und Compagniechef und im folgenden Jahre zum Commandeur der Schul-Abtheilung in Potsdam ernannt, sehen wir ihn zehn Jahre lang als unermüdlichen Lehrer für die Heranbildung von tüchtigen Unteroffizieren, des Kittes für die Armee, seine besten Kräfte opfern. Im Juli 1837 zum Major im 1. Garde Regiment zu Fuß ernannt, und als solcher das Füsilier-Bataillon, von 1841 ab das Lehr-Bataillon kommandirend, war er in diesen Stellungen, nach Maßgabe seines Wirkungskreises, unausgesetzt bemüht, durch Wort und Schrift der Armee, und vor Allem der ihm eigenthümlichen Waffe, der Infanterie, nützlich zu sein. Das Vertrauen des Königs berief ihn zu verschiedenen Malen zum Mitgliede von Immediat-Commissionen zur Ausarbeitung von Dienst-Reglements verschiedener Art. Im Sommer 1839 wurde der Major Graf **Waldersee** zur Dienstleistung zu Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Wilhelm (des jetzt regierenden Königs Majestät) kommandirt und begleitete denselben auf einer längeren Reise durch Deutschland, durch die Schweiz und Italien. Bei dieser Reise erwarb er sich wohl das später nie erloschene Vertrauen seines Königlichen Herren.

Einen Ruf als Organisator und Instructor der türkischen Infanterie nach Konstantinopel zu gehen, lehnte der Graf **Waldersee** bald darauf ab, da er als solcher den Preußischen Dienst hätte verlassen müssen.

Im März 1848, also im 53. Lebensjahre, wurde der damalige Oberstlieutenant (seit 1846) zum Commandeur des Kaiser Alexander-Grenadier-Regiments ernannt. An der Spitze dieses braven Regiments durchlebte er die Märztage in Berlin und war es ihm wiederum vergönnt zu kriegerischer Thätigkeit zu gelangen. Als Führer einer Avantgarde im Treffen bei Schleswig (23. April 1848) bewährte er sich als energischer und geschickter Truppenführer vor dem Feinde, und wurde sein Verdienst den Sieg bei Schleswig durch rasches Erkennen der feindlichen Anordnungen und schnelle Benutzung der sich darbietenden Vortheile wesentlich erleichtert zu haben, durch die Verleihung des Ordens pour le mérite von seinem Kriegsherrn anerkannt und geehrt. —

Im Mai 1849 mit drei Bataillonen seines und des 24. Infanterie-Regiments als Hülfstruppe nach Dresden zur Bekämpfung des dortigen Aufstandes geschickt, ist es wohl der rastlosen Energie des Führers dieser Hülfstruppen zu danken, daß der Aufstand so schnell und mit verhältnißmäßig geringen Opfern niedergeschlagen wurde. Die Ernennnung zum Obersten und die Verleihung des Johanniter-Ordens war die Anerkennung, die dem Grafen **Waldersee** dafür zu Theil wurde.

Im Dezember 1849 wurde der Oberst zum Commandeur des Kadetten-Corps ernannt und hatte er als solcher die schöne Aufgabe diese Schöpfung Friedrichs des Großen von den Grundsätzen demokratischer Anschauungen, welche aus dieser Pflanzstätte der preußischen militairischen

Jugend eine bürgerliche Erziehungs-Anstalt zu machen drohten, wiederum zu befreien und sie ihrem ursprünglichen Zwecke: Männer und Soldaten zu erziehen, zurückzugeben. Im Jahre 1850 durch das Vertrauen des Königs in das Staatenhaus nach Erfurt berufen, widmete er dort seine Kräfte den altpreußischen Traditionen und blieb in diesem politischen Wirkungskreise vor allen Dingen Soldat und treuer Diener seines Königs. —

Im April 1851 wurde er zum Commandeur einer Brigade in Düsseldorf ernannt, jedoch bald darauf zum Militair-Bevollmächtigten bei der Militair-Bundes-Commission nach Frankfurt a. M. berufen. Die Commission beschäftigte sich damals mit der Neugestaltung der Bundes-Kriegs-Verfassung und war der Preußische-Bevollmächtigte der Referent für die wichtigsten Abschnitte der nur zum Theil ins Leben getretenen militairischen Verhältnisse des deutschen Bundes.

Nachdem Graf Waldersee 1853 Generalmajor geworden war, wurde er im April 1854 zum Oberbefehlshaber der Frankfurter Bundes-Garnison ernannt, jedoch bereits im Mai desselben Jahres durch das Vertrauen König Friedrich Wilhelms IV. mit den Geschäften des Kriegs-Ministeriums betraut, am 3. August desselben Jahres zum Staats- und Kriegsminister ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Ausscheiden aus dem activen Dienste am 6. November 1858 verblieb, und in welcher er 1857 zum Generallieutenant ernannt wurde. —

Während des orientalischen Krieges war der größte Theil der Armee, die Artillerie und Kavallerie, auf dem Kriegsfuße und gewärtig auf den Ruf ihres Kriegsherrn das preußische Schwert in die Wagschale der europäischen Völkergeschicke zu werfen. Schon damals wurden umfassende Vorschläge zur Verstärkung der Armee und besserer Formation der Landwehr gemacht, deren Durchführung jedoch durch die finanzielle Lage des Staates und die drohenden politischen Verhältnisse zur Zeit verhindert wurden, und die erst 1860 faktisch ins Leben getreten sind. Auch die im Jahre 1857 eingetretene unglückliche Krankheit König Friedrich Wilhelms war Plänen nicht förderlich, die ins Leben zu rufen einer späteren Verwaltung erst möglich wurde. —

Im November 1858, beim Wechsel des damaligen Ministeriums, hatte Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent die Gnade dem Grafen Waldersee das Commando einer Division, unter gleichzeitiger Führung des 7. Armee-Corps anzutragen, doch hielt es der 63jährige General für seine Pflicht, seiner geschwächten Gesundheit wegen, sein Ausscheiden aus dem activen Dienste zu erbitten, was ihm in Gnaden mit den ehrenvollsten Beweisen Königlicher Huld gewährt wurde.

Im wohlverdienten Ruhestand hat der General seine Feder der Armee, der er bis zum letzten Athemzuge angehörte, gewidmet, und durch schriftstellerische Thätigkeit ihr zu nützen versucht. —

Von echt ritterlicher soldatischer Gesinnung, streng in allen militairischen Anschauungen, dabei von großer Herzensgüte und wahrem Wohlwollen für seine Untergebenen beseelt, hat Graf Waldersee unter allen wechselnden Dienstverhältnissen stets das ehrende Vertrauen seiner Kriegsherren besessen. In der Armee wird sein Name für immer einen guten Klang haben, und ihm ist ein dankbares, unvergeßliches Andenken in den Herzen Vieler gesichert. —

Ein Buch von Florence Nightingale.

Je näher die Eventualitäten eines Krieges an unser Vaterland herantreten*), mit um so größerem Ernste wird die Krankenpflege das Nachdenken und die thätige Mithülfe aller Vaterlands- und aller Menschenfreunde in Anspruch nehmen. Die Lazarethe und Hospitäler sind auch ein Schlachtfeld, auf dem Muth, Tapferkeit und Treue Siege zu gewinnen hat und auf dem der Adel der Gesinnung und die Hingabe der Liebe, ob auch in mehr unscheinbarer, so doch vielleicht in noch herrlicherer Größe sich zu bewähren hat, als vor den feindlichen Kugeln. Die rechte Krankenpflege ist ein wahrhaft ritterlicher Dienst. Der Mann als Krankenpfleger hat in ihr die dienende Tugend des Weibes, die der Männlichkeit erst ihre Weihe giebt und das Weib als Krankenpflegerin die männliche Tüchtigkeit, in der die rechte Weiblichkeit sich vollendet, zu offenbaren. Wir möchten gern dazu mitwirken, die Aufmerksamkeit der Leser gerade jetzt auf die Bedeutung der Krankenpflege zu richten, wo unter dem Lärm von Verhandlungen und Ereignissen und in dem Getümmel des Parteistreites Erwägungen solcher Art, auf welche Humanität und Christenthum mit gleichem Ernste hinweisen, nur zu leicht in den Hintergrund treten könnten.

Der Name von Florence Nightingale ist hoffentlich ein überall bekannter. Wo von edlem, hingebenden Frauendienst je wird Kunde gebracht werden und von der Größe des Weibes als der Gehülfin des Mannes, da wird man den Namen von Florence Nightingale nennen, ob sie gleich nicht genannt sein will, den Namen der Diakonissin, die mit heldenmüthiger Liebe in dem Elend der Lazarethe und unter dem Jammer der Verwundeten des Krim-Krieges wie ein Bote des Friedens waltete und nicht nur der Frauenwelt Englands, sondern der Frauenwelt der Christenheit ein lichtes Vorbild vor Augen gestellt hat. Florence Nightingale hat, was sie in ihrem Lebensberufe beobachtet und erfahren, in einem Buche niedergelegt; und dies Buch wollen wir hiermit allen denjenigen, die ihr Augenmerk auf die Krankenpflege zu richten haben, angelegentlich und dringend empfehlen. Sein Titel lautet: „Die Pflege der Kranken und Gesunden. Kurze Winke, den Frauen aller Stände gewidmet. Mit einem Vorwort des Geh. Sanitäts-Rath Dr. Wolff in Bonn" (Leipzig bei Brockhaus 1861). Allerdings ist, wie der Titel andeutet, durchgehend das Augenmerk auf weibliche Krankenpfleger gerichtet, denen sie, die Frau, am unmittelbarsten und treffendsten mit ihren lehrreichen Winken zu dienen im Stande ist. Aber nicht minder kann und wird auch der männliche Krankenpfleger aus diesem Buche Anregung und Belehrung der mannigfachsten Art schöpfen, ja jedem Arzte, zumal demjenigen, der ein Lazareth oder Hospital zu besorgen hat, wird dasselbe, auch wo er hier oder dort eine ausgesprochene Meinung nicht theilen sollte, von entschiedenem Werthe sein. Der gelehrte Arzt, der

*) Dieser Aufsatz ist vor Beginn des Krieges geschrieben worden.
D. R.

die Uebersetzung des Buches in die deutsche Leserwelt einführt, sagt in seinem Vorworte: „Die nachstehende Schrift der **Miß Nightingale** bekundet die feinste Beobachtungsgabe und enthält einen Schatz nützlicher Bemerkungen. Ich habe das Buch mit großem Vergnügen und mannigfacher Belehrung gelesen."

Die Verfasserin handelt nicht nur von der Pflege der Kranken, sondern auch von der der Gesunden. Sie geht dabei von der durch Thatsachen nur zu sehr begründeten Erfahrung aus, daß, weil die Pflege der Gesundheit im Allgemeinen so wenig beachtet wird, solche Unterlassung, ob sie aus Unwissenheit oder aus Nachlässigkeit und Leichtsinn geschieht, selber die Mutter der Krankheit wird. Die Verfasserin stellt keine müßigen Reflexionen an, sondern giebt Realitäten, deren Zusammenhänge sie deutet, deren Folgen sie mit überraschender Klarheit beleuchtet. Mit scharfem Blicke sieht sie Dinge, wie sie sind, und mit unnachsichtlicher Schärfe nennt sie dieselben, eine treue und warme Vertreterin der Kranken, mit rechtem Namen. Worüber hundert Augen, als über Kleinigkeiten hinwegsehen werden, das faßt sie auf, das wägt sie ab, das prüft und durchdringt sie mit einer Feinheit und Sicherheit, die zugleich überrascht und befriedigt und mit einer Ueberlegenheit, die auf den selbsteigenen, mitten unter den Schrecken des Todes gesammelten Erfahrungen beruhen. Man lese allein das Capitel „**von der Nahrung der Kranken**", oder das „**vom Geräusch**", oder das von der „**Reinlichkeit der Zimmer und Wände**", und man wird unserm Urtheil beistimmen. Um nur eine flüchtige Uebersicht des Inhalts anzudeuten, die freilich die Reichhaltigkeit desselben keineswegs vollständig bezeichnet, nennen wir, außer den eben zuvor angeführten Ueberschriften folgende:

> Luft und Wärme. Gesunde Wohnungen. Kleine Vorkehrungen. Abwechselung. Bett- und Bettzeug. Licht. Reinlichkeit des Körpers. Geschwätz von Genesung und alberne Rathschläge. Krankenbeobachtung. Was ist eine Pflegerin? Beobachtungen, welche an Krankenbetten gemacht werden könnten. Die Reconvalescenz u. s. w. —

Ueberall sind diejenigen Gesichspunkte besonders und mit practischem Scharfblicke hervorgehoben, die für die Einrichtung von Lazarethen und für die Pflege in denselben von Bedeutung sind. Aber der Reichthum der hier niedergelegten Erfahrungen wird in gleichem Maße jeder Privathäuslichkeit von großem Nutzen sein und dazu beitragen, Irrthümer und Vorurtheile zu überwinden und Herz, Auge und Hand zur Krankenpflege geschickt zu machen. Erst aus einem Buche, wie dieses, empfängt man die Ueberzeugung, in welch einem Nebel von Unkunde so Viele, die es übrigens mit ihren Kranken sehr wohl meinen, befangen sind und wie die zweckmäßigste ärztliche Behandlung in ihren Erfolgen durch die unzweckmäßige oder gedankenlose Pflege der Kranken gehemmt und neutralisirt wird. Giebt es doch kein Haus, das nicht irgendwann zu einem Krankenhause wird und keine Mutter und keine Schwester, die nicht irgendwann zur Krankenpflege berufen würde. Wo ist das Frauenleben, ja auch das Mannesleben, an das nicht die Aufgaben des Diakonen- und Diakonissenthums ihre ernsten Ansprüche erhöben? Und wenige Häuser wird es geben, in denen man nicht, und oft zu spät, die Erfahrung macht, daß durch Unkunde, Unachtsamkeit, Vorurtheil der Pflegenden, auf den Kranken die schwersten Nachtheile gekommen sind. Oft genug freilich trägt man diese Nachtheile, als wären sie nothwendige Uebel, ohne ihre Ursachen auch nur zu ahnen. Das empfohlene Buch gehört daher in jeden Hausstand, und um so mehr, als dasselbe auch für die Kinderpflege einen Reichthum sehr zu beherzigender Winke enthält. Zugleich wird dasselbe Denjenigen, die durch ihre Lebensstellung berufen sind, auf die Häuslichkeiten ihrer Arbeiter oder sonstiger Untergebenen oder auf die Hausstände von Armen einzuwirken, bei ihren Bestrebungen, zur Hebung der Armennoth, in denen sonst die Einsicht leicht hinter dem guten Willen zurückbleibt, in der dankenswerthesten Weise zur Hand sein. Es giebt nicht nur Beobachtungen und Rathschläge, sondern es leitet zugleich dazu an, selbst zu beobachten und sich selber zu rathen, und wird zugleich diejenigen, die in Hospitälern und Krankenanstalten mit der oberen Leitung betraut sind, einerseits mit den Pflichten vertraut machen, welche sie an ihrem Theil zu erfüllen haben, andererseits mit den Ansprüchen, welche sie an das ihnen untergebene Wärter- und Pflege-Personal zu stellen berufen sind. Ja wir können es uns wohl vorstellen, daß auf Grundlage dieses Buches eine sehr zweckmäßige Anleitung und Unterweisung von Pflegern und Pflegerinnen in der Handhabung der Krankenpflege sich einrichten ließe.

Die **geistliche** Pflege der Kranken findet in dem Buche der **Miß Nightingale** keine directe Berücksichtigung, ohne daß denselben den Raum und die volle Berechtigung von der in entschieden christlichem Bekenntnisse stehenden Verfasserin etwa genommen oder auch nur geschmälert würde. Ihre Aufgabe war zunächst nur, die Technik wahrer Krankenpflege und die Bedingungen, von deren Erfüllung dieselbe abhängt, zu lichtvoller Darstellung zu bringen. Von „christlichen" Dingen redet sie in dem Allen in direct hervortretender Weise nirgend, aber die Geistesrichtung, die aus dem ganzen Buche spricht, die Hingabe aufopfernder Thätigkeit, die von ihm in Anspruch genommen wird, das verständnißvolle Eingehen auf die berechtigten Bedürfnisse der Kranken, der Blick für ihre Leiden, der herzinnige Antheil an ihrem Wohl und Wehe, das theilnahmvolle, kluge, sinnige Trachten nach dem Allen, was ihnen förderlich ist, — mit einem Worte: die **Liebe** zu den Kranken, die mit aller Geisteshoheit, Wärme und entschlossener Thatkraft auf jeder Seite, in jeder Zeile sich bezeugt: sie giebt dem Buche den christlichen Stempel und die wahrhaft christliche Weihe. Es ist eine praktische Auslegung des Wortes Christi: „ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht. Denn was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan."

Wir würden uns freuen, wenn diese Zeilen die Veranlassung würden, das Buch der **Miß Nightingale**, das auch durch seine gute Uebersetzung dem deutschen Leser sich empfiehlt, an recht vielen Stellen einzuführen, wo Kranke um Hülfe seufzen. Namentlich dürfte es in keinem Hospitale und in keinem Lazareth fehlen. Möchte es auch in allen Krankenhäusern des Johanniter-Ordens Eingang finden!

Schließlich knüpfen wir daran die Frage, ob es nicht zweckmäßig und zeitgemäß wäre, den Anlaß zur Abfassung eines **Katechismus für Krankenpfleger und Diakonissen** zu geben, in welchem in kurzer, schlichter und praktischer Weise die Hauptregeln, die bei der Uebung der Krankenpflege zu befolgen sind und die wichtigsten Grundsätze dieser Pflege, die namentlich in Lazarethen Beachtung fordern, zusammenzustellen wären. Ein solcher Katechismus könnte Jedem in die Hand gegeben werden, der dem Pfleger-Personal zugehört; und es dürfte in den meisten Fällen nicht allzuschwer sein, auch einen Weg zu finden, auf dem die wünschenswerthe Erläuterung dieses Katechismus für das Wärter-Personal sich möglich machen ließe. Ein halber Druckbogen würde für ihn vielleicht ausreichen, und der praktisch erfahrene, einsichtsvolle Arzt, der mit klarem Blicke und warmem Herzen ihn schriebe, würde sich, sollten wir meinen, wohl finden. Auf die Bedürfnisse des Feldlazareth-Dienstes müßte selbstverständlich besonders Augenmerk gerichtet werden. Vielleicht bedarf es eben nur der Anregung von rechter Stelle, um den rechten Mann zu einer segensreichen Arbeit zu veranlassen. g.

Das Evangelium auf den Schlachtfeldern und in den Hospitälern des nordamerikanischen Krieges.

Der während Jahr und Tag in Amerika wüthende Bürgerkrieg hat den Evangelisations-Bestrebungen ein weites und ungeahntes Feld eröffnet. Und wie viel Veranlassung dazu war vorhanden! Standen doch innerhalb weniger Monate nach dem Ausbruche des blutigen Kampfes eine Million Bürger unter dem Sternenbanner, Leute aller Stände, Berufsarten und Gesinnungen. Die großen Städte des Ostens entledigten sich bei dieser Gelegenheit freilich zum Theil jenes Pöbels, wie er eben nur an diesen Sammelplätzen der Bevölkerung existirt, der, wenn auch meist aus Irländern bestehend, sich überhaupt aus dem Auswurf der europäischen Gesellschaft aller Länder rekrutirt und für alle besser Gesinnten und Besitzenden schon längst ein Gegenstand geheimer Befürchtungen war, die, wie die jüngsten, auf Anlaß der Conscription zu Tage gekommenen Greuelscenen in New-York beweisen, nichts weniger als unbegründet gewesen. Doch fehlt es auch, wie ausdrücklich und laut hervorgehoben werden muß, durchaus nicht an zahlreichen besseren Elementen in der Armee. Neben dem rechtschaffenen Auswanderer, der bei seiner Abfahrt von Europa am wenigsten daran gedacht, in der neuen Welt den Soldatenrock tragen zu müssen, steht ein Kaufmann, der so eben sein Comtoir verlassen, oder ein Advocat, der bisher mit Erfolg vor Gericht plaidirt. Ja, es ist gar nichts Seltenes, bei einem Gange durch ein Spital unter Verwundeten und Kranken Leute zu finden, die noch vor Kurzem Lehrer an einer Sonntagsschule oder Secretair bei irgend einer Missionsgesellschaft gewesen. Es ist ein ebenso großer, wenn auch weit verbreiteter Irrthum, als ob nicht bei vielen Kampfgenossen eine tiefe und reine Begeisterung anzutreffen wäre! Aus den edelsten Familien haben sich rückhaltlos die trefflichsten Söhne gestellt und Mütter segnen in des Herrn Namen ihre Kinder, die dem Vaterland mit ihrem Blut sich weihen. Dem entsprechend sind die Bemühungen, das Heer mit geistlicher Pflege zu versorgen. Daß dieselbe, wenn sie in solchem Umfang erforderlich wird, zumal bei einem so blutigen und menschenmörderischen Kampfe wie der gegenwärtige, ein ebenso schwieriges als hoch wichtiges und heiliges Werk ist, liegt auf der Hand.

In der ersten Noth des Augenblicks hatte die Regierung, um dem durch die Errichtung einer Anzahl von neuen Regimentern entstandenen Bedürfnisse nur einigermaßen zu genügen, die ersten besten Personen, die grade da waren, zu Feldkaplänen ernannt, unter denen natürlich manche unbrauchbare Geistliche, oder gar unwürdige Menschen sein mochten. Bald überzeugte man sich denn auch von dem Ungenügenden und Halben der bisher getroffenen Maßregeln und das christliche Volk in den einzelnen Staaten drang mit Ernst und Nachdruck auf Abstellung oder Besserung der genannten Mißstände. Eine von den Geistlichen New-Yorks abgehaltene Versammlung warf die Frage auf: wie die dienende christliche Liebe bei dem gegenwärtig entbrannten Kampfe unter Gottes Segen durch freiwillige, unbesoldete Arbeiter helfen könne und legte diese Frage dem amerikanischen Volke zur Beantwortung vor. Die Antwort darauf war die Bildung einer Gesellschaft, die im November 1861, unter dem, freilich wenig bezeichnenden, weil zu allgemein gehaltenen Namen einer „christlichen Commission" (christian commission) ins Leben trat. Diese Gesellschaft mit ihrem in den Vereinigten Staaten wohlbekannten Präsidenten George H. Stuart, Kaufmann aus Boston, an der Spitze, ist in der That ein beachtenswerthes Zeugniß für jenes praktische Organisationstalent, wie es eben in eminenter Weise den angelsächsischen Stammgenossen eigen ist. Ueber die seitherige Wirksamkeit dieser vortrefflichen Gesellschaft können wir Folgendes mittheilen, wobei wir besonders den Angaben eines englischen Berichterstatters im free church Record folgen.

Die Armee entbehrte anfangs einer geordneten geistlichen Pflege, es fehlte an Büchern, um die Langeweile in den Zelten und Lazarethen zu verkürzen, an allen Einrichtungen, um den Kranken und Verwundeten das Leben in den Spitälern angenehmer und erträglicher zu machen und endlich an einem eigentlichen Organ, um die Verbindung mit den Familien und Freunden daheim aufrecht zu erhalten. Allen diesen verschiedenen Bedürfnissen versprach die genannte Gesellschaft abzuhelfen. Und sie hat nach Kräften Wort gehalten. Freilich wurde ihr diese Aufgabe ungemein erleichtert durch das bereitwilligste Entgegenkommen des Volkes. Von Anfang an war die Gesellschaft unausgesetzt der Gegenstand des lebhaftesten Interesses, und ihre Forderungen, mochten sie nun Geld, Kleidungsstücke und dgl. oder persönliche Kräfte betreffen, waren alsbald befriedigt. Ja das allgemeine Interesse und die allseitige Unterstützung wurde im Verlauf der Zeit noch um so größer, je mehr man sich von dem unschätzbaren Werthe der durch die genannte Gesellschaft geleisteten Dienste überzeugte. Kurz nach den jüngst in Pennsylvanien stattgefundenen Schlachten wandte man sich, da die eben entstandene Noth doppelte, ja dreifache Hilfe erheischte, an einige der größeren Städte, um Beiträge an Geld zu erhalten.

Die Stadt Boston hatte man um 10,000 Dollar

ersucht, allein innerhalb weniger Stunden, nachdem die Bitte daselbst bekannt geworden, waren 16,000 Dollar gezeichnet und am dritten Tage stieg die Summe sogar auf mehr als 30,000 Dollar. Während des ersten Kriegsjahres ließ die Gesellschaft 356 Sendboten (delegates) nach dem Kriegsschauplatze abgehen. Diese im Namen der Gesellschaft abgesandten und in ihrem Auftrage handelnden Personen haben freie Fahrt auf allen Eisenbahnen und steht ihnen ebenfalls die freie Benutzung der Telegraphen nach allen Richtungen des Landes hin zu Gebote. Ein solcher freiwilliger Arbeiter erhält aus dem Hauptquartier in Philadelphia seinen Auftrag nebst einer Freikarte, welche ihn überall, wohin er kommt, legitimirt und ihm offenen Zutritt verschafft. In seinem Tornister hat er Bibeln, Tractate und andere Schriften, auch kleine Erfrischungen zur körperlichen Stärkung für Kranke und Verwundete, sowie allezeit eine wollene Decke in einen Riemen geschnallt, so daß er überall, selbst unter den widerwärtigsten Umständen ein Lager aufschlagen kann. Haben jene Agenten an einem geeignet gelegenen Punkte des Lagers eine Niederlage von Kleidungsstücken, Büchern und dgl. errichtet, so gehts gleich an die Arbeit. Sie suchen die Spitäler auf, pflegen die Kranken und Verwundeten, sprechen Worte des Trostes und des Friedens, die jetzt noch oft namenlosen Leiden und Anstrengungen doppelt gern gehört und dankbar aufgenommen werden. Die Verscheidenden tragen ihnen die letzten Grüße an die Angehörigen daheim auf, man betet mit den Sterbenden und dem Todten drückt man die Augen zu. So geht der Bote von Zelt zu Zelt, Bücher austheilend, mit den Einzelnen und je nach ihren Bedürfnissen sich unterhaltend, oder er hält, wenn er eine Compagnie oder einen größeren Trupp zusammen trifft, eine Ansprache, oder selbst, wenn er dazu im Stande ist, je nach Zeit und Umständen eine kurze Predigt.

Die Regierung hatte seiner Zeit an den Ufern des Potomak ein Lager für Kranke und Schwache errichtet, der offizielle Titel des Spitals lautete zwar „Lager für Reconvalescenten", die Leute aber nannten es nur das „Todten-Lager". Hier lagen einmal 22,000 Menschen zusammen ohne alle geistliche Pflege, ohne gehörige Krankenkost, verkommen vor Kälte, Hunger und Schmutz, in trostloser Verlassenheit und Verzweiflung. Glücklicher Weise kamen jene Männer an diese Stätte des Elendes und sie haben unaufhörlich und mit aller Anstrengung gearbeitet. Ihre Arbeit war eine in der That höchst gesegnete und jenen eben erwähnten ominösen Namen hört man seitdem nicht mehr. Gar viele Leben wurden durch die unermüdlichsten Anstrengungen gerettet, ganze Waggons voll Kleidungsstücke und andere kleinere Bedürfnisse, wie sie die Krankenpflege erheischt, durften sie, durch den Eifer der Freunde in der Heimath dazu in den Stand gesetzt, vertheilen. Ein regelmäßiger Lagergottesdienst wurde eingerichtet, ein großer Vorrath von religiösen Büchern vertheilt, und wer gegenwärtig jenes Lager besucht, dürfte dasselbe, sowohl was den äußern als innern Bestand desselben betrifft, kaum wieder erkennen.

Die Aufgabe dieser Arbeiter ist mitunter eine sehr schwere, beispielsweise in oder unmittelbar nach einer Schlacht. Im Hauptdepot zu Philadelphia befinden sich stets ganze Reihen Ballen und Fässer fertig gepackt und bereit, um sofort versandt werden zu können mit der traurigen Aufschrift: „Vorrath für die nächste Schlacht", und der Dampfwagen befördert sie alsbald an Ort und Stelle. Zugleich geht mit ihnen eine Anzahl solcher Agenten ab, in Trupps von drei, fünf oder sechs Mann getheilt, jede Abtheilung mit je einem „capitain" an der Spitze. Außer der bereits eben erwähnten, gewöhnlichen, vorschriftsmäßigen Ausrüstung trägt ein jeder von ihnen, wenn's auf's Schlachtfeld geht, einen kleinen Eimer, einen Becher und eine Laterne bei sich, die letztere, um seinen traurigen Beruf auch während der dunklen Nacht erfüllen zu können. Das Schlachtfeld ist weit und breit mit Verwundeten, Verstümmelten und Todten bedeckt, die Leute haben vollauf zu thun. Sie holen die Verwundeten aus dem Gedränge, andere nehmen dieselben in Empfang und bringen sie in's Spital, wo sie gewaschen und gekleidet werden; den Sterbenden auf dem Schlachtfelde verkündet man noch in der Todesstunde das Wort des Lebens und betet mit ihnen, wenn auch ihr Auge schon bricht und der Puls schon langsamer schlägt. In wenigen Augenblicken gräbt man ein Grab, betet über dem Leichnam und giebt den Verstorbenen, so weit wie möglich, ein christliches Begräbniß. Als die Schlacht von Gettysburg herrannahte, sandte man 200 solcher Arbeiter an Ort und Stelle. Jedes Zelt und Haus meilenweit in der Runde war voll Verwundeter. Nicht wenige dieser Männer sind gegenwärtig noch daselbst an Ort und Stelle und erfüllen Tag und Nacht, den Schrecken des Schlachtfeldes Trotz bietend, ihre schwere Arbeit.

Mehr vom Schlachtfeld entfernt, da wo die Soldaten im Lager oder im Quartier liegen, hat die erwähnte Gesellschaft durch ihre Agenten das Werk eines geordneten Missionsdienstes unter den Soldaten in's Leben zu rufen versucht. Mehrere hundert christliche Männer, Laien und Geistliche, haben sich mit Bewilligung der Gesellschaft diesem Dienste gewidmet. Ihre Aufgabe besteht hauptsächlich in dem Abhalten von Gottesdiensten und dem Vertheilen guter Bücher an die Soldaten. Hier findet man Geistliche aller Kirchen und aus allen Gegenden der nördlichen Unionsstaaten, die den Dienst an ihren Gemeinden auf eine kurze Zeit aufgeben, um unter den Soldaten zu arbeiten. Diese nehmen die dargebotene freiwillige Liebe gern und freundlich auf und die Arbeit ist augenscheinlich nicht ungesegnet. Einstimmung giebt man den Soldaten das Zeugniß, daß sie für das Evangelium sehr zugänglich sind. Das Verlangen nach Bibeln und Büchern religiösen Inhalts ist groß und hier und da ist ein wahrer Hunger entstanden, die Predigt des göttlichen Wortes zu hören. In der Nähe von Chicago brach neulich in einem Lager unter den Soldaten eine ungewöhnliche religiöse Bewegung aus, tagtäglich fanden große Gebetsversammlungen statt, das Abendmahl wurde ausgetheilt und die von den Soldaten selbst erbaute Kapelle war lange vor Beginn des Gottesdienstes überfüllt. Ein tiefer Eindruck von der Kraft des göttlichen Wortes bemächtigte sich hier der Gemüther, ein Eindruck, der hoffentlich ebenso nachhaltig bleiben wird. Aehnliche Bewegungen haben in andern Lagern stattgefunden.

Schließlich sei noch erwähnt, daß die Regierung dies

großartigen Missionsbestrebungen aus allen Kräften unterstützt. Führte doch neulich der Staatssekretair Chase bei einer öffentlichen Versammlung der „christlichen Gesellschaft" selbst den Vorsitz. Einer der obersten Regierungsbeamten im Ministerium ist besonders dazu angestellt, „um die Wünsche der christlichen Gesellschaft entgegenzunehmen." Eine an alle Officiere erlassene Instruction empfiehlt denselben, den Agenten obiger Gesellschaft jede mögliche Erleichterung zu gewähren. Somit vereinigen sich Regierung, Kirche und Volk, um den Soldaten Hülfe zu erweisen, die sich selbst als im Dienste eines gerechten und heiligen Krieges stehend ansehen und vom Volk so angesehen werden. Wie man aber auch den gegenwärtigen jedenfalls unheilvollen Krieg beurtheilen mag, jener Strahl christlicher und brüderlicher Liebe, der in die dunkle Nacht aller jener Leiden fällt, bleibt ein neues Zeugniß von der Macht des Evangeliums, das in unsern Tagen sich nirgends mehr unbezeugt läßt.

(Aus „Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg".)

Marie Madelaine von Chabot.

Das war am zehnten Germinal
Die alte Gräfin Chabot,
Die schleppten sie vor's Tribunal
In der Stadt Saint-Malo;

Sie war Aebtissin von Coedillon
Und trug schon achtzig Jahre,
Die schleppten sie mit ihr davon
Auf einer Leichenbahre;

Und stellten sie vor's Blutgericht,
Recht in des Saales Mitten,
Sie hat's mit stolzem Angesicht
Und ohne Wort gelitten;

Und wie sie auf der Bahre lag
Im geistlichen Gewande,
Ihr Spruch traf wie ein Donnerschlag
Die Jacobiner-Bande.

„Ich hab' gehalten meinen Eid,
„Gott möge ferner walten,
„Ich tröste mich der Ewigkeit,
„Den Leib könnt Ihr behalten!"

„Dem König blieb ich immer treu,
„Wie Gott und meinem Orden,
„Vor'm Tode hab' ich nimmer Scheu,
„Den Leib nur könnt Ihr morden!"

Der Richter herrscht ihr grimmig zu:
„Kannst nachher das bekennen,
„Erst sollst uns Deinen Namen Du,
„Den Stand, das Alter nennen!"

Die Dame rief voll Spott danach,
Ihr Haupt, das thät sie wiegen:
„Wißt Ihr nicht, als der Esel sprach
„Hat der Prophet geschwiegen?"

Da ist in wüthendes Gebrüll
Die Rotte ausgebrochen,
Die Gräfin aber sie blieb still,
Kein Wort hat sie gesprochen.

Und alle Stimmen riefen: „Tod!
„Hinaus' bringt sie zum Strande!" —
Das ist die Stätte blutig roth
Bei Malo in dem Sande.

Da donnert laut die Woge her
Und schlägt an das Gelände,
Es sprach kein Wort die Gräfin mehr,
Sie faltet still die Hände.

Und in der Woge Donnerhall
Vernimmt sie Gottes Stimme,
Der Jacobiner Trommelschall
Verklingt mit ihrem Grimme.

Da setzten sie die Bahre ab,
Commandoruf und Feuer!
Dem König treu ging sie zum Grab
Und ihrem Gott noch treuer.

Die Leiche lag am öden Meer,
Bis Nachts die Bauern kamen,
Die führten sie nach Lorrequer
In Gottes Jesu Namen.

Bei ihrem Altar haben sie
Die fromme Frau begraben;
Doch eine Frau, so treu wie Die,
Muß auch ein Denkmal haben.

Sie deckten drüber einen Stein,
Wie auf dem Feld sie liegen,
Und gruben drauf das Zeichen ein,
In dem die Christen siegen.

Und bei dem Kreuze sah man schon
Von Chabot die drei Fische.*)
Ihr Geist, der ist an Gottes Thron,
Ihr Leib an Gottes Tische.

Das war am zehnten Germinal
Im blut'gen Jahre zweie,
HErr Gott! uns Sündern allzumal
So sel'gen Tod verleihe! George Hesekiel.

Wohlthätigkeit.

Die „Protestantischen Blätter für das evangelische Oesterreich" bringen in Nr. 1 des laufenden Jahres einen Aufsatz „zur Armenpflege in Wien", aus dem wir das Nachstehende mittheilen, da der darin mit Recht gerügte Uebelstand nicht allein in Wien, sondern in allen größeren Städten herrscht und zur Demoralisation der Kinder armer Eltern mit beiträgt.

„Die Wiener-Zeitung vom 10. December erzählt in ihrer Rubrik „zur Tagesgeschichte", daß am 8. December vor dem ehemaligen Stubenthore ein eilfjähriger Knabe wegen zudringlichen Bettelns arretirt werden sollte. Der Knabe schreit und lärmt, es sammelt sich eine Menschenmenge, sie ergreift Partei für den Betteljungen, und um größeren Aufstand zu vermeiden, mußte von der Arretirung abgelassen werden.

Das ist eine alte Geschichte, weil sie häufig wiederkehrt. Das flüchtige Mitleid wirft ein Gesetz über den Haufen, ein falscher Humanismus macht die untergeordneten Organe der öffentlichen Ordnung und Sicherheit lächerlich und verächtlich, die zudringlichen Bettler werden zudringlicher denn je zuvor, denn sie stehen unter dem Schutze der zufällig Vorübergehenden und man beklagt sich nach wie zuvor, daß man keines Ortes in Wien sicher

*) Auf der Schieferplatte sieht man deutlich, wie das nicht selten, den Abdruck von drei Fischen übereinander, drei Fische aber sind auch das redende Wappen des Grafen von Chabot; das Kreuz ist von ungeübten Händen kunstlos darüber eingekratzt.

sei vor Bettlern und daß das Strafgesetz vom 27. Mai 1852 nur auf dem Papier steht.

Du liebes Volk, welches am 8. December den Bettelknaben vor dem Studententhore aus den Händen der Polizei befreitest, weißt du denn auch was du gethan hast? Kennst du den Jungen, der da lärmte und schrie? Nein! Kennst du seine Eltern und Angehörigen? Nein! — Weißt du, ob er wirklich so elend und dürftig ist? Nein! — Würde es dir angenehm sein, wenn man alle 10—14 jährigen Knaben, die in Wien dazu Lust verspüren, auf der Straße zudringlich betteln ließe? Du würdest darüber erschrecken und laut um Hülfe schreien!

Die Armenpflege, die sich auf der Straße etablirt und sich durch flüchtiges Mitleid, Laune und Bequemlichkeit bestimmen läßt, ist eine unverantwortliche Beschwendung. Willst du wohlthan und Barmherzigkeit üben in Wien, so suche die Armen in ihrem Elende, du wirst sie schon finden. Doch wer sich dir auf der Straße mit Lärmen und Schreien aufdrängt, für den mögen andere Organe besser sorgen."

Eine schöne That.

Bei einem in Riddagshausen (Herzogthum Braunschweig) vor Kurzem stattgehabten Brande war der 14jährige Wilhelm Glindemann, Sohn des Maurers Glindemann, in Begleitung mehrerer seiner Mitschüler zur Brandstelle geeilt und stand vor einem Hause, dessen Dachstuhl bereits heruntergebrannt war, als der Knabe im oberen Stockwerke, vom Feuerschein erhellt, ein kleines Kind am Fenster stehen sieht, das, ohne die Gefahr seiner Lage zu kennen, spielend an die Fensterscheiben klopft, während die übrigen Bewohner das Haus bereits in aller Eile verlassen hatten. Der Knabe will sogleich in das Haus stürzen, wird aber von den umstehenden Landleuten, welche die Spritzen bedienen, mit Gewalt und dem Bemerken zurückgehalten, daß sein Vorhaben seinen sichern Tod zur Folge haben würde. Von allen guten Rathschlägen merkte unser junge Held nur den, daß, wer in ein brennend Haus gehen wolle, zuvor seine Kleider durchnässen müsse. Nach vielem Hin- und Herreden war er plötzlich verschwunden. Während die Anwesenden der Ansicht waren, er habe seinen Plan aufgegeben, war der Knabe nach einem in der Nähe befindlichen Graben geeilt, hatte sich in's Wasser geworfen und war dann in das brennende Haus geschlüpft. Die bereits brennende Treppe wankt unter seinen Füßen, doch muthig steigt er bis zum oberen Stockwerke und unter einem kräftigen Fußtritt sinkt die Thür zusammen. Das Zimmer ist voll Rauch, das in der Ecke stehende Bett brennt lichterloh; doch das Kind lebt, kommt auf ihn zugelaufen und hängt sich an seinen Hals. So beladen tritt er den gefährlichen Rückweg an. Glücklich passirt er die indessen noch wankender gewordene Treppe, kann jedoch wegen des Qualms den Ausgang nicht finden; auch die Hausthür brennt schon. Endlich bemerkt er eine durch die Wucht des Wasserstrahles hervorgebrachte Oeffnung in der Mauer und durch diese gewinnt er glücklich das Freie.

Hier war man unterdessen von seinem Wagestücke unterrichtet und er wurde mit allgemeinem Beifall begrüßt, dem er sich jedoch rasch entzog. Auf die hernach an ihn gerichtete Frage, weshalb er sich nach seiner heldenmüthigen That so rasch entfernt habe, antwortete er, er wäre im Zweifel gewesen, ob er nicht bestraft würde, da er sich ohne ein „rothes Band" (Abzeichen des Rettungsvereins) in das Haus begeben habe. (Spener'sche Zeitung.)

Haus-Collecte für die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein.

Die in Berlin und der Provinz Brandenburg höheren Orts bewilligte einmalige Haus-Collecte für die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein wird in diesen Wochen eingesammelt werden. Die unterzeichnete Direction erlaubt sich durch die Angabe einiger Thatsachen diese Collecte der allgemeinen Wohlthätigkeit zu empfehlen.

In der Hauptstadt Berlin allein arbeiten seit einer langen Reihe von Jahren einunddreißig Diakonissen, welche im Diakonissen-Mutterhause zu Kaiserswerth vorgebildet sind, und zwar sieben auf der Kinder-Station und acht auf der Abtheilung für syphilitische weibliche Kranke in der Charité, zwei im Elisabeth-Siechenhause und vierzehn in der Mägdeherberge und Mägde-Bildungsschule auf Marthashof an der Schwedter Straße. Diese letztere Anstalt besteht seit neun Jahren und hat in dieser Zeit nahe an dreitausend weibliche Dienstboten ausgebildet oder für einige Zeit beherbergt. Im letzten Jahre allein haben gegen 1600 Herrschaften der Hauptstadt Mägde aus der Anstalt begehrt und über 400 konnten in Berlin vermiethet werden. Bei der außerordentlichen Dienstboten-Noth ist also die Anstalt auf Marthashof sicher ein dringendes Bedürfniß für die Hauptstadt. Viele einzelne Freunde der Sache haben, — was wir mit aufrichtigem Danke anerkennen, — schon seit einigen Jahren die Anstalt regelmäßig unterstützt. Indessen hat die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth zur Einrichtung, Erhaltung und Erweiterung der erwähnten Mägde-Anstalt in Berlin jährlich durchschnittlich über tausend Thaler nach der Hauptstadt schicken müssen, im Ganzen in den neun Jahren 10,734 Thaler.

Da die Mägde-Herberge den Bewohnern der Hauptstadt, denen sie gute Mägde zu bilden sucht, und den Bewohnern der Provinz Brandenburg, aus welcher jährlich mehrere hundert Mädchen durch die Anstalt gehen und vor sittlichem Verderben geschützt werden, zu Gute kommt, so ist die eben so dringende als herzliche Empfehlung der bewilligten Haus-Collecte gewiß gerechtfertigt.

Außer in Berlin arbeiten noch fünf Kaiserswerther Diakonissen in dem großen städtischen Hospitale zu Frankfurt a. O., wo sie jährlich viele hundert Kranke verpflegen.

Die sociale Noth der unteren und der arbeitenden Stände ist ja sehr groß. Wir begehren, nach unseren Kräften diese Noth mindern zu helfen, und bitten Alle, die ein Herz für die Noth des Volkes haben, durch freundliche Berücksichtigung der abzuhaltenden Collecte uns die Fortsetzung unserer genannten Arbeiten in Berlin und der Provinz Brandenburg ermöglichen zu helfen.

Unsere Diakonissen-Anstalt bedient außerdem noch 50 andere Krankenhäuser, 15 Armenhäuser, 5 Waisenhäuser,

2 Gefängnisse, 2 Mägdeherbergen und Mägdebildungsschulen, und 30 Gemeinden durch Pflegerinnen. Außer diesen 340 Pflegeschwestern sind noch 60 Lehrschwestern thätig in einem Lehrerinnen-Seminar, in 5 höheren Töchterschulen (Diakonissen-Lehrhäusern), und zwar zu Jerusalem, Smyrna, Beirut, Florenz und Hilden, und in 14 Elementar- und Kleinkinderschulen. Das in Folge der Christenverfolgung auf dem Libanon gegründete Syrische Waisenhaus zu Beirut enthält 130 Kinder, welche von 8 unsrer Schwestern gepflegt und erzogen werden, und blüht lieblich auf. Diese Anstalt empfängt monatlich allein die für uns bedeutende Summe von 500 Thalern. Die Kaiserswerther Anstalten erhalten sich, da alle Fonds fehlen, allein durch die Opferwilligkeit wohlthätiger Freunde. Auch in Afrika, zu Alexandrien, und in Nordamerika, zu Pittsburg, pflegen unsre Schwestern in Hospitälern und in einem Waisenhause.

Ueberdies arbeiten noch 190 in unserer Anstalt gebildete Lehrerinnen an Kleinkinder-, Elementar-, höheren Töchterschulen und als Gouvernannten, so daß jetzt täglich über 8500 Kinder von unseren Lehrerinnen und Lehrschwestern unterrichtet und erzogen, und an 3000 Kranke und Arme von unsern Pflegeschwestern gepflegt werden.

Unsere Sammler können sich bei Jedem, der es wünscht, durch Schreiben legitimiren, welche von dem Ober-Präsidium der Provinz Brandenburg ausgefertigt sind.

Herzlichen Dank im Voraus allen freundlichen Gebern und den Wunsch eines reichen Segens dafür von Oben.

Kaiserswerth, 14 Januar 1864.

Die Direction der Diakonissen-Anstalt,
Dr. Fliedner, Pfr.

Wie man uns mittheilt, hat sich in Folge der internationalen Conferenz, welche zu Genf im October v. J. wegen Bildung von permanenten internationalen Vereinen zur Fürsorge für die Verwundeten in Kriegszeiten stattgefunden hat*), hierselbst ein Comité constituirt, das einen solchen Verein für Preußen in's Leben rufen will. — Als Mitglieder dieses Comités wurden uns folgende Herrn genannt: Se. Durchlaucht der Prinz Heinrich XIII. Reuß, Se. Durchlaucht der Fürst Boguslaw Radziwill, Katholischer Feldpropst der Armee Dr. Pelldram, Staatsminister a. D. Graf von Arnim-Boitzenburg, Geheimer Medizinal-Rath Dr. Langenbeck, General-Superintendent der Kurmark Dr. Hoffmann, Commerzien-Rath Borsig, Professor an der Universität Dr. Magnus, Se. Erlaucht der regierende Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode, Ober-Consistorial-Rath, evangelischer Feldpropst der Armee Thielen, Commerzien-Rath Mendelssohn, Dr. von Haber, Geheimer-Ober-Medizinal-Rath Dr. Housselle, General-Arzt Dr. Löffler, Ober-Stabs-Arzt Dr. Wendt, Geheimer-Regierungs-Rath und 2. Bürgermeister von Berlin Hedemann.

Wir werden bemüht sein, über das weitere Vorgehen des Comités in dieser so wichtigen Angelegenheit später ausführliche Mittheilungen zu machen.

*) Siehe No. 42, 43 und 48 dieses Blattes vom vorigen Jahre.

Das „Kriegs-Hospital des Johanniter-Ordens“ in Altona, wie die mit dem Ordens-Kreuze versehene Inschrift über der Eingangsthür des dazu gemietheten Hauses lautet, ist nunmehr vollständig eingerichtet und am 5. d. M. ein schwer erkrankter Artillerist von der 3. gezogenen Garde-Batterie darin aufgenommen worden. Am 6. d. früh mit dem 1. Eisenbahnzuge gingen der Rechtsritter Major a. D. Freiherr von dem Knesebeck-Carwe, und der 1. Arzt des Hospitals Dr. Hüter nach Rendsburg ab, um, in einem eigends dazu hergerichteten und ausgestatteten Wagen, Blessirte zu übernehmen. Der erstere lehrte Abends mit acht österreichischen Soldaten zurück. Zwei derselben mußten in Tragelörben zu dem einige hundert Schritt vom Bahnhofe gelegenen Hospitale befördert werden. Am 7. früh sind der Ordens-Kanzler Graf zu Stolberg und der Rechtsritter Freiherr von Heintze-Weißenrode, auf Niendorf bei Lübeck, der gleichfalls seine Dienste der Anstalt widmet, nach Schleswig abgereist; Abends 10 Uhr, bis wohin unsere Nachrichten reichen, wurden wieder 8 schwer verwundete österreichische Soldaten und ein erkrankter preußischer Offizier aufgenommen.

In Folge Bitte in Nr. 4 dieses Blattes, vom 25. v. M., sind, bis incl. Montag den 8., für das Hospital eingegangen:

Van der Freiin Cäcilie von dem Knesebeck hierselbst 1 Matratze, 1 wollene Decke, 1 Kopfkissen, 1 Ueberzug und Bandagen; vom Major von Rathkirch 16 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen von Lüttichau-Lucin hierselbst 100 Thlr., Charpie und Bandagen; vom Rittergutsbesitzer van Treskow-Gracholin hierselbst 10 Thlr.; vom Freiherrn von Sinner von Wattenwyl-Londshut in Bern 40 Thlr.; Charpie und Verbandgegenstände: von Fron van Wedell-Burghogen geb. von Lettow auf Pumptow; vom Freiherrn von Schrötter-Wohnsdorf; vom Herrn van Rahr-Trieploz; von Frau von Ohlen und Adlerskron, Frau von Hartmann, Fräulein von Budberg, und Frau Hänisch zu Glogau; von Frau Gräfin von Bismork-Bohlen geb. von Below zu Frankfurt a. O.; von Frou Gräfin zu Lynar geb. Gräfin zu Solms-Baruth auf Gr. Beuchow; ononym, Poststempel Pilgramsdorf; van Frau Baronin von Bockelberg, von der Freiin C. von dem Knesebeck; von Frau Gräfin Häseler hierselbst; von der Freiin Theklo von Schlotheim und Fräulein Meli von Wurmb zu Fronkfurt a. d. O., außerdem noch Wundbalsam; von Fron Balzer zu Frankfurt a. d. O.; von Frau Superintendent Schönaich zu Frankfurt a. d. O., auch noch 6 Paar wollene Strümpfe; durch Frau Feldmorschallin von Wrangel geb. von Below hierselbst gesammelt; vom Rittmeister von Bassewitz auf Liebenou; vom Erbtruchseß van Grävenitz ouf Quetz; vom Standesherrn Grafen von der Schulenburg-Liebrose; von Frßulein M. von Schock hierselbst; van Fran Gräfin von Zedlitz-Trützschler geb. von Wentzky in Liegnitz; von Frau Gräfin Conrad zu Stalberg-Wernigerode in Gütersloh; vom Landrath a. D. von Wißmann auf Falkenberg.

Diese Gegenstände, die durch die Güte der Direltion der Berlin-Hamburger-Eisenbahn frachtfrei befördert werden, sind am 8. d. als Eilgut nach Altona abgegangen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 7. Berlin, den 17. Februar 1864. **Nr. 7.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Febr. 1864 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestaud am 1. Januar 1864	41			
	Ztugang pro Januar	8			
		49			
	Ab-gang " "	9			
	Bleibt Bestand	40	40	1302	64
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	32			
	Zugang pro Januar	10			
		42			
	Abgang " "	9			
	Bleibt Bestand	33	33	1017	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	17			
	Zugang pra Januar	15			
		32			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	20	20	596	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	18			
	Zugang pra Jonuar	10			
		28			
	Abgang " "	11			
	Bleibt Bestand	17	17	612	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	17			
	Zugang pra Januar	7			
		24			
	Abgang " "	3			
	Bleibt Bestand	21	21	641	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	27			
	Zugang pro Januar	11			
		38			
	Abgang " "	15			
	Bleibt Bestand	23	23	760	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	23			
	Zugang pra Januar	21			
		44			
	Abgang " "	20			
	Bleibt Bestand	24	24	841	35
	zu übertragen		178	5769	256
	Uebertrag		178	5769	256
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	16			
	Zugang pra Januar	18			
		34			
	Abgang " "	15			
	Bleibt Bestand	19	19	518	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	50			
	Zugang pro Januar	19			
		69			
	Abgang " "	17			
	Bleibt Bestand	52	52	1616	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	11			
	Zugang pro Januar	23			
		34			
	Abgang " "	22			
	Bleibt Bestand	12	12	451	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	4			
	Zugang pro Januar	10			
		14			
	Abgang " "	4			
	Bleibt Bestand	10	10	256	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	8			
	Zugang pro Januar	9			
		15			
	Abgang " "	6			
	Bleibt Bestand	9	9	245	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	3			
	Zugang pra Januar	10			
		13			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	6	6	183	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	6			
	Zugang pra Januar	5			
		11			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	6	6	171	10
	zu übertragen		292	9209	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Febr. 1864 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		292	9209	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	2			
	Zugang pro Januar	—			
		2			
	Abgang „ „	1			
	Bleibt Bestand	1	1	42	8
16.	**Marunann-Goslin:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	4			
	Zugang pro Januar	7			
		11			
	Abgang „ „	8			
	Bleibt Bestand	3	3	181	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Januar 1864	16			
	Zugang pro Januar	—			
		16			
	Abgang „ „	1			
	Bleibt Bestand	15	15	484	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Januar 1864	8			
	Zugang pro Januar	4			
		12			
	Abgang „ „	2			
	Bleibt Bestand	10	10	270	38
	Zusammen		321	10186	521

Der gesammte Abgang an Kranken pro Januar 1864 beträgt 167, davon sind:

a) gestorben . . . 17
b) geheilt entlassen . 139
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 11

wie vor 167.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. December 1863 . . . . 18 Kranke.
Zugang pro December . . . . 21 „

39 Kranke.

Davon sind: gestorben . . . . . . —
geheilt 13
gebessert 4
fortgegangen . . . 2

19 — 19 „

Bleibt Bestand am 1. Januar 1864 20 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 18 orientalische Christen und 3 Muhamedaner.

Die Gesammtzahl der seit dem 1. Januar 1863 in Beirut aufgenommenen Kranken beträgt 273, die der poliklinisch Behandelten 564.

Ernst Alexander Hans von Plessen, Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Krams bei Groß-Welle in der Priegnitz. Ehrenritter seit 1861. † zu Berlin 7. Februar 1864.

Prinz Friedrich Carl vor Missunde.

(2. Februar.)

Die Winternebel zagen
Gespenstig über die Schiey,
Von grauem Schleier umflogen
Lag die Brücken-Bastey.

In trüg'rischen Gestalten
Ringsum der Nebel krach.
Schwer hing in feuchten Falten
Vam Wall der Danebrog.

Wahl war's die Mittagsstunde,
Dach war's nicht mittagsklar —
Wir stehen var Missunde
Am zweiten Februar.

Da braust's wie Sturmes-Wehen
Herauf von rechter Hand,
Die Winternebel stehen
Wie eine feste Wand;

Da zücket flammend prächtig
Ein Blitz, der Prinz, hindurch,
Nach fahren Donner, mächtig,
Westphalen und Brandenburg.

Hei! die Trampete schmettert
Und eisern ist ihr Schall,
Das Preußenwetter wettert
Auf den Dänenwall.

Und Preußen's blaue Jungen —
Da wurde sa Mancher rath!
Laut heischt mit tausend Zungen
Seine Opfer der Tod —

Sie werfen in seine Schanze
Mit Macht den Feind hinein,
Und drüber in fahlem Glanze
Leuchtet der Flamme Schein.

Und hoch auf hohem Rosse
Der Enkel Friedrich's sitzt,
Vam feindlichen Geschosse
Umdonnert und umblitzt;

Sa rechte Augenweide
Für den, der Helden ehrt!
Kaum hat des Säbels Scheide
Die Kugel ihm versehrt.

Er hemmt das Sturmgewitter,
Denn sa gebeut's die Pflicht.
Gern stürmt Er selbst — der Ritter —
Der Feldherr darf es nicht.

Er spricht zu seinen Braven
Und blickt sie leuchtend an:
„Könnt heut wie Männer schlafen,
Die ihre Pflicht gethan!"

Das ist in Seinem Munde
Ein Lab fast wunderbar,
Er sprach es vor Missunde
Am zweiten Februar.

George Hesekiel.

Ehre und Sühne.

Nicht nur Menschen und Völker haben ihre geschichtliche Entwickelung, sondern auch Begriffe. Es wäre eine anziehende Aufgabe, — die übrigens nicht unversucht geblieben, — z. B. die Entwickelung des Freiheitsbegriffes geschichtlich darzustellen. Nicht minder bedeutsam wäre eine Darstellung der Entwickelung des Begriffes der Ehre. Sie würde ein reiches und helles Licht über die Sittengeschichte der Völker verbreiten. Solch ein Begriff lebt fast wie ein Einzelwesen fort in jedem Volke und in den Völkern. Auf dem Naturgrunde der Volks-Individualität basirend, entfaltet und wandelt er sich je nach den verschiedenen Phasen der religiösen und weltlichen Bildung. Solch ein Begriff hat eine Lichtnatur; jede Zeit und jeder Stand, wie ein eigenthümlich geschliffener und gefärbter Spiegel, reflektirt ihn nach eigenen Gesetzen und in eigenthümlichen Farben. Wie das Volksleben sich aus ewigen Brunnen erfrischt und verjüngt, entfaltet er seine Lichtgarben; wie es verdorrt und verkümmert, verdorrt und verkümmert er mit ihm. Nirgend vielleicht prägt ein Volk so charakteristisch sein Eigenstes aus, als in seiner Auffassung der Ehre, und keines vielleicht ist in dieser Ausprägung produktiver, als unser deutsches.

Von der Ehre wollten wir heute schreiben, indem wir von der Unehre schreiben. Die Anregung dazu giebt uns ein Buch, daß in gleichem Maße interessant, als für deutsche Culturgeschichte bedeutsam ist. Sein Titel lautet: Von unehrlichen Leuten, culturhistorische Studien und Geschichten aus vergangenen Tagen deutscher Gewerbe und Dienste, mit besonderer Rücksicht auf Hamburg, von Dr. Otto Benecke. (Hamburg, 1863). Der Verfasser ist derselbe, der schon vor Jahren durch seine „Hamburgischen Geschichten und Sagen" in weitesten Kreisen sich einen guten Namen gemacht hat, — ein Schriftsteller, der wissentschaftliche Kunde mit Pietät gegen den geschichtlichen Erwerb der Vergangenheit und mit feinem Sinn für die Eigenthümlichkeit deutschen Sinnes und deutscher Art in seltener Weise verbindet. Von den „unehrlichen Leuten" berichtet er und giebt damit Beiträge zu einer Geschichte des Ehrbegriffes in unserm Volke, die nicht nur dem Historiker willkommen sein dürften. Unser Bericht möchte, dem kundigen Verfasser folgend, heute nur eine kurze Skizze geben, die nach einigen allgemeinen Notizen dem Begriff der Ehre auf ein Gebiet hin folgt, das sicherlich Niemand ohne Interesse betreten wird, — nemlich zu den Brettern hin, welche die Welt bedeuten.

Daß Diebe, Meineidige, Spitzbuben und notorische Missethäter jeder Art moralisch wie bürgerlich ungeehrt sind, daß ist kein Wunder, und wir finden es zu allen Zeiten und an allen Orten. Daneben aber gab es und giebt es zum Theil noch eine andere Art von Unehrlichkeit. In der deutschen Vergangenheit unterlagen einem gewissen Rechts- und Ehrenmangel die unehelich geborenen Kinder, die Leibeigenen, sowie alle Wenden, Juden, Türken und Heiden. Außerdem aber lastete auch ein theils gesetzlicher, theils herkömmlicher Makel auf verschiedenen Gewerben und Dienstverhältnissen, deren Ausübung sich nach unserer Auffassung und Sprachgebrauch ganz wohl mit der moralischen Ehrlichkeit, keineswegs aber mit der vollen Ehrenhaftigkeit eines freien Deutschen nach damaliger Anschauung vertrug.

Die ersten Spuren solcher gewerblichen oder dienstlichen „Unehrlichkeit" sind schon bei den alten Deutschen zu finden, soweit deren einfaches Gemeinwesen eine Veranlassung dazu bot. Sie hing nemlich wesentlich mit der durch Waffenrecht und Waffenpflicht bedingten Standeseintheilung zusammen. Wer weder berechtigt, noch verpflichtet war, im Heer- oder Bürgerbann zu fechten, der gehörte auch zu keinem der anerkannten Stände, der war standeslos; und weil es außer der Waffenehre keine andere bürgerliche Ehre gab, so war er auch keiner Ehre theilhaftig, mithin, nach älterem Sprachgebrauch, unehrlich. Die moralische Redlichkeit blieb den Standeslosen unverkümmert, nur vom Genuß der Standes- und Ehrenrechte, welche den tapfern Angehörigen der sieben Heerschilde, kraft ihrer Kriegsbereitschaft und Hingebung für's Vaterland zu Theil wurde, mußten sie ausgeschlossen bleiben. Man denke sich aber die mit diesem Ehrenmangel gewisser Gewerbe verbundenen Nachtheile nicht zu schreckhaft und grausam! Die ursprünglich einigen derselben anhaftende Rechtlosigkeit war im späteren Mittelalter spurlos verschwunden. Der allgemeinen Menschenrechte, so viel deren damals entdeckt waren, entbehrte kein unehrlicher Gewerbsmann; sein Eid galt im Gericht und er stand wie jeder Andere unter dem Schutz der Obrigkeit. Die Nachtheile bestanden für ihn in der Unmöglichkeit, in andere, für ehrlich geachtete Gilden einzutreten; — in einem geringeren Maße mit bürgerlicher Hochachtung, die ihm zu Theil wurde; in der hieraus entspringenden stillschweigenden Nichtwählbarkeit zu den Ehrenämtern der Gemeinde. Im Uebrigen waren jene Nachtheile meist gesellschaftlicher Natur. Der unehrliche Gewerbsmann hatte Schwierigkeiten und Hindernisse bei der Wahl seiner Hausfrau, bei seinen Bemühungen um ansehnliche Gevatterschaften, und auf gute Kirchenplätze, sowie auf ein stattliches Leichengefolge bei erfolgtem Abtreten vom irdischen Schauplatze mußte er leider verzichten. Am drückendsten und empfindlichsten mußte es für ihn sein, daß die Unehrlichkeit, unter deren Bann er stand, auch auf seine Ehefrau sich übertrug und gleich der Sünde auf seine Nachkommenschaft forterbte, was nicht nur den Familien Schaden eintrug, sondern auch die Zahl dieser unehrlichen Leute ungemein groß machte im heiligen Römischen Reiche deutscher Nation.

Mit wachsender Cultur milderte sich aber der herbe Ehrbegriff der alten Germanen mehr und mehr; es kamen humane Reichsgesetze hinzu, welche die bemakelten Gewerbe und Dienste ihrer Unehrlichkeit entbanden und diese nur auf das Henkerthum und die ihm zugehörigen Handtirungen beschränkten, bis schließlich nur noch im unweisen oder schalkhaften Volksmunde die traditionelle Unehrlichkeit einiger Gewerbe und Beschäftigungen fortlebt. Wie man aber auch darüber urtheilen mag, dem Zugeständniß wird man sich nicht entziehen dürfen, daß jene Auffassungen nicht aus Willkür, sondern aus einem sittlichen Grunde entsprungen sind, ohne den geschichtliche Erscheinungen solcher Art auch unerklärliche Räthsel bleiben würden; und daß sie in jenen Zeiten zur Befestigung eines ehrenhaften Bürgersinnes das Ihre beigetragen haben, wie denn auch der ebenso freisinnige als edle und tüchtige Justus Möser

in seinen patriotischen Phantasieen solcher Anerkennung sich nicht verschließen kann.

Den „unehrlichen Leuten", von denen hier die Rede ist, gehörten vornemlich die Hirten, Schäfer und Müller an, die Spielleute aller Art, die Bader und Babiere, die Leineweber, die Zöllner, Todtengräber, Thürmer, Schergen, Bettelvögte, Nachtwächter u. s. w. und vor Allem die Scharfrichter und ihre Gesellen. Von jedem dieser Berufsarten und seiner Stellung zur bürgerlichen Lehre berichtet unser Gewährsmann mancherlei Merkwürdiges und zum Theil Ergötzliches. Doch wir schweigen von Allem, um nur von den „Spielleuten" zu reden, denen alle fahrenden Musikanten und Bänkelsänger, auch Gaukler aller Art, vagirende Kämpfer und Fechter und mit ihnen die Komödianten zugezählt wurden. Was würde es heißen, wenn unsere Bühnenhelden dagegen protestirten, mit so unerwünschter und zweideutiger Gesellschaft zu rangiren. Sie müssen aber die Geschichte gelten lassen und froh sein, in einer Zeit zu agiren und zu gastiren, welche die Kunst — bisweilen auch die Afterkunst — und zwar nicht selten über Verdienst und Würdigkeit, aus dem Staube erhoben hat.

Die ursprüngliche Unehrlichkeit aller jener Personen ergab sich aus ihrer Standeslosigkeit, welche in ihrem Mangel fester Wohnsitze, ihrer Heimathlosigkeit, begründet war. Um sich ihr Brod zu ersingen, zu erspielen, zu erkämpfen, mußten sie umher wandern. Nirgendswo seßhaft, konnten sie keiner bestimmten Genossenschaft angehören; sie paßten nirgends hinein, und mußten also draußen bleiben. Ihr hieraus folgender Ehrenmangel wurde aber noch ansehnlich gemehrt durch die Mißachtung ihres Gewerbes. Denn während selbst die vagirenden unter den Musik- und Bühnenvirtuosen der Gegenwart den höchsten Grad allseitiger Verehrung in Anspruch zu nehmen gewohnt sind, wurden ihre Vorfahren in der Kunst äußerst gering geschätzt, und zwar keineswegs aus barbarischer Mißachtung der Kunst. So hoch man nämlich den Kämpfer stellte, der freiwillig Gut, Blut und Leben für das Vaterland in die Schanze schlug, oder, folgend der Ehre Panier, in den Schranken des Tourniers um den Siegespreis stritt, ebenso niedrig stellte man den Mann, der lediglich für Geld und Lohn zu Anderer Kurzweil blutige Kampfspiele aufführte und dergestalt des edlen Kampfes höchste Ziele: Vaterland und Ehre, travestirte. Dichtkunst, Gesang und Saitenspiel waren schon zur Bardenzeit Hermans des Cheruskers in allerhöchstem Ansehn. Einem freien longobardischen Sänger — der sicher kein „Spielmann" gewesen — gab Karl der Große so viel Land und Leute zu eigen, als der Schall seines Hornes berühren würde, vom Berge herab blies er, und so mächtig, daß man es weit und breit hörte und er sich eine schöne Herrschaft zusammenblies. Auch der spätere Minnegesang, und sein Nachhall, der Meistergesang, bestätigen es, wie hingebend Poesie und Musik in Deutschlands Mittelalter gepflegt wurde, wenn sie erschien als Uebung freien Herzensdranges, zur Ehre Gottes, des Vaterlandes, seiner Helden und edlen Frauen. Wer aber daraus eine Profession machte, um durch Singen und Saitenspielen für Geldgewinn Andern dienstbar damit aufzuwarten, den achtete man damals nicht. In der hierin liegenden Entäußerung der eigenen innerlichen Willensfreiheit erkannte man ein Aufgeben der Manneswürde, ein „sich zu eigen geben", das dem herrschenden Ehrbegriffe ebenso verächtlich schien, als das Spielen mit dem Ernste, das Darstellen unempfundener Gesinnungen und Affecte, um den Preis von Geld und Geldeswerth. Man nannte Leute dieser Art und alle ähnlichen Kunstproducenten kurzweg „Spielleute" und ließ es als Grundsatz gelten, daß unehrlich seien: „Spielleute und Alle, die Gut für Ehre nehmen und sich für Geld zu eigen geben." Die hierin sich aussprechende wahrhaft hochherzige Gesinnung, die das Gut unbedingt der Ehre unterordnet und die Entäußerung der innerlichen Freiheit wie die Uebernahme geistiger Fremdhörigkeit tief verachtete, sie erscheint bei ihrer ausnahmslosen Allgemeinheit ebenso jugendlich extrem als jugendlich idealisch schön und — durch und durch deutsch. (Schluß folgt.)

Ein würdiges Denkmal für Sir Culling Eardley.

Das englische Hülfs-Comité für Syrien in London, zu dessen thätigsten Mitgliedern der verstorbene Präsident des englischen Zweiges des Evangelischen Bundes, Sir Culling Eardley gehörte, hat beschlossen, den Namen dieses ausgezeichneten Knechtes Gottes für immer mit seiner Liebesarbeit in Syrien zu verbinden. Es hat zu diesem Zweck eine Summe von 1000 £ für eine in Beirut gegründete weibliche Erziehungsanstalt bewilligt, unter der Bedingung, daß diese Anstalt zu ihrem Namen den des Sir Eardley hinzufüge. Das Comité der englischen Damen, welches diese Anstalt leitet, ist mit Freuden auf diesen Antrag eingegangen und hat eine Subscription eröffnet, um die für dieses segensreiche Werk bestimmten Fonds auf 5000 £ zu steigern und dadurch die Zukunft desselben sicher zu stellen. Die Zahl der in dieser Anstalt befindlichen Zöglinge beläuft sich auf mehr als 250, darunter 50 Frauen oder Wittwen, mehr als 100 junge Mädchen von 8 bis 15 Jahren, das Uebrige kleine Kinder. Eine der Hauptverbesserungen, die man beabsichtigt, wird in einer mit der Anstalt verbundenen Normal-Schule bestehen, in der eingeborene Lehrerinnen gebildet werden sollen. Sechs syrische, von englischen Familien adoptirte, begabte junge Mädchen würden die ersten Zöglinge dieser besonderen Schule sein.

(Neue Evang. Kirchen-Zeitung.)

Vermischtes.

Von Mitgliedern des katholischen Zweiges des Ordens St. Johann vom Spital zu Jerusalem, der bekanntlich auch weibliche Glieder umfaßt, ist, wie wir hören, an die Preußischen Glaubensgenossen die Aufforderung gerichtet worden, durch Beiträge und sonstige Hülfsmittel dahin zu wirken, daß zur Pflege der verwundeten deutschen Soldaten in Schleswig, nach dem Vorgange des protestantischen Johanniter-Ordens, Spitäler errichtet und katholische Diakonissen entsandt werden können. Unterzeichnet ist der betreffende Aufruf von dem Königlichen Geheimen Regierungsrath a. D. Freiherrn A. von Haxthausen und der Frau Gräfin von Stillfried-Alcantara geb. Gräfin von Mettich. (N. Pr. Z.)

Das Diakonissen-Krankenhaus in Dresden, in dem auch die Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen drei Freibetten unterhält, hat seinen 19. Jahresbericht ausgegeben. Die Zahl der im letztverflossenen Verwaltungsjahre im Hospital verpflegten Kranken beträgt 379; mehr als die Hälfte haben freie Verpflegung genossen. Das Institut zur Ausbildung von Frauen zum Dienste christlicher Barmherzigkeit hat segensreicher Erweiterung nicht entbehrt. Von 20 Probeschwestern sind 9 zu Diakonissinnen eingesegnet worden und 12 Jungfrauen sind als Probeschwestern neu eingetreten. Die Gesammtzahl der Diakonissinnen ist 38. Die Anstalt hat 12 auswärtige Stationen, davon eine in Kurland. Die Einnahmen sind befriedigend, doch ist die Bedürftigkeit groß, da auf dem Grundbesitz der Anstalt noch 13,150 Thlr. Schulden lasten. — Die Pflegegebühren bei Aussendung von Diakonissen zur Krankenpflege in Familien, zahlbar an die Anstalt, betragen 15 Sgr. für Tag und Nacht. Aufnahmegebühren der Heilanstalt per Tag 9 Sgr. bis 1 Thlr.

Während des fünfjährigen Bestehens der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung" sind, wie wir der Nr. 1 dieses Blattes pro 1864 entnehmen, bei der Redaction derselben an Liebesgaben: 69,726 Thlr. 21 Sgr. 5 Pf. für die verschiedensten practischen Bestrebungen auf dem Gebiete der evangelischen Kirche eingegangen. Den höchsten Betrag davon: 60,804 Thlr. 29 Sgr. 9 Pf. hat die Sammlung für die syrischen Christen in Folge der furchtbaren Metzeleien im Jahre 1860 erreicht.

Die Redaction der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung" spricht den Gebern für die ihr anvertrauten Gaben ihren Dank aus, bemerkt jedoch, daß im letzten Jahre die Beiträge kärglicher als früher geflossen sind. Der Grund dieser Erscheinung ist nach ihrer Ansicht nicht darin zu suchen, daß die Theilnahme der Leser des Blattes an den Interessen des practisch kirchlichen Lebens im Erlöschen begriffen ist, vielmehr glaubt die Redaction nicht zu irren, wenn sie die vorwiegende Hinwendung zu den politischen Begebenheiten des Tages als Ursache ansieht.

Der unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Königin-Wittwe stehende Verein zur Beförderung der Kleinkinder-Bewahranstalten zu Berlin hat den 30. Jahresbericht seines segensreichen Wirkens erstattet. Seine Einnahmen betrugen im Jahre 1863: 12,679 Thlr., die Ausgaben 11,473 Thlr.; so daß zu dem vorhandenen eisernen Bestande von 4000 Thlrn. ein Ueberschuß von 1336 Thlr. kommt. Der Verein unterhält 17 Warteschulen, in denen im Laufe des Jahres 1863: 5207 Kostkinder unterhalten wurden.

Am 29. und 30. December ließen Ihre Majestät die Königin-Wittwe aus jeder der 17 Anstalten 12 Kinder mit dem Vorsitzenden des Vereins, Major z. D. Westphal, und den Vorständen derselben nach Charlottenburg kommen und bereitete denselben dort, wie in früheren Jahren, eine Weihnachtsbescheerung. —

Das Kriegs-Hospital des Johanniter-Ordens in Altona.

Wie aus den hier nachfolgenden Empfangsbestätigungen — die nur bis Sonnabend Abend den 13. d. M. haben aufgenommen werden können und deren Fortsetzung in der nächsten Nummer dieses Blattes erfolgen wird — ersichtlich ist, gehen dem Ordensbüreau Charpie und Verbandgegenstände aus allen Seiten so reichlich zu, daß der Bedarf des Johanniter-Hospitals in Altona längst gedeckt ist und die Vertheilung dieser so nöthigen Requisiten an die Militair-Kriegs-Lazarethe von den in Altona befindlichen Johanniter-Rittern stattfindet. — Verbandzeug ist ausreichend vorhanden, dagegen wird sehr viel Charpie in den Lazarethen verbraucht, was wir hier auf Anfragen, die gemacht worden sind, besonders hervorheben.

Das Ordens-Büreau in Berlin wird die Sendungen, die hinfort bei demselben eingehen, bis auf Weiteres asserviren, und die in der verflossenen Woche täglich stattgehabte Uebermittelung nach Altona erst dann wieder aufnehmen, sobald ihm von dort Weisung zugeht.

Das Hospital selbst anlangend, das durch die Frau Oberin von Bethanien und vier Diakonissinnen für 55 Kranke vollständig eingerichtet und ausgestattet worden ist, so hat dasselbe zur Zeit 27 Betten belegt, mit: 1 Preußischen Offizier (Premier-Lieutenant v. Stammer des 4. Garde-Grenadier-Regiments Königin), 1 Oesterreichischen Offizier (Oberlieutenant Baron v. Wimpffen vom Infanterie-Regiment König von Belgien), 24 Oesterreichische Soldaten resp. vom 18. Jäger-Bataillon, den Infanterie-Regimentern 30 und 34 und der 1. Batterie des 10. Artillerie-Regiments, sowie den am 8. d. Abends durch den Zusammenstoß zweier Züge sehr schwer verletzten Eisenbahn-Schaffner (früher Unteroffizier im 1. Garde-Regiment zu Fuß), dem beide Oberschenkel gebrochen sind, und dessen Transport nach dem entfernten städtischen Hospitale deshalb nicht möglich war.

Der zuerst, am 5. d., schwer krank aufgenommene Kanonier Krause der 3. gezogenen Garde-Batterie, ist am 11. gestorben. Den 14. wurde er durch in Altona stehendes hannöversches Militair, begleitet von seinem aus Berlin herbeigeeilten Vater — einem Eisenbahnbeamten — und jungen Bruder zur letzten Ruhestätte gebracht. Es folgten dem Sarge auch die im Hospitale zu Altona anwesenden Johanniter-Ritter. Am Grabe hielt der hannöversche Militair-Geistliche die kirchliche Feierlichkeit ab und die Soldaten gaben eine dreimalige Salve. —

Sehr dankbar anzuerkennen, ist die rege Theilnahme, welche sich in den verschiedenen Kreisen von Altona und Hamburg diesem Werke zugewendet hat.

Drei Johanniter-Ritter, unter Leitung des Ordens-Canzlers sorgen für den Transport der Kranken, für die Bedürfnisse des Hospitals, führen die Kassengeschäfte, so wie die Correspondenz der Verwundeten. Zwei Aerzte, Dr. Hüter und Dr. Krause (beide nicht militairpflichtig), denen außer den 4 Diakonissinnen noch 5 Krankenwärter zur Seite stehen, behandeln die Verwundeten und Kranken.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Seitens der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-

Ordens auch die beiden Krankenhäuser in Stendal und Jüterbock zur Aufnahme von Verwundeten hergerichtet worden sind und aus der Kasse der Genossenschaft eine bedeutende Summe zur Deckung der desfallsigen Kosten zur Verfügung gestellt worden ist.

Beim Schlusse des Blattes geht uns die Nachricht aus Altona zu, daß am 14. d. Abends noch 3 Preußische und 2 Oesterreichische Offiziere, sowie 6 Preußische Soldaten im Kriegs-Hospitale aufgenommen worden sind.

Zur event. Etablirung eines zweiten Ordens-Kriegs-Lazarethes in Flensburg werden die nöthigen Vorbereitungen getroffen.

Es sind für dasselbe ferner eingegangen: Vom Durchlauchtigsten Herrenmeister, Prinzen Carl von Preußen Königl. Hoh. 600 Thlr.; von Ihrer Königlichen Hoh. der Frau Prinzessin Carl von Preußen 300 Thlr.; vom Oberstlieutenant und Kammerherrn Grafen Ratibor von Wrschowitz, zu Schloß Eller 50 Thlr.; von einem Patrioten in Berlin der nicht genannt sein will 1000 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Langen auf Parow 10 Thlr.; vom Gutsbesitzer Welle zu Zemlin 5 Thlr.; vom Oberst a. D. von Herwarth zu Berlin 5 Thlr.; von der Genossenschaft des Johanniterordens im Großherzogthum Mecklenburg 500 Thlr.; vom Freiherrn Adolph von Bodelschwingh-Plettenberg, auf Sandfort 17 Thlr. 15 Sgr.; vom Regierungs-Präsidenten Freih. von Münchhausen zu Frankfurt a. O. 2 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freih. v. Teichmann und Logischen, auf Goldschmieden 10 Thlr.; vom Lehrerpersonal des Lehrerinnen-Seminars in Droyßig 11 Thlr. 5 Sgr. 2 Pf.; vom Rittmeister a. D. Freih. von Seherr-Thoß, auf Bischwitz 5 Thlr.; vom Major a. D. Grafen von Schlieffen auf Saadow 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Seydlitz-Kurtzbach, auf Nitschau 120 Thlr; vom Erb-Ober-Landes-Baudirector Grafen von Schlabrendorf-Seppau, auf Seppau 300 Thlr.; vom Kurfürstlich Hessischen Kammerherren Freiherren von Dörnberg auf Stunowitz 10 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge: 3115 Thlr. 20 Sgr. 2 Pf.

Charpie und Verbandgegenstände:

Von Frau Regierungs-Räthin von Kunow, geb. von Jena-Nettelbeck in Liegnitz; von Frau Baronin von dem Knesebeck hierselbst; von Frau von Marschall hierselbst; von Frau Baronin von Sobeck, geb. von Bülow auf Zarrenthin; vom Hauptmann a. D. von Wedemeyer auf Schönrade; anonym, Poststempel Frankfurt a. O.; von Frau von Waldow, geb. von Maltzahn auf Fürstenau; vom Generallieutenant a. D. Grafen von Bismarck-Bohlen, auf Carlsburg; von Frau Dr. Kleinschmidt hierselbst; von der verwittw. Frau Regiments-Arzt Dr. Kosser, geb. Stach von Goltzheim hierselbst; von Frau von Behr-Bargatz hierselbst; vom Premier-Lieutenant im 2. Garde-Dragoner-Reg. von Risselmann hierselbst; vom Geh. Archiv-Rath Dr. Märcker hierselbst; durch Frau Feldmarschallin von Wrangel geb. von Below, gesammelt; von Frau H. von Kalkreuth, geb. von Wedell auf Obergörtzig; von Frau von Ramin geb. von Borcke auf Gümnitz; vom Landschaftsrath von Blanckenburg-Cordemin auf Zimmerhausen; von Frau von Pluten auf Reischwitz; Ungenannt, Poststempel Dresden; Kammerherr von Saldern-Damerow zu Dessau; von Frau Baronin von Sobeck geb. von Bülow, auf Zarrenthin (2. Sendung); vom Oberst a. D. von L'Estocq zu Potsdam; von Frau von Alvensleben geb. von Kröcher auf Erxleben; vom Maurermeister Krause hierselbst; von Fräulein von Boß hierselbst; von Frau Gräfin von Finckenstein geb. von Risselmann hierselbst; anonym, Poststempel Mettkau; vom Oberst a. D. von Kölichen zu Breslau; von Frau Oberst von Treskow zu Landsberg a. W.; von Frau Stadträthin von Göllnitz zu Charlottenburg; anonym, Poststempel Zeitz; vom Kammerherrn Freih. von Barnekow auf Ralswick; von Frau Gräfin von Zedlitz-Trützschler geb. von Wentzky (2. Sammlung); vom Rittergutsbesitzer von Borcke, auf Gr.-Jauth; von Frau Majorin Bertha v. d. Gröben zu Braunschweig; anonym, Poststempel Neustadt a. d. Dosse; vom Kammerherrn v. Buggenhagen auf Dambeck; vom Rittergutsbesitzer von Petersdorff auf Buddendorf; durch Rittmeister a. D. v. Alvensleben-Wittenmoor: vom Prediger in Ostingersleben; durch Frau Gräfin von Bismarck-Bohlen in Frankfurt a. d. O.: von Frau Präsidentin von Münchhausen, Frau von Cranach, Frau Johanna Beelitz und Frau Balzer daselbst; von Frau Gräfin zur Lippe-Biesterfeld auf Schloß Neudorf; von Frau von Hackewitz geb. von Voigts-Rhetz auf Waschow; vom Oberstlieutenant a. D. v. Kalckstein auf Siethen, außerdem 1 Matratze, 1 Kopfkissen, 1 Zudecke, wollene Socken; durch Landrath a. D. von Hellermann auf Carzin von Frau v. Versen, geb. von Kamecke, Frau Majorin v. Massow, Frau Baronin v. Roberts, Frau von Wödtke geb. von Roberts, Frau Director Lehmann geb. v. Belling, Frau von Kamecke geb. von Kamecke, Frau Rittmeister von Heydebreck geb. von Kleist, Frau Majorin von Schmeling geb. v. Schmeling, Frau von Sanden geb. von Gaudecker, Frau Majorin von Trützschler geb. von Hellermann, Frau von Hellermann geb. von Manteuffel, Frau Oberstlieutenant Grützmacher, Fräulein Ulrike v. d. Osten, Fräulein Hulda und Agnes von Kleist, Fräulein Emilie von Kamecke, Fräulein Adele von Wenden, Fräulein Gertrud von Heydebreck, Fräulein Auguste von Hellermann; von Frau Baronin von der Heyden geb. von Podewils zu Stargard; von Frau Regierungs-Räthin von Kunow geb. von Jena-Nettelbeck zu Liegnitz (2. Sammlung), außerdem 27 Mannshemden und Wäsche; von den Fräuleins Agnes, Caroline und Helene von Kröcher hierselbst; vom Rittergutsbesitzer von Sydow auf Beyditten; von Frau von Graevenitz auf Ochel-Hermsdorf; von Frau von Oheimb auf Hudenbeck; von Freifrau von Ledebur auf Crollage; von Freifrau von der Reck auf Obernfelde; von Frau Gräfin von Zedlitz-Trützschler geb. von Wentzky zu Liegnitz (3. Sammlung); von Frau Gräfin von Wartensleben geb. v. Schmeling hierselbst; von Frau Generalin von Walsleben geb. von Bülow hierselbst; Ungenannt hierselbst; vom Oberhofmeister Freiherr von Uechtritz in Meiningen gesammelt; von Frau Gräfin v. d. Recke-Volmerstein auf Craschnitz; von Frau von Thadden geb. von Romberg auf Trieglaff; vom Hauptmann a. D. von Lepel auf Wieck; von Frau von Holtzendorff geb. von Hülsen auf Trimnau; von Frau Gräfin v. d. Gröben-Ponarien geb. Freiin von Dörnberg auf Ponarien; von Frau v. d. Borswordt auf Schwierse; von Frau Gräfin von Blanckensee hierselbst; von Frau Gräfin von Blanckensee-Fircks hierselbst; von Frau von Pfuel, auf Wilkendorf; von Frau Lea hierselbst; von Fräulein A. Küß, Stiftsdame hierselbst, eine Kiste mit Eingemachtem; von Frau Präsidentin von Münchhausen in Frankfurt a. O. gesammelt; Ungenannt in Frankfurt a. O.; von Frau Gräfin v. Bonverol in Frankfurt a. O.; von Frau v. Z. hierselbst; von v. W. hierselbst; vom Oberst a. D. v. Kölichen zu Breslau (2. Sendung); Ungenannt, Poststempel Freistadt in Preußen; von Frau Ottilie v. Dewitz geb. v. Dewitz auf Wussow; Ungenannt, Poststempel Lübbenau; Ungenannt, Poststempel Rathenow; Ungenannt, Poststempel Meseritz; vom Königl. Amtmann Holle in Preuß. Oldendorf (5 große Packete; auch 18 Hemden); vom Rittmeister a. D. von Kottwitz zu Dresden; vom Freiherrn A. von Bodelschwingh-Plettenberg, auf Sandfort; von Frau von Dallwitz hierselbst; vom Geh. Regierungs-Rath von Beneckendorf und von Hindenburg, auf Neudeck; von Frau Geheime Räthin N. N. hierselbst; von Frau Pauline Heinicke geb. Hänschel hierselbst; Ungenannt, Poststempel Nordhausen; durch Rittmeister a. D. von Bossewitz auf Liebenow gesammelt (2. Sendung); vom Major a. D. von Horn auf Gehlweiden; von Frau Baronin von Sinner von Wattenwyl-Landshut, zu Bern; von der Familie des Freiherrn Paul von Zedlitz-Neukirch und patriotischen Frauen und Mädchen in Belkau.

(Fortsetzung folgt.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 8. Berlin, den 24. Februar 1864. Nr. 8.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Rittergutsbesitzer Tido von Brederlow, auf Taussienen bei Domnau in Ostpreußen,
„ Major im 5. Ostpreußischen Infanterie-Regiment Nr. 41, commandirt beim Stabe des 1. Ostpreuß. Landwehr-Regiments Nr. 1 Eugen von Zander,
„ Rittergutsbesitzer von Bredow, auf Ringenwalde bei Wrietzen a. O.,
„ Rittmeister im Garde-Kürassier-Regim. von Wolden,
„ Oberst à la Suite des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments Nr. 1, commandirt beim herzoglich Sachsen-Coburg-Gothoischen Bundes-Contingent, v. Budritzky,
„ Regierungs-Rath und Stiftshauptmann a. D. von Kalckreuth, auf Hohenwalde bei Dühringshof in der Neumark,
„ Lieutenannt im 2. Garde-Dragoner-Regiment Prinzen Heinrich XVII. Reuß,
„ Rittergutsbesitzer Freiherrn Ludwig von Wackerbarth-Bomsdorff, auf Linderode, Kreis Sorau,
„ Appellationsgerichts-Rath Grafen Max von Rittberg zu Frankfurt a. O.,
„ Major und Flügel-Adjutanten Grafen von Kanitz,
„ Kammerherrn und Landrath des Kreises Naugord von Bismarck, zu Naugard,
„ Rittergutsbesitzer von Bersen, auf Crampe, Kreis Fürstenthum,
„ Major a. D. von Knebel-Doeberitz, auf Friedrichshof, Kreis Dramburg,
„ Major a. D. von Gottberg, auf Starnitz, Kreis Stolp,
„ Rittmeister a. D. von Blankensee, auf Zipkow Kreis Stolp,
„ Rittergutsbesitzer Grafen Wilhelm von Kleist, auf Juchow, bei Bärwalde in Pommern,
„ Regierungs-Assessor Dr. von Arnim zu Stralsund,
„ Peemier-Lieutenant im 3. Landwehr-Dragoner-Regiment und Rittergutsbesitzer Friedrich von Massow, ouf Gr. Möllen, bei Pyritz in Pommern,
„ Rittergutsbesitzer Freiherrn von Seckendorff, auf Beook, Kreis Demmin,
„ Landesältesten von Schmiedeberg, auf Schwanowitz, Keeis Brieg,
den Kammerherrn von Prittwitz, auf Wiesegrade, Kreis Oels,
„ Premier-Lieutenant a. D. und Kreisdeputirten Hugo Wichard von Winterfeld, auf Bremenhain, bei Rothenburg in der Lausitz,
„ Major und Bataillons-Commandeur im 3. Garde-Grenadier-Regiment, Königin Elisabeth, von Röhl,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Niederschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 47 von Häseler,
„ Forstinspector und Rittergutsbesitzer Richard von Kalitsch, zu Posen,
„ Regierungs-Roth von Zakrzewsky, zu Merseburg,
„ Rittergutsbesitzer von Puttkamer, auf Ovelgünne bei Bad Oeynhausen,
„ Königlich Würtembergischen Rittmeister a. D. von Luck, zu Stuttgart,
„ Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Wilhelm von Häseler, auf Zettun bei Cöslin in Pommern,
„ Kaiserlich Russischen Staatsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Alexander Johannes von Müller, zu St. Petersburg,
„ Kaiserlich Oesterreichischen Rittmeister und Escadron-Chef im 6. Ulanen-Regiment Freiherrn Ernst von Warkotsch,
„ Herzoglich Sachsen-Meiningenschen Hauptmann und Reisestallmeister Freiherrn Heinrich von Türcke, zu Meiningen,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel, und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Nekrolog.

Carl Friedrich Wilhelm Ferdinand von Hirschfeld, wurde 1792 am 5. Januar zu Halberstadt geboren; 1802 wurde er Cadett zu Berlin; 1804 Junker bei der Garde zu Fuß; 1806 beim Ausmarsche trug er die Fahne des Botaillons von Potsdam nach Jena, während der Schlacht und auf dem Rückzuge bis Prenzlau.

Als jede Hoffnung verschwunden war, die Fahne retten zu können, welche er dem Feinde lebend nicht über-

lassen wollte, löste er das Fahnentuch von der Stange, welche er verbrannte, und verbarg es auf seiner bloßen Brust vor den Blicken der plündernden Franzosen.

Dies theure Panier trug der vierzehnjährige Junker zuerst nach Brandenburg a. d. H., dann zu seinem Königlichen Herrn nach Königsberg i. Pr.

Mit äußerst beschränkten Geldmitteln und einem Passe nach Pommern, wanderte der kleine Junker zu Fuße nach Ostpreußen. Vielfache Beschwerden, Hindernisse und Gefahren hatte er zu bekämpfen und konnte Königsberg erst nach fast zwei Monaten erreichen.

Nachdem er die Fahne Seiner Majestät dem Könige überreicht hatte, wurde er als Junker bei der Garde zu Fuß wieder angestellt; 1808, nach bestandener Prüfung, wurde er Portepee-Fähnrich; 1809 Seconde-Lieutenant.

Vom 23. September 1813 bis April 1814 war er zum v. Colomb'schen Corps commandirt.

Bei Gr.-Görschen erhielt er das eiserne Kreuz zweiter Klasse; 1815 Premier-Lieutenant; 1816 Capitain und Compagnie-Chef; 1828 Major; 1839 Oberstlieutenant; 1840 schied er als interimistischer Commandeur des damaligen Kaiser Franz Grenadier-Regiments aus dem 1. Garde-Regiment zu Fuß, dem er seit 1804 angehört hatte.

Sein Name prangt nicht auf der Fahne! Seine That ist nur Wenigen bekannt geworden, da er nie darüber sprach. —

1840 Oberst und Regiments-Commandeur; 1846 Commandeur der 3. Landwehr-Brigade; 1847 General-Major; 1848 Commandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade und interimistischer Commandant von Potsdam; 1851 Commandeur der 3. Division; 1852 General-Lieutenant; 1856 Commandeur der 12. Division, und in demselben Jahre wurde ihm auf sein Ansuchen als General der Infanterie der Abschied bewilligt.

Der Johanniter-Orden ward ihm am 18. Januar 1838 verliehen, und er am 24. Juni 1858 durch Empfang des Ritterschlages unter die Zahl der Rechtsritter dieses Ordens aufgenommen.

Er starb am 25. Dezember 1863 sanft und mit Gott versöhnt, im 71. Lebensjahre.

Ehrenhaftigkeit, Pflichttreue, Bescheidenheit und Energie kennzeichnen seine Spuren. —

In allen Kriegen der neueren Zeit hat es sich ergeben, daß auch die vorzüglichste Organisation der militärischen Sanitäts-Verwaltung zur ausreichenden Pflege der verwundeten und erkrankten Soldaten der Unterstützung durch freiwillige Privat-Thätigkeit und Aufopferung nicht entbehren kann.

Dies hat eine Anzahl in diesem Fache erfahrener und bewährter Männer aus fast allen europäischen Staaten, im Einverständniß und zum größten Theil im besonderen Auftrage ihrer Regierungen, im October v. J. in Genf vereinigt, um die Mittel und Wege zu berathen, wie jenem Bedürfniß in möglichst einheitlicher und wirksamer Weise zu entsprechen sei.

Auf Grund dessen hat sich unter der Allerhöchsten Billigung Sr. Majestät des Königs und Ihrer Majestät der Königin hierselbst ein Comité gebildet, welches sich im Anschluß an jene Verhandlungen die Aufgabe stellt: die freiwillige, patriotische Thätigkeit auf diesem Gebiete, welche, wie in früheren glorreichen Epochen, so noch heut jederzeit auf das Lebendigste sich regt, sobald es die Pflege unserer vaterländischen Krieger gilt, dadurch noch wirksamer zu machen, daß einestheils bei möglichster Ausdehnung und allgemeinster Theilnahme ein organischer Zusammenhang und eine Einheit der Bestrebungen gesichert, und anderntheils nicht erst im Augenblick des eintretenden Krieges, sondern auch dauernd und vorbereitend für die Bedürfnisse in den verschiedenen Richtungen dieses für die Kriegsheere und die Menschlichkeit so hochwichtigen Gegenstandes gesorgt werde.

Indem wir die Förderung desselben allen Vaterlandsfreunden vertrauensvoll empfehlen, verweisen wir auf die nachstehende ausführlichere Darlegung des Unternehmens.

Berlin, den 17. Februar 1864.

H. XIII. Prinz Reuß, Wilhelmsstraße 62. Abeken, Geh. Leg.-Rath, hinter der Katholischen Kirche 2. Graf v. Arnim-Boytzenburg, Pariser Platz. Dr. Brüggemann, Geh. Ober-Regier.-Rath, Schulgartenstr. 5. v. Derenthall, Gen.-Lieut. z. D., Wilhelmsstr. 63. Baron v. Haber, Wilhelmsstr. 67. Hedemann, Geh. Reg.-Rath, Bürgermeister, Schönebergerstr. 11. Dr. Hoffmann, Gen.-Superint., Oranienburgerstr. 76a. Dr. Housselle, Geh. Ober-Med.-Rath, Behrenstr. 63. Dr. Langenbeck, Geh. Medizinal-Rath, Sommerstraße 4. Dr. Löffler, Gen.-Arzt des 4. Armee-Corps. Dr. Magnus, Professor, am Kupfergraben 7. Mendelssohn, Kommerzienr., Französischestr. 35. Dr. Pelldram, Feldprobst, Michael-Kirchpl. 1. Fürst B. Radziwill, Wilhelmsstr. 77. Otto, reg. Graf zu Stolberg-Wernigerode. Thielen, Feldprobst, Lennéstraße. Wagner, Buchhändler, Mauerstr. 36. Dr. Wendt, Oberstabs-Arzt, Friedrichsstr. 112a.

Die vorgenannten Mitglieder sind zur Annahme von Beitritts-Erklärungen und Beiträgen bereit. Außerdem liegen Listen zur Einzeichnung des Beitritts jederzeit aus, bei der Schneiderschen Buchhandlung, U. d. Linden 19. Schröderschen Buchhandlung, U. d. Linden 41. J. Wagner und Sohn, Hof-Juweliere, U. d. Linden 30. Mittlerschen Sortiments-Buchhandlung, Stechbahn 3. Sy und Wagner, Hof-Goldschmiede, Kronenstr. 28.

Aufruf!

Veranlaßt durch die Erfahrung, welche sowohl im Krimkriege, als namentlich im italienischen Kriege gemacht worden, daß sich, insbesondere bei der jetzigen Art der Kriegsführung auch wohlorganisirte Staats-Anstalten zur Rettung, Heilung und Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger als unzureichend erweisen, ist im October v. J. in Genf eine Anzahl sachverständiger Männer und Delegirter der Regierungen fast aller europäischen Staaten, namentlich aus Baden, Baiern, England, Frankreich, Holland, Oesterreich, Preußen, Rußland, Sachsen, Schweden, Schweiz, Spanien, Würtemberg rc. in einer Konferenz zusammengetreten, um die Frage und die Mittel zu berathen:

wie der Unzulänglichkeit des Sanitätsdienstes bei den im Felde stehenden Heeren abzuhelfen sei.

Diese Conferenz, zum weit überwiegenden Theil aus höheren Militär-Aerzten der oben genannten Länder bestehend, hat:

„In Erwägung, daß bei vielen Gelegenheiten das Unzureichende der Sanitäts-Anstalten im Kriege anerkannt worden,"

folgende Maßregeln vorgeschlagen:

Artikel 1. In jedem Lande besteht ein Comité, dessen

Sache es ist, in Kriegszeiten vorkommenden Falls durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel für die Gesundheitspflege in den Armeen mitzuwirken.

Artikel 2. Es können sich Abtheilungen, gleichviel in welcher Anzahl, zur Unterstützung des Comités bilden, welchem die Gesammtleitung angehört.

Artikel 3. Jedes Comité hat sich mit der Landes-Regierung Behufs der Genehmigung seiner Dienstleistungen eintretenden Falls in Verbindung zu setzen.

Artikel 4. In Friedenszeiten beschäftigen sich die Comités und Abtheilungen mit den Maßnahmen, sich zur Zeit des Krieges wahrhaft nützlich zu machen, namentlich damit, materielle Hülfsmittel aller Art vorzubereiten und freiwillige Krankenpfleger zu bilden und zu unterweisen.

Artikel 5. Im Fall eines Krieges leisten die Comités der kriegführenden Mächte nach Maaßgabe ihrer Mittel ihren betreffenden Armeen Hülfe; insbesondere organisiren sie freiwillige Krankenpfleger, stellen dieselben in Dienst und sorgen im Einverständniß mit der Militärbehörde für die Einrichtung von Räumlichkeiten zur Pflege der Verwundeten.

Sie können die Beihülfe der Comités, welche den neutralen Mächten angehören, nachsuchen.

Artikel 6. Die Comités senden in Folge der Aufforderung oder mit Genehmigung der Militairbehörde freiwillige Krankenpfleger auf das Schlachtfeld. Sie stellen dieselben sodann unter die Direction des Militair-Chefs.

Artikel 7. Die freiwilligen Krankenpfleger, welche bestimmt sind, den Armeen zu folgen, müssen durch ihre betreffenden Comités mit Allem, was zu ihrem Unterhalt erforderlich ist, versehen werden.

Artikel 8. Sie tragen in allen Ländern als gleiches Abzeichen eine weiße Armbinde mit einem rothen Kreuze.

Artikel 9. Die Comités und Abtheilungen der verschiedenen Länder können sich zu einem internationalen Kongresse vereinigen, um ihre Erfahrungen gegenseitig mitzutheilen und sich über die Maßnahmen, welche im Interesse des Werkes zu ergreifen sind, zu verständigen.

Artikel 10. Der Austausch der Mittheilungen zwischen den Comités der verschiedenen Nationen geschieht vorläufig durch Vermittelung des Genfer Comités.

Dieses Comité besteht zur Zeit aus folgenden Personen: General Dufour, Präsident, Gustave Moynier, Präsident der Société d'utilité publique, Dr. Maunaire, Dr. Appia, Henry Dunant, Sekretair.

Abgesehen von den obigen Resolutionen spricht die Konferenz folgende Wünsche aus:

A. daß die Staatsregierungen den Comités, welche sich bilden werden, ihren hohen Schutz verleihen und ihnen die Ausführung ihres Vorhabens so viel wie möglich erleichtern mögen,

B. daß zur Kriegszeit durch die kriegführenden Nationen für die Feldlazarethe und Hospitäler eine Neutralitäts-Erklärung ausgesprochen werden möge und dieselbe gleichmäßig in möglichst umfangreicher Weise auch auf das offizielle Sanitätspersonal, die freiwilligen Krankenpfleger, die Bewohner des Landes, welche den Verwundeten zu Hülfe kommen werden, und auf die Verwundeten selbst ausgedehnt werden möge,

C. daß man ein gleiches Unterscheidungszeichen für das Sanitätspersonal aller Armeen oder doch wenigstens für diejenigen Personen, welche bei einer Armee zu diesem Dienste bestimmt sind, anerkennen möge, daß eben so in allen Ländern eine gleiche Fahne für die Feldlazarethe und Hospitäler angenommen werden möge.

Obgleich von Seiten der preußischen Regierung, so weit dies im Verwaltungswege möglich ist, seit vielen Jahren die wirksamste Fürsorge für die militärische Lazareth- und Krankenpflege stattfindet, so daß der gegenwärtige Zustand dieser Einrichtungen anerkanntermaßen eine hervorragende Stelle unter denen der europäischen Staaten einnimmt, so ist doch eben so sehr anerkannt, daß zu seiner Ergänzung und Unterstützung durch patriotische freiwillige Thätigkeit, wie überall, so auch bei uns, das Bedürfniß obwaltet.

Aus diesem Grunde haben sich die Unterzeichneten zu einem Comité vereinigt, welches sich die Aufgabe stellt: Vereine zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger zu bilden.

Se. Majestät der König und Ihre Majestät die Königin haben Allerhöchst Ihre lebhafte Theilnahme an diesem Unternehmen auszusprechen geruht.

Die Aufgabe des Vereins ist, im Anschlusse an die bereits bestehende militärische Lazareth- und Hospitalpflege den verwundeten und erkrankten Kriegern im Felde in geordneter und sicherer Weise Beistand und Pflege zu gewähren und dazu in Friedenszeiten die geeigneten Vorbereitungen zu treffen.

Zu dem Ende hat das Comité folgende allgemeine Bestimmungen für die Organisation dieser Vereine vorläufig festgestellt:

§. 1. Der Vereinszweck ist: in Kriegszeiten die Militärverwaltung in der Pflege der im Felde Verwundeten und Erkrankten zu unterstützen.

§. 2. Zur Förderung desselben wird zunächst ein Central-Verein gebildet, welcher in Berlin seinen Sitz hat.

§. 3. Außerdem sollen im ganzen Lande Provinzial- und Lokalvereine gebildet werden. Dieselben sollen bei selbstständiger Thätigkeit in ihrem Bezirke in Verbindung mit dem Centralverein treten und bleiben, um durch Theilnahme an den demselben zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln eine möglichst einheitliche Wirksamkeit zu erreichen.

§. 4. Die Wirksamkeit der Vereine besteht:

1) in Friedenszeiten darin, daß sie die für einen Kriegsfall erforderlichen Vorbereitungen zur Pflege der Verwundeten und Kranken treffen, also: a. Geldmittel sammeln, b. das nöthige Material anschaffen, c. Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen ausbilden, d. sich mit bestehenden geistlichen oder weltlichen Genossenschaften zur Krankenpflege, für die Zwecke des Vereins in Verbindung setzen;

2) in Kriegszeiten darin, daß sie a. nach vorgängigem Einvernehmen mit der Militair-Verwaltung Lazarethe in der Nähe des Kriegsschauplatzes errichten, oder dieselbe in deren Einrichtung unterstützen, b. Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen entsenden, welche

unter den Militairbehörden stehen, aber auf Kosten des Vereins unterhalten werden, c. durch ihr Personal bei der Fortschaffung der Verwundeten vom Schlachtfelde Hülfe leisten, d. die Vorräthe der Lazarethe und Ambulancen an Verbandmaterial und Nahrungsmitteln zur Pflege und Erquickung der Kranken durch Zusendungen verstärken, e. die Hülfe der unter 1 d. oben gedachten Vereine in Anspruch nehmen.

§. 5. Das unterzeichnete Comité bildet vorläufig den Vorstand des Central-Vereins. Dasselbe ergänzt sich zur definitiven Uebernahme der Geschäfte dieses Vorstandes bis auf die Zahl von 25 Mitgliedern.

§. 6. Diesem Vorstande des Central-Vereins liegt zugleich ob:

die Bildung von Provinzial- und Lokal-Vereinen zu fördern, ihre Wirksamkeit durch seine Verbindung mit den Central-Behörden in Berlin und mit den auf dem Kriegsschauplatz befindlichen königlichen Sanitäts-Behörden zu erhöhen, indem derselbe die Vereine von den zu beschaffenden Bedürfnissen und den Orten, wo die Hülfe nöthig ist, unterrichtet, und ihnen zu deren Beförderung u. s. w. seine Kräfte und Mittel darbietet,

bei denjenigen Einrichtungen, welche, wie z. B. die Ausbildung von Krankenpflegern und Krankenpflegerinnen, sich vorzugsweise nur in großen Städten erreichen lassen, den Provinzial- und Lokal-Vereinen hierbei behülflich zu sein, die Gesammt-Uebersicht über die Thätigkeit der einzelnen Vereine durch Correspondenz mit ihnen zu erhalten und periodische Rechenschaftsberichte hierüber zu veröffentlichen.

§. 7. Dem Vorstande bleibt vorbehalten, aus Vereinsmitgliedern einen Central-Ausschuß zu bilden, welcher seinen Sitz in Berlin hat, und in einzelnen Abtheilungen die Bearbeitung der verschiedenen Geschäftszweige unter der Oberleitung des Comités bewirkt.

§. 8. Der Eintritt in den Central-Verein steht Jedem frei. **Mitglied** des Vereins ist: a. wer dem Verein seine persönliche Thätigkeit durch Betheiligung an den Geschäften desselben zu widmen, oder b. einen jährlichen regelmäßigen Beitrag von mindestens zehn Silbergroschen zu leisten sich verpflichtet.

Als **Wohlthäter** des Vereins werden diejenigen bezeichnet, welche demselben einmalige Gaben zuwenden.

Den Provinzial- und Lokal-Vereinen bleibt überlassen, in ihre Spezial-Statuten etwanige anderweite Bestimmungen in dieser Beziehung aufzunehmen.

§. 9. Der Vorstand des Central-Vereins setzt sich mit den Comités der übrigen Länder, und zwar zunächst durch das in Genf bestehende Comité in Verbindung.

§. 10. Der Verein schließt sich den von der internationalen Conferenz zu Genf geäußerten Wünschen an, welche dahin gehen: Siehe oben unter A. B. C.

Der Verein erachtet es für seine Aufgabe, die Verwirklichung dieser Wünsche seiner Seits nach besten Kräften anzustreben und zu unterstützen.

Der Patriotismus des preußischen Volkes wird, so hoffen wir, zumal unter dem zur Aufopferung anregenden Eindrucke dieser Zeit, die Bestrebungen der Regierung auf diesem Gebiete durch Betheiligung an einem Unternehmen unterstützen, dessen Bedürfnisse nicht allein von einem lebendigen **Gefühl für die Milderung der Leiden und Opfer des Krieges empfunden, sondern von dem einstimmigen Urtheil sachverständiger Autoritäten aus allen europäischen Ländern als ein praktisches und dringendes anerkannt worden ist.**

Berlin, den 17. Februar 1864.

Das Comité.

Ehre und Sühne.

(Schluß.)

Diese Mißachtung der Spielleute war in der Vorzeit groß, denn eine Art Rechtlosigkeit war mit der Ehrlosigkeit verbunden. Dieselbe bezog sich hauptsächlich auf die Unfähigkeit, zu gerichtlichen und andern Ehrenämtern gewählt zu werden; sie konnten nicht als Schöffen zu Gericht sitzen, nicht als Zeugen die volle Glaubwürdigkeit beanspruchen, nicht durch einen bloßen Reinigungseid eine wider sie erhobene Klage entkräften. In Bezug auf Hab und Gut wurde ihnen unparteilich Recht gemessen. Nur in Hinsicht auf Injurien war ihr Recht, im wörtlichen Sinne, etwas schattenhaft. Die ganze Genugthuung nämlich, die einem unverdient gekränkten Spielmanne zu Theil werden konnte, bestand lediglich darin, daß man ihm den Schatten seines im Sonnenschein gegen die Wand gestellten Beleidigers Preis gab. Sothanem Schattenbilde durfte er dann einen Schlag an den Hals geben, so derb wie er's vermochte und vertragen konnte, woranf das ihm zugefügte Unrecht gebüßt war. Wer Gut für Ehre nahm, dem war auch Ehre nur ein Schatten, darum mochte er sich bei Kränkungen an den Schatten halten und in der dürren Symbolik seine Genugthuung finden.

Wir übergehen die geschichtliche Darstellung der Art und Weise, wie diese Spielleute im Laufe der Jahrhunderte allmählich zur Duldung oder gar zu Ansehn gelangten und wie selbst ein ehrenhafter Künstlerstand aus ihnen sich erhob, während ein gut Theil, wenn auch nicht rechtlich, so doch faktisch, bis zur Stunde die volle bürgerliche Werthschätzung noch lange nicht erreicht hat. In gewissem Maße trifft das auch die den Spielleuten dereinst zugerechneten **Schauspieler**, die, Operisten sowie Komödianten, ehemals in ganz allgemeiner Mißachtung standen. Galten sie doch im 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts noch immer als Gaukler und Histrionen, denen zwar keine Infamie, aber doch die altdeutsche Unehrlichkeit noch immer anhaftete. Friedrich Wilhelm I. setzte in einem Edikt vom 28. Januar 1716 „Marktschreier, Gaukler, Seiltänzer, Riemenstecher, Glückstöpfer, Puppenspieler, Komödianten u. dergleichen Gesindel, die im Lande nicht geduldet werden sollen“ in eine Klasse. Zu Hamburg sind Schauspiele nachweislich schon im 13. Jahrhundert aufgeführt. Die feststehenden Ausgabeposten in den ältesten Kämmerei-Rechnungen für fremde Schauspieler beweisen es, daß man das Schauspiel damals gewissermaßen als zum Staatshaushalt gehörig betrachtete, was freilich in dem geistlichen Gegenstande und Zwecke desselben seinen triftigen Grund hatte. Neben jenen fremden Histrionen und Mimen, welche dort zur Fastenzeit die Passionsspiele,

oder zur Adventszeit Darstellungen der heiligen Nacht zur Anschauung brachten, kommen im 15. Jahrhundert auch Schauspieler vor, die im Dienst und Solde der Stadt standen, und denen man, andern Stadtdienern gleich, jährlich um Pfingsten ein Convivium zu geben pflegte. Aber unerachtet solcher Gunst und des gebührlichen Quontums Bühnenapplauses hat man ihnen sicherlich keinen Schatten bürgerlicher Achtung gezollt, wie denn auch kein Beispiel nachzuweisen ist, daß Spielleute dieser Art das Bürgerrecht gewinnen durften. Mit dem Aufhören der geistlichen Spiele sanken unzweifelhaft ihre Darsteller noch tiefer in Verachtung, da sie des klerikalen Schutzes und ihre Stücke des biblischen Kernes entbehrten, während das an die Stelle gesetzte Drama nur zu oft nichts war, als ein ungenießbares Produkt bodenloser Gemeinheit mit unmotivirten Tugendphrasen.

Nicht nur kommen Fälle vor, in denen schwer erkrankten Komödianten kein Geistlicher das Abendmahl hat reichen wollen, sondern sogar in die romantische Sphäre der Herzensangelegenheiten drang die trennende Vorstellung vom unehrlichen Komödiantenstande. Der Bürgerssohn, welcher das Unglück hatte, sich in eine Bühnenheldin zu verlieben, that am vernünftigsten, wenn er gleich Anfangs auf das Glück der Ehe mit selbiger verzichtete und um ihre Schwesterliebe bat. War seine Neigung so passionirt geworden, daß sie ihn zu heimlicher Verheirathung hinriß, so durfte er seiner Ausstoßung aus gesammter ehrbarer Familie, nebst Vaterfluch und Enterbung, gewiß sein. Daß ein ehrsames Bürgermädchen einem Schauspieler Herz und Hand geloben könne, war geradezu undenkbar. Friedrich Ludwig Schröder, der große Künstler, soll das in seiner Jugend erfahren haben. Bei der Bühne zu Düsseldorf engagirt, lernte er die schöne Schulmeisterstochter eines benachbarten Dorfes kennen und lieben. Da seine Person und Unterhaltung ihr ersichtlich gefiel, so wagte er's, um ihre Hand zu werben. Wie groß aber war seine Demüthigung, als sie offen bekannte, daß sie ihn zwar als Menschen recht gern hätte, daß sie aber nun und nimmermehr einen Mann heirathen könne, dessen Beruf es sei, auf öffentlichem Theater — Possen zu treiben.

Bekanntlich hat sich nach und nach bei allen festen Bühnen ein ehrenwerther Künstlerstand herangebildet, und einige Künstler und Künstlerinnen sind so hoch gestellt, daß sie mit Dichtern und Fürsten auf den Höhen der Menschheit wandeln. Dennoch kommt bei dem Verhältniß des dramatischen Künstlerstandes zu den übrigen gebildeten Ständen noch immer viel auf die Persönlichkeiten an, und eine gewisse Isolirung wird niemals von ihm zu trennen sein. Es sind längst keine Ehrbegriffe mehr, die hierauf influiren, es sind andere Motive des Fernstehens, hauptsächlich: die unendlich große Verschiedenartigkeit der Lebensweise, der Lebensauffassung, des ganzen Ideen- und Wirkungskreises. Alle jene deutschen — und besonders norddeutschen — Naturen, welchen das Kundgeben ihrer Gefühle so schwer fällt, welche sich schämen Rührung zu zeigen und die zarten Regungen eines warmen Herzens oftmals in Kaltsinn, wenn nicht gar in Grobheit kleiden, betrachten das Hervortreten der Innerlichkeit bei Andern entweder als eine Affektation, aber als eine peinliche Exaltation; und wenn sie auch durch das Darstellen solcher Dinge auf der Bühne sich unterhalten lassen, so können sie doch den mit fremden Gesinnungen prunkenden Darstellern zwar großen Bühnenapplaus, aber schwerlich ihrem Berufe die volle mitbürgerliche Hochachtung zollen. Der Contrast im Innern des Bühnenkünstlerlebens zwischen der eigenen lustigen Stimmung und der dargestellten tiefen Trauer, zwischen der empfundenen Sorge, Betrübniß, Verzweiflung und der dargestellten Glückseligkeit, mithin diese Art geistiger Unfreiheit, mag bei Vielen nicht recht zum klaren Verständniß kommen, sonst würde man die Bühnenkünstler mehr beklagen, als wegen ihres Ruhmes glücklich preisen.

Wäre die Bühne wirklich ihrem Ideal entsprechend, eine Anstalt zur wahren Veredlung des Menschengeschlechtes durch die Kunst, so würden wir die ihrem Beruf also auffassenden Künstler um so höher schätzen müssen, als uns jener nie abzuweisende Conflikt immer als ein großes Opfer philanthropischer Selbstverleugnung erscheinen würde. Wo aber die Bühne besten Falles nur unterhält und ergötzt, wo des Künstlers Lebenszweck nur den Beifall der amüsirten Menge zum Ziel hat, da treten auch die übrigen Schattenseiten des Künstlerstandes, die leichte Verführbarkeit zu allen Eitelkeiten und Aeußerlichkeiten des Daseins, desto greller hervor, da liegt der Vergleich mit den alten Spielleuten: „die Gut für Ehre nehmen, und sich für Geld zu eigen geben," nicht gar zu fern.

Diese unverkennbare Kluft, die den isolirten Stand der Bühnenkünstler von den übrigen gebildeten Gesellschaftsklassen trennt, wird erhöht durch die ihnen eigene stete Beschäftigung mit eingebildeten Zuständen und deren effektvoller Darstellung, um welche sich ihr ganzer Gedankenkreis drehen muß. Sie leben auf Brettern, welche die Welt bedeuten, wir auf Grund und Boden, welcher die Welt ist. Sie sind mit all ihrer Kunst resp. Kunstfertigkeit abhängig von den Conjunkturen, die den Marktpreis dessen bestimmen, was gefällt, was die Theater füllt und den Beifall der Menge oder der Zeitungskritiker einträgt. In diesen Conjunkturen allein steht nur zu oft für sie das höchste Gesetz und alle zehn Gebote. Die Versuchung dazu ist sehr groß; doppelt ehrenhaft freilich die seltenen Fälle, in denen dieser Versuchung Widerstand geleistet und mit der Künstlerehre die Menschenehre gerettet wird. Zu dem Allen kommt die kosmopolitische Beweglichkeit der Bühnenkünstler. Noch immer zu einer Art Heimathlosigkeit genöthigt, leben sie nur oberflächlich in dem Gemeinwesen des deutschen Bürgerthums, in dessen Inneres sie niemals einbringen können, in dessen Realität sie nicht hineinpassen. Wie schwer fällt es einer Bühnenheldin, sich an der Seite eines ihrem Berufe nicht zugehörigen Gatten in dessen Lebens- und Familienkreis hineinzufinden. Um das zu lernen, das zu können, dazu gehört eine seltene Fülle geistiger und sittlicher Lebenskraft und eine Entwickelungsfähigkeit, die fast eine Neugeburt möglich machen muß. Wie manche kehrt auch aus dieser Schule, die sie schlecht bestanden, zur Bühne zurück, deren erregender, berauschender Glanz sie zu mächtig lockt. Wo aber so wenig Gleichartigkeit der wichtigsten und tiefsten Interessen des äußeren und inneren Lebens ist, da ent-

steht und bleibt leicht eine bedenkliche und unausfüllbare Kluft.

Wir brechen ab in dieser Erörterung, in der wir Otto Benecke's Ausführungen kurz zusammengefaßt und nur hier und dort Eigenes hinzuzufügen uns erlaubt haben. Möchte das Mitgetheilte zu weiterem Nachdenken anregen und Manchem der Wegweiser zu dem trefflichen Buche sein, dem wir gefolgt sind! g.

Ueber die Schley und weiter.

Ein Hurrah für den Prinzen!
Betrogen ist der Feind,
Beschossen ward Missunde,
Und Arnis war gemeint.

Der Prinz, der ist gegangen
Bei Arnis über die Schley,
Hurrah! ihr blauen Jungen,
Wie sind auch dabei!

Das war in tiefer Stille,
Das war in Schnee und Nacht,
Da rückte an das Ufer
Des Königs von Preußen Macht.

Nur die Brigade Röder,
Die fuhr in Kähnen vorauf
Und nahm in Angeln drüben
Des Feindes Fährte auf.

Die Brücke war geschlagen,
Der Prinz, wie immer, voran,
Und all die Seinen folgten
Jubelnd Mann für Mann.

Darob ein bleich Entsetzen
Das Dänenheer durchflog,
Sie rissen vom Danewerke
Eilend den Danebrag;

Sie jagten wild von dannen,
Da war's schon halbe Flucht,
Sie liefen sich außer Athem
Nach Flensburg an der Bucht.

Und wären sie nicht geflohen,
Sie wären gefangen und todt,
Es war ihnen schon gebacken
Allen das letzte Brod.

Sie flohen voll Hast zur Küste
Und wußten nicht, wie's geschah,
Da waren, wie's Donnerwetter,
Der Prinz und die Preußen da;

Sie stürmten brausend zum Meere,
Sie schnitten den Fluchtweg ab —
Und warfen Dänemarks Wehre
Zerbrochen in's blutige Grab.

George Hesekiel.

Vermischtes.

Zu Aurich in Hannover hat sich vor Kurzem ein Comité zur Stiftung eines Krankenhauses gebildet, welches der Erinnerung an den am 12. November 1813 verstorbenen Dr. Johann Christian Reil, Professor der Medicin an der Universität Berlin und Director der preußischen Kriegs-Lazarethe, gewidmet sein soll. Reil war ein geborener Ostfriese und starb zu Halle an der Saale, in Folge der aufopfernden Thätigkeit für die in der Schlacht bei Leipzig Verwundeten, am Typhus.

Der „Christliche Männer-Kranken-Verein" in Berlin hat seinen dreißigsten Bericht über das verflossene Jahr veröffentlicht, der ergiebt, daß von den Vorstehern und Hilfsvorstehern des Vereins circa 10,000 Krankenbesuche gemacht worden sind. 177 Kranke befanden sich durchschnittlich fortwährend in Pflege des Vereins. 123 Besuchte sind gestorben, 42 in Krankenhäuser befördert, 290 genesen und 129 in Pflege geblieben. „Die Hauptsache, die der Verein den Kranken zu bringen hat", sagt der Bericht, „ist der Trost des Evangeliums"; außerdem wurde er durch die Mildthätigkeit seiner Mitglieder und Wohlthäter in den Stand gesetzt, 3410 Thlr. 20 Sgr. baare Unterstützungen, 36 Hemden, 18 Hosen, 20 Jacken, 40 Paar Strümpfe 2c. zu verabreichen; bei den Schwerkranken wurden 91 Nachtwachen unentgeltlich gethan; mehrere Kranke wurden von den dem Vereine angehörigen Aerzten unentgeltlich behandelt und erhielten freie Arznei. Die Einnahmen des Vereins während des Rechnungsjahres 1862/63 betrugen 6510 Thlr. 18 Sgr. 6 Pf. Die Ausgaben 4594 Thlr. 11 Sgr. 1 Pf.

In der vom Johanniter-Orden unterstützten kleinen Siechen-Anstalt der St. Jacobi-Gemeinde hierselbst sind im verflossenen Jahre durchschnittlich 6 1/12 Personen verpflegt worden. Die Kosten dafür betragen 798 Thlr. 11 Sgr. 1 Pf. Verstorben sind im Laufe des Jahres 2 Sieche und war der Bestand ultimo 1863 7 Sieche (1 Mann und 6 Frauen).

Nach einer Bekanntmachung d. d. Berlin den 13. Februar cr., der Frau Gräfin Stillfried-Alcántara geb. Gräfin Mettich, Dame des Johanniter-Malteser-Ordens, im Staatsanzeiger, ist es möglich geworden, in Folge der dazu von Rittern des genannten Ordens und von Katholiken, vornemlich der Provinz Schlesien, eingegangenen Beiträge (4731 Thlr.), 33 barmherzige Schwestern und vier barmherzige Brüder, resp. aus Trier, Breslau und Neiße, zur Pflege der verwundeten und erkrankten Krieger, nach Schleswig zu entsenden.

Aus Wien wird vom 14. d. M. gemeldet: Im Auftrage Sr. Kaiserlichen Hoheit des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzogs Wilhelm reisen heut der Comthur des Deutschen Ritterordens Heinrich Graf von Coudenhove, Oberst in der Armee, mit dem deutschen Ordenspriester Dominick Freyberg und 20 Ordensschwestern aus den Schlesischen Schwesterhäusern nach Schleswig,

um den verwundeten Kriegern in den Spitälern werkthätige Hülfe zu leisten, wobei mit Berücksichtigung der vor dem Feinde stehenden Oesterreichischen Truppen solche Schwestern gewählt wurden, die, wie der Ordenspriester, der Polnischen und Böhmischen Sprache mächtig sind.

Auch wird sicherem Vernehmen nach in der Deutschen Ordenscommende zu Troppau auf Kosten des Ordens ein Aufnahmespital für 35 Verwundete hergestellt.

Aus Altona wird uns mitgetheilt, daß gegen 200 weibliche Mitglieder krankenpflegender katholischer Congregationen successive durch diese Stadt passirt sind, um sich in die Lazarethe zu Rendsburg, Schloß Gottorf, Kiel, Flensburg rc. zu begeben. Den 17. d. M. früh reisten dort allein 20 barmherzige Schwestern auf der Eisenbahn nach Norden ab.

Auch einige barmherzige Brüder sind zur Stelle, und vier Alexianer-Brüder aus Aachen in Flensburg thätig.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens in Altona und Flensburg.

In Nummer 7 dieses Blattes ist bereits mitgetheilt worden, daß die Einrichtung eines zweiten Ordens-Kriegs-Hospitals in Flensburg vorbereitet wird.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister hat diese weitere Ausdehnung der Ordensthätigkeit um deshalb angeordnet, weil Altona jetzt zu entfernt vom Kriegsschanplatze liegt, um irgend schwer Blessirte, die bei den bevorstehenden Kämpfen um die Düppler Schanzen leider nicht ausbleiben werden, dorthin zu transportiren, Flensburg dagegen der letzte Ort an der Eisenbahn und die nächste größere Stadt am nördlichen und östlichen Kriegsschauplatze ist. Das Kriegshospital in Altona wird hinfort nur Verwundete und Kranke aufnehmen, deren Uebersiedelung ohne jedes Bedenken stattfinden kann.

Ende dieser Woche dürfte die Einrichtung des Hospitals in Flensburg zu 50 Betten durch die Frau Oberin von Bethanien, die sich mit neun Diakonissinnen schon seit dem 15 d. dort befindet, vollendet sein. Die Schwestern werden auch die Pflege in demselben ausüben und außerdem noch in drei Militair-Hospitäler daselbst thätig sein.

Die Leitung übernimmt der Ordens-Canzler Graf zu **Stolberg**, an dessen Stelle in Altona bereits seit dem 17. d. der Ehrenritter Oberst a. D. **von Bonin** getreten ist. Außerdem wird der Ehrenritter Hauptmann a. D. **Friedrich von Alvensleben** seine Dienste dieser neuen Anstalt widmen.

Belegt sind im Altonaer Hospitale zur Zeit 37 Betten, nachdem 1 Preußischer Offizier (Premier-Lieut. von St.) dasselbe als genesen verlassen hat, und zwar: mit 3 Oesterreichischen Offizieren, 2 Feldwebeln, 4 Cadetten, 4 Corporalen und 14 Gemeinen, sowie mit 3 Preußischen Offizieren, 6 Gemeinen und 1 Eisenbahnbeamten. Ein Oesterreichischer Soldat wird binnen Kurzem geheilt entlassen werden. Von den Verwundeten haben 14 Knochenverletzungen; 4 davon liegen noch bedenklich danieder, während die andern Verwundungen in Fleischwunden der Arme, Beine und des Gesichts bestehen. —

„Sehr schätzenswerth", schreibt man aus Altona, „ist das Hospital, ist die entgegenkommende Gefälligkeit des Königlich Hannoverschen derzeitigen Stadt-Commandanten, Oberst-Lieutenant **Flöcher**, sowie des städtischen Polizei-Meisters **Vogler**, und in hohem Grade achtbar der bei der Masse des Volkes zu Tage tretende menschenfreundliche Sinn, welcher in werkthätiger Weise beim Transport schwer Verwundeter uns zu statten kam. In der einen Nacht, wo wir die Tragekörbe wiederholt benutzen mußten, streute man, weil es sehr glatt war, auf dem Wege von der Eisenbahn zum Hospital (circa 500 Schritt) unaufgefordert Sand. Mit den Händen und Taschentüchern trug man die Erde dahin wo es besonders nothwendig. —"

Für das Ordens-Kriegs-Hospital in Altona sind bis Sonnabend den 20. d. ferner eingegangen:*)

1. **Geldgeschenke.**

Vom Kammerherrn von Döring auf Setzin 8 Dukaten (25 Thlr. 10 Sgr.); vom Regierungs-Rath a. D. Freiherrn von Schnehen auf Klützow 50 Thlr.; vom Landschafts-Director von Prittwitz auf Casimir 10 Thlr.; vom Rittmeister a. D. von Wedell-Bneghagen auf Pumptow 12 Thlr.; vom Major aggreg. der 3. Artill.-Brigade von Scheliha 10 Thlr.; vom Landstallmeister von Götzen zu Gradiß 25 Thlr.; vom Herrn Georg von Arnim zu Insterburg 5 Thlr.; von B. von W. zu Rothenow 5 Thlr.; durch den Landrath von Klützow in Landeshut 80 Thlr.; vom regier. Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode 200 Thlr.; durch den Landrath von Klützow in Landeshut von Ungenannt 50 Thlr.; von Frau von L'Estocq geb. v. Magnus in Potsdam 15 Thlr.; vom Major a. D. von der Gröben in Paln.-Lissa 25 Thlr.; durch den Major und stellvertr. Bataillons-Kommandeur von Böhn in Stendal 19 Thlr.; vom Kammerherrn v. Parpart auf Schloß Chartreuse i. d. Schweiz 50 Thlr.; vom Grafen Moritz zu Bentheim-Tecklenburg in Würzburg 25 Thlr.; vom Fürstlich Lippe'schen Kabinetsminister von Oheimb in Detmold 50 Thlr.; vom Oberst a. D. von Langenn auf Kittlitz 25 Thlr.; vom Kammerherrn von Seydlitz auf Pilgramshain 25 Thlr.; von einem alten Soldaten in Königsberg i. Pr. 5 Thlr.; von den Geschwistern Fiedler in Sonnenburg 2 Thlr.; von Frau Bastian in Sonnenburg 1 Thlr.; vom Standesherrn Grafen zu Salms-Baruth auf Baruth 100 Thlr.; von den Frauen und Jungfrauen des Lesekränzchens zu Gatersleben bei Quedlinburg 43 Thlr.; vom Premier-Lieutenant im Ingenieur-Corps von Spankeren zu Soorionie 10 Thlr.; vom Freiherrn Hiller von Gaertringen auf Gr. Klonia 10 Thlr.; vom Literaten O. Meslin zu Gr. Klonia 1 Thlr.; von Ihrer Durchlaucht der Frau Prinzessin zu Hohenlohe-Ingelfingen in Koschentin 200 Thlr.; vom Premier-Lieutenant im 3. Garde-Ulanen-Regiment Freiherrn von Zedlitz-Neukirch 50 Thlr.; von Frau von Arenstorff und deren Sohn auf Oyle in Hannover 25 Thlr.; von der Schützengilde zu Landeshut in Schlesien 16 Thlr.; vom Fürstlich Lippe'schen Hofjägermeister a. D. Freiherrn von Donop zu Detmold 25 Thlr.; von v. B. auf M. 10 Thlr.; vom Major im Lithauischen Ulanen-Regiment Nr. 12 von Raumer 5 Thlr.; vom Landraths-Amte zu Lublinitz 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge: 4330 Thlr. 2 Pf.

2. **Charpie, Verbandgegenstände rc.:**

Vom Grafen Carl von Harrach hierselbst, 6 Roßhaarmatratzen, 6 dergl. Kissen, 6 wollene Decken, 12 Bettlaken und 12 Hemden; vom Oberst Freiherrn von Rheinbaden hierselbst; Ungenannt, Poststempel Lübbenau; in der Stadt Lübbenau und in der dortigen Kinder-Bewahranstalt gesammelt; von Freiherrn von Seherr-Thoß auf Schollwitz; von Frau von Hackewitz geb. von Voigts-Rhetz auf Waschow (2. Sendung); von Frau Oberst von Ohlen und Adlerskron, Frau von Holwede,

---

*) Obwohl bisher eine Aufforderung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters zur Einsendung von Geldbeiträgen für das Ordens-Kriegs-Hospital in Altona nicht ergangen ist, eine solche auch nicht beabsichtigt wird, so ist die Ordens-Kasse hierselbst doch — wie schon aus den vorstehenden Quittungen hervorgeht — autorisirt, Geldgeschenke zu diesem Werke in Empfang zu nehmen, zumal die Mittel des Ordens durch die Einrichtung eines zweiten Kriegs-Hospitals in Flensburg in erhöhter Weise in Anspruch genommen werden und deshalb Beihilfen, in Rücksicht auf die anderweiten großen Verpflichtungen desselben, **sehr willkommen** sind.

Frau Hänisch, Fräulein von der Bourg, Frau von Rönne, Frau Hauptmann Sander und Frau Hauptmann Richter zu Glogau; von Frau Dorothe v. O. in Görlitz; von Frau Gräfin von Finckenstein geb. Gräfin von Konitz auf Schönberg; durch Se. Durchlaucht den Prinzen Carl zu Hohenlohe Landrath in Lublinitz (5 Sendungen); durch Rittmeister a. D. Freiherrn von Ascheberg in Dresden: von Frau Kaiser, Frau Geheime-Räthin Hänel, Fräulein Töpfer, Frau von Sahr, Ungenannt, Frau Legations-Räthin Uedel, Fräulein Kodes, Frau Kappherr, Frau Baronin von Ascheberg, Frau Moritz Tode, J. Durchlaucht der Prinzessin zu Holstein, Frau Präsidentin von Gersdorff und Frau von Otto; vom Kaufmann Heinr. Müller in Crefeld; vom Herrn von Alusloweli in Kosten; vom Freih. v. Maltzan auf Gr. Luckow; durch den Magistrat in Arendsee, von einem Comité patriotischer Bürger daselbst; vom Schloßhauptmann von Buch auf Schloß Stolpe; vom Kammerherrn von Döring auf Setzin; von Frau Geheime-Räthin Märcker geb. Freiin von Aufseß hierselbst; von Frau Baronin von Rosenberg geb. Freiin von Mecklenburg zu Waldenburg; Ungenannt, Poststempel Potsdam; von Frau Generalin von Dobeneck hierselbst; von Frau Gräfin zu Solms-Baruth hierselbst; von Frau von Loos hierselbst; Ungenannt, Poststempel Zeitz; vom Regierungs-Rath Freiherrn von Duering zu Saarbrücken; durch Grafen von der Schulenburg-Lieberose: von Hausgenossen, sowie von Frauen und Kindern in Lieberose; Ungenannt, Poststempel Briesen i. d. Mark; von Frau Generalin von Kirchbach zu Posen; vom Regierungs-Rath Freiherrn von Schnehen auf Kützlow; vom Landrath von Brauchitsch zu Danzig; von Frau von Wedell-Burghagen geb. von Lanaw auf Pumptow (2. Sendung); durch Rittmeister a. D. von Bassewitz auf Liebenow; von Fräulein Emilie Orany hierselbst; von Frau Kampffmeyer hierselbst; vom Fräulein von Schladrendorff hierselbst; von Frau Generalin von Ronch geb. Gräfin von Moltke hierselbst; Ungenannt, hierselbst; von Frau Majorin von Erhardt geb. Freiin von Knobelsdorff hierselbst; von Frau von Waldau hierselbst; von Frau Gräfin zu Dohna geb. Freiin Hiller von Gaertringen hierselbst; von Fräulein von Schütz hierselbst; durch Frau Generalin von Walsleben von Frauen und Kindern der St. Matthäi-Gemeinde hierselbst; von Fräulein Hermine von Oppenfeld hierselbst; von der Schuljugend in Friedebergschbruch bei Friedeberg i. d. Neumark; von Frau Gräfin von Haslingen geb. von Ziegler-Klipphausen zu Görlitz (auch 4 Flaschen Saft und 2 Büchsen Gelée); vom Oberpräsidenten a. D. von Beurmann auf Oppin (auch 11 Hemden); von Frau Landräthin von Platen, auf Reischwitz (2. Sendung); von Frau Gräfin von Häseler hierselbst; von Frau Gräfin zu Lynar geb. Gräfin zu Solms-Baruth auf Gr. Benchow (2. Sendung); vom Freiherrn von Hausen auf Pahsen; von Frau von Katte hier; durch Oberhofmeister Freiherrn von Uechtritz in Meiningen (2. Sendung); durch Rittmeister Freiherrn von Ascheberg in Dresden von: Frau Warbes, Frau Oberammann Schröder, Frau Buhrig, Frau Endell, Frau Majorin Ziegner, Frau Obermarschallin Gräfin zu Dohna-Wundlack, Frau Gräfin von Hohenau-Albrechtsberg, Frau Oberst von Cosel, Fräulein Schmidt, Fräulein Weichel, Frau Oberst Gontard, Frau von Tempsky, Frau Gräfin von Maltzahn-Peyritz, 5 Packete anonym, Frau von Ascheberg (2. Lieferung), Frau Gräfin von Hohenau-Albrechtsberg (2. Lieferung), Fräulein Kopp, Frau von Reuß, Frau Kayser, Besitzerin des Hôtel Bellevue (2. ansehnliche Lieferung), Frau Geheime-Räthin Troppaneger, sämmtlich in Dresden; von Frau von Willisen geb. von Trotha in Dessau; von Frau Generalin von Tümpling in Frankfurt a. O.; von Frau Geheime Räthin Jänsch zu Neuwied; von Sr. Durchlaucht dem Prinzen Gustav zu Ysenburg-Büdingen in Hannover; von Fräulein Agathe Hänel in Magdeburg; von Frau Gräfin von Willamowitz-Möllendorff auf Gadow; vom Inspektor Stadwasser in Gnadau; von Frau v. d. Schulenburg geb. von Lattorff auf Propstei Salzwedel; von Frau von Könmann geb. von Mansberg auf Worlitz, von Fräulein von Zitzewitz zu Stolp; von Frau Rheinus geb. Lüder in Gr. Salze; von Fräulein von Elensteen zu Neustadt-Eberswalde; von Frau Michaelis geb. Koch daselbst; von Herrn von Heydebrand auf Klein Tschnakove; von Herrn von Dewitz zu Cöslin; von Frau von Studnitz geb. von Blacha zu Münsterberg; vom Superintendenten Kuntzemüller zu Havelberg; von Frau von dem Knesebeck auf Tilsen (Decken und Hemden); von Frau von Plotho geb. von Ziegler auf Parey; von den Confirmanden des Oberpredigers Rauh in Potsdam; vom Amtmann Meier in Schildesche; Ungenannt, Poststempel Krotoschin; durch Frau von der Marwitz aus dem Lebuser Kreise; von verschiedenen Freunden in Cöthen; von Frau von Dewitz geb. von Maltzahn auf Wenndeck; vom Pastor Köhler zu Roggendorf; vom Kaufmann Fritsche in Landeshut; vom Sattler Geaning daselbst; vom Präsidenten von Seckt in Greifswald; vom Landrath von Brauchitsch in Genthin; vom Pastor Gaerne in Dereaburg; von einer Patriotin aus Stralsund; von Frau von Döring geb. Gräfin von Brockdorff auf Setzin; von Frau von Muschwitz in Dessau; viele Packete von Ungenannten; vom Hof-Spediteur Fischer hier; durch die Königliche Commandantur in Cüstrin von Frau Schmidt daselbst; Ungenannt, Poststempel Neustadt-Eberswalde; von v. P. zu Laskowitz; von Frau Regierungs-Räthin Ulrici hier; vom Major von Böhn zu Stendal; Ungenannt Berlin; vom Major von Dassel hierselbst; Geschwister Fiedler und Frau Bastian in Sonnenburg; Fräulein Elise von Lyncker in Danzig; von Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Eleonore Reuß geb. Gräfin zu Stolberg in Jänkendorf; Ungenannt Potsdam; vom Rittergutsbesitzer von dem Borne auf Berneuchen; vom Generallieutenant a. D. Grafen von Schlippenbach (außerdem 1 Kiste mit eingemachten Früchten rc.); durch Kammerherrn Grafen Ratibor von Wrschowetz von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich von Preußen, Höchstderen Dienerschaft, der Schule und von vielen Einwohnern zu Eller; vom Rentier Carl Müller hierselbst 6 Hemden; Ungenannt hierselbst; von G. v. B., Poststempel Frankfurt a. O.; Ungenannt Poststempel Potsdam; von A. v. K. zu Königsberg in Pr.; Ungenannt Poststempel Freistadt in Pr.; von Frau Maria von Sanden geb. von Hülsen auf Kaudonatschen; von Frau Moritz hierselbst; von Fräulein von Loos hiers. (2. Sendung); von Frau von Thielau geb. von Jagow auf Ogrose; vom Oberst a. D. von Kölichen zu Breslau (2. Sendung); vom Rittergutsbesitzer von Wedell auf Gerzlaw; von der Ortsbehörde zu Rüdersdorf (auch 4 Paar Unterbeinkleider); durch Lehrer Wille von der Schuljugend in Elsholz; von den Frauen und Jungfrauen des Lesekränzchens in Gatterslеben bei Quedlinburg; von Frau Gräfin von Zech-Burkersrode geb. von Krosigk in Leipzig; vom Major a. D. Grafen von Haslingen auf Reichenwalde; vom Rittergutsbesitzer Hermann Gamp auf Gr. Poppiow (auch 6 Gläser eingemachte Früchte); durch Rittmeister a. D. von Bassewitz auf Liebenow (3. Sendung); durch Rittergutsbesitzer von Pfuel auf Wilkendorf von Fräulein Elise Medes und Frau Gebhard daselbst; von Fräulein Hiller von Gärtringen zu Groß Klonia; vom Rittergutsbesitzer v. Pfuel auf Wilkendorf (4 wollene Decken); Ungenannt Poststempel Gr. Lessen; von Frau v. d. Lancken geb. Freiin v. Carnap-Barnheim auf Leantinenhof; Ungenannt, Poststempel Meiningen; vom Rittergutsbesitzer von Tauentzien auf Ballow; von Frau Baronin von Stenglin hierselbst; vom Majoratsbesitzer von Buggenhagen auf Buggenhagen; Ungenannt, Poststempel Rinteln; durch Kammerherrn von Seydlitz auf Pilgramshain von Frau v. Seydlitz auf Pilgramshain, Frau v. Unverricht auf Eisdorf, Frau Baronin von Tschammer auf Dromsdorf, Frau von Kramsta auf Gäbersdorf, Frau von Rohrscheidt zu Striegau, Frau Baronin von Richthofen auf Gr. Rosen und Buchhalter Rendel zu Gutschdorf; von Frau von Rotzmer geb. v. Wödtke zu Neidenburg; von Frau Landräthin von Platen auf Reischwitz (3. Sendung); Ungenannt, Poststempel Jauer; Ungenannt Berlin; vom Major und Landrath a. D. Freiherrn von dem Knesebeck auf Jühnsdorf; von Fräulein Elise Mittelstedt hierselbst; durch Frau Majorin v. Rockhausen in Naumburg a. d. S. von einem Damen-Comité daselbst; von Fräulein Kleseker hierselbst; vom Rittergutsbesitzer von Brockhausen auf Gr. Justow; durch Landrath von Brauchitsch in Danzig weitere Sendung (große Packete); von Frau Baronin von Maltzahn-Cumerow auf Cummerow.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 9. Berlin, den 2. März 1864. **Nr. 9.**

In Flensburg ist vom Johanniter-Orden ein Central-Depot für alle diejenigen Gegenstände angelegt, welche für Verwundete und Kranke dem Orden anvertraut werden. Zwei Brüder des Rauhen Hauses öffnen und sortiren die Zusendungen, welche nach erfolgter Anweisung den Lazarethen je nach Bedürfniß überbracht werden.

Ich bitte daher, alle etwaige Sendungen an das Central-Depot des Johanniter-Ordens in Flensburg zu adressiren, wobei ich jedoch bemerke, daß Charpie, Binden und alte Leinwand in umfassendster Weise vorhanden sind, wogegen es an brauchbarer Leibwäsche, an guten Matratzen und Bettbezügen noch fehlt; auch Wein, Chocolade, Tafel-Bouillon, getrocknetes Obst und Fruchtsäfte stets sehr willkommen sind.

Flensburg, den 26. Februar 1864.

Eberhard Graf zu Stolberg,
Canzler des Johanniter-Ordens.

Mittheilungen aus dem Protokolle über das am 20. Januar 1864 stattgehabte Kapitel des Johanniter-Ordens.

Dem Protokolle über das am 20. Januar c. vom Durchlauchtigsten Herrenmeister abgehaltene Ordens-Kapitel entnehmen wir, als zur Veröffentlichung geeignet, Folgendes:

Die dem Kapitel vorgelegte summarische Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Ordens im Jahre 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen — welche in der nächsten Nummer dieses Blattes mitgetheilt werden wird — ergiebt, daß in denselben 1509 Männer, 659 Frauen, 269 Kinder, zusammen 2437 Personen, 121,514 Tage verpflegt worden sind. —

Der zur Kenntniß des Kapitels gebrachte gemeinschaftliche Bericht des Ehren-Commendators Grafen von Bismarck-Bohlen und des Ober-Stabs-Arztes Dr. Wendt über die Besichtigung des Krankenhauses in Erdmannsdorf, in Folge Auftrags des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, — dessen Gründung dem Ehrenritter Landrath von Graevenitz zu danken und der demselben auch jetzt noch, nachdem es Eigenthum der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens geworden ist, mit größter Fürsorge als Curator vorsteht, — ergiebt, daß die Anstalt, von drei Diakonissinnen verwaltet, segensreich wirkt und Ausstellungen nach keiner Seite hin zu machen gewesen sind. —

Die Frage wegen des Fortbestehens des Ordens-Krankenhauses in Beirut ward eingehend berathen und führte zu dem Beschlusse: daß es in der bisherigen Weise auch ferner unterhalten werden soll. — Ungeachtet der bedeutenden Kosten, welche dasselbe der Ordens-Kasse bereits verursacht hat, ruht doch andererseits auf der Anstalt ein reicher Segen. Auf dem geschichtlichen Boden uralter Johanniter-Thätigkeit gegründet, ist es ein wichtiges Glied der protestantischen Wohlthätigkeits-Anstalten Syriens, das zugleich die nicht auf bloße locale Zwecke gerichteten Bestrebungen des Ordens dem Auslande thatsächlich vor Augen stellt.

Ein Beschluß über den Zeitpunkt: wann der Bau eines eigenen Gebäudes für diese Anstalt — die sich jetzt in einem gemietheten Hause befindet —, auf dem dem Orden eigenthümlich gehörigen, schön gelegenen und großen Terrain, das bereits mit einer stattlichen Mauer umgeben ist, begonnen werden soll, konnte in Rücksicht der jetzigen Zeitverhältnisse nicht gefaßt werden.

Eine unerwartete und deshalb um so dankbarer angenommene Beihilfe ist dem Orden für diese Anstalt dadurch zu Theil geworden, daß Seitens des hiesigen Hilfs-Comités für Syrien durch Zahlung von jährlich 320 Thlr. schon jetzt zwei Betten gestiftet worden sind. Ursprünglich hat das genannte Comité dieselben, gemäß seines Beschlusses vom 18. Juni 1862, nur in dem neu erbauten Hause stiften wollen, diesen Beschluß aber in Erwägung der großen Opfer, die Seitens des Ordens für das Hospital bereits gemacht worden sind, gegenwärtig dahin modificirt, daß die qu. 320 Thlr. sogleich, außerdem nachträglich auch noch für die Jahre 1862 und 1863 an die Ordens-Kasse ausgezahlt werden sollen. —

Das Resultat der Berathung über die Thätigkeit des Ordens für den Fall des Krieges ist inzwischen bereits durch Etablirung des Kriegs-Lazareths des Ordens für Verwundete und Kranke, ohne Unterschied des Ranges und der Confession, zu Altona, bekannt geworden.

Von dem in früherer Zeit gefaßten Beschlusse: die Johanniter-Ritter aufzufordern, sich zum Eintritt als

Offiziere in die Krankenträger-Compagnien zu melden, warb Abstand genommen. —

Für den erkrankten Commendator von Rochow berichtete der Ehren-Commendator Graf von Bismarck-Bohlen, daß der Convent der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens bereits in seiner Sitzung vom 12. December v. J. beschlossen habe: für den Fall kriegerischer Eventualitäten die an der Eisenbahn gelegenen Krankenhäuser in Jüterbog nud Stendal für die Aufnahme von Verwundeten bereit zu stellen und außerdem 1000 Thlr. aus der Kasse der Genossenschaft dafür darzubringen. —

Der Schlesischen Genossenschaft wurden als Beihilfe für ihr Krankenhaus in Reichenbach, zur Deckung des Kaufpreises eines neben demselben gelegenen und für dasselbe acquirirten Grundstücks, welches dem Hause unentbehrlich ist, 1000 Thlr. aus der Balley-Kasse bewilligt; alle übrigen Gesuche um Geldbeihilfen lehnte das Kapitel ganz oder doch für jetzt ab. —

Wenn die Zeitverhältnisse es gestatten, soll am Johannistage (24. Juni) dieses Jahres in Sonnenburg ein Ritterschlag stattfinden. —

Das Gesuch des Rechtsritters, Landrath a. D. von Kröcher auf Vinzelberg, zu gestatten, daß er eine Ansprache an die Mitglieder des Johanniter-Ordens in Sachen der Sonntagsheiligung richten dürfe, ward Seitens des Kapitels gern genehmigt und zugleich beschlossen, dieselbe außerdem im Ordens-Wochenblattr seiner Zeit zu veröffentlichen, auch Herrn von Kröcher die Anerkennung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters und des Kapitels dafür auszusprechen.

Der Sanitätsdienst in der Oesterreichischen Armee.

Ueber den gegenwärtigen Stand des Sanitäts-Dienstes in der Oesterreichischen Armee entnehmen wir der „Militair-Zeitung" das nachstehende Résumé:

„Ärztlicher Theil:

Die bestehende Anleitung zum ärztlichen Unterricht der Mannschaft der K. K. Sanitätstruppe, erschienen im Jahre 1854, wurde mit einer provisorischen Instruktion über die Art der von den Sanitätssoldaten während eines Gefechtes auszuübenden Hilfeleistungen ergänzt. Deren Inhalt enthält:

1. Die selbstständige Aufgabe des Sanitätssoldaten im Gefechte.
2. Das Aufsuchen der Verwundeten.
3. Das Verfahren mit wirklichen und scheinbar Todten während der Schlacht.
4. Die Untersuchung des Verwundeten und dessen Behandlung im Allgemeinen.
5. Die Blutstillung.
6. Verfahren des Sanitätssoldaten bei schweren Verletzungen des Kopfes, Rumpfes u. s. w.
7. Verfahren bei zerschmetterten Gliedern.
8. Die Ausmaß des Verbandzeuges des Sanitätssoldaten.
9. Die Aufgabe des Sanitätssoldaten auf der Hilfstation und dem Verbandplatze.

Ferner erschien eine eigene Instruktion für die Mannschaft der Infanterie-Brigade-Sanitätsabtheilung.

Nebst diesen wurde der Unterricht der verschiedenen Verbände und der Spitals-Wart-Personalbienst beibehalten.

Verwendung der Sanitätskompagnie in Friedenszeit.

Nach dem bestandenen System ist ein Drittel der Mannschaft mit dreimonatlicher Ablösung in den Spitälern und Marodehäusern als Wartpersonale kommandirt. Im Armeekorps-Bereich, bei welchem eine Sanitätskompagnie eingetheilt ist, hat selbe zur Verführung der Kranken und Reconvalescenten in jeder größeren oder vom Spital entfernten Station Detachements mit Fuhrwerken aufgestellt, um den Kranken- und Reconvalescententransport zu unterhalten — eine Maßregl, die gegen die früheren, wo die Kranken 8 bis 10 Stunden auf den landesüblichen, ganz offenen Fuhrwerken, allen Witterungseinflüssen ausgesetzt, und die oft nur mit Ochsen bespannt waren — allgemeine dankbare Anerkennung gefunden. (Vom Monat Mai bis August wurden bei 13,000 Mann im 7. Armeekorps-Bereich auf Sanitätsfuhrwerken überführt, welches bei früheren Verhältnissen eine Vorspannserforderniß von wenigstens 1300 halben Vorspannswagen ausmachte.)

Der Rest der Mannschaft hat den ärztlichen und militairischen Unterricht wie bisher bei der Kompagnie.

Verwendung der Sanitätskompagnie vor dem Feinde.

Diese wurde nach der Instruktion zur Besorgung des Sanitätsdienstes bei einer mobilen Armee behandelt und nach derselben die Verwendung der Sanitätskompagnie bei den heurigen Manövers gehalten.

Die Grundzüge derselben enthalten:

1. Theilung, der letzten Reorganisirung gemäß, jeder Sanitätskompagnie einschließlich aller ärztlichen Geräthe und Fuhrwerke in 5 Abtheilungen, und jeder dieser wieder in 2 gleiche Unterabtheilungen, wovon die eine für den Patrouillendienst in der Gefechtslinie, die andere für den Dienst auf dem Verbandplatze bestimmt ist.

2. In permanenter Zutheilung je eines solchen Fünftels zu jenen Brigaden, welche von dem Armeekorps, zu dessen Verband sie gehören, weit detachirt sind.

3. In permanenter Zutheilung eines Zehntels (für den Patrouillenbienst) für jene Brigaden, welche um das Armeekorps, zu welchem sie gehören, konzentrirt sind.

4. In Vermehrung jedes Fünftels um beiläufig 1 Offizier, 5 Unteroffiziere und 30 bis 60 Mann von jenen Infanterie-Regimentern und Jägerbataillonen einer Brigade, bei welcher eine Sanitätsabtheilung gleichzeitig, ob jetzt ein Fünftel oder Zehntel zugetheilt ist.

5. In den allgemeinen Dispositionen der Aerzte auf den Verbandplätzen u. s. w.

6. In der Bestimmung der Haltstationen, das ist der Platz, wo zuerst die Verwundeten aus der Gefechtslinie getragen und ihnen die erste Hilfe geleistet wird; sie soll circa 800 Schritte von der Gefechtslinie entfernt und wo möglich gedeckt sein.

Die Verbandplätze sollen beiläufig eine halbe Stunde von der Gefechtslinie errichtet werden, und wo möglich nur ein Hauptverbandplatz per Korps bestehen.

7. Während des Marsches hat jede Brigade 2 bis 3 Wagen für Leicht- und Schwerblessirte an der Queue der Kolonne zur Aufnahme der marschunfähigen Mannschaft.

Im Lager bildet die Brigade-Sanitätsabtheilung den Sammelplatz aller erkrankten Mannschaft und besorgt deren Abschiebung in die Spitäler. Alle erübrigte Mannschaft, Fuhrwerke u. s. w. bilden das Gros der Kompagnie, welche ihre Eintheilung in der Regel vor der Artilleriereserve hat.

Aus allem diesen ergiebt sich der Vortheil, daß kein Truppenkörper ohne Sanitätsabtheilung bleibt, daß der Patrouillendienst, sobald sich ein Gefecht engagirt, sich von selbst entwickelt, weil die hierzu bestimmten Abtheilungen (Punkt 3) schon an der Queue der Brigade marschirend, mit in's Gefecht gezogen werden, endlich die ärztlichen Kräfte nach den Principien der Theilung der Arbeit auf den Hauptverbandplatz geregelt sein werden.

8. Bezüglich der zu den Sanitätsabtheilungen zugetheilt werdenden Infanteriemannschaft wurde bemerkt, daß ihre Zahl eben ausreicht, um jene materiellen Dienste zu verrichten, welche keine besonderen Vorkenntnisse nöthig haben, während hierdurch die mehrjährig abgerichtete Sanitätsmannschaft ihrem eigentlichen Berufe folgen kann.

In dieser Weise dürfte in Zukunft der Sanitätsdienst im Felde geregelt, und nur der einzige, aber auch nicht zu behebende Anstand verbleiben, daß momentaner Mangel an Wartwägen eintritt, wenn gleich auch in dieser Richtung durch Aufstellung von neuorganisirten Ambulancen weitgreifende Reformen gemacht wurden. Die hierbei gemachten Erfahrungen sprechen entschieden gegen die Separatstellung der eingeführten Brigade-Sanitäts-Abtheilungen (wie sich der vorangezogene Artikel ausspricht), deren Dienst ausschließlich zwischen den Grenzen der Gefechtslinie und der Hilfsstation sein sollen, während die Sanitätskompagnie ihre Verwendung zwischen den letzteren und dem Verbandplatz findet.

Die Gründe hierzu sind:

1. Ist bei jedem Armeekorps absolut ein Kommandant über den gesammten Sanitätsdienst nöthig.

Der Generalstabschef hätte viel zu thun, wenn er vor einer Schlacht über alle diese vielseitigen, für ihn kleinlichen und für das Ganze so wichtigen Diensteseverrichtungen disponiren soll.

Er muß also ein Militairorgan haben, welchem er in kurzen Umeissen die Disposition geben kann, und dieses Organ muß vom Anfang bis zum Ende des Krieges die Fäden des Sanitätsdienstes in Händen behalten.

Es giebt in dieser Beziehung nur zu häufige Anfragen und Verlegenheiten rücksichtlich der Erkrankten und Verwundeten, selbst auf dem Schlachtfelde Gebliebenen; — wer soll Bescheid thun, wenn 10 Kommandanten da sind, deren jeder für sich arbeiten will?

Welche Inconvenienzen entstehen, wenn keine allgemeinen Dispositionen vor und nach der Aktion gegeben sind, braucht nicht erst erörtert zu werden. — Wenn auch jede einzelne Brigadeabtheilung im Moment für sich sorgen wird, wer sorgt für das organische Ganze des Corps? Nicht kleinere Gefechte, sondern die Schlacht muß als Maßstab angenommen werden, wo die Brigaden zum größten Theil concentrirt agiren. (Wir verweisen auf die Artikel 10 und 11 vom Jahre 1860 der „Militair-Zeitung.")

Hier zeigt sich der unberechenbare Vortheil, wenn der Dienst koncentrirt unter einem Kommandanten betrieben wird; ein Blick in die mehrerwähnte Instruction wird einsehen lassen, was im ersten Moment disponirt, und worauf in der Folge gedacht werden muß. Ein Kommandant, der von allen und jedem zu Gebote stehenden Mittel, als Organ des Corps-Generalstabs-Chef in Kenntniß ist, wird in jeder Richtung leicht Nachhilfen leisten, wenn aber mehrere Kommandanten sind, wird jeder nehmen wollen und am Ende keiner was Rechtes haben.

Von einer Evidenthaltung der Verwundeten und Todten, der Materiale und Fuhrwerke, ärztlichen Geräthe, geregelten Dienstgang u. s. f. nach einer Schlacht wird natürlich dann längere Zeit gar keine Rede mehr sein können, weil das ganze Werk durch die Zersplitterung der Kräfte zu sehr komplicirt wird.

2. Warum das Band, welches die bei den Corps der italienischen Armee eingeführten Brigade-Sanitäts-Abtheilungen mit der Sanitätskompagnie verbindet, zerreißen wollen? Ist die Art der Zutheilung der Infantrie-Sanitätsabtheilungen zu den Sanitätskompagnien (genügt, wenn selbe 4 Wochen vor einem Feldzuge geschieht) nicht für den gemeinschaftlichen Dienst, für die Kameradschaft rc. von unberechenbaren Vortheilen begleitet!

Die verschiedenen Nationalitäten lernen sich kennen, schließen Freundschaftsbande, und ein vereintes Wirken muß unfehlbar daraus erfolgen. Kein Dienst verlangt so viel Mitgefühl mit dem leidenden Kameraden, wie der Sanitätsdienst.

Das Mitgefühl entsteht aber nicht allein aus der Menschlichkeit und Christenpflicht, sondern zum größten Theil aus starken Kameradschaftsbanden. Nach dem angekündigten Systeme muß aber zwischen den beiden Abtheilungen Disharmonie und hieraus gefolgert, werde Diensteshemmniß entstehen, was wir nicht weiter erörtern wollen, weil es in der Natur des Dienstes liegt und das Ganze zu klar und deutlich dem Gefühl der Billigkeit widerspricht, daß eine Sanitätsabtheilung fort im Feuer anstrengend arbeitet, während die andere beständig den leichten Dienst versieht. Ablösungen können ja in diesem Falle keine mehr stattfinden!

Wer aber leidet dadurch? Der bedauernswerthe Verwundete! Möge diese letzte Erfahrung hohen Orts berücksichtigt werden, oder zum mindesten von den verschiedenen Corpskommandanten die höchst eigene Erfahrung abverlangt werden, demgemäß werden selbe für die Einheitsherstellung des gesammten Sanitätsdienstes im Corps zuversichtlich stimmen. Sollten diese Zeilen den Anstoß hierzu gegeben haben, so würden sie ihren Zweck, nämlich den Dienst zu fördern, erreichen. Der Sanitätsdienst, wie er gegenwärtig geregelt, giebt im Frieden und Kriege Bürgschaft für den großen Nutzen der Sanitätskompagnien, nur schade, daß der Kriegsstand um 50 Mann vermindert wurde."

In Bezug auf den Artikel in Nr. 6 des Johanniter-Wochenblattes über Krankenpflege spricht sich auf Befragen eine medicinische Autorität wie folgt aus:

Mein Katechismus für Diakonissen, Krankenwärter 2c. würde lauten:

1. Seid gehorsam dem Arzte und thut nichts ohne sein Wissen.

2. Seid aufmerksam auf Alles, was an dem Kranken, und wachsam über Alles, was um ihn vorgeht.

3. Seid reinlich auf's Aeußerste und in allen Stücken. —

Speciellere Vorschriften lassen sich nur von dem Arzte geben, der die Behandlung zu leiten hat —, und setze ich weiter voraus, daß auf das religiöse Moment anderweitig Bedacht genommen wird.

Weiter deutet der obige Arzt an, daß als bloße „Wärter-Instructionen" die für die Charité, für die Klinik in Greifswald 2c. gültigen, für ihren besonderen Zweck genügen; — auch empfiehlt der Obige das Buch über Krankenhäuser von Esse.*)

Schließlich sagt jener Arzt: „Haben die Wärter guten Willen, einigen Verstand, gute Kräfte und etwas Geschicklichkeit, so werden sie unter guter Leitung bald instruirt sein. Fehlt aber eins dieser Requisite, so wird eine theoretische Ausbildung sie nicht besser, wohl aber anmaßend machen."

Ein Wort über Erziehung und Unterricht.

Kaum größere Contraste lassen sich denken in der Weltgeschichte als die zwischen den einzelnen Perioden in der Geschichte der Erziehung, wie sie sich in den hervorragenden Literaturproducten der verschiedenen Zeiten wiederspiegeln. Welche Gegensätze, wenn wir in dieser Hinsicht einen Plato als Vertreter des classischen Alterthumes, einen Göthe als Vertreter der neueren Zeit belauschen und die charakteristischen mittelalterlichen Züge etwa aus dem noch nicht in's Neuhochdeutsche übersetzten Gregor Hartmanns von Aue hinzuthun! — Wir sehen da nach einer heiter verlebten Nacht am frühen Morgen im Kreise der Männer und Jünglinge den Sokrates bei einem großen Becher fast allein noch wach und sehen ihn, als auch der Letzte über seinen Gesprächen entschlafen ist, mit der ungeheueren Gesundheit der Seele und des Leibes sich still und nüchtern entfernen, ein frühes Bad nehmen, zu neuen Gesprächen auf den Markt und zu den Versammlungsplätzen der Jünglinge gehen und erst am Abende in sein Haus zurückkehren. Gelegentlich sehen wir auch, wie niedrige Knabenführer die ihnen anvertrauten Jünglinge mit rauhen und harten Worten von ihm wegtreiben. — Gregor kam im Alter von sechs Jahren in's Kloster. Als er elf Jahre alt war, gab es keinen besseren „Grammatikus denn das Kind Gregorius." Als sich sein Verstand noch mehr gebessert hatte, beschäftigte er sich mit göttlichen Dingen, so daß das Göttliche ihn ganz durchleuchtete. Darauf las er „von legibus" und „das Kind ward also ein edel Legiste". Dahingegen sehen wir Wilhelm Meister mit seinem Felix auf Reisen gehen und ihn in allerlei Realien unterrichten. Göthe scheint dabei eine Bergwerksreise nach dem Oberharze vorgeschwebt zu haben, auf die er den Sohn seiner Freundin, der Frau von Stein, mitgenommen hatte. Wilhelm nennt seinen Felix nicht allein „mein Sohn", sondern auch, indem er das patriarchalische Princip ganz dem humanistischen opfert, „mein Bruder".

Diese Bilder, von denen jedes seinen Commentar in sich selbst trägt, kamen uns aus unserer Lectüre in's Gedächtniß, als wir am Abende des 1. Februar 1864 im evangelischen Vereine dem Beginne der Vorlesung des Herrn Provinzialschulrath Heiland aus Magdeburg über das höhere Schulwesen entgegen sahen. Es war ein ernstes Wort, daß Herr Heiland sprach. Er warf zuerst einen Blick auf die Gegenwart, der vom Standpunkte der Erziehung aus nicht erfreulich sein konnte. So manche Ziele und Principien, welche die Pädagogik sich hat aufdringen lassen, wurden beklagt. Alsdann wurde Luthers Auffassung in den Vordergrund gestellt, welcher in jedem Knaben noch Himmel und Hölle vereint sah, die beide je nach seiner schlechten oder guten Unterweisung in ihm entwickelt werden können. Die Thätigkeit der Humanisten wurde nicht gering geschätzt. Aber dem Idealismus des vorigen Jahrhunderts, welcher den Menschen von seinem religiösen Bekenntnisse und von seinem Vaterlande loszureißen suchte, folgte ein Realismus, dem wenig Gutes mehr nachzusagen ist. Herr Heiland erwähnte der in den letzten Jahrzehenden mehrfach entstandenen christlichen Gymnasien, welche dem Gymnasio überhaupt die Aufgabe, sich zu der evangelischen Kirche in das rechte Verhältniß zu setzen, wieder mehr in's Bewußtsein zurückgerufen hätten. Der Vortrag in seinen starken vielumfassenden Umrissen war noch reicher an biederen Wünschen als an trefflichen Winken für die Handhabung des Unterrichtes. Diese konnten nur allgemein gehalten sein, wie denn gegen den jetzt üblichen Sprachgebrauch der Redner unter den höheren Schulen fast nur die Gymnasien zu verstehen schien. Die Stellung der Realschulen zu den von ihm erörterten Fragen mitzuerörtern, wäre in einem kurzen Vortrage in der That unmöglich gewesen. In ihnen sind alle Schwierigkeiten der Erziehung und des Unterrichtes doppelt so groß als an den Gymnasien. Während diese gesittete Knaben aus den Häusern der vornehmeren Stände erziehen, haben jene fortwährend mit den oft feindseligen Einwirkungen aus dem Familienleben der geringeren Stände zu kämpfen, welche zum mindesten für den Unterricht in der Muttersprache, in die überhaupt jetzt widrige Wendungen aus dem Judendeutsch und der billig auf seine Kreise zu beschränkenden Burschensprache allzu häufig eindringen, niemals ausbleiben.

Es war uns nicht unbekannt, daß Herr Heiland für den freien Vortrag ungewöhnlich begabt ist und durch Beredsamkeit seine Zuhörer mit sich fortreißt. Auch im evangelischen Vereine ist ihm dies vollkommen gelungen.

---

*) „Die Krankenhäuser, ihre Einrichtung und Verwaltung. Von Dr. C. H. Esse. Berlin, 1857. Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin."

Düsseldorf, den 17. Februar. Gestern fand hier eine Zusammenkunft Preußischer (Johanniter-) Malteser-Ritter aus Rheinland und Westphalen unter dem Vorsitz des Grafen **Hoensbroech** zu Haag statt, bei der es sich um Entsendung von barmherzigen Schwestern zum Kriegsschauplatze handelte. Da bereits 18 derselben auf die erste Anfrage und Aufforderung aus dem Mutterhause zu Trier im Einverständniß mit dem Kriegsministerium nach Holstein abgegangen waren und die Oberin noch 6 Schwestern — auch zur Verfügung der Sanitätsbehörden — nachzusenden versprochen hatte, so erübrigte nur, für ihren Unterhalt eine gewisse Summe auszuwerfen. Man erachtete für nothwendig, ein besonderes Haus für sie zu miethen, das ihnen sowohl zur stillen Sammlung dienen könne, wie auch als Zufluchtsort für den Fall, daß eine von ihnen selbst erkranken sollte. Vorläufig warf man 10,000 Thlr. zu dem deregten Zwecke aus, und da es geboten schien, daß einige Ordensmitglieder die Regelung der Verhältnisse an Ort und Stelle übernähmen, so erklärten sich dazu bereit Graf **Schaesberg** zu Krickenbeck, Freiherr von **Schorlemer** zu Overhagen und Freiherr von **Brenken** zu Wewer. Es war der Wunsch der Versammlung, daß auch der nicht anwesende Graf **Schmising-Kerssenbrock** sich diesen Herren anschließen möge.

(Kreuz-Zeitung.)

Altona, den 22. Februar. Gestern sind hier die Schlesischen Johanniter-Malteser-Ritter, Graf **Gustav von Saurma**, Graf **Friedrich von Frankenberg-Ludwigsdorff** und Graf **Hans Ulrich von Schaffgotsch** eingetroffen. Sie gehen nach Schleswig, um dort den bereits von Seiten der Schlesischen Malteser zur Krankenpflege hingesandten barmherzigen Brüdern und Schwestern zur Seite zu stehen.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens in Altona und Flensburg.

Im Kriegs-Hospitale des Ordens zu Altona sind zur Zeit 33 Verwundete und Kranke, nachdem am 25. v. M. 5 Oesterreicher: 1 Corporal, 1 Gemeiner vom Regiment Martini, 1 Corporal vom 34. Regiment und 2 Jäger vom 18. Jäger-Bataillon, als unbedenklich transportfähig, an Fürst Schwarzenberg übergeben worden sind, der im Vereine mit dem Fürsten Kinsky und Prinzen Rohan, als Delegirte des Wiener Comité's zur Fürsorge für die in Schleswig verwundeten Oesterreichischen Militairs, sie mit noch 183 anderen Blessirten über Berlin (wo sie über Nacht geblieben sind und in Privat-Häusern eine überaus herzliche und sorgsame Aufnahme gefunden haben) in die Heimath geführt hat, um dort bis zu ihrer völligen Genesung auf den Gütern der verschiedenen Comité-Mitglieder gepflegt zu werden.

Aufgenommen wurde an demselben Tage ein kranker Preußischer Offizier.

In Flensburg ist ganz in der Nähe der Stadt ein, wie schon der Namen „Bellevue" angiebt, schön gelegenes Haus zur Benutzung als Ordens-Hospital gemiethet worden, in das zuerst am 22. v. Mts. 4 Blessirte: 2 Preußische Offiziere (Hauptmann von Gerhardt und Lieutenant von Ditfurth des 6. Westphälischen Inf.-Reg. Nr. 55) und 2 Dänische Offiziere aufgenommen worden sind.

Die Frau Oberin und neun Diakonissinnen aus Bethanien in Berlin wohnen in diesem Hause; zwei davon haben den speciellen Dienst in demselben, die sieben andern pflegen in zwei Preußischen Lazarethen, die sich im Lokale der lateinischen Schule und im Ständehause befinden und nur Kranke haben, sowie in einem mit Preußischen und Dänischen Verwundeten belegten Lazarethe, wo sich über 60 meist schwer blessirte Dänen befinden. — Von 8 Uhr früh, bis 8 Uhr Abends sind sie dort thätig und kehren dann für die Nacht nach Bellevue zurück.

Wegen der Errichtung eines Central-Depots in Flensburg für alle diejenigen Gegenstände, welche für Verwundete und Kranke dem Johanniter-Orden anvertraut werden, machen wir noch besonders auf die an der Spitze dieses Blattes abgedruckte Bekanntmachung des Herrn Ordens-Canzlers aufmerksam.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler in Altona und Flensburg sind bis Sonnabend den 27. Februar ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Kreisdeputirten von Woldow und Reitzenstein auf Reitzenstein 100 Thlr; von der Frau Gräfin von Luckner in Berlin 50 Thlr.; durch Lieutenant Freiherr von Schenck zu Schweinsberg des 1. Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 26 19 Thlr.; Ungenannt, Poststempel Pasewalk 20 Thlr.; vom Kammerherrn von Levetzow auf Ehlerstorff in Holstein 40 Thlr.; vom Majoratsbesitzer Freiherrn von Tschammer auf Quoritz 50 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Zastrow auf Palzig 25 Thlr.; vom Rittmeister a. D. Freiherrn von Woellwarth auf Essingen in Württemberg 10 Gulden Rheinisch (5 Thlr. 20 Sgr.); vom Dr. med. Th. Sandreczki zu Tölz in Bayern 10 Gulden Rheinisch (5 Thlr. 20 Sgr.); von den Freiherrn von Burgk, Vater und Sohn, in Dresden 65 Thlr.; vom Landesältesten Grafen von Pfeil auf Wildschütz 15 Thlr.; von der Frau Gräfin von Bossewitz geb. Gräfin von Bülow auf Rognitz in Mecklenburg 30 Thlr.; von Sr. Durchl. dem Fürsten Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein in Hahenstein 100 Thlr.; von Sr. Hoheit dem Herzoge Eugen Erdmann von Württemberg zu Carlsruhe in Schlesien 200 Thlr.; vom Justiz-Rath Heyl in Saarlouis 5 Thlr. 10 Sgr.; vom Lieutenant van Heyden daselbst 2 Thlr. 15 Sgr.; vom Lieutenant von Buch daselbst 2 Thlr. 15 Sgr.; vom Generalmajor z. D. von Seelhorst in Naumburg a. d. S. 4 Thlr.; durch das Landrathsamt zu Lublinitz von den Gemeinden Koschentin, Koschmider, Glowczytz und anderen 28 Thlr. 2 Sgr. 4 Pf.; vom Rittergutsbesitzer van Poncet auf Alt-Tomysl 10 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherr von Langen auf Poraw 15 Thlr. (2. Geschenk); vom Commendator des Ordens, Schloßhauptmann Grafen zu Dohna-Schlobitten auf Schlobitten 100 Thlr.; vom Kreisdeputirten von Thielau auf Lampersdorf 1 Friedrichsd'or; durch den Gräflich von Schimmelmann'schen Gutsinspector Oehlers der Ertrag einer Sammlung in der Holsteinschen Ortschaft Tangstedt nebst Heidkrug 91 Thlr. 23 Sgr. 3 Pf.; vom Rittergutsbesitzer von Zitzewitz auf Nippoglense 100 Thlr.; vom Freiherrn v. Bissing zu Bad Boll in Württemberg 10 Thlr.; durch den Landrath v. d. Berswordt auf Schwierse 25 Thlr. 29 Sgr. 8 Pf.; vom Oberstlieutenant a. D. Freiherrn von Meerheimb auf Gr. Gnemern in Mecklenburg 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Bahlen auf Bohlendorf 10 Thlr.; vom Kaufmann Robert Gortey in Posen 10 Thlr.. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 5501 Thlr. 5 Sgr. 5 Pf. —

2. Verbandgegenstände rc.

Durch den Königlich Sächsischen Bade-Commissar von Paschwitz

zu Bad Elster bei Plauen von dortigen Einwohnern; von Frau von Zastrow geb. von Kleist auf Wusterhanse; von mehreren Damen in Cöslin 2. Sendung; vom Frauen-Verein in Cöthen 2. Sendung; von Frau Gräfin zu Stolberg in Gütersloh; von Frau Baronin von Romberg daselbst; von Damen in Lübeck; von Damen in Neiße; vom Grafen von der Schulenburg-Hessler auf Witzenburg; vom Landrath Freiherrn von Seherr-Thoß in Pleß; von Frau von Hoeseler auf Kloster Häsler; vom Kreisdeputirten von Waldow und Reitzenstein auf Reitzenstein; von Frau von Stubnitz in Münsterberg; von Frau von Seidewitz geb. von Kiesewetter in Görlitz; von „Bronbenburgen" in Posen; von Fräulein von Rochow in Stülpe; von Fräulein Margarethe Steinbart in Kriescht; von Frau von Grävenitz auf Buschow; von Frau Gräfin zu Stolberg in Ilsenburg; vom Rittergutsbesitzer von Below auf Hohendorf; von Fräulein Maria v. d. Decken in Hannover; von Frau von Hedemann geb. von Münchhausen daselbst; von Frau Gräfin von Kospoth auf Buhrau; von Frau Thielau auf Schreibendorf; von Frau von Kotze geb. von Bandemer zu Magdeburg; von Frau von Lieres geb. Gräfin von Zedlitz auf Stephanshain; von Ihrer Hoheit der Frau Herzogin Eugen von Württemberg zu Carlsruhe in Schlesien; von Fräulein Olga von Béquignolles in Liegnitz; von Frau von Winckler geb. von Poczenski-Tenczin in Brausberg; von Frau Louise Franke in Rüdersdorf; vom Rittergutsbesitzer von Helldorff auf Baden; von Bewohnern des Kreises Landeshut; von Einwohnern zu Jöllenbeck in Westphalen; von Frau Geh. Räthin Metzel in Berlin; von Herrn von Rohr; vom Commendator, Regierungs-Präsidenten Grafen von Krassow in Stralsund; Ungenannt Poststempel Frankfurt a. O.; von Frau Sanitäts-Räthin Gemmel zu Gerdauen; von Herrn Heimer in Potsdam; von Herrn und Frau Ertel in Homburg; von Frau Syndikus Merk in Humburg; von Frau Gräfin von der Schulenburg in Osterburg; vom Rector Fromm in Posen; von Frau von Mornstedt auf Steinhorst; von Frau von Dewitz geb. Gräfin von Moltke in Cöslin; vom Frauen-Verein in Berlin; Ungenannt, Poststempel Stendal; von Frau Gräfin von Redern in Berlin; Ungenannt, Poststempel Rüdesheim; von Frau Baronin Grote geb. von Chappuis auf Webbesbüttel; von Frau von Künemann geb. von Monsberg zu Moslitz; vom Director der Ritter-Akademie in Brandenburg a. d. H. Dr. Köpke; vom Kaufmann Leonhard in Berlin; von Frau Gräfin zu Stolberg in Wernigerode; vom Kammerherrn v. d. Lancken auf Galenbeck; von Frau Steuer-Controlleur Koch in Cottbus; vom Landrath v. d. Berswordt auf Schwierse; vom Lehrer Lehmann in Ahrenshagen; vom Major von Zeppelin in Carlsruhe; vom Pfarrer Schulz in Bubow; vom Hauptmann a. D. von Hennigs auf Stremlow (2 Sendungen); von Frau Generalin von Manteuffel in Berlin; Ungenannt, Poststempel Prausnitz, Stendal, Stralsund, Falkenberg, Pilgramsdorff, Grünberg, Charlottenburg und Gerbauen; vom Oberhofmarschall von Wurmb zu Sondershausen, auch Bouillontafeln; vom Freiherrn Hermann von Uckermann daselbst; von Frau von Kalckreuth geb. von Wedell auf Obergörtzig; Ungenannt, Poststempel Halle a. d. S.; von den Geschwistern Fiebler in Sonnenburg und von den Kindern der Industrie-Schule daselbst (2. Sendung); vom Grafen von der Schulenburg auf Lieberose (2. Sendung); von Frau Emma von Buggenhagen geb. von Luck auf Dambeck; von Frau A. v. Zastrow geb. von Zobeltitz auf Palzig; von Fräulein Möwes hierselbst 1 Beutel mit Backobst; vom Grafen Julius zur Lippe-Biesterfeld auf Schloß Neudorf (2. Sendung) auch Testamente; von Se. Durchl. dem Prinzen Carl zu Hohenlohe-Ingelfingen, Landrath des Kreises Lublinitz 6. u. 7. Sendung; von Frau Präsidentin von Münchhausen in Frankfurt a. d. O. 1 Kiste mit Eingemachtem; durch dieselbe zweimalige Sendung mehrerer Damen in Frankfurt; von Frau Gräfin Wanda v. Rothkirch-Trach geb. Gräfin v. Zedlitz-Trützschler auf Panthenau; durch Oberhofmeister Freih. v. Uechtritz in Meiningen 3. Sendung; vom Hauptmann a. D. von Lepel auf Wieck 2. Sendung; von Frau Majorin von Voigts-Retz und mehreren andern Damen in Stralsund; von der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen, auch Fruchtsaft; vom Kammerherrn Freiherrn von Miltitz auf Schloß Sieben-Eichen; von Frau Generalin von Walsleben hier 3. Sendung; von Herrn Köppen in Neuensund; durch Frau Generalin von Seelhorst in Naumburg a. d. S. von den Stiftsdamen Caroline und Amalie von Seelhorst in Wolfenbüttel, Fräulein Friederike von Seelhorst daselbst, Stiftsdame Ernestine von Seelhorst in Halle, Frau Appellationsgerichts-Räthin Krug, Frau Präsidentin Göschel und Frau von Alvensleben in Naumburg a. d. S.; von Frau von Waldow geb. von Maltzahn auf Fürstenau 2. Sendung, auch 6 Paar wollene Socken und 2 Paar Pulswärmer; Ungenannt, Poststempel Pleß (1 Kiste, 1 Packet); von Frau Oberst von Ohlen und Adlerskron, Frau von Spankeren, Frau von Tiedemann und Fräulein Rißmann zu Glogau; von Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Alexandrine von Preußen 3 Kissen, 2 Rollen, 9 Servietten; von Frau Baronin von dem Knesebeck hierselbst 3 Schlafröcke, 6 Servietten, 3 Tischtücher; durch Rittmeister a. D. von Bossewitz auf Liebenow 4. Sendung; von Frau von Treslow auf Friedrichsfelde; durch den Gräflich von Schimmelmannschen Gutsinspector Oehlers aus der Holsteinschen Ortschaft Langstedt nebst Heidkrug; von der Ortsbehörde in Reselkow bei Cöslin; vom Kammerherrn von Krosigk auf Gravena; durch den Magistrat in Muskau; durch Frau Ferntheil und Frau Stange hierselbst 35 Pfd. Backpflaumen; durch Oberprediger Schild in Staßfurt von jungen Damen und Schulkindern daselbst; durch Oberlehrer Henckell in Neuwied von der dortigen Kleinkinderschule; vom Grafen von Rothkirch-Trach auf Panthenau 2 Sendungen; Ungenannt, Poststempel Greifenberg in Schlesien, Meseritz, Spandau; vom Oberst von Treslow in Landsberg a. d. W.; vom Regierungs-Rath von Woyrsch zu Breslau, auch Jacken, Beinkleider, Strümpfe; vom Major a. D. Grafen von Schlieffen auf Sanbow; durch den Kaufmann und Bezirksvorsteher Schubert hierselbst; von Herrn Tyskopf in Rüdersdorf; Ungenannt, Poststempel Bernburg; vom Kaufmann Heinrich Müller in Crefeld 2. und 3. Sendung; vom Grafen von Pücklee auf Wirbel; vom Magistrat in Muskau 2. Sendung; Ungenannt, Poststempel Greifswald; von Fräulein Becker in Halle a. d. S., auch Bettzeug, Strümpfe, Socken; von L. B. in Halle a. d. S.; Ungenannt Poststempel Schönau und Stolp; von Frau von Helldorf auf St. Ulrich; Ungenannt, Poststempel Friedeberg i. d. Neumark; vom Comité in Hagen 3. und 4. Sendung; vom Commendator, Regierungs-Präsidenten Grafen von Kraßow in Stralsund 2. Sendung; Ungenannt, Poststempel Rüdersdorf, Dessau und Seifersdorf; durch Landrath Freiherrn von Zedlitz in Poln. Wartenberg; von Herrn Kuhlo in Oeynhausen; von Frau von Madai in Kosten; vom Landschafts-Director von Rosenberg-Lipinsky auf Gutwohne; Ungenannt Kosten; von Frau von Hollenfer in Salzwedel; von Frau Gräfin von Schlabrendorf-Seppau auf Seppau; von zwei Patriotinnen, Poststempel Orzesche in Oberschlesien; vom Oberprediger Schild in Staßfurt; Ungenannt, Poststempel Meyenburg, Magdeburg und Nordhausen; vom Kaufmann Robert Gortey in Posen 5000 Stück Cigarren; durch Rittmeister a. D. Freiherrn von Ascheberg in Dresden: von Fräulein von der Horst, Fräulein Korn, Frau Lehrer Worbes (2. Gabe), Frau von Thümen geb. von L'Estocq, Frau von Funke geb. von Tilling, Frau Professor Solger, Fräulein Kobes (2. Gabe), Frau Ed. Thode, Fräulein von Eggers, Fräulein Wiechel, Frau Gräfin zur Lippe-Biesterfeld, von zwei ungenannten Damen, H. O., Frau Registrator Schöler, Frau Hauptmann von Mach, Frau Generalin von Schütz, Frau Wilhelmine Junge, Frau Wünsche, Frau Oberstlieutenant N. N., Frau Staatsanwalt Heinze, Frau Gräfin Roß, Frau Dr. Wendroth, Frau von Otto (2. Gabe), Frau Majorin Schneppe, Frau Hauptmann Nowack, Frau Pastorin Grützner, Frau von Magnus, Fräulein Buck, Herr Gumprecht (300 Stück Cigarren), Frau Baronin Firks, Frau Baronin von Tettau, Frau Generalin von Beneckendorf und von Hindenburg, Ungenannt, Frau Kayser, Besitzerin des Hôtel Bellevue (3. bedeutende Gabe), auch vier Schlafdecken, und Frau Legations-Räthin Uebel geb. Roux de Damiani (2. Gabe), sämmtlich in Dresden; von Frau von Kleist-Retzow geb. von Uckermann auf Gr. Tychow. (Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 10. Berlin, den 9. März 1864. **Nr. 10.**

Aus dem Kreise Neuhaldensleben.

Seit dem Jahre 1861 sind in der Provinz Sachsen zu Neinstedt und Hasserode bei Wernigerode zwei Häuser der Erziehung blödsinniger Kinder gewidmet. Wie dringend das Bedürfniß war*), diese elendesten unter den Menschenkindern, die überall vernachlässigt sind vom Kleinglauben, verspottet von der Bosheit, zertreten von der Rohheit der Vollsinnigen, soweit heranzubilden, daß sie ihrer Hände Arbeit sich nähren und daß ihnen die Herrlichkeit der Gnade Christi, an der wir anderen uns sonnen, auch leuchten könne, darüber sind alle Treuen im Lande einig. Und doch wie lange hat es gedauert, ehe die christliche Liebe den Muth gewann, sich auch dieser Aermsten unter den Armen anzunehmen! Gott lohne der Treue, die nun unter uns in dies schwere Werk getreten ist. —

Fräulein Johanna Nathusius zu Althaldensleben ist die Gründerin des Hauses zu Neinstedt, andere christliche Freunde des zu Hasserode; durch deren treues Mühen sind den Blöden die Freunde erweckt, die Mittel geflossen, die Arbeiter gewonnen, die beiden Häuser, davon das erstere Elisabethstift heißt, mit Pfleglingen bevölkert. —

Bald stellte sich es indessen heraus, daß einige der blödsinnigen Kinder — während die übrigen aus ihrer Versunkenheit erwachten, ihre Seelen sich gemach entwickelten und der Geduld und dem Fleiße, welche auf sie verwendet wurden, Lohn versprachen — keine Zugänglichkeit zeigten und für die Ausbildung unfähig erschienen. Was sollte mit diesen werden? Sollte man sie, ihren früheren Verhältnissen entfremdet, wieder in die Welt hinausstoßen, sie der Unbill wieder aussetzen, der sie vorher Preis gegeben waren? Im Elisabethstift konnten sie nicht bleiben; nachdem man für ihre Ausbildung keine Hoffnung mehr hatte, durften sie den Bildungsfähigern den Raum nicht schmälern. Wo war das Asyl für sie? — Da gab es Gott Fräulein A. v. B. in das Herz, ihr Schloß Detzel in unserm Kreise diesen hoffnungslos Elenden aus der Altmark und der übrigen Provinz Sachsen zu einer Zufluchtsstätte zu öffnen, wo sie in treuer christlicher Pflege und Zucht geruhig und still lebend ihre Tage zubringen könnten. Am 5. Januar d. J. bezogen mit dreien Pflegern (den Hauseltern Reitz und dem Gehülfen Kästner) sechs blödsinnige Knaben, wozu Mitte Januar ein Mädchen kam, die stattlichen Räume des Schlosses, und am 26. Januar wurde durch den Superintendenten der Diöcese Neuhaldensleben, Pastor Müller zu Altenhausen, das adelige Haus Detzel, dem fortan der Name „Kreuzhilfe" beigelegt ist, zu seiner Bestimmung eingeweihet.

Es hatten sich am 11 Uhr jenes Tages außer mehreren Mitgliedern des Vorstandes der Elisabethstiftung und den beiden Gründerinnen der „Kreuzhilfe" auch viele theilnehmende Freunde christlicher Liebesthätigkeit aus Stadt und Land in dem großen Saale des Schlosses versammelt. Hier auf gedecktem und geschmücktem Tische lagen Brot, Salz und eine Bibel. Vor dem Tische saßen die blöden Kinder mit ihren Pflegern; dahinter reihete sich die Menge der Zuhörer. Nachdem die Lichter auf dem Tische angezündet waren, stimmten Alle das Lied: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'" an. Sodann hielt der Superintendent über Luc. 14, 12—15 die Weihrede aus dem guten Rathe, den der Herr Christus denen giebt, die ihn geladen haben. Er weise nämlich im Texte unserer Liebesthätigkeit das rechte Geschäft an, Mahle zu bereiten an irdischer Pflege und Speisung und an Gottes Wort. Er zeige uns die rechten Leute für unser Liebeswerk, nicht Freunde und Nachbaren, die uns hier lohnen könnten, sondern Arme, Lahme, Blinde, Krüppel, wie die vor uns sitzenden wahrhaftig seien, von denen uns kein Lohn in Aussicht stände hienieden. Er aber stelle uns einen Lohn dafür über allen Erdenlohn in der Auferstehung der Gerechten. Die Rede schloß mit dem Wunsche, daß des Herrn Wort auch uns so überwältigen möge, wie der Tischgäste einen, der ausrief: selig ist, der das Brot isset im Reiche Gottes. Hierauf folgte im Namen des dreieinigen Gottes und unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes die Einweihung des Hauses Detzel zur „Kreuzhilfe". Weiter stimmte die Versammlung das Lied: „Fahre fort" an, denn es sollten noch die Pfleger in ihr schweres Amt eingewiesen werden.

Der Superintendent hielt ihnen auf Grund von Marci 9, Vers 17—29 ihre Dienstpflicht gegen ihre Pfleglinge vor: diese Kinder zu Jesu zu bringen, durch

(Fortsetzung auf Seite 63.)

*) Man zählt allein in unserer Provinz gegen 1000 solcher Unglücklichen.

Summarische Uebersicht

der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens im Jahre 1863 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Benennung der Kranken- und Siechenhäuser.	Zahl der Kranken und Siechen.				Davon sind:																Gesammtzahl der Kranken-Verpflegungstage und zwar pro													Die tägliche Durchschnittszahl der verpflegten Kranken und Siechen beträgt demnach	Die Zahl der Tage die durchschnittlich jeder Kranke in der Anstalt gewesen ist, beträgt	Zahl der vorhandenen Kranken- und Siechenbetten.
						gestorben				geheilt				ungeheilt od. nur gebessert				ult. 1863 in der Behandl. verblieben.																			
		Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December	in Summa			
1.	Sonnenburg (Krank. u. Siechenhaus)	61	41	29	131	4	5	1	10	31	20	18	69	5	3	3	11	21	13	7	41	1362	1199	1270	1294	1472	1494	1685	1575	1393	1419	1293	1308	16775	45[illegible]	128 7/131	54
2.	Polzin	115	75	35	225	2	1	1	4	89	55	27	171	6	9	3	18	16	10	4	32	1447	1828	1307	1193	1355	1792	1731	1636	1234	1100	963	1078	16164	44[illegible]	71[illegible]	54
3.	Preußisch-Holland	82	38	20	140	11	5	1	17	60	24	14	98	4	4	—	8	7	5	5	17	550	452	408	432	452	348	494	429	554	570	513	562	5694	15[illegible]	40[illegible]	34
4.	Gerdauen	66	45	46	157	5	1	3	9	53	34	36	123	2	3	1	7	5	7	8	18	426	463	716	839	773	785	777	518	484	591	840	593	7603	20[illegible]	48[illegible]	36
5.	Jüterbock	28	23	21	72	5	—	—	5	14	12	13	45	2	2	1	5	7	3	7	17	552	530	591	299	478	589	568	573	557	534	444	466	6205	17	86[illegible]	23
6.	Neu-Ruppin	87	43	4	134	5	7	1	13	65	25	1	92	—	3	—	3	17	8	2	97	880	586	673	680	573	697	734	864	540	810	711	803	7951	21[illegible]	59[illegible]	20
7.	Stendal	187	88	42	297	5	1	1	7	132	52	24	214	19	23	11	53	11	8	6	23	809	681	750	750	660	895	642	703	737	580	742	723	8652	23[illegible]	29[illegible]	35
8.	Züllchow	117	—	8	125	12	—	—	12	84	—	8	92	5	—	—	5	16	—	—	16	490	363	599	599	333	321	451	449	406	447	493	475	5979	14[illegible]	42[illegible]	50
9.	Erdmannsdorf	88	93	55	236	11	4	3	18	49	65	30	144	10	9	5	24	18	15	17	50	1384	1290	1504	1379	1487	1457	1609	1601	1356	1426	1370	1401	17264	47[illegible]	73[illegible]	50
10.	Reichenbach	103	70	—	173	6	4	—	10	80	59	—	139	12	1	—	13	5	2		11	378	330	647	379	269	129	272	220	278	258	331	337	3828	10[illegible]	22[illegible]	42
11.	Falkenberg	60	46	4	110	5	3	—	8	47	41	3	91	4	2	1	7	4	—	—	4	194	112	190	280	240	255	166	114	253	937	343	236	2620	7[illegible]	23[illegible]	16
12.	Neusalz a. O.	59	24	1	84	8	4	—	12	49	15	1	58	5	3	—	8	4	2	—	6	289	202	206	274	252	301	290	300	310	242	85	142	9828	7[illegible]	34[illegible]	17
13.	Tirschtiegel	33	16	—	49	5	1	—	6	23	14	—	37	2	1	—	3	3	—	—	3	119	104	89	103	84	112	133	95	23	52	21	65	1007	2[illegible]	20[illegible]	2
14.	Pinne	95	11	—	36	2	2	—	4	17	7	—	24	—	2	—	2	2	—	—	6	300	265	177	142	71	82	75	77	102	88	84	131	1567	4[illegible]	43[illegible]	10
15.	Fraustadt	9	2	—	11	2		—	2	4	2	—	8	1	—	—	1	2	—	—	2	82	82	10	—	—	12	4	30	58	47	59	59	373	1[illegible]	33[illegible]	8
16.	Murowano-Goslin	42	24	1	87	2	2		4	35	19	1	55	2	2	—	4	3	1		4	98	77	132	74	46	111	156	115	115	155	25	141	1308	3[illegible]	19[illegible]	2
17.	Mansfeld (Siechenhaus.)	16	3	—	19	1	1	—	2	—	—	—	—	1	—	—	1	14	2	—	16	558	504	558	516	500	480	496	498	480	496	480	496	6060	16[illegible]	318[illegible]	18
18.	Altena	51	17	3	71	5	4		9	39	10	3	52	1	1	—	2	6	9		8	173	173	124	244	278	298	408	391	518	310	264	291	3340	9[illegible]	47[illegible]	38
19.	Beirut	300	—	—	300	10	—	—	10	163	—	—	163	107	—	—	107	20	—	—	20	700	697	1038	1538	321	53	312	278	169	471	585	879	8938	19[illegible]	23[illegible]	45
	Summa	1509	659	269	2437	106	45	11	162	1027	468	179	1672	189	82	25	282	187	80	54	321	10565	9368	10987	11036	9643	10205	10931	10355	9373	9818	9450	9986	121514	332[illegible]	49[illegible]	566

Anmerk.: 1) Durch den Arzt des Krankenhauses zu Beirut sind außer den vorstehend aufgeführten Kranken im Laufe des Jahres 1863 noch 564 Kranke poliklinisch unentgeldlich behandelt worden. Unter den in der Rubrik „ungeheilt oder nur gebessert" bei diesem Hause aufgeführten 107 Männern sind 51 Entlaufene mit einbegriffen.

2) Von den nichtpreußischen Genossenschaften des Ordens besitzt nur die Würtembergische Genossenschaft ein Krankenhaus in Plochingen bei Stuttgart, das jedoch erst im Frühjahre dem Gebrauche übergeben werden wird.

3) Die Genossenschaften im Königreich Sachsen, in den Großherzogthümern Mecklenburg und im Großherzogthum Hessen unterhalten bis dahin, wo auch sie in der Lage sein werden, eigene Anstalten zu gründen, Freibetten in Diakonissen-Krankenhäusern.

die christliche Ordnung und Hauszucht, sie treu zu beobachten, sie zu behüten und zu pflegen, mit dem Herrn ihretwegen fleißig zu reden, den Glauben an des Heilandes Allmacht nicht zu verlieren, auch dann nicht, wenn augenscheinlich Menschenhilfe aus sei, zu bitten täglich um den rechten Glauben allermeist, nicht irre zu werden, auch wenn die Pfleglinge ungeheilt dahin stürben, da ja doch die Hoffnung auf die Auferstehung der Todten ihnen bleibe, wo Christus der Herr auch diesen helfen könne und werde nach der Kraft, damit er auch könnte alle Dinge ihm unterthänig machen; zuletzt aber zu fasten und sich selbst zu verleugnen.

Endlich wurde auch Salz und Brot, die Fastenspeise, und Brot und Würze der Seele für ihren entsagungsreichen Dienst, das Bibelbuch, ihnen überantwortet. So gaben die Pfleger den Handschlag und ihr Wort auf treue Uebernahme ihres Amtes und wurden der Pflege ihres Seelsorgers, des Pastor Reinicke zu Satuelle, zu welchem Orte die „Kreuzhilfe" eingepfarrt ist, und der Fürbitte und Aushilfe ihrer Mitchristen in der Ortsgemeinde und weiterhin überwiesen. Ein brünstiges Fürbittgebet, der Segen und der Schlußvers des Liedes: „Fahre fort" beendeten die Feier.

Das Asyl ist da! Eine zahlreiche Bevölkerung für dasselbe ist leider vorhanden, aber noch sind die Mittel für den Unterhalt und die Pflege nicht gesichert, und meist armer Leute Kinder werden es sein, die das Haus der Kreuzhilfe bewohnen werden. Hier helfe, wer helfen kann!

Wie schön wäre es, wenn — wie man sagte — der hochwürdige Orden der Johanniter-Ritter, dem unsere Provinz schon die gesegnete Stiftung des Siechenhauses zu Marrsfeld verdankt, auch dies Liebeswerk in die Hand nähme, und den Reigen der Freunde und Pfleger dieses Hauses führte, das ja mit dem hochwürdigen Orden ein Zeichen trägt. Denn das Haus hat über seinem Eingange das heilige Kreuz und den Spruch Ps. 6, 3—4: „Herr sei mir gnädig, denn ich bin schwach; heile mich Herr, denn meine Gebeine sind erschrocken und meine Seele ist sehr erschrocken! Ach du, Herr, wie so lange!" und den Jes. 54, 8 als die göttliche Antwort auf das Flehen zum Gekreuzigten: „Mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser!" Wie schön wär's und welch' ein würdiges Werk dem ritterlichen Orden, welcher der alten heiligen Pflicht sich neu verbunden hat, die armen Pilger aus der Hand der Ungläubigen zu erretten und als eine Siegesbeute dem Großmeister und Heilande, Jesu Christo, die Elenden in seine Häuser zu bergen. Siehe da! die ärmsten Erdenpilger, von der argen Welt zerstoßen, geplagt, verspottet, wie keine weiter! Siehe da! das edle Haus zur Kreuzhilfe, die Herberge! Wer hilft die Elenden hier retten? Der Herr wird's versehen und dem Hause Freunde erwecken und seinen Bewohnern helfende, schirmende Hände! Amen. A.

Aus der orientalischen Gegenwart.

(Von Dr. G. Rosen.)

Das Verbrechen.

III.

Wir haben oben*) in dem niedrigen Stande der öffentlichen Moral, der Gleichgültigkeit gegen Recht und Unrecht, den allgemeinen Ursprung der Verbrechen in der Levante gefunden; ihren speciellen Beweggrund aber haben dieselben vornehmlich in der Begehrlichkeit. Auch hier ist wieder ein beträchtlicher Unterschied zwischen Orient und Occident bemerkbar. Freilich wollen wir nicht behaupten, daß Habsucht den Europäer zum Bösen zu reizen nicht vermöge, aber doch sind die Fälle verhältnißmäßig selten, wo sie allein über das Gemüth eine so überwältigende Macht gewönne, und wo nicht äußere Zustände, Dürftigkeit und Elend, ja Hunger, ferner Rache, Ehrgeiz, Nebenbuhlerschaft in der Liebe u. dgl. Leidenschaften mehr sich ihr zugesellten, um jene Wirkung hervorzubringen. In der Türkei dagegen ist es die nackte Begehrlichkeit. Ehrgeiz ist wohl dem Orientalen nicht fremd, aber in einem despotisch regierten Volke, wo die große Masse sich als von der Regierung erbarmungslos ausgebeuteten Plebs fühlt, spielt derselbe, als auf wenige bevorzugte Kreise beschränkt, eine zu geringe Rolle, als daß er hier in Betracht kommen könnte. Von der Rachsucht der Orientalen macht man sich in der Regel in Europa übertriebene Vorstellungen, sie reicht selten über das Streben, einen erlittenen Verlust wieder gut zu machen, oder die Gelegenheit zu einem kleinem Profit zu benutzen, hinaus. Das überall von den Türken, wo sie sich verletzt glauben, so fahrlässig hingeworfene: „Möge er (der Beleidiger) seine Strafe vor Gott finden!" zeigt genug, wie wenig man im Allgemeinen geneigt ist, sich selber deshalb auf unfruchtbare, oder vielleicht gar kostspielige Bemühungen einzulassen. Also auch die Rache ist — ausgenommen die Fälle, wo gegen Frauen gefrevelt worden — ein wenig bemerkbares Element in der Anreizung zu Uebelthaten. Und kaum eine größere Rolle spielt in dieser Hinsicht die Dürftigkeit. Diese letztere fehlt nicht im Oriente, obwohl ein Proletariat dort unbekannt ist; im Winter 1860/61 herrschte nach dreijährigem Mißwachs in Südpalästina eine entsetzliche Hungersnoth, so daß die Fellahs weit und breit ihre letzte Habe, ihre Betten und ihr Kochgeschirr, verkauften, um das Leben zu fristen. Ein Streifen von Waizenkörnern, welchen ein mit schadhaftem Kornsack beladenes Maulthier in den Straßenkoth der sich durch Unreinlichkeit auszeichnenden Stadt Jaffa streute, erregte fast einen Tumult, indem die von den Dörfern hereingeströmten Erwerb suchenden Fellahs sich darüber herwarfen, um den preisgegebenen Urstoff des Brodes sammt dem daran haftenden Schmutz roh dem Munde zuzuführen. Hunderte der armen Leute, vorzugsweise Kinder und Weiber, starben elenden Hungertodes, und gegen 3000 kräftigere Bewohner des menschenarmen Landes wanderten, wie in der Patriarchenzeit, nach Aegypten aus, wo der Kanalbau des Isthmus von Suez ihnen ein Gosen bot. Aber merkwürdiger Weise hörte man in Palästina nie weniger von

*) Siehe Nr. 39, 40, 41 und 42 dieses Blattes de 1863.

Raubanfällen, Morden u. dgl. als eben in jener so schrecklichen Zeit, wo jede europäische Jury aus den Umständen eine Milderung in der Sträflichkeit etwa begangener Verbrechen geschöpft haben würde. Während im Occident die Noth den bis dahin Unbescholtenen dem Verbrechen zuführt, lähmt sie im Orient die Thatkraft des vielleicht schon erfahrenen Schächers; nur die Sättigung verleiht hier die Keckheit, welche zu derartigen Unternehmungen nöthig ist. So sind es auch nicht die vorzugsweise armen Gegenden in der Türkei, wo Durchreisende ausgeplündert und mißhandelt zu werden pflegen, sondern diejenigen, deren Bewohner sich eine gewisse Unabhängigkeit von der, durch blutsaugende Beamten repräsentirten, stambuler Central-Macht und folglich einen gewissen Wohlstand zu bewahren gewußt haben. Ganz ähnlich wird auch die Jagd, welche mindestens thatsächlich in dem ungeheuren Lande so gut wie frei ist, nur in den reicheren Gegenden geübt, der im eigentlichen Sinn Dürftige oder gar Hungernde denkt nicht daran, sie zu einer Erwerbsquelle zu machen. Die Verbrechen des Raubes und Raubmordes sind für den Orientalen eine Jagd, aber nicht das edle Spiel, der Wetteifer an Ausdauer und Geschicklichkeit zwischen dem Instinct des von der Natur zur Flucht oder zur Wehr so reich ausgestatteten Wildes und dem besonnenen Jäger, welcher bei aller Beutelust doch die Hegezeiten wahrt und mit Auswahl erlegt; es ist die Jagd des einfach als Meuchler im Walde hausenden Wilddiebes, für den jedes Jagdstück nur einen elenden Geldgewinnst darstellt, und welchem es beim Zielen nicht darauf ankömmt, ob der Schuß vielleicht das letzte Reh eines Reviers niederstrecken wird. Der Hirt, der Kameeltreiber, der Landmann, der Kalkbrenner, der Köhler u. s. w., der in den syrischen Einöden einen einsamen Wanderer erspäht und sich zu seiner Ermordung anschickt, hat keinen andern Gedanken, als sich seine Kleidungsstücke und seine Börse anzueignen, wie man den Marder schießt, um seinen Pelz zu gewinnen; er hofft auf eine ansehnliche Bereicherung, aber wenn ihm die ruchlose That nur ein Paar halb zerrissene Stiefeln einbringt, so erträgt er auch dies mit dem charakteristischen Gleichmuth, welchen der Glaube an ein unbedingtes Fatum den Völkern des Ostens anerzieht. Sein Kysmet, das ihm in der anfangslosen Ewigkeit auf die Stirn geschriebene Geschick, hat seine Bereicherung nicht gewollt — damit beruhigt er sich; eine Reue, ein sich Grämen wegen des nutzlos vergossenen Blutes, oder gar ein Abscheu wider den Erwerb des Verbrechens kommt ihm nicht in den Sinn.

Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß diese Art von Verbrechen nur gegen Fremdlinge begangen wird, und daß in den Nationen des Orients in Betreff des Vorzugs der eigenen Race die Ideen noch fortleben, welche uns aus den Berichten des Alten Testaments über die Urgeschichte der Juden in Palästina so geläufig sind. Wie es zur Zeit der Eroberung durch Josua für Gott wohlgefällig galt, die Eingeborenen des Landes nicht nur ihres angestammten Eigenthums zu berauben, sondern sie noch obenein mit Feuer und Schwert auszurotten, wie noch heutiges Tages kein Druse an der Verdienstlichkeit eines an Maroniten, kein Maronit an der eines an Drusen begangenen Mordes zweifelt, wie die islamitische Staats-Raison in der Theorie bis auf unsere Tage das Tödten der Ungläubigen, sofern sie nicht ihren Kopf durch einen Jahreszins lösten, als Religionspflicht erheischte, so betrachtet der Orientale im Allgemeinen den Fremden für rechtlos, für vogelfrei, bis er sich in irgend einer Weise als unter den Schutz des staatlichen oder persönlichen Gastrechts getreten ausweist. Eben deshalb ist auch die Beraubung der Reisenden keine vereinzelte den Augen der Bevölkerung sich ängstlich entziehende That; die Obrigkeit des Dorfs, der arabische Scheich, der griechische Papas, der türkische Weißbart weiß darum und billigt sie; er hat auch wohl von der Beute seinen Antheil und schützt unter jeder Bedingung den Uebelthäter nach Kräften gegen etwanige üble Folgen seines Unternehmens. Hieraus erklärt sich auch der altorientalische Brauch, für einen im freien Felde begangenen Mord oder Raub die Ortschaft, zu deren Gebiet die Stelle gehörte, verantwortlich zu machen; die Aufhebung dieses Brauchs bei unveränderter Fortdauer der ihn bedingenden Zustände gehört zu den verkehrtesten reformatorischen Maßregeln der Neuzeit. Die öffentliche Sicherheit hat bedeutend dadurch verloren.

Daß nun ein der muhammedanischen Gesellschaft angehöriger Verbrecher der besprochenen Art nicht aus seiner Gemeinde austritt, ja daß er sogar innerhalb derselben als Jigit, als Held, gepriesen wird, versteht sich bei der Rohheit der untern Klassen in den islamitischen Nationen leicht. Als Einwirkung muhammedanischer Grundsätze aber möchten wir es betrachten, wenn in Rumelien auch der christliche Mörder, nachdem er das vergossene Blut von den Händen gewaschen, leichten Sinnes vor seinen Geistlichen, der zugleich sein politischer Obmann ist, hintreten darf, und gegen eine Spende von dem Raube nicht nur die Absolution, sondern noch aus vollen Händen den kirchlichen Segen dazu erhält. Dieser Uebelthäter bleibt also im Schooße der Kirche — wenn man als Kirche eine Confession bezeichnen darf, welcher das Wesen des Christenthums, die Anbetung im Geist und in der Wahrheit, beinahe ebenso fremd ist, wie dem blindesten Heidenthum. Und wie die neuere Criminalistik die Erfahrung gemacht hat, daß während jüdische Gauner auch in dem tiefsten Pfuhle der Verworfenheit ihr religiöses Ceremoniell, die Sabbathfeier, die Enthaltung vom Schweinefleisch, u. s. f. sorgfältig beibehalten, während die Christlichen, namentlich die in protestantischer Umgebung aufgewachsenen, zu völliger Religionslosigkeit gelangt waren; so halten auch die orientalischen christlichen Räuber und Mörder die äußern Satzungen ihres Glaubens mit einer Sorgfalt fest, von der es der civilisirten Welt schwer fällt, sich einen Begriff zu machen. Der Grund dieser Erscheinung liegt auch nahe; die einzig wahre Gottesverehrung ist zu geistig, zu sublim, als daß sie von vorzugsweise irdischen, niedrigen Gemüthern erfaßt werden könnte.

Der Protestantismus, welcher sie in ihrer größten Reinheit und mit der geringsten Beigabe menschlichen Formenwesens darstellt, verflüchtigt sich daher im Fortgange der Verbrecher-Laufbahn vollständig, während die anderen, faßbarere und so zu sagen compacte Pflichten auferlegenden Confessionen eben in dieser irdischen Einkleidung des Glaubenslebens, auch nachdem alles Geistige längst verschwunden, ein Substrat zurücklassen, welches von Vielen

für einen Rest von Religiosität gehalten wird. Uns freilich will es nicht so bedünken, und wenn man die Bemerkung gemacht hat, daß es im Protestantismus erzogenen Uebelthätern vor allen Andern schwer fällt, am Ziele ihres Lasterlebens zu heilsamer Buße und Umkehr zu gelangen, ja daß die eigene Confession ihnen eine Aussöhnung mit der erzürnten Gottheit so sehr als Unmöglichkeit erscheinen läßt, daß sie bei erwachendem Bedürfniß nach religiösem Trost hier und da zum Judenthum, wie sie es im Umgange mit jüdischen Gaunern kennen gelernt haben, übertreten, so machen wir daraus dem Protestantismus keinen Vorwurf.

Daß bei wirklicher Sinnesänderung auch in der zwölften Stunde das Thor des Heils noch offen bleibt, ist eine unbestreitbare evangelische Wahrheit, aber nach einem langen Leben in grober Sünde und Gottvergessenheit zu dieser Sinnesänderung zu gelangen, wird unter Tausenden kaum Einem zu Theil werden. Der göttliche Wandel und die Gottlosigkeit schließen einander aus im Leben wie im Tode, und wie in der Kraft der Jahre und der Lebenshoffnungen Niemand den Gegensatz in sich zu vereinigen vermag, so wird auch vor dem sich öffnenden Grabe immer die eine Seite den Sieg über die andere davon tragen — welche, bei einem in Sünde verhärteten, für alles Edle abgestumpften Gemüthe? Die Frage möge ein Jeder sich selbst beantworten.

Wenn nun die angeborene Schwäche und das Gefühl der eignen Unzulänglichkeit jedem Sterblichen das Anlehnen an eine außerirdische höhere Kraft zum Bedürfniß macht, so wird derjenige, welcher diese Stütze nicht im Glauben findet, sie unfehlbar im Aberglauben suchen müssen; — daher die allen Verbrechern im Osten und Westen gemeinsame Deisidämonie, von welcher wir das Festhalten an den religiösen oder rituellen Ceremonien jüdischer, türkischer und den alten Confessionen des Christenthums angehöriger Verbrecher nur als eine Phase betrachten.

„Fürchtest du Gott nicht, du Hund! Es ist Freitag!" rief ein orthodoxer Raubmörder in der Bulgarei, der eben mit den Seinen eine durchreisende armenische Familie überfallen und erbarmungslos abgeschlachtet hatte, seinem heranwachsenden Sohne zu, denn er bemerkte, daß derselbe unter der Beute ein Schmalz-Butter-Gefäß weggetragen hatte und sich nun die Finger leckte. Wie könnte Gott einen solchen Frevel gegen die Kirchendisciplin, den Genuß eines Atoms von Butter am wöchentlichen Fasttage, ungeahndet lassen! Daß den Allheiligen der begangene mehrfache Mord erzürnen werde, fiel dem Manne nicht ein, war es ja doch nur eine schismatische Familie! — Mit derselben verkehrten Gewissenhaftigkeit würde ein muhammedanischer Verbrecher selbst bei nagendem Hunger die Gelegenheit, sich mit Schweinefleisch zu sättigen, zurückweisen und während des heiligen Monats Ramadhan auch die lockendsten Genüsse bis nach Sonnenuntergang hinausschieben. Aber diese Bedenklichkeiten wegen ritueller Uebertretungen hören auf, wo es sich um Aneignung von fremder Habe und Gutes handelt, und wenn in solchen Fällen das Gewissen besondere Entschuldigungs-Gründe verlangt, da erscheint ein Jeder, auch der fernliegendste, hinreichend. Wie schon mehrfach im Verlaufe dieses Aufsatzes angedeutet, ist andere Nationalität, anderer Glaube, andere Confession, ein besonders bequemer und häufig vorkommender; gegen den Fremden ist Alles erlaubt — dagegen aber sind auch gegen Religions- und gar Gemeinde-Genossen Verbrechen äußerst selten. Ein zwiefaches Band, das der Familie und das der Gemeinde, ist nämlich für den Orientalen straffer angezogen, wie für den Occidentalen; wie einerseits die „Väterliche Gewalt" sogar Alles, was wir von besonders strengen Familien aus dem vorigen Jahrhunderte vernommen, weit hinter sich zurück läßt, so genießen andererseits auch die Gemeinde-Vorsteher, Geistliche und Laien, eines Ansehens, das ihnen bei den geringern Gemeindegliedern einen beinahe blinden Gehorsam sichert. Die Gemeinde ist daher im Orient eine erweiterte Familie mit der einfachsten aller Verfassungen, nach welcher das Haupt allein befiehlt, und die Glieder gehorchen; Verbrechen finden da demnach nur in ähnlicher Weise statt, wie sie sonst hie und da im Schooße natürlicher Familien vorkommen. Gewiß fehlt es nicht an allerlei Bethätigungen von Mißgunst und Eigennutz; aber hier spricht den Uebelthäter kein Gewissen nicht von vorn herein frei; er fühlt sich schuldig und hat in seinem Beichtiger, seinem Scheich u. dgl. keinen Advocaten, sondern einen Richter zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens zu Altona und Flensburg.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister hat am 28. v. M. auf der Durchreise nach dem Kriegsschauplatze das Ordens-Hospital in Altona, und am 4. d. das in Flensburg besichtigt.

In Altona sind den 4. drei kranke preußische Soldaten aufgenommen worden, und beträgt die Zahl der dort zur Zeit belegten Betten 37. Im Flensburger Hospitale sind 2 kranke preußische Offiziere hinzugekommen, so daß in demselben 6 Betten belegt sind.

Den in Flensburg befindlichen 9 Diakonissinnen sind 6 Damen hinzugetreten, die dort, nachdem sie zu Berlin in Bethanien in der Krankenpflege geübt worden, als Hilfsdiakonissinnen Dienste leisten werden.

Der Johanniter-Ritter Graf Bolko zu Stolberg hat in Schleswig die Fürsorge für die daselbst in zwei Lazarethen dienenden 10 Diakonissinnen aus Kaiserswerth übernommen.

Aus dem Hospitale in Altona schreibt man uns: „Nicht genug können wir es anerkennen, wie förderlich unseren Angelegenheiten die entgegenkommende rücksichtsvolle Geschäftsbeziehung ist, deren wir uns Seitens der hiesigen Eisenbahn-Direction erfreuen, und die warme Theilnahme derselben für das Loos der verwundeten und kranken Soldaten rühmen.

Ebenso schulden wir der Zollbehörde besonderen Dank für die bei dringenden Fällen in freundlichster Weise erledigte Expedition unserer nach Norden versandten Hospital-bedürfnisse."

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler in Altona und Flensburg sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Kammerherrn Freiherrn von Bathory-Simolin in Wiesbaden 25 Thlr.; von Frau von Seydewitz in Görlitz 18 Thlr.;

vom Landesältesten von Lieres und Wilkau auf Gallowitz 15 Thlr.;
durch Major von Böhn in Stendal patriotische Gaben aus dem
Kreise Stendal 105 Thlr.; durch Landrath von Prittwitz in Ohlau
von patriotischen Frauen des Ohlauer Kreises 40 Thlr.; vom Ritter-
gutsbesitzer Freiherrn von Hammerstein auf Retzow in Mecklenburg
25 Thlr.; Ungenannt, Poststempel Coesfeld 100 Thlr.; von unbe-
kannter Hand im Hospitale zu Altona abgegeben 15 Sgr.; durch
Major von Böhn in Stendal fernere patriotische Gaben aus dem
Kreise Stendal 119 Thlr.; durch Rittergutsbesitzer von Risselmann
auf Behlow bei Kyritz meist von der Gemeinde Brüsenhagen auf-
gebracht 12 Thlr. 10 Sgr.; vom Kammerherrn von Buchwaldt zu
Strasburg 50 Thlr.; vom Geheimen Regierungs-Rath von Salviati
hierselbst 10 Thlr.; vom Oberstlieutenant von Fehrentheil, Com-
mandeur des Rheinischen Ulanen-Regiments Nr. 7, 10 Thlr.; vom
Rittmeister von Arnim des Litthauischen Ulanen-Regiments Nr. 12,
10 Thlr.; von F. v. O. in Riga 12 Thlr.; vom Rittmeister a. D.
U. von Alvensleben auf Wittenmoor 35 Thlr.; vom Grafen R. von
Finckenstein auf Reitwein 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn
von Rigal auf Godesberg 50 Thlr.; vom Grafen von Kessendrinck
auf Griebenow 25 Thlr.; vom Wirklichen Geheimen Rath Grafen
von Burghauß in Breslau 100 Thlr.; vom Schloßhauptmann Frei-
herrn von Gaffron in Breslau 10 Thlr.; durch das Landrathsamt
in Lublinitz 12 Thlr. 11 Sgr. 7 Pf.; durch den Cabinets-Minister
von Oheimb in Detmold, Ertrag einer von der dortigen höheren
Töchterschule zu Gunsten der Kriegs-Hospitäler des Ordens ver-
anstalteten Verloosung 76 Thlr.; von Sr. Durchlaucht dem Prinzen
Gustav zu Ysenburg und Büdingen in Hannover 50 Thlr.; vom
Kammerherrn Freiherrn zu Putlitz-Wolfshagen auf Wolfshagen
10 Thlr.; vom Oberstlieutenant a. D. von Born auf Sienno
15 Thlr.; vom Oberforstmeister von Dallwitz zu Königsberg i. Pr.
10 Thlr.; durch den Grafen von Perponcher vom Grafen zu Limburg-
Stirum auf Peterwitz 200 Thlr.; von der Frau Gräfin zu Lynar
geb. v. d. Marwitz auf Schloß Lübbenau 100 Thlr.; Ungenannt,
Poststempel Querfurt 10 Thlr.; durch den Grafen von der Schulen-
burg auf Beetzendorf von der Gemeinde Jeeben 5½ Thlr., und von
ihm selbst 10½ Thlr., zusammen 16 Thlr.; durch das Landrathsamt
zu Rothenburg i. d. Ober-Lausitz 78 Thlr. 18 Sgr. 1 Pf.; von den
Fräulein Adeline und Agnes von Angern 100 Thlr.; vom Oberst
und Inspecteur der 2. Ingenieur-Inspection von Schweinitz 5 Thlr.
Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 6981 Thlr. 1 Pf.

2. Erfrischungen, Verbandgegenstände ꝛc.

Von Frau Stadtgerichts-Räthin Lehmann geb. von Manlich
hierselbst; von Frau Gräfin von Wartensleben geb. von Schmeling
hierselbst; von Frau Baronin von Sinner von Wattenwyl-Landshut
zu Bern 2. Sendung, Hemden und Flanell-Jacken; von Frau Gräfin
von Baß hierselbst; durch Rittmeister a. D. von Bassewitz auf
Liebenow 5., 6. und 7. Sendung; von Frau Baronin von Kirchbach
geb. von Voigts-Rhetz auf Hohensee, auch 3 Flaschen Himbeer- und
3 Flaschen Erdbeersaft; durch Major von Böhn in Stendal aus
dem Kreise Stendal; durch den Landrath von Prittwitz in Ohlau
von patriotischen Frauen des Ohlauer-Kreises, auch Hemden; vom
Rittergutsbesitzer Freiherrn von Hammerstein auf Retzow in Mecklen-
burg ½ Oxhoft Rothwein; durch Landrath von Brauchitsch in Danzig
3. Sendung; von Frau von Fahrenheid auf Beynuhnen; von Frau
Gräfin von Rothkirch-Trach geb. Gräfin von Zedlitz-Trützschler auf
Panthenau 3. Sendung; von Ungenannt aus Glogau 1 Kiste Frucht-
saft; von Frau von Diebitsch hierselbst; von einer Dame in Berlin;
vom Premier-Lieutenannt im Rheinischen Ulanen-Regiment Nr. 7.
von Kotze 16 Paar Strümpfe, 7 Paar Unterbeinkleider, 6 Hemden,
2 Unterjacken; von Frau Generalin von Walsleben hierselbst 4. Sen-
dung; Ungenannt, Poststempel Liebstadt; durch Se. Durchlaucht den
Prinzen Carl zu Hohenlohe Landrath in Lublinitz 8. u. 9. Sendung;
von Sr. Durchlaucht dem Prinzen Gustav zu Ysenburg und Büdingen in
Hannover 2., 3. u. 4. Sendung; vom Majoratsbesitzer von Buggen-
hagen auf Buggenhagen 100 Flaschen Rothwein; von Damen zu Carls-
ruhe in Schlesien; Ungenannt, Poststempel Langenlonsheim; von Frau
Gräfin von Kospoth in Oels; von Frau von Tettau auf Tolks;
Ungenannt, Poststempel Marienwerder; vom Oberstlieutenant Grafen
von Schwarzenau auf Gr. Dammer; von Herrn Herrmann Saarke
in Barmen; Ungenannt Poststempel Halle a. d. S. und Dresden;
vom Rittergutsbesitzer Rogge auf Döberitz; vom Pastor Lotsch
in Dölitzsch; von Frau von Alvensleben auf Erxleben; vom
Rittergutsbesitzer von Petersdorff auf Buddendorf 20 Flaschen
Apfelwein, eignes Fabrikat; von Frau von Minckwitz in Dessau
4. Sendung; von L. von R., Poststempel Freistadt in West-
preußen; vom Baron von Hövel auf Lalaneck; von Herrn Jahn in
Elbing; Ungenannt, Poststempel Erdmannsdorf; von Frau von Wurmb
auf Hohenbrück; vom Landrath von der Berswordt in Oels 2. Sen-
dung; vom Oberst von Budritzki in Gotha; von Herrn von Schack
in Rostock; vom Glasfabrikanten Becker zu Emde bei Brackel; von
Damen in Lübeck 5., 6., 7., 8., 9. und 10. Sendung; von Damen
in Neisse 2. Sendung; vom Grafen von Kielmannsegge auf Gültzow;
Ungenannt, Poststempel Plaue und Grimmen; vom Pfarrer Richter
in Gohlen; Ungenannt aus Giersdorf bei Goldberg; vom Commen-
dator des Ordens Freiherrn Hiller von Gärtringen auf Betsche;
von Frau von Barby geb. von Wulffen auf Loburg; von Frau Ba-
ronin von Romberg geb. Gräfin von Itzenplitz auf Brunn 3. Sen-
dung; Ungenannt, Poststempel Falkenberg in Schlesien; vom Major
Keck von Schwarzbach in Warmbrunn; von Frau Gräfin von Roth-
kirch auf Bärsdorf; von Frau Aebtissin Gräfin zu Stolberg in Drü-
beck; von einigen Damen aus Cassel; von den Damen der Offiziere
des Neumärkischen Dragoner-Regiments Nr. 3.; von Dr. Marriot
in Basel; von Preußen zu Bevay in der Schweiz; von Frau von
Pöppinghaus in Soest; vom Rittergutsbesitzer von Klitzing auf
Dziembowo; vom Rittmeister a. D. von Westernhagen zu Halber-
stadt 6 Roßhaarmatratzen und 6 Keilkissen; vom Landrath von Pritt-
witz in Ohlau; vom Rittergutsbesitzer von Below auf Hohendorf 2.
Sendung; durch Rittergutsbesitzer von Borcke auf Resellow; vom
Bürgermeister von Hollenser in Salzwedel; vom Ober-Steuerinspec-
tor von Winkler in Braunsberg; von Frau v. d. Berswordt in Oels;
von Frau von Schönermarck in Prieborn; von Frau Gräfin von
Zedlitz-Trützschler in Liegnitz; vom Diakonus Wegner in Sömmerda;
von Herrn Max Anton Wagner hierselbst eine Kiste mit ganz
alten edlen Weinen; vom Comité zu Genthin 6 Kisten mit 5000
Stück Cigarren, Weinen, Früchten und Fruchtsäften ꝛc.; vom Baron
Weber von Rosenkrantz auf Rosenkrantz in Holstein 48 Flaschen fei-
nen Hochheimer Wein; von Frau Majorin von Rockhausen in Naum-
burg a. d. S. 2. Sendung; vom Oberhofmarschall von Wurmb in
Sondershausen 1 Kiste mit eingemachten Früchten, Himbeersaft,
Apfelsinen und Bouillon-Tafeln.

In Folge der überhäuften Geschäfte bei der Krankenpflege sowie
bei der Verwaltung des Ordens-Kriegs-Hospitals in Altona, ist dort
in der Fortführung der Liste der eingegangenen überaus zahlreichen
Packetsendungen am 24. und 25. v. Mts. eine Lücke eingetreten, deren
nachträgliche Ergänzung nicht mehr möglich gewesen ist.

Die geehrten Geber werden um gütige Nachsicht dieserhalb ge-
beten, und ist dafür Sorge getragen, daß dieser Fall nicht wieder
eintreten kann.

Wir lassen hier die Poststationen folgen, von denen diese
Packete abgesandt worden sind: Staßfurt, Braunsberg, Gr. Möllen,
Jüterbog, Dessau, Staßfurt, Bernburg, Staßfurt, Wusterhausen
a. d. D., Neuwied, Hamburg, Stolp, Greiffenberg in Schlesien,
Orzesche, Berlin, Crefeld, Siegendorf, Oels, Staßfurt, Crefeld,
Dörlitz, Hagen, Rüdersdorf, Seifersdorf, Falkenberg in Oberschl.,
Halle a. d. S., Rüdersdorf, Hagen, Bischofstein, Warmbrunn,
Kosten, Berlin, Poln. Wartenberg, Spandau, Hamburg, Friedland in
Oberschlesien, Crefeld, Reichenbach in Schlesien, Cassel, Hamburg,
Posen, Cöthen, Hannover, Bohmte, Laasphe, Potsdam, Landeshut
in Schlesien, Polnisch Wartenberg, Breslau, Meseritz, Stolp, Bad
Oeynhausen, Stolp, Tilsit, Crefeld, Berlin, Bütow, München,
Schweidnitz, Torgau, Hamburg, Oels, Kosten, Braunsberg, Hamburg,
Bernau, Triebsees, Braunsberg, Stralsund, Halle a. d. S. und
Dölitz.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 11. Berlin, den 16. März 1864. **Nr. 11.**

Schlachtgesang der Deutschen.

(Th. v. L.)

Wenn ich vom Schlachtgesang der Deutschen rede, so verstehe ich darunter nicht jenes wilde, tumultuarische Geschrei, mit dem die alten Germanen, nach dem Zeugnisse der römischen Geschichtschreiber, ihre Feinde anfielen, nicht jene Gesänge, durch welche die Barden die deutsche Jugend anfeuerten und durch die sie die Manen der für's Vaterland gefallenen Streiter zum nachahmenden Beispiele ihren Enkeln vorführten, noch weniger jene Gesänge, welche dazu dienten, das auf dem Marsche befindliche Heer in gleichem Schritte zu halten, sondern jenes tiefgefühlte Lied, das dem deutschen Krieger in jenem Augenblicke entquoll, der über sein Leben und seinen Ruhm zugleich entscheiden sollte. — Es ist einleuchtend, daß in jener Stunde, wo der Mensch das Ende seiner irdischen Laufbahn fast unabweisbar vor sich sieht, sein Gemüth sich besonders zu dem Herrn der Heerschaaren erhebt, und daß ganz besonders in diesem Momente das Bewußtsein erwacht, daß menschliche Kraft hier nicht mehr ausreiche, daß aber Gott dem Rechte helfe und daß sein Schutz die Seinen nie verlasse. — Und diese Gefühle sind es denn auch, welche den Schlachtgesängen der alten Deutschen zu Grunde liegen; schade nur, daß diese nicht sorgfältiger von gleichzeitigen Schriftstellern aufgezeichnet wurden!

Nur ganz zufällig finden wir bei einzelnen Schlachtbeschreibungen Bemerkungen eingestreut, denen wir die Kunde entnehmen, mit welchen Gefühlen sich die deutschen Krieger in das Schlachtgewühl warfen. Nachdem von den Befehlshabern der einzelnen Truppenkörper das Losungswort oder das Schlachtgeschrei ausgetheilt war[1]), durcheilten Priester die Reihen der Krieger, verhießen allen Nachlaß der Sünden und das Himmelreich, wenn sie im Kampfe fallen sollten, und ermunterten sie zum tapfern Streiten; hierauf stimmte gewöhnlich ein Erzbischof oder sonst ein Mitglied der höhern Geistlichkeit den erhebenden und begeisternden Schlachtgesang an, die Schlachtreihen fielen ein und das Treffen begann. — Wie die einzelnen Schlachtgesänge lauteten, das ist zum größten Theile unbekannt, nur von einem[1]), das mit dem bekannten media vita anhebt — hat sich nicht nur der Wortlaut, sondern auch die Singweise bis auf unsere Tage fort erhalten.

Es ist dieses Schlachtlied, das der gelehrte St. Gallermönch Notker[2]), der von Papst Innocenz III. der Zahl der Heiligen beigezählt wurde, verfaßt hat, besonders auch deßwegen von Interesse, weil es bis in's dreizehnte Jahrhundert ein allgemeines beliebtes Kirchenlied war, und weil man demselben eine so abergläubische Wirkung beilegte, daß man sich dessen als eines Zaubergesanges bediente, mit welchem man sich vor dem Tode bewahren und seinem Feinde den Untergang ansingen könne. —

Es lautet dieser Schlachtgesang, den der fromme Notker ursprünglich als ein Gebet gegen die Todesgefahr verfertigte, und den zu singen die Kölner Synode nur mit bischöflicher Erlaubniß gestattete[3]), in deutscher Uebertragung[4]) also:

V. Mitten in diesem Leben sind wir im Tode, wen sollen wir als Helfer anrufen, wenn nicht Dich, o Gott, der gerecht über unsere Sünden zürnt.

V. Auf Dich hofften unsre Väter; sie hofften; Du hast sie nicht verlassen.

R. Heiliger Gott!

V. Zu Dir riefen unsre Väter; sie riefen und wurden erhört.

R. Starker Gott!

V. Verlaß uns nicht in unsrem Alter, wenn unsre Kraft verwelkt, verlaß uns nicht.

R. Heiliger und barmherziger Retter, übergieb uns nicht dem herben Tode.

Wie lange dieses Lied in deutschen Schlachten ertönte, ist nicht genau zu ermitteln, sicher dagegen ist, daß zur

---

[1]) Als Kaiser Heinrich I. gegen die Ungarn ausrückte, durchtönte die Reihen das Kyrie eleison; bei Bovines gab Kaiser Otto IV. die Losung: Rom; auf dem Marchfelde war das Losungswort: Hier Rom und heilig! römisch-Reich alle Tage! bei Göllheim im Heere Albrechts: Oesterreich 2c.

[1]) s. Hontheim Historia Trevirensis. — Die älteste Singweise giebt P. Anselm Schuliger in seinem Werke: Die alten Sängerschulen St. Gallens.

[2]) Es gab in St. Gallen mehrere sehr berühmte Mönche dieses Namens, der hier in Frage stehende starb im Jahre 912; die Beinamen dieser Mönche (der dicklippige, Pfefferkorn 2c.) sichern gegen alle Verwechslungen dieser nicht gleichzeitig lebenden Mönche.

[3]) Im Jahre 1316. Canon. 21. Alberic. Concilia Germaniae.

[4]) Der lateinische Text ist oft gedruckt, sa z. B. bei Ildephon's van Arx: Geschichte des Kantons St. Gallen I, 94 f. —

Zeit der Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause sich inzwischen ein anderes zu Ansehen erhoben hatte; es begann mit den Worten: Christus, der ist geboren. — Wir wissen, daß Erzbischof Christian von Mainz, der sich vor allen geistlichen Fürsten seiner Zeit besonders durch Kriegskenntniß und äußern Prunk in hohem Grade hervorthat, im Jahre 1167 diesen Schlachtgesang gegen die mit dem Papste Alexander verbündeten Römer anstimmte.[1])

Natürlicherweise wurde auch Maria, deren Kultus ja gerade im Mittelalter den höchsten Grad erreichte, als Fürbitterin im Streite angerufen, und so stimmte denn auch auf dem Marchfelde der wackere Bischof Heinrich von Basel, der in der Folge Erzbischof von Mainz wurde, als Schlachtgesang an:

Sancta Maria Mutter und Meid,
All' unsre Not sei Dir gekleit.[2])

Auch auf den Mauern von Accon sangen die deutschen Kreuzfahrer im Jahre 1291 noch das gleiche Schlachtlied, und wohl ist es möglich, daß noch in der Schlacht bei Gamelsdorf — am 9. November 1319 — diese Siegweise gehört wurde, sagt doch das Chronicon de gestis principum: der Kampf begann, nach Anrufung des Namens des Herrn, mit dem gewohnten Schlachtgesange. — Dagegen melden spätere Chroniken nichts mehr von dem Schlachtgesange, so namentlich nicht bei der Erzählung von der Schlacht bei Ampfing. Doch ist es immerhin noch möglich, daß bei einzelnen Stämmen der altgewohnte Schlachtgesang sich noch forterhielt und erst mit Einführung der neuen Schlachtweise sich verlor. So dürfte er sich namentlich bei den Oesterreichern, die am längsten noch an der althergebrachten Kampfesart festhielten, bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts forterhalten haben, wir schließen dies aus einer Anspielung des Sängers der Sempacherschlacht — Halbsuter ist sein Name — und glauben, es habe derselbe also angehoben:

Ach reicher Gott vom Himmel,
Wie groß ist unsre Not.

Spätere Nachrichten vom Schlachtgesange, der von ganzen Truppenmassen gesungen wurde, fehlen uns gänzlich; doch ist es möglich, daß er auch später noch fortlebte, denn es ist nur zu wahr, daß unsre Chronisten, meist sehr ernsthafte Männer, die lobenswerthe Regel nur selten hervorhoben, desto fleißiger aber sich jedes Abweichen von derselben verzeichneten. — Wie mächtig aber ein trefflicher Schlachtgesang auf das Gemüth einer Nation einzuwirken im Stande ist, das hat in neuester Zeit sich in Frankreich gezeigt.

[1]) Acerbus Morena bei Muratori: scriptores rerum Italicarum VI, 1147. Johannes Voigt: Geschichte des Lombardenbundes pag. 121. — Nach anderen Autoren lautet dieses Lied: Christus, der ist erstanden 2c. — Ich vermuthe, das Lied, das man in Basel und im Elsaß nach der Hinrichtung des strengen Landvogtes Peter von Hagenbach sang, sei nur eine Travestie dieses Schlachtgesanges; es begann: Christus ist erstanden, Hagenbach ist gefangen, Freue Dich, Freue Dich Christenheit u. s. w.

[2]) Nach andrer Fassung lautet es: Sancta Maria Mutter und Magd, All' unsre Not sei Dir geklagt.

Aus der orientalischen Gegenwart.

(Von Dr. G. Rasen.)

Das Verbrechen.

III.

(Fortsetzung.)

So findet also im Gemeindeleben das Verbrechen keinen Boden; aber auch über dasselbe hinaus legen althergebrachte und im Volke lebendige Ansichten ihm bemerkenswerthe Schranken auf. Z. B. hat in den Augen des Orientalen die Standesgenossenschaft etwas besonders Ehrwürdiges, Rücksichten Aufnöthigendes; als Standesgenossen aber betrachten sich die Gewerbtreibenden aller Kategorien, Kaufleute, Krämer, Apotheker, Handwerker, kurz Alle, welche in einem Bazar-Laden ihre Waare feil bieten, und wieder in ihrer Sphäre alle Fellahs oder Bauern. Wo eine Gegend durch die Landbevölkerung unsicher gemacht wird, da passirt ein durch seine Kleidung kenntlicher Fellah ungefährdet, und wenn einmal von einem Dorfe zum andern Beraubungen stattfinden, da kann man sicher eine alte Stammesfeindschaft zwischen beiden annehmen. In Kaißiten und Jemeniten, Araber von der rothen Anemone oder von den weißen Alpenveilchen, theilen sich weit und breit die syrischen Bauern; diese beiden Stämme, deren geschichtlicher Ursprung dunkel ist, finden sich bald in getrennten Distrieten, bald in benachbarten Dörfern, bald endlich in einem und demselben Dorfe von Alters her zusammen wohnend, in welchem letzteren Falle sie aber nie eine, sondern immer zwei getrennte Gemeinschaften bilden. Ueberall stehen sie sich wie politische Parteien schroff gegenüber und erstrecken sich als solche bis in das Efendi-Patriciat Jerusalems hinauf; in dieser vornehmen Gesellschaft werden meistens die Intriguen gesponnen, welche sich dann auf dem flachen Lande als blutige Fehden entpuppen. Daß da auch in Friedenszeiten kein Sittlichkeitsprincip, sondern nur Besorgniß wegen der Folgen von feindlichen Reibungen abhält, läßt sich leicht denken. Der wirkliche Gemeindefriede besteht nur innerhalb der unter einem Scheich vereinigten Feuerstellen, und in der Regel unter den stammverwandten Nachbar-Ortschaften; denn es unternimmt schwerlich jemals ein Dorf einen Raubzug gegen ein anderes der bezeichneten Art, während es sich wegen, dem anderen Stamme nah oder fern zugefügter Beschädigungen kein Gewissen machen würde.

Neben derartigen größeren Unternehmungen finden auch kleinere, von Einzelnen begangene Diebstähle statt, zu denen der ägyptische und syrische Fellah einen großen Hang besitzt; auch diese haben ihr Feld in der stammverschiedenen Nachbargemeinde, da aber die eigentlichen Feldfrüchte im Transporte zu viel Mühe machen, so sind hier in erster Linie Schafe und Ziegen, dann aber Pferde, besonders edle Race-Stuten, Kameele, Maulthiere u. s. w. Gegenstand dieser verbrecherischen Aneignungslust. Denjenigen, welchem der Streich gelingt, trifft unter seinen Mitbauern kein Tadel; wo aber, was wegen der Schwierigkeit, größere Thiere bei unglaublicher Beschränktheit des gebäulichen Gelasses in waldlosen Gegenden längere Zeit verborgen zu halten, nicht selten der Fall ist, die Entdeckung dem Verbrechen folgt, und nun die Nachbar-

Ortschaft zu Repressalien schreitet, da pflegt doch das Sonderinteresse des Diebes dem Gesammt-Interesse des Dorfes, welches keinen Friedensbruch will, geopfert zu werden. Die vierfache Wertherstattung des Gestohlenen ist, wie im Mosaischen Gesetz, noch jetzt die landesübliche Sühne des ländlichen Diebstahls, und dazu wird auf das Verlangen des Nachbar-Dorfes der Dieb von seinem eignen Scheich angehalten. Dieser Diebstahl ist also gleichsam eine Wette von einfachem Gewinn gegen vierfachen Verlust — sicher kein besonders empfehlenswerthes Geschäft, selbst die Schläge nicht gerechnet, welche im Falle des Ertapptwerdens das unfehlbare Loos des Unternehmers werden, — und dies mag der Grund für das häufige Unbenutztbleiben der sich bietenden Gelegenheiten sein.

Durchaus verschieden von den Fellahs fühlen sich die in dem, Palästina umsäumenden Wüsten hausenden Beduinen, ob sie gleich in vielen Bestimmungen des Familienrechts mit ihnen übereintreffen. Sie betrachten sich als die Herren der Districte, welche sie ungehindert durchziehen können, und halten sich deshalb auch zu der unbarmherzigsten Brandschatzung der Dörfer ihres Bereichs berechtigt, wenn nicht die Einwohner durch eine drückende Natural-Abgabe, Chuwweh, die Brüderschaft, geheißen, sich ihre Freundschaft erkaufen. Viel ist freilich auch mit der Brüderschaft nicht gewonnen, da es den fern von aller Zucht und Gesittung aufgewachsenen Söhnen der Wüste denach nur selten gelingt, ihrer rohen Leidenschaftlichkeit und ihrer fast thierischen Habsucht Zügel anzulegen. Ihr Einfluß auf die Moralität der ihnen untergebenen und von ihnen wie Vieh behandelten Fellahs ist daher auch der allerverderblichste, wie es denn kaum niedrigere, boshaftere und verdummtere Menschen giebt, denn die beständig von den diesseitigen wie jenseitigen Hirtenstämmen mit Füßen getretenen ghawarineh, die Ansiedler des ghor oder der Jordan-Aue. Auswanderung nach irgend einem mächtigern, vertheidigungsfähigen Orte ist für solche Unglückliche das einzige Mittel, sich aus dem Elend herauszureißen; doch läßt sich leicht denken, daß mit einem entblößten, diebischen, faulen, mit einem Worte in Mann und Weib heillosen Bevölkerungszuwachs keinem Orte gedient ist.

Die städtischen Gewerbsleute zeichnen sich in Gedanken, Worten und Bräuchen nicht nur den Fellahs, sondern auch ihren europäischen Standesgenossen gegenüber durch eine gewisse Feinheit aus, und Verbrechen, die schon in ihrer Ausführung eine rohe Kraftäußerung voraussetzen, kommen in ihrem gegenseitigen Verkehr wohl kaum je vor. Man möchte ihnen eher eine übertriebene Verfeinerung, eine in sich unwahre cerimonielle Höflichkeit vorwerfen; sie Alle geben einander in Schriften den Titel Bruder mit vielen schmückenden Zärtlichkeitsbeiwörtern, die Etikette regelt ihren persönlichen Verkehr als unumstößliches Gesetz, und wer ihren Unterhaltungen beiwohnt, wird in der Regel den Eindruck davontragen, sich unter eben so gesitteten, wie gebildeten Freunden befunden zu haben. Schon eine gewisse Strenge in der Beitreibung unbestreitbarer Schuldforderungen behaftet mit einem kleinen Makel; die übliche Ausrede, man sei eben genirt, wolle aber morgen bezahlen, soll immer freundlich acceptirt, und eine vorgetragene Bitte, so bedenklich ihre Gewährung scheint, nur in rücksichtsvollster Weise abgeschlagen werden. Sogar der eben Betrogene oder sonst Beeinträchtigte hat, wenn er mit seinem Beleidiger in Gesellschaft zusammentrifft, seinen Groll zu verschlucken und ein möglichst unbefangnes, freundliches Gesicht zu zeigen; so verlangt es, was diese Leute Insanijeh, Humanität, nennen. Da heißt es also mit mehr Recht als irgendwo sonst: Beati possidentes! Diese weichliche Höflichkeit kömmt aber nur dem Einzelnen, dem bösen Schuldner jeder Gattung, nicht aber der ganzen Körperschaft, zu statten, da sie ja jedes Creditgeben beinahe unmöglich macht. Die diesem Kreise des bürgerlichen Lebens eigenthümlichen Verbrechen, Betrug im Geschäft, gewöhnlich vermittelst lügnerischer, die Habgier rege machender Darstellungen, und schnöde Zurückhaltung zu leistender Zahlungen, werden dadurch nur gefördert, so wie sich denn auch in dem Verkehr dieser Brüder unter dem äußerlichen Anscheine der Freundschaftlichkeit der sich bald hier, bald da fühlbar machende ungezähmteste Egoismus versteckt.

Das Gefühl der Standesgenossenschaft macht sich, wie man leicht begreift, auch unter den Staatsbeamten der verschiedenen Klassen, den Dienern, im Orient einer sehr zahlreichen Kategorie, den Soldaten, Landgensdarmen u. s. w. geltend. Die Wirkung ist hier ähnlich wie unter den Gewerbetreibenden — nach außen Brüderlichkeit, und doch im Innern, namentlich in den vornehmern Klassen, viel Intrigue und Feindseligkeit, welche letztere noch immer hie und da die Besorgniß vor Vergiftung rechtfertigt. Gegen Rohheit sichert auch hier das Verhältniß, und eben deshalb ist dasselbe aufrichtiger und besser in den untern Ständen, wo die Verbrechen so häufig eben in der Rohheit ihre Quelle haben. Bei den Dienern kommt außerdem noch die beinahe religiöse Achtung der Interessen des Brodherrn in Betracht, welche sie allerdings nicht hindert, sich bei Ankäufen zu viel anzurechnen, indem sie sich den Betrug so zurecht legen, als ob ihnen eine Mäklergebühr, eine Vergütung für Schuhverbrauch und dgl. zukomme; aber von Diebstählen gegen ihren Herrn hält jene Achtung sie doch ab. Bestehlen wird der orientalische Diener seinen Herrn nur dann, wenn er, in der Regel unter unmittelbarem oder mittelbarem europäischen Einfluß das Gefühl für die heimischen Sittlichkeitsansichten verloren hat, was leider so oft die Folge des Abstreifens einiger verkehrter, aber unschuldiger Vorurtheile ist. Wir selbst haben während eines zwanzigjährigen Aufenthalts im Orient viel Scherereі mit orientalischen Dienstleuten gehabt, aber bestohlen worden sind wir nur von zweien, und das waren zum Protestantismus übergetretene Armenier. Hie und da kömmt es auch vor, daß diebisch gesinnte Diener andere Leute bestehlen, während sie das Eigenthum ihrer Herrschaft gewissenhaft verschonen. Bei den Schafhirten Palästinas, welche sich oft weit von den bewohnten Ortschaften entfernen, ist es sogar anerkannter Brauch, wenn sie einmal wegen ihrer Nahrung in Verlegenheit gerathen, heimlich von einer andern, in der Nähe weidenden, Heerde ein Thier wegzunehmen und zu verzehren, die Heerde ihres Herrn aber nur in der äußersten Noth anzugreifen. Zwei Bethlehemiten, in unwirthlichen Gebirgen von einem Schneesturm überrascht und die Unmöglichkeit anerkennend, den Abend die Ortschaft zu erreichen, trieben ihre Schaafe in eine natürliche Felsenhöhle, verwahrten den Eingang

mit Gestrüpp und gingen dann nach den Weideplätzen anderer Hirten auf Raub aus. Nach längerem Suchen fanden sie eine Heerde und wußten sich im Flockeagewirbel unvermerkt eine Ziege anzueignen. Sie nahmen dieselbe auf die Schulter und gingen zurück; aber inzwischen war die Bergwand weit und breit mit einer dicken, ebenen Hülle überzogen worden. Alle Vertiefungen und sonstigen Merkmale waren unter dem Schnee verschwunden, und sie konnten ihre Höhle nicht wieder finden. Nachdem sie sich bis in die dunkle Nacht vergebens deshalb bemüht, begaben sie sich, um nicht selber durch die Kälte das Leben zu verlieren, in eine andere Höhle, woselbst sie mit der traurigen Ueberzeugung, ihre Heerde eingebüßt zu haben, ein Feuer anzündeten, die gestohlene Ziege schlachteten und nach der barbarischen Weise dieser Leute halb roh verzehrten. Was sie besorgten, war eingetroffen; als den folgenden Tag der Schnee wegthaute, und der verlorene Eingang der Höhle zum Vorschein kam, fand man die Thiere bis auf das letzte erstickt. Der Eigenthümer der Heerde aber, ein muhamedanischer Scheich, billigte durchaus das Betragen seiner Hirten und tröstete sich wegen seines Verlustes mit dem unabwendbaren Geschick, gegen welches Vorsicht nichts vermöge. (Schluß folgt.)

Die Liebesanstalten des evangelischen Pfarrers Johann Bost in Laforce in Frankreich.

Im südlichen Frankreich, im Departement der Dordogne, liegt abseits von der Heerstraße ein armes Dörflein, Namens Laforce, wo das Licht der Liebe, das aus dem Glauben kommt, so helle und lieblich leuchtet, daß sich schon Viele innig daran erquickt haben. Auch unsere Leser sollen sich dieses Lichtes freuen.

Im Jahr 1844 sammelte Johann Bost, der Sohn eines Genfer Geistlichen, die seit den Dragonaden Ludwigs XIV. zerstreuten Protestanten jener Gegend wieder zu einer Heerde. Er fand zuerst nur wenige, und diese waren unwissend und entartet.

Der Sonntag wurde mit Tanzen, Singen und andern Belustigungen zugebracht, sobald der Morgengottesdienst vorbei war. Dabei konnte er sich nicht beruhigen und fing bald eine Bibelstunde an, gegen den Rath mancher Freunde, die das für vergeblich hielten. Das erstemal ging's gut; aber man schrieb den Erfolg dem nassen Wetter zu, das den gewöhnlichen Zeitvertreib verhinderte. Dennoch war die zweite Versammlung noch besser besucht, und in kurzer Zeit waren die Zuhörer so zahlreich, daß die Leute keinen Platz mehr fanden. Aus den unwissenden Dorfbewohnern wurden bald verständige und aufmerksame Wahrheitsforscher; es kam eine Umwandlung über sie, und sie traten freiwillig zusammen, eine Kirche zu bauen. In dem kleinen Dorfe wurde eine Summe von mehr als 6000 fl. in Geld, und noch mehr in Arbeitslustigen zusammengebracht. Karren und Ochsen wurden nach allen Seiten ausgeschickt, um Baumaterialien zu holen, und willige Hände halfen ein Haus daraus machen. Dieselbe Freigebigkeit zeigte sich auch bei der Errichtung des Pfarrhauses.

Kaum war die Gemeinde gesammelt, Kirche und Pfarrhaus gebaut, da bewies sich der Glaube des Hirten und der Heerde durch neue Liebe lebendig. Nach einander entstanden mehrere Häuser der Barmherzigkeit.

1. Das erste war die evangelische Familie, in welche Waisen oder solche Mädchen, die von ihren Eltern verlassen sind, gesammelt werden. Die Familie besteht jetzt aus 85 Mädchen, die in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auferzogen und zu allen weiblichen Arbeiten angeleitet werden.

2. Bethesda ist ein Zufluchtsort für weibliche Elende allerlei Art, die sonst nirgends Hülfe und Pflege finden. Da sind blinde, sieche, schwach- und blödsinnige Mädchen, jetzt 60 an der Zahl. Es ist dies die einzige evangelische Anstalt ihrer Art in Frankreich. Da sind Kinder zu finden, die vormals nie das Licht des Tages geschaut haben, sondern in dumpfen Winkeln oder gar Kellern ihre elenden Tage dahinschleppten. Sie freuen sich jetzt alle des Lichtes der christlichen Liebe. Wie verschiedene Besucher erzählen, herrscht auch unter diesen Elenden ein frohes und in Gott ergebenes Leben. Die, welche nicht gehen können, werden in eignen Wagen in die frische Gottesluft gefahren. Christus der Herr ist der Arzt im Hause. Er wird um den Segen für alle menschlichen Mittel und Maßregeln angerufen, die treu und gewissenhaft angewendet werden.

Der Unterricht und die Erziehung der blödsinnigen Kinder ist ganz ähnlich, wie in unsern deutschen Blödsinnigen-Anstalten, von denen hier ja schon öfter erzählt ist. Auch dieselben schönen Früchte läßt der Herr dort gedeihen, wie in derartigen Häusern bei uns. Auch diese Früchte der Pflege und Erziehung Blödsinniger haben wir unsern Lesern ja schon öfter vorgeführt.

3. Siloah nimmt die Knaben auf, welche an denselben Gebrechen leiden, wie die Mädchen in Bethesda. Ein armer Junge bat um Aufnahme in Bethesda, mußte aber abgewiesen werden, weil dieses Haus nur Mädchen aufnimmt. „Aber, sagte er, verdienen denn Knaben nicht eben so viel Mitleid wie Mädchen?" Diese Frage und die dringendsten Bitten um Aufnahme elender Knaben, die von vielen Seiten kamen, trieb den liebeseifrigen Bost zur Gründung von Siloah, das im vorigen Jahre 14 Pfleglinge hatte. Die Einrichtung ist der Bethesda's ähnlich.

4. Eben-Ezer ist eine Anstalt für Epileptische weiblichen Geschlechts. Außer den Siechen- und Landarmen-Häusern, wo immer einzelne Epileptische sein mögen, kenne ich keine Anstalt, deren eigenster Zweck die Pflege Epileptischer ist. Der Zustand dieser Kranken ist eben der Art, daß mehrere nur schwer zusammen leben können. Vor einigen Jahren eröffnete ein Arzt in Görlitz eine Anstalt für Epileptische, hat sie aber bald wieder geschlossen. Um so mehr muß man sich freuen, wenn man von Eben-Ezer in Laforce hört. Wir lassen Pastor Bost selbst erzählen.

„Vor einigen Jahren, schreibt er Anfangs 1862, war ich in einer öffentlichen Versammlung in Paris und sprach für die Sache unserer Anstalt. Zum Schluß erließ ich einen Aufruf für die Epileptischen und kündigte mein Vorhaben an, ein Asyl zu gründen, sobald der Herr mich eine Vorsteherin dazu würde finden lassen. Ich entwarf

das Bild einer solchen mit drei Worten: „Fromm, thätig, ohne Nerven."

„Die Bewegung unter den Zuhörern war sichtlich. Unsere Freunde verlangten alle ein solches Asyl. Aber wer wollte leben, oder vielmehr sterben mit diesen armen Wesen? Nach und nach zerstreute sich die Versammlung, und ich blieb mit vier Personen allein. Eine derselben, eine große Dame in Trauer, wurde mir vorgestellt.

„Ich biete mich als Vorsteherin der epileptischen Kranken an!" war ihr erstes Wort. Drei Wochen später wurde sie zu unseren Reihen gezählt, da alle Erkundigungen zu ihren Gunsten ausfielen. Sie ist seit 13 Jahren Wittwe und zuletzt Pflegerin einer jungen, epileptischen Dame gewesen, die sie mit vieler Liebe überwachte. Das war eine Antwort auf meine Gebete! Gott öffnete mir eine Thür; er gab mir die gesuchte Person, die in dieser selben Versammlung zu finden, ich weit entfernt war zu glauben.

„Das Asyl wird mit 6 epileptischen Kranken eröffnet. Augenscheinlich haben wir sehr wenig Aussicht auf Heilung unter diesen Kranken. Der Herr allein wird sein Werk treiben können; wir werden ihn vereint darum bitten.

„Vor Kurzem flüsterte man mir zu: „Man muß ein Narr sein, um ein solches Werk zu unternehmen." Es ist so! Aber es steht geschrieben, daß wer weise werden will, sich zum Narren machen muß." „Ich möchte unser neues Asyl gern Eben-Ezer nennen. Ich lege euch von Neuem unsre Familien an's Herz. Betet, betet für uns, und saget unsern Freunden, daß wir ihrer bedürfen, damit sie uns einen Theil ihrer Freigebigkeit zukommen lassen. Dank für das Gute, was ihr uns um des Herrn willen bereits gethan habt; vor Ihm wird euer Werk nicht vergeblich sein!"

Im April 1862 wurde Eben-Ezer wirklich eröffnet. Zugleich mit der Einweihung des Hauses weihte er sein jüngstes Töchterchen von 5 Monaten dem Dienste der Elendesten auf Erden. „Sei," sagte er, „ihre Schwester, sei ihre Freundin, sei ihre Magd! Alles was du durch die Gnade Gottes sein wirst, Alles, was du besitzen wirst, sei dem Heilande in den Unglücklichen, die dich umgeben, dargebracht! ich gebe sie dir, und ich weihe dich ihnen. So weihe ich mit diesem Hause dein junges Dasein feierlich ein."

5. Bethel ist eine Zufluchtsstätte für Epileptische männlichen Geschlechts und in einem der Frau Bost gehörigen Locale eröffnet. Pastor Bost schreibt darüber:

„Wenn in unserer Zeit ein Abgrund des Elendes nach dem andern aufgedeckt wird, so schafft auch ein Asyl das andere. Unser neues Bethel ist für epileptische Knaben bestimmt, denn nach dem alten Sprüchwort des Jünglings unseres Siloah sind die Knaben so viel werth, wie die Mädchen. Es ist wichtig, daß den Unglücklichen, die ohne Familie, oder von den Ihrigen verstoßen sind, eine Heimath angeboten werde. Ich habe die freudige Gewißheit, daß unser Gott diese Wahl geleitet hat, und kann fröhlich an's Werk gehen."

6. Das Besserungshaus. In kurzer Zeit, schreibt Bost an Genfer Freunde, werde ich zu unsern Asylen noch ein Besserungshaus für junge Mädchen eröffnen. Ich meine nicht lasterhafte Mädchen, sondern solche, deren Charakter zornig, heftig u. s. w. ist. Für sie wird Feldarbeit, ein Strohbett, Suppe und Wasser, ein guter Schlaf und ein vollgerüttelt Maß Arbeit zuträglich sein. Ihre Leiter müssen Weisheit aus dem Erbarmen des Herrn schöpfen, so können aus jenen die ersten unter den letzten hervorgehen*).

Vor zwei Jahren bekam Pastor Bost von der französischen Akademie auf den Bericht des Herrn Remusat und Guizot den ersten Tugendpreis, der vor Jahren von einem gewisser Monthyon gestiftet ist und in einer goldenen Medaille und 3000 Franken besteht. Gold und Geld wanderten bald in die Anstalten. Es ist zwar ein absonderlich Ding, Tugend mit Medaillen und Franken zu belohnen. Ich habe auch nur davon erzählt, um zu zeigen, daß selbst das katholische Frankreich die Früchte des evangelischen Glaubens anerkennen muß.

Der Herr walte segnend über Laforce und seinem Knecht Johann Bost. (Blätter für das Armenwesen.)

Altona, den 8. März. Der zeitige hiesige Stadt-Commandant Flöcher, Königlich Hannoverscher Oberst-Lieutenant, hat die ihm kürzlich vom Hospital-Kassenführer übersandte Vergütigung nicht angenommen, welche für geleistete Krankenträgerdienste der betreffenden Mannschaft füglich zuständig war. Oberstlieutenant Flöcher sagt in seinem ablehnenden Schreiben: „Es ist für die hiesige Königlich Hannoversche Garnison eine besondere Ehre gewesen, den braven Verwundeten eine Handreichung leisten zu dürfen." —

Ich gebe den geehrten Lesern unsers Blattes Kenntniß von diesem kameradschaftlichen Liebesdienst, der ein neues Zeugniß dafür ist, daß wahre Soldaten und echte Menschenfreunde keine politischen Schranken kennen, wenn es sich darum handelt, das Loos schmerzens- und ruhmreicher Kriegsleute zu erleichtern.

„Eine Belohnung für jene Hülfsleistung" — so heißt es ferner in dem erwähnten Briefe — „ist von keinem unserer Soldaten vorausgesehen, und bitte ich auch ferner, wo Ew. &c. es irgend für Ihre Zwecke dienlich erachten, die hiesige Hannoversche Garnison in Anspruch zu nehmen."

Was in diesem Schreiben Schmeichelhaftes für den Johanniter-Orden gesagt ist, resp. für eines seiner hiesigen Mitglieder, wurde mitzutheilen unterlassen. Es wird uns unsere althistorische Pflicht erheblich erleichtert in der Begegnung edelgearteter Gesinnungsgenossen.

Mit diesen Hand in Hand gehen zu können, und unsern Pflegebefohlenen dienstbar zu sein, dies ist des Ordensmannes Streben. G. z. L.

Man schreibt uns ferner aus dem Kriegs-Hospitale in Altona:

Am 6. d. ward ein Unteroffizier des Leib-Grenadier-Regiments Nr. 8, an Lungenentzündung erkrankt, aufgenommen, und am Abend desselben Tages wurden durch den Ehrenritter: Landrath und Kammerherrn Grafen von der Schulenburg, auf Hohenberg, der zeitweise in Hamburg wohnt, wiederum aus Schleswig 8 Kaiserlich Oesterreichische Soldaten: 1 Cadett-Corporal, 1 Corporal und 2 Gemeine vom Infanterie-Regiment Belgien Nr. 27, sowie 2 Oberjäger und 2 Jäger vom 9. Feldjäger-Bataillon, zugeführt. Von den Jägern ist einer mit der goldenen Medaille für Tapferkeit ausgezeichnet, während einer der Oberjäger die silberne Tapferkeits-Medaille besitzt. Sie haben sämmtlich nur Fleischwunden.

Ein schon seit längerer Zeit bei uns befindlicher schwer verwundeter Feldwebel wurde erfreut durch die ihm auf

*) Da wird wohl bald auch ein Besserungshaus für schwer zu erziehende Knaben nachfolgen müssen.

seinem Schmerzenslager zugehende dienstliche Benachrichtigung, er sei unter den mit dem silbernen Tapferkeitszeichen Decorirten. Wenn er zur Truppe zurückkehrt, wird dieselbe ihm zu Ehren en Parade ausrücken.

Jene Nachricht und diese in Aussicht stehende Ehrenbezeigung sind im wahren Wortsinne „Pflaster auf die Wunde", denn der Patient ist seitdem in wesentlich besserer Stimmung. Hierzu trägt außerdem noch der frohe Sinn bei — jene prächtige Würze des rauhen Feld- und beschwerlichen Lazareth-Lager-Lebens — welchen drei als Zimmergenossen dem braven Feldwebel zugesellte Jäger in unveränderter Frische bekunden.

Nachdem mehrere Genesene zu ihren Truppentheilen zurückgekehrt sind, betrug die Zahl der Verwundeten und Kranken im Kriegshospitale zu Altona am 12. d. M. 39. —

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler in Altona und Flensburg sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Von Ihrer Majestät der Königin 100 Thlr.; von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Carl von Preußen 100 Thlr. (2. Geschenk); vom Durchlauchtigsten Herrenmeister Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit 200 Thaler (2. Geschenk); vom Rittergutsbesitzer von Hackewitz auf Woschow 25 Thlr.; durch das Landrathsamt in Lublinitz vom Rittergutsbesitzer von Koscielski auf Pohaschou 10 Thlr., vom Gutsbesitzer Ludwig zu Helenenthal 5 Thlr. 20 sgr. 4 pf.; vom Domainen-Rentmeister Behlendorff in Sonnenburg 3 Thlr.; von C. v. B. Poststempel Nauen 3 Thlr.; vom Königlichen Preußischen Major a. D. von der Gröben in Braunschweig 25 Thlr.; von der Gemeinde Lorenzdorf Kreis Ohlau 7 Thlr.; aus dem Görlitzer Kreise 21 Thlr.; durch Kabinets-Secretair Schöpwinkel, aus Wernigerode 171 Thlr. 13 sgr. 5 pf.; vom Rittergutsbesitzer von Wiedebach-Nostitz auf Arnsdorf 7 Thlr.; vom Kammerherrn von Hochberg-Buchwald auf Goglau 10 Thlr.; durch Major z. D. von Böhn zu Stendal aus dem Kreise Stendal fernerweit 38 Thlr.; vom Major a. D. von der Gröben-Kallisten in Neudeck 10 Thlr.; vom Major a. D. Grafen von Gneisenau auf Sommerschenburg 100 Thlr.; durch das Landrathsamt zu Rothenburg i. d. Oberlausitz fernerweit 39 Thlr. 22 sgr. 10 pf.; durch Pastor Dr. Göhring aus der Gemeinde Hauterode bei Heldrungen 20 Thlr.; vom Kammerherrn von Plötz in München 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn Arthur von Lüttwitz auf Simmenau 100 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Globig auf Guhden 100 Thlr.; vom Kammerherrn von Hopffgarten in Eisenach 10 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 8091 Thlr. 26 Sgr. 8 Pf.

2. Wäsche, Bettzeug, Erfrischungen rc.

Von Ihrer Majestät der Königin Wittwe: fünf Bettstellen mit Spiralnetz, dazu Matratzen und Keilkissen, sowie Bettzeug zu 6 Betten; von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Carl von Preußen: Fruchtsäfte, Confitüren, Gemüse; vom Oberst und Chef des Generalstabes des Garde-Corps von Rosenberg-Gruszczinski 50 Neue Testamente; vom Major a. D. von Knebel-Döberitz auf Friedrichsdorf 20 Pfd. Taback; vom Kreisdeputirten von Tschepe auf Bronlewice; vom Hoflieferanten Sr. Majestät des Königs L. Wunder in Liegnitz 1 Kiste mit 1008 Stück medicinischen Seifen; durch Frau Baronin von dem Knesebeck hierselbst Ertrag einer Sammlung: 3 Schlafröcke, 5 Handtücher, 12 kleine Servietten, 6 größere Servietten, 8 Tischtücher, 2 Töpfchen Tafelbouillon, 2 Pfd. Chocolade; von Frau Baronin von Barnekow geb. von Barnekow auf Ralswieck; vom Frauen-Verein in Cöthen 3. Sendung; Ungenannt, Poststempel Bolkenhain; vom Landrath Krupka in Krotoschin; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Carolath-Beuthen in Carolath 1 Stück Dammwild; von Freunden aus Gnadenberg und Kronsche; von Frau von Weiher geb. von Rüchel-Kleist auf Bietzig; vom Cantor Malter in Stapelburg; von der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen 2. Sendung; vom Generallieutenant von Kropff in Potsdam; vom Geheimen-Rath Kauhorn daselbst; vom Generallieutenant von Schöler daselbst; vom Kreisgerichts-Director von Stelzer daselbst; vom Schullehrer Potratz in Schwiersen; von Frau Gräfin von Frankenberg in Suderode; von Fräulein von Stammer in Briesenitz; von Herrn Bastian in Sonnenburg; vom Frauen-Verein in Halle a. d. Saale; Ungenannt, Poststempel Rothenburg i. d. Lausitz; vom Wirklichen Geheimen Rath von Le Coq in Berlin 1 Kiste Wein; vom Freiherrn von Hammerstein auf Retzow in Mecklenburg ein halbes Oxhoft Rothwein; von Damen in Lübeck 11., 12., 13. und 14. Sendung; von Damen in Neisse 3. und 4. Sendung; von Frau Gräfin von Blücher-Fincken auf Fincken Betten; von Frau v. Schlotheim geb. Gräfin v. Wietersheim in Minden; Ungenannt, Poststempel Seifersdorf und Buchwald; von Fräul. Marie Siebert Oekonomin der Kriegsschule in Potsdam; Ungenannt, Poststempel Königswalde und Magdeburg; vom Oberförster Benda in Charlottenburg 1 Kiste Wein; von der Gemeinde Lobendau in Schlesien; von den Schulkindern der Gemeinden Arnsdorf und Thiemendorf i. d. Lausitz; vom Landrath a. D. von Wißmann auf Falkenburg; von der Schule in Lüderitz; von der Gemeinde Ostinsel; von den Schülern in Neu-Mecklenburg; von Frau von Münchhausen geb. von Wangenheim auf Straußfurth; von Frau Generalin v. Natzmer auf Motzdorf; von Frau Gräfin von Arnim-Boitzenburg in Berlin; vom Frauen-Verein in Berlin; vom Hoflieferanten Borchardt in Berlin 100 Büchsen Bouillon, 2. Sendung; vom Kaufmann Gillow zu Leith in England 12 Büchsen Bouillon; von der freiwilligen Lazareth-Kommission in Altona, Lebensmittel; vom Justizrath Freiherrn von dem Knesebeck auf Löwenbruch Fruchtsäfte; von Frau Gräfin von Görtz-Wrisberg auf Wrisbergholzen; von Frau Pauline von Kölichen auf Kraischwitz 1 Kiste Erfrischungen; vom Frauen-Verein in Oppeln 1 Kiste mit Wein rc.; Ungenannt, Poststempel Greiffenberg in Schlesien; von Frau Generalin von Natzmer in Gnadenberg; Ungenannt, Poststempel Bunzlau; vom Landrath v. d. Berswordt auf Schwierse; Ungenannt, Poststempel Kosten und Mittelfeld; von Frau Gräfin von Schwarzenau auf Schloß Dommer 1 Kiste mit Fruchtsaft; 4 Packete von Ungenannt, Poststempel Posen; vom Hauptmann von Hennigs auf Stremlow Bücher, 4. Sendung; vom Dr. Franz zu Langenbielau 12 neue Hemden; Ungenannt, Poststempel Gramenz und Krotoschin; vom Freiherrn von Zedlitz-Leipe auf Könchen 1 Kiste mit Wein rc.; Ungenannt, Poststempel Stuttgart 1 Packet Bücher; Ungenannt, Poststempel Coesfeld 2 Kisten mit Confitüren; von Frau Gräfin von Krassow zu Stralsund Strümpfe rc.; vom Rittergutsbesitzer O. von Bülow auf Wornkenhagen in Mecklenburg Hemden, Kleidungsstücke rc.; von Frau von Massow geb. Freiin von Canitz 1 Kiste mit Fruchtsaft; Ungenannt, Lütjenburg in Holstein einen Dammhirsch; durch Generalmajor von Zülow in Schwerin 18 Kisten und 3 Körbe Bekleidungs-, Bett- und Erfrischungsgegenstände; vom Landschafts Rath v. Sonder auf Charcice 45 Flaschen feinen herben Tokayer-Ausbruch; Ungenannt, Poststempel Nauen, Seelow, Paretz; vom Apotheker Kodlank in Ilsenburg 1 Fäßchen Johannisbeer-Syrup; von Frau Gräfin von Schwarzenau auf Schloß Dommer Backobst, 9. Sendung; Ungenannt, Poststempel Delitzsch; vom Frauenverein zu Halle a. d. S., 2. Sendung; aus Derenburg, 2. Sendung; Ungenannt, Poststempel Budlitz; von Frau von der Schulenburg geb. von Lattorff; von Frau von Lattorff geb. von Alvensleben; von Fräulein von Klenke; vom Preußischen Volks-Verein Bettwäsche, Lebensmittel rc.; von Frau von Schöning geb. von Seelhorst auf Tolz; vom Frauenverein der Friedenskirchen-Gemeinde in Potsdam; von Frau v. Weyher geb. Gräfin v. Schlieffen in Demmin; Ungenannt, Poststempel Bunzlau, zwei Sendungen; von Frau Brandt geb. Baronin zu Langen; vom Hoflieferanten Troplowitz in Gleiwitz in Oberschlesien 50 Flaschen Ungar-Wein; von Herrn von Ribbeck auf Ribbeck Erfrischungen; von der Gemeinde Wustrow; durch die Commandantur in Cüstrin vom Rittergutsbesitzer Weber, von Frau Schmidt und von einer ungenannten Dame daselbst.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 12. Berlin, den 23. März 1864. **Nr. 12.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. März 1864 verpfl. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1864.	Summa: Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	40			
	Zugang pro Februar	8			
		48			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	40	40	1152	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	33			
	Zugang pro Februar	11			
		44			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	38	38	1014	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	20			
	Zugang pro Februar	14			
		34			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	21	21	561	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	17			
	Zugang pro Februar	16			
		33			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	20	20	542	38
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	21			
	Zugang pro Februar	2			
		23			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	20	20	583	28
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	23			
	Zugang pro Februar	7			
		30			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	20	20	625	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	24			
	Zugang pro Februar	20			
		44			
	Abgang . .	24			
	Bleibt Bestand	20	20	593	35
	zu übertragen		179	5070	256

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. März 1864 verpfl. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1864.	Summa: Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		179	5070	256
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	19			
	Zugang pro Februar	15			
		34			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	17	17	510	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	52			
	Zugang pro Februar	13			
		65			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	50	50	1505	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	12			
	Zugang pro Februar	12			
		24			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	9	9	354	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	10			
	Zugang pro Februar	4			
		14			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	3	3	202	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	9			
	Zugang pro Februar	5			
		14			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	8	8	249	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	6			
	Zugang pro Februar	2			
		8			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	3	8	144	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	6			
	Zugang pro Februar	6			
		12			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	8	8	169	10
	zu übertragen		277	8203	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. März 1864 vorh. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		277	8203	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	1			
	Zugang pro Februar	—			
		1			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	1	1	29	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	3			
	Zugang pra Februar	5			
		8			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	3	3	124	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Februar 1864	15			
	Zugang pro Februar	—			
		15			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	15	15	435	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Februar 1864	10			
	Zugang pro Februar	7			
		17			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	10	10	281	38
	Zusammen		306	9072	521

Der gesammte Abgang an Kranken pra Februar 1864 beträgt 162, davon sind:

a) gestorben . . . 8
b) geheilt entlassen . 139
c) ungeheilt aber nur gebessert entlassen . 15

wie vor 162.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Januar 1864 . . . . 20 Kranke.
Zugang pro Januar . . . . 15 „

35 Kranke.

Davon sind: gestorben 2
geheilt 6
gebessert 2
fortgegangen . . . 1

11 11 „

Bleibt Bestand am 1. Februar 1864 24 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 14 orientalische Christen und 1 Muhamedaner.

Bernhard Friedrich Ferdinand Carl Freiherr von Bülow, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, Geh. Legations-Rath und Bundestags-Gesandter der beiden Großherzogthümer Mecklenburg. Ehrenritter seit 1855. † zu Mentone bei Nizza den 15. März 1864.

Aus der orientalischen Gegenwart.

(Von Dr. G. Rosen.)

Das Verbrechen.

III.

(Schluß.)

Man sieht aus allem Vorhergehenden, daß im orientalischen Verbrechen mehr Methode ist als im occidentalischen. Uebelthäter kann hier wie dort ein Jeder sein, aber während der europäische Gauner in der Wahl seiner Opfer nur durch die Gelegenheit beschränkt ist, legt dem Morgenländer eine eigenthümliche Gesittung in dieser Beziehung allerlei Rücksichten und Schranken auf. Sein Charakter als Gelegenheits-Verbrecher bedingt diese Verschiedenheit von seinem gewerbsmäßigen westlichen Collegen. Der ächte Gauner der civilisirten Länder hat, was seine Gesinnung anbetrifft, kein Vaterland, keine Heimath, keine Gemeinde, keine Freunde, ja meistens sogar keine Familie. Nur die Gemeinsamkeit der Verbrechen und der Lasterhaftigkeit führt ihm Gesellen zu, gegen welche er sich nicht weiter verpflichtet fühlt, als sein eignes Interesse es erfordert; mit dem ganzen Rest der Gesellschaft ist er verfeindet. Zu einer gleichen Tiefe der Verworfenheit gelangt der Orientale nur äußerst selten; seine Moralstufe ist um so viel höher, wie die der Regierung im Orient tiefer ist als irgendwo im Occident, und deshalb ist auch seine Beeinflussung zum Bessern viel leichter. Zahlreiche Beispiele beweisen, daß es in der Türkei nur eines tüchtigen, gutgesinnten Administrators bedarf, um in einem verrufenen District sofort und mit sehr geringen Polizei-Kräften eine Ordnung und Sicherheit hervorzubringen, welche dem Besten in Europa zur Seite zu stellen ist.

Zum Schluß noch einige Worte über die Fälle, wo die Volkssitte den Orientalen zum Verbrechen nöthigt. In gleicher Weise wie der aus den Ordalien des germanischen Heidenthums hervorgegangene Zweikampf dem anderthalbtausendjährigen Einfluß des Christenthums unter den Völkern deutscher Zunge und Sitte und noch über diese hinaus mit solcher Lebenskraft widerstanden, daß die zum großen Theil aus dem Geiste des Evangeliums hervorgegangene neuere Gesetzgebung sich endlich sogar zu theilweiser Transaction hat bequemen müssen, so ist auch die in der Urgeschichte des Semitismus wurzelnde Blutrache, d. h. die als Geschlechts-Erbgut sich fortpflanzende Verpflichtung, den an einem Angehörigen begangenen Mord mit dem Blute des Mörders oder eines seiner Angehörigen zu sühnen, unter den Nachkommen Sems weder durch das Judenthum, noch durch das Christenthum, noch durch den Islam auszurotten gewesen. In der Blutrache ist ein doppeltes Element zu unterscheiden, erstlich die gleichmäßige Vergeltung des zugefügten Schadens, und zweitens die Selbsthülfe. Die letztere wurde von allen Religionsstiftern und Gesetzgebern verworfen, und eben darin liegt die Milderung, welche Moses sowohl wie auch Muhammed in die grundsätzlich festgehaltene Vergeltung, das andere Element, hineintrugen. Nur das Christenthum überhob sich durchaus den Banden des nationalen Vorurtheils, indem es von Rache überhaupt Nichts wissen wollte. Wie langsam und mühevoll aber

auch jene erste Milderung durch das Mosaische Gesetz sich unter den Israeliten Eingang verschaffte, zeigt uns die Geschichte Joabs, welcher, einer der ersten Männer am König Davids Hofe, um seines im Streite erschlagenen Bruders Asahel Blut zu sühnen, eigenhändig wider den Willen des Königs den Abner erstach. Offenbar hat die Blutrache immer an Terrain so viel verloren, wie die Civilisation in den östlichen Ländern vorschritt; zu den Zeiten, in denen die christliche Religion ihren Anfang nahm, war sie auf Wüsten und schwer zugängliche Berggegenden beschränkt und rückte, wie es scheint, erst mit der islamitisch-arabischen Einwanderung in die syrischen Culturländer wieder vor. Dennoch hat sie unter der eigentlich städtischen Bevölkerung nie wieder Wurzel fassen können, und lebt überhaupt in der alten Weise nur noch fort, soweit die Einwohner des Landes das Gefühl der angestammten Zusammengehörigkeit bewahrt haben und in angeerbten Sitzen mehr oder weniger compact zusammenwohnen. Es sind dies die Nossairier, die Drusen und viele Christen des Libanon und im Hauran, die Metualis, die Fellahs der Gebirge Hebrons, Nablus und anderer Gegenden, gleichviel, ob Christen oder Muhammedaner, und endlich die sämmtlichen Beduinen. Hier überall wird der Mord nach den Umständen zur religiösen Verpflichtung, welcher man sich nicht entziehen kann, ohne nach dem Tode das ewige Heil, d. i. die Gemeinschaft der Stammgenossen und zugleich in dieser Welt alle Achtung der Nahestehenden zu verscherzen.

Der Orientale der bezeichneten Kreise muß also gelegentlich zum Mord bereit sein, so wenig dies Verbrechen seinen persönlichen Neigungen oder seinen Interessen genehm sein mag. Dieser Umstand macht auch die merkwürdige Mordversicherungs-Gesellschaft begreiflich, zu welcher gegen zwei Drittel der männlichen Einwohner Bethlehems sich geeinigt haben. Eine Mordversicherungs-Gesellschaft — schwerlich wird einer unserer Leser den ominösen Titel vernehmen, ohne dabei zunächst an eine gemeinsame Abwehr gegen außerhalb der Verbrüderung drohende Mordgesellen zu denken, und schon ein solcher Verein wäre nicht eben ein Compliment für die türkische Landesregierung. Der Bethlehemitische ist aber noch ganz anderer Art — er leistet seinen Interessenten nur gegen die Folgen eines begangenen Mordes Garantie, indem er durch geschickte, redekundige Männer die beleidigte Familie zur Annahme eines Sühnebetrages, des sogenannten Blutgeldes, bewegt, und dann die nöthige Summe unter den Mitgliedern repartirt.

Ein im Dienste des Königlich Preußischen Consulats zu Jerusalem als Dolmetscher beschäftigter Bethlehemit, Daud-el-Kurdi, welcher durch langes Zusammenleben mit Europäern sich der in die Augen springendsten Vorurtheile seiner Landsleute entäußert und seit seiner Kindheit in Jerusalem gelebt hatte, verschmähete, trotz häufiger Aufforderungen der Scheichs seines Heimathortes, sich an dem Vereine zu betheiligen. Sein Vater Jakûb, ein 75jähriger, von den Ideen der Neuzeit durchaus unbeleckt gebliebener Greis, stattete uns, wegen jener Weigerung besorgt, einmal eigens einen Besuch ab, um durch uns den, wie er glaubte, Pflichtvergessenen zur Einsicht zu bringen. „Mein Sohn", sagte der alte Mann, „meint, er wolle ja unter keiner Bedingung je einen Mord begehen; er lebe friedlich in seiner Familie innerhalb der heiligen Stadt und komme kaum in zwei Jahren einmal nach Bethlehem. Das ist die jugendliche Kurzsichtigkeit, die sich für Weisheit hält und den Rath der Erfahrenen verschmäht! Ist es denn mit mir anders? Auch ich lebe in Jerusalem, ich komme nicht aus dem Hause, außer wenn ich zur heiligen Grabeskirche gehe, und ermorden will ich gewiß Niemanden — ja wenn ich wollte, so würde sich fragen, ob ich auch könnte! Dennoch zahle ich das Vereinsgeld, da ja kein Sterblicher weiß, was sich ereignen mag, und zugleich als gutes Beispiel für meine Kinder und Enkel. Sollte, was Gott verhüte! meinem Sohne ein Unglück geschehen, und er hätte das Blutgeld aus eignen Mitteln zu erlegen, da wäre er ein verlorener Mann. Mich würde der gleiche Fall nur 15 Piaster (25 Sgr.) kosten!" —

Der alte Mann ist seitdem in Frieden in die Grube gefahren, ohne von seinem bedenklichen Privilegium Gebrauch gemacht zu haben. Sein Sohn, ein besonnener, unter seines Gleichen hoch geachteter Mann, fährt fort dem Schicksal und dem Mordverein Trotz zu bieten, und befindet sich bis dahin wohl dabei.

Noch eine zweite Mordverpflichtung besteht für dieselben Kreise der Bevölkerung Syriens, und zwar gegen die ehrvergessene Schwester oder Tochter, gleichviel ob verheirathet oder unverheirathet. Auch hier liegt wieder eine uralte Anschauung zu Grunde, welche mit dem allgemein angenommenen Stammvorzuge und der Nothwendigkeit, das Geschlecht rein und unvermischt zu bewahren, zusammenhängt. Schon das Mosaische Gesetz befiehlt daher, die Ehebrecher, so wie die vertraute Jungfrau, die eine Thorheit begangen in Israel, auszurotten. Der Draconismus der Urzeit, welchen, wie wir annehmen müssen, zu Christi Zeiten die Sitte gemildert hatte, ist mit der muhammedanisch-arabischen Einwanderung ganz wieder an seine alte Stelle getreten. Allerdings hat der vom Pentateuch gemachte Unterschied, ob die Schwächung auf freiem Felde, wo etwaniger Hülferuf nicht gehört werden konnte, oder innerhalb einer Ortschaft stattgefunden, noch jetzt seine Geltung; aber in letzterem Falle ist auch die Tödtung der Schuldigen unvermeidlich. Als Rächer treten hier Vater, Brüder, Oheime, Neffen, mit einem Worte, die nächsten männlichen Blutsverwandten, nicht aber der beleidigte Gatte oder Bräutigam, auf; nach der Ansicht der Araber nämlich schändet die ungetreue Ehefrau nicht vorzugsweise das Haus ihres Gemahls, sondern dasjenige, in welchem sie geboren und erzogen worden, weshalb auch jener sich begnügt, sie mit den Beweisen ihrer Schuld ihrer Familie wieder zuzusenden. Noch vor wenig Jahren ereignete sich in Bethlehem, wo die durch den Einfluß der europäischen Klöster zu Wege gebrachte Lebensverfeinerung im schroffsten Gegensatz zu dem grausamen Fellah-Gesetz steht, der Fall, daß ein junges Mädchen, an welcher die Folgen einer Liebschaft sich bemerklich machten, von Vater und Brüdern auf den freien Platz an der Nativitäts-Kirche hinausgeschleppt, gebunden und dann erschossen wurde. In Bethlehem fand man das ganz in der Ordnung; aber in Jerusalem erregte es eine so gewaltige Sensation, daß man

hoffen darf, die harte Sitte wird nicht wieder zur Ausführung kommen. Es ist der Anfang einer milderen Auffassung, daß man die Flucht solcher Unglücklichen in eine Nachbarortschaft gestattet, wo sie dann in lebenslänglicher Verbannung zu verbleiben haben.

Unserer Besprechung der orientalischen Verbrechen haben wir diese durch Sitte auferlegten, gleichsam unfreiwilligen Tödtungen lediglich im europäischen Sinne beifügen zu müssen geglaubt; denn im Sinne ihrer Urheber und deren nächster Umgebung würden sie keinen andern Namen als den preiswürdiger und Gott wohlgefälliger Werke verdienen. Es gehört ja zu der menschlichen Unvollkommenheit, daß den Einflüssen, welche zeitliche und räumliche Verhältnisse auf die Völker ausüben, auch der Weiseste erliegt, und daß die Freiheit im Handeln bei dem Einzelnen überall durch auf der Masse lastende Vorurtheile beschränkt wird. Richard Löwenherz ließ Tausende der tapferen muhammedanischen Vertheidiger von Acre, welche durch Uebergabe in seine Hände gerathen waren, erzürnt über die Nichtauslieferung des heiligen Kreuzes durch Saladin, kaltblütig abschlachten; wer wollte an die grausige That den Maaßstab unserer geläuterten Moralprincipien anlegen? Ihm waren die Unglücklichen Heiden und Feinde Gottes. Wenn, wie wir gesehen haben, eine Kategorie von Verbrechen für den Orientalen einer Jagd gleicht, so ist es nicht zu verwundern, daß eine andere sogar für Tugend gelten kann. Wir verkennen das Großartige der Kreuzfahrer-Epoche nicht; doch ergiebt uns ein Vergleich der Moral-Auffassung jener Zeiten mit den unsrigen unverkennbar einen gewaltigen Fortschritt, welcher sich allmählich im Laufe der Jahrhunderte, hauptsächlich aber im Anfange der Neuzeit, vollbracht hat. Dieser Fortschritt ist dem Geiste des Christenthums zu verdanken, welcher sich erst seit jener Zeit den schon längst vorhandenen Leib, die Länder der Christenheit, unterworfen. Im Orient steht diese Arbeit noch bevor; die jetzt herrschenden Moralitäts-Principien sind durchaus mittelalterlich, wo nicht völlig barbarisch — aber einer Entwickelung, wie die europäische, steht im Gebiete des Halbmonds außer dem angeerbten Vorurtheil noch eine unchristliche Regierung entgegen. Eine große politische Umwälzung, welche dem Kreuz seine alten Rechte im Morgenlande wiedergiebt, wird jedem ernstlichen Besserwerden vorausgehen müssen.

Zur Sonntagsheiligung.

Vor etwa 10 Jahren hörte man in London nicht ohne Erstaunen davon reden, daß von competenter Seite beabsichtigt würde, auch solchen Droschken Erlaubniß zum Fahren zu geben, die es nur sechs Tage in der Woche thun wollten (six-day-cab-licence). Die Sache erschien fast unglaublich, und viele Leute lächelten spöttisch bei dem Gedanken, daß es Kutscher geben sollte, die in dieser Weise auf den siebenten Theil ihres wöchentlichen Lohnes zu verzichten im Stande wären. Gleichwohl ließen sich augenblicklich mehr als 500 als solche einschreiben, und diese Zahl ist von Jahr zu Jahr gewachsen und beträgt jetzt etwa 2000, d. h. wenigstens das volle Drittel aller Droschken (Cabs) Londons.

Einmal im Besitze des Rechtes, einen Tag unter sieben sich und ihren Pferden Ruhe zu gönnen, zeigten sich die „Sechs-Tage-Kutscher" zum großen Theil zugänglich für die Bemühungen, sie zu unterrichten und zu erbauen, und zwar in demselben Maaße, als sie sich glücklich fühlten, in Ruhe die süßen Freuden des Familienlebens genießen zu können, von denen sie bis dahin ihr Beruf ausgeschlossen hatte. Clubs oder besondere Gesellschaften bildeten sich unter ihnen mit Versammlungssälen, Bibliotheken, Journalen, und bestimmten Stunden für das Lesen der Bibel und andere religiöse Uebungen. Vier solcher Vereinigungen bestehen jetzt und zählen jetzt 1000 Mitglieder. Die innere Mission Londons (City) und eine besondere Gesellschaft „zur Erwirkung der Sonntagsruhe für die Droschken- und Omnibus-Kutscher" beschäftigten mehrere Agenten zur Leitung des Werkes, um die Mitglieder der Clubs in ihren Häusern zu besuchen. Alle Sonntage sieht man zu den bestimmten Stunden diese letzteren mit ihren Familien sich in die Versammlungssäle begeben, um Vorträge über christliche Gegenstände anzuhören und auch ihrerseits zu bezeugen, wie viele Haushaltungen und Personen innerlich umgewandelt sind durch diese neue Gewohnheit und Sitte. Nichts ist rührender, berichtet ein Augenzeuge, als der Anblick dieser, gewöhnlich aus 2—300 Personen bestehenden Versammlungen, die alle beseelt sind von demselben Geist und zum größten Theil, eben durch diese Einrichtung, den Gefahren der Sonntagsentheiligung und des Wirthshauses entrissen. Man hat außerdem die Erfahrung gemacht, daß die Sechs-Tage-Kutscher keineswegs in pecuniärer Beziehung ein so großes Opfer gebracht haben, als man glauben sollte. Die in ihrem Leben wiederhergestellte Ordnung zeigt sich auch in ihrer ganzen Erscheinung, wie in ihrem Berufe. Ihre sauberer einzerichteten Wagen, ihre besser im Stand erhaltenen Pferde machen, daß das Publikum sie den andern vorzieht, und die gläubigen Christen, welche sie an ihrer besondern Nummerreihe erkennen (diese besteht nämlich aus 5 Ziffern, indem die Reihe der Six-Day-Cabs mit der Zahl 10,000 beginnt), machen sich ein Vergnügen daraus, sie vorzugsweise zu benutzen. Einer von ihnen versicherte neulich, Frieden und Wohlbehagen erst empfunden zu haben, seitdem er seinen Gewerbschein von 7 auf 6 Tage habe umschreiben lassen.

Man berechnet auf mindestens 60,000 die Zahl der Personen, welche bei dem Droschken- und Omnibus-Wesen in London angestellt sind. Diese Zahl genügt, um die Wichtigkeit einer solchen religiösen Bewegung unter dieser Klasse der Gesellschaft ins Licht zu stellen. Diese Bewegung hat denn auch in neuester Zeit einen Beschluß der General-Compagnie der Omnibus von London zur Folge gehabt, den wir als hoffnungsvolles Zeichen der Zeit mit Freuden begrüßen und ähnlichen Gesellschaften auf dem Continent zur Nachahmung und Beherzigung empfehlen.

Die Generalcompagnie der Omnibus von London hat nämlich beschlossen, daß alle Kutscher und Conducteure der Compagnie für den Sonntag Urlaub bekommen können, welche bis Sonnabend Mittag darum bitten, „indem," wie der Beschluß lautet, „die Directoren diejenigen nicht am Sonntag zur Arbeit zwingen wollen, welchen ihr Gewissen dies verbietet." Dieser Beschluß ist auf die Bitte der Gesellschaft gefaßt, welche sich gebildet hat, um

die Sonntagsruhe den Kutschern der Droschken und Omnibus zu erwirken. Der Sekretär dieser Gesellschaft fügt in seinem Schreiben an die verschiedenen Zeitungen, in welchem er ihnen diesen Beschluß mittheilt, hinzu: Sollte es nicht erlaubt sein, das Publikum durch Ihr Organ einzuladen, diesen menschenfreundlichen und edlen Gedanken der Direktoren dadurch zu unterstützen, daß es am Sonntag möglichst wenig Gebrauch von den Omnibus macht?

(Aus den: „Mittheilungen aus dem Wupperthal.")

Die Evangelischen in Rußland.

Wie ungeheuer die Schwierigkeiten sind, mit welchen die evangelische Kirche in Rußland zu kämpfen hat, läßt sich aus folgenden Thatsachen ersehen, die wir einem auswärtigen Blatte entnehmen. Die aus etwa 4000 Seelen bestehende evangelische Gemeinde Birsen (im Gouvernement Kowno) ist auf 69 Quadratmeilen zerstreut. Die 1240 Evangelischen des Kirchspiels Plozk-Witebsk wohnen zerstreut auf einem Flächenraum, welcher an Ausdehnung der Schweiz wenig nachsteht; die 337 des Kirchspiels Minsk auf einem Flächenraum, der fast so groß ist wie Portugal. In dem Kirchspiel Tomsk-Barnaul sollen sogar 168 Eingepfarrte auf 15,714 Quadratmeilen, d. h. auf einem Flächenraum leben, der etwa so groß ist wie Frankreich nebst Großbritannien und Irland. Das Kirchspiel Irkutsk erstreckt sich über ganz Ostsibirien, also über einen Flächenraum von etwa 150,000 Quadratmeilen, d. i. etwa ¾ von ganz Europa. Auf diesem Gebiete sollen etwa 1100 Evangelische leben. Um diese Diaspora-Gemeinde auch nur einigermaßen mit Wort und Sakrament zu bedienen, müßte der Pastor von Irkutsk (c. 860 Meilen von St. Petersburg) in 4 Jahren 60,000 Werste, d. i. etwa 8570 Meilen reisen!

Die Evangelischen in Rußland sind so unaussprechlich großen Nothständen gegenüber auch keineswegs unthätig. Sie haben vor einigen Jahren ein Central-Comité gebildet, dem viele Bezirks- und Hülfs-Comités sich angeschlossen haben, und ihre Zahl ist fortwährend im Wachsen. Zunächst bemüht man sich, die kirchlichen Nothstände der evangelischen Glaubensgenossen in dem ungeheuren Reiche kennen zu lernen. Was ermittelt worden, wird in allen evangelischen Gemeinden bekannt gemacht, damit Theilnahme geweckt und Handreichung geleistet werde. Die Liebesgaben fließen in die „Unterstützungskasse für evangelisch-lutherische Gemeinden in Rußland." Das General-Consistorium in Petersburg läßt überdies für diese Kasse in allen evangelischen Gemeinden des Reiches regelmäßige Collekten erheben. Allein in der ersten Hälfte des Jahres 1861 waren für diesen Zweck 24,200 Silberrubel gesammelt. Wichtig ist der Bau neuer Kirchen und die Reparatur baufälliger, die mit diesen Mitteln in Angriff genommen wird; aber viel wichtiger noch die Vermehrung der seelsorgerischen Kräfte, die Gründung neuer Pfarreien und die Verbreitung von Bibeln und Erbauungsschriften. Wo es möglich ist, sammelt man die zerstreuten Evangelischen in neuen Colonieen. Das ist z. B. im Kirchspiel Irkutsk geschehen. Dort besteht die bedeutend größte Mehrzahl der Eingepfarrten aus Verwiesenen. Diese sind theils solche, die zur Leistung von Zwangsarbeiten in den Kronbergwerken verurtheilt sind, theils solche, denen die Ansiedelung gestattet ist. Die letzteren werden seit dem Jahre 1857, je nach den verschiedenen Nationalitäten (Finnen, Letten, deutsche Ehsten), in drei Dörfern gesammelt. Die Nothwendigkeit einer solchen Maßregel liegt auf der Hand. Sie ist eine Lebensfrage für die Erhaltung des evangelischen Elementes in Sibirien. Von allen den Evangelischen, die im Laufe der letzten Jahre bis 1857 dorthin verwiesen wurden, ist keine Spur mehr vorhanden. Sie sind in die überwiegende Menge Andersglaubender aufgegangen, weil keine Sammlung statt fand, und darum auch keine kirchliche Pflege möglich war.

Noblesse oblige.

In den kürzlich bei F. B. Geitler in Wien erschienenen „Reminiscenzen" legt ein Kaiserlich Oesterreichischer Reiteroffizier alte Erinnerungen und liebe Träume, nach Ort und Zeit bunt gruppirt (mehrfachem Drängen zufolge) dem großen Publikum vor. Anfänglich wurden diese Aufzeichnungen nur als Tagebuchfragmente einer kleinen Zahl Freunde des Herrn Verfassers bekannt. — Pag. 157 und ff. skizzirt der Autor Wiens höhere Gesellschaft, 1854 im Februar, und äußert bei diesem Anlaß einige Worte über die Mission des Adels, welche wir hier reproduciren, weil sie uns der Hauptsache nach aus der Seele geschrieben sind:

„Wir glauben, diese Mission wäre: sich an die Spitze alles Edeln und Großen im Vaterland zu stellen — wo seine geistigen und materiellen Mittel es dem Adel erlauben — seinen Mitbürgern durch Kenntnisse, Wissen und geistiges Streben voran zu gehen, mit seinen Reichthümern — wo sie vorhanden — alle gemeinnützigen Unternehmungen zu fördern, ohne jedoch in die Rechte anderer Klassen, wie z. B. der sehr ehrenwerthen Handelsklasse, Bankwesen rc. einzugreifen; hingegen aber desto mehr die Hebung des Werthes vom Territorialbesitz als eine seiner ganz besondern Aufgaben anzusehen, die Künste, Wissenschaften, die Litteratur und den geistigen Aufschwung eifrigst zu beschirmen, thätigst zu unterstützen. Nur eine solche Aristokratie entspricht den Forderungen ihres Namens, dem alten Spruch: „Noblesse oblige," dem Geist des Jahrhunderts und den Interessen der Menschheit. Eine solche Aristokratie wird von den Vernünftigen aller Klassen der Bevölkerung als einflußreich und hochgeachtet angesehen werden, weil sie die allgemeinen Wünsche und Bedürfnisse der Zeit versteht und sie zu repräsentiren befähigt ist, nicht aber als Hemmschuh auf dem Flach-Land sich zeigt, sondern nur dort, wo es bergab, gegen Abgründe losgeht, aufzuhalten sucht, um die menschliche Gesellschaft vor einem zu jähen Sturz in die Theorieen jenes Nivellements zu bewahren, welches zuletzt zu dem Umsturz aller Pflichten und Verhältnisse — zur socialen Revolution, Anarchie, zum Communismus und einer grauenvollen Barbarei führen würde."

(Ernst Graf Lippe.)

Einen hohen Beweis sittlichen Muthes und christlicher thatkräftiger Liebe giebt eine Anzahl Offiziere des Garde-Regiments in London. Sie haben sich — etwa 75 an der

Zahl, alle aus den höchsten Ständen — einer Gesellschaft angeschlossen, welche den Besuch und die Unterstützung der Armen in dieser ungeheuren Weltstadt sich zum Ziel gesetzt hat. Täglich sieht man diese ächten Soldaten Christi im rühmlichsten Wetteifer mit den Stadtmissionaren die ärmsten, schmutzigsten und übel berüchtigtsten Quartiere Londons durchwandern, um ihren elenden und verlassenen Mitgeschöpfen leibliche und geistliche Hülfe zu bringen. Dies thun sie schon seit längerer Zeit in aller Stille, und erst vor Kurzem ist auf einer christlichen Versammlung in Glasgow die öffentliche Aufmerksamkeit auf dies preiswürdige Werk edelster Selbstverleugnung und Hingebung gelenkt worden. — (Neue Evang. Kirchenzeitung.)

Im Diakonissenhause zu Jerusalem wurden im verflossenen Jahre 479 Kranke gepflegt, darunter 279 Muhamedaner, im Diakonissen-Hospital zu Alexandrien über 400 Kranke aller Bekenntnisse und aller europäischen Länder; auch erhielten in der ambulanten Klinik daselbst bei 30,000 Kranke ärztlichen Rath und Arzenei. Vom Mutterhause in Kaiserswerth sind nach Schleswig 22 Diakonissinnen mit 2 Hilfswärtern zur Pflege der Verwundeten entsandt worden, die dort in verschiedenen Lazarethen thätig sind.

Am 20. d. sind die Ordensritter: Se. Durchlaucht der Fürst von Pleß und Major a. D. Freiherr von dem Knesebeck-Carve wiederum nach dem Kriegsschauplatze in Schleswig abgereist, um bei dem Transporte von Blessirten in die Lazarethe thätig zu sein. Mehrere für Rechnung des Ordens in der Fabrik des Hof-Wagenfabrikanten Neuß hierselbst gebaute Kranken-Transportwagen sind an demselben Tage dorthin abgesandt worden.

Der Convent der Pommerschen Genossenschaft des Johanniter-Ordens hat das Ordens-Krankenhaus zu Züllchow bei Stettin für den Fall, daß unsere Flotte ernste Kämpfe zu bestehen hat, der Militair-Verwaltung zur Aufnahme von Verwundeten zur Verfügung gestellt, und ist von dieser dies Anerbieten bestens acceptirt worden.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler in Altona und Flensburg sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Erb-Jägermeister von Jagow auf Rühstädt 100 Thlr.; vom Landschafts- und Kreisdeputirten von der Osten auf Jannewitz 25 Thlr.; Ungenannt, Paßstempel Greiffenberg in Schlesien 6 Thlr.; vom Generallieutenant und Kommandanten von Breslau von Othegraven 20 Thlr.; vom Landesältesten von Wiedebach Nostitz-Jänkendorf auf Arnsdorf 25 Thlr.; vom Landesältesten Freiherrn von Rothkirch-Panthen auf Rothkirch 50 Thlr.; aus dem Unterstützungs-Fonds der Gräflich Dönhoffschen Familienstiftung durch die Curatoren derselben Grafen Emil und Eugen von Dönhoff 100 Thlr.; vom Regierungs-Rath v. D. von Kalkreuth auf Hohenwolde 10 Thlr.; durch Frau von Minckwitz geb. von Minckwitz in Dessau das Ergebniß einer Sammlung daselbst 16 Thlr.; durch den Generalmajor a. D. Freiherrn von Schlichten, vom Majoratsbesitzer von Schönborn auf Ostrometzko 400 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 8843 Thlr. 26 Sgr. 8 Pf.

2. Wäsche, Bettzeug, Erfrischungen 2c.:

Von Ihrer Majestät der Königin Wittwe (2. Sendung): 6 vollständige Betten mit Bettstellen, Decken und Bezügen, 12 Stück Gummi-Luftkissen, 12 Wasserkissen, 6 Ellenbogenkissen, 5 Holzstühle mit Polstern, und 2 Dutzend Hemden; vom Justizminister Grafen zur Lippe in Berlin 1 Kiste mit Büchern; von Herrn J. Arnstorf in Opie 1 Packet mit Büchern; vom Hauptmann a. D. von Hennigs auf Stremlow 5., 6. u. 7. Sendung; von Frau von Barcke auf Reseltow 1 Kiste mit getrocknetem Obst; vom Ober-Inspektor der Correktions-Anstalt in Kosten von Zaluskowski 1 Kiste mit Eingemachtem und Backobst; durch den Generalmajor und General-Adjutanten von Zülow in Schwerin (2. Sendung) 9 Kisten und 1 Korb mit Bekleidungs- und Erfrischungs-Gegenständen; vom Grafen Carl von Harrach hierselbst (2. Sendung) 3 Dutzend Unterbeinkleider und 2 Unterjacken; von Frau Gräfin zu Münster hierselbst; durch Freiherrn von Rothkirch-Panthen auf Rothkirch von den Schulkindern in Rothkirch; Ungenannt, Poststempel Rothenburg zwei Sendungen; vom Rittmeister a. D. von Funke in Dresden; vom Hoflieferanten Gutsch in Potsdam Hemden; von Frau Majorin von der Gröben in Braunschweig Leibwäsche; von Frau Gräfin von Krassow in Stralsund Fruchtsäfte; vom Grafen von Kielmannsegge auf Gültzow 2. Sendung; vom Herrn von Seydewitz in Reichenbach 2. Sendung; vom Freiherrn von Muderspach auf Wallhausen; vom Hauptmann a. D. von Rexin auf Wödtke; vom Freiherrn von Sabeck auf Zarrenthin 3 Dutzend Hemden; von B. v. S. in Stettin; aus Magdeburg Apost. 17, 11. 20 Neue Testamente; Ungenannt Rothenburg i. d. Lausitz, 5. Sendung; durch Rittmeister Freih. von Ascheberg in Dresden von Frau Kayser, Besitzerin des Hotel Bellevue, Frau Geh. Räthin Hänel, Fräulein Töpfer, Frau Sahrer v. Sahr, 3 Ungenannten, Frau Legations-Räthin Uebel, Geschwister Kades, Frau von Ascheberg, Frau Robert Tode, Ihrer Durchlaucht der Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Frau Präsidentin von Gersdorff und Frau von Otto, sämmtlich in Dresden; von Frau von Brandt geb. Baronbon in Fehrbellin Lebensmittel; vom Landrath von Rauchhaupt in Delitzsch; vom Major a. D. Grafen von Gneisenau auf Sommerschenburg Backobst; durch Frau von Kotze vom Comité in Magdeburg, 3. Sendung; von Frau Prediger Buchholz in Brunn Victualien; von Frau von Rahr auf Triplatz desgl.; von Frau von Quast auf Bichel desgl.; von Herrn und Frau von Ramberg auf Brunn, 2. Sendung, desgl.; von Frau von Blücher geb. von Schmidt auf Buderose; durch Frau v. d. Hagen geb. von Treischke Sammlung im Kreise Sternberg; von Frau von Welher geb. Gräfin von Schlieffen auf Zemmin, 2. Sendung; vom Major a. D. und Garnison-Verwaltungs-Director von Wegner in Potsdam; Ungenannt, Poststempel Kaschentin Hemden, Socken 2c.; von Frau Gräfin von Rothkirch-Trach auf Bärsdorf; durch Landrath v. d. Berswordt aus dem Kreise Oels, 2. Sendung; von Frau Oberamtmann Fritze in Halberstadt; durch Appellationsgerichts-Präsidenten Freiherrn von Eglofstein in Eisenach, Sammlung patriotischer Frauen zu Eisenach; Gerstungen und Herleshausen; durch die Schwester Pförtnerin von Bethanien in Berlin; von Frau Majorin von Knebel-Doeberitz auf Friedrichsdorf 1 Bettbezug, 6 Hemden, 2 Paar wollene Strümpfe 2c. (Fortsetzung folgt).

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 13. Berlin, den 30. März 1864. Nr. 13.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg“ für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Philipp Heinrich Rudolph Levin Freiherr von Wintzingerode, Herzoglich Nassauischer Regierungs-Präsident und Kammerherr. Ehrenritter seit 1851. † zu Gräfenberg 20. März 1864.

Das Hospiz des Johanniter-Ordens zu Jerusalem,

welches unter der Oberleitung des diesseitigen Consuls für Palästina, Dr. Rosen, von einem im Dienste des Ordens stehenden Hausvater verwaltet wird, hat im Laufe des verflossenen Jahres 77 Personen gastliche Aufnahme gewährt, von denen 40 die baaren Auslagen für die Verpflegung als s. g. Gäste erster Klasse vergütigt haben, 37 dagegen unentgeldlich — 15 Tage — verpflegt wurden.

Die Gäste erster Klasse führen wir hier namentlich auf:

Ino Weiß, Negociant a. d. Schweiz; C. B. Poinier, Tourist aus Newaik, Amerika; D. Rough, Civil-Beamter aus Neu-Seeland; John Brockledank, Reisender aus England; J. E. Plummer, desgleichen; W. Adams, desgleichen; C. Furrer, Geistlicher aus der Schweiz; J. Bakewell, Theolog aus Pittsburgh; G. Hurter, Missionar aus Beirut; Martha Kown, Touristin aus Amerika; Mary Stewart, desgleichen; Sarah Dales, Missionarin aus Amerika; C. Kloede, Königlich Preußischer Consul zu Syra; C. Hassold, Negociant aus St. Gallen; W. Hammerschmidt, Photograph aus Berlin; Elisabeth Evans, Photographin aus England; Horst, Apotheker aus Gießen; Conrad von Waitz, Landwirth aus Kurhessen; F. von Waitz, desgleichen; L. Lyons, Missionar aus Sidon; J. Thomasson, Student aus Louisville in Amerika; S. Suter, Kaufmann aus Kölliken in der Schweiz; Khalil Gelk, Uhrmacher aus Beirut; Miller, Wechselmäkler aus Thoughal; Nichols, Rentier aus Boston; Kipp, desgleichen aus Californien; Fulton, desgleichen aus Hudson; Farnam, Tourist aus Chicago; Missionar Fleischhacker nebst Familie aus Carlsruhe; J. W. Wiehl, Consul der V. St. zu Batavia; J. H. Weidmann, Schiffscapitain aus Zingst bei Barth; J. H. Weidmann, Sohn des vorigen aus Zingst bei Barth; J. C. Fäcks, Steuermann aus Zingst; Max von der Osten, Jungmann aus Stolpe; W. Jung, Lehrer der evangelischen Schule in Jassy (aus Berlin); W. Stigant, Bonister at Law, aus England; H. Brasseur, Uhrmacher aus Beirut; E. H. von Weber, Rentier aus Dresden; Th. Grey, Tourist aus Henham in England; J. Williams, Tourist aus Pera.

Von den 37 Gästen zweiter Klasse, fast durchweg Handwerksgesellen, waren 17 aus Preußen, 4 aus Oesterreich, 3 aus dem Königreich Sachsen, 1 aus dem Großherzogthum Sachsen, 1 aus Mecklenburg-Schwerin, 1 aus Hamburg, 1 aus Schleswig, 1 aus der Schweiz, 1 aus Holstein, 1 aus Livland, 2 aus Odessa, 1 aus Polen, 1 aus Litthauen, 1 aus Beirut, 1 aus Constantinopel.

Die Ausgaben für die Unterhaltung des Hospizes pro 1863 betragen 18,582 Piaster, circa 1030 Thlr., die von der Ordens-Kasse getragen worden sind.

Die evangelische Mägde-Bildungs-Schule und Mägde-Herberge auf Marthashof

zu Berlin an der Schwedter-Straße.

Dem neunten Jahresbericht dieser so segensreich wirkenden Anstalt entnehmen wir das Nachstehende:

„Es wird von den werthen Hausfrauen außerordentlich viel über die weiblichen Dienstboten, von diesen eben so viel über die Herrschaften, und von den einsichtigen und wahren Freunden der kirchlichen, wie bürgerlichen Gesellschaft über die Zerrüttung des rechten Verhältnisses zwischen Herrschaften und Dienstboten geklagt. Aber durch bloße Klagen wird nichts gebessert. Durch helfende Thaten christlicher Liebe muß auch der Dienstboten-Noth begegnet werden. Dieses nach ihrem bescheidenen Theile zu thun, ist die Aufgabe der am 31. Oktober 1854 gegründeten Mägdeherberge und Mägdebildungsschule zu Berlin an der Schwedter-Straße. In dieser Anstalt werden dienstlose, ehrbare Mädchen aus Berlin und den Provinzen gegen die geringe tägliche Vergütung von 2 Sgr., in der

Bildungsschule für 3 Sgr., in Kost und Logis genommen und unter Anleitung von Diakonissen aus dem Mutterhause zu Kaiserswerth am Rhein in allen Mägdearbeiten ausgebildet oder vervollkommnet. Mädchen, die mit einem sittlichen Makel behaftet sind, oder auch nur einen zweideutigen **Ruf haben, sind von der Aufnahme ausgeschlossen!**

Wir berichten kurz über das letzte Anstaltsjahr vom 1. October 1862 bis 1. Oktober 1863.

1. Die Hausordnung ist unverändert dieselbe geblieben. **Bete und arbeite!** heißt das Loosungswort der Anstalt. Gebet und Wort Gottes und christliche Hauszucht haben auch im letzten Jahre unsre Pfleglinge zu treuer irdischer Pflichterfüllung, zu Fleiß und Gehorsam stark gemacht. Vom Fleiße zeugt die Thatsache, daß durch Waschen und Nähen 1820 Thlr. für die Anstalt erarbeitet sind.
2. Die Anzahl der Betten, welche bei der Gründung nur 12 betrug, ist im letzten Jahre bis auf 95 gestiegen. Einige Zeit waren über 100 Mädchen in der Anstalt, einen ganzen Monat über 90; die Durchschnittszahl ist 70 gewesen.
3. Im Ganzen wurden schon 2826 Mädchen beherbergt, im letzten Jahre 460; von diesen wurden uns 56 von Eltern und Vormündern, 21 von verreisenden Herrschaften, 4 vom Sonntags-Vereine in der Sophien- und Zionsgemeinde übergeben, 10 kamen als Reconvalescenten. Nur 37 waren aus Berlin, die übrigen 423 aus den Provinzen. — In der Mägdebildungsschule waren 119 Mädchen, im vorhergehenden Jahre 83, vor 2 Jahren nur 43. Es werden uns immer mehr Mädchen aus gutem Bürgerstande anvertraut, damit sie zum Dienen in allen häuslichen Arbeiten erzogen werden, ein Zeichen, daß das Dienen wieder zu Ehren kommt. — In der mit der Anstalt verbundenen von 120 Kindern besuchten Kleinkinderschule lernen die jüngeren Mädchen unter Anleitung einer Lehr-Diakonissin, sich in passender Weise mit den Kindern zu beschäftigen. — Sämmtliche Pfleglinge sind in vier Abtheilungen getheilt, deren jeder eine Diakonissin als Pflegemutter vorsteht. Dadurch hoffen wir den jungen Mädchen wenigstens in etwas das Familienleben zu ersetzen.
4. Die Dauer des Aufenthaltes der einzelnen Mädchen ist auch im letzten Jahre größer geworden. Das zeugt einerseits vom wachsenden Vertrauen der Mädchen gegen die Anstalt, und andererseits wird dadurch ihre innere, wie äußere Vorbildung immer mehr möglich gemacht. Nur 17 Mädchen blieben blos eine Nacht, 78 bis 8 Tage, 80 bis 14 Tage, 134 einen Monat, 63 zwei Monate, 66 ein Viertel-, 31 ein halbes, 7 drei Viertel- und 10 ein ganzes Jahr. Die Summa der Pflegetage war 1861 erst 8338, 1862 schon 22,923 und im letzten Jahre 25,194 Tage.
5. Die besten Früchte der Arbeit, das Erwachen des inneren geistigen Lebens, entziehen sich dem Berichte. Nur einzelne äußere Resultate können hier erwähnt werden. Es wurden an die Mädchen 54 Bibeln, 66 neue Testamente, 52 Gesangbücher verkauft; 63 Mädchen — im vorigen Jahre erst 38 — legten ihre Ersparnisse in die städtische Sparkasse. — Es begehrten 1600 Herrschaften Mädchen aus der Anstalt, im Jahre vorher 1260; 410 Mädchen konnten vermiethet werden, 24 suchten sich selbst eine Stelle, 20 kehrten zu den Ihren zurück; nur 5 brauchten zur Strafe fortgeschickt zu werden. — Sonntags werden keine Mädchen vermiethet.
6. Die vermietheten Mädchen stehen in fortwährender Verbindung mit der Anstalt, wie mit einem Mutterhause, und zwar in doppelter Weise. Zuerst nämlich besuchen die Mädchen in ihrer freien Sonntagszeit die Schwestern in der Anstalt, und lernen dort die rechte Sonntagsfreude und Sonntagserholung kennen. Jeden Sonntag kamen 30—60 Mädchen; im Ganzen wurden 2500 solcher Besuche gemacht, vor 2 Jahren 1010, voriges Jahr 2050. Von den 2826 durch die Anstalt gegangenen Mädchen mögen etwa 2000 in die Heimath zurückgekehrt oder verheirathet sein; von den übrigen 800 stehen über 300 in einem recht kindlichen Verhältnisse zur Anstalt, und betrachten dieselbe als ihre zeitweise Heimath. — Sodann aber besuchen die Diakonissen auch jedes Mädchen bei ihrer Herrschaft. Diese Besuche, — es waren ihrer im letzten Jahre 1500, — wurden Anfangs mit etwas Mißtrauen angesehen, da man fürchtete, die Mädchen und Schwestern würden die innern Geheimnisse des Hauses ausplaudern. Man hat sich überzeugt, wie ganz grundlos diese Furcht ist, und wünscht jetzt diese Besuche sehr, sowohl von Seiten der Mägde, als der Herrschaften. Jedes Mädchen konnte im vorigen Jahre viermal besucht werden, was nicht ohne spürbaren Einfluß gewesen ist.
7. Die Nothwendigkeit, wie der Segen der Mägdeherberge wird besonders greifbar, wenn man eine Vergleichung der Heimathsorte der Mädchen anstellt, die in der Herberge waren, und derer, welche auf der syphilitischen Station der neuen Charité als Gefallene gepflegt wurden. Von letzteren liegt uns eine Liste aus den Jahren 1859—62 vor. Darnach waren von den jährlich 1200 Syphilitischen die Hälfte aus den Provinzen, eben so war die größte Hälfte im Alter bis 20 Jahren, ein deutlicher Beweis, daß diese Mädchen in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Berlin zu Falle gekommen sind. Sehr beherzigenswerth sind folgende vier Thatsachen:
   a) Aus einigen größeren Städten sucht ein Theil der Mädchen die Verbindung mit der Herberge; diese bleiben vor dem Falle bewahrt; ein anderer Theil will die heilsame Zucht nicht über sich ergehen lassen und fällt endlich in Sünde. Solche Orte sind z. B. Brandenburg, Küstrin, Frankfurt a. d. O., Fraustadt, Friedeberg, Finsterwalde, Greifenberg, Havelberg, Herzberg, Jüterbogk, Magdeburg, Neu-Ruppin, Stettin, Torgau, Wittenberg.
   b) Gemeinden, aus denen viele Mädchen in der Herberge gewesen sind, haben die große Freude, keine oder nur wenige ihrer auswandernden Glieder in der neuen Charité als Gefallene wiederzufinden. Aus Bismark z. B. waren 1859—62 in der Herberge 18 Mädchen, in der Charité keine, aus Beeskow dort 6, hier keine, aus Goldberg dort

17, hier keine, aus Hayerswerda dort 8, hier keine, aus Neustadt-Eberswalde dort 8, hier keine, aus Stendal dort 52, hier keine, aus Sonnenwalde dort 11, hier keine, aus Wronke dort 31, hier keine u. s. w.

c) Umgekehrt müssen Gemeinden, aus denen keine oder nur wenige in Berlin dienende Mädchen durch die Verbindung mit der Herberge Schutz gesucht haben, viele ihrer Glieder als Gefallene in der Charité wiederfinden. Aus Annaburg z. B. war 1859—62 kein Mädchen in der Herberge, 18 in der neuen Charité, aus Charlottenburg dort 1 hier 23, aus Birnbaum dort 3, hier 16, aus Demmin dort keine, hier 8, aus Gransee dort 1, hier 16, aus Joachimsthal dort 1, hier 16, aus Graudenz dort keine, hier 12, aus Liebenwalde dort keine, hier 7, aus Luckenwalde dort 2, hier 15, aus Neustadt dort 5, hier 33, aus Oranienburg dort 3, hier 13, aus Oderberg dort keine, hier 9, aus Pretzsch dort 1, hier 12, aus Reppen dort keine, hier 10, aus Straußberg dort keine, hier 17, aus Zahna dort keine, hier 8, aus Zehdenick dort keine, hier 19, aus Zielenzig dort 5, hier 16 u. s. w.

d) Aus andern Orten, z. B. Angermünde, Burg, Beuthen, Bunzlau, Crossen, Dahme, Lübben, Lenzen, Labes, Sorau, Stalpe, Schwedt, Treptow, Wittstock, Wriezen u. s. w., sind in einem Jahre mehr Mädchen in der Herberge und weniger in der Charité, in einem andern Jahre hingegen weniger in der Herberge und mehr in der Charité gewesen. — Wir haben im Laufe des Sommers den betreffenden Gemeinde-Kirchenräthen eine genaue tabellarische Uebersicht über den in Frage stehenden Punkt zugesandt, und bitten dieselben durch diesen Bericht abermals aufs allerherzlichste und dringendste, die einmal nicht zu verhütende Auswanderung junger Mädchen nach Berlin strenge zu überwachen und die allein stehenden der Pflege der Herberge zuzuweisen. Hier werden täglich 2 resp. 3 Sgr., in der Charité hingegen täglich 12½ Sgr. bezahlt.

8. Außer der schon erwähnten Kleinkinderschule befindet sich auf Marthashof auch eine Elementar-Töchterschule, die in drei Klassen von drei Diakonissen geleitet wird und 100 Kinder zählt. Diese haben unter sich einen Verein für äußere und die aus der Schule Entlassenen für innere Mission."

Die brittischen Barden.

Als die Sachsen unter Hengist und Horsa England eroberten, behaupteten die Urbewohner der Insel sich in mehreren Landschaften an der Westküste und bildeten daselbst eine Anzahl unabhängiger Königreiche. Im neunten und zehnten Jahrhundert wurden zwar einige dieser altbrittischen Fürstenthümer noch von den Sachsen erobert, den in den Gebirgen von Wales hausenden Britten gelang es jedoch, ihre Selbstständigkeit zu behaupten, bis die Sachsen ihrerseits von den Normannen verdrängt wurden. Aber auch mit diesen neuen Beherrschern des Landes kämpften die Britten in Wales noch Jahrhunderte hindurch mannhaft und mit wechselndem Glücke, bis Eduard I. gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts ihren Muth brach und ihr Land in eine englische Provinz verwandelte. Während dieser unaufhörlichen Kämpfe bewahrte das Volk der Britten eine glühende Liebe zu seinem Vaterlande, einen durch den Glauben an eine glorreiche Vergangenheit gehobenen Kriegsmuth, eine jeder Anstrengung und Entbehrung trotzende Abhärtung und eine bis zur Wildheit gesteigerte Verwegenheit. Obgleich sie unaufhörlich mit überlegenen Feinden zu kämpfen hatten, entwickelten sich in ihrer Mitte religiöse und bürgerliche Einrichtungen, so wie Künste und Wissenschaften zu einer unter solchen Umständen doppelt wunderbaren Blüthe. Als Träger der Kultur zeichnete sich neben der Geistlichkeit eine schon in uralter Zeit gebildete Corporation von Laien aus, welche die Pflege der Künste und Wissenschaften zu ihrem Lebensberufe machten und sich Barden nannten.

Jeder der zahlreichen Fürsten, welche das Land beherrschten, unterhielt zunächst einen Hofbarden, welcher neben seinen Geschäften als Sänger und Dichter namentlich die Geschichte und Genealogie des fürstlichen Hauses aufzuzeichnen hatte. Außerdem fand sich an jedem dieser Höfe eine Bardenschule, deren Vorsteher Meistersänger genannt wurde.

Neben diesen Hofbarden hatte sich eine große Anzahl unabhängiger Männer der Bardenkunst gewidmet und bildete eine Corporation, deren Gesetze durch Herkommen und Uebereinkunft festgestellt und genau verzeichnet waren. Wer Mitglied dieser Corporation werden wollte, mußte sich zuerst als Schüler zu einem der älteren Barden gesellen, welcher die Berechtigung erhalten hatte, Unterricht zu ertheilen, und hatte als solcher drei Stufen zu ersteigen. Auf der untersten hieß er ungehobelter oder Probeschüler, und wurde im Gebrauch der Sprache und in der Versification unterrichtet. Auf der zweiten Stufe hieß er ein fortgerückter Lehrling oder ein geschulter Schüler und wurde in Anwendung der schwerern Versmaße und des Reimes, so wie in der Kunst des Gesanges und im Anfertigen genealogischer Arbeiten unterrichtet. Auf der dritten Stufe hieß er Meisterschüler, und durfte schon an öffentlichen Disputationen und Wettgesängen theilnehmen. Wenn er drei Preise gewonnen hatte, wurde er mit den Rechten und Privilegien eines Meistersängers bekleidet und durfte nun seinerseits Schüler annehmen und seine Gesänge sitzend vortragen. Wer länger als drei Jahre auf einer dieser drei Stufen verweilte, wurde in eine niedrigere versetzt. Jeder Lehrer durfte übrigens nur drei Schüler zugleich haben, von denen jeder auf einer andern Stufe stehen mußte. Zuweilen wurden aber auch Männer, welche diesen Schulkursus nicht durchgemacht hatten, von der Congregation aufgenommen, „kraft des Privilegiums des Genius und der Kenntnisse," und hießen dann Ovaten (Seher).

Die Privilegien der Barden bestanden zunächst darin, daß ihnen vor Gericht eine höhere Glaubwürdigkeit zugestanden wurde, und daß keine Waffen vor ihnen entblößt sein durften. Auch waren sie von dem Waffendienste frei, und brauchten selbst der Aufforderung zum gericht-

lichen Zweikampfe nicht Folge zu leisten. Als äußere Auszeichnung trugen sie ein Kleid von bestimmter Farbe, einen Stab und ein Halsband. Das Kleid des Meisterschülers war blau, und sollte auf Frieden und himmlische Ruhe deuten, das des wirklichen Barden war weiß, als Zeichen der Wahrheit; der Ovate trug ein grünes Kleid, welches das Wachsthum der Wissenschaft in ihm bezeugte. Zu diesen Gewändern gehörte ein gleichfarbiges Armband, welches auch dann getragen werden mußte, wenn man das Amtskleid nicht anlegte. Der Stab von derselben Farbe, wie das Gewand, wurde nur in feierlichen Versammlungen geführt. Als Preise wurden drei verschiedene Insignien vertheilt, ein Stahl, eine Axt und eine Kugel, welche jede ihre symbolische Bedeutung hatten. Die Schüler trugen solche Insignien von Silber, die Meister von Gold. Außerdem bedienten die Barden sich des Wappens des Herrn des Gebietes, in welchem sie lebten.

Die Einkünfte der Barden waren ebenfalls gesetzlich festgestellt. Sie hatten Anspruch auf fünf Acker Landes, außer denen, welche sie als freie Männer fordern durften. Daneben wurde für neue Gedichte, welche sie verfertigt hatten, auf einer Bardenversammlung ein Honorar festgestellt, welches derjenige, dessen Thaten in demselben gefeiert wurden, zu zahlen hatte. Waren die Thaten eines ganzen Stammes Gegenstand des Gedichtes, so wurde dafür von jedem Pfluge ein Pfennig entrichtet. Auch durften die Barden an den drei hohen Festtagen in ihrem Bezirk, und alle drei Jahre einmal im ganzen Lande einen Rundgang halten, wobei ihnen freie Aufnahme und Geschenke zu Theil wurden. Doch sollten zu Personen, die nicht mehr als zehn Pfund Einkünfte hatten, nur ein oder zwei Barden kommen. Außerdem wurden sie bei jeder Vermählung in einem fürstlichen oder adligen Hause beschenkt, damit sie die Eintragung derselben in die genealogischen Register nicht vergäßen. An hohen Festtagen und beim Bau eines neuen herrschaftlichen Wohnhauses erhielten sie Geschenke, der Hausbarde auch am Neujahrstage. —

Dafür wurde aber den Barden auch zur Pflicht gemacht, die Würde ihres Standes stets zu wahren, kein anderes Gewerbe zu treiben und keinen unziemlichen Luxus zu entfalten. Sie sollten nicht mehr als für zehn Schillinge Kleinodien besitzen, auch keine Pferde, Falken und Windspiele halten. Bei dem Rundgange sollten sie nicht wie gemeine Bänkelsänger vagabondiren oder von Haus zu Haus gehen, sondern in dem Hause, wo sie zuerst einkehrten, bis zum Ablauf des Festes bleiben, sich bei demselben nicht betrinken, oder gegen Frauen oder Jungfrauen unanständig benehmen, nicht die Wirthshäuser besuchen, Würfel oder Kartenspiel treiben, keine Spott- oder Schandgedichte singen, keine Unwahrheiten erfinden oder Andern nacherzählen, keinen Streit, Lärm oder Nachstellungen veranlassen, und mit schlechten Leuten keinen Umgang haben. Die Bardenschüler mußten gegen ihren Lehrer respectvoll sein, ihm nicht nachäffen, oder ihn verhöhnen, auch bei Verlust ihres Grades die Fastenzeit bei ihm zubringen, wo er ihnen diese Verordnungen aus seinem geschriebenen Exemplar in Erinnerung zu bringen hatte.

Trotz der Sorgfalt, mit welcher die Barden unterrichtet wurden, gelang es doch vielen unter ihnen nicht, sich eine solche Fertigkeit in der Kunst des Dichtens anzueignen, wie man sie von einem vollkommnen Barden verlangte. Viele verzichteten daher auf den Dichterruhm und beschränkten sich auf den musikalischen Vortrag von Gesängen, welche Andere gedichtet hatten. Diese Musiker zerfielen wieder in drei Klassen; in die Harfenspieler, in diejenigen, welche ein anderes ihnen eigenthümliches Instrument spielten, und in die Sänger. Von diesen letztern besaßen einige die Fertigkeit, ihre Gesänge auf einem musikalischen Instrument zu begleiten, andere verstanden sich nur auf den Gesang. Diese führten einen Stab, mit welchem sie während ihres Vortrages den Tact durch Stöße auf den Fußboden angaben. Diese Sänger bildeten eine minder geachtete Klasse von Barden und mußten, wenn sie bei Hochzeiten erschienen, allerlei Dienste verrichten, welche in keinem Zusammenhange mit ihrer Kunst standen. Sie mußten daher auch im Bedienen der Tafel eines Vornehmen, namentlich im Vorschneiden von Geflügel geübt sein. War ein Dichter oder Virtuose auf einem Instrument zugezogen, so mußten die Sänger ihn ebenfalls bedienen. —

Eine noch weniger geachtete Klasse von Barden bildeten die umherziehenden Sänger. Ihnen war verboten, je das Haus eines Edelmannes zu betreten, während die angesehenеren Barden die Wohnungen geringer Leute zu meiden hatten. Sie wurden zuweilen sogar das Unkraut der Barden genannt und standen in üblem Rufe wegen Müssigganges und schwelgerischen Lebens, und weil sie das Verbot, Spottlieder zu singen, häufig unbeachtet ließen.

Die angesehensten Barden waren die Hofbarden der Fürsten, welche immer Dichter und Componisten sein mußten. Sie nahmen die achte Stelle unter den höhern Hofbeamten ein, und wer einen von ihnen erschlug, mußte doppelt so viel Bußezahlen, als für Tödtung eines freien Mannes. An den drei hohen Festtagen gebührte dem Hofbarden der Sitz neben dem Major domus, der ihm mit eigner Hand die Harfe reichen mußte. Beim Antritt seines Amtes erhielt er von dem Könige ein aus den Knochen eines Seethiers gefertigtes Spielbrett, oder eine Harfe, von der Königin einen goldnen Ring. Auch ein Stück Land und ein Pferd stand zu seiner Verfügung; die Königin reichte ihm sein Leinenzeug, der König selbst seine wollenen Kleider, und der Major domus nahm ihn in seine Wohnung auf. Auch erhielt er einen Theil der Kriegsbeute. Ging er mit andern Barden auf einen Rundgang aus, so erhielt er den Antheil von zwei Mann. Begehrte man in der Halle des Herrn Gesang zu hören, so mußte der Vorsteher der Bardenschule dem Hausbarden gleichsam zur Folie dienen, denn jener sang zuerst und dieser folgte ihm. Auch in den Gemächern der Königin mußte der Hofbarde zuweilen singen, doch mit gedämpfter Stimme, damit die Berathungen in der Halle durch ihn nicht gestört wurden. Unternahm der Fürst einen Feldzug, so begleitete ihn der Hausbarde und sang vor der Schlacht und bei der Theilung der Beute eine uralte begeisternde Hymne. Zuweilen blieb er jedoch zu Hause, und hatte dann in Gemeinschaft mit den Frauen und einigen Dienern die innern Angelegenheiten des Fürstenthums zu leiten.

Der eben erwähnte Meistersänger und Vorsteher der

Bardenschule wurde dagegen zu den niedern Hofbeamten gezählt und nahm unter ihnen die zehnte Stelle ein. Doch hatte auch er einen Ehrensitz an der königlichen Tafel. Beim Antritt seines Amtes erhielt er ebenfalls ein musikalisches Instrument, das jedoch nach seinem Tode an den König zurückfiel. Er erhielt einen Stock und Land; seine Wohnung wurde ihm im Hause des Thronerben angewiesen. Zu seinen Amtseinkünften gehörte ein Theil der Geschenke, welche die Hofbeamten erhielten, eine Abgabe, welche die ihm untergebenen Barden entrichten mußten, und vierundzwanzig Pfennige bei der Hochzeit jeder Jungfrau. Von seinen Schülern erhielt er ein Drittheil dessen, was sie durch ihre Arbeiten erwarben, und nach beendigtem Unterrichte vierundzwanzig Pfennige. Dafür mußte er aber jedem beim Abschiede eine Harfe geben. Ganz dieselbe Stellung hatte auch der Meister im Harfenspiel, welcher häufig neben dem Meistersänger gehalten wurde.

Eben so streng geregelt wie die Verhältnisse der einzelnen Barden war auch die Verfassung ihrer Corporation. Die Barden eines Bezirks bildeten eine Gesammtheit, welche Stuhl genannt wurde; ihr gehörten alle in dem Bezirk geborenen und erzogenen Dichter und Sänger an, welche in das an dem Hauptsitze des Stuhls verwahrte Verzeichniß eingetragen waren. Jeder dieser Stühle hatte seine herkömmlichen Gesetze, seine Dotirung in Grundstücken und Gerechtsamen und seinen Wahlspruch. Die Versammlungen dieser Stühle, deren Hauptgeschäft die Prüfung und Graduirung der Bardenschüler war, wurden an den Tagen des Mondwechsels abgehalten. Um eine Erhöhung auf Rasengrund war ein Kreis von Steinen gelegt, den nur die Barden betreten durften; in dessen Mitte waren mit Berücksichtigung des Standes der Sonne drei Steine und diesen gegenüber in der Mitte des Kreises ein größerer Stein angebracht, welcher der Stein des Vorsitzes, oder der Altar der Versammlung hieß. Einer der Barden brachte ein Schwerdt, mit welchem er theils in der Scheide, theils entblößt, jedoch es immer an der Spitze, nicht am Griff fassend, unter feierlichem Aufrufe mancherlei Ceremonien machte, deren Sinn war, daß die Barden Männer des Friedens seien und daher gegen keinen ein entblößtes Schwerdt trügen. Hierauf ging es an die Geschäfte. Es wurde ein altes Gedicht recitirt, die zur Beurtheilung vorgelegten neuen Gedichte Allen vernehmlich vorgetragen, die an den allgemeinen Convent zu bringenden Gesuche bekannt gemacht, die Grade nach Verdienst ertheilt und Anderes. Nach Beendigung der Geschäfte wurde das feierliche Schlußwort gesprochen, die Sitzung für aufgehoben erklärt und die Versammlung entlassen. Hierbei standen die Barden mit bloßem Haupt und Füßen, um Gott ihre Ehrfurcht zu erweisen. Zeugen standen dort, den Dichterstab in der Hand haltend, oder ihre Hand in die des vorsitzenden Barden gelegt, den Blick in das Antlitz der Sonne gerichtet, und in dieser Stellung thaten sie auf ihr Wort und Gewissen ihren Ausspruch.

Außer diesen localen Versammlungen gab es allgemeinere, deren Mitglieder entweder die Barden eines Reiches oder auch ganz Brittaniens waren. Diese letztern mußten immer Jahr und Tag vorher verkündigt und an den vier hochheiligen Tagen abgehalten werden, nämlich am 10. März, als am Frühlingsanfang, den 10. Juni als am längsten Tage, am 10. September als dem Herbstanfang, und am 10. Dezember als am kürzesten Tage. Alle drei Jahre wurde im Palaste des Fürsten eine Versammlung der Barden seines Reiches abgehalten. In diesen großen Bardenconventen wurden die Gesetze über die Disciplin der Barden und Sänger verfaßt, die Regeln der Dichtkunst und was damit zusammenhing festgesetzt, die Zulassung neuer wissenschaftlicher Werke begutachtet, die großen Ereignisse documentirt, Dichter gradnirt und gekrönt, und was sonst zum Zwecke des Bardenwesens gehörte vorgenommen. Ein definitiver Beschluß über wichtige Angelegenheiten wurde aber erst gefaßt, nachdem der Gegenstand in drei Versammlungen, welche man deshalb als die der Besprechung, des Antrages und der Beschlußnahme unterschied, verhandelt worden war. Diese Convente wurden stets öffentlich, meist auf grüner Wiese im Angesicht der Sonne, zuweilen auch in Kirchen oder deren Vorhöfen abgehalten. Die Sitzung wurde mit einem Gebete eröffnet, dann wurde das Bardenweisthum verlesen, das heißt die Aufzeichnungen von der Wissenschaft, den Kenntnissen, Einrichtungen, Regeln, Privilegien und Gebräuchen der Barden. Auch wurden daselbst verlesen die Namen und Erinnerungen der Barden, Dichter, Gelehrten und Weisen und der edlen und würdigen Handlungen jeder Art, wodurch sie sich ausgezeichnet hatten; desgleichen der Könige der Insel Brittannien, und ihrer denkwürdigen Thaten, mit der Zeit, worin sie gelebt, ihrer Abstammung und Nachkommenschaft. Hierauf wurden die ausgezeichneten Leistungen vorgerufen, ein Werk der Dichtkunst, eine genealogische Untersuchung, die Beschreibung eines denkwürdigen Ereignisses, eine nützliche Entdeckung oder Bereicherung der Wissenschaft, für welche die Billigung des Conventes einzuholen war. Sodann wurde denen, welche Klagen oder Berufungen anzubringen hatten, das Wort ertheilt. Ihnen folgten die öffentlichen Disputationen und Wettkämpfe über Dichtkunst und was dazu gehört; dann die Berathung über die zu ertheilenden Belohnungen, die Bekanntmachung des Urtheils und die Ertheilung der Preise. Den Beschluß machte das Festmahl, bei welchem die vorher zuerkannten Ehrenzeichen vertheilt wurden.

Nach der Unterwerfung von Wales durch Eduard I. von England wurden die Barden wegen ihres fortdauernden Einflusses auf das Volk und als die Träger der nationalen Gefühle und Erinnerungen von den Siegern mit Mißtrauen und Ungunst behandelt. Einige Chronisten erzählen sogar, Eduard I. habe viele Barden hinrichten lassen; die meisten neuern Geschichtsforscher betrachten zwar diese Erzählung als eine unverbürgte Sage, sie beweist aber jedenfalls, daß zwischen den altbrittischen Barden und den normännischen Machthabern damals Abneigung und Zwietracht herrschte. Etwa fünfzig Jahre später fingen die englischen Großen aber selbst an, das Bardenthum zu begünstigen. Unter Eduard III., der bis 1377 regierte, fanden daher wieder allgemeine Bardenversammlungen statt, auf welchen neue metrische Formen berathen und approbirt, Wettgesänge veranstaltet und neue Bardenstühle errichtet wurden. Auch unter Heinrich VI. fanden solche Versammlungen statt; auf der letzten derselben (1460) brach eine Spaltung unter den Barden aus. Die von Nord-

wales begünstigten ein andres System des Gesanges und der Metrik als die des südlichen Landestheils. Diese beiden Parteien versammelten sich seitdem jede für sich. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wandte man dem Bardenthum wenig Aufmerksamkeit zu. Seit 1819 hat aber ein literarischer Verein in Wales die Bardenconvente erneuert. Unter genauer Beobachtung der alten Formen werden in den Zusammenkünften dieser Gesellschaft Gesänge vorgetragen, Preise vertheilt, und gesangeskundige Männer als Barden und Ovaten graduirt.

J. v. M.

In Schlesien ist am 1. Januar 1864 die erste „Herberge für Dienstmädchen" zu Breslau (Kloster-Straße 29) eröffnet worden. Sie steht unter Leitung von Diakonissen aus dem Breslauer Bethanien. Die Anstalt, die in ihren beschränkten Räumlichkeiten leider nur für 10 Aufzunehmende Platz hat, und mit der ein Vermiethungs-Büreau verbunden ist, will den Dienstmädchen nicht blos in Zeiten der Dienstlosigkeit Aufnahme gewähren, sondern sie auch für ihren Beruf ausbilden und tüchtig machen.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Den Kriegs-Hospitälern des Johanniter-Ordens in Altona und Flensburg ist ein drittes in Nübel zu 12 Betten hinzugetreten, das sich im dortigen Schulhause befindet und als vorläufiges Depot für Schwerverwundete aller Chargen bei der zu erwartenden Action gegen die Düppler Schanzen dienen soll. Dasselbe steht unter Leitung des Ehrenritters Hauptmann a. D. v. Alvensleben, dessen bisherige Funktionen im Ordens-Hospitale zu Flensburg der Ehrenritter und Obristlieutenant z. D. Keck von Schwartzbach aus Görlitz übernommen hat. Als Krankenpfleger fungiren hier 6 Brüder des Rauhen Hauses.

In Nübel befinden sich auch die vom Orden neu beschafften Transport-Wagen und Karren für Verwundete, welche sich bereits in bester Weise bewährt haben. Dieselben sind unter die Führung des Fürsten von Pleß gestellt und werden von Brüdern des Rauhen Hauses bedient.

Gleichzeitig ist vom Orden zum Transport von Kranken und Verwundeten ein Segelkutter gemiethet, der, unter Führung des Rechtsritters Majors Freiherrn von dem Knesebeck-Carve stehend, dieselben von den am Flensburger Meerbusen belegenen Landungs-Plätzen abholt, in die verschiedenen Lazarethe nach Flensburg abliefert und sowohl bei Tage wie bei Nacht thätig ist.

Im Flensburger-Ordens-Hospitale sind zur Zeit 20 Betten belegt, und zwar mit 10 verwundeten und 3 kranken Preußischen Offizieren, 1 kranken Preußischen Oberarzt, 1 verwundeten Preußischen Unteroffizier, 1 kranken Oesterreichischen Offizier und 4 verwundeten Dänischen Offizieren.

Die Pflege in demselben wird unter der Leitung der Frau Oberin von Bethanien durch 4 Diakonissinnen, denen 3 Krankenwärter zur Seite stehen, versehen. —

In Altona sind zur Zeit 26 Betten belegt, nachdem am 13. d. Mts. dreizehn österreichische Soldaten an einen nach der Heimath beförderten Reconvalescenten-Transport abgegeben worden sind.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler in Altona und Flensburg sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Kammerherrn Grafen von Haugwitz auf Krappitz 40 Thlr.; vom Landesältesten Grafen von Posadowsky-Wehner auf Gr.-Paniow 10 Thlr.; aus dem Kreise Rothenburg durch Landrath von Gersdorf 35 Thlr. 21 Sgr. 6 Pf.; aus dem Kreise Oels durch Landrath von der Berswordt 15 Thlr. 1 Sgr. 7 Pf.; vom Kammerherrn Freiherrn von Bissing auf Klein-Ellguth 10 Thlr.; durch den Superintendenten Henschke zu Sachsendorf bei Podelzig 30 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Albrecht von Röder auf Gohlau 60 Thlr.; von den Rittergutsbesitzern von Below und von Poida auf Hohendorf 150 Thlr.; vom Major a. D. von Chappuis zu Potsdam 3 Thlr.; vom Kammerherrn und Rittmeister a. D. von Podewils auf Coseeger 100 Thlr.; vom Commendator des Ordens, Schloßhauptmann Grafen zu Dohna-Schlobitten auf Schlobitten 100 Thlr. (2. Geschenk); vom Kammerherrn Freiherrn von Langen auf Parow 8 Thlr. (3. Geschenk); vom Kammerherrn und Kreisgerichts-Rath a. D. von Saldern-Damerow zu Dessau 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 9400 Thlr. 19 Sgr. 9 Pf.

2. Wäsche, Bettzeug, Erfrischungen &c.:

Ungenannt, Poststempel Carolath; von Frau Baronin von Hornwald geb. von Götz 1 Bettbezug, 6 Paar Strümpfe; vom Kaufmann Heinrich Müller in Crefeld; von Frau Gräfin von der Schulenburg geb. von Friesen 1 Dutzend Hemden &c.; vom Kammerherrn und Landrath Grafen von der Schulenburg auf Hohenberg 2 Kisten mit Fruchtsaft; vom Erblandstand Freiherrn von Zwierlein in Geisenheim 1 Fäßchen Rheinwein und 1 Kiste mit 12 Flaschen alten Rheinwein; von Frau Feldmarschallin von Wrangel in Berlin diverse Lazarethbedürfnisse; vom Grafen von Perponcher zu Greng bei Murten; durch Frau Gräfin von Arnim-Boitzenburg in Berlin vom Frauen-Verein daselbst: 32 Stück Hemden, von Frau Gräfin von Redern 12 Paar Socken, von Ungenannt 1 Paar Socken; von Frau Gräfin von der Schulenburg Oberhofmeisterin Ihrer Majestät der Königin 1 Dutzend Hemden, 1 Dutzend wollene Jacken; vom Frauenverein zu Halle a. d. Saale; von Frau von Bredow geb. von Bredow zu Brandenburg a. d. Havel; von Frau Baronin von Sinner von Wattenwyl-Landshut zu Bern (3. Sendung); von Gräfin Marie von Schlieffen zu Pappenheim; von Frau Natalie von Hellermann zu Cöslin 1 Matratze; Ungenannt, Poststempel Braunfels zwei Sendungen; vom Pastor Ziegler, Poststempel Bibra; vom Directorium der Wernigerader-Bibelgesellschaft 50 Neue Testamente; Ungenannt, Poststempel Potsdam; von der Königlich Preußischen Gesandtschaft in Cassel; von Frau Caroline Michels geb. Freiin von Dücker in Soest; von der Gemeinde Wichmannsdorf in der Uckermark 20 Ellen Flanell; vom Holländerei-Pächter Baumann in Warlitz; von Frau v. d. Goltz geb. v. d. Goltz zu Heiligengrabe; vom Rittergutsbesitzer von Stein auf Grasnitz; von Frau von Kleist-Retzow geb. Gräfin zu Stolberg auf Kiekow 2 Schinken; von Frau Pastorin Fischer geb. Malinhof zu Wusterbeck Würste; durch Rittmeister a. D. Freiherrn von Ascheberg in Dresden von Patriotinnen daselbst, 4. Sendung; Ungenannt, Poststempel Posen; von Frau Gräfin von Posadowsky-Wehner auf Gr. Paniow; vom Frauenverein zu Itzhoe in Holstein; von Frau Generalin von Natzmer geb. Gräfin von Richthofen zu Gnadenberg, 2. Sendung; vom Magistrat zu Ujest; von Frau Gräfin von Rothkirch-Trach auf Bärsdorf, 3. Sendung; von Frau Legationsräthin Uebel geb. Ronz de Demiani und Frau von Thümen in Dresden; vom Fürsten zu Carolath-Beuthen in Carolath, 3. Sendung, 1 Stück Wild; vom Justizrath Steller in Magdeburg 120 Neue Testamente; von Frau Aebtissin von Seidlitz in Tschirnau 12 Hemden; durch Ober-Hofprediger Hoffmann zu Ballenstädt Wäsche &c.; vom Rittmeister a. D. von Westernhagen zu Halberstadt, 2. Sendung Matratzen; durch Ihre Excellenz die Frau Feldmarschallin von Wrangel vom Frauen-Verein in Berlin 30 Stück Hemden.

(Fortsetzung folgt).

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 14. Berlin, den 6. April 1864. **Nr. 14.**

Carl Heinrich Alban Graf und Herr von Schönburg-Wechselburg, auf Wechselburg. Ehrenritter seit 1830. † zu Dresden 23. März 1864.

Hephata.

Der vierte Bericht über die evangelische Heil- und Pflege-Anstalt „Hephata" für blödsinnige Kinder Rheinlands und Westphalens zu München-Gladbach im Regierungsbezirk Düsseldorf vom Jahre 1863 ergiebt, daß sich am Beginn desselben 56 Kinder in der Anstalt befanden. Im Laufe des Jahres wurden von 40 angemeldeten Kindern 20 aufgenommen; 8 Kinder traten wieder aus, darunter 2 der Neuaufgenommenen. Am Schlusse des Jahres 1863 befanden sich demnach 68 Kinder im Hause (46 Knaben und 22 Mädchen), darunter 61 evangelischer, 4 katholischer, 3 jüdischer Eltern.

Leider ist es der Verwaltung nicht möglich geworden, von ihrem im Jahre 1862 gefaßten Beschlusse abzugehen, notorisch arme Kinder nur in beschränkter Zahl und nur dann aufzunehmen, wenn durch Austritt eines solchen wieder eine Stelle frei wird, doch hegt man noch immer die Hoffnung, daß die Anstalt durch die fortgesetzte Opferwilligkeit ihrer Freunde, durch Vermächtnisse, durch Gründung von Freistellen ꝛc. werde in den Stand gesetzt werden, bei Aufnahme von Kindern nicht mehr die Zahlungsfähigkeit, sondern allein die Aufnahme-Bedürftigkeit entscheiden zu lassen.

Die Einnahmen von „Hephata" pro 1863 betragen: 13,821 Thl. 29 Sgr. 5 Pf.

darunter 550 Thlr. von der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, zur Complettirung des Fonds einer von derselben gestifteten Freistelle, wofür bereits im Jahre 1862 1450 Thlr. gezahlt worden sind.

Die Ausgaben . . . . 10,887 „ 1 „ 10 „

so daß ultimo 1863 ein Ueberschuß von . . . . . . 2934 Thl. 27 Sgr. 7 Pf.

verblieb, der für einen durchaus nothwendigen Neu- resp. Umbau, welcher auf 7000 Thlr. veranschlagt worden, bestimmt ist. Die Anstaltsschulden betrugen am 31. December 1863: 8200 Thlr.

Als Vertreter der Rheinischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens fungiren im Vorstande der Anstalt: der Rechtsritter Freiherr von Rigal-Grunland, Mitglied des Herrenhauses, zu Godesberg, und der Ehrenritter Oberstlieutenant a. D. von Hofmann-Chappuis zu Bonn.

Johann von Werth.

Ein Soldatenbild aus dem dreißigjährigen Kriege.

(Ein Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 27. Februar 1864, von dem Königl. Major und Flügeladjutanten, Grafen von Kanitz.)

Wenn wir, hochgeehrte Versammlung, die Weltgeschichte durchblättern, so pflegen wir mit besonderer Befriedigung bei solchen Perioden zu verweilen, welche durch hervorragende Persönlichkeiten bezeichnet werden, und denken wir an unsere Jugendzeit zurück, so werden wir uns erinnern, daß Namen wie Alexander, Cäsar, Friedrich der Große wie glänzende Lichtpunkte auf dem häufig trüben Grunde unserer Schulstudien sich hervorhoben. Aber die scheue, ehrfurchtsvolle Bewunderung, mit der wir zu diesen Jahrhunderte und Welttheile erschütternden Werkzeugen Gottes hinaufblickten, ließ die wärmeren und vertraulicheren Empfindungen nicht aufkommen, welche wir jener weit größeren Zahl von Männern entgegentrugen, welche uns beim Studium der speciellen Geschichte einzelner Völker und Zeiten begegneten, die, ohne auf die großen Weltgeschicke einen entscheidenden Einfluß zu üben, doch auf dem enger begrenzten Gebiete ihres gesonderten Wirkens Großes, Erfreuliches und Nachahmungswerthes geleistet. Wir prüften ihre Schicksale, ihre Herkunft, ihre geistigen und physischen Eigenschaften, ihr Privatleben und ihre äußeren Verhältnisse und sagten uns dann nicht selten in jugendlichem Selbstgefühl, daß auch uns es möglich sein dürfte, ihnen nachzustreben und vielleicht dereinst denselben ehrenvollen Platz zu erreichen, welcher sie vor dem Loose der Vergessenheit sicher stellt; und diese Betrachtung eben ist es, welche dergleichen bio-

graphische Studien so anziehend macht, Studien, welche sich wohl in keiner Lebensstellung, in keinem Stande oder Berufe so häufig und so lohnend darbieten, als in dem, welchem ich die Ehre habe anzugehören. Ein solches, jedem mit erlaubtem Ehrgeize nach Ruhm und Auszeichnung strebenden Soldaten würdiges Vorbild ist der tapfere Kriegsmann, in dessen thatenreiches Leben wir jetzt einen Blick werfen wollen, ist Johann von Werth, der große Reitergeneral des dreißigjährigen Krieges. —

Was die Biographie Johann von Werth's besonders anziehend macht, sind nicht ausschließlich seine allerdings bewunderswürdigen Kriegsthaten, sondern namentlich seine wechselnden Lebensschicksale, welche ihn kaum weniger zur dramatischen Bearbeitung befähigen, wie jenen Helden unsers größten dramatischen Dichters, jenen Waldstein, mit dessen Katastrophe überhaupt die seinige große Aehnlichkeit hat, wie der weitere Verlauf meines Vortrags darthun wird. Aber noch eine andre Parallele, die für uns von speciellerem Interesse ist, bietet sich in Werth's Lebensgeschichte dar: nämlich mit dem Feldmarschall Georg Derfflinger, der rechten Hand des großen Kurfürsten.

Beide in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, vertauschten ganz gleichzeitig das Werkzeug des Friedens gegen den Reiterdegen, beide dienten von der Pike herauf und erfüllten die Welt mit dem Ruf ihres Heldenmuths und ihrer kühnen Entschlossenheit als die namhaftesten Reitergenerale ihrer Zeit. Aber auch selbst bis in das innerste Privatleben hinein läßt sich diese Uebereinstimmung zwischen beiden Helden verfolgen. Von Johann von Werth berichtet die sonst über seine Jugendzeit sehr wortkarge Geschichte, eine Bauerndirne seines heimathlichen Dorfes habe, als er noch ein junger Ackerknecht gewesen, seine Bewerbung zurückgewiesen. Als Johann nun wenig Jahre später an der Spitze seines Reiterregiments durch das nämliche Dorf gezogen, habe er der, in der Thür ihrer ärmlichen Hütte zuschauenden früheren Geliebten zugerufen: „Gelt Griet, wer's donn (gethan) hätt'!" worauf sie geantwortet: „Ach Jan, wer's 'woßt hätt'!" Und ganz ähnlich erzählt Hesekiel in seinen Soldatengeschichten aus alter Zeit von Derfflinger, er sei, als er als gemeiner Reiter unter dem Spitznamen des langen Jürgen in einem vom kaiserlichen Generalfeldwachtmeister Maradas geworbenen Fähnlein im Jahre 1625 in einem kleinen schlesischen Städtlein in Garnison gelegen, von der Tochter seines Quartierwirths verschmäht worden, welche seinen hübscheren, milchbärtigen Kameraden, einen Kaufmannssohn, ihm vorgezogen. Dreißig Jahre später habe er sich ihr auf dem Durchzuge durch dasselbe Städtchen am Schenktisch ihrer Gaststube als churbrandenburgischen General vorgestellt und sie dadurch zu dem Ausruf veranlaßt: „Ach Gott, wenn ich das gewußt hätte, so hätte ich damals doch lieber den langen Jürgen genommen!" — Wollte ich diese Parallele noch weiter fortführen, so könnte ich noch erwähnen, daß beide Generale in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurden und daß beider Geschlecht, obgleich sie aus ihren mit vornehmen Fräulein geschlossenen Ehen mit Söhnen gesegnet wurden, doch schon in der folgenden Generation im Mannsstamme wieder erloschen ist. —

Von der Herkunft, Abstammung und Jugendzeit unseres Helden hat die Geschichte nur wenig aufbewahrt, selbst Jahr und Ort seiner Geburt ist zweifelhaft. Nach Einigen soll er um den Anfang des 17. Jahrhunderts in einem Dorfe Weerdt an der Denner im Herzogthum Arschott in der Niederrheingegend, nach Andern im Städtchen Werth am Neer in der Grafschaft Horn, nach noch Andern endlich im Dorfe Büttgen bei Neuß seinen im niederen Bauern- oder Ackerbürgerstande lebenden Eltern geboren worden sein. Ueber seinen Familiennamen soll er selbst nie Auskunft zu geben vermocht haben, und daher, als er in die Reihen der in seiner Gegend von dem Spanischen Feldherrn Ambrosius Spinola geworbenen Reiterfähnlein eintrat, von seinen Waffengenossen nur nach seiner wahrscheinlichen Heimath Johann von Werth genannt worden sein, ein Name, den später der Kaiser durch Verleihung der Reichsfreiherrnwürde sanctionirte und der durch Freundes- und Feindesland auf den windesschnellen Flügeln der Fama weitergetragen wurde, wenn auch unter den landesüblichen Verstümmelungen, indem die Niederländer ihn Jan de Weerd, die Franzosen Jean le Vert zu nennen pflegten. — Daß bei den ärmlichen Verhältnissen, unter denen Johann zur Welt kam und als Knabe und Jüngling lebte, an eine Schulbildung nicht zu denken war, würde sich auch ohne das Zeugniß seiner Zeitgenossen, des baierischen Kanzlers Johann Adlzreiters, der ihn als einen durchaus unwissenschaftlichen Mann bezeichnet, fast von selbst verstehen. Um so größer ist sein Ruhm, daß er ohne jegliche äußere Unterstützung allein durch eigenes innerstes Verdienst so schnell und so hoch steigen konnte.

Von seinen Brüdern, welche gleich ihm das Soldatenhandwerk erwählt hatten, wird Anton genannt, der Johann's Leibcompagnie führte und mit ihm bei Rheinfelden gefangen wurde, sowie Stephan, der ein tüchtiger Reiter war, aber in dem Gefecht von Hoppach 1643 gleichfalls in französische Gefangenschaft gerieth. Von Werth's Mutter aber erzählt Mogerosch in seinem „Philander von Sittewald", daß, als man sie, eine hochbetagte Frau, einst nach ihrem Sohn, Sr. Excellenz gefragt, sie die naive Antwort gegeben, ihr Sohn heiße nicht Lenz, sondern Jan.

Die Gegend, aus welcher Johann von Werth stammte, wurde zu jener Zeit, obgleich zum Deutschen Reiche gehörig, doch gewöhnlich dem Gebiete der Wallonen zugezählt, welche eigentlich nur die an das Lüttticher Bisthom grenzenden Gegenden Burgunds bewohnten, und welche vorzugsweise die Reihen der Deutschen und Spanischen schweren Reiterei ergänzten, wie denn auch die berühmten Pappenheimer zum großen Theil Wallonen waren. Johann von Werth begann seine kriegerische Laufbahn in den Reihen dieser Tapferen im Jahre 1622 und wohnte in demselben Jahre der Belagerung der von Moritz von Nassau vertheidigten Festung Bergen op Zoom als gemeiner Reiter bei. Kurze Zeit darauf hatte er Gelegenheit, nachdem er durch seinen Kriegsherrn, den Churfürsten Maximilian von Baiern, das Haupt der heiligen Ligua, zum Lieutenant befördert worden, seine erste Waffenthat zu verrichten, indem er in einem Gefechte gegen Reuter, welche Ernst von Mansfeld and Christian von Braunschweig für die Niederlande

geworben hatten, mit 50 Mann deren 200 aus dem Felde schlug, welcher Sieg ihm das Rittmeisterpatent eindrachte.

Wir vernehmen nun bis zum Jahre 1632 Nichts weiter von ihm, vermuthen jedoch, daß er in seiner Stellung als Rittmeister hinreichend Gelegenheit gefunden haben mag, diejenigen Eigenschaften zu entwickeln und zur Reise zu bringen, welche ihn zu einem der ersten Reiterführer seiner Zeit machten. Obgleich in der schweren Rüstung eines Wallonischen Reiters kämpfend, hatte Johonn von Werth doch alle die Vorzüge sich angeeignet, welche den leichten Cavalleristen kennzeichnen, und so glaube ich nicht zu viel zu sagen, wenn ich ihn den ersten Deutschen Husaren nenne; denn alle seine zahlreichen Kriegsunternehmungen tragen den Stempel des Ueberraschenden, Schnellen, Tollkühnen aber doch nicht Unbesonnenen, genug, aller der Eigenschaften, welche unsern Zieten zum unerreichten Husaren-Vorbild machen.

Es ist unmöglich, während des kurzen Zeitraumes einer Stunde alle Waffenthaten Johann's von Werth während seiner mehr als 20jährigen Kriegerlaufbahn aufzuzählen, noch weniger, die allgemeineren Verhältnisse des 30jährigen Krieges zu betrachten, die ich wohl größtentheils als bekannt voraussetzen darf. Es muß genügen, nur diejenigen Züge in aller Kürze näher zu erwähnen, welche Werth in seiner vorhin hervorgehobenen Eigenthümlichkeit am augenfälligsten darstellen.

Der Name Johann von Werth's fängt zu derselben Zeit an, einen historischen Klang zu gewinnen, zu welcher der fast allein wahrhaft große Mann jener Zeit, der König Gustav Adolf, von der Schaubühne der Weltgeschichte herabschreitet. Sein früher Tod bei Lützen ließ deutlich erkennen, daß er allein es war, der, was auch seine Feinde dagegen einwenden mögen, das wahrhaft große, edle Prinzip repräsentirte, welches den Gegenstand des langjährigen Krieges bildete; denn nach seinem Tode tritt Egoismus und niedere Habsucht an die Stelle jener erhabenen Beweggründe, welche in Gustav Adolf einen so edlen Vertreter gefunden hatten. Und nur diese unedlen Motive, bei denen die einzelnen schnell auf einander folgenden Führer des allgemeinen Elends und der immer unerträglicher werdenden Noth weit weniger als ihres persönlichen Vortheils gedachten, konnten den so sehnlich herbeigewünschten Frieden noch volle 16 Jahre hinausschieben. Unter diesen Feldherren, denen zum großen Theil Erpressung und Bereicherung der wichtigste Kriegszweck schien, macht unser Held eine würdige Ausnahme, und während seiner ganzen Laufbahn bewies er, daß es ihm vorzugsweise um die Waffenehre und um die große gerechte Deutsche Sache zu thun war, den verhaßten fremden Eindringlingen gegenüber, welche längst das Panier des Evangeliums, dessen Bedrohung den Krieg ursprünglich entzündet, verlassen hatten, um lediglich auf Kosten Deutschlands eigennützigen politischen Zwecken zu dienen.

Freilich würde man aber auch wieder viel zu weit gehen, wollte man behaupten, Johann von Werth habe, im Gegensatz zu seinen Mitfeldherren, stets das System verläugnet, nach welchem in jener Zeit ausschließlich Krieg geführt wurde; denn auch die Werth'schen Reiter haben Schonung der Besiegten, Heilighaltung fremden Eigenthums eben so wenig als die übrigen kaiserlichen und schwedischen Truppen geübt. Aber die Beweggründe rechtfertigen Werth's Nachsicht in dieser Beziehung: konnte er seinen Reitern die ungewöhnlichsten Anstrengungen zumuthen, so mußte auch der Lohn dem entsprechen, und da die Seckel der Kriegsherren selten gefüllt waren, so mußte man sich selbst helfen, und so war denn nach jedem Siege Plünderung, Erpressung, „freie Beut'machung" wie's genannt wurde (daher der Ausdruck „Freibeuter") die durchaus gesetzliche und althergebrachte Schadloshaltung für jede Gefahr oder Anstrengung. Daß dies System oft zu empörenden Ausschreitungen führen und ganze Armeen demoralisiren mußte, liegt auf der Hand, und die Geschichte hat uns genug Züge der Art aufbewahrt, mit denen, nächst dem bekannten „Simplicissimus", auch das vorhin schon erwähnte, um dieselbe Zeit erschienene Buch „Philander von Sittewald" von Mogerosch angefüllt ist, und will ich für die, die sich näher über diese Seite der Deutschen Sittengeschichte unterrichten wollen, nur auf dessen im II. Theil enthaltenes „sechstes Gesichte — Soldatenleben" hinweisen, während ich eine Mittheilung der mit wohlgefälliger Breite dort erzählten Greuel wohl Ihnen und mir ersparen darf. Nur an einem Beispiele, welches noch keineswegs zu den krassesten gehört, möchte ich Sie den Sittenzustand der damaligen Kriegsleute bemessen lassen, das Ihnen zeigen wird, wie man damals Handlungen als etwas Hergebrachtes ansah, welche heutige Soldaten der allgemeinsten Verachtung Preis geben würden. Es ist der selbstgeschriebenen Lebensgeschichte eines Kaiserlichen Soldaten entnommen, der sich nur mit dem von seinen Kameraden ihm beigelegten Scherznamen „Spring-in's-Feld" nennt und seine militairische Carriere als Trommelschläger begann, sodann ein Piquenir wurde, aber nur danach trachtete, dieses 18 Schuh lange Stänglein — wie er's nennt — wieder los zu werden. Er läßt sich dabei über den schon damals im Vergleich mit den mit Musketen Bewaffneten als fast nutzlos erkannten Beruf eines Piquenirs zu der Betrachtung hinreißen: „Dannenhero glaube ich, daß derjenige, der einen Piquenirer niedermacht, einen Unschuldigen ermordet und solchen Todtschlag nimmermehr verantworten kann; denn ob diese armen Schieb-Ochsen (mit diesem spöttischen Namen werden sie genennet) gleich creirt sein, ihre Brigade vor dem Einhauen der Reuter im freien Felde zu schützen, so thun sie doch von sich selbst Niemand kein Leid und geschieht dem allererst Recht, der einem oder dem andern in seinen langen Spieß rennet. In Summa: ich habe meine Tage viel scharpffe Occasionen gesehen, aber selten wahrgenommen, daß ein Piquenirer Jemand umgebracht hätte." Später wohnte er der Schlacht von Nördlingen bei und trieb sich, nachdem die schwedische Reiterei durch Karl von Lothringen und Johann von Werth theils niedergemacht, theils in die Flucht geschlagen worden, auf dem Schlachtfelde umher, in der eingestandenen Absicht, die Todten zu plündern. Hier fand er (ich lasse jetzt seine eigenen Worte folgen) „einen ansehnlich wohl mondirten Offizirer, der dort lag, sein Pferd beim Zaum hielt, und den einen Schenkel entzweigeschossen, den andern aber noch im Stegraiff stecken hatte und um Hülfe schrie. Ach Bruder, sagte er, hilf mir! Ja, dachte ich, jetzt bin

ich dein Bruder, aber vor Einviertelstund hettest du mich nicht gewürdigt, nur ein einziges Wort mir zuzusprechen, du hettest mich dann einen Hundt genannt. Ich fragte: Was Volks? Er antwort: Gut schwedisch. Darauf erwischte ich das Pferd beim Zaum und mit der anderen Hand eine Pistole von seinem eigenen Gewöhr, so in dem Halfter stack, und endete damit den wenigen Rest des dittenden Lebens. Und dies ist die Wirkung des verfluchten Geschütz, daß nämlich ein geringer Berenhäuter dem allerdapfersten Helden, nachdem er zuvor vielleicht auch durch einen lüderlichen Stallratzen ungefehr beschädiget worden, das Leben nemen kann. Ich fand Goldstücker bei ihm, die ich nicht kanate, weil ich von dergleichen Größe noch niemalen welche gesehen; sein Wehrgehenk war mit Gold und Silber gestickt, das Degengefäß von Silber gemacht und sein Hengst ein solches unvergleichliches Soldatenpferd, dergleichen ich meine Tage niemalen überschritten. Solches Alles nahm ich zu mir, setzte mich auf's Pferd und da ich die eroberten Pistolen wieder lude, mußte ich gleichwohl bei mir erseufzen und gedenken: wann der unüberwindliche starke Herkules noch lebte, so konnte er solchergestalt sowohl als dieser prave Officir auch von dem allergeringsten Roßbuden erlegt werden!" —

Dieses Beispiel möge genügen, um den Sittenzustand der Soldaten des 30jährigen Krieges zu charakterisiren und um die Zügellosigkeit der Truppen selbst eines so rechtschaffenen Generals, wie Johann von Werth, mit milderem Auge zu beurtheilen. Von ihm selbst steht jedenfalls historisch fest, daß, wenn es auch ihm gelang, ansehnlichen Reichthum zu erwerben, er diesen keinerlei Gewaltthätigkeiten, sondern nur der wohlverdienten Munificenz seiner Kriegsherren zu verdanken hatte. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Diakonissenthätigkeit zu Mülhausen in Elsaß.

Mülhausen ist eine jener Fabrikstädte, die in Folge des Aufschwungs der Baumwollenindustrie ein enormes Wachsthum erfahren haben. 1843 zählte sie noch 14,000, jetzt weit über 40,000 Einwohner. In dem großen Stadthospital, das bisher ungefähr 300 Krankenbetten hatte, gegenwärtig aber wieder durch einen Anbau bedeutend vergrößert wird, arbeiten schon seit 1844 Straßburger Diakonissen, gegenwärtig 16. Dieselben versehen auch die beiden mit dem Hospital in Verbindung stehenden Anstalten, ein für etwa 20 Kranke bestimmtes Irrenhaus und ein sehr freundlich und behaglich eingerichtetes Asyl für etwa 30 betagte Fabrikarbeiter. Dieser Thätigkeit im Hospital trat seit 1852 eine von Diakonissen geübte Stadtpflege zur Seite, die gegenwärtig in einer eigenthümlichen Weise organisirt ist. Die ganze Stadt ist zu diesem Zweck in 6 Districte getheilt, von denen jeder ein besonderes Hülfscomité hat. Unter der Aufsicht jedes Districtscomité's arbeitet eine Schwester, besucht die armen Kranken in den Häusern, bringt ihnen die vom Arzt verordnete Medizin und steht ihnen außerdem bei mit Rath, Hülfe, Trost und liebender Pflege. Die Schwestern sind ausdrücklich angewiesen, nicht erbauliche Betrachtungen zu halten, sondern wacker Hand anzulegen, sowie sie in ihren Besuchen durch die Mitglieder des Comite's auf das Bereitwilligste unterstützt werden.

Mitten in jedem Quartier liegt eine Station, eine Wohnung aus zwei Zimmern, Küche, Keller, Vorrathskammer und Speicher bestehend. Hier hat die Schwester ihren stehenden Aufenthaltsort, wo die Armen und Kranken sicher sind, sie, oder in ihrer Abwesenheit eine stellvertretende Magd zu treffen. Zwei oder drei Male finden im Lokal die regelmäßigen Consultationen des Quartierarztes statt.

Die Küche dient zur Bereitung der Suppe, die in den Mittagsstunden gegen Suppenkarten ausgegeben wird. Vier dieser Häuser sind gemiethet, zwei Eigenthum. Die Verwaltung jener Cité ouvrière, der durch den Baumeister Emil Müller gebauten, aus 200 Häusern in 3 Haupt- und ein halb Dutzend Nebenstraßen bestehenden Arbeiterstadt*), die unter den socialen Einrichtungen der Neuzeit eine Berühmtheit geworden ist, hat der dort dienenden Schwester ein schönes und allen Bedürfnissen entsprechendes Haus eingeräumt. Die Zahl der von jeder Schwester jährlich gepflegten Kranken schwankt zwischen 400—500. Jeder District hat seine besondere Kassenverwaltung, weshalb die betreffenden Schwestern Alles, was sich auf ihre Station bezieht, genau in verschiedene Bücher eintragen müssen. Der Mittelpunkt dieses ganzen Organismus bildet das im Jahre 1860 vollendete schöne Diakonathaus, das zunächst zur Wohnung der Schwestern dienen, dann aber auch anderen Thätigkeiten der inneren Mission, deren Bedürfniß sich herausstellen würde, Raum zur Gründung und Entwicklung bieten sollte. Namentlich ist seit 2 Jahren darin ein Krankenhaus eröffnet worden, in dem solche Kranke, die nicht in's Spital gehen mögen und doch daheim die nöthige Pflege nicht empfangen, Aufnahme finden. Hier sind noch drei Schwestern, nebst einer das ganze Pflegewesen leitenden Oberschwester beschäftigt, so daß die Gesammtzahl der in Mülhausen thätigen Diakonissen gegenwärtig 25 beträgt.

Schließlich müssen wir darauf aufmerksam machen, was für Geldopfer erforderlich gewesen, dies Mülhauser Werk der dienenden und pflegenden Liebe in's Leben zu rufen, und wie bereitwillig der Christensinn in der genannten Stadt gewesen, Alles, was nöthig war, beizusteuern, um die Kosten zur Erwerbung und Erbauung der einzelnen Häuser und namentlich des Hauptgebäudes zu bestreiten. In dem Verzeichniß der Geber, welche im Jahre 1860 für diesen Zweck beigesteuert haben, finden sich 2 Gaben von 10,000 Frcs., deren 6 jede von 5000 Frcs., 1 von 3000 Frcs., 18 von 2000 Frcs., 13 von 1500 bis 1000 Frcs. und dann noch Gaben von 500 bis 100 Frcs., so daß auf diese Weise 121,470 Frcs. zusammengelegt sind, und in dem einen Jahre an außerordentlichen Ausgaben, ohne Schulden gemacht zu haben, 155,537 Frcs. neben 6000 Frcs. regelmäßiger Ausgaben aufgeführt werden können.

Zur Charakterisirung des Geistes, in welchem das Werk gethan wird, stehe hier ein Wort aus einem der letzten Berichte:

Darinnen bestehet die eigentliche Bedeutung und Auf-

*) Siehe die Beschreibung derselben in Huber's Genossenschaftliche Briefe. Band I. pag. 341 flg.

gabe unsers Diakonissenwerkes, daß es, als Werk des Friedens da stehet in der friedlosen Welt, zum Zeugnisse und zur Belehrung für solche, denen das Evangelium des Friedens unbekannt geblieben ist; und deren sind in unsern Tagen, leider, sehr viele. — Durch den Diakonissendienst wird, ohne darüber zu streiten, der Irrthum widerlegt, als sei das Christenthum veraltet und seine frühere Lebenskraft geschwunden, vor der hochgerühmten, philosophischen Aufklärung und wissenschaftlichen Bildung unserer Zeit. — O nein! Alles, was man Aufklärung und Wissenschaft zu nennen pflegt, bleibt am Ende unfruchtbar, verliert seinen Glanz in den dunkeln Leidensstunden und läßt das Menschenherz im Angesichte des Todes friedeleer. Dagegen sendet das sanfte Gnadenlicht, das von Jesu Christo ausgeht, seine himmlischen Strahlen friedebringend in die Leidensnächte, ist fruchtbar an guten Werken und leuchtet durch dieselben heute noch wie zu den apostolischen Zeiten, daß die Menschen lernen den Vater im Himmel preisen, der seinen eingebornen Sohn gesandt hat in unsere Todeswelt; daß wir durch Ihn leben sollen.

So lange das Diakonissenwerk in diesem Sinne fest gegründet bleibt, wird es auch bestehen, und der Herr selber wird darauf seinen reichen Gnadensegen legen; würde es aber abweichen von dem Grunde der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und in den Weltdienst der eigenen Gerechtigkeit und des Selbstgesuches übergehen, so müßte es kraftlos sich innerlich auflösen, wie ein Leib, aus dem das Leben gewichen ist, und zerfallen.

Unsere Wirksamkeit sei und bleibe darum eine Frucht der Gerechtigkeit des Glaubens, die sich als heilige Liebe lebendig darstellt, denn in Christo Jesu gilt nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.

(Fl. Bl. des Rauhen Hauses.)

Bei der am 18. Januar d. J. stattgehabten Jahresversammlung der Direktoren und Gönner des deutschen Hospitals in London konnte der Vorsitzende die erfreuliche Mittheilung machen, daß im verflossenen Jahre zum ersten Male die Bilanz einen Ueberschuß der Einkünfte über die Ausgaben erweise; erstere betrugen 3966 Pfd. St., letztere 3581 Pfd. St. Die Zahl der in's Hospital aufgenommenen Kranken belief sich im verflossenen Jahre auf 791, von denen ein Sechstel Engländer waren. Derjenigen Patienten, welche sich nicht im Hospital selbst befanden, aber von demselben ärztlichen Beistand empfingen, waren 12,870; unter ihnen fast die Hälfte Engländer. Um auch solchen erkrankten mittellosen Deutschen, welche der Aufnahme in's Hospital nicht bedürfen, ärztlichen Rath und Arzneimittel zu verschaffen, sind von dem Hospital aus in drei verschiedenen Theilen der Stadt drei deutsche Apotheken, in welchen auch deutsche Aerzte anzutreffen sind, gegründet worden. Daselbst können auch bedürftige englische Patienten, welche in der unmittelbaren Umgegend wohnen, unentgeltlichen Beistand erlangen.

Einem dringenden Bedürfniß ist in Genf durch ein neues Institut abgeholfen, das auch an andern Orten der Nachahmung werth sein möchte. Einzeln stehende Nätherinnen, die bei Tage außer dem Hause arbeiten, finden in demselben Wohnung, Feuerung und Licht zu dem billigen Preise von monatlich 4 Frcs. Sie sind hier unter freundlicher mütterlicher Aufsicht, und alle Mittel werden angewendet, sie auch außerhalb vor schlechten Wegen zu bewahren.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Im Kriegs-Hospitale des Johanniter-Ordens zu Flensburg befanden sich am 27. v. Mts. 15 Verwundete und 4 Kranke. Letztere sind leichte Kranke und gehen in den nächsten Tagen wieder fort; die Verwundeten sind folgende: 1) Lieutenant von Hausen vom 18. dänischen Inf.-Regiment, Schußwunde in den linken Unterschenkel, verwundet den 22. Febr. bei Smól, Reconvalescent. 2) Lieutenant Hoffmann vom 17. Dänischen Inf.-Regiment, verwundet den 18. Febr. bei der Büffelkoppel, Schußwunde durch die Muskulatur des linken Oberschenkels, Reconvalescent. 3) Hauptmann von Gerhardt vom 55. Regiment; verwundet den 22. Febr. bei Rackebüll, Schußwunde durch die Hautdecken der linken Lendengegend; Reconvalescent. 4) Sekonde-Lieutenant von Ditfurth vom 55. Regiment, verwundet den 22. Febr. bei Rackebüll, Schußwunde durch die Weichtheile des rechten Thorax; Abscessbildung und dadurch Verzögerung der Heilung; Allgemeinbefinden gut. 5) Seconde-Lieutenant Rother vom 64. Regiment; verwundet den 1. März an der Nübelmühle, Schußwunde in die Weichtheile des linken Oberschenkels; Wunde in Heilung begriffen. 6) Seconde-Lieut. von Fischer-Treuenfeld, verwundet den 22. Febr. bei Rackebüll, Schußwunde am linken Oberschenkel oberhalb der Kniescheibe; Reconvalescent. 7) Hauptmann, Freiherr von der Reck, verwundet zu Ravenskoppel den 17. März; Schußwunde unterhalb des rechten Schlüsselbeines nach dem Oberarmkopf zu; keine Gelenk- oder Knochenverletzung; Befinden gut. 8) Hauptmann von Bosse vom 55. Regiment, verwundet den 17. März bei Rackebüll, Schuß durch die Muskulatur des rechten Oberarmes; Knochen ohne Verletzung; Befinden gut. 9) Hauptmann von der Schulenburg vom 15. Regiment; verwundet den 17. März an der Ravenskoppel, Schuß durch die Muskulatur des rechten Oberschenkels; Befinden gut. 10) Seconde-Lieutenant Ranzow vom 55. Regiment verwundet den 17. März bei Rackebüll; Schuß durch die Muskulatur des rechten Oberschenkels; Wundbeschaffenheit und Allgemeinbefinden gut. — 11) Seconde-Lieut. von Studnitz vom 55. Regiment; verwundet den 17. März bei Rackebüll, Schuß durch den linken Thorax und den linken Lungenrand; schwer verwundet, Befinden am 10. Tag vorzüglich, Blutauswurf sehr gering, Respiration nicht beschränkt, Allgemeinbefinden sehr gut. 12) Capitain Weelege vom 4. Dänischen Inf.-Regiment; verwundet bei Düppel den 17. März; Schußwunde quer durch die Muskulatur des Rückens; leichte Verwundung, geringe Fieberreaktion. 13) Capitain von Baudit vom 4. Dänischen Inf.-Regiment, verwundet den 17. März bei Rackebüll, Schuß durch das rechte Schulterblatt und den rechten Oberarmkopf, vorangegangene bedeutende Blutungen; sehr schwere Verwundung, Kräfte sehr gesunken. 14) Hauptmann Rumland vom 35. Regiment; verwundet zu Freudenthal den 20. März, Contusion der linken

Halsgegend durch einen Bombensplitter. Reconvalescent. 15) Unteroffizier Albrecht vom 55. Regiment; verwundet den 22. Febr. bei Rackebüll; zwei große Hautdefekte am linken Oberschenkel und Hüfte durch Granatsplitter, in Heilung. Vor 14 Tagen Kinnbackenkrampf, der beinahe vollkommen beseitigt ist. Allgemeinbefinden gut.

Im Ordens-Kriegs-Hospitale in Nübel sind am 2. Ostertage vier blessirte Offiziere aufgenommen worden und zwar Premier-Lieutenant Freiherr von Eckardstein, der Sonntag den 3. d. seinen Wunden erlegen ist; Lieut. Bescherer, dem das zerschmetterte Bein oberhalb des Knies amputirt werden mußte, beide vom Leib-Grenadier-Regiment (1. Brandenburgische) Nr. 8; Hauptmann Schultze und Lieutenant Wolff vom 1. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 18, letztere nur leicht verwundet, so daß sie zu Schiffe nach dem Flensburger-Ordens-Hospitale gebracht werden konnten.

Die Kranken-Transportwagen und besonders die zweirädrigen Karren, unter Führung des Fürsten von Pleß und Hauptmanns von Alvensleben-Zoblitz, bedient von Brüdern des Rauhen Hauses und mehreren Krankenträgern, waren während des Gefechts am 28. März in fortdauernder Thätigkeit.

Im Hospitale zu Altona waren am 26. v. Mts. 26 Betten belegt. Bis zum 2. d. sind dort ferner aufgenommen worden: 1 kranker österreichischer Hauptmann, 4 kranke preußische Offiziere, 2 verwundete und 7 kranke preußische Soldaten, zusammen 14; abgegangen sind: 3 verwundete österreichische Soldaten nach Oesterreich, 1 verwundeter österreichischer Offizier und 1 verwundeter preußischer Soldat kehrten geheilt zu ihren Regimentern zurück, so daß am 2. April die Zahl der im Hospitale verbliebenen Verwundeten und Kranken 35 betrug, nämlich: 2 verwundete und 2 kranke österreichische Offiziere, 5 verwundete österreichische Soldaten, 10 kranke preußische Offiziere, 4 verwundete und 11 kranke preußische Soldaten, 1 Schaffner von der Eisenbahn.

Schließlich sei hier noch erwähnt, daß die aus dem Kaiserswerther Diakonissenhause auf den Kriegsschauplatz gesandten Diakonissen, nachdem sie eine geraume Zeit in den Hospitälern zu Schleswig thätig waren, jetzt in Kolding, Hadersleben und Apenrade die Pflege in den dort befindlichen preußischen Lazarethen übernommen haben, und erfreuen sich die Leistungen derselben überall der größten Anerkennung.

Der Ehrenritter Graf Bolko zu Stolberg steht ihnen im Auftrage des Johanniter-Ordens (seit einem Monate) mit Rath und That zur Seite.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Von Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin von Liegnitz 100 Thlr.; vom Ober-Tribunals-Rath von Ohlen und Adlerskron hierselbst 10 Thlr.; durch den Premier-Lieutenant im Ingenieur-Corps von Spankeren in Saarlouis 3 Thlr.; aus dem Kreise Rothenburg durch Landrath von Gersdorff ferner 19 Thlr. 9 Sgr. 11 Pf. und 40 Thlr.; aus dem Kreise Oels durch Landrath von der Berswordt ferner 36 Thlr. 5 Sgr. 4 Pf.; von der Frau Erbgräfin Emma zu Stolberg-Wernigerode in Ilsenburg 25 Thlr.; vom Frauen-Verein zu Cottbus durch Frau von Werdeck 10 Thlr.; vom Landrath von Madai in Kosten gesammelt 31 Thlr. 11 Sgr. 6 Pf.; vom Rittergutsbesitzer von Borcke auf Gr.-Janth 10 Thlr.; von W. von O. in Riga 12 Thlr.; vom Hofrath und Hauptmann a. D. von Wedemeyer auf Schönrade 50 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 9747 Thlr. 16 Sgr. 6 Pf.

2. Wäsche, Bettzeug, Erfrischungen rc.:

Von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Carl von Preußen (2. Sendung): Compots und Gemüse; vom Hauptmann a. D. von Hennigs auf Stremlow 1 Sack mit Hemden, Laken, Strümpfen rc. (8. Sendung); Ungenannt, Poststempel Oppeln 1 Kiste mit diversen Lazarethbedürfnissen; von der Schule in Krielé bei Friesack 1 Packet mit Verbandgegenständen; vom Herrn von Bülow in Braunschweig 2 Bettbezüge, Compressen rc.; durch Kammerherrn Freiherrn von Heintze-Weißenrode auf Schloß Nlendorf 1 Fäßchen mit Butter; von Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Jenny zu Schönaich-Carolath in Saabor 1 Kiste mit Gelde rc.; Ungenannt, Poststempel Gülzow Spickgänse; vom Ober-Regierungs-Rath Freiherrn von Schlotheim in Minden 3. große Sendung von Lebensmitteln; von Frau Aebtissin Gräfin zu Stolberg in Drübeck Schreibmaterialien; Ungenannt, Poststempel Braunfels 3. Sendung Wäsche; durch das Landrathsamt in Arnsberg aus Berleburg Wäsche; vom Landrath v. Rauchhaupt in Delitzsch 1500 Stück Cigarren; Ungenannt, Poststempel Plön; vom Justizrath Steiter in Magdeburg 2. Sendung Binden; von Frau Gräfin v. Rothkirch-Trach auf Bärsdorf, 4. Sendung Lebensmittel; vom Pfarrer Schulz in Budow Charpie; vom Herrn von Dewall auf Kemmloghausen Wäsche; aus der Grafschaft Wernigerode 8. Sendung, Wäsche, Erfrischungen rc.; aus den Landgemeinden des Kreises Minden; vom Frauen-Verein aus Cöthen, 4. Sendung; von Frau Generalin von Tümpling in Frankfurt a. O.; von Frau von Schöning geb. von Seelhorst auf Tolz, Unterbeinkleider; von Ihrer Durchlaucht der Frau Prinzessin Reuß XII. Hemden; von Frau Gräfin von Pückler geb. Prinzeß Reuß auf Ober-Weistritz 1 Tönnchen Preisselbeeren und Kleidungsstücke; von Frau von Weiher geb. Gräfin von Schlieffen auf Zemmin Unterbeinkleider, Backobst; Ungenannt, Poststempel Kasten; von einem Mitgliede der Buchwalder Bibelgesellschaft 66 Neue Testamente und 20 Psalmen; vom Frauen-Verein der Friedenskirchen-Gemeinde in Potsdam, 3. Sendung; Ungenannt, Poststempel Loebnitz; von den Ortschaften der Herrschaft Baltzenburg Hemden; aus Gnadenberg durch Frau Generalin von Natzmer Kleidungsstücke und Bücher; vom Hoflieferanten Ewest in Berlin 25 Flaschen Tokaier; durch Frau Feldmarschallin von Wrangel Hemden und Charpie von einem Frauen-Verein für den Erlös einer Uhr und eines Sahnentopfes; von Freifrau von Bodelschwingh-Plettenberg auf Sandfort Hemden; vom Grafen zu Solms-Baruth hierselbst 4 wollene Unterjacken; von Frau Gräfin von Redern hierselbst 2 dreitheilige Roßhaarmatratzen nebst Keilkissen; vom Staats- und Handelsminister Grafen von Itzenplitz hierselbst 1 Schinken, 32 Kissen mit 67 bunten Bezügen, 18 Rollen mit 36 bunten Bezügen, 3 Paar Pulswärmer und 3 Paar wollene Strümpfe; von Fräulein von Mühler und Fräulein von Westphalen hierselbst je: 3 Paar Socken und 2 Paar Pulswärmer; von der Schulzeschen Buchhandlung hierselbst 1 Packet mit Büchern; Ungenannt aus Görlitz 1 Kiste mit Erfrischungen und 6 Hemden; von Frau Baronin von Malortie in Hannover 2 Kisten mit diversen Lazarethgegenständen; von Freiin von Tschammer auf Quaritz 3 Fässer mit Pflaumenmus.

(Fortsetzung folgt.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 15. Berlin, den 13. April 1864. **Nr. 15.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. April 1864 verbl. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. März 1864	40			
	Zugang pro März	12			
		52			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	36	36	1207	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. März 1864	38			
	Zugang pro März	11			
		49			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	37	37	1072	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. März 1864	21			
	Zugang pro März	7			
		28			
	Abgang " "	11			
	Bleibt Bestand	17	17	561	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. März 1864	20			
	Zugang pro März	18			
		38			
	Abgang " "	10			
	Bleibt Bestand	28	28	764	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. März 1864	20			
	Zugang pro März	8			
		28			
	Abgang " "	9			
	Bleibt Bestand	19	19	600	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. März 1864	20			
	Zugang pro März	7			
		27			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	19	19	605	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. März 1864	20			
	Zugang pro März	28			
		48			
	Abgang " "	21			
	Bleibt Bestand	27	27	792	35
	zu übertragen		183	5601	256
	Uebertrag		183	5601	256
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. März 1864	17			
	Zugang pro März	18			
		35			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	19	19	585	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. März 1864	50			
	Zugang pro März	15			
		65			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	49	49	1539	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. März 1864	9			
	Zugang pro März	29			
		38			
	Abgang " "	23			
	Bleibt Bestand	15	15	477	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. März 1864	3			
	Zugang pro März	2			
		5			
	Abgang " "	3			
	Bleibt Bestand	2	2	77	18
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. März 1864	8			
	Zugang pro März	3			
		11			
	Abgang " "	6			
	Bleibt Bestand	5	5	207	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. März 1864	3			
	Zugang pro März	—			
		3			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	1	1	71	6
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. März 1864	8			
	Zugang pro März	3			
		11			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	6	6	234	10
	zu übertragen		280	8791	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. April 1864 vorh. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		280	8791	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. März 1864	1			
	Zugang pro März	1			
		2			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	2	2	55	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. März 1864	3			
	Zugang pro März	1			
		4			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	2	2	42	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. März 1864	15			
	Zugang pro März	—			
		15			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	15	15	465	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. März 1864	10			
	Zugang pro März	5			
		15			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	11	11	367	38
	Zusammen		310	9720	521

Der gesammte Abgang an Kranken pro März 1864 beträgt 164, davon sind:

a) gestorben . . . 11
b) geheilt entlassen . 143
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 10
wie vor 164.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Februar 1864 . . . . 24 Kranke.
Zugang pro Februar . . . . 18 „
42 Kranke.

Davon sind: gestorben 2
geheilt 13
gebessert 1
fortgegangen . . . 3
19 — 19 „

Bleibt Bestand am 1. März 1864: 23 Kranke.
Unter den Aufgenommenen befanden sich 17 Christen (davon 16 Orientalen) und 1 Muhamedaner.

---

1. Ernst Johann Carl Ludwig von Froreich, Landrath a. D. Ehrenritter seit 1815. † zu Wolmirstedt 4. April 1864.

2. Carl Ludwig Friedrich von La Chevallerie, Major und Führer des 2. Aufgebots vom Landwehr-Bataillon Bartenstein Nr. 33, auf Zohlen. Ehrenritter seit 1851. † zu Zohlen 7. April 1864.

Johann von Werth.

Ein Soldatenbild aus dem dreißigjährigen Kriege.

(Fortsetzung.)

Ich gehe nun zu der Berührung der wichtigsten Kriegsthaten Johann von Werth's von dem Zeitpunkt an über, wo er als Führer größerer Truppenabtheilungen in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges zuerst genannt wird.

Nachdem Johann von Werth im Jahre 1632 als Oberst von vier Reiterregimentern sich den schwedischen Befehlshabern kleinerer Abtheilungen in unzähligen gelungenen Gefechten und Ueberfällen bekannt gemacht, gelang es ihm im Jahre 1633, auch den größeren schwedischen Generalen, Herzog Bernhard von Weimar, Horn und Speerreuter, mit verhältnißmäßig schwachen Kräften den erheblichsten Schaden zuzufügen. Mißlang ihm auch ein gar zu gewagtes Unternehmen, so wußte er es sofort in unbegreiflich schnell erreichten entfernten Gegenden wieder auszugleichen — eine Schnelligkeit, die an das Wunderbare grenzt, wenn man die Langsamkeit damaliger Kriegsoperationen, die schlechten Communicationswege und die schwerfällige Ausrüstung der Reiterei jener Zeit erwägt.

Als der unter der Bezeichnung des „Cardinal-Infanten" bekannte Don Fernando von Spanien mit seiner Armee bei Constanz das deutsche Gebiet betrat, um bei dem Durchzuge nach den Spanischen Niederlanden, deren Statthalterschaft sein Bruder, König Philipp IV. ihm anvertraut hatte, der Sache des verwandten Hauses Habsburg gegen die Schweden zu dienen, trat ihm der schwedische General Horn mit zahlreicher Truppenmacht, welche durch die Terrainverhältnisse wesentlich begünstigt war, entgegen. Aber Werth, durch den von ihm geschaffenen und sorgfältig entwickelten Kundschaftsdienst stets von den feindlichen Absichten auf das Genaueste unterrichtet, eilte mit seinen Reuterregimentern zu rechter Zeit herbei und wußte den Infanten dadurch aus höchst mißlicher Lage zu befreien, daß er den General Speerreuter, welcher in der oberen Lechgegend mit mehreren Regimentern Horns linke Flanke deckte, mit glänzendem Erfolge überfiel und beinahe aufrieb. Sodann eroberte er durch gelungene Kriegslist die Festung Eichstädt, nachdem er den schwedischen Entsatz unter Oberst Taubadel — einem der tüchtigsten Führer aus der Schule Gustav Adolf's — in dem Städtchen Spalt bei Nacht mit solchem Erfolge überfallen, daß der ganze Succurs, mit Ausnahme von 13 Mann, die sich mit ihrem Führer über die Mauer retteten, in seine Hände gerieth.

So bewährte sich Johann von Werth überall als geschickter, kühner und meist glücklicher Parteigänger. Dennoch aber konnten seine immerhin wichtigen Dienste auf den allgemeinen Gang der für die kaiserliche Sache höchst ungünstigen Feldzüge von 1632 und 1633 keinen entscheidenden Einfluß ausüben, und namentlich konnte er den Fall der wichtigen Festung Regensburg nicht hindern, der vorzugsweise durch Waldstein's Unthätigkeit verschuldet worden war — eine Unthätigkeit, welche bekanntlich zum besondern Gegenstande der Anklage gegen diesen Feldherrn gemacht wurde. — Um so thätiger wirkte Werth bei

Wiedereroberung der Festung im Jahre 1634 durch König Ferdinand von Ungarn mit, indem er, seiner unternehmenden Husarennatur gemäß, während die Hauptarmee mit der regelmäßigen Belagerung beschäftigt war, die ihm gestellte Aufgabe, mit seinen Reitern die von verschiedenen Seiten herbeieilenden schwedischen Entsatztruppen aufzuhalten, auf bewunderungswürdige Weise erfüllte. Immer erschien er gerade da, wo man ihn am wenigsten erwartete; der kühne Ungestüm, mit dem er, ohne die Feinde zu zählen, sich auf sie stürzte, sicherte ihm stets den glänzendsten Erfolg, und so hat die Geschichte dieser Kriegsperiode eine Reihe echter Husarenstücke von ihm aufbewahrt, durch die es ihm gelang, die Vereinigung der größeren Heere von Horn und Weimar zu verhindern, eine Anzahl kleiner befestigter Orte zu nehmen, schwächere Abtheilungen aufzureiben, kurz, die Wiedereroberung Regensburgs zu ermöglichen, welches der schwedische Commandant Lars Kagge am 26. Juli 1634 nach heldenmüthiger Vertheidigung dem Könige von Ungarn zu übergeben gezwungen wurde.

Um dieselbe Zeit fand der General Albringer — ein Emporkömmling, wie Werth, und Befehlshaber des Baierischen Heeres — bei dem Entsatz von Landshut seinen Tod. Werth übernahm einstweilen das Commando, aber schon am 6. September befehligte er in der Schlacht von Nördlingen nur den rechten Flügel der vom Herzog Carl von Lothringen geführten Armee. Es muß hier überhaupt des auffallenden Umstandes gedacht werden, daß Werth, obgleich an Ruhm und Tüchtigkeit unbestritten einer der ersten Generale des dreißigjährigen Krieges, doch uns kein einziges Mal als wirklicher, wohlbestallter Obergeneral vorgeführt wird. Während der langen Dauer seiner Kriegsdienste wechselte das Obercommando verschiedene Male, ohne in seine Hände gelegt zu werden, obwohl mehrere Träger desselben weit jüngere Generale, als er, waren. Eine solche Bevorzugung ist kaum verständlich, will man nicht annehmen, daß Werth selbst auf das Ober-Commando verzichtet habe, um sich, ohne durch die Oberleitung in seiner persönlichen practischen Thätigkeit gehemmt zu sein, um so ausschließlicher seinem Reiterberufe als Avantgarden-Führer widmen zu können. Wir finden über dies Verhältniß in der Geschichte eben so wenig eine genügende Aufklärung, wie über den eigentlichen Ursprung jener Doppelstellung, in der sich Werth seinem angestammten Kriegsherrn, dem Churfürsten von Baiern und dem Kaiser gegenüber befand; denn es steht fest, daß er bald nach der Schlacht von Nördlingen, in welcher er durch seine glänzende Führung des rechten Flügels — wobei er auch den berühmten Gustav Horn in seine Gefangenschaft brachte — hauptsächlich den Sieg entschied, vom Kaiser zum Reichsfreiherrn und zum Feldmarschall-Lieutenannt ernannt wurde, auch später häufig von ihm directe Befehle annahm und ausführte, während er gleichwohl in unmittelbarer dienstlicher Beziehung zum Churfürsten stand. Aehnliche Verhältnisse, welche nothwendig bei jeder entstehenden Mißhelligkeit zu eigenthümlichen Conflicten führen mußten — wie wir dies auch später bei unsers Werth's Geschichte sehen werden — waren übrigens damals nicht ungewöhnlich, und wir wissen aus unserer eignen vaterländischen Geschichte, daß dieselbe Doppelbeziehung, in welcher die Brandenburgischen Besatzungen von Peitz und Spandau unter den Obersten von Kracht und von Rochow sowohl zum Kaiser, als auch zu ihrem Landesherrn standen, dem Churfürsten Friedrich Wilhelm bei seiner Thronbesteigung manche Verlegenheit bereitete. Genug, Johann von Werth war und blieb zugleich Baierischer und kaiserlicher General. In dieser Eigenschaft verfolgte er die von Nördlingen fliehenden Schweden, vernichtete durch nächtlichen Ueberfall bei Caib ein Corps von mehreren Tausend Mann und würde in seinem unaufhaltsamen Siegeslaufe auch noch vor Jahresschluß, am 16. November, das von dem schwedischen Oberst Abel Moda besetzte feste Heidelberg, in dessen Vorstädte er bereits eingedrungen war, erstürmt haben, hätten nicht die französischen Marschälle de la Force und de Brezé vom Elsaß aus einen Succurs von 12000 Mann geschickt, wodurch, was sehr bemerkenswerth ist, der erste entscheidend feindselige Schritt Frankreichs gegen Kaiser und Reich ausgeführt wurde; denn bisher hatte diese Macht die Schweden zwar indirect längst unterstützt, aber den offnen Bruch sorgfältig vermieden. —

Während des Jahres 1635 kämpfte Johann von Werth, der mit seinem Heer schon im Januar den gefrorenen Rhein überschritten und sich der Festung Philippsburg gewohnter Weise durch glücklichen Ueberfall bemächtigt hatte, unter Carl von Lothringen und Gallas im Elsaß mit Erfolg gegen die Heere des Cardinal von Valette und des Marschall de la Force, entsetzte Speier, überfiel ein französisches Heer bei Toul, welches fast gänzlich aufgerieben wurde, und nun begleiten wir ihn auf den Gipfel seines Ruhms, zu seinem glänzenden Siegeszuge durch Frankreich bis vor die Thore von Paris, welchen der Feldzug von 1635 ihm vorbehalten hatte.

Der Cardinal-Infant, Don Fernando von Spanien, hatte, nachdem er mit seinem zahlreichen Heere der kaiserlichen Sache bei Nördlingen mit Erfolg gedient, die Spanischen Niederlande glücklich erreicht. Der nach dem Prager Frieden gehaltene Kriegsrath, bei dem auch Werth mitwirkte, stellte ihm nun die Aufgabe, durch offensives Vorgehen den Krieg auf französisches Gebiet zu übertragen und mit Ueberschreitung der Grenze den Feldzug von 1635 zu eröffnen. Bei einem solchen, seiner Natur so ganz entsprechenden Unternehmen konnte Johann von Werth nicht fehlen, und, mit Octavio Piccolomini vereinigt, stieß er mit ansehnlicher Streitmacht, bei der die Reiterei die vorwiegende Waffe war, zum Heere des Cardinal-Infanten. Nachdem sein Versuch, das französisch gesinnte Lüttich zu erobern, an dem energischen Widerstande der fanatisirten Bevölkerung gescheitert war, übernahm er die Führung der Avantgarde des vereinigten Heeres, welches auf eine Stärke von 20,000 Reitern, 12,000 Mann Infanterie und zahlreichem Geschütz angegeben wird.

Mit dem Ueberschreiten der französischen Grenze begann auch der glänzende Siegesflug Johann's von Werth, welcher mit seinen Reitern die Picardie durchstreifte und in wenigen Tagen in drei Treffen 37 Fähnlein erbeutet hatte. Graf Soissons, der französische Oberbefehlshaber, durch Aufgebote aus der Champagne und Picardie bedeutend verstärkt, stand mit ansehnlicher

Kriegesmacht bei la Fère hinter der Somme. Aber auch dieser Schutz der östlichen Provinzen und der Hauptstadt wurde durch den Cardinal-Infanten — nachdem er am 22. Juli die Feste Catelet genommen — am 4. August erobert, indem er, nachdem auf Werth's Rath die Aufmerksamkeit des Feindes durch fingirte Uebergangsanstalten auf einen andern Punkt geleitet worden war, die Somme bei Cérise mit seinem ganzen Heere durch eine Furth überschritt. Der französische Oberst Puysegur, der sich hier in der Eile verschanzte, widersetzte sich mit Heldenmuth, indem seine Leute die noch nicht vollendeten Brustwehren mit den Leichen ihrer Waffenbrüder ausfüllten, mußte jedoch mit einem Verlust von 13 Capitains, 14 Lieutenants und 2400 Mann der Uebermacht weichen. Er eilte nach Noyon, wurde aber unterwegs von Werth's Reitern erreicht und mit solchem Ungestüm angegriffen, daß 600 Leichen den Weg bedeckten, 600 Mann und der Marquis von Bonnivet gefangen und 8 Fahnen erbeutet wurden. Ungesäumt wurde auch die Oise überschritten und Furcht und Zerstörung bis an die Thore von Compiegne getragen. Es war Werth's fester Entschluß, nach Paris zu dringen, und zweifelte er nicht, daß bei dem allgemeinen Schrecken es ihm gelingen werde, mit wenig Tausend Reitern die Hauptstadt zu nehmen und dem König Ludwig in seinem eigenen Louvre den Frieden zu dictiren. Mit begeisterter Wärme legte er diesen Plan seinen Mitfeldherrn, dem Prinzen Thomas von Savoien und dem Cardinal-Infanten, vor. Diese aber waren nicht von ihrem bedächtigen Wege abzubringen; erst müsse ein fester Punkt an der Somme gewonnen werden, war die Antwort, und erst, wenn man das feste Corbie erobert haben werde, könne man vielleicht an weitere Schritte denken. Zwar schweiften Werth'sche Reiter schon bis an die Thore von Paris; zwar hatten die Intendanten der Königlichen Lustschlösser sich von Werth Sauvegardes zum Schutz des Königlichen Eigenthums erbitten müssen, und im Louvre wurden ernste Anstalten gemacht, jenseits der Loire zu flüchten, wohin alle Wege bereits mit Carossen und Packwagen bedeckt waren. Noch nie war — wie Puffendorf in seinem theatrum Europaeum Th. III. pag. 682 sagt — den Franzosen dergestalt der Compaß verrückt worden, und die Stimmung der Einwohner nicht anders, als zu Rom, da Cäsar den Rubikon überschritten hatte, und Jean le Verd wurde ein Name, mit dem man die weinenden Kinder zur Ruhe brachte. — Aber leider blieb es bei diesen Besorgnissen, und der tapfre, schlichte deutsche Krieger, in dessen Hand das Geschick eines mächtigen, übermüthigen Volkes lag, mußte, Dank der lauen und feigen Unentschlossenheit seiner Gefährten, dicht vor dem glänzendsten Ziele seiner Laufbahn inne halten, um ein Jahr später in dieselbe Hauptstadt, welche er als gefürchteter Eroberer bedrohte, als Gefangener wieder zurückzukehren.

Nachdem in dem leichtsinnigen französischen Volke der erste panische Schrecken verraucht war und man bald inne wurde, daß der so gefürchtete Feind nur aus einigen 1000 Reitern bestand, fingen die guten Bürger von Paris wieder freier zu athmen an. Jeder, der eine Waffe führen konnte, bewehrte sich; die umliegenden Orte, Vorstädte und Dorfschaften stellten ihre Kontingente und so konnte Ludwig XIII. Mitte September in Person an der Spitze von 50,000 Mann sich bei Compiegne dem Feinde im offnen Felde zeigen. Für diesen war der günstige Augenblick vorüber, und den bittersten Unmuth im Herzen, mußte Werth sich entschließen, vor der zehnfach überlegenen feindlichen Macht den Rückzug anzutreten. Auch das gros unter dem Kardinal-Infanten wagte keinen Widerstand, und nachdem am 14. November auch die von den Spaniern eroberte und 7 Wochen lang ruhmvoll vertheidigte Festung Corbie gefallen war, zog sich das ganze Heer wieder in die Niederlande zurück. Natürlich hatte Johann von Werth auch bei diesem Rückzuge, trotz seines gerechten Mißmuths, seine unternehmende Husarennatur nicht verläugnen können. Zwei Mal versuchte er es, das schwerbedrängte Corbie zu befreien, indem er am 28. September durch kecken nächtlichen Ueberfall 6 französische Regimenter unter Oberst Degenfeld, einem Deutschen, zusammenhieb, 18 Fähnlein und sämmtliche Pferde und Bagage erbeutete und wenn auch seinen Zweck nicht ganz erreichte, so doch das ganze Lager in die äußerste Bestürzung versetzte, und im Oktober mit 2000 Reitern und 5000 Dragonern abermals den Entsatz versuchte, der zwar an der vergrößerten Wachsamkeit der Franzosen scheiterte, welche indeß nicht verhindern konnten, daß er den großem Mangel ausgesetzten Belagerten, trotz der engen Umschließung, einige eiserne Handmühlen in die Stadt zu bringen und hauptsächlich dadurch die Uebergabe bis in den November hinein zu verzögern wußte. —

Während des Feldzuges von 1637 war Werth mit Erfolg am Rhein thätig, indem er schon am 30. Januar die den in Ehrenbreitstein belagerten schwerbedrängten Franzosen zu Hülfe eilenden schwedischen und hessischen Truppen unter General Melander von Holzapfel bei Grenzhausen so erfolgreich überfiel, daß er den ganzen Succurs in die Flucht jagte, nachdem er 2 Oberst-Lieutenants, 2 Rittmeister und viele Gemeine gefangen genommen und die ganze für die ausgehungerten Belagerten bestimmte Lebensmittelzufuhr erbeutet hatte. Dies Unternehmen beschleunigte den Fall dieser wichtigen Festung — welche damals noch Hermanstein genannt wurde — die indeß durch den Maréchal de camp de Bussy so bewunderungswürdig vertheidigt wurde, daß sie erst am 28. Juni sich unter den ehrenvollsten Bedingungen dem General Werth ergab; und nun folgte eine Reihe von Kämpfen gegen den seiner würdigsten Gegner, den Herzog Bernhard von Weimar, der vom Elsaß aus der von Werth bedroheten Festung Hanau zu Hülfe eilte, Kämpfe, die zwar zuweilen zum Nachtheile Werth's endeten, auch ihm selbst einige leichte Verwundungen zuzogen — wie namentlich der tollkühne Sturm auf die Wittenweier Schanzen — dennoch aber den Ruhm des heldenmüthigen Reiters mehr und mehr verbreiteten, ihn zum Abgott seiner Soldaten und zum Schrecken seiner Feinde machten. Die mir nur karg bemessene Zeit gestattet mir nicht, bei den Einzelheiten dieser interessanten Kämpfe zu verweilen, und ich gehe nun sogleich zu der denkwürdigen Doppelschlacht von Rheinfelden über, welche das Schicksal unsres Helden auf abenteuerliche Weise wenden sollte.

Während Johann von Werth den Winter 1637—1638 in München zubrachte, um dort seiner in der letzten

Campagne erhaltenen Wunden zu pflegen, traf im Februar dort die Nachricht ein, Herzog Bernhard sei im Begriff, die nahe der Schweizer Grenze belegene Festung Rheinfelden zu nehmen, um sich dort einen gesicherten Rheinübergang zu erkämpfen. Am 5. Februar begann er die Belagerung des Orts mit bedeutenden Streitkräften, und da man in München von der Wichtigkeit der Behauptung dieses Platzes durchdrungen war, so eilten die Generäle Herzog von Savelli und Johann von Werth schleunigst zu dessen Entsatz herbei. Letzterer sammelte die zerstreut in der Donaugegend einquartierten Truppen bei Villingen und marschirte mit 8 Reiter-, 1 Dragoner- und 4 Infanterie-Regimentern vier Tage und vier Nächte fast ohne zu rasten nach dem bedroheten Orte und erschien, mit Savelli vereinigt, am 28. Februar in der Morgendämmerung vor dem schwedischen Hauptlager bei Bücken, eine halbe Meile von Rheinfelden. Herzog Bernhard stellte sich Angesichts der belagerten Festung in offner Feldschlacht ihnen entgegen. Werth's ermüdete Truppen, welche den linken Flügel der Schlachtordnung einnahmen, konnten, trotz des Heldenmuths ihres Führers — der sich selbst in das wildeste Kampfgetümmel stürzte, dem ihm gegenüber commandirenden Grafen von Nassau im ritterlichen Zweikampfe eine Pistolenkugel durch den Hut jagte, während die seinige Werth's Backe streifte — dem Andrange der Schweden nicht widerstehen; sie begannen bereits in Unordnung zu weichen, als der Erfolg, den Herzog von Savelli mit seinem rechten Flügel davontrug, dem beginnenden Rückzuge wieder Halt gebot. Der Kampf wüthete nun unentschieden während des ganzen Tages, neigte sich jedoch bei Einbruch der Dunkelheit so unzweifelhaft zu Gunsten der Deutschen, daß Bernhard genöthigt wurde, auf Lauffenburg sich zurück zu ziehen. Der Entsatz der bedroheten Festung war den kaiserlichen Feldherren gelungen, und Savelli sandte sofort nach Wien und München Eilboten mit der Siegesnachricht. Gegen Werth's dringende Warnung gestattete Savelli den erschöpften Truppen, sich in der Stadt Bücken und Umgegend zu zerstreuen, um Ruhe, Nahrung und Beute zu erjagen; die nothwendigsten Sicherheitsmaßregeln wurden vernachläßigt, und so gelang es dem feindlichen Feldherrn, nachdem er bei Lauffenburg seine Truppen wieder gesammelt, in der Morgendämmerung des 3. März urplötzlich vor Bücken zu erscheinen. Die Verwirrung der in ihrer leichtsinnigen Sorglosigkeit vollständig überraschten kaiserlichen Generäle und Soldaten war unbeschreiblich. Johann von Werth allein war besonnen genug, um zu retten, was noch zu retten war. Er sammelte die auf den schwedischen Kriegsruf: Emanuel! zerdeitstürzenden Abtheilungen, und so gelang es ihm namentlich das Wahl'sche Infanterie-Regiment vollständig gesammelt an einer Waldlisiere aufzustellen und die andrängenden Schweden mit wohl gezielten Musketensalven zu empfangen. Bald aber mußten auch sie der Uebermacht weichen und schlaffen sich in wilder Flucht den übrigen an. Die Generäle Savelli und Enckefort waren bereits gefangen. Werth, dessen Pferd erschossen worden, fand kein neues zu besteigen. Zu Fuß wie ein gemeiner Soldat kämpfend, suchte er die letzten Streiter des Wahl'schen Regiments zu erreichen, welche noch einen Theil des Waldes behaupteten, aber vergebens. Einige schwedische Schwadronen unter Oberstlieutenant Löwenstein hatten den Wald umgangen, und von allen Seiten eingeschlossen, mußte Werth seinem unverschuldeten Geschicke weichen und seinen Degen, den er auch in diesem letzten verhängnißvollen Kampfe wie bisher ruhmvoll geführt, dem Capitainlieutenannt des Grafen von Nassau übergeben.

Die Gefangennahme dieses einen Mannes machte mehr Aufsehen als der ganze glänzende und entschiedene Sieg, den Bernhard erfochten, und namentlich brach in Frankreich ein wahrer Freudentaumel, aus und obgleich nicht ein einziges französisches Regiment mitgefochten, so betrachtete Ludwig XIII. diesen Sieg doch so ganz als den seinigen, daß in allen Kirchen seines Reichs das te Deum gesungen wurde. Er bestand darauf, daß der große Gefangene ihm ausgeliefert werde, und aus Rücksicht für den König, dessen Bundesgenossenschaft ihm wichtig war, entschloß sich Bernhard von Weimar dazu, wenn auch nur ungern, da er andernfalls in die von Werth beantragte Auswechselung gegen den durch ihn bei Nördlingen gefangenen Horn wohl gewilligt haben würde. So überschritt Werth als Gefangener die Grenzen desselben Reichs, welches er anderthalb Jahr vorher als schreckenverbreitender Sieger durchflogen hatte.

Aber die Reise des gefangenen Helden durch Frankreich glich dem Triumphzuge eines gefeierten, siegreich in seine Heimath zurückkehrenden Feldherrn, und der launenhafte, sanguinische französische Volkscharakter bewährte sich bei dieser Gelegenheit auf recht in die Augen springende Weise. Mit seinem Mitgefangenen Adrian von Enckefort — Savelli war zu Lauffenburg, als Mönch verkappt, glücklich der Gefangenschaft entflohen — durchzog er die verschiedenen Städte vom Elsaß bis Paris, welche ihn auf königlichen Befehl mit den höchsten Ehren aufnahmen, indem Bürgermeister und Rath ihn vor den Thoren empfingen und die höchsten Würdenträger wie einen Prinzen von Geblüt bewirtheten. So langte Werth, von der Bevölkerung der Hauptstadt „wie ein africanischer Löwe oder indischer Elephant" (so drückt sich ein damaliger Berichterstatter aus) bewundert, zu Paris an. Er wurde in das Staatsgefängniß im bois de Vincennes gebracht, wo ihm eine königliche Tafel gehalten wurde und die vornehmsten Personen der Stadt, namentlich auch Damen, es für die höchste Ehre hielten, ihn in seiner Haft zu besuchen und ihn speisen zu sehen. Zu diesen Besuchenden gehörten u. A. auch die Gemahlinnen des Grafen von Guébriant und des berühmten Hugo Grotius, damaligen Gesandten der Krone Schweden. Beide galten für die gelehrtesten und bedeutendsten Frauen Frankreichs und ließen sich mit dem Gefangenen in ein ernstes politisches Gespräch ein, in welchem dieser so verständige Ansichten und ein so gesundes Urtheil entwickelte, daß die Damen mit Gefühlen der größten Hochachtung von ihm gingen. Im Juni erhielt Werth die Erlaubniß vom König, gegen sein Ehrenwort, nicht zu entfliehen, seine Haft zu verlassen. Er machte dem König und dem Hofe seine Besuche, wurde von Richelieu an glänzender Tafel empfangen, in die Schauspiele und zu den öffentlichen Lustbarkeiten geführt

— und war und blieb während der 4 Jahre seiner Gefangenschaft, trotz des Wankelmuths der Pariser, der Held des Tages. Seine Persönlichkeit gefiel allgemein; obwohl er den schlichten deutschen Krieger nie verläugnete, so besaß er doch eine Gewandtheit des Benehmens, eine Sicherheit im Umgange, die noch mehr in Erstaunen setzt, wenn man seine niedere Herkunft und seine geringe Erziehung bedenkt. Sein Aeußeres schon gefiel den Parisern, er war groß, kräftig und muskulös, und wenn der im theatrum Europaeum befindliche Holzschnitt ähnlich ist, so waren auch seine Gesichtszüge, wenn auch nicht gerade edel, doch ausdrucksvoll und angenehm, und sein starkes lockiges braunes Haar, sein stattlicher Schnurr- und Kinnbart vollendeten das Bild eines tapfren Kriegsmanns. Er konnte nach guter deutscher Art tüchtig trinken und mit Anstand Taback rauchen und schnupfen; Dinge, welche damals in Frankreich wenig gekannt waren, aber durch ihn zur Mode wurden. Viele seiner treffenden Bemerkungen erhielten sich noch lange als bon-mots im Munde der Franzosen, so unter Andern, daß, als er bei einer Balletvorstellung beim Cardinal Richelieu einen hohen Geistlichen die Tänzerinnen gruppiren sah, während er zu Vincennes einen ehrwürdigen Priester, den Abt von St. Cyran, zum Mitgefangenen gehabt hatte, er auf Befragen äußerte, kein Schauspiel in Frankreich habe ihn so befremdet, als die Heiligen im Kerker und die Bischöfe in der Komödie zu sehen. Daß eine so gefeierte Persönlichkeit auch bald der Held der französischen Volkspoesie werden mußte, versteht sich von selbst, und noch bis in das folgende Jahrhundert hinein hörte man auf den Gassen das beliebte Volkslied singen, dessen refrain immer lautete: „et Jean le Verd et Jean le verd.“ (Schluß folgt.)

Vom Johanniter-Malteser-Orden.

In den Lazarethen in Holstein und Schleswig sind, von dem Johanniter-Malteser-Orden entsendet, zusammen 139 Schwestern und 9 Brüder verschiedener krankenpflegender katholischer Congregationen thätig, und außerdem begleiten, auf Veranlassung des Ordens, 4 barmherzige Brüder die Oesterreichischen Reconvalescenten-Transporte von Schleswig nach Oderberg. — An Geldgeschenken sind dem genannten Orden bisher 7895 Thlr. 26 Sgr. zur Verwendung für die Verwundeten zugegangen, auch haben die rheinisch-westphälischen Johanniter-Malteser-Ritter zu diesem Zwecke 10,000 Thlr. für den Fall zur Disposition gestellt, daß die eingehenden Geschenke nicht ausreichen sollten.

Die Ordensritter Graf Friedrich von Frankenberg, Graf Friedrich von Praschma und Graf Heinrich von Stillfried, welche sich Ende Februar mit den zu gleichem Zwecke von der General-Versammlung der rheinisch-westphälischen Johanniter-Malteser-Ritter deputirten Ordens-Mitgliedern: Freiherrn von Schorlemer, Graf von Schaesberg und Graf von Kerssenbrock auf den Kriegsschauplatz begeben hatten, um sich über die dortigen Verhältnisse in Bezug auf die Pflege der Kranken und Verwundeten ꝛc. nähere Einsicht zu verschaffen, sind von dort zurückgekehrt und haben ihren Committenten durch einen aus Berlin vom 10. März datirten Bericht, der uns in Abschrift zur Benutzung gütigst überlassen worden ist, über die Ausführung ihrer Sendung Mittheilungen gemacht.

Nach diesem Berichte waren die Schutzbefohlenen des Ordens thätig:

1) in Kiel in 5 Lazarethen: 11 graue und 6 barmherzige Schwestern;
2) in Eckernförde in 4 Lazarethen: 5 Franziskanerinnen aus Münster;
3) in Schleswig in 10 österreichischen Lazarethen: 78 Schwestern aus Klöstern verschiedener Länder und Regeln;
4) in Rendsburg in 2 Lazarethen: 4 Schwestern aus Trier und 12 Schwestern aus Paderborn;
5) in Flensburg in 10 Lazarethen: 6 graue Schwestern aus Schlesien, 17 Franziskanerinnen aus Münster und 9 barmherzige Brüder.

Von den letzteren sind später 4 Brüder bei den in der Nähe der Vorposten stationirten leichten Feldlazarethen als Pfleger eingetreten.

„Wir glauben“, so schließt der Bericht, „uns der Ueberzeugung hingeben zu dürfen, daß die Thätigkeit der nach dem Kriegsschauplatze durch den Johanniter-Malteser-Orden entsendeten Schwestern und Brüder christlicher Barmherzigkeit richtig und praktisch verwerthet wird, daß den armen Verwundeten und Kranken bessere und liebevollere Pflege nicht geboten werden kann, daß auch für die noch bevorstehenden Kämpfe alle Vorbereitungen nach Möglichkeit getroffen sind, um schnelle Hülfe zur Hand zu haben, und hoffen daher, daß Ew. ꝛc. der ersten That, zu welcher die bisher im Staate ohne jeden Berührungspunkt lebenden Ordens-Brüder vom Hospital des heiligen Johannes zu Jerusalem sich vereinigt haben, ihre Anerkennung nicht versagen und uns schließlich den Wunsch gestatten werden, daß der gelegte Keim grünen, blühen und zu einer mächtigen, lebensvollen Verbrüderung im alten Geiste unseres hohen Ordens erwachsen möge.“

Düsseldorf, 6. April. Auch Seitens des Rheinisch-Westphälischen Zweiges des Johanniter-Malteser-Ordens wird die Unterstützung und Pflege der Verwundeten und Kranken bei der alliirten Armee in Schleswig mit regem Eifer in's Auge gefaßt und bethätigt. Zusammenkünfte hervorragender Ordensritter aus Rheinland und Westphalen haben deshalb stattgefunden, und noch vor einigen Tagen erst sind mit Beihülfe des Ordens wieder eine Anzahl barmherziger Brüder nach Schleswig abgegangen, um in dem vom Orden zwischen Düppel und Broacker eingerichteten Hospital zu wirken. (Kr.-Ztg.)

Litteratur.

Militairärztliche Studien. Drei Aufsätze von Dr. Wilh. Roth, Königl. Preußischem Stabsarzt. Berlin, 1864. Voß'sche Buchhandlung. (Preis 25 Sgr.)

Wir beeilen uns auf diese ganz kürzlich, also zeitgemäß erschienene und empfehlenswerthe Schrift aufmerksam zu machen. Wir wissen es dem Herrn Verfasser Dank, daß er die Veröffentlichung seiner Arbeit in raschem Tempo vollzogen hat.

Das Buch ist das Ergebniß einer Sommerreise 1863. Es enthält: 1) Skizzen aus dem Sanitätsdienst in der französischen Armee; die Frucht von Beobachtungen im Lager bei Chalons. 2) Mittheilungen über das Medicinalwesen der belgischen Armee. 3) Erörterungen über Sanitäts-Compagnieen im Allgemeinen, und Spezial-Nachrichten von der hannöverschen Sanitäts-Compagnie.

Dies Buch enthält des Lehrreichen und Interessanten Mancherlei. Es empfiehlt sich, namentlich des letztgenannten (3.) Abschnitts halber, Allen, die sich über diesen wichtigen Zweig der Sorge für die Verwundeten informiren wollen. „Für den blutenden Soldaten kann nie zu viel geschehen." Dieser Zuruf kann nicht oft genug wiederholt werden. Mannigfach war und ist die liebevolle Theilnahme für die Blessirten des gegenwärtigen Krieges. Hoffentlich gestaltet sich dieselbe ebenso bei künftiger Gelegenheit.

Die Empfehlung des oben genannten, 124 Seiten Oktav umfassenden Buches giebt uns den Anlaß, unsere Stimme zu erheben im Interesse vieler an guter Lectüre Nothleidenden. Quantitativ mag wohl dem dringendsten Bedürfniß Abhülfe geboten sein, doch nicht qualitativ. Hierzu fehlt noch viel. Es handelt sich um Bücher, die des Soldaten Freudigkeit an seinem ernsten, schweren, ehrenvollen und schönen Beruf auf das Lebendigste aneifern. Es handelt sich ferner um Bücher, die den an das Schmerzenslager gebannten Menschen erheitern, erheben, erfreuen und zerstreuen. Es fehlt löblicher Weise nicht an Schriften, erbaulich dem Christen. Doch gedenken wir zweier Mustersoldaten, des Fürsten Blücher und seines husarischen Lehrmeisters Belling. Beide vereinigten die guten Eigenschaften des aufrichtigen Christen mit denen des superlativ braven Kriegsmannes und des lebensfrohen Erdenkindes. „Alles zu seiner Zeit." — „Jedem das Seine."

Ernst Graf Lippe.

Statistisches.

In Frankreich giebt es nach neueren statistischen Ermittelungen mindestens 150,000 Epileptische, so glaubt wenigstens der Mann annehmen zu dürfen, welcher dieser Sache in Frankreich ein 30jähriges Studium gewidmet, er heißt Larnage. Die genauesten Nachforschungen haben ihn zu dem Resultat geführt, daß, wenn man auf eine Gemeinde 4 Epileptische rechnet, sich jene Zahl ergiebt, was nicht zu hoch gegriffen sei, indem es Gemeinden gebe, in denen auf weniger als 1000 Einwohner 20 Epileptische kämen. Ein anderes, nicht minder betrübendes Resultat ist, daß sich die Zahl dieser Unglücklichen von Jahr zu Jahr hauptsächlich durch Ehen zwischen solchen, die mit derartigen Uebeln mehr oder minder behaftet sind, vermehrt. Im Jahre 1857 hat nun in Tain (Departement Drôme) jener edle Graf Larnage, in dessen Familie sich schon seit längerer Zeit die Fürsorge und Pflege für Epileptische von Vater auf Sohn aererbt, eine Heilanstalt für solche Unglücklichen gegründet. Dieselbe umfaßt vorläufig 150 Stellen, die alsbald besetzt waren, indem nicht weniger als 2000 solcher Hülfsbedürftiger zur Aufnahme angemeldet wurden. Das erziehende und dienende Anstaltspersonal besteht aus 18 Schwestern vom Orden des heil. Vincenz von Paula, einem Geistlichen, einem Arzte und 20 Dienstboten. Demgemäß ist die mehrfach wiederholte Ansicht, als ob die Heilanstalt zu Laforce die einzige derartige in Frankreich sei, zu berichtigen.

Miscelle.

Während seiner tödtlichen Krankheit äußerte der große König Friedrich zu dem ihm behandelnden Hannoverschen Leibarzt Dr. Zimmermann, am 10. Juli 1786, unter Andern: „Nichts hat mich in meinen Leben mehr verdroßen, als wenn ich sah, daß man meine Soldaten, diese braven Männer, die Gesundheit und Leben so edel für das Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden übel verpflegte."

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, 8. April 1864. Im Kriegs-Hospitale des Johanniter-Ordens zu Flensburg befinden sich unter dem heutigen Datum 17 Verwundete und 3 Kranke. Von den in Nr. 14 des Wochenblattes aufgeführten Verwundeten sind als Reconvalescenten nach Altona und Hamburg gegangen: Lieut. Hoffmann vom 17. Dänischen Regiment, Hauptmann von Gerhardt vom 55. Regiment; zum Truppentheil zurück: Hauptmann Rumland vom 35. Regiment als genesen. Neu aufgenommen sind aus dem vorgeschobenen Johanniter-Lazareth zu Nübel Hauptmann Schultze und Lieutenant Wolff vom 18. Regiment, ersterer mit Contusion des Knöchels, letzterer mit Contusion des linken Knies, beide Reconvalescenten; Lieutenant von Müllenheim vom Regiment Königin Augusta, der sich mit seinem Degen beim Fall eine unbedeutende Stichwunde oberhalb des Knies beibrachte und heute schon geheilt zu seinem Truppentheil zurückkehrte. Aus andern Lazarethen aber vom Kampfplatz wurden aufgenommen: Seconde-Lieutenant von Drussel von der 7. Artillerie-Brigade, verwundet den 2. April vor Düppel, Wunde durch einen Granatsplitter auf dem Rücken des linken Fußes, Knochen unverletzt, ebenso Gelenk; Assistenzarzt Dr. Robert von der 3. Artillerie-Brigade, leichte Verwundung der Hautdecken des Kopfes durch einen Granatsplitter; Hauptmann Ballhorn vom 24. Regiment, verwundet den 14. März, war bis jetzt in Rinkenis; Schußwunde mit Zerschmetterung des Oberschenkelknochens, liegt im Gipsverband; Befinden recht gut. Von den früher aufgenommenen Verwundeten befindet sich Lieutenant von Ditfurth in fortschreitender Reconvalescenz, ebenso von Fischer-Treuenfeld und der Dänische Lieutenant von Hansen. Bei Lieutenant Rother, den Hauptleuten Freiherrn von der Reck, von der Schulenburg und von Basse verläuft die Heilung der Wunden in normaler Weise, ebenso bei dem Dänischen Kapitain Wedege (nicht Weelege wie in Nr. 14 irrthümlich gedruckt worden), und Unteroffizier Albrecht, der von seinem Kinnbackenkrampf vollkommen genesen ist. Bei Lieutenant Ranzow hatte die Eiterung die große Schlagader des Oberschenkels angeätzt, so daß eine heftige Blutung den 3. April Nachmittags durch eine Unterbindung der Ader gestillt werden mußte. Der Verwundete ist durch den Blutverlust sehr geschwächt, aber außer aller Gefahr. Lieut. von Studnitz, der bis zum 11. Tage sich wohl befand, hat einen eitrigen Zerfall des in die Brusthöhle ergossenen Blutes zu überstehen und ist schwer krank, ohne jedoch hoffnungslos zu sein. Der Dänische Kapitain von

Bandit hat sich sehr erholt und giebt die besten Hoffnungen zu einer, wenn auch langsamen Wiederherstellung.

Im Johanniter-Lazarethe zu Nübel liegen der Obristlieutenant von Greifenberg vom Leibregiment (Johanniter-Ritter); verwundet den 28. März bei Düppel, Schuß durch beide Oberkiefer. Befinden relativ gut. — Dem am 28. März vor Düppel ins Knie geschossenen und den 29. März amputirten Lieutenant Bescherer vom Leibregiment geht es recht gut, und hat derselbe sich schon zusehends erholt. Den 2. April wurde außerdem noch der Grenadier Schick vom Regiment Königin Elisabeth aufgenommen. Demselben wurde wegen Zerschmetterung der großen rechten Zehe diese und ein Theil des Mittelfußknochens resecirt. Befinden recht gut. Vorübergehend auf eine Nacht nahm das Nübler Lazareth noch den Kanonier Hardow von der 3. Artillerie-Brigade und den Grenadier Lux vom Regiment Königin Elisabeth, beide mit Contusionen durch Bombensplitter, auf. Sie gingen zu Schiff nach Flensburg weiter. —

Der vorstehnden Correspondenz des dirigirenden Arztes Dr. Ressel fügen wir noch das Nachstehende bei:

Mit Genehmigung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters wird in Flensburg ein zweites Ordens-Hospital eröffnet, und zu diesem Zwecke nach und nach das Material des Altonaer Ordens-Hospitals herangezogen werden, wogegen dies zum 1. Mai aufgelöst werden soll. Seitens des Ordens-Canzlers Grafen zu Stolberg ist dazu bereits ein sehr gut gelegenes und eingerichtetes Haus gemiethet worden.

Im Hospitale zu Nübel ist der Ehrenritter Hauptmann von Alvensleben durch den Ehrenritter Oberst-Lieutenant Keck von Schwartzbach abgelöst worden. An Stelle des Letztern in Flensburg tritt der Ehrenritter Landschafts-Director und Hauptmann a. D. Freiherr Theodor von Zedlitz-Neukirch auf Pischkowitz. Für den Fürsten von Pleß ist Graf von Kleist auf Zützen eingetreten. Der Rechtsritter Oberstlieutenant a. D. Graf Hugo von Wrschowetz wird den Ehrenritter Grafen Bolko zu Stolberg in Kolding ablösen. Ehrenritter Ernst Graf zur Lippe, welcher nach sechswöchentlicher Dienstleistung im Kriegshospitale zu Altona von dort nach Berlin zurückkehrte, Behufs Beendigung einer größeren schriftstellerischen Arbeit, ist am 9. d. M. nach Flensburg abgereist.

Im Ordens-Kriegs-Hospitale zu Altona waren am

2. April	35	Verwundete und Kranke.
dazu: 1 dänischer Offizier (Lieutenant Hoffmann, verwundet) aus dem Flensburger Ordens-Hospitale übernommen, und 5 kranke preußische Offiziere	6	
	41	
Abgang: 1 verwundeter österreichischer Soldat, 2 kranke preußische Officiere und drei kranke preußische Soldaten, die geheilt zu ihren Truppentheilen zurückkehrten, sowie 1 kranker preußischer Offizier, der nach Potsdam gereist ist.	7	
Blieb Bestand am 9. April	34	Verwundete und Kranke,

und zwar: 2 verwundete und 1 kranker österreichischer Offizier, 7 verwundete österreichische Soldaten, 1 verwundeter dänischer Offizier, 9 kranke preußische Offiziere, 5 verwundete und 8 kranke preußische Soldaten, 1 Eisenbahn-Schaffner.

An Stelle des Dr. Hueter hat seit dem 4. d. M. der Dr. von Thaden in Altona die obere ärztliche Leitung des dortigen Ordens-Hospitals übernommen, in dem auch noch, wie bisher, Dr. Krause fungirt.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 18 von Freyburg 25 Thlr.; vom Kammerherrn von Prittwitz auf Wiesegrade 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Schwanenfeld auf Sartowitz 50 Thlr.; vom Commendator des Ordens, Schloßhauptmann Freiherrn von Friesen auf Rammelburg 25 Thlr.; vom Kammerherrn von Waldow auf Dannenwalde 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Tettau auf Tolks 25 Thlr.; vom Staatsminister a. D. von Westphalen hierselbst 25 Thlr.; vom Major a. D. Grafen von Eglaffstein auf Arklitten 25 Thlr.; durch das Ober-Kommando der alliirten Armee vom Ober-Steuer-Inspector von Winkler zu Brounsberg 22 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf.; vom Rittergutsbesitzer Gustav v. d. Hagen hierselbst 100 Thlr.; durch Landrath von Prittwitz in Ohlau 14 Thlr. 5 Sgr. 6 Pf.; vom General der Kavallerie und General-Adjutanten Sr. Majestät des Königs Grafen von der Groeben 50 Thlr.; durch Landrath von der Berswordt aus dem Kreise Oels ferner 11 Thlr. 3 Sgr. 6 Pf.; vom Kammerherrn Freiherrn von Bodelschwingh-Plettenberg auf Haus Bodelschwingh 50 Thlr.; von Ungenannt, mit dem Motto: „Gott gebe Frieden", 2 Thlr.; von Ungenannt im Hospitale in Altona abgegeben 1 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Leesen zu Gatho 10 Thlr.; durch Landrath von Jordan, Ertrag einer Sammlung aus dem Kreise Neustadt in Westpreußen 16 Thlr.; vom Herrn von Hopfgarten in Neu-Strelitz 25 Thlr.; vom Major a. D. Freiherr von dem Knesebeck auf Carwe, Beitrag zu den Kosten der vom Orden beschafften Transportwagen für Verwundete 100 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke: 10,374 Thlr. 3 Sgr.

2. Wäsche, Bettzeug, Erfrischungen:

Von Frau Gräfin von der Schulenburg-Heßler, geb. von Jagow auf Witzenburg, 6 Flaschen Fruchtsaft, 2 Ueberzüge und Charpie; vom Kammerherrn und Landrath Freih. v. Schlotheim in Minden, 4. Sendung; vom Herrn von der Wall auf Kemminghausen, Unterbeinkleider 2. Sendung; Ungenannt, mit dem Motto: „Gott gebe Frieden", Bekleidungsgegenstände; vom Kammerherrn von Seydlitz auf Pilgramshain, Hemden; vom Frauen-Verein in Magdeburg, 4. Sendung; von Fräulein Concordia Leonhard in Dresden, 1 Kistchen mit Lockwitzer Balsam; vom Bürgermeister Stroffer in Herford, Bücher; von Frau Gräfin von Rothkirch-Trach auf Bärsdorf, Schinken und Wäsche; von Frau von Alvensleben geb. Gräfin von Schwerin, Fleischwaaren, Kleidungsstücke, Backobst, Erfrischungen rc.; von A. v. R. zu Berlin, 1 Korb mit Apfelsinen; von Frau von Benge in Frankfurt a. O.; vom Grafen Ernst zur Lippe hierselbst, Bücher; vom Freiherrn von Zedlitz-Neukirch auf Neukirch, Verbandzeug; durch Frau von Dewitz geb. Gräfin von Moltke, von Damen aus Cöslin, Verbandzeug; aus Wernigerode Wäsche, Erfrischungen, Chocolade, Cigarren rc.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 16. Berlin, den 20. April 1864. Nr. 16.

Carl von Jena, Major und Bataillons-Commandeur im 7. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 60. Ehrenritter seit 1855. † am 16. April 1864 im Johanniter-Kriegs-Hospitale zu Nübel an seiner in dem Nachtgefechte vom 13. zum 14. April vor den Düppeler Schanzen erhaltenen schweren Wunde.

Ruhm und Ehre dem Andenken dieses ausgezeichneten, tapfern und braven Offiziers!

Johann von Werth.

Ein Soldatenbild aus dem dreißigjährigen Kriege.

(Ein Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 27. Februar 1864, von dem Königl. Major und Flügeladjutanten, Grafen von Kanitz.)

(Schluß.)

Vier volle Jahre dauerte diese glänzende Sclaverei, bis endlich nach langen vergeblichen Unterhandlungen König Ludwig in die Auswechselung seines von ihm so hoch geschätzten Gefangenen gegen Gustav Horn einwilligte, und mit besonderer Feierlichkeit ging am Montag den 24. März 1642 Vormittags 10 Uhr bei Dumlingen unweit Lohr dieser Act vor sich. Werth begab sich sogleich nach München und Wien, wurde von beiden Kriegsherrn mit Auszeichnungen empfangen, zum Generallieutenant über die gesammte Kaiserliche und Baierische Reiterei ernannt und eilte nun sofort sich seinem neuen Gegner, dem Marechal Grafen von Guébriant gegenüberzustellen, welcher bei Cöln am Rhein ein Lager bezogen hatte, während der Schwede Torstenson in Böhmen eingefallen war. Johann von Werth bewies während dieses und des folgenden Feldzuges, daß die vierjährige Gefangenschaft, statt ihn zu verweichlichen, seine militairischen Kräfte nur noch mehr gestählt hatte. Seine Ankunft machte sich sofort durch zahllose glückliche Ueberfälle bemerkbar, bis, nachdem der tapfere Guébriant am 7. November 1643 bei Rothweil gefallen war, Werth am 24. desselben Monats in der blutigen Schlacht bei Tuttlingen fast das ganze französische Heer vernichtete.

Im Jahre 1644 kämpfte Werth unter Feldmarschall Merci — der während seiner Gefangenschaft den Oberbefehl erhalten hatte — gegen Turenne und Condé, welche mit einem neuen Heere vor Freiburg im Breisgau erschienen waren. Hier kam es zu hartnäckigen Kämpfen, über die mein schon früher angezogener Gewährsmann, der Springinsfeld, der aber jetzt, wahrscheinlich in Folge seiner Plünderung jenes schwedischen Officiers, sich nicht mehr als Musketier, sondern als wohlberittener Dragoner uns vorstellt, sich folgendermaßen äußert:

„Die Frantzosen stürmten mit unglaublicher furi gegen uns hinauff, wie resolute Helden, wurden aber jedesmal beydes, zu Roß und Fueß, dermaßen bewillkommt und wider abgefertigt, daß sie mit ihrem häufigen Herunterbürtzeln der überstreueten Wahlstatt ein Ansehen machten, als wann es Soldaten geschneyet hette. Es hatte das Ansehen, als wenn die Frantzosen nicht über's Herz wollten oder konnten dringen, uns ohnüberwunden von sich zu lassen und ebendahero fochten sie desta dapferer, ja unsinniger. Hingegen stritten wir vernünftig und mit großem Vortheil; dahero kam's, daß unserer nit viel über 1000, jener aber über 6000 erschlagen und verwundet worden. Wir Dragoner haben neben den Kürassiren unter Johann von Weerd's Anführung das Beste gethan und wann unsrer mehr zu Pferd gewesen wären, so würde den Frantzosen ihre Frechheit übel eingetrenckt worden sein, ꝛc."

Es ist — beiläufig gesagt — auffallend, daß die Küraßiere schon hier mit diesem modernen Namen bezeichnet werden, während sie sonst damals allgemein und auch bei den Brandenburgischen Truppen bis in das 18. Jahrhundert hinein stets nur „Reuter" genannt wurden.

Bald darauf bemächtigten sich die Kaiserlichen des ganzen, von den Franzosen früher eroberten rechten Rheinufers; im Frühjahr 1645 aber eilte Werth auf den Ruf des Kaisers nach Böhmen mit 3000 Reitern, welche er größtentheils in Köln geworben hatte, und wohnte, mit den kaiserlichen Generälen Götz und Hatzfeld vereinigt, am 6. März der Schlacht bei Jankowitz bei, in welcher Leonhard Torstenson einen glänzenden Sieg erfocht. Werth selbst, von seiner persönlichen Tapferkeit fortgerissen, war drei Mal gefangen, aber eben so oft wieder befreit, zuletzt blieb auch ihm nichts übrig, als

sich der allgemeinen Flucht der Kaiserlichen anzuschließen. Aber schon am 5. Mai griff er in Franken mit Merei und Rauschenberg den Feldmarschall Turenne bei Herbsthausen an, welcher hauptsächlich durch dir Werth'schen Reiter, die, nachdem sie auf dem linken Flügel gesiegt, drm hartbedrängten rechten zu Hülfe eilten, auf's Haupt geschlagen wurde. — Am 3. August befehligte Werth in der Schlacht von Nördlingen oder Allerheim, welche dem tapfern Merei, einem der bedeutendsten Generäle jener Zeit, das Leben kostete, den linken Flügel, wobei ihn der Vorwurf traf, durch zu hitzige Verfolgung des von ihm glänzend geschlagenen feindlichen rechten Flügels das Centrum und den rechten Flügel des eignen Heeres Preis gegeben und so den fast schon gesicherten Sieg den Seinigen entzogen zu haben. Nach Merei's Tode übernahm Werth den Oberbefehl, aber auch diesmal bestätigte ihn der Churfürst — vielleicht aus Mißmuth über den bei Allerheim begangenen Fehler — nicht in dieser Würde, sondern übertrug sie dem jüngeren General Geleen, welcher, zu Allerheim gefangen, gegen den französischen Marschall Grammont ausgewechselt worden war — und wir nähern uns nunmehr einem neuen Wendepunkt in der Laufbahn unsers Helden.

Der Churfürst Maximilian — bisher der Sache Deutschlands und des Kaisers treu und thätig ergeben — begann mit dem Feldzuge von 1646 den Schweden gegenüber eine lauere Haltung zu zeigen. Mochten ihm durch geheime Anträge des ränkevollen französischen Hofes persönliche Vortheile geboten worden sein, mochte er es überdrüssig sein, sein schönes Land, welches während der letzten Jahre großentheils zum Kriegsschauplatz hatte dienen müssen, mehr und mehr dem Elend und Verfall ausgesetzt zu sehen — genug, es zeigte sich während des Jahres 1646 deutlich, daß er kein rechtes Herz mehr für eine Sache habe, der er bisher mit allen möglichen Opfern seinen Arm geliehen hatte, und in der That wurde es im Frühjahr 1647 im bairischen Heere bekannt, daß der Churfürst am 14. März zu Ulm gegen Wissen und Willen des Kaisers einen Waffenstillstand mit Schweden geschlossen habe. Nicht nur die Feldherren Werth und Geleen — wrlcher entrüstet sein Amt niederlegte — sondern auch das ganze Heer, bis zum untersten Reiter hinab, war mit diesem Schritt unzufrieden, und schon begann in Werth's Brust ein Kampf widerstreitender Gefühle, ob er nämlich verpflichtet sei, seinem Kriegsherrn auch als Verräther gegen seinen Kaiser die Treue zu bewahren, oder ob nicht vielmehr der Kaiser, den er stets als seinen höchsten Herrn angesehen, nun rin alleiniges, ausschließliches Recht auf seinr Dienste habe. Noch schwankte Werth getheilten Herzens, als kaiserliche Briefe bei ihm eintrafen, die in höchster Entrüstung über die Handlungsweise des ungetreuen Churfürsten, Werth geboten, seine Sache zu verlassen und sich seinem Herrn und Kaiser anzuschließen. Eine neue ihm zugefügte Kränkung gab endlich den Ausschlag. Nach Geleen's Abgange wurde wiederum nicht Werth, dem Maximilian mißtrauete, sondern der Feldzeugmeister Rauschenberg, welcher noch bei Herbsthausen unter Werth's Befehl gestanden, mit dem Commando über das baiersche Heer betraut, und nun war des ehrliebenden Mannes Entschluß gefaßt. Aber nicht als einzelner Flüchtling wollte er seinem Kaiser sich zeigen, sondern das ganze baiersche Heer gedachte er ihm zuzuführen. Ein vermessenes Beginnen, welches heut zu Tage ganz unmöglich wäre, damals indessen wohl Erfolg versprach. Das ganze Herr, seinem angebeteten Führer blind ergeben, fühlte die ihm widerfahrene Kränkung bitter mit und schien um so mehr der Zumuthung einer gemeinsamen, großartigen Felonie zugänglich, als die moralischen Hindernisse, welche heute einen solchen Versuch als eben so thöricht, wie verbrecherisch brandmarken würden, damals nicht vorhanden waren.

Von irgend welchem großen, sittlichen Princip, für welches die Soldaten des dreißigjährigen Krieges sich hätten begeistern können, war schon fast seit Beginn desselben nicht dir Rede; die wunderlichsten Widersprüchr, welche alle Begriffe verwirren mußten, hatte dieser merkwürdige Krieg in sich vereiniget. Wenn der gemeine, ungebildete Krieger Zeuge sein mußte, wie im Elsaß ein Bischof der katholischen Kirche, von Richelieu zum französischen Feldherrn geschaffen, seinr Heere, vereint mit dem ketzerischen Bernhard von Weimar dem römischen Kaiser, dem Vorkämpfer der katholischen Christenheit, entgegen führte; wie in den Niederlanden ein Cardinal das Schwerdt über das Friedenskleid gegürtet hatte; wenn er vernahm, wie Ludwig XIII. in demselben Augenblicke, wo er in einem Edicte befohlen hatte, daß die heilige Jungfrau durch öffentliche Gebete und Umzüge als Schutzgottheit seines Königreichs anerkannt werden solle, in allen Kirchen seines Landes **Dankgebete für den Sieg der lutherischen Schweden** bei Rheinfelden anordnete — wie sollte, sage ich, wo solche lächerliche Widersprüche sich kund thaten, der gemeine Krieger noch eine sichere Gewähr finden für Gewissen und Ehre? Und nun vollends, wenn wir die bekannte Zusammensetzung der damaligen Heere erwägen, ohne jeglichen sittlichen Halt, nur dem Nutzen des Geldbeutels heute hier, morgen dort dienend — eine Zusammensrtzung, welche Schiller so treffend in seiner dem Gustav Wrangel in den Mund gelegten Frage schildert:

„Herr Gott im Himmel, hat man hier zu Land
„denn keine Heimath, keinen Heerd und Kirche?"

dann können wir diesr Frage auch nur mit Wallenstein beantworten und uns daher auch nicht wundern, wenn Johann von Werth ernstlich den Plan hegte, auch die baierischen Soldaten durch Treubruch gegen ihren Kriegsherrn, dem Kaisrr zuzuführrn.

Die Vorkehrungen zu dieser kühnen That wurden geschickt und geheimnißvoll betrieben. Eine Anzahl Officiere, wrlche Werth's Vertrauen besaßen, namentlich Spork, sein langjähriger Freund und Kriegsgefährte, mußten dir Stimmung der Soldaten erforschen und die Handlungsweise des Churfürsten als verbrecherisch darzustellen suchen, worin sie der Kaiser durch seine an verschiedene Officiere in demselben Sinne abgrfaßten Briefe wesentlich unterstützte. Er entband die Truppen des dem Churfürsten geleisteten Eides, und da auch die Jesuiten den Abfall von einem Abtrünnigen als eine verdienstliche That darstrllten, so wurden die Gemüther in der Armee noch mehr dem kühnen Unternehmen geneigt gemacht, wiewohl die Absicht selbst der Masse ein Geheimniß blieb. Aber so vorsichtig der Plan auch betrieben wurde, so hatte

der Churfürst doch durch Officiere, welche, ohne von Werth in's Vertrauen gezogen zu sein, die Kaiserlichen Abmahnungsschreiben ihm zugeschickt, gewarnt, ernstes Mißtrauen gegen Werth gefaßt und ihn zu seiner Rechtfertigung nach München kommen lassen. Durch gewandte, ousweichende Antworten gelang ihm diese zwar einigermaßen, aber der Churfürst hielt es dennoch der Vorsicht gemäß, ihn möglichst unschädlich zu machen, und ertheilte ihm daher den Befehl, mit nur wenigen auserlesenen Schwadronen nach der Oberpfalz zu marschiren, um die dortigen Gegenden vor den Räubereien und Gewaltthätigkeiten zu schützen, welche — charakteristisch genug — die, wenn gleich jetzt mit ihm verdünbeten, schwedischen Truppen unter Wrangel verübten. Ohne Zögern benutzte Werth diese Gelegenheit zum Abfall. Statt der wenigen Schwadronen gebot er sämmtlichen Reiterregimentern, nicht nach der Pfalz, sondern nach Vilshofen oberhald Passau aufzubrechen, und dem Weigernden den Degen auf die Brust setzend, zwang er auch den Generalwachtmeister von Holtz, der das gesommte Fußvolk commandirte, die Befehle zum Aufbruch nach derselben Richtung auszufertigen. Holtz gehorchte zwar, schickte aber gleichzeitig heimlich Eilboten on den Churfürsten mit der Meldung von Werth's Felonie, und Maximilian erklärte im fürchterlichsten Zorn den General Johann von Werth für vogelfrei und setzte einen Preis von 10,000 Thlr. auf seinen Kopf. Hierdurch erst erhielten die Regimenter und die Mehrzahl der Officiere — denn die wenigsten wußten um das Geheimniß — Kunde von den eigentlichen Absichten des Feldherrn, und die erwachenden Gefühle für Pflicht und Ehre, verbunden mit dem Unmuth darüber, doß Werth sie zu willenlosen Werkzeugen seines Verraths habe machen wollen, vermochten das Fußvolk und mehrere Reiterregimenter augendlicklich umzukehren. Werth erwartete inzwischen zu Vilshofen die nachrückenden Regimenter, um sie sofort über die Donau zu führen, wo bereits der Kaiserliche Abgesandte, Graf Stahremberg, ihrer harrte, um sie für den Kaiser in Eid und Pflicht zu nehmen, hier erst wurde ihm die Kunde von dem Abfall der Regimenter, oon der gegen ihn geschlenderten Achtserklärung, so wie davon, daß der Churfürst Befehl ertheilt habe, seine sämmtlichen Besitzungen, welche in verschiedenen Landestheilen zerstreut lagen, mit Feuer und Schwerdt zu zerstören. Der ergrimmte, in seinen Erwartangen so bitter getänschte Mann, glaudte sich zu jeder Gegenmaßregel berechtigt, und niederen Rachegefühlen Raum gebend, ließ er nun auch seinerseits durch die wenigen ihm treu gebliebenen Reiterregimenter die churbaierischen und pfälzischen Laude verwüsten, churfürstliche Beamte mißhondeln, und hierauf zog der zügellose Haufe, dem Führer folgend, nach Berlasreut der böhmischen Grenze za. Aber auch selbst diese verwilderten Schaaren konnten der Stimme des Gewissens nicht widerstehen, welche sich anmittelbar vor dem letzten entscheidenden Schritte in ihnen regte. Oberst Waldbot erhob zuerst seine Stimme und rief: „Vivat der Churfürst von Baiern!" Seine Reiter stimmten jauchzend ein; auch das Spork'sche Regiment kehrte um; Werth's eignes Regiment verweigerte ihm den Gehorsam, selbst sein Leben war ernstlich bedroht, und so sah sich derselde Mann, der so zuversichtlich sich vermessen hatte, eine ganze Armee ihrem Kriegsherrn zu entführen, genöthigt, von ihn umsausenden Kugeln verfolgt, nur von Spork und einigen Dienern begleitet, als geächteter Flüchtling über die Grenze zu jagen.*)

Besser als er erwarten durfte, wurde Werth durch den Kaiser in seinem Feldlager zu Wodinan empfangen. Er hob sofort die Achtserklärung des Churfürsten auf, ordnete ihm zu Ehren eine feierliche Musterung an und stellte ihn den kaiserlichen Generalen als General der Cavallerie, seinen treuen Spork aber als Generallieutenant vor. Für seine durch den Churfürsten zerstörten Güter entschädigte er ihn durch die Herrschaft Benateck in Böhmen und rechtfertigte in zwei Schreiben an den Churfürsten, die noch vorhanden sind, die Handlungsweise Werth's vor der Welt, indem er erklärte, daß dieser als kaiserlicher General durch seinen Uebertritt nur seiner Pflicht und Schuldigkeit gemäß gehandelt habe.

Inzwischen wurde der Krieg gegen die in Böhmen eingedrungenen Schweden unter Wrangel kräftig fortgesetzt, und Werth befehligte, vereint mit dem vormals hessischen General Melander von Holzapfel, welcher noch bei Ehrendreitstein sein Gegner gewesen war, die Kaiserlichen Völker. Sein Versuch, Wrangel am 29. Juli 1647 aus der Gegend von Eger zu vertreiben, mißglückte zwar, trotz seiner persönlichen heldenmüthigen Tapferkeit, die ihm eine Verwundung durch einen Streifschuß an der Backe zuzog, dagegen gelang es ihm in der darauf folgenden Nacht, den Kaiser Ferdinand, der in seinem Hauptquartier durch einen schwedischen Ueberfall in die größte persönliche Gefahr gerathen war, zu befreien und die Schweden mit großem Verluste zurückzujagen, so wie am 22. August seinerseits die Schweden bei Plan mit glänzendem Erfolg zu überfallen, wobei 13 Fahnen erbeutet und der tapfere General Helmold Wrangel getödtet wurde. — Mit dieser Affaire endete der Feldzug von 1647 für Werth, und er begab sich nun auf sein Gut Benateck, dort vergebens auf Aussöhnung mit Churfürst Maximilian hoffend. Als aber im letzten Kriegsjahre der Churfürst von den Franzosen und Schweden — mit denen das Bündniß wieder aufgelöst und dadurch die Kaiserliche Verzeihung wieder erlangt worden war — besonders hart bedrängt wurde und kein General vorhanden war, der ihnen mit Erfolg hätte Trotz dieten können, da trieb ihn die Noth, die Dienste des General von Werth zu erbitten, der sie mit Freuden gewährte. Bei dem nämlichen Vilshofen, wo im vorigen Jahre sein Abfallversuch so mißglückt war, trat er an der Spitze von 6000 Mann dem Feinde entgegen. Eine Reihe siegreicher Ueberfälle folgte,

*) Wenn in der Einleitung auf eine Analogie zwischen dieser Katastrophe Johann's von Werth und Waldsteins tragischem Ausgange hingewiesen wurde, so konnte natürlich eine solche nur in Bezug auf den Erfolg gemeint sein, während die moralischen Beweggründe, welche beide Generäle bei ihrem geheimnißvollen Unternehmen geleitet hatten, himmelweit von einander verschieden waren. In der That würde man dem ritterlichen General von Werth, welchem nur der Vortheil seines Kaisers zur Richtschnur seines Handelns diente, ein bitteres Unrecht zufügen, wollte man seinen kühn ersonnenen, wenn auch mißglückten Versuch den finsteren Anschlägen des Friedländers gleich stellen, welcher, indem er unlauteren Sinnes mit dem Feinde seines Kaisers und seines Glaubens hochverrätherisch zu unterhandeln wagte, nur ehrgeizige und selbstsüchtige Pläne verfolgte. —

und auf gleiche Weise, wie er seine kriegerische Laufbahn zu Anfang des Krieges begonnen, beschloß er diesen auch durch den glänzenden Ueberfall bei Dachau am 4. October 1648, den wir noch zum Schluß etwas näher in's Auge fassen wollen.

General Wrangel, ein passionirter Jäger, konnte trotz der Nähe der Generale Werth und Piccolomini der Lust nicht entsagen, die zahlreichen in der Forst von Dachau ohnweit München gehegten Rothhirsche zu jagen, und in Gesellschaft der französischen Generale Turenne und Douglas, seines Bruders Adolf Hermann und verschiedener höherer Officiere gab er sich diesem Vergnügen hin, indem er sich durch 16 Schwadronen, die den Wald umstellt hatten, hinreichend gesichert glaubte. Aber Werth, wie immer durch seine Patrouillen von den feindlichen Unternehmungen aller Art auf's Genaueste unterrichtet, faßte den Entschluß, mit Piccolomini und Enckefort den Sportsmen ihr Vergnügen zu verleiden. Der Wald war von einem Bach umflossen, an dessen Ufer die schwedischen Reiter aufgestellt waren. Mit Ungestüm warfen sich die Kaiserlichen durch das Wasser ihnen entgegen, hieben zuerst ein polnisches Regiment nieder, warfen sich hierauf auf 140 abgesessene Dragoner, welche erschlagen wurden, ehe sie ihre Pferde erreichen konnten, und jagten dann auch Wrangel's Leibregiment auseinander. Dieser, welcher so eben mit seinen fröhlichen Begleitern einen jagdbaren Hirsch lancirt hatte, befand sich am Rande eines undurchdringlich scheinenden Morastes, als die Werth'schen Reiter heransprengten Aber der geängstete Hirsch zeigte ihnen den Weg zur Rettung, indem er über eine trockene Stelle des Sumpfes entfloh, auf welcher die Jäger, selbst fliehend, zu Fuß folgten und so mit genauer Noth der Gefangenschaft entgingen, während der Rest ihrer Bedeckungsmannschaften theils niedergemacht, theils gefangen wurde. Dieser seiner Husarennatur ganz würdige Handstreich war die letzte Kriegsunternehmung Johanns von Werth und zugleich auch die letzte Waffenthat des dreißigjährigen Krieges, denn schon am 24. October wurde der Friede von Osnabrück und Münster unterzeichnet, und Johann von Werth zog sich auf Schloß Benateck zurück, um an der Seite seiner jungen Gemahlin, einer gebornen Gräfin Kuefstein, mit der er sich im vorigen Jahre vermählt hatte, der ungewohnten Ruhe zu pflegen, welche ihm nur noch vier Jahre vergönnt war, denn sein an 27jähriges fast ununterbrochenes Kriegsleben gewöhnter Körper konnte die Unthätigkeit nicht ertragen; ein hitziges Fieber überfiel ihn im Monat September 1652 und raffte ihn am 16. im rüstigen Alter von kaum 50 Jahren hinweg.

Johann, Reichsfreiherr von Werth, war vier Mal vermählt gewesen. Seine erste Frau hieß Christine Beuth, und die mit ihr erzeugte Tochter Irmgard Lambertine vermählte sich mit dem Freiherrn Hieronimus Winand Raitz von Frentz zu Schlenderhan. Die zweite Frau hieß Gertrud Jenten, die dritte war eine Gräfin Spauer und die letzte Gräfin Marie Kuefstein. Ein Sohn aus früherer und einer aus der letzten Ehe sind früh gestorben.

Zum Schlusse darf ich meinen Zuhörern nicht verschweigen, daß die bisherige Ueberlieferung, Johann von Werth's Herkunft sei die von mir angegebene, in neuerer Zeit als unhistorisch angegriffen worden ist. Ich lasse die Richtigkeit dieser Behauptung einstweilen dahin gestellt; so viel steht aber jedenfalls fest, daß unser Held, möge er nun einer niederen Bauernfamilie, oder — wie die Neueren behaupten — einem altadligen Geschlechte in den Niederlanden entsprossen sein, von der Pike herauf gedient hat, daß er seinen unsterblichen Ruhm mit seiner tapfern Klinge sich erkämpfte und somit der echte Repräsentant jener Klasse von Abenteuereen im edleren Sinne ist, welche ich in ihm zu charakterisiren bemüht gewesen bin, die der dreißigjährige Krieg schuf und entwickelte, und welche man mit dem Namen der „Soldaten von Fortun'" bezeichnete. Johann von Werth's Anspruch auf Anerkennung und Bewunderung bleibt somit ungeschwächt derselbe; die soldatische Freude, die wir bei Betrachtung der Thaten und Schicksale dieses echten deutschen Reiters und Ritters empfinden, vermag auch der unerbittlichste Geschichtskritiker uns nicht zu verkümmern, und so werden Sie mir auch gewiß gern gestatten, meine Mittheilungen mit dem Spruch zu beschließen, welcher dem in dem Oesterreichischen Cistercienserstift Lilienfeld aufgefundenen lebensgroßen Bildnisse unsers Helden beigefügt ist und welcher lautet:

„Wer den General von Werth
„Zu Fuß und auch zu Pferd
„Nicht hochansehnlich ehrt,
„Derselbige ist nicht werth,
„Daß er soll tragen ein Schwerdt
„Allhier auf dieser Erd'!"

Das Findelhaus in Moskau.

(Aus „Moskau im Jahre 1862" von J. H. Mädler, in Westermanns illustrirten deutschen Monatsheften.)

Die merkwürdigste und großartigste Anstalt Moskau's ist das Findelhaus, mit dem sich keine ähnliche Anstalt irgend eines Landes vergleichen kann. Auf dem Flächenraume, 52,800 Quadratfaden = 95 Magdeburger Morgen, den es mit seinen Höfen, Gärten und Nebengebäuden umfaßt, fände Leipzig ohne die Vorstädte bequem Platz, denn er ist sechsmal größer als der Gensdarmenmarkt in Berlin. Das jährliche Budget dieser Anstalt schließt in Einnahme wie Ausgabe mit etwa $1\frac{1}{2}$ Million Rubel ab. Wahrhaft staunenerregend ist die Munificenz, mit der hier für Alles gesorgt ist. So ist beispielsweise für den Gottesdienst eine große und so schöne Kapelle bestimmt, wie man sie wohl in Königsschlössern, aber nicht in Armenhäusern zu sehen gewohnt ist. Wie mancher brave Hausvater mag seinen Kindern das wünschen, was hier geboten wird. Doch wenn er es wünscht — er kann es realisiren für das Neugeborene oder den Säugling. Denn die Aufnahme erfolgt ganz bedingungslos: kein Kind wird zurückgewiesen, wie keins im Hause zurückbehalten, wenn die Betreffenden es wieder haben wollen.

Unter Katharina II. ward es im Jahre des Hubertsburger Friedens gegründet; sein Jubiläum hat 1863 stattgefunden. Es führte den Namen Erziehungshaus, und da viele Privaten in großartiger Weise beisteuerten — ein einfacher Bauer zum Beispiel gab 20000 Rubel als freies bedingungsloses Geschenk — so konnte Alles gleich anfangs zweckmäßig dotirt und organisirt werden.

Gegen die heutige Einrichtung und Ausdehnung erscheint freilich dieser Anfang klein; damals zum Beispiel wurden monatlich etwa 40 Kinder aufgenommen; jetzt ist 40 die tägliche Durchschnittszahl.

Gegenwärtig faßt es drei Anstalten: das eigentliche Findelhaus, das Nikolaus'sche Waiseninstitut und das Gebärhaus nebst Hebeammenschule. Früher wurden, nach der ursprünglichen Stiftungsurkunde, die fähigeren Mädchen in diesem Waiseninstitut zu Gouvernanten erzogen, während die begabteren Knaben einen ordentlichen Gymnasial-Cursus durchmachten, um später die Universität zu beziehen. Kaiser Nikolaus war aber der gewiß richtigen Ansicht, daß auf diese Weise die Kinder illegitimer Verbindungen mehr begünstigt würden, als die verdienter, aber unbegüterter Eheleute, und verordnete, daß die Findelkinder in der Regel nur für untergeordnete Stellungen erzogen werden sollten, während er das Waisenhaus zur Aufnahme hinterlassener Töchter verdienter Civil- und Militairbeamten bestimmte. 750 junge Mädchen genießen auf diese Weise bis zum 20. Jahre eine so sorgfältige Erziehung, daß sie eine nützliche Stellung in der Welt einnehmen können. Sie waren, als wir die Anstalt besahen, nicht anwesend, da sie die Sommermonate mit ihren Lehrerinnen und der Directrice, Generalin Richter, ein vom Kaiser geschenktes Landhaus nebst großem Park und Garten, in der Nähe der Sperlingsberge, zur Stärkung ihrer Gesundheit bewohnen. Der Oberarzt des Findelhauses, von Blumenthal, führte uns selbst darin umher, und so erhielten wir über Alles die zuverlässigste und genaueste Auskunft. Das Lokal besteht aus einem großen fünfstöckigen Corps de Logis, mit dem ein gleichfalls fünfstöckiges quadratisches Gebäude unmittelbar zusammenhängt. Der innere Hof des letzteren enthält einen Garten nebst Springbrunnen.

Die Zahl der jährlich aufgenommenen Kinder ist 13000 bis 14000; im gegenwärtigen Jahre wird sie wahrscheinlich die letztere Zahl noch überschreiten.

Welches nun sind die Quellen, aus denen solche Mittel fließen? Wohl sind die als Capital fundirten Summen sehr bedeutend, doch aber würden ihre Zinsen nur einen kleinen Theil des Bedarfs zu decken im Stande sein. Der Lombard ist es, aus dem das Meiste fließt. Man errichtete gleichzeitig mit dem Waisenhause eine Leihbank, die Gelder zu 4 Procent aufnimmt und zu 5 Procent ausleiht (eine Differenz, die man nur in Rußland erklärlich finden kann), und diese Zinsendifferenz bei einem jährlich über 100 Millionen Umsatz betragenden Geschäft ergab einen so großen Ertrag. Das Staatsbudget manches deutschen Herzogthums erreicht diese Ziffer nicht.

Der Lombard wird jetzt nicht mehr von der Anstalt selbst verwaltet, sondern ist mit den Finanzen des Reichs vereinigt, die Summen werden aber nach wie vor an die Anstalt verabfolgt.

Nur diejenigen Säuglinge bleiben länger in der Anstalt, die als schwach und krank der Pflege des Arztes bedürfen. Die kräftigeren werden nach einigen Wochen den ihnen zugewiesenen Ammen mit auf das Land gegeben, und diese erhalten dafür monatlich 4½ Rubel.

Jedes zur Anstalt gebrachte Kind wird zu allen Stunden des Tages und der Nacht entgegengenommen und der Ueberbringerin nur die einfache Frage vorgelegt: „Ist es getauft und auf welchen Vornamen?" oder bei Verneinung dieser Frage: „Wie soll es heißen?" Die Kinder werden sofort gebadet, gewickelt und die noch zu taufenden in die Taufstube gebracht, wo binnen 24 Stunden der desiguirte Geistliche diese verrichtet. Andere Fragen zu thun, ist ausdrücklich untersagt.

Bei der Aufnahme eines Kindes bekommt es ein knöcherues Medaillon, die Knaben am schwarzen, die Mädchen am rothen Bande, auf der einen Seite Jahrzahl und laufende Nummer, auf der andern ein Kreuz. Die Ueberbringerin erhält dieselbe Nummer als Contremarke, und auf Vorzeigung derselben können die Angehörigen zu jeder Zeit sowohl die gewünschte Auskunft über das Kind erhalten, als auch, wenn sie dies wünschen, es zurückbekommen. Ganz ebenso wird mit den in der Gebäranstalt zur Welt gekommenen Kindern verfahren, in der auch die Mütter, so lange dies nöthig, die erforderliche ärztliche wie anderweitige Pflege finden.

Die größte Ordnung und eine exemplarische Reinlichkeit in allen Räumen sind dem Auge wahrhaft wohlthuend. In großen luftigen Sälen stehen in zwei Reihen die Betten der Ammen, und neben jedem das des ihr zugewiesenen Kindes. „Möchte es doch allen Unmündigen so wohl werden!" dies waren die Gefühle, als wir, geleitet von der Directrice, einer russischen Gräfin, durch diese Säle schritten. Da unser Besuch angekündigt war, so fanden wir die Ammen, jede mit ihrem Säugling auf dem Arme, in langer Reihe an den ihnen zugewiesenen Plätzen stehen. Sie waren alle ganz gleich in rothgemusterten Zitz mit weißen Schürzen, Tüchern und Aermeln gekleidet, während das Haar ein rothbaumwollener Turban bedeckte: ein malerischer Anblick. In jeder einzelnen Abtheilung führte eine den besseren Classen angehörende Aufsichts-Dame die Direction. Wir fanden hier übrigens nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl, die meisten befanden sich, um die freie Luft zu genießen, in einem zur Anstalt gehörenden großen Gartenhause. Im Souterrain sahen wir die Wasch-, Koch- und Bäckerei-Anstalten, und genossen vom Dache des Hauses einen herrlichen Ueberblick über die Stadt.

Die Sterblichkeit variirt zwischen 22 und 25 Procent; sie war früher beträchtlich größer, und erreicht auch diese Ziffer nur deshalb, weil, wie in allen Findelhäusern, eine so große Zahl von Kindern schon sterbend oder doch ganz unrettbar eingebracht werden. Unter dem Oberarzte stehen noch 18 andere Aerzte.

Das Contingent zum Findelhause liefern nicht etwa Moskau und die Umgegend allein, sondern das ganze Gouvernement und selbst noch die benachbarten, soweit nicht zu große Entfernung das Einbringen unthunlich macht. — Daß die sich zu Ammen Meldenden erst nach strenger Prüfung dazu angenommen werden, ist selbstverständlich, und nicht selten kommt es vor, daß ihre Zahl nicht ausreicht und dann zeitweilig zwei Kinder einer Amme zugetheilt werden müssen. In diesem Falle wird die ihr monatlich zu zahlende Summe entsprechend erhöht.

Es wird beabsichtigt, eine ausführliche Schrift über dieses umfassende Institut bei Gelegenheit der hundertjährigen Feier zu veröffentlichen, die gewiß allen Menschen-

freunden, ganz besonders aber denen, welche an ähnlichen Anstalten fungiren, höchst willkommen sein muß.

Die gegen Errichtung von Findelhäusern gemachten Einwürfe sind Jedem bekannt. Allein gewiß wird Niemand, der sie der mittelbaren Beförderung der Unsittlichkeit anklagt, von ihrer Aufhebung eine Verminderung der Unsittlichkeit erwarten. Doch selbst den Einwurf zugegeben, aergüten sie diesen Nachtheil nicht überreichlich durch Verhütung weit größerer Verbrechen? Würde dieses Rettungsmittel der unglücklichen, mit Armuth und Mangel kämpfenden Verführten nicht dargeboten, würde der Rest aon Ehrgefühl, der in ihr noch wach geblieben, minder schonend behandelt; — wie viele dieser 14,000 Unschuldigen würden aus Verzweiflung gemordet, wie viele der nicht Gemordeten zu Bettlern und Taugenichtsen heranwachsen und ihren Erzeugern noch im Grabe fluchen? Ein Volk wie es sein sollte nach ethischen Principien bedürfte nicht allein keiner Findelhäuser, sondern auch keiner Gefängnisse und Zuchthäuser, und sehr vieler anderen Dinge gleichfalls nicht. Da jedoch ein solches weder in Rußland noch sonst irgendwo auf unserm Planeten zu finden ist, so wird man es auch nehmen müssen, wie es ist. Das Findelhaus wird ja doch gewiß nicht andere Mittel, die eine Erhöhung allgemeiner Sittlichkeit zum Ziele haben, ausschließen oder unwirksam machen. — Allerdings kann das Gesagte nur aon wohleingerichteten Findelhäusern gelten; denn wenn sie so beschaffen sind, daß nur ein geringer Bruchtheil der Kinder am Leben bleibt — und Beispiele der Art ließen sich mehrere anführen — dann ist ihre Aufhebung eine Wohlthat. Wo aber solche Mittel wie hier geboten, wo sie so umsichtig und zweckmäßig verwandt sind und treffliche Männer das Ganze mit so großem Erfolge leiten, da kann man gewiß nur wünschen, daß es fort und fort bestehen möge zum wahren Segen des Landes, und man sich überall beeifern möge, einem so rühmlichen Beispiele zu folgen.

Der Geist des Ritterthums.

Der berühmte Connetable von Frankreich Bertrand du Guesclin rechnete in seiner Gefangenschaft bei den Engländern sehr auf die Liebe für die heroischen Tugenden, welche in seinem Zeitalter und vorzüglich in den Herzen der Damen herrschte. Da er selbst den Preis seiner Auslösung bestimmen konnte, setzte er solchen auf eine außerordentliche Summe. Als der Prinz von Wales seine Verwunderung hierüber äußerte und ihn fragte, auf welche Art er ihm diese Summe zu bezahlen gedenke, antwortete er: „Ich habe Freunde; die Könige von Frankreich und von Castilien würden mich im Nothfall nicht verlassen, ich kenne hundert Ritter in Bretagne, die ihre Landgüter verkaufen würden; in Frankreich ist keine Frau, die ihren Rocken spinnt, welche nicht mit ihren Händen arbeiten würde, um mich aus der Gefangenschaft zu befreien. Eher würden es alle Spinnerinnen in ganz Frankreich mit ihrem Spinnen verdienen, als daß sie mich länger in Ihren Händen lassen sollten. „Der Connetable hatte Recht; er wurde sofort und zwar fast allein durch die Frauen ausgelöset. Was brachte die Frauen dazu? Seine Tapferkeit und seine Tugenden ganz allein; er war der häßlichste Mann aon der Welt, die Königin von England selbst war eine der Ersten, welche eine beträchtliche Summa hergab, um dem Feinde ihrer Nation die Freiheit wieder zu verschaffen; weshalb er sich zu ihren Füßen warf, um ihr seine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. „Ich glaubte bisher," sagte er zu ihr, „daß ich der häßlichste Mensch aon ganz Frankreich wäre; aber ich fange an, keine so übele Meinung mehr aon mir zu hegen, weil mir die Damen solche Geschenke machen."

Es war der Geist des Ritterthums, der mächtig war in den Herzen der Frauen.

Der württembergische Sanitäts-Verein in Stuttgart.

In Folge der internationalen Conferenz zu Genf im October v. J. hat sich auch für Württemberg ein Verein zur Pflege der im Kriege verwundeten Soldaten gebildet, der folgendes Statut veröffentlicht:

„Statuten des württembergischen Sanitäts-Vereins in Stuttgart.

§. 1. Zweck des Vereins ist: Den offiziellen Sanitätsdienst in Verpflegung der im Kriege verwundeten Soldaten zu unterstützen, theils durch Sammlung von Geld und Lazareth-Bedürfnissen (§. 6), theils durch Heranbildung von Krankenwärtern für die zu errichtenden Spitäler.

Obgleich diese Unterstützung zunächst den württembergischen Truppen zu Theil werden soll, so macht es sich der Verein doch auch zur Aufgabe, sie bei einem Kriege, an welchem diese nicht betheiligt sind, andern deutschen oder nach Umständen fremden Truppen zu gewähren.

§. 2. Als Mitglied des Vereins wird betrachtet, wer sich zu einem jährlichen Beitrag von Einem Gulden verbindlich macht. Höhere Beiträge werden mit Dank angenommen.

§. 3. Die Leitung der Geschäfte ist einem Comite von wenigstens sieben Mitgliedern übertragen, welche ermächtigt sind, nach Bedürfniß weitere Mitglieder des Vereins beizuziehen.

Dasselbe wird je nach Verfluß von 3 Jahren erneuert, wobei die austretenden Mitglieder wieder gewählt werden können, jedoch das Recht haben, eine neue Wahl abzulehnen.

§. 4. Das Comite wählt aus seiner Mitte einen Vorstand und dessen Stellvertreter, einen Kassirer und einen Sekretair, gleichfalls auf die Dauer von je 3 Jahren.

§. 5. Die ordentlichen Beiträge der Mitglieder an Geld werden in Stuttgart alljährlich im Monat Januar durch ein Diener abgeholt, welcher ein Buch zur Einzeichnung des Beitrags vorlegt. Von auswärtigen Mitgliedern, welche im Januar ihre Beiträge nicht eingesendet haben, werden dieselben durch Postnachnahme erhoben.

§. 6. Sonstige Gaben an Geld von jedem Betrag, sowie an Leinwand, Binden, Charpie ꝛc. sind an eines der Comitemitglieder, oder an eine der Damen, welche sich im Anschluß an das Comite zur Sammlung solcher Beiträge erbaten haben, abzugeben.

§. 7. Von Zeit zu Zeit wird eine öffentliche Be-

kanntmachung der eingegangenen Gaben sowohl, als der in den Verein neu eingetretenen Mitglieder erlassen.

§. 8. Das Comite versammelt sich so oft es der Vorstand für nathwendig erachtet, oder wenn wenigstens zwei Mitglieder eine Sitzung beantragen.

§. 9. Die Beschlußfassung geschieht durch einfache Stimmenmehrheit. Bei Gleichheit der Stimmen gibt der Vorstand die Entscheidung.

§. 10. Alle 3 Jahre wird eine Generalversammlung ausgeschrieben, in welcher die Rechnungsabhör sowie die in §. 3 bestimmte Wahl des Comite's vorgenommen, und über etwaige Aenderung der Statuten Beschuß gefaßt wird.

Das Comite hat aber auch die Befugniß, außerordentliche Generalversammlungen zu berufen.

§. 11. Wenn der Verein sich auflösen sollte, ohne über das vorhandene Vermögen einen gültigen Beschluß gefaßt zu haben, so werden die Materialien an die Militairspitalverwaltung, und das Geldvermögen an die Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins zu geeigneter Verwendung übergeben.

Stuttgart im März 1864.

Die Comite-Mitglieder:

Pfarrer Dr. Hahn in Heslach, Vorstand. Regierungsrath Clausnizer. Dekan Dr. Dillenius. Oberst von Glaser. Hofkaplan von Günther. Generalstabsarzt Dr. von Klein. Dr. Reuchlin. Particulier Fr. Wahl. Particulier A. Wiekott.

Das Damen Comite:

Frau Gräfin Dillen, Kepplerstraße Nro. 22. Frau von Glaser, Gartenstraße Nro. 15. Frau Caroline Hartneck, Hirschstraße Nro. 21. Fräulein Marie Heigelin, Alleenstraße Nr. 8. Freifrau vom Holtz, Königl. Marstall. Frau Pauline Keller, Canzleistraße Nro. 2. Frau Mathilde Klein, Königsstraße Nro. 3. Freifrau von Luck, Kepplerstraße Nro. 20. Frau Gräfin Salm, Königsstraße Nro. 10. Frau Charlotte Wahl, Marienstraße Nro. 25. Frau Charlotte Weisser, Friedrichsstraße Nro. 14. Freifrau von Wöllwarth, Königsstraße Nro. 16."

In den preußischen Kriegs-Lazarethen und den Kriegs-Hospitälern des Johanniter-Ordens in Schleswig-Holstein sind 157 Mitglieder folgender Congregationen als Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger thätig:

I. Evangelische.

1.	Diakonissen aus Kaiserwerth: in Apenrade 5, in Hadersleben 6, in Kolding 7	18
2.	Diakonissen aus Bethanien zu Berlin: in Flensburg 16, in Altona 4	20
	außerdem	
3.	Freiwillige Krankenpflegerinnen in Flensburg 2, in Apenrade 1	3
		41
4.	Brüder des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg: in Flensburg 4, in Nübel 11 . . .	15
5.	Diakonen aus Duisburg: in Apenrade 2, in Vester-Schnadeck 2, in Kolding 3, in Schleswig 5	12
6.	Diakonen vom Bürger-Verein in Barmen: in Kiel	1
	außerdem	
7.	Freiwillige: in Rendsburg	1
	zusammen	70

II. Katholische.

1.	Franziskanerinnen aus St. Mauritz bei Münster: in Eckernförde 3, in Flensburg 4, in Hadersleben 6, in Kolding 6	19
2.	Schwestern vom Orden des heiligen Borromäus: in Kiel 7, in Rendsburg 4, in Schleswig 6	17
3.	Schwestern vom Orden der grauen Schwestern: in Kiel 11, in Rendsburg 6	17
4.	Franziskanerinnen aus Aachen: in Schleswig .	12
5.	Vincentianerinnen aus Paderborn: in Rendsburg	12
		77
6.	Barmherzige Brüder aus Breslau: in Kiel 2, in Flensburg 2.	4
7.	Alexianer aus Aachen: in Apenrade	4
8.	Alexianer aus Neuß: in Apenrade	2
	zusammen	87

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Im Ordens-Hospitale zu Nübel ist am 16. d. der Major und Bataillons-Commandeur im 7. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 60, von Jena, seiner schweren Wunde erlegen. Die Nachricht des Todes dieses ausgezeichneten Offiziers dürfte in den weitesten Kreisen die größte Theilnahme hervorrufen. Bis zum Jahre 1860 in der Kaiserlich Oesterreichischen Armee, und zwar zuletzt Major im Infanterie-Regiment Baron Prohaska, Nr. 7, hat er sich 1848 im Ungarischen Feldzuge, ebenso 1859 in Italien, hier insbesondere — irren wir nicht — bei Solferino durch Muth und Tapferkeit rühmlichst ausgezeichnet. —

In diesem Hospitale, wo Dr. Klopsch als erster, Dr. Reichel als zweiter Arzt fungiren, sind bisher stets zwei Ordensritter thätig gewesen, von denen der eine den innern Dienst, der von 4 Brüdern des Rauhen Hauses versehen wird, beaufsichtigt, während der Andere den Transport der Verwundeten aus der Gefechtslinie — während zweier Tage der verflossenen Woche gemeinsam mit dem Ordens-Canzler, Grafen zu Stolberg — durch 6 andere Brüder des Rauhen Hauses leitet.

Zur Dienstleistung in Nübel waren bei dem Letzteren von verschiedenen Rittern Meldungen eingegangen, welche der Reihe nach, wie schon in Nr. 15 dieser Blätter berichtet, Berücksichtigung fanden. Neuerdings wurde Graf von Kleist auf Zützen von Sr. Durchlaucht dem Prinzen Heinrich IX. Reuß j. L. abgelöst.

Wegen der beiden Hospitäler in Flensburg auf den unten folgenden Bericht des Dr. Ressel Bezug nehmend, bemerken wir hier nur, daß das vom Ordens-Canzler Grafen zu Stolberg dort neu eröffnete 2. Hospital, vor dem Norderthor in „Königs-Garten" befindlich, mit 30 Betten ausgestattet ist.

Als 2. Arzt fungirt in demselben Dr. Asmus, während die Pflege von drei Diakonissen, denen drei Krankenwärter zur Seite stehen, ausgeübt wird.

Die Zahl der Kranken und Verwundeten im Ordens-Hospitale in Altona betrug am 9. d. 34. Dazu sind getreten: Major Freiherr v. d. Horst vom 15. Regiment, der sich durch einen Sturz mit dem Pferde während des Gefechts am 17. d. beschädigt hat, und ein kranker preußischer Offizier des 24. Regiments. Abgegangen sind: der dänische Lieutenant Hoffmann nach Kopenhagen; 1 österreichischer Offizier und 1 österr. Soldat sind geheilt zu ihren Regimentern zurückgekehrt; 5 österreichische verwundete Soldaten wurden einem Reconvalescenten-Transporte nach Oesterreich angeschlossen; 1 kranker preußischer Offizier ging nach Aachen zum Gebrauch der dortigen Bäder; 1 preußischer Soldat kehrte zum Regiment zurück, 2 wurden dem Garnison-Lazareth in Altona übergeben.

Es blieben sonach am 16. d. 24 Betten belegt, mit 1 verwundeten, 1 kranken österreichischen Offizier und 1 verwundeten österreichischen Soldaten, 4 verwundeten preußischen Soldaten, 10 kranken preußischen Offizieren, 6 kranken preußischen Soldaten und 1 Eisenbahn-Schaffner.

Flensburg, den 16. April. Der Bestand der beiden Ordens-Kriegslazarethe zu Flensburg ist am heutigen Datum folgender: Es befinden sich zu Bellevue 16 Verwundete und 5 Kranke, in Königs-Garten 1 Verwundeter, in Summa 22 Verpflegte. Aus Bellevue ist heute der dänische Lieutenant von Hansen als Reconvalescent über Altona nach Kopenhagen zurückgegangen. Neu aufgenommen wurden: 4 kranke Offiziere nach Bellevue, von wo 2 Kranke im Laufe der verflossenen Woche zu den Regimentern zurückgegangen sind, ein Verwundeter, Oberst-Lieutenant von Greiffenberg aus dem Johanniter-Lazareth zu Nübel in das neue zweite Lazareth in Königs-Garten. Von den Verwundeten befinden sich von Ditfurth, von Fischer-Treuenfeld, Rother, Freiherr von der Reck, von der Schulenburg, von Bosse, Schultze, Wolff, Dr. Robert und Unteroffizier Albrecht in zunehmender Reconvalescenz. Auch der dänische Kapitain von Webege sieht seiner baldigen Heilung entgegen. von Baudiß hat leider in den letzten Tagen bedenkliche Erscheinungen von Eiterungsfieber gehabt, welche die Prognose bedeutend trüben, dagegen hat von Studnitz sich relativ gut erhalten und ermuthigt bei den leider so trügerischen Brustschußwunden doch zu größerer Hoffnung. Hauptmann Ballhorn verträgt sehr gut den Gypsverband seiner Oberschenkelschußwunde, der Knochen fängt an zu consolidiren; bei von Druffel reinigt sich die Wunde und ist das Allgemeinbefinden ein gutes. Lieutenant Ranzow erholt sich zwar langsam von seiner Blutung, ist aber auf dem besten Wege der Heilung; Oberst-Lieutenant von Greiffenberg hat den Transport von Nübel sehr gut vertragen und sieht ebenfalls seiner, wenn auch nur allmählichen Heilung entgegen, da durch den Blutverlust auf dem Kampfplatz die Kräfte etwas geschwächt waren.

Im Lazareth zu Nübel sind neu aufgenommen: Lieutenant Schob vom 35. Regiment, verwundet den 5. April vor Düppel, Schuß durch die Weichtheile des rechten Oberarmes und die der rechten Hand. Sehr heftige Blutung aus der Hand; Unterbindung der beiden zuführenden Arterien des Vorderarmes. Befinden relativ gut; Hauptmann im 7. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 60 von Redern, verwundet den 13. April vor Düppel, Schuß durch den rechten Oberarm mit Splitterbruch des Oberarmknochens; Befinden ebenfalls relativ gut, liegt im Gipsverband und wird morgen nach Flensburg gebracht. Leider hat das Lazareth zu Nübel auch einen Todten zu betrauern. Major von Jena vom 60. Regiment wurde den 13. April vor Düppel von einer Granatkugel (einpfündige dänische Schiffs-Granate) durch den Rücken, das Schulterblatt und den Oberarm geschossen und ist seinen Leiden heute um 11 Uhr erlegen.

Lieutenant Bescherer (Amputation des rechten Oberschenkels) und Grenadier Schick (Resektion des rechten Mittelfußknochens) befinden sich beide recht wohl und werden ebenfalls von morgen an im zweiten Lazareth des Ordens hier in Flensburg weiter verpflegt werden.

Dr. Ressel.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Landrath des Kreises Hirschberg von Grävenitz 10 Thlr.; vom Oberst a. D. von Ohlen und Adlerskron zu Glogau 25 Thlr.; durch den Landrath des Kreises Rügen von Platen auf Reischvitz Ertrag einer Sammlung 20 Thlr.; vom Generallieutenant und Chef des Generalstabes der Armee Freiherrn von Moltke 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Lüttwitz auf Dockern 16 Thlr.; vom Landrath des Kreises Trebnitz von Salisch 4 Thlr; vom Ordensritter G. G. D. Poststempel Löwenhagen 10 Thlr.; durch Oberstlieutenant im 5. Pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 42 von Voigts-Rhetz und Oberforstmeister von Hagen zu Stralsund Ertrag eines Concerts daselbst 182 Thlr. 15 Sgr. 8 Pf., speciell bestimmt zu Unterstützungen an die aus den Lazarethen entlassenen Verwundeten; vom Oberhofmarschall und General-Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen Grafen von Beust zu Weimar 25 Thlr.; vom Regierungs-Rath a. D. von Woyrsch auf Pilsnitz 50 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Tschirschky zu Liegnitz 100 Thlr.; von Ungenannt 11 Thlr.; durch das Landrathsamt in Lublinitz ferner 2 Thlr. 26 Sgr. 7 Pf. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 10,805 Thlr. 15 Sgr. 1 Pf.

2. Erfrischungen rc.

Vom Rittergutsbesitzer von Reibnitz auf Jankendorf 1 Kiste mit 44 Flaschen Wein; durch Frau Oberbürgermeister Rebelthon aus Cassel 2 Kisten mit Backobst und 1 Sack mit Verbandgegenständen; aus Magdeburg durch Frau von Kotze 2 Kisten und 1 Sack mit Lazarethgegenständen.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Heelich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 17. Berlin, den 27. April 1864. Nr. 17.

Bericht

über die Thätigkeit und den Erfolg der im Monat Mai 1863 zu Madrid zusammengetretenen Versammlung von Protestanten zu Gunsten der ihres Bekenntnisses wegen verurtheilten Glaubensbrüder **Matamoros** und Genossen; insbesondere über die Wirksamkeit der Preußischen Deputation. —

(Vorgetragen im Saale des Evangelischen Vereins zu Berlin am 10. März 1864 von Rudolph Graf von Kanitz.)

Hochgeehrte Versammlung!

Durch den hiesigen Vorstand des Evangelischen Bundes aufgefordert, über die Thätigkeit der zu Gunsten ihrer verurtheilten protestantischen Glaubensgenossen in Spanien zu Madrid zusammengetretenen Europäischen Deputation, und namentlich der Preußischen Mitglieder derselben, hier in der Kürze Bericht zu erstatten, bin ich um so lieber dazu bereit, als diese Thätigkeit, von dem Segen Gottes sichtlich begleitet, eines überraschend befriedigenden Erfolges sich zu erfreuen hatte.

Kein Unterthan der Krone Spaniens darf einem andern Religionsbekenntnisse angehören, als dem der Römisch katholischen Kirche; wer dem zuwider handelt, den trifft schwere, schimpfliche Kerkerhaft, oder gar die Todesstrafe. Dies war von jeher das erste Staatsgrundgesetz der Spanischen Monarchie und wurde stets in äußerster Strenge gehandhabt. Das eiserne Walten der Inquisition, namentlich auf der pyrenäischen Halbinsel, Jahrhunderte hindurch, ist weltbekannt; aber die grenzenloseste Härte, die grausamste Verfolgung vermochte nicht, die Zahl der glaubenstreuen Märtyrer zu mindern, mochte auch die Asche von Tausenden gen Himmel lodern, welche bei König **Philipp's** schrecklichen auto da fé's auf der plaza mayor zu Madrid unter den Flüchen der gaffenden Menge geopfert wurden, oder eine gleich große Zahl in den unterirdischen Kerkern des Inquisitions-Palastes zu Tode gefoltert werden. Mit der in späteren Jahrhunderten zunehmenden Civilisation verloren zwar diese Verfolgungen mehr und mehr den Charakter fanatischer Grausamkeit, durch welche sich **Philipp's** II. Zeitalter besonders ausgezeichnet hatte — aber die Verfolgungen selbst dauerten fort und haben bis auf den heutigen Tag nicht ganz aufgehört. Einen Beweis hierzu liefert der in neuester Zeit den spanischen Protestanten **Manuel Matamoros** und seinen Genossen gemachte Prozeß, welcher, durch besondere göttliche Fügung zur öffentlichen Kenntniß gekommen, die Theilnahme des gesammten protestantischen Europa's auf sich zog und eine Maßregel herbeiführte, welche in ihrer großartigen Gemeinsamkeit gerechtes Aufsehen machte und ein erfreuliches Zeugniß ablegte dafür, daß die evangelischen Glaubensgenossen, trotz der Verschiedenheit ihrer Abstammungen, Anschauungen, Interessen und politischen Ansichten, doch eine einheitliche, zusammengehörige und zusammenwirkende Macht darstellen, sobald es gilt, die Kirche und ihre Bekenner zu schützen und zu vertreten. Es ist dies der durch den Evangelischen Bund angeregte Zusammentritt von Deputirten der evangelischen Kirche aus fast allen Europäischen Ländern in Madrid im Mai vorigen Jahres, um mit Gottes Hülfe bei der Spanischen Regierung auf die Zurücknahme der gegen die Spanischen Glaubensbrüder verhängten langjährigen schimpflichen Strafe hinzuwirken.

Die Verfolgungen, welche **Manuel Matamoros** und seine Freunde — unter denen **Alhama** und **Trigo** am häufigsten genannt werden — einzig und allein ihres Glaubens und dessen Ausübung wegen erdulden mußten, haben von dem Augenblicke an, wo sie durch die Mittheilungen des **Sir Robert Peel** zu allgemeiner Kenntniß kamen, so ungetheiltes Interesse erweckt, daß ich sie sowohl, als auch die näheren damit verbundenen Umstände, bei einem Zuhörerkreise, wie ich ihn hier vor mir zu sehen die Ehre habe, als bekannt voraussetzen darf. Die kleine, im vorigen Jahre aus dem Englischen übersetzte Schrift: „Geschichte der Verfolgung und Leiden des **Manuel Matamoros** und anderer Protestanten in Spanien," die sich wohl in Ihrer Aller Händen befunden hat, enthält genaue und ausführliche Mittheilungen darüber, und will ich unter Anderm nur die darin enthaltene Angabe als durchaus richtig bestätigen, daß trotz aller gegnerischen Bemühungen, die Angeschuldigten politischer, den Regierungsumsturz bezweckender Pläne zu bezüchtigen, sich diese als treue, loyale Unterthanen evident herausgestellt haben. Ebenso bekannt ist es, daß, nachdem nach dreijähriger zum Theil strenger Kerkerhaft — die indeß in späterer Zeit, namentlich nachdem der Englische General **Alexander** das Gefängniß zu Granada besucht hatte, bedeutend gemildert wurde — der Prozeß durch alle Instanzen hindurch geführt worden war, endlich im April vorigen Jahres

der Spruch des Gerichtshofes, welcher die Mehrzahl der Angeschuldigten zu neun- und zwei von ihnen zu siebenjähriger in den Afrikanischen présidios abzubüßender Galeerenstrafe verurtheilte, von der Königin bestätigt ward.

Die zwischen diesem Erkenntniß und dessen Vollstreckung liegende, voraussichtlich nur kurze Frist mußte nun schleunigst benutzt werden, um die schon seit Monaten vorbereiteten Schritte zur Ausführung zu bringen, nämlich die nach Madrid ausgeschriebene Versammlung zu beschicken; und so fanden sich denn im Monat Mai Abgeordnete der verschiedenen Nationalitäten in der Spanischen Hauptstadt ein, deren Zahl zuletzt auf fünfundzwanzig Mitglieder sich belief. Die Königlich Preußische Regierung hatte dieser wichtigen Angelegenheit von Anfang an die lebhafteste Theilnahme gewidmet. Getreu ihrer erhabenen Mission als Haupt der protestantischen Kirche auf dem Europäischen Continent, versah sie, nach vorhergegangenen dringenden Vorstellungen durch den Königlichen Gesandten zu Madrid bei dem Spanischen Gouvernement, im Gegensatz zu denjenigen Regierungen, welche sich bei diesem Unternehmen ihrer Unterthanen in keiner Weise betheiligt hatten, die Mitglieder der Deputation mit den wichtigsten Hülfsmitteln, um ihrem Auftreten Gewicht und Nachdruck zu verleihen. Außer der erneueten Aufforderung an die Königliche Gesandtschaft, der Deputation im Ganzen sowohl, als auch namentlich den Preußischen Mitgliedern, allen nur möglichen Vorschub zu leisten, hatten auch mehrere hohe Mitglieder des Königlichen Hauses die Gnade gehabt, uns theils mündliche Aufträge, theils eigenhändige Schreiben an die Königin von Spanien anzuvertrauen, indem der davon zur Förderung unserer hochwichtigen Sache zu machende Gebrauch gnädigst unserm Ermessen anheim gegeben wurde.*) So ausgerüstet verließen wir gegen die Mitte des Monat Mai die Heimath und trafen, nachdem es dem Prinzen Heinrich XIII. Reuß und mir gelungen war, zwei eifrige Mitglieder unserer Kirche, den Staatsrath von Bussières und den Grafen Edmond Pourtales, zum Anschluß an die Deputation zu gewinnen, am 17. früh in Madrid ein, während die beiden andern Mitglieder — Graf Behr-Negendank und Herr von Klüber — erst einige Tage später daselbst anlangten. Die Losung des Tages unseres Eintreffens lautete:

„Herr, laß kund werden, daß Du Gott in Israel bist und ich Dein Knecht, und daß ich solches Alles nach Deinem Wort gethan habe." 1. Könige 18, 36.

„Soll'n wir der Kirche nützen,
Mußt Du uns unterstützen,
Dein Geist muß auf uns ruhn."

und diese so wunderbar auf unsere heilige Aufgabe sich beziehenden Worte erfüllten uns mit gläubiger Hoffnung, deren wir um so mehr bedurften, je zweifelhafter die Aussichten auf den Erfolg erscheinen mußten. Schon in Paris waren uns Mittheilungen zugegangen, welche wohl geeignet waren, uns zaghaft zu machen, so, um nur Eins anzuführen, daß erst vor wenig Tagen der Herzog von Montpensier, der eine Adresse von französischen Damen zu Gunsten ihrer protestantischen Unterthanen der Königin, seiner Schwägerin, überreicht und zugleich auf das Wärmste ihre Sache verfochten hatte, mit Ausdrücken des höchsten Unwillens von ihr zurückgewiesen worden sei. —

Am Morgen des 18. suchten wir unsre neuen Gefährten auf, welche wir in der Wohnung des Dr. Coppadoce aus Holland versammelt fanden, und die uns in brüderlicher Herzlichkeit willkommen hießen. Nachdem — wie jedes Mal — auch diese unsre erste Sitzung mit Gebet in englischer, französischer und deutscher Sprache eröffnet worden und hierauf Herr Adrien Naville aus Genf zum Vorsitzenden erwählt worden war, theilte uns Dr. Cappadoce das bisherige Ergebniß der schon seit einer Woche stattgefundenen Berathungen der namentlich aus England, Frankreich und Holland bereits eingetroffenen Abgeordneten mit: es war freilich wenig ermuthigend. Vergebens hatten sie sich bemühet, bei dem Ministerpräsidenten Miraflores eine Audienz zu erlangen. Nur sein Secretair hatte sie empfangen und mit dem niederschlagenden Bescheide abgefertiget, daß von einer Audienz bei der Königin und selbst bei dem Minister nun und nimmer die Rede sein, und daß überhaupt ihr längeres Verweilen nur zum Nachtheile der Verurtheilten ausschlagen könne. Man hatte nun eine Adresse an die Königin beschlossen, um Sie in derselben um eine Audienz zu bitten, entschloß sich indeß, die Abfassung derselben so lange noch zu verzögern, bis wir Preußen die erforderlichen Schritte gethan haben würden, um bei dem Minister Gehör zu erlangen. Wir begaben uns daher am Dienstag den 19. nach Aranjuez, wo der Königliche Hof residirte und auch unser Gesandte, der Graf von Galen, wohnte. Dieser, obgleich selbst strenger Katholik, erklärte sich doch sofort bereit, uns bei dem Minister Miraflores zu melden und unserm Wunsche, zunächst von ihm und sodann von der Königin empfangen zu werden, dadurch einen besonderen Nachdruck zu geben, daß er uns, obwohl nur als Privatpersonen in Spanien erschienen, doch als Träger von Briefen an Ihre Majestät die Königin bezeichnen und ihn zugleich von den hohen Absendern, so wie auch von dem im Wesentlichen uns bekannten Inhalte derselben in Kenntniß setzen wolle. Der Gesandte kehrte mit dem Bescheide zurück, der Minister habe erklärt, uns zwar als durch ihn empfohlene Fremde empfangen und der Königin zur Audienz vorschlagen zu wollen, jedoch nur unter der Bedingung, daß von dem eigentlichen Zwecke unsers Eintreffens in Madrid dabei in keiner Weise die Rede sein dürfe. Was unsre Absicht anbeträfe, die erwähnten Briefe Ihrer Majestät zu überreichen, so habe ihn dieselbe in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, und zwar aus dem Grunde, weil dann ja nothwendig auch ein Gegenstand zur Sprache kommen müsse, von dem er wisse, daß eine Erwähnung Ihrer Majestät im höchsten Grade peinlich sei; er könne uns daher vorläufig noch keine bestimmte Zusicherung ertheilen. Unter diesen Umständen trugen wir kein Bedenken, dem Minister durch Graf Galen unsre Bereitwilligkeit erklären zu lassen, sowohl die uns mitgegebenen Briefe einstweilen zurückzuhalten, als auch die uns ertheilten mündlichen Aufträge vorläufig zu unterdrücken, sobald nämlich die darin enthaltenen Wünsche, die schimpfliche Strafe der Galeere in die der Verbannung umzuwandeln, auch ohne dies erfüllt würden. Nach dieser Eröffnung kehrten wir noch

*) Auch der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens hatte durch ein eigenhändiges Schreiben an die Königin Seine Theilnahme für diesen wichtigen Gegenstand bekundet.

Madrid zurück; und schon im Laufe des folgenden Tages ward uns durch den Gesandten die schriftliche Mittheilung, daß die Umwandlung der Strafe der Verurtheilten in die eines Exils von der nämlichen Zeitdauer so eben erfolgt sei, und daß der Minister **Miraflores** in einer am 21. im Königlichen Schlosse zu Madrid uns zu ertheilenden Audienz uns persönlich davon in Kenntniß setzen wolle. Dies geschah denn auch in der That in der befriedigendsten Weise. Der Minister sprach sich bei dieser Gelegenheit eingehend über die politischen und kirchlichen Verhältnisse in Spanien aus und wies nach, daß dieselben auf das Innigste und mehr wie in irgend einem andern Lande mit einander verwachsen seien. Es überzeugte uns dies interessante Gespräch, daß die Strafmilderung, wo es sich, wie hier, im Sinne der Spanischen Gesetzgebung, um das denkbar schwerste Verbrechen handelte, ein kirchlich-politischer Act von bedeutender Tragweite sei, und daß wir daher alle Ursache hätten, Gott für diese große Gnade zu danken, durch welche unsre kühnsten Hoffnungen übertroffen worden waren: denn das Höchste, was wir erwarten konnten — und auch in der Heimath wurde diese Ansicht fast durchgängig getheilt — war eine Umwandlung der Strafe unsrer Glaubensgenossen in **lebenslängliche** Verbannung, während die Regierung nur ein Exil von **beschränkter** Dauer verfügt hatte.

Die nichtpreußischen Mitglieder der Deputation waren inzwischen in unserm Sitzungssaal versammelt und erwarteten in lebhafter Spannung das Ergebniß unserer Audienz. Aber so dankerfüllt auch sie für das so unerwartet schnell Erreichte waren, so wichen sie doch in der Mehrzahl darin von uns ab, daß sie der Meinung waren, dies immerhin hocherfreuliche Resultat nicht als durchaus genügend ansehen zu können. Wo nach protestantischem Begriff kein Verbrechen vorläge, könne auch von einer **Strafmilderung** nicht die Rede sein, sondern es könne sich nur um völligen **Straferlaß** handeln; man müsse, ohne Rücksicht auf das bereits Geschehene, in einer Adresse an die Königin furchtlos es aussprechen, daß nur eine solche Lösung der Frage, welche allerdings das Princip der vollkommenen Glaubensfreiheit involviren würde, den Wünschen ihrer Committenten, wie solche in den ihnen mitgegebenen zahlreich unterzeichneten Adressen ausgedrückt seien, entsprechen könne. Die von uns dagegen geltend gemachte Meinung, daß ein solches Ergebniß, so wünschenswerth es auch uns erscheine, nicht von einer jedes offiziellen Charakters entbehrenden Versammlung von Privatpersonen erreicht werden könne, sondern dem reiflich erwogenen, amtlichen Verkehr der Gouvernements vorbehalten bleiben müsse, blieb in der Minderheit; und so wurde denn die Abfassung einer Adresse beschlossen, und vier Mitglieder, zu denen auch ich gehörte, mit der Redaction beauftragt. Der von dem Niederländischen Mitgliede **van Loon** verfaßte Entwurf wurde diesem Comité vorgelegt und mit der dankenswerthesten Bereitwilligkeit auf meine Aenderungs-Vorschläge so freundlich eingegangen, daß binnen wenig Stunden ein Schriftstück abgefaßt wurde, welches den Dank für das Geschehene so vorwiegend und die Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft in so ehrerbietiger und zurückhaltender Form ausdrückte, daß auch wir Preußen kein Bedenken trugen, diese Eingabe mit zu unterzeichnen. So konnten wir — nachdem Jeder das Seinige dazu beigetragen, um durch Aufopferung persönlicher Wünsche und Ansichten in christlicher Einmüthigkeit zusammen zu wirken — unsere schöne Aufgabe als beendet ansehen. Das Schreiben, welches, in französischer Sprache abgefaßt, auch in der Uebersetzung in deutschen Zeitungen mitgetheilt worden ist, wurde nebst den zahlreichen Adressen durch Vermittelung der französischen Abgeordneten dem Minister **Miraflores** überreicht, und nachdem derselbe noch am letzten Tag unsers Zusammenseins den Preußischen Deputirten die Untersuchungsacten nebst dem Königlichen Strafmilderungsdecret zur Einsicht hatte vorlegen lassen, wurde unsre Versammlung in feierlicher Andachtsstunde geschlossen, wobei, nächst dem innigen Danke gegen Gott, der unsre Arbeit so sichtlich gesegnet hatte, auch ganz besonders Seiner Majestät unsers Königs, der Königlichen Familie und der Königlichen Regierung, welche bei dieser Veranlassung aufs Neue ihren herrlichen Beruf als Vorkämpferin der Evangelischen Kirche bewährt hatte, in dankbarer Anerkennung gedacht wurde.

Es war eine wunderbare Fügung, daß unsere Sitzungen in demselben Gebäude statt fanden, welches einst der Pallast der heiligen Inquisition war, jetzt aber schon seit geraumer Zeit in einen Gasthof umgewandelt ist. —

In brüderlicher Herzlichkeit nahmen die Genossen der europäischen Deputation von einander Abschied. Ein Theil derselben, namentlich der würdige Dr. **Cappadoce**, eilte nach dem Süden, um den befreiten **Matamoros** in Granada aufzusuchen, in dessen Nähe er schon während des ganzen verflossenen Winters verweilt, den er häufig im Gefängniß besucht und getröstet und wie einen Sohn lieb gewonnen hatte. Wir Preußen aber kehrten, nachdem uns der König und die Königin zu Aranjuez die verheißene Audienz ertheilt hatten, in die Heimath zurück. —

Was die fernere Sorge für die sämmtlich unbemittelten Verbannten betrifft, so hat diese ein französisches Comité übernommen, an dessen Spitze Herr **Roussel** zu Paris steht. Die Vereine in London, Berlin und Genf haben sich mit diesem Comité in Verbindung gesetzt, und da von allen Seiten reiche Geldbeiträge zusammenströmten, so sind sie sämmtlich, bis zu dem Augenblicke, wo ein näheres Bekanntwerden in der neuen Heimath ihnen gestatten wird, selbst für ihren ferneren Lebensunterhalt zu sorgen, gegen Mangel und Entbehrung sicher gestellt. **Manuel Matamoros**, dessen an sich schwächliche Constitution durch die lange Haft noch mehr gelitten hatte, hält sich, nachdem er kurze Zeit in London verweilt, gegenwärtig der milden Luft wegen in Bayonne auf, wo er in frohem Glaubenseifer als Evangelist thätig ist. Außer ihm war noch für **Alhama** und **Trigo**, und für die in Malaga verhaftet gewesenen Glaubensbrüder **Marin**, **Gonzales** und **Carasco**, sowie für 23 andere zu sorgen, welche sich der Verhaftung durch die Flucht entzogen hatten. Diese halten sich größtentheils in Oran in Algerien auf, wo sie in Begriff sind, eine kleine Colonie oder Gemeinde Spanischer Protestanten zu bilden. Dort werden sie, frei von den Verfolgungen, denen sie in ihrem Vaterlande ausgesetzt waren, dem Bekenntnisse sich widmen können, dem sie allen Gefahren zum Trotz ohne Widerruf treu geblieben sind. Möchte es ihnen mit Gottes Hülfe gelingen, der evangelischen Kirche in rüstiger Arbeit

je länger, je mehr neue Bekenner zuzuführen und so dem Segen, welchen der Herr auf ihre Befreiung gelegt, auch einen dauernden, durch die spätesten Zeiten sich fortsetzenden Werth zu verleihen! —

Das Seminarium für Lehrerinnen in Turin.

Bekannt und begründet sind die Klagen über weibliche Erziehung, die man bisher aus allen Theilen Italiens vernahm. Beinahe ohne jegliche Erziehung wuchs das Volk heran; die Töchter der vornehmen und gebildeteren Familien erhielten dürftigen Unterricht in den Elementarien und in der französischen Sprache in den Klöstern; alles Uebrige blieb dem Selbstunterrichte oder der häuslichen Erziehung überlassen. Nur in Neapel bestand vor dem Umschwunge der Dinge in Italien eine bessere Erziehung für Töchter der höheren Stände, und der vielfach mit Unrecht verleumdete Ferdinand II. hat das Verdienst, dieselbe ins Leben gerufen und gefördert zu haben. Von hier fand die Verpflanzung dieser Anstalten nach Piemont statt, als der vorgenannte König nach Niederschlagung des Aufstandes auf beiden Seiten des Faro die Constitution zurücknahm und die zahlreichen compromittirten Familien des Adels und der liberalen Deputirten ihr Vaterland verließen und im Piemontesischen Zuflucht suchten. Da man die Erziehung der Töchter den Klöstern nicht anvertrauen wollte, die damals noch ganz unter der Leitung der Jesuiten standen, gründete man nach dem Muster der neapolitanischen Töchterschulen im Herbste 1849 jenes weibliche Erziehungs-Institut in Turin, das jetzt zum Seminarium für weibliche Lehrerinnen erweitert und wohl einzig in seiner Art ist. Die Leitung übernahm bei der Stiftung die Gemahlin des berühmten Rechtsgelehrten Mancini, Laura Beatrice, geborene Oliva, die erste Dichterin Italiens, und zum Lehrer wurde der Marchese Ayola erwählt, ein neapolitanischer Flüchtling, der in Florenz Kriegsminister gewesen war und für den bedeutendsten Schriftsteller Italiens galt. Obgleich die Geistlichkeit das der Klostererziehung Concurrenz machende junge Institut mit neidischen Augen ansah, dehnte sich doch diese „Schule der Fremdlinge" so aus, daß schon 1851 der ursprüngliche Plan in sofern eine Erweiterung erleiden mußte, als man auch den Piemontesischen Familien die Benutzung der Anstalt zur Erziehung ihrer Töchter gestattete. Bald reichten nun weder die Lehrerkräfte noch die Räumlichkeiten für die zahlreichen Schülerinnen mehr aus; reichliche Mittel zur Heranbildung der ersteren und zur Vergrößerung dieser gingen von allen Seite ein, und so erwuchs nach und nach die Anstalt zu dem Umfange, den sie heute einnimmt. In reizender Lage zwischen den Gärten der schönsten Vorstadt Turin's gelegen, mit der Aussicht auf die Savoyer Alpen, bedecken die Gebäude der Anstalt einen Flächenraum von über einen Morgen Landes und erfreuen durch ihre geschmackvolle und doch so einfache Bauart den Blick des Beschauers. Ebenso einfach, aber durchaus practisch ist die innere Einrichtung der Gebäude, die Lehr-, Spiel-, Speise- und Eßsäle, das Bethaus, die Bibliothek, die Wohnungen der Lehrerinnen und Pensionairinnen; aller Prunk ist vermieden, die Erziehung ist ganz auf das Haus, für die Familie berechnet. Mit diesem Principe stimmt auch der Lehr- und Stundenplan ganz überein; die Ausbildung für den Salon, wie sie in unseren modernen Pensionen als Unicum betrachtet wird, wird ganz bei Seite gelassen, dabei jedoch die körperliche Ausbildung der Zöglinge nicht hintenan gestellt, sondern durch Tanzen, Turnen, selbst durch Reit-Uebungen gefördert. Der immer steigende Erfolg, den die Anstalt hatte, und das Vertrauen, dessen sie sich um so mehr erfreute, da sie ohne großes Gepräge die Töchter der ersten Gesellschaft zu Hausfrauen und Familien-Mitgliedern von Fleiß und Tüchtigkeit heranbildete, ließ die Zahl der Pensionairinnen bald so zunehmen, daß die Lehrkräfte nicht mehr ausreichten, und man auf ihre Vermehrung Bedacht nehmen mußte. So gründete man und verband mit der Anstalt schon im Jahre 1853 ein Seminarium für weibliche Lehrerinnen, welche zur Uebung armen Kindern Unterricht gaben. Jetzt, nach einem zehnjährigen Bestehen, ist es das bedeutendste Lehrerinnen-Seminar des Continents, und aus ihm sind in dieser vorgenannten Zeit beinahe Eintausend Jugenderzieherinnen hervorgegangen, welche bei den Behörden die Prüfung bestanden haben und in den Provinzen sofort Anstellung fanden. Das Bedürfniß, Mädchenschulen auch für die niederen Stände zu errichten, war durch die segensreiche Wirksamkeit dieses ersten Instituts immer fühlbarer geworden, und Regierung und Gemeinden thaten das Ihrige, demselben abzuhelfen; in den neu errichteten Schulen aber galten die Padronas des Turiner Seminariums für die einzig möglichen Lehrerinnen und Vorsteherinnen, und sie haben in der That diese Auszeichnung durch die Erfolge verdient, die sie erreichten. Die Mädchenschulen Piemont's sind heut noch die weitaus besten und haben in verschiedener Beziehung auch jenen rheinischen Fräulein-Pensionen zum Muster gedient, in denen die Töchter der ersten Familien Deutschlands, Frankreichs und Englands ihre Erziehung erhalten, auch die Mehrzahl der Erzieherinnen aus der italienischen und französischen Schweiz sind Zöglinge des Turiner Seminariums für Lehrerinnen und tragen die Erziehungs-Grundsätze dieser Muster-Anstalt in alle Welt, von denen derjenige an der Spitze steht, daß auch die weibliche Jugend darauf anzuhalten sei, daß sie statt geistloser Zerstreuungen und zeitverderbender kleinlicher Beschäftigungen ohne Nutzen sich den geistigen hingeben und ihnen treu bleiben möchte, da nur diese unter allen wechselnden Verhältnissen ihres Schicksals ihnen als bester Trost und schönste Zierde des Lebens zur Seite stehen könnten!

Hth.

Die Gitter-Charpie, welche jetzt in unseren Lazarethen mit Erfolg verwendet wird, besteht aus nicht zu dünner, aber weicher, gebrauchter Leinwand, geschnitten in Lappen von $\frac{3}{8}$ Ellen Länge und $\frac{3}{8}$ Ellen Breite, aus welchen der Länge und Breite nach 3 bis 4 Fäden ausgezupft werden, während die nächsten 3 bis 4 Fäden stehen bleiben. Die so behandelte Leinwand erhält ein gitterartiges Aussehen. Sie wird als Unterlage für die offene Faden-Charpie unmittelbar auf die großen Wunden gelegt. Beim Reinigen und frischen Verbinden der entzündeten und eiternden Wunden hebt man mit Hülfe der zu unterst

ruhenden Gitter-Charpielappen die gesammte Charpielage der Wunde auf einmal hervor, erspart den Blessirten die überaus schmerzhaften Empfindungen, welche das mühsame Entfernen der einzelnen Charpiefäden verursacht, beschleunigt den frischen Verband außerordentlich und gewährt den Leidenden (wie auch dem verbindenden Arzte) eine wesentliche Erleichterung. Die Anfertigung dieser Gitter-Charpie ist freilich eine mühselige Arbeit, aber unsere patriotischen Damen unterziehen sich ihr mit vieler Bereitwilligkeit und Ausdauer, so daß täglich Versendungen nach dem Kriegsschauplatze stattfinden können. (Kr.-Ztg.)

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg 23. April 1864. Der Bestand beider hiesigen Kriegslazarethe des Johanniter-Ordens ist am heutigen Tage in Summa 53, wovon 50 Verwundete, 2 Kranke und ein Verunglückter (Graf von Nostitz, Abjutant des General-Feldmarschalls Freiherrn von Wrangel, der am 18. d. M. den Unterschenkel brach.) Von den Verwundeten sind 38 preußische Offiziere, 2 Unteroffiziere und 1 Grenadier und 9 dänische Offiziere in Behandlung. Die Vertheilung dieser 50 Verwundeten ist auf Bellevue 24, auf Känig's Garten 26. Im Anschluß an Nr. 16 des Wochenblattes war der Abgang, der Bestand und Zugang in Bellevue folgender: Als geheilt und gebessert entlassen wurden Lieutenant Rother, Hauptmann Schultze, Dr. Robert, Lieutenant Wolff und 3 kranke Offiziere. von Ditfurth, von Fischer-Treuenfeld, Freiherr von der Reck, von der Schulenburg, von Bosse, sind Reconvalescenten; Hauptmann Ballhorn liegt noch im Gypsverband, der dänische Kapitain von Wedege ist als Reconvalescent in's zweite Lazareth übergesiedelt, Unteroffizier Albrecht verläßt in diesen Tagen die Anstalt, Lieutenant Ranzow erholt sich allmählig, hat leider aber wieder eine geringe Blutung überstanden, von Druffel geht es langsam besser und bei von Studnitz werden die Hoffnungen für die Erhaltung des Lebens täglich größer. Der dänische Major v. Bauditz sieht leider seinem nahe bevorstehenden Ende entgegen, da die Eitervergiftung des Blutes eine hohe Ausdehnung angenommen hat. —

Der 18. April, an dem der Unterzeichnete mit seinem Assistenten, sowie die Aerzte des Nübler Johanniter-Lazarethes thätigen Antheil an der Ambulance-Arbeit nahmen, füllte beinahe beide hiesige Lazarethe des Ordens. —

Medizinalrath Professor Dr. Middeldorpf aus Breslau, der verehrte Lehrer des Unterzeichneten, hat sowohl am 18. April in der Ambulance, als später im Lazareth zu Nübel und hauptsächlich in den hiesigen Johanniter-Lazarethen den Aerzten des Ordens mit Rath und That in liebenswürdigster Weise beigestanden.

In Bellevue wurden neu aufgenommen: Lieutenant Löbbecke vom 53. Regiment, Streifschuß am Kopf und Fleischschüsse am rechten Unterschenkel und linken Oberschenkel, schwer; Lieutenant Heineccius II. vom 18. Regiment, Streifschuß an der rechten Wade, leicht; Lieutenant Bertram I. vom 3. Pionier-Bataillon, Contusionen am rechten Knie, leicht; von Pfuhlstein, Lieut. vom 4. Garde-Regiment z. F., Contusion der linken Schulter, leicht; Hauptmann von Seydlitz vom Leib-Grenadier-Regiment, Streifschuß am Kopf, leicht; Lieut. von Trotha vom 4. Garde-Regiment z. F., Fleischschuß in den linken Arm, leicht; Lieutenant Schultze, vom 4. Garde-Regiment z. F., Schuß in den rechten Oberschenkel; Schiffsgranate, schwer; Hauptmann Rumland, vom 35. Regiment, Fleischschuß in die Schulter, leicht. Von dänischen Offizieren wurden aufgenommen: Lieutenant Akerhjelm, vom 2. Regiment, Schußwunde in die rechte Wange, leicht; Oberstlieutenant Tersling, vom 9. Regiment, Fleischschuß durch den linken Oberschenkel, leicht; Lieutenant Mageusen, vom 3. Regiment, Schuß in den Rücken, schwer; Major von Schau, vom Generalstabe, Adjutant des Generals Duplat, Schuß durch's Knie mit Zerschmetterung des Oberschenkels, Amputation des Oberschenkels den 20. April. Sehr schwer, wenig Hoffnung; Offizier-Aspirant Smidth, vom 22. Regiment; Zerschmetterung des Ober- und Vorderarmes, sehr schwer.

Im 2. Kriegs-Hospitale des Johanniter-Ordens (Känigs-Garten) lagen Oberstlieutenant von Greiffenberg, Lieut. Bescherer, Hauptmann von Rebern und Grenadier Schick. Sie befinden sich alle 4 in zunehmender Besserung. Am 18. gingen hier an Verwundeten zu: Lieutenant Speith vom 53. Regiment, Streifschuß in der rechten Achselhöhle, leicht; Prem.-Lieutenant Schotte, vom 7. Pionier-Bataillon, Schuß durch die rechte Schulter, schwer; Freiherr von Falkenstein, Lieutenant im 24. Regiment, Schuß in den linken Oberschenkel, schwer; Lieutenant von Stangen, vom 22. Regiment, commandirt zum 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin, Contusion der linken Brust, leicht; Kleckl II. Lieutenant im 35. Regiment, Zerschmetterung des rechten Oberarmes, sehr schwer; Kehl II. Lieut. im 53. Regiment, Fleischschuß am linken Oberschenkel, leicht; Hauptm. von Rosenzweig, im 53. Regiment, Schuß durch die rechte Wade, leicht; Hauptmann Graf von Finckenstein, vom 18. Regiment, Fleischschuß am linken Oberam, leicht; Lieutenant Richter im 35. Regiment, Fleischschuß am rechten Vorderarm, leicht; Lieutenant Girschner vom 35. Regiment, Fleischschuß durch den rechten Oberarm, leicht; Isenburg, Lieutenant im 35. Regiment, Schuß durch die linke Schulter, schwer; von Korth, Oberst und Commandeur des 4. Garderegiments z. F., Große Fleischwunden am rechten Oberschenkel durch Granatsplitter, schwer; Lieutenant Busch vom 64. Regiment, Zerschmetterung des Oberarms, schwer; Lieutenant Humbert III. vom 60. Regiment, Schuß durch die linke Schulter, schwer; Unteroffizier Krause, vom 35. Regiment, Zerschmetterung des Oberschenkels, schwer. Von Dänen liegen im Lazareth: Lieutenant Bruun vom 2. Infant.-Regiment, Schuß im Nacken und Mittelfinger, leicht; Lieutenant Hjord vom 2. Infant.-Regiment, 2 Fleischschüsse im Oberschenkel, leicht. Heute Abend trafen noch aus Nübel und von den Truppen ein: Lieutenant Schod vom 35. Regiment (s. Nr. 16 des Wochenblattes). Demselben geht es gut. Hauptmann von Salpius, vom 64. Regiment, Schuß durch den rechten Oberkiefer, schwer; Hauptmann von Freiburg, vom 18. Regiment, Contusionen des Schien-

beins, leicht; Lieutenant Werdelsmann, Contusionen des Fußblattes (durch Ueberfahren), leicht. —

In Nübel wurden aufgenommen am 18. April und sind dort in Pflege geblieben oder ihren Wunden erlegen: Generalmajor von Raven, Zerschmetterung des rechten Fußes, amputirt vom Professor Middeldorpf; war in den ersten Tagen bedenklich, heute aber besser; Lieutenant von Mons vom 35. Regiment, Schuß durch Brust und Schulter, todt; Lieutenant von Rabenau vom 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin, Schuß durch Schulter und Brust, sehr schwer; Premier Lieutenant Rothenbücher vom 55. Regiment, Zerschmetterung des Unterschenkels, sehr schwer; Stöckel, Lieutenant vom Gothaschen Contingent, Schüsse durch Gesicht, Brust, Arm, sehr schwer; Lieutenant von Alvensleben vom 18. Regiment, Schuß durch Gesicht und Hals, schwer; Hauptmann von Gliszczynski vom 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin, Schuß durch die Schulter, sehr schwer; Hauptmann Böttge vom 53. Regiment, Schuß durch den Fuß, schwer; Lieutenant Möllhausen vom 35. Regiment, Schuß in den Bauch, todt; Lieutenant Maurer vom 60. Regiment, Schuß in Hals und Rückenmark, sehr schwer; Premier-Lieutenant Wienand vom 53. Regiment, Schuß ins Becken, todt, schon am 18. Abends; von dänischen Offizieren: Reiter vom 2. dänischen Infant.-Regiment, schwer im Rücken; von Hansen, Adjutant, Schuß durch die Brust, todt; Schulz, Schuß in den Bauch, todt; von Rosen, Major im Generalstabe, Schuß durch Vorderarm und Brust, todt. — Dr. Ressel.

Dem vorstehenden Berichte fügen wir Folgendes zu: Am 18. d. M. waren unter Führung des Ordens-Canzlers Grafen Eberhard zu Stolberg folgende Ordensritter beim Transport von Verwundeten, und zwar vom Beginn des Sturmes bis spät Abends thätig: Se. Durchlaucht Prinz Heinrich IX. Reuß, Freiherr Theodor von Zedlitz-Neukirch, auf Pischkowitz, Oberstlieutenant z. D. Keck von Schwarzbach und Premier-Lieutenant a. D. von Witzleben auf Kitscher, denen sich der Legations-Secretair von Holstein — der nicht Johanniter-Ritter ist —, freiwillig angeschlossen hatte, auf das Hingebendste unterstützt von 12 Brüdern des Rauhen Hauses und von Militair-Krankenträgern, welche ihnen speciell dazu überwiesen worden waren. —

Am 26. d. Mts. ist der Rechtsritter, Oberst z. D. von Ohlen und Adlerskron aus Glogau zur Dienstleistung nach Flensburg abgereist. Ehrenritter Ernst Graf zur Lippe, dessen Abreise nach Flensburg wir in Nr. 15 des Wochenblattes gemeldet haben, ist nach sehr kurzer Anwesenheit daselbst und einem Besuche in Nübel am 14. d. M. wieder hierher zurückgekehrt, weil eine hinreichende Zahl Ritter dort anwesend resp. zu freiwilliger Dienstleistung angemeldet war.

Im Ordens-Hospitale zu Altona, dessen Auflösung bevorsteht, sind den am 16. d. M. vorhandenen 24 Verwundeten und Kranken 2 zugetreten, dagegen 9 preußische Soldaten in Abgang gekommen, von denen 2 zu ihren Regimentern zurückkehrten und 7 in das Lazareth zu Spandau befördert worden sind, so daß am 23. d. M. dort noch 17 Verwundete und Kranke vorhanden waren.

Den Ordens-Krankenhäusern in Stendal und Jüterbog sind von Seiten der Militairverwaltung je 10, mithin zusammen 20 Verwundete und Kranke zur Pflege übergeben worden.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Kammerherrn von Heyden auf Gr.-Belaw 10 Thlr.; von Ungenannt 30 Thlr.; vom Generallieutenant z. D. von Derenthall zu Berlin 25 Thlr.; durch Prediger Wiesicke von der Gemeinde Münchhofe Kreis Teltow 3 Thlr.; vom Hauptmann a. D. Freiherr von Kotzeler auf Stettenbruch 25 Thlr.; vom Gr. G. 100 Thlr.; vom Major von Kalinowsky 6 Thlr.; durch Th. Freiherrn von Z. N. 100 Thlr.; von Kt. Poststempel Berlin 20 Thlr.; vom Kammerherrn Kraker von Schwarzenfeld auf Gr.-Sürding 25 Thlr.; vom Standesherrn Grafen Friedrich zu Solms-Baruth auf Baruth 100 Thlr. (2. Geschenk); vom Kreisdeputirten von Treskow auf Schloß Friedrichsfelde 100 Thlr.; vom Rittmeister a. D. von Bassewitz auf Liebenow 50 Thlr.; vom Hauptmann a. D. von Lepel auf Wieck 25 Thlr.; vom Regierungs-Präsidenten a. D. Freiherrn von Senden auf Rotzloff 10 Thlr.; vom Oberstlieutenant a. D. Freiherrn von Vincke auf Olbendorf 50 Thlr.; vom Rittmeister a. D. und Erbjägermeister in der Kurmark von Jagow auf Rühstädt 100 Thlr. (2. Geschenk); vom Kammerherrn und Erbkämmerer in der Landgrafschaft Thüringen Grafen von der Schulenburg-Heßler auf Vitzenburg 100 Thlr.; vom Kammerherrn von Kotzeler auf Ristitz 2 Friedrichsd'or; vom Landesältesten von Wrochem auf Czerwentzitz 10 Thlr.; durch die Gräflich Stolberg-Wernigerodesche Faktorei zu Ilsenburg 17 Thlr.; durch Cabinets-Secretair Schöpwinkel zu Wernigerode ferner 24 Thlr. 20 sgr.; durch Landrath von der Berswordt zu Oels 15 Thlr. 10 Sgr. 2 Pf.; von Ungenannt 1000 Thlr.; vom Oberstlieutenant a. D. von Born auf Sienno 25 Thlr. (2. Geschenk). Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 12,787 Thlr. 25 Sgr. 3 Pf.

2. Wäsche, Erfrischungen rc.

Durch den Bezirksvorsteher Kaufmann Schubert in Berlin ein Packet mit verschiedenen Lazarethgegenständen; vom Freiherrn von Sinner von Wattenwyl-Landshut zu Bern 12 feine Hemden, 32 Paar Socken; von Frau Baronin von Sinner daselbst 6 Hemden und Charpie; von den Geschwistern von Sinner daselbst Schreibmaterialien und Chocolade; von der Freiin Louise von Sobeck zu Berlin diverse Verbandgegenstände. (Fortsetzung folgt.)

Die seit Ende März im Johanniter-Hospitale zu Nübel stationirten zwei neu erbauten Transportwagen für Verwundete sind, nebst allem Zubehör, der eine von Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Pleß, der andere von der Rheinischen Ordens-Genossenschaft der Balley Brandenburg geschenkt worden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 18. Berlin, den 4. Mai 1864. Nr. 18.

Carl Ferdinand Freiherr von Berlichingen, Königlich Württembergischer Oberst a. D. und Kammerherr. Ehrenritter seit 1845. † zu Stuttgart 27. April 1864.

Am 30. v. Mts. versammelten sich die hier anwesenden Johanniter-Ritter bei dem Durchlauchtigsten Herrenmeister, um Höchst denselben zu seiner glücklichen Rückkehr vom Kriegsschauplatze zu begrüßen.

Der Ordens-Secretair, Ehren-Commendatoe Graf von Bismarck-Bohlen, richtete als Wortführer hierbei folgende Ansprache an Seine Königliche Hoheit:

„Durchlauchtigster Herrenmeister! Die hier versammelten Johanniter nahen sich Eurer Königlichen Hoheit ehrerbietigst, um Höchst Sie zu begrüßen und um ihre innige Freude auszusprechen, daß Ew. Königliche Hoheit durch Gottes Gnade wohlbehalten zurückgekehrt sind aus den glorreichen Kämpfen unserer Truppen, deren Gefahren und Mühen Eure Königliche Hoheit theilten.

Wir fühlen uns aber auch gedrungen, auszusprechen, wie freudig es im ganzen Orden empfunden wird, daß durch Euer Königlichen Hoheit Fürsorge eine so ausgedehnte segensreiche Thätigkeit in den Kriegs-Hospitälern sich entwickelt hat, und daß auf dem Schlachtfelde unsere Ritterbrüder unter Führung des Ordens-Canzlers, auf das Hingebendste unterstützt von den Brüdern des Rauhen Hauses, eine ächte Johanniter-Thätigkeit ausübten, die an die schönste Zeit unserer alt-ehrwürdigen Corporation erinnert. Sprechende Beweise dieser allgemeinen Theilnahme sind die reichen Gaben, die unaufgefordert diesem Werke christlicher Barmherzigkeit zufließen.

Wir betrauern einen tapfern Ritter: den Major von Jena, der seiner Wunde erlag, doch beklagen wir ihn nicht, weil er einen ruhmwürdigen Soldatentod starb; und gedenken theilnehmend noch zweier verwundeter Ordens-Mitglieder: des Oberlieutenants von Greiffenberg und Hauptmanns von Freiburg! —

Möchte durch das gegenwärtige Wirken unseres Ordens die Bahn zur weiteren Entwickelung desselben gewiesen sein, möchte durch diese Thaten seine Aufgabe immer klarer von uns erkannt werden: daß es Johanniter-Pflicht ist, zu helfen und zu dienen wo es Noth thut, und zwar mit Daransetzung des eigenen Lebens.

Gott wolle den Orden segnen und ihn sich entwickeln lassen unter der Führung Eurer Königlichen Hoheit auf diesen ächt ritterlichen Wegen!"

Der Durchlauchtigste Herrenmeister dankte hierauf in warmer, ergreifender Weise, und sprach Seine ganz besondere Anerkennung allen den Rittern aus, die im Dienste des Ordens in den Hospitälern desselben, sowie vor dem Feinde thätig gewesen sind, und von denen einzelne anwesend waren; auch theilte Höchstderselbe viele Einzelheiten Seiner Erlebnisse in den Kriegs-Lazarethen mit, in denen so mancher brave Krieger sein Schmerzenslager und sein Todtenbett gefunden hat, wobei Er der aufopfernden Thätigkeit der Diakonissen und der Brüder des Rauhen Hauses rühmend gedachte.

Schließlich forderte Seine Königliche Hoheit die Versammlung auf, an den Ordens-Canzler Grafen zu Stolberg in Anerkennung der ganz besonderen Verdienste, die derselbe sich im gegenwärtigen Kriege um den Orden erworben hat, eine Höchsteigenhändig geschriebene Adresse mit zu unterzeichnen; was von sämmtlichen Anwesenden mit großer Freude geschah.

Diese Adresse lautete wie folgt:

„Die heute am 30. April im Palais des Herren-Meisters versammelten Ritter des Johanniter-Ordens, folgend der Aufforderung desselben, sprechen ihren wärmsten und innigsten Dank dem Grafen Eberhard zu Stolberg, Erlaucht, für seine umsichtigen und hingebenden Dienste bei Einrichtung und Leitung der Ordens-Kriegs-Hospitäler aus."

Die Cistercienser in der Mark.

(Von Th. Fontane.)

Die beiden Ereignisse, die über das Wendenthum an Havel und Spree entschieden, waren die Erstürmung Brannibors am 11. Juni 1157 und unmittelbar darauf, wenn der halb sagenhaften Ueberlieferung Glauben zu schenken ist, die „Havelschlacht gegenüber dem Schildhorn", in der Jazko, der Neffe Pribislaw's, und seine noch einmal zusammengeraffte Wendenmacht entscheidend geschlagen wurde.

Schon zweihundert Jahre früher, unter den ersten Sachsenkaisern, waren die Deutschen bis ebenfalls an die östliche Havel vorgedrungen, und schon damals waren, in ihren ersten Anfängen wenigstens, der Havelberger und Brandenburger Dom gegründet worden, aber Leichtsinn, Unklugheit, Grausamkeit von Seiten der Sieger hatten zunächst zu Auflehnung der Besiegten und endlich zu völliger Abschüttelung des Jochs geführt. Das alte Wendenthum war auf 150 Jahre hin wieder glänzend aufgeblüht. Jetzt, nach der Niederwerfung Jazko's, war es zum zweiten Mal unterlegen, und es galt nunmehr, die Mittel und Wege ausfindig zu machen, um einer abermaligen Auflehnung vorzubeugen. Albrecht der Bär, von dem es im Volksliede heißt:

> Heinrich de Leuw und Albrecht de Bar,
> Dartho Frederik mit den roden Haar,
> Dat waren dree Heeren
> De kunden de Welt verkehren —

dieser Albrecht der Bär war just dazu angethan, diese Mittel ausfindig zu machen und das früher durch Schwäche und Unklugheit Gescheiterte durch Muth und Ausdauer endgültig siegreich hinauszuführen. Es ist bekannt, daß er, nach Plan und System, die Colonisirung des Landes begann; zu den Kirchen und Burgen aber, die schon einmal die Bekehrung und Beherrschung des Landes versucht hatten, gesellte er, als ein neues, drittes, die Vereinigung von Burg und Kirche — die Klöster. Mönche wurden in's Land gerufen, vor allem die Cistercienser, ein Orden, der eben damals auf seinem europäischen Siegeszuge bis an die Saale und Unstrut vorgedrungen war.

Da diesem überall hin pionirenden Orden die Aufgabe zufiel, auch namentlich für die Cultur und geistige Eroberung der Mark von hervorragender Bedeutung zu werden, so mag es gestattet sein, bei seiner Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte einen Augenblick zu verweilen und das Fortschreiten desselben auf seinen großen Etappen von West nach Ost zu begleiten.

Die ersten Klöster, die zumal in Süd- und West-Europa in's Leben gerufen wurden, waren Benediktiner-Klöster, d. h. also Klöster, in denen die Regeln des heiligen Benedikt: Gehorsam, Armuth, Keuschheit, die Fundamentalsätze alles Klosterlebens, Geltung hatten. Die Benediktiner übten diese Tugenden Jahrhunderte lang, aber jene Epoche, die den Kreuzzügen unmittelbar voraufging, war eine Epoche des kirchlichen, mindestens des klösterlichen Verfalls, ganz in ähnlicher Weise wie derselbe fünf Jahrhunderte später zum zweiten Mal in die Geschichte eintrat, und „sittliche Reform" worauf zunächst die Reformation gerichtet war, war eine Parole, die wie vielfach während des Lebens der Kirche, so auch um die Zeit der ersten Kreuzzüge gehört wurde.

Dies Ringen nach Reform, nach Wiederherstellung jener Kloster-Heiligung, wie sie die ersten Klöster gekannt hatten, gab Veranlassung zur Gründung eines neuen Ordens. Dieser neue Orden war der der Cistercienser. Sein nächster Zweck war nicht Abzweigung vom Benediktinerthum, aus dem er herorging, sondern Wiederherstellung desselben in seiner Ursprünglichkeit und Lauterkeit. Aber es scheint das Loos solcher und ähnlicher Bestrebungen — vielleicht nach jenem Naturgesetz, welches die volle Wiederherstellung von etwas Verschwundenem unmöglich macht — jedesmal zu einer Neuschöpfung zu führen. Zu einer Neuschöpfung, die anfänglich, in aufrichtiger Demuth, sich selbst nicht als eine Neuschöpfung betrachtet sehen will und doch sich selbst zum Trotz von Tag zu Tag in etwas Neues hineinwächst.

So gingen, gegen den Willen des Gründers, die Cistercienser aus den Benediktinern hervor.

Verfolgen wir, nach diesen allgemeinen Bemerkungen, die Entwickelung des neuen Ordens aus dem alten auch an den Trägern dieser Entwickelung, an den Personen.

Robert (später der heilige Robert), Abt des Benediktinerklosters zu Molesme an der Grenze von Champagne und Burgund, gab, um der eingerissenen Verderbtheit willen, die er in seinem eigenen Kloster wahrnahm, das Kloster Molesme auf und zog sich in das unwirthliche, nur mit Dornen und Gestrüpp bewachsene, durch ein Flüßchen kümmerlich bewässerte Thal von Citeaux (Cistercium) in der Nähe von Dijon zurück, um daselbst mit 20 anderen Mönchen, die ihm gefolgt waren, getreu nach der ursprünglichen Vorschrift des heiligen Benedikt zu leben. Seine Trennung war eine rein äußerliche und locale, er hatte sich von seinem Kloster getrennt, nicht von der ursprünglichen Klosterregel, ja, er kehrte nach einjähriger Abwesenheit in Citeaux, auf Befehl des Papstes, in das Kloster Molesme zurück. Aber unwissentlich war ein neuer Keim gepflanzt, und der bescheidene Versuch, der eine alte Schöpfung nur neu gestalten sollte, schuf nicht in, sondern neben dem Alten ein Neues. In dem Thale von Cisterz ging ein neues Klosterleben auf. Die Träger dieses neuen Lebens aber waren nicht Benediktiner mehr, sie waren Cisterzienser.

Bald zeigte sich die erfolgte Trennung auch in der äußeren Erscheinung, bald auch in den Zwecken und Zielen des Ordens, in der Art, wie er seine Aufgabe faßte. Was die Tracht angeht, so änderte bereits der heilige Alberich, der zweite Abt von Citeaux, die Kleidung seiner Mönche, und das Kleid, das vorher schwarz gewesen war, wurde weiß mit einem schwarzen Gürtel und schwarzem Skapulier. Nach der schönen Sage des Ordens war seine (des Alberich) schwarze Kleidung unter der Berührung der heiligen Jungfrau weiß geworden.*)

---

*) Dies weiße Kleid der Cistercienser war ihr besonderer Stolz, und unter den zahlreichen Legenden†) dieses Ordens bezogen sich viele auf die besondere Gunst, in der, bei Gott und Menschen, das „weiße Kleid" stand. Im Jahre 1215 starb ein Cistercienser-Mönch zu Cher in Frankreich und wurde ohne sein Chorkleid begraben. Er kam zurück, um sein Kleid zu holen, weil der heilige Benedikt ihm nicht anders den Himmel aufschließen wollte. Der Prior gab es ihm, und er hatte nun Ruhe und kam nicht wieder.

†) Unter den anderweiten Legenden des Ordens ist mir keine schöner erschienen als die folgende:

Im Jahre 1167 dachte Mönch Heron in Gallizien in der Frühmette über die Worte nach: „Tausend Jahre sind vor Dir, Herr, wie der Tag, der gestern vergangen ist." Er fand dies unbegreiflich und zweifelte. Als er aus der Kirche kam, flatterte ein bunter Vogel über ihm und sang sehr lieblich. Heron, von der Schönheit und dem Gesang des Vogels bezaubert, folgte ihm, wohin er flog, aus dem Kloster in einen benachbarten Wald, der Vogel hüpfte von Zweig zu Zweig und sang immerfort dreihundert Jahr

Wichtiger aber als diese äußeren Abzeichen war die Wandlung, die der neue Zweig der Benediktiner **innerlich**, vor allem in seinen Zwecken und Zielen, erfuhr. Er wurde **eine Specialität**, er wurde der Orden der **Colonisation**.

Nie hat ein Orden einen gleich raschen und gewaltigeren Siegeszug über die Welt gehalten. Aus dem Mutterkloster Cisterz, gegründet 1098, waren nach 15 Jahren schon vier mächtige Töchterklöster (La Ferté, Pontigny, Morimond und Clairvaux) hervorgegangen, den Töchtern folgten wieder Töchter und Enkeltöchter, und eh ein halbes Jahrhundert um war, war nicht nur ein Netz von Cistercienser-Klöstern über das ganze christliche Europa ausgebreitet, sondern auch tief in heidnische Lande hinein waren die Mönche von Cisterz mit dem Kreuz in der Linken, mit Axt und Spaten in der Rechten, lehrend und Acker bauend, bildend und heiligend vorgedrungen. Es war ein in jenen raschen Proportionen sich mehrendes Anwachsen, wie man es auf alten Stammbäumen veranschaulicht sieht, wo, von Generation zu Generation, aus jedem einzelnen Neuzweig wieder zahllos andere neue Zweige sprießen, anwachsend zu Multiplicationen, wie bei der bekannten Verdoppelung der Schachbrettfelder. 50 Jahre nach der Gründung des Ordens gab es 500, hundert Jahre nach der Gründung bereits 2000 Cistercienser-Klöster, und Caspar Jagelinus, ein Deutscher, hat uns allein die **Beschreibung** von 791 Cistercienser-Klöstern hinterlassen. Von diesen 791 Klöstern waren 209 in Frankreich, 128 in England (Schottland und Irland) und 109 in Deutschland.

Die Frage drängt sich auf, was diesem Orden zu so rapidem Wachsthum verhalf und ihm, zwei Jahrhunderte lang, in allen Ländern und an allen Höfen ein alles überstrahlendes Ansehen lieh. Es waren wohl drei Ursachen, die zusammen wirkten: die gehobene Stimmung der ganzen christlichen Welt während der Epoche der ersten Kreuzzüge, die wunderbare, mit unwiderstehlicher Gewalt ausgerüstete Erscheinung des heiligen Bernhard, der, aus dem Orden heraus, bald nach Erstehung desselben erwuchs und ihn dann durchleuchtete, und endlich drittens die besondere, schon in aller Kürze angedeutete colonisatorische Eigenart dieses Ordens, die ihn in einer Zeit, in der geistig und physisch überall auszuroden und urbar zu machen war, als ein besonders geeignetes Werkzeug sowohl in der Hand der Kirche wie auch des weltlichen Fürstenthums erscheinen lassen mußte.

1115 existirten nur fünf Cistercienserklöster, 1119 bereits vierzehn, aber sämmtlich noch innerhalb Frankreichs und auf verhältnißmäßig engem Gebiet; zwanzig Jahre später sehen wir den Orden, in immer rascherem Wachsen, von der Loire an den Rhein, vom Rhein an die Weser und endlich von der Weser bis an und über die Elbe vorgedrungen. 1180 erschienen seine ersten Mönche in der Mark.

An wenigen Orten mochten die Vorzüge speciell dieses Ordens so in die Augen springend sein als in der Mark, und zwar um deshalb, weil sie an keinem andern Orte gleich benöthigt waren, nirgends ein ausgesprocheneres Feld für ihre Thätigkeit fanden. Wo die Unkultur zu Hause war, hatten die Kulturbringer ihr natürlichstes Feld. Rechnen wir die Nonnenklöster desselben Ordens mit ein, die, wenigstens was die Bekehrung, Lehre und Unterweisung angeht, die gleichen Ziele wie die Mönchsklöster verfolgten, so haben wir über 20 **Cistercienser-Klöster** in der Mark und Lausitz zu verzeichnen, von denen die große Mehrzahl vor Ablauf eines Jahrhunderts entstand. Weder die Prämonstratenser und Karthäuser (gleichzeitig mit ihnen), noch auch später die die Städte suchenden Dominikaner und Franziskaner, sind ihnen an Ansehn und rascher Verbreitung gleich gekommen.

Dem Zeitpunkt ihrer Entstehung nach folgen diese märkisch-lausitzischen Cistercienser-Klöster wie folgt auf einander:

- **Zinna**, Mönchskloster, in der Nähe von Jüterbog 1171.
- **Lehnin**, Mönchskloster, in der Nähe von Brandenburg 1180.
- **Dobrilugk**, Mönchskloster, in der Lausitz 1180—90.
- **Neuzelle**, Mönchskloster, in der Lausitz 1230.
- **Marienfließ** oder **Stepnitz**, Nonnenkloster in der Priegnitz 1230.
- **Dransee**, Mönchskloster, in der Priegnitz 1233.
- **Paradies**, Mönchskloster, im Posenschen (früher Neumark) 1234.
- **Marienthal**, Nonnenkloster, in der Lausitz 1234.
- **Zehdenick**, Nonnenkloster, in der Ukermark 1249.
- **Friedland**, Nonnenkloster, im Ober-Barnim, um 1250.
- **Mariensee**, Mönchskloster, auf der Insel Pelitz im Parsteiner See, zwischen Oderberg und Angermünde, (Ukermark) 1258.
- **Marienstern**, Nonnenkloster, in der Lausitz 1264.
- **Chorin**, Mönchskloster, in der Ukermark 1273.
- **Marienwalde**, Mönchskloster, in der Neumark 1286.
- **Heiligengrabe**, Nonnenkloster, in der Priegnitz 1289.
- **Zehden**, Nonnenkloster, in der Neumark 1290.
- **Bernstein**, Nonnenkloster, in der Neumark 1290.
- **Reetz**, Nonnenkloster, in der Neumark 1294.
- **Himmelpfort**, Mönchskloster in der Ukermark 1299.
- **Himmelstädt**, Mönchskloster, in der Neumark 1300.
- **Seehausen**, Nonnenkloster, in der Ukermark 1300.

Das wichtigste unter den hier aufgezählten märkisch-lausitzischen Klöstern war wohl das Kloster Lehnin; — es wurde das Mutterkloster für diese Gegenden, aus dem Neu-Zelle, Paradies, Mariensee, Chorin und Himmelspfort hervorgingen.

Alle diese Klöster mit wenigen Ausnahmen wurden in der Mitte des 16. Jahrhunderts unter Joachim II. säkularisirt. Viele sind seitdem, namentlich während des 30jährigen Krieges, bis auf die Fundamente oder eine stehen gebliebene Giebelwand zerstört worden, andere existiren noch, aber sie dienen der **Kultur** dieser Lande nur noch in soweit, als sie, oft in ziemlich prosaischer Weise, der **Agrikultur** dienstbar gemacht worden sind.

lang. Als nun **Heron** dreihundert Jahre lang weder gehungert, noch gedürstet, sondern allein von dem lieblichen Vogelgesang gelebt hatte, flog der Zaubervogel davon, und die Entzückung hörte auf. **Heron** kam nun wieder zu sich selbst und besann sich, daß er so eben aus der Frühmette gekommen sei. Er kehrte zurück zum Kloster und klopfte an die Klosterpforte, aber da waren weder Pförtner, noch Abt, noch Brüder mehr, die ihn kannten. Sie waren alle längst todt; dreihundert Jahre waren verflossen. „Tausend Jahre sind wie ein Tag."

Die Abtwohnungen sind zu Amtshäusern, die Refektorien zu Maischräumen und Brennereien, die Zellen und Dormitorien zu Seminarien oder Soldatenstuben geworden. Es ist allen diesen Klöstern ergangen, wie ihrer großen, gemeinschaftlichen mater, dem Kloster zu Citeaux selber. Den Verfall, den Niedergang, den hier zu Lande die Reformation still und allmälig einleitete, schuf dort die französische Revolution auf einen Schlag. „Auf den Trümmern der Abtei — so erzählt der Abbé Ratisbonne, der eine Geschichte des heiligen Bernhard geschrieben hat und Citeaux um 1839 besuchte — erhob sich in dem genannten Jahre eine Runkelrübenzucker-Fabrik, die selber wieder in Trümmer zerfallen war, und ein elender Schauspielsaal stand an der Stelle der Mönchs-Bibliothek, vielleicht an der Stelle der Kirche. Die Zelle des heiligen Bernhard, die vor ohngefähr 20 Jahren noch existirte, hatte inzwischen einem Schmelzofen Platz gemacht; — nur noch der Schutt der Zelle war vorhanden. Alle sonstigen Bauwerke waren längst zerstört, und aus ihren bloßen Trümmermassen waren drei Dörfer erbaut worden."

In dieser kurzen Schilderung des Verfalls des Mutterklosters ist zugleich die Geschichte von aberhundert Töchter-Klöstern erzählt — auch der unserigen.

Die Klöster selber sind hin; viele von denen, die hierlands in alten Klostermauern wohnen, wissen kaum, daß es Klostermauern sind, sicherlich nicht, daß es Cistercienser waren, die vor ihnen die Stätte innehatten. Und hörten sie je das Wort, so wissen sie nicht, was es meint und bedeutet. Und doch waren es die Pioniere, die hundert und tausend andern Colonisten, die nach ihnen kamen, die Wege bahnten. Das Gedächtniß an sie und an das Schöne, Gute, Dankbare, das sie geschaffen, ist geschwunden; uns aber mag es geziemen, darauf hinzuweisen, daß noch an vielen hundert Orten ihre Thaten und Wohlthaten zu uns sprechen. Ueberall wo in den Teltow- und Barnim-Dörfern, in der Ukermark und im Ruppinschen, alte Feldsteinkirchen aufragen mit kurzem Thurm und kleinen niedrigen Fenstern (das Ganze fast mehr eine Burg als eine Kirche), überall wo die Ostwand einen chorartigen Ausbau, ein sauber gearbeitetes Sakristei-Häuschen, oder das Dach in Folge späteren Anbaues eine rechtwinklige Biegung, einen Knick zeigt, überall da mögen wir sicher sein, — hier waren Cistercienser, hier haben Cistercienser gebaut und der Kultur und dem Christenthum die erste Stätte bereitet.

„Wider die Armuth."

So lautet der vielsagende kurze Titel einer 64 Seiten klein 8° umfassenden Aneinanderreihung von Anschauungen und Reflectionen über, oder vielmehr — wie von Haus aus zur präcisen Bezeichnung des Buchinhalts gesagt ist — wider die Armuth. Die Schrift erschien im A. Hildebrand'schen Verlage zu Schwerin, 1863; ein Separatabdruck aus des Herrn Verfassers — K. Fr. Deiters — Handbuch der Mecklenburgischen Wirthschaftsführung, Band III. Der höchste Ertrag."

Möge es mir gestattet sein, in unserm Blatt eine Erörterung niederzulegen, anläßlich erwähnten Büchleins, dessen Devise mich bewog, es zu erkaufen.

Geld macht nicht glücklich. Derjenige, welcher sich am meisten des Geldbesitzes erfreut, der Geizige, er ist das unglücklichste der Erdengeschöpfe; lebt wie ein Habenichts, um als ein Reicher zu sterben.

Gänzlich entziehen kann sich Niemand den mannichfachen Unfällen des menschlichen Lebens. Wer von denselben in nur geringem Grade berührt wird, der ist glücklich. Manche sind überhaupt wenig von Unglück heimgesucht; der Volksmund nennt sich deshalb Glückskinder; Andere wiederum wissen der einen und andern Wiederwärtigkeit mit Umsicht und Ausdauer vorzubeugen; schließlich giebt es Charaktere, welche den schwersten Schicksalsschlägen eine eiserne Stirn entgegen setzen, oder — was bei Weitem anders und edler ist — ein unverzagtes, kindliches Gemüth.

Die unumstößliche Wahrheit: Jeder ist seines Glückes Schmied, glaubt man wohl (in irriger Verblendung) dahin verstehen zu müssen: Trachte nach Geld, das Uebrige wird Dir von selber zufallen; wer Geld hat, hat gute Tage. So meint man; verscheucht denn aber Reichthum oder Wohlhabenheit wirklich die Widerwärtigkeiten dieses Lebens?

Jedoch, wir würden Pessimisten sein, wenn wir, wie es gemeinhin geschieht, die Sucht nach Geld und Gut als gerade unsern Tagen zueigen erachteten. Die Mythe berichtet uns, daß Prometheus den goldig glänzenden Himmelskörper stahl, wie jener Rabe, der, durch den metallischen Schimmer bethört, einen Fingerring nutzlos durch die Lüfte entführte. Im grauen Alterthum brachte die Begierde nach einem goldenen Vließ hellenische Kraftmenschen in Harnisch und trieb sie hinaus zu Schiff. Vergegenwärtigen wir uns die im kaiserlichen Rom durch Erpressungen zusammengehäuften und in fabelhaftem Verschwenden vergeudeten Schätze. Gedenken wir Derer, die in den Töpfen alchymistischer Schwindler Goldquellen erwarteten; u. s. w. Von jeher grassirte die Begierde, Reichthümer zu erwerben. Das gegenwärtig so verbreitete Streben nach Geldgewinn hat durch erweiterte Erkenntniß und Ausbeute der Naturkräfte eine große Ausdehnung und beflügelte Eile angenommen, ist also etwas ganz Natürliches, mindestens etwas sehr leicht Erklärliches und auch wohl etwas Erfreuliches, insofern man das Geld als Repräsentanten der Arbeit ansieht.

In gleichem Maaß wie der, welcher zeitweis an eingebildeten Körperleiden krankt, zu den beklagenswerthen Creaturen gehört; in gleichem Maaß wie die, welche fortwährend bald dieser, bald jener Lebensgefahr sich gegenüber wähnen, die bedauernswürdigsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft sind; ebenso sind als kleinmüthig und verzagt zu bemitleiden Solche, die ab und zu nicht genug zu besitzen oder zu erwerben glauben, weil sie an eingebildeten Bedürfnissen kranken; am bejammernswerthesten sind diejenigen Schwarzseher, die stets glauben, ein Hungerleben stünde ihnen bevor, weil sie nie genug zu besitzen oder zu erwerben meinen. In diesem Sinn wäre ein Buch über die Misère des Reichthums, also „Wider den Reichthum" auch ein verdienstliches Werk.

In der Scala sittlicher Größe stehen gleich hoch: ein Reicher, der seine Habe rechtlichem Erwerbe, redlichem Mühen verdankt, von seinem Gelde einen vernünftigen Gebrauch macht, weit entfernt, auf den gefüllten Schrank,

auf die volle Tasche zu pochen — und ein Armer, welcher durch unverschuldetes Unglück All das Seine eingebüßt hat und mit Gott vertrauendem Sinn duldet, oder ohne zu murren von Neuem Hand anlegt, sei es auch an die niederste Arbeit.

Derjenige, der dem Reichthum, weil dieser häufig Ansehen beansprucht und Achtungsbeweise erfährt, unter allen Umständen Concessionen einräumt, entwürdigt sich auf das Allerentschiedenste. Schätze sind nur erborgter Flitter; die sittliche That, der ehrenvolle (makellose) Name — diese bleiben die schönste Zierde; sie überdauern das Leben. Nur der Reiche, welcher fest und unantastbar auf dem Boden der Moral steht, nur dieser verdient einen Vorrang. — Gerade so verhält es sich mit dem Armen. Armuth ist nicht immer Schande. Wer dem trägen Gewohnheitsbettler Zutritt gewährt (wie er dem arroganten Reichen Vortritt gestattet), weil jener solchen vielfach erzielt durch Aufdringlichkeit und Verstellungskunst, der entzieht dem wahrhaft Hülfsbedürftigen (und Ehrenwerthen) Etwas, worauf derselbe füglich Ansprüche hat. Wenn ich mich, ehe ich einem Reichen dauernd Hochachtung zolle, befrage: verdient er dieselbe? so muß ich mich auch vergewissern, ob der Arme, dem ich wiederholt Zeugniß meines Mitleidens gebe, dessen würdig ist. Der Arme, im Schlamm sittlichen Elends versunken, (wie der Reiche, welcher in Genußsucht aufgegangen) verdient, wenn er nicht arbeiten will: allgemeinste Verachtung, demnächst aber auch Errettung aus seinem Elend; er bedarf eines Vormunds.

Das Buch mit dem Titel: „Wider die Armuth", meinen wir, indem wir es zur Hand nehmen, wird vielleicht die Gegensätze behandeln zwischen Arbeiter und Arbeitgeber — Faullenzer und Arbeitsucher. Fehlt Arbeit, fehlt Kraft, so tritt Armuth ein; eine Calamität, die der Abhülfe bedarf. Unser Buch: „Anschauungen und Reflectionen wider die Armuth" geht weiter, und der Inhalt gestaltet sich anders, als wir anfänglich dachten. Die Devise „Wider die Armuth" zielt auf ein Kampfobject. Besitz und Mangel sind in adversairem Verhältniß. Die Armuth soll nicht als Symptom behandelt und behoben werden; man trachte ihr von Haus aus wie einer Krankheit vorzubeugen, und verfahre gegen dieselbe wie gegen einen Feind, dessen Angriff man zuvorkömmt, indem man auf seinen Sammelplätzen schon des Gegners Machtentfaltung bekämpft. Man will im Keim das Uebel bewältigen. Der Armuth soll jede sittliche und politische Berechtigung entzogen werden. Verfasser faßt die Armuth auf als eine stets drohende Gefahr, tractirt sie nicht als ein zu milderndes menschliches Leiden.

Im §. 8 wird betont, wie der auf unentgeltliche Unterstützung gerichtete Anspruch nicht zu befriedigen sei, und daß man seiner Entstehung vorbeugen müsse. Unser Buch beschäftigt sich somit vorwiegend mit dem unsittlichen Armen, mit der Armuth als Laster, ja als Verbrechen. „Enthöbe man den Armen lediglich seiner Noth, so bliebe noch immer die Verwilderung zu beseitigen" (S. 15). Es wird vorgeschlagen, die nicht an den öffentlichen Lasten (Steuern) sich betheiligende Armuth zu staatsbürgerlicher Rechtlosigkeit zu condemniren.

Der Staat muß die Bildung und Erhaltung der Familie in aller Weise erleichtern, d. h. also die Armen zu Familiengliedern machen, sie einem auf Blutsverwandtschaft beruhenden (Privat-) Armenverband einreihen. Dagegen darf keine Familie entstehen, wo (deren Zweck nicht erfüllt, nämlich) ein wirthschaftliches Leben nicht begründet werden kann.

Wie für Diejenigen zu sorgen ist, denen man Selbstständigkeit und Familie entzieht, wird in mehreren Paragraphen dargethan. Was in Mecklenburg-Schwerin das Gesetz zur Abhülfe der Armuth (wider die Armuth) vorschreibt, ist im Schluß-Paragraph nachgewiesen.

Ich erlaube mir, auf die in einigen Theilen des Königreichs Sachsen in mustergültiger Weise eingerichteten, segensreich wirkenden Armenbezirks-Vereine hinzuweisen (namentlich auf den in Chemnitz). Eine nähere Kenntnißnahme von dem dortigen Hand in Handgehen der Behörde mit der Privatwohlthätigkeit möge auch anderwärts das große Resultat herbeiführen: „Hier giebt es keine Bettler".

Ernst Graf Lippe.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, den 30. April 1864. In der letzten Woche hat sich in den hiesigen Johanniter-Lazarethen an Zugang und Abgang wenig verändert. Leider sind in Bellevue 2 Todesfälle eingetreten; Major Schau vom dänischen Generalstabe starb am 23. April an Erschöpfung, Major von Baudiß den 30. April an Pyämie. Dafür wurde in Bellevue den 29. April Lieutenant von Alvensleben aus Nübel aufgenommen und befindet sich relativ gut, von Dittfurt und von Bosse geheilt entlassen. Somit ist der Bestand in Bellevue 21 Verwundete. In Königs-Garten sind, wie nach dem letzten Bericht: 26 Verwundete; dazu ein Verunglückter und 2 Kranke, in Summa 50 Verpflegte. Unter diesen sind folgende Reconvalescenten: von Fischer-Treuenfeld, Freiherr von der Reck, von der Schulenburg, Albrecht, Ranzow, Ballhorn. Von Druffel und von Stubnitz geht es fortschreitend besser. Unter den leicht Verwundeten sehen Heineceius II., Bertram I., von Seydlitz, von Trotha, von Pfuhlstein, Rumland, Akerhjelm, von Tersling wohl in einigen Wochen ihrer Reconvalescenz entgegen; Löbbeke, Schultze, Mogensen und Smidth geht es für ihre schweren Verwundungen recht gut, und schreitet die Heilung in erfreulicher Weise vor.

In Königs-Garten geht es allen Verwundeten mit Ausnahme des Unteroffiziers Krause, der am Typhus leidet und isolirt worden ist, und der Lieutenants Schotte und Isenburg, die an Blutungen mehrfach litten, bei denen jedoch irgend eine Lebensgefahr nicht vorliegt, gut; von Greissenberg, Bescherer, von Redern, Schick, Speith, Freih. von Falkenstein, von Stangen, Kleckl II., Kehl II., von Rosenzweig, Graf von Finckenstein, Richter, Girschner, von Korth, Busch, Humbert III., Bruun, Hjord, Schob, von Salpius, von Freiburg, Werdelsmann, von Wedege befinden sich alle relativ gut und wird erst der nächste Bericht einzelne Krankheitsveränderungen zu bringen haben. Graf Nostiz (Unterschenkelbruch) ist auf dem Wege der Heilung.

In Nübel starben leider an den Folgen ihrer Wunden: General von Raven, von Rabenau, Maurer, Reiter. Rothenbücher liegt im Gypsverband und ist Hoffnung zur Erhaltung des Unterschenkels, Stöckel, v. Glisczynski, Böttge, von Brodowski, diese 5 letzten Kranken in Nübel werden hoffentlich erhalten und siedeln allmählig in die hiesigen Lazarethe über, da ihr Zustand, trotz ihrer schweren Wunden, doch ein viel besserer geworden ist. — Dr. Ressel.

Das Kriegs-Hospital zu Altona ist am 30. April aufgelöst worden, nachdem sämmtliche darin befindlich gewesene Verwundete und Kranke zumeist als genesen entlassen, theils anderweiter Pflege übergeben worden sind. Dr. von Thaden in Altona hat, seit dem Rücktritt des Dr. Hüter, als erster Arzt in demselben — unter Ablehnung einer jeden Vergütigung für seine Mühewaltungen — in hingebender Weise fungirt.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Wirklichen Geheimen Rath Grafen von Burghaus zu Breslau 300 Thlr. (2. Geschenk); vom Fürstlich Lippeschen Hofjägermeister Freiherrn von Donop zu Detmold 25 Thlr. (2. Geschenk); vom Rittergutsbesitzer von Waldow auf Fürstenau 25 Thlr.; vom Generalmajor z. D. Freiherrn Schenk zu Schweinsberg in Erfurt 10 Thlr.; durch Landrath von Brauchitsch zu Danzig Rest einer veranstalteten Sammlung 22 Thlr.; vom Generallieutenant a. D. Grafen von Bismarck-Bohlen auf Carlsburg 50 Thlr.; vom Commendator des Ordens, Oberst a. D. von Rochow auf Schloß Stülpe 100 Thlr.; vom Majoratsbesitzer Freiherrn von Tschammer auf Quaritz 50 Thlr.; vom Landrath von Prittwitz zu Ohlau 8 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Köckritz auf Gr.-Sürchen 26 Thlr.; vom Landesältesten Grafen von Pfeil auf Wildschütz 10 Thlr.; vom Justizrath Heyl zu Saarlouis 15 Thlr. (2. Geschenk); von Frau Gastwirthin Köhl daselbst 2 Thlr.; vom Hauptmann von Espinol daselbst 1 Thlr.; vom Premier-Lieutenant im Ingenieur-Corps von Sponkeren daselbst 7 Thlr. (2. Geschenk); vom Landesältesten von Schmiedeberg auf Schwanowitz 15 Thlr.; vom Hauptmann im Generalstabe der 11. Division von Rothkirch 25 Thlr. (2. Geschenk); vom Landesältesten von Debschitz auf Kaschperndorf 25 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Langen auf Porow 18 Thlr. (4. Geschenk); vom Kammerherrn von Behr auf Bargotz 10 Friedrichsd'or; vom Rittergutsbesitzer von Salisch auf Kraykau 20 Thlr.; vom Major a. D. von Beneckendorff-Hindenburg auf Neubeck 6 Thlr. 15 Sgr.; vom Rittmeister a. D. und Kreisdeputirten Eckhardt auf Zwiesigkow, Kreis Schweinitz 2 Staatsschuldscheine à 100 Thlr. und einen Rentenbrief der Provinz Sachsen à 25 Thlr. umgesetzt für zusammen 206 Thlr. 26 Sgr. 6 Pf.; vom Herrn Herrmann von Jacobs jun. in Potsdam 500 Thlr.; vom Major im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 von Krosigk 25 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 14,334 Thlr. 26 Sgr. 9 Pf.

2. Wäsche, Erfrischungen &c.

Von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Carl von Preußen: Erfrischungen und Lebensmittel für das Ordens-Kriegshospital in Nübel; aus Schwerin durch den General-Adjutanten Generalmajor von Zülow 15 Kisten und 1 Korb mit Bekleidungs-, Verband- und Erfrischungsgegenständen; von Ungenannt aus Glogau 1 Roßhaarkissen mit Lederüberzug; durch Landrath von Brauchitsch in Danzig 3 Packete mit Leinenzeug, 7 Hemden, 27 Paar Strümpfe und 75 Binden; vom Landrath von Prittwitz zu Ohlau Wäsche, Lebensmittel; vom Inspector Fleischler zu Reinstedt Erfrischungen, Kleidungsstücke; aus Braunfels 5. Sendung; vom Bürgermeister Putschack zu Muskau Erfrischungen und Verbandzeug; aus dem Kreise Landshut durch Landrath von Küthow 128 Stück Hemden; von Frau Gräfin zu Stolberg geb. Freiin von Romberg in Gütersloh Erfrischungen; von Frau Baronin von Romberg geb. Gräfin von Dönhoff Fleischwaaren und Verbandzeug; vom Landrath a. D. von Wißmann auf Falkenberg Bücher zur Vertheilung in den Lazarethen; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Carolath-Beuthen ein Stück Dammwild (5. Sendung); von Seiner Erlaucht dem regierenden Grafen zu Stolberg-Wernigerode ein Stück Wild; aus dem Kreise Landshut 6000 Stück Cigarren; vom Preußischen Volksverein eine Kiste mit Schnupftaback; vom Freiherrn von Reck auf Obernfelde Wäsche, Lebensmittel; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Carolath-Beuthen 1 Stück Wild (6. Sendung); durch Landrath Grafen von Pückler auf Oberweistritz Sammlung im Kreise Schweidnitz: Verbandzeug und Taback; vom Frauen-Verein in Potsdam Wäsche und Lebensmittel; von Frau von Grävenitz geb. von Oelsen auf Frehne 12 Flaschen Fruchtsaft; vom Frauenverein in Halle 6 Hemden; aus der Grafschaft Wernigerode Erfrischungen, Kleidungsstücke und Cigarren; von Sr. Erlaucht dem regierenden Grafen zu Stolberg-Wernigerode 12 Kisten Cigarren; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Carolath-Beuthen 6 Fasanen; von Ungenannt, Poststempel Doelitz; aus Detmold Strümpfe und Hemden; aus Potsdam Verbandzeug; vom Wirkl. Geh. Rath Grafen von Arnim-Blumberg zu Berlin Unterjacken, Unterhosen; vom Freiherrn von Müffling zu Erfurt Erfrischungen; von Damen in Lübeck Erfrischungen, Wäsche &c.; von Frau von Walter in Salzwedel 1 Kiste Wein; von Frau Gräfin von Pückler geb. Prinzeß Reuß auf Ober-Weistritz Strümpfe; von Frau Oberst von Berger geb. von Zenner in Frankfurt a. O. Verbandgegenstände; vom Freiherrn von Zedlitz-Neukirch auf Pischkowitz Erfrischungen, Wäsche; vom Grafen von Schwerin auf Janow 2500 Cigarren; vom Grafen von Götzen auf Scharfeneck 3000 Cigarren; von Frau Majorin von Valentini zu Erfurt Fruchtsäfte; vom Frauenverein in Potsdam Erfrischungen und Betten; vom Kammerherrn Freiherrn von Miltitz auf Siebeneichen 1 Faß Wein; von Ihrer Durchlaucht der Fürstin Aline Plagino geb. Prinzeß Stirbey zu Berlin Verbandgegenstände; von Fräulein von Westphalen zu Berlin 7 Rückenkissen und 3 Genickkissen von Roßhaaren, Gitter-Charpie &c.; vom Rittergutsbesitzer von Petersdorff auf Buddendorf 15 Flaschen Rheinwein, 6 Flaschen Himbeersaft, Gitter-Charpie &c.; von Ungenannt, Poststempel Stumpsdorf 1 Packet mit Wäsche &c.; von Frau Gräfin zu Lynar geb. von der Marwitz auf Lübbenau 60 Stück Gitter-Charpie, 1 Packet Faden-Charpie, 3 Paar wollene Socken, 1 Paar Pulswärmer; vom Major a. D. von Barnstedt zu Stargard diverse Verbandgegenstände, Wäsche und Pulswärmer; vom Hauptmann und Compagnie-Chef in der See-Artillerie von Teichmann-Logischen Verbandzeug, 1 medicinisches Buch und Arznei; von Frau Antonie von Ramin geb. von Borcke auf Günnitz 1 Kiste mit Fruchtsaft; von Frau Präsidentin von Biedahn zu Oppeln in 2 Sendungen 10 Hemden, 5 Paar Filzpantoffeln, 3 Flaschen Saft, 2 Kopfkissen, 4 Lederkissen, 3 Halstücher und Verbandzeug; vom Landrath von Prittwitz zu Ohlau Hemden und Leinwand; vom Rittergutsbesitzer Korbe auf Sieversdorf Erfrischungen; Ungenannt, Poststempel Berlin 3 Packete mit Lazarethbedürfnissen; von Frau von Hacke geb. von Basedow zu Cottbus Gitter-Charpie; von Frau Geh. Räthin Märcker geb. Freiin von Aufseß zu Berlin 3 Hemden. (Fortsetzung folgt).

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 19. Berlin, den 11. Mai 1864. **Nr. 19.**

1. Wolf Heinrich Hans Graf von Helldorff, Kammerherr, auf Wohlmirstädt. Ehrenritter seit 1824. † zu Wohlmirstädt 1. Mai 1864.
2. Carl Gustav Ernst von Hackewitz, Rittergutsbesitzer, auf Waschow. Ehrenritter seit 1860. † zu Waschow 1. Mai 1864.

Kloster Lehnin.

(Von Th. Fontane.)

1. Die Gründung des Klosters.

Die erste Gründung der Cisterzienser in der Mark war Kloster Lehnin. Es liegt zwei Meilen südlich von Brandenburg, in dem alten Landestheil, der den Namen „die Zauche" trägt. Der Weg dahin, namentlich auf seiner zweiten Hälfte, führt durch alte Klosterdörfer mit prächtigen Baumalleen und pittoresken Häuserfronten, die Landschaft aber, die diese Dörfer umgiebt, bietet wenig Besonderes dar, und setzt sich aus den üblichen Requisiten märkischer Landschaft zusammen: weite Flächen, Hügelzüge am Horizont, ein See, verstreute Ackerfelder, hier ein Stück Sumpfland, durch das sich Erlenbüsche, und dort ein Stück Sandland, durch das sich Kiefern ziehn. Erst in unmittelbarer Nähe Lehnin's, das jetzt ein Städtchen geworden, verschönert sich das Bild, und wir treten in ein Terrain ein, das einer flachen Schale gleicht, in deren Mitte sich das Kloster selber erhebt. Der Anblick ist gefällig, die dichten Kronen einer Baumgruppe scheinen Thurm und Dach auf ihrem Zweigwerk zu tragen, während Wiesen- und Gartenland jene Baumgruppe und ein Höhenzug wiederum jenes Wiesen- und Gartenland umspannt. Was jetzt Wiese und Garten ist, das war vor 700 Jahren ein eichenbestandener Sumpf, und inmitten dieses Sumpfes wuchs Kloster Lehnin auf, vielleicht im Einklang mit jenem Ordensgesetz aus der ersten strengen Zeit: daß die Klöster von Cisterz immer in Sümpfen und Niederungen d. h. in *ungesunden* Gegenden gebaut werden sollten, damit die Brüder dieses Ordens jederzeit den Tod vor Augen hätten.*)

Die Sage von der Erbauung Kloster Lehnin's nimmt jedoch keine solche allgemeine Ordensregel in Aussicht, sondern führt die Gründung desselben auf einen bestimmten Vorgang zurück. Diesen Vorgang erzählt der böhmische Schriftsteller *Pulcava* (wie er ausdrücklich beifügt, „nach einer brandenburgischen Chronik") wie folgt: *Otto I.*, der Sohn *Albrecht* des Bären, jagte einen Tag lang in den dichten Waldrevieren der Zauche, und warf sich endlich müd und matt an eben der Stelle nieder, wo später Kloster Lehnin erbaut wurde. Er schlief ein und hatte eine Vision. Er sah im Traum eine Hirschkuh, die ihn ohne Unterlaß belästigte; endlich ergriff er Bogen und Pfeil und schoß sie nieder. Als er erwachte, und seinen Traum erzählte, drangen die Seinen in ihn, daß er an dieser Stelle eine *Burg* gegen die heidnischen Slaven errichten solle; — die andrängende, immer lästiger werdende Hirschkuh erschien ihnen als ein Sinnbild des Heidenthums, das in diesen Wäldern und Sümpfen allerdings noch eine Stätte hatte. — Der Markgraf indeß erwiederte: „Eine Burg werd' ich gründen, aber eine Burg, von der aus unsere teuflischen Widersacher durch die Stimmen *geistlicher* Männer weit fortgescheucht werden sollen, eine Burg, in der ich ruhig den jüngsten Tag erwarten will." Und sofort schickte er zum Abt des Cistercienser-Klosters *Sitichenbach*, im Mansfeldschen, und ließ ihn bitten, daß er Brüder aus seinem Convente, zur Gründung eines neuen Klosters, senden möchte. Die Brüder kamen; Markgraf *Otto* aber gab dem Kloster den Namen Lehnin, denn Lenije heißt Hirschkuh im Slavischen." So der böhmische Geschichtsschreiber.

Das Kloster wurde gebaut, vor allem die *Klosterkirche*. Sie bestand in ihrer ursprünglichen Form bis

*) Der Orden, ohne geradezu in Ascese zu verfallen, war doch in den ersten 50 Jahren seines Bestehens überaus rigorös, und unterschied sich auch dadurch von den Benediktinern, die, gestützt auf die Unterweisungen des heiligen Benedikt selber, diesen Rigorismus vermieden. Schon im 10. Jahrhundert hieß es deshalb spöttisch: „Die Regel des heiligen Benedikt scheine für *schwächliche* Leute geschrieben." Die Gründer des Cisterzienser-Ordens gingen von einer verwandten Anschauung aus, und aus der ersten Zeit des Ordens her finden sich folgende Vorschriften:

1) Die Unterlage des Bettes ist Stroh. Polster sind untersagt.

2) Als Speise dienen gekochte Gemüse, darunter *Buchenblätter*. Kein Fleisch.

3) In der Kirche soll sich ein offenes Grab befinden, um an die Hinfälligkeit des Daseins zu mahnen.

zum Jahre 1262. In diesem Jahre ließ die rasch wachsende Bedeutung des Klosters das, was da war, nicht länger als ausreichend erscheinen, und ein Anbau wurde beschlossen. Dieser Anbau fiel in die erste Blüthe-Zeit der Gothik, und mit der ganzen Unbefangenheit des Mittelalters, das bekanntlich immer baute wie ihm gerade um's Herz war, und keine Rücksichtnahme auf den Baustyl zurückliegender Epochen kannte, wurde nunmehr das romanische Kurzschiff der ersten Anlage durch ein gothisches Längsschiff erweitert. Dieser Erweiterungsbau hat der Zeit und sonstigem Wirrsal schlechter zu widerstehen vermocht als der ältere Theil der Kirche; — das Alte steht, der Anbau liegt in Trümmern; unsere Schilderung führt uns später auf ihn zurück. Unsere nächsten Untersuchungen aber gehören der Geschichte des Klosters. Wir knüpfen die Aufzählung seiner Schicksale an eine Geschichte seiner Aebte.

2. Die Aebte von Lehnin.

Eh' wir dazu übergehen, von den einzelnen leitenden Persönlichkeiten des Klosters, soweit dieselben überhaupt eine Geschichte haben, eingehender zu sprechen, mögen hier einige vorgängige Bemerkungen über die Lehniner Aebte überhaupt eine Stelle finden. Wenn dabei einzelne Dinge von mehr oder weniger allgemeinem Charakter mit aufgeführt werden sollten, Dinge, die nicht blos in Lehnin, sondern überall innerhalb der klösterlichen Welt ihre Gültigkeit hatten, so wolle man dabei in Erwägung ziehen, daß wir eben noch, im Verlauf unserer „Wanderungen", verschiedene andere Klöster zu besprechen haben werden, und daß das Allgemeingültige in Betreff derselben doch an irgend einer Stelle wenigstens andeutungsweise gesagt werden muß.

Die Aebte von Lehnin standen an der Spitze ihres „Kloster-Convents" d. h. ihrer Mönchsbrüderschaft, aus der sie, sobald die Vacanz eintrat, durch freie Wahl hervorgingen. Ihnen zur Seite oder unter ihnen standen der Prior, der Subprior, ein Präceptor, ein Senior und ein Cellerarius (Kellermeister), der, wie es scheint, im Lehniner Kloster die Stelle des bursarius (Schatzmeister) vertrat. Daran schlossen sich 20 bis 30 fratres, theils Mönche, theils Novizen, theils Laienbrüder. Die Tracht der Mönche war die übliche der Cistercienser Mönche: weißes Kleid und schwarzes Skapulier.

Das Ansehen und die Gewalt des Abtes waren außerhalb und innerhalb des Klosters von großem Belang. 1450 wurde den Aebten zu Lehnin vom Papste der bischöfliche Ornat zugestanden. Seitdem trugen sie bei feierlichen Gelegenheiten die bischöfliche Mitra, das Pallium und den Krummstab. Auf den Landtagen saßen sie auf der ersten Bank, unmittelbar nach den Bischöfen von Brandenburg und Havelberg. Innerhalb des Klosters war der Abt selbstverständlich der oberste Leiter des Ganzen, kirchlich wie weltlich. Er sah auf strenge Ordnung in dem täglichen Leben und Wandel der Mönche, er beaufsichtigte den Gottesdienst, er controllirte die Verwaltung des Klosters, des Vermögens, der Einkünfte desselben, er vertrat das Kloster geistlichen und weltlichen Mächten gegenüber. Er regierte; aber diese Regierung war weit ab davon, eine absolute, verantwortungslose Herrschaft zu sein. Wie er über dem Convente stand, so stand doch auch der Convent wieder über ihm, und Klagen über den Abt, wenn sie von draußen Stehenden erhoben worden, kamen vor den Convent und wurden von diesem entschieden. Waren die zu erhebenden Klagen aber Klagen des Convents selbst, so konnte letzterer freilich in seiner eignen Angelegenheit nicht Recht sprechen, und ein anderes Tribunal hatte zu entscheiden. Dies Tribunal (der Fälle zu geschweigen, wo es der Landesherr war) war entweder das Mutterkloster, oder das große Kapitel in Citeaux, oder der Magdeburger Erzbischof oder endlich der Papst. Solche Auflehnungen und in Folge der Auflehnung solche Appellationen an die obere Instanz zählten keineswegs zu den Seltenheiten, wiewohl die Lehniner Verhältnisse im Allgemeinen (wir glauben, nicht mit voll so großem Recht, wie in der Regel angenommen wird) durch alle Zeit hin als mustergültige geschildert werden. Der Abt Arnold, von dem wir später ausführlicher hören werden, wurde in Folge solcher Auflehnung abgesetzt. Dieser Abt-Arnold-Fall, der durch Beauftragte des Generalkapitels in Citeaux untersucht und entschieden wurde, führt zu der nicht uninteressanten Frage: ob solche Beziehungen zu Citeaux, zu dem eigentlichen, ersten und ältesten Ausgangspunkt aller Cistercienserklöster, etwas Regelmäßiges, oder nur etwas Ausnahmsweises waren. Die Ordensregel, die charta charitatis, das Gesetzbuch der Cistercienser schrieb allerdings vor, daß einmal im Jahre alle Cistercienser Aebte in Citeaux zusammenkommen und berathen sollten, aber diese Anordnung stammte noch aus einer Zeit, wo die räumliche Ausdehnung, die expansive Kraft des Ordens, die bald Europa umfaßte, eben so wenig mit Bestimmtheit voraus zu sehen war, wie sein intensives Wachsthum bis zur Höhe von 2000 Klöstern. Zu welcher Versammlung, bei nur annähernd regelmäßiger und allgemeiner Beschickung, wäre ein solches Generalkapitel nothwendig angewachsen! Freilich die Hindernisse, die die blos räumliche Entfernung schuf (und es waren Hindernisse), müssen wir uns hüten zu überschätzen; die Kaiserfahrten, die Kreuzzüge, die Pilgerreisen nach Rom und dem heiligen Grabe zeigen uns genugsam, daß man damals, sobald nur ein rechter Wille da war, vor den Schrecken und Hindernissen, die der Raum als solcher schafft, nicht erschrak; aber Citeaux selbst, ganz abgesehen von allen andern leichter oder schwerer zu überwindenden Schwierigkeiten, hätte solche allgemeine Beschickung kaum bewältigen können, wie groß wir auch die bauliche Anlage einerseits, und wie klein und bescheiden die Ansprüche der eintreffenden Aebte andererseits annehmen mögen. Wir treffen also wohl das Richtige, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß regelmäßige Beschickungen des Generalkapitels nicht stattfanden, anderweitige Beziehungen aber, wenn auch nicht regelmäßig, so doch vielfach unterhalten wurden. Mehrere Urkunden thuen solcher Beziehungen direct Erwähnung, und auch anderes spricht dafür, daß unser märkisches Kloster in Citeaux einen guten Klang hatte und mit Vorliebe am Bande auszeichnender Abhängigkeit geführt wurde. Schon die Lage Lehnins, an der Grenze aller Cultur, kam ihm zu statten. Die näher an Citeaux gelegenen Klöster waren Klöster, wie andere mehr; während allen denjenigen eine gesteigerte Bedeutung beiwohnen mußte, die, als vorgeschobenste Posten, in die kaum

bekehrte slavisch-heidnische Welt hineinragten. Ist doch der polnische Zweig der römischen Kirche bis diesen Tag eine Lieblingstochter des Papstthums geblieben. Die Analogien ergeben sich von selbst.

Die Lehniner Aebte hatten Bischofs-Rang, und sie wohnten und lebten demgemäß. Das Lehniner Abthaus, das, an der Westfront der Kirche gelegen, bis diesen Augenblick steht, zeigt zwar keine großen Verhältnisse, aber dies darf uns nicht zu falschen Schlüssen verleiten; es war überhaupt keine Zeit der großen Häuser. Außerdem hatten die Lehniner Aebte, ebenso wie die Bischöfe von Havelberg und Lebus, ihr „Stadthaus" in Berlin, und es scheint, daß dies letztere von größeren Verhältnissen war. Ursprünglich stand es an einer jetzt schwer zu bestimmenden Stelle der Schloßfreiheit (höchst wahrscheinlich da, wo sich jetzt das große Schlütersche Schloßportal erhebt), der Schloßbau unter Kurfürst Friedrich dem Eisernen aber führte zu einer tauschweisen Ablösung dieses Besitzes, und das Stadthaus für die Lehniner Aebte ward in die Heilige Geist-Straße verlegt (jetzt 10 u. 11, wo die kleine Burgstraße thorartig in die Heilige Geist-Straße einmündet). Das Haus markirt sich noch jetzt als ein alter Bau.

Länger als viertehalb hundert Jahre gab es Aebte von Lehnin, und wir können ihre Namen mit Hülfe zahlreicher Urkunden auf und ab verfolgen. Dennoch hält es schwer, die Zahl der Aebte, die Lehnin von 1180 bis 1542 hatte, mit voller Bestimmtheit festzustellen. Durch Jahrzehnte hin begegnen wir vielfach einem und demselben Namen, und die Frage entsteht, haben wir es hier mit ein und demselben Abt, der zufällig sehr alt wurde, oder mit einer ganzen Reihe von Aebten zu thun, die zufällig denselben Namen führten und durch I, II, III füglich hätten unterschieden werden sollen. Das Letztere ist zwar in den meisten Fällen nicht wahrscheinlich, aber doch immerhin möglich, und so bleiben Unsicherheiten. Nehmen wir indessen das Wahrscheinliche als Norm, so ergeben sich für einen Zeitraum von 362 Jahren 30 Aebte, wonach also jeder einzelne 12 Jahre regiert haben würde, was eine sehr glaubliche Durchschnitts-Zahl darstellt. Von allen 30 hat es kein einziger zu einer in Staat oder Kirche glänzend hervorragenden Stellung gebracht, nur Mönch Kagelwit, der aber nie Abt von Lehnin war, wurde später Erzbischof von Magdeburg. Einige indessen haben wenigstens an der Geschichte unseres Landes, oft freilich mehr passiv als aktiv, Theil genommen, und bei diesen, wie auch beim Abte Arnold, dessen privates Schicksal uns ein gewisses Interesse einflößt, werden wir in Nachstehendem länger oder kürzer zu verweilen haben. Wir beginnen mit Johann Siebold, dem ersten Abt, von etwa 1180—1190.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lumpenschulen in London.

Man schätzt die Zahl der „wilden Kinder," die sich in den Straßen Londons umhertreiben, und deren Noth die „Lumpenschulen" hervorgerufen hat, auf etwa 60,000. Diese Kinder sind entweder ganz auf sich selbst angewiesen und erwerben sich einen dürftigen Unterhalt auf zigeunerhafte Art, durch allerhand kleine Dienstleistungen, durch Betteln und durch gelegentliches Stehlen, theils werden sie von entarteten Eltern und von andern Personen, welche eine kleine oder größere Zahl derselben „organisiren," zum systematischen Betteln oder zum Spionen oder Handlangerdienst bei dem geschäftsmäßigen Diebstahl, auch zu gewissen Diebereien, die sie selbstständig üben können, ferner zur Beihülfe bei Kuppelgeschäften, Prellereien u. s. w. abgerichtet und gemißbraucht. Sie haben durchweg ein hartes und elendes Leben, indem die „abhängigen" rücksichtslos ausgebeutet und gemißhandelt werden, die „unabhängigen" oft mit aller Anstrengung nichts gewinnen, dem Hunger und der Kälte ausgesetzt sind und von der Polizei aus den Zufluchtsstätten mancherlei Art, die sie des Nachts aufsuchen — dazu gehören z. B. auch die großen leeren Fässer, welche bei Zuckerraffinerien auf der Straße stehen bleiben — nicht selten verjagt werden. Eine Lumpenbekleidung, welche theils kaum die Blöße bedeckt, theils durch groteske Zusammensetzung einen widerlich-komischen Eindruck macht, versteht sich bei den meisten von selbst. Wenn dessen ungeachtet viele dieser „Straßenbeduinen" eine Elasticität, Munterkeit und Gewandtheit an den Tag legen, die den Beobachter des Straßenlebens, wenn es ihm nur um Scenen und Bilder zu thun ist, wohl belustigen mag, so dürfte dies als ein Beweis gelten, daß sich auch der kindliche Organismus bald abhärtet und daß im freien Umhertreiben als solchem ein Gegenmittel gegen die ungünstigen Einflüsse liegt, ohne welche sich die Schutzlosigkeit gegen das Wetter, die unregelmäßige und oft ganz ungenügende Befriedigung des Hungers und der gewiß nicht seltene Genuß ungesunder Nahrungsmittel und Getränke nicht denken lassen. Was aber aus dieser „freien Jugend" wird, wenn sie sich selbst überlassen oder denen, welche sie in ihren Dienst nehmen, Preis gegeben bleibt, liegt auf der Hand. Sie bildet ein Contingent, aus welchem sich das Heer der Verbrecher, Gauner und Prostituirten, das London unsicher macht, fortgesetzt recrutirt, und zwar erwachsen aus und mit dieser Jugend die eigentlichen „Wilden der Civilisation," die naiven Verbrecher und Verbrecherinnen, die sich als eine Gesellschaft in der Gesellschaft und den Kleinkrieg, den sie mit der übrigen Bevölkerung und der Polizei führen, als einen natürlichen Zustand ansehen. Wer sich mit diesen Kindern näher einläßt, entdeckt bald, daß es ihnen an sittlichen Begriffen gänzlich fehlt, aber trotz ihrer Unwissenheit nicht an natürlichem Verstande und trotz der frühzeitigen Raffinirtheit, welche die Noth und ihre Lehrmeister bei ihnen ausbilden, nicht an natürlicher Gutmüthigkeit. Was bis jetzt für sie geschehen ist, ist verhältnißmäßig wenig — der Grundsatz des laisser faire hat im englischen Wesen seine vollste und breiteste Darstellung, und der Staat schreitet nur da ein, wo die Noth durch schreiende Thatsachen zum Scandal geworden ist, und auch da nur mit großer Zurückhaltung und Vorsicht. Aber das Wenige, was für das Heer der Verwahrlosten geschehen ist und geschieht, erweist sich als keine vergebliche und verschwindende Arbeit, obgleich der Vorzug des practischen Sinnes, den man den Engländern zuschreibt, kein unbedingter ist und insbesondere auch auf dem Erziehungsgebiete die englische Auffassung und Lösung der Aufgabe fast immer eine äußerliche bleibt und zu einer Art erzieherischer Fabrikarbeit, die im Grunde

unpractisch ist, hinführt. Man hat die Hilfe, die den Lumpenkindern gewährt werden sollte, von zwei Seiten angegriffen, indem man sie einestheils zu kleinen Zünften mit ehrlichem Erwerbe zu organisiren suchte, anderntheils die Lumpenschulen errichtete, die zugleich Asyle für die unterkunftslosen, hungernden und frierenden Kinder — obgleich nur temporäre Asyle — und Unterrichtsanstalten sind. Eine zahlreiche und ganz ehrenwerthe Zunft sind die Schuhputzer geworden, die ihr Geschäft auf der Straße verrichten. Von diesen besuchen 2000 regelmäßig die Lumpenschulen, die durchweg dem religiösen Eifer der Methodisten und Secten — die Hochkirche ist zu vornehm, um sich um Gesindel zu bekümmern und den Armen ihre Predigt nachzutragen — ihr Entstehen verdanken. „Anständige" Localitäten konnten und können dazu freilich nicht beschafft werden; man begnügt sich mit leer gewordenen, theilweise verfallenen Räumen, die wohlfeil zu haben sind, sucht sie einigermaßen wohnlich einzurichten, stellt Bänke hinein und hängt Tafeln zum Schreiben an die Wand. Frierende Kinder finden hier Wärme, Hungrige bekommen Suppe oder Kaffee. Mit dem Lesenlehren giebt man sich viel Mühe, es möchte indessen das Resultat nur gering anzuschlagen und vom Schreibenlernen kaum die Rede sein. Daß man hie und da zu der alten, echt englischen „Erfindung" des „wechselseitigen Unterrichts" zurückgegriffen hat, versteht sich von selbst. Als eine Hauptsache wird der Unterricht im Christenthum angesehen, und es läßt sich gewiß nicht behaupten, daß derselbe unfruchtbar bleibe, obgleich das Vorgehen ein wenig pädagogisches ist. Außer dem Christenthum wird auch — Nationalökonomie gelehrt, die in Katechismusform gebracht, dazu dienen soll, die Armen von der Nothwendigkeit der bestehenden social-ökonomischen Verhältnisse zu überzeugen. Diese Tendenz, die „Nationalökonomie in der Gegenwart populär zu machen" — die sich auch sonst bethätigt, indem auch Erwachsenen national-ökonomische Vorträge gehalten werden und die Nationalökonomie zu einer Disciplin aller Schulen zu machen versucht wird — eignet den religiösen Gesellschaften als solchen nicht, und es macht sich hierin auch ein anderer Einfluß geltend, wobei die „national-ökonomische Aufklärung" zur Bedingung der Unterstützung gemacht wird. Uebrigens befaßt sich jeder englische Lehrer gern mit national-ökonomischem Unterricht. Wir lassen hier die Ergiebigkeit dieses Unterrichtes auf sich beruhen und wollen nur noch hinzufügen, daß es an statistischen Belegen für den Erfolg der Lumpenschulen nicht fehlt. So sind aus ihnen unter Anderem 4500 Dienstmägde mit guten Zeugnissen hervorgegangen.

(Protestantische Blätter.)

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, den 6. Mai 1864. In den beiden hiesigen Johanniter-Lazarethen befinden sich im Ganzen 46 Verpflegte, und zwar liegen:

A. In Bellevue 21 Verwundete und 1 Kranker.

Die Verwundeten sind folgende: Lieutenant von Studnitz vom 55. Regiment, den 17. März bei Rackebüll verwundet, Schuß durch die linke Lunge, auf dem Wege der Besserung. von Fischer-Treuenfeld vom 55. Regiment, Schuß ins rechte Knie, Recovalescent. Hauptmann von der Reck vom 15. Regiment, Schuß unter dem rechten Schlüsselbein nach dem Oberarmkopfe hin, wird morgen geheilt entlassen, um zu Hause die Beweglichkeit des rechten Armes wieder zu erlangen. Lieut. Ranzow vom 55. Regiment, Schuß durch den rechten Oberschenkel. Mehrfach auftretende Blutungen verzögerten die Heilung. Unteroffizier Albrecht vom 55. Regiment, 2 bedeutende Fleischwunden am linken Oberschenkel und der linken Seite des Bauches, überstandener Wundstarrkrampf; in den nächsten Tagen vollkommen geheilt. Lieutenant von Druffel von der 7. Artillerie-Brigade, Wunde durch Granatsplitter am Rücken des linken Fußes; Wunde in Heilung, dieselbe wird jedoch aufgehalten durch den entblößten Knochen, von dem sich ein Stück abstößt. Hauptmann Ballhorn vom 24. Regiment, Zerschmetterung des rechten Oberschenkels, am 14. März Heilung des Bruches im Gipsverband. Noch fehlt die vollständige Gebrauchsfähigkeit. Lieutenant Heineccius II. vom 18. Regiment, Streifschuß an der rechten Wade, Wunde in Heilung. Lieutenant Bertram I. vom 3. Brandenb. Pionier-Bataillon, Contusion am rechten Knie, Gehen noch schmerzhaft. Hauptmann von Seydlitz vom 28. Regiment, Streifschuß am Kopf, Reconvalescent. Lieut. von Pfuhlstein vom 4. Garde-Regiment zu Fuß, Contusion an der linken Schulter, bedeutende Eiterung und Abceßbildung, Besserung. Lieutenant von Trotha vom 4. Garde-Regiment zu Fuß, Fleischschuß am linken Oberarm, leichte Wunde, die gut vernarbt; ebenso Hauptmann Rumland vom 53. Regiment, Streifschuß an der rechten Schulter. Lieutenant Schultze vom 4. Garde-Regiment zu Fuß, bedeutende Fleischwunde am rechten Oberschenkel durch Schiffsgranate. Nachdem durch große Einschnitte dem Eiter freier Abfluß bereitet, hat die Wunde ein gutes Aussehen erhalten. Lieutenant Läbbecke vom 53. Regiment hat 3 Verwundungen, Streifschuß des Kopfes, bereits geheilt, eine 2. am rechten Unterschenkel, Fleischschuß der in Heilung begriffen, und eine am linken Oberschenkel, dicht am Kniegelenk, die noch bedeutend eitert, aber die besten Aussichten giebt. Lieutenant von Alvensleben vom 18. Regiment, Schuß durch die rechte Wange, Hals und Rücken, befindet sich relativ gut, der rechte Arm ist gelähmt, aber die Lebensgefahr beseitigt. Lieutenant Freiherr von Seckendorff vom Leibregiment, den 28. März am Kopf schwer verwundet, gerieth in dänische Gefangenschaft und wurde bis jetzt im Lazareth zu Augustenburg verpflegt. Vom Schädelknochen stießen sich mehrere große Stücke ab, doch ist er im Augenblick in voller Heilung und aus aller Gefahr. Oberstlieutenant Tersling vom 9. dänischen Infanterie-Regiment, leichten Fleischschuß am linken Oberschenkel, der zusehends vernarbt; ebenso Lieutenant van Akerhjelm vom 2. dänischen Infanterie-Regiment, Fleischschuß durch die rechte Wange. Bedenklicher ist der Zustand des Offiziers-Aspiranten Smidth vom 22. dänischen Infant.-Regiment, dem durch 2 Kugeln der linke Ober- und Vorderarm zerschmettert worden, doch ist Hoffnung auf Heilung ohne Absetzung des Gliedes vorhanden. Lieutenant Mogensen vom 3. dänischen Infanterie-Regiment mit einem Schuß in das Rückenmark, hat wenig Aussicht auf Ge-

nesung, da bereits Lähmung der Extremitäten eingetreten ist.

Als geheilt sind entlassen worden: von der Schulenburg und van Bosse.

B. Im Königsgarten 23 verwundete und 1 kranker Offizier.

Lieutenant Graf Nostitz, Adjutant des Oberbefehlshabers, Bruch des linken Unterschenkels in Folge eines Sturzes; 2. Gipsverband, der Bruch wird fest. Lieutenant Speith vom 53. Regiment, Schuß durch die Weichtheile des rechten Oberarmes, zeigte leider heute bedenkliche Kinnbackenkrampferscheinungen; Lieutenant Schotte von der 7. Pionierabtheilung, Schuß durch das rechte Schulterblatt; mehrfache Blutungen, obgleich schwach, doch bedeutend besser; Lieutenant von Falkenstein, Adjutant vom 24. Regiment, Schuß in die linke Hinterbacke, und Lieutenant Staugen vom 22. Regiment, commandirt zum Garde-Grenadier-Regiment Königin Augusta, Contusion der linken Lunge und Rippenbruch, sehen ihrer Reconvalescenz entgegen. Lieutenant Kleckl II. vom 35. Regiment, Zerschmetterung des rechten Oberarmes. Den Umständen entsprechend gutes Verhalten und Hoffnung auf Erhaltung des Gliedes. Lieutenant Kehl II. vom 53. Regiment, Schuß in den linken Oberschenkel. Hauptmann von Rasenzweig vom 53. Regiment, Schuß durch die rechte Wade und Hauptmann Graf Finck von Finckenstein vom 18. Regiment, Schuß am linken Oberarm, sind leichte Fleischwunden, die schon vernarben. Lieutenant Richter vom 35. Regiment, Haarseilschuß am rechten Vorderarme, hat die Rose, die die Heilung verzögert. Lieutenant Gierschner vom 35. Regiment, Schuß durch die linke Schulter. Geht gut. Lieutenant Isenburg vom 35. Regiment, Schuß durch die linke Schulter. In Folge von Blutungen aus der Wunde große Schwäche, doch ist ernste Besorgniß nicht vorhanden. Lieutenant Bescherer vom Leib-Grenadier-Regiment, Amputation des rechten Oberschenkels den 29. März, ist außer Gefahr und bald Reconvalescent. Hauptmann van Rebern vom 60. Regiment, Zerschmetterung des rechten Oberarmes. Gegründete Hoffnung auf vollkommene Heilung, ohne Amputation. Oberst von Karth vom 4. Garde-Regiment, sehr große Fleischwunde am rechten Oberschenkel, befindet sich recht gut, die Wunde fängt an zu vernarben. Hauptmann von Salpius genannt von Oldenburg vom 8. Regiment, Schuß durch den rechten Oberkiefer, zum linken Nasenflügel heraus; ist fast geheilt. Lieutenant Busch im 60. Regiment, Zerschmetterung des linken Oberarmes, relativ sehr gut, ebenfalls mit gegründeter Hoffnung auf Erhaltung des Armes. Lieutenant Humbert III. commandirt zum 60. Regiment, Schuß durch die linke Brustwand und Oberarm. Befinden relativ gut; ebenso Oberstlieutenant von Greiffenberg vom Leib-Grenadier-Regiment, der am 28. März einen Schuß durch beide Oberkiefer erhalten und der fast vollkommen geheilt ist. Grenadier Schick vom Regiment Königin Elisabeth, Resektion wegen Zerschmetterung der rechten großen Zehe, ist in bester Heilung. Lieutenant Schob vom 35. Regiment, verwundet den 2. April, Fleischschuß am rechten Oberarm und Zerschmetterung der rechten Handwurzelknochen. Blutung, Unterbindung der beiden Hauptarterien des Vorderarmes, fortschreitende Heilung. van Schmidt, Unterofficier vom 53. Regiment, Schußwunde am linken Unterschenkel, in Vernarbung begriffen, ist nur Passant und geht nach Kiel. Reservelieutenant Brunn vom 2. dänischen Infanterie-Regiment, Schuß durch die Breite des Nackens und Schuß durch den linken Mittelfinger mit Bruch des Knochens und Eröffnung des Gelenkes. Gute Fortschritte in der Vernarbung. Ebenso Premierlieutenant Hjord vom 2. dänischen Infanterie-Regiment mit 2 Fleischschüssen durch den rechten Oberschenkel.

Als geheilt entlassen wurden in dieser Woche: Hauptmann von Freiburg vom 18. Regiment und der dänische Capitain Wedege, und heute: Lieutenant Werdelsmann von der 7. Artillerie Brigade.

Im Hospital in Nübel liegen: Hauptmann von Glifzczynski vom 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin, Wunde durch die rechte Schulter und Oberarm, in schnell fortschreitender Heilung. Hauptmann Baettge vom 53. Regiment, Schußwunde durch den rechten Mittelfuß, der größte Theil der Knochensplitter entfernt; befindet sich etwas schwach. Lieutenant von Brodowsky vom 7. Pionier-Bataillon, Schuß durch den rechten Oberarm und die rechte Schulter und Contusion der Lunge, befindet sich sehr befriedigend, baldige Heilung zu erwarten. Lieutenant Staeckel vom Coburg-Gothaischen Contingent, Zertrümmerung des linken Schlüsselbeins, Verletzung der Armnerven, der Lunge und des Schulterblattes; seit einigen Tagen um vieles besser, Genesung mit Wahrscheinlichkeit zu hoffen. Lieutenant Rathenbücher vom 55. Regiment, Zertrümmerung des linken Unterschenkelknochens, befriedigender Verlauf; der Unterschenkel kann wahrscheinlich erhalten bleiben.

Die ersten drei Verwundeten sind heute Mittag in Flensburg eingetroffen, so daß in Nübel nur noch zwei Officiere liegen. Dr. Ressel.

Dem Vorstehenden fügen wir noch zu, daß Dr. Hüter, der noch seinem Abgange aus dem jetzt aufgelösten Ordens-Hospitale zu Altona bis zum 6. dieses in dem zu Nübel thätig gewesen, nach Berlin zurückgekehrt ist, und in Nübel mit dem Rechtsritter Oberst z. D. von Ohlen und Adlerskron, Dr. Reichel und 4 Brüder des Rauhen Hauses verblieben sind.

Der Geheime Medizinal-Rath Dr. Langenbeck, welcher sich seit Mitte des vorigen Monats auf dem Kriegsschauplatze befindet, widmet auch den Verwundeten in den Ordens-Kriegs-Hospitälern die größte Fürsorge und besucht dieselben fast täglich.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Grafen Hermann zu Solms-Baruth auf Klitschdorf 200 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Leres und Wilkon auf Posterwitz 15 Thlr.; vom Geheimen Justiz-Rath von Brandenstein zu Berlin 10 Thlr.; von L. H. 25 Thlr.; durch den Küster und Lehrer Mund von der 1. Mädchenklasse der Schule in Sonnenburg 2 Thlr. 15 Sgr.; vom Ritterschafts-Direktor a. D. von Winterfeld auf Kutzerow 100 Thlr.; vom Rittmeister a. D. von Winterfeld auf Felchow 25 Thlr.; vom Kreisdeputirten von Dewitz auf Wussow 20 Thlr.; vom Rittmeister a. D. von Somnitz auf Charbrow 14 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Budberg zu Dresden 50 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Erhardt auf Gr.-Mochnow 200 Thlr.; vom Landrath Grafen von Bülow auf Nimmersath 50 Thlr.; vom Kreisdeputirten Freiherrn von Seherr-Thoß auf Schollwitz 25 Thlr.; durch Landrath von Gersdorff zu Rothenburg ferner 3 Thlr. 27 Sgr.

9 Pf.; vom Rittergutsbesitzer von Haven auf Mittel-Röhrsdorf 50 Thlr.; durch Landrath von der Berswordt zu Oels ferner 12 Thlr. 20 Sgr.; vom Hofjägermeister von Ahlefeldt auf Gr.-Königsföde in Schleswig 80 Thlr.; durch Frau von Minckwitz in Dessau 14 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Puttkamer auf Ovelgünne 50 Thlr.; vom Superintendenten Anhalt zu Hausberge 2 Thlr.; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Heinrich LXXIV. Reuß 50 Thlr.; vom Landschafts-Director von Lieres und Wilkau auf Stephanshain 50 Thlr.; von der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen 130 Thlr.; vom Grafen Clemens von Einsiedel zu Dresden 20 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn Hiller von Gärtringen auf Gr.-Klonia 10 Thlr. (2. Geschenk); durch Landrath von Platen auf Reischwitz ferner 25 Thlr.; vom Regierungs-Rath von Knnow zu Liegnitz 10 Thlr.; durch das Landrathsamt in Meseritz Ertrag einer Sammlung 13 Thlr. 15 Sgr.; von 9 Ungenannten aus Broacker 15 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Stammer auf Triestewitz 25 Thlr.; vom Oberstlieutenant a. D. und erbl. Mitgliede des Herrenhauses Grafen von Hardenberg auf Neu-Hardenberg 1000 Thlr.; von Ag., Poststempel Bützow 5 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Barnekow auf Ralswiek 20 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 16,657 Thlr. 14 Sgr. 6 Pf.

2. Wäsche, Erfrischungen rc.

Von Ihrer Majestät der Königin-Wittwe ferner: 6 Haar-Matratzen, 6 Kopfkissen; von Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht von Preußen: 1 Rehbock, 150 Flaschen Wein; von Ihrer Königlichen Hoheit der verwittweten Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin 24 Hemden; von Ungenannt, Poststempel Zeitz 1 Päckchen Gitter-Charpie; von der Schule zu Jühnsdorf Kreis Teltow Charpie und Verbandzeug; vom Landrathsamt in Wartenberg desgleichen; vom Kaufmann Heinrich Mertens in Berlin 6 Kisten mit Apfelsinen und 2 Kisten mit Citronen; von Ungenannt, Poststempel Kosten 1 Packet mit Verbandgegenständen; von Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin zu Carolath-Beuthen Erfrischungen; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Carolath-Beuthen 2 Dammspießer; von Frau von Minckwitz zu Dessau Verbandzeug; von Frau A. Vogel geb. Lampe zu Bremen desgleichen; von Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin Reuß geb. Gräfin zu Stolberg auf Jänkendorf Erfrischungen; Ungenannt, Poststempel Ludwigsfelde aus dem Ertrage eines Concerts in Potsdam 12 Matratzen; von Frau Generalin Erich geb. Lebrun in Magdeburg Verbandzeug; aus dem Kreise Rothenburg Wäsche; vom Candidaten Schönwald in Hirschberg Kleidungsstücke; von Frau Gräfin von der Schulenburg auf Liebenau desgleichen; von Frau Oberst von Berger geb. von Zenner in Frankfurt an der Oder Kleidungsstücke und Charpie; vom Herrn von Riddeck Gittercharpie; vom Kaufmann Tiede in Thorn zwanzig Flaschen Lebenstropfen; von Frau von Kleist geborne Gräfin zu Stolberg ein Fäßchen Butter; von Frau von Wedell auf Degow 1 Kiste Wein; vom Major von der Horst z. Z. in Altona 1 Fäßchen Butter; von Frau Gräfin zu Stolberg geb. Freiin von Romberg 1 Kiste Apfelsinen; vom Kaufmann Weddiger in Herford 6 Hemden; von Frau von Blücher auf Teschow 1 Wasserkissen; von Ungenannt, Poststempel Cossel Erfrischungen; vom Lehrer Kupsch in Brandenburg Verbandzeug; von den Baronessen von Zedlitz-Neukirch in Herrmannswaldau 8 Neue Testamente und Gittercharpie; von Frau Gräfin von Voß zu Berlin Verbandzeug; von Frau Baronin von dem Knesebeck auf Corwe 3 Hemden und Gittercharpie; vom Major a. D. von Beneckendorff und von Hindenburg auf Neudeck Gittercharpie; von den Baronessen A., L., U. und A. von Hiller zu Gr. Klonia Gittercharpie; vom Hofgerichts-Vice-Präsidenten a. D. Freiherrn von Tiesenhausen zu Vernex in der Schweiz 150 Gebetbücher; von Ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin zu Schleswig-Holstein-Augustenburg auf Schloß Primkenau 1 Sendung Roßhaarkissen; durch Gymnasial-Director Zinzow vom Frauen-Verein der Stadt und des Kreises Pyritz diverse Lebensmittel; durch Herrn F. W. Reimann in Berlin 7 Sendungen Gittercharpie; durch Oberprediger Engel vom Frauen-Verein in Pyritz 3 Kisten mit eingemachten Früchten, Fruchtsäften und Charpie; durch Frau Superintendent Rogge in der Schule zu Egeln gefertigte Gittercharpie; vom Regierungs-Präsidenten Freiherrn von Senden auf Natzlaff 1 Packet Charpie; von Frau Marie Luther geb. Loenger zu Erfurt 1 Kiste mit Früchten und Fruchtsäften; vom Rittergutsbesitzer Karbe auf Sieversdorf 1 Kiste mit jungen Tauben und grünen Bohnen; von Damen aus Greifenberg in Pommern Gittercharpie; von Ungenannt, Poststempel Posen desgleichen; vom Forstmeister und Regierungs-Rath Grafen von der Schulenburg 1 Packet Hemden, Binden und Charpie; von Ungenannt, Poststempel Cottbus Gittercharpie; von Ungenannten, Poststempel Neu-Ruppin, Merseburg, Doeblitz und Liegnitz je 1 Kiste mit Lazarethbedürfnissen; von Fräulein Auguste Fiedler und den Kindern der Industrie-Schule zu Sonnenburg 1 Packet Charpie und Verbandzeug; von Fräulein von Voß zu Berlin Charpie; von Ungenannt, Poststempel Breslau Gittercharpie und Wundbalsam; von Ungenannt, Poststempel Plau a. d. H. Kleidungsstücke und Verbandzeug; vom Verein zu Jöllenbeck bei Bielefeld durch Pastor Volkening Gittercharpie in 2 Sendungen; Ungenannt, Poststempel Erfurt Charpie; vom Pastor Kuhlo in Gohfeld Gittercharpie; von den Weinhändlern Bernhard und Kreitling in Berlin 2 Kisten Wein; vom Freiherrn von Rotenhan auf Neuenhof bei Eisenach 1 Kiste getrocknetes Obst und Säfte sowie 2 Matratzen; vom Major a. D. Freiherrn von Esebeck auf Wangnick 1 Faß Wein; von Frau von Berg geb. von Alten-Bockum und ihrer Fräulein Tochter auf Perscheln Verbandzeug; vom Pastor Kolde in Falkenberg in Oberschlesien Gittercharpie; vom Frauen-Verein in Langensalza desgleichen; vom Rittergutsbesitzer von Treskow auf Dahlwitz desgleichen; durch Frau Mathilde Arnemann 1 Rehbock und 1 Stück Rothwild; aus Celle Königreich Hannover durch Frau von dem Knesebeck geb. von der Horst Verbandzeug; vom Landrath von Saldern auf Messersdorf Gittercharpie; von einem Mitgliede der Buchwalder Bibelgesellschaft 305 Neue Testamente (2 Sendungen); von Frau Baronin von Barnekow geb. von Barnekow auf Ralswiek Früchte und Gemüse; von Frau Baronin von Maltzahn geb. Gräfin Moltke auf Penschow Verbandzeug und Bibeln; von den Rittergutsbesitzern Wandelt und Hildebrandt auf Sendrin Verbandzeug; vom Preußischen Volksverein in Berlin Hemden, Strümpfe, Gitter-Charpie; vom Frauen-Verein in Halle Hemden und Leinwand; aus dem Kreise Landeshut 155 Hemden (2. Sendung); Ungenannt, Poststempel Lödnitz Lazarethbedürfnisse; vom Grafen Bolko zu Stolberg-Wernigerode auf Schlemmin 1 Rehbock; vom Herrn von Willisen in Dessau Verbandzeug; von der Familie Güßfeld in Berlin 1 Kiste Wein; vom Herrn Johannes Halm in Stralsund 60 Flaschen Wein; Von N. N. in Cüstrin Ungar-Wein, „ein Geschenk welches er zu seinem Dienst-Jubiläum erhalten"; von der Töchterschule zu Sagan Gittercharpie; vom Frauenverein in Oppeln durch Frau Präsidentin Viebahn Hemden und Charpie; Ungenannt, Poststempel Wilmersdorf Charpie; durch Herrn A. Seidel aus Neudörfchen Hemden; Ungenannt, Poststempel Zempelburg Gittercharpie; vom Kaufmann Weddige in Herford Hemden (2. Sendung); vom Patriotischen Verein in Königsberg in Pr. Verbandzeug, 1 Faß Wein und 12 Flaschen Saft; vom Pastor Sieverts zu Elmshorn in Holstein Verbandzeug; von Frau von der Osten und Frau Director Sponholz in Neu-Ruppin Gittercharpie und Verbandzeug; Ungenannt, Poststempel Berlin 3 Paar Morgenschuhe; von den Offizier-Damen des Magdeburgischen Husaren-Regiments Gittercharpie; von der Familie des Oberst von Decker desgleichen; von den Carlsburger Frauen desgleichen; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Carolath-Beuthen 1 Dammspießer (8. Sendung); von Gräfin von der Asseburg und Gräfin zu Fürstenstein Gittercharpie; von Frau Gräfin von Zech-Burkersrode auf Goseck desgleichen; vom Landrath von Brauchitsch in Danzig desgleichen; Ungenannt, Poststempel Falkenburg und Patzin Gittercharpie und Verbandzeug; vom Freiherrn von Zedlitz-Neukirch auf Bellan Charpie; von der Familie des Kaufmanns Schmidt in Neusalz Gittercharpie; von Frau von Werdeck geb. von Grabow desgleichen; vom Oberstlieutenant a. D. Freiherrn von Meerheimb auf Gr. Gnemern desgleichen; vom Kammer-Rath Zippel in Gutow desgleichen; von Frau Oberst von Ziegler in Minden Kissen und Gittercharpie; von Frau von Bonin in Dessau Gittercharpie; von den Baronessen von Zedlitz-Neukirch in Pischkowitz desgleichen; von Frau von Elsner in Pilgramsdorf desgleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 20. Berlin, den 18. Mai 1864. Nr. 20.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1864 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. April 1864	36			
	Zugang pro April	9			
		45			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	37	37	1108	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. April 1864	37			
	Zugang pro April	7			
		44			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	35	35	1035	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. April 1864	17			
	Zugang pro April	12			
		29			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	20	20	538	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. April 1864	28			
	Zugang pro April	12			
		40			
	Abgang . .	21			
	Bleibt Bestand	19	19	718	86
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. April 1864	19			
	Zugang pro April	16			
		35			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	23	23	782	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. April 1864	19			
	Zugang pro April	9			
		28			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	19	19	507	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. April 1864	27			
	Zugang pro April	18			
		45			
	Abgang . .	27			
	Bleibt Bestand	18	18	768	35
	zu übertragen		171	5406	256
	Uebertrag		171	5406	256
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. April 1864	19			
	Zugang pro April	14			
		33			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	17	17	525	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. April 1864	49			
	Zugang pro April	14			
		63			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	45	45	1854	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. April 1864	15			
	Zugang pro April	17			
		32			
	Abgang . .	20			
	Bleibt Bestand	12	12	429	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. April 1864	2			
	Zugang pro April	8			
		10			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	3	3	144	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. April 1864	5			
	Zugang pro April	1			
		6			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	5	5	149	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. April 1864	1			
	Zugang pro April	5			
		6			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	2	2	78	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. April 1864	6			
	Zugang pro April	1			
		7			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	3	3	97	10
	zu übertragen		258	8182	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1864 vorh. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		258	8182	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. April 1864	2			
	Zugang pro April	—			
		2			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	1	1	43	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. April 1864	2			
	Zugang pro April	7			
		9			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	6	6	113	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. April 1864	15			
	Zugang pro April	1			
		16			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	15	15	461	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. April 1864	11			
	Zugang pro April	7			
		18			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	10	10	299	38
	Zusammen		290	9098	521

Der gesammte Abgang an Kranken pro April 1864 beträgt 178, davon sind:

a) gestorben . . . 11
b) geheilt entlassen . 153
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 14

wie vor 178.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. März 1864 . . . . 23 Kranke.
Zugang pro März . . . . 16 „

39 Kranke.

Davon sind: gestorben 1
geheilt 14
gebessert 5
fortgegangen . . . 6

26 — 26 „

Bleibt Bestand am 1. April 1864: 13 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Deutsche, 1 Muhamedaner, 2 Drusen, 1 Jude und 10 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage betrug pro Januar 671, pro Februar 636 und pro März 506.

Die Herren Ritter des Johanniterordens, welche zur Genossenschaft der Provinz Brandenburg und der Altmark gehören, ersuche ich ergebenst, sich am 28. d. M. Vormittags um 11 Uhr in Berlin im Ständehous, Spandauerstraße Nr. 59, zum Rittertage versammeln zu wollen.

Schloß Stülpe, den 9. Mai 1864.

Der Commendator des Johanniter-Ordens.

A. v. Rochow.

Am Sonntag den 5. Juni c. Mitags 12 Uhr wird der Rittertag der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Regierungs-Gebäude zu Breslau abgehalten werden.

Ich erlaube mir hierzu die Herren Ordens-Mitglieder ergebenst einzuladen.

Flensburg, den 15. Mai 1864.

Eberhard Graf zu Stolberg.
Commendator.

Kloster Lehnin.

(Von Th. Fontane.)

(Fortsetzung.)

3. Abt Siebold von 1180—1190.

Abt Siebold oder Siedolbus war der erste Abt von Lehnin, und in derselben Weise, wie der älteste Theil des Klosters, des nun halb in Trümmern liegenden Baues, am besten erhalten geblieben ist, so wird auch von dem ersten und ältesten Abt desselben am meisten und am eingehendsten erzählt. Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volke fort. Freilich gehören alle diese Erinnerungen der Sage und Legende an; historisch verbürgt ist wenig oder nichts, — aber ob Sage oder Geschichte, ist gleichgültig für uns, die wir der einen so gern nachforschen wie der andern.

Abt Siebold, so erzählen sich die Lehniner bis diesen Tag, wurde von den umwohnenden Wenden erschlagen, und im Einklang damit lesen wir auf einem alten, halbverwitterten Bilde im Querschiff der Kirche: „Seboldus, primus abbas in Lenyn, a Slavica gente occisus."

Abt Siebold wurde also erschlagen; gewiß eine sehr ernsthafte Sache; die Geschichte seines Todes indessen wiederzugeben ist nicht ohne eigenthümliche Schwierigkeiten, da sich, neben dem Ernsten und entschieden Poetischen, auch Tragikomisches und selbst Zweideutiges mit in diese Geschichte hineinmischt. Und doch ist über diese bedenklichen Partien nicht hinwegzukommen, sie gehören mit dazu; es sei also gewagt.

Abt Siebold und seine Mönche gingen oft über Land, um in den umliegenden Dörfern zu predigen und die wendischen Fischersleute, die zäh und störrisch an ihren alten Götzen festhielten, zum Christenthum zu bekehren. Einstmals, in Begleitung eines einzigen Klosterbruders,

hatte Abt Siebold in dem Klosterdorfe Prützke gepredigt, und über Mittag bei schwerer Hitze heimkehrend, beschlossen Abt und Mönch, in dem nahe beim Kloster gelegenen Dorfe Nahmitz zu rasten, das sie eben matt und müde passirten. Der Abt trat in eines der ärmlichen Häuser ein; die Scheu aber, die hier sein Erscheinen einflößte, machte, daß alles auseinander stob; die Kinder versteckten sich in Küche und Kammer, während die Frau, die ihren Mann sammt den andern Fischern am See beschäftigt wußte, ängstlich unter den Backtrog kroch, der nach damaliger Sitte nichts als ein ausgehöhlter Eichenstamm war. Abt Siebold, nichts Arges ahnend, setzte sich auf den Trog, die Kinder aber, nachdem sie aus ihren Schlupfwinkeln allmälig hervorgekommen waren, liefen jetzt an den See und riefen dem Vater und den übrigen Fischersleuten zu: „Der Abt ist da", zugleich beschreibend, in welch eigenthümlicher Situation sie die Mutter und den Abt verlassen hatten. Die versammelten Fischersleute gaben dem Wort die schlimmste Deutung, und der bittre Groll, den das Wendenthum gegen die deutschen Eindringlinge unterhielt, brach jetzt in helle Flammen aus. Mit wildem Geschrei stürzten alle in's Dorf, umstellten das Haus und drangen auf den Abt ein, der sich, als er wahrnahm, daß ihm dieser Angriff gelte, sammt seinem Begleiter durch die Flucht zu retten suchte. Der nahe Wald bot vorläufig Schutz, aber die verfolgenden Dörfler waren ausdauernder als der ältliche und wohlbeleibte Abt, der es endlich vorzog, einen Baum zu erklettern, um, gedeckt durch das dichte Laub-Gebüsch desselben, seinen Verfolgern zu entgehn. Der Mönchsbruder eilte inzwischen voraus, um Hülfe aus dem Kloster herbei zu holen. Abt Siebold schien gerettet, aber ein Schlüsselbund, das er beim Erklettern des Baumes verloren hatte, verrieth seinen Versteck und brachte ihn in's Verderben. Wohl kamen endlich die Mönche und beschworen den tobenden Volkshaufen, von seinem Vorhaben abzulassen. Der Säckelmeister bot Geld, der Abt selbst, aus seinem Versteck heraus, versprach ihnen Erlaß des Zehnten, dazu Feld und Haide, — aber die wilden Burschen bestanden auf ihrer Rache. Sie hieben, da der Abt sich weigerte herabzusteigen, die Eiche um und erschlugen endlich den am Boden Liegenden. — Die Mönche, die den Mord nicht hindern konnten, kehrten unter Mißhandlungen von Seiten der Fischersleute in ihr Kloster zurück und standen bereits auf dem Punkt, wenige Tage später die Mauern desselben für immer zu verlassen, als ihnen, so erzählt die Sage, die Jungfrau Maria erschien und ihnen zurief: Redeatis! Nihil deerit vobis (Kehret zurück; es soll an nichts euch fehlen), Worte, die Allen ein neues Gottvertrauen einflößten und sie zu Rückkehr und Ausharren vermochten.

So die Tradition, von der ich bekenne, daß ich ihr Anfangs mißtraute. Sie schien mir nicht den Charakter des 12. Jahrhunderts zu tragen, in dem das Mönchthum, gehoben und miterfüllt von den großen Ideen jener Zeit, auch seinerseits ideeller, geheiligter, reiner dastand, als zu irgend einer andern Epoche kirchlichen Lebens. Abt und Mönche von Lehnin, so schloß ich weiter, gaben damals, in der Blüthezeit des Cistercienserthums, schwerlich zu Eifersuchts-Ausbrüchen der wendischen Bevölkerung irgend welche Veranlassung, und so konnte auch damals, d. h. also Ausgangs des 12. Jahrhunderts, keine Geschichte entstehen, die namentlich in ihrer populärsten Fassung, (von der ich wie billig Abstand genommen habe), milde ausgedrückt, weit etwas anders als ein bloßes Mißtrauen in die kirchlichen Absichten des Abtes Siebold durchblicken läßt. Auch jetzt noch setze ich Zweifel in die volle Aechtheit und Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung. Ich bin auch jetzt noch der Ansicht, daß wir es hier mit einer im Lauf der Zeit, je nach dem Bedürfniß der Erzähler und Hörer, mannigfach gemodelten Sage zu thun haben, der, namentlich im 15. Jahrhundert, wo der Verfall des Mönchsthums längst begonnen hatte, ein Liebes-Abenteuer, oder doch der Verdacht eines solchen, statt des ursprünglichen Motivs, nämlich des Racen-Hasses, untergeschoben wurde.

Soweit meine Zweifel. Auf der andern Seite spricht freilich alles dafür, daß wir es hier, von der Backtrog-Episode und andern nebensächlichen Zügen abgesehn, mit einem Faktum zu thun haben, das in seinem ganzen äußerlichen Verlauf, durch fast 700 Jahre hin, mit großer Treue überliefert worden ist. Eine Menge kleiner Züge vereinigen sich dahin, um es mindestens höchst glaubhaft zu machen, daß Sieboldus der erste Abt war, daß er wirklich von den Wenden erschlagen wurde, daß sein Eintritt in ein Nahmitzer Fischerhaus das Signal zum Aufstand gab, und daß er, auf der Flucht einen Baum erkletternd, auf diesem Baum sein Versteck, dann unter demselben seinen Tod fand. Die Ueberlieferungen nun, sachliche sowohl wie Erzählungen im Volksmund, die sich auf diese Punkte hin vereinigen, sind folgende:

Im Querschiff der Lehniner Kirche hängt bis diesen Tag ein altes Bild von etwa 3 Fuß Höhe und 5 Fuß Länge, auf dem wir in zwei Längsschichten oben die Ermordung des Abtes, unten den Auszug der Mönche und die Erscheinung der Jungfrau Maria dargestellt finden. Vor dem Munde der Maria schwebt der bekannte weiße Zettel, auf dem wir die schon oben citirten Worte lesen: Redeatis! nihil deerit vobis. Rechts in der Ecke des Bildes bemerken wir eine zweite längere lateinische Inschrift, die da lautet:

Anno milleno bis minus uno
Sub patre Roberto coepit Cistercius ordo.
Annus millenus centenus et octuagenus
Quando fuit Christi, Lenyn, fundata fuisti
Sub patre Sebaldo, quam Marchio contulit Otto
Brandenburgensis; Aprilis erat quoque mensis.
Hic jacet ille bonus marchravius Otto, patronus
Hujus ecclesiae. Sit, precor, in requie.
Hic jacet et occisus prior abbas, cui paradisus
Jure patet, Slavica quem stravit gens inimica.

Also deutsch etwa:

Im Jahre 1098 begann, unter dem Pater Robert, der Cisterzienser-Orden. Als das Jahr Christi 1180 war, bist du, Lehnin, gegründet worden unter dem Pater Seboldus, welches der Markgraf Otto von Brandenburg dotirt hat; es war auch der Monat April. Hier ruhet jener gute Markgraf Otto, der Schützer dieser Kirche. Er möge in Frieden schlafen. Hier ruht auch der erste, gemordete Abt, dem das Paradies mit Recht offen steht, den das feindselig gesinnte Slavenvolk ermordet hat.

Diese Inschrift ist die Hauptsache, und zwar weniger

durch ihren Inhalt, als durch die ganze Art ihrer Abfassung, besonders durch die Form ihrer Buchstaben. Der Inhalt, sowohl der geschriebene, wie der bildlich dargestellte, wird erst durch das Alter der Buchstaben als zuverlässig beglaubigt. Das Bild selbst nämlich ist eine Pinselei, wie sie von ungeschickten Händen in jedem Jahrhundert (auch jetzt noch) gemalt werden kann, die Inschrift aber, die Form der Buchstaben gehören einem ganz bestimmten Jahrhundert an. Der Form der Buchstaben nach ist das Bild zu Anfang des 15. Jahrhunderts gemalt, und so ersehen wir denn mit ziemlicher Gewißheit aus diesem Bilde, wie man sich etwa um's Jahr 1400, oder wenig später, im Kloster selbst die Ermordung des Abtes Siebold vorstellte. 200 Jahre nach seinem Tode aber konnte diese Tradition, zumal bei den Mönchen selbst, durchaus noch lebendig und zuverlässig sein. Die Sagen unterstützen den Inhalt dieses Bildes bis diesen Tag.

Ich sprach Eingangs schon von einem Stücklein Poesie, das mehr oder weniger mit dem Tode des Abtes verknüpft sei, und diese poetische Seite ist wirklich da. Aber sie zeigt sich viel mehr in den gespenstigen Folgen der Unthat als in dieser selbst.

In dem mehrgenannten Dorfe Nahmitz bezeichnet die Tradition auch heut noch das Haus und das Gehöft, in das damals der Abt eintrat; — das Haus hat längst einem andern Platz gemacht, aber ein Unsegen haftet seit jenem Unglückstage an der Stelle. Die Besitzer wechseln, und mit ihnen wechselt die Gestalt des Unheils, aber das Unheil selber bleibt. Das Feuer verzehrt die vollsten Scheunen, böse Leidenschaften nehmen den Frieden oder der Tod nimmt das liebste Kind. So wechseln die Geschicke des Hauses. Jetzt ist Siechthum heimisch darin, die Menschen trocknen aus, und blut- und farblos, jeder Freude bar, gehen sie matt und müde ihrer Arbeit nach.

Und wie die Tradition im Dorfe selber das Haus bezeichnet, so bezeichnet sie auch in dem schönen Eichwalde zwischen Nahmitz und Lehnin die Stelle, wo der Baum stand, unter dem die Unthat geschah. Der Stumpf war Jahrhunderte lang zu sehen; daneben lag der abgehauene Stamm, über den keine Verwesung kam und den Niemand berühren mochte, weder der Förster noch die ärmsten Dorfleute, die Reisig im Walde suchten. Der Baum lag da wie herrenloses Eigenthum, sicher durch die Scheu, die er einflößte. Erst im vorigen Jahrhundert kam ein Müller, der lud den Stamm auf und sagte zu den Umstehenden: „Wind und Teufel mahlen gut.“ Aus dem Stamm aber machte er eine neue Mühlenwelle und setzte die vier Flügel daran. Es ging auch alles gut und die Mühle drehte sich lustig im Winde, aber der Wind wurde immer stärker und in der Nacht als der Müller fest schlief, schlugen plötzlich die hellen Flammen auf. Die Mühlwelle, in immer rascherem Drehen, hatte Feuer an sich selber gelegt und alles brannte nieder. „Wind und Teufel mahlen gut,“ raunten sich anderen Tags die Leute zu.

(Fortsetzung folgt.)

Lucas 17. V. 10.

Die Lazaristen, zur Zeit der Fronde, ließen sich freiwillig in die Gefängnisse der Aussätzigen einschließen, um Letztere zu pflegen, zu erbauen und um — mit ihnen zu sterben. Die Missionäre der böhmischen Brüder-Unität gehen freudig überall hin, wohin sie der Bischof sendet, in die unwirthbarsten Länder und zu den rohesten Völkern, nicht achtend die allergrößesten Beschwerden und Gefahren. Was bewog diese bewundernswerthen Männer, wer dingt diese edlen Streiter für die Erweiterung des Gottesreichs, zu solcher That persönlichster Hingebung? Es ist der Glaube, fest und stark, durch Liebe thätig. Er allein und nichts Andres giebt jedem Christenmenschen den Anreiz, nach besten Kräften gute Ritterschaft zu üben, wie der Glaubensbote Paulus es forderte vom Thimoteus (1, 18).

Ernst Graf Lippe.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, den 14. Mai 1864. In den beiden hiesigen Johanniter-Lazarethen befinden sich im Ganzen 44 Verpflegte, und zwar liegen:

A. In Bellevue 18 Verwundete, 1 Kranker und 1 Verunglückter.

Die Verwundeten sind folgende: Lieutenant von Studnitz vom 55. Regiment, den 17. März bei Rackebüll verwundet, Schuß durch die linke Lunge, auf dem Wege der Besserung; von Fischer-Treuenfeld vom 55. Regiment, Schuß ins linke Knie, Reconvalescent; Ranzow vom 55. Regiment, Schuß durch den rechten Oberschenkel; in dieser Woche wieder Blutung, — sehr schwach; von Druffel von der 7. Artillerie-Brigade, Wunde durch Granatsplitter am Rücken des linken Fußes, Wunde in Heilung; Hauptmann Ballhorn vom 24. Regiment, Zerschmetterung des rechten Oberschenkels am 14. März, Heilung des Bruches und der Wunden; Lieut. Heineccius II. vom 18. Regiment, Streifschuß an der rechten Wade, Wunde in Heilung; Hauptmann von Seydlitz vom 8. Regiment, Streifschuß am Kopf, Reconvalescent; Lieutenant von Pfuhlstein vom 4. Garde-Regiment zu Fuß, Contusion an der linken Schulter, bedeutende Eiterung und Abceßbildung, geht sehr gut; Lieutenant von Trotha vom 4. Garde-Regiment zu Fuß, Fleischschuß am linken Oberarm, leichte Wunde, Gegenöffnung, geht gut; ebenso Hauptmann Rumland vom 53. Regiment, Streifschuß an der rechten Schulter; Lieutenant Schultze vom 4. Garde-Regiment zu Fuß, bedeutende Fleischwunde am rechten Oberschenkel durch Schiffsgranate. Nachdem durch große Einschnitte dem Eiter freier Abfluß bereitet, hat die Wunde ein gutes Aussehen erhalten und fängt an zu vernarben; Lieutenant Löbbecke vom 53. Regiment 3 Verwundungen, Streifschuß des Kopfes, bereits geheilt, eine 2. Wunde am rechten Unterschenkel, Fleischschuß der in Heilung begriffen, und eine Wunde am linken Oberschenkel, dicht am Kniegelenk, fängt an sich zu schließen; Lieut. von Alvens-

leben vom 18. Regiment, Schuß durch die rechte Wange, Hals und Rücken, befindet sich gut, der rechte Arm noch gelähmt; Allgemeinbefinden viel besser; Lieutenant Freiherr von Seckendorff vom Leib-Regiment den 28. März am Kopf schwer verwundet, Heilung nimmt zu; Oberst-Lieut. Tersling vom 9. dänischen Infanterie-Regiment, leichter Fleischschuß am linken Oberschenkel, der zusehends vernarbt; Offiziers-Aspirant Smidth vom 22. dänischen Infanterie-Regiment, dem durch 2 Kugeln der linke Ober- und Vorderarm zerschmettert worden, geringe Eiterung, wird sehr gut werden; Rittmeister von Bojanowski vom 3. Husaren-Regiment wurde am Typhus leidend bewußtlos hier eingebracht, starb 24 Stunden darauf; Lieut. von Bönninghausen vom 53. Regiment, Bruch des linken Vorderbeins, Gypsverband; Hauptmann von Gliszczynski, vom 4. Garde-Regiment, Schuß durch die rechte Schulter und Oberarm, geht sehr gut; Hauptmann Böttge vom 53. Regiment, Schußwunde durch den rechten Mittelfuß, Wunde von gutem Aussehen, sehr nervös, aber von gutem Allgemeinbefinden. — Als geheilt sind entlassen worden: Hauptmann von der Reck, Lieutenant Bertram I., Lieutenant Akerhjelm und Unteroffizier Albrecht; gestorben: Mogensen und v. Bojanowski —

B. Im Königsgarten 21 verwundete und 1 verunglückter Offizier:

Lieutenant Graf Nostiz, Adjutant des Oberbefehlshabers, Bruch des linken Unterschenkels in Folge eines Sturzes, 2. Gipsverband, — wird nächster Tage entlassen; Lieutenant Speith vom 53. Regiment, Schuß durch die Weichtheile des rechten Oberarms, bedenkliche Kinnbackenkrampferscheinungen haben sich vollkommen gelegt, Wunde sieht gut aus; Lieutenant Schotte von der 7. Pionierabtheilung, Schuß durch das rechte Schulterblatt, noch schwach, doch bedeutend besser; Lieutenant von Falkenstein, Adjutant vom 24. Regiment, Schuß in die linke Hüftgegend, und Lieutenant von Stangen vom 22. Regiment, commandirt zum Garde-Grenadier-Rgt. Königin Augusta, Contusion der linken Lunge und Rippenbruch, Reconvalescenten; Lieutenant Klockel II. vom 35. Regiment, Zerschmetterung des rechten Oberarms, den Umständen entsprechend gutes Verhalten; Lieutenant Kehl II. vom 53. Regiment, Schuß in den linken Oberschenkel, und Hauptmann von Rosenzweig vom 53. Regiment, Schuß durch die rechte Wade, beide in Vernarbung, stehen auf; Lieutenant Richter vom 35. Regiment, Haarseilschuß am rechten Vorderarme, Abceßbildung, sonst in Besserung; Lieutenant Gierschner vom 35. Regiment, Schuß durch die linke Schulter, geht gut; Lieutenant Isenburg vom 35. Rgiment, Schuß durch die linke Schulter, Schwäche geringer, hat sich recht erholt; Lieutenant Bescherer vom Leib-Grenadier-Rgt., Amputation des rechten Oberschenkels den 29. März, Reconvalescent; Hauptmann von Redern vom 60. Regiment, Zerschmetterung des rechten Oberarms, fortschreitende Heilung und Festwerden der Knochen; Oberst von Korth vom 4. Garde Regiment, sehr große Fleischwunde am rechten Oberschenkel, befindet sich gut, die Wunde fängt an zu vernarben; Lieutenant Busch vom 60. Regiment, Zerschmetterung des linken Oberarms, sehr gut, Erhaltung des Arms; Lieut. Humbert III commandirt zum 60. Regiment, Schuß durch die linke Brustwand und Oberarm, Befinden gut; ebenso Oberst-Lieutenant von Greiffenberg vom Leib-Gren.-Regt., der am 28. März einen Schuß durch beide Oberkiefer erhalten und der fast vollkommen geheilt ist; Grenadier Schick vom Regiment Königin Elisabeth, Resection wegen Zerschmetterung der rechten großen Zehe, ist in bester Heilung; Lieutenant Schob vom 35. Regiment, verwundet den 2. April, Fleischschuß am rechten Oberarm und Zerschmetterung der rechten Handwurzelknochen, Blutung, Unterbindung der beiden Hauptarterien des Vorderarms, fortschreitende Heilung; Reserve-Lieutenant Bruun vom 2. dänischen Infanterie-Regiment, Schuß durch die Breite des Nackens und Schuß durch den linken Mittelfinger mit Bruch des Knochens und Eröffnung des Gelenkes, gute Fortschritte in der Vernarbung; ebenso Premier-Lieutenant Hjord vom 2. dänischen Infanterie-Regiment mit 2 Fleischschüssen durch den rechten Oberschenkel; Lieutenant von Brodowski vom 7. Pionier-Bataillon, Schuß durch den rechten Oberarm und der Schulter, Contusion der Lunge, Heilung im Fortschreiten. —

Als geheilt wurden entlassen in dieser Woche: Hauptmann von Salpius vom 64. Infanterie-Regiment, — Hauptmann Graf Finckenstein und Unteroffizier von Schmidt, der als Passant hier war und nach Kiel ging. — Im Hospital in Rüdel liegen noch: Lieutenant Stöckel vom Coburg-Gothaischen Contingent, Zertrümmerung des linken Schlüsselbeins, Verletzung der Armnerven, der Lunge und des Schulterblatts, Genesung mit Wahrscheinlichkeit zu hoffen, bald transportabel. — Lieutenant Rothenbücher vom 55. Regiment, Zertrümmerung des linken Unterschenkelknochens, der Unterschenkel bleibt erhalten; — soll morgen hierher kommen. Dr. Ressel.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Freiherrn v. d. Reck auf Obernfelde 50 Thlr.; durch die Kriegs-Kasse des combinirten Armee-Corps vom Regierungsrath Schlott zu Königsberg i. Pr. 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Schroetter auf Gr. Wohnsdorf 25 Thlr.; vom Grafen von Hardenberg auf Lietzen 25 Thlr.; durch das Landraths-Amt in Ludlinitz von den Gemeinden Erdmannsheim und Drollin 1 Thlr. 10 Sgr. 6 Pf.; vom Regierungs-Rath und Eisenbahn-Director Freiherrn von Dörnberg zu Saarbrücken 15 Thlr.; von Ungenannt Poststempel Woldenberg 1 Thlr.; durch das Königliche Landraths-Amt in Meseritz gesammelte Beiträge von Patrioten des Kreises 11 Thlr.; vom Regierungs-Präsidenten a. D. Freiherrn von Senden auf Rutzlaff ferner 10 Thlr.; vom Major a. D. Grafen Lagnu und Altendorff auf Reuthau 25 Thlr.; vom Landesältesten Freiherrn von Kottwitz auf Langheinersdorff 15 Thlr.; vom Ordensritter G. G. D. Poststempel Loewenhagen ferner 10 Thlr.; vom Landrath Freiherrn von Seherr-Thoß zu Pleß 10 Thlr.; vom Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 18 von Freyburg ferner 20 Thlr.; vom Hauptmann und Landrath a. D. von Berg auf Perscheln 5 Thlr.; vom Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer von Oldenburg auf Beisleiden 25 Thlr.; von Ungenannt Poststempel Gernrode 40 Thlr.; vom Landrath a. D. und Landesältesten Baron von Dorant auf Baranowitz 10 Thlr.; Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 1[illegible],980 Thlr. 25 Sgr.

2. Wäsche, Erfrischungen ꝛc.

Von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Carl von Preußen, Erfrischungen; von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Mutter von Mecklenburg-Strelitz Gittercharpie. Vom Frauen-Verein in Magdeburg ferner 3 Paar Strümpfe und 21 Knäule Stopfwolle; von Frau Baronin und den Fräuleins von Sinner von Wattenwyl-Landshut in Bern Gittercharpie; von Frau Gräfin von Finckenstein auf Schönberg 1 Packet Gittercharpie; durch den Grafen von Rothkirch-Trach aus Panthenau und Umgegend 133 Stück Gittercharpie ꝛc.; von Frau von Kotzeler auf Nisitz 30 Stück desgleichen; von F. v. S. und F. v. L. in Dessau 1 Packet Verbandgegenstände und Schlummerkissen; von Freiin v. d. Knesebeck hierselbst Gittercharpie; von Frau von Ohlen und Adlerskron hierselbst 2 Pakete mit Verbandgegenständen, Hemden und Backobst; von Frau von Kalitsch geb. von Hedemann-Heespen auf Polerzkodin bei Zerbst in Anhalt Gittercharpie; von Frau Bormin In- und Knipphausen auf Rönstedt 1 Paket Charpie; von Herrn Gräff aus Tribohn bei Semlow Charpie und Eingemachtes; von E. v. R. geb. v. W. auf Carlowitz 1 Packet; von Frau Rosalie von Unruhe geb. von Loeben aus Neu-Ruppin Gittercharpie; Ungenannt, aus Pfarten in der Nieder-Lausitz, Charpie, Bandagen und Gittercharpie; vom Landrath von Busse aus Neu-Stettin Leinwand und Gitter-Charpie; von Ungenannt, Poststempel Terelpol, Gittercharpie; Frau Oberst von Gersdorf in Wittenberg desgleichen; von Ungenannt Poststempel Waldenberg, 8 feine Hemden und Gittercharpie; von Ungenannt Poststempel Malchow, Gittercharpie; von Herrn F. W. Reimann in Berlin desgleichen; vom Advokaten H. Bordeck in Mecklenburg-Schwerin 17 Pfd. Labungsmittel für Verwundete; von Frau Baronin von Eckardstein zu Berlin Gittercharpie; von Ungenannt Poststempel Cottbus desgleichen; von Herrn Duos auf Garz bei Wildberg 1 Packet Hemden; vom Freiherrn von Mussenbach auf Pinne 1 Packet Charpie; von Ungenannt Poststempel Breslau, Gitter-Charpie; von Frau Elise von Lemke geb. von Schell zu Höxter, Charpie und Verbandgegenstände; von Herrn von Rohr auf Tramnitz 1 Packet mit 6 Hemden, Betttücher, Charpie und Bandagen; durch das Königliche Landraths-Amt zu Neu-Stettin Gitter- und Fadencharpie; vom Ungenannt Poststempel Friedberg 1 Packet Lazarethgegenstände und 1 Packet Gittercharpie; von Ungenannt Poststempel Feldberg Charpie; von Frau Oberst von Hockewitz zu Breslau desgleichen; vom Oberarzt a. D. Dr. Zipper zu Rügenwalde Gittercharpie; durch Frau Auguste von Kahlden geb. von Brandenstein von Dumen aus Ludwigslust desgleichen; durch das Königliche Landraths-Amt in Neu-Stettin, 1 Packet mit Hemden und Bandagen; von Ungenannt Poststempel Stettin, Gittercharpie; durch das Königliche Landraths-Amt in Neu-Stettin desgleichen; von Frau Kreisgerichts-Director von Michels geb. Freiin von Dücker Hemden und Betttücher; von Frau L. von Eickstedt-Peterswald geb. Seltzer auf Hohenholz Hemden und Gittercharpie; von Ungenannt, Poststempel Parchim, Gittercharpie; von Ungenannt Poststempel Göttingen, Gitter- und krause Charpie; von Frau H. von Bandemer geb. Riddeck auf Sillow 1 Packet (4 Pfd. 13 Loth schwer); durch das Königliche Landraths-Amt zu Meseritz von einem Patrioten 1 Fäßchen Rothwein; von Frau H. von Bülow geb. v. d. Schulenburg zu Kiel, 6 Bettlaken, 3 Kopfkissen, 12 Hemden; vom Gutsbesitzer Körner auf Alexanderhof bei Treddin 64 Pfd. eingemachte Früchte; durch den Grafen von Rothkirch-Trach aus Panthenau und Umgegend 134 Stück Gittercharpie und 1 Binde; von Herrn von Beurmann auf Oppin Gittercharpie, Wäsche ꝛc.; vom Oberst a. D. von Kölichen zu Breslau Verbandgegenstände, Leinwand und 90 Stück Gittercharpie; von Herrn von Wedell-Burghagen und Herrn von Wedell auf Blankensee 1 Schinken und Charpie; von Frau Auguste von Zastrow geb. von Zobeltitz auf Polzig 6 Hemden und Charpie; von Ungenannten Poststempel Bückeburg und Neustadt a. d. D. Gittercharpie; vom Frauen-Verein aus Potsdam Kleidungsstücke, Erfrischungen, Kissen; durch Freiherrn von Nordenflycht zu Minden Kissen und Gittercharpie; von Frau Feldmarschall von Wrangel zu Berlin Hemden und Verbandzeug; von Frau von Malortie geb. Gräfin von Bismarck-Bohlen in Hannover Gitter-Charpie; von der Frau Gräfin von Brockdorf-Ahlefeld-Ascheberg desgl.; vom Conditor Schaudke in Guhrau 30 Pfd. Brustpastillen; vom Baron von Tauentzien auf Bolkow bei Ziedingen Gittercharpie; vom Preuß. Volksverein zu Berlin desgleichen; von der Frau Gräfin von Pückler geb. Prinzessin Reuß auf Ober-Weistritz desgleichen; von Herrn von Schönermark auf Priedorn 2 fette Hammel; von einem Bibel-Mitglied aus Buchwald 100 Ungarische, 50 dänische Testamente; von Herrn C. Zeidler aus Schlodiz 2 Kisten Cigarren; von Ungenannt, Poststempel Falkenburg, Verbandzeug; durch Frau Präsidentin von Biedahn vom Frauen-Verein in Oppeln Lederkissen, Hemden und Charpie; vom Ungenannt Poststempel Cöslin 2 Rehböcke; durch Kreisgerichts-Director von Stelzer aus dem Ertrage eines Concerts in Potsdam 28 Haar-Kopfkissen; vom Herrn von Schönermark auf Priedorn 1 Rehbock; von Ungenannt Poststempel Schneidemühl, Gittercharpie; von Herrn von Somnitz auf Charbow in Pommern desgleichen; von Frau von Kriegsheim geb. von Donnenberg auf Dessow bei Neustadt a. D. 1 Gedeck mit 6 Servietten; von Frau von Alvensleben geb. Gräfin von Itzenplitz auf Zodlitz 1 Schockel Eier; von Frau von Poncet auf Tauntzl 12 Hemden; von Frau M. Blumenthal in Sagan Cigarren; vom Landraths-Amt in Neu-Stettin Charpie; von Herrn von Heyden auf Cartlow in Pommern; von Frau von Michels zu Loest und von Frau von Puttlitz zu Schwerin in Mecklenburg; von Frau von Schmeling geb. v. Gaudecker auf Gr. Möllen, und von der Frau Gräfin von Borcke auf Tolksdorf Gittercharpie; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Carolath-Beuthen 1 Dammhirsch; von Ihrer Durchlaucht der Fürstin Schönburg auf Droyßig Gittercharpie; vom Evangelischen Bücher-Verein zu Berlin Erbauungsbücher; vom Freiherrn von Müffling in Erfurt Verbandzeug; vom Prediger Damier zu Ribbeck desgleichen; vom Patriotischen Verein zu Königsberg in Preußen desgleichen; von der Frau Gräfin v. Schulenburg-Wolfsburg Charpie; von der Frau Gräfin zu Stolberg geb. v. Thun auf Schlemmin Wäsche, Charpie und Erfrischungen; durch Se. Durchlaucht den Prinzen Gustav zu Ysenburg zu Hannover: von der höheren Töchterschule 1 Pack Charpie, Verbandzeug und 62 Stück Gittercharpie; von der Stadt-Töchterschule Charpie, 130 Stück Gittercharpie und 3 Paar Strümpfe; von Fräulein Rumann Charpie und 14 Stück Gitter-Charpie; von Frau von Arnswold Hemden, von Frau von Persing, Frau von Knigge und Fräulein Tenne Charpie; von Ihrer Durchlaucht der Frau Prinzessin zu Ysenburg 12 Pfd. Chocolade, 6 Paar Strümpfe, 11 Stück Gittercharpie; vom Kaufmann Brettschneider 70 Stück Gittercharpie; von Frau von Alten geb. von Baumbach 5 Hemden, 6 Paar Unterbeinkleider, 1 Nachtmütze, Charpie und 10 Stück Gittercharpie; von der Frau Gräfin von Schweinitz auf Salau Gittercharpie; vom Weinhändler Theophron Kühn zu Berlin 6 Flaschen Moselwein; von Ungenannt Poststempel Jordansmühl, Gittercharpie; vom Grafen Bolko zu Stolberg-Wernigerode auf Schlemmin 1 Rehbock; von Frau von Johnston auf Schloß Plathe Charpie und Cigarren; vom Landraths-Amt zu Neu-Stettin 3 Packete Verbandzeug; von der Frau Gräfin zu Solms geb. v. Raven auf Klitschdorf, Gittercharpie; von Frau Generalin von Natzmer geb. Gräfin von Richthofen, von Frau von Berger geb. von Zeuner in Frankfurt a. d. O., von Frau von Witte geb. v. Rosenberg in Liegnitz desgleichen; von Ungenannten Poststempel Greifswald, Targau-Möhlten desgleichen; von Ungenannt Poststempel Dölitz Charpie; von Ungenannten Poststempel Gernrode und Cottbus Gittercharpie; von Fräulein Valerie von Gerhardt zu Doder; von Herrn H. von Gersdorf zu Wittenberg; von der Frau Gräfin zu Eulenburg zu Marienwerder; von Frau v. d. Borne geb. von Waldow in Frankfurt a. O.; von der Frau Gräfin von Reichenbach auf Eichberg; von der Frau Gräfin zu Solms-Assenheim desgleichen; von Ungenannten Poststempel Friedland, Frankfurt a. M. und Kleth desgleichen; von Frau Emilie v. d. Heyden geb. von Podewils zu Stargard in Pommern Charpie und Bandagen.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staats.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 21. Berlin, den 25. Mai 1864. **Nr. 21.**

Adolph Eduard von Dewitz, Hauptmann a. D., Landschafts-Rath und Kreis-Deputirter, auf Drahnow. Ehrenritter seit 1857. † zu Drahnow 15. Mai 1864.

Am 23. k. Mts. wird der Durchlauchtigste Herrenmeister im Schlosse zu Sonnenburg ein Kapitel und am darauf folgenden Tage in der dortigen Ordenskirche einen Ritterschlag abhalten.

I.

Durch die Beschlüsse der Londoner-Conferenz ist in dem Kriege mit Dänemark eine ein monatliche Waffenruhe eingetreten. Gott, der Geber aller guten Gaben, der Verleiher des Sieges, der Gott des Friedens, wolle daraus einen ehrlichen dauernden Frieden hervorgehen lassen und in ihm alle die Güter uns schenken, mit welchem seine milde Hand Kriege zu segnen liebt, und die schon während seines Getümmels über Erwarten reich und hell uns entgegenleuchteten. Es wird darauf ankommen, daß die Herzen des Volkes willig und empfänglich sind, jenen herabströmenden Segen aufzunehmen und festzuhalten. Wir wollen hier nicht reden von der Bewährung unserer jungen Armee in der altpreußischen Tapferkeit des siebenjährigen- und der Freiheits-Kriege, von den glänzenden Resultaten der allein unserem Könige und Herrn zu dankenden Armee-Reorganisation sowohl rücksichtlich der Kriegstüchtigkeit der Truppen wie rücksichtlich der Schonung des Landes, von dem einheitlichen kameradschaftlichen Geiste und dem edelsten Wetteifer in der ganzen Armee unter Officieren und Soldaten, die wie eine Familie mit einander lebend jeder die Ursache des Erfolges in den militärischen Tugenden des anderen findet. Wir wollen auch nicht verweilen bei den politischen Erfolgen. Es ist ein Zeichen der ganz besonderen Erbarmung Gottes gegen unser Volk, daß er ihm mit Flammenzügen vor Augen gestellt hat, in welchen Abgrund uns ein parlamentarisches Regiment, eine Unterordnung der Armee und der auswärtigen Politik unter die Beschlüsse des jeweiligen Mehrheit des Abgeordnetenhauses und der sie treibenden Klubs stürzen würde, daß die Herzen wieder einer patriotischen Begeisterung fähig dem Könige dankbar entgegenschlagen, daß — ein Wunder der menschlichen Berechnung nach den Vorgängen der letzten 15 Jahre und noch des vorigen Sommers, — Oesterreich und Preußen einig, den Weg zeigen, wie Deutschland zu reconstituiren, in Europa geachtet, dessen Politik wesentlich zu bestimmen berufen und geeignet ist.

Uns liegt heute am Herzen, auf eine andere und noch erfreulichere Erscheinung in diesem kurzen Feldzuge hinzuweisen, vor der wir voll Staunen und voll Anbetung unseres Gottes stehen, dessen Wunder der Gnade dem menschlichen Herzen unbegreiflich sind. Es ist das in ihm offen zu Tage tretende christliche Bekenntniß, eine Verbreitung christlicher Lebensanschauung und ihrer Geltendmachung, wie sie vorher die kühnsten Hoffnungen nicht erwarten ließen. Bei aller Frische des Soldatenlebens sind die Truppen erfüllt von dem Ernst ihres Berufes, bei aller Tapferkeit gegen den ihnen gegenüberstehenden Feind sehen sie in ihm dennoch den Bruder und sorgen für den Hülfbedürftigen wie für sich selbst. Die Briefe der glücklich unversehrt gebliebenen — der Hauptleute und Officiere rücksichtlich der Gefallenen oder Verwundeten — Soldaten an deren Eltern sind voll zuversichtlichen, Trost bringenden Glaubens. Durch die ganze Armee geht das kaum zu stillende Verlangen nach der Kraft, welche die Verkündigung des Evangeliums darreicht, die Sturmkolonnen rüsten sich zu ihrem Todeswege durch das Blut dessen, welcher durch seinen Tod dem Tode die Macht genommen hat, und achten dann — zur Selbstaufopferung freudig bereit — in ihrem gewissen Siegeslauf nicht, wie viele zu ihrer Rechten und Linken fallen. Wir möchten es kaum erwähnen, so bewegt es uns, und von solcher Zartheit und Tiefe ist es, aber sollen wir uns nicht immer wieder vereint, Gott von Herzen dafür dankbar, darüber freuen, daß unser König und Herr den Truppen offen im Gottesdienst verkünden läßt, wie er in der Stunde der Gefahr mit seinem Gebete für sie vor Gott treten werde. Und als der Sieg nun wirklich errungen ist,

Dank gegen den Gott, welcher ihn verliehen, ist das erste Wort des Feldherrn, des königlichen Prinzen, welcher ihn erfocht, Dank gegen den Herrn der Heerschaaren, welcher ihm die Königliche Macht und das tapfere Kriegsheer anvertraut und sein Gebet für dasselbe erhört hat, das erste Wort des Königs, — und gleich ihren Ahnen bei Leuthen, stimmt das ganze Heer mit ein in das weit über das Schlachtfeld, weit durch das ganze Preußenland hinschallende „Nun danket alle Gott!" Was haben doch die Leute über ein derartiges Bekenntniß seiner Zeit so vergeblich gespottet, was haben die Herren noch kürzlich mit einander gerathschlagt wider den Herrn und seinen Gesalbten: seine Bande ganz zu zerreißen und seine Bande fortzuwerfen. Der im Himmel wohnet, spottet ihrer, er hat seinen Sohn zu seinem Könige eingesetzt, dem er die Heiden zum Erbe giebt und der Welt Ende zum Eigenthum, und dem er Kinder geboren werden läßt wie der Thau aus der Morgenröthe. Die Armee ist die Jugend unsers Volkes, sie ist unser Volk, wie es hervorgegangen aus der Hand seiner Könige, in Waffen und in Zucht und in Freiheit, sie zeigt den Weg, den wir gehen müssen, um dieses Volk zu bleiben, sie zeigt, wie leicht es ist, ihn zu gehen, denn die Jugend ist die Zukunft des Volkes. Aber dieser von der Armee zu uns herüberschallende Ton findet schon jetzt den freudigsten Wiederhall in den Herzen des Volkes, aus welchem sie ja auch hervorgegangen ist, es kommt ihr schon mit den gleichen Regungen entgegen. Noch niemals, so lange die Welt steht, ist für die Verwundeten im Kriege solche Fürsorge getroffen worden, ihre Leiden zu lindern, oder ist den unmittelbar vor dem Feinde stehenden Soldaten solche Theilnahme bewiesen worden. Geistliche Genossenschaften aller Confessionen, beiderlei Geschlechter wetteifern in desfallsiger Aufopferung, und das Land, in richtiger Erkenntniß, daß dies die besten Wege desfallsiger Hülfsleistung sind, läßt seine Liebesgaben großen Theils dem Heere durch diese Genossenschaften zufließen. Wir haben alle Ursache uns zu demüthigen, daß Gott unsern Johanniter-Orden gewürdigt hat, der erste dann auf dem Plane gewesen zu sein und den edlen Wetteifer entzündet zu haben. Gedenken wir aber vornehmlich voll erfurchtsvollen Dankes unseres theuren unvergeßlichen hochseligen Königs und Herrn, welcher den Gedanken seiner Wiederherstellung gefaßt und ihn ins Leben gerufen hat. Es war ein Herr voll hoher Königlicher Gedanken, seiner Zeit hell voranleuchtend, und auch wo er von ihr nicht verstanden wurde, sie ausstreuend wie edlen Saamen, um Frucht zu tragen in späterer Zeit. Sein unumwundenes treues Bekenntniß zum Christenthum, der Raum, welchen er ihm allenthalben gewährte, ist der Saame gewesen, und der Thau des Himmels, welcher den sonst ausgestreuten Saamen sich im Volke festwurzeln ließ, welchen wir zu unserem Erstaunen und zu unserer großen Freude jetzt allenthalben im Lande aufgehen und Blüthen treiben sehen. Wir wollen einstimmen in den von der Armee, von ihrem hohen Führer, von unserem Könige und Herrn dem Gott aller Gnade dargebrachten Lobgesang, auch in dieser Beziehung.

Kloster Lehnin.

(Von Th. Fontane.)

(Fortsetzung.)

Abt Herrmann von 1339—1340.

Abt Siebold wurde etwa um 1190 oder etwas später von den umwohnenden Wenden ermordet. Die Urkunden erwähnen dieses Mordes nicht, wie denn überhaupt die ziemlich zahlreichen Pergamente aus der askanischen Epoche lediglich Schenkungsurkunden sind. Es vergehen beinah anderthalb hundert Jahre, bevor wieder ein Lehniner Abt mit mehr als seinem bloßen Namen vor uns hin tritt; — dieser Abt ist Herrmann von Pritzwalk. Zwei Urkunden von 1335 und 1337 erwähnen seiner; erst eine dritte indeß, vom Jahre 1339, giebt uns ein bestimmtes Bild des Mannes, freilich kein schmeichelhaftes. Wie weit wir dieser Schilderung zu trauen haben, das wollen wir nach Mittheilung des Haupt-Inhalts der Urkunde (die ein Erlaß des Papstes Benedikts XII. an die Aebte von Colberg, Stolp und Neukampen ist) festzustellen suchen.

Dieser Urkunde nach, die also nichts andres ist, als ein päpstliches Schreiben (Breve), erschien der Mönch Dietrich von Ruppin, ein Mitglied des Lehniner Klosters, im Jahre 1339 vor Papst Benedikt XII. in Avignon und theilte demselben in Gegenwart des Consistoriums mit, daß durch „Anschürung des alten Feindes des Menschengeschlechts" seit etwa 15 Jahren im Kloster Lehnin eine Trennung und Scheidung der Mönche stattgefunden habe, dergestalt, daß die mächtigere Partei, die sich die Loburgsche nenne, einen Terrorismus gegen die schwächere übe und dieselbe weder zu Wort, noch am wenigsten zu ihrem Rechte kommen lasse. An der Spitze dieser stärkeren Partei (der Loburgschen) hätten, bei Bildung derselben, die drei Mönche Theodarich von Harstorp, Nicolaus von Lützow und Herrmann von Pritzwalk gestanden, die denn auch, durch ihre und ihrer Partei Uebergriffe und Machinationen, ohne den kanonisch festgestellten Wahl-Modus irgend wie inne zu halten, sich nach einander zu Aebten des Klosters aufgeworfen hätten.

Unter der Regierung dieser drei Eindringlings-Aebte seien alsdann, von den Anhängern der Loburgschen Partei, sowohl innerhalb wie außerhalb des Klosters, die größten Verbrechen begangen worden. So sei unter andern ein Adliger aus der Nachbarschaft, mit Namen Falco, der zur Zeit des Abtes Nicolaus von Lützow im Kloster ein Nachtlager bezogen habe, von verschiedenen Laienbrüdern des Klosters (darunter namentlich der Anhang des damaligen Mönches, jetzigen Abtes Herrmann) überfallen und sammt seiner Begleitung ermordet worden. Als am andern Morgen das Gerücht von diesem Morde die Klosterzellen erreicht habe, sei Herrmann (genannt von Pritzwalk) mit seinem Anhang an den Ort der That geeilt, und habe denn auch den Ritter Falco so wie drei seiner Begleiter bereits erschlagen, zwei andre Dienstmannen aber schwer verwundet, im Bettstroh versteckt, vorgefunden. Mönch Herrmann habe nunmehr Befehl gegeben auch diese Verwundeten zu tödten; die Waffen Falco's

aber habe er als Beute an sich genommen und späterhin vielfach gebraucht.

Dieser Mord, so heißt es in der Urkunde weiter, habe alsbald eine mehr als zehnjährige Fehde hervorgerufen, in der durch die Anhänger des Ritters Falco nicht nur drei Laienbrüder und viele Knechte und Schutzbefohlene des Klosters getödtet, sondern auch die Güter desselben durch Raub, Brand und Plünderei verwüstet worden seien, so daß man den Schaden auf über 60,000 Goldgulden geschätzt habe. Während dieser Fehden und Kriegszüge hätten die Mönche zu Schutz und Trutz beständig Waffen geführt, so daß sie, ganz gegen die Ordensregel, im Schlafsaal und Refectorium immer gewaffnet erschienen wären. An den Kämpfen selbst hätten viele der Fratres Theil genommen, andre, namentlich von den Laienbrüdern, hätten das Kloster verlassen und ein anderes Obdach gesucht.

Auch von den Hintersassen des Klosters seien Mord und Brand und Unthaten aller Art verübt worden, als deren moralische Urheber das umwohnende Volk längst gewohnt sei die Klosterbrüder anzusehen, weshalb denn auch all die Zeit über der Nothschrei zugenommen habe, daß die Lehninschen Mönche vertrieben und durch Ordensbrüder von besserem Lebenswandel ersetzt werden möchten. Bei Gelegenheit dieser Fehden und Kämpfe seien übrigens die beweglichen und unbeweglichen Güter des Klosters vielfach veräußert und verpfändet worden.

Die Urkunde berichtet ferner, daß ein Laienbruder, der bei der Ermordung Falco's mit zugegen war und hinterher den Muth hatte auszusprechen: „daß dieser Mord auf Befehl des Abts und seiner Partei stattgefunden habe," in's Gefängniß geworfen und innerhalb zehn Tagen von den Mönchen der Loburgschen Partei ermordet worden sei. Das päpstliche Schreiben meldet endlich, daß „Dietrich von Ruppin", auf dessen Aussagen sich alles dieses stütze, noch besonders hinzugefügt habe, daß der an der Ermordung Falco's und der Seinen vorzugsweis betheiligte Mönch Herrmann jetzt Abt des Klosters sei, wobei die herrschende Mönchspartei von dem vorgeschriebenen Wahlmodus abermals Umgang genommen und die gesetzlich geregelte Einführung unterlassen habe. Abt Herrmann, dessen Wahl jeder Gesetzlichkeit und Gültigkeit entbehre, habe, wie sein Vorgänger, das Vermögen des Klosters verschleudert, die Ordensregeln mißachtet und ein dissolutes Leben geführt, und als besagter Abt endlich Willens gewesen sei, ihn, den „Dietrich von Ruppin", wegen Dispenses und wegen Absolution für die oben geschilderten Verbrechen an die päpstliche Curie abzusenden, habe er ihn, den Dietrich, — weil derselbe vorher noch Rücksprache in dieser Angelegenheit mit dem Abte eines andren vorgesetzten Klosters genommen habe, — durch einige Mönche und Conversen gefangen nehmen, in Eisen legen und neun Monate lang in den Kerker werfen lassen, alles mit der ausgesprochenen Absicht, ihn durch schwere Peinigungen vom Leben zum Tode zu bringen. Einen andern Conversen des Klosters aber, mit Namen Geraldus, habe Abt Herrmann wirklich tödten lassen.

Die Urkunde schließt dann mit einer Aufforderung an die obengenannten Aebte von Colbatz, Stolp und Neukampen, den Fall zu untersuchen und darüber zu befinden, damit die Angeklagten, wenn ihre Schuld sich herausstellen sollte, vor dem päpstlichen Stuhle erscheinen und daselbst ihren Urtheilsspruch gewärtigen möchten.

So weit der Inhalt der Urkunde von 1339. Ob die Aebte sich des mißlichen Auftrags entledigt und wenn so geschehen, welche Entscheidung sie getroffen oder welchen Bericht sie an Papst Benedikt gerichtet haben, darüber erfahren wir nichts; übrigens dürfen wir vermuthen, daß, gleichviel ob die Untersuchung stattfand oder nicht, die Dinge unverändert ihren Fortgang genommen haben werden. Auch sind wir geneigt hinzuzufügen, — mit Recht. Wir setzen nämlich in die Mittheilungen des Mönches Dietrich von Ruppin keineswegs ein unbedingtes Vertrauen und vermuthen darin vielmehr, ohne ihn direkt der Lüge zeihen zu wollen, eine jener halbwahren Darstellungen, die immer da Platz greifen, wo die Dinge von einem gewissen Parteistandpunkt aus angesehen, oder (wie hier) Anklagen in zum Theil eigner Angelegenheit erhoben werden. Abt Herrmann scheint uns weit mehr ein leidenschaftlicher Parteimann, als ein Verbrecher gewesen zu sein.

Stellen wir alle Punkte von Belang zusammen, die sich aus den Aussagen Dietrichs von Ruppin ergeben, so finden wir

1) daß im Kloster zwei Parteien waren, von denen die stärkre die schwächre terrorisirte und die Aebte aus ihrer (der Majorität) Mitte wählte.
2) daß Ritter Falco von der stärkeren oder Loburgschen Partei ermordet wurde.
3) daß das Kloster nach Dispens und Absolution von Seiten des Papstes verlangte, und
4) daß Dietrich von Ruppin abgeordnet wurde, um die Absolution einzuholen, wegen vorgängiger Plauderei aber ins Gefängniß geworfen wurde.

Unter diesen vier Punkten involvirt der zweite (die Ermordung Falco's) ein schweres und unbestreitbares Verbrechen. Der Umstand indessen, daß Abt Herrmann für sich und sein Kloster nach der Absolution des Papstes verlangte, deutet darauf hin, daß das Geschehene mehr den Charakter einer sühnefähigen Schuld, als den einer schamlosen Missethat hatte. Denn sollte die Gnade des Papstes angerufen werden, so mußten nothwendig Umstände vorauf oder nebenher gegangen sein, die im Stande waren, eine Brücke zu bauen und für die Schuld bei der Gnade zu plaidiren. Solche entschuldigende Umstände waren denn wohl auch wirklich da und lagen, wie wir mehr oder weniger aus der Anklage selbst entnehmen können, in dem Parteihaß, der eben damals (mehr denn je vorher oder nachher) die Mark in zwei Theile theilte. Es war die baierische Zeit; dies sagt alles. Es waren die Tage, wo die Berliner den Propst von Bernau erschlugen und die Frankfurter (mit gutem Grund) den Bischof von Lebus verjagten; es waren die Tage des Bannes und des Interdikts, Tage, die dreißig Jahre währten, und in denen sich das Volk der Kirche so entfremdete, daß es verwundert aufhorchte, als zum ersten Male wieder die Glocken durch's Land klangen. Der alte Kampfesruf „hie Welf, hie Weabling!" schallte wieder aller Orten, und „bairisch oder päpstlich" klang es vor allem auch in der Mark Brandenburg. Lehnin, gehegt und gepflegt vom Kaiser und seiner Partei, war bairisch, der märkische Adel (vielfach zurückgesetzt) war

antibairisch. Ans diesem Zustande ergaben sich Conflikte zwischen dem Kloster und dem benachbarten Adel fast wie von selbst, nnd die Ermordnng Falco's, die nach den Ansſagen Dietrichs von Ruppin einfach wie ein brutaler Bruch der Gastfreundschaft erscheint, war möglicherweise nur blutige Abwehr, nur ein Rache nehmen an einem Eindringling, der sich stark genug geglaubt hatte, den Klosterfrieden brechen zu dürfen. Ritter Falco nnd die Seinen, wenn sie wirklich Gäste des Klosters waren, waren vielleicht sehr ungebetene Gäste, Gäste, die sich nach eignem Dafürhalten im Kloster einquartiert hatten, vielleicht im Complott mit der Minorität, die höchst wahrscheinlich (im Gegensatz zur Loburg-Partei) zum Papste hielt.*)

Dies alles sind freilich nur Hypothesen; aber wenn sie auch nicht absolut das Richtige treffen, so lehnen sie sich doch an Richtiges an und schweifen wohl nicht völlig in die Irre.

Was immer aber auch das Motiv dieses Mordes gewesen sein möge, entschuldbarer Parteihaß oder niedrigste Ruchlosigkeit, so viel erhellt aus dieser Ueberlieferung — ihre thatsächliche Begründung immer vorausgesetzt — daß die Tage in Kloster Lehnin nicht immer interesselos verliefen (wie gelegentlich geglaubt worden ist), und daß, wenn wir dennoch im Großen und Ganzen einer gewissen Farblosigkeit begegnen, der Grund dafür nicht darin zu suchen ist, daß überhaupt nichts geschah, sondern lediglich darin, daß das Geschehene nicht aufgezeichnet, nicht überliefert wurde.

Mönch Herrmann, der mit seinem Anhang an die Stätte des Mordes vordringt, die Verwundeten in ihren Strohverstecken tödtet oder tödten läßt, dann selber, während zehnjähriger Fehde, in Schlafsaal und Refektorium die Waffenrüstung Falc'os trägt, — das giebt schon ein Bild, dem es keineswegs an Farbe fehlt, auch nicht an jenem Roth, das nun 'mal die Haupt- nnd Grundfarbe aller Geschichte ist.

Ueber den Ansgang des Abtes Herrmann erfahren wir nichis; sehr wahrscheinlich, daß er noch eine Reihe von Jahren dem Kloster vorstand; — erst 1352 finden wir den Namen eines Nachfolgers verzeichnet.

Abt Heinrich Stich. (Eiwa von 1399 — 1430.)

Heinrich Stich, vor seiner Abtwahl Kellermeister (cellerarius) des Klosters, wurde sehr wahrscheinlich im Jahre 1399 znm Abt gewählt. Seine Regierung fällt in die sogenannte „Quitzow-Zeit," nnd wir werden in Nachstehendem zu berichten haben, wie vielfach gefährdet Kloster Lehnin damals war nnd wie glücklich es, großentheils durch die umsichtige Leitung seines Abtes, aus allen diesen Gefahren hervorging. Die Geschichte jener Epoche, soweit sie das Kloster berührt, entnehmen wir den Aufzeichnungen Heinrich Stich's selber, der im Jahre 1419 ein Gedenkbnch anzulegen begann, in welchem er, zurückgehend bis auf das Jahr 1401, über die Streitigkeiten des Klosters mit seinen Nachbarn berichtet. Einiges ergänzen wir aus einer andern, ziemlich gleichzeitigen Chronik.

Das Kloster hielt es all die Zeit über, seinen Traditionen getreu, mit der Landesobrigkeit, d. h. also, Abt nnd Mönche waren im Allgemeinen gegen die Quitzow's. Da indessen die Landesobrigkeit damals sehr schwankend und eine Zeit lang (halb angemaßt, halb zugestanden) bei den Quitzow's selber war, so entstanden daraus sehr verwickelte, zum Theil widerspruchsvolle Verhältnisse, deren Gefahren nnd Schwierigkeiten nur durch große Klugheit zn überwinden waren. Die schwankenden Verhältnisse nöthigten anch zu einer schwankenden Politik; die Grundstimmung des Klosters blieb gegen die Quitzow's gerichtet, wiewohl wir einer, indeß jedenfalls nur kurzen Epoche zu erwähnen haben werden, wo das Kloster mit den Quitzow's ging.

Zwischen 1401 und 1403, so scheint es, sammelten die Quitzow's Material gegen das Kloster. In wie weit sie dabei bona fide handelten, ist schwer zu sagen; doch macht ihr Vorgehn allerdings den Eindruck, als hätten sie, voll übermüthigen Machtbewußtseins, die Dinge nur einfach darauf hin angesehn, wie sie ihnen paßten, unbekümmert um den Wortlaut entgegenstehender Urkunden und Verträge. Sie stellten sich zunächst, als machten sie einen Unierschied zwischen dem Abt des Klosters und dem Kloster selbst, und sich das Ansehn gebend, als sei die Persönlichkeit oder der Eigensinn des Abtes an Allem Schuld, verklagten sie ihn beim Convent seines eigenen Klosters. Als diese Klage, wie sich denken läßt, ohne Einfluß blieb, schritten sie zu einer förmlichen Anklageschrift, in der sie dem Kloster all seine vorgeblichen Vergehen und Eingriffe entgegenhielten. Diese Anklageschrift enthielt, unter vielen andern Paragraphen, 3 Hauptpunkte:

1. Das Kloster habe ihnen, den Quitzow's, zweimal den Landschoß verweigert, wiewohl sie doch die „Statthalter in Mark Brandenburg" wären.
2. Das Kloster habe den Quitzow'schen Knechten, auf seinen (des Klosters) Gütern jedes Einlager verweigert und die Zuwiderhandelnden mit Mord bedrohi.
3, endlich, das Kloster habe dabei beharrt, die Havel bei Schloß Plane als sein Eigenthum anzusehn, während sie doch ihnen, den Quitzow's, als den zeitigen Besitzern von Schloß Plane gehöre, „denn weil das Wasser bei dem Schlosse sei, so müßte es auch zu dem Schlosse gehören, und führe das Schloß nicht umsonst den Namen „Schloß Plane an der Havel."

Abt Heinrich erwiderte auf alle Anklagepunkte in würdiger Weise, alle seine Aussagen urkundlich belegend. Er wies aus den Schenkungsurkunden und verbrieften Gerechtsamen des Klosters nach, daß sie, Abt und Mönche, erstens ihre Güter „in aller Freiheit" besäßen und niemals Landschoß zu zahlen gehabt hätten, daß es zweitens zu ihren vielfach verbrieften Gerechisamen gehöre, keine Herren, keine Lehnsträger, Ritter oder Knechie wi-

*) Daß die Majarität des Klosters und dadurch das Kloster selbst entschieden bairisch war, ergiebt sich unter anderm daraus, das Papst Clemens in seiner Bannbulle vom 14. Mai 1350 eigens Veranlassung nahm, dem Kloster seine Hinneigung zur Sache des bairischen Hauses varzuwerfen. Auch das Erscheinen des Klage führenden Möaches var dem Papst, während ihm dach andere Tribunaze, weltliche wie geistliche, sa viel näher gelegen hätten, spricht dafür, daß der zu verklagende Abt Herrmann (sammt der Majorität des Klasters, der Loburg-Partei,) antipäpstlich d. h. also bairisch war.

der Willen aufnehmen zu müssen, und daß sie drittens die Havel bei Plaue seit so langer Zeit als Eigenthum besäßen, „daß Niemand dessen anders gedenken möge."

Dieser dritte Punkt, weil es sich dabei um eine Eigenthumsfrage handelte (die den praktischen Leuten des Mittelalters immer die Hauptsache war), bekümmerte den Abt ganz besonders. Da man sich nicht einigen konnte, wurden Schiedsrichter vorgeschlagen, wobei Henning von Stechow und Henning von Groeden als Abgesandte oder Mandatare der Quitzow's auftraten. Das Recht des Klosters indessen war zu klar, als daß die eigenen Vertrauensmänner (Stechow und Groeden) der Gegenpartei es hätten übersehen oder umdeuten können, und so beschworen sie den Hans von Quitzow, „daß er um Gottes und seiner eignen Seligkeit willen mit dem Abte nicht hadern und das Kloster sammt seinen Gütern und Besitzungen nicht anfechten möge." Aber die Quitzow's — die vielleicht aus politisch-strategischen Gründen in dieser Frage besonders hartnäckig waren — beharrten auf ihrer Forderung, und das Kloster mußte schließlich nicht nur auf sein Flußrecht Verzicht leisten, sondern auch noch weitere 100 Mark Silber zahlen, um sich guter Nachbarschaft und der Wohlgewogenheit der mächtigen Familie zu versichern.

Diese Nachgiebigkeit und die damit verknüpften Schädigungen mögen dem Kloster schwer genug angekommen sein; nachdem die Opfer aber einmal gebracht und mittelst derselben die Freundschaft und die guten Dienste der alles vermögenden Quitzow-Sippe gewonnen waren, lag es nun auch in der Politik des Klosters, diese Freundschaft zu pflegen und dadurch den eignen Vortheil nach Möglichkeit zu fördern. Die Niederlage blieb unvergessen, aber so lange kein Stärkerer da war, um diese Niederlage zu rächen, wurde das Joch in Klugheit und Ergebenheit getragen.

Aber dieser Stärkere kam endlich, und ob es nun wieder nur die alte Klosterklugheit war, die in dem Nürnberger Burggrafen sofort den Stärkeren erkannte, oder ob in diesem Fall der heimliche Groll mitwirkte, der all die Jahre über, unter der Maske guter Freundschaft, gegen die Quitzow's unterhalten worden war, — gleichviel, kaum daß der erste Hohenzoller ernstlich Miene machte, eine eigne Macht zu etabliren und den Uebermuth seiner Widersacher zu demüthigen, so sehen wir auch schon Kloster Lehnin unter den Hülfstruppen des neuen Landesherrn, der anders eingreifend, als wie all die Statthalter und Hauptleute vor ihm, in acht Tagen die vier Quitzow-Burgen und mit ihren Burgen auch ihr Ansehen brach. Die Klosterleute von Lehnin lagen (sammt den Bürgern von Belitz, Jüterbog und Treuenbrietzen) vor Schloß Beuthen und warteten, wie berichtet wird, die Ankunft „der großen Büchse," der sogenannten faulen Grete, ab. Ihr kriegerisches Verdienst scheint also, dieser Andeutung nach zu schließen, kein besonders hervorragendes gewesen zu sein und lediglich in einem geduldigen und möglichst gesicherten Davorstehen bestanden zu haben.

Schwerlich empfanden Abt und Convent einen Gram darüber; es lag ihnen nicht an Kriegsruhm, sondern, wie immer, lediglich an Mehrung und Förderung der Klosterinteressen, an wachsendem Besitz und — guter Nachbarschaft. Diese gute Nachbarschaft hatte Lehnin, das mit den Rochows grenzte, ein halbes Jahrhundert lang schmerzlich vermissen müssen. Jetzt traf es sich, daß der Ausgang des Quitzow-Streits unserem Kloster erwünschte Gelegenheit bot, sich auch dieser „guten Nachbarschaft" auf lange Zeit hin zu versichern. In Burg Golzow (dem alten Rochow-Sitz, in der Nähe Lehnin's) war Wichard von Rochow, der treue Anhänger der Quitzow's, gefangen genommen worden. Durch Vermittelung des Abts, der allen Groll zu rechter Zeit zu vergessen wußte, ward ihm jetzt, dem Wichard, (freilich erst nach Abtretung Potsdams an den Kurfürsten) die Freiheit und — Schloß Golzow zurückgegeben. Beide Theile, der Kurfürst und die Rochow's, wußten es dem Vermittler Dank, und dem Kloster waren zwei Freunde gewonnen. —

Abt Heinrich Stich starb wahrscheinlich um 1430.

(Schluß folgt.)

Die Herzogin von Gordon.

Am 31. Januar d. J. starb auf dem Schlosse Huntly-lodge in Schottland die Wittwe des letzten Herzogs von Gordon. Unter den Trägern eines lebendigen Christenthums in diesem damit reich gesegneten Lande gehörte sie zu den nicht blos durch Geburt und Rang hervorragendsten und edelsten. Was sie in unermüdlicher Liebesthätigkeit zur Unterstützung von Kirchen und Schulen, von christlichen Anstalten und Vereinen gethan hat, lebt unauslöschlich in den Herzen des schottischen Volkes. Weil Gott ihr selbst Kinder versagt hatte, erblickte sie in den Armen und Kindern ihrer Güter die ihr von Gott zugewiesenen Pflegebefohlenen. Diese schönen Schulen, welche man in dem näheren und weiteren Umkreis ihres Wohnsitzes sah: sie waren von ihr gegründet. Aber was man nicht sah, das waren alle die zahlreichen Hütten, denen sie Wohlstand, alle diese verschämten Armen, denen sie Trost und Hülfe gebracht hat. Wovon die Welt nichts wußte, das war die Freigebigkeit, mit der sie hier eine Kirche, dort eine Schulanstalt bauen und erhalten half, oder Evangelisations-Gesellschaften unterstützte, die in Italien, Spanien, Frankreich u. s. w. Bibeln zu verbreiten, Kapellen zu errichten trachteten.

„Die Herzogin", schreibt der Huntly-Expreß, „verwandte die Jahre ihrer Wittwenschaft zu Beweisungen der Liebe, welche den irdischen Mangel Anderer auszufüllen sich freut. Nachdem sie selbst die Süßigkeit der Gnade geschmeckt hatte, arbeitete sie mit einem bei Personen ihres Ranges seltenen Eifer dahin, auch Andere zu derselben Quelle des Glücks zu führen. Sie fühlte, daß das Leben ein verwehender Hauch ist gegen die Ewigkeit, und in diesem Gedanken fand sie einen mächtigen Antrieb, sich aufzumachen und zu wirken. Wie wir hienieden leben, so werden wir auch später leben; die Frucht, welche wir in der Ewigkeit bringen werden, wird der Saat entsprießen, welche wir durch unsern Wandel in der Zeit ausgestreut haben."

Die Herzogin von Gordon folgte mit lebhafter Theilnahme den religiösen Kämpfen ihres Vaterlandes in dem Zeitraum von 1840 bis 1850. Lange schwankte sie, welcher von beiden Parteien: der Staats- oder der freien Kirche sie, die von Hause aus der bischöflichen angehörte, sich anschließen sollte. Endlich entschied sie sich für die freie Kirche, ohne doch ihre innige Verbindung mit den Gliedern anderer Abtheilungen der christlichen Kirche dadurch irgendwie lockern zu lassen. Sie bewies dies unter Anderm durch die großartigen religiösen Versammlungen unter freiem Himmel, die in ihrem Park zu veranstalten eine der liebsten Beschäftigungen ihrer letzten Jahre war.

Ihr Schloß wurde dann ein förmliches Gasthaus, in dem Bischöfliche, Presbyterianer, Methodisten u. s. w. wie Glieder der Familie aufgenommen wurden. Das war aber auch der einzige sichtbare Antheil, den sie an diesen Vereinigungen nehmen wollte. Es verhielt sich mit ihren Meetings wie mit ihren Almosen: sie blieb dabei gern im Verborgenen. „Ich bin ein so unnützes Wesen," sagte sie öfter, „daß ich Niemandem unmittelbar Gutes erweisen kann. Aber ich habe ein wenig Geld vom HErrn empfangen, und der einzige Dienst, den ich leisten kann, ist: es für Ihn zu verwenden."

Die stumme und doch so beredte Sprache des unabsehlichen Zuges bei ihrer Beerdigung, den die ganze Bevölkerung der Umgegend und insbesondere die 700 Kinder aus den von ihr gegründeten Schulen bildeten, faßte ein alter Landmann unter Thränen in das schlichte Wort: „Das ist wohl der schwerste Schlag, der seit vielen Jahren dieses Land getroffen hat. Unter allen Herzögen, die hier regiert haben, hat sie nicht ihres Gleichen gehabt. Es ist Niemand in der ganzen Nachbarschaft, Vornehmes oder Geringes, der ihr nicht etwas zu danken hätte; denn sie sann darauf, wie sie den Leuten Gutes thun könnte; und welche Masse von armen Creaturen hat sie alle Tage unterstützt. Alles, was hier Gutes geschah, geschah durch sie!"

Der Stamm der Herzöge von Gordon ist erloschen; aber die, welche als die letzte diesen edlen Namen trug, hat ihre Krone niedergelegt zu den Füßen des Lammes, das sie erkauft hat mit seinem Blute. (N. Ev. Krztg.)

Die großartige Liebesthätigkeit des unermüdlichen Pfarrer J. Bost zu La Force in seinen Anstalten für Unheilbare, Blödsinnige, Epileptische, Blinde u. s. w.,*) stand vor Kurzem in Gefahr, von einem schweren, vernichtenden Schlage betroffen zu werden; Sturm und Hagel hatten die Ernte der Anstaltsfelder zerstört; der Bankerott mehrerer großen Häuser die Banquiers der Anstalt bewogen, ihre ausstehenden Gelder zurückzuziehen. Eine dadurch plötzlich erwachsene und augenblicklich zu deckende Schuldenlast von 38,000 Fres. wälzte sich auf die dorunter fast zusammenbrechenden, von so vielen andern Lasten gedrückten Schultern des treuen Knechtes Gottes. Er ließ im Februar d. J. einen ergreifenden Hülferuf ergehen an die Adolph's Gesellschaften, die sich in Frankreich und der französischen Schweiz zur Unterstützung der Werke von La Force gebildet haben und ihren Namen zu Ehren des unvergeßlichen Adolph Monod, eines der thätigsten Beförderer dieser Werke, tragen. Er schrieb an die zu Genf unter dem 14. Februar d. J.: er erliege fast unter der Last. Alle Anstalten seien voll und er müsse die dringendsten herzbeweglichsten Bitten um Aufnahme zurückweisen. „Und dann diese Schuld! O mein Gott, diese Schuld ist schrecklich und lastet wie ein Alp auf unseren Arbeiten. 200 Kinder und 30 Angestellte alle Tage zu unterhalten! Sie begreifen vielleicht ein wenig von meinen Aengsten. Gleichwohl, Gott hat mir so viele Beweise seiner Macht und seiner Güte gegeben, daß ich mehr Vertrauen zu ihm haben sollte. Der ehrwürdige Adolph Monod sagte mir bei der Gründung von Bethesda: „Theurer Freund, Gott hat in sechs Tagen Himmel und Erde geschaffen, er wird Sie auch in drei Monaten die 45,000 Frcs. finden lassen, um das Asyl der Unheilbaren, der Blödsinnigen und Blinden zu gründen. Die 45,000 Frcs. haben sich gefunden und Bethesda ist gegründet . . . . ." Dann schildert er das furchtbare Elend so mancher Epileptischen. „O, wie erstarrt mein Herz beim Anblick all' dieses Jammers, und wie leidet es unter dem oft so vergeblichen Bemühen, die, welche weinen, zu trösten! Wer ist tüchtig für diese Dinge? u. s. w."

Sein Hülferuf ist nicht vergeblich erschollen. Er durfte am 29. Februar nach Genf schreiben: „Die Jünger Jesu vermochten ebensowenig seine Herrlichkeit zu schauen als den Anblick seiner Leiden zu ertragen. So ist's auch bei mir: die Leiden untergraben mich und die Freuden zehren mich auf. Ihr Brief, der mir das Ergebniß der Collecte unserer Freunde in Genf und der Thätigkeit der Adolph's Gesellschaft mittheilte, hat mich wahrhaft überwältigt.*) Gott ist groß, er kann noch heute Wunder thun durch die Hände seiner Kinder. In meiner Thorheit hatte ich (man verzeihe mir meine Kühnheit, meine Verwegenheit) Genf auf 5000 Fres. geschätzt, und gleichwohl wie viel Bedenken dabei gehabt! Mit welcher schmerzvollen Ergebenheit sprach ich zu meinem Gott: wenn es 4000 sein sollten, ich werde für sie aus dem Grunde meines Herzens danken; wenn es 3000 sein sollten, ... ich hielt inne und rief: du weißt alle Dinge und wirst verherrlicht werden in deinen Heiligen!" — Wie die französische Schweiz, so wird gewiß auch das evangelische Frankreich nicht zurückbleiben, damit die Krone aller seiner christlichen Liebeswerke: die Anstalten von La Force nicht von seinem Haupte falle. (N. Ev. Kirchenztg.)

*) Siehe Nr. 11 dieses Blattes vom 16. März c.

*) Dieses Ergebniß betrug in kurzer Zeit 15,000 Frcs; im letzten Jahr hatte die Adolph's Gesellschaft in Genf für La Force 2728 Frcs. und 2000 Frcs. außerordentliche Gaben beigesteuert. Anm. des Refer.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, den 22. Mai 1864. Das Johanniter-Kriegshospital zu Bellevue verpflegte bis zum heutigen

Datum 61 Verwundete, Verunglückte und Kranke. Von ihnen wurden:

geheilt oder als Reconvalescenten entlassen	39
gestorben sind	4
in Verpflegung blieben	18
Summa	61

Von den 18 in Verpflegung gebliebenen sind 15 Verwundete, 2 Verunglückte und 1 Kranker. Die Verwundeten sind folgende: Lieutenant von Studnitz vom 55. Regiment, den 17. März verwundet, Schuß durch die linke Lunge, auf dem Wege der Besserung; Lieutenant Ranzow vom 55. Regiment; Schuß durch den rechten Oberschenkel; Unterbindung der großen Schlagader des Oberschenkels; mehrfache Blutungen; sehr schwach, doch nicht ohne Hoffnung; von Druffel von der 7. Artill.-Brigade, Wunde durch Granatsplitter am Rücken des linken Fußes, Wunde in Vernarbung; Hauptmann Balhorn vom 24. Regiment, Zerschmetterung des rechten Oberschenkels am 14. März, Heilung des Bruches und der Wunden; Gehversuche; Lieutenant Heineccius II. vom 18. Regiment, Streifschuß an der rechten Wade, Wunde in Heilung; Lieutenant von Pfuhlstein vom 4. Garde-Regiment zu Fuß, Contusion an der linken Schulter, vorangegangene bedeutende Eiterung, jetzt gute Vernarbung; Lieutenant von Trotha vom 4. Garde-Regiment zu Fuß, Fleischschuß am linken Oberam, leichte Wunde; Gegenöffnung, vernarbt; Lieutenant Schultze vom 4. Garde-Regiment zu Fuß, bedeutende Fleischwunde am rechten Oberschenkel durch Schiffsgranate; Wunde in Vernarbung; Lieutenant Löbbecke vom 53. Regiment, 3 Verwundungen, Streifschuß des Kopfes, bereits geheilt, eine 2. Wunde am rechten Unterschenkel, Fleischschuß der in Heilung begriffen, eine Wunde am linken Oberschenkel, dicht am Kniegelenk, jetzt ebenfalls in Heilung; Lieutenant von Alvensleben vom 18. Regiment, Schuß durch die rechte Wange, Hals und linken Rücken; bedeutende Eiterung; Gegenöffnungen; der rechte, bis jetzt gelähmte Arm fängt an beweglich zu werden; Allgemeinbefinden recht gut; Lieutenant Freiherr von Seckendorf vom Leibregiment, den 28. März am Kopfe schwer verwundet, Heilung; Oberstlieutenant Tersling vom 9. dänischen Infanterie-Regiment, leichter Fleischschuß am linken Oberschenkel, beinahe vernarbt; Offiziers-Aspirant Smidth vom 22. dänischen Infanterie-Regiment, Zerschmetterung des linken Oberarms und Vorderarms durch 2 Kugeln; geringe Eiterung; der Arm bleibt erhalten; Hauptmann von Gliesczynski vom 4. Garde-Regiment, Schuß durch die rechte Schulter und den rechten Oberarm; Reconvalescent; Hauptmann Bötge vom 53. Regiment, Schußwunde durch den rechten Mittelfuß; Wunde von gutem Ansehen; sehr nervös, aber von gutem Allgemeinbefinden.

Das Johanniter-Kriegshospital in Königs-Garten nahm bis jetzt 33 Verwundete und Verunglückte auf. Von diesen wurden:

geheilt oder als Reconvalescenten entlassen	7
gestorben sind	1
in Verpflegung blieben	25
Summa	33

Die in Verpflegung Gebliebenen sind alle 25 verwundet, und zwar namentlich folgende: Lieutenant Speith vom 53. Regiment, Schuß durch die Weichtheile des rechten Oberarmes; Große Eiterung, aber eintretende Vernarbung; Lieutenant Schotte von der 7. Pionier-Abtheilung; Schuß durch das rechte Schulterblatt, noch schwach wegen der bedeutenden Eiterung, doch bedeutend besser; Lieutenant von Falkenstein, Adjutant vom 24. Regiment, Schuß in die linke Hüftgegend, Reconvalescent; Lieutenant Kleckl II. vom 35. Regiment, Zerschmetterung des rechten Oberarmes, den Umständen entsprechend recht gutes Verhalten; Lieutenant Kehl II. vom 53. Regiment, Schuß in den rechten Oberschenkel, und Hauptmann von Rosenzweig vom 53. Regiment, Schuß durch die rechte Wade, beide in Vernarbung, Reconvalescenten; Lieutenant Richter vom 35. Regiment, Haarseilschuß am rechten Vorderarm, in Heilung; Lieutenant Gierschner vom 35. Regiment, Haarseilschuß durch den linken Oberarm, Reconvalescent; Lieutenant Isenburg vom 35. Regiment, Schuß durch die linke Schulter, beinahe vernarbt; Lieutenant Bescherer vom Leibregiment, Amputation des rechten Oberschenkels den 29. März, Reconvalescent; Hauptmann von Redern vom 60. Regiment, Zerschmetterung des rechten Oberarmes, fortschreitende Heilung und Festwerden des Knochens; Oberst von Korth vom 4. Garde-Regiment, sehr große Fleischwunde am rechten Oberschenkel, Allgemeinbefinden gut, Wunde fängt an zu vernarben; Lieutenant Busch vom 60. Regiment, Zerschmetterung des linken Oberarmes, Befinden sehr gut, Festwerden des Knochens; Lieutenant Humbert III. commandirt zum 60. Regiment; Schuß durch die linke Brustwand und Oberarm, Befinden gut; ebenso Oberst-Lieutenant von Greifenberg vom Leibregiment, der am 28. März einen Schuß durch beide Oberkiefer erhalten und der fast vollkommen geheilt ist. Grenadier Schick vom Regiment Königin Elisabeth, Resektion wegen Zerschmetterung der rechten großen Zehe, ist in bester Heilung. — Lieutenant Schod vom 35. Regiment, verwundet den 2. April, Fleischschuß am rechten Oberarm und Zerschmetterung der rechten Handwurzelknochen, Blutung, Unterbindung der beiden Hauptaterien des Vorderarmes, fortschreitende Heilung. — Reservelieutenant Bruun vom 2. dänischen Infanterie-Regiment, Schuß durch die Breite des Rückens und Schuß durch den linken Mittelfinger mit Bruch des Knochens und Eröffnung des Gelenkes, gute Fortschritte in der Vernarbung; ebenso Premier-Lieutenant Hjord vom 2. dänischen Infanterie-Regiment mit 2 Fleischschüssen durch den rechten Oberschenkel; Lieutenant von Brodowski vom 7. Pionier-Bataillon, Schuß durch den rechten Oberarm und die Schulter, Contusion der Lunge, Heilung im Fortschreiten. — Lieutenant Stöckel vom Coburg-Gothaischen Contingent, Zertrümmerung des linken Schlüsselbeins, Verletzung der Armnerven, der Lunge und des Schulterblattes, und Lieutenant Rothenbücher vom 55. Regiment, Zertrümmerung des linken Unterschenkelknochens, haben beide den Transport von Rüdel gut vertragen und befinden sich relativ recht wohl. — Aus dem Lazareth zu Ulderup siedelten ferner hierher über: Capitain Andresen vom 16. dänischen Infanterie-Regiment; Contusion des linken Vorderarmes; Lieutenant von Borberg vom 17. dänischen Infanterie-Regiment, Schuß

durch die rechte Brustwand; Lieutenant van Fischer vom 16. dänischen Infanterie-Regiment, Zerschmetterung des Unterkiefers. Alle drei befinden sich in der Reconvalescenz.

Das Kriegs-Hospital des Ordens in Nübel ist in dieser Woche aufgelöst warden, da die letzten dart befindlichen Verwundeten transportfähig waren. — Eine kurze Generalübersicht über Nübel ergiebt, daß das dortige Lazareth 32 Verwundete aufnahm und verpflegte, wovon 12 ihren Wunden erlagen, 17 in die hiesigen Johanniter-Lazarethe übergingen und 3 Passanten waren, die nur eine Nacht oder einen Tag dablieben, um dann in die Militair-Lazarethe weiter zu gehen. — Die beiden hiesigen Johanniter-Kriegs-Hospitäler verpflegten demnach bis jetzt in Summa 95 Verwundete, Verunglückte und Kranke. Davon wurden

geheilt oder als Recanvalescenten entlassen . .	47
gestorben sind	5
in Verpflegung blieben	43
Summa	95

Dazu kommt das Lazareth in Nübel. — Verpflegt wurden dart 32, davon

entlassen nach Flensburg in die Ordens-Hospitäler	17
entlassen in andere Lazarethe	3
gestarben sind	12
Summa	32

Rechnet man die 17 in die hiesigen Lazarethe transportirten Verpflegten ab, die bei diesen schon gezählt sind, so bleiben 15 allein in Nübel Verpflegte, so daß der Orden im Ganzen 109 Verwundeten, Verunglückten und Kranken bis jetzt in diesen 3 Lazarethen, in Flensburg und Nübel ein segensreiches Obdach gewährt hat.

Dr. J. Ressel,
dirigirender Arzt der Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Für die Ordens-Kriegs-Haspitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Kreisdeputirten und Rittergutsbesitzer von Thielau auf Lampersdorf ferner 1 Doppel-Friedrichsb'or; vam Ober-Regierungs-Rath von Jeetze in Oppeln 10 Thlr.; durch Oberst a. D. von Kölichen zu Breslau von der verwittweten Frau Landräthin von Wentzky ged. von Eisenhort daselbst 25 Thlr.; vom Grafen von Rothkirch-Troch auf Panthenau 50 Thlr.; durch den Commendator, Burggrafen und Grafen zu Dahna-Schlobitten van dem General der Cavallerie und Generol-Adjutanten Sr. Majestät des Königs Grafen v. d. Gröben auf Rendörfchen 30 Thlr.; von Frau Hôtel-Besitzerin Charlotte Gottschlag zu Sonnenburg 10 Thlr.; durch Landrath van Salisch zu Trebnitz von dem Dominium Dockern 20 Thlr.; durch den Grafen zu Solms-Baruth vom Hofmarschall a. D. von Pritzelwitz hierselbst 20 Thlr.; van Ungenannt Paststempel Rienburg 2 Thlr.; Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 17,179 Thlr. 5 Sgr.

2. Wäsche, Erfrischungen ꝛc.

Van Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin 2 Rehböcke, 2 Stück Rothwild. Von Ungenonnt Poststempel Vietz Charpie; von Frau Baronin von Kirchbach geb. von Voigts-Rhetz auf Hohensee bei Wolgast Verbandgegenstände; vom Grafen von Rothkirch-Trach auf Panthenau 93 Stück Gitter-Charpie, Fadencharpie ꝛc.; vam Grafen von Schlieffen auf Schwandt bei Kleth Strümpfe und Gittercharpie; von Frau Majorin von Hacke geb. von Basedow zu Cottbus, General von Schack zu Erfurt, Landrath von Busse in Neu-Stettin and v. B. Paststempel Mittelfelde Gittercharpie; van Ungenannt Poststempel Pfördten, Wäsche, Erfrischungen, Charpie; vam Hauptmann von Gohman zu Posen Gittercharpie; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Hatzfeld zu Trachenberg 2 Stück Wild; von Ungenannt Poststempel Trachenberg 1 Stück Wild; von Ungenannt Poststempel Göttingen, 1 Korb mit Erfrischungen; von Frau von Thielau geb. van Jagow auf Ogerose; von der Frau Aebtissin van Seydlitz zu Tschirnau; von Ungenannt Paststempel Gerdauen und vam Landrath von Brauchitsch zu Danzig Gittercharpie; van Frau von Berger zu Frankfurt a. d. O. 6 neue Hemden; vam Rittergutsbesitzer Rogge auf Doeberitz Backobst und Charpie; vom Frauen-Verein zu Potsdam Bekleidungsstücke, Kopfkissen, Gittercharpie; vom Preußischen Volksverein zu Berlin Erfrischungen und Hemden; von der Gräfin van Schlieffen auf Gr. Krausche, van Ungenannt Poststempel Pr. Eylau, vom General von Seydlitz zu Posen, vom Herrn van Bamsdorff auf Sangerhausen, vom Grafen von Klinkowström auf Korklack, von Ungenannt Poststempel Möhltou, von Frau von Steinäcker zu Halle a. d. S., von Frau van Guretzky geb. von Leipziger zu Langensalza, von der Frau Gräfin zu Stolberg zu Gütersloh, von der Frau Geheimräthin von Werdeck zu Cottbus und von Frau von Beyer zu Neiße Gittercharpie; vom Patriotischen Verein zu Königsberg i. P. Erfrischungen und Cigarren; von Herrn Hormann aus Höxter Erfrischungen, Lebensmittel; vom Hoflieferanten C. E. Großmann zu Berlin Mandelseife und Eau de Cologne; vom Pastor Schulz aus Budow Schinken und Backobst; van Frau von Zitzewitz auf Ripoglense desgleichen; van Frau Pastor Wollenburg in Haushagen Gittercharpie; vom Freiherrn van Zedlitz auf Belkau und van Herrn von Alvensleben auf Neu-Gattersleben Charpie; durch Kreisgerichts-Director von Steltzer in Potsdam aus dem Ertrage eines Concerts 28 Kopfkissen; van Ungenannt, Postzeichen Nienburg, Verbandzeug; vom Major a. D. von Hensel auf Streidelsdorf, Gemüse und Backobst; von der Gräfin Editha von Hacke zu Charlottenburg, von Ungenannt, Poststempel Beverungen und Poststempel Doelitz und van Frau von Gundlach auf Mollenstorf Gittercharpie; vom Assessor Stöckel ein Korb Gemüse; vom Landrath von Borries in Herford Verbandstücke; vam Stadtältesten Löwenberger in Löwenberg und vom Marine-Ingenieur von Demann zu Flensburg Unterhosen, Bettzeug und Verbandstücke; vom Pastor Kaßning zu Jöllenbeck 100 Missionsharfen; vom Seminar-Director Borowski zu Marienburg Verbandzeug und Gittercharpie; von Ungenannt Paststempel Cöslin Pf. 147, 3. Verbandzeug; von Herrn Hermann Reimann zu Berlin frisches Gemüse und Wild; von einem Mitgliede des Buchwälder Bibelvereins 150 Neue Testamente; von Herrn von Schönermark auf Priebern Apfelsinen. (Fortsetzung folgt.)

Gitter-Charpie sowie Verbandgegenstände aller Art sind in den Schleswig-Holsteinschen Lazarethen überall in der allerreichlichsten Weise vorhanden und daher derartige Sendungen nach dorthin nicht mehr erforderlich.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 22. Berlin, den 1. Juni 1864. **Nr. 22.**

August Wilhelm von Schack, General-Major z. D. zu Berlin. Rechtsritter seit 1856. † zu Berlin den 24. Mai 1864.

Am 21. Mai c. ist das von der Württembergischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens in Plochingen gegründete Krankenhaus, nach vorhergegangenem Gottesdienste, feierlich geweiht und seiner Bestimmung übergeben worden.

Ueber das Nähere dieser Feier behalten wir uns vor später zu berichten.

II.

Wir haben in dem früheren Artikel darauf hingewiesen, welche Ursache zum Preise Gottes der Johanniter-Orden hat, gewürdigt zu sein, ihm in dem gegenwärtigen Kriege gegen Dänemark haben dienen zu können, wie es geschehen ist. Solche dem Orden zu Theil gewordene hohe Auszeichnung verpflichtet ihn doppelt, alle seine Kräfte in dem Dienste dieses mächtigsten und gnädigsten Herrn zu verzehren. Wir haben darauf hingewiesen, wie das treue und offene Bekenntniß zu diesem Herrn von des Hochseligen Königs Majestät Wurzeln geschlagen hat durch das ganze Volk und der ausgestreute Saame wie in einem grünen Teppiche aufgegangen ist und Blüthen getrieben hat über alles Erwarten, zur rechten Ermunterung dessen allezeit gewiß zu sein, und auf Hoffnung zu säen, auch wenn man nicht gleich Früchte erwartet.

Die Pflichten des Johanniter-Ritters sind zusammengefaßt in dem Gelübde der Rechtsritter. Dieses lautet in den beiden ersten Sätzen:

1) Daß er der christlichen Religion, insbesondere dem Bekenntniße der evangelischen Kirche, mit treuem Herzen anhangen, das Ordenskreuz auf der Brust als Zeichen seiner Erlösung tragen, des Evangeliums von Jesu Christo sich nirgends schämen, dasselbe vielmehr durch Wort und That bekennen, gegen die Angriffe des Unglaubens muthig und ritterlich vertheidigen und einen diesem Bekenntniß würdigen Wandel in Gottesfurcht, Wahrheit, Gerechtigkeit, züchtiger Sitte und Treue führen wolle;

2) Insbesondere, daß er den Kampf gegen den Unglauben, den Dienst und die Pflege der Kranken, als Zweck des Johanniter-Ordens anerkennt, und demgemäß: gegen die Feinde der Kirche Christi und gegen die Verstörer göttlicher und menschlicher Ordnungen überall einen guten und ritterlichen Kampf kämpfen, sowie nach besten Kräften die christliche Krankenpflege des Ordens begünstigen, fördern und verbreiten wolle.

Es sind also zweierlei Arten von Pflichten, die er hat: I. der Kampf gegen den Unglauben, gegen die Feinde der Kirche Christi, die Verstörer göttlicher und menschlicher Ordnungen, II. die Förderung christlicher Krankenpflege. Diese letztere, specielle Pflicht ist es, welcher der Orden sich von Anfang seines Bestehens an mit besonderer Treue und wachsendem Erfolge unterzogen hat, und welche in dem gegenwärtigen Kriege durch die treue und aufopfernde Pflege der Verwundeten zur höchsten Blüthe gediehen ist. Es wird eine dem Orden und seinen Gliedern jetzt ganz besonders obliegende Aufgabe sein, mit aller Treue auch der ersteren jener beiden Pflichten sich zu bemächtigen, und er kann gewiß sein, daß jeder — auch der geringste — dazu im Glauben gethane Schritt gesegnet sein und überraschende Erfolge nach sich ziehen wird, gerade so wie es rücksichtlich der christlichen Krankenpflege von Seiten desselben bisher der Fall gewesen ist.

Es giebt keine göttliche und menschliche Ordnung, welcher das Reichs-Siegel des Königes der Könige so aufgeprägt ist, als dem christlichen Sonntage. Der liberale Politiker Dahlmann sieht in dem III. Gebot den Haupt-Unterschied und Vorzug der 10 Gebote in socialer Rücksicht vor jeder heidnischen Gesetzgebung. Es ist die magna charta, der große Freiheitsbrief aller Unterthanen im Reiche Gottes, die, wie sie auch im Leben gebunden sein mögen durch äußere Verhältnisse, durch Sorgen dieses Lebens, durch Sünden-Ketten, an diesem Tage eingedenk sein sollen, daß sie, losgekauft durch den Tod und die Auferstehung des Herrn, frei sind in ihm, ein Anrecht haben auf das Bürger- und Kindesrecht im Himmel, eine gewisse Hoffnung der ewigen Ruhe und Seligkeit bei ihm. Seine Beachtung ist ein untrügliches Kennzeichen nicht nur des Gehorsams gegen Gottes Gebot, sondern des Glaubenslebens überhaupt, der Zuversicht, daß nicht unser Wissen und Wirken, sondern Gottes Gabe und Segen uns erhält

und das darreicht, was wir bedürfen im Geistigen wie Leiblichen. Der Ernst, mit welchem ein ganzes Volk den christlichen Sonntag hält, ist daher ein untrüglicher Maßstab seines christlichen Lebens, und sein christliches Leben hinwiederum ist die ganz nothwendige Bedingung seines staatlichen und bürgerlichen Wohlbefindens. Wenn dem Arbeiter dieses unschätzbare, ihm von Gott unmittelbar verliehene Privilegium verkümmert wird, wen kann es Wunder nehmen, wenn er dann auch alle anderen Rechte gering achtet, wenn er lüstern den Verheißungen das Ohr leiht, welche ihm eine andere Freiheit und ein anderes Paradies vorspiegeln? Wenn er sieht, wie das III. Gebot gering geachtet und weggedeutelt wird, so ist es nur die ganz nothwendige Consequenz daß er auch das vierte Gebot, welches den Gehorsam gegen jede menschliche Autorität in sich befaßt, und das VII., welches seine Habgier in die von Gott geordneten Eigenthums-Schranken wies, nicht weiter achtet. In einem desfallsigen Aufrufe heißt es: „Sehr allgemein ist die Klage, daß das Verhältniß der Herrschaften zu dem Gesinde und zu den Tagelöhnern sehr schwierig geworden ist. Die alten Bande der Pietät lösen sich immer mehr, und das kalte Verhältniß, das durch Lohn und Arbeit kümmerlich und oft auf kurze Zeit zusammengehalten wird, gewährt nach keiner Seite Befriedigung. Es ist zwar schön und gut, wenn dafür gesorgt wird, daß der Arbeiter sein Brod habe, aber das Herz verlangt andere Güter, und durch Geld wird kein Mensch zur stillen Zufriedenheit gebracht. Der Mensch lebt von innen heraus, und sein Herz ist es, das ihn glücklich und unglücklich macht. Wir gehen von der Ueberzeugung aus, daß alle menschlichen Verhältnisse nur dann zum Segen und Frieden sich gestalten können, wenn sie von der Gottesfurcht gehalten und getragen werden. Auch die festesten Schlösser und das wachsamste Auge schützen nicht gegen Unehrlichkeit und Diebstahl; wer aber Gott fürchtet, übt sich in der Treue und Ehrlichkeit. Der Dienstbote und Tagelöhner trägt in sich eine unsterbliche Seele, die höhere Bedürfnisse hat, als das leibliche Brod, eben so gut wie der Herr, und wenn er sich von Gott wendet, so kennt er nur noch die Schranke, die durch Furcht vor Menschen und Strafen gezogen ist, und die er daher durch List zu überschreiten sucht. Wir meinen, daß es, auch abgesehen von dem Gebote der christlichen Liebe, im Interesse der Herrschaften liege, zur sittlichen Hebung der dienenden Klasse hinzuwirken. Alle Gottesfurcht geht aber aus von dem Worte Gottes, es kommt daher zunächst darauf an, den Tagelöhnern und Dienstboten es möglich zu machen oder zu erleichtern, Gottes Wort regelmäßig zu hören. Es genügt dazu nicht, ihnen die wenigen Stunden zum Besuche des Gottesdienstes frei zu geben, sondern den ganzen Sonntag. Der Sonntag ist der von Gott geheiligte und zur Ruhe von der Arbeit bestimmte Tag. Wenn der Tagelöhner Gottes Gebote respectiren soll, so muß er sehen, daß es auch der Herrschaft damit ein ganzer und voller Ernst ist."

Hierin mit gutem Beispiele voran zu gehen und was an ihm ist, den Kampf für diese segensreichste göttliche und menschliche Ordnung gegen den Materialismus, die Fleischeslust und Zuchtlosigkeit der Zeit, diese Hauptfeinde der Kirche Christi, in aller Treue aufzunehmen und durchzuführen, ist recht eigentlich eine des Johanniter Ordens und aller seiner Glieder würdige Aufgabe, gehört zu seinen unmittelbarsten, heiligsten Pflichten. Jeder Sitz, jedes Haus eines Johanniter-Ritters sollte ein Brennpunkt sein, von welchem aus die hellen Strahlen und der reiche Segen eines derartigen christlichen Lebens auf die ganze Umgend sich ergössen und sie zur Nacheiferung reizten. Wir haben uns vermöge dieser unserer Ordenspflicht um des Beispieles willen für Andere zunächst jeder eigenen Sonntagsarbeit zu enthalten, auch wenn wir vielleicht nach der kirchlichen Freiheit sonst glauben könnten, die eine oder andere vornehmen zu dürfen, wir haben die äußeren Lustbarkeiten und Gastmähler nicht auf die Sonntage zu verlegen, welche so vielen unserer und anderer Leute den Sonntag rauben und an die Stelle der stillen Ruhe und Sammlung, wozu der Sonntag bestimmt ist, ein lautes, unruhiges Treiben setzen. Arbeit für die Tagelöhner am Sonntage ist kein den Armen, sondern nur unter anderem Namen ein uns selbst geleisteter Dienst. Vielmehr sollen wir sie so stellen und dazu anhalten, daß sie auch ihre eigenen Arbeiten nicht am Sonntage, sondern an ihnen dazu von Seiten der Herrschaft freigelassenen Zeiten verrichten.

Deshalb hat es uns von ganzem Herzen gefreut, in diesem Blatte vor einiger Zeit die bekannten Artikel über die Sonntagsfeier in einigen Theilen von Mecklenburg und Neu-Vorpommern abgedruckt zu finden. Wir wissen wohl, daß die dort geschilderten Schäden in dem Maaße in anderen Theilen des Vaterlandes nicht bestehen. Aber nichts wäre gefährlicher, als wenn ihre Wirkung damit an unserem Gewissen abglitte. Nehmen jene Schäden nicht mehr und mehr zu mit einer Annäherung der wirthschaftlichen Verhältnisse an die dortigen, statt mehr und mehr ausgerottet zu werden? Bestehen nicht allenthalben, in allen Theilen der Monarchie, bei einem jeden von uns in der Rücksicht nach Mißverhältnisse, welche beseitigt werden könnten und sollten? Wohl wissen wir, daß bei der Mannigfaltigkeit der Verhältnisse eine allgemeine Regel zu ihrer Abstellung nicht gegeben werden kann, und daß diese bei der langen Einwurzelung derselben und bei ihrem Verwachsensein mit den wirthschaftlichen Einrichtungen, mit den Anschauungen der desfallsigen Beamten, ganz außerordentlich schwer ist. Wir wissen aber auch, daß es der Liebe und Treue doch schließlich allenthalben möglich sein wird, die rechten Wege dazu zu finden und das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und wir wissen, daß der Segen, welchen sie davon empfängt, sich richtet nach dem Maaß des Glaubens und der Liebe.

Kloster Lehnin.

(Von Th. Fontane.)

(Schluß.)

Abt Arnold. (Etwa von 1456—1467.)

Die Amtsführung des Abtes Heinrich von 1399 bis etwa um 1430 war in eine unruhige Zeit gefallen, und wir sehen all die Zeit über das Kloster in seinen Verwicklungen nach außen; die Regierung des Abtes Arnold

fällt in friedlichere Tage, und die Urkunden aus jener Zeit her, gönnen uns ausschließlich wieder einen Einblick in innere Streitigkeiten. Sie berichten über Zerwürfnisse, die an die Zustände unter Abt Herrmann erinnern, wie wir dieselben (ohne weitre Gewähr) nach den Aussagen „Dietrichs von Ruppin" geschildert haben. Hier wie dort begegnen wir Parteiungen und einem siegreichen Auftreten der Majorität, nur mit dem Unterschied, daß sich Abt Herrmann, in seinem Terrorismus, auf die Majorität des Conventes stützte, während Abt Arnold gegen diese Majorität ankämpfte und in diesem Kampfe unterlag.

Die Urkunden aus der etwa zehnjährigen Zeit seiner Verwaltung sind ziemlich zahlreich (20) und sprechen nicht gegen den Abt. Streitigkeiten werden geschlichtet, Vergleiche getroffen, Ländereien empfangen oder ausgegeben — nirgends erhellt aus ihnen ein Zerwürfniß zwischen Abt und Convent. So verlaufen die Dinge oder scheinen sie doch zu verlaufen, bis wir, gleich aus den ersten Urkunden, die in die Regierungszeit seines Nachfolgers fallen, in Erfahrung bringen, daß Abt Arnold „wegen unstatthafter Veräußerung von Klostergütern" abgesetzt und Prior Gallus an seiner Statt zum Abte gewählt worden sei. Wir erfahren ferner, daß inzwischen ein andres deutsches Kloster (Altenberg) den Arnoldus zu seinem Abte ernannt, dieser aber, von seinem jetzigen Kloster aus, eine heftige Schmähschrift (libellum infamiae) gegen den Prior und die Mönche von Kloster Lehnin gerichtet, diese Schmähschrift auch zugleich als Anklageschrift beim Generalkapitel in Citeaux eingereicht habe.

Diese Anklageschrift nun, von dem ehemaligen Abte des angeklagten Klosters ausgehend, scheint, wie begreiflich, ihre Wirkung auf das General-Capitel nicht verfehlt zu haben, und so sehen wir denn im März 1469 die Aebte von Heilsbrunn und Erbach als ernannte Untersuchungs-Commissarien in Lehnin eintreffen. Aber gleichzeitig mit ihnen treffen auch, als Zeugen in der Sache zur Begutachtung vorgeladen, die Aebte dreier märkischer Klöster (von Zinna, Chorin und Himmelpfort) ein und bezeugen durch ihre Aussage, daß Abt Arnold in der That willkürlich das Klostergut veräußert und somit die Absetzung Seitens des Klosterconvents (der sich dabei lediglich innerhalb seiner Befugnisse gehalten) durchaus verdient habe. „Was seine Schmähungen aber gegen die sittliche Führung des Klosters angehe, dem er so lange vorgestanden, so treffe ihn — selbst wenn diese Schmähungen begründet sein sollten — die Hauptverantwortlichkeit, da es in zehnjähriger Führung seine Aufgabe gewesen sein würde, diesem Verfall der Sitte zu steuern." Auch der Kurfürst (Friedrich der Eiserne), in einem an die Commissarien gerichteten Briefe, nimmt Partei für den Convent gegen den abgesetzten Abt, und so sehen wir denn, ohne daß ein urkundliches Urtheil der Commissare in dieser Streitsache vorläge, den neuen Abt in seinem Amte verbleiben, — eine Thatsache, die genugsam spricht. Ueber den Inhalt der Schmähschrift, des „libellum infamiae", erfahren wir nichts; es wird ein Verzeichniß der alten Klostersünden gewesen sein, wie sie entweder überall vorkamen oder doch überall berichtet wurden.

Wenn nun einerseits diese Absetzung Abt Arnolds und seine als Antwort darauf geschriebene Schmähschrift abermals darthun, daß die Tage Kloster Lehnin's durchaus nicht so stillidyllisch verliefen, wie wohl anderer Orten berichtet worden ist, so gewähren uns andrerseits die betreffenden Urkunden noch ein besondres Interesse dadurch, daß sie die Frage in uns anregen: wer war dieser Abt Arnold? welchen Charakters? war er im Recht oder im Unrecht? Freilich nur wenige Anhaltepunkte sind uns gegeben, aber sie rechtfertigen die Annahme, daß er mindestens eben so sehr ein Opfer seiner geistigen Ueberlegenheit, wie seiner Uebergriffe war. Wahrscheinlich gingen diese Uebergriffe zum Theil erst aus dem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit hervor. Er war, so vermuthen wir aus einer Reihe kleiner Züge, das, was wir heutzutage einen genialischen aber querköpfigen Gelehrten nennen würden, sehr gescheidt, sehr selbstbewußt, sehr eigensinnig, dabei lauteren Wandels, aber launenhaft und despotisch von Gemüth. Wem schwebten, aus eigener Erfahrung, nicht Beispiele dabei vor! Die Gelehrtenwelt, in ihren besten und energischsten Elementen, war immer reich an Abt Arnold-Charakteren. Was unsren Abt Arnold angeht, so scheint es, das Kloster wollte ihn los sein, weil er geistig und moralisch einen unbequemen Druck auf den Convent ausübte. Daß er, um seines Wissens wie um seines Wandels willen, eines nicht gewöhnlichen Ansehns genoß, dafür spricht nicht nur der Umstand, daß ihn die Urkunden einen professor sacrae theologiae nennen, sondern mehr noch die Thatsache, daß er unmittelbar nach seinem Austritt aus dem Lehniner Kloster zum Abt von Altenberg erwählt wurde. Altenberg, seiner Zeit ein berühmtes Kloster, liegt in der Rheinprovinz, in der Nähe von Coblenz. Wir möchten daraus beinahe schließen, daß er ein Rheinländer, jedenfalls ein Fremder war und an der märkischen Art eben so Anstoß nahm als Anstoß erregte.

Abt Valentin (Etwa von 1509—1542.)

Valentin war der letzte Abt des Klosters. Die Erscheinung, die sich so oft wiederholt, daß ersterbende Geschlechter und Institutionen vor ihrem völligen Erlöschen noch einmal in altem Glanze aufblühen, wiederholte sich auch hier, und die mehr denn 30jährige Regierung des Abtes Valentin bezeichnet sehr wahrscheinlich den Höhenpunkt im Leben des Klosters überhaupt. Freilich haben wir dabei die glänzende 25jährige Epoche bis 1535 von der darauf folgenden kurzen Epoche bis 1542, die schon den Niedergang bedeutet, zu trennen.

Wir sprechen von der Glanz-Epoche zuerst. Der Besitz — nach den kurzen Gefährdungen während der Quitzow-Zeit — war von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen und umfaßte in den Jahren, die der Reformation unmittelbar vorausgingen, 2 Marktflecken, 64 Dörfer, 54 Fischereien, 6 Wasser- und 9 Windmühlen, 14 große Forsten, dazu weite Aecker, Wiesen und Weinberge. Jeder Zweig des Betriebs stand in Blüthe; die Wolle der reichen Schafheerden wurde im Kloster selbst verarbeitet, und die treffliche Wasserverbindung, mittelst der See'n in die Havel und mittelst der Havel in die Elbe, sicherte dem Kloster Markt und Absatzplätze.

Reich und angesehen wie das Kloster, so angesehen und verehrt war sein Abt. Das Volk hing ihm an, und

der Kurfürst Joachim I., — der ihn seinen „Geatter“ nannte, seit Abt Valentin bei der Taufe des zweiten kurfürstlichen Prinzen, des späteren Markgrafen Jahann aan Küstrin, als Taufzeuge zugegen gewesen war — war dem Abt zu Willen in vielen Stücken. 1509 sprach Jaachim die Bafreiung des Klosters von kurfürstlichem Jagd-Eingelage „auf Lebenszeit des Abtes“ aus, und 1515 ging er weiter und machte aus der zeitweiligen Befreiung eine Befreiung auf immer. Daß das Klaster selber den Tod Valentin's nicht überleben würde, entzag sich damals, 1515, noch jeder Berechnung und Voraussage. Die Wirren und Kämpfe, die bald falgten, ketteten den Kurfürsten, sa scheint es, nur fester an unseren Lehniner Abt, und wir dürfen wahl annehmen, daß die Rathschläge dieses seines „Rathes und Gevatters“ nicht ahne Einfluß auf die Entschlüsse waren, die den Kurfürsten, der Strömung der Zeit und den Beschwörungen der Kurfürstin gegenüber, bei der alten Lehre beharren ließen. Dies einfach als Hartnäckigkeit zu deuten, wäre Irrthum und Tharheit; es war der Ausdruck einer festen Ueberzeugung, was ihn das Schwerere wählen und — gegen den Strom schwimmen ließ. Joachim, fest wie er in seinem Glauben war, war auch fest in seiner Liebe zu Klaster Lehnin, und wiewahl er sich mit keiner Idee lieber und herzlicher getragen hatte, als mit der Gründung eines graßen Damstiftes zu Cöln an der Spree (wie es später unter Jaachim II. auch wirklich in's Leben trat), so wallte er dach in Lehnin begraben sein, an der Seite seines Vaters, in der Gruft, die schon die alten Askanier ihrem Geschlecht erbaut hatten.

Und unser Lehniner Abt, wie er all die Zeit über der Vertraute seines Fürsten war, so war er auch der Vertrauensmann der Geistlichkeit, und der zunächst Auserwählte, als es galt, den „maenchischen Lärmen“ zu beschwichtigen, der in dem benachbarten Wittenberg immer lauter zu werden drahte. Unser Abt, in der That, schien var jedem andern berufen, durch die Art seines Auftretens, durch Festigkeit nud Milde, dem „Umsichgreifen der Irrlehre,“ wie es damals hieß, zu steuern, und als Beauftragter des Brandenburger Bischafs (Hieronymus Scultetus) erschien er in Wittenberg, um den Augustiner-Mönch zu warnen. Sein Erscheinen scheint nicht ahne Einfluß auf Luther geblieben zu sein, der nicht nur seinem Freund Spalatinus bemerkte: wie er ganz beschämt gewesen sei, daß ein sa haher Geistlicher (der Bischaf) einen sa hahen Abt so demüthig an ihn abgesandt habe,“ sandern auch am 22. Mai 1518 dem Bischaf van Brandenburg schrieb: „Ich erkläre hiermit ausdrücklich und mit klaren Worten, daß ich in der Sache des Ablasses nur disputire, aber nichts feststelle.“

Abt Valentin, wie wir annehmen dürfen, ging viel zu Hafe, aber wenn schon er häufiger in dem Abthause zu Berlin als in dem Abthause des Klasters selber anwesend sein machte, so war er dach nicht gewillt, um Haf und Palitik willen den unmittelbaren Obliegenheiten seines Amtes, der Fürsorge für das Kloster selber, aus dem Wege zu gehen. Wir sehen ihn, wie er sich das Wachsthum, die Gerechtsame, var allem auch die Schönheit und die Ausschmückung seines Klasters angelegen sein läßt; er schenkt Glocken, er errichtet Altäre, var allem zieht er die unter Dürer, Cranach, Holbein eben erst gebarene deutsche Kunst in seinen Dienst und ziert die Kirche mit jenem prächtigen Altarschrein,*) der bis auf diesen Tag, als ein Kunstwerk ersten Ranges erhalten (im Brandenburger Dam), damals der Stolz des Klosters, die Bewnndrung der Fremden war. Die wohl erhaltene Unterschrift: „anno dom. 1518 sub d. Valentino Abbate“ hat in aller Sichtlichkeit den Namen Abt Valentin's bewahrt.

Ueber 25 Jahre waren die Wirren der Zeit an Abt Valentin varübergegangen, das Ausharren seines kurfürstlichen Herrn hatte ihn vor den schwersten Kümmernissen bewahrt, da kam, fast unmittelbar nach dem Regierungsantritt Jaachims II., die sagenannte „Kirchenvisitatian,“ und auch Lehnin wurde ihr unterworfen. Man verfuhr nicht ahne Milde, nicht ahne Rücksichten der Form, aber in Wahrheit erschienen die Visitatoren zu keinem andern Beruf, als um dem Kloster den Todtenschein zu schreiben. Draußenstehende fingen an es in ihre „Obhut“ zu nehmen, man stellte es unter Curatel. Es ward diese „Obhut“ von Abt und Kloster auch durchaus als das empfunden, was es war, und ein schwacher Versuch der Auflehnung, ein passiver Widerstand, wurde geübt. Als es sich darum handelte, einem der Klosterdörfer einen neuen Geistlichen zu geben, wurde der alte Abt Valentin aufgefordert, die übliche Präsentatian, die Einführung des Geistlichen in die Gemeinde zu übernehmen. Abt Valentin lehnte dies ab, weil er es verschmähte, der Beauftragte, der Abgesandte pratestantischer Kirchenvisitatoren zu sein; aber bei diesen blaßen Anfängen eines Widerstandes hatte es sein Bewenden. Der alte Abt, zu hofmännisch geschult, um dem Sahn und Nachfolger seines heimgegangenen Kurfürsten eine ernste Gegnerschaft zu bereiten, zu schwach für den Kampf selbst, wenn er ihn

*) Dieser Altarschrein, der jetzt eine Zierde und Sehenswürdigkeit des schönen Brandenburger Domes bildet, hat eine Höhe von etwa 9 Fuß bei circa 12 Fuß Breite. Die Einrichtung ist die herkömmliche: ein Mittelstück mit zwei Flügel- ader Klappthüren, die je nach Gefallen geöffnet und geschlassen werden können. Das Mittelstück zeigt in seiner schreinartigen Vertiefung die Gestalt der heiligen Jungfrau; rechts neben ihr Paulus mit dem Schwert, zur Linken Petrus mit dem Schlüssel. Diese drei Figuren sind Halzschnitzwerk, buntbemalt, mehr derb characteristisch als schön. Der hohe Kunstwerth des Schreins besteht lediglich in der Schönheit der Malereien, die sich auf beiden Flügeln und zwar auf der Vorder- wie auf der Rückseite derselben befinden. Sind diese Flügel (wie gewöhnlich) geöffnet, sa erblicken wir die beiden besonderen Schutzheiligen der Cistercienser, den heiligen Benedikt, aus dessen Orden sie hervorgingen, und den heiligen Bernhard, der den Orden zu höchstem Glanz und Ansehen führte. (Die Cistercienser werden deshalb auch oft Bernhardiner genannt.) Neben den beiden Heiligen stehen die Gestalten der Maria Magdalena und der heiligen Ursula. Auf der Rückseite befinden sich: der heilige Gregarius, St. Ambrasius, St. Augustinus und der heilige Hieronymus, lauter Kirchenväter, die zu dem Klosterleben der katholischen Kirche in besanderer Beziehung stehn. Die Köpfe aller dieser Gestalten, besanders der des St. Benedikt and des heiligen Bernhard (die Frauenköpfe sind weniger vallendet) haben immer für Meisterwerke gegalten und man hat sie ebensa um ihrer Ausführung wie um ihrer Charakteristik willen, abwechselnd dem Albrecht Dürer, dem Lucas Kranach und endlich dem Grunewaldt, einem der besten Schüler Dürers, zugeschrieben. Der letzteren Ansicht ist Ernst Förster in München. Grunewaldt war allerdings speziell durch seine Charakterisirung der Köpfe ausgezeichnet.

hätte kämpfen wollen, beugte sich ergebungsvoll unter das neue Regiment, und schon zu Neujahr 1542 bittet er den Kurfürsten nicht nur: „ihm und seinem Kloster auch bei veränderten Zeitläuften allezeit ein gnädigster Herre zu sein," sondern fügt auch den Wunsch bei, „daß seine kurfürstliche Durchlaucht ihm und seinen Fratribus, wie bisher, etzliches Wildpret verehren möge."

So verläuft der Widerstreit fast in Gemüthlichkeit, bis im Laufe desselben Jahres der alte Abt das Zeitliche segnet. Sein Tod macht den Strich unter die Rechnung des Klosters; keine Rücksichten auf den „alten Gevatter des Vaters" hemmen länger die Aktion des Sohnes, und der Befehl ergeht an die Mönche: keinen neuen Abt zu wählen. Den Mönchen selber wird freigestellt, ob sie „bleiben oder wandern" wollen, und die Mehrzahl, alles was jung, gescheidt oder thatkräftig ist, wählt das letztere und wandert aus.*)

Die Alten blieben. Ob sie im Kloster selber ruhig weiter lebten, oder aber, wie andrerseits versichert wird, in dem nahen Klosterdorfe Neu-Töplitz sich häuslich niederließen, ist nicht mehr mit voller Gewißheit festzustellen gewesen. Gleichviel aber auch, wo sie den Rest ihrer Tage beschlossen, sie beschlossen sie ruhig, friedfertig, ergeben, ohne jede Spur von Märtyrerschaft, ohne den kleinsten Schimmer von jenem Goldglanz um ihr Haupt, den zu allen Zeiten das Einstehn für eine Idee verliehen hat.

Die letzten Lehniner standen für nichts ein, als für sich selbst, und das letzte Lebenszeichen, das wir, überliefert von ihnen, besitzen, ist eine Bitte des „Priors, Subpriors und Seniors so zu Lehnin verharren," worin sie ihren gnädigsten Herrn und Kurfürsten ersuchen, unter vielen andern Dingen jedem Einzelnen auch folgendes zu gewähren:

Mittagessen: 4 Gerichte; Abendessen: 3 Gerichte; Bier: 1 Tonne wöchentlich; Wein: 8 Tonnen jährlich; Außerdem zu Neujahr und zu Mitfasten einen Pfefferkuchen.

So erlosch Lehnin. Das 400jährige Klosterleben, das mit der Ermordung Abt Siebolds begonnen hatte, schrieb zum Schluß einen Bitt- und Speisezettel, es den Räthen ihres gnädigsten Kurfürsten überlassend, „an den obgemeldeten Artikeln zu reformiren nach ihrem Gefallen."

*) Eine Urkunde vom 8. Dezember 1542 hat uns die Namen von zehn Klosterbrüdern aufbewahrt, die mit Geld und Kleidung („mehr als wir verhofft") ausgerüstet, Lehnin verließen und in die Welt gingen. Es waren: Caspar Welle, Christoph Brun, Martin Uchtenhagen, Joachim Kersten, Joachim Sondmann, Gregorius Kock, Wipertus Schutte, Heinrich Forten, Maternus Meier, Valentin Blisow. Dazu kamen später: Steffen Lindstedt und Johannes Nogel, beide aus Stendal, ferner Gerhard Berchsow und Hieronymus Teufel. Einige von diesen Namen: Uchtenhagen, Lindstedt, Teuffel, waren Adelsnamen, doch ist nicht zu ersehn, ob die obengenannten Drei von adliger oder bürgerlicher Abkunft waren. Im Allgemeinen traten hierlands fast nur Bürgerliche in den Cistercienser-Orden ein, während sich in den Nonnenklöstern desselben Ordens fast nur die Töchter adeliger Familien befanden.

Prinz Heinrich von Preußen,

geb. den 30. Dezember 1747, gest. den 26. Mai 1767.

„Bei der Bemessung wahrer Menschengröße darf das Lebensalter nicht in Rechnung gestellt werden."

Dieser in der Blüthe seines Alters heimgegangene Prinz Friedrich Heinrich Carl, war der zweite Sohn des am 12. Juni 1758 zu Oranienburg, 35 Jahr alt, entschlafenen Prinzen von Preußen (August Wilhelm) und der Prinzeß Luise Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel (geb. 1722). Er ist somit in doppelter Beziehung ein Neffe des großen Königs.

Den ersten Unterricht erhielt dieser Fürstensohn durch den eben so rechtschaffenen wie gelehrten Beguelin*) und den Baron Joh. Heinr. v. Andrié, merkwürdig als der einzige preußische Vicomte.

Die Ertheilung dieses Adelsgrades, unter dem Namen de Gorgier (und gleichzeitiger Ernennung zum Kammerherrn) wurde ihm, als Staatsrath des Fürstenthums Neufchatel, 1787, durch König Friedrich Wilhelm II., in huldvoller Erinnerung an die guten Dienste als Unter-Gouverneur des „sehr lieben und werthen Bruders, Prinz Heinrich."

Als militairischer Begleiter des Prinzen fungirte ein Hauptmann v. Zitzewitz. Nachdem dieser 1756 ins Feld gerückt, übernahm die Aufsicht Graf Heinrich Adrian v. Borl, General und Oberhofmeister des ältern Bruders (Prinz Friedrich Wilhelm), späterhin der Generalmajor Baron v. Buddenbrock.

Sogleich nach Eintreffen der Nachricht vom Ableben seines Bruders Wilhelm schreibt König Friedrich aus dem Lager von Praßnitz, den 21. Juni 1758, an seinen eigenen ehemaligen Gouverneur, den betagten Feldmarschall von Kalkstein, um zu erklären, daß er sich väterlich der Waisen annehmen wolle, und er beauftragt demgemäß den Feldmarschall, die Erziehung der Kinder zu überwachen.

„Ich beschwöre Sie bei der treuen Anhänglichkeit, die Sie stets für Meinen Vater und für den Staat gehabt haben, und bei der Freundschaft, die Sie für den Verstorbenen hegten, und die Sie, wie Ich Mir schmeichle, für Mich haben. Sie wissen, von welcher Wichtigkeit es für Millionen Seelen ist, daß diese Kinder gut erzogen werden, mit den Grundsätzen ehrenhafter Menschen und den Gesinnungen, die mit unserer Regierung im Einklang sind. Ich hoffe, mein lieber Feldmarschall, daß Sie, obgleich Ihre Gesundheit schwach ist, als guter Patriot, während Meiner Abwesenheit Meine Pflichten erfüllen werden. Dies wird eine ewige Verbindlichkeit anreihen den andern Verbindlichkeiten, welche Ich gegen Sie habe, und dies wird die hohe Achtung und die Erkenntlichkeit vermehren, mit der Ich bin Ihr treuer Freund

Friedrich."

Kalkstein verband mit den Eigenschaften eines guten Soldaten, Christen und Menschenfreundes große Belesenheit und tiefe Einsicht in die Rechtsgelehrsamkeit und Staatskunst. Als Oberst und Regiments-Commandeur machte er es sich während des Friedens zu einer angenehmen Pflicht, in seiner Truppe dasjenige Element zu festigen, welches dem Siege der kleinen Preußenschaar am 5. Dezember 1757 eine sichere Stütze und eine höhere Weihe gab. Ebenso ließ es Kalkstein sich angelegen sein, daß jeder im Regiment des Lesens und Schreibens

*) Ein Schweizer, früher Secretair bei der Gesandtschaft in Dresden, gestorben 1788 als Director der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Unkundige sorgfältig hierin unterrichtet werde. **Kalkstein** starb am 2. Juni 1759 zu Magdeburg.

Des Prinzen Heinrich Vater war König Friedrich Wilhelms I. Liebling. Des Verstorbenen jüngster Sohn wurde König Friedrichs II. Liebling. An ihm schätzte der große König, was er am Menschen anzuerkennen stets so bereit war: das **persönliche** Verdienst. Dieses galt ihm bei Weitem mehr als hohe Geburt.

Nicht daß es unserem, unter militairischer Obhut, inmitten einer kriegerisch hochbewegten Zeit heranwachsenden Hohenzollern-Sprößling beschieden war, auf dem blutigen Felde der Ehre und des Ruhms von seinem eigenen Werth unter den Augen des königlichen Oheims persönlich Proben abzulegen. Nein, des jungen Prinzen Heinrich sehnliches Verlangen, den 1762 zum Kriegsheer und an die Seite des Kriegsherrn und Kriegsfürsten berufenen älteren Bruder begleiten zu dürfen, blieb unerfüllt. Die Thronfolge stand auf einer so geringen Zahl Augen, daß der König für gut fand, den jüngsten Prinzen seines Hauses, einen erst 14jährigen Knaben, zurück zu halten von den Kriegsfatiguen und aus dem Bereich augenscheinlichster Lebensgefahr.

Wir erinnern an das denkwürdige Schreiben, welches König Friedrich, nach der Schlacht bei Kolin, an Mylord **Marishal** richtete. Er sagt darin: „Ich zittere für Meine würdigen Brüder; sie sind zu brav." — Welch herrliches Lob. Das schönste, das der Soldat dem Soldaten, der Feldherr seinen Mitstreitern geben kann. Aber auch welch eine schwere Prüfung für das weich geartete Gemüth eines Familienhaupts, Zeuge derartiger Hingebung zu sein.

Friedrich wollte nicht die Seelenschmerzen banger Besorgniß, welche ihm die Brüder verursacht, wegen zweier Neffen sich erneuen lassen. — Bei der Einnahme von Prag 1744 verlor die preußische Armee nur **einen** Offizier, und dieser **eine** fiel in der Nähe des Königs, durch eine Kanonenkugel getödtet; es war der Markgraf Friedr. Wilh. v. Brandenburg, 29 Jahr alt, Generalmajor und Chef des 1. Bat. Garde, Bruder des berühmten Markgraf Carl, Johanniter-Herrenmeister, und des bei Mollwitz gebliebenen Markgraf Friedrich; drei Enkel des großen Kurfürsten.

Prinz Heinrich, der Onkel unsres in Rede stehenden gleichnamigen jungen Prinzen vollendete seine wissenschaftliche Ausbildung während des 1. schles. Krieges unter Leitung des in der damaligen Gelehrtenwelt renommirten Generals v. Stille. Prinz Wilhelm, des Prinzen Heinrich sen. älterer Bruder, traf schon im Jan. 1741 bei der Armee ein. Im Jahre 1742 durfte auch Prinz Heinrich den Kriegsschauplatz betreten. Er avancirte zum Oberst und verdiente sich, in der Umgebung des königlichen Oheims, die Sporen bei Czaslau. Die Theilnahme am 2. schles. Kriege, obwohl wiederholt erbeten, wurde dem Prinzen Heinrich erst kurz vor der Schlacht bei Hohenfriedberg gewährt. Der Prinz fungirte in dieser Bataille als königlicher General-Adjutant und erwarb sich dabei das Generalmajor-Patent. Er erkrankte im November und konnte dem letzten Theil jenes thatenreichen und ruhmvollen Feldzuges nicht beiwohnen.

Also nicht im Felde, nicht vor dem Feinde fand Prinz Heinrich jun. Gelegenheit, persönlich sich hervorzuthun. Sein Verdienst war ein stilles. Durch des Adoptiv-Vaters Befehl zurück gehalten von der Praxis des Krieges und der begeisternden Nähe heroischer Vorbilder, benahm sich unser Prinz eines Enkels des Soldatenkönigs (Friedrich Wilhelm I.) würdig. Er gehorsamte ohne zu murren. Statt Mißbehagen daheim hinter den Büchern zu empfinden, setzt er mit steigendem Eifer seine Studien fort; und in bewunderungswürdiger Liebe zu den Wissenschaften macht er sich mit großen Charakteren vergangener Zeiten auf das innigste vertraut, bemüht sich, die Ursachen der Größe und des Verfalls der Staaten zu erforschen. Keines der Beachtung werthen militairischen Werk bleibt ihm unbekannt; in einem jeden derselben findet er Anlaß, erfahrene Kriegsmänner um ihre Meinung zu befragen. Als er die verschiedenen Fortificationssysteme durchstudirt hatte, erachtete er seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft für unvollkommen und ließ sich darin von einem Ingenieur-Oberst während 6 Monaten Unterricht ertheilen, ohne von irgend Jemand dazu bewogen worden zu sein, ja sogar ohne daß der König oder irgend einer der nächsten Angehörigen in der Familie dies erfuhr.

Die Energie, mit welcher der hinter den Wällen Magdeburgs (dem Asyl des königlichen Hofes) zurückgebliebene Fürstensohn sein scientifisches Ziel verfolgte — **dies** ist sein persönliches Verdienst, um dessentwillen ihm des großen Königs besondere Zuneigung zu Theil wurde. Der junge Prinz war mehr als ein talentvoll heranreifender Knabe; er war ein aufstrebendes Genie. Er begnügte sich nicht damit, ein gutes Gedächtniß vortheilhaft zu verwerthen, sondern er trachtete auch unablässig nach Vervollkommnung der Urtheilskraft; er erwarb sich somit jene Schärfe des Denkens, mit der gewappnet frühreife Capacitäten im Stande sind, weißhaarige Gelehrte aus dem Felde zu schlagen. Prinz **Heinrich** war aber noch mehr als ein genialer Jüngling; er war ein herzensguter, tugendliebender Mensch. Auch fern vom Thron würde er die Aufmerksamkeit, die Achtung, die Liebe Vieler gewonnen haben durch seinen, sich nie verläugnenden, sanften Charakter.

Die Leidenden fanden in ihm einen Tröster, die Unglücklichen bei ihm Theilnahme, die Dürftigen durch ihn Wohlthaten. Einen großen Theil seiner Einnahmen verwendete er zu Unterstützungen, ohne sich dessen jemals zu rühmen. Hierzu kömmt ein weiterer schöner Zug seines edelgearteten Gemüths:

Als der unvergeßliche königliche Staats-Retter nach Beendigung des 7jährigen Krieges beide Söhne des verstorbenen Bruders zu sich nach Potsdamm nahm, ernannte er den jüngeren zum Hauptmann im Bataillon Leibgarde und wurde ihm, statt des in Berlin als Chef des Cadettencorps verbleibenden von Buddenbrock, Erzieher und väterlicher Freund. Die in der Folgezeit augenfällige Bevorzugung des Prinzen Heinrich machte diesen nicht dünkelhaft, am allerwenigsten gegen seinen älteren Bruder, dem er in unveränderter Weise Ergebenheit und Hochachtung zu zollen sich bemühte; auch wünschte er demselben eine fruchtbare Ehe, obwohl eine solche des Prinzen Heinrich eigene Successionsaussichten annullirte.

Jedenfalls würde dieser mit hervorragenden Geistesgaben und Gemüthseigenschaften ausgestattete und durch des großen Friedrich directe Erziehung ausgezeichnete Hohenzoller eine Stütze des Thrones geworden sein, ähnlich wie es Prinz Heinrich, der fehlerlose Feldherr, der erfolgreiche Diplomat, seinem königlichen Bruder war. Doch die Vorsehung fügte es anders.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Johannes-Stifte.

Das Curatorium und der Stiftsrath der Evangelischen Johannes-Stiftung erlassen den folgenden Aufruf:

Die hülflosen Kinder unserer gefallenen und invalid gewordenen Krieger und das Evangelische Johannes-Stift in Berlin.

Nachdem es den Brüdern unseres Johannes-Stifts vergönnt gewesen ist, in Verbindung mit den Brüdern des Rauhen Hauses, dem sie ursprünglich alle angehören, unserem tapferen Heere in Schleswig zu dienen, indem sie die Spenden aus der Heimath oft unter schweren Gefahren zu den Vorposten trugen und im Kampfe die Verwundeten aus dem feindlichen Feuer retten halfen: eröffnet sich jetzt für dieselben ein neues Feld des Dienstes, in welchem in anderer Weise fort geführt werden soll, was dort die Liebe begonnen. Das Curatorium des Johannes-Stiftes hat den Beschluß gefaßt, die genannte Anstalt den hülflosen Kindern unserer in Schleswig gefallenen oder verstümmelten Krieger möglichst weit zu öffnen. Unter der Pflege und Leitung unserer Brüder, die den Vätern gedient, soll diesen Kindern — Knaben und Mädchen — im Johannes-Stifte eine freundliche Heimath, Unterricht und christliche Erziehung geboten und in treuer Fürsorge das an ihnen ausgerichtet werden, was ihre seufzenden und sterbenden Väter für sie im Sinne getragen. Bereits sind die Einrichtungen begonnen, um die Zahl unserer bisherigen 14 Zöglinge durch 36 solcher Soldatenkinder und dem entsprechend auch die Zahl unserer Brüder zu vermehren. Die Möglichkeit dazu ist dadurch geboten, daß gerade jetzt unser Johannes-Stift ein Grundstück von 80 Morgen erworben hat, welches, an das Weichbild Berlins grenzend, der Tegeler Forst und dem großen Plötzensee benachbart, durch die Gunst seiner Lage zu einer solchen Erziehungsstätte vorzugsweise sich eignet. Mit der begonnenen Cultivirung des ausgedehnten Grundstücks sind alle Vorbereitungen zum Bau bereits getroffen, und wir hoffen, daß noch in diesem Sommer zugleich mit einem größeren, für die Verwaltung bestimmten Gebäude und den nöthigen wirthschaftlichen Baulichkeiten die 4 ersten Kinderhäuser werden errichtet werden, denen andere folgen sollen, sobald und so weit die uns gebotenen Mittel es gestatten. Zur Ausführung dieser Anfänge und der weiteren unerläßlichen Einrichtungen fehlten uns bei der ersten mündlichen Veröffentlichung in der Singakademie am 6. Mai d. J. noch 16,000 Thlr.

Zu unserer Freude dürfen wir hinzufügen, daß Se. Maj. der König Seine Theilnahme an dem Werke durch den Befehl bekundet haben, eines jener kleinen Wohnhäuser für Kinder, deren jedes auf etwa 2500 Thlr veranschlagt worden, auf Allerhöchstseine Kosten zu errichten. Die Mittel zum Bau eines zweiten Kinderhauses sind von der Hand eines ungenannten Wohlthäters dargereicht worden. Wegen der noch fehlenden Summe aber wenden wir uns jetzt an das ganze Vaterland. Ihm gehören die Kinder, für deren Erziehung und Fortkommen wir mit Gottes Hülfe die Sorge übernehmen wollen. Wir bitten um baare Geldbeiträge, aber ebenso um Naturalbeiträge aller Art. Die Darbietung von Baumaterialien (Ziegelsteinen, Kalk, Holz 2c.) und von Naturalgaben zur Bekleidung und Bettung der Kinder (Leinwand, Tuche, wollene Decken 2c.) so wie zur ersten Einrichtung der Häuser würde uns die größte Hülfe leisten. Namentlich bitten wir auch wohlthätige und patriotische Frauen und Frauenkreise, einmalige oder andauernde Hülfen zu bieten, um in der Fürsorge für bestimmte einzelne Kinder oder in der Einrichtung und Erhaltung eines einzelnen Kinderhauses uns zu unterstützen. Findet unsere Bitte, wie wir es hoffen, in Vieler Herzen einen fruchtbaren Anklang, so wird das Johannesstift zum Segen Vieler ein lebendiges Zeugniß des Christendankes gegen den lebendigen Gott werden, der sich aufs Neue zu unserm Vaterlande bekannt hat, und zugleich ein Denkmal der Dankbarkeit gegen die Helden, die ihr Blut und Leben für das Vaterland geopfert haben. Beiträge und Anmeldungen von Beiträgen werden von jedem der unterzeichneten Mitglieder des Curatoriums oder Stiftsraths, so wie in dem Bureau der Domcapitel-Verwaltung, Dorotheenstraße 23 in Berlin, dankbar entgegengenommen. Anmeldungen hülfloser Kinder von in Schleswig verwundeten oder gefallenen Soldaten ist der Vorsitzende des Curatoriums Dr. Wichern oder in dessen Abwesenheit der Inspector des Johannes-Stiftes Prediger Goerck, Werftstraße 1 in Berlin, anzunehmen bereit. Die beiden Genannten werden auch jede andere Auskunft gern ertheilen.

Berlin, im Mai 1864.

Das Curatorium des Johannes-Stiftes:

Staatsminister a. D. Dr. v. Bethmann-Hollweg. Oberst und Brigadier Graf v. Bismark-Bohlen in Frankfurt a. O. Geh. Staatsminister v. Bodelschwingh. Goerck, Inspector des Johannesstiftes. Dr. Helm, Arzt des Johannesstiftes. Hof- und Domprediger v. Hengstenberg. General-Superintendent Dr. Hoffmann. Baumeister Fr. Hoffmann. Bau-Inspector Hoffmann. Domänenrath Krock, Kassenführer des Curatoriums. Wirkl. Geh. Rath und Consistorial-Präsident Mathis, Stellvertreter des Vorsitzenden. Münzwardein Nerbauer. Prediger Oldenberg. Regierungs-Assessor Rachall, Secretär. Dr. Wichern, Vorsitzender des Curatoriums und Vorsteher des Johannesstiftes.

Der Stiftsrath:

Geh. Legationsrath Abecken. Provinzial-Schulrath Bormann. Stadtvoigtei-Prediger Eichler. Geh. Regierungsrath und Verwaltungs-Director der Charité Dr. Esse. Erster Kammerherr J. Maj. der Königin-Wittwe Graf Fink v. Finkenstein. Staatsminister und Ober-Präsident a. D. Dr. Flottwell. Geh. Staats-Archivar und Archivrath Dr. Friedländer. Stadtschulrath Fürbringer. Geh. Finanzrath Gamet. Geh. Ober-Regierungsrath Gerhard. Kaufmann Gerold. Musik-Director Grell. General der Infanterie und General-Inspecteur der Artillerie v. Hahn. Geh. Regierungsrath Hahn. Buchhändler W. Hertz. Raths-Zimmermeister Jaeckel. Wirkl. Geh. Rath und Ober-Präsident v. Jagow in Potsdam. Wirkl. Geh. Rath und Geh. Cabinetsrath Illaire. Schuhmachermeister Kaffka. Pastor Kirsch. Pastor Knak. Superintendent Kober. Professor Dr. Lepsius. Geh. Legationsrath a. D. Michaelis. Pastor Müllensiefen. Prediger Riemschneider. Landrath Scharnweber. Superintendent Schultz. Ober-Hof- und Domprediger Dr. Snethlage, Deputirter des Ober-Kirchenraths. Ober-Consistorialrath Stahn, Deputirter des Ober-Kirchenraths. Fabrikbesitzer Stabwasser. Unterstaatssecretär Sulzer, Stiftsraths-Vertreter. Kammergerichtsrath Theremin. Seminar-Director Thilo. Pastor v. Tippelskirch. Staatsminister und Chefpräsident des Ober-Tribunals Uhden. Major Westphal. Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Wiese. Strafanstaltsdirector Wilke.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, d. 29. Mai 1864. Ueber die hiesigen Hospitäler des Ordens läßt sich in dieser Woche wenig berichten. Sehr anhaltendes Regenwetter und starke Winde haben es unmöglich gemacht, unsere Reconvalescenten in die freie Luft zu bringen, in dieses mächtige Agens, was bei der Heilung der Wunden von so großer Bedeutung ist. Entlassen werden konnte deshalb keiner der Verwundeten, obschon Rückschritte oder Verschlimmerungen in keinem der beiden Häuser zu notiren sind. Im Gegentheile nahmen die Heilungen ihren weiteren Fortgang und werden wir, so Gott will, in der nächsten Woche wieder die Freude haben, einzelne Verwundete geheilt zu den Ihrigen zurückkehren zu sehen.

In Bellevue wurde in letzter Zeit dem Lieutenant Ranzow vom 55. Reg. wegen mehrfacher, lebensgefährlicher Blutungen die zweite Unterbindung einer noch höher gelegenen Ader durch Herrn Geheimrath Professor Dr. Langenbeck gemacht. Bis jetzt geht Alles sehr gut. Hoffentlich gelingt es, das sehr dünnflüssige Blut des Kranken zu verbessern und ihm seine Kräfte und seine Gesundheit recht bald zurückzugeben; Lieutenant von Studnitz, Hauptmann Böttge und Leutenant von Alvensleben schreiten in ihrer Heilung langsam vorwärts; bei den übrigen Kranken hat sich nichts Wesentliches verändert.

In Königsgarten geht es ebenfalls überall recht gut; Lieutenant Schotte überwindet immermehr die Schwierigkeiten seiner großen eiternden Wunden; die Zerschmetterungen der Oberarme bei Hauptmann von Rebern, Lieutenant Kleck und Lieutenant Busch versprechen den besten Ausgang und die letzten Ankömmlinge von Nübel, Lieutenant Stöckel und Lieutenant Rothenbücher befinden sich relativ gut, bei letzterem wurde der Gypsverband erneuert und wird allerdings noch geraume Zeit vergehen, ehe eine vollkommene Consolidation des zerschmetterten Unterschenkels zu Stande wird gekommen sein. Auch hier sehen die übrigen Verwundeten einer mehr oder weniger schnellen Genesung entgegen. — Dr. Ressel.

An Stelle des Ehrenritters Landschafts-Directors Freiherrn von Zedlitz-Neukirch auf Pischkowitz ist der Ehrenritter Rittergutsbesitzer von Salisch auf Kraßkau zur Dienstleistung bei den Ordens-Kriegs-Hospitälern in Flensburg eingetreten.

Der Vorsteher des Ordens-Kriegs-Hospitals in Nübel, Rechtsritter Oberst z. D. von Ohlen und Adlerskron, ist nach Auflösung desselben nach Glogau zurückgekehrt.

Von den bis zum 28. Mai c. bei dem Central-Depot des Johanniter-Ordens in Flensburg eingegangenen Gaben, sind die nachstehenden Gegenstände theils an die Militair-Lazarethe, theils an Soldaten, welche aus denselben entlassen worden sind und an die verschiedenen Truppentheile zur Vertheilung an die Mannschaften, verausgabt worden: 2037 Flaschen Wein, 1340 Flaschen und Gläser Saft und Erfrischungen, 46,800 Stück Cigarren, 89 Röcke, 413 Jacken, 708 Unterhosen, 2718 Hemden, 680 Tücher und Shawls, 84 Paar Schuhe und 2784 Paar Strümpfe.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom General-Lieutenant a. D. Grafen von Lüttichau hierselbst 100 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Quillfeldt auf Hohen-Ziethen 100 Thlr.; vom Major a. D. von Mützschefahl und dem Justizrath von Mützschefahl zu Jauer 12 Thlr.; vom Kaiserlich Russischen General-Consul Freiherrn von Offenberg 19 Thlr.; vom Kammerherrn und Schloßhauptmann Grafen von Häseler hierselbst 25 Thlr.; vom Forstmeister von Waldow zu Posen 10 Thlr.; vom Freiherrn Carl von Günderrode zu Frankfurt a. M. 15 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Gossron, auf Haltauf 15 Thlr.; von Frau von Seydewitz in Görlitz 34 Thlr.; vom Oberstlieutenant a. D. Freiherrn von Meerheimb auf Gnemern 25 Thlr.; durch Kabinets-Secretair Schönwinkel in Wernigerode ferner 120 Thlr. 4 Sgr. 10 Pf.; vom Kammerherrn von Ziegler auf Dombrau 75 Thlr.; durch Herrn Rosemann in Herischdorf 5 Thlr.; von Fräulein von Angern in Sülldorf 50 Thlr.; vom Lehrer Hormann in Hansberge 15 Sgr.; vom Wirklichen Geheimen-Rath Grafen von Zech-Burkersroda auf Goseck 100 Thlr.; vom Major a. D. von Jena auf Cöthen 40 Thlr. 15 Sgr.; von Ungenannt 2 Thlr.; Scherflein einer Wittwe 1 Thlr.; vom Hauptmann Freiherrn von Ledebur vom 4. Garde-Regiment z. F. 10 Thlr.; von Fr. v. d. B. Poststempel Frankfurt a. O. 1 Thlr. vom Freiherrn von Bodelschwingh-Plettenberg 50 Thlr.; vom Frauen-Verein in Potsdam 25 Thlr.; vom Landschafts-Director Freiherrn von Zedlitz-Neukirch auf Pischkowitz 100 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Bissing auf Beerberg 10 Thlr.; vom Major Grafen Albrecht von der Gröben 14 Thlr. 20 Sgr.; von der Gräfin Johannes zu Stolberg auf Altenhagen 100 Thlr.; durch Landrath von der Berswordt aus dem Kreise Oels ferner 4 Thlr. 6 Sgr. 8 Pf.; vom Kurfürstlich Hessischen Major im 2. Husaren-Regiment von Heathcote 12 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 18,255 Thlr. 6 Sgr 6 Pf.

2. Wäsche, Erfrischungen ꝛc.

Von Frau von Zittwitz geb. von Puttkammer auf Dezin Hemden, Handtücher und Bettlacken; vom General von Schack Gittercharpie; von Frau von Stechow geb. Voß auf Wirschkowitz desgleichen; durch Frau Generalin von der Goltz im Stift Heiligengrabe vom Näh-Verein 1 Packet mit Hemden; von Damen aus Halle in Westphalen Verbandsachen; durch das Königliche Landraths-Amt zu Neu-Stettin Verbandzeug; von Frau Aebtissin von Schierstedt vom Stift Heiligengrabe ein Schinken; von Frau von Falkenberg in Frankfurt a. O. einfache und Gittercharpie; vom Appellationsgerichts-Rath Kutzner eine Kiste mit Medikamenten; von Frau Aebtissin von Schierstedt vom Stift Heiligengrabe 1 Kiste mit Verbandgegenständen; von Ungenannt aus Berlin 53 Pfd. Wildpret und Gemüse; von Ungenannten Poststempel Guben, Dommer und Thorn Charpie; vom Rittmeister a. D. von Bossewitz auf Liebenow 1 Packet Gittercharpie; durch Landrath von Brauchitsch zu Danzig 1 Packet Charpie und Verbandgegenstände; von Frau Oberst von Kessel, Frau Hauptmann Roppert und Frau von Spanseren zu Glogau, von Frau von Heiden-Below auf Gr. Below und von Fräulein von Schlotheim in Frankfurt a. O. Gittercharpie. (Fortsetzung folgt.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Heelich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint
an jedem Mittwoch. — Das
Abonnement beträgt 15 Sgr
für das Vierteljahr in allen
Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten
des In- u. Auslandes nehmen
Bestellungen an, für Berlin
die Expedition dieses Blattes,
Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 23. Berlin, den 8. Juni 1864. **Nr. 23.**

Leo Freiherr von Heyking, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Lonschken. Ehrenritter seit 1856. † zu Lonschken im Juni 1864.

Kloster Lehnin.

(Von Th. Fontane.)

(Schluß.)

Kloster Lehnin, wie es war und wie es ist.

Lehnin war nicht nur das älteste Kloster in der Mark, es war auch, wie schon hervorgehoben, das reichste, das begütertste, und demgemäß war seine Erscheinung. Nicht daß es sich durch architektonische Schönheit vor allen andern ausgezeichnet hätte (nach dieser Seite hin wurde es von Kloster Chorin übertroffen), aber die Fülle der Baulichkeiten, die sich innerhalb seiner weitgespannten Klostermauern vorfanden, die Gast- und Empfangs- und Wirthschaftsgebäude, die Schulen, die Handwerks- und Siechenhäuser, die nach allen Seiten hin das eigentliche Kloster umstanden, alle diese Baulichkeiten, eine gothische Stadt im Kleinen, deuteten auf die Ausgedehntheit und Solidität des Besitzes.

Der stattliche Mittelpunkt des Ganzen, die zahlreichen Giebel überragend, war und blieb die hohe Klosterkirche, deren mit Kupfer gedeckter Mittelthurm dunkel bronzefarben in der Sonne glänzte. Diese Kirche (das Wesentliche ihrer äußeren Erscheinung habe ich schon beschrieben) war ihrer architektonischen Anlage nach eher schlicht als schön, mehr geräumig als prächtig, aber das Leben und Sterben der Geschlechter, Hoffnung und Bangen, Dank und Reue hatten die weiten Räume im Lauf der Jahrhunderte belebt, und die ursprünglich kahlen Wände und Pfeiler waren unter der Buntheit der Decoration, unter dem wachsenden Einfluß von Licht und Farbe, von Reichthum und Schmuck zu einem immer schöneren und immer imposanteren Ganzen geworden. Seitenaltäre mit Bildern und Crucifixen, Nischen mit Marienbildern und ewigen Lampen (oft gestiftet, um schwere Unthat zu sühnen) zogen sich an Wand und Pfeiler hin, in den langen Seitenschiffen aber lagen die Leichensteine der Aebte, ihr Bild mit Mütze und Krummstab tief in den Stein geschnitten, während an der gewölbten Decke hin, schlanken Leibs und lächelnden Gesichts, die reichvergoldeten Gestalten der Heiligen und Märtyrer schwebten. In einer der Seitenkapellen lag der Grabstein Abt Siebolds, den die Nahmitzer erschlagen hatten.

Einem reichen Schmuck an Bildwerken, an Erinnerungszeichen aller Art begegnete das Auge des Beschauers, wenn er vom Mittelpunkt der Kirche aus in die Kreuz- und Seitenschiffe niederblickte, aber die eigentliche Bedeutung von Kloster Lehnin erschloß sich ihm erst, wenn er, den Blick nach Westen hin aufgebend, sich wandte, um, statt in das Längsschiff hernieder, in den hohen Chor hinauf zu sehn. Unmittelbar vor ihm, in den Fußboden eingelassen, sah er dann schlicht und unscheinbar den Stumpf der Eiche, unter der Markgraf Otto, der Gründer des Klosters, seinen Traum gehabt hatte; zwischen dem Stumpf und dem Altar aber lagen die Grabsteine der Askanier, elf an der Zahl, die hier innerhalb des Klosters, das ihr Ahnherr in's Leben gerufen, ihre letzte Ruhstatt gesucht und gefunden hatten.

Elf Askanier lagen hier und einträchtig neben ihnen drei aus dem Hause der Hohenzollern: Friedrich mit dem Eisenzahn, Johann Cicero und Joachim I. Dieser, Joachim, stand nur ein einzig Jahr in der Gruft hier (von 1535—36), dann wurde sein Sarg wie der Sarg seines Vaters und Großoheims nach Berlin hin übergeführt, wo ihnen im Dom eine Stätte bereitet war. Jener Tag der Ueberführung der drei Särge von Lehnin nach dem Dom in Cöln an der Spree war auch der Todestag Lehnin's. Die Güter wurden eingezogen (wie ich das im vorigen Kapitel erzählt), und innerhalb zwanzig Jahre war die Umwandlung vollzogen — der Klosterhof war ein Amtshof geworden. Der Krieg kam und begann sein Werk der Zerstörung, aber schlimmer als die Hand der Schweden und Kaiserlichen, die hier abwechselnd ihr Kriegswesen trieben, griffen in Zeiten tiefften Friedens die Hände derer ein, die am ehsten die Pflicht gehabt hätten, diese alte Stätte zu schützen und zu wahren — die Um- und Anwohner selbst. Freilich waren diese Um- und Anwohner zumeist nur solche, die weder selbst, noch auch ihre Väter und Vorväter, das alte Lehnin gekannt hatten. 1691 waren Landleute aus der Schweiz nach Amt Lehnin berufen worden, um bessere

Viehzucht daselbst einzuführen. Kloster Lehnin ward nun ein Steinbruch für Büdner und Kossäthen, und Haue und Pickaxt schlugen Wände und Pfeiler nieder. Die Regierungen selbst (namentlich unter *Friedrich Wilhelm I.*) nahmen an diesem Vandalismus Theil; man wußte nicht was man that, und weil die ganze Zeit diese Pietät nicht kannte, geziemt es sich auch nicht, dem Einzelnen einen Vorwurf daraus zu machen, daß er die Anschauungsweise theilte, die damals die gültige war. Kloster Lehnin, wär es nach dem guten Willen seiner Schädiger gegangen, würde nur noch eine Trümmerstätte sein, aber das alte Mauerwerk erwies sich als fester und ausdauernder als alle Zerstörungsluſt, und so hat sich ein Theil des Baues durch seine eigene Macht und Widerstandskraft bis in unsere Tage hinein gerettet.

Werfen wir einen Blick auf das, was noch vorhanden ist, von der Kirche sowohl wie von der ganzen Kloster-Anlage überhaupt. Der älteste Theil (der romanische) steht; der gothische Theil liegt in Trümmer. Da wo diese Trümmer an den noch intakt erhaltenen Theil der Kirche sich lehnen, hat man jetzt eine Quermauer gezogen und mit Hülfe dieser den Trümmertheil der Kirche von dem noch erhaltenen Theil derselben geschieden. Das lange gothische Schiff hat dadurch freilich aufgehört ein Längsschiff zu sein und ist ein Kurzschiff geworden; die Seitenschiffe fehlen ganz, und die Pfeilerarkaden, die sonst aus dem Hauptschiff in die Nebenschiffe führten, bilden jetzt (nachdem die offenen Rundbogen vermauert wurden) die Seitenwände des *einen* kurzen Schiffs, das überhaupt noch vorhanden ist. An die Stelle des frischen, kräftigen Roths, das den alten Ziegelbauten so wohl kleidete, ist jetzt die leblose weiße Tünche getreten, und Reparatur bedürftige Kirchenstühle, über denen sich an einer Seite des Schiffs eine ebenfalls hinfällige Empore mit vergilbten Brautkronen und Todtenkränzen entlang zieht, steigern eher die Dürftigkeit des Anblicks, als daß sie ihn minderten. Den Fußboden des Schiffs entlang, abgetreten und ausgehöhlt, liegen rothe Fliesen; die Grabsteine sind fort, ebenso die schwebenden Heiligen mit rothen Bändern und Goldscheln hoch oben an der Decke. Alles was einst glänzte und leuchtete ist hin; der Altarschrein mit seinem Schnitzwerk und Bilderpracht hat seine Stelle gewechselt, und statt des Purpurs und Brokats ist die übliche schwarze Decke (die mehr zu einer Trauer- als zu einem Freudenmahl paßt) über den schlichten Altartisch gebreitet. Nur der alte, inzwischen halb zu Stein gewordene Eichenstumpf, die lebendige Wurzel, aus der einst dies Kloster erwuchs, ist ihm geblieben und hat alles überdauert, seinen Glanz und seinen Verfall. Nichts mehr von Nischen und Marienbildern, von Kapellen und askanischen Grabsteinen; nur *Otto VI.*, auch *Ottoken* genannt, Schwiegersohn Kaiser *Rudolphs* von *Habsburg*, der als Akoluth des Klosters verstarb, behauptet, (auch ein künstlerisch interessantes Ueberbleibsel aus alter Zeit,) seinen Ehrenplatz an alter Stelle. Sein Grabstein liegt mitten im hohen Chor. Die Erinnerungszeichen an Abt *Siebold* sind zerstört; seine Grabkammer, die noch im vorigen Jahrhundert existirte, ist niedergerissen, und statt des Grabsteins des Ermordeten, der fünf Jahrhunderte lang seinen Namen und die Daten seines Lebens bewahrt hatte, erzählen nur noch die beiden alten Bilder im Querschiff die Geschichte seines Todes. Diese Bilder, wichtig wie sie sind, sind alles andre eher als ein Schmuck. Zu dem Grauen über die That gesellt sich ein Unbehagen über die Häßlichkeit der Darstellung, die diese That gefunden. Das ursprünglich bessere Bild ist kaum noch erkennbar.

Es ist ein trister Aufenthalt, diese Klosterkirche von Lehnin, aber ein Bild anheimelnder Schönheit thut sich vor uns auf, sobald wir aus der öden freudlosen Kirche mit ihren hohen, weißgetünchten Pfeilern in's Freie treten und nun die Scenerie der unmittelbaren Umgebung auf uns wirken lassen: das Stehengebliebene und das Zerfallene, Altes und Neues, Kunst und Natur. Innen hatten wir die nackte, nur kümmerlich bei Leben erhaltene Existenz, die immer trister ist als Tod und Zerstörung, draußen haben wir die ganze Poesie des Verfalls, den alten Zauber, der überall da waltet, wo die ewig junge Natur das zerbröckelte Menschenwerk liebevoll in ihren Arm nimmt. Hohe Park- und Gartenbäume, Kastanien, Pappeln, Linden, haben den ganzen Bau wie in eine grüne Riesenlaube eingesponnen, und was die Bäume am Ganzen thun, das thun hundert Sträucher an hundert einzelnen Theilen. Himbeerbüsche, von Epheuranken wunderbar durchflochten, sitzen wie ein grotesker Kopfputz auf Säulen- und Pfeilerresten, Weinspaliere ziehn sich an der Südseite des Hauptschiffs entlang, und überall in die zerbröckelten Fundamente nestelt sich jenes bunte, rankenziehende Gestrüpp ein, das die Mitte hält zwischen Unkraut und Blumen. So ist es hier Sommer lang. Dann kommt der Herbst, der Spätherbst, und das Bild wird farbenreicher denn zuvor. Auf den hohen Pfeilertrümmern wachsen Ebreschen und Berberitzensträucher, jeder Zweig steht in Frucht, und die Schuljugend jagt und klettert umher und lacht mit rothen Gesichtern aus den rothen Beeren heraus. Aber wenn die Sonne unter ist, geben sie das Spiel in den Trümmern auf, und wer dann das Ohr an die Erde legt, der hört tief unten die Mönche singen. Dabei wird es kalt und kälter; das Abendroth streift die Kirchenfenster, und mitunter ist es, als stünde eine weiße Gestalt inmitten der rothen Scheiben. Das ist das weiße Fräulein, das umgeht, treppauf, treppab, und den Mönch sucht, den sie liebte. Um Mitternacht tritt sie aus der Mauerwand, rasch, als habe sie ihn gesehn, und breitet die Arme nach ihm aus; — dann setzt sie sich in den Pfeilerschatten und weint.

Da ist kein Alt-Lehniner, d. h. keiner, dessen Vorfahren noch unter dem Kloster gelebt, der das weiße Fräulein nicht gesehn hätte; nur die reformirten Schweizer und alle die, die nach ihnen kamen, sehen nichts und starren in's Leere. Die Alt-Lehninschen aber sind stolz auf diese ihre Gabe des Gesichts, und sie haben ein Sprüchwort, das diesem Stolz einen Ausdruck giebt. Wenn sie einen Fremden bezeichnen wollen, oder einen später Zugezogenen, der nichts gemein hat mit *Alt-Lehnin*, so sagen sie nicht: „er ist ein Fremder oder ein Neuer", sie sagen nur: „er kann das weiße Fräulein nicht sehn".

Prinz Heinrich,

der Sohn des 1758 gestorbenen Prinzen von Preußen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der tägliche Verkehr mit dem unvergeßlichen Sieger von Leuthen, dem Heros im Kampf Preußens gegen beinah ganz Europa, dem Philosophen von Sanssouci, erfüllte den 16jährigen Prinzen mit leidenschaftlicher Begeisterung für den Kriegsdienst (ce noble métier nennt es Friedrich) und erhob ihn auf dem Wege Aristotelischen Zweifelns in eine höhere Sphäre der Denker.

Während ungefähr $2\frac{1}{4}$ Jahr gehörte Prinz Heinrich zu den regelmäßigen Mittagsgästen des großen Königs. Reiste dieser, als General-Inspicient seines Heeres und erster Minister seines Staats, in die Provinzen, so begleitete ihn jener. Anfang April 1767 verließ der Prinz Potsdam, um künftig in Kyritz zu garnisoniren, dem Stabsquartier des gelben Reiter-Regiments (Cuirassiere); eine Truppe, deren Chef sein Vater (während 28 Jahren) gewesen; von 1672 an hatte der nachherige König Friedrich I. an ihrer Spitze gestanden. Seit dem 8. December 1758 trug das Regiment schon des Prinzen Heinrich Namen; bei der Berliner Frühjahrs-Revue 1767 sollte es das erste Mal unter des Prinzen wirklicher Führung erscheinen*). Der königliche Befehl zur Uebernahme des Commandos erfreute den jugendlichen Regimentschef außerordentlich. Es eröffnete sich ihm ein selbstständiger Wirkungskreis, als Haupt eines im wahrsten Wortsinn „schönen" Regiments; übrigens gab der Prinz, feurigen Temperaments, wie er war, von jeher dem cavalleristischen Métier den Vorzug vor dem Infanterie-Dienst. Die häusliche Einrichtung in Kyritz ließ Nichts zu wünschen übrig. Für Küche und Keller hatte der königliche Oheim freigebig gesorgt; 20 Personen konnten täglich des Mittags gespeist werden. Wer war glücklicher als unser Prinz? Wer aber war auch emsiger im Dienst als der neue Chef. Ein trefflicher Soldat, ein geborner General, ein dankbarer Neffe, mühte er sich im Kleinen und Großen, bei des strengen Kriegsherrn Revue in Ehren zu bestehen.

Am 16. Mai trat das Cuirassier-Regiment Nr. 2 seinen Marsch zur Berliner Musterung an. Der Prinz-Chef vermachte nicht mitzureiten. Ihn hatte eine Ohnmacht überfallen, als er frühzeitig am 16. das Bett verlassen wallte. Zwar war der Schlaf ruhig gewesen trotz des Uebelbefindens am vorigen Nachmittag. Was gestern eine unbestimmte Erscheinung gewesen, zeigte sich heut als deutlicher Krankheitsvorbote. Der herbeigerufene Regiments-Feldscheer vermochte den Prinzen, nach einige Stunden zu ruhen und dann im Wagen dem Regiement zu folgen. Unterwegs nahm der fieberhafte Zustand des Patienten derart zu, daß derselbe im Stabs-Marschquartier Protzen

*) Hinsichtlich der Ertheilung der Chefwürde an einen minderjährigen Prinzen des Königlichen Hauses findet sich in der militairischen Laufbahn des Prinzen Heinrich senior, Onkel des gleichnamigen Obenerwähnten, ein Gleiches. Derselbe, beim Tode König Friedrich Wilhelms I. ein 14 Jahr alter Seconde-Lieutenant im Königs-Regiment (Riesengarde), wurde von seinem königlichen Bruder zum Chef eines 1740 neu errichteten Infanterie-Regiments ernannt, ohne einen militairischen Charakter zu erhalten.

(der verwittweten Generalin von Kleist geb. van Lepel gehörig) sich niederlegen mußte. Appetit fehlte; die Nacht verlief unruhig. Beim Erwachen am 17. Mai fand der Feldscheer das Fieber zu stark, um eine Weiterreise zu riskiren. Man dat alle ersinnlichen Bequemlichkeiten auf, um dem Prinzen das Zurückbleiben nicht schmerzlich machen. Als der Tag heller geworden, entdeckte der Arzt kleine, rothe Flecke am Halse; er erklärte sie für beginnende Kinderpocken. Der Prinz nahm diese Nachricht mit Ruhe entgegen, versicherte furchtlos zu sein, verbat aber sofort, daß sein Kammerdiener ihm nahe und ihm aufwarte, denn dieser habe die Pocken noch nicht gehabt und sei Familienvater; „überhaupt", meinte der edelsinnige Kranke, „würde es mich sehr beunruhigen, wenn Jemand durch mich angesteckt und dadurch unglücklich werden möchte." Dem Adjutanten, welcher an des Kammerdieners Stelle treten wollte, versagte der Prinz diesen Liebesdienst, weil der Betreffende ebenfalls noch nicht pockenkrank gewesen. Der prinzliche Oberhofmeister schickte nach Neu-Ruppin und ließ einen dortigen erfahrenen Doctor holen (Namens Feldmann). Am folgenden Morgen erschien auch der berühmte Cothenius, königl. Leibarzt und Geheim-Rath, aus Berlin, auf des Prinzen Verlangen, von seinem Oberhofmeister von Blumenthal per Stafette bei dem König erbeten. Cothenius und der Ruppiner Arzt conferirten mit einander. Der um das Befinden seines geliebten Neffen sehr besorgte Monarch schickte seinen Flügel-Adjutanten Oberst Graf Anhalt, welchen der Prinz sehr gern hatte, und den Rittmeister von Wödtke, aus der königlichen Suite, als Gesellschafter zu dem Kranken. Graf Anhalt hatte noch nicht die Pocken gehabt; der Prinz ließ ihn deßhalb nicht vor und veranlaßte ihn, nach Berlin zurück zu kehren.

Die Krankheit nahm ihren regelrechten Verlauf; der 7. und 9. Tag fielen so günstig aus, daß Jedermann glaubte, es sei Nichts für den Patienten zu befürchten. Mit dieser frohen Hoffnung fuhr auch am 19. Mai Nachmittags der Prinz von Preußen nach Charlottenburg zurück, von woher er am Morgen dieses Tages zu Pferde gekommen, um seinen lieben Bruder zu sehen.

Als jedoch die Pocken schon anfingen, im Gesicht trocken zu werden, und dem Prinzen dennoch ruhiger Schlaf und Appetit fehlten, fürchtete der Arzt ein noch verborgenes und gefährliches Uebel, das auch am 11. Krankheitstage, den 25. Mai, als weißer Friesel ausbrach. Oberhofmeister von Blumenthal fühlte sich verpflichtet, durch eine Stafette dem Könige von diesem Umstand Meldung zu machen. Der König musterte zur Zeit die Truppen bei Stargard. *)

Der aus Berlin durch von Blumenthal herbeigerufene Geh.-Rath Dr. Mutzel traf am 26. Mai Morgens in Protzen ein und fand den Prinzen in der größten Gefahr. Nach 5stündigen Convulsionen trat der Tod ein gegen 7 Uhr am Abend desselben Tages. Rittmeister von Wödtke eilte, dem Monarchen die Trauerkunde zu überbringen. Er traf ihn auf seiner Rückreise nach Ber-

*) Blumenthal war seit des General von Buddenbrock Ausscheiden aus seiner Function beim Prinzen (Sommer 1763) dessen Oberhofmeister; früher Commandeur der Garde du Corps; Oberst-Lieutenant a. D.; 1786 vom König Friedrich Wilhelm II. gegraft.

lin. Die Unglücksbotschaft brachte den Monarchen, obwohl er als Kriegführer manches Mißgeschick mit außergewöhnlicher Festigkeit ertragen, so außer Fassung, daß er eine Nacht in dem Städtchen Bernau zubrachte, um sich von seinem Schmerz einigermaßen wieder erholen zu können. *)

Wie ein Vater seinen einzigen Sohn, so beklagte Friedrich den Verlust des Neffen. „Ich liebte dieses Kind wie mein eigenes," schreibt er seinem Bruder Heinrich, kurz nach dem Todesfall (in einem thränenbenetzten Briefe). „Der Staat macht einen großen Verlust."

Man secirte und balsamirte, auf königlichen Befehl, den entseelten Körper ein und setzte ihn vorläufig in dem Kirchengewölbe des Dorfes bei. Reiter vom Regiment des Prinzen übernahmen die Ehrenwache. Am 11. Juni fand zu Berlin, vom Brandenburger Thor aus, die feierliche Ueberführung der Leiche nach der Familiengruft in der Domkirche statt.

„Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken ꝛc." Jes. 55 v. 8 und 9 — so lauteten die vom König selbst gewählten Klage- und Trostworte der Gedächtnißrede für den früh Vollendeten. An den besonders in Gnaden stehenden General-Lieutenant von Tauentzien schreibt der Monarch als eigenhändige Nachschrift zu einer Ordre, am 31. Mai: „Mein lieber Hendrich ist todt." Auf 6 Wochen legte der König Trauer an. Allen Generalen und Stabsoffizieren befahl er, einen Flor am Arm zu tragen, wie nach dem Ableben von des jüngst verstorbenen Prinzen Vater (14 Tage).

In den historischen Aufzeichnungen, welche der große König hinterließ, hebt er, bei Erwähnung des Verlustes jenes „talentvollen und viel versprechenden" Mitgliedes des Königlichen Hauses, den Umstand hervor, daß die Thronfolge zur Zeit ohnehin nur auf 4 Köpfen beruht habe.

Die Geschwister des Entschlafenen beehrten die Besitzerin von Protzen mit werthvollen Zeichen der Dankbarkeit für die in sorgfältiger Pflege bethätigte liebevolle Theilnahme. Der Sohn und Erbe der Beschenkten, Johanniter-Ritter von Kleist, lokalisirte das ehrende Andenken an Prinz Heinrich durch Aufstellung zweier Gemälde in dem Sterbezimmer.

Den 30. December 1767, also am Erinnerungstage der Geburt des vorzeitig Abberufenen, wurde für denselben in außerordentlicher Versammlung der Berliner Academie, durch den Professor der Militair-Academie Thiébault, eine Lobrede vorgelesen, von der Hand und aus dem Herzen des großen Königs. Ernst Graf Lippe.

*) Um einen Maaßstab zu finden für des Königs Gemüthsbewegung bei dem Verlust einer Persönlichkeit, der ein Ehrenplatz vergönnt war in seinem für Freundschaft so empfänglichen Herzen, sei erwähnt, was der große König seinem Lector de Catt äußerte, einige Tage nach dem Heldentode Keiths: J'ai bien pleuré pour le cher maréchal. Je le regrettai au delà de l'expression.

Der Berliner Sonntags-Verein für weibliche Dienstboten.

Sechs in mehrfacher Beziehung bewegte Jahre sieht der Verein nunmehr hinter sich liegen. Wer gegenwärtig in einer gewöhnlichen Vereins-Zusammenkunft 30 bis 40 Mädchen um die leitenden Damen fröhlich und gemüthlich vereinigt sieht, sie dann auf ihrem Kirchgange und aus der Kirche in das Vereinslokal begleitet und der christlich ernst und heiter verlaufenden Versammlung beiwohnt, oder wer in der wärmeren Jahreszeit den Verein beobachtet, wie seine Mitglieder etwa emsig kindlich und fröhlich Ostereier suchen, Spaziergänge nach Charlottenburg oder Schönhausen unternehmen, wie bei besonders festlichen Versammlungen, zu denen auch die weiblichen Mitglieder befreundeter Vereine geladen sind, Hunderte von Mädchen durch einander wogen und Alles so natürlich und harmonisch zusammen klingt, der kann leicht den Eindruck bekommen, es müsse immer so gewesen sein, weil die Nothwendigkeit solcher geselligen Vereinigung sich allezeit sichtbar und geltend gemacht haben müsse. Und doch weiß der Verein von einer langen Zeit des Kampfes um seine Existenz zu erzählen; heimathlos wanderte er damals von einer Thür zur andern, sich Aufnahme zu erbitten, und zwar oft vergeblich, bis sich endlich die hiesige Domschule, Kl. Präsidentenstraße Nr. 5, für seine regelmäßigen Versammlungen ihm öffnete; sieben leitende Damen warteten einst auf das Kommen einiger Mädchen, und keine einzige erschien; ein Theil der Tagespresse hielt es für angemessen, in witzigen und unwitzigen Angriffen an dem Vereine sein Müthchen zu kühlen; manche Hausfrauen suchten ihn für ihre Dienstmädchen um deswillen, weil sie ihn als ein Verheirathungsbureau betrachteten; keine unlautere Tendenz blieb erdenkbar, die ihm nicht untergeschoben worden wäre.

Eine Reihe innerer und äußerer Fortschritte bezeichnet den Gang des Vereines von jenen Anfängen bis zum gegenwärtigen Stadium, wo zwei Schwester-Vereine ihm zur Seite getreten sind, wo er jährlich an 2000 Besuche seitens der Mädchen zählt und eine noch größere Ausdehnung gar nicht mehr wünschen kann, wenn sein inneres Leben, anstatt gefährdet zu werden, gedeihlich wachsen soll. Es wurde der Grund zu einer Vereinsbibliothek gelegt; die zur Ermöglichung der Aufnahme von Mädchen in die Mägde-Bildungsschule auf Marthashof begründete Hülfskasse hat sich ebenfalls als ersprießlich erwiesen; einen nicht unwesentlichen Fortschritt hat das letzte Jahr damit gemacht, daß in Folge betrübender Erfahrungen und dringender Bitten einiger Mädchen der Verein auch an solchen Feiertagen, die auf keinen Sonntag fallen, seine Versammlungen hält; ein hoffnungsvolles Saatkorn ist die neuerdings begründete Sonntagsschule nach Englisch-Amerikanischem Vorbild und endlich ein im erfreulichen Wachsthum begriffener Sparverein. Auch das gegenwärtige im Ganzen erfreuliche Verhältniß der Mädchen zu einander und zum Verein hat sich nur langsam und durch mehrere Stadien hindurch gestaltet. Anfangs waren sie nichts als ein um die leitenden Damen sich gruppirendes Publikum, ohne herzliche Theilnahme für einander und für den Verein, dann fanden sich kleinere Kreise der Mädchen näher zusammen, und seit etwa zwei bis drei Jahren begann der Vereinsgeist in steigendem Maße zu wachsen. Aber freilich er vereinigte zunächst nicht die älteren Mitglieder mit den jüngeren, sondern gegen sie. Gott sei Dank, daß auch hierin die Wendung zum Besseren nunmehr eingetreten ist, und der Verein jetzt in fröhlichem Wachsthum sich entwickelt.

Die Statuten des Vereins sind diese:

1) Der Verein hat den Zweck, unverdorbene und unbescholtene Dienstboten während ihrer sonntäglichen Freistunden in sittlich fördernder Weise zu unterhalten und zu beschäftigen.

2) Die Leitung der Vereins-Versammlungen liegt dem Comité ob, jedoch unter Assistenz von Damen, welche für die Zwecke des Vereins gewonnen werden, sich den Statuten unterwerfen, und gegen deren Beitritt das Comité nichts einzuwenden hat. Wenigstens ein Comité-Mitglied wird bei jeder Vereins-Versammlung anwesend sein.

3) Die Vereins-Versammlungen finden sonntäglich von 5—9 Uhr Nachmittags statt.

4) Sie werden ausgefüllt mit Vorlesung geeigneter Sachen von sittlichem Gehalt, Gesang geistlicher und unanstößiger weltlicher Lieder.

5) Häusliche Angelegenheiten dürfen nicht besprochen werden.

6) Vorgelesen und gesungen werden nur solche Sachen, die vom Comité geprüft und gebilligt sind.

7) Es wird eine Liste geführt, in welcher der Name eines jeden Mädchens bemerkt wird.

8) Die entstehenden Auslagen werden durch freiwillige Beiträge der an der Leitung des Vereins sich betheiligenden Damen gedeckt. Ueber die Verwendung der Beiträge wird am Jahresschluß vom Comité Rechnung geführt.

9) Das Comité besteht aus wenigstens drei, höchstens fünf Mitgliedern, und ergänzt sich durch Cooptation.

Ein Comité-Mitglied wird bei den Berathungen den Vorsitz führen, eines die Casse, eines das Journal, und ein anderes den etwa brieflichen Verkehr.

(Ev. Kirchl. Anzeiger von Berlin.)

Der rechte Mann.*)

Fürwahr, das ist ein rechter Mann,
Der die Gesetze ehrt,
Das Schwerste leicht verwinden kann,
Durch Beispiel Gutes lehrt;

Der, wie er spricht, auch immer denkt,
Das ist, was er uns scheint,
Nicht rechts heut, morgen links sich schwenkt,
Bald lacht und wieder weint;

Der dankbar Gott und Menschen lebt,
Die Gutes ihm gethan,
Und nie im Glück sich überhebt
Auf seiner Pilgerbahn;

Der gleichviel, ob es Tag, ob Nacht,
Zu Hülf dem Bruder eilt,
Ihn liebreich tröstet, bei ihm wacht
Und seine Schmerzen heilt;

Stets Mann ist, wo er Mann sein muß,
Und nachgiebt, wo er soll,
Auch gerne den Versöhnungskuß
Hinreicht und ohne Groll;

Der für das Vaterland mit Lust
Verspritzt sein warmes Blut,
Dem Feinde bietet Stirn und Brust
Mit kühnem Opfermuth;

Fürwahr, das ist ein echter Mann,
Drum sei er hoch geehrt.
Hui ab! Ihm drücke, wer da kann,
Die Hand; er ist es werth.

M. Graf zu Bentheim.

*) Aus einer Sammlung, die der Herr Verfasser später zu einem wohlthätigen Zwecke zu veröffentlichen beabsichtigt. D. R.

Litteratur.

Von Gelübden im evangelischen Sinne. Von Dr. L. Wiese. Berlin, Verlag von Wiegandt und Grieben.

Diese Abhandlung war ursprünglich ein Vortrag, den der Herr Verfasser zu Anfange des Jahres 1861 im evangelischen Vereine zu Berlin hielt. Sie wurde Georg Treviranus in Bremen zu seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum gewidmet.

Das Gelübde, so entwickelt der Herr Verfasser, erscheint dem protestantischen Bewußtsein leicht als ein Abfall von der evangelischen Freiheit. Ursprünglich wurde der Name Gelübde ja nur für diejenigen Versprechen gebraucht, die der Mensch nicht sowohl sich selbst oder einem anderen Menschen, sondern Gott gibt. Die hier vorliegende Untersuchung konnte sich nur auf die freie Uebernahme solcher Leistungen beziehen, die wie Gott nicht auch ohne Gelübde schuldig sind. Seite 7—21 wird eine Geschichte der Gelübde von den ältesten Zeiten bis Luther gegeben. Hier findet sich manches geistvolle Wort, besonders über die Orden des Mittelalters und über die Kreuzzüge. Den Reformatoren nun aber „verschwindet die Vielheit vereinzelter Vorschriften und menschlicher Satzungen vor der Einheit des göttlichen Gebotes der Liebe und der Treue zu Jesu Christo." Wenn nun aber auch Klostergelübde in der evangelischen Kirche keine Stelle haben, so gibt es doch andere Zwecke der Gelübde, die eben so die unsrigen sind, wie die der alten Kirche. Bei einem jener Zwecke, bei dem der Gemeinschaft zu Werken christlicher Nächstenliebe, verweilt nun der Herr Verfasser von S. 33—50. Bemerkenswerth ist hier, was S. 34 über ein Schreiben Luthers an den Magistrat zu Herford mitgetheilt wird. Neubildungen freier Genossenschaften ließen in der evangelischen Kirche lange auf sich warten. Nachdem aber in den Anfängen dieses Jahrhunderts das Leben der evangelischen Kirche sich tiefer zu regen begonnen hatte, konnte endlich sogar „der uralte Diakonissendienst" wieder in's Leben treten, und es fehlte nicht mehr an Vereinigungen, welche „unter Betheiligung der ersten Geschlechter des Landes sich alle erweitert, zahlreiche Nachahmung in allen protestantischen Ländern gefunden, und ihre Wirksamkeit an Kranken-, Siechen-, Rettungs-, Armen- und Erziehungshäusern immer weiter, auch über Europa hinaus, ausgedehnt haben." (S. 40). Sorgsam und fein wird jedoch von dem Herrn Verfasser das Verhältniß des Gelübdes zu den protestantischen Wohlthätigkeitsanstalten und Gesellschaften, wobei auch die Mäßigkeitsvereine erwähnt werden, noch specieller dargelegt und erörtert.

Wir glauben, daß schon diese kurzen Inhaltsangaben die verspätete Anzeige und Empfehlung der gediegenen Schrift an diesem Orte rechtfertigen werden.

„Die innere Mission in Schlesien, ihre Aufgaben und ihre Arbeit. Im Auftrage des Schlesischen Provinzial-Vereins für innere Mission dargestellt von Dr. R. Schlan, Diakonus in Liegnitz. Breslau 1864. Verlag des Schlesischen Provinzial-Vereins für innere Mission.

Die vorgenannte sehr beachtenswerthe Schrift, deren Verbreitung in den weitesten Kreisen wir herzlich wünschen, zerfällt außer der Einleitung und dem Schlußworte in 2 Hauptabschnitte. Der erste derselben bespricht eingehend die Nothstände, auf welche

die innere Mission ihr Augenmerk zu richten hat, nämlich 1) die Zerrüttung des Familienlebens; 2) der Verfall der Sonntagsfeier; 3) die Gräuel der Unzucht; 4) die Branntwein-Pest; 5) die wachsenden Gefahren des Pauperismus; 6) das Volksschriftenwesen; 7) die Mission unter der evangelischen Diaspora, während der 2. Abschnitt die Arbeit der inneren Mission in besonderen Kreisen und Anstalten der Provinz Schlesien darlegt, als 1) die Arbeiten der inneren Mission an der Kinderwelt; 2) Jünglings-Vereine und Herbergen; 3) die Pflege der weiblichen Jugend; 4) Armen- und Krankenpflege; 5) Fürsorge für entlassene Sträflinge; 6) Pflege der Blödsinnigen.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg den 5. Juni 1864. Die Zahl unserer verwundeten Offiziere hat sich in dieser Woche um zwei vermindert. In Bellevue ist Lieutenant von Trotha, in Königsgarten Lieutenant Freiherr von Falkenstein, beide geheilt, auf einen längeren Erholungsurlaub nach Hause gegangen. Die Zahl der Zurückgebliebenen beträgt nun in Bellevue 17, in Königsgarten 23, also in Summa 40. Von diesen sehen 9 bis 10 in nächster Woche ebenfalls ihrer Genesung und Entlassung entgegen, so daß es wohl Ende dieses Monats leicht gelingen wird, ohne das zweite Lazareth zu überfüllen, das erste in Bellevue aufzulösen.

Was die schwersten der zurückgebliebenen Kranken anbetrifft, so geht es Lieutenant Ranzow bis jetzt recht gut. Eine neue Blutung ist nicht aufgetreten, die Kräfte heben sich, die Wunden vernarben, und es ist die beste Aussicht auf Genesung, wenn es gelingt, den Blutungen endlich Einhalt zu thun; Hauptmann Böttge erholt sich immer mehr, die Wunden des Fußes sind in bester Heilung; Lieutenant von Alvensleben hat das Bett verlassen, die Eiterung ist sehr gering, die Lähmung des rechten Armes hat fast vollständig nachgelassen; der dänische Lieutenant Smith, dessen Vorder- und Oberarm zerschmettert war, liegt noch in seinem Schienungsapparat, weil das Losstoßen von Knochensplittern bevorsteht, doch sieht er der vollkommenen Gebrauchsfähigkeit seines Armes entgegen; Lieutenant von Studnitz wird, sobald sich die Luft mehr erwärmt hat, ebenfalls das Zimmer verlassen und dann gewiß recht schnell sich erholen. Die andern Kranken in Bellevue sind Reconvalescenten.

In Königsgarten sind ebenfalls bis auf wenige Ausnahmen alle in der Reconvalescenz. Oberst von Korth, dessen große Fleischwunde sehr gut vernarbt, liegt zwar noch immer zu Bett, doch ist sein Allgemeinbefinden das beste. Hauptmann von Redern und Lieutenant Kleckl, deren Oberarm in nächster Woche in Gipsverbände kommen, sehen einer langsamen aber sicheren Reconvalescenz entgegen; Lieutenant Busch dagegen ist schon aufgestanden, da sein zerschossener Arm vollkommen fest ist und nur die Vernarbung der Wunden die vollständige Heilung noch verzögert; Lieutenant Schotte und Lieutenant Stöckel erholen sich täglich mehr, leider ist bei letzterem der linke Arm noch vollkommen gelähmt, die Schußwunde der Brust aber im Vernarben; Lieutenant Rothenbücher wird noch sehr von Schmerzen geplagt, doch ist es gelungen, durch Gipsverband und Beinschwede diesem im zerschossenen Unterschenkel Erleichterung zu verschaffen und die Bedingungen für eine Heilung der Knochen zu geben.

Dr. Ressel.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Landschaftsrath von Blankenburg auf Cardemin 25 Thlr.; durch Landrath von Grävenitz Sammlung im Dorfe Frehne in der Priegnitz 3 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer, Freiherrn von Zedlitz-Neukirch, auf Belkau 15 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke: 18,298 Thlr. 6 Sgr. 6 Pf.

2. Wäsche, Erfrischungen &c.

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin 1 Rothspießer, ein Schmalthier und 2 Rehböcke; von Ihren Königlichen Hoheiten der Prinzeß Friedrich der Niederlande und der Prinzeß Alexandrine von Preußen Gitter-Charpie; von Ihrer Hoheit der Frau Herzogin von Württemberg in Carlsruhe 3 Sendungen an Verbandzeug und Wäsche; von dem Comité für die verwundeten Soldaten im Kreise Rügen 122 Flaschen Wein; von Frau v. Köckritz zu Wohlau und von Ungenannt, Poststempel Altenburg, Gitter-Charpie; von Frau Gräfin v. d. Schulenburg auf Beetzendorf Hemden und Charpie; von Frau Kriegsministerin v. Roon Hemden und Verbandzeug; von Herrn v. Rochall in Friedrichsruhe und von Ungenannt, Poststempel Belgard, Charpie; von Frau von Thielau aus Schreibendorf Erfrischungen, von Herrn Hermann Reimann zu Berlin 2 Sendungen feines junges Gemüse und 1 Rehbock; von Frau von Wedell geb. von Normann in Prenzlau Hemden und Charpie; vom Frauen-Verein in Oppeln Wäsche, Chocolade; vom Preußischen Volks-Verein zu Berlin Wäsche und Erfrischungen; von Frau von Michels geb. von Dücker in Berlin, Frau von Heydebrand geb. von Salisch, auf Tschudave, Frau Hauptmann Marggraff in Stettin und von Ungenannt, Poststempel Neustadt a. d. D. Gitter-Charpie; vom patriotischen Verein in Königsberg Verbandzeug und Erfrischungen; von Ungenannt, Poststempel Horem, Charpie; von Frau von Leutsch zu Culm Gitter-Charpie; von Herrn von Briesen 1 Hirsch; von Herrn von Risselmann 1 Rehbock; von Frau Gräfin Johannes zu Stolberg auf Altenhagen Geflügel und Butter; von Frau von Schöning, geb. von Schöning, auf Lübtow, von Frau Majorin von Goldfuß auf Jordansmühle, von Ungenannt, Poststempel Lage, von Frau von Niebelschütz auf Rietschlau und von Frau von Dewitz-Maltzan Gitter-Charpie; vom Hoflieferanten Borchardt in Berlin Geflügel und frische Kirschen; von einem Mitgliede der Buchwalder Bibelgesellschaft deutsche und ungarische Neue Testamente; von Frau von Somnitz auf Gaddentrog Wäsche; vom Oberstlieutenant von Voigts-Rhetz Erfrischungen; vom Hauptmann von Alvensleben auf Zoblitz 1 Hirsch; von Frau Gräfin von Haugwitz geb. Prinzeß Carolath auf Krappitz Wäsche und Charpie; vom Freiherrn von Schönermark auf Priebern 2 Kisten Apfelsinen; von Herrn Korbe auf Clauswalde Wein und Obstsäfte; von Frau Landräthin von Götz geb. von Reitzenstein auf Hahendorka Verbandzeug; von Frau von Gröling auf Ellguth Charpie; von Gräfin von der Schulenburg auf Lieberose Kleidungsstücke; vom Oberförster Sprenger auf Forsthaus Grünhaus Verbandzeug, Wäsche, Erfrischungen; vom Baron von Wechmar auf Proskau Verbandzeug; von Herrn Korbe auf Sieversdorf Gemüse; von Dr. Zipper in Rügenwalde Gitter-Charpie; von Ungenannt, Station Dölitz, desgl.; von Herrn F. W. Reimann zu Berlin frisches Gemüse; vom Kaufmann Bielefeld zu Posen Gitter-Charpie; von Ungenannt, Poststempel Eckernförde desgl.; von Frau Generalin von Eisebeck 16 Pfd. Chocolade; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Carolath-Beuthen 1 Dammhirsch; von der Frau Gräfin von Rothkirch auf Beersdorf Gemüse; von Herrn Bodenstedt zu Peine 1 Korb mit Gemüse; vom Grafen Bolko zu Stolberg-Wernigerode auf Schlemmin ein Rehbock und Gemüse.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 24. Berlin, den 15. Juni 1864. **Nr. 24.**

Albert Herrmann Alexander Graf von Schlieffen, Wirklicher Geheimer Rath. Ehrenritter seit 1835. † zu Rohrlach bei Hirschberg 9. Juni 1864.

Die Einweihung des Johanniter-Krankenhauses zu Plochingen.

Am 21. Mai wurde das von der Württembergischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens zu Plochingen gegründete Krankenhaus feierlich eingeweiht. Ein Gottesdienst in der zu diesem Zwecke passend verzierten Ortskirche eröffnete die Feierlichkeiten. Der Ortsgeistliche Dekan Dörner hielt einen trefflichen Vortrag. Anknüpfend an Matthäus 20, 26: „So Jemand unter euch will gewaltig sein, der sei euer Diener" wies er in einem raschen geschichtlichen Ueberblicke die tief christliche, ächt evangelische Bedeutung des alten und neuen Johanniterthums nach, und begrüßte freudig in dieser Zeit der alles zersetzenden Selbst- und Genußsucht eine That der opferbereiten dienenden Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit und die sich in dem ureigenen Wesens des Johanniter-Ordens so herrlich wiederspiegelt. Dann gab er in kräftigen Zügen ein klares Bild von den Leistungen und Schicksalen des Johanniter-Ordens seit seiner Wiege im Spital Sanct Johannis zu Jerusalem bis auf die neueste Zeit; er zeigte, wie nur, was Zeitliches in dem menschlichen Gefäße war, untergehen konnte, der ewige Inhalt desselben aber, die Idee der christlich dienenden Liebe, die Bürgschaft der Erneuerung und Dauer in sich selbst trug und so das Ende in seinen Anfang zurückkehrte. Er führte an, wie dies durch den hochherzigen Beschluß des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. geschah, indem er die Balley Brandenburg wieder aufrichtete der ursprünglichen Stiftung gemäß zum Kampf — nicht mehr gegen die Ungläubigen, aber desto ernstlicher wider den Unglauben, und zum Dienst und zur Pflege der Kranken. Ausdrücklich bemerkte er, daß, wenn der Orden, besondere Nothfälle ausgenommen, seine Hülfe nicht ohne eine mild bemessene Vergütung anbietet, dies nur geschieht, weil er grundsätzlich denen, welche zur Armenpflege verpflichtet sind, ihre Pflicht nicht abnehmen, sondern nur erleichtern, die Privat-Wohlthätigkeit nicht ersticken, sondern vielmehr beleben will. Endlich schloß er mit herzlichem Dank im Namen der Gemeinde, daß sie gerade vor anderen für diese wohlthätige Stiftung auserlesen worden sei, und mit heißen Segenswünschen für die Stifter selbst.

Nach beendigtem Gottesdienste setzte sich der Festzug in Bewegung zu dem am entgegengesetzten Ende des Orts gelegenen Krankenhause. Voran zog die Schuljugend mit ihren Lehrern, hinter ihr die geistlichen und weltlichen Ortsbehörden, an welche sich Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen aus Plochingen und benachbarten Ortschaften anschlossen, ihnen folgten die Ordens-Ritter mit ihren Damen und die Ehrengäste, unter welchen der königl. preußische Gesandte von der Schulenburg-Priemern, der Minister des Innern, Freiherr von Linden, der Direktor der Kreisregierung, Bezirksbeamte, Geistliche u. s. w. sich befanden. Den Schluß des langen Zuges, der sich unter Glockengeläute fortbewegte, bildete eine Menge Volks. Einen erfreulichen Eindruck machte der unterwegs überall sichtbare Eifer, mit welchem die Ortsbehörde und Bürger zur Feier des Tages das Ihrige beizutragen bemüht gewesen waren. Hie und da waren Ehrenpforten errichtet, Laubgewinde von einer Häuserreihe zur andern herübergezogen, Maien und Kränze, bunte Teppiche und farbige Tücher, Fahnen und Fähnlein sah man überall, und auch die kleinsten Häuser entbehrten des Festschmuckes nicht. Am reichsten war das Haus geschmückt, dem die ganze Feierlichkeit galt, seine Außenwand ganz verhüllt von Kränzen, Guirlanden, Ordens-Emblemen und der Hausflur in eine Kapelle mit Altar umgewandelt. Der Festzug gelangte durch den Hof in den zum Krankenhause gehörigen Garten, wo eine Tribüne zur Abhaltung der Weihrede errichtet war. Diese hielt nach Absingung des ersten Verses des Liedes: „Nun danket alle Gott" durch den Liederkranz, der Vicar Klaiber und hob darin die Bedeutung der neuen Anstalt hervor, welche sich zur Aufgabe gestellt habe, gleichmäßig für Leib und Seele ihrer Pflegbefohlenen Sorge zu tragen, und so nicht nur eine Heil-, sondern auch eine Heils-Anstalt zu sein; die edle Genossenschaft habe das Kreuz, das Zeichen unseres göttlichen Erlösers, auch zu ihrem Zeichen gemacht, und dieses Zeichen, angebracht über dem Eingang des Hauses, rufe jedem Eintretenden die Worte zu: „Die

Liebe Christi dringet uns also" (2. Cor. 5, 14.), und bezeichne eben damit auch den Gedanken, durch welchen der Orden sich habe leiten lassen bei Gründung seines Werkes. Mit kurzem, auf die bevorstehende Einweihung des Hauses Bezug nehmendem Gebet schloß dieser erste Theil der Rede. Hierauf begab sich die Versammlung in den zur Kapelle eingerichteten Vorplatz des Hauses, woselbst der eigentliche Weihe-Act im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes vorgenommen wurde. Nach vollzogener Einweihung gab der Ehren-Commendator und leitende Ritter Freiherr vom Holtz eine gedrängte Uebersicht der bisherigen Bestrebungen der Genossenschaft, wie sie in der von ihr geübten ambulatorischen Krankenpflege die Noth habe aufsuchen müssen, nun aber derselben ein stattliches Haus biete zur Hülfe, und so das Bedürfniß und die Noth zu ihr herantreten könne. Er schloß seinen Vortrag damit, daß er das Haus für seinen Beruf eröffnet erklärte im Namen der Genossenschaft nach den Statuten der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem.

Während hierauf die geladenen Gäste die Räume des Krankenhauses besichtigten, hielt die Genossenschaft in einem abgesonderten Zimmer des Hauses einen Rittertag. Um 2 Uhr versammelte man sich bei einem einfachen Mittagsmahle, welches die gehobene Stimmung des Tages in Toasten und Reden kund gab.

Möchte der Herr dem neu gegründeten Hause seinen beseligenden Segen in reichem Maaße zuwenden!

Aus dem Sundewitt.

(Von Th. Fontane.)

1. Von Flensburg bis Düppel.

Die Düppel-Schanzen existiren nicht mehr; bis zum 24. Mai waren sie alle, mit Ausnahme von Schanze 10 und dem Sonderburger Brückenkopf, dem Erdboden gleich gemacht, und auch diese Werke sind seitdem wohl abgetragen worden. Die Düppel-Schanzen sind hin, aber die Düppel-Stellung ist geblieben, und ein jeder, der irgendwie ein Auge für „Lokalität" oder ein Interesse für militairische Dinge hat, wird auch jetzt nach seine Rechnung finden (vielleicht selbst über seine Erwartung hinaus), wenn er sich an den Schauplatz unseres letzten ruhmvollen Waffenganges begiebt. Von Flensburg aus ermöglicht sich die Partie in einem einzigen Tage. Man fährt um 7 Uhr aus und ist um 11 Uhr Abends zurück, vorausgesetzt, daß man sich mit Centrum und rechtem Flügel begnügt; will man auch den linken Flügel (Sandberg, Lille-Mölle, Ravenkoppel ꝛc.) in Augenschein nehmen, dazu das Gammelmark-Terrain inspiciren, so wird der Ausflug zu einer zweitägigen Partie, und empfiehlt es sich für diesen Fall, Nachtlager in dem großen und reichen Dorfe Broacker zu nehmen.

Von Flensburg bis Düppel sind 5 Meilen. Die Fahrt gliedert sich in vier Abschnitte, von denen jeder einen bestimmten Charakter trägt. Diese vier Abschnitte sind folgende: von Flensburg bis Bau (das links liegen bleibt), von Bau bis Rinkenis, von Rinkenis bis Krug Freudenthal und von Freudenthal bis zum Sonderburger Brückenkopf. Jeder Abschnitt ist eine gute Meile lang.

Von Flensburg bis Bau (wo am 9. April 1848 das Kieler Turner- und Studenten-Corps nahezu vernichtet wurde) überrascht den von Süden Kommenden das Bild landschaftlicher Schönheit, das sich vor ihm aufthut: Hügel und Hecken, hohe Buchen und zwischen den Stämmen hindurch das kostbare Blau der Flensburger Bucht.

Bei Bau biegt die Chaussee, die bis dahin gradlinig nach Norden führte, im rechten Winkel nach Osten ab, und sofort ändert sich das landschaftliche Bild. Eine absolute Plateau-Kahlheit, die aber nicht das Poetische einer wirklichen Oede, etwa eines Torf- oder Haidemoors, sondern nur das Triste eines Blachfeldes hat, tritt an die Stelle der Wechselspiele von Wald und See; kein Dorf unterbricht die Eintönigkeit des Weges, und erst bei Rinkenis treten wir wieder in ein bunteres und mehr abwechslungsreiches Leben ein. Der nun folgende, dritte Terrainabschnitt bleibt im Wesentlichen, wenigstens zunächst noch, derselbe; aber bald wird der Boden fruchtbarer, der schöne Meerbusen buchtet sich tiefer landeinwärts, und rasch auf einander folgende Dörfer beleben das Bild und geben der Landschaft eine frischere Farbe.

Diese Strecke von Rinkenis bis Freudenthal bildet das Vorterrain der Düppelstellung, und hier ist es, wo wir in kurzen Distancen von 10 Minuten oder einer Viertelstunde der Mehrzahl jener Dorfnamen und sonstigen Lokal-Bezeichnungen begegnen, die seitdem in unseren eigenen Dörfern, in Barnim und Lebus, in Havelland und im Ruppinschen, Haushaltworte geworden sind. Wir werden sie in Kürze aufzuzählen haben, so oft uns der Weg durch sie hindurch oder an ihnen vorüberführt.

Rinkenis selbst war nicht Schauplatz eines Kampfes, wenigstens nicht während dieses letzten Krieges. Aber am 6. April 1848 hatte hier, drei Tage vor dem Gefecht bei Bau, ein erstes Rencontre zwischen den Dänen und Schleswig-Holsteinern statt. Die Dänen verloren einige Leute; unter diesen war der erste der fiel, ein Soldat Namens „Seier". „Seier" heißt Sieg, und die Dänen, die überhaupt in erster Reihe eine poetisch angelegte Nation sind und in Denkmälern und Inschriften, wie ich mich vielfach überzeugt habe, diesen poetischen Grundzug ihrer Natur mit Geschick und Glück darzulegen wissen, haben diesem „Seier" und zugleich allen Mitkämpfenden jenes Tages, an der Stelle wo Seier fiel (mitten im Dorf), einen einfachen Gedenkstein von Granit errichtet. Dieser Stein, über den eine Trauereſche ihre Zweige hängt, trägt folgende Inschrift:

Minde om den 6. April 1848.
Förste Skad fra Krigerskare
Voldte Byen Skraek og Fare;
Men med Tak og Priis og Haeder
Broderlig vi mindes Eder,
Som for os i förste Mode
Seier vandt hvor „Seier" döde.

Also etwa:

(zur Erinnerung an den 6. April 1848.)
Ueber dies Dorf, als die Donner klangen,
Kam wohl Schrecken, kam wohl Bangen,
Aber Dank und Ruhm und Lieder
Haben wir für euch, ihr Brüder,
Die am ersten Kampfestag
Sieg erstritten, wo „Sieg" erlag.

Von Rinkenis aus führt der Weg, an Alnoer und dem vielgenannten Ekensund vorüber, nach Gravenstein.

Gravenstein ist ein Flecken. Von dem bunten Leben, das hier drei Manate lang lärmte, finden sich nur noch letzte Reste vor. Einzelne Artilleristen, von denen es schwer zu sagen ist, ob sie der Dienst noch in Gravenstein festhält, oder ob sie alte Anhänglichkeit besuchsweise aus den Nachbardörfern in diese Residenz des Sundewitt zurückgeführt hat, sitzen im Krug und scheinen, der Flaschen-Batterie nach zu schließen, die bereits vor ihnen steht, sich des guten, alten Artilleristen-Liedes zu erinnern:

Darum bis zu dieser Frist,
Trinkt der preußische Artillrist.

Der Wirth, einer von den Halbschlächtigen, die nie wissen, welche Fahne sie aushängen sollen, hat sich mit mürrischem Gesicht (alle Wirthe sehen hier mürrisch aus) zu ihnen gesellt und klagt zum hundertsten Male, daß die Husaren seine Kegelbahn abgebrochen und mit den Brettern ihren Kaffee gekocht hätten. „Immer wieder die alte Geschichte," ruft einer der Artilleristen, ein vierschrötiger Mannsfelder, mit linsengroßen Sommersprossen im Gesicht, „das Brett, warauf ihr uns angekreidet habt, kommt auf für all eure Kegelbahn-Bretter."

Schloß Gravenstein, darin all die Zeit über das Hauptquartier des Prinzen war, ist ein stattlicher Bau, weiß getüncht, mit hohem Thurm und zwei Hinterflügeln. Die Front blickt in einen stillen, teichartigen See, den Laubholz-Partieen umstehen. All die Schlösser dieses Landes haben einen verwandten Charakter: sie sind sauber, von Wald und Wasser malerisch umgrenzt, architektonisch weder schön noch häßlich, dabei vor allem öde, leblos mit einem Zuge, in dem sich Poesie und Langeweile wunderbar mit einander mischen. Schloß Luisenlund, das jetzige Hauptquartier des Prinzen, machte drei Tage vorher denselben Misch-Eindruck auf uns, und Schloß Gravenstein macht ihn wieder. Alles so glatt, so unschuldig, und dabei ist doch etwas unheimlich Märchenhaftes um diese weißen, sonnebeschienenen Wände her, daß man denken möchte, hier sehen Gespenster zu Mittag aus allen Fenstern heraus. Sie haben alle weiße Jacken an und runde weiße Mützen auf, wie Köche oder Conditoren; aber es ist doch unheimlich genug, aus 50 weißen Schloßfenstern fünfzig weiße Köche bei hellem Sonnenschein winken und grüßen zu sehen.

Das nächste Dorf ist Atzbüll. Neben der Kirche steht ein hölzerner Flaggenthurm, dessen Balken und Bretter eine große Lücke zeigen. „Was ist das?" fragen wir den Kutscher. „Das ist vom Rolf Krake!" antwortet er mit einer Miene, als ob es sich um eine selbstverständliche Sache handelte. Dieselbe Anwort erhalten wir den ganzen Tag über immer wieder; überall, wo etwas Besonderes geschehen, wo ein besonders dicker Baum zerschmettert, ein besonders großes Loch geschlagen, ein besonders fester Brückenbalken zerrannt oder zerstoßen ist, da ist es auch der Rolf Krake gewesen. „Er ist ja gekuppelt," oder „er ist ja ein Widderschiff," setzt der Erklärende gewichtig hinzu. Man könnte fast behaupten, daß der Rolf Krake — weit über Verdienst und Würdigkeit hinaus — der eigentliche poetische Held dieses Krieges geworden sei. Fabelhaft, wie der Rolf Krake des nordischen Heldenliedes, an den sich ödipusartige Sagen knüpfen, ist auch das Schiff geworden, das seinen Namen führt. Keinen Naturgesetzen, keiner Erwägung von „möglich aber nicht" unterworfen, paßt er so recht zu dem phantastischen Bedürfniß der Menge und wird zu einem heroischen Ueberall und Nirgends, der wunderbar, wie er selber erscheint, auch alles Wunderbare gethan haben muß.

Das nächste Dorf ist Nübel, der Schauplatz eines hitzigen Gefechtes am 14. März. Eh wir es aber erreichen, passiren wir Nübel-Mark, ein zur Rechten der Chaussee gelegenes Feld, auf dem jetzt alle die Geschütze zusammengefahren stehn, die vor Düppel mitredeten, bez. das entscheidende Wort sprachen. Hier in erster Reihe — exclusiv und eine Gruppe für sich selber bildend — stehen die gezogenen 24 Pfünder, die „Gammelmärker" sowohl, wie die aus den Frontal-Batterien. Wir blicken neugierig in die Mündungen der Geschütze hinein, sehen aber bald wieder weg. Wenn es immer ein Grauen weckt, tief in die Seele zu blicken, so darf man das auch sagen von den Seelen der 24-Pfünder. Diesen schönen, elegant-formidablen Waffen gegenüber begreift man es, daß die dänischen Eisen-Röhren nicht Stand halten konnten. Sie waren diesem Gegner nicht gewachsen und mußten zerbrechen, wie ein irdener Teller im Zusammenstoß mit solidem Porzellan.

Hinter Nübel — immer unmittelbar am Wege — kommt die „Büffelkoppel", ein kleines ziemlich dicht bestandenes Gehölz (Buchen) und bald dahinter „Krug Freudenthal", an dem das Vorterrain aufhört und das eigentliche Düppel-Terrain beginnt.

Hier, im Rücken des ausgebrannten Wohngebäudes, nehmen die Laufgräben ihren Anfang. Ganz allmälig schrägt sich die Einfahrt zu, die zunächst kaum anders aussieht wie ein breiter Steig zwischen zwei Gartenbeeten und sich zu dem verwirrenden Geflecht von Gängen und Gräben, das daran hängt, sehr ähnlich verhält, wie der unscheinbare Einfahrts-Stollen eines Bergwerks zu den hundert Gassen dieses Bergwerks selbst. Alle diese Approchen und Parallelen umzirken, wie bekannt, nur den linken Flügel der Düppelstellung (dem rechten Flügel der Angreifer entsprechend) und liegen auf dem verhältnißmäßig schmalen Landstreifen zwischen dem Wenning-Bund und der Sonderburger Chaussee; ein Frontal-Angriff war deshalb von diesen Parallelen aus nur gegen Schanze 1 bis 4 möglich, und nur Schanze 5 und 6 konnten nach durch „halb links", quer über die Chaussee weg, gleich mitgenommen werden.

Wir leisten darauf Verzicht, das Labyrinth der Gänge und Gräben zu durchlaufen, und lassen unsern Wagen nicht eher halten, als bis wir uns en ligne mit der dritten und letzten Parallele befinden. Eh wir aber diese letzte Parallele erreichen, passiren wir, links am Wege, eine jener Begräbnißstätten, deren, vor und hinter den Schanzen, so viele auf diesen Feldern zu finden sind, niedrige, breite, gartenartige Hügel, auf denen, unscheinbar, ein vertrockneter Kranz liegt, und an denen man, muthmaßlich ahne ihrer zu achten, vorüberfahren würde, wenn nicht die aufgerichteten, zum Theil nur aus zwei Brettern zusammengenagelten Kreuze die Aufmerksamkeit auch des Flüchtigsten erzwängen. Wir zählten fünf solcher Kreuze; alle hatten eine Inschrift: „Hier ruhen 25 tapfre Dänen"; „hier ruhen 100 tapfre Dänen"; dann ein drittes: „hier

ruhen 209 tapfre Dänen, gefallen am 18. April 1864." Die andern beiden Kreuze stehen über preußischen Gräbern. Eins derselben ergriff uns besonders. Seine Inschrift war nicht geschrieben, sondern, mit Hilfe von Hammer und Amboß, in der Feldschmiede geschmiedet. Brave Artilleristen hatten mühevoll folgende Worte und Buchstaben zusammengestellt. Den tapfern PR (eussen) am 18. April 1864. G. v. d. 3. H. B. d. 3. A. B. Soll wohl heißen: Gesetzt von der dritten Haubitz-Batterie der 3. Artillerie-Brigade.

Bald hinter dieser Begräbnißstätte befanden wir uns in gleicher Linie mit der dritten Parallele. Wir stiegen aus und sprangen in den Graben hinab.

Diese letzte Parallele ihrer ganzen Länge nach, bis zum Wenningbund hin, zu durchschreiten, muß in den Tagen, die dem Sturm unmittelbar folgten, von großem Interesse gewesen sein, aber auch jetzt noch bietet ein solcher Gang des Aaregenden viel. Vielleicht erleiden die Späterkommenden kaum eine Einbuße; sachlich fehlt vieles, aber weil vieles fehlt, wird das Wenige das geblieden mit doppelter Liebe betrachtet. Je weniger da ist, desto thätiger wird die Phantasie. Und die angeregte Phantasie, wenn sie nur etwas hat, das ihr die richtige Direction giebt, schafft immer das Beste. Allerlei bietet sich auch jetzt noch. Hier liegt eine zerbrochene Säge zwischen Schlamm und Stroh, dort Mütze und Patrontasche, beide vom Regen zerwaschen und ausgelaugt. Ueberall Reste von Kleidungsstücken: Kapuzen, Achselklappen, besonders Stiefel. Am meisten aber interessiren die Heerde, die kleinen Feuerstellen, die fast wie Wohnungen an der Vorderwandung der Parallele entlang laufen. Die Einrichtung ist immer dieselbe: ein Loch in der Front, groß genug um ein Paar Feldkessel hineinschieden zu können; nach oben zu wieder ein Loch, ein kleineres, eine Art Schornstein, um der Flamme den nöthigen Zug zu geben. Kohlenreste zeigen, wo das Feuer brannte; vor und neben den Feuerstellen liegen dicke Brodrinden und erzählen von den frugalen Mahlzeiten, die hier in den letzten Nächten gehalten wurden.

Immer von etwa hundert zu hundert Schritt begegnen wir einer Ausfall-Pforte. Es sind dies breite Treppenanlagen, die von der Sohle des Grabens bis auf die Höhe des aufgeworfenen Walles führen. Die Stufen sind einfach mit dem Spaten in die Wand gegraben, um ihnen aber Festigkeit zu geben, sind lange Faschinenbündel auf die Erdstufen gelegt und in dieselben eingetreten. Neben einzelnen dieser Treppen stehen noch die Tafeln mit der Aufschrift: Ausfall I, II &c.

Der Schanze 2 gegenüber stiegen auch wir aus der Parallele herauf und durchschritten den Zwischenraum zwischen dieser und der Schanze vor uns in raschem Tempo, in einer Art Laufschritt. Als wir sie erreichten, waren wir außer Athem. Und doch war der Raum, den die Sturmcolonnen vor Schanze 2, wie jetzt wir selber, zu durchlaufen hatten, einer der kürzesten. Alle diese Entfernungen erweisen sich überhaupt, wenn man an Ort und Stelle ist und die Distancen wirklich durchschreitet, um vieles größer, als man sich vorher ein Bild davon entworfen hat. Man begreift völlig, daß die Westphalen, welche Schanze 4 zu stürmen und die weiteste Entfernung zu durchlaufen hatten, halben Wegs sich niederworfen und leiblich gedeckt durch ihre Sandsäcke, dem Officier zuriefen: „erst ausruhn, Herr Hauptmann."

Nachdem auch wir auf der Höhe der ehemaligen Schanze einen Augenblick gerastet, hielten wir Umschau. Man überblickt von hier aus Schanze 1 und 3, vielleicht auch Schanze 4, was mir in diesem Augenblick nicht mehr mit Bestimmtheit gegenwörtig ist. Die Schanzen selbst, auch die entfernter gelegenen, sind bereits abgetragen, mit Ausnahme von Schanze 10, die wir im Lauf des Nachmittags noch besuchten, um überhaupt ein Bild von der Art dieser Befestigungen mit fortzunehmen. Was wir dort sahen, diene gleich hier zur Beschreibung im Allgemeinen. Danach bestanden die Schanzen aus 20 Fuß hohen Erdwällen, um die sich ein 10 Fuß tiefer Graben zog; Pallisaden und andere Hindernisse erschwerten den Zugang; in der Mitte jeder Schanze stand ein Blockhaus und neben dem Blockhaus die wohlverwahrte Pulverkammer. Die größeren Schanzen (2 und 4) hatten auch größere Blockhäuser und zwei Pulverkammern statt einer. Die Blockhäuser — wie das in Schanze 10 erhaltene auch dem Auge des Laien deutlich zeigt — waren alle zu hoch angelegt und konnten deshalb, ganz gegen alle Berechnung, von den Kugeln der Enfilir-Batterien auf Gammelmark getroffen werden. Es ist bekannt, daß gleich in den ersten Tagen nach Eröffnung des Bombardements eine Granate 40 bis 50 Mann in Schanze 2 tödtete und verwundete. Den Fehler in der Anlage unterm feindlichen Feuer wieder gut zu machen, war wohl unmöglich; so mußten sich die Belagerten behelfen, so gut es ging. Die Einrichtung dieser Blockhäuser muß, nach dem übriggebliebenen Specimen (in Schanze 10) zu schließen, die solideste oder zugleich die einfachste von der Welt gewesen sein: aufrechtstehende, mehr denn 12 Zoll starke Balken, die ein Oblong von der Ausdehnung, auch von der Höhe eines großen 2 oder 3fenstrigen Zimmers bilden. Ueber den Balken lagen Deckbalken von gleicher Stärke, und diese Deckbalken trugen ein Erddach. Etwas über Mannshöhe waren Löcher schießschartenartig eingeschnitten, vielleicht eben so sehr der Ventilation, wie der Vertheidigung halber.

In Schanze 2, auf deren Territorium wir uns zur Zeit befanden, war das Blockhaus bereits niedergebrannt; nur eine schwarze Stelle zeigte, wo es gestanden. Die Pulverkammern waren noch da, freilich gesprengt, aber desto zugänglicher und um so geeigneter, uns ein Bild ihrer Anlage zu geben. Diese Anlage ist ebenfalls einfach genug, imponirt aber durch ihre Ausdehnung (zehn Fuß lang und sieben Fuß breit) und die Solidität ihres Materials. Die Form der Kammern, die sich auch jetzt noch ohne Schwierigkeit erkennen läßt, ist die einer riesigen, in das Erdreich eingelassenen Truhe, eines altmodischen Koffers mit gewölbtem Deckel. Die Wände sind etwa anderthalb Fuß stark und wurden aus dem festesten Material aufgeführt, das die Bau- und Fortificationskunst beschaffen kann: Mörtel, Cement und grobgeklopfte Chausseesteine. Diese drei werden zu einem dicken Brei gemischt und zwischen zwei Bretter gegossen, innerhalb deren der Brei nach kurzer Zeit erstarrt und nun eine Wand von wahrer Felsenhärte bildet. Die Sprengung dieser Pulverkammern war erst wenige Tage vor unserm Düppel-Be-

fach erfolgt. Solche Sprengungen, so scheint es, schleudern die Dinge, um deren Zerstörung es sich handelt, nicht wie ein Hagelwetter in alle vier Winde, sie zerbrechen sie nur. Auf Schanze 2 waren die gesprengten Wände fast wie große Eisschollen über einander geschoben und hatten, schon von weit her, eine Art point de vue für uns gebildet; in Schanze 3 aber war die Form der Kammer völlig ungestört geblieben, und der ganze Bau schien nur eben mitten durchgebrochen, wie man etwa ein Brot in zwei Theile bricht und die beiden Stücke dicht neben einander auf den Tisch legt.

Ich weiß nicht, was man mit diesen Quasi-Felstrümmern, die auf der Höhe von Düppel liegen, zu machen gedenkt; vielleicht sind sie in diesem Augenblick bereits bei Seite geräumt. Sind sie es aber nicht, so sollte man sie an derselben Stelle, an der sie liegen, als einfache Erinnerungsmäler, als Symbol für den Dänentrotz, der hier gebrochen wurde, auch ferner aufragen lassen.

Auf dem breiten Streifen Land, der zwischen der letzten Parallele und den Schanzen liegt, fanden auch wir noch — trotzdem hier täglich gesucht und gesammelt wird — eine ganze Anzahl von Kugeln und Sprengstücken aller Art; wir geben aber jetzt das Terrain vor den Schanzen so wie die Schanzen selber auf und durchschreiten das Terrain, das hinter den Schanzen liegt und nach dem Alsen-Sunde zu allmälig abfällt.

Es ist dies das eigentliche Kampfes-Terrain jenes Düppeltages. Hier, genau halben Wegs zwischen den Schanzen und dem Sunde, war das große Baracken-Lager, in dem das 9. und 20. dänische Regiment, unter Führung des General du Plat, ihre Reservestellung genommen hatten, und hier war es, wo sie sich, Anfangs nicht ohne Erfolg, den Siegern entgegenwarfen, die, nach rascher Wegnahme der Schanzen, in kleinen Trupps, in Zügen und Halbzügen weiter stürmten, um den Brückenkopf zu nehmen oder gar mit dem fliehenden Feinde zugleich das Alsener Ufer zu erreichen.

Auch dies Terrain hinter den Schanzen überrascht den Besucher wieder durch seine Ausdehnung. Es ist das nicht eine bloße Büchsenschuß-Entfernung, nicht eine Distance, die sich mit zwei gesunden Lungen in raschem Lauf bezwingen ließe, es ist eine volle Drittelmeile oder mehr, und die 6 Stunden lange Ausdehnung des Kampfes, nachdem die ersten Schanzen beinah in 6 Minuten genommen waren, wird einem erst verständlich, wenn man dies Hinter-Terrain durchmessen hat, das flach wie eine schräggestellte Tischplatte daliegend, van den Alsener- und den Brückenkopf-Batterien aus stundenlang bestrichen wurde. Dies Terrain durchschritten wir jetzt.

Endlich, nach einem tüchtigen Marsch im Sonnenbrand, erreichten auch wir den seinerzeit viel bestrittnen Brückenkopf. Nächst Schanze 10 fanden wir ihn noch am besten erhalten, doch waren bereits hundert Hände in Thätigkeit, um auch ihn dem Erdboden gleich zu machen. Wir erkletterten den höchsten Punkt, der noch geblieben, und hatten von hier aus das „Alsen-Panorama" vor uns. Das Bild ist so schön, daß es eine Düppel-Reise lohnen würde, auch wenn Düppel nicht Düppel wäre. Zu Füßen dehnt sich der blaue Alsensund (an dieser Stelle wesentlich schmaler als die Spree zwischen Treptow und Stralau) jenseits steigt die Insel selber auf, ne grüne Hügelwand, an deren Abhang, etwa bis zur Hälfte der ganzen Höhe, das lachende Sonderburg mit seinen rothen Dächern und Giebeln liegt. Von rechts her nimmt das Meer, in breiter Biegung, die Insel in seinen Arm; einzelne Landspitzen ragen vor, während Dampf- und Segelschiffe, kommend und gehend, am Horizonte auftauchen und verschwinden. Das ganze Bild ist schön; Alsen selbst aber, das letzte Stück unerobertes Feindesland an dieser Küste, nimmt unser Interesse immer wieder vorzugsweise gefangen. Links, zur Seite der rothen Häuserreihe, laufen gelbe Rapsfelder senkrecht den Hügelabhang nieder, Windmühlen drehen sich lustig im Winde; durch die senkrechten Linien der gelben Felder hier und der ansteigenden Straßen dort ziehen sich wagerecht die braunen Reihen dänischer Schanzen; der spitze Kirchthurm überragt das Ganze, und über der goldnen Spitze ein blauer Himmel, ein goldener Tag.

Von zerschossenen oder niedergebrannten Häusern gewahrt man wenig, nur der Stadttheil zunächst dem Schlosse zeigt Spuren von Feuer und Zerstörung. Das Schloß selbst ist unbeschädigt geblieben, wenigstens in seiner äußeren Erscheinung, und der alte, historische Rundthurm, niedrig und mit spitzem Dach, der sich an die Wasserseite des Schlosses anklebt, mahnt nach wie vor an den „Bauern-König Christian" (Tyrann und Reformer zugleich) der hier 14 Jahre in Gesellschaft eines Zwerges und bei zugemanerter Thür gefangen saß. Nur durch ein Gitterfenster hing der ehemalige „König über drei Reiche" mit der Außenwelt zusammen.

So viel über Sonderburg und sein Schloß. Der Verkehr zwischen dem Festland und der Insel ist lebhaft genug, und da die Brücken abgebrochen, so vermitteln ihn Boote, die fast halbstündlich von einem Ufer zum andern fahren. Ueber die Brücken, die am 18. April vorhanden waren und den Verkehr der Dänen zwischen hüben und drüben, also zwischen den Schanzen und der Alsener Reserve-Stellung vermittelten, sind die Ansichten sehr getheilt; selbst Spezial-Pläne bringen Widersprechendes. Stelle ich zusammen, was ich an Ort und Stelle erfahren habe, so wurde die Communikation durch 4 Brücken unterhalten, durch 2 Hauptbrücken, die aus den beiden, nebeneinander liegenden Brückenköpfen, gerade hinüber in das Herz der Stadt, etwa auf die Kirche zu, führten, und durch zwei Laufbrücken, lebiglich für Infanterie bestimmt, die rechts und links die beiden Hauptbrücken flankirten. Von diesen zwei Laufbrücken ging eine von dem stumpfen Winkel aus, den der Wenningbund und der Alsen-Sund diesseits bilden, während die andre am linken Flügel der Preußen etwa zwischen Schanze 10 und dem gegenüberliegenden Ufer die Communikation unterhielt. So habe ich es von verschiedenen Seiten gehört.

Die größere Bedeutung hatten natürlich die beiden Brücken in der Mitte. Beide waren Schiffbrücken, von denen die eine (aus dem Südbrückenkopf) eine sogenannte stehende Schiffbrücke war. Sie existirt, freilich als eine Art Wrack, bis diesen Augenblick noch. Daß diese Süd-Brücke eine stehende war, die bereits lange vor Ausbruch des Krieges die Communikation zwischen Insel und Festland unterhielt, dafür spricht die ganze Anlage der Brücke, die eben nicht blos ein Bohlenlager, ein „improvisirter

Weg" über's Wasser ist, sondern sich als ein kunstgerechter Bau zu erkennen giebt. Ein gegittertes Geländer faßt beide Seiten ein, und rechts und links ragen, beinah großstädtisch, schlanke Laternen auf, die von Sonderburg aus mit Gas gespeist, früher die ganze Brücke erleuchteten. All dies ist noch wohl erhalten, und sowohl von der Alsener wie von der Sundewitt-Seite aus läuft das Gittergeländer, auch jetzt noch, horizontal über den Wasserspiegel hin, bis ziemlich genau in die Mitte des Sundes; hier aber geht die horizontale Linie plötzlich senkrecht in die Tiefe und ein Wasserstrom spült über zertrümmertes Gebälk hin. Es sieht allerdings aus, als wäre ein Widderschiff dagegen gefahren und habe das Mittelstück eingestoßen.

Die dicht daneben befindliche zweite Hauptbrücke (die Norder-Brücke, weil aus dem Nord-Brückenkopf ausgehend) war, im Gegensatz zur Süder-Brücke, erst während der Belagerung aus großen See-Booten zusammengefahren worden. Die Dänen mochten bald die Nothwendigkeit erkennen — schon der Sicherheit des Rückzugs halber — so viel Verbindungswege wie möglich mit der Schutz gewährenden Insel zu unterhalten; außerdem erwies sich wohl die stehende Schiffbrücke nicht als stark genug, um den beständigen Hin- und Her-Transport von Geschützen allerschwersten Kalibers ertragen zu können. So wurde aus sogenannten Ewern (wie man sie schon bei Missunde verwandt hatte) eine zweite Hauptbrücke hergerichtet, die am 18. April wohl noch ihre Dienste leistete, seitdem aber wieder abgefahren worden ist.

An der Stelle, wo diese Norder-Brücke lag, fahren jetzt kleine Fährboote hin und her. Der Verkehr, der durch sie vermittelt wird, ist militairisch geregelt und entspricht dem Uebergehen aus einer Vorpostenkette in die andre. Wir waren Zeuge der Formen, die dabei hüben und drüben beobachtet wurden, und freuten uns der bunten Scene. Auf ein Hornsignal, das von der Insel herüberklang, wurde diesseits geantwortet. Dann setzte sich das Alsener Boot in Bewegung, — eine Soldaten-Abtheilung vorn, der Officier am Steuer. Am Landungsplatz standen die Unsern, die Ankunft des Bootes erwartend. Still glitt es über den Sund hin, endlich legte es an, die Officiere begrüßten sich, die Soldaten nickten; dann — nachdem die Passagiere ausgestiegen und von unsren höchst animirten 15ern in Empfang genommen waren — steuerte das Boot, ohne daß viel Worte gewechselt worden wären, wieder eben so lautlos zurück, wie es gekommen war. Ein Unteroffizier, ein schöner Mensch mit einem prächtigen blonden Lockenkopf, nickte noch aus dem Boot der bunten Menge zu, die von der Landungsbrücke aus den wieder Abfahrenden folgte. „Das ist ein Schleswiger," sagte einer der Umstehenden, „o, wir kennen sie gleich." „Und der Officier war ein Schwede," bemerkte ein andrer, „die Schweden singen so." Dabei ahmte er, die Worte des Officiers wiederholend, den singenden Stimmfall nach, woran er ihn erkannt haben wollte. Etwa wie wir einen Sachsen erkennen.

Als das Boot drüben wieder anlegte, stand die untergehende Sonne dicht über dem Alsener Höhenzug und goß ihr rothes Gold über Stadt und Meer aus. Die blaue Fluth schimmerte violett; es war als hade die Welt nie andres gesehen als Frieden und nie Schwereres gekannt als unnennbare Sehnsucht. Und doch lag vor uns der rothe Thurm, drin Christian II. für die 94 Köpfe büßte, die auf seinen Befehl auf dem Stockholmer Marktplatz in den Sand rollten, und doch lag hintee uns der Höhenzug von Düppel, jenes blutgetränkte Stück Sundewitt, das seit lange den unheimlichen Namen „das Blutloch" führt.

Die Schanzen sind hin, ihr Zauber ist gebrochen. Möge auch zum letzten Male die Erde hier roth gefärbt und jener unheimliche Name auf immer von dieser Stelle genommen sein.

Bern, 7. Juni. Der Bundesrath hat die Einladungsschreiben an sämmtliche Staaten Europa's zur Theilnahme an der in Genf abzuhaltenden zweiten internationalen Conferenz für die Berathung der Organisation des Sanitätsdienstes in Kriegsfällen erlassen. Als Zeitpunkt für ihren Zusammentritt wird vom Bundesrath der Monat August vorgeschlagen. (Kölnische Zeitung.)

In Frankreich hat man in neuerer Zeit der Taubstummenerziehung ganz besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Zur Heranbildung tüchtiger Lehrkräfte werden seit dem 1. März d. J. im Kaiserlichen Institute zu Paris Vorlesungen über den Taubstummenunterricht gehalten, zu denen sowohl fremden als einheimischen Personen beiderlei Geschlechts, die sich diesem Fache widmen wollen, unentgeldlich der Zutritt gestattet ist.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Rittergutsbesitzer Freiherrn Fritz von Heintze-Weißenrode auf Hagen 50 Thlr.; vom Ober-Steuer-Inspector von Winckler zu Beounsberg 6 Thlr.; vom Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 18 von Freyburg fernee 5 Thlr.; vom Major a. D. und Landrath des Ober-Barnimschen Kreises Grafen von Häseler auf Harnecop 25 Thlr.; vom Grafen von Bethusy-Huc auf Bankau 25 Thlr.; Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 18,409 Thlr. 6 Sgr. 6 Pf.

2. Wäsche, Erfrischungen rc.

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 1 Schmalspießer, 1 Rehbock; von einem ungenannt sein wollenden Wohlthäter aus Berlin Gemüse, Früchte und junge Gänse; von Frau von Schmeling geb. von Gaudecker Unterhosen und Erfrischungen; von Ungenannt, Poststempel Freistadt in Schlesien Erfrischungen; von der Frau Gräfin zu Stolberg auf Altenhagen Butter, Kapaunen und Schinken; aus der Umgegend von Cöslin Verbandzeug; von Ungenannt, Poststempel Berlin 1 Rehbock; von Ungenannt, Poststempel Friedrichsroda Gitterchorpie.

(Fortsetzung folgt.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 25. Berlin, den 22. Juni 1864. Nr. 25.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1864 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	37			
	Zugang pro Mai	8			
		45			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	41	41	1138	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	35			
	Zugang pro Mai	31			
		66			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	57	57	1365	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	20			
	Zugang pro Mai	14			
		34			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	22	22	579	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	19			
	Zugang pro Mai	12			
		31			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	19	19	589	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	28			
	Zugang pro Mai	2			
		25			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	17	17	606	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	19			
	Zugang pro Mai	15			
		34			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	21	21	593	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	18			
	Zugang pro Mai	24			
		42			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	23	23	720	35
	zu übertragen		200	5590	256
	Uebertrag		200	5590	256
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	17			
	Zugang pro Mai	12			
		29			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	15	15	512	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	45			
	Zugang pro Mai	21			
		66			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	47	47	1514	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	12			
	Zugang pro Mai	21			
		33			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	15	15	437	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	3			
	Zugang pro Mai	6			
		9			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	4	4	93	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	5			
	Zugang pro Mai	4			
		9			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	8	8	189	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	2			
	Zugang pro Mai	4			
		6			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	5	5	78	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	3			
	Zugang pro Mai	4			
		7			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	4	4	125	10
	zu übertragen		298	8538	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juni 1864 vorh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		298	8538	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	1			
	Zugang pro Mai	1			
		2			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	—	—	30	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	6			
	Zugang pro Mai	8			
		12			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	4	4	121	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Mai 1864	15			
	Zugang pro Mai	1			
		16			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	16	16	481	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Mai 1864	10			
	Zugang pro Mai	9			
		19			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	12	12	323	38
	Zusammen		330	9495	521

Der gesammte Abgang an Kranken pro Mai 1864 beträgt 155, davon sind:

a) gestorben . . . 10
b) geheilt entlassen . 128
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 17

wie vor 155.

Außer den vorgenannten 16 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. April 1864. . . . . 13 Kranke.
Zugang pro April. . . . . 18 "

31 Kranke.

Davon sind: gestorben 2
geheilt. . . . . ; . 6
gebessert 3
fortgegangen . . . 1

12 12 "

Bleibt Bestand am 1. Mai 1864: 19 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 2 Muhamedaner und 14 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage betrug pro April 467.

Erdmann Gottfried Wilhelm von Felden, Generallieutenant a. D. Ehrenritter seit 1832. † zu Danzig 13. Juni 1864.

Anfang Juni 1864. Bei der eingetretenen Waffenruhe dürfte der Zeitpunkt nicht ungeeignet erscheinen, einen beschauenden Rückblick auf die bisherige Ordensthätigkeit während dieses Krieges zu werfen. — Ob eine berufene Feder sich dem unterziehen wird, weiß ich nicht; es pflegt aber nicht zu schaden, wenn eine Sache von mehren Seiten beleuchtet wird, und erlaube ich mir daher, meine Gedanken über das, was ich sah und hörte, hier niederzuschreiben.

Am 18. April c., dem Tage der Erstürmung der Düppeler Schanzen, hatte ich mit dem Oberstabsarzt Dr. G. in Hadersleben mich verabredet nach Broaker zu fahren, wo ein Theil seines Lazareths stationirt war; denn man erwartete täglich den Sturm, und es war sein wie mein Wunsch, wenn irgend möglich dabei zu sein. — Nachmittags 4 Uhr trafen wir in Gravenstein ein. Dort erfuhren wir, daß die Erstürmung der Schanzen heute bereits stattgefunden habe; ein Transport von etwa 500 dänischen Gefangenen sei schon durchpassirt, andere seien noch im Anmarsch. Wir fuhren weiter auf der Chaussee nach Düppel zu; aber es ging langsam, denn die langen Züge dänischer Gefangenen, die übrigens, beiläufig gesagt, sehr wohl und kräftig aussahen, dann die rückkehrenden Truppen, die in ihrer Stellung in und jenseit der Schanzen abgelöst waren, gestatteten kein schnelles Fahren. — Unfern von Nübel machte eine Abtheilung Pioniere in unserer Nähe den ersten Halt. Der Offizier redete seine Leute folgendermaßen an: „Na wir haben heute unsere Sache gut gemacht. Wenn wir wieder ein Mal vorkommen, wollen wir es ebenso machen. Ich denke, wir bringen unserm Könige ein Lebehoch. Seine Majestät der König lebe hoch!" — in welches „Hoch" die Mannschaften enthusiastisch einfielen und dies dreimal wiederholten.

Sofern wir nun die hinter uns liegende Thätigkeitsperiode des Johanniterordens als einen Arbeitstag ansehen wollen, könnte, meines Dafürhaltens, der Orden ganz dieselben Worte auch zu sich selbst sprechen, die jener Offizier an seine Leute richtete. —

Seit dem Beginn der Feindseligkeiten sind bis jetzt etwa 200 Verwundete und Kranke in den verschiedenen Hospitälern des Ordens in Pflege gewesen. — Allerdings würden dieselben selbstredend — falls der Orden seine Hülfe gar nicht angeboten hätte — in den Kaiserl. österreichischen und Königl. preußischen Lazarethanstalten, die dann demgemäß erweitert worden wären, Aufnahme gefunden haben; — aber dennoch ist diese dargebotene Hülfe von außerordentlich großem Werthe gewesen;*) denn — abgesehen von dem dadurch hervorgerufenen Wetteifer, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann und dessen Nutzen und ersprießliche Nachwirkungen gewiß noch hinüber reichen werden in spätere Kriege — hat der Orden eben dadurch, daß er vorzugsweise Offiziere bei sich aufnahm, den Militairlazarethen den Vortheil verschafft, um so viel mehr Räumlichkeiten und Kräfte den übrigen Verwundeten zuwenden zu können.

In meinem Wohnorte H. sagte mir jemand vor eini-

*) Berichtigungen und Entgegnungen abweichender Ansichten werde ich in diesem Blatte dankbar entgegen nehmen. Berührungen dieses Aufsatzes in irgend einer andern Zeitung werden aber höflichst verbeten.

gen Monaten: „der Johanniterorden nehme nur Offiziere auf," welche Behauptung ich mit einer Art Indignation zurückwies; denn es verletzte mich der Gedanke, daß der Orden, den ich in reinster Tadellosigkeit glänzen sehen wollte, einen Standesunterschied machen sollte da, wo, oft schon an den Pforten des Todes, der Mensch doch eben nur als Mensch in Betracht kommen kann und darf, ohne alle Rücksicht darauf, welchen Rang er bisher bekleidet hatte. — Bei dieser Gefühlsstimmung lag, ich gestehe es offen, so weit ich jetzt erkenne, wohl die etwas unklare Anschauung zum Grunde, als ob die Johanniter-Ritter vom Schlachtfelde nur die verwundeten Offiziere heransholten und die Andern hülflos liegen ließen; — oder, von den ihnen in das Lazareth zugeführten Verwundeten nur die Offiziere aufnähmen und die anderen abwiesen. — Ob dies in jener Behauptung lag, oder gar in meiner Auffassung, weiß ich nicht anzugeben; jedenfalls entgeht man diesem Irrthum leicht, wenn man, richtig, wie es ist, das Bild so auffaßt, daß dem Orden bei seiner geringen Zahl, die er im Vergleich zu den entsprechenden Militairkräften vertritt, in der gemeinsamen Wirksamkeit auf dem Schlachtfelde sowohl als in der Lazarethpflege, doch nur eine Hülfe leistende Thätigkeit zufällt, — und in der gleichzeitigen und gleichen Arbeit sein Nutzen dadurch nicht geringer wird, daß er vorzugsweise seinerseits den Offizieren Beistand gewährt. — Immerhin war ich bei jener meiner Abweisung der erwähnten Behauptung vollkommen in meinem Recht; denn zwischen dem Wörtchen „nur" und „vorzugsweise" liegt ein gewaltiger Unterschied; aber auch zur Rechtfertigung dieses „vorzugsweise" muß ich mir gestatten, noch einige Worte hinzuzufügen.

Der Kanzler des Ordens Graf Eberhard zu Stolberg, dem unter Vorsitz Sr. Königl. Hoheit des Herrenmeisters vom Ordenskapitel unbeschränkte Vollmacht ertheilt worden war, hat bei der Ermittelung der geeigneten Lokalitäten den sehr richtigen Grundsatz befolgt, rücksichtslos das Beste zu nehmen, was zu finden war. — Indem er demnächst diesen Grundsatz auch auf alles Andere ausdehnte, was demnächst zur Einrichtung nothwendig war, ist es gelungen, geradezu Musteranstalten herzustellen, was auszusprechen ich mich nicht erdreisten würde, wenn nicht die gleichlautenden Aussprüche aller Kranken, die dort die Pflege genossen, so wie der Aerzte, welche diese Häuser gesehen haben, mit dem Urtheil übereinstimmten, das ich mir aus eigener Anschauung zu bilden Gelegenheit gehabt habe. — Bedenkt man nun, daß in jedem Lazareth, sowohl im Frieden wie im Kriege, für die Offiziere immer besondere Stuben eingerichtet werden, weil ja natürlich ein Zusammenliegen aller Rang- und Bildungsklassen nur eine gegenseitige Gêne hervorrufen würde, so ist es nicht nur natürlich, sondern der Gerechtigkeit in der Vertheilung der Wohlthaten auch vollkommen entsprechend, daß die vorzüglichere Anstalt denjenigen unter den Blessirten zu Theil wird, denen, ihrer Erziehung und Gewohnheit zufolge, eine größere Sauberkeit 2c. zum Bedürfniß geworden ist. — Dabei darf man nicht vergessen, daß die Militairlazarethe keineswegs mangelhaft sind. — Es hängt wie schon angedeutet, namentlich die Sauberkeit sehr von der Neuheit 2c. des Gebäudes ab, das zum Lazareth eingerichtet wurde; wo aber die Verhältnisse sich in dieser Beziehung günstig gestaltet hatten, habe ich Militairlazarethe gesehen, die den Johanniterhospitälern in Flensburg vollkommen ebenbürtig an die Seite gestellt werden konnten. — Endlich sei noch bemerkt, daß der Orden seine erste Thätigkeit in Altona mit der Aufnahme einer Anzahl österreichischer Unteroffiziere und Soldaten begonnen hat. —

Wie schon oben gelegentlich zur Sprache kam, ist die Lazarethpflege nicht die einzige Richtung gediehen, in welcher der Orden seine Thätigkeit entwickelt hat, sondern dieselbe hat sich auch ausgedehnt auf das Aufsuchen der Verwundeten mitten im Getümmel des blutigen Kampfs, und indem die Ritter, die dort thätig waren, die Blessirten mit der edelsten Selbstverleugnung aus dem feindlichen Feuer holten und sich dabei den Gefahren rücksichtslos bloßstellten, haben sie dem Orden bei der Armee einen Ruf erworben, den man richtiger als eine Begeisterung für denselben bezeichnen muß. — Erwägt man, wie wichtig für die fernere Kriegsthätigkeit des Ordens es ist, daß die Armee ihm mit Liebe entgegen komme; erwägt man ferner, wie unvertilgbar in der Regel in einem so reich gegliederten Körper, als eine Armee es ist, das erste Urtheil, gleichviel ob gut oder böse, über einen Gegenstand sich festzusetzen pflegt, so wird man gewiß gerne mir beipflichten, daß der Orden den Rittern, welche ihm jenen Ruf begründeten, tief verpflichtet ist, und dankbar und treu müssen und werden die Geschichtsblätter des erneuerten Ordens die Namen derselben dem Gedächtniß aufbewahren und den nachkommenden Geschlechtern überliefern. —

Außerdem hatte der Orden die Einrichtung getroffen, daß Anfangs in Schleswig und später, als die Kaiserswerther Diakonissen nach Kolding übersiedelten, denselben dort wie in Hadersleben und Apenrade ein Johanniter-Ritter zur Seite stand, um ihnen erforderlichen Falls Hülfe und Rath zu gewähren. Nebenbei fiel ihm auch die Aufgabe zu, die vom Orden selbst oder von Privaten eingehenden milden Gaben an besonderen Erquickungen und dergl. mehr für die Kranken zu vermitteln.*)

Auch diese Maßregel darf als eine verfehlte oder zwecklose nicht angesehen werden; ich bin vielmehr vollkommen überzeugt, daß bei der vollständigen Neuheit der Beziehungen sie wesentlich dazu beigetragen hat, die Schwestern über die Schwierigkeiten, die jeder Anfang mit sich bringt, hinweg zu führen, und zwar eben dadurch, weil schon die Anwesenheit des Ritters, der sich um die Dia-

*) In dieser Beziehung kann ich nicht umhin, im Namen der in Kolding in Pflege gewesenen Kranken der außerordentlichen Leistungen des Hamburger Comité's dankend zu erwähnen. Dasselbe hatte dort einen jungen Mann Namens Lemke stationirt, der, mit allem Erdenklichen reichlich ausgestattet, mit einer höchst lobenswerthen Ausdauer und Liebe täglich alle Lazarethe besuchte und hier mit warmem Interesse den Kranken ihre kleinsten Wünsche und Bedürfnisse mehr absah als abfragte und sofort das demgemäß Erforderliche brachte. Hieraus darf man übrigens keine Folgerung der Mangelhaftigkeit der Lazaretheinrichtungen ziehen. Die desfallsigen Reglements gewähren vollkommen das Nothwendige; aber zwischen diesem und dem letzten zur Erquickung und Annehmlichkeit beitragenden kleinen Wunsche bleibt natürlich noch ein weiter Spielraum.

konissen bekümmerte, diese in den Augen — nicht der Aerzte — aber der Unterbeamten des Lazareths viel höher gestellt und dieselben daher genöthigt hat, ihr Benehmen gegen jene in einer Weise zu modifiziren, wie es sonst wahrscheinlich nicht geschehen wäre. — Es war dies um so erwünschter, als die Verwaltungsordnung in den preußischen Militairlazarethen den Diakonissen ja völlig unbekannt war und sie daher gegen eine oder die andere Bestimmung Anfangs wohl mögen verstoßen haben und demzufolge in der Lage gewesen sein dürften, die Nachsicht der Beamten in Anspruch zu nehmen.

In der österreichischen Armee sind die Dienstleistungen der barmherzigen Schwestern und Nonnen anderer Bezeichnungen schon eine gekannte, geordnete und aller gegen das Neue immer sich findenden Opposition längst enthobene Sache. Dennoch ist es bemerkenswerth, wie viel wärmer und mit aufrichtigerer Herzlichkeit die Oesterreicher die Wohlthat der weiblichen Pflege und überhaupt dies christliche Liebeswerk anerkennen. — Hiebei spreche ich aber nicht von denjenigen, welche, als Verwundete oder Kranke, selbst die Pflege genossen haben. Unter diesen pflegt bei Oesterreichern und Preußen gleichmäßig die Dankbarkeit innig und tief sich zu erhalten, was sich namentlich dann ausspricht, wenn sie nach längerer Zeit zufällig die Schwestern wiedersehen, die sie gepflegt haben. — Im preußischen Militairlazarethwesen ist die Mitwirkung der Diakonissen etwas ganz Neues, und theilweise wird es hieraus zu erklären sein — sofern es nicht in der Nationalität wurzelt und auch wohl auf das religiöse Feld hinüber spielt — daß bei den Unterbeamten der Lazarethe hier häufig eine Neigung zur Opposition gegen die Schwestern bemerkbar wird, die je nach Maßgabe der ungebändigten Natur mitunter roh genug hervortritt. Aber nicht allein dies; auch die preußischen Aerzte, wenn sie die dankbare Anerkennung in höflichen Worten ausgesprochen haben, ergreifen gern die Gelegenheit, einen Nachsatz anzuhängen, welcher ausdrückt, daß es allerdings ohne die Schwestern auch gegangen wäre. Ist dies nun auch begründet: denn in den letzten Jahrhunderten ist die Pflege der Kranken und Verwundeten ja meistentheils ohne Diakonissen betrieben worden, so giebt der Drang, dies auszusprechen, doch den Beweis, daß die Ueberzeugung der Entbehrlichkeit dieser Liebeswerke bei den preußischen Aerzten vorwaltet; während die Oesterreicher gerade vom Gegentheil durchdrungen sind. Den Grund dieser Verschiedenheit ist man keineswegs etwa berechtigt in einer besseren Lazarethpflege bei den Preußen zu suchen. Die Lazareth-Verwaltung ist in beiden Heeren verschieden, und es mag dahin gestellt bleiben, welche die bessere ist; die Behandlung und Pflege der Kranken kann aber mit vollem Recht in beiden Armeen als eine gleiche bezeichnet werden, und es gereicht mir zur großen Freude, hier aussprechen zu können, daß namentlich in Bezug auf die Verwundeten, deren Behandlung dem Laien leichter verständlich ist und von der daher zuvörderst hier nur die Rede sein soll — drüben wie hier, bei sämmtlichen Aerzten, hohen und niederen, ich einen großen Eifer für ihr Fach, ausdauernde Thätigkeit und vielfach Talent und Geschick zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. — Gegen diese, ich darf sagen, liebevolle Behandlung der Aerzte würde die Pflege der rauhen, gegen das menschliche Leiden sich leicht abstumpfenden Wärter einen schreienden Contrast bilden. Da hat denn unser lieber Vater im Himmel, nachdem Er die ärztliche Wissenschaft auf ihre jetzige schöne Stufe sich erheben ließ, auch schon vor 30 Jahren dafür gesorgt und in Kaiserswerth die erste Saat gelegt, daß auch unsere preußischen Soldaten der weichen Hand weiblicher Pflege auf ihrem Leidenslager nicht entbehrten! —

Am 17. v. Mts. starb in Hadersleben die Diakonissin Elise Hepp; am 20. Nachmittags 5 Uhr sollte sie begraben werden. Der General Graf Gondrecourt, der dort sein Standquartier hat, erhielt nur kurze Zeit vorher hiervon Kenntniß; dennoch war sofort nicht nur die Regimentsmusik bestellt, den Condukt zu begleiten, sondern auch er selbst folgte der Leiche mit den Officieren der Garnison. Als ich im Namen der Schwestern meinen Dank dafür aussprach, erwiederte er: das sei ja das Geringste, was sie thun könnten, ihre Dankbarkeit zu bezeugen. — Dieser Zug schönen Edelsinns scheint mir das zu bestätigen, was ich oben von der Aufrichtigkeit der österreichischen Dankbarkeit sagte.

In unseren Zeiten, in denen der Unglaube und in ihm also das Antichristenthum so frech sein Haupt erhebt und gewaltig um sich frißt, ist die Wahrnehmung mir erfreulich und herzerhebend gewesen, welche tiefe Gottesfurcht und festes Vertrauen in Seine Führung in unserer jungen Mannschaft wohnt. Nicht nur in den Lazarethen, sondern auch am Abend des 18. April bei den vom Sturm zurückgekehrten Truppen, habe ich die erquickende Erfahrung gemacht, daß jedes dahin deutende an sie gerichtete Wort ein, ich möchte sagen, begeistertes Echo aus ihrer Seele hervorrief. — Freilich mag der mächtige Ernst, der so eben an sie heran getreten war, manches vielleicht halb Vergessene aus dem Reiche Gottes zum lebendigen Bewußtsein aufgerüttelt haben; aber, Gott Lob, es war doch, wenn auch schlummernd, noch Same genug vorhanden, der, wenn er nicht schon vorher getrieben hatte, wenigstens nun geweckt worden war. — Ausnahmen giebt es überall, und sie fehlen leider auch hier nicht.

Warum findet ein Glaubenswort bei Andern und namentlich auch bei einer großen Zahl der Officiere solchen Anklang nicht? Warum wagt in deren Gesellschaft meistentheils ein solches Wort sich kaum über die Lippen? — Haben die pseudo-philosophischen Verrücktheiten, die nun seit fast 100 Jahren die Wissenschaft durchfressen, in den Unterricht, den jene seit ihrer Kindheit genossen, ihr Gift gelegt, so auch in ihr Herz der Weg gefunden und den Glauben ihrer Väter benagt? — Oder sind sie von der Welt Lust und Plage so benommen, daß sie selbst in dem schweren Ernst des Krieges sich nicht die Zeit genommen haben, der Frage ernstlich nachzudenken, was Gott der Herr hinieden von uns verlangt, um dermaleinst unsere Seelen in die Herrlichkeiten seines Reichs zu führen? — Oder hat die bis vor etwa 30 Jahren ganz allgemeine Verkehrtheit in der Erziehung ihnen die Scheu eingeprägt, das heilige Gefühl, das sie in ihrem Herzen tragen, den Glauben, den sie still bewahren, nicht zum offenen freudigen Bekenntniß zu bringen; eine Verkehrtheit, die so weit geht, daß sie lieber jeden andern Schein auf sich laden

wollen, nur nicht den der Frömmigkeit!? — Oder ist von dem Allen mehr oder minder etwas der Fall? — Ich weiß es nicht. — Empfehlen wir diese Seelen und uns alle Dem, der uns gesagt hat: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei!“

Andrerseits tritt auch in dieser Sphäre manches Erfreuliche hervor. Schon das sich jetzt öfter wiederholende Vorkommen, daß verabschiedete höhere Offiziere ihre Muße dazu benutzen, die Bibel und das Reich Gottes überhaupt in tief gläubiger Erkenntniß zum Gegenstande ihrer schriftstellerischen Thätigkeit zu machen*), legt offen dar, daß in diesen Herzen der wahrscheinlich schon in der frühesten Kindheit empfangene Same während ihrer ganzen Dienstzeit lebendig erhalten worden ist. — Aber das nicht allein; — auch aus dem stehenden Heere sind mir von älteren und jüngeren Offizieren einzelne schöne Beispiele bekannt geworden. — Gott der Herr wolle sie mehren! — Freuen wir uns, daß wir einen König haben, der im Einklange mit allen seinen hehren Vorfahren das freudige Bekenntniß ausgesprochen hat, Gott dem HErrn dienen zu wollen. — Freuen wir uns, daß der Königliche Prinz, der an der Spitze der mobilen Truppen steht, bald im Anfang seiner Kriegsthätigkeit es angemessen fand, in seinem Corpsbefehl das Bekenntniß des Christenthums zum Ausdruck zu bringen, und dasselbe auch stets und wiederholt öffentlich bethätigt hat. — Freuen wir uns, daß eine Jahrhunderte lange Erfahrung uns zu der Hoffnung berechtigt, daß unsere Königlichen Hohenzollern nie vergessen werden, daß sie „von Gottes Gnaden“ den Thron bekleiden, und daß dies nichts anders heißt als: daß sie von Gott eingesetzt sind, das Preußenvolk nach Gottes Willen zu regieren, welchen heiligen Willen sie nimmermehr aus dem hohlen Topf der Volksmassen erlauschen können, sondern im täglichen indrünstigen Gebet aus Gottes Wort und den eignen Gewissen schöpfen müssen.

So schließe denn auch ich, wie jener Offizier die Anrede an seine Pioniere, mit dem Segenswunsch für unsern Thron, dem der Johanniterorden seine Wiederbelebung verdankt: Hoch lebe der König!

Hugo Graf Wrschowetz.

Des Prinzen Heinrich, Lieblingsneffen König Friedrich des „Einzigen“, Leichenbegängniß.**)

Wer hätte es zu ahnen vermocht, daß dieser durch seine Geburt hochgestellte, wegen hervorragender Geistes- und Herzens-Eigenschaften hochgeachtete, lebenskräftige Prinz, der jugendlichste aller derzeitigen Regiments-Chefs, statt hoffnungsfroh an der Spitze seines Reiter-Regiments in Berlin einzumarschiren, um bei seiner ersten Frühjahrs-Revue von Europa's Lehrmeister der Kriegskunst beeifert zu werden durch das treulichst erstrebte Erstlingslob eines tüchtigen und thätigen Regimentsführers — einen trauervollen Einzug halten würde in die Landeshauptstadt — dahingerafft im blühendsten Alter von der Hand des Todes — um eingereiht zu werden in die Ruhestätte der in Staub und Asche verwandelten Fürsten des Landes.

Als eine Nachschrift zu den vorangegangenen Mittheilungen über Leben und Tod des Prinzen Heinrich jun. Königliche Hoheit möge das Folgende angefügt sein über die Anordnungen für dessen Beisetzung in der Fürstengruft des Doms zu Berlin. Nebenher kann das Detail dieser fürstlichen Leichenbestattung als culturhistorische Skizze angesehen werden.

Acht Offiziere vom Regiment des Prinzen Ferdinand, Königliche Hoheit, (d. i. aus der nächsten Garnison: Neu-Ruppin) hoben am Abend des 7. Juni (1767) den Sarg aus dem von Kleistschen Erdbegräbniß (zu Protzen) auf den Leichenwagen und begleiteten den entseelten Prinzen, um ihn, da der Transport nur während der Nachtstunden geschah, am 8. und 9. Juni früh in die Kirchen von Flotow und Reinickendorf zu tragen. Im letztgenannten Ort stellte man den Sarg in einen außerordentlich reichen Paradesarg, welcher unweit Berlin mit einer schwarzsammetnen Decke bekleidet wurde, auf welcher man die Schärpe, den Küraß, den Pallasch und den Schwarzen Adler-Orden des hohen Verstorbenen befestigte. Acht mit schwarzsammetnen Decken versehene Rappen wurden eingespannt. Escortirt von 1 Capitain, 2 Lieutenants und 60 Mann des obengenannten Regiments, begleitet vom Oberstlieutenant Freiherrn von Blumenthal (Hofmarschall) und einigen prinzlichen Bedienten, traf die Leiche, am 9. Juni, Abends zwischen 10 und 11 Uhr, auf dem Exercirplatz vor dem Brandenburger Thor ein. Hier empfing dieselbe der General der Infanterie und Chef eines Berliner Infanterie-Regiments Graf Lottum. 2 Escadrons Zieten-Husaren eröffneten, beim Passiren des Brandenburger Thores, den Trauerzug. Die Infanterie und Cavallerie der Garnison bildete Spalier bis zum Dom, wohin sich der feierlich langsam vorschreitende Conduct gradeswegs die Linden-Allee entlang begab, unter Glockengeläut, beim Schein von 100 großen Wachskerzen, welche Pagen, Cadetten und Frei-Corporals trugen. Vor dem Leichenwagen schritten einher: voran des hohen Verstorbenen Stallmeister mit unbedecktem Haupt, dann ein Paar prinzliche Küchen- und Garderobe-Bediente, ferner prinzliche Stallleute, Jäger und Laquaien, die Kammerdiener und der Secretair. Diesen folgte der Oberst-Lieutenant von Blumenthal mit bedecktem Haupt. Alle in tiefer Trauer, mit Trauerflor. Hinter dem Oberst-Lieutenant: 1 Lieutenant und 24 Mann der Garde du Corps, dann der Commandant der Residenz, zwischen den Commandeurs der Regimenter Gensd'armes (Cuirassiere) und Zieten-Husaren.

Dem Leichenwagen, dessen 8 Pferde 8 Capitains führten, gingen zur Seite 20 Majors mit Trauerflören. 4 Obersten trugen die Zipfel der Sargdecke.

---

*) Bei dieser Gelegenheit sei es mir gestattet, die unter dem Titel „Einleitung in die Bücher der Könige“ 1861 bei Mühlmann in Halle erschienene Zusammenstellung der Bücher der Könige und Chroniken von dem inzwischen (zu Meran) verstorbenen Generallieutenant van Schlüsser angelegentlichst zu empfehlen. Diejenigen, die zwar das neue Testament lesen, zum alten aber sich nicht recht entschließen können, werden durch das Studium dieser Bearbeitung, namentlich unter Zuhülfenahme einer guten Karte von Palästina, ihr Interesse schärfen, um dem heiligen Erlösungswerk, das mit Moses oder richtiger gesagt schon mit Abraham anhebt und in Christo seinen Abschluß erhält, näher nachzuforschen. — Die Absicht des Verfassers ging dahin, namentlich denen, die von Gott berufen sind, die Geschicke den Völkern zu leiten, recht klar zu machen und an das Herz zu legen, welche Basis allein ihr Thun und Wirken tragen muß; eine Basis, die ich am liebsten mit dem sonst in anderem Sinne gebrauchten Worte bezeichnen möchte: „allezeit Mehrer des Reichs“ Gottes zu sein.

**) Siehe Nr. 22 und 23 dieses Blattes.

Hinter dem Wagen ritten 2 Offiziere und 36 Mann der Garde du Corps dem eigentlichen Leichengefolge vorauf. Dieses bestand: in dem Königlichen Ober-Hofmarschall Grafen **Reuß** nebst dem Königlichen Oberschenk Grafen **Henkel** als Marschälle mit schwarzen, beflorten Stäben; Markgraf **Heinrich**, Königliche Hoheit, begleitet vom Husaren-General **von Zieten**, mit Trauerflor am Hut; ferner sämmtliche in Berlin anwesende Etatsminister, Generäle, Kammerherren, Hofchargen, ebenfalls mit Trauerflor, vom Hut herabhängend. Den Beschluß machte die Escorte (-Abtheilung) aus Ruppin.

Gleich viel, mit welchen Ehren Jemand, seinem Rang, Stand ꝛc., der Sitte der Zeit und des Landes gemäß, zur Grabesruhe bestattet wird; der Tod selbst kennt keine Rücksichten, keine Unterschiede. Dem Einen schleicht er nach, dem andern geht er voraus, Diesen früher, Jenen später fort zu nehmen, je nach göttlicher Fügung. Niemand erhält das Leben zum Eigenthum, Alle empfangen es nur zum Nießbrauch. (**Ernst Graf Lippe.**)

Die Anstalt für arme verwahrloste Mädchen zu Billodes bei Locle.

In der Nähe von Locle, hoch oben auf den rauhen Höhen des Jura liegt eine Anstalt, welche bisher in weiteren Kreisen noch wenig bekannt ist und es doch sehr zu sein verdiente als ein leuchtendes Denkmal desselben weltüberwindenden Heldenglaubens, der, in der Liebe thätig, die unsterblichen Schöpfungen eines **August Hermann Franke** mit ihren Segensströmen in's Leben rief. Es ist dies die Anstalt für arme verwahrloste junge Mädchen zu Billodes, welche in diesem Jahre ihr funfzigjähriges Jubiläum feiert. Die hochherzige glaubensstarke Stifterin dieser Anstalt ist Fräulein **Marie Anna Calame**. Sie faßte 1814 den Entschluß, die Erziehung einiger armen verlassenen jungen Mädchen zu übernehmen. Einige Damen verbanden sich mit ihr zu diesem Werke christlicher Liebe. Mit fünf Zöglingen fingen sie an; nach zwei Jahren hatte sich die Zahl verdreifacht. Da kam das große Hungerjahr, das auch Neuchatel's Bevölkerung mit seinem furchtbaren Gefolge von Elend und Jammer heimsuchte. Die anderen Mitglieder des Comité's hielten es unter diesen Umständen für unmöglich, die Anstalt fortzuführen, und drangen auf Schluß derselben. Fräulein **Calame** hob vergeblich hervor, daß wenn die Verwandten ihrer kleinen Schützlinge in gewöhnlichen Zeiten nicht hätten, wovon sie sie nähren und kleiden sollten, es wenig wahrscheinlich sei, daß sie es besser in Zeiten der Hungersnoth könnten. Man entgegnete ihr: „Wenn Sie diesen Schnee, der die Erde bedeckt, (— der unaufhörliche Regen, welcher in jenem Sommer überall die Ernte auf den Feldern verfaulen ließ, hatte sich in jenen Höhen in Schnee verwandelt —) wegschaffen und uns das Gras zeigen können, um Ihre Schafe damit zu nähren, dann wollen wir Ihnen in diesem Unternehmen helfen; aber da wir dasselbe nicht für in der Vernunft begründet halten können, so müssen wir uns davon zurückziehen.“ In der That war das Werk nicht auf die Vernunft gegründet, wohl aber auf den Glauben. Als Fräulein **Calame** fast gänzlich verlassen in der Mitte ihrer zweifelnden Freunde, welche ihr Hochmuth vorwarfen und sie beschuldigten: sie wolle „ein kleiner **Napoleon**“ sein, die Zahl ihrer Kinder nach und noch auf 150 steigen sah, konnte sie auf keine irgendwie sichere Unterstützungen mehr rechnen. Es gab wenig Wochen, wo sie gewußt hätte, woher sie in der folgenden Nahrung und Kleidung für ihre Pfleglinge nehmen sollte. Aber ihr Glaube hielt aus. Eines Tages war all ihr Geld völlig erschöpft, mehrere Kinder waren krank, der Arzt verordnete ihnen Speisen aus getrocknetem Obst, aber die Vorsteherin hatte keines und konnte keines kaufen. Sie wandte sich mit inbrünstigem Flehen in ihrer Noth an den rechten Helfer, und siehe, kaum hatte sie sich von ihren Knieen erhoben, als ihr von unbekannter Hand hundert Pfund getrocknete Pflaumen in's Haus gesandt wurden.

Diese schrankenlose Hingabe und Aufopferung der Vorsteherin erfüllte das ganze Haus mit demselben Geiste. Einige der Lehrer und Lehrerinnen verzichteten auf jedes Gehalt und begnügten sich mit Nahrung und Kleidung. Andere, selbst schwach und gebrechlich, fanden ihr Glück darin, sich dem Dienst der Verlassenen und Elenden zu widmen. Eine der Lehrerinnen war blind, und gerade diese übte den größten Einfluß auf das kleine Volk aus. Eine andere war gelähmt und wußte sich nichtsdestoweniger nützlich zu machen; sie diente jener als Auge beim Unterricht der Kinder, wie bei der eigenen Vorbereitung dazu. Der Lehrer im Deutschen war zugleich Catechist und Bäcker. Der Arzt nahm für seine Bemühungen nichts, da er, wie er sagte, sich verpflichtet fühle, an seinem Theile zum Besten der Anstalt mitzuwirken. Eine der begabtesten Lehrerinnen hatte eine anderweitige Stellung aufgegeben und übernahm fast den ganzen Unterricht, den sie in so vorzüglicher Weise ertheilte, daß alle Besucher der Anstalt mit Bewunderung erfüllt wurden. So konnte es nicht fehlen, daß derselbe Geist christlichen Glaubens und christlicher Liebe sich auch den Kindern mittheilte. Fast alle verließen wohlgerathen, viele entschieden bekehrt die Anstalt und haben ihr in der Ferne als Lehrerinnen oder in den bescheidenen Stellungen von Kammerfrauen ꝛc. Ehre gemacht. Die fromme Gründerin ist längst eingegangen zu ihrer Ruhe. Andere sind in ihre Fußtapfen getreten. Möge ihr Werk mit seinen reichen Segnungen, getragen von der Liebe, die nicht stirbt, hinüberdauern in späte Zeiten!

(**N. Ev. Kirchenztg.**)

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Major a. D. und Ritterschafts-Director von Winterfeld auf Damerow 34 Thlr.; durch Frau Engelbach in Berlin 10 Thlr; vom Kammerherrn von Buchwaldt in Straßburg 40 Thlr.; Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 18,493 Thlr. 6 Sgr. 6 Pf.

2. Erfrischungen ꝛc.

Von Frau Baronin von dem Knesebeck auf Carve 1 Korb mit Aepfeln und Spargel.

Photographische Abbildungen der Ordens-Kriegs-Hospitäler in Nübel und Flensburg.

Durch die Hofphotographen Sr. Majestät des Königs **F. Jamrath & Sohn** zu Berlin, Taubenstraße Nr. 20, sind, auf Veranlassung eines Ordens-Ritters, die Kriegs-Hospitäler des Ordens in Nübel und Flensburg (Bellevue und Königsgarten) aufgenommen worden und Abzüge davon bei denselben nach den 16" hohen Original-Platten à Blatt 2 Thlr., im kleineren Formate (Copien) 6" hoch à Blatt 15 Sgr. zu haben.

Die Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg“ für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße Nr. 48, machen zu wollen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der **Behr**'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator **Herrlich**, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 26. Berlin, den 29. Juni 1864. **Nr. 26.**

Se. Majestät der König haben den Prinzen Albrecht (Sohn) von Preußen, Königliche Hoheit, zum Ehren-Ritter des Johanniter-Ordens zu ernennen geruht.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, haben den nachgenannten Ehrenrittern des Ordens:

dem Prinzen Albrecht (Sohn) von Preußen, Königliche Hoheit,
" Landrath und Landschafts-Director a. D. Carl Hans Friedrich Freiherrn von Maltzahn, auf Vollrathsruhe, bei Teterow in Mecklenburg,
" Rittmeister der Garde-Landwehr-Kavallerie Bolko Grafen zu Stolberg-Wernigerode, auf Schlemmin, Kreis Franzburg,
" Major a. D., Mitglied des Herrenhauses, August Grafen von Logau und Altendorff, auf Reuthau, Kreis Sprottau,
" Geheimen Ober-Regierungs-Rath a. D. und Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, Carl Adolph Ernst Freiherrn von Münchhausen, auf Straußfurt, Kreis Weißensee,
" Oberstlieutenant a. D. und Deichhauptmann Alexander Friedrich Franz von Borstell, auf Groß-Schwarzlosen, Kreis Stendal,
" General-Landschafts-Director für Ostpreußen Emil Carl Ferdinand Grafen von Kanitz, auf Podangen, Kreis Preußisch-Holland,
" Kreisdeputirten und Rittergutsbesitzer Albert Otto Rudolph von Burgsdorff, auf Hohenjesar, Kreis Lebus,
" Landschafts-Director Herrmann von Weiher, auf Bietzig, Kreis Lauenburg,
" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Eugen Carl Heinrich von Zastrow, auf Palzig, Kreis Züllichau,
" Standesherrn Wolfgang Grafen und Herrn zu Castell-Rüdenhausen, zu Rüdenhausen in Bayern,
" Kammerherrn, Schloßhauptmann von Schwedt und Landrath des Kreises Angermünde Georg Friedrich Adolph Alexander von Buch, auf Schloß Stolpe, Kreis Angermünde,
dem Major und Bataillons-Commandeur im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 Ernst von Krosigk,
" Hauptmann a. D. und Landschafts-Director Alexander Theodor Paul Conrad Freiherrn von Zedlitz und Neukirch, auf Pischkowitz, Kreis Glatz,
" Adelsdeputirten und Hofgerichts-Vice-Präsidenten a. D. Eduard Freiherrn Pleffen von Tiesenhausen, auf Weißensee bei Riga in Livland,
" Kammerherrn, Hofmarschall Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Carl von Preußen Richard von Meyerinck, zu Berlin,
" Kammerherrn und Landrath des Kreises Osterburg Friedrich Grafen von der Schulenburg-Hohenberg, auf Hohenberg, Kreis Osterburg,
" Appellationsgerichts-Vice-Präsidenten Adolph von Brauchitsch, zu Stettin,
" Landrath des Kreises Hirschberg und Rittergutsbesitzer Hugo Friedrich Leo von Grävenitz, zu Hirschberg,
" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Adalbert Grafen von der Schulenburg, auf Schloß Filehne, Kreis Czarnikau,
" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Johann Rudolph Herrman von Witzleben, auf Kitzscher bei Borna im Königreich Sachsen,
" Fürsten von Pleß, Hans Heinrich XI. Grafen von Hochberg, Freiherrn von Fürstenstein, Durchlaucht,
" Kreisdeputirten Adolph Carl Ludwig Hans von Gadow, auf Hugoldsdorf Kreis Franzburg,
" Oberst a. D. und Rittergutsbesitzer Adalbert Hugo von Enckevort, auf Neuhaus bei Schwerin an der Warthe,
" Oberstlieutenant z. D. und Führer des 2. Aufgebots 1. Bataillons (Görlitz) 1. Niederschlesischen Landwehr-Regiments Nr. 6 Carl Herrmann Reck von Schwartzbach, zu Warmbrunn,
" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Alfred Christoph von Tettau, auf Tolks, Kreis Preußisch-Eylau,
" Oberst und Inspecteur der 2. Ingenieur-Inspection Heinrich Carl August von Schweinitz,

dem Delegirten des Livländischen Adels Alexander Woldemar von Löwis of Menar, auf Kaipen bei Riga,
„ Oberstlieutenant z. D. August von Thümen, zu Berlin.
„ Landrath a. D., Mitglied des Herrenhauses Carl Ernst Wilhelm von Waldaw, auf Steinhöfel, Kreis Saatzig,
„ leitenden Ritter der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen Heinrich XV. Prinzen Reuß-Köstritz, Durchlaucht, auf Klipphausen im Königreich Sachsen,
„ Generallieutenant a. D. Philipp Theodor Grafen von Lüttichau, zu Berlin,
„ Rittmeister a. D. Ernst Edlen Herrn und Grafen zur Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld, zu Berlin,
„ Landesältesten Conrad Bernhard Carl von Prittwitz und Gaffron genannt von Kreckwitz, auf Schloß Hennersdorf Kreis Reichenbach,
„ Kaiserlich Königlich Oesterreichischen Rittmeister in der Armee Johann Rudolph Fürchtegott Grafen von Zeppelin, zu Stuttgart,
„ Rittergutsbesitzer Johann Friedrich Eduard von Alvensleben aus dem Hause Redekin, auf Zoblitz, Kreis Rothenburg,

am 24. dieses Monats den Ritterschlag und die Investitur ertheilt.

Sonnenburg, den 25. Juni 1864.

Gestern hat in der hiesigen alten Ordenskirche die Aufnahme von 36 Ehrenrittern in die Zahl der Rechtsritter des Johanniter-Ordens durch Ritterschlag und Investitur stattgefunden; eine Feierlichkeit, die diesmal noch besonders dadurch erhöht wurde, daß sich unter den Aufzunehmenden Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht (Sohn) von Preußen, Höchstwelcher in Erfüllung seiner desfallsigen Bitte von Sr. Majestät dem Könige am 17. d. Mts. zum Ehrenritter des Ordens ernannt worden ist, sowie diejenigen Ehrenritter befanden, welche in den Ordens-Kriegs-Hospitälern und Ambulancen thätig gewesen sind; ferner, daß der greise Ordens-Hauptmann, General-Feldmarschall Graf von Wrangel, der in Schleswig so siegreich das Feldherrnschwert geführt, dabei, wie früher, rüstig und frisch das Ordens-Schwert vorantrug. —

Der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Carl, ebenso Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht (Sohn) trafen bereits am 23. d. Mts. nach 1 Uhr Mittags von Berlin hier ein, wurden von den Vertretern der mit Kränzen und preußischen Fahnen reich geschmückten Stadt an einer Ehrenpforte empfangen und von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt.

Auf und zu beiden Seiten der Lenzebrücke, ganz in der Nähe des Ordensschlosses, hatte es sich die Fischergemeinde nicht nehmen lassen, treu dem von ihren Vätern überkommenen alten Brauche, eine sehr hübsch aus Masten, Guirlanden, Netzen sowie sonstigen Fischergeräthen bestehende und mit Blumen und Inschriften sinnig geschmückte zweite Ehrenpforte zu errichten, bei der sich die Vertreter, sowie viele Glieder der Gemeinde mit ihrem wackern Schulzen Schillert aufgestellt hatten.

Um 4 Uhr fand unter dem Vorsitze Sr. Königlichen Hoheit des Herrenmeisters Kapitel-Sitzung statt, an der außer den ständigen Mitgliedern des Kapitels auch die leitenden Ritter der Genossenschaften des Ordens im Königreich Sachsen und im Großherzogthum Hessen: Prinz Heinrich XV. Reuß und Graf Carl von Görtz Theil nahmen, und die erst um ½9 Uhr beendet war.

Vorher nahm der Durchlauchtigste Herrenmeister die im Laufe der beiden letzten Jahre stattgehabten baulichen Veränderungen und Verschönerungen des Schlosses, namentlich die nach der Zeichnung des Ehrenritters Hofbauraths von Arnim und unter seiner speciellen Leitung im Rittersaale hergestellten neuen prächtigen Fenster, die demselben zur besonderen Zierde gereichen, sowie die im Erdgeschosse befindliche Halle in Augenschein, die von dem mit der successiven Ausführung der Reparaturen und Verbesserungen des Schlosses seit mehreren Jahren betrauten Deichinspector Wolff so vortheilhaft verändert worden ist, daß man den früher sonst wüsten Raum kaum wiedererkennt; ingleichen Höchstsein auf Anregung des General-Feldmarschalls Grafen von Wrangel am Tage des Ritterschlags vor zwei Jahren von den damals hier anwesenden Ordensgliedern gestiftetes schönes Bildniß. Dasselbe wird nicht, wie anfänglich beabsichtigt, im Kapitelsaale verbleiben, sondern soll im Rittersaale vis-à-vis dem Bildnisse des Herrenmeisters Fürsten Moritz von Nassau seinen Platz finden.

Am Morgen des gestrigen Tages besichtigte der Durchlauchtigste Herrenmeister mit Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht (Sohn) das Ordens-Krankenhaus, geleitet von den Curatoren desselben: Minister von Selchow und Grafen von Finckenstein-Reitwein.

Der Ritterschlag fand um 11 Uhr statt. Da das Ceremoniel bei demselben den Lesern dieses Blattes bekannt ist, so übergehen wir die Beschreibung dieser stets so schönen, ernsten Feier, hoffen aber, daß es uns vergönnt sein wird, die nach Beendung des Ritterschlages und der Investitur vom Oberpfarrer, Superintendenten Heydenreich gehaltene Predigt in einer der nächsten Nummern dieses Blattes mittheilen zu können. —

Zu dem um 2 Uhr stattgehabten großen Diner hatte der Durchlauchtigste Herrenmeister auch den Schulzen der Fischergemeinde befohlen.

Der erste Toast, unter Lösung von 21 Kanonenschüssen, galt dem hohen Landesherrn und Patron des Ordens: Seiner Majestät unserm Allergnädigsten Könige, ausgebracht von Seiner Königlichen Hoheit dem Herrenmeister. — General-Feldmarschall Graf von Wrangel brachte sodann die Gesundheit des hohen Ordensmeisters aus, wonächst Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht (Sohn) die Versammlung aufforderte, auf das Wohl der auf dem Kriegsschauplatze thätig gewesenen und noch thätigen Ritter, insbesondere des Ordens-Canzlers, sowie der hohen Dame, die seit vier Monaten, entfernt vom Vaterlande, mit hingebendster Liebe ihre ganze Thätigkeit den Ordens-Kriegs-Lazarethen widmet und deren Geburtstag der Tag St. Johannis ist, die Gläser zu leeren. —

Gleich nach 4 Uhr reisten die höchsten Herrschaften, sowie viele der Herren Ordens-Mitglieder von hier ab,

während die übrigen sich Abends 7 Uhr im Rittersaale wiederum versammelten, wo der Ordens-Secretair, Ehren-Commendator Graf von Bismarck-Bohlen einen Vortrag über die Thätigkeit rc. des Ordens seit den letzten zwei Jahren hielt und vom Ordens-Canzler Grafen zu Stolberg eingehende Mittheilungen über das Wirken des Ordens in Schleswig-Holstein gemacht wurden.

X.

Aus dem Sundewitt.

(Von Th. Fontane.)

2. Broacker.

Am Sundewitt, wie aus Karten und Plänen männiglich bekannt, hängt, nach Süden zu, eine zweite, kleinere Halbinsel, die Halbinsel Broacker. Die Flensburger Föhrde, das Nübel-Noer und der Wenningbund umspülen sie von drei Seiten, und nur zwischen den zwei letztgenannten tief einschneidenden Buchten (Nübel-Noer und Wenningbund) ist ein 3000 Schritt breiter Landstreifen geblieben, der nun als Brücke zwischen der kleineren und der größeren Halbinsel dient.

Während der Düppel-Belagerung war Broacker, nächst Düppel selbst, der vielgenannteste Name, was den nicht Wunder nehmen wird, der einigermaßen gegenwärtig hat, was Broacker — sowohl die Halbinsel, wie seine kleine Residenz, das gleichnamige Dorf Broacker — während jener Belagerung alles war. Es war strategisch wichtiger Punkt, Flankenstellung, Ausfallpforte; es war Observatorium der Belagerer und Spionarium der Belagerten; es war die Metropole aller Zeitungs-Correspondenten, das Capua aller Offiziere, zuletzt auch, um die dunklen Schatten nicht zu vergessen, es war — Lazareth und Friedhof.

Es sei gestattet, auf einzelnes zurückzublicken. Zunächst ein Wort über die besondere strategische Wichtigkeit der Halbinsel (Broacker), die vielleicht, groß wie sie war, dennoch um einen Grad überschätzt worden ist. Man wird unbedenklich zugeben müssen, daß die Halbinsel thatsächlich das Fundament war, von dem die Belagerung ausging, und daß die berühmten Gammelmark-Batterien, die den Feind in der Flanke faßten, zuerst Verwirrung in das feindliche Lager brachten. Die Forts waren gegen Frontal-Angriffe angelegt; die Möglichkeit eines Flanken-Angriffs, eines Bombardements über den Wenningbund hinweg, war nicht in Erwägung gezogen worden. Als am 15. März die erste Kugel aus der Feldzengmeister-Batterie über den Wenningbund hinsauste und in Schanze 2 mit furchtbarer Wirkung einschlug, mußten sich die dänischen Offiziere sagen: „daran hatten wir nicht gedacht; diese Möglichkeit nicht erwogen", und das Ertappt-Fühlen auf einem Fehler, den man begangen, pflegt einen moralischen Druck auszuüben, der oft weit über die Bedeutung des Fehlers hinaus geht. Eben je sicherer wir uns fühlen, desto größere Unsicherheit, — weit über das richtige Maaß hinaus, — kommt über uns, sobald wir gewahr werden: ein Stein in dem Gewölbe ist los, es braucht nicht zu stürzen, aber es kann stürzen.

Aus all diesem wird erhellen, daß wir nicht geneigt sind, die besondere strategische Wichtigkeit, die Broacker hatte, irgendwie zu unterschätzen, wir möchten aber andererseits den Satz bekämpfen, dem wir in Druck und Rede vielfach begegnet sind: daß diese Flankenstellung auf Broacker nicht nur das thatsächlich, sondern auch das essentiel Entscheidende war, und daß an einen erfolgreichen Ausgang entweder gar nicht zu denken oder dieser Ausgang doch aufs äußerste erschwert war, wenn diese Flankenstellung gefehlt und somit die Nothwendigkeit vorgelegen hätte, den Angriff auf die Front zu concentriren. Wir sind der Geschichte dieses Feldzuges aufmerksam gefolgt, haben die einzelnen Momente gegenwärtig und ziehen daraus unbedenklich den Schluß, daß es auch ohne die Flankenstellung in Broacker gegangen wäre, ja, daß ein mehr centrales Vorgehen vielleicht Verluste vermieden hätte, wie sie, bei zwei bestimmten Gelegenheiten, der Rolf Krake den vorgehenden Regimentern bereiten konnte.

Wenn wir das Wesen dieser Belagerung (bei der von Aushungerung des Gegners nicht die Rede sein konnte) richtig verstehn, so handelte es sich um zwei Momente: um Mürbemachung und um Sturm. Wir haben nun bereits zugestanden, daß wir den Effekt, den das unerwartete Bombardement aus der Flanke auf die Belagerten ausüben mußte, keineswegs unterschätzen, und wollen einräumen, daß das dadurch erzielte, beständige Kreuzfener (besonders durch die constante Gefährdung der Sonderburger Brücke) thatsächlich wie moralisch Wirkungen hervorrufen mußte, die durch einen Frontal-Angriff gar nicht oder nur in geringerem Maße erreicht werden konnten, — andrerseits aber bleibt es doch auch richtig, daß alles Bombardiren allein die Forts nicht nehmen konnte, und daß der Sturm, wenn nicht das Beste, so doch jedenfalls das Letzte, das Entscheidende thun mußte. Auf diesen Sturm kam es schließlich an. Unsere unmaßgebliche Meinung ist nun die, daß dieser Sturm, allen vorgängigen Artillerie-Erfolgen zum Trotz — vor allen Dingen aber ganz unabhängig davon, ob das Flankenfeuer zur Intimidirung des Feindes etwas mehr oder weniger beigetragen hatte, — daß dieser Sturm, sagen wir, dennoch scheitern konnte, und daß ein einfaches etwas Näher-Herangerücktsein an die feindlichen Schanzen, etwa durch eine 4. und selbst eine 5. Parallele, für den glücklichen Ausgang des Sturms, auf den es doch schließlich ankam, wichtiger war als alle vorgängige Einschüchterung des Gegners durch Artillerie-Feuer, gleichviel ob aus Front oder Flanke, oder aus beiden zugleich. Der Ausgang der Belagerung hing nicht an Broacker oder Gammelmark, noch an irgend einem andern Einzelpunkt, er hing an dem ruhigen Vorgehn der Parallelen, und ein intimidirter Feind war, bei tausend Schritt Sturm-Distance, immer noch ein gefährlicherer Gegner, als ein nicht-intimidirter Feind bei 250 Schritt. Die härteste Nuß war und blieb immer der Sturm selbst, und die wo möglich auf ein Minimum zu reducirende Sturm-Distance gab, so scheint es uns, eine Sicherheit des Erfolgs, wie sie alles Flankenfeuer und alles Beschießen im großen Styl nicht geben konnte.

Wir haben, wie schon angedeutet, durch diese Behandlung der Frage nur einer Ueberschätzung der Broacker Flankenstellung entgegentreten wollen; andrerseits — ganz abgesehn von dem schließlichen Resultat und von dem im-

mer berechtigten „das Ende krönt das Werk“ — wissen wir sehr wohl, was wir der Broacker-Stellung schulden, und möchten den eigenthümlichen Ruhm, den uns die Gammelmark-Batterieen (die denn doch ohne Broacker nicht möglich waren) eingetragen, nicht gerne missen.

Es waren diese, noch auf eine halbe Meile hin ihres Ziels nicht fehlenden Enfilir-Batterieen, die zuerst wieder eine Sensation zu unsren Gunsten hervorriefen und weit über den moralischen Einfluß hinaus, den sie auf die Belagerten, auf die unmittelbar Betroffenen äußerten, in ganz Europa zu der Betrachtung führten: „diese Preußen! sie haben in 50jährigem Frieden das Kriegführen nicht verlernt.“ Diese Sensation — wie jede Sensation — konnte nur durch etwas Neues und Frappantes hervorgerufen werden. Ein Vorgehen von Parallele zu Parallele, ein Aufstellen von Mörser-Batterieen, ein regelrechtes, allmäliges Herankriechen gegen den Feind wäre gut und vortrefflich gewesen, aber — die alte Leier. Die ersten Granaten indeß, die auf nicht für möglich gehaltene Distance quer über den breiten Wenningbund hinweg, in Schanze, Schloß und Brücke einschlugen (in eine Brücke, die nicht einmal gesehen werden konnte), das war ein Apartes, und dies Aparte trug seine Frucht. Broacker hat Düppel nicht erobert, aber lange bevor Düppel erobert war, hatten die Broacker-Batterieen der Welt verkündigt, daß die von allen Seiten ungünstig betrachteten Belagerer immerhin noch die Leute seien, um das uneinnehmbar geglaubte „Zwing-Schleswig“ schließlich doch niederzubrechen.

So viel über die Halbinsel Broacker, deren Residenz, dem Dorfe Broacker, wir uns jetzt zuwenden. Es ist ein anmuthiger, hübsch gelegener Ort, der mit seinen drei oder vier Gasthäusern einen besseren Aufenthalt verspricht und gewährt, als jeder andre Ort im Sundewitt, den eigentlichen Hauptort Gravenstein, der doch ein Flecken ist, nicht ausgeschlossen. Diese drei, vier Gasthäuser waren es denn auch wohl, die Dorf Broacker, — nachdem die unglücklichen, Anfangs nirgends Ruhe findenden Berichterstatter ihre Berichte abwechselnd aus Rinkenis und Eckensund, aus Atzbül und Auenbüll, aus Ulderup und Stenderup datirt hatten, — zum Hauptquartier der europäischen Presse machten und einen Stab von Schriftstellern hier versammelten, wie er in gleicher Zahl und von gleicher Rapidität des Schaffens an diesem unlitterarischen Erdwinkel schwerlich zum zweiten Mal versammelt werden wird. Times, Herald, Daily Telegraph, die Independance belge und ein halbes Dutzend deutscher Zeitungen hatten ihre Correspondenten hier, die, nachdem sie auf der Neuigkeits-Börse sich, — jeder nach dem Maaß des Eingesammelten, — die politisch-strategischen Tageskurse mitgetheilt hatten, nun mit rascher Feder der Welt verkündeten, wie die große Schachpartie im Sundewitt stehe und ob die preußischen Läufer und Springer den dänischen Thurm endlich nehmen würden oder nicht. Unter all diesen Berichterstattern war der der Times der dankbarste, dankbar gegen Broacker, gegen seine Wirthin und gegen die Preußen. Nach langen Irrfahrten von Dorf zu Dorf, unter denen keines sich wohnlich und gastlich erwiesen hatte, war er hier endlich in einen Hafen eingelaufen, der vergleichsweise etwas wie Comfort bot, und der dankbare Correspondent unterließ nicht, besonders in den schlechten Tagen, wo Schmalhans Küchenmeister war, die gute Wirthin zu preisen und zu rühmen, die, wenn nichts mehr zu beschaffen war, wenigstens ein Ei für ihn hatte. Neben der Wirthin pries er die Broackerschen Hühner, die, unbeirrt durch Zwang und Drang des Krieges, ihre Eier weiterlegten, und rühmte er vor allem die Preußen, die der Versuchung tapfer widerstanden hatten, als vorläufigen Abschlag auf Düppel die Hühnerställe im Sturm zu nehmen.

Broacker bot alles, was sich billigerweise erwarten ließ: buntes Treiben, Neuigkeiten, Gasthöfe und relativen Comfort, vor allem bot es auch ein kostbares Stück Landschaft: einen Propsteigarten, einen malerischen Friedhof und auf demselben eine prächtige alte Kirche, gothisch gewölbt, mit zwei hohen Thürmen.

Diese Kirche, die ihrem Styl und ihren Dimensionen nach einer reichen Mittelstadt zur Zierde gereichen würde, muß an dieser Stelle auf den ersten Blick überraschen; von dem Augenblick an aber, wo man in Erfahrung bringt, daß die reiche Halbinsel Broacker zu allen Zeiten nur eine einzige kirchliche Gemeinde bildete, von dem Augenblick an begreift man auch, daß hier die Bedingungen vorhanden waren, aus denen zuletzt eine große, stattliche Kirche und vor allem eine reich-dotirte Pfarrstelle emporwachsen mußte. Broacker, bis in die neuesten Tage hinein, hatte einen Propst und einen Pfarrer, beide fanatische Dänen, die ihr Dorf zum Mittelpunkt eines Spionirsystems machten (woraus ihnen, als dänischen Patrioten, übrigens kein Vorwurf erwachsen soll), das sich über den ganzen Sundewitt erstreckte und die Belagerten in Düppel und Alsen über jeden Schritt der Belagerer in Kenntniß erhielt.

Der Name des Propstes (Festesen, wenn ich nicht irre) ist seltner genannt worden; aber wer hätte nicht von Pastor Schleppegrell gehört? Er war der jüngere Bruder des bei Idstedt gefallenen Generals Schleppegrell und hatte seinerseits ebenfalls während der drei Kriegsjahre (von 1848—50) als Artillerie-Offizier gegen die Schleswig-Holsteiner gefochten. In Anerkennung seiner besonderen Verdienste als Soldat und dänischer Patriot erhielt er die reich dotirte Pfarrstelle in Broacker, in der er bis zum März d. J. verblieb, um welche Zeit er sich endlich der immer argwöhnischer werdenden Wachsamkeit der Belagerer (speziell wohl der Brigade Canstein) durch die Flucht entzog.

Die Billigkeit erheischt das Zugeständniß, daß schleswig-holsteinischer Fanatismus — der nicht voll an den dänischen heranreicht, aber doch nicht weit hinter demselben zurückbleibt — diesen Mann ein gut Theil schwärzer gemalt hat als nöthig. Gleich was seine Anstellung, seine Dotirung mit einer der besten Pfründen angeht, so liegt die Sache doch nicht so, daß dänische Rücksichtslosigkeit ohne weiteres einen Artillerie-Offizier zum Pfarrer in Broacker gemacht hätte. Pastor Schleppegrell hatte vielmehr Theologie studirt, stand aber (so wird erzählt) in wohlbegründeter Besorgniß vor Klippen und Untiefen der letzten Examina, als der Krieg ihn dieser Sorgen überhob. Daß man, nachdem der Krieg zu Ende war, die Examen-

frage tolerant behandelte, wird Niemanden wundern, der da weiß, welche milde Praxis, nach glücklich überstandener Kriegsgefahr, in allen Ländern geübt zu werden pflegt. Auch bei uns war es seiner Zeit so, und es ist ein Glück, daß es so ist. Es sind das Zeiten, in denen der Mensch wieder mehr gilt als das Examen, und solche Zeiten haben auch ihr Gutes. Was speciell unseren Schleppegrell angeht, so waren nicht alle Preußen in Broacker unbedingt schlecht auf ihn zu sprechen. Einigen Antheil an dieser milderen Beurtheilung mochten seine fünf Töchter haben, schöne Mädchen, von denen jede einzelne immer dann am schönsten war, wenn sie den Preußen triumphirend versicherte: diese Schanzen werden euch die halbe Armee kosten, und ihr werdet sie doch nicht bezwingen.

Die Broacker Kirche ist, durch zahllose Abbildungen in illustrirten Blättern, auch ihrer Erscheinung nach bekannt geworden. Die Kirche selbst, außer ihrer Stattlichkeit und Sauberkeit, bietet wenig: interessante Grabdenkmäler fehlen, das Altarbild ist ohne Werth, und nur eine kreisrunde Ballustrade, die, vom Altar ausgehend, vor demselben eine Art Allerheiligstes bildet, interessirte mich als eine kirchenbauliche Einrichtung, der ich sonst nirgends begegnet bin. Die ganze Herrichtung hat etwa die Form eines Ringes, in der der Altar dem großen Stein des Ringes entspricht.

Der Broacker Kirchthurm, das Observatorium, von dem aus die Preußen die ganze feindliche Stellung nicht nur überblicken, sondern zum guten Theil auch in dieselbe hineinblicken konnten, ist eine Art historischer Lokalität geworden und unzertrennlich von der Düppel-Belagerung überhaupt. Was von dem Thurme gilt, gilt fast mehr noch von seinem kühnen Besteiger, der, von der äußersten Thurmspitze aus (auf einer eisernen Querstange reitend, den Wetterhahn unmittelbar über sich) halbe Tage lang hier, das Auge am Fernrohr, seine Beobachtungen machte. Die Prophezeihungen, „daß er eher fallen würde als die Forts von Düppel", sind glücklicherweise nicht in Erfüllung gegangen. Er lebt — wie ich höre im besten Wohlsein — aber wiewohl seine Existenz keinem Zweifel unterliegt, so zählt er doch, bei Lebzeiten schon, zu den mythischen Figuren. Er kommt gleich nach dem Rolf Krake. Was von Wallenstein gilt, gilt auch von ihm, „sein Charakterbild schwankt in der Geschichte", und ich verließ Broacker wieder, ohne darüber völlige Gewißheit erlangt zu haben, ob der schwindelfreie Thurmspitzen-Reiter ein Schiffscapitain, ein Schieferdecker oder (horribile dictu) ein Conditor aus Kiel gewesen sei. Erst auf der Rückreise hat mich ein preußischer Militair-Arzt, der acht Wochen lang in Broacker stationirt war, über den „Reiter unterm Wetterhahn" aufgeklärt, und ich weiß nunmehr, daß die räthselhafte Figur der Schiffscapitain Carlsen war, nicht zu verwechseln mit dem Schiffscapitain Bartelsen, der beim Uebergang bei Arnis und auch später noch dem preußischen Obercommando gute Dienste leistete. Der Kirchthurm, an seiner obersten Spitze, zeigt noch deutlich die Stelle, wo sich die Luke und in Front desselben der halsbrechende Kletter-Apparat befand, der erst auf die Thurmspitze und von dieser auf das eiserne Quergebälk hinaufführte. Einen kühnen Versuch, wenigstens bis an die Luke zu gelangen, mußte ich, trotz einiger Routine im Erklettern von Thürmen, alsbald aufgeben, da den Broacker-Thurm hinauf, von Anfang an, nur Leitern führen und die einzelnen Etagen, wohl sechs bis sieben, allerdings durch Ballenlagen bezeichnet sind, aber durch Balken, über denen keine Bretter liegen, so daß man, von jeder Leiterstelle aus — natürlich in wachsender Schreckensproportion — immer die ganze Tiefe des Thurmes herniederblickt.

Aus der Kirche trat ich auf den schönen Kirchhof, dessen zahlreiche Grabsteine und Grabmonumente deutlich zeigen, welche reiche Gemeinde zur Propstei-Kirche von Broacker gehört. Was mir bei den älteren Grabsteinen in unmittelbarer Nähe der Kirche auffiel, war, daß die Inschriften meist in deutscher Sprache waren. Es beweist dies zur Genüge, daß es allerdings eine Zeit gab — und diese Zeit liegt kaum ein Menschenalter zurück — wo das Deutsche hier allgemeine Gültigkeit hatte, und daß in der That erst die Danisirungs-Versuche, die Schleppegrells in Staat und Kirche, aus Sundewitt und Broacker ein Stück dänisches Land (was es jetzt überwiegend ist) machten.

Auch mancher brave Preuße hat auf dem Broacker Kirchhof seine letzte Ruhestatt gefunden. Lieutenant von Seydlitz vom 60., Premier-Lieutenant Hugo von Gerhardt vom 64. Regiment, ein Sergeant vom 3. Jäger-Bataillon, alle in dem heißen Gefecht am 17. März gefallen, ruhen hier, in gleicher Reihe, neben einander. Auch Andere noch haben ihre Kreuze hier, unter diesen am sinnigsten, am liebevollsten geschmückt und gepflegt die Gräber der gefallenen Pioniere. Alle diese Gräber tragen die Abzeichen der Pioniere: Faschine, Schanzkorb, Sandkosten, Spaten, Beil und Hauazt, entweder in zierlichen kleinen Modellarbeiten in den Grabhügel eingesteckt, oder dieselben Abzeichen sauber auf das schwarze Kreuz gemalt. Einem der Kreuze, wahrscheinlich über dem Grabe eines Pontonniers, war noch außer den anderen Abzeichen ein Boot, ein Bootshaken und ein Ruder hinzugefügt. Mögen nie dänische Hände wieder in die Lage kommen, diese Zeichen kameradschaftlicher Liebe und Anhänglichkeit niederzureißen oder zu verstümmeln.

Unmittelbar zur Rechten der Kirchhofsthür, frei und hoch gelegen, ragte ein hübsches Giebelhaus auf, aber es trug die an die Nachtseite des Krieges mahnende Inschrift: „Feldlazareth". Nach zwei kleinere Lazarethe waren im Dorfe selbst. Das eine besuchten wir wider Willen, da es zugleich der Gasthof war, vor dem zu halten unser Kutscher für gut befunden hatte. Er hätte eine bessere Wahl treffen können. Die Räume alle waren mit Verwundeten belegt, nur ein einziges kleines Hinterzimmer war frei geblieben, und dies eine Zimmer war nun Schlaf- und Wirthsstube zugleich. Eine kleine verriegelte Thür führte in eins der größeren Vorderzimmer, und ein rundes Glasfenster, nicht viel größer als eine Handfläche, gestattete einen Blick auf die Verwundeten, die hier in einer Reihe neben einander lagen. Es waren drei Dänen, junge bildhübsche Männer, mit jenem veredelnden Leidenszug, der sich so oft bei Schwerkranken findet und ihrer Erscheinung einen Zauber leiht. Rasch trat ich wieder zurück und setzte mich an den Tisch, an dem noch eine Seite frei war. Der Tisch stand voller Gläser und Flaschen,

und drum herum saßen drei befreundete Männer, von denen zwei, ihrer Tracht und ihrer Rede nach zu schließen, Lazarethgehülfen waren. Der dritte, zwischen den beiden, war hemdsärmlich und versicherte einmal über das andre, wie hoch er ihnen ihre Liebe und ihre Herablassung anrechne. Endlich proponirte er Brüderschaft. Die beiden andern antworteten, „da es morgen schon fortginge, hätten sie nichts dagegen," darauf faßten sich alle drei unterm Arm, leerten ihre Gläser und küßten sich. Der in Hemdsärmeln war der broackersche Todtengräber. Als ich das Wort hörte, war es mir, als stünde einer der kranken Dänen an dem kleinen Thürfenster und luge herein. — Ich athmete erst wieder auf, als ich aus dem Zimmer ins Freie trat und drüben im Propsteigarten die Nachtigallen schlagen hörte.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens in Flensburg.

(Verspätet.)

Flensburg, den 19. Juni 1864. Als geheilt entlassen wurden in den letzten 14 Tagen: Freiherr von Seckendorff, Richter, Gierschner I., Isenburg, von Rosenzweig, Bertram und Tersling; neu aufgenommen Unteroffizier Reiß vom 60. Regiment, Zerschmetterung des linken Unterschenkels, und ein verunglückter Offizier mit Ellendogenverrenkung. Es blieben demnach in Behandlung 35, wovon 21 in Königsgarten, 14 in Bellevue. Unter diesen liegen nur 5 in den Fuß oder das Bein Verwundete zu Bette, die übrigen sind soweit hergestellt, daß sie sich als Reconvalescenten frei bewegen und die schöne Luft in den prächtigen Lazarethgärten genießen. Lebensgefährlich ist, Gott sei Dank, keiner mehr von ihnen, obschon noch so mancher dabei ist, bei dem es noch Wochen brauchen wird, um ihn seinem Regimente und den Seinigen zurückzugeben. Von Allen hoffen wir, werden nur zwei, höchstens drei felddienstunfähig bleiben, geht Alles glücklich, vielleicht gar nur Einer.

Geben wir nun kurz Nachricht über die schwersten Verwundungen: von Redern, Kleckl, Busch, Smidth, die Zerschmetterungen der Oberarme, letzterer auch des Vorderarmes, sind vorzüglich geheilt. Bei Allen sind die Hautwunden noch nicht vollkommen vernarbt, drei tragen zum Schutz einen leichten Gipsverband, alle vier aber befinden sich ungemein wohl und werden in circa 14 Tagen die ersten Uebungen mit ihren Armen anstellen können, um nun auch die Gebrauchsfähigkeit wiederzuerlangen. Bei Lieutenant Rothenbücher und Unteroffizier Reiß, Zerschmetterungen des Unterschenkels, letzterer mit Resection desselben, ist ein erfreulicher Fortschritt darin zu spüren, daß der Knochen fester wird und die Wunden sehr gut aussehen, das Allgemeinbefinden sich aber ungemein bessert. Oberst von Korth, große Fleischwunde des Oberschenkels, Hauptmann Bättge, Zerschmetterung der Mittelfußknochen, Lieutenant Schultze, Wunde der Kniekehle, und Lieutenant Ronzow, Unterbindung der Schenkelschlagader, sehen ebenfalls bald der Aussicht entgegen, die ersten Gehversuche zu machen, bei letzterem scheint es endlich gelungen zu sein, den Blutungen eine Schranke zu setzen und durch kräftige Ernährung und Medicamente das schlechte Blut in besseres zu verwandeln und die endliche rasche Vernarbung der Wunden anzustreben. Die Verwundeten mit Schüssen in die Schulter und das Schulterblatt, wie Major von Gliszczynski, von Alvensleben, Stäckel, Schotte, von Brodowski, Humbert sind mehr oder weniger auf dem Wege der Besserung. von Brodowski reist in den nächsten Tagen vollkommen geheilt und sehr erholt ins Bad, Humbert wird ihm in circa 14 Tagen folgen, bei von Gliszczynski, von Alvensleben, Schotte und Stöckel geht es langsamer, weil sich immer noch Knochensplitter vorfinden, die Reizung und Eiterung verursachen, letzterer mit der Lähmung seines linken Armes und seiner Lungencontusion zu thun hat. von Studnitz bekommt die frische Luft sehr gut. Es geht bei ihm nur allmählich, wie bei den Schüssen durch die Lunge, vorwärts, er erholt sich aber, und die Jugend sowie ein heilsamer Badeaufenthalt wird gewiß auch die letzten Schwierigkeiten überwinden. Allen übrigen Verwundeten geht es recht gut, und wenn auch da und dort eine Gebrauchsunfähigkeit oder eine langsamere Vernarbung die Entlassung noch nicht möglich macht, so wollen wir nicht müde werden, auch dies zu beseitigen, um einst mit Ehren die Lazarethe schließen zu können.

Dr. Ressel.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

Geldgeschenke:

Von dem Comité zur Unterstützung der Verwundeten und Kranken der alliirten Armee zu Schwerin 72 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 18,565 Thlr. 9 Sgr.

Photographische Abbildungen der Ordens-Kriegs-Hospitäler in Nübel und Flensburg.

Durch die Hofphotographen Sr. Majestät des Königs F. Jamrath & Sohn zu Berlin, Taubenstraße Nr. 20, sind, auf Veranlassung eines Ordens-Ritters, die Kriegs-Hospitäler des Ordens in Nübel und Flensburg (Bellevue und Königsgarten) aufgenommen worden und Abzüge davon bei denselben nach den 16" hohen Original-Platten colorirt à Blatt 6 Thlr., nicht colorirt à Blatt 2 Thlr., im kleineren Formate (Copien) 6" hoch nicht colorirt à Blatt 15 Sgr. zu haben.

Die Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße Nr. 48, machen zu wollen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herelsch, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 27. Berlin, den 6. Juli 1864. Nr. 27.

Moritz Ferdinand von Kurowsky, Rittergutsbesitzer auf Bansen, Kreis Rössel. Ehrenritter seit 1833. † zu Bansen 27. Juni 1864.

Rede,

bei der Feier des Ritterschlags der Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg am 24. Juni 1864, gehalten durch den Superintendenten und Oberpfarrer Heydenreich.

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes; Amen!

„Unser Herr Jesus Christus — so lautet es Matth. 9, 35—38 — ging umher in alle Städte und Märkte, lehrte in den Schulen und predigte das Evangelium vom Reich und heilete allerlei Krankheit und allerlei Seuche im Volk. Und da er das Volk sahe, jammerte ihn desselbigen, denn es war verschmachtet und zerstreuet wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende."—

So hat er uns nicht nur ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen, sondern er ermahnet uns auch, darum zu bitten, daß es an solchen Nachfolgern und Arbeitern nicht fehle, daß ihre Zahl sich mehre, denn die Ernte ist groß. Ja, diese Mahnung ist an sich schon wie ein Gebet in seinem hohenpriesterlichen Herzen, mit welchem er seinen Willen in die Hand des Vaters legt, seinen Willen, der nun fort und fort zu immer größerer Erfüllung kommen soll, überall, zu aller Zeit, auch heute, auch hier, auch durch — — Euch.

An seine Jünger richtete der Herr zuerst sein Wort; aber nun ist Jeglicher sein Jünger, der zu ihm sich bekennet, der sein Werk als das eigne erkennt; Jeglicher ist sein Jünger in dem Maaße, als er im Geiste und in der Wahrheit, treu und lebendig auf dieser Erkenntniß, auf diesem Bekenntnisse steht.

Der Herr der Herrlichkeit, kann er die Brüder des Ordens von St. Johann mehr würdigen und ehren, als wenn er sie zu Gehülfen im Dienste seines Reiches annimmt? kann er sie mehr würdigen und ehren, als wenn er das Gefühl, das sein Heilandsherz erfüllt, auch in ihre Herzen überströmen läßt?

„Das Volk ist verschmachtet und zerstreuet" — wird dieses Wort nicht heute noch gelten? Die Ernte ist groß, wenig sind der Arbeiter — kann dieses Wort nicht auf die gegenwärtige Zeit noch angewendet werden?

Dieser auserwählte Tag, diese geweihte Stunde, dieser feierliche Act, der so eben vollzogen ist, will auch Zeugniß dafür geben, aber Zeugniß auch dafür, daß das Reich Gottes komme, daß sein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Ach, wir schließen solches Zeugniß ein in unser tiefstes Herz: Möge es der Herr auch annehmen und gültig finden; auch er!

„Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen" — das ist das Losungswort unseres allertheuersten Königshauses. Mit diesem Worte hat es seine Jüngerschaft, seine Dienstbarkeit bei dem Herrn Christo anerkannt, unter dieses Wort hat es sein Königsamt gestellt, nicht mit Lippen, sondern mit dem Herzen, mit der That, im Geiste und in der Wahrheit.

Und unser Hochseliger, Hochgeliebter König hat dieses Wort noch in eine ganz besondere That gefaßt, indem er die Ordens-Brüderschaft von St. Johann zum Spital von Jerusalem wieder in's Leben rief, sie zur ersten Liebe wieder erweckte, den alten Beruf ihr erneuerte.

Ich diene, sprach er zu seinen Rittern, so dient auch Ihr; mich jammert des Volks, so lasset auch Ihr seine Noth Euch zu Herzen gehen. Ich habe den Herrn der Ernte angerufen, daß er Arbeiter in seine Ernte sende, und der Herr hat mir geantwortet: „Sende diese."

O, es ist neben dem geistlichen Amte, das zur Predigt und Lehre des Worts, zur Pflege der Sacramente und zur Wartung der Seelen verordnet ist, noch viel Raum übrig. Der Herr diente der armen, fündigen Welt in zweierlei Weise, durch das Wort und die That. Er predigte das Evangelium vom Reich und heilte allerlei Krankheit und allerlei Seuche. So ist auch Raum genug übrig zum Dienste in seinem Namen, zum Zeugnisse für ihn durch Werk und That, und der Orden von St. Johann

hat es sich ausdrücklich und feierlich zu seinem Berufe gemacht, durch eigenthümliche That dem Herrn und seinem Reiche zu dienen, durch Heilung und Pflege der Kranken und Siechen.

Und mußte es nicht also kommen unter seinem höchsten Regiment, der ein Reich angefangen, soweit die Welt ist, und zugerichtet, daß es bleiben soll? War es nicht Zeit zu solcher Dienstbereitschaft der weit verbreiteten Verleugnung und Gottvergessenheit gegenüber unter Hohen und Niedern, Armen und Reichen, Gesunden und Kranken?

Die Ersten im Volke nach Geburt und Rang, nach Besitz und Geschichte, sie mußten zur Erkenntniß darüber kommen, welchen Auftrag der Herr gerade an sie nun habe; sie konnten und durften seinem Dienste nicht fehlen. Und schon ist es durch Gottes Gnade dahin gekommen, daß der neubelebte Orden wieder eine Vergangenheit, eine Geschichte hinter sich hat, wenn auch noch eine kurze, doch um so reicher an Zeugnissen durch die That.

Und immer neue Glieder treten zu der hohen Verbrüderung hinzu mit dem Begehren und Versprechen: „Ich will mit euch dienen, nehmt mich an." — So hat denn auch diese geweihete Stunde wieder eine ansehnliche Zahl neuer Glieder dem Orden zugeführt.

Dieses ernste, einfache Gewand, hinter welches aller weltliche Glanz zurücktreten soll, dieses leuchtende Zeichen des Kreuzes auf demselben achtfach zugespitzet, als wollte es deuten, daß das Kreuz ohne Dornen und Nägel nicht sein kann, oder als wollte es anzeigen, daß das Kreuz auch als ein leuchtender Stern erscheine, als der Morgenstern, der dem großen Tage des Lebens vorausgeht. Und nun drittens dieses feierliche Gelübde, so ernst, so heilig, so groß, so schwer, daß es nur der, wenn auch mit bebendem Herzen, dennoch zuversichtlich auf seine Lippen nehmen kann, der unter dem Kreuze des Herrn steht, der es gläubig umfaßt hat.

Das ist also die Vermittlung zum Eintritte in das hohe, in das christliche evangelische Ordenshaus, aber es ist eben die letzte, förmliche, abschließende Vermittlung.

Es gilt zu erwägen, daß es nach eine längere, umfassendere Vermittlung giebt, die vorausgehen muß; denn der nicht eben kurze Weg führt also: Aus dem Hause der Väter und Ahnen, durch das Gotteshaus, in das Ordenshaus.

Der Hausherr aber muß überall derselbe, der Eine sein, der dreieinige Gott, denn Niemand kann zween Herren dienen.

„Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!"

Zuerst also das Haus. Wo der Herr nicht das Haus bauet und im Baue erhält, so arbeiten umsonst, die daran bauen. — Dieses Wort sollte nicht zuerst vom Edelhause gelten? Ueberall ist es wie eine Stadt, die auf einem Berge liegt, von Vieler Augen geschauet, und es sollte nicht eine Stätte sein, darin des Herrn Ehre wohnet, darin das ganze Leben in seinen Dienst gestellt ist? Das wäre ein erschrecklicher Widerspruch, heute noch der Thränen werth, die einst um Jerusalem geweinet sind.

Die Hallen und Säle des Hauses sind wohl mit den Bildern der Ahnen geschmückt, auf denen zugleich des Hauses Geschichte ruhet. Vor ihnen steht der lebende Sproß und Erbe des Hauses, den erstgebornen Sohn an seiner Hand. Er erzählt und beschreibt ihm die Thaten der Väter, was sie im Staate und im Felde vollbracht. Er weiset auf diesen hin, der wohl zween, auf jenen, der wohl dreien Fürsten und Königen gedient hat treu und männiglich. Und nun die ernste, strenge Mahnung an den Sohn: Halte das Vermächtniß des Ruhmes und der Ehren der Väter werth, halte, was du hast! — So sei es! Er hat ein Recht dazu; aber doch ein bedingtes. Hat er dem Sohne nicht noch ein anderes Bild zu zeigen, so hoch und hehr, daß es alle diese geringen unter sich in Schatten stellen muß? Das Bild des Mannes der Schmerzen, der als der Sohn des lebendigen Gottes, durch seinen Tod und Sieg eine ganze sündige Welt zur Beute genommen hat für sein Reich, für das ewige Leben? Ein Bild, nicht etwa nur äußerlich sichtbar an der Wand, sondern ein Bild, lebendig in seinem eigenen Vater-Herzen und im Herzen — der Mutter des Hauses? Daß es sich tief einpräge mit seiner Gnaden-Segensmacht in das Herz des Sohnes, daß das ganze Haus, Gesinnung, Wille, Sitte, Gebrauch, That und Wandel, Edelthum und Heldenthum geweihet sei im Geiste des Herrn Jesu Christi? Alles in Einem und Eines in Allem: — Ein Gottesdienst!?

Ja dann ist auch die erste Vorbedingung recht erfüllt für den künftigen Ritter von St. Johann.

Nicht fern von dem Edelhause steht das Gotteshaus, vielleicht niedrig und unscheinbar, von jenem überragt und überstrahlt. Sei es, wenn es nicht anders sein kann! Der Allerhöchste wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht, und du kannst sie doch lieb haben, diese Stätte seines Hauses und den Ort, da seine Ehre wohnet.

Seine Ehre! — zu bezeugen, wie dort im Heiligthum der Familie, so hier, im Heiligthum der Gemeinde, zu bezeugen laut und öffentlich, mit fröhlichem Aufthuen des Mundes, bei gläubiger Annahme des Herrn in Wort und Sacrament.

Und dies alles zugleich als dienendes Vorbild vor der Gemeinde, deren Schutzherr, deren Patron der Erbe des Hauses wohl gar ist. Ein bedeutungsvoller Name; aber echt und gültig nur dann, wenn solches Schutzamt im Namen und Geiste des Herrn aller Herren geübt wird, nicht bloß im Sinne gesetzlicher Ueberwachung, sondern auch christlicher Berathung, so daß die Schutzbefohlenen für ihre heiligsten Pflichten, Rechte und Bedürfnisse, für ihre Leibes- und Seelennoth Schutz und Zuflucht haben in dem gläubigen Herzen, in dem frommen Gemüthe des Patrons, des Patrons, der neben sechs Werkeltagen auch einen Sonntag hat, in wahrer Gottesruhe geheiliget, und der ebenso seinen Dienstmannen die Ruhe dieses Tages unverkürzet läßt, ihnen Zeit gönnt wie zum Arbeiten und Essen, so auch zum Rasten und Beten, auf daß die Unruhe des Werkeltages gestillt sei, daß eine Weihe komme über die Arbeit im Schweiße des Angesichts, daß auch das alltägliche Treiben und Schaffen im Staube die Geltung gottesdienstlichen Lebens gewinne.

Ja, wenn es so ist, dann ist auch die andere Vorbedingung für den künftigen Ritter von St. Johann erfüllt.

So treten wir nun im Geiste ein in das Ordens-

haus. Siehe, es hat eine Ueberschrift: „Ich diene." Dienen will der Orden, dienen dem lebendigen Gott im Namen seines eingebornen Sohnes Jesu Christi, der von sich selbst bezeuget: des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zur Erlösung für viele, der, ehe er den Schaden der Welt mit seinem Blute geheilet, umherging in den Städten und Märkten und allerlei Krankheit und Seuche heilete im Volk. Ihm dienen will der Orden durch Heilung und Pflege der Kranken und Siechen, der Zerschlagenen und Verwundeten, der Mühseligen und Müden. Siehe, siehe, das Wort ist That, ist Wahrheit geworden.

O, meine Seele jauchzet zu dem Herrn und ist sehr fröhlich über seine Hülfe! Das hat der Herr gethan! Meine Seele erhebet den Herrn, denn seine Treue, seine Barmherzigkeit währet für und für!

Und du, verklärter, unvergeßlicher König schaust auch darein! Dein Gebet ist erhöret, dein Rath und Wille ist in's Werk gebracht, und über ihm liegt ausgebreitet Gottes Gnadensegen, ausgebreitet vom Strande der Ostsee bis an's Ende des Mittelmeeres Gottes reicher Segen.

Wer hätte Augen, und sähe nicht die Hand des Herrn, der da hilft, der sein Reich zu Stand und Wesen bringt auch durch solchen Dienst des Ordens, welchen er mit seinem Odem belebt, welchem er so sichtbarlich in die Hände geholfen hat?

Als der Orden in seinem ersten Sinne wieder hergestellet war, da hätte es scheinen mögen, als sei nur ein halbes Werk gethan; denn mit ihm und in ihm waren ja nicht zugleich die Herzen und Hände zur Stelle gebracht, welchen nun der Orden seinen Dienst zur Ausübung übergeben und anvertrauen konnte. Und doch war es so! Während der hochselige König mit fürstlicher Freigebigkeit Bethanien aufgebaut, war auch Fliedners Haus am Rhein aus göttlicher Gnadenfülle emporgestiegen, und ebenso das Rauhe Haus zu Horn. — Es genügte, nur an die eine Pforte anzuklopfen, und die Pforte that sich auf und die dienenden Schwestern traten heraus, bereit und willig, das Liebesamt in den Häusern fortzusetzen, die der Orden den Kranken und Siechen aufgebauet.

Nach Jahren schon wird dieser Dienst gemessen, und wer mag sie zählen, die unter solcher Pflege genesen, genesen noch einmal für das zeitliche Leben, oder genesen für das ewige Leben, oder bis zu des Leibes Erlösung mit ihrer Last und ihren Schmerzen unter Schutz gebracht, die erfahrene Liebe dankend und rühmend preisen droben im Himmel und hier auf der Erde!

Geräuschlos und still, von der Welt kaum beachtet und bemerkt, in tiefem Frieden war das Werk Jahre lang geübt, — aber — dabei war eben dem Orden selbst und seinem Werke noch eine andere Beweisung und Bewährung aufbehalten, die Bewährung auf blutigem Kampfesfelde, die Bewährung der Hülfe über hundert in einem Augenblicke geschlagenen Wunden, die Bewährung des Samariter-Dienstes an dem Feinde, der zerschlagen am Wege liegt.

Auch hierzu sollte Tag und Stunde kommen. Mit tiefer, heiliger Bewegung treten wir nun im Geiste hinaus auf das jüngste Kampfes- und Siegesfeld des vaterländischen Heeres, auf das erste Feld, da der Orden seinen alten Dienst wieder verwaltet, und zwar unmittelbar, durch seine erwählten Glieder selbst, unter dem Beistande helfender Diener und dienender Schwestern; Jeder an seiner Stelle.

Das Gewühl des Kampfes und der Donner der Schlacht ist zur Zeit verstummet, es ist still geworden über der von Schwerdt und Kugel gefurcheten, blutgedüngten Flur, auf der nun die Frucht glorreichen Sieges in Blüthe steht. Ueber den Gräbern der treuen Kameraden steht das geschmückte, jugendliche Heer, Gewehr im Arm, im Angesichte seines kaum minder jugendlichen Feldhauptmannes, der ihm zu Kampf und Sieg überall vorausgeschritten, und der ein Sohn ist aus dem Hause der Hohenzollern. Mit Dank und Freude strahlenden Blicken schauet der König, schauet der Vater, schauet das Vaterland auf „den Sohn," auf „die Kinder," schauet der greise unter Schlachten und Siegen ergraute Feldmarschall auf seine Bataillone und Schwadronen, auf seine Leute aller Waffen, in Frost und Unwetter, in Mangel und Mühsal, in Kampf und Sieg bewährt.

Aber unser Blick wird zur Stunde noch anders gerichtet, auf ein anderes Schlachten-Tagewerk, das nicht mit der Schlacht selber beendet ist, das nicht mit Schwerdt und Kugel ausgerichtet wird, sondern mit unbewehrter, sanfter und doch starker Hand, die trotz Geschrei und Drohung der Schlacht, Wein und Oel bringt für die Wunden, sich unter Haupt und Glieder der Verwundeten schmiegt, selbst in Gefahr, sie aus der Gefahr hinwegträgt und sie zur Pflege, Heilung, Tröstung und Todesbereitung sicher bettet und birgt. — Hierauf müssen wir schauen, nicht um die eigne Ehre zu sehen — das sei ferne! — sondern um zu erkennen den Rath und die Hand des Herrn, der zum Werke gerufen, der geholfen und Gedeihen gegeben hat. So ist's geschehen. Die Zeit ist gekommen, wo der Johanniter-Ritter selbst die Hand ans Werk gelegt. Weil aber die eigne Hand nicht ausreichte, so sind die helfenden Diener und die dienenden Schwestern aus ihren schützenden Mauern herausgetreten und haben die neue Arbeit auf dem freien Plane der Welt geübt ebenso, als geschähe es daheim in den stillen Sälen und Kammern.

„Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe. Er wird Dich mit seinen Fittigen decken, und deine Zuversicht wird sein unter seinen Flügeln. Ob tausend fallen zu Deinen Seiten und zehntausend zu Deiner Rechten, so wird es doch Dich nicht treffen."

Dieses Wort hat sich ja erfüllt, wie vor Allen an dem Prinzen-Herrenmeister selbst, den es getrieben, ganz nahe bei dem Kampfe zu stehen, und nach Meister-Recht die Arbeit des Heeres, so wie die Arbeit seines Ordens selbst einzusehen; so hat es sich erfüllt an allen Gliedern des Ordens bis auf den Einzigen von jenen, die zum Kampfe das Schwert gezogen hatten, so hat es sich erfüllt an den helfenden Dienern, die, den Rittern nacheifernd, trotz dem Geschrei und der Gefahr des Todes bei

ihrem Werke gewesen, als ständen sie im alt-gewohnten Berufe.

Und du, verklärter König, bist auch dabei gewesen, bist mit Deinem Geiste Zeuge gewesen bei Allem, was geleistet und gelitten, was gewagt und gewonnen ist; dein Geist ist in deinem Rath und Willen, in deinen Gedanken und Wegen zur That gekommen.

Allein Gott in der Höh sei Ehr und Dank für seine Gnade! —

Ja, Gnade ist's auch vom Herrn, daß er diese erste Aufgabe zum ersten Versuche, zur ersten Bewährung nicht schwerer, wenn ich nicht sagen darf, so leicht gemacht hat.

Er hat ja auch im Anfange die neuerworbene Jüngerschaft vom Leichteren zum Schwereren geführt, vom Hochzeitsfeste zu Kana bis zum Grabe des Freundes Lazarus, und ist erst lange mit ihnen durch die Fluren und Märkte Kanaans gewandelt, ehe er mit ihnen in Gethsemane und auf Golgatha angelangt. Ja, es bedarf gewiß der Erklärung nicht, daß er und wie er durch reiche Erweisungen seiner Gunst und Gnaden, durch Hülfleistungen seiner Treue und besonders durch Verkürzung dieser ersten Probe die gestellte Aufgabe erleichtert hat. Er will Zeit lassen zum Wachsen und zum Erstarken, zum Reifen und Tüchtigwerden.

Aber es werden andere Zeiten kommen, schwerere Zeiten, schwerere Prüfungen.

Dann wird der Herr Nachfrage halten: Bist du auch nicht von der ersten Liebe gewichen, meine Gnade an dir, ist sie nicht vergeblich gewesen? Einen andern Grund kann Niemand legen, als der gelegt ist, welcher ist Jesus Christ: Hast du nun auf diesen Grund gebauet Gold oder Heu und Stoppeln? Siehe, jetzt will ich Dich erfahren, ob dein Glaube rechtschaffen sei und viel köstlicher erfunden werde, als das vergängliche Gold, das im Feuer bewähret wird.

Wenn es uns beschieden sein wird, wieder eine Friedrichs-Schlacht zu schlagen, wie vor einem Jahrhundert, oder eine Völker-Bundes-Schlacht, wie vor einem halben Jahrhundert, wo das Blut in Strömen fließen, wo man die Wunden nach Tausenden zählen wird, dann, Ordensbrüderschaft von St. Johann, dann mußt auch du gewachsen sein zur That und Hülfe, gewachsen nicht nur auswendig, sondern an dem inwendigen Menschen, stark und mächtig im Geiste und im Glauben.

Wenn es unserm armen Geschlechte nicht erspart sein kann, daß beim Widerspruche der Völker-Fragen und Forderungen das Schwerdt die letzte Entscheidung gebe, ach, daß dann doch die Zeit kommen möge, wo der Krieg seine Rohheit und Wildheit abgethan, wo auch über den Heerschaaren und Schlachtfeldern der Geist der Verheißung wallet und webt, wo der Feind dem Feinde ehrwürdig, wo jede Wunde heilig, wo vor Allem der überwundene Feind unantastbar ist.

Dies zu erreichen mit der Hülfe des Herrn und zu seines Namens Ehre, ist die Aufgabe der ganzen Christenheit, zumal ihrer Hirten und Lehrer; aber es ist insonderheit auch deine Aufgabe, Ordensbrüderschaft von St. Johann. Du hast sie dir erwählet und ergriffen: so halte fest, halte aus.

Nimm immer zu im Werke des Herrn, sintemal du weißt, daß deine Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

Ja, wir haben in dem jüngsten Kampfe schon deutliche Spuren dieses Geistes gesehen. Also vorwärts auf dieser Bahn! Diese ist die rechte Bahn der Ehren vor dem Herrn! —

Ach, daß der treue Gott unserm theuren Könige und Landesvater es vergönnet hat, eine Erquickung für seinen schweren Königsdienst, sein treues Heer in solchem Kampfe und in solcher Kampfesweise, in solchem Siege und in solcher Siegesfreude zu sehen, ganz der Väter werth!

Wir danken es dem Herrn der Heerschaaren recht, wenn wir bei dem Worte stehen und bleiben: „Mit Gott für König und Vaterland!" und du, Ordensbrüderschaft von St. Johann, dankest ihm noch einmal, wenn du bei dem Wahlspruche bleibest: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!

Das walte Gott! Amen!

Weißt du denn nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet? —

Der Johanniter-Orden hat in der letzten Zeit viel Gnade von Gott und viel Ruhm und Ehre von den Menschen erfahren. Wie aber hat er diese Gnade und diese Anerkennung aufgenommen? Das ist die Frage. Hat er dabei auf die Stimme eines Petrus gehört, der, als er auf des Herrn Wort das Netz ausgeworfen und eine große Menge Fische gefangen, dem Herrn zu Füßen sinkend, ausrief: „Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch?" oder hat er lieber auf die Stimme des Teufels gehört, der zu ihm spricht: „du hast viel geleistet, du hast mehr geleistet wie Andere, du verdienst es, das man dich rühmt und ehrt?" — Zu Sonnenburg, am Tage Johannes des Täufers, des Bußpredigers, lautete die Festrede: „Vom Vaterhause, durchs Gotteshaus, ins Ordenshaus." Hat der Orden bei den drei Abschnitten dieser Rede auch die drei Zusätze gemacht: Von der Buße, durch die Buße, in die Buße? damit es auch heißen könne: Vom Glauben, durch den Glauben, zum Glauben? Vom Glauben der Väter, durch den Glauben der Kirche, zum Glauben des eigenen Herzens? Hat der Orden dies gethan, dann wird es an neuen Früchten seines Glaubens nicht fehlen, dann wird er aber auch bei jeder neuen und schöneren Frucht der Mahnung eingedenk sein:

„Weißt du denn nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?" — Ein Johanniter-Ritter.

Die Wohlthätigkeits-Anstalten Londons.

„The Charities of London. Comprising an account of the operations, resources, and general condition of the charitable, educational and religious institutions of London. London: Sampson. Berlin:

Asher", ist der Titel eines im Jahre 1863 in neuer Auflage erschienenen Werkes, das die 650 Wohlthätigkeitsanstalten Londons ausführlich und im Detail schildert.

Danach giebt es in dieser Riesenstadt auch eine große Wohlthätigkeitsstadt, vertheilt in 650 Häusern und Palästen durch die Tausende von Straßen. — Der vierte Theil dieser Anstalten ist während der letzten 10 Jahre in's Leben getreten.

Von den 15 Millionen Thaleen, welche diese Anstalten jährlich zur Linderung von Elend und Mängeln aller Art verwenden, werden 11 Millionen durch freiwillige Beiträge aufgebracht, wobei nicht zu übersehen ist, daß, unabhängig davon, noch eine außerordentlich hohe Armensteuer von der besitzenden Klasse in England gezahlt werden muß.

Ein in dem genannten Werke enthaltenes Verzeichniß führt 640 solcher Institutionen auf, indem die Filial- und Zweiganstalten mit jeder Hauptanstalt als je eine gerechnet werden.

Das Verzeichniß fängt mit den 14 großen medizinischen Hospitälern an. Es folgen 66 andere Hospitäler, Krankenhäuser und Institutionen für specielle medizinische Zwecke, 39 Dispensions- d. h. Arzneidereitungs-Anstalten für die Armen, 12 Institute für Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und öffentlichen Moral, 1 Findelhaus, 22 Hospitäler und Magdalenenstiftungen für weibliche Personen, 16 Anstalten für Unterstützung von Gefangenen, Besserungs- und Zufluchtshäuser (mit Ausschluß der Industrie-Schulen und lokalen Zufluchts-Institutionen), 29 Anstalten für Armuth und Elend auf der Straße und specielle Ansprüche, woneben 1861 noch 58,000 Pfund Sterling in den 13 Polizeigerichtshöfen freiwillig eingezahlt und ausgegeben wurden. Dann giebt es 21 Zufluchtsstätten („Homes") für Näherinnen und weibliche Dienstboten, 9 Pensionsfonds für wohlthätige Zwecke (Zahlung von Annuitäten an hilflose, würdige Arme), 14 Gesellschaften mit Fonds für arme Geistliche, 6 für protestantische Dissenter-Geistliche, 72 Wohlthätigkeitsfonds für Handwerker-Innungen, etwa 21 Fonds von City-Compagnien und Parochial-Vorständen für wohlthätige Zwecke, 5 specielle Nationalfonds für die Noth in Indien, die 1861 über eine halbe Million Pfund Sterling sammelten und vertheilten (jetzt erloschen, aber noch Geld und Wohlthätigkeit produzirend).

Die Zahl der Armenhäuser und Asyle für die Armuth im hohen Alter ist 124. Für Blinde und Taubstumme giebt es 16 Institute, auch 1 für arme Krüppel und Lahme. Sodann verwenden 31 Gesellschaften von ihren Fonds jährlich gegen 100,000 Pfund für Beförderung und Unterstützung von Schulen und 9 Anstalten zum Unterricht für Erwachsene; 14 Asyle erziehen und erhalten ganz und gar etwa 2000 Waisenkinder mit jährlich 60 bis 70,000 Pfund freiwilliger Beiträge (excl. die Regierungswaisenhäuser), und 20 andere Asyle erziehen und erhalten 3000 andere arme oder Verbrecherkinder für mehr als 100,000 Pfund jährlich. Endlich kommen 56 Bibel- und Heim-Missions-Gesellschaften, die jährlich für mehr als 7 Millionen Thaler Bibeln, Trost, Ermahnung und geistliche Nahrung vertheilen und 4 unbestimmte Wohlthätigkeits-Gesellschaften. Die etwa 20 Millionen Thaler, welche jährlich allein in London größtentheils freiwillig gegen allerlei Noth und Elend gesammelt, gegeben und verwendet werden, kommen nicht selten in großen Massen aus weichen Händen und Herzen reicher Privatpersonen. So vermachte ein Londoner Kaufmann, George Peabody, vor einigen Jahren auf einmal eine ganze Million Thaler verschiedenen Gesellschaften für das Wohl arbeitender Klassen. Beiträge von 1000 bis 5000 Pfund aus einzelnen Händen sind nichts Seltenes. Ein einziger Arzt, Dr. Andrew Reed, gründete Asyle für kleine Waisenkinder, für vaterlose Kinder, ein Institut für Idioten und ein Hospital für unheilbare Kranke.

Die vierzehn großen Hospitäler mit mehr als 3500 Betten, in welchen 1861 über 32,000 Kranke behandelt wurden (außer 400,000 Außen-Patienten) haben ein jährliches Einkommen von etwa 130,000 Pfund aus Dividenden, Eigenthum und Arbeit der Patienten, dazu gegen 60,000 Pfund freiwillige Beiträge, also jährlich viel über eine Million Thaler. Das älteste derselben, St. Bartholomew's Hospital, besteht schon über 700 Jahre, nachdem es im Jahre 1123 von einem Privatmanne gegründet worden war. Es bildet mit „St. Thomas, Bridewell, Bethlehem (Bedlam) und Christ-Hospital" die fünf großen Krankenhäuser der City.

Die 66 speciellen Hospitäler unterscheiden sich von einander durch Nationalität und Krankheit der Patienten, doch wir erwähnen von ihnen nur das Deutsche Hospital in Dalston (Norden von London), das seit seiner im Jahre 1845, auf Anregung Sr. Majestät des Hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, erfolgten Gründung durch die Unterstützung auch anderer deutschen Fürsten, sowie deutscher und englischer Privatpersonen, innerhalb seiner Räume circa 5000 und poliklinisch circa 65,000 Kranke hat behandeln können, wovon über ein Drittel Engländer waren, obgleich es nur für Deutsche und Deutschredende bestimmt worden ist. Diese Liberalität wird auch von englischen Hospitälern nach Kräften erwiedert.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, den 2. Juli 1864. Als wir im letzten Berichte von dem bevorstehenden Schlusse der Lazarethe sprachen, war der Wiederbeginn des Krieges noch nicht entschieden, und wir ahnten nicht, daß unsere Lazarethe von neuem durch Verwundete gefüllt werden würden, ja daß ein drittes Lazareth begründet werden müßte. Der Uebergang unserer Truppen nach Alsen am 29. Juni machte es nothwendig, einige Tage vorher in Wester-Satrup ein Haus auszuwählen und für circa 12—15 schwer verwundete Offiziere einzurichten. Am Tage des Uebergangs, der mehr als der Tag des Sturmes auf die Düppel-Stellung Schwierigkeiten im Transport der Verwundeten aus dem Gefecht durch schmale, sehr befahrene Landstraßen, und durch den ziemlich breiten Alsen-Sund bot, gelang es dennoch, alle verwundeten preußischen Offiziere in die Verpflegung des Ordens zu bringen. Die leichteren kamen

sofort nach Flensburg, die schwereren blieben in Satrup. Auch von den verwundeten dänischen Offizieren sind bis jetzt 3 in unserer Behandlung, denen hoffentlich die übrigen recht bald nachfolgen werden. Mit Berücksichtigung unserer früheren Verpflegten vertheilt sich die Gesammtzahl der 52 Verwundeten folgendermaßen:

1. Im Lazareth zu Satrup liegen 8, deren Namen und Verwundungen folgende sind: Lieutenant von Brockhusen, 24. Regiments, Schuß durch Unterkiefer und Schulter, schwer verwundet. Lieutenant von Versen, 64. Regiments, Zerschmetterung beider Knochen des rechten Unterschenkels, schwer verwundet, liegt im Gipsverbande. Lieutenant von Bernuth, 15. Regiments, Schuß durch die Schulter mit Zerschmetterung des rechten Schlüsselbeines und Quetschung der Lunge, schwer verwundet. Lieutenant von Hardou, 64. Regiments, Schuß durch die Schulter, Zerschmetterung des rechten Schlüsselbeines und Quetschung der Lunge. Hauptmann von Kawezinski, 15. Regiments, Schuß durch's dicke Fleisch, leicht verwundet. Füselier Heinecke, 64. Regiments, Schuß längs des rechten Brustkorbes, schwer. Lieutenant Schaarod, 5. dänischen Regiments, Schuß quer über das Brustbein gehend, schwer. Fähnrich Graf Baudissin, 5. dänischen Regiments, Kartätschschuß des rechten Fußrückens, schwer verwundet.

2. In Bellevue gingen in den letzten 14 Tagen als geheilt ab: Heineccius, Ballhorn. Als Passant blieb ein kranker Offizier mehrere Tage da, so daß 12 verblieben, zu denen jetzt noch 5 hinzugekommen. Diese sind: Hauptmann Graf Haeseler vom General-Stabe, Contusion des Rückens, leicht verwundet. Hauptmann von Radowitz, 24. Regiments, Streifschuß des linken Mittelfingers, leicht. Lieutenant Kleedehn, 64. Regiments, Streifschuß der linken Wange, leicht. Lieutenant Theiß, 24. Regiments, Streifschuß der linken Schulter, leicht. Lieutenant Meißner, 64. Regiments, Streifschuß der rechten Brustwand, leicht.

Von den älteren Verwundeten ist nur Erfreuliches zu berichten. Lieutenant Ranzow ist über jede Lebensgefahr hinaus, seine Wunden fast ganz vernarbt. Hauptmann Boettge leidet an vorübergehender Geschwulst der Extremitäten, die Wunde ist im besten Vernarben, das Allgemeinbefinden gut, und es wird hoffentlich gelingen, auch bei ihm die Schwierigkeiten eines langen Krankenbettes zu überwinden. Lieutenant von Studnitz vermag bereits zu gehen und erholt sich sichtlich. Die Uebrigen sehen als Reconvalescenten ihrer mehr oder weniger baldigen Entlassung entgegen.

3. In Königsgarten beträgt die Anzahl der Verwundeten, nachdem von Brobowsky, Kehl und Raebel das Lazareth verlassen haben, 27. Neu aufgenommen wurden: Major von Witzleben, Kommandeur des 3. Jäger-Bataillons, Schuß längs des linken Brustkorbes, schwer. Lieut. Freiherr von Rheinbaden II., 24. Regiments, Schuß in das rechte Ellenbogengelenk, schwer. Lieutenant Ziegler, 64. Regiments, Schuß durch die Weichtheile des rechten Oberschenkels, leicht. Lieutenant Schröder, 15. Regiments, Schuß durch die Weichtheile beider Unterschenkel, leicht. Lieutenant von Lettow-Vorbeck, 64. Regiments, Contusion der rechten Bauchdecken, leicht. Lieutenant von Voigts-Koenig, Fleischwunde am linken Oberarm, leicht. Lieutenant Lüdicke, Contusion der linken großen Zehe, leicht, beide vom 24. Regiment. Offizier-Aspirant Hoff, 5. dänischen Infanterie-Regiments, Schuß durch die linke Brustwand, schwer.

Auch hier sehen die älteren Verwundeten bis auf wenige einer baldigen Genesung entgegen. Bei Lieutenant Rothenbücher ist ein neuer Gipsverband angelegt worden, und zeigt der Knochen schon beginnende Festigkeit, ebenso bei Unteroffizier Reiß, dessen Magenbeschwerden gehoben zu sein scheinen. Hauptmann Schotte, der den größten Theil des Tages außer Bett ist, erholt sich, doch ist die Eiterung durch die Knochensplitter noch sehr bedeutend. Hauptmann von Redern und Lieutenant Busch sehen in den nächsten 14 Tagen ihrer Entlassung entgegen, ebenso Lieutenant Humbert und von Bescheree. Von den Uebrigen verlassen wohl schon in früherer Zeit einige geheilt das Lazareth. — Dr. Ressel.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Durch Landrath von Salisch in Trebnitz vom Rittergutsbesitzer von Dedschütz auf Pirschen 5 Thlr.; vom Major und Commandeur des 2. Schlesischen Jäger-Bataillons Nr. 6 Grafen zu Dohna 10 Thlr.; durch Herrn von Löwis of Menar vom Freiherrn Jacob von Uexküll auf Nenenhof bei Reval 50 Thlr.; von Ungenannt 200 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen Louis van Perponcher auf Döbbernitz 50 Thlr.; vom Rentier Ahlemann zu Berlin 25 Thlr.; Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 18,905 Thlr. 9 Sgr.

2. Wäsche, Lebensmittel, Erfrischungen rc.:

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin 2 Rehböcke, 1 Stück Rothwild, 2 Rothspießer; von einer Freundin des Buchwolder Bibelvereins 50 dänische und 300 deutsche Neue Testamente; vom Bauführer Speith in Höxter ein wildes Schwein; von Ungenannt aus Berlin Gemüse und Erdbeeren; vom patriotischen Verein zu Königsberg i. P. Charpie, Verbandzeug und 8 Hemden; vom Weinhändler Bender in Vallendar gedörrtes Obst; von Ungenannt, Poststempel Berlin, Gemüse und Aepfel; von Frau Gräfin von Fürstenstein geb. von Maltzdorf Gittercharpie; von Ungenannt, Poststempel Bernburg, Gemüse; von Frau Gräfin zu Stolberg auf Schlemmin 3 Sendungen Gemüse; von Ungenannt, aus Berlin 3 Kisten Gemüse und 3 Körbe Obst; vom Frauen-Verein der Friedenskirchen-Gemeinde in Potsdam Kleidungsstücke und Wäsche; von Herrn von Brietzke 1 Hirsch; von Ungenannt aus Breslau Ungarwein.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 28. Berlin, den 13. Juli 1864. **Nr. 28.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juli 1864 vorh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1864	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	41			
	Zugang pro Juni	9			
		50			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	46	46	1396	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	57			
	Zugang pro Juni	32			
		89			
	Abgang . .	26			
	Bleibt Bestand	63	63	1899	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	22			
	Zugang pro Juni	12			
		34			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	23	23	611	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	19			
	Zugang pro Juni	21			
		40			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	27	27	674	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	17			
	Zugang pro Juni	3			
		20			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	18	18	477	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	21			
	Zugang pro Juni	6			
		27			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	20	20	657	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	23			
	Zugang pro Juni	21			
		44			
	Abgang . .	28			
	Bleibt Bestand	16	16	646	35
	zu übertragen		213	6360	256
	Uebertrag		213	6360	256
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	15			
	Zugang pro Juni	15			
		30			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	17	17	432	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	47			
	Zugang pro Juni	25			
		72			
	Abgang . .	20			
	Bleibt Bestand	52	52	1553	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	15			
	Zugang pro Juni	15			
		30			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	11	11	503	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	4			
	Zugang pro Juni	10			
		14			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	8	8	204	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	8			
	Zugang pro Juni	5			
		13			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	7	7	197	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	5			
	Zugang pro Juni	3			
		8			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	5	5	112	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	4			
	Zugang pro Juni	4			
		8			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	3	3	103	10
	zu übertragen		316	9464	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juli 1864 vorh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		316	9464	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	—			
	Zugang pra Juni	—			
		—			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	4			
	Zugang pra Juni	11			
		15			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	7	7	207	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Juni 1864	16			
	Zugang pra Juni	1			
		17			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	16	16	464	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juni 1864	12			
	Zugang pra Juni	9			
		21			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	11	11	341	38
	Zusammen		350	10476	521

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juni 1864 beträgt 182, davon sind:

a) gestorben . . . 16
b) geheilt entlassen . 146
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 20

wie vor 182.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist nach aufzuführen:

19) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Mai 1864 . . . . 19 Kranke.
Zugang pra Mai . . . . 22 „

41 Kranke.

Davon sind: gestorben 1
geheilt 14
gebessert 2
fortgegangen 2

19 — 19 „

Bleibt Bestand am 1. Juni 1864: 22 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 2 Türken, 1 Druse und 16 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage betrug pro Mai 720, poliklinisch wurden behandelt 69 Personen.

Paul von Kameke, Oberst und Commandeur des 5. Westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 53. Ehrenritter seit 1855. † Anfangs Juli auf Alsen.

Krankenzelte.

Der Johanniter-Orden wird hinfort einen Theil der in seiner Pflege befindlichen Verwundeten in einem zu diesem Zwecke am 1. d. von hier nach Flensburg abgegangenen Zelte unterbringen. — Manchem, der mit den Verhältnissen weniger vertraut, mag es neu und auffallend sein, wenn so Preußens edelstes Gut, seine verwundeten Krieger, bei dieser Behandlung im Freien „Wind und Wetter ausgesetzt" scheinen; und doch ist es nicht Mangel an bessern Einrichtungen, sondern die Erkenntniß des Besten, welche dieser Zeltbehandlung hier Eingang geschafft hat.

Die Behandlung Kranker, insbesondere Verwundeter in Zelten ist nicht ganz neu. Wozu die Engländer schon im spanischen Befreiungskriege vereinzelt, ungern und nur aus Noth ihre Zuflucht haben nehmen müssen, — und mit wider Erwarten günstigen Erfolgen — das ist später im Zusammenhang mit den andern im Feld nöthigen Maßregeln der Evacuation als „Krankenzerstreuungssystem" von den österreichischen Feldärzten des italienschen Krieges großartig ausgebildet worden. Die Erfolge sind „als Schutzmittel bei Epidemien im Frieden und gegen die vorhandenden Kontagien im Kriege" von Felix Kraus bekannt gemacht worden.

Wenn nun auch diese ausgiebige Verschickung der Kranken von Italien bis tief nach Ungarn hinein, ihre ausgedehnte Behandlung in Zelten, von günstigem Erfolge gekrönt zu sein schien, blieb doch das Bedenken, ob sich auch diese luftige Behandlung für unser rauheres Klima im Norden Deutschlands eignen würde. Es liegen darüber Erfahrungen aus Bethanien vor.*)

Hier, wo sich im Sommer der größere Theil der schweren Maschinenverletzungen Berlins, und viele aus seiner Umgebung anhäufen, ist schon im Jahre 1863 mit Errichtung eines Zeltes für die vier Sommermonate vorgegangen.

Von derselben Hand geliefert, wie die ähnlichen jetzt in Schleswig-Holstein, besteht es aus einem Raum für 14 eiserne Bettstellen, ruhend auf 3 tief in den Kiesboden eingelassenen Pfosten, und mit Seilen ringsum im Rasen durch Heringe gehalten. Je ein Vorraum enthalten Water-Kloset, Wasserleitung und das sonst nöthige Inventar. Oben besteht es aus zwei Lagen Leinwand, von denen die oberste, vom Regen durchnäßt, durch Quellung die untere ganz trocken erhält, aus welchem Grunde auch jedesmal die Seile verkürzt werden müssen.

Während am Tage alle 4 Seitenwände des Zelts aufgeschlagen wurden, auch durch Besprengen mittelst der Wasserleitung für Kühle gesorgt werden kann, ist der Schutz durch ihr Herablassen besonders gegen die Kälte der Nacht doch so ausreichend, mit dem Thermometer nachweisbar, daß im Verlauf des ziemlich rauhen Sommers kein einziger Fall von Erkältungskrankheit bei Zeltkranken eingetreten ist. Und doch befanden sich 50 Kranke in den vier Monaten darin, mit die schwersten Fälle, die das Haus barg.

*) Man vergleiche im 12. Bande der „Annalen des Charité-Krankenhauses": „Die Krankenbehandlung in Zelten. Erfahrungen aus Bethanien." von Dr. Edm. Rose.

Ebenso bewährte sich die Zeltbehandlung für ihren Zweck der Verbesserung des Gesundheitszustands, da es hier nicht auf Befriedigung eines vorübergehenden Krankenandrangs, wie etwa nach größern Feldschlachten, ankam, auch ein Nothbehelf aus baulichen Gründen damit beabsichtigt war.

Indem in einem Zelte die schwersten Maschinenzerreißungen und Zermalmungen, Amputationen sich dicht neben jauchigen und beträchtlichen Eiterungen (bei Greisenbrand, Lungenfistel durch Rippenzermalmung und andern) befanden, konnten die Erfahrungen dieses Jahres als ein Prüfstein für den Werth der Zeltbehandlung gelten, zumal hier — wohl zum ersten Male — rein innere Krankheiten ausgeschlossen waren.

Trotzdem war der Erfolg derartig, daß dieses Jahr ungeachtet der Kosten, welche hier für die erste Einrichtung jedes Zelts 300 Thlr., für die Erhaltung jährlich an je 100 Thlr. betragen, mit der Aufstellung eines zweiten Zelts vorgegangen ist.

In drei Beziehungen glaube ich die Verbesserung des Gesundheitszustands nachweisen zu können.

Noch nie sind in Bethanien relativ zur Krankenzahl und absolut, so weit es sich etwa für das letzte Dutzend Jahre ermitteln ließ, so wenig Kranke den Wundkrankheiten, insbesondere der Pyämie erlegen, als im Jahre 1863. Alljährlich litt Sommers wegen der gleichzeitigen Zunahme der Hitze wie der schweren Verletzungen in Folge der Bauten der Gesundheitszustand im Vergleich zu den Wintermonaten. Grad umgekehrt war es dies Jahr trotz seines besondern Reichthums an Verletzungen und Operationen. In den vier Monaten, die das Zelt bestand, und den zwei folgenden, starben zusammen im Hause wie im Zelt, auf der Männer- und auf der Frauenabtheilung nur zwei Kranke an Pyämie, und beide hatten diese Krankheit schon mit ins Haus gebracht; in den übrigen sechs Monaten nur 5—8. Dieser Erfolg ist um so günstiger, als das gar nicht seltene sporadische Auftreten der Pyämie bei Kranken ohne jede Behandlung, wie mit der ausgewähltesten in Stadt und Land hinlänglich zeigt, daß das Eiterfieber, wenn auch sehr dadurch begünstigt, doch keine Eigenthümlichkeit der Krankenaufhäufung, sondern eben so oft durch die Schwere und Behandlung des Falles bedingt ist.

Wichtiger, aber weniger leicht nachweisbar zeigte sich der Einfluß der Zeltbehandlung auf die Wunden selbst. Es giebt Eiterungen von solcher Ausdehnung, daß sie bei einer gewissen Krankenaufhäufung trotz Allem nie heilen, dagegen sofort auf dem Lande mit denselben Mitteln oder auch ohne Weiteres. Auffallend dasselbe konnte man hier beobachten. Trotzdem das Krankenhaus spärlich in der Zeit mit Eiterungen belegt war, kam doch der lehrreiche Fall vor, daß eine sehr ausgedehnte Maschinenzerreißung nach wenigen Wochen in der Heilung so lange stillstand, bis ich mich zu einer Verlegung des Kranken in das Zelt entschloß. Die Wunden im Zelt hatten eine größere Frische; Vernarbung kam hier leichter zu Stande. Der Grund zu diesem Verhalten möchte schließlich im Einfluß der schönen Gartenluft auf den allgemeinen Zustand des Kranken zu suchen sein, der in vieler Beziehung ähnelt der Wirkung der Seeluft auf den erschöpften Städter. Ganz abgesehen von dem blühenden Aussehn der Gesichter, der größern Munterkeit, der Frische der Wunden, ließ sich stets beobachten, daß die Kranken durch ihre Verlegung ohne Weiteres in wenigen Tagen größere Eßlust bekamen, selbst dann, wenn in Folge der Ausdehnung der Eiterung im Hause alle Mittel fehlgeschlagen hatten, sie bei Appetit zu erhalten. Eine Folge war, daß für die Zeltkranken sofort die Diätportionen mußten vergrößert werden.

So bethätigt die Zeltbehandlung ihren günstigen Einfluß, besonders für ausgedehnte Eiterungen im ganzen Stoffwechsel, führt dadurch größere Frische im Aussehn der Wunden herbei und reducirt die Lazarethseuchen auf den unvermeidlichen Rest, diese Plagen, an denen hier sonst 20—30 Menschen jährlich starben, in den süddeutschen Feldspitälern 1813 bis 50% aller Kranken. Indem im Freien die Zersetzungsprodukte des Eiters stets fortgeweht werden und sich zertheilen, schwinden die Gefahren, welche jede Krankenaufhäufung mit sich führt, durch diese Zeltbehandlung, deren Lustigkeit in früherer Zeit nur unvollständig und unzureichend durch das Hinaustragen der schwersten Fälle in Bretterhütten, unter Schirmdächer, auf Balcone aber ganz ins Freie erstrebt wurde.

Bethanien, den 4. Juli 1864. Dr. Edm. Rose.

I. Cor. 13.

Wird dir für Liebe, Haß — laß enden die Liebe nicht!
Was wären wir, wenn wir verständen die Liebe nicht!
Ein matter Ton, der bald verklingt, ein tönend Erz,
Das wohl die Welt vermag zu blenden, die Liebe nicht.
Und träufelst Oel und Wein in jede Wunde du,
Dein Lohn ist karg, bringt deine Spenden die Liebe nicht.
Was du gethan und thust, es bleibt ein todtes Werk,
That es mit Samariterhänden die Liebe nicht.
Und zögest gen Jerusalem du mit dem Kreuz
Geschmückt, und ließest dich entsenden die Liebe nicht,
Und bautest Tempel du, wie Zion, Salomo,
Berühmt in allen Sonnenwenden — die Liebe nicht,
In Trümmer sinkt der Bau — umsonst die Pilgrimschaft,
Will deine Kraft das Werk vollenden, die Liebe nicht.

Conrad von Prittwitz-Gaffron.

Das Magdalenen-Stift zu Berlin.

Der jüngst über das hiesige Magdalenenstift ausgegebene Bericht weist nach, daß in dem zweijährigen Zeitraum vom 1. April 1862 bis zum 1. April 1864 im Ganzen 149 Personen in der Anstalt verpflegt worden sind. Durch die Einrichtung von sechs neuen Stellen ist es dem Vorstande des Frauenvereins zur Besserung weiblicher Gefangenen 2c. möglich gewesen, 45 Zöglinge gleichzeitig zu beherbergen. Zu Anfang April d. J. betrug die Zahl derselben 39. Von den 113 Pfleglingen, welche in den beiden letzten Jahren neu aufgenommen wurden, waren der Heimath nach 53 aus Berlin, 25 aus der Provinz Brandenburg, 15 aus der Provinz Sachsen, 4 aus Schlesien, 5 aus Pommern, 2 aus Westphalen, 1 aus

Posen und je 1 aus Rudolstadt, dem Königreich Sachsen und Anhalt. Aus der Charité kamen 42, aus Gefängnissen und Arbeitshäusern 8, die Uebrigen wurden durch Angehörige, Vormünder, Parochialvereine oder durch die Fürsorge Anderer in die Anstalt gebracht. Von den Abgegangenen sind 39 (meist durch die Anstalt) in Dienstverhältnisse untergebracht und 29 zu den Ihrigen zurückgekehrt; sie halten sich jetzt meist ordentlich. Nur für 42 ist das Kostgeld gezahlt; 97 aber sind ganz unentgeldlich in der Anstalt gewesen. Die Einnahme vom 1. April 1862 bis dahin 1863 betrug 5634 Thlr. 26 Sgr. 3 Pfg., die Ausgabe 5556 Thlr. 9 Sgr. 8 Pfg. (Bestand 78 Thlr. 9 Sgr. 8 Pfg.); die Einnahme vom 1. April 1863 bis dahin 1864 betrug 3992 Thlr. 11 Sgr. 9 Pfg., die Ausgabe 3708 Thlr. 3 Sgr. 6 Pfg., so daß ein Bestand von 284 Thlr. 8 Sgr. 3 Pfg. blieb. Die jüngste Helferin der Anstalt, P. Leesemann, folgt einer Berufung an das Findelhaus zu Hongkong, sonst ist keine Veränderung im Stifte eingetreten, dessen bekanntes wohlthätiges Wirken auch ferner die nöthige Unterstützung in weiten Kreisen finden möge. (Kr. Ztg.)

Statistisches.

Die Nr. 5 der „Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Büreaus" vom Mai 1864 enthält unter Anderm statistische Notizen aus der Verwaltung des Königlichen Polizei-Präsidiums zu Berlin für das Jahr 1863, denen wir das Nachstehende entnehmen:

Berlin hat 9 öffentliche Krankenhäuser und zwar: 1) die Königliche Charité, 2) das Diakonissenhaus Bethanien, 3) das katholische (St. Hedwigs-) Krankenhaus, 4) das Elisabeth-Krankenhaus für weibliche Kranke, 5) das Elisabeth-Kinderhospital, 6) das Königliche Universitäts-clinicum für Chirurgie und Augenheilkunde, 7) das geburtshülflich-klinische Institut der Königlichen Universität, 8) das Krankenhaus der jüdischen Gemeinde und 9) das französische Hospital (Hôtel de refuge), ferner 14 Privat-Krankenanstalten, von denen wir besonders hervorheben die Klinik des Geheimen Medicinalraths Dr. von Graefe für Augenkranke, die Idiotenanstalt des Lehrers Bösch, das gymnastisch-orthopädische Institut des Sanitäts-Raths Dr. Behrend, das Institut für schwedische Heilgymnastik und Orthopädie des Sanitätsraths Dr. Eulenburg, das Institut für Heilgymnastik des Dr. Neumann, die Wasserheilanstalt des Vereins der Wasserfreunde und die Pabst'sche Klinik für chirurgische Kranke.

Siechenhäuser sind 5 vorhanden: 1) Städtisches Siechenhaus für weibliche Sieche, 2) Siechenhaus Bethesda, 3) Männer-Siechenhaus, Schönhauser-Allee 59, 4) St. Elisabeth-Siechenhaus, Schönhauser-Allee 144, und 5) Siechenanstalt von St. Jacoby.

In der Charité wurden pro 1863: 13,483, im Diakonissenhause Bethanien 2475, im katholischen (St. Hedwigs-) Krankenhause 2970, im Elisabeth-Krankenhause für weibliche Kranke 406, im Elisabeth-Kinderhospital 95, im Königlichen Universitäts-Klinikum 642, im geburtshülflich-klinischen Institut der Königlichen Universität 367, im Krankenhause der jüdischen Gemeinde 382 und im französischen Hospital 101 Kranke, zusammen: 20,921 Kranke, verpflegt.

Die Klinik des Geheimen Medicinal-Raths Dr. von Graefe für Augenkranke zählte 1739 Patienten.

Die Arbeiterfrage und das Christenthum. Von Wilh. Emmanuel Freih. von Ketteler, Bischof von Mainz. Dritte Auflage. Mainz 1864.

Wir empfehlen angelegentlich jeder Bibliothek eines Johanniters dieses außergewöhnliche Buch.

Ein katholischer Bischof läßt als „Arbeiterfreund" seine Stimme hören in einer hochwichtigen Angelegenheit, meinend, hiermit lediglich einem Pflichtgebot seines hohen Berufs zu gehorsamen (S. 4).

Ein deutscher Edelmann gleichzeitig, in der schönsten Bedeutung des Wortes — ist es, der mit warmem Herzen für die Noth christlicher Mitbrüder, reichbegabt mit schriftstellerischer Kraft, aus der Geschichte die unumstößliche Wahrheit darlegt, daß nur das wahre Christenthum die Mittel bietet zur erfolgreichen Ausbesserung der Verhältnisse des Arbeiterstandes (d. i. aller Derer, die so zu sagen von der Hand in dem Mund leben). Wir freuen uns höchlich, daß ein deutscher Edelmann die uns vorliegende Arbeit für den Handarbeiter vollzogen; denn zu den Pflichten des Adels gehört: feste Hand im geistigen Turnier — im Felde der Literatur.

Diese Erörterung betreffs des Herrn Verfassers und der Umstand, daß es sich um ein vom christlichen Standpunkt aus geschriebenes Buch über eine neuerdings vielfach ventilirte Frage handelt — dies zusammen läßt einen Inhaltscommentar entbehrlich erscheinen.

Auf die Note S. 153 (Sabbathruhe des Arbeiter betreffend) wollen wir jedoch besonders hinweisen, und zwar um deshalb, weil Noten leider oft übersehen werden. Ferner sei auch als sehr ansprechend hervorgehoben, was S. 39 u. ff. zu finden über Bürde und Würde der Arbeit.

Der Centralpunkt der in Rede stehenden typisch verkörperten Gedankenreihe liegt in Capitel III. (und IV.): Lage des Arbeiterstandes (und Causalität); Der Gravitationspunkt ergiebt sich im Verfolg des VII. Capitels. Dieses beginnt mit Mortalitätsverhältnissen und einer Klimax der Erwerbs- und Lebensumstände. Es folgen dann Betrachtungen über die Mittel, „durch die wir im Geist des Christenthums dem Arbeiterstand helfen können." Klärlich fest stellt Herr Verfasser das Axiom: Nur übernatürliche Liebe, die Christus in die Menschenherzen ausgießt, vermag Kraft zu verleihen für andauernde und liebevolle Pflege des menschlichen Elends. — Anknüpfend an S. 44 (wo über der liberalen Partei hohle Redensarten von Menschenwürde und Selbsthülfe strenges Gericht gehalten wird) verweist der Autor S. 120 u. ff. auf die volle Wahrheit des — durch christliche Anschauungen bedingten — Menschenwerths und auf diejenige Selbsthülfe, welche innere Freudigkeit und inneren Frieden erzielt mittelst der erhabenen Kraft und der reichen Gaben, mit welchen der feste Christenglaube auch den niedersten und ärmsten aller Arbeiter auszurüsten vermag.

Wenn wir neben dem Herrn Verfasser unseren Kritik-Standpunkt wählen (aus naheliegenden Gründen), so ergeben sich uns die gleichen Anschauungen, betreffs der Arbeiter-Misère. Wir vermögen auch den Grundton mancher scheinbar schroffen Aeußerung nachzuempfinden, würden nur hie und da einen andern Ausdruck beliebt haben; so S. 20 letzte Zeile u. S. 160, 17. Zeile (allgem. christl. Kirche statt kathol. Kirche). S. 5 Zeile 11—13, S. 137, hätten wir in Wegfall gebracht. Wir wollen und dürfen

nicht kritteln, wo wir es, wie hier, mit einem ganz außergewöhnlichen Buch zu thun haben, welches, „als Beitrag zu einer noch nicht spruchreifen Sache," gewidmet ist allen Deutschen, die im Geist des Christenthums sich mit einer inhaltschweren Frage beschäftigen.

Das Buch erschien binnen wenig Wochen in dritter Auflage; es ist mehr als 13 Bogen stark, und kostet nur 15 Sgr.

E. G. L. W.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, den 10. Juli 1864. In den vergangenen acht Tagen hat sich die Zahl neu aufgenommener Verwundeter noch um einige vermehrt. In den Armee-Lazarethen zu Sandberg, Schnabeck, Sonderburg lagen mehrere dänische Offiziere, denen nach der Evacuation dieser Lazarethe Aufnahme in den Hospitälern des Ordens angeboten wurde. In das Lazareth in Wester-Satrup wurde der Offizier-Aspirant Julius Worm vom 5. dänischen Infanterie-Regiment von Sandberg translocirt. Demselben war der linke Unterschenkel zerschmettert und später eine brandige Entzündung bis über das Kniegelenk hinzugetreten, so daß die Amputation des Oberschenkels nothwendig wurde. Dr. Heine, der als Arzt in Satrup fungirt, vollzog unter gütiger Beihülfe des Herrn Geheimenrath Langenbeck die Operation, die vollkommen gelang, nach welcher jedoch der Verwundete leider, von einem heftigen Starrkrampf ergriffen, diesem wenige Stunden darauf erlag. Ferner wurde neu aufgenommen: Lieutenant Trepka vom 18. dänischen Infanterie-Regiment; Schuß in das Gesäß mit Lähmungserscheinungen der Excretionen, wahrscheinlich durch Rückenmarkserschütterung. Die Wunden sehen gut aus, die Lähmung macht den Zustand des Kranken unerträglich. Lieutenant von Brockhusen, Schuß durch Unterkiefer und Schulter. Die Wunden reinigen sich und nehmen einen guten Verlauf, die eingetretenen Schlingbeschwerden sind gehoben, das Allgemeinbefinden gut. Lieutenant von Hardon, Zerschmetterung des rechten Schlüsselbeins, Quetschung der Lunge. Die begleitende Rippenfell- und Lungenentzündung hat ihren Höhepunkt überstanden, das Fieber ist geringer, die Wunden von gutem Aussehen. Lieutenant von Bernuth, Zerschmetterung des rechten Schlüsselbeins, Lungenquetschung. Die durch die letztere in Aussicht gestellten Lungenerscheinungen sind ausgeblieben. Der Patient ist fast fieberfrei, die Schmerzen sehr gering, die Wunden rein. Graf Bandissin, Fähnrich im 5. dänischen Infanterie-Regiment, Zerschmetterung der Mittelfußknochen durch Kartätschschuß. Eine ausgebreitete Entzündung ist durch Einschnitte gehoben, die Eiterung noch nicht recht im Gange, das Allgemeinbefinden leidlich. Offiziers-Aspirant Schaarob, Schuß quer über das Brustbein gehend und Zerschmetterung des linken Schlüsselbeins. Große Schmerzen, Fieber, aber keine Pleuritis. Füsilier Heinicke, Schuß längs des rechten Brustkorbes, Bruch der untersten rechten falschen Rippen, Befinden sehr gut. Keine Rippenfell- oder Bauchfellentzündung.

In die Ordens-Hospitäler nach Flensburg wurden transferirt: von Kaweczinski und van Persen.

Im Lazareth zu Belleone verließen uns in dieser Woche Graf Häseler, von Bönninghausen und Dr. Hölker als geheilt. Neu aufgenommen wurden: Vice-Feldwebel Sandmann vom 55. Regiment, Schuß quer über das Brustbein, heftige Brustfellentzündung, die jedoch schon in der Abnahme begriffen ist. — Lieutenant Jansen vom 4. dänischen Regiment. Schuß durch die Weichtheile des rechten Unterschenkels mit Streifung des Knochens. Guter Verlauf. — Lieutenant Goldmann vom 18. dänischen Infanterie-Regiment, Fleischschuß durch den linken Oberschenkel. Sehr befriedigendes Aussehen der Wunden. Lieutenant Höhling vom 18. dänischen Infanterie-Regiment. Schuß durch den linken Oberschenkel mit Zerschmetterung des Knochens. Liegt im Gipsverband und wird hoffentlich eine gute Heilung geben. Die leichter Verwundeten von Radowitz, Kleedehn, Theis, Meissner sind ohne Wundfieber und bis jetzt ihr Wundverlauf ein normaler. Von den früheren Patienten haben wir nur Gutes zu berichten: Lieutenant Lödbecke, dessen Lähmung des Fußes ihm viel Beschwerden machte, zeigt die ersten Spuren der Beweglichkeit, die Wunde von Lieutenant Schulze ist beinahe vernarbt, ebenso wie die von Lieutenant Ranzow; Lieutenant Pfuhlstein, Hauptmann Böttge, der leider noch immer mit seiner Geschwulst kämpft, und von Major von Gliszczinski und Lieutenant von Alvensleben, dessen Lähmung des Armes vollkommen gehoben ist. Bei Lieutenant von Druffel gelang es, den abgestorbenen Knochen des Fußes heute zu entfernen und die Heilung zu beschleunigen; der dänische Lieutenant Smidth, dem Vorder- und Oberarm total zerschmettert waren, ist vollkommen und in untadelhafter Weise geheilt. —

Im Lazareth zu Königs-Garten wurden geheilt entlassen die dänischen Offiziere: Hjord und Borberg; translocirt von Satrup: von Persen, Zerschmetterung des rechten Unterschenkels, liegt im Gipsverband und in der Beinschwebe und befindet sich relativ recht gut. Einzelne Knochensplitter sind entfernt worden. — von Kaweczinski, Schuß ins Dickfleisch. Vortreffliches Aussehen der Wunden und gutes Allgemeinbefinden. Der Zustand der zuletzt Aufgenommenen ist durchgängig ein befriedigender. Major von Witzleben, Schuß längs des linken Brustkorbes, zeigte heute beim Verband reine Wunden, das Fieber hatte nachgelassen, die Lunge war frei geblieben, die früheren Schmerzen und die Unbehaglichkeit waren geringer. Freiherr von Rheinbaben II., Schuß ins rechte Ellenbogengelenk. Wunde von gutem Aussehen, bedeutende Geschwulst und Entzündung durch mehrere Einschnitte gehoben. Die Wunde wird unter steter Wasserberieselung gehalten, Schmerzen und Fieber haben nachgelassen; der Schlaf und Appetit waren gut. Lieutenant Ziegler, Schröder, von Lettow-Vorbeck, von Voigts-Koenig, Lüdicke haben beinahe die erste Fieberzeit ihrer leichten Verwundungen überstanden und befinden sich alle relativ gut. Sie liegen größtentheils in einem sehr schönen geräumigen Lazarethzelte, wo die stets frische Luft und die wohlthätige Ruhe gewiß recht sehr die Heilung ihrer Wunden unterstützen wird.

Von den früheren Verwundeten läßt sich kaum viel mehr berichten. Der größte Theil sieht mit Ungeduld der Abreise entgegen, die bei dem Einen und dem Anderen

durch mancherlei kleine Hindernisse noch hinauszuschieben ist, um stets wirkliche Heilungen zu erzielen. In nächster Woche verlassen uns wieder 4—5 Patienten, denen ja hoffentlich recht bald die andern nachfolgen. —

Dr. Ressel.

Ueber die Betheiligung der Johanniter-Ritter an dem Transport und der Unterbringung von Verwundeten bei der Einnahme von Alsen, am 29. Juni c., hat man uns aus Flensburg das Nachstehende mitgetheilt:

Am 26. Juni hatte der Johanniter-Ritter von Salisch in Wester-Satrup ein passendes Lokal für ein Feldlazareth aufgefunden, welches in den folgenden Tagen eingerichtet und mit allem Nothwendigen versehen wurde. Für die Pflege der Verwundeten langten 2 bewährte Krankenwärter aus Berlin an, so wie durch die Güte des Grafen Alfred zu Stolberg-Stolberg zwei im Krankendienst geübte Alexianer-Brüder. Die Verpflegung ward dem Oekonomen übertragen, der dieselbe bereits früher im Ordens-Hospitale zu Nübel geliefert hatte. Die beiden Johanniter Wagen waren der Führung von zwei Brüdern des Rauhen Hauses übergeben. Der kommandirende General hatte sehr gütig 2 Reitpferde zur Disposition der Ritter gestellt. Die Wohnung für Ritter und Aerzte wurde im Armenhaus von Westerschnabeck eingerichtet.

Am 28. war Alles geordnet, die vorliegenden Wege, Landungspunkte ꝛc. genau besichtigt, und Punkt 1 Uhr am 29. früh rückten die Wagen aus, begleitet vom Ordens-Kanzler, dem Geheimen Medizinal-Rath Dr. Langenbeck, den Johanniter-Rittern von Salisch und Graf Alexander von Wartensleben, dem Malteser-Ritter Grafen Alfred zu Stolberg-Stolberg, sowie den Johanniter-Rittern von Zastrow und Freiherrn von Zedlitz, die sich zur Dienstleistung freiwillig angeschlossen, ferner zwei Brüdern des Rauhen Hauses, zwei Alexianern und dem Jäger des Ordens-Kanzlers. Die Aerzte Dr. Ressel, Heine und Seydel nebst den Krankenwärtern etablirten sich am Satruper Holz, hierher wurden die Blessirten, die über den Alsen Sund gebracht wurden, durch unsere Karren transportirt.

Herr von Zastrow war bald übergefahren, um am jenseitigen Ufer die Einschiffung der Verwundeten zu ordnen, von Salisch, Graf Alfred zu Stolberg und Freiherr von Zedlitz in Begleitung je eines helfenden Bruders folgten ein jeder mit einem der kleinen Transport-Wagen. Da sich das Gefecht schnell vorwärts bewegte, war es sehr anstrengend, zu Fuß zu folgen, und die Transporte mit den Karren zurück nach dem Landungsplatze der Boote wurden immer länger. Endlich war es dem Kanzler gelungen, sein Pferd herüber zu bringen und auf Alsen einige Bauer-Wagen zu requiriren, auf denen von Salisch und Graf Alfred zu Stolberg zunächst die Offiziere fortbringen konnten. Herr von Zastrow war beauftragt, mit dem Grafen von Wartensleben unsere Ambulance von Satrup-Holz nach Sandberg, dem Gefechtsterrain folgend, zu verlegen. Dieselben spannten dort ein schwimmendes Tau über den Alsen-Sund und fuhren mit kleinen Booten die Blessirten von Kjär aus auf kürzestem Wege herüber. Von Satrup-Holz und später von Sandberg leitete namentlich Graf von Wartensleben den Transport auf den großen Johanniter-Wagen nach dem Hospital in Satrup, die leichteren Verwundeten wurden durch Dr. Seydel gleich weiter über Nübel-Mühle nach Flensburg dirigirt. Dr. Heine besorgte die Lagerung der Verwundeten in Satrup, während Dr. Ressel auf dem Verbandplatz in Sandberg, später auch bei Kjär, die ersten Verbände anlegte. Dr. Langenbeck, welcher während der ersten Gefechts-Stunden sämmtliche Verbandplätze mit dem Kanzler zu Pferde besuchte, half bei Kjär und Ulkebüll mit Rath und That.

Es war eine große Freude, als am 29. Abends sämmtliche Herren im Armenhause von Wester-Schnabeck, zuletzt Freiherr von Zedlitz, welcher von Sonderburg einige Offiziere geholt hatte, eintrafen und Gott danken konnten, der ihnen Gelegenheit gegeben, im Ordensdienste vereint mit einem Malteser thätig zu sein.

An Stelle des Ehrenritters von Salisch-Kratzlau, welcher jetzt dem Ordens-Kriegs-Hospital in Wester-Satrup vorsteht, hat der Ehrenritter Graf Friedrich zu Solms-Baruth, auf Golßen, seit dem 4. d. Mts. die Leitung der beiden Ordens-Hospitäler in Flensburg übernommen.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Durchlauchtigsten Herrenmeister, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit 200 Thlr. (3. Geschenk); von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Carl von Preußen 100 Thlr. (3. Geschenk); vom Königlichen Gesandten von Heydebrand und der Lasa in Weimar 50 Thlr.; durch Landrath von Modal aus einer Sammlung des Kreises Kosten 3 Thlr.; durch Frau Minister von Selchow Ertrag einer Sammlung 156 Thlr.; durch Frau von Minckwitz in Dessau gesammelt 15 Thlr; vom Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Ober-Postrath und Kammerjunker von Pritzbuer zu Schwerin 25 Thlr.; vom Standesherrn Grafen zu Solms-Baruth, auf Baruth 100 Thlr. (3. Geschenk); Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 19,554 Thlr. 9 Sgr.

2. Wäsche, Erfrischungen ꝛc.:

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin 1 Rehbock und 100 Flaschen Wein; von Frau von Kriegsheim geb. von Dannenberg in Dessow Kleidungsstücke; von Frau Minister von Selchow desgleichen; vom Pastor Mayer aus Drelsdorf, Amt Bredstedt an der Schleswigschen Westküste, alten Xeres; von Herrn H. N. Plambeck aus Hamburg 1 Korb mit 40 Köpfen Blumenkohl.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 29. Berlin, den 20. Juli 1864. **Nr. 29.**

Carl Lazarus Graf Henckel von Donnersmarck, Oberst a. D., Erb-Ober-Land-Mundschenk im Herzogthum Schlesien und freier Standesherr auf Oder-Beuthen, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, Senior des Johanniter-Ordens, Rechtsritter seit dem 4. Juli 1800, Commendator seit 1853. Geboren 5. März 1772, † zu Breslau 12. Juli 1864.

Das Invalidenhotel in Paris.

(Von Ernst Graf zur Lippe.)

Solon bestimmte, daß diejenigen Vertheidiger Athens, welche sich unwürdig betrugen, der gewöhnlichen Belohnung verlustig gingen. Er verwendete dieselbe für den Unterhalt gelähmter Krieger oder solcher Waisen, deren Väter im Kampf für das Vaterland das Leben verloren hatten.

Das erste Krüppelhaus (Lobotraphium) scheint im oströmischen Reich durch Kaiser Constantin den Großen erbaut worden zu sein. Es war nicht nur für Soldaten bestimmt, die ein Glied oder deren mehrere verloren hatten, sondern auch für andere gebrechliche Personen.

Kaiser Alexius Comnenus nahm in sein neu errichtetes und mit bedeutenden Einkünften ausgestattetes Waisenhaus auch verstümmelte, verwundete, kranke und alte Soldaten auf. Die gelehrte Prinzeß Anna Porphyrogenita macht von diesem Hause eine emphatische Beschreibung. Sie sagt, das Gebäude sei so weitläuftig gewesen, daß, wenn man alle darin befindlichen und preßhaften Personen besuchen wolle, so möchte man schwerlich vor Einbruch der Nacht damit fertig werden, wenn man auch mit Tagesanbruch begonnen. Ein besonderes Vergnügen habe es gewährt, zu sehen, wie ein Blinder von einem Sehenden geführt worden, oder wie Einer, dem die Hände gefehlt, durch Andere bedient war.

Das kriegerische Rom erwies sich in nur sehr geringem Grade dankbar und aufmerksam gegen seine verstümmelten oder siechen Soldaten. Plutarch läßt im Leben des Gracchus einen alten Kriegsknecht deshalb murren: „Man nennt uns Herren der Welt, und wir haben doch nicht einen Fuß breit eigenes Land."

Die vom Kaiser Augustus eingerichtete Invalidenkasse erwies sich als eine nur mittelmäßige Belohnung für unsägliche Strapazen und unzählige Gefahren. Das Bestehen dieser wohlthätigen Einrichtung (aerarium militare) scheint übrigens ein kurzes gewesen zu sein. In den Legionen des Germanicus revoltirten die 30 Jahr und darüber dienenden Veteranen und forderten mit lauter Stimme Ruhe und Lebensunterhalt für ihre alten Tage, damit nicht der Tod die alleinige Grenze ihrer Anstrengungen sei.

Carl der Große sicherte den verstümmelten Kriegern ein Asyl in den Abteien und Klöstern, wo sie als Laienbrüder untergebracht wurden. Philipp IV. der Schöne, König von Frankreich, beabsichtigte ein Invalidenhaus zu bauen, es blieb aber bei der bloßen Absicht.

Der Einrichtung einer ständigen Armee (durch Carl VII. 1445) mußte früher oder später eine angemessen organisirte Invaliden-Fürsorge folgen. Heinrich IV., im Gefühl des dem Heere schuldigen Dankes, stiftete zur Unterstützung armer Offiziere und guter Soldaten, welche durch den Krieg für den Krieg untüchtig geworden, den Orden der christlichen Liebe, und überwies demselben gewisse Einkünfte an die Spitäler und Krankenhäuser, ferner in Paris ein eigenes Wohnhaus. Der Orden ging bald wieder ein, weil er nicht ausreichte, die große Zahl im Kriege elend gewordener Soldaten zu versorgen. (Vieux et caducs, blessés, navrés en guerres.) Die wohlgemeinte Unterbringung in Klöstern vereitelte sich häufig; denn den schwelgerischen Mönchen gefiel das Beisammenleben mit armen Soldaten nicht, und umgekehrt; man entledigte sich ihrer gegen ein mäßiges Jahrgeld.

Ludwig XIII. gründete auf Vorschlag Richelieu's im Schloß Bicêtre eine Comthurei des heiligen Ludwig, wo Alle, die nachweisbar im königlichen Kriegsdienst verstümmelt worden, bis an ihr Lebensende verpflegt werden sollten.

Ludwig XIV. wußte, ohne die königlichen Ausgaben zu vermehren noch dem Lande neue Abgaben aufzuerlegen, die nöthigen Mittel herbeizuschaffen zur Ausführung seines menschenfreundlichen Vorhabens: assurer une existence heureuse aux militaires qui, vieillards mutilés ou infirmes, se trouveraient sans ressources

après avoir blanchi sous les drapeaux. Man nahm alle Laienpfründen in den Klöstern königlicher Stiftung; ferner behielt man von jeder ordentlichen und außerordentlichen Kriegsbezahlung 2 Deniers von jedem Pfund inne. Am 30. November 1671 begann unter Louvois' Leitung der Bau des heutigen Invalidenhotels in Paris. Der Hausbau ist in 4 Jahren vollendet worden, die Kirche mit ihrer kostbaren Ausschmückung in 30 Jahren. Die vom großen Ludwig zum Unterhalt angewiesenen Gelder aus den Laicapfründen reichten vollständig hin, und er befahl daher, keinerlei Stiftungen, Schenkungen ꝛc. anzunehmen. Er erklärte sich zum alleinigen Protector des Hauses. (Beiläufig ein Beitrag zum richtigen Verständniß des vielfältig in den Geschichtsbüchern mißdeuteten Ausspruchs König Ludwigs XIV.: L'état c'est moi.)

Man nahm jeden Soldaten auf, der durch eine Verwundung zum Dienst untüchtig geworden, auf Grund eines beglaubigten Zeugnisses. Offiziere wurden Alters halber aufgenommen, sobald sie als solche 10 Jahre oder als Cavaliere in der Garde du Corps ununterbrochen gedient hatten und 4 Feldzüge mitgemacht, oder im Kriege zum Krüppel geworden. Die Zahl der Aufzunehmenden normirte man auf 500 Offiziere und 3000 Mann. Die Offiziere wurden zu Zweien in ein Zimmer logirt und speisten gemeinsam mit silbernen Bestecks. Die Gemeinen erhielten gleichfalls gemeinsames Mahl in einem großen Saal, dessen Wände Frankreichs Gloire verkünden. Die noch arbeitsfähigen Invaliden veranlaßte man, sich nutzbringend zu beschäftigen, um sie vor den Folgen des Müßiggangs zu behüten; der Verdienst blieb ihnen.

Ludwig XIV. bezeichnete in seinem Testament das Invalidenhaus als das nützlichste Etablissement des Staats, dessen Erhaltung sich die Regierungsnachfolger besonders angelegen sein lassen möchten. Treulich und gewissenhaft respectirten, der Reihe nach, Frankreichs verschiedene Machthaber diesen letzten Willen. Das Pariser Invalidenhaus wurde nicht nur die Zufluchtsstätte tapferer Krieger, sondern auch der Ehrenplatz für die Asche großer Helden. Montesquieu äußerte: „Wäre ich ein Fürst, so würde ich eben so erfreut und stolz sein, dieses Haus gegründet zu haben, als ob ich drei Schlachten gewonnen hätte."

Napoleon I. steigerte den Glanz des Invalidenhotels durch eine Dotation von 6 Millionen Francs jährlicher Einkünfte. Er begründete (1808) die jetzt ungefähr 17,000 Bände zählende Invalidenhaus-Bibliothek. Die Kaiserin Marie Luise stattete die Tafel der Offiziere mit Silberzeug aus.

Die große Menge von Kriegen, welche Frankreich führte, erzeugten so viele Invaliden, daß die Stiftung Ludwigs XIV., trotz ihrer beträchtlichen Dimensionen, der Zahl der Bewerber nicht hinreichend entsprechen konnte. Man sah sich bald genöthigt, vielen derselben eine Pension oder den unbestimmten Genuß ihres Soldes zu gewähren. Diese neue Art Versorgung erweiterte sich; neben Naturalverpflegung verabfolgte man Geldunterstützungen, und diese gestalteten sich nach und nach zu einem Recht, welches 1790 und 1831 gesetzlich anerkannt wurde. Im Jahr 1832 fielen die der Invalidenstiftung gehörigen Capitalien an den Staat zurück; die von nun an auf die Credite der Gesetzgebung angewiesenen Ausgaben bildeten ein besondres Rubrum des jährlichen Kriegsbudgets. Die gegenwärtige Regierung hat die Sorge für die Invaliden außerhalb des Invalidenhauses gesteigert. Dennoch scheint für dieselben noch nicht genug zu geschehen. In der Sitzung des gesetzgebenden Körpers zu Paris, am 19. Juni 1862, erhoben sich zwei höhere Offiziere und drückten das Verlangen nach 3 Millionen Francs aus, um den zum Theil im tiefsten Elend lebenden verabschiedeten Offizieren des Kaiserreichs zu Hülfe zu kommen.

Für das Invalidenhotel trat mit dem 1. Januar d. J. ein neues Reglement ins Leben. Die wesentlichsten Bestimmungen sind folgende: Aufnahme finden solche Militairs, denen Alter, Blessuren oder Schwäche nicht mehr zu arbeiten gestatten. Der Ungehörigkeit, daß Aufgenommene aus Laune oder Unüberlegtheit wieder auszuscheiden und bald darauf wieder aufgenommen zu werden begehren, wird gesteuert. Kein Invalide darf außerhalb des Hotels ein Geschäft betreiben, z. B. Lebensmittel verkaufen; doch bleibt ihnen unbenommen, in ihren Mußestunden bezahlte Arbeit zu thun. Kein Invalide darf Lebensmittel aus dem Hotel heraustragen, weil damit höchst bedauerlicher Mißbrauch getrieben worden ist. Ausgenommen sind die verheiratheten Invaliden, deren Frauen in der Stadt wohnen. Uniformfrack und Hut werden abgeschafft; jeder Invalide erhält einen zweiten Gehrock und eine zweite Mütze. Für die kleinen Bedürfnisse wird der Sold, der seit 50 Jahren derselbe geblieben, namhaft erhöht. Die Offizier-Invaliden erhalten fortan Diener. Barbieren, Haarabschneiden und Wäsche wird fortan auf Kosten des Hotels besorgt. Ein neuer Beköstigungstarif wird eingeführt. Das bei officiellen Besuchen zu beobachtende Ceremoniel ist bis ins Einzelne klar bestimmt und das alte, ruhmreiche Vorrecht der Invaliden in Erinnerung gebracht, daß bei der Aufnahme von Kriegstrophäen oder bei den letzten Ehren hoher Staats-Würdenträger keine Truppenabtheilung in Waffen durch das Gitter des Hotels kommen darf. —

In den Krankensälen functioniren 25 barmherzige Schwestern.

Während das neuere Paris durch bauliche Aenderungen vielfältige Einbuße an historischen Reminiscenzen erlitten, concentrirt das Invalidenhotel zahllose Denkzeichen an Frankreichs ältere, neuere und neuste Kriegsthaten. Den Hauptschatz birgt die Kaisergruft: die Asche Napoleon's I.

Das kriegerische Frankreich hat im Invalidenhotel zu Paris seine Metropole. Bei Weitem höher als die materielle Versorgung steht der militairische Geist, welcher hier im vollsten Ruhmesglanze strahlt. Führt Frankreich Krieg, so übergiebt man, als einen den Veteranen gezollten Tribut, ihnen die Erstlinge der Siegesfrüchte, gleich viel, aus welchem Lande solche Trophäen stammen, und ob aus den Gegenden oder Welttheilen, in denen Ludwig XIV. oder der Schlachtenkaiser Feldzüge unternahm und Triumphe feierte — oder aus den fernsten Staaten, bei den Azteken oder im himmlischen Reich der bezopften Chinesen. Die alten und ältesten Soldaten des Veteranen-Palastes an der Seine erwidern die dem militairischen Geist dargebrachte Huldigung mit Salutschüssen, welche den Bewohnern der Hauptstadt verkünden, daß die active

Armee einen neuen Sieg, eine neue Festungseroberung in die Annalen des kriegerischen Frankreich niederzulegen hat. (Diese Verkündigung geschieht durch den Mund ehedem feindlicher Geschütze.)

Mag der Besuch des prächtigen Invalidenhotels dem Touristen einen imposanten Eindruck dieten und dem Menschenfreund das Gefühl der Befriedigung gewähren; den gräßesten Nutzen wird der wahre Soldat mit sich nehmen, dessen Gemüth durchdrungen ist von Ehrfurcht für Männer, denen die Ehre mehr gilt als das Leben.

Wohl dem Staat, der seinen durch Kriegswunden und Kriegsstrapazen erwerbsunfähig gewordenen Soldaten gegenüber sich sagen kann: „Ihr habt Eure Schuldigkeit reichlich gethan, und wir thun Euch desgleichen." In diesem Sinn ist das Pariser Invalidenhotel ein monumentaler Moniteur.

Ein Genie im Wohlthun.

Wenn ein Nicht-Hannoveraner auf der letzten Station der Eisenbahnen von Berlin-Braunschweig, Köln-Minden oder Göttingen-Kassel her der Residenz an der Leine so nahe gekommen, daß er die Hauptthürme derselben, den Marktkirchenthurm und den Aegidienkirchenthurm erblickt, und nun seinen Nachbar im Coupé fragt: „Um Entschuldigung, was ist denn wohl das Merkwürdigste in Hannover, so das Sehenswertheste, wie man zu sagen pflegt, für einen Fremden?" — so wird der Gefragte, wenn er ein echt stadthannoverscher Philister ist, antworten: „Die Waterloosäule!" — und wenn dieser Philister nebenher ein Goldschmied ist, so wird er antworten: „Die Silberkammer auf dem Schlosse!" — und wenn ein Pferdehändler: „der Königliche Marstall!" — und wenn er kein Philister sondern ein Gelehrter ist, so wird er antworten: „Leibnitzens Manuscripte auf der Königlichen Archivbibliothek!" — Wenn ich Schreiber dieses, aber der gefragte Philister wäre, so würde ich unbedingt antworten: „Das Merkwürdigste in Hannover ist der Pastor Bödeker!" „Wie? Ein Pastor — und das Merkwürdigste — in dieser Residenzstadt von 60,000 Einwohnern?" — wird dann der Fremde erwiebern. — „Ja," antworte ich, „er ist das Merkwürdigste in Hannover, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er ein Genie ist, und zwar ein Genie im Wohlthun!" —

Pastor Bödeker ist von Natur ausgerüstet mit einem „warmen Herzen", welches die Noth seiner Mitmenschen in so hohem Grade mit empfindet, daß er keine Ruhe hat, als bis geholfen ist. Darum hat er auch den größten Theil seiner Thätigkeit dahin gerichtet, das Elend der untern und mittleren Classen zu mindern, im Großen wie im Einzelnen. Für diesen Zweck hat er sein ganzes bisheriges Leben in Tagesmühen, Nachtwachen, Geldopfern von Tausenden, ja in der Entbehrung von eignem häuslichen und Familienglück obendrein, zum Opfer gebracht, er hat für dieses Ziel nichts gescheut und durch nichts sich davon abschrecken lassen.

Auch als Prediger ist er in gewissen Kreisen sehr beliebt. Er steht zwar nicht auf dem strenggläubigen Standpunkte, allein seine Vorträge haben einen streng sittlichen Charakter. Man merkt es ihm an, er ist ein ehrlicher Mann, und was er sagt, das kommt vom Herzen und bringt daher auch wieder zum Herzen. Wer auch nur wenige Predigten Bödeker's gehört oder gelesen hat, findet gar leicht, daß sie von jenen Kunstmitteln frei sind, welche dem derechnenden Vorbedachte dienen müssen, um irgend einen wünschenswerthen Eindruck, mit einem Wort, um Effect zu machen. Die Eindringlichkeit und Kraft derselben beruht allein in der schlichten Natürlichkeit, womit die Predigten angelegt und ausgebaut sind; wir möchten sagen: sie beruht in ihrer Bürgerlichkeit, welche der Sprache der Bibel, wie sie aus der immer noch unübertroffenen lutherischen Uebersetzung bekannt ist, am nächsten kommt.

Wir können überhaupt seine felsenfeste Ueberzeugung von der Größe des geistlichen Berufs, seinen Eifer, seine innige Liebe für denselben nicht treffender bezeichnen, als mit den Worten, die wir von ihm selber vernehmen. Er sagt sehr oft: „Ich wollte, wenn ich wählen müßte, lieber Pastor sein ohne Gehalt, als die Stelle aufgeben und die volle Einnahme beziehen." — Dem König Ernst August, selbst eine originelle und active Natur, konnte ein solcher Pastor in seiner Residenzstadt nicht lange unbekannt bleiben; er nahm denn auch bald Veranlassung, denselben zur Tafel zu ziehen, wo die Unterhaltung zwischen dem Monarchen und dem Prediger eine sehr lebhafte und andauernde war. Nach aufgehobener Tafel äußerte einer der Cavaliere zu Bödeker: „Der König scheint Ihnen gewogen zu sein und wird Sie sicher nächstens befördern." Er antwortete auf der Stelle: „Ich will nicht befördert werden; ich will Pastor an der Marktkirche bleiben, das genügt mir; als solcher bin ich am unabhängigsten und kann am meisten wirken; ich werde meine Gemeinde nicht eher verlassen, als bis sie mich wegjagt." — Als dem König diese Worte hinterbracht wurden, äußerte er: „Ich hab's dem Menschen gleich angemerkt, daß er nichts von mir haben will."

Diejenige Thätigkeit aber, welche ihn vorzugsweise in den weitesten Kreisen bekannt und beliebt machte, vermögen wir nicht anders als mit dem Worte: „universelle Hülfsthätigkeit" zu bezeichnen.

Schon als Docent in Göttingen begann seine Thätigkeit; in Hannover aber gewann sie schon in den ersten Jahren eine wahrhaft überraschende Ausdehnung.

So kam es denn jetzt auch, daß bei jeder gemeinnützigen Sache, für welche die Preßorgane aufrufen, Bödeker's Name mit an der Spitze steht und stehen muß, man kann ihn dabei nicht mehr entbehren; wollte man auch, er gehört einmal mit dazu. Erschiene eine solche Publikation, und man fände unter den Begründern ihn nicht mitgenannt, so würde das Publikum schon mit einem gewissen Mißtrauen die Sache ansehen, es würde sprechen: „Wie kommt's, daß Bödeker's Name nicht mit dabei ist? da muß wohl nicht viel daran sein!" Und die letztere Betrachtung basirt zugleich auf dem Vertrauen, welches er universell nicht nur für seinen Willen, sondern auch für seine Einsicht sich hergestellt hat. Greift Bödeker eine Sache mit an, so ist man sicher, daß er vorher von ihrer Ausführbarkeit sich überzeugt hat, und daß er dann auch alles nur Menschenmögliche aufbietet, sie zu verwirklichen. So kommt es, daß er noch nichts von gemeinnützigen Instituten begonnen hat, was nicht auch vollendet wurde. Beweise davon sind:

1. Die Stadtschullehrer-Wittwen-Casse für die Residenz Hannover. Bödeker gründete sie, gleich nachdem er der 24jährige Candidatus theol. zum zweiten Prediger an der Marktkirche erwählt worden, als erstes öffentliches Dankeszeugniß für seine Erwählung, indem er den Fonds dazu mit 50 Thalern seines Ersparnisses anlegte. Durch eine fortgesetzte Sammler-Wirksamkeit seinerseits und in Folge deren ihm anderweitig zugeflossenen Spenden hat sich dieser Fonds so gesteigert, daß die Schullehrer-Wittwen der Stadt nunmehr eine jährliche Pension von 24 Thalern erhalten.

2. Die „Marienstiftung", durch welche Jahr aus Jahr ein eine Anzahl armer junger Mädchen der unteren Volksklassen zu tüchtigen Dienstmädchen ausgebildet wird.

3. Das Rettungshaus in Ricklingen, unweit Hannover. Dem Verwaltungsrath desselben übergab Bödeker ein schuldenfreies Grundstück nebst Haus im Werthe von 5000 Thalern; in dieser Anstalt werden jährlich 20 bis 30 sittlich verwahrloste Knaben gebessert, bis sie zum Eintritt in eine Lehrlingsschaft geeignet sind.

4. Die allgemeine Volksschullehrer-Wittwen-Casse für das ganze hannoversche Land. Bödeker gründete dieselbe im Jahre 1834 mit einem Votiv-Geschenk von 3 Louisd'or seitens eines Mitgliedes seiner Gemeinde; der Fonds dieser Wittwen-Casse, für welche Bödeker ebenfalls unermüdlich sammelte und endlich auch die directe Beihülfe des Königs und des Ministeriums wie deren Fundation als „milde Stiftung" durchsetzte, beläuft sich gegenwärtig auf 170,000 Thaler und gewährt den in drei Classen eingeschriebenen Volksschullehrer-Wittwen des Landes eine jährliche Pension von resp: 13, 17 und 26 Thalern, welcher Betrag sich allmählich immer mehr erhöht.

5. Das „Schwesternhaus", belegen in der Aegidien-Thores-Gartengemeinde vor Hannover; ein Stift für 40 bis 50 unbescholtene Frauenzimmer des Bürgerstandes in vorgerücktem Alter, welche sich für eine geringe Einkaufssumme ein lebenslängliches Asyl erwerben.

6. Der „Mäßigkeits-Verein", vor nunmehr zwanzig Jahren gestiftet.

7. Der „Thierschutz-Verein", ebenfalls seit fast eben so lange durch ihn gestiftet. Als Filial davon hat Bödeker mit seinem Gelde und unter seiner Leitung in Hannover die erste Pferdeschlächterei errichtet. Es flariren jetzt zwei Pferdeschlächtereien in Hannover, und es sind, nach deren Ausweis, im letzten Jahre 300 Pferde mit einem Gesammt-Ergebniß von 150,000 Pfd. gesunden Fleisches geschlachtet worden.

Es ist selbstverständlich ebenso herzergreifend wie interessant, in den Vormittags-Sprechstunden, wo Bödeker Jedem zu Rath und That zugänglich ist, die Bevölkerung seines Vorzimmers zu betrachten. Alte gebrechliche Männer und Frauen der ärmsten Classen, welche sich von ihm ihre wöchentliche oder monatliche Unterstützungssteuer von 10, 12, 15 Groschen und darüber holen; andere Bedürftige, für die er aus seiner großen wohlhabenden Bekanntschaft Röcke, Jacken, Strümpfe u. s. w. herbeigeschafft hat; Schulkinder, welche Bibeln, Gesangbücher, die kleinsten, welche Spielsachen geschenkt bekommen; dort eine hülflose Arbeitsfrau, welcher der Mann gestorben und deren Säugling er bei einem vermögenden kinderlosen Ehepaare eine dauernde Aufnahme an Kindesstatt verschaffte; ein Student, der seine Fürsprache zur Erlangung eines Stipendiums, ein während seiner Studienzeit durch ihn unterstützter Candidatus theol., welcher seine Empfehlung zu einer vacanten Hauslehrerstelle nachsucht; ein kleiner Bürgersmann, dem wegen Kündigung eines Capitals, das er nicht wieder anschaffen konnte, sein Haus verkauft werden sollte, und der nun auch zu ihm seine letzte Zuflucht nimmt &c. — Und wenn uns nun auch zwischen allen diesen Armen, Hülfsbedürftigen und Geringen plötzlich ein vornehmer Besuch hineinschneit — denn auch vornehme Leute kommen genug zu ihm, theils um einen Mann von so ungeheurer Popularität sich befreundet zu erhalten, theils weil auch sie mitunter bei ihm Rath und Hülfe suchen — dann treibt er all die geringen Besucher nicht etwa zur Thür hinaus, sondern sagt einfach zu dem vornehmen Herrn: „Bitte, mein Verehrtester, warten sie ein wenig, bis ich diesen guten Leuten erst gerecht geworden bin;" — und wenn dann der vornehme Herr nicht zu warten Zeit oder Lust hat, so läßt Bödeker ihn getrost gehen, unbekümmert, ob er überhaupt danach wiederkomme oder nicht.

Einige pikante Einzelzüge, wovon es in Hannover eine ganze Anekdoten-Geschichte giebt, von denen wir aber nur einige uns gradezu erinnerliche hier geben, werden das Bild dieses seltenen Mannes zu vervollständigen dienen.

Wie wenig er sich z. B. aus der Etikette macht, erfuhren wir einst in einer Gesellschaft, wo ein Fremder den vielgenannten Pastor Bödeker anwesend weiß und neugierig ist, ihn kennen zu lernen. Der Fremde bittet einen der Anwesenden, ihm denselben zu zeigen. „Das brauche ich nicht," sagte der Angeredete, „der formloseste Mensch, den Sie hier treffen, das ist der Pastor Bödeker." Und alsbald hatte der Fremdling ihn herausgefunden und stellte sich ihm vor.

Wenn er auf der Straße einen Jungen antrifft, der den vor seinen Wagen gespannten Hund mißhandelt, nimmt er, als Präsident des Thierschutzvereins, nicht Anstand, den Jungen eigenhändig mit seinem Stocke durchzubläuen. Ebenso ist es bei ihm in der Ordnung, wenn er ein schwaches Kind auf der Straße Wasser holen sieht, ihm das Einpumpen zu besorgen, und wenn ein Hausknecht den Karren nicht über's Trottoir bringen kann, mit in's Rad zu fassen, oder wenn ein stätisches Pferd nicht anziehen will, mit nachzuhelfen; ja wie er auch auf der Straße in derselben Minute dem Minister und gleich hinterdrein dem Arbeiter die Hand schüttelt.

Als er einmal in einer Versammlung behufs Gründung eines Vereins für einen Humanitätszweck zum Secretair gewählt wurde und ein Mitglied der Gesellschaft seitwärts äußerte, er hätte zum Präses gewählt werden müssen, erwiderte ein Dritter: „Macht ihn in Gottes Namen zum Schwanz; bei seiner Thätigkeit, Einsicht und Liebe wird er von selbst schon der Kopf werden, und auf den äußerlichen Rang kommt's ihm ja nicht an."

Entlassene Sträflinge oder solche, deren Entlassung bevorsteht und die die Absicht haben, sich zu bessern, wenden sich persönlich und brieflich an ihn, mit seiner Hülfe eine neue ehrliche Existenz zu gewinnen. Dem unverschuldet bankerott gewordenen Miethskutscher schießt er 200 Thaler vor, um wieder zu miethskutschern, einem Schmied des-

gleichen kauft er Hämmer, Ambos und Blasebalg ꝛc., um wieder zu schmieden. — Dem (wegen Truals) abgesetzten Schulmeister verschafft er bei einem befreundeten Gutsbesitzer eine Hauslehrerstelle in der einsamen Haide, wo er keine Gelegenheit zum Kneipen hat und sich so des Branntweins entwöhnt, und sorgt schließlich für Wiederanstellung des Gebesserten im Staatsdienste. Einst begegnet ein verzweifelnder Familienvater auf seinem Pfade zum Wassertode einem Mitbürger und erklärt demselben auf Befragen, er wolle sich ersäufen. Da sagt der Letztere: „Dann sprich doch aber erst mit dem Pastor Bödeker!" Der Mann gehorchte, und Bödeker sorgte für ihn und seine Familie, und noch jetzt segnen sie Alle den liebrn Mann.

Wir sind damit zum Schlusse unserer Skizze gediehen. Es war uns nicht darum zu thun, dem Manne eine Lobrede zu halten, es geschah um der andern willen, — denn das Wort des Historikers Johannes von Müller aus seiner Gedächtnißrede auf einen großen Todten ist von unumstößlicher Wahrheit: „Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man streitig machen. Aber der Ruhm und der Vortheil, den das Beispiel gewährt, sind unzerstörlich, unverlierbar. Der eine bleibt seinem Urheber eigenthümlich, der andere zugesichert allen Denen, die ihm nachahmen." (Blätter für das Armenwesen.)

Statistisches.

Im Jahre 1863 wurden im Diakonissen-Krankenhause zu Kaiserswerth 789 Kranke — über 100 mehr als im Jahre 1862 — verpflegt. Von ihnen waren 535 männliche, 254 weibliche, Kinder unter 16 Jahren 160; der Religion nach waren 521 evangelisch, 260 katholisch, 8 israelitisch. Unentgeltlich wurden 263 und gegen die festgestehende sehr geringe Vergütung 526 verpflegt. Gestorben sind 30, geheilt resp. gebessert verließen die Anstalt 597, ungeheilt wurden entlassen 52, so daß am 1. Januar 1864 im Bestande verblieben 110 Kranke.

In Frankreich giebt es 4324 Hospitäler und Hospize (Krankenhäuser und Asyle für ältere arbeitsunfähig gewordene Leute). Die Zahl der Krankenbetten in den Hospitälern beträgt 69,007, in den Hospizen 47,475; Kranke werden in den Hospitälern durchschnittlich jährlich 447,373, Gebrechliche und Greise in den Hospizen 94,950 verpflegt.

Wie außerordentlich groß die Gaben christlicher Liebesthätigkeit in England sind, dürfte sich aus den nachstehenden Zahlen ergeben. Im Ganzen waren für Zwecke der inneren und äußeren Mission im Jahre 1863 eingekommen 964,911 £ (ungefähr 6,700,000 Thlr.), 22,895 £ mehr als im Jahre 1862. Davon kammen auf die hauptsächlichsten Gesellschaften für äußere Mission 403,997. Für coloniale und continentale Mission waren aufgebracht 193,487. Für innere Mission 204,192, für Bibel und Tractat-Gesellschaften 106,790, für die Förderung religiösen Unterrichts 56,445 £. Die Einnahme der Bibelgesellschaft ist nach nie so groß gewesen als im letzten Jahre; eine erhebende thatsächliche Antwort der Christen Englands auf die vielen Angriffe, welche dort in derselben Zeit gegen die heilige Schrift gerichtet worden sind.

Zur Statistik des Berliner Armen-Wesens entnehmen wir dem „Communal-Blatte" folgende Nachrichten aus den einzelnen Armen-Anstalten während des II. Quartals d. J.

Im Arbeitshause befanden sich am 22. Juni d. J. 299 Personen, und zwar 17 geistesgesunde Hospitaliten im Lazareth und 282 Häuslinge. Auf dem Lazareth der Anstalt wurden am 22. Juni verpflegt: 46 Personen; in der Schule der Anstalt unterrichtet: 5 Kinder und 12 jugendliche Häuslinge. Zur Beschaffung von Kleidungsstücken aber zur Bezahlung der ersten Miethe sind bei ihrer Entlassung in dem Zeitraum vom 23. März bis 22. Juni 25 Personen unterstützt mit 23 Thlr. 5 Sgr., ferner 5 Familien mit 17 Personen zu ihrer Unterbringung mit 6 Thlr. 15 Sgr. — Im Hospital-Filiale des Arbeitshauses befanden sich am 22. Juni d. J. 351 Personen, davon 164 Männer in der städtischen Irren-Verpflegungs-Anstalt und 187 Weiber in der Anstalt Wallstraße 55. — Im Friedrich-Wilhelms-Hospitale befanden sich am 22. Juni 421 Hospitaliten und 40 Domestiken, Aufwärter und Krankenwärterinnen; im städtischen Krankenhause 72 Sieche und 6 Wärter; im großen Friedrichs-Waisenhause 435 Kinder, und zwar im Waisenhaus-Depot 7, in Rummelsburg 428 (253 Knaben und 175 Mädchen). Außerdem waren 1105 in Kost gegeben, so daß in Allem 1540 Kinder verpflegt wurden.

Gott will es!

Mag unser Thun der Haß der Welt verneinen,
Die gern das Kreuz von jedem Dome reißt,
Ich seh' den Funken doch von Gottes Geist
Siegreich durch alle Nacht des Irrthums scheinen.

Er ist es doch, den unsre Herzen meinen,
Den unser Werk in seiner Schwachheit preist,
So lange Christus unser Meister heißt,
Weckt Er das Leben selbst in todten Steinen.

Laßt ritterlich den Kampf uns weiter tragen,
Gewürdigt sind auch wir, Sein Reich zu bauen,
„Gott will es!" tönt's wie in der Väter Tagen.

Des Siegers Palme rauscht auf heil'gen Auen,
Wo Salems gold'ne Tempelhallen ragen,
Und ew'ge Himmel über Zion blauen.

Conrad von Prittwitz-Gaffron.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, den 17. Juli 1864. Nach einer brieflichen Mittheilung des Dr. Heine in Satrup hat leider der Tod im dortigen Hospital in voriger Woche

zwei Opfer verlangt. Lieutenant Trepka vom 18. dänischen Regiment ist seinem Schuß ins Rückenmark, Lieutenant von Harbou vom 64. Regiment der Verwundung seiner Lunge erlegen. Dagegen hat sich von Brockhusen überraschend schnell erholt und zeigt vorzügliche Fortschritte in der Heilung. von Bernuth und Graf Baudissin, die beide an Blutungen litten, besonders der Erstere, bei dem einige kleinere Gefäße unterbunden werden mußten, scheinen diese unangenehmen Zwischenfälle auch überwunden zu haben und sich ihr Zustand zum Besseren zu wenden. Vorzüglich gut geht es dem Füsilier Heinicke und dem Offizier-Aspiranten Schaarob, die wohl zunächst hierher in die Lazarethe transferirt werden können.

In den hiesigen Ordens-Hospitälern haben einzelne Entlassungen stattgefunden. Aus Bellevue sind geheilt Lieutenant Löbbecke von seinen Wunden geheilt zur Stärkung seines Fußes nach Teplitz. Neu aufgenommen wurde: der dänische Lieutenant Drewsen, der am 18. April verwundet bis jetzt in Broacker lag und seine Reconvalescenz hier abwartet, weil die dortigen Lazarethe evacuiren müssen; der dänische Lieutenant Jörgensen mit einem leichten Streifschuß des Oberarmes und Lieutenant Freiherr von Richthofen vom 18. Regiment, der in Folge eines am 28. März vor Düppel erhaltenen Granat-Prellschusses an dem linken Unterschenkel eine langsam sich entwickelnde Knochenhautentzündung davon trug. — Gefährlich erkrankt ist und sieht seinem wahrscheinlichen Ende entgegen der Vicefeldwebel Sandmann vom 55. Regiment, dessen Brusterscheinungen sich bedeutend verschlimmert haben. In dem Befinden der übrigen Kranken hat sich nur wenig geändert. Lieutenant Schulze hat das Bett verlassen, bei Major von Gliszczinski finden sich noch immer Knochensplitter, welche die Heilung verzögern. Die andern Verwundeten sehen ihrer baldigen Heilung und Entlassung entgegen oder zeigen einen ungestörten Verlauf ihrer Wundenheilung. —

In Königs-Garten wurden geheilt entlassen von Greiffenberg, Schob, Busch, Stöckel; neu aufgenommen: Unteroffizier Sander vom 15. Regiment, Schuß in die Weichtheile der linken Achselgegend. Befinden relativ gut. Major von Witzleben, Schuß längs des linken Brustkorbes, erfreut sich des besten Wohlbefindens. Die Ausgangsöffnung des Schusses fängt schon an zu vernarben, die Eingangswunde hat sich vorzüglich gereinigt, das Allgemeinbefinden ist sehr gut. — Freiherr von Rheinbaben, Schuß ins rechte Ellenbogengelenk. Genügende Eiterung, vorübergehende Brustbeklemmungen haben sich gehoben, geringes Fieber. Bei so gutem Verlauf wird es in kurzer Zeit gelingen, das zerschossene Ellenbogengelenk zu reseciren und die spätere Gebrauchsfähigkeit des Armes herzustellen. Bei Lieutenant Schröder, Schuß durch beide Waden, mußte eine Entzündung durch einen Einschnitt beseitigt werden. Jetzt ist bei ihm wieder, sowie bei von Voigts-König, der das Bett verlassen hat, bei von Koweczinski, von Versen, Ziegler, von Lettow-Vorbeck, Lübicke und dem dänischen Lieutenant Hoff der Verlauf der Verwundungen ein vollkommen normaler und befriedigender. Hauptmann Schotte hat sich sehr erholt. Die Wunden fangen sich an zu schließen, die Eiterung ist sehr gering, die Kräfte haben zugenommen. Ebenso erfreut können wir berichten, daß die Heilung der zerschmetterten Oberarme von von Redern und Kleck II. vollkommen gelungen ist. Die Gipsverbände sind entfernt, und sehen beide Offiziere ihrer bevorstehenden Abreise entgegen. Die Wunde des Obersten von Korth ist bis auf eine kleine Fläche sehr schön geheilt, bei Lieutenant Humbert wurden noch mehrere Knochensplitter entfernt und verzögerten die vollkommene Genesung. Lieutenant von Bescherer, Lieutenant Rothenbücher und Lieutenant Speith machen nur langsame Fortschritte in der Vernarbung, wie das größtentheils in den letzten Stadien der Fall ist, beim Unteroffizier Reiß wurde in dieser Woche ein neuer Gipsverband angelegt. Das Bein ist noch nicht fest, giebt jedoch die besten Aussichten auf Gebrauchsfähigkeit. Die dänischen Offiziere von Fischer und Brunn sind Reconvalescenten. Dr. Ressel.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Von Ungenannt, Poststempel Quedlinburg 1 Thlr.; vom Rittmeister a. D. und Erbjägermeister in der Kurmark Brandenburg von Jagow auf Rühstaedt 100 Thlr (3. Geschenk); vom Herzoglich Braunschweigschen Geheimen Kammer-Rath und Klosterprobst von den Brincken auf Schloß Gebesee 50 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Wedell auf Repplin 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Zastrow auf Palzig 50 Thlr.; vom Eisenbahn-Director und Regierungsrath Freiherrn von Duering zu Saarbrücken 100 Thlr.; (2. Geschenk).; vom Kammerherrn von Döring auf Setzin in Mecklenburg 5 Duk., umgesetzt für 15 Thlr. 25 Sgr. (2. Geschenk); von Dr. Edmund Nase zu Berlin 4 Thlr. 22 Sgr.; vom Wirklichen Geheimen Rath von Meding auf Barskewitz 25 Thlr.; von Herrn Rudolph Ahlemann in Quedlinburg 50 Thlr; von Ungenannt aus Berlin 10 Thlr.; Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 19,985 Thlr. 26 Sgr.

2. Erfrischungen 2c.

Vom Kaufmann H. N. Plambeck in Hamburg 5 Sendungen Gemüse, 1 Fäßchen Matjes-Heringe und 2 Körbe mit Erdbeeren; aus Altenhagen 3 Sendungen Gemüse; aus Wiesbaden Obst und Gemüse; aus Erfurt trockene Gemüse und Charpie; vom Banquier Ahlemann zu Quedlinburg 1 Kiste Arzneimittel.

Berichtigung.

In der in No. 28 dieses Blattes Seite 182 abgedruckten Mittheilung über die Betheiligung der Johanniter an dem Transport der Verwundeten bei der Eroberung Alsens, sind die Herrn von Zastrow und Freiherr von Zedlitz, welche sich dabei freiwillig den Ordens-Rittern angeschlossen hatten, irrthümlich als Johanniter-Ritter bezeichnet worden. D. R.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 30. Berlin, den 27. Juli 1864. **Nr. 30.**

Die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein.

Nach dem 27. Jahresberichte über die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth pro 1863 gehören derselben 415 Schwestern an; 21 mehr als im Jahre 1862. Davon sind 244 eingesegnete Diakonissen und 171 Probeschwestern. In der genannten Zahl sind 31 Lehrdiakonissen und 43 Lehrprobeschwestern eindegriffen. Gestorben sind 2 Diakonissen und 3 Probeschwestern.

Im Laufe des Jahres 1863 sind folgende 9 neue Stationen übernommen worden: die Krankenhäuser zu Solingen, Arolsen, Münster und Witten, die Gemeindepflege in Essen und Schwelm, die Kleinkinderschule in Mülheim am Rhein und die Mägdeherberge und Mägdebildungsschule in Derendorf bei Düsseldorf. Zur Verstärkung älterer Stationen wurden 12 Schwestern ausgesandt.

Zur Pflege der verwundeten und kranken Soldaten im Herzogthum Schleswig sind vom Mutterhause 20 Schwestern entsandt worden, welche in den Lazarethen zu Schleswig, Apenrade, Haderslebeu, Kolding und Broacker thätig waren und zum Theil noch jetzt thätig sind.

Eine Menge Gesuche um Diakonissen in auswärtige Anstalten konnte die Direction wegen Mangel an disponiblen Kräften nicht erfüllen oder mußte die Erfüllung auf spätere Zeit hinausschieben.

„Immer mehr," so sagt der Jahresbericht, „sieht man das Bedürfniß ein, für die Hebung der mancherlei Nothstände im Volke auch weibliche Kräfte, und zwar solche, die für ihre Arbeit besonders ausgebildet sind, heranzuziehen. Leider ist das Bedürfniß immer noch größer als die Fähigkeit, ihm abzuhelfen. Immer auf's Neue muß man in die Kreise der gläubigen evangelischen Jungfrauen, die von keinen nähern Pflichten gebunden sind, hineinrufen: „Ach, wollet ihr nun schlafen und ruhen?!""

Außerhalb des Mutterhauses und den damit verbundenen Zweiganstalten arbeiten auf 98 Stationen 269 und mit Hinzuzählung der zeitweise im Herzogthum Schleswig beschäftigten, 286 Schwestern, 40 mehr als im Jahre vorher.

Von diesen 98 Stationen sind das Filial-Waisenhaus in Salem, das Diakonissen-Lehrhaus in Hilden, die Mägdeherbergen und Mägdebildungsschulen zu Berlin und zu Derendorf bei Düsseldorf, das Waisenhaus zu Altorf bei Pleß, die Diakonissen-Lehrhäuser in Smyrna und Florenz, das Diakonissenhaus in Jerusalem, das Hospital in Alexandrien und das Waisenhaus und Pensionat in Beirut eigentliche Filiale des Mutterhauses, während die übrigen Stationen besonderen Corporationen und Vereinen gehören und von den Schwestern gemäß eines mit den Vorständen derselben abgeschlossenen Vertrages geleitet und bedient werden.

Die Gesammt-Einnahmen dieser in so ausgebreiteter Weise und unter dem sichtbaren Segen Gottes wirkenden ersten Diakonissenanstalt der evangelischen Kirche haben pro 1863: 55,076 Thlr. 26 Sgr. 3 Pf., die Ausgaben dagegen 59,749 Thlr. 12 Sgr. 1 Pf. betragen, so daß die Kasse mit einer Unterbilance von 4672 Thlr. 15 Sgr. 10 Pf. abgeschlossen hat, die dadurch entstanden ist, daß auf die Baukosten des neuen großen Anbaues an das Diakonissen-Mutterhaus 8313 Thlr. 10 Sgr. abgezahlt worden sind.

Landschaftsbilder aus Livland,

vom Gestade des Meeres bis zur merkwürdigen periodisch erscheinenden Insel beim Gute Festen im Ilsing-See.*)

Wenn der stille Beobachter und Freund der Natur die westlichen und nordwestlichen Strandgegenden Livlands durchwandert und sein Blick über das Meer schweift, so findet er in dieser herrlichen Naturerscheinung ein liebliches Bild, welches wir ein großer Spiegel Gottes eine stille Ahnung der Unendlichkeit in sich trägt.

Einsam am Gestade sitzend, betrachtet er mit stummem Entzücken, wie durch einzelne dunkle Wolken schimmernd sich der abendliche Himmel röthet und einen Purpurschein über die stille Fläche des Meeres ausbreitet, während kleine kräuselnde Silberwellen sich murmelnd am Gestade brechen. Oft aber auch betäubt uns das tobende Spiel

*) Aus dem Werke: „Lebensbilder aus Rußland und was ich sonst erlebte und beobachtete. Von einem alten Veteranen. Riga, Verlag von Nikolai Kymmel. 1863.", mit Genehmigung des Herrn Verfassers, W. v. O., Ehrenritter des Joh. Ordens, abgedruckt.

der aufgeregten schäumenden Wellen, die sich mit rasender Hast verfolgen, überstürzen und mit donnerartigem Brausen durch die Brandung toben. Stunden lang verweilt das Auge ohne zu ermüden auf diesem endlosen, immer wechselnden Spiel der Wogen. Wenn in der silberglänzenden ruhigen Fläche des Meeres eine stille Weltgröße als ein Sinnbild der ewigen Unendlichkeit uns ahnungsvoll entgegenleuchtet, so tritt wiederum aus den sturmbewegten Wellen ein Bild des großen Gedankenreichs geisterartig hervor, wo ein inneres bewegtes Leben in unendlicher Mannigfaltigkeit alle Welträume zu überfluthen strebt. Herrlich ist das Meer in allen seinen Wandlungen, und nie ermüdet der Blick, so oft er über diese wunderbare Fläche hingleitet! Doch mit einem weniger freundlichen Rahmen ist dies großartige Bild umgürtet; öde hügelartige Sandwülste und tausendjährige Dünenbildungen lagern sich um das Meer bis tief in's Land hinein, ermüdende Sand- und Haideflächen, oder düstere und monotone Nadelhölzer bedecken die ganze Umgegend bis in weite Ferne. Langsam dahinschleichend wühlen sich die Räder des Wagens durch dieses Sandmeer, welches, von den Winden aufgewirbelt, alles mit Staub bedeckt. Die Hügel und Sandwülste, welche das Meer umgeben, verhindern den Abfluß der Meteorgewässer und lassen Sümpfe und Moräste zurück, auf denen nur trauriges Ellerngestrüppe wächst.

Höchst überraschend aber verändert sich die Scenerie der Landschaft südöstlich von Riga längs dem Dünastrom auf dem Wege nach dem reizenden Gute Kokenhusen. Der Contrast ist hier so auffallend, daß wir unwillkürlich glauben müssen, wir befinden uns in einem ganz anderen Lande. Schon hinter Kirchholm endet die ermüdende Sanddünen-Bildung. Der devonische Sandstein mit seinen vorweltlichen Riesenfischen ist theils verschwunden, an dessen Stelle erscheinen die mittlern devonischen Kalksteinstraten, Gips und Mergel. Diese Felsenbildung giebt der ganzen Landschaft eine in Livland nur ihr eigenthümliche heitere und erfrischende Physiognomie, und bedingt nebst dem Dünastrome — dieser großen Pulsader Livlands — die freundlichen Lebenszustände, welche sich hier entwickelt haben. Die Agriculturverhältnisse des Landes sind hier ganz verschieden von denen der sandigen Strandgegenden. Auf dem warmen Kalkboden hat sich eine vortreffliche Humusrinde gebildet, überall wogen üppige Kornfelder, abwechselnd mit Laubholzgruppen und kleinen Wäldern, zwischen denen freundliche und oft großartige Landsitze, hier und da einzelne Bauergesindestellen und ein paar Ruinen alter Ritterburgen hervorschimmern. Nicht minder freundlich ist die gegenüberliegende kurische Ufergegend, wo überall zwischen Anhöhen und Thälern Kirchen und Landhäuser, mit Laubholz umkränzt, herüberblinken. In der Mitte dieser Landschaft voller Leben fließt die Düna über Kalksteinfelsen mit raschem Falle, man sieht es ihrer Eile an, daß sie sich Liveniens Hauptstadt schnell zu nähern strebt. Ihre schroffen und steilen Felsenufer der linken Seite erscheinen, besonders in der Nähe von Kokenhusen, in der pittoresken Gestalt alter mit Gebüsch bewachsener Festungsmauern, und um das heitere Landschaftsbild noch mehr zu beleben, so bewegen sich auf dem eilenden Strome sehr oft eine Menge beladener Böte mit Waaren von Riga, die in's Innere gehen.

Auch der Freund der vaterländischen Geschichte findet in diesen Gegenden unendlichen Genuß und reichlichen Stoff zum Nachdenken, und mit Vergnügen wird er in den Trümmern der alten Ritterburgen am Dünaufer herumklettern. Uexküll-Kirchholm wurde im Jahre 1186 vom Bischof Meinhard, die herrlichen Ruinen von Lenewarden, Ascheraden und Kokenhusen vom Bischof Albert in den Jahren 1200, 1208, 1210 und 1220 erbaut. Alle diese Ueberreste aus der grauen Vorzeit, und die vielen Schanzen aus den späteren Kriegen der Schweden und Polen beurkunden, daß wir uns auf dem historisch-klassischen Boden der Vorzeit Livlands befinden. Wie viel Blut wurde einst an den Mauern dieser alten Zwingburgen vergossen! — Wie viel modernde Gebeine ruhen in jenem Boden, auf welchem jetzt ein Aehrenfeld wogt! — Lange haben nun wohl friedliebende milde Zeiten jenes eiserne, mit Grausamkeit überfüllte Zeitalter verdrängt, aber immer noch schwebt ein hohes Interesse über die Heldenburgen jener thatreichen Vorzeit! —

Die Krone aber dieser ganzen Landschafts-Scenerie ist unbestritten Kokenhusen mit seiner wahrhaft reizenden Umgebung. Wer in dieser großartigen Natur schwelgen und sich auch zugleich so recht in die Vorzeit zurückleben will, der muß Kokenhusen an einem schönen Frühlingstage besuchen, wenn die Natur schon völlig entwickelt ist. Freilich hat Livland noch eine andere und nicht minder schöne Gegend, das Aathal mit den Ruinen von Treiden, Cremon und Segewold, oder die sogenannte livländische Schweiz. Wird diese reizende Landschaft aber in eine Parallele mit Kokenhusen gestellt, so weiß der Freund schöner Naturgegenden nicht, welcher er den Vorzug geben soll, denn beide geben uns ein ganz verschiedenes Charakterbild.

Das Aathal ist unbezweifelt eine großartige Naturerscheinung. Es hat seine herrlichen Ruinen mit geschichtlichen Erinnerungen, die bis in's graue Alterthum hinaufreichen. Der Freund der Natur findet hier eine außerordentlich schöne Felsbildung des alten rothen Sandsteins, Grotten, Abgründe und tiefe Schluchten, Fluß und Thäler mit reizenden Fernsichten und einen wahrhaft malerischen Baumschlag, aber er findet wenig Leben in dieser Landschaft. Es ist eine wilde romantische Gegend à la Salvator Rosa, — eine nordische Sage von la Motte-Fouqué. — Wenn wir am Abend beim Untergange der Sonne uns in diesen düstern Bergschluchten allein befinden, so überfällt uns ein Schauer, und wir fühlen, daß ein todter Hauch über diesem tiefen und schönen Felsenthale schwebt. Selten und zerstreut sind unten im Thale menschliche Wohnungen, selbst der Aa-Strom tief unter uns wird nur dann und wann durch ein einsames Fischerboot belebt, und über den hohen Rändern des Aa-Thals blinken in der Ferne die dunklen Tannen und Fichten des Nordens hervor. Kokenhusen ist dagegen eine liebliche heitere Idylle voller Leben und Freundlichkeit. Seine Gegend hat so frische, immerwährend wechselnde Lichtblicke, und es ruht auf der ganzen lieblichen Landschaft ein so milder Lebenshauch, daß man wohl mit Recht das Aa-Thal bei Treiden den herrlichen Schatten, Kokenhusen aber die liebliche Lichtseite in dem Bilde Livlands nennen könnte. Stellen wir uns auf die 300 Fuß hohe Gartenterrasse des kleinen reizenden Gutes Bilbsteinshof, den sogenannten Kaiserplatz, wo der

hochselige Kaiser Alexander I., tief versunken in den Anblick der schönen Gegend, einst lange stehen blieb, und betrachten wir von hier aus, umgeben von Obstbäumen und Parkanlagen, das vor uns sich ausbreitende herrliche Panorama. Wir stehen hier auf einem mit Gebüsch bewachsenen hohen Kalksteinfelsen, zu unsern Füßen windet sich zwischen schroffen Felsufern der Dünastrom wie eine große silberne Schlange, durch eine Menge kleiner Boote belebt. Vom linken hohen Ufer schimmert uns aus der Ferne der reizend gelegene Edelhof Klauenstein entgegen, und auf der kurischen Seite erscheinen freundliche Bauergesindestellen, und einige italienische Pyramidal-Pappeln, welche die Landschaft hie und da bekränzen, geben ihr einen etwas südlichen Charakter. Gerade vor uns, der Terrasse gegenüber, liegt auf einem schroffen Kalksteinfelsen die alte merkwürdige Ruine — wie eine Sage der Vorzeit von Beit-Weber —, sie steht hier von diesem Standpunkte so nahe vor uns, daß wir jedes Steinchen der Trümmer deutlich erkennen und wir ein stereoskopisches Bild vor uns zu haben glauben. Steigen wir von der Terrasse herab, erklettern wir mühsam den schroffen Abhang der alten Ruine, um sinnend unter diesen Trümmern der Vorzeit umher zu wandeln, so liegt gerade vor uns die Hochebene, wo einst die alte Stadt Kukenais (Kokenhusen) stand. Lange vor Ankunft der Deutschen in Livland herrschten hier slavische Fürsten, und später, bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, war dieser Ort der Schauplatz immerwährender Kriege mit allen Verwüstungen und Gräuelthaten jenes rohen Zeitalters; erst unter den Fittichen des russischen Aars verschwand das unaufhörliche Kriegsgetümmel, und die Segnungen des Friedens und der Cultur verwischten die Ströme von Blut und die vielen Thränen, welche hier einst vergossen wurden. Jetzt wogt auf jener Stelle, wo früher das alte Kukenais stand, ein friedliches Aehrenfeld, mit Alleen und Baumgruppen umkränzt, von der alten Stadt aber ist keine Spur mehr vorhanden, und nur der Pflug des Landmanns wühlt noch dann und wann einige Mauertrümmer aus der Scholle hervor. Rechts von diesem Plateau sehen wir die russische Kirche, das Posthaus und viele andere Gebäude, vor uns die protestantische Kirche und mit Alleen, Gärten, Obstbäumen und Parkanlagen umgeben die beiden Rittergüter Kokenhusen und Bildsteinshof, und links von der Raine haben wir eine herrliche Aussicht in die wilde und romantische Schlucht des Perse-Baches, welcher hier zwischen hohen Uferabhängen eilend hervorströmt und sich am Fuße des Ruinenberges in die Düna ergießt. Hier am Abhange der alten Veste liegen auch noch einige alte gußeiserne Kanonen halb im Sande versunken, wahrscheinlich aus jener Zeit herrührend, wo im Jahre 1700 die Veste, von den Sachsen im polnischen Dienste, in die Luft gesprengt wurde. Wer schönen Baumschlag in der Natur studiren will, der besteige, besonders im Herbst, wenn sich die Blätter der Espen und Pappeln röthen, den alten Schloßberg und schaue in das gerade gegenüberliegende Perse-Thal. Links auf einer Anhöhe liegt mitten in einem Parke die hübsche Villa Bildsteinshof, und gerade vor uns öffnet sich die wilde Schlucht, deren hohe Uferränder mit Linden, Pappeln, Eichen, Rüstern, Birken und verschiedenen Gattungen Nadelhölzer und Gesträuche bewachsen, als belaubte Waldberge erscheinen, aus denen hie und da schroffe Kalksteinfelsen hervortreten. Dies ganze reizende Landschaftsbild giebt eine Mannigfaltigkeit von Schatten und Licht, welche schwer zu beschreiben ist. Nicht minder schön ist die Perseschlucht, wenn man in derselben aufwärts geht. Auf beiden Seiten stellenweise bis hundert Fuß hohe Kalksteinfelsen, über denen waldbedeckte Berge herabschauen, die beiden Seiten der Ufer des Perse-Baches liegen voller Gebirgstrümmer, aus welchen Bäume und allerlei Arten Gesträuch üppig hervorwuchern, und um das Wilde und Romantische dieser kleinen Gebirgsgegend nach mehr zu heben, so finden wir hier auch, besonders im Frühjahre, zwei Wasserfälle. Der kleine Bach stürzt dann über die Felsenschwellen tobend herab, braust schäumend durch die enge Schlucht und macht sich gewaltig groß, ist aber dennoch nicht im Stande, die vielen Nachtigallen zu übertönen, welche im Frühlinge das schöne Thal beleben.

Wer das herrliche Kokenhusen, diese Landschaftsperle Livlands, auch nur einmal besucht und in dieser herrlichen Natur geschwelgt hat, der wird es gewiß niemals wieder vergessen, und dies um so mehr, da uns jetzt das schnaubende Feuerroß schon rasch nach der alten Kukenois bringt, die sich gewiß bald in ein neues Gewand kleiden wird, denn die Eisenbahnen haben die besondere Eigenthümlichkeit, selbst wenn sie durch eine öde Wüste geführt werden, überall neben höherem menschlichen Betriebe auch Eleganz und Comfort hervorzurufen.

Der Weg von Kokenhusen bis zum Gute Festen mit der merkwürdigen schwimmenden Insel, geht östlich und etwas aufwärts in jenes Hochland, welches als eine Abzweigung des Waldai-Gebirges, in einem Höhenzuge unweit Darpat und westlich von Werro und Marienburg, über Pebalg und Erlaa streicht, und endlich sich zum Dünaufer herabsenkt. Dieser Höhenzug bildet die höchsten Punkte des westlichen Rußlands, der Berg Muna-Maggi ist 1063, der Gaissekalns 1031, der Baluskalns 990 und der Spirekalns 871 englische Fuß hoch. Die drei letztgenannten Berge bilden ein rechtwinkliges Dreieck und schließen den Hof Festen gleichsam beschützend in ihre Mitte ein. Der ganze Weg von Kokenhusen nach Festen führt durch ein wellenförmiges Hügelland mit ziemlich gutem Ackerboden und ist mit herrlichen Landsitzen und besonders schön bebauten Bauergesindestellen belebt, wo auch viel Obstzucht betrieben wird. An herrlichen Fernsichten ist hier kein Mangel. Wer diese interessanten Gegenden besuchen will, der vergesse ja nicht den höchsten der hiesigen Berge, den Gaissekaln, entweder sehr früh oder kurz vor Sonnenuntergang zu ersteigen. Das großartige Schaubild und die romantisch schöne Fernsicht von diesem Berge wird man wohl an keinem andern Orte in Livland finden. So weit das Auge reicht bis in graue Ferne, wo zuletzt alles in Nebel verschwindet, erscheinen zwischen Bergen, Thälern und Waldgruppen eine Unzahl von freundlichen Herrenhäusern, Kirchen, Pastoraten, Windmühlen und anderen Wohnlichkeiten, und um das heitere Gemälde noch mehr zu heben, so blinken hier und da zwischen den Landschaftsgruppen eine Menge Landseen von verschiedener Größe hervor, welche, wenn die Abendsonne diese Wasserflächen bescheint, wie große Spiegel aus dem ganzen Panorama hervorschimmern.

Gleich hinter dem Gute Festen liegt der Jlsing-See mit einer merkwürdigen schwimmenden Insel, welche alljährlich, seit undenklichen Zeiten, gewöhnlich im Juli-Monat aus der Tiefe des Sees emporsteigt, sich spärlich mit etwas Gras bedeckt, und im September oder October beim ersten Frost wieder auf den Grund des Sees herabsinkt, um so zu sagen den Winterschlaf zu halten und dann im künftigen Jahre — aber immer an einer und derselben Stelle, — wieder auf der Oberfläche zu erscheinen. In warmen Sommern steigt sie früher, in kälteren aber später aus der Tiefe empor, auch hat es sich während eines kalten regnerischen Sommers einstmals ereignet, daß sich die Insel gar nicht auf der Oberfläche zeigte; dahingegen fand aber auch der Fall statt, daß während eines sehr warmen Sommers die Insel ungewöhnlich lange auf der Oberfläche blieb, und als dann auf einmal starker Frost eintrat, festfror und am Hinabsinken verhindert wurde, sobald aber im Frühjahre das Thauwetter begann, löste sich die Insel vom Eise los und senkte sich wieder auf den Grund des See's herab.

Die ältesten Leute in der Umgegend erinnern sich des periodischen Erscheinens der Insel so lange sie denken können, und daß sie niemals ihre Stelle veränderte, Fischer erwähnt in seiner Naturgeschichte Livlands vom Jahre 1780 dieser eigenthümlichen Insel, und auch Blenenstamm beschrieb sie in seiner Geographie Livlands, aber dennoch fehlte es bis jetzt an einer genügenden Erklärung ihrer Entstehungsart. In den 40ger Jahren, wo ich Director des Rigaer naturforschenden Vereins war, brachte ich diese Sache zur Sprache, doch ohne daß der ursächliche Grund der Erscheinung erklärt werden konnte, ich entschloß mich daher, mit meinem Freunde, dem Herrn Chemiker Neese, die Insel an Ort und Stelle zu untersuchen, und hier ergab sich denn folgendes Resultat:

Die Insel liegt ungefähr 50 oder 60 Faden vom nordwestlichen Ufer des Jlsing-See's und ragt bis 8 Zoll über dem Wasser hervor. Sie hat, wenn keine starken Winde wehen, welche die obere Erdrinde abspülen, eine Größe von ungefähr 10 bis 12 Faden, so daß fünf bis sechs Personen bequem auf ihr herumgehen können. Die ganze Insel besteht aus einer Art Torf oder Pflanzenfilz von allerlei Wurzeln, Moos und Wasserpflanzen einer früheren Zeit mit ungefähr einem Faden Mächtigkeit und von grauer, fast dunkler Farbe, so daß dieselbe von wirklichem Torf wenig zu unterscheiden ist. Dieser Pflanzenfilz ruht aber nicht auf dem Boden des See's, sondern schwimmt frei auf der Oberfläche des Wassers, so daß man mit einer langen Stange auf mehreren Seiten ganz bequem unter der Insel herumfühlen kann, auf einer Seite aber senkt sie sich herab und ist hier mit der Torfsubstanz am Boden des See's fest verbunden, sowie überhaupt der ganze Boden überall mit einer dicken Lage dieses Torfes oder Pflanzenfilzes bedeckt ist, und da die Insel mit dem einen herabhängenden Ende am Boden des See's festhält, so mußte sie natürlich immer an einer und derselben Stelle auf der Oberfläche erscheinen, auch das periodische Auf- und Untertauchen der Insel erklärt sich ganz einfach: Wir fanden nämlich in diesem halbverkohlten Pflanzenfilz, woraus die ganze Insel besteht, eine ganz ungewöhnliche Menge des so leichten Kohlenwasserstoffgases, welches sich bei der leisesten Berührung in Millionen kleinen Bläschen aus dem Pflanzenfilz der Insel entwickelte. Vermittelst einer kleinen Vorrichtung wurde von uns etwas Gas aufgefangen und angezündet, welches sofort mit einer bläulichen Flamme brannte. Ueberraschend war für uns diese starke Gasentwickelung, denn obgleich überall in Morästen sich diese brennbare Luft entwickeln kann, so doch schwerlich in einer so außerordentlich großen Menge, wie dies hier der Fall war. Sobald nun im Sommer das Wasser des See's erwärmt wird, so entwickelt sich aus der torfartigen Substanz das so außerordentlich leichte Gas, füllt den Pflanzenfilz mit Millionen kleiner glänzender Luftbläschen, macht ihn dadurch leicht, und hebt endlich die Insel als eine Art halboffener Blase auf die Oberfläche empor. Da nun während des Winters sich auf der Insel Schlamm und Erde angehäuft, so wird diese Humusrinde mit emporgehoben und giebt Veranlassung, daß sich die Insel mit etwas Graswuchs und Wasserpflanzen bedeckt, welches besonders in warmen und lange anhaltenden Sommern der Fall ist. Es ereignet sich in solchen Jahren oft, daß die Insel schon im Juni auf der Oberfläche erscheint und erst im October wieder auf den Boden des See's hinabsinkt. Sobald es kalt wird und die ersten Nachtfröste eintreten, hört natürlicherweise die Gasentwickelung nach und nach auf, die große Blase wird schwer — klappt zu und senkt sich wieder auf den Boden hinab, um, wie man in der Umgegend sagt, ihren Winterschlaf zu halten.

Wie sich der Jlsing-See gebildet hat, lehrt der Augenschein. Hier war früher gar kein See, sondern nur ein großes Torfmoor, in dessen Mitte aber ein kleiner Bach floß. Vor vielen langen Jahren wurde hier nun eine Wassermühle angelegt und der Bach gedämmt, wodurch das ganze Torfmoor unter Wasser gesetzt wurde. Die Ufer des See's bestehen aus Sandgrund, und auch die Unterlage des Torfs am Boden des See's wird aus Sand bestehen, so daß, durch die Gasentwickelung gehoben, sich der Torf stellenweise als ein Flötz vom sandigen Untergrunde ablösen und an die Oberfläche empor steigen konnte.

Erstaunen müssen wir über den eigenthümlichen Zusammenfluß so vieler günstiger Umstände zur Hervorbringung dieser merkwürdigen Naturerscheinung, welche, so leicht sie sich auch erklären läßt, und so einfach sie auch dasteht, in Rußland doch ihres gleichen nicht hat, und so viel bekannt ist, soll sich auch nur in Holstein eine etwas ähnliche Insel dieser Art befinden. Wer die reizende Gegend von Kokenhusen aus besuchen und die merkwürdige Insel auch in der Nähe besehen will, der wähle den Juli-Monat, wo er sicher sein kann, daß die Insel ihren Winterschlaf beendet und schon auf der Oberfläche des See's erschienen ist, obgleich sie dann noch als ein großer dunkler Körper auf dem Wasser schwimmt und erst später ein grünes Kleid anzieht, indem sie sich spärlich mit Graswuchs bedeckt.

Burgundische Hofsitten.

Im funfzehnten Jahrhundert war der Burgundische Hof so zu sagen die hohe Schule der feinen Sitte, und was an Hofceremoniel noch besteht, wird sich ohne Mühe auf die an dem Hofe Philipps des Guten, Herzogs von Burgund, aufgekommenen Gebräuche zurück führen lassen. Ueber die dort herrschenden Sitten finden wir genaue Auskunft in der Abhandlung einer vornehmen Dame, welche eine lange Reihe von Jahren an jenem Hofe lebte. Diese Dame war Alienor (Ellinor, Eleonore) von Poitiers, Vicomtesse von Furnes. Ihre Mutter, Isabella von Sonza, kam mit der Infantin Isabella von Portugal, welche 1429 dem Herzog Philipp von Burgund vermählt wurde, an den Burgundischen Hof und heirathete Herrn Johann von Poitiers, Baron von Arcis-sur-Aube. Aus dieser Ehe stammte die Dame Alienor, welche seit ihrem 17. Jahre am Hofe lebte, sich mit Wilhelm von Stafeln, Vicomte von Furnes in Flandern vermählte und ihre Abhandlung in der Zeit zwischen den Jahren 1484 und 1491 geschrieben haben muß.

Wir theilen hier ein paar Abschnitte aus dieser für die Sittengeschichte sehr wichtigen Schrift mit.

Wie es in dem Hause der Fürsten und Herren gehalten werden muß.

Bei dem Hofe und in den Häusern der Könige, Herzöge und Fürsten und ihrer Frauen muß ein Edelmann oder Ritter angestellt sein, den man den Hofjunker nennt; ebenso eine Dame, welche Hofdame heißt. Die adligen Fräulein vom Hause werden Hoffräulein der Dame vom Hause genannt, und die alte Dame, welche die Aufsicht über sie führt, heißt die Mutter der Fräulein. Auch die Junker eines solchen Hauses nennt man, den einen Schenkjunker, den andern Küchenjunker, einen andern Vorschneider, und wieder einen Aufwärter; diese Titel können in dergleichen Häusern ertheilt werden. Man kann auch darin Thronhimmel und Lehnsessel bei den Tafeln, wo man speiset, in den Sälen haben. Auch kann man die männlichen Kinder in solchen Häusern, Monsieur Johann, Monsieur Peter und wie es sonst der Name mit sich bringt, heißen; auch kann man alle Kinder, Söhne und Töchter der Fürsten und Fürstinnen nach dem Namen ihrer Eltern nennen.

Wenn die Könige, Königinnen, Herzoge, Herzoginnen, Prinzessinnen Verwandte, Nichten, Vettern und andere Verwandte haben, so müssen sie dieselben, weil sie von königlichem Geblüt sind, beaux nepveux, belles-niepces, beaux-cousins, belles-tantes et belles-cousinnes nennen, und das Wort beaux oder belle muß auch in Schriften gebraucht werden; doch müssen sie von gleichem Adel sein.

Alles Obengedachte findet in minder vornehmen Häusern nicht statt, z. B. bei Gräfinnen, Vicomtessen, Freifrauen u. s. w., dergleichen es eine große Anzahl in verschiedenen Königreichen und Ländern giebt. Befindet sich in diesem eine Dame, so muß sie Gesellschaftsdame, und nicht Hofdame heißen, die Fräulein müssen Fräulein oder adelige Jungfrauen in dergleichen Häusern genannt werden, und nicht Hofdamen. Die Aufseherin über sie wird bei ihrem Namen genannt, Johanna, Margaretha, und nicht Mutter der Fräulein. Auch darf daselbst kein Junker sein, dem man den Titel Schenkjunker, Küchenjunker oder Vorschneider giebt.

(Schluß folgt.)

Ein gutes Buch.

Bene fate fratelli! Elend und Hülfe. Aufsätze zusammengestellt von Ernst Graf Lippe-Weißenfeld, Mitglied des Johanniter-Ordens. Berlin, 1864. In Commission bei Ludwig Rauh. Preis 28 Sgr.

Ueber dem Eingangsthor des Hospitals der „Barmherzigen Brüder“ zu Venedig steht in goldenen Buchstaben die Inschrift: „Bene fate fratelli“ (Thut Gutes den Brüdern). Diese Inschrift ist der Titel des uns vorliegenden Buches geworden, dessen Erscheinen wir mit Freuden begrüßen, da es in doppelter Weise demselben entspricht, einmal, weil, wie das Vorwort anführt, „das zu erhoffende materielle Erträgniß dieser Arbeit bestimmt ist zu einer kleinen Erleichterung des trüben Schicksals eines hoch ehrenwerthen Mannes (Familienvaters), welcher, durch mehrjährige harte Körperleiden seinem schriftstellerischen Beruf entzogen, umnachtet ist von geistiger und leiblicher Pein“, dann aber auch dadurch, daß es in einer Reihe gediegener Aufsätze Mittheilungen und Erörterungen aus dem Bereich des menschlichen Elends und der brüderlichen Hülfe bringt.

Es beginnt mit dem Aufsatz „Armuth“, in dem die Ursachen, aber auch die Mittel besprochen werden, durch welche diesem sich immer weiter ausdehnenden Schaden unserer Zeit abgeholfen werden kann. „Der Puls unserer Tage“, heißt es auf Seite 4, „geht rascher denn je. In dem allgemeinen Sturmlauf „nach Gut und Geld giebt es Viele, die zurückbleiben und strau„cheln. Es kann nicht anders sein. Weder Communismus „(d. i. sinnlose Gleichmacherei), noch Socialismus (d. i. Hirn„gespinnst einer beglückenden neuen Weltordnung) vermag Ab„hülfe zu schaffen; auch die Wohlthätigkeit kann dies nur theil„weis, wenn sie diesen und jenen Riß zwischen Arm und Reich „verdeckt. Nur die christliche Nächstenliebe allein bessert „von Grund auf. Die himmlische Heilswahrheit söhnt aus „mit des Geschickes Mächten; die menschenfreundliche Theilnahme „bemüht sich, das Wollen und die Kraft der Kleinmüthigen und „Schwachen zu stärken, damit sie sich selbst weiter helfen.“

Die folgenden Blätter geben Mittheilungen über Bestrebungen, Erfolge und Ansichten aus dem großen Bereich des „Gutes thun an den Brüdern.“ Es sind mannigfach wechselnde und daher nicht ermüdende Bilder, die uns hier vor Augen geführt werden. Wir nennen sie nach ihrer Reihenfolge: der Orden der „Barmherzigen Brüder“. Die „Barmherzigen Schwestern“. Die griechisch-katholischen Schwestern der „Kreuzes-Erhöhung“. Die Johanniter. Die Diakonissen. Der christliche Männer-Kranken-Verein zu Berlin. Rettungsboten und Rettungsboote. Reminiscenzen an die Kaland-Brüderschaft. Die Fußwaschung; eine Grün-Donnerstags-Ceremonie. Steenbeck und Talithakumi (zwei Asyle in Holland, das erstere für gefallene, das zweite für verwahrloste Mädchen unter 16 Jahren). Die neue schlesische Irren-Pflegeanstalt bei Bunzlau. Wohlthätigkeit in Altona. Volksbibliotheken. Aphorismen über die Wohlthätigkeitsangelegenheiten vergangener Zeiten. Unsere Pflichten gegen die Armen; eine Predigt von Herrmann August Francke. Fürsorgliches in Genf. Ueber evangelische Jünglings-Vereine; Vortrag des Predigers Weickert. Die britische und ausländische Bibelgesellschaft, und die

Bibelfrauen. Ueber den Luxus; (Skizzen). Denksprüche, Sentenzen ꝛc. Schlußbemerkungen.

Der Aufsatz „die Johanniter“ wird dazu beitragen, ein richtiges Verständniß über die Zwecke und Bestrebungen des Johanniter-Ordens in weiteren Kreisen zu verbreiten; auch ist das Buch, schon dieses Aufsatzes wegen, namentlich allen Denjenigen dringend zu empfehlen, welche den Wunsch haben, der Mitgliedschaft der genannten Corporation theilhaftig zu werden.

X.

Die Ueberführung der Leiche des am 12. d. Mts. zu Breslau verstorbenen Commendators und Seniors des Johanniter-Ordens Grafen Henckel von Donnersmarck nach Schloß Neudeck in Oberschlesien und die Beisetzung daselbst fand am 16. d. statt.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, hat sich dabei durch den Rechtsritter, General der Kavallerie und kommandirenden General des 6. Armee-Korps von Mutius vertreten lassen.

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, den 24. Juli 1864. Aus Wester-Satrup haben wir den Tod des dänischen Fähnrichs Grafen von Baudissin zu melden, der den 19. Juli am Eiterungsfieber erfolgte. Den dort zurückbleibenden Verwundeten geht es dafür um so besser; von Brockhusen's Wunden sind in guter Heilung begriffen, bei von Bernuth haben die heftigen Blutungen nachgelassen, und der Füsilier Heinicke, sowie der dänische Officier Schaarod machen die besten Fortschritte in ihrer Genesung.

In Bellevue starb den 17. Juli, wie wir im letzten Bericht schon andeuteten, der Vicefeldwebel Sandmann vom 55. Regiment, an den Folgen seines Brustschusses. Geheilt entlassen wurden von Rodowitz, von Alvensleben. Lieutenant Ranzow ist in das Zelt im Königsgarten transloeirt worden, um seine Reconvalescenz nach so schwerer Verwundung und deren Folgen recht schnell zu vervollkommnen; Hauptmann Böttge wird uns wohl nächste Woche verlassen, um in Pyrmont die Heilung seines Nervenleidens anzustreben, und 2—3 Officiere sehen ebenfalls ihrem baldigen Abgang entgegen, so daß nur 10—12 Reconvalescenten und leicht Verwundete und ein schwer Verwundeter (Lieutenant Höling) zurückbleiben event. bei einer Auflösung dieses Lazarethes in das zweite übersiedeln.

Aus Königsgarten wurde geheilt entlassen: der Grenadier Schick, neu aufgenommen: Lieutenant Müller von der 3. Artillerie Brigade mit Typhus, der jedoch in milder Form bis jetzt verläuft. Unsere älteren Patienten werden größtentheils ebenfalls in der nächsten Woche geheilt in die Bäder gehen, 3—4 bleiben nur zurück. Ebenso können wir nur Erfreuliches über die Verwundeten der letzten Affaire berichten. Bei den leichter Verwundeten: v. Lettow, v. Voigts, v. Kawecziaski, Ziegler, Schröder, Lüdicke, Unteroffizier Sander hat kein Zwischenfall den normalen Verlauf der Wundenheilung gestört. Sie befinden sich sämmtlich relativ recht wohl. Major von Witzleben, dessen Wunden in bester Vernarbung sind, ist heute aufgestanden; von Berfen bekam in dieser Woche einen neuen Gypsverband; die Zerschmetterung seines Unterschenkels wird in bester Form geheilt werden. Bei Lieutenant Freiherrn von Rheinbaben ist vorgestern durch Herrn Geheimrath v. Langenbeck die Resektion des zerschossenen Ellendogengelenkes gemacht worden. Freiherr von Rheinbaden hat die Operation sehr gut vertragen, und giebt sein Zustand die besten Hoffnungen für seine Genesung und die Gebrauchsfähigkeit seines verwundeten Armes.

Dr. Reffel.

An Stelle des bisherigen Vorstehers des Ordens-Kriegs-Hospitals in Wester-Satrup, Ehrenritters von Salisch, welcher sich seit Ende Mai auf dem Kriegsschauplatze befunden hat, ist seit dem 21. d. der Ehrenritter: Kammerherr Freiherr Theodor von Gaffron-Kunern getreten.

Die zur Zeit noch in Satrup befindlichen vier schwer Verwundeten hofft man bis zum 1. August nach Flensburg überfiedeln zu können, auch wird es voraussichtlich möglich sein, zu diesem Zeitpunkte das Hospital in Bellevue zu räumen, und sollen die sämmtlichen Verwundeten dann im Hospitale Königsgarten und im dort befindlichen Kranken-Zelte vereinigt werden.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Kreisdeputirten von Thielau auf Lampersdorf 17 Thlr. 15 Sgr. (3. Geschenk); vom Rittergutsbesitzer von Brederlow auf Saußienen 10 Thlr.; vom General-Lieutenant a. D. Grafen von Bismarck-Bahlen auf Carlsburg 50 Thlr. (2. Geschenk); durch den Standesherrn Grafen Friedrich zu Solms-Baruth vom Grafen Hermann zu Solms-Baruth auf Klitschdorf 100 Thlr. (2. Geschenk). Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 20,163 Thlr. 11 Sgr.

2. Wäsche, Erfrischungen ꝛc.

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin 3 Rehböcke; vom Kaufmann H. N. Plambeck in Hamburg 2 Sendungen mit je 4 Körben Erdbeeren; von der Frau Gräfin zu Solms-Baruth auf Golßen 24 Hemden und 24 Paar Socken; von den Gemeinden der Herrschaft Golßen 30 Schock Eier; vom Frauen-Verein in Potsdam Kleidungsstücke; von der Frau Gräfin zu Stolberg auf Altenhagen Gemüse, Schinken und Käse; von Fräulein von Rochow zu Stülpe 2 Schinken und Gemüse; vom Pastor Kalde in Falkenberg Charpie; vom Freiherrn von der Planitz auf Reibschütz Backobst und Saft.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Heerlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint am jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 31. Berlin, den 3. August 1864. **Nr. 31.**

Das Johanniter-Kranken- und Siechenhaus zu Sonnenburg.

„Haben wir", so heißt es in dem Jahresberichte des Curatoriums des Johanniter-Kranken- und Siechenhauses zu Sonnenburg ro 1863, „im Hinblick auf das verflossene Jahr dem Herrn wiederum für so viele Gnadenerweisungen zu danken, die Er der Anstalt in dieser Zeit so reichlich erwiesen hat, so fühlen wir uns diesmal gedrungen, Ihn besonders zu preisen für die große Bewahrung, durch welche Er in der Nacht vom 12. zum 13. Juni v. J. dieselbe, sowie ihre Bewohner, während eines schweren Gewitters in Seinen gnadenreichen Schutz genommen hat. Der Blitz schlug zuerst in die Verzierungen des westlichen Giebels ein, beschädigte diese, sprang dann auf die mittlere Dachfläche über, schlug ein Loch in dieselbe, zertrümmerte den nebenstehenden Schornstein, sprang wiederum nach der Vorderfront und fuhr an dieser herunter, ohne dem Innern des Hauses und dessen Bewohnern den geringsten Schaden zugefügt zu haben, nachdem das Haus, wie die vorstehende Schwester berichtet, in seinen Grundvesten erschüttert worden war.

Der Herr wolle es ferner in Seinen gnädigen Schutz nehmen, uns Alle aber, die wir berufen sind in demselben zu arbeiten, von Neuem dadurch inne werden lassen, daß Er allein es ist, der Segen und Gedeihen zu unserer Arbeit giebt."

Der Bericht rühmt die hingebenden und aufopfernden Dienste der Diakonissen, deren Fürsorge das Haus anvertraut ist, und spricht sein Bedauern über den stattgehabten Abgang des Arztes desselben Dr. Barkow — welcher seinen Wohnsitz nach Spandau verlegt hat — aus, da derselbe sich während seines fünfjährigen Wirkens an der Anstalt nach allen Seiten hin die vollste Anerkennung erworben hat.

Die Frequenz des Hauses war auch im verflossenen Jahre eine recht befriedigende; sie betrug 131 Personen (davon 12 Sieche und 119 Kranke), und zwar 61 Männer 41 Frauen und 29 Kinder.

Von den 119 Kranken sind gestorben 10 (4 Männer, 5 Frauen, 1 Kind), geheilt 69 (31 Männer, 20 Frauen, 18 Kinder), ungeheilt entlassen 11 (5 Männer, 3 Frauen, 3 Kinder) und ultimo 1863 in der Behandlung verblieben 41 (21 Männer, 13 Frauen, 7 Kinder), während ein Zu- resp. Abgang bei den Siechen (6 Männer, 6 Frauen) nicht stattgefunden hat.

Die Gesammtzahl der gewährten Kranken- und Siechenverpflegungstage beträgt: 16,775; es wurden demnach täglich durchschnittlich circa 46 Sieche und Kranke in der 54 Betten enthaltenden Anstalt verpflegt.

Die Kosten des Hauses betrugen 3929 Thlr. 13 Sgr. 7 Pf. (außerdem 30 Thlr. extraordinaire Ausgaben), und kommt demnach ein Verpflegungstag auf 7 Sgr. $\frac{1}{2}$ Pf. zu stehen. Im Jahre 1862 stellten sich die Kosten eines solchen auf 7 Sgr. $7\frac{3}{4}$ Pf.; es ist sonach pro 1863 eine Ermäßigung von $7\frac{1}{4}$ Pf. pro Tag und Kopf eingetreten.

Unentgeltlich wurden 4820 Verpflegungstage gewährt, dagegen 2877 Verpflegungstage mit je 1 Sgr., 3281 mit je 2 Sgr., 1755 mit 3 Sgr., 1436 mit 4 Sgr., 2454 mit je 6 Sgr. bezahlt, außerdem noch für 152 Tage im Ganzen 13 Thlr. vergütet.

Die Ausgaben im Betrage von 3929 Thlr. 13 Sgr. 7 Pf., und unter Hinzurechnung der extraordinairen Ausgabe von 36 Thlr. zusammen 3965 Thlr. 13 Sgr. 7 Pf., sind theilweise durch folgende Einnahmen gedeckt worden:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
1) eingezahlte Kur- und Verpflegungskosten	1148 Thlr.	12 Sgr.	— Pf.
2) Einnahmen aus der Wirthschaft für verkaufte Milch, Butter, Eier ꝛc. . . .	36 „	17 „	6 „
3) aus der Hausbüchse . .	3 „	12 „	— „
4) Ertrag aus dem Garten .	244 „	5 „	9 „
5) Geschenk der Stände des Sternberger Kreises . .	100 „	— „	— „
	1532 Thlr.	17 Sgr.	3 Pf.
Der Ueberrest von . .	2432 Thlr.	26 Sgr.	4 Pf.

ward aus der Ordens-Kasse zugeschossen.

Die Athenerinnen.

Wenn einem Athener ein Mädchen geboren wurde, so hing er vor seinem Hause eine Wollenbinde aus, während ein Kranz von Oelzweigen die Geburt eines Knaben anzeigte. Das neugeborene Kind legte man sodann dem

Vater vor die Füße, hob er es nicht auf, so wurde es ausgesetzt, hob er es aber auf, so trug man es um den Heerd, und stellte es dadurch unter den Schutz des Hauses. Seitdem stand es dem Vater nicht mehr frei, über das Leben des Kindes zu verfügen. Am zehnten Tage nach der Geburt wurden Freunde und Verwandte zu einem Dankopfer and dem damit verbundenen Festmohle eingeladen. Bei diesem erhielt das Kind einen Namen.

Die Mädchen wuchsen nun in der Abtheilung des athenischen Hauses auf, welche das Frauengemach hieß und gewöhnlich hinter oder über der Wohnung des Hausherrn lag. Dieses Frauengemach durfte kein Mann betreten, nicht einmal die Diener des Hauses, und die jungen Mädchen durften es nur dann verlassen, wenn ein Festaufzug statt fand, an dem sie theilnahmen, oder eine ihrer Gespielinnen vermählt wurde. Spaziergänge machten sie nie, so lange sie in der Stadt wohnten. Die wohlhabenden Athener pflegten aber einen Theil des Jahres auf ihren ländlichen Besitzungen zuzubringen, und hier mochte auch den Mädchen eine freiere Bewegung vergönnt sein. In der Stadt dagegen durften sie sich nur in einem kleinern Garten ergehen, welcher sich hinter ihrer Wohnung befand. Auch um Einkäufe zu machen, durften sie nicht ausgehen, nur zu Besuchen in die Frauengemächer befreundeter Familien wurden sie zuweilen unter Aufsicht der Mütter oder älterer Sclavinnen entlassen.

Unterricht scheinen diese jungen Mädchen nur in sehr geringem Maaße empfangen zu haben. Es gab in Athen weder Mädchenschulen noch Privatlehrer für junge Mädchen oder Gouvernanten. Die Mütter und ihre Sclavinnen unterwiesen sie in den Geschäften des Haushalts und andern weiblichen Arbeiten. Außerdem trieben sie wohl ein wenig Musik, da sie bei Hochzeiten und religiösen Festen Gesänge vorzutragen hatten. Ob viele von ihnen lesen und schreiben konnten, ist sehr zweifelhaft.

Die große Mehrzahl dieser Mädchen wurde, sobald sie erwachsen waren, gewöhnlich im sechszehnten oder siebenzehnten Jahre verheirathet; alte Jungfrauen gab es in Athen nur sehr wenige, obgleich viele Athener unverheirathet blieben, denn die Mädchen wurden häufiger ausgesetzt als die Knaben, die Zahl der athenischen Frauen war daher geringer als die der Männer. Dennoch mußte der Vater für ein Heirathsgut sorgen, wenn er seine Tochter vermählen wollte. Doch scheint diese Mitgift in den meisten Fällen sehr gering gewesen zu sein. Solon verbot sie sogar ganz und verordnete, daß Bräute nur mit drei Kleidern und einigem Hausgeräth ausgestattet werden sollten. Dieses Gesetz scheint aber wenig beachtet worden zu sein.

Die Wahl des Gatten hing ausschließlich von dem Vater ab. Die Mädchen sahen ihre Verlobten häufig nicht eher, als bei der Hochzeit. Daß eine Jungfrau jemals gegen eine solche Wahl Einwendungen gemacht habe, wird uns nicht berichtet; selbst in den Komödien der Griechen tritt ein solcher Fall nicht ein, nur die jungen Männer lehnen sich hier zuweilen gegen den Befehl des Vaters auf, sich mit einem von ihm gewählten Mädchen zu verheirathen. Starb ein Vater, ohne seine Tochter verheirathet zu haben, so war es die Pflicht der nächsten unverheiratheten Verwandten, — natürlich die Brüder ausgenommen, — sich mit den verwaisten Töchtern, sobald sie heranwuchsen, zu vermählen. Auch Halbgeschwister, wenn sie nicht Kinder derselben Mutter waren, heiratheten sich zuweilen.

Der Hochzeit ging eine feierliche Verlobung voran, ohne welche die Ehe nicht als vollgültig angesehen wurde. Ihr folgte ein feierliches Opfer, welches den Gottheiten der Ehe, dem Zeus und der Hera, oder auch der Artemis geweiht war. Die Braut und der Bräutigam nahmen hierauf jeder für sich ein Bad, aus welchem das Wasser aus der Quelle Enneakrunos genommen wurde, unter Anrufung der Nymphe der Quelle. An dem Hochzeitsschmaus nahmen nicht nur die männlichen, sondern auch die weiblichen Verwandten des Bräutigams Theil. Doch scheinen die Frauen an besondern Tischen gesessen zu haben. Braut und Bräutigam trugen weiße Gewänder und Kränze von Myrten und Veilchen auf dem Haupte, die Braut außerdem einen weißen Schleier. Nach dem Mahle bestieg das Brautpaar nebst einem Brautführer einen Wagen, der es nach der mit Laubgewinden geschmückten Wohnung des Bräutigams führte. Die Gespielin der Braut und die Freunde des Gatten umgaben den Wagen und leuchteten mit Fackeln voran, welche die Mutter der Braut angezündet hatte. Dabei sangen sie Hochzeitsgesänge. Begegnende Freunde riefen ihnen Glückwünsche zu. Die Vollziehung der Ehe wurde dem Vorsteher des Stammes, dem der Gatte angehörte, angezeigt, und von diesem durch ein Opfer und einen Schmaus, dessen Kosten der Neuvermählte bestritt, gefeiert.

Am Tage nach dem Hochzeitsfeste erhielt die Neuvermählte von dem Gatten, und beide von Verwandten und Freunden Geschenke.

Von nun an war die Athenerin nicht mehr so vollständig auf das Frauengemach beschränkt, wie vor ihrer Verheirathung, sie durfte auch in dem Theile des Hauses, in welchem der Gatte wohnte, sich aufhalten, so lange kein Fremder zugegen war. Erhielt aber der Gatte Besuche, so zog sie sich sogleich in das Frauengemach zurück. Daher trat kein gesitteter Mann in das Haus eines Andern, ohne sich ihm anmelden zu lassen. In Abwesenheit des Gatten in sein Haus einzutreten, wagte auch der vertrauteste Freund nicht, selbst wenn er durch Rufe um Hülfe dazu aufgefordert wurde.

Auch außer dem Hause durften die verheiratheten Athenerinnen freier verkehren als die Jungfrauen, sie durften ihren Freundinnen Besuche abstatten und ausgehen, um Einkäufe zu machen; aber in der Regel nicht ohne die Begleitung eines Dieners oder einer Dienerin. Nach einer Verordnung Solons durften wenigstens nach Anbruch der Nacht Frauen nur zu Wagen oder in Begleitung eines mit Fackeln vorleuchtenden Dieners ihr Haus verlassen.

Die athenischen Frauen waren von ihren Gatten fast eben so abhängig, wie die Mädchen von ihren Vätern; sie standen ganz unter der Vormundschaft desselben und konnten nicht einmal über ihre Mitgift frei verfügen. Solon verordnete, daß eine Frau kein Rechtsgeschäft selbstständig abschließen könne, in welchem es sich um mehr als den Werth eines Scheffels Gerste (7½ Sgr.) handle, ja selbst die Verfügungen des Gatten, Schenkungen und

Testamente sollten ungültig sein, wenn der Beweis geführt werden konnte, daß die Ueberredung der Gattin ihn dabei bestimmt habe. Es war also dafür gesorgt, daß der Mann jederzeit zurücknehmen konnte, was er der Frau etwa in einer schwachen Stunde gewährt hatte. Auch konnte er die Frau, wenn sie keine Kinder hatte, oder ihm sonst nicht behagte, ohne Weiteres den Aeltern zurückschicken, wenn er nur auch ihre Mitgift zurückgab. Die Frau dagegen mußte, wenn sie geschieden sein wollte, eine Klage bei dem ersten Archonten (Oberbürgermeister) der Stadt einreichen, und dieser entschied, ob ihre Gründe gültig seien oder nicht. Ließ die Frau sich zu einer Untreue gegen den Gatten verleiten, so wurde sie für ehrlos erklärt, während die Untreue des Gatten unbestraft blieb. Diese Ehrlosigkeit war eine sehr schwere Strafe; sie schloß die mit ihr Behafteten von den Tempeln und den Opfern aus; sie durften sich nicht öffentlich in der gewöhnlichen Kleidung und dem Schmucke der Frauen zeigen, und Jedermann war, wenn sie dies dennoch thaten, berechtigt, ihnen den Schmuck zu entreißen und sie auf beliebige Weise zu mißhandeln. Nur tödten durfte man sie nicht.

Obgleich nun im Allgemeinen die Hausfrauen der Athener ihren Gatten gegenüber eine untergeordnete Stellung einnahmen, so scheint doch der Fall, daß eine Frau zur Herrschaft im Hause gelangte, nicht ganz selten gewesen zu sein. Jedenfalls wird in den Komödien der Griechen ein solches Verhältniß häufig erwähnt und bespöttelt. Als Grund des überwiegenden Einflusses der Hausfrau wird fast immer ihr Reichthum angegeben, und Männer, die auf ihre Würde hielten, vermählten sich daher auch nicht gern mit Frauen, die reicher waren als sie selbst.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß die Athenerinnen bei dieser Lebensweise keine Gelegenheit hatten, gesellige Talente zu entwickeln. Da aber die Athener keineswegs unempfänglich waren für die Annehmlichkeiten des geselligen Verkehrs mit geistvollen und anmuthigen Frauen, so sahen sie es gern, wenn Frauen aus andern Theilen Griechenlands sich in ihrer Stadt niederließen und sich dem Verkehr mit Männern nicht verschlossen. Auf diese Weise entstanden gesellige Vereinigungen, welche den Salons der neueren Zeit ähnlich waren, nur mit dem Unterschiede, daß die Besuchenden nur aus Männern bestanden. Die berühmteste unter diesen griechischen Salondamen war die Milesierin Aspasia, welche als ungewöhnlich begabte Frau geschildert wird. In den beiden Fertigkeiten, welche damals in Athen vorzugsweise modisch waren, nämlich in der Beredtsamkeit und im Disputiren, soll sie Meisterin gewesen sein, und scheint ihre Freunde zuweilen durch den Vortrag einer sorgfältig einstudirten Rede unterhalten zu haben. Zu diesen Freunden zählten sich übrigens nicht nur elegante junge Herren, sondern auch ernste Männer, wie Sokrates. Das Haus der Aspasia wurde daher bald der Sammelplatz der bedeutendsten und geistvollsten Männer Athens, und blieb es um so länger, da Aspasia sich mit einer Anzahl junger Mädchen umgab, welche sie in den damals modischen Künsten unterrichtete. Diese Mädchen waren natürlich ebenfalls Nichtathenerinnen. Denn die Sitte, ihre eigenen Frauen streng einzuschließen, hielten diese sonst bis zur Leichtfertigkeit freisinnigen Bürger streng fest. Der bekannte Staatsmann Perikles wurde von den Reizen der Aspasia so bezaubert, daß er sich von seiner Gattin scheiden ließ und die Fremde in sein Haus aufnahm. Sie wurde nun, da man den Perikles Zeus zu nennen pflegte, als seine Here gepriesen. Da indessen die Athener gewohnt waren, die Häupter ihrer Republick zuweilen daran zu erinnern, daß sie trotz ihres Ansehns von der Menge abhängig seien, so wurde auch Aspasia, eben weil sie in so naher Beziehung zu Perikles stand, gelegentlich verfolgt. Man klagte sie der Irreligiosität an, und Perikles mußte sie vor Gericht vertheidigen, und soll den Prozeß so ernst genommen haben, daß er während seiner Vertheidigungsrede Thränen vergoß. Nach seinem Tode heirathete Aspasia einen reichen Viehhändler.

Das Glück, welches sie in Athen gehabt hatte, regte manche andere schöne Frau an, ebenfalls ihr Heil in der Hauptstadt Griechenlands zu versuchen; wir erfahren daher noch von einer Reihe anderer Damen, welche Salons in dieser Stadt eröffneten. Sie scheinen jedoch die Männerwelt mehr durch leibliche Reize als durch geistige Vorzüge angelockt zu haben. Dennoch hielt man es der Mühe werth, die witzigen Einfälle dieser Frauen zu sammeln. Eine Auswahl solcher Witzworte ist sogar bis auf unsere Zeiten gekommen, enthält aber freilich wenig Merkwürdiges.

Unter den Einfällen, welche diesen Damen zugeschrieben werden, mögen zwei hier Platz finden. Einer derselben wird in einer versificirten Anecdotensammlung, wie folgt, erzählt:

Melitta warf einst einem Kriegsmann spottend vor,
Er hab' im Treffen sich von seinem Schild befreit.
Da runzelte der Kriegsmann unmuthsvoll die Stirn.
Und hieß sie fortgehn; aber sie erwiderte
Im Augenblick: Laß dich das nicht bekümmern, Freund
Nicht du verlorst ja damals fliehend deinen Schild;
Nein, der vielmehr, dem du ihn schuldig warst.

Eine der berühmtesten unter den Nachfolgerinnen der Aspasia war die Böotierin Phryne, unter deren Verehrern sich der Bildhauer Praxiteles befand. Sie bat ihn einst, ihr sein schönstes Werk zu schenken. Er sagte ihr diese Bitte zu, doch wollte er ihr nicht verrathen, welches seiner Werke er für das gelungenste halte. Bald darauf stürzt ein Sclave der Phryne in das Zimmer, und ruft dem Praxiteles zu: „Dein Haus brennt; die meisten deiner Werke sind schon verdorben!" „Auch der Eros?" rief der Künstler, „und der Satyros?" und er wollte nach seiner Wohnung eilen. „Bleibe nur hier," sagte aber Phryne lachend, „Dein Haus ist unversehrt, aber der Eros ist mein, denn ich weiß nun, daß du diesen als dein schönstes Werk anerkennst." — J. v. M.

Das neue Irrenhaus in Frankfurt a. M.

An einem der schönsten Punkte in der Umgebung von Frankfurt, 20 Minuten von der Stadt entfernt, auf einer 110 Fuß über dem Mainspiegel liegenden Anhöhe erhebt sich jetzt das großartige in gothischem Stile ausgeführte Gebäude der Heil- und Pflege-Anstalt für Irre und Epileptische. Von dem Hügel aus genießt man eine malerische Fernsicht nach Norden hin auf den in blauer Ferne leuch-

tenden Höhenzug des Taunus, nach Süden über die in italischer Schönheit liegende Stadt mit ihren reizenden Villen, Häusergruppen und Thürmen hinweg nach der Bergstraße und den das Mainthal einschließenden Berghöhen, nach Osten auf den Friedhof und das nahe Bornheim und im Westen auf Bockenheim und andere Orte. Das Areal beträgt vorläufig 34½ Morgen für die Bauten, Höfe und Gartenanlagen, davon nimmt die mit Häusern bebaute Fläche etwa 9 Morgen ein.

Die Baulichkeiten selbst bilden ein nach Norden offenes Parallelogramm, welches seine Richtung, der Hauptachse nach, nach Nordnordost hat. Die Länge des ganzen Hauses beträgt 536 Fuß, die Höhe des großen Giebels 102 Fuß. Die Einförmigkeit, welche bei so bedeutender Fronte leicht in ermüdender Weise hervortreten könnte, ist vollständig durch reichverzierte Söller und in spitzen Giebeln auslaufende Vorbauten gehoben, und macht das ganze Gebäude den Eindruck eines stilvollen heitern Palastes.

Die engen Räume des alten Frankfurter Irrenhauses, wo Männer und Frauen, Heilbare und Unheilbare, Tobsüchtige und Epileptische zusammengehäuft waren, wo die von hohen Mauern umgebenen Höfe den Gemüthskranken einen trostlosen Aufenthalt boten, machten das Schaffen einer neuen Anstalt zur dringenden Nothwendigkeit.

Der Neubau einer solchen wurde zum Theil dadurch ermöglicht, daß das Pflegamt des heiligen Geistspitals der Schwesteranstalt großmüthig ein Darlehn von 100,000 Fl. zu geringen Zinsen anbot, dann aber durch die Freigebigkeit des verstorbenen Freiherrn von Wiesenhütten, der der Anstalt 100,000 Fl. zum Geschenk machte mit der Bedingung, daß sie den bisherigen confessionell beschränkenden Charakter verliere. Auch von Seiten der Bürgerschaft Frankfurt's wurde durch freiwillige Beiträge die menschenfreundliche Sache unterstützt.

Jetzt konnte das Pflegamt, die dem Heilinstitute vorgesetzte Behörde, ans Werk schreiten; der Platz wurde erworben, und der Arzt der Anstalt, Dr. Heinrich Hoffmann*), entwarf das Programm für die neue Anstalt, und es wurden drei in dieser Specialität erprobte Techniker mit der Ausarbeitung von Bauplänen betraut; zugleich unternahm es der Frankfurter Architekt Oskar Pichler, ebenfalls einen Entwurf auszuarbeiten. Der zur Prüfung der Pläne zugezogene Hofrath Dr. Roller sprach sich im höchsten Grade anerkennend für Pichler's Arbeit aus, und so wurde beschlossen, das Gebäude nach diesem Plane auszuführen. Nach vollständiger Umarbeitung des Plans, die in der Hauptsache auf den während einer im Auftrage des Pflegamts und in Gemeinschaft mit Dr. Heinrich Hoffmann gemachten Reise Pichler's zum Besuche deutscher, belgischer, holländischer, englischer und französischer Irrenanstalten erworbenen Erfahrungen fußte, wurde der Bau im August des Jahres 1860 begonnen und war im October 1861 bis auf die Kirche, die Bäder und die Küche bereits unter Dach gebracht, worauf am 20. October die Grundsteineinschließung unter entsprechenden Feierlichkeiten stattfand.

*) Dem größern Publikum durch eine Reihe literarischer Arbeiten, namentlich auch als Verfasser des weitverbreiteten „Struwelpeter" bekannt.

Der Weiterbau wurde rasch gefördert und ist nun so weit gediehen, daß der Umzug aus der alten in die neue Anstalt in kurzer Zeit bevorsteht.

Am Haupteingange befindet sich der Verwaltungsbau, welcher im Parterrestock die Pförtnerwohnung, das Empfangszimmer, das Schreibzimmer, die Lingerie und die Verwalterwohnung; im ersten Stock die Wohnung des dirigirenden Arztes; im zweiten Stock Wohn- und Schlafzimmer des Assistenzarztes, das Archiv und mehrere Reservezimmer umfaßt.

Das Verwaltungsgebäude ist um mehr als die Hälfte seiner Tiefe den Krankenflügeln vorgerückt, damit zwischen den Kranken beiderlei Geschlechts kein Verkehr aus den Fenstern stattfinden kann. An den Verwaltungsbau stößt die Abtheilung für Ruhige, und zwar rechts die für Männer, links für Frauen. Die Pavillons enthalten Schlaf- und Wärterräume und Verbindungstreppen, die Flügel an beiden Geschlechtsabtheilungen nehmen die unruhigen Kranken auf, und zwar im Parterre die Einzelzimmer und Aufenthaltssäle und im ersten Stock die Schlafräume. Weiter sind hier die Isolirungszellen (cellules de force), die Bäder, der Festsaal, die Kirche, die Räume für Dampfmaschine und Waschapparate und die Werkstätten.

Die Anstalt vermag 200 Kranke zu fassen, und zwar 130 Geisteskranke niedern und mittlern Standes, 46 Geisteskranke gebildeten Standes, 24 Epileptische. Zur Pflege der Kranken sind außer dem Oberwärter und der Oberwärterin 36 Wärter in der Anstalt.

Die Hauptbedingungen, auf welche beim Programm des Baues Rücksicht genommen wurde, sind:

a) vollständige Trennung der Geschlechter,
b) strenge Abscheidung der einzelnen Krankenabtheilungen unter einander,
c) separate, directe Ausgänge für alle Abtheilungen nach dem jeder Abtheilung zugewiesenen Garten,
d) freie Kommunication nach jedem Krankenflügel, nach Küche, Bet-, Festsaal, Bädern und allen der Verwaltung und Oeconomie angehörenden Räumlichkeiten.
e) Concentration aller Bewirthschaftungs- und Heizungsventilation im Mittelpunkte der Anstalt,
f) Beobachtung eines gleichen Niveau für alle Krankenflügel des Erdgeschosses,
g) Verbindung sämmtlicher Höfe innerhalb und sämmtlicher Gärten außerhalb der Anstalt durch Thore, die genügend Raum für Fuhrwerke geben, was namentlich bei Feuersgefahr zweckmäßig ist.

Nach den vor Kurzem geregelten Bestimmungen ist das Kost- und Pflegegeld für Pensionaire erster Klasse auf 1000 Fl., für Pensionaire zweiter Klasse auf 600 Fl. festgesetzt.

Zu Ehren des großmüthigen Protectors, des Freiherrn von Wiesenhütten, wird die neue Anstatt, nach dem Beschlusse des Pflegamts, den Namen „Heil- und Pflegeanstatt Wiesenhütten" führen.

(Illustrirte Zeitung).

Burgundische Hofsitten.

(Schluß.)

Desgleichen darf in einem Hause dieser Art die Speise und der Wein nicht vorgekostet werden; man darf keine Sache, die man dem Herrn oder der Dame hinreicht, vorher küssen, keinen Lehnsessel gebrauchen und auch nicht die Kinder so nennen, wie vorhin von denen der Fürsten erzählt worden ist (d. h. nicht monsieur Jean etc.). Auch kommt ihnen nicht zu, ihre Verwandten beaux-cousins und belle-cousinne zu nennen, sondern nur mon cousin und ma cousinne; hält es Jemand anders, so muß man wissen, daß dies aus Ehrsucht und Anmaßung geschieht, und es muß für null und nichtig gehalten werden, weil es willkürliche, unregelmäßige und ungegründete Anmaßung ist; denn Niemand ist erlaubt, sich mehr heraus zu nehmen, als sich gebührt, und als das Herkommen mit sich bringt.

Auch gebührt ihnen nicht, Hüte oder goldene Zirkel, nebst Blumenwerk, welches über den Rand hinausreicht, auf ihren Wappen zu führen; desgleichen dürfen sie keinen grauen Hermelinpelz oder kostbaren schwarzen Pelz tragen, ausgenommen diejenigen, welche von Königen, Herzogen und Fürsten in grader Linie abstammen. Eben so wenig dürfen dergleichen Gräfinnen und Freifrauen in gleicher Linie mit dem König, oder mit königlichen, herzoglichen, fürstlichen Prinzessinnen, oder deren Kindern gehen, denen sie alle Ehre und Achtung erweisen müssen.

Nicht minder dürfen sie Kleidungsstücke von frisirtem Goldstoff, oder noch reicher, tragen; denn dergleichen Kostbarkeiten müssen den Königen und übrigen Obengenannten vorbehalten werden. Sie müssen sich mit geringerm Goldstoff begnügen; außerdem würde kein Unterschied zwischen königlichen und fürstlichen Kleidern herrschen. Ebenso dürfen in ihren Häusern kein Bettschmuck oder kostbare Kissen zubereitet werden; sie müssen sich mit Verzierung von Flor, oder mit anderm seidenen Zeuge begnügen.

Bei Tafel werden sie von keinen adeligen Junkern bedient, welche die Serviette über die Schultern hängen, sondern nur unterm Arm; ihr Brod darf nicht eingewickelt auf den Tisch gelegt werden; man legt es blos dahin nebst den Messern und deckt es mit einer aus einander gebreiteten Serviette zu. Ihre Haushofmeister dürfen keine Amtsstäbe tragen; sie dürfen sich nicht mit doppelten Tischtüchern bedienen lassen; auch nicht den Schlepp ihrer Röcke von Frauenzimmern tragen lassen, sondern nur durch irgend einen Junker oder Edelknaben; auch dürfen sie in ihrem Hause nicht Junker oder Paradepferde in unbestimmter Anzahl halten, sondern nur so viel, als ihrem Stande zukommt. Diejenigen, welche Gräfinnen und Damen des Landes sind, werden unter dem Stande der Herzoginnen mit begriffen, und es darf unter allen diesen Ständen kein Unterschied gemacht werden. Dieses sind die Hofgebräuche, wie man sie in Teutschland, im Reiche, wie auch im Königreich Frankreich, in Neapel, in Italien, und in allen andern Königreichen und Ländern, wo man nach Gründen handeln muß, beobachtet. Es ist hier nicht die Rede von denen, die voraussetzen, daß es mit den gedachten Angelegenheiten zu einer andern Zeit so gehalten worden sei, und daß jetzt eine andere Welt ist. Dergleichen Behauptungen sind nicht hinreichend, alte und wohlhergebrachte Gewohnheiten aufzuheben; man darf nicht auf sie achten, weil man sich nicht nach ihnen richten kann.

Wie man die Tafel eines Fürsten oder einer Fürstin decken muß.

Man muß zwei Tischtücher haben, von welchen das eine auf beiden Seiten so breit, als es ist, herabhängt. Auch ist ein zugedecktes Salzfaß nöthig, in welches man das Salz legt; dasselbe wird in die Mitte des Tisches gesetzt, und das Brod daneben, in eine Serviette eingehüllt; ebenso die silbernen Assietten. Von den letztern setzt man ungefähr vier, aber nicht mehr, um das Salzfaß; zwei kleine silberne Schüsseln werden neben das Salzfaß unter die Serviette gesetzt, worein man die Proben legt, um jedes Gericht, wenn es auf die Tafel gesetzt wird, vorher kosten zu können. Ueber das Salzfaß wir deine handbreit zusammengelegte Serviette gelegt, die man auf beiden Seiten über die ganze Breite des Tisches legt; das Salzfaß muß mitten auf dem Tische stehen.

In der Serviette, in welche das Brod eingewickelt ist, muß nebst dem Brode noch eine andere Serviette liegen, mit welcher der Fürst oder die Fürstin bei dem Essen ihre Hände abtrocknen. Auch muß ein bedeckter Becher oder ein Kelch auf der Tafel stehen, daneben eine Schaale, um aus dem Becher vorher zu kosten. Dieser muß an dem vornehmsten Orte stehen.

Alles dessen dürfen sich Herrschaften, so nicht fürstlichen Standes, nicht anmaßen.

Litteratur.

Das Verhältniß des Christenthums zu Cultur- und Lebensfragen der Gegenwart. Von Dr. Adolph von Harleß, Königl. Bayer.-Oberconsistorial-Präsidenten und Reichsrathe. Erlangen, Verlag von Theodor Bläsing. 1864 85. S. 8.

Der Inhalt dieser kleiaen aber ausgezeichneten uad zu empfehlenden Schrift umfaßt deei Aufsätze unter den Titein: 1) Christenthum und Dichtkunst; 2) das Christenthum und die Litteeatur der allgemeinen Biidung und 3) Christenthum und Politik, weiche, aus eiaem geschichtiichen Zeitbedürfnisse der Gegenwaet entstauden, den Beweis führen sollen, daß Poesie und Dichtkunst, allgemeine Biidungs-Litteratur und Politik nicht, wie von so vielen guten Christen geglaudt wied, in einem schaefen Kampfe und Gegensatze zum Cheistenihum sich befinden. Der Heer Verfasser entwickeit dies aus dem Wesen der Dichtkunst, der schönen Litteratur und der Politik und iheem Veehältniß zum Christiantsmus, indem er die Fragen in genaue Erörterung zieht: 1) Was ein Christ oon der Poesie der Zeit zu haiten habe und was sie ihm sein könne und solle troß dem oom Christenthum abgewendeten Dichtee, 2) ob ein Cheist auf die allgemeinen Bildungsmittet eingehen kann und darf, und 3) darf sich der Cheist auf politisches Gebiet des Handeins und Urtheilens begeden? Der Standpunkt des Heern Verfassees ist überall ein spezifisch religiöser, fern oon jeder Intoleeanz und Oethodozie ebenso wie van Nationaiismus und Feeigeisteeei; seine Grundanschauung geht überall daoon aus, daß die Natue und die menschtiche Naturdegabnng, an dee sich die Gnade Gottes reinigend und oerklärend, eelösend und heiiigeud dethäiigen soll, für den Cheisten auch ueben dem Werth haden soll, was der

Thätigkeit Gottes, den Gaben des göttlichen Geistes und der christlichen Glaubensüberzeugung entquollen ist, und daß es keinen von Gott und dem christlichen Glauben schlechthin losgerissenen Menschen geben könne. Mit entschiedenem Nachdruck spricht sich der Verfasser gegen die Art und Weise aus, politische Theorieen als Maaßstab des politischen Verhaltens aus sogenannten christlichen Prämissen abzuleiten, und was er darüber sagt, ist treffend und beherzigenswerth. Die Sprache des Werkchens ist überall klar und verständlich, ohne bestimmte confessionelle Färbung, und durchaus streng wissenschaftlich.

Die Natural-Einnahmen und Ausgaben des Central-Depots des Johanniter-Ordens zu Flensburg.

Nach einer uns vorliegenden Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben des Central-Depots des Johanniter-Ordens zu Flensburg an Getränken, Lebensmitteln, Wäsche, Kleidungsstücken, Bettzeug ꝛc. sind bei demselben in der Zeit vom 1. März bis zum 20. Juli d. J. eingegangen:

2181 Flaschen und 1 Faß Wein (der in Fässern übersandte Wein ist bis auf 1 Faß sämmtlich auf Flaschen gefüllt, und sind diese in Rechnung gestellt worden), 1 Faß Bier, 6 Anker und 8 Flaschen Branntwein, 20 Flaschen Lebenstropfen, 30 Schinken, 3 Speckseiten, 1460 Würste, 94 Käse, 60 Bouillontafeln, 323 Pfd Chocolade, 1629 Flaschen und Gläser mit Saft, Gelée und Compot, 42 Kisten und Körbe mit Gemüse, 28 Stück Wild, 1852 Apfelsinen, 8 Pfd. Thee, 44 Hüte Zucker, 1 Tonne Streuzucker, 3 Tönnchen und 4 Töpfe Butter, 6 Kisten Eier, 16 Stück Hühner und Fasanen, 7 Spickgänse, 1 Faß Apfelkraut, 1 Kiste Graupen, 5 Säckchen Linsen, Stärke- und Kartoffelmehl, 11 Schachteln Primellen, 2 Kruken Ingwer, 9 Düten Gebackenes, 12 Pfd. Kaffee, 89 Stück Aepfel, 1 Kiste Brustpastillen, 1 Tönnchen Preißelbeeren, circa 4000 Pfd. Backobst, 892 Flaschen Selterwasser, 65 Flaschen Eau de Cologne, 132 Pfd. Tabak, 48,054 Stück Cigarren, 1 Kiste Schnupftaback, 3307 Hemden, 2779 Paar Strümpfe, 64 Paar Fußlappen, 857 Unterhosen, 469 Unterjacken, 86 Schlafröcke, 125 Leibbinden, 354 Shawls und Halstücher, 148 Taschentücher, 17 Paar Handschuh, 261 Paar Pulswärmer, 187 Paar Schuhe und Pantoffeln, 13 Stück Leinwand (davon 3 Stück zu Fußlappen verschnitten, 10 Stück zu Unterhosen verarbeitet), 15 Stück Parchend und Flanell (7 Stück davon zu Fußlappen verschnitten, 8 Stück zu Unterjacken verarbeitet) 5 Stück Wollenzeug, 2 Umschlagetücher, diverse Kleidungsstücke, 18 Westen, 1 Pelz, 3 Fußsäcke, 2 Stück Wachsleinwand, 2 Kisten Seife, 48 Stück Kämme, 1 Theekanne, 2 Unterhaltungsspiele, 4 Büchsen Pflaster und Salbe, 2 Flaschen Wundwasser, 3 Steckbecken, 10 blecherne Nachtgeschirre, 10 Waschschüsseln, 6 Wasserkannen, 21 Bettstellen, 66 Matratzen, 63 Keilkissen, 543 Bettlaken, 82 wollene und Steppdecken, 19 Federdecken, 356 Federkissen, 206 Haar- und Seegraskissen, 182 Schlummerrollen, 11 Gummikissen, 221 große Bettbezüge, 246 Kopfkissenbezüge, 22 Tischtücher, 101 Servietten, 364 Hand- und Wischtücher, 143 dreieckige Tücher, diverse Schreibmaterialien, 1970 Neue Testamente, 1837 Unterhaltungsbücher.

Davon sind verausgabt worden:

1. An die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens:

845 Flaschen Wein, 10 Schinken, 2 Speckseiten, 58 Würste, 23 Stück Wild, 4 Kisten Eier, 10 Hühner und Fasanen, 4 Spickgänse, 29 Käse, 3 Tönnchen und 5 Töpfe Butter, 5 Säckchen Linsen, Stärke- und Kartoffelmehl, 14 Bouillontafeln, 84 Pfd. Chocolade, 521 Flaschen und Gläser Saft, Gelée und Compot, 1 Tönnchen Preißelbeeren, 42 Kisten und Körbe mit Gemüse, 89 Stück Aepfel, 578 Apfelsinen, 1 Düte Gebackenes, 3 Pfd. Thee, 10 Hüte Zucker, sowie Streuzucker, 564 Flaschen Selterwasser, 11 Schachteln Primellen, 3 Kruken Ingwer, 21 Flaschen Eau de Cologne, 2 Büchsen Salbe, 3200 Cigarren, 245 Hemden, 98 Paar Strümpfe, 14 Unterhosen, 26 Jacken, 3 Stück Wollenzeug, 35 Schlafröcke, 22 Shawls und Halstücher, 2 Umschlagetücher, 48 Taschentücher, 30 Paar Schuhe und Pantoffeln, 21 Bettstellen, 41 Matratzen, 31 Keilkissen, 112 Bettlaken, 46 wollene und Steppdecken, 16 Federdecken, 87 Federkissen, 36 Haar- und Seegraskissen, 61 Schlummerrollen, 2 Gummikissen, 100 große Bettbezüge, 107 Kopfkissenbezüge, 16 Tischtücher, 78 Servietten, 187 Hand- und Wischtücher, 60 dreieckige Tücher, 2 Stück Wachsleinwand, 1 Theekanne, 5 Waschschüsseln, 3 Wasserkannen, 7 Neue Testamente, 24 Unterhaltungsbücher, 2 Unterhaltungsspiele.

2. An Militair-Lazarethe:

982 Flaschen und 1 Faß Wein, 10 Flaschen Lebenstropfen, 13 Schinken, 11 Würste, 5 Stück Wild, 1 Kiste Eier, 25 Bouillontafeln, 3800 Pfd. Backobst, 76 Pfd. Chocolade, 965 Flaschen und Gläser Saft, Gelée und Compot, 1 Faß Apfelkraut, 512 Apfelsinen, 2 Düten Gebackenes, 3 Pfd. Thee, 18 Hüte Zucker, sowie Streuzucker, 1 Kiste Brustpastillen, 330 Flaschen Selterwasser, 33 Flaschen Eau de Cologne, 18 Pfd. Tabak, 16,322 Stück Cigarren, 1 Kiste Seife, 554 Hemden, 276 Paar Strümpfe, 160 Unterhosen, 79 Unterjacken, 48 Schlafröcke, diverse Röcke, Hosen und Mützen, 11 Leibbinden, 95 Shawls und Halstücher, 28 Taschentücher, 17 Paar Pulswärmer, 74 Paar Schuhe und Pantoffeln, 17 Matratzen, 30 Keilkissen, 173 Bettlaken, 23 wollene und Steppdecken, 2 Federdecken, 250 Federkissen, 172 Haar- und Seegraskissen, 105 Schlummerrollen, 6 Gummikissen, 2 Steckbecken, 10 blecherne Nachtgeschirre, 24 Bettbezüge, 123 Kopfkissenbezüge, 74 Hand- und Wischtücher, 68 dreieckige Tücher, 528 Neue Testamente, 484 Unterhaltungsbücher und diverse Schreibmaterialien.

An Offiziere und Mannschaften, insbesondere an die Vorposten:

338 Flaschen Wein, 7 Schinken, 1 Faß Bier, 0 Anker und 6 Flaschen Branntwein, 10 Flaschen Lebenstropfen, 1 Speckseite, 1378 Würste, 3 Spickgänse, 35 Käse, 12 Pfd. Kaffee, 29 Bouillontafeln, 161 Pfd. Chocolade, 88 Pfd. Tabak, 26,485 Stück Cigarren, 1 Kiste Schnupftabak, 1 Kiste Seife, 2300 Hemden, 2358 Paar Strümpfe, 1333 Paar Fußlappen, diverse Röcke, Hosen und Mützen, 863 Unterhosen, 329 Unterjacken, 103 Leibbinden, 199 Shawls und Halstücher, 18 Taschentücher, 40 Kämme, 6 Paar Handschuh, 175 Paar Pulswärmer, 55 Paar Schuhe und Pantoffeln, 4 wollene Decken, 950 Neue Testamente, 674 Unterhaltungsbücher und diverse Schreibmaterialien.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Von der Frau Landräthin von Goetz auf Hohenbacke Ertrag einer Sammlung 17 Thlr.; durch die Frau Generalin Erich von dem Comité zur Unterstützung der Verwundeten der Schleswig-Holsteinschen Armee in Magdeburg 200 Thlr.; Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke 20,380 Thlr. 11 Sgr.

2. Wäsche, Erfrischungen ꝛc.

Vom Herrn v. d. Planitz zu Naumburg Backobst und Saft; vom Grafen zu Solms-Baruth zwei Rehböcke; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Pleß 3 Ananas; vom Frauen-Verein in Magdeburg durch Frau Generalin Erich 58 Hemden; von der Frau Gräfin zu Stolberg auf Altenhagen Gemüse; vom Rittergutsbesitzer von Salisch auf Kratzkau Obst; vom Weinhändler Schulze zu Guben 2 Sendungen Kirschen; aus der Grafschaft Wernigerode 3 Flaschen Himbeer-Limonade; von Ungenannt aus Breslau 12 Flaschen Ungarwein; vom Kaufmann P. N. Plambeck zu Hamburg 14 Köpfe Blumenkohl.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 32. Berlin, den 10. August 1864. **Nr. 32.**

Friedrich August Theodor Wangenheim von Qualen, Kaiserlich Russischer Major a. D. Ehrenritter seit 1858. † zu Arensburg in Livland 10. Juli 1864.

Philipp Freiherr Röder von Diersburg, Großherzoglich Badischer Generallieutenant a. D. Ehrenritter seit 1826. † zu Lichtenthal bei Baden-Baden 27. Juli 1864.

Franz von Ivernois, Oberstlieutenant a. D. Ehrenritter seit 1846. † zu Görlitz 1. August 1864.

Das Johanniter-Krankenhaus zu Polzin.

Auch im verflossenen Jahre hat der Segen Gottes unwandelbar auf dem Ordens-Krankenhause zu Polzin geruht. —

Wenngleich der durchschnittliche Krankenbestand nicht ganz so hoch wie im Jahre 1862 gewesen ist, indem in jenem Jahre 17,568, im verflossenen nur 16,164 Krankenverpflegungstage (im Durchschnitt pro Tag circa 44), also 1404 weniger nachgewiesen wurden, so sind doch 225 Kranke durch das Haus gegangen, 1862 nur 213, mithin 12 mehr.

Davon wurden geheilt entlassen: 171 (89 Männer, 55 Frauen, 27 Kinder), ohne oder nur mit unvollständigem Erfolge verließen die Anstalt 18 (6 Männer, 9 Frauen, 3 Kinder), gestorben sind 4 (2 Männer, 1 Frau, 1 Kind) und am Schlusse des Jahres in der Behandlung verblieben 41 (21 Männer, 13 Frauen, 7 Kinder).

Für Rechnung des Ordens wurden 4964 und durch die vorhandenen, von Wohlthätern unterhaltenen 9 Freibetten 3285, zusammen 8249 freie Verpflegungstage — also mehr als die Hälfte der gesammten Verpflegungstage — gewährt.

Für die übrigen 7915 Verpflegungstage wurden wie folgt vergütigt:

144 Tage	à	1 Thlr.
187 „	à	20 Sgr.
5505 „	à	8 „
418 „	à	7½ „
309 „	à	7 „
zu übertragen: 6563 Tage		

Uebertrag: 6563 Tage		
1047 „	à	5 Sgr.
305 „	à	4 „
wie vor 7915 Tage.		

Die Ausgaben pro 1863 haben betragen 6292 Thlr. 28 Sgr. 8 Pf.

Eingenommen wurden:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
1) Beiträge für die Freibetten	1366 Thlr.	— Sgr.	— Pf.
2) für Kurkosten	2393	13	4
3) für Bäder	274	11	6
4) aus der Hausbüchse und Geschenke	46	7	6
	4080 Thlr.	2 Sgr.	6 Pf.
so daß der von der Ordens-Kasse geleistete Zuschuß	2212 Thlr.	26 Sgr.	2 Pf.

beträgt.

Unter Zugrundelegung der Ausgaben von 6292 Thlr. 28 Sgr. 8 Pf. stellen sich bei 16,164 Krankenverpflegungstagen die Kosten eines Tages pro Kopf auf 11 Sgr. 8¼ Pf. heraus.

Dieser hohe Betrag hat darin seinen Grund, daß einmal für das mit dem Krankenhause verbundene Bad die Ausgaben die Einnahmen bedeutend übersteigen, dann, daß das Bade-Inventarium vervollständigt und eine verbesserte Röhrenleitung hergestellt worden ist. Ohne diese Kosten würde sich der Verpflegungstag auf ungefähr 10 Sgr. herausstellen.

Das Mineralbad, verbunden mit einem russischen Dampf- und einem Moorbade, bewährt sich unter der tüchtigen Leitung des Arztes der Anstalt Dr. Lehmann namentlich bei rheumatischen Leiden vortrefflich und erlangt je länger je mehr einen bedeutenden Ruf.

Das Evangelische Johannesstift zu Berlin.

Aus dem von dem Vorsteher des Evangelischen Johannesstiftes zu Berlin, Ober-Consistorial-Rath Dr. Wichern, am 6. Mai cr. über dasselbe gehaltenen Vortrage, der uns gedruckt vorliegt, entnehmen wir, daß in der mit dem Stifte verbundenen „Johanneshülfe" bisher 31 Kinder gesammelt worden sind, von denen sich noch 14 im Hause befinden. Die Brüder des Stiftes haben in Berlin ihre mannigfachen Berufsarbeiten unter

dem Proletariate fortgesetzt. Allein im letzten Jahre sind im Ganzen 5626 einzelne Nothfälle und Besorgungen von ihnen erledigt, theils unter solchen Familien, deren Angehörige Gefangene sind, theils für solche Personen, die in Gefängnissen ihre Strafe verbüßt haben, theils auch für eigentliche Arme. 1812 mal haben die Brüder das Verhältniß zwischen armen Familien und solchen, die zu Wohlthaten für sie in Anspruch genommen worden, vermittelt.

Die Zahl der seit der Gründung des Johannesstiftes, also seit fünf Jahren, definitiv oder interimistisch entlassenen Brüder beträgt bis jetzt 32. Ihrer 2 sind Hausväter in Erziehungshäusern zu Berlin und Petersburg, ihrer 4 dienen in Berlin den Gefangenen, 1 ist Stadtmissionar in Bremen, ihrer 2 leiten neu begründete Herbergen für wandernde Gesellen in Paris und Berlin; Lehrer sind ihrer 2 unter Gefangenen und Kolonisten in Berlin und Nord-Amerika; 12 derselben dienen in der Krankenpflege, theils in Familien, theils in Lazarethen, und zwar in Ostpreußen, Nassau, in der Provinz Brandenburg, und ihrer 3 in Syrien, nämlich in Beirut am Fuß des Libanon im dortigen Johanniter-Hospital. Hierzu kommen die 6, welche mit den Brüdern des Rauhen Hauses an der Feldmission im Schleswig'schen Theil genommen, unter denen 3 regelmäßig, zu Zeiten aber auch mehrere die Krankenpflege in den Kriegslazarethen geübt.

„Dennoch," so lautete es im weitern Verfolge des Vortrags, „war die Ungunst, die bis dahin die Entwickelung unserer Arbeit gehindert, eine überaus große. Es fehlte zu einer sicheren Befestigung unserer Wirksamkeit, als worüber bei jeder Berichterstattung geklagt worden, dem Institut der eigene Grund und Boden. So konnte es geschehen, daß im vorigen Jahre plötzlich die unter dem Namen der Johanneshülfe Ihnen bekannte Kinderwohnung gekündigt wurde und wir mit unsern 14 Knaben und den Hauseltern plötzlich wie Vögel auf dem Baume saßen. Mit Mühe gelang es, in der uns vergönnten Frist von wenigen Monaten ein neues Obdach zu ermitteln, und zwar in der Nähe von Charlottenburg, das wir aber nur für die Zeit von 1½ Jahren gemiethet. Feste Ordnungen zur Gestaltung des frischen Kinderlebens sind unter solchen Verhältnissen kaum möglich; dazu fehlt dem Leben der Brüder die Gemeinschaft mit diesem Kinderleben, der Umgang mit der frischen, unmittelbaren Jugend. Welch ein Schaden! Nicht minder nachtheilig stellte sich dies Verhältniß für unsere Brüder selbst heraus. Seit 5 Jahren mußten sie in Alt-Moabit 3 Treppen hoch wohnen. Unter diesen Umständen war keine selbstständige Aufnahme von Brüdern, sondern immer nur ein Herübernehmen derselben aus dem Rauhen Hause möglich, deswegen aber auch keine selbstständige Aus- und Durchbildung derselben von Anfang an, eben so wenig endlich auch eine Ausweitung des Ganzen und eine selbstständige Gestaltung des Zusammenlebens der sämmtlichen, weit von einander zerstreut wohnenden Stiftsgenossen. Diesen Uebelständen konnte allein abgeholfen werden durch die Gewinnung von Land, als der soliden Unterlage eines gediegenen Zusammenlebens und Zusammenbleibens. Der ursprüngliche Plan ging bekanntlich dahin, ein Stift mit städtischem Charakter und mehr städtischer Physiognomie zu gründen, wie es auf jenem vor 5 Jahren ausgegebenen Project dargelegt worden. Das in der unmittelbaren Nähe der jetzigen städtischen Bauten gesuchte Land war aber nur für so immense Preise, die bis zu 100,000 Thlr. und mehr sich steigerten, zu finden, daß schließlich nichts übrig blieb, als diesen ganzen Plan aufzugeben. Mit diesem Gedanken ging ich im Frühjahr des Jahres 1863 mit einem Freunde bis an die nördlichen Grenzen der neu ausgemessenen, so außerordentlich vergrößerten Hauptstadt. Dieselbe tritt dort bis an den mehrere Meilen großen Tegeler Forst. Hier wurde uns eine Art Forst-Enclave, fast innerhalb der Stadtgrenzen, in Erinnerung gebracht, deren Lage eine solche Summe von Vortheilen für die Entwickelung unserer Stiftung in sich schloß, daß wir in Gottes Namen den Entschluß faßten, den Versuch zu machen, dasselbe für unser Johannesstift zu gewinnen. Ich würde ein Büchlein schreiben müssen, um die im Stillen mitwirkende und helfende Liebe zu beschreiben, die endlich alle Schwierigkeiten überwand und zum Ziele führte. Das war aber das Ende, daß auf Vortrag des Herrn Finanz-Ministers Se. Majestät der König Allergnädigst befahlen, den Werth des Landes nach der Forsttaxe festzustellen und dafür das Land dem Curatorium für diesen seinen Zweck käuflich zu überlassen. Dieser Allerhöchsten Huld verdanken wir jetzt den Besitz dieses Grundstückes, welches das Curatorium durch Kauf als Eigenthum erworben.

Durch den eigenthümlichen Besitz dieser fast 80 Morgen umfassenden Fläche ist das Johannesstift in den Stand gesetzt, seine Einrichtungen in der Gestalt einer landwirthschaftlichen Ansiedelung zu treffen, nach der Weise des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg. Wir kennen die Nachbildungen der letztgenannten Anstalt zu Mettray bei Tour in Frankreich, zu Klein-Mettray bei Zütphen in Holland, in Nord-Amerika und in kleinerm Maaßstabe vielfach in Deutschland, in der Schweiz (Bächtelen), in Rußland, Schweden rc. Allein wir beabsichtigen in Berlin nicht etwa nur eine Nachbildung, sondern eine Weiterbildung des in der freien Reichsstadt Begonnenen, in dem in noch größerem Umfange die Pflege aller damit verbundenen Interessen, so Gott seinen Segen dazu giebt, möglich werden soll. Wir hoffen auf die Verwirklichung jener Gedanken und Hoffnungen, die schon seit 20 Jahren im Stillen gepflegt sind, und die derjenige, der hier zu Ihnen zu reden die Ehre hat, wie oft! mit des Hochseligen Königs Majestät durchsprochen, und auf die jetzt die gleiche Liebe vom Thron des Königs und der Königin segnend herniederschaut.

Ich darf Sie jetzt bitten, die Situations-Skizze, die wir Ihnen beim Eingang überreicht, zur Hand zu nehmen! Sie erkennen daraus, wie es die Absicht ist, in einer parkähnlichen Anlage zwischen Feldern und Wiesengründen, zwischen Gärten und Baumpflanzungen um die Vorsteherwohnung die Häuser an den verschlungenen Wegen für Kinder und Brüder aufzubauen. Es wird also ein Dorf, ein Johannesdorf, das seine Wohnungen nicht nach jenen geraden Linien, die man dort in Frankreich und Holland für schön erachtet, sondern in alter deutscher Weise, zwischen Bäumen und Buschwerk zerstreut, erbaut, das auch in seiner äußeren Gestalt die Tendenz zur Pflege

der heimathlichen Liebe im abgeschlossenen häuslichen Kreise kund geben wird. So werden auch die einzelnen Häuser, wie dort im Mutterhause zu Horn, nicht nach Nummern, sondern mit ihrem eigenthümlichen Namen, aus der Sache und der Geschichte des Ganzen heraus, genannt werden, wie sie dort „der Bienenkorb", „die Fischerhütte", „der goldene Boden", „die Schönburg" und ähnlich heißen. Die Häuser, im ländlichen Styl der Schweizerhäuser, werden auch im Einzelnen den freundlichen Charakter, der das Ganze beherrschen wird, an sich tragen. Es bürgt dafür die künstlerische Hand des Bruderpaares, das sich in hingebender Liebe die architectonische Durchführung des Ganzen zur Aufgabe gemacht; ebenso dürfen wir hoffen auf die Mitwirkung der Gartenbaukunst, die das ländliche Gemälde in noch vollkommneren Linien, als hier vorläufig skizzirt werden konnte, darstellen wird. Auf die weitere Entwickelung der dieser dörflichen Anlage zu Grunde liegenden tieferen sittlichen Ideen kann ich und brauche ich mich hier im Einzelnen nicht einzulassen, zumal darüber von mir schon in dem ersten öffentlichen Vortrage bei der Begründung des Johannesstiftes im Jahre 1858 geredet ist. Das Wesentliche besteht theils in der Zusammengehörigkeit der Brüder mit irgendwie hülfsbedürftigen Kreisen, hier zunächst mit den Kindern, und zwar der Brüder als einer Genossenschaft, die in der Liebe Christi den Diensten der helfenden Liebe mit Wort und That sich widmet — und der Kinder als derjenigen, die dieser Liebe bedürfen, die in der Pflege und Führung solcher Liebes- und Lebensgemeinschaft erzogen werden. Damit im Bunde steht die Gliederung beider Theile in die kleineren Gruppen, die das familienmäßige Zusammenleben, soweit dasselbe sich überhaupt nachbilden läßt, und damit zugleich die individuellste Geistesentwickelung und Characterbildung möglich macht. Je weniger anderswo bei jenen größeren Nachbildungen, z. B. in Frankreich und Holland, das Rauhe Haus in diesen seinen Grundgedanken aufgefaßt oder auch nur verstanden ist, desto mehr stimmt es zum Dank, daß Gott, wie es scheint, es gelingen lassen will, nun auch in der größten deutschen, evangelischen, für die Entwickelung alles kirchlichen, sittlichen und socialen Lebens so hochwichtigen Hauptstadt dieses Landes eine zweite solche Stelle entstehen zu lassen. Die unmittelbare Nähe der großen öffentlichen Verhältnisse, unter denen so vielfache Förderung aller geistigen, sittlichen und socialen Bestrebungen in Aussicht steht, wird zugleich auch den Kampf für das, was und wie wir es vertreten, nicht ausschließen, stellt aber der Sache selbst zugleich die schöne Aufgabe, sich in voller Freiheit zu entfalten und im Kampfe sich zu bewähren und auch hier mit Gottes Hülfe Siege zur Förderung des Reiches Gottes inmitten der vielfachen Nöthe unserer Zeit zu gewinnen. Wir dürfen in dieser Beziehung guten Muth haben und behalten, da die alte goldene Regel „bete und arbeite" dem Zusammenleben des Ganzen seine Gestalt geben soll. Darauf hin weist schon das Kirchlein in der Mitte des Johannesdorfes, zu dem uns die Mittel künftig einmal hoffentlich nicht fehlen werden, darauf weist aber auch das große Acker- und Gartenland, auf welchem Brüder und Kinder sich werden zu tummeln haben, um Saat und Ernte zu beschaffen, während die einzurichtenden Werkstätten ihnen die Gelegenheit zu allerlei Handwerk, das zu ihrer Selbsterhaltung nöthig sein wird, bieten sollen. Und warum sollte es nicht möglich werden, wie es im Rauhen Hause möglich geworden, daß zu Zeiten Brüder und Knaben gemeinschaftlich sich eine neue Wohnung bauen oder doch wesentlich mit dabei helfen? Nicht minder aber wird auch das künftige Schulhaus beweisen, daß es an jener Stätte nicht an geistiger Tüchtigkeit, Uebung und Bewährung fehlt und daß tüchtige Lehrer und Schüler im schönen Wetteifer den an sie zu stellenden Forderungen zu genügen wissen. — Noch ist auf dem Situationsplan ein **Krankenhaus** verzeichnet. Auch darüber noch ein Wort! Jedenfalls bleibt die Verwirklichung einer spätern Zeit vorbehalten. Die Absicht ist jedoch nicht, dasselbe nur für Hausgenossen und Anstaltsbewohner einzurichten, vielmehr soll dasselbe für denjenigen Theil der Stadt- und Landbevölkerung, der davon Gebrauch machen will, bestimmt sein, zumal die nahe wohnende Armen- und Arbeiterbevölkerung jenseit des Spandauer Kanals im Wedding und in den lang herauf ziehenden Straßen im angrenzenden Moabit-Lande*) jenseit der Eisenbahn reichlich Anlaß bieten werden, solcherlei Hülfe zu begehren und zu gewähren. Ganz besonders aber wird mit der Einrichtung eines solchen Krankenhauses die Vorbereitung von Brüdern zur Krankenpflege bezweckt. Wir wollen dem weiblichen Geschlecht die ihnen oft zugesprochenen Vorzüge zur Ausübung der Krankenpflege nicht streitig machen, es ist aber eine Einseitigkeit, darum nicht zugleich die Ausbildung von männlichen Krankenwärtern befördern zu wollen. Das Johannesstift ist schon jetzt in der Lage, davon Erfahrung zu machen, wie verhältnißmäßig oft für manche Verhältnisse männliche Krankenpflege statt der weiblichen gewünscht wird. Unsere bisher sehr beschränkten derartigen Einrichtungen sind bis jetzt nicht im Stande gewesen, den desfalls an uns gestellten Anforderungen auch nur entfernt zu entsprechen.

Bei all diesen weitergreifenden Plänen wird das senfkornartige Wachsthum von vorn herein als Regel aufrecht erhalten werden. Schon die Beschränktheit der äußeren Mittel verweist uns an die Beobachtung dieses ewig wahren Gesetzes, das allein glückliches Gedeihen verheißt. Es soll nämlich zunächst nur mit dem Bau eines größeren und vier kleinerer Kinder- und Brüderwohnungen außer dem landwirthschaftlichen Gebäude begonnen werden. Die Zahl der jetzt 14 Kinder soll dann vorläufig auf 50, die Zahl der Brüder auf 21 erweitert werden. Wie weit sich später und wie bald sich die Zahl der Häuser und damit der Bewohner des Dörfleins vermehren wird, wird von der Theilnahme abhangen, die man dem ganzen Unternehmen schenken, und von dem Vertrauen, das dasselbe sich nach und nach erwerben wird.

Aber noch bleibt eine wichtige Frage zur Beantwortung übrig, was für **Kinder** nämlich hier eine Heimath finden sollen?

Mir ist nicht bekannt, womit die Verwaltung des Johannesstiftes eine schon vielfach laut gewordene Ansicht

*) Sowohl der Wedding als Moabit sind zwei sehr große, mit vielen ländlichen Anlagen und großen Feldern durchlagerte Stadttheile, mit je einer zum Theil Fabrikbevölkerung von 6000 Menschen, deren jeder eine eigne große Kirch- und Schulgemeinde bilden.

verschuldet hat, als ob das Johannesstift als Erziehungshaus eine Art Correctionsanstalt sei und bilden wolle. Keine Absicht hat ferner gelegen und liegt ferner als diese, und wir ergreifen die Veranlassung, dagegen ernstlich Verwahrung einzulegen. Wenn schon nach §. 6 des Grund-Statuts, in Beziehung auf die Erziehungs-Aufgabe des Johannesstiftes, demselben keinerlei Beschränkung auferlegt ist, dasselbe vielmehr in den Stand gesetzt bleibt, je nach dem Bedürfniß für alle Arten von Kindern und alle Bildungsstufen derselben allerlei Fürsorge in verschiedenartigster Gestalt aufzurichten, so lag und liegt darin nicht einmal angedeutet, daß das Stift irgendwo und irgendwie die Aufgabe haben soll, eine etwa vom Staat gelassene Lücke auszufüllen, was der Fall wäre, wenn es eine Correctionsanstalt hätte errichten wollen. Vielmehr haben wir von Anfang an nur daran gedacht und daran denken können, in freister Weise für alle diejenigen, welche dem Stifte Vertrauen schenken wollen, namentlich also Eltern und solche, die irgendwie Elternstelle vertreten, im Johannesstift elterliche Erziehungshülfe darzubieten. In dieser Beziehung lag es und liegt es nahe, nach der bisherigen Entwickelung des Johannesstiftes bei der Aufnahme von Kindern, ganz insbesondere an besonders hülfsbedürftige und solche Kinder zu denken, die ohne solche Handreichung vorläufig ohne Hülfe geblieben sein würden. Von diesem Gesichtspunkt haben wir uns auch leiten lassen, als es sich darum handelte, was für Kinder bei der gegenwärtigen Erweiterung der Kinderzahl und also bei der eigentlichen definitiven Einrichtung des Stiftes die erste und besondere Berücksichtigung finden sollen. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß die schließliche Erwerbung unseres Landes gerade in die Zeit fiel, wo die Brüder mitten in jener Arbeit unter unsern Soldaten standen. Gerade als das Curatorium am 31. März von dem Lande Besitz nahm und damit das Ende langjähriger Sorgen und Mühen herangekommen war, traf die Nachricht von den Erlebnissen unserer Brüder dort im Sundewitt ein. Wir freuen uns der allmächtigen Hand Gottes, die sie in den tödlichen Gefahren ihres schönen Berufes so treulich und gnädig bewahrt und ihnen die Gnade geschenkt, den Verwundeten auf dem Schlachtfelde diesen Dienst leisten können. Wie nahe lag da der Wunsch, daß unsere Brüder noch in anderer Weise die Arbeit solcher Liebe in der friedlichen Heimath möchten fortsetzen können! So entstand ganz ungesucht der Gedanke, an der Stätte, die wir in denselben Tagen als aus Gottes Hand empfingen, die 4 ersten Häuser, die wir jetzt für Kinder bauen wollten, für solche Kinder zu bestimmen, die durch die harten Wechselfälle dieses Krieges hülflos geworden, die als die Hinterbliebenen unserer gefallenen und verstümmelten Helden ein zwiefaches Anrecht auf die Hülfe des Vaterlandes behalten. Curatorium und Stiftsrath wurden sich bald darüber einig, diese ersten Häuser unserer neuen ländlichen Ansiedelung für die Hülfsbedürftigen unter diesen Kindern, seien sie Knaben oder Mädchen, zu erbauen und für dieselben hier eine freundliche Heimath, eine christliche Erziehung und eine Fürsorge für ihren künftigen Lebensberuf zu beschaffen, eine Beweisung der Liebe — würdig der Väter, die mit Gott für König und Vaterland ihr Leben gelassen, solcher Kinder werth, die das Vaterland als ein heiliges Erbe empfangen. Und sollte nicht ein Segen darauf ruhen, wenn diese Kinder unter die Pflege und Leitung derselben Brüderschaft gestellt werden, deren Genossen den Vätern im heißen Kampfe gedient, sei es mit den Gaben der Liebe aus der Heimath, um sie im Kampfe zu stärken und zu erquicken, sei es mit der Darangabe des eigenen Lebens, um sie mit ihren blutenden Wunden aus dem feindlichen Feuer zu retten. Durch diese Verbindung ist zugleich der Geist dieser Erziehung characterisirt als der Geist der Gottesfurcht, der Wurzel aller Tugenden, als der Geist des Muthes und der Tapferkeit, der Vaterlands- und der Bruderliebe, die nicht in Worten, sondern in der That und Wahrheit steht und sich bewährt. Wie sehr ist es der Arbeit und Opfer werth, ein Geschlecht in diesem Geiste heranzubilden, das bereit sein wird, in gleicher und ähnlicher Weise den Brüdern zu dienen, treu zu Gott und seinem Worte und seiner Gemeinde, aber deswegen auch treu zu seinem Könige und dem Vaterlande, ein Geschlecht, Gott und Menschen lieb und werth? Man hat aber auch bereits gefragt, was denn einst aus diesen Kindern werden soll? Wir antworten: Alles, wozu, soweit wir das nach inneren und äußeren Anzeichen beurtheilen können, Gott sie berufen und bestimmt hat. Es sind auch in dieser Beziehung keine Schranken zu wünschen, die Einen werden Landleute oder Handwerker, die Andern, wenn sie dazu befähigt, Lehrer oder Künstler, oder können auch, wenn die innere Anlage und die geistigen Mittel dem entsprechen, die wissenschaftliche Laufbahn betreten. Wir stecken absichtlich die Zielpunkte so weit auseinander, um damit anzudeuten, wie weit das Johannesstift in dieser Beziehung frei von Beschränkungen bleiben will, die nicht in der Natur der Sache selbst liegen, und wie sehr es ihm anliegt, allen geistigen Ansprüchen nach Kräften, namentlich auch hinsichtlich dieser Kinder, zu genügen. Und wenn ein sinniges Gemüth der Liebe, zugleich voller Anerkennung des Berufes, dem unsere Brüder sich gewidmet, gefragt: sollten diese Kinder nicht auch dem Beruf der Brüder sich widmen können? so antworten wir mit Freuden: Ja, wenn Gott dazu Gnade giebt! Denn das wäre wohl ein hoher Segen, wenn ein Land reich würde an solchen Arbeitern, und wenn es solcher Arbeiter in reicher Fülle begehrte. — Und noch eine Frage, die schon laut geworden: Warum denn nur 36 dieser Kinder und warum nicht ihrer viel mehr die Wohlthat solcher Erziehung im Johannesstift genießen sollen? Wir haben darauf aber nur zu wiederholen, daß wir jene Zahl nur als erste Schranke gesetzt, daß wir die Zahl aber nach dem Maaß erweitern werden, als die wohlthätige Liebe uns zur Einrichtung und Unterhaltung des Johannesstiftes die Mittel bieten will. (Schluß folgt.)

Der Genfer Congreß und die internationalen Vereine zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Soldaten.

In Genf ist am 8 d. in Folge Einladung des Bundes-Rathes der Schweiz ein Congreß zusammengetreten

Behufs Abschluß eines Concordats über die Organisation eines internationalen Sanitätsdienstes in Kriegszeiten, unter Zugrundelegung der desfallsigen Wünsche der im October v. J. in Genf, auf Veranlassung des Herrn Henry Dunant, stattgehabten internationalen Conferenz.*)

Die Preußische Regierung wird auf diesem Congresse von dem Gesandten beim Bundestage der Schweiz, Geheimen Legations-Rath von Kamptz, dem General-Arzt des 4. Armee-Corps Dr. Löffler und dem Geheimen Kriegsrath Ritter vom Kriegsministerium vertreten.

Bereits in 16 verschiedenen europäischen Staaten sind Vereine zur Pflege im Felde verwundeter vaterländischer Krieger, welche sich den Beschlüssen der Genfer Conferenz angeschlossen haben, theils schon in Wirksamkeit getreten, theils in Bildung begriffen. Es sind dies: Belgien, Dänemark, Frankreich, Hannover, Hessen-Darmstadt, Italien, Mecklenburg, Niederlande, Oestreich, Oldenburg, Preußen, Königreich Sachsen, Schweden, Schweiz, Spanien, Württemberg. In Baiern, Baden, Griechenland, Portugal und Rußland beschäftigt man sich eifrigst mit den dahin zielenden Vorbereitungen, und ist der Anschluß in nahe Aussicht gestellt. Ganz besonders hervorgehoben wird die allgemeine Theilnahme, welche das Unternehmen im Königreich Württemberg, zumal auch unter der ländlichen Bevölkerung, gefunden hat. — Welche in der That großartigen praktischen Erfolge aber durch die Durchführung der leitenden Idee in Nord-Amerika erzielt wurden, erhellt daraus, wenn bemerkt wird, daß das in den Unionsstaaten bestehende Central-Comité, welches, wenngleich schon früher entstanden, sich doch ebenfalls die Genfer Beschlüsse angeeignet hat und zu dem Genfer Comité in Beziehung getreten ist, sich während der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit, neben einer großen Zahl von Hülfsvereinen, von mehr als 32,000 Damenvereinen unterstützt sah, daß dort in diesem Wege, außer den Naturalgaben, an baarem Gelde mehr als 60 Millionen Franken zusammengebracht wurden, und daß durch die vom Centralcomité getroffenen Veranstaltungen circa 160,000 Verwundeten und Kranken, welche sonst in hülfloser Lage ihrem Schicksal hätten überlassen bleiben und größtentheils die sichere Beute des Todes hätten werden müssen, Pflege und ärztliche Behandlung zu Theil werden konnte.

„Das Preußische Central-Comité des Vereins zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger" hat folgende Bekanntmachung veröffentlicht:

„Das unterzeichnete Comité bringt hiermit zur allgemeinen Kenntniß, daß ihm in Folge seiner unter dem 17. Februar und am 21. April c. veröffentlichten Aufrufe, zur Verwendung für seine Zwecke theils aus Berlin, theils aus anderen Theilen der Monarchie und selbst aus dem Auslande an baarem Geld und Naturalien, zugegangen sind: 15,633 Thlr. 6. Sgr. 4 Pf. und 2 goldene Trauringe, hierunter 1893 Thlr. 10 Sgr. an jährlichen Beiträgen; 498 Stück Hemden, 393 Paar Strümpfe, 169 Paar Unterbeinkleider, 207 Stück Binden, 3427 Flaschen Wein, 221 Flaschen Fruchtsäfte, eine große Partie Charpie und Verbandsachen, Cigarren und Taback, so wie viele andere hier nicht näher zu bezeichnende Gegenstände.

Sämmtliche Naturalien sind durch die seit dem Ausbruche des Krieges auf dem Kriegsschauplatze anwesenden Commissarien des Comité's den dortigen Lazarethen überwiesen und denselben überdies noch eine Summe von 6000 Thalern zur besseren Pflege unserer verwundeten und kranken Soldaten zur Verfügung gestellt worden. Das Comité hat außerdem eine große Anzahl Draht-, Arm- und Bein-Schienen, so wie chirurgische Instrumente beschafft, auch den mit Verwundeten und Kranken des gegenwärtigen Krieges belegten Lazarethen des Inlandes stärkende Weine überwiesen und an viele der bereits als invalide verabschiedeten Soldaten baare Unterstützungen verabreicht.

Indem das Comité für die so reichlich geflossenen Gaben den einzelnen Gebern seinen innigsten Dank abstattet und die Versicherung hinzufügt, daß es gewissenhaft bestrebt gewesen ist, ihre Verwendung im Sinne der Wohlthäter zu bewirken, bemerkt dasselbe schließlich, daß die Liste aller bei ihm eingegangenen Gaben mit den Namen der Geber in seinem Bureau, Wilhelmsstraße 74, in den Stunden von 10 bis 3 Uhr zu Jedermanns Einsicht ausliegt, da die Veröffentlichung der sehr umfangreichen Liste mit so großen Kosten verbunden gewesen sein würde, daß das Comité Bedenken tragen mußte, durch Aufwendung derselben eine nicht unbedeutende Summe ihrem eigentlichen Zwecke zu entziehen.

Berlin, den 4. August 1864.

Das Preußische Central-Comité des Vereins zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger.

Litteratur.

Vier Briefe Herrmann Francke's, zur zweiten Säcular feier seines Geburtstages herausgegeben von G. Kramer, Director der Francke'schen Stiftungen Halle 1863, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Diese Briefe des Stifters jener umfassenden Hallenser Anstalten erscheinen als Anhang der in diesen Blättern schon besprochenen größeren Festschrift zu der im vergangenen Jahre gefeierten zweiten Säcularfeier seines Geburtstags und werden allen denen willkommen sein, welchen daran liegt, einen tieferen Einblick in das Seelenleben dieses frommen und in seinem Thun ächt evangelischen Mannes zu werfen. Sie sind an befreundete Geistliche gerichtet, behandeln tiefere theologische Fragen jener Zeit, und geben ein klares Bild von der Gelehrsamkeit sowie von der Denkungsweise des Verfassers. —

Die Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens.

Flensburg, den 8. August 1864. Nachdem den 28. Juli das Hospital des Ordens in Wester-Satrup aufgelöst worden, kamen an demselben Tage die letzten 4 Verwundeten von dort hierher und wurden in Königsgarten untergebracht. Sie haben den Transport zu Schiff vorzüglich vertragen, und werden wir über ihr Befinden weiter unten berichten.

---

*) Siehe Nr. 42 Seite 253, Nr. 43 Seite 262 und Nr. 48 Seite 291 dieses Blattes de 1863.

Den 2. August wurde auch das erste hiesige Kriegs-Hospital des Ordens geschlossen, so daß das zweite in Königsgarten und das dazu gehörige Krankenzelt jetzt unsere Verwundeten allein beherbergt. In Bellevue, das Ende Februar nach dem Gefecht vom 22. Februar die ersten Verwundeten aufnahm, sind im Ganzen 73 Verwundete, Verunglückte und Kranke aufgenommen worden, von denen 5 starben, 12 als Bestand nach Königsgarten übersiedelten und 56 geheilt und als Reconvalescenten in die Bäder ꝛc entlassen wurden. Von ihnen waren 56 preußische Offiziere, 3 preußische Unteroffiziere und Vice-Feldwebel und 14 dänische Offiziere. Unter den 5 Todten waren 3 dänische Offiziere, 1 preußischer Offizier und 1 preußischer Vice-Feldwebel. Die Todesursachen waren in 4 Fällen tödtliche Verwundungen, in einem Falle kam der Kranke am Typhus leidend schon sterbend ins Hospital. Die weiteren Details behalten wir uns für den Generalbericht über die Hospitäler vor.

In den letzten 14 Tagen verließen uns als geheilt und Reconvalescenten: von Korth, von Redern, Böttge, Kleckl II., Speith, Humbert III., Lüdicke, von Druffel, Freiherr von Richthofen, Kleedehn. Die dänischen Offiziere von Fischer und Smidt haben Stadtquartiere bezogen, sind aber noch in der Behandlung des Hospitals geblieben. Der augenblickliche Bestand sind 29 Offiziere, wovon 8 dänische, 2 Unteroffiziere und 1 Füsilier; in Summa also 32 Verwundete und Kranke. Das Befinden der Verwundeten ist folgendes: Major von Witzleben wird im Laufe der nächsten Woche das Lazareth geheilt verlassen, ebenso Hauptmann von Kameczinski, Lieutenant von Lettow-Vorbeck, Greiner, Theiß und Meißner und die dänischen Offiziere Goldmann und Jörgensen, vielleicht auch von Studnitz, um in der Schweiz seine vollkommene Herstellung zu finden. Major von Glyszinski ist in seiner Heilung noch immer durch Knochensplitter aufgehalten, die den Schluß des Wundkanals verhindern, hoffentlich aber bald beseitigt sein werden. Die Unterschenkelschußfrakturen bei Lieutenant Rothenbücher und von Versen und bei Unteroffizier Reiß gehen ihrer Heilung entgegen. Die nächste Woche wird das Resultat bei Rothenbücher und Reiß über die Festigkeit der Knochen geben, bei von Versen stößt sich ein größeres Knochenstück ab, das die Abnahme des Gipsverbandes geboten hat. Die Consolidation der gebrochenen Knochen macht dabei die besten Fortschritte. Auch bei Freiherrn von Rheinbaben hat die Anlegung des zweiten Gipsverbandes eine sehr gute Prognose für die schnelle sichere Heilung des resecirten Ellenbogen geliefert. Die Wunde sieht vorzüglich aus, das Allgemeinbefinden ist gut, vor einigen Tagen ist von Rheinbaben das erste Mal aufgestanden. — Die leichteren Verwundungen bei von Voigts-Roenig, Ziegler, Schröder, den dänischen Offizieren Jantzen, Hoff, bei Füsilier Heinicke und Unteroffizier Sander, sind größtentheils in guter Heilung begriffen. Letzterer hat leider zu seiner Verwundung einen leichten Typhus bekommen, der jedoch, wie bei Lieutenant Müller gen. Wiehr, in milder Form verläuft, ohne bis jetzt zu ernsten Besorgnissen Veranlassung zu geben. — von Bernuth, von Brockhusen und der dänische Lieutenant Schaarod haben das Bett verlassen, bei ersterem und letzterem schließen sich die Wunden und erhält das zerschossene Schlüsselbein seine alte Festigkeit, bei von Brockhusen sind die Wunden beinahe vernarbt, der zerschossene Unterkiefer besitzt jedoch noch eine bedeutende Beweglichkeit, die erst nach mehreren Wochen gehoben sein wird. — Von den älteren Kranken hat Schultze, dessen Wunde vollständig vernarbt ist, eine leichte Pleuritis überstanden und ist auf dem Wege der Besserung. von Bescherer würde längst nach Kiel zur Anfertigung eines künstlichen Beines gereist sein, wenn der Amputationsstumpf nicht immer wieder kleine unbedeutende offene Wunden zeigte, die noch immer nicht verheilen. Bei Lieutenant Ranzow nehmen die Kräfte langsam zu. Die große Schwierigkeit zu gehen liegt eben in dem $4\frac{1}{2}$ monatlichen Krankenlager und in dem großen Blutverlust. Hoffentlich gelingt es auch recht bald, diesen Berg zu übersteigen und Lieutenant von Ranzow nach Pyrmonts kräftigenden Eisenquellen reisen zu lassen. Hauptmann Schotte erholt sich zusehends. Die Wunden haben sich beinahe vollkommen geschlossen, die Kräfte sind in stetem Zunehmen. Die dänischen Offiziere Brunn, von Fischer, Smidt, sind Reconvalescenten, Höling ist am Sonnabend aus seinem Gipsverband herausgenommen worden. Die Wunden sind beinahe verheilt, und soll ihm der Oberschenkelbruch nun auf einem Apparat hoffentlich ohne jede Verkürzung geheilt werden.

Dr. Ressel.

Für die Ordens-Kriegs-Hospitäler sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Oberst und Commandeur des 4. Garde-Grenadier-Regiments Königin von Budritzki 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Sattich auf Kratzkau 50 Thlr. (2. Geschenk); von Ungenannt, aus Berlin 100 Thlr.; vom Generalmajor z. D. von Seelhorst zu Naumburg a. d. S. 4 Thlr. (2. Geschenk); vom Landrath a. D. von Kotze auf Kl. Oschersleben 50 Thlr.; von Frau von Levetzow geb. von Chamboud auf Kloeden 50 Thlr.; aus der Grafschaft Wernigerode, durch Kabinets-Secretair Schöpwinckel ferner 18 Thlr. 14 Sgr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke: 20,677 Thlr. 25 Sgr.

2. Erfrischungen ꝛc.

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin 3 Rehböcke; vom Grafen von Rothkirch-Trach auf Büesdorf 1 Rehbock; von der Frau Gräfin zu Solms-Baruth auf Golßen 2 große Striezeln; von Frau von Miackwitz in Dessau verschiedene Kleidungsstücke; vom Kaufmann H. N. Plambeck in Hamburg 1 Korb mit Gemüsen; vom Landschafts-Director Freiherrn von Zedlitz-Neukirch auf Pischkowitz Ananas.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herelich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 33. Berlin, den 17. August 1864. **Nr. 33.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. August 1864 verpfl. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	46			
	Zugang pro Juli	10			
		56			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	43	43	1342	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	63			
	Zugang pro Juli	27			
		90			
	Abgang . .	26			
	Bleibt Bestand	64	64	1875	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	23			
	Zugang pro Juli	11			
		34			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	21	21	572	54
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	27			
	Zugang pro Juli	17			
		44			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	33	33	938	38
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	18			
	Zugang pro Juli	4			
		22			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	20	20	607	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	20			
	Zugang pro Juli	7			
		27			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	19	19	610	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	16			
	Zugang pro Juli	12			
		28			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	22	22	652	35
	zu übertragen		222	6596	256
	Uebertrag		222	6596	256
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	17			
	Zugang pro Juli	14			
		31			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	21	21	572	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	52			
	Zugang pro Juli	12			
		64			
	Abgang . .	23			
	Bleibt Bestand	41	41	1451	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	11			
	Zugang pro Juli	22			
		33			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	20	20	597	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	8			
	Zugang pro Juli	7			
		15			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	7	7	295	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	7			
	Zugang pro Juli	4			
		11			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	8	6	153	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	5			
	Zugang pro Juli	1			
		6			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	1	1	94	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	3			
	Zugang pro Juli	1			
		4			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	2	2	93	10
	zu übertragen		320	9851	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. August 1864 verb. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		320	9851	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	—			
	Zugang pro Juli	—			
		—			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	7			
	Zugang pro Juli	3			
		10			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	4	4	154	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Juli 1864	16			
	Zugang pro Juli	1			
		17			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	17	17	512	18
18.	**Attena:**				
	Bestand am 1. Juli 1864	11			
	Zugang pro Juli	11			
		22			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	13	13	393	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg): (neu eröffnet.)				
	Bestand am 1. Juni 1864	1			
	Zugang pro Juni und Juli	3			
		4			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	1	1	56	14
	Zusammen		355	10966	535

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli 1864 beträgt 169, davon sind:

a) gestorben . . . 22
b) geheilt entlassen . 132
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 15

wie vor 169.

Außer den vorgenannten 19 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Juni 1864 . . . . 22 Kranke.
Zugang pro Juni . . . . 29 „

51 Kranke.

Davon sind: gestorben 1
geheilt 15
gebessert 6
fortgegangen . . . 3

25 — 25 „

Bleibt Bestand am 1. Juli 1864: 26 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 1 Muhamedaner, 3 Drusen und 21 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage betrug pro Juni 735, poliklinisch wurden behandelt 50 Personen.

Franz Anton (des h. römischen Reichs) Graf von Sporck,

ein mildherziger böhmischer Magnat des vorigen Jahrhunderts.

(Von Ernst Graf Lippe.)

Er war Herr der Herrschaften Lyssa, Gradlitz, Konoged und Herschmanitz, kaiserlich wirklicher Geheimrath, Kämmerer und Statthalter des Königreichs Böhmen. Gestorben ist er 1738, sechsundsiebenzig Jahre alt. Sein Vater, Graf Anton Sporck, 1679, im vierundachtzigsten Jahre seines Alters abberufen, bekleidete die Würde eines Generals der Reiterei; bekannt unter dem Ehrennamen: der fromme Sporck.

Bei mancherlei Verfolgungen, die Franz Anton Sporck erlitt, tröstete ihn stets das Bewußtsein, seine Eltern nie, weder mit Gedanken noch Worten oder Werken, erzürnt oder sonst wider sie gefehlt zu haben.

Obschon der Vater seit seinem 13. Lebensjahre dem Soldatenstand angehört hatte, in welchem er nicht nur eine hohe Würde sondern auch großen Ruhm erlangt, bestimmte er seinen ältesten Sohn, als einen besonders begabten Kopf, zum Studium. Sechzehn Jahre alt ging Franz Anton auf Reisen, um die vornehmsten europäischen Höfe kennen zu lernen. Der Tod seines Vaters rief ihn zurück. Er leistete, noch vor Erlangung der sonst dazu erforderlichen Jahre, den Erbhuldigungseid, Folge kaiserlichen Gnaden-Dispenses, und übernahm selbständig die Verwaltung seines großen Grundbesitzes. Von dem, was ihm zugefallen, hat er im Laufe der Zeit in reichem Maaße mitgetheilt.

Das Schloß Gradlitz an der Elbe verwandelte Graf Sporck in ein Frauenkloster (Cölestiner), zu dessen Oberin er seine älteste Tochter einsetzte.

Man entdeckte die Heilkraft einer Quelle auf einem Berge unweit dieses Klosters. Der Graf, als Grundherr, ließ einen Weg dahin bahnen, ein Haus mit Wannen und Wohnungen bauen. Für arme Leute wurde ein besonderes Haus errichtet. Nach einigen Jahren befand sich an einer Stelle, wo sonst nur Bäume und Sträucher gestanden, eine ganze Straße mit Wohngebäuden besetzt, nebst einem kostbar erbauten Spital, in welchem 100 arme, alte, gut gediente herrschaftliche Unterthanen und invalide Soldaten von zwölf barmherzigen Brüdern Pflege erhielten. Die gesammte Herrschaft Gradlitz, und außerdem noch ein Capital von 100,000 Gulden, wurde diesem Spital gewidmet.

Das Schloß Konoged ist 1699 in ein Hospital für 50 arme Männer und 6 barmherzige Brüder verwandelt worden, zu dessen künftiger Erhaltung der Begründer die Herrschaft Konoged testamentarisch bestimmte.

An der Straße nach Prag, unweit des neuerbauten gräflichen Schlosses Lyssa, ließ Sporck anlegen:

1) eine Einsiedelei mit einer Capelle und Wohnung für zwei Priester,
2) eine Wasserkunst und einen mit vierzehn Statuen und fünf steinernen Fontainen gezierten Garten für die Priester und zur Erquickung der Reisenden,

3) ein Spital, nebst Kirche, für zwölf arme Männer und eben so viel arme Weiber,

4) noch eine Einsiedelei.

Als der Graf in Carlsbad von dem Kürfürsten August von Sachsen 1400 Dukaten im Spiel gewonnen, verwandte er diese Summe zur Erbauung einer Capelle Johannis des Täufers und dreier daranstoßender Wohnungen für Einsiedler, auf dem hohen Berg Wissoda, von welchem aus man einen großen Theil Böhmens überschaut. Bei der 1697, den 24. Juni, erfolgten Einweihung dieser Capelle sprudelten inmitten derselben, aus einer rothmarmornen Fontaine, 100 Eimer Wein (à 16 Gulden) und am folgenden Tage 60 Faß Bier für die große Menge, an welche auch 5000 Waizenmehl-Laidel (Brode) vertheilt wurden, nebst einem über 24 Stein schweren, mit Hühnern, Tauben und Würsten gespickten Ochsen und zwei mit vergoldeten Schaufeln geschmückten, gebratenen Dammhirschen. Den vornehmsten Gästen verehrte der Graf zum Andenken an dieses Fest eine in Augsburg verfertigte goldene Medaille (6 Dukaten werth). Die große Masse empfing neue gedruckte Andachtsbücher.

Ein Jahr später machte Sporck eine Stiftung für ewige Zeiten, kraft welcher alle künftigen Inhaber der Herrschaft Malleschau verbunden sein sollten, obig erwähnte drei Einsiedeleien in guter baulicher Verfassung zu erhalten, den 3 Anachoreten (Bewohnern), unter denen einer Priester sein sollte, jährlich 300 Thaler zu reichen — doch nicht in Geld, sondern in Victualien — so wie (umsonst) das nöthige Brennmaterial und allwöchentlich einen Eimer Mittelbier.

Zur Beförderung wahrer Frömmigkeit ließ der Graf 80 Schriften und Bücher prachtvoll drucken und weit und breit versenden und verschenken, an Hoch und Gering. Ueber 80,000 Gulden sind von ihm hierauf verwendet worden. Die meisten dieser Schriften waren durch die beiden Töchter des Grafen (seine einzigen Kinder) aus dem Französischen übersetzt. Daß die Geistlichkeit sich der Verbreitung dieser Andachtsbücher mehrfach widersetzte, führte zu unangenehmen und kostbaren Rechtshändeln und fatalen Anfechtungen.

Bei der großen Theurung in Böhmen 1699, wo der Strich Korn auf 9 Gulden kam und viele vornehme Herrn einige Bediente entließen, zur Verminderung ihrer Ausgaben, nahm Graf Sporck nicht nur mehrere derselben für sich an, sondern ließ auch im Lauf eines Jahres auf seinen Herrschaften 300 Strich Korn vertheilen.

Auch für des großen Ganzen Wohlfahrt brachte der Graf erhebliche Opfer. Er erbot sich, als ältester unter den Statthaltern, das Einkommen der Obrist-Landkammerstelle in Böhmen, 8—9000 Gulden jährlich, der Verpflegung der armen Gefangenen in den drei Prager Städten zu widmen. Man versagte ihm diesen Posten. — Dem Kaiser Joseph schenkte er einmal 100,000 Gulden, ein andres Mal 80,000 Thaler zu den damaligen Feldzügen. (Näheres über diesen Grafen Sporck findet sich in einer von van der Roxas verfaßten Lebensbeschreibung; Amsterdam 1715 in 4to.)

Das Evangelische Johannesstift zu Berlin.

(Schluß.)

„Und damit sind wir zu der Beantwortung der letzten Frage, die eine Antwort fordert, gelangt: woher die Mittel zur Durchführung des ganzen, hier vorgelegten Planes genommen werden sollen? Wir stellen hier die Erklärung voran, daß, wie das ganze Johannesstift keine blos lokale, für einen kleineren oder größeren provinziellen Umkreis begrenzte, sondern eine ganz allgemeine, alle einzelnen lokalen Begrenzungen überschreitende Bestimmung hat, also auch hinsichtlich der Erlangung äußerer Mittel sich nicht etwa blos an die Stadt Berlin, wo ohnehin so viel geschieht und ein solcher Reichthum an alten und neuen Stiftungen sich häuft, sondern sich an die weitesten Kreise und hinsichtlich der jetzt aufzunehmenden Kinder zunächst an das ganze Vaterland wenden darf und wenden muß. Das Johannesstift will jene Kinder nicht etwa von einer Stelle her oder aus nur einer Provinz nehmen, sondern ist bereit, sie von allen Enden und Orten sich bringen zu lassen. Die Kosten sind der Veranschlagung nach verhältnißmäßig nicht zu groß. Berechnen wir von den 4 zu erbauenden kleineren Gebäuden jedes zu 2500 Thlr., das landwirthschaftliche Gebäude zu 3000 Thlr., die erst zunächst allein zu erbauende Hälfte des Verwaltungsgebäudes zu 15,000 Thlr., die Anschaffung des ersten Inventars zu 4000 Thlr., so ergiebt sich ein Gesammt-Bedürfniß von 32,000 Thlr. Da aber von den seit Beginn des Johannesstiftes zur Begründung desselben dargebotenen Liebesgaben nach Ankauf des Grundstückes und nach Zurücklegung von 10,000 Thlr. als eines vorläufigen Reservecapitals und Nothpfennigs noch 15,000 Thlr. übrig bleiben, so sollen diese ganz ihrer urspünglichen Bestimmung gemäß mit für den Beginn der diesmaligen ersten Bauten verwendet werden. Außerdem hat schon eine wohlthätige, ungenannte Hand zum Aufbau einer jener Kinderwohnungen 2500 Thlr. geschenkt. Darnach bleibt Behufs der Errichtung und Einrichtung der ersten Häuser und des halben Verwaltungsgebäudes noch eine Summe von 15,000 Thlr. zu beschaffen. Als Herr Demetz in Frankreich an die Erbauung von Mettray und Herr Suringa in Holland an die Erbauung von Klein-Mettray, jener größeren Nachbildungen des Rauhen Hauses, gingen, fiel ihnen in wenigen Wochen die ganze Summe, deren sie bedurften, zu; namentlich wurde an beiden Stellen der Kostenbetrag einer ganzen Reihe der einzelnen Häuser von verschiedenen Wohlthätern geschenkt. Auch im Rauhen Hause bei Hamburg sind mehrere der kleinen Häuser in dieser Weise zu Stande gekommen. Es ist bereits erwähnt, daß auch beim Johannesstift ein solcher Anfang gemacht worden. Jemand, der sich den Plan des Ganzen von mir darlegen ließ, schenkte einige Tage darnach jenen Kostenbetrag des einen Hauses. Es steht uns nicht zu, um so große Gaben geradezu zu bitten, aber es macht unser Herz voll Dankes, wenn solche große Liebe Hand und Herz für das Johannesstift öffnet. Wenn wir auch nicht so große Dinge zu bitten das Recht haben, dürfen wir aber doch daran erinnern, daß auch 2 oder 4 oder noch mehrere Wohlthäter sich zur Schenkung eines solchen Hauses verbinden

und die Kosten unter sich vertheilen können. Wie schön und segensreich könnte eine solche gemeinsame Liebesthat sein! Es ist überdies die Rede davon gewesen, daß ein Landkreis oder eine Kirchgemeinde ein solches Haus bauen and damit das Recht erwerben möchte, später, unter näher zu erörternden Bedingungen, einer gewissen Zahl von Kindern aus solchen Gemeinden die Aufnahme zu sichern. Mit Freuden würde das Johannesstift auf solche Wünsche eingehen. Der Gewinn solcher Gemeinde aber läge auf der Hand; dieselbe würde auf diese Weise gewissermaßen in den Besitz einer geordneten Anstalt gelangen, ohne die Mühe, Sorge and Veraatworttichkeit einer gesonderten Verwaltung auf sich zu nehmen. Ebenso aber könnte auch ein Kreis von Freunden der Sache sich die Ausgabe stellen, den Bau eines solchen Häuschens zu Stande zu bringen und durch den Ausbau und das Hinzufügen einzelner organischer Glieder das Ganze zu fördern, zunächst jenen hinterbliebenen hülflosen Kindern unserer Tapfern zu Lieb!

Ueberhaupt aber möchten wir veranlassen, daß die Theilnahme für das Johannesstift sich möglichst individualisirte. Wie reiche Veranlassung, den Anstau und die Einrichtung des Ganzen zu erleichtern, wird in diesem Fall z. B. Ziegeleibesitzern, Holzhändlern, Eisenfabrikanten, den Besitzern von Tuch- und Leinwandsabriken und vielen Andern geboten. Vor allen Dingen aber wenden wir uns an die Frauen und Jungfrauen, deren Liebe nach allen Seiten hin zu helfen weiß und gerade für diese Art Liebeswerke so erfinderisch ist. Wir legen denselben deswegen hier ein Inventar unserer kleinen für Kinder und Brüder bestimmten Wohnungen, und anderen wohlthätigen Freunden, welche zur Förderung des Ganzen helfen möchten, einige detaillirte Andeutungen, wie das von Jedem in besonderer Weise geschehen könnte, vor.

Wie günstig und förderlich würde ein gemeinsames Thun in einander greifen, wenn mehrere Frauenkreise die Anschaffung der einzelnen Theile eines solchen Inventars unter sich vertheilen wallten! In ähnlicher Weise könnte von Anderen die Aufstellung einer schönen Hausbibliothek besorgt und etwa von Gutsbesitzern die Instandsetzung der landwirthschaftlichen Einrichtungen übernommen werden. Bei dem Bau der Kapelle nach innen und außen endlich könnten die Freunde der kirchlichen Architektur und Förderer der plastischen Kunst und Malerei sich betheiligen, um in unserm Johannesdorf eine seiner Bestimmung würdige Stätte zu bereiten, die der Verkündigung und Anbetung dessen, dem überall und auch hier allein alle Ehre gebührt, geweiht werden soll.

Findet diese unsere Bitte im Vaterlande in Vieler Herzen Anklang, so werden diese Anfänge unseres Johannesdorfes, das vom Weichbilde der Königsstadt aus in dieselbe hineinschaut, sich zugleich zu einem lebendigen vaterländischen, von dem Christenglauben und der Christenliebe errichteten Denkmal des Dankes für den Sieg, den Gott unserm Heere und durch dasselbe dem ganzen Vaterlande geschenkt, gestalten, das in beredter Sprache dafür zeugen wird, wie das Vaterland in diesen hülflosen Kindern das Andenken der gefallenen Väter und Helden, die mit Gott für König und Vaterland ihr Leben geopfert, in würdiger Weise zu ehren weiß.

Segnet der Herr unser Beginnen, und wird uns diese Hülfe so bald und so reichlich, wie wir sie erbitten, zu Theil, so werden unsere jetzt projectirten Bauten zum Herbst dieses Jahres vollendet dastehen, und wird dann Alles gerüstet werden können, die erwünschten Kinder bald unter das neue, ihnen erbaute heimathliche Obdach zu führen."

Die dem im Auszuge hier mitgetheilten Vortrage beigefügte Schlußnachricht des Curatoriums des Johannesstiftes lautet wie folgt:

„Es gereicht dem Curatorium zur besonderen Freude, gleich jetzt schon hinzufügen zu können, daß Se. Majestät der König Allerhöchst Ihre Theilnahme und Wohlgefallen an diesem Unternehmen zum Besten der hülflosen Kinder dadurch kund gegeben, daß Sie sofort am folgenden Tage, nachdem der vorstehende Vortrag gehalten, den Bau eines der kleinen Wohnhäuser auf Allerhöchst Ihre Kosten befohlen. Desgleichen haben Ihre Majestät die Königin noch vor jener öffentlichen Versammlung Allerhöchst Ihre Theilnahme für diesen Vorgang des Johannesstiftes durch eine reiche Gabe, begleitet mit einem huldreichen Schreiben, zu erkennen gegeben.

Es ist schon im Vortrage selbst mitgetheilt, daß bereits zuvor eine ungenannte wohlthätige Hand ebenfalls die Kosten (2500 Thlr.) zur Erbauung einer solchen Kinder- und Brüderwohnung geschenkt.

Außerdem haben sich sogleich nach jenem Vortrage fünf Frauenkreise gebildet, um in der oben vorgeschlagenen Weise die Anschaffung verschiedener Theile des Inventars, namentlich an Leinwandsachen, in verschiedenen Kinderwohnungen zu übernehmen.

Auch nach verschiedenen andern Seiten sind bereits verschiedene Hülfen in Aussicht gestellt.

Inzwischen sind die Arbeiten auf dem Grundstücke rüstig in Angriff genommen. Nicht blos sind 25 Morgen bisherigen Wald-Landes mit Saaten bestellt, sondern es sind auch sofort nach der vor 10 Tagen stattgefundenen öffentlichen Versammlung die ersten nöthigen Wege ausgehauen und fahrbar gemacht, die Bauplätze für das Hauptgebäude und das erste Kinderhaus ausgesteckt, mehrere Brunnen gegraben, die Anstalten zur Errichtung der für die Bauten nöthigen Wächterhütten und alle sonstigen Anstalten getroffen, um mit dem Ausbau der ersten Häuser beginnen zu können.

Hinsichtlich der aufzunehmenden hinterbliebenen hülflosen Kinder unserer gefallenen oder verstümmelten Krieger bemerken wir, daß das Johannesstift zwar vorzugsweise gern schon etwas mehr herangewachsene Kinder beiderlei Geschlechts aufnehmen, doch aber auch kleinere Kinder nicht zurückweisen, sondern für sie die nöthige anderweitige Fürsorge treffen wird, bis sie sich zur Aufnahme in den Kreis der mehr heranwachsenden Kinder eignen werden. Es wird bereits Sorge für zweckmäßige interimistische Unterbringung getroffen.

Anmeldungen solcher Kinder werden erwünscht sein,

sei es von Seiten der Wittwen oder einzelner Personen und Kreise, die sich gerade für einzelne derartige Kinder interessiren, oder von Seiten einzelner Gemeinden oder auch einzelner Corpsführer und Truppentheile oder sonstiger einzelner Waffengenossen der Gefallenen, denen diese hier dargebotene Hülfe des Johannesstiftes erwünscht erscheint. Desfallsige Anmeldungen werden schriftlich entgegen nehmen der Vorsitzende des Curatoriums, Dr. Wichern (Adr.: Berlin, Victoriastraße 29a, für die Sommermonate nach Adresse: Hamburg) oder in dessen Stellvertretung Inspector Görck im Johannesstift, Werftstraße 1 (in Alt-Moabit), Berlin. An beiden Stellen wird auch Auskunft auf alle weitern Anfragen ertheilt. —"

Aus einer Familienbibel.

Eine alte deutsche Hausitte ist es, auf die Vorsetzblätter der Bibeln, der Gesang- und Andachtsbücher, die im täglichen Gebrauche des Besitzers sind, die merkwürdigsten Familiendegebenheiten zu schreiben, Geburts- und Todesfälle, glückliche und unglückliche Ereignisse, zuweilen auch Gebete und Herzensergießungen, welche eine besondere Beziehung auf den Besitzer und dessen Familie haben. Wer ältere Bibliotheken durchforscht hat, der kennt den Reichthum, den wir an solchen Bibeln und Gesangbüchern von Königen, Fürsten und sonst Personen adligen und gelehrten Standes besitzen. Es sind jene Vorsetzblätter eine nicht unwichtige Quelle für die Kenntniß der socialen Verhältnisse früherer Zeiten, auch wird die oft rührende Naivetät, mit der unsere Väter sich aussprachen, ihres Eindrucks selten verfehlen. Die hier zunächst folgenden Mittheilungen sind aus der Bibel des Herrn Marquard Ludwig von Printzen (einer ursprünglich aus Westphalen stammenden, dann aber auch in den Provinzen Brandenburg, Sachsen, Pommern und Preußen ansässigen Familie), welcher 1725 als Königl. Preußischer Oberhofmarschall, Staatsminister und Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler starb.

„Den 30. April 1725 habe ich abermalen unter Gottes Segen, diese Bibel durchgelesen und zu Ende gebracht, und wie ich solches in der Furcht des Herrn und unter demüthigster Anrufung seines allerheiligsten Namens, den 1. Mai 1725 wieder angefangen, so lebe ich auch der demüthigsten kindlichen Zuversicht, es werde der grundgütige Gott, als der Anfänger und Vollender meines Glaubens, durch die lebendigmachende Kraft seines heiligen Geistes, die Betrachtung seines seligmachenden Worts dergestalt kräftigen, gründen und stärken, daß ich in seiner Erkenntniß zunehme, nach derselben Ihm auf eine wohlgefällige Weise stets diene, fromm und ehrbarlich lebe, und dermaleins durch dieses sein heiliges und allein seligmachendes Wort gestärkt und aufgerichtet, selig sterben, und durch die allervollkommenste Genugthuung Jesu Christi, die ich, wie mir selbige in der heiligen Schrift geoffenbaret ist, mit wahrem Glauben, der auch Gottes Werk allein in mir ist, umfasse, aus lauter Gnade und nach der unermeßlichen Barmherzigkeit meines Gottes, ewig selig und ein Erbe und Mitgenoß der hierin offenbarten, und denen Gläubigen und bis ans Ende treu verbleibenden Gliedern seines Leibes, versprochenen ewigen Herrlichkeit werden möge. Amen! Herr Jesu, mein theuerster Heiland, sprich ein gnädiges Amen um dein Selbst willen und nach deiner überaus großen Erbarmungsvollen Liebe und Barmherzigkeit willen. Amen."

Unter der Geburtstagsangabe eines seiner Kinder bemerkte derselbe:

„Der Name des Herrn, meines so gnädigen und huldreichen Gottes, sei auch vor diesen abermals gnädigst verliehenen Ehe-Segen demüthigst gelobt und gepriesen. Er lasse doch nach seiner grundlosen Barmherzigkeit, durch die kräftige Regierung seines allein guten und heiligen Geistes, dieses von ihm uns abermahlen verliehene Gnadengeschenk, von Kindes-Beinen an in seiner Erkenntniß nach der wahren Gottseligkeit, in seiner beständigen Furcht und allen Christlichen und wohlanständigen Tugenden erzogen werden, und glücklich erwachsen; daß auch durch dasselbe sein allerheiligster Name, wie seldiges von seiner Gnadenhand hergekommen, stets demüthigst verherrlicht werden möge, ja er lasse seine Gnade und Segen über solches mein liebes Kind, wie über alle meine übrigen Kinder bisher so reichlich geschehen, und über alles, was ich bin und habe, überflüssig walten, damit ich und die Meinigen in seiner Furcht wandeln, und die Gesegnete des Herrn, ja Knechte und Mägde nach seinem Herzen sein und bleiben mögen, bis an unser seliges Ende. Amen, um seines einigen geliebten Sohnes, unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi willen. Amen!"

Der Anno 1629 verstorbene Graf Philipp Ludwig zu Hanau theilte auf seinem Kranken- und Sterbebette seine bis dahin gebrauchte Bibel, Gebet- und Gesangbücher unter seine Kinder aus, und schrieb jedem noch eine treue väterliche Ermahnung hinein. Der Aelteste, Graf Philipp Moriz, bekam die Bibel, welche sein Vater beständig auf seinen Reisen mit sich geführt, und in dieselbe folgendes geschrieben:

„Meinem Sohn, Philipp Morizen, Grafen zu Hanau. Fürchte Gott, und halte sein Gebot. Ich bin in dieser Nacht in großen Nöthen gewesen, habe viel praetieiret, so ich wollte, daß Du mein liebes Kind, es wissen könntest; das sage ich aber, halte Dich in Deinem ganzen Leben an Deinen Gott, seine Hülfe und Beistand ist Dir nöthig. Wollte Gott, ich könnte Dir schreiben, was ich in diesen Tagen erfahren hab, wie groß der Reichthum seiner Barmherzigkeit, Güte und Treue ist. Ich habe den Vorschmack der ewigen Herrlichkeit! Gott helf Dir zu seiner Zeit zu mir. Amen! In dieser Todes-Angst begehr ich aufgelöset und bei meinem Herrn Christo zu sein. O Jesu Christe, Du treuer Heiland, wie hab ich Dich so lieb, Deine Verheißung ist wahrhaftig, und Dein Herz ist treu gegen mich funden.

Dein treuer Vater
Philipps Ludwig."

Dem zweiten Sohn, Grafen Wilhelm Reinhard, schrieb er in das zum Andenken gegebene Gebet-Buch:

„Liebster Sohn.

Diene Deinem Gott von rechtschaffenem Herzen, in Geist und in der Wahrheit, dazu hab ich Dich destinirt. Laß Dirs keine Schande sein, Gott und seiner Kirche zu dienen. Gott ist der größeste Herr, dein Erschaffer, halte

treue, gottselige Lehrer in Ehren. Gehorche und diene Deiner treuen Frau Mutter, deren Du unter den Herzen gelegen. Ehre und diene Deinem ältern Bruder, als Deinem Herrn, denn das ist die Ordnung und mein Wille, halt ihm zu gut. Bedenkst Du es recht, so bist Du glückseliger als er. Sei auch Deinen Feinden zu Diensten. Schickest Du Dich nicht recht in die Bahn, so bist Du nicht glückselig. Liebe Deine Brüder und Schwestern herzlich, liebe Dein Haus. Thue den Armen Guts nach Deinem Vermögen, so wird Dich Gott segnen. Hüte Dich vor Saufen, Unzucht und vielem Reden wie fürm Feuer. Lese und practicire stets den 119. Psalm. Deine Astrologie laß sein das 28. Cap. Deuteronom.

Philipps Ludwig,
Dein treuer Vater bis in den Tod."

G. H.

Graf von Loeben'sche Stiftung.

Warmbrunn, den 1. August 1864. Gestatten Sie mir ein kurzes Referat in oben genannter Angelegenheit.

Als der Landesälteste des Markgrafthums Ober-Lausitz, Königlich Preußischen Antheils, Herr Graf Albrecht von Loeben, auf Nieder-Rudelsdorf, vor einigen Monaten das langjährig von ihm verwaltete landständische Amt niederlegte (aus Gesundheitsrücksichten), begründeten die Stände der Oberlausitz, durch Landtagsbeschluß, als Zeichen dankbarer Verehrung, eine Graf von Loeben'sche Stiftung. Sie überließen dem allgemein Verehrten die generelle Verwendung und die speciellen Bestimmungen Betreffs eines Kapitals von 3000 Thlr. Das neueste Görlitzer Kreisblatt enthält die desfallsigen Dispositionen.

Graf Loeben (seit 1855 Mitglied unsereres Ordens) hat $^2/_3$ der Zinsen zugewendet der Rettung sittlich verwahrloster Kinder (Knaben und Mädchen), welche nach bestehenden gesetzlichen Bestimmungen als Angehörige der Königlich Preußischen Ober-Lausitz zu betrachten sind. Das dritte Drittel der Zinsen soll zu vier Armenpensionen verwendet werden, und zwar conform den Grundsätzen, nach welchen bei Verwerthung des Lossa-Nostitz'schen Armenfonds verfahren wird. E. G. L. W.

Litteratur.

Die Mission an den Jünglingen. Eine Monographie über Jünglingsvereine, Herberge und Kosthaus von Johannes Hesekiel, Reiseprediger. Berlin 1864. Wiegandt und Grieben. Preis 8 Sgr.

Man darf sich nicht wundern, wenn bei dem Bestreben, der Entchristlichung der Massen wirksam entgegenzuarbeiten, zuweilen neue oder anderwärts mit Erfolg betretene Wege eingeschlagen werden, die sich später als unpraktisch erweisen, weil sie den vorhandenen besonderen Bedürfnissen nicht recht entsprechen. Die in dem Schriftchen des Reisepredigers Hesekiel besprochenen Bestrebungen stehen in erster Linie unter denjenigen, die sich als lebensfähig und segensreich bewährt haben und fort und fort bewähren. Das Jünglingsvereins- und Herbergswesen ist bereits ein festgewurzelter und weitverzweigter Baum. Damit es aber für unser christliches Volks- und Gemeindeleben in vollem Maaße den Segen bringe, den es zu bringen berufen und fähig ist, bedarf es noch in hohem Grade der weiteren Entwickelung und Ausbreitung. Darum muß immer auf's Neue auf diesen Zweig der inneren Mission hingewiesen und zu seiner Pflege ermuntert und Anleitung gegeben werden. Das geschieht in trefflicher Weise durch die Hesekiel'sche Monographie. Der Verfasser ist Jahre lang Reiseagent und Vorstandsmitglied des rheinisch-westphälischen Jünglingsbundes gewesen und hat somit Gelegenheit gehabt, einen reichen Schatz von Erfahrungen auf diesem Gebiete zu sammeln. In seinem Büchlein giebt er auf 60 Seiten Alles, was zur Orientirung auf dem so wichtigen und gesegneten Gebiete des Jünglingvereins- und Herbergswesens gehört, in erschöpfender Vollständigkeit. Wer die Sache kennen lernen will, wer für sie etwas thun will, findet in diesem Handbüchlein klare, bestimmte und detaillirte Mittheilungen über die Geschichte, die Organisation, das Leben und Treiben der Vereine, über die Einrichtung und Beschaffenheit der Herbergen und Kosthäuser, über die Nothwendigkeit und den Segen dieser Einrichtungen, über die Mittel und Wege, sie ins Leben zu rufen und zu erhalten u. s. w. Das reiche Material ist mit Klarheit geordnet und durch das Ganze weht ein gesunder evangelischer Geist. Vereine für innere Mission sollten es sich zur Aufgabe machen, das Büchlein zu verbreiten, und es namentlich auch in die Hände von solchen Handwerksmeistern und Fabrikherrn zu bringen, welche sich durch Vorurtheile von der Förderung der hier geschilderten und befürworteten Bestrebungen abhalten lassen. — Die Gesammtzahl der deutschen Jünglingsvereine übersteigt jetzt die Zahl 250; die außerdeutschen Vereine hinzugerechnet, mag sich die Zahl auf 900 bis 1000 belaufen; die Zahl der ihnen zugehörigen jungen Leute läßt sich annähernd auf 50,000 feststellen. Christliche Herbergen werden in Deutschland zwischen 30 und 40 sein. Wie viel Raum ist da noch zur weiteren Ausbreitung! Wie viele volkreiche Städte — um nur von diesen zu reden — giebt es, denen noch immer ein Verein und eine Herberge, oder eines von beiden fehlt! Möchte man sich an vielen Orten durch die Hesekiel'sche Schrift das Gewissen schärfen, die Bedenklichkeiten nehmen, die Wege weisen, zum Handanlegen ermuntern lassen!

(N. Evang. Kirchenzeitung.)

Der Ordens-Canzler Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode hat am 13. d. dem Rechtsritter, Landschafts-Director Freiherrn Theodor von Zedlitz-Neukirch das Ordens-Kriegs-Hospital in Flensburg übergeben und ist, nach $6^1/_2$ monatlicher Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze, am 14. d. von dort nach Wernigerode abgereist, von wo aus sich derselbe demnächst nach Warmbrunn zum Gebrauch einer Badekur begeben wird.

Der Ehrenritter: Kammerherr Freiherr Theodor von Gaffron-Kunern hat Flensburg ebenfalls am 14. verlassen und ist nach seinem Gute Haltauf in Schlesien zurückgekehrt.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 34. Berlin, den 24. August 1864. **Nr. 34.**

Peter Wilhelm Ferdinand von Kleist, Königlich Preußischer Lieutenant a. D., Kaiserlich Russischer Collegien-Rath; früher Bezirks-Inspector. Ehrenritter seit 1837. † zu Goldingen in Kurland 14. Juni 1864.

Ueber die Entwickelung des Johanniter-Ordens in den letzten zwei Jahren (Juni 1862—1864).

(Vortrag, gehalten im Schlosse zu Sonnenburg am 24. Juni 1864 vom Ehren-Commendator und Ordens-Secretair Grafen von Bismarck-Bohlen.)

Auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl, unseres Durchlauchtigsten Herrenmeisters, habe ich die Ehre, Ihnen, verehrte Herren Ritterbrüder, eine Uebersicht der Entwickelung unseres Ordens von dem letzten Ritterschlage im Jahre 1862 bis heute zu geben.

Durch Gottes Gnade ist dieselbe eine recht erfreuliche gewesen, und wenn vor zwei Jahren die Mission des Ordens in den Orient zur Begründung der syrischen Anstalt unsere Aufmerksamkeit besonders anregte, so ist es heute wiederum eine Mission, und zwar nach Norden, nach Schleswig-Holstein, die unsere Herzen ganz besonders hebt zum Dank gegen den Herrn, der unsere Kriegshospitäler so reich gesegnet und zu freudigster Anerkennung der ächten Johanniter-Thätigkeit, die sich dort unter Leitung unseres verehrten Kanzlers, des Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, entwickelte. Hoffentlich wird er selbst uns hier noch einige Mittheilung darüber machen.

Der Orden besteht zur Zeit: aus dem Durchlauchtigsten Herrenmeister und Seiner Durchlauchtigsten Frau Gemahlin als Ehrenmitglied, aus 10 Commendatoren, 6 Ehren-Commendatoren, dem Ordens-Hauptmann, 219 Rechtsrittern und 1434 Ehrenrittern; zusammen 1672 Mitgliedern.

Zu Rechtsrittern sind geschlagen 1862: 27 und heute 5 Ehrenritter.

Zu Ehrenrittern sind ernannt worden: 1862: 76, 1863: 89, 1864: 32.

Gestorben sind	1862:	7 Rechtsritter,	37	Ehrenritter,
	1863:	8 „	36	„
im Laufe dieses Jahres:		2 „	21	„
		zusammen 17 Rechtsritter,	94	Ehrenritter.

Der Orden bestand 1862 aus 1606 Mitgliedern und zählt jetzt deren 1672, es hat sich die Zahl derselben mithin um 66 vermehrt. Von diesen 1672 Mitgliedern betheiligen sich circa 400, deren Ernennung vor der Wiederaufrichtung der Balley fällt, wenig oder gar nicht an den Zwecken des Ordens.

Zur besonderen Ehre und Freude gereicht es uns, daß zwei fürstliche Häupter: Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht (Neffe Sr. Majestät des Königs) den Ritterschlag empfangen haben, und daß Seine Königliche Hoheit der Großherzog demnächst vom Durchlauchtigsten Herrenmeister am 21. März 1863 zum Ehren-Commendator ernannt worden ist.

Unsere Finanzen befinden sich in einem befriedigenden Zustande; es ist zwar wenig in den beiden letzten Jahren capitalisirt worden, desto mehr ist aber mit dem Gelde geschehen, und konnte bisher den großen Anforderungen, welche an die Kasse der Balley herantraten, Gott sei Dank, genügt werden. Die Angabe einiger Zahlen aus der General-Uebersicht der Einnahmen und Ausgaben, die auf Befehl des Durchlauchtigsten Herrenmeisters dem am 20. Januar d. J. versammelt gewesenen Kapitel vorgelegt worden ist, wird dies darthun. Es betrugen die Eintrittsgelder 1862: 25,396 Thlr., 1863: 27,025 Thlr.; als Beihülfen an die Provinzial-Genossenschaften wurden verausgabt: 1862: 13,862 Thlr., 1863: 10,000 Thlr. Die Ausgaben für folgende, unmittelbar von der Balley ressortirende Anstalten betrugen: für das Kranken- und Siechenhaus in Sonnenburg 1862: 2077 Thlr., 1863: 2500 Thlr., für das Krankenhaus in Polzin 1862: 5400 Thlr., 1863: 2200 Thlr., für das Krankenhaus zu Beirut 1862: 6111 Thlr., 1863: 5671 Thlr. und für den Bau der Umfassungs-Mauern des dort dem Orden gehörigen großen Terrains, auf dem später ein Krankenhaus errichtet werden soll, 5992 Thlr., für das Hospiz in Jerusalem 1862: 842 Thlr., 1863: 930 Thlr., und außerdem 6000 Thlr. als Kaufpreis des Hauses.

Unter den Geschenken sind vor Allen die überaus reichen Gaben anzuführen, die für die Kriegs-Hospitäler freiwillig dargebracht worden, sowohl an Geld als an Material, Verbandgegenständen und Nahrungsmitteln aller Art, und zwar ohne daß eine Aufforderung von Seiten des Durchlauchtigsten Herrenmeisters dazu ergangen ist. Die Geldgeschenke betragen bis jetzt 18,493 Thlr.*). Es ist dies ein sprechendes Zeugniß, wie sehr die Thätigkeit des Ordens auf dem Kriegsschauplatze gebilligt wird.

Die rheinische Genossenschaft und Seine Durchlaucht der Fürst von Pleß schenkten die beiden Wagen zum Transport der Verwundeten à 870 Thlr., die mecklenburgische Genossenschaft 500 Thlr., während die übrigen Genossenschaften bedeutende Summen zur Disposition gestellt haben, die jedoch bisher nicht gebraucht worden sind.

Gekauft wurde, in Folge Kapitel-Beschlusses vom vorigen Jahre, das Hospiz in Jerusalem für 6000 Thlr. von dem Jerusalem-Collecten-Fonds. Wir hatten das Haus, das seit dem 1. Juli vorigen Jahres Eigenthum des Ordens geworden ist, bis dahin miethweise inne.

Gestiftet sind: zwei Betten Seitens des Berliner Hülfsvereins für die syrischen Christen in unserm Krankenhause zu Beirut, durch Gewährung von jährlich 320 Thlr., von der Balley, auf Antrag des Commendators Freiherrn von Bodelschwingh, drei Betten im Friedrich-Wilhelms-Hospital zu Herford durch Hergabe eines Kapitals von 5000 Thlr., zwei Betten in Reichenbach, eins in Neusalz, drei in Sonnenburg durch den verstorbenen Geheimen Rath Wetzel durch Aussetzung eines Legats von 4500 Thlr., Seitens der rheinischen Genossenschaft in der Heil- und Pflege-Anstalt Hephata für Blödsinnige zu M. Gladbach eine Freistelle durch Zahlung von 2000 Thlrn.

Außerdem ist hier noch die Gründung eines Geldfonds zu nennen, der durch den Rechtsritter Geheimen Ober-Regierungs-Rath von Klützow für die bedürftigen Töchter verstorbener Johanniter der märkischen Genossenschaft in das Leben gerufen ist.

Die Entwickelung der Krankenpflege hat ihren gesegneten Fortgang gehabt; vor zwei Jahren hatten wir 16 Kranken- und Siechen-Anstalten mit 480 Betten und das Hospiz in Jerusalem, jetzt haben wir 20 derselben mit 580 Betten. Neu hinzugekommen sind: die Krankenhäuser in Gerdauen mit 36 Betten, in Falkenberg mit 16 Betten, in Neusalz mit 17 Betten, das von dem Commerzien-Rath Krause zu Berlin erbaut und vollständig eingerichtet, der schlesischen Genossenschaft mit der Bedingung der Unterhaltung desselben geschenkt worden ist, und zu Plochingen in Württemberg mit 14 Betten; ferner ist das Krankenhaus in Reichenbach durch einen Anbau vergrößert worden, wodurch dort 7 Krankenbetten mehr aufgestellt werden können. Der Rechtsritter Freiherr von Heintze-Weißenrode hat zu Niendorf bei Lübeck ein Kranken- und Siechenhaus gegründet und unterhält dasselbe aus seinen Mitteln.

Die älteren Ordens-Anstalten haben zum Theil die Zahl ihrer Krankenbetten vergrößert und sich mehr und mehr consolidirt, ihr Material vervollständigt, ja zum Theil schon erneuert, so daß überall eine erfreuliche Thätigkeit und ein Fortschritt zu constatiren ist, der auch aus den nachstehenden Zahlen erhellt:

1861 wurden 1638 Kranke und Sieche in den Anstalten verpflegt; 1862: 1902, mithin mehr 264; 1863: 2437, mithin mehr 535.

Es sei mir gestattet, hier einen warmen Dank allen Denen auszusprechen, die in unsern Häusern thätig waren und es noch sind, den Herren Aerzten und vor Allen den Diakonissinnen und pflegenden Brüdern, die in so großer Liebe und Treue sich unserer Kranken angenommen haben. Gott wolle es ihnen lohnen.

Als besonders wünschenswerth muß bezeichnet werden, daß die bestehenden Anstalten durch Stiftung von Frei-Betten gefördert worden, denn jetzt werden die Einkünfte der Genossenschaften zum größten Theile durch die Erhaltung der Anstalten absorbirt. Nur eine derselben, die zu Erdmannsdorf in Schlesien, befindet sich in fast normalem Zustande; sie gebraucht nur einen Zuschuß von 250—500 Thlrn. Seitens der schlesischen Genossenschaft, und verdankt dies günstige Resultat ihren Frei-Betten. Die Stiftung von Frei-Betten ist eine große Nothwendigkeit, nur durch sie werden unsere Anstalten ihren eigentlichen Zweck recht erfüllen können: den Aermsten und Verlassensten unseres Volkes zu dienen; jetzt muß noch zu häufig gefragt werden: wer zahlt, und was kann gezahlt werden?

Ueber die einzelnen Anstalten ließe sich noch viel Interessantes anführen, z. B. über die Verpflegungssätze und Verwaltung, was aber hier zu weit führen dürfte.

Von besonderer Wichtigkeit ist der Beschluß des letzten Winterkapitels, wonach die Krankenanstalt in Beirut, die bisher aus der reichen Collecte des Jahres 1860 erhalten wurde, nun, nach Erschöpfung derselben, aus den Mitteln der Balley forterhalten wird, trotz der ansehnlichen Kosten, die dazu erforderlich sind. — Bestimmend wirkten die gesegneten Erfolge, die wichtige Stellung, die sie in der Reihe der evangelischen Anstalten des Orients einnimmt, und der bedeutende Werth an Material, so wie an Grund und Boden, den der Orden dort besitzt.

Die auf dem geschichtlichen Boden uralter Johanniterthätigkeit begründete Anstalt wird somit erhalten und ist im erfreulichen Fortgange begriffen, auch kann ich erwähnen, daß in den letzten fünf Monaten dort schon 595 Thlr. für Verpflegungsgelder eingenommen worden sind. — Brüder des Berliner Johannes-Stifts unter Leitung des Dr. L'orange pflegen dort. Zwei Brüder sind vor wenigen Tagen von hier zur Ablösung nach Beirut gereist. An einen Neubau ist freilich jetzt noch nicht zu denken, obgleich dies das Vortheilhafteste wäre.

In unserm Hospize in Jerusalem sind im vergangenen Jahre 77 Gäste gewesen; darunter 40 Gäste 1. Klasse und 37 2. Klasse, welche letzteren unentgeltlich je 15 Tage verpflegt wurden. Im Jahre 1862 waren dort 54 Gäste, 29 1. Klasse und 25 2. Klasse; in beiden Jahren mithin 131. 1863 gegen 1862 mehr 23.

Der stattgehabte Kauf des Hauses ist vortheilhaft, da der Grund und Boden in Jerusalem jetzt außerordent-

*) Sie sind gegenwärtig bis auf 20,847 Thlr. 25 Sgr gestiegen. D. R.

lich theuer ist und wir dasselbe für den früheren Ankaufspreis erworben haben.

Auch die Thätigkeit unserer außerpreußischen Genossenschaften ist im erfreulichen Fortgang begriffen, so im Großherzogthum Hessen, wo man im engern Anschluß an das Diakonissen-Krankenhaus „Elisabethen-Stift" in Darmstadt einen Johanniter-Krankensaal mit 6 Betten eingerichtet hat; in Mecklenburg, wo die Genossenschaft fortfährt, das Diakonissen-Krankenhaus Bethlehem in Ludwigslust zu unterstützen durch Erhaltung von 5 Betten in demselben; im Carolinen-Stift zu Neu-Strelitz wird 1 Bett von den Mecklenburg-Strelitzschen Rittern unterhalten. Sehr dankbar muß anerkannt werden, daß die mecklenburgische Genossenschaft der Balley gleich beim Beginn des Krieges in Schleswig eine Beihülfe von 500 Thlrn. für die Kriegs-Hospitäler darbrachte. Die Genossenschaft im Königreich Sachsen, die bis ultimo 1863 im Diakonissenhause zu Dresden 3 Krankenbetten unterhalten, hat dieselben seit dem Januar c. auf 6 Betten vermehrt, was dadurch ermöglicht worden ist, daß man den jährlichen Beitrag von 12 Thlrn. auf vorläufig 5 Jahre um 3 Thlr. erhöht hat, und daß mehrere Ritter allein die Kosten des Unterhalts einzelner Betten übernommen haben. In Württemberg ist das Krankenhaus der dortigen Genossenschaft zu Plochingen, 14 Krankenbetten enthaltend, zu dem die Balley eine Beihülfe von 5000 Thlrn. gegeben hat, im vorigen Monat eröffnet worden. Es ist dies die erste außerpreußische Genossenschaft, der es möglich geworden, eine eigene Anstalt in's Leben zu rufen. Möchten die anderen bald nachfolgen können.

In Hannover ist eine neue Johanniter-Genossenschaft in der Bildung begriffen, und auch aus Holland sind Anfragen ergangen, die hoffen lassen, daß man dort sich bald zu einer Thätigkeit vereinigen werde.

Drei Krankenhäuser sind noch zu nennen, die auch das Ordenskreuz führen und von einzelnen Johannitern unterhalten werden; außer der bereits genannten Kranken- und Siechenanstalt des Rechtsritters Freiherrn von Heintze-Weißenrode zu Niendorf sind es das Krankenhaus des Kanzlers Grafen zu Stolberg in Lepersdorf bei Landeshut und das des Rechtsritters Freiherrn Ewald von Ungern-Sternberg zu Dago-Kertell auf der Insel Dago. In letzterem sind von 1862 bis 1863 88 Kranke gepflegt worden, von denen 84 geheilt und nur 2 gestorben sind; außerdem wurden 1664 Kranke ambulatorisch behandelt.

Es ist noch über zwei Sendungen zu berichten, die während der vergangenen beiden Jahre auf Befehl des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ausgeführt wurden, als im Sinne des Ordens und seiner allgemeinen Mission liegend: sich der Bedrängten überall anzunehmen, die mit Freuden begrüßt wurden, nämlich:

1) die Sendung eines Johanniters, des Prinzen Heinrich XIII. Reuß, nach Spanien, im Interesse bedrängter evangelischer Glaubensgenossen, des Manuel Matamoros und seiner Gefährten, mit einem Briefe des Durchlauchtigsten Herrenmeisters an Ihre Majestät die Königin von Spanien; der Johanniter Graf von Behr-Negendank schloß sich an, und der jetzige Johanniter Graf von Kanitz, als Deputirter des deutschen Zweiges des evangelischen Bundes, wirkte besonders thätig.

Durch die öffentlichen Blätter ist es bekannt geworden, welchen fördernden Einfluß die preußische Deputation unter den dort versammelten Delegirten aller evangelischen Kirchengemeinschaften entwickelte.

2) Die Sendung des zuerst genannten Herrn nach Genf im vergangenen Herbst zu der internationalen Versammlung, die dort auf Veranlassung des Herrn Dunant zusammentrat, um sich über die Art und Weise zu verständigen, wie den Verwundeten im Kriege durch freie Gesellschaften geholfen werden könne.

Prinz Reuß ward auf Vorschlag des Präsidenten der Versammlung, Generals Dufour, zum Vice-Präsidenten ernannt, und wurden seine Mittheilungen über die Organisation des Ordens und dessen Absichten für den Fall eines Krieges mit Interesse vernommen.

Die Ausführung der letztern hat inzwischen bereits stattgefunden durch die vom Orden während des Krieges gegen Dänemark errichteten Kriegshospitäler.

Aus dem Johanniter-Wochenblatte und manchen andern Berichten werden Sie über dieses neue Auftreten des Ordens Kunde erhalten haben, das die freudigste Zustimmung in unserer ganzen Corporation hervorgerufen hat. Es würde mir nicht anstehen, hier ein Wort des Lobes auszusprechen, denn die Thaten loben sich selber; gestatten Sie mir aber kurz zusammenzufassen, was geschehen, weil das den Umfang der Thätigkeit klarer machen wird.

Es war am 20. Januar d. J., als das Kapitel den Beschluß faßte: alle Mittel des Ordens Seiner Königlichen Hoheit dem Durchlauchtigsten Herrenmeister zur Disposition zu stellen zur Errichtung eines Kriegshospitals in dem bevorstehenden dänischen Kriege. Unsere Truppen waren schon im Marsch. Der Kanzler, Graf zu Stolberg, erbot sich im Kapitel, ein Hospital zu errichten, und erhielt dazu die ausgedehnteste Vollmacht. Mit der Frau Oberin von Bethanien in Berlin, Gräfin Anna zu Stolberg-Wernigerode, und mit Dr. Wichern, dem Vorsteher des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg, wurde wegen Diakonissinnen und Brüdern in Verbindung getreten; es wurden ausgezeichnete Aerzte engagirt und mit großer Schnelligkeit alles in Gang gesetzt. Am 31. Januar reiste der Kanzler, begleitet von seiner Frau Gemahlin, mit der Frau Oberin von Bethanien, 2 Diakonissen, dem Johanniter Grafen Ernst zur Lippe-Weißenfeld nach Altona ab, wo in einem gemietheten Hause 55 Betten zur Aufnahme von Verwundeten und Kranken aufgeschlagen wurden. Zwei Aerzte, Dr. Hueter und Dr. Krause, folgten in einigen Tagen dorthin nach; der Johanniter Oberst von Bonin am 17. Februar.

Der in Holstein begüterte Rechtsritter Freiherr v. Heintze-Weißenrode half sofort mit Rath und That. Das Ordenskreuz und die Inschrift: „Kriegshospital des Johanniter-Ordens" schmückte das Haus. Ein besonderer Eisenbahnwagen zum Transport der Kranken ward eingerichtet, und bald füllte sich die Anstalt nach den Gefechten von Ober-Selk und Missunde.

Die Johanniter: Freiherr v. d. Knesebeck-Carve und Graf v. d. Schulenburg-Hohenberg sorgten für

den Transport der Verwundeten, während Graf zur Lippe die inneren Geschäfte des Hauses führte.

Die große Entfernung Altona's vom Kriegsschauplatze veranlaßte den Canzler, mit Genehmigung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters in Flensburg ein zweites Hospital mit 50 Betten in dem schön über der Stadt gelegenen Bellevue zu etabliren, während er das Hospital in Altona der Leitung des Oberst v. Bonin übergab. In Flensburg trat zur Assistenz des Canzlers der Johanniter Friedrich v. Alvensleben ein.

Gleichzeitig mit diesem zweiten Hospitale ward in Flensburg ein Central-Depot für alle Naturalien und Verbandgegenstände angelegt, welche in so sehr reichem Maße zuflossen, und dasselbe der Verwaltung von zwei Brüdern des Rauhen Hauses übergeben.

Bellevue ward die Station der Frau Oberin von Bethanien, welche mit 9 Diakonissen auch in den andern Flensburger Lazarethen die Pflege der Verwundeten übernahmen.

In der Voraussicht des bevorstehenden Sturmes der Düppeler Schanzen ward demnächst in Flensburg ein zweites Ordens-Hospital in Königs-Garten eröffnet.

In Kolding übernahm Graf Bolko zu Stolberg-Wernigerode, den dort stationirten Diakonissen aus Kaiserswerth mit Rath und That zur Seite zu stehen, der später durch Graf Hugo v. Wrschowetz abgelöst wurde.

Sehr bald stellte sich die Nothwendigkeit der Anlage eines vierten Ordenshospitals, unmittelbar hinter unsern fechtenden Truppen heraus, das auf Befehl des Durchlauchtigsten Herrenmeisters zu Nübel in dortigen Schulhause unter Leitung des Herrn v. Alvensleben eingerichtet ward, und wo sechs Brüder des Rauhen Hauses die Pflege der Verwundeten übernahmen. Oberstlieutenant Keck v. Schwartzbach löste v. Alvensleben in Flensburg ab. In Nübel waren zwei Johanniter-Ritter permanent thätig; Fürst Pleß, Graf v. Kleist, Freiherr v. d. Knesebeck, Prinz Heinrich IX. Reuß, Freiherr Theodor v. Zedlitz-Neukirch leisteten abwechselnd Dienste. Während Einer die Oberaufsicht in der Anstalt hatte und sich den Verwundeten nützlich zu machen suchte, auch für Nachrichten an die Angehörigen derselben sorgte, gingen die Andern hinaus, um die Verwundeten zu holen, wobei die zweckmäßig construirten Wagen und Karren, die der geschickte Wagenbauer Neuß in Berlin hergestellt hat, besonders nützlich wurden. — Am 28. März, wo v. Alvensleben und Fürst Pleß im Gefecht waren, und am 18. April, am Tage des Sturmes, wo unter Führung des Canzlers unsere Herren: Freiherr v. Zedlitz, Prinz Reuß, Keck v. Schwartzbach, v. Witzleben und Herr v. Holstein (nicht Johanniter) wirkten, waren besondere Ehren-Tage. Ueberall voraus, folgten ihnen die braven Brüder des Rauhen Hauses, muthig und unermüdlich in der Arbeit, begleitet von dem würdigen Pastor Oldenberg, der geistlichen Trost und leibliche Erquickung in der Feuerlinie austheilte.

So ging es vorwärts unter Gottes gnädigem Schutze; keiner der Unsern wurde verwundet, und vielen Verwundeten wurde geholfen. Im Ganzen sind bisher 109 verwundete Offiziere in den zwei Ordens-Hospitälern zu Flensburg und in dem zu Nübel aufgenommen worden. Mit Altona beläuft sich die Zahl der vom Orden verpflegten Verwundeten und Kranken über 200*).

Später trat in Nübel und bis zur Auflösung des dortigen Hospitals der Rechtsritter Oberst von Ohlen und Adlerskron ein, während der Ehrenritter von Salisch-Kratzkau noch jetzt in Flensburg Dienste leistet.

Die Anwesenheit des Durchlauchtigsten Herrenmeisters auf dem Kriegsschauplatze förderte die Sache ungemein, unser Kanzler widmete ihr die ganze Kraft, und seine edle Frau Gemahlin stand ihm als ächte Johanniterin zur Seite, die anwesenden Ritter halfen in aufopferndster Weise, und die in der Heimath unterstützten mit reichen Geldmitteln und allen möglichen Zusendungen. Vor Allem gebührt aber den verehrungswürdigen Diakonissinnen und treuen Brüdern Dank für die Erfüllung ihres schweren Dienstes dienender Liebe und den ausgezeichneten Aerzten die vollste Anerkennung für ihren unermüdlichen Eifer. Es waren der dirigirende Arzt Dr. Ressel, Dr. Klopsch, Dr. Reichel, Dr. Hueter, Dr. Krause, Dr. von Thadden, Dr. Asmus und die beiden Koryphäen der Wissenschaft: General-Arzt Dr. Langenbeck und Medizinal-Rath Dr. Middeldorpf, denen wir noch ganz besonderen Dank schulden, da sie die schwierigsten Operationen ausführten.

Wo soll man da anfangen und wo aufhören zu danken; vor Allem wollen wir aber dem HErrn die Ehre geben, der den Orden gewürdigt hat, Ihm zu dienen an unsern braven Soldaten, und unsern lieben Ritterbrüdern einen warmen Herzensdank darbringen; sie haben sich wohlverdient um den Orden gemacht! — Einen Todten betrauern wir, einen ganzen Mann und Soldaten, einen ächten Johanniter: Major von Jena, der ruhmwürdig seinen Wunden erlegen ist. Zwei andern Johannitern, dem Oberst-Lieutenant von Greissenberg, der schwer, und dem Hauptmann von Freyburg, der leicht verwundet worden, geht es wieder gut.

Somit beende ich meinen Rückblick auf die beiden letzten Jahre unserer Johanniter-Thätigkeit.

Wir aber, meine Herren, sollen durch den reichen Segen zu neuem Eifer uns gedrungen fühlen. Es ist neuer Saft in den alten Ordensbaum getreten, und schöne Triebe hat er gemacht! Lassen Sie uns deshalb das Johanniter-Werk immer kräftiger treiben, ein Jeder an seiner Stelle. Wenn die Rechts-Ritterschaft eintreten soll für die göttlichen Ordnungen in Kirche, Staat und Haus, und der Kranken sich insbesondere anzunehmen hat, so sind die Ehrenritter nicht minder verpflichtet, Barmherzigkeit zu üben; das ist Johanniterpflicht; und wie viel Noth und Jammer ist um uns herum zu finden und zu lindern!

„Tröste, tröste mein Volk!" ruft uns die Epistel des heutigen Tages, die alte Johannis-Epistel, zu; die gilt für uns Alle, sie ist die Loosung des Ordens!

*) In Folge der Eroberung Alsens sind weitere 23 Verwundete hinzugekommen. D. R.

Ein schlesischer Ritter-Orden.

Mit dem am letzten Mai 1647 erfolgten Tode des Herzogs Carl Friedrich erlosch der männliche Stamm der Münsterberg-Oels'schen-Linie.

Der Verstorbene hinterließ als Erbin eine aus seiner ersten Ehe mit Anna Sophia, Prinzessin von Sachsen-Altenburg, hervorgegangene Tochter Elisabeth Marin, geb. den 11. Mai 1625. Die Erbin vermählte sich 1647 mit Sylvius, Herzog zu Würtemberg und Teck, der durch den Kaiser Ferdinand III. mit dem Fürstenthum Oels belehnt wurde. Die Regierung des neuen, hochbegabten Herzogs war eine glückliche, seine Residenz wurde bald eine Zufluchtsstätte der Wissenschaft, Kunst und aller ritterlichen Tugenden.

Im Jahre 1652 stiftete Herzog Sylvius

> „zum steten Andenken der allgemeinen Sterbens-Nothwendigkeit und Erweckung aller adeligen und rittermäßigen Tugenden"

einen besonderen Orden mit der Bezeichnung „Orden des Todtenkopfes."

Der Herzog selbst war Groß-Prior, seine Schwiegermutter Sophia Magdalena geb. Herzogin zu Liegnitz und Brieg (zweite Gemahlin Herzogs Carl Friedrichs) Groß-Priorin. Aufgenommen wurden in den Orden Cavaliere und deren Damen, wenn sie aus „hohen vornehmen und untadelhaften Geschlechtern und sonsten eines wohlberufenen Namens" waren.

In den Statuten des neuen Ordens heißt es:

1. Weil alle andere Orden gemeiniglich ihr gewisses Insigne oder Kennzeichen haben: Als soll bei diesem ein jedes Mitglied, zu steter Betrachtung des Todes, welcher dessen einiger Zweck ist, allezeit einen Ring mit dem Todtenkopf an einem schwarzen Bande tragen, und zwar an der linken Hand, weil solche dem Herzen am nächsten; Gestalt diese Gesellschaft auch von aller Falschheit entfernt sein soll.

2. Demnach zu diesem Orden nur diejenigen einen freyen Zutritt finden, welche aus hohen, vornehmen und untadelhaften Geschlechten entsprossen, und sonsten eines wohlberufenen Nahmens sind; So haben sie auch ihnen billich angelegen zu halten, daß sie den Weg, so ihnen durch ihrer Vorsahren löbl. und denkwürdige Thaten allbereit geöffnet ist, unausgesetzlich wandeln und die ererbte Würde durch selbsteigenes Wohlverhalten umb soviel mehr bevestigen mögen.

3. Nichts minder wird ein jedes Glied dieses löblichen Ordens alle seine Sorgfalt dahin richten, daß es sich weder durch Ehrsucht, noch einigen unglücklichen Zufall von der einmahl beschrittenen Tugendbahn abwendig machen lasse, in Erwegung, daß ein rühmlicher Todt besser, als das glückseeligste Leben sey.

4. Sobald eine Dame oder Cavaglier zu dieser Gesellschaft einige Zuneigung empfinden würde, und sich darein als ein Mitglied einverleiben lassen wollte; Haben sie sich bei J. J. F. F. G. Gn. dem Herren Gran Prior, oder Frauen Gran Priorin hierumb gebührlich anzumelden, allwo ihnen dann, wie man sich hierinen zu verhalten, mehrer Bericht wird ertheilet werden.

5. Sintemal dieser Orden eine Societät oder Gesellschaft genannt wird: Also ist eine jede Dame oder Cavaglier, so selbter beygethan, verbunden, im Fall deren Mitglied etwan fälschlich angegeben, an seinen Rittermäßigen Tugenden verkleinert, oder ihme sonsten übel nachgeredet würde, solches demselben zu offenbahren, auch seine Aestime nach Gelegenheit der Sachen durch zuläßliche Mittel zu schützen und handhaben.

6. Wenn eine Dame oder Cavaglier in dieser Societät, sich in den Stand der heiligen Ehe begeben wolle; Sollen sie solch ihr Vorhaben, einem von ihren Mitgliedern zu eröffnen, und dessen räthliches Gutachten hierüber einzuholen, sich schuldig erkennen.

7. Da es sich begebe, daß einem von den Mitgliedern dieses Ordens ein Unglück oder unverhoffte Gefahr zu handen stieße, ist die sämbtliche Societät verbunden, wegen des Bandes der Christlichen Liebe und Einigkeit, ihme nach Möglichkeit mit Hülffe beyzuspringen, und selbtes in der Noth nicht zu verlassen.

8. Dafern ein Mitglied dieses Ordens das obbemeldte Zeichen der Gesellschafft verlieren, oder ihme entwenden lassen würde; Soll es dasselbe nicht eheuder wieder zu führen befugt seyn, biß ihme die Licenz oder Freyheit von J. J. F. F. Gn. dem Herrn Gran-Prior oder Frauen Gran-Priorin gegeben wird, auch diejenige Straffe, so ihme seinem Stande nach auferlegt werden möchte, mit Geduldt annehmen.

9. Sollen alle und jede Glieder dieser löblichen Societät, sich aller ungeziemenden Lust und Ueppigkeit, es sei in Panquetieren, Spielen, Tantzen, oder anderer derogleichen Kurtzweil, wie die Nahmen haben mag, gäntzlich enteusern, und alle Fröhlichkeit dergestalt mäßigen, womit selbte nicht über die Gebührniß und gegenwärtige Gesetze ausschreiten möge: In Anmerkung, daß diese Societät nicht zur Lust und Freude, sondern zu steter Betrachtung des Todes und allgemeiner Sterblichkeit, ist auffgerichtet worden.

10. Letzlich, wenn es sich zutrüge, daß eines von den Mitgliedern dieses Löblichen Ordens, nach dem Willen Gottes, diese Welt gesegnen, und der Societät das letzte Vale geben müßte, Soll selbte insgesambt zu Bezeugung christlichen Trauerns und Mitleidens, und zwar ein Cavaglier einen schwartzen Flor, eine Dame aber ein schwartzes Band ein gantzes Jahr lang zu tragen schuldig und verbunden sein. — Memento mori. —

Nach Sinapius (Olenographia Leipzig und Frankfurt bey der Brandenburgerischen Wittwe 1707) zählte der Orden viele Mitglieder, doch scheint derselbe schon mit dem 1664 erfolgten Tode des Herzogs Sylvius wieder eingegangen zu sein. Sein Sohn und Nachfolger Sylvius Friedrich trat am 9. Juli 1677 in den Palmen-Orden der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen des „Schützenden" ein, und führte als Ritter dieses Ordens ein Wappen mit einem Lorbeerbaum und der Devise: „Tugend und Tapferkeit."

Der jüngste Sohn des Herzogs Sylvius, Julius Sigismund, welcher den Juliusburg'schen Distriet des Herzogthums erbte, trat 1697 am 8. November ebenfalls in den Palmenorden ein. Sein Wappen enthielt einen Wachholderbaum mit der Devise: „Bleibt immerbar."

R. S.

Nach der Bekanntmachung des Königlichen Kriegsministeriums vom 15. d. Mts. im Staats-Anzeiger betragen die Einnahmen für die „Kronprinz-Stiftung zu Gunsten der Verwundeten und Invaliden der preußischen Armee in Schleswig, sowie für die Hinterbliebenen der dort Gefallenen": 113,299 Thlr. 2 Sgr. 7 Pf.; außerdem sind bei der genannten Behörde zu diesem Zwecke eingegangen: 37,757 Thlr. 26 Sgr. 3 Pf. (wovon 3167 Thlr. 25 Sgr. 11 Pf. bereits verausgabt worden sind). Die gesammten Gaben (excl. der Elberfelder-Stiftung von 14,000 Thlr.) betragen demnach bis jetzt: 151,056 Thlr. 28 Sgr. 10 Pf.

Das Kriegslazareth des Johanniter-Ordens in Flensburg.

Flensburg, den 21. August 1864. In den letzten 14 Tagen haben das Kriegshospital des Ordens geheilt entlassen: v. Witzleben, Meißner, v. Kaweczinski, Greiner, v. Lettow-Vorbeck, v. Studnitz, von Voigts-König, und die dänischen nach Kopenhagen geheilt oder als Reconvalescenten entlassenen Offiziere: Goldmann, Jörgensen, Drewsen, Jantzen, Bruun, Hoff, v. Fischer und Smidt. Gestorben ist am Typhus den 17. d. Mts. der Unteroffizier Sander. In Verpflegung blieben 18 Patienten. Von diesen sind folgende Reconvalescenten und gehen ihrer Entlassung in den nächsten 14 Tagen entgegen: Ranzow, v. Bernuth, v. Brockhusen, Ziegler, Schultze, Theiß, Unteroff. Reiß und Füsilier Heinicke. Lieutenant Müller, genannt Wiehr, ist ebenfalls Reconvalescent vom Typhus, bedarf jedoch noch mehrwöchentlicher Pflege. Lieutenant Freiherr v. Rheinbaben macht in der Heilung seines resecirten Ellenbogens die besten Fortschritte, der Allgemeinzustand jedoch ist leider ein so bedenklicher, daß nur kräftige Ernährung, die in diesem Falle sehr darniederliegt, die Krankheit zu einem guten Ende führen kann; wenigstens bleibt der Ausgang sehr zweifelhaft. — Hauptmann Schotte und Lieutenant v. Versen gehen ihrer sicheren baldigen Heilung entgegen; Major v. Gliesczinski jedoch wird immer wieder von einzelnen Knochensplittern des zerschmetterten Schulterblattes gequält und seine vollkommene Heilung in die Länge gezogen, ebenso wie Lieutenant v. Bescherer, an dessen Amputationsnarbe sich zeitweise noch wunde Stellen zeigen, die dem Anlegen des künstlichen Beines in den Weg treten. Lieutenant Schröders Wunden, die lange Zeit sehr entzündet waren, fangen nun auch an zu vernarben. Bei Lieutenant Rothenbücher wurden in der letzten Zeit noch zwei große Knochenstücke entfernt. Die bis auf eine geringe Beweglichkeit erfolgte Heilung wird wohl in Kurzem das Aufstehen und Gehen gestatten. Die dänischen Offiziere Lieutenant Höling und Schaarod, die zurückgeblieben sind, um ihre Renonvalescenz erst abzuwarten, befinden sich recht gut, bei ersterem ist ein Gipsverband angelegt worden, in dem der Verwundete sehr gut liegt, bei letzterem werden sich nach Abstoßung einiger Knochensplitter des zerschossenen Schlüsselbeins die Wunden schnell schließen.

Dr. Ressel.

Dem vorstehenden Krankenberichte fügen wir nachstehend noch eine Uebersicht der am 12. August c. in den preußischen Militair-Lazarethen im Herzogthum Schleswig befindlich gewesenen Verwundeten und Kranken bei.

№	Namen der Orte, wo sich die Lazarethe befinden.	Zahl der Kranken.	Darunter verwundete Preußen.	Darunter verwundete Dänen.
1.	Flensburg:			
	a) Dänische Kommandantur . . .	35	21	12
	b) Bürgerschule	13	—	2
	c) Norder-Freischule	24	5	12
	d) Freimaurer-Loge	30	4	15
	e) Lateinische Schule	11	1	7
	f) Dänisches Lazareth	13	2	3
	g) Wilhelminenschule	15	1	1
	h) Amtshaus	19	7	9
	i) Nicolai-Schule	21	—	—
	k) Bürgerverein	29	8	17
	l) Ständehaus	64	3	16
	m) Marienschule	21	4	10
	n) Harmonie	19	6	13
2.	Augustenburg	165	4	70
3.	Sonderburg	25	4	18
4.	Ulderup	24	6	18
5.	Broacker	21	2	12
6.	Satrup und Oster-Schnabeck . . .	34	22	12
7.	Glücksburg	167	45	77
	Zusammen	750	145	324
			469	

Für das Ordens-Kriegs-Hospital in Flensburg sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom General-Landschafts-Repräsentanten Grafen von der Recke Volmerstein auf Dommer 20 Thlr.; durch den Landschafts-Director Freiherrn von Zedlitz-Neukirch auf Pischkowitz 50 Thlr.; durch den Landrath Persius in Kyritz vom Major von Rohr-Levetzow auf Dannenwolde 100 Thle. Unter Hinzurechnung der frühern Geschenke: 20,847 Thlr. 25 Sgr.

2. Lebensmittel, Kleidungsstücke rc.

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin 1 Rehbock; von der Frau Gräfin zu Stolberg auf Altenhagen 1 Rehbock, 1 Tonne Butter, 3 Sendungen Gemüse; vom Grafen zu Solms-Baruth auf Baruth 24 Hemden und 24 Paar Strümpfe; vom Baron von dem Knesebeck auf Corve 1 Korb mit Gemüse; vom Grafen zu Solms-Baruth auf Golßen 1 Rehbock und 2 Sendungen Gemüse; von dem Unterstützungs-Comité in Magdeburg durch Frau Generalin Erich Kleidungsstücke, Verbandzeug und 500 Stück Cigarren.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 35. Berlin, den 31. August 1864. Nr. 35.

1. **Lothar Jacob Joseph Ernst Freih. von Lyncker**, Generalmajor und Commandeur der Garde-Artillerie-Brigade. Ehrenritter seit 1855. † zu Berlin 23. August 1864.

2. **Carl Gotthard Graf von Mantenfel**, 1. Secretair der Esthländischen Ritterschaft, zu Reval. Ehrenritter seit 1859. † zu Reval im August 1864.

3. **Friedrich Adolph von Willisen**, General der Kavallerie, General-Adjutant Sr. Majestät des Königs, Oberstallmeister, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Rom. Ehrenritter seit 1842. † zu Genzano 24. August 1864.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht, den nachgenannten Personen, welche in den Kriegs-Hospitälern des Johanniter-Ordens sowie bei den Ambulanzen derselben besonders thätig gewesen sind, folgende Orden und Ehrenzeichen zu verleihen, und zwar:

den **Rothen Adler-Orden dritter Klasse mit der Schleife:**
dem Medizinal-Rath und ordentlichen Professor an der Universität zu Breslau, Dr. **Middeldorpf**,

den **Königlichen Kronen-Orden dritter Klasse:**
dem praktischen Arzt Dr. **Ressel**, dirigirenden Arzt der Ordens-Kriegs-Hospitäler in Flensburg und dem praktischen Arzt Dr. **Klopsch** zu Breslau,

den **Rothen Adler-Orden vierter Klasse:**
dem praktischen Arzt Dr. **Carl Hüter** zu Berlin, sämmtliche vier Decorationen am Bande des Königlichen Haus-Ordens von Hohenzollern,

das **Allgemeine Ehrenzeichen:**
den Brüdern des „Rauhen Hauses" zu Horn bei Hamburg: **Carl Griese, Emil Falkenhahn, Ernst Grimm, Johann Scurla** und **Wilhelm Pfeifer.**

Die Gottesfreunde und die Johanniter im Elsaß.

I.

Es ist mit Recht gesagt worden, daß die tiefen Gegensätze des Menschendaseins nur in der Geschichte ihren vollen Ausdruck empfangen. Mag die Entwickelung des Einzelnen ihm dieses oder jenes ersparen, was dem Andern wiederum eine fruchtbare Erfahrung, ein Baustein zum Aufbau seines Seelentempels ist: das Gesammtleben der Menschheit hält sich nicht an der Oberfläche der Dinge, sondern der **Grundton** des gewaltigen Orgelspiels der Schöpfung ist auch immerdar der „**beherrschende Ton**", welcher den Thaten und Leiden der Erdenbürger ihren Ernst und ihre Würde verleiht. - Die Kämpfe und Schlachten für eine große und heilige Sache, deren Sieg Ströme von Blut forderte, werden von Mit- und Nachwelt in Bewunderung angestaunt, sie erschüttern und reißen hin; aber, wo der Sprudel des Lebens ruhiger zu fließen scheint, da ahnen wir oft kaum den Zuhammenhang mit den mächtigen Katastrophen, die Heldenherzen bewegten; wir suchen das Heldenthum nur auf dem Schlachtfelde. Der **Spitalritter** mannhafter Glaubenskampf Schritt vor Schritt von Jerusalem nach Saint-Jean d'Acre, nach Limissus, nach Rhodus, auf Candia, auf Sicilien, in Viterdo und ihr Jahrhunderte langer treuer Wachtdienst auf dem Eilande Malta (dem alten Melite, dem Rastorte des Apostel Paalus auf seiner Romfahrt), diese gewaffnete Zeugenschaft und schwertgewandte Apologie des Christenthums hat die Augen der Abendländer auf's Neue stets angezogen, und als **La Valetta** 1798 fiel, ging noch ein Schmerz der Pietät durch Europa, welchen der Ruhmesglanz des jugendlichen Corsen nicht ersticken konnte: Namen wie **Aubusson, Villiers l'Isle Adam** nennt der eherne Mund der Weltgeschichte, und die Kriegstrompete schmettert ihren Mahnruf darein: — doch von „**Sanct-Johannes im grünen Wörth,**" von **Rulman Merswin**, von **Conrad von Brunsberg** haben sehr Wenige vernommen, **Nicolaus von Basel** und der **geheimnißvolle Bund der Gottesfreunde** des 14. Jahrhunderts klingen wie ein beschauliches Mährchen, dessen Stoff in stiller Verborgenheit aufblüht. —

Am Südostende der altberühmten Stadt Straßburg, der Hauptstadt der einstigen Landgrafschaft des niedern

Elsaß, lag, von den Flüssen Ill und Brüsch gebildet, im Mittelalter eine einsame Insel, wie berufen zu einem Asyl andächtiger Betrachtung. Melancholische Weiden badeten ihr herabwallendes bleiches Grün in den Fluthen, welche nicht allzu eilfertig dem regen Marktverkehr der Reichsstadt zuströmten; die Arme der Wogen machten eine weite Krümmung und ließen den „grünen Wörth"*) ein ansehnliches Bodenstück frei. Das ist unser Schauplatz. Hier fand nach stürmischer Jugend ein im Ernst des Lebens geläuterter Mann, Herr Walther von Hüneburg, Marschall des Bisthums Straßburg, den lang ersehnten Frieden der Seele; im Jahre 1166 gründete er auf der stillen Insel dicht neben der geräuschvollen Stadt, doch wanderbar von ihr geschieden, das Kloster Augustinus zur Dreieinigkeit. Es war kein Werk, das den Zeiten trotzte. Als zwei Jahrhunderte verflossen, war die Romantik der Insel um eine Ruine vermehrt. Da geschah eine äußerlich unscheinbare, nach ihren innern Motiven und den näheren Umständen unendlich charakteristische Handlung. Ein Straßburger Bürger aus achtbarer Magistratsfamilie, die mehrere „Stättmeister," regierende Häupter der Reichsstadt unter ihren Gliedern gesehn, Rulman Merswin mit Namen, erkaufte 1366, also genau 200 Jahre nach jener ersten Gründung, von dem Bischof von Straßburg und dem Abt von Altorf, dem Schirmherrn des Inselklosters, die Erlaubniß, dessen Trümmer wieder aufzurichten und Weltpriester in die neu erbauten Hallen einzuführen. Schon das nächste Jahr (1367) ergänzte der Abt seine Gunstbezeugung, er trat das Eigenthum der Baulichkeiten und des umgebenden Bodens an die Familie Merswin ab. Was that nun Rulman? Viele geistliche Körperschaften erhielten Kunde von den frommen Absichten des reichen Bürgers; eine schöne Kirche, der die eifrige Sorgfalt einen steinernen Glockenthurm angefügt, und zumal ein recht wohnliches Conventualenhaus übten große Anziehungskraft auf manchen Orden des Elsasses und der benachbarten Pfalz; unsere Urkunden berichten, daß Rulman seine Wahl, wen er einführen sollte, als eine Gewissensfrage behandelt und lange mit sich und seinen besten Freunden, den „Gottesfreunden des Oberlandes" erwogen hat. Der Rath dieser „Gottesfreunde" soll ihn bestimmt haben. Im Jahre 1368, so hören wir weiter, ziehen vier Kaplane des Ordens vom heiligen Johannes zum Spital in das Haus auf dem grünen Wörth, Papst Urban V. zu Avignon genehmigt ihre Niederlassung, Rulman Merswin aber schenkt dem Johanniter-Orden Kloster und Kirche sammt allem Zubehör und 50 Pfund Geld im März 1371. Der Großmeister der Hospitaliter, damals auf Rhodus residirend, bestätigt das Abkommen, welches Rulman mit Conrad von Brunsberg, dem Großprior der „deutschen Zunge" getroffen, und 1372 empfängt die neue Commende von Letzterem ihr endgültiges Statut. Heinrich von Wotsach ist der erste Comthur im grünen Wörth.

— Man wird uns fragen: was liegt hier Sonderbares vor? Waren Schenkungen an die Kirche, war die Stiftung von Klöstern eine Seltenheit im Mittelalter? Nichts geringeres, als das Gegentheil! Die näheren Umstände erwähnten wir oben, und nur die näheren Umstände und ein Rund-Blick auf die Epoche, der diese Johannisstiftung ihren Ursprung verdankt, können es rechtfertigen, daß wir einen Absatz von so schlichtem Inhalt an unsere Einleitung anknüpften.

Wir erfuhren, daß Rulman Weltpriester und nicht eigentliche Mönche anzusiedeln wünschte, daß ein Bund von „Gottesfreunden" Einfluß auf die Gründung hatte und ein Papst zu Avignon dem frommen Werke die Autorität seiner Genehmigung lieh. Diese drei Punkte sind in's Auge zu fassen. —

Wohl von jeder Zeit wird geurtheilt, daß sie eine böse Zeit sei, und in der That keine hat hienieden gedauert, die ganz befriedigen konnte. Doch giebt es Glanzperioden in der Geschichte und wiederum Zeiten tiefen Verfalls und bittern Zwiespalts. Eine Periode der zweiten Art war das 14 Jahrhundert. Die Zeit, welche einen Rulman Merswin beten und arbeiten sah, den Geheimbund der Gottesfreunde versammelte und Statthalter Christi zu Avignon suchte, war eine Zeit, der von ihren eignen Bürgern geflucht ward, denn sie war voll innerer und äußerer Uebel! Die Erstürmung von Ptolemais (1291) und der Verlust Palästinas hatten das Abendland auf sich selbst beschränkt, aber die Selbstbeschränkung war eine Demüthigung und ein klares Anzeichen, daß der Geist, welcher das Feuer der Kreuzzüge angefacht, im Sinken begriffen war. Die ethischen Triebkräfte des Mittelalters begannen stumpf zu werden, alle großartigen Kämpfe waren vorüber, sowohl jener um den Besitz der heiligen Stätten als der Hauptakt der Fehde zwischen Papstthum und Kaiserthum. Das Lied der Minnesänger war verklungen, das weltliche Ritterschwert hatte von seiner leuchtenden Reinheit eingebüßt, und kleinliches Streben nach Macht und Reichthum, nach Gold und Vorrang, nach greifbaren Gütern, nach Genuß und Ehre vor der Welt durchzog die Stände. Und nicht blos Einen allein, sondern alle! Die Klagen der Zeitgenossen über den Verderb der Sitte schrieen zum Himmel. Eine so ausgeartete Menschheit schien zu außergewöhnlichen Plagen und Strafen verdammt zu sein. Neben Wolken von Heuschrecken, die das Korn der Felder verzehrten, schritt das dunkle Gespenst einer fürchterlichen Seuche, es war der „schwarze Tod", die asiatische Pest, welche Millionen hinraffte und ihren mörderischen Weg bis nach Grönland*) nahm. Schauen wir nach dem Oberrhein, an welchem Rulman Merswin später sein Johanniterhaus öffnete, so werden wir gewahr, daß allein im Juni 1349 die alte gute Stadt Straßburg 16,000 Menschenleben, ein Drittel ihrer damaligen Einwohnerzahl, betrauern mußte, während die Nachbarstadt Basel 14,000 Leichen aufwies. Eine folternde Herzensangst bemeisterte sich der Menschen; wenig Wochen nach dem Einzuge der Pest in Straßburgs Mauern sieht man auf den Märkten die von Flandern gekommenen Geißelbrüder, welche in Grausen erregender Procession, ein rothes Kreuz am Mantel und den Rücken sich mit dor-

---

*) Wörth, oberdeutsch, gleich dem niederdeutschen „Word" oder „Werder" (Donauwörth, Nonnenwörth).

*) Auf Grönland wurde die ganze normännische Ansiedelung mit 14 Decanaten vernichtet! —

nigen Ruthen zerfleischend, alles Volk zum Gebet um des Himmels Gnade und Erbarmen, um Abwendung des „großen Sterbens" herausfordern. Es ist, als wollte man Gottes Zorn mit Bitten beschwören, nachdem der blutgierige Trotz und das Brandopfer von 2000 Straßburger Juden, die am 14. Februar 1349 als angebliche Brunnenvergifter auf dem jüdischen Begräbnißplatze lebendig in die Flammen eines Riesenscheiterhaufens getrieben waren, die Wuth der Krankheit nicht gestillt hatten.

So großen Uebeln entsprach der Bruch, der schon unter Papst Urban V. die abendländische Christenheit zu spalten drohte, und durch die Uebersiedelung des heiligen Stuhles von Rom nach Avignon angebahnt war. Besaß auch das Zeitalter gegenüber seinen gründlichen Fehlern den hohen Vorzug des Glaubens an einen lebendigen, persönlichen, wirksamen Gott, so war doch dieser Glaube in einer für schwache Gemüther verhängnißvollen Weise dem sinnlich erkennbaren Gipfel, nicht sowohl des Kirchendogma, als der Kirchenverfassung angeschmiegt und die schöne messianische Weissagung der „Katholicität", d. h. die Idee Eines Hirten und Einer Heerde im Papstthum bereits genugsam verkörpert und erfüllt. Jetzt verlegten die Päpste ihren Sitz von Rom nach Avignon, Clemens V. gehorchte (1305) politischen Antrieben, nämlich dem übermächtigen Einfluß König Philipp des Schönen von Frankreich, und brach sichtbar und rücksichtslos mit der ganzen Kette der Tradition, die St. Peters apostolisches Amt mit der Stadt Rom verknüpft hatte. Diese Tradition war aber das Lebensprincip der Stellung, die das Papstthum in den Gemüthern einnahm, ja noch mehr, sie war das Lebensprincip der damaligen katholischen Welt, und es konnte nach seiner Verletzung nicht ausbleiben, daß die Seelen irre wurden in ihrem Glauben, die edlen und aufrichtigen Herzen oft am ersten, daß Ketzerlehren an allen Ecken und Enden auftauchten, die Gottheit Christi geleugnet wurde (ja von den „Brüdern und Schwestern des freien Geistes", den sogenannten „Beghueben", deren pantheïstisches Gebahren um 1317 im Elsaß so ausgebreitet war, „das es schir das gantz Elsass inname", wie uns der Chronist Specklin erzählt), und, was angesichts einer auf kirchliche Leitung gestützten Lebensgewohnheit das bedenklichste Symptom war: das Heil überhaupt mehr vom Laienstande als von dem durch seinen Wandel vielfach Anstoß erregenden Clerus erwartet wurde.

„Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten", tröstet ein mannhaftes Sprichwort. Mag eine Zeit noch so verdüstert sein von der Nacht des Zweifels und der Verzweiflung, es lebt immer ein Strahl des Lichts, der die Finsternisse aufzuhellen bereit, und wenn alle Säulen wanken und die Pfeiler bersten, auf denen eine ehrwürdige Ordnung ruhte, so bewährt sich am stärksten jene ewige Ordnung, die aller zeitlichen höchste und letzte Bestätigung ist. Während der „schwarze Tod" seine Opfer dahinriß, ging Vielen ein inneres Leben auf, dessen Fackel ihnen die flammende Predigt eines Dominikanermönchs entzündet: das war Johann Tauler, der große Canzelredner von Straßburg!

Jedwedem ward der Compaß eingedrückt,
Und Keiner hat ihn aus der Brust gerissen:
Es nennt ihn Ehre, wer zur Erde blickt,
Und wer zum Himmel —, nennt ihn: — das Gewissen!

singt die edle katholische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff in ihrem herrlichen Mahngedicht „Halt fest!"*) An die Gewissen wandte sich Johann Tauler, und er sprach deutsch zu deutschen Zuhörern, nicht die lateinische Sprache der Studirten und Gelehrten, welche sonst die Kanzeln beherrschte, sondern die Volkssprache, denn auf des Volkes d. h. aller Stände innerstes Gemüth wollte er wirken. Ungeachtet in den furchtbaren Tagen der Pest das Interdict auf Straßburg lastete (wegen seiner Anhänglichkeit an Kaiser Ludwig den Bayer) und also keine kirchliche Handlung im Umfange der Reichsstadt vorgenommen werden durfte, predigte Tauler aus Herzensgrund zu den geängstigten Seelen, er enthüllte ein tiefes Verständniß der leidenden Menschheit und all' der Gedanken und Wünsche, welche damals die Laienwelt bewegten.

Tauler, der mystische Verfasser des Buches „von der Nachfolgung des armen Lebens Christi" (zuletzt und sehr gut von Schlosser 1833 in Frankfurt a. M. herausgegeben) stand nicht allein mit seiner Sehnsucht und seiner Arbeit. Ohne vielleicht eigentliches Mitglied zu sein, war er eng angeschlossen an den geheimnißvollen Bund der „Gottesfreunde im Oberlande," einer frommen, dem geistig-sittlichen Gehalt des Evangeliums zugewandten Vereinigung, die ihren Hauptsitz im Oberlande, d. h. in der Schweiz hatte und in der Person eines hochbegabten Laien, des Nikolaus von Basel, ihren Lenker und Leiter verehrte. Dieser Nikolaus von Basel, dem eine unwiderstehliche Ueberzeugungskraft eingewohnt haben soll, machte selbst über Tauler die Rechte des Meisters geltend, wir sehen einen Priester von einem Laien geistlich regiert, weil dem Laien die Macht göttlicher Inspiration zugeschrieben wurde. Es gab unter den Gottesfreunden keinen andern Rang als den, welchen die Innigkeit des Verkehrs mit Gott bezeichnete; das Vergessen jeder kleinlichen irdischen Rücksicht war der erste Schritt in ihre Gemeinschaft, das Abthun des selbstischen Sinnes, die Vernichtung des Egoismus, der das Herz vergiftet und die Hingabe an Gott vereitelt, war ihr höchstes Gut, ihre glühend erstrebte Glückseligkeit. Gar keinen eigenen Willen mehr haben, sich Gottes Führung ganz und ungetheilt überlassen, sich in Ihn versenken, sich mit Ihm vereinigen und in Ihm leben: das war das Ziel, dem ihre Träume folgten. Sie trennten sich nicht von der Kirche, deren Dogma sie ohne Kritik annahmen, sie trennten sich nicht von den übrigen Gläubigen, und sie waren fern davon, die mönchische Art der Entsagung zu der ihrigen zu machen. „In der Welt, aber nicht mit der Welt!" hieß ihre Losung. Wer verheirathet war, brauchte seiner Heiligung wegen nicht seine Frau zu verstoßen: der Gottesfreund wartete ruhig und gehorsam, daß der Tod Gottes Willen offenbare und das Band löse. Nur ein phantasiereicher Mysticismus der Auffassung des Göttlichen war das äußere Unterscheidungszeichen der Gottesfreunde; prophetische Gesichte, Eingebungen im Traum, ein geheimnißvoller Gedankenaustausch mit der unsichtbaren Welt, Verzückungen bis zur leibhaften Durchdringung über-

*) v. Droste-Hülshoff, Letzte Gaben, Hannover, 1860; Zweites Gedicht.

natürlichen Lebens waren die steten Begleiter ihres Forschens und Ringens nach gottgetreuer Erkenntniß. Aber trotz der Gefahren, die diese Sinnesrichtung barbot, kamen strafbare Ausschreitungen der überreizten Einbildungskraft nicht vor, weil ein tiefer sittlicher Ernst über ihrer Lehre und ihrem Wandel ausgebreitet lag und der Geisterhauch eines bessern Daseins zauberisch warnend sie umwehte. Denn Verinnerlichung des Christenthums war das innerste Wesen ihrer Gemeinschaft. —

Der berühmte Elsässer Chronist Jakob Twinger von Königshofen berichtet, daß in der St. Stephansabteikirche zu Straßburg eine Hand der heiligen Attala, der ersten Aebtissin dieses Klosters (lebte um 720), in einer Achatschaale aufbewahrt ward und das Gefäß eine fränkische Inschrift zeigte, die er wiedergiebt: „Gottes fried guter fried zeiten lehre tödtet". Mein hochverehrter Freund, Herr Ludwig Spach, Oberarchivar des Niederrheindepartements, erkennt gewiß mit Recht in diesem Wahrspruch den Urkeim der Lehre der Gottesfreunde, und ohne Zweifel war auch Straßburg die eigentliche Metropole ihres Bundes, jene Stadt, deren Münsterdom (obgleich noch nicht ganz vollendet) schon damals in die Wolken ragte, ein Denkmal, das der Bruder des Erbauers der Habsburg (im Aargau), Bischof Werinhar oder Werner von Straßburg, im Jahre des Heils 1015 allen Zeiten zum Gedächtniß begründet.

Rulman Merswin war der Dichter und der werkthätige Segenspender unter den Gottesfreunden, und ein ächtes Kind seiner zu schwärmerischer Gottesverehrung neigenden Heimat; ihn knüpfte gleiche Gesinnung und treue Bruderliebe an Johann Tauler, und wie diesem ehrfurchtsvolle Hingebung an Nikolaus von Basel; neben Rulman aber steht die Gruppe der Johanniter, und ob ein Italiener aus der Schule des Dante, oder ein in die Geheimnisse des „Tempels" (d. h. des 1312 aufgehobenen Templerordens) eingeweihter Spitalritter ihm Eingebungen bietirt, es bleibt immerdar eine großartige That des Geistes, was der Stifter des Ordenshauses im grünen Wörth der Mit- und Nachwelt offenbart hat und was er an sittlichen Gütern schenkte, nachdem er an irdischen so freigebig gewesen.

Von dieser Geistesthat Merswin's, die ein ehrendes Licht auf die seiner würdig erachtete Körperschaft wirft, werden wir im Folgenden zu reden haben.

E. Trautwein v. Belle.

Aus den Jahren 1813 und 1864.

Gedächtnißfeier der Gründung und des funfzigjährigen Bestehens des Frauenvereins zu Frankfurt a. M.

Unter dem vorstehenden Titel sind uns einige anspruchlose Blätter zugekommen, welche zunächst nur ein locales Interesse in Anspruch nehmen können, deren Inhalt aber einem größeren Ganzen angehört, das einer weitern Beachtung, als die ihm bis dahin zu Theil geworden, werth ist. Wie unendlich oft ist in unsern Tagen von nationalem Leben, nationalem Aufschwung, von einem Nationalverein und nationalen und internationalen Vereinen die Rede! Allein wie wenig kommt bei alle dem auch nur eine Erinnerung daran vor, daß wahrhaft national nur dasjenige sei und werden kann, wobei auch das Religiöse und, weil unsere Nation eine christliche ist und bleiben soll, sagen wir: wobei das Christlich-Religiöse in seiner vollen Bedeutung anerkannt wird und zu seinem Rechte kommt. Wie einem einzelnen Menschen ohne Glaubensleben und Bekenntniß dieses Glaubens das beste Menschliche fehlt, so auch der einzelnen Nation und der einzelnen sogen. nationalen Bestrebung, wie eifrig und anspruchsvoll sie sich sonst auch vernehmen lassen mag. Aber die meisten Nationalen unserer Tage weisen das Religiöse und speciell das Christlich-Religiöse aus ihrem Gesichtskreise entschieden zurück, ja sind bei aller Phrase für die Freiheit des religiösen Lebens recht eigentlich die specifischen Widersacher des christlichen Bekenntnisses, insbesondere, wenn es sich in irgend einem nationalen Streben mit Klarheit, Gradheit, Muth und Beharrlichkeit geltend macht. Hat man doch unsere größten, wahrhaft nationalen Charaktere aus jener großen Zeit wahrer und voller Erhebung unsers Volkes — einen Stein, einen E. M. Arndt, einen Schenkendorf, entweder nach dieser christlichen Seite hin gradezu verläugnet oder positiv gefälscht!*) Woraus anders als aus dieser innern Widerwärtigkeit gegen den Glauben läßt sich die Widerwilligkeit und zum Theil Bosheit z. B. gegen die Sache der innern Mission, welche, wie es gar nicht anders sein konnte, das nationale Element mit vollem Bewußtsein in sich aufnehmen mußte, erklären? Und doch wurzelt das Wiederaufstehen und tiefere Wurzeln der inneren Missionsbestrebungen in unserm deutschen Volksleben grade in jenen Tagen unserer nationalen Erhebung um die Zeit der Befreiungskriege. Mit großer Freude werden wir deswegen ein gegenwärtig schon unter der Presse befindliches Geschichtswerk begrüßen, das grade die Anfänge der religiösen und christlichen Erneuerung unsers Volkslebens in Verbindung mit der Erhebung des Volks in den Befreiungskriegen darzustellen sich zur Aufgabe gemacht. In den Kreis dieser geschichtlichen Betrachtungen gehört dann aber auch der Bericht über die helfende und dienende Frauenthätigkeit, welche zur Zeit der Befreiungskriege zum erstenmal in dieser Weise im deutschen Volke aufgetreten ist und von da nach den verschiedensten Seiten und in den verschiedensten Phasen sich weiter entfaltet und außer der allgemeinen auf die Ernenung des Volkslebens gerichteten Bethätigung eines bessern Theils unserer Frauenwelt, insonderheit auch den Grund zu mannigfachen Institutionen gelegt hat, die jetzt ein halbes Jahrhundert schon überdauern. Je weniger bis jetzt das Einzelne auf diesem Gebiete bekannt geworden, desto willkommener muß jeder dahin gehörige Beitrag sein, wozu auch die Blätter gehören, die unter dem oben angeführten Titel ausgegeben sind.

Der betreffende Frauenverein hat zu Frankfurt a. M. am 2. Februar 1864 in der St. Peterskirche seine 50jährige

*) Wir denken in letzterer Beziehung z. B. an ein uns neulich zu Gesicht gekommenes Liederbuch eines der größten deutschen Handwerker-Bildungsvereine in einer großen norddeutschen Stadt, in welches zwar viele schöne Lieder, z. B. von v. Schenkendorf aufgenommen sind, jedoch nur so, daß man in ihnen alle und jede Erinnerung an Gott und Gottes Wort und Gottes Reich und Kirche entweder ausgelassen oder durch schmähliche Aenderungen gefälscht hat. Die Entstellungen in den populären Darstellungen von Stein's Leben sind bekannt.

Gedächtnißfeier begangen, bei der Dr. Pfefferkorn einen Bericht erstattete und Consistorialrath Deichler Worte der Weihe redete. Beide Vorträge liegen gedruckt vor und ergänzen sich glücklich. Wir entnehmen beiden Vorträgen das Nachfolgende:

Am Schlusse des Jahres 1813 hatte die männliche Jugend Frankfurts der Aufforderung, für die nationale Sache die Waffen zu ergreifen, mit Begeisterung entsprochen. Getrieben durch den gleichen opferbereiten Patriotismus und angeregt durch das Beispiel anderer Städte, verbanden sich dann die Frauen Frankfurts zu einem Vereine, um, wie es die öffentliche Einladung aussprach, in einem Augenblick, welcher so viele Hoffnungen gewährt und so viele Hülfe verlangt, sich nach Kräften thätig zu erweisen.

Ausschließlicher Zweck des Vereins war Linderung der Uebel, welche in unmittelbarem Gefolge des Krieges auftreten.

Zu diesem Behufe wollte der Verein bei der Ausrüstung der Frankfurter Freiwilligen und der Landwehr durch Gewährung von weiblichen Arbeiten mitwirken, den Kranken und Verwundeten im Felde eine vorzüglichere Wartung zu verschaffen suchen, sodann nach Möglichkeit den Bedürfnissen der Militairhospitäler in Frankfurt ohne Rücksicht auf Freund oder Feind entgegenkommen, und sich namentlich der Angehörigen derer, die im Felde stehen, kräftig und dauernd annehmen.

Der geringste monatliche Beitrag sollte in einem Gulden, und wenn es möglich, in einem oder mehreren Stücken weiblicher Arbeit sein.

Ausgegangen ist die Einladung von drei Frauen. Dem zu Ende Januar 1814 vertheilten „gedruckten Entwurfe zu einem allgemeinen Frankfurter Frauen-Verein" sind ihre Namen nicht beigefügt. Aber auch ohne sich öffentlich zu nennen, waren die Unternehmerinnen bekannt und konnten mit Zuversicht an das Werk gehen; ihnen kam mit größtem Rechte das allgemeine Vertrauen entgegen, es waren: Frau Antonie Brentano, geb. von Birkenstock, Frau Sophie de Neufville, geb. Gontard, und Frau Rosette Städel, später verehelichte Thomas, geb. von Willemer, die in der That ihren Beruf zu dem begonnenen Werke bewiesen.

Der Verein constituirte sich am 2. Februar 1814; das erste Blatt des Protokollbuches trägt die Aufschrift: „Mit Gott für deutsches Vaterland!"

Reichlich flossen die Gaben. Im ersten Rechenschafts-Bericht Mitte April 1814 wird der Eingang von über siebentausend Gulden und einer großen Lieferung weiblicher Arbeiten nachgewiesen.

Verhältnißmäßig gering waren die Verwendungen, welche die Frankfurter Freiwilligen in Anspruch nahmen. Ansehnlich waren dagegen die Gaben in die Feldhospitäler in Frankfurt, an Spanier, die aus der Gefangenschaft heimkehrten, und auch an kranke gefangene Franzosen.

Zu besonders thätigem Eingreifen gab der furchtbare Brand auf der Pfingstweide in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar 1814 Anlaß. In hölzernen Baracken waren dort über tausend österreichische Verwundete und Kranke untergebracht. Mit unwiderstehlicher Gewalt war das Feuer in der Mitte der Nacht ausgebrochen, und bei strenger Kälte mußten die Unglücklichen sich flüchten, um das nackte Leben zu retten und ein neues Obdach zu gewinnen. Noch in der Nacht wurde damals vom Vereine vielen Kranken warme Speise gereicht und alsbald auch sonst der Noth entgegengearbeitet.

Auch in die Ferne wurden zur Linderung des Elends Geldbeiträge gesandt für die Abgebrannten im Fuldaischen, die Unglücklichen in Leipzigs Umgebungen, für die armen Vertriebenen aus Hamburg. Weitaus der größte Theil der baaren Mittel des Vereins ist aber sehr bald in einer ursprünglich kaum beabsichtigten Weise verwandt worden, nämlich zur Unterstützung unbemittelter Kranken in der Stadt Frankfurt und auf dem nahe gelegenen Lande.

Der Kriegsschauplatz war weit weg, nach Frankreich selbst verlegt worden, eine schreckliche Folge des Krieges war aber in der Frankfurter Gegend zurückgeblieben: ein verheerendes Nervenfieber; in dieser Noth stand der Verein den bedrängten Familien bei und reichte ihnen Speisen, Wein, Holz und andere Bedürfnisse.

Der Abschluß des ersten Pariser Friedens verminderte die Hülfereichungen an das Militär noch mehr; auch der Wuth des Nervenfiebers hatte die bessere Jahreszeit Einhalt gethan, desto fühlbarer machten sich die Nachwirkungen des Krieges geltend. Um Hülfe zu gewähren, wurde Kranken Wartung und ein Beitrag zu Badekuren, Armen der Hauszins bezahlt, der unentbehrliche Hausrath ausgelöst und an sie Wäsche, Bettung und Kleidungsstücke vertheilt.

Besonders aber bemühten sich die Vorsteherinnen, Arbeitsfähigen gut bezahlte Arbeit zu verschaffen.

Der Verein war allerdings eigentlich nur für die Dauer des Krieges berechnet*), aber seine Wirksamkeit, die Leiterinnen, sein ganzer Organismus hatten sich so bewährt, daß das im Kriege begonnene Werk der Liebe nicht mit dem Frieden sein Ende erreichen konnte, daß der Verein vielmehr sich zu neuem segensreichen und dauernden Wirken entfalten mußte.

Wie ein Frauenverein auch künftig in Frankfurt zu wirken habe, ist in einer Ansprache der Vorsteherinnen vom 27. Oktober 1814 ausführlich entwickelt: durch Vertheilung von weiblichen Arbeiten und Verkauf für Rechnung des Vereins, durch Begründung einer eigenen Schule für Mädchen, durch Unterstützung von armen Wöchnerinnen, durch Hülfe bei Solchen, die durch Krankheit in Noth gerathen, ausnahmsweise durch Anschaffung von Handwerkszeug und Gewährung von baarem Gelde.

Als eigentliches Ziel der Thätigkeit des Vereins war bezeichnet, was noch zur Stunde die Aufgabe desselben ist: nicht sowohl die bestehenden Armen-Anstalten direkt zu erleichtern, als vielmehr dem sittlichen Uebel, welches das gänzliche Anheimfallen vieler Familien an die Stiftungen hervorzurufen pflegt, kräftig und eingehend entgegenzuarbeiten.

In seiner künftigen Wirksamkeit sollte sich der Verein allein auf Arme der Stadt Frankfurt und seines Gebiets erstrecken. Bezüglich der Noth entfernter deutscher Orte wollte er nur als Vermittler dienen; in diesem Sinne hat

*) Nach dem Schlußberichte des Jahres 1814 waren in diesem Jahre eingegangen an Geld 20,832 Fl. 48 Kr. und außerdem 1911 Hemden, 2240 Paar Socken, 195 Betttücher, 688 Ellen Leinwand rc.

er denn auch im Jahre 1842 aus Anlaß des großen Brandes in Hamburg gewirkt.

Die Ansichten der Vorsteherinnen fanden allseitige Zustimmung, und es wurden am 15. December 1814 außer den Gründerinnen noch Frau Bernay-Kahser, Frau Bethmann-Hollweg und Frau Dr. Jassoy in den neuen Vorstand berufen, außerdem wurde Frau Rieß du Fay von den Vorsteherinnen eingeladen, auch an ihren Sitzungen Theil zu nehmen.

Mit seltener Treue und wahrhaft rührender Hingebung unterzogen sich diese Frauen der übernommenen Aufgabe. Die Protokolle des Vereins liefern dafür sprechende Zeugnisse.

Noch einmal wurde die ausschließend friedliche Thätigkeit des Vereins unterbrochen und trat die Idee, welche ihn ins Leben gerufen, wieder mehr in den Vordergrund, als Napoleon 1815 von Elba zurückgekehrt und von Neuem der Krieg gegen ihn entbrannt war.

Der Aufforderung zu neuen Beiträgen wurde reichlich und rasch entsprochen. Durch sichere Gelegenheit, sowie auch an die Frauenvereine von Köln, Aachen, Deutz und Düsseldorf wurden nach den Niederlanden ansehnliche Geldbeiträge und Vorräthe von Wäsche und Leinwand für die kranken und verwundeten Krieger gesandt, die Verwundeten des Frankfurter Militärs, die Invaliden und Veteranen, sowie Wittwen und Waisen wurden unterstützt.

Doch nur kurz, wie die geschichtliche Episode, welche sie hervorgerufen hatte, war diese Unterbrechung, und unverwandt hat sich der Verein seitdem auf seiner friedlichen Bahn bewegen können.

Eines seiner Hauptaugenmerke war auf bessere Erziehung von Mädchen der ärmeren Klassen gerichtet.

Auch hier war die leitende Idee, dem Verarmen der Familien zu begegnen. Man wollte solche Mädchen in eine besondere Schule aufnehmen und sie zur Reinlichkeit, Arbeitsamkeit und Pflichtreue anhalten, nach beendigter Schulzeit sollten sie als Dienstboten in gut geführten Haushaltungen weiter gefördert und zu braven Hausfrauen gebildet werden. Dieser Plan, erziehend auf die Armen einzuwirken, ohne sie aus den gegebenen Verhältnissen herauszureißen, wurde vom Senate am 23. März 1815 genehmigt.

Schon am 17. April 1817 fand dann die Eröffnung der Frauen-Vereinsschule in einem gemietheten Lokale mit dreißig Schülerinnen statt. Herr Fleck, der bekannte Wohlthäter der Armen, wandte dem Unternehmen seine volle Theilnahme zu; der Tod ereilte ihn, ehe er seinen Vorsatz, durch eine bedeutende Schenkung die Anstalt fest zu begründen, ausführen konnte. Die von ihm ernannten Administratoren seines Vermögens erklärten sich aber bereit, aus den Fleck'schen Fonds für die Schule ein eigenes Gebäude aufzuführen.

Durch die Liberalität der Behörden erhielt der Verein dann auch am 19. Juni 1817 den Grund und Boden für die Schule unentgeldlich überwiesen, den Platz an der Ecke der Rechneigrabenstraße und der Langenstraße. Eingeweiht wurde der Neubau am 16. August 1818 durch Herrn Pfarrer Stein.

Im Laufe der Jahre erhöhte sich die Zahl der aufgenommenen Schülerinnen auf durchschnittlich funfzig.

Allein gleichwie in anderen Zweigen der Vereinsthätigkeit theilweise sehr bittere Erfahrungen nicht ausgeblieben sind, so gingen die beim Beginn der Schule gehegten Erwartungen nicht in Erfüllung. Den Grund für die geringen Erfolge fand man in der Schlaffheit, wo nicht gar dem schlimmen Beispiele der Angehörigen, bei welchen die Kinder außerhalb der Schule lebten.

Um diesen Einfluß zu beseitigen, beschlossen die Vorsteherinnen am 15. October 1839, eine Anstalt einzurichten, in welcher eine geringere Zahl von Kindern neben dem Unterricht auch Wohnung, Kost und vollständige Kleidung erhalten sollten.

Es ist dies die bestehende Einrichtung; sie hat sich im Allgemeinen wohl bewährt. Die Freischülerinnen des Vereins sind von der Zahl 10 auf 20 angewachsen. Daneben können noch 12 Kinder gegen Bezahlung eines Kostgeldes von 80 Gulden Aufnahme erhalten. Im Ganzen wurden seit 1839 in der Anstalt 113 Kinder erzogen.

Die Nachtheile, welche erfahrungsgemäß die Erziehung von Kindern in ausgedehnten Waisenhäusern zu äußern pflegt, sind in der Anstalt weniger bemerkbar; es herrscht ein allerdings sehr geregeltes, aber doch frisches Leben, gleich dem einer größeren Familie. Dieses günstigere Verhältniß hat der Verein namentlich auch dem Verständniß und der Liebe zu danken, mit welchen der Lehrer und seine Frau ihre Aufgabe erfaßt haben und seit über 25 Jahren wirken.

Zur ersten Fundirung für die laufenden Ausgaben der Schule hat ein Capital von beiläufig 2500 Fl. gedient; es war dies bereits im Juli 1814 von der früheren musikalischen Gesellschaft bei ihrer Auflösung dem Vereine überwiesen worden. Mannigfache Schenkungen und Legate sind im Laufe der Jahre hinzugekommen, und so besitzt diese Schule allerdings ein nennenswerthes Vermögen, das man aber noch vermehrt wünscht, um nicht mehr zu denjenigen Zuschüssen verpflichtet zu sein, welche an andern Stellen, an denen der Verein Verpflichtung zur Unterstützung hat, schmerzlich entbehrt werden.

In den drei eigentlichen „Unterstützungsfächern" nämlich, in welchen sich die Hauptthätigkeit des Vereins concentrirt, in dem Krankenfache, dem Fach der Wöchnerinnen und dem Dörferfach, zeigt sich nämlich, obwohl ihnen alle übrigen Einnahmen des Vereins, die regelmäßigen wie die außerordentlichen, zur Verwendung überwiesen sind, und so segensreich sie auch wirken, doch ein Mißverhältniß zwischen dem berechtigten Verlangen zu helfen und den verfügbaren Mitteln!

Eine Stellung, welche sie der Beihülfe aus den Einnahmen des Vereins enthebt, haben sich dagegen die Zweige, oder, wie man sich dort auszudrücken pflegt, Fächer des Vereins nach und nach errungen, welche durch Vertheilung von weiblichen Handarbeiten die Zwecke des Vereins zu fördern suchen. Die Stoffe werden im Großen angekauft und nach Maßgabe des üblichen Bedarfs oder eingelaufener Bestellungen zugeschnitten und vertheilt. Bei der Ablieferung der Arbeiten erhalten die Arbeiterinnen ihre Bezahlung. Die Verwerthung findet dann für Rechnung des Vereins in dem bekannten Verkaufslocale statt.

Im Anfang war man nicht ohne Sorgen wegen des

Schadens, welcher dem Vereine bei dem Verkauf erwachsen könne; man brachte aber mit Recht den moralischen Nutzen einer solchen Einrichtung ungleich höher in Anschlag. Jene Befürchtung hat sich aber auch als unbegründet erwiesen. Die Absichten des Vereins lassen sich sehr wohl, sogar noch mit einigem materiellen Vortheile verfolgen, der selbstverständlich mehr oder weniger direct nur den Dürftigen zu Gute kömmt.

In den letzten Jahren konnten an Näherinnen, welche durch die Vermittlung des Vereins Arbeit erhielten, als Arbeitslohn durchschnittlich gegen 9000 Fl. ausgezahlt werden.

Mit den erwähnten Zweigen des Vereins in Verbindung steht als eine besondere Filiale die sog. Suppen-Anstalt, die wohlthätige Einrichtung, daß in der rauhen Jahreszeit für den sehr geringen Preis von zwei Kreuzer warme Suppe gereicht wird. Im Jahr 1831 hatten wohlwollende Bürger eine solche Anstalt gegründet. Die Behörden hatten ihnen dazu ein passendes Local und einen Beitrag ex aerario überwiesen.

Auf Ansuchen der Gründer übernahm dann der Verein am 19. November 1833 die Führung der Anstalt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er dafür aus seinen Einnahmen keine Zuschüsse leiste, sondern nur die vorhandenen und ex aerario hinzukommenden Mittel verwalte.

Von Seiten des Staats sind nach und nach zur Alimentirung dieser Anstalt im Ganzen 6000 Fl. überwiesen worden.

Trotz des Steigens der Lebensmittelpreile ist nämlich für die Suppe der ursprüngliche Preis beibehalten, und hieraus ergiebt sich für die Anstalt ein Deficit. In welchem Umfange diese wohlthätige Einrichtung benutzt wird, zeigt die Thatsache, daß in den letzten Jahren durchschnittlich 80,000 Portionen verabfolgt wurden, in dem Jahre 1847 sogar über 236,000!

Der Frauenverein nimmt nach diesen Mittheilungen, wie der Berichterstatter hervorhebt, unter den wohlthätigen Vereinen Frankfurt's eine centrale Stellung ein, und darf, wie er am Ende eines fünfzigjährigen Bestehens mit den Gefühlen der Dankbarkeit auf die Vergangenheit blicken muß, so auch mit Zuversicht in die kommenden Zeiten schauen."

An das Vorgetragene sich anschließend sprach zum Schluß der Gedächtnißfeier Consistorialrath Deichler über den Frauenverein schöne, den innern Sinn des Ganzen deutende Worte. Er bezeugte von dem Verein, daß er dem Glauben, der sich in der Liebe fruchtbar, thätig erweist, seinen Ursprung verdanke, und knüpft daran folgende Betrachtung:

Nur ihrer Drei waren es, die sich damals zusammen fanden. Wollten, dürften wir es unbeachtet lassen, daß diese, — obgleich eine jede von ihnen einer andern christlichen Confession angehörte und an dem von den Vätern überkommenen Bekenntnisse unverbrüchlich festhielt, sich doch die Hand zum gemeinsamen Werke reichen, doch eins werden konnten: in einem Dienste den Einen zu bekennen, dessen Name allein den Menschen gegeben ist, darinnen selig zu werden? Solche Gemeinschaft in der Liebe zu Ihm, wie redet sie doch so rührend, aber auch so beschämend und züchtigend in die heutige, nicht selten durch den bittersten Hader verunstaltete Christenheit hinein und zeigt den Weg und mahnt, ihn zu betreten, auf welchem Alle, die den Herrn Jesum von Herzen lieb haben, sich begegnen könnten, sich begegnen sollten. Solche Gemeinschaft in der Liebe zu Ihm, was könnte, was würde die ausrichten, — heute, da des Elendes nicht weniger ist, als in jenen Tagen, — sie allein, denn alles Andere erweist sich ja als untüchtig und ohnmächtig hier, wo es mehr als nur der augenblicklichen, der theilweisen, wo es der nachhaltigen und gründlichen Abhülfe mannigfacher Nothstände, wo es Heilung derselben von Innen heraus, aber dazu auch einer Weisheit und Herablassung, einer Kraft und Milde, eines Eifers und einer Geduld, einer Treue und Langmuth bedarf, wie sie eben nur solcher Liebe gegeben werden als Segen zum Segen! Wahrlich, wir dürfen es nicht gering, wir müssen es vielmehr sehr hoch anschlagen, daß jene Drei sich so, sich dazu zusammenfanden und damit gleich von vorn herein ihr Werk als im Namen dessen kennzeichneten, der uns Alle bis zum Tode am Kreuze geliebt und der den Seinen das Gebot gegeben hat: „Liebet euch unter einander, wie ich euch geliebt habe. An eurer Liebe will ich erkennen, daß ihr meine Jünger seid."

(Fl. Blätter a. d. Rauhen Hause.)

Zur Geschichte des Hôtel-Dieu.

Seit uralten Zeiten befand sich neben der Wohnung der Bischöfe von Paris, wie bei denen der meisten anderen Bischöfe, ein Haus, in welchem einer Anzahl armer Leute unentgeltlich Wohnung und Nahrung, und wenn sie erkrankten, die nöthige Pflege gewährt wurde. Um dieses Armenhaus mit den erforderlichen Betten zu versehen, ward im Jahre 1165 verordnet, daß jeder Domherr der Kathedrale von Notre-Dame bei seinem Tode, oder wenn er seine Pfründe aufgäbe, dem Hause ein Bett zu überlassen habe. Bald darauf vermehrte ein Geistlicher, Namens Adam, das Vermögen der Anstalt beträchtlich, indem er ihr zwei Häuser schenkte. Auch der König Philipp II. August wandte demselben im Jahre 1208 eine Wohlthat zu, indem er befahl, daß jedes Mal, wenn er Paris verließe, das in seinem Palaste befindliche Stroh in das Hospital abgeliefert würde. Die Fußböden der königlichen Gemächer wurden damals mit Stroh bedeckt, da man den Luxus der Dielen noch nicht kannte, und doch auch die feuchte Erde nicht unmittelbar unter sich haben wollte. Dieses Stroh wurde nun, nachdem die Füße der in dem königlichen Schlosse Aus- und Eingehenden es zertreten hatten, als Bettstroh für die Kranken des Hospitals benutzt. Einträglicher als dieses Geschenk Philipp August's mag eine andere Begabung gewesen sein, welche Ludwig IX. 1248 dem bischöflichen Armenhause zuwendete. Der König, die Prinzen, die Hofbeamten und der Bischof von Paris hatten das Recht, eine Quantität von Lebensmitteln, welche auf den Pariser Markt gebracht wurden, für sich in Anspruch zu nehmen, und den Preis dafür selbst zu bestimmen. Dieses Recht wurde nun auch dem Hospitale verliehn. Außerdem erklärte Ludwig IX. dasselbe für frei von allen Abgaben,

erweiterte seine Gebäude und wies ihm später auch eine Rente zu. Bis dahin wurde es das Hospital zu St. Christoph genannt, weil die in diesem Hause befindliche Kapelle diesem Heiligen geweiht war. Von jetzt an aber nannte es sich das Haspital Nôtre-Dame, oder Maison de Dieu. — Karl V. befreite die Anstalt im Jahre 1321 von dem droit de prise. Wenn der König nach Paris kam, so wurde fast das ganze Hausgeräth, dessen er und sein Gefolge bedurfte, aus den Häusern der wohlhabendern Bürger herbeigeholt. Man berechnete ohne Zweifel, daß die Anwesenheit des Hofes den Bürgern bedeutende Vortheile gewährte, und hielt es daher für billig, daß sie auch zur Bequemlichkeit der königlichen Familie und ihrer Diener beitrügen. Diese Abgabe hatte also bis zum Jahre 1321 auch das Armenhaus zu leisten gehabt.

Die Verwaltung des Hauses wurde von dem Dom-Capitel von Notre-Dame geleitet. Zwei Domherren standen an der Spitze derselben. Außerdem befanden sich seit 1217 vier Priester, vier Schreiber, dreißig Laienbrüder und fünfundzwanzig Schwestern in der Anstalt. Das Reglement, welches in diesem Jahre erlassen wurde, stellte unter Anderm fest, daß sowahl die Laienbrüder als die Schwestern von ihren Varstehern wöchentlich einmal gegeißelt werden sallten. Wenn ein Mitglied dieser Verbrüderung starb und man in seinem Besitze irgend etwas fand, wovan die Vorgesetzten nichts erfahren hatten, so wurde der Verstorbne ahne kirchliche Feier, wie ein Excommunicirter beerdigt.

Im Laufe der Jahrhunderte gewann das Hôtel-Dieu eine riesenhafte Ausdehnung. Eine Menge von Gebäuden wurden allmälig neben einander gestellt, aber so planlos und ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kranken, daß die Anstalt, je mehr sie sich vergrößerte, ihren Zwecken immer weniger entsprach. Im vorigen Jahrhundert wurde sie zweimal von Feuersbrünsten heimgesucht. In der Nacht vom 1. zum 2. August 1737 brach zuerst Feuer aus und brannte bis zum 5. August. Noch furchtbarer wüthete eine Feuersbrunst, welche in der Nacht vom 29. zum 30. December ausbrach. Mehrere Hunderte von Kranken kamen bei dieser Gelegenheit um das Leben. Selbst bei dem Wiederaufbau der eingeäscherten Gebäude scheint man den Zweck derselben nicht sorgfältig berücksichtigt zu haben, denn auch jetzt nach starben viel mehr Kranke im Hôtel-Dieu, als in anderen ähnlichen Anstalten. Während in der Charité zu Paris von 15 Kranken nur 2 starben, verloren im Hôtel-Dieu 2 van 9 das Leben. Zu dieser ungewöhnlichen Sterblichkeit trug wohl auch die Ueberfüllung der Anstalt viel bei. Man legte zuweilen 5 bis 6 Kranke in ein Bett. Zuweilen errichtete man über den Betten eines Saales eine zweite Reihe van Schlafstätten. Nicht selten sollen die Kranken kaum den vierten Theil des Raumes um sich gehabt haben, dessen sie bedurft hätten, um zu genesen. Erst im Jahre 1793 wurde diese Ueberfüllung beseitigt; man brachte einen Theil der Kranken in die aufgehobenen Klöster, welche man leer standen. In neuerer Zeit ist auch das Hôtel-Dieu natürlich den Anforderungen der Wissenschaft und der Menschlichkeit gemäß umgestaltet worden.

J. v. M.

Was wir sollen.

Willst Du die Tugend zu eigen Dir machen,
Mußt Du Gemeines vor Allem vermeiden,
Mußt Du Dein Wandeln und Handeln bewachen,
Nie im Besitze den Nächsten beneiden.

Lasset uns nimmer, ihr Dichter, vergessen,
Daß wir berufen sind, Edles zu schaffen,
Lasset auch nimmer mißbrauchen vermessen
Die uns verliehenen mächtigen Waffen.

Zügelt die Leidenschaft, will sie gleich Fluten
Tobenden Stromes das Gute zerstören,
Oder mit sinneberauschenden Gluten
Lügend und trügend die Seele bethören.

Wahrheit und Treue als leuchtende Sterne
Sollen das Dunkel des Lebens durchdringen.
Brechet die Schaale und dringet zum Kerne,
Lasset nicht ab, nach dem Besten zu ringen.

Hat auch die Erde Dir Wunden geschlagen,
Suche im Wohlthun ein selig Zerstreuen,
Tröste die Herzen, die zagen und klagen;
Sicherlich wirst Du es nimmer bereuen.

Laßt uns die Feinde durch Großmuth versöhnen
Und auch durch Liebe die Rache bezwingen,
Nimmer die Feinde im Unglück verhöhnen
Und nach der Palme des Friedens nur ringen.

Weint ihr im Stillen auch bittere Zähren,
Blicket zum Kreuze, in himmlischen Frieden,
Schmerz wie das Leiden wird dem sich verklären,
Der stets geduldet in Demuth hienieden.

M. Graf zu Bentheim.

Für das Ordens-Kriegs-Hospital in Flensburg sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Vom Geheimen Ober-Tribunalsrath Dr. Homeyer in Berlin 25 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke: 20,872 Thlr. 25 Sgr.

2. Lebensmittel, Kleidungsstücke ꝛc.

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin 1 Rehbock; von der Frau Gräfin zu Stolberg auf Altenhagen Gemüse; von Herrn H. N. Plambeck in Hamburg Gemüse; von J. N. Ananas und 2000 Stück Cigarren.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 36. Berlin, den 7. September 1864. Nr. 36.

Die Gottesfreunde und die Johanniter im Elsaß.

II.

Welchen erschütternden Eindruck die Schrecknisse des Zeitalters auf die Bürger des 14. Jahrhunderts hervorbrachten, haben wir im vorigen Aufsatze geschildert. Daß ein Strafgericht Gottes über die Menschheit gekommen, war selbst der großen Masse unzweifelhaft: wie hätten da jene, nach tieferer Erkenntniß ringenden Gemüther den Finger der Vorsehung verkennen sollen? Drei Jahre nach dem Wüthen des „schwarzen Todes" in Straßburg, also 1352, schrieb Rulman Merswin, den wir als den frommen Stifter des dortigen Johanniterhauses begrüßten, sein von der Phantasie eines Dante erfülltes Buch „Von den Neun Felsen"; aus deutschem Herzen war es eine bittere Klage über den Verfall aller Stände, eine Rüge und Anklage der schier trostlos irrenden Zeitgenossen, die, an Eitelkeiten ihr Genüge findend, keinen Sinn mehr hatten für das Ewige und Bleibende, für die Aufgaben jeder Ordnung und jeden Berufes hienieden, und die daher den Weg verfehlten, welchen das Gesetz und die Liebespflicht vorschreiben.

Rulman Merswin war wohl ein „Reformer", er fühlte in innerster Seele die Nothwendigkeit einer gründlichen Erneuerung der menschlichen Dinge; aber er war ein Reformer, wie es die edelsten Geister des Mittelalters, wie es nach ihnen ein Luther gewesen, nicht ein Umgestalter manchen modernsten Styles, dessen Art oft eine Entartung darstellt, und dessen Oberflächlichkeit Alles gethan zu haben glaubt, wenn sie den Zuständen ein neues Kleid umgehängt oder den zerrissenen Mantel der Gesellschaft mit ein paar Modelappen ausgebessert. Diese Art war nicht die Art des Johanniterfreundes Rulman Merswin. Er wollte die Seelen der Menschen umwandeln, und er war von der großen Wahrheit durchdrungen, daß eine seelische Erneuerung des Geschlechts, eine geistige Wiedergeburt der Creatur tausendmal mehr Erfolg sammeln werde als die Erfindung neuer Formen und Regeln für Herrschaft und Verkehr. Die Persönlichkeit galt noch etwas, und diese Geltung des einzelnen Ich war eine Leuchte, welche das Dunkel vieler Irrthümer durchbrach. Der ewig ungenügsamen Habsucht, der unersättlichen Begier des Erdenkindes stellte Rulman die sittliche Befriedigung seines Wesens entgegen, heilig überzeugt, wie er war, daß die stärkeren und die veredelten Menschen gar bald auch eine stärkere und bessere Zeit herbeiführen würden.

Ein wunderbares Bild rollt er am Eingang seiner „Neun Felsen" auf. Die geheimnißvolle Stimme Gottes, welche mit ihm den Dialog des Buches austauscht und immer nur (ihm, als dem „Menschen" gegenüber) die „Antwort" (die entwurte) genannt wird, zeigt seinem „inneren Auge" zuvörderst ein großes „wunderlich hohes Gebirge", das den Himmel zu berühren scheint und zahlreiche Bäche über Felsen fort in ein tiefes Thal hinabsendet. In den Bächen schwimmen unzählige Fische, deren Streben ist, den Berg zu verlassen, sie gleiten in's Thal hinunter, dort aber stehen an den Ufern Menschen mit Netzen, um ihrer habhaft zu werden. Und als sie bis an's äußerste Meer die Wasser durchschwommen, da wird offenbar, daß kaum die Hälfte der Fischlein gerettet ist, die andere ist den Fallstricken der Menschen erlegen. Am Ende des Meeres kehren die Fische um zu den Bächen und suchen ihren Ursprung wieder zu erreichen; doch je weiter sie emporkommen, desto minder wird ihre Zahl, denn der Menschen „Stricke" sind inzwischen vermehrt, und eine große Menge verfängt sich in ihnen. Recht wenige nur gelangen an den Fuß des Berges; nun müssen sie das fallende Wasser hinaufspringen von Fels zu Fels, gar viele stürzen hierbei von den Felsen in jähe Abgründe, und blos ein ganz kleines Häuflein kann den letzten hohen Felsen erklimmen, um von diesem aus den Gipfel des Gebirges und seinen Ursprung zu erreichen, matt, krank und erschöpft, doch innerlich froh und beglückt. Hier an ihrem Ursprunge wachsen und gedeihen die Fische wieder, sind fruchtbar und mehren sich stark, sie haben nun eine andere Natur angenommen, und es wird ihnen an der Stätte ein anderer Name gegeben.

Ueber den Sinn dieser Parabel gewährt die Gottesstimme (die entwurte) dem Frager klaren Aufschluß. Aus dem Mittelhochdeutschen in's Neuhochdeutsche gewandt, heißt, was sie spricht: „Es soll sein ein Zeichen oder Gleichniß, wie man lebet in diesen sorglichen gegenwärtigen Zeiten auf dem Erdreich, und sonderlich, wie gar sorglich es steht um die Christenheit, und — fährt sie später fort — wie gar zergangen sind alle Ordnun-

gen in der Christenheit, beide: geistliche Ordnungen und auch weltliche Ordnungen."

Eine zweite Vision zeigt ihm ein ähnliches Bild: statt der Fische Menschen auf dem „gräulich hohen Berge", gewaltige Felsen ragen an ihm hinauf, und auf jedem Felsen wohnen Menschen, und viele von den schönsten, glänzendsten Menschenbildern fallen herab auf die Erde und werden dort kohlschwarz; das, meint die Stimme, sind die edlen Seelen, die Gott nach seinem Urbild geschaffen hat; die sendet er von ihrem Ursprung herab auf das Erdreich, daß sie „menschlichen Leichnam" anziehn, aber in der Tiefe des Erdenthals verdunkelt sich ihre Gestalt, weil sie in die Erdsünde gefallen sind.

Dieses neue Gesicht erschreckt unsern Rulman furchtbar, Entsetzen und Mitleid um die vielen verloren gehenden Menschen flößen ihm die Bitte ein, Gott möge sein Leben hinnehmen zur Sühne für die Sünden der Christenheit. Doch die Antwort spricht: „Sage mir, was hülfe aber das, sintemal Gott all sein Blut hat vergossen und dazu den bittren schmählichen Tod hat gelitten und in diesen Zeiten der doch so wenig hilft? Ich will dir sagen, Gottes Tod ist gar sehr vergessen in den Herzen ...... du hast selber wohl gesehen und gehört, wie die Christenheit lebet ohne alle rechte Gottesfurcht." Rulman's Einrede, er getraue sich noch Menschen aufzuweisen, die rechte Gottesfurcht hätten, läßt die antwortende Stimme nicht gelten, sie spricht: „Welcher Mensch rechte Gottesfurcht hätte, der sollte auch wider keine Ordnung der Christenheit handeln: nun schau einmal um dich, wie viel Menschen in diesen gegenwärtigen Zeiten sind, die rechte christliche Ordnung halten, wie sie gesetzt ist." Rulman mag dem „Herzlieb" nichts widerreden, er begehrt nur Gnade und Erbarmen. Jetzt zeigt ihm Gott die einzelnen Stände nach der Reihe und fragt ihn, ob irgend einer vor der rechten Ordnung besteht. Und die traurige Klage ist: „weder die Pfaffen noch die Laien!"

— — Alte Kirchengebäude, deren Dasein bis in's 14. Jahrhundert hinaufreicht, ziert nicht selten eine der reiselustigen Welt sonderbar vorkommende Wandmalerei; vielleicht erinnert sich ein Leser des berühmten Todtentanzes in der Marienkirche der ehrwürdigen Stadt Lübeck, wenn es ihm nicht näher wäre, Berlin heimzusuchen und in dessen Marienkirche den jüngst von Meisterauge (vom Professor Lübcke) aufgefundenen Todtentanz, einen wohl noch älteren und ausdrucksvollern, zu betrachten. Diese grausigen Tänze, die der bleiche Sichelmann mit Leuten aus allen Ständen, von Papst und Kaiser bis zum gemeinen Mönch und Bauern herab aufführt, durch tragischironische Unterschriften an den Kirchmauern erläutert, haben Hände auf den Stein gemalt, welche einst vor dem „schwarzen Tode," jener gespenstigen Seuche des Jahres 1349, gezittert hatten; das Gewissen der Zeitgenossenschaft gab ihnen Farbe und Leben: es sollten allegorische Darstellungen des göttlichen Strafgerichtes sein.

Solch ein Todtentanz, in Worte gekleidet und noch ernster gefaßt, als der Künstler ihn zu behandeln pflegte, ist Rulman Merswin's Buch von den Neun Felsen. Zumal die Mitte, wo Rulman die Gebrechen der Stände und der Geschlechter durchgeht und jedem seine Todsünde, sein hippokratisches Gesicht anmerkt, trägt den unverkennbaren Stempel derselben Idee. Voran schreitet der geistliche Staad und in ihm der Papst mit seinen Cardinälen; die Bischöfe, die Aebte, die Bettelmönche, die Lehrer, deren nur Wenige Gottes Wort lehren und sonder Menschenfurcht warnen und Wahrheit verkünden, die Mönche und Nonnen, die Weltpriester, die kirchlichen Bruderschaften (Beguinen und Begharden) schließen sich dem Gepränge des summus pontifex an, und jedwede Rangstufe und Stellung hat ihr eigenes Capitel, so daß sie, modern zu reden, wohl „abcapitelt" sind; ihnen folgen dann die Laien, den Kaiser und die Könige an der Spitze; Herzöge, Grafen und Freiherren ziehen hinter den gekrönten Häuptern daher; auch sie verschont Gottes Stimme nicht, auch sie werden gestraft um „freventlicher, muthwilliger Hoffahrt" willen, und kaum besser ergeht es den Edelleuten und Rittern, denen die eitle Verblendung der Bürger und Kaufleute und ihr Streben nach zeitlichem, vergänglichem Reichthum nicht zur Folie dient; dann kommen die Handwerker der Städte, dann die Bauern (die geburen). Allen werden harte Vorwürfe in's Antlitz geschleudert; Hochmuth und Habsucht, Leichtsein und Gottvergessenheit, überhaupt aber Mangel an sittlichem Ernst und an eifriger Selbstprüfung sind Makel, die alle Stände treffen. Nach den Ständen wendet er sich den Frauen zu, und er wird mit Schaudern gewahr, wie tief des „Weibes Name" in Verfall gerathen und wie wenig' fromme, ehrbare Frauen auf dem Erdenrund zu finden seien. „Weibes Name", spricht streng die Stimme der Antwort, „ist in diesen sorglichen gegenwärtigen Zeiten zu einer teuflischen, höllischen Mordgrube geworden!" — Hieran reiht sich unmittelbar und von selbst die schwere Klage über die Entheiligung der Ehe, die in dem Verlust aller Demuth und Bescheidenheit ihre Wurzel habe, und hieran wieder ein Gesammtbild des bösen Zustandes der Christenheit, welche die Erfahrungen der letzten Jahre (nämlich die Pestseuche, die Erdbeben, die Heuschrecken und andere Plagen) um nichts gebessert hätten und die nie so arm und so trostlos gewesen sei als gerade jetzt. Rulman's göttliche Stimme getraut sich zu sagen, daß wohl eher manch' gottesfürchtiger Jude und Heide gerettet würde als diese verderbte Art von Christen, und auf diesem Satze besteht sie seitenlang mit großer Hartnäckigkeit, indem sie das Seelenheil der frommen Juden und Heiden durch eine geheimnißvolle Annahme des Christenglaubens zu rechtfertigen sucht. Professor Carl Schmidt in Straßburg, der berühmte Kirchenhistoriker, hat sein Erstaunen über solchen Freisinn nicht zurückhalten können, aber er hat meines Wissens nicht angedeutet, welcher Umstand unsern Rulman zu seiner Weitherzigkeit bewog. Es war folgender. Einer der nächsten Gesinnungsverwandten des „großen Gottesfreundes" Nikolaus von Basel war ein getaufter Jude, hochgelehrt, von den edelsten Sitten und im Wohlthun unermüdlich; sein Name ist lange ein Mysterium geblieben; Carl Schmidt nennt ihn in seiner schönen Biographie Tauler's den „vierten Bruder" (des Bundes der Gottesfreunde). Die überlieferte Charakteristik seines philosophischen Wesens hat endlich auf die wohl richtige Spur geleitet und, sonderbar genug, eine Stelle im Reinecke Fuchs (wo von dem Aufsuchen eines verborgenen Schatzes die Rede) hat den

Ausschlag gegeben; der Jude, der die Gottesfreunde zur Milde gegen die Juden stimmte, ist nach der Conjectur des Missionars Dr. Biesenthal in Berlin jener Meister Abraham von Trier, der des Rufes der tiefsten Gelehrsamkeit, verborgener Wissenschaft, aber auch der innigsten christlichen Frömmigkeit genoß.

Nach der Heerschau der Stände und Geschlechter und aller Gebrechen der Christenheit kehrt der Verfasser zu dem Bilde zurück, das er seinen Lesern am Eingang gezeigt hatte: wieder erblicken wir den großen gewaltigen Berg, an dem neun hohe Felsen übereinander gethürmt emporragen, und auf den Felsen wandeln Christenmenschen. Niemand kann zu Gott kommen, der nicht seine Wohnung auf dem ersten Felsen hat, wer aber hier in der Zeit den Ursprung der Seelen erreichen will, der muß von diesem ersten, untersten Felsen weiter empordringen bis zum obersten Gipfel des Berges. Während nun Rulman über die Höhe und Ausdehnung des Berges in Staunen versunken und wie betäubt war, sah er sich plötzlich auf den untersten Felsen entrückt und hatte alles Erdreich zu seinen Füßen. Und als er sich umschaute, bemerkte er ein ungeheures Garn, das über alle Länder gezogen war und den ganzen Boden ringsum bedeckte, nur der Berg war „ledig." Zahllose Menschen, in Todsünden befangen, lagen unter dem Garn, hundertmal mehr, als auf dem niedrigsten Felsen wohnten. Selbst diese sind keineswegs über große menschliche Schwachheit erhaben, denn sie sind die Lauen, Trägen und Kalten, sie können noch leicht in das Garn hinabsinken. Unterliegen sie der Versuchung, so bedarf es langer Reue und schwerer Pein, um den Felsen wieder zu gewinnen. Die nicht gewankt hatten, streben zu dem zweiten Fels, wo es schon „lieblicher" zu wohnen ist. Aber auch hier ist das Ziel noch unabsehbar fern. Die Bewohner des zweiten Felsens haben keine volle Sicherheit vor den Nachstellungen des bösen Geistes, der wirft die Angelruthe der Arglist nach ihnen aus und fängt sie in den Banden der „geistlichen Hoffahrt", wenn sie zwar der Welt, aber nicht ihrem Eigenwillen und Eigendünkel entsagen möchten. Herrlicher sind anzuschauen, die den dritten Felsen bewohnen, sie haben eine strenge Schule der Uebung und Ausdauer an Gottes Hand über sich ergehen lassen, doch ist ihr Fehler, daß sie an diesen Prüfungen Wohlgefallen finden und stolz sind auf ihre Befolgung des Gesetzes: das bringt sie oft zu Fall.

— — So geht es nun weiter in der Stufenreihe von Fels zu Fels, beim Erklimmen jeder neuen Höhe fallen Etliche der Emporstrebenden gleich wieder zur Tiefe hinab, und die Zahl der Bewohner wird bei jedem Felsen geringer; dafür streift jede neue Höhe dem Menschen eine Sünde ab, und immer glänzender und großartiger wird der Anblick der Gegend und immer gewaltiger der Muth, welcher den veredelten Christen zum ferneren Aufsteigen anreizt. Der neunte Fels ist so hoch, daß er bis an den Himmel ragt, er ist schöner und prächtiger, als alle vorigen zusammen; kaum drei Menschen können sich auf ihm erhalten, diese strahlen aber von Innen her wie „lichte Engel." Am Ende des neunten Felsens steht „die Pforte, die einführt zu dem Ursprunge, aus welchem alle geschaffene Dinge im Himmel und auf Erden gekommen sind." Auf Denen, die bis zur Pforte des Ursprungs vordrangen, ruht das Heil der Christenheit, sie sind die seligen Menschen, die weder Hölle noch Fegefeuer mehr zu fürchten brauchen, sie haben demüthig den letzten selbstischen Hang ertödtet und „sich Gott zum Grunde gelassen", so daß sie nichts Anderes kümmert, als die Nachfolge Christi.

Da Rulman eine ähnliche Gesinnung ausdrückt, darf er einen Moment hinter die Pforte des Ursprungs blicken; was er geschaut, überwältigt ihn so, daß er es nicht zu beschreiben vermag, nur das Gefühl einer innigen Freude wirkt in ihm lebendig fort. Wiederum taucht dann das Bild der neun Felsen und des breiten Garnes vor seinen Augen auf; zwei Menschen sieht er jetzt mitten zwischen den im Garn befindlichen wandeln, der eine ist schön und leuchtend wie ein Engel, der andere schwarz wie Satan. Diese zweite Farbe rührt von dem Sturze her, den er, einst schon ein Bewohner des neunten Felsens, von Stufe zu Stufe gethan, weil er für sich selbst etwas sein wollte. Der andere war freiwillig hinabgestiegen, nachdem er den Ursprung geschaut, als ein Bote des Friedens und des Erbarmens zur Rettung der gefallenen Brüder. Rulman sieht nur Einen von so heiliger Art, denn in den jüngsten Zeiten sei ihrer nur eine ganz kleine Zahl, die von Gottes Geist getrieben werde in der Demuth einer Maria Magdalena; jetzt seien diese Menschen für Thoren gehalten und ein Gespött bei Geistlichen und Laien. — Die strafende Rede Gottes bewegt Rulman, daß er abermals um Gnade und Erbarmen für die Christenheit bittet: da verkündet ihm Gott, sie sei nie der Gnade unwürdiger, aber auch nie der Lehre und Warnung bedürftiger gewesen, und der Gottesfreunde Beruf sei es, die irrenden Schafe auf den rechten Weg zu führen; er prüft Rulman, ob er das Gleichniß von dem Berge mit den Fischen wohl verstanden und beherzigt, und hält ihm vor, daß das Maß der Sünden derer, die sich Christen nennen, gar bald voll sei, daß eine Zeit der Strafe und des göttlichen Zornes bevorstehe; er schildert ihm hingegen mit leuchtenden Farben die Wonne der Erwählten beim Schauen des Ursprungs, wie St. Peter und St. Paulus zu Muthe war, als sie diesen Blick thun durften, und welches die Seelenstimmung der Geheiligten ist, die „ein inwendig verborgen Kreuz tragen." — —

Mit diesem sanfteren Accord schließt das eigenthümliche Buch von dem von Prof. Carl Schmidt 1859 aus der wieder aufgefundenen Urschrift des Verfassers herausgegebenen Texte. Ob das Buch eine „composition dantesque" zu nennen ist, welchen Ehrennamen der Geschichtsschreiber des Niederelsasses Herr Ludwig Spach in seinen Archivalbriefen ihm beigelegt, das müssen wir der Einsicht des Lesers überlassen: uns erscheint es als eines der herrlichsten Denkmäler mittelhochdeutscher Sprache des 14. Jahrhunderts. Aber das Buch von den neun Felsen hat noch eine andere, eine echt historische Bedeutung. Es wurde von einem Manne geschrieben, der inmitten des Verfalles aller Stände und Körperschaften, der geistlichen wie weltlichen, auf den Orden des heiligen Johannes vom Spital sein Augenmerk richtete, diesen zum streitbaren Anhalt und zum sorgsamen Bewahrer der geistigen Schätze der Gottesfreunde auserkor und nicht blos auf der grünen Insel bei

Straßburg ihm ein äußeres Asyl stiftete, sondern ihm auch eine innere Zuflucht der Gedankenwelt öffnen wollte, indem er ihm das Beste, was die „Gottesfreundschaft" im Seelenschachte gefunden, zum bleibenden Vermächtniß dahingab. Das Buch von den neun Felsen ist eine Urkunde des Johanniter-Ordens.

Als die Zeiten immer stürmischer und nach der 1377 eingetretenen Kirchenspaltung (dem sogenannten „großen Schisma" der Päpste zu Rom und Avignon) immer zerrissener wurden, zog auch der Großprior der Johanniter deutscher Zunge Herr Conrad von Brunsberg in das stille Haus auf dem „grünen Wörth" sich zurück und lebte in Gemeinschaft mit den dortigen Brüdern und mit Rulman Merswin, dem Gründer und seelischen Berather, der gleich anfangs hier seine Wohnung genommen und nach Recht und Billigkeit erster Pfleger (— die beiden andern waren Heintzman Wetzel, ein Laien-Ritter, und Johann Merswin, Burggraf zu Straßburg —) am Johanniterhause war. Zwischen den Ordens-Obern der Spitalritter und den Häuptern der Gottesfreunde, zumal mit Nicolaus von Basel, den in jenem Unglücksjahre 1377 französischer Fanatismus zu Vienne in der Dauphiné als angeblichen Ketzer auf dem Scheiterhaufen enden ließ, walteten von jeher die engsten Beziehungen ob: dies beweist schon die Thatsache, daß die Correspondenz zwischen den Johannitern und den oberländischen Gottesfreunden, das geheime „Briefbuch" (das ist das briefe büchel) der Elsässer Comthurei unter den heiligen Urkunden des Straßburger Johanniterhauses Aufnahme fand. Herr Conrad von Brunsberg war selber unzweifelhaft einer der Eingeweihten des mystischen Bundes, selber ein hochgestellter Gottesfreund und ein bewußter Theilnehmer ihres Glaubenskampfes.

Am 18. Juli 1382 riß der Tod den treuen Rulman Merswin von der Seite seiner Gesinnungsgenossen. Bei Lebzeiten hatte er sein Buch von den neun Felsen vor Jedermann geheim gehalten; als er entschlafen, fiel den Johannesbrüdern in seiner Wohnung ein versiegeltes Kästchen auf; dies barg sein Vermächtniß für den Orden: eben jenes Buch von den neun Felsen, den Bericht über seine Bekehrung (das Buch von den vier Jahren seines Anfangs) sammt etlichen Tractaten und den Briefen von Nicolaus von Basel. Der Orden erkannte den Werth dieser letzten Gabe des Wohlthäters an: Meister Conrad von Brunsberg verfügte 1385, daß die Schriften Rulman's nebst denen des Nicolaus von Basel (— sein Hauptwerk ist das Buch „Von den fünf Mannen" —) als ein „ewig Memoriale" des Straßburger Johanniterhauses, unter Obhut eines besondern Custos, aufbewahrt werden sollten. Das Buch von den neun Felsen ließ er von dem Augustiner Johann von Schaftolsheim (bischöfl. Vicar zu Straßburg) ins Lateinische übersetzen, und auch sonst geschah von Seiten des Ordens Alles, was die irdische Spur der Gottesfreunde der Nachwelt zu erhalten geeignet war.

In unsern Tagen hat das Beispiel der alten Elsässer Johanniter noch ein würdiges Echo gehabt an dem Befehl des erlauchten Herrenmeisters der Balley Brandenburg, Dr. Carl Schmidt's Publication des Buches von den neun Felsen der Ordensbibliothek einzuverleiben. Aber die Stätte Jener, die mit Rulman Merswin die Tiefen des Christenthums erforschten, hat das Jahr 1633 von der Erde vertilgt, der „grüne Wörth" ist verschwunden, und heute staren düstere Gefängnißräume den Pilger an, der nach den Hallen der Pfleger einer großen Vergangenheit fragt. — E. Trauttwein von Belle.

Das Kriegslazareth des Johanniter-Ordens in Flensburg.

Flensburg, den 5. September 1864. Die Zahl unserer Verwundeten ist auf 14 herabgesunken. Seit unserem letzten Berichte verließen geheilt das Lazareth; Ranzow, Theiß; nach Kopenhagen gingen als Reconvalescenten: Höling, Schaarod. Von den Zurückbleibenden verlassen noch vor Erscheinen dieses Berichtes: Schotte, Ziegler, v. Bernuth, v. Brockhusen, Bescherer das Lazareth, so daß nur noch über 9 Patienten, die noch einige Zeit bis zur Auflösung hier bleiben, zu berichten wäre. v. Rheinbaben ist Gott sei Dank seit den letzten 14 Tagen bedeutend besser. Die beunruhigenden Erscheinungen sind nicht wiedergekehrt, die Kräfte nehmen zu, die Funktionen sind normal, die Wunde in gutem Vernarben. Hoffentlich trübt keine Verschlimmerung diese unsere besten Hoffnungen. — v. Bersen, Rothenbücher und Reiß sind aufgestanden. Die Knochenschüsse sind beinahe vollkommen geheilt, und die Uebungen auf den Krücken nehmen ihren Fortgang. Major v. Glyszczinski befindet sich jetzt viel besser, als wir im letzten Bericht schreiben konnten, ist aber immer noch nicht so weit, um geheilt abreisen zu können. Lieut. Müller und Schultze, von ihren inneren Krankheiten Reconvalescenten, erholen sich täglich mehr, um als vollkommen Genesene das Haus mit schließen zu helfen. Lieut. Schröder ist auch aufgestanden, seine Heilung wird jedoch durch eine sehr langsame Vernarbung verzögert. Bei Füsilier Heinicke zeigte sich ein kleiner Knochensplitter, der sich wohl binnen einigen Tagen losstoßen wird. — Dr. Ressel.

Für das Ordens-Kriegs-Hospital in Flensburg sind ferner eingegangen:

Vom Kammerherrn und Landrath Freiherrn von Rosenberg zu Waldenburg 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke: 20,877 Thlr. 25 Sgr.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint am jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 37. Berlin, den 14. September 1864. **Nr. 37.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Septbr. 1864 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro August 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. August 1864	43			
	Zugang pro August	11			
		54			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	41	41	1310	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. August 1864	64			
	Zugang pro August	31			
		95			
	Abgang . .	33			
	Bleibt Bestand	62	62	1934	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. August 1864	15			
	Zugang pro August	10			
		25			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	11	11	374	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. August 1864	33			
	Zugang pro August	13			
		46			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	27	27	939	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. August 1864	20			
	Zugang pro August	—			
		20			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	17	17	560	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. August 1864	19			
	Zugang pro August	12			
		31			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	22	22	661	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. August 1864	22			
	Zugang pro August	11			
		33			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	15	15	540	35
	zu übertragen		195	6318	256
	Uebertrag		195	6318	256
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. August 1864	21			
	Zugang pro August	7			
		28			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	14	14	524	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. August 1864	41			
	Zugang pro August	12			
		53			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	37	37	1162	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. August 1864	20			
	Zugang pro August	10			
		30			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	12	12	417	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. August 1864	7			
	Zugang pro August	12			
		19			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	7	7	250	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. August 1864	6			
	Zugang pro August	2			
		8			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	7	7	191	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. August 1864	1			
	Zugang pro August	3			
		4			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	2	2	52	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. August 1864	2			
	Zugang pro August	3			
		5			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	4	4	104	10
	zu übertragen		278	9018	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Septbr. 1864 verbl. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro August 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		278	9018	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. August 1864	—			
	Zugang pro August	—			
		—			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. August 1864	4			
	Zugang pro August	7			
		11			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	5	5	73	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. August 1864	17			
	Zugang pro August	1			
		18			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	17	17	472	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. August 1864	13			
	Zugang pro August	12			
		25			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	9	9	377	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. August 1864	1			
	Zugang pro August	1			
		2			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	1	1	30	14
	Zusammen		310	9970	535

Der gesammte Abgang an Kranken pro August 1864 beträgt 197, davon sind:

a) gestorben . . . 18
b) geheilt entlassen . 162
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 17

wie vor 197.

Außer den vorgenannten 19 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Juli 1864 . . . . 26 Kranke.
Zugang pro Juli . . . . 30 „

56 Kranke.

Davon sind: gestorben . . . . . . —
geheilt 17
gebessert 15
fortgegangen 4

36 — 36 „

Bleibt Bestand am 1. August 1864: 20 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 2 Muhamedaner, 3 Drusen und 22 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage betrug pro Juli 821.

Poliklinisch wurden behandelt 100 Personen.

Otto Ludwig Christoph von Dewitz, Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzscher Staatsminister a. D. Ehrenritter seit 1812. † zu Neustrelitz 5. September 1864.

Am 23. September Nachmittags 4 Uhr gedenken wir, so der Herr will, unser Jahresfest zu feiern, und erlauben uns zu demselben die recht zahlreiche Gegenwart der Herren Ordensritter zu erbitten.

Johanniter-Krankenhaus Bethanien zu Reichenbach i. Schl., 5. September 1864.

Der Vorstand,

Olearius, geschäftsführender Vorsitzender. Freiherr **v. Zeilitzsch**. F. Prinz **Schönaich-Carolath**. **v. Prittwitz-Gaffron**, gen. **v. Kreckwitz**. Graf **v. Rödern**. **v. Seydlitz**. Graf **v. Scherr-Thoß**. **Weiß**, Schatzmeister.

Die Lehninsche Weissagung.

(Vaticinium Lehninense.)

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, während der Regierungsjahre Friedrich Wilhelms I. erschienen, an verschiednen Druckorten, theils selbstständig, theils umfangreicheren Arbeiten einverleibt, 100 gereimte lateinische Hexameter (sogenannte Leoninische Verse) die in dunklem Prophetenton über die Schicksale der Mark und ihrer Fürsten sprachen und die Ueberschrift führten: Weissagung des seligen Bruders Herrmann, weiland Lehniner Mönches, der ums Jahr 1300 lebte und blühte. Diese Verse, die sich gleich selbst, in ihrer ersten Zeile, als eine Weissagung ankündigen („Jetzt weissage ich Dir, Lehnin, Dein künftiges Schicksal") machten großes Aufsehn, da in denselben mit bemerkenswerthem Geschick und jedenfalls mit ungewöhnlicher poetischer Begabung das Aussterben der Hohenzollern in der elften Generation nach Joachim II. und die gleichzeitige Rückkehr der Mark in den Schooß der katholischen Kirche prophezeiht wurde. Eine solche Prophezeihung war durchaus dazu angethan, Aufsehn zu erregen, da es auch damals (1721) in Deutschland nicht an Parteien fehlte, die freudig aufhorchten, wenn der Untergang der Hohenzollern in nähere oder fernere Aussicht gestellt wurde. In Berlin selbst, wie sich annehmen läßt, war das Interesse nicht geringer, und man begann nachzuforschen, nach welchem Manuskript die Veröffentlichung dieser Weissagung erfolgt sein könne. Diese Nachforschungen führten zuletzt auf eine mehr oder weniger alte Handschrift, die etwa um 1693 in der nachgelassenen Bibliothek des in dem genannten Jahre verstorbenen Kammergerichtsrath Seidel aufgefunden worden war.

Diese älteste Handschrift, die übrigens nie die Prätension erhob, das eigentliche Original aus dem Jahre 1300 sein zu wollen, existirte bis 1796 im Staats-Archiv. In eben diesem Jahre wurde es durch Friedrich Wilhelm II. nach Charlottenburg gefordert und von dort nicht wieder remittirt. Man muß annehmen, daß es verloren gegangen ist. Die vier ältesten Abschriften, die jetzt noch in der Königlichen Bibliothek vorhanden sind, gehören, ihrer Schrift nach, dem Anfang des vorigen

Jahrhunderts an. Jedenfalls also fehlt nicht nur das wirkliche Original, sondern auch alles, was sich als Original ausgeben könnte! Hiermit fällt die Möglichkeit fort, aus allerlei äußerlichen Anzeichen, wie Handschrift, Initialen, Pergament &c. irgend etwas für die Aechtheit oder Unächtheit beweisen zu wollen, und wir haben die Beweise für die Aechtheit oder Unächtheit wo anders zu suchen. Solche Untersuchungen sind denn nun auch, gleich vom ersten Erscheinen der „Weissagung" an, vielfach angestellt worden, und haben im Lauf von anderthalb hundert Jahren zu einer ganzen Literatur geführt. Katholischer- und seit 1840 auch demokratischerseits hat man eben so beharrlich die Aechtheit der Weissagung, wie protestantisch-preußischerseits die Unächtheit zu beweisen getrachtet. Nur wenige Ausnahmen von dieser Regel kommen vor. Die demokratischen Paraphrasen und Deutungen, die an die Weissagung anknüpfen, sind sämmtlich tendenziöser Natur, bloße Pamphlete und haben keinen Anspruch, hier ernstlicher in Erwägung gezogen zu werden; sie rühren alle aus den Jahren 1848 und 1849 her und sind eigentlich nichts andres als (damals gern geglaubte) Versicherungen, der Stern der Hohenzollern sei im Erlöschen. Was die katholischen Arbeiten angeht, die alle für die Aechtheit eintreten, so sind sicherlich viele derselben bona fide geschrieben, dennoch haben sie sammt und sonders wenig Werth für die Entscheidung der Frage, da sie, ohne der Grundempfindung, aus der sie hervorgingen, zu nahe treten zu wollen, doch schließlich aller eigentlichen Kritik entbehren.

Unter den protestantischen Gelehrten begegnen wir sehr bewährten, zum Theil sogar hervorragenden Namen. Oberbibliothekar Wilckens, Dr. C. L. Gieseler, Professor Giesebrecht, Schulrath Otto Schulz, vor allem Professor Guhrauer in Breslau, meist Historiker, die mit einem großen Aufwand von Studium, Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Unächtheit darzuthun getrachtet haben; sie haben indessen, meinem Ermessen nach, den Fehler gemacht, daß sie zu viel und manches an der unrechten Stelle haben beweisen wollen. Anstatt einen entscheidenden Schlag zu thun, haben sie viele Schläge gethan, und wie es immer in solchen Fällen geht, sind die Schläge nicht nur vielfach nebenbei, sondern gelegentlich auch zurück gefallen. Man schadet einem einzigen, aber ganzen Beweis jedesmal dadurch, daß man zur Anfügung vieler Halbbeweise schreitet, namentlich dann aber, wenn man bei der Anwendung unkünstlerisch verfährt und statt aus dem Halben zum Ganzen fortzuschreiten, aus dem Ganzen zum Halben hin die Dinge zurück entwickelt.

Ich sagte schon, die Angreifer hätten vielfach an unrechter Stelle angegriffen; ich muß hinzusetzen, nicht bloß an unrechter Stelle, sondern gelegentlich just an dem allerstärksten Punkt der feindlichen Position; dieser stärkste Punkt der Lehniner Weissagung aber ist meinem Dafürhalten nach ihr Inhalt, ihr Geist, ihr Ton.

Sehen wir jetzt, in welcher Weise die Angreifer sich gegen diesen Inhalt gewandt haben. Sie haben zunächst als Verdacht erweckende Punkte hervorgehoben, erstens, daß der Prophet, wenn er denn nun mal durchaus ein solcher sein solle, vielfach falsch prophezeiht, zweitens aber, daß er in Vor-Hohenzollernscher Zeit bereits Anti-Hohenzollersch gesprochen habe. Dies deute auf spätere Zeit, wo es bereits Sympathien und Antipathien in Betreff der Hohenzollern gegeben habe. Auf beide Einwände ist die Antwort leicht.

Was die Irrthümer des Propheten Herrmann angeht, so hat es sich ja niemals darum gehandelt, endgültig festzustellen, ob Mönch Herrmann richtig prophezeiht habe oder falsch, es hat sich bei dieser Controverse immer nur darum gehandelt, ob er überhaupt geweissagt habe. Wenn nun aber einerseits die Prophetie keine Garantie übernimmt, daß alles Prophezeihte zutreffen muß, so übernimmt sie noch viel weniger — und hiermit fassen wir den zweiten Punkt in's Auge — die Verpflichtung, kommenden Herrscher-Geschlechtern gleichsam in anticipirter Loyalität angenehme Dinge zu sagen. Der Prophet sagt die Dinge so, wie er sie sieht, und kümmert sich nicht darum, wie kommende Zeiten sich zu den Menschen und Thaten stellen werden, die er, lediglich kraft seiner Kraft, vorweg hat in die Erscheinung treten sehn. Nehmen wir einen Augenblick an, die Prophezeihung sei ächt, so liegt doch für einen gläubigen Cisterzienser Mönch, der plötzlich, inmitten seiner Visionen, die Gestalt Joachims II. vor sich hintreten sieht, nicht der geringste Grund vor, warum er nicht gegen den Schädiger seiner Kirche und seines Klosters vorweg die heftigsten Invectiven schleudern sollte. Er weiß nicht, daß er Joachim heißen, er weiß auch nicht, daß er einem bestimmten Geschlecht, das den Namen der Hohenzollern führt, zugehören wird, er sieht ihn nur, ihn und die That, die er vor hat — das genügt, ihn zu verwerfen. Dies sagen wir nicht, wie schon angedeutet, zur Rechtfertigung dieser speciellen Prophezeihung oder als Beweis für ihre Aechtheit, sondern nur zur Charakterisirung aller Prophetie überhaupt.

Wenn nun weder die Irrthümer, die mit drunter laufen, noch der antihohenzollernsche Geist, der aus dieser sogenannten Weissagung spricht, etwas irgendwie Erhebliches gegen die Aechtheit derselben beibringen können, so ist doch ein dritter Punkt allerdings ernster in Erwägung zu ziehn. Alle protestantischen Angreifer der Weissagung (mit Ausnahme W. Meinholds) sind dahin übereingekommen, daß die sogenannte Lehnin'sche Weissagung in ersichtlich 2 Theile zerfalle, in eine größere Hälfte, in der es der, nach Annahme der Gegner, um 1690 lebende Verfasser leicht gehabt habe, über die rückliegenden Ereignisse von 1290 bis 1690 zutreffend zu prophezeihen, und in eine kleinere Hälfte von 1690 an, in der denn auch den vorgeblichen Mönch Herrmann seine Prophetengabe durchaus im Stich gelassen habe. Hätten die Angreifer hierin unbedingt Recht, so wäre der Streit dadurch gewissermaßen entschieden. Indessen existirt meiner Meinung nach eine solche Scheidelinie nicht. Es zieht sich vielmehr umgekehrt ein vieldeutig-orakelhafter Ton durch das Ganze hindurch, eine Sprache, die überall der mannigfachsten Auslegungen fähig ist und in der zweiten Hälfte, in räthselvoll anklingenden Worten, ebenso das Richtige trifft wie in der ersten Hälfte. Es ist kein essentieller Unterschied zwischen Anfang und Ende: beide Theile treffen's, und beide Theile treffen es nicht; beide Theile ergehen sich in Irrthümern und Dunkelheiten, und beide Theile blenden durch Lichtblitze, die, hier wie dort, gelegentlich einen völlig visionären Charakter haben.

Beschäftigen wir uns, unter Heranziehung einiger Beispiele, zuerst mit der ersten Hälfte. Wir bemerken hier, wie in der ganzen Dichtung von Anfang bis Ende, eine Verquickung jener drei Elemente, die sich durch das Ganze ziehn: Falsches, Dunkles, Zutreffendes. Frappant zutreffend vom katholischen Standpunkt aus sind die 8 Zeilen in der Mitte des Gedichts, die sich auf Joachim I. und II. beziehen. Sie lauten:

Seine (Johann Cicera's) Söhne werden beglückt durch gleichmäßiges Loos;
Allein dann wird ein Weib dem Vaterlande trauriges Verderben bringen,
Ein Weib, angesteckt vom Gift einer neuen Schlange,
Dieses Gift wird auch währen bis in's eilfte Glied.
Und dann
Und nun kommt der, welcher Dich, Lehnin, nur allzu sehr haßt,
Wie ein Messer Dich zertheilt, ein Gottesleugner, ein Ehebrecher,
Er macht wüste die Kirche, verschleudert die Kirchengüter.
Geh, mein Volk: Du hast keinen Beschützer mehr,
Bis die Stunde kommen wird, wo die Wiederherstellung (restitutio) kommt.

Die Vorgänge in der Mark in der Mitte des 16. Jahrhunderts, der Uebertritt Elisabeths zur neuen Lehre und die Aufhebung der Klöster durch Joachim II., der die Axt an den Stamm legte, konnte, wir wiederholen von katholischem Standpunkt aus, nicht zutreffender und zugleich nicht in besserem Prophetenton geschildert werden. Aber zugegeben nun, daß — wie die Angreifer erwidern — der Verfasser im Jahre 1690 gut prophezeihen hatte in Betreff von Vorgängen, die 150 Jahre zurücklagen, warum, so fragen wir weiter, prophezeihte er theils falsch, theils dunkel in Betreff so vieler anderen Vorgänge, die, wenn 1690 die Scheidelinie ziehen soll, ebenfalls der Vergangenheit angehörten. Nehmen wir ein Beispiel statt vieler, — die Verse, die sich auf George Wilhelm, also auf die Epoche während des 30jährigen Krieges beziehn. Es sind die folgenden:

Nach dem Vater ist der Sohn Herr des Markgrafenthums.
Er läßt nicht viele leben nach ihrem Sinne, ohne sie zu strafen.
Indem er zu stark vertrauet, frißt der Wolf das arme Vieh,
Und es folgt in Kurzem der Diener dem Herrn im Tode.

Die vierte Zeile ist auf den Tod Adam Schwarzenbergs gedeutet worden, wogegen sich nichts sagen läßt. Der Inhalt dieser Zeile träfe also zu. Aber die zweite und dritte Zeile geben, wenn man das auch hier vorhandene Dunkel durchdringt, eine Charakteristik der Zeit sowohl wie des Mannes, wie sie nicht leicht falscher gedacht werden kann. Wenn es umgekehrt hieße: „Er ließ alle leben nach ihrem Sinne ohne sie zu strafen," und „er vertraute (da er bekanntlich immer schwankte) nicht stark genug" — so würden diese in ihr ursprüngliches Gegentheil verkehrten Sätze um vieles richtiger sein als das was jetzt dasteht. Wo ist da also das bequeme Prophezeien nach rückwärts? *)

Vergleichen wir nun damit die Prophezeihungen der zweiten Hälfte, der Epoche nach 1690, wo also der Dichter, selbst wenn er um 1690 schrieb, jedenfalls gezwungen war, in die Zukunft zu blicken.

Ueber Friedrich den Großen*) heißt es (wie nicht geleugnet werden soll mehr dunkel und anklingend als scharf zutreffend:)

In Kurzem toset ein Jüngling daher, während die große Gebärerin seufzt;
Aber wer wird vermögen, den zerrütteten Staat wieder herzustellen?
Er wird das Banner erfassen, allein grausame Geschicke zu beklagen haben,
Er will beim Wehen der Südwinde sein Leben den Festungen vertraun.

oder (nach anderer Uebersetzung):

Weht es im Süden hinauf, will Leben er borgen den Klöstern.

Dann (Friedrich Wilhelm II.):

Welcher ihm folgt, ahmt nach die bösen Sitten der Väter,
Hat nicht Kraft im Gemüth, noch eine Gottheit im Volke.
Wessen Hülf er begehet, der wird entgegen ihm stehen,
Und er im Wasser sterben, das Oberste kehrend zu unterst.

Dann (Friedrich Wilhelm III.):

Der Sohn wird blühen; was er nicht gehofft, wird er besitzen.
Allein das Volk wird in diesen Zeiten traurig weinen;
Denn es scheinen Geschicke zu kommen sonderbarer Art,
Und der Fürst ahnet nicht, daß eine neue Macht im Wachsen ist.

Niemand, der vorurtheilslos an diese Dinge herantritt, wird in Abrede stellen können, daß ganz speciell in

---

*) Aus der Epoche von vor 1690 sind auch (aus einem andern Grunde noch, als aus dem eben bei George Wilhelm angeführten) die vier Zeilen merkwürdig, die sich auf Kurfürst Friedrich I., den ersten Hohenzollern, beziehn. Sie lauten:

Wahrheit sprech ich: Dein Stamm, der zu langem Alter bestimmt ist,
Wird einst mit schwacher Gewalt die heimischen Gauen beherrschen,
Bis zu Baden gestreckt, die einst in Ehre gewandelt,
Städte verwüstet und frech beschränkt die Herrschaft der Fürsten.

In diesen vier Zeiten, wenn wir eine post fact Prophezeihung annehmen wollen (was wir, schon hier sei es gesagt, wirklich thun,) erschwert sich der Dichter seine Aufgabe freiwillig, und anstatt im Prophetenton Dinge über die Regierungszeit Friedrichs I. zu sagen, die er 1690 allerdings wissen konnte ohne ein Prophet zu sein, verschmäht er diese bequeme Aushülfe völlig und knüpft vielmehr Betrachtungen an die Erscheinung des ersten Hohenzollern, die, selbst von 1690 ab gerechnet, noch in der Zukunft lagen. Er machte sichs also nicht leicht, hatte vielmehr immer das Ganze im Auge und prophezeihte auch da noch wirklich und aus eigenstem Antrieb, (man könnte sagen: „seine Mittel erlaubten es ihm"), wo das Prophezeihen post fact einem Stümper in der Prophetie das bequemere und sichere Auskunftsmittel gewesen sein würde.

*) Die Prophezeihung geht von König Friedrich I. gleich auf Friedrich II. über und überspringt also Friedrich Wilhelm I. Man hat daraus einen Beweis für die Unächtheit herleiten wollen, aber ganz mit Unrecht. Der Prophet (so nehmen wir zunächst an) blickte in die Zukunft, er sah wechselnde Gestalten, und den Soldatenkönig sah er nicht. Das geistige Auge, — dies müssen wir festhalten, — kann Gegenstände eben so gut übersehen wie das leibliche. Ja, es läßt sich aus dem Fehlen Königs Friedrich Wilhelm I. viel eher, wenigstens mittelbar, ein Beweis für den wirklich prophetischen Gehalt der Weissagung herleiten. Versucht man nämlich (wie einige gethan haben) das, was sich auf Friedrich den Großen bezieht, auf Friedrich Wilhelm I. zu deuten, so entsteht ein völliger Nonsens, and werden dadurch alle diejenigen schlagend widerlegt, die beweisen möchten, daß diese Sätze überhaupt dunkle Allgemeinheiten seien, die schließlich, bei einiger Interpretationskunst, auf jeden paßten. Man kann aber leicht die Probe machen, daß dies durchaus nicht zutrifft, und daß bestimmte Verse auch nur auf bestimmte Personen passen.

den letzten 8 Zeilen Wendungen anzutreffen sind, die von einer frappirenden Zutreffendheit sind, so zutreffend, daß in der ganzen Weissagung nur eine einzige Stelle ist, (jene 8 Zeilen, die sich auf Joachim I. und II. beziehen), die an Charakterisirung von Zeit und Personen damit verglichen werden können. Wenn ausweichend geantwortet ist, es handle sich in allen dreien um bloße Allgemeinheiten, so ist das theilweis nicht richtig, theilweis bezeichnet es den Charakter der ganzen Dichtung überhaupt, gleichviel ob dieselbe Nahes oder Zurückliegendes in Worte faßt.

Es ist noch dem allen nicht zu verwundern, daß der Streit über die Aechtheit noch wie vor schwebt, und daß die Weissagung, **selbst unter den Protestanten** (die im Allgemeinen in Verwerfung derselben einig sind), die verschiedensten Urtheile erfahren hat. **Küster** nennt das Vaticinium einfach ein „Spiel des Witzes" (lusus ingenii); **Guhrauer** bezeichnet es als eine lakonisch-orakelmäßige Darstellung, die, mit **Rücksicht auf die einmal befolgte Tendenz**, nicht ohne Geschick angelegt und durchgeführt worden sei. Schulrath **Otto Schulz** geht in seinem Unmuth schon weiter und ist der festen Ueberzeugung, „daß der gesunde Sinn des preußischen Volkes diese Weissagung als die Ausgeburt eines hämischen Fanatikers zu würdigen wissen werde." Professor **Trahndorff** denkt noch schlimmer darüber, indem er sie geradezu für **Teufelswerk** ausgiebt; hält sie aber andererseits für eine wirkliche, wenn auch diabolische Prophezeihung. „Diese 100 Verse," so sagt er, „sind als eine **ächte Prophezeihung** anzusehn, aber zugleich wegen des darin waltenden **unevangelischen Geistes** als das Wort des Lügengeistes zu verwerfen." Von **Trahndorff** zu **Meinhold**, dem Verfasser der Bernsteinhexe, ist nur noch ein Schritt. Wenn jener die wirkliche Prophezeihung zugegeben hat, so fragt es sich nur noch, ob nicht der **Lügengeist**, den er darin findet, durch den andern ohne viel Mühe in einen **Geist der Wahrheit** verkehrt werden kann. **Meinhold** vollzieht denn auch, wenigstens für seine eigene Person, diese Umwandlung und versichert, „daß er beim Lesen dieser Lehninschen Weissagung die Schauer der Ewigkeit gefühlt habe."

So weichen selbst **protestantische** Beurtheiler unter einander ab.

Es wird also schwerlich jemals glücken, aus dem **Geist und Inhalt** der Prophezeihung, wie so vielfach versucht worden ist, ihre Unächtheit zu beweisen. Diese Dinge appelliren an das Gefühl, und bei dem poetischen Geschick, das aus dem Vaticinium unverkennbar spricht, giebt das Gefühl keine ungünstige Antwort. Es ist nicht zu leugnen, daß, wenn man Geist und Ton der Dichtung durchaus betonen **will**, beide mehr **für** die Aechtheit als gegen dieselbe sprechen. So lauten beispielsweise die Schlußzeilen:

Endlich führet das Scepter, der der Letzte seines Stammes sein wird,
Israel wagt eine unnennbare, nur durch den Tod zu fühnende That,
Und der Hirt empfängt die Heerde, Deutschland einen König wieder.
Die Mark vergißt gänzlich aller ihrer Leiden
Und wagt die Ihrigen allein zu hegen, und kein Fremdling darf mehr frohlocken,
Und die alten Mauern von Lehnin und Chorin werden wieder erstehen,
Und die Geistlichkeit steht wieder da nach alter Weise in Ehren,
Und kein Wolf stellt mehr dem edlen Schafstalle nach.

Selbst diese matte Uebersetzung der volltönenden Verse des Originals hat noch etwas von prophetischem Klang.

Die Frage wird nicht aus dem Inhalt heraus, sondern umgekehrt einzig und allein aus der **Form** und aus äußerlich Einzelnem heraus entschieden werden.

Guhrauer hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß sich in der Weissagung (Zeile 63) das Wort „Jehovah" vorfinde, und hat daran die Bemerkung geknüpft, daß dieser Ausdruck („Jehovah") an Stelle des bis dahin üblichen „Adonai" erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts gebräuchlich geworden sei; — bis dahin habe man den Ausdruck oder die Lesart „Jehovah" gar nicht gekannt. Ist diese Bemerkung richtig, so ist sie mehr werth als alle andern Halb-Beweise zusammengenommen. Gleichviel indeß, ob richtig oder nicht, der **Weg**, der in dieser **Guhrauer**'schen Bemerkung vorgezeichnet liegt, ist der einzige, der zum Ziele führen kann. Nur Sprachforscher, Philologen, die, ausgerüstet mit einer gründlichen Kenntniß aller Nüancen mittelalterlichen Lateins, nachzuweisen im Stande sein werden: „dies Wort, diese Wendung waren im 13. Jahrhundert unmöglich," nur **sie** allein werden den Streit endgültig entscheiden.

Das Resultat einer solchen Untersuchung, wenn sie stattfände (darüber unterhalte ich keinen Zweifel), würde lauten: „unächt." Aber auch der Beweis vom Gegentheile würde das alte Interesse an dieser Streitfrage nicht wiederbeleben können. Die Ereignisse nämlich haben die Prophezeihung überholt; seit der Thronbesteigung **Friedrich Wilhelms IV.** ist die Prophezeihung einfach **falsch** geworden, gleichviel ob sie ächt ist oder nicht. Diesen Unterschied zwischen „ächt" und „falsch" ziemt es sich durchaus zu betonen. Schon **Guhrauer** hat sehr richtig darauf aufmerksam gemacht, daß der **Text** der Prophezeihung ächt und die Prophezeihung selber doch eine **falsche**, d. h. eine unerfüllt gebliebene sein könne, „eine unerfüllt gebliebene — so fügt er hinzu — gleich so vielen anderen falschen Prophezeihungen, deren **Authenticität** von niemand bezweifelt worden ist." **Friedrich Wilhelm III.** war bereits der elfte Hohenzoller nach **Joachim II.**; der Zeiger an der Todtenuhr ist über die verhängnißvolle Stunde ruhig hinweggegangen, die Hohenzollern leben, und nur die Weissagung (ächt oder nicht) ist todt.

Th. Fontane.

Das Magdalenenstift in Berlin.

Aus dem letzten Berichte über das Magdalenen-Stift in Berlin, die Zeit vom 1. April 1863 bis dahin 1864 umfassend, entnehmen wir das Nachstehende:

„Durch die Einrichtung von sechs neuen Plätzen, die im Sommer 1862 unternommen wurde, ist es uns möglich geworden bis zu 45 Zöglinge zugleich zu beherbergen. Wir haben durchschnittlich gegen 40 Zöglinge zu gleicher Zeit gehabt.

39 befanden sich am 1. April 1862 in der Anstalt; bis zum 1. April d. J. wurden 113 neu aufgenommen; wir haben also in diesen Jahren im Ganzen an 149 Personen gearbeitet. 110 sind während dieser Zeit abgegangen, so daß die Zahl der Pfleglinge zu Anfang April d. J. 39 betrug. Von den 113 Aufgenommenen waren der

Heimath nach aus Berlin 53, aus der Provinz Brandenburg 25, aus der Provinz Sachsen 15, aus Schlesien 4, aus Pommern 5, aus Westphalen 2, aus Posen 1, aus Rudolstadt, dem Königreich Sachsen und Anhalt je 1. Aus der Charité kamen 42, aus Gefängnissen und Arbeitshäusern 8, die Uebrigen wurden durch Angehörige, Vormünder, Parochialvereine oder durch Fürsorge Anderer in die Anstalt gebracht. Die Erstern haben uns am meisten Noth gemacht und an ihnen haben wir den wenigsten Erfolg gehabt; die äußere Noth führte sie in das Stift, Trägheit und böse Lust ließ sie oft nur kurze Zeit aushalten, und die Sünde war bei Manchem durch Erziehung und Gewohnheit zur andern Natur geworden.

Von den Abgegangenen sind 39 in Dienstverhältnisse getreten; die meisten von ihnen sind durch die Anstalt untergebracht und ausgerüstet, 29 sind zu den Ihrigen zurückgekehrt, 9 wieder in die Charité gekommen, 26 auf Verlangen entlassen oder fortgeschickt, 7 haben sich eigenwillig entfernt. Von den letztern Klassen, von denen 10 nur ganz kurze Zeit anwesend waren, befindet sich der größte Theil wieder auf Sündenwegen, von den beiden ersten Klassen halten sich die Meisten wenigstens äußerlich ordentlich. Im Ganzen hat doch wieder mindestens die Hälfte einen dauernden Gewinn von dem Aufenthalt in der Anstalt gehabt. Von der Gesammtzahl von 139 Pfleglingen sind 97 ganz unentgeltlich in der Anstalt gewesen, nur für 42 ist ein Kostgeld gezahlt.

Mit besonderer Freude können wir, wie schon früher einmal, bezeugen, daß die Einwirkung des Geistes, der in der Anstalt herrschte, der Einfluß des göttlichen Wortes, verbunden mit ernster Zucht und tüchtiger Arbeit, sich fortwährend als sehr wirksam an den Pfleglingen beweist. Nur sehr selten bleibt eine derselben ganz unberührt davon, meistens zeigen sich auch bald bei den Trägsten und Leichtsinnigsten vortheilhafte Veränderungen, die, wenn man die früheren Zustände bedenkt, bedeutend sind; ein großer Theil wird aber innerlich ernst angefaßt. So waren die 4 Mädchen, die in diesen beiden Jahren im Stifte eingesegnet wurden, bei ihrer Confirmation an christlicher Erkenntniß und innerem Leben weiter gefördert, als Manche, die in guten Verhältnissen aufgewachsen sind. Freilich haben wir es auch erleben müssen, daß mehrere der geistlich angeregten, innerlich und äußerlich wieder zurückgingen und durch die tief gewurzelte Unlauterkeit die Wahrheit aufhielten und erstickten; aber wir können doch die gute Zuversicht haben, daß von den Regungen des Geistes in der Anstalt manche gute Frucht zum ewigen Leben hervorgehen werde. Auf dieser armen Erde fällt ja überhaupt manche Blüthe ab, ohne Frucht anzusetzen und in manche Frucht kommt noch ein Wurm. Wir halten es aber auch schon für einen bedeutenden Gewinn, daß fast Alle, die längere Zeit in der Anstalt sich aufhalten, im Arbeiten tüchtiger und dadurch in den Stand gesetzt werden, sich vor sittlichem Verderben zu bewahren, aber aus demselben noch ein Mal herauskommen, selbst wenn sie eine Zeit lang wieder darin verstrickt waren. Zum Beweise, daß die Arbeitskräfte gesteigert sind, kann der Ertrag der Arbeit dienen; dieser ist auf circa 875 Thlr. gestiegen, also um beinahe 300 Thlr. höher als in den früheren Jahren.

Mit den aus der Anstalt Entlassenen ist wie bisher die Verbindung mit derselben soviel als möglich erhalten. Auch dabei werden, wie begreiflich, manche traurige Erfahrungen gemacht. Manche beweisen sich noch immer schwach, Einzelne zeigen den größten Undank und entziehen sich unserer Aufsicht und Behütung. Andere betreten, nachdem sie sich eine Zeit lang gut gehalten, wieder die alten Wege. Im Ganzen beweist sich aber die Behütung der Abgegangenen und die fortwährende Verbindung derselben mit der Anstalt besonders gesegnet und erfolgreich. Wir können manche Personen nachweisen, die in ihrem jetzigen Verhältniß sehr tüchtig sind und zur Freude ihrer Familie gereichen, denen sie früher Herzleid und Schande bereiteten. Auch in diesen Jahren sind mehrere von ihnen an rechtschaffene Männer verheirathet. Unter diesen waren 2, die schon vor 7 Jahren aus der Anstalt abgingen und mit derselben fortwährend in Verbindung blieben. Die Eine hatte während dieser ganzen Zeit **einer** Herrschaft mit großem Geschick und vieler Treue gedient. Wir stehen gegenwärtig noch mit etwa 50 in Beziehung, die durch die Anstalt ordentliche Personen geworden sind. Angesichts des großen Elendes und Verderbens, welches durch die, besonders in Berlin, weit verbreitete Unsittlichkeit entsteht, ist die Zahl der durch das Magdalenen-Stift Geretteten freilich nur eine sehr geringe. An und für sich betrachtet sind aber die Erfolge desselben gar nicht für so gering anzuschlagen. Man könnte desto größere Förderung und Unterstützung für diese schwierige Arbeit nicht nur von allen ernst gesinnten Christen erwarten, sondern auch von allen denen, die die Wohlfahrt des Volkes erstreben.

Der lebhaften Theilnahme, welcher das Stift sich von Seiten des Herrn Finanz-Ministers **von Bodelschwingh** zu erfreuen hat, verdanken wir es, daß wir eine am Schifffahrts-Kanal belegene, unmittelbar an das Grundstück des evangelischen Johannesstifts stoßende Parcelle des Tegeler Forstreviers von circa 10 Morgen vom Königlichen Fiskus käuflich erwerben konnten. Wir hegten die Hoffnung, auf dem von uns erworbenen Grundstücke mit dem Bau der für das Stift erforderlichen Gebäude, da wir die Mittel zu solchem Bau durch die Gnade des hochseligen Königs Majestät besitzen, baldigst vorschreiten zu können und somit das Bestehen des Stifts sicher zu begründen. Unsre Hoffnung soll sich leider in nächster Zeit nicht verwirklichen.

Seine Majestät König **Friedrich Wilhelm IV.** hat durch die Allerhöchsten Ordres vom 22. November 1843 und 13. December 1844 dem Magdalenen-Stift einen jährlichen Staats-Zuschuß von 2,200 Thaler bewilligt, und um die Angelegenheit dauernd zu regeln, befohlen, diese Summe auf den Etat des Ministers des Innern zu bringen.

Es ist demgemäß verfahren und die Zahlung bis zu Anfang d. J. geleistet worden. Das Haus der Abgeordneten hat jedoch in seiner Sitzung vom 4. Januar d. J. die Streichung des Staats-Zuschusses beschlossen, und ist in Folge dessen die fernere Zahlung desselben eingestellt worden. Das Stift vermag ohne eine solche Unterstützung in der bisherigen Weise nicht zu bestehen, es glaubt aber auch ein Recht auf die Fortzahlung derselben zu besitzen. Die Allerhöchste Bewilligung ist zu einer Zeit erfolgt, als des Königs Majestät die unbeschränkte Macht besoß, solche zu gewähren, unserer Ansicht nach also unantastbar. Wir werden daher, da wir unsre Verpflichtungen treu erfüllt haben, alle Mittel ergreifen, um den, wie wir glauben, durchaus ungerechtfertigten Beschluß der Abgeordneten unwirksam zu machen. Um unser Recht zur Geltung zu bringen, **werden wir gegen den Fiskus auf Fortbezahlung des Staatszuschusses klagbar werden.**

Indem wir Allen, die unsere Anstalt durch ihre Gaben und ihre Theilnahme gefördert haben, unter Anwünschung des göttlichen Segens den herzlichsten Dank aussprechen, bitten wir alle Freunde christlicher Liebeswerke dringend, uns besonders in dieser kritischen Periode kräftig beizustehen, und befehlen unsre Arbeit der allmächtigen Gnade unsres Gottes." —

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der **Behr**'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator **Herrlich**, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 38. Berlin, den 21. September 1864. **Nr. 38.**

Nachdem am gestrigen Tage das letzte der Kriegs-Hospitäler des Johanniter-Ordens in Flensburg aufgelöst worden ist, sage Ich allen Denen Meinen herzlichen Dank, welche den Orden bei seiner Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze sowohl durch persönliche Dienstleistungen, wie durch Gaben an Geld und Materialien aller Art in so reichem und umfassendem Maße unterstützt und dadurch wesentlich zu den erzielten, sehr erfreulichen Resultaten mit beigetragen haben.

Berlin, den 21. September 1864.

Der Herrenmeister des Johanniter-Ordens.
Carl Prinz von Preußen.

Zur Sonntagsheiligung.

Wie aus dem in Nr. 9 dieses Blattes vom 2. März c. mitgetheilten Auszuge aus dem Protokolle über das am 20. Januar d. J. stattgehabte Kapitel des Johanniter-Ordens ersichtlich ist, hat das Kapitel dem Rechtsritter Landrath a. D. von Kröcher auf sein desfallsiges Gesuch gern gestattet, eine Ansprache an die Mitglieder des Johanniter-Ordens in Sachen der Sonntagsheiligung zu richten, und zugleich beschlossen, solche seiner Zeit in diesem Blatte zu veröffentlichen.

Nachdem die Versendung dieser Ansprache durch Herrn von Kröcher an die sämmtlichen mit Grundbesitz angesessenen Johanniter-Ritter nunmehr stattgefunden hat, theilen wir dieselbe in Folge des erwähnten Kapitelbeschlusses nachstehend mit:

„Meinen hochverehrten Herren Mitbrüdern des Johanniter-Ordens wage ich eine Angelegenheit zur Beherzigung zu empfehlen, welche mich schon seit lange beschäftigt, und deren hohe Bedeutung in kirchlicher, politischer und socialer Beziehung sich mir immer mehr offenbart, nämlich die Sonntagsheiligung.

Wir tragen alle das Ordenskreuz zum Zeichen unserer Erlösung auf der Brust, und ein Theil von uns hat das Gelübde vor Gott abgelegt:

das Evangelium von Jesu Christo gegen alle Angriffe des Unglaubens muthig und ritterlich zu vertheidigen und einen diesem Bekenntniß würdigen Wandel in Gottesfurcht, Wahrheit, Gerechtigkeit, züchtiger Sitte und Treue führen zu wollen.

Ferner:

gegen die Feinde der Kirche Christi und gegen alle Verstörer göttlicher und menschlicher Ordnungen überall einen guten und ritterlichen Kampf kämpfen zu wollen.

Der Sonntag ist nun, als Theil des heiligen Gesetzes Gottes und Christi, eine der Grund-Ordnungen der Kirche, des christlichen Staats und der im christlichen Geiste sich entwickelnden menschlichen Gesellschaft. Es beruht auf der Sonntagsfeier, gleichwie auf den andern göttlichen Ordnungen, als christlicher Obrigkeit, also bei uns Königthum von Gottes Gnaden, christlicher Ehe, christlichem Eid, Sicherheit des Lebens und Eigenthums, das wunderbare Gebäude der christlichen socialen Welt-Ordnung, welches seit Kaiser Constantins Zeiten bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts immer weiter durch den heiligen Geist zur Entwickelung geführt ist, unter dessen schirmendem Dache die christlich civilisirten Völker gelebt und durch alle Stürme der sündlich bewegten Zeiten eine segensreiche geistige Entfaltung gewonnen haben.

Seitdem, Ende des vorigen Jahrhunderts, der böse antichristische Zeitgeist sich wieder erhoben hat, wie kaum je zuvor, sind alle diese göttlichen und menschlichen Ordnungen, wie bekannt, in Frage gestellt. Es ist aber kaum geglückt, eine derselben in solchem Maaße zu zerstören, als die Sonntagsfeier. In Bezug auf die letztere beweisen sich fast alle Stände, fast alle Parteien, fast alle geistigen Richtungen der Menschen als Kinder der Zeit und rauben Gott, was Gottes ist. Nur wenige Stimmen erheben sich bis jetzt, um dem immer mehr einreißenden Verderben Einhalt zu thun.

Meines Erachtens ist es eine durch den Geist, welcher in den Zwecken des Ordens zur Bethätigung kommen soll, bedingte Pflicht eines jeden wahren Johanniter-Ritters, hierin mit einzutreten. Der Sonntag ist eins der wesentlichsten Gnadenmittel, welche das Kreuz Christi der armen erlösungsbedürftigen Welt darbietet, um das heilige Erlösungswerk zur Vollendung zu bringen. Wir tragen das Kreuz zum Zeichen der Erlösung auf der Brust. Schon hieraus folgt, daß wir unter diesem Zeichen und für das Kreuz kämpfen müssen. Es ist auch augenscheinlich, daß nur der wahrhaft hingebende Kampf von Seiten aller derer, welche an dem Glauben und den Sitten der Väter festhalten, unter dem Zeichen des Kreuzes, das heißt mit

Hervorhebung und Bethätigung der göttlichen Ordnungen in Kirche, Staat und Haus, zum Siege in den jetzigen heißen politischen und geistigen Kämpfen führen kann.

Der gehorsamst Unterzeichnete erlaubt sich nun seinen hochverehrten Herren Ordens-Brüdern zwei kleine Schriften zu überreichen, worin die vorstehenden Gesichtspunkte näher beleuchtet werden, und bittet, den Kampf unter dem Panier des Kreuzes mit aufnehmen zu wollen. Wir werden unter diesem Panier siegen, da ist kein Zweifel, wie Kaiser Constantin unter demselben gesiegt hat, als ihm das heilige Kreuz inmitten der Schlacht gegen seinen antichristischen Nebenbuhler erschien. Auch an uns ergeht, wie an den Kaiser, der Zuruf: sub hoc signo vinces. Wir werden, wenn wir wie Constantin glauben lernen und uns von Neuem zu Jesu Christo bekehren und mit Ihm kämpfen, die vorhandenen Segnungen der christlichen Staats-Ordnung nicht nur bewahren, sondern in neuem Glanze wiederherstellen und vermehren.

Wir werden dagegen aber, wenn wir dies nicht thun, schmählich unterliegen, und heidnischer antichristischer Barbarismus wird statt dessen unser beklagenswerthes Theil werden.

Vinzelberg bei Lüderitz, im September 1864.

W. v. Kröcher,

Rechtsritter und Mitglied des Convents für die Mark Brandenburg."

Der Genfer Congreß.

Die im August c. zu Genf in Folge Einladung des Bundesraths der Schweiz versammelt gewesenen Bevollmächtigten verschiedener Staaten haben daselbst am 22. August einen Vertrag unterzeichnet, dessen Uebersetzung wir nachstehend mittheilen:

Vertrag

Behufs Verbesserung der Lage der verwundeten Militairs der Armeen im Felde.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Baden,
Seine Majestät der König der Belgier,
 xc. xc.

gleich beseelt von dem Wunsche, die vom Kriege unzertrennlichen Uebel so viel in ihren Kräften steht zu mildern, die unnütze Härte zu unterdrücken und das Geschick der blessirten Militairs auf den Schlachtfeldern zu verbessern, haben beschlossen, zu diesem Zwecke einen Vertrag zu vereinbaren, und haben zu ihren Bevollmächtigten ernannt:

Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Baden:
 den Herrn xc.:
Seine Majestät der König der Belgier:
 den Herrn xc.:
 xc. xc.

welche, nachdem sie ihre in guter und richtiger Form befundenen Vollmachten ausgewechselt haben, über folgende Artikel übereingekommen sind:

1. Artikel.

Die Ambulancen und Militair-Hospitäler werden als neutral anerkannt, und als solche von den Kriegführenden so lange beschützt und geachtet, als sich Kranke oder Verwundete darin befinden.

Die Neutralität hört auf, wenn diese Ambulancen oder Hospitäler durch eine militairische Macht beschützt werden.

2. Artikel.

Das Personal der Hospitäler und Ambulancen, umfassend die Verwaltungsbeamten, die Aerzte und Apotheker, die Geistlichen, die Krankenträger und Krankenwärter, genießt die Neutralität so lange, als es in Thätigkeit ist und Verwundete zu verpflegen sind.

3. Artikel.

Die in dem vorstehenden Artikel bezeichneten Personen können selbst nach der feindlichen Occupation in der Erfüllung ihrer Funktionen in dem Hospitale oder der Ambulance, wo sie bis dahin Dienste geleistet haben, fortfahren, oder sich zurückziehen, um sich dem Corps, welchem sie angehören, wieder anzuschließen.

In dem Falle, daß diese Personen ihre Functionen einstellen, werden sie den feindlichen Vorposten durch die occupirende Armee übergeben.

4. Artikel.

Das Material der Militair-Hospitäler bleibt den Kriegsgesetzen unterworfen. Die diesen Hospitälern attachirten Personen dürfen, wenn sie sich zurückziehen, nur die ihnen eigenthümlich gehörigen Gegenstände mit fortnehmen.

Die Ambulancen behalten dagegen unter allen Umständen ihr Material.

5. Artikel.

Die Einwohner des Landes, welche den Verwundeten Hülfe leisten, werden respectirt und bleiben in Freiheit.

Die Generäle der kriegführenden Mächte werden beauftragt, die Einwohner zu benachrichtigen, daß man ihre Menschenfreundlichkeit beansprucht und daß sie in Folge derselben völlig neutral sind.

Jeder in ein Haus aufgenommene und dort gepflegte Verwundete dient demselben als Schutz.

Der Einwohner, welcher Verwundete bei sich aufgenommen hat, ist von der Einquartierung der Truppen befreit, so wie ihm auch ein Theil der Kriegscontributionen, welche auferlegt werden, erlassen wird.

6. Artikel.

Alle verwundeten oder kranken Militairs werden aufgenommen und verpflegt, gleichviel welcher Nation sie auch angehören mögen.

Die Oberbefehlshaber haben, wenn beide Parteien damit einverstanden sind, die Befugniß, die während des Kampfes verwundeten feindlichen Militairs unmittelbar den feindlichen Vorposten zu übergeben, sofern die Umstände es gestatten.

Diejenigen, welche genesen, werden in ihr Vaterland zurückgeschickt, sofern sie als unfähig, ferner zu dienen, anerkannt sind.

Die andern können ebenfalls zurückgeschickt werden, jedoch nur unter der Bedingung, die Waffen während der Dauer des Krieges nicht wieder zu führen.

Die aus den Lazarethen Entlassenen sind, mit dem Personale, das sie führt, durch eine unbedingte Neutralität gedeckt.

7. Artikel.

Es wird eine unterscheidende und gleichmäßige Fahne

für die Hospitäler, Ambulancen und die aus denselben Entlassenen angenommen, die in jedem Falle von der Nationalfahne begleitet sein wird.

Ebenso wird eine Armbinde für das neutrale Personal angenommen, deren Aushändigung der Militairbehörde vorbehalten bleibt.

Die Fahne und die Armbinde haben das rothe Kreuz im weißen Felde.

8. Artikel.

Die Einzelheiten der Ausführung des vorliegenden Vertrages werden von den Oberbefehlshabern der kriegführenden Mächte nach den Instruktionen ihrer respectiven Regierungen geregelt und in Einklang mit den hier ausgesprochenen allgemeinen Grundsätzen gebracht.

9. Artikel.

Die hohen contrahirenden Mächte sind übereingekommen, gegenwärtige Convention den Regierungen mitzutheilen, welche keine Bevollmächtigten zu der internationalen Conferenz in Genf geschickt haben, und sie einzuladen, derselben beizutreten, zu welchem Zwecke das Protokoll für sie offen gelassen worden ist.

10. Artikel.

Der gegenwärtige Vertrag wird bestätigt, und sollen die Bestätigungen zu Bern spätestens innerhalb des Zeitraums von vier Monaten ausgewechselt werden.

Zur Beglaubigung dieses Vertrages haben die resp. Bevollmächtigten denselben unterzeichnet und untersiegelt.

Geschehen zu Genf, den 22. August 1864.

Dieser Vertrag ist unterzeichnet worden durch die Bevollmächtigten:
Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden,
Sr. Majestät des Königs der Belgier,
Sr. Majestät des Königs von Dänemark,
Ihrer Majestät der Königin von Spanien,
Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen,
Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Hessen und bei Rhein.
Sr. Majestät des Königs von Italien.
Sr. Majestät des Königs der Niederlande,
Sr. Majestät des Königs von Portugal,
Sr. Majestät des Königs von Preußen,
Des Schweizer Bundes,
Sr. Majestät des Königs von Württemberg.

Die heilige Paula und ihre Pilgerfahrt in Palästina.

An dem Brunnen des Erzvaters Jacob bei Sichem hat der Heiland der Welt dem samaritischen Weibe und mit ihr allen Zeiten verkündigt, was hinfort die wahre Religion sein würde: Eine Anbetung im Geiste und in der Wahrheit! Diese Religion ist unveränderlich wie der Gegenstand ihrer Verehrung; aber die Form, in welche sie sich kleidet, ist eine menschliche Zugabe und unterliegt nach Klimaten, Zeiten und Volksansichten dem Wechsel, welcher das Loos aller irdischen Dinge ist. Palästina hat seinen reichlichen Antheil an diesem Wechsel. Es hat eine Zeit gegeben, wo man in diesem Lande durch Errichtung von Kirchen und Klöstern in ein inniges Verhältniß zu Gott zu treten glaubte; zu einer andern Zeit hielten Christen wie Muhammedaner es für verdienstlich, nicht nur die andere Religion mit Feuer und Schwert zu bekämpfen, sondern sogar ihre einzelnen Anhänger meuchlerisch umzubringen. Auch die Verehrung der heiligen Stätten gehört vorzugsweise Palästina an. Gegen sie spricht Christus sich deutlich aus, wenn er sagt, daß kein Moriah und kein Garizim mehr sein soll; doch haben seine Worte den uralten Hang des Menschengeschlechts nach Götzen aus Holz und Stein nicht überwunden. An die Stelle der absoluten jüdisch-samaritanischen Heiligthümer traten mit gleichem Ansehen die durch die Lebens- und Leidensgeschichte des Heilandes verherrlichten Punkte des gelobten Landes; ihre Verehrung rief die Pilgerfahrten in's Leben, welche schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums als wirksamstes Heiligungsmittel betrachtet wurden. Vielleicht ließe sich noch mehr der Art mit besonderer Beziehung auf Palästina anführen, doch begnügen wir uns, nur an Eins zu erinnern, an die Einsiedler und das Mönchswesen, dessen ungeheure Ausdehnung in diesem Lande uns nicht nur geschichtlich durch die Schriftsteller der Epoche, sondern auch antiquarisch durch viele noch jetzt vorhandene Klosterruinen, in dem Fels ausgehauene Zellen u. A. m. bezeugt wird. Wenn hochgelehrte, im Geruch der Heiligkeit stehende Kirchenväter den Ehestand und jedes Wohlleben als Sünde betrachteten, so dürfen wir uns nicht wundern, daß in dem weniger gebildeten Laienstande die Meinung vorherrschte, die Seligkeit könne überhaupt nur durch Weltentsagung, und zwar nicht etwa die geistige, den irdischen Besitz nur gegen die ewigen Güter geringachtende, sondern die wirklich körperliche, der nackten Klosterzelle vor aller Herrlichkeit der Welt den Vorzug gebende, gewonnen werden, und daß religiös angeregte Gemüther schaarenweis den Klöstern und Einsiedeleien zuströmten.

In der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, als jener Drang in der gesammten Christenheit sich besonders stark geltend machte, lebte zu Rom eine edle Frau mit Namen Paula, deren Reisen im gelobten Lande uns hier beschäftigen sollen. Die glorreichen Namen der Glanzepoche des römischen Reichs waren damals längst verschwunden; die nivellirende Gewalt der neuen Religion hatte die schon durch den Imperialismus erschütterten Grundlagen der heidnischen Rangordnung umgestoßen; Patrizier und Plebejer, Italer und eingewanderte Ausländer waren unter dem Anhauch des Christenthums zu einer neuen Weltordnung zusammengeschmolzen. Doch hatte sich in dem Hause der Paula eine Erinnerung an vornehme Abstammung bewahrt; die edeln Geschlechter der Cornelier und der Sempronier werden — ob mit Fug, können wir nicht entscheiden — unter ihren Ahnen aufgezählt. Sie war vermählt mit einem gewissen Toxotius, dem wir noch dem barbarischen Klange seines Namens schwerlich eine altrömische Abkunft beilegen können, welcher aber in seiner Zeit ein angesehener und wohlhabender Mann gewesen zu sein scheint. Die Ehe war mit fünf Kindern gesegnet, vier Töchtern, Blasilla, Paulina, Julia, auch Eustochium geheißen, und Rufina, und einem Sohn Toxotius. Die Grabschrift der Paula erwähnt noch eines Bruders von ihr, dessen Namen wir nicht kennen.

Dies ist alles, was wir über die Familienverhältnisse der Pilgerin ihrem Biographen, dem Kirchenvater Hieronymus, entnehmen können, doch sind wir wohl zu den Schlüssen berechtigt: 1) daß sie mit diesem durch Gelehrsamkeit und Gemüth ausgezeichneten Manne schon vor seiner Uebersiedelung von Italien nach Bethlehem bekannt gewesen und ihn als Seelsorger verehrt hatte, und 2) daß sie ihren Gemahl Toxotius verhältnißmäßig früh durch den Tod verlor. Ihr Witthum giebt uns genügende Erklärung für ihre Absicht, nunmehr die Einsamkeit eines Klosters aufzusuchen und in Gebet und Ascese das Ende ihrer Tage zu erwarten. Daß sie aber zu diesem Ende nach dem fernen Palästina, nach Bethlehem, ihre Blicke richtete, müssen wir dem Einflusse des Hieronymus zuschreiben, der eben damals von der Krypta der Nativitätskirche aus durch seine lateinische Bibelübersetzung die occidentalischen Nationen mit dem Worte Gottes bekannt machte.

Es war diese Reise ein großer Entschluß; nur eins von ihren Kindern, ihre dritte Tochter Eustochium, damals, wie es scheint, eine ungefähr 20jährige Jungfrau, begleitete sie; den anderen Vieren mußte sie für hienieden Lebewohl sagen. „Schon“, schreibt Hieronymus, „schwollen die Segel, und Ruderschläge trieben das Schiff in das offene Meer. Der kleine Toxotius stand am Ufer und streckte bittend die Hände aus, Rufina, eben zu vermählen, beschwor, ohne es auszusprechen, durch ihre Thränen die Mutter, doch ihre Hochzeit abzuwarten.“ Die moderne Auffassung würde diesen Kindern Recht geben und die Paula tadeln, daß sie den heiligsten Obliegenheiten des Weibes, den Mutterpflichten, nicht nachgekommen. Aber die Tendenz ihrer Epoche war eine andere; mehr als durch Berufstreue glaubte man damals durch Selbstkasteiung Gottes Beifall zu erwerben. „Und sie,“ fährt daher Hieronymus gleichsam triumphirend fort, „wandte die trocknen Augen gen Himmel, die Liebe zu den Kindern durch die Liebe zu Gott überwindend. Sie verläugnete die Mutter, um Christi Magd zu werden!“

Paula gelangte also mit der Eustochium in den Orient, bereiste Syrien und Egypten und ließ sich dann in Bethlehem nieder. Daselbst stiftete sie unter des Hieronymus Rath und Beihülfe Klöster für Männer und Jungfrauen, in deren einem sie selber Aebtissin war. In dieser Stellung blieb sie noch 20 Jahr, und der Kirchenvater giebt ihr das Zeugniß eines heiligen Wandels. „Wenn alle Glieder meines Leibes, sagt er, in Zungen verwandelt würden, wenn alle meine Gliedmaßen von menschlicher Stimme ertönten, so würde ich doch nichts den Tugenden der heiligen und ehrwürdigen Paula Angemessenes vorbringen. Edel von Geburt, war sie noch viel edler durch ihre Frömmigkeit; einst mächtig durch Reichthum, aber jetzt noch erlauchter durch die Armuth Christi.“

An die Eustochium, welche der Mutter als Aebtissin des Klosters folgte, richtete nach dem Tode der Letzteren Hieronymus einen Trostbrief, der sich unter dem Titel Epitaphium Sanctae Paulae ad Eustochium in allen Ausgaben der Briefe des Kirchenvaters findet und namentlich durch die Beschreibung ihrer Pilgerfahrt interessant ist. Ihm haben wir die biographischen Notizen dieses Aufsatzes entnommen; aus den wörtlich angeführten Stellen wird man ersehen haben, daß das Werk mehr einer Lobrede als einer schlichten Lebensbeschreibung ähnlich sieht. Sicher ist es diese Schrift des Urhebers der Vulgata, welcher der katholische Kalender seine heilige Paula verdankt.

Das Grab dieser jedenfalls merkwürdigen Frau, in der Krypta der Nativitätskirche zu Bethlehem, wird noch jetzt viel von Pilgern und Reisenden besucht. Wenn die Angaben des Hieronymus über ihren Rang und ihre Lebensstellung einer Bestätigung bedürften, so könnte jenes Monument als solche dienen. Für sie, die edle Römerin, ist von der Krypta aus eine Catacombe ausgehauen worden, welche, den Catacomben Rom's nachgebildet, ganz an dieselben erinnert; sie besteht in einem schmalen, stollenähnlichen Gang mit zu beiden Seiten in die Wand eingelassenen Gräbern, welche Letztere durch sarcophagähnliche Altäre bezeichnet werden. Außer ihr haben ihre Tochter und ihr Freund dort die letzte Ruhestätte gefunden; ein Oelgemälde über ihrem Sarcophage stellt sie und Eustochium als zwei verklärte Leichen dar. Wahrscheinlich rührt von Hieronymus die ihr gesetzte lateinische Grabschrift her, welche ich hier in sich dem Versmaß des Originals anschließender Uebersetzung wiedergebe:

„Siehst du das Grab hier, das enge, im abgemeißelten Felsen?
Paula's Wohnstätte ist's, der des himmlischen Reiches theilhaftigen.
Sie, die den Bruder verließ, die Verwandten und Rom und Italien,
Und die Kinder, sie ruht in der Bethlehemitischen Grotte,
Dort wo die Krippe des Herrn, wo Ihm, dem Menschen und Gotte,
Mystische Gaben verehrten die morgenländischen Weisen.“

Wenden wir uns nunmehr zu der Pilgerfahrt der Paula. Hieronymus sagt uns nichts über ihre Seereise, woraus wir abnehmen können, daß sie ohne Unfall von Statten ging. Sie landete irgendwo in Nord-Syrien und begab sich dann nach Beirut; aber ihr Biograph enthält sich aller Mittheilung der Details dieser Reise, „denn“, sagt er, „es ist nicht meine Absicht, eine Reisebeschreibung zu liefern, sondern ich will nur die in der h. Schrift erwähnten Oertlichkeiten namhaft machen.“ Da Beirut zu diesen gehört, so beginnt dort der Bericht, welcher folgendermaßen lautet:

Nachdem Paula Berytus, die römische Colonie, und das alte Sidon verlassen, betrat sie an der Küste von Sarepta den kleinen Thurm des Elias und verrichtete dort ihr Gebet an den Heiland. Ueber das Sandufer von Tyrus, auf welches Paulus seine Kniee niederließ (Ap.-Gesch. 21, 5), gelangte sie nach Coth (Acco), dem heutigen Ptolemaïs, dann zog sie durch die Gefilde Megiddo, die Todesstätte des Königs Josias, und trat in das Philisterland ein. Dort sah sie zunächst Dor, einst so mächtig, jetzt eine Ruine, und dann Strato's Thurm, jetzt Cäsarea, vom jüdischen König Herodes zu Ehren des Cäsar Augustus so benannt, woselbst sie das Haus des Cornelius als eine Kirche Christi, und das Haus Philippi mit den Zellen der vier prophetischen Jungfrauen besuchte (Ap.-Gesch. 21, 8. 9.), dann durchzog sie das halbzerstörte Städtchen Antipatris, von Herodes nach seinem Vater benannt, und kam nach Lydda, jetzt Diospolis, durch die Auferstehung und die Heilung der Dorcas und des Aeneas berühmt. Nicht weit davon ist Arimathia, der Flecken Joseph's, der den Herrn

begrub, und Nobe, einst eine Priesterstadt, jetzt der Grabhügel der Erschlagenen. Auch Joppe besuchte sie, den Hafen des flüchtigen Jonas und — um auch etwas von den Fabeln der classischen Dichter anzuführen — den Schauplatz der an den Felsen angeschmiedeten Andromeda. Dann sich umwendend, ging sie nach Nikopolis, dem alten Emmaus, wo der Herr, am Brodbrechen erkannt, des Cleophas Haus zu einer Kirche weihte. Von da weiter reisend, stieg sie zu dem unteren und oberen Beth-Horon hinauf, den von Salomo erbauten, aber später im wechselnden Kriegsgeschick zerstörten Städten, und sah zur Rechten Ajalon und Gibeon, wo Josua, der Sohn des Nun, gegen fünf Könige kämpfend, der Sonne und dem Monde befahl, und die Gibeoniten wegen ihres Truges und des arglistig erworbenen Vertrages zu Wasser- und Holzträgern verdammte. In dem bis auf den Boden zerstörten Gibeon hielt sie ein wenig an und gedachte der Sünden der Stadt und des in Stücke zerschnittenen Kebsweibes und der um des Apostels Paulus willen erhaltenen 300 Benjamiten. Aber was zögere ich? Weiter ließ sie zur Linken das Mausoleum der Helena, der Königin der Adiabener, welche das jüdische Volk in der Hungersnoth mit Getreide unterstützte, und kam so nach Jerusalem, der in der Bibel mit drei Namen, Jebus, Salem und Jerusalem, benannten Stadt, welche aus Schutt und Asche Aelius Hadrianus als Aelia wieder auferweckt hat.

Der Statthalter von Palästina hatte ihr Schergen entgegengesandt, und das Prätorium als Herberge einrichten lassen; sie aber erkor sich eine niedrige Zelle, von welcher aus sie alle Stätten mit solcher Inbrunst und solchem Eifer besuchte, daß nur der Wunsch, zu dem Uebrigen zu eilen, sie von dem Frühern losreißen konnte. Vor dem Kreuze hingestreckt betete sie an, als ob sie den Heiland hängen sähe; dann trat sie in das Grab und küßte den Auferstehungsstein, den von der Mündung des Grabes der Engel weggewälzt hatte, die Leichenstätte aber, wo der Heiland gelegen, leckte sie, wie der Durstige das ersehnte Wasser, mit gläubigem Munde. Dann verließ sie die Kirche und stieg nach Zion hinauf, was eine Burg oder Warte bedeutet; es ist dies die Stadt, welche einst David eroberte und wieder aufbaute. Dort wurde ihr eine die Halle der Kirche stützende Säule, von dem Blute des Herrn geröthet, gezeigt, an welcher Er gebunden und gegeißelt worden. Auch wurde ihr der Ort gezeigt, wo über die Seelen von 120 Gläubigen der heil. Geist herabstieg, damit die Weissagung Joel's erfüllet würde. Nachdem sie dann nach Vermögen unter den Armen und Mitdienenden Geld vertheilt, begab sie sich nach Bethlehem und hielt beim Grabe Rahel's zur Rechten des Wegs an, wo das Weib Jacob's den Benjamin (nicht Benoni, d. h. Schmerzenssohn, wie die Mutter ihn sterbend nannte, sondern Sohn der Rechte, wie der Vater im Geiste weissagte,) gebar. Sie trat in Bethlehem ein und begab sich in die Grotte des Heilandes. Als sie daselbst die heilige Herberge der Jungfrau sah, und den Stall, wo der Ochs seinen Eigenthümer und der Esel die Krippe seines Herrn kannte, damit erfüllt würde, was bei demselben Propheten geschrieben steht; da schwor sie, sie sähe mit den Augen des Glaubens das Kindlein in Windeln gewickelt, wimmernd in der Krippe, die den Herrn anbetenden Weisen und darüber den glänzenden Stern, die jungfräuliche Mutter, den treuen Pflegevater, die bei Nacht herankommenden Hirten, die ermordeten Kleinen, den blutdürstigen Herodes, Joseph und Maria nach Egypten fliehend, und indem sich Thränen zu ihrer Lust mischten, sprach sie: „Sei gegrüßt, Bethlehem, du Haus des Brodes, wo jenes vom Himmel herabgestiegene Brod geboren ward, sei gegrüßt, Ephrata, du reicher und fruchtbarer Boden, dessen Erzeugniß Gott ist!“ — Dann stieg sie unfern zu dem Thurm Eder (dem Heerdenthurm) hinab, wo Jacob seine Heerden weidete, und wo die Hirten bei ihrer Nachtwache das „Ehre sei Gott in der Höh'“, vernehmen durften.

Dann betrat sie mit rascherem Schritt den alten Weg, der nach Gaza (d. i. Gottes Macht oder Reichthum) führt, und überlegte bei sich schweigend, wie der Ethiopische Eunuch als Vorbild der Heidenvölker seine Haut gewechselt und beim Lesen des Alten Testaments den Wasserquell des Evangeliums gefunden.

Sie ließ Beth-Sur zur Rechten und kam nach dem Thal Eschkol (d. i. verdolmetscht Traube), von wo zum Zeugniß der hohen Fruchtbarkeit des Landes die Kundschafter eine Traube von wunderbarer Größe gebracht hatten. Eine kleine Strecke weiter besuchte sie die Gemächer der Sarah und sah dort die Wiege des Isaak und die Spuren der Eiche Abrahams, unter welcher er den Tag Christi voraussah und sich freute. Von da erhob sie sich und stieg nach Hebron oder Kiriat-Arba hinauf, d. h. der Stadt der 4 Männer, nämlich Abraham's, Isaac's, Jacob's und des großen Adam, welchen, nach dem Buche des Josua Nun, die Hebräer dort begraben glauben, obwohl meistens Caleb für den Vierten gehalten wird, dessen Grab man seitwärts zeigt. Dies Alles sah sie und wollte dann nicht nach Kiriat-Sefer, der Schriftenstadt hingehen, weil sie, den todten Buchstaben verachtend, den lebendig machenden Geist gefunden hatte. Mehr erfreute sie sich an den oberen und unteren Wassern, welche Othniel, der Sohn des Jephunne Kenaz, für ein Südland, ein trockenes Grundstück erhalten und so geleitet hatte, daß er durch Berieselung der dürren Gefilde des alten Testaments in den Wassern der Taufe Erlösung von den alten Sünden fand. Am folgenden Tage, als eben die Sonne aufgegangen, stand sie auf der Braue von Kefer Barucha, dem Segensdorf, bis wohin Abraham dem Herrn das Geleit gegeben. Von da blickte sie auf die weite Einöde hinab und überschaute das ehemalige Gebiet von Sodom und Gomorrah, von Adama und Seboin und die Balsamgärten von Engaddi.

Doch kehren wir mit ihr gen Jerusalem zurück; indem wir Tekoa, die Heimath des Amos, berühren, betrachten wir mit ihr den schimmernden Glanz des Oelbergs, von wo der Heiland zum Vater aufstieg. Sie trat in das Grab des Lazarus und besuchte das Haus der Maria und Martha, und Bethphage und den Ort, wo das muthwillige Füllen der Völkerheerde den Zaum Gottes annahm. Dann stieg sie geraden Weges gegen Jericho hinab, und sah den Ort Adumim und den Sycomorenbaum des Zachäus und die Stätte der Blinden am Wege. So kam sie nach Jericho und sah sich die

Stadt an und die Burg Galgala, und den Haufen der abgelegten Unreinigkeit, der Wiedergeburt geheimnißvolles Symbol. Kaum war die Nacht vorüber, als sie in der glühendsten Sonnenhitze an den Jordan ging.

Es würde zu weit führen, wenn wir nun auch von dem Thal Achor sprechen wollten, und von Bethel, dem Hause Gottes, wo auf dem nackten Boden, nackt und arm Jacob schlief. Weiter ehrte sie auf dem Gebirge Ephrata die Gräber des Josua, des Sohnes Nun, und des Eleazar, Sohnes des Priesters Aaron, wovon Jener in Timnat Heres, auf der Nordseite des Berges Gaas, und dieser in dem Gibea seines Sohnes Pinehas begraben ist. Wozu aber Silo's erwähnen? — auch an Sichem, (nicht Sichar, wie Viele nach einer falschen Lesart sagen,) dem heutigen Neapolis, ging sie vorüber, und besuchte die am Fuße des Berges Garizim erbaute Kirche. Von da aufbrechend, ging sie zu den Gräbern der 12 Patriarchen, und besuchte Sebaste oder Samaria, wo die Propheten Elisa und Abdias und der größte aller vom Weibe geborenen, Johannes der Täufer, begraben sind.

Daselbst erbebte sie vor Grauen erweckenden Wundern; denn sie sah an den Gräbern der Heiligen Unholde vor mannigfaltiger Pein stöhnen und daneben Menschen wie Stiere brüllen, wie Wölfe heulen, wie Hunde bellen, wie Schlangen zischen, wie Löwen brüllen; sie sah einige den Kopf aufschwingen und mit dem Scheitel rückwärts den Boden berühren, Weiber mit den Füßen aufgehängt, denen das Kleid über das Gesicht herabhing.

Nachdem sie Christi Barmherzigkeit für dieselben erfleht, eilte sie rasch nach Nazareth, Christi Erziehungsstadt, nach Cana und Capernaum, dem häufigen Schauplatz seiner Wunder, nach Tiberias, durch des Heilands Schifffahrt geheiligt, und nach der Einöde, wo viele Tausend Menschen mit wenig Broden gesättigt wurden. Auch erstieg sie den Berg Tabor, die Stätte der Verklärung des Herrn, und erschaute von da die Berge Hermon und Hermonin, die weite Ebene Galiläa's, den sie mitten durchschneidenden Gießbach Kison und daneben die Stadt Nain.

(Schluß folgt.)

Statistisches.

Aus einer der in der Pariser Akademie vorgetragenen Denkschrift geht hervor, daß in Paris 101,750 Personen (auf eine Bevölkerung von 1,700,000 Seelen in 55,000 Häusern) von den öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten Unterstützung erhalten. Dieselben bilden 40,000 Haushaltungen. Davon sind 28,000 Familienhäupter in der Provinz geboren, 2000 aus dem Auslande eingewandert und 10,000 in Paris zur Welt gekommen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts erhielten die Armen pro Familie jährlich 20 Franken, heute erhalten sie 80 Franken. Die Wohlthätigkeits-Anstalten verausgaben jährlich im Ganzen (an Unterstützung in Geld und Lebensmitteln, für ärztliche Hülfe rc.) die Summe von 4,200,000 Franken oder 1,120,000 Thaler. (Staats-Anzeiger.)

Das Johanniter-Kriegs-Hospital

in König's Garten zu Flensburg ist am 20. d. M. aufgelöst worden.

Der Rechtsritter, Landschafts-Director Freiherr von Zedlitz-Neukirch, welcher, seit der Abreise des Ordens-Canzlers Grafen zu Stolberg von Flensburg am 14. v. M., die obere Leitung desselben führte, hat solche dem Rechtsritter Kammerherrn Freiherrn von Heintze-Weißenrode am 14. d. übergeben, und wird dieser noch so lange in Flensburg verbleiben, bis die Abwickelung der gesammten mit diesem Hospitale verbundenen Geschäfte erfolgt sein wird.

Für das Ordens-Kriegs-Hospital in Flensburg sind ferner eingegangen:

1. Geldgeschenke:

Von der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens, durch den Schatzmeister derselben Geheimen und Ober-Regierungs-Rath von Werder zu Merseburg 1000 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Geschenke: 21,877 Thlr. 25 Sgr.

2. Lebensmittel und Erfrischungen:

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin 1 Rehbock und 6 Körbe Wein; von der Frau Gräfin zu Stolberg auf Altenhagen mehrere Sendungen Gemüse, Butter rc.; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten von Pleß 6 Ananas; von der Frau Gräfin von Rothkirch auf Bärsdorf Rebhühner; vom Grafen zu Solms-Baruth auf Golßen mehrere Sendungen Gemüse; vom Major und Kommandeur des Brandenburgischen Jäger-Bataillons Nr. 3 von Witzleben und vom Kammerherrn Freiherrn von Gaffron auf Haltauf Rebhühner; von der Gemeinde Golßen Eier; von J. N. Ananas und Obst; vom Kaufmann H. N. Plambeck zu Hamburg und vom Kammerherrn Grafen von Behr-Negendank auf Semlow verschiedene Gemüse.

Im Verlag von G. Stilke und Dr. van Muyden (Schneider & Comp.) in Berlin, U. d. Linden Nr. 19, wird binnen Kurzem eine nach den vom Landschaftsdirector Freiherrn von Zedlitz-Neukirch auf Pischkowitz entworfenen Skizzen lithographirte Ansicht der Ambulance bei Düppel am 18. April 1864, mit den Portraits der dort im Dienst des Johanniter-Ordens beschäftigt gewesenen Ritter, Aerzte rc. erscheinen.

Der Ertrag ist zum Besten der in dem Schleswig-Holsteinschen Feldzuge verwundeten Soldaten bestimmt.

Indem die genannte Verlags-Buchhandlung sich erlauben wird, dieses Bild den Herren Johanniter-Rittern zur Ansicht zu übersenden, glauben wir in Anbetracht des mit der Herausgabe verbundenen guten Zweckes dieses Unternehmen der geneigten Unterstützung der hochgeehrten Mitglieder des Ordens empfehlen zu dürfen.

D. Red.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 39. Berlin, den 28. September 1864. **Nr. 39.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

---

1. Casimir Ferdinand Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, Königlich Würtembergischer Generalmajor. Ehrenritter seit 1832. † zu Stuttgart 19. September 1864.

2. Johann August Freiherr Hiller von Gärtringen, Oberst z. D. Ehrenritter seit 1832. † zu Potsdam 20. September 1864.

Die heilige Paula und ihre Pilgerfahrt in Palästina.

(Schluß.)

So weit führt unser Kirchenvater die Paula durch aläſtina; dann läßt er sie Egypten bereisen, wohin wir r nicht folgen wollen. Wir lehren also zu den Zügen r Pilgerin im gelobten Lande zurück, welche einiger eruternder Bemerkungen zu bedürfen scheinen. Zuerst ;chte man fragen, welchen Antheil Paula an der Reise d ihrer Beschreibung habe. Die Antwort ist sehr ein-h; es kann kein Zweifel an der Thatsache der Pilger-rt selber sein, wohl aber an der Genauigkeit der angebenen Einzelheiten; Hieronymus mag da dem unsche, seine Gelehrsamkeit zu zeigen, zu sehr nachgege-t und die Gelegenheit benutzt haben, ein Compendium Palästina-Pilger zu verfassen. Doch hat sicher an Reise Paula ihren Antheil, was man von der Be-reibung nicht sagen kann. Nichts deutet darauf hin, ; ihr Biograph etwa von ihr aufgezeichnete Notizen nutzt hätte, und in dem ganzen geographisch-archäologi-m Theile des Werkchens kann kein Wort mit Sicherheit als ihr Eigenthum vindicirt werden. Man begreift leicht, wie wichtig und interessant jeder eigne Bericht der edeln Römerin, wenn auch noch so dürftig und kurz, für uns schon zur Controle der sonstigen geographischen Notizen jener Epoche sein würde. Statt seiner aber haben wir nur den Hieronymus, mit allen Vorzügen und Schwachheiten, wie wir sie aus seinen andern Schriften kennen. Auf ihm allein ruht die Verantwortlichkeit für alle hier der Paula beigelegten Wahrnehmungen.

Eine andre Frage betrifft den Werth dieser Wahrnehmungen. Daß alles, was Hieronymus als von der Paula gesehen angiebt, zu seiner Zeit wirklich in Palästina gezeigt wurde, können wir mit Sicherheit annehmen. Es würde ein Unrecht gegen den Kirchenvater sein, an seiner subjectiven Wahrhaftigkeit zu zweifeln. Wie glücklich würden wir sein, wenn wir in Betreff der objectiven Richtigkeit seiner Notizen dieselbe Sicherheit haben könnten; aber leider ist dies nicht möglich. Schon der gleich im Anfang erwähnte Thurm des Elias an der Küste von Sarepta beweist uns, daß Ende des 4ten Jahrhunderts sich bereits der Pilgergeographie die kritiklose Allwissenheit bemeistert hatte, welche seitdem bis auf unsere Tage ihr Charakter geblieben ist. In dem angeführten Falle ist der Ursprung der Legende ziemlich klar. Auf der Stelle des zerstörten Sarepta stand als Wahrzeichen nur ein Thurm, wahrscheinlich ein Wachtthurm, — die Pilger wußten von Sarepta nichts, als daß es der Schauplatz der Geschichte des Elias und der Wittwe gewesen, und so wurde denn beides, Geschichte und Thurm, miteinander in Beziehung gebracht. Roher Unverstand und unbewußte Selbsttäuschung waren die Quelle der sich so leicht in kirchlichen Bauten verkörpernden Legende in jener barbarischen Epoche, welche in dieser Hinsicht kaum unfruchtbarer gewesen sein mag als die spätere Epoche der bewußten klösterlichen Traditionsfälschung. Das Hinaufreichen einer Legende in die Zeiten Hieronymus oder gar Constantins kann uns daher allein als ein Beweis für ihre Authenticität nicht gelten.

Uebrigens waren, wie wir sehen, der eigentlich christlichen heiligen Stätten, d. h. auf die Anfänge unserer Religion bezüglichen, zu kirchlichen Räumen geweihten Localitäten damals noch wenige; unser Text macht nur 7 Ortschaften namhaft, die ihrer besaßen, nämlich Caesarea, Emmaus,

Jerusalem, Bethlehem, Bethanien, Sichem und Sebaste. In Lydda gab es damals also noch keine St. Georgs-Kirche, so wenig wie in Ramleh ein Haus Joseph's und Nicodemi, in Jaffa ein Haus Simon's des Gerbers, in Jerusalem ein Haus der Anna und des Joachim, mit der Geburtsgrotte der Jungfrau, in der heiligen Grabeskirche ein Golgatha, im Thale Josaphat ein Mariengrab, auf dem Oelberge eine Himmelfahrtskirche, in Nazareth, in Cana, in Capernaum, auf dem Tabor keine Heiligthümer, um die Erziehung des Heilands, seine Wunderthätigkeit, seine Verklärung, zu feiern. Alle die, bald nachher diese Punkte verherrlichenden kirchlichen Bauten sind also, wie auch das Kloster Mar Elias, das Kreuzkloster und das des Carmel, späteren Ursprungs; doch können wir nicht behaupten, daß die aufgezählten, schon so früh durch kirchliche Stätten ausgezeichneten Punkte unbedingt an historischer Glaubwürdigkeit die späteren überträfen. Hieronymus selber bezeichnet sie oft vorsichtig als angebliche Stätten der und der Begebenheit. Zum Theil mögen sie wohl auf echter Ueberlieferung beruhen, zum Theil aber ist der verhältnißmäßig neue Ursprung dieser Ueberlieferung noch jetzt nachzuweisen.

In Caesarea fand Paula das Haus des Cornelius als Kirche und außerdem das Haus des gastfreundlichen Philippus, dessen vier Töchter man sich als Nonnen dachte. Sechszig Jahre früher, als der Pilger von Bordeaux dieselbe Stadt besuchte, war nur von einem Bade des mildthätigen Centurionen die Rede. Das Haus desselben so wie dasjenige des Philippus sind also nachträgliche Eroberungen der Legende.

Nicopolis, das heutige Ghammas, ist ohne Zweifel ein altes Emmaus, ob aber dasjenige der biblischen Erzählung, bleibt höchst fraglich. Allerdings erhielt sich die Tradition, deren erste Erwähnung wir hier finden, beinahe durch das ganze Mittelalter; und ihr entsprach in dem Texte des Lucas die Lesart verschiedener alter Handschriften, welche die Entfernung des Orts von Jerusalem nicht wie der herkömmliche Text auf 60, sondern auf 160 Stadien angiebt. Wir vermögen die Schwierigkeiten, welche die Erzählung bietet, nicht ohne Willkürlichkeit in der Ortsbestimmung zu lösen; wenn aber die beiden Jünger noch denselben Abend, wo ihnen der Herr erschienen, nach Jerusalem zurückkehren konnten, so läßt sich das acht Stunden entfernte Nicopolis schwerlich mit dem evangelischen Emmaus identificiren. Das von Christus durch Brodbrechen zur Kirche geweihte Haus von Cleophas ist also wohl eben so sehr ein apokryphisches Sanctuarium des 4. Jahrhunderts gewesen, wie der Chan oder Pferdestall von Kubebe des 19.

Jerusalem bot der Pilgerin zwei Sanctuarien-Stätten, die Grabeskirche innerhalb und die Zionskirche außerhalb der Stadt. Der jüdische Tempelplatz, noch vor sechszig Jahren als die größte Merkwürdigkeit des Ortes gezeigt, hatte inzwischen seine Wichtigkeit verloren, vermuthlich zum Theil wegen des steigenden Ansehens der christlichen Verehrungsstätten und zum Theil weil der in diese Zeit fallende Versuch Kaiser Julians, den jüdischen Tempel herzustellen, die christliche Bevölkerung gegen den Platz eingenommen hatte. In der Grabeskirche sehen wir schon das vermeintliche Kreuz Christi, einen beim Ziehen der Grundmauern der Kirche in großer Tiefe unter dem Schutt aufgefundenen Balken, der als Galgen gedient haben mochte, allen anderen Sehenswürdigkeiten vorangestellt. Bekanntlich wurde dies Kreuz im Anfang des 7. Jahrhunderts, bei der Eroberung Jerusalems durch Chosroes, von den Persern weggeholt, und seine Rückgabe bildete einen Artikel des später zwischen dem Oströmischen Kaiser und dem Perserkönig abgeschlossenen Friedens. Dann verblieb es im Besitz der Grabeskirche, bis es im Jahre 1187 in der Schlacht von Hattin an Saladin verloren ging. — Der Auferstehungsstein wird jetzt von den Armeniern in dem sogenannten Hause des Caiphas auf dem Außen-Zion gezeigt und umgekehrt wenigstens ein Stück von der Geißelungssäule, welche, wie die Paula, so auch der Pilger von Bordeaux in der Zionskirche fand, in der Grabeskirche. Die Grabkapelle selbst mit der Leichenbank ist wohl wenig verändert.

Die Zionskirche bestand bereits vor der des heiligen Grabes, sie war also sicher die älteste Kirche Jerusalems. Doch galt sie überhaupt als die älteste aller Kirchen, weil sie die Stelle einnehmen sollte, wo die Jünger zur ersten Pfingstfeier versammelt waren und den heil. Geist empfingen. Später fand man eben da auch noch die Stiftungsstätte des heiligen Abendmahls, das Grab des Proto-Martyr Stephanus, den Ort, wo die Jungfrau Maria gestorben, und zuletzt noch das Grab Davids. Von alledem hatte man zu des heil. Hieronymus Zeiten noch keine Ahnung.

In Bethlehem wurde schon damals wie noch heut unter der Marienkirche die Geburtsgrotte und in der Umgegend der Thurm Eder (das Hirtenfeld) gezeigt. Dagegen die Milchgrotte und andere secundäre Heiligthümer waren damals noch unbekannt.

Auch Bethanien, wo der Pilger von Bordeaux nur eine Krypte fand, hatte jetzt bereits seine St. Lazarus-Kirche, an welche sich die aufgezählten — wohl sicher apokryphen — Heiligthümer, das Haus der Schwestern des Lazarus, die Stelle, wo die Eselin angebunden war 2c., anreihten.

Die Kreuzkirche über dem Jacobsbrunnen bei Sichem oder Nablus, wo Christus sich mit dem samaritischen Weibe unterhielt, war ebenfalls erst innerhalb der letzten 60 Jahre entstanden, denn der Pilger von Bordeaux erwähnt des Brunnens noch ohne sie. An der Authenticität dieser Stelle ist nicht zu zweifeln.

Was endlich die tiefe Krypte der St. Johanniskirche von Sebaste oder Samarien anbetrifft, zu welcher noch jetzt eine sehr alterthümliche steile Treppe hinabführt, so hat sie vermuthlich ursprünglich als ein unter der Stadtmauer angebrachtes, altisraelitisches Gemeingrab zur Bestattung der Leichen armer Leute gedient. Das ganze Mittelalter verlegt nach Hieronymus außer dem Grabe des Johannes noch die der Propheten Abdias und Elisa hierher; ein Beweis dafür ist nicht zu liefern. Die Kirche wurde erst später darüber aufgeführt. Mit der Grauensscene, welche der Kirchenvater die Paula in der Krypte erleben läßt, scheinen die Höllenqualen des herodianischen Geschlechts angedeutet werden zu sollen.

Leichter können wir unserm Autor in seinen geographischen, topographischen und allgemeinen bibelgeschichtli-

chen Bemerkungen folgen. Auf dem Wege von Nicopolis nach Gibeon sieht Paula Ajalon zur Rechten, und weiter bleibt ihr vor Jerusalem das Grab der Helena von Adiabene zur Linken. Das ist wichtig für die Bestimmung dieses Denkmals, wir können danach kaum an seiner Identität mit den jetzigen sogenannten Gräbern der Könige zweifeln. Auf dem Wege nach Bethlehem hat sie das Rahel-Grab zur Rechten, und auf derselben Seite bleibt ihr auf der Gazastraße die Veste Beth-Sur. Von Jericho geht sie durch das Achor-Thal, jetzt Wadi-Dûk, nach Bethel hinauf — das ist Alles wie noch heute. Die Wege und Richtungen sind eben in Palästina so gekennzeichnet, daß kein Jahrtausend sie zu ändern vermag.

Verweilen wir aber noch einen Augenblick bei der Straße nach Gaza. Hieronymus nennt dieselbe die alte, und dieser Ausdruck läßt uns eine zu seiner Zeit bestehende neue voraussetzen. Offenbar ist diese Letztere die in gerader Richtung durch das Thal Mazarr auf Beit-Djibrin zuführende Römerstraße, deren Spuren von Robinson entdeckt wurden. Bekanntlich hat man an der, in der Apostelgeschichte als öde bezeichneten, Gazastraße die Taufstelle des ethiopischen Eunuchen zu suchen, als welche Hieronymus hier andeutungsweise, aber ganz bestimmt in seinem Onomasticon die heutige Quelle Edd-hirweh — gegenüber der Veste Beth-Sur — angiebt. Robinson und Andere verwerfen dies und geben sich die überflüssige Mühe, zu beweisen, daß nie ein fahrbarer Weg nach Gaza habe über Hebron führen können; derselbe ließ auch die letztere Stadt gegen 1¼ Stunden weit links, d. h. südöstlich, liegen und trennte sich von der Hebronstraße eine starke Viertelstunde weit südlich von Beth-Sur, um in das, der westlichen Abdachung des palästinensischen Landrückens angehörige, tief eingeschnittene Thal Wadi Hasleh hinabzusteigen. Dieses Thal, welches beinahe überall eine glatte Sohle bietet, kann wohl sicher als die bequemste Verbindung des jüdischen Hochlandes mit der Philisterebene betrachtet werden, und hat, da die neuere Römerstraße durch Wetterschädigung und Nachlässigkeit der Anwohner bald verfiel, längst seine alte Bedeutung wieder gewonnen. Die Ruinen eines großen Karavanserai über der hochgelegenen Quelle Ain Hasleh zeugen für die Frequenz dieser Thalstraße im Mittelalter, wo zwischen Egypten und dem Hochlande Judäa ein beträchtlicher Handel durch Karavanen betrieben wurde. Auch jetzt noch vermittelt sie den Verkehr der Distrikte von Gaza und Beit-Djibrin mit Bethlehem und Jerusalem.

Als das Thal Eschkol oder Traubenthal scheint aber nicht dies, sondern das von ihm durch einen Felsenkamm getrennte, der östlichen Abdachung angehörige Wadi-Dilbeh gegolten zu haben. Dies Thal, welches von Süden und Osten den Hügel von Chalchul einfaßt, bringt in der Nähe dieser Ortschaft noch jetzt besonders schöne Trauben hervor und war damals als nördlicher Zugang von Râmet-el-Chalil allen Pilgern bekannt. Diese Tradition läßt sich bis über die Zeiten der Kreuzfahrer hinaus verfolgen. Der Mönch Brocardus verlegt sein Neel Escol, offenbar mit dem Traubenthal des Hieronymus identisch, drei Leucae (gegen zwei Wegstunden) nördlich von Hebron und läßt ihm die Quelle ed Dhirweh eine halbe Leuca zur Linken entfernt sein. Alle diese Angaben passen zu Wadi Dilbeh.

Die weiter erwähnten Gemächer der Sara mit der Wiege Isaaks sind, da kein anderer Pilgerbericht davon meldet, nicht nachzuweisen; indessen die Ueberbleibsel der Eiche, deren daneben gedacht wird, führen uns sicher zu der heutigen Ruinenstelle Râmet-el-Chalil, wo bis zu Hieronymus Kindheit ein berühmter Jahrmarkt, das mercatum sub terebintho, unter einem uralten Terebinthenbaum abgehalten worden war, welcher mit falscher topographischer Combination und Confusion der hebräischen Baumnamen Ela Terebinthe, und Allon Eiche allgemein als die Eiche Mamre angesehen wurde. Dieser Baum war auf Befehl des Kaisers Constantius des Jüngern, als der Verbreitung des Christenthums in Südjudäa hinderlich, umgehauen worden.

Von Hebron aus besuchte Paula die „obern und untern Strudel" der Achsa, d. h. die heutige Quelle Nunkur, nicht aber das vermuthlich schon damals nicht mehr bewohnte Debir oder Kiriat-Sefer, wie es scheint, wegen der reizenden Lage der Quelle und des bequemen, zu ihr führenden Weges, nicht aber wegen des etwas absurden Wortspiels, zu welchem die Bedeutung von Kiriat-Sefer, die Schriftenstadt, den Kirchenvater verleitete.

Das darauf erwähnte Kaphar Barucha, Segensdorf, ist ohne Zweifel das jetzige Beni-Naim, ein 1½ Stunde östlich von Hebron hoch gelegenes Dorf. Auch dort war in späteren Zeiten eine Kirche über der Stelle errichtet worden, von wo Abraham nach der Zerstörung des Thals Siddim den Rauch aufsteigen sah. Aus dieser Kirche wurde noch später eine Moschee, in welcher noch heutigen Tages Lots Grab gezeigt wird — offenbar ein Erzeugniß der alten Tradition und des arabischen Namens des Asphaltsees, Meer des Lot, auf welches ja der Patriarch hinunter blickte.

So weit die Erläuterungen, welche wir einigen interessanten Notizen der Pilgerfahrt schuldig zu sein glaubten. Das Uebrige dürfen wir bei den bibelkundigen Lesern als bekannt voraussetzen. Das Werkchen des Hieronymus ist nicht frei von Mißgriffen, z. B. ist es falsch, daß Philisterland bis nach Dor auszudehnen; das Nobe der Ebene, jetzt Beit-Nuba, ist durchaus nicht identisch mit dem priesterlichen Nob auf den Gebirgen von Jerusalem; die Dorcas ist nicht in Lydda auferweckt worden, und der Schauplatz der benjamitischen Greuel ist nicht Gibeon, sondern Gibea, auch bedeutet Gaza im Hebräischen nur Macht, und nicht Reichthum, wie im Persischen; endlich beruht die Angabe, daß Adam in Hebron begraben worden, nur auf falscher Auffassung einer Bibelstelle. Dazu kommt, daß die Bilder und Symbolisirungen des Kirchen-Vaters nicht überall nach unserm Geschmack, ja bisweilen nicht einmal logisch correct sind. Aber dennoch geht durch das Ganze eine Klarheit und Anschaulichkeit, welche es vor ähnlichen Productionen der Epoche auszeichnet und uns bezeugt, daß sein Urheber nicht nur seinen Stoff fleißig ergründet hatte, sondern ihn auch in eben so ansprechender wie wahrheitsgemäßer Weise darzustellen sich bemühte. G. Rosen.

Die neue Waisen-Anstalt in Ashley Down, bei Bristol.

(Nach einem längern Aufsatz in den Stuttgarter Blättern für das Armenwesen.)

Gustav Müller, der Gründer und Leiter dieser Anstalt, seinem Namen nach selbstverständlich ein Deutscher, studirte in Halle Theologie. Hier empfing er durch die Franke'schen Stiftungen die erste Anregung zur Gründung eines Waisenhauses. Nach England ging Müller in der Absicht, an der Judenbekehrung sich zu betheiligen. Er entsagte dieser Missionsthätigkeit, weil er dieselbe nicht seinen Ansichten entsprechend organisirt erachtete. Eine spätere Anstellung in Bristol, als bezahlter Prediger einer Dissenter-Capelle, gab Müller auf, weil er es nicht für biblisch angemessen hielt, daß ein Diener des Gottesworts von einer bestimmten Besoldung lebe. 1834 trat Müller mit Begründung einer „Anstalt für Verbreitung der Schrifterkenntniß in der Heimath und Fremde" in das Centrum eines vielumfassenden Wirkens. Uns interessirt unter den verschiedenen Formen, in denen Müller sein großes Ziel zu verfolgen begann: die Sorge für arme Waisen. Im Jahre 1835 fing Müller an, Waisen bei sich aufzunehmen; es wurde zuerst ein Haus für sie eingerichtet, dann 2, 3, endlich 4 Häuser, welche glücklicherweise in ein und derselben Straße Bristols gemiethet werden konnten. Nach Verlauf von 14 Jahren betrug die Zahl der aufgenommenen Kinder, meist Mädchen, bereits 121. Man nahm und nimmt sie jetzt noch vom zartesten Alter an auf und aus allen Ländern; nur müssen sie englisch sprechen können. Ebenso ist es gleich, welcher Confession oder Secte diese elternlosen, armen Kinder angehören, nur müssen sie christlich erzogen werden dürfen. Kosten werden ihnen weder beim Eintritt noch nach dem Austritt aufgebürdet. Besitzt das eine oder andere Kind etwas Geringes, so wird dies allerdings vorerst verwendet, ehe solches Kind ganz der Anstalt zur Last fällt. Dagegen nimmt man Kinder, denen ein Mehreres zu eigen ist, gar nicht auf, weil die Anstalt nur für mittellose Waisen bestimmt ist. Empfehlungen kommen bei der Aufnahme nicht in Betracht; das verlassenste und ärmste Kind hat eo ipso den Vorzug.

Mitte der 40ger Jahre stellte sich heraus, daß ein Verbleib der Anstalt in den 4 Häusern innerhalb der Stadt nachtheilig sei. Die Nachbarn klagten über Lärm; die Kleinen entbehrten einen Tummelplatz; den Erkrankten mangelte die gehörige Absonderung und Ruhe. Da gleichzeitig die Aufnahmegesuche sich mehrten, beschloß Müller, ein eigenes Waisenhaus zu erbauen. 36 Tage, nachdem ihm dieser Gedanke gekommen, waren verflossen, da besaß er schon eine milde Gabe von 1000 Pfund Sterling, eingesandt von einem einzelnen Wohlthäter. Bald darauf erklärte sich ein unserm Müller ganz unbekannter Architect bereit, gratis einen Plan zum Bau zu liefern und dessen Ausführung zu überwachen. Kurze Zeit später wurde ein käuflicher Bauplatz ermittelt, in gesunder Lage, eine Stunde von der Stadt. Der Eigenthümer erbot sich, ihn zu 120 Pfund Sterling pro Acre abzulassen; anfänglich hatte er 200 verlangt. Im Mai 1848 konnte Müller über 11,062 Pfd. Sterling verfügen, im Januar 1850 hatte er 15,784 Pfd. beisammen. 7 Acres, den Bau und die Einrichtung des Hauses veranschlagte man summarisch auf 14,500 Pfd. Somit konnte in Gottes Namen das Vorhaben, den armen Waisen eine neue Heimath zu schaffen, in's Werk gesetzt werden. Nach 2jährigem Bauen hielten 140 Personen ihren Einzug; 1851 war die Zahl auf 335 angewachsen: 300 Waisen und 35 Köpfe Aufsichts- und Dienst-Personal. Müller verwahrte sich ausdrücklich dagegen, daß man sein neues Institut nach ihm benenne; er meinte, es sei Gottes Anstalt. Je bekannter das Ashley Down-Etablissement wurde, desto häufiger liefen Aufnahmegesuche ein. Zwar bestanden zur Zeit (1851) in England und Wales 39 Waisenhäuser, welche 3764 Waisen beherbergen können; aber die Aufnahme ist durch Umständlichkeiten erschwert. Nimmer und nirgends sollte ein leidiges Protectionsunwesen eine rationelle Wohlthätigkeit mit Schranken umgeben. Kaum glaublich, aber wahr ist es, daß in Folge pedantischer Form-Erfordernisse und mangelnder Fürsprache, nebst andern mitwirkenden Ursachen, nicht weniger als 6000 junge Waisen englische Gefängnisse bevölkern.*)

Eine Anstalt, die lediglich die Bedürftigkeit zu einer Haupt-Vorfrage macht bei der Annahme von Waisen, mußte somit als ein dringendes Bedürfniß angesehen und als ein großer Segen begrüßt werden. Müller entschloß sich zum Bau eines zweiten Hauses, bestimmt, noch 700 Kinder unterzubringen. Freilich erheischte der Kostenanschlag eine erhebliche Summe; Müller aber gedachte des Franke'schen Vorbildes. Kaum hatten seine Berichte die Angelegenheit veröffentlicht, so fingen schon Beiträge zum neuen Baucapital an flüssig zu werden. Im Mai 1852 waren 3530 Pfd. St. vorhanden; im Januar des folgenden Jahres lief die Summe von 8300 Pfd. in einer Rate ein. 1854 im Mai hatte Müller 17,812 Pfd., 1855 23,060 Pfd. Er entschied sich nun dafür, statt eines großen Hauses zwei kleinere zu erbauen, zu 400 resp. 300 Waisen. Mit dem Bau des größeren wurde sofort begonnen. Im Jahre 1858 belief sich das durch weitere Beiträge vermehrte Baucapital auf 35,335 Pfd. St. und im Jahre 1860 auf 45,113 Pfd. Der Bau des zweiten Hauses folgte 1859 nach, und zwar nicht, wie anfänglich projectirt, für 300, sondern für 450 Kinder, so daß im Jahre 1860 drei Häuser für 1150 Waisen Raum gewährten. Zur Zeit ist Alles complett. Das erste Haus enthält 140 Mädchen und 80 Knaben, über 8 Jahr alt, und 80 Kinder beiderlei Geschlechts unter 8 Jahren. das zweite Haus beherbergt 200 Mädchen, über 8 Jahr alt, und 200 noch nicht 8jährige; das dritte Haus bewohnen 450 mehr als 8jährige Mädchen. Das Ueber-

*) Die Zahl der jugendlichen Verbrecher beiderlei Geschlechts unter 17 Jahren in ganz England, die jährlich in Gefängnissen bestraft, frei gelassen und wieder bestraft werden, beträgt im Durchschnitt 12,000 (während der letzten 10 Jahre). Dies sind ungefähr 10 pCt. aller Gefängnißbewohner. (Tothill Correctionsanstalt in London. Ein Beitrag zur Erkenntniß der Verbrechen in Theorie und Praxis.)

wiegen des weiblichen Geschlechts wird in Müllers Berichten dadurch gerechtfertigt, daß das weibliche Geschlecht überhaupt als das schwächere ein größeres Anrecht auf christliches Mitleid habe, und daß das verwahrloste Mädchen viel mehr in Gefahr sei, gänzlich zu sinken. Ueberdies könne man die Mädchen länger in der Anstalt erhalten, d. h. bis zu ihrem 18.—19. Jahr, weil sie sich dort noch nützlich machen, während die Knaben, welche in die Lehre gehen, im 14. oder 15. Jahre das Waisenhaus verlassen.

Die Mädchen erhalten einen angemessenen wissenschaftlichen Unterricht und werden in Haus- und Hand-Arbeiten geschickt gemacht. Man lehrt sie, ihre Kleider sich selbst ausbessern und einen neuen Anzug fertigen, sodann gestattet man ihnen wohl, Näherei von außerhalb auf Bestellung zu übernehmen. Verlassen die Mädchen 17 oder 18 Jahr alt die Anstalt, so verschaffen ihnen, wo dies möglich, die eigenen Angehörigen unter ihrer Verantwortung einen Dienst; anderen Falls besorgt dies die Anstalts-Verwaltung, welche auch jede Austretende mit Kleidung &c. ausstattet.

Die Knaben genießen den gleichen Schulunterricht; außerdem werden sie angelernt, sich selbst Strümpfe zu flicken und zu stricken, sich selbst das Bett zu machen, die Schuhe zu putzen, das Zimmer zu reinigen und im Garten zu arbeiten. Die Entlassung aus der Anstalt findet unter ähnlichen Verhältnissen statt wie bei den Mädchen. Außer der Ausrüstung wird manchmal auch etwas zu dem Lehrgeld gewährt.

Die Unterhaltungskosten eines so bedeutenden Etablissements verursachten natürlich ein starkes jährliches Erforderniß; 1861—1862 9150 Pfd. St. Dennoch hatte man bisher stets die nöthigen Geldmittel rechtzeitig zur Hand. Diese glücklichen Erfahrungen ermuthigten Müller, seinem Liebeswerk im Jahre 1860 eine neue räumliche Erweiterung zu geben. Er will ein viertes und fünftes Waisenhaus erbauen zur Aufnahme von noch 850 Kindern, so daß Ashley Down zu einem Asyl für 2000 Waisen heranwächst. Bei Bevölkerung der beiden neuen Gebäude sollen vorwiegend die Knaben berücksichtigt werden, damit nicht, wie dies bisher hie und da vorgekommen, bei Anmeldung einer Geschwisterschaar die Mädchen aufgenommen werden, die Knaben dagegen abgewiesen werden.

Für diese Anstalts-Erweiterung gingen 1861—1862 bereits 6600 Pfd. ein.

Sobald 25,000 Pfd. vorhanden sind, soll der Bau des Hauses Nr. 4 beginnen. Zu vermuthen ist, daß dies nicht mehr lange währt.

Wenn man die Frage aufwirft, was aus dieser großartigen Anstalt werden möchte nach dem Ableben des Begründers und Leiters — eine Frage, die sich dieser selbst wohl oft getrost vorgelegt und beantwortet hat — so liegt es nahe, auf das Fortbestehen der Franke'schen Stiftungen hinzuweisen. Dieser Umstand läßt uns verstehen, warum Müller eine Ausdehnung seines Waisen-Instituts einer Aufspeicherung von Grundcapital vorzieht.

Alle drei Waisenhäuser in Ashley Down stehen während gewisser Nachmittagsstunden jedem Besucher offen, damit das Publicum eine Einsicht von der Einrichtung und Beschaffenheit der Anstalt gewinne, und letztere selbst in weiteren Kreisen bekannt werde. Wollte man jeden Tag Alles zeigen, so würden die Besucher stören; es finden daher nothwendige Beschränkungen dieser Schaustellung statt. Die Zahl Derer, welche von weit und breit in den Besuchsstunden eintreten, um zu sehen und zu controlliren, ist gar groß. Einer besonderen Toilette bedürfen die Zimmer, Gänge, Treppen, Säle, der Hausrath und die Insassen nicht. Alles ist stets einfach und schmucklos hergerichtet; überall herrscht musterhafte Sauberkeit; das Ganze macht einen angenehmen und erheiternden Eindruck.

Das durchweg Erkennbare einer soliden und praktischen Anlage überhebt uns einer eingehenden Schilderung des häuslichen und geistigen (psychischen) Comforts in Ashley Down. Nur erwähnen wollen wir, daß frisch geturnt und froh gesungen wird.*)

Bei einer so sorgsamen Wartung und Pflege, wie Müller sie den Kleinen zuwendet, kräftigen sich dieselben ihrer Altersstufe angemessen, obschon manche Kinder von kränklichen, vielfach schwindsüchtigen Aeltern abstammen.

Es kommen verhältnißmäßig wenig Krankheiten und Todesfälle vor.

Die Zimmer für die allerjüngsten Kindern ähneln den Pariser crêches.

Das Wunderbarste bei Müllers Unternehmung und rastlosem Weiterschreiten ist, daß ihm die erforderlichen Mittel für seine christliche Liebesthätigkeit (von der, wie erwähnt, die Waisenanstalt nur ein einzelner Zweig) zugehen, ohne daß ein einziges menschliches Wesen je von ihm um Hülfe angesprochen worden wäre. Allerdings legt er wohl seinen Mitmenschen auf jegliche Weise seine Entwürfe vor, macht sie mit seinen Einnahmen und Ausgaben bekannt, und verschmäht auch nicht das Geringste, was man seiner Verwaltung und Erfahrung anvertrauen will (in Bristol besteht ein eigenes Verkaufsloeal für diejenigen Gegenstände, welche die Anstalt nicht unmittelbar verwenden kann), dagegen enthält sich Müller aller unmittelbaren Ansprachen. Somit fällt aller Zwang wie alles Werkheilige fort; es geben die Leute nicht, um einen Sammler los zu werden, oder damit man ihre Namen nenne und sie öffentlich als Wohlthäter rühme. Auch wer im Waisenhaus selbst eine milde Hand aufthut, an den Besuchstagen, um etwas in die ausgestellten Büchsen zu legen, thut dies nicht in großer Versammlung — coram populi — sondern nur vor den Augen Weniger; man führt stets nur ein Paar Personen gleichzeitig umher. Müller wünscht, daß Jeder, der ihm eine Gabe überschickt, brieflich sich nenne, damit der Geber privatim Quittung erhalte; denn die von Zeit zu Zeit erscheinenden Berichte erwähnen wohl die Geschenke, nicht aber die einzelnen Geber namentlich. Jeder der letztern kann sich durch Einsicht in die Bücher von der Vereinnahmung und Verwendung seines Beitrags überzeugen. — In diesen Müller'schen Berichten finden sich vielfach naive Erzählungen und anziehende Einzelnheiten. So z. B., wie eine arme Wittwe ihr Scherflein gespendet hat und bald darauf ein Reicher

*) Doch will man bemerkt haben, daß hierfür noch mehr geschehen könnte. Es kann sich ja nicht darum handeln, Kopfhänger heranzubilden, sondern junge Menschen, die fromm in sich und frei um sich bleiben, guten Muths, festen Sinnes - fröhlichen Herzens — hinein treten in die Schule des Lebens.

Hunderte oder Tausende von Pfunden gab, wie hier Brillanten und Schmuckgegenstände dargereicht werden, während dort eine im Müller'schen Hause erzogene Waise dankbar eine kleine Summe schickt, einen namhaften Theil des erarbeiteten Verdienstes mehrerer Monate; wie hier Jemand den Betrag einer verloren geglaubten Schuld überweist, welche unerwartet heimbezahlt wurde, und wie ein Andrer eine Summe einsendet, die er früher für eine Lebensversicherung bezahlte, deren er künftig nicht zu bedürfen glaube, nach dem Wort der Schrift: „Kein Sperling fällt zur Erde ohne den Willen des himmlischen Vaters."

War auch in der Haushaltung zu Ashley Down manchmal die Noth vor der Thür, nie hat man mit Zahlungen rückständig bleiben brauchen. Vom Jahr 1834—1862 sind für den Bau der „Waisenhäuser bei Bristol" und deren Unterhalt 2c. an Beiträgen nicht nur aus England, sondern eigentlich aus der ganzen Welt 222,460 Pfund Sterling eingegangen, d. i. beinah 1½ Millionen Thaler.

Der Nachweis dieser Zahl spricht für die Bedeutsamkeit der Sache, die unser Landsmann jenseit des Canals auf sich genommen. Möge es der Vorsehung gefallen, Müller noch viele Jahre in rüstiger Kraft zu erhalten, und möge sich ihm die Wahrheit des Sprüchworts bethätigen: „Viel Kinder, viel Segen."

Hooker über die Cedern des Libanon.

So weit bis jetzt allgemein bekannt ist, sind die Cedern des Libanon auf einen Platz beschränkt am Anfang des Kedischa-Thals; indeß hat Ehrenberg sie auch in Eichenwäldern 2c. auf dem Wege von Bscherre nach Bsinnate gefunden. Das Kedischa-Thal, in 6000 Fuß Höhe, endigt in breiten, seichten Becken mit flachem Boden, und ist zwei bis drei (englische) Meilen breit und eben so lang; es ist hier in grader Linie fünfzehn (englische) Meilen vom Meer und ungefähr drei oder vier vom Gipfel des Libanon, der nordwärts von demselben ist. Diese offenen Becken haben abschüssige Seiten, welche sich 2000 bis 3000 Fuß über ihre Basis erheben; sie haben genaue Aehnlichkeit mit dem, was man in vielen Hochland-Gebirgen Corries nennt. Der Boden desjenigen Beckens, in welchem die Cedern wachsen, zeigt dem Auge eine fast todte Ebene, durch die sich steil und querüber eine wirr untereinander liegende Reihe alter Moränen zieht, welche von Gletschern abgelagert worden sind, die dereinst unter sehr verschiedenen klimatischen Bedingungen das über ihnen befindliche Becken füllten und mit dem ewigen Schnee in Verbindung standen, von dem der ganze Gipfel des Libanon zu jener Zeit tief bedeckt war. Die Moränen sind vielleicht 80 bis 100 Fuß hoch; ihre Grenzen sind vollkommen bestimmt, und sie theilen den Boden des Beckens in eine obere und eine untere flache Ebene. Die Bäche aus den umliegenden Höhen sammeln sich auf der obern Fläche und bilden einen Strom, der sich unter den Moränen auf seinem Weg nach der untern Fläche hindurchwindet, von wo er sich in den Engpaß des Kedischa-Thals stürzt. Die Cedern wachsen auf jenem Theil der Moräne, welcher unmittelbar an diesen Strom grenzt, und nirgend anderswo; sie bilden eine ungefähr 400 Yards im Durchmesser haltende Gruppe mit einem oder zwei nicht weit von den übrigen abseits stehenden Bäumen und erscheinen als ein großer Fleck in der großen Fläche des Corry und seiner Moränen, die keine andere Baumvegetation und auch keinerlei Gesträuche enthalten, außer einige kleine Berberitzen- und Rosenbüsche, welche keinen Charakterzug in der Landschaft bilden.

Die Zahl der Bäume beläuft sich auf ungefähr 400, die in neun Gruppen umherstehen, entsprechend eben so vielen Höhenkämmen der Moränen-Reihe; sie sind von verschiedener Größe, und schwanken im Umfang von etwa achtzehn Zoll bis über vierzig Fuß; allein die mit ihrer Größe, und sonach mit dem Alter des Hains, in Verbindung stehende bemerkenswertheste und bezeichnendste Thatsache ist die: daß kein Baum von geringerem Umfange als achtzehn Zoll vorhanden ist, und daß wir keine jungen Bäume und Gebüsche, noch selbst Schößlinge eines zweijährigen Wachsthums fanden. Wir hatten keine Mittel, das Alter des jüngsten oder ältesten Baumes zu schätzen. Es mag indeß bemerkt werden, daß das Holz des damals abgehauenen Astes des alten Baumes acht Zoll im Durchmesser hat (ausschließlich der Rinde), eine äußerst feste, compacte und engkörnige Textur zeigt, und nicht weniger als 100 Ringe besitzt, die an einigen Theilen so eng bei einander sind, daß man sie ohne eine Linse nicht zählen kann. Dieses Exemplar ist ferner nicht nur härter, sondern auch brauner als irgendeine auf englischem Boden gewachsene Ceder oder einheimische Deodar, und eben so wohlriechend wie letztere. Dies sind indeß die Kennzeichen eines alten niedrigen Astes eines sehr alten Baumes, und geben keinen Leitfaden für den allgemeinen Charakter des Holzes auf dem Libanon an die Hand, noch weniger für den von Exemplaren, die auf englischem Boden wuchsen, welche an Farbe, Geruch, Korn und Textur jenen stets sehr nachstehen. Wenn man seine Berechnung nur nach den Ringen in diesem Ast anstellt, so würden die jüngsten Bäume auf dem Libanon ein durchschnittliches Alter von 100, die ältesten von 2500 Jahren haben, beide Schätzungen ohne Zweifel weit entfernt von vollkommener Richtigkeit. Rechnet man nach Stämmen englischer rasch gewachsener Exemplare, so könnte man ihr Alter respective bis auf 5 und 200 Jahre herab festsetzen, während nach dem Maßstab des Wachsthums der Chelsea-Cedern die jüngsten Bäume 22, die ältesten 6—800 Jahre alt sein können. (Ausland.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herelich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 40. Berlin, den 5. October 1864. Nr. 40.

Das Heidenthum und der Krieg.

Nachdem eben ein ehrenvoller nnd für die sittlichen Interessen unseres Volkes nach mehr als einer Seite bedeutsamer Krieg — wir hoffen es — beendet ist, dürfte es wohl von Interesse sein, auf die Stellung einen Blick zu werfen, welchen das Heidenthum zum Kriege einnimmt. Irren wir nicht, so prägt sich die Entwickelung und Geschichte des menschlichen Geisteslebens in dieser Stellung zum Kriege in sehr prägnanter Weise aus, und eine Geschichte des Krieges würde, wenn ein Kundiger sie mit lebendigem Verständniß für die sittliche Seite dieser Angelegenheit schriebe, einen wichtigen und lehrreichen Theil der Culturgeschichte bilden. Wir dürfen es uns selbstverständlich nur herausnehmen, Fragmeute zu geben; eine einsichtsvollere Hand mag dieselben vervollständigen. Auf das Griechenthum kommen wir später und wenden uns zunächst zu den Gestaltungen des uncivilisirten Heidenthums.

Der Mensch in seinem wilden oder verwilderten Zustand hat nur ein Bewußtsein von sich als einem Einzelwesen. Das Bewußtsein eines sittlichen Zusammenhanges, einer Gemeinschaft mit andern Einzelwesen tritt zurück oder erlischt ganz. Der Wilde, mit der Außenwelt in Berührung kommend, kennt den Stand des Friedens mit ihr nicht, sondern befindet sich ihr gegenüber in einer feindseligen Spannung. Der Einzelne — sei es der einzelne Mensch, oder der einzelne Stamm, — unberührt von der Macht und den Mächten der Liebe, kann ihr Ideal nur in das Zerrbild der Selbstliebe verkehren und Tugend und Heroismus nur darin finden, entweder sich selbst der Außenwelt gegenüber, mit der er keine Ausgleichung, keine Versöhnung kennt, durch den Trotz des Eigenwillens zu erhalten, oder die Macht der Außenwelt durch solchen Trotz von sich abzuwehren und, wenn er es kann, sie zu brechen. Nur in der Wildheit dieses Trotzes kommt bei ihm das dunkle, noch unbewußte Gefühl der Persönlichkeit zu Tage. Die Tugend der rohen Naturvölker hat daher einen überwiegend verneinenden Charakter. Wo die äußerliche Macht den Menschen überwältigt, da zeigt derselbe seine ungebeugte Selbstheit in der Verachtung der Leiden, in der jeden Schmerz fast fühllos überwindender Festigkeit, in einem stummen, kaltblütigen, alle Qualen höhnisch verachtenden Betragen. Wo der uncultivirte Mensch aber die eigene Gewalt dem Feinde gegenüber thätig durchsetzt, da erscheint seine Tugend nur als ungebändigte Kriegs- und Vernichtungslust. Der Krieg dieser Völker hat selten einen Gedanken zum Grunde, oder einen verständigen Zweck, sondern ist meist der kaum einer oberflächlichen Veranlassung bedürfende, instinktartige Ausdruck der verneinenden Tugend der Wilden. Man führt Krieg, um die Tugend zu beweisen, um den innern Drang nach Vernichtung des Andern befriedigen zu können. Als tugendhaft und als Mann gilt nur, wer Feinde erlegt hat und die Siegeszeichen an sich trägt. In kleine Stämme zertheilt, sind besonders die Jägervölker im Zustande eines fast beständigen Krieges, und die Reste des vernichteten Feindes sind höchster Ehrenschmuck. Die Hirtenvölker, durch die Natur des Landes und mehr noch durch die Art ihrer Beschäftigung gezwungen, machen freilich eine Ausnahme; aber wenn sie zum Kampfe veranlaßt sind, dann sind sie, wie wir es an den Mongolen sehen, eine verheerende Lawine.

Wuttke (jetzt Professor der Theologie in Halle), dessen „Geschichte des Heidenthums“ auch nach dieser Seite des Culturlebens sehr lehrreiche Materialien enthält und auf den wir uns hierin beziehen, berichtet u. A., daß bei einigen Indianerstämmen den 8—9jährigen Knaben giftige Ameisen in die Aermel gesperrt werden, um sie zu Helden zu erziehen. Diese Qual wird bis ins 14. Jahr oft wiederholt, und wer dann keine Spur von Schmerz mehr verräth, der wird zum Manne erklärt und darf heirathen. Bei andern Stämmen werden die 8jährigen Knaben von alten Weibern durch Stechen gemartert und die Arme ihnen mit spitzigen Knochen durchbohrt, ohne daß sie einen Klagelaut vernehmen lassen dürfen. Die Wilden in Paraguay lassen in der Jugend zum Beweis ihrer Standhaftigkeit die grausamsten Zerfleischungen an sich ausüben, ohne ein Zeichen von Schmerz zu zeigen. Aehnlich ist es bei den Bidschuanen in Südafrika. Ein Indianer, gefangen an einen Pfahl gebunden und mit Feuerbränden umgeben, höhnte seine Feinde, daß sie ihn nicht besser zu quälen wüßten. Er ließ sich eine Tabackspfeife geben, setzte sich ruhig schmauchend nackt mitten in die Feuerbrände, und ein feindlicher Anführer, diese Festigkeit bewundernd und lobend, schlug ihn, um seine Qualen zu enden, mit der Keule nieder. Die Meisten

singen, an den Pfahl gebunden, unter Todesmartern den Kriegsgesang. Bei den Neuholländern werden die Jünglinge wehrhaft gemacht, indem man ihnen unter Feierlichkeiten einen Vorderzahn ausbricht, wobei sie keinen Schmerz zeigen dürfen. — Als Zeichen der leidenschaftlichen Vernichtungslust, die der Kriegführung der Wilden eigenthümlich ist, müssen alle die Triumphzeichen gelten, in denen die Sieger ihre schwelgerische Lust an dem Untergange ihrer Feinde kund geben. Die Indianer machen sich bei jeder Erlegung eines Feindes ein Zeichen an den Körper, oder hängen sich einen Wolfsschwanz an, oder die Kopfhaut des Feindes mit dem Haarbüschel. Das Skalpiren des Feindes, oft des noch lebenden, ist in ganz Amerika bei den Eingeborenen Sitte. Oft nehmen die Indianer den ganzen Kopf des Feindes, oder Stücke von seinem Leibe als Siegeszeichen, oder machen aus seinem Schädel Trinkbecher. Wenn kein Krieg ist, so machen die ehrsüchtigen Jünglinge auf eigene Faust Streifereien, um Feinde zu suchen und zu skalpiren; denn der Krieg bildet neben der Jagd die einzige, wenig unterbrochene Beschäftigung. Gefangene werden in der Regel getödtet.

Spuren von völkerrechtlichen Grundsätzen, die als ein den Völkern gemeinsames, also der Menschheit gehöriges Recht erscheinen, sind bei den wilden Völkerschaften wie überall nicht, so auch nicht, oder nur selten, in Bezug auf Krieg und Frieden zu finden. Am meisten treten derartige Grundsätze bei den Kaffern hervor. Bei ihnen geht jedem Kriege gegen andere Stämme eine Kriegserklärung voran. Der Kampf selbst wird offen und ehrlich geführt, und wenn die Nacht die unentschiedene Schlacht unterbricht, so wird bis zum Morgen strenge Waffenruhe beobachtet. Weiber und Kinder werden, wenn sie in Gefangenschaft gerathen, zurückgegeben, und die Gesandten heilig gehalten. Bei den Bidschuanen und den eigentlichen Negern sind die Kriege wilder und treuloser, und Weib und Kind werden gemordet. Die Gesandten werden auch meist bei den Indianern für unverletzlich gehalten, und die nicht seltene Entscheidung des Streites durch Zweikämpfe und die Beachtung unverletzlicher Orte als Asyle sind auf völkerrechtlichem Gesetze begründet.

Kein schrecklicheres Schreckensbild von der Verwilderung der Menschheit giebt die Geschichte, als dos der Mongolen und ihrer Kriege, welche oor sechs Jahrhunderten die Welt mit Entsetzen erfüllt haben. Es giebt nur ein Wort zur Bezeichnung dieser Schrecken, das Wort Teufelei. Wer verstehen will, welcher Bestialität die Menschennatur fähig ist, der studire die Mongolenkriege. Ein Zweig des mongolischen Menschenstammes war es, der im Mittelalter die geschichtliche Welt wie eine Sündfluth überwogte und, ob auch nur für kurze Dauer, verschlang. Jene Mongolen, hinter ihren geistig gebildeteren und geschichtlich bedeutenderen Stammverwandten, den Chinesen, innerlich wie äußerlich weit zurückstehend, trugen das Bild ihrer geistigen Entartung in abschreckender Häßlichkeit an sich. Kurzhalsig, dickköpfig, mit breitem, garstigem Gesichte und kleinen, schiefliegenden Augen, straffen, glänzend schwarzen Haaren, gelber Gesichtsfarbe und kümmerlichem Barte, waren sie den Weißen nicht nur ein Schrecken, sondern ein Grauen. Früher ein ruhiges Hirtenvolk, das höchstens Streifzüge zur Plünderung der Nachbarn ausführte, ein Volk ohne Volksbewoßtsein und ohne eine gemeinsame religiöse Idee, nur einem vagen Dämonen- und Fetischdienste ergeben, jeoer geistigeo Bildung entbehrend, tritt es unter Tschingiskhan auf einmal mit dem Anspruche auf, die ganze geschichtliche Welt sich selbst zu unterwerfen und aus der Vielheit der Völker ein einziges großes Volk zu erschaffen. Zur Lösung des kühnsten Gedankens der kaukasischen Menschenroce wird dieses einer geschichtlichen Entwickelung unfähige Reitervolk, dessen Boden eigentlich nur das Pferd ist, wie von einer dämonischen Gewalt hingerissen. Und wie die Mongolen in der Schlacht nur tobend heranstürmen und ihre Pfeile abschießen, um sofort in hastiger Eile wieder davon zu jagen, so ist, wie Wuttke mit Recht sagt, auch ihre ganze geschichtliche Erscheinung nur ein wilder Angriff auf die geschichtliche Welt, nach welchem sie alsbald spurlos verschwinden, und sie haben jetzt, ruhig ihre Heerden weidend, nur dunkle Erinnerungen davon, daß sie einst die Eroberer der Welt waren. In jenem erobernden Mongolenthum stellt sich nichts dar als die ungebändigte Subjectivität, die, alles außer ihr Vorhandene oerneinend, mit dem Anspruch der Weltbeherrschung auftritt, nicht in dem höheren Sinne, wie das Römerthum, nicht in dem höchsten, wie das Christenthum, sondern in der rohen Bedeutung der bloßen Niederwerfung oder Vernichtung alles andern selbstständigen Daseins. Die ganze Menschheit soll eine sein, und ihr Mittelpunkt oder ihre Spitze der Tartaren-Khan. Diesen Gedanken haben die Khane klar ausgesprochen und rücksichtslos verfolgt. Auf diesen Weltkampf richteten sie den Staat, für ihn machten sie das ganze Volk zu einem wohlorganisirten Heere. Der Charakter der Mongolenkriege ist hierdurch bedingt und gegeben. So wurden die Nachfolger Tschingiskhan's die größten Eroberer der Weltgeschichte, die in Schlachten Deutschland mit dem Untergange bedrohten, während ihre Heere die ostasiatischen Reiche unterwarfen. Vor seinem Auftreten als Alleinherrscher hörte Tschingiskhan, wie man erzählt, 20 Nächte hinter einander eine Stimme, welche sprach: „Die Welt ist dein, geh, nimm sie ein!“ Bei seinem Kampfe gegen die Chowarasmier erließ er folgenden Aufruf, an dem erkenntlich ist, was die Mongolen-Kriege bedeuteten: „Befehlshober, Große und Gemeine, wisset, doß Gott mir die Herrschaft über die Erde gegeben hat vom Morgen bis zum Abend. Wer sich ergiebt, der soll verschont werden. Wehe aber denen, die sich widersetzen; sie werden erwürgt werden mit ihren Weibern und Kindern.“

Die Heereseinrichtungen der Mongolen unter Tschingiskhan waren durchaus geordnet. Das Volk ging in das Heer auf; jeder Waffenfähige war Soldat. Das Ganze war nach dem Decimal-System geordnet; je 10 Mann bildeten eine Reihe, von denen Einer der Anführer war, je Hundert unter einem höheren Führer und so fort bis zu den Führern oon 10,000 Mann. Bogen und Spieß waren die gewöhnlichen Waffen; die besser Bewaffneten hatten noch krumme Säbel, Helm und Küraß von eisenbeschlagenem Leder. Unbedingter Gehorsam war durchgreifendes Gesetz, selbst der Oberfeldherr nahm ehrerbietig die Prügelstrafe hin, die Tschingiskhan im Angesicht seines Heeres an ihm vollziehen ließ, oder reichte seinen Kopf

dem Henker. Als bei einem Feldzuge ausnahmsweise jede Plünderung verboten war, wurde ein Soldat hingerichtet, weil er einem Bauer eine Zwiebel gestohlen. Die Krieger erhielten keinen Sold, mußten vielmehr ihrem Anführer jährlich eine bestimmte Anzahl von Pferden und andere Abgaben liefern. Des Feindes Land war die Allen offene Kriegskasse. Zu Jahresanfang mußten alle Hauptleute vor dem Khan erscheinen, um seine Befehle entgegenzunehmen. Waffenübungen waren schon für die Jugend verordnet. Ungeschicklichkeit der Führer wurde mit dem Tode gestraft; Geschicklichkeit, nicht die Geburt, befähigte zu den höchsten Stellen. Vor jedem Kriegszuge versammelte Tschingiskhan die Führer zu einem Kriegsrathe. Das feindliche Land wurde von mehreren Seiten zugleich angegriffen, verheert und die festen Plätze eingeschlossen. Durch vorgeschobene Abtheilungen suchte man die Besatzung herauszulocken und dann durch Uebermacht zu erdrücken. Große Schleudermaschinen zertrümmerten die Mauern durch gewaltige Steine. Die Gefangenen wurden an die gefährlichsten Punkte gestellt, zu den schwersten Arbeiten gezwungen und beim Sturm mit den im feindlichen Lande Aufgegriffenen an die Spitze gestellt und vorgedrängt. Der einmal begonnene Angriff wurde mit Ablösung Tag und Nacht fortgesetzt, um die Belagerten zu erschöpfen. Griechisches Feuer, Stauung der Flüsse und unterirdische Gänge wurden zum Verderben der Belagerten angewandt. Für das Schleudern von Naptha-Geschossen war eine besondere Truppe bestimmt. Bei hartnäckiger Vertheidigung zogen die Mongolen ab und überfielen plötzlich wieder die Sichergemachten. In der offenen Feldschlacht suchten sie durch Uebermacht zu siegen und den Feind durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen zu täuschen und zu verwirren. Oft zogen sie in verstellter Flucht den Feind hinter sich her, um sich dann auf frischen Pferden plötzlich wieder über den Ermüdeten zu werfen. Die Hauptwaffe blieb der Bogen. Der Säbel wurde meist nur zu Ende beim Siegesgemetzel gezogen. Die Bewegungen der Reiterei waren wohl eingeübt und folgten bestimmten Signalen. Wer floh oder den Kampf verließ, um zu plündern, wurde mit dem Tode bestraft. Große Märsche machten die Mongolen mit Leichtigkeit; fast ohne Gepäck, hatten sie in ihren Pferden alles was sie brauchten. Jeder Mann mußte mehrere Pferde mit sich führen, die als Reitpferde gewechselt wurden und deren Milch die vorzüglichste Nahrung war. Bisweilen öffnete der Krieger auch eine Ader des Pferdes und trank das warme Blut. Das Uebersetzen über die größten Ströme wurde ohne Schwierigkeit vollzogen; abgesattelt und an den Schweif des Pferdes sich haltend oder auf Lederkissen reitend, schwammen sie ungefährdet hinüber. An das rauheste Klima Hochasiens gewöhnt, liebten es die Mongolen, ihre weniger abgehärteten Feinde durch Winterfeldzüge zu bewältigen. Tschingiskhan ließ einst in der Wüste Gobi, wo die Kälte zwischen 15 und 30° R. beträgt, für den Winterfeldzug seine Soldaten doppelte Schaafspelze anziehen und die Pferde mit Filzdecken behängen. Wort und Ehre galten den Mongolen nichts. Alles was Ritterlichkeit heißt, wird bei ihnen verschlungen von der Barbarei dämonischer Vernichtungsluft. Die erste Kriegsthat Temudschin's gegen einen feindlichen Stamm wurde damit gekrönt, daß die Gefangenen in siebenzig Kesseln lebendig gesotten wurden. Auf Tschingiskhan's Befehl wurde einem feindlichen Fürsten geschmolzenes Silber in die Ohren und Augen gegossen; einem andern wurden alle Glieder einzeln abgeschnitten, in den eroberten Städten Weiber und Mädchen geschändet und dann niedergemetzelt. In Samarkand wurden 30,000 Gefangene niedergehauen; in Nischabur-Nessa u. s. w. fielen Hunderttausende, Männer, Weiber und Kinder. Selbst den Schwangeren riß man die Leibesfrucht heraus und mordete sie. Von den Köpfen der Geschlachteten errichtete man große Pyramiden. Nach der furchtbaren Schlacht an der Kalka, durch welche Rußland unter die Tartaren-Herrschaft kam, wurden drei russische Fürsten unter Brettern erstickt und auf ihren Leichnamen hielt man einen Siegesschmaus. Die Kriegsgefangenen wurden mit Ausnahme der Handwerker und Künstler, die man als Sklaven fortschleppte, fast immer getödtet; sie wurden unter die einzelnen Abtheilungen des Heeres zur Schlachtung vertheilt, und nach jedem Zehntausend der Leichen ein Leichnam als Trophäe aufgestellt, mit dem Kopf zur Erde, mit den Füßen nach oben. In Rußland wurden die Geistlichen und Nonnen erwürgt, den Frauen die Brüste abgeschnitten, Männern die Galle aus dem Leibe gerissen; Andere wurden geschunden oder mit Nadeln gefoltert. In Moskau wurden die Einwohner alle gemordet, und die Zahl der abgeschnittenen Ohren betrug 270,000. Nach der Schlacht bei Liegnitz (1241) wurde jedem der gebliebenen Christen ein Ohr abgeschnitten und neun Säcke voll Ohren an den Khan geschickt. In Ungarn wurden 300 edle Frauen, die um ihr Leben flehend vor Batu erschienen, geköpft. Die viehischen Ausschweifungen der Mongolen und ihre diabolische Grausamkeit erfüllte ganz Ungarn und einen Theil von Oesterreich mit Entsetzen, und die Nachrichten, daß sie weibliche Gefangene auch geschlachtet und gefressen, sind schwerlich ganz unbegründet. Milde gegen Feinde und gegen Gefangene war durch das Gesetz verboten, und nicht selten wurden Feldherren wegen geübter Milde zur Prügelstrafe verurtheilt. Genug von diesen heidnischen Gräueln! Sie geben die thatsächliche Erläuterung zu einer Botschaft des Mongolenfürsten Hulagu, die er an den Sultan von Haleb gelangen ließ. In ihr erklärt er: „Ich bin ein Kämpe Gottes, den er erschaffen in seinem Grimme, um ihn loszulassen wider die, denen er zürnet. Wir erbarmen uns nicht des Weinens und haben kein Mitleid mit der Klage; Gott hat aus unserm Herzen gerissen die Barmherzigkeit. Wehe und abermals Wehe denen, die nicht streiten auf unserer Seite! Wir haben die Länder verheert mit Macht und die Kinder zu Waisen gemacht. Wir haben über die Erde Verderben gebracht. Ihr werdet unsern Schwertern nicht enteilen und habet keine Rettung vor unsern Pfeilen. Unsere harten Herzen halten Stand wie Berge, und die Zahl unserer Heere ist unzählbar, wie der Sand. Wehe und Furcht dem, der sich vor uns groß macht, und Sicherheit und Verzeihung dem, der erzittert vor unserer Macht!"

Tschingiskhan schreibt in seinen Gesetzen ausdrücklich vor, alle Völker und alle Städte, die sich nicht widerstandslos unterwarfen, zu vertilgen und den Krieg ohne alle Schonung des Eigenthums und des Lebens der Feinde

zu führen, weil die Frucht der Schonung nur Reue sei. Einen seiner Feldherren fragte er einst, was seiner Ansicht nach wohl die größte Lust des Mannes sei. Dieser antwortete: an einem Frühlingstage auf die Jagd reiten auf einem schönen Pferde, und auf der Hand einen Falken und ihn seine Beute fangen sehn. „Nein," antwortete **Tschingiskhan**, „die größte Freude eines Mannes ist, seine Feinde zu besiegen, sie vor sich herzutreiben, ihnen zu rauben, was sie besitzen, die ihnen Theuren in Thränen gebadet zu sehn, auf ihren Pferden zu reiten und ihre Töchter und Frauen zu umarmen."

Das ist das Heidenthum und der Krieg! Freilich finden wir auch innerhalb des Heidenthums menschlichere Gestaltungen des Krieges, so wenig die sittliche Bedeutung desselben auch erfaßt wird. Aber wie prophetische Ahnungen zukünftiger christlicher Gesittung schimmern uns, bald heller, bald verhüllter, aus den Lehren und der Kriegsgeschichte einzelner heidnischer Völker, namentlich mancher Völker Amerikas und der Griechen und Römer entgegen. Wir wollen denselben in einem künftigen Artikel folgen.

r.

Beobachtungen über die eigenthümlichen Lebenszustände der Ehsten auf der Insel Oesel.

In den gewaltigen Raumgrößen Rußlands, welche sich vom Gestade des Balticums bis zum Amur und der Behringsstraße erstrecken, leben so viele kleine Völkerschaften, ursprünglich verschiedener Nationalität, eigener Sprache, Physiognomie, Sitten, Gebräuche und Lebensanschauungen, daß es mit Recht eine großartige Idee war, in einem großen Prachtwerke alle diese vielen Völkerschaften mit ihrem Urtypus und den Nationalcostümen bildlich darzustellen. Nun haben aber diese verschiedenen kleinen Ueberreste vorzeitlicher Völker, welche seit langen Zeiten zu den eigentlichen russischen Gouvernements gehören und in kleinen Gruppirungen zerstreut umher leben, sich vollständig mit dem großen Russenreiche amalgamirt und in die Idee eines gemeinschaftlichen starken Vaterlandes hineingelebt.

Ueber allen diesen Lebenszuständen steht nun das für alle erhabene Bild eines milden und freisinnigen Herrschers, der Millionen seiner treuen Unterthanen von ihren Ketten befreite und durch eine neue Rechtspflege mit Schwurgerichten und freisinnigen Institutionen für Rußland die Morgenröthe einer besseren Zeit hervorrief. Darum hängen aber auch die Völker aller Gouvernements des großen Reichs mit einer Liebe und Anhänglichkeit am Throne, wie nie dagewesen, und bilden eine felsenfeste Granitmasse, welche allen Stürmen der Zeit trotzen wird.

Zu den verschiedenen Völkerschaften, welche das große Reich bewohnen, gehören auch die Esthen und Letten der drei deutschen Ostsee-Gouvernements Cur-, Liv- und Ehstland. Erstere, die Ehsten, gehören zum großen finnischen Völkerstamme, und sind in der Urzeit aus den nordöstlichen Gegenden des Uralgebirges ausgewandert, wo noch gegenwärtig viele ihrer finnischen Stammgenossen leben. Ihre Sprache ist natürlich wenig ausgebildet, aber außerordentlich wohlklingend. Die Letten, welche größtentheils Cur- und einen Theil von Livland bewohnen, sind ganz anderen Ursprungs und sollen in der Urzeit aus Asien eingewandert sein, auch ist ihre Sprache völlig von der ehstnischen verschieden.

Beide Volksstämme waren vor vielen Jahrhunderten die Urbewohner des Landes, und wenn auch ihnen ihre Sprache geblieben, welche in neueren Zeiten sogar eine literarische Ausbildung erhalten hat, so ist doch das Deutschthum mitunter auch unter ihnen schon heimisch geworden; in allen Städten ist aber das deutsche Element vorherrschend, und selbst die Russen, welche zwischen den Deutschen wohnen, sind der Sprache vollständig mächtig. Hier herrscht in allen Ständen deutsche Bildung und deutsches Leben in seiner vielseitigen Mannigfaltigkeit und zugleich auch altgewohnte deutsche Treue und Anhänglichkeit an Throa und Altar.

Von den Ehsten, die auf dem Festlande leben und durch nähere Berührung mit ihren Grenznachbarn schon viel von ihrem Urtypus verloren haben, unterscheiden sich auffallend diejenigen Ehsten, welche mehr oder weniger von der Küste entfernt, die Inselgruppen in der Ostsee bewohnen und durch ihre isolirte Lage weniger fremden Einflüssen zugängig waren; besonders ist die Insel Oesel-Moon mit ungefähr 50,000 Einwohnern in dieser Hinsicht höchst merkwürdig. Die Sagen, Sitten, Gebräache und Weltanschauung der Ehsten auf der Insel Oesel erinnern noch oft an ein Stück Leben aus der alten Vorzeit, und haben daher für den Beobachter viel Interessantes.

Alle Insulaner und Gebirgsbewohner mit einer isolirten Weltlage haben gewöhnlich etwas in sich Abgeschlossenes. Der genaue Beobachter erkennt in ihren Kleidern, Sitten, Sprache, sociaten Lebensverhältnissen und intellectueller Auffassung immer etwas Eigenthümliches und viel Alterthümliches, welches sie von den angrenzenden Völkern unterscheidet. Tapferkeit bis zur höchsten Kühnheit, Liebe zu einer rohen Freiheit, verbunden mit einer außerordentlichen Anhänglichkeit an das Heimathsland, Begrenztheit und gutmüthige Einfalt in der geistigen Anschauung der Zeiterscheinuagen, sind so in der Regel Eigenschaften, die allen solchen isolirten und noch wenig geistig ausgebildeten Völkerschaften, besonders mit einer zurückgebrängten Landessprache, so lange eigenthümlich bleiben, bis alle Elemente und Erinnerungen der Vorzeit nach und nach in den Strom der civilisirten Volksbildung des Zeitalters spurlos verschwinden. Auf die Urbewohner der Insel Oesel sind alle diese Ansichten besonders anwendbar, und immer lebt noch durch die Traditionen der vielen Jahrhunderte in ihnen das Bewußtsein, daß sie vor Aukunst der Deutschen Herren des Landes waren. Die Ehsten dieser Insel waren in der Vorzeit durch ihre Kriege und kühnen Seeräubereien berüchtigt. Nicht selten plünderten sie das feste Land, belagerten die Mündung der Düna mit ihren Schiffen, kämpften tapfer mit Bischöfen und Ordensrittern, und waren die letzten, welche von den Deutschen unterjocht wurden, gegen welche sie sich aber in späteren Jahren noch oft empörten. Das sie umgebende Meer war lange nach dieser Geschichtsperiode noch ihr heimisches Element. Der Kampf mit den Wellen — Raub und Fischerei — nährte und kräftigte sie. Wenn aber die früheren kühnen Korsarenzüge längst schon verschwinden mußten, so haben

doch in unsern Zeiten noch einige kecke, ganz im Stillen unternommene Kraftzüge — als Nachklänge aus alter Zeit — stattgefunden. Als nun endlich auch diese Unbilden gänzlich aufhören mußten, so blieb weiter nichts übrig, als wenigstens in Versuchen des Salzschmuggels aus Finnland und kühnen Bergungen gestrandeter Schiffe sich der Vorfahren zu erinnern und die Kräfte durch Muth und Gewandtheit zu üben. Im Allgemeinen sind die Oeselaner gesunde kräftige Menschen, und besonders die Küstenbewohner gewandte und kühne Seefahrer. Fast unglaublich scheint es, und doch ist es eine gerichtlich bewiesene Thatsache, daß Strandbauern des Schmuggels wegen sehr oft mit ihren offenen Böten über die Ostsee nach Finnland segelten, und dies oft nur wegen ein paar Fuder Salz! — Ueberhaupt ist aber auch Salz eins der ersten Lebensbedürfnisse für diese Inselbewohner, und unglaublich ist es, welche Masse Salz von ihnen consumirt wird. Fleisch wird in der Regel immer nur gesalzen genossen, indem sie alles Gesalzene für kräftiger halten, auch ist Fleischspeise selten; bei dem großen Reichthum an Fischen, besonders einer Art Heringe, die unter dem Namen Strömlinge an der Küste in Unmasse gefangen werden, besteht bei ihnen die Hauptnahrung aus gesalzenen Fischen, welche das Fleisch vertreten. Gesalzene Heringe oder Strömlinge, welche oft so trocken sind wie Filz, dürfen bei keinem Ehsten fehlen, vertreten bei schwarzem Brode oder Kartoffeln zugleich auch das Salz, und selbst dicke saure Milch mit diesen gesalzenen Heringen ist für den ehstnischen Bauer eine wahre Delikatesse, welche ihm nicht alle Tage geboten wird — doch ländlich sittlich! — und so mag es wohl auch schon vor vielen Jahrhunderten gewesen sein. Nicht minder eigenthümlich ist auch ihr gemeinschaftliches Zusammenleben der Gesinde in den Bauerhöfen, ihre leidenschaftlichen und frohen Tänze in den Krügen nach den Tönen des Dudelsacks, wobei denn Bier und Branntwein auch nicht fehlen dürfen, und ihre Hochzeiten mit eigenthümlichen Ceremonien u. s. w.

Bei einer solchen Lebensentwicklung lebt der alte Geist der Väter noch in mannigfaltigen Mythen und Sagen der Vorzeit und in vielen merkwürdigen Gebräuchen und Sitten, Aberglauben und Volksliedern; denn je mehr ein thatenreiches und kräftiges Volksleben aus der dunkeln Geschichte der Nation hervorschimmert, desto mehr formen sich Gebilde wunderbarer Sagen in riesigen Gestalten, die besonders in Gegenden des von finnischen Völkern bewohnten Nordens, als dunkle ossianische Nebelbilder, leicht und luftig die starren Eis- und Schneefelder umschweben. So haben die Ehsten noch gegenwärtig Spuren ihrer ehemaligen heiligen Haine, ihre alten noch vorhandenen Bauerburgen, aus Wall und Graben bestehend, und nach Dr. Lucy, Andeutungen von Feld-, Wasser- und Waldgöttern, so wie Sagen von einem Riesen Töll, dessen Grab auch noch jetzt gezeigt wird; Zustände, aus denen theilweise noch immer Spuren des alten Heidenthums hervorschimmern. Eben so wunderbar und mannigfaltig verschieden ist auch das Aeußere der Ehsten auf Oesel und Moon. Die kleine Insel-Gruppe besteht aus zwölf Kirchspielen, und in jedem derselben haben die Einwohner nicht allein eine besondere Kleidertracht, sondern es finden auch in Sitten und Gebräuchen kleine Verschiedenheiten und kastenartige Absonderungen statt, so daß es scheint, als wenn noch ein traditionelles Fortleben der alten Vorzeit unter selbstgewählten Distrikts-Aeltesten (Wannems), welche sich oft feindlich gegenüber standen, aus dieser Absonderung der Kirchspiele hervortritt. Besonders ist die Kleidertracht der Bauerweiber jedes einzelnen Kirchspiels höchst originell, und vorzugsweise bilden die Kopfbedeckungen eine Musterkarte von so bizarren Formen, daß man sich nichts possirlicheres denken kann. In einigen Kirchspielen tragen die Weiber eine Art Nachtmütze von bunten, grellen Farben, deren Spitze mit einer Troddel auf der Seite herabhängt, an anderen Orten eine Kopfbedeckung, welche vollkommen einer katholischen Bischofsmütze gleicht. In einem Kirchspiel besteht die Mütze aus einem schwarzen und sehr kleidsamen Baret mit rothem Oberdeckel, an einem andern Orte ist das Baret mit einem Horn geschmückt, welches sich wie eine Art Ring nach hinten beugt, während auf der Halbinsel Sworbe zwei Hörner das Haupt der Ehegattin zieren! In einigen Kirchspielen tragen die Frauen das blonde finnische Haar rund abgeschnitten, wie bei den Männern, in anderen hängt es flachsartig, ungebunden und frei über Schultern und Rücken herab. So auffallend es nun auch sein mag, daß in einem so kleinen Ländchen eine und dieselbe Nation so verschiedene Kleidertrachten hat, so sind doch auch noch so viele andere Lebenszustände nicht minder eigenthümlich. Welchen Fremden würde es z. B. nicht überraschen, wenn er bei einer Bauernhochzeit einen Anspann von zwei kleinen Oeselschen Ponnies mit vier Fennerstangen und zwei Krummhölzern sieht!

Arensburg ist ein kleiner, freundlicher Ort und das einzige Städtchen auf der Insel, mit herrlichem Steinpflaster und Trottoirs von dem vortrefflichen Oeselschen Kalksteine. Die einfache Bauart der Häuser mit Anstrich von allen Farben, und die rothen Ziegeldächer mit blendend weißen Schornsteinen, die wenigen Menschen, welche die Straßen beleben, und die vielen Gärten, über deren hohe Fliesenmauern entweder Obstbäume oder Ahorn, Eschen oder blühender Flieder herüber ragen, geben der kleinen Stadt ein ländliches Ansehen. Die freundlichen und gemüthlichen Menschen, welche das kleine Eiland bewohnen und der feingebildete Adel des Landes, welcher gewöhnlich im Winter zur Stadt zieht, beleben wenigstens etwas das Einförmige des insularischen Zustandes. Wer so recht des Menschengetümmels großer Städte überdrüssig — zufälligerweise auch schon recht alt sein mag — und daher unter freundlichen Menschen Ruhe und stillen Frieden sucht, dem möchte ich wohl rathen, sich auf dem gemüthlichen Eilande eine Strandhütte zu bauen, um sich hier friedsam zum letzten Heimwege zu bereiten. Zu den Annehmlichkeiten eines solchen Lebens gehört denn auch noch, daß man sich durch die vortrefflichen eisen- und schwefelhaltigen Schlammbäder des Landes von den etwanigen Leiden des Alters, Gicht und allerlei Lähmungen umsonst kuriren kann.

Durch isothermische Beziehungen und durch die Nähe des Meeres ist hier das Klima, ungeachtet der hohen nördlichen Breite (von 58,15 Graden) auffallend milde, die Kälte in den Wintermonaten oft unbedeutend und warme Witterung mit Regen keine seltene Erscheinung; doch be-

rühren sich auch hier die Extreme, es giebt Jahre mit Unmassen von Schnee, nach Johanni will oft der Regen nicht endigen, und Sonnenblicke gehören dann zu den Seltenheiten. Der Boden der Insel ist, seiner horizontalen Kalkschichten wegen, welche die durchsickernden Meteorgewässer immer nach der See, als der natürlichen Niederung des Landes, ableiten, mehr trocken als feucht und mehr warm als kalt, daher gedeihen hier auch viele Früchte feinerer Arten, wie man sie so hoch im Norden nicht erwarten sollte. Pflaumen, vortreffliche Sommer-Bergamotten und eine gute Kirsche wachsen hier im Freien, und mit einigem Schutz auch die Reine claude; selbst der Wallnußbaum (Juglans Regia), der einige Grade weiter nach Süden in Livland nicht gedeihen will, wächst hier in einigen Gärten, obgleich nur als Staude und ohne Früchte zu tragen. Epheu (Hedera Helix) rankt in einigen Wäldern wild, und auch der Maulbeerbaum existirt schon als Staude, so daß mit der Zeit ein Seidenbau nicht außer den Grenzen der Möglichkeit liegt. Unter den Kornarten des Landes ist besonders die herrliche zweizeilige Gerste bekannt, welche im Kornhandel sehr beliebt ist und bis nach Holland ausgeführt wird. Die Oeselschen Pferde, unter dem Namen Klepper und Doppelklepper im ganzen nördlichen Rußland bekannt, sind wahrhaft herrliche Thiere mit runden und vollen Gliedern, kleinem zierlichen Kopfe, feinen Füßen und vortrefflicher Brust; dabei sind sie unermüdet und behalten selbst bei mäßigem Futter ihre rundlichen Formen. Peter der Große, dessen gewaltiger Geist alles für sein Reich Nützliche umfaßte, verpflanzte diese herrlichen Ponnies nach dem Gouvernement Wiatka, wo diese Race noch gegenwärtig in schönster Blüthe steht, sehr beliebt ist und nach allen Theilen des Reiches verkauft wird. Selbst die Kaiserliche Domainen-Verwaltung hat gute Zuchthengste aus Oesel kommen lassen und in fernen Gegenden des Reiches Stutereien angelegt, wo bereits Pferde dieser Art unter dem Namen Oeselscher Klepper verkauft werden. So sieht es nun in den fernen Colonien aus, man wartet und pflegt diese schönen Thiere und sucht besonders die so ganz eigenthümliche Race rein zu erhalten und alle Vermischung mit andern Arten zu vermeiden, während auf der Insel Oesel, in dem eigenen Mutterlande, diese edle Pferdegattung durch immerwährende Ausfuhr und Vermischung mit andern Racen sich unbestritten dem gänzlichen Verschwinden immer mehr nähert.

Am Ende der Stadt Arensburg und nahe am Hafen, der sich von Jahr zu Jahr immer mehr verflacht, liegt die alte halb verfallene Festung mit der Ruine des ehemaligen bischöflichen Schlosses. Letzteres wurde im Jahre 1341 vom Bischofe Hermann v. Osnabrügge gebaut und ist nur durch geschichtliches Alterthum und seine starke Bauart von behauenen Steinen merkwürdig. Die alten gothischen Fenster hat man in späteren Zeiten zugemauert, und Dach und Thurmbedeckung gehören ebenfalls der modernen Zeit an. Das alterthümliche hohe Gebäude hat ein schwerfälliges und unheimlich-graues Ansehen und gleicht mit seinen stumpfen Thürmen einer viereckigen Steinmasse, welche als ein greiser Zeuge der Vorzeit über die öden und verfallenen Festungswerke geisterartig hervorragt. Hier herrschten abwechselnd einst Ritter, Bischöfe, Dänen und Schweden, und wenn wir durch das alte Thor, unter herabhängendem Gemäuer, in dessen Spalten Ebereschen-Gesträuche wuchern, in den innern Hofraum treten und noch alte gewölbte Zimmer mit gothischen Bogenfenstern finden, und hier in diesen alten Räumen die Reihen der Jahrhunderte mit Rittern, Bischöfen, dänischen und schwedischen Gewalthabern, welche hier einst residirten, ernst bei uns vorüberschreiten, nur dann erst wird uns der alte Bischofssitz interessant, und wir verlassen nachdenkend und sinnend diese öden aber ehrwürdigen Hallen der Vorzeit. W. v. Q.

Der „Deutsche Hilfsverein" in Paris.

Der seit 20 Jahren in Paris bestehende „Deutsche Hülfsverein" hat laut seinem Jahresbericht pro 1863 beschlossen, mit demselben ein deutsches Hospital in Paris zu verbinden. Ein zu diesem Zwecke zusammengetretenes Damen-Comité veranstaltet in Paris und Deutschland Sammlungen an Geld und an Verkaufs-Gegenständen für einen im Laufe des nächsten Jahres im Hôtel der österreichischen Gesandtschaft abzuhaltenden Bazar, dessen hoffentlich reicher Ertrag dem zu gründenden Hospitale gewidmet ist. Die Einnahmen des „Hülfsvereins" haben im Jahre 1863 betragen: 48,112 Frcs. 90 Ct. Verausgabt wurden: an Unterstützungen, für Medicamente und an Reisegeldern für heimkehrende arme Deutsche 24,813 Frcs. An Gehältern, Bureaukosten &c. wurden 5021 Frcs. gezahlt, eine, im Verhältniß der Einnahmen und gewährten Unterstützungen sehr bedeutende Summe. — Ihre Majestäten der König von Preußen, der Kaiser von Oesterreich und der Kaiser der Franzosen haben jeder 1000 Frcs., Se. Majestät der König von Hannover 500 und Se. königl. Hoheit der Großherzog von Hessen 200 Frcs. beigesteuert.

Der „Deutsche Hülfsverein" warnt in seinem Berichte wiederum vor leichtsinnigen Reisen nach Frankreich. „Ein ganz bedeutender Theil der Reise-Unterstützungen wird von Leuten in Anspruch genommen, die nur einige Tage in Paris sind und nur deshalb die Hülfe der Gesellschaft erhalten, weil sie ohne schleunige Zurückbeförderung in der großen Weltstadt zu Grunde gehen würden."

An der Spitze des Vereins stehen der königl. sächsische Gesandte Freiherr v. Seebach als erster und der königl. bairische Gesandte v. Wendland als zweiter Präsident. Secretair desselben ist der Professor Dr. Jul. Oppert.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 41. Berlin, den 12. October 1864. **Nr. 41.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Octbr. 1864 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. September 1864	41			
	Zugang pro September	12			
		53			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	44	44	1330	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. September 1864	62			
	Zugang pro September	19			
		81			
	Abgang . .	39			
	Bleibt Bestand	42	42	1639	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. September 1864	11			
	Zugang pro September	7			
		18			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	10	16	260	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. September 1864	27			
	Zugang pro September	7			
		34			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	16	16	633	36
5.	**Jüterbok:**				
	Bestand am 1. September 1864	17			
	Zugang pro September	3			
		20			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	16	16	506	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. September 1864	22			
	Zugang pro September	12			
		34			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	25	25	636	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. September 1864	15			
	Zugang pro September	20			
		35			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	16	16	465	35
	zu übertragen		169	5469	256
	Uebertrag		169	5469	256
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. September 1864	14			
	Zugang pro September	8			
		22			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	13	13	385	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. September 1864	37			
	Zugang pro September	5			
		42			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	29	29	1014	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. September 1864	12			
	Zugang pro September	10			
		22			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	3	3	227	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. September 1864	7			
	Zugang pro September	4			
		11			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	5	5	123	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. September 1864	7			
	Zugang pro September	3			
		10			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	4	4	200	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. September 1864	2			
	Zugang pro September	—			
		2			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	1	1	38	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. September 1864	4			
	Zugang pro September	—			
		4			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	2	2	70	10
	zu übertragen		226	7526	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Octbr. 1864 verb. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Septbr. 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		226	7526	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. September 1864	—			
	Zugang pro September	—			
		—			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	8
18.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. September 1864	5			
	Zugang pro September	9			
		14			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	8	8	258	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. September 1884	17			
	Zugang pro September	—			
		17			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	17	17	510	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. September 1864	9			
	Zugang pro September	1			
		10			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	9	9	267	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. September 1864	1			
	Zugang pro September	—			
		1			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	1	1	30	14
	Zusammen		281	8591	535

Der gesammte Abgang an Kranken pro September 1864 beträgt 169, davon sind:

a) gestorben . . . 8
b) geheilt entlassen . 141
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 20

wie vor 169.

Außer den vorgenannten 19 Kranken- und Siechen-Häusern ist nach aufzuführen:

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. August 1864 . . . . 20 Kranke.
Zugang pro August . . . . 32 „

52 Kranke.

Davon sind: gestorben . . . . . . —
geheilt 13
gebessert 10
fortgegangen 4

27 — 27 „

Bleibt Bestand am 1. September 1864: 25 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 7 Europäer, 1 Druse und 24 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage betrug pro August 681.

Poliklinisch wurden behandelt 78 Personen.

---

1. Louis de Marées, Generalmajor a. D., Ehrenritter seit 1836. † zu Frankfurt a. O., den 20. September 1864.

2. Carl Prinz zu Wied, Durchlaucht, Ehrenritter seit 1820. † zu Neuwied, den 4. October 1864.

Theodor Fliedner †.

Am 4. d. Mts. ist Theodor Fliedner, Dr. theol., Pfarrer und Inspector der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth, zur ewigen Heimath eingegangen.

Ein sorgen- und mühevolles, aber auch ein von Gott reich gesegnetes Leben ward diesem ächten Glaubensmanne hienieden zu Theil, das lebhaft — wie kein anderes — an Herrmann August Francke, mit seinem Glauben und seinem Segen erinnert.

Durch ihn ist in der evangelischen Kirche Deutschlands das wichtige Amt der Diakonissen wieder erneut worden, das aus senfkorngleichen Anfängen im Jahre 1833 jetzt, nach 31 Jahren, zu einem herrlichen Baume emporgewachsen ist, unter dessen Schatten Tausende von Kranken, Armen und Verlassenen Trost, Obdach und Pflege gefunden haben.

Der Name Fliedner's wird in seinen Werken fortleben, durch die er sich in den Herzen aller evangelischen Christen ein dankbares, ehrendes Andenken für alle Zeiten gesichert hat!

Beitrag zur deutschen Reichskriegsverfassung zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

(Aus Acten des Laubacher Archivs mitgetheilt von R. Grafen zu Solms-Laubach, K. Preuß. Oberst a. D.)

> Immer strebe zum Ganzen! und kannst Du selber kein Ganzes werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an.

Da sich unter den Mitgliedern des Johanniter-Ordens viele verabschiedete und noch in Activität befindliche Militairs befinden, so dürfte es für diese und auch für die übrigen Mitglieder des Ordens nicht uninteressant sein, eine detaillirte Mittheilung aus dem Archiv eines ehemals reichsunmittelbaren Reichsstands zu erhalten, die uns eine deutliche Einsicht in den Wirrwarr der damaligen Reichskriegsverfassung verschafft. —

Im Jahr 1704 stellte Graf Friedrich Ernst zu Solms-Laubach den Sohn eines Kammerdieners der Gräfin zu Ysenburg-Wächtersbach, eines Emigrirten, J. Cinget, bei der damals zu stellenden Campagnie als Fähnrich an. — Trotz des Kriegs gegen Frankreich war weder ein Hauptmann noch ein Lieutenant bei derselben, daher der Graf vor Abmarsch derselben nach den Stolhofer Linien für diesen Fähnrich, den Führer derselben, eine eigenhändige Instruction aufsetzte, die ich hier mittheile:

„Memorial vor den Fendrich Cinget.

1. Er hat sich mit dem Laubach'schen Creis-Contingent ohngesäumt auf den Marsch zu begeben und solchen ohne unnöthige Rasttäge zu machen, auf das Schleunigste zu prosequiren, nach Frankfurt und von dar nach den Linien zu.

2. Zu Frankfurt kann er bei meinem Gevollmächtigten HE. Sartorio sowohl, als bei dem Weilburgischen Gevollmächtigten HE. Plönies sich näher erkundigen, wohin der Marsch eigentlich gehe, wo ihm Pulver rc. ausgetheilt werde.

3. Wofern die Solms-Braunfelsischen Compagnien ganz oder halb so bald marschiren, so hat er sich an selbige im Marsch anzuschließen, wo nicht, so muß er dennoch gleich aufbrechen, damit er morgen bis nahe bei Frankfurt komme, und kann er hernach, um sich wieder mit ihnen conjungiren zu können, den Marsch einrichten.

4. Im Marsch muß er und das Contingent bezahlen wo sie hinkommen, und muß er jedesmahl wo er Quartier machen will (von einer Marschroute war keine Rede) einen Unteroffizier vorausschicken und geziemend ums Nachtlager anhalten vors Geld, und ihme das beikommende patent mitgeben, auch nachgehends selbst entschuldigen, daß wegen Schleunigkeit des Marsches keine förmliche requisitoriales abgelassen worden.

5. So viel die Bezahlung betrifft, hat er sich nach dem beikommenden Marsch-Reglement zu halten und sonst dahin zu sehen, daß aller exess verhütet, und falls dergleichen geschehen sollte, genugsam so bald abgestraft und der Beleidigte vergnügt werde.

6. Wann er in den Linien (von Stolhofen) ankommt, hat er sich daselbst bei dem Obristlieutenant von Röder (Commandeur des Regmts. Nassau, zu dem das Bataillon Solms damals gehörte) nach Ausweis des hier beigehenden Weilburgischen Briefs anzumelden und weitere Ordre zu vernehmen.

7. Wann er dort gemustert wird, so zeiget er dabei an, daß dieses Contingent dem alten Fuß nach auf 50 Mann stehe, die weiter erhöhende 10 Mann würden mit dem Lieutenant, nach der beim Creis beschehenen declaration, nebst der Braunfelsischen Erhöhung (will sagen Augmentation) nachfolgen; er hat dabei nicht zu vergessen, daß noch verschiedene blessirte zu Laubach liegen, welche in den Listen zwar hätten mitgeführt werden können, so aber doch nicht geschehen.

8. Was die Verpflegung des Wagens und der Zeltpferde anbelangt, davor hat Herr Wilhelmi als Compagnie-Verwalter zu sorgen,

9. und obwohl die Compagnie noch nicht völlig beisammen ist, so hat HE. Cinget dennoch indessen von HE. Wilhelmi, als Compagnie-Verwalter in militaribus die Ordre zu nehmen.

10. Bei Commandirung und sonsten muß er dahin sehen, daß das Laubach'sche Contingent nur vor eine halbe Compagnie Dienste thue, bis die Erhöhung (Augmentation) hinzukommt.

11. Wofern etwan der Wetzlarische Hauptmann vermeinen wollte, er habe mein Contingent mit zu befehlen, so ist ihm solches nicht zuzugestehen, dann ich mit dem Wetzlarischen Contingent nichts zu thun habe.

12. Die Rechnung über die Compagniegelder, so viel das Laubach'sche Contingent betrifft, wird ihm bei seinen Pflichten aufgegeben.

13. Alle Monate muß er mir die Liste, wie das Contingent den letzten Tag gestanden, wissen lassen.

14. Nebst dem soll er alle 8 Tage schreiben und ein diarium über das, was bei der Armée (wo er steht) passirt, halten, wie dann, was er an Postgeld ausgibt, ich ihm besonders gutthun werde. (Feldpost existirte noch nicht.)

15. Daß das Contingent bei den Linien wohl verpflegt und sonst versorgt werde, in Specie auch gut Brod bekomme, deshalb hat er nebst HE. Wilhelmi bei den commandirenden Offizieren und sonst Erinnerung zu thun.

16. Was seine Militair-Schuldigkeit betrifft, die wird er von selbst als ein rechtschaffener Offizier zu beobachten wissen.

17. Wegen künftiger Bezahlung der Compagnie-Gelder, so viel Laubach betrifft, will ich bei HE. Mergenbaum in Frankfurt Ordre stellen, nur muß allemahl bei Zeiten berichtet werden, wann er etwas nöthig hat.

Wetzlar d. 12. April 1704.

Friedrich Ernst
Graf zu Solms-Laubach."*)

Unter Nr. 4. vorhergehender Instruction ist von dem patent die Rede, das der Fähnrich dem Quartiermachenden zur Beglaubigung immer mitgeben soll, dieses lautet wie folgt:

„Wir Friedrich Ernst Gr. zu Solms-Laubach rc. fügen hierdurch zu wissen, nachdem unser Creiscontingent zu Fuß den Marsch nach den Linien eilends zu prosequiren beordert und solchen wirklich angetreten, weil aber ohne verschiedene territoria zu berühren und einige Nachtlager inzwischen zu machen, solches nicht bewerkstelligt werden kann, als werde ein jeder hoch- und löblicher Stand und dessen nachgesetzte Bediente, wo obbesagtes unser Contingent passiren oder Nachtlager machen wird, hiemit und Kraft dieses resp. dienst- und freundlich ersucht, dieser unserer zu des Gemeinwesens Besten abmarschirenden Miliz nicht nur einen freien Durchmarsch, sondern auch ein innocentes Nachtlager und gegen baare Bezahlung zu gestatten, wir haben dem dabei commandirenden Offizier die geschärfte Ordre gegeben seine Soldaten nicht den geringsten exess zu gestatten, oder da dergleichen wider Verhoffen geschehen sollte, solchen also zu satisfaciren, daß der Beleidigte damit vergnügt sein könne. Wie wir dann davor zu stehen uns hiemit erbieten und alle unserer Miliz erzeigende Willfahr und Freundschaft nach Standesgebühr zu erwiedern, nicht ermangeln werden. Urkundlich unserer eigenhändigen Unterschrift und vorgedruckten Insiegels.

Wetzlar den 10. April 1704.

(L. S.) Friedrich Ernst
Gr. zu Solms-Laubach rc."

Ein Schreiben ohne Datum des Fähnrich Cinget wird seiner Originalität wegen hierunter mitgetheilt:

„Memoire à son Exellence Ill^me^ Monseigneur le comte de Solms et Tecklenbourg etc. pour ce qui concerne l'equipage des soldats du Contingent de Laubach.

1. Ob der Fendrich das concept worauf seine instruction stehet, sauber abroprt, hernach entweder untergeschrieben oder versiegelt bekommen wird? und

2. Wann er sein Juramentum fidelitatis ablegen wird?

*) Friedrich Ernst Graf zu Solms-Laubach war Reichskammergerichts-Präsident zu Wetzlar und war nie Militair gewesen.

3. Ob der Fendrich oder jemand anders achtumb auf die Schneider geben muß, auf daß 1) das tuch menagirt, 2) die Kleid wohl gemacht und geneht, 3) dann numerirt, biß man sie alle auf ein mahl ausgiebt, ebenfalls die Kittel, und Verfertigung der Hütre? (Hüte.)

4. So die Flindte, bajonettes, und Degen Kupel numérirt, und entweder mit (Lanbach) oder mit Wappen sollen gezeichnet werden, wo man die darzu nöthige Eysen bekommen kann?

5. Ob die Soldaten neue Zelten haben werden? die weil der Corporal und Herr Kohl expresse gesagt, daß die alte, so noch zu Mannheim liegen, verfaulet, und also unbrauchbar sind worden,

6. Die Schweinsfeder sind auch nicht zu vergessen.

7. Noch eine sehr unterthänige Bitte hat der Fendrich ahn Ihro Hochgräflich Excelleuz wegen seiner gages vorzutragen, daß Sie so gnädig wollen seyn, und dem Herrn secretario ordres geben, ob Er dieselbe à primo Februar .möge empfangen, sollte es aber der Billigkeit nicht gemäß sein, so verobligirt Er sich hiermit, nach verflossene ¾ Jahr wann er sich ein wenig recolligirt haben, ein ander Monath dafür fahren zu lassen, und getröstet sich gnädigster Erhörung, et suis avec un très profond et très soumis respect

Mouseigneur
de vôtre Excellence Illme
Le très bumble très obeissant et très assujetty
Serviteur

J. Cinget."

Sehr bezeichnend für den damaligen Zustand des Kreiscontingents ist auch der folgende Brief:

„Mouseigneur

L'ordre est un peu subite pour un malequipé, mais il u'importe, la première chose qui m'est tombée sous la plnme est de demander bumblement à votre Excellence Illme anprès de qui nous recevrons de la poudre et du plomb, et autres choses necessaires, afin que la diligence d'une marche precipitée, ue uous jette dans un triste incouvenient.

C'est nue chose bien légitime, que vôtre Exell. Illme m'ordonne de bien avoir soin des soldats, et j'ose l'assurer que je veilleray et observeray ce que ma charge exige, et sur tout en ce qui concerne la desertion, mais si nous u'avons point de Lieutenant, je croy que de toutes les façons j'auray de tems en tems assez d'occupation. (Schreiber scheint avanciren zu wollen.)

J'envoie icy une liste à vôtre Exell. Illme de ce que nous avons en pié, et je le prie très bumblement de me faire la grace de me faire envoyer en cas que j'en aye besoin quelque espèce d'instruction, à savoir touchant les revues, subsistances, payement, choses à observer, et affaires de pareille nature, afin que je ne pèche pas par ignorance.

Le capitaine d'armes a aujourduy representé qu'il u'avoit point d'épée, n'y d'halebarde, luy et ses camarades, les bas officiers, point de bas. Le carporal Hans Georg Pörch me fit hier une plainte, que les vieux soldats ne le veuleut pas reconnaître pour carporal, à cause qu'il n'a pas été recue formellement. Je croy que c'est une antipathie vivante.

Dieweil ich allem Ansehen nach viel zu thun werde habe, so bitte Ihro Hochgräflich Exellenz sehr unterthänig umb eine gnädige Beystand, daß ich ein Kerl von denen Soldaten ahn Hand könnte haben, nur des Pferds wegen, sonsten kann unmöglich fortkommen und getröste mich um gnädige Erhörung, werde auch meine schuldige reconnaissance und Dankbarkeit fleißig wahrnehmen, et suis avec un très profoud et très soumis respect

Laubach, d. 9. Apr. 1704.

Monseigneur
de vôtre Exellence
le très bumble et très obeisaant et très assu jetty
Serviteur

J. Cinget."

Ich lasse nun noch zum Schluß ein vom Fähnrich Cinget übersendetes Tagebuch folgen, das uns einen Blick in die damalige Reichskriegsverfassung thun läßt:

Au camp de Buhl. Le 22. May 1704.

„Monseigneur.

Le 16. on tint conseil de Guerre touchant deux Caporaux de uôtre Regiment, (Rgt. Nassau, zu dem die 4 Solmser Häuser im Reich 1 Bataillon stellten) qui quitterent leur Poste proche de l'Ennemy, pour sennyvrer dans un village par la aux environs.

Den 17. man gab abermahl ein wenig Stroh, unsere Leute haben davon 10 kleine garbchen für alle miteinander bekommen. Sie haben nun ein jedweder 12 schuß Pulver und 5 Kugeln gekrigt. Ein Soldat von Nassau, einer von Buttlar und einer von Durlach, sind durch unvorsichtigkeit von dem Feinde blessirt worden, indem sie oberhalb dem Thal und Schantz aus einem verlohrenen Posten, Rheinisch Wasser, wo es verbotten war, trinken wollten. Der Feind hat allda eine Redoute in dem Rhein, und unser J. Wagner von Eynertshausen ist genau gefehlt worden.

Le 18. environ à nne heure aprèsmidy, Fuchs et Nassau eurent ordre de decamper fort vite, et après, que 2 Capitaines et 1 Lieutenant m'eurent refusé de faire charger nôtre leger Equipage, je commanday à nos Soldats de porter leurs Tentes sur le Cou, la mienne, les livres de la Compagnie, qui sont dans un petit coffret, et encore quelque autres choses, et autre demeurent dans le camp avec un soldat qu'il me falut laisser auprès, et le soir nous couchâmes à environ 800 pas sur la gauche de la porte de Bühl, et à 15 on vingt des lignes.

Den 19. Die Regimenter von Salmes (Salm) Bibra zu Fuß und Fuchs haben die Linien passirt. Mög wohl 7000 Mann stark gewest, sind nach dem Kinzing Thal marchirt, wurden von etlich 1000 Pferde bedeckt und convoyirt. Ein Bataillou von Burschet rückte gestern im Lager bei Higelsheim an, ebenfalls etliche oder 1000 Pferde von den Neuburgischen. Unsere Lignes die sich 2 Stund Wegs bergauf und über das gebürge gegen Morgen „und 3 Stunden flache Feld, morastig und wasserreich zwischen Abend und Mitternacht" von Bühl bis an dem Rheine, exteudiren, sind sehr wohl

gemacht und flanquirt, und wird noch täglich daran gearbeitet um sie vollkommenlicher zu machen.

Am 21. sagt er von den Linien: ich habe dieselben unterhalb Bühl besichtigt; sind dermaßen mit Schleußen versehen, der Graben so voll Wasser, (es gehet bis ein Büchsenschuß oder zwei bei Bühl) daß sie schier (seye dann große Gewalt) inexpugnable sind. Gleichermaßen werden die Graben 3 à 4 Büchsenschuß oberhalb Bühl bis ans Gebürge auch mit Wasser gefüllet, denn wir arbeiten deswegen daran."

Einget schließt sein Tagebuch mit einer Zeichnung der Stolhofer Linien vom Rhein bis in das Bühler Thal. Von Higelsheim, dem Fort Louis auf der Rheininsel gegenüber, erstreckt sich der Situationsplan von Stolhofen über Finkenbuche, Bühl, die Yburg und abwärts hinter der Linie und noch weiter ab von derselben auch auf Gernsbach, Seelenbach und Baden.

Die Schilderung solcher Zustände läßt natürlich eine Gleichheit des Kalibers jeder Art von Feuerwaffen, einen gleichmäßigen prima plan, gleiches Dienstreglement, eine taktische gleichmäßige Ausbildung bei den Truppen des buntscheckigen Oberrheinischen und überhaupt der meisten Kreise, noch ganz vermissen; so daß man sich wundern muß, daß solche Truppen sich doch oft mit solcher Bravour schlagen konnten. — Berücksichtigt muß dabei allerdings werden, daß bei der einheitlicher organisirten französischen Armee damals auch sehr viele Mißbräuche zu Haus waren, die größeren Erfolgen ein Ziel setzten.

Türkische Schulen.

Die Grundlage aller muselmanischen Erziehung ist die gewöhnliche auf Stiftungen beruhende Schule, die entweder einer Moschee zugetheilt ist, oder sich in einem besondern Gebäude befindet. Im Allgemeinen ist die Schule, sei sie nun in Stambul oder anderswo, klein; sie hat einen Schulmeister und vielleicht einen Gehülfen, und etwa zwanzig bis fünfzig Schüler. Das Schulzimmer ist gemeiniglich klein, und meist in einem oberen Stockwerk, hin und wieder über einem Sebil, oder Trinkbrunnen. Der Schulmeister ist ein Mitglied der Geistlichkeit, nimmt eine anerkannte Stellung in der Gesellschaft ein, und wird mit Achtung behandelt. Er wird aus einer Stiftung bezahlt, indem die von den Kindern dargebrachten Geschenke sehr unbedeutend sind, und in soweit läßt sich also der Unterricht als frei betrachten. Es giebt in der Türkei nichts, was ein muselmanisches Kind, sei's Knabe oder Mädchen, hinderte, Unterricht zu empfangen, und es bestehen statutarische Verfügungen, welche den Schulbesuch der Knaben für obligatorisch, d. h. für Pflicht, erklären. Die Türkei ist daher eines der Länder in Europa, die eine freie National-Erziehung haben. Staatsunterstützung ist auf die Versorgung mit verbesserten Unterrichtsbüchern beschränkt, und diese werden auf Begehren den Schulen aller Nationalitäten geliefert. Grundsätzlich sind in der Türkei, wo der Staat Unterstützung gewährt, die Anstalten den Unterthanen aller Volksstämme geöffnet, die allgemeine Basis aber ist die freiwillige Thätigkeit jeder Nationalität. Was der Staat diesen Anstalten bewilligt, ist die Erlaubniß, Ländereien und Vermächtnisse zur todten Hand für Schulen zu erwerben, und im Allgemeinen sieht er alle Gesuche um Unterstützung gern. Es giebt kein einer Schule aufgezwungenes Unterrichtssystem, und der Muselmane, der Jude, der Armenier, der Grieche, der römische Katholik und der Protestant leitet seine Schule gerade wie es ihm beliebt, ohne alle Einmischung von Seiten des Staats.

Von den Kindern gehen die Mädchen vom vierten bis zum zwölften oder dreizehnten, die Knaben vom vierten oder fünften bis zum vierzehnten oder funfzehnten Lebensjahre in die Schule. Einige der jüngern Schüler schickt man ohne Zweifel nur in die Schule, um sie beiseits zu halten. Trotz der Aufforderungen der Regierung erhält ein großer Theil der Bevölkerung keinen Unterricht. Die Kisilbaschen, oder Anhänger Ali's, die Zigeuner und viele der Nomaden erhalten nicht die geringste Schulbildung; ebenso verhält es sich mit den muselmanischen Albanern und muselmanischen Kurden, deren muhammedanischer Glaube auf sehr schwachen Füßen steht. Bei allen diesen Bevölkerungen, mit Ausnahme der Turkomanen, ist das Türkische eine fremde und amtliche Sprache. Auf der Insel Candia sprechen die Muselmanen gewöhnlich griechisch, und viele können nicht türkisch sprechen, oder, wenn es der Fall ist, lernen sie es auswärts. Andrerseits sprechen die Griechen Kleinasiens, besonders die Frauen, türkisch und nicht griechisch.

Die unteren Classen — dies kann als allgemeine Regel gelten — senden ihre Kinder nicht in die Schule. Für die ihnen nöthigen Schreibereien und Correspondenzen genügt ein öffentlicher Schreiber; die Briefe, welche sie durch die Post erhalten, werden vom Schreiber gelesen und, wenn nöthig, auch beantwortet; dennoch aber ist die Brief Correspondenz, durch Postamt oder Boten — was bemerkt zu werden verdient — sehr umfangreich. Die handeltreibenden Classen senden ihre Knaben gemeiniglich in die Schule, die Mädchen jedoch nur theilweise. Die geistlichen und amtlichen Classen, welche den Schulunterricht am meisten schätzen, schicken ihre Kinder dahin, wenn sie für die Mädchen keine Gouvernante, für die Knaben keinen Lehrer haben. Es giebt keinen Rangunterschied, und in den Dörfern am Bosporus sieht man den Sohn eines Pascha's in der gewöhnlichen Schule zuweilen neben einem schwarzen Knaben sitzen. Durch die Ruschdiyyeh-Schulen werden indeß jetzt die höheren Classen hinweggezogen.

Die gewöhnlichen Schulen stehen annoch hauptsächlich unter der Leitung von Geistlichen, und es ist der Regierung bis jetzt noch nicht gelungen, diesen oder dem Publikum die Wichtigkeit einer verbesserten Erziehung einzuprägen. Trotz der Anstrengungen, die man machte, läßt sich als allgemeine Regel anführen, daß der Schulunterricht aus einem langen und eifrigen Abeichten im Lesen und Schreiben der verschiedenen Buchstaben oder Handschriften, hauptsächlich aber des Arabischen, und in der Aneignung der Religionsceremonien besteht.

Die Schulmeister sind sehr stolz auf ihre Handschrift, und eine entsprechende Verehrung dafür ist unter allen Gesellschaftsclassen verbreitet. Vollendetes Schreiben ist wahrhaft ein Gewerbe, und schließt viele Praktiker in sich,

Schreiber von Staatsurkunden, Gesetzschreiber und Büchertrödler, Schulmeister und Inschriften-Händler. Alle Classen, bis zum kleinsten Krämer, betrachten es als Pflicht, Inschriften zu fördern, welche als ausgewählte Kunstwerke geschätzt werden und denen man eine religiöse und mystische oder magische Kraft beilegt. So ist das Haus gegen Feuer nicht durch das Schild eines Versicherungsamts, sondern durch eine Inschrift in mystischer Form gesichert, wie: „Oh! (Gott der) Bewahrer," während auf der Innenseite des Ladens vielleicht „Maschallah," in der Form einer Birne gearbeitet, oder der große Name Allah Hu in doppelter Gestalt, oder das Glaubensbekenntniß des Islam, oder der Name des Propheten und der des Eigenthümers steht. Zuweilen sind die Embleme des Derwisch-Ordens zu finden, dem die betreffende Person angehört. So wird das Schreiben sorgfältig gelehrt und gepflegt, und einer der letzten Sultane übte es zu seiner häuslichen Unterhaltung aus.

In den wohlhabendsten Häusern kann man illuminirte und mit Einfassungen versehene Verse und Texte finden, und man sieht den Schulknaben täglich mit seinem Abschreibbuch nach Hause gehen, zur Wonne seines Vaters und Gegenstand der Bewunderung seiner Mutter und ihrer Sclavinnen.

Wie es früher (sagt der englische Berichterstatter) in unsern Gerichtshöfen und Aemtern und später in unsern indischen Besitzungen war, hat jedes Departement seine eigenthümliche Amts-Schrift, und da die Uneingeweihten sie nicht entziffern können, so ist die Kenntniß derselben an und für sich selbst ein Gewerbe; sie verschafft den Lebensunterhalt und ist ein großes Reizmittel zur Erwerbung dieser Kenntniß.

Was die Summe anderer praktischen Kenntnisse betrifft, die man in diesen Schulen lernen kann, so ist sie sehr klein; je gelehrter der Schulmeister ist, desto weniger Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß er sich herablassen werde, profane Kenntnisse mitzutheilen, und je mehr Aufmerksamkeit er theologischen Gegenständen gewidmet hat, desto weniger Aufmerksamkeit hat er historischen oder wissenschaftlichen Fragen geschenkt. Seine Begriffe von Geographie, Astronomie und Naturgeschichte sind alten Fabeln untergeordnet, sowie dem allgemeinen Glauben an Astrologie, Alchymie und Magie, und vielleicht hat der Schulmeister selbst nicht unbeträchtliche Fortschritte in der Ausübung der letzteren Künste gemacht. Zuweilen ist sein nächster Thürnachbar ein Maghrebi, oder Afrikaner, der in seinem Fenster eine Auswahl von Haraskapen oder Schematen hat, um die Gestirne in Uebereinstimmung mit dem Koran zu deuten. Nicht weit von dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Stambul ist ein Wahrsager und Entdecker gestohlener Waaren, dessen Haus täglich von Hunderten von Männern und Weibern, Weißen und Schwarzen, belagert ist, und nicht weit von diesem Tausendkünstler sind männliche und weibliche Heiler aller Krankheiten, durch mystische Berührung und Wiederholung von Zaubersprüchen.

Die Regierung hat eine Anzahl verbesserter Schulbücher über Geographie, Arithmetik u. s. f. herausgegeben, von welchen Kemal Effendi einer der ersten Verfasser war, und diese kommen jetzt allmählich und mit immer größerem Erfolg in Gebrauch. Es wird indeß Zeit erfordern, ehe diese Verbesserung im ganzen Reiche durchgeführt werden kann, denn wie in vielen andern Dingen, hat auch hierin die Regierung größere Fortschritte gemacht als das Volk.

Ein anderes Hauptaugenmerk der Regierung war auf eine höhere Bildung für die Schulmeister gerichtet, fand aber keine Unterstützung bei den Ulemas. Dennoch haben die verbesserten Schulbücher ihre Früchte getragen, besonders in den höheren Schulen, und jedes Jahr geht aus den Ulemas selbst eine beträchtliche Anzahl besser unterrichteter Lehrer hervor. Diese werden indeß sogleich bei den Ruschdiyyeh-Schulen und andern öffentlichen Anstalten angestellt. Bis jetzt ist es der Regierung nicht gelungen, einen Theil der Stiftungen der Medresseh's und ihrer Schülerschaften für verbesserte Erziehung zu verwenden; allein die Zeit ist sicherlich nicht mehr fern, wo sie dies zu thun im Stande sein wird, weil die Aenderungen der Preise viele religiöse Stiftungen so sehr berühren, daß die Lehrer froh sein werden, wenn sie, bei einer verbesserten Verwaltung des Kircheneigenthums durch den Staat, öffentliche Unterstützung erhalten — eine Maßregel, die nahe bevorsteht.

Die Zahl der muselmanischen gewöhnlichen Schulen im Konstantinopeler Bezirk beträgt 280, und die der Zöglinge im Ganzen 16,757; darunter befinden sich 9975 Knaben und 6782 Mädchen. Wenn man die Ruschdiyyeh-Schulen diesen beifügt, so beläuft sich die Gesammtzahl der Schüler auf 20,000, oder durchschnittlich 1 Schüler auf 20, aber 1 Knabe auf 15 Seelen der Bevölkerung, ausschließlich der Privatschulen. Griechische Schulen gab es 77 mit 6477 Knaben, armenische 37 mit 6528 Knaben, römisch-katholische 8 mit 509 Knaben, jüdische 44 mit 2552 Knaben, protestantische werden 5 aufgezählt. Die Mädchen in diesen Schulen sind nicht erwähnt, allein das Knabenverhältniß wird ungefähr dasselbe sein, wie bei den Muselmanen, das der Mädchen aber viel geringer.

Den Haupterfolg hatte die Regierung bei den Mekteb Ruschdiyyeh erzielt, welche etwa unsern höheren Volksschulen entsprechen, und einen verbesserten Unterricht ertheilen. Von diesen giebt es jetzt 48, je 1 in jeder Hauptstadt des Reichs, mit 3125 Schülern, und in Constantinopel 12 mit 3271 Schülern. Von Mädchen-Ruschdiyyeh-Schulen befinden sich in Constantinopel 10 mit 1125 Schülerinnen. In den Ruschdiyyeh-Schulen wird, wo thunlich, auch Unterricht im Französischen und im Zeichnen ertheilt.

(Das Ausland.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 42. Berlin, den 19. October 1864. **Nr. 42.**

Berlin, den 15. October 1864.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Hugo von Brandt, auf Rossen bei Braunsberg,

= Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Oscar von Suchodoletz, auf Queden bei Rastenburg,

= Rittmeister im Litthauischen Ulanen-Regiment Nr. 12 von Wentzky und Petersheide,

= Botschafts-Secretair von Holstein in London,

= Erb-Land-Schatzmeister in der Kurmark Brandenburg Georg Grafen von Arnim, auf Ziechow bei Gramzow,

= Königlich Sächsischen Hauptmann a. D. und Kreisdeputirten Freiherrn von Hausen, auf Pohsen, Kreis Guben,

= Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Hermann von Treskow, auf Petersdorf bei Briesen i. d. M.,

= Regierungs-Assessor Ludwig von Rebeur-Paschwitz, zu Frankfurt a. O.,

= Hauptmann im 2. Garde-Regiment zu Fuß Freiherrn von Esebeck,

= Regierungsrath Heinrich Grafen Finck von Finckenstein, zu Frankfurt a. O.,

= Oberst und Inspecteur der 6. Festungs-Inspection von Mertens,

= Rittergutsbesitzer von Winterfeld, auf Carve bei Karstedt,

= Hauptmann a. D. Alfred von Hake, zu Berlin,

= Oberst und Commandeur des 5. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 42 von Borcke,

= Major a. D. Siegfried Grafen von der Groeben, zu Spoldershagen, Kreis Franzburg,

= Rittmeister a. D. von Puttkamer, auf Hentenhagen bei Wangerin,

= Rittergutsbesitzer Adolph von Massow, auf Bandsechow, Kreis Stolp,

= Rittergutsbesitzer Werner Grafen von der Recke-Volmerstein, auf Louisdorf, Kr. Strehlen,

= Herzoglich Braunschweig-Oelsschen Kammerdirector, Landesältesten von Keltsch, auf Skarsine, Kreis Trebnitz,

Den Königlich Sächsischen Regierungs-Rath a. D. von Hübel, auf Klingewalde bei Görlitz,

= Kammerherrn Aurel Grafen von Rittberg, auf Modlau bei Bunzlau,

= Kammerherrn Freiherrn von Buddenbrock, auf Klein-Tschirnau bei Beuthen a. O.,

= Rittmeister a. D. und Landesältesten Louis von Seydlitz, auf Hartlieb bei Breslau,

= Landrath des Kreises Hoyerswerda, von Götz, zu Hoyerswerda,

= Staatsanwalt Oswald von Rickisch-Rosenegk, zu Neumarkt,

= Landesältesten von Tschirschky-Boegendorf, auf Kobelau bei Nimptsch,

= Rittergutsbesitzer Wilhelm von Uechtritz und Steinkirch, auf Riemitz-Kauffung bei Schönau,

= Oberstlieutenant a. D. von Naso, auf Chrzastowo bei Nakel,

= Hauptmann im 2. Garde-Landwehr-Regiment von Jena, zu Köthen bei Freienwalde a. O.,

= Rittergutsbesitzer von Haeseler, auf Kloster Haeseler, Kreis Eckartsberge,

= Landrath des Kreises Mühlhausen Freiherrn von Wintzingerode, zu Mühlhausen,

= Oberst und Commandeur des 1. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 25 Freiherrn von Hanstein,

= Rittergutsbesitzer von Brauchitsch, auf Scharteuke bei Genthin,

= Rittergutsbesitzer Freiherrn von Hünecken, auf Möthlitz bei Plaue a. d. H.,

= Landrath des 1 Jerichowschen Kreises Carl Freiherrn von Plotho, zu Loburg,

= Rittergutsbesitzer Wilhelm von Buggenhagen-Clotzow, zu Merseburg,

= Major im 1. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 26 Grafen Finck von Finckenstein,

= Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Ernst Edlen von Hymmen, zu Bonn,

= Grafen Plato von Goertz-Wrisberg, auf Wrisbergholzen bei Alefeld, Königreich Hannover,

Den Königlich Sächsischen Kammerherrn Carl Caspar Grafen von Rex, auf Ober-Oertmannsdorf bei Markliſſa in Schlesien,

" Kaiserlich Russischen Stabs-Capitain a. D. und Kammerjunker Theodor Freiherrn von Drachenfels, zu Mitau in Kurland,

" Kaiserlich Russischen Stabs-Rittmeister Alexander von Peters, zu St. Petersburg,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

In Folge Beschlusses des Kapitels des Johanniter-Ordens vom 23. Juni c. ist zum ehrenden Andenken an den, in Folge der in dem Nachtgefechte vom 13. zum 14. April c. vor den Düppeler Schanzen erhaltenen Wunde, am 16. April den Heldentod gestorbenen Ehrenritter Carl von Jena, Major und Bataillons-Kommandeur im 7. Brandenburg. Infanterie-Regiment Nr. 60, eine Tafel von schwarzem Marmor mit entsprechender Inschrift angefertigt und vor Kurzem nach Sonnenburg gesandt worden, wo dieselbe in der Kapelle des dortigen Johanniter-Krankenhauses aufgestellt werden soll.

Das adelige Fräuleinstift der preußischen Oberlausitz, dessen Statut unter dem 7. März 1864 von Sr. Majestät dem Könige bestätigt worden ist, hat den Zweck, unverheiratheten Töchtern der evangelischen adeligen Familien der Oberlausitz eine ihrem Stande angemessene Existenz zu sichern, und ihnen durch Betheiligung an schon bestehenden oder später noch zu errichtenden Anstalten für Werke christlicher Liebe einen segensreichen Wirkungskreis und Beruf unter ehrenhaften Verhältnissen anzuweisen. Unter den Anstalten für Werke christlicher Liebe sind besonders Anstalten für Waisen-Erziehung, Krankenpflege und Bildung von Krankenpflegerinnen ꝛc. verstanden, für welche Zwecke bereits Spezial-Stiftungen in Verbindung mit dem Stift, wie dies überhaupt zulässig ist, begründet sind.

Das Stift ist zwar zunächst nur für evangelische Adelsfamilien der Oberlausitz bestimmt, ein Jahr lang nach der Bestätigung der Statuten, also bis zum 7. März 1865, können jedoch evangelische adelige Familien aus allen Theilen Deutschlands beitreten, und sind bereits gegen 50 Familien beigetreten.

Die Theilnahme an den Rechten des Stiftes wird durch Erwerbung eines Inscriptionsrechts erlangt, dies aber wird erworben durch Einzahlung von 500 Thlr. nebst 5 pCt. Zinsen vom 7. März 1864 ab; dieses Recht erbt in der männlichen Nachkommenschaft des ersten Erwerbers nach der Primogenitur-Erbfolge fort, diejenigen aber, welche bis zum 7. März 1865 dem Stift beigetreten sind, können, wenn sie keine männliche Descendenz haben, ihr Inscriptionsrecht auch auf einen männlichen Seitenverwandten von deutschem evangelischen Adel übertragen. Außer dem Einkaufsgelde, welches für Erwerbung eines Inscriptionsrechts zu zahlen ist, müssen auch bei einem Wechsel in der Person des Inscriptionsberechtigten, wenn der Nachfolger zur männlichen Descendenz des letzteren gehört, 50 Thlr. mit 4 pCt. Zinsen vom Tage des Erbfalls an, sonst 100 Thlr. und 5 pCt. Zinsen von demselben Tage, an Renovationsgeldern gezahlt werden. Zur Vermehrung des Stamm-Capitals der Stiftskasse dienen auch die zu derselben fließenden Eintrittsgelder, — welche bei Stiftsfräuleinstellen 50 Thlr. und bei Stiftsdamenstellen 100 Thlr. betragen, — so wie die 100 Thlr. betragenden Einschreibegebühren der Ehrenstiftsdamen.

Jeder Inscriptionsberechtigte kann auf Grund seines Inscriptionsrechtes eine Anwartschaft ertheilen, welche unwiderruflich ist; erst wenn die ertheilte Anwartschaft durch Erlangung einer Stiftspräbende, Verheirathung oder Tod der Beliehenen zur Erledigung kommt, kann eine neue Anwartschaft ertheilt werden. Der jedesmalige Besitzer eines Inscriptionsrechts kann nur 1) seiner eigenen weiblichen Descendenz, seinen Schwestern und den Töchtern, Enkelinnen und Urenkelinnen seiner Brüder, 2) ferner Töchtern anderer Besitzer von Inscriptionsrechten Anwartschaften ertheilen; die Begründer des Stifts, so wie diejenigen, welche demselben bis zum 7. März 1865 beitreten, können auch der ehelichen weiblichen Descendenz der Brüder ihres Vaters Anwartschaften ertheilen, vorausgesetzt, daß überall die benannten Anwärterinnen selbst dem deutschen Adel evangelischer Confession angehören, während einer legitimen Ehe erzeugt oder geboren, unverheirathet, auch nicht verheirathet gewesen und unbescholten sind, übrigens unabhängig vom Alter derselben. Um in eine Stiftsdamenstelle eintreten zu können, ist aber die Vollendung des 21. Lebensjahres, für eine Stiftsfräuleinstelle die Vollendung des 15. Lebensjahres und der Nachweis erforderlich, daß die betreffende Dame diejenige allgemeine geistige Bildung besitzt, welche bei Töchtern gebildeter Stände zu erwarten ist.

Die Anwärterinnen treten nach einer gewissen Reihenfolge in den Genuß der Stiftspräbenden; diese Reihenfolge richtet sich bei den ersten von den Begründern des Stifts angemeldeten Anwärterinnen nach dem Alter derselben, dergestalt, daß die ältesten zuerst eintreten, in allen übrigen Fällen entscheidet der Tag der Anmeldung über die Reihenfolge. Stiftsdamen und Stiftsfräuleins tragen ein schwarzes Ordenskleid und einen Stiftsorden mit dem Oberlausitzer Wappen und der alten Gersdorf'schen Devise:

Vera nobilitas est, pietate et virtutibus inclarescere.

Der Ordensstern hat die Form des Johanniterkreuzes, und wird an einem blauen goldgeränderten Bande getragen. Bei feierlichen Gelegenheiten tragen die Damen auch ein größeres Ordensband mit den Oberlausitzer Farben — blau mit Gold —, und die zu erwählenden Ehrenstiftsdamen tragen dieselben Dekorationen, während der Stiftshauptmann das Ordenskreuz von größerer Dimension um den Hals zu tragen berechtigt ist. — Aus den Stifts-Revenuen beziehen die Stiftsdamen und

Stiftsfräuleins Präbenden, welche bei letzteren immer halb so viel betragen, wie bei ersteren. Die Präbenden beginnen mit 120 Thlr. resp. 60 Thlr. jährlich, und steigen bis zu 300 Thlr. resp. 150 Thlr. Vom ersten Juli 1866 ab werden voraussichtlich 4 Anwärterinnen in den Genuß von Stiftsdamen-, und 2—4 Anwärterinnen in den Genuß von Stiftsfräulein-Präbenden treten.

Ein Stiftshaus, in welchem die Damen Wohnung bekommen würden, ist gegenwärtig noch nicht vorhanden, es ist aber die Erwerbung eines solchen in Aussicht genommen, und wird dann eine besondere Hausordnung erlassen werden.

Das Stift, für dessen Begründung hauptsächlich der jetzige Landesälteste des Markgrafthums Ober-Lausitz Landrath a. D. v. Seydewitz auf Reichenbach, und der frühere Landesälteste Graf v. Löben auf Nieder-Rudelsdorf bemüht gewesen sind, steht unter dem Protektorat der altberechtigten adeligen Ritterschaft der Ober-Lausitz, welche auch die aus einem Stiftshauptmann und drei Mitgliedern bestehende Stiftsbehörde wählt. Die Stiftsbehörde verwaltet alle Angelegenheiten des Stifts, dem durch die Gnade Sr. Majestät des Königs auch Corporationsrechte zustehen, selbstständig, und hat einen vom Haupt-Convent gewählten Rechnungsführer zur Seite, der wiederum durch eine ebenfalls vom Haupt-Convent gewählte Rechnungs-Revisions-Deputation controllirt wird. Der aus allen Inscriptionsberechtigten bestehende Haupt-Convent ist die oberste Instanz des Stiftes, er versammelt sich alle vier Jahre unter dem Vorsitz des Stiftshauptmanns in Görlitz, und beschließt über alle lediglich seiner Beschlußfassung vorbehaltenen Punkte. v. S.

Das Rauhe Haus zu Horn bei Hamburg.

Wenn man der alten Landstraße folgt, die sich aus Hamburgs alten Vorstädten entwickelt und östlich nach Wandsbeck führt, fällt der Blick zur Linken auf ein nach und nach ansteigendes Hügelland, welches sich in einer Entfernung von einer Stunde etwa von der Elbhandelsstadt zu einem Hoch-Plateau gestaltet, von dessen Rändern die Wipfel der Ulmen und Eichen freundlich herniedernicken und den Wanderer einzuladen scheinen, den sanften Abhang zu ersteigen und sich in ihrem Schatten zu lagern. Folge immer dem Blätterrauschen, du rüstiger Wandersmann, auch wenn des Tages Last und Hitze deine Glieder ermüdet, deine Kraft erschöpft hat! Dort oben hinter den alten Bäumen wohnt der Frieden und die Ruhe, und ein reicherer Gottessegen scheint über den ganzen Raum ausgegossen zu sein, wenn du deinen Blick, nachdem du den Höhenkamm erstiegen, über das parkartige Land hinfliegen lässest, das sich mit einer sanften Neigung nach Süden vor dir ausbreitet.

Die freundliche Colonie zahlreicher zwischen dem Grün freundlich hervorblinkender Häuser, von in aller Blüthen- und Farbenpracht glänzenden Gärtchen getrennt, in der Mitte der schlanke Kirchthurm durch und über die alten Kastanien blickend, dazwischen durch hellschimmernde Kieswege sich schlängelnd und ein wie ein silberner Faden in zahllosen Krümmungen sich durchwindender Bach mit leisem Gemurmel — das ist Wichern's „Rauhes Haus zu Horn", ein werkthätiges und edles Liebeswerk auf dem Gebiete der inneren Mission, der redendste Beweis, wie der Herr auch mächtig ist im Kleinen!

Ein kurzer Ueberblick der Geschichte der Anstalt wird das erweisen.

Es war am 1. November 1833*), als Johann Heinrich Wichern ein von einem wohlhabenden Förderer seiner christlich-humanen Bestrebungen geschenktes kleines Besitzthum in Horn bei Hamburg bezog, worauf ein kleines strohgedecktes Haus mit kleinem Gärtchen, das Rauhe Haus (so genannt von einem früheren Besitzer Ruge oder plattdeutsch Rau). Mit ihm bezogen das Häuschen zwölf sittlich verwahrloste Kinder, von dem muthigen Mann dem Hamburger Elend und der Sittenverderbniß entzogen und in der Absicht sie um sich schaarend, durch christliche Lehre und sittliches Beispiel auf sie zu wirken und sie zu christlichen, ehrbaren und nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft heranzubilden. Es fehlte anfangs an allen baaren Mitteln, aber bald fanden sich mildthätige Seelen und freigebige Hände, welche das philanthropische Werk des Stifters kräftig unterstützten, und als der Erfolg selbst die kühnsten Erwartungen überflügelte, da bildete sich nach und nach aus den unbedeutenden Anfängen jenes großartige Institut heraus, welches heut mit seinen zahlreichen Gebäuden beinahe zwanzig Magdeburger Morgen bedeckt und die Mutter- und Musteranstalt für zahlreiche ähnliche Institute geworden ist. Mit den Mitteln wuchsen die Zwecke! Die ursprüngliche Absicht des Gründers, durch Elend und Laster sittlich verwahrloste Kinder nicht durch polizeiliche und criminelle Strafen und Ueberwachung, sondern durch sittliches Beispiel, religiöse Bildung und christliche werkthätige Nächstenliebe zu veredeln und zu bessern, erfuhr bald eine Erweiterung durch die zunehmende Anzahl der Zöglinge und die Nothwendigkeit der Beschaffung tüchtiger und ihrem hiesigen Wirkungskreise entsprechender Lehr- und Beaufsichtigungskräfte. Eins kam zum andern, aus diesem folgte jenes, und jetzt, nach dreiunddreißig Jahren des Bestehens, umschließt die Anstalt des Rauhen Hauses außer jener Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder noch ein Pensionat für Kinder höherer Stände zu wissenschaftlicher und sittlicher Ausbildung, eine Bildungs-Anstalt für solche Personen, welche Lehrer oder Beamte in Corrections-, Straf- und Krankenhäusern oder Rettungsanstalten werden wollen, außerdem eine Kirche, eine Buchdruckerei mit Agentur und Buchhandlung, Schulhäuser, Arbeitslokale und eine Menge Baulichkeiten zur Betreibung aller zum Leben und Besten der Anstalt nöthigen Gewerke.

In der Rettungs-Anstalt beträgt die Zahl der Zöglinge jetzt etwa Einhundertundzwanzig, wovon etwa ein Drittheil Mädchen. Sie wohnen zusammen in kleinen

*) Auch der am 4. d. Mts. heimgegangene Pfarrer Dr. theol. Fliedner begann am 17. September 1833 — mithin nur wenige Wochen früher — zu Kaiserswerth am Rhein sein reich gesegnetes Werk der Wiederaufrichtung des Diakonissen-Amtes in der evangelischen Kirche. D. Red.

Wohnhäusern als „Familien“ und werden in der Anstalt völlig erhalten, erzogen, unterrichtet und beschäftigt. Die rettende Erziehung gründet sich allein auf das Evangelium von Christus, auf das „Bete und Arbeite“, und in diesem Geiste ist der Unterricht und die ganze Beschäftigung der Kinder in den häuslichen Arbeiten, in den Werkstätten, in Garten, Feld und Wald eingerichtet und geregelt. Später werden die Zöglinge in der Regel als Handwerker oder Dienstboten entlassen, aber die Verbindung des Hauses mit den ins bürgerliche Leben zurücktretenden Kindern wird nur in den seltensten Fällen unterbrochen.

Wenn auch finanziell von der Rettungsanstalt abgetrennt, gehört doch durch den gleichen Zweck der Erziehung hierher auch das Pensionat, welches jedoch nur für Knaben eingerichtet ist und durchschnittlich in den letzten Jahren etwa zwanzig Zöglinge zählte. Der Unterricht schließt sich im Wesentlichen den Gymnasialdisciplinen an.

Als Leiter und Lehrer in diesen Erziehungs-Anstalten und der vielen Arbeits- und Unterrichtsgruppen stehen dem Vorsteher oder Hausvater der Anstalt eine Anzahl „Brüder“ zur Seite; ihre Gesammtzahl bildet die Brüder-Anstalt des Rauhen Hauses. Es sind junge Männer im Alter der zwanziger Jahre, unbescholten und makellosen Rufes, meistens dem Handwerker- oder Lehrerstande angehörend, doch mitunter auch Landwirthe und Kaufleute, welche in der Anstalt in einem mehrjährigen theoretischen und praktischen Cursus so weit vorbereitet und ausgebildet werden, daß Jeder je nach seiner Gabe später einen Beruf dienender Liebe übernehmen kann. Sie verlassen die Mutteranstalt nur, um als Hausväter oder Gehülfen in den Töchter- oder ähnlichen Anstalten auf demselben Gebiete der inneren Mission oder durch Werke barmherziger Nächstenliebe, wie z. B. in Waisenhäusern, Gefängnissen aller Art, in Kranken- und Siechenhäusern oder als Stadtmissionaire, Schullehrer und Agenten frommer Vereine den selbstgewählten Beruf mit der Hingebung christlicher Pflicht zu erfüllen. In solchen Stellungen finden wir jetzt diese Brüder des Rauhen Hauses in vielen Ländern Europa's, in Nordamerika, seit wenigen Jahren auch in Syrien, wo sie als Krankenpfleger sich recht verdient gemacht haben. Großes Lob und Anerkennung gebührt ihnen für ihre Dienste auf dem Kriegsschauplatze in Schleswig in der ersten Hälfte dieses Jahres, wo sie sich unter Leitung von Rittern des Johanniter-Ordens in hingebendster Weise beim Transport der Verwundeten aus der Feuerlinie, sowie bei der Pflege und Wartung derselben ausgezeichnet haben. Die Brüderschaft des Rauhen Hauses umfaßt aber außer den entsendeten oder noch in der Anstalt befindlichen Brüdern noch eine Reihe von „Freunden“, die sich ihr in freier Weise angeschlossen haben und ebenso wie die im Hause sich aufhaltenden Brüder stets bereit sind, jeder Berufung, sei es wohin es wolle, zu folgen. Zur Mission unter den Heiden hat die Brüderschaft keine directe Beziehung.

Auch die seit dem Jahre 1842 auf Actien errichtete Buchdruckerei bezweckt zunächst eine passende Beschäftigung für solche Knaben als Lehrlinge, die sich für die anderweitigen Beschäftigungen der Anstalt nicht eignen. Diese Druckerei nimmt zwar auch fremde Aufträge an, doch ist sie zumeist mit dem Drucke solcher Werke beschäftigt, welche sich auf die Zwecke der Anstalt oder doch auf die innere Mission überhaupt beziehen. Mit ihr verbunden ist seit 1844 eine Agentur, d. h. eine Verlagsbuchhandlung, welche zur stärkeren Beschäftigung jener ihre Artikel sämmtlich hier drucken läßt und dadurch die Rettungsanstalt indirect unterstützt, da auch der durch den Verkauf der Bücher erzielte Gewinn dieser zu Gute kommt. In Verbindung mit ihr stehen noch gegen Einhundert Zweig-Agenturen, namentlich im nördlichen und protestantischen Deutschland, durch welche befreundete Private, zumeist ohne pekuniären Gewinn für sich selbst, die Verlagsartikel des Rauhen Hauses zum Besten desselben verbreiten.

Dies die äußere Organisation der Anstalt, deren stete Zunahme und weitere Entwickelung wohl auch noch eine Vergrößerung aller dieser Zweiganstalten und die Errichtung neuer veranlassen wird. Der Raum, den die Anstalt mit ihren Gebäuden jetzt einnimmt, umfaßt etwas über 20 Magdeb. Morgen, ihr ganzes Gebiet, auf dem jetzt gearbeitet wird, an 50 Morgen oder 50 Scheffel Hamburgisch. Die Einnahmen und Ausgaben balancirten im Jahre 1863 mit ca. 35,000 Mark Courant, das Capitalvermögen der Rettungsanstalt betrug im genannten Jahre an 120,000 Mk. Cour., und die jährlichen Kosten desselben etwa 19,000 Mk. Cour., was bei 120 Zöglingen einen Durchschnittssatz von 160 Mk. Cour. per Kopf ergiebt. — Die ganze Anstalt ist durchaus Privatanstalt und genießt von öffentlichen Behörden durchaus keine Geldunterstützungen, sondern wird durch freiwillige jährliche oder einmalige Beiträge und Geschenke, sowie durch Legate und die Pensionsbeträge erhalten.

Die innere Organisation des Rauhen Hauses beruht auf der Idee der Familie und des Familienhaften; sowohl im Einzelnen als im Ganzen ist dieser Gedanke mit aller nur irgend anwendbaren Energie und Consequenz durchgeführt worden, und es liegt darin mit klarem Bewußtsein ausgesprochen die Ueberzeugung von dem Werthe sowohl jeder einzelnen Persönlichkeit, deren Leben und Lebensgestaltung hier so weit wie möglich zu seinem Rechte kommen soll, als auch der naturgemäßen familienartigen Gemeinschaft, in der allein das persönliche Leben des Individuums gedeihen kann. Daher ist zunächst das Zusammenleben der Kinder von vornherein in kleine familienartige Kreise gesondert, und auch die als „Brüder“ mitarbeitenden Gehülfen sind zu sechs bis sieben als „Convicte“ zu solchen Kreisen vereinigt, von denen immer einer mit einer „Familie“ in engster Verbindung steht, und dieser gewissermaßen als Musterfamilie zur Seite stehen, sie in dienender und helfender Liebe stützen und fördern und ihnen durch die That beweisen soll, von welch segensreichem Einflusse solch brüderliches Mit- und Füreinanderleben sein kann. Die nächsten Berather dieser einzelnen Kreise sind die „Oberhelfer“, ausschließlich Candidaten der evangelischen Theologie, die zugleich Lehrer in den Unterrichts-Abtheilungen der Kinder und Brüder sind und von denen immer einer zu einem Brüderconvict und einer Kinderfamilie gehört, mit denen er auch gewöhnlich unter einem Dache zusammenwohnt. Diese Wohnhäuser der Familien und Convicte dienen ihren

Bewohnern nicht als Schulräume oder als Werkstätten, sondern recht eigentlich zum häuslichen Leben. Hier haben Alle ihre Wohnstuben und Schlafstätten, zugleich dienen sie aber zu den Privatbeschäftigungen der einzelnen Kinder oder der Gruppe und demgemäß auch zum Aufenthalte in allen täglichen Feierstunden wie an den Sonn- und Feiertagen. Zu jedem Hause gehört ein besonderer Spielplatz; an demselben liegen die Blumengärten, in denen jedem Zöglinge wie jedem Bruder ein Theil zugewiesen ist, über dessen Ertrag Jeder nach Belieben verfügen kann. Außerdem ist jedem Hause noch ein besonderer kleiner Gemüsegarten beigegeben, dessen Bebauung jeder einzelnen Familie unter Aufsicht des Familienbruders übertragen ist; auch der Ertrag dieses Gartens gehört der betreffenden Gruppe.

Die Zugehörigkeit zu einem solchen Familienverbande ist für jedes Kind eine dauernde und hört der Regel nach während des Aufenthalts in der Anstalt nicht auf, wenn auch die Theilnahme an den Arbeitsgruppen wie an den verschiedenen Schulklassen je nach der körperlichen und geistigen Ausbildung der Zöglinge einem Wechsel unterworfen ist. Als Hauptgesichtspunkt für die auszuführenden Handarbeiten der Kinder gilt, daß dieselben lernen sollen, ihre äußeren Lebensbedürfnisse soweit irgend möglich selbst, mit eigener Hand und durch gemeinsames Arbeiten für einander zu beschaffen. Neben der Landarbeit wird also auch die Handwerksarbeit berücksichtigt, Tischlerei, Schneiderei, Schumacherei, Buchbinderei u. s. w., und diesen Beschäftigungen in den Werkstätten stehen wieder „Gewerkmannschaften" vor, die aus den Brüdern der verschiedenen Convicte gebildet sind. Alle ausgeführten Arbeiten sind mit Ausnahme der in der Buchdruckerei und Buchbinderei ausschließlich für den Bedarf des Hauses bestimmt.

Die Beschäftigung der Mädchen unter der Leitung und Aufsicht der mitarbeitenden Gehülfinnen beschränkt sich selbstverständlich auf die Arbeiten in Garten und Feld, zur Besorgung des Viehstandes, die Reinigung der Wohnungen, der Wäsche, des Inventars, der Kleider, sowie auf die Besorgung der Küche. Die Leiterinnen dieser Mädchenschaar, die „Schwestern", bilden zwar keinen Convict, aber sie stehen nicht minder im vollen Bewußtsein ihrer Aufgabe unter ihren Zöglingen, denen ihr Leben und ihre Kraft gehört.

Die Leitung der ganzen Anstalt liegt in der Hand des „Hausvaters", des Vorstehers, als welcher immer noch der hochverdiente Gründer des Rauhen Hauses, Ober-Consistorialrath Dr. Wichern, mit ungebrochener und stets sich mehrender Kraft fungirt. Reich ruht Gottes Segen auf diesem ächt christlichen Liebeswerke, das jetzt in seiner Art in Deutschland nur noch an Francke's großartigen Schöpfungen in Halle seines Gleichen hat. Möge dieser Gottessegen dem Schaffen des Mannes, der mit größter Hingebung und reinstem Glaubenseifer seine edlen Ziele verfolgt, stets zur Seite stehen und ihm vor Allen christliche mildthätige Freunde erwecken, die sein philanthropisches Werk schützen, stützen und fördern!

Ht.

Ein Musterhospital.

Eine der interessantesten Anstalten von Paris — schreibt Ernst Förster in der Baierischen Zeitung — ist das Hospital St. Eugène. Als bei der Vermählung der Kaiserin die Stadt ihr ein kostbares Collier zum Geschenk machte, gab sie es zurück und bestimmte die Summe zur Gründung einer Anstalt für verwaiste Mädchen, die hier von ihrem 9. bis 22. Jahre gepflegt und erzogen werden. Die Anstalt faßt 300 Kinder, doch hat man mit 50 den Anfang gemacht, um Abgang und Zuwachs allmälig in ein Verhältniß zu bringen, und ist dann von Jahr zu Jahr in der Zahl gestiegen, so daß sie jetzt schon 250 beträgt. Das zwischen Gärten liegende, durch eine Mauer von der Straße abgeschiedene Gebäude ist von dem deutschen, jetzt schon seit 54 Jahren in Paris lebenden Architekten Hittorf gebaut, und zeichnet sich bei großer Einfachheit durch Geschmack und zweckmäßige Einrichtung aus. Versorgt wird das Hospital durch Schwestern von St. Vincent de Paul, rührende, reine Gestalten mit den liebenswürdigsten Zügen unter ihren blüthenweißen Nonnenhauben, freundlich bereit, jegliche Auskunft über ihre Anstalt zu geben, in der, wie sie meinen, es schöner sei, als ihnen eigentlich zukäme, und von einer nicht gewöhnlichen Bildung in Sprache und Benehmen. In der Hauptkapelle unten — denn oben giebt es noch eine kleinere für den Winter und für kranke Kinder — ist ein Altarbild von Barriot, welches die Kaiserin Eugenie knieend darstellt, mit emporgehobenen Händen den Schutz der über ihr in Wolken thronenden Mutter Gottes für die sie umgebende Kinderschaar anrufend. An ihrer einen Seite sind größere und kleinere Mädchen, die schon die Wohlthaten der Anstalt empfangen, dankbar auf sie hinblickend und Blumen streuend, an der anderen drängen sich bedürftige und verwahrloste an sie heran mit bittenden Blicken und Händen.

Eine unvergleichliche Ordnung und Sauberkeit herrscht in dem ganzen Hause. Da sind drei lange Schlafsäle, in denen die Kinder immer unter der Aufsicht einer Schwester schlafen. Von beiden Seiten haben sie Fenster, so daß man durch Zugluft den ganzen Tag über Frische und Kühlung erhalten kann. In der Mitte ist, den ganzen Saal entlang, ein blecherner Waschtisch mit vielen einzelnen Abtheilungen, in dem man mittelst eines Hahnes das Wasser aufsteigen und ablaufen lassen kann. Die Gasleitung am Plafond enthält auch Nachtlampen. Die schneeweißen Betten sehen aus, als würden sie gar nicht gebraucht, und am Kopfende eines jeden hängt, durch die Wand versteckt, das Handtuch.

Da ist auch ein eigends für Fußbäder eingerichteter Saal mit Bänkchen und blechernen Schalen davor, die sich auf gleiche Weise wie die Waschtische alle mit einander anfüllen und wieder leeren, ferner ist ein riesiger Speisesaal, in dem alle 300 zugleich gespeist werden können, ein Krankensaal, zur Zeit nur mit 2 sehr leichten Kranken (bei ernsteren Fällen werden sie in's Kinderspital gebracht, woselbst sie täglich von einem Arzt der Anstalt besucht werden). Die Betten der Kranken haben weiße Vorhänge, die sie nach Belieben ringsherum zuziehen können, um ungestört zu sein. Eine Apotheke ist im

Hause, und irre ich mich nicht, so werden die Medicamente von den Nonnen selbst bereitet. In den Corridors sind die Lampen immer in einer Maueröffnung dergestalt angebracht, daß sie nach beiden Seiten hinaus leuchten, und bedeckte Arkadengänge sind überall an der Seite des Hauses, damit die Kinder auch bei Regenwetter sich im Freien bewegen können. In den Morgenstunden wird in den verschiedenen Unterrichtsklassen der Unterricht von verschiedenen Schwestern geleitet, beschränkt sich aber auf die Elementarkenntnisse, Musik und etwas Zeichnen.

Denn vor Allem sollen die Mädchen sich praktisch ausbilden, um sich später selbst im Leben forthelfen zu können; so besorgen sie unter Leitung der Schwestern die Wäsche, für die es Räume mit großen Wasserbehältern giebt, Trocken- und Plättsäle. Und mit welcher Freude schließen die Vorsteherinnen die großen Schränke auf, in denen die fertige Wäsche, auf's Schönste geordnet, daliegt — ein wirklich lachender Anblick! Aber fast am interessantesten sind die großen Arbeitssäle, Abends von oben mit Gas erleuchtet, in denen die Mädchen alle — nach Angabe der Kaiserin — in grauen, blau eingefaßten Kleidern unter Aufsicht einer Lehrerin mit Handarbeit beschäftigt sind. Hier machen sie ihre Kleider selbst, stopfen Strümpfe, flicken und nähen, aber auch die feinsten und kostbarsten Arbeiten entstehen unter ihren Händen. Kleine Federchen setzen sie zu Büscheln für Kopfputz zusammen, die reichsten Meßgewänder sticken sie mit Goldfäden auf purpurrothem Sammet, und die einzelnen Blumen, Blätter oder Arabesken der feinen schwarzen Spitzen, die in Chantilly gearbeitet werden, maschen sie zu ganzen Tüchern auf's Kunstvollste mit der Nadel aneinander. Diese Arbeiten sind für Magazine bestimmt, und von ihrem Ertrage wird ein gewisser Antheil den Kindern zu ihrer künftigen Aussteuer zurückgelegt. Alle sehen dabei heiter und fröhlich aus und erheben sich jedesmal von ihren Sitzen, wenn Fremde eintreten, um sie zu begrüßen. Erst Ein Mädchen hat bis jetzt seit der Gründung die Anstalt verlassen, und zwar, um zu heirathen! Wie hat sie einen Mann kennen lernen können? fragt man. Die Sache verhält sich so. In dem Vertrauen auf die treffliche Erziehung, die in dieser Anstalt gegeben wird, hat ein junger Handwerker sich von den Schwestern derselben ein Mädchen zur Frau ausgebeten. Natürlich war das eine Begebenheit und ein Hauptspaß für alle kleinen Gefährtinnen, die mit größtem Eifer an der Aussteuer nähen halfen. Was aus dem Paar geworden, weiß ich nicht, hoffe aber, daß der junge Mann in seinem Vertrauen nicht getäuscht worden.

Auch Küche und Speisekammer gewähren durch die darin herrschende Sauberkeit und ihre zweckmäßige Einrichtung einen erfreulichen Eindruck, und so wird gewiß Keiner das Hospital von St. Eugène unbefriedigt verlassen.

Zur Geschichte der Jünglingsvereine.*)

Wie das Dringen nach Association auf den verschiedensten Lebensgebieten und in den verschiedensten Bildungs-, Berufs- und Standesklassen einen eigenthümlichen Charakterzug unserer Zeit bildet, so gehören auch die Jünglingsvereine als eine christliche Association junger Leute der arbeitenden Volksklassen der neueren oder neuesten Zeit an. Zuerst wurde mit dem Namen Jünglingsverein ein Kreis junger Leute bezeichnet, der sich Abends um den Pastor Döring in Elberfeld zu sammeln pflegte und aus dem in dem Jahre 1824 ein Verein sich entwickelte, dessen Mitglieder bei ihren Zusammenkünften vorzugsweise der Thaten Gottes in der Heidenmission sich freuen, für dieselbe beten und die Freude christlichen Gemeinschaftslebens dabei genießen wollten.

Bei diesem Vereine und manchen ähnlichen, die in der Zeit nachher in West- und Süddeutschland entstanden, herrschte der Gedanke christlichen Gemeinschaftslebens ausschließlich vor. Sie waren Versammlungen, Stunden, Conventikel, deren Mitglieder ausnahmsweise junge Leute und als solche, sofern sie der Leitung eines gereifteren Christen nicht entbehrten, zur Sammlung und Erbauung erweckter Jünglinge wohlgeeignet und gewiß oft von Gott dem Herrn reichlich gesegnet waren. Aber Jünglings-Vereine in dem von uns in dieser Schrift bezeichneten Sinne sind sie nicht. Es fehlt ihnen dazu sowohl jene Grundidee, das Wort Gottes Jünglingen, denen es fremd ist, wieder nahe zu bringen und lieb zu machen, als auch jener Kreis von Thätigkeiten, die wir unter dem dreifachen Gesichtspunkt der Erbauung, Fortbildung und Geselligkeit betrachtet haben.

Der erste Verein, der den letzteren Charakter trägt, ist wohl der von dem ehrwürdigen Professor Carl von Raumer in Erlangen im Jahre 1835 gegründete Handwerkerverein, der leider nach kurzem Bestehen durch ein Rescript der Regierung als bedenklich verboten wurde. Er bezeichnet als seinen Zweck, jungen Leuten aus dem Gewerbestande Gelegenheit zu geben, in ihren Abendstunden zu einem gesellschaftlichen, ihre Sittlichkeit und Kenntniß fördernden Leben zusammen zu kommen, und zu ihrer Unterhaltung und Bildung nützliche Bücher und Schriften zu lesen, Briefe zu schreiben oder gemeinschaftlich durch den Unterricht Sachverständiger Versäumtes nachzuholen und sich fortzubilden.

Als Grundlage dieser Bildung erkennt der Verein den christlichen Sinn, auf dessen Belebung er überall bedacht sein wird. In diesen Grundsätzen fanden wir unsere Idee, wie jene der drei Seiten des Vereinslebens schon klar ausgesprochen.

Es ist jedenfalls eine der hauptsächlichsten Früchte des Zusammenschlusses der Jünglingsvereine im westlichen Deutschland zu einem Rheinisch-Westphälischen Jünglingsbunde gewesen, daß das in dieser Schrift entwickelte Princip, nach dem der v. Raumer'sche Verein gegründet war, allmälig immer allgemeinere Anerkennung in den Jünglingsvereinen fand. Da aber die meisten unter ihnen ihre Entstehung den oben beschriebenen Kreisen christlicher Freunde verdanken, die in dem Verein nur ein Gemeinschaftsbedürfniß befriedigen wollten, ist für viele Vereine der Weg von der Anerkennung bis zur Bethätigung jenes Princips ein sehr weiter gewesen.

*) Aus der in Nr. 32 dieses Blattes besprochenen und zur Verbreitung dringend zu empfehlenden Schrift: „Die Mission an den Jünglingen. Eine Monographie über Jünglingsvereine, Herberge und Kosthaus von Johannes Hesekiel, Reiseprediger." Berlin 1864, bei Wiegandt & Grieben. (Preis 8 Sgr.)

Die erste Veranlassung zum Zusammenschluß der Jünglingsvereine war ein Sendschreiben, das die Vereine zu Berlin, Stettin, Garz und Greiffenhagen in Pommern in den Fliegenden Blättern des Rauhen Hauses im Februar 1847 an alle Jünglingsvereine zur Herstellung einer Verbindung unter einander richteten. Dieses Sendschreiben veranlaßte zunächst einige Freunde des Vereins in der Gegend des Wupperthales, zum Zweck einer gegenseitigen Verständigung, Anregung, Verbrüderung ein periodisch erscheinendes Blatt, den „Jünglingsboten", zu gründen, das unter der Redaktion des Pfarrers Dürselen in Ronsdorf bei Elberfeld am 1. Juli 1847 zuerst erschien. Als aber durch die Anregungen dieses Blattes und persönliche Berührungen auf den Festen die Zahl der Vereine und ihre Gemeinschaft unter einander immer größer wurde, schlossen sich 9 unter ihnen im August 1848 zu dem Rheinisch-Westphälischen Jünglingsbund zusammen, für dessen Leitung ein Comité und ein Präses (seither immer Pastor Dürselen) erwählt wurde. Es war für die Entwickelung der diesem Bunde beitretenden Vereine von großer Bedeutung, daß das Comité des Bundes in dem von ihm aufgestellten Normal-Statut, und namentlich in den später zur Auslegung desselben herausgegebenen „Winken" sich klar und deutlich zu Grundsätzen bekennt, die die Vereine zu wirklichen Instituten der innern Mission machen. Als Zweck des Jünglingsvereins wird nämlich in jenem Statut bezeichnet:

a) allen Gefahren möglichst entgegen zu wirken, denen die Jünglinge im Verkehr mit ihres Gleichen, sonderlich durch den Besuch der Wirthshäuser ausgesetzt sind,
b) durch freie elementar-wissenschaftliche Anleitung sie zur geschickten Ausübung ihres Berufes mehr zu befähigen,
c) durch Darreichung des Wortes Gottes und Einführung in dieses und die christliche Gemeinschaft sie zur Antwort geneigt zu machen, welche Psalm 119 auf die Frage ertheilt: wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? — wenn er sich hält nach deinen Worten! —

Diesem Jünglingsbunde traten zuerst 9, bald aber viele weitere Vereine bei, und zwar in den verschiedensten Theilen von Deutschland. 1853 gehörten ihm schon 73 Vereine an. Eine jährliche Generalversammlung und ein Bundesfest wurde veranstaltet, 1849 die erste Sammlung von Adressen in einem Wanderbüchlein herausgegeben, zuweilen eine Conferenz mit den Vereins-Präsides zur Besprechung wichtiger Fragen gehalten, eine Wanderbibliothek gegründet, die den einzelnen Vereinen immer neue Lektüre zuführen sollte, ein Vereins-Liederbuch gedruckt. Zur Erleichterung eines fruchtbaren Einflusses auf die Vereine schuf das Comité eine Kreisorganisation und stellte 1857 einen jungen Geistlichen als Agenten an, dem seitdem drei andere gefolgt sind. Zur Erweiterung des Bundes nach Außen veranlaßte es regelmäßige Special-Conferenzen an den Kirchentagen und schloß sich dem Central-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche an, unterhielt auch eine lebhafte Verbindung mit den in andern Ländern Europas entstehenden Vereinen und Vereinsverbindungen.

In den östlichen preußischen Provinzen traten 1855 eine Anzahl Vereine zu einem weiteren Jünglingsbunde, dem Oestlichen, zusammen, dessen Präses der jedesmalige Hausgeistliche des Evangelischen Vereins in Berlin sein sollte. Auch er ist durch Herausgabe eines Bundesboten, Liederbuchs und verschiedener anderer Schriften, durch Veranstaltung eines jährlichen Bundesfestes thätig. Es gehören dem Bunde ungefähr 66 Vereine mit 2000 Mitgliedern an. Das Bundesstatut erkennt die oben bezeichneten Grundsätze ebenfalls an. Will man von einem Unterschied in der Praxis der beiden Vereins-Verbindungen reden, so schließt er sich an die verschiedenen Ausgangspunkte am natürlichsten an, die die Entwickelung des christlichen Lebens im Osten und Westen gehabt hat. Während im Westen zu allen Zeiten, namentlich in Gegenden, wie dem Wupperthale, im Volke ein ausgeprägtes christliches Selbstbewußtsein vorhanden, und das christliche Leben im Volk der Ausgangspunkt für das wieder erwachende kirchliche Leben war, ist in den östlichen Provinzen zumeist durch die gläubige Predigt des Evangeliums von der Kanzel wieder Leben in die Gemeinden gekommen. Ganz natürlich ist es darum, daß in solchen Lebenszweigen, wie den Jünglingsvereinen, diese Verschiedenheit zu Tage tritt, dort in einer Neigung des Fabrikarbeiters nach Selbstständigkeit im christlichen Glauben und Leben, hier im engeren Anschluß an die kirchlichen Organe und Thätigkeiten. Uebrigens ist diese Verschiedenheit selten zu einem bewußten Gegensatz geworden.

Was die Jünglingsvereine im übrigen Deutschland betrifft, so haben 15 Vereine im Königreich Sachsen schon längst eine Vereinigung zu einem Bunde erstrebt, bisher aber nicht die obrigkeitliche Erlaubniß dazu erlangt. In Baiern bestehen eine Anzahl Jünglingsvereine, die meisten im Anschluß an den Löhe'schen Verein für innere Mission. Zur engeren Verbindung anderer süddeutscher Vereine, namentlich in Würtemberg, ist die Gründung eines süddeutschen Jünglingsbundes projectirt. Außerdem bestehen mehr oder weniger mit den genannten in Verbindung Jünglingsvereine in fast allen andern deutschen Ländern. Die Gesammtzahl der deutschen Jünglingsvereine übersteigt ohne Zweifel jetzt die Zahl 250.

Was die Jünglingsvereine in außerdeutschen Ländern anlangt, so ist in ihnen vorherrschend die Idee christlichen Gemeinschaftslebens ausgeprägt worden. Die Missionsaufgabe liegt ihnen, zum Theil mit Bewußtsein, ganz fern. Wo von Innerer Mission bei ihnen die Rede ist, meinen sie damit zumeist Thätigkeiten, bei denen die Mitglieder des Vereins Subject, nicht Object sind, also Thätigkeiten in Sonntagsschulen, Tractatverbreitung und dgl. m. In den Schweizer Vereinen und in gewisser Beziehung auch in den französischen und englischen ist „die Bekehrung" nicht Ziel, sondern Bedingung des Eintritts in den Verein. Doch haben in England die von uns aufgestellten Grundsätze insofern eine Anerkennung gefunden, als in manchen, namentlich den Londoner Vereinen, um den eigentlichen Jünglingsverein ein weiterer Kreis von jungen Leuten besteht, welche die äußeren Bedürfnisse, namentlich das nach Lectüre und guten Aufenthaltsorten, im Verein befriedigt finden und dabei für dessen geistliche Zwecke gewonnen werden sollen. Am nächsten

den deutschen Vereinen stehen wohl die holländischen. Eine gewisse Verbindung und gegenseitige Einwirkung aller dieser Jünglingsvereine hat man durch Einrichtung einer General-Conferenz zu ermöglichen gesucht, die alle drei Jahre stattfinden soll, und zuerst in Paris, dann in Gent, schließlich (1862) in London unter sehr großer Betheiligung aus den verschiedensten Vereins-Verbindungen stattfand. Wir erwähnen hier noch, daß solche Verbindungen gegenwärtig in Nord-Amerika, Frankreich, England, Holland, Belgien, der deutschen und französischen Schweiz bestehen. Einzelne Vereine sind außerdem in den verschiedensten Ländern der Welt bekannt geworden. Ihre Gesammtzahl nebst den deutschen mag gegenwärtig zwischen 900 und 1000 sein. Die Zahl der ihnen zugehörigen jungen Leute läßt sich annähernd auf 50,000 feststellen. Die nächste General-Conferenz soll im Jahre 1865 in Elberfeld stattfinden.

Wir können dieses Kapitel nicht schließen, ohne noch einen Blick auf die ähnlichen Thätigkeiten der katholischen Kirche gewonnen zu haben. Wir unterlassen es hier, von dem Einfluß zu reden, den die katholischen Gesellenvereine bei ihrer Gründung von den evangelischen empfangen haben. Jedenfalls haben sie trotz des gleichen Ausgangspunkts, der Reaction gegen die communistischen und kirchlich wie politisch radikalen Gesellenverbrüderungen der Revolutionsjahre 1848 und 49, einen ganz verschiedenen Charakter angenommen. Die Verschiedenheit des Charakters der Vereine liegt in der Verschiedenheit des Charakters der Kirchen, namentlich in der Bedeutung der Begriffe Sünde und Gnade. Der Gehorsam gegen die kirchlichen Ordnungen, welche die katholische Kirche fordert, gestattet ein theilweises oder ganzes Leben in der Welt, während die evangelische Forderung einer Bekehrung des Herzens einen Bruch mit der Welt verlangt. Haben die Vereinsglieder am Morgen des Stiftungsfestes Messe gehört und das Sacrament des Altars gefeiert, dann können sie den Nachmittag mit prunkhaften Umzügen, und den Abend mit Comödie und Ball feiern. Die katholischen Vereine stellen darum in religiöser Beziehung viel geringere Forderungen, und gewähren in geselliger viel sichtbarere und dem natürlichen Menschen lockendere Annehmlichkeiten. So wenig wir sie um diese scheinbaren Vorzüge beneiden können, so wenig dürfen wir ihnen die Anerkennung ihrer Thätigkeiten nach ihrer negativen Seite versagen. Gewiß ist aber doch sehr viel erreicht, wenn eine so große Anzahl junger Leute den so häufig sittliches wie christliches Gefühl gleich sehr störenden und zerstörenden Vergnügungen und Gesellschaften des großen Haufens entzogen und vor diesen grobverderblichen Einflüssen bewahrt werden. Ohne Zweifel giebt es aber auch unter den Leitern der katholischen Gesellenvereine manche, die den Vereinsmitgliedern auch nach der religiösen Seite positiv eine gute und heilsame Speise bieten. —

Es hat übrigens der katholische Gesellenbund in und außerhalb Deutschland unter der Leitung des tüchtigen und gewandten Domcaplans Kolping in Köln, der jüngst das Ehrenamt eines päpstlichen Kämmerers für seine Leistungen in den Gesellenvereinen erlangt hat, eine große Ausdehnung genommen. Er zählte schon 1860 in Deutschland in etwa 300 Vereinen, deren Präses jedesmal ein Geistlicher ist, an 500,000 Glieder, die sämmtlich dem Gesellenstande angehören.

Aus dem Jahresberichte des Christlichen Männer-Kranken-Vereins in Berlin, der am 12. September cr. sein 31. Jahresfest gefeiert hat, entnehmen wir folgende Notizen: Die Einnahme des Vereins an baaren Liebesgaben und sonstigen Einnahmen betrug im Jahre 1863/64 überhaupt 5333 Thlr. 22 Sgr. 8 Pf., excl. des vorjährigen Bestandes. Die Ausgabe 5179 Thlr. 20 Sgr. 6 Pf., worunter sich 3393 Thlr. 20 Sgr. baare Unterstützungen an arme Kranke befinden. Als Bestand sind verblieben (ult. Juni) 2052 Thlr. 9 Sgr. 7 Pf. Das Deposital-Vermögen des Vereins beträgt in diesem Jahre 3950 Thlr. — Die Zahl der Kranken belief sich fortwährend durchschnittlich auf 170, also 7 weniger als im vorigen Jahre. Es sind von den Vorstehern des Vereins circa 8800 Krankenbesuche gemacht und von den Nachtwachern 85 Nachtwachen gethan. Außer baaren Unterstützungen sind den Kranken 44 Hemden, 24 Hosen, 26 Jacken, 65 Paar Strümpfe, 7 Laken, gebrauchte Kleidungsstücke und Bruchbänder, 8 Bibeln und 1 Gesangbuch verabreicht. Von den Kranken sind 136 gestorben, 42 in Krankenhäuser gekommen und 310 genesen, so daß gegenwärtig 146 in Pflege des Vereins sich befinden.

Evangelischer Kalender. Jahrbuch für 1865. Herausgegeben von Ferd. Piper, Professor und Dr. theol. Berlin, Verlag von Wiegandt u. Grieben. 225 S. 8°. (12½ Sgr.)

Ein nicht nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland bestimmter, seit 16 Jahren alljährlich wiederkehrender Glaubensbote. Er bringt pro primo, wenn wir von der fehlenden Genealogie deutscher Regentenhäuser absehen, was jeder Kalender bringt: einen (mit Notizblättern durchschossenen) Datumsnachweis, nebst astronomischen Angaben, und ein Jahrmarktsverzeichniß (für Preußen). Für's zweite enthält er, anläßlich 600jähriger Geburtstagserinnerung, eine Reihe von Aufsätzen über Dante als Mensch, als Dichter und über seine »göttliche Comödie«, so wie über ihn als Theologe; dabei ein Holzschnitt-Portrait und desgl. als Apotheose (letztere nach einem Cornelius'schen Carton). Schließlich erhält der Leser 14 Lebensbilder, verfaßt von eben so viel Mitarbeitern des Kalenders. Das letzte derselben gilt dem Andenken an den vor 50 Jahren, zu Hamburg, 74 Jahre alt, verstorbenen Mathias Claudius, »den reinsten Menschen, den biedern Dichter, aus dem die unsträfliche, echte Natur spricht« (Herder). Unter Nr. 13 führt uns Prof. Dr. Tholuck (der Hallenser Theologe) Phil. Jak. Spener vor (gest. 1765), als einen »christlichen Heiligen«. Die übrigen Lebensbilder gelten andern, im Gebiet alten und neueren kirchlichen Lebens hervorragenden Erscheinungen — Streiter und Dulder für den Glauben. Nr. 11 schildert die mit Aufhebung des Edicts von Nantes beginnende neue Verfolgungsperiode in Frankreich.

Es bietet somit dieser evangelische Kalender des Mannigfaltigen und Anziehenden genug, um in christlichen Familien und in jedem Hause, das dem Herrn dient, zum Neujahr 1865 ein willkommener Gast, ein gern gesehener Berather und Erzähler zu sein.

E. G. L. W.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Gebr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 43. Berlin, den 26. October 1864. **Nr. 43.**

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht, den nachgenannten Rittern des Johanniter-Ordens für ihre Thätigkeit bei der Einrichtung und Leitung der Ordens-Kriegs-Lazarethe auf dem Kriegsschauplatze in Schleswig ꝛc. folgende Orden mit dem Johanniter-Kreuze, als dem Zeichen, daß sie sich diese Auszeichnung in der Eigenschaft als Ordensritter erworben haben, zu verleihen:

Dem Ordens-Kanzler und Commendator, zweiten Ober-Jägermeister und Obersten à la suite des 12. Landwehr-Husaren-Regiments Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, auf Schloß Kreppelhof bei Landeshut in Schlesien, den Stern zum Rothen Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub,

„ Rittmeister a. D. Fürsten Heinrich XI. von Pleß, Durchlaucht, das Comthurkreuz des Königlichen Haus-Ordens von Hohenzollern,

„ Rittmeister im 1. Garde-Landwehr-Cavallerie-Regiment Grafen Botho zu Stolberg-Wernigerode, auf Schlemmin bei Dammgarten, den Rothen Adler-Orden 3. Klasse,

„ Oberst-Lieutenant a. D. Grafen Wrschowetz-Sekerka von Sedrzicz, zu Halle an der Saale, den Rothen Adler-Orden 3. Klasse mit der Schleife,

„ Rittergutsbesitzer Friedrich von Alvensleben, auf Zoblitz bei Rothenburg in der Lausitz,

„ Oberst-Lieutenant z. D. Keck von Schwartzbach, zu Warmbrunn,

„ Landschafts-Director Freiherrn Theodor von Zedlitz-Neukirch, auf Pischkowitz, Kreis Glatz,

„ Seconde-Lieutenant im 1. schweren Landwehr-Reiter-Regiment und Rittergutsbesitzer Arthur von Salisch, auf Kratzkau bei Schweidnitz in Schlesien,

„ Obersten a. D. von Bonin, zu Berlin,

„ Rittmeister a. D. Grafen Ernst zur Lippe-Weissenfeld, zu Berlin, und

„ Major a. D. Freiherrn von dem Knesebeck, auf Carwe bei Neu-Ruppin, den Königlichen Kronen-Orden 3. Klasse.

Krieg und Sieg, Gottes Gericht und Gottes Gabe.

Vortrag, am 5. October 1864
gehalten im Saale des Evangelischen Vereins zu Berlin.

Anlaß genug, in Christo Geliebte, haben wir wohl, uns mit dem Gegenstande, den unser Thema nennt, nahe und eingehend zu beschäftigen. Noch ist ja der Donner der Geschütze nicht lange verhallt, der aus den Reihen unserer Soldaten, der Söhne unseres lieben preußischen Vaterlandes, todbringend in die Reihen der Gegner hinüber rollte; die Wunden sind noch lange nicht geheilt, kaum die leiblichen, viel weniger die tiefen Herzenswunden, die in dem Kriege dieses Jahres Hunderten und Tausenden geschlagen sind. Und wenn auch zur Zeit über den Frieden unterhandelt wird, so ist er doch noch nicht abgeschlossen; Niemand kann wissen, ob nicht der blutige Streit in Kurzem etwa von Neuem beginnen wird, vielleicht in größerem Maßstabe als zuvor. Hoffen mögen wir das Gegentheil, bitten mögen wir herzlich darum, daß uns der treue Gott das Kleinod eines ehrlichen Friedens schenken und sodann erhalten möge; zunächst aber müssen wir immer noch sagen: Wir, ein Christenvolk, zum größten Theil ein evangelisches Christenvolk, stehen im Kriege, oder standen doch bis vor Kurzem im Kriege gegen ein anderes evangelisches Christenvolk.

Und selbst wenn dieser Krieg wirklich abgeschlossen und geendet hinter uns läge, so müssen doch immer einige Hunderttausende der Söhne unseres Landes unter den Waffen stehen und im Gebrauch derselben geübt werden; Tausende von Männern haben den Waffendienst zu ihrem Lebensberuf erwählt, und das ist unumgänglich nöthig; denn wir können nicht wissen, ob nicht über kurz oder lang etwa ein anderer Kampf die Kräfte unseres Volkes und Landes in Anspruch nehmen mag. Ist doch der Zustand des Völkerlebens so beschaffen, sind doch die Beziehungen der Völker in Europa zu einander von der Art, daß die Möglichkeit eines allgemeinen Krieges in jedem Falle zugegeben werden muß.

Deshalb ist es für uns, die wir Christen sind und sein wollen, wohl an der Zeit, Krieg und Sieg und Niederlage und Alles, was damit in Beziehung steht, einmal in das Licht des Wortes Gottes zu stellen und

an der Hand der ewigen Weisheit die Art und Natur dieser Dinge in nähere Erwägung zu ziehen.

Krieg — der auf Tod und Leben geführte blutige Kampf von Massen gegen Massen, in dem ein Volk gegen das andere steht, der ist auf Erden je und je geführt worden, so lange Menschen auf derselben wandeln. Es hat heidnische Völker gegeben und giebt deren noch, welche den Krieg lediglich um sein selbst willen unternehmen, wie etwa ein aufregendes Spiel, um die eigene Tapferkeit zu zeigen und um durch den Tod zahlreich erschlagener Feinde Ruhm zu erwerben.

Auch die größten Weisen des Alterthums, ein Plato oder Aristoteles, sahen den Krieg geradezu als etwas Nothwendiges und im Leben der Völker Unentbehrliches an. Fremde Völker ihrer Freiheit, ihrer Eigenart gewaltsam zu berauben, galt den Griechen und Römern nicht als ein Unrecht, da sie sich allein als die rechtmäßigen Herrscher der Welt zu betrachten, die übrigen Völker aber als eine ihnen von Natur untergeordnete Race zu schätzen gewohnt waren. Das Gefühl, daß die ganze Menschheit eigentlich eine einzige große Familie bilden soll, ist bei dieser Weltanschauung die, allerdings gewiß nur dunkel empfundene, Grundlage einer gewissen sittlichen Berechtigung.

Daß sich Aehnliches oft genug auch unter christlichen Völkern zugetragen hat, ist leider nicht zu leugnen; daß man gleichwohl das Verwerfliche eines solchen Thuns fühlte, ergiebt sich daraus, daß für dergleichen ungerechte Kriege immer mindestens ein erheuchelter Vorwand gesucht wurde; und Heuchelei ist ja die Huldigung, welche das Laster der Tugend, die Lüge der Wahrheit darzubringen pflegt.

In der heil. Schrift ist vom Kriege oftmals die Rede; zahlreiche einzelne Kriege werden in derselben berichtet, von dem Kriege an, in welchem Abraham die Könige im Thale Siddim schlug, um Lot zu befreien, bis zu den Kriegen der heldenmüthigen Makkabäer gegen ihre harten Unterdrücker, die Syrer; auch im N. T., in der Apostelgeschichte, wird mindestens ein Krieg erwähnt, den König Herodes gegen die von Tyrus und Sidon zu führen beschlossen hatte, der aber durch die Bitte der Bedroheten noch vor dem Beginne abgewendet wurde.

Unter diesen Kriegen sind viele, die Gott der Herr ausdrücklich billigt, ja die auf seinen Befehl unternommen werden, z. B. die Kriege, die das Volk Israel führen mußte, um in den Besitz des heiligen Landes zu kommen, dessen frühere Bewohner reif waren für die gerechten Gerichte Gottes; nicht minder aber solche Kriege, in denen Gottes gerechte Gerichte durch fremde Völker, z. B. durch die Chaldäer unter Nebukadnezar, an dem in Götzendienst gefallenen, seinem Gotte abtrünnig gewordenen Israel vollzogen wurden.

Gottesfürchtige Kriegsmänner werden in der heil. Schrift nicht wenige angeführt, von Josua, Gideon, David und Joab im alten Bunde bis zu dem römischen Hauptmann, dem der Herr vor seinen Jüngern das Zeugniß gab: „Wahrlich ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden," und dem andern römischen Hauptmann, der unter Jesu Kreuz das Bekenntniß ablegte: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen."

Vom Kriegsdienst ist auch sonst oftmals die Rede in der heil. Schrift, und zwar ohne jede Mißbilligung; Johannes der Täufer ermahnt die Kriegsleute nur, daß sie sich mit ihrer Löhnung begnügen sollen, ihren Stand an sich aber tadelt er nicht; der Apostel Paulus sagt ebenfalls ohne jede Mißbilligung des Standes: „Kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung, auf daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat"; ja Gott der Herr selbst wird der Herr der Heerschaaren genannt, von ihm steht geschrieben: „Der Herr ist der rechte Kriegsmann, Herr ist sein Name." In den Psalmen finden sich kriegerische Klänge in großer Fülle: „Mit dir kann ich Kriegsvolk zerschmeißen und mit meinem Gott über die Mauern springen; — der Herr lehret meine Hände den Bogen spannen und meine Fäuste kriegen," spricht König David, und was des mehr ist.

Ja, daß das Christenleben mit dem Kriegerleben überhaupt gar viele Berührungspunkte hat, das sehen wir schon aus dem wohlbekannten Liede: „Mir nach, spricht Christus, unser Held &c." und dem anderen: „Ein Christ, ein tapfrer Kriegesheld &c.", so wie aus mehreren ähnlichen. Bekannt ist endlich, daß St. Paulus die kriegerischen Waffen zu Bildern geistiger Gaben und Tugenden braucht; er redet ja von einem Schwerte des Geistes, von einem Schilde des Glaubens, einem Helme des Heiles oder der Hoffnung zur Seligkeit, von einem Krebs oder Panzer der Gerechtigkeit, ja überhaupt von Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken; St. Petrus ermahnt uns zum ernsten Streit gegen den alten bösen Feind; von dem Worte Gottes heißt es, es sei schärfer, denn ein zweischneidiges Schwert; ja noch im letzten Buche der heil. Schrift, in der Offenbarung St. Johannis geht aus dem Munde des Herrn ein scharfes zweischneidiges Schwert, und er selber spricht: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden auf die Welt zu bringen, sondern das Schwert"; auch ist „der Obrigkeit das Schwert nicht umsonst gegeben, sondern zur Rache wider die Uebelthäter", doch auch, wenn diese Uebelthäter ein Volk sind, das wider alles Recht ein Nachbarvolk seines Landes, seiner Freiheit, seines väterlichen Rechtes, kurz seiner edelsten Lebensgüter berauben will.

Wir sehen aus alledem, wie die Dinge nun einmal liegen, wird der Krieg im Worte Gottes keineswegs ohne Weiteres verworfen; es kann Fälle geben, in denen ein Christ nicht blos sein gutes Recht übt, sondern sogar eine heilige Pflicht erfüllt, wenn er sich am Kriege thätig betheiligt; die berechtigte Nothwehr eines Volkes gegen die Unterdrückung eines andern, das ihm seine Freiheit, das Erbe seiner Väter, seine Muttersprache, das Heiligthum der Sitte, das angestammte Recht, oder gar den Glauben der Väter zu nehmen trachtet, ist ein guter Grund zu gerechtem Kriege.

Kein anderer Stand fordert von denen, die ihm angehören, eine so völlige, rückhaltlose Aufopferung von Leib und Leben, einen so unweigerlichen Gehorsam auf das bloße Wort, so harte, oft fast übermenschliche Mühen und Entbehrungen, als der Kriegerstand, und darin ist er eben dem Christenstande so ähnlich. Auch der Christ soll ja dem Herrn seinem Gotte gerne glauben, das Wort der Offenbarung ist seines Wandels Licht und Stern; das

Opfer seines Lebens soll er willig und fröhlich bringen; auch wo ihm die Augen gehalten sind, soll er die Wege, die er geführt wird, selbst wenn sie dunkel und trübe sind, mit Freuden gehn, weil seines Gottes Hand ihn leitet. Darum ist es so schön, wenn alle jungen, gesunden Männer eines Volkes, wie bei uns, für eine Reihe von Jahren dem Soldatenstande angehören; wenn die Krieger nicht nach Willkür ausgehoben oder gar für Geld gedungen werden; eines Menschen, eines Christen Blut und Leben soll für Geld nicht feil sein. Darum ist es auch nicht zu tadeln, wenn die Männer, welche diesen schweren, ernsten Beruf, über ihre, allen gemeinsame Dienstpflicht hinaus zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, im gesellschaftlichen Leben besonderer Ehre werth gehalten werden.

Das aber dürfen wir freilich auch nicht vergessen, noch verschweigen: der Kriegl ist ein Uebel, er ist mit allem dem entsetzlichen Unglück, das er über einzelne Familien, wie über ganze Länder und Völker bringt, eine schwere Strafe, ein sehr ernstes, furchtbares Gericht des gerechten Gottes, in dem er ein Volk als eine Zuchtruthe seines heiligen Armes über ein anderes schwingt. So haben ihn alle Zeugen Gottes in der heil. Schrift von jeher betrachtet. Als Werkzeuge Gottes werden namentlich die fremden Völker, die Israel bewältigen und züchtigen, wenn es abgefallen ist, von den Propheten des alten Bundes ohne Ausnahme bezeichnet.

In einem Kriege zwischen Frankreich und England rief den abziehenden Engländern ein Franzose spottend nach: „Wann werden die Herren einmal wieder kommen?" Auf der Stelle antwortete ihm ein Brite: „Wenn eure Sünden wieder größer geworden sind, als unsere Sünden, und der allmächtige Gott uns brauchen will, um euch zu schlagen."

In seinen letzten Reden vor seinem Scheiden droht deshalb der Herr den abtrünnigen Völkern der Erde den Krieg als eines der schwersten und furchtbarsten Gerichte an, die seine Zukunft vorbereiten sollen.

Der Krieg ist nur dadurch zu erklären, daß die Sünde in der Welt ist. Die Sünde ist ja ihrem Wesen nach Entzweiung, Zwietracht, Abfall und Feindschaft, zunächst des Menschen wider seinen Gott, dann aber auch der Sünder wider einander. Deshalb kann auch der Krieg nur so lange dauern, als die Sünde dauert; Kains Brudermord ist der Anfang des Krieges; ja er ist für das Volk, das ihn ohne Noth beginnt oder verursacht, die größte Sünde; er ist die Sünde in ihrer welthistorischen Gestalt.

Tausende von getödteten, aber Tausende von verstümmelten Menschen, die kurz zuvor junge, gesunde, starke Männer waren; Tausende von Wittwen und Waisen, der Gatten, der Väter, der Versorger beraubt, in großer Noth, in tiefer Trauer; verbrannte Städte und Dörfer, verwüstete Fluren, der vernichtete Wohlstand ganzer Länder und Geschlechter, das ist das furchtbare Angesicht des Krieges. Wohl denen, die davor bewahrt werden, es anzuschauen, diese Schrecknisse selbst zu erleben.

Darum verheißen auch alle Propheten Gottes im alten und im neuen Testament am Ende den Frieden; und schon jetzt soll mindestens bei jedem Christenvolke des Krieges höchster Zweck und einziges Ziel der Friede sein. Unser Gott ist es nicht minder, „der auch den Kriegen steuert in aller Welt, der Bogen zerbricht und Spieße zerschlägt und Wagen mit Feuer verbrennet." Wenn einst ein Hirt und eine Heerde sein wird, wie sollten da Kriege auch nur noch möglich sein? Soll doch einst in der neuen Welt alles Leid und aller Streit, alle Noth und aller Tod beseitigt sein. Unser Heiland heißt Friedefürst, — die Strafe des Todes liegt auf ihm, „auf daß wir Frieden hätten", und „Friede sei mit euch!" das ist der schönste Gruß, den er seinen Jüngern bietet, mit dem er uns noch heute an heiliger Stätte, vor dem Genuß seines heiligen Mahles begrüßen läßt.

Wenn wir das wissen und darauf fröhlich hoffen, dann wird es uns auch leichter möglich werden, den Krieg, dieses ernste Gottesgericht, im rechten Lichte anzusehen und auch die Segnungen zu verstehen, die er, wie jedes Gottesgericht, in seinem Gefolge haben kann und soll. Mit allen seinen Gerichten segnet der treue Gott zugleich; denn er hat allezeit Gedanken des Friedens mit uns und nicht des Leides.

Schon wenn ein Volk einen Krieg, den es zu führen genöthigt wird, als ein Gottesgericht erkennt, ist das ein Segen; ein Segen ist es, wenn man in solchen ernsten Ereignissen den Finger Gottes spürt, die Wege Gottes erkennt und in Sieg und Niederlage die gerechten Gerichte Gottes sich vollstrecken sieht.

Allerdings muß es schrecklich sein, nach einem Treffen die jungen Bursche, die kurz vorher noch so muthig vorwärts drangen, zu Hunderten und zu Tausenden erschlagen, todt und bleich, furchtbar zerrissen neben einander liegen zu sehen; oder auf einem Verbandplatze das Stöhnen und Wimmern der Verwundeten zu hören, die grauenhaften Verstümmelungen zu sehen, bei deren Anblick oft selbst erfahrenen Aerzten das Herz erbebt und die Hände zittern; — schrecklich ist der Gedanke, daß Menschen, Christen, die mit dem Blute Jesu theuer erkauft sind, gegen einander also wüthen können; nicht minder trauervoll ist der Gedanke an die armen Eltern, Gattinnen Kinder, Bräute, die nun zu Hause auf den Sohn, den Gatten, den Vater, den Bräutigam vergeblich warten, aber ihn als elenden Krüppel müssen wiederkehren sehn; ja, das kann ein Menschenherz wohl mit der tiefsten Trauer erfüllen. Und doch, in Christo Geliebte, ein besseres Ende kann Niemand finden, als wenn ihm auf dem ernsten Wege seiner Pflicht der Tod begegnet. In seinem Berufe sterben, treu in dem, was ihm befohlen ist, bis zum Tode, — welcher Christ sollte das nicht herzlich wünschen?

Wenn wir uns ferner denken, es wäre möglich, daß Alle, die in unserm Vaterlande in einem Jahre der Branntwein tödtet, oder die Unzucht, oder die Sünde in irgend einer andern Gestalt, auf einen Platz zusammengelegt werden könnten: ihre Zahl würde viel größer sein, als die Zahl der braven Soldaten, die bei Missunde, Düppel und auf Alsen gefallen sind; das hat man festgestellt: der Branntwein allein fordert in einem Jahre und in einem Volke mehr Opfer, als ein ganzes Kriegsjahr mit mehreren blutigen Schlachten dahin nimmt.

Dann ist doch auch das Gefühl der Erhebung, das in Folge eines Krieges, eines siegreichen Krieges zumal, ein ganzes Volk durchzieht, wahrlich nicht gering anzu-

schlagen. Wie wird da zugleich das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Liebe zum Vaterlande und zu allen den theuren Gütern, die dasselbe uns bietet, belebt und gekräftigt! Wie erscheinen nicht ferner alle irdischen Güter und Dinge bei solchen weltgeschichtlichen Entscheidungen in ihrer ganzen Nichtigkeit! Heute roth, morgen todt, heute gesund, morgen ein Krüppel, heute reich, morgen arm, — diese Wahrheiten, die wohl immer gelten, kommen doch im Kriege noch in ganz anderer, wirksamerer Weise zur Erscheinung; denn der Mensch ist nun einmal so, daß, was ihm sichtbar vor Augen kommt, einen viel tieferen Eindruck auf ihn macht, als was blos so aus der Ferne als Nachricht an ihn gelangt.

Mit viel höherem Ernst werden die Geister hingewiesen auf das ewige Gut, das auch kein Kriegssturm verwehen kann. Bereiter werden die Herzen, wenn nicht bei Allen — für lauter Heilige dürfen wir unsere braven Soldaten nicht alle halten —, aber bei Vielen doch, das Wort des lebendigen Gottes zu hören, Jesum Christum sich predigen zu lassen, der da spricht: „Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe," dem Gott sich anzuvertrauen, ohne deß Willen kein Haar uns gekrümmt werden kann, keine Kugel auch im dichtesten Gefechte ihre tödtliche Straße zieht. Wenn ja auf eines Zolles Breite, auf eines Auges Blick in der nächsten Stunde vielleicht Tod und Leben gestellt sein mag, dann schlagen die Herzen anders, hören die Ohren anders, als sonst; dann falten sich manche Hände, die sonst zu steif dazu waren, und manche Augen werden feucht, die sonst nur lachen mochten. Wenn, wie dort in der Kirche zu Broacker, vom Kanonendonner die Kirchenfenster beben, dann nehmen die Gäste Jesu, wenn sie bald oder gleich darauf in den Todeskampf ziehen sollen, doch noch anders, als im tiefen Frieden, den heiligen Leib und den Kelch des neuen Testaments im heiligen Abendmahl, welche ja die Unterpfänder des ewigen Lebens auch im Tode sind.

Der Umstand schon, daß im letzten Feldzug hie und da über den Mangel an christlichen Gottesdiensten geklagt worden ist, zeigt doch, daß man Verlangen darnach hatte, und war demnach ein gutes Zeichen. Wie wächst nicht ferner im Kriege das Gefühl gegenseitigen Vertrauens, ja herzlicher Liebe zwischen den Offizieren und ihren Leuten! Während des Ueberganges nach Alsen kam ein Ingenieuroffizier in eine Batterie, welche die Meerenge beherrschte, und bat die Artilleristen in derselben mit herzlichen Worten: „Liebe, brave Artilleristen, schützt und deckt doch nur, so gut ihr könnt, meine lieben, lieben Pioniere, die da vor euch auf dem Wasser schwimmen!" Und ähnliche Züge ließen sich in großer Menge berichten.

Und nun auf dem Schmerzenslager, im Lazareth, in Todesgefahr, wie wird da der Trost aus dem Worte des lebendigen Gottes so fröhlich und sehnlich angenommen! Das haben die Prediger in den Lazarethen ja oft genug mit großer Freude erfahren dürfen. — Und dann die zu Hause, die den geliebten Sohn oder Gatten oder Bruder in der Ferne wissen, in steter, nahe drohender Todesgefahr, und keine andere Hülfe wissen, als den allmächtigen Gott, der da spricht: „Ob Tausend fallen zu deiner Seite und Zehntausend zu deiner Rechten, so wird es dich doch nicht treffen", — wie möchten sie da so gerne über die geliebten Häupter die Hände breiten, ja, wenn es ginge, mit eigener Todesgefahr die Theuren beschirmen! Werden dann nicht aus viel mehr Herzen und aus viel mehr Häusern die goldenen Säulen des Gebetes sich aufrichten zwischen Himmel und Erde, und die Rauchsäulen der Fürbitte, der Danksagung brünstiger in die Höhe steigen zum Throne der Allmacht, als sonst in Friedenszeiten?

Und die christliche Bruderliebe, die barmherzige Schwesterliebe, die ohne äußerlich zwingende Veranlassung, auch ohne allen Unterschied der Stände willig ist, mit Darangabe des zeitlichen Lebens die Verwundeten aus dem Feuer der feindlichen Geschütze zu holen, ihrer zu pflegen, sie und die Ihrigen, auch die Hinterbliebenen, Wittwen und Waisen nach dem Feldzug so viel als möglich zu versorgen, ist das kein Gewinn? Sollen wir uns nicht herzlich freuen, daß solche Bruder- und Schwesterliebe auch in diesem letzten Kriege so schöne Blüthen getrieben und so edle, reife Früchte getragen hat?

Beachtenswerth bleibt es doch auch immerhin, daß gerade die Heere der christlichen Völker ein so entschiedenes Uebergewicht über die der übrigen Völker der Erde zeigen, so daß ein Heer von Engländern oder Franzosen, oder auch von Deutschen, einem zehn- und mehrfach überlegenen Heere von Chinesen oder Japanesen noch immer reichlich gewachsen ist; wie denn die Völker, die Jesum kennen, die aus der Offenbarung seit Jahrhunderten unterrichtet sind, so unzweifelhaft die Weltherrschaft in Händen haben zur See und zu Lande, und in allen Dingen, in Kunst und Wissenschaft, Gewerbe, Handel und Seefahrt allen Nationen der Welt so unendlich weit überlegen sind. Das ist doch mindestens dafür ein Zeichen, daß der Krieg die rechten Mannes- und Menschentugenden, welche zugleich die rechten Christentugenden sind — Selbstverleugnung, völlige Hingebung an das gemeinsame Interesse, Gehorsam, Treue bis zum Tode —, ins Leben zu rufen und zur Blüthe zu bringen im Stande ist.

Ja, ein Krieg, der ein Gottes gericht ist, kann ein Gottes gabe werden, wenn etwa das innere Leben eines Volkes durch Zwietracht, Hader, Parteiung so verworren und verdorben ist, daß ein Kampf nach außen wie ein Gewitter wirkt bei schwüler, dumpfer Luft, das zwar auch manche Hoffnung tödtet, viele, viele Tausend Blüthen und Früchte zu Boden schlägt, ja ganze Felder verwüstet, doch aber auch zugleich die Luft reinigt und den Himmel klärt, so daß man wieder frisch und fröhlich Athem schöpfen kann. Im Jahre 1813 haben ja wirklich unsere Väter den Krieg, als er endlich ausbrach nach den sieben langen Leidensjahren, wie ein lange ersehntes und erbetenes Gnadengeschenk ihres Gottes angenommen. Wollte doch der treue Gott in Gnaden geben, daß der letzte Krieg, den unser tapferes Heer so sieg- und ruhmreich bestanden hat, unserm lieben, von Hader und Parteien zerrissenen Volke etwas von diesem Segen bringen möchte!

Erwähnt mag endlich werden, daß die Kriege immer kürzer und immer menschlicher geführt werden. Gerade die hohe Vervollkommnung der Waffen, die Schnelligkeit der Transportmittel trägt dazu bei, daß die Entscheidungen viel schneller herbeigeführt und also Menschenleben geschont werden. Nicht mehr so der Einzelne dem

Einzelnen, sondern der zerstörenden Todesmacht selbst steht jetzt der Soldat im Streit gegenüber. Es ist ja ferner deutlich sichtbar, daß die großen christlichen Mächte seltener, als ehedem, und nur nach langem Zögern zu den Waffen greifen und die ehernen Feuerschlünde ihre furchtbare Sprache reden lassen mögen. Alle unnütze Grausamkeit wird möglichst vermieden; Sieger und Besiegte verkehren nach dem Kampfe mit einander als Brüder und Christen; wahrhaft rührende Züge dieser Art sind uns ja aus dem letzten Kriege berichtet worden. Die Truppen werden reichlich mit allem Nöthigen versorgt, die Verwundeten auf's Beste verpflegt und behandelt; die unmenschlichen Strafen, mit denen sonst die militairische Disciplin aufrecht erhalten wurde, sind längst verschwunden; in allen diesen Beziehungen ist unzweifelhaft ein entschiedener Fortschritt zum Besseren wahrzunehmen.

Bleibt nun aber bei alledem der Krieg ein Gottesgericht, ein schweres, ernstes Gottesgericht, so ist der Sieg eine Gabe Gottes; schon deshalb, weil er den Kampf mindestens für eine Zeit lang beendet und den Frieden, das Ziel und den Zweck des Krieges und des Kampfes, näher bringt.

Auch vom Siege ist oftmals die Rede in der heil. Schrift, und zwar wird er immer mit Nachdruck als eine Gottesgabe bezeichnet. „Der Herr ist es, der den Königen Sieg giebt"; „Rosse werden wohl zum Streittage bereitet, aber der Sieg kommt vom Herrn"; „der Sieg kommt vom Himmel und wird nicht durch große Menge erhalten";— so redet Gottes Wort darüber.

Es soll vor Ihm kein Fleisch sich rühmen; er kann Wenigen helfen gegen große Uebermacht, wie er dem Gideon mit seinen 300 Streitern gegen die ungeheure Ueberzahl geholfen hat; wie auch wir Preußen nicht wenige Siege in unserer Geschichte verzeichnet finden, die mit scheinbar geringen Kräften gegen große Uebermacht errungen sind. Wie oft hat nicht unser großer König Friedrich der Einzige gegen den doppelt und dreifach starken Feind den Sieg erfochten! Und ist es nicht ein Wunder Gottes gewesen, daß in der großen Heldenzeit unseres Volkes vor 50 Jahren gerade das arme, kleine, schwache, furchtbar gedrückte, fast völlig ausgesogene Preußen dem corsischen Riesen, dessen ungeheure Macht fast an die alten Weltmächte des Propheten Daniel erinnerte, recht eigentlich die Todeswunden geschlagen hat? Wer hätte das wenige Jahre, ja ein Jahr vorher auch nur ahnen mögen?

Es ist gut und wir freuen uns dessen, daß auch König Wilhelm sammt den Fürsten seines Heeres und einen tapferen Kriegern nach den letzten Siegen vor allen Dingen laut und vor aller Welt Gott dem Herrn die Ehre gegeben hat.

Hat es uns nicht Alle auf's Tiefste bewegt, als wir vernahmen, daß unser lieber König Wilhelm am Tage von Düppel seinen tapferen Soldaten durch den Telegraphen sagen ließ, er werde in der Stunde des Sturmes, die zu vorher bestimmt war, seine Kniee vor dem Herrn der Heerschaaren beugen und für seine tapferen Krieger den Sieg erflehen? Wer will sagen, welchen Theil diese Fürbitte des Königs an dem Siege der Seinen gehabt haben mag? Und nach dem Siege —, da brausten zuerst die gewaltigen Klänge des alten Liedes: „Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, dir danken wir," über die siegreichen Streiter dahin.

Und wer unter uns hätte diese letzten Siege nicht als eine edle hohe Gottesgabe empfunden, wenn schon der Gedanke an die Opfer, mit denen der Sieg auf dem Schlachtfelde nun einmal erkauft werden muß, die Siegesfreude wohl bei gar Vielen nicht ohne einen Tropfen Wehmuth lassen mochte.

Man hat wohl spottend gesagt, die beste Bürgschaft für den Sieg seien vollzählige, wohlgerüstete, tapfere, gut geschulte Bataillone und tüchtige, kriegskundige Führer; aber lassen sich denn die nach Willkür der Menschen aus der Erde stampfen? Ist es nicht der Herr, der die Geschicke eines Volkes also lenkt, daß es kriegstüchtig und mächtig wird, ist Er es nicht, der tapfere Fürsten, siegesgewisse Führer an die Spitze mancher Völker stellt, während sie andern Völkern nicht verliehen werden?

Ein großer Kriegsheld hat gesagt: Die Armee ist in einer Schlacht geschlagen, die sich zuerst geschlagen glaubt; es ist vorgekommen, daß ein sonst ganz geringfügiger Umstand, etwa eine Geschützbatterie, die zur rechten Zeit, an der rechten Stelle zu wirken begann, vielleicht von einem untergeordneten Führer geleitet, der selbst kaum recht wußte, was er that, — ja daß ein Tambour, der zur rechten Zeit mit seiner Trommel, vielleicht ohne Befehl, das rechte Signal gab, eine fast verlorene Schlacht wieder hergestellt hat. Auf der andern Seite ist oft schon ein panischer Schrecken, den irgend ein sogenannter Zufall hervorrief, die Ursache gewesen, durch welche einem ganzen Heere der fast schon errungene Sieg wieder entrissen wurde. Und wie oft hat Gott der Herr, etwa mit Wind und Wetter und ähnlichen Mitteln, die vom Menschen ganz unabhängig sind, auch in den großen Schlachten 1813, 14 und 15 mächtig, ja entscheidend in den Gang des Kampfes eingegriffen! Denken wir nur an den russischen Winter 1812; einen wie entscheidenden Antheil hat doch die sichtbare Gottesthat, durch welche die Kälte so früh und so furchtbar hereinbrach in jenem Jahre, an der Vernichtung der französischen Heeresmassen gehabt! Denken wir ferner an die Regenströme, welche bei Groß-Beeren, an der Katzbach, auch bei Belle-Alliance unseren tapferen Vätern bei ihren Siegen so mächtig geholfen haben! Es bleibt dabei: „der Sieg kommt vom Himmel und wird nicht durch große Menge erhalten!"

Der Sieger aller Sieger ist Christus, unser Herr und Heiland; „Er sieget mit seiner Rechten und mit seinem heiligen Arm"; „nach Seinem Sieg wird ihm Sein Volk williglich opfern im heiligen Schmuck!" Zu diesem Volke gehören wir, die wir nach seinem Namen Christen heißen; diesem Seinem Siege über Sünde, Tod und Teufel will Er uns entgegenführen.

So lange wir noch auf Erden wandeln, noch Sünder sind, stehen wir im Kriege; es hilft zu nichts, Friede, Friede! zu rufen, da doch kein Friede ist. Nicht blos, daß die Völker immer und immer wieder einander in Waffen gegenübertreten, — in wie vielen Verhältnissen tritt nicht der Einzelne dem Einzelnen, der Christ dem Christen feindlich gegenüber! Ja noch mehr: In unserem eigenen Herzen streiten die Empfindungen mit einander.

„die Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen." An den Streit der Parteien, der Meinungen, der die Staaten und Länder, die Kirche Gottes, die Gemeinde des Herrn, ja oft die Häuser, die Familien entzweit, sei hier nur erinnert.

Auch in der Natur, der Welt der bewußtlosen Wesen und Dinge herrscht der Friede nicht, den so Viele dort finden wollen. Krieg herrscht vielmehr zwischen den Vögeln des Himmels, den Thieren des Waldes, den Fischen im Meere, ja selbst zwischen den Würmern im Staube zu unseren Füßen; auf Tod und Leben greifen sie einander an, tödten und verzehren eins das andere; eine Pflanze saugt der andern das Leben aus, umschlingt und erstickt sie, nimmt ihr Luft und Licht und Boden, daß sie umkommen und sterben muß. Damit ein Baum in die Höhe wachsen kann, müssen tausend und aber tausend andere Pflanzen zu seinen Füßen verschmachten und untergehn. Staunend und zitternd sieht oft der Mensch dem furchtbaren Kampf der Elemente zu, wenn etwa der Sturm hohe, starke Bäume entwurzelt, ja ganze Wälder niederlegt, ganze Städte vom Erdboden wegfegt, wie in den südlicheren Breiten unseres Erdballes, oder wenn die See dannernd gegen die Küste schlägt und ganze Inseln in ihre Tiefe hinabreißt.

Friede wird erst werden, wenn der Sieg völlig Gottes und seines Christus geworden ist; wenn alles Leid und aller Streit wird abgethan sein, in dem neuen Himmel, auf der neuen Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnet; wenn das neue Jerusalem, „als eine geschmückte Braut ihrem Manne", vom Himmel her herrlich offenbar werden wird; dann wird auch der letzte Feind, der Tod, völlig und endlich überwunden und in den ewigen Sieg des Gottessohnes verschlungen sein.

Er selbst der Herr aber helfe uns, daß wir am Ende unseres Streites und am Ende alles Streites mit fröhlichen Lippen rühmen und preisen dürfen: „Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!" Händler, Prediger.

Der Russische Invaliden-Fonds.

Das Comité für Verwundete in St. Petersburg wurde am 18. August 1814, dem ersten Jahrestage der Schlacht bei Culm, von Sr. Majestät dem Kaiser Alexander I., durch einen besondern Allerhöchsten Befehl an die Truppen, in welchem der Kaiser denselben im Namen des Vaterlandes Seinen Dank für ihre großen Leistungen aussprach, in's Leben gerufen, feierte also am 18. (30.) August d. J. sein 50jähriges Jubiläum. Der „Russische Invalide" bringt eine Uebersicht der Leistungen des Comité's während der ganzen Dauer seines Bestehens, der wir in Kürze Folgendes entnehmen:

Der erste Gedanke zur Gründung eines Invalidenkapitals gehört Herrn T. S. Pesarovius, dem Gründer des „Russischen Invaliden."

Aus den der Redaction eingegangenen Beiträgen und dem Ertrage des „Russischen Invaliden" selbst hatte Herr Pesaravius ein Kapital von 395,000 Rubel gesammelt, welches er zur Disposition des Kaisers stellte. Dies war die eigentliche Grundlage des Invalidenkapitals. Es kamen nun noch sehr bedeutende Beiträge aus den Summen des Kaiserlichen Kabinets, des Reichsschatzes, des Ordenskapitels, von den Mitgliedern der Kaiserlichen Familie und von Privatpersonen und aus den dem Comité besonders zugewiesenen Quellen hinzu.

Von 1814 bis ultimo 1862 sind 32,481,013 Rubel in die Kasse des Invalidenfonds geflossen, ohne die Zinsen von den 23 verschiedenen Kapitalien zu rechnen, welche von dem Comité verwaltet wurden, ihm aber nicht gehörten.

Nach dem Rechenschaftsbericht des Comité's für 1862 waren zum 1. Januar 1863 baar vorhanden:

im Invalidenfonds	4,607,538 R. $43\frac{1}{4}$ Kop.
von den übrigen 23 Kapitalien	3,689,601 „ $98\frac{3}{4}$ „
im Ganzen	8,297,144 R. $42\frac{1}{4}$ Kop.

Das Comité, welchem Kaiser Alexander I. die heilige Pflicht auferlegte, für die verkrüppelten Krieger und ihre Familien zu sorgen, ist im Laufe der verflossenen 50 Jahre seiner Aufgabe mit würdigem Eifer nachgekommen. Die weiteren Mittheilungen ergeben, daß im Laufe der 48 Jahre von 1814 bis ultimo 1862 69,138 Personen Unterstützungen durch Vermittelung des Comité's erhalten haben. Man kann also wohl behaupten, daß das Comité den ganzen Nutzen gebracht hat, welchen der großherzige Gründer von demselben erwartete. (Staats-Anzeiger.)

Laut Bekanntmachung des Königlichen Kriegsministeriums vom 15. d. Mts. im Staatsanzeiger sind bis jetzt an Gaben für die „Kronprinz-Stiftung" zu Gunsten der Verwundeten und Invaliden der preußischen Armee in Schleswig rc., sowie für die Hinterbliebenen der dort Gefallenen, eingegangen: 143,593 Thlr. 7 Sgr. 11 Pf.

Von dem zu obigen Zwecken außerdem vorhandenen Fonds, dessen Einnahme laut der letzten Bekanntmachung 37,757 Thlr. 26 Sgr. 3 Pf. betrug, sind bis jetzt verausgabt 5169 Thlr. 16 Sgr. 9 Pf., so daß ein Bestand von 32,588 Thlr. 9 Sgr. 6 Pf. verbleibt. Hierzu obige Einnahme der Kronprinz-Stiftung von 143,593 Thaler 7 Sgr. 11 Pf. ergiebt als Summe des Bestandes der eingegangenen Gaben (excl. der Elberfelder Stiftung, deren Einnahme nach der letzten Bekanntmachung 14,443 Thlr. 15 Sgr. beträgt) 176,181 Thlr. 17 Sgr. 5 Pf.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Hereltch, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin. richten

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 44. Berlin, den 2. November 1864. Nr. 44.

Carl Georg Emil von L'Estocq, Oberst a. D. Ehrenritter seit 1824. † zu Potsdam, 22. October 1864.

Das Züllichauer Waisenhaus im vorigen Jahrhundert.

Der Nadler Steinbart in Züllichau besuchte im Jahre 1719 seinen Sohn, welcher Alumnus der lateinischen Schule des Waisenhauses zu Halle war. Bei dieser Gelegenheit ergriff ihn ein mächtiger Trieb, in Züllichau ein Waisenhaus zu bauen. „Er erschrack darüber," erzählte uns sein Sohn, „er betete dawider, er that sich alle Gewalt an, sich dieses Gedankens zu entschlagen. Je mehr er aber dawider kämpfte, desto heftiger ward der Trieb. Es brannte als ein Feuer in seinem Inwendigen, und ließ ihm weder Tag noch Nacht Ruhe. Er kam nach Hause, eröffnete die Sache seiner Ehegattin und etlichen christlichen Freunden, welche darüber in nicht geringe Bestürzung geriethen. Sie vereinigten sich mit einander, es dem Herrn im Gebet vorzutragen, welches auch von da an bis gegen Johannis nicht nur Morgens und Abends, sondern auch noch öfter geschehn. Sie fleheten inständig: Der Herr wolle den Seligen doch ja nicht in Versuchung und auf eine Thorheit gerathen lassen. Sie wollten ja nichts anderes, als was seinem guten, wohlgefälligen und vollkommenen Gotteswillen gemäß wäre. Sofern dieser Trieb von oben herrührte, so sollte der Herr es geschehen lassen, und ihn dazu stärken und des Königs Herz lenken, es zu bewilligen. Wäre es aber seinem heiligen Willen nicht gemäß, so möchte der himmlische Vater doch ja nicht zugeben, daß Se. Königl. Majestät es bewilligte. Aus solchem Erfolg wollten sie sich von dem göttlichen Willen versichert halten. Es liefe denn wie es wolle, so würde ihnen Alles recht sein. Kann man wohl glauben, daß solch kindliches, anhaltendes, brünstiges Gebet Gott mißfallen und unerhört bleiben sollte? Je näher Pfingsten und nachher Johannis heranrückte, desto mehr ward der Selige und andere Freunde auf solches Flehen versichert, die Sache sei vom Herrn. Sie konnten endlich nicht mehr wider das Vorhaben oder im Zweifel beten. Es resolvirt sich bei meinem Vater in eine starke und zuverlässige Ueberzeugung, es sollte geschehen, und in eine feste Versicherung, es würde Alles, was er bei Hofe suchen würde, gnädig bewilligt werden. Es wäre Alles schon fertig, er sollte sich's in Berlin nur abholen. Er reisete demnach am Johannistage 1719 nach Berlin, concipirte selbst ein allerunterthänigstes Memorial unterm 1. July, und ohne die allermindeste Addresse oder Recommandation irgend eines vornehmen Patrons, überreichte er solches am 4. July bey des Herrn von Prinzen Excellenz. Gedachte des Herrn von Prinzen sowohl als des Herrn ꝛc. von Kreut Excellenz haben hierauf den seligen Mann etliche Stunden lang über den Grund seines Christenthums, und besonders seines Triebes zum Waysenhause umständlich durchgefraget, und sich an seinen Antworten ausnehmend vergnüget. Wenn ein gemeiner Mann, aus der Fülle seines gläubigen Herzens vor den Großen der Welt zu reden Freudigkeit erlanget: kommt es, so zu sagen, aus der ersten Hand, ohne Künstelei und fremden Zusatz. Die großen Herren kriegen dergleichen nicht oft vor sich. Es hatte sie anfänglich Wunder genommen, wie ein unstudirter Handwerksmann, ohne ein in Händen habendes Capital, sich unterfangen wollte, ein Waysenhaus zu errichten, und doch weiter nichts verlangte, als die Erlaubniß, Protection und Befreiung von bürgerlichen oneribus. Da Sie ihn nun in seinem Erkenntniß und Glauben richtig und biblisch, und in seinem kindlichen Vertrauen auf göttliche Fürsorge, in Absicht auf das vorhabende Waysenhaus freudig und standhaft ohne Fanatikerey befunden: waren sie dadurch ungemein eingenommen, und gar zu deutlich überzeugt worden, daß es nicht ein unlauteres Beginnen oder verwegenes, unbedachtsames Wagen, sondern ein Trieb von höherm Ursprung wäre. Das Vorhaben ward gänzlich gebilligt, das Memorial an Se. Königliche Majestät gebracht, von Allerhöchstdemselben Allergnädigst angenommen, und ohne Verzögerung die huldreichste Resolution darauf ertheilet. Und das war es, was sich mein Vater in seinem Gebet zum Merkmaal des vollkommenen göttlichen Willens ausbedungen. Wenn Se. Majestät das angebrachte Vorhaben approbirten, so wollte er dabey merken, die Sache wäre vom Herrn."

Steinbart kaufte nun sogleich ein bedeutendes Grund-

stück, auf welchem das Waisenhaus erbaut werden sollte. Er verpflichtete sich, den Kaufpreis (400 Reichsthaler) binnen vier Wochen zu entrichten, obgleich er nicht wußte, wie er zu einer so beträchtlichen Summe Geldes gelangen solle. Er war aber fest überzeugt, daß der Herr sie ihm schon zur rechten Zeit senden würde; und ehe die vier Wochen vorüber waren, schenkte ihm ein wohlhabender züllichauer Kaufmann 350 Rthlr. und andere Freunde brachten 50 Rthlr. auf. Steinbart nahm nun sogleich sechs Waisen an und zog sie zunächst in seinem eigenen Hause und fast vollständig aus eignen Mitteln auf, und wenn Jemand Bedenken äußerte, ob er das also angefangene Werk auch durchzuführen im Stande sein würde, sagte er: „Gott weiß ja, wo die armen Kinder sind. Würde er ihnen nun, wo sie irgend auch sonst sich aufhielten, und vielleicht als liederliche Gassenjungen herumstrichen, ihr Brod geben, so kann er ja gebieten, daß es hierher kommen muß, und da sie Gott zu Ehren erzogen werden, wird er sie nicht verhungern lassen." — Und in der That flossen ihm von allen Seiten Geschenke zu; eine adelige Dame schenkte ihm ein altes Haus, welches er nun mit seinen Waisen drei Jahre hindurch bewohnte. Friedrich Wilhelm I. schenkte ihm 500 Rthlr. und eine beträchtliche Quantität Baumaterialien. Im Jahre 1723 wurde das Waisenhaus bezogen und seitdem eine bedeutende Anzahl von Waisen unterhalten, ohne daß die Stiftung eine andere Einnahmequelle hatte, als die von Zeit zu Zeit eingehenden Geschenke. Im Jahre 1728 aber schenkte die Wittwe des Generallieutenant Derflinger (des Sohnes des Feldmarschalls) dem Waisenhause ein Alaunwerk, das eine ansehnliche Einnahme abwarf. Seitdem aber hörten die andern Beiträge auf; denn nach allen Seiten hin verbreitete sich das Gerücht, daß das Waisenhaus jetzt ein gräfliches Vermögen besitze. Es war daher ein fast tödtlicher Schlag für die jugendliche Stiftung, als Friedrich Wilhelm I. 1736 plötzlich verfügte, daß dieses Alaunwerk künftig nicht mehr dem züllichauer, sondern dem potsdamer Waisenhaus gehören solle. Steinbart überlebte den Verlust nur wenige Monate, er starb am 27. Juni 1739 und überließ das Waisenhaus seinem Sohne Johann Christian in den bedenklichsten Umständen. Auch die Generalin v. Derflinger wurde durch jene königliche Verfügung in die äußerste Betrübniß versetzt. „O, wie hat sie etliche Tage lang," erzählt uns der jüngere Steinbart, „gewimmert und geklagt, und der Wehmuth sich kaum zu lassen gewußt! Ach die armen Kinder in Züllichau! Sie heischen Brod, und haben's nun eingebüßet! ——— was sollen die armen Kinder nun machen? ——— Doch Gott lebet noch!" Seine eigne Stimmung in dieser Prüfungszeit schildert uns Steinbart also: „Ich versenkte mich mit meinem ganzen Anliegen und mit den gesammten Umständen des Werkes in den Schooß und das Herz meines himmlischen Vaters in Christo. Ich flehete denselben an um kindlichen Glauben und standhaftes Vertrauen auf seine allmächtige Fürsorge, und überließ ihm, wie er uns führen wollte. Ich setzte die äußerliche Verfassung mit gehöriger Sorgfalt fort. Hier muß ich nun meinem Heilande zum Preis öffentlich bekennen, und seine Treue rühmen, daß er mir und den Meinigen, welche nach mir die nächste Kenntniß und den größten Antheil an den damaligen überaus kritischen und bedenklichen Umständen hatten, ein großes Vertrauen schenkte, daß Er alles wohl machen würde. Es sind zwar seit der Zeit schon 27 Jahre verflossen: ich empfinde aber allemal ein neues lebhaftes Vergnügen bei mir, wenn ich mich derjenigen Stärkungen und Erquickungen erinnere, die mir mein Erbarmer theils durch tröstende Zuschriften christlicher Gönner und Freunde, theils durch einige auserlesene Verheißungen und Exempel der Alten aus seinem heiligen Worte damalen mittheilte. Diese theuerste Verheißungen und Schriftstellen waren folgende: 1. Mos. 25, 11., Josua 1, 1. 2. 5—9., 2. Kön. 4, 43., 2. Chron. 22, 9., Jer. 17, 7. 8., Joh. 6, 6., Ebr. 13, 5. Sie thaten wundernswürdigen Effect bei mir. Verschiedene lieben Freunde sahen zu damaliger Zeit die Umstände des Waisenhauses, ich möchte fast sagen, mit reiferem Nachdenken und tieferer Ueberlegung viel bedenklicher und mitleidenswürdiger ein, als wir selbst. Mir deucht, wir ruhten als ein Kind im Schooß seiner Mutter, und waren ohn ängstliches Sorgen ganz unbekümmert, wie es ferner gehen würde. Kaum kann ich mich jetzo dergestalt fassen. So kräftig stärkte uns das Wort des Herrn. Ewig sei dafür sein Name gepriesen! Einige Monate nach dem Unglück waren die vom entgangenen Bergwerk noch übrige Brocken meist verzehrt, ich meine, die für den seit A. 1738 im Vorrath gehabten Alaun gelösete und nach und nach eingekommene Gelder waren ausgegeben. Ich entsinne mich ganz eigen, daß ich vor den Augen meiner Frau und Geschwister etliche ledige Beutel umgekehrt, mit den Fingern in die Höhe hob, sie schüttelte und sagte: Seht, liebe Kinder, nun ist das aus Egypten mitgebrachte Brod verzehrt, die Beutel ausgeleert, nun muß Manna vom Himmel regnen. (2. Mos. 16, 4.)"

Da ging die Nachricht ein, die Frau Generalin Derfflinger sei gestorben und habe dem Waisenhause zwei Landgüter vermacht! So wurde der Verlust, den das vorhergehende Jahr gebracht hatte, wieder ersetzt, und als nun sieben Jahre später auch ein Hauptmann v. Waldau dem Hause ebenfalls zwei Landgüter testamentarisch verschrieb, so war die Stiftung seitdem auf einen festen Grund gebaut und nahm einen gedeihlichen Fortgang. Der Besitz beider Vermächtnisse mußte indessen durch langwierige Prozesse aufrecht erhalten werden, weil die Angehörigen der Erblasser die Testamente anfochten. Und als die Verwandten der Generalin Derfflinger sich bereit zeigten, auf einen Vergleich einzugehen, so kam der Direktor Steinbart in die Verlegenheit, sich zu entscheiden, ob er auch seinerseits auf diesen Vergleich eingehen dürfe. Er berichtet darüber in seiner rührend einfachen Weise:

„Weil ich so unvermerkt in die geheime Geschichte des Herzens hineingerathen, so kann ich mit Stillschweigen folgenden Punkt nicht vorbeygehen, bey welchem ich Gelegenheit finde, die Treue meines Gottes zu rühmen. Als ich im Mai 1748 mich in Berlin befand, wegen des zwischen dem Waisenhause allhier und denen Herrn Gebrüder Minorennen von Mühlheim zu versuchenden Vergleichs, wodurch diese den 5 Jahre lang gedauerten Reluitions-Prozeß, Kerkow und Krause-Eiche betreffend, zu Ende zu bringen suchten; so gerieth mein Ge-

müth in die äußerste Verlegenheit, was ich dießfalls thun sollte, ob ich der Sache den fernern Lauf des Rechtes lassen, und mit Ausschlagung des Vergleichs die Publikation der schon zum Spruch fertigen und letzten Sentenz abwarten, wobey ich als Vormund der Armen keine Verantwortung sorgen dürfte, es liefe wie es wollte; oder ob ich einen Vergleich bewilligen, und ein Stück Geld denen Herrn v. M. herausgeben sollte, um wegen Kerkow weiterhin auf ewig unangefochten zu bleiben. Ich flehete zum Herrn, mich den besten Weg zu leiten. Ps. 25, 12. Ich bediente mich jedoch auch der Mittel, durch welche ich des göttlichen Willens gewiß werden möchte. Ich fragte sowohl in Cüstrin als Berlin bekannte und einsichtsvolle Gönner und Freunde, auch Rechtsgelehrte um Rath; konnte aber doch wegen der getheilten Meinungen derselben, welche von beyden Seiten ihre gültigen Gründe hatten, zu keiner entscheidenden Gewißheit gelangen. In solcher Unentschlossenheit erschien ich am 10. May 1748 vor dem auf Königl. Ordre, durch des Herrn Groß-Canzlers von Coceji Excellenz hiezu hochverordneten Herrn Commissario, dem Herrn Geheimen Rath, jetzo Geheimden Etats- und Justiz-Minister, Herrn von Fürst Excell. Jenerseits gestellte sich an statt der Herren Gebrüdern von Mühlheim deren Frau Mutter, die verw. Frau Obrist-Wachtmeisterin von Mühlheim, welche nicht allein einen angesehenen Beystand, sondern auch einen Rechtsgelehrten zum Rechtsfreund mitgebracht; dahingegen ich ganz allein ohne Beystand mich einfand, und allein für mich reden mußte. Der Herr aber stund mir bey und stärkte mich; doch kamen wir in diesem Termin nicht zum Zweck. Es ward daher ein neuer Termin auf den 13. May anberaumet. Inzwischen ward ich von dem Herrn Commissario am 11. May Abends gegen acht Uhr schriftlich um meine endliche Schluß-Resolution befraget, welche ich den 12ten früh 6 Uhr schriftlich communiciren sollte, um desto leichter in termino zum Zweck zu kommen. Nun wer sollte mir hierbey ferner rathen? Wie kurz war die gestattete Frist! wie wichtig war mir der Schritt! Ich nahm in diesem Gedränge mein Zuflucht zum Gebet, mein Erbarmer wollte mich doch ja nicht zum Schaden des Werks etwas thun lassen. Ich entschloß mich geschwind, noch diesen Abend vor 9 Uhr zwey wichtige und erfahrene Gottesfreunde in Berlin hierüber zu sprechen, machte es aber zuvor mit meinem Heilande aus, er wolle dieselben so regieren, daß sie mir nichts anders rathen möchten, als was seinem wohlgefälligen Willen gemäß und für's Waysenhaus das Zuträglichste wäre. Ehe ich ausging, schlug ich das bekannte Bogatzkische Schatzkästlein auf und bekam den Spruch in die Hand, der unter Num. 163 befindlich und also lautet:

„Ich will mein gnädiges Wort über euch erwecken, denn ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet. Ihr werdet mich bitten, und ich will euch erhören, ihr werdet mich suchen und finden. Ich will euer Gefängniß wenden. Jer. 29, 10—13. Denn des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was er zusagt, das hält er gewiß: denn so er spricht, so geschicht's, so er gebeut, so steht's da. Ps. 33, 4. 9 rc." Was war mir tröstlicher als dies? Ich sagte aber mit Gideon, Richt. 6, 39: Ich wills noch einmal versuchen. Noch einmal schlug ich das Schatzkästlein auf, und abermal traf ich den jetzt angezeigten Spruch. Ich gerieth auf die Muthmaßung, ob vielleicht, wie es sich mit Büchern zuträgt, das Schatzkästlein eben bei dem gemeldeten Spruche sich am leichtesten öffne, und wohl von selbst auseinanderfalle. Ich konnte aber bei nochmaligem Versuch dergleichen nicht bemerken, fand auch nicht, daß daselbst ein neuer Bogen angehe. Ich dachte endlich: „Warum will ich mir denn das theure Verheißungswort und den dadurch geschenkten Trost verdächtig und zweifelhaftig machen? Warum nehme ichs denn nicht einfältig mit beiden Händen an, da mirs zweimal vom Herrn auf mein Flehen geschenkt ist? Was haben wir denn bisher öfters und sehnlicher gewünschet, als das Ende des Mühlheimischen Prozesses? Und eben hier verheißt uns ja der Mund des Herrn, er wolle uns geben das Ende, des wir warten. Wohlan, in Kraft dieses Trostwortes gehe ich getrost hin, den Mund des Herrn zu fragen und zu vernehmen, auf welche Weise wir des gewünschten Endes erwarten sollen." Ich besprach mich demnach noch denselben Abend mit gedachten Gönnern, erfuhr nach deren Rath, gab meine Entschließung folgenden Morgen von mir, erschien Tages darauf nebst einem Rechtsfreunde vor dem Herrn Commissario, wiederholte mein schriftlich gethanes Erbieten, und nachdem noch verschiedentlich hin und her über das Quantum, so ich erlegen sollte, tractiret worden, kam nach einer kleinen Stunde der Vergleich zum Vergnügen beider Theile zu Stande, und ward gehörig vollzogen, auch von Einem Hochpreislichen Cammergericht in Berlin, nicht weniger von Einer Königlich Neumärkischen Regierung confirmiret und bei der Landschaft registriret. Der wesentliche Inhalt des Vergleichs war: Das Waisenhaus zahlte an die Herren v. M. 3000 Thlr. und diese renuntiirten auf ewig allen Anforderungen auf Kerkow und Krause-Eiche rc. Ich will aber auch meine erfolgte Schwachheit nicht verschweigen: daß ich nachhero bei einem gewissen aufgestoßenen Anlaß einige neue Unruhe in meinem Gemüthe hierüber verspüret, ob hätte ich dem Waisenhause zum Nachtheil gehandelt. Ich nahm deshalb auf meiner Reise in die Uckermark im Herbst eben dieses Jahres 1748 Gelegenheit, dem seligen Herrn Landvoigt von Eickstädt auf Eickstädt meinen Kummer offenherzig zu entdecken, erzählte demselben den Ursprung und Verlauf des ganzen Processes, die Veranlassung der Vergleichs-Commission, mein obgedachtes Verhalten und den Ausgang der Commission, und bat angelegentlich, es möchte mir derselbe sein rechtsgegründetes Gutachten frei hierüber ertheilen, ob ich kläglich verfahren? oder ob ich zum Vortheil des Waisenhauses hätte anders zu Werke gehen sollen? Nachdem mit dieser theure Herr mit der genauesten Aufmerksamkeit völlig ausgehöret, reichte er mir seine Hand und versicherte mich mit Beibringung wichtiger Gründe, daß ich durch Bewilligung des Vergleichs dem Waisenhause keinesweges zum Nachtheil gehandelt, sondern nach den Regeln der bürgerlichen und christlichen Klugheit mich untadelich zum wahren Vortheil des Werks betragen hätte; ich dürfte demnach meinen Kummer frei und ohne Bedenken fahren lassen. Hiedurch ward ich vollkommen zufrieden gestellet, und von

der empfundenen Gemüthsunruhe nachher nicht mehr angefochten."

Der siebenjährige Krieg brachte neue Leiden. Die Güter wurden namentlich von den Russen entsetzlich verwüstet, und nach Abschluß des Friedens schien es viele Jahre fast unmöglich, die Vermögensumstände des Waisenhauses wieder in gedeihlicher Weise zu ordnen. Im Jahre 1766 gab Director Steinbart eine Nachricht vom Waisenhause zu Züllichau heraus, in welcher er die Verlegenheiten schildert, die ihn damals bedrängten. Er hofft aber am Schlusse dieses Berichtes, daß der Herr ihn aus seiner Drangsal erretten werde. „Der Herr, der Waisenvater," sagt er, „und Stifter dieses Werkes, wird Mittel und Wege wissen, und zu seiner Zeit auch darreichen, seiner Hütte allhier herrlicher zu helfen, als wir bitten und verstehen. Noch fehlen nur drei Jahre bis zum Jahre 1769; so wird dieses pium corpus sein erstes Jubiläum begehen können. Darf ich's meinem himmlischen Vater wohl zutrauen, (doch ohne ihm etwas vorzuschreiben), Er werde vielleicht gegen dieselbe Zeit, dieser betrübten dritten Periode ein gewünschtes Ende machen, uns seines gnädigen Andenkens und wirksamen Fürsorge mit Nachdruck versichern, und gleichsam eine neue Periode seiner göttlichen Segnungen anheben? Sollte mich denn mein Erbarmer über diesem meinem kindlichen Vertrauen, dadurch ich ihn ehre, lassen zu schanden werden? Es kostet ihm ja nur Ein Wort, so muß dem Gerechten das Licht wieder aufgehen und Freude den frommen Herzen. Ps. 97, 11. Die Waisen sind einmal da. Es ist ja nicht meine Sache. Das Werk Deiner Hände wollest Du, Herr, nicht lassen. Ich will übrigens alle gläubigen Christenherzen, denen dieses vor Augen kommt, herzlich bitten, dieses Werk und mich unserem Heilande durch ihr brünstiges Gebet angelegentlich zu empfehlen und ihn anzuflehen, daß mein Glaube nicht aufhöre, und ich über meinem Vertrauen nicht zu schanden werde, und das um seines heiligen und großen Namens willen."

Sein Vertrauen hat ihn nicht getäuscht, das Züllichauer Waisenhaus hat sich in den nächstfolgenden Friedensjahren zu erfreulicher Blüthe erhoben, und wirkt noch jetzt in segensreicher Weise. J. v. M.

Drei Ritter

sind es, die ein „verabschiedeter Landsknecht" schildert in einem als Manuscript erscheinenden Buche. Die Wiener Dr. J. Hirtenfeld'sche „Militair-Zeitung" (Nr. 78 a. c.) veröffentlicht diese Schilderung. Sie betrifft 1) einen Komthur des Deutschen Ordens. Res est sacra miseri, lautet seine Devise; Graf Karl Harrach ist sein Name. Er starb 1829, Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften und Dr. med., Magister der Chirurgie und Geburtshülfe. Ein Retter, Schützer und Helfer der Kranken und Armen. Selbst nach dem Tode trocknet er noch die Thränen Leidender; denn Graf Harrach — vom Hochmeister der Ordenspflicht überhoben, sein Vermögen blos zum Vortheil des Ordens zu testiren — hat den größten Theil seiner Habe letztwillig zu wohlthätigen Stiftungen bestimmt. — Als zweiten Ritter spricht uns der „Landsknecht" von Fürst Franz Lobkowic, einer seltenen Persönlichkeit als Ritter und Christ, gestorben zu Prag 1858, k. k. Oberst a. D., Groß-Capitular des Deutschen Ordens. „Er hatte den Ordenseid in seinem ganzen Ernst aufgefaßt." Nach einer militairischen und diplomatischen Laufbahn, für welche der Fürst durch körperliche Gewandtheit, geistige Begabung und gesellige Vorzüge gleichmäßig leistungsfähig war, widmete er sich, aus dem Dienst geschieden, mit großer Treue den Ordenspflichten; namentlich im Jahre 1848, wo Fürst Lobkowic freiwillig zur Waffe griff, um sich den Vertheidigern des Thrones einzureihen und gleichzeitig den Opfern des Gefechts oder der Epidemie Beistand zu leisten. Stets fand man ihn ritterlich, furchtlos in jener schweren Zeit.

Der Dritte im Bunde heißt: Friedrich Walther Wilderich Graf von Stadion (der Friedericianischen Linie dieses Geschlechts angehörig), k. k. Major a. D.; er ist Malteser-Comthur von Meidelberg in Oesterreichisch-Schlesien; geboren 1799. —

Bis hierher folgt der Schreiber Dieses (auszugsweis) der erwähnten österreichischen Quelle und erlaubt sich einige Zeilen über letztgenannten Rittern anzufügen, weil er den Vorzug hat, selbst denselben persönlich zu kennen und ihn aufrichtig zu verehren.

Ob Jemand in der Gesellschaft wohl schon einmal einem Pestkranken das Bett gemacht habe, fragte Graf Stadion einmal gelegentlichst, im Kreise preußischen Offiziere, welche unweit Meidelberg garnisonirten. Natürlich konnte Keiner diese Frage bejahen, welche Stadion zu stellen besondere Veranlassung hatte; aber auch seinerseits blieb diese Frage ohne Antwort. Doch sein Schweigen vorenthielt uns eine ganze Reihe von Thaten persönlichster Hingebung und ernster Erlebnisse, von denen der Graf nicht reden wollte, einerseits aus Bescheidenheit, anderseits um das fröhliche Beisammensein junger Offiziere nicht durch detaillirte Mittheilungen schwerster Ritterpflichten zu stören. Der zeitige Malteser-Comthur von Meidelberg hat (als activer Offizier) an der türkischen Grenze manchem Pestkranken das Bett gemacht, und außerdem vielen Cholerakranken in galizischen Spitälern liebreichen Beistand geleistet.

Mit dem Malteserkreuz auf der Brust oder am Halse habe ich den Grafen Stadion nie gesehen, so oft ich ihn auch sah. Wohl aber weiß Jeder, der denselben kennt, daß er, der besten Malteser einer, mit Herz und Hand Zeugniß giebt seines „schönen", hohen Ordens. Weit und breit kennt man Stadion's Freigebigkeit und Dienstbereitschaft. Nicht nur die Dürftigen in und bei Meidelberg, wie Oesterreicher und Preußen, wissen mancherlei schöne Züge von des Comthurs Menschenfreundlichkeit, auch vielen österreichischen Kriegern ist sie bekannt. Im Jahre 1859 vermochte der gute alte Soldat, der treue Unterthan, der eifrige Ordensmann nicht daheim zu bleiben, nachdem in Italien eine heiße Campagne begonnen. Er verließ sein kühles Schloß, eilte nach Wien, um sich dem kaiserlichen Herrn zur Verfügung zu stellen, trotz 59 Jahr Alter und den Strapatzen eines Feldzugs inmitten tropischer Gluth. Stadion widmete sich mit musterhafter

Leidenschaftlichkeit, als Führer einer Sanitätscompagnie, der Doppelthätigkeit innerhalb des feindlichen Feuers und innerhalb der Lazarethe. Hierfür lohnt ihn das freudige Bewußtsein, gethan zu haben, was dem Mitglied eines geistlich-ritterlichen Ordens zu thun obliegt; ferner lohnt ihn die Hoffnung, jüngeren Kräften für künftige Fälle zu ähnlichem Wirken ein gutes Beispiel gegeben zu haben. Möchte es dem Grafen vielfältig vergönnt sein, gelegentlichst im Kreise seiner Standesgenossen wiederum mit einer Frage — Wer hat Verwundete aus dem Feuer geholt? Wer hat in Kriegslazarethen Kranke gepflegt? — Beschämung und gute Vorsätze hervorzurufen.

Daß in der gesammten k. k. Armee Walther Stadion's Name mit innigster Verehrung genannt wird, ist um so erklärlicher, als der Graf in dem österreichischen Offiziercorps persönlich sehr bekannt ist.

Stadion, Lobkowic, Harrach: drei edle Männer, groß an Gemüth, reich an Verdiensten; wackere Streiter; christliche Ritter. (Ernst Graf Lippe.)

Weltliche Kranken- und Armenhäuser im Mittelalter.

Die Kranken- und Armenpflege befand sich im Mittelalter doch nicht so gänzlich, wie man gewöhnlich annimmt, in den Händen der Geistlichkeit, der Klöster 2c.; allerdings aber war das Leben des Mittelalters so innig mit der Kirche verbunden, so verwachsen mit derselben, daß sie jeder Regung ihren breiten Stempel aufdrückte. So bekamen denn alle Kranken- und Armenhäuser und Verpflegungs-Anstalten zum wenigsten einen geistlichen Anstrich, der so dauerbar war, daß ihn die Unkirchlichkeit späterer Tage oft mit Gewalt vertilgen mußte. Die vorangingen in der verdienstlichen Nachahmung der klösterlichen Sorge für Kranke und Arme, waren theils einzelne wohlhabende und mildthätige Bürger und andere Einwohner, welche zu diesem Zwecke einen Theil ihres Vermögens aussetzten, wohl auch ein Haus vermachten, theils Vereine von solchen, geistliche Brüderschaften, sogenannte Elendsgilden oder Calandsbrüderschaften, welchen letzteren Namen sie von den Calendis, dem ersten Tage jedes Monats führten, wo sie ihre Versammlungen zu halten pflegten. Unter demselben bestanden in den Städten von England, namentlich in Bristol, solche Gesellschaften wenigstens seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Dann geschieht ihrer im vierzehnten Jahrhundert häufig Erwähnung in Niederdeutschland, wo sie zu gleicher Zeit unter dem Namen der Elendsgilden vorkommen. Nur von Florenz ist bekannt, daß solche wohlthätige Vereine der Regierung verdächtig geworden sind, weil sich gefährliche Bürger einschlichen und sich ihrer zu eigensüchtigen, verderblichen Anschlägen gegen die Regierung bedienten, weshalb diese die Anstalten aufzulösen für nöthig erachtete. Ueberhaupt aber haben dieselben den Gemeinsinn geweckt, daß nun auf öffentliche Kosten Verpflegungs-Anstalten eingerichtet wurden.

Eine Vorstellung von der allgemeinen Verbreitung des Sinnes der Wohlthätigkeit kann nur hervorgebracht werden durch eine Reihe von Beispielen aus verschiedenen, der damals vorzüglichsten Städte von Italien, Deutschland, Frankreich und England. Zuvörderst Krankenhäuser: Marseille. Das Krankenhaus zum heiligen Geist ist schon 1180 gestiftet worden. — Siena. Einige zu verschiedenen Zeiten angelegt. — Florenz. Um das Jahr 1338 befanden sich hier dreißig Kranken- und Armenhäuser mit mehr als tausend Betten. — Pisa. Einige seit dem 13. Jahrhundert. — Bologna. Namentlich die Lazarus-Heilanstalt. — Modena. Unter mehreren Krankenhäusern hieß eins das Bononische, ein anderes führte den Namen von Cataldus. — Reggio. Ebenfalls einige. — Parma. Desgleichen. — Piacenza. Desgleichen. — Tortona. Desgleichen. — Alessandria. Desgleichen. — Mailand. Seit dem 12. Jahrhundert verschiedene, wenigstens eilf. — Monza. Drei in demselben Jahrhundert gestiftete werden namentlich angegeben: eins der Agathe gewidmet; ein anderes dem Blasius, gestiftet 1141 von einem Einwohner Adam; das dritte dem Mauritius. — Como. Ein ziemlich frühes. — Mantua. Eins ist schon von Mathilden eingerichtet worden. — Padua; Trevigi; Vicenza; Verona. — Zürich. Das erste hat Berthold V. von Zähringen gestiftet. — Constanz. Heinrich von Binzenhofen und Ulrich Blarer, beide aus den alten Stadtgeschlechtern, stifteten aus eigenen Mitteln im Jahre 1220 eine Kranken-Anstalt. — Nürnberg. Von Conrad Groß gestiftet. — Augsburg. Wohlthätige Bürger aus den Stadtgeschlechtern haben die Kranken-Anstalten zum Kreuz und zum Geist gegründet und ausgestattet, jene in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, diese um die Mitte des folgenden. Später noch andere. — Regensburg. Von Otto Prager 1312 gestiftet. — Straßburg. Johann Erbe, ebenfalls aus den Geschlechtern, stiftete gemeinschaftlich mit seiner Schwester 1312 ein Krankenhaus für zehn Personen. Schon früher bestanden einige. — Hagenau. Diemar Bogner, von den Geschlechtern, Reichsschulze daselbst, erkaufte 1328 einige Häuser, die er der Stadt schenkte, daß sie dieselben zu einem großen Krankenhause einrichte. — Mainz. Seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. — Cöln. Es bestanden Stiftungen für die einzelnen Pfarrsprengel. Die Vorsteher waren vereidet und wurden von der Regierung beaufsichtigt. — Hamburg. Zwei öffentliche seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. — Brüssel. Das erste Beispiel hat eine gewisse Richilde gegeben. Dann hat der Herzog Heinrich von Lothringen und Brabant für die Krankenpflege eine Anstalt gestiftet, dem geraume Zeit darauf einige Bürger nachahmten. — Dornick. Von dem ältesten ist der dasige Bischof Simon Urheber gewesen. — L'Isle. Von Thomas, Grafen von Flandern und Hennegau in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin Johanna, gestiftet. — Paris. Die Anstalt zum Lazarus, gegründet im 12. Jahrhundert, war zuerst für Aussätzige, dann die der Dreieinigkeit und Katharina. — London. Stifter der ältesten Krankenhäuser sind gewesen: Rahere, ein wohlhabender Bürger, zu Anfang des 12. Jahrhunderts, und Simon Fitz-Mary, Sheriff, gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts, jener von dem zum Bartholomäus, dieser zur Maria von Bethlehem.

Begreiflich waren solche Anstalten ausschließlich für Einheimische, in einigen Städten aber haben wohlwollende Männer auch Kranken-Stiftungen für arme Fremde gemacht, sogenannte Elends-Herbergen; in Straßburg 1360 Ottelin, ein Pfründner des Münsters, der milde Beiträge dazu sammelte; in Cöln 1333 Peter von der Hellen, der sein Haus in der breiten Straße dazu bestimmte.

Die Armenpflege, ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit in großen, handelsreichen Städten, wo neben dem Ueberflusse immer der Mangel am meisten heimisch ist, entbehrte im Mittelalter noch der Erfahrung, um zweckmäßig, mit Menschenkenntniß, eingerichtet zu werden. Zu den ersten und bekanntesten Beispielen einer guten Verwaltung gehört Antwerpen, wo aus milden Stiftungen und beständigen Beiträgen der Einwohner die Gelder aufgebracht und mit Umsicht verwandt wurden, weshalb hier die Straßenbettelei geringer war als an anderen Orten. Desto heilloser war deren Zustand in Paris. Singechöre der Schulknaben, vielerlei Mönche und Nonnen, Gefangene mit Ketten, die dreihundert Blinden, Alles durcheinander trieb sich umher in den schmutzigen, großen, engen und krummen Straßen, jede Gattung von Bettlern mit eigenthümlichem Geschrei, um das abgestumpfte Mitleid zu schärfen und Almosen zu erzwingen. Versorgungs-Anstalten für einheimische Armen überhaupt werden erwähnt in Pistoja, Bologna, Parma, Reggio, Pavia, Monza, Rheims, Cöln; für verarmte Handwerker insonderheit zu Nürnberg und Regensburg; für verschämte Armen zu Modena, für hilfsbedürftige Fremdlinge zu Florenz und Paris.

Von vermischten wohlthätigen Stiftungen finden sich einige zerstreute Angaben. Ein Gebärhaus für arme Frauen in Nürnberg mit zwei Aufseherinnen, in deren Familie diese Stelle erblich sein sollte und denen der Rath eine jährliche Besoldung von 15 Gulden zusicherte. Findelhäuser in Pavia und Florenz, in letzterer Stadt angelegt 1421 auf Kosten der Tuchhändler-Gilde am Marienthore. Ein Waisenhaus zu Antwerpen für zwei- bis dreitausend Kinder, die man nach vollendeter Erziehung ein Handwerk erlernen ließ. Die Pariser Blinden-Anstalt für dreihundert Unglückliche (Quinze-Vingts) von Ludwig IX. gestiftet.

Alle diese Anstalten waren nach dem Muster derjenigen eingerichtet, welche von der Kirche (den Stiften, den verschiedenen Orden) seit den ältesten Zeiten gestiftet waren und unterhalten wurden. Man sieht, daß es die Kirche lange Zeit ganz allein war, welche sich im Großen der Armen und Kranken annahm und wie langsam, trotz der Reihe stattlicher Beispiele, die wir oben angegeben, ihr das folgte, was man jetzt „öffentliche Wohlthätigkeit" zu nennen pflegt. Es versteht sich von selbst, daß man daraus keinen argen Schluß auf den wohlthätigen und menschenfreundlichen Sinn jener Zeit machen darf, denn es lag eben im Charakter des Mittelalters, daß sich der Einzelne am liebsten der Kirche anschloß und ihr die Mittel zur Wohlthätigkeit im Großen gewährte. Der zunehmende kirchliche Sinn wird auch in unsern Tagen sich mehr und mehr wieder der Kirche und den in ihrem Sinne wirkenden Verbrüderungen, Vereinen und Orden zuwenden und ihnen die Mittel zu großartigen Liebeswerken immer reichlicher zufließen lassen. G. H.

Errettung und Dank.

Die christliche Welt wird die Beispiele religiöser Ergebung und Geduld nicht vergessen, welche die Arbeiter von Lancashire vor zwei Jahren gegeben, als die Arbeitseinstellung der Baumwollenfabriken sie dem bittersten Mangel Preis gab. In einer der großen Londoner Mai-Versammlungen d. J. erzählte ein hervorragender englischer Geistlicher, Stowell, einen Zug von dem christlichen Geiste jener so schwer geprüften Bevölkerung, der sich würdig den früheren anreiht und einen tiefen Eindruck auf seine Zuhörer machte. „Ich freue mich," sprach er, „bezeugen zu können, daß das Benehmen dieser Arbeiter, welches in den Tagen des Elendes so bewunderungswürdig war, es wo möglich noch mehr gewesen ist, als freundlichere Strahlen ihren so rauhen Lebensweg zu erhellen begannen. Dafür spricht eine Thatsache, die sich so eben in der Umgegend Manchesters zugetragen hat. Eine große Fabrik, die früher mehrere tausend Arbeiter beschäftigte, war fast seit zwei Jahren geschlossen geblieben. Ihr hoher Schornstein rauchte nicht mehr; die Baumwollenwagen blieben aus, alle Spindeln standen stille, und die umwohnende Bevölkerung, die fast ganz von dem Verdienst dieser Arbeit gelebt, fing an, allen Muth zu verlieren. Da plötzlich, vor etwa 14 Tagen, verbreitete sich die frohe Kunde: es komme wieder Baumwolle, die Werkstätten sollten geöffnet, die Arbeiter zurückgerufen werden. Und als nun wirklich der erste Frachtwagen mit Baumwolle erschien, da stürzt ihm Alles: Väter, Mütter, Greise und Kinder entgegen, um in ihm die Rückkehr der Arbeit und des Lebens mit heißem Dank zu begrüßen. Eine große Fahne entfaltet sich, grüne Zweige werden auf den Weg gestreut, die Männer spannen die Pferde aus und ziehen selbst triumphirend die schwere Last unter Musikklängen und Freudenrufen in den Hof. Aber dies war nicht Alles. Nachdem die kostbaren Ballen in das Magazin gebracht waren, sammelt sich die Menge und plötzlich stimmt sie wie aus Einem Munde den Gesang an:

Lobet den Gott, von dem alle gute Gabe herkommt,
Lobet ihn auf Erden, lobet ihn im Himmel!
Ehre sei Deinem Namen, Du Allmächtiger und Allgütiger,
Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste u. s. w.

Die Wirkung dieses unwillkürlichen Lobgesanges, sagte der Redner, war eine electrische und die Bewegung der Gemüther eine solche, daß Viele zuletzt nicht mehr mitsingen konnten. Thränen, Thränen des Dankes und der Freude erstickten ihre Stimme."

(N. Ev. K.-Ztg.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 45. Berlin, den 9. November 1864. **Nr. 45.**

Wohlthätigkeit im Königreich Württemberg.

Das Württembergische Land umfaßt, in runden Summen: 355 Geviertmeilen mit 10,000 Wohnplätzen (wovon 132 Städte) und 1,800,000 Einwohnern. Obschon die Landwirthschaft den weitaus größern Nährzweig bildet, erfreut sich auch die technische Cultur regsamen Betriebes. Dorf- und Bürger-Schulen fördern die Volksbildung. Ein Dutzend Gymnasien, eine verhältnißmäßig große Zahl Seminare und eine Universität bieten die Gelegenheit zu höheren Studien. Der Sinn für Dichtkunst ist den Schwaben von Alters her zu eigen. Der Volkscharakter entspricht der Natur des Landes. Die Bewohner Württembergs zeigen sich ruhig, heiter, freundlich, nicht grell leidenschaftlich oder geistreich pikant. Diesem gemüthlichen Sinn angemessen, regt sich im Leben des Volks das Streben, wohlthätig und fürsorglich zu sein. Die Königliche Regierung verstopft umsichtig die Quellen von Uebeln, welche das allgemeine Wohlbefinden bedrohen. Wie der Staat, so bewährt sich auch die Kirche rührig in diesen Dingen. Seitens des katholischen Clerus berief man barmherzige Schwestern des Sanct Vincenz von Paula und gründete 1855 ein Mutterhaus in Gmünd, von wo aus nicht nur Krankenpflege geübt wird, sondern auch Hilfsleistungen erfolgen in Waisenhäusern, Rettungsanstalten für verwahrloste Kinder, Correctionsanstalten für weibliche Sträflinge und andern öffentlichen Instituten.

Die Centralleitung der freiwilligen Armenpflege und der Privatwohlthätigkeit cooperirt ebenmäßig mit einer Central-Staatsbehörde wie die Orts- und Bezirksvereine, welche ihre Thätigkeit durch von Amtswegen verpflichtete Mitglieder verstärken. In sogenannten „verwahrlosten" Gemeinden sucht man durch tüchtige Vorsteher, denen eine erweiterte Vollmacht ertheilt ist, auf sittliche und ökonomische Hebung zu wirken. Den polizeilichen Maßregeln, welche diese Aufsichtsbeamten durchführen, treten angemessene Humanitätswerke zur Seite. Man sorgt für bessere Kindererziehung durch Kleinkinderpflegen und Industrieschulen, durch Unterbringung verwahrloster Kinder in Rettungsanstalten oder in auswärtigen Familien. Den jungen Leuten gewährt man in landwirthschaftlichen und gewerblichen Lehr- und Dienststellen tüchtige Erwerbsbildung. Für die Erwachsenen führt man, um ihnen zu geordnetem Brodverdienst zu verhelfen, Industriezweige ein. Man verbessert und erweitert die Landwirthschaft. Im Jahre 1857 gab es 47 solcher Gemeinden, die einer besondern Fürsorge und Aufhülfe bedurften.

Die eigentlichen wohlthätigen Anstalten und Vereine, welche im Württembergischen Lande bestehen, wollen wir nun, nach ihren Sonder-Tendenzen geordnet, aufführen.

Erstens: Zur Pflege und Erziehung der Jugend.

Theils sind es Vereine, theils Anstalten, welche die Fürsorge für Wöchnerinnen und Säuglinge auf sich genommen haben, um durch freie ärztliche Behandlung, durch Speisung, durch Verabfolgung von Leinwand und Kleidung 2c. eine Wohlthat zu spenden. In Stuttgart wirkt zu diesem Behuf ein „Local-Wohlthätigkeitsverein" und ein besonderer „Kindbett-Verein". Letzterer unterstützt namentlich Wöchnerinnen in armen Dorfgemeinden. Aehnliche Einrichtungen sind in Kupferzell und Waldenburg durch Glieder der dortigen fürstlichen Familien hervorgerufen. In Canstadt und Esslingen so wie auch von andern Allgemein-Wohlthätigkeitsvereinen wird den Wöchnerinnen und Säuglingen Mildherzigkeit zugewendet.

Kleinkinderpflegen wurden zuerst, 1829, in Stuttgart von einer Privatgesellschaft eingeführt. Zur Zeit giebt es deren mehrere im Lande, theils öffentliche, theils Privat-Anstalten. Sie erfreuen sich einer besonderen Unterstützung der Königlichen Familie.

Für Erziehung verlassener und verwahrloster Kinder sorgt der Staat durch zwei Waisenhäuser. Das zu Stuttgart, 1712 eröffnet, zählte im Jahre 1856: 246 confirmirte Zöglinge und 177 Kinder unter 14 Jahren im Hause, 153 dergleichen in Landkost. Das Waisenhaus in Weingarten, hauptsächlich für katholische Kinder, zählte im Jahre 1856: 462 Kinder. Mit diesem Waisenhause ist eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder verbunden, um Kinder von Vaganten der Gefahr völliger Verwilderung zu entziehen.

In genannten zwei Waisenhäusern finden somit über 1000 arme eltern- oder wenigstens vaterlose Kinder aus dem ganzen Lande auf öffentliche Kosten Aufnahme, und zwar vom 7ten Jahre an. Jedem dieser (2) Institute war bisher eine Schullehrer-Bildungs-Anstalt angefügt, je für 36 Zöglinge.

Die Kosten werden gedeckt durch Stiftungszinsen, Kirchenopfer, milde Beiträge und durch Staatszuschuß.

Da diese beiden Waisenhäuser sich im Laufe der Zeit als unzureichend erwiesen, suchte christliche Liebe das Fehlende zu ergänzen durch Herrichtung mehrerer Privat-Rettungsanstalten, „welche ein Segen wie eine Zierde des Landes genannt werden dürfen." (Näheres über letztgenannte Anstalten in einer von Völter 1845 herausgegebenen Schrift.) Vor 10 Jahren (1854) gab es 24 solcher Privatinstitute, von denen 18 für Evangelische, 3 für Katholische, 1 gemischt (zu Reutlingen), 1 israelitisch (Eßlingen). Jede dieser Anstalten bietet durchschnittlich 58 Kindern Unterkommen. Man rechnet per Kopf die jährlichen Gesammt-Unterhaltungskosten auf 70 Gulden im Durchschnitt.

Im engen Anschluß an diese Rettungs-Anstalten haben sich auch freie Vereine gebildet, conformer Tendenz:

1) Bezirksvereine, deren Bestrebungen sich an lokale Grenzen binden. Die Mittel fließen ihnen zu aus Beiträgen der Gemeinden und Amtscorporationen, aus Kirchenopfern und freiwilligen Gaben der Mitglieder und anderer Menschenfreunde.

2) Frauenvereine. Der zu Stuttgart 1834 gegründete umfaßt das ganze Land. 1856 hatte er ein Vermögen von 17,678 Gulden, 482 Mitglieder und nahezu 100 Pfleglinge. — In kleinerm Umfang wirkt ebenso der Verein zu Kirchheim, an dessen Spitze bis zu ihrem Ableben die Frau Herzogin Henriette von Württemberg stand. — Außerdem bestehen noch einige Bezirks-Frauenvereine und schließlich auch ein katholischer Jungfrauen-Verein zu Stuttgart.

Der Staat und die Centralleitung der öffentlichen Wohlthätigkeit unterstützen diese Anstalten und Vereine für verlassene und verwahrloste Kinder mit Holz und Geld. Demnächst betheiligt sich auch die Armen-Commission hinsichtlich derjenigen Ortschaften, die unter Staats-Aufsicht und Fürsorge stehen, mittelst Unterbringung von Kindern, gegen Kostgeld, in besseren Familien und „geordneten" entfernten Orten.

Zweitens: Zur gewerblichen Ausbildung der Jugend.

Die Volksschule gewährt Elementarunterricht. Dieser allein reicht nicht hin, um Kinder von klein an zu fleißigen, geschickten, zuverlässigen Handarbeitern und Arbeiterinnen heranzubilden. Zu diesem Behuf entstand schon 1796 eine Industrie-Schule (durch Pfarrer Köhler in Birlach). Einige Jahre später gründete ein Verein freiwilliger Armenfreunde in Stuttgart mehrere Arbeitsschulen für arme Kinder. Die Centralleitung der Wohlthätigkeit widmete neuerdings dieser Angelegenheit ihre besondere Aufmerksamkeit, so daß es im Jahre 1855 1363 solche Anstalten im Gange gab und zur Entstehung mehrerer bestimmte Aussicht vorlag. In Schlattstall (Oberamt Kirchheim) wurde die Industrieschule organisch mit der Volksschule verbunden, mithin hier Unterrichts- und Arbeitsstunden ganz zweckmäßig unter einem Lehrer und einer Lehrerin abwechseln.

Die Fortbildungsschulen mögen gleichfalls hier genannt sein, als wichtig betreffs gewerblicher Ausbildung der Jugend. Die Königliche Regierung unterstützt diese Schulen namhaft, um sie für die Aermeren zugänglich zu machen.

An die seit 300 Jahren bestehenden Sonntagsschulen reihen sich seit 1818: Sonntags-Gewerbeschulen. In der Neuzeit reichten sie nicht aus. Es trat eine Erweiterung dieser Einrichtungen ein, so daß 1856 elf höhere Fortbildungsschulen bestanden und 36 niedere, nebst 22 Sonntags-Gewerbeschulen.

„Gewerbliche Schulen" sind solche Lehranstalten, die in einer Gemeinde einen bestimmten Industriezweig fördern. Hierher gehören:

1. Die Strohflechtschulen, denen Tausende im Lande nützliche und lohnende Beschäftigung verdanken.

2. Die Unterweisung in Weiß- und Wollstricken, während theurer Zeit, in Hunderten von Gemeinden. Diese Arbeiten, die auch nach Aufhören der Noth fortgesetzt werden, bringen den Arbeiterinnen jährlich mehrere Hunderttausend Gulden Arbeitslohn ein.

3. Weberei-Lehrwerkstätten, meist mit Staats-Subvention entstanden anläßlich der, in Folge Arbeitslosigkeit, Anfangs der Fünfziger Jahre, schwierigen Unterbringung von Knaben als Gewerbslehrburschen. Auf mehreren Hunderten von Webestühlen werden alle Arten Baumwollstoffe gefertigt*). Jeder Lehrling bleibt so lange in der Weberei-Werkstätte, bis er gründlich ausgelernt. Lehrlingen unter 18 Jahren ist Wirthshausbesuch, Kartenspiel und Tabakrauchen verboten**).

Armen-Ackerbauschulen gingen hervor aus der Erkenntniß des Mangels an gutem Ackerbau-Gesinde. Ein Herren-Comité ergriff die Initiative; ein Damen-Comité bot, aus dem Ertrage eines Bazars in Stuttgart, die Mittel. Für 12 arme Jünglinge wurde 1850 der Anfang gemacht. 1851 entstand eine zweite, 1853 eine dritte Armen-Ackerbauschule. Herbst 1855 war für 43 Jünglinge gesorgt. Seitdem ist diese Angelegenheit einerseits modifizirt, andrerseits durch Privatwohlthätigkeit erweitert. —

Die Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins, so wie die Centralstellen für Landwirthschaft, Handel und Gewerbe bemühen sich — durch Lehrcurse, Bildung und Aussendung von Lehrern, Unterstützungen bei Einführung neuer Industriezweige — für die gewerbliche und landwirthschaftliche Ausbildung der Jugend zu sorgen und dadurch Quellen des Wohlstands zu öffnen. Die Königliche Armencommission läßt es sich jährlich Tausende von Gulden kosten, um junge Leute aus den „Armenorten" in Lehrstellen und Diensten auswärts zu placiren.

Drittens: Zur Hebung der ökonomischen Zustände des Volks.

Im Voranstehenden wurden diejenigen Mittel und Wege namhaft gemacht, deren man sich bedient, um dem leiblichen und sittlichen Elend a priori entgegen zu wirken. Im Folgenden werden wir das Feld der directen Armenpflege und Wohlthätigkeit betreten. Wir gewahren hier der rüstigen Arbeiter viele. Mannichfache Noth während des Decenniums 1846 — 1856 bekundete, daß

*) Unsere Nachrichten hierüber datiren aus dem Jahr 1857.

**) Die Spitzenklöppelschule haben wir ausgelassen, weil wir sie nicht zu einer Wohlthat stempeln können.

das Land Württemberg reich ist an Liebe. Eine Fülle von guten Werken und gutem Willen trachtete, dem Hilfsbedürftigen beizustehen und den Jammer zu tilgen.

Vorerst sind zu nennen die **Vereine gegen den Bettel**. — Wenn die Ernte ausgiebig, Handel und Gewerbe in Gang, kann jeder Staat, in welchem eine geordnete Armenpflege und obligatorische Unterstützungspflicht besteht, mit Fug und Recht keinen Bettel zu sehen verlangen. Niemand, der nur einigermaßen das Entsittlichende oder Herabwürdigende des gewerbsmäßigen öffentlichen Almosensprechens kennt, wird dem Bettlerthum einen Vorschub leisten, eine Berechtigung vindiciren. Die vox populi unsrer Altvordern verlautbart in mehreren Sprüchwörtern ein richtiges Verständniß für den Bettelunfug, und es wäre wohl zu wünschen, daß diese Urtheile, welche das Volksgericht verhängt hat, auch in unsern Tagen, als Stimmen der Belehrung und Warnung, zur Nachachtung und Besserung dienen möchten.

„Arme mag man haben, Bettler nicht.“ —
„Dem Armen hilf, den Bettler verjag.“ —
„Armuth geht nicht betteln.“ —
„Geld hilft nicht für Armuth.“ —
„Dem Bettler gieb,
Trag Wasser in ein Sieb.“ —
„Weichlicher Arzt macht faule Wunden.“ —
„Den Bettel und Geiz kann Niemand erfüllen.“ —

Dagegen heißt es: „**Armen geben ist gewisse Einnahme.**“ — Salomon sagt: „**Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn.**“ (Spr. 19, 17.)

Im Königreich Württemberg waren es zunächst die „fechtenden“ Handwerksburschen, gegen deren Belästigungen Vereine entstanden.

Nicht nur die reisenden Gewerksgehülfen, sondern auch wandernde Tagearbeiter, arbeitsuchende Dienstboten, viaticirende Studenten und Künstler ꝛc. wurden durch einen 1847 im Städtchen Wurzach entstandenen Verein mittelst ordnungsmäßiger Gaben an wirklich Bedürftige, Nichtarbeitsscheue, vom Eindringen in die Wohnungen abgehalten. Die Gabe verzeichnete man im Wanderbuch.

Aehnlich verfuhren andere Vereine. Im Laufe der Zeit organisirte man die benöthigte Abhülfe und erleichterte dem arbeitsuchenden Handwerksgesellen das Auffinden derjenigen Meister, denen Gehülfen fehlen.

Der fremden Bettler war man nun ledig, und schritt jetzt gegen den einheimischen Bettel ein. 1852 entstand in Stuttgart ein Verein für Abschaffung des Haus- und Straßenbettels. Er nahm im ersten Jahre 10,000 Gulden ein.

Der sehr thätige und beharrliche Anti-Bettelverein in Tübingen, 1851 gestiftet, unterstützte im Jahre 1852 6191 Reisende. Bessere Zeiten haben seitdem das Bedürfniß von Vereinen gegen Ueberhandnahme des Bettelns herabgemindert.

Vereine und Anstalten zur Unterstützung der Armen.

Diese sondern sich in **I. Allgemeine Vereine, II. Spezielle Vereine und Anstalten.**

ad I. Zweck: Verbesserung der wirthschaftlichen und sittlichen Verhältnisse der ärmeren Klassen überhaupt. Es giebt **Bezirks- und Orts-Vereine.**

Seit dem Jahre 1847 bestehen außerdem „Bezirksleitungen für die Wohlthätigkeit,“ welche amtlichen Charakter tragen, Bezirks-Vereine, deren Mitglieder völlig freie sind. Letztere bilden das Mittelglied zwischen der Centralleitung und den Ortsvereinen. Gebesserte Zustände haben ihre Zahl verringert; ihr Wirkungskreis ist den Bezirksleitungen oder auch auf die Ortsvereine übertragen. Dagegen sind andere Vereine erwähnenswerth, die theils in anderer localer Abgrenzung, theils unter andern Formen dieselbe Tendenz wie jene Privat-Bezirksvereine verfolgen.

Der Hohenlohe-Waldenburgische Wohlthätigkeits-Bezirksverein, unter Präsidentschaft des Fürsten, 1847 gegründet. Gleich auf die erste Einladung schlossen sich sämmtliche 17 Ortschaften der Standesherrschaft an.

Ferner hin erwies sich sehr wohlthätig der 1846 gegründete Privatverein auf den Fildern.

Der evangelische Wohlthätigkeitsverein in Friedrichshafen zählte bei seinem Entstehen 1844 alle selbstständigen Genossen der Gemeinde zu seinen Mitgliedern. Er wendet auch Katholiken und Fremden seine Hülfe zu. Das erste Geschenk gab Se. Majestät. Die „unerschöpfliche“ Huld der Königin Majestät, und Ihrer königlichen Hoheit der Frau Prinzeß Friedrich vermehrten das Grund-Capital.

Der katholische Vincenz-Elisabeth-Verein in Stuttgart, 1849 in's Leben getreten, spendet Kranken und Armen leibliche und geistige Hülfe.

In der Landes-Universitätsstadt entstand 1834 ein studentischer Wohlthätigkeitsverein, dessen ordentliche Mitglieder (Studirende) die Verpflichtung übernehmen, nach Absolvirung ihrer Studien, in anderen Landestheilen ähnliche Vereine anzuregen. Die Königliche Familie und die Landes-Centralleitung der Wohlthätigkeit, so wie das Rectorat unterstützen den genannten Verein reichlich. Einnahme und Ausgabe in den ersten 23 Jahren seines Bestehens betrug über 22,000 Gulden.

Unter den **Ortsvereinen** sind voran zu erwähnen mehrere Frauenvereine, sodann der Local-Wohlthätigkeitsverein in Stuttgart; er wirkt seit 1817 nach verschiedenen Seiten hin helfend. Schließlich sei unter mehreren da, wo es die dauernde Noth erheischt, noch bestehenden Privat-Ortsvereinen der zu Hall genannt, welcher distriktweise die Armen der Stadt durch Pfleger und Pflegerinnen materiell und geistig aufrichtet.

(Schluß folgt.)

Das Missionswerk in Indien.

Der Anzeiger der kirchlichen Missionsgesellschaft in England hat neulich auf Grund der beiden Schriften, „Murdoch's Jahrbuch für Indien,“ und Dr. Müller's „Uebersicht einer zehnjährigen Missionsarbeit in Indien,“ eine schätzbare Statistik über das Missionswerk in Indien geliefert, welche auch in Deutschland nicht ohne Interesse gelesen werden mag. Wir vernehmen aus dieser Darstellung, daß am Ende des Jahres 1861 nicht weniger als 25 Missionsgesellschaften der protestantischen Kirche in Europa und Amerika in Ostindien thätig ge-

wesen sind, daß diese 25 Gesellschaften 540 englische und außer-englische Missionäre unterhalten, und bei ihren verschiedenen Thätigkeiten (Predigten, Erziehung, Schulen, Bibelverbreitung u. s. w.) ein jährliches Einkommen von 250,000 Pfd. St. verwendet haben.

Die Vertheilung dieser Missionäre in Beziehung zu den verschiedenen Statthalterschaften Indiens ist folgende:

Statthalterschaft:	Bevölkerung:	Missionäre:
Madras	23,301,697	194
Nordwest-Provinzen	30,250,000	83
Bengalen	40,852,397	113
Bombay	12,038,113	40
Audh	7,000,000	9
Central-Provinzen	6,000,000	3
Pendschab	15,467,821	24
Ceylon	1,876,467	37
Britisch-Barma	1,205,250	22.

Außer diesen englischen Provinzen sind noch die beschützten Staaten, welche eine Gesammtbevölkerung von 48,664,033 Seelen enthalten. Die Vertheilung ist hier sehr ungleich — einige Staaten sind entweder gar nicht oder nur sehr sparsam mit Missionären besetzt. Nur ein oder zwei Staaten sind vergleichungsweise gut versehen. So sind in Travancore und Cochin unter einer Bevölkerung von 1,073,569 nicht weniger als 16 Missionäre, beinahe doppelt so viel als in Audh mit seinen 7,000,000 Einwohnern. Einen starken Contrast gegen Travancore bildet Radschiputana mit einer Bevölkerung von 7,412,426 Einwohnern, unter welchen nur 5 Missionäre arbeiten. Wo übrigens nur ein paar Missionäre sind, da ist wenigstens der Anfang eines Werks, das sich in der Folge weitere Bahn bricht, da ist wenigstens ein Brunnen in der Wüste eröffnet und die Vorbereitung für das weitere Bewässerungswerk getroffen. Zu den Gebieten, in welchen noch kein Missionsversuch gemacht worden ist, gehört die Herrschaft von Scindia mit einer Bevölkerung von 3,228,512; die Holkars-Besitzungen mit 815,164; Bhopal mit 652,872; außerdem das Nisamgebiet mit 10,666,080, wo nur 2 europäische Missionäre sich befinden, nämlich in Seranderabad und Orangabad.

Europäische Missionäre haben nur eine initiative Bestimmung. Ihre Aufgabe ist blos, den Sauerteig des Christenthums in die Masse einzuführen, damit er das Ganze durchdringe und dann von selbst eine Umgestaltung unter den Eingebornen hervorbringe. Es wäre geradezu absurd, wenn man erwarten wollte, daß zwischen der initiativen Aufgabe der fremden Missionäre und den indischen Menschenmassen ein gleiches Verhältniß hergestellt werden müßte, wie solches in christlichen Ländern zwischen den Geistlichen und den ihnen anvertrauten Gemeinden stattfindet. Die Herstellung eines solchen Verhältnisses wäre nicht nur unmöglich, sondern sogar unnöthig und schädlich. Es ist nie die Absicht gewesen, daß fremde Agenten die Pastoren eines neu christianisirten Landes werden sollten. Alles was sie thun können, ist, daß sie den ersten Anstoß geben und diejenige Bewegung zu Gunsten des Christenthums hervorrufen, welche bei Zunahme ihrer Stärke aus der Mitte der Eingeborenen ihre eigenen Evangelisten hervorbringt. Aber wo kein fremder Agent auftritt, da kann auch keine Initiative sein, und der stagnirende Zustand eines ungebrochenen Heidenthums muß fortdauern, wie er von je her gewesen ist.

Fragt man nach der Wirkung, welche die bisherigen Anstrengungen hervorgebracht haben, so weist der Bericht auf die 213,182 eingeborenen Christen hin, welche am Schluß des Jahres 1861 sich in Indien befanden, in Verbindung mit 540 fremden Missionären, 183 eingeborenen Ordinirten und 1776 Katechisten. Wird man sagen, diese Anzahl von Christen ist nur ein unbedeutendes Fragment unter einer indischen Bevölkerung von 220 Millionen, so ist die Antwort: allerdings sind sie ein Fragment, aber doch die Erstlinge einer kommenden Ernte, und sie sind unschätzbar, wenn sie echter Art sind. Aber eben darum ist der 50jährige Proceß so langsam gewesen, und die Bekehrten in Indien haben nicht so rasch zugenommen, weil die Missionäre auf ihre Echtheit und damit auf die Gewißheit verläßlicher Resultate hinarbeiteten. Sie wollten einen festen Grund zu einem herrlichen Bau legen und ließen sich durch die Ungeduld ihrer Freunde in der Heimath nicht irre machen, welche ihnen oft vorwarfen, daß sie einen langen Unterricht bei den Taufcandidaten vorangehen ließen, und daß sie überhaupt wenig Fortschritte machten. Die Missionäre ließen sich diese und ähnliche Vorwürfe gefallen, weil sie tief graben wollten und wohl wußten, daß jedes grundlegende Werk das Eigenthümliche hat, daß es kein großes Aufsehen macht und lange unbeachtet bleibt. Auch kannten sie die großen Schwierigkeiten, ja fast Unmöglichkeiten, mit welchen die ersten Hindus, welche sich zum Christenthum bekannten, zu kämpfen hatten. Jetzt aber, nachdem eine bedeutende Anzahl das alte Heidenthum durchbrochen hat, nachdem Vorgänger und Vorbilder vorhanden sind, läßt sich eine reichlichere Ernte erwarten.

Doch wir müssen auch zeigen, wie sich die Zahl der Christen auf die verschiedenen Gebiete Indiens vertheilt. Nach Dr. Müller's Werk, dessen Statistik von der von Murdoch oben angegebenen etwas abweicht, sind in Bengalen, Behar, Orissa und Assam unter einer Bevölkerung von 40,850,000 Seelen 113 fremde Missionäre und 20,774 eingeborene Christen; in den Nordwestprovinzen sind unter 28,045,000 Einwohnern 60 Missionäre und 3638 Christen. In Audh sind etwa 6 Millionen Menschen, 9 Missionäre und 225 Christen. Pendschab und Delhi u. s. w. zählt 14,776,000 Seelen, 42 Missionäre und 1226 Christen; die Staaten mit eingeborenen Fürsten unter dem Pendschab stehend, zählen 7,154,000, ohne einen Missionär und ohne eingeborene Christen. Die Bombay-Präsidentenschaft hat 11,845,000 Einwohner, 38 Missionäre und 1916 Christen. Die Staaten unter Bombay stehend enthalten 3,438,000 Seelen mit 2 Missionären, 315 Christen. Die Central-Provinzen, Nagpore u. s. w. zählen 6,500,000 Einwohner mit 3 Missionären und 212 Christen; der Staat Heiderabad hat 10,600,000 und weder einen Missionär noch einen eingeborenen Christen. Die Madras-Präsidentschaft mit den dazu gehörigen Staaten hat 28,650,000 Einwohner, 210 Missionäre und 110,237 Christen; die Insel Ceylon wird von 1,846,000 Menschen, 37 Missionären und 15,273 Christen bewohnt; Pegu und Tenasserim hat 1,436,000 Einwohner, 22 Missionäre und 59,366 Chri-

ften. Die Gebiete Radschiputana, Scindia, Hollar, Bandilland u. s. w. haben 18,000,000 und 5 Missionäre; Zahl der Christen noch unbekannt.

Was die Sprachen betrifft, so sind alle wichtigen Sprachen Indiens (mit Ausnahme der Kaschmiri und Nepalesischen Sprache, worin jedoch auch ein Anfang gemacht ist) für den Dienst des Christenthums gewonnen worden. Die ganze Bibel oder Theile derselben sind in nicht weniger als 25 lebende Sprachen Indiens übersetzt worden. Alle completen Bibelübersetzungen wurden mit großer Sorgfalt revidirt und verbessert. Dieses große sprachliche Vorbereitungswerk, das größere Anstrengungen erforderte, muß auch unter die Missionserfolge gerechnet werden.

Möchte man es nun bedauern, wie es auch schon von vielen Seiten geschehen ist, daß das große Missionswerk in Indien nicht von einer Kirche, sondern von verschiedenen Secten und Bekenntnissen betrieben wird, so ist eben das gerade die Schönheit der Sache, daß nicht Uniformität, sondern Union in den indischen Kirchen hervorgerufen wird, wie ja überhaupt in den Werken Gottes eine schöne Verschiedenheit und doch wesentliche Einheit stattfindet. Die Einzelheiten der Kirchenregierung und des Ritus mögen verschieden sein, wenn nur in den Grundwahrheiten des Christenthums Einheit festgehalten wird, was glücklicherweise bei allen in Indien thätigen Missionsgesellschaften der Fall ist, welche von einem allen gemeinsamen Grund aus den Kampf gegen ein gemeinsames Heidenthum führen, wie im Krieg verschiedene Regimenter und Waffengattungen gegen einen gemeinsamen Feind zu operiren haben. Auch machen die Verhältnisse Indiens nothwendig, daß verschiedene Actionsweisen in Anwendung gebracht werden. Die obern Classen bestehend aus Brahminen, Kschatrijas, worunter hauptsächlich die Zemindare, Bankiers, Kaufleute und andere reiche Leute sind, diese alle erfordern zunächst Erziehungsmissionen, durch welche sie das Evangelium erhalten können. Die Mittelklassen, worunter kleine Kaufleute, Künstler, kleine Landbesitzer, Buchhalter u. s. w. sind, brauchen eine Erziehung und Unterricht in ihrer Muttersprache; endlich die niederen Classen oder die Masse des Volks, der Landbauer, Tagarbeiter, Knechte u. s. w. sind zunächst durch Straßenpredigt in das Christenthum einzuführen.

(Ausland.)

Der patriotische Hilfsverein in Wien,

an dessen Spitze der Fürst zu Colloredo-Mannsfeld als Präsident, Graf Ludwig v. Breda, Freiherr Carl v. Tinti, Ritter Carl Gundacker v. Suttner und Graf Gustav v. Seldern als Vice-Präsidenten, sowie Dr. Hirtenfeld als Schriftführer stehen, hat so eben den Rechenschaftsbericht über seine Thätigkeit während des jetzt beendeten Krieges gegen Dänemark veröffentlicht.*)

Gestützt auf die Erfahrungen des Jahres 1859, wo dieser Verein während des franco-sardischen Feldzuges in's Leben trat, und durch die reichen Mittel, welche ihm zugeflossen sind, hat derselbe sehr Bedeutendes geleistet, was schon aus einigen Zahlen, die wir aus dem sehr detaillirten Berichte hier mittheilen wollen, hervorgehen dürfte.

Die baaren Einnahmen des Vereins betrugen: 144,268 Gulden 10 Kreuzer (96,178 Thlr. 23 Sgr.), außerdem sehr viele Naturalgaben an Wein, Lebensmitteln, Wäsche, Kleidungsstücken, Verbandzeug &c.

Die Naturalgaben sind nicht blos für die Verwundeten und Kranken des Kaiserlich Oesterreichischen Armee-Corps in Schleswig verwendet, sondern es sind auch die dortigen preußischen Lazarethe, namentlich mit Wein, in reicher Weise bedacht worden.

Die Geldmittel des Vereins sind dagegen nur zum Theil sofort zur Verwendung gekommen, und zwar wurden gezahlt: an Wittwen und Waisen gefallener Soldaten 2330 Fl.; an bedürftige Angehörige der auf dem Schlachtfelde schwer Verwundeten 700 Fl.; zum Ankauf von Leibwäsche 9494 Fl.; für Wein, Rum, Lebensmittel und diverse Lazarethbedürfnisse 2263 Fl.; an die Lazareth-Commission in Schleswig 2347 Fl.; an die Feldmarschall-Lieutenant Baron v. Gablenz-Stiftung 5094 Fl.; Unterstützungen an verwundete Offiziere 4940 Fl.; desgleichen an 122 verwundete Mannschaften vom Feldwebel abwärts in Beträgen von 50—200 Fl.: 12,250 Fl.; ferner erhielten Beihilfen von 5—60 Fl. 272 Mann mit zusammen 3095 Fl.; an verwundete österreichische Kriegsgefangene in Kopenhagen 200 Fl.; an das Hilfscomité in Flensburg zur Verwendung für österreichische Feldspitäler 750 Fl.; zur Unterstützung von Militair-Aerzten 1500 Fl. &c. &c., während der größere Theil der Mittel, nämlich 82,924 Fl. 53 Kr. zum Ankauf von fünfprozentigen Staatsobligationen im Nominalwerthe von 112,000 Fl. zur Gründung von 8 Offizier-Stiftungsplätzen à 170 Fl., 9 Mannschafts-Stiftungsplätzen à 110 Fl. und 50 dergleichen à 65 Fl. jährlich verwendet und dem Kaiserlichen Kriegsministerium übergeben wurden. 6000 Fl. in Staats-Anlehnsloosen zur Gründung von 3 Mannschafts-Stiftungsplätzen à 100 Fl. jährlich wurden specieller Bestimmung der Geber gemäß an den niederösterreichischen Landesausschuß übergeben, während der bei Auflösung des Vereins am 19. v. Mts. verbliebene Kassenbestand von 3789 Fl. 26 Kr. zur Unterstützung der sich noch nachträglich aus dem Schleswig-Holsteinischen Kriege meldenden hilfsbedürftigen Militairs bestimmt ist. Man hat nämlich im Jahre 1859 die Erfahrung gemacht, daß das Reserviren von Geldbeiträgen unumgänglich nöthig ist, weil sich die traurigen Folgen der durch einen Feldzug zugezogenen Krankheiten bei Einzelnen oft erst später herausstellen und dadurch Leute ganz erwerbsunfähig werden, die dann bei Erschöpfung der betreffenden Fonds in sehr traurige Verhältnisse kommen.

*) Außer dem patriotischen Hilfsverein in Wien ist von den österreichischen Vereinen, die sich während des Krieges gegen Dänemark constituirt haben, noch besonders der „Frauen-Verein zur Unterstützung der verwundeten oder verstümmelten Steirischen Krieger und der Hinterlassenen vor dem Feinde gefallener Steiermärker" zu nennen, dessen Einnahmen außer ansehnlichen Naturalgaben ca. 54,000 Fl (36,000 Thlr.) betragen haben.

Ueber die Art und Weise der Fürsorge für invalide Militärs durch Privat-Vereine sprach sich der Vice-Präsident des in Rede stehenden Wiener patriotischen Hilfsvereins, Baron v. Tinti, auf der Conferenz der Hilfsvereine für die gegen Dänemark im Felde stehende alliirte Armee, welche hier in Berlin am 10. Juli d. J. stattfand, wie folgt aus:

„Wir haben in Oesterreich im Jahre 1859 die verschiedensten Arten der Unterstützung der Wittwen und die Unterstützung der erwerbsunfähig gewordenen Krieger versucht. Wir haben, nachdem eine Zeit von fünf Jahren verflossen ist, die Erfahrung für uns, nun beurtheilen zu können, welche Gattung von Unterstützungen sich als zweckmäßig erwiesen hat, und ich erlaube mir, den Herren das Resultat dieser Erfahrungen mitzutheilen. Ich muß mit einem der Herren Vorredner darin übereinstimmen, daß ich ebenfalls constatiren muß, daß Dasjenige, was von Seiten des Staates und der Commune als Unterstützung der Hinterbliebenen geschieht, im Ganzen ein Minimum ist, welches nicht im Entferntesten als ein Aequivalent Dessen angesehen werden kann, was der Krieger dem Vaterlande leistet. Es muß aber auch constatirt werden, wenn man dem Staate und den Communen die Verpflichtung beilegen wollte, für jene Unglücklichen **ausreichend** zu sorgen, daß in diesem Falle die Kraft des Staats und der Commune nicht zureichend ist. In allen Fällen muß daher da, wo die Unterstützung des Staats und der Commune nicht zureicht, die Privat-Wohlthätigkeit hinzutreten, und es ist dies ein weites und schönes Feld für dieselbe. Ich habe bereits früher erwähnt, daß ich diese Unterstützung als eine Pflicht der übrigen Staatsbürger betrachte, da es in der That eine Pflicht ist, zum Gemeinwohl beizutragen. Ich glaube auch, daß diese Pflicht ein ziemlich allgemeines Bewußtsein geworden ist, und wir können an den Vereinen sehen, daß das Publikum im Ganzen und Großen diese Pflicht anerkennt. Indem somit die Frage wohl entschieden ist, daß die Privat-Wohlthätigkeit eintreten muß, glaube ich übergehen zu können auf die Art und Weise, wie die Unterstützung zu leiten ist.

Wir haben im Jahre 1859 die Unterstützung in viererlei Arten eingetheilt: in die Handbetheiligung, die Leibrente, in den Ankauf eines Grundstücks und endlich in Stiftungen. Die **Handbetheiligung** wurde von Seiten des patriotischen Hilfsvereins in großem Maßstabe vorgenommen. Im Ganzen sind an etwa 900 Mann über 170,000 Gulden aus freier Hand vertheilt worden. Damit haben wir wohl einer großen Anzahl momentan geholfen. Die Amputirten erhielten zum Theil 400 Gulden, die Anderen 300 und 200 Gulden. Ich möchte aber eine Wette eingehen, daß von diesen Leuten heute Keiner einen Kreuzer mehr hat. Es ist nicht möglich, daß der Verein oder Staat eine Vormundschaft für Diejenigen übernimmt, welche das Capital erhalten, und man muß es ihrem Ermessen überlassen, wie sie damit wirthschaften. Es hat sich denn auch im Großen und Ganzen die Handbetheiligung, als System angewendet, nicht bewährt, während in speciellen Fällen sie sehr praktisch gewesen ist. Die zweite Art der Unterstützung ist von Seiten des Steyrischen Vereins versucht worden. Man nahm ein Capital von 300 Gulden und schenkte es einer Familie mit der Verpflichtung, den Invaliden auf Lebenszeit zu verpflegen. Auch hier hat die Erfahrung sich gegen dies System ausgesprochen. In sehr vielen Fällen haben sich die mit einer **Leibrente** bedachten Personen mit den Hausleuten nicht vertragen, der ihnen zugewiesene Invalide war diesen bald eine Last, und sie trachteten, ihn los zu werden. Die Invaliden haben gegen eine geringe Abfindung von den Leuten sich losgesagt, die ihre Schuldigkeit damit getilgt sahen, und sind fortgegangen. Es wurde weiter versucht, ein **Gewerbe** oder **Grundstück** anzukaufen. Man hat den Leuten entweder eine Tabaks-Traffik gekauft, oder ihnen zu einem Grundstücke verholfen. In allen den Fällen, wo man die Leute gekannt hat, oder durch die Gemeinde von dem Charakter derselben unterrichtet war, hat sich diese Gattung von Unterstützung bewährt, im Großen und Ganzen aber nicht. Schließlich hat nur die vierte Art, die **Stiftung**, als die beste Unterstützung sich erwiesen. Bei der Stiftung ist namentlich die Hauptsache, daß das Capital in keiner Weise verloren geht und die Existenz des Einzelnen, wenn auch nicht brillant, doch der Nothwendigkeit entsprechend, bleibend gesichert ist, indem er eine jährliche Unterstützung erhält. In der Stiftung ist auch eine wesentliche Erleichterung vorhanden, sowohl für die Militair-Behörden als für die Vereine, während bei den drei anderen Gattungen der Unterstützung, namentlich dem Gelde, das dem Manne gegeben wird, auch noch auf die Umstände zu sehen ist, unter denen er es verwendet. Die Hauptsache ist eben, daß das Stiftungs-Capital bleibt, und wenn bei Erledigung von Stiftungen das Capital sammt den Zinsen wieder anwächst, um für eine künftige Invaliden-Stiftung zu dienen, so hat man einen großen Vorsprung für die Zukunft gewonnen. Auf Grund dieser Erfahrungen hat der Patriotische Hilfsverein in Wien beschlossen, den größten Theil seines verfügbaren Capitals zu solchen Stiftungen zu verwenden."

X.

Wie die Blätter von Lille und Paris mittheilen, hat der Präfect des Norddepartements angeordnet, daß von jetzt an lebenslängliche Jahrgehalte, je im Maßstab der vorhandenen Mittel, denjenigen Arbeitern von Lille bewilligt werden sollen, die bei der Ausübung ihres Geschäfts verwundet und arbeitsunfähig geworden sind. Den Wittwern, Wittwen und Waisen, deren Frauen, Männer oder Eltern an den unmittelbaren Folgen ihrer bei der Arbeit erhaltenen Wunden gestorben sind, können auch vorübergehende Unterstützungen gewährt werden. Diese Unterstützungsanstalt wird den Namen „Oeuvre des Invalides du Travail" führen. (A. A. Z.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staaten.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 45.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 46. Berlin, den 16. November 1864. **Nr. 46.**

Stanislaus Carl von Gralath, Landschafts-Director, auf Sulmin bei Danzig. Ehrenritter seit 1851. † zu Sulmin 6. November 1864.

Wohlthätigkeit im Königreich Würtlemberg.

(Schluß.)

ad II. Specielle Vereine und Anstalten. Sie verfolgen besondere wohlthätige Zwecke in engen und weiteren Kreisen. Bei concentrirter Thätigkeit wirken sie oft sehr heilsam.

Hierher gehören: Vereine für arme Confirmanden. In Friedrichshafen verdankt man Ihrer Majestät der Königin Mutter die Einrichtung, daß arme Confirmanden von auswärts, deren Eltern weitab vereinzelt, inmitten von Katholiken wohnen, bei ihrer Unterbringung in christlichen Familien der Stadt während des Confirmations-Unterrichts unterstützt werden können und alle Confirmanden bei ihrer Einsegnung ein Neues Testament erhalten. — Anderweit gewährt die Ober-Kirchenbehörde Beihülfe.

In Stuttgart giebt es seit 1840 einen Verein zur Unterstützung älterer Honoratiorentöchter, während eine National-Industrie-Anstalt zu Stuttgart Frauenspersonen behülflich ist, sich durch Handarbeit bedrängter Lage zu entziehen.

Der Stuttgarter Verein für brodlose minder fähige Arbeiterinnen unterstützt durch Arbeitsertheilung und Unterweisung.

Ein weibliches Stift für Evangelische, in Kirchheim, ohne klösterliche Zucht, unter einer Oberin und dem Protectorat Ihrer Majestäten der Königin und der Königin Mutter, geleitet von einem Ausschuß, gewährt ca. 26 alleinstehenden Frauenzimmern eine freundliche Heimath und gemeinnützige Thätigkeit.

In Stuttgart finden schlechtsituirte Wittwen, und ausnahmsweis auch Unverheirathete, ein billiges Asyl.

Ein Verein für verschämte Hausarme besteht zu Stuttgart seit 1840; ein Paar gleiche Vereine in andern Städten.

Der „Paulinenverein" zu Stuttgart, dessen Protectorin Ihre Majestät die Königin Mutter ist, unterstützt arme, inländische Landleute mit Kleidungsstücken, Betten und Leibwäsche. In andern Städten bekleiden Frauenvereine Dürftige der Stadt und der Umgegend. Der Stuttgarter Jungfrauenverein hat sich die Aufgabe gestellt, für die Armen in den hülfsbedürftigen Gegenden des Landes Kleidungsstücke zu fertigen und solche unentgeltlich zu vertheilen. Jeden Mittwoch Abend versammeln sich die Vereinsgenossinnen zu gemeinschaftlicher Arbeit.

Der sogenannte Ernteverein, von Ph. Paulus in Stuttgart hervorgerufen, begann 1854 sein Liebeswerk, indem er einer verarmten Mutter mit vier unerzogenen Kindern dreiviertel Morgen Land und eine Ziege kaufte, auch ihr eine ordentliche Wohnung miethete. Im Jahr 1856 hatte der Verein 181 besitzlose Familien in den ärmsten Gegenden des Vaterlandes unter seiner Obhut. Es handelt sich nicht nur um materielle Beihülfe, sondern wesentlich um moralische Hebung solcher Familien. In Bartenstein entstand ein ähnlicher Verein.

Gustav Werner's Mutterhaus in Reutlingen, mit seinen 21 Zweiganstalten, gegründet auf den Wahlspruch: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst." Werner's Rettungshäuser verwirklichen diesen Satz im wahren Wortsinn und verdienen in weiteren Kreisen eine nähere Beachtung. Während eines jetzt mehr als 20jährigen Bestehens und Anwachsens wurden über 8000 Arme, Gebrechliche, Verwahrloste und Verkommene in jenem Asyl untergebracht. Die Werner'schen Etablissements beherbergen zur Zeit mehr als 1100 Menschen. Neben dem Ackerbau sind alle gewerblichen Nahrungszweige vertreten; besonders nennenswerth ist die Papierfabrikation, ihrer Größe und Einrichtung nach eine der bedeutendsten in Deutschland. In Werner's Anstalten ist das Princip der Arbeitstheilung durchgeführt, und wird jeder Anstalt, oder wenigstens jeder Person so viel als möglich nur eine Arbeit zugetheilt. An Waarenabsatz fehlt es nie. Alte und gebrechliche Leute tragen, nach Maßgabe ihrer geringen Kräfte, in einem großartigen Strickereigeschäft zum Unterhalt der vielköpfigen Anstaltsfamilie bei.

Gustav Werner, weit und breit als Reiseprediger bekannt, hilft in treuer Liebe den Armen und ordnet deren Gemeinschaft mit Gerechtigkeit, so daß jedes Glied derselben befriedigt sein kann. Der Besucher des Wer-

ner'schen Rettungsinstituts wird angenehm berührt durch den häuslichen Frieden, die Ordnung und Sauberkeit eines Etablissements, das Hunderten zu einem sicheren Hafen wird gegen leiblichen und geistigen Untergang in Noth, Trübsal, Krankheit und Siechthum. Ganz im Besonderen beruht ein hoher Werth auf Werner's Fabriken, die, das Gegenbild einer Pflanzschule sittlichen Verderbens, eine gediegene Anleitung bieten für Veredelung der Gesinnung und Erstarkung zu christlicher Bruderliebe.*)

Viertens: Anstalten und Vereine für Kranke und Gebrechliche.

Im Jahr 1850 gab es in Württemberg 602 Armen- und Krankenhäuser. Außer den öffentlichen Kranken-Anstalten in größeren und kleineren Gemeinden bestehen Privat-Anstalten und Vereine für Kranke.

Die Diaconissen-Anstalt zu Stuttgart seit 1855, zumeist das Werk königlicher Munificenz, findet allgemeine Anerkennung.

Seit dem gleichen Jahre sind auch barmherzige Schwestern als katholische Krankenpflegerinnen in's Land berufen.

In der Residenz hat der Lokal-Wohlthätigkeitsverein sechs Bezirks-Armenärzte engagirt. — Das Catharinen-Hospital zu Stuttgart, ein auf freiem Platz außerhalb der Stadt gesund gelegenes, geräumiges Krankenhaus, ist zur Aufnahme von Kranken aller Art, jeder Confession und jeden Standes bestimmt, so wie auch für Wöchnerinnen und zum Unterricht für Hebeammen.

In dem von der verewigten Herzogin Henriette von Württemberg gestifteten Hospital zu Kirchheim werden Krankenpflegerinnen ausgebildet. Gleiches geschieht in der Krankenanstalt zu Ludwigsburg.

Mit dem Bürger-Hospital in Ulm ist ein Krankenhaus verbunden für verunglückte Handwerksgesellen und Dienstboten aus der Stadt, und für Durchreisende gegen Kostenersatz.

Mit den genannten und andern Krankenhäusern stehen Krankenvereine und Krankenkassen in Beziehung.

Für Blinde sorgt eine (1823 gegründete) Erziehungsanstalt in Gmünd. Mit ihr vereinigt ist eine Taubstummenanstalt. — In Stuttgart wurde für eine Privat-Blindenanstalt ein neues Gebäude, außerhalb der Stadt, hergerichtet. Ihre Majestät die Königin hat das Protektorat. — Ein Blindenasyl in Gmünd (Privatanstalt) nimmt sich der Erwachsenen an. — Für Taubstumme giebt es, außer der Staatsanstalt in Gmünd, 2 Privatinstitute.

Für arme Verkrümmte leistet der Staat einen Beitrag an die orthopädische Anstatt des Dr. Heine in Cannstadt. Anderweit nehmen sich 2 Stuttgarter Aerzte in einer besonderen Anstalt, unter hohem Protektorat, armer Klump- oder Plattfüße 2c. an.

Wir übergehen einige Kinder-Heilanstalten, und wenden uns einer 1824 von Sr. Majestät dem Könige Wilhelm I. vollzogenen Stiftung zu, welche alljährlich einer gewissen Zahl Armer den Besuch des heilkräftigen Wildbads ermöglicht.

Für Heilung und Pflege Irrer und Geisteskranker ist ausreichende Fürsorge vorhanden. Gebeugte Gemüther bemittelter und unbemittetter Personen sucht Pfarrer Blumhard zu Bad Boll privatim zu rektificiren.

Geistesstumpfe und Cretinen finden Pflege und Heilung in 2 vom Staat subventionirten Anstatten. (In dem ehemaligen Kloster Mariaberg werden auch Ausländer aufgenommen.)

Fünftens: Bestrebungen für Hebung der sittlichen und religiösen Zustände.

Es ist zwar ein Bedingniß christlicher Wohlthätigkeit, daß die dem Mitmenschen zugewendete Theilnahme nicht einseitig des Leibes Errettung, sondern auch der Seele Heil ins Auge faßt. Bei den bisher erwähnten Vereinen und Anstalten prävaliren jedoch die weltlichen Tendenzen. Ein Andres findet Statt bei einer zweiten Kategorie von Wohlfahrts-Anbahnungen; bei denjenigen Vereinen und Anstatten nämlich, welche Mittel- und Wege zum innern (Geistes-) Frieden zu bieten bestrebt sind und auf die Besserung des materiellen Wohlbefindens indirekt einwirken.

Dies geschieht durch: die Bibelanstalt zu Stuttgart (seit 1812) und deren Hülfsvereine; ferner durch die evangetische Gesellschaft zu Stuttgart, welche Tractate und kleine kolorirte Bilder religiöser Tendenz verbreitet und Leihbibliotheken einrichtet. Weiterhin durch den Gustav-Adolph-Verein mit seinen Zweigvereinen und Reisepredigern; dann durch die Agentur für innere Mission; schließlich durch den Frauen- und Jungfrauen-Verein für christliche Armenpflege in Stuttgart, welcher durch Familienbesuche sittlich und religiös auf die Armen wirkt und ihnen, wo es nöthig, auch Arbeit und Verdienst verschafft. Der oben bereits aufgeführte katholische Vincenz-Elisabeth-Verein in Stuttgart stattet gleichmäßig Besuche ab und macht sich die wechselseitige Pflege christlichen Sinnes zur Aufgabe.

Die „Feierabende", die sonntäglichen Abendzusammenkünfte, um zu lesen, schreiben, rechnen, zeichnen, stehen meist mit Volksbibliotheken in Verbindung, aus denen auch die Familien, zu häuslicher Belehrung, Unterhaltung und Erbauung, Bücher geliehen bekommen. Stuttgart besitzt schon seit 1833 eine solche Einrichtung.

Nebenher stehen „Jünglingsvereine" in Blüthe.

Der Jungfrauen-Verein für die arbeitenden Klassen in Eßlingen bezweckt biblische Erbauung an Sonntagsabenden.

Endlich seien unter obenstehender Rubrik noch genannt die Sparvereine für Dienstboten und die Prämien- oder Ehrenbrief-Vertheilungen an dieselben.

Neben 2 vom Staat unterhaltenen Beschäftigungs-Anstalten für Unsittliche bestehen auch einzelne Gemeinde-Anstalten für Arbeitsscheue.

Zum Schluß möge noch unter Andern gedacht wer-

---

*) Der Fortbestand der Werner'schen Anstalten, die sich über alle vier Kreise Württembergs ausbreiten und in welchen eine große Zahl armer, hilfloser Kinder und älterer Personen (227 Hausbewohner, 183 Arbeiter, 455 Versorgte und 266 Kinder) ein Unterkommen finden, ist leider zur Zeit sehr gefährdet, wenn denselben nicht Seitens des Staats eine bedeutende Hilfe zu Theil wird, da die Passiva sich auf 1,306,601 fl. belaufen, während der gesammte Besitzstand auf 1,428,382 fl. geschätzt worden ist.

D. R.

den des Asyls für weibliche entlassene Strafgefangene, auf dem Lindenhof.

Sechstens: Wohlthätige Vereine und Anstalten, welche auf Gegenseitigkeit beruhen.

1. Sparkassen und Sparvereine, Leihkassen ꝛc.

Die allgemeine Württembergische Sparkasse in Stuttgart wurde 1818 durch die verewigte Königin Catharina gegründet. Sie ist der Controle der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins unterstellt, und kömmt den ärmeren Volksklassen zu Gute. Geringste Jahreseinlage ist 1 Gulden, höchste 100. Am Schluß des Rechnungsjahrs 1855 bis 1856 betrugen die Activa über 4 Millionen Gulden. In neuerer Zeit haben sich, in Folge der Einrichtung von Bezirks-Sparkassen und Vereinen, die Einlagen vermindert.

Einige dieser Bezirks-Einrichtungen verbinden mit der Sparkasse eine Hülfs- und Leihkasse.

Als Filialen der Landes- und Bezirks-Sparkassen bestehen Orts-Sparkassen und Vereine. Häufig kommen in den Bezirken Vereine dem Sparsinn zu Hülfe, indem sie durch besondere Sparpfleger in jedem einzelnen Ort die kleinsten Ersparnisse sammeln. In Kupferzell z. B. werden schon drei Kreuzer als Spareinlage angenommen.

Viele Sparkassen sind allen Bezirk- oder Orts-Einwohnern zugänglich, andere nur den niederen Volksklassen, einige zumeist den Dienstboten, und etliche blos den Armen. In Onolzheim und Orlach trafen sämmtliche Bürger das Uebereinkommen, keinen Dienstboten anzunehmen, der sich nicht verpflichte, einen Theil seines Verdienstes in die Sparkasse zu geben. Im erstgenannten Ort wurden demgemäß binnen Jahresfrist 1500 Gulden eingelegt, im letztgenannten 900.

Nach den oben erwähnten Leihkassen bestehen in einer größeren Zahl von Landgemeinden Vieh-Leih-Kassen und Vieh-Versicherungskassen. Erstere bieten Mittel zum Viehankauf; letztere leisten Ersatz für zu Grunde gegangene Thiere. Mehreren ärmeren Gemeinden fließen zur Aufrechthaltung solcher Einrichtungen Staatsunterstützungen zu (durch die Armencommission). Für die Verbesserung des Viehschlages wirken diese Einrichtungen sehr vortheilhaft, und empfehlen sich der Beachtung menschenfreundlicher, einflußreicher Landwirthe außerhalb Württemberg.

2. Gegenseitige Hülfskassen und Vereine.

Das massenhafte Mit- und Nebeneinander-Arbeiten — in Folge der großartigen Frequenz- und Merkantil-Dimensionen, welche durch Maschinen und Fabriken ermöglicht wurden — hat das Bedürfniß und den Nutzen gemeinschaftlicher Sorge für des Lebens und Leibes Noth hervortreten lassen. Es ist auf letztgenanntem Gebiet prinzipiell nichts Neues geschaffen; denn man hatte schon früher diese und jene Association zur Erzielung pecuniärer Vortheile; wohl aber hat das Associationswesen numerisch und qualitativ als eine Schutzwehr sich verstärkt gegen eine gewaltige Strömung, die, mit ihrem Sinnen und Trachten nach Zeit- und Geldgewinn, den Einzelnen und Schwachen schädigt, wenn es ihm nicht behagt oder gelingt, mit den Starken, Gewandten oder Listigen von dem Fett zu schöpfen, das obenauf schwimmt. „Beati possidentes.“ „Ein Jeder sehe, wo er bleibe.“ Dies sind Schlagwörter unserer materiellen Zeit. Alles drängt vorwärts, das flüchtige Glück zu erjagen. Wer aber an dieser allgemeinen Jagd nicht Theil nehmen kann oder will, muß sehen, wie er bestehe.

Schon ehedem hatten auch in Württemberg Wehr- und Lehrstand, Diener des Staates, des Hofes, der Kirche und Schule Pensions- und Wittwenkassen errichtet. Die geistliche Wittwenkasse datirt aus dem Jahre 1700. In neuerer Zeit ahmten diesem Beispiel nach: die Forstbeamten, die Aerzte, Gemeindediener, Privatschullehrer. Nebstbei kammen in Betracht: die Rentenanstalt mit ihren Filialen, die allgemeine Brandschaden-Versicherungskasse, die Feuer-Versicherungsgesellschaft, die Assecuranzen gegen Hagel- und Transport-Schaden, schließlich die Lebens-Versicherungsgesellschaft u. dgl. m.

Einige dieser Vereine und Kassen sind öffentlich, andere privat. Sämmtlich beruhen sie auf Gegenseitigkeit.

Die Arbeiter aller Königlichen Eisenwerke und Salinen, so wie die der Maschinen- und Reparatur-Werkstätten der Eisenbahn und Dampfschiffahrt, nebst der Königlichen Weißwaaren-Appretur und Bleiche zu Weißenau haben Vereine gebildet, um in Krankheit oder bei unverschuldeter Erwerbseinbuße sich und bei Todesfällen die Familie dem Elend zu entziehen.

Ebenmäßig affaciirten sich die Buchdrucker und Schriftgießer in Stuttgart (und vermuthlich von hier aus auch die übrigen im Lande). Aehnliches fand und findet Statt in einzelnen Städten und Dörfern unter Arbeitern gleichen Berufs.

Die soeben genannte Stuttgarter Associatian, wenn ich sa sagen darf, typischer Männer*) besteht in: 1) einer Viaticums-Kasse, in die das Mitglied monatlich 6 Kreuzer einzahlt und aus welcher der Fremde 1 Gulden bis 1 Gulden 30 Kreuzer erhält. 2) Krankheits-Kasse mit monatlich 24 Kreuzer Beitrag und einer Unterstützung von 16 Gulden pra Monat. 3) Invaliden-Kasse mit 6 Kreuzer monatlicher Einlage und 10 Gulden monatlicher Unterstützung, nebst 25 Gulden bei der Beerdigung. 4) Wittwen-Kasse mit 12 Kreuzer Beitrag pro Manat und 52 Gulden Wittwen- und Waisen-Jahresgeld. 5) Frauen- und Kinder-Leichen-Kasse, in die 4 Kreuzer jeden Monat gezahlt werden. Die Beerdigungsbeihülfe beträgt 3—25 Gulden. — Der Anspruch auf Unterstützung erlischt für Denjenigen, der durch eigene Schuld, Trunkenheit, Streitsucht u. s. w. sich Krankheit oder Arbeitslasigkeit zuzieht, aber der einen anstößigen Lebenswandel führt, die Kasse mißbraucht. — Ich frage nun: Sind diese Guttenbergsleute nicht in effectu typische**) Menschen? Möchte ihr Beispiel vielfältige Nachahmung hervorgerufen.

Wir unterlassen die Nomenclatur einer beträchtlichen Zahl van Vereinen der Arbeiter in Steinbrüchen und Fabriken, welche Unterstützungen erzielen in Krankheits- oder Todesfällen, wohl auch bei Verheirathung und bei eintretender Undienstfähigkeit.

Zunftladen für reisende, hülfsbedürftige oder ar-

*) Die Druckbuchstaben-Männer sind Haupt-Leute in unserer lese- und schreibelustigen Zeit.

**) vorbildliche.

beitsunfähige Handwerksgehülfen; schließlich allgemeine **Leichen- oder Begräbniß-Vereine und Kassen** vervollständigen diejenigen Wohlfahrts-Vorkehrungen, welche, nach gegenwärtigem Stand der Dinge im Associationswesen, von erhöhter Bedeutung sind.

Die obigen Nachrichten beruhen auf authentischen Daten, welche vor einigen Jahren, gelegentlich eines Congresses für innere Mission, zu Stuttgart, gesammelt wurden. Es kommt uns darauf an, die historischen Elemente und die Organisation der württembürgischen Wohlthätigkeit zur Darstellung zu bringen.

Während das Nachbarland Frankreich mehrere Arbeiten über dortige Wohlthätigkeit besitzt (von Monnier, Triquetti und Lecomte), entbehrt Deutschland eines solchen Buches. Möge das Vorstehende ein kleiner Beitrag dafür sein.

(Ernst Graf Lippe.)

Sprüchwörter

sind gemeinfaßliche Argumente, entnommen der Münzstätte des Volkslebens. Sie bieten das treue Abbild landläufiger Anschauungen, nationaler Sitten und Gebräuche. Sie stellen sich uns dar als Betrachtungen in nuce; kurz und bündig der Schlußsatz einer Gedankenreihe.

Kein anderes Volk möchte sich mit dem deutschen messen können in Reichthum an sprüchwörtlichen Redensarten. Sind wir doch gewöhnt, vom Ausland als „Volk der Denker" bezeichnet zu werden. Allerdings ist im Lauf der Jahrhunderte von den Deutschen manches Sprüchwort **erdacht** worden. Jedoch zu dieser Erbweisheit kömmt noch buntscheckig allerlei aus der Fremde Angeeignetes. Es ist eine alte und, fast scheint es so, eine unvertilgbare Schwäche der germanischen Völkerschaften, daß sie ihre Neuheiten vom Ausland beziehen.

Beachtenswerther als die **Quantität** unserer sprüchwörtlichen Redensarten ist die **Qualität** derselben. Unter diesem Gesichtspunkt tritt in den Vordergrund der rühmenswerthe Umstand, daß keine andere Sprache einen gleich großen Schatz biblischer Dicta aufzuweisen hat, wie die deutsche. Ein Dutzend der gebräuchlichsten unter ihnen aus der ersten Sammlung deutscher Sprüchwörter, 1508, läßt sich gewissermaßen als der Kern und Stern mittelalterlicher Denkweise bezeichnen. In Folge Luther's Bibelübersetzung und der neu erfundenen Buchdruckerkunst verbreitete sich, angeregt durch die Reformatoren, mit wunderbarer Schnelligkeit die Bekanntschaft mit dem Buch der Bücher. Das allgemeine Studium der Wahrheiten des Gottesworts verfehlte nicht, die Umgangssprache sowohl, wie die Druckschriften mit einer neuen und großen Zahl biblischer Sentenzen zu bereichern. Die deutsche Literatur weist ungefähr 300 solcher Sprüchwörter nach, deren Auswahl ein ehrendes Zeugniß sind deutscher Geistesgröße und Gemüthstiefe. Für **diese** Sentenzen ist das Wort: „Volkes Stimme Gottes Stimme" mehr als eine banale Phrase; es ist die Probe auf das Exempel.

Im Folgenden wollen wir über das Thema: „**Freundschaft**" Sprüchwörter herbei bringen, sogenannte Citate (Stiefgeschwister der Sprüchwörter) ausschließend. Vorher aber möchten wir die Sprüchwörter selbst für sich reden (sich selbst eine „Vorrede" schreiben) lassen.

Der Spanier nennt seine Sprüchwörter „Seelenmedicin", der Chinese: „Denksprüche der Weisen", der Morgenländer: „Blumen der Sprache", der Deutsche: „Weisheit auf der Gasse".

Es bedarf einer weitschichtigen Auseinandersetzung nicht, daß den guten Sprüchwörtern das Ohr leihen, den Weg bahnen, ein gutes Werk ist; denn „**Ein gutes Wort verdient eine gute Stätte.**"

(Ernst Graf Lippe.)

Einige Sprüchwörter auf Freundschaft bezüglich.

Schottisch.

Bevor Du Jemand zu Deinem Freunde machst, iß einen Scheffel Salz mit ihm.

Sei Dir selbst ein guter Freund, und Du wirst Freunde finden.

Es ist besser allein sein, als in schlechter Gesellschaft.

Englisch.

Habe nur **einen** Freund und **keinen** Feind.

Ein Freund in der Noth ist ein wahrer Freund.

So lange das Gold leuchtet, so lange hast Du viel Freunde.

Edler ist es, eines Feindes Tugenden loben, als eines Freundes Laster schmeicheln. („Der Diamant schleift den Diamanten," Sirach 13, 20 u. 4, 30.)

Spanisch.

Aller Welt Freund sein oder keine Freunde haben ist ein und dasselbe.

Freunde haben, heißt reich sein.

Die Katze wäre ein guter Freund, wenn sie nicht bisse.

Vlämisch.

Die **leeren** Töpfe sind es, welche das meiste Geräusch machen.

Oeffnet man den Mund, so zeigt man seines Herzens Grund.

Italienisch.

Das Ei eine Stunde alt, das Brot einen Tag, der Wein ein Jahr, der Freund 30.

Eine **alte** Fahne macht dem Capitain Ehre.

Ein alter Freund eine Neuigkeit. (Man hat beide gern.)

Gute Dienste erweisen, macht Freunde; die Wahrheit sagen, macht Feindschaft.

Chinesisch.

Die Wahrheiten, welche man am liebsten hört, sind uns die wichtigsten.

Es heißt, sich wenig lieben, wenn man Jemanden haßt; aber es heißt: alle Welt hassen, wenn man nur sich selbst liebt.

Indisch.

Gewähre einem heuchlerischen Freunde kein Vertrauen.

Wer klug ist, wird Niemandem eher seine Gedanken mittheilen, als bevor er nicht dessen Ansichten weiß.

Arabisch.

Mißtraue Demjenigen, den Du nicht kennst.

Das übelste aller Länder ist das, wo man keinen Freund findet.

Freundschaft eines Tages, Andenken einer Minute.

Wenn Dein Freund von Honig ist, iß ihn nicht ganz auf.

Ein Mensch ohne Freund: eine linke Hand ohne rechte.

Die wahre Freundschaft besteht in drei Dingen: seinen Freund bei der Begegnung zuerst grüßen, ihn, wenn er uns besucht, zum Sitzen nöthigen, ihn während seiner Abwesenheit loben.

Willst Du wissen, was an einem Menschen ist, erkundige Dich nach seinen Freunden.

Hebräisch.

Eine Freundschaft, welche alt werden konnte, soll nicht sterben.

Wenn Du auch 1000 Freunde hättest, Dein Geheimniß vertraue nur einem.

Türkisch.

Wer einen Freund ohne Fehler sucht, wird keinen finden. (Schon altgriechisch im Curs und von Horaz benutzt.)

Wer geliebt werden will, benehme sich liebenswürdig.

Russisch.

Man ist niemals erzwungener Freund.

Für einen Freund sind 7 Werst kein Umweg.

Dein Freund baut Dir ein Schloß, Dein Feind macht Dir eine Grube.

Französisch.

Man verliert mehr Freunde durch Bitten, als durch Versagen.

Auf dem Wege der Freundschaft soll man nicht Gras wachsen lassen.

Aller Welt Freund, Niemandes Freund.

Eine gute Frau, ein guter Freund, daran giebt es keinen Ueberfluß.

Beim Leihen Freund, beim Wiedergeben Feind.

Gute Freundschaft ist besser als ein fester Thurm.

Man kann ohne Bruder leben, aber nicht ohne Freund.

Wir schließen mit den deutschen Sprüchwörtern:

Freundschaft ist des Lebens Salz.

Guter Freund, guter Fund.

Die wahre Freundschaft ist der Tugend Meisterstück.

Freundes Stimme, Gottes Stimme.

Ein treuer Freund: drei starke Brücken,
In Freud', in Leid und hinter'm Rücken.

Gewisser Freund, erprobtes Schwert
Die sind in Nöthen Goldes werth.

Gut macht Freunde, Noth bewährt sie.

Freunde in der Noth
Gehen zehne auf ein Loth;
Und so sie soll'n behülflich sein,
Geh'n sie auf ein Quentelein.

Leihen macht Freundschaft, mahnen macht Feindschaft.

Bei jedem Freunde halte still, der nur Dich, nicht das Deine will.

Eine Freundschaft macht die andere.

Beim Wein wird mancher Freund gemacht,
Beim Weinen auf die Prob' gebracht.

Freundschaft, die ein End' fand,
Niemals rein und echt bestand.

Versöhnter Feindschaft und geflickter Freundschaft ist nicht zu trauen.

Biblische Sprüchwörter sind:

Ein treuer Freund, wer den hat, der hat einen großen Schatz.

Uebergieb einen alten Freund nicht, denn Du weißt nicht, ob Du so viel am neuen kriegst.

Ein neuer Freund, ein neuer Wein.

Vertraue keinem Freunde, Du habest ihn denn erkannt in der Noth.

Den Freund strafe heimlich; lobe ihn öffentlich.

Aller Leut' Freund, Jedermanns Geck. (Wartburg-Spruch.)

Wie die Ehen der Armen in England eingesegnet werden.

Der Zufall hat mich zum Zeugen von Verheirathungen der armen Klassen in England gemacht, und dieses Schauspiel ließ, obschon es in mir keineswegs die Regungen des Stolzes und der Freude hervorrief, welche sämmtliche britische Unterthanen im Augenblick der Vermählung des muthmaßlichen Erben der Krone der drei Königreiche empfunden zu haben scheinen, einen lebhaften Eindruck in mir zurück. Ich besuchte die alte und düstere Kathedrale von Manchester, wo ich die merkwürdigen Bildnereien der Chorstühle untersuchen wollte. Die Frau des Küsters, die beauftragt war, mich zu geleiten, bat mich, indem sie die lächelnde Miene annahm, welche (ich weiß nicht warum) alle Frauen zeigen, wenn es sich um eine Heirath handelt, im Schiff der Kirche zu warten, bis die Heiraths-Ceremonien von Armen zu Ende seien, welche die Zeit der Osterfeste benützten, um sich unentgeltlich trauen zu lassen. Ich setzte mich daher nieder, während der anglicanische Geistliche und sein Gehülfe erschienen und eine Menge Menschen, die durch eine Seitenthüre eingetreten waren, in wirrer Unordnung im Heiligthum Platz nahmen. Diese Menschenmenge bestand aus Armen, welche ihre Hochzeit feierten in Trachten, wie ich sie früher in den Wohnungen des Elends gesehen und auch geschildert habe: die Männer hatten durchlöcherte Kleider oder von ihren täglichen Arbeiten

beschmutzte Blousen; die Frauen suchten unter abgetragenen Shawls ihre gewöhnlichen Lumpen zu verstecken; weder die einen noch die andern hatten den mindesten Gebrauch gemacht von Schwamm oder Kamm, von Bürste oder Seife, und ihre Züge trugen ebenso den Stempel der Entblößung und des Leidens; keine Spur jungfräulichen Gefühls bei den Bräuten, keine Spur der Freude und der Thatkraft bei den künftigen Gatten — sie waren insgesammt der Auswurf, der Wrack, möchte ich sagen, des menschlichen Geschlechts, die irgend ein Unglückswind, ich weiß nicht welcher, zusammengeführt hatte, um aus ihnen eine unreine Gesellschaft zu schaffen. Beide Theile, Männer und Weiber, bildeten sich sonderbarer und thörichter Weise ein, sie würden sich ihr eigenes Elend erleichtern, wenn sie sich dem Elend eines andern beigesellten und es auf diese Art vervielfältigten. Sämmtliche Paare erhoben sich gleichzeitig, und um schneller zum Ziele zu gelangen, traute der Geistliche sie in Masse, richtete nur einige Stellen seines Rituals an abgesonderte Paare, und wandte die übrigen dann auf die ganze Gesellschaft an — was ihm die Mühe ersparte, immer wieder von vorn anfangen zu müssen. Die Vermählten zogen sich auf die Kornböden, in die Höhlen, die Schuppen, in freie Luft zurück, wo sie nach der eilfertigen Massen-Einsegnung, welche in der Kirche allgemeine Heiterkeit erregte, ihren Honigmond und den Rest ihres Lebens zubringen sollten. Die Neuvermählten schienen diese Methode sehr erheiternd zu finden, der anglicanische Geistliche lächelte, und sein Gehülfe und der Küster kicherte, und die Frau des Küsters legte allen Zwang ab, ich aber, obgleich kein Feind des Burlesken, erkläre diese Scene für eine der traurigsten, welcher ich je beigewohnt habe.

(Aus: „Das Ausland", nach: „Atlantic Monthly".)

Miscellen.

Die schweizerische Wohlthätigkeitsgesellschaft in Paris hat eine Subscription eröffnet, Behufs der Einrichtung eines Pflegehauses für alte arbeitsunfähige Schweizer beiderlei Geschlechts. Vier Mitglieder der schweizerischen Colonie in Paris, die Herren **Hentsch-Lutchee & Comp.**, **Jacques Muthias**, **Vincent Dubochet** und **Zellweger & Comp.**, haben bereits freiwillig dem Comité 1500 Meter Terrain in der Nähe des Place du Trône, in der Avenue de St. Mandé, zur Verfügung gestellt, was einen Werth von 70,000 Franken repräsentirt. Dank diesem großartigen Geschenk und den bereits gesammelten Unterschriften ist die Hälfte der zur Ausführung des Projects nöthigen Summe schon jetzt zusammengebracht. Die schweizerische Wohlthätigkeitsgesellschaft, welche seit 44 Jahren besteht, hat im verflossenen Jahre 82 Greise von mehr als 65 Jahren unterstützt.

(A. A. Z.)

In **Cork** ist dem berühmten irischen Mäßigkeits-Apostel Pater Mathew ein Denkmal gesetzt worden. Die „Times" bemerkt bei dieser Gelegenheit: Wenn je ein Mann ein ewiges Denkmal in seiner Stadt und seinem Lande verdient hat, so ist es Pater **Mathew**. Er war ein größerer Wohlthäter Irlands, als alle seine sogenannten Befreier und Patrioten zusammen genommen, und **Cork** war eben sowohl die Heimathsstätte und das Hauptquartier seiner Thätigkeit, wie es zuletzt seine Ruhestätte wurde. Wenn man sich einen Begriff von den ungeheuren Wohlthaten machen will, die er seinem Vaterlande verlieh, als er sich der Mäßigkeitssache annahm, so genügt es, zu bemerken, daß in drei Jahren der Konsum von Spirituosen in Irland um die Hälfte abnahm. Während er im Jahre 1839 über 12 Millionen Gallonen betragen hatte, war er im Jahre 1842 auf weniger als $6\frac{1}{2}$ Millionen herabgesunken.

Für den großen **Aufschwung des Wohlstandes in der Schweiz** zeugt der kürzlich veröffentlichte Bestand der dortigen Sparkassen. Es giebt deren 228 mit 131,542,000 Franken Einlagen und 6,403,000 Franken Reserve, d. h. 55 Franken auf den Kopf oder 275 auf die Familie, ein Betrag, den kein andres Land der Welt aufweisen kann. Die Zahl der Theilnehmer ist 353,855; der Durchschnittsbetrag der Einlagen gering, nur bei 7 Klassen erreicht derselbe 1000 Franken, bei 21 von 400—500 Franken, 30: 300, 41: 200, 56: 100—200 Franken. In Basel, Zürich und Glarus ist jeder dritte Einwohner ein Einleger.

(Illustrirte Zeitung.)

Der Fond Nightingale. — Die aus dem Krimkriege durch ihre aufopfernde und segensreiche Krankenpflege bekannte Miß Nightingale hat einen Verein gegründet, um Krankenwärter für die Spitäler und Hebeammen für die armen Klassen zu bilden. Nach dem in der letzten General-Versammlung am 27. Juli verlesenen Bericht wurden 15 Zöglinge der ersteren Art im Spital **St. Thomas** ausgebildet und 34, aus derselben Schule hervorgegangen, waren schon in verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten beschäftigt. In einem andern Spital, dem des Kings-College, hatten 10 junge Hebeammen während des Jahres ihre Ausbildung vollendet und übten größtentheils schon in armen Landgemeinden ihren Beruf aus. —

(N. Ev. K.-Z.)

In dem Hospize auf dem St. Gotthard haben vom 1. Oktober 1863 bis 30. September d. J. 9587 Arme Verpflegung gefunden. 26,771 Rationen, sowie auch mancherlei Kleidungsstücke, wurden an bedürftige Reisende vertheilt. Das Jahresbudget schließt mit einem Deficit von 50 Franken; die Ausgaben betrugen 9375 Franken.

(Neue Züricher Zeitung.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 47. Berlin, den 23. November 1864. **Nr. 47.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen	Summa: der am 1 Novbr. 1864 vorh. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Octbr. 1864	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. October 1864	44			
	Zugang pro October	6			
		50			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	43	43	1240	54
2.	**Dalzin:**				
	Bestand am 1. October 1864	42			
	Zugang pro October	12			
		54			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	39	39	1213	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. October 1864	10			
	Zugang pro October	8			
		18			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	14	14	375	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. October 1864	16			
	Zugang pro October	6			
		22			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	13	13	392	38
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. October 1864	16			
	Zugang pro October	5			
		21			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	12	12	391	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. October 1864	25			
	Zugang pro October	6			
		31			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	23	23	664	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. October 1864	16			
	Zugang pro October	14			
		30			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	16	16	527	35
	zu übertragen		160	4802	256
	Uebertrag		160	4802	256
8.	**Züllichau:**				
	Bestand am 1. October 1864	13			
	Zugang pro October	10			
		23			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	14	14	429	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. October 1864	30			
	Zugang pro October	16			
		46			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	34	34	982	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. October 1864	3			
	Zugang pro October	16			
		19			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	10	10	230	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. October 1864	5			
	Zugang pro October	15			
		20			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	12	12	338	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. October 1864	4			
	Zugang pro October	9			
		13			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	9	9	271	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. October 1864	1			
	Zugang pro October	2			
		3			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	2	2	42	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. October 1864	2			
	Zugang pro October	4			
		6			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	1	1	88	10
	zu übertragen		242	7162	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Novbr. 1864 verb. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Octbr. 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		242	7162	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. October 1864	—			
	Zugang pro October	—			
		—			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. October 1864	8			
	Zugang pro October	3			
		11			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	1	1	113	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. October 1864	17			
	Zugang pro October	—			
		17			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	17	17	527	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. October 1864	9			
	Zugang pro October	5			
		14			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	12	12	314	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. October 1864	1			
	Zugang pro October	—			
		1			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	1	1	31	14
	Zusammen		273	8147	535

Der gesammte Abgang an Kranken pro October 1864 beträgt 126, davon sind:

a) gestorben . . 13
b) geheilt entlassen . 107
c) ungeheilt aber nur gebessert entlassen . 6

wie vor 126.

Außer den vorgenannten 19 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. September 1864 . . . . 25 Kranke.
Zugang pro September . . . . 27 "

52 Kranke.

Davon sind: gestorben 1
geheilt 19
gebessert 3
fortgegangen 2

25 — 25 "

Bleibt Bestand am 1. October 1864: 27 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 1 Mohamedaner und 24 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage betrug pro Septbr. 769.

Poliklinisch wurden behandelt 122 Personen.

Volksküchen.

(Von Ernst Graf Lippe).

Man lebt nicht, um zu essen; wohl aber ißt man, um zu leben. Zwar giebt es viele Reiche und Wohlhabende, die des Gaumenkitzels halber oder aus Gewohnheit (und um die Zeit hinzubringen) großen Werth auf pikant zubereitete Gerichte legen und vielerlei Speisen bei einer einzelnen Mahlzeit genießen, so daß es fast scheint, sie lebten nur des Essens halber. Bekanntlich sind aber die begütertsten Leute nicht die gesündesten und kräftigsten. Dies hat seinen Grund zumeist darin, daß des Körpers Ernährung die körperliche Anstrengung bei Weitem überwiegt. Das zur Fortdauer der Gesundheit erforderliche Gleichgewicht der Lebensfunctionen beruht wesentlich auf einem richtigen Verhältniß zwischen den Einnahmen und Ausgaben des Körpers. Die Einnahmen bestehen in Ruhe und Genuß von Nahrungsmitteln, die Ausgaben in Kraftaufwand und Säfteausscheidung. Ueberwiegt die Einnahme die Ausgabe, so finden sich Verdauungsbeschwerden und Vollsäftigkeit ein. Umgekehrt hat Ueber-Anstrengung bei unauskömmlicher Speisezufuhr körperliche Erschöpfung zur Folge.

Eine rationelle Ernährung ist von dem wirklichen Bedürfniß des Körpers abhängig. Wer Mittel und Zeit hat, seine Mahlzeit zu einer Zeit des Vergnügens zu erheben, schadet häufig durch Unmäßigkeit seinem gesundheitlichen Wohlbefinden. Wer andrerseits genöthigt ist, seine Mahlzeit als ein unabweisbares Geschäft anzusehen, wird Kraft und Muth zur Arbeit einbüßen, wenn die genossenen Nahrungsmittel nur eine dürftige Nothwehr gegen den Hunger sind.

Das Einfache und Maaßvolle entspricht dem Natürlichen, und das Natürliche dem Vernünftigen. Dieser lebensphilosophische Satz dient einem vortheilhaften Nährmodus zur Richtschnur.

Ueber den Werth eines Nahrungsmittels entscheidet nicht der Geschmack, sondern der demselben innewohnende Nährstoff. Wie viel des Letztern wir bedürfen, darüber bestimmt lediglich das Maaß der körperlichen Anstrengung. Das Gedeihen der Arbeit steht mit dem Gedeihen des Arbeiters in engster Wechselbeziehung.

Leider sind es zumeist nur schwere Noth und allgemeine Theuerung, welche diejenigen, die von der Hand in den Mund leben, zu der Einsicht bringen, wie verkehrt sie verfahren bei der Erzielung von Arbeitsbefähigung mittelst Genuß von Speise und Trank.

Da der weniger Bemittelte die Bedürfnisse des täglichen Lebens mit den verhältnißmäßig höchsten Preisen bezahlt, so ist er, um seine Lage zu verbessern, darauf angewiesen, sich der Vortheile des Einkaufs im Großen und der gemeinschaftlichen Speisezubereitung theilhaftig zu machen. Der einzelne erzgebirgische Arbeiter, der in den Wochentagen nur Cichorienwasser, Kartoffeln, etwas Mehlsuppe (mit wenig Fett) und unkräftiges Brod genießt, führt seinem Körper noch nicht die Hälfte des Bedarfs an Stickstoff zu; herabgemindertes Wohlbefinden und geringe Arbeitsleistung sind die Folge.

Den in den Zeiten des Hungerns und Darbens eingerichteten „Volksküchen" war es vorbehalten, Licht und Hülfe einer dunkeln und schwachen Seite des Volkslebens

zuzuführen. Gegen Unverstand und langgewöhnte Thorheit erhob die Wissenschaft vergebens ihre Stimme. Erst die praktische Erfahrung mußte darüber aufklären, daß stickstoffreiche Nahrungsmittel verhältnißmäßig billiger sind als stickstoffärmere. Jede Kaserne, jedes Gefängniß schon bietet den augenscheinlichsten Beweis, wie arbeitsfähig und gesund Viele für ein Weniges sein können. Jedes Armenhaus sollte eine Musterküche der Armuth aufweisen.

Die Aufgabe der „Volksküche" besteht in tadellos sauberer Herstellung einer kräftigen, gesunden und zugleich wohlschmeckenden, möglichst billigen Nahrung.

Der harte Winter 1829—1830 und die Cholerazeit 1830 riefen in Altona eine öffentliche Speise-Einrichtung (Volksküche) ins Leben, welche gegenwärtig noch besteht und vollständig jener Aufgabe entspricht. Ein längerer Aufenthalt in Altona giebt uns den Anlaß, über diese Volksküche etwas Näheres mitzutheilen.

Sie empfing gewissermaßen eine Feuertaufe durch den liebevollen Beistand, welchen sie vielen abgebrannten Familien der Nachbarstadt Hamburg 1842 gewährte, wo eine große Feuersbrunst Tausende, ohne häuslichen Heerd und ohne des Leibes Nahrung, hülfsbedürftig gemacht hatte.

Zwei Thatsachen widerlegen glänzend die im Lauf der Zeit angezweifelte Nahrhaftigkeit der Altonaer Volksküche. Erstens unterzogen sich zwei Menschenfreunde einer Probe. Der um die rationelle, öffentliche Speisebereitung sehr verdienstvolle Apotheker Zeise und der Münzmeister Fuchs machten sich anheischig, mit ihren Familien 14 Tage hindurch lediglich ihre Nahrung der Volksküche zu entnehmen.*) Die ehrenfesten Männer hielten treulich ihr Versprechen. Vor und nach der Probe ließen sie sich und die Ihrigen wiegen. Es fand sich, daß Zeise an Körper-Schwere zugenommen, seine Frau um ein Geringes abgenommen; beim Fuchs'schen Ehepaar stellte sich der umgekehrte Fall heraus. Zweitens zeigt sich jedesmal am Schluß des Winters das günstige Resultat der öffentlichen Speisung in den rothbäckigen Gesichtern mancher armen Kinder, die vorher bleich und elend aussahen.

Je nachdem der Winter hart oder die Zeiten schlecht, beanspruchen 3—900 Personen täglich die Speiseanstalt; Mitte März d. J. waren es zwischen zwei- und dreihundert; dagegen sind es wohl auch schon sechszehn- bis siebzehnhundert gewesen.

Die Portion Suppe (Erbsen, Bohnen 2c.) nebst Fleisch oder Speck und ein Stück Brod kostet dem Empfänger (welcher sich als Einzelner das gleiche Quantum nicht unter 3 Schilling herzustellen vermöchte) 1 Schilling Hamburgisch (neun Pfennige), dem Producenten nahezu 2 Schilling. Die Differenz trägt der Hauptsache nach ein einzelner Wohlthäter, ein Vater**) der Armen Altona's.

Die der Einwohnerzahl nach nicht starke Frequenz der Altonaer Anstalt erklärt sich eines Theils durch die Beschwerlichkeit, in einer räumlich großen Stadt und namentlich bei ungünstiger Witterung einen weiten Weg Behufs Abholung einer Mahlzeit zurückzulegen; andern Theils nehmen Manche, die sich füglich die Speisemarken kaufen können, Anstand, sich öffentlich den Armen beizugesellen. Um diesen verschämten Armen die Benützung der Volksküche zu erleichtern, richtete man für Solche, die ihre Kost bezahlen, eine besondere Pforte ein, so gelegen, daß die zeitweis Bedürftigen von den öffentlich Unterstützten gar nicht gesehen werden können.

Da die Anstalt nur während des Winters, vom Januar an, unterhalten wird, würde es umständlich und stellenweis unmöglich sein, in Filialen die Speisen eben so gut zu verabreichen, wie in der Räumlichkeit selbst, wo man dieselben zubereitet.

Die mannigfachen Besuche, welche der in Rede stehenden Volksküche von Fremden, der eignen Belehrung halber, gemacht wurden, sprechen dafür, daß man in Altona durch verschiedene, auf Versuche beruhende Verbesserungen in angemessener Weise den Ansprüchen zu genügen bemüht war, welche füglich an eine solche Einrichtung zu machen sind. Unter Anderm ist der Zeise'sche Dampfkoch-Apparat neuerdings in Christiania zur Einführung gekommen.

Das Kochen selbst währt nur 2 Stunden; die Feuerungskosten für 3 Kessel sind gering. Muß für mehr als 1000 Personen gekocht werden, so kocht man 2 Mal. Die Zahl der am Nachmittag für den folgenden Tag verausgabten und verkauften Marken bezeichnet genau die Größe der Nachfrage, so daß weder zu viel noch zu wenig Portionen zubereitet werden. Allgemein bekannt und anerkannt ist es, daß Fleisch und Speck vom besten Fleischer entnommen wird. Hülsenfrüchte und Reis kauft man in Masse; selbstverständlich ebenfalls von schöner Qualität. Den Wasserbedarf liefert eine die Stadt durchziehende künstliche Wasserleitung.

Wer sich vielleicht von den Details einer 31jährigen Wirksamkeit der Altonaer Speiseanstalt informiren will, findet im 1. Quartal 1862 der „Altonaer Nachrichten" einen Generalbericht.

Beiläufig sei erwähnt, daß obengenannter Patriot und Menschenfreund Zeise im Jahre 1849 mit einer transportablen Dampf-Feldküche hervortrat. Eine von ihm, im Verein mit einem Sohn (Maschinenbauer) verfaßte kleine Schrift — gewidmet allen Patrioten, welche das physische Wohl des Soldaten fördern — erläutert die Vortheile dieses Koch-Vehikels. Dasselbe ähnelt äußerlich einer Eisenbahn-Locomotive. Den marschirenden Truppen folgend, stellt diese mobilisirte Volksküche für mehrere Hundert Soldaten eine nahrhafte Hülsenfrucht-Suppe nebst Fleisch her; gleichzeitig kann sie auch eine kleinere Quantität Gemüse (für das Offiziercorps eines Bataillons ausreichend) zubereiten. Hat die Truppe ihr Marschziel erreicht, so überhebt der Zeise'sche Kochapparat, mit seiner während des Marschirens präparirten Mahlzeit, aller Mühen in der culinarischen Kriegskunst. Die Mannschaften haben lediglich ihre Speisenäpfe herbeizubringen und den Löffel in den Mund zu führen; d. h. denn doch beinah wie im Schlaraffenland leben, wo, wie die Volksmährchen berichten, die gebratene Taube Einem ins Maul

---

*) Zeise, gestorben 1863 zu Altona, seiner Zeit Amanuensis Oerstedt's, ist Verfasser mehrerer Schriften über Wasserdampf-Nutzanwendung. In der Absicht, dem Pauperismus entgegenzuwirken, schrieb Zeise 1833: „Vorschläge zur Errichtung von Arbeitsanstalten."

**) In Dresden werden täglich 4—600 Portionen verkauft, à 12 Pfennig, bestehend in 1/4 Pfund Fleisch und einer Kanne Gemüse. Wer seine Portion in der Anstalt selbst verzehrt, erhält einen Napf, ein Besteck und Salz.

fliegt, wenn man's aufmacht und man Hunger hat. Daß der Zeise'sche Kriegs-Kochapparat bei forcirten Märschen und Belagerungen große Vortheile gewährt, liegt auf der Hand.

Es ist dieser Uebertragung der Volksküche in das Bereich der Feldtruppen-Verpflegung ergangen, wie es gewöhnlich neuen Erfindungen ergeht. Einerseits überschätzt man sie, andrerseits verwirft man sie. Beides geschieht gewöhnlich, ohne daß man durch längere Versuche angemessene Erfahrung gewonnen. Erst diese kann über den praktischen Werth vorurtheilsfrei entscheiden.

Zeise's Feldküche bedarf wenig Feuerung; ein Umstand von Belang während einer Wintercampagne in holzarmer Gegend. An weiteren Leistungen ist von diesem Kochapparat zu erwähnen, daß mittelst desselben schnell und in großen Quantitäten Kaffee zubereitet werden kann (nächst dem Warmbier ein Kriegs-Nektar). Außerdem bietet die Feld-Dampfküche die Gelegenheit, in kurzer Frist nasse Kleider und Wäsche zu trocknen. Schließlich gewährt eine dem Zeise'schen Küchenwagen angefügte Zinkbadewonne einen weiteren Vortheil für die durch mangelhafte Körperreinlichkeit während eines Krieges benachtheiligte Gesundheit.

Einerseits ging man zu weit, wenn man meinte, die dem Soldaten ersparte Arbeit des Kochens und die ihm hierbei erweiterte Ruhezeit, nebst der sehr nahrhaften Kost, welche die Dampfküche liefert, verdopple die Kräfte der Soldaten; folglich — könne man die halbe Armee abschaffen!!! Ein anderer Kritiker der Zeise'schen Erfindung erhob den Einwand: Der Verlust einer einzelnen Schraube macht den ganzen Apparat untauglich. — Hierauf läßt sich einfach entgegnen, daß zum Feldküchen-Dirigenten, ebenso wie zum Locomotivführer nur Personen tauglich sind, welche einigermaßen im Maschinenfach bewandert sind. Diese Persönlichkeit muß einige Reservestücke mitführen, ähnlich wie ein vorsichtiger Kutscher stets einen Strick im Wagen hat, und der Cavallerist im Felde ausgerüstet ist mit Reserve-Hufeisen, am Sattel hängend.

Vor den Augen des damaligen Schleswig-Holsteinischen Ober-Generals fand die erwähnte Feld-Volksküche keine Gnade. Der Grund, weshalb dieselbe nicht utilisirt wurde, ist zu beiläufig, um dem factischen Werth der Erfindung einen Eintrag zu thun.

Das eine Exemplar, welches zur Anwendung kam, fiel leider den Dänen in die Hände. Ein Modell befindet sich im Besitz des ältesten Sohnes des verdienstvollen Zeise in Altona. —

Dringende Noth rief die Volksküchen hervor und machte sie gesucht. Schade, daß mehrere derselben in besseren Zeiten eingingen. Die im Jahre 1850 zu Dresden eingerichtete öffentliche Speiseanstalt war nach dreijährigem Bestehen ihrer Auflösung nahe. Einige Unentmuthigte beschlossen die Sache in die Hand zu nehmen, um das Institut nicht fallen zu lassen. Das Resultat war ein günstiges. Der Cassen-Ebbe ist die Fluth gefolgt. Das Institut erhält sich aus dem Erlös für Speisemarken; ja es hat sogar Ueberschüsse, die theils zu Extra-Gratisspeisung verwendet werden, am Geburtstage des Königs oder bei sonstiger feierlicher Veranlassung, theils dem Koch eine Gratification von 100 Thaler bis 150 Thaler jährlich gewähren.

Mit dem Prosperiren der Volksküche verhält es sich ebenso wie mit der Volksbibliothek. Der Anfang muß klein sein. Während Letztere den Sinn für gute — belehrende und unterhaltende — Lectüre weckt, vermag Erstere nach und nach einen vernünftigeren Beköstigungsmodus einzuführen. (Exemplification: Die Maschinenbauer in Chemnitz). Hängt die geistige und leibliche Wohlfahrt eines Volks innig zusammen mit der Art und Menge seiner Arbeit, so hängt sie auch indirect ab von der Qualität seiner Beköstigung.

Eine regelmäßige, in richtigem Verhältniß zusammengesetzte und abwechselnde Beköstigung hat dauernden Einfluß auf die Gesundheit, die Lebensdauer und geistige Energie.

Die Volksküche zu Chemnitz, welche wir als Beispiel rationeller Nutrition des „kleinen Mannes," d. i. des sogenannten Volks, citiren wollen, verabfolgte in einem Zeitraum von 271 Tagen des Jahres 1862:

an 46 Tagen 15,512 Portionen Reis mit Rindfleisch;
an 43 Tagen 13,156 Portionen Graupe mit Rindfleisch;
an 46 Tagen 15,633 Portionen Linsen mit Wurst oder Schweinefleisch;
an 38 Tagen 14,734 Portionen Nudeln mit Rindfleisch;
an 43 Tagen 24,922 Portionen Erbsen mit Wurst oder Schweinefleisch;
an 44 Tagen 7033 Portionen Hirse mit Rindfleisch;
an 11 Tagen 3822 Portionen Bohnen mit Rindfleisch;

Unter der Totalsumme von 94,812 verabreichten Portionen befinden sich 12,743 halbe Portionen, für Zwangsarbeiter und Armenhaus-Bewohner abwechselnd mit Fleisch abgegeben.

Man hat wohl der Volksküche den Vorwurf gemacht, sie entziehe der Familie den häuslichen Heerd. Dies kann sich die Frau des Tage- und Fabrikarbeiters gern gefallen lassen; denn sie gewinnt an Arbeitszeit und vertauscht mittelst der geringen Mühe des Abholens eine kräftige und schmackhafte Nahrung mit einer dürftigen Kost, deren Zubereitung in einem, in der Regel schlecht beschaffenen (und somit viel zu viel Feuerung erfordernden) Kochofen geschehen muß.

Daß die Volksküche auch ohne obwaltende Mißernte oder Handelskrise vortheilhaft und beliebt bleiben kann, beweist die durch angesehene Bürger in Saarbrücken (während der Lebensmitteltheuerung) im Winter 1844 — 45 begründete, öffentliche Speiseanstalt. Das zur ersten Einrichtung erforderliche Betriebscapital von 2000 Thlr. wurde durch Actien zu 2 Thlr. aufgebracht, die mit $3\frac{1}{2}$ pCt. jährlich verzinst und allmälig amortisirt werden sollten. Von 1000 Grundactien waren ultimo Oktober 1863, innerhalb 7 Jahren, 903 ausgeloost und zurückgezahlt, so daß jetzt nur noch 97 Actien mit 194 Thlr. vorhanden sind, gedeckt durch das Anstalts-Inventar. Neben diesem Grundvermögen besitzt der Verein einen Reservefonds von 1535 Thlr., mittelst dessen in ungünstigen Zeiten der Anstaltsfortbestand gesichert und der Preis der einzelnen Portionen unerhöht sein wird. — Man gewährt pro Portion $\frac{7}{8}$ Quart Suppe und Gemüse, nebst 5 Loth Fleisch zu 8 Pfennigen (excl. Brod, das zum Selbstkostenpreise abgegeben wird). Die vertheilten Portionen können entweder nach Hause genommen oder in dem Speisezimmer

der Anstalt verzehrt werden, wobei Jedermann durch ein großes Glasfenster den apetitlichen Anblick des geschäftigen Treibens in dem saubern Speisezubereitungsraum in den Kauf bekömmt. Eine Köchin und zwei Gehülfinnen besorgen unter einem Speisemeister und einem Mitglied des Vereins die Arbeiten der Anstalt. Dieselbe verausgabte im ersten Jahr 168,338 Portionen, im Jahre 1863 bis ultimo September, 104,203. Diese Abnahme motivirt sich durch das Sinken der Consumtibilien-Preise. Das Interesse an der Anstalt aber hat nicht abgenommen. Die in der Umgegend wohnenden, in der Stadt beschäftigten Handwerker und Fabrikarbeiter, sowie die Gesellen der Meister aus der Stadt selbst und die den Markt oder die Schule Besuchenden, bilden den Stamm der Tischgäste. Sie finden in reinlichen Räumen, die während des Sommers schattig und im Winter behaglich erwärmt sind, ein schmackhaftes und gesundes Mittagsmahl. —

Daß die stabile und mobile Volksküche nicht nur als Lebenserhalter, sondern auch als Lebensretter nutzbar werden kann, möge durch das Folgende angedeutet sein.

Im vergangenen Winter erlag zu Wien die Wittwe eines in Venedig verstorbenen Chemikers H. dem Hungertyphus, Angesichts von 10 hungernden, hülflosen Waisen. Die spärliche Hülfe kam nachträglich. (Augsb. Allg. Zeitg. 1864, Beilage Nr. 25.)

In England sterben Jahr aus Jahr ein Menschen vor Hunger, trotz Armensteuer und complicirter Armenpflege. Der wöchentliche Londoner Polizeibericht registrirt dies in gewohnter Weise; die Todtenschau-Jury schreibt in ihr Protocoll als Todesursach einfach und deutlich „Gestorben wegen Mangel an hinreichender Nahrung."

Seemann, in seinem Büchlein über hannoversche Sitten und Gebräuche in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt, erzählt uns (S. 55), daß vor wenigen Jahren in Irland darbende Unglückliche, als letztes Mittel zur Verlängerung ihres elenden Daseins, auf die Felder flüchteten und Morgens als Leichen mit den Spuren des genossenen Grases im Munde angetroffen wurden.

Außer der Beruhigung des knurrenden Magens und Flüssighaltung des menschlichen Arbeitscapitals sind es noch weitere und höhere Gesichtspunkte, denen eine rationell geleitete Volksküche nachzustreben hat.

Die Volksküche läßt die Vortheile der „Association" in's Fleisch und Blut übergehen; schon um deshalb möchten wir ihr eine recht starke Verbreitung wünschen.

Das evangelische Krankenhaus zu Essen,

eine kaum zehn Jahre zählende Stiftung, hat dennoch eine Geschichte, welche in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient. Die Stadt Essen, im Regierungsbezirk Düsseldorf, an der Grenze Westphalens gelegen, wo die Ruhr aus dieser Provinz in die preußischen Rheinlande eintritt, darf unstreitig zu den am schnellsten aufblühenden Städten der ganzen Monarchie gerechnet werden. Denn innerhalb kaum 16 Jahren ist sie in Folge ihrer Kohlenproduktion, Gußstahl- und Eisenindustrie von 6000 auf 30,000 Einwohner angewachsen. Dieses wahrhaft rapide Wachsthum bei einer Bevölkerung, welche zum größten Theile eine täglich Leben und Gesundheit gefährdende Beschäftigung treibt, machte natürlich die Herstellung eines Krankenhauses immer fühlbarer und dringender. Zwar bestand seit Anfang der vierziger Jahre daselbst ein katholisches Krankenhaus, in welchem beide Confessionen, deren Verhältniß etwa wie 3 zu 5 sein mag, für ihre Erkrankten und Verwundeten gute Verpflegung fanden. Doch die Zunahme der Bevölkerung, wie das stärker gewordene confessionelle Bewußtsein, machte die Errichtung eines evangelischen Krankenhauses jährlich wünschenswerther. Da wurden einem der Pfarrer im Jahre 1851 als erste Gabe hierzu 15 Thaler eingehändigt, welche Veranlassung wurden, daß derselbe für diesen Plan allgemeines Interesse zu erregen suchte. Der Plan fand zwar Beifall, aber der Gedanke schien schwer ausführbar zu sein, theils der bedeutenden Kosten, theils des dadurch möglichen confessionellen Haders wegen. Hier und da flossen einzelne Beiträge und Zusicherungen von größeren Summen, sobald das Unternehmen sich realisiren würde. Da erklärte überraschender Weise ein Mann, der frühere Bürgermeister und Gewerke, Heinrich Arnold Huyssen, der evangelischen Gemeinde eine solche Stiftung zu machen. Als aber dafür ein Geschenk unsers unvergeßlichen Königs Friedrich Wilhelm IV. von 2500 Thaler, als Kapital für ein Freibett an einem hier zu errichtenden evangelischen Krankenhause allergnädigst zugesagt ward, so beeilte sich der Herr Huyssen, am 31. December 1852 der Gemeinde ein solches Haus allein zu erbauen. Dieses großartige Anerbieten ward von der Gemeinde am Schlusse des Sylvester-abend-Gottesdienstes mit großer Freude vernommen. Die Anzeige fiel gleich einem zündenden Funken in Aller Gemüther. Das Presbyterium erklärte dem Wohlthäter sofort seinen Dank und die Annahme dieses hochherzigen Anerbietens. Die größere Gemeinde-Vertretung gab, da innerhalb des vom Erbauer dazu angewiesenen Grundstücks ein Pfarrgarten lag, denselben bereitwilligst her, und schon am 18. April 1853 konnte die Feier der Grundsteinlegung stattfinden. In denselben ward die Abschrift folgender Schenkungs-Urkunde gelegt:

„Schon längst mit dem Gedanken beschäftigt, unserer Gemeinde eine für späte Zeiten segensreiche Stiftung zu gründen, habe ich nach reiflicher Ueberlegung und Berücksichtigung der Bedürfnisse der Gemeinde, die Errichtung eines evangelischen Krankenhauses am geeignetsten und zweckmäßigsten erachtet. Demnach habe ich alle Einrichtung getroffen, daß auf meinem, vor dem Kettwiger Thore dahier, dem Friedhofe gegenüber belegenen Grundstücke, nach dem vielseitig geprüften und dem Bedürfniß sich ganz anschließenden Plane des hiesigen Baumeisters Carl Freyse ein Krankenhaus erbaut werde. Die sämmtlichen Baukosten werden von mir ganz allein getragen, und erkläre ich hiermit ausdrücklich, daß gleich nach der Vollendung des Gebäudes, dasselbe nebst dem Grundstück freies und unbestrittenes Eigenthum der hiesigen evangelischen Gemeinde, als deren Glied ich mich bekenne, mit der Bestimmung sein soll, daß es nur zum Zweck der Krankenpflege benutzt werden darf.

Ueber Abgrenzung des Grundstücks und Bestellung des Curatoriums zur Verwaltung des Gebäudes halte

ich mir das Weitere bis nach erfolgter Besprechung mit dem Presbyterium der Gemeinde bevor.

Da ich nun auf diese Weise der Gemeinde ein fertiges Krankenhaus schenke, hege ich das feste Vertrauen zu meinen Glaubensgenossen, daß sie ihrerseits alles aufbieten werden, um die Mittel zu beschaffen, die zur Pflege der Kranken selbst erforderlich sind. Gegenwärtige Urkunde, die von mir eigenhändig unterschrieben und durch Beidrückung meines Siegels auf's bündigste vollzogen, soll im Archive der evangelischen Gemeinde aufbewahrt, Abschrift davon aber in den Grundstein zum Gebäude niedergelegt werden.

So geschehen Essen, den 25. December 1852.

(L. S.) Heinrich Arnold Huyssen.

Während des Baues flossen reichliche Gaben an Geld und allerlei Stoffen aus der Gemeinde der Diakonissen aus Kaiserswerth zu, welche künftig der jungen Anstalt vorstehen sollte. Zugleich ward in Gemeinschaft mit dem Erbauer vom Presbyterium ein Curatorium gebildet, sowie ein Frauen-Comité, dem die Besorgung der inneren Einrichtung des Hauses oblag. Das Curatorium veranstaltete in Gemeinschaft mit dem Presbyterium eine Hauscollecte in der ganzen Gemeinde, welche nicht nur für die innere Einrichtung des Hauses genügte, sondern auch einen Ueberschuß zur Bildung eines Fonds gewährte. Am 18. Oktober konnte die Einweihung des mit 30 Betten für Erwachsene und 6 Betten für Kinder ausgestatteten Hauses feierlich vollzogen werden. Dieser Tag war ein Festtag für die ganze Gemeinde. Und mit Recht, denn jetzt war einem Bedürfniß abgeholfen, das schon lange schmerzlich empfunden worden war, und eine Anstalt gegründet, in welcher viele für Leib und Seele Hilfe und Gesundheit fanden. Dieselbe erfreute sich auch stets der Liebe der ganzen Gemeinde, daß nicht nur jederzeit die vielfachen Bedrängnisse und großen Ausgaben, welchen ein derartiges Institut besonders in seinen Anfängen ausgesetzt zu sein pflegt, durch persönliche Liebesopfer überwunden, sondern zugleich auch eine ansehnliche Fundation erzielt werden konnte. Allein das Wachsthum der Gemeinde machte das Haus bald zu klein; statt der ursprünglich 36 Betten mußten jährlich neue hinzugefügt werden, daß deren Zahl auf 60 stieg und die Räume nicht mehr ausreichten, die Hülfesuchenden aufzunehmen. In dieser Verlegenheit überraschte der edle Erbauer zu Anfang des Jahres 1863, wo die Gemeinde sich anschickte, ihre dreihundertjährige Jubelfeier zu begehen, das Presbyterium durch ein Schreiben, in welchem derselbe anzeigte, daß er in Anbetracht der Zunahme der Seelenzahl der Gemeinde und um für ansteckende Krankheiten abgesonderte Räume zu gewinnen, einen Anbau, und sollte es auch eine Verdoppelung des Hauses sein, zu machen gesonnen sei. Mit dankbarer Freude nahm der Vorstand das großmüthige Geschenk entgegen, und derselbe Baumeister entwarf einen Plan, nach welchem das Haus, zu Ehren seines Gründers Huyssens-Stiftung genannt, ganz dem ursprünglichen Baustyle entsprechend, gerade verdoppelt wird. Der Bau ist gegenwärtig auch vollendet, und kommen ebenfalls wieder freiwillige Gaben zur Ausstattung der neuen Räume ergiebig ein. Auch sind schon einzelne Freibetten in Folge besonderer Kapitalschenkungen von je 2500 Thlr. gestiftet, daß der Vorstand auch denen, welche weder die städtische Armenkasse beanspruchen, noch auch den Pflegesatz von täglich $7\frac{1}{2}$ Sgr. zu zahlen vermögen, freie Verpflegung gewähren kann. Der hochherzige Erbauer hat aber damit ein Denkmal der Liebe gesetzt, welches nicht nur Unzähligen eine christliche Liebespflege bietet, sondern woran auch die ganze Gemeinde in Zukunft ihre Liebe zu bethätigen Gelegenheit hat. Besonders ist's hervorzuheben, daß derselbe zugleich dem Hause noch einen ansehnlichen Garten, welcher hier bei dem enormen Preise der Grundstücke kaum zu erwerben möglich gewesen wäre, geschenkt und denselben bei der neuen Erweiterung des Hauses entsprechend vergrößert hat. Mögen andere Gemeinden ähnliche Wohlthäter finden.

(Fl. Blätter a. d. Rauhen Hause).

Mitte October c. starb zu Rom der Bailli Graf Philipp von Colloredo-Mannsfeld, geboren den 29. November 1779 zu Colloredo in Friaul, seit dem 15. September 1845 Statthalter des Magisteriums (Luogotenente del Magistero) des Johanniter-Malteser-Ordens.

Statistisches.

Ueber die Ausbreitung des Gustav-Adolph-Vereins entnehmen wir einem ausführlichen Referat über die letzte Generalversammlung die nachstehenden interessanten Notizen, wonach derselbe gegenwärtig 47 Hauptvereine, 1054 Zweigvereine, 176 Frauenvereine, 10 Studentenvereine und 7 affiliirte Gemeinden in Schweden, Holland, der Schweiz und in der Walachei zählt. Von den Beiträgen des verflossenen Vereinsjahres im Betrage von etwas über zweimalhunderttausend Thalern kommen ca. 97 Procent auf Deutschland, obenan stehen durch reiche Gaben Frankfurt a. M., Berlin und Leipzig; vertheilt wurden 179,130 Thlr. an 670 unbemittelte Gemeinden und 740 Thlr. an Stipendien und persönlichen Unterstützungen auf specielle Gesuche, die sehr zahlreich eingingen und von denen noch 716 dem geschäftsführenden Ausschusse vorliegen.

Dem evangelischen Jünglingsvereine in Berlin sind vom October 1851 bis zum October c. 2731 junge Männer beigetreten, welche sich zu „einem anständigen christlichen Lebenswandel, zu Treue und Fleiß im irdischen Beruf, zu Vermeidung schlechter Gesellschaft" verbunden haben. Im letzten Jahre zählte dieser Verein 426 Mitglieder, 100 mehr als im Jahre 1863.

(Ev. Kirchl. Anz. v. Berlin.)

Berichtigung.

Das in Nr. 46 dieses Blattes, Seite 290, mitgetheilte chinesische Sprüchwort muß heißen:

„Die Wahrheiten, welche man am unliebsten hört, sind uns die wichtigsten."

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 48. Berlin, den 30. November 1864. **Nr. 48.**

Gebhard Louis von Alvensleben, Geheimer Bergrath, Ehrenritter seit 1839, † zu Halle a. d. S., den 20. November 1864.

Bis zur Auflösung der Balley-Brandenburg im Jahre 1811 wurden die Wappen und Namen der sämmtlichen Commendatoren und Rechtsritter in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg aufgestellt.

Diesem früheren Gebrauche gemäß, haben seit der Wiederaufrichtung der Balley einige Rechtsritter ihre Wappen gleichfalls dort aufhängen lassen; da jedoch die Pfeiler wie die Wände der Kirche mit den ältern Wappen vollständig bedeckt sind und deshalb dort ein ferneres Anbringen von solchen an geeigneten Stellen nicht mehr möglich ist, so hat der Durchlauchtigste Herrenmeister bei Höchstseiner Anwesenheit zum Ritterschlage in Sonnenburg am 24. Juni c. genehmigt, daß die Wappen der Commendatoren und Rechtsritter hinfort im Rittersaale des Ordensschlosses daselbst aufgestellt, und solche, der früher dieserhalb bestandenen Observanz gemäß, mit dem Johanniter-Kreuz derart verbunden werden können, daß bei den Commendatoren und Ehren-Commendatoren das Wappen auf dem Kreuze liegt, während es in den Wappen der Rechtsritter, je nach der Beschaffenheit desselben, entweder als Eck- oder Mittelschild aufgenommen werden kann.

Indem ich dies zur Kenntniß der Herren Commendatoren, Ehren-Commendatoren und Rechtsritter bringe, stelle ich ganz ergebenst anheim, Sich wegen der etwanigen Anfertigung ihrer Wappen zu dem in Rede stehenden Zwecke mit dem Maler Jonas in Sonnenburg in direkte Verbindung zu setzen, der sich bereit erklärt hat, ein complicirtes Wappen für 12 Thlr., ein minder complicirtes für 8 Thlr. und ein ganz einfaches für 6 Thlr. herzustellen.

Demselben würde zu diesem Behufe eine genaue Zeichnung des Wappens und folgende Notizen zu übersenden sein: Vor- und Zuname, Chargen und Amtsverhältnisse, Angabe des Datums der Geburt, Jahr der Ernennung zum Ehrenritter und Datum der Aufnahme als Rechtsritter, resp. Ernennung zum Commendator und Ehren-Commendator.

Berlin, den 29. November 1864.

Graf zu Stolberg Wernigerode,
Canzler des Johanniter-Ordens.

Der souveraine Orden vom heiligen Johann von Jerusalem und seine Wiederbelebung.

(Von G. H. von Schröter, Devotionsritter vom Orden vom heiligen Johann von Jerusalem. Münster 1864.)

Unter diesem Titel ist neuerdings eine Broschüre erschienen, die das Interesse der Leser dieser Blätter auf's lebhafteste in Anspruch nehmen muß und auf die einzugehn wir daher für unsere Pflicht halten. Sie will und darf, wie der Verfasser (S. 73) erklärt, nicht als eine offizielle Schrift des Malteser-Ordens gelten, sondern enthält nur „Privatansichten und Privatvorschläge" ihres Verfassers. Gleichwohl dürfen wir von der Voraussetzung ausgehn, daß derselbe nicht ohne die Ueberzeugung und Zuversicht, im Malteser-Orden und in der katholischen Welt auf Theilnahme für seine Reformgedanken rechnen zu können, mit seiner Schrift in die Oeffentlichkeit getreten ist. Und wenn derselbe an der bezeichneten Stelle hinzufügt, daß „eine Reform des Ordens entschieden den Ansichten des heiligen Stuhles entspricht," so haben wir um so mehr Grund zu wünschen, daß der evangelische Zweig des Johanniter-Ordens von dieser beginnenden Bewegung im Schooße des ihm so nahe verbundenen und verbrüderten Ordens Akt nehme und von ihr zu edlem Wetteifer sich spornen lasse.

Die vorliegende Broschüre ist in streng katholischem Geiste gedacht und geschrieben. Sie athmet Katholicismus. Der katholische Verfasser wird es dem protestantischen Leser nicht verargen, daß derselbe seinen Worten vielfach nicht anders folgen kann, als mit einem Widerspruch im Herzen und mit einem Veto auf den Lippen. Er wird das vielmehr ganz in der Ordnung finden. Wir enthalten uns aber aller Kritik, so berechtigt uns dieselbe auch erscheint, weil wir die Spalten dieses Blattes von confessionellem Hader rein halten wollen und den katholischen Ordensbrüdern gegenüber viel lieber das Gemeinsame hervorheben möchten, was den evangelischen Zweig des Ordens mit ihnen verbindet, als das Trennende, was denselben

von ihnen scheidet. Wir wollen daher nichts thun, als den wesentlichen Inhalt der genannten Schrift mit möglichster Objektivität hier vorführen, in der Gewißheit, daß unsere Leser den Maßstab der Kritik selbst anlegen werden, aber auch in der Ueberzeugung, daß trotz aller zu Tage kommenden Differenzen der edle und ideale Sinn, in dem die Schrift verfaßt ist, und ihre ernsten Wahrheiten lebhafte Zustimmung finden und in den Kreisen des Ordens befruchtend wirken werden.

Die Schrift des Herrn von Schräter ist eine Stimme aus dem Malteser-Orden, die mit rückhaltlosem Ernste denselben zur Selbstkritik aufruft. Sie hält ihm in seiner Geschichte einen Spiegel vor, sie prüft mit scharfer Sonde die Tiefe seiner Wunden; sie sucht nach den Grundlagen und Wegen, auf denen zum Heile der katholischen Kirche und zum Heile des Ordens eine Wiedergeburt desselben sich vollziehen kann. Der Verfasser will, — er erklärt es auf's entschiedenste, — keine Repristination veralteter und von der Geschichte überwundener Zustände und Institutionen; er will den Fortschritt, aber keinen andern, als einen wahrhaftigen. Nur das Menschliche und Irdische darf dem Wechsel unterliegen, das Göttliche und Ewige muß bleiben. Die Form mag geändert werden, in welcher das Leben des Ordens sich gestaltet, aber das ewig Gültige: das Gelübde der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams, leidet nimmer eine Aenderung. Jeder Bruch des Gelübdes ist Todsünde.

Es wird nicht ohne Interesse sein, den Darlegungen des Verfassers weiter zu folgen. Religiöse Orden sind Ströme, die aus der Quelle der katholischen Kirche entspringen. Die Wasser dieser Quelle rinnen in den Strömen. Keinen andern Zweck kann daher ein Orden haben, als den die katholische Kirche selbst hat. Ihr Zweck ist aber: „die Ehre Gottes und die Heiligung der Seelen." Religiöse Orden sind also nichts weiter als: Verwirklichung des christlichen Lebens in seiner möglichsten Vollkommenheit zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen. Auch das Ordensleben hat seine innere und seine äußere Seite; aber das innere Leben ist die Bedingung des äußeren. Ebenso sind die Mittel, deren alle Orden zur Erreichung ihres Zweckes sich bedienen, innere und äußere; aber dasjenige innere Mittel, das als conditio sine qua non jedes Ordensmannes, so wie jedes Ordens anerkannt werden muß, ist: die freiwillige Aufopferung unserer selbst an Gott. Damit nun dieses Opfer des eigenen Selbst möglichst rein gebracht werden könne, ist ein zweites Mittel nöthig, und dies sind die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams. Sie sind „der Schlußstein im Wunderbau des religiösen Ordenslebens; sie erheben den Ordensmann über die gewöhnlichen Lebensbedingungen in ein höheres und vollkommeneres Leben. Durch sie erkennt er das als Gesetz seines Lebens an, was Christus der Herr den Menschen im Allgemeinen nur als Rath zur Erreichung höherer Vollkommenheiten vorgestellt hat." „Vor dieser Erhebung über die socialen Schranken schwinden dann folgerecht alle die Unterschiede und Schranken, die dem socialen Leben nothwendig sind, aber mit dem in einer höheren Sphäre der Vollkommenheit sich bewegenden Ordensleben unvereinbar sein würden, nämlich: die Unterschiede der Stände; an ihre Stelle tritt die höhere christliche Brüderlichkeit und Gleichheit."

Dadurch wird der Orden eine social reformirende und versöhnende Macht, der heilige neutrale Boden, auf dem widerstrebende Tendenzen zum gemeinsamen Gotteswerke sich brüderlich die Hand reichen.

Zur treuen Beobachtung der drei Gelübde ist aber ein drittes Mittel nöthig: „Das ascetische Leben, nach den auf alte Kenntniß und Erfahrung gegründeten Vorschriften." Der Verfasser bestimmt den Begriff der Ascese als „die Wissenschaft, welche uns die Mittel lehrt, unsere Sinnlichkeit und unsere Leidenschaften den Gesetzen und Räthen der Vernunft und der Religion in möglichst vollkommener Weise zu unterwerfen." Er erklärt die Ascese „für das einzige Mittel, die Seele zu der Freiheit zu erheben, die sie für das Empfängniß der Gnade empfänglich macht," und daher jedem Ordensmanne, der ja schon durch die Gelübde zu einer höheren Vollkommenheit verpflichtet ist, für unentbehrlich. Nur der antikatholische und antireligiöse Geist des Naturalismus widerstrebe der Ascese und verdächtige sie. „Die Ascese ist das Kriterium des wahren Ordensmannes, ob in der Kutte, ob im Harnisch." Wer etwa den Orden von St. Johannes dem Ernste dieser Forderungen darum entziehen wollte, weil seine Mitglieder den höheren Ständen angehören, der mache sich zum Anwalt eines frivolen und bornirten Weltsinnes. Die göttliche Wahrheit ist die gleiche für Hoch und Gering.

„Leider hat man aber ziemlich allgemein vergessen, „daß der Malteserorden nicht allein ein religiöser, sondern „seiner innersten Natur nach ein Mönchsorden ist. „Dagegen hat man sich gewöhnt, diesen heiligen Orden „vielmehr als ein heraldisches Institut zu betrachten, „welches seinen Mitgliedern das Privilegium giebt, ein „elegant geformtes Kreuz zu tragen zum Zeichen der „Reinheit und Antiquität ihres Adels, da doch dieses „Kreuz weiter nichts ist, als das demüthige Zeichen „Jesu Christi, um anzudeuten, daß der Träger desselben „sich feierlich dem Herrn verlobt habe, um in vollkommenerer Weise als die übrige Welt dem Beispiele seines „Herrn und Heilandes zu folgen und sein Leben dem „Dienst der Armen, der Pilger, Kranken und Bedrängten „und dem Schutze der Kirche zu opfern. Es ist also dies „Kreuz das Zeichen von religiösen Verpflichtungen, „während die weltlichen Ordensdekorationen Zeichen weltlicher Begünstigungen sind. Wenn letztere ihrem „Inhaber das hochmüthige Gefühl weltlicher Auszeichnung „und der Erhebung über seine Umgebung einflößen, so soll „das Kreuz von St. Johann von Jerusalem seinen Träger, „durch die Erinnerung an sein Vorbild, mit Demuth erfüllen, und er soll dadurch in steter, lebendiger Erinnerung „von dem erhalten werden, was er durch dieses heilige „Zeichen geworden ist, nämlich: Diener, Pfleger der Armen „zur Ehre und aus Liebe Gottes und zum Heil der „eigenen Seele."

Das Zusammenleben in Ordensgenossenschaften, die Arbeit, die Krankenpflege und alle andern Werke der Barmherzigkeit, der Kriegsdienst sind nicht der Zweck des Ordens, sondern die äußeren Mittel, deren er sich für seinen Zweck: „die Ehre Gottes und die Heiligung der Seelen," bedient.

So wenig als die Werke der Barmherzigkeit, so wenig kann der Orden das genossenschaftliche Zusammenleben entbehren, denn das Ausscheiden aus den gewöhnlichen Lebensverhältnissen sei zu allen Zeiten zur Bildung und Vervollkommnung der Seele für nothwendig gehalten und für unerläßlich zur Befreiung von den Leidenschaften, Thorheiten und Vorurtheilen der Welt und des eigenen Selbst, „damit der Ordensmann ein nach dem Vorbilde Christi neu geschaffener Mensch werde."

Auf der Folie dieser Grundanschauungen zeichnet nun der Verfasser eine Skizze der geschichtlichen Vergangenheit des Malteser-Ordens, dieselbe in ihren charakteristischen Zügen mit seinen Bemerkungen erläuternd. Die ursprüngliche Ordensregel des ersten Großmeisters Raimund du Puis legt er hierbei zu Grunde, und wiewohl wir dieselbe als bekannt voraussetzen dürfen, wiederholen wir sie dennoch ihrem wesentlichsten Theile nach, weil „dies Document im Keime das ganze innere und äußere Leben des Ordens enthält, der sich nie von seinem ursprünglichen Geiste hätte entfernen können, wäre ihm das Verständniß dieser Regel stets gegenwärtig vor Augen geblieben," — und weil der Verfasser bei seinen auf eine Regeneration des Ordens hinzielenden Vorschlägen an diese Regel wieder anknüpft. Sie lautet in ihrem Haupttheile:

„Ich will also, daß alle Brüder, welche sich dem Dienste der Armen widmen, sowie der Vertheidigung der katholischen Kirche, mit der Gnade Gottes die drei Dinge halten und befolgen, welche sie ihm versprochen haben, die da sind: Die Keuschheit, der Gehorsam, d. h., daß sie genau alles thun, was ihnen vom Großmeister befohlen wird, und ihr Leben hinzubringen, ohne etwas Eigenes zu besitzen, denn Gott wird von ihnen Rechenschaft fordern über diese drei Dinge am Tage des Gerichts."

In der Ausführung dieser Regel wurde der Orden, aus kleinsten Anfängen sich entwickelnd, eine gewaltige, mit Heldenthum geschmückte, von verborgener Christenherrlichkeit geweihte Macht, die als Schild und Schwert der Christenheit, und wie ein Fels, an dem die wilden Wogen sich brechen, die Feinde der Christenheit, vor denen Europa erbebte, siegreich abgewehrt hat, und zugleich ein kräftiges Heilmittel tief greifender socialer Schäden, die der katholischen Christenheit in ihrem Inneren Gefahr drohten. Denn durch den Orden wurde der heidnischen Verwilderung gesteuert, in welche der europäische Adel fast überall versunken war; durch den Orden wurden die höheren Stände geheiligt, die von heidnischen Standesvorurtheilen, heidnischem Stolz und heidnischer Geringschätzung gegen niedrig stehende Mitmenschen erfüllt waren; durch den Orden gewann die Kirche einen kräftigen Beschützer; durch den Orden wurde das hochfahrende Ritterthum, von welchem das Volk bis dahin erbarmungslos in den Staub getreten wurde, demselben wieder nahe gebracht und mit ihm versöhnt, so daß die, welche bis dahin Rache gebrütet hatten, nun voll Dankbarkeit den kühnen Beschirmern, den barmherzigen Krankenpflegern, den dienenden Führern der Pilger sich anschlossen. Die zerstörende Macht des Adels wurde von Gott nicht dadurch überwunden, daß er diese Macht vernichtete, sondern dadurch, daß er sie zur Trägerin seiner heiligen Gedanken umschuf. „So lange aber" — wir lassen den Verfasser hier mit seinen eigenen Worten reden, um den Ernst derselben, der auch auf evangelischer Seite nicht genug beherzigt werden kann, nicht zu schwächen, — „so lange der Adel seiner Aufgabe eingedenk bleibt und sich erinnert, daß ihm die Höhen des Lebens anvertraut sind, wird ihm die leitende und schützende Hand Gottes immer beistehen und ihn durch alle Gefahren leiten. Allein er bedenke, daß diese höhere äußere Stellung nichts weiter sein kann als das Bild seiner moralischen Höhe, und daß ihm diese höhere äußere Stellung nur angewiesen ist, damit sie ihm als Mittel zur Erreichung dieser moralischen Höhe diene, und daß, wo diese vernachlässigt wird, auch natürlich die äußere Stellung verloren gehen muß. Es kann dies nicht genug beherzigt werden, denn es enthält die ganze Lebensfrage des Adels. Wer aber kein Freund von abstracten Lehren ist, der glaube wenigstens der warnenden, handgreiflichen Erfahrung, welche uns jede Seite der neueren Geschichte so unwiderleglich entgegenhält."

Den richtenden Ernst dieser Wahrheit hat der Malteser-Orden an sich erfahren müssen, und die Darlegung dieser Erfahrung ist der eigentliche Mittelpunkt der vorliegenden Schrift, welcher nach dieser Seite hin, eine so ausgeprägt katholische Färbung sie auch hat, dennoch eine entschieden reformatorische Bedeutung zukommt. Der Verfasser, ein Devotionsritter des Ordens und mit der inneren Lage desselben ohne Zweifel durchaus vertraut, tritt als Bußprediger des Ordens auf und deutet dem zerstörten Jerusalem, welche Macht in ihm selber es war, die dem Feinde verrätherisch die Thore geöffnet. Der Todtengräber, der dem Orden sein Grab gegraben, ist er selber gewesen, aber noch kann ihm die Stunde der Auferweckung schlagen, wenn er, mit der Weihe Gottes neu geweiht, aus den alten, allein göttlichen Ursprüngen zum zweiten Male jung und kräftig geboren wird; ja die Glockenstunde zur Wiedergeburt hat jetzt, eben jetzt geschlagen.

Und derjenige, der diesen Weckruf erhebt, öffnet das Grab des Ordens mit dem edlen Schmerze des Leidtragenden, der den Verlust der theuersten Lebensgüter voll tiefen Wehes beweint, und hebt klagend aus dem Moder heraus die Spuren des Giftes, dessen vernichtende Macht dies untergegangene Leben verzehrt hat. Und dieses Gift, dies langsam, aber sicher tödtende, heißt: der Geiz. — Geiz und Habsucht sind der Judas gewesen, die den Orden in die Hände seiner Verräther und in die Hände des Todes geliefert haben. Der Orden gelangte früh zu großen Einkünften und Besitzungen, deren er zur Führung seiner ununterbrochenen Kriege, wie zum Unterhalte der kolossalen Werke der Barmherzigkeit auch dringend bedurfte. Diese Güter wurden von Ordensbrüdern, in der Regel von Rittern, die im Dienst ergraut waren, verwaltet. Verwaltern größerer Besitzungen war die Aufsicht über mehrere kleinere übertragen. Aus diesen Centralhäusern bildeten sich die Priorate, aus den kleineren Verwaltungen die Commenden. Sämmtliche Einkünfte flossen entweder dem Centralhause im Oriente zu, zur Deckung der Kosten für die dortigen Anstalten und für die Kriege, oder wur-

den für die provinziellen Bedürfnisse des Ordens verwendet. Die Verwalter durften nur so viel für ihren eignen Bedarf zurückhalten, als mit dem Gelübde der Armuth verträglich war. Mit der immer wachsenden Ausdehnung des Ordens aber wuchs auch die Schwierigkeit seiner Controlle. Manche Verwalter griffen untreu das Gut des Ordens an, um sich selbst zu bereichern. Da hielt es der Orden, um größeren Einbußen vorzubeugen, für räthlich, nur gewisse Abgaben („Responsionen") von den Verwaltern zu verlangen und das Uebrige ihnen stillschweigend zu überlassen. Zwar wurden die Pflichten der Barmherzigkeit, der Pilger- und Krankendienst, die Pflege der Wittwen und Waisen, nach wie vor von ihnen verlangt, aber das wurde unzweifelhaft: der Orden selbst hatte durch diese Einrichtung Hand an sein eignes Leben gelegt und die sittliche Fäulniß, von der seine wichtigsten Organe angefressen waren, anerkannt. Er hatte das Gelübde der Armuth und damit im Princip alle Gelübde, suspendirt; er hatte die religiöse Grundlage des Ordens vernichtet, mit der Sünde einen Pakt geschlossen und Habsucht und Geiz mit dem ganzen Gefolge finsterer Gewalten, das an die Fersen derselben sich klammert, im Orden selbst festgebannt und sanktionirt.

Der Fluch mußte so schwerer Sünde folgen. Zunächst erreichte der Orden den Zweck, den er bei dieser verhängnißvollen Maßregel im Auge gehabt, keineswegs. Er wollte Capitalien retten, und rettete nichts, sondern erlitt immer größere Verluste. Durch die Verwandlung der Ordensgüter in Pfründen waren die Administratoren des Ordens zu unabhängigen Lehnsträgern und Feudalherren geworden, die ihre Lehnspflicht nur erfüllten, wann und so lange es ihnen gut dünkte. Die Pfründen-Inhaber ganzer Länder, wie Schottland's, Deutschland's, Böhmen's versagten dem Orden halbe Jahrhunderte lang die Zahlung der Responsionen, bis schließlich der heilige Stuhl mit dem Kirchenbann als Exekutor auftrat, und von den Prioren und Inhabern reicher Commenden, die inzwischen durch den erbeuteten Reichthum zu großer äußerer Macht gelangt waren und ihre eigene Hauspolitik trieben, die kümmerliche und widerwillige Erfüllung ihrer heiligen Pflicht erzwingen mußte. Die Gier nach Pfründen, aller Waffen der Intrigue und der Ungerechtigkeit sich bedienend, wurde nun der Krebsschaden des Ordens, und alle Leidenschaften zogen in seine Thore ein. Der Reichthum gab Genuß und Macht, und Genuß und Macht tödteten in den Gewissen das Bewußtsein der abgelegten Gelübde. Weltliche und geistliche Fürsten streckten ihre Hände nach den Prioraten und Commenden aus, um Glieder ihrer Familien oder ihre Günstlinge und Creaturen mit denselben zu dotiren, und der Orden mußte diese Eindringlinge als seine Ordensbrüder anerkennen. Anderwärts buhlten Ordensbrüder um Fürstengunst, damit sie durch deren Willkür in reiche Pfründen eingesetzt würden. Ja, Ordensbrüder kämpften im Dienste von Fürsten gegen Ordensbrüder, und das zum Kampf gegen die Ungläubigen gerichtete Malteserschwert wurde befleckt mit Bruderblut. Alle Proteste des Ordens und alle Kapitelbeschlüsse blieben fruchtlos; das Leben des Ordens wurde wie von einem Polyp zerfressen, und niemals zerstörte man dessen Wurzel.

Die Schrift schildert nun den sittlichen Verfall, der in Folge des unglückseligen Pfründenthums immer tiefer im Orden um sich griff, und das Ersterben des religiösen Geistes vor dem Geiste der Verweltlichung; sie weist hin auf das Uebergewicht, das die Adelsreinheit vor der moralischen gewann, auf den Untergang der Disciplin unter der Gewalt der Leidenschaften, auf die Vernichtung des Friedens im Orden durch die Hetzjagd nach Pfründen, Ehrenstellen und nach weit unwürdigeren Genüssen. Nur die immer gewaltiger werdenden Angriffe des Islam gegen das Christenthum erhielten den Orden in einer **heldenmüthigen Spannung seiner äußern Kräfte**, der allein es zu danken ist, daß die letzte schmachvolle Katastrophe nicht schon Jahrhunderte früher eintrat. — Das athletische Ringen und die Gebete der Armen, der Kranken, der Wittwen, der Waisen, der Pilger, — sie waren es, die den Orden trotz seines inneren Ruins noch am Leben erhalten haben.

(Schluß folgt.)

Die englischen Rettungsboote.

Das englische Rettungsboot (sagt Esquiros in seiner neuesten Skizze über England) manövrirt alle drei Monate, um die Bemannung zu üben. Diese letztere besteht aus zwei Führern oder Cockswains, und sechs Ruderern. Die Zahl der letzteren schwankt indeß sehr, je nach der Beschaffenheit des „Rettungs- oder Lebensboots", wie die Engländer es nennen; es giebt zuweilen 10, 12 und selbst 14 Ruderer. Der erste Cockswain versieht die Verrichtungen eines Capitains, und bezieht einen festen Gehalt von 8 Pfd. Sterling jährlich. Die Ruderer erhalten an den Uebungstagen 3 Shillinge wenn das Wetter schön, und 5 Shillinge wenn das Wetter schlecht ist; meistens wählt man stürmisches Meer, um den Muth der Mannschaft zu erproben. Dieser Dienst ist sehr gesucht. Die Mannschaft eines Rettungsbootes wird, wie die Engländer sich ausdrücken, von „verschiedenen Händen" gebildet; dennoch giebt man im Allgemeinen den Fischern den Vorzug. Diese letzteren sind mehr an die Gefahren der See gewöhnt, und sie haben so oftmal ihr eigenes Leben auf's Spiel gesetzt, daß sie einigermaßen das Recht erwarben, das der andern zu retten.

Hören wir nun einen Augenzeugen einer solchen Uebungsfahrt. Das Rettungsboot (sagt er) wartete in dem Boothause ungeduldig auf die Stunde, um nach dem Gestade abfahren zu können.

Es lag auf einem vierrädrigen Wagen von eigenthümlicher Form und eignete sich zu allen seinen Bewegungen so gut, daß man es gern für einen natürlichen Locomotionsapparat gehalten hätte. Diesen Wagen verläßt es nie, und auf ihm ruht Tag und Nacht das Rettungsboot, wie eine Kanone auf ihrer Lafette. Dank diesem System kann das Boot nach Art der Amphibien sich eben so gut zu Land als zur See in Bewegung setzen, und wenn seine Dienste erforderlich sind, ist man im Stande, es nach dem dem Schiffbruch nächsten Punkt der Küste zu lenken.*) Der Wagen des Exmouther Ret-

*) Jeder öffentliche Beamte kann die Pferde reclamiren, um das Rettungsboot an's Meer zu bringen, sobald er den Fall für dringend hält. Die Schnelligkeit der Bewegung dieses Wagens ist

tungsboots wurde endlich an das Ufer gezogen. Dort wandte er sich dergestalt um, daß sein Hintertheil Front nach dem Meer machte. Die Männer der Equipage nahmen sodann ihre Plätze im Boot ein, die Ruderer neben den doppelten Reihen von Rudern, der eine der beiden Führer oder Cockswains am Hintertheil, der andere am Vordertheil des Boots. Runde Hüte und wasserdichte Kleider schützten sie gegen den Gischt der Wogen. Das Boot war übrigens ausgerüstet, als hätte es wirklich der Rettung von Menschen aus einem schiffbrüchigen Fahrzeuge gegolten; es befand sich am Bord ein eiserner Enterhaken, ein Anker, ein Beil, ein Compaß und eine Rettungsbake. Die Matrosen waren überdies mit Korkgürteln versehen, welche im Meer einem ganz gekleideten Manne die Brust und die Schultern über dem Wasser halten. Diese Apparate haben mit Vortheil die alten Luft-Gürtel ersetzt; vor einigen Jahren ging zu Whitby die gesammte Mannschaft eines Boots unter, mit Ausnahme eines einzigen Matrosen, der gegen die Wuth der Wogen den neuen Talisman um seinen Leib hatte. Längs des Rettungsboots hingen Leinen in Form von Gewinden: dies waren die äußeren Rettungsseile, an welche die Schiffbrüchigen sich anhängen können, bis sie an Bord heraufgebracht sind. Diese Gewinde sind so eingerichtet, daß die Seile im Nothfall als Steigbügel dienen. Der Wagen wurde sodann von den Männern und den Pferden zugleich ziemlich weit in die Wogen getrieben.

Durch die Form und die Natur des Ganges unterscheidet sich ein flottes Rettungsboot sehr von den gewöhnlichen Booten. Schlank und elegant, das Vorder- und das Hintertheil lebhaft gehoben, fliegt es, streift es die Wogen, kräuselt sie kaum — man könnte es einen Vogel nennen. Es ist die Taube der Arche Noah, welche die Hoffnung auf die Oberfläche des Abgrunds trägt. Der Gedanke der Herstellung eines Boots, das nie sinken könne, war lange Zeit als chimärisch betrachtet und mit Verachtung unter andere auf dem Ocean der Utopien schwimmende Erfindungen verwiesen worden. Dennoch *existirt* heutzutage dieses Boot, und wenn ich das Wort *existiren* gebrauche, so bediene ich mich der englischen Metapher, welche diesen Rettern aus den Meeren eine Art phantastischen Lebens beilegt. Mit welcher Geschwindigkeit und welcher Elasticität gehorcht es der Woge, obwohl es sie beherrscht! Wie scheint es zu dem Meere zu sagen: Ich fürchte dich nicht! Es spielt mit den Wellen und dem Schaum, wie ein vom Orkan gewiegtes Eisvogelnest. Dieses Vertrauen theilt sich rasch der Mannschaft mit. Bald schlagen die Ruderer die Gewässer im Tact, welche sich öffnen, um ihnen Durchgang zu gewähren, und das Boot fliegt dann mit der Schnelligkeit eines Pfeils auf der nassen Fläche dahin; bald hingegen verlassen sie die Ruder, welche wie die Floßfedern eines schlafenden Fisches um die Flanken des Boots schwimmen. Einige von ihnen springen sogar über Bord und stürzen sich von freien Stücken in's Meer, um mit Stolz den Zuschauern die Wirksamkeit der Rettungsgürtel zu zeigen. Nichts fehlte diesen Manövern als gerettete Schiffbrüchige. Das Exmouther Rettungsboot kann nöthigenfalls 30 bis 40 Personen aufnehmen. Nach zwei- oder dreistündiger Uebung begab sich die Bemannung wieder an's Land, begrüßt von den feurigen Hurrahs der Menge.

Um's Jahr 1823 hatten schreckliche Schiffbrüche die Küsten Englands heimgesucht. Auf der Insel Man lebte damals ein Baronet, Sir William Hilary, welcher den Entschluß faßte, den Folgen der Unfälle zur See entweder ganz vorzubeugen oder sie mindestens zu verringern. Er war nicht reich. Sein Vermögen war in Westindien und auch in Essex draufgegangen, wo er auf seine Kosten freiwillige Regimenter von Pächtern ausgerüstet hatte, als der erste Napoleon Großbritannien mit einem Einfall bedrohte. In Ermangelung von Geld hatte er edle Strebungen und einen tüchtigen Verstand. Sein hochherziger Aufruf zu Gunsten schiffbrüchiger Matrosen fand Wiederhall in dem Herzen eines reichen Londoner Handelsmanns, Herrn *Thomas Wilson*, eines Parlamentsmitglieds. Die reichsten Kaufleute der City gingen in die Absichten dieses letzteren ein und erklärten sich bereit, ihre Börsen zu öffnen. *Lord Liverpool*, Premier-Minister, ermunterte Herrn *Wilson*; allein treu den englischen Ueberlieferungen, hütete er sich wohl, den Staat bei einem Werk zu betheiligen, welches sich ganz auf freie Sympathien stützen sollte. Im Anfange des Jahres 1824 fand eine öffentliche Versammlung — ein Meeting — in der London-Tavern statt. Dr. *Manners Sutton*, Erzbischof von Canterbury, führte den Vorsitz in der Versammlung, an der auch Herr *Wilberforce* und Lord *John Russell*, welcher damals in das öffentliche Leben eintrat, Theil nahmen. Herr *Wilson**) wurde zum Vorsitzenden der Gesellschaft ernannt, und da die Küsten von Northumberland die traurige Ehre hatten, der Zahl und der Schwere der Schiffbrüche wegen berühmt zu sein, so errichtete die Gesellschaft besonders dort die ersten Rettungsboot-Stationen. Ein Boot wurde auch an den Küsten der Insel Man stationirt. Sir *William Hilary*, von dem die erste Idee zur Gründung der Rettungsgesellschaft ausgegangen war, wagte sich selbst mehrmals in dieses Boot und rettete manchen Schiffbrüchigen. Eines Tages wäre er beinahe zu Grunde gegangen; durch die Gewalt des Sturmes aus dem Boot hinausgeschleudert, zerbrach er sich mehrere Rippen und erholte sich nie vollständig von den Folgen dieses Unfalls.

Das Land befand sich damals in einer Handelskrisis, das Interesse, welches man anfänglich an dem Dienst der Rettungsboote genommen hatte, schien zu verschwinden. Mehrere örtliche Genossenschaften starben, wie die Engländer sagen, natürlichen Todes. In Ermangelung einer Oberaufsicht geriethen die Boote in unbrauchbaren Zustand. Was konnte übrigens die Anstalt thun mit einer Jahreseinnahme von 400 bis 500 Pfd. St.?

Da sie fast kein Lebenszeichen von sich gab, so vergaß man sie. Kaum blieben 12 Rettungsboot-Stationen im ganzen Königreich, und dennoch vervielfältigten sich die Schiffbrüche bei der stets wachsenden Zahl der Schiffe.

der Art, daß das Boot oft 5 Minuten nach ertheiltem Befehl in's Meer gelassen werden kann.

*) Er starb im Jahre 1852, in einem Alter von 85 Jahren, nachdem er in der Gesellschaft der Rettungsboote 29 Jahre lang den Vorsitz geführt hatte.

Solcher Art war der Zustand des Verfalls der Rettungsboote, als aus einem schrecklichen Unglück, um's Jahr 1849, die Regeneration der Anstalt hervorging. Zwanzig Matrosen von Shields waren Angesichts der Küste zu Grunde gegangen. Dieses traurige Ereigniß riß die Gesellschaft aus ihrem langen Schlaf heraus. Im folgenden Jahre 1850 wurde der Herzog von Northumberland zum Vorsitzenden derselben ernannt; der Ausschuß erneuerte sich, und ein Anwalt, Herr Richard Lewis, übernahm in seiner Eigenschaft als Schriftführer die Organisation eines Dienstes, dem es besonders an Leitung fehlte. Alles hat sich seitdem geändert. Ohne in irgend etwas die Freiheit der Ortsausschüsse anzutasten, knüpfte das Institut Verbindungen mit denselben an, und übte durch einen seiner Beamten eine thätige Oberaufsicht aus über alle Rettungsboot-Stationen, welche Geneigtheit zeigten, sich einem Mittelpunkt anzuschließen. Man setzte außerdem eine feste Gehaltsabstufung für die Führer oder Cockswains fest, und begründete für die Mannschaften der Rettungsboote ein im Verhältniß zur Natur der Dienste stehendes Remunerationssystem. Die Folge dieser Anstrengungen war, daß der Anstalt die Sympathien wieder zugeführt wurden, die sich ihr entfremdet hatten. Die Engländer geben ihr Geld nicht gern her für Dinge, die schlecht durchgeführt werden; sobald sie aber einen hochherzigen Zweck und wirksame Mittel zur Erreichung desselben vor Augen haben, mangeln sie nicht mit der Mildthätigkeit. Man berechnet, daß alljährlich 100 Millionen Fr. aus der Hand von Privatmännern in die Kasse der verschiedenen Hülfsgesellschaften fallen. Mit einem solchen Budget bildet die Wohlthätigkeit bei den Engländern das, was man anderwärts „einen Staat im Staate" nennen würde.

Die Anstalt besitzt heutzutage 132 Rettungsboote, die an sämmtlichen besonders gefährlichen Stellen der englischen Küste vertheilt sind. Jedes dieser Boote kostet mit Zubehör 500 bis 600 Pfd. St. (das Boot selbst kommt auf 300 Pfd. St. zu stehen, seine Transportkosten betragen 100 Pfd. St., das Haus zur Unterbringung des Boots, das Bootshaus, kostet 50 Pfd. St.). Dies ist also, wenn man nur den materiellen Gesichtspunkt im Auge behält, ein bereits sehr beträchtliches Capital, das inmitten der Stürme über dem Abgrund schwimmt.

Entspricht die Wirksamkeit der Rettungsboote ganz den edlen Absichten der Gründer? Dies ist eine Frage, die sich durch Ziffern aufklären läßt. Von 1824 — der Zeit der Gründung der Gesellschaft — bis 1863 haben die „Lebensboote" 13,568 Personen vom Untergang gerettet. Das letzte Jahr (1863) zeichnete sich besonders durch die Zahl der Schiffbrüche aus. Die Herbststürme zeigten sich vielleicht als die zerstörendsten von allen, welche je die brittannischen Küsten verheerten.

In den Städten Yarmouth und Shields zählte man nach Hunderten die Wittwen und Waisen, welche der Sturm der ersten Tage Decembers hinter sich ließ. Inmitten so vieler Unglücksfälle entrannen 4565 Personen den Wagen, die ihren Schlund geöffnet hatten, um dieselben zu verschlingen; 498 davon fanden Hülfe durch die Rettungsboote, 329 durch die Raketen-Apparate, und 3738 entweder durch das Boot des schiffbrüchigen Fahrzeugs selbst, oder durch die Dampfboote, oder durch die Fischerboote, oder durch jedes andere Rettungsmittel. Hierbei ist wohl zu beachten, daß die 498 Rettungen, welche die Rettungsboote bewerkstelligten, das bildeten, was man in der Arzneikunde und in Marine-Ausdrücken „verzweifelte Fälle" nennt. Allen Vermuthungen nach hätten diese Schiffbrüchigen durch keine andere Erfindung gerettet werden können. (Das Ausland.)

Die Preußische Haupt-Bibelgesellschaft, welche am letzten Reformationsfeste ihr 50jähriges Jubiläum feierte, hat im Jahre 1863 ausgegeben: 18,478 Bibeln, 791 Neue Testamente. Davon erhielten die Tochtergesellschaften Geschenke und Ausstattungen 10,530 Bibeln; zum Reformationsfeste wurden 330 Bibeln an arme Schulkinder verschenkt; außerdem erhielten Kirchen, Institute und Abgebrannte 170 Bibeln. Berliner Stadtschulen erhielten für die Erträge der Bibel-Pfennigbüchsen 675 Bibeln; an die Militairschulen wurden 300 Bibeln übersandt. — Durch die Magazin-Verwaltung wurden in die Provinzen gesandt 3208 Bibeln, 503 Neue Testamente; in Berlin ausgegeben 3265 Bibeln, 228 Neue Testamente. — Seit der Stiftung der Gesellschaft im Jahre 1814 bis Ende des Jahres 1863 sind von derselben 560,405 Bibeln und 72,496 Neue Testamente vertheilt worden. Die Zahl der Tochtergesellschaften betrug ultimo 1863: 133. In Gemeinschaft mit diesen sind von der Hauptbibelgesellschaft im Jahre 1863 vertheilt worden: 54,965 Bibeln und 24,635 Neue Testamente, Summa 79,600 heilige Schriften. — Die Zahl der seit der Stiftung in Gemeinschaft mit den Tochtergesellschaften vertheilten heiligen Schriften ist: 1,897,034 Bibeln und 841,488 Neue Testamente; Summa 2,720,522 heilige Schriften.

In diesem Jahre sind vertheilt worden: Geschenke und Ausstattungen an Tochtergesellschaften 9655 Bibeln; zum Jubelfeste Geschenke an Tochtergesellschaften und Berliner Anstalten und Vereine 3000 Bibeln; zum Reformationsfeste werden 350 Bibeln an die Parochien Berlins geschenkt. Endlich ist mit der Herausgabe der litthauischen und wendischen Bibel bereits der Anfang gemacht.

(Ev. Kirchl. Anz. v. Berlin.)

Neueste Ermittelungen über Consum spirituöser Getränke und über deren nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit ergeben, daß unter 170 Geisteskranken, die im Laufe eines Jahres in die Irrenanstalt von Charenton gebracht wurden, nicht weniger als 60 die Opfer des übermäßigen Genusses geistiger Getränke waren. Im Departement der untern Seine giebt es einen kleinen Fabrikplatz mit 9000 Einwohnern, der jährlich 200,000 Litres Branntwein für seinen Bedarf bezieht. In London repräsentirt der jährliche Consum an Branntwein ein Kapital von 75 Millionen Francs.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Heeilch, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 49. Berlin, den 7. December 1864. **Nr. 49.**

1. Gustav Eduard Ferdinand von Lamprecht, wirklicher Geheimer Rath und Präsident des Haupt-Bank-Directoriums, Ehrenritter seit 1835, † zu Berlin 30. November 1864.

2. Helmuth von Rieben, Major a. D., auf Schildberg bei Soldin, Ehrenritter seit 1842, † zu Schildberg 1. December 1864.

3. Friedrich Magnus Graf von Schlieffen, Major a. D., auf Groß-Krausche, Kreis Bunzlau, Ehrenritter seit 1854, † zu Groß-Krausche 2. December 1864.

Der souveraine Orden vom heiligen Johann von Jerusalem und seine Wiederbelebung.

(Von G. H. von Schröter, Devotionsritter vom Orden vom heiligen Johann von Jerusalem. Münster 1864.)

(Schluß.)

Wir übergehen die weitere Geschichte des Ordens, wie sie von der vorliegenden Schrift skizzirt wird. Sie begleitet ihn, das Heroenthum seines Ringens bewundernd, den Verfall seines inneren Lebens beklagend, vom Streitroß zu Schiffe und zeigt uns den Glanz seiner Herrschaft über das Mittelmeer. Sie folgt ihm von Jerusalem nach Cypern, von Cypern nach Rhodus, von Rhodus nach Malta und läßt uns in die trotz aller Waffenherrlichkeit wachsende und steigende innere Entartung und Auflösung hineinschauen. So führt sie uns bis zur Reformation. — Wir haben uns aller Kritik römisch-katholischer Auffassungen in bester Absicht enthalten. Aber an diese Stelle der Schrift gelangend, können wir doch nicht einen Ausdruck des Schmerzes über den Eifer und über den Mangel an Verständniß unterdrücken, in dem über die Reformation gerichtet und der Stab gebrochen wird. Sicherlich würde der geehrte Verfasser, ein so guter Katholik er sein mag, sein Urtheil sehr modificiren, wenn er dem so nahe liegenden Gedanken Raum gäbe, daß der Verfall des Ordens von St. Johann sich mitten in der katholischen Welt, am Busen seiner Mutter, der Kirche, unter den Augen des Papstthums vollzogen hat, und daß so tief greifende, so allseitig verzehrende, so trotz aller Versuche unüberwundene Schäden doch unbegreiflich wären, wenn dieselben nicht in der katholischen Kirche des Mittelalters, gegen deren Schäden mit dem Rufe zur Buße die Reformation sich erhob, den eben so wahlverwandten wie fruchtbaren Boden gefunden hätten. „Schon erhoben sich," — so schreibt Herr von Schröter, — „die eigenen Kinder im Schooße der Kirche mit offenem Aufruhr gegen die eigene Mutter und wurden erbittertere Feinde als selbst die tartarischen Horden. Die Raubsucht der Großen schloß Brüderschaft mit dem Geiste des Aufruhrs; der geheuchelte Schutz des Evangeliums wurde Vorwand zum Angriff auf die Kirche und ihre Güter; von allen Seiten erhob sich ein wüstes, verwirrtes Tersites-Geheul gegen die Braut Christi, und Pöbel, Fürsten und Herren wetteiferten brüderlich in jeglicher Gewaltthat und jeglichem Frevel an Allem, was heilig. Ein Reich nach dem andern fiel ab von der Kirche, bis bald der ganze Norden Europa's von ihr getrennt war." Brauchen wir dieses Zeugniß erst zu entkräften? Es ist genug, daß wir es wiederholen. — Wir folgen der Darstellung weiter.

Der in höchster Gefahr schwebenden Kirche nahm Gott sich an und sandte ihr einen Retter, ausersehen als Stütze des Sinkenden, um zu stärken, was schwach war, und durch neue, größe Eroberungen in der Macht des Glaubens, der Buße, der Wunder, — er selber ein Wunder, — die schmerzlichen Verluste zu decken: Ignatius von Loyola und den Jesuitismus! Der aus dem Nichts das All erschuf, der weiß Mittel und Wege. Darum soll jeder Katholik festen frischen Muth haben und unerschütterlich und opferbereit auf die Hülfe Gottes bauen.

Inzwischen sank der Orden in Malta immer tiefer herab; die Ritter wurden eine wilde, sittenlose Soldateska, und weder der Strang, noch die Tiefe des Meeres, in die man die Ausgearteten versenkte, vermochten die Rückgebliebenen zu schrecken. Die Sitten der Malteserritter waren sprüchwörtlich geworden, während die Gesetze einer weltlichen, conventionellen Afterehre, die mit Gottes Ehre und Gesetz im grellsten Widerspruch steht, mit sündhafter Gewissenhaftigkeit beobachtet wurden. Jahrhunderte vergingen, und alle Warnungen blieben verloren. Die französische Revolution brach herein; wider Adel und Klerus herrschte allgemeine Erbitterung. Der Adel, der eifrigste Pfleger und Verbreiter frivoler und atheistischer Doctrinen, erndtet, was er gesät. Die religiösen Orden in Frankreich wurden aufgehoben, ihre Güter confiscirt. Die franzö-

fischen Ritter, von ihren reichen Commenden gejagt, flüchteten nach Malta und verpesteten den ohnedies kranken Körper mit dem Gifte frecher voltairischer Freigeisterei und Gottlosigkeit, eines rasenden Hasses gegen Gott und die Kirche und des wildesten socialen Jacobinismus. Da erschien Bonaparte vor Malta, und Malta fiel schimpflich ohne Schwertschlag. Das war Gottes Gericht über den Orden für die Schuld, daß er der Habsucht und dem Geiz seinen religiösen Charakter geopfert hat. *Daher, so lange das Commendensystem existirt, giebt es für den Orden keine Hülfe.* Dies System ist der Fluch des Ordens.

Der Verfasser, in hoher Begeisterung für den Orden, sieht sich aber nach Hülfe um und gelangt zu dem Resultate, daß *die erste ursprüngliche Regel desselben für seine Regeneration zureichend ist*; er werde wieder, was er war: „*ein religiöser Orden im eigentlichen Sinne des Wortes zur Vertheidigung des Glaubens und im Dienste der Armen und Kranken!*“ Oder, wenn wir den Verfasser recht verstehn: was der katholischen Kirche im Zeitalter der Reformation der Jesuitenorden war, das werde ihr im Zeitalter der Revolution der souveraine Orden vom heiligen Johann von Jerusalem!

Der Verfasser lenkt seine Blicke nach der alten heiligen Geburtsstätte des Ordens, nach Jerusalem. Dort, wo er geboren ward, soll er wiedergeboren werden. Vor Jahren schon hat er, nach mehrfachen mißlungenen Versuchen einer Regeneration, die Gründung eines Hospizes an jener heiligen Stätte in's Auge gefaßt, eines Hospizes zur Aufnahme von Pilgern und Kranken und zur Ausbildung neu eingetretener Ordensbrüder. Ein Devotionsritter hat im Jahre 1857 die nöthigen Studien an Ort und Stelle gemacht; sein Bericht (er ist in französischer Sprache der Schrift beigegeben) wurde vom heiligen Stuhle geprüft und gebilligt und von letzterem die Zusicherung gegeben, die zur Niederlassung des Ordens in Jerusalem nöthigen Anordnungen mit der türkischen Regierung zu treffen. Das ist die Sachlage im gegenwärtigen Augenblick. So trübselig auch die Lage der katholischen Kirche im Orient ist, so gedrückt und überflügelt von den Schismatikern, so getreten zum Theil von ihren eigenen Kindern, so umgarnt von der Lüge der Diplomatie, die mit der Lüge der Revolution um den Vorrang streitet: dennoch ist Jerusalem die Stätte der Neugeburt. Der Orient harrt verlangend der Wohlthaten des Katholicismus; der Adel bedarf der Erneuerung durch einen religiösen Orden; die socialen Wirren können nur durch einen solchen gelöst werden; die katholische Kirche ist auf diese Hülfe gewiesen. „*Wenn der Welt ein moralisches Element verloren geht, so beruft Gott einen religiösen Orden, um ihr das Verlorene zurückzugeben.*“ Nur ein religiöser Orden wird Kirche und Staaten von den finstern Mächten der Revolution erretten. Das kann, das soll der regenerirte Johanniterorden leisten, und er wird es leisten, wenn man diese wohlthätigen und natürlichen Folgen nicht mit seinem Zwecke verwechselt. Sein innerster Zweck darf nur ein religiöser sein. An untergeschobenen politischen oder weltlichen Zwecken würde er wieder schmachvoll zu Grunde gehen.

Des wiedergeborenen Johanniterordens Aufgabe würde es sein, die vom Centrum der Religion (d. h. des Katholicismus) abgeirrten Mächte der Wissenschaft und der Kunst zu diesem Centrum wieder zurückzuführen und damit eine Umwandlung im Geistesleben der Völker, das dem Tode des Naturalismus in die Arme gefallen ist, zu vermitteln, nachdem die Elemente die Umwandlung in ihm, dem Orden selbst, ihre Wirksamkeit vollzogen haben. Doch solche Bestrebungen setzen eine neue Consolidirung des Ordens voraus. Auf sie ist zuerst alle Thätigkeit zu richten. Von den Bischöfen, dem Klerus und den höheren Ständen ist zu erwarten, daß sie, gemäß den Wünschen des heiligen Stuhles, das Unternehmen des Ordens in Jerusalem energisch unterstützen werden. *Für das katholische Deutschland wäre es aber von höchster Wichtigkeit, wenn gleichzeitig ein Ordenshaus in einer geeigneten Gegend Deutschlands, in Westphalen, in Schlesien, am Rhein oder wo sonst als zukünftiger Sitz eines Ordenspriors gegründet würde.* Mit diesem Priorate wäre 1) ein *Hospiz* zu verbinden zur Aufnahme von Aspiranten für den Orden, worin dieselben sich für ihren Beruf befähigten, um dann ihren (temporären) Dienst im heiligen Lande anzutreten; 2) ein *Hospital* zur Pflege von Kranken, wobei es rathsam wäre, namentlich auf bemittelte Kranke Rücksicht zu nehmen. Im Hospitale würden die Novizen in praktischer Weise in ihrem Berufe geprüft und geübt werden können. — Mit lebhaftem Interesse sind wir den Anschauungen gefolgt, welche der Verfasser von diesem zukünftigen Ordenshause hat; er malt aus ihnen ein Zukunftsbild, das uns um so mehr zu denken giebt, je deutlicher wir darauf hingewiesen werden, daß als Stätte für dasselbe unser preußisches Vaterland am liebsten ausersehen werden möchte. Wir sehn im Geiste den bedeutungsvollen Bau vor uns, seinen inneren Zwecken gemäß angelegt, von Wirthschaftsgebäuden und erheblichen Ackerflächen umgeben, die den Bewohnern neben ihren ernsten geistlichen Uebungen eine angemessene Thätigkeit bieten und Ordenshaus und Orden mit conservativer Macht im Bewußtsein und Leben des Volkes befestigen sollen. Unter jenen Dächern, hinter jenen Festern wohnen die Professen, wohnt die Schaar jugendlicher Novizen, auf deren Pflege und Führung der Orden den allergrößten Ernst, die allersorgfältigste Sorgfalt richten soll; denn im Noviziat ruht seine Zukunft.

Die Novizen haben theoretisch und praktisch eine ernste Bildungsschule durchzumachen. Im klösterlichen Gemeinschaftsleben werden sie für ihren Lebensberuf vorbereitet. Ein Novizenmeister ist ihr Führer; in ihm verkörpert sich der Ordensgeist in möglichst vollendeten Formen, um dieselben dem Geist und Leben der Novizen einzudrücken. Ein Beichtvater steht ihm zur Seite. Außer den Novizen soll sich noch eine andere Schaar junger Männer im Ordenshause sammeln, die, ohne in den Orden eintreten zu wollen, denselben doch durch Gesinnung und als *Terziarier oder Devotionsritter* verbunden sind. Ein tiefgefühltes Bedürfniß sei in vielen katholischen Familien nach einem Hause vorhanden, in welchem solche junge Männer Aufnahme und Fortbildung finden können, deren Ausbildung in den sogenannten Erziehungshäusern vollendet ist. Hier sollen sie zu „*katholischen Männern*“ gereift und „*mit dem Geiste katholischer Ritterlich-*

keit und katholischen *Muthes*" erfüllt werden. Zugleich soll das Ordenshaus der Convent für die Professen des Ordens sein, die noch nicht nach dem heiligen Lande gehen oder ihre Dienstzeit daselbst vollendet haben; denn das abgeschlossene Leben in Genossenschaft bleibt unerläßliche Bedingung für das Gedeihen des Ordens. Welche vielseitige und tiefgreifende Bedeutung des Ordenshauses! Es darf daher kein Eifer eifrig genug sein, um dies erste deutsche Ordenshaus in möglichster Vollkommenheit zu gestalten und innerlich durchzubilden. Es soll eine erste Pflanzschule des Ordens in Deutschland sein, aus dessen Schooße Töchterhäuser hervorgehen und Vorsteher zukünftiger Anstalten sollen gebildet werden: Summa, eine Burg des Katholicismus in Deutschland soll es werden und eine Missionsstätte echt katholischen Ordensgeistes.

Der Verfasser erkennt aber mit voller Klarheit, daß alle Organisationspläne, so gut angelegt sie sein mögen, doch nichtig sind, wenn es dem Orden an *den echten Männern* fehlt. Noch fehlt es ihm an denselben. Er muß ein neues Geschlecht, ein Geschlecht katholischer Ordenshelden sich erziehen. In dem frommen Geschlecht der Frauen, den Hüterinnen des Familienthums, muß er einen mächtigen Verbündeten sich schaffen; er muß durch Schaaren von Geistesverwandten, wie mit einem Netze von Missionaren, die Völker umspannen; er muß, an den heiligen Stuhl sich klammernd, die noch vorhandenen Trümmer des Ordens neu beleben und in den geweihten Boden des heiligen Landes sich wieder einwurzelnd, ein neues Feuer des Glaubens in der katholischen Welt anfachen.

Dieser Prozeß muß sich allmählich vollziehen, und zwar nicht von oben herab, sondern von unten empor. Wie alle größeren Orden muß auch der Orden von St. Johann seine *Terziarier oder Devotionsritter* haben, d. h. solche, die zwar in der Welt leben, in allen Ständen und Beschäftigungen des Lebens, die daher keine Gelübde ablegen, allein *innerlich* am Orden Theil nehmen, nämlich durch gewisse religiöse Uebungen, durch die Verpflichtung zu einem religiösen und moralischen Leben und durch die Theilnahme an den guten Werken, den geistlichen Privilegien und Indulgenzen des Ordens. Durch seine Terziarier hat der Franziskaner- und Dominikaner-Orden seine reformatorische und völkerrettende Macht geübt; durch seine Terziarier nur kann auch der Orden von Malta die ihm gestellten großen Aufgaben erfüllen. Durch sie wird er in alle Kreise des socialen Lebens wirkend und Mitwirkung gewinnend hinein reichen. An ihn werden auch *Vereine von Frauen* sich anschließen, um die apostolische Mission des weiblichen Geschlechtes in fester Geschlossenheit auszuführen.

Nachdem im Jahre 1857 die Gründung eines Ordenshauses in Jerusalem beschlossen war, nachdem ein Profeß-Ritter in England ein Hospital und eine Kirche mit Aufwand großer Capitalien errichtet und eine erhebliche Anzahl katholischer Adliger in Preußen das Devotionskreuz des Ordens genommen, sind alle Verhandlungen mit dem Magisterium desselben in Rom und mit der preußischen Regierung erfolglos geblieben. Aber die Vorsehung trat selbst ein und wies der Genossenschaft der Terziarier im dänischen Kriege durch die Pflege der Kranken und Verwundeten, an der sie sich mit betheiligte, aus dem endlosen Labyrinth gescheiterter Hoffnungen und Versuche heraus eine neue Zukunft. *Dieser Weg ist einfach und praktisch fortzusetzen.* Derselbe wird sich inne halten lassen, auch wenn der Krieg beendet ist. Die betheiligten Terziarier verpflichten sich, — das ist der Plan des Verfassers, — auf die Zeit von 2 bis 3 Jahren zu allen von der Genossenschaft zu unternehmenden Werken der Barmherzigkeit, jedoch nur durch einfaches Gelöbniß in die Hand des Vorstehers, nicht durch Gelübde. Wohl aber machen sie sich, ohne ein Gelübde abzulegen, für diese Zeit verbindlich *zur Keuschheit, Armuth und Gehorsam und zur Unterwerfung unter die ihnen auferlegte religiöse wie äußere Disciplin.* Durch diese Verpflichtung tritt der Terziarier in ein *Noviziat* ein und in ein genossenschaftliches Leben mit den übrigen Brüdern nach den üblichen Vorschriften. Während der Novizenzeit darf Niemand sich seines Vermögens oder seiner Privat-Einkünfte bedienen; doch bleiben sie sein eigen. Jeder empfängt, was er bedarf, vom Orden; der Vermögende gegen entsprechendes Aequivalent. Nicht bloß Devotionsritter, sondern auch sonstige geeignete Persönlichkeiten dürfen in dieses Noviziat eintreten. Nach Ablauf der 2 bis 3 Jahre hat Jeder die völlige Freiheit, zurückzutreten, ohne daß irgend ein Vorwurf ihn treffen dürfte. Auch dem Zurücktretenden wird diese Zeit als eine Segenszeit sich erweisen, vor allem dadurch, daß sie ihn an *geregelte Thätigkeit* gewöhnt hat; welch ein Gewinn für die Jugend des Adels! Diejenigen aber, die sich entschließen, ihr ganzes Leben dem Orden zu widmen, werden dann die wohl vorbereiteten Grundelemente zu festerem Abschluß der religiösen Corporation. Während jetzt der Orden seinen Aspiranten nichts zu bieten vermag als die Aussicht auf eine Commende, also das Gegentheil von dem, was der Ordensmann im Orden suchen soll, und während er durch diesen Schaden an lebendigen Gliedern verarmt ist: wird in solcher Weise der Malteser-Orden *ein neues Capital persönlicher Kräfte*, und in ihnen die Grundbedingung einer verjüngten Existenz gewinnen. Mit diesen im Noviziat Erprobten, die nunmehr Justizritter werden können, beginnt dann der Orden seine Reformen, und alle Schwierigkeiten, die dem corporativen Auftreten des Ordens jetzt im Wege stehn, namentlich auch die politischen, werden durch die Kraft seines religiösen Lebens und seiner praktischen, wohlthätigen Wirksamkeit überwunden werden. Von den Terziariern also, nicht von den mannigfach gebundenen Justiz- und Profeßrittern muß die Reform des Ordens ausgehn.

Für den (nun eingetretenen) Fall einer baldigen Beendigung des deutsch-dänischen Krieges würde die Genossenschaft der Terziarier im *heiligen Lande* eine höchst angemessene Thätigkeit finden, dort, wo auf die Sanktuarien übernatürliche Gnaden vom Himmel herabströmen. Die Pilger wären es, an denen sie Barmherzigket zu üben hätten. An den Grenzen des Heiligen Landes würden dieselben zu empfangen, nach Jerusalem zu geleiten, durch heilige Uebungen und durch die Sakramente vorzubereiten und dann, unter Umständen auch mit den Waffen geschützt, zu allen heiligen Stätten zu führen sein, damit sie als Wiedergeborene nach dem Vaterlande zurückkehren. Diese Werke der Barmherzigkeit werden den Ordensbrüdern

selbst eine stete, ununterbrochene Andachtsübung und eine Bereitung für zukünftiges Dienen sein; ihre Wirksamkeit wird, wie ein erfrischendes Bad, sie verjüngen und allen sittlichen Gefahren entreißen, unter denen sie sonst geistig und geistlich zu Grunde gehen würden.

Durch thatsächliche Verhältnisse ist diesen Plänen bereits vorgearbeitet. Das neue österreichische Pilgerhospiz konnte dem Orden einen zukunftsreichen Mittelpunkt im heiligen Lande bieten. Conflicte mit französischer Protektionsliebhaberei wären hier nicht zu fürchten, da die französische Regierung dies Institut als National-Anstalt ansieht, und eben so wenig Conflicte mit der Pforte oder den Lokalbehörden. Dem Ausschusse der Genossenschaft würde es gelingen, mit dem Kardinale-Erzbischofe von Wien eine Vereinbarung hierüber abzuschließen und die Anstalt definitiv oder temporär zu übernehmen. Der Orden würde dadurch für diese Anstalt in den Genuß der ihr jährlich aus Oesterreich zufließenden Almosen kommen, und der Kölner Verein wie andere würden es an Beisteuer nicht fehlen lassen. Vor allem aber würde der Orden in Oesterreich und in Italien ein Unternehmen, das einzig zu seiner Rettung und Wiederbelebung begonnen wird, mit seinen moralischen und materiellen Mitteln unterstützen. „Es würde eine Beleidigung des Ordens sein, wollte man nur einen Augenblick hieran zweifeln." —

Die Anstalt in Jerusalem würde ihre wahre Bedeutung aber erst durch Errichtung von Filialhäusern in allen Pilgerstationen des Landes erhalten, in Bethlehem, Nazareth, Jaffa u. s. w. Man fange nur an und gehe Schritt um Schritt vorwärts! Neben dem Hause in Jerusalem aber stehe bald möglichst, durch concentrirte Kraft gefördert, das Ordenshaus in Deutschland, — in Westphalen, in Schlesien oder am Rhein!

Wir schließen unsere Mittheilungen. Sie mögen von den Rittern des evangelischen Johanniter-Ordens erwogen werden, und nicht blos von diesen, denn jene Reformgedanken gehn über das Gebiet des Ordenswesens weit hinaus. Der evangelische Johanniter-Orden hat auf den Schlachtfeldern und in den Spitälern Schleswigs ein herrliches und gesegnetes Stück Arbeit gethan; aber daß jetzt für ihn keine Zeit ist, auf Lorbeeren zu ruhen, daran mahnt diese Schrift ihn laut, und auch die evangelische Kirche hat Ursache, solche Mahnung nicht zu überhören.

Der katholische Verfasser schließt seine Schrift mit einem Schriftworte, und zum Zeichen guten Einverständnisses auf dem einen, heiligen Grunde, trotz aller Divergenzen, schließt der protestantische Berichterstatter mit ihm:

Nisi Dominus aedificaverit domum, in vanum laboraverunt, qui aedificant eum. r.

Edelmuth.*)

I.

Ein Mann der Arbeit saß am Krankenbette
Und grollte finster mit des Schicksals Mächten,
Daß gegen Kron' und Scepter er vergebens
Sein Blut gewagt in stürmischen Gefechten;

Daß er verführt von Leidenschafts Dämonen
Und in Verblendung sich in's Elend stürzte,
Daß fern der Heimath ihm die Freunde fehlen,
Daß seines Lebens Glück er frevelnd kürzte.

Krank ruht sein Weib auf feuchtem, strohnem Pfühle,
Entkräftung hat gekettet sie an's Bette;
Die Nahrung fehlt, am Herzen nagt der Kummer,
Sie fleht zu Gott, daß helfe er und rette.

Wie ist unheimlich dieses Kellers Wohnung,
Durch Thür und Fenster fühlt den Wind man streifen,
Wohlthätig wärmt kein Feuer da die Glieder.
Wird nicht der Tod gar bald ein Opfer greifen?

Kein Bissen Brod, vor Hunger weint der Knabe,
Die Mutter preßt ihn an die Fieber-Wangen,
„Ein Schnittchen Brod, nur eine kleine Gabe,"
Hört man das Kind mit Wehmuthslaut verlangen.

Die Mutter fleht: „Barmherz'ger Gott erhöre,
Spend' Hilfe uns! — Herr, laß uns nicht verschmachten,
O, sende einen Engel uns Bedrängten,
Zu retten uns aus dieses Elends Nächten."

Wild ras't der Mann! — verflucht sich und die Seinen,
Und brüllt im Zorn: „Weib, schweig mit dem Gebete,
Fort, Junge, fort! — hinaus mit Dir zum Bettel,
Schaffst Brod Du nicht! — Du siehst dort die Musquete!"

Das arme Kind, er treibt es fort mit Schlägen,
In Sturm und Graus, in tiefbeschneite Straßen;
Die Mutter seufzt, sie betet fromm, doch leise,
Zu sühnen ihres Mannes frevelnd Rasen.

II.

An einem Borne stand der Knabe weinend,
Im Winde flattern ihm die Locken-Haare,
Doch wer dem Kleinen naht, eilt rasch vorüber,
Der März war rauh im achtundvierz'ger Jahre.

Wer ist die edle Frau, sie beugt sich nieder
Zum halberstarrten Kind: — „Was fehlt Dir Junge?"
Der Arme weint, kann nicht zum Worte kommen,
Es scheint gelähmt durch's Schluchzen ihm die Zunge.

„Wie kommt's, daß schutzlos Du bei solchem Wetter,
Bei Schnee und Sturm hier an dem Borne kauerst?
Daß Deine Mutter Dich allein gelassen,
Komm', sag' mir schnell, weshalb Du weinst und trauerst?"

„Ich bat um Brod, — doch Vater gab mir Schläge
Und schickt zum Betteln mich mit wilden Mienen;
Die Mutter ist erkrankt und hat das Fieber,
Sie kann kein Brod uns Armen mehr verdienen.

Oft zürnt der Vater, giebt uns harte Worte,
Die Mutter trägt in Thränen still die Sorgen.
O, helft uns edle Dame, helft der Mutter,
Dort in dem Keller wohnen wir verborgen."

Da faßt an seinem Händchen ihn die Dame,
Zur Unglücksstätte soll den Weg er zeigen,
So schreitet hin ein hehrer Friedens-Engel,
Vor dessen Palme Noth und Sorge weichen.

III.

Entsetzen schüttert durch die junge Dame,
Da sie betrat die düstre feuchte Kammer,
Die Stätte schwerer namenloser Leiden,
Noch sah ihr Auge niemals solchen Jammer.

*) Eine auf Wahrheit beruhende Begebenheit.

Da liegt ein Weib von jugendlichen Jahren,
Die Wange hohl, entkräftet, ohne Labe,
Im Auge wechseln Fiederglut und Thränen,
Und ihr Gedenken träumet schon vom Grabe.

„Wer wagt es, diese Schwelle zu betreten!" —
So herrscht der Mann mit wildem Blick entgegen,
Doch ihn erschreckt der Anblick der Erscheinung,
Denn er ist Haß — und sie ist Fried' und Segen.

Sie grüßet sanft und reicht die Hand der Kranken,
Die heimgesucht von so viel bitt'ren Leiden,
Spricht dann zum Mann: „Das Kind, das Ihr mißhandelt,
Will bess're Tage heute Euch bereiten.

Euch mangelt Brod, so sagt der liebe Kleine,
Zeigt mir den Weg, um Eure Noth zu enden,
Das reiche Brüssel ließ noch Keinen darben,
Versucht's, Euch an die Königin zu wenden.

Sie ward vergeblich nie noch angesprochen,
Bedrängten hilft sie gern mit warmem Herzen,
Sie kennt den Kummer, trägt ihn gleich den Armen,
Und bringt sie Trost, vergißt sie ihre Schmerzen.

Was stürzte, sprecht, Euch in des Unglücks Tiefe?
Seid Ihr ein Fremdling hier im belg'schen Staate,
Was trieb Euch von der heimathlichen Schwelle? —
Vertrauet mir und laßt uns gehn zu Rathe." —

„Ich bin Franzos', half die Empörung schüren,
Möcht' alle Fürsten von dem Throne stoßen,
Sie, die von unserm Fleiße sich bereichern,
Ich hasse sie, die Reichen wie die Großen!

Ich bin ein Mann der blut'gen Barrikaden,
Half stürzen auch vom Thron die Orleaniden,
Ward mir auch Noth und Elend nur zum Lohne,
Nie! — niemals mach' ich mit den Kronen Frieden!"

Da spricht die Dame ernst und würdig:
„Fürwahr, vermessen, Freund, sind Eure Worte,
Was that der König Euch, der diesem Lande
Gegeben sich zum wahren Freiheits-Horte?!

Geht, fragt das Volk weit um im belg'schen Lande,
Blickt hin, was er gesät, trug reiche Früchte,
Er herrscht mit Weisheit, schirmet die Gesetze,
Und preisen wird ihn einst noch die Geschichte.

Der König ist, — so wiss' es denn, — mein Gatte,
Ich bin die Tochter dess', den Ihr vertrieben,
Doch nie hab' ich das hohe Wort vergessen,
Das uns gebietet auch den Feind zu lieben.

Wohlan denn, Mann der blut'gen Barrikaden,
Ich will den Haß mit Wohlthun Dir bezahlen,
Gieb mir Dein Kind, ich will es gut erziehen,
Will lindern Deines armen Weibes Qualen.

Dir aber will ich Brod und Arbeit geben,
Um Deines Elends Kette zu zerbrechen,
Nicht gleich und gleich ist meines Lebens Losung,
Ich kenne das Verzeih'n nur, nicht das Rächen!"

Da bricht der finstre Trotz des Demokraten,
In's Knie gesunken stöhnet er: „Verzeihen!"
Ja, edle Fürstin, Dir ist es gelungen,
Vom Wahn des Armen Seele zu befreien.

Den Mann des Blutes hast Du überwunden,
Und heller strahlet dieses Sieges Schimmer,
Als je geglänzt im Siegesglanz die Fahne,
Hoch aufgepflanzt auf Leichen und auf Trümmer! —

Würzburg. Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg.

Vom schädlichen Luxus,

wie er in Paris dem Mitglied der französischen Academie Jean de la Bruyère anstößig war, finden wir Seitens des Letzteren — berühmt durch seine, die Zeitgenossen versittlichenden „Caracteres", gest. 1699 zu Paris — folgende Schilderung:

„Unsere Vorfahren verstanden noch nicht die Kunst, sich des Nothwendigen zu berauben, um das Ueberflüssige zu haben, oder den äußern Schein dem wahren Nutzen vorzuziehen. Sie ließen ihre Zimmer nicht schlecht heizen, um Wachslichte brennen zu können. Das Wachs blieb dem Altar und dem Königsschloß (Louvre) vorbehalten. Sie verschlechterten nicht ihr Mittagsmahl, um in einer „Carosse" auszufahren.*) Sie glaubten, daß der Mensch Beine habe, um zu gehen; und sie gingen. Bei gutem Wetter blieben sie dabei sauber; bei schlechtem Wetter bekümmerten sie sich jedoch eben so wenig um die Beschmutzung ihrer Schuhe und Stiefeln, wie der Jäger, wenn er durch den Sumpf waten, oder der Soldat, wenn er sich in den Trancheen bespritzen muß. — Auf den Tafeln glänzte Zinn; denn Gold und Silber waren in der Truhe verschlossen. — Eltern theilten mit ihren Kindern die Haushalts-Geschäfte, deren Mehrzahl man heute lediglich von Bedienten verrichten läßt. — Vater und Mutter besorgten selbst und unmittelbar ihrer Söhne und Töchter Erziehung. — Man rechnete in allen Stücken mit sich selbst ab, und paßte die Ausgabe der Einnahme an. Rang und Einkünften gemäß unterhielt man Häuser in der Stadt und auf dem Lande, Hausrath und Tafel. Die verschiedenen Stände unterschieden sich an äußeren Merkmalen.

Unsere Väter dachten weniger daran, ihr Vermögen zu vergrößern oder zu verschwenden, als es zu erhalten. Sie übergaben dasselbe ihren Kindern unvermindert, und hatten nach einem stillen Leben einen ruhigen Tod. Sie sagten niemals: „Die Zeiten sind schlecht, das Elend groß" oder: „Das Geld ist rar." Sie hatten weniger Geld wie wir, und doch genug. Sie waren reicher durch ihre Genügsamkeit und Sparsamkeit, als wir durch unsere großen Güter und Renten. Man war schließlich ganz von dem Grundsatz durchdrungen, daß das, was bei den Großen in Pracht und Glanz angemessen oder nothwendig sei, bei Privatpersonen in Thorheit oder Verschwendung ausarte."

Wir fügen dem Vorstehenden eine Bemerkung an. Die Geschichte des Adels lehrt, daß ein großer Theil der portugiesischen, spanischen und italienischen hohen Aristokratie lediglich um deshalb ein kümmerliches Leben

*) Im Jahre 1550 gab es in Paris nur 3 Kutschen, wovon eine der Königin, die zweite der Diana v. Poitiers, die dritte dem Rene de Laval gehörte. (S. Kambly. Der Streitwagen, eine Geschichtsstudie. Berlin 1864 bei Springer).

in seinen Palästen fristen mußte, weil man trotz „königlicher" Einkünfte in „königliche" Schulden gerieth, welche zumeist daher rührten, daß das Haus- und Dienst-Personal weder sorgsam ausgewählt, noch aufmerksam beobachtet wurde. Die Preise fast aller Gebrauchs- und Genuß-Objecte steigen immerfort. Die Besoldungen und anderweiten Einkünfte erhöhen sich nicht in gleichem Verhältniß. Eine sorgfältige Haushaltungskunst und vor Allem das Verzichten auf unverständigen Luxus erscheinen dem Adel in unseren Tagen dringend geboten, einmal aus Selbsterhaltungsrücksichten, ferner aber auch schon deshalb, weil das Beispiel von oben das beste Mittel ist, die Lebensansprüche dem wahren Wohlstand und Wohlbefinden angemessen zu regeln. (Ernst Graf Lippe.)

Hunde als Krankenwärter.

Die Irrenanstalt zu Maréville bei Nancy war während des Kaiserreichs von sogenannten Unternehmern sehr schlecht verwaltet worden, man hielt daher im Jahre 1818 für rathsam, sie den barmherzigen Schwestern von St. Charles zu Nancy zu übergeben. Man knüpfte aber diese Uebertragung an Bedingungen, welche die Erreichung eines heilsamen Zweckes fast unmöglich machten. Die sieben Departements, welche sich zur Unterhaltung eines Irrenhauses verbunden hatten, erklärten nämlich, nicht mehr als 70 Centimen täglich für jeden Geisteskranken zahlen zu wollen. Davon sollten nicht nur die Kranken und ihre Pfleger beköstigt und bekleidet, sondern auch die Unterhaltungskosten der sehr in Verfall gerathenen Gebäude bestritten und der Gehalt für einen Arzt gezahlt werden. Die bisherigen Unternehmer übergaben die Kranken überdies im entsetzlichsten Zustande. Die Unglücklichen lagen in dunkeln Behältern bis an den Hals in halb verfaultem und vielfach verunreinigtem Stroh, mit wenigen alten Lumpen kaum halb bekleidet. Ungeziefer hatte sie mit lebendigen Geschwüren bedeckt. Die Rasenden hatten sich mit ihren Ketten tiefe, faulende Wunden geschlagen. Vielen waren die Füße durch Frost verstümmelt und fühllos, hungernde Ratten fraßen ihnen überdies Augen und Nase hinweg. Ungefähr dreihundert solcher Unglücklichen fanden sich vor! Alles Hausgeräth hatten die Unternehmer mit sich hinweggenommen. Unter solchen Umständen mit 70 Centimen täglich für jeden Kranken Ordnung zu schaffen und einen erträglichen Zustand herzustellen, war schon eine ausnehmend schwierige Aufgabe. Dennoch lösten die Schwestern von St. Charles dieselbe mit wunderbarer Geschicklichkeit und Entschlossenheit. Sie liefen dabei fortwährend Gefahr, von den Kranken, welche die früher erlittenen Mißhandlungen erbittert hatten, zerrissen zu werden. Eines Tages erfaßte einer von ihnen eine vorübergehende Schwester mit beiden Händen an der Kehle und versuchte sie zu erwürgen. Kaum gelang es ihr, durch einige derbe Schläge mit ihrem Schlüsselbund auf seinen Rücken seine Aufmerksamkeit auf einen Augenblick von sich abzulenken und zu entfliehn. Als eine andre Schwester später durch einen der Höfe der Anstalt ging, stürzten mehrere Wahnsinnige aus einer Wärmstube hervor und rissen sie hinein, um sie zu ermorden, sie wurde nur gerettet, weil gleichzeitig durch eine nach Innen führende Thür die Oberin eintrat, welche einen Fremden in der Anstalt umherführte. Eine Magd wurde von einer Kranken gebeten, ihr die Hand durch die Oeffnung ihres Behältnisses zu reichen, und als sie diese Bitte unvorsichtig erfüllte, riß diese ihr den Daumen von der Hand ab. Diese Gefahren milderten sich erst, als die Irren allmählich Vertrauen gewannen zu den neuen Pflegerinnen, die sie so viel besser behandelten als die frühern. Aber noch lange blieb die äußerste Vorsicht unerläßlich, da viele dieser Kranken leicht in Tobsucht verfielen und dann nur mit Gewalt gebändigt werden konnten. Deshalb ließen die Schwestern sich bei ihren Krankenbesuchen gern von einem der großen Hunde begleiten, welche sie zur Bewachung des von ihnen bewohnten einsamen Gehöftes hielten. Diese Hunde thaten den Kranken zwar kein Leid, aber diese hatten dennoch gewaltige Scheu vor ihnen, und die Schwestern bemerkten bald, daß selbst die Tobsüchtigen sich von ihnen ohne Widerstand fest halten ließen. Das war nun ein willkommenes Hülfsmittel. Wenn ein Kranker in Tobsucht ausbrach, so bedurfte es nur eines Winkes, und der Hund hielt denselben so lange fest, bis Wärter herbeigerufen werden konnten, welche ihn bändigten und einsperrten. Man konnte endlich den Hunden sogar allein die Beaufsichtigung einzelner Kranken anvertrauen, denn diese benahmen sich so klug dabei, daß sie nur dann, wenn die Gegenwart der Wärter wirklich nöthig war, dies durch Bellen anzeigten. Die Herrinnen dieser Thiere hatten die Hülfe derselben jetzt nicht minder in ihrer Gewalt, wie ein Jäger oder Schäfer seinen wohlabgerichteten Hund. Diese hülfreichen Doggen verdienen wohl neben jenen der Mönche vom St. Bernhardsberge genannt zu werden, welche die im Schnee begrabenen Reisenden retteten.

In einer Dresdener Chronik findet sich folgende Aufzeichnung aus dem Jahre 1785: Am 29. März (3. Osterfeiertag) hielt hiesiger Adel im Hôtel de Pologne sein sogenanntes Cassino, wobei — aufgemuntert durch vier Damen, welche freiwillig das Einsammeln übernahmen — eine Collecte für die bei diesjährigem harten und langen Winter nothleidenden Armen veranstaltet wurde. An der Saalthür hatte man, anläßlich dieses mildthätigen Vorhabens, einige Verse affichirt. Sie lauten:

Vous, que la joye assemble dans ces lieux,
Coeurs tendres, esprits genereux,
Songez, que près de Vous il y a des misérables,
Des rigueurs de l'hiver victimes déplorables!
Unissez dans ce jour à vos ris, à vos jeux
D'une bonne action les douceurs ineffables.
Il n'y a pour les coeurs de fêtes véritables
Sans le plaisir de faire des heureux!

Der eingesammelte, namhafte Betrag wurde unter die Armen aller Confessionen vertheilt. (E. G. L. W.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrtich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staats.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 50. Berlin, den 14. December 1864. Nr. 50.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1 Decbr. 1864 verbl. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. November 1864	43			
	Zugang pro November	12			
		55			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	45	45	1232	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. November 1864	39			
	Zugang pro November	16			
		55			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	44	44	1142	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. November 1864	14			
	Zugang pro November	7			
		21			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	15	15	478	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. November 1864	13			
	Zugang pro November	11			
		24			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	12	12	371	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. November 1864	12			
	Zugang pro November	6			
		18			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	16	16	426	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. November 1864	23			
	Zugang pro November	11			
		34			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	24	24	763	20
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. November 1864	16			
	Zugang pro November	29			
		45			
	Abgang . .	26			
	Bleibt Bestand	19	19	597	35
	zu übertragen		175	4999	256
	Uebertrag		175	4999	256
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. November 1864	14			
	Zugang pro November	14			
		28			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	19	19	542	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. November 1864	34			
	Zugang pro November	16			
		50			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	35	35	1061	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. November 1864	10			
	Zugang pro November	10			
		20			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	4	4	188	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. November 1864	12			
	Zugang pro November	13			
		25			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	14	14	408	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. November 1864	9			
	Zugang pro November	8			
		17			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	9	9	254	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. November 1864	2			
	Zugang pro November	2			
		4			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	2	2	45	8
14.	**Piese:**				
	Bestand am 1. November 1864	1			
	Zugang pro November	4			
		5			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	2	2	87	10
	zu übertragen		260	7584	449

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Decbr. 1864 verh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Novbr. 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		260	7584	449
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. November 1864	—			
	Zugang pro November	—			
		—			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. November 1864	1			
	Zugang pro November	4			
		5			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	3	3	83	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. November 1864	17			
	Zugang pro November	—			
		17			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	17	17	510	18
18.	**Altenn:**				
	Bestand am 1. November 1864	12			
	Zugang pro November	5			
		17			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	14	14	371	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. November 1864	1			
	Zugang pro November	—			
		1			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	—	—	4	14
	Zusammen		294	8552	535

Der gesammte Abgang an Kranken pro November 1864 beträgt 147, davon sind:

a) gestorben . . .	14
b) geheilt entlassen .	120
c) ungeheilt aber nur gebessert entlassen .	13
wie vor	147.

Außer den vorgenannten 19 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. October 1864	27 Kranke.
Zugang pro October	31 „
	58 Kranke.

Davon sind: gestorben	1	
geheilt	19	
gebessert	10	
fortgegangen . . .	5	
	35	35 „

Bleibt Bestand am 1. November 1864: 23 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 7 Europäer, 1 Druse, 4 Mohamedaner und 19 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage betrug pro Octbr. 882. Poliklinisch wurden behandelt 122 Personen.

August Theodor von Jordan, Kammerherr, Ehrenritter seit 1852. † zu Dresden, 4. December 1864.

Der Großbalei des Ordens von St. Johann und der Großprior von Deutschland.

(Von Dr. Herquet.)

Um den Großmeister in den Stand zu setzen, all sein Augenmerk auf eine gute Ordensregierung zu richten, wie der Codice Gerosolimitano, das Ordensgesetzbuch, sagt, hatte man ihm vor Alters einen Senat beigegeben, der vorzugsweise aus den acht Chefs der Zungen bestand und auch das Consilium schlechtweg genannt wurde. Diese Pilieri (Pfeiler) der Zungen hießen Conventual-Baleien (Baglivi conventuali, Baillis conventuels) weil sie einen integrirenden Theil des Convents ausmachten, und zeichneten sich vorzüglich dadurch aus, daß sie auf Vorschlag der Zungen von dem Großmeister und dem Rath „ohne Obligation der Anciennetät, sondern lediglich ihrer Würdigkeit wegen" erwählt wurden, während die anderen Dignitäten einer Zunge nur nach dem Rechte der Anciennetät erlangt werden sollten.

Diese Pilieri müssen, weil sie Großkreuze sind, 15 Jahre Anciennetät, 10 Jahre Residenz haben, ihre 4 Karawanen bestanden, den Nachweis der Melioramenta bezüglich ihrer Kommenden geliefert haben und dürfen dem Ordens-Centralschatz (Comun tesoro) und der Zunge nichts schuldig sein.

So ehrenvoll diese Stellung war, so war sie doch mit bedeutenden Opfern verbunden, was nur dadurch ausgeglichen wurde, daß sie die Expective auf alle andern Dignitäten innerhalb der Zunge gab.

Die Conventual-Baleien waren nämlich in ihrer Eigenschaft als Pfeiler oder Chefs der Zungen genöthigt, die gesammten Unterhaltungskosten der „Herbergen" (Albergin), deren jede Zunge eine im Convent besaß, zu bestreiten.

An die deutsche Zunge, die schon wegen der Machtstellung der deutschen Nation in ganz besonderm Ansehn stand, war, wie bekannt, die 1428 creirte Würde des Großbalei (Gran Baglivo) attachirt. Derselbe hatte die Aufsicht über die Festungswerke, und als besonderer Ehrenposten war ihm unter Antonio Fluviano (bis 1437) zur Aufgabe gemacht, jährlich einmal die auf türkischem Gebiet gelegene Festung St. Peter in Karien zu visitiren, welche der „Religion" schon deshalb besonders am Herzen lag und zur Ehre gereiche, weil sie entflohenen Christensclaven oft zum Asyl diene.

Nach Verlegung des Convents hatte er ebenfalls die Aufsicht über die Festungswerke zu Malta und Gozzo, und wurde das wichtige Kastell S. Elmo unter seiner Leitung gebaut. Der Großbalei Georg Bombastus von Hohenheim war der erste Gouverneur desselben (1552).

Als Ersatz für die Visitation der Festung St. Peter in Karien übergab man dem Großbalei die von Tripolis,

woselbst Georg Schilling von Canstatt, zugleich General der Galeeren, auch 1535 kommandirte. Im Jahre 1551 ging jedoch Tripolis der Religion wieder verloren.

Anspruch auf Verpflegung in den Herbergen der Zungen hatten alle drei Stände derselben, nämlich Ritter, Kapläne und Waffenbrüder, so lange ihnen die Religion noch kein eigenes Einkommen gewährte, oder sie noch Novizen waren.

Dabei war mit der Dignität eines Großbalei, dem doch in seiner Zunge diese Unterhaltung zur Last fiel, noch nicht einmal ein eigenes Einkommen verbunden. Der Ordensschatz gab nur 60 Goldkronen (Scudi), wovon nicht einmal das nöthige Quantum an Brot und Wein bestritten werden konnte.

Es war daher von Seiten des deutschen Großpriorats das Uebereinkommen getroffen, daß seine Commendatoren nach Ordnung der Commenden dem Großbalei 600 Goldkronen, und der Zunge, denn auch diese hatte eine eigene Kasse, 100 Goldkronen das Jahr zahlen sollten. Osterhausen bemerkt aber, daß wegen eingefallener Kriege (im 17. Jahrhundert) auch diese Summe oft nicht gezahlt worden sei.

Doch scheint der Großbalei auch noch auf indirekte Weise von dem Priorat durch Ertheilung mehrerer Commenden unterstützt worden zu sein. So besaß Wilhelm Hermann von Metternich, seit 1646 Großbalei, neben der Commende Basel und Rheinfelden titulo cabimenti (die ihm also vermöge der Anciennetät zukam), noch die Commende Bruchsal und Kronweissenburg in der Pfalz ex gratia Linguae, also jedenfalls mit Bezug auf seine Würde und die darauf haftenden Lasten.

Die Böhmen, die, wie bekannt, zur deutschen Zunge gehörten, mit derselben gemeinsam votirten und daher in der deutschen Herberge wohnten, trugen jedoch zur Unterhaltung derselben nichts bei, weshalb denn auch niemals die Würde eines Großbalei auf ein Glied des böhmischen Großpriorates überging.

Die Verpflegung in der Herberge war genau vorgeschrieben, doch stand nichts im Wege, daß der Piliero sie noch verbesserte, wenn er wollte. War sie unzulänglich, so durfte man sich nur bei ihm beschweren.

Jeder Albergista irgend einer Zunge erhielt an „feisten" Tagen (Sonntag, Dienstag und Donnerstag) zum wenigsten 1 Rotolo (drittehalb Pfund) Rind- oder Schaffleisch oder Zweidrittel Schweinefleisch, 1 Quartuccio „guten" Wein (es war sicilischer, wenn auch nicht gerade Lacrimae Christi) und 6 Brote des Tags, an „magern" Tagen (Giorni di magro) statt des Fleisches ein Aequivalent in Fischen oder Eiern. Dem deutschen Durst war insofern Rechnung getragen, als jeder deutsche Albergista das doppelte Quantum an Wein erhielt.

Neben der Hauptmahlzeit fand noch zwischen den beiden Messen ein Frühstück statt und eine Abendcollation vor dem Ave Maria.

Ein Verstoß gegen die Ruhe und Ordnung in den Herbergen war mit schweren Strafen belegt, eben so wenn sich Jemand gegen die sehr zahlreiche und meist aus Sclaven bestehende Dienerschaft oder das Küchenpersonal verging. Eine Mißhandlung derselben wurde mit beträchtlicher Entziehung der Anciennetät bestraft. In die Küche zu gehen, war streng untersagt, eben so Hunde zu halten.

Für den Unterhalt der eigenen Diener hatte jeder Ritter selbst zu sorgen.

Alle drei Stände aßen gemeinschaftlich und mußten das Tischgebet, das ein Kaplan sprach, stehend verrichten.

Die Verweser der Herbergen, die die Aufsicht über das Tafelzeug hatten, waren gewöhnlich Donatkreuze.

Es lag in der Natur der Sache, daß die deutsche Zunge im Convent nie sehr zahlreich war, zumal die Deutschen auch ihr Noviziat daheim abmachen durften; doch war sie immer hinreichend vertreten, um bei Wahlen ihre verschiedenen Sitze einzunehmen. Im Generalkapitel von 1631 erhielt sie die Erlaubniß, von fünf zu fünf Jahren aus den Priester-Conventen zu Cöln oder Schlettstadt einen Ordenskaplan in den Convent zu schicken, der dann als Conventual-Kaplan behandelt werden sollte. Es war dies auch schon zur Ausspendung der Sacramente nöthig.

Von den acht Pilieri oder Conventual-Baleien mußten vier stets im Convent sein, die übrigen, wenn sie Urlaub hatten, mußten bei Verlust ihrer Würde binnen drei Jahren wieder erscheinen, auch wurde ihnen für die Zeit ihrer Abwesenheit von dem Rath ein Stellvertreter (Luogo tenente) gesetzt, mit dem sie sich wegen Unterhalt der Herbergen in Einvernehmen zu setzen hatten. Waren sie in Abwesenheit erwählt worden, so mußten sie binnen zwei Jahren im Convent erscheinen, widrigenfalls sie jedes Benefizium verloren und nicht einmal das Großkreuz tragen durften. Auch wurde dann eine neue Wahl vorgenommen. Emanuel de Rohan bestimmte noch (Codice Gerosol. P. 288), daß die in Abwesenheit gewählten Conventual-Baleien Bevollmächtigte (Procuratori) aufzustellen hätten, durch die, ohne daß ihre dem Rath ernannten Stellvertreter damit behelligt werden dürften, (senza la menoma ingerenza dei Luogotenenti eletti dal Consiglio per supplire le loro veci), die Unterhaltung der Herbergen zu geschehen habe, wenn sie nicht wollten, daß der comun tesoro einstweilen dies übernehme und sie dafür belaste. Ohne Zahlung dieser Schuld konnten sie dann zu keiner andern Großwürde gelangen.

Alles zielte, wie man sieht, darauf hin, die Conventual-Baleien stets in der unmittelbaren Umgebung des Großmeisters zu halten, wie denn ein unter Pierre d'Aubusson (1476—1505) erlassenes Dekret sagt, daß es ihnen nicht zieme, im Convent abwesend zu sein, da sie durch ihre Klugheit den Großmeister in der guten Führung der Ordensgeschäfte unterstützen sollten, und daß nur außerordentliche Conjuncturen ihre Abwesenheit rechtfertigen könnten. Sie waren in Wahrheit seine verantwortlichen Minister und hatten im Rathe eine beschließende Stimme.

In Bezug auf den Convent und die deutsche Zunge (worunter wir die Gesammtheit der auf Malta anwesenden deutschen und böhmischen Ordens-Mitglieder zu verstehen haben) war der Großbalei die erste Dignität, und so führt ihn, wie auch die andern Pilieri, der Codice Gerosolimitano auf, in Bezug aber auf

die Grenzen der Priorate, aus denen die Zunge sich bildete, ging er andern Würden nach.

In der deutschen Zunge gab es überhaupt sieben Dignitäten, von denen zwei, der Großprior von Böhmen und der Balei St. Josef in Doschütz nur den Böhmen zustanden, die übrigen fünf, von denen die Böhmen ausgeschlossen waren, sind der Großprior von Deutschland, der Großbalei, der Prior von Dazien (richtiger eigentlich von Dania oder Dänemark), der Prior von Ungarn und der Balei von Brandenburg.

Der Großprior von Deutschland oder Johanniter-Oberst-Meister in deutschen Landen war selbstredend die höchste Dignität, namentlich nachdem er seit 1546 Heitersheim als Reichsfürst besaß. Er stand unmittelbar unter dem Großmeister und hatte die Jurisdiction über beide Großpriorate der Zunge. Dann kam das Priorat von Ungarn (seit dem 6. April 1604 durch Verzichtleistung der italienischen Zunge auf die deutsche übergegangen*) und zuerst an Wilhelm von Cronenburg verliehen, der später (1607) Großbalei wurde.

Ihm folgte das Priorat von Dazien resp. Dänemark (seit 1575 der Zunge attachirt und an Heinrich von Levebur titulo recuperationis verliehen). Beides waren Würden ohne Land, ebenso wie die Balei Brandenburg, die per electionem Conventus bestellt wurde. Bei all' diesen Würden war übrigens die Anciennetät maßgebend, während der Großbalei, wie bemerkt, lediglich durch Wahl seine Stellung erhielt.

In der deutschen Zunge steigt man, wie Osterhausen sagt, von einer Dignität zur andern, nämlich von der Großbalei auf die Balei von Brandenburg, hernach auf die Priorate von Dania, Ungarn und Deutschland. Er hätte übrigens die Großbalei weglassen sollen, da schon vorab dem Großbalei zustand, auf jede Dignität zu reflectiren und er gewöhnlich auch als solcher unmittelbar das Großpriorat erhielt.

Uebrigens ernannte der Convent lange schon vor dem offenen Bruch mit dem Herrenmeister von Sonnenburg einen Titularbalei von Brandenburg, wie 1453 den Großbalei Richard von Buttlar (seit 1466 Groprior) und 1461 den Grafen Rudolph von Werdenberg (seit 1486 Großprior).

Durch Compromiß unter den Dignitäten war es übrigens möglich, eine Stufe zu überspringen.

Die Großbaleien hatten neben ihren eigentlichen Obliegenheiten zeitweilig noch besonders wichtige Stellungen inne. So findet sich der Großbalei Philipp von Riedesel als Ordensgesandter am kaiserlichen Hofe und in gleicher Eigenschaft um 1579 der Großbalei Schönborn, doch scheinen sie hier nur in besonderen Missionen begriffen gewesen zu sein, wo es namentlich sich um die Verhältnisse zum böhmischen Priorat handelte. Häufig waren sie auch Generale (früher genannt Capitän) der Galeeren, ein Amt, das vom Großmeister auf zwei Jahre vergeben wurde. Als solche werden genannt: Georg Schilling 1535, Joachim von Sparre, der in der Schlacht von Lepanto 1571 als Capitän del soccorso auftritt (später auch Balei von Brandenburg), Philipp von Flach und Scheffart von Merode 1646. Von ihren Stellvertretern wird genannt: Burckard Speck 1504, ebenfalls General der Galeeren.

Seit der Besitznahme von Malta bis zum Jahre 1635 war der Großprior von Deutschland regelmäßig unmittelbar vorher Großbalei gewesen, wie folgende Osterhausen entnommene und bis zum Jahr 1649 gehende Liste der Großbaleien zeigen mag.

Conrad von Schwalbach seit dem 27. April 1524. Georg Schilling von Canstatt 1534, Großprior 8. Februar 1546—54. Georg Bombastus von Hohenheim 28. Februar 1546, Großprior 5. April 1554—67. Adam von Schwalbach 5. April 1554, Großprior 3. März 1567—1573. Conrad von Schwalbach 3. Mai 1566. Joachim von Sparre 1568. Philipp Flach von Schwarzenberg 1571, Großprior 3. October 1573—94. Hans Georg von Schönborn 30. October 1573. Philipp von Riedesel 20. März 1587, Großprior 5. Mai 1794—98. Bernhard von Angeloch 15. März 1594, Großprior 8. März 1598—99. Philipp von Lesch 13. März 1598, Großprior 20. August 1599—1601. Wippert von Rosenbach 8. October 1599, Großprior 16. Mai 1601—1607. Arbogast von Andlau 16. Mai 1601, Großprior 10. Mai 1607—12. Wilhelm von Cronenberg 10. Mai 1607. Johann Friedrich Hund von Saulheim 1609, Großprior 24. März 1612—35. Georg Christoph von Weittingen 24. März 1612. Nikolaus von Fleckenstein 1. Dezember 1634. Mathias Jacob von Pfirt 3. April 1635. J. Christoph von Andlau 9. Mai 1635. Max Schliderer von Lachen 3. März 1638. W. Heinrich von Warßberg 15. April 1643. Walraff Scheffart von Merode 20. Juni 1645, später Prior von Dacien. Wilhelm Hermann von Metternich 14. Februar 1646.

Auf den Großprior Hund von Saulheim folgte 1635 Hartmann von der Tann, der nicht Großbalei gewesen war, und auf ihn Friedrich Landgraf von Hessen-Darmstadt den 15. Dezember 1647, der wenigstens vorher General der Galeeren gewesen war. Die Art und Weise, wie er zu seiner Würde gelangte, ist so eigenthümlich, daß wir sie Osterhausen nacherzählen wollen.

Im Jahre 1638 trug sich in der deutschen Zunge eine große Schwierigkeit zu. Denn als dem Herrn Georg Burkhardt von Schaumburg die Expection auf das Priorat von Deutschland, dem als Prior von Ungarn sie ipso jure und nach altem Brauch gebührte, den letzten Juli von der Zunge und den 7. August von dem Consilium gegeben war, er auch von Sr. Heiligkeit den 1. Oktober confirmirt und solche Confirmation den 24. November in der Kanzlei registrirt war, so wurde doch wider alles Vermuthen sie ihm durch ein Breve vom 7. Mai 1637 ohne irgend ein Vergehen wieder genommen und dem Herrn Landgrafen Friedrich von Hessen gegeben, weswegen man sich zu Rom zum höchsten beklagte. Die deutschen Ritter begehrten auch die Erlaubniß, sich nach

*) Nach Lacomblet's Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins zu schließen, stand es schon früher den Deutschen zu, denn dort kommt Bd. II. zum Jahre 1280 ein Frater Hermannus de Brunshorn vor als Magnus preceptor domoram hospitalis iherosolimitani per Alemaniam, Bohemiam, Daciam, Austriam, Potoniam, Moraviam, gerensque vices summi magistri per Ungariam, wenn auch hieraus nicht gefolgert werden soll, daß es innerhalb der Limiten der deutschen Zunge gelegen habe. Diese waren überhaupt damals noch nicht so scharf abgesteckt.

Deutschland zurückziehen zu dürfen, was ihnen aber verweigert wurde. Den 30. April kam die Sache abermals cum paritate votorum Linguae in das Consilium, und war daselbst gedachtes Breve angenommen und gemeldeter Herr Landgraf als Condjutor cum futura successione erwählt und ihm die Stelle eines Priors von Deutschland in dem Consilium gegeben (soll wohl heißen die Anwartschaft darauf). Diese Wahl wurde den 5. Juni zu Rom konfirmirt und dem Prior von Ungarn seine Anforderung gänzlich abgesprochen.

Nachdem nun der Herr Prior von der Pannen den 15. Dezember 1647 verstorben und die Zeitung seines Todes den 27. Februar 1648 in den Convent gekommen war, begehrte eine hochehrwürdige Zunge diese Dignität zu smutiren (ein Ordensausdruck, der „in Vorschlag bringen" bedeutet und eigentlich mutiren heißen soll nach dem altfranzösischen motir verkündigen), wurde selbiges aber abgeschlagen und gemeldetem Herrn Landgrafen vorige Election den 24. März hierdurch konfirmirt, und blieb der Prior von Ungarn also privirt.

Landgraf Friedrich wurde späterhin noch Cardinal, spanischer General, päbstlicher Gesandter in Wien und zuletzt 1671 Fürstbischof zu Breslau. Als solcher gab er sich ungemeine Mühe, die Einlösung der sehr reichen St. Corporis-Christi-Commende zu Breslau*) zu bewirken, die eigentlich zu dem böhmischen Priorat gehörig, von demselben aber eximirt und direct dem Magisterium unterstellt worden.

Kaiser Ferdinand I. hatte sie nämlich 1540 an den Rath der Stadt Breslau für ein Darlehn von 20,000 Fl., um Geld zu den Türkenkriegen zu erhalten, verpfändet, während die Commende mit ihren Gütern damals auf 43,000 Fl. geschätzt wurde. Der Cardinal war schon im Begriff, unter Zustimmung des Pabstes und der deutschen Priorate, wie auch der Reichsstände von Holland und Westfriesland, von den zur Einlösung der Commende Harlem bestimmten hunderttausend Gulden 43,000 Fl. als Einlösungsbetrag zu entnehmen, als er während der Verhandlung am 16. Febr. 1682 starb. Erst zehn Jahre später erfolgte die Einlösung um 30,000 Thaler und kam sie an das böhmische Priorat.

Von seinem Nachfolger Franz von Sonnenberg, einem Schweizer, der nur einige Monate Großprior war, wissen wir nur, daß er vorher (seit 1655) Prior von Ungarn war. Gottfried Freiherr Droste-Vischering starb ebenfalls kurz nach seiner Erhebung. Ihm folgte Herman Freiherr von Wachtendonk 1683—1703, dessen Nachfolger Wilhelm Bernhard von Rheide (1703—1721) zu Malta starb.

Ausführlichere Nachrichten giebt uns Bertot über Goswin Hermann Freiherrn von Merfeld (1721—1728), der von seiner Aufnahme als Ritter 1680—1686 in Malta blieb und dort sich auszeichnete. Später übernahm er ein Commando in Münster, bis er 1692 in den Genuß von Commenden eintrat und 1711 zum Großbalei gewählt wurde. 1716 wurde er Prior von Dacien und 1721 den 6. November Großprior. Da er die kaiserliche Investitur als Reichsfürst sich durch einen Bevollmächtigten, den Commendator Freiherrn von Wachtendonk ertheilen ließ, so scheint er um diese Zeit in Malta gewesen zu sein.*)

Dessen Nachfolger Philipp Graf von Nesselrode war ebenfalls vorher Großbalei und General der Galeeren gewesen. Er starb 1752 zu Malta. Philipp Joachim Freiherr von Praßberg starb schon im Jahre seiner Erhebung. Johann Freiherr von Schaumberg, 1752—1775, starb ebenfalls zu Malta. Er war 1704 in den Orden eingetreten. Franz Anton Freiherr von Reuchingen 1775—1777 (seit 1716 dem Orden angehörig).

J. J. Graf von Reinach von 1777—1796.

Endlich Ignaz Balthasar Freiherr Rink von Baldenstein der letzte Großprior und Fürst von Heitersheim, der am 30. Juli 1807 daselbst starb nachdem das Großpriorat bereits ein Jahr vorher durch Säkularisation des Fürstenthums erloschen war.

Die letzten Großbaleien können leider nicht angegeben werden, da die Kopien zweier Ordenskalender aus den achtziger Jahren des vorigen und aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, welche der Schreiber dieses vor längerer Zeit in Händen hatte und die dem Justizritter Freiherrn von Haxthausen zugehören, unter dessen Büchern und Scripturen sich zur Zeit nicht auffinden lassen.

Der neueste Geschichtsschreiber des Ordens, Ehrenritter von Winterfeld, hat nun in seinem sonst sehr ausführlich gearbeiteten Werke in einer durchaus irrthümlichen Weise das Verhältniß der Großbalei zum deutschen Großprior so dargestellt, als ob beide Persönlichkeiten und beide Würden eins seien, wozu er wahrscheinlich dadurch verleitet wurde, daß der Großbalei als Chef und Repräsentant der Zunge aufgeführt wird. Er sagt daher einfach, von 1428 an hießen die deutschen Großpriore auch Grands-Baillis. Die Dignität eines Großbalei wäre demnach nur ein einfacher Titel gewesen. Nur einmal bei Gelegenheit der Uebersicht über die Zusammensetzung eines Generalkapitels, die Bertot entlehnt zu sein scheint, führt er den Großbalei als eine besondere Persönlichkeit auf, wahrscheinlich ohne dies selbst recht bemerkt zu haben, da in der fortlaufenden späteren Darstellung der berührte Irrthum festgehalten wird. Konsequenterweise muß Winterfeld dann annehmen, daß die übrigen 7 Pilieri auch nichts weiter gewesen seien, als bloße Titel der respectiven Großprioren. Der Großprior von Rom, welche Würde der Papst gewöhnlich an einen Cardinal vergab, wäre

---

*) A. Knoblich, Geschichte der St. Corporis-Christi-Pfarrei in Breslau 1862.

*) Ein im gräflich Hoensbroech'schen Archiv zu Hoog befindlicher Ordenskalender aus dem Jahre 1726, der dem Schreiber dieses durch die Güte des gräflichen Archivars Herrn Ferber, dem Verfasser der auch in dem Johanniter-Wochenblatt rühmlichst recensirten Monographie: Geschichte der Familie Schent von Nydeggen — mitgetheilt wurde, nennt nach dem Großprior zuerst den damaligen Großbalei Grafen Nesselrode (zugleich Commendator zu Frankfurt, Lage, Schleusingen und Weißensee. Ihm folgt der Freiherr von Westrem als Großprior in „Dacie". Ein Prior von Ungarn ist nicht zu entdecken, auch nicht in dem Verzeichnisse bei Vertot vom Jahre 1725. Als Großkreuze sind noch aufgeführt: Der Balei von Brandenburg W. Freiherr von Guttenberg (schon 1669 wahrscheinlich als minorenn in den Orden aufgenommen), der Ordensgesandte beim Päbstlichen Stuhl D. Freiherr von Schade und der Freiherr von Schönau, auf welchen Grund hin letzterer, ist jedoch nicht ersichtlich.

demnach Admiral gewesen, der Großprior von London Turkopolier, der von Frankreich Großhospitaliter u. s. f., was sich gewiß sehr schlecht mit der ganzen Ordensregierung vertragen hätte. Daß dieses überhaupt nicht der Fall war, beweisen die verschiedenen Listen der einzelnen Zungen und ihrer Dignitäten.

Es ist überhaupt beklagenswerth, daß v. Winterfeld das gediegenste deutsche Werk über den Orden, das des Ritters von Osterhausen, das er in dem Verzeichniß der Quellen nicht einmal aufführt, nur ganz obenhin und ganz spät benutzt hat. Das korrupte und oft ganz unverständliche Deutsch dieses Buches, das 1650 erschien und nach damaliger Manier stark mit Fremdwörtern versetzt ist, erschwert allerdings das Verständniß. Ein anderes deutsches Buch über die Ordensverfassung, anonym zu Karlsruhe 1797 erschienen, scheint v. Winterfeld auch nicht beachtet zu haben. Verfasser ist der Freiburger Professor Sauter. Es verfolgt hauptsächlich den Zweck, die Unanwendbarkeit der Oesterreichischen Amortisationsgesetze auf die Mitglieder der „freien Malteser-Ordens-Republik" nachzuweisen, den geistlichen Charakter möglichst zu negiren, und kommt dabei aus allzugroßem Eifer oft auf seltsame Resultate. Im Allgemeinen muß man zugeben, daß die politische Verfassung des Ordens viel Aehnlichkeit mit der der Republik Venedig zeigt. Der Verfasser erwähnt in einer Schlußnotiz des in Rede stehenden Buches seiner bis zum Druck fertig gewordenen Ordensgeschichte, die nur durch Auffindung neuer Dokumente, von denen weder Bosio und Del Pozzo, noch der Spanier Funes und Vertot etwas wußten, eine Verzögerung erlitten habe. Diese Ordensgeschichte ist unseres Wissens niemals erschienen, was an den damaligen Zeitverhältnissen gelegen haben mag.

Vielleicht basirt das Buch von Paul Gauger (Stuttgart 1841) darauf, dessen versprochener zweiter Band (der erste ist ziemlich mager und behandelt die Ordensgeschichte) über die innere Verfassung sich verbreiten sollte.*)

Auf Grund seiner irrthümlichen Annahme kommt nun Winterfeld zu der weiteren Folgerung, daß die deutschen Ritter sich wenig um Aemter und Würden im Convent gekümmert, ruhig auf ihren deutschen Commenden gesessen hätten und vorzüglich darauf bedacht gewesen wären, das Johanniter-Meisterthum mit seiner Fürstenwürde zu erlangen. Es scheint ihn dies auch veranlaßt zu haben, die Geschichte des deutschen Großpriorates und der deutschen Zunge möglichst stiefmütterlich zu behandeln.

Nach dem, was bereits oben bemerkt worden, ist es klar, daß die Deutschen nach Verhältniß im Convent stark genug vertreten waren, wie denn die Hälfte der Großprioren zu Malta starb, während ihr eigentlicher Sitz doch Heitersheim war.

Die Zahl der Ritter des deutschen Priorats schwankt in dem letzten Jahrhundert zwischen 30 und 40, wozu dann die Böhmen kommen, die weniger gehabt haben mögen. So bildeten an 60 Ritter die deutsche Zunge, was freilich im Verhältniß zu den anderen Zungen unbedeutend zu nennen ist, denn beispielshalber wurden allein in den drei französischen Zungen im Jahre 1700 aufgenommen in den Orden 42 Ritter, im folgenden Jahre 49, während in diesen beiden Jahren bei dem deutschen Priorate gar keine Aufnahme verzeichnet ist.

Der Grund an der schwachen Betheiligung des deutschen Adels lag in verschiedenen Verhältnissen. Einmal hatte der deutsche Adel schon seinen nationalen geistlichen Ritterorden, die Deutschherren, der zudem mit dem kaiserlichen Hause in enger Verbindung stand, dann war auch nur etwa die Hälfte desselben katholisch, und gab es zahlreiche Domstifter und Kapitel, in deren reiche Pfründen einzutreten die meisten Familien für ersprießlicher hielten, zumal der Genuß derselben müheloser und sicherer war, auch auf diesem Wege leichter eine Fürstenkrone zu erreichen stand. Zuletzt gewährten die zahlreichen großen und kleinen Höfe in Deutschland Sinekuren und Hofstellen in Menge, oder es verlockte die angeborene Lust der Deutschen, bei fremden Potentaten Landsknechte zu spielen, dieselben ins Ausland. Außerdem war das Bewußtsein, daß ein Deutscher zur See etwas zu leisten vermöge — und der Orden war hauptsächlich eine Seemacht — längst schon in der deutschen Nation erloschen.

Doch trotz dieser geringen Anzahl von deutschen Rittern finden wir, daß der deutschen Zunge in allen Erlassen als einer sehr angesehenen und hochgeehrten gedacht wird. —

Der Bischof von Kerry in Irland hat in Kenmare eine große schöne römisch katholische Kirche eingeweiht, welche ein besonderes Interesse durch den Umstand besitzt, daß der Priester der dortigen Pfarre sie ganz allein aus eignen Mitteln hat errichten lassen. Die Opferfreudigkeit des Geistlichen beschränkte sich jedoch nicht auf das gottesdienstliche Gebäude, sondern es verdanken ihm auch ein Kloster und geräumige Schulen, in denen vierhundert Kinder Unterricht empfangen, ihre Entstehung. Im Laufe der letzten sechs Jahre hat der würdige Hirte nicht weniger als 15,000 Pfund Sterling (circa 102,000 Thaler) von seinem Vermögen zur Befriedigung der religiösen und intellektuellen Bedürfnisse seiner Gemeinde hergegeben.

Statistisches.

Im Krankenhause der „barmherzigen Brüder" zu Breslau wurden im Jahre 1863 aufgenommen 2031 Kranke; außerdem sind 15,000 Zahnoperationen vollzogen.

In dem Diakonissenhause Bethanien zu Breslau betrug die Zahl der im Jahre 1863 aufgenommenen Kranken 703. (Schl. Ztg.)

*) Vor drei Jahren war der Verfasser brieflichen Aeußerungen zufolge noch Willens ihn erscheinen zu lassen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 51. Berlin, den 21. December 1864. **Nr. 51.**

Wilhelm Adolph Hans Heinrich v. Below, Generallieutenant a. D. Ehrenritter seit 1832. † zu Stralsund 14. December 1864.

Das „Deutsche Samariter-Ordens-Stift" zu Craschnitz bei Militsch in Schlesien,

als Heil- und Pflegeanstalt für Blöd- und Schwachsinnige, hat seinen Bericht pro 1860 bis incl. 1863 veröffentlicht, aus dem wir das Nachstehende entnehmen:

Dem Stifter und Leiter dieser Anstalt, Grafen Adalbert von der Recke-Volmerstein, auf Craschnitz, den auch die seit einer Reihe von Jahren bestehenden Rettungsanstalten für sittlich verwahrloste Kinder zu Overdyk bei Bochum und Düsselthal bei Düsseldorf ihr Entstehen verdanken und die derselbe bis zu seiner Uebersiedelung nach Schlesien mit größter Liebe und Hingebung geleitet hat, ging schon damals das Unglück der Blödsinnigen, „jener Verlassensten unter den Unglücklichen, die Jahrhundert auf Jahrhundert am Wege gelegen haben, ohne daß ein barmherziger Samariter sie in die Herberge geführt hat," wie Pastor Düsselhoff sie in seiner trefflichen Schrift: „Die gegenwärtige Lage der Cretinen, Blödsinnigen und Idioten in den christlichen Ländern. Bonn bei Adolph Marcus 1857," so richtig bezeichnet, — sehr zu Herzen, doch erkannte er bald durch die Erfahrungen, welche er in den genannten Anstalten mit einigen Blödsinnigen machte, daß sie in Rettungshäuser nicht passen, sondern eigens für sie eingerichteter Anstalten bedürfen.

„Als ich begann," berichtet Graf von der Recke, „das hiesige Deutsche Samariter-Ordens-Stift für Blödsinnige zu bauen, wußte ich nicht, daß man auch am Rhein dazu Schritte that. Auch die mit so warmer Liebe zu den Blöden geschriebene Schrift vom Pfarrer Düsselhoff war mir unbekannt geblieben, wie ähnliche Bestrebungen in Deutschland. Einige blödsinnige Kinder in unserer Rettungsanstalt und in hiesiger Gegend forderten mich immer wieder auf, eine eigne Anstalt für Blödsinnige zu errichten, und das um so mehr, da die Mißhandlungen und Vernachlässigungen solcher unglücklichen Familienglieder mir so sattsam bekannt waren und vor der Seele standen, da man nicht allenthalben, wie häufig in Tyrol und unter den Türken, als Segnungen Gottes oder als Heilige ansieht. Mit einer im Jahre 1857 durch den lieben, nun schon selig vollendeten, durch seine Bibelverbreitung berühmten Pfarrer Dr. Steinkopf in London zu einem Hause der Barmherzigkeit mir gesandten Liebesgabe von 10 Pfd. Sterling begann ich den Bau des Samariterstiftes und kann die Treue des Herrn und die helfende Liebe seiner Kinder nicht genugsam loben, daß mir die große Freude zu Theil wurde, dem Herrn zur Ehre und diesen Allerärmsten seiner Geschöpfe zum Nutzen ein Stift gründen und bauen zu dürfen, in dem nun für alle Zeit eine Anzahl dieser Unglücklichen Obdach und Unterweisung finden kann. — Ja, meine Seele erhebet den Herrn, und was in mir ist Seinen heiligen Namen, daß Er mein Vertrauen gerechtfertigt und den Unglauben Derer beschämt hat, die an dem Zustandekommen des Stiftes zweifelten. Freilich haben die Wellen der Arbeit und der Sorgen mir wohl manchmal über das alte, weiße Haupt zusammenschlagen wollen, ehe das Gebäude fertig dastand, und vom Keller bis zum Boden in seinen 25 Räumen benutzt werden konnte und die nöthigen Hausgeräthe vorhanden waren. Wer die Bedürfnisse kennt, die ein gewöhnlicher Haushalt erfordert, der wird es überschlagen können, was ein Haushalt von 38 Personen erfordert und täglich auf's Neue und wiederkehrend in Anspruch nimmt, zumal wenn sich der Mangel des einen und des andern Gegenstandes mit der ungläubigen Frage der leeren Kasse begegnet: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?"

O gewiß, Ihr Lieben, die Ihr den Unglauben hasset und dem Herrn gern auf Euren Lebenswegen in die Hände schaut, Ihr werdet nicht müde werden, uns zu helfen, daß bei der alle Kräfte des Geistes in Anspruch nehmenden Arbeit unter den Blöden nicht auch noch die Nahrungssorgen unsere wirkenden Hände lähmen. Nein, das wird der Herr, deß ja das Werk ist, nicht zugeben. Er, der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, wird auch Eure Liebe in mancherlei Bächlein hieher lenken, daß es auch bei Denen nicht mangele, die hier erst recht bitten lernen sollen: „Gieb uns unser täglich Brod." Ja, Er hat verheißen, das Lallen der Unmündigen zu erhören, und zu thun, was die Gottesfürchtigen begehren. Alle, die an dem Werke durch Unterstützung

mit uns arbeiten, denen gehört es ja mit, sie haben dadurch ja auch einen Antheil an dem Segen desselben. Darum lasset uns rüstig und freudig als die treuen Arbeiter im Weinberge des Herrn wirken, dieweil es Tag ist, auf daß wir dereinst als Solche erfunden werden, denen der Herr zurufen kann: „Ei, Du frommer und getreuer Knecht, Du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will Dich über Viel setzen." Lasset uns eingedenk sein, daß wir nur Haushalter sind über die anvertrauten Güter und mancherlei Gaben.

O, mein Herr, wer kann Dir würdig danken für alle Deine Treue und Barmherzigkeit, die Du an uns Kleinen auf Erden übest, laß das Verlangen unserer Seele immer brennender werden, Dir in dankbarer Liebe in den Brüdern zu dienen, was Du ja in Deiner unbegreiflichen Liebe als Dir geschehen ansehen willst. Vergilt und lohne es all den theuren Herzen schon hier auf Erden, die Dich in Deinen allergeringsten Brüdern, den Blödsinnigen, durch Darreichung ihrer Gaben lieben, sich Dir dankbar und mir hilfreich beweisen wollen. Bereite ihnen droben den Gnadenlohn, den Du der selbstverleugnenden Liebe zu Dir verheißen hast. Ja, so breite Deine segnenden, für uns durchbohrten Hände über alle unsere theuern Wohlthäter aus, und über uns, die wir in großer Schwachheit Dein Werk hier an den unsterblichen Seelen treiben, auf daß es gelinge zu Deiner Ehre und zu ihrem Heile. Amen.

So und ähnlich seufzte meine Seele gar oft hinauf zu den Bergen, von dannen uns Hilfe kommt, wenn mir ernährungsunfähige, unheilbare, kranke, sieche, lahme, verkrüppelte, blinde, geistesschwache Kinder auf meinem langen Lebenswege begegneten.

Diesen Unglücklichen eine besondere Herberge zu verschaffen, wo sie, unter den wohlthuenden, belebenden Strahlen wahrhaft christlicher Samariterliebe gepflegt und gehegt, für eine ewige Seligkeit und für eine äußere Thätigkeit vorbereitet würden, war der längst gehegte Wunsch meines Herzens. Schon früher würde ich an dessen Ausführung gegangen sein, wenn nich nicht einestheils meine Verpflichtungen gegen Düsselthal gebunden hätten, und ich anderntheils das zu diesem Zweck besonders geeignete, mit einer Quelle guten Wassers versehene Grundstück hätte käuflich erlangen können. Da es aber zu hoch gehalten wurde, so mußte ich endlich ein anderes wählen. Aber auch bei dieser Wahl erfuhr ich Gottes freundliches Lenken, denn ich fand nicht weit davon eine lebendige Quelle vortrefflichen Wassers, — was ja für Anstalten eine Lebensfrage ist, — die ich durch Röhren hinleiten konnte, so daß sie nun in der Küche des Stiftes springt und reichlich genug fließt, um die Durstigen des Hauses zu tränken.

Dieses Grundstück, was ich zum Bauplatz wählte und dem Zweck widmete, wie die desfallsige Urkunde zeigt, ist ein Garten von 3 Morgen 112☐ Ruthen, ein Theil einer nicht zum Dominium gehörigen bäuerlichen Stelle an einer Straße, von herrschaftlichen Obstgärten umgeben. Dieser Garten eignete sich durch seine abgeschlossene, gesunde und hübsche Lage sowohl zum Bauplatz, als zum Garten und Spielplatz. So baute ich denn im Aufsehen auf Den, der da spricht: „Gold und Silber ist mein," ihm zur Ehre und jenen Elenden zum Heile, ein dreistöckiges, unterkellertes, massives Haus von 25 Piecen, mit einer Halle und einem Balkon, — damit die Kranken und Schwachen aus zwei Etagen Gelegenheit fänden, sich in der stärkenden freien Luft aufzuhalten.

In früher Morgenstunde ward der erste Fundamentstein mit Gebet eingesenkt, und später in gleicher Weise vor einer größeren Versammlung nach Verlesung der Stiftungsurkunde dieselbe mit näherer Angabe des Zweckes und einer Geschichte der gegenwärtigen Zeit, in einer Flasche verwahrt, in dem rechten Eckstein nach Süden eingemauert. Der Bau ging frisch und fröhlich von Statten und, nach Gottes gnädiger Bewahrung, ohne alles Ungemach.

Der Baufonds zu diesem Gebäude, was zwar im Jahre 1860 unter Dach kam und 1861 und zum Theil auch noch 1862 inwendig ausgebaut wurde, bestand, wie schon erwähnt, in einer Liebesgabe von einigen 70 Thalern. Das war freilich ein kleiner Fond, der auch bald dahin schwand. Der Herr erweckte mir aber immer neue theilnehmende Herzen, die von meinem Wünschen Kenntniß erhielten. So flossen mir, wie in den nachfolgenden Verzeichnissen der Beiträge namentlich aufgeführt steht, besonders viele Liebesgaben aus England und mannigfache Beiträge aus Deutschland zu. Seine Majestät unser lieber, theurer König unterstützte meine Wünsche mit 2000 Thalern, und selbst Kaiser Napoleon that seine Interesse durch 1000 Franks kund.

Welche Freude und Dankgefühle gegen Gott und Menschen durch jede einzelne Liebesgabe im Herzen erzeugt werden, und wie mächtig es getrieben wird, die Segenswünsche für die theuren Wohlthäter herab zu flehen, daß auch ihre Namen einst im Buche des Lebens, wie in unserm Buche der Liebesgaben, eingezeichnet sein möchten, können nur die nachempfinden, die unter ähnlichen Verhältnissen ein Glaubenswerk unternommen haben.

Im Jahre 1860 beliefen sich die Gaben der Liebe, nach dem nachfolgenden Verzeichniß, auf 1390 Thlr. 12 Sgr. 4 Pf., die Ausgabe auf 2043 Thlr. 19 Sgr. 5 Pf.

Im Jahre 1861 erfreueten wir uns einer Einnahme von 2592 Thlr. 24 Sgr. und hatten eine Ausgabe von 2167 Thlr. 13 Sgr. 7 Pf., wodurch wir einen Kassenbestand von 425 Thlr. 10 Sgr. 5 Pf. behielten, nachdem wir die Schuld von 1860 getilgt hatten.

Im Jahre 1862 flossen uns an Beiträgen zu 1145 Thlr. 23 Sgr. 6 Pf., und wir hatten Ausgabe 1647 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf., so daß mit Hinzuziehung des vorjährigen Kassenbestandes eine Schuld von 75 Thlr. 28 Sgr. 4 Pf. verblieb, jedoch ohne Hinzurechnung noch einiger Baurechnungen von freundlichen Kreditoren, die, um des guten Zweckes willen, gern Geduld üben.

Im Jahre 1863 durften wir Gottes Güte preisen für eine Einnahme von Beiträgen von 1339 Thlr. 28 Sgr. 7 Pf.

Durch Pensionen nahmen wir 183 Thlr. 28 Sgr. 6 Pf. ein. Aus der Tischlerei, Schuhmacherei und dem Laden ging so viel ein, daß unsere Gesammteinnahme sich auf 1704 Thlr. 27 Sgr. 9 Pf. belief. Unsere Ausgabe dagegen betrug 1994 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf., so daß uns-

mit der Schuld von 1862, Ende Dezember 1863 eine Schuld von 365 Thlr. 6 Sgr. 9 Pf. verblieb.

Für den Bau des Stiftsgebäudes wurden verausgabt:
im Jahre 1860 . . . . 1933 Thlr. 19 Sgr. 5 Pf.
" " 1861 . . . . 1361 " 10 " 6 "
" " 1862 . . . . 1194 " 22 " 9 "

Im Jahre 1863 sind zum Theil noch 486 Thlr. 16 Sgr. mit Hinzurechnung einer zu zahlenden Bretter-Rechnung verausgabt und noch auszugeben, so daß der Bau des Stiftsgebäudes in Summa 4976 Thlr. 8 Sgr. 8 Pf. kostete, wohingegen der Bau-Anschlag die Höhe von 6024 Thlr. 13 Sgr. 9 Pf. beträgt, so daß die Baukosten, den gewöhnlichen Fällen zuwider, bedeutend unter dem Anschlag blieben, und zwar um 1048 Thlr., was auch wohl dadurch entstand, daß ich die Steine zum Fundament und den Kellern, Sand und Lehm und viele, viele Fuhren unentgeltlich geben konnte und Holz und Ziegeln bedeutend billiger, als veranschlagt war.

Im Jahre 1863, bei der zunehmenden Bevölkerung des Stiftes, stellte sich nicht allein das Bedürfniß eines Viehstalles rc. heraus, sondern auch das eines Sommerhauses oder Zeltes, wodurch unser Bau-Conto auch vergrößert worden ist. Das Zelt ist für die Gesundheit unserer Pfleglinge in der frischen Luft ein sehr nützlicher Aufenthalt und für ihre Spiele beim Regen von so wesentlichem Vortheil, daß wir nur zu bedauern haben, beim Bau desselben, im Blick auf die Kosten, es nicht größer angelegt zu haben, weil der Raum für ihre Mahlzeiten und Spiele schon nicht mehr ausreicht.

Wenn auch unser Stift noch einige Kinder mehr aufnehmen kann, als jetzt da sind, aber lange nicht alle, die angemeldet wurden, so tritt doch schon jetzt das Bedürfniß der Erweiterung sehr dringend hervor, hauptsächlich durch die nothwendige Trennung der bildungsfähigen von den unheilbaren Blödsinnigen. Wir bedürfen mehr Abtheilungsräume, größere und verschiedene Schulen, Arbeits-, Speise- und Schlafsäle.

Von dieser Nothwendigkeit getrieben, habe ich im vorigen Herbste, im Vertrauen auf die Hilfe Gottes, das Fundament zu diesen Sälen gelegt und bis über die Kellerwölbung aufgebaut und im Herbst ein provisorisches Dach darüber gelegt, so daß uns diese Räume den Winter hindurch zu Arbeitssälen und Tummelplätzen für die Kinder sehr willkommen waren. Jetzt harren wir nun zum Weiterbau auf die helfende Liebe Derer, die, im Blick auf das Kreuz, die Frage zu Herzen genommen haben: „Das that Ich für dich, was thust du für Mich?"

Erst im Frühjahr 1862, als das Stiftsgebäude völlig ausgetrocknet war, zogen am 24. Mai 2 Diakonissen zur Eröffnung der Wirksamkeit darin ein. Wenige Tage später — am Nachmittage des 4. Juni — wurde unser Stift in unserm angefüllten Betsaale von unserm lieben Pastor Wandel durch die schon mitgetheilte Rede feierlich eingeweiht.

So begann denn unsere Thätigkeit, wie es ja im Reiche Gottes immer zu gehen pflegt, senfkornartig, an wenigen Blödsinnigen. Am Tage der Einweihung waren ihrer sechs, aber diese Zahl reduzirte sich wieder durch Indolenz und Gleichgiltigkeit der Angehörigen gegen das Wohl ihrer Kinder, und fast schien es, als sollten unsere Räume unbenutzt bleiben. Die Hoffnungslosigkeit vieler Eltern für das Gelingen unserer Bestrebungen, da wir Erfolge noch nicht aufzuweisen hatten, führten sie, ohne Versuche zu machen, wieder weg, und selbst unentgeltliche Anerbietungen konnten weder ihren Unverstand, noch ihre Affenliebe besiegen.

Obgleich sich nachmals Viele meldeten, so wollte es den Angehörigen doch nicht einleuchten, daß sie für die Uebernahme ihrer Last auch Gegenverpflichtungen zu übernehmen hätten. Selbst Diejenigen, die durch den Besitz irdischer Güter dazu befähigt waren, wollten ihre Kinder wohl unter unentgeltlicher Aufnahme hergeben, nicht als wenn sie eine Wohlthat empfingen, sondern übten.

In Rücksicht der Noth, in der viele der Angehörigen dieser Kinder sich befanden, nahmen wir mehrere derselben im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn unentgeltlich auf.

Dieses Vertrauen wurde auch bald gerechtfertigt, indem der 16. schlesische Provinzial-Landtag auf den Antrag unseres lieben Landraths von Heydebrand, der sich auf's Wärmste für unser Stift interessirt, auf zwei Jahre fünf Freistellen — à 80 Thlr. — bewilligte. Wir zweifeln nicht, daß diese Bewilligung nicht allein fortlaufend sein, sondern noch erhöht werden wird, da seit jener Zeit der verwahrloste und bejammernswerthe Zustand der Blödsinnigen bekannter geworden und die Verpflichtung immer mehr in das Bewußtsein getreten ist, auch ihnen, diesen Allerärmsten, die helfende Hand reichen zu müssen.

Einige von theilnehmender Liebe erfüllte Menschen erfreuten uns durch die Zusage jährlicher Beiträge, und einzelne Kreisständeversammlungen und Magistrats-Collegien offenbarten eben so ihre warme Theilnahme und ermunterten uns auf diese Weise in unserm schwierigen Unternehmen und stärkten dadurch unsern Glauben, was wir sammt den uns zukommenden Gaben, als aus der treuen Hand Gottes, dankbar hinnahmen. Mehrere einzelne Damen — die unsere Verzeichnisse nennen — von der Liebe zum Herrn und ihren leidenden Mitmenschen getrieben, unternahmen Sammlungen und Handelsgeschäfte und ermunterten uns dadurch nicht wenig in unserer schweren Aufgabe.

Wie leicht würde es werden, manch' unglückliches, blödsinniges Kind in dergleichen Anstalten zu erhalten, wenn in den verschiedenen Orten Männer- und Frauen-Vereine für den Zweck zusammen wirkten. Wie erquickend müßte es für sie sein, wenn sie sich sagen könnten, daß durch ihre Liebesthätigkeit einem unglücklichen, blöden Kinde in unserem Stifte Heilung und Unterweisung für Zeit und Ewigkeit zu Theil geworden und ihm eine glückliche Zukunft bereitet sei.

Wer das leibliche und geistige Elend der Blödsinnigen in seinem ganzen Umfange kennen gelernt hat, wird es fassen können, welche Freude es macht, zur Verringerung ihrer Leiden etwas beigetragen zu haben, wie das in liebreicher Weise der Chef unserer Provinz aus Kassenüberschüssen that. Wohl könnten noch manche Corporationen uns mit ihren Ueberschüssen erfreuen und helfen.

Die Königliche Regierung, die uns ihr wärmstes Interesse an unserer Wirksamkeit aussprach, glaubte sich doch für die Bestätigung unseres eingereichten Statutes nicht verwenden zu können, da es uns noch an hinreichenden Fonds für eine dauernde Stiftung fehle.

Wer die Nothwendigkeit derselben und eines Statutes für wichtig hält, der helfe uns das Hinderniß zur Erlangung des Statutes wegräumen, nämlich unsere Armuth an Kapitalfonds beseitigen.

Die Königliche Regierung begehrte ferner die Vorlegung unseres Erziehungs- und Unterrichtsplanes, und so legten wir derselben die hier angeschlossene Skizze unseres Planes und der Tagesordnung mit den verschiedenen Instruktionen vor, die wir zum Theil hier anfügen, um unsern lieben Freunden einen näheren Einblick in unsere Erziehungs-, Unterrichts- und Umgangsweise mit unsern lieben Blöden zu verschaffen, wodurch wir uns zugleich überhoben glauben, Allgemeineres über die verschiedenen Zustände der Blödsinnigen sagen zu müssen.

Unter den 25 Schwachsinnigen, die wir bis jetzt in unserm Stifte hatten,*) waren fast alle Stadien des Blödsinns vertreten. Traurige und Fröhliche, Stumme und Schwatzende, mit hübschen und entstellten Gesichtszügen und Körpern, Gesunde und Kranke aller Art, Skrophulöse, Epileptische und mit mancherlei andern Schäden und Leiden — mit verkrüppelten, wunden, erfrorenen Füßen und Händen. — Oft giebt es so viele Wunden und Schäden zu verbinden, Pflaster zu schmieren, Charpie und viele alte Leinewand zu gebrauchen und unsäglich viele Mühe und Arbeit, daß man wohl vor der großen selbstverleugnenden Liebe, die kaum mit Worten zu schildern ist, große Achtung haben muß, wie sie denen geschenkt und durch Gottes Geist täglich auf's Neue aufgefrischt wird, die der Herr in diese Arbeit als Lehrer, Pfleger und Diakonissen gestellt hat.

O möchten sich doch, bei der wachsenden Zahl unserer Pfleglinge, immer mehr Herzen bereit finden, sich diesem heiligen Samariterdienste hinzugeben, und so unser tägliches Seufzen erfüllt werden, uns immer mehr Herzen zu erwecken, die sich um des Herrn willen dieser Liebesarbeit hingeben wollen, die es als ihres Lebens Freude, Erquickung und Aufgabe betrachten, dem Herrn in diesen armen Geschöpfen zu dienen, die bisher so wenig Liebe erfuhren, und ihnen so behilflich zu sein, daß sie unter dem erwärmenden Hauche der Liebe aufthauen und aufblühen, und die Hoffnung immer mehr Raum gewinnt, daß auch recht Viele von ihnen nach aus den öden Gefilden ihres Schattenlebens in das Lichtmeer des Glaubens, in die versöhnende Liebe Jesu Christi eindringen, und daß auch sie so den Rathschluß der göttlichen Liebe über sich erkennen und ausrufen lernen: „Von Gott kommt mein Leiden und zu Gott soll es mich führen! Als ich blind wurde, lernte ich sehen, als ich taub wurde, lernte ich hören, als ich lahm ward, lernte ich in Seinen Wegen gehen, als ich meinen schwachen Verstand erkannte, lernte ich um Weisheit bitten und erfuhr so, daß der Herr thut, was die Gottesfürchtigen begehren." Ja, wohl Denen, die des Herrn lockende Stimme durch alle Leiden hindurch hören und zu Herzen nehmen!"

Zum Schluß sei hier noch bemerkt, daß Liebesgaben für das Stift unter der portofreien Rubrik: „Angelegenheiten der Menschenfreunde" vom Grafen von der Recke-Volmerstein auf Schloß Craschnitz bei Militsch dankbar angenommen werden. X.*

*) Zu den oben aufgeführten 25 Blödsinnigen sind bis zum Drucke des Berichts nach einer am Schlusse desselben befindlichen Notiz noch 14 aufgenommen worden.

Von einigen erloschenen geistlichen Ritterorden, die zu gleichen Zwecken wie der Johanniter-Orden gestiftet wurden.

Keinem der zahlreichen geistlichen Ritterorden, die in späterer oder in früherer Zeit zu gleichen Zwecken wie der Johanniter-Orden gestiftet wurden, ist eine so glänzende Geschichte beschieden gewesen wie diesem; nur diesen einen hat Gott auch nach seinem theilweisen Abfall vom großen Ziele thätiger Liebe erhalten und die Form bewahrt, auf daß er sie wieder erfülle mit dem rechten Geist des Ordens zu seiner Zeit. Dennoch sind in ihren Stiftungszielen fast alle diese Orden gleich ehrwürdig wie der Johanniter-Orden, und einige davon haben auch eine Zeit lang wenigstens, wenn auch in kleinern Kreisen, nicht unrühmlich den Ordenszwecken gedient. Den Johanniter-Rittern wird eine kurze Erinnerung an diese erloschenen Orden nicht unlieb sein, sie werden freundlich der Genossenschaften gedenken, die ursprünglich eines Sinnes mit ihnen waren, denen eine längere Dauer aber nicht vergönnt war. Von einigen dieser Orden weiß man wenig, fast gar nichts, sie werden hier nur erwähnt, um zu zeigen, wie sich der Geist christlicher Barmherzigkeit immerfort mühte, gerade in der Form ritterlicher Vereine Leben und Gestalt zu gewinnen.

Der bedeutendste der erloschenen Hospital-Orden ist der des heiligen Lazarus zu Jerusalem (Chevaliers Hospitaliers de St. Lazare); seine Stifter, sowie sein Stiftungsjahr, sind unbekannt, die Krankenpflege der Ordensbrüder richtete sich vorzüglich auf Aussätzige, und die schwärmerische Begeisterung der Stifter spricht sich sehr energisch in der Bestimmung aus, daß auch mit dem Aussatz behaftete Ritter aufgenommen wurden, ja, daß der Großmeister ein Aussätziger sein mußte. Erst als der Orden, nach Verlust des gelobten Landes, keinen Aussätzigen mehr hatte, wurde nach eingeholter päpstlicher Erlaubniß ein Anderer gewählt. Der Orden, der nicht das Glück aber nicht die Einsicht hatte, den Kampf gegen die Ungläubigen fortzusetzen und sich einen Boden darin zu schaffen, wie die Johanniter, widmete sich in Italien und Frankreich der Kranken- und Armenpflege, verweltlichte aber rasch und wurde in Italien 1490 aufgehoben. Einige von den Päpsten versuchte Wiederherstellungsversuche mißglückten, und seine nicht unbeträchtlichen Güter kamen, zum Theil wenigstens, an die Johanniter. Doch ging er nicht ganz unter, der Herzog Philibert Emanuel von Savoyen vereinigte ihn mit dem Mauritius-Orden, und in dieser Vereinigung besteht er noch heute in dem neu italienischen Königreich, übrigens ohne Beziehung zu den frühern Stiftungszwecken. Das ursprünglich einfache grüne Kreuz hat durch Papst Leo X. acht Spitzen erhalten. In Frankreich hat der Lazarus-Orden ein anderes, wenn auch ähnliches Schicksal gehabt, wir kommen weiter unten darauf zurück.

Viel weniger bekannt ist der Orden von Montjoye, welcher 1180 vor Jerusalem gestiftet wurde, wahrscheinlich von Südfranzosen; seine Hauptthätigkeit scheint er indessen nicht in Palästina, sondern in Spanien ent-

fallet zu haben, wo er in zwei Comthureien, von Truxillo und von Mantfrac, florirte; er entartete und verdarb schnell, 1220 soll er aufgehoben worden sein, um Mitte des 13. Jahrhunderts war er verschwunden. Das Ordenszeichen war ein fünfstrahliger rother Stern, der auf weißem Mantel getragen wurde.

Länger und ehrenhafter, wenn auch, oder vielleicht weil in kleinerem Kreise, behauptete sich der Orden unserer lieben Frauen der Armen von Aubrac (Chevaliers Hospitaliers de notre dame d'Aubrac), welcher von dem Grafen Adelhard van Flandern 1120 gestiftet und 1162 vom Papst Alexander III. bestätigt wurde. Die lange und segensreich blühende Stiftung verwendete auch ritterliche Frauen und Mägde zum Krankendienst und behauptete ihre Selbstständigkeit, bis Ludwig XIV. das Großmeisterthum (la dômerie) mit der Krone ververeinigte. Von da ab begann der Verfall, aber erst die Revolution vernichtete den Orden bis auf die letzte Spur. Es wäre wohl der Mühe werth, nähere Nachrichten über diese Stiftung zu erforschen und mitzutheilen.

Der Orden vom heiligen Geist von Mantpellier verdankt seine Stiftung Guido Herrn von Mantpellier, seine Bestätigung im Jahre 1190 Papst Innacenz III., doch wurde er ein Ritterorden erst 1291, wo der Comthur des Spitals Sancta Maria in Sassia zu Rom den Graßmeistertitel annahm. Der italienische Zweig dieses Ordens wurde 1495 aufgehoben; in Frankreich, wo ihm reiche Mittel zu Gebot gestanden haben müssen, behauptete er sich länger, noch unter Ludwig XIV. stellte er eigene Regimenter, wahrscheinlich, um diesen für sich zu gewinnen. Im Jahre 1700 wurde er als Ritterorden aufgehoben und für eine einfache geistliche Stiftung erklärt.

Vam Orden der Hospitaliter vom heiligen Samson zu Constantinopel sind Stifter und Stiftungsjahr unbekannt, er muß aber nicht unbedeutende Dienste geleistet haben, denn er wurde zu Anfang des 13. Jahrhunderts durch die Päpste in besondern Schutz genommen; 1308 wurde er mit dem Johanniter-Orden vereinigt.

Auch der Orden von St. Johann und St. Thamas, der zu Ptolomais (Jahr der Stiftung und Namen des Stifters sind unbekannt) gestiftet worden war und in Spanien nicht unrühmlich gegen die Mauren gestritten hatte, wurde mit dem Johanniter-Orden vereinigt. Das Ordenszeichen war ein rothes Kreuz mit rothem Schild, welches die Bilder der beiden Ordens-Patrone zeigte.

Der Orden vam Hospital zu Burgos wurde 1212 van Alphons VIII. van Castilien gestiftet und behauptete sich mit verschiedenen Aenderungen bis in dieses Jahrhundert. Die Ritter trugen das Calatrava-Kreuz mit einem goldnen Thurme im Mittelschilde.

Der Orden unserer lieben Frauen vam Berge Carmel und vom heiligen Lazarus ist eine Stiftung König Heinrich IV. von Frankreich, welche 1607 vam Papst Paul V. bestätigt wurde. Der Orden ging hervor aus einer Verschmelzung des alten Lazarus-Ordens mit einer ganzen Reihe von geistlichen Armen- und Krankenstiftungen. Zu einer ersprießlichen Thätigkeit gelangte dieser Orden nicht; jeder König fast änderte an der Verfassung, das Ceremoniell wurde die Hauptsache, er verschwand spurlos in der Revolution.

Von dem Orden des Kreuzes der Liebe, der im 15. Jahrhundert in Schottland gestiftet wurde, finden sich nur dürftige Notizen; er hat schwerlich lange bestanden, doch scheint er nicht unrühmlich gewirkt zu haben und eine Zeit lang ziemlich ansehnlich gewesen zu sein. Sein Abzeichen, ein Kranz von rothen Herzen und grünen Blättern, findet sich noch auf Grabsteinen van Rittern und Damen.

Nicht eigentlich hierher gehören verschiedene italienische Orden, die namentlich gestiftet wurden, um die Türken zur See zu bekämpfen; sie hatten meist die äußere Einrichtung des Johanniter-Ordens. Papst Pius II. stiftete 1459, nach Wiedereroberung der Insel Lemnos, deren gleich zwei auf ein Mal, den Orden unserer lieben Frauen von Bethlehem, oder die Ritterschaft von Lemnos, und den Orden Jesu. Von beiden Orden weiß die Geschichte nichts zu erzählen, sie verschwanden neben den Johannitern, und man fragt sich nur, warum die Päpste sich damals mühten, neue Orden zu stiften, statt die bestehenden zu unterstützen. G. H.

Deutsche Modethorheit.

Wir entlehnen das Folgende einem im Jahre 1800 erschienenen Buche, welches einen durch kulturgeschichtliche Forschungen ausgezeichneten, hochpatriotischen Deutschen zum Verfasser hat.

„Die deutsche Nation machte sich unter allen Völkern der Erde durch die meisten und wichtigsten Erfindungen um das menschliche Geschlecht verdient; diese erfindungsreiche Nation ahmte während zweier Jahrhunderte blindlings französische, und seit einem Menschenalter englische Moden nach.

War oder ist denn der deutsche Erfindungsgeist gewichen von den höheren Ständen, als Mustern der Mode, oder von den Künstlern und Künstlerinnen, welche für die Beherrscher und Beherrscherinnen der Mode arbeiten?

Unser Schulwesen, unsere Staatseinrichtungen, unsere Gewerbe, Künste und Wissenschaften hatten und haben von jeher ein deutsches Gepräge. Warum können wir nicht Gleiches sagen von den Bedeckungen und Verzierungen unseres Körpers? — Unsere Künstler und künstliche Arbeiten wurden schon lange in ganz Europa bewundert und belohnt. Unsere Schriftsteller liest man schon lange in allen Ländern, und übersetzt sie in alle Sprachen. Alle unsere bisherigen Nebenbuhler gestehen uns in den deutschen Wissenschaften den ersten Rang zu — und wir sollten noch immer in Kleidung und Putz knechtische Nachahmer undeutscher Moden sein?

Ist es nicht in einem beinahe unglaublichen Grade widersinnig, Trachten und Putzwerk unverändert zu adaptiren, welche für gewisse Gestalten und Größen, gewisse Gesichtsfarben, Körper-Vorzüge oder Gebrechen erfunden und ihnen angepaßt sind? — Wenn es nothwendig ist, daß die Kleidung dem Klima entspreche, so ist es in den Augen vernünftiger Menschen nicht minder erforderlich, eine neue Mode — vorausgesetzt, daß dieselbe weder der guten Sitte, noch der Gesundheit nachtheilig — nach einem

jeden Körper, so wie nach Stand, Alter und Würden abzuändern.

Bevor die französischen Moden überhand nahmen, hatten beide Geschlechter entweder in ganzen Reichen, oder wenigstens in jeder Provinz oder großen Stadt Nationaltrachten und einen derselben entsprechenden Putz. Diese Separat-Costüme verloren sich in dem Maße, in welchem Kultur und Geselligkeit unter den verschiedenen Völkern unseres Erdtheils zunahmen.

Modesucht und Modezwang stiften das größte Unglück in den untern Klassen. Unläugnenbar ist die Mode-Thorheit und die Eitelkeit eine der Hauptursachen der Sittenverderbniß in den niedern Ständen. Das Beispiel der höheren Gesellschaftsschichten muß diesem Uebel steuern. Der Gebildete und Verständigere sollte sich füglich angelegentlich bemühen, die fatale Modekrankheit zu bannen. —"

Für uns Deutsche wäre es kein geringer Ruhm, wenn wir es dahin brächten, die Muster unserer bisherigen (undeutschen) Muster zu sein, betreffs einer einfachen, geschmackvollen und möglichst selten, oder mindestens (wenn es denn durchaus sein muß) ab und zu nur geringfügig veränderten Körper-Adjustirung. (Ernst Graf Lippe.)

Der schwarze Tod.

Im zweiten Drittheil des vierzehnten Jahrhunderts brach in China eine furchtbare Seuche aus, welche in diesem dicht bevölkerten Lande nicht weniger als dreizehn Millionen Menschen dahin gerafft haben soll. Da China in jener Zeit eine Provinz des ungeheuren Mongolenreiches bildete, welches sich auch über einen Theil Europas ausdehnte, so fand sich nur zu viele Gelegenheit, diese Krankheit über ganz Asien und nach Europa zu verbreiten. Im Jahre 1344 decimirte sie ein mongolisches Truppencorps, welches Caffa, eine Niederlassung der Genuesen an der Südspitze der Krim, belagerte. Diese wilden Horden warfen ihre Todten mit Hülfe ihrer Wurfgeschütze in die belagerte Stadt, in welcher die Seuche nun sofort ebenfalls ausbrach. Von da aus verbreitete sie sich nach allen Seiten hin. Konstantinopel und die zahlreichen Hafenstädte Kleinasiens, Syriens und Aegyptens wurden zuerst heimgesucht, und die Krankheit von hier über den Westen Asiens und Nordafrikas verpflanzt. Ein von Caffa absegelndes Schiff, dessen Besatzung während der Fahrt von tausend Mann bis auf zehn zusammenschmolz, brachte die Krankheit 1347 nach Genua und Venedig, von da verbreitete sie sich zunächst über alle italienischen Länder und das südliche Frankreich. Im folgenden Jahre wurde ganz Frankreich und Deutschland ergriffen, im Jahre 1349 auch England und Scandinavien, so wie Polen und Südrußland. In allen diesen Ländern tödtete die Seuche eine ungeheure Anzahl von Menschen, in Florenz 60,000, in Venedig 100,000, in Siena 70,000, in Avignon 60,000, in Paris 50,000, in Erfurt 16,000, in Danzig 13,000, in London 100,000. In Deutschland sollen allein 124,000 Barfüßer-Mönche, und in Italien 30,000 Minoriten an der Seuche gestorben sein. Italien wurde mehr als alle anderen Länder entvölkert. Kaum der dritte Mensch soll hier am Leben geblieben sein. In Deutschland, welches minder schwer heimgesucht wurde, schätzte man dennoch die Zahl der Todten auf 1,240,000. In ganz Europa starb durchschnittlich ein Mensch von vieren.

Die Krankheit war dieselbe, welche wir jetzt die orientalische Pest oder Bubonenpest nennen. Sie tödtete häufig schon am ersten, gewöhnlich jedoch erst am dritten oder fünften Tage. Mit den ergreifendsten Zügen schildern die Zeitgenossen die Scenen des Jammers und der Verzweiflung, Züge der aufopferndsten Menschenliebe, aber auch des ungezügelten Wüthens aller Leidenschaften, der gänzlichen Verwirrung aller gewöhnten Verhältnisse des Lebens, welche sich überall im Gefolge der entsetzlichen Seuche einstellten. Eine allgemeine Rathlosigkeit hatte sich der Menschen bemächtigt. Die Veranstaltungen, welche man traf, um der Krankheit Einhalt zu thun, waren nicht selten geeignet, sie immer mehr zu verbreiten. Man unternahm Bittgänge, Kasteiungen und Wallfahrten, um den Zorn des Allmächtigen zu versöhnen. Unter dem Namen Flagellanten oder Geißelbrüder schaarten sich Tausende von Männern, Frauen und Kindern zusammen und zogen unter Bußübungen der verschiedensten Art von Ort zu Ort, begingen aber dabei nicht selten auch die rohesten Ausschweifungen. Anfangs waren es nur Personen aus den niedersten Ständen; allmälig aber gesellten sich auch Vornehmere, selbst Geistliche zu ihnen. In geordneten Prozessionen, mit Anführern und Vorsängern, durchzogen sie die Städte; das Haupt bis auf die Augen verdeckt, den Blick zur Erde gesenkt. Mit dunklen Gewändern angethan, trugen sie auf der Brust, dem Rücken und dem Hute rothe Kreuze, und führten mächtige Geißeln. Zuerst zeigten sie sich in Straßburg 1349, später in ganz Frankreich, Deutschland und Italien. Anfangs nahm das Volk sie überall freundlich auf. Als sie aber hier und da durch Rohheit beschwerlich wurden, traten ihnen geistliche und weltliche Behörden kräftig entgegen und verfolgten sie sogar mitunter in grausamer Weise.

An manchen Orten veranlaßte die Krankheit auch heftige Judenverfolgungen. Man bildete sich ein, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, als Beweis dieser Anklage führte man an, daß sie in manchen von der Seuche befallenen Städten allein verschont geblieben seien. Mit Hülfe von Folterqualen entriß man vielen dieser Unglücklichen Geständnisse, welche nun die Niedermetzelung einer großen Menge angeblicher Mitschuldiger zu rechtfertigen schienen. An vielen Orten sperrte man dieselben zu Hunderten in hölzerne Häuser und verbrannte sie mit denselben.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 52. Berlin, den 28. December 1864. **Nr. 52.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Die im Königreich Hannover wohnenden Ritter der Balley Brandenburg sind am 1. November c. zu einer Genossenschaft zusammengetreten und haben ein Statut vereinbart, das am 10. d. vom Durchlauchtigsten Herrenmeister bestätigt worden ist.

Die gleichzeitig stattgehabte und vom Durchlauchtigsten Herrenmeister genehmigte Wahl eines leitenden Ritters der Genossenschaft ist auf den Ehrenritter, Staats- und Hausminister rc. von Malortie gefallen. Zum Schatzmeister und Stellvertreter des leitenden Ritters ward der Ehrenritter Ober-Kammerherr Freiherr von Knigge und zum Werkmeister der Generalmajor Freiherr von Slicher gewählt, welche drei Ritter, gemäß des Statuts, den Convent der Genossenschaft bilden. Zu Stellvertretern der beiden letztern im Convent bei Behinderungsfällen traf die Wahl die Ehren-Ritter: Geh. Rath Grafen von Alten und Geheimen Regierungs-Rath von Ompteda.

Da die Zahl der Mitglieder der Genossenschaft gegenwärtig nur 27 beträgt, so hat dieselbe beschlossen, vorerst ihre verfügbaren Mittel der zu Hannover bestehenden Diakonissenanstalt „Henriettenstiftung" unter gewissen mit dem Vorstande derselben zu vereinbarenden Bedingungen zuzuwenden.

Diese Anstalt wurde im Jahre 1859 durch ein von Ihrer Majestät der Königin Marie von Hannover im christlich frommen Sinne zum Gedächtnisse Allerhöchstdero Großmutter, der hochseligen Herzogin Henriette von Württemberg, mit einem Stiftungskapitale von 6000 Thlr. und einem spätern Geschenke von 1000 Thlr. begründet und dazu bestimmt, eine aus dem Sinne christlicher Liebe und Barmherzigkeit hervortretende Krankenpflege im Hause und außerhalb desselben, nicht blos am Orte, sondern weiter im Lande, durch Diakonissen zu üben. Ein Hauptzweck dieser Anstalt ist es, Diakonissen zur Pflege Kranker in solcher Zahl zu bilden, daß mit der Zeit im Lande Filiale angelegt werden können; sie hat sonach die Bestimmung eines Mutter-Diakonissenhauses für das Königreich Hannover.

Im Sommer 1860 in einem vorerst gemietheten Lokale eröffnet, hat sich die Gnade Gottes an diesem Werke in so reichem Maaße bethätigt, daß bald an die Erbauung eines eigenen Hauses gedacht werden konnte. Des Königs Majestät geruhten dazu ein Geschenk von 35,000 Thlr. zu bewilligen, und auch aus Stadt und Land kamen so reiche Gaben, Geschenke und Vermächtnisse, daß schon seit dem Sommer 1863 ein eigenes Haus, in der inneren Einrichtung vorzugsweise nach dem bewährten Muster von Bethanien zu Berlin, in Benutzung ist, mit einer Räumlichkeit zur Aufnahme von 100 Kranken.

Die deutschen Irrenanstalten.

Bis in das vorige Jahrhundert war der Glaube allgemein verbreitet, daß der Wahnsinn eine Folge der Einwirkung böser Geister sei, welche sich des Kranken bemächtigt hätten, und bei vielen Völkern werden Geisteskranke noch jetzt entweder als Heilige verehrt oder als von einem bösen Wesen Besessene gemieden, auch wohl erschlagen. Die Türken bekennen sich zu der ersten Ansicht. In Syrien theilt man die Kranken in Wahnsinnige und Besessene ein. Erweisen sich die Arzeneien, die man ihnen Anfangs giebt, als erfolglos, so nimmt man an, der Zustand sei des Satans Werk, und bringt den Kranken in ein Kloster oder eine Moschee. Eine Tropfsteinhöhle in der Nähe von Tripolis gilt als ein besonders angemessener Aufbewahrungsort für Geisteskranke. Dort werden sie angekettet, nur sparsam mit Wasser und Brod ernährt, und der Teufel aus ihnen durch Gebete, Beschwörungen und Schläge ausgetrieben. Die Buräten suchen die Wahnsinnigen dadurch zu heilen, daß sie dieselben plötzlich in das Wasser stürzen, oder in ihrer Nähe eine Pistole abfeuern. Nicht viel vernünftiger wurden die Wahnsinnigen in ganz Europa bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts behandelt. An einigen Orten hatte man indessen schon Zufluchtshäuser für Geisteskranke errichtet, oder nahm sie wenigstens in allgemeine Krankenhäuser auf. Manche älteren Aerzte wollten sogar Wahnsinnige geheilt haben, geben aber, indem sie dieses berichten, so wunderliche Heilmethoden an, daß man die Heilung, wenn sie wirklich erfolgte, nur dem Zufall

zuschreiben kann. Ein Arzt erzählt unter Anderm: er habe einen Kranken, der sich einbildete, keinen Kopf zu haben, dadurch geheilt, daß er ihm eine bleierne Mütze aufsetzte. Eine Frau, welche eine Schlange im Leibe zu haben meinte, wollte man dadurch geheilt haben, daß man ihr ein Brechmittel eingab und ihr dann eine Schlange als von ihr ausgebrochen zeigte. Ein Arzt erzählt sogar, er habe einen Kranken, der sich für so kalt hielt, daß nur Brennen im Feuer ihm seine natürliche Wärme wiedergeben könne, dadurch geheilt, daß er ihn in einen Pelz einnähen und diesen habe anzünden lassen.

Besonders seltsame Versuche stellte man in Wien mit einem Wahnsinnigen an, der sich einbildete, todt zu sein. Da man befürchtete, er könne an dieser Einbildung wirklich sterben, ohne mit den Sterbesacramenten versehen zu sein, ließ man ihn zunächst beichten und bestärkte ihn dadurch natürlich in seinem Wahne. Da er sich aber hartnäckig weigerte, Speise zu sich zu nehmen, so legte man einen andern Menschen neben ihn, den man ebenfalls für todt ausgab, und der sich doch Speise und Trank wohlschmecken ließ. Diese sinnreiche Kur schlug aber nicht an, der Kranke starb wirklich.

Zur Zeit der Reformation wurde die Mehrzahl jener älteren Zufluchtsörter für Geisteskranke aufgehoben, und diese blieben, wenn man sie nicht als Hexen und Hexenmeister verbrannte, nun ganz ohne Aufsicht und Pflege. Der Verhöhnung und dem Elende preisgegeben, schweiften sie bettelnd umher, und in manchen Ländern, z. B. England, war es sogar gesetzlich erlaubt, diese lästigen und zuweilen allerdings auch gefährlichen Vagabunden zu todten, namentlich wenn sie das Verbrechen begingen, sich für Wehrwölfe auszugeben. Da indessen Furcht und Mitleid diesen Unglücklichen denn doch manche Gabe gewährten, so sah man nicht selten betrügerische Bettler sich als Wahnsinnige gebehrden, um ein reicheres Almosen zu erhalten.

Als Zucht- und Detentionshäuser häufiger wurden, sperrte man die Wahnsinnigen mit den Verbrechern zusammen und belastete sie nicht selten mit Ketten, um ihr Toben unschädlich zu machen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts errichteten die Engländer ihr Bedlam, aber die Gewohnheit, die Irren in die Gefängnisse zu sperren, blieb noch lange herrschend.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts, mitten unter den Gräueln der französischen Revolution, gelang es einem französischen Arzte, Namens **Pinel**, durch eine vernünftigere Behandlung der Kranken, mehrere derselben zu heilen, und dadurch eine neue Wissenschaft zu begründen, welche seitdem zum Heile der Menschheit bedeutende Fortschritte gemacht hat. Im Laufe der letzten sechszig Jahre wurden die Irrenanstalten allmählich aus ihrer Verbindung mit Armen-, Waisen-, Kranken-, Corrigenden- und Zucht-Häusern befreit. Wo noch vor einem halben Jahrhunderte aus finstern Mauern wüthendes Geschrei und Kettengerassel hervorbrang, tiefe Finsterniß räumlich und geistig herrschte und der tolle, verthierte Kranke sich unter der Zuchtruthe seines Kerkermeisters krümmte, um immer tiefer zu versinken, und Jeder auf die freie Luft verzichten mußte, den einmal solche Mauern umgaben, sind jetzt freundliche und saubere Wohnungen entstanden, von weiten Gärten und Feldern umgeben, bevölkert und bearbeitet von freundlichen Gestalten, in denen man oft schwer die Gesunden von den Kranken zu unterscheiden vermag, von Aerzten geleitet, die ganz mit und unter ihnen leben, mit Geistlichen, Lehrern und Beamten versehen, die ihre Sorgfalt deren Wohlfahrt widmen, und an keinen Einrichtungen Mangel leidend, die dazu dienen können, ihnen das kostbare Gut der geistigen Gesundheit wieder zu verschaffen, oder ihnen die Pflege zuzulassen, auf die ihr Leiden den gerechtesten Anspruch hat. —

Eine Nachwirkung des entsetzlichen Verfahrens, welchem die Geisteskranken früher ausgesetzt waren, lebt noch in der Phantasie des Volkes. Ein Landmann aus Thüringen, welcher seine Gattin vor etwa zwanzig Jahren einer Irren-Anstalt übergab, erzählte, daß man ihm dieses Schrittes wegen die heftigsten Vorwürfe gemacht habe, da es ja bekannt sei, daß in den Irrenhäusern immer einige Patienten geschlachtet würden! Andre erzählten, die Wärter dieser Anstalten hätten Knuten mit daran gebundenen Kugeln, mit denen sie die Kranken geißelten. Vor funfzig Jahren galt es allgemein noch als eine Handlung empörender Herzlosigkeit, wenn Jemand einen Angehörigen einer Irrenanstalt anvertraute.

Die erste selbstständige Irrenanstalt in Deutschland wurde 1801 zu Neu-Ruppin errichtet; seitdem sind die preußische Regierung und die preußischen Provinzial-Stände denen andrer deutscher Länder in dem Bestreben, möglichst angemessen für Heilung und Pflege der Geisteskranken zu sorgen, vorangegangen. In allen Provinzen des Königreichs befinden sich jetzt mehrere Irrenanstalten. Berlin hat zwar noch kein selbstständiges Institut dieser Art, aber die Abtheilung der Charité, in welcher Geisteskranke behandelt werden, ist so vortrefflich eingerichtet, daß die Nachtheile der Unselbstständigkeit darin kaum fühlbar werden. Außerdem befindet sich im Berliner Arbeits-Hause eine Pflegeanstalt für männliche und in dem sogenannten neuen Hospitale an der Waisenbrücke eine für weibliche Geisteskranke. In der Provinz Brandenburg besteht die schon erwähnte Heilanstalt zu Neu-Ruppin, eine zu Sorau, und eine Pflegeanstalt zu Wittstock. Endlich wird schon seit mehreren Jahren an einer großen Irrenanstalt zu Neustadt-Eberswalde gebaut.

Die Provinz Schlesien hat eine Heilanstalt zu Leubus und zwei Pflegeanstalten (für unheilbare Kranke) zu Plagwitz und zu Brieg. Auch nimmt eine Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses zu Breslau Geisteskranke auf. Die Anstalt zu Leubus ist eine der merkwürdigsten ihrer Art, sie befindet sich in einem ehemaligen Cisterzienserkloster, einem prachtvollen Gebäude von ungeheuren Dimensionen. Die Hauptfront desselben ist 722 Fuß lang. Der Flächenraum, den das Gebäude bedeckt, ist noch größer als der des königlichen Schlosses zu Berlin. Die Anstalt ist für 140 Kranke berechnet und zählt 4 große Säle und 48 Zimmer für Kranke und Wärter. Zwei Gärten, 15 Morgen groß, und 11 Morgen Ackerland stehen zu ihrer Verfügung. Die Pflegeanstalt zu Plagwitz besteht seit 1826 und ist in der neuesten Zeit erweitert worden. In Brieg bestand seit 1798 eine Irrenanstalt als Abtheilung des Zuchthauses; 1820 wurde die jetzt bestehende in einem Kapuzinerkloster gegründet.

Die Provinz Sachsen hat zu Halle eine Heil- und

Pflegeanstalt, welche im Jahre 1844 eröffnet wurde, und sich aamentlich durch ihren Umfang auszeichnet. Die Gebäude derselben nehmen einen Flächenraum von 22 Morgen ein, und außerdem gehört ihr ein Garten von 22 Morgen und 82 Morgen Acker und Wiesen. Sie liegt eine halbe Stunde von Halle auf demselden Weinberge, auf welchem einst der bekannte Bahrdt sein Kaffeehaus etablirt hatte. In Neiaftedt bei Quedlinburg befindet sich eine Erziehungsanstalt für blödsinnige Knaben und zu Hasserode bei Wernigerode eine für blödsinnige Mädchen. Beide werden durch freiwillige Beiträge unterhalten.

In der Provinz Pommern besteht eine Heilanstalt zu Greifswald und zwei Pflegeanstalten zu Rügenwalde und Stralsund. Die erstere wurde 1834, die zweite 1841, die dritte 1842 eröffnet.

In der Rheinprovinz befindet sich eine Heilanstalt zu Siegburg und Pflegeanstalten zu Trier, St. Thomas, Düsseldorf, zwei zu Köln und eine zu Aachen. Die Heilanstalt zu Siegburg befindet sich in einer ehemaligen Benedictinerabtei und wurde am ersten Januar 1825 eröffnet. Die Pflegeanstalt zu Trier besteht seit 1835 und ist von der Direction des dortigen Landarmenhauses abhängig, aber räumlich von demselden getrennt. Die Anstalt zu St. Thomas besteht ebenfalls seit 1835, die zu Düsseldorf seit 1821. In Köln besteht seit 1801 in dem städtischen Hospital eine Abtheilung für Geisteskranke, und in dem Alexianerkloster daselbst werden seit dem dreizehnten Jahrhundert Geisteskranke als Pensionäre aufgenommen. In Aachen befindet sich ebenfalls ein Alexianerkloster, welches seit dem vierzehnten Jahrhundert Kranke pflegt und Irre aufnimmt. Barmherzige Brüder versehen jetzt hier den Dienst. Außerdem unterhält die Stadt Aachen in dem Annunciatenkloster eine Pflegeanstalt. Auch in der Diakonissinnenanstalt zu Kaiserswerth werden weibliche, in dem Alexianerkloster zu Neuß männliche Geisteskranke aufgenommen.

Die Provinz Westphalen hat eine Heil- und Pflegeanstalt zu Marsberg und eine Pflegeanstalt in Gesele, die letztere wurde 1841 eröffnet. Barmherzige Schwestern aus dem Ordea des heiligen Vincenz voa Paula pflegen hier die Krankea.

Die Provinz Preußen hat zu Schwetz und Allenberg bei Wehlau Anstalten, welche erst vor einigen Jahren den gegenwärtigen Anforderungen der Wissenschaft gemäß erbaut und eingerichtet und 1852 eröffnet wurden. Auch das städtische Krankenhaus zu Danzig nimmt Geisteskranke auf. Die Provinz Posen hat zu Owinsk eine Heilanstalt, welche 1842 eröffnet wurde und sich ebenfalls in einem ehemaligen Cistereienserkloster befindet, und unterhält außerdem einige Pfleglinge in dem Franziskanerkloster zu Posen.

Die Hohenzollernschen Lande haben seit 1858 eine Heilanstalt zu Sigmaringen.

Viel weniger fortgeschritten sind die Irrenanstalten in Oesterreich. Selbst Wien hat erst seit zwölf Jahren eine allerdings vortrefflich eingerichtete Irrenanstalt, und der sogenannte Narrenthurm, welcher bis dahin die Geisteskranken dieser Hauptstadt barg, entsprach seinen Zwecken nur sehr unvollkommen. Er wurde 1784 als eine Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses zu Wien eröffnet und 1820 Staatsanstalt. Der Bau der neuen Anstalt begann 1848 und kostete eine Million Gulden. Außerdem hat die Provinz Oberösterreich eine Heil- und Pflegeanstalt zu Linz, Niederösterreich eine zu Ybbs. Die Anstalt zu Linz war ursprünglich ein Pfründnerhaus des Prünerstiftes. 1788 wurde darin eine Irrenanstalt und zugleich ein Gebär- und Findelhaus errichtet. Letzteres ist seit 1834 aus der Anstalt entfernt. Das Irrenhaus zu Ybbs besteht seit 1817 als Filiale der Wiener Anstalt. Böhmen hat in dem Katharinenkloster zu Prag seit 1820 eine Irrenanstalt und seit 1846 eine neu erbaute und wohl eingerichtete Heilanstalt, welche aber dennoch viel zu klein für das Bedürfniß des Landes ist. Es haben daher schon mehrere Nebenanstalten errichtet werden müssen, welche natürlich nicht alle Vortheile der größeren darbietea. Auch in Salzburg, Gratz, Laibach und zu Hall in Tirol befinden sich Heil- uad Pflegeanstaltea. Die zu Salzburg brannte 1818 ab uad wurde 1852 wieder eröffnet. Die zu Hall besteht seit 1838. Außerdem befinden sich in den allgemeinen Kraakenhäusern zu Brünn, Klagenfurth, Laibach, Triest und Troppau Abtheilungen für Geisteskranke. Die Mehrzahl der außerdeutschea Provinzen des Kaiserstaates ist noch ohne geeignete Zufluchtsörter dieser Art.

In Baiern hat man seit zwanzig Jahren eine beträchtliche Menge wohl eingerichteter Irrenanstalten erbaut. Im Jahre 1851 eine in der Karthause Prüll bei Regensburg für die Provinz Oberpfalz. In den Jahren 1853 bis 1855 gab man der Anstalt zu St. Georgen bei Baireuth eine zeitgemäße Einrichtung. Dieselbe war 1789 voa dem Markgrafen Alexander von Baireuth als Pflegeaastalt gegründet und 1804 unter preußischer Verwaltung in eine Heilanstalt umgewandelt worden; aber seitdem Baireuth der Herrschaft Baierns anheim gefallen war, (1810) sehr vernachläßigt worden. Ja den Jahren 1854—56 wurde auch zu Klingenmünster in der Rheinpfalz eine Irrenanstalt mit einem Aufwande von 620,000 Gulden gebaut, und in dem Jahre 1859 eben so bedeutende Anstalten zu Giesing bei München und zu Werneck bei Schweiafurth (für die Provinz Unterfranken und Aschaffenburg) gegründet.

Das Königreich Sachsen hat seit 1811 eine Heilanstalt in dem ehemaligen königlichen Schlosse Sonnenstein. Sie liegt auf einem hohen Berge, an dessen Fuße sich ein freundlich eingerichtetes Geaesungshaus befindet. Seit 1829 besteht außerdem zu Koldiz eine vorzugsweise für Männer bestimmte Pflegeanstalt, während eine Abtheilung des Hubertusburger Krankenhauses weibliche Geisteskranke aufnimmt. Ja Leipzig besteht eine städtische Anstalt in dem Hospitale zu St. Georg, welches 1701 erbaut wurde und längere Zeit als Zuchthaus diente. Seine Eiarichtung konnte daher den Zwecken einer Heilanstalt für Geisteskranke nicht entsprechen und hat zu vielen Beschwerden Anlaß gegeben. Der berühmte Psycholog und Irrenarzt A. Heinroth wirkte hier von 1814 bis 1833.

Das Königreich Würtemberg hat zu Winaenthal in einem ehemaligen Schlosse der Landesherren seit 1834 eine Heilanstalt und eine Pflegeaastalt zu Zwiefalten, welche 1812—34 die einzige Irrenanstalt des Landes war, sowie zwei Heil- und Erziehungsanstalten für schwach-

sinnige Kinder, namentlich Cretins, zu Mariaberg und zu Winterthal, von denen die erstere 1841, die zweite 1842 eröffnet wurde. Dieselbe befindet sich aber in einer den Cretinismus begünstigenden und daher seine Heilung erschwerenden Gegend.

Das Königreich Hannover hat eine Irrenanstalt zu Hildesheim, welche 1827 in zwei Klöstern eingerichtet und 1849 durch eine Pflegeanstalt für weibliche Kranke erweitert wurde.

In dem Großherzagthum Baden besteht zu Illenau bei Achern eine mit großem Kastenaufwande erbante Heil- und Pflegeanstalt und auch zu Pfarzheim eine Pflegeanstalt. Die erstere wurde 1842 eräffnet, die zweite bestand schan im vierzehnten Jahrhundert, als Abtheilung eines Zucht-, Irren- und Waisenhauses. Die Anstalt besitzt ein besanderes Siechenhaus, dessen Mangel in den meisten andern Anstalten mancherlei Nachtheile zar Folge hat. Auch gilt in Illenau eine Regel, welche zar Nachahmung za empfehlen sein dürfte. Kranke, welche in die Anstalt gebracht werden, ehe ihre Geistesstörung 6 Manate gewährt hat, werden 6 Manate hindurch unentgeltlich verpflegt. Die Heilung der Geisteskrankheiten wird hauptsächlich durch dea Umstand erschwert, daß die Angehörigen derselben sie häufig erst dann einer Heilanstalt übergeben, wenn die Krankheit schon einige Jahre gewährt hat. Dieser nachtheiligen Gewahnheit soll jeae Verwaltungsnarm entgegenwirken.

Das Herzagthum Halstein hat seit 1820 gemeinschaftlich mit Schleswig eine Irrenanstalt in Schleswig, welche jedach der Erweiternng sehr bedürftig ist.

Das Kurfürstenthum Hessen hat noch keine Heilanstalt, aber zwei Pflegehäuser zu Haina bei Marburg für Männer, und eins zu Merxhausen für Frauen. In Merxhausen befand sich früher ein Augustinerkloster, welches 1533 von dem Landgrafen Philipp dem Graßmüthigen ia eine Anstalt für arme Kranke, Gebrechliche und Geisteskranke weiblichen Geschlechts verwandelt wurde. Nach jetzt befindet sich daselbst das Landeshaspital für Kurhessen und in demselben die erwähnte Pflegeanstalt für weibliche Irre.

Das Graßherzagthum Hessen hat eine Heilanstalt zu Heppenheim und eine Pflegeanstalt zu Hofheim. Letztere war vor der Refarmation ein geistliches Stift und wurde 1533, wie Merxhausen, van Philipp dem Graßmüthigen in ein Krankenhaus verwandelt. Jetzt bilden Irre die Mehrzahl der Kranken. Eine dem Zwecke der Anstalt entsprechende Eintheilung im Innern läßt aber die Lacalität nicht zu. Seit 1830 wahnen die Frauen in einem Neubau.

Das Graßherzagthum Mecklenburg hat zu Sachsenberg bei Schwerin eine seit 1830 eröffaete Anstalt und das Großherzagthum Mecklenburg-Strelitz eine zu Alt-Strelitz, welche mit dem dartigen Land-Arbeits- und Zuchthause in Verbindung steht. — Das Herzagthum Nassau hat seit 1849 eine Heil- und Pflegeanstalt zu Eichberg, deren Gründung 440,000 Gulden gelostet hat. Sie ist mit umfangreichen Gartenanlagen umgeben. Dagegen hat das Großherzogthum Luxemburg nur eine sehr mangelhafte Anstalt in Pfaffenthal, einer Vorstadt von Luxemburg. In einem ehemaligen Ursulinerinnenllaster sind hier ein allgemeines Krankenhaus und eine Irrenanstalt zusammengedrängt. Statt eines Gartens ist den Kranken hier nur ein fast immer der Sanne ausgesetzter Hof zugänglich.

Das Graßherzogtham Oldenburg hat seit dem 1. August 1858 eine Heilanstalt zu Wehnen, eine Stunde van Oldenburg, und das Großherzagthum Braunschweig seit 1829 eine Heil- und Pflegeanstalt in dem St. Alexispflegehause zu Braunschweig. Für die sächsischea Herzogthümer bestehen Heil- und Pflegeanstalten zu Weimar, zu Hildburghausen (seit 1839), zu Gatha und eine mit dem sachsen-altenburgischen Landarmenhause in Verbindung stehende zu Roda, drei Stunden von Jena (seit 1848). Das Herzogthum Dessau hat eine Heil- und Pflegeaastalt zu Dessau. Das Fürstenthum Schwarzburg-Rudalstadt eine zu Rudolstadt. Die reussischen Fürstenthümer haben zu Gera eine sehr mangelhafte, mit einem Zuchthause verbundene Anstalt. Das Fürstenthum Lippe-Detmold eine in dem Dorfe Bracke bei Lemgo. Das Fürsteathum Schaumburg-Lippe hat nach kein Lakal für Irrenpflege. Geisteskranke werden dort pravisorisch in das Armenhaus aufgenammen, wa sie oft Manate lang ahne Pflege zubringen, und nachdem ihr Zustand in der Regel unheilbar gewarden ist, irgend einer der benachbarten Irrenanstalten übergeben. Waldeck, Hessen-Homburg und Lichtenstein sind ebenfalls ahne eigene Irrenanstalten.

In Hamburg befindet sich eine ansehnliche Irrenanstalt in Verbindung mit dem allgemeinen Krankenhaase der Stadt, in Bremen dagegen nur eine kleinere, für 60 Irre eingerichtete, und auch diese erst seit dem Jahre 1851, in Lübeck eine nach kleinere für 31 Kranke, und sehr mangelhaft in mehr als einer Beziehung. Frankfurt a. M. endlich hat eine Heil- und Pflegeanstalt für 67 Kranke, welche schan wegen ihrer Lage mitten in der Stadt ihrem Zwecke nur unvallkammen entspricht.*) Außerdem besteht eiae bedeutende Anzahl von Privat-Irrenanstalten in Deatschland, deren größere Hälfte sich im Königreiche Preußen befindet, van diesen gehören zwei Drittheile der Rheinprovinz an. In Bann befinden sich zwei derselben, und zwei andere in der Nähe dieser Stadt, zu Eitorf zwischen Bann und Siegburg (seit 1846) und zu Endenich, eiae halbe Stunde von Bann (seit 1844). Ferner befinden sich za Bendorf in der Nähe van Coblenz, zu Lindenburg bei Köln, zu Gummersbach im Regierungsbezirk Köln, zu Maers bei Crefeld und zu Düsseldarf (seit 1852) Priaatheilanstalten für Geisteskranke. Die östlichen Provinzen des preußischen Staates haben in der Umgebung van Berlin, zu Schweizerhaf bei Zehlendorf (zwischen Berlin und Potsdam), zu Neustadt-Eberswalde und zu Schloß Steinbeck bei Freienwalde, zu Pöpelwitz bei Breslau, zu Mühlberg bei Görlitz, zu Schmiedeberg in Schlesien und zu Kawanawlo in der Provinz Pasen solche Anstalten. Zu Ober-Döbling bei Wien besteht eine Privatheilanstalt für Geisteskranke, welche 1819 zu Gumpendarf gegründet und 1831 nach Ober-Dädling verlegt wurde, und zu Baden bei Wien eine Erziehungsaustalt für schwachsinnige Knaben. Baiern hat eine Priaat-Irrenaastalt zu St. Gilgenberg bei Baireuth

*) Frankfurt a. M. besitzt jetzt ein im Laufe dieses Jahres im Bau beendetes, vorzüglich eingerichtetes Irrenhaus. (vide Nr 31 Seite 107 dieses Blattes de 1864.) D. R.

(seit 1863.) Sachsen hat deren vier: zu Wackerbarthsruhe bei Dresden, zu Thonberg bei Leipzig (seit 1838), zu Pirna (seit 1830) und zu Möckern bei Leipzig; Würtemberg zwei: zu Schoenborf und zu Kennenburg bei Eßlingen (seit 1844). Außerdem befinden sich solche Anstalten zu Ahrensburg im Herzagthum Holstein (in der Nähe von Hamburg), zu Röckwinkel bei Bremen (seit 1770), zu Hornheim bei Kiel (seit 1845), zu Rendsburg (für geisteskranke Frauen seit 1862), zu Neusandharst bei Aurich in Hannover, zu Helmstädt (seit 1862), zu Sinzig (seit 1862), zu Hempelsruh bei Gera, zu Jena (seit 1848) und zu Marienthal im Herzogthum Sachsen-Meiningen (seit 1846.)

Ein wünschenswerther Fortschritt wäre es jedenfalls, wenn in deutschen Ländern Centralbehörden für das Irrenwesen errichtet würden, wie sie in England und Frankreich bereits bestehn. England hat ein Collegium von Commissioners, welches aus drei Aerzten und drei Rechtsgelehrten zusammengesetzt ist. Sie haben zunächst die Irrenanstalten des Landes zu visitiren, wobei stets ein Arzt und ein Rechtsgelehrter zugleich zugegen sind. Alle Baupläne und Einrichtungen, so wie alle Contracte, welche die Aufnahme von Geisteskranken betreffen, haben sie zu prüfen und die Verwaltung des Vermögens der Wohlhabendern zu beaufsichtigen. Eine solche Commission wäre die geeignetste Controlle, aber auch eine wirksame Stütze für alle Irrenärzte; sie allein könnte beurtheilen, in wie weit Unglücksfälle in Irrenanstalten von Fahrlässigkeit oder unvermeidlichen Umständen herrühren. Sie würde Einrichtungen treffen, um das Publicum über das Irrenwesen aufzuklären, und könnte über das ganze Land ein Netz von Wohlthätigkeitsvereinen ausbreiten, welche sich die Aufgabe stellten, die aus den Anstalten Entlassenen zu beschäftigen, damit sie nicht durch Noth und Verzweiflung von Neuem in Geisteszerrüttung gestürzt würden. Sie böte endlich den Aerzten Gelegenheit, sich in der Irrenheilkunde zu unterrichten, und den Weg zu den Physikaten durch die Irrenanstalten hindurch zu leiten, um überall die zweckmäßigste Hülfe zu sichern. — J. v. M.

Eine Krankenpflegerin.

Von mehreren frommen und sehr verdienstvollen Männern wird uns berichtet, daß sie in ihrer Jugend ein leichtfertiges Leben führten, hierauf aber plötzlich durch irgend ein erschütterndes Ereigniß zur Einkehr in sich selber, zur Buße und Besserung bewogen wurden, und seitdem die Bahn strenger Selbstverleugnung, welche ihr Leben characterisirt, mit unwandelbarer Beharrlichkeit verfolgten. Selten wird uns von Frauen Aehnliches berichtet, doch fehlt es auch nicht an Beispielen, daß auch in weiblichen Gemüthern zuweilen eine solche plötzliche Umwandlung sich ereignete. Zu den ergreifendsten Beispielen dieser Art dürfte wohl das einer französischen Dame zu zählen sein, welche gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Kranken des Magdalenenhospitals zu Rouen pflegte.

Charlotte Roland, die Gattin des Herrn von Mailleser, folgte ihrem Gemahle nach Rouen, wo er ein öffentliches Amt bekleidete. Sie war eine Frau von seltener Schönheit, hoher Geistesbildung und grenzenloser Gefallsucht. Ihr einziges Sinnen und Trachten ging dahin, ihre Schönheit durch kostbaren Schmuck zu erhöhen. Ihre Tafel war stets mit den kostbarsten Leckereien besetzt, und das Spiel kostete sie bedeutende Summen. Herr von Mailleser war entsetzt über ihre Verschwendung, aber zu schwach, ihr Einhalt zu thun. Gegen Arme zeigte Frau von Mailleser die größte Härte. Eines Abends nahte ein armer Wanderer dem Thor ihres Landhauses und bat um ein Obdach, er war krank und erklärte, er sei nicht im Stande, sich länger aufrecht zu erhalten. Der Kutscher der Frau von Mailleser, an den er seine Bitten gerichtet hatte, bat die Gebieterin um Erlaubniß, den Armen zu beherbergen. „Nein," rief die Grausame, „solches Lumpengesindel soll meine Schwelle nicht betreten, sogleich schließt das Thor zu." Der Kutscher führte den Kranken heimlich in den Stall und ließ ihn auf dem Stroh schlafen. In der Nacht starb der Arme, die Diener der Dame mußten nun gestehen, daß sie ihren Befehlen zuwider gehandelt hatten. Sie war außer sich vor Wuth und stieß den ungehorsamen Kutscher augenblicklich aus dem Hause. Das übrige Gesinde aber flehte schüchtern um ein Tuch, in welchem der Todte begraben werden könnte. Unwillig warf sie ihnen endlich ein Tuch zu, und der Arme wurde beerdigt. Am Abend hatte Frau von Mailleser Gäste und setzte sich zu Tisch, um ein leckeres Mahl mit ihnen zu verzehren. Plötzlich heftet sie ihre Augen starr auf das Tuch, welches die Tafel bedeckt, erhebt sich von ihrem Stuhle und ruft: „Weg mit diesem Tuche!! Wie kommt das Tuch hierher, das ihr mir heute Morgen abgedrungen habt, den todten Bettler zu begraben?" Die Diener sind bestürzt und versichern einstimmig, sie hätten dies Tuch mit dem Todten begraben und könnten nicht begreifen, wie es wieder hierher gekommen. Da erfaßt ein unnennbares Entsetzen die Dame, und mit einem Schlage wird sie gleichsam ein anderer Mensch! Alle Sünden ihres Lebens treten in der schrecklichsten Gestalt vor ihre Seele, und mit der ihr eigenen Entschlossenheit beginnt sie ihre Schuld zu tilgen. Zunächst bat sie ihre Diener und Dienerinnen bis zur geringsten Magd herab in demüthigster Weise und unter Thränen um Verzeihung wegen des üblen Beispiels, das sie ihnen gegeben. Unter Seufzen und Thränen erwartete sie sodann den nächsten Sonntag; nun legte sie ihre prächtigsten Kleider an, in denen sie bisher während des Gottesdienstes geprangt hatte, darüber aber eine schmutzige Schürze von alter Sackleinwand, und ging nun zu Fuß in die hohe Messe ihrer Pfarrei, der sie knieend unter den bittersten Thränen beiwohnte. Alle Anwesenden erschraken. Die meisten hielten sie für wahnsinnig und sprachen mit Verachtung von ihr. Herr von Mailleser war sehr betrübt darüber, daß seine Gattin sich so öffentlich blosgestellt hatte, und verbat ihr, ferner dergleichen Bußübungen zu unternehmen. Sie gehorchte ihm und begnügte sich nun mit weniger öffentlichen Demüthigungen. Sie entzog ihrem Haushalt jede überflüssige Ausgabe zum Besten der Armen, und trug selbst nur die einfachste Kleidung. Ihr Gemahl gestattete ihr, eine Schule für arme Kinder zu Darnetal, einem Städtchen in der Nähe von Rouen, zu errichten, und als er einige Monate später starb, fühlte sie sich befreit von der Fessel des Gehorsams und überließ sich nun ganz ihrer brennenden Begierde, ihre frühere Lieblosigkeit

zu büßen und zu vergüten. Sie hielt es für unerläßlich, sich zunächst noch härteren öffentlichen Demüthigungen auszusetzen, als an jenem Sonntage. Sie glaubte, wenn sie in Kleidern sich empfindlich demüthige, um so sicherer von Gott Verzeihung zu erhalten, da sie früher hauptsächlich in Kleidern so sündliche Hoffart getrieben hatte. Die ärmliche Kleidung, welche sie jetzt gewöhnlich trug, erschien ihr nicht als eine hinreichende Genugthuung. Sie berief daher eine Näherin zu sich, welche ihr als eine fromme Jungfrau bekannt war, stellte einen Korb voll Lappen des verschiedensten Zeuges von allen Farben vor sie hin und bat sie, ihr aus diesem Abfall ihrer ehemaligen Kleiderpracht einen Anzug zu fertigen. Die Näherin glaubte sich selbst zu entehren, wenn sie ein solches Kleid verfertigte. Nur durch dringendes Bitten und durch das Versprechen, daß Niemand von ihrer Arbeit erfahren solle, ließ sie sich bewegen. Als der Anzug fertig war, legte Frau von Maillefer ihn sogleich an, fügte eine Schärpe von schwarzer Leinwand statt der sammetnen, mit Seide gefütterten hinzu, welche die Damen jener Zeit zu tragen pflegten, bekleidete ihre Füße mit Männerschuhen, an denen eine Hälfte der Sohlen fehlte, nahm einen großen Stock zur Hand und ging am nächsten Sonntage in die Hauptkirche. Sie erreichte ihre Absicht, verachtet und verhöhnt zu werden, in vollem Maße. Spott und Hohngeschrei folgten ihr durch alle Straßen. Sie fuhr aber fort, sich auf diese Weise öffentlich zu zeigen; je mehr der Pöbel sie verhöhnte, mit desto mehr Innigkeit betete sie: „Herr Gott, dich loben wir!" oder den Gesang der Engel: „Heilig, heilig, heilig!" Man hörte sie auch wohl die Bußpsalmen unter Thränen hersagen. — Als sie eines Tages in schlechten Kleidern unter Bettlern stand, reichte ihr Jemand, der sie nicht kannte, eine Gabe; sie empfing sie demüthig dankend. Aber die Bettler betrachteten das als einen Eingriff in ihre Rechte und überhäuften sie mit Schmähungen, ja schlugen sie sogar. Sie fand einen großen Trost darin, von denen, die ihr so viel verdankten, mißhandelt zu werden. Alle ihre Einkünfte theilte sie an die Armen aus und wurde dafür auf das schnödeste behandelt. Da sie immer reichlicher gab, je ärger man sie behandelte, benutzten dies habsüchtige Menschen, um ihr möglichst viele Geschenke zu entlocken. Eine Kammer ohne alles Geräth, dem Winde und Wetter ausgesetzt, war ihre Wohnung, ein Bund Stroh ihre Lagerstätte. Bei Tagesanbruch verrichtete sie in der Kirche des heiligen Nicasius, auf den Steinplatten knieend ein langes Gebet. Von hier pflegte sie in das St. Magdalenenhospital zu gehen, wo sie den größten Theil des Tages damit zubrachte, den Kranken die niedrigsten Dienstleistungen zu erweisen. Sie fühlte sich besonders angeregt, die Sterbenden zum Tode zu bereiten, und Gott schien sie besonders in diesem Werke der christlichen Barmherzigkeit zu segnen. Die matten Blicke der Kranken hingen heilsbegierig an ihren Lippen, sie nahmen mit ganzen Herzen die Tröstungen der Religion auf, mit welchen sie sie erquickte, und gern hauchten sie ihre Seelen in ihren Armen aus, ihr die süße Ueberzeugung zurücklassend, daß sie in der Gnade Gottes verschieden seien.

Ein solches Leben führte Frau von Maillefer fünfzehn Jahre hindurch, bis zum Jahre 1693, in welchem ganz Frankreich von verheerenden Krankheiten heimgesucht wurde. In Rouen wüthete das Scharlachfieber furchtbar; die Hospitäler waren von Kranken überfüllt, namentlich das große Magdalenenhospital vermochte die Zahl derer nicht aufzunehmen, welche ihm täglich zugeführt wurden. Die Anstrengungen der Frau von Maillefer, welche sich ganz diesem Hospitale gewidmet hatte, überstiegen daher bald das Maaß, das dem Menschen gesteckt ist. Sie diente den Kranken ohne alle Schonung ihrer eigenen Person und ohne alle Vorsicht gegen eine Krankheit, welche sich so leicht mittheilt, und wurde daher bald von ihr ergriffen. Als sie fühlte, daß keine Hülfe mehr für sie sei, verließ sie ihre Kranken mit bittern Thränen, bat sie um Vergebung, wenn sie etwas an ihnen versäumt habe, und sagte zu ihnen: „Wir wollen für einander beten, daß wir uns dort Alle wiedersehen; hier will es Gott nicht länger." Nur mit Mühe vermochte sie, ihre Kammer zu erreichen, wo sie in anhaltendem Gebete auf dem Strohlager ihre Auflösung erwartete. Als der Pfarrer von St. Nicasius und die Oberin des Magdalenenstiftes von der Krankheit ihrer Schwester in Jesu erfuhren, eilten sie mit geistlicher Hülfe herbei. Sie fanden sie allein und von Allem entblößt, dem Tode nahe, mit ausgebreiteten Armen, die Augen gen Himmel gerichtet, auf ihrem dürftigen Strohlager. Sie vermochten vor Betrübniß kaum mit ihr zu sprechen. Die Sterbende tröstete sie zuerst und zeigte einen solchen Seelenfrieden, eine solche Freudigkeit, daß ein frommer Schauer über die Anwesenden kam. Es blieb ihr kaum noch Zeit, die heiligen Sakramente zu empfangen, nach denen sie sich mit der letzten Lebenskraft sehnte. Nach ihrem Empfange sprach sie die Worte: „Mein Gott, ich gehe zu Dir!" und hauchte ihre Seele aus. — Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete sich bald in der Stadt, eine große Menge von Menschen versammelte sich in und vor ihrer Wohnung. Jedermann hoffte, sich eine Kleinigkeit von dieser Heiligen anzueignen. Aber da waren keine Hausgeräthe, keine Kleider, nur das Stroh ihres Lagers und die Haare ihres Hauptes vermochte die Menge unter sich zu vertheilen, und bewahrte sie wie heilige Reliquien.

Kaiserswerth. Nachdem Dr. Fliedner kurz vor seinem Heimgang, wie erst nach seinem Tode bekannt geworden, seine Frau (geb. Bertheau aus Hamburg), die ihm in den 21 Jahren ihrer Ehe eine treue Gehülfin und Mitarbeiterin gewesen, auch für die Zukunft als die Vorsteherin des Kaiserswerther Diaconissenhauses bezeichnet, ist in der am 17. October abgehaltenen Sitzung des Vorstandes des Rheinisch-Westphälischen Vereins für Bildung und Beschäftigung evangelischer Diaconissen die Frau Dr. Fliedner als Vorsteherin der Kaiserswerther Diaconissenanstalt bestätigt und autorisirt, dieselbe im Namen des Vorstandes interimistisch fortzuführen. Ihr Schwiegersohn, Pastor Disselhof, wurde zum Mitglied und Sekretair des Vorstandes erwählt und der Vorsteherin zur Seite gestellt. Der Sohn der Vorsteherin, Georg, Cand. theol., wurde als Mitarbeiter an der Anstalt zur persönlichen Hülfe mitberufen. (Fl. Bl. a. d. Rauh. H.)

Dieser Nummer ist das Titelblatt und Inhaltsverzeichniß des Wochenblattes pro 1864 beigelegt. D. R.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Sechster Jahrgang.

1865.

Nr. 1 bis 52.

Berlin, 1865.

Druck und Verlag von G. Hickethier.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen rc. den Johanniter-Orden betreffend:

II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts:

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelm-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 1. Berlin, den 4. Januar 1865. **Nr. 1.**

Adel und Johanniterthum.

(Aus einem Briefe.)

Sie wünschten, ich möge schriftlich noch einmal auf den Gegenstand zurückkommen, der uns neulich in einem Gespräche beschäftigt hat. Der Inhalt desselben hat mich viel begleitet, und was gäbe ich darum, könnte ich in gemeinsamer Arbeit und lebendigem Austausch mit Ihnen darüber zu voller Klarheit gelangen! Täuschen wir uns nur über die Realität der Verhältnisse nicht, gleichviel ob uns dieselbe gefällt oder mißfällt. In jeder werdenden Zeit weht, mitten in allem Werden, etwas von Modergeruch, denn es ist kein Werden möglich ohne Sterben, und kein Sterben ohne schmerzliche Todeswehen, und wo ist zwischen Todeswehen und Geburtswehen die Grenze? Der alte Adelstand des deutschen Volkes ist nicht mehr der alte, und so gewiß er seine unvergänglichen Güter nicht nur bewahren, sondern mehren soll, so gewiß ist er im neuen Zeitalter ein neuer geworden. Will Einer darüber klagen, wen will er anklagen? Den Wechsel der Zeit, die gierig verschlingt, was sie geboren? oder den Fluch der modernen Welt, in deren nüchternem Herzen für die Wunder einer träumerischen Romantik kein Raum mehr ist? oder den Gifthauch der Revolution, der, wie alle Geistesblüthen, auch diese getödtet hat oder mit dem Tode bedroht? Solche Anklagen wären vergeblich und thöricht zugleich. Ruht in ihnen nicht eine Anklage gegen den lebendigen Gott, den Gott aller Geschichte und aller Gerichte? und vielmehr noch das Bekenntniß der eigenen Schwäche, die in das Erfassen dieser Geschichte und Gerichte selbstthätig einzugehn sich sträubt und ihrem Strome und Wogenschlage fluchen möchte, weil sie ihn nicht beschwören kann? Unsere Culturzustände sind einmal durch und durch umgestaltet; der feudale Bau des Staates und der Volksgesellschaft ist aufgelöst, und wo noch letzte Reste von ihm vorhanden sind, da sind sie — gleichviel ob heute oder morgen der Auflösung verfallen. Wer seine Lebensaufgabe darin sucht, diese Trümmer nur zu erhalten oder in ein Scheinleben zurückzurufen, was in Schutt liegt, der würde über sich und seine eigene Zukunft den Stab brechen. Das ist des deutschen Adels Aufgabe nicht, sie ist eine ganz andere. Eher wird ein Kind den Meeresstrom mit der Hand aufhalten, oder mit dem Hauche seines Mundes den Sturm wenden, ehe irgend eine Macht den Entwickelungsgang hemmen wird, welcher die feudale Vergangenheit unseres Volkes und die durch sie bedingte Vergangenheit des deutschen Adels aufgelöst hat. Es geht eine geistig und social nivellirende Macht durch die neue Geschichte. Das Pulver hat das Ritterthum des Mittelalters in die Luft gesprengt; wer will es unerfunden machen? Die Buchdruckerkunst hat Schaufel und Karren in der Hand, um Berg und Thal in Bildung und Denken auszugleichen. Chausseen, Eisenbahnen und Dampfschiffe haben den Menschen von der Scholle gelöst und eine unendliche Bewegung in die bis dahin seßhaften Bevölkerungen gebracht. Die Bewegung bringt den Austausch, und was bringt der Austausch Anderes als die Nivellirung? die Lokomotiven und Dampfkessel müßte guillotiniren, wer das hindern oder ändern wollte. Er müßte den Bannstrahl zucken gegen die durch solche Bewegung bedingte Riesenarbeit der Industrie und Räder, Walzen, Maschinen zertrümmern; er müßte den Lauf und die Macht des Geldes tilgen, das der socialen Bedeutung des Grundes und Bodens den Rang abgelaufen hat; er müßte nicht nur die stehenden Heere abschaffen, in denen trotz Gehorsam und Subordination das Princip der Gleichheit sich darstellt, sondern auch das Beamtenthum und das durch die Unentbehrlichkeit des letzteren wesentlich bedingte Steuerwesen, durch welches die Schultern eines Jeden mittragen an den Lasten des Staatswesens; er müßte den Weg der Gesetzgebung, die diesen Spuren gefolgt ist, zurückbiegen; er müßte die tief in der geistigen Lebensentwickelung unseres Volkes begründete, geschichtlich gewordene und durch die Reformation geförderte Werthschätzung der Persönlichkeit und der persönlichen Freiheit vernichten, — und was müßte er sonst nicht noch Alles! Und jedes Einzelne davon ist ein Unding, und alles zusammen ist ein Convolut von Undingen.

Ich brauche mich vor Ihnen nicht zu schützen vor dem Verdachte, als wollte ich der naturalistischen und materialistischen Weltanschauung das Wort reden, die wie eine Schlange sich an das Herz der Gegenwart gelegt hat, oder mit dem Pantheismus und Atheismus liebäugeln, der, gegen Throne wie Altäre mit gleichem Haß erfüllt, aus seinen politischen und socialen Marotten ein Babel der Zukunft aufrichten möchte. Aber so verwerflich diese Richtungen auch sind, die Mutter der neuen

Zeit sind sie nicht; eher die fremde Amme, die herbeigeschlichen, um das Kind, welches nicht das ihre ist, an ihre Brust zu reißen und mit ihrer giftigen Milch zu vergiften. Die geschichtliche Umbildung des deutschen Volkslebens und die des Adels ist an sich nicht ein Produkt des Unglaubens oder der Sünde, sondern ein Produkt des göttlichen Willens, der erkannt und anerkannt sein will als ein heiliger, hingerichtet auf das eine Ziel: in und durch diese Umbildung das Reich Gottes in unserm Volke zu bauen. Und in demselben Maße, als jeder Stand und jede geistige Potenz, in diese Gottesgedanken eingehend, den durch die Geschichte gewiesen Läuterungsprozeß an sich vollziehen läßt und selber vollzieht, und zum Mitbau an diesem heiligen Reiche in lauterem Sinne Hand anlegt, — in demselben Maße wird dieser Stand unter den Wandelungen der Zeit nicht nur Stand halten, sondern neuen Stand gewinnen und, selber regenerirt, für das gesammte Volk als ein conservirendes, regenerirendes und reformatorisches Salz sich erweisen. Wenn aber das Salz dumm wird, ist es hinfort nichts nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten. Von diesem Standpunkte aus sehe ich, wie jeden Stand, so auch den des deutschen und des preußischen Adels an, und ist die Zeit nicht ernst genug, um denselben zu rechtfertigen und den Adel zur prüfenden Selbstbeschauung auf's neue zu treiben? Mir, indem ich dies schreibe, kommt es nicht sowohl darauf an, der Anerkennung des Großen, was die Nation ihrem Adel verdankt, hier einen Ausdruck zu geben; vielmehr liegt mir daran, darauf hin zu weisen, so gut ich es vermag, wo die Aufgaben liegen, die vom Adel neu in Angriff genommen werden müßten, wo die Wunden, die der Heilung bedürfen. Ich glaube, daß trotz der großen Verdienste, welche der Adel unseres Vaterlandes um das Wohl desselben sich erworben hat, dennoch in ihm ein großes und reiches Capital geistiger und materieller Kräfte vorhanden ist, das noch nicht gehoben worden, das für Staat, Kirche und Leben noch nicht Zins trägt, oder weniger Zins trägt, als es könnte und sollte. Getragen, — aber auch gebunden — von wohl verständlichen Traditionen, deren Luft Generation um Generation geathmet hat, läßt ein Theil dieser Kräfte, auf der Vergangenheit ausruhend, deren Wirklichkeit oder deren Schein man zu conserviren sucht, an dem Genusse des Ueberkommenen sich genügen; aber von der aktiven Theilnahme, von der geistesfrischen Hingabe an die unendlich großen Aufgaben der Gegenwart, von der Mitarbeit an der vielgestaltigen Geistesarbeit des deutschen Volkes, von der thatkräftigen Bezeugung der evangelischen Wahrheit, von dem muthigen und heldenmüthigen Vorangehen auf gebahnten und ungebahnten Wegen unter Arbeit, Entsagung und Opfern, davon sind Viele, die als dem christlichen Adel deutscher Nation zugehörig, gerade hierzu den dringendsten und wesentlichsten Beruf hätten, — Einzelne und ganze Familien, — noch weit entfernt. Ueberall, wo tiefe Schäden beklagt werden müssen, ist es ein Nothstand, der die Möglichkeit einer Heilung hinausschiebt oder gar tilgt, wenn die Ursachen derselben nur auf einer Seite gesucht werden. Zu bestreiten wird die Thatsache schwerlich sein, daß zwischen dem Leben des Adels und dem Gesammtleben der Nation vielfach eine Entfremdung eingetreten ist, und viele, unter ganz anderen Formen auftretende politische und sociale Uebel in ihr wurzeln, oder ihre beizende Schärfe aus ihr empfangen. Sollte der Adel selbst daran nicht mit Schuld tragen? sollte er ganz schuldlos sein? Es kommt auf eine Selbstkritik an. Es kommt auf die Beantwortung der Frage an, ob er im Großen und Ganzen die ihm von Gott anvertrauten geistigen und materiellen Kräfte als ein treuer Haushalter, der seinem Herrn Rechenschaft zu geben sich verbunden weiß, für das Gemeinwohl, für das materielle und sittliche Gedeihen des Volkes, für Kirche und Schule, für das Reich Gottes verwerthet hat. Es kommt auf die Beantwortung der Frage an, ob er nicht großen Gebieten der Wirksamkeit, auf denen er für das Volk eine tiefgreifende und heilsame Bedeutung gewinnen konnte, — vielleicht aus Standesvorurtheil — sich fern gehalten und dadurch nicht nur dem Leben der Nation fremd geworden, sondern auch sich selbst um Lebenssaft und Lebenskraft ärmer gemacht hat. Ist es — um nur ein Beispiel anzuführen — ein Irrthum, daß es der Ehre des Adels keineswegs widerstreben würde, da die große Arbeit der Industrie in großem Style mit Hand anzulegen und auf den Geldmarkt, von dem mit dem ganzen Volke doch auch er abhängig ist, durch eigene intelligente Betheiligung einen energischen Einfluß zu gewinnen? Ist es ein Irrthum, daß der Adel zum Theil deswegen dem Volke eine fernstehende Macht geblieben, weil er in die Speichen dieser Räder, die das reelle Leben treiben, nicht eingreift und die Zügel des Wagens, der das Wohl von Millionen trägt, nicht ergreift? Darf er Klage führen, wenn fremde und zum Theil unreine Hände diese Zügel ergreifen? Wäre auf diesen Gebieten strebsamer Arbeit nicht für manchen nachgeborenen Sohn ein erwünschtes Feld der Thätigkeit, auf dem Talente mannigfacher Art sich glücklich entfalten können, gefunden? Könnte hier nicht die wankende oder zusammenstürzende Basis für manches verarmende Adelsgeschlecht neu gewonnen werden? Würde nicht eine frische Lebenskraft durch die Berührung mit den sehr realen Lebensverhältnissen, in denen dennoch alle Idealität des Adels bewahrt und ausgeprägt werden kann, in manche Kreise, in denen die Luft dumpf geworden ist, hineinkommen?

Ich bin in's Fragen gekommen, und mir ist der Kopf so voll von Fragen, daß ich zu fragen nicht aufhören möchte. Ja ich will fragen, ob der Adel nicht sich selber einen schweren Verlust dadurch beibringt, daß er dem Gebiete des höhern Lehrfaches und dem des Kirchendienstes fast durchgehend fern bleibt. Ist es Recht, über die Entartung der Bildung zu klagen, und die persönlichen Kräfte nicht darzubringen, durch welche, wenn sie die rechten sind, eine gesundere Bildung, namentlich für die höheren Kreise des Volkslebens, deren Erwerb aber auf die niedigeren in hundertfacher Weise bestimmend einwirkt, vermittelt werden könnte? Ist es Recht, daß es fast den Schein gewinnt, als sei der kirchliche Dienst am Evangelium für den evangelischen Adel Deutschlands zu gering und armselig? Ist es Recht, über die Entkirchlichung und Entchristlichung der Gegenwart Klage zu führen, wenn das Adelswort „ich dien'" allen irdischen Autoritäten gelten soll, aber der höchsten Autorität unseres Herrn und Mei-

sters und seiner Gemeinde **nicht**? Warum tritt der katholische Adel in den katholischen Kirchendienst und der evangelische nicht? Hält der Mangel an Glanz, der Mangel an irdischer Ehre davon zurück? Ein hervorragendes Mitglied einer hochstehenden preußischen Adelsfamilie hat vor nicht langer Zeit in einer öffentlichen Versammlung, auf Anlaß einer ähnlich lautenden Frage, geäußert: „Der preußische Adel ist seiner Art und seinen Traditionen nach kriegerisch gerichtet. Die evangelische Kirche werde wieder eine ecclesia militans! Dann wird der preußische Adel in ihren Reihen voran stehn!" — Diese Erklärung könnte ich meinerseits nicht unterschreiben. Wenn irgend wann, so ist gerade jetzt die evangelische Kirche eine streitende, und in dem Streite, in dem sie steht, handelt es sich um Leben und Sterben. Wo sind die adeligen Führer, die adeligen Soldaten? Und gesetzt, dieser Kriegszustand wäre nicht vorhanden, so wäre der Frieden (der aber gar nicht und nirgend da ist) eben der größte Nothstand. So übernehmt das Commando, ihr Adeligen, und als Verkündiger und Zeugen des göttlichen Wortes erkläret den Krieg und führet ihn! Die evangelische Kirche würde es dem evangelischen Adel danken, und ihr Sieg würde der seinige sein. Ist es wahr, wovon ich ausgegangen, daß eine Entfremdung da ist zwischen Adel und Volk, von welcher Stätte aus könnte sie schöner und erfolgreicher überwunden werden, als von Altar und Kanzel und auf den Wegen der Seelsorge und treuen Berathung der Gemeinden, die der Berathung so ernstlich, so dringend bedürfen. Nicht eine religiöse und kirchliche Frucht nur würde dadurch gewonnen, daß der christliche Sinn, der Gott Lob in so vielen Adelsfamilien lebendig ist, in solcher Weise zum Gemeinde- und Gemeingute sich erweiterte, sondern ein socialer Erfolg würde gleichzeitig damit errungen, und zwar einer von größter und wahrhaft conservativer Bedeutung.

Aber auch auf denjenigen Lebensgebieten, die nach alter Tradition und unter dem wirksamen Zuge nahe liegender Verhältnisse jetzt thatsächlich das Terrain sind, auf dem die Wirksamkeit des Adels sich entfaltet, wie viel fehlt noch daran, daß da überall klar bewußter, opferfreudiger, thatkräftiger Dienst für die höchsten Lebensinteressen, für das Reich Gottes vorhanden wäre. Ich wage das um so rückhaltloser auszusprechen, je mehr ich mir dessen bewußt bin, auch den großen und reichen Schatz edler Gottesfurcht und praktisch thätiger Frömmigkeit, der in so vielen Adelsfamilien seine Heimath und namentlich auch in edlen Frauen des Adels seine treuen Pflegerinnen gefunden hat, dankbar anzuerkennen. Aber von wie vielen Familien darf das nicht gesagt werden? Bei wie vielen ist das Bekenntniß zum Evangelio, wo es vorhanden ist, mehr ein formell conservirtes, das seine Bewährung oft gerade in dem nächst liegenden Berufskreise, (wie z. B. für die ländlichen Arbeiter auf den großen Gütern) schuldig bleibt? In wie vielen ist das lebendige Interesse für Kirche und Schule, für die christliche Pflege unseres Volkslebens, für die Christianisirung unserer zum Theil entchristlichten Zustände kaum oder gar nicht vorhanden? Wie viele meinen genug gethan zu haben, wenn sie den nicht völlig abweisbaren Ansprüchen auf Hilfe und Mitwirkung nach dieser Seite damit zu genügen suchen, daß sie ihnen gegenüber irgendwie, und zwar so leicht wie möglich, sich **abfinden**? Wie viele hängen nur mit losen, und zwar sehr oberflächlich und nur scheinbar conservativ gefärbten Fäden mit der christlichen Weltanschauung überhaupt zusammen, während im tiefsten Grunde und da, wo es sich um praktische Bewährung handelt, zwischen ihrer Weltanschauung und der des Radikalismus kaum irgend ein Unterschied zu finden ist? — Und — so frage ich schließlich, um andere Fragen mir selber abzuschneiden, — wie findet das Alles in vielen Adelsfamilien seinen Ausdruck in der **Kindererziehung**? Sie sind auf diesem Gebiete besser orientirt als ich, aber auch das, was mir nach dieser Seite hin von Kunde gegeben ist, berechtigt mich zu der Klage, daß die Erziehung der heranwachsenden Adelsgeneration vielfach den ernsten und heiligen Aufgaben, welche die Gegenwart an unsern Adel stellt und die Zukunft an ihn stellen wird, noch nicht entspricht. Und hier liegt eine Wurzel des Uebels, hier eine Stelle, an der die Heilung anheben müßte.

Doch lassen sie mich schließen! Und fasse ich zusammen, was ich zu sagen versucht habe, so ist dieses die Summe: einst wirkte der Adel dadurch, daß er da war; jetzt hat er nur ein Dasein, wenn er wirkt und so wirkt, daß er für die aufbauenden Potenzen, die das moderne Leben bestimmen, die geistige Führung übernimmt, und die auflösenden Potenzen der Zeit durch positiv aufbauendes Wirken geistig überflügelt. Und diese Aufgabe ist eben so umfassend, als sie herrlich ist. In ihrer Lösung ruht die Garantie für die Zukunft des Adels. Wird sie nicht gelöst, so hat er keine Zukunft, und unserem Volksleben wäre der granitene Pfeiler genommen, dessen sichere Tragkraft unter den Wogen und Stürmen, welche die Zukunft bringen wird, am mindesten wird zu entbehren sein. Ist nicht der Sinn, in welchem der hochselige König den Johanniter-Orden neu belebt hat, der gewesen, daß er durch solche Neubelebung den evangelischen Adel unseres Vaterlandes zur Erfüllung seiner großen christlich-socialen Aufgaben hat fördern wollen? Oder, was bedeuten die Formen des Ordens, wenn sie nicht Symbole dieses Amtes und Hebel zu treuer, geisteslebendiger Führung desselben sein sollten? Ohne das würden sie nicht Brücken sein, welche das Leben des Adels mit dem des gesammten Volkes vereinen, sondern Zugbrücken, durch welche der Adel vom Volke noch mehr getrennt und isolirt würde. Was der Johanniterorden durch seine Krankenhäuser und auf den Schlachtfeldern und in den Hospitälern Schleswigs gedient hat, das ist ein edler Stein zu jenem heiligen Brückenbau; aber es ist erst **einer**. Rasten Sie nicht mit Ihrer anregenden Wirksamkeit im Orden! Nicht **Form**, sondern **Reform**, das sei die Losung! So hat es der edle König gemeint, der nun in Gott ruht und an dessen Sterbetag der Jahreswechsel uns erinnert. Reform auf den heiligen Fundamenten der deutschen Reformation, die noch erst in Fleisch und Blut unseres Volkes sich umsetzen und mit allen Ständen auch den Adelstand reformiren soll.

Sei Ihnen und allen, die Sie auf dem Herzen tragen, ein reich gesegnetes neues Jahr gewünscht!

r.

Philipp Villiers de l'Isle Adam
oder
die letzten Ritter von Rhodos.

Dunkle Wellen, senkt euch, geht zur Ruhe!
Senkt, ihr Winde, sanft die Flügel,
Schwarze Nacht, durchstürmte Wolken,
Senkt euch auf das Meer!
Tragt, umhüllet diese Flotte,
Dies besiegte Kreuzesbanner, —
Lautlos, trauernd ziehe sie daher.

Trauernd nachblickt die verlorne Heimath,
Rhodos Thürme, Rhodos Asche,
Drauf als Sieger seinen Haldmond
Pflanzte Soliman, —
Doch die Mauern, die zerfall'nen,
Reden von des Kreuzes Ehre,
Strahlen ewigen Glanz auf Sankt Johann.

Klagelieder steigen von der Insel,
Und der Hirt im stillen Thale
Und der Fischer auf den Wellen
Singt mit trübem Sinn:
Senke, Rhodos, deine Rosen,
Denn die Zeiten deines Ruhmes,
Deines Glückes Tage sind dahin!

Hoch vom Bord der scheidenden Galeeren
Nach dem Eiland spähn die Blicke,
Bis am Strand als letztes Grüßen
Stirbt das letzte Licht.
Auf die müden Heldenhäupter
Senkt sich sanft der Ruhe Balsam,
Alle ruh'n, — nur Einer ruhet nicht.

Einer nur, des Ordens hoher Meister, —
Dort am Mast, die greise Locke
Von dem Hauch der Nacht getragen,
Wacht de l'Isle Adam. —
Von des Ordens stolzem Baume
Fallen sah er alle Zweige,
Todeswund nun führt er heim den Stamm.

Lang' nach Westen wendet er das Auge,
Aber Groll sprühn seine Blicke,
Seine Seele sprüht entgegen
Zorn dem Abendland:
Sterben ließt Ihr Eure Brüder,
Wie wir riefen, wie wir flehten,
Kam von dort uns keines Retters Hand.

Aber, weh Euch, Pflicht- und Eidvergeßne!
Wenn ein Schiff der letzten Helden,
Die für Euch ihr Blut nicht schonten,
Naht der heimischen Bucht, —
Dann in Burgen und Balleien
Schreckt empor von Euren Pfühlen,
Denn des Meisters Hand bringt Euch die Zucht.

Und die Segel schwollen Tag' und Nächte,
Bis Siciliens Ufer glänzet,
Bis Messina, gastlich winkend,
Strahlt im Abendlicht.
Aber kaum auf Christenerde,
Fliegen fernhin schon die Boten,
Die Verklagten rufend zum Gericht.

Durch Italien schallt der Ruf des Meisters,
Schallt durch Frankreich, durch Hispanien:
Her zu mir, des Abendlandes
Säumige Ritterschaar!
Kommt und höret Eure Richter! —
Und — sie kommen, keiner fehlet,
Alle stellen dem Gericht sich dar.

Wo der Pharus sich erhebt am Strande,
Niederblickend auf die Fluthen,
Hielt der hohe Rath des Ordens,
Und der Meister sprach:
Heil den Brüdern, die begraben
Unter Rhodos' blut'gen Trümmern,
Denn sie sehn nicht mehr des Ordens Schmach.

Ihr Lombarden, edle Provençalen,
Catalanen, Portugiesen, —
Lag in Schlummer, als wir kämpften,
Eures Armes Kraft?
War't Ihr taub beim Hülferufe
Eurer Brüder, Eures Meisters?
Sprecht, bekennet, gebet Rechenschaft.

Und ein Ritter, auf sein Knie sich neigend,
Sprach — der Prior von Etienne: —
„Deine Treuen, hoher Meister,
Blieben nicht zurück.
Von der Zunge der Provence
Wir bestiegen vier Galeeren,
Aber nicht stieg mit uns ein das Glück.

Düstre Wolken nur wies uns der Himmel,
Dessen Donner uns umrollten,
Dessen Feuer auf unsre Schiffe
Zündend niederfuhr.
Ein's zerschellt' an Elba's Felsen,
Zwei sind mastlos sturmverschlagen,
Eines fand den Weg zum Hafen nur."

Schweigend saß und schweigend winkt' der Meister,
Und Pilato sprach von Pisa:
„Aus Italiens edlen Stämmen
Bot sich manch ein Held.
Doch wer gab uns ein Geschwader!
Für das Banner unsres Kreuzes
Zogen wir als Bettler durch die Welt.

Unsre Fürsten lieh'n uns viel des Trostes,
Doch, wer lieh uns, was uns fehlte?
Wo wir baten, wo wir flehten,
Leer war Herz und Hand.
Endlich, als die Schiffe wuchsen,
Wuchs die Näh' der Kampfesstunde,
Bang' nach Rhodos blickten wir vom Strand."

Wieder winkt de l'Isle mit stummem Blicke,
Und hervortrat Ritter d'Albi
Mit den Brüdern von Castilien
Und von Portugal.
Sprach: „Uns waren treu die Wellen
Aber nicht das Glück der Waffen, —
Kämpfend färbten wir den Wogenschwall.

Auf uns stürzte Tunis sein Geschwader,
Kreuz und Halbmond sahn die Wellen
Heiß im Kampfe, — doch der Sieger
War des Kreuzes Feind. —
Kaum entrann ihm eine Barke, —
Doch, wer lebend ward gefangen,
Denkt an Rhodos, wenn er einsam weint."

Und der Meister blickt empor gen Himmel
Mit der Freude milder Thräne, —
„Preiset," rief er, „edle Ritter,
Preiset Gottes Huld!
Daß des Ostens Burg gefallen,
Unsres Ruhms uralte Veste,
Unsre Brüder sehn wir ohne Schuld!" —

Und die Helden, sich am Strand umarmend,
Sahn der Hoffnung ersten Schimmer
Schon auf Malta, ihrer Ehren
Letzte Hüterin.
Doch von Rhodos rauscht die Welle:
Ach, die Zeiten deines Ruhmes,
Deines Glückes Tage sind dahin!

B. v. Lepel.

Zwei dem preußischen Königshause nah verwandte Landgräfinnen von Hessen.

1. Die „an Gottesfurcht ansehnliche" Landgräfin **Maria Amalia** von Hessen-Cassel, aus herzoglich curhessischem Stamm entsprossen, geb. 1653, vermählt 1673, gest. 1711, war die Tochter der Kurprinzeß **Luise Charlotte** von Brandenburg. Als Nichte des großen Kurfürsten lebte sie einige Zeit vor ihrer Verheirathung an dessen Hofe. Mit scharfem Verstand begabt und durch den Umgang mit hohen, umsichtigen Personen gebildet, gewann die Prinzeß ein gediegenes Urtheil in politischen Dingen. Ein treffliches Gedächtniß unterstützte die ersprießliche Erledigung ihrer Unternehmungen als Landesmutter.

Dem ihr in hohem Maaß eignen mildthätigen Sinn zufolge spendete sie reichlich den Armen. Die in Cassel und in Mariendorf (einem noch der Landgräfin benannten Flecken) wohnenden französischen Flüchtlinge fanden in ihr eine hochherzige Schützerin. Eine besondere Sorge aber wurde der Jugend zu Theil. Die Schulen begannen zu blühen als Pflanzgärten der Kirche und des Gemeinwesens. Die Landgräfin hoffte, durch die Besserung des heranwachsenden Geschlechts das zukünftige zu veredeln. Sie forschte fähigen, jungen Köpfen nach und ließ denselben, wenn die Angehörigen dies zu thun außer Stande waren, aus eigenen Mitteln forthelfen. Eine gute Zahl davon studirte; jedoch durften nur die besonders dazu geeigneten Personen Geistliche werden.

Kranken und Preßhaften theilte die Landgräfin oft, ohne deren Bitte abzuwarten, rare und kostbare Arzenei aus ihrem Vorrath mit. — Nie duldete sie Schmeichler oder lasterhafte Personen in ihrer Nähe. Die Wohlfahrt treuer Diener ließ sie sich dagegen stets angelegen sein.

Ihre glückliche Ehe, ein christliches Muster, war mit 14 Kindern gesegnet. Den Verlust von sechs Prinzen, von denen sich drei bereits in angestammter Tapferkeit hervorgethan, trug die Mutter mit Ergebung. Eine weitere Prüfung waren eigene körperliche Leiden in den letzten Lebensjahren. Mit freudigem Gemüth ging Landgräfin **Maria** ins Jenseit hinüber, nach zärtlichem Abschied von Gemahl und Kindern. Ihrer jüngsten Tochter empfahl sie noch im Besonderen die Pfleglinge des in Hersfeld errichteten Waisenhauses.

2. Die „großartige" Landgräfin **Caroline** von Hessen-Darmstadt, geb. 1721, Tochter des Pfalzgrafen von Zweibrücken-Birkenfeld, war die Schwiegermutter des Prinzen von Preußen — nachherigen Königs **Friedrich Wilhelm II.** — des Großfürsten von Rußland und des Herzogs von Weimar.

Sie überstrahlte alle damaligen deutschen Fürstinnen an Adel und Bildung des Geistes. Ihr frühzeitiger Tod, den 29. März 1774, betrübte **Friedrich** den Großen ungemein. In einem Brief an den Hessen-Darmstädtischen Oberst Baron **Riedesel** nennt der König die Verewigte une princesse accomplie — l'ornement et l'admiration de notre siècle. Im folgenden Jahr widmete er ihr im Schloßgarten zu Darmstadt ein einfaches Marmordenkmal, eine Urne mit der Inschrift: Femina sexu, ingenio vir.

(Ernst Graf zur Lippe.)

National-Dank.

Die unter diesem Namen seit dem 15. October 1851 bestehende Stiftung zur Unterstützung der älteren hülfsbedürftigen Krieger aus den Jahren bis 1815, welche sich der Allerhöchsten Protection **Seiner Majestät des Königs** zu erfreuen hat, hat ihren Jahresbericht pro 1863 erstattet. Es liegt uns ein Exemplar dieses Berichts vor, und theilen wir daraus Folgendes mit.

Die Zahl der **hülfsbedürftigen Veteranen** aus den Kriegsjahren bis 1815, welche eine Invaliden-Pension aus Staats-Fonds nicht beziehen, hat sich im Jahr 1863 **noch auf 44,350 Personen** belaufen, wovon im Jahre 1863 = 36,464 Mann aus den Mitteln des National-Danks unterstützt worden sind. Die Unterstützungen sind mit wenigen Ausnahmen baar, und zwar in lebenslänglich fortlaufenden Jahresbeträgen von 36 Thlr. bis 8 Thlr. und in einmaligen außerordentlichen Beihülfen von 10 Thl. bis 3 Thlr. gewährt. Außerdem ist Wohnungsmiethe für Einzelne bezahlt, es sind Kleidungsstücke und Feuerungsmaterial beschafft und vertheilt, in Sterbefällen Beihülfen zur Bestreitung der Begräbnißkosten zum Betrage von 4 Thlr. verabreicht und an 9 Veteranen Ehrengeschenke zur Feier ihrer goldenen Hochzeiten mit 10 Thlr. in jedem Falle gezahlt worden. Zu diesen Unterstützungen, Beihülfen und Geschenken hat die Stiftung im Jahre 1863 den Gesammt-Betrag von 183,572 Thlr. 27 Sgr. ver-

wendet, wovon auf die lebenslänglich fortlaufenden Unterstützungen 30,096 Thlr. 17 Sgr. 10 Pf., auf die einmaligen Unterstützungen 135,062 Thlr. 24 Sgr. 4 Pf. und auf die vorbezeichneten sonstigen Unterstützungszwecke, einschließlich der festlichen Bewirthung der Veteranen bei der Feier des 17. März 1863, soweit solche in den Garnisonorten nicht auf Königliche Kosten erfolgt oder von den Kreisständen und Kommunen bewirkt ist, 18,413 Thlr. 14 Sgr. 10 Pf. kommen.

Aus dem Jahre 1862 ist ein Bestand von 244,168 Thlr. 16 Sgr. 11 Pf. übernommen worden. Die Einnahme hat im Jahre 1863 betragen 227,450 Thlr. 6 Sgr. 10 Pf., so daß ein Fond von 471,687 Thlr. 19 Sgr. 4 Pf. einschließlich eines Vorschusses von 68 Thlr. 25 Sgr. 7 Pf. vorhanden gewesen ist. Die Ausgaben des Jahres 1863 betragen, einschließlich der Verwaltungskosten und der durchlaufenden Posten, welche letztere allein sich auf 24,221 Thlr. 21 Sgr. 1 Pf. belaufen, und denen eine gleich durchlaufende Einnahme gegenüber steht, zusammen 214,086 Thlr. 6 Sgr. 3 Pf., und ist daher Ende 1863 ein disponibler Bestand von 257,601 Thlr. 13 Sgr. 1 Pf. verblieben, wovon der größte Theil in Special-Stiftungs-Kapitalien besteht, die nicht angegriffen werden, und wovon nur die Zinsen zur Verwendung kommen dürfen.

Die Verwaltung dieses Instituts, welches — außer der Centralstelle mit der von einem besonderen mit Caution verhafteten Beamten verwalteten General-Schatzkasse — besondere Provinzial- und Kreis-Organe in der ganzen Monarchie besitzt, hat einen Kosten-Aufwand von 5173 Thlr. 20 Sgr. 8 Pf. erfordert, wovon 2735 Thlr. 25 Sgr. 11 Pf. auf die Central-Verwaltung und 2437 Thlr. 24 Sgr. 9 Pf. auf die Provinzial- und Kreis-Organe kommen.

Seit dem Jahre 1854 sind von dem National-Dank Jahres- und Rechenschaftsberichte regelmäßig veroffentlicht worden, und daraus ergiebt sich, daß in den 10 Jahren von 1854 bis 1863 überhaupt die erhebliche Summe von

845,450 Thlr. 24 Sgr. 2 Pf.

zur Unterstützung der alten Krieger verwendet worden ist, ein Resultat, dessen sich wohl schwerlich ein anderes Privat-Wohlthätigkeits-Institut zu erfreuen haben dürfte.

(Staats-Anzeiger.)

Statistisches.

Nach dem vom Magistrat der Stadt Berlin vor Kurzem veröffentlichten Berichte über die **Verwaltung des gesammten Armenwesens** derselben für die Jahre 1862—63 haben die Ausgaben für die Armenverwaltung im Jahre 1862 im Ganzen 697,791 Thlr. 16 Sgr. 9 Pf., im Jahre 1863: 715,183 Thlr. 16 Sgr. 3 Pf. betragen. Nach Abrechnung der eigenen Einnahmen der Armenverwaltung hat die Kommune im Jahre 1862 zugeschaffen: 514,721 Thlr., im Jahre 1863: 529,766 Thlr. Die Ausgaben der Armenverwaltung haben sich in Folge der Erweiterung des Weichbildes der Stadt nicht unerheblich gesteigert, betragen aber im Durchschnitt der Bevölkerung keinen wesentlich höheren Prozentsatz als in den Jahren vor dieser Maßnahme. Denn während dieser 1857: 1 Thlr. 8 Sgr. 4 Pf., 1858: 1 Thlr. 8 Sgr. 11 Pf., 1859: 1 Thlr. 4 Sgr. 4 Pf. betrug, hat er sich 1862 auch nur auf 1 Thlr. 3 Sgr. 9 Pf. und 1863 auf 1 Thlr. 8 Sgr. 10 Pf. belaufen.

In **Bayern** giebt es 9 männliche und 17 weibliche **religiöse Orden**, und es befinden sich in ersteren 498 Priester und 353 Laienbrüder, während die weiblichen Orden 3624 Mitglieder, 55 Novizen und 125 Kandidatinnen zählen. Am stärksten sind unter den männlichen Orden die Franziskaner, welche 142 Priester und 181 Laienbrüder haben, dann die Benediktiner mit 108 Priestern, die Kapuziner mit 100 Priestern und 107 Laienbrüdern, und die Redemptoristen mit 65 Priestern; die letzteren befinden sich sämmtlich in Niederbayern. Von den weiblichen Orden zählen die **barmherzigen Schwestern** 436 Profeßschwestern, 55 Novizen und 20 Kandidatinnen, die englischen Fräulein in 12 Institutshäusern und 35 Filialen 926 Mitglieder (den Pensionaten der englischen Fräulein waren 1308 Zöglinge und ihren Schulen 10,980 Schülerinnen anvertraut). Die Franziskanerinnen zählen 632 Ordensmitglieder, darunter in 37 Häusern 266 Tertiarierinnen, und die armen Schulschwestern hatten in 109 Häusern 646 Mitglieder. (Staats-Anzeiger.)

Bei der Jahresversammlung der „American Board of Commissioners for foreign Missions" (der bekannten großen Missionsgesellschaft, die durch die Congregationalisten und einen Theil der Presbyterianer unterhalten wird) meldet der Bericht eine Jahreseinnahme von 532,000 Dollars (etwa 750,000 Thlr.). Die Einnahme des Jahres vorher betrug 390,000 Dollars. Ein Kaufmann in New-York steuerte allein 10,000 Dollars bei. Eine Schuld von beiläufig 6000 Dollars ward gestrichen. Ein Ueberschuß von 3634 Dollars bleibt in der Kasse. Fürwahr, wenn man den Zustand des Christenthums in einem Lande nach den Früchten abmessen darf und soll, so kann er in den Nordstaaten Amerikas nicht ein so schlechter sein, wie er von manchen Seiten dargestellt wird.

Die Gesellschaft unterhält 22 Missionare mit 324 Stationen. Es arbeiten 150 ordinirte Missionare, 170 Helferinnen, 8 andere Helfer, 41 eingeborene Pastoren und 699 andere eingeborene Helfer, im Ganzen 1068 Menschen an 166 Kirchen unter 23,647 Gemeindegliedern. Das letzte Jahr traten 552 über. In 371 Schulen werden 10,317 Kinder in der christlichen Religion unterrichtet. (Ev. Kirchl. Anz.)

Das Hospital zu Greenwich für alte verwundete und verstümmelte Seeleute und deren Wittwen und Waisen besitzt ein Vermögen von 3,056,000 £ Sterling (circa 20,373,333 Thlr.). Die Jahreseinnahme beträgt 155,000 £, die Ausgabe 153,000 £.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 2. Berlin, den 11. Januar 1865. **Nr. 2.**

Friedrich Graf zu Stolberg-Wernigerode, erbliches Mitglied des Herrenhauses, auf Peterswaldau, Kreis Reichenbach, Ehrenritter seit 1846, † zu Peterswaldau 5. Januar 1865.

Zur Geschichte der Hospitäler.

I.

Bei den alten Griechen und Römern, so wie bei anderen nicht christlichen Völkern finden wir weder Armen- noch Krankenhäuser. Die hospitalia und hospitia der Römer waren öffentliche Gebäude, in denen angesehene Fremde auf Kosten des Staates oder einer Stadt aufgenommen und bewirthet wurden. Auch die Fremdenzimmer in Privathäusern hießen hospitia. In der Kaiserzeit scheint jedoch ein Invalidenhaus zu Rom bestanden zu haben, welches taberna meritoria hieß, und sich später in ein Wirthshaus verwandelte. Einige Aehnlichkeit mit unsern Krankenhäusern hatten die Asklepiostempel der Alten. Bei einigen derselben wenigstens fanden sich Häuser, in denen die Kranken, welche Heilung von dem Gotte erwarteten, für einige Zeit aufgenommen wurden, während sie bei andern unter freiem Himmel bleiben mußten. Auch das Haus der Barmherzigkeit zu Bethesda hatte die Bestimmung, Kranke aufzunehmen, welche die der Heilung günstige Bewegung des gleichnamigen See's abwarten wollten.

Unter Christen dagegen wurde die Sorge für Arme und Kranke schon in den ersten Jahrhunderten als eine der wichtigsten Pflichten den Gläubigen empfohlen, und es wurden schon damals auch besondere Häuser erbaut, damit die Pflege der Kranken und die Ernährung der Dürftigen mit desto besserem Erfolge bewirkt werden könnte. Auf dem Concil zu Nicäa (325) wurden die Eigenschaften und Pflichten der Hospitalmeister besprochen, und ein Kirchenvater hielt im Jahre 360 dem Kaiser Julianus Apostata vor, daß er, der die Christen immer so spöttisch behandele, dennoch sie bei Erbauung von Fremdenherbergen und Hospitälern nachahme. Besonders berühmt war in jener Zeit das Hospital, welches Basilius, Metropolit von Kappadocien, vor den Thoren seines bischöflichen Sitzes Cäsarea in den Jahren 370—9 erbauen ließ. Es wurde gewöhnlich die Basiliade genannt, und war so umfangreich, daß es einer Stadt glich. Kaiser Valens stattete es mit beträchtlichen Gütern aus und ließ nach seinem Muster mehrere Anstalten erbauen. Um 400 nach Chr. baute auch Johannes Chrysostomus zu Konstantinopel ein großes Hospital. In Italien wurden zuerst in Rom Krankenhäuser gebaut; in Lucca befanden sich im achten Jahrhundert ihrer drei; in Mailand bestand 787 ein Findelhaus. Um 1090 gründete Kaiser Alexius I. Comnenus zu Konstantinopel ein großes Waisenhaus (Orphanotropheum), welches aber keineswegs nur Waisen, sondern alle Arten von Hülfsbedürftigen, besonders Blinde, Lahme und Verstümmelte aufnahm. Namentlich auch dienstunfähige Krieger wurden in demselben verpflegt. In den ersten Jahrhunderten nach Christo führten die Bischöfe unmittelbar die Aufsicht über die Armen- und Krankenhäuser. Als ihr Geschäftskreis sich erweiterte, übertrugen sie diese Aufsicht ihren Diakonen, so daß nun die Worte Diakonie und Hospital gleichbedeutend wurden. Im neunten Jahrhundert befanden sich in Rom schon 24 solcher Diakonien. Als die Macht der Klöster stieg, fing man an, statt der Weltgeistlichen Mönche an die Spitze der Hospitäler zu stellen. Schon seit dem neunten Jahrhundert bestand ein Orden von Klostergeistlichen, welche sich vorzugsweise der Krankenpflege gewidmet hatten. Dieser Orden war aus einem Hospital zu Siena hervorgegangen, welches man das Hospital unserer lieben Frau von der Leiter (della scala) nannte, weil man beim Graben des Grundes einige antike Marmorstufen gefunden hatte. Man nahm hier nicht nur Kranke auf, sondern sandte auch gefangenen Verbrechern wöchentlich dreimal Speise, und ließ ausgesetzte oder verlassene Kinder erziehen. Den Geschäften dieser Anstalt widmete sich eine Anzahl von Männern und Frauen, welche eine bestimmte Kleidung und Lebensordnung annahmen und einen so hohen Ruf erlangten, daß viele andere Hospitäler durch sie gegründet werden konnten. Man sandte Brüder und Schwestern von Siena aus, um die dort eingeführte Ordnung auch an andern Orten einzuführen, und der Vorsteher des Hospitals zu Siena besuchte die auswärtigen Anstalten als Oberaufseher und ernannte ihre Vorsteher. Solche Hospitäler gab es zu Florenz, Rieti, Todi, St. Sabino, Barbarino und an vielen andern Orten.

Auch der Orden der Johanniter ging bekanntlich aus einem Hospitale hervor, welches Kaufleute aus Amalfi 1048 zu Jerusalem gründeten, und die ersten Mitglieder des deutschen Ordens waren ebenfalls Hospitalbrüder. — Im zwölften Jahrhundert gründete ein flandrischer Graf, Namens Alard oder Adelard, ein Hospital, das nach ihm Albrac oder Aubrac genannt wurde, und aus welchem ein Ritter- und Hospitalbrüderorden hervorging. Diesem Orden schlossen sich auch viele vornehme Damen an, welche eine Menge von Dienerinnen hielten und mit deren Hülfe die Kranken und Pilger pflegten.

Aber auch in den Klöstern aller andern Orden fanden sich eigne Hospitalmeister, welchen die Pflege der Kranken und Pilger anvertraut war, und an sehr vielen Domkirchen, Collegiatkirchen und Klosterkirchen wurden besondere Häuser der Pflege der Armen und Kranken gewidmet. Diese Hospitäler waren in Deutschland und Italien sämmtlich dem heiligen Geiste geweiht, wahrscheinlich nach dem Muster des berühmten Hospitals zum heiligen Geiste in Rom.

Als die Krankheit des Aussatzes aus dem Morgenlande nach Europa verpflanzt wurde, errichtete man besondere Hospitäler für Aussätzige, die man Leprosoria nannte. Im dreizehnten Jahrhundert zählte man in Frankreich allein 2000 solcher Anstalten, und in ganz Europa sollen damals deren 19,000 gewesen sein. Sie waren häufig mit hohen Mauern umgeben, weil man dadurch die Umgegend vor der Ansteckung zu schützen meinte.

Besondere Hospitäler für kranke oder verwundete Krieger hat man erst im siebzehnten Jahrhundert errichtet, und zwar zunächst in Frankreich, wo am Ende des vorigen Jahrhunderts deren 70 bestanden, in denen etwa 6000 Krieger verpflegt wurden. Das älteste Invalidenhaus in Deutschland ist das zu Berlin, welches 1745 gegründet wurde.

Als Musteranstalten galten im Mittelalter die römischen Hospitäler, und unter ihnen vorzugsweise das sogenannte Erzhospital des heiligen Geistes (Archiospedale di Santo Spirito in Sassia). Nach der Tradition war dasselbe von Ina, einem sächsischen Könige in Britannien, gegründet worden, welcher im Jahre 726 nach Rom wallfahrtete und daselbst sein Leben beschloß. Er hatte eine Kirche zur Ehre der heiligen Maria und bei derselben ein Hospital, zunächst für seine Landsleute erbaut, und ihm einige Einkünfte angewiesen. Offa, König der Angelsachsen in Mercia, erweiterte Ina's Stiftung in der Mitte des ersten Jahrhunderts. In den Jahren 817 und 847 wurde dieses Hospital durch Feuer zerstört; aber Papst Leo IV. baute es wieder auf, und die Nachfolger der Gründer unterstützten ihn dabei. Allein in den Bürgerkriegen des 11. und 12. Jahrhunderts wurde die Anstalt noch einmal zerstört und fast ihr Andenken vernichtet, bis Papst Innocenz III. sie 1193 wieder aufbaute, und für tausend fremde und dreitausend einheimische Pilger, sowie zur Aufnahme von Findelkindern einrichtete. Bis dahin wurde sie das Hospital zu Sta. Maria in Sassia genannt; Innocenz III. dagegen übergab sie Hospitalbrüdern aus Montpellier, die sich Fratres de sancto spiritu nannten, und von ihm erhielt das Hospital nun seinen später üblichen Namen. Innocenz III. baute auch die dazu gehörige Kirche und weihte sie ebenfalls dem heiligen Geiste, dessen Eingebung er den Gedanken, diese Anstalt zu gründen, zuschrieb. Unter seinen Nachfolgern wurden die Einkünfte des Klosters durch Schenkungen allmälig bedeutend vergrößert. Die Gebäude wurden immer größer und prächtiger. Endlich errichtete Sixtus IV. die noch jetzt stehenden Gebäude. Nach ihm vermehrte hauptsächlich Benedict XIV. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Einkünfte des Hospitals und erweiterte auch die Gebäude. Diese bestehen jetzt außer dem eigentlichen Hospitale, aus der Hospitalkirche, welche durch ihre Schönheit und besonders durch prächtige Altäre und durch Arbeiten der berühmtesten italienischen Maler und Bildhauer ausgezeichnet ist, ferner aus dem Kloster der regulären Domherren, dem Curatorium der Erzbrüderschaft des heiligen Geistes, aus dem Palaste, in welchem der Commandeur der genannten Hospitaliter wohnt, und aus einer sehr geräumigen Apotheke. Die Bibliothek des Hospitals enthält eine große Anzahl medizinischer und naturwissenschaftlicher Werke und rührt zum Theil von Maria Lancisi, dem Leibarzte Clemenz XI. her. In dem eigentlichen Hospitalgebäude befindet sich ein großer Krankensaal, in welchem 1000 Betten Platz finden. Ein anderer Saal von 200 Betten ist für besondere Arten von Krankheiten, ein dritter für Verwundete bestimmt. Für ansteckende Krankheiten und für Wahnsinnige sind besondere Zimmer eingerichtet. In einem dieser Gebäude befinden sich mehrere Tausende von Findelkindern, in einem andern fast eben so viele Waisenknaben. Weibliche Waisen werden in dem zum Hospitale gehörigen Kloster der Nonnen von St. Thecla erzogen und bleiben in demselben, bis sie sich verheirathen. Alle diese Kinder tragen blaue Kleider, welche sie an die Barmherzigkeit des Himmels erinnern sollen. Die Einnahme dieses Hospitals übersteigt 100,000 Scudi, soll aber früher noch viel größer gewesen sein. Mehrere Päpste haben einen Theil dieser früheren Einkünfte andern Anstalten überwiesen. Vermehrt wird diese Einnahme auch durch den Gewinn eines Bankgeschäfts, welches für Rechnung des Hospitals betrieben wird.

Unter den dreißig andern Hospitälern, welche sich außerdem in Rom befinden, ist das von Santa Trinità dei Pellegrini in dem Stadtviertel des Palastes Farnese das bedeutendste. Es wurde 1348 von Philipp von Neri gegründet. Eine Brüderschaft, aus Geistlichen und Laien bestehend, trat damals zusammen und miethete Anfangs ein Haus, in welchem hauptsächlich Pilger Verpflegung fanden. Papst Julius III. unterstützte diese Anstalt, und sein Beispiel reizte besonders mehrere römische Damen zur Nachahmung an. Helena Orsini schenkte der Anstalt einen Palast. Die Kirche dieses Hospitals ist von vorzüglicher Größe und Schönheit und wurde 1614 erbaut. — Zu den bedeutendsten Hospitälern Roms gehört ferner das des heiligen Hieronymus della Carità neben dem farnesischen Palast. Eine mildthätige Brüderschaft, welche sich 1519 bildete und sich die Erzbrüderschaft des heiligen Hieronymus nennt, pflegt hier die Kranken, theilt an Gefangene Speisen aus und besoldet mehrere Armenpfleger.

Außer diesen Anstalten, welche zugleich Kranken-, Armen- und Waisenhäuser sind, besteht zu Rom ein großes

Armenhaus, das Ospicio apostolico di Sante Michele, welches von Thomas Odescalchi, einem Vetter des Papstes Innocenz XI., gegründet wurde. Der Bau desselben wurde 1684 unter der Leitung des berühmten Baumeisters Rossi begonnen; das Haus ist von colossalem Umfange und in einem großartigen Stile gebaut. Die Vorderseite ist fast 900 Fuß lang. Es enthält eine große Anzahl von Werkstätten, in denen arme Kinder für die verschiedensten Handarbeiten ausgebildet werden, eine Tuchfabrik, eine Factorei, eine Buchdruckerei, sowie Werkstätten für alle Arten von Handwerkern. Wenn diese Kinder das Alter von 20 Jahren erreicht haben, erhalten sie ein kleines Kapital, um damit ein eigenes Geschäft zu gründen.

Das älteste Armenhaus Roms ist das der heiligen Galla in Portico. Die heilige Galla war die Tochter eines Consuls (Symmachos), den Theodorich der Große im Jahre 575 enthaupten ließ. Sie erbaute neben ihrem Wohnhause eine Kirche und speiste täglich 12 Arme. Nachdem sie sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, setzte man in ihrem Hause und zu ihrem Andenken die von ihr ausgeübten Werke der Barmherzigkeit fort. Die Familie Odescalchi erweiterte diese Wohlthätigkeitsanstalt allmälig zu dem noch bestehenden Armenhause.

J. v. M.

Literatur.

Serbien und die Serben, von Rev. W. Denton. Nach anderen Quellen und eigenen Erfahrungen frei bearbeitet von D. v. Cölln, Pfarrer der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Belgrad. Mit Titelblatt und Karte. Berlin. Verlag von Wiegandt u. Grieben. 1865. (Preis 1⅓ Thlr.)

Ueber die Entstehung des vorgenannten empfehlenswerthen Buches, das jedem, der sich für den noch jungen, eine Vormauer gegen den Islam bildenden Staat interessirt, eine angenehme und belehrende Lectüre bleiet, spricht sich der Herausgeber wie folgt aus: „Die Liebe zu einem Lande und Volke, unter dem ich seit bald sechs Jahren, meine Gemeinde seit dem doppelten Zeitraume, eine so unerwartet gastliche Aufnahme trotz Verschiedenheit der Nationalität und Confession gefunden habe, trieb mich, bei einem zweimaligen Besuche in der Heimath nicht nur in dem kleineren Kreise der Freunde, sondern auch in öffentlichen Vorträgen im Anschlusse an die Geschichte meiner Gemeinde eine Charakteristik serbischer Zustände zu geben, und das um so mehr, als ich fast durchgängig selbst in Kreisen, bei denen ich es nicht vorausgesetzt hatte, eine große Unbekanntschaft mit Serbien traf. Wenn auch die historische, staatsrechtliche, politische und kunstgeschichtliche Bedeutung Serbiens durch die trefflichen Werke von L. Ranke, Tkalatz, Em. Thol und Kanitz genügend gewürdigt ist, so fehlt es doch seit Pirch's Reise vom Jahre 1829, nach welcher sich in Serbien so sehr viel verändert hat, unserer deutschen Literatur an einem Buche, das in der dem größeren Publikum leichter zugänglichen Skizzenform Serbiens Land und Leute charakterisirte.

Der mehrfach an mich ergangenen Aufforderung, selbst etwas dieser Art zu schreiben, konnte ich aus äußeren und inneren Gründen nicht wohl nachkommen. Da erschien das Buch von Rev. Denton, welcher nach mehrwöchentlicher Reise im Innern des Landes „Achtung und Bewunderung für ein Volk gewonnen hatte, dessen Tugenden durch vier Jahrhunderte der Unterdrückung nicht zu Grunde gerichtet werden konnten." Die einfach und natürlich, mit offenem Auge für die reichen Naturschönheiten des Landes und die eigenthümlichen Sitten des Volkes abgefaßte Reisebeschreibung schien mir geeignet, auch deutschen Lesern ein erwünschtes Bild des mir lieb gewordenen Landes und Volkes zu geben.

Freilich konnte ich mir nicht verhehlen, daß Denton's Buch, welches ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, die letzte Feile fehlte, daß bei der kurzen Dauer seiner Reise der Verfasser Manches hatte unberücksichtigt lassen müssen und über Manches nur mangelhafte oder unrichtige Auskunft erhalten konnte, und daß er von dem Standpunkte jenes Theils der englisch-bischöflichen Hochkirche aus, der sich der Kirche des Morgenlandes so nahe weiß, daß er nichts sehnlicher wünscht, als eine Union mit derselben, und die Reaction gegen die von der englischen Regierung in der orientalischen Frage befolgte Politik, welche alles Türkische gut heißt, alles die Christen in der Türkei aber Betreffende mit sehr dunkelen Farben zeichnet, vielleicht Manches in zu günstigem Lichte aufgefaßt hatte, während gerade die besten und edelsten Serben, den Fürsten an der Spitze, es unumwunden bekennen, daß in Kirche und Schule, Familie und Staat noch Vieles zu wünschen und zu thun übrig bleibt. Deshalb schien es mir nothwendig, kürzend und sichtend, berichtigend und ergänzend bei der Bearbeitung für deutsche Leser zu Werke zu gehen, ohne dem Buche den ursprünglichen Charakter der englischen Anschauung zu nehmen. Es hat sich dadurch freilich nicht eine gewisse Zwittergestalt des vorliegenden Buches vermeiden lassen, aber doch hoffe ich durch dasselbe nicht blos einiges Material zu Tage gefördert zu haben, das eine auf diesem Gebiete der Literatur geübtere Feder sich zu Nutze machen kann, sondern denke auch manchem Freunde eine nicht unwillkommene Erinnerung an mündliche Erzählung zu bieten, in diesem oder jenem reiselustigen Touristen den Wunsch zu wecken, selbst zu kommen und selbst zu sehen, und endlich den deutschen Landsleuten, die sich in dem für Handel, Industrie und Ackerbau so überaus günstigen Lande, das sich des herrlichsten Klimas erfreut, niederlassen wollen, ein nützlicher Führer zu sein.

Nachdem ich von dem Verfasser des englischen Originals die Erlaubniß erhalten hatte, sein Buch in dieser ganz freien deutschen Bearbeitung herausgeben zu dürfen, machte ich mich an die Revision, bei welcher mir theils andere literarische Quellen, theils wiederholte eigene Reisen und Anschauungen, theils amtliche Veröffentlichungen zu statten kamen. Besonders dankbar aber muß ich sein, daß mir an Ort und Stelle selbst von Männern der Wissenschaft jede gewünschte Auskunft auf's bereitwilligste gegeben ward und auch die fürstliche Regierung mir auf alle nur mögliche Weise zur Erreichung meines Zieles behülflich war."

Wir theilen aus dem Buche folgende Schilderung mit:

Am Vorabende der Feiertage kommen die Landleute nach den Klöstern gezogen, um die folgenden Tage dort zu verleben. „Hunderte von Bauern mit ihren Familien in ihrer schönsten Volkstracht lagern dann inmitten ihrer Wagen und Ochsen um die zahllosen Feuer auf dem Rasen vor den Klostermauern und braten unter dem Gesange ihrer Volkslieder beim Schall der Gaida (Dudelsack) die Lämmer und Spanferkel am Spieß. Den wunderbaren Effect dieser Feuer, die ihre Rauchwolken in den hellen Mondschein hinaufsenden, und der Contrast der belebten Volksscenen gegen den stillen Frieden, der auf der Kirche mit ihren im Mondlichte flimmernden metallenen Kuppeln, mitten zwischen den schwarzen Bergen, ruht — möchte wohl kein Maler wiederzugeben im Stande sein.

Dem Herausgeber wurde das Glück zu Theil, einem solchen Sabor — Zusammenkunft — beizuwohnen, als er im Herbste 1863 auf einer größeren Reise im Innern mit vier englischen Geistlichen dieses Kloster (Ravoniza) besuchte. Wir kamen nach Mitternacht an und bedauerten gar nicht, daß wir fast eine Stunde warten mußten, ehe wir den Archimandriten aus dem

ersten festen Schlafe aufzuwecken vermochten, weil wir uns von dieser feenhaften Scene, die sich von dem Kreuzgange des Klosters aus unter uns ausbreitete, gar nicht trennen konnten. — Ein ganz anderes Bild hatten wir, als wir folgenden Tags nach dem Gottesdienste auf derselben Gallerie mit dem Archimandriten das Festmahl einnahmen. In dem Hofraume zwischen der Kirche und dem Kloster wimmelte zu unseren Füßen eine zahllose bunte Menge, deren reicher goldener und silderner Kopfputz auf dem rothen Grunde der Mützen in der Sonne glitzerte und nur noch mehr hervortrat durch die sich dazwischen mengenden Pudelmützen der Walachen. Während von unten der Ton des Dudelsacks kam, der den lustigen Kolo begleitete, erscholl von dem Thürmchen der edlen byzantinischen Kirche, die in ihrer ganzen Ausdehnung und Schönheit vor uns lag, der Glockenklang, so oft wir einen Toast auf Englands und Serbiens Kirchen, Regenten und Völker bekräftigten mit dem feierlichen Gesange des Mnogaja leta (viele Jahre), der dann mit einem donnernden zivio (er soll leben) schließt, wobei die Gläser klangen voll des köstlichsten goldenen Weins, dessen Reben Czar Lazar selbst gepflanzt haben soll. — Später konnten wir Zeugen einer solchen ruhigeren Scene sein, wie sie das Titelbild uns vorführt. In der Mitte sitzt unter einem Baume der greise blinde Sänger und singt in wehmüthiger Begeisterung von der Schlacht auf dem Kossowofelde. Am Vorabend der Schlacht kommt in der Gestalt eines Edelfalken der heilige Elias zum frommen Serbenfürsten und bringt einen Brief der Mutter Gottes:

„Czar Lazar, Du vom erlauchten Stamme!
Sage, welches Reich Du Dir erwählest:
Willst das Himmelreich Du lieber haben
Oder willst das ird'sche Reich Du lieber?
Wenn das ird'sche Reich Du Dir erwählest,
Sattle Rosse, zieh' die Gurte fester,
Laß die Helden um die Säbel schnallen,
Greife an mit Sturm das Heer der Türken,
Und das ganze Heer wird Dir erliegen.
Aber willst das Himmelreich Du lieber,
Wohl! errichte auf dem Amselfelde
Eine Kirche, nicht auf Marmorgrunde,
Rein, gefertiget aus Seid' und Scharlach,
Daß das Heer zum Abendmahle gehend,
Und entsündigt sich zum Tod bereite!
Alle Deine Krieger werden fallen,
Du, o Fürst, mit ihnen untergehen!"

Als der Czar Lazar dies Wort vernommen,
Dacht' er nach, ein Jegliches bedenkend:
„Herr, mein Gott! was soll und welches soll ich?
Welches wähl' ich mir von beiden Reichen?
Soll ich mir das Himmelreich erwählen?
Oder mir das ird'sche Reich erwählen?
Wenn das ird'sche Reich ich mir erwähle:
Irdisches ist kurz nur und vergänglich,
Himmlisches für Zeit und Ewigkeiten!"
. . . .
Und so fiel Lazar, der Czar der Serben
Und mit ihm das ganze Heer der Krieger!
Alle sind nun viel geehrt und heilig
Aufgenommen bei dem lieben Gotte!
. . . .
Lazars Grab ist nicht in fremden Klöstern,
Ist in seiner eignen frommen Stiftung,
In Ravaniza, dem schönen Kloster
Auf dem breiten Waldgebirg Kutschaja,
Das er selber einstmals sich erbauet,
Als er noch im vollsten Leben blühte,
Sich erbaut zu seinem Seelenheile,
Von dem eignen Brod und eignen Gelde,
Ohne Thrän' und ohne Gut der Armen.

(Uebers. von Talvj.)

Mächtig ergreifend fällt die einsaitige Gusla ein, und Männer und Frauen gruppiren sich stumm lauschend um den Sänger herum." —

Zum Schluß sei über die kleine nur 300 Seelen starke deutsche evangelische Gemeinde zu Belgrad noch bemerkt, daß dieselbe dem Fürsten Milosch ihren Ursprung verdankt, welcher durch den Ober-Berghauptmann v. Herder 1839 Sachsen ins Land zog zur Gründung einer Colonie, denen man das ausdrückliche Versprechen gab, daß für ihre kirchlichen Bedürfnisse gesorgt werden solle. Der bald erwachte Wunsch, eine kirchliche Gemeinde zu bilden, fand erst 1854 durch Beihülfe des preußischen evangelischen Ober-Kirchenrathes und des märkischen Gustav-Adolph-Vereins eine vorläufige Befriedigung. Als jene Unterstützungen im Jahre 1858 aufhörten, bildete der Lehrer Victor — der im Jahre 1856 aus der Brüderschaft des Rauhen Hauses vom evangelischen Oberkirchenrath als solcher angestellt und bis auf den heutigen Tag aus dem Diasporafonds der preußischen Landeskirche besoldet wird — den Mittelpunkt der Gemeinde und verhinderte die vollständige Auflösung. Auf seine Bitte sandte der Central-Ausschuß für innere Mission einen neuen Geistlichen, den Herausgeber dieses Buches, und unterhielt ihn 3 Jahre lang. Im Jahre 1862 hat die serbische Regierung das Patronat übernommen und bezahlt den größten Theil der Besoldung des Pfarrers, während als geistliche Oberbehörde der Ober-Kirchenrath in Berlin anerkannt ist.

Im Innern des Landes leben zerstreut nach nahe an 200 Seelen, die aber nur selten besucht werden können, weil die Reisen im Innern mit bedeutenden Kosten verknüpft sind, und bis jetzt noch nicht die Mittel gefunden werden konnten, um eine geordnete Reisepredigt einzurichten. X.

Für die „Kronprinz-Stiftung" zu Gunsten der Verwundeten und Invaliden der preußischen Armee in Schleswig 2c., sowie für die Hinterbliebenen der dort Gefallenen, sind nach der letzten Bekanntmachung des Kriegsministers vom 31. December 1864 eingegangen: 223,584 Thlr. 9 Sgr. 10 Pf. Davon sind verausgabt worden 9533 Thlr. 27 Sgr. 3 Pf., so daß ein Bestand von 214,050 Thlr. 12 Sgr. 7 Pf. vorhanden ist, excl. der zu gleichem Zwecke von Bürgern in Elberfeld errichteten Stiftung, die gleichfalls vom Kriegsministerium verwaltet wird und die am Jahresschlusse 14,443 Thlr. 15 Sgr. betrug.

Statistisches.

In dem Krankenhause des Rechtsritters Freiherrn Ewald von Ungern-Sternberg, auf Großenhof auf der Insel Dago, zu Dago-Kertell, sind in der Zeit vom 1. November 1863 bis dahin 1864: 126 Kranke verpflegt und ärztlich behandelt worden. Davon wurden geheilt oder doch gebessert entlassen 117, gestorben sind 2, und in der Behandlung verblieben 6 Kranke.

Ambulatorisch und stationair wurden durch den Arzt dieser Anstalt, Dr. Bonstedt, während des genannten Zeitraumes unentgeltlich behandelt und mit Medicamenten versehen: 1958 Kranke. Von diesen sind geheilt 1820, gestorben 51, und in der Kur verblieben 87 Kranke.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 3. Berlin, den 18. Januar 1865. Nr. 3.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen	Summa der am 1. Januar 1865 verbl. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Decbr. 1864	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. December 1864	45			
	Zugang pro December	15			
		60			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	52	52	1437	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. December 1864	44			
	Zugang pro December	9			
		53			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	35	35	1157	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. December 1864	15			
	Zugang pro December	10			
		25			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	20	20	604	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. December 1861	12			
	Zugang pro December	13			
		25			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	19	19	478	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. December 1861	16			
	Zugang pro December	8			
		24			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	19	19	564	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. December 1864	24			
	Zugang pro December	14			
		38			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	30	30	855	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. December 1864	19			
	Zugang pro December	16			
		35			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	20	20	630	35
	zu übertragen		195	5725	260
	Uebertrag		195	5725	260
8.	**Züllichau:**				
	Bestand am 1. December 1864	19			
	Zugang pro December	8			
		27			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	14	14	535	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. December 1864	35			
	Zugang pro December	16			
		51			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	39	39	1149	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. December 1864	4			
	Zugang pro December	10			
		14			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	12	12	235	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. December 1864	14			
	Zugang pro December	16			
		30			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	13	13	402	16
12.	**Neusalz a. O.:**				
	Bestand am 1. December 1864	9			
	Zugang pro December	6			
		15			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	8	8	236	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. December 1864	2			
	Zugang pro December	3			
		5			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	2	2	44	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. December 1864	2			
	Zugang pro December	3			
		5			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	3	3	107	10
	zu übertragen		286	8433	453

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1865 verbl. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Decbr. 1864.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		286	8433	453
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. December 1864	—			
	Zugang pro December	2			
		2			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	1	1	18	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. December 1864	3			
	Zugang pro December	8			
		11			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	5	5	156	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. December 1864	17			
	Zugang pro December	—			
		17			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	17	17	527	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. December 1864	14			
	Zugang pro December	7			
		21			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	13	13	367	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. December 1864	—			
	Zugang pro December	—			
		—			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	14
	Zusammen		322	9501	539

Der gesammte Abgang an Kranken pro December 1864 beträgt 136, davon sind:

a) gestorben . . . 11
b) geheilt entlassen . 116
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 9

wie vor 136.

Außer den vorgenannten 19 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch anzuführen:

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. November 1864 . . . . 23 Kranke.
Zugang pro November . . . . 20 „
43 Kranke.

Davon sind: gestorben 1
geheilt 14
gebessert 3
fortgegangen . . . 2
20 — 20 „

Bleibt Bestand am 1. December 1864: 23 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 4 Moslemin, 2 Drusen, und 10 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage betrug pro Novbr. 683. Poliklinisch wurden behandelt 129 Personen.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister wird am Mittwoch, den 25. d. M., in Höchstseinem Palais hierselbst ein Kapitel des Johanniter-Ordens abhalten.

Zur Geschichte der Hospitäler.
II.

Neben Rom ist unter den italienischen Städten besonders Venedig wegen seiner Hospitäler berühmt. Eine der größten und schönsten Anstalten dieser Art ist das Hospital dei Incurabili im südlichen Theile der Stadt, am Canal della Giudecca, welches 1522 von Peter Contarino, Bischof von Baffo erbaut, später aber von Antonio Contarino unter Leitung des berühmten Baumeisters Sansovino erneuert wurde. Arme und Kranke werden hier aufgenommen und ein Jahr hindurch verpflegt. Besonders in den ersten Tagen des April drängen sich viele Bedürftige herbei, weil sie in dieser Zeit noch besser als sonst verpflegt werden. Die verwaisten oder armen Mädchen, welche in diesem Hause Erziehung finden, unterrichtet man vorzugsweise in Musik und Gesang zum Dienste der Kirche. Mitten in dem weitläufigen Bau erhebt sich die Kirche der Anstalt, eines der schönsten Werke Sansovino's, und auch mit Gemälden berühmter Meister, des Georgione, Tintorello, Andrea Alerte, Giuseppe Salviati und Andrer geschmückt. Auch das Ospedaletto im nördlichen Theile der Stadt gehört zu den schönsten Gebäuden dieser Art. Es nimmt hauptsächlich Fieberkranke auf, verpflegt Pilger drei Tage lang und erzieht und versorgt Waisen. Die Knaben erlernen Handwerke, die Mädchen werden auf Kosten der Anstalt verheirathet, oder in Klöstern versorgt. Dieses Hospital wurde 1527 bei Gelegenheit einer großen Theuerung zur Ernährung der Nothleidenden, welche schaarenweise nach Venedig kamen, von einem Wundarzte Namens Gualterio errichtet. Die Kirche wurde 1674 nach Zeichnungen des berühmten Baumeisters Baldassaro Longhena und auf Kosten des Bartolomae Corneani, der dem Hospital sein ganzes Vermögen verschrieb, erneuert und mit zahllosen Kunstwerken geschmückt.

Eines der größten, schönsten und am besten eingerichteten Armenhäuser der Welt ist das Hospital Li Mendicanti di Santo Lazzaro. Es war ursprünglich auf der Insel San Lazzaro erbaut, und zur Aufnahme von Aussätzigen bestimmt. Als diese Krankheit sich verlor, nahm man auch andere Kranke und Arme darin auf. Da seine Lage auf jener abgelegenen Insel für alle Betheiligten sehr unbequem war, so begann man im Jahre 1673 den Bau des noch stehenden, prächtigen Gebäudes, wozu ein reicher Kaufmann Namens Bontempelli 130,000 Ducaten beisteuerte. Ueber 600 Arme werden in demselben ernährt und eine Anzahl Waisenmädchen in Musik und Gesang unterrichtet.

Auch das Augustinerinnen-Kloster Le Convertite zu Venedig, im westlichen Theile der Insel Guidecca, ist eine der schönsten und merkwürdigsten Armenanstalten dieser Stadt. Es nimmt feile Dirnen auf, welche ihrem unsittlichen Wandel entsagen und sich vor künftiger Verführung zu sichern wünschen. Ihre Zahl beträgt gewöhnlich 300.

Man nimmt nur solche auf, welche noch nicht ganz ohne Reize und daher der Gefahr der Verführung noch ausgesetzt sind. Die dazu gehörige Kirche ist aus dem sechszehnten Jahrhundert, und ebenfalls mit ausgezeichneten Gemälden geschmückt.

Das Hospital Li Zitelle alla Presentatione della Vergina verfolgt dagegen den Zweck, junge Mädchen vor der Gefahr der Entsittlichung zu bewahren. Es nimmt vorzugsweise solche Mädchen auf, welche ihrer Schönheit und Armuth wegen jener Gefahr besonders ausgesetzt erscheinen. Hundert und zwanzig junge Mädchen verfertigen hier das feinste Filet von Nesselgarn, wovon eine Unze acht Unzen Silber kostet. Diese Arbeit ist unter dem Namen: Punto di Venezia bekannt. Die Kirche dieses Hospitals ist ein Werk Palladio's und wurde 1586 erbaut.

In Turin ist zunächst das Hospital zum heiligen Johannes dem Täufer zu nennen. In demselben werden Kranke, Waisenkinder und Findlinge aufgenommen, sowie Frauen während des Wochenbettes verpflegt. Die Kinder werden zum Seidespinnen und zu anderer Handarbeit angehalten, bis sie ein Handwerk erlernen können. Das untere Stockwerk des Gebäudes ist für Männer, das obere für Frauen bestimmt. Die Aufsicht über die Anstalt führen zwei Abgeordnete des Capitels des heiligen Johannes und zwei Stadträthe.

In der Carita, dem Armenhause von Turin, werden die Armen zu allerlei Fabrikarbeiten angehalten und erhalten dafür Verpflegung. Bettler, welche auf den Straßen Turins aufgegriffen werden, bringt man ebenfalls hierher. Es sind ihrer oft zwei- bis dreitausend hier; doch werden nur Landeskinder angenommen, Fremde dagegen bestraft und ausgewiesen. Das Hauptgebäude umgiebt mit seinen Flügeln zwei viereckige Höfe, von denen einer für Männer, der andere für Frauen bestimmt ist. Jedes Geschlecht speist in einem besondern Saale und hat seine besondere Zeit, die Messe zu hören. Die Kirche ist wegen ihres Gewölbes und wegen der von Ritter Daniel gemalten Himmelfahrt Christi berühmt. In den Gängen um die beiden Höfe des Spitals stehen die marmornen Brustbilder der Wohlthäter und Wohlthäterinnen der Anstalt.

Das große Hospital Lo Spidale maggiore zu Mailand ist eine der bedeutendsten und am zweckmäßigsten angelegten Krankenanstalten Italiens. Es wurde um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von Francesco Sforza gegründet und im siebzehnten Jahrhundert wesentlich erweitert. Es bildet ein Viereck von 800 Fuß Länge und 460 Fuß Breite und umfaßt neun fast quadratische Höfe und mehrere Gärten. Diese Höfe sind mit zwei über einander hinlaufenden Reihen von Arkaden umgeben, welche auf granitnen Säulen ruhen. Der mittlere Hof ist besonders prächtig und hat eine Länge von 203 und eine Tiefe von 228 Fuß; seine Arkaden gewähren einen prächtigen Anblick. Dieser mittlere Theil des Gebäudes, so wie derjenige, welcher vier der kleinern Höfe umgiebt, wurde erst im siebzehnten Jahrhundert erbaut. Auch mehrere Seiten der Hausgärten und die äußern Seiten der Hauptflügel werden durch Säulengänge verschönert. Diese vielen Höfe und offenen Gänge befördern den Durchgang der frischen Luft und mildern dadurch wesentlich den schlimmen Einfluß des italienischen Klima's auf die Gesundheit. In diesem Gebäude befinden sich zunächst zwei große Krankensäle in Kreuzesform, in deren Mitte sich Altäre erheben. Jeder dieser Säle ist 267 Fuß lang, 246 Fuß breit. Die Breite der Kreuzesarme ist 31 Fuß. In jedem Saale befinden sich 400 Betten. Außerdem zählt das Haus noch 25 kleinere Säle, in welche die Kranken nach ihrem Geschlecht und der Art ihrer Krankheit vertheilt sind. Dieses Hospital ernährt 5000 Findelkinder, welche theils in Mailand, theils auf dem Lande untergebracht sind, und aus deren Mitte alle Diener und Dienerinnen hervorgehen, deren das Krankenhaus bedarf. Auch an 200 Geisteskranke werden auf Kosten der Anstalt verpflegt. Protestantische Kranke finden hier zwar auch Aufnahme, erhalten aber besondere Räume. In den großen Krankensälen werden sie so placirt, daß sie durch einen Vorhang gleichsam verhüllt werden können, wenn das Venerabile vorübergetragen wird. Zur Wartung und Bedienung der Kranken sind mehr als 500 Personen angestellt. Alle Handwerker, deren man in der Anstalt bedarf, wohnen in der nächsten Umgebung derselben, und ihre Häuser bilden gewissermaßen eine für sich bestehende Stadt. In dem Saale, in welchem die Vorsteher der Anstalt sich zu versammeln pflegen, befinden sich die meist lebensgroßen Bildnisse derer, welche das Hospital durch Schenkungen bereichert haben, unter andern das des mailändischen Kaufmanns Peter Cascaro, welcher 1624 der Anstalt auf zwanzig Jahre jährlich 36,000 Speciesthaler vermachte, und eines Kohlenhändlers, welcher 109,000 Lire für diesen Zweck aussetzte. Am Karl-Borromäustage werden diese Bildnisse öffentlich ausgestellt. Musterhaft ist auch der Begräbnißplatz dieser Anstalt eingerichtet. Er wird durch weitläuftige Säulengänge gebildet, welche eine in Kreuzesform erbaute Kirche umgeben. Die äußere Seite der Säulengänge ist geschlossen, die innere aber offen, und ihre Gewölbe ruhen auf dorischen Säulen von Granit, welche durch eiserne Gitter verbunden sind. Der Fußboden ist mit Marmorquadern belegt, von denen einige herausgenommen werden können. Durch die so entstehenden Oeffnungen gelangt man in die unterirdischen Gewölbe, welche bestimmt sind, die Leichen aufzunehmen. In jeder dieser Kammern werden 50 bis 60 Leichen zusammen gehäuft, mit Kalk beschüttet, und hierauf die Oeffnung wieder vermauert. Außerdem befindet sich in Mailand ein sehr merkwürdiges Gebäude, welches früher ebenfalls ein Krankenhaus war, jetzt aber dieser Bestimmung entzogen ist. Es wurde von Ludwig Sforza, Herzog zu Mailand, 1489 zunächst für Pestkranke erbaut und von dem Könige Ludwig XII. von Frankreich während seines italienischen Feldzuges vollendet. Ein ungeheurer viereckiger Hof, auf allen Seiten mit Arcaden umgeben, wird von den weitläuftigen Gebäuden der Anstalt umschlossen; er diente während der großen Pest im Anfang des vorigen Jahrhunderts zum Begräbnißort der Verstorbenen. Der denselben umgebende Säulengang besteht aus 516 Arcaden und ist über 5000 Fuß lang. Sämmtliche Gebäude werden von einem dreißig Fuß breiten Graben umschlossen. Im vorigen

Jahrhundert wurde dieses Gebäude in eine Reiterkaserne verwandelt.

In Genua befindet sich ebenfalls eines der größten und prächtigsten Armenhäuser der Welt, der Albergo dei Poveri. Ueber tausend kranke oder wenigstens zur Arbeit untüchtige Leute werden hier verpflegt, Knaben und Mädchen erzogen und lüderliche Frauen zu einem bessern Lebenswandel angehalten. In den vier Sälen für die Männer stehen 600 Betten. Jedes Geschlecht hat seine besondern Speisesäle und seinen besondern Platz in der Kirche. Die Knaben erlernen Handwerke oder werden zum Dienste der Hospitäler erzogen, die Mädchen werden bei ihrer Entlassung ausgesteuert. Auf den Treppen und in den Vorsälen sieht man die Wohlthäter der Anstalt in Marmor. Diejenigen, welche ihr ganzes Vermögen geschenkt haben, sind sitzend abgebildet, von denen, welche über 100,000 Lire vermacht haben, sind ganze Statuen, von denen die über 25,000 Lire schenkten, marmorne Büsten hier. Das Gebäude schließt vier Höfe ein und ist fünf Stockwerke hoch. Jedes derselben enthält außer vielen kleinern Zimmern sieben große Säle, unter denen namentlich die Kreuzsäle durch Schönheit und zweckmäßige Einrichtung sich auszeichnen. Marmorne Säulen, Pilaster und Ornamente sind hier in wahrhaft verschwenderischer Fülle vorhanden. Es ist nach dem Entwurfe des marseiller Bildhauers und Baumeisters Puget erbaut, und so fest, daß es in Kriegszeiten schon wiederholt als Festung benutzt worden ist. Namentlich brachte man 1743 die Schätze der Bank des heil. Georg hierher, um sie vor Plünderung zu sichern, und während des Bombardements der Stadt durch die Franzosen wohnte auch der Doge hier. Fast eben so groß und prächtig als dieses Armenhaus ist auch das Krankenhaus, Lo spedale maggiore Genua's. Es befinden sich in demselben gegen 1200 Kranke und 2 bis 3000 Findelkinder. Von diesen werden die Knaben entlassen, wenn sie herangewachsen, die Mädchen dagegen werden zum Dienst des Hospitals verwendet. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hat man diese Anstalt beträchtlich erweitert. Die Kosten des Baues, über 500,000 Lire, wurden durch freiwillige Beiträge aufgebracht. Auch hier erhielten Diejenigen, welche der Anstalt über 100,000 Lire schenkten, eine Statue in Lebensgröße; auch hier wandelt man unter Säulengängen und auf einem Fußboden von buntem Marmor.

Merkwürdig ist auch das Hospital der Unheilbaren in Genua. Es befinden sich gewöhnlich 900 bis 1000 Kranke darin, unter ihnen viele Geisteskranke. Auch das „kleine" Hospital Genua's ist noch so groß und prächtig, daß es zu den schönsten Anstalten dieser Art gezählt werden muß. Es nimmt nur Genueser auf und kann ebenfalls 1100 Kranke zugleich verpflegen.

Das Krankenhaus Santa Maria nuova zu Florenz ist von den ersten Regenten aus dem Hause Medici gegründet, sodann wiederholt erweitert und zuletzt namentlich durch den Großherzog Leopold, der persönlich lebhaften Antheil an dieser Anstalt nahm, vergrößert worden. In seinen elf großen Krankensälen befinden sich 600 Betten für Männer und 446 Betten für Frauen, das ganze Haus hat Raum für 1600 Kranke. Einige Säle sind für zahlende Kranke bestimmt. In besonderen Zimmern werden die Geheilten noch einige Zeit verpflegt und mit möglichst nahrhafter Kost versehn. Die Wartung der Kranken ist 300 Männern und Frauen anvertraut, von denen etwa die Hälfte Mönche und Nonnen sind. Die Säle, in denen die weiblichen Kranken verpflegt werden, sind durch einen unterirdischen Gang mit dem nahen Benediktinerkloster verbunden. Neun und dreißig Aerzte und dreizehn Wundärzte sind in dem Hospital angestellt und in drei Klassen getheilt, von denen immer eine vier Monate hindurch den Dienst versieht. Durch eine Gesellschaft der Barmherzigkeit (Compagnia di misericordia) werden die Kranken bei Tag und bei Nacht nach dem Hospital gebracht. Auch eine Schule der Heilkunst und der Entbindungskunst sowie ein anatomisches Theater sind mit der Anstalt verbunden.

Das große Hospital zu Siena, Lo Spidale di Santa Maria della scala genannt, bestand schon im 9. Jahrhundert als eine Stiftung der Kanoniker der Kathedralkirche, ist aber seitdem so vielfach umgebaut, daß von der ursprünglichen Anlage nur noch sehr wenig übrig ist. Die Einrichtung desselben ist ebenso wie die der zuletzt genannten florentinischen Anstalt. Die Krankensäle sind sogar noch größer und schöner als dort. Besonders prächtig ist die Kirche des Hospitals, in welcher sich mehrere Gemälde der ersten Meister befinden. J. o. M.

Reminiscenzen an die Fürsten und die Adelichen des Mittelalters.

Bei fast allen berühmten Fürsten oder Helden, bei fast allen erlauchten Frauen und Jungfrauen, welche von den Schriftstellern des 8. und 9. Jahrhunderts geschildert werden, entsprechen seltene Körperschönheit und ein sonder geartete — edler — Gesichtsausdruck dem innern Seelenadel, der Güte einer hohen Geburt, der individuellen Würde und dem persönlichen Verdienst.

Nach Eginhard's Mittheilungen war Karl der Große ausgestattet mit einem starken, großen aber wohlproportionirten Körper. („Seine Länge betrug genau 7 Mal die Länge seines Fußes.") Sein Kopf war schön gewölbt, das Auge groß und feurig, das Haar trefflich, die Gesichtszüge heiter und mild. Er mochte sitzen oder stehen, immer zeigte er eben so viel Würde wie Schönheit. Sein Gang war fest, seine Stimme klar.

„Otto I.," so berichtet uns Wittekind, besaß außer seinen übrigen Vorzügen einen Körper, dessen Größe und Schönheit die königliche Würde verkündeten. Sein wohlgeformtes Haupt war mit reichem Haar bewachsen, sein Kinn (wider die alte Sitte) mit einem langen Bart geziert. Seinen Augen entstrahlte helles Licht. Sein Gesicht hatte männliche Röthe. Seine breite Brust glich der eines Löwen. Sein Leib war schlank; der Gang behend in der Jugend, langsam und würdevoll im Alter."

Kaiser Heinrich's IV. Blick drang wie der eines Adlers in das Innerste des Herzens.

Von den mittelalterlichen Geschichtsschreibern ist es Bischof Wilhelm von Tyrus vor Allen, der vielfach die Bemerkung wiederholt, daß Schönheit, Stärke, Tapferkeit und die übrigen Tugenden angeborene Gaben und natürliche Kennzeichen erlauchter Personen und Geschlechter

feien. Von Gottfried von Bouillon erzählt dieser Historiker, daß derselbe von hohem Körperwuchse und beispielloser Stärke. „Er hatte feste Gliedmaßen, ein schönes Gesicht, Haare und Bart blond. Seine drei Brüder erwiesen sich durch die Erhabenheit ihrer Tugenden als ächte Brüder eines so großen Fürsten. Balduin ragte um eines Kopfes Länge über das übrige Volk hervor."

Wenn man es als etwas Gewöhnliches erachtete, daß innere und äußere Vorzüge in der Regel mit einander im Einklang, so hielt man es für eben so gewöhnlich, daß der Regel nach beide von Vater auf Sohn erbten. Unter den fränkischen und sächsischen Kaisern, auch meist während des ganzen Mittelalters sah man Kinder aus Ehen edler und erlauchter Väter mit unebenbürtigen Frauen für ihren Vätern nicht gleichbürtig an. Karl der Große heirathete die Tochter eines Grafen, trug aber Bedenken, seine Prinzessinnen mit Grafen und Herzögen zu verheirathen; sie blieben sämmtlich unvermählt.

Die Erhebung von außerordentlich verdienstvollen Personen über den Stand, in welchem sie geboren worden, und ihre Verheirathung mit Töchtern aus höherem Stande hielt man für etwas Gerechtes. Die Geschichte der deutschen Völker belegt dies aus allen Jahrhunderten mit mehreren Beispielen. Ohne solche Erhebungen von Freien in den Adelstand, und von Edlen in den Stand der Erlauchten würden beinah alle fürstlichen Geschlechter und der größte Theil des europäischen Adels ausgestorben sein. — Otto I. erhob einen nicht edlen, aber tapfern Krieger Burchhard zum Herzog in Schwaben und verband ihn mit seiner eigenen Familie. — Otto's I. Bruder gab einem „gemeinen" Edelmann die Schwester seiner Gemahlin (Tochter eines Herzogs von Bayern) zum Weibe. Heinrich IV. hatte somit viele Beispiele für sich, wenn er den Grafen Friedrich von Hohenstaufen mit seiner Tochter vermählte und mit dem Herzogthum Schwaben belehnte. Doch keiner unter den deutschen Kaisern der ersten drei Jahrhunderte zog sich mehr Vorwürfe zu wie er, wegen der Erhebung von Günstlingen.

Das Häufigerwerden der Begünstigung unwürdiger Lieblinge schlich sich mit dem Wachsthum königlicher Gewalt ein. Die ältesten fränkischen Geschichtsschreiber schon beklagen dies, meinend, man habe Menschen „aus dem niedrigsten Pöbel, sogar die größten Bösewichter" zu den ersten Ehrenstellen erhoben.

Wenn Karl der Große hie und da Leute von geringem Herkommen hoch steigen ließ, gab er stets Achtung, daß sie sich nicht überheben möchten. Ausdrücklich befahl er, daß man in den Schulen nicht blos die Söhne der Dienstmannen aufnehmen solle, sondern auch die anderer — und zwar verständiger und umsichtiger — Väter.

Je schwerer und undurchdringlicher die ritterlichen Rüstungen wurden, desto größere Schwere bekamen auch die Angriffswaffen. Das Tragen jener gewichtigen Schutzmittel und der Gebrauch dieser wuchtigen Schwerter, Streitäxte und Lanzen erforderten natürlich sorgfältigere und anhaltendere Uebungen, als ehedem nöthig gewesen. Solche Leibes- und Kraftübungen, durch ein ganzes Leben fortgesetzt, gaben den edlen Jünglingen und Männern des Mittelalters eine körperliche Stärke und Gewandtheit, wie man sie vordem und nachdem nur in sehr vereinzelten Fällen wieder findet.

Wenn man mit Recht annehmen darf, daß die edlen Geschlechter unter den germanischen Völkern sich schon vor dem 11. Jahrhundert durch außerordentliche Schönheit, Größe, Stärke und Tapferkeit von den Freien unterschieden, so kann man leicht ahnen, wie viel größer der Abstand zwischen „Edlen" und „Nicht-Edlen" werden mußte, als die Ersteren noch mehr als früher gestärkt und geübt, dagegen die Letzteren unterdrückt und der für den Krieg heranbildenden „ritterlichen" Exercitien beraubt wurden. Man darf es dem Adel des Mittelalters nicht verdenken, wenn er sich eine ganz andere Gattung Menschen zu sein dünkte, als die schwächeren, häßlichen und unbewehrten Knechte, oder wenn er sich wenigstens ebenso erhaben glaubte über die Leibeigenen, als der Germane es zu sein vermeinte gegenüber den nicht-germanischen und namentlich den slavischen Völkern.

Daß gewisse Geschlechter höhere Vorzüge besäßen, und daß diese Vorzüge sich fortpflanzten, ist eine Ansicht, beinahe so alt wie die Menschheit. Der ehrliche Philander von Sittewald (gest. zu Hanau 1669) — Moscherosch ist sein wahrer Name; ein Unadlicher also — spricht sich in sehr derber Weise aus gegen solche, welche die Vortheile einer edlen Geburt mißgönnen oder schmähen. Einer der weisesten und besten Menschen, Cicero, äußerte — obwohl er nicht von adlicher Herkunft —: Omnes boni nobilatati semper favemus (Wir Guten Alle begünstigen stets den Adel).

Drängten sich auch Manche durch Laster oder schnödes Geld, oder durch Fürstengunst, in den Adelstand, so trifft hierbei den alten und echten Adel, welcher seine Vorrechte durch große Verdienste erworben hatte, keine Schuld. Die wahren Adlichen widersetzten sich zu allen Zeiten dem Eindringen solcher unwürdiger Mitglieder, und gerade letztere waren es, die dem Ansehen des Adels am meisten geschadet haben.*)

Höchst ungerecht ist der banale Vorwurf, daß die adlichen Vorfahren insgesammt einst geraubt hätten. Der Adel raubte freilich, aber nur in solchen Zeiten, wo Könige, Fürsten, Städte und Gemeinden ein Gleiches thaten. Wenn Fürsten und Städte nicht auf den Landstraßen raubten, so zerstörten und plünderten sie dagegen ganze Provinzen, Städte und unzählige Schlösser.

Nicht minder ungerecht ist die Klage, die man gegen den ganzen Adel aus den Missethaten Vieler „von Adel" herleitet. Welcher Stand, welches Geschlecht, welches Alter und welches Volk würde bestehen, wenn man blos die Fehltritte zum Maaßstab der Beurtheilung oder Würdigung machte? Der Adel eines jeden großen Volkes enthielt immer viele Tausende; und war es da zu verwundern, daß in Jahrhunderten einer allgemeinen Finsterniß auch unter dem Adel sich Viele befanden, die sich der gehässigsten Verbrechen schuldig machten? Kein Baum

---

*) Noch im Jahre 1438 schloß man bei einem Turnier in Nürnberg solche Personen aus, die durch Gnadenbrief den erblichen Adel erhalten hatten, denn man anerkannte sie nicht als ritterbürtig. Späterhin wurde mit dem Briefadel gleichzeitig ausdrücklich die Ritterbürtigkeit (Turnierfähigkeit) ertheilt.

ist so edel, daß er nicht auch einzelne unreife oder verdorbene Früchte trüge; kein Feld ist so fruchtbar, daß es nicht manche leere und schlechte Halme hervorbrächte. —

Woher — so fragen wir — stammen in allen Sprachen Europa's die Redensarten: „edel denken", „edel handeln"? — Alle deutschen Völker sowie die aus ihnen hervorgegangenen Nationen haben vorzüglich dem Adel ihren Ruhm, ihre Besitzungen und ihre Conservation zu verdanken. Immer war es der Adel, der seinen Landsleuten beeifernd voran ging auf dem blutigen Felde des Ruhms und der Ehre; willig brachte er in Zeiten der Noth dem Wohl des Ganzen die größten Opfer. Ehedem bezeichnete man den Adel als „Deutschlands starke, wehrhafte Hand." In diesem Sinn ist es auch, daß König Friedrich der Große, der erhabene Menschenkenner, seinem Adel großes Lob spendete. Aus diesem Anlaß bevorzugte er seine Edelleute im Kriegsdienst.

Reinhart Grave zu Solms, in seiner „Beschreibung vom Ursprung p. p. des Adels," 1563, tadelt scharf an dem (Folge Glück und Geschick in Handel und Gewerbe) neu entstandenen Adel, daß derselbe, statt sich „adlichen" Werkes zu befleißigen — d. h. sich wehrhaft zu machen — bei seiner bisherigen Hantirung und dem Handel verbleibe. Andererseits ermuntert Graf Solms den deutschen Adel zum fleißigen Studiren, um dem Vaterlande in jeder Beziehung nützliche Dienste leisten zu können, und sich hoher Aemter würdig zu machen. Philander von Sittewald exemplificirt uns, daß diese beherzigenswerthe Comunierung vollständige Beachtung fand, indem er erzählt, was der deutsche Ritter Joachim Minsinger seinem Eheweibe erwiederte, als diese nicht leiden wollte, daß man ihren Gemahl „Herr Doctor" titulire. „Laßt mir den Kanzler und Doctor passiren, denn sie haben mir den Edelmann wiederum zurecht gebracht." (Minsinger glänzte als eine Zierde der Freyburgischen Hochschule.)

„Durch die Gesetze, Meinungen und uralten Sitten seines Volkes geehrt zu sein, hat durchaus nichts in sich, was den Unwillen eines vernünftigen Mannes erregen könnte." — „Dem Stande, oder der kleinen Abtheilung, zu welcher wir gehören, mit Wärme anhangen, ist eine der ersten Ursachen von öffentlichen Tugenden oder Vaterlandsliebe." (Burke.) Ernst Graf Lippe.

Miscellen.

Die Mission der Brüdergemeinde. Nach dem neuesten Bericht der Brüdergemeinde über ihre Missionsthätigkeit, welcher den Zeitraum vom August 1863 bis August 1864 umfaßt, besitzt sie 69 Stationen in Amerika, 11 in Afrika, 2 in Australien und 1 in Asien. Auf ihnen stehen im activen Dienst: 167 Missionsbrüder, 152 Schwestern und 4 eingeborene Gehülfen. Im Ganzen zählen sie 21,000 Communikanten, 12,000, die in der Vorbereitung zum heiligen Abendmahl, 10,000, die in der zur Taufe stehen, und etwa 23,000 Kinder. Der größte Theil der Kosten wird durch die Arbeit der Missionare und die Gaben der Stationen selbst bestritten. Der Rest von etwa 100,000 Thalern wurde theils durch die Einnahme der Gesellschaft, theils (10,000 Thlr.) durch die glücklicher Weise vorhandenen Ueberschüsse des vorhergehenden Jahres gedeckt. (N. Evang. Kirchen-Zeitung).

In England hat sich eine Gesellschaft gebildet, an deren Spitze die bedeutendsten Kaufleute Londons, Manchesters, Liverpools und Glasgows stehen, um den Import des südamerikanischen Pökelfleisches zum Besten der ärmeren Klassen im weitesten Maße auszudehnen. Schon jetzt ist die Einfuhr dieses Fleisches von sehr bedeutendem und stets steigendem Umfange, denn es wurden davon im Jahre 1858: 93½ Millionen, im Jahre 1863 bereits 255 Millionen Pfund in England importirt. Den Konsum findet dieser Artikel hauptsächlich in den Fabrik- und Bergwerksbezirken Englands, sowie in Schottland und Irland, wo er zum Preise von 3 Pence (2½ Sgr.) pro Pfund abgesetzt wird. Die Einführung desselben, zumal aus Südamerika, wo Rindvieh in unerschöpflicher Menge vorhanden, ist eine wahre Wohlthat für die arbeitenden Klassen, denen das theure frische Fleisch ein Luxusgegenstand ist, und die bei der fast übermäßigen Anstrengung ihrer Kräfte doch eines kräftigen Nahrungsmittels bedürfen. Das Fleisch wird von den besten Theilen des Thieres ausgewählt, in Scheiben geschnitten mit Salzwasser befeuchtet und an der Sonne getrocknet.

Aachen. Von dem benachbarten Altenberg wird der „Köln. Ztg." folgende hochherzige That einer jungen Dame, des Fräuleins Louise Braun, der 17jährigen Tochter des Ober-Ingenieurs des Altenbergs, Herrn Braun, mitgetheilt. Während dieselbe sich mit vielen anderen Personen auf dem Weiher des Altenbergs mit Schlittschuhlaufen vergnügte, gerieth der erwachsene Sohn des Steigers Pelzer auf eine sehr tiefe Stelle, wo das Eis nur eine sehr dünne Decke bildete, und brach ein. Obgleich er wieder mit dem Kopfe an die Oberfläche kam, konnte er sich doch nicht retten, da das morsche Eis überall, wo er sich anklammern wollte, zusammenbrach. Während die übrigen Anwesenden, Erwachsene und zum Theil Freunde des Ertrinkenden, nicht den Muth zu haben schienen, sich der schlimmen Stelle zu nähern, eilte Fräulein Braun herbei, und es gelang ihr, mit eigener Lebensgefahr, den Verunglückten bei der Hand zu ergreifen und auf stärkeres Eis zu ziehen. Der Bürgermeister von Maresnet hat es, und mit Recht, für seine Pflicht gehalten, den bei einer Dame so seltenen hingebenden Muth öffentlich zu beloben.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 4. Berlin, den 25. Januar 1865. Nr. 4.

† Gustav von Gersdorff, Rittergutsbesitzer, auf Seevorwerk, Kreis Meseritz, Rechtsritter seit 1856, † zu Seevorwerk am 13. Januar 1865.

Friedrich des Großen Mildthätigkeit gegen arme, adelige Wittwen und Fräuleins.

„— — — — —
Und schmeichle niemals mir, daß ich
Den Helden und den Dichter Roms
Auf meinem Pfad erreichen will.
Ich strebe nur nach dem Verdienst,
So klein es ist, daß ich der Trost
Der Wittwen und der Waisen sei."

(Epître à Voltaire, 1. Mai 1760.)

Des großen Königs landesväterliche Wohlthaten sind in gutem Andenken aller preußischen Patrioten. Die Gaben, welche er der Hebung des allgemeinen Wohlbefindens widmete, zählen nach Millionen.*) Almosen im eigentlichen Sinne des Worts — Geldspenden an einzelne Petenten — hat König Friedrich nur in geringem Maße vertheilt.

Die dichtende Schneidersfrau Karschin erhielt „einen Thaler". Wie zudringlich dieser weibliche Reimschmied war, geht aus der Thatsache hervor, daß der hannoversche Leibarzt, Dr. v. Zimmermann, vom tödtlich erkrankten Monarchen nach Sanssouci berufen, kaum aus Hannover in Potsdam angekommen, schon von der Karschin besungen wurde.

Wäre der König gegen unverschämte Bettler sehr freigebig gewesen, so hätte man seine angeborene Menschenfreundlichkeit zu vielfältig auf die Probe gestellt und ihr die Mittel geschmälert, deren er sich bediente, um durch Ertheilung von Arbeit wohlthätig zu sein. Den wahrhaft Armen und Hilflosen in der Residenz, namentlich aber den verschämten Armen, hat König Friedrich alljährlich durch die Prediger erhebliche Summen zustellen lassen.**)

*) In einer Versammlung der Berliner wissenschaftlichen Akademie, 1784, erwähnte Minister v. Herzberg, daß der König in den seit dem Hubertsburger Frieden verflossenen 20 Jahren 40 Mill. Thaler an landesväterlichen Benefizien vertheilt habe. Jährlich also 2 Millionen; im Finanzjahr 1785/86 waren es beinahe volle 3 Millionen.

**) Neujahr 1760: 4000 Thlr., wovon 1000 Thlr. den Soldatenwittwen zukommen sollten; 1761: 6000 Thlr.; 1762: 7000 Thlr. und 3000 Thlr. für das Potsdamer Armenhaus; 1775 erhielt die Berliner Armen-Direction 50,000 Thlr. zur Tilgung ihrer Schulden, 1777 zu gleichem Zweck 13,000 Thlr.

„Ich habe nicht viel eigenes Vermögen, über das ich disponiren kann," sagt der große König in seinem Testament. Für die Eigene Person gönnte er sich höchstens 220,000 Thlr. jährlich. Als ihm die Raphael'sche Madonna angeboten wurde, die Perle der Dresdener Gemälde-Galerie, verzichtete der haushälterische Monarch auf deren Acquisition, so sehr er auch gute Bilder liebte und gern reisende Fremde durch einen so sehenswerthen Kunstschatz angelockt hätte. Er überließ König August III. und dem Elb-Florenz den Erwerb. Der prachtliebende, verschwenderische Nachbar zahlte 17,000 Dukaten (es war im Jahr 1754), ein Preis, von welchem Friedrich meinte, er sei für ihn unerschwinglich, der Kurfürst von Sachsen könne solchen Aufwand durch eine neue Kopfsteuer tilgen. — Seinem Bruder Heinrich läßt der Preußenkönig, als Familienhaupt, am 8. November 1753 brieflich einen (selbstverständlich Eigenhändig niedergeschriebenen) Ordnungsruf zu Theil werden: „Vous irez à l'hôpital, mon cher frère, si Vous continuez à manger Votre bien et à faire des dettes, etc." — In einem Briefe an die Königin, Seine Gemahlin, September 1771, drückt der Landesvater sein Bedauern aus, deren Einnahmen zur Zeit nicht vermehren zu können. Die größeste Sparsamkeit in den Ausgaben sei nothwendig, und er müsse bei sich selbst anfangen, auf Alles, was etwa überflüssig erscheinen möchte, zu verzichten. „Berücksichtigen Sie, daß wir aus einem lästigen Kriege hervorgehen, ferner die bedeutenden diesjährigen Wasserschäden (Ueberschwemmungen im Juli) und die starken Summen, deren man bedarf, solche Wunden zu heilen, namentlich aber, daß wir verpflichtet sind, alle Kräfte zusammen zu nehmen, um für einen Krieg vorbereitet zu sein, den das Haus Oesterreich vielleicht noch eher, als es uns paßt, hervorrufen wird."

Nachdem wir dies vorausgeschickt, werden wir den richtigen Standpunkt gewonnen haben, um die Großartigkeit zu bewundern, mit der König Friedrich hilfsbedürftigen, adeligen Damen Unterstützungen zuwendete. —

Bekanntlich ertheilte der menschenfreundliche Monarch Jedem das Recht, sich mit Bitten oder Beschwerden unmittelbar an ihn zu wenden. Er erbrach selbst jedes Gesuch, das mit einem adligen Wappen versehen war,

und durchlas es selbst. Stets kam also Klage, Kummer und Noth einer bedrängten Wittwe vom Adel völlig und urschriftlich zu des Königs Kenntniß.

Den leichtsinnigen Heirathen junger Officiere beugte König Friedrich mit Strenge vor, damit dieselben nicht „statt eines erhofften Glücks“ theilhaftig zu werden, in „chagrin und andere böse Suiten“ geriethen. „Ein Lieutenant kann eine Frau von seinem Traktement nicht erhalten, und wenn ein solcher Officier einmal mit Tode abgeht und sonsten Nichts hinterläßt, die Frauens Mir nur zur Last liegen.“ Gelegentlich Ertheilung des Heirath-Consenses für einen Infanterie-Lieutenant bestimmte der Monarch, d. d. Potsdam 3. Juli 1777, daß die Lieutenants und ihre künftigen Frauen, wenn sie heirathen wollen, beiderseits sich reversiren, daß die Frau, falls sie Wittwe würde, „niemalen um eine Pension nachsuchen wolle.“ 300 Thlr. jährlich Zinsen vom Heirathsgut der Frau erklärte der König als zu wenig für standesgemäße Subsistenz eines verheiratheten Lieutenants. Konnte dagegen ein Officier seine Verhältnisse wesentlich und evident durch eine gute und standesgemäße Partie verbessern, so war der König sehr zufrieden damit. Für den Oberst Erbprinzen Hohenlohe-Ingelfingen wußte der König, gelegentlich Seines längeren Aufenthalts in Schlesien während des bayrischen Erbfolgekrieges, die Verheirathung mit einer reichen (schlesischen) Erbin zu vermitteln.

König Friedrich begünstigte die Stiftung von Majoraten und bemühte sich, die Rittergüter im Besitz des Adels zu erhalten.

Dem Regimentschef eines dimittirten Majors v. W. versprach der König, letzteren „wo anzubringen.“ „Uebrigens muß Ich Euch sagen, es kommen Mir der Leute so viele, die Versorgung haben wollen, daß Ich nicht weiß, wo Ich sie alle hinbringen soll. Warum hat der v. W. nicht danach gewirthschaftet, daß er sein Gut hübsch behalten können. Er wird es wohl verzehret haben, daß er es hat verkaufen müssen.“ (Potsdam, 25. October 1781.)

Das Fortbestehen der Sonderung der Stände gehörte zu einer der wesentlichsten Regierungsmaximen im Friedericianischen Staat. „Der Bürger soll sich mit Manufacturen, Commerz und dergl. bürgerlichem Verkehr abgeben und sein Geld darin anlegen,“ heißt es in einer königl. Ordre, d. d. Stargard 5. Juni 1777. — Die Folgen des 7jährigen Krieges brachten zwar manchen alten Grundbesitz aus den adligen Familien. 1785 stellte jedoch der König das frühere Vorrecht wieder her: „Alle Güter sollen blos und allein für die Edelleute sein und bleiben“; ein Gesetz, dessen Gültigkeit nach dem Ableben Friedrichs des Großen erlosch.

Der Grundbesitz wurde fortan eine Waare. Einzelne Edelleute, denen die verschuldete Scholle unter den Sohlen brannte, eilten, sich der Habe ihrer Väter zu entäußern. Andere dagegen konnten den Verlust eines alten Privilegiums nur als einen Gewinn betrachten; denn die neue Einrichtung brachte ihnen eine neue Ehrenpflicht, nämlich die: sich selbst mit Festigkeit den Grundbesitz zu wahren und mit diesem die sociale Aufgabe des Adels, wie sie ihm von Alters her obliegt. Das Conserviren oder Erwerben von Landgütern behütet den Edelmann vor kastenartiger Sonderung; diese hat sich überlebt. Mitten im Lande und Volke sich hervorzuthun durch alle diejenigen Eigenschaften und Bestrebungen, welche den wahrhaft „Adelichen“ ausmachen; hiezu bietet der Grundbesitz eine schöne, eine erfreuliche Gelegenheit. Leider entziehen ungültige, unverständige, oberflächliche oder gar fehlende Testamente (resp. ungeschwisterliches Hadern um das Mein und Dein) manches Dominium den Händen, für die dasselbe eine Stätte gesegneter Arbeit hätte sein können. Auch bringen leichtsinniges Wohlleben, Mangel an Betriebsamkeit, ungenügende Vorbereitung für die Bodennutzungs- (incl. Rechen-)Kunst &c., hie und da auch unverschuldetes Mißgeschick, viele Rittergüter unter den Hammer.... Dergleichen Wunden schwächen die Kraft und das Ansehen des adligen Corporationsgeistes.

Wie verändert auch im Allgemeinen die Stellung des Adels ist, an seiner Standesaufgabe muß er, so viel als er noch irgend vermag, festhalten, unter allen Umständen aber die Standessitte wahren. „Adel wie Bauer sind ein Stück leibhaftiger Geschichte, das in die moderne Welt ragt.“ (Riehl.) Standesunterschiede wird es geben überall wo civilisirte Menschen leben. Die ethische Grundlage aller socialen Ordnung prävalirt mit mehr oder minder starkem Bewußtsein; nicht das Verhältniß des Kapitals zur Arbeit allein ist maßgebend.

Der große Friedrich forderte vom Adel volle Hingebung für das allgemeine Beste: das Wohl und die Ehre des Vaterlandes. In seinen hinterlassenen geschichtlichen Aufzeichnungen deponirt der dankbare Monarch, wie groß die persönlichen Leistungen seiner Edelleute gewesen während eines alle Kräfte beanspruchenden Krieges, der für ewige Zeiten äußerst lehrreich und bewunderungswürdig bleiben wird. Prinz Heinrich, Königl. Hoheit, erwähnte in seiner Rede bei Inauguration des Heldendenkmals in Rheinsberg: „Von der Familie v. Kamele starben neunzehn Mitglieder vor dem Feinde.“*)

Wir werden einige Beläge in dem Folgenden beibringen, wie sorglich der große König durch Beneficien seinen Adel beeiferte und freigebig belohnte.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Hospitäler.

III.

Besonders reich an wohlthätigen Anstalten ist Neapel. Unter ihnen ist namentlich La casa santa di Santa Maria Annunciata eines der größten und schönsten Hospitäler der Welt. Es liegt am östlichen Theile der Stadt, vor der Porta capuana, und wurde 1304 von den Gebrüdern Nicolas und Giacomo Scondita gestiftet und 1343 von der Königin Johanna I. erweitert. 1587 erhielt es die Erlaubniß, ein Bankgeschäft zu betreiben. Seine Einkünfte von Ländereien, Zehnten, Zöllen, Stiftungen u. s. w. stiegen allmälig bis auf eine Million Scudi. Nichtsdestoweniger machte das Haus am Ende des 17. Jahrhunderts Bankerott, weil die Directoren desselben zu seiner Unterhaltung und namentlich zur Verschönerung der Kirche viel mehr Geld verwendeten, als die Einkünfte betrugen. Die Schulden der Anstalt beliefen sich 1701 auf $4\frac{1}{2}$ Millionen Scudi. Es nahm früher alle Arten von Kranken auf, beschränkte sich aber später auf Fieberkranke und Verwundete. Außerdem ist ein Findelhaus mit der Anstalt verbunden, welches mit 2000 bis

*) Sieben Puttkammer stiegen in Friedrichs Heer bis zum Oberst und weiter, vier Pfuhl zu Generalmajors &c., desgleichen zehn Schwerin; drei Grafen Dohna brachten es zum General-Lieutenant &c.

3000 Ducaten jährlichen Einkommens dotirt ist und über 200 Kinder jährlich aufnimmt. Diese werden meist in der Nacht in einen offenen Kasten gelegt, welcher in der äußeren Mauer des Hauses angebracht ist. Ein Theil dieser Kinder wird Ammen anvertraut, welche außerhalb des Hauses leben. Die Knaben kommen in dem Alter von 6 Jahren aus den Händen dieser Ammen und werden zu Handwerkern oder zu Geistlichen erzogen. Papst Nicolaus IV. erklärte die in diesem Hospital aufgenommenen Findlinge, ungeachtet ihrer zweifelhaften Geburt, für fähig, Geistliche zu werden. Die Mädchen werden vom 8. Jahre an in der Anstalt erzogen, und später entweder verheirathet oder Nonnen. Diejenigen, welche mit musikalischem Talente begabt sind, bleiben in dem Conservatorium des Hauses. Wenn sie sich verheirathen, erhalten sie eine Aussteuer von 40 Ducaten; eben so viel erhalten diejenigen, deren Ammen sie nach dem 8. Jahre freiwillig bei sich behalten. Die von dem Hospital verheiratheten Mädchen werden jeder Zeit wieder aufgenommen, wenn ihre Männer sterben oder sie verlassen; sie heißen dann Ritornate und bewohnen einen abgesonderten Theil des Hauses. Dieses ernährt oft außer den Kranken noch 4—5000 Hospitaliten. Die Unterhaltung der erforderlichen Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Wärter, so wie der hundert Priester der Anstalt und der beiden Musik-Chöre, zu deren Bildung eine besondere Schule unterhalten wird, kosten jährlich über 14,000 Ducaten. Im Sommer wird ein Theil der Kranken dieses Hospitals auf das Land geschickt, wo dasselbe vier kleinere Krankenanstalten unterhält mit den mannigfachsten Bädern. Die prächtige, reichverzierte Kirche des Hospitals verbrannte 1551 bei Gelegenheit eines Leichenbegängnisses. Mit Hülfe einer allgemeinen Collecte, welche die Frauen Neapels veranstalteten, wurde hierauf von Banvitelli eine neue Kirche erbaut und 1582 vollendet; sie kostete 263,000 Ducaten.

Auch das Armenhaus Neapels, il Seraglio, oder auch Recinsorium genannt, zeichnet sich durch Größe und Schönheit aus. Es liegt im nordöstlichen Theile der Stadt, im Borgo Santo Antonio, und ist erst im vorigen Jahrhundert erbaut worden. Die Kirche desselben ist eines der vorzüglichsten Werke des großen Architekten Ferdinand Fuga, welcher den Bau derselben von 1751—1781 leitete. Die Vorderseite des Hauses ist 2370 Palmen, und jeder Flügel 880 Palmen lang. Es ist für die Aufnahme von 8000 Armen berechnet. König Karl von Bourbon gründete es 1751 und erhöhte später die Einnahme desselben durch die mehrerer aufgehobener Klöster. Es ist nicht allein bestimmt, den Gebrechlichen und den Greisen beiderlei Geschlechts einen Zufluchtsort zu eröffnen, Waisen aufzunehmen und sie zu einem thätigen Leben zu erziehn, sondern auch die Bettler und Landstreicher des Königreichs zu verwahren und zur Arbeit anzuhalten. Die Waisenknaben werden hier nicht nur in Handarbeiten, sondern auch in der Chirurgie, in der kaufmännischen Buchhaltung und in der Musik unterrichtet.

Ferner ist das Armenhaus des heiligen Januarius, S. Gennaro de' Poveri, oder al Cimiterio, eine vorzüglich eingerichtete Anstalt. Sie war ursprünglich ein Kloster und wurde als solches schon im neunten Jahrhundert gegründet. Während der Pest des Jahres 1656 diente es als Krankenhaus und wurde im siebzehnten Jahrhundert bedeutend erweitert. In der Kirche dieser Anstalt findet sich ein Eingang zu den berühmten Katakomben von Neapel, welche von ihr die Katakomben des heiligen Jannarius genannt werden.

Außerdem bestehen in Neapel unter der Benennung Conservatorien etwa 40 Waisenhäuser, unter denen il Carminello eins der größten und am besten eingerichtet ist; es gehörte früher den Jesuiten, König Ferdinand IV. bestimmte es aber für verwaiste Mädchen, welche hier bis zum achtzehnten Jahre erzogen werden. Ihre Anzahl beläuft sich auf 250. Bei ihrer Entlassung erhalten sie hundert Ducaten Aussteuer. Diese Mädchen werden gut unterrichtet, während diejenigen, welche in den meisten andern neapolitanischen Conservatorien erzogen werden, mehr zu einem beschaulichen als zu einem arbeitsamen Leben angeleitet werden. Eines dieser Conservatorien nimmt nur Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit unter 20 Jahren auf, um sie vor den Gefahren der Verführung zu sichern. Das Conservatorio dello Spirito Santo wurde 1564 von einer Brüderschaft, welche sich dei Verdi (die grünen Brüder) nannte, gegründet, und zur Erziehung solcher Mädchen bestimmt, deren Mütter durch liederlichen Lebenswandel Anlaß zu der Befürchtung geben, daß sie ihre Töchter ebenfalls für das Laster erziehen würden. Die Kirche des Hospitals ist eine der reichsten in Neapel. Sie wurde 1775 von dem Architekten Gioffreda gebaut. Vorzüglich schön ist ihre Kuppel, sowie die Kanzel und der Hauptaltar; auch finden sich in ihr vorzügliche Gemälde. Die 200 Mädchen, welche hier wohnen, befinden sich in so wünschenswerther Lage, daß schon manche tugendhafte Mutter sich für liederlich ausgegeben haben soll, um ihre Tochter in diese Anstalt zu bringen.

Auch für Knaben enthält Neapel drei Conservatorien: Das Pietà de Turchini, das von Sante Onofrio und das der Santa Maria de Loreto. Das erstere wurde 1683 von einer Brüderschaft gegründet und erwuchs allmählig zu einer berühmten Musikschule, aus welcher viele bedeutende Musiker hervorgingen. 130 Knaben werden hier in der Musik unterrichtet. Noch größer und berühmter ist aber das dritte der vorhergenannten Conservatorien. Es war früher ein gewöhnliches Waisenhaus und stand unter Aufsicht von Mönchen, wurde aber später in eine Musikschule für arme Knaben unter der Leitung von Weltpriestern umgewandelt. Auch zahlende Zöglinge werden hier aufgenommen.

Das Hospital der Unheilbaren, Gli Incurabili zu Neapel gehört ebenfalls zu den größten Anstalten dieser Art, ist aber wegen seiner Lage mitten in der Stadt minder empfehlenswerth. Es wurde 1519 gegründet; seine Einkünfte stiegen durch fromme Vermächtnisse bald bis auf 100,000 Dukaten. Die Anzahl der Hospitaliten beläuft sich auf 1200 bis 2000. Mit diesem Institut ist eine Ausbildungsanstalt für Aerzte und Wundärzte mit acht Lehrstühlen verbunden. Die Schüler erhalten Kost und Wohnung in dem Hospital, außerdem gehören noch drei Nonnenklöster zu demselben, deren Nonnen, gewöhnlich 3- 400, von ihm erhalten werden, und die

weibliche Hospitaliten pflegen. Kranke, denen Luftveränderung Noth thut, werden in ein von der Anstalt abhängiges Hospitium zu Torre del Greco gebracht.

Eine ausgezeichnete Anstalt ist ferner das spanische Hospital zu Neapel mit seiner schönen Kirche. Es wurde von dem Vicekönige Dom Pedro de Toledo gestiftet, und von dem berühmten Baumeister Mertiana da Nola erbaut. Ein anderer Vicekönig, Olivarez, verband 1597 mit dieser Anstalt eine Bank, in welcher man auf Pfänder leiht und Depositen-Gelder annimmt.

Das Hospital San Giacomo ist hauptsächlich bestimmt, Krankenwärter auszubilden, und ebenfalls mit einer Schule für Aerzte verbunden. Das Hospital von S. Eligio ist zur Heilung armer Frauen, welche vom Fieber befallen sind, bestimmt; es wurde 1270 von drei Franzosen gegründet, welche mit Karl von Anjou nach Neapel gekommen waren. Unter der Regierung des Vicekönigs Pedro de Toledo wurde ein Conservatorio verwaister Mädchen damit verbunden, welche zu Krankenwärterinnen erzogen werden.

Sehr eigenthümliche Wohlthätigkeitsanstalten sind die Pfandleihhäuser Neapels. Es sind deren sechs, und das bedeutendste derselben heißt Monte della pieta. Im Jahre 1539 bildete sich eine Gesellschaft, welche sich die Aufgabe stellte, den wegen Schulden Verhafteten Vorschüsse zu gewähren und den Wucher der Juden zu beschränken. Sie bildete daher die eben erwähnte Anstalt, welche auf alle Arten von Pfändern Summen bis zu zehn Dukaten zwei Jahre lang ohne Zinsen leiht. Für größere Summen und Anleihen auf längere Zeit werden mäßige Zinsen berechnet. Auch diese Anstalt hat eine Kirche, welche 1598 von Domenico Fontana erbaut wurde. Die Neapolitaner sind fest überzeugt, daß die in diesem Hause niedergelegten Pfänder durch göttliche Einwirkung vor Insekten und jedem andern Feinde beschützt werden. Die Anstalt ist daher auch bei den heftigsten Aufständen, bei denen die ganze übrige Stadt geplündert wurde, unberührt geblieben, deshalb deponiren auch viele Privatleute hier ihre Gelder und Kostbarkeiten. J. v. M.

Die Schulen in China.

Für Schulen und den öffentlichen Unterricht ist im eigentlichen China sehr gesorgt, und wenn letzterer auch nach anderer Methode und nach andern Grundsätzen betrieben wird, als bei uns, ist derselbe, da er den Bedürfnissen des Landes und seiner Bewohner entspricht, doch nicht geringer zu schätzen, obwohl der Schulplan schon seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden fast unverändert der gleiche ist.

Die Schulerziehung fängt in China bereits sehr früh an. Schon mit dem sechsten Jahre beginnt der Unterricht in der Sprache, man trennt die Knaben von den Mädchen, und vom siebenten Jahre an dürfen jene nicht einmal mit diesen zusammen speisen. Mit dem achten Jahre unterrichtet man den Knaben, wie er sich mit Anstand in der Gesellschaft betragen und welches Ceremoniell er beobachten müsse; mit dem neunten lehrt man ihn den Kalender kennen; mit dem zehnten, bis wohin er die Privatschule besuchte, schickt man ihn in die öffentlichen Schulen, wo er bis zum dreizehnten im Lesen, Schreiben, Mathematik, Geschichte und Philosophie Unterricht erhält; vom dreizehnten bis zum funfzehnten muß er Musik und Dichtkunst üben, und mit dem sechszehnten Jahre empfängt er, nach bestandener Prüfung, Bogen und Pferd, erhält eine Mütze, darf sich in Seide kleiden, was er bis dahin nicht konnte, da er als Knabe blos baumwollene Zeuge tragen durfte, und wird für einen Jüngliag erklärt. —

Die Knaben lernen zuerst den Namen von einigen leichten Charakteren der Sprache, ohne Rücksicht auf die Bedeutung und ohne Erklärung des Sinnes; hierauf lernen sie die Charaktere schreiben oder vielmehr malen, zu welchem Ende sie eine gewisse Anzahl davon, die man ihnen mit feinen Strichen von rother Tusche vorgemalt hat, überziehen. Sobald sie darin eine gewisse Fertigkeit erlangt haben, müssen sie die Charaktere auf reinem Papier nachzubilden suchen. Das erste Elementarbuch, das man ihnen in die Hand giebt, ist ein Spruch- oder Sentenzenkatechismus; darauf folgen vier Bücher des Kon-fu-tse, die seine Lehre enthalten, aber ohne den Knaben in den Geist derselben einzuführen; er soll selbst über das Gelesene nachdenken, seinem Gesichts- und Gefühlskreise gemäß sich Beispiele dazu aus dem Leben suchen. Sehr viele Mühe giebt man sich, den Schüler an eine nette, zierliche Hand zu gewöhnen, weil darin ein Hauptvorzug des chinesischen Gelehrten liegt, der ihn von dem gemeinen Manne unterscheidet. Nach den vier Büchern des Kon-fu-tse folgt ein philosophisches Werk: „das ewige Mittel,“ das in der Art und Weise der Briefe Seneca's geschrieben ist, dann „die Kunst der Regierung,“ und zuletzt ein kurzer Abriß der chinesischen Geschichte. Hat der Jüngling den Inhalt dieser Bücher gefaßt, so kann er sich im zwanzigsten Jahre zur öffentlichen Prüfung melden, und wenn er in dieser besteht, erlangt er den ersten Grad, der mit dem unseres Baccalaureats übereinstimmt, und die öffentliche Erziehung ist beendigt. Um zu einem höheren Grade sich geschickt zu machen, muß er aber wenigstens noch zehn Jahre länger, wenn auch für sich, studiren. Die Prüfung des ersten Grades, der den Namen Siëu-tsai führt und der sich ein Jeder unterwerfen muß, ist ungemein streng, schränkt sich hauptsächlich auf die Kenntniß der Sprache ein, umfaßt aber auch die Lehrsätze der alten Philosophen. Die zu Prüfenden werden dabei in abgesonderte Zimmer eingeschlossen und vorher genau untersucht, ob sie nicht irgend eine Art Schrift bei sich führen. Hier giebt man ihnen nichts als Schreibepinsel, Tusch und Papier, und binnen einer bestimmten Zeit müssen sie dann Aufsätze über einen ihnen vorgelegten Gegenstaad ausarbeiten. Bei einem solchen Aufsatze kommt es nicht sowohl auf die gediegene Behandlung des Stoffs, als auch darauf an, daß jeder Schriftcharakter nett und genau gemacht, wohl gewählt und nicht gemein sei, und in demselben Aufsatze nicht zweimal vorkomme. Hat der zu Prüfende allen Anforderungen Genüge geleistet, worüber ein Mandarinen-Collegium urtheilt, so wird er in die Liste der Siëu-tsai eingetragen und hat Anwartschaft auf eine Civilstelle des Reichs, muß aber, um sich zu einem höheren Grade auszubilden, immer fortstudiren.

Der zweite Grad ist der eines Kiu-gin oder Licentiaten, der ebenfalls nur nach einer, aber weniger strengen

Prüfung vor dem Mandarinen-Collegium erlangt werden kann; und der dritte Grad der eines Tsin-ssé oder Doctoren, zu dessen Erlangung eine dritte Prüfung nothwendig ist. Hat einer diesen dritten Grad erreicht, so stehen ihm nun die höchsten Civilämter im Staate offen. Höhere Schulen, in dem Sinne, wie der Europäer sie hat, bestehen in China nicht, oder sind in einzelnen Provinzen nur in einer sehr untergeordneten Gestalt vorhanden. Privatschulen für den allerersten Unterricht sind in allen Ortschaften, unter diesen in einigen Seestädten auch Missionsschulen, die von Eingeborenen und Missionairen unterhalten werden; öffentliche Schulen, in denen man den ersten Grad erlangen kann, sind in allen größeren Städten des Landes und in allen Provinzen, und mögen sich etwa auf 4000 belaufen. Sie stehen mit den Religionen des Landes in keiner Verbindung, und werden auch nicht vom Staate, sondern von den einzelnen Provinzen unterhalten. Bei denselben findet ein Concurs statt, wo diejenigen Knaben, die sich auszeichnen, eine Prämie erhalten und zu den öffentlichen Prüfungen zugelassen werden. Diese Concurse geschehen unter den Augen der Provinzialgouverneure und sind meistens mit Feierlichkeiten verknüpft. Auch in den Privatschulen finden ähnliche Concurse statt. Die Provinzialschulen werden von eigenen Mandarinen geprüft, die vom Staate angestellt werden und deshalb das ganze Reich bereisen. Aus den öffentlichen Schulen getreten und im Besitz des ersten Grades, kann man nur durch eigenes Studium oder als Schüler eines Philosophen weiter in die Wissenschaften eindringen. So geehrt übrigens in China Gelehrsamkeit und gelehrte Kenntnisse sind, so viele Flachköpfe und ganz unwissende Menschen findet man doch auch unter ihren Civilmandarinen, und es scheint daher auch dort mancherlei Mittel zu geben, die verordneten Prüfungen zu umgehen und die höchsten Würden zu erlangen. — An Büchern, Kenntnisse zu verbreiten, ist kein Mangel, doch soll die Zahl öffentlicher Bibliotheken im Lande nur unbedeutend sein. Die kaiserliche Bibliothek in Peking, die bereits zur Zeit der Dynastie Lean, 502 Jahre vor unserer Aera, 370,000 Bände enthalten haben soll und seitdem steten Zuwachs erhalten hat, soll, wie die Chinesen ruhmredig behaupten, einen Bücherschatz umfassen, der größer der Zahl nach ist als der aller Bibliotheken Europa's zusammengenommen. Mit den Bonzerien und Klöstern sind ebenfalls größere oder kleinere Bibliotheken verbunden, deren Zugang nicht erschwert wird; da diese aber meistens von den Städten entfernt liegen, werden sie nur sparsam benutzt. — Unsern wissenschaftlichen Akademien entsprechendende Anstalten kennt man nur Eine in China: das Ha-ne-lin zu Peking, ein Collegium, in dem sich die besten Köpfe und Gelehrten zur Cultur der Sprache und der schönen Wissenschaften vereinigen. Aus dieser Akademie, deren Mitglieder vom Kaiser selbst gewählt werden, sind bereits viele auf kaiserliche Kosten gedruckte Werke hervorgegangen, wie unter andern das „Yueef-tien-lei-han," eine Encyklopädie in 450 Bänden, die wieder aus einem noch größeren Werke, dem „Kintin-ku-kin-tuschu" von 6000 Bänden, gezogen ist. Ein solcher Band ist selten über einen Finger stark, die Blätter sind nur auf einer Seite gedruckt und bemalt, und die Charaktere sind theilweise so dick und groß, daß ein mäßiger Octavband in unsrer Sprache mehr enthält, als 200 chinesische Bände. Für den Unterricht des weiblichen Geschlechts ist in China weniger gesorgt, und ist die Erziehung der Mädchen, die, sobald sie 7 Jahre alt sind, von den Knaben abgesondert und in das Frauengemach gesperrt werden, ganz den Müttern überlassen, unter deren Augen sie in den Lehren der Moral, einigen weiblichen Arbeiten und den Künsten der Toilette unterrichtet werden. Selten findet man eine Chinesin, die ihre Sprache lesen, noch seltener eine, die sie schreiben kann. Der Hauptunterricht, den sie genießt, besteht in der Unterweisung einiger Religionsgebräuche.

Der philosophische Unterricht, der in allen Schulen China's den Knaben schon vom zehnten Jahre an ertheilt wird, gründet sich auf Kong-fu-tseus (Konfuzius), des alten Philosophen und Gesetzgebers, Lehren. Um 550 v. Chr. im Königreich Lu geboren, zog dieser hochverehrte Weise im Reiche umher, durch seine Lehren die alte Volksreligion zu läutern, sie auf's engste mit dem Sittengesetze zu verbinden und praktisch ins Leben einzuführen. Zahlreiche Schüler, die sich um ihn sammelten, bewahrten seine Unterredungen und Vorträge, die sich durch Kraft, Kürze und eigenthümliche Bilder auszeichneten, schriftlich auf, und noch heute sind dieselben das Lehr-, Bildungs- und Gesetzbuch des „Reichs der Mitte." — „Nichts," sagt er, der große chinesische Weise, „ist so natürlich, so einfach als die Tugendlehre, deren heilsame Vorschriften ich euch einzuprägen suche. Alles, was ich euch sage, darnach haben die alten Weisen vor uns gehandelt. Dieses Handeln selbst war in der Vorzeit allgemeine Regel; es betrifft die Beobachtung der drei Grundgesetze der Verhältnisse zwischen Fürsten und Unterthanen, zwischen Eltern und Kindern, sowie zwischen Gatten, und die sorgfältige Erfüllung der fünf Haupttugenden, die ich nur zu nennen brauche, damit ihr die Vortrefflichkeit und die Nothwendigkeit ihrer Ausübung begreift. Es ist die Menschlichkeit oder die allgemeine Liebe gegen Alle unserer Gattung ohne Unterschied; es ist die Gerechtigkeit, welche jedem zumißt, was ihm gebührt, ohne den Einen mehr zu begünstigen als den Andern; es ist die Ordnungsliebe, gemäß den vorgeschriebenen Bräuchen und Einrichtungen, auf daß die, welche die Gesellschaft bilden, eine und dieselbe Lebensweise haben und an denselben Vortheilen wie an denselben Unbequemlichkeiten Theil nehmen; es ist die Geradheit, die Unbefangenheit des Geistes und des Herzens, kraft deren man in Allem das Wahre sucht und darnach verlangt, ohne sich irre führen zu wollen, noch Andere; es ist die Redlichkeit, die jede Verstellung in Worten wie in Werken ausschließt. Diese Tugenden haben unsere ersten Lehrer ehrwürdig gemacht während ihres Lebens, und ihre Namen unsterblich nach ihrem Hingang. Laßt uns sie zum Muster nehmen; strengen wir uns an, ihnen gleich zu werden."

In diesen kurzen Sätzen ist das Wesen der ganzen Moral des großen chinesischen Philosophen und Lehrers enthalten, die noch heute, nach fast dritthalbtausend Jahren, den Hauptlehrgegenstand in allen Schulen bildet, und die Entwickelung, welche die chinesischen Lehrer und Philosophen den Maximen ihres Meisters geben, — diese

ewigen, unwandelbaren Maximen, wie sie sagen, die die Natur selbst in das Herz der Menschen eingegraben hat — ist zu bedeutungsvoll, als daß wir sie hier übergehen könnten, und um so nothwendiger zu erwähnen, als wir gar oft die Chinesen wegen ihres starren Festhaltens an alten Gebräuchen, Sitten und Lehren mitleidsvoll belächeln oder gar verspotten. — Die philosophischen Begriffe obiger Lehren des Konfuzius, die den Inbegriff des Unterrichts bilden, setzen sie also auseinander: „Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, ist bestimmt, in Gesellschaft zu leben. Keine Gesellschaft besteht ohne Regierung, keine Regierung ohne Unterordnung, keine Unterordnung ohne Ueberordnung. Der rechtmäßige Vorrang kommt der Geburt zu oder dem Verdienste: der Geburt, da ist es der Unterschied des Alters, welcher ihn verleiht — dem Verdienste oder besser gesagt dem Talente, welches ist die Kunst, die Herzen zu gewinnen. Daher herrschen Vater und Mutter natürlich über die Kinder, die Aelteren über die Jüngeren, und in der Vereinigung unter sich herrscht derjenige, der Seinesgleichen zu gewinnen weiß, so daß sie ihm gehorchen — eine seltene Geschicklichkeit, eine erhabene Wissenschaft, von der man glauben könnte, daß sie nur das Erbtheil weniger Bevorzugten sei, die jedoch zu der Eigenschaft der Gattung als solche gehört, als das Reinmenschliche, als dasjenige, was der Mensch selbst ist. Mehr Menschlichkeit haben als Seinesgleichen, heißt so viel, als mehr Mensch sein denn sie. Dadurch verdient man, ihnen zu befehlen. Darum ist die Menschlichkeit (jin-tsche) die Grundlage von Allem: es ist die erste, die edelste von allen Tugenden. Es ist die Menschenliebe. Man muß sich lieben, man muß Andere lieben. In dieser Liebe gegen sich und Andere giebt es nothwendig ein Maaß, einen Unterschied, eine Regel, die Jedem seinen gebührenden Antheil zumißt und diese Regel, dieser Unterschied, dieses Maaß ist die Gerechtigkeit (i). Menschlichkeit und Gerechtigkeit sind nicht willkürlich. Sie sind, was sie sind, unabhängig von unserem Willen. Aber um sie in Ausübung zu bringen, nur um eine einzige Anwendung zu machen, braucht man feste Gesetze, geheiligte Gewohnheiten, bestimmte Gebräuche. Die Beobachtung dieser Gesetze, das Thun in Gemäßheit dieser Gewohnheiten und Gebräuche, macht die dritte dieser Haupttugenden aus, die Jedem seine besonderen Pflichten zutheilt: es ist die Ordnung (li). Um alle diese Pflichten wahrzunehmen, ohne die Oekonomie der Ordnung zu stören, muß man erkennen, unterscheiben, muß Wissenssicherheit und Urtheilskraft besitzen; es ist dieses Geradheit des Geistes und Herzens, jene Klugheit, jene Weisheit, die Alles ohne Vorurtheil prüft, in der einzigen Absicht, das Wahre zu erforschen, und die an diesem Wahren festhält, um es geltend zu machen und zu thun, was es anzeigt. Die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die Ordnung, die Klugheit (Geradheit) können sich bei jedem Schritt verirren. Sie bedürfen einer treuen Gefährtin, die sie nicht verläßt. Sie bedürfen einer Befestigung gegen die Eigenliebe, das persönliche Interesse und den ganzen Troß von Feinden, der unaufhörlich angreift. Diese treue Gefährtin, diese sichere Schanze ist die Redlichkeit (sin). Die Redlichkeit giebt unsern Handlungen Werth, sie bestimmt ihr ganzes Verdienst. Ohne Redlichkeit ist, was Tugend scheint, Heuchelei. Was am meisten glänzt, am meisten blendet, ist ein vorübergehendes Licht, das ein leichter Hauch der Leidenschaft auslöscht. Diese fünf Tugenden, so lehrt die chinesische Schule, entspringen eine aus der andern. Sie bilden eine Kette, die alle Menschen verknüpft, ihre gegenseitige Sicherheit, ihr Glück ausmacht, und die man nicht zerbrechen kann, ohne daß man zugleich die Bande der Gesellschaft auflöst." — („Buch der Welt.")

Miscellen.

Der „Moniteur" hat den Bericht veröffentlicht, welchen der Minister des Innern über den Stand der gegenseitigen Hilfsgesellschaften in Krankheitsfällen während des Jahres 1863 dem Kaiser abgestattet hat. Danach bestanden Ende December 1863 in Frankreich 4721 derartige Gesellschaften, die zusammen 676,522 Mitglieder zählen. Unter denselben befinden sich 78,544 Ehrenmitglieder, die sich im Interesse der Sache zu einem bestimmten Beitrage verpflichtet haben, ohne dafür auf eine Gegenleistung von Seiten des Gesellschaftsfonds Anspruch zu machen. Die Zunahme beträgt, verglichen mit dem Jahre 1862, 139 Gesellschaften mit 37,478 Mitgliedern. Das Gesammtvermögen dieser Gesellschaften beläuft sich auf 34,270,772 Francs. Die Einzahlungen des Jahres 1863 erreichen die Höhe von 11,019,519 Francs, die Ausgaben während desselben Zeitraums betrugen 8,830,433 Francs, und ergiebt sich sonach eine Zunahme des Gesellschaftsfonds von 2,189,085 Francs. Die Zahl der dem Verbande dieser Gesellschaften angehörigen Kranken betrug 157,635 mit 3,098,583 Krankheitstagen. Die Durchschnittssumme der Krankheitstage ist für den Mann 5,29, für die Frau 4,67, — ein Ergebniß, das mit denen der vorhergegangenen Jahre völlig übereinstimmt und auch den letzten Vorwand entkräftet, der gegen die Zulassung von Frauen zu diesen, auf Gegenseitigkeit gegründeten Unterstützungs-Vereinen erhoben worden war.

Einer der reichsten Grundbesitzer Englands hat den Beweis geliefert, daß, wenn ihm Gott große Güter gegeben, sein Glaube ihn gelehrt hat, davon einen guten Gebrauch zu machen. Derselbe hat seit einiger Zeit 100,000 Pfund Sterling (an 700,000 Thlr.) verwendet, um Kirchen in den Theilen seiner weiten Besitzungen zu bauen, die damit noch nicht hinreichend versehen waren.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Heerlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 5. Berlin, den 1. Februar 1865. **Nr. 5.**

Carl Wilhelm Ludwig Bonaventura Graf Finck von Finckenstein, Landhofmeister im Königreich Preußen, Mitglied des Herrenhauses, auf Jäskendorf, Kreis Mohrungen, Ehrenritter seit 1833, † 19. Januar 1865 zu Jäskendorf.

Friedrich des Großen Mildthätigkeit gegen arme, adelige Wittwen und Fräuleins.

(Schluß.)

Am 19. Juli 1740, aus Königsberg, befahl der neue Monarch dem Minister v. Arnim und dem Präsidenten v. Reichenbach, eine Specification sämmtlicher Stifter einzusenden, nebst Angabe der Erträgnisse. Die erste königliche Ordre, betreffs Ertheilung von Expectanzen auf Stellen in adligen Fräuleinstiftern, datirt aus dem Lager bei Strehlen vom 4. Juli 1741, nämlich wegen dreier Töchter des, wie wir vermuthen, vor dem Feind gebliebenen Majors v. Oldenberg (des Infanterie-Regiments la Motte). Im Jahr 1744, den 7. März, befahl der König, künftig keine Ausländer als minores bei den Stiftern einzuschreiben.

Die Wittwe des am 14. April 1741 zu Breslau an einem hitzigen Fieber verstorbenen Oberst v. Camas, eine geborene v. Brandt, erhob der König, das Verdienst des Verstorbenen und die Tugenden der nunmehrigen Wittwe ehrend, in den Grafenstand, ertheilte ihr ansehnliche Einkünfte und ernannte sie zur Oberhofmeisterin der regierenden Königin.

Als Baron v. Keyserling den 13. August 1745 starb und eine erst 23 Jahr alte Wittwe (geb. Gräfin Schlieben) nebst einer erst einjährigen Tochter hinterließ, richtete der König sogleich aus dem Feldlager in Böhmen ein Schreiben an Gräfin Camas, bittend, mit der Erfahrung der jungen Mutter bei Erziehung dieses Kindes Beistand zu leisten, damit dasselbe des Vaters würdig werde. Adelaide v. Keyserling vermählte sich 1760, als Hoffräulein der Königin, in Gegenwart des königlichen Hofes zu Magdeburg, mit Joh. Friedr. v. Alvensleben.

Die älteste Tochter der Frau v. Rocoulles (eine aus erster Ehe), Fräulein v. Montbail, erhielt nach ihrer Mutter Ableben deren sämmtliche Einkünfte, als Beweis dankbaren Andenkens an eine vormalige Erzieherin.

Dem schwer erkrankten Commandanten von Neisse, Generalmajor du Moulin, schreibt der König eigenhändig (französisch) Ende Januar 1745:

„Ich hoffe, daß Ihre Krankheit nicht Folgen hat; aber sollte Ich etwa das Unglück haben, Sie zu verlieren, so würde den Ihrigen ohnfehlbar das Geschick derjenigen Familien Meiner Freunde zu Theil werden, für die Ich Mich verpflichtet halte, zu sorgen. Indeß kann Ich Ihnen nicht verhehlen, daß Mich die Erhaltung des Vaters näher berührt als die seiner Nachkommenschaft, und daß die Nachrichten von Ihrer Genesung Mir sehr angenehm sein werden, indem Ich Ihr Verdienst und Ihren Eifer kenne und zu Ihnen Vertrauen hege ꝛc."

Du Moulin genas und erhielt am 4. Juni desselben Jahres auf dem Schlachtfelde von Hohenfriedberg das höchste Ehrenzeichen, den großen preußischen Hausordens-Stern. Du Moulin starb erst 1756 zu Stendal, ein Jahr nach seinem Ausscheiden als General der Infanterie mit sechszigjähriger Dienstzeit, beehrt durch ein Ruhegehalt von Sechs Tausend, vier Hundert und funfzig Thalern.*)

Im Februar 1748 befahl der König — weil die Präbenden zur Zeit mit Expectanzen überladen waren — das geistliche Departement solle von jedem männlichen wie weiblichen Stift Listen einsenden über die mit Präbenden versehenen und dazu expectivirten Personen. Letztere müßten nach ihrer Ordnung einrücken; weitere Anwartschaften würde Se. Majestät künftig Selbst ertheilen.

Eine Privatnotiz aus dem Jahr 1751 weist 70 Stifter und Klöster nach. Ob unter ersteren nicht einige für Männer mit aufgeführt sind, ist nicht ersichtlich; in mehreren derselben hatte der Landesherr keine Stellen zu besetzen. Die Beneficien waren sehr verschiedenartig normirt. Im adligen Stift Lippstadt gab es zwölf Präbenden; die Aebtissin hatte zwei davon; die vier ältesten Fräuleins bekamen Häuser und 130 Thaler Jahreseinkommen, die sechs jüngeren aber außer freier Kost nur 40 Thlr.; die Probststelle wurde alternirend vom König von Preußen und vom Grafen Lippe-Detmold besetzt. — In einigen Stiftern bestanden die Einkünfte der Damen überwiegend aus Naturalien. Die drei ersten

*) Zumeist Beneficien aus früher schon ertheilten Sinecuren (Präbenden, Amtshauptmannschaften und Drosteien).

Präbenden im Walpurgisstift zu Soest trugen 98 Thlr. und gewährten, außer freier Wohnung, einen Morgen Land. — Einzelne dieser Stiftungen waren nicht für den Adel ausschließlich bestimmt, so z. B. die Klosterstellen in Colberg: 9 bürgerliche, 7 adlige. Ueber das Stift zu Halle ist Specielles früher in diesen Blättern berichtet.

Im Jahr 1743 erlaubte der König (zur Bestreitung höchst nöthiger Bauten und Reparaturen) im Stift Marienfließ an der Steppnitz, einigen Töchtern adliger Familien, sich für künftige Präbenden gegen Erlegung von 15 Thlr. einschreiben zu lassen.

Das Hof- und Staats-Handbuch des Jahres 1798 weist das erste Mal ausführlich „die adligen Jungfräuleinstifter" nach. Wir verweisen auf die dortige Nomenclatur, und werfen jetzt einen Blick in das Jahr 1763, in welchem selbstredend der Monarch wegen Verleihung von Präbenden an adlige Fräuleins einen harten Stand hatte. Das geistliche Departement konnte nur auf Se. Majestät expresse Ordre in diesen Angelegenheiten verfügen.

Nachdem sich der König durch den Minister v. Danckelmann hatte eine Liste der von Ihm in Fräuleinstiftern zu vergebenden Vacanzen einreichen lassen, erklärte er dieselben „nicht anders, als an recht arme Personen, die des Mitleidens und einer Hülfe wirklich benöthigt sind", ertheilen zu wollen und, da Er hierzu erforderliche Angaben weder immediat noch mit einiger Zuverlässigkeit erfahre, beehrte Er den Kammergerichts-Präsidenten Freiherrn v. Fürst mit der Ordre (d. d. 11. April 1763), pflichtgemäß die Aermsten namhaft zu machen.

Im Jahre 1766 wurde, um Verzögerungen in der Besetzung erledigter Stellen zu vermeiden, angeordnet, daß jede Expectantin alljährlich Mitte December dem Vorstand desjenigen Stifts oder Klosters, wohin ihre Anwartschaft lautete, den Wohnort angeben solle.

Die Bitten um Verleihung eines Stiftsbenefizes erfolgten immediat bei Sr. Majestät, Seitens der Supplikantinnen. Das geistliche Departement hatte keine Anträge wegen Vacanzen-Ertheilung zu machen.

Die vielfältigen Wunden heilend, welche der langjährige Krieg geschlagen, steigert der Monarch seine Sorge für die Conservation der adligen „Race", weil er in ihr eine Hauptstütze des Thrones und des Vaterlandes sah und besaß.

Die Einrichtung der Bank (und deren Commanditen) 1765, bestimmt, den Kaufmann vor dem Wucherer zu schützen, bot Gelegenheit, das Erbtheil der Waisen (die Zinsen der Pupillengelder) um 1 pCt. jährlich zu mehren. Die 1769 begründete schlesische Landschafts-Creditbank gewährte nicht nur den angesessenen und durch den Krieg verschuldeten Edelleuten, sondern auch unvermögenden Offizier-Wittwen und Töchtern eine landesväterliche Wohlthat; denn der König bestimmte letzteren die Zinsen eines von ihm jenem Leih-Institut unter vortheilhaften Bedingungen überwiesenen Kapitals*).

Den 1. April 1776 trat eine mit Königl. Genehmigung gegründete Berlinische Wittwen-Verpflegungs-Anstalt ins Leben. In diese kauften sich Civilbeamte ein; Offiziere konnten ebenfalls beitreten, doch nur während des Friedens. (Die Offizier-Wittwenkasse wurde durch Friedrich Wilhelm II. hervorgerufen.)

1782 bestimmte der König einen Theil der Zinsen von 175,000 Thlr., welche er dem pommerschen Adel zu 2 und 1 pCt. vorschoß, für Offizier-Wittwen oder Waisen. Im folgenden Jahre erhielt eine noch größere Summe die gleiche Bestimmung*).

Obgleich in des Königs letzten Lebensjahren dessen Genauigkeit im Finanzwesen zunahm, mehrte er sichtlich sein Wohlwollen für hilfsbedürftige Hinterbliebene wohlverdienter Offiziere. Während der letzten 7½ Monat seines, trotz sehr schmerzlicher Leiden, erst mit dem Tode abschließenden segensreichen, persönlichen Regiments vertheilte der dankbare Landesvater ungefähr 39,000 Thlr. an Offiziers-Wittwen und Waisen.

Nach dem 7jährigen Kriege machte der König den genauen Nachweis des Adels zu einer Hauptbedingung für die Aufnahme in das Cadettencorps, um dem kleinen Adel, welcher nicht vermögend genug war, seinen Söhnen anderweit eine höhere, wissenschaftliche Bildung zu verschaffen, die Gelegenheit zu bieten, sich, tüchtig vorbereitet, dem Waffendienst zu widmen. Unter den vielen landesväterlichen Wohlthaten, welche der neu erworbenen Provinz Westpreußen zu Theil wurden, steht die Begründung einer Cadetten-Anstalt zu Culm in erster Reihe.

Bei Weitem schwerer als die Unterbringung der Söhne gestaltete sich die Sorge für die vielen Edelfräulein, wenn es darauf ankam, sich armer Waisen anzunehmen, oder den Töchtern wohlverdienter Staatsdiener und durch den Krieg stark geschädigter Rittergutsbesitzer eine sorgenfreie Existenz zu verschaffen. Die Fräuleinstifter reichten nicht hin, und vielfach that sich des menschenfreundlichen Monarchen milde Hand auf, um drückende Noth zu lindern. Die Art, in der diese Beihülfen gewährt wurden, erhöhte deren Werth.

Die Ertheilung einer Ordens-Decoration minderte das, wenn wie so sagen dürfen. Erniedrigende des Almosenempfangens der Stiftsdamen; keineswegs sollte ein solches Kreuz oder ein solcher Stern zu einem Dünkel berechtigen; nur das Standesbewußtsein wahren und heben.**) — Der Eintritt in ein Fräuleinstift kam

---

*) Der Adel der Neumark erhielt im Jahre 1768: 300,000 Thlr.; 1771 und 1776 jedesmal 100,000 Thlr.; 1777: 200,000 Thlr.; 1780: 73,000 Thlr.; 1782: 100,000 Thlr.; ebenso 1783 und 1784. Hierzu kommen die Colonisten-Etablissements in den Netze- und Warthe-Brüchen, eine Begünstigung, mit der die Städte Landsberg und Driesen, sowie der längs beider Flüsse begüterte Adel und der Johanniterorden betheilt wurden.

*) Auf Anlaß und unter Auspicien des Königs begründete nämlich der pommersche Adel im Jahre 1762 eine Feuerversicherungs-Gesellschaft für das platte Land. „Derselbe, von thätigem Patriotismus beseelte, Adel beendete in gleichem Jahre unter Leitung des Großkanzlers die Regulirung des so wichtigen Creditsystems, mittelst dessen man den Credit wieder herstellte, und das Geld in dieser Provinz wieder circuliren machte. Die Bankerotte und Concursprozesse hörten gänzlich auf, und der durch den siebenjährigen Krieg ruinirte Adel wurde in den Stand gesetzt, seine Ländereien und seine Besitzungen zu conserviren." (Herzberg.) — 1770 gab der König dem pommerschen Adel 380,000 Thlr. „zur Verbesserung seines Grundbesitzes und Ansetzung von Colonisten", in demselben Jahr verausgabte der Monarch 116,000 Thlr. für das Cadettenhaus zu Stolpe; 1772 gab er dem Adel Pommerns 372,000 Thlr; 1773: 200,000 Thlr.; 1774: 100,000 Thlr; 1775 145,000 Thlr.; 1776: 150,000 Thlr. u. s. f.

**) Die Schriftstellerin Nathusius hat in dem Tagebuch eines armen adeligen Fräuleins die prächtigen Worte geäußert: „Bild Dir nie Etwas ein darauf, daß Du ein Fräulein v. P. bist, vergiß es aber auch nie."

ja durchaus nicht angesehen werden als der Beginn einer Unmöglichkeit, der menschlichen Gesellschaft sich nützlich zu machen.*) Im Gegentheil, das Unterrichten armer Kinder in Handarbeit, die Pflege kranker Nachbarn, die Anfertigung von allerhand Kleinigkeiten für Wohlthätigkeits-Lotterien u. s. w. sind sehr wichtige und edeler Damen würdige Berufs-Geschäfte.

Am deutlichsten und schönsten stellen sich König Friedrich's Beziehungen zu unterstützungsbedürftigen, adeligen Wittwen und Waisen dar in jenem wundervollen Trost- und Hilfs-Brief, welchen er an die Wittwe des am 23. März 1765 zu Berlin gestorbenen General-Lieutenants v. Foreade richtete (eine geb. Montaulieu de St. Hypolite, Tochter eines Generals).

Dieser Brief datirt vom 10. April 1765. Er wird ohne Zweifel manchen der geehrten Leser und Leserinnen bekannt sein; dennoch möge er (in's Deutsche übersetzt) unsern Blättern als Zierde eingefügt werden:

„Den ersten Augenblick meiner rückkehrenden Gesundheit benutze Ich, um Ihnen Meine Theilnahme zu bezeigen an dem Verlust, welchen Sie erlitten haben, und Ihnen zu sagen, was Ich zur Linderung Ihres gerechten Schmerzes thun will. Ich gebe Ihnen zunächst eine Pension von 500 Thlr. jährlich, für die langen und treuen Dienste, welche Ihr Gemahl Mir geleistet hat, zweitens ein Jahrgeld gleichen Betrages, in Berücksichtigung Ihrer glücklichen Fruchtbarkeit**), und ein drittes Jahrgeld von 500 Thlr., um Ihnen die Erziehung Ihrer Kinder zu erleichtern. Schließlich habe Ich Ihnen nur noch einen guten Rath zu geben: Sorgen Sie dafür, daß dieselben in die Fußtapfen ihres Vaters treten.“

Ein Brief voll Güte, welcher noch jenseit des Grabes die langjährigen, treuen Dienste eines der Bravsten der Braven lohnte.

Aehnliche Freude, wie jener Heldenwittwe, widerfuhr der Familie des zu Berlin, am 20. Januar 1786, aus dem Leben geschiedenen, verdienstvollen Oberst v. Troschke.

Der Monarch erwidert umgehend die von der Wittwe eingesandte Anzeige des plötzlichen Todes, und fügt eigenhändig dem Cabinetsschreiben hinzu: „Ihren seligen Mann habe Ich in Ehren gehalten wie ein Exempel von einem rechtschaffenen Offizier; und weil er leider mit Tode abgegangen, so werde Ich an Vaterstelle für seine Kinder sorgen, und was Ich dem Vater zugedacht, für die Kinder und die Mutter thun. Schicken Sie Mir nur die Liste von Ihrem Vermögen ein, so verspreche Ich Alles so zu machen, daß die Familie zufrieden sein wird.“ — Am folgenden Tage, den 22. Januar, schon erhielt der Minister von Werder des Königs fürsorgliche Befehle, welche der Wittwe des „Freundes“ Sr. Majestät zuwenden: vorerst die Einkünfte der dem „braven“ Oberst verliehenen Amtshauptmannschaft (500 Thlr.), ferner ein Rittergut in der Neumark, zu dessen Ankauf der König 20,000 Thaler anwies. Für die Töchter sollen Stiftsstellen in Westphalen reservirt werden; zweien dieser Töchter verspricht der König eine Heiraths-Ausstattung. — Denselben Befehl fertigte der Monarch mit Eigener Hand dem General-Direktorium zu: „Das geistliche Departement soll sehen, ob Ich nicht im Cleve'schen und in Westphalen gute Klosterstellen für ein Paar Töchter schaffen kann 2c.“ — Ohne der im Voraus den vaterlosen Waisen zugedachten Benefizien zu erwähnen, eröffnet der Monarch in einem Schreiben vom 23. Januar an die verwittwete von Troschke (geb. von Oppell), nachdem sie genaue Nachrichten über ihre Familienumstände gegeben, was Seine Huld ihr vorläufig zuwende. Der Brief schließt: „Hieran sollet Ihr und Eure Familie ein immerwährendes Denkmal haben von der Vorsorge Eures gnädigen Königs.“ — 3 Töchter erhielten demgemäß Stiftsstellen; dem ältesten Sohn, einem Lieutenant, wurde 1781 ebenfalls eine Pfründe zugewendet, weil Se. Majestät „die Familie, so viel nur irgend geschehen könne, vorzüglich begünstigt wissen wolle.“

Der Wittwe Seines gelehrten Gesellschafters, Oberst Quintus Icilius (Guichard) kaufte der König des Verstorbenen vortreffliche Bibliothek und Münzsammlung ab (12,000 Thaler), schenkte derselben (einer geb. von Schlabrendorf, Tochter eines Cavallerie-Generals) außerdem 3000 Thaler und gewährte ihr ein Jahrgeld von 1200 Thalern zur Erziehung ihrer Kinder.

Den General-Lieutenant (und General-Inspecteur, Chef des Cuirassier-Regiments Gensd'armes) von Krusemark, im siebenjährigen Kriege königlicher General-Adjutant, besuchte der König an seinem Sterbebett und versicherte ihn wiederholt seines Mitleidens und seiner Gnade. Der Wittwe, einer geb. von Ingersleben, Tochter eines Generals, wurde ein Gnadengeschenk von 10,000 Thalern zu Theil und eine jährliche Pension von 300 Thalern.

Dankbarkeit ist das Gedächtniß des Herzens, und in diesem Sinn darf längst Geschehenes nicht zu dem längst Vergessenen gehören. —

Es sei erlaubt, diesen Aufzeichnungen anzufügen einen Hinweis darauf, daß die Veröffentlichung der Aussichten zur Versorgung hilfsbedürftiger adliger Fräuleins wünschenswerth, ja nothwendig ist, damit die seit den Tagen des großen Königs sehr verringerte Zahl von Stiftsstellen und Benefizien wahrhaft im Sinn der mildthätigen Begründer zur Vertheilung kommen und damit, ebenmäßig wie es Friedrich der „Einzige“ handhabte, die adligen Fräuleinstifter eine Belohnung ermöglichen für die Waisen von um König und Vaterland durch Beweise der Hingebung wohlverdienten Vätern, und damit sie schließlich zur Versorgung dienen von „recht armen Personen, die des Mitleidens und einer Hülfe wirklich benöthigt sind.“

Anmerkung. Grade diese unsere Ordensblätter bieten die geeignetste Gelegenheit, „die Aufnahme- oder Einkaufs-Bedingungen der verschiedenen Fräuleinstifter und die Berechtigung zur Concurrenz bei anderweiten Fundationen zu promulgiren; ebenso hie und da eine wissenschaftliche Preisaufgabe mitzutheilen, um Wohlthaten hochherziger Menschenfreunde nicht in enge Grenzen gebannt zu sehen. Selbstverständlich ist es, daß es dem Adel sehr willkommen sein wird, durch die Bekanntschaft mit der Existenz von verschiedenerlei Legaten für Mildthätigkeits- oder scientivische Zwecke, auch entsprechenden Falls den berechtigten Nichtadligen Gutes zu thun und dem Gemeinwohl somit förderlich zu sein.

(Ernst Graf Lippe-Weißenfeld.)

*) Friedrich wandelte das „Kloster“ zum heiligen Grabe in ein „Stift“ um.

**) 23 Kinder, von denen 11 den Vater überlebten; 4 waren todt zur Welt gekommen.

Der sechzigste Jahresbericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft

liegt uns gegenwärtig vor und giebt auf's Neue den Beweis dafür, wie sichtlich der Segen Gottes des Herrn auf diesem Vereine ruht, welcher das Wort Gottes den Völkern in allen Theilen der Erde in ihren Sprachen darbietet, und den man daher nicht mit Unrecht eine Verkörperung und Vergegenwärtigung des Pfingstwunders für das gegenwärtige Zeitalter der christlichen Kirche nennen könnte. Die Einnahmen des Vereins schlossen für den Lauf des am 31. März 1864 endigenden Jahres mit einer höheren Summe ab, als in irgend einem der vorhergegangenen neun und fünfzig Jahre seiner Wirksamkeit und betrugen 168,705 £ 4 Sh. (über eine Million Thaler) außer den besonderen Gaben für den China-New-Testament Fund und für den Special Fund for India, die gegen 800 £ betrugen. Die Gesammtausgabe des Vereins belief sich, mit Einschluß der Gehälter all' ihrer Agenten und sämmtlicher Druck-, Speditions- und Correspondenz-Kosten, im letzten Jahre auf 151,355 £ 13 Sh. 11 D. Die Verpflichtungen der Gesellschaft erstrecken sich auf die Summe von 109,619 £ 14 Sch. 11 D.

Die Gesammtzahl der im Laufe des letzten Jahres durch die Gesellschaft abgesetzten Bibeln und Theile der Bibel betrug 2,495,118 Exemplare, so daß seit der Begründung des Vereins im Jahre 1804 durch denselben bis zum März 1864 im Ganzen 45,539,452 Exemplare heiliger Schriften in allen Welttheilen verbreitet worden sind. Jeder Jahresbericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft führt an dem Auge des Lesers ein Panorama der Bestrebungen vorüber, welche in den verschiedensten Ländern der Welt die Verbreitung des Wortes Gottes zu ihrem Ziel haben. Doch werden nur diejenigen Bibelgesellschaften, die sich als Glieder der Britischen und Ausländischen Gesellschaft constituirt haben, in diesen Jahresberichten ausdrücklich aufgeführt und über ihre Leistungen Bericht erstattet. Depots sind außer in Großbritanien, wo sie sehr zahlreich sind, in fast allen Hauptstädten Europa's und an allen Hauptorten der evangelischen Missionen angelegt. Hauptdepots in Deutschland finden sich in Köln am Rhein, Frankfurt am Main, Berlin, Breslau, neuerdings auch in Wien. Die Herren Davies und E. Millard leiten die Thätigkeit der Colportagen und des buchhändlerischen Verkehrs, Jener im westlichen, Dieser im nördlichen Deutschland. In keinem Lande der Welt außer England läßt die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft so viel drucken als in Deutschland. So wurden auf ihre Kosten allein im letzten Jahre in Köln edirt: 20,000 deutsche Bibeln, 50,000 deutsche Testamente und Psalmen in 2 verschiedenen Ausgaben, 15,000 holländische Bibeln, 5000 schwedische und ebensoviel norwegische Bibeln, zu derselben Zeit in Frankfurt a. M. 25,000 deutsche Bibeln und 31,668 deutsche Testamente und Psalmen in dem Negerdialect von Surinam, in Berlin aber 10,000 hebräische Bibeln, 10,000 hebräische Psalmen, 5000 litthauische Bibeln und ebensoviel neue Testamente und Psalmen, 5000 polnische Bibeln und ebensoviel neue Testamente und Psalmen, 50,000 deutsche Bibeln und 70,000 deutsche neue Testamente theils mit, theils ohne Psalmen in verschiedenen Ausgaben; macht zusammen 288,668 Exemplare heiliger Schriften, welche die Britische und Auswärtige Bibelgesellschaft allein im Jahre 1863 in Deutschland edirt hat. Damit kann sich auf diesem Felde nichts messen, was in Deutschland von anderen Bibelgesellschaften geleistet worden ist.

Eine besondere Aufmerksamkeit hat die Gesellschaft im verflossenen Jahre der Bibelverbreitung in den Oesterreichischen Staaten zugewendet, in denen dieselbe in den vorangegangenen zwölf Jahren sehr beschränkt worden war. Jetzt, da der Bann des Concordats gebrochen ist, kann die Bibelgesellschaft ihre Thätigkeit wieder freier entfalten und wird darin von dem Oberkirchenrath zu Wien nach Kräften unterstützt.

In Rußland sind die evangelischen Bibelgesellschaften bekanntlich darauf beschränkt, die heilige Schrift unter ihren Glaubensgenossen zu verbreiten. Die Colporteure der englischen Bibelgesellschaft haben jedoch auf ihren weiten Wanderzügen durch das russische Reich im vergangenen Jahre keine Hinderung darin erfahren, die Ausgabe des neuen Testaments in der neu-russischen Sprache, welche die russische Synode vor Kurzem herausgegeben hat, und die in sprachlicher Beziehung ein vorzüglich gelungenes Werk sein soll, auszutheilen und zu verkaufen. Es sind bereits 750,000 Exemplare dieser Ausgabe gedruckt und größtentheils in Rußland in Circulation gesetzt. Die Verbesserung des Looses der Leibeigenen und die größere Aufmerksamkeit, welche die Regierung der Hebung der Elementarschulen zuwendet, werden voraussichtlich der Bibelsache gleichfalls zu Gute kommen. Vorzüglich erfreut war die bekannte Secte der Molakanen, die heilige Schrift aus den Händen der Colporteure zu empfangen. Die Uebersetzung des alten Testaments in die russische Sprache scheint noch immer nicht über das Stadium der Vorbereitung hinausgekommen zu sein. Wir bedauern, hierüber keine nähern Mittheilungen in dem Jahresberichte zu finden.

In Italien hat die Bibelgesellschaft eine Reihe von Depots zu Turin, Genua, Mailand, Ankona, Florenz, Livorno und Neapel errichtet. Am bedeutendsten waren ihre Erfolge in Mailand. Im Ganzen setzte sie im verflossenen Jahre 88,267 Exemplare heiliger Schriften in Italien ab — ein bedeutsamer Fortschritt gegen frühere Zeiten. — In Florenz konnte ein Bibel-Meeting am 1. Juni verflossenen Jahres abgehalten werden, in welchem beschlossen wurde, da die erste Auflage des Diodati'schen Neuen Testaments vergriffen ist, eine zweite Auflage von zehntausend Exemplaren zu veranstalten. Der Fortschritt der evangelischen Schulen scheint besonders in Neapel ein recht erfreulicher zu sein. Daß die Colporteure hier und da Verfolgungen und Mißhandlungen erleiden müssen, ist bei der religiösen Verfinsterung, in der das italienische Volk, namentlich im Kirchenstaat und Neapel bis vor Kurzem erhalten worden ist, durchaus nicht zu verwundern.

In Frankreich befindet sich die Hauptagentur der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft in den Händen Edmond de Pressensé's. Es genügt, diesen Namen zu nennen, um überzeugt zu sein, daß das Werk der Gesellschaft mit Eifer und Hingebung weiter verfolgt wird, wenn es auch im letztverflossenen Jahre pecuniärer Schwierigkeiten wegen nicht so bedeutende Fortschritte gemacht

hat als in früheren. Herr von Pressensé bezeichnet die kommerzielle Bevölkerung der großen Städte als den am schwersten zu erreichenden Theil des Volkes, während die Arbeiterbevölkerung sowohl in der Hauptstadt als in den Provinzen für die Darbietung des göttlichen Worts sich oft sehr empfänglich zeigt. Die Osterwaldsche Bibel ist in einer Auflage von 28,000 Exemplaren im letzten Jahre zu Straßburg auf's Neue gedruckt worden. Die „protestantische Bibelgesellschaft von Paris" hat sich bekanntlich wegen kirchlicher Zerwürfnisse gespalten; die ausgetretene Partei hat unter dem Namen „Société Biblique de France" eine neue Gesellschaft gegründet.

Im südöstlichen Europa ist es hauptsächlich die umsichtige Thätigkeit des Dr. Thomson, Agenten zu Constantinopel, eines geborenen Schotten, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Unter seiner Oberleitung stehen Depots zu Constantinopel, Athen, Corfu, Bukarest, Galatz, Jassy, Belgrad, Serajewo, Smyrna und Salonichi. Theils durch diese Depots, theils auf den Reisen der Colporteure und durch Dr. Thomson wurden im letzten Jahre 17,867 Exemplare heiliger Schriften in mehr als sechszehn verschiedenen Sprachen unter den Bewohnern des Orients abgesetzt, wovon nur 526 Exemplare verschenkt, alle übrigen aber zu angemessenen Preisen verkauft wurden. Die Schauffler'sche Uebersetzung des Neuen Testaments in das Türkische, welche sich eben so sehr durch Genauigkeit in der Wiedergabe des Originals, als durch leicht faßlichen und doch würdigen Styl auszeichnet, wird mit Nächstem vollständig mit Parallelstellen herausgegeben werden. Bis jetzt waren nur die Evangelien und die Apostelgeschichte versuchsweise veröffentlicht worden. Der greise Uebersetzer bereitet jetzt die noch um Vieles schwierigere Uebersetzung des Alten Testaments vor. Ein bedeutender Theil der abgesetzten armenischen Bibeln ist nach Georgien gewandert, wo an derselben Stätte, an der die Baseler Mission zuerst in unserm Jahrhundert unter den Armeniern wirkte, ein belehrter Armenier Namens Sergis in Schamachi, Baku, Scheki, Tiflis mit Erfolg das Evangelium verbreitet. Die dort unter russischer Oberhoheit stehenden evangelischen Armenier haben im vergangenen Jahre darum petitionirt, sich mit ihren Gemeinden an den Körper der deutschen evangelischen Kirche Rußlands anschließen zu dürfen. Ein Entscheid der Regierung ist noch nicht erfolgt.

In Bulgarien ist die Vertheilung der heiligen Schriften durch feindliche Umtriebe theilweis gehemmt worden, indem namentlich der Pascha von Silistria die Colportage verbot. Höheren Orts angebrachte Beschwerden haben nichts gegen dies Verbot gefruchtet.

In der Wallachei zeigen sich Fortschritte der Bibelsache. Neben der Ausgabe des Neuen Testaments in lateinischen wird auch eine neue in cyrillischen Buchstaben gewünscht. Es giebt unter der Priesterschaft Manchen, der sich mit Bibelverbreitung beschäftigt. Der Metropolit von Jassy und manche Bischöfe haben sich der Sache günstig gezeigt. Doch fehlt es auch nicht an erbitterten Gegnern.

Einen bisher von der Bibelverbreitung fast gar noch nicht erreichten Boden hat Dr. Thomson im vergangenen Jahre betreten, indem er in Bosnien, Herzegowina und Nordalbanien, sowie in Montenegro die heilige Schrift in serbischer Sprache den dortigen Christlichen und, soweit es sich thun ließ, auch den Bevölkerungen slavischer Abkunft, die dort den Islam angenommen haben, darbot. Als bleibendes Resultat dieser Reise ist die Stationirung eines Bibelagenten in Janina zu erwähnen, während ein Zweiter sich in Serajewo und ein Dritter in dem albanischen Scutari niederläßt. —

In Griechenland besucht der junge König Georg fleißig die Kirchen Athen's und ist dadurch indirecte Ursache für eine größere Pflege der Predigt in dem griechischen Gottesdienste geworden. Eine kleine Zahl begabter Kanzelredner predigt jetzt regelmäßig in der Kathedrale von Athen. Die Bibelverbreitung stößt unter dem gegenwärtigen Regiment auf keine anderen Hindernisse als auf die, welche in der politischen Aufgeregtheit des griechischen Volkes liegen. —

In Egypten haben die Bibel-Colporteure ein eigenes Fahrzeug erworben, mit welchem sie den Nil weithin stromaufwärts fahren, um das Evangelium, namentlich in koptischer Sprache, in den Uferstationen auszubreiten. Bei dem Feste der heiligen Gannanah zu Marsurah hatte der Colporteur die Genugthuung, den neuen koptischen Patriarchen und viele geistliche Würdenträger dieser Kirche zum Ankauf englischer Bibeln und Testamente zu bewegen.

Gehen wir nach Ostindien hinüber, so finden wir dort in den letzten zehn Jahren durch die dortigen Missionare nicht weniger als 14 Uebersetzungen der ganzen Bibel in verschiedenen indischen Sprachen vollendet; außerdem das Neue Testament vollständig auch in fünf andere, und einzelne Bücher, theils des Alten, theils des Neuen Testaments, wiederum in sieben andere Sprachen Ostindiens während dieser Zeit übersetzt. In demselben Zeitraum wurden 1,634,940 Exemplare der heiligen Schrift in diesen und andern (zusammen in 33) Sprachen Ostindiens ausgetheilt. Die Anzahl der verkauften Exemplare steigt gegen die verschenkten bedeutend von Jahr zu Jahr in entsprechendem Verhältniß zu der Vermehrung der Schulen und der Vergrößerung des lesefähigen Publikums. Im Ganzen waren in den letzten Jahren 36 Colporteure für die Ausbreitung der heiligen Schrift in Ostindien thätig. Als die gelungensten und durch öftere Revisionen zu bedeutender Genauigkeit geförderten Bibelübersetzungen dürfen die in das Bengali, Hindui, Urdu, Tamil und in das Singhalesische (die Sprache der Insel Ceylon) bezeichnet werden. Die Uebersetzung in das Sanskrit ist im Alten Testament bis zum Propheten Jesaias gediehen. Das Neue Testament ist längst vollendet. Einer der Colporteure der Bombay-Bibelgesellschaft hat im letzten Jahre eine interessante Excursion in das Innere von Arabia felix gemacht, auf der er von Aden aus nach Mekka, Hodeida, Sana und Mareb, der Hauptstadt des Königreichs Saba, vorgedrungen ist, auch Dschеddah besucht hat, Mekka konnte er nicht erreichen. Doch gelang es ihm durch Vermittelung eines Halbblödsinnigen, der seines Zustandes wegen nicht mit dem Tode bestraft wurde, die heilige Schrift auch in Mekka auszubreiten. Im Ganzen verkaufte dieser Colporteur in Arabien 619 Exemplare heiliger Schriften und verschenkte 248 Exemplare.

In China sind Canton, Hongkong, Schanghai und

Tientsin bis jetzt die Hauptplätze gewesen, an denen die Thätigkeit der Bibelagenten auf das ungeheure Reich wirkte. Im letztverflossenen Jahre ist durch den Agenten Wylie, welcher die Ueberlandreise durch Sibirien nach China gemacht, zum ersten Mal ein Colporteur der Bibelgesellschaft in Peking angestellt worden, dem die dortigen Missionare, Dr. Lockhart und Edkins, helfend zur Seite stehen sollen. Große Vorsicht in der Austheilung der heiligen Schrift wird von den älteren Missionaren als in China sehr nothwendig bezeichnet. —

In den Colonien Neu-Hollands sind in allen bedeutenden Städten Hülfs- und Zweigvereine der Bibelgesellschaft gestiftet, die bedeutendsten in Sidney, Melbourne und Adelaide, die jährlich zum Theil nicht unbedeutende Collectenerträge an die Muttergesellschaft einsenden. Die Aussichten der Mission unter den Eingeborenen Neu-Hollands erscheinen hoffnungslos. —

Aus Madagascar hören wir, daß die Malagassische Bibel ihrer baldigen Vollendung entgegensieht, die Mannigfaltigkeit der auf der Insel gesprochenen Dialecte die Missionare jedoch nöthigen wird, noch zu anderen Uebersetzungen zu schreiten. Unter den circa 4 Millionen Malagassen sollen 9—10,000 lesen können, von denen ungefähr 6000 die evangelischen Gottesdienste regelmäßig besuchen.

Unter den Gallas und den Bewohnern Abessyniens leitet Dr. Krapf und Missionar Rebmann die Missions- und Bibelsache mit unermüdetem Eifer. Von dem amharischen Testament werden einzelne Theile in einer neuen Ausgabe besonders gedruckt, um in den Provinzen Kaffa und Susa in Südabessynien abgesetzt zu werden. Dr. Krapf bereitet eine neue Expedition zu den Gallanegern vor und beabsichtigt die heilige Schrift mit Hülfe eines bekehrten Negers in die Gallasprache zu übersetzen. Die von dem ehrwürdigen Spittler in Basel projectirte „Apostelstraße" zählt jetzt 4 Stationen: in Cairo, Matamma, Chartum und Gondar. Wie lange wird es dauern, bis die Zwölfzahl erreicht ist? Der Fortgang der Mission unter den Falaschahs, den merkwürdigen ackerbautreibenden Juden Abessyniens, erscheint nach den Berichten des Missionars Stern ermuthigend. Die Schulen der Missionare werden gut besucht.

In Westafrika hat sich zu Abbenkuta, der vielgenannten Negerhauptstadt, eine Hilfsbibelgesellschaft gebildet, die im vergangenen Jahre ihre erste Versammlung hatte und über hundert und funfzig Thaler Beisteuer an die Muttergesellschaft einsenden konnte. Auch der letzte Angriff des Königs von Dahomay auf die Stadt Abbenkuta ist glücklich abgeschlagen worden, und erscheint der Friede für längere Zeit gesichert. Die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Yoruba- und in die Ibo-Sprache schreitet vorwärts. —

Die Südafrikanische Hilfsbibelgesellschaft in der Capstadt zählt jetzt 21 Zweiggesellschaften und vertheilte im letzten Jahre 6790 Exemplare heiliger Schriften in verschiedenen Sprachen. Sie konnten 300 Pfund Sterling als Geschenk an die Hauptbibelgesellschaft abführen. Die Rheinische Missionsgesellschaft bereitet mit Unterstützung der Britischen Hauptbibelgesellschaft eine neue Ausgabe des Neuen Testaments in der Namaqua-(Hottentotten-) Sprache vor. Die Uebersetzung ist nach unsäglichen Schwierigkeiten von dem Missionar Krönlein angefertigt worden. —

In den ehemals spanischen Staaten von Süd- und Central-Amerika sind die Aussichten der Evangelisation im Ganzen geringe, obgleich die Neigung zur Lossagung von Rom in dem Clerus an vielen Orten fortschreitet. So soll in Mexiko ein Geheimbund bestehen, dem nicht weniger als hundert und funfzig Priester angehören, die das Regiment des päpstlichen Stuhls abzuschütteln und eine Regeneration der Kirche herbeizuführen beabsichtigen. Hoffentlich keine bloße Freimaurerverbrüderung! —

Aus Jamaika ertönen Klagen über nachtheilige Wirkungen der revivals bei Denjenigen, die sich wohl einer augenblicklichen wilden Erregung hingaben, aber in der heiligen Schrift nicht gründlich unterrichtet waren. Mit Vielen von ihnen ist's schlimmer statt besser geworden. Um so nothwendiger ist es, an der jungen Negerbevölkerung Jamaika's fleißig in den Schulen zu arbeiten.

Wir beschließen unsere Uebersicht, indem wir auf die Verhandlungen, welche am Jahresfest der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, den 4. Mai v. J. zu Exeter Hall stattfanden, noch mit einem kurzen Worte zurückkommen. Viele Redner des Tages, wie der Bischof von Winchester, der Bischof von Ripon, Canon Stowell, Dr. Edmond hatten in ihren Reden mehr oder minder ausführlichen Bezug auf die durch die Essayisten, Colenso und Renan gemachten Angriffe gegen die heilige Schrift genommen. Zuletzt ergriff der berühmte Spurgeon das Wort. Er unterschied in der Geschichte der Bibel drei Perioden: die ihrer Befreiung durch die Reformation, die ihrer Vervielfältigung durch die Bibelgesellschaften, endlich die ihrer Einführung und Aneignung durch die Massen der christlichen Bevölkerung. Dies letztere sei die Hauptaufgabe des evangelischen Christenthums in unseren Zeiten. Bekämpfung der Irrthümer erscheine oftmals als Furcht vor denselben. Auch sei seine Natur so geartet, daß er Gott danke, wenn die Gegner der göttlichen Wahrheit mit ihren Angriffen sich recht laut vernehmen ließen. Denn besser sei es, kämpfen müssen, als einschlafen. Um aber den Kampf zum glücklichen Siege durchzuführen, müsse die Bibel nicht bloß vertheilt, sondern gelesen und verstanden werden. In Schottland sei man in dieser Beziehung viel weiter als in England, wo es oft an einem gründlichen Katechismusunterricht für die Jugend mangle. Auch müßten die Bibelklassen, die einst zu Wycliffe's Zeiten den Theilnehmenden so viel Segen gebracht, wieder erweckt werden. Mehr als gelehrte Commentare führe gemeinsames Gebet der Frommen in das Verständniß der Schrift ein. Und dadurch allein komme wahre Reinigung und Einigung des Geistes in Christo Jesu zu Stande. — Möchten diese goldenen Worte auch von allen Bibelfreunden unter uns beherzigt werden! (N. Ev. K. Ztg.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 6. Berlin, den 8. Februar 1865. **Nr. 6.**

Johann Leopold Wilhelm Dewitz von Woyna, Generalmajor a. D., Ehrenritter seit 1828, † zu Berlin 1. Februar 1865.

Notizen über Fürsorge und Krankenpflege in Wien.

Historische Entwickelung und locale Umstände entscheiden über das Hervortreten gewisser Einrichtungen und Bestrebungen. Die umsichtige Wahl des kürzesten Weges und der geeignetsten Mittel, die Reinheit der Tendenz und die Continuität des ursprünglichen Eifers für die als gut und schön, groß und würdig erkannte Sache — das sind die Bedingnisse für die Durchführbarkeit, das Gedeihen und die Dauer von allerhand Gedanken, Plänen, Hoffnungen, Entwürfen, Vorschlägen, welche die executive Form und Gestalt annehmen ließ. Je natürlicher der Verlauf bei dieser Wandelung, d. h. je mehr man der Natur nachzunahmen bemüht ist — auf sociale Unterlage bedacht, klein anfangend, Schritt vor Schritt vorwärts schreitend, die vorhablichen Leistungen den vorhandenen Kräften anpassend — desto sicherer wird man gehen.

Das Vorgesagte gilt für vielerlei. Möge es seine Nutzanwendung auch auf alle Maßnahmen in dem weiten „Königreich der Schmerzen" finden. — Nichts dünkt uns trauriger als eine Wohlthätigkeitsbestrebung (sei es eine Anstalt oder ein Verein), welche aus Mangel an Fonds das Geschäft aufgeben muß; Zeugniß dafür, daß man zu weit gegangen, oder daß die Solidität der Unterlage überschätzt wurde — d. h. das Empfinden der Fortdauer des Bedürfnisses dieser oder jener öffentlichen Hilfe, oder auch das Vertrauen des Publicums auf reelle und prompte Leistung ist geschwunden; ein gewisses Mißbehagen über **Unbequemlichkeiten** und Belästigungen, welche füglich vermieden werden könnten, hat Platz gegriffen; die **Mildthätigen** ihrerseits sind laß geworden, weil immer neue **Ansprüche** an sie gemacht werden, welche die Kräfte **übersteigen** und zersplittern.

Wir beziehen uns auf unsern in den ersten Zeilen **ausgesprochenen** Satz. Es ist sehr erklärlich und höchst **löblich**, wenn die Beanspruchung der Mildthätigen Seitens der Schützer des Elends und der Noth eine **gesteigerte** geworden ist. Cultur und Civilisation haben die Freuden, Genüsse und Bequemlichkeiten gemehrt und verfeinert, gleichzeitig aber auch die Leiden, Entbehrungen und Härten vergrößert, quantitativ und qualitativ. Das in unsern Tagen leicht mögliche rasche Gewinnen von Geld geht Hand in Hand mit der Sucht zu glänzen. Der potenzirte Luxus hat eine zunehmende Verweichlichung zur Folge. Dem Ansammeln von Capitalien in den Händen Einzelner stellt sich zur Seite die Mittelmäßigkeit und Dürftigkeit der Lage der Majorität. Auf die Erweiterung des Begriffs „Mittelstand" fällt ein großes Gewicht. Die sociale Selbsthilfe — selbstredend Etwas, was mit socialistischen Anstrebungen nicht zu verwechseln und zu vermischen ist, — die Association ist das beste Werkzeug zur Hebung ökonomischer Verhältnisse. Hierher gehören die Consum-Vereine, die Kranken- und Beerdigungs-Vergesellschaftungen, und es sollten sich ihnen füglich anreihen: Anti-Luxus-Vereine.

Die Hauptstelle in dem Capitel „de manu auxiliatrice" bleibt unveränderlich — von Jahrhundert zu Jahrhundert — der Hinweis auf den Beistand, welcher Jedem sicher ist, der da feststeht im Glauben.

Die Zunahme des Luxus, der Verweichlichung, der Armuth, des Elends erheischen Vervielfältigung der Fürsorge gegen diese Irrthümer, Leiden und Gebrechen. Wir wollen hier nicht auf die Zerstückelung des Grundbesitzes oder auf das zu frühe und leichtsinnige Heirathen eingehen. Dies sind Dinge von außerordentlicher Wichtigkeit. Wir lassen sie hier aber unerörtert, und möchten dagegen zwei andere Punkte hervorheben.

Das Elend, dem durch „Fürsorge", als dem stärksten Damm gegen Nothstand und Hilflosigkeit, nicht vorgebeugt wurde, muß durch Anregung sittlicher **Selbsthilfe** bestmöglichst bekämpft werden. Was dann noch nach Christenpflicht für den Beistand der wirklich Darbenden und thatsächlich Verlassenen, sowie der gänzlich Arbeitsunfähigen geschehen kann, das darf nicht verabsäumt werden. Je ernster und vielseitiger die „Fürsorge" und die Aneiferung zur moralisch veredelnden (den Mittelstand numerisch erweiternden) Selbsthilfe, desto geringer gestaltet sich die Zahl der selbstverschuldet dem Jammer und Mißgeschick Verfallenen; desto reichhaltiger und schneller aber auch kann die öffentliche Wohlthätigkeit hilfreich und beirätig sein allen denen, die mit ihrem

Leid und Weh auf das Mitleiden guter Menschen füglich angewiesen sind.

Weit entfernt davon, den Werth von Einrichtungen und Veranstaltungen in der Fremde zu überschätzen, weil andere Zustände auch andere Gewohnheiten und Bedürfnisse mit sich bringen, glauben wir doch stets unsere Aufmerksamkeit auf Dinge in der Ferne richten zu müssen, welche in das Bereich der Wohlthätigkeit gehören, weil hier die Hauptgrundgedanken congruent sind, innerhalb und außerhalb der Heimath. Die Sache der Barmherzigkeit ist kosmopolitischer Natur.

Im Anschluß an das Obige sei auf Dreierlei in Wien hingewiesen:

Erstlich erwähnen wir den von Wiener Studirenden begründeten „Krankenpflege-Verein für Studenten". Er erstrebt die Begründung eines eigenen Heil-Asyls. Ein Projekt, dessen Ausführung mit der Zunahme der benöthigten Geldmittel immer näher gerückt wird. Zur Zeit beträgt das Vereinsvermögen 22,000 Gulden. Erst in allerneuester Zeit konnte man eine Separatstation im Krankenhause auf der Wieden für erkrankte Studenten organisiren. Zu dem günstigen Cassastand haben der Gemeinderath von Wien und mehrere Landesvertretungen durch namhafte Subvention Vorschub geleistet. Auch außerdem wird dem Verein werkthätige Theilnahme. Alle Wiener Apotheker geben ihm für seine erkrankten Mitglieder 25 pCt. Rabatt; 66 Wiener Aerzte behandeln unentgeldlich. Im letztverflossenen Rechnungsjahr waren 800 Kranke des Vereins in Behandlung; 77 derselben in öffentlichen Krankenhäusern, 62 in ihren Wohnungen, 25 in Badeorten und 636 ambulant. Die Ausgaben betrugen (pro 1863/64) 5081 Gulden.

Zweitens sei gedacht des vom Dr. v. Viszanik gestifteten Unterstützungvereins für geheilte Irre: ein unbezweifelt sehr löblicher Verein. Man wolle sich nur vergegenwärtigen, wie häufig die Rückkehr aus einem Asyl für Geisteskranke nach Hause viel trauriger ist als der Aufenthalt in der Irrenanstalt. Es handelt sich darum, geistig Gebrochene aufzurichten und sie zurückzuführen zum Bewußtsein eigener Kraft und in das fremde Vertrauen.

Drittens nennen wir das kürzlich eröffnete Rudolphs-Spital, zu welchem Se. Majestät Kaiser Franz Joseph im Jahre 1858 den Grundstein legte, anläßlich der Geburt seines Sohnes. Die Bestreitung der Baukosten erfolgte zumeist aus dem 1564 von Kaiser Ferdinand und Kaiserin Anna begründeten Fonds für Kranke, Gebrechliche und Verwaiste.

Mitglieder des Kaiserhauses haben im Lauf der Zeit dieser Stiftung größere Dimensionen gegeben. Wie sie jüngst, durch einen Freudentag hervorgerufen, nach 300jährigem Bestehen, ein Palast des Leidens geworden ist, bestimmt, Freuden zu schaffen, darüber bringt die Wiener „Freie Presse" das Folgende bei:

Das Rudolphsspital in Wien.

In einem von Boz' Romanen zeichnet der große Humorist ein armes Mädchen, welches ihren mehrwöchentlichen Aufenthalt im Spital als die glücklichste Epoche ihres freudenlosen Daseins betrachtet. Ihr ganzes Leben hindurch zehrt sie von dieser köstlichen Erinnerung, denn so gut hatte es die Arme nie vorher und nachher gehabt, und darum sagt sie auch, wenn sie etwas besonders Gelungenes bezeichnen will: es sei „fast so gut wie im Spital."

Und die arme Maggin hat nur ein ganz gewöhnliches Spital kennen gelernt. Was hätte sie doch gesagt, wenn sie das neue Rudolphsspital, welches am 12. December die Weihe seiner heutigen, humanitären Bestimmung erhielt, gesehen hätte?

Schon das Aeußere des neuen Heil-Institutes hätte ihr ungeheuer imponirt, denn es repräsentirt sich schon von Außen nicht wie ein gewöhnliches, traurig und unheimlich anzuschauendes Spital, sondern mehr wie ein Krankenpalast.

Aber der Eintritt in die hohe gothische Halle, in das Vestibul, ist ganz geeignet, auch anderen als armen Leuten zu imponiren, denn es ist eines der schönsten Vestibule, die Wien überhaupt besitzt. Auch die Ausschmückung der Wände in dieser Vorhalle ist eine ganz neue. Sie besteht aus vier Votivtafeln von polirtem Kehlheimer Marmor, welche gleich riesigen Bildern in goldenen Rahmen angebracht sind. Sie haben eine Höhe von 8 Fuß und eine Breite von 6 Fuß und sind die größten und reinsten Platten, welche je nach Wien gebracht wurden. Drei dieser Platten enthalten den Plan (oder Grundriß) des Gebäudes, nämlich: die erste rechts vom Eingange zeigt uns das Erdgeschoß, die zweite Platte links gegenüber den ersten Stock, und daneben die dritte den zweiten Stock mit Beschreibung der Eintheilung des Gebäudes; die vierte Platte endlich rechts enthält die Urkunde der Widmung des Kaisers mit folgenden Worten:

> In der Absicht, das für Mich, Mein Haus und Mein Reich gleich freudenreiche Ereigniß der Geburt eines Kronprinzen durch ein dauerndes Werk der Nächstenliebe zu feiern, habe ich beschlossen, aus diesem Anlasse zum Besten der armen leidenden Menschheit ein neues Krankenhaus in Meiner kaiserlichen Residenz und Reichshauptstadt Wien zu stiften, und bestimme, daß dasselbe zu Ehren Meines erstgeborenen Sohnes für immerwährende Zeiten den Namen „Rudolph-Stiftung" führen soll.
>
> Laxenburg, den 26. August 1858.
>
> Franz Joseph.

Diese Inschrift ist in schwarzen $2\frac{1}{4}$ Zoll großen gothischen Buchstaben in den Stein gravirt. Diese Schrift ist nicht, wie bisher gebräuchlich, in den Stein vertieft gemeißelt, sondern ganz glatt gehalten, so daß es sich wie Mosaikarbeit ansieht.

Rechts und links von der ebenerdigen Halle erstrecken sich zweistöckige Tracte, der linke für männliche, der rechte für weibliche Kranke bestimmt. Außer den Krankensälen befinden sich in diesen Seitentracten, und zwar in den sechs Pavillons auf der Abtheilung für Männer, die russischen Dampfbäder, Douchen 2c., das Depotgebäude, der Secirsaal und das Leichengebäude. In dem andern Tracte dienen fünf Pavillons zu ähnlichen Zwecken. Auf dieser Seite (in der Rudolphsgasse gelegen) erhebt sich auch das dreistöckige Administrations-Gebäude, worin die Apotheke und sämmtliche Kanzleien untergebracht sind. Am Ende dieser Tracte wird die Anlage durch das dem Vestibul gegenüberliegende Oekonomie-Gebäude abgeschlossen. In die-

sem befinden sich die Wasser-Hebemaschinen, Küche, Vorrathskammern, die provisorische Kapelle u. s. w.; zu ebener Erde und im ersten Stock gehen von diesem Gebäude Verbindungsgänge zu den beiden Seitentracten.

Die Communication zwischen den verschiedenen Stockwerken ist durch sechs Treppen, davon zwei 10 Schuh breite Prachtstiegen, hergestellt.

Der Hof, der von diesen verschiedenen Gebäuden eingeschlossen wird, ist 56 Klafter lang und 30 Klafter breit, und mit Bäumen bepflanzt. Er ist also von drei Seiten eingeschlossen und nur auf der Seite des Vestibuls offen, da dieses, wie schon angeführt, ein ebenerdiges Gebäude ist. Der Hof ist dadurch gegen Winde geschützt, gestattet jedoch von der freien Seite einen fortwährenden Luftwechsel, erfüllt somit alle Bedingungen eines Gartens für Kranke.

Im Souterrain läuft eine 280 Klafter lange Eisenbahn, zum Transport des Brennmaterials und zur Fortschaffung der Leichen dienend.

In unmittelbarer Verbindung mit dieser unterirdischen Bahn stehen die Maschinenaufzüge, wovon zwei (zum Aufziehen der Speisen aus den Küchenlocalitäten) im Oekonomie-Gebäude, einer im Leichenhause (zum Aufziehen der Leichen), die anderen aber (je einer für einen Krankensaal) sich in den beiden Seitentracten befinden und derart eingerichtet sind, daß sie sich durch die ganze Gebäudehöhe in eigenen verschlossenen Schachten bewegen und durch Auslösung einer Bremsvorrichtung und Ansetzung der Kurbel in jedem Stockwerke auf- und abwärts in Bewegung gesetzt werden können.

Durch die im Oekonomie-Gebäude angebrachte Tiefwasser-Hebemaschine neuester Construction werden täglich in zehn Stunden bei 2000 Eimer Wasser in die neunzehn großen Reservoirs auf den Dachböden der Anstalt gepumpt, um von hier aus durch die ausgedehnten und alle Gebäudetheile und Stockwerke durchlaufenden Wasserleitungen, die vier im Souterrain situirten Warmwasser-Hitzkessel, den Dampfkessel, die achtzig Auslaufmuscheln in den Corridors und den Krankensälen, die Wannen und Douchebäder, die Küche, sowie endlich alle Retiraden stets mit frischem laufenden Wasser zu versehen.

Während der Dampf zu den zwei Dampfbädern aus dem Dampfkessel im Maschinen-Locale entnommen wird, versehen die vier Warmwasser-Hitzkessel im Souterrain selbstthätig die 42 Badewannen in den einzelnen und den gemeinschaftlichen Bädern der verschiedenen Stockwerke mit heißem Wasser.

Im ganzen Gebäude befinden sich 30 Krankensäle mit 24 bis 26 Betten. Zu jedem solchen Saal gehört jedoch noch ein Operations- oder Separations-Zimmer, ein Vorzimmer mit Theeküche, ein Wärterzimmer, ein kleines Badezimmer und ein Aufzug zur Fortschaffung der Leichen und zum Aufziehen des Brennmaterials. Außerdem sind ungefähr 30 Ordinations-Zimmer für die Primarärzte und 26 Wohnungen für Secundarärzte vorhanden.

Die ganze Anlage ist mit einem eleganten Eisengitter umgeben und nimmt mit Glashaus, Treibkasten (zum Anbau von seltenen Arzneipflanzen), Wagenschuppen u. s. w. einen Baugrund von 12,000 Quadrat-Klaftern ein. Davon wurden die nicht verbauten Partieen zu Gartenanlagen benützt.

Der ganze Belegraum beträgt 800 bis 900 Betten, jedoch können nöthigenfalls in den 12 Schuh breiten, sehr lichten und geheizten Gängen, die die Krankensäle unter einander verbinden und im Winter den Patienten als Spazierraum dienen, ebenfalls Betten aufgestellt werden, wodurch der Belegraum sehr vergrößert wird.

Geheizt und ventilirt werden die Krankensäle durch die vom Ingenieur Böhm construirten Caloriféres. In den Kanzleien, Zimmern und Gängen stehen jedoch nur Gußöfen, sogenannte Rippenöfen, deren Durchschnitte ungefähr wie gezahnte Räder aussehen.

Wie schon aus dieser flüchtigen Beschreibung ersichtlich sein dürfte, war die Bauleitung bei der Anlage dieses neuen Heil-Instituts bemüht, alle Erfahrungen der vorgeschrittenen Wissenschaften und der technischen Gewerbe zu benützen und den gesteigerten Anforderungen der Humanität zu genügen. Wir glauben, daß ihr dies gelungen ist, und so mancher Kranke dürfte, nach Entlassung aus diesem Krankenhause, wie die arme Maggin später ausrufen: „Fast so gut als im Spital!" (E. G. L. W.)

Das Diakonissen-Haus in London.

Die Geschichte früherer und namentlich neuerer Zeit liefert mehrfache Beweise, daß Britten und Deutsche in den Werken ihres Geistes einander verstehen und zu würdigen wissen. Lewes' Verständniß Göthe's, die Würdigung der Deutschen für Shakespeare gehören hierher, doch nicht minder legt dafür Zeugniß ab die Aufmerksamkeit, welche die Engländer den deutschen Anstalten zuwenden, die dem Christenthum und der Menschenliebe ihre Entstehung verdanken.

So spricht der Engländer Rev. J. E. Carlyle in einem Hefte der periodischen Schrift Christian work eingehend und anerkennend von den Diakonen- und Diakonissinnen-Anstalten am Rhein, und bekennt im Lauf seiner Mittheilungen, daß das Nord-London-Diakonissinnen-Institut nach dem Muster und Vorbild dessen zu Kaiserswerth eingerichtet sei, mit welchem es freundschaftliche Beziehungen unterhält.

In jenem Institut, wie in dem deutschen, werden die Diakonissinnen für den Dienst in Schule und Hospital, so wie für Krankenpflege ausgebildet, und zwar so weit, um allen in der Anstalt vorkommenden Arbeiten vorstehen zu können, sofern dieselben überhaupt Frauen zu übertragen sind. Jede Diakonissin muß sich dem Institut auf drei Jahre verpflichten, welche Frist beliebig zu erneuen, sie ist jedoch durch kein Gelübde gebunden und hat vollständige Freiheit, die Anstalt zu verlassen, vorausgesetzt nach dreimonatlicher Kündigung. Keine Diakonissin darf fortgeschickt werden ohne ernste Ursachen, welche von der Oberin, dem Caplan und dem mit der Inspection betrauten hohen Geistlichen, dem Lord-Bischof von London, zu prüfen sind. Der Caplan, welcher verheirathet sein muß, ist so zu sagen der ausübende Beamte des Comité's und Sekretair des Instituts. Die Oberin hat die Controlle des Hauses und darf nach vorangegangener Berathung

mit den andern Schwestern Einrichtungen von untergeordneter Wichtigkeit für die Anstalt treffen. Jede Schwester ist vollkommen Herrin ihres Vermögens und Besitzthums; es ist Grundsatz der Gesellschaft, sich jeder Einmischung in Angelegenheiten dieser Art zu enthalten.

Die schroffen Rangunterschiede in England haben dort Veranlassung gegeben zur Bildung einer Klasse untergeordneter Schwestern, welche als Wärterinnen in der Anstalt selbst und als Pflegerinnen armer Kranken in deren eigener Behausung gebraucht werden. Außerdem verrichten sie die Hausarbeit in dem Institut. Gleichwohl ist bekannt, daß beide Klassen trotz des Rangunterschiedes herzlich zusammen verkehren, daß manche der untergeordneten Schwestern zu den geachtetsten und geliebtesten gehören, und daß die Höhergestellten stets willig sind, wenn es nöthig, sich an allen Arbeiten der Diakonissinnen zu betheiligen.

Bestimmung ist, daß die Schwestern alle gleich, einfach und prunklos gekleidet seien; sie tragen das bescheidene blaue Gewand der Diakonissinnen von Kaiserswerth.

Die Kronprinz-Stiftung.

Der „Staatsanzeiger“ hat unter dem 25. Januar c. die am 1. Dezember v. J. erfolgte Königliche Genehmigung der Statuten der „Kronprinz-Stiftung“ und diese von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen unter dem 21. November v. J. vollzogenen Statuten, sowie die Genehmigung zur Annahme des von Bürgern der Stadt Elberfeld zur Unterstützung preußischer Invaliden übergebenen Kapitals, welches abgesondert verwaltet werden soll, veröffentlicht.

Nach der letzten Bekanntmachung des Kriegsministeriums vom 31. Dezember v. J. besaß die Kronprinz-Stiftung nach Abzug von 9533 Thlr. 27 Sgr. 3 Pf. an bewilligten Unterstützungen: 215,177 Thlr. 3 Sgr. Seitdem sind überwiesen worden, vom Lotterie-Comité zum Besten der hinterbliebenen Familien der in Schleswig gefallenen preußischen Krieger 60,000 Thlr. und an anderweiten Beiträgen 3037 Thlr. 17 Sgr. 9 Pf. Davon gehen ab 968 Thlr. an Unterstützungen, welche seit dem 31. Dezember pr. bewilligt worden sind, so daß sich der Bestand der Kronprinz-Stiftung am 18. Januar c. auf 277,246 Thlr. 20 Sgr. 9 Pf. herausstellt. Die Elberfelder Stiftung betrug an dem genannten Tage 14,641 Thlr. 8 Sgr. 6 Pf. Der Stiftung sind bisher von 80 Personen Stellenofferten für 136 Invaliden zugegangen, wovon 39 Stellen besetzt sind.

Eine Rechnungslegung, wie sie bisher vom Kriegsministerium veröffentlicht worden ist, wird künftig nicht mehr stattfinden, dagegen wird auch ferner durch öffentliche Bekanntmachung über die eingegangenen Beiträge quittirt werden.

Die in Angelegenheiten der Stiftung an das Kriegsministerium, welches dieselbe verwaltet, zu richtenden Schreiben ꝛc. sind wie folgt zu adressiren: „An das Königliche Kriegsministerium, Abtheilung für das Invalidenwesen.“

Statistisches.

Die Nummern 11 u. 12 pro November und Dezember 1864 der „Zeitschrift des Königlich Preußischen Statistischen Bureau's“ (Beilage zum Staatsanzeiger) enthalten einen umfassenden Artikel von Dr. Engel über „die Frequenz der Strafanstalten für Zuchthaus-Sträflinge in der preußischen Monarchie während der Jahre 1858 bis mit 1863“, dem wir die nachstehenden Notizen entnehmen:

Es ist eine klar hervortretende erfreuliche Thatsache, daß die Zahl der Detentionstage, eines der sichersten Symptome (sicherer als die gesammte Zahl der neuen Einlieferungen) zur Erkenntniß der Verbrechensintensität einer Bevölkerung, seit 1858 Jahr für Jahr gesunken ist, und zwar von 8,248,641 Tagen im Jahre 1858 auf 7,328,386 im Jahre 1863.

Die Zahl der in den dem Aufsatze beigefügten Tabellen genannten, mit Zuchthaussträflingen belegten Anstalten beträgt 33, davon kommen 5 auf die Provinz Preußen, 3 auf Posen, 2 auf Pommern, 9 auf Schlesien, 5 auf Brandenburg, 4 auf Sachsen, 2 auf Westphalen und 3 auf die Rheinprovinz.

In sämmtlichen 33 Anstalten waren am Schlusse des Jahres 1862 Bestand 21,731, dazu kamen im Laufe des Jahres 1863: 15,786, Summa 37,517; der Abgang beträgt 16,597, wovon 658 natürlichen Todes starben, 2 durch Verunglückung, 12 durch Selbstmord endeten. 206 wurden interimistisch entlassen, 315 begnadigt, so daß ultimo 1863 verblieben 20,920.

Die durchschnittlich an jedem Tage der Jahre 1858 bis mit 1863 vorhandene Zahl Detinirter betrug 21,255

Von diesen Gefangenen sind 19,371 Zuchthaus-Sträflinge, 1083 Gefängnißstrafe Verbüßende, 542 Corrigenden und 259 Untersuchungsgefangene.

In den Lazarethen der in Betracht gezogenen 33 Strafanstalten waren am Schlusse des Vorjahres 103 Sträflinge, dazu kamen 14,149, der Abgang betrug 14,208. Der Bestand am Schlusse des Jahres 1863 beziffert sich mit 978, wovon sind: 779 männliche, 194 weibliche und 5 jugendliche Gefangene (unter 16 Jahr).

Die Zahl der Krankentage war 1863: 382,151 und die Durchschnittszahl der täglichen Kranken 1047. Die Jahres-Krankheitsziffer ist mithin: auf 1000 Detinirte 49,$_3$ Kranke und auf je 1000 Detentionstage 49,$_2$ Krankentage. Als durchschnittliche Krankheits- oder Verpflegungsdauer der einzelnen Kranken ergeben sich folgende Zahlen. Es wurden ärztlich behandelt, resp. verpflegt: jeder kranke männliche Gefangene 25,$_4$ Tage, jede kranke weibliche Gefangene 21,$_3$ Tage, jeder kranke jugendliche Gefangene 26,$_1$ Tage und jeder kranke Gefangene überhaupt 25,$_1$ Tage.

Die Kosten der Krankenpflege, excl. Besoldung für Aerzte und Bespeisung der Kranken, beliefen sich auf 16,064 Thlr. 25 Sgr. 6 Pf., und es entfällt sonach auf einen Krankentag eine Ausgabe von 1 Sgr. 3,$_1$ Pf.; von den Kosten für Bespeisung der Kranken kommen auf jeden Detentionstag 3 Sgr. 3,$_0$ Pf.

Reducirt man die Zahl der Gefangenen auf 1000, wie es in Tabelle 8 geschehen ist, so ist die Durchschnitts-Ziffer der Erkrankten 666, d. h. ⅔ aller Gefangenen ist im Jahr erkrankt gewesen, und täglich krank sind 49,$_2$ oder fast genau 5 pCt.; in Posen ist die tägliche Morbilität 7,$_2$ pCt., in der Rheinprovinz 6,$_{28}$ pCt. Die Mortalitätsziffer ist wieder eine andere. Während der 6jährige Durchschnitt im Staate sich auf 31,$_6$ pro 1000 Gefangene herausstellt, beträgt sie in Preußen 30,$_6$, in Posen 56,$_9$, in Sachsen 28,$_4$, in Pommern 19,$_5$, in Schlesien 35,$_8$, in Brandenburg 28,$_4$, in Westphalen 19,$_7$ und in der Rheinprovinz 22,$_1$.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 7. Berlin, den 15. Februar 1865. Nr. 7.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1865 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1865.	Summa: Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	52			
	Zugang pro Januar	13			
		65			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	48	48	1529	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	35			
	Zugang pro Januar	15			
		50			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	39	39	1166	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	20			
	Zugang pro Januar	3			
		23			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	15	15	581	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	19			
	Zugang pro Januar	30			
		49			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	22	22	696	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	19			
	Zugang pro Januar	11			
		30			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	20	20	657	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	30			
	Zugang pro Januar	12			
		42			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	28	28	867	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	20			
	Zugang pro Januar	19			
		39			
	Abgang	26			
	Bleibt Bestand	13	13	533	35
	zu übertragen		185	6029	260
	Uebertrag		185	6029	260
8.	**Züllichau:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	14			
	Zugang pro Januar	8			
		22			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	14	14	459	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	39			
	Zugang pro Januar	18			
		57			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	41	41	1214	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	12			
	Zugang pro Januar	25			
		37			
	Abgang	15			
	Bleibt Bestand	22	22	516	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	13			
	Zugang pro Januar	13			
		26			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	12	12	354	24
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	8			
	Zugang pro Januar	6			
		14			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	9	9	211	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	2			
	Zugang pro Januar	3			
		5			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	3	3	35	6
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	3			
	Zugang pro Januar	1			
		4			
	Abgang	1			
	Bleibt Bestand	3	3	69	10
	zu übertragen		269	8889	461

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Februar 1865 vorh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		289	8869	461
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	1			
	Zugang pro Januar	2			
		3			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	1	1	64	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	5			
	Zugang pro Januar	7			
		12			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	7	7	198	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Januar 1865	17			
	Zugang pro Januar	1			
		18			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	18	18	539	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Januar 1865	13			
	Zugang pro Januar	7			
		20			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	12	12	393	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. Januar 1865	—			
	Zugang pro Januar	—			
		—			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	14
	Zusammen		327	10083	547

Der gesammte Abgang an Kranken pro Januar 1865 beträgt 189, davon sind:

a) gestorben . . . 19
b) geheilt entlassen . 162
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 8

wie vor 189.

Außer den vorgenannten 19 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. December 1864 . . . . 23 Kranke.
Zugang pro December . . . . 17 "

40 Kranke.

Davon sind: gestorben 3
geheilt 7
gebessert 2
fortgegangen 2

14 14 "

Bleibt Bestand am 1. Januar 1865: 26 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer, 1 Moslemin, 1 Druse und 13 orientalische Christen.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage betrug pro Decbr. 781.

Poliklinisch wurden behandelt 57 Personen.

Die kirchliche Mission Rußlands in Peking.

(Auszug aus einer Schrift des Rev. W. Swan, früheren Missionars in Sibirien.)

Die Geschichte der christlichen Kirche ist mangelhaft in einem sehr wichtigen Punkt: Die Einführung des Evangeliums in den Ländern allen, welche jetzt seine Segnungen genießen. Wie wenig ist bekannt über die ersten Versuche, dem Christenthum in Scandinavien, Frankreich, Spanien, England rc. Eingang zu verschaffen! Unzweifelhaft sind einige alte Ueberlieferungen verloren gegangen, doch jedenfalls ist die Kargheit der Belehrungen über jenen Gegenstand zum größeren Theil dem Umstand zuzuschreiben, daß die ersten Bemühungen zu unscheinbar auftraten, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; später, wenn Resultate ans Licht traten, bedeutend genug, um eine historische Aufzeichnung des Ganzen wünschenswerth zu machen, ward man erst inne, daß viele Thatsachen bereits ein Raub der Vergessenheit geworden, und alles, was sich etwa noch auffinden ließ, auf unverbürgte Traditionen oder haltlose Andeutungen beschränkt sei.

Solche und ähnliche Betrachtungen wurden in uns erregt durch das wachsende Interesse für das chinesische Reich und die Bemühungen der Neuzeit, die Wahrheit des Christenthums in jenes bisher doppelt versiegelte und eifersüchtig bewahrte Land zu tragen.

Die Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christenthums in China wird ohne Zweifel eines der erschütterndsten und bedeutendsten Capitel der Geschichte der Weltbekehrung bilden; daher ist der jetzige Zeitpunkt nicht zu früh, Bruchstücke, welche jenem erhabenen Zweck dienen, zu sammeln, ehe sie verloren gehen.

Der russische Zweig der östlichen Kirche hat verhältnißmäßig wenig gethan, den Heiden das Evangelium zu bringen. Den zahlreichen heidnischen Stämmen im Innern des Reiches sogar ward entweder Freiheit gelassen, in ihrem Aberglauben zu beharren, oder durch die Taufe dem Namen nach Christen zu werden, doch da man sich nicht die geringste Mühe gab, die Zahl der Belehrten zu vermehren und ihnen christliche Lehre und Leitung zu Theil werden zu lassen, so ist die seltsame Erscheinung zur Genüge erklärt, daß das größeste christliche Reich Europa's am wenigsten zur Erweiterung der Grenzen der christlichen Kirche beigetragen.

Daß in Peking schon seit Peters des Großen Zeit eine russische kirchliche Mission bestehe, ist sogar in wohlunterrichteten Kreisen ziemlich unbekannt, und Wenige nur fühlen sich bewogen, zu forschen, wie diese Mission nach der Hauptstadt China's gekommen, und welches ihre Aufgabe sei. Wurden solche Fragen dennoch aufgeworfen, so lauteten die Antworten meist ungenügend, denn wenig oder nichts ließ sich entnehmen aus den Mittheilungen bekannter Autoren über die zwischen Chinesen und Russen bestehenden Verbindungen, und einzelne Andeutungen, daß Abkömmlinge der russischen Nation bleibenden Aufenthalt in der Hauptstadt China's haben, waren eher geeignet die Wißbegier zu reizen als zu befriedigen. Wir wollen daher versuchen, in möglichster Kürze einen Bericht der Ereignisse zu geben, welche die Errichtung einer griechisch-russischen Kirche in Peking zur Folge hatten.

Zur Zeit als die russischen Kosacken nach und nach die zahlreichen Volksstämme unterjochten, welche Ost-Sibirien bewohnten, um dieselben der Krone Rußlands dienstbar zu machen, sahen sie bei dem Fortschritt ihrer Eroberungen sich genöthigt, zu eigener Sicherheit Festungen oder mit Mauern umgebene Dörfer zu bauen. Eine ausreichende Zahl von Kriegern blieb in diesen befestigten Orten zurück, um die unterjochten Eingebornen in Ruhe zu halten und die errungenen Vortheile zu wahren; die Uebrigen zogen aus auf neue Kriegsabenteuer und suchten die noch in Freiheit lebenden Stämme ganz oder theilweise zu unterwerfen, je nachdem das Glück ihnen günstig. So gelangten die Kosacken endlich bis zu den Ufern des Flusses Amur, gründeten daselbst ein Dorf, befestigten es und schufen sich damit einen sichern Wohnsitz, von dem aus sie Excursionen in die Umgegend unternahmen, zu dem sie zurückkehren konnten als zu ihrer Heimath. Nach dem eingebornen Häuptling Albazi, den sie an jener Stelle unterjocht, nannten sie das Dorf Albazin. Bald wuchs es zu einer Stadt heran, und seine Gründer fanden in Ackerbau und Jagd reichliche Nahrungsquellen.

Albazin lag am südlichen Ufer des Amur, ungefähr fünfhundert Meilen von Nertschinsk. Einige der dort angesiedelten Kosacken drangen sogar auf ihren Entdeckungsfahrten bis zur Mündung des Flusses ins Ochotskische Meer, doch da ihre flachen, gebrechlichen, nur mit Holznägeln zusammengehaltenen Boote dem Kampf mit den Wellen des Oceans nicht gewachsen, so kehrten sie nach Albazin zurück. Zu jener Zeit ward der Besitz dieser Eroberung ihnen noch nicht streitig gemacht; schweigend und selbstverständlich betrachteten sie diese Gegend am Amur als zum russischen Reiche gehörend. Ungehindert jagten sie nach allen Richtungen hin das Zobelthier, welches hier von vorzüglicher Größe und Schönheit. Diese unbeschränkte Freiheit nahte indeß ihrem Ende.

Diese Ufergegend des Amur war nämlich ein streitiger Besitzpunkt zwischen Rußland und China. Gegen die Eingebornen, die Tungusen und Mongolen, wäre es den Kosacken nicht schwer geworden, das Recht des Eroberers zu dem Recht verjährten Besitzes zu erweitern, doch von Seiten der Chinesen ward diese Niederlassung als unerlaubte Ueberschreitung der Grenze betrachtet und nach Jahren des Zauderns und der Ueberlegung endlich eine bewaffnete Macht gegen Albazin ausgesandt.

Die Kosacken hatten ihre Stadt mit starken, aus großen Baumstämmen gefügten Palissaden umgeben und dadurch sich gegen plötzlichen Ueberfall gesichert. Den ersten Angriff der Chinesen schlugen sie tapfer zurück, eine zweite zahlreichere Truppenabtheilung erzielte nicht bessern Erfolg, doch nun sandte der Kaiser von China ein großes Heer gegen die kleine, nur von etwa 500 Kosacken vertheidigte Feste. Dennoch hielt die kleine Zahl sich so brav, daß es den Feinden erst nach monatlanger Belagerung gelang, die tapfern Albaziner zu unterwerfen. Erst als Waffen- und Mundvorräthe gänzlich fehlten, der Hunger sie gänzlich entkräftet, ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade. Die Chinesen schleiften hierauf die Stadt und führten ihre Bewohner als Gefangene nach Peking.

Nachdem die Sieger sich zurückgezogen, bauten einige in der Gegend gebliebene Kosacken auf derselben Stelle sich wieder an, doch nach Ablauf weniger Jahre schon ward in dem zwischen Rußland und China geschlossenen Friedensvertrage festgesetzt, daß alle Russen den Ort räumen sollten, und so wurden die letzten Albaziner gezwungen, sich eine neue Heimath zu suchen.

Jene Ereignisse waren von bedeutenderer Tragweite, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Der kriegerischen Expedition, welche die Zerstörung Albazin's bewirkte, folgten in Kurzem politische Unterhandlungen und freundschaftliche Verträge zwischen beiden Reichen, und in Nertschinsk kamen Bevollmächtigte von St. Petersburg und von Peking zusammen zur Lösung der schwierigen Aufgabe, die Grenzen der beiden Länder zu bestimmen. Zu damaliger Zeit ließen Unternehmungen dieser Art sich allerdings nicht so rasch ausführen, als heutigen Tages. Die Reise von St. Petersburg nach dem Vereinigungsort währte ein Jahr, der Rückweg folglich eben so lange, und überdies war Peter der Große damals zu sehr beschäftigt mit Dingen, die ihm wichtiger schienen, als daß er die Feststellung der sibirisch-chinesischen Grenze besonders beschleunigt hätte. Endlich ward der Bojar Golodin, ein Offizier hohen Ranges, als General-Bevollmächtigter abgesandt. Der chinesische Geschäftsträger wurde durch Gegenwart und Rath eines Priesters vom Orden der Jesuiten unterstützt, welche damals in Peking in hohem Ansehn standen, und außerdem ward noch für zweckmäßig befunden, durch beträchtliche kriegerische Begleitung der Verhandlung den für China möglichst günstigen Ausgang zu sichern. Solchen Mitteln gegenüber sah der arme Golovin sich machtlos und war genöthigt, auf Bedingungen einzugehen, welche dem chinesischen Reich die Landstrecke hinzufügten, größer als Großbritannien und Irland. Und zudem war der Werth dieser Ländereien nicht allein nach der Bodenausdehnung zu messen. Die Gegend vom nördlichen Ufer des Amur bis zu den Jablonnoy-Bergen, welche die Grenze bildeten, ist reich und fruchtbar, das Klima gesund und die Kälte mäßig, da die stolzen Berge diese schönen Gefilde vor den erstarrenden Winden des Eismeers schützen. Als Beweis für die Fruchtbarkeit des Bodens wird angeführt, daß um die Ruinen von Albazin noch heutigen Tages die Kornfelder ungesäete und ungemähte Ernten tragen, denn diese Stätte ist unbewohnt.*)

Diesem für Rußland unvortheilhaften Vertrage gegenüber ist doppelt interessant ein neuerer Vertrag, durch welchen China die streitigen Ländereien an Rußland wiederum abtreten mußte. Was zur Zeit Peters des Großen nicht erreicht ward, geschah unter der Regierung Alexander's II.

Doch zurück zu den gefangenen Albazinern in Peking.

(Schluß folgt.)

Die Waisen-Ackerbauschule des Abbé Vincent.

Die vielen in unserm engern und weitern Vaterlande gemachten und leider mißglückten Versuche, Armenackerbauschulen als Rettungs- und Waisenhäuser zu errichten,

*) Nach der Aussage des Herrn Gedenstrom, eines wohlunterrichteten Autors, welcher in russischen Diensten mehrere Jahre in Sibiren verweilte.

haben einen katholischen Priester im südlichen Frankreich nicht abgeschreckt von einem nochmaligen Versuch, der günstigere Resultate als die meisten bisherigen zu liefern verspricht, und es ist die Geschichte dieses Instituts von Interesse, sowohl weil der Gründer in der Anlage manche Klippe, die den frühern Anstalten besonders gefährlich war, mit Klugheit zu vermeiden wußte, als auch, weil uns hier ein Beispiel geboten ist, wie viel ein Mann, der sich für eine edle Sache begeistert, leisten und mit Hintenansetzung aller persönlichen Vortheile, nur mit einem Zweck im Auge, auszuführen im Stande ist.

Einige Meilen von Toulon befindet sich ein armseliger Weiler (Broussan genannt) mit kaum 300 Seelen, ein Filial der Gemeinde Evenos. Da kein praktikabler Weg zu dem Weiler führte, so kamen die Einwohner von Broussan selten in die Schule. Zwar befand sich in der Gemeinde eine kleine Kapelle, und der Pfarrer von Evenos kam bisweilen, um darin Messe zu lesen; als er aber alt und kränklich wurde, konnte er der Gemeinde diesen Liebesdienst nicht mehr erweisen, und jede gottesdienstliche Verrichtung in Broussan hörte auf. Da brachte es endlich die Gemeinde dahin, daß eine Kaplanei errichtet wurde; aber diese geistlichen Herrn gefielen sich hier so wenig, daß die Kaplane innerhalb vier Jahren mehreremal wechselten, bis endlich ein junger Priester Namens **Vincent** als Kaplan angestellt wurde. Dieser begann sogleich damit, eine Schule zu errichten; er lehrte die Knaben und seine Mutter die Mädchen; da aber in kurzem alle 50 Kinder der Gemeinde seinen Unterricht benutzen wollten, so mußte er sie in einzelnen Abtheilungen unterrichten, denn sein bescheidenes Wohnzimmer faßte höchstens ein Dutzend Kinder. Er fing daher an, in einer von ihm selbst in seinem Garten errichteten Hütte, die nur aus Stangen und Reisern gebaut war, zu unterrichten, wodurch zwar Lehrer und Kinder gegen die Sonnenhitze, nicht aber gegen den Regen geschützt waren. Dieser Zustand war nicht haltbar; er dachte an den Bau eines Schulhauses und brachte es auch dahin, daß die Gemeindemitglieder durch freiwillige Beiträge ein solches, in einfachster Art, nur mit 2 Zimmern, das eine für die Mädchen, das andere für die Knaben, erbauten. Nun erst konnte der Unterricht ganz regelmäßig und geordnet abgehalten werden, was auch von dem Kaplan, der sich den Kindern täglich 7 Stunden widmete, und seiner Mutter geschah.

Aber es zeigten sich auch Mißstände. Die Kinder von Broussan waren, wie ihre Eltern, sehr arbeitsam; durch die Schule verloren sie den Geschmack an der Feldarbeit; es zeigte sich schon eine Wanderlust and eine Neigung zu industrieller Beschäftigung; die Eltern selbst beförderten diese Neigungen und knüpften sanguinische Hoffnungen an diese Pläne der Kinder; endlich fanden auch schlechte Bücher den Weg in diese Gemeinde, in der wenige Jahre vorher noch fast Niemand lesen konnte.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, wollte der würdige Kaplan sich ein Feldstück verschaffen, wo er die Kinder täglich einige Stunden arbeiten lassen könnte, um sie der Feldarbeit nicht zu entfremden; aber weit entfernt, auf diesen weisen Vorschlag einzugehen, verwarfen ihn die Eltern mit Heftigkeit. Nunmehr kam dem Herrn **Vincent** der Gedanke, eine Ackerbauschule zu gründen, aber ausschließlich für Waisen; einige rechtschaffene Männer ermuthigten ihn dazu; seine Mutter zwar rieth ab, da sie die Mühseligkeiten und Schwierigkeiten, die ihr Sohn sich damit aufladen würde, voraussah; als aber das Unternehmen zu Stande kam, widmete sie sich ihm mit Leib und Seele; auch eine alte Magd bot sich zu unentgeltlichem Dienst in der Anstalt an, da auch sie ihre Kräfte den armen Waisen widmen wollte.

Da schien auch sogleich dem Unternehmen ein Glücksstern aufzugehen. Ein naher Grundbesitzer der Umgegend stellte ein Gut, dessen Pacht in Kurzem zu Ende ging, dem **Abbé** zur Verfügung; aber als es drauf und dran kam, wurde das Gut wieder verpachtet, und Herr **Vincent**, der nun schon eine Anzahl Waisen um sich versammelt hatte, mußte in Broussan verharren, wo er ihnen keine genügende Beschäftigung bieten konnte, denn ein kleines Häuschen und wenige Morgen schlechter Grundstücke war Alles, was zu bekommen war. Die Schwierigkeiten, den Mangel, die Verlegenheiten, die Widerwärtigkeiten mag sich der Leser selbst ausmalen; auf Unterstützungen konnte die kleine Anstalt nicht rechnen, denn sie war ja in diesem abgelegenen Ort der Welt ganz unbekannt. Aber endlich wird die Noth so groß, daß der würdige Vorstand nicht mehr weiß, woher Brod bekommen. Man wagte nicht mehr vom Bäcker zu kaufen, denn bei diesem borgte man schon lange. Da entschließt sich der Priester, mit seinen 20 Kindern nach Toulon zu gehen; ihre Erscheinung erregte die Neugierde, und als er diese kleine Truppe als Waisen, die in bitterster Noth sind, darstellt, da fließen die Gaben reichlich, und man kehrt zurück gesättigt und getränkt, mit Vorräthen auf einige Monate und mit einer Geldsumme versehen, die zur Deckung der Schulden genügt.

Aber dieser Zustand in Broussan konnte nicht fortdauern, und war keine Antwort auf die Frage: wohin? zu finden. Da stellte ganz unerwartet ein Gutsbesitzer sein Gut bei Beausset von 25 Hectaren (fast 80 württ. Morgen) zur Verfügung. Jetzt hatte das Unternehmen gewonnenes Spiel; es fehlte nicht mehr an Beschäftigung, die drückendsten Sorgen waren beseitigt, auch fand das Waisenhaus nunmehr manche Gönner, und mancher Arme sogar machte der Anstalt Geschenke, so daß der **Abbé** nur selten mehr um Gaben zu bitten brauchte.

Nun aber fiel ein Ereigniß vor, das die kühnsten Hoffnungen übertraf. Ein Mann von wahrhaft christlichem Sinn bot sein Hofgut der Anstalt als Geschenk an. Dieses Gut liegt bei Hyeres, umfaßt 230 Hectaren (circa 730 württ. Morgen), liegt in einer fruchtbaren Gegend und eignet sich vortrefflich zu diesem Zweck. Durch diese erst im vergangenen Jahr erfolgte Schenkung hat zwar die Anstalt ein Vermögen und eine gesicherte Zukunft, aber alle Schwierigkeiten sind nicht überwunden, denn die Kosten der Uebersiedelung, der Einrichtung, das Betriebskapital, alte Schulden lasten schwer auf dem Unternehmen; doch ein Mann, der, um einen edlen Zweck zu erreichen, sich einem entsagungsvollen Leben gewidmet hat, und dem sich in der größten Noth der Finger Gottes so sichtbar gezeigt hat, wird nicht verzagen, und seine edle Saat kann ihm nur edle Früchte tragen.

Doch nun Einiges über die innere Einrichtung. Aufgenommen werden nicht unter 11 Jahre alte vater- und mutterlose Waisen. Drei Schwestern besorgen die Haushaltung und manche Aufsicht über die Kinder. Einige Männer aus dem Bauernstand leiten die Kinder zu den Arbeiten an und besorgen die schwereren Geschäfte. Abbé Vincent ist der Verwalter und Hauptlehrer, er ertheilt den Unterricht in den gewöhnlichen Schulfächern und Landwirthschaft. Kinder, welche sich nicht zu Feldarbeiten eignen, werden in der Haushaltung beschäftigt und zu Schneider-, Schuster- und Bäckerarbeit verwendet. Die ganze Disciplin ist patriarchalisch; es wird keine andere Strafe verhängt, als Entziehung der Belohnungen; diese Belohnungen sind folgendermaßen geordnet: die Kinder unter 14 Jahren erhalten wöchentlich eine kleine Summe, die sich nach ihren Leistungen und ihrem Betragen richtet; nämlich ein Kind, das keine schlechte Note erhält, hat Anspruch auf 40 Centimes, ein Kind mit einer schlechten Note erhält nur 20 Centimes, ein solches mit zwei erhält nur 10 Centimes, die übrigen gar nichts. Vom 14. Jahre an erhalten die Kinder einen bestimmten Monatslohn, von dem sie sich jedoch ihre Kleidung und andere Bedürfnisse selbst bestreiten müssen. Sie erhalten vom 14.—16. Jahr monatlich 6 Frcs., im Alter von 16—18 Jahren 10 Frcs., von 18—21 Jahren 16 Frcs. Ein Kind, das durch schlechte Aufführung seinen Kameraden gefährlich werden könnte, wird zu seinen Verwandten zurückgeschickt oder, wenn es keine hat, den Behörden seiner Gemeinde zugestellt. Ein weggeschicktes Kind oder ein solches, welches die Anstalt vor dem 21. Jahr verläßt, verliert damit jeden Anspruch auf den ihm zu Gut geschriebenen Lohn. Ein Kind dagegen, das im 21. Jahr erst aus der Anstalt austritt, verläßt diese mit einer religiösen, moralischen und intellectuellen Ausbildung, wie wohl kaum die Kinder selbst begüterter Landleute eine solche erhalten, es tritt in die Welt ausgerüstet mit guter Kleidung, und einer Geldsumme, die wohl 500 Frcs. betragen kann, und hat durch seine Erziehung Aussicht auf gutes Unterkommen als Knecht, Gärtner oder selbst als Pächter, überdies findet es in diesem Hause stets ein Asyl in Fällen der Noth oder der Krankheit.

Wenn gleich nur wenige Männer mit solcher Energie und Beharrlichkeit ausgerüstet sein mögen und so viel Gottvertrauen besitzen wie Abbé Vincent, so ist durch diese Anstalt doch die Möglichkeit des Bestehens von Armenwaisenhäusern nachgewiesen, und man lasse sich daher durch mißlungene Versuche nicht abhalten, denselben Gedanken mit erneuter Kraft noch einmal zu versuchen.

(Bl. f. d. Armenwesen.)

Internationale Ausstellung in London.

Im Mai dieses Jahres (1865) wird in London eine **Weltausstellung** eigenthümlicher Art eröffnet, eine Ausstellung von Arbeiten und Producten, welche in Industrieschulen, Besserungsanstalten, Waisenhäusern u. s. w. verfertigt und gewonnen sind. Das Comité der „Reformatory and Refuge Union“ läßt die Aufforderung ergehen an alle Vorsteher derartiger Institute in allen Theilen der Welt, Arbeiten der Mitglieder oder Zöglinge einzusenden zum Zweck der Ausstellung und, wenn gewünscht, zum Verkauf.

Es wird nicht gefordert, daß die Gegenstände zur Ausstellung an sich sehr künstlich, sondern daß sie regelrecht und tadellos gearbeitet seien. Der Reihe nach dieselben namhaft zu machen, ist unmöglich bei der Mannigfaltigkeit der in gedachten Anstalten verfertigten Artikel, und nur um den etwaigen Forderungen an Vollständigkeit zu genügen, möge hier eine Liste der Gegenstände folgen, die auf früheren Londoner Ausstellungen dieser Art vertreten waren und auch bei der diesjährigen internationalen Ausstellung Aufnahme finden.

Wollene und andere Kleidungsstücke und Knabenmützen.
Stiefeln und Schuhe, Galoschen und Holzschuhe.
Besen und Bürsten aller Art und Wichs-Zeug.
Möbel aller Art, besonders Kunst-Tischler-Arbeit.
Zimmermann-, Drechsler- und Stellmacher-Arbeit.
Einfache und Kunst-Druck-Sachen; Buchbinder-Arbeit.
Matten und Taschen.
Mappen, Papp-Kasten &c.
Bilder und Spielsachen.
Ziegel- und Thon-Arbeiten.
Eisenarbeiten.
Böttcher-Arbeiten.
Landwirthschaftliche Producte.
Stroh- und Weiden-Arbeiten, als: Hüte, Körbe &c.
Gesponnene Garne und Gewebe.
Strick- und Filet-Arbeiten, Spitzen, Stickereien und alle anderen Arten von Nadelarbeiten.

Selbstverständlich muß jeder einzusendende Gegenstand Werk eines oder mehrerer Insassen der betreffenden Anstalten und unter Aufsicht des Lehrers oder einer andern Autorität angefertigt sein. Bei Artikeln, welche nur theilweise von den Zöglingen gearbeitet sind, hat der Vorsteher der Anstalt zu bescheinigen, welcher Theil des Werkes von denselben herrührt.

Es steht allen Einsendern frei, ihre Sachen als verkäuflich zu bezeichnen, und ist in diesem Fall der Preis deutlich geschrieben daran zu bemerken. Ausstellern, die in London heimisch oder auch auswärtigen Instituten, welche dort wohnenden Freunden ihre Artikel empfehlen können, bieten sich allerdings Erleichterungen, doch wo solche Vermittelung sich nicht findet, übernimmt das Comité die Verantwortlichkeit, fordert aber dazu eine Liste der eingesandten Artikel nebst Preisbemerkung.

In den Ausstellungsräumen wird für hinreichenden Platz gesorgt sein, damit Zöglinge und Mitglieder der Anstalten auf Wunsch ihre Arbeiten in der Ausstellung selbst vornehmen und den Besuchern derselben zeigen können, wie und was sie arbeiten.

Eine Preis-Medaille wird eigens für diese Ausstellung geprägt und nur für wahrhaft ausgezeichnete Arbeiten verliehen, ohne Rücksicht auf die Gattung derselben, oder ob das Institut, welches das Werk einsandte, heimisch oder ausländisch. — Mit der Medaille zugleich wird eine zierliche Karte ausgegeben, worauf die Gründe und Bedingungen jener Auszeichnung bemerkt sind.

Zur Verleihung der Medaillen wird ein Comité von Preisrichtern ernannt, und zwar in einer Zusammensetzung, welche geeignet sein wird, das Vertrauen der englischen wie der fremden Instituts-Vorstände zu gewinnen.

Die Ausstellung wird stattfinden in der Agricultur-

Halle (Agricultural Hall), Islington, der Tag des Beginns ist noch nicht bestimmt, dürfte indeß in die zweite Woche des Mai fallen.

Die Ausstellung soll mit einer Festlichkeit beginnen, worüber das Nähere später bekannt gemacht werden wird. Als charakterisirenden Zug derselben bezeichnen wir einen Chor, gesungen von tausend Kindern verschiedener Institute.

Zur Erinnerung an die Ausstellung ist die Herausgabe eines kleinen Buches beabsichtigt, welches eine Beschreibung der Ausstellung, eine Gesammt-Uebersicht der Gegenstände, so wie kurze Berichte über die dort vertretenen heimischen und fremden Institute enthalten soll. Um zur Vervollständigung derselben beizutragen, mögen alle Institute, die an der Ausstellung sich zu betheiligen wünschen, ihre neuesten Jahresberichte und andere dem Zweck dienende Papiere einsenden.

Die Institute, welche Artikel zur Ausstellung senden wollen, haben möglichst bald sich zu wenden an Mr. A. O. Charles, Secretair, Reformatory and refuge Union, 26. Suffolk-Street, Pall Mall East, London, S. W., und ihre Meldung zu machen. Diese muß enthalten:

1) Die Beschreibung der auszustellenden Artikel.
2) Wie viel Front-Raum sie einnehmen werden, auf drei Fuß Tiefe zu rechnen. (Für Auslegetische, Wandraum oder aufrechte Ständer wird je nach Bedarf gesorgt.)
3) Ob die Mitglieder der Anstalt im Ausstellungslokal bei ihrer Arbeit sich zeigen wollen, von welcher Art diese Arbeit, und wie viel Raum zu der Werkstatt gehört?

Am ersten Mai spätestens müssen alle auszustellenden Artikel in der Agricultur-Halle eingeliefert sein.

Weitere Instructionen, betreffend genauere Bestimmungen über die Ausstellung, die Eröffnungsfeier u. s. w. werden im Laufe des März denjenigen Anstalten zugehen, welche bis dahin sich als Theilnehmer der Ausstellung gemeldet.

Die Anzeige ist unterzeichnet von dem Bevollmächtigten des Comité's: A. O. Charles, Secretair.

London, Januar 1865.

Fürsorge für Fabrikarbeiterinnen.

Der Fabrikant Dolfus zu Mühlhausen im Elsaß, welcher mit Leidwesen eine große Sterblichkeit unter den kleinen Kindern der in seiner Fabrik arbeitenden Frauen bemerkt hatte, führte vor einiger Zeit als Regel ein, daß Wöchnerinnen bei ihm, ohne Abzug an ihrem Lohne, sechswöchentlichen Urlaub erhalten, um ihren neugeborenen Kindern die nöthige Aufmerksamkeit schenken zu können.

Diese wohlthätige Maßregel hatte den glücklichen Erfolg, daß die Sterblichkeit alsbald von 36 auf 25 Prozent sank, und obgleich der damit verbundene Verlust für die Fabrik in einem Jahre 8000 Franken betrug, so haben andere Fabrikanten Mühlhausen's das von Herrn Dolfus gegebene löbliche Beispiel nachgeahmt.

Durch diese Vorgänge aufmerksam gemacht, haben, wie die Elberfelder Zeitung schreibt, die Inhaber der Firma Wolff, Schlafhorst und Brüe in M. Gladbach bei angestellten Untersuchungen gefunden, daß unter andern eine ihrer Fabrikarbeiterinnen nach der Niederkunft sehr bald wieder zur Arbeit gekommen ist und seit dieser Zeit ihre frühere Gesundheit verloren hat. In Folge dessen wurde von den Fabrikherren im Einverständnisse mit dem Vorstande der Krankenkasse beschlossen:

„Verehelichte Fabrikarbeiterinnen sind verpflichtet, nach ihrer Niederkunft für die Dauer von 6 Wochen zu ihrer und des Kindes Pflege von der Arbeit zurück zu bleiben; es wird ihnen für diese Zeit die Hälfte des bisherigen Lohnes von dem Fabrikherrn, die andere Hälfte gleich den erkrankten Arbeitern aus der Krankenkasse der Fabrik gezahlt. Für diesen Zeitraum ist ihnen nur die leichte häusliche Arbeit gestattet und sie sind jedes Anspruchs auf fernere Unterstützung verlustig, sobald sie bei anderen z. B. Gartenarbeiten betroffen werden."

Möchte diese heilsame Maßregel in allen Fabriken, wo Frauen beschäftigt werden, Eingang finden.

Statistisches.

Im Krankenhause der brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens zu Jüterbogk sind im Laufe des 9. Verwaltungsjahres, vom 1. October 1863 bis ultimo September 1864: 75 Kranke und zwar: 45 Männer (darunter 10 Soldaten von der Armee in Schleswig), 15 Frauen und 15 Kinder verpflegt worden.

Davon wurden entlassen: geheilt 41, gebessert 6, ungeheilt 8, gestorben sind 4 und ultimo September 1864 in der Behandlung verblieben 16.

An Verpflegungstagen wurden gewährt: 1143 à 7½ Sgr., 820 à 5 Sgr., 2181 à 3 Sgr., 284 à 2½ Sgr. und unentgeltlich 2228, zusammen: 6656 (durchschnittlich täglich $18\frac{88}{365}$).

Die Ausgaben betrugen . 1802 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf.
An Verpflegungsgeldern, sowie aus der Hausbüchse und an Geschenken wurden eingenommen 633 „ 27 „ 7 „
so daß aus der Kasse der Genossenschaft . . . . 1168 Thlr. 4 Sgr. 11 Pf.
zugeschossen worden sind (165 Thlr. 10 Sgr. 10 Pf. weniger als im Vorjahre).

Jeder der 6656 Krankenverpflegungstage hat sonach gekostet ca. 8 Sgr. 1½ Pf. (ca. 1 Sgr. 3 Pf. weniger als im Vorjahre).

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 45.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 8. Berlin, den 22. Februar 1865. **Nr. 8.**

Theodor Herwarth von Bittenfeld, Oberst a. D., Ehrenritter seit 1847, † zu Berlin 14. Februar 1865.

Anscharius, der Apostel des Nordens.

Am 3. Februar dieses Jahres feierten Hamburg und der ganze Norden das Andenken eines Mannes, der den Grund alles christlichen und kirchlichen Lebens der Länder jenseits der Elbe gelegt hat. Wir meinen **Anscharius**, dessen tausendjähriger Todestag auf diesen Tag fällt.

Tausend Jahr! Wie viele Geschlechter haben seitdem gewechselt. Wie viel Freud' und Leid ist zur Ruhe gebracht, wovon die Nachwelt längst nichts mehr ahnt! Selbst die historischen Gestalten jener Zeit erscheinen uns fast wie Schatten einer grauen Vorzeit, deren einstiges Dasein keinen Einfluß auf die Gegenwart mehr ausübt. — Alles, was Menschenhände zu jener Zeit geschaffen, es ist längst in Atome aufgelöst, und kein Haus, von Menschenhand gebaut, giebt mehr Zeugniß von dem Walten derselben. Alles ist vergangen, alles Alte ist neu geworden, und andere Anschauungen, andere Hoffnungen und Wünsche haben die Herzen der Menschen erfüllt. — Ein neues regeres, ja fast leidenschaftliches Leben und Streben geht durch die Welt, und fast ist es, als habe die Schnelligkeit des Gedankens sich auch der Materie mitgetheilt und eile verkörpert als Telegraph, Photographie, Locomotive durch die Räume dieser Zeit, weil er erschrecke vor der Masse des Stoffes, der noch zu verarbeiten, vor der Aufgabe, die noch solle vollendet werden bis zum Tage des jüngsten Gerichts! Und doch giebt es Momente selbst im regsten Leben der Menschen, wo eine ganze Nation, ja wo ganze Völker anhalten, um auf die Vergangenheit zurückzublicken, und wie bei dieser Festfeier mit ahnendem Blick das Wort zu begreifen: „denn tausend Jahr sind vor ihm wie ein Tag!"

„**Ein Tag.**" Ja es war Tag, denn der Tag bricht an, wenn das Licht erscheint, und tausend Jahr hat der Tag jetzt gewährt, seit den nordischen Völkern das Licht erschienen ist.

Alles ist vergangen, das Licht ist geblieben! Alles andre ist vergessen, verschmerzt, verhallt, das Wort Gottes ist geblieben und leuchtet fort auf unserm Wege, leuchtet den Gläubigen und den Ungläubigen, leuchtet den Weisen und den Thörichten! —

Alle Wissenschaft ist neu geworden, und alle Philosophie hat viele Male ein anderes Kleid angezogen; — unzählige Geister haben die ewige Wahrheit gesucht und nicht gefunden, weil sie vorwärts blickten und auf eine neue Gestaltung des Wortes Gottes hofften, anstatt zurückzublicken auf die tausend Jahre, wo uns gepredigt ward: „Jesus Christus gestern und heut und derselbige auch in Ewigkeit!" —

Anscharius Jugendzeit fällt in die Regierung Karl's des Großen, der nach Unterwerfung der Sachsen die Elbe überschritt und sich das jenseitige Land von der Trave und Schwentine bis zur Eider unterwarf. Er baute zum Schutz des Landes zwei Burgen, die den Grund zu dem späteren Hamburg, derzeit Hammerburg, und Itzehoe gelegt haben, und beabsichtigte in ersterem Ort einen Mittelpunkt zur Verbreitung des Christenthums und alles geistigen Lebens im Norden zu gründen, zu welchem Ende er dort auch eine Kirche bauen ließ. Aber der Tod störte ihn in der Ausführung weiterer Pläne, und wichtiger noch als seine Regierung ward für den Norden die Regierung seines Sohnes, des Kaisers Ludwig. Dieser ließ durch Ebbo, den Erzbischof von Rheims, in Holstein eine Kirche sammt Kloster anlegen, und durch denselben das Evangelium verkündigen, aber der Erfolg war ein so geringer, daß kaum eine Spur von christlichem Leben sich fand.

Erst dem Anscharius war es vorbehalten, die frommen Absichten der beiden Kaiser in wirklich fruchtbringender Weise auszuführen, und sein Leben und Wirken gehört nicht nur zu den interessantesten Erscheinungen jener Zeit, sondern ist auch von dem unverkennbarsten Segen des Herrn begleitet; darum ist beides wohl werth, dem Andenken der Nachwelt erhalten zu bleiben.

Anscharius wurde den 9. September 801 in Corvey in der Picardie geboren und war der Sohn eines Adligen, der am Hofe Kaiser Karl's lebte. Früh verlor er seine Mutter, die als eine sehr fromme Frau den ersten Keim der Christusliebe in sein Herz gelegt, und im fünften Lebensjahr wurde er dem Abt des Benediktinerklosters von Alt-Corvey, dem vortrefflichen Adelard oder Adelhard zur Erziehung übergeben. Adelhard war ein Neffe Karl's

des Großen und besaß in hohem Grade das Vertrauen seines großen Onkels, der oftmals gefangene Sachsen in dies Kloster schickte, um sie zum Christenthum bekehren zu lassen.

Daß Adelhard ein ausgezeichneter Mann gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß ihn die Mit- und Nachwelt den Augustinus seiner Zeit nannte.

Zu diesem kam denn auch Anscharius, und der Einfluß eines so vortrefflichen Mannes auf ein empfängliches Gemüth, wie sein junger Schüler besaß, war sicher kein geringer.

Schon früh lebte in Anscharius ein ernster und auf's Höhere gerichteter Sinn, der durch wunderbar lebhafte Träume theils hervorgerufen war, theils später Nahrung fand. Auch der Tod Karl's des Großen, der kurz vorher das Kloster Corvey besucht hatte, wirkte erschütternd auf ihn, indem derselbe ihm den Wechsel aller Dinge und die Vergänglichkeit auch der größten irdischen Herrlichkeit klar vor die Seele führte. Immer mehr und mehr fühlte er in sich den Beruf, für's Reich Gottes zu leben und zu wirken, und selbst die wunderbarsten Traumgebilde riefen in ihm keine poetische oder überspannte Richtung hervor, sondern machten ihn nur immer fester in der Ueberzeugung seiner Bestimmung für's Leben, und ließen ihn klar und nüchtern in Gehorsam, Gebet und Arbeit die rechten Mittel zur Erreichung seines Ziels sehen. Schon mit 15 Jahren ward er als Mönch eingekleidet, und mit 20 Jahren war er selbst Rector an der Klosterschule von Neu-Corvey*), wobei es ihm gestattet war, das Evangelium zu predigen und zu verkündigen. Mühsam und ernst war die Zeit seines Klosterlebens, aber in innerster Seele war sein Ziel das, „der Märtyrerkrone dereinst würdig zu werden," und nichts vermochte ihn zu schrecken oder abzuirren. Wohl geht ein leiser Zug von Werkheiligkeit durch sein Leben, aber dennoch ist es sehr anzuerkennen, daß unter der schon beginnenden Verdunkelung des christlichen Glaubens eben Anscharius gleich Luther den Mittelpunkt des Evangeliums zu fassen vermochte, und sich unter dem Gewicht seiner Sünden zu Boden gedrückt fühlte, bis ein Traum, wo Christus selber ihm erschien und ihm Vergebung aller seiner Sünden mit den Worten verhieß: „Sei ohne Furcht, ich bin's, der Deine Vergehung tilgt", bis dieser Traum ihm Ruhe und Frieden gab und ihn lehrte, daß gerade dies Wort das Heil aller Völker sei!

Unter dem jütischen König Hemming hatten die Dänen mit Ludwig dem Frommen ein Bündniß geschlossen, in Folge dessen die Unterdrückten nun bei ihm Zuflucht und Beistand suchten. Zu diesen gehörte auch Harald Klak, der als landesflüchtiger König schon zum zweiten Male bei dem Kaiser Hülfe suchte und auch die Zusage solcher, aber diesmal unter der Bedingung empfing, daß er mit seinem ganzen Hofe sich solle taufen lassen. Der König war hierzu bereit, und diese Taufe ward zu Ingelheim im Jahr 826 vollzogen. Der Kaiser selber war Pathe und schenkte dem Harald mehrere Landschaften in einer Gegend Frieslands; dagegen mußte Harald sich als Vasall des Kaisers bekennen.

Kaiser Ludwig, der wahrscheinlich an die Taufe Harald's die Hoffnung knüpfte, durch sein Beispiel einen großen Theil Schleswigs für das Christenthum zu gewinnen, sah sich jetzt nach einem Manne um, welcher die neu empfangenen Lehren in dem Herzen des Königs und seiner Familie befestigen und zum Segen für Andere machen könne. Zugleich wünschte er in solchem Seelsorger des Königs auch einen Priester für das Volk zu finden, der aus innerem Eifer für's Christenthum die damit verknüpften Gefahren zu überwinden vermöchte. Nicht leicht eignete sich hierzu ein Mann mehr als Anscharius, und es war der Abt Walo, der denselben dem Kaiser vorschlug. Nach reiflicher Selbstprüfung, die der Kaiser ihm besonders an's Herz legte, sprach er seine Bereitwilligkeit aus, da er in diesem Antrag die Stimme Gottes immer klarer erkannte. Alle Bemühungen seiner Freunde, ihm von dieser gefährlichen Unternehmung abzurathen, blieben ohne jeglichen Erfolg; im Gegentheil bewirkte sein frommer Eifer, daß ein Freund von ihm, Aulbert, auch der Sohn eines vornehmen Mannes, sich ebenfalls für die Missionssache des Nordens begeisterte und sich ihm auf seiner Reise anzuschließen wünschte. Der Kaiser, hierüber erfreut, rüstete Beide mit allem Erforderlichen aus, und im Jahr 827 traten sie in Gesellschaft des Königs ihre Reise an.

In Köln erhielt Anschar von dem Bischof Hadebald ein schönes Schiff zum Geschenk, eins der ersten, das mit Cajüten versehen war, und dies Schiff gefiel dem König so sehr, daß er wünschte, auf demselben die Ueberfahrt zu machen; und diese gemeinsame Reise trug viel zur näheren Verständigung des Königs mit Anscharius bei, da es bald genug klar an den Tag trat, wie der Uebertritt Harald's nur ein äußerlicher, von keinem inneren Moment geleiteter gewesen war.

In Schleswig angelangt, wählten sie das damalige Hethebye an der Schlei zu ihrem Wohnsitz, weil diese Stadt, die spätere Stadt Schleswig, schon derzeit in lebhaftem Verkehr mit allen Gegenden des Nordens und Norddeutschland stand. Hier errichteten die beiden Priester eine Missionsschule, um künftige Geistliche zu bilden; sie reisten im Lande umher, lehrten, tauften und kauften Gefangene los, um sie zum Dienst des Christenthums zu erziehen. Und mächtig wirkte beides, Lehre und Beispiel, denn, heißt es aus jener Zeit, die Zahl derer, die in Christo selig zu werden wünschten, mehrte sich von Tage zu Tage!

König Harald, der ihnen ein Schutz hätte sein sollen, mußte freilich bald wieder der Uebermacht seiner Feinde weichen; aber dennoch litt das Missionswerk hierunter nicht, da Anscharius selbst den heidnischen Fürsten

*) Neu-Carvey (Corbeia nova) wurde unter Ludwig dem Frommen als Calonie des Klasters Corvey in Westfranken (in der späteren Picardie), an der Weser durch Bischaf Adelhard 822 gegründet. Es war hiee eine der wichtigsten Pflanzstätten deutscher Cultur, und bewahrt die dort noch jetzt bestehende Bibliothek wichtige Annalen des Mittelalters. 1794 wurde es 5 Quadratmeilen groß mit 10,000 Einwohnern zum Bisthum erhoben; 1807 kam es an Westphalen und 1815 an Preußen. 1822 wurde es zum Mediat-Fürstenthum erhaben und auf den Landgrafen Victar Amadeus van Hessen-Rheinfels-Rotenburg übertragen, der dasselbe bei seinem Tade den Neffen seiner zweiten Gemahlin, den Prinzen Victar und Cladwig zu Hahenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, durch testamentarische Bestimmung hinterließ. In Falge Vertrages, den beide Erben am 12. Februar 1846 schlossen, kam das Fürstenthum Corvey an den ersteren, den jetzigen Herzag Victar van Ratibar und Fürsten van Carvey, Prinzen zu Hahenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst.

ein solches Vertrauen einzuflößen wußte, daß sie der Predigt des Evangeliums nichts in den Weg legten. Seine persönliche Beredtsamkeit und wohlangebrachten Geschenke unterstützten ihn hierin.

Nach einem Zusammenleben von drei Jahren mußte Aulbert Kränklichkeit halber nach dem Kloster Corvey zurückkehren, wo er im Jahr 830 starb. Was Anschar an ihm verlor, ist leicht zu ermessen. Zwei Jahre später berief ihn der Kaiser zu sich, um ihm einen neuen Auftrag zu geben. Es hatte sich nämlich der König Björn von Schweden an den Kaiser mit der Bitte gewandt, auch ihm für sein Volk Verkündiger des Evangeliums zu senden, da der Ruf der neuen Lehre bereits zu ihnen gedrungen war. Wiederum erschien Niemand dem Kaiser geeigneter als Anscharius, und dieser folgte auch mit Freuden dem neuen Rufe, und nachdem er in Hethebye den Bruder Gislemar in seine Thätigkeit eingeführt hatte, trat er mit seinen Begleitern die Reise nach Schweden an.

Aber unterwegs wurden sie von Wickingern (d. h. dänischen Seeräubern) überfallen, die ihnen ihre ganze Habe nahmen, so daß sie fast nackt an der Küste Schwedens ankamen, und weil auch ihr Schiff gestrandet oder geraubt war, nun unter den größten Mühseligkeiten eine weite Landreise unternehmen mußten. Am meisten beklagt Anscharius eine kostbare, aus 40 Bänden bestehende Bibliothek, im Uebrigen verließ ihn sein Gottvertrauen keinen Augenblick, und mit Muth und Ausdauer überwand er sammt seinen Gefährten alle sich ihm entgegenstellenden Gefahren und Hindernisse. Freudig ward er am Hofe aufgenommen, obschon auch die werthvollen Geschenke Ludwigs an den König bei dem Ueberfall waren verloren gegangen, und seine nun beginnende Thätigkeit unter den Heiden hatte auch hier einen so außerordentlichen Erfolg, daß, als er nach ein und einem halben Jahre zum Kaiser zurückkehren mußte, er eine blühende Gemeinde in der Hauptstadt zurückließ und sich überall auf dem Gebiet der Kirche in Schweden ein frisches fröhliches Leben regte.

Der Kaiser, außerordentlich erfreut über dies fröhliche Gelingen, hatte eben jetzt den Entschluß gefaßt, in Hamburg ein Erzbisthum zu errichten, und in dankbarer Anerkennung aller Verdienste Anschars ernannte er denselben 831 zum Erzbischof daselbst. Pabst Gregor bestätigte beides, das Erzbisthum und die Wahl des Ansacharius, beschenkte diesen bei seiner persönlichen Anwesenheit in Rom mit dem Pallium und ernannte ihn zu seinem Legaten in den Ländern der Dänen, Schweden und Slaven.

Der gegenwärtige Wirkungskreis des Ansharius war von ungeheurem Umfang, denn es lag ihm ja nicht nur das geistliche Wohl der Stadt Hamburg auf der Seele, sondern er mußte auch die Leitung der bekehrten Länder in der Hand behalten und neue Missionsstationen gründen. Unermüdlich war er thätig, aber vor allen Dingen gründete er, wo es irgend anging, Missionsschulen, und am liebsten aus Kindern losgekaufter Gefangenen, die er großentheils auf eigene Kosten in dem Kloster Turholz in Flandern erziehen ließ, indem dies Kloster ihm wegen fehlender Einkünfte des Erzbisthums zum Unterhalt angewiesen worden war. Auch in Hamburg gründete er Klöster, Schulen und eine Büchersammlung, und der persönliche Einfluß eines Mannes, der in Gesinnung und Leben die Liebe Christi repräsentirte, war von der allergrößesten Tragweite. So versprach Alles die beste Frucht, als plötzlich die Stadt Hamburg 837 von dem jütischen König Erich zur See angegriffen wurde, der mit einer Flotte von 600 zwar kleinen Schiffen in der Elbe erschien.

Ludwig der Fromme war 840 gestorben, und die Streitigkeiten seiner Söhne waren wenig geeignet, dem Bekehrungswerk im Norden den früheren Schutz und Beistand zu gewähren. Schon längere Zeit war es dem Ansharius unsäglich schwer geworden, sein Werk in alter Weise fortzusetzen, Sklaven loszulaufen, Wohlthaten auszutheilen und Missionsschulen zu unterhalten. Er hatte dies zuletzt größtentheils aus den Einkünften des Klosters bestritten, aber als Flandern bei der Ländertheilung Carl dem Kahlen zufiel, da gerieth er selber in die größte Dürftigkeit und mußte zum Theil sein Brot durch die Arbeit seiner Hände verdienen. Diesen an sich schon unglücklichen Zeitpunkt wählten nun die Dänen, um Hamburg zu zerstören, wo sie auf fast keinen Widerstand stießen, denn obschon Ansharius in heldenmüthiger Vertheidigung that, was irgend möglich war, so war die Furcht vor den Wickingern doch so groß, daß er nur geringe Unterstützung bei den Einwohnern fand, die ihr Heiligthum verließen und in eiliger Flucht ihr Leben zu sichern suchten. So blieb ihm denn auch selber nichts anderes als die Flucht, und er floh mit einigen Getreuen nach Bremen, wo sie beim Bischof Landerich auf Aufnahme hofften; aber dieser, längst neidisch auf die Erhebung des Anschar zum Erzbischof, wies die Unglücklichen mit Härte ab. Verlassen und hilflos irrten sie jetzt umher, als eine fromme Edelfrau Ikia im Lüneburgischen von seiner Lage hörte und ihm eins ihrer Güter mit Namen Ramsola zum Geschenk machte. Hier richtete er nun wieder ein Kloster ein, welches lange unter demselben Namen fortbestanden hat.

In Hamburg war indeß jedes äußere Zeugniß seines Werkes zerstört und vernichtet, Kirche, Schulen, Bibliothek ein Raub der Flammen geworden, und die Gemeinde geflohen. Erst Ludwig der Deutsche, nachdem er mit seinen innern Angelegenheiten in's Reine gekommen, nahm sich der Mission wieder an und vereinigte Hamburg und Bremen zu einem Erzbisthum, welches 858 vom Papst bestätigt ward, und Anschar nahm jetzt seinen Sitz in Bremen.

Auch von diesem Kaiser mit wohlverdientem Vertrauen geehrt, mußte Anschar den Unterhändler zwischen ihm und dem dänischen König Erich machen, und es gelang ihm, bei dieser Veranlassung dem König das Christenthum nahe zu bringen, so daß dieser die Erlaubniß gab, in Schleswig eine Kirche zu bauen; der Sage nach soll dies die gegenwärtige Kirche in Haddebye sein, doch ist dies nach sichern Nachrichten ein Irrthum und die gegenwärtige Kirche im eilften Jahrhundert aufgeführt.

Während dieser langen Zeit, wo die Kirche brach gelegen, war auch in Schweden wieder viel von dem ursprünglichen Geist verloren gegangen und sogar dort eine große Christenverfolgung ausgebrochen. Als Anschar sich nun auf den Weg machte, dort das Christenthum wieder herzustellen, war es der König Erich selbst, der ihm einen Empfehlungsbrief mitgab, in welchem er aus-

sprach, daß er nie einen frömmeren und würdigeren Mann als diesen Erzbischof Anscharius kennen gelernt habe, und daher den König von Schweden bitte, ihm dieselben Rechte einzuräumen, die er bereits in Dänemark zugestanden. So ward Anschar denn auch auf's neue Lehre und Predigt freigegeben, und auf einer großen von ihm berufenen Volksversammlung sprach sich zu seiner Freude auch fast die ganze Bevölkerung für die Christenlehre aus, und war man bereit, selbst in den entferntesten Gegenden Kirchen und Klöster zu bauen. Der König selber und viele Großen seines Reiches ließen sich taufen, und über ein Jahr ward Anscharius dort zurückgehalten.

Als Anscharius jetzt wieder nach Schleswig zurückkehrte, fand er dort sein Werk wieder zerstört. Der König Erich war in einer Schlacht gefallen, und sein Sohn Erich, „das Kind" genannt, hatte die Kirche schließen lassen und sogar eine Verfolgung gegen die Christen begonnen. Wieder war es Anscharius, der die Kraft des Wortes gegen diesen geltend zu machen wußte, und sein Sieg war so vollständig, daß er nicht nur Gottesdienst und Schule wieder herstellen durfte, sondern sogar Erlaubniß erhielt, auch in Riepen eine Kirche zu bauen, an der sein Schüler und Freund Rembert angestellt wurde.

So trug überall, wohin Anscharius kam, das lebendige Wort Gottes den Sieg über veraltete Vorstellungen und den schon in sich zerfallenen Götzendienst davon. Nicht Gewalt, sondern Liebe, nicht Zwang, sondern freie Ueberzeugung bahnte ihm den Weg.

Anscharius selbst wird in seiner Lebensweise nicht nur einfach geschildert, sondern sein Leben war auch reich an Entsagungen und Bußübungen. Er trug stets ein härenes Hemd und lebte nur von Brod, Wasser und Gemüsen. Die Legende erzählt, daß sich mehre Male sein Trunk Wasser in Wein verwandelt habe, während er zuvor für Anderer Nothdurft sorgte, um dann erst an sich selber zu denken. Bei aller eigenen Entbehrung aber soll er immer Geld für die Armen bei sich getragen, und somit auch die Lehren geübt haben, die er predigte!

Nach so vielen Mühen, Anstrengungen und Beschwerden fühlte Anscharius jetzt, nach fast 40jähriger Wirksamkeit, seine Kräfte schwinden und sein Ende herannahen; demungeachtet bezeichnete noch die Gründung dieser Klöster, Missionsschulen und Hospitäler für Arme und Reisende, so wie immerwährende Fürsorge für seine weit verbreitete Gemeinde den Abend seines Lebens. Nicht weit von Bremen ließ er sich eine Zelle bauen, wo er dann und wann von seinen Arbeiten ruhte und sich ganz ungestört frommen Betrachtungen hingab. Die größte Freude seines Alters war, daß es ihm durch dringende Fürbitte und Ermahnung gelang, in Holstein die Fesseln derer zu lösen, die von ihrem Herrn als Kriegsgefangene in herber Sclaverei gehalten wurden. Obgleich er mehr gethan und geleistet als leicht irgend ein anderer Christ sich rühmen dürfte, so quälte er sich doch fortwährend mit dem Gedanken, noch lange nicht genug gethan zu haben. Vergeblich suchten seine Freunde ihn zu beruhigen und zu trösten, er empfand keinen Frieden, bis wieder ein Zeichen des Herrn ihm die Beruhigung gab, daß kein menschlicher Zweifel die ewige Gnade umstoßen könne.

Im 64sten Jahr erkrankte er, ließ den Festtag der Maria in seinem Hause noch einmal festlich begehen, den Armen ein Mahl bereiten, auf den Altären Kerzen anzünden und ermahnte dann zum letzten Mal die Freunde, die trauernd sein Bett umstanden, zur Treue und zur Ausdauer im Dienst des Heilandes. Er betete mit ihnen, sprach das Glaubensbekenntniß mit ihnen und beschloß die Feier durch Anstimmen des ambrosianischen Lobgesangs. Am andern Morgen, den 3. Februar 865, nahm er das Abendmahl, und seine letzten Worte waren Gebete um Gnade und Vergebung, sein letztes Gebet der Psalm 25, 6 u. 7: „Gedenke Herr an Deine Barmherzigkeit", und mit zum Himmel gerichtetem Blick ging er zum ewigen Frieden ein.

Die Kirchen, die er in Holstein gegründet hat, sind wahrscheinlich die von Schenefeldt, Heiligenstädten, Bramstädt, Hellinghusen und Neumünster; jedoch sind die gegenwärtigen steinernen Kirchen alle nicht mehr die von ihm erbauten.

Bewahrt ist sein Name nur in dem kleinen holsteinischen Dorf Willenshaaren (Villa Anscharis), nachdem die Hamburger Anchariuskirche längst zerstört ist. Die Katholiken haben ihn unter ihre Heiligen aufgenommen, wir aber wollen sein Andenken bewahren als einen der treuesten Zeugen, dessen sich die Kirche in ihren ersten Anfängen hat rühmen können. n.

Die kirchliche Mission Rußlands in Peking.

(Schluß.)

Ein Schotte, John Bell von Antermony, welcher während der Regierung Peters des Großen eine russische Gesandtschaft als Arzt nach Peking begleitete, lieferte genaue schriftliche Mittheilungen seiner Zusammenkünfte mit den Nachkommen der gefangenen Kosaken von Albazin, und erzählt die Ereignisse der Belagerung und Gefangennehmung übereinstimmend mit den hier von uns gegebenen Mittheilungen.

Zur Zeit, als Mr. Bell in Peking sich aufhielt (1720), waren die Abkömmlinge der Albaziner seiner Aussage nach sehr zahlreich und den Russen, ihren Landsleuten, als Unterhändler sehr nützlich.

Zugleich mit den übrigen Bewohnern Albazin's war auch deren Priester, Dimitri, nach der Hauptstadt China's gebracht worden. Ihm und seinen Glaubensgenossen ward gestattet, ihre Weise der Gottesverehrung beizubehalten, und ihnen ein alter Buddhisten-Tempel zur Kirche eingeräumt. Wahrscheinlich verwaltete Dimitri lebenslang ungehindert sein christliches Priesteramt, denn erst nach seinem Tode ward ein Nachfolger aus Rußland an seine Stelle gesandt und der Ansiedlung überhaupt die Gestalt gegeben, welche sie bis heutigen Tages behielt. Es geschah in folgender Weise:

Die vorerwähnte Gesandtschaft, von St. Petersburg abgeschickt, um mit den chinesischen Bevollmächtigten die Grenz-Frage zu erledigen, war zugleich ermächtigt, alle Angelegenheiten, welche auf die künftige Stellung der Albaziner-Gefangenen bezüglich, zu ordnen. Die Verhandlungen kamen zu friedlichem Abschluß, und unter

Andern war in dem zwischen Rußland und China geschlossenen Vertrage festgesetzt, daß die in chinesische Gefangenschaft gerathenen Russen in Peking bleiben, doch daß ihnen als griechisch-russischen Christen eine neue Kirche ausgestattet werden dürfe zum Gottesdienst nach den Gebräuchen ihrer Religion; zweitens, daß von Rußland aus Priester und andere Geistliche nach Peking gesandt werden dürften zum Dienst in der dortigen Kirche; drittens, daß eine gewisse Zahl Studirender die Priester begleiten solle, da es wünschenswerth sei, Männer zur Verfügung zu haben, die, der chinesischen und der Mandschu-Sprache mächtig, bei künftigen Verhandlungen zwischen den Russen und ihren Freunden, den Chinesen, die Unterhändler abgeben konnten; viertens, daß den Mitgliedern der Mission gestattet sei, nach Ablauf von zehn Jahren nach Rußland zurückzukehren, um einem neuen Corps von Priestern und Sprachforschern Platz zu machen.

Die chinesischen Bevollmächtigten gaben ihre Zustimmung zu diesen Artikeln, und so wurden von Rußland aus das vorige Jahrhundert und die Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts hindurch ununterbrochen Geistliche nach der Hauptstadt China's geschickt, welche dort die bestimmte Zeit blieben, bis sie von neuem abgelöst wurden.

Dem Vertrage zufolge sollte die russische Mission aus sechs Geistlichen, d. h. dem Archimandriten und fünf Priestern untergeordneten Ranges bestehen; ersterem lag die Pflicht ob, abwechselnd in dem Kloster zur Reinigung Mariä und in der Kirche zur Himmelfahrt Mariä*), die in demselben Stadttheil lagen, Gottesdienst zu halten. Den Priestern waren vier weltliche Missionsmitglieder beigesellt, jene Studirende, deren Aufgabe darin bestand, die Kenntniß der chinesischen und der Mandschu-Sprache, so wie des chinesischen Lebens und Geschäfts-Verkehrs sich anzueignen.

Sämmtliche Glieder der Mission wohnten in dem sogenannten Kouan, einem großen Gebäude, dessen einer Theil, unter dem Namen des Gesandtschaftshofes bekannt, von der chinesischen Regierung jetzt neu ausgebaut ist. Der andere Theil enthält das russische Kloster.

Der Verkehr zwischen dem russischen Ministerium des Auswärtigen und dem Tribunal zu Peking bot indeß immer noch Schwierigkeiten genug, um die den Missionairen zum Aufenthalte dort bestimmte Frist von zehn Jahren zuweilen bedeutend zu verlängern. So kamen z. B. die Mitglieder der neuen Mission, welche zur Ablösung der 1808 nach Peking gegangenen bestimmt waren, erst 1820 in der Grenzstadt Kiachta an.

Der chinesischen Regierung kostet der Unterhalt der russischen Mission jährlich 1000 Silberrubel und 9000 Pfd. Thee, der russischen Regierung 16,000 Silberrubel; von dieser Summe werden 1000 Rubel entnommen für Unterricht der jungen Albaziner, welche in Peking leben, der Abkömmlinge der tapferen Kosacken.

Die Gefangennehmung derselben und ihre gezwungene Niederlassung in Peking legte den ersten Grund zur Einführung der griechisch-katholischen Religion in China, wo sie stets sich treu, obgleich nicht zahlreiche Anhänger hat. Stirbt ein Priester, so wird ein anderer aus Sibirien an seine Stelle berufen, welcher, wie sein Vorgänger, nur seine eigene kleine Heerde hütet und sich nicht darum kümmert, Proselyten zu machen. Diesem abgeschlossenen, in sich begnügten Sinn hatten die griechisch-katholischen Priester im chinesischen Reiche es zu verdanken, daß sie unschädlich erachtet und nicht belästigt wurden von den römisch-katholischen, deren unermüdliche Bekehrungsversuche bekanntlich nicht erfolglos blieben.

Daß es der russischen Regierung gelang, die Gefangennehmung russischer Unterthanen durch die Chinesen als Grund zu benutzen, um festen Fuß zu fassen in jenem Lande, macht ihrer Politik alle Ehre. Der Vorschlag der Mission, Studirende abzugeben, war fein ersonnen und dabei richtig gerechnet auf den Stolz der Chinesen, welche sich geschmeichelt fühlten bei dem Gedanken, daß Fremde nach Peking kamen, ihre Sprache zu lernen und von der Weisheit ihrer Bücher und ihrer Gelehrten zu profitiren. Hätten die Russen begehrt, in China sich als Lehrer niederlassen zu wollen, so wären sie mit Verachtung zurückgewiesen worden. Uebrigens lag es wohl in der Absicht der Russen, den Chinesen eine vortheilhafte Meinung beizubringen von der christlichen Religion durch den Bau einer mit auserlesenen Gemälden geschmückten Kirche, durch die prachtvollen Amtsgewänder der Priester rc.

Georg Timkowski, ein Kosackenoffizier, der im Jahre 1820 die neuen Missionsglieder von St. Petersburg nach Peking geleitete, spricht in einer auf diese Reise bezüglichen Schrift sich folgendermaßen aus:

„Heut empfingen die Priester der neuen Mission von ihren Vorgängern die zum Kirchendienst gehörenden Kleider und Geräthe. Zwei sehr schöne werthe Priester-Gewänder waren darunter, die meisten indeß sehr abgetragen.

Im Interesse der Würde der Kirche und des russischen Namens wäre zu wünschen, daß unser Gotteshaus in Peking mit neuen, geschmackvolleren Ornamenten ausgestattet würde. Mehrere Bildnisse sind von chinesischen Künstlern sehr mittelmäßig und noch dazu, ironisch genug, im Nationalcostüm des Landes gemalt. Ein altes Bild des heiligen Nicolaus, 1685 von den Albazinern mit nach Peking gebracht, hängt an der Wand hinter dem Altare. In Folge mehrerer Vorstellungen bezüglich der Heiligenbilder in unserer Kirche zu Peking gab der Minister des Auswärtigen Befehl zur Ausführung neuer Gemälde, welche 1824 nach Peking gebracht wurden."

Man hat nie erfahren, daß jenes kirchliche Gepränge einen Eingebornen von Peking zum Uebertritt in den Schooß der christlichen Kirche bewogen habe.

In der Grenzstadt Kiachta hatte Timkowski mit dem Archimandriten Kamenski eine ernste Unterredung, in welcher ersterer sich dahin äußerte, daß es wohlgethan wäre, wenn er und seine Brüder sich angelegen sein ließen, das Christenthum in China zu verbreiten, wozu Kenntniß der Landessprache und des Volkes sie befähige, ja verpflichte. Die Antwort des Archimandriten lautete kurz und entschieden: „Das ist unsers Amtes nicht; wir haben keinen Auftrag zur Unternehmung solchen Werkes." Der herrschende Geist der russischen Kirche zu jener Zeit war eben ein Geist der Aeußerlichkeit, der Ceremonie, des Schaugepränges, und Pater Kamenski nicht der Mann,

*) Früher St. Nicolas.

die Tagesordnung oder den Wortlaut seiner Instruction zu überschreiten und eifriger zu erscheinen als seine Vorgesetzten.

Im Laufe der vielen Jahre, welche seit der Gründung der christlichen Mission (wie die Russen sie nennen) verstrichen, mögen allerdings nicht wenige brave, gewissenhafte Priester unter deren Mitgliedern gewesen sein, welche ihre Pflichten dort erfüllten und ihre Religion bei den sie umgebenden Heiden durch ein würdiges Leben in Achtung setzten; doch von ihrem Wirken ist wenig zu unserer Kenntniß gelangt. Die davon Zeugniß gebenden Schriften, größtentheils im Besitz der russischen Regierung, sind in der Sprache des Landes, der russischen verfaßt, und daher der Mehrzahl der Europäer unzugänglich.

Unter den Mitgliedern der Mission, welche die Literatur durch beachtenswerthe Werke bereicherten, nimmt der Mönch Hyacinth Bachurin einen ehrenvollen Platz ein. Er lieferte unter Anderm eine Beschreibung der Gegend zwischen Kiachta und Peking, ein geographisches und ein historisches Werk über Thibet, beide aus dem Chinesischen übersetzt.

An geistlichen Schriften von der Hand anderer Missionsbrüder ist aufzuweisen: Eine werthvolle, geschriebene Copie des alten, und einen Theil des neuen Testaments in Mandschu-Sprache, ursprünglich von einem römisch-katholischen Missionar, copirt von einem vormaligen Mitgliede der russischen Mission; von diesem Manuscript hat die britische auswärtige Bibelgesellschaft eine Abschrift machen lassen. Ein anderes Bibelwerk, Uebersetzung des neuen Testamens in die Mandschu-Sprache, eines andern Missionspriesters verdienstvolle Arbeit, ist auf Veranlassung der genannten Gesellschaft gedruckt und kann nun in der chinesischen Hauptstadt verbreitet werden, wo protestantische Missionare, jetzt zwar noch gering an Zahl, doch durch ermuthigende Anerkennung gekräftigt, jetzt ihrer segensvollen Arbeit mit Eifer obliegen.

Fragen wir nun, von dem kirchlichen Theil der Mission abgehend, in welchem Zustand und Verhältniß die eigentlichen Abkömmlinge der Albaziner in Peking leben, so steht darüber uns nur unerfreuliche Auskunft zu Gebote. Die russische Colonie — denn eine solche ist es — besteht noch, aber die Zahl ihrer Mitglieder hat im Laufe des vorigen und dieses Jahrhunderts sich eher vermindert als vermehrt, und der Einfluß der Priester ihrer Kirche und des christlichen Gottesdienstes genügte nicht, sie vor dem Versinken in das sie umgebende Heidenthum zu bewahren. Schon längst verloren sie das Verständniß oder doch den Gebrauch der russischen Sprache, nahmen chinesische Tracht und Lebensweise an und zeichnen sich nur noch wenig aus von den Bewohnern des Landes, welches nun in jedem Sinne ihre Heimath war. Im Jahre 1821, als Timkowski in Peking sich aufhielt, lebten die Albaziner im westlichen Theil der Stadt, welcher den Mandschu-Truppen eingeräumt ist, zu denen sie gehören. Sie hatten alle Anhänglichkeit an die Russen, ihre Landsleute verloren, und mit den Mandschus durch Heirathen sich bereits so verbunden, daß ihre Abkunft kaum zu erkennen. Zwanzig derselben ungefähr waren getauft. Im Allgemeinen leben sie in Müßiggang und Dürftigkeit, dem Aberglauben des Schamanismus ergeben.

Dieser bedauernswerthe Rückfall in das Dunkel des Heidenthums ist zu erklären durch die zaghafte Politik der russischen Geistlichkeit in Peking, von welcher der folgende, dem Werke Timkowski's nacherzählte Vorfall einen charakterisirenden Beweis geben wird:

16. Januar. — Heut kam Alexis zur Kirche; er ist ein Abkömmling der Albaziner und ihr Moncomuda oder Oberhaupt. Er brachte seinen Enkel, einen zwölfjährigen Knaben mit, um ihn taufen zu lassen, sowie dessen Mutter, seine Tochter, welche verheirathet war an einen armen Verwandten der Kaiserfamilie, zur Kaste Oulsoun gehörig, d. h. die gelbe Schärpen tragen. Der Archimandrit sprach in Bezug auf die Taufe des jungen Prinzen die Befürchtung aus, die chinesische Regierung werde dieselbe mißbilligen und mit gewohnter Eifersucht dem Bestreben der russischen Geistlichkeit, das Christenthum auszubreiten, hindernd entgegentreten, wie sie es früher gethan gegen die Jesuiten."

Daß die Geistlichen der russischen Mission in Peking durch übermäßigen Eifer für Verbreitung des Christenthums sich die Verfolgung der chinesischen Regierung zugezogen, davon spricht die Geschichte bis 1820 sie gänzlich frei. Doch scheint es als habe der Geist der neuen Zeit auch an diesen mehrere Jahrhunderte festgehaltenen Grundsätzen gerüttelt, denn kürzlich aus Peking eingelaufene Nachrichten geben Kunde von Bemühungen der russischen Mission, das Christenthum unter den Chinesen zu verbreiten. M. H.

Der Dr. med. Julius Ressel, seiner Zeit dirigirender Arzt der Kriegshospitäler des Johanniter-Ordens, hat unter dem Titel:

„Der Johanniter-Orden auf dem Kriegsschauplatz des dänischen Feldzuges 1864. Historische Skizze als Beitrag zur Ordensgeschichte."

ein 43 Seiten Quartformat umfassendes Heft, das auch eine namentliche Liste aller der in den Ordens-Kriegs-Hospitälern verpflegten Verwundeten und Kranken enthält, drucken lassen. Der Ertrag aus dem Verkaufe dieser Schrift, deren Preis 1 Thlr. beträgt, ist vom Verfasser für einen milden Zweck bestimmt worden, und können Exemplare derselben, gegen franco Einsendung des Betrages, durch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße Nr. 27b in Berlin, bezogen werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 9. Berlin, den 1. März 1865. **Nr. 9.**

Carl Wilhelm Freiherr von Braun, Rittmeister und Fürstlich Wiedscher Hofmarschall a. D., Ehrenritter seit 1831, † zu Neucken, Kreis Preuß. Eylau, 21. Februar 1865.

Jerusalems Spitäler.

(Von G. R.)

Die heilige Stadt, welche während ihrer christlichen Zeit im Mittelalter beinahe ein Jahrhundert hindurch das berühmteste aller alten und neuen Hospitäler besessen, mußte seitdem bis vor wenig Decennien jeder derartigen wohlthätigen Anstalt entbehren. Es war dies unstreitig eine Folge der mit der erneuten Herrschaft des Muhamedanismus hereinbrechenden Barbarei, welche nicht umhin konnte, auch auf die christlichen Confessionen des Gelobten Landes ihren Einfluß zu äußern. Allerdings kann man dem Islam Trägheit zu guten Werken im Allgemeinen nicht vorwerfen, im Gegentheil räumen wenige Religionen denselben eine so vorwiegende Stellung ein. Sadaka, Gerechtigkeit, — unter diesem Namen begreift der Türke unsere caritas — führt allein sicher zur ewigen Seligkeit, ja sie überwindet sogar das in anfangsloser Ewigkeit für jeden Menschen festgestellte Fatum. Wenn demnach die Religion Muhameds auch eigentliche Krankenhäuser nach unserm Begriffe des Worts nicht hervorgebracht hat, so ist doch jede bedeutende muhamedanische Stadt reich an verwandten Anstalten, Asylen für Blinde, für Aussätzige, für Narren, an Armenküchen u. dgl. m. Wollte man aber Beläge suchen für den berühmten Ausspruch des heiligen Augustin, daß die Tugenden der Heiden glänzende Laster seien, da braucht man nur auf die Islamitischen Zustände, in Bezug auf die öffentliche Wohlthätigkeit, einen Blick zu werfen. Wie überall, wo man bei dem Werke der göttlichen Gesinnung, des Glaubens entbehren zu können vermeint, wo also die Wohlthätigkeit sich in Werkheiligkeit und Selbstsucht auflöst, so steht auch in den Islamitischen Ländern der sündige Mensch marktend dem Allheiligen gegenüber, indem er aus hundert willkürlichen Kleinigkeiten sich ein Verdienst macht, dem zufolge er ein Recht auf den Eintritt in das Paradies zu haben behauptet, ein ideales plus der Gottgefälligkeit, welches das reale minus, seine Bestechlichkeit, Unwahrhaftigkeit, Betrügerei, grobe Sinnlichkeit, vielfach überwiegen soll. So ist die heutige Entwickelung dieser Religion; in früheren Jahrhunderten verbesserte ein gesunderer Sinn das elende Gesetz, damals wurde ein Unterschied gemacht zwischen den Mitmenschen zum Nutzen gereichenden löblichen Handlungen und den lediglich auf das individuelle Verhältniß ihres Urhebers zu Gott bezüglichen, und wenigstens die Praxis gestand Ersteren den Vorzug zu. Selbstsucht, grobe, sinnliche Selbstsucht war freilich auch damals die vorwiegende Triebfeder der guten Werke, aber sie bezog sich auf Gott und die Ewigkeit, und stand also unbedingt höher als die Selbstsucht unserer Tage, welche weit weniger auf Gottes Lohn, als auf die vergängliche Erdenwelt und ihre Herrlichkeit gerichtet ist. Um der Freuden des Paradieses willen errichteten die Vorfahren ihre Rübats und Tekijes, fromme Stiftungen aller Art, und dotirten sie mit reichem Einkommen. Die Nachfolger verwenden dies Einkommen für sich selber, lassen die Gebäude verfallen und halten sich die zum Genuß der Wohlthaten Berechtigten vom Halse, dennoch durch Recitiren des Koran, durch Ableiern besonderer Gebete, durch Tändeln mit besonders gestalteten Rosenkränzen, nicht minder den Eintritt in den Garten Eden zu gewinnen hoffend als ihre freigebigen Ahnen.

Die berühmte Gemahlin Sultan Suleiman des Prächtigen, Churrem oder Rozelana, wie sie von den Europäern jener Zeit genannt wurde, ist die letzte Vertreterin jenes großartigen Islamitischen Wohlthätigkeitssinnes in Jerusalem gewesen. Das von ihr gestiftete Tekije, noch jetzt unter der irrthümlichen Benennung: „Hospital der heiligen Helena", als eine imposante Ruine in Jerusalem bewundert, sollte nicht nur fremden Pilgern, sondern auch verarmten Einheimischen in Augenblicken der Noth ein Obdach bieten. Reiche Einkünfte an Naturalien aller Art aus den Dörfern von Lydda sicherten den sämmtlichen Insassen den Unterhalt und genügten außerdem, eine Armenküche zu versorgen, welche täglich zu Mittag allen Bedürftigen Speise als Almosen bot. Noch jetzt fließen diese Einkünfte der Anstalt zu, sie dienen aber lediglich, die zahlreiche Familie des Erbverwalters in Wohlstand zu erhalten, und nur die Armenküche besteht noch in elender Weise, als einzige Erinnerung an türkische Wohlthätigkeit in der heiligen Stadt Jerusalem.

Wir haben oben bemerkt, daß auch die christlichen Confessionen unter der Wucht des muhamedanischen Joches den Sinn für werkthätige Liebe einbüßten. Man hätte meinen sollen, daß es ihnen an Anlaß dazu nicht fehlte, — kamen doch noch in dem letzten Jahrhundert vor der Reformation so viele Pilger nach Jerusalem, daß man die Zahl der Europäer allein auf 45,000 jährlich schätzte, der Mehrzahl nach, wie die orientalischen Pilger unserer Tage, Personen, welche über die Jugendfrische hinaus waren, und unter denen nach den Strapatzen der Reise und in dem ungewohnten Klima Krankheit und Tod furchtbar wütheten. Der Todten entledigte man sich leicht, indem man sie mit einem möglichst geringen Maß kirchlicher Ceremonie in die Catacombe des großen Pilgergrabes Hakeldoma niederließ; daß aber für Kranke etwas geschehen wäre, davon weiß kein Schriftsteller etwas zu melden. Es ist ja das eben der Fluch einer despotischen Mißregierung, daß sie die Sittlichkeit der Unterthanen untergräbt, jede edlere Regung im Keime erstickt und den Erwerb und Besitz des Geldes als höchsten Lebenszweck hinstellt. Weit entfernt, für die Pilger irgend welche Opfer zu bringen, wollten die Clerisei vielmehr sich von ihnen bereichern, und dazu waren sie auch genöthigt, um selber der unersättlichen Habsucht der muhamedanischen Machthaber Genüge leisten zu können. Es schlich sich sogar ein Brauch ein, welcher allmälig die Gestalt eines anerkannten Rechtes annahm, daß nämlich die Klöster beim Ableben eines Pilgers für dessen mitgebrachte Habe als Universalerben auftraten, ein Gebrauch, welcher bei den Griechen und Armeniern Jerusalems noch heut besteht, und der das Erliegen der bethörten Fremdlinge für ihre Geistlichkeit zu einer erklecklichen Einnahmequelle macht. Im 17. Jahrhundert fingen die Klöster an, durch Anlegen der Hospizien oder Xenodochien für die Bequemlichkeit der **gesunden** Pilger einigermaßen Sorge zu tragen, nachdem dieselben früher um schweres Geld in schlecht gehaltenen muhamedanischen Einkehrhäusern eine prekäre Existenz geführt hatten. So konnte denn der Abendländer mit mehr Ruhe und Sicherheit seinen religiösen Obliegenheiten in der heiligen Stadt nachkommen. Aber für die Kranken blieb es beim Alten — keine Pflege, als die zufällig von barmherzigen Mitpilgern geleistete, kein Arzt, als etwa ein einheimischer Quacksalber, keine Apotheke, als die Gewürzkrämereien des Bazar. Sogar die Franziskaner-Mönche der katholischen Klöster, bei denen man als Italienern und Spaniern etwas civilisirtere Lebensansprüche hätte erwarten sollen, hatten in dieser Beziehung kaum das Geringste vor ihren orientalischen Brüdern voraus. Wohl bestand unter dem Namen der Infirmerie im St. Salvator-Kloster ein Krankenzimmer für Mönche und dem geistlichen Stande angehörige Pilger, welchen in neuerer Zeit eine Apotheke beigefügt wurde, aber als Aerzte fungirten auch da nur unwissende Araber, und außerhalb der Klostermauer sah auch der lateinische Christ und der Europäer sich vergeblich nach Hülfe um.

So standen die Sachen, als vor ungefähr 30 Jahren der Protestantismus, durch zwei Missionsgesellschaften, eine presbyteriale Amerikanische und eine episcopale Englische vertreten, in Jerusalem Wurzel zu fassen begann. Bei den Muhamedanern die Werke der thätigen Liebe im Verlöschen, bei den Christen ein Anfang ohne Fortgang, bei den Juden gar Nichts! Dem Protestantismus war es vorbehalten, wie in Beziehung auf Schulunterricht und andere Bethätigungen geistigen Lebens, so auch auf diesem Gebiete den ersten Anstoß zu geben.

Freilich nahm dieser erste Anstoß ebenfalls eine eigenthümliche Gestalt an. Es war damals nach jahrelangen Bemühungen gelungen, eine jüdische Familie, die erste in Jerusalem, zur anglicanischen Confession des Christenthums zu bekehren; diesen Uebertritt betrachtete man als Vorwehen eines reichen Erkenntnißfrühlings, und die dadurch in den religiösen Starrsinn des jüdischen Volkes gelegte Bresche machte in den kirchlichen Kreisen Englands eine gewaltige Sensation. An die Bekehrung der jerusalemer Juden aber knüpfte man noch weitergehende Hoffnungen; noch einmal sollte von der Stadt des großen Königs aus das Licht der Wahrheit sich über den Erdkreis verbreiten, diesmal aber nicht die Heiden, sondern die zerstreuten Reste von Gottes nur zeitweise gedemüthigtem Lieblingsvolke zum Evangelium hinüberziehend, — ja durch eine Verknüpfung dieser Hoffnungen mit millennistischen Ideen glaubte man eben in Folge der Bekehrung Israels der baldigen Wiederkehr Christi entgegensehen zu können. Judenbekehrung war daher in England die Losung, und die Betheiligung an den Missionswerken der London Society wurde als die verdienstlichste Thätigkeit betrachtet, welcher ein Mensch sich unterziehen könne. Aber die weiteren Erfolge zu Jerusalem straften die übertriebenen Erwartungen des Irrthums — anstatt sich den Christen zu nähern, schlossen sich die Juden gegen sie noch feindseliger als früher ab, so daß man englischen Seits, um den Verkehr nur überhaupt aufrecht zu erhalten, zu außerordentlichen Mitteln greifen mußte. Von diesen war das bedeutendste die Gründung eines Hospitals für alttestamentliche Juden, das erste und gegen 8 Jahre lang das einzige in Jerusalem. Die Freigebigkeit einer reichen englischen Dame setzte die Gesellschaft in Stand, ein wohlgelegenes geräumiges Gebäude zu dem Zwecke zu erwerben, welches allmälig mit allen nach englischem Begriff erforderlichen Bequemlichkeiten ausgerüstet wurde. Statutenmäßig hatte dasselbe nicht in unmittelbarer Verbindung mit den Missionsbestrebungen zu stehen; im Gegentheil, es wurde ein jüdischer Hausverwalter eingesetzt, für jüdische Küche gesorgt und überhaupt die ganze Einrichtung so getroffen, daß auch der allerorthodoxeste Jude ohne Gewissensscrupel darin Aufnahme suchen und sich behandeln lassen konnte. Nur eine in jedem Zimmer ausliegende hebräische Uebersetzung des Neuen Testaments erinnerte an den christlichen Ursprung der Anstalt — man schmeichelte sich der Hoffnung, daß eine so reichliche Bethätigung christlicher Liebe bei den Kranken den Wunsch, die Quellen dieser Liebe, die christliche Lehre kennen zu lernen, erwecken, und daß das Studium der Evangelien Manche auch ohne weitere Bemühung der Missionäre zum Uebertritte bewegen werde. Freilich war diese Rechnung wiederum ohne den Wirth gemacht; das leibliche Elend zwang die Juden, schaarenweise bei der Anstalt Zuflucht zu suchen, aber die Evangelienbücher blieben uneröffnet, und jetzt, wo seit der ersten Eröffnung

beinahe ein Viertel-Jahrhundert verflossen, ist noch von keiner durch das Hospital bewirkten Bekehrung zu melden. Um so widerwärtiger machte sich daher das engherzige Benutzungsstatut fühlbar. Außerhalb des Hospitals fanden zahlreiche Bekehrungen jerusalemer Juden statt, der Mehrzahl nach unter der dürftigsten, arbeitschwächsten Klasse, welche mehr als jede andere auf gelegentliche Benutzung des Hospitals angewiesen war. Aber diese Anstalt, welche sich ihnen vor der Taufe gastlich geöffnet hatte, blieb ihnen jetzt, da sie Christen geworden waren, verschlossen, so daß es den Anschein gewann, als solle damit auf den Nicht-Uebertritt eine Prämie gesetzt werden. Es ist dies ein großer Uebelstand, gleichwohl läßt sich nicht in Abrede stellen, daß zur Linderung des Elends in der jüdischen Gemeinde, der zahlreichsten und verkommensten Religions-Genossenschaft Jerusalems, in dem englischen Hospital unter der sorgfältigen Pflege der für dasselbe von London ausgesandten geschickten und pflichttreuen Aerzte **Macgowan**, **Atkinson** und **Th. Chaplin** außerordentlich viel geleistet worden ist. Die Zahl der aufgenommenen Kranken, welche sich sonst in der Regel auf Einige und Vierhundert jährlich belief, hat im letztverflossenen Jahre so zugenommen, daß man gegen 500 rechnet. Die Jahres-Ausgabe beträgt 9—10,000 Thlr.

Nach Vorstehendem ist verstandlich, daß bei dem in Folge der Stiftung des protestantischen Bisthums sich reißend schnell mehrenden europäischen Leben in Jerusalem, trotz des Bestehens der englischen Anstalt, das Bedürfniß einer Versorgung für die Kranken innerhalb der protestantischen Gemeinde immer lebhafter empfunden wurde. Dem nun verklärten wackeren **Fliedner** gebührt der Ruhm, wie an so vielen anderen Stellen der Erde, so auch zu Jerusalem in der Hinsicht zuerst das Rechte ersonnen und, mit der warmen Unterstützung des damals Preußens Thron zierenden Königspaares, ausgeführt zu haben. Aus dem als Ergebniß einer im Jahre 1841 für Jerusalem in den Preußischen Landen veranstalteten Kirchen- und Hauscollecte von dem Ministerium der Geistlichen Angelegenheiten zu Berlin verwalteten sogenannten Jerusalemer Collecten-Fonds war ein geräumiges Wohnhaus am Zion erworben und zunächst zu einem Hospiz oder einer Fremdenherberge eingerichtet worden, deren Verwaltung im Jahre 1850 in die Hände von vier Diaconissen, die ersten von **Fliedner** selbst nach Jerusalem geführten, überging. Diese würdigen Vertreterinnen der christlichen Liebe richteten sofort einige Zimmer ihrer Wohnung zu einem Pensionat für arme Mädchen und andere zu einem Hospital ein, und so entstand eine Wohlthätigkeits-Anstalt, in welcher nicht mehr nach dem Glauben oder gar nach dem Bekenntniß der Benefiziaten gefragt wurde, sondern wo neben dem Christen der Jude und Muhamedaner, neben dem Abendländer der Asiat, neben dem Weißen der Mohr gleich bereitwillige Aufnahme und liebevolle Pflege fand. Die englischen Missions-Aerzte, sämmtlich menschenfreundlich gesinnte Männer, haben sich im Gefühle der Unzulänglichkeit der zunächst ihrer Fürsorge anvertrauten Anstalt vom ersten Anfang bis auf diesen Tag eine Freude daraus gemacht, dem Diakonissenspital unentgeltlich ihre Dienste zu widmen. Mangel an Raum hinderte indessen längere Zeit den Aufschwung des Werkes, bis im Jahre 1855 das mit dem Diakonissenhause verbundene Hospiz in andere Räume verlegt wurde, so daß die für dasselbe reservirten Zimmer nun ebenfalls der Schule und dem Krankenhause zugeeignet werden konnten. Das rasche Anwachsen der Pensionsanstalt ließ aber bald das Haus wiederum zu enge werden, und erst ein Neubau, welcher im Jahre 1859 auf einer zu dem Hause gehörigen Trümmerstätte errichtet wurde, führte zu der gegenwärtigen Entwickelung des Spitals. Dasselbe hat mit dem Englischen eine gleiche Anzahl von Betten; die Zahl der Pfleglinge stellte sich im verflossenen Jahre 1864 derjenigen der Schwesteranstalt gleich, hat dieselbe aber in früheren Jahren immer übertroffen. Außer deutschen Landsleuten sind christliche Brüder aus Mesopotamien, Klein-Asien und Binnensyrien, kurz aus allen östlichen Ländern, welche Pilger nach Jerusalem senden, aber auch sehr häufig Abyssinische Christen, christliche wie muhamedanische Fellahs und palästinensische Stadtbewohner aus Galiläa, Samaria und Judäa, endlich auch viele Juden, welche die mütterliche Pflege der Schwestern und die deutsche Sprache anzog, daselbst verpflegt worden. Die Jahresausgabe ist nicht genau zu bestimmen, da die Rechnungen nicht für das Krankenhaus besonders, sondern für die ganze Diakonissen-Anstalt geführt werden, deren Pensionat jetzt 50 zu beköstigende, zu kleidende, zu unterrichtende und zu logirende arme Kinder zählt. Indessen hat die Gesammtausgabe noch nie die Summe von 5000 Thalern erreicht — eine namentlich gegenüber dem Mehrverbrauch an Gelde der englischen Anstalt, die doch nicht mit anderen Wohlthätigkeitswerken verbunden ist, überraschende Thatsache, welche uns zu dem Schlusse berechtigt, daß die der leidenden Menschheit zu Jerusalem dargebrachten Opferspenden nirgend eine so vollständig dem Zwecke entsprechende Verwerthung finden, wie in den Händen der Diakonissen. Von den Spitälern Jerusalems ist dasjenige der Diakonissen unbestritten das populärste, sein genereller Name: „Preußisches Krankenhaus" kommt sogar dem Ansehen des ganzen Vaterlandes in der heiligen Stadt zu Gute. (Schluß folgt.)

Die attische und römische Armenpflege.*)

Pauperismus und Proletariat nehmen in allen neueren Staaten in erschreckendem Grade überhand. Die wachsende Uebervölkerung, die Beeinträchtigung vieler Gewerbe durch das Fabrikwesen, die Verdrängung der Handarbeit durch Maschinen aller Art, die Schwankungen und Strömungen des Handels durch politische Verwicklungen und Specu-

*) Aus dem empfehlenswerthen Werke: „**Kulturbilder aus Hellas und Rom**" von Dr. **Hermann Göll**. Leipzig, E. **Wiedemann** 1863. 2 Bände. Preis 2 Thlr. 25 Sgr. Es werden in demselben in einer Reihe von trefflichen Aufsätzen die wichtigsten und interessantesten Seiten aus dem Leben der Alten besprochen, die ein Gesammtbild der griechischen und römischen Kulturzustände geben, wobei der Verfasser von dem Bestreben ausgegangen ist: „die gelehrten Schätze der klassischen Alterthumswissenschaft zum Besten aller Gebildeten auszumünzen." „Ueberall, wo es ihm möglich war, auf die Quellen zurückgehend und die Autoren meist selbst reden lassend, hat er dennoch den eigentlichen Citatenballast über Bord werfen und jedes Eingehen auf Untersuchungen und Streitfragen vermeiden zu müssen geglaubt, um einem weiteren Leserkreise nicht den Geschmack zu verderben."

lationswuth, die zunehmende Vervielfältigung der Lebensbedürfnisse, haben eine Armennoth erzeugt, die der Weisheit der Gesetzgeber und dem guten Willen der Besitzenden spottet. Im Alterthume fehlten die meisten dieser Vorbedingungen zur Vermehrung der Armen. Die Verhältnisse des Verkehres waren weniger verwickelt, die Kosten des Unterhaltes durch die Genügsamkeit der niederen Klassen und die Wohlfeilheit der Lebensmittel gering, die ungeheure Proletariermasse endlich, die von den Sclaven gebildet wurde, war vor dem Verhungern dadurch geschützt, daß sie von den Herren ernährt werden mußte. In Rom freilich fiel durch außerordentliche Umstände bald eine große Zahl freier Einwohner dem Staate zur Last. Wie wenig Unterschied aber dort zwischen hilfsbedürftiger Armuth und frecher Arbeitsscheu gemacht wurde, und wie geringen Erfolg man überhaupt durch die kostspieligsten Unterstützungen der Armen erzielte, weil man sich eben auf das bloße Hinfristen beschränkte, ohne das Uebel an der Wurzel zu fassen, wird sich später ergeben. Die attischen Zustände waren in dieser Hinsicht natürlicher und gesunder. Erstlich war das Princip der gegenseitigen Unterstützung in Noth und der Vereinigung der Kräfte zum Schutze vor Verarmung, das in neuester Zeit in freien Genossenschaften aller Art wirksam befolgt wird, theilweise bereits in Athen zur Geltung gelangt. Es bestand eine Menge von geschlossenen Gesellschaften, deren Mitglieder monatliche Beiträge zahlten, um eintretender Geldverlegenheit und Noth abhelfen zu können. Der Empfänger war verpflichtet, die Unterstützungssumme zurückzuerstatten, wenn er in bessere Umstände kam, und die Gesetze begünstigten diese Vorschußvereine (Eranoi) durch Entscheidung ihrer Rechtshändel binnen Monatsfrist. Dann wurde aber auch von Seiten des Staats für gebrechliche und arbeitsunfähige Bürger, deren Vermögen die Summe von drei Minen (75 Thlr.) nicht erreichte, gesorgt. Schon Solon ließ den im Kriege verkrüppelten Bürgern eine kleine Unterstützung auszahlen, die später auf alle Arbeitsunfähigen ausgedehnt wurde. Sie betrug täglich einen Obolos (1 Sgr. 3 Pf.), später das Doppelte und wurde durch einen Volksbeschluß zuerkannt, während dem Rathe der Fünfhundert die monatliche Prüfung der Unterstützungswürdigkeit zukam. Der Staat verwendete auf solche Almosen jährlich 7—15,000 Thlr. und unterhielt auch die Kinder der im Kriege Gefallenen bis zur Mündigwerdung. Plutarch erzählt es dem Demetrios Phalereus nach, daß das Volk auf Antrag des letzteren den beiden Töchtern des Aristides täglich 3 Obolen und später jeder eine Drachme habe reichen lassen, und dem Kallisthenes, daß der Polykrite, der Enkelin des Aristides, so viel ausgesetzt worden sei, als die olympischen Sieger bekamen, nämlich 500 Drachmen. Armenhäuser, Spitäler und andere Armenanstalten dagegen gab es nicht. Die Speisung auf öffentliche Kosten war keine Unterstützung, sondern eine Ehrenbezeigung, die den Siegern in den olympischen Spielen, siegreichen Feldherren und verdienten Staatsmännern zu Theil wurde oder mit der amtlichen Stellung verbunden war. Außerdem gab es noch mancherlei öffentliche Spenden, die aber ohne Auswahl vertheilt wurden und nicht den Zweck hatten, der Armuth zu steuern, sondern von Demagogen ausgebeutet wurden, um die Gunst und die Stimmen des Volks zu gewinnen. Dahin gehört das Verkaufen des Getreides aus den Staatsmagazinen um einen niedrigen Preis oder zuweilen auch die Schenkung desselben, die durch's Loos ertheilten Güteranweisungen in eroberten Ländern, die von Themistokles abgeschaffte Vertheilung der aus der Verpachtung der lauriotischen Silberbergwerke fließenden Einkünfte und vorzüglich die von Perikles eingeführte Zahlung der Eintrittsgelder zu den Theatervorstellungen, aus denen aber nach und nach ein Beitrag zur fröhlichen Feier aller athenischen Feste wurde. Den Gesammtbetrag dieser jährlichen Festgelder veranschlagt man auf wenigstens 40,000 Thlr.; und diese Verschleuderung des Nationalvermögens nannte der feile Redner Demades den Kitt der Demokratie! Recht treffend bemerkt dagegen Aristoteles, eine derartige Unterstützung gleiche einem durchlöcherten Fasse; man solle lieber den Armen die Mittel schaffen, sich ein Stück Feld zu kaufen oder einen Handel anzufangen. Dasselbe meint auch Plautus, wenn er im Trinummus den Philto sagen läßt: „Einem Bettler dient man schlecht, wenn man ihm giebt, was er ißt oder trinkt. Man verliert nur, was man schenkt, und giebt sein Leben dem Elende preis."

In Italien griff die Verarmung des Volkes seit den Bürgerkriegen mit reißender Schnelligkeit um sich. Die Masse der Bevölkerung war durch unaufhörliche Rekrutirungen der friedlichen Arbeit entfremdet, der Stand der kleinen Landwirthe hörte bald ganz auf, das Land gerieth in die Hände von Speculanten, die statt des nicht genug lohnenden Getreides Wein und Oel bauten, oder ging in den Besitz luxuriöser Reichen über, welche es in Parkanlagen, Gärten oder Fischteiche verwandelten. Auf den übrig bleibenden Strecken fand der freie Landmann weder als Pächter noch als Tagelöhner Beschäftigung, da die Reichen ihre ungeheuren Güter durch Sclaven bewirthschafteten, die ihnen weniger kosteten und über die sie nach Willkür als kleine Tyrannen schalteten. So verschwand nach und nach der eigentliche Mittelstand; wie in der Zeit nach der Königsherrschaft dem Erbadel, stand jetzt der übermüthigen Geldaristokratie die große, besitzlose Masse gegenüber. Der Rückschlag, den die Hauptstadt durch diese Aenderungen in Italien erhielt, war ein empfindlicher. Ihre Bevölkerung war immer im Steigen begriffen und erreichte endlich unter Augustus die Einwohnerzahl der jetzt bevölkertsten Stadt Europa's, aber leider nicht durch natürliches Wachsthum, sondern durch die Einwanderung italienischer Bettler und ausländischer Glücksritter. „Siehe", schreibt Seneka an seine Mutter, „diese ungeheure Einwohnermenge, für welche kaum die Häuser der unermeßlichen Stadt hinreichen. Der größte Theil dieser Volksmasse ist heimathlos; aus den Munizipien und Kolonien, aus dem ganzen Erdkreise strömen sie hier zusammen." Die Wenigsten kamen in der Hoffnung gesteigerten Erwerbs auf dem Wege der Arbeit, die Meisten, um Theil zu nehmen an der reichlich fließenden Quelle der kaiserlichen Geschenke und Unterstützungen, oder um die Eitelkeit und Verschwendungssucht der römischen Großen auszubeuten. Freilich sollte man glauben, daß sich bei dem grenzenlosen Luxus, mit dem sich die nur nach Lebensgenuß haschenden Reichen umgaben, die arbeitende Klasse der Bevölkerung recht gut gestanden haben müßte. Dies war jedoch keineswegs der Fall. Zwar fanden Hunderte von Menschen

bei einem einzigen Manne Beschäftigung und Unterhalt; aber es waren wieder seine Leibeignen, die, wie früher bei den eussischen Magnaten, nicht blos als Bediente und Feldarbeiter, sondern als Handwerker und Künstler jeder Aet alle Bedürfnisse seines großen Haushaltes befriedigten. Dazu kam, daß der Freigeborene sich schwer von dem altrömischen Vorurtheile gegen alle Gewerde, die ihm gemein und niedrig vorkamen, losreißen konnte. So erklärt sich denn jene uns seltsam dünkende Erscheinung, daß in der damaligen Hauptstadt der Welt, trotz dee unendlichen Reichthümer, die dort zusammenflossen, die Hälfte der freien Bevölkerung sich nicht ernähren konnte, sondern Jahr aus Jahr ein vom Staate unterhalten werden mußte. In früheren Zeiten, als Rom anfing sich durch überseeische Zusuhren zu verproviantiren, hatte man bereits, um das Volk nicht dem Kornwucher preis zu geden, auf Rechnung des Staats den Bedarf der Stadt angekauft und dann aus den Magazinen jedem Hausvater monatlich ungefähr $^3/_4$ preuß. Scheffel zu billigerem Preise adgelassen. Schon dadurch verlor die Staatskasse in einem einzigen Jahre nur an sicilischem Weizen über eine halde Million Thaler, und im Jahre 62 vor Christi detrug die Einbuße gegen 2 Millionen; Kurz darauf ging der Gesetzvorschlag des berüchtigten Tribuns Clodius durch, nach welchem den Bürgern Roms mit Ausnahme der Senatoren und Ritter das Getreide ganz umsonst geliefert werden mußte. So fand denn Julius Cäsar 320,000 Getreideempfänger vor, deren Versorgung jährlich wenigstens 4 Millionen kösten mochte. Er nahm nun eine Revision vor, schied 170,000 Mann aus, siedelte 80,000 Arme in überseeischen Kolonien an und suchte auch für die in Italien dleibenden einen regelmäßigen Erwerd zu schaffen, indem er die Besitzer größerer Güter verpflichtete, wenigstens den dritten Theil ihrer Hirten aus Freien zu nehmen. 150,000 sollte die Normalzahl für die Getreideempfänger werden, und für die durch Aussterden leer weedenden Plätze wurden die Inhadee aus den Expektanten durch's Loos bestimmt. Es ist dabei mehr als wahrscheinlich, daß unter Cäsar und später nur den ganz Armen das Getreide umsonst gegeben wurde, den Uedeigen zu einem geeingen Preise. Die Gratisspenden scheinen in den Magazinen gegen Vorzeigung von Freimarken erfolgt zu sein. Unter Augustus stieg die Zahl der Empfänger wieder auf die frühere Höhe, weil er die Ausnahme, zu welcher vorher erst das elfte Lebensjahr berechtigt hatte, auch auf kleinere Kinder ausdehnte. Er reducirte die Zahl nachmals auf 200,000, verdoppelte aber die Freimarken und gab zuweilen allen das Getreide umsonst. Und so blied es mit wenigen Ausnahmen unter den folgenden Kaisern. Es war schwer, bei der Menge die Wüedigkeit und Bedürftigkeit der Einzelnen festzustellen, und deshalb sagt Seneka: „Das öffentliche Getreide empfängt eben so wohl der Dieb als der Meineidige und der Ehebrecher und ohne Unterschied der Sitten überhaupt Jeder, dessen Name in die Erztafeln eingegraben ist; ebenso erhalten jede andere öffentliche Spende Gerechte und Ungerechte, nicht als gute Menschen, sondern als römische Bürgee." Seldst Wohlhabendere schämten sich nicht, durch Freilassung ihrer Sclaven Betrug zu üben und sich eine große Quantität zu veeschaffen. Dennoch reichten selbst bei den Armen diese 12 Metzen monatlich nicht hin, da das weibliche Geschlecht nicht mit bedacht war; es fehlt deshald nicht an Klagen der Undaukbarkeit darüber, daß die ganze Familie sich mit der Ration eines Soldaten oder Gefangenen begnügen müsse, und in Jahren der Theuerung mußte das Doppelte, ja Viersache der gewöhnlichen Portion vertheilt werden. Allmählich hörte aber das Verkaufen des Getreides ganz auf, nachdem sich eine Zeit lang der Preis ziemlich hoch gestellt hatte, und nur die Schenkungen der Freimarken dauerten fort. Aber bald gingen wichtige Veränderungen mit dieser Versorgung der Armen vor sich. Schon zu Aurelians Zeit bekamea dieselben nicht mehr das Geteeide, sondern gebackenes Brod. Es wurden geoße Bäckereien errichtet, von welchen aus das Brod in bestimmte Locale geschafft und zur Verhütung alles Unterschleifs von stufenförmigen Gerüsten adgeholt wurde. Dessenungeachtet beängten sich Underufene, besonders Sclaven mit hinzu, und ein hartes Gesetz des Kaisers Valentinian I. verurtheilte jeden Sclaven, der sich eingeschlichen hatte, zur lebenslänglichen Arbeit in der Bäckerei und der damit verbundenen Mühle, jeden Senator, der seinen Sclaven zum Betruge verleiten wüede, zur Güterkonfiscation, jeden Freigeborenen, selbst den Aermsten, zur Strafarbeit, jeden Beamten aber, der Mitwisser des Betrugs gewesen, zur Hinrichtung durch's Schwert. Dann war aber auch dieses Brod nur für wirklich Arme bestimmt „die", wie ein Gesetz desselben Kaisers sagt, „von andrer Hilfe entblößt wäeen", und die monatlichen Freimarken wurden in Legitimationskarten verwandelt, die stets galten und durch Erbschaft und Kauf in andere Hände übeegehen durften. So konnte man sich also, ähnlich wie in unsern Hospitälern, für eine Summe in diese Versorgungsanstalt einkaufen. In Konstantinopel, wohin das Institut der Brodaustheilung durch Konstantin den Großen verpflanzt worden war, wurden besonders diejenigen bedacht, welche neue Häuser erbauten (also nicht grade die Aermsten), und der Anspeuch auf das Geschenk haftete dann an den Gebäuden, nicht an den Familien der Eebauer. In Rom wied der Brodvertheilung noch unter Theoderich, dem Ostgothen, gedacht, und öffentliche Getreidemagazine gab es dort in der späteren Zeit: 335. (Schluß folgt.)

Der Judenbischof.

Der Johanniter-Orden ist selbst eins der glänzendsten Beispiele von der segensreichen Macht, mit welcher die Kirche im Mittelalter alle Lebensverhältnisse duechdrang, und wie sich auch äußerlich alle Veedindungen nach dem Beispiel der Kirche in hierarchischer Form entwickelten. Den größesten Beweis aber von dieser gestaltenden Macht der Kirche liefern wohl die Verfassungen der Judengemeinden in den deutschen Städten. Es ist uns nun zwar nur eine solche jüdische Gemeindeverfassung (die von Worms) näher bekannt, doch darf man annehmen, daß auch in den anderen Städten sich die Verhältnisse ähnlich gestaltet haden. Uebee die Verfassung der Woemser Judengemeinde aber giebt uns ein Schiedsspruch von 1312 nähere Auskunft. Der allgemeine Geist der Unzufriedenheit und Auflehnung hatte damals auch die Juden ergriffen, und es waren deshald zwischen ihnen und dem Bischof von Worms

Irrungen entstanden. Beide Theile compromittirten auf fünf Schiedsrichter (einen Domherrn, die Ritter **Gerhart** und **Johannes Kämmerer** und die Patricier **Heilmann Holdmund** und **Heinrich zur Eck**), welche die Rechte des Bischofs neu feststellten. Wir theilen den merkwürdigen Inhalt des Schiedsspruches mit.

An der Spitze der Gemeinde stand ein Rath von zwölf Juden, von denen einer der „Judenbischof" hieß. Dieselben richteten unter den Juden nach jüdischem Recht, wie es von Alters hergekommen war. Den Judenbischof ernannte der Bischof unter den zwölf Rathleuten auf Lebenszeit, das Amt selber ging aber unter ihnen altmonatlich um. Der Grund für diese Trennung des Amts vom Titel lag wohl darin, daß der Bischof einen bestimmten Vorsteher haben wollte, an den er sich ein für alle Mal hatten könne, während die Juden einen Wechsel des Richteramts eingeführt hatten. Jeder neue Judenbischof mußte dem Bischof eine Abgabe von 20 Pfund Wormser Pfennigen entrichten.

Der Rath der Zwölf ergänzte sich durch Cooptation. So oft einer derselben abging, wählten die übrigen nach Stimmenmehrheit innerhalb eines Vierteljahrs einen andern. Dieser wurde vom Bischof bestätigt und leistete ihm den gewöhnlichen Eid, den jeder Judenrathmann zu schwören hatte. Von jedem neuen Mitglied, das in den Rath gesetzt wurde, war der Judenrath schuldig, dem Bischof 60 Pfund Heller zu zahlen.

Ließen die Rathleute ein Rathamt länger als ein Vierteljahr unbesetzt, so durfte der Bischof einen Judenrathmann setzen, der dann mit demselben Recht am Judenrath Theil nahm, als wäre er von diesem erwählt. Auch war der Rath schuldig, für die vom Bischof eingesetzten Rathleute ebenfalls 60 Pfund Heller zu zahlen.

Wenn einer von den zwölf Rathleuten die Stadt verließ, so sollte sein Rathamt drei Jahre lang offen stehen, blieb er länger als drei Jahre aus, so wurde das Rathamt ledig, gleich als wäre er gestorben. Trat die Erledigung eines Rathamts oder des Judenbisthums während einer Sedisvakanz ein, so versah das Kapitel die Stelle des Bischofs. Die Juden wählten, und das Kapitel hatte nach Stimmenmehrheit zu verwerfen oder zu bestätigen. Auch empfing das Kapitel im Namen des künftigen Bischofs („einem künftigen Herrn, einem Bischof zu Worms zu behalten,") die Abgabe von 60 Pfund Hellern und versicherte dem Judenrath, daß er darum keine weitere Ansprache erleiden solle.

Im Judenrath entschied nur bei der Wahl eines neuen Rathmannes Stimmenmehrheit. „Wir sprechen auch, daß die Judenrathleute um das Benennen, als vorgeschrieben steht, der meisten Meinung unter ihnen folgen sollen, und anders um keine Sache mehr, sie wollen es denn gerne thun."

Die Verfassung der Judengemeinde giebt uns also im Kleinen ein Abbild von der Verfassung des christlichen Worms. Wie dieses hatten die Juden einen Bischof und einen Rath an ihrer Spitze; trotz ihrer Abhängigkeit und Leibeigenschaft stand auch ihnen eine Art von autonomischer Selbstverwaltung zu. Das Merkwürdigste war, daß ihr Vorsteher den Namen Bischof führte. Die hierarchischen Anschauungen hatten so sehr alle Verhältnisse durchdrungen, daß sogar die Ungläubigen ihrer sich nicht erwehren konnten. Das Recht der Cooptation, welches der Judenrath hatte, erinnerte an die Selbstergänzung der vierzig Konsuln; leicht könnte die Judenverfassung eben so alt sein als der Rath der Vierzig, und sie wäre dann vielleicht geradezu der städtischen Verfassung nachgebildet. Daß sie über ein Jahrhundert bestand, als sie das Statut neu ordnete, möchte schon aus dem Inhalt desselben hervorgehen, gewiß haben die Schiedsrichter wie immer das alte Recht nicht umgestaltet, sondern im Wesentlichen nur bestätigt.

G. H.

Statistisches.

In den 20 Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens wurden im Jahre 1864: 2570 Kranke und Sieche zusammen 122,166 Tage verpflegt. Davon sind geheilt: 1782, ungeheilt oder nur gebessert entlassen worden 265, gestorben 175 und ultimo December 1864 in der Behandlung verblieben: 348 Kranke und Sieche.

In den 5 Kriegs-Hospitälern des Johanniter-Ordens zu Altona, Flensburg (Bellevue und Königsgarten), Nübel und Wester-Satrup wurden in der Zeit vom 4. Februar bis incl. 20. September v. J. 218 verwundete, verunglückte und kranke Militairs zusammen 9310 Tage verpflegt, nämlich: 119 preußische, 4 österreichische und 28 dänische Offiziere, 3 preußische Aerzte, 32 preußische und 32 österreichische Unteroffiziere und Gemeine.

Davon starben: 10 preußische und 10 dänische Offiziere, sowie 4 preußische Unteroffiziere und Gemeine, in Summa 24; davon in Altona 1, in Flensburg 7, in Nübel 12, in Satrup 4.

Geheilt, oder als Reconvalescenten in die Bäder und die Heimath wurden entlassen: 194, und zwar: 109 preußische, 4 österreichische und 18 dänische Offiziere, 3 preußische Aerzte, 28 preußische und 32 österreichische Unteroffiziere und Gemeine.

Miscellen.

Man wird sich erinnern, daß vor einigen Jahren ein reicher großherziger Amerikaner, **Peabody**, 150,000 Pfund Sterling (1 Million Thaler) schenkte, um damit Wohnungen für die Armen **Londons** zu bauen. Die Verwalter dieser fürstlichen Gabe zeigen an, daß der dritte Theil derselben schon zum Ankauf von Grundstücken und zu Bauten darauf verwendet worden sei. Vier große Gebäude mit zahlreichen Wohnungen gehen ihrer Vollendung entgegen. Ein fünftes, welches 57 Quartiere und 9 Werkstätten enthält, ist schon vollständig bewohnt. Dieses letztere liegt in dem so übervölkerten und armen Stadtviertel von Spitalfields.

Die glücklichen Erfolge der **Lumpenschulen** in London und andern großen Städten England's und Schottland's sind den meisten unserer Leser bekannt. Ein Missionar Indiens, Hindu von Geburt und im Dienst der freien schottischen Kirche, Rev. Nazhu Scheschadi, hat sich vorgesetzt, diese wohlthätigen Anstalten in sein von so viel Elend wimmelndes Geburtsland zu verpflanzen. Zwei solcher Lumpenschulen mit einer großen Menge unglücklicher Kinder sind schon in der Stadt Indapore gegründet, und der sichtbare Segen, der auf ihnen ruht, läßt hoffen, daß sie sich von da weiter Bahn brechen werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 10. Berlin, den 8. März 1865. Nr. 10.

Jerusalems Spitäler.

(Von G. R.)

(Schluß.)

Die Erfolge des „Preußischen Krankenhauses“, dieser echt evangelischen Anstalt, verfehlten nicht die Eifersucht des Clerus der alten Confessionen rege zu machen. Der im Englischen Krankenhause principmäßig ausgeschlossene geistliche Zuspruch fand ja hier statt, und wenn sich auch der Pfarrer der deutschen Gemeinde auf ernst anregende Unterhaltungen mit den Kranken, den Wünschen und Bedürfnissen dieser entsprechend, beschränkte, so fürchtete man doch, daß allmälig die Anstalt als directer Hebel der Proselytenmacherei ausgebeutet werden möchte. Aber nur der Katholicismus ließ sich von der Eifersucht zu edlem Wetteifer antreiben. Der lateinische Patriarch, welcher seine Ernennung und die Dotirung seines Stuhles selber der voraufgegangenen Stiftung des protestantischen Bisthums verdankte, wollte auch in dieser Hinsicht nicht zurückbleiben. Schon im Jahre 1852 sollte ein von französischen St. Joseph-Schwestern bedientes katholisches Hospital eröffnet werden, jedoch verzögerten läppische Etikettenfragen die Sache um ein ganzes Jahr. Es handelte sich nämlich um den der Anstalt zu gewährenden Consulats-Schutz, eine Ehre, welche Oesterreich und Frankreich je für sich in Anspruch nahmen, welche aber der Patriarch sich selber reserviren wollte. Diese Frage wurde endlich dahin entschieden, daß allerdings hier, wie bei der großen Mehrzahl katholischer Institute Syriens, das Schutzrecht Frankreichs anerkannt wurde, doch aber die Anstalt nicht den Namen „französisches“, sondern „Patriarchats“-Spital bekam, und zwar mit der Widmung des heiligen Ludwig, um welcher willen Frankreich zu den Ausgaben einen jährlichen Beitrag von 12,000 Francs leistet. Die allgemeine Ausstattung dieses Spitals an Betten und sonstigen Erfordernissen ist dürftiger als die der beiden protestantischen Anstalten; auch hat die daselbst von Italienern und Joniern geleistete ärztliche Pflege nie derjenigen der von der Englischen Missions-Gesellschaft ausgesandten Doctoren gleichkommen können; doch wird der Reinlichkeit, dem Ordnungssinne und Eifer der dienenden Schwestern Lob gezollt, und da hier, wie bei dem Diakonissen-Spitale, die leidende Menschheit im Allgemeinen Gegenstand der Wohlthätigkeit ist, so läßt sich der Anstalt eine segensreiche Wirksamkeit nicht absprechen. Nachdem dieselbe neuerdings aus dem früheren dumpfen und engen Hause in ein besseres Lokal verlegt worden, steht ein fernerer Aufschwung zu erwarten. Auch das St. Ludwigs-Hospital bietet 30 Betten. Die Zahl der jährlich hier verpflegten Kranken dürfte sich auf 350 belaufen.

Der chronologischen Ordnung nach folgt nunmehr das jüdische Hospital, zu dessen Begründung die Anregung nicht von den letztgenannten, sondern direct von den protestantischen Anstalten ausging. Die Judenschaft Jerusalems hegte übertriebene Besorgnisse wegen des Einflusses, welche diese Letzteren doch am Ende auf die Christianisirung ihrer Religionsgenossen gewinnen könnten; namentlich das englische, von einer verhaßten Missionsgesellschaft gestiftet und unterhalten, war ihr ein Dorn im Auge, und sie glaubte Maßregeln ergreifen zu müssen, um dasselbe so viel als möglich unschädlich zu machen. Diese Maßregeln waren recht kläglich. Anstatt dem Elende anderweite Hilfsmittel zu bieten, welche die verhöhnte Anstalt einigermaßen ersetzen könnten, schleuderte das Rabbinal den Bannfluch gegen die Unglücklichen, welche bei den Engländern Linderung und Heilung suchten, und außerdem suchte man in Europa hauptsächlich in der specifisch jüdischen Presse die Tendenz des Missions-Spitals, als lediglich auf Proselyten-Macherei hinauslaufend, und zu dem Ende auf die Armuth und Noth der Juden Jerusalems speculirend, herabzusetzen und zu verdächtigen. Die Bannflüche blieben ohne Wirkung, denn das Elend war mächtiger als die Synagogen-Edicte, von deren Gerechtigkeit man sich nicht überzeugen konnte. Auch das Geschrei in der Presse brachte nicht den gewünschten Eindruck hervor, indem man sich fragte, warum denn die Juden Europa's, deren so viele in fürstlichem Reichthum schwelgen, nicht selber in Jerusalem eine Anstalt stifteten, welche die der Christen überflüssig machen würde? —

Allmälig begann auch dieser letzte Gedanke zu zünden, und schon im Jahre 1844 würde ein jüdisches Krankenhaus in Jerusalem eröffnet worden sein, wenn nicht Eifersüchteleien zwischen den angesehensten Häusern der Nation, Rothschild und Montefiore, noch eine Zögerung hervorgebracht hätten. Die Mitwirkung Montefiore's wäre von Werth gewesen, weil er an Legaten und Collectengeldern

(Fortsetzung auf S. 53.)

Summarische Uebersicht

der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens im Jahre 1864 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Benennung der Kranken- und Siechenhäuser.	Zahl der Kranken und Siechen.				Davon sind: gestorben				geheilt				ungeheilt oder nur gebessert				ult. 1864 in der Behandl. verblieben			
		Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa
1.	Sonnenburg (Krank.- u. Siechenhaus)	89	35	37	161	8	3	–	8	55	15	21	91	4	4	2	10	25	13	14	52
2.	Pulzin	137	85	26	248	5	5	—	10	99	87	22	188	2	6	—	15	24	7	4	35
3.	Preußisch-Holland	71	51	22	144	8	7	1	16	48	32	14	94	7	6	1	14	8	8	6	20
4.	Gerdauen	83	57	34	174	4	1	3	8	65	51	25	141	1	3	2	6	13	2	4	19
5.	Jüterbog	42	18	14	81	8	1	1	10	29	12	8	49	2	1	—	3	10	4	5	19
6.	Neu-Ruppin	90	46	8	144	10	5	—	15	56	29	4	89	8	2	—	10	16	10	4	30
7.	Stendal	192	47	18	257	8	3	—	11	158	28	9	195	13	11	7	31	13	8	2	2[illegible]
8.	Züllchow	157	—	12	169	12	—	—	12	126	—	11	137	6	—	—	6	13	—	1	14
9.	Erdmannsdorf	90	84	54	234	7	9	1	17	58	52	38	149	13	12	4	29	17	11	11	39
10.	Reichenbach	113	89	4	206	8	9	—	17	89	77	2	168	7	1	1	9	9	2	1	12
11.	Falkenberg	67	44	—	111	9	1	—	10	47	36	—	83	3	2	—	5	8	5	—	13
12.	Neusalz a/O.	45	17	3	65	2	4	—	6	33	9	2	44	6	1	—	7	4	3	1	8
13.	Tirschtiegel	31	7	—	38	2	—	—	2	21	5	—	26	6	2	—	8	2	—	—	2
14.	Pinne	34	10	—	44	1	3		4	28	7	—	35	2	—	—	2	3	—	—	3
15.	Fraustadt	5	1	—	6	—	—	—	—	5	—	—	5	—	—	—	—	—	1	—	1
16.	Murowana-Goslin	42	25	1	75	3	1	—	4	40	20	1	61	2	3	—	5	4	1	—	5
17.	Moosfeld (Siechenhaus)	18	3	—	21	2	1	—	3	1	—	—	1	—	—	—	—	15	2	—	17
18.	Altena	73	14	2	89	3	2	—	5	57	6	—	63	6	1	1	8	7	5	1	13
19.	Plochingen	5	1	2	8	2	—	—	2	3	1	2	6	—	—	—	—	—	—	—	—
20.	Beirut	295	—	—	295	18	—	—	18	187	—	—	187	97	—	—	97	26		—	26
	Summa	1699	834	237	2570	114	53	8	175	1176	447	159	1782	192	55	18	265	217	77	54	348

№	Benennung	Gesammtzahl der Kranken-Verpflegungstage und zwar pro Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December	Summa	Die tägliche Durchschnittszahl der verpflegten Kranken und Siechen beträgt	Die Zahl der Tage, die durchschnittlich jeder Kranke in der Anstalt gewesen ist, beträgt	Zahl der vorhandenen Kranken- und Siechenbetten
1.	Sonnenburg	1302	1152	1207	1108	1138	1396	1342	1310	1330	1240	12[illegible]2	1437	15194	42	94	54
2.	Pulzin	1017	1014	1072	1035	1365	1899	1875	1934	1639	1213	1142	1157	16362	48	66	54
3.	Preußisch-Holland	598	561	561	538	372	611	572	374	260	375	478	604	6109	17	42	34
4.	Gerdauen	612	542	764	718	589	674	938	939	633	392	371	478	7650	21	44	36
5.	Jüterbog	641	583	600	732	606	47[illegible]	607	[illegible]	506	391	426	564	6693	18	83	23
6.	Neu-Ruppin	760	625	605	307	393	657	610	661	636	064	753	855	7926	22	55	24
7.	Stendal	841	593	792	768	720	646	652	540	465	527	597	830	7771	21	30	35
8.	Züllchow	518	510	585	825	812	432	572	524	385	429	542	538	6069	17	36	50
9.	Erdmannsdorf	1616	1505	1539	1354	1514	1553	1451	1182	1014	98[illegible]	1081	1149	15920	43	88	50
10.	Reichenbach	451	354	477	429	437	503	597	417	227	230	188	235	4545	12	22	42
11.	Falkenberg	256	202	77	144	93	204	295	280	123	338	408	402	279[illegible]	8	25	16
12.	Neusalz a/O.	245	249	207	149	189	197	153	191	20	371	2[illegible]4	236	2541	7	39	17
13.	Tirschtiegel	183	144	71	78	78	112	94	52	38	42	45	44	981	3	26	8
14.	Pinne	171	169	234	97	125	103	93	104	70	68	67	107	1408	4	32	10
15.	Fraustadt	42	29	85	43	30	—	—	—	—	—	—	18	217	⅔	36	8
16.	Murowana-Goslin	161	124	42	113	121	207	154	73	258	113	83	158	1605	4	21	8
17.	Moosfeld	484	435	485	461	481	464	512	472	510	527	510	527	5848	16	278	18
18.	Altena	270	281	367	299	825	341	393	377	267	314	371	367	3972	11	45	38
19.	Plochingen	—	—	—	—	—	—	56	30	30	31	4	60	211	⅔	26	14
20.	Beirut	071	636	506	46[illegible]	720	755	821	681	769	882	683	781	8352	23	28	45
	Summa	10837	9708	10226	9568	10215	11211	11787	1 651	9[illegible]60	9029	9235	10342	129166	335	48	884

Anmerk.: 1) Durch den Arzt des Krankenhauses zu Beirut sind außer den vorstehend aufgeführten Kranken im Laufe des Jahres 1864 noch 727 Kranke poliklinisch unentgeldlich behandelt worden. Unter den in der Rubrik „ungeheilt oder nur gebessert" bei diesem Hause aufgeführten 97 Männern sind 35 Entlaufene mit einbegriffen.

2) Von den nichtpreußischen Genossenschaften des Ordens besitzt nur die württembergische Genossenschaft ein Krankenhaus in Plochingen, während die Genossenschaften im Königreich Sachsen, in den Großherzogthümern Mecklenburg und Hessen und im Königreich Hannover bis dahin, wo auch sie in der Lage sein werden, eigne Anstalten zu gründen, Freibetten in Diakonissen-Krankenhäusern unterhalten.

einen Betrag von gegen 80,000 Thalern für Jerusalem in Händen hatte, aber die Ansichten über die Verwendung dieser Summe zwischen ihm und Rothschild gingen so weit auseinander, daß das Pariser Haus des letzteren Namens endlich im Jahre 1855 die Angelegenheit allein in die Hand nahm und durch einen nach Jerusalem gesandten Abgeordneten in einem, zu dem Behufe von der Gemeinde übernommenen wohlgelegenen Hause mit eigenen Fonds ein Hospital einrichten ließ und dotirte. Diese Anstalt zählte Anfangs nur 12 Betten, zu welchen aber später noch vier andere gefügt worden sind. Inschriften an den Wänden der verschiedenen Zimmer feiern die Mitglieder der großen Familie als Special-Wohlthäter. Das Hospital hat, wie die drei vorher erwähnten, seine eigne Apotheke und eigene Aerzte, welche an wissenschaftlicher Ausbildung denjenigen der katholischen Spitäler nicht viel nachstehen mögen. Für gute Betten und Reinlichkeit ist wohl gesorgt, die große Räumlichkeit macht den Eindruck des Bequemen, und die Fenster bieten meist eine liebliche Aussicht auf Dorf und Quelle Siloa. Die Thätigkeit der Anstalt kommt nur Juden zu Gute; auf jüdische Speise- und Reinigungs-Gesetze nimmt daher die Hausverwaltung vor Allem Rücksicht. Die mittlere Zahl der im Rothschild'schen Hospital jährlich verpflegten Kranken wird, vielleicht etwas übertrieben, auf 300 angegeben.

Die Juden Jerusalems blicken mit Stolz auf diese schmucke Anstalt und lieben es, Fremde dahin zu führen. Man kann ihnen dies nicht verdenken, denn dieselbe reiht sich den christlichen Stiftungen ebenbürtig zur Seite. Wenn aber der Zweck vorwog, diese letzteren für die Judenschaft Jerusalems überflüssig zu machen, so ist derselbe unerreicht geblieben. Bei zwei verschiedenen Besuchen fand ich die vorhandenen Betten mangelhaft besetzt, während mir bekannt war, daß viele jüdische Kranke bei den Engländern und einige bei den Diakonissen Aufnahme gefunden hatten. Aber auch bei vollständiger Benutzung genügt das Rothschild'sche Spital den Ansprüchen auf Krankenpflege innerhalb der jüdischen Gemeinde nur zu einem Drittel.

Noch blieben die in Jerusalem durch so reiche Klöster vertretenen Confessionen der Griechen und Armenier ganz ohne Krankenhäuser; jedoch hatte das Griechische Patriarchat einen in Paris gebildeten Arzt von Griechischer Abkunft angestellt, um Geistliche und Laien, so weit sie der orthodoxen Kirche angehörten, unentgeltlich zu behandeln. Die trotzdem stattfindende, oft ungeheuere Sterblichkeit unter den zur Osterzeit zusammenströmenden Pilgern schien die Klöster, welche ja, wie wir gesehen, aus den Todesfällen sogar Vortheil zogen, durchaus nicht anzufechten. Um so mehr aber fühlte sich dadurch Rußland, welches zu diesen Pilgern aus seinen Unterthanen ein beträchtliches Contingent stellt, bewogen, einem so schweren Mangel abzuhelfen. Nachdem im Februar 1858 von 500 in Griechischen Klöstern einlogirten Russischen Pilgern in einer Woche 25 gestorben waren, kam der in den höchsten Kreisen zu Petersburg längst gehegte Beschluß, in Jerusalem eigene Pilgerherbergen und ein Hospital zu besitzen, zur Ausführung.

Zunächst wurde zu diesem letzteren Behufe ein geräumiges Haus in Jerusalem gemiethet, es wurden Pflegefrauen von Rußland dahin gesandt, und der Griechische Arzt, welcher allmälig ganz in Russische Dienste übertrat, bei der Anstalt beschäftigt. Im folgenden Jahre 1859 wurde der Grund zu den bedeutenden Russischen Stiftungen extra muros gelegt, welche erst im vorigen Jahre fertig geworden sind und aus einer Kathedral-Kirche, einer prächtigen bischöflichen Residenz, Wohnungen für männliche und weibliche Pilger, einem Consulats-Gebäude und endlich einem palastähnlich erbauten Hospitale bestehen. In dieses letztere sind im Sommer vorigen Jahres die bis dahin in dem Stadthause angesammelten Inventar-Gegenstände übertragen worden. Zufolge der Versicherung der Russischen Beamten zu Jerusalem ist auch für dies Spital die leidende Menschheit im Allgemeinen Gegenstand der Wohlthätigkeit, jedoch scheint diese liberale Bestimmung nur in der Theorie zu bestehen und in praxi die Aufnahmefähigkeit sich auf orthodoxe Kaiserlich Russische Unterthanen zu beschränken.

Da sich die Russen vorzugsweise von der sonstigen Bevölkerung der heiligen Stadt abgesondert halten, so verlautet Nichts über die Art der Behandlung und die Zufriedenheit der Pfleglinge. Gleichwohl durchweht die ganze Anstalt ein Hauch beinahe peinlicher Ordnung und Regelmäßigkeit; man hat das Gefühl, daß daselbst ein von der fernen Hauptstadt vorgeschriebenes unabänderliches Reglement zur Ausführung kommt. Uebrigens bedarf es kaum der Versicherung, daß die Krankenzimmer weiter und geräumiger sind, als in allen übrigen Spitälern Jerusalems, und daß unter der Aufsicht einer von Rußland gesandten Inspectorin in wohlthuender Weise für Reinlichkeit gesorgt ist. Ueber die Jahres-Ausgaben und die Zahl der verpflegten Kranken habe ich nichts Bestimmtes in Erfahrung bringen können; wenn aber nur ungefähr 1500 Russische Pilger jährlich Jerusalem besuchen, so darf man, auch wenn man in Folge des ungewohnten Klimas einen hohen Krankenstand annimmt, doch auf kaum mehr als ungefähr 200 Kranke im Jahre schließen.

Fassen wir nunmehr das Gesagte kurz zusammen, so finden in Jerusalem, welches nach dem Urtheile sorgfältig beobachtender Aerzte eine der ungesundesten Städte des Orients ist, ungefähr 1850 Kranke jährlich in öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten ihre Verpflegung — für eine Stadt von wenig mehr als 16,000 Einwohnern, inmitten einer nur dünn mit Ortschaften besäeten Gegend gelegen, gewiß ein anzuerkennendes Resultat. Von jenen Kranken fällt die bei weitem größere Hälfte auf die beiden protestantischen Spitäler, und die kleinere vertheilt sich zwischen den Anstalten der Katholiken, der Russen und der Juden. Lassen wir die 200 Pfleglinge des Russischen Hospitals, als sammt und sonders Ausländer, ganz bei Seite, so machen wieder unter den Uebrigen die Juden die größere Hälfte aus, was nicht Wunder nehmen darf, da so viele von diesem Volk sich bei vorgerücktem Alter nach Jerusalem begeben, um dort ihre Tage zu beschließen, und in keiner anderen Bevölkerungsklasse der heiligen Stadt so viel geistiges und körperliches Elend forterbt, wie in der jüdischen. Alle bis jetzt bestehenden Hospitäler sind von auswärtigen Zionsfreunden angelegt und werden von ihnen unterhalten. Aus der Stadt selbst wird keinem von ihnen eine Unter-

stützung zu Theil. Bis die eingesessene Bevölkerung, Muhamedaner wie Christen, es zu einer eigenen Wohlthätigkeits-Anstalt bringt, darüber dürften noch Jahre hingehen.

Die attische und römische Armenpflege.

(Schluß.)

Zu den außerordentlichen Unterstützungen, die außerdem den Einwohnern Roms zu Theil wurden, gehören ferner die sogenannten Kongiarien (von congius, dem Oelmaße), d. h. Geschenke an Oel, Salz, Fleisch, Wein und Kleidern. Für den niedrigen Preis des Oels, das die Römer nur als Nahrungsmittel und zum Brennen, nicht wie die Griechen auch für die Palästra benutzten, hatten schon in älter Zeit die Aedilen Sorge getragen. Auch hatten bereits in der republikanischen Zeit Kandidaten und Magistratspersonen zuweilen dasselbe umsonst geliefert. Cäsar gab dem Volke (46 v. Ch.) Mann für Mann 10 Pfund Oel, 10 Scheffel Getreide und 100 Denare (28—29 Thlr.). Erst Konstantin schaffte die Schenkung des Oels, die damals aus den Abgaben von Tripolis und Nicäa floß, gänzlich ab. Natürlich suchte man auch das Fleisch billig zu erhalten, und Alexander Severus z. B. strebte den Preis desselben herabzudrücken, indem er das Schlachten von Mutterschweinen, Kühen und Kälbern verbot. Allein erst Aurelian brachte die Sitte auf, auch das Schweinefleisch dem Volke umsonst zu liefern, ja er hatte sogar im Sinne, den Weinbedarf hinzuzufügen. In den fruchtbaren, waldreichen Gegenden Etruriens und weiter hinauf bis an die Seealpen gab es sehr viele unangebaute Strecken, die der Kaiser den Besitzern abkaufen und mit Kriegsgefangenen bevölkern wollte. Die Hügel sollten dann mit Weinstöcken bepflanzt und der Ertrag dem römischen Volke überlassen bleiben. Schon waren die Arbeitslöhne, Keltern, Fässer und Schiffe veranschlagt, als der Kaiser den Gegenvorstellungen seiner Umgebung Gehör gab und es dabei bewenden ließ, daß er dem Volke Wein aus den kaiserlichen Kellern billig verkaufte. Besonders soll der Präfect seiner Leibgarde zu dieser Sinnesänderung durch den richtigen Ausspruch beigetragen haben: „Wenn wir dem Volke auch den Wein geben, so fehlt nur noch, daß wir ihm auch die Hühner und Gänse dazu schenken!" Wie die Soldaten erhielt auch das Volk zuweilen Geldgeschenke, z. B. an den kaiserlichen Geburtstagen und beim Mündigwerden des Thronfolgers, wo gewöhnlich auf den Kopf 13—14 Thlr. kamen. (Antonius Philosophus gab einmal 50 Thlr.) An diesen Kongiarien hatten übrigens nur diejenigen Personen Theil, welche zum Empfange des Getreides berechtigt waren, und natürlich suchte man kurz vor einer solchen Spende einen Platz auf der Mitgliederliste zu erhalten. So schreibt der jüngere Plinius aus der Zeit Trajans: „Wenn der Tag der Austheilung herannahte, pflegte man sonst den öffentlichen Ausgang des Kaisers zu erwarten, besonders faßten Schwärme von Kindern vor dem Palaste Posto. Sobald er erschien, bemühten sich die Eltern, ihre Kleinen dem Fürsten zu zeigen; sie setzten dieselben auf ihre Nacken und lehrten sie schmeichelnde Bittworte nachsprechen. Die meisten Kinder belästigten aber die tauben Ohren der Kaiser mit vergeblichen Bitten; ohne zu wissen, um was sie baten, wurden sie auf die Zeit vertröstet, wo sie es einsehen würden. Du ließest dich nicht einmal darum bitten und Alle einschreiben, bevor sie dich sahen und sich dir nahten." Die Kosten dieser Geschenke, die man für die Zeit zwischen Cäsar und Diokletian ziemlich genau zusammenstellen kann, sind ungeheuer; sie standen in den einzelnen Regierungszeiten nie unter 800,000 Thlr., stiegen aber bis zur enormen Höhe von 70 Millionen (Diokletian) und blieben durchschnittlich gegen 10—12 Millionen Thaler.

Und welchen sittlichen Werth und Einfluß hatten diese großartigen Almosen? Diese Frage kann leider nicht zu Gunsten der betreffenden Institute beantwortet werden. Sie waren unglückliche Erbstücke aus den Zeiten der Republik, welche die Kaiser theils benutzten, um ihre Popularität zu erhalten, theils nicht anzutasten wagten, weil sie sich zu unsichee auf dem Throne fühlten. Die Getreidevertheilungen hatte das Volk im Gefühle seiner Souueeainetät Anfangs als ein Recht beansprucht, als eine Entschädigung für den ihm gebührenden Genuß der eroberten Provinzen, und daher gab auch schon das bloße Bürgerrecht den Anspruch auf Berücksichtigung. Ebenso waren die Kongiarien Anfangs nur die Mittel gewesen, durch welche ehrsüchtige Demagogen sich in die Gunst des Volkes einzudrängen und Aemter zu erjagen strebten. Zwar läßt es sich nicht leugnen, daß beiderlei Spenden den größten Theil der Empfänger vor dem äußersten Mangel schützten; aber die Unmasse der Bedürftigen hatte sich ja eben dieses Köders wegen aus ganz Italien nach der Hauptstadt gezogen, und jeder Pensionär, der in die Listen einrückte, wurde nun der Arbeit entfremdet und der Unterstützung bedürftig, wenn er es auch vorher nicht gewesen war. Dabei behielt der römische Lazzarone von den Vorzügen seiner großen Vorfahren eine Art politischen Ehrgefühls, das ihn immer noch mit Stolz auf den reichen Sclaven herabblicken ließ und ihn noch am Rande des Hungertodes vor dem schimpflichen Verkaufe seiner Kräfte bewahrte. Und so blieb der römische Pöbel bis in die späteste Zeit. Noch während der Völkerwanderung schreibt Ammianus Marcellinus: „Das müßige, unthätige Volk verwendet sein ganzes Leben auf Wein, Würfelspiel, Ausschweifungen und Schauspiele; sein Tempel und seine Wohnung, sein Versammlungsplatz und der Inbegriff aller seiner Wünsche ist der Circus Maximus. Ueberall auf den Marktplätzen, Kreuzwegen und Straßen sieht man diese Leute haufenweise bei einandee stehen und unter sich mit heftigem Gezänke disputieen. Diejenigen, welche lange genug gelebt haben und deshalb Ansehen genießen, schreien dann trotz ihrer weißen Haare und Runzeln, der Staat könne nicht länger bestehen, wenn nicht bei der nächsten Wettfahrt irgend ein Wagenlenker zuerst aus den Schranken heraussprengen oder mit seinen Nebenpferden nicht eng genug an dee Spitzsäule des Circus umlenken werde. Und während ihre Faulheit und Nachlässigkeit so groß ist, so eilen doch alle, sobald der erwünschte Tag der Spiele anbricht, ehe noch das Tagesgestirn aufgeht, über Hals und Kopf nach dem Circus, als ob sie die wettfahrenden Wagen an Schnelligkeit übertreffen wollten; ja die Meisten bringen die vorhergegangene Nacht schlaflos zu, aus Sorgen über die Erfüllung ihrer Wünsche. Wenn

sie dann die Theatervorstellungen besuchen, wird jeder Schauspieler ausgezischt, der sich nicht durch Geld die Gunst des Pöbels erkauft hat. Fehlt endlich auch dieser Lärm, so schreien sie nach Art des taurischen Volkes, man müsse die Fremden aus der Stadt treiben, ohne deren Hilfe sie doch nie bestehen können!" So lebte und dachte also der Hauptbestandtheil der Bevölkerung Roms, während die rohe Faust der Barbaren an alle Thore des morschen Reiches pochte und die Legionen unter fremden Anführern ihr Blut für dessen Rettung vergossen!

Höher als die erwähnten Unterstützungen Erwachsener ist eine Art milder Stiftungen für arme Kinder anzuschlagen, wenn dieselben auch ihren Ursprung weniger menschlichem Mitgefühl für die Armuth, als einem politischen Beweggrunde verdankten. Sie gehörten nämlich mit zu den vergeblichen Versuchen der Kaiser, das Sinken des sittlichen Lebens zu hemmen und besonders durch Belohnung der rechtmäßigen Ehe und des Kinderreichthums die bedenkliche Abnahme der freien römischen Bevölkerung aufzuhalten. Schon Augustus hatte eine Menge äußerer Ehren und Vortheile den Verheiratheten durch sein bekanntes Ehegesetz zugewendet und unter anderm einmal bei einer Revision der städtischen Districte jedem Familienvater für jedes Kind 72 Thlr. auszahlen lassen. Nerva und Trajan (der außerdem 5000 städtische Kinder durch Aufnahme unter die Getreideempfänger versorgte) stifteten aber mehrere Fonds von Kapitalien, von deren Zinsen arme Kinder erhalten wurden, und bedachten mit dieser Wohlthat besonders die vorher zurückgesetzten Landstädte. Spätere Kaiser, namentlich die Antonine, folgten diesem Beispiele und nannten ihre Stiftungen (schon ächt modern) nach den Namen ihrer Gemahlinnen. Auch Privatpersonen vermachten zuweilen einzelnen Städten Summen zu demselben Zwecke; so schenkte der jüngere Plinius seiner Vaterstadt Como 36,000 Thlr. zu einer Stiftung für Knaben und Mädchen und eine gewisse Macrina den Terracinensern 72,000 Thlr. zur Unterstützung 100 armer Kinder. Die Knaben (seltener waren die Mädchen bedacht) erhielten bis zum 16. oder 18. Jahre namentlich an bestimmten Orten Getreide oder Geld. Der Betrag war verschieden. In der noch vorhandenen Stiftungsurkunde Trajans für Velleja unweit Placentia werden 245 ehelichen Knaben für jeden monatlich 16 Sesterzen (jährlich 14 Thlr.), 34 Mädchen für jedes 12 Sesterzen (jährlich 10 Thlr.), einem unehelichen Knaben jährlich 144 Sesterzen, einem unehelichen Mädchen 120 Sesterzen festgesetzt. Der Sicherheit wegen wurden die Kapitalstöcke von den Stiftern nicht auf gewöhnliche Hypothek ausgeliehen, sondern es wurden die Grundstücke der Schuldner mit einem festen Erbzins belastet, so daß eigentlich der Grund und Boden selbst die Zinsen schuldete. — Daß aber trotz dieser sprechenden Beweise der wohlthätige Sinn der damaligen Heidenwelt noch weit entfernt war von der weitherzigeren christlichen Nächstenliebe und Armenpflege, dies zeigt sich besonders darin, daß man das zunächst Liegende übersah, daß man wohl theilweise für die heranwachsende Generation sorgte (aber auch nicht von Seiten der Gemeinden), aber ohne besondere Rücksicht auf die Waisen zu nehmen und ohne sich der unglücklichen Geschöpfe zu erbarmen, die mütterliche Scheu oder väterliche Hartherzigkeit von sich stieß und an Tempeln und öffentlichen Plätzen oder an den Thüren reicher Leute aussetzte. Besonders die Milchsäule auf dem Gemüsemarkte und der uralte Feigenbaum am Palatin, der Sage nach der Rettungsanker der Zwillingsstifter Rom's, waren diejenigen Plätze, an denen man am häufigsten auf das Mitleid der Vorübergehenden spekulirte. Diese Grausamkeit war durch kein Gesetz verboten; selbst der erste christliche Kaiser machte nur einen Anfang zu ihrer Abschaffung, indem er den Eltern alle Rechte auf ihre ausgesetzten Kinder absprach und ihnen jede Hoffnung nahm, sie einst wieder zu bekommen, und erst Valentinian und Gratian geboten Jedem, seine Kinder zu ernähren, und belegten die Aussetzung mit harten Strafen. Selten war wohl das Schicksal dieser Findelkinder, auch wenn sie Pflegeeltern fanden, zuletzt ein so heiteres, wie es bei den Komikern, die das Verhältniß oft zur Schürzung des dramatischen Knotens benutzten, geschildert wird. Leider gar oft schlich unter dem Mantel der Barmherzigkeit die schnödeste Gewinnsucht umher und suchte sich grade die Krüppel unter den Findlingen aus oder verstümmelte wohl gar die Kleinen zu Hause — um sie später für sich betteln zu lassen und die Erziehungskosten vervielfacht wieder einzuziehen; denn diese Unglücklichen waren ja nach dem Gesetze alle — Sclaven!

Wirft man endlich noch einen Blick auf die unterste Klasse der Proletarier, auf die Bettler von Profession, so findet man im glücklichen Hellas keine bettelnden Bürger, mit Ausnahme der aus Grundsatz von Almosen lebenden Cyniker.*) In Rom dagegen gab es während der Kaiserzeit Tausende von freien Römern und flüchtigen Sclaven, die kein anderes Obdach hatten als die öffentlichen Hallen und Säulengänge der Tempel und die ungeheuren Räume der Circen und Amphitheater, „deren müder Nacken," sagt Seneka, „auf einem Heubündel ausruht oder auf einem alten Polster im Circus, dessen Füllsel durch die Flickstellen der morschen Leinwand hervorquillt." Der Miethzins in der Riesenstadt war sehr theuer, und für einen finsteren Winkel oder für ein luftiges Stübchen im sechsten Stocke, „in der Nähe nistender Tauben," zahlte man jährlich so viel, als in einer kleinen Landstadt für ein bescheidenes Häuschen. Am Tage hatten die Bettler gewöhnlich ihre festen Stationen, die sie nach Art des homerischen Irus in ehrlichem Faustkampfe gegen jeden Eindringling vertheidigten, und wie im heutigen Rom die Brücke St. Angelo und die spanische Treppe die Hauptversammlungsorte sind, so waren es im Alterthume die Thore und unter den Brücken vorzüglich die sublicische, so daß Juvenal anstatt des Wortes Bettler geradezu den Ausdruck braucht: „Einer von der Brücke." Die Stelle des heutigen Ghetto vertrat der wegen ungesunder Luft und sumpfigen Bodens von den Wohlhabenden ge-

*) In dem 2. Bande des Werkes: „Kulturbilder aus Hellas und Rom," dem dieser Aufsatz, wie bereits angegeben, entnommen ist, bemerkt der Verfasser in seinen Nachträgen und Berichtigungen: „Unsere Behauptung, daß es in Hellas keine bettelnden Bürger gegeben, gilt allerdings vom heroischen Zeitalter, wo die Bettler nicht Einheimische, sondern Flüchtlinge und Verbannte waren. Hinsichtlich der späteren Zeit sprechen freilich manche Stellen (besonders Aristoph. Plut. v. 536 ff.) dagegen.

flohene Vatilan. Haldnackt und langdärtig, mit Stock und Stange versehen und von mürrischen Hunden degleitet, streckten sie dem Vorübergehenden die hohle Hand entgegen und hefteten sich als hartnäckige Begleiter an seine Sohlen, oder warfen dem vorüberrollenden Wagen Kußhände zu. Von Haus zu Haus wanderten ferner Abgebrannte und Schiffdrüchige, oft Gemälde von ihren Unglücksfällen mit sich führend, um den Glauden und das Mitleid zu steigern. Außer der Unmasse unprivilegirter Bettler durchzogen ader auch schon damals die Bettelpriester verschiedener Kulte die Hauptstadt und die Provinzen, monatliche Almosen für religiöse Zwecke heischend und Traktätchen verträdelnd, deren Lektüre angeblich entsündigen sollte. Besonders geschah dies im Interesse ber großen Göttermutter Kybele und der ägyptischen Isis. Hierauf dezieht sich das Lod, welches **Valerius Maximus** den Marseillern ertheilt, weil sie „Allen, die unter irgend einem religiösen Vorwande Unterhalt für ihre Faulheit erbettelten," ihre Thore verschlossen und jeden „erlogenen und geschminkten Aberglauden" fern von sich hielten. Auch **Tertullian** sagt spottend: „die Ehrwürdigkeit der Religion wird gewinnbringend, wenn sie dettelnd die Wirthshäuser desucht." Der gute Kirchenvater hat freilich nicht geahnt, daß einige Jahrhunderte später christliche Mönche das Gelübde ledenslänglicher Bettelpflicht adlegen würden! Noch sei erwähnt, daß der Kaiser **Galerius** einst alle Bettler Rom's auf Schiffe packen und im Meere versenken ließ, wie sein erboster Gegner, der christliche **Cicero Laktantius**, ihm nachsagt. Vielleicht wollte **Galerius** nur eine Armenkolonie gründen und die Flotte litt Schiffbruch.

Die oft unverständig gehandhadte christliche Mildthätigkeit trug keineswegs dazu bei, die Zahl der Bettler in Rom zu mindern, und nachdem **Valentinian I.** desondere Armenärzte mit fester Besoldung angestellt hatte, sah sich **Gratian** endlich genöthigt, seinem Stadtpräfecten zu befehlen, eine strenge Untersuchung über alle Bettler anzustellen. Diejenigen, welche noch zur Arbeit tauglich waren, wurden, wenn sie dem freien Stande angehörten, als Bauern angesiedelt, wenn sie das Unglück hatten, Sclaven zu sein, Eigenthum ihrer Denunzianten. Zu gleicher Zeit schried der heilige **Amdrosius** in seinem Buche über die Pflichten der Geistlichkeit, man müsse sich hüten, Wohlthaten an Unwürdige zu verschwenden und dadurch die Unterstützung der wirklichen Armuth zu verringern, und ermahnt die Priester, ja nicht jeder Lüge der Vagabunden zu trauen, sondern die Wahrheit zu erforschen. Der Kaiser **Justinian** bestellte einen eigenen Beamten dazu, die Ardeitsfähigen unter den Bettlern in Konstantinopel zu deschäftigen, die Fremden in ihre Heimath zu schicken. Bis zu seiner Zeit hatte nun freilich das Christenthum unendlich viel gethan, um den wahren Bedürfnissen der Armen zu Hilfe zu kommen und die wirklich Bedürftigen ohne Nebenzwecke zu berücksichtigen; ja man kann beinahe nachweisen, daß alle unsere Institute der Wohlthätigkeit bereits in jenen Zeiten vorhanden waren. Schon **Julian**, der Adtrünnige, wies die heidnischen Priester auf die Armenpflege der Christen zur Nachahmung hin, und im Gesetzbuche **Justinians** finden sich dereits erwähnt: Herbergen für Fremde (sie lagen unmittelbar neben den Kirchen), Krankenhäuser (von den Diakonissinnen besorgt), Waisenhäuser (deren Beamte, weil sie Elternstelle vertraten, nicht verdunden waren, ihren Zöglingen später Rechenschaft adzulegen), Findelhäuser und Hospitäler für alte Personen. Alle diese Institute wurden von den Kaisern durch namhafte Privilegien begünstigt und geben für die alte Kirche das Zeugniß, daß sie diese Angelegenheit nicht vom dloßen polizeilichen Standpunkte aus ansah. In Alexandria gab es 600 Krankenpfleger, wegen der Pestgefahr, der sie ausgesetzt waren Paradoloni, Wagehälse, denannt, und für Rom selbst hat man aus dem 3. Jahrhunderte die unverdächtige Nachricht, daß zur Zeit der diokletianischen Verfolgung mehr als 1500 Wittwen und Hilfsdedürftige von der Unterstützung der christlichen Gemeinde lebten. Bald freilich wurde dies anders und fiel die ganze Sorge den Klöstern anheim, wodurch dem christlichen Sinne und Leben nur Nachtheil erwuchs.

Miscellen.

In Halle a. d. S. wird die Gründung einer **Versorgungskasse für erwerdsunfähige Arbeiter** projectirt. An der Spitze des Unternehmens steht der Oberbürgermeister, Regierungsrath **von Voß**, welcher sich mit mehreren angesehenen Fadrikdesitzern und andern einflußreichen Männern zu einem Gründungscomité verdunden hat. In der ersten Sitzung desselden wurde, der „D. Verf.-Ztg." zufolge, ein dereits vorliegender Statutenentwurf mit einigen Aenderungen genehmigt und die Ausführung des Projectes definitiv deschlossen.

Da Invalidenkassen für Arbeiter ein allgemein anerkanntes Bedürfniß sind, so freuen wir uns, endlich einen Anfang gemacht zu sehen. (Staats-Anzeiger.)

Die Betheiligung von **Krankenpflegerinnen** geistlicher Genossenschaften an der Krankenpflege in **Friedens-Garnison-Lazarethen** ist von Sr. Majestät dem Könige genehmigt worden. Auf Verfügung des Kriegsministeriums soll daher die disherige versuchsweise Thätigkeit darmherziger Schwestern des Clemens-August-Ordens im Garnison-Lazareth zu Münster durch ein Adkommen mit der betreffenden Ordens-Direction geregelt werden. (Kr.-Ztg.)

Statistisches.

Im katholischen St. Hedwigs-Krankenhause zu Berlin wurden im Laufe des Jahres 1864 zusammen 2928 Personen verpflegt, von denen 2212 Protestanten, 709 Katholiken und 7 Juden waren. Unentgeltlich verpflegt wurden 111 Katholiken und 51 Protestanten. Die Anstalt ist noch mit 70,000 Thlr. Schulden delastet, deren Verzinsung es nicht erlaudt, dei der Einziehung der Pflegegelder mehr Nachsicht anzuwenden. Der jährliche Ausfall wird durch den Ertrag einer von katholischen Damen veranstalteten Weihnachtsausstellung gedeckt, der sich 1864 auf 1200 Thlr. delief.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der **Behr**'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator **Herrlich**, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 11. Berlin, den 15. März 1865. **Nr. 11.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen	Summa: der am 1. März 1865 vorh. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1865	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	48			
	Zugang pro Februar	6			
		54			
	Abgang " "	10			
	Bleibt Bestand	44	44	1260	54
2.	**Pulzin:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	39			
	Zugang pro Februar	13			
		52			
	Abgang " "	11			
	Bleibt Bestand	41	41	1107	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	15			
	Zugang pro Februar	8			
		23			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	18	18	508	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	22			
	Zugang pro Februar	25			
		47			
	Abgang " "	21			
	Bleibt Bestand	26	26	685	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	20			
	Zugang pro Februar	9			
		2[illegible]			
	Abgang " "	3			
	Bleibt Bestand	26	26	677	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	28			
	Zugang pro Februar	13			
		41			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	29	29	825	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	13			
	Zugang pro Februar	19			
		32			
	Abgang " "	17			
	Bleibt Bestand	15	15	488	35
	zu übertragen		199	5550	260
	Uebertrag		199	5550	260
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	14			
	Zugang pro Februar	16			
		30			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	22	22	521	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	41			
	Zugang pro Februar	22			
		63			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	51	51	1242	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	22			
	Zugang pro Februar	21			
		43			
	Abgang " "	25			
	Bleibt Bestand	18	18	607	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	12			
	Zugang pro Februar	10			
		22			
	Abgang " "	19			
	Bleibt Bestand	3	3	307	24
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	9			
	Zugang pro Februar	11			
		20			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	12	12	256	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	3			
	Zugang pro Februar	8			
		11			
	Abgang " "	4			
	Bleibt Bestand	7	7	112	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	3			
	Zugang pro Februar	8			
		11			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	6	6	161	10
	zu übertragen		318	8756	461

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. März 1865 verb. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		318	8756	461
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	1			
	Zugang pro Februar	—			
		1			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	—	—	25	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	7			
	Zugang pro Februar	9			
		16			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	8	8	106	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Februar 1865	18			
	Zugang pro Februar	—			
		18			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	18	18	504	16
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Februar 1865	12			
	Zugang pro Februar	3			
		15			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	7	7	291	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. Februar 1865	—			
	Zugang pro Februar	3			
		3			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	2	2	52	14
	Zusammen		353	9834	547

Der gesammte Abgang an Kranken pro Februar 1865 beträgt 176, davon sind:

a) gestorben . . . 18
b) geheilt entlassen . 141
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 19

wie vor 178.

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Januar 1865 . . . . 26 Kranke.
Zugang pro Januar . . . . 14 „

40 Kranke.

Davon sind: gestorben 1
geheilt 6
gebessert 4
fortgegangen 1

12 12 „

Bleibt Bestand am 1. Februar 1865: 28 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Europäer, 1 Moslemin, und 12 orientalische Christen.

Poliklinisch wurden behandelt 132 Personen.

Carl Gustav Hartwig von Naso, Oberst-Lieutenant a. D., auf Chrzastowo bei Nakel, Ehrenritter seit 1864, † zu Chrzastowo 1. März 1865.

Das Hospiz des Johanniter-Ordens in Jerusalem.

Die Frequenz des Johanniter-Hospizes in Jerusalem, das unter der oberen Leitung des Königlichen Consuls für Palästina Dr. Rosen steht, hat im verflossenen Jahre abermals in auffallender Weise zugenommen. Während bis dahin die Hospizpfleglinge noch nie die Zahl 80 erreicht hatten, ist dieselbe während des Jahres 1864 auf 123 gestiegen, von welchen 73 als Gäste 1. Klasse die Kosten ihrer Bedürfnisse ersetzt haben und 50 als Gäste 2. Klasse zusammen 645 Tage der Wohlthaten des Hauses theilhaftig geworden sind.

Der Aufschwung, den die Anstalt in dieser Hinsicht erfahren hat, erklärt sich zum Theil aus ihrer zweckmäßigen Einrichtung und guten Haltung, zum Theil aber auch aus den allgemeinen Zuständen, indem die Zahl der Palästina besuchenden Reisenden aus Europa von Jahr zu Jahr zunimmt.

Unter den Gästen 1. Klasse befand sich der ausgezeichnete protestantische Kirchenredner, Pastor Pressensé aus Paris, welcher Palästina bereiste, um sein Material über das Leben und Wirken des Heilandes zur Widerlegung der wissenschaftlichen Mißgriffe E. Renan's zu vervollständigen; ferner der preußische Civil-Ingenieur Humann, der vorläufig im Privatauftrage eine Vermessung der Thäler von Jerusalem bis Jaffa, behufs eventueller Erbauung einer Eisenbahn vorgenommen hat. Dr. Lorent aus Mannheim, der die vollständigste und ausgezeichneteste Sammlung von Photographien von Jerusalem und der Umgegend, behufs ihrer demnächstigen Vervielfältigung veranstaltet, endlich der Königlich Großbritanische Ingenieur-Capitain Wilson mit einem Kommando von fünf Pionieren, welcher mit einer sorgfältigen Vermessung und Aufnahme Jerusalems und Umgegend noch jetzt beschäftigt ist.

Die Gäste 2. Klasse waren, wie immer, größtentheils deutsche Handwerksgesellen der verschiedensten Professionen, die den Orient vagirend durchstreifen und leider ihrem Vaterlande in der Fremde wenig Ehre bereiten.

An Stelle des bisherigen Hausvaters des Hospizes Thiel, der nach Jaffa gezogen, ist am 1. d. Mts. der Hausvater des Johanniter Krankenhauses in Beirut, Bruder des Rauhen Hauses Göttmann getreten, und dessen Stelle dem Bruder des Rauhen Hauses Gladrow übertragen worden, der dort bisher als Krankenwärter fungirte.

Die dem Orden für die Unterhaltung des Hospizes während des Jahres 1864 erwachsenen Kosten betragen 979 Thlr.

Roeskilde.

1. Die Stadt Roeskilde. Der Dom. Sein Alter und Baustil

Unter den Nachbarstädten Kopenhagens, die jeder gesehen haben muß, der überhaupt der dänischen Hauptstadt seinen Besuch machte, stehen Helsingör und Roeskilde obenan. Welchen von beiden der Preis gebührt, ist schwer zu sagen; wer den Landschaftssinn hat, gehe nach Helsingör, wer den historischen Sinn hat, gehe nach Roeskilde. Dort das Sund-Panorama und ein Schloß, das die Phantasie selber gebaut zu haben scheint; hier eine

flache Landschaft ohne besonderen Reiz, aber in ihr der Roeskilder Dom mit seinen hundert Särgen und in den hundert Särgen die Geschichte des Landes Dänemark.

Roeskilde liegt vier Meilen von der Hauptstadt. Man erreicht es leicht, da die Korsoer-Bahn, die ganz Seeland von Ost nach West durchschneidet, an Roeskilde vorüber führt. Seinen uralten Namen führt es von König Roe, einem Bruder von König Helge; Roeskilde heißt also „Roe's Quelle" und nicht Rehquelle oder rothe Quelle, wie, ohne Kenntniß des Dänischen, mitunter angenommen wird. Das Städtchen selbst ist unbedeutend, und besteht — wenn man von ein paar Winkeln und Gassen absieht — aus einer einzigen Straße, deren Verkehr auf wenig Wohlhabenheit schließen läßt. Doch täuscht dies leicht in Dänemark, in Stadt wie Land. Der Trieb, das Haus zu mehr als einer Behausung zu machen, ist in die Gemüther der Dänen noch nicht eingezogen, und sie bauen überall um Schutzes- und in den wenigsten Fällen um Schönheitswillen. Selbst Kopenhagen, das sei hier eingefügt, macht keine Ausnahme davon. Es wird wenig Städte von gleicher Größe und gleichem Reichthum geben, die sich, ein Dutzend öffentlicher Gebäude abgerechnet, mit einem solchen Minimum von architektonischer Schönheit begnügen.

Roeskilde hat etwa 2000 Einwohner und erinnert in Schlichtheit und Anspruchslosigkeit an kleine märkische Städte wie Cremmen, Werneuchen, Fehrbellin, während Städte wie Ruppin, Prenzlau, Fürstenwalde, vergleichsweise schon wie Residenzen daneben erscheinen. Dies, und manches andere noch, läßt einen doch auf Schritt und Tritt erkennen, daß man in nördliche Gegenden eingetreten ist, wo der Mensch, wie eine Vegetation des Südens, rar zu werden beginnt. Die Küstenstädte freilich können vorübergehend die Täuschung hervorrufen: es sei hier wie anders wo; aber eine Meile landeinwärts, — und die Täuschung zerrinnt. Die Wasserstraßen, auch im Norden, steigern an einzelnen begünstigten Plätzen das Leben des Landes, aber sie steigern es mehr scheinbar als wirklich; — das Wachsthum ist eminent lokal. Alles strömt einem Punkte zu, der Küstenstadt, der Hauptstadt, und weil das arme Hinterland, eben weil es ein unfruchtbares Nordland ist, nicht Kraft genug hat, immer neue Menschen-Saaten zu treiben, so verarmt und verödet es völlig, und der Volksreichthum der einzelnen Stadt geht Hand in Hand mit der Entvölkerung des Landes, oder doch ganzer Provinzen. So ist es beispielsweise in Schottland, wo Glasgow die Hochlande mehr und mehr entvölkert, und so ist es auch in Dänemark, wo Kopenhagen alles Leben der Inseln mehr oder weniger absorbirt. Ueberhaupt bieten Schottland und Dänemark vielfache Vergleichungspunkte dar, ganz besonders aber in der Eigenart ihrer kleinen Städte. Roeskilde hat ganz das Aussehen von Linlithgow, vier Meilen von Edinburgh, und als ich die Straße der alten dänischen Bischofsstadt entlang, der weltberühmten „Domkirke" zuschritt, deren spitze Thürme von Westen her über die Häuser wegragten, rief die frappante Aehnlichkeit des Bildes mir jenes schottische Städtchen mit seiner Kirche und seinem Schloß (drin Maria Stuart geboren wurde) wieder lebhaft vor die Seele.

Roeskilde ist nichts, aber seine Domkirche ist alles. Man erblickt sie schon, wiewohl nicht auf weite Entfernung hin, von der Eisenbahn aus, und der Eindruck, den sie zunächst macht, ist der eines mächtigen gothischen Baues; zwei Spitzthürme schließen das Schiff nach Westen hin ab, ein dritter Thurm, von entsprechender Form, wächst aus der Mitte des Baues auf, und zahlreiche Giebel, namentlich der Kapellen, Wappen- und Kapitelhäuser, die den ganzen Westtheil der Kirche umstehen, vervollständigen den Eindruck, daß es ein gothischer Dom sei, dem wir uns nähern. Dieser erste Eindruck trügt aber. Diese Giebel und Thürme, die in die Ferne wirken, sind nur Anfügungen aus einer späteren Zeit, während die ursprüngliche alte Domkirche nicht nur als ein romanischer Rundbogen-Bau in's Leben trat, sondern den entsprechenden Charakter auch durch die Jahrhunderte hin völlig intakt zu bewahren gewußt hat. Die ganze Osthälfte der Kirche: das Querschiff, der hohe Chor und vor allem der Außenbau, der sich hufeisenförmig um den hohen Chor herumlegt, zeigen einen consequent durchgeführten Rundbogenstil bis diesen Tag. Der Total-Eindruck, den die Kirche hervorruft, ist nicht überwältigend, wie der Anblick einzelner anderer Dome, des Mailänder, des Kölner oder der Kathedralen von Amiens und Canterbury, aber er ist imposant und gefällig zugleich. Der hohe Chor drückt Würde, die ungewöhnlich schlanken Spitzthürme der Westhälfte drücken Schönheit und Leichtigkeit aus. Das Material ist Backstein. Das Dach war ursprünglich mit Blei gedeckt; nach dem großen Brande von 1523 ist ein Kupferdach an die Stelle getreten. Was die Größenverhältnisse angeht (Länge 275 Fuß, Breite 84, Höhe 82), so ist der Roeskilder Dom neben dem Dom von Upsala die bedeutendste Kirche des Nordens. Länger um einige Fuß sind die Dome von Aarhuus und Drontheim, breiter ist die Domkirche zu Ribe, aber an Höhe und vor allem an Gesammterscheinung kommt dem Roeskilder Dome kein anderer gleich.

Ehe wir durch das Südportal in die Kirche eintreten, schicke ich eine Geschichte dieser Kirche voraus; zunächst ihre Vorgeschichte. Wir müssen bei ihr verweilen, wenngleich sie nur halbsagenhaft in die wirkliche Geschichte hineinragt.

2. Die Vorgeschichte des Roeskilder Dom's von 975—1047.

Die Anfänge des Roeskilder Doms waren sehr klein. Was sich in frühster christlicher Zeit an Stelle desselben erhob, war ein einfacher Holzbau, vielleicht den Holzkirchen ähnlich, denen man noch jetzt in einzelnen Theilen Norwegens begegnet. Bestimmte Aufzeichnungen fehlen. Die Schicksale des Doms, in dieser seiner primitivsten Form, finden sich in den alten dänischen Königsbüchern verzeichnet.

Harald Blaatand (Blauzahn) führte die Roeskilder Holzkirche im Jahre 975 auf und weihte sie der heiligen Dreieinigkeit. Die Ereignisse, die zu diesem Kirchenbau führten, — der der erste christliche Kirchenbau in ganz Nordland war — werden von den Chronisten wie folgt erzählt: Harald Blaatand, nachdem er die von Heinrich dem Vogler errichtete Markgrafschaft Schleswig angegriffen und Burg und Stadt zerstört hatte, gerieth

in Krieg mit Heinrich's Nachfolger, dem Kaiser Otto I. Die Deutschen überschwemmten die ganze Haldinsel, drangen vor bis hoch in Jütland hinauf, und Otto seldst warf seinen Speer in den Limfjord; die Stelle, wo er es that, heißt bis diesen Tag der Ottesund. Harald Blaatand, unterlegen im Kampf, nahm darauf Dänemark vam Kaiser zu Lehn oder, wie die alten Schriftsteller sich anschaulich aussprechen: der Dänenkönig empfing das Reich und das Christenthum aus der Hand Otto's des Großen. Dies war 948. Harald Blaatand, nunmehr ein Christenkönig, schritt auf Seeland zur Errichtung eines christlichen Gotteshanses. So entstand die Raeskilder Kirche. Dänische Schriftsteller setzen den Bau derselben um 975; doch ist dies wahrscheinlich zu spät. Bei derselben Gelegenheit wurde die Residenz der dänischen Könige von Leire nach Roeskilde verlegt. Leire, das in den alten Balladen viel genannte, existirt noch; es ist ein Gehöft, etwa eine halbe Meile von Roeskilde entfernt. Bis zu Harald Blaatand's Zeiten wurden daselbst, wenn wir den Mittheilungen Ditmar's von Merseburg Glauden schenken dürfen, alle 9 Jahre 99 Menschen geopfert. Diesem Greuel war nun ein Ziel gesetzt. Aber freilich, die umgestaltende Kraft der Heilslehre drang nur langsam durch. „Gott-Christus ist groß, ader die alten Götter sind doch größer," so hieß es damals in Nordland. Harald Blaatand selbst, so deuten die Chronisten an, sei eigentlich derselden Meinnag gewesea. Nur gegen das Ende hin stand er fest im Glauden. Er starb 980 in Jumne (wahrscheinlich das bekannte Julin), nachdem er oar seinem Sahne und Nachfolger Svend Tveskjaeg hatte fliehen müssen. Die Geschichtsdücher erzählen als Ursache dieser Auflehnung, König Harald habe auf den Gradhügel, den er dem Gedächtniß seiner Mutter Thyra Danebad (zu Jellinge dei Kolding) errichten ließ, so viel Fleiß verwandt, daß die Bauern, die den Hügel aufschütten mußten, unzufrieden mit dem Könige wurden. An die Spitze dieser Unzufriedenen stellte sich nun Svend Tveskjaeg, so daß die Pietät des Vaters mittelbar die Ursach für die Impietät des Sohnes wurde. Svend ging nach Wiborg und wurde zum Könige ausgerufen. Harald blied arglos am Grabhügel der Mutter, wo eden eine große Maschine Steine und Erdreich herdeizuschaffen hatte, und fragte einen Vorüberreitenden, od er je eine Maschine gesehen habe, die mehr Erde wegschaffe? Dieser antwortete: „ja, gestern in Widorg. Dein Sohn zog das ganze Reich nach sich."

Harald Blaatand wurde später heilig gesprochen. Seine Gebeine, die nach Roeskilde gebracht worden waren, wurden wie Reliquien verehrt und aller Zerstörungen ungeachtet, die üder die Kirche hereindrachen, dieser, durch Jahehunderte hin, erhalten. Jetzt ist nur noch das Grab da, in dem die Gedeine 1415 (muthmaßlich) auf's Neue beigesetzt wurden. Ich komme darauf ausführlicher zurück.

Harald Blaatand's Sohn und Nachfolger war Svend Toeskjaeg, d. h. Gadeldart, Barba furcata. Er stützte sich auf die heidnische Partei im Lande und stieß seinen Vater vom Thron, wie wir gesehen haden. Zugleich verbrannte er die Roeskilder Kirche. Aber die Zeit war da, wo dem Christenthume der Sieg nicht dauernd streitig gemacht werden konnte. Svend Tveskjaeg seldst trat etwa um's Jahr 1000 zur neuen Lehre über, die er zu Anfang seiner Regierung mit Feuer und Schwert verfolgt hatte. In feinem Herzen scheinen aber auch ihm die alten Götter lieber gewesen zu sein. Die Kirche zu Roeskilde, nachdem sie zwanzig Jahre lang in Asche gelegen, wurde 1002 zum zweiten Male aufgeführt. An selbiger Stelle, im selbigen Stil, wieder ein Holzbau. Svend Gabeldart stard mitten in feinen Siegen 1014. Das war in Englaad, und sein Tod wird wie folgt erzähtt: Er saß im Zelt und verspottete, was auch für seine bloße Halb-Bekehrung zu sprechen scheint, den heilig gespeochenen König Edmund, der unter den Engländern desonderer Verehrung genoß, als plötzlich das Gespenst Sankt Edmund's ia vollem Harnisch und mit blanker Waffe an ihn herantrat. Der König erschrak und rief um Hülfe. Aber ehe die Hülfe kommen konnte, empfing er eine tödtliche Wunde, an der er die Nacht darauf starb. Seine Söhne brachten ihn nach Roeskilde zurück, wo er neden der Leiche seines Vaters (Harald Blauzahn) beigesetzt wurde. Die Geistlichkeit, die keinen vollen Glauden in sein wirkliches Bekehrtsein setzen mochte, scheint demgemäß auch kein Jateresse gehabt zu haben, seinen Grabstein besonders auszuzeichnen oder seine Gebeine sorglich zu hegen, so daß, im Gegensatz zu Harald Blaatand, kein Pfeilergrab im hohen Chor irgend länger die Stätte bezeichnet, wo seine irdischen Ueberreste ruhen. Er war üdrigens ein großer Köaig und mehr noch als durch seine Eroberungszüge in England durch den großen Seesieg berühmt, den er über die Norweger unter Känig Olaf Tryggeson gewaan. Ueber diesen Olaf Tryggeson noch ein Wort. Olaf Tryggeson, auch Kragebeen geheißen, weil er aus dem Gedein der Krähen zu wahrsagen liebte, war der tapferste Seefahrer seiner Zeit. Als er in der Schlacht mit Svend Gadelbart gewahr wurde, daß der Sieg seinem Gegner zufalle, spannte er noch einmal den Bogen, aber der Bogen zerdrach. Was bedeutet's? fragte der König sinnend. Das dedeutet, erwiederte Einer der Seinen, „daß Norwegen unter Deinen Händen zerdrochen ist." Danach sprang König Olaf mit vollem Harnisch über Bord, damit er nicht in die Hände der Feinde falle.

(Fortsetzung folgt.)

Johann von Gott und die barmherzigen Brüder.

Juan Ciudad war der Soha eines armen Landmannes und zu Mante-majar el nuovo in Portugal am 8. Mäez 1495 gebaren. Als er 9 Jahr alt war, überredete ihn ein Priester, mit ihm nach Madrid zu gehen, überließ ihn aber in Oropesa an der Grenze zwischen Estremadura und Neucastilien seinem Schicksale. Ein Landmann nahm den Knaben in sein Haus auf und ließ ihn, als er 13 Jahr alt war, seine Schafe hüten. Einige Jahre später übergab er ihm die Aufsicht über seine Kinder und zugleich über seine Heerden, und machte ihm sogar den Vorschlag, sich mit seiner Tachter zu oerheirathen. Juan zog es aber vor, unvermählt zu dleiben, und da der Brodherr ihm deshalb zürnte, so verließ Juan iha und ließ sich anwerben. Ee kehrte zwar später noch einmal nach Oropesa zurück, zog aber im Jahre 1532 wieder zu

Felde, als der Graf von Oropesa dem Kaiser Karl V. eine Schaar Fußvolk im Kriege gegen den König Franz I. stellte. Auch in Ungarn kämpfte Juan einige Zeit gegen die Türken. Das Soldatenleben wirkte ungünstig auf ihn ein; er folgte dem Beispiele seiner Gefährten und beging Manches, was er später heftig bereute. Als er das 40. Jahr zurückgelegt hatte, wurde die Schaar, in welcher er diente, entlassen, und er trat wieder als Schäfer in den Dienst einer reichen Andalusierin. Hier wurde er von Reue wegen seines Verhaltens im Kriege befallen und versuchte sich durch Gebet und Kasteiungen mit Gott wieder zu versöhnen. Er beschloß endlich, sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen.

Zu jener Zeit wurden die Länder Europa's, welche an das Mittelmeer grenzten, häufig von Seeräubern heimgesucht, welche Tausende von Männern, Frauen und Kindern nach Afrika entführten, um sie als Sclaven zu verkaufen. Diesen Unglücklichen wollte Juan zunächst sich widmen. Er beschloß nach Afrika zu gehen, um sie durch seinen Zuspruch zu trösten und namentlich vom Abfall vom Christenthume zurückzuhalten. In Gibralter fand er einen portugiesischen Edelmann, welcher mit Frau und Kindern in die Verbannung nach Ceuta in Afrika geführt wurde. Aus Mitleid trat Juan in seinen Dienst, ohne Lohn zu fordern; und als der Edelmann in Ceuta gefährlich erkrankte und die aus dem Vaterlande mitgebrachte Habe verzehrt war, verkaufte Juan alles, was er hatte, und diente als Tagelöhner, um Brot für seinen Herrn und die Seinigen herbeizuschaffen. Die Absicht, gefangene Christen aufzusuchen, gab er auf, da ein Priester ihm vorstellte, daß er jenen nur wenig nützen werde, und daß es unerlaubte Vermessenheit sei, den Märtyrertod zu suchen, wenn dadurch nicht ein Gott wohlgefälliger Zweck erreicht würde. Johann segelte daher nach Gibraltar zurück, wo er einige Zeit Andachtsbücher und Heiligenbilder verkaufte. Dieses Gewerbe setzte er später in Granada fort, wo er seine Bude unter einem der Stadtthore aufschlug. Hier vernahm er im Jahre 1538, daß Johann Avila, einer der angesehensten Geistlichen jener Zeit, am Tage des heiligen Sebastian dessen bei Granada liegende Einsiedelei besuchen und daselbst predigen würde. Juan begab sich ebenfalls dahin und wurde von der Bußpredigt Avila's so heftig erschüttert, daß er allen, die ihn sahen, als ein Wahnsinniger erschien. Die Straßenbuben verfolgten ihn daher und warfen ihn mit Steinen; man sperrte ihn sogar ein und peitschte ihn mit Ruthen. Der Wahnsinn wurde damals als eine üble Angewöhnung betrachtet, die am sichersten durch Mißhandlungen beseitigt werde.

Avila erfuhr von dem Unglücklichen. Er belehrte ihn über das Aergerniß, welches er gab, und ersuchte ihn, seine Andacht in weniger auffallender Weise kund zu thun. Juan pilgerte nun nach einem berühmten Wallfahrtsorte und beschloß, nachdem er nach Granada zurückgekehrt war, sich dem Dienste der Kranken zu widmen. Um die hierzu nöthigen Mittel zu gewinnen, betrieb er nun einen Handel mit Holz und war bald im Stande, ein Haus zu miethen, in welches er Kranke aufnahm. Tag und Nacht widmete er sich der Pflege derselben und wurde bald durch Schenkungen seiner Mitbürger in Stand gesetzt, seine Heilanstalt beträchtlich zu erweitern. Der Präsident der Verwaltungsbehörde der Provinz Granada, Bischof von Tuy, forderte ihn auf, einen Orden von Krankenpflegern zu stiften; er nahm daher einige Gehülfen an, welche aber weder ein Gelübde ablegten noch eine Regel erhielten. Außer den Kranken, welche er in sein Hospital aufgenommen und dort pflegte, brachte er auch vielen andern Armen, welche in ihren Wohnungen erkrankt waren, Pflege und Arzenei. Er erkundigte sich häufig nach den Hilfsbedürftigen in der Stadt und Umgegend und brachte ihnen dann Geld und Kleidungsstücke, oder verschaffte ihnen Arbeit. Junge Mädchen, die sich dem Laster ergeben hatten, oder solche, die ihrer Armuth wegen in Gefahr waren zu fallen, suchte er mit besonderem Eifer auf den Weg der Tugend zurück zu leiten. Zuweilen ging er, das Crucifix in der Hand, zu feilen Dirnen, beschwor sie unter Thränen, Buße zu thun, und bot ihnen zugleich Unterstützung an. Eines Tages sagte ihm der Erzbischof von Granada, man klage über ihn, daß er Landstreicher und berüchtigte Weiber in sein Hospital aufgenommen habe. Juan warf sich ihm zu Füßen mit den Worten: „Ist doch der Sohn Gottes zum Heil der Sünder in die Welt gekommen! So sollen ja auch wir an ihrer Bekehrung arbeiten, mit Seufzen und Thränen, mit Flehen und Ermahnungen! Ich bin meinem Beruf untreu gewesen, und zu meiner Schande muß ich bekennen, daß ich keinen im Hospital unwürdig finde, das Brod der Armen zu essen, als nur mich allein." Er sagte das mit solcher Herzenseinfalt, daß alle Gegenwärtigen gerührt wurden, und der Erzbischof, durchdrungen von Ehrerbietung gegen ihn, ihm in Verwaltung der Anstalt ferner freie Hand ließ. Zugleich ertheilte er ihm den Beinamen „von Gott."

Als einst eine Feuersbrunst in seinem Krankenhause ausbrach, und Niemand mehr wagte, es zu betreten, stürzte er sich mitten in die Flammen und rettete noch mehrere Kranke. Bei einer Ueberschwemmung rettete er ebenfalls einen Menschen, und half die Habe von Andern aus dem Wasser ziehn. Dabei erkältete er sich aber so sehr, daß er von einem heftigen Fieber befallen wurde. Eine fromme Matrone, Anna Osorio, welche von seiner Krankheit vernahm, besuchte ihn in seiner Zelle und fand ihn in ärmlichen Kleidern auf Stroh liegen, mit einem zerrissenen Mantel bedeckt, statt des Steines, auf welchen er sonst seinen Kopf legte, diente ihm der Korb, mit welchem er Almosen einzusammeln pflegte, als Kopfkissen. Rings um ihn her standen weinend viele Arme und Kranke. Anna forderte ihn auf, sich in ihr Haus bringen zu lassen, um bessere Pflege zu erhalten. Er aber weigerte sich, sein Haus und seine Kranken zu verlassen. Erst als sie einen Befehl des Erzbischofs, daß Juan ihren Anordnungen Folge leisten solle, eingeholt hatte, ließ er sich bewegen, ihr zu folgen. Er ernannte nun einen seiner Gehülfen zum Obern des Hauses, ermahnte seine Gefährten zu Liebe und Gehorsam, ging in die Kapelle und verweilte so lange im Gebet, daß Anna ihn unterbrechen mußte, um ihn in ihrem Wagen nach ihrem Hause zu bringen, wo er von ihr und ihrer Tochter sorgsam gepflegt wurde. Die Geistlichkeit, der Adel und die Obrigkeit der Stadt besuchten ihn hier und baten um seinen Segen für die Stadt, er aber weigerte sich aus Demuth, ihn zu ertheilen. Erst als der Erzbischof es ihm befohlen hatte, gehorchte er, und empfahl

allen Anwesenden seine Anstalt und die Armen. Knieend vor dem Altare gab Johannes seinen Geist auf, am 8. März 1550. Pabst Urban VI. sprach ihn 1630 selig, und 1690 erklärte Alexander VIII. ihn für heilig.

Im Jahre 1556 erhielt die von ihm gestiftete Brüderschaft eine Klosterregel und legte seit 1560 das gewöhnliche Klostergelübde ab. Zugleich wurden in andern Städten Spaniens Krankenhäuser der Obhut der barmherzigen Brüder übertragen. Im Jahre 1572 erkannte eine päpstliche Verordnung sie als eine Congregation von Hospitaliter-Brüdern nach der Regel des heiligen Augustin unter der Jurisdiction der Bischöfe an. Bald darauf wurden auch in Italien achtzehn Hospitäler von barmherzigen Brüdern gegründet und hierauf im Jahre 1586 das erste Generalcapitel des Ordens abgehalten. 1591 verlieh ihnen Gregor XIV. die Exemtion von der bischöflichen Gewalt, welche ihnen zwar von Clemens III. wieder entzogen, im Jahre 1619 aber von Paul V. von Neuem verliehen wurde. Urban VIII. ertheilte ihnen 1624 alle Privilegien der Bettelorden, verbot jedoch ihren Priestern, höhere Ordensämter anzunehmen. Die barmherzigen Brüder in Spanien bildeten seit 1592 eine abgesonderte Congregation unter einem eigenen General-Major in Granada (die Vorsteher der einzelnen Klöster wurden Major genannt). Man theilte diese Congregation in zwei Provinzen, Castilien und Andalusien, und fügte ihnen später noch vier andere in den spanischen Colonien bei. In Frankreich wurden die barmherzigen Brüder 1681 aufgenommen, gründeten zunächst in Paris das große Krankenhaus la charité in der Vorstadt St. Germain und hießen deshalb hier gewöhnlich frères de la charité. Allmälig gründeten sie noch 24 Spitäler in Frankreich und in den französischen Colonien. Sie haben, wie die polnischen Brüder ihres Ordens, einen eigenen Generalvicar, gehören aber so wie alle anderen nicht spanischen Brüder zu der italienischen Congregation des Ordens, deren General-Major in Rom residirt und die in sechs Provinzen getheilt ist. Im vorigen Jahrhundert gab es funfzig Häuser der barmherzigen Brüder in Europa. Die größten und am besten eingerichteten sind die zu Mailand, Paris, Rom, Neapel, Wien und Prag. Sie verpflegen arme Kranke ohne Unterschied des Standes und der Religion, nehmen von keinem derselben Bezahlung für die geleisteten Dienste an, und verwenden die Almosen, welche ihre Terminanten (Sammler) erhalten, und die Geschenke, welche ihnen außerdem ertheilt werden, fast ausschließlich für die Pflege und Beköstigung ihrer Kranken. —

Jedes Spital steht unter einem Prior oder Major, und unter zwölf Brüdern befindet sich immer ein Priester. In jedem dritten Jahre halten sie Provinzialcapitel zur Wahl des Provinzials und wählen in jedem sechsten Jahre auf einem Generalcapitel einen neuen General. Nach ihrer alten, 1617 bestätigten Regel haben sie am Morgen und am Abend Gebete abzuhalten, Vormittags bis zur Messe und nach dem Abendessen Kranke zu pflegen, und sich in Beziehung auf Fasten und Geißeln gleich den Augustinern der leichtern Observanz zu verhalten. Außerdem sind sie einem sehr strengen Disciplinargesetze unterworfen. Kutte und Scapulier trugen sie sonst von braunem, jetzt von schwarzem Tuche. Ihr Ordenswappen zeigt ein gekröntes Schild, auf dem sich eine goldene Granate und darüber ein goldenes Kreuz in blauem Felde befindet.

J. v. M.

Der Bettler-König in Shanghai.

Jede chinesische Stadt hat ihre Bettler-Könige, die sehr schmutzig aber sehr reich sind, und deren Unterthanen nach Zehntausenden zählen. Unser Shanghai-Bettler-König ist ein sehr verschmitzter Kerl, der seit Kurzem den weißen Knopf trägt, und mit der einem Weißknopf-Mandarin gebührenden Ehrerbietung gegrüßt wird. Seine Rangbeförderung verdankt er dem Hohen Fotai der Provinz (Kiangsu), dem neulich 40,000 Taels entwendet wurden, deren Zurückschaffung er vom Bettler-König verlangte. Der König, mit allen Schlichen der Diebeswelt bekannt, spielt gleichzeitig die Rolle eines Polizei-Chefs, hat jedoch eine eigenthümliche Art, dem Missethäter beizukommen, indem er zu ihm geht und sagt: „so und so viel erhalte ich für Dich oder für Deinen Kopf; wie viel giebst Du mir, wenn ich Dich laufen lasse!" Das Geschäft kommt zu Stande, wenn der Verbrecher den mächtigen König hinreichend bezahlt, und der Letztere, wenn befragt, versichert, den Uebelthäter nicht entdecken zu können. In dem erwähnten Falle der 40,000 Taels in Gold gebot indessen die Klugheit, den Dieb zu ermitteln. Als dies dem Bettler-König nicht alsbald gelingen wollte, erbat er sich Erlaubniß, die ihm auch ertheilt wurde, in das Lager der Truppen gehen und dort eine Spielbank eröffnen zu dürfen. Bald waren alle die kaiserlichen Tapferen mit „Grade oder Ungrade" und Würfeln beschäftigt, und der kluge Bettler-König entdeckte mit geringer Mühe den Dieb in dem, der mit goldenen Taels am meisten um sich warf. Binnen einer Woche hatte der Fotai seine 40,000 Taels zurück, und über dem häßlichen Schädel des Bettler-Königs prangte dafür der weiße Knopf. Das Betteln ist in China eine geheiligte Beschäftigung; in manchen Städten erwirbt der Bettler-König jährlich 100,000 Taels. Bei Festen und namentlich bei Hochzeiten schicken sie eine Deputation in das Haus der Braut und des Bräutigams, und nur gegen angemessene Bezahlung kann man sich von ihnen während der Ceremonie, die drei Tage währt, durch Vermittelung dieser Abgesandten loskaufen. Wehe dem, der sich nicht mit ihnen einigt, denn abscheuliche Horden, schmutziges abschreckendes Gesindel, erscheinen gegen Abend, umlagern das Haus und dringen in dessen entlegenste Räume. Dagegen fruchtet keine Einsprache, denn es ist Landesbrauch und die Parole lautet: „Gieb uns Geld, oder wir verpesten Dir die Luft und Dein Haus, bis Du vor Ekel krank wirst!" (Mag. f. d. Lit. des Ausl.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 12. Berlin, den 22. März 1865. Nr. 12.

1. Batha Wilhelm Graf zu Eulenburg, Generalmajar z. D., Ehrenritter seit 1819, † zu Königsberg in Pr. 11. März 1865.

2. Eduard Wilhelm Ludwig von Banin, General der Infanterie und kammandirender General des 8. Armee-Korps, à la suite des 1. Garde-Regiments zu Fuß und Chef des 2. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 28, Ehrenritter seit 1839, † zu Coblenz 13. März 1865.

3. Otta Freiherr von Zedlitz-Neukirch, Generalmajar und Landschafts-Direktor, auf Nieder-Kauffung dei Schönau in Schlesien, Ehrenritter seit 1817, † zu Nieder-Kauffung 16. März 1865.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Oberstlieutenant und Bataillons-Kammandeur im 3. Ostpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 4, van La Cheaallerie,
- Palizei-Präsidenten van Leipziger, zu Königsberg in Pr.,
- Rittergutsbesitzer van Perbandt, auf Langendarf dei Tapiau,
- Premier-Lieutenant im 3. schweren Landwehr-Reiter-Regiment und Rittergutsdesitzer von Tyszka, auf Ribden dei Sorquitten,
- Königlich Dänischen Hasjägermeister van Ahlefeldt, zu Potsdam,
- Hauptmann und Kompagnie-Chef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 van Bentlvegni,
- Oberst a. D. van Sydaw, zu Frankfurt a. O.,
- Major im 1. Pasenschen Infanterie-Regiment Nr. 18 Grafen Finck aan Finckenstein,
- Reglerungs-Präsidenten Freiherrn van Wintzingerade, zu Patsdam,
- Major und Kommandeur des Brandenburgischen Jäger-Bataillans Nr. 3 aan Witzleben,
- Major im 1. Brandendurgischen Ulanen-Regiment (Kaiser van Rußland) Nr. 3 van Reckaw,
- Majar im 1. Garde-Draganer-Regiment von Barner,
- Rittergutsdesitzer Rudalph van Rachow, auf Galzaw bei Brandenburg a. d. H.,
- Oberstlieutenant und Kammandeur des 8. Pammerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 von Michaëlis,

den Rittergutsbesitzer Carl von Treskaw, auf Friedrichsfelde dei Berlin,
- Hauptmann a. D. und Kammerjunker van Usedom, zu Berlin,
- Oberst und Kommandeur des Pammerschen Husaren-Regiments (Blücher'sche Husaren) Nr. 5 aon Flemming,
- Rittergutsdesitzer van Voß-Walffradt, auf Lüssaw dei Gützkaw,
- Rittergutsdesitzer van Arnim, auf Timmenhagen bei Cardeshagen,
- Rittergutsdesitzer von Hackewitz, auf Wahlendow dei Anclam,
- Rittmeister im 3. Landwehr-Draganer-Regiment Hugo von Köller, auf Schwenz del Cammin,
- Majaratsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses Adalph Grafen aon Götzen, auf Scharfeneck bei Neurode,
- Oberstlieutenant im 2. Schlesischen Dragoner-Regiment Nr. 8 aon Petersdorff,
- Major z. D. Wilhelm van Müller, zu Breslau,
- Gerichts-Assessar Erdmann Grafen von Rödern, zu Breslau,
- Hauptmann a. D. und Rittergutsdesitzer Görtz aan Heuthansen, auf Kalten-Briesnitz, Kreis Sprattan,
- Major und Bataillans-Kammandeur im 2. Oberschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 23 van Ziemletzky,
- Hauptmann im Generalstade der 13. Division van Jena,
- Majar a. D. Gearg van Arenstarff, zu Berlin,
- Landesältesten Freiherrn aan Richthofen, auf Kreisewitz dei Brieg,
- Kammerherrn aon Dallwitz, auf Mangschütz del Brieg,
- Oberstlieutenant a. D. und Landstallmeister van Katze, zu Zirke,
- Majar im 4. Westphälischen Infanterie-Regiment Nr. 17 van Rex,
- Rittmeister a. D. und Kreisdeputirten Adalph Freiherrn van Badelschwingh-Plettenberg, auf Heeren, Kreis Hamm,
- Rittmeister und Escadran-Chef im 1. Garde-Dragoner-Regiment Freiherrn von Badelschwingh,

den Oberstlieutenant und Kommandeur des 1. Westphälischen Husaren-Regiments Nr. 8 von Rantzau,
- Oberst und Kommandeur des 2. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 28 von Gerstein-Hohenstein,
- Rittmeister und Escadron-Chef im Rheinischen Kürassier-Regiment Nr. 8 von Krieger,
- Hauptmann in der 3. Ingenieur-Inspection von Rohrscheidt,
- Regierungs-Rath von der Mosel, zu Aachen,
- Kaiserlich Oesterreichischen Rittmeister i. d. Armee Rudolph Freiherrn von Maltzahn, zu Vollrathsruhe bei Teterow,
- Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Ulrich von Barner, auf Trebbow bei Schwerin,
- Rittergutsbesitzer Friedrich Freiherrn von Maltzahn, auf Lenschow bei Parchim,
- Grafen Gustav zu Erbach-Schönberg, auf Schönberg bei Bensheim, Großherzogthum Hessen,
- Königlich Hannoverschen Landrath, Mitglied des Staatsraths, erbliches Mitglied der 1. Kammer der Ständeversammlung Bechtold Grafen von Bernstorff, auf Gartow,
- Königlich Hannoverschen Major und Flügel-Adjutanten, erbliches Mitglied der 1. Kammer der Ständeversammlung Carl Grafen von Wedell-Gödens, auf Schloß Evenburg bei Leer,
- Königlich Hannoverschen Finanzrath und vortragenden Rath im Ministerium des Königlichen Hauses von Ompteda, zu Hannover,
- Rittergutsbesitzer Werner von Arnswaldt, auf Böhme bei Rethen,
- Rittmeister a. D. von Muschwitz, zu Coburg,
- Kaiserlich Russischen Ingenieur-Generalmajor und Director sämmtlicher Telegraphen in Rußland Ludwig von Guerhard, zu St. Petersburg,
- Lieutenant a. D. und Majoratsbesitzer Eduard von Netteihorst, auf Schlagunen bei Doblen in Kurland,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Roeskilde.

(Fortsetzung.)

3. Roeskilde unter den beiden ersten Bischöfen, von 1047—1088.

Svend Tveskjaeg starb 1014. Ihm folgte Kanut der Große, und einige Geschichtsbücher erzählen, daß schon unter der Regierung dieses Königs die Holzkirche zu Roeskilde in einen Steinbau umgewandelt worden wäre. Nach allgemeiner Annahme indeß erfolgte dieser Umbau erst 20 Jahre später, und zwar unter Svend Estridsen, der der Sohn der schönen Estrid, einer Schwester Kanut des Großen, war. Svend Estridsen regierte von 1047 bis 1076. Zu Anfang seiner Regierung wurde Mönch Wilhelm, ein Engländer von Geburt, vom Könige zum Bischof von Roeskilde ernannt, und dieser, aus seiner Heimath her an den Anblick mächtiger Kirchen und Abteien (Waltham, Canterbury, Winchester rc.) gewöhnt, fand so wenig ein Genüge an dem, was Roeskilde bot, daß er beschloß, auch in der dänischen Bischofsstadt eine wirkliche Kathedrale aufzuführen. Dies geschah. Etwa um 1066, also zur selben Zeit, wo Wilhelm der Eroberer in England landete, war der Umbau vollendet; — eine Steinkirche war an die Stelle des ursprünglichen Holzbaues getreten. Welcher Art diese älteste Roeskilder Steinkirche war, ist schwer zu sagen. Im Allgemeinen wird angenommen, daß es eine dreischiffige, rund gewölbte Basilika gewesen sei, ein schwerer, stattlicher Bau, dessen Mauerwerk sich großentheils noch jetzt in der westlichen Hälfte der Kirche erkennen lasse. Die Ausschmückung der Kirche war von Anfang an reich und prächtig. Die Freundschaft, in der Bischof Wilhelm zu Svend Estridsen stand, erleichterte jenem seine Aufgabe. Diese Freundschaft, nachdem sie manche harte Probe bestanden, dauerte bis in den Tod. Saxo berichtet darüber:

„Einstmalen schien es," so erzählt er, „daß ein Bruch zwischen dem König und dem Bischof unvermeidlich geworden sei. Hofleute hatten, überm Gastmahl, in bloßer Laune des Weines, vom Könige Uebles gesprochen, und dieser, dem es hinterbracht worden war, hatte sie sämmtlich am Altar niederhauen lassen, zu dessen Stufen die Bedrohten geflohen waren. Bischof Wilhelm war entschlossen, diesen Frevel zu strafen. Als andern Tages Svend Estridsen erschien, um die Messe zu hören, ging ihm der Bischof bis an das Portal entgegen, wehrte ihm den Eingang und stieß den König, der vordringen wollte, mit seinem Krummstab zurück. Zugleich that er ihn in den Bann. Dies war die Stunde, in der das Herz des Königs geprobt wurde. Aber er bestand die Probe. Er legte ein Büßerkleid an und erschien andren Tages wieder am Portal, kniete nieder und bat um Einlaß. Als dem Bischof Kunde gebracht wurde, daß der König reumüthig geworden sei, löste er den Bann und führte ihn zum Hochaltar, wo Svend Estridsen beichtete. Seit diesem Vorfall blieb ihre Freundschaft unerschüttert. Den Tod beider aber erzählen die Chronisten wie folgt: Als Bischof Wilhelm hörte, daß der König gestorben und seine Leiche auf dem Wege nach Roeskilde sei, befahl er, daß im Kirchenchor zwei Gräber Seit' an Seite gegraben würden, und ging dann dem Zuge entgegen. Unterwegs ließ er einen Baum fällen und einen Sarg daraus höhlen. Als er nun bald darauf den Leichenzug auf der Hügelkuppe traf, kniete er nieder an der Königlichen Bahre, und als man ihn wieder aufrichten wollte, fand man, daß er todt sei. Sie wurden Seit' an Seite begraben, in den zwei Gräbern, die Bischof Wilhelm hatte graben lassen. Dies war 1074.

Das Land erhielt einen neuen König und einen neuen Bischof. Der neue König war Knud der Heilige, der neue Bischof war Svend Nordbagge. Dieser vollendete die Kirche. Der reichen, aber in ihren Formen höchst einfachen Basilika Bischof Wilhelm's fügte er einen Chorbau an (im Rundbogenstil), den jetzigen hohen Chor. Dieser hohe Chor ist, im Gegensatz zu den drei Längsschiffen der ehemaligen Basilika, durch beinah acht Jahrhunderte hin in seinen architektonischen Formen unverändert geblieben, weshalb er — was er doch in Wahrheit nicht ist — den Eindruck macht, der älteste Theil der Kirche zu sein. Die Aufführung desselben erlitt übrigens eine mehrjährige Unterbrechung, und zwar dadurch,

daß in der Nacht, die der Einweihung des neuen Theils der Kirche vorherging, Wand und Deckengewölbe einstürzte. Bischof Svend, so scheint es, war vor Allem begierig, keine Zweifel an der architektonischen Kunst seiner Baumeister (wahrscheinlich ebenfalls englische Mönche) aufkommen zu lassen, und so entstand folgende Sage, die Saxo Grammaticus erzählt. In der Nacht, da der Chor einstürzte, sah der Sakristan einen Mann in Mönchstracht auf sich zuschreiten, einen Priester, in dem er alsbald den Bischof Wilhelm erkannte. Der Sakristan gedachte zu fliehen, aber die Stimme des Bischofs hielt ihn fest. Dieser klagte nun, daß man ihn zunächst in seiner Grabesruhe gestört habe, alles aus Eitelkeit, um an der Stelle, wo sein Stein liege, eine prächtige Kanzel aufzurichten. Vor allem aber sei er voll Zorn darüber, daß alle Schritte Bischof Svend's dahin gerichtet seien, sich selbst als **alleinigen** Baumeister dieser Kirche auszugeben. Dies solle er nicht ungestraft thun, und er (Bischof Wilhelm) sei jetzt erschienen, um Rache zu üben und den neuen Theil der Kirche niederzubrechen. Darauf schlug Bischof Wilhelm dreimal mit seinem Stabe an die Wand, bis unter Krachen zusammenstürzte. — Svend Norbagge, der durch diese Legende seine und seiner Mönche Baumeister-Ehre gerettet sah, schritt sofort zur Wiederaufrichtung des eingestürzten Baues. 1084 erfolgte die Einweihung zu Ehren des heiligen Lucius und der Dreieinigkeit. **Beide** Namen verblieben der Kirche das ganze Mittelalter hindurch.

In deutschen Kunstgeschichten begegnet man gemeinhin der Ansicht, daß der Dom zu Roeskilde mehr oder weniger nach dem Vorbilde des Braunschweiger Domes aufgeführt worden sei. Dies ist mindestens nicht sehr wahrscheinlich. Alle Berichte stimmen darin überein, daß Svend Nordagge, der nachweisbar 1088 starb, den hohen Chor des Roeskilder Domes aufgeführt habe. Es liegt kein Grund vor, diese Angaben zu bezweifeln. Die Aufführung des Braunschweiger Domes aber unter Heinrich dem Löwen fällt beinah hundert Jahre später. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß in jenen Jahrhunderten der Verkehr zwischen Dänemark und England ein beständiger, der Verkehr mit Deutschland ein höchst geringer war. Andererseits muß zugegeben werden, daß der hohe Chor zu Roeskilde eine beinah vollendete Stil-Schönheit zeigt, wie sie einzelne der ziemlich gleichzeitigen englischen Bauten, z. B. die Kapelle im White-Tower und die Abtei-Kirche von Waltham, nicht aufzuweisen haben. Um diese Frage indeß endgültig zu entscheiden, würde es nöthig sein, **alle** englischen Rundbogen-Kirchen jener Epoche zu kennen, und nur erst, wenn **jede** an Schönheit hinter Roeskilde zurückbliebe, würde man ein Recht haben, die dänischen Ueberlieferungen anzuzweifeln. Bis dahin seh ich den Irrthum mehr auf **deutscher** Seite, schon deshalb, weil es die Deutschen bisher wie unter ihrer Würde gehalten haben, die skandinavische Kunst ernsthaft in Erwägung zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fürsorge für geistesschwache Kinder im Königreich Hannover.

Es ist eine hocherfreuliche Thatsache, daß sich einem früher ganz brach gelegenen Felde christlicher Barmherzigkeit seit einigen Jahren die nöthige werkthätige Theilnahme, wenn auch in langsamer, doch stets wachsender Weise zuwendet: der Fürsorge für die Blödsinnigen.

Ein Beweis dafür ist unter andern der zweite Bericht, welchen das „Comité zur Errichtung von Erziehungs- und Pflegeanstalten für geistesschwache Kinder im Königreich Hannover", an dessen Spitze der Staats- und Haus-Minister **von Malortie**, — leitender Ritter der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Hannover — als Vorsitzender steht, über seine bisherige reich gesegnete Wirksamkeit veröffentlicht hat, und aus dem wir das Nachstehende mittheilen:

Die rechtliche Seite des Unternehmens ist durch das vom Königlichen Ministerium des Innern genehmigte Statut vom 15. November 1861 auf einfachste Weise geregelt. Wir haben in der hiesigen Königlichen Residenzstadt einen Haupt-Fonds errichtet, welcher, mit juristischer Persönlichkeit versehen, zur Errichtung und Unterhaltung von Idioten-Anstalten im Königreiche Hannover bestimmt ist. In diesen Hauptfond fließen alle Geldmittel, welche durch die Mildthätigkeit oder auf anderem Wege für Zwecke des Unternehmens eingehen; das mit den einzelnen Anstalten verbundene unbewegliche und bewegliche Vermögen ist rechtlich nur ein Theil des Hauptfonds und bleibt in diesem Verhältnisse so lange, bis etwa auf Grund besonderer Statuten und bei Verleihung juristischer Persönlichkeit den einzelnen Anstalten die vermögensrechtliche Selbstständigkeit gegeben werden kann, ein Fall, der natürlich erst dann eintreten kann, wenn die einzelne Anstalt ausreichend dotirt ist.

Das unterzeichnete Comité vertritt und verwaltet den Hauptfond in allen seinen Theilen und ist darin nur insoweit beschränkt, als statutenmäßig bei gewissen Handlungen die Genehmigung des Königlichen Ministeriums des Innern vorbehalten ist.

Diese Organisation hat durch ihre Einfachheit und Klarheit zur raschen Förderung unserer Zwecke erheblich beigetragen und die Thätigkeit des unterzeichneten Comité's wesentlich erleichtert. —

Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß diese unsere Thätigkeit auch wiederum in dem verflossenen Zeitraume ganz besonders auf das Einsammeln milder Gaben gerichtet sein mußte; wir haben denn auch keine Mühe gescheut, um nach allen Seiten hin die Mildthätigkeit für die geistesschwachen Kinder wach zu rufen, und sind darin von den Magistraten, den Königlichen Aemtern und von der Geistlichkeit des Landes auf so bereitwillige und wirksame Weise unterstützt, daß wir es uns angelegen sein lassen müssen, dafür öffentlich unsern Dank zu bezeugen.

Wie die rasche Entwickelung der Idiotenanstalt zu Langenhagen sehr erhebliche Zuschüsse aus unserm Haupt-Fond in Anspruch genommen hat, so würde es uns ungeachtet der durch die Privatwohlthätigkeit uns eröffneten reichen Einnahmequelle nicht alsobald gelungen sein, dem Bedürfnisse zu genügen, wenn uns nicht durch die Gnade Sr. Majestät des Königs und Ihrer Majestät der Königin, welche geruht haben, aus Allerhöchst Ihren Hand- und Schatull-Kassen zwei Freistellen in der Anstalt zu stiften, durch wiederholte Unterstützungen des Königlichen Ministeriums des Innern und durch Bewilligung einer Kirchen-Collecte Seitens des Königlichen Kultusministeriums außerordentliche Beihilfen zu Theil geworden wären.

Die Kirchencollecte hat den ansehnlichen Ertrag von 3479 Thlr. 3 Sgr. 3 Pf. geliefert, obwohl der katholische Theil der Bevölkerung des Königreichs nicht dazu beigesteuert hat; es haben nämlich die Bischöfe zu Hildesheim und Osnabrück die Abhaltung einer Collecte in den katholischen Kirchen des Landes abgelehnt, und zwar anscheinend aus dem Grunde, weil man sich dort von Simultan-Anstalten zur Erziehung und Pflege geistesschwacher und blödsinniger Kinder nur unvollkommene Erfolge verspricht und alles Gewicht darauf gelegt wird, daß der Einfluß der Religion, insbesondere der Confession und der betreffenden Kirche auf die Anstalt in gehöriger Weise sicher gestellt werden.

Wir verzichten auf eine nähere Kritik dieser Motive; unsere Anschauung über eine angemessene Regelung des Verhältnisses haben wir durch die statutarischen Vorschriften über die äußere Einrichtung der Idiotenanstalt zu Langenhagen Geltung verschafft, welche, während sie in der Aufnahmefähigkeit der Kinder einen Unterschied der Religion oder Confession nicht zulassen, zugleich bestimmen, daß alle Zöglinge in demjenigen religiösen Bekenntnisse erzogen und gehalten werden müssen, welchem sie bei dem Eintritte in die Anstalt angehören. Wie wir zumal in Erwägung der Fassungskraft selbst der bildungsfähigen geistesschwachen Kinder nicht das geringste Bedenken haben, Angehörige verschiedener Confession neben und miteinander in denselben Anstalten zu erziehen und zu verpflegen, so können wir nicht unterlassen, noch besonders darauf hinzuweisen, daß eine Regelung im Sinne rein confessioneller Anstalten ausschließlich die Angehörigen nichtlutherischer Confessionen benachtheiligen würde, denn nach unsern Erfahrungen wird es im Königreiche Hannover schwerlich gelingen, rein katholische, reformirte oder jüdische Idiotenanstalten in einiger Vollkommenheit herzustellen.

Die sämmtlichen bei uns eingegangenen milden Gaben einschließlich der Collektengelder sind von Zeit zu Zeit durch die Tagesblätter veröffentlicht; der Gesammtbetrag aller Einflüsse unseres Hauptfonds beläuft sich bis jetzt auf die Summe von

51,547 Thlr. 18 Gr. 8 Pf. Courant.

Dabei haben wir dankbar zu erwähnen, daß uns vom 1. Juli v. J. an eine jährliche Beihilfe von 4000 Thlr. aus Königlicher General-Kasse in Aussicht gestellt ist.

Außerdem hat eine Sammlung in der Stadt Osnabrück für eine von uns dort zu errichtende Idiotenanstalt die Summe von 1450 Thlr. ergeben, welche wir bei der dortigen städtischen Sparkasse zur demnächstigen bestimmungsmäßigen Verwendung zinslich belegt haben. Für denselben Zweck sind von der dortigen Königlichen Landdrostei 4000 Thlr. bewilligt, welche jedoch dann erst zur Auszahlung kommen werden, wenn mit der Errichtung einer Idiotenanstalt in Osnabrück begonnen werden wird.

Endlich haben wir noch anzuführen, daß von der Ostfriesischen Provinziallandschaft ein Kapital von 5000 Thlr. ausgesetzt ist, welches, ursprünglich zur Begründung einer eigenen Anstalt in Ostfriesland bestimmt, voraussichtlich zur Unterhaltung geistesschwacher Kinder in einer der von uns zu errichtenden Idiotenanstalten verwendet werden wird.

Somit sind in der That in verhältnißmäßig kurzer Zeit sehr bedeutende Geldmittel für unser Unternehmen flüssig gemacht, und die Geschichte desselben liefert den Beweis, daß in unserm Königreiche im Wege der Privatwohlthätigkeit große Dinge ausführbar sind; dennoch bleibt die Summe klein im Verhältnisse zu dem Umfange des Bedürfnisses, wie es von Eröffnung der Anstalt in Langenhagen an hervorgetreten ist.

Auf Anordnung des Königlichen Ministeriums des Innern ist im November 1856 die erste Jerenzählung in unserm Lande und im Jahre 1860 eine besondere Zählung der blödsinnigen Kinder bis zum vollendeten 14. Lebensjahre veranstaltet. Das daraus gewonnene Material ist in der auf unsere Veranlassung herausgegebenen Schrift des Ober-Medizinalraths Dr. **Brandes** über den Idiotismus und die Idiotenanstalten mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse im Königreiche Hannover pag. 31 ff. sorgfältig verarbeitet und übersichtlich zusammengestellt.

Durch die Zählung vom Jahre 1856 wurden ermittelt:

1) im Bezirke der Königl. Landdrostei Hannover: 245 Idioten (134 männlich, 111 weiblich) oder $\frac{1}{1435}$ der Bevölkerung;
2) im Bezirke der Königl. Landdrostei Hildesheim: 240 Idioten (146 männlich, 94 weiblich) oder $\frac{1}{1806}$ der Bevölkerung;
3) im Bezirke der Königl. Landdrostei Lüneburg: 221 Idioten (126 männlich, 95 weiblich) oder $\frac{1}{1548}$ der Bevölkerung;
4) im Bezirke der Königl. Landdrostei Stade: 144 Idioten (76 männlich, 68 weiblich) oder $\frac{1}{1563}$ der Bevölkerung;
5) im Bezirke der Königl. Landdrostei Osnabrück: 240 Idioten (146 männlich, 94 weiblich) oder $\frac{1}{1048}$ der Bevölkerung;
6) im Bezirke der Königl. Landdrostei Aurich (Ostfriesland) 128 Idioten (68 männlich, 60 weiblich) oder $\frac{1}{1455}$ der Bevölkerung;
7) im Bezirke der Königl. Berghauptmannschaft Clausthal (Harzdistrikt) 41 Idioten (18 männlich, 23 weiblich) oder $\frac{1}{800}$ der Bevölkerung;

Demnach sind im ganzen Königreiche 1259 Idioten (714 männliche, 545 weibliche) ermittelt, welche Zahl sich zur Gesammtbevölkerung wie 1:1445 verhält; in jener Zahl waren 201 Kinder unter 14 Jahren begriffen.

Im Jahre 1860 ist gleichfalls auf Veranlassung des Königl. Ministeriums des Innern eine Zählung der im Königreiche vorhandenen geistesschwachen Kinder unter 14 Jahren vorgenommen, durch welche folgende Zahlen nachgewiesen werden:

1. Für die Königl. Landdrostei Hannover . . . 113
(67 männlich, 46 weiblich).
2. Für die Königl. Landdrostei Hildesheim . . . 69
(43 männlich, 26 weiblich).
3. Für die Königl. Landdrostei Lüneburg . . . 69
(35 männlich, 34 weiblich).
4. Für die Königl. Landdrostei Stade 54
(31 männlich, 23 weiblich).
5. Für die Königl. Landdrostei Osnabrück . . . 54
(33 männlich, 21 weiblich).

6. Für die Königl. Landdrostei Aurich 51
(27 männlich, 24 weiblich).
7. Für die Königl. Berghauptmannschaft Clausthal 13
(4 männlich, 9 weiblich).

Demnach ergab diese Spezialzählung für das ganze Königreich die Zahl von 423 geistesschwachen Kindern unter 14 Jahren (240 männlich, 183 weiblich), welche die durch die Zählung vom Jahre 1856 ermittelte Zahl (201) um mehr als das Doppelte übersteigt; wir können jedoch den Beweis führen, daß auch das Ergebniß dieser Zählung hinter der Wirklichkeit weit zurückbleibt; denn da die Zählungsliste den Namen und den Wohnort der einzelnen Kinder, auch sonstige genaue Angaben über ihre persönlichen Verhältnisse enthält, so sind wir in der Lage gewesen, festzustellen, daß von den zur Aufnahme in die Idiotenanstalt zu Langenhagen angemeldeten, dem Inlande angehörigen Kindern mehr als die Hälfte in den Zählungslisten nicht verzeichnet war, obwohl auch diese Kinder nach ihrem Lebensalter und ihrem geistigen Zustande durchaus in die Klasse der Idioten gehören.

Beispielsweise wollen wir erwähnen, daß die Zählungsliste der Königl. Residenzstadt Hannover 16 geistesschwache Kinder unter 14 Jahren nachweist, daß aber die Aufnahme in die Idiotenanstalt zu Langenhagen für 20 der Königl. Residenzstadt angehörige Kinder nachgesucht wurde, von denen 14 in der Zählungsliste nicht verzeichnet waren. Wenn hiernach in der Stadt Hannover, ungerechnet die erschreckend große Zahl dieser Unglücklichen in dem Vororte Linden, 30 geistesschwache Kinder actenmäßig ermittelt sind, so können wir nach hinzufügen, daß nach demjenigen, was nebenher zu unserer Kenntniß gelangt ist, jene Zahl von 30 Kindern gegen die Wirklichkeit noch weit zurückbleibt.

Der bei solchen Verhältnissen erklärliche, alle Voraussicht übersteigende Andrang der Zöglinge in die Idiotenanstalt zu Langenhagen hat auf unser Unternehmen einen bestimmten Einfluß ausüben müssen und demselben eine Wendung gegeben, welche ursprünglich nicht in unseren Plänen lag.

In unserm ersten öffentlichen Berichte haben wir als unser Ziel die Errichtung von etwa 5 im Königreiche vertheilten Anstalten, jede zu etwa 30 bis 40 Zöglinge gerechnet, bezeichnet; durch den Drang der Verhältnisse und das von Anfang an übergroß an uns herangetretene Bedürfniß aber sind wir genöthigt, einen andern Weg einzuschlagen, den wir, auch abgesehn von jenem äußeren Zwange, nach den seither gemachten Erfahrungen für den richtigen halten.

Wir haben, um dem Bedürfnisse einigermaßen zu entsprechen und da es uns zur Errichtung der zweiten Anstalt bis dahin an Mitteln gefehlt hat, der Anstalt zu Langenhagen eine Ausdehnung gegeben, welche früher nicht beabsichtigt war, und haben uns bei unserm Vorgehen davon überzeugt, daß es theils mit Rücksicht auf den Kostenpunkt, theils auch aus andern innern Gründen nicht ausführbar ist, Idiotenanstalten in dem früher beabsichtigten kleinen Umfange dem Bedürfnisse und den Anforderungen entsprechend herzustellen.

Man findet häufig ein ziemlich entschiedenes Vorurtheil gegen große Anstalten; es wird gesagt, daß Irrenanstalten, Idiotenanstalten, Rettungshäuser u. s. w. zweckmäßig nicht mehr als die oder jene Zahl von Pfleglingen haben dürfen, indeß diese Behauptung wird in ihrer Allgemeinheit schwerlich zutreffen. Ob eine Anstalt vollkommen oder unvollkommen, gut oder schlecht ist, hängt, abgesehen von den leitenden Persönlichkeiten, viel mehr von ihrer Organisation und inneren Einrichtung, als von der Zahl ihrer Pfleglinge ab; man darf sogar noch weiter gehen und behaupten, daß große Anstalten, richtig organisirt und in sich gruppirt, vollkommner sein werden als kleine Anstalten, weil sie der Individualität des einzelnen Zöglings mehr Rechnung tragen können.

Wenn irgend wo, so wird dies bei Idiotenanstalten zutreffen, an welche vielseitigere Anforderungen gemacht werden als an irgend eine andere Klasse von Anstalten.

In der Idiotenanstalt finden sich Zöglinge beiderlei Geschlechts von früher Kindheit bis weit über das kindliche Alter hinaus, Zöglinge aus den verschiedensten Klassen der Bevölkerung und auf den verschiedensten Bildungsstufen; es gilt die körperliche Pflege derselben, ihre fortgesetzte ärztliche Behandlung, ihre Erziehung oder Gewöhnung, ihren Unterricht, ihre Vorbereitung für irgend einen Beruf oder ihre Ausbildung zu irgend einer nützlichen Beschäftigung. Eine große Anstalt kann die Geschlechter streng sondern, die bildungsfähigen von den nicht bildungsfähigen, die reinlichen von den unreinlichen, die erwachsenen von den kindlichen Zöglingen trennen; sie kann alle Anstalten treffen, welche für die körperliche Pflege der Zöglinge wünschenswerth erscheinen, sie kann den Unterricht klassenweise mehr und mehr abstufen und für die unentbehrlichen Hilfsmittel des Unterrichts in ausgedehnter Weise sorgen, sie kann endlich, wenn es sich um die Ausbildung der bildungsfähigen Zöglinge für das praktische Leben handelt, ihre Neigungen und Fähigkeiten berücksichtigen und ihnen verschiedene Berufszweige eröffnen. Kleine Anstalten werden nur bei einem alles Maaß überschreitenden Kostenaufwand im Stande sein, der Art zu individualisiren, und auch dann noch in der Gewinnung geeigneter Lehrkräfte eine große Schwierigkeit finden.

Daß der Kostenpunkt überhaupt sehr wesentlich zu Gunsten der großen Anstalten in Gewicht fällt, liegt nahe und wird einer weiteren Erörterung nicht bedürfen.

Wenn wir übrigens im Vorstehenden den großen Idiotenanstalten das Wort geredet haben, so ist dabei eine gute Organisation derselben stets vorausgesetzt; wir bekennen aber, daß unter den deutschen Idiotenanstalten, soweit sie uns bekannt sind, nicht eine vorhanden ist, welche in dieser Beziehung unseren Wünschen entspricht; die meisten der auf die Wohlthätigkeit angewiesenen Anstalten werden förmlich gezwungen, Zöglinge auf Zöglinge bis zur Ueberfüllung anzuhäufen, und haben nicht die Mittel, um in ihrer Organisation mit der rasch wachsenden Zahl der Zöglinge Schritt zu halten.

Wir werden weiter unten zu gestehen haben, daß es uns in Langenhagen ähnlich ergangen ist, und daß wir bis jetzt noch nicht im Stande gewesen sind, der Anstalt diejenige Gestaltung zu geben, welche wir für dieselbe erstreben.

Eine große Idiotenanstalt zweckmäßig zu organisiren, ist keine leichte Aufgabe; sie soll nach außen hin und in

der Verwaltung einheitlich erscheinen, im Innern aber vielfach gegliedert, in familienartige Gruppen zerfallen, in welche die Zöglinge je nach ihrer Zusammengehörigkeit im Geschlecht, im Alter, in der Bildungsfähigkeit ꝛc. vertheilt werden. Die einheitliche Verwaltung muß das vielgegliederte Ganze leiten, mit einem Geiste durchbringen und beherrschen; ihre Aufsichtsführung muß sich unmittelbar auf alle Theile der Anstalt bis auf das Kleinste erstrecken. Die einzelnen Gruppen, denen je ein verheiratheter Hausvater vorstehen sollte, dürfen nach unserer Meinung nicht mehr als 15 bis höchstens 20 Zöglinge zählen, damit es den Hauseltern möglich wird, auf die Erziehung, Gewöhnung und Pflege eines jeden einzelnen Zöglings die nöthige Sorgfalt zu verwenden.

Eine Mehrzahl von Anstaltseinrichtungen kann allen Zöglingen oder doch einem Geschlechte gemeinsam sein, dahin gehören: die Lokale für gottesdienstliche Handlungen und für Festlichkeiten, die Schule, die Turnanstalt, der Speisesaal, die Küche, Wäscherei ꝛc.; bezüglich der Wohn- und Schlafzimmer, bezüglich der Erziehung, Wartung und Verpflegung soll jede Zöglingsfamilie eine Einheit bilden, und eine möglichst vollständige räumliche Trennung derselben ist nach unseren Erfahrungen insoweit dringend gerathen, als verschiedene Geschlechter in Frage kommen.

Bezüglich des Schulunterrichts und der Schuleinrichtungen sind die älteren deutschen Idiotenanstalten ohne Zweifel am weitesten vorgeschritten, und ihre Leistungen werden schwerlich irgendwo übertroffen; die Anstalt in Langenhagen hat sich bemüht, ihrem Vorbild nachzustreben. Dasselbe läßt sich nicht von den Beschäftigungsmitteln und von der Ausbildung der Zöglinge für das praktische Leben sagen. Diese Seite des Anstaltslebens, gleich schwierig den Bedürfnissen entsprechend zu regeln und gleich wichtig, hat, soweit uns bekannt ist, noch in keiner deutschen Idiotenanstalt eine vollkommen befriedigende Lösung gefunden; sie ist bei uns Gegenstand der sorgfältigsten Erwägung gewesen. Was in Langenhagen in dieser Beziehung bis jetzt erreicht ist, und welche Pläne wir für die Zukunft hegen, werden wir weiter unten ausführen. —

Es wird, wie wir hoffen, hiernach begründet erscheinen, wenn wir es als unser nächstes Ziel betrachten, die Idiotenanstalt zu Langenhagen weiter auszubilden und im Innern möglichst vollkommen zu gliedern; wir werden daneben die schon länger projectirte Anlage der zweiten Idiotenanstalt zu Osnabrück zur Ausführung bringen, sobald unsere Geldmittel uns dazu einigermaßen in den Stand setzen. (Schluß folgt.)

Ein Ehrengeschenk.

Die in den Johanniter-Kriegs-Hospitälern während des letzten Feldzuges gepflegten verwundeten preußischen Offiziere haben vor Kurzem dem Canzler des Johanniter-Ordens Grafen **Eberhard zu Stolberg-Wernigerode** und seiner Gemahlin als Zeichen dankbarer Erinnerung ein schön und sinnig gefertigtes Album überreichen lassen.

Der Deckel desselben von dunkel gebeiztem Eichenholz aus eroberten Lafetten, trägt in starken silbernen Beschlägen an den Ecken die Namen der vier Johanniter-Kriegs-Hospitäler in Schleswig mit den Daten ihres Bestehens, auf Bändern, welche sich durch Eichenlaub schlingen.

Das Mittelschild enthält das Johanniter-Kreuz, umgeben von reichem Lorbeer, aus dem in Gold der verschlungene Namenszug E. M. S. hervorwächst. Auf einem Bande befindet sich die Jahreszahl 1864, und über dem Kreuze der preußische Adler.

Ausgeführt ist diese Arbeit von den hiesigen Hofgoldschmieden **Sy & Wagner**.

Das Widmungsblatt stellt das Portal des alten Johanniter-Hospitals zu Jerusalem dar. Am Fuße desselben sprießt frischer Lorbeer, der von einem schwarz-weißen Bande umwunden ist, welches die Daten der Gefechte angiebt, in denen die Verwundungen der Betheiligten stattgefunden haben. Dies Gewinde legt sich an die zu beiden Seiten auf Postamenten stehenden Figuren, welche mit andeutender Portraitbeziehung zu dem erlauchten gräflichen Paare einen Ritter und eine Diakonissin in idealisirtem Kostüm darstellen. — In das Portal ist, die Mitte ausfüllend, eine weiße Marmortafel eingefügt, welche folgende Widmung enthält:

Aus der Genesenen Blick als Lohn hingebender Treue
Strahlet — erlauchtes Paar — inniger Dank Euch zurück.

Dir, der die schwere Pflicht mit entsagendem Muthe erwählet,
Wunden zu heilen, wo Du selber zu kämpfen ersehnt,

Dir, die zu lindern den Schmerz in hehrer Anmuth und Milde,
Trost zu gießen ins Herz, christliche Demuth gelehrt.

Ueber dieser Widmung befindet sich eine sitzende Engelsgestalt, welche eine Tafel hält, auf der, sowie auf den zu beiden Seiten angelehnten Schilden, die Namen des gräflichen Paares und der sämmtlichen Ritter des Johanniter-Ordens, welche in Schleswig thätig waren, verzeichnet sind.

Unter der Inschrift ist in dem alten Gemäuer ein Relief mit der Darstellung des barmherzigen Samariters angebracht.

Die folgenden Blätter des Albums zeigen die Photographien der vier Ordens-Hospitäler in Schleswig (Flensburg — Bellevue und Königsgarten — Nübel und Wester-Satrup), denen sich die photographischen Portraits der verwundeten Offiziere anschließen. X.

Spruch.

Das Leben des Menschen gleicht einer Leiter, auf der man zwischen Himmel und Erde auf- und abwärts steigt. Aber die letzte Sprosse ist das **Erbarmen**, sowohl nach unten zu, von uns, gegen die Menschen, wie oben **von Gott, gegeben uns.** P. C.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 13. Berlin, den 29. März 1865. Nr. 13.

1) Erhardt Freiherr von und zu Mannsbach, Dompropst des Hochstiftes Naumburg, Großherzoglich Sächsischer Landes-Directions-Rath a. D. und Kammerherr, auf Teichwolframsdorf bei Greiz, Ehrenritter seit 1856, † zu Teichwolframsdorf 17. März 1865.

2) Carl Friedrich Ludwig von Hahn, General der Infanterie z. D., Chef des Ostpreuß. Feld-Artillerie-Regiments Nr. 1, Ehrenritter seit 1856, † zu Berlin 21. März 1865.

Mittheilungen aus dem Protokolle über das am 25. Januar 1865 stattgehabte Kapitel des Johanniter-Ordens.

Aus dem Protokolle über das vom Durchlauchtigsten Herrenmeister am 25. Januar c. hierselbst abgehaltene Kapitel theilen wir das Nachstehende mit:

1) Die dem Kapitel vorgelegte Jahres-Rechnung der Balley-Kasse pro 1864 ergiebt, daß der Orden für seine fünf Kriegs-Hospitäler in Altona, Flensburg (2), Nübel und Wester-Satrup zusammen die Summe von: 30,022 Thlr. 14 Sgr. 9 Pf. verausgabt hat.

Da aber — abgesehen von den sehr bedeutenden Geschenken in natura, deren Werth nicht festgestellt worden ist, — an Geldgeschenken für diese Hospitäler . . . . 21,877 „ 25 „ — „ eingegangen sind, so beträgt der Zuschuß, den der Orden dafür aus seinen eigenen Mitteln geleistet hat, nur . . . . 8144 Thlr. 19 Sgr. 9 Pf.

Das bei der Auflösung dieser Lazarethe verbliebene reiche Material aller Art ist an die verschiedenen Ordens-Krankenhäuser, nach Maßgabe des Bedürfnisses derselben, überwiesen worden.

2) Von den während des letzten Krieges zur Aufnahme von Verwundeten und Kranken zur Verfügung gestellten Krankenhäusern des Ordens sind nur die in Jüterbogk, Stendal und Reichenbach benutzt worden; außerdem die vom Orden im Friedrich-Wilhelms-Hospitale zu Herford gestifteten drei Freibetten, die principiell für alle Zeiten kranken Veteranen zu gute kommen werden. Die in Folge der militairischen Besetzung der Insel Rügen im Laufe des Sommers 1864 von der Pommerschen Genossenschaft des Johanniter-Ordens auf Jasmund und Wittow eingerichteten zwei kleinen Lazarethe sind, da bald darauf der Waffenstillstand eintrat, bis auf einen Fall, unbelegt geblieben. Das für dieselben beschaffte gute Material wird aufbewahrt und soll später zur Ausstattung eines in Neuvorpommern zu gründenden Siechenhauses verwendet werden.

3) Die vakant werdenden Stellen in der Siechenstation des Ordens-Krankenhauses zu Sonnenburg sollen, zufolge Beschlusses des Kapitels, hinfort vorzugsweise Militair-Invaliden zu Theil werden.

4) Dem vom evangelischen Diakonissenvereine in Münster gegründeten Krankenhause wurde, in Betracht der vorliegenden besonderen Verhältnisse, ausnahmsweise eine Beihilfe von 5000 Thlr., unter noch näher festzustellenden Bedingungen, bewilligt.

5) Zu Pleß in Oberschlesien wird die Schlesische Genossenschaft des Ordens den Bau eines Krankenhauses von 30 Betten im Laufe dieses Jahres beginnen, nachdem der Rechtsritter Fürst von Pleß dazu eine Baustelle und 6000 Thlr. geschenkt hat. Zu den Unterhaltungskosten dieses Hauses wird der Fürst einen jährlichen Beitrag von 1000 Thlr. zahlen, wofür ihm 10 Krankenbetten zur unentgeltlichen Disposition stehen werden. Auch die Stände des Kreises Pleß werden ein ansehnliches Kapital zum Baue des Hauses beisteuern.

6) Die Bestimmung des Statuts der Westphälischen Genossenschaft, wonach ein Drittel der Jahresbeiträge der Mitglieder derselben zu einem Fonds zur Unterstützung bedürftiger Söhne und Töchter verstorbener Ritter der Genossenschaft zurückgelegt werden, ist, gemäß Beschlusses der Genossenschaft, vorläufig auf sechs Jahre außer Kraft gesetzt worden, um das in Rede stehende Drittheil gleichfalls zur Krankenpflege zu verwenden, was vom Kapitel genehmigt worden ist.

7) Gestattete das Kapitel, daß der Convent der Schlesischen Genossenschaft die Leitung und Aufsicht der mit landesherrlicher Zustimmung unter dem $\frac{19.\ \text{Mai}}{4.\ \text{Juni}}$ 1858

errichteten Stiftung für adelige Wittwen Schlesiens — deren Kapital zur Zeit die Höhe von circa 10,000 Thlr. erreicht hat — übernehmen darf.

Roeskilde.

(Fortsetzung.)

4. Die Geschichte des Doms von Bischof Svend's Tod bis zu Christian I., dem ersten Oldenburger. Von 1088 — 1448.

Als Bischof Svend Norbagge 1088 starb, hatte der Roeskilder Dom dieselbe Grundform, in der wir ihn bis diesen Tag erblicken. Wenn aber die Jahrhunderte ihm diese *Grundform* weder nehmen konnten, noch wollten, so waren sie doch allezeit bemüht, im *Einzelnen* ihn zu modeln und modisch zu machen, d. h. ihm das jedesmalige Kleid dieser oder jener bestimmten Epoche anzuziehen. Dies Kleid war, etwa die ersten 100 Jahre abgerechnet, von 1088—1446 das *gothische*. Es glückte indeß nicht, wie ich schon angedeutet habe, dem alten romanischen Bau etwas Erhebliches anzuhaben, und so mußten sich die Bischöfe jener gothischen Epoche — unter denen ebenfalls passionirte Baumeister gewesen zu sein scheinen — damit begnügen, dem Rundbogen-Dom nach Möglichkeit gothische *Außenbauten* anzufügen. Thürme, Wappen- und Kapitel-Häuser und wenigstens die Mehrzahl der Kapellen stammen aus dieser Zeit.

Insonderheit wuchsen während dieser Epoche das Ansehn und der Reichthum des Doms, seine Bischöfe wurden — mehr denn vorher oder nachher — die ersten Männer des Landes. Auf allen Blättern der Geschichte begegnet man ihnen, freilich zumeist auf den blutigen. Es war die Zeit, wo die Bischöfe lieber den Panzer als das Kirchenkleid trugen. Bischof *Peter* von Roeskilde blieb in der großen Schlacht bei Fodwig (1135), wo außer ihm, nach dem Berichte Saxo's, vier Bischöfe und vierhundert Priester auf dem Schlachtfelde lagen. Seinem Nachfolger, dem Bischof Rikke, wurde von Herzog Oluf mit einem Hiebe der Kopf abgetrennt, als der Bischof vorsichtig den Kopf durch das Gitterfenster steckte, um mit dem Herzog zu unterhandeln. Mord und Rache lösten sich untereinander ab; aber — das Ansehen wuchs. Je mehr Blut, je mehr Geschichte. Nichtsdestoweniger fehlt dieser Epoche etwas: *Roeskilde hörte auf der Begräbnißplatz der dänischen Könige zu sein.* Der Vorgang aber, der auf beinah drei Jahrhunderte hin Roeskilde um dies Vorrecht brachte, war folgender.

Der fünfte und jüngste von den Söhnen Svend Estridsen's, unter dessen glänzender Regierungszeit Roeskilde-Dom gebaut worden war, war Niels (Nikolaus). Er bestieg den Thron, wie seine vier Brüder vor ihm; seinen Neffen aber, *Knud* mit Namen, machte er zum Herzog von Schleswig. Herzog Knud, so scheint es, war einer jener Glänzenden und Glücklichen, denen Glück und Glanz zuletzt zum Verderben werden. Sie übersehen *einen* Feind — den Neid. Niels' Sohn, Magnus, von der Sorge gepeinigt, seinen Vetter Herzog Knud, über kurz oder lang, die Hand auch nach der Königs-Krone ausstrecken zu sehen, lockte schließlich den Herzog, der kein Arg hatte, in ein Gehölz, wo sie sich besprechen und alle Streitigkeiten ausgleichen wollten. Das war in der Nähe von Roeskilde. Herzog Knud kam. Als sie sich umarmten, bemerkte Knud, daß sein Vetter Magnus einen Harnisch unter den Kleidern trage, und er fragte ihn, warum er sich gepanzert habe? Prinz Magnus aber antwortete nur: „Komm Bruder, laß uns niedersitzen." Als sie saßen, hob Magnus an: „Nun laß uns das Loos werfen, welcher von uns beiden nach meines Vaters Tode das Reich erben soll." Als der Herzog ausweichend antwortete: „er wünsche, daß König Niels ein langes Leben haben möge," sprang Magnus auf ihn zu, faßte ihn bei den Haaren und zerspaltete ihm den Kopf. Diese Unthat weckte einen allgemeinen Groll gegen die Anstifter des Mordes, besonders in Roeskilde, wo der Herzog eine starke Partei hatte. Diese Partei hieß die „deutsche Partei." Bewaffnete Anhänger des Herzogs drangen alsbald bis vor den König und forderten, daß Knud in der Roeskilder Kirche feierlich beigesetzt würde. Aber König Niels schlug es ab. Die Gründe werden verschieden erzählt. Die Einen sagen: Niels habe aus Haß gegen den Herzog mit „nein" geantwortet; andere aber berichten (und dies scheint das Richtigere), daß der bereits alternde König in Roeskilde, wo viel Volk zusammenströmte, einen Aufstand gefürchtet und deshalb die Forderung abgelehnt habe. Gleichviel, die Beisetzung in der Roeskilder Kirche erfolgte *nicht*, und Herzog Knud Laward (dies war sein Beiname) wurde nach der benachbarten Abtei von Ringsted gebracht. Die Folge war, daß von da ab, auf drei Jahrhunderte hin, *Ringsted* der Begräbnißplatz der dänischen Könige wurde. Denn alle Könige, die während dieses Zeitabschnittes über Dänemark herrschten, waren Könige aus der Dynastie *Knud Laward*. Und alle wollten ruhen, wo ihr Ahnherr ruhte.

Um zu erkennen, wie groß die Lücke sei, die dadurch in der Geschichte des Roeskilder Domes entsteht, ist es nur nöthig, die Namen derer zu nennen, die während jener drei Jahrhunderte in Ringsted-Abtei (einige freilich auch in anderen alten Kirchen Dänemarks) begraben wurden. Es sind dies in erster Reihe die drei *Waldemare*, Waldemar der Große, Waldemar der Siegreiche und Waldemar Atterdag (Andertag), so geheißen, weil er Groll und Rache, Urtheil und Entschlüsse, alles bis auf den andern Tag verschob. Es sind dies ferner die in Lied und Ballade viel besungenen Frauen, Königin Dagmar und Königin Berengaria, die beiden Gemahlinnen Waldemars II., und es sind dies endlich drittens die beiden feindlichen Brüder König *Erich* und König *Abel*, deren Geschichte sich wie ein finstres Drama liest. Alle diese, und viele andere mit ihnen, fehlen in Roeskilde; die glänzendsten Namen, die Träger des romantischen Interesses, sie haben anderen Orts ihre letzte Ruhestätte gefunden. Erst das Jahr 1413 bezeichnet einen Wendepunkt.

In diesem Jahre starb die „schwarze Margarethe", die Königin über drei Reiche, die Gründerin der kalmarischen Union, die Erbauerin des Dannewerks, die Semiramis des Nordens. Sie wurde, wahrscheinlich in Gemäßheit ihres letzten Willens, in der Klosterkirche zu Sorö (auch auf Seeland), an der Seite ihres Vaters, Waldemar Atterdag, beigesetzt. Aber Peter Jensen, Bischof von Roeskilde, gewillt, seiner Domkirche das alte Vorrecht wieder zu erobern, zog, als er davon hörte, mit starkem Gefolge gen Sorö, ließ den Sarg mit Gewalt fortholen und führte ihn nach Roeskilde, wo er seinen nunmehrigen

Platz im hohen Chor der Kirche erhielt. Zwanzig Jahre später wurde über ihrem Grabe das große Marmor-Denkmal aufgerichtet, das bis diese Stunde eine besondere Zierde der Kirche ist. Es heißt, daß es von einem Nürnberger Meister herrühre; der Name ist unbekannt. Thorwaldsen soll Worte hoher Bewunderung für diese Arbeit gehabt haben. Die Königin ruht auf einem mächtigen Piedestal wie auf einem Paradebett, und nach Seite der Composition hin bietet das Monument nichts Besonderes. Während der Reformationszeit haben bilderstürmerische Volksmassen die sämmtlichen, halblebensgroßen Figuren, die das Piedestal umstanden, sowie den Marmor-Baldachin, der über dem Ganzen war, zerstört. Unmittelbar nach ihrem Tode genoß diese Königin eines so hohen Ansehens im Lande, daß der Bischof von Upsala schreiben konnte: Haec regina tantae celebritatis extitit apud Danos, ut eam aestiment sanctam (Sie ist bei den Dänen so berühmt, daß man sie für eine Heilige hält). Indeß wenig mehr als hundert Jahre hatten ausgereicht, das Andenken daran im Volke hinschwinden zu lassen, und Königin Margarethen's Grab wurde entweiht, als ob sie nie ein Gegenstand der Pietät gewesen wäre.

5. Die Domkirche unter den Oldenburgern von 1448—1864.

Königin Margarethe starb 1412; einzelne Zwischenregierungen kamen; 1448 bestieg Christian I., zugleich der erste König aus dem Hause Oldenburg, den dänischen Thron. Von diesem Zeitpunkt ab wurde Roeskilde wieder, was es in seiner ersten Zeit gewesen war: der Begräbnißplatz der Könige. Nur drei Oldenburger ruhen an andrer Stätte. Es sind dies: König Hans, derselbe, der in der berühmten Schlacht bei Hemmingstedt von den Ditmarsen geschlagen wurde; König Christian II., der, nachdem er das Stockholmer Blutbad angerichtet, 20 Jahre lang in Schloß Sonderburg gefangen saß; und König Friedrich I., der in seiner nur 10jährigen Regierung die Einführung der Reformation glücklich durchsetzte. Letzterer, König Friedrich I., ist im Dom zu Schleswig, König Hans und König Christian II. sind in der Sanct Knuds-Kirche zu Odense (auf Fühnen) begraben. Alle andern Könige aus dem Hause Oldenburg, 12 an der Zahl, ruhen im Dom zu Roeskilde.

Den Reigen eröffnet Christian I. Da sich kein Denkmal über seiner Gruft erhebt, auch kein Grabstein aufzufinden war, der irgendwie seinen Namen oder seine Namensziffer getragen hätte, so war es lange Zeit zweifelhaft, ob er überhaupt in Roeskilde begraben sei oder nicht. Erst seit 1847 hat man darüber Gewißheit erlangt. In genanntem Jahre wurde der mit Fliesen gedeckte Fußboden in der Heiligen Dreikönigs-Kapelle behufs eines Umbaus aufgenommen, und etwa fußtief unter dem Fußboden stießen die Arbeiter auf zwei Grabgewölbe, von denen man bis dahin keine Kenntniß gehabt hatte. In Gegenwart König Christians VIII. und unter Heranziehung aller historischen und archäologischen Autoritäten des Landes wurden diese Grabgewölbe geöffnet, in denen man zwei Särge von Tannenholz fand, beide mit Juchtenleder umkleidet. Auf dem größeren Sarge lag ein Schlachtschwert, das man nach einer vorhandenen Zeichnung als das zweihändige Schwert König Christians erkennen konnte; man fand aber bei Oeffnung des Sarges noch sicherere Anzeichen. Der Schädel zeigte deutliche Ueberreste von dem kastanienbraunen Haar, das einst einen besondern Schmuck König Christians ausgemacht hatte, und im Ober- und Unterkiefer steckten noch alle Zähne des Königs, mit Ausnahme von zwei Schneidezähnen, die er, wie die Geschichtsbücher seiner Zeit berichten, in der Schlacht von Brunkebeeg durch einen Hakenbüchsenschuß verloren hatte. Dies schien das Entscheidende, und einstimmig gab die Commission das Urtheil ab, daß dies die irdischen Ueberreste König Christians I. und seiner Gemahlin Dorothea von Brandenburg seien. Die Wirren der Zeit, namentlich unter Christian II., waren wohl Ursach, daß keine Errichtung eines Monumentes stattgefunden hatte.

Wenn die Epoche von 1088—1448 diejenige war, die, übrigens nur mit geringem Erfolg, dem ursprünglich romanischen Rundbogen-Bau den gothischen Stempel aufzudrücken suchte, so haben die letzten vier Jahrhunderte den Versuch gemacht, der romanisch-gothischen Architektur noch ein drittes Element hinzuzufügen: die Renaissance. Dem aufmerksamen Beobachter wird es auch in der That nicht entgehen, wie dieselbe den Charakter einzelner Theile des Domes (z. B. das große Hauptportal, Ranges Part geheißen) umgestaltet und in einen mehr oder weniger bedenklichen Widerstreit mit den überlieferten Grundformen des Domes gebracht hat; — aber diese widerstreitenden, zum Theil rococohaften Details drängen sich dem Auge nicht geradezu auf und verschwinden, namentlich wenn man das Innere der Kirche vom großen Hauptportal aus überblickt, innerhalb des mächtigen Pfeilerwaldes, wie Schwalbennester an den Fenstern und Simsen. Möglich, daß Ausgangs des vorigen oder auch nach zu Anfang dieses Jahrhunderts diese Renaissance-Details bemerkbar hervorgetreten sind, — die Neuzeit, mit ihrem Stilbewußtsein und ihrer Pietät gegen das ältest-Ursprüngliche, hat jedenfalls unter den Zuthaten und Ornamenten einer späteren Epoche aufgeräumt. Wie jetzt die Dinge sich darstellen, darf man sagen: die Renaissance der Oldenburger hat den alten Dom nur eben berührt. — Wir treten jetzt in das Innere desselben ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fürsorge für geistesschwache Kinder im Königreich Hannover.

(Schluß).

Die Idiotenanstalt in Langenhagen selbst betreffend, entnehmen wir dem Berichte des Comité's, daß dieselbe, am 2. Januar 1862 eröffnet, ursprünglich auf 20 Zöglinge eingerichtet war. Die alle Voraussicht übersteigende Zahl der Anmeldungen zwang aber sehr bald zu einer Erweiterung der Anstalt; der im Frühjahre 1862 begonnene Neubau, welcher die Mädchenabtheilung und die gemeinschaftlichen Räume für die Knaben und Mädchen umfassen sollte, war im Frühjahr 1863 vollendet und konnte um Ostern desselben Jahres bezogen werden. Die Anstalt gewann damit Raum zur Aufnahme von 72 Zöglingen, konnte jedoch auch in dieser Ausdehnung dem Bedürfnisse bei weitem nicht entsprechen. Um Ostern 1864 wurde in einem neu erbauten in unmittelbarer Nähe der Anstalt belegenen Privathause, welches von der Anstalt

miethweise erworben ist, die dritte zur Aufnahme der erwachsenen männlichen Zöglinge bestimmte Abtheilung eröffnet.

Somit besteht die Anstalt gegenwärtig aus 3 Hauptabtheilungen, die erste für die kleineren männlichen Zöglinge, die zweite für sämmtliche weibliche Zöglinge und die dritte für die erwachsenen männlichen Zöglinge.

Seit Eröffnung der Anstalt bis zum Schlusse des vorigen Jahres sind insgesammt 201 Kinder zur Aufnahme in der Anstalt angemeldet, und zwar aus dem Inlande 180, aus dem Auslande 21. Davon sind aufgenommen worden 113 Kinder, von welchen im Laufe der 3 Jahre des Bestehens 8 wieder entlassen und 5 gestorben sind, so daß die Anstalt gegenwärtig 100 Zöglinge zählt.

Unter der Gesammtzahl der Zöglinge befanden sich 29, für welche das volle Jahresgeld von 120 Thlr. und darüber gezahlt werden konnte, für die übrigen hat dasselbe mehr oder weniger ermäßigt werden müssen.

Für die am Schlusse des Jahres vorhandenen 100 Zöglinge wurde insgesammt der Betrag von 7316 Thlr. 10 Gr. jährlich in die Anstaltskasse gezahlt, so daß durchschnittlich jeder Zögling $73\frac{16}{100}$ Thlr. entrichtete. Wegen Mangel an Raum oder aus sonstigen Rücksichten sind 88 Aufnahmegesuche ohne Erfolg geblieben.

Die Ausgaben betrugen im Jahre 1864: 8675 Thlr. 26 Gr. 4 Pf.; es wurden in der Anstalt verpflegt 107 Zöglinge 31,215 Tage, und kostete also jeder Zögling der Anstalt täglich 8 Gr. $3\frac{1}{2}$ Pf., mithin für's Jahr 101 Thlr. 11 Gr.

Die jährlichen Verpflegungskosten eines Zöglings stellten sich um 57 Thlr. 8 Gr. niedriger als im Jahre 1862 und um 39 Thlr. 23 Gr. niedriger als im Jahre 1863; bei diesen Berechnungen ist jedoch auf eine Verzinsung des Anlage-Kapitals überall keine Rücksicht genommen.

Nachdem im Laufe dieses Jahres 1865 noch einige Aufnahmen erfolgt sind, zahlt gegenwärtig im Durchschnitt jeder Zögling einen Zuschuß zu den Unterhaltungskosten von 74 Thlr. 11 Gr. im Jahr. —

Außer den beiden Anstaltsärzten sind in Langenhagen angestellt:

1 Oberlehrer, dem die Leitung der Anstalt anvertraut ist, 7 Lehrer, von denen 4 zugleich den Wärterdienst bei den männlichen Zöglingen versehen, 7 Wärterinnen, 1 Verwalter, 2 Aufseher, 1 Gärtner, 1 Haushälterin, 1 Näherin, 1 Wäscherin, 3 Mägde.

Nur drei dieser Angestellten führen ihren eignen Haushalt, die übrigen erhalten ihre Verpflegung von der Anstalt; an Besoldungen und Löhnen wurde nach dem Stande am Schlusse des Jahres insgesammt die Summe von jährlich 2340 Thlr. aus der Kasse der Anstalt gezahlt.

Der Unterrichtsplan wird halbjährlich neu und auf den Vorschlag des Oberlehrers festgestellt; zur Zeit bestehen 7 Classen, in welche die Zöglinge je nach ihrer Fassungskraft vertheilt sind. Für gymnastische Uebungen und ausreichende Bewegung der Zöglinge ist gesorgt.

Außer der Schulzeit werden die Mädchen mit Handarbeiten aller Art, mit Nähen, Stricken, Häkeln rc. und im Haushalte beschäftigt, soweit ihr Zustand es irgend zuläßt.

Die Knaben werden im Sommer zu Garten- und Feldarbeit herangezogen; die Anstalt hat außer ihrem eigenen etwa $2\frac{1}{2}$ Morgen haltenden Garten nach und nach etwa 20 Morgen Domanialland in Pacht genommen, deren Bestellung unter Anleitung des Verwalters, der Aufseher und des Gärtners von den älteren männlichen Zöglingen besorgt wird. Da die Grundstücke in Langenhagen billig zu pachten sind, der erforderliche Dünger ausreichend vorhanden ist und die dann noch vorkommenden Ausgaben für Tagelöhnerarbeiten gering sind, so erwächst der Anstalt aus diesem Betriebe ein erheblicher Vortheil, und je mehr die Anstalt dahin gelangen wird, die vorhandenen Arbeitskräfte zur möglichst intensiven Cultur des Grund und Bodens auszunutzen, desto größer wird sich dieser Vortheil gestalten. Wir wollen bei dieser Gelegenheit anführen, daß dem Vernehmen nach in einem benachbarten großen Waisenhause die glänzendsten pecuniären Erfolge durch den Anbau der schwarzen Malve, aus deren Blüthen ein dem Indigo ähnlicher Farbestoff bereitet wird, erzielt sind.

Alles weist darauf hin, die Landwirthschaft der Anstalt weiter auszudehnen; zwar können wir für uns gegenwärtig erst die Erfahrungen zweier Jahre anführen; aber diese sind in der Hauptsache durchschlagend, sie haben uns nämlich die Ueberzeugung verschafft, daß eine große Zahl der männlichen Zöglinge unter gehöriger Aufsicht mit großem Nutzen für sie selbst und für die Anstalt im Garten- und Feldbau und der Wirthschaft beschäftigt werden können.

Wir geben dieser Beschäftigungsweise der Zöglinge im Sommer vor allen anderen entschieden den Vorzug; der Aufenthalt im Freien, eine mäßige körperliche Anstrengung und Bewegung, die Vielseitigkeit der Beschäftigung, die mannigfache Anregung, welche damit verbunden ist, wirken gleich wohlthuend auf Geist und Körper der Zöglinge. Dazu kommt, daß die Mehrzahl derselben aus ländlichen Verhältnissen stammt und daß manche von ihnen nach ihrer Entlassung aus der Anstalt in diese Verhältnisse zurückkehren werden; solche Zöglinge erhalten durch diese Beschäftigung die nöthige Anleitung zu ihrem demnächstigen Berufe.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß diese Beschäftigungsweise nicht für alle Jahreszeiten und nicht für alle Zöglinge paßt; im Winter und bei schlechtem Wetter in den übrigen Jahreszeiten fällt sie von selbst hinweg; auch sind immer manche Zöglinge da, die durch körperliche Gebrechen verhindert werden, daran Theil zu nehmen, oder die nach ihrer geistigen Richtung nicht dafür geschaffen sind. Für diese Zeiten und für solche Zöglinge muß anderweit gesorgt werden.

Wir haben zuerst damit begonnen, eine Strohflechterei in der Anstalt einzurichten, und damit gute Erfolge erzielt; die aus den Händen der Zöglinge hervorgegangenen Matten werden in bedeutendem Umfange und zu guten Preisen abgesetzt.

Alsdann sind wir dazu übergegangen, Eggendecken und Eggenschuhe von den Zöglingen anfertigen zu lassen, und sind selbst erstaunt gewesen, welche Fertigkeit einzelne Zöglinge darin in kurzer Zeit sich angeeignet haben; auch sind so viele Bestellungen auf derartige Arbeiten eingegangen, daß die Anstalt nicht im Stande gewesen ist, allen desfallsigen Anforderungen zu entsprechen.

Gegenwärtig werden einzelne Zöglinge in der Anfertigung von Bienenkörben unterrichtet, zu welchen die Direktion des Strafarbeitshauses zu Osnabrück die Anstalt mit Mustern versehen hat; ferner ist damit begonnen, eine Schneider- und Tischlerwerkstätte in der Anstalt herzurichten, in welchen zunächst für den Bedarf der Anstalt gearbeitet werden wird.

Möglichste Vielseitigkeit in den Beschäftigungsmitteln ist für jede Idiotenanstalt ein dringendes Bedürfniß, und die Anstalt zu Langenhagen ist darin noch lange nicht am Ziele angelangt, aber es ist uns nothwendig erschienen, in dieser Richtung nur allmälig je nach dem unmittelbar vorliegenden Bedürfnisse vorzuschreiten; die Anstalt bedarf zu ihrer vollständigen Entwicklung Zeit und Erfahrung.

Die im Laufe dieses Jahres neu hergestellten Arbeitssäle der Zöglinge werden allen Ansprüchen genügen. —

Wenn über die nachweisbaren Erfolge der Anstalt Rechenschaft abgelegt werden soll, so darf zunächst darauf hingewiesen werden, daß dieselbe zugleich eine Pflegeanstalt, ein Asyl, und eine Bildungs- und Erziehungsstätte ist.

Für einen Theil der Zöglinge kann die Anstalt nur Pflegeanstalt sein; das sind jene unglücklichen Wesen, deren geistiger Zustand keine Entwicklung irgend welcher Art zuläßt; aber man würde sich täuschen, wenn man den Segen der Anstalt in dieser Richtung gering anschlagen wollte. Man muß so wie wir Gelegenheit gehabt haben, einen Blick in die häuslichen Kreise zu richten, welchen solche unglückliche, tief blödsinnige, oft mit den traurigsten und ekelhaftesten Gebrechen behaftete Kinder angehören, um zu erfahren, in welchem Maße durch solche Wesen oft das Glück und der Wohlstand ganzer Familien zerstört werden.

Wir würden in der Lage sein, zahlreiche Fälle dieser Art vorführen zu können und aktenmäßig zu belegen; doch es wird dessen kaum bedürfen.

Die Verpflegung eines tief blödsinnigen, vielleicht zugleich epileptischen gelähmten Kindes in der Familie ist überall eine namenlose, mit dem Alter desselben stets wachsende Last, doppelt schwer aber in den Familien der Armen, der Arbeiter, die ihre Beschäftigung und ihren Verdienst außer Hause suchen. Der Anstalt, welche sich solcher Kinder zu liebevoller Pflege annimmt, folgt der Segenswunsch unverschuldet unglücklicher Eltern.

Aber abgesehen hiervon, macht der geistige Zustand vieler blödsinniger Kinder ihre Aufnahme in eine Idiotenanstalt schon aus Rücksichten für die öffentliche Sicherheit dringend wünschenswerth.

Es ist bekannt, daß bei tief blödsinnigen Kindern oft sehr gefährliche Neigungen mancherlei Art gefunden werden, und der Fall ist uns gar nicht selten vorgekommen, daß Gemeinden die Aufnahme blödsinniger Kinder beantragt haben aus Furcht, daß sie durch Spielen mit Feuer oder auf andere Weise Unglück herbeiführen könnten. Daß derartige Befürchtungen nicht unbegründet sind, können wir in vollem Maße bestätigen; es sind uns nicht wenige Fälle bekannt, in welchen wirklich solches Unglück durch mangelhaft beaufsichtigte blödsinnige Kinder herbeigeführt ist, und wir finden das erklärlich genug.

Größer aber und edler ist die Aufgabe der Anstalt gegenüber diesen unglücklichen Wesen selbst.

Unbeschreiblich traurig und grauenhaft ist der Zustand, in welchem eine große Zahl derselben außerhalb der Anstalt vegetirt; oft der rohesten Behandlung ausgesetzt und unmenschlich mißhandelt, oft unzureichend ernährt und bekleidet, meistens ohne Aufsicht und fast immer ohne die ihrem Zustande anpassende Pflege.

Die Anstalt bietet ihnen ein Asyl, sie will ihnen eine menschenwürdige Existenz verschaffen und sie mit christlicher Geduld und Liebe im wahren Samaritersinne bis an ihr voraussichtlich nicht allzu fernes Lebensende verpflegen.

Glücklicherweise jedoch ist die Zahl dieser tief blödsinnigen Kinder immer eine verhältnißmäßig kleine; bei der größten Mehrzahl der Idioten lassen sich mehr oder minder große, oft ganz überraschende Erfolge der körperlichen und hygienischen Pflege, der Erziehung und des systematischen Unterrichts in der Anstalt nachweisen.

Viele der in die Anstalt aufgenommenen Zöglinge waren bei ihrem Eintritte mit verschiedenartigen körperlichen Leiden behaftet, welche unter dem Einflusse einer zweckmäßigen Diät, einer entsprechenden arzneilichen Behandlung und der verbesserten allgemein hygienischen Verhältnisse bedeutend gebessert, ja zum Theil vollkommen gehoben sind.

Zöglinge, die ganz unbehülflich der Anstalt zugeführt wurden, haben allmählich gelernt, sich selbst an- und auszukleiden, sich selbst zu waschen, selbstständig zu essen und zu trinken, ja viele haben es schon dahin gebracht, andern in diesen Dingen behülflich zu sein.

Auch der auf die Fassungskraft der einzelnen Zöglinge berechnete systematische Unterricht in der Anstalt hat aus den verflossenen Jahren große Erfolge nachzuweisen, welche aber erst dann in das rechte Licht treten, wenn man erwägt, daß die meisten Zöglinge der Anstalt im Zustande vollkommenster Verwahrlosung, oft sprachlos, ohne alle, auch die elementarsten Kenntnisse und Fertigkeiten und oft erst im Alter von 13, 14 oder gar 15 Jahren zugeführt werden.

Es liegt am Tage, daß hier die Erfolge des Unterrichts nur langsam hervortreten können, und dennoch sind sie bei bildungsfähigen Kindern nach Jahresfrist sichtbar genug; von einer Anzahl von Kindern, welche ohne die Hülfe der Anstalt, menschlicher Voraussicht nach, in tieferen Blödsinn verfallen und zu Grunde gegangen sein würden, darf man annehmen, daß sie sich in der Anstalt diejenigen Religions- und Schulkenntnisse aneignen werden, welche sie zur Confirmation befähigen und für ihr späteres Fortkommen in geeigneter Umgebung allenfalls genügen werden.

Ebenso ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß ein Theil der Zöglinge sich in der Anstalt solche Fertigkeiten erwerben wird, um in irgend einem Berufszweige oder als Tagelöhner sein Brod zu verdienen; ja es ist uns in vielen Fällen überraschend gewesen, wie schnell übrigens mittelmäßig begabte Kinder sich gewisse Fertigkeiten in Handarbeiten angeeignet haben.

Der Idiotenanstalt zu Langenhagen ist es wie den meisten andren deutschen Idiotenanstalten, welche auf der Privatwohlthätigkeit beruhen, ergangen; sie hat weder Zeit noch Mittel gehabt, um in ihrem innern Ausbau mit dem raschen Anwachsen ihrer Zöglinge Schritt zu halten; trotz wiederholter räumlicher Erweiterungen fast zu allen Zeiten überfüllt, hat sie bis jetzt den Ruhepunkt nicht finden

können, welcher zu einer möglichst vollkommenen Gestaltung im Innern geeignet erschienen wäre.

Diesen Mangel zu beseitigen, haben wir uns jetzt zum nächsten Ziel gesetzt, wir beabsichtigen die Gliederung der Anstalt neu zu regeln und damit unter Zugrundelegung eines festen Plans, der zugleich den einstweiligen Schlußpunkt der Anstalt bilden soll, allmählich vorzugehen.

Indeß die Ausführung desselben verlangt große Geldmittel; es ist unvermeidlich, verschiedene, theilweise sehr kostspielige Bauten, so vor allen Dingen zunächst den Bau eines neuen Anstaltsgebäudes für Knaben, den Bau eines Schulhauses, die bauliche Erweiterung der Oekonomiegebäude auszuführen, und wir sind gezwungen, uns abermals an die Mildthätigkeit unserer Mitbürger mit der Bitte zu wenden, uns durch milde Gaben zur Bestreitung dieser Kosten in den Stand setzen zu wollen.

Wird es gelingen, auf diesem Wege die erforderlichen Geldmittel anzusammeln, so dürfen wir hoffen, in Langenhagen mit dem Segen des Höchsten ein Werk der Wohlthätigkeit zu vollenden, welches unendlicher Noth und Trübsal, so weit menschliche Kräfte reichen, abhelfen, und unserm Lande zur Zierde gereichen wird.

Die Neuwahl eines Statthalters des Magisteriums des Johanniter-Malteser-Ordens.

In den ersten Tagen dieses Monats hat — wie die Kreuz-Zeitung berichtet — das in Rom residirende Großcapitel des Johanniter-Malteser-Ordens einen neuen Ordens-Statthalter gewählt. Von 17 Stimmen erhielt 15 der Bailli Marchese Borgia. Die deutsche Zunge war durch den Grafen Wittrowski von Remyssel vertreten. Die Wahl wird durch ein besonderes Breve des Papstes bestätigt werden.

Die gleichzeitige Angabe des genannten Blattes, daß ein Großmeister des Johanniter-Malteser-Ordens seit dem vorigen Jahrhunderte nicht mehr gewählt worden, ist dahin zu berichtigen, daß diese Wahl erst seit dem am 13. Juni 1805 zu Catania auf Sicilien erfolgten Tode des letzten Großmeisters Giovanni Batista Tommasi — erwählt 9. Februar 1803 — nicht mehr stattgefunden hat.

Alfred von Reumont berichtet darüber im 4. Bande seiner „Beiträge zur Italienischen Geschichte" Seite 132 und 133 Folgendes:

Als Tommasi starb, wurde der Bailli Fra Inigo Maria Guevara Suardo aus Neapel zwei Tage darauf zum interimistischen Statthalter des Magisteriums gewählt, während die zu Catania versammelten Ordensmitglieder am 17. desselben Monats zusammentraten, einen Candidaten zur Großmeisterwürde zu ernennen und ihn dem Papste zur Bestätigung vorzuschlagen. Die Wahl aber war nicht einhellig. Ein Theil der Ritter stimmte für den Bailli Miari, interimistischen Vicekanzler und nachmaligen Bevollmächtigten beim Wiener Congreß, der im Juni 1823 starb; die Majorität war für den (am 20. Juni 1829 verstorbenen) Bailli Caracciolo di Sant' Elmo. Pius VII. fand es nicht gerathen, dem Ansinnen Folge zu geben, sowohl weil bei der zu Catania stattgefundenen Versammlung die Zungen nicht gehörig repräsentirt waren, als weil in dem damaligen Zustande des Ordens und bei der geringen Aussicht auf dessen Wiederherstellung in seine Souveränetät, die Würde des Großmeisters überhaupt ihre eigentliche Bedeutung verloren hatte. Napoleon's Botschafter in Rom, der Cardinal Fesch, soll auf diesen Entschluß besondern Einfluß geübt haben. So blieb denn die einstweilige obere Verwaltung in den Händen Guevara's, welcher sie bis zum 25. April 1814 führte, worauf der Bailli Fra Andrea de Giovanni y Centelles ihm in derselben Eigenschaft nachfolgte; und auch später hat man diese Stellvertretung fortdauernd beibehalten. —

Victoria-Stift.

Berlin besitzt seit dem Jahre 1859 in dem Victoria-Stift, Unter den Linden Nr. 8, eine unter der höchsten Protection Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin bestehende Anstalt, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, Erzieherinnen, ohne Unterschied der Nationalität, welche eine Stelle suchen, zeitweise eine Heimath zu gewähren und sie in Erlangung eines ihren Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreises zu fördern, sowie dem Publikum das Auffinden achtbarer und geeigneter Erzieherinnen zu erleichtern.

Das zur Leitung dieser Anstalt zusammengetretene Comité besteht zur Zeit aus der Vorsitzenden, Frau Gräfin von Redern, dem Secretair, Ober-Konsistorialrath und Feldpropst Thielen, dem Schatzmeister, Banquier Brose, Frau Gräfin von Schwerin, geb. von Maltzan, Frau Gräfin Gustav Blücher von Wahlstadt, Fräulein M. von Redern, Frau Geheime Ober-Hofbuchdrucker von Decker, Frau Ober-Stabsarzt Wegener, Pasteur Andrié, General-Superintendent Dr. Hoffmann und Stadtgerichtsrath Graf von Wartensleben.

Die Erzieherinnen wohnen in der Anstalt unter der Aufsicht und Pflege einer Hausmutter, jetzt Madame Böhning, und werden von einem geistlichen Mitgliede des Comité's durch Schrifterklärungen in deutscher und französischer Sprache in christlicher Erkenntniß und Frömmigkeit gefördert, wie sie denn auch Gelegenheit finden, ihre Kenntnisse in ihrem Berufskreise zu erweitern. — Aufgenommen werden nur solche Erzieherinnen, welche über ihre sittliche Führung und Brauchbarkeit sichere Zeugnisse vorlegen können und sich der einfachen christlichen Hausordnung unterwerfen wollen.

Für sämmtliche Bedürfnisse bezahlt eine Erzieherin täglich 15 Sgr. Die übrigen bedeutenden Kosten der Anstalt, welche hierdurch nicht gedeckt werden, bestreitet das Comité aus den jährlichen Beiträgen, die ihm zufließen, und andern ihm gewährten Unterstützungen.

Das Vertrauen, das sich die Anstalt auf Grund ihrer bisherigen Leistungen in den weitesten Kreisen erworben hat, läßt mit Zuversicht erwarten, daß es nur dieser einfachen Benachrichtigung bedarf, um fremde, hierher kommende Erzieherinnen zu veranlassen, das ihnen in der uneigennützigsten Weise dargebotene schützende Asyl in der großen unbekannten Stadt willkommen zu heißen und sich gern in die Obhut desselben zu begeben, zumal sie hier das gesuchte Unterkommen leichter finden werden. — Familien, die einer Erzieherin bedürfen, können mit Zuversicht darauf rechnen, in allen Fällen die gewissenhafteste Auskunft zu erhalten. (Berliner Fr. u. Anz. Bl.)

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behe'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 14. Berlin, den 5. April 1865. Nr. 14.

Tido Ernst Wilhelm Graf zu Inn- und Knyphausen, Königlich Hannoverscher Regierungs-Rath a. D., Ehrenritter seit 1822, † zu Osnabrück 25. März 1865.

Roeskilde.

(Fortsetzung.)

6. Das Innere der Kirche.

Wir treten nun durch das große Portal (Konges Port) in das Innere der Kirche ein. Es macht einen bedeutenden, aber keinen bewältigenden Eindruck. Daß dieser Eindruck nicht mächtiger ist, schiebe ich auf zweierlei: auf die weiße Tünche und auf die Kahlheit der drei Schiffe. Beide herrschen nicht absolut, aber doch mehr als wünschenswerth. Die weiße Tünche (seit der Restauration von 1828) tritt mit einer gewissen Decenz auf und die feinsinnige coloristische Art, wie man überall an Pfeilern und Gewölben die vorspringenden Ecken, also alle Profile der Kirche, mit rothen Linien durchzogen hat, könnte mit dieser Art der Ausschmückung fast überhaupt versöhnen. In der That, bedenklich wird die unleugbare Nüchternheit des Tons erst durch die sie begleitende sachliche Kahlheit. Die Schiffe haben keinen rechten Inhalt, keinen monumentalen Schmuck. Wäre Farbenfülle da, so ließe man sich die Kahlheit, wäre sachliche Fülle da, so ließe man sich die Nüchternheit der Farbe gefallen. Aber das Zusammenwirken beider schwächt den Eindruck einer Schönheit, die wir freilich als Schönheit gelten lassen müssen, die aber der bezaubernden Wärme des Lebens entbehrt. Leeren, schmucklosen Längsschiffen begegnet man allerdings bei sehr vielen mittelalterlichen Kirchen, und die berühmte Westminster-Abtei, an die der Roeskilder Dom (namentlich auch seiner Mausoleums-Bestimmung halber) sonst so vielfach erinnert, hat von dieser Kahlheit der Längsschiffe noch ein gut Theil mehr als der Dom, der uns hier beschäftigt. Aber jeder, der das prächtige Mittelschiff der Westminster-Abtei durchschritten hat, wird den Eindruck gehabt haben, er passire eine aus Pfeilern aufgeführte Avenue, die der eigentlichen Kirche erst zuführe. Anders in der seeländischen Kathedrale. In dieser wirken die Schiffe nicht als Aufgang, sondern als integrirender Theil, und die innerhalb derselben aufgestellten Gegenstände: Taufbecken, Orgel, Kirchenstühle rc., so wenig sie ausreichend sind, die Kahlheit zu beseitigen, drücken doch andrerseits das Bestreben aus, diese mächtige Halle in unmittelbaren Zusammenhang mit dem Rest der Kirche gebracht und darnach beurtheilt zu sehen. Erst dadurch empfindet man eine gewisse Leere.

Das interessanteste, dem man an dieser Stelle, d. h. also innerhalb der drei Längsschiffe, begegnet, ist die astronomische Uhr. Ihr humoristischer Apparat, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, ist nicht mehr recht im Gange, aber dies Beiwerk, wie es seinerzeit all die großen Kirchenuhren zu haben pflegten, scheint hier von besonders geschickter Hand hergestellt worden zu sein. Ein Lieblingsgegenstand des mittelalterlichen Humors war bekanntlich das Heraustreten der Kurfürsten (oder auch der Apostel) mit dem Glockenschlag und ihr sich Verneigen vor dem Kaiser, bez. vor dem Heiland selbst. Hier in Roeskilde kämpfte statt dessen Sanct Jürg mit dem Drachen. Immer wenn die Uhr voll schlug, begann das Pferd des heiligen Georg auf das am Boden liegende Ungeheuer zu stampfen, das nun, zu weitrer Ergötzung, zu zischen und zu schreien begann.

Die andern Sehenswürdigkeiten der Längsschiffe sind ohne besonders Interesse. Es bleiben uns von der Kirche noch: der hohe Chor, die Grabsteine und die Kapellen. Das erste, wo wir nunmehr eintreten, ist

7. Der hohe Chor.

Der hohe Chor, nachdem er seine Bedeutung als Chorherrn-Sitz verloren hatte, wurde 1683 zur Grabkapelle eingerichtet. Es stehen hier die Grabmonumente Christians V. und Friedrichs VI., so wie die Marmorsarkophage ihrer beiden Gemahlinnen. An dem Sarkophage Christians V. befindet sich, basreliefartig, eine Darstellung seiner Schlachten und Siege: die Belagerung Hamburgs, die Eroberung Wismars, die Seeschlacht in der Kjögebucht und die Wegnahme von Marstrand.

Mehr im Hintergrund erhebt sich das bereits erwähnte prächtige Monument der Königin Margarethe; zwischen all diesen Denkmälern aber, durch seinen Goldglanz sie überstrahlend, steht der reiche Altarschrein, der mit zu den vorzüglichsten Schätzen der Kirche zählt. Seine Erwerbung

war eigenthümlich. Zur Regierungszeit Friedrichs II. (des Erbauers von Fredericksborg*) und Schloß Helsingör) passirte ein holländischer Kaufmann den Sund. Er hatte diesen Altarschrein an Bord und gab den Werth desselben, als er die Ladung des Schiffs (des Sundzolls halber) klariren mußte, so niedrig an, daß man den König davon in Kenntniß setzte. Dieser kaufte nun den Schrein für ein Geringes und stellte ihn in der eben vollendeten Fredericksborger Kapelle auf. Unter seinem Nachfolger Christian IV. kam der Altar nach Roeskilde. Er enthält 33 Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte Christi und zählt zu den größten und schönsten, die man überhaupt besitzt; nur der im Dom zu *Schleswig* befindliche, von Hans Brüggemann herrührend, ist umfangreicher und vollendeter. Der Schleswiger Altar ist zwar unvergoldet und unbemalt, aber das steigert vielleicht nur seinen Werth, wiewohl es ursprünglich nicht Absicht gewesen sein mag, ihm den damals üblichen Goldschmuck vorzuenthalten. Was das Roeskilder Kunstwerk angeht, so sind Name des Künstlers und Jahr der Anfertigung unbekannt; man setzt es in den Anfang des 16. Jahrhunderts.

Im hohen Chor befinden sich auch die *vier* (Eingangs bereits erwähnten) *Pfeilergräber*, in denen die Gründer und Erbauer der Kirche ruhen: Harald Blaatand, Svend Estridsen, Bischof Wilhelm, dazu (im vierten Grade) Margarethe Fredkulla, d. h. die Friedensbringerin. Alle vier waren nicht ursprünglich an dieser Stelle beigesetzt; erst 1420 sammelte Bischof Jens Andersen, derselbe, der die Leiche der Königin Margarethe mit Gewalt von Sorö-Abtei nach Roeskilde führte, die irdischen Ueberreste der vier Genannten, und errichtete ihnen Gräber in den vier starken *Hauptpfeilern* des hohen Chors.

Alle erhielten ein Bild und eine Inschrift. Die Bilder, in Wasserfarben auf Kalk gemalt, haben sich theilweis erhalten; die Inschriften völlig. An dem Harald Blaatand-Pfeiler erblickt man eine symbolische Darstellung, die auf den Martyrtod des Königs und den Sieg des Christenthums über das Heidenthum hindeutet. Der künstlerische Werth ist gering, die Farben, wiewohl vielfach abgesprungen, sind merkwürdig gut erhalten.

1825 wurden diese vier Pfeilergräber geöffnet; in dreien fand man Gebeine, in dem Grabe Harald Blaatand's *nicht*. Die Vermuthung ist ausgesprochen worden, daß schon 1420, als Jens Andersen dies eigenthümliche Mausoleum ins Leben rief, die Gebeine Harald Blaatand's nicht mehr vorhanden gewesen seien. Doch möchte ich diese Ansicht kaum theilen. Erst mußte der Bischof doch die irdischen Ueberreste haben, ehe er dazu schreiten konnte, Pfeilergräber herzurichten. Sollte aber der Blaatand-Pfeiler, lediglich wie ein Monument, durch *Bild* und *Inschrift* an den ersten Gründer der Kirche erinnern, so war es wiederum nicht nöthig, in den Pfeiler ein Grab zu mauern. Da dies geschehen, so halte ich es für wahrscheinlich, daß auch das Harald Blaatand-Grab seinen Inhalt gehabt hat, so gut wie die drei andern. — Voraussichtlich sind diese Gräber zu verschiedenen Malen geöffnet worden.

8. Die Grabsteine.

Roeskilde-Dom ist vor allem reich an Grabsteinen, wiewohl die *alte* Stein-Generation dem neuen Nachwuchs fast überall hat Platz machen müssen. Nur wenige Steine gehen bis vor das 16. Jahrhundert zurück. Nichtsdestoweniger ist kein Mangel da an Bischöfen und Pröpsten, an Rektoren und Pastoren, an Bürgermeistern und Rathsherren, die hier in langen Reihen liegen und als letztes, was die Erde ihnen gab, ihren Stein gefunden haben. Wir verweilen nur bei wenigen.

Da ist zunächst, im nördlichen Seitenschiff, der Grabstein des Saxo Grammaticus. Der Norden hat keinen Mann aufzuweisen, an dessen Ruhestätte wir dankbareren Sinnes zu verweilen hätten. Das Beste, was wir von Sage und Geschichte des alten Nordlands wissen, von den Tagen grauer Vorzeit an bis zu den glänzenden Tagen Waldemars des Großen, — wir wissen es durch *ihn*. Treu, zuverlässig in allem, so weit die Historie reicht, poetisch, wo die Sage beginnt, — ist er die eigentlichste Nordlandsquelle, die für uns fließt. Der glänzenden Epoche, in der er lebte, verdanken wir überhaupt eine ganze Anzahl auf geistigem Gebiet ausgezeichneter Männer: *Absolon* oder Axel, Erzbischof zu Lund, *Espern Snare*,*) erster Minister Waldemars I. und Bruder des Erzbischofs Absalon, Saxo, Propst zu Roeskilde und *Svend Agensen*, wahrscheinlich Propst zu Sorö oder Ringsted, beide Geschichtsschreiber. *Holberg*, in seiner dänischen Reichshistorie, bemerkt über Saxo: Er hat die *dänische Chronik* geschrieben, welche durch ganz Europa bekannt und wegen ihrer zierlichen lateinischen Schreibart überall als ein Meisterstück angesehen ist. Er schrieb diese Chronik auf Veranlassung des Erzbischofs Absalon. Was den Inhalt angeht, so sind die ersten Bücher voll *ungereimter Fabeln*, die acht letzten Bücher aber

---

*) In der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1859 niedergebrannt, aber seitdem, äußerlich und innerlich, in alter Form und Einrichtung wieder hergestellt. Es ist das schönste Schloß des Nordens, ein Märchenbau, wie von der Phantasie selber aufgeführt.

*) *Espern Snare* (d. h. Espen Schlinge) genoß fast eines gleichen Ansehns wie sein Bruder der Erzbischof. Er war reich, erbaute Schloß Kalundborg und schenkte 14 Dörfer an das Kloster zu Sorö, das unter den Begräbnißplätzen der dänischen Könige den vierten Rang einnimmt, erst Roeskilde, dann Ringsted, dann die St. Knuds-Kirche in Odense, dann Sorö. Wenn Erzbischof Absolon Gott diente, so diente Espern Snare, wie sich das Volk erzählte, dem Teufel. Der Teufel holte ihn auch zuletzt, nachdem er zuvor durch geschickte Praktiken seinen Meister überlistet hatte. Von diesem Espern Snare führte das eine dänische Panzerboot den Namen, das, während des letzten Krieges, vielfach neben dem Rolf Krake genannt wurde. — Auch über die mythische Gestalt *Rolf Krakes* an dieser Stelle noch ein Wort, da die verschiedensten Ansichten darüber circuliren, was und wer Rolf Krake gewesen sei. Sein Vater war König Helge. Dieser Helge (denn es giebt verschiedene) ist der Oedip des Nordens, nur umgekehrt. Oedip wird unwissentlich der Gemahl seiner Mutter, Helge wird unwissentlich der Gemahl seiner Tochter Irsa. Als er es erfährt, versinkt er in Schwermuth. Der Sohn dieser Ehe zwischen Vater und Tochter ist Rolf Krake. Krake heißt Zwerg; er erhielt diesen Beinamen, weil er zwerghaft klein war. Er galt nichtsdestoweniger als der größte und hochherzigste König des Nordens und als Olaf der Heilige später gefragt wurde, welchem von den alten heidnischen Königen er am ehesten folgen möchte, antwortete er: dem Rolf Krake. (Auch Stoerkodder, ein drittes Panzerschiff der Dänen, ist der Name eines Fabelhelden, der durch seine riesige *Kraft* berühmt war.)

kann man für eine der besten Historien halten. Er wurde, wegen seiner Gelehrsamkeit, der Grammatiker (Grammaticus) genannt." So weit Holberg. Dies Lob ist ziemlich nüchtern. Heute gelten uns die Bücher „voll ungereimter Fabeln" mindestens eben so viel, wie die wirklichen Geschichtsbücher. Holberg schrieb dieses Urtheil in den Tagen der Aufklärung, wo Sagen und Märchen ihren niedrigsten Cours halten. Jetzt entzückt uns wieder die poetische Fülle, die in den „ungereimten Fabeln" steckt.

Der Grabstein Saxo's ist eine einfache Schieferplatte in Form eines zugeschrägten Oblongs. Ob sie je eine Inschrift hatte, ist schwer zu sagen; jedenfalls war sie schon im 16. Jahrhundert weggetreten. Bischof Lago Urne ließ deshalb eine Tafel in die Wand einfügen, die mit folgenden Worten beginnt:

> Qui vivens alios aeternum vivere fecit
> Saxo Grammaticus mortuus hic recubat.
> Er, der lebend, andre ewig lebend machte,
> Saxo Grammaticus ruht im Tode hier.

In demselben Seitenschiff liegt der Grabstein des Chorherrn Sären-Olsen, ein Stein, auf dem sich ein Skelett befindet mit einer Schlange um den Hals. Wahrscheinlich hat dies Bild eine christlich symbolische Deutung und heißt einfach: die Sünde schafft den Tod, oder plastischer ausgedrückt: die Sünde erwürgt uns. Aber dem Volke, das hier wie überall romantisch gesonnen ist, hat diese Erklärung nicht genügt und sie erzählen sich folgendes: Sorä Olsen, als er eine Reise ins Ausland antrat, ließ seiner Tochter eine Summe Geldes zurück mit dem Befehl, es an Arme zu schenken, wenn er nicht zurückkehren sollte. Sie aber, statt zu gehorsamen, ließ sich eine schwere Goldkette von dem Gelde machen, freilich zu ihrem schweren Leid. Denn als sie die Kette das erste Mal um den Hals legte, wurde die Kette zu einer Schlange, die alles wegfraß, was die Dirne zum Munde führen wollte. So starb sie vor Hunger.

Die älteste Inschrift in der Kirche geht bis auf das Jahr 1128 zurück und steht auf dem Grabstein des Reichsraths Helge, der unter König Niels (desselben Königs, der die Leiche des ermordeten Knud Laward nach Ringsted bringen ließ) in Diensten war. Die Kirche muß sich übrigens seit langer Zeit mit dem bloßen Facsimile der Inschrift behelfen; der Originalstein ist dem Museum für nordische Alterthümer in Kopenhagen einverleibt worden. Sie ist nur merkwürdig wegen ihres hohen Alters, nicht wegen ihres Inhalts.

Der letzte Grabstein, dessen wir erwähnen, liegt im Gange vor der Sakristei. Er hat nie eine Inschrift gehabt, und der Sage nach ist ein Hengst unter demselben begraben, muthmaßlich das Lieblingsroß eines Bischofs. Das Volk hat dies, voll gerechter Entrüstung, immer als eine Entweihung des heiligen Orts empfunden, und so oft in alten Zeiten Kirchenbesucher über diesen Grabstein hinschritten, pflegten sie darauf zu spucken. — Jetzt ist die Sache todt und der Groll ist gestorben.

(Schluß folgt.)

Das Siechenhaus Bethesda zu Berlin.

Dem uns vorliegenden dritten Berichte über die Verwaltung des hiesigen Siechenhauses Bethesda, umfassend die Jahre 1861—1864, entnehmen wir das Nachstehende:

Seine Entstehung verdankt dasselbe dem „Christlichen Frauen-Verein zur Begründung eines Siechenhauses zunächst für weibliche Sieche," der auf Anregung der Frau Gräfin von Schwerin geb. von Maltzahn im Herbste des Jahres 1854 ins Leben trat und zum Beistande einige Männer geistlichen und weltlichen Standes in seine Mitte nahm. Durch die vielseitige Unterstützung, die dieser Verein bei dem allgemein anerkannten Bedürfnisse fand, gelang es demselben, in einem kleinen gemietheten Lokale des Elisabeth-Krankenhauses am 2. October des genannten Jahres die erste der besondern Siechenpflege gewidmete Anstalt in Berlin eröffnen zu können. Schon im Laufe des nächsten Winters konnte die Zahl der Siechen bis auf 13 vermehrt werden. Da indeß im Frühjahr 1855 das gemiethete Local gekündigt ward, sah sich die junge Anstalt wieder mit dem Untergange bedroht, indem eine Gelegenheit, eine andere passende Wohnung miethsweise zu erlangen, sich nicht finden wollte. Doch die Noth ward unter dem Gnadenwalten Gottes in Hilfe und Förderung verkehrt. Das Grundstück, auf dem die Anstalt gegenwärtig sich befindet — Teltower Straße Nr. 36 — kam mit seinen Gebäulichkeiten zum Verkauf, und da die Lokalität als geeignet für eine Siechenanstalt erschien, auch von allen Seiten Gaben zusammenflossen, konnte der bis dahin fern gelegene Gedanke eines Ankaufs eben so schnell zur Ausführung gebracht werden, als er entstanden war.

Am 3. October 1855 sind dann die 13 Siechen mit ihren beiden Pflegerinnen in die neue, dauernde Zufluchtsstätte übergesiedelt.

Die Liebe, die eine eifrige Förderin des Hauses — Fräulein Dorothea von Sommerfeld — in dem darauf folgenden Winter dem Hause damit erwies, daß sie eine Zeit hindurch Wohnung darin nahm und der Leitung des Hauswesens, sowie der Pflege der Siechen sich unterzog, ist der Entwickelung der noch jungen Anstalt zur wesentlichsten Förderung gediehen. Die während dieser Zeit gemachten Erfahrungen haben zur Anlehnung derselben an das Diakonissen-Mutterhaus Bethanien hierselbst und zur Uebergabe der Siechenpflege und Führung des Haushalts in die Hände zweier dort gebildeter Diakonissen am 27. April 1856 geführt, wodurch dem Hause für seine gesammte Gestaltung und Wirksamkeit ein Halt gegeben worden ist, ohne welchen es seinen gegenwärtigen Standpunkt wohl schwerlich erreicht haben würde.

Im Jahre 1856 sind die noch jetzt bestehenden näheren Beziehungen der Anstalt zum Johanniter-Orden und der hiesigen Oberpfarr- und Domkirche entstanden. Der Orden hat das Haus seit dieser Zeit mit einer Beihilfe von 300 Thlr. jährlich unterstützt und ist durch eines seiner Mitglieder im Vorstande vertreten. Eine gleiche Summe wird seitdem alljährlich vom Königlichen Dom-Kirchen-Collegium an die Kasse des Hauses gezahlt, wofür beständig 5 der Dom-Gemeinde angehörige Sieche in demselben verpflegt werden. Auch wird dieselbe Seitens der Dom-Kirche mit den kirchlichen Gnadenmitteln bedient und hat ein Mitglied des Dom-Kirchen-Collegiums Sitz und Stimme im Vorstande.

Die städtische Armen-Direction hierselbst gewährt der Anstalt seit Mitte des Jahres 1856 für jede derselben zugewiesene Sieche monatlich 5 Thlr. Pflegegeld.

Im Jahre 1856 war die Zahl der aerpflegten Siechen schan bis auf 30 gestiegen und demgemäß auch die Zahl der pflegenden Diakonissen um 2 aermehrt warden, während in den beiden falgenden Jahren 1857 und 1858 durchschnittlich 36—40 Sieche gleichzeitig die Pflege in der Anstalt genassen.

Van ganz besanderer Wichtigkeit für das Wachsthum derselben ist das reiche Geschenk gewesen, welches zu Anfang des Jahres 1857 der inzwischen verstarbene Hoflieferant Kaufmann Hermann Gersan derselben mit einem Kapitale aan 5000 Thlr. gemacht hat, und zwar in Berücksichtigung des nach so graßen und schreienden Bedürfnisses unter der ausdrücklichen Bedingung, daß diese Summe nicht zur festeren Begründung der Anstalt in ihrem dermaligen Bestande, sandern zur Erweiterung derselben verwendet werde.

In Folge dessen wurden die nöthigen Einleitungen zu einem Erweiterungsplane getraffen, der im Juni 1858 begonnen ward, im Herbste 1859 vollendet war und außer der Hauskapelle eine Reihe Krankenzimmer, sowie Wirthschaftsräume enthält, wadurch die Anstalt nunmehr ausreichenden Raum für 72 Sieche mit der zu ihrer Pflege erforderlichen Zahl aon Diakanissen und Dienstdoten erlangte. Aber ungeachtet verschiedener ansehnlicher Geschenke stiegen durch diesen Bau die auf dem Grundstück lastenden Schulden auf 14,500 Thlr., aan denen inzwischen 1000 Thlr. zurückgezahlt warden sind.

Die feierliche Einweihung der Kapelle erfalgte am 30 Naaember 1859. Sie tritt als das bedeutungsvollste Ereigniß in der Geschichte des Hauses heraar, denn durch sie ist demselben der aalle Segen kirchlicher Gemeinschaft im öffentlichen Gottesdienste, der seitdem an jedem Sonn- und Festtage darin gehalten wird, vermittelt warden.

Die neuen Kraakenzimmer haben erst nach und nach in wirklichen Gebrauch genammen werden können, wie allmählich die Mittel sich gefunden, das zur Einrichtung derselben erfarderliche Inaentarium zu beschaffen und die Vermehrung der Diakanissen zu bewirken. Bei Ausgabe des zweiten Berichts im Februar 1861 war noch Raum für 20—22 Sieche unbenutzt gedlieben; dach schan im Laufe des Jahres ward es möglich, die Belegung des ganzen Hauses mit Siechen zu aallenden, und hat dasselbe demnach während der letzten Verwaltungsperiode die seinem nunmehrigen Umfange entsprechende valle Wirksamkeit üben können. 8 Diakanissen haden in demselben gearbeitet und fortwährend 70—82 Sieche gleichmäßig die nöthige leibliche und geistige Pflege darin gefunden. Jeder Abgang durch Tod aber Entlassung van Siechen ist in kürzester Frist immer wieder ersetzt warden, und hat manche Bitte um Aufnahme, und barunter manche recht dringende, desiaitia aber dach zeitweilig zurückgewiesen werden müssen. Beweis genug, wie Alles, was in hiesiger Stadt gegenwärtig für die Siechenpflege geschieht, dem Bedürfnisse dach lange nicht vallständig entspricht.

Der Bestand von Siechen war Ende 1863: 70 Persanen; im Jahre 1864 traten ins Haus ein 30 Sieche. Van diesen 1864 verpflegten 100 Persanen starden im Laufe des Jahres 20 und 11 verließen unverändert im Krankheitszustande das Haus, sa baß Ende 1864 ein Bestand von 69 Siechen aerblieb.

Die Gesammtzahl der Siechen, welche seit dem Tage der Gründung des Hauses die Pflege desselden genossen, deläuft sich dis zum Schlusse des Jahres 1864 auf 268 Persaneu. Davan siad in den 10 Jahren 130 gestorben und 69 auf andere Weise aus dem Hause geschieden. Wie sich die Anstalt der besanderen Gnade des hachseligen Königs erfreute, sa läßt auch fartdauernd Ihre Majestät die Königin-Wittwe derselben stets ihre huldreiche Gnade angedeihen. Von Sr. Majestät dem Könige ist derselben im Jahre 1862 ein jährlicher Beitraz aan 50 Thlr. dewilligt warden, und Ihre Majestät die Königin Augusto hat dieselde wiederholt desucht und mit Gaden dedacht.

„Gerade die dem Hause gewardenen außerardentlichen nicht aarher zu sehenden Gaden und Geschenke sind es gewesen," sa lautet der Bericht, „bei welchen wir, da die für die Siechen gezahlten Pflegegelder und die laufenden Beiträge dei Weitem nach nicht ausreichen, die laufenden Ausgaben zu destreiten, immer wieder aufs Neue inne gewarden sind, wie der Herr, der für sa aiele Wahlthätigkeitsaustalten zu sargen hat, daß sie ihr Fartkommen und Gedeihen haden, auch unserer Bedürfnisse gedenkt und unser Hoffen auf ihn nicht zu Schande werden läßt."

„Unser Haus," sa endet der Bericht, „beschließt mit diesem Jahre das erste Jahrzehnt seines Bestehens, und eben um deswillen haden wir es für angemessen erachtet, mit den aorstehenden Erinnerungen an den Gang seiner Entwickelungsgeschichte von Aujang an, ein Eden-Ezer zu errichten, um unter Bezeugung unseres herzlichsten Dankes für die dem Hause sa treu und reichlich erwiesene Liebe die zahlreichen Freunde und Förderer desselden, indem wir ihnen diese Blätter überreichen, aufzufardern, mit uns den Namen unseres Gottes hoch zu preisen, für allen Reichthum der Güte, durch den er auch an diesem unseren Unternehmen sich aerherrlicht hat und sich aus der Betrachtung der erfahrenen Gnadenhilfen unb Segnungen des Herrn mit uns in dem Vertrauen zu stärken, daß dieser Herr, der ja gestern, heute und in Ewigkeit derselde ist, auch ferner schirmend, helfend und segnend seine Hand aon diesem Werke nicht abziehen wird, bas er bisher sa sichtlich auf seinem Herzen getragen hat. Seiner Treue sei unser Haus desohlen mit allen die ihm vorstehen, in ihm pflegen und gepflegt werden und allen, die es lieben und sein Bestes suchen! —"

Englische Gesundheitspflege.

Nach den Bestimmungen der Public Health Act aam Jahre 1858 ist der Sanitätsdeamte des Geheimen Raths (Medical Officer of the Privy Council) verpflichtet, jährlich einen Bericht üder seine Wirksamkeit zu veröffentlichen. Diese Berichte enthalten dann eine Reihe interessanter und werthaoller Untersuchungen über die Ursachen und die Vertheilung van Krankheiten, die sich mindern ader heden lassen; sie behandeln z. B. die sacialen und persönlichen Verhältnisse, bie auf das Varkommen aan Diarrhoe und Diphtheritis von Einfluß waren, die nachweisdaren Ursachen des sa häufigen Varkammens von Schwindsucht und Lungenkrankheiten, die Wirkungen des Arbeitens mit Arsenikgrün und Phasphar, die Verhältnisse, welche typhöses Fieber unb die Schwankungen in seiner

relativen Tödtlichkeit erzeugen. Der diesjährige Bericht enthält unter Anderem Daten über Impfung in England und eine eingehende Untersuchung über die Zulänglichkeit der von verschiedenen Klassen des Volkes genossenen Nahrung.

In dem Geburtslande Jenners besteht der Impfzwang erst seit kurzer Zeit; die Einrichtungen sind aber noch so mangelhaft, daß derselbe höchst unvollständig durchgeführt wird. Die Folgen traten denn in den letzten beiden Jahren recht sichtbar zu Tage, indem durch die in London herrschenden Blattern die Todesfälle die jährliche Durchschnittszahl um 2000 überstiegen. Dennoch betrug während der letzten zwanzig Jahre die Zahl der an den Blattern Gestorbenen während der Epidemie von je 100,000 Einwohnern nur 71, die jährliche Durchschnittszahl nur 10, während noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts das Verhältniß sich auf resp. 470 und 150 stellte. Selbst wo die Impfung erfolgt, geschicht sie häufig in so nochlässiger und ungeaügender Weise, daß sie durchaus nicht ihren Zweck erfüllt. Eine Untersuchung der Impfungsnarben verschiedener Kinder in London ergab das Resultat, daß von 1000 Kindern, die gut geimpft waren, nur ein und ein Viertel; von 1000, die weniger gut geimpft waren dagegen sieben und ein halb; von 1000, die gar nicht geimpft waren, 360 von den Blattern gezeichnet waren. Aehnliches ergiebt sich aus dem Berichte des General-Registrators für das ganze Land; denn während in 44 von den 627 Registrationsdistrieten Englands in 10 Jahren kein Kind unter 5 Jahren an den Blattern gestorben war, betrug in andern Distrieten, wo die Impfung mehr vernachlässigt worden, die Zahl der an den Blattern gestorbenen Kinder bis zu einem Sechstel.

Zur Feststellung der Nahrungsverhältnisse war die Lebensweise von 5—600 englischen, von 30 schottischen und etwa 50 irischen Familien genauer untersucht worden. Ueberall lebte der verheirathete Arbeiter besser als Frau und Kinder, die in einigen Gegenden höchst jämmerlich leben, aber ein Mann bedarf in der Regel auch ein Neuntel mehr, um bei Kräften zu bleiben, als eine Frau. Wenn nun auch die Annahme, daß eine Frau täglich wenigstens 3900 Gran Kohlenstoff und 180 Gran Stickstoff zu sich nehmen muß, auf einer bloßen Theorie beruht und das tägliche Maß der Nahrung, die bei verschiedenen Personen und in verschiedenen Lebenslagen so ganz verschieden wirkt, nicht wohl chemisch bestimmt zu werden vermag, so erwies sich doch auch wieder in den von der Noth heimgesuchten Bezirken von Lancashire, daß die Gesundheit leidet, sobald die Nahrung unter ein gewisses Maß herabsinkt. Dabei ist dann aber in Anschlag zu bringen, daß Hunger nicht allein kommt, sondern daß die Menschen lange, ehe sie wirklich gehungert haben, durch Verkauf oder Versatz sich von allen nur eben entbehrlichen Gegenständen entblößten und Entbehrungen aller Art ausgesetzt gewesen sind.

Im Allgemeinen ist indessen die Lage der ärmeren Klassen schlimmer als sie sein würde, wenn sie die vorhandenen Mittel besser zu benützen verständen. In dieser Hinsicht ist eine Besserung nur von der Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu erwarten. So ist es auffallend, daß in England selbst in Gegenden, wo Milch reichlich vorhanden ist, dieselbe wenig oder gar nicht getrunken, und die Buttermilch fast ausschließlich den Schweinen gegeben wird. Oft genug beruht die Abneigung gegen eine Aenderung in der hergebrachten Lebensweise nur auf Vorurtheilen, die aber äußerst schwierig auszurotten sind. Während amerikanischer Speck das Pfund nur 4 bis 6 Pence kostet, wird von den ärmeren Klassen fast ausschließlich der doppelt so theure englische Speck gekauft. Unter 100 Arbeiter-Familien lebt eine ganz ohne alles Fleisch, 30 essen nur Speck, und 46 essen auch frisches Fleisch dabei. Ochsenfleisch wird allgemein dem Hammelfleisch als nahrhafter vorgezogen.

Einen armen Irländer kostet sein Unterhalt wöchentlich im Durchschnitt 1 Schilling und 10 Pence, einen armen Engländer 2 Schilling und 10 Pence, einen armen Schotten 3 Schilling und 4 Pence und einen armen Walliser 3 Schilling und 6 Pence.

Eine nähere Untersuchung über die in einigen Gegenden Englands stark grassirenden Marschenfieber hat ergeben, daß die auffallend hohe Sterblichkeit unter kleinen Kindern in gewissen Distrikten dem Gebrauche des Opiums als eines Hausmittels gegen Wechselfieber zuzuschreiben ist. Ein Detaillist in den Fens (Marschen von Lincolnshire) führt Opium als Hauptartikel und verkauft in einem Jahr wohl 200 Pfund davon, indem Sonnabends 3—400 Kunden sich Pennystangen oder Pillen holen. Ein Mann beklagt sich darüber, daß seine Frau seit ihrer Verheirathung 100 Pfund für Opium ausgegeben habe. Wer eine schwere Arbeit vor hat, nimmt vorab seine Pille, und Viele trinken ihr Bier nie anders als mit einem Stück Opium. Ganz allgemein sucht man die Kinder damit zu beruhigen — ein Brauch, der sich freilich auch in vielen Fabrikgegenden findet, damit die Mutter mittlerweile ruhig ihrer Arbeit nachgehen kann. („Ausland".)

Ein Hospital in Nazareth.

Unzählige Werke der christlichen Barmherzigkeit und der Menschenliebe, unscheinbar und klein in ihrem Beginn, wuchsen im Laufe der Jahre zu allgemein segensreichen Anstalten, zu weltberühmten Zufluchtsstätten der Armen und Kranken auf. — Es ist daher Pflicht, den Bemühungen einzelner großherziger Menschen, die für Erleichterung des Elends auf Erden in einem noch so fernen, noch so kleinen Kreise wirken, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn aus der Kenntnißnahme nur kann sich Theilnahme entfalten, jene warme, christlich thätige, die den guten Werken Förderung und Gedeihen schafft.

Zu dieser Betrachtung veranlaßt uns der Hinblick auf den Anfang eines Hospitals in Nazareth, begründet von einem englischen Wundarzt Mr. Vartan.

Wir geben einen Auszug des Briefes, in welchem der menschenfreundliche Arzt den Zweck und die Erfordernisse seines Unternehmens bespricht:

„Mein Hospital ist nur ein Gemach und weiter nichts. Ich halte es in Bereitschaft für solche Kranke, die aus großer Entfernung herkommen und keine Freunde im Orte haben, die sich ihrer annehmen können.

Hoffentlich wird mein Krankenzimmer mit der Zeit zu einem guten, wenn auch nur kleinen Hospital

heranwachsen, wo Seele und Leib manches armen Leidenden Genesung und Stärkung findet. — Bisher verlangte ich von jedem Patienten, daß er für seinen Unterhalt sorge und einen Freund oder Verwandten zur Pflege mitbringe. Im Augenblick der Aufnahme gingen Alle auf diese Bedingungen ein, konnten aber meistentheils ihr Versprechen nicht halten, und ward es ausnahmsweise einigen Patienten möglich, die Bedürfnisse des Unterhalts herbei zu schaffen, so wurden die entsetzlich unsaubern Gewohnheiten und die ganze Lebensart dieser Leute ihrer Genesung geradezu hinderlich.

Meine Mittel reichten damals höchstens so weit, die Patienten nicht darben zu lassen und ihre Gebrechen mit ärztlicher Gewissenhaftigkeit zu behandeln. — Zur Ausführung meines Planes, ein kleines Hospital zu errichten für die Armen Nazareths und der benachbarten Dörfer, so wie für die umherschweifenden Araber, hatte ich nichts in der Hand und nicht einmal Muth im Herzen, Andere um Beistand anzusprechen.

Jetzt aber, da ich einige Erfahrung im Verkehr mit den Leuten hier und Kenntniß des Terrains gewonnen, da ich mich immer mehr überzeugte, wie zahlreiche Leidende es birgt, welche christlicher Barmherzigkeit bedürfen, jetzt fehlt mir der Muth nicht mehr, meine christlichen Brüder um Beistand und Hilfe anzusprechen, damit meine „Krankenstube" bald ein wenn auch kleines, doch vollständiges Hospital werde. — Unter „vollständig" verstehe ich die Anstellung einer braven christlichen Krankenwärterin, einfache doch zweckmäßige Ausstattung der Räumlichkeit und die nöthigen Mittel zum Unterhalt der Kranken.

Der gute Einfluß eines solchen Instituts hier ist jedenfalls von großer, jetzt noch ganz unberechenbarer Tragweite. – Nicht allein lernen die Kranken die ihnen noch unbekannte Wohlthat europäischer Verpflegung schätzen; die Lehren des heiligen Evangeliums können gleichzeitig ihren Seelen eingeprägt werden, und zwar unter so günstigen Verhältnissen, daß sie des Eindrucks selbst auf das Gemüth des wildesten Beduinen nicht verfehlen dürften."

Nachdem Mr. Bartan in der Fortsetzung seines Briefes ausgesprochen, welchen Widerwillen die Eingeborenen, besonders Frauen, gegen Hilfleistungen bei wundärztlichen Verrichtungen haben, erwähnt er der Sorge, welche in Folge dessen er kürzlich um die Herstellung eines armen muselmännischen Weibes gehabt. Der Frau sollte der Fuß abgenommen werden, und kein Wärter, keine Wärterin war zu finden. Endlich erbot sich der Diener des Arztes, ein junger verheiratheter Mann, die Pflege zu übernehmen, und in Bezug darauf schließt Mr. Bartan seinen Brief mit den Worten:

„Dieser entscheidende Schritt meines Dieners, wenn er sich als geschickter Krankenwärter bewährt, ermöglicht und erleichtert mir den Anfang meines Hospitals. Die weniger schwierigen Arbeiten darin werden einer alten Frau übertragen. Wohl hoffe ich, daß meinem Krankenhause eine bessere Zukunft bevorstehe — den Anfang nehme ich auf mich; doch da meine Mittel gegenwärtig sehr gering sind, — ich besitze nur ungefähr 24 £ — so kann ich für's Erste nicht mehr als einen Patienten auf ein Mal aufnehmen.

So Gott will, wird das vorerwähnte arme muhamedanische Weib in das zweckmäßig ausgestattete Haus bald als erste Patientin aufgenommen werden können.

Am 9. v. M. fand, der „Wiener Abendpost" zufolge, die feierliche Belehnung des Erzherzogs Wilhelm als Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens statt. Se. Majestät der Kaiser als oberster Lehnsherr hatten dazu den Minister des Kaiserlichen Hauses und des Aeußern, Grafen von Mensdorff, delegirt; Se. Kaiserliche Hoheit war durch die Großkapitularien des Deutschen Ordens: Graf von Haugwitz, Graf von Attems und Landgraf Carl zu Fürstenberg vertreten. Von Seiten des Ministeriums des Kaiserlichen Hauses und des Aeußern waren die Hof- und Ministerialräthe Freiherr von Menßhengen, Freiherr von Hammer, Freiherr von Gagern und Freiherr de Pont, welche gleichsam den Lehenhof bilden, anwesend. Graf von Haugwitz hielt eine kurze Ansprache über die hohen Gnaden, welche dem Deutschen Ritterorden unter der Regierung der drei österreichischen Kaiser zu Theil geworden, worauf die Lehensspecification in die Hände des Grafen von Mensdorff gelegt wurde. Freiherr von Menßhengen nahm hierauf dem Stellvertreter Sr. Kaiserlichen Hoheit den feierlichen Leheneid ab, nach dessen Ablegung ihm der Lehenbrief übergeben wurde. Graf von Haugwitz dankte in einer nachmaligen Rede, in welcher er die Versicherung ertheilte, daß der Orden nach wie vor bestrebt sein werde, die Lehensubstanz zu erhalten und zu mehren.

Statistisches.

Laut dem so eben veröffentlichten 22. Jahresberichte des unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Königin-Wittwe stehenden „Elisabeth-Kinder-Hospitals" zu Berlin pro 1864 befanden sich am Schlusse des Jahres 1863 in der Anstalt:

	Knaben,	Mädchen:	zusammen
	19	12	31
Aufgenommen sind im Laufe des Jahres 1864	33	40	73
Es wurden also behandelt im Jahre 1864	52	52	104.

Das Haupt-Contingent der Kranken lieferten in dem vergangenen Jahre, wie in den früheren, die chronischen Knochenleiden, englische Krankheit und Knochenfraß, und da es in der Natur derselben liegt, daß sie nur sehr langsam verlaufen, so sind die daran leidenden Kinder stets lange Zeit Bewohner des Hospitals.

Von den voraufgeführten 104 Kindern wurden geheilt entlassen 47, gebessert 5, nicht gebessert 10; gestorben 10 und verblieben ultimo 1864 in der Behandlung 32 (13 Knaben, 19 Mädchen).

Die Einnahmen der Anstalt betrugen 5755 Thlr. 3 Sgr. 4 Pf., die Ausgaben 5749 Thlr. 19 Sgr. 6 Pf.

Im Kloster der „Barmherzigen Brüder" zu Pilchowitz in Oberschlesien wurden, wie die „Schlesische Zeitung" berichtet, im Jahre 1864: 1277 Kranke verpflegt, von denen 1110 geheilt, 52 erleichtert, 21 ungeheilt entlassen wurden und 46 starben. Das zahlreichste Contingent zu der genannten Krankenzahl stellte natürlich Oberschlesien selbst mit 1149 Kranken; die übrigen vertheilen sich auf Deutschland, Polen und Ungarn. Nach der Confession waren es Katholiken 1169, Evangelische 61, Israeliten 7. Außerdem fanden dort durch Zahnoperationen, chirurgische Verbände und ärztliche Behandlung etwa 5200 Personen Hilfe.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 15. Berlin, den 12. April 1865. Nr. 15.

Roeskilde.

(Schluß).

9. Die Grabkapellen.

Viele Grabkapellen — darunter auch die Grabkapellen der vier alten, nun ausgestorbenen Familien: Krag, Hahn, Krabbe und Trolle — umstehen von zwei Seiten her den alten Dom; nur aber die drei großen Anbaue, in denen die Oldenburger ruhen, interessiren uns an dieser Stelle. Es ist schwer, wenn man von der Architektur dieser Grabkapellen absieht, über den eigentlichen Inhalt derselben zu berichten, weil sich die hier ruhenden Könige, ihre Namen, ihre Thaten und ihre Marmorbilder unter einander so ähnlich sehen; wenigstens glauben wir es. Für den freilich, der sich mit dänischer Geschichte beschäftigt hat, sind diese Christiane und Friedriche nicht ähnlicher unter einander als die Hohenzollern, die Habsburger, die Braunschweiger, aber — wer beschäftigt sich mit dänischer Geschichte? Selbst der 16jährige Kampf, der eben jetzt zur endlichen Losreißung der Herzogthümer von Dänemark geführt hat, hat an diesem Verhältniß nichts Wesentliches ändern können. Dänische Geschichte ist eine Specialität, eine Liebhaberei, keine Schul-Disciplin, kein Erforderniß der Bildung.

Dazu kommt noch ein anderes. Wenige wagen sich überhaupt heran, das ist notorisch; aber auch für diese Wenigen, natürlich die Fachleute abgerechnet, ist wagen und gewinnen nicht immer ein und dasselbe. Wer nicht sachmäßig ernst herantritt, wird mehr Wirrsal als Wissen ernten, und daran ist allerdings die schon angedeutete Namens-Uniformität der dänischen Könige sehr wesentlich Schuld. Schlosser, wenn ich nicht irre, hat die Könige die Krücken genannt, mit deren Hülfe der Schlechtbewanderte seine Wanderung durch die Geschichte anzutreten pflege. Das ist gut; aber wenn diese Krücken helfen sollen, müssen es auch wirkliche Krücken sein, nicht Rohrstäbe, die einem unter der Hand zerbrechen. Acht Christiane, acht Friedriche — welche Stützen gewähren diese Namen! Keine. Unter allen Unterscheidungs-Kennzeichen ist die Zahl die kümmerlichste, die poesieloseste, sie giebt kein Bild, keine Vorstellung, sie giebt nichts als sich selbst. Es ist unglaublich, wie sich Historiker — die doch immer halbe Poeten sein müssen — darüber haben täuschen können. So finde ich in einem dänischen Geschichtsbuche folgendes: „Mit Waldemar Atterdag hörte auch die Unsitte auf, den dänischen Königen einen volksthümlichen Namen zu geben und die Zahl trat statt dessen in ihr Recht." Die Zahl hat gar kein Recht. Wie leicht hätte man es, verhältnißmäßig, sich unter den sechszehn Oldenburgern mit ihren zwei typischen Namen zurechtzufinden, wenn sie ebenso volksthümliche Unterscheidungs-Beinamen führten, wie die Svends, die Haralds, die Waldemare einer früheren Epoche. An der Spitze stehen die Erichs: Erich Lam (das Lamm), Erich Barn (das Kind), Erich Ejegod (der Herzensgute), Erich Harefod (Hasenfuß), Erich Plogpening (Pflugpfennig), Erich Glipping (der mit den Augen zwinkert), Erich Mendved („beim Heiligen Mana", etwa wie Heinrich Jasomirgott in unserer deutschen Geschichte). Der grausigschönste Beiname ist Oluf Hunger, weil, so lange dieser König herrschte, Hungersnoth im Lande war. Die Oldenburger haben solche Beinamen nicht, und so erschwert denn allerdings der Gleichklang ihrer Namen den Bericht über Dinge, die erst durch klar dahinter stehende Persönlichkeiten Leben und Interesse gewinnen. Mit diesen Schwierigkeiten hat mein Bericht zu kämpfen.

Die älteste, und wie mir scheinen will schönste unter den Oldenburgischen Grabkapellen ist die Heiligedreikönigs-Kapelle. Christian I., der erste Oldenburger, ließ sie im Jahre 1464 aufführen, aber nicht als eine Art Mausoleum, sondern lediglich als eine kirchliche Kapelle, in der Seelenmessen für verstorbene Mitglieder des Königlichen Hauses gehalten werden sollten. Noch einmal, der Zweck dieser Kapelle war Gottesdienst, nicht Beisetzung.

Etwa hundert Jahre später änderte sich dies. Die Reformation entfernte die fünf Altäre, die Freskomalereien an Wand und Decke wurden übertüncht, und ehe das 16. Jahrhundert schloß, war aus dem bunten, reichgeschmückten Bau, der eine gothische Kirche im Kleinen war, eine nüchterne Grabkapelle geworden, die nichts anderes an Schönheit aufwies, als die prächtigen Grabmonumente, die inzwischen in ihr errichtet worden waren.

So lag, etwa seit dem Tode Friedrichs II. (1588), die Heiligedreikönigs-Kapelle wie ein vergrabener Schatz da; selbst der Ruf ihrer besonderen Schönheit war im

Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen. Erst unserer Zeit fiel es zu, den Schatz wieder zu heben. Man entdeckte, daß die alten Wand- und Decken-Malereien der Kapelle unter der aufgetragenen Tünche völlig frisch geblieben waren und mit geschickter Hand den dünnen Auftrag von Wand und Decke wieder lösend, glückte es, diese prächtige Kapelle in ihrer ganzen mittelalterlichen Schönheit wieder herzustellen. Die weiße Tünche hatte den Zauber Jahrhunderte lang verdeckt, — aber auch geschützt.

Die Kapelle ist nicht groß; vier Gewölbe ruhen auf einem Mittelpfeiler, so daß der ganze Bau palmenartig aus einem einzigen schlanken Schaft emporzuwachsen scheint. Diese graziöse Schönheit ist aber nicht die Eigenthümlichkeit dieser Kapelle, ihre Besonderheit ist der Farbenzauber, den sie übt. Sie ist ein Mosaik aus Bildern. Bilder aus der Lebens- und Leidensgeschichte Christi, der heiligen drei Könige, Heiligenbilder, Apostel, Madonnen, Wappenbilder (darunter auch das Brandenburgische) lösen sich untereinander ab, überall aber, wo in Ecken und Gewölbekappen eine leere Stelle geblieben, da ranken sich auf farbenreichem Grunde Blumen und Laubgewinde, und zwischen ihnen schweben musicirende Engel. Aus einer der Blüthendolden wächst gothisch-phantastisch ein Narrenbild hervor und schüttelt die Schellenkappe und schwingt das Tambourin. Der Eindruck dieser Farbenbuntheit ist zauberhaft, ein Teppich, dessen Farben uns entzücken, lange bevor wir uns klar darüber geworden sind, was sie bedeuten.

Nach dieser Seite der Farbenwirkung hin liegt die Bedeutung der Heiligendreikönigs-Kapelle. Ich habe nichts Aehnliches gesehen. Sie ist angethan, den Streit zu schlichten, ob die volle Buntheit der gothischen Kirchen wiederherzustellen sei oder nicht. Ich bekenne, daß ich Jahre lang meine Zweifel darüber gehegt habe; diese Kapelle aber entscheidet zu Gunsten der Farbe. Sie zeigt unter allen Umständen, wie die Farben wirken können. Viele ähnliche Restaurationen (namentlich auch in den belgischen Kirchen) haben unleugbar Befremdliches; die Heiligedreikönigs-Kapelle aber überführt. Sie ist ein chef d'oeuvre gothischer Kunst.

In dieser Kapelle ruhen, wie schon an anderer Stelle gesagt, die Gebeine Christians I. (ohne jegliches Denkmal), und die prächtigen Grabmonumente Christians III. und Fredericks II. erheben sich neben der unscheinbaren Gruft ihres Ahnherrn, des ersten Oldenburgers. Prächtig, wie diese Grabmonumente sind, so sind sie doch andererseits zu typisch-traditionell, als daß ihre Beschreibung gerechtfertigt wäre. Schwarz-marmorne Sarkophage, abwechselnd eine ruhende oder betende Rittergestalt (mal Marmor, mal Alabaster) und über dem Ganzen ein leichterer oder schwererer Baldachin. Eigenartiges bringen in der Regel nur die Basreliefs. So ist es auch hier. Die Reliefs am Sarkophage Fredericks II. sind eine Erzählung seiner Siege im Lapidarstil. Ditmarschens Eroberung 1559; Elfsborgs Eroberung 1563; Halmstads Belagerung 1563; Bahnus Belagerung 1566; Aggerhuus Belagerung 1567; Warbergs Belagerung 1567; — diese sechs Ruhmes-Töchter umstehen den Sarg des Königs. Mannigfach eingefügt in den Marmor sind die Buchstaben T. I. W. B., d. h. „Treu ist Wild-Bret." Dies war die Devise des Königs und zugleich sein Lieblingsausruf, etwa nach Art von ventre saint gris. „Wildbret" war zudem der Name seines Favorithundes, und es heißt, der König habe durch seinen Lieblingsspruch eine Art ironisches Mißtrauensvotum gegen alle geheuchelte Loyalität ausdrücken wollen. So hatte auch das Wohnzimmer des Königs in Schloß Frederiksborg (von eben diesem Könige gebaut und nach ihm benannt) eine Tapete, auf der die Figur des Favorithundes beständig wiederkehrte. Am Halsband desselben stand das bekannte T. I. W. B.

Die zweite Grabkapelle aus der oldenburgischen Zeit ist die Kapelle Christians IV., im Jahre 1617 auf Befehl eben dieses Königs vom Baumeister Hans Steenwinkel aufgeführt. Der Bau war aber noch nicht beendet, als Christian IV. starb, und dem berühmtesten Könige aus dem oldenburgischen Hause fiel das Loos zu, in einer schmucklosen, nur im Gröbsten zum Abschluß gekommenen Kapelle beigesetzt zu werden. Auch kein Grabmonument wurde ihm errichtet; — hereinbrechende Kriegsnöthe entzogen die Mittel dazu. So standen die Dinge 200 Jahre lang. Erst König Christian VIII. (derselbe, der, wie wir gesehen haben, 1847 nach der Gruft und den Gebeinen Christians I. forschen ließ) beschloß die alte Schuld zu zahlen und seinem Ahnherrn eine würdige Ruhestätte zu bereiten. Thorwaldsen wurde beauftragt, das lebensgroße Bildniß Christians IV. im Modell herzustellen (er that es) und die bedeutendsten Historienmaler Dänemarks: Eddelien, Constantin Haasen und Jakob Kornerup erhielten Auftrag, die bis dahin kahle Kapelle mit Gemälden aller Art zu schmücken. Sie gingen an's Werk. Die vier Kappen des großen Deckengewölbes zeigen nunmehr auf Goldgrund ebensoviel allegorische Darstellungen, an den Friesen hin läuft eine dänische Portraitgallerie von Berühmtheiten aus der langen und glänzenden Regierungszeit Christians IV., an den zwei Hauptwänden der Kapelle aber nehmen zwei große historische Bilder die Aufmerksamkeit des Eintretenden in Anspruch. Die Gegenstände dieser Bilder sind so gewählt, daß das eine die Gerechtigkeit des Königs, das andre seine siegreiche Tapferkeit zur Erscheinung bringt. Auf dem erstern Bilde erblicken wir den König auf seinem Thron, vom dänischen Reichsrath umgeben, wie er den Reichsrathsmann Christoph Rosenkrantz wegen Fälschung und Gelderpressung zum Tode verurtheilt, — ein Ereigniß, das seinerzeit, angesichts der Privilegien des dänischen Adels, eine ähnliche Sensation hervorrief, wie die Hängung Schlubhuts unter König Friedrich Wilhelm I. Das zweite Bild, dem erstern gegenüber, stellt die große Seeschlacht bei Fehmarn dar, in der der damals schon 70jährige König die schwedische Uebermacht besiegte, aber durch einen Splitterschuß sein rechtes Auge verlor. Aus der langen Reihe der Portraits, die sich theils auf diesen Wandbildern, theils auf den Friesen vorfinden, nenne ich mit Uebergehung der Reichskanzler und der Mehrzahl hoher Würdenträger nur folgende: Tycho de Brahe; Christopher Walkendorff, der den Tycho de Brahe stürzte; Hannibal Sehsted, Statthalter in Norwegen und Gemahl der ältesten Tochter des Königs von der schönen Christine Munk; Jürgen Wind, Reichsadmiral, der die Flotte in der Schlacht bei Fehmarn befehligte und 16 Tage später

an seinen Wunden starb; Arild Hvidtfeld, Reichskanzler und berühmter dänischer Geschichtsschreiber; Andreas Soerensen Wedel, Gelehrter und Sammler der alten dänischen Volksweisen; Hans Steenwinkel, Baumeister; Carl von Mander, berühmter Historienmaler.

Die Wirkung, die diese Kapelle auf den Eintretenden ausübt, ist der der Heiligendreikönigs-Kapelle in mancher Beziehung verwandt, wenigstens momentan. Bild drängt sich an Bild; dabei Fülle, Zusammenklang der Farben. Aber der Eindruck einer Aehnlichkeit schwindet bald. Der gothische Bau aus der Zeit Christians I. hat eben ganz den Kapellen-Charakter, die Kapelle Christians IV. dagegen hat überwiegend den Charakter einer historischen Gallerie; jene wirkt kirchlich, diese künstlerisch; jene will Stimmung geben, bloße Akkorde und mahnt freundlich von Betrachtung des Einzelnen ab, diese fordert das Studium der Einzelnheiten heraus. Erst aus diesen Einzelnheiten erwächst der Reiz. Auch daß die Grabmonumente fehlen, schafft einen Unterschied. Nur die Bronze-Statue Christians IV. (eben jene Arbeit Thorwaldsens) erhebt sich in der Kapelle, die den Namen jenes berühmten Königs trägt.

Die dritte Grabkapelle ist die neueste und größte; sie heißt die Kapelle Friedrichs V. Ihr Styl ist der romanische. Die Stuck-Friese, die vier Gurtbogen, die Kuppeln und Säulen mit ihren Kapitälen sind mit brillanter Technik durchgeführt, und das klare Licht, das einfällt, giebt dieser Kapelle etwa das Ansehn jener an antike Formen sich anlehnenden Kirchen, wie Schinkel sie zu bauen liebte: hell, lichtvoll, verständlich, etwas nüchtern.

Hier ruhen die Oldenburger, die seit Anfang des vorigen Jahrhunderts auf dem dänischen Thron gesessen haben: der fried- und prunkliebende Christian VI.; der wohlwollende, den Künsten und Wissenschaften zugeneigte Friedrich V. (Bernstorff, Klopstock); der in Wahnsinn gefangene Christian VII. (Struensee und Brandt); der hochherzige Friedrich VI., der zweimal der Uebermacht Englands trotzte und — unterlag (Seeschlacht und Bombardement von Kopenhagen); der dänischnationale Christian VIII., der das aufglimmende Feuer durch weise Mäßigung dämpfte, bis der offne Brief auf's Neue es schürte; endlich der anti-deutsche Friedrich VII., unter dem die Flamme durchbrach; seine Thronbesteigung das Signal zum Kampfe, wie sein Tod das Signal zu endlicher Befreiung! Alle diese Könige ruhen hier bei einander. Daneben Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, alle in Sarkophagen oder tief eingesargt und ein Marmormonument über der Gruft. Der Tod sitzt hier in Pomp auf seinem Thron und überblickt seine Erndte. Vielleicht weil sie zu reich ist, wendet sich das Auge davon ab.

Vertrocknete Kränze lagen noch auf dem Sarkophage Friedrichs VII., als ich eintrat. Lobsprüche, Worte der Liebe und Verehrung waren eingeschnitten in den Sarg; — er soll ein Held, ein Liebling sein, die Nation will es. Wohlan, es sei. Aber andre Tage werden kommen und strenger über den „Matrosen-König" zu Gericht sitzen. Und dem strengen Gericht wird ein gleichgültiges Schweigen folgen. Eh noch sein Eichensarg verfällt, wird sein Name verfallen sein, vergessen von denen, die auch dann noch den alten Bau Svend Nordagges andächtig durchschreiten und an dem namenlosen Schiefer-Grabsteine Saxo's in dankbarer Erinnerung verweilen werden.

Theodor Fontane.

Santa Casa da Misericordia in Oporto.

Wenn man aus dem alten Südthore der reichen See- und Hafenstadt Oporto des Königreichs Portugal sich rechts wendet, wo eine reizende Promenade mit Fahr- und Reit-Weg durch Rosen- und Oleander-Gebüsche über sanft sich erhebende Höhen dem Meere zuführt, das silbernen Schaum aufspritzend an die Hafenmauern plätschert, fällt das Auge auf ein weitläufiges Quadrat von Gebäuden, etwas abseits vom Wege und von hohen Terebinthen und Wallnußbäumen beschattet, zu dem eine lange Allee rothblühender Kastanien sanft aufsteigend hinführt. Das ist die Santa Casa da Misericordia — das heilige Haus der Barmherzigkeit — eine der trefflichst eingerichteten Wohlthätigkeits-Anstalten des Continents, die erste Portugals!

Sie verdankt ihr Entstehen einzig und allein der Privat-Wohlthätigkeit, wurde gestiftet, als um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts der „schwarze Tod," die Pest, in grausiger Weise die Stadt heimsuchte, und war anfangs nur ein Hospital für arme Kranke, dem heiligen Antonius geweiht. Mit den rasch wachsenden Mitteln der Anstalt wuchsen auch ihre Zwecke, und jetzt, nach hundertjährigem Bestehen, umfaßt die Santa Casa da Misericordia außer jenem Krankenhause noch ein Waisenhaus für Mädchen der besseren Stände, ein solches für Knaben, eine Erziehungs-Anstalt für ausgesetzte und von ihren Eltern verwahrloste Kinder, eine Armenschule und eine sogenannte „Buß-Anstalt."

Das „Hospital di Santo Antonio" nimmt die Mittelfront jenes weitläuftigen Häuserquadrats in der „Cordoaria" ein und streckt zwei Flügel nach hinten in den parkähnlichen Garten aus, die jedoch seit der letzten Belagerung im Halbinselkriege noch in Trümmern liegen. Das Hospital genügt jedoch mit seinen jetzt gebrauchten Räumlichkeiten des großen Mittelbaus allen Bedürfnissen und ist für 800 Kranke eingerichtet; doch wird durchschnittlich ein Krankenstand von 300 selten überschritten. In hohen luftigen und äußerst reinlich gehaltenen Sälen werden die Kranken je nach Geschlecht und der Species der Krankheit untergebracht, von den Aerzten der Station behandelt, von barmherzigen Brüdern und Schwestern, denen Mitglieder des Vereins zur Hand gehen, sorgsam gewartet und gepflegt und mit aller erforderlichen Nahrung in bester Qualität, wobei so viel wie möglich jedem Verlangen des Kranken genügt wird, versehen. Ein „Majordomo", der aus der Zahl der Directoren der Anstalt immer für einen Monat gewählt wird, führt die Oberaufsicht über den Haushalt und überzeugt sich durch zweimaligen täglichen Umgang von der sorgfältigen Verpflegung der Kranken. Das Hospital hat eine eigene Apotheke, die für ganz vortrefflich gilt; eine sorgfältig ausgewählte Bibliothek gewährt den Kranken auch eine geistige Beschäftigung, wie der Anstaltsgarten mit seinen „Versuchs-Feldern" den Reconvalescenten eine körperliche. Die Aufnahme der Kranken erfolgt ohne Rücksicht auf Confession

und Vermögen; wohlhabende Kranke zahlen eine unbedeutende Vergütigung, können auch für eine solche in besonderen Zimmern verpflegt werden. Arme Kranke, deren Aufnahme in's Hospital nicht für nöthig erscheint, werden aus demselben mit Arznei und Nahrung versehen, selbstverständlich Alles ohne Entgeld.

Das „Waisenhaus für Mädchen der besseren Stände," das „Collegio da Nossa Senhora da Esperanca das Orfãas" befindet sich auf der Placa di San Lazaro und gewährt gegen ein mäßiges Kostgeld weiblichen Waisen bis zum fünfzehnten Jahre Aufnahme und Erziehung. Die „Schwesterschaft des heiligen Hauses der Barmherzigkeit" ersetzt den Zöglingen der Anstalt in liebreichster Weise die verlorene Mutter und steht ihnen auch nach ihrem Scheiden aus der Anstalt rathend, helfend, stützend zur Seite.

Das Waisenhaus für Knaben höherer Stände ist, obwohl erst 1843 gestiftet, sehr frequentirt; die Zöglinge können in demselben bis zum zurückgelegten sechzehnten Lebensjahre verweilen und werden in allen Kenntnissen, deren sie beim Eintritt in die Welt bedürfen, unterrichtet.

In den zur Erziehung ausgesetzter und von ihren Eltern verwahrloster Kinder gegründeten Rettungshäusern erhalten die Zöglinge, nach dem Geschlechte getrennt, den elementaren Unterricht von Mitgliedern der religiösen Verbrüderungen und werden auch in jenen Kenntnissen und Fertigkeiten unterrichtet, die ihnen bei ihrem Austritte aus dem Institute die Aufnahme in ein Dienstverhältniß anbahnen und erleichtern sollen. Bis zur erlangten Volljährigkeit der Zöglinge stehen dem Directorium der Anstalt jedoch alle Rechte eines Vaters resp. Vormunds über dieselben zu.

Die Armenschulen der Casa da Misericordia werden in ähnlicher Weise geleitet; auch hier ertheilen die Mitglieder jener Verbrüderungen den täglichen Unterricht, führen die Aufsicht über die Kinder und veranlassen deren Aufnahme in die vorgenannten Rettungshäuser bei eintretender Nothwendigkeit. Im Jahre 1862 betrug die Zahl der armen Schüler in den beiden Anstaltsschulen beinahe 300, aber nur bei sehr wenigen (17) wurde die Aufnahme in die Rettungshäuser nöthig.

Ein Institut origineller Art ist das unter der Verwaltung der Casa da Misericordia stehende „Bußhaus." Seinen ursprünglichen Zwecken nach eigentlich ein Abschließungshaus — um nicht zu sagen: Gefängniß — für solche Ehefrauen (und auch Töchter), die durch ihre Aufführung ihren Gatten (und Eltern) das durch die portugiesischen Gesetze vorgesehene „Recht der Trennung auf gewisse Zeit" (Jus separationis) gegen sie in Anwendung zu bringen Grund gegeben hatten, ward es in Folge der Freiheiten, die es dem sonst in Portugal sehr eingeschränkten schönen Geschlechte gestattete oder vielmehr mit Stillschweigen demselben hingehen ließ, eine Art Asyl für alle Damen der höheren Stände, welche sich der strengen Zucht der Häuslichkeit mit ihrem guten Rechte zu entziehen glauben mochten. Die Inconvenienzen, zu denen dies führte, haben jedoch in allerneuester Zeit das Directorium veranlaßt, das Institut wieder auf die Zwecke seiner ursprünglichen Bestimmung zu beschränken. —

Die vorstehend genannten „Brüder- und Schwesterschaften des Hauses der Barmherzigkeit" unterziehen sich außer ihrer obenerwähnten Theilnahme an den Zwecken der Institute noch allen jenen christlichen Liebesdiensten, welche das „Samariterthum" und die „Nachfolge Christi" durch thatsächliche Erfüllung der „sieben guten Werke" so segensreich wirksam gemacht haben. Da die Eintritts-Gebühren und laufenden Beiträge sehr bedeutend sind, so bestehen jene Brüder- und Schwesterschaften aus den vornehmsten und wohlhabendsten Herren und Damen nicht nur der Stadt Oporto, sondern des ganzen Königreiches. Ihr edler Wetteifer in der werkthätigen Nächstenliebe ist die schönste Illustration des alten adligen Wahlspruchs: „Noblesse oblige!" —

Ein verklungener, aber denkwürdiger Name

ist der des gräflich Czobor'schen Geschlechtes. Urkundlich wird dasselbe erst 1410 genannt, ist aber vermuthlich um ein Mehreres älter. Im Anfang des 16. Jahrhunderts theilte sich diese alt-magyarische Adelsfamilie in zwei Linien, deren ältere schon in der zweiten Generation männlicherseits erlosch, während die jüngere erst im vorletzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ausstarb. Die freiherrliche Würde erlangten die Czobors 1617; bald darauf wurden sie gegraft.

Die Geschichte dieses Geschlechtes bietet uns, was stets die Blätter des goldenen Buches ächter Nobili uns erzählen: eine lange Reihe von Verdiensten um Fürst und Vaterland. Mit allerhand hohen Würden beehrt, durch große Besitzungen mächtig, in Opferwilligkeit und Treue hervorragend — so treten uns die Czobors entgegen aus den von ihnen sprechenden Aufzeichnungen. Tragisch und lehrreich lautet die Nachricht von dem Erlöschen dieses Glanzes. Der Letzte des Stammes endete 1780 in Armuth und Vergessenheit, weil er aufgehört, ein wahrer „Adelicher" zu sein, d. h. ein den Vätern Gleicher. In unsinniger Verschwendung verpraßte er Herrschaften, die während dreier Jahrhunderte sich von Vater zu Sohn vererbt und verbessert hatten. Von Allem entblößt, fristete der Unwürdige seine alten Tage durch Mildthätigkeitsgaben. Dieses dunkele Ende, dieser schwarze Punkt, so fatal er auch sein mag, er erfüllt gewissermaßen eine historische Mission; denn neben dem Schatten erkennt und beachtet man um so deutlicher das Licht.

Zwei des Namens Czobor wollen wir hervorheben, hellstrahlend durch Tapferkeit und Treue. Erstens: Graf Adam Czobor v. Czobor-Szent-Mihaly (so lautet der volle Name) ist denkwürdig in Oesterreichs Husaren-Geschichte. Was König Friedrich Wilhelm I. von Preußen 1721 wegen Unsicherheit seiner Nordostgränzen einrichtete — ein Husarencorps — das schuf Graf Adam Czobor wegen des Kampfes mit den Türken 1688, indem er als reicher Magnat auf eigne Kosten ein 3000 Pferde starkes Husaren-Regiment formirte, welches später reducirt in das älteste der k. k. Husaren-Regimenter umgewandelt worden ist. Also, während die königlich preußische Armee in dem haushälterischen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. ihren Husarenvater ehrt, schuldet die Cavallerie Oesterreichs auch ihrerseits

einem in großer Tapferkeit gegen Türken wie Franzosen bewährtem ganzen Manne und patriotischen Finanzier, als erstem Husarenchef ein dankbares Andenken.

Zweitens: Marcus, der Sohn des Vorgenannten, Obrist-Land-Thürhüter und Commandant eines k. k. Kürassier-Regiments, zeichnete sich in der Feldschlacht bei Tyrnau 1704 gegen Rakoczy aus. Als Carls XII. von Schweden übermüthiger Gesandter zu Wien, Baron Strahlheim, eines Tages in Gesellschaft des Grafen Marcus Czobor sich zu weigern beliebte, auf das Wohl des geliebten Kaisers und Herrn das Glas zu leeren, lohnte dies Czobor mit einer derben Ohrfeige. Strahlheim erwirkte von seinem allgemein gefürchteten Gebieter das Verlangen nach des Beleidigers Auslieferung, Seitens des kaiserlichen Hofes. Czobor stellte sich freiwillig vor dem Schwedenkönig. Man fürchtete für Czobor das Geschick Patkuls. Carl XII. aber dachte im vorliegenden Fall anders. Nichts weniger als eine grausame Hinrichtung erfolgte. Czobor wußte seine Aufwallung in so beredter Weise vor Carl XII. zu vertheidigen, daß dieser, bekanntlich der größte Hitzkopf seiner Zeit, den Angeklagten mit einem Ehrensäbel und ein Paar Pistolen beschenkte. — Ein altes Sprüchwort sagt: „Jähzornige Leute, treue Leute.“ Die Spanier haben eine goldene Regel: „Den Hitzkopf meide einen Augenblick, den Duckmäuser aber Dein Lebelang.“

(Ernst Graf Lippe.)

Das Krankenzimmer.*)

Bei allem seinem Leid doch eine Stätte, an der die Aufopferungsfähigkeit, die Hoheit und Würde des Menschen ihre größten Triumphe feiert, eine Stätte, an der namentlich das weibliche Herz seine erhebendsten Liebesopfer bringt.

Bei dem kranken Sohne wacht die Mutter und beugt sich über ihn hin, die leise ausgesprochene Bitte um ein Glas Wasser zu hören, sie denkt nicht an die Gefahr, vielleicht zu nahem Tode das Gift zu reichen; bei dem Gatten wacht die Gattin, wochenlang hat sie des stärkenden Schlafes entbehrt, nur kurze Minuten, auf keinem weichen Lager, nein nur auf hartem Schemel geschlummert, aber bei jeder Bewegung des Kranken ist sie aufgeschreckt. Die Liebe, die Freudigkeit, mit der sie Alles thut, was dem Leidenden Linderung bringen kann, stählt die Nerven des schwachen Weibes und läßt sie mehr ertragen als ein Mann ertragen kann; oder wollen wir glauben, daß je ein Mann das Amt einer Diakonissin übernehmen könnte?

Jene Aufopferungsfähigkeit ist es, die das beengende unheimliche Etwas, das wie „ein finsterer Geist“ durch das Zimmer geht, zu mildern und zu bannen weiß.

Unheimlich sind die vor dem Sonnenschein und Tageslicht dicht abgeschlossenen Fenster, unheimlich ist der Tisch mit den Schachteln und Fläschen, unheimlich das leise Sprechen, der behutsame Tritt Kommender und Gehender, unheimlich der große Schirm hinter dem Haupte des Kranken, wenn der Abend kommt und die Nachtkerze ihren Dienst antritt. Am unheimlichsten aber sind die irren und wirren Traumgebilde des Fiebers, welche den Kranken heimsuchen.

Die Gemälde, die Kupferstiche, die sonst den jetzt vom Leid Heimgesuchten erfreuten, haben verhangen oder entfernt werden müssen; das Schlagwerk der Uhr steht, nur ein leises Geräusch deutet noch an, wann die Stunde zu schlagen hätte.

So zwischen Hoffen und Bangen erwartet die treue Wärterin jenen Tag der Entscheidung, den der Arzt bezeichnet hat.

Wohl war die vorhergehende Nacht eine der schlimmsten; die beste Hoffnung wollte sinken, und nur das gläubige Gebet, das über die Lippen der treuesten Hüterin trat, vermochte einigen Trost in Nöthen zu geben.

Endlich ist die lange, bange Nacht vorüber; hinter den geschlossenen Fenstern zeigt sich die Dämmerung, die Vorläuferin des Tages, welche von dem Aufgange der Sonne dem noch dunkelnden Thale die Botschaft überbringt.

Der Kranke schläft, es ist kein fieberhaftes Hinbrüten, ach, nein, das sieht das Auge der leise an das Bett Tretenden, das ist ein ruhiges Heben und Senken der Brust, ja selbst das bleiche Angesicht drückt ein gewisses lang entbehrtes Wohlgefühl aus.

Noch aber fehlt das bestätigende Urtheil des Arztes. — Er war da, — Glück und Wonne, er hat die Genesung bestätigt.

Diese Versicherung erfüllt mit neuer Kraft die durch Sorgen und Wachen beinahe erschöpfte Pflegerin. —

Nun schreitet von Tag zu Tag die Besserung vorwärts — die Uhr darf wieder schlagen, die Bilder sind befreit von ihrer Hülle, das Krankenbett ist entfernt, ein bequemes Sopha mit wärmender Decke dient dem Genesenden zum Ruhelager am Tage; die Fenster sind weniger dicht verschlossen, ja das Zimmer darf Morgens gelüftet werden. Behaglich an das weichelastische Rückenkissen gelehnt, hört Jener mit ungläubigem Lächeln die Erzählung seines Fieberzustandes an, sie kommt ihm vor wie ein toller Märchenspuk, wie ein wilder Traum, von dem erlöst zu sein man froh ist. —

Heute hat der Arzt erlaubt, den Lehnstuhl an das offene Fenster zu rücken. Mit welcher Seligkeit schaut der von der Krankheit Befreite hinaus in die liebliche Gegend!

Dieweil er auf dem Schmerzenslager gebannt war, ist es Frühling geworden, und nun, da er hinausblickt, grüßt ihn der Lenz und zeigt ihm in grünen Landschaften den Blüthenschnee. Jede Blume unter dem Fenster im Garten, jeder Grashalm sagt: „Wie Du, sind auch wir auferstanden zu dem Lichte des Tages und wollen der schönen Welt uns freuen.“

Das gelobt sich auch der Genesende. Aber manch anderer Vorsatz ist in den Tagen der Schmerzen gereift; die Seele hat Einkehr in sich selbst gehalten: er gelobt sich, der schönen Gotteswelt würdiger zu werden als er es gewesen.

Aus dem Zimmer sind längst die letzten Spuren seiner ehstigen Bestimmung verschwunden, aber er, der

*) Aus Nr. 12 „Das Illustrirte Journal.“ Leipzig, Commissions-Verlag von Giesecke und Devrient. Preis vierteljährlich 12 Sgr.

einst hier zwischen Leben und Tod schwebte, er besucht es oft. Und die stillen Stunden, welche er in ihm verlebt, läutern das Herz und erheben die Seele.

Verbriefte Freundschaft.

Vier zu Utrecht ihrer höheren wissenschaftlichen Ausbildung lebende, junge deutsche Edelleute — zwei Freiherren von Boyneburgk, ein von Hanstein und ein von Voß — machten sich mittelst Namensunterschrift und Beidrückung ihres „adlich angeborenen Petschafts" anheischig, durch Festhalten an einem gewissen Pact die Fortdauer ihrer Freundschaft zu bethätigen. Diese Convention, vollzogen zu Utrecht am 20. November 1696, wurde unter Beirath eines Rechtsgelehrten (wozu man den später seiner Verdienste um die Wissenschaft halber geadelten Hofmeister der beiden Boyneburgks wählte) und in Anwesenheit zweier Zeugen in vier gleichlautenden Exemplaren ausgefertigt — „sonder Gefahr und Arglist, so wahr wir rechtschaffen von Adel sind" — und sodann gegenseitig ausgewechselt. Ausdrücklich entsagen die Contrahenten in dem Schußpassus allen und jeden Ausflüchten, die allbereits erdacht oder durch Menschenwitz noch erdacht werden können.

Hauptgegenstand jener Vereinbarung war der einstimmige Entschluß, auf das eheliche Glück zu verzichten. Die Motivirung lautet (in dem uns abschriftlich vorliegenden Document) wie folgt: „Obschon der Ehstand Vielen ein angenehmer und vergnügenvoller Stand zu sein scheint, und das einzige Mittel ist, wodurch die Familien vor dem Aussterben zu sichern, so ist er doch, wenn man selbigen etwas näher zu dem Lichte des Verstandes hält, so vielen beschwerlichen Zufällen unterworfen, daß ein junger Mensch, wenn er zu Freien geneigt sein möchte, vorher billig sich wohl bedenken und genau zu erwägen haben dürfte, ob es besser, seine Freiheit einem schwachen Weibe aufzuopfern — oder seine wenigen Tage als ein sich selbst angehörender Mann hinzubringen."

In Anbetracht der Möglichkeit des Falls, daß sich einer der vier angehenden Hagestolze dennoch von den rosigen Banden der Liebe fesseln lassen könne, wird einem solchen Contravenienten als Conventionalpön auferlegt, einem Jeden der noch Ledigen eine Flinte, mindestens 12 Reichsthaler werth, oder einen guten Jagdhund zu geben. („Und wenn Letzterer wider alles Vermuthen zum Jagen nicht für geschickt befunden würde, soll man verpflichtet sein, einen anderen an dessen Stelle zu schaffen.") Andererseits müssen die zur Zeit Unverheiratheten unfehlbar bei der Hochzeitsfeier anwesend sein. Nur wirklicher Dienst oder sonstige pressante, triftige Ursachen entbinden von dem Erscheinen; doch hat vorher ein Unparteiischer über die Zulässigkeit des Ausbleibens zu entscheiden.

Demnächst setzte man fest, „zur Erhaltung der einmal aufgerichteten Freundschaft", daß, wenn Einer bis auf 3 Meilen Entfernung in die Gegend des Domicils käme, welches ein Anderer zur Zeit inne habe, so sei er, Falls ihm solcher Aufenthaltsort kund geworden, verpflichtet, „die gebührende Visite" abzustatten, widrigenfalls ein Paar Pistolen, zu 10 bis 12 Reichsthaler, loco poenae überschickt werden müßten." —

Wir fügen zu dem Obigen die Notiz, daß alle vier Freunde unverehelicht starben, zuerst der Freiherr Ludwig August von Boyneburgk-Stettfeld; er blieb auf dem Felde der Ehre, vor Dornik (bei dessen Belagerung im August 1709), als Major. Der andere Boyneburgk ist als holländischer Dragoner-Capitain 1752 gestorben; Baldwin Friedrich von Voß 1740 als Herzoglich Braunschweigischer Landdrost. Im Jahre 1742 endete der Tod das ehelose Leben des Württembergischen Bürgermiliz-Obersten Karl Philipp von Hanstein.

(Ernst Graf Lippe.)

Die Kronprinzstiftung.

Nach der im Staats-Anzeiger abgedruckten Bekanntmachung des Kriegs- und Marine-Ministers von Roon vom 26. v. M., sind der Kronprinzstiftung zu Gunsten der Verwundeten und Invaliden der preußischen Armee in Schleswig rc., sowie für die Hinterbliebenen der dort Gefallenen wiederum zugegangen: 24,314 Thlr. 12 Sgr. 1 Pf. (darunter von der Aachener und Münchener Feuerversicherungsgesellschaft zu Aachen 15,000 Thlr.). Hierzu die nach der letzten Bekanntmachung vom 6. Februar c. nachgewiesenen 291,042 Thlr. 23 Sgr. 9 Pf. Summa der Einnahmen: 315,357 Thlr. 5 Sgr. 10 Pf.

Davon sind verausgabt, a) laut Bekanntmachung vom 31. Dezember 1864: 9533 Thlr. 27 Sgr. 3 Pf., b) fernerhin an 341 Invaliden resp. Hinterbliebene von Gefallenen 12,146 Thlr. 8 Sgr., zusammen 21,680 Thlr. 5 Sgr. 3 Pf. Summa der verbleibenden Gaben (excl. Elberfelder-Stiftung, deren baar eingelieferter Fonds 14,443 Thlr. 15 Sgr. beträgt, und des vom hiesigen Comité zur Verpflegung durchpassirender Truppen gegründeten Aussteuerfonds für 10 Söhne Gebliebener, im Betrage von 500 Thlr.) 293,677 Thlr. 7 Pf.

Statistisches.

Nach der im städtischen Amtsblatte von Nürnberg veröffentlichten Rechnung der dortigen Wohlthätigkeits-Stiftungen besitzen dieselben ein rentirendes Vermögen von 4,562,116 fl., ein nicht rentirendes von 506,156 fl., zusammen 5,068,272 fl. Die Einnahmen betrugen im Etatsjahre 1863/64 564,101 fl. (worunter 200,937 fl. aus Activkapital-Zinsen, Ertrag von Realitäten, Gewerben und Dominical-Renten und Sustentations-Beiträgen, 318,800 fl. aus heimbezahlten Activkapitalien), die Ausgaben 551,390 fl. (worunter 159,247 fl. auf den Stiftungszweck und 359,824 fl. an ausgeliehenen Kapitalien.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 16. Berlin, den 19. April 1865. **Nr. 16.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. April 1865 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. März 1865	44			
	Zugang pro März	17			
		61			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	45	45	1438	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. März 1865	41			
	Zugang pro März	14			
		55			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	40	40	1283	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. März 1865	16			
	Zugang pro März	10			
		28			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	21	21	533	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. März 1865	26			
	Zugang pro März	31			
		57			
	Abgang . .	29			
	Bleibt Bestand	28	28	869	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. März 1865	26			
	Zugang pro März	3			
		29			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	18	18	663	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. März 1865	29			
	Zugang pro März	10			
		39			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	31	31	860	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. März 1865	15			
	Zugang pro März	18			
		33			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	17	17	616	35
	zu übertragen		200	6275	260
	Uebertrag		200	6275	260
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. März 1865	22			
	Zugang pro März	26			
		48			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	32	32	764	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. März 1865	51			
	Zugang pro März	15			
		66			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	48	48	1553	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. März 1865	18			
	Zugang pro März	16			
		34			
	Abgang . .	21			
	Bleibt Bestand	13	13	443	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. März 1865	3			
	Zugang pro März	11			
		14			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	6	6	236	24
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. März 1865	12			
	Zugang pro März	8			
		20			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	15	15	435	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. März 1865	7			
	Zugang pro März	—			
		7			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	2	2	126	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. März 1865	6			
	Zugang pro März	4			
		10			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	8	8	193	10
	zu übertragen		322	10025	461

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. April 1865 vorh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro März 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		322	10025	461
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. März 1865	—			
	Zugang pro März	1			
		1			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	—	—	7	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. März 1865	8			
	Zugang pro März	6			
		14			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	7	7	263	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. März 1865	18			
	Zugang pro Mäez	—			
		18			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	17	17	554	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. März 1865	7			
	Zugang pro März	12			
		19			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	12	12	269	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. März 1865	2			
	Zugang pro März	1			
		3			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	1	1	46	14
	Zusammen		359	11164	547

Der gesammte Abgang an Kranken pro März 1865 beträgt 197, davoa sind:

a) gestorben . . . 23
b) geheilt entlassen . 165
c) ungeheilt oder nue gebessert entlassen . 9

wie vor 197.

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestaad am 1. **Februar** 1865 . . . . 28 Kraate.
Zugang pro **Februar** . . . . 10 „

38 Kranke.

Davon sind: gestorben 1
geheilt 9
gebessert 3
fortgegangen 1

14 14 „

Bleibt Bestaad am 1. **März** 1865: 24 Kranke.

Unter den Aufgenoameneu befanden sich 3 Europäer und 10 orientalische Christen.

Poliklinisch wurden behandelt 81 Personen.

Krankenverpflegungatage waren: im Januar 817, im **Februar** 670.

Graf Ernst von Gellhorn.

(Eine Lebeasskizze aus der Zeit des 30jährigen Krieges.)

Der lange blutige Krieg, welcher Deutschland von Anfang bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts verheerte, bietet uns eine Reihe von Heldengestalten, die der Historiker der Nachwelt überliefert hat. —

Weniger bekannt oder gar ganz vergessen wird das Leben solcher geistig hervorragender Männer jener Zeit, welche das Schicksal nicht bestimmt hatte, unmittelbar in den Verlauf des blutigen Würfelspieles einzugreifen, deren Wirken im engeren Kreise sich bewegte. Und doch füllen grade solche Männer eine wichtige Stelle in der culturhistorischen Entwickelung der Nation aus. — Wir glauben demnach den Lesern dieser Blätter etwas Interessantes zu bieten, wenn wir das Lebensbild eines Mannes vorzuführen versuchen, der gewiß zu den hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit gerechnet werden muß. Es ist dies der Graf Ernst von Gellhorn.

Das adlige Geschlecht der Gelhorn oder Gellhorn schreibt seine Entstehung dem Jahre 931 und folgender Begebenheit zu. Ein Jäger, so berichtet die Sage, sah in einer Schlacht des Heeres Kaiser Heinrichs gegen die Hunnen, wie die Seinen zu weichen begannen. Durch den Schall seines Hornes belebte er die Zaghaften und führte sie alsbald zurück gegen den Feind, der sich nicht lange halten konnte. Der Kaiser adelte den Jäger und verlieh ihm das bekannte Wappen. (Ein blauer Schild, in demselben ein schwarzes Jägerhorn.) Das Geschlecht war im Anfang des 17. Jahrhunderts in Schlesien in drei Häusern vertreten, nämlich Haus Rogau im Fürstenthum Schweidnitz, Haus Schwentnig im Fürstenthum Brieg und Haus Alt-Grottkau im Fürstenthum Neisse. Alle drei Häaser waren hoch geachtet und reich begütert. Ihre Mitglieder nahmen in Kaiserlichen und Fürstlichen Diensten hohe Ehrenstellen ein. — Am meisten florirte das Haus Rogau, Friedrich von Gelhorn auf Rogau und Peterswaldau, Schlesischer Kammerrath, Ober-Rechtsitzer und Landesältester der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer, galt nicht nur als das reichste, sondern auch als eines der in ritterlichen Tugenden excellirenden Mitglieder des schlesischen Adels. Er starb am 26. August 1636 auf seinem Schlosse zu Peterswaldau und hinterließ seinem einzigen Sohne Ernst die Güter Peterswaldau, Weigelsdorf, Peiskersdorf, Steinseifersdorf, Kaschbach, Schmiedegrund, Neudorf, Faulbrück, Burglehn zu Schweidnitz, Rogau, Rosenau, Friedersdorf, Merzdorf, Groß-Briesa und Bogschütz unverschuldet, nebst einem Baarvermögen von mehr als 160,000 Thlr. (In jener geldarmen Zeit repräsentirte diese Summe ein enormes Vermögen.) — (Vergl. Sinapius Olsnographia.)

Ernst von Gelhorn war im Jahre 1617 geboren und hatte zunächst im väterlichen Hause, dann auf den lateinischen Schulen zu Görlitz und Danzig eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Lateinisch, französisch und italienisch redete er fertig. — Ein feuriger Geist, gesunder Geschmack, schnelles und richtiges Urtheil zeichneten den auch äußerlich von der Natur wohlbegabten Jüngling vor seiner Umgebung aus.

Zu seiner Charakteristik wollen wir ein Urtheil des Jesuitenpaters Crasius (Rector der lateinischen Schule in Breslau) citiren, welches um so unparteiischer erscheinen muß, als es von einem Katholiken über einen Protestanten gefällt wird.

„Der wiederholte Umgang, welchen ich mit dem erlauchten Grafen von Gellhorn, einem würdigen Herrn von liebenswürdiger Leutseligkeit und seltener Klugheit, gehabt habe, hat bei mir so zärtliche Gesinnungen gegen ihn erregt, daß fast kein Augenblick vergeht, wo ich nicht von ihm redete oder an ihn dächte. Ich erinnere mich nicht seit langen Jahren mit irgend Jemanden zu thun gehabt zu haben, an welchem ich so viel Löbliches und Bewundernswürdiges gefunden hätte. Es giebt kein Verdienst und keine herrliche Naturgabe, die bei ihm nicht Sitz und Wohnung hätten. Alles, was er redet, ist ein Orakel, was er thut, Eingebung besonderer Klugheit, was er unternimmt, ein Werk der Pracht, was er entwirft, eine Erfindung seltener Weisheit, und was er nur durch einen Wink andeutet, eine süße Würze holder Leutseligkeit. Ich wünsche unserm Schlesien von Herzen Glück, daß es einen solchen verdienstvollen Grafen besitzt, der allen seinen Standesgenossen den Rang abläuft und Schlesiens Ruhm und Zierde genannt zu werden verdient."

(Vergl. Die denkwürdigsten Jahrestage Schlesiens 2. Band. Glatz 1803.)

Als Ernst von Gellhorn seine Güter übernahm, wüthete der Krieg namentlich in der Gegend seines Schlosses Peterswaldau in der gräßlichsten Weise. Die Bewohner der benachbarten Stadt Reichenbach hatten schon um 1550 die Lehren der Reformation angenommen. Graf Dohna stellte im Jahre 1629 den Katholicismus mit Drohung und Gewaltmaßregeln wieder her und richtete ein Schreckensregiment ein, in Folge dessen es zu wiederholten blutig unterdrückten Aufstandsversuchen kam. Im Jahre 1633 hatte die Stadt unter dem Schutz schwedischer Truppen wiederholt die vertriebenen protestantischen Geistlichen aufgenommen. Die Strafe ereilte die Stadt bald (2. Febr. 1633) durch die Kaiserlichen Generäle Götz und Illau, deren furchtbare Bedingungen den gänzlichen Ruin der Stadt herbeiführen sollten. Die Pest verheerte die Gegend und forderte viele Tausende als Opfer. Endlich hatte die Stadt neue Plünderungen durch marodirende Horden 1635 zu erleiden. (Vergl. Sadebeck Chronik von Reichenbach und schlesische Provinzialblätter, neue Folge zweiter Band.)

Was die Stadt Reichenbach betraf, das übte natürlich auch seinen Einfluß auf deren Umgegend. Bei der Besitznahme der väterlichen Güter fand Ernst von Gellhorn dieselben zum Theil entvölkert, die Bewohner durch marodirende Trupps beider kriegführenden Parteien stark mitgenommen vor. Die Pest hatte fast überall ihre Opfer gefordert. Die Aecker waren wüst, da Jeder sich scheute das Feld zu bestellen, dessen Fruchtgenuß für den Eigenthümer so ungewiß erschien.

Der neue Gutsherr dachte bald an Abhilfe dieser Uebelstände. Sein Eigenthum, als das eines Protestanten, schien vorzugsweise gefährdet. Er wußte, daß es weniger gelte sich vor regulären Heeren zu schützen, als den brennend, mordend und plündernd herumziehenden Marodeurhaufen einen Damm entgegen zu setzen. Sein Vater hatte das noch heute stehende imposante Schloß zu Peterswaldau erbaut. Ernst befestigte nun dasselbe durch doppelte Gräben, Zugbrücken ꝛc., wie wir noch heut sehen können. Zum größten Theil aus eigenen Mitteln, und durch eine mäßige Abgabe seiner Unterthanen errichtete er eine wohlgeschulte und bewaffnete Schutzwache. (Diese Abgabe unter dem Namen Musketiergeld gelangte in Peterswaldau erst in neuerer Zeit zur Ablösung.) Zu wiederholten Malen genügte diese Wache, unter Anführung des tapfern Ernst von Gellhorn marodirende Horden zum Abziehen zu bewegen oder sie in die Flucht zu schlagen. 1645 am 14. März zog der schwedische Oberst Peter Anderson vor das Schloß Peterswaldau und forderte den Besitzer zur Uebergabe auf. — Allein Letzterer antwortete so herzhaft mit dem Gruß seiner Geschütze, daß Anderson nach einem verunglückten Sturmversuche abzog, nachdem er das Dorf mit Plünderung und Brand bestraft hatte. Größeren Heeresmassen konnte der wackere Edelmann mit seinen Befestigungen und Streitkräften sich freilich nicht widersetzen. Im Sommer 1645 rückte der schwedische General Königsmark mit seiner Armee vor das Schloß. Gellhorn zog sich mit seiner Leibwache in das Gebirge zurück. Nach Abzug der Schweden kehrte er wieder heim. — Gellhorn unterhielt nun bis auf größere Entfernungen hin vertraute Personen, durch welche er über die Bewegungen der Heere und die Pläne der Feldherren möglichst genau unterrichtet wurde. So stand im Anfange des Jahres 1647 der General Montecuculi mit seinem Corps bei Braunau in sehr unsicherer Position. Gellhorn, der mit Montecuculi persönlich befreundet war, wußte durch seine Kundschafter, daß der schwedische General Wirtenberger beabsichtige, das kaiserliche Corps über die Kunzendorfer und Seifersdorfer Berge zu überfallen. Gellhorn gab Montecuculi Nachricht, und dieser entging dem ihm drohenden Ueberfall. — Wirtenberger war bald im Klaren über die Ursache des Mißlingens seines Planes, zog nach Peterswaldau, erstürmte das Schloß und führte den Herrn desselben gefangen fort. Erst nach 6 Wochen wurde Gellhorn gegen Ausstellung eines Reverses, sich jeder ferneren Thätigkeit gegen die Schweden zu enthalten, und gegen Erlegung von 1000 Thlr. frei. — Im darauf folgenden Jahre 1648 gerieth Gellhorn auf's Neue in einen Conflict mit einem schwedischen Feldherrn und wiederum in Gefangenschaft. Am 29. Mai requirirte der schwedische Oberst Barclay in Peterswaldau Proviant und Fourage und ließ den Bauern eine Menge Vieh von den Feldern wegtreiben. Als die geängsteten Bewohner um Hilfe flehend dies dem Gutsherrn meldeten, schickte Gellhorn dem Barclay eine Einladung zur Tafel zu, die angenommen wurde. Während des Mahles hörte man plötzlich im Schloßhofe großen Lärm, der von den plündernden und marodirenden Schaaren Barclay's herrührte. Dieser selbst nahm den wehrlosen Gellhorn gefangen, ließ das Schloß plündern und zog nach Ohlau. Gellhorn führte über das Verfahren Barclay's bei dem schwedischen Obercommando Beschwerde, welche ihm die Freiheit und die Verurtheilung der räuberischen Schaaren und ihres Anführers brachte.

Die wichtigen Dienste, welche Gellhorn zu wiederholten Malen dem Kaiser geleistet hatte, waren in Wien nicht unbekannt geblieben. Während aller Orten die protestantischen Geistlichen abgeschafft worden waren, be-

hielt G. während der Kriegszeit seinen Geistlichen, und die Bewohner der Stadt Reichenbach, welche trotz Feuer und Schwert sich noch immer heimlich zu der neuen Lehre bekannten, benutzten dies, um sich zuweilen die geistliche Erbauung zu verschaffen, die sie bei ihren aufgedrungenen Seelsorgern nicht finden konnten. Eine Deputation von 128 Frauen der Gemeinde Reichenbach bat Gellhorn um seine Verwendung bei dem Kaiser Ferdinand um Gestattung freier Religionsübung. (Schles. Prov. Bl. a. a. O.) 1648 war der westphälische Friede geschlossen worden. Bald darauf wurde Ernst von Gellhorn in den Reichsfreiherrn- und im Jahre 1651 in den Reichsgrafen-Stand erhoben. Kaum ruhten die Waffen des Krieges, als er seine Thätigkeit darauf richtete, seine Besitzungen, welche der Krieg verheert hatte, in erneueten Flor und seine Unterthanen in eine glücklichere Lage zu bringen. Die wüsten Bauerhufen ließ er bestellen und legte den Bäckern und Müllern die Verpflichtung auf, das von der Gutsherrschaft zu billigem Preise abgelassene Getreide als Mehl und Brod wohlfeil an die arme Bevölkerung abzugeben. Bis dahin mußten die Bauern auf Verlangen der Herrschaft täglich in die Robotarbeit kommen. Graf Gellhorn setzte die Dienstage auf drei in der Woche fest und verminderte die Leistungen der bäuerlichen Gespanne zu Gunsten der Herrschaft erheblich. Die Dörfer waren entvölkert, aber die angeführten und andere, neuen Zuzüglern gewährten Erleichterungen zogen Einwanderer herbei, deren Fleiß sie bald in einen gewissen Wohlstand versetzte. Insbesondere glaubten Protestanten unter dem Schutz des hochmächtigen Grafen freiere Religionsübung sich versprechen zu dürfen. Diese Hoffnung wurde freilich zu Nichte. Der Friede machte dem Religionsdruck kein Ende, und obwohl die Unterthanen Gellhorn's so viele Vortheile gegen Andere ihres Standes genossen, zogen sie doch zum Theil die Auswanderung vor, um in einem freieren Lande der Lehre des reinen Evangeliums angehören zu dürfen. Am 14. August 1666 gingen 26 Wirthe mit 110 Seelen, und im Jahre 1667 20 Wirthe mit 34 Seelen heimlich fort. Nun scheukte Gellhorn die verlassenen Stellen an fremde Colonisten weg, gab denselben Material zu neuen Bauten, befreite sie auf mehrere Jahre von allen Abgaben und Lasten, und setzte auch für die Zukunft die letzteren nur gering an. So entstanden in den betreffenden Dörfern eine große Anzahl der noch heut als „Freistellen" bezeichneten Wirthschaften. In Peterswaldau selbst wurde Obst- und Weinbau eingeführt und gepflegt. Graf Gellhorn ging mit gutem Beispiel voran, indem er den noch heut bestehenden prachtvollen Schloßgarten anlegte und dort die edelsten Wein- und Obstsorten cultivirte. Seinen Bauern verabreichte er junge Obstbäume unentgeltlich zum Pflanzen. Aus den Trauben im Peterswaldauer Schloßgarten wurde Wein gepreßt, mit welchem Graf Gellhorn den ihm befreundeten Edelleuten Geschenke machte. Zu wiederholten Malen sendete Graf Ernst auch an den Kaiserlichen Hof nach Wien Proben seines vaterländischen Rebenproductes.

Die hohe wissenschaftliche Bildung Gellhorn's brachte ihn in lebhaften Verkehr mit gelehrten Männern. War Gellhorn ein Helfer der Armen, ein Vater seiner Unterthanen, so fanden überhaupt alle Gedrückten und Verfolgten stets bereiten Schutz bei ihm. Seinen Stolz empfanden nur Uebermüthige, gegen alle Anderen war er leutselig und human. Bei seinen Standesgenossen stand Graf Gellhorn in hohem Ansehn. Er stand in lebhafter Correspondenz mit Fürsten und hohen Herren, und viele holten bei allen wichtigen Vorkommnissen sein richtiges, tief begründetes Urtheil ein. Die meisten Stände der Umgegend von Reichenbach räumten Graf Gellhorn freiwillig und unentgeltlich das Jagdrecht ein. Ein Gleiches geschah Seitens des Sandstiftes zu Breslau bezüglich der Jagd auf dem Zobtenberge.

Der Reichthum Gellhorn's gestattete ihm die Pracht eines wahrhaft fürstlichen Hofhaltes. Das Schloß zu Peterswaldau war auf das luxusvollste eingerichtet. Um das Schloß herum zogen sich die in jener Zeit so berühmten Gartenanlagen und ein sehr bevölkerter Hirschgarten. Zu seinem persönlichen Dienst waren mehrere Hauscavaliere und adlige Pagen aus den besten Familien des Landes bereit. Selbst nach dem Frieden behielt er einen Theil der früher zum Schutze des Schlosses und der Gegend gebildeten Leibwache bei. Hierzu kam eine große Dienerschaft.

Neben seinen hervorstechenden Tugenden dürfen wir allerdings auch eine Schattenseite nicht verbergen, die unserm Ritter eigen war. Es waren dies die Leidenschaften des Zornes, der Eitelkeit und des Starrsinnes. Jene Leidenschaften haben den sonst trefflichen Mann oft in ernste Ungelegenheiten gebracht und falscher Beurtheilung Preis gegeben.

Auf seine vermeintlichen oder wirklichen Rechte war Gellhorn sehr eifersüchtig und vertheidigte sie ohne Schonung und ohne Ansehen der Person. So hatte die Stadt Reichenbach das Braurbar, welches Privilegium sich auf die sogenannte Bannmeile, innerhalb welcher Peterswaldau, Weigelsdorf, Neudorf und Faulbrück lag, erstreckte. Graf Gellhorn respectirte dieses Recht nicht und wurde im Wege des Prozesses verurtheilt, sich der unbefugten Ausübung des Braugewerbes in jenen Orten zu enthalten. Die wiederholten Citationen des Landeshauptmanns zu Jauer in diesem Prozesse hatte Gellhorn unberücksichtigt gelassen. Als der Amtsbote dem Grafen Gellhorn das Urtheil überbrachte, wurde Ersterem geheißen zu warten. Inzwischen giebt Gellhorn seinem Koch das erhaltene Schriftstück mit der Weisung, solches in kleine Stücke zu schneiden und unter eine Speise zu mischen, welche dem Boten vorgesetzt wird. Nachdem Letzterer gegessen hat, entläßt ihn Graf Gellhorn, indem er ihm höhnische Aufträge an seinen Herrn, den Amtshauptmann zu Jauer, mitgiebt. von Gellhorn hatte einen Hofbarbier, welcher der Churfürstin von Sachsen entlaufen war. Nachdem wiederholtes Ansuchen unter Berufung des Rechtes seiner früheren Herrin um Entlassung des Flüchtlings bei dem Grafen Gellhorn erfolglos geblieben war, wurde die Angelegenheit auf diplomatischem Wege bei der Kaiserlichen Hofkanzlei in Wien betrieben und Graf Gellhorn zur Auslieferung des Deserteurs aufgefordert. Alles war vergeblich; Graf Gellhorn blieb bei seiner Weigerung. Da schrieb die Churfürstin an den störrigen Grafen einen Privatbrief,

worin sie ihn um Erfüllung ihres Wunsches höflich bat — und — mit der größten Galanterie machte er sich jetzt ein Vergnügen daraus, Ihrer Durchlaucht Befehlen entgegenkommen zu können.

Diese Halsstarrigkeit führte dem Grafen eine große Anzahl von Prozessen zu, deren Erfolg meist bedeutende Geldeinbußen waren. Trotz der dem Kaiser während des Krieges geleisteten Dienste wurde ihm in Wien nicht vergessen, daß er Protestant sei, und die größten Chicanen aller Art wurden ihm in den Weg gelegt. Steuern wurden von ihm in enormer Höhe beigetrieben, während man bei anderen katholischen Ständen die Rücksicht auf die schweren Zeitverhältnisse walten ließ. — Seine Güte wurde viel gemißbraucht, und er sah sich oft genöthigt, auf große Summen, die er verliehen hatte, zu verzichten, da seine Schuldner unfähig zur Zahlung oder böswillig waren. Recht war theuer und schwer zu finden. So dauerte der Prozeß des Grafen Gellhorn gegen einen Herrn von Netz auf Langendielau wegen einer Schuld von 19,000 Thalern über 40 Jahre und füllte 27 Bände Acten. Obwohl der Prozeß vom Grafen gewonnen wurde, zerfloß der daraus erzielte Gewinn doch in Nichts, da die Kosten dem Kläger zur Last fielen. Unter solchen Umständen, bei dem verschwenderischen Leben des Grafen, und da derselbe für seine Stiefmutter und sieben Schwestern zu sorgen hatte, kamen häufig Geldverlegenheiten vor, die zum Verkauf einiger Besitzthümer führten.

Als im Jahre 1654 die sämmtlichen Dorfkirchen eingezogen wurden, glaubte Gellhorn wenn auch nicht für seine Unterthanen, doch für seine Person zu einer Ausnahme von der Regel berechtigt zu sein. Er stützte sich dabei auf das ihm vom Kaiser gegebene Privilegium bei seiner Erhebung in den Grafenstand, vermöge dessen er

„alle und jegliche Gnaden, Freiheiten, Ehre, Würde, Vortheil, Präeminenz, Seßion, Exemtion, Recht und Gerechtigkeit haben, immaaßen sich andere unsere und des heyligen Reichs rechtgeborne Grafen dessen freuen, gebrauchen und genießen;"

Auf wiederholte Weigerung, seinen protestantischen Schloßgeistlichen zu entlassen, wurde ihm von Wien eine Commission unter Führung des Grafen Kurschwandt zugeschickt. Derselbe berichtet unter Anderem über den Erfolg seiner Mission:

„Unsern von Peterswaldau ist uns Graf Ernst von Gellhorn entgegen gefahren kommen, von einem starken Trupp seiner Hoffstaat begleitet. Wie wir an einander gerathen seyn, hat er uns empfangen, und genöthiget zu ihm auf seine Karossen zu sitzen, und seyn wir mit ihm auf seyn Schloß gefahren.

Da ist er vor uns her und seine Hoffstaat vor ihm hinauf gegangen und wir in sein Zimmer geführt worden. Daselbst haben wir gleichsam in Conclavi, denn niemands weder von unsern, noch des Grafen Leuten zugegen war, ausgenommen 2 katholische Geistliche, die Commißion abgeleget. Hierauf er zur Antwort geben: es wäre jedermann bewußt, daß er in alle Wege ein treuer und gehorsamer Vasall der Röm. Kayserl. Majestät gewest und noch wäre, dahero leicht abzunehmen, daß er sich auch dieser Commißion nicht entgegen setzen würde, uns ersuchende, den Reichenbach'schen Pfarrer Adam Scholtz bey ihm in seine Kirchen auf eine Zeitlang einzuführen, und dieselbige zu versehen ihm anzubefehlen, bis er sich auf ein ander Subjectum resolviren könnte; nur möchten wir ihm nicht zumuthen, die Kirchenschlüssel zu übergeben, sintemalen er sie sein Lebtage nicht gesehen auch nicht darum bekümmert hätte, zudem er eine Standesperson und Reichsgraf mit herrlichen und hohen Privilegien versehen und daher er vor andern dieser Tradition exemt wäre. Es würde aber eben soviel seyn, wenn er sie durch einen seiner Vollmächtigten uns einhändigen und einstellen ließe. Wir sagten hingegen, daß wir diesmal auch nicht Privatpersonen wären, und dabey Ihro Kayserl. Majestät Autoritaet und Instruction viel weniger vergeben könnten, als möchte er sich nur darein schicken und bequemen, hat er sich die Schlüsseln holen lassen und uns übergeben. Mittags haben wir beym Essen verbleiben müssen. Bei der Tafel hat Niemands, als wir Commissarii auf der einen Seiten und Er unten am Ende gesessen und seyn von lauter Adel bedienet und köstlich tractiret worden. Die Geistlichen, so bei uns gewest, seyn in selbiger Stuben an einem absonderlichen Tisch beym Ofen gespeiset. Niemands von unsern Leuten ist zu uns hereingelassen. Nach geendigter Mahlzeit hat er uns wieder in sein Zimmer geführet und daselbst auf uns losgetrunken, wiewohl es bereits über der Tafel auch nicht gesparet worden.

Unter währendem Gespräch haben wir ihn erinnert, die Prädicanten abzuschaffen, sonsten es Ihro Kayserl. Königl. Majestät übel empfinden würden. Da hat er sich herausgelassen, daß zwar in seinen Dörfern keiner mehr zu finden seyn sollte, aber auf seinem Schlosse, weilen er ein Reichsgraf, und hoch und absonderlich privilegirt, würde er einen vor sich und seine Hoffstaat behalten und solches wolle er dem Kayserl. Königl. Herrn Landeshauptmann selbst zuschreiben und berichten. Wie man uns nun bereits gegen Abend ziemlich berauscht gemacht, ist der Graf mit ungestümen Worten voll zweymal gegen mir oblant: von Curschwandti herausgefahren, daß nicht viel gefehlet, was anders darauf erfolgt wäre. Wie ich ihm aber scharf zugeredet, er bessere Discretion gebrauchen solle, denn ich sein Unterthaner oder Diener nicht wäre, widrigenfalls müßte ich als ein Cavalier wider ihn verfahren, hat er sich jedesmal wider recolligiret, gute Worte gegeben und um Verzeihung gebeten. Bald darauf hat er uns dimittiret und seyn wir Nachts auf Reichenbach kommen." (Vergl. d. denkwürd. Jahrestage Schles. a. a. O.)

Die Commission war abgezogen — und Graf Gellhorn blieb auf seinem Willen stehen. Alle Vorstellungen fruchteten nichts, und so erschien plötzlich eine neue Kaiserliche Commission unter Bedeckung im Schlosse Peterswaldau, welche den Besitzer gefangen nahm und nach dem Spielberg bei Brünn abführte. Während seiner Abwesenheit trat nun die Kaiserliche Verwaltung seiner Güter ein, die gerade nicht allzugünstig auf des Grafen Vermögensverhältnisse gewirkt haben mag. Der protestantische Schloßgeistliche war natürlich alsbald entfernt worden, und als der Graf aus dem Gefängnisse heimkehrte, blieb ihm nichts übrig, als sich dem fait-accompli zu fügen.

Ein in jener Zeit aufgetauchtes Gerücht, daß Graf Gellhorn als Lösegeld vom Spielberge katholisch ge-

worden sei, entbehrt jeder Begründung, da sein späteres Leben und insbesondere seine Stellung zum Kaiserl. Hofe ihn als Protestant zeigen, wenn die Verhältnisse ihn auch zwangen, auf die offene Ausübung seines Glaubensbekenntnisses zu verzichten. Graf Gellhorn war zweimal verheirathet. Seine zweite Gemahlin war eine geborne Herzogin von Holstein, von welcher er mehrere Kinder hatte.

Graf Ernst von Gellhorn starb am 3. April 1679 im Alter von 62 Jahren. Seine Kinder, welche alle noch unmündig waren, kamen unter Vormundschaft des Herzogs Leopold zu Holstein, ihres Oheims, und Adam Wilhelm von Eike. Wider den Willen ihres verstorbenen Vaters wurden die Kinder in der katholischen Religion erzogen. Das schon früher sehr zusammengeschmolzene Vermögen wurde durch die Theilung für die Kinder zu nur mäßigem Besitzthum. S.

Beati possidentes.

Man muß die Leute nicht nach der Elle messen und nach dem Centner wiegen. Ein Reich, innerhalb dessen Grenzen die Sonne nicht untergeht, wie ehedem in den Landen Kaiser Carls V., ist unbezweifelt ein großes und unter Umständen auch ein mächtiges. Das wahre Wohlbefinden der Staaten oder hängt ebenso wie das der Individuen nicht von Aeußerlichkeiten ab. Nicht die Zahl der Quadratmeilen und der Einwohner, oder die Menge der Naturalschätze geben den untrüglichen Maaßstab für die Glücksumstände eines Volkes. In diesem Sinne handelt es sich weniger darum, wie lange im Verlauf von 24 Stunden die Sonne in einem Lande sichtbar sei, sondern um die Dimensionen und Qualitäten der menschlichen Schlechtigkeit und des irdischen Elends, welche in demselben vorfindlich.

Es giebt einige Zwergstaaten in Europa, herrenlose, politisch ohnmächtige Existenzen, merkwürdig durch ihre behaglich idyllische Art „zu sein." Namentlich gilt Letzteres von einem in den Pyrenäen belegenen neutralen Territorium. Aehnlich verhält es sich mit zwei anderen Miniaturländchen; das eine an der preußisch-mecklenburgischen, das zweite an der belgisch-preußischen Grenze. — Auch übrigens hört man hie und da von kleinen Communen, welche aus lauter so zu sagen „großen Herren" bestehen. Als Kaiser Joseph II. in Böhmen die städtischen Armencassen eingeführt hatte, konnte man in einem Städtchen unweit Carlsbad nur mit großer Mühe einen Einwohner finden, der (um die Form zu erfüllen) sich dazu bewegen ließ, Almosenempfänger zu werden. Schreiber dieses machte während des vorigen Sommers die Bekanntschaft eines kleinstädtischen mildthätigen Frauenvereins im sächsischen Voigtlande, welcher — wegen des dort zur Zeit günstigen Standes der Erwerbsverhältnisse — so glücklich war, lange suchen zu müssen, um wenigstens 3 Hilfsbedürftige zu entdecken. Die reichste Armencasse ist die der Commune Zoutenay in Ostfriesland, eine Gemeinde, welche bei der letzten Volkszählung aus 27 Einwohnern bestand (Summa Summarum, Männer, Frauen, Kinder und Dienstboten). Die Communaleinnahmen betragen 358 Francs, die Ausgaben 312, wovon ⅞ für Administration verwendet werden; die relativ kostspieligste des ganzen Königreichs. Dagegen ist diese Commune die verhältnißmäßig allerwohlhabendste in Belgien; denn an ihre Armencasse, deren jährliches Erträgniß (aus liegenden Gründen und Beisteuern) sich mit 821 Francs beziffert, werden gar keine Ansprüche gemacht.

(E. G. L. W.)

Verschiedene christliche Vereine in Basel haben sich zusammengethan zur Bildung einer „Gesellschaft für Herstellung und Verwaltung eines christlichen Vereinshauses" und den geräumigen Engelhof auf dem Adelberg um 135,000 Fr. erworben. Ein Theil wird verliehen. Das Mittelgebäude heißt das Collectenhaus und kann für größere Säle hergerichtet werden, wozu noch etwa 30,000 Fr. bestimmt sind. Die Sonntagssäle, in denen z. B. im Winter 1862—63 900 Gesellen und erwachsene Arbeiter, 550 Lehrlinge und 340 Knaben sich an den Sonntagen versammelten, um da ihre Sonntag-Nachmittage in zweckmäßiger, belehrender und unterhaltender Weise unter der Aufsicht und Leitung treuer Freunde zuzubringen, ferner die Sonntags- und Nähsäle, welche für die Fabrikarbeiterinnen seit einigen Jahren eröffnet worden sind und in gesegnetem Gedeihen stehen, ebenso die Männer- und Jünglingsvereine sollen hier entsprechende Lokalitäten erhalten, und auch für religiöse Vorträge verschiedener Art wird hier jederzeit ein passender Raum zur Verfügung stehen. (Frkf. Hausfr.)

Spruch.

Auch wenn der Sturm sich lange gelegt hat, noch immer zittert das Meer in seinen Wellen, noch immer bebt das Laub der Bäume schreckhaft zusammen. So auch des Menschen Herz. Wenn schon lange ein großes Ereigniß vorüber, noch immer ist die Seele in Bewegung und im Fluß. Noch immer zittert das Gemüth und kann nicht zur Ruhe kommen.

Aber um so schöner ist es, wenn der Friede andauert. Je stärker denn die Aufregung, desto holder die Ruhe. Das herrlichste auf dem Meere ein stiller Abend — im Leben ein beruhigtes, versöhntes Gemüth. P. C.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 17. Berlin, den 26. April 1865. Nr. 17.

1) Georg Adolph Moritz von Leipziger, Geheimer Regierungs-Rath und Landrath des Kreises Bitterfeld, auf Niemegk, Ehrenritter seit 1837, † zu Niemegk 14. April 1865.

2) Joachim Mattheus Freiherr von Rodde, Ehrenritter seit 1820, † zu Schwerin 21. April 1865.

Ev. Matthäi 6, 1—3.

Gottes sichtbarer Segen hat auf dem Werke Seiner Majestät des Hochseligen Königs Friedrich Wilhelms IV., der Wiederbelebung und Neugestaltung des Johanniter-Ordens, seit den 12 Jahren seines Erstehens geruht. Der König stellte den Orden in seiner ursprunglichen Reinheit und Einfachheit, wie er im 11. Jahrhundert entstanden, wieder her. Der Ordensritter sollte wieder in christlicher Demuth seinem Nächsten dienen und den Kampf gegen den Unglauben, gegen die Feinde der Kirche Christi führen. Das Kreuzeszeichen auf der Brust sollte nicht ein Schmuck sein, mit dem er vor der Welt prangt, sondern das Bekenntniß, in wessen Dienst er steht. Schnell fanden sich die Männer, die den hochherzigen Gedanken des verewigten Königs weitere Verbreitung verschafften und ihren Ausbau förderten. Wir hatten das erfreuliche Schauspiel, wie der so neu gestaltete Orden, indem er mit allem Ernste an seine Aufgabe ging, sich beeilte, die ihm zufließenden Mittel zur Krankenpflege zu benutzen. In allen Provinzen des Preußischen Vaterlandes sahen wir die Hospizen mit dem Johanniterkreuze wieder erstehen, und auch nach Außen hin bot die Christenverfolgung im Libanon und der letzte dänische Krieg dem Orden ein reiches Feld der Thätigkeit. Dem Orden sind für seine mit jedem Jahre sich steigernden Leistungen reichliche Anerkennungen zu Theil geworden, wohl darum so reichlich, weil es viele Zweifler gab, die dem jungen Orden nicht die Kraft zutrauten, sich, auf den dem jetzigen Weltgeist so entgegengesetzten Principien basirt, weiter auszubauen zu können. Namentlich hat aber die weitgreifende, mit so vieler Umsicht geleitete und mit so großem Segen durchgeführte Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze 1864 dem Orden so reiche Lobeserhebungen aus allen Kreisen zugeführt, daß sie das Maß der Anerkennung für treue Pflichterfüllung fast zu überschreiten scheinen.

So lange solche Ovationen der Genossenschaft von Außen zu Theil werden, mag sie der Orden dankbar hinnehmen und hoffen, daß dadurch so manches bisher gehegte Vorurtheil getilgt werde. Der gewisse Glanz, mit dem dadurch der Orden umgeben wird, kann ihm sonach mit Gottes Hülfe ja auch zum Segen gereichen, sofern nicht das Gefühl der Demuth und Bescheidenheit unterdrückt wird. Durch den äußeren Glanz, der nach den herrlichen Kriegsthaten gegen die Ungläubigen im Mittelalter den Orden umgab und ihm zur Hauptsache wurde, trat die eigentliche Ordenspflicht in den Hintergrund und er ging seinem Verfall entgegen.

Diese Erfahrung gereiche unserer Genossenschaft zur Warnung, daß nicht von Neuem Eitelkeit sich unsrer bemeistere und äußerer Glanz dem innern Leben schade. Möge der Orden eine würdige Ausnahme machen in dem prunkenden Sinn unserer jetzigen selbstgefälligen Zeit, die so gern die schlichte Pflichterfüllung als Verdienst und Tugend hinstellt. Lassen wir das Wirken des Ordens für sich selbst sprechen und hüten wir uns, die eignen Thaten zu preisen und uns selbst Weihrauch zu streuen. Es ist ja erst der Anfang gemacht, es bleibt auf dem betretenen Wege der Krankenpflege und des Samariterdienstes noch so unendlich viel zu thun, daß die dem Orden zufließenden Mittel bis jetzt nur ausreichten, das Nothdürftigste zu leisten. Halten wir die Mittel zu diesen Zwecken zusammen und suchen wir sie zu diesen Zwecken zu vermehren. Bekennen wir es laut und öffentlich, daß wir dankbar sind für die dem Orden gewordene Anerkennung, daß aber ein Uebermaß derselben einem Johanniterherzen nicht wohl thun kann, da wir in Demuth und Bescheidenheit die Aufgaben des Ordens zu erfüllen suchen, aber nicht damit vor der Mit- oder Nachwelt prangen wollen. —

Die Herrenhuter-Colonie zu Christiansfeld.

Unweit der nördlichen Grenze Schleswigs gelegen, gewährt die Colonie der Brüdergemeinde zu Christiansfeld durch ihre städtischen mit rothen Ziegeln versehenen Dächer aus der Ferne einen recht stattlichen und freund-

lichen Anblick. Namentlich wenn man auf der nordwestlichen Straße sich derselben nähert und von der sich dort hinziehenden Hügelkette in's weite Thal hinabschaut, während die Abendsonne ihre letzten Strahlen über die blühende Landschaft ausgießt, bietet die ganze Gegend das Bild idyllischen Friedens dar.

Grünende Wälder, üppige von bunten Kuhheerden belebte Triften, schwellende Saatfelder und blühende Gärten umgeben den Ort, der in dieser lieblichen Umgebung so recht geeignet für das Stillleben einer der Welt entfremdeten Gemeinde erscheint. Die ziemlich breiten Straßen sind von einer regelmäßigen Allee kräftiger Linden beschattet; in der Mitte des Ortes erhebt sich die Kirche der Gemeinde, die nach Sitte der Brüdergemeinden in gar einfachem Style erbaut ist und auch inwendig mehr der üblichen Benennung eines Betsaales entspricht, als der einer Kirche. Mehrere Reihen hoher laubreicher Bäume beschatten den freien Platz vor derselben, der zugleich die Verbindung zwischen den beiden einzigen, parallel laufenden Straßen bildet, und inmitten dieses schattigen Laubganges steht ein Springbrunnen. — Von dem Gotteshause ausgehend ziehen sich die zwei regelmäßigen Straßen zu beiden Seiten derselben entlang, in denen sich die Gemeindegebäude durch ihre Größe und Einfachheit gar bald erkennen lassen. Ordnung und Einfachheit herrscht überall, wohin man blickt; und der ganze Ort trägt überhaupt durch seine Regelmäßigkeit und Einförmigkeit so recht das Gepräge einer Colonie, wo nichts zufällig, sondern alles von einer ordnenden Hand zweckdienlich aber einfach eingerichtet ist.

Still, fast menschenleer sind die sauber gehaltenen Straßen, nur dann und wann wandelt ein ernstblickender Bruder oder eine scheue Schwester im weißen Häubchen leisen Schrittes dieselben entlang; eine Kinderschaar, geführt von ihrem Lehrer zieht in's Freie oder ein einzelner Wagen rollt langsam durch den Ort. Hier und da sproßt das Gras üppig zwischen den Steinen hervor, und nur mit Mühe wird es aus der Mitte der wenig betretenen Straßen fern gehalten.

„Welche Oede, welche Todtenstille herrscht an diesem Ort," das ist das Urtheil, mit dem die Mehrzahl Christiansfeld verläßt, während manche, deren Sinn dem äußern Leben abgestorben, in der stillen Abgeschiedenheit eine Erquickung finden, den Frieden preisend, der über das Städtchen ausgegossen scheint, und der nur einmal jährlich zur Zeit des Stiftungsfestes von zahllosem Fremdenbesuch gestört wird. Da die Colonie noch kein Jahrhundert alt ist, sieht man nirgends eine Spur von Verfallenheit, eben so wenig wie von Armuth; allein alles macht den Eindruck, als ob es genau so schon zur Zeit seiner Gründung müßte gewesen sein, selbst manche der Gärten mit ihren Buchsbaumeinfassungen und Taxuspyramiden erinnern an den zu jenen Zeiten herrschenden französischen Geschmack.

Schon Zinsendorf, der eine Zeit lang ein gern gesehener Gast des zu seiner Zeit regierenden dänischen Königs war, hatte diesen um die Erlaubniß zur Gründung einer Herrenhuter-Colonie gebeten. Allein eine religiöse Differenz, die zwischen ihn und den streng kirchlichen Christian VI. trat, störte das freundschaftliche Verhältniß beider und hinderte die Genehmigung seines Planes. Erst nach dem Tode Zinsendorfs wurde der Brüder-Gemeinde die Gründung einer Colonie im Norden Schleswigs gestattet, und verdankten sie diese Erlaubniß dem bekannten Minister Struensee, der sie um ihres Gewerbfleißes und ihrer Betriebsamkeit willen in's Land rief. Es wurde ihnen ein nicht unbedeutendes Areal zur Ansiedelung eingeräumt, und gar bald blühte ein stilles und gewerbthätiges Städtchen auf dem kahlen Fleck, dem zur Ehre des damaligen Königs Christian VII. der Name Christiansfeld gegeben wurde.

Bei dem eigenthümlich socialen Gemeindeleben der Herrenhuter war der Bau verschiedener, Gemeinzwecken dienender Gebäude ein nothwendiges Erforderniß, und neben diesen entstanden nach und nach eine Menge kleiner aber solider, einstöckiger Häuschen. So ziemlich zu Anfang des Ortes liegt das sogenannte Gemeindelogis, ein geräumiger Gasthof, der vielfach von Besuchenden frequentirt wird, und dessen Verwaltung auf Kosten der Gemeinde geschieht. Da er namentlich im Sommer, wo Christiansfeld häufig das Ziel ländlicher Ausflüge für die Bewohner der Umgegend ist, nicht unbedeutend einbringt, bilden die Einkünfte desselben eine einträgliche Erwerbsquelle der Gemeinde. Ein großer, die ganze eine Hälfte des Hauses einnehmender Saal dient außerdem bei allen öffentlichen Festen, bei Confirmationen und Hochzeiten zur Abhaltung des weltlichen Theiles der Feier, auch werden hier von durchreisenden Künstlern häufig Concerte gegeben. Selbst dieser Saal hat etwas von dem eigenthümlichen Gepräge, das diese sich von der Welt absondernde Gemeinde allen ihren Einrichtungen aufzudrücken weiß. Etwas Schreckendes und Ruhevolles herrscht in diesem großen Raum, dessen weißgetünchte Wände von einer zahlreichen Menge größerer und kleinerer Bilder bedeckt sind. Rahmen an Rahmen hängen diese, wie in einer Gemäldegallerie, in gedrängten Reihen neben und unter einander und bilden, ohne auf Kunstwerth Anspruch zu machen, einen eigenthümlichen Schmuck des Saales. Außer einem Sopha und einigen großen Tischen enthält derselbe nichts als eine Reihe altväterischer Stühle, die in größter Symmetrie unter den Fenstern entlang stehen, durch die von drei Seiten Licht die Fülle in's Zimmer strömt. Die einfachen schneeweißen Gardinen sowie der weißgescheuerte Fußboden tragen das Ihre dazu bei, diesem Festsaal der Gemeinde eine gewisse feierliche Würde zu verleihen, die den Besuchenden unwillkürlich daran erinnert, daß er hier auf fremdem Boden steht.

Und denselben Eindruck bekömmt man in noch höherem Grade bei der Besichtigung aller zu Gemeinzwecken dienenden Gebäude, von denen das Schwesternhaus, die Schule und der Betsaal von Besuchenden in Augenschein genommen werden können. Das Schwesternhaus, in welchem die „ledigen Schwestern" eine Zuflucht finden, ist ein ziemlich großes Gebäude, zu dem eine Treppe hinaufführt. Nachdem man sich bei der Schwester Pförtnerin gemeldet, wird man zuerst in den kleinen zierlichen Verkaufsladen des Hauses geführt, in dem die verschiedensten Industrieerzeugnisse der Schwestern zum Verkaufe ausgestellt sind. Mit der den Herrenhuterinnen eignen, freundlichen und doch abweisenden Höflichkeit, werden Einem von der verkaufenden Schwester die zierlichsten Wollarbeiten

Weißstickereien, künstliche Blumen und Früchte, Leder und Papparbeiten vorgezeigt, und keiner verläßt natürlich diesen Laden, ohne eine oder die andere dieser zierlichen Kleinigkeiten, die durchgängig mit eben so viel Geschmack wie Talent gemacht sind, als Andenken mitzunehmen. Namentlich ihre miniaturähnlichen Papparbeiten, die zum Bewundern fein und zierlich ausgeführt sind, finden großen Beifall. Der Erlös dieser Sachen kömmt dem Schwesternhause zu Gute und ist gleichsam als eine Art Entree anzusehn, das der Besuchende entrichtet.

Eine Reihe weißgescheuerter Treppen führt uns die begleitende Schwester jetzt hinauf und über verschiedene eben so weiß und sauber gehaltene Corridore geht der Weg in den für die tägliche Andacht bestimmten Betsaal. Auch hier tritt uns der Eindruck einer durch Einfachheit und Regelmäßigkeit erzielten Feierlichkeit entgegen, kein Bild schmückt die weißgekalkten Wände, lange dichte blendend weiße Vorhänge an den Fenstern, einfache Wandleuchter und ein unbehängtes Katheder machen die einfache Ausstattung dieses unwillkürlich zur Andacht stimmenden Saales aus. Eine kleine Orgel steht im Hintergrunde. Hier versammeln sich die in der Stiftung wohnenden Schwestern mehrmals täglich, um in der Ausübung religiöser Andacht Kraft und Stärkung für die Anforderungen des Tages zu finden. Eine der Schwestern pflegt diese Andachtsstunden in der Regel zu leiten, die aus Gesang, Gebet und der Auslegung der Tageslosung besteht. Diese Losungen, die alljährlich von der Unität zu Herrenhut herausgegeben werden und einen Bibeltext mit Auslegung für jeden Tag des Jahres enthalten, werden in der Umgegend Christiansfelds vielfach als Andachtsbücher der Familien gefunden.

Ein großer gemeinschaftlicher Schlafsaal, der nichts als lange Reihen von Bettstellen enthält, nimmt die oberste Partie des Hauses ein; im untern und zweiten Stock sind eine Menge größerer und kleinerer Stübchen, die nach den Vermögensverhältnissen von einer oder mehreren Schwestern bewohnt werden. Eine große Küche nebst Eßsaal ist im Keller angebracht, und ein großer Garten gehört gleichfalls zu der Stiftung.

Neben dem Schwesternhause liegt an der einen Seite das Wittwenhaus, in welchem die Wittwen der Gemeinde gegen eine geringe Vergütung ein Unterkommen finden. In der großen Küche des Hauses wird für sämmtliche Bewohnerinnen gekocht, doch sind sie hier nicht genöthigt, an einem gemeinschaftlichen Tische zu essen. Dieselbe Sauberkeit und Ordnung wie in den andern Häusern fällt auch hier angenehm in's Auge, und da die Damen die Fenster der Corridore vielfach mit grünenden Pflanzen zu schmücken pflegen, trägt die Ordnung hier noch das Gepräge einer gewissen obwohl sehr einfachen Eleganz. Da die Bewohnerinnen durchaus unabhängig von einander leben können, bahnt sich um so eher ein freundlicher Verkehr unter ihnen an, und keine kömmt daher so groß zu dem Bewußtsein ihres Alleinstehens. An Geburtstagen ist es Sitte, daß sämmtliche Hausgenossen das Geburtstagskind beglückwünschen, was natürlich nicht ohne obligates Tractement abgeht, und gehört die Feier solcher Tage zu den seltenen Unterbrechungen des einförmigen und freudlosen Lebens, das man hier führt. — Auf der andern Seite des Schwesternhauses liegt die Erziehungsanstalt der Colonie, wo außer den Kindern aus der Gemeinde eine Menge fremder Pensionärinnen sich aufhalten. Namentlich vor 20—30 Jahren, als in den kleineren Städten des Landes noch wenig für die Ausbildung der weiblichen Jugend geschah, genoß diese Anstalt eines großen Zuspruchs. Sie wird auch jetzt noch viel besucht, doch sind es größtentheils Fremde aus Norwegen und Schweden, die ihre Kinder häufig um der strengen, klösterlichen Zucht willen, die hier herrscht, auf einige Jahre in diese Erziehungs-Anstalt bringen. Man sorgte von jeher für tüchtige Lehrkräfte und stellte dabei den Preis so niedrig wie möglich. Dasselbe kann man von der Knabenschule sagen, die in der andern der beiden Straßen liegt. Auch hier halten sich stets eine Menge Zöglinge, größtentheils aus dem Auslande auf, und unter ihnen wohl manche, die dem Einflusse der eignen Eltern entwachsen waren. Durch den strengen Geist einer Religiösität, die auf die Beherrschung aller Leidenschaften und menschlicher Schwächen durch tägliche Andachtsübungen, Zucht und Ermahnung hinzielt, sucht man auf die Gemüther der Kinder einzuwirken, die außer den täglichen Andachtsübungen auch hauptsächlich dem Kindergottesdienste beiwohnen müssen. Bei den Kindern, die einen Theil Jahre hier zubringen, macht diese ernste Richtung, sowie die Stille und Abgeschiedenheit, in der sie gehalten werden, sich das ganze Leben hindurch durch ein eigenthümlich stilles, in sich gekehrtes Wesen bemerkbar.

(Schluß folgt.)

Die Diakonissen-Anstalt: Henrietten-Stiftung in Hannover.

Nachstehend theilen wir den 4. Jahresbericht der Diakonissen-Anstalt Henrietten-Stiftung in Hannover (1864) mit, der uns von dort zu diesem Zwecke zugegangen ist:

„Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan!" Mit Dank und Lob dem Herrn, der so viel Gutes an uns gethan, müssen wir jeden Jahresbericht über das Leben und Wirken unseres Henriettenstiftes erstatten, den Bericht über das verflossene Jahr 1864 aber noch ganz besonders. Es ist nach verschiedenen Seiten hin recht ein Jahr des Wachsens gewesen.

Beginnen wir mit der Hauptsache, so hat sich die Zahl der Schwestern im verflossenen Jahre fast verdoppelt. Wir begannen das Jahr mit 2 eingesegneten Diakonissen, 5 Novizen und 4 Probeschwestern. Hinzugekommen sind im Laufe des Jahres 10 Probeschwestern, während zwei, weil sie zu dem Berufe als nicht geeignet sich zeigten, entlassen werden mußten. Als Novizen konnten wir 3 Probeschwestern aufnehmen und durften am Jahresfeste 2 Novizen als Diakonissen einsegnen. So hatten wir am Schlusse des Jahres: 4 eingesegnete Diakonissen, 6 Novizen und 9 Probeschwestern. Eine Probeschwester ist noch in den ersten Tagen des neuen Jahres hinzugekommen, so daß die Zahl jetzt 20 beträgt, gegen 11 im Anfange des vorigen Jahres.

Unsere im vorigen Jahre ausgesprochene Bitte ist also nicht vergeblich gewesen. Wir wollen auch im Bezug auf dieselbe noch besonders hervorheben, daß unter den

Probeschwestern jetzt zwei Pastorentöchter sind. Das gibt uns den Muth, die Bitte noch einmal zu wiederholen. Wir bedürfen der Schwestern immer noch mehr. Es sind gewiß noch viele, die wohl geeignet wären, dem Herrn als Diakonissen zu dienen, während sie jetzt ohne eigentlichen Beruf hinleben und dabei vielfach auch innerlich verkümmern. Hier könnten sie Arbeit finden und damit auch den Segen der Arbeit. Möge der Herr selbst sie einmal erinnern, was sie ihm schuldig sind; was sie ihm einmal zu antworten gedenken, wenn er sie fragt, was sie für ihn gethan? damit sie sich ernstlich diese Frage vorlegen. Es sind gewiß auch solche, die gern kämen, nur die Eltern wollen es nicht. Möge der Herr auch solche Eltern einmal erinnern, was sie ihm schuldig sind. So sei denn allen, die es angeht, die Bitte an's Herz gelegt: Kommt und helft uns! der Arbeit ist viel und der Arbeiterinnen wenige.

Auch die Zahl der Kranken hat sich vermehrt. Aufgenommen wurden im Laufe des Jahres 139 (gegen 55 des vorigen Berichtes). Da beim Anfange des Jahres 27 Kranke in der Anstalt waren, wurden mithin überhaupt 166 Kranke verpflegt. Unter diesen waren 49 Männer, 62 Frauen, 55 Kinder. Entlassen wurden 142; davon geheilt 90, gebessert 15, ungeheilt 10; es starben 19. Die von dem Arzte des Hauses Dr. Lindemann diesem Berichte hinzugefügte Uebersicht zeigt, welcher Art die behandelten Krankheiten waren und ergiebt, daß darunter viele besonders schwere Fälle sich befinden. Auch in dieser Beziehung haben wir Gottes gnädige Hilfe und seinen Segen dankbar zu erkennen. Der Verpflegungstage waren im Ganzen 10,843. Etwa ein Drittel der Kranken zahlte den vollen Betrag, von den übrigen wurde die größere Hälfte gegen einen ermäßigten Betrag, der Rest ganz umsonst verpflegt. Am Schlusse des Jahres blieben 34 Kranke in Verpflegung, etwa die Durchschnittszahl der letzten Wochen.

Verhältnißmäßig geringe ist die Zahl der Verpflegungstage außer dem Hause. Abgesehen von Nachtwachen und mancherlei sonstigen Diensten an Kranken pflegten unsere Schwestern 344 Tage außer dem Hause in Familien. Im Vergleich zu der oben angegebenen Zahl von Schwestern wird das vielleicht manchem zu wenig erscheinen. Da bitten wir zu bedenken, daß die Zahl der Probeschwestern zunächst doch nur die Zahl der zu Erziehenden ist, nicht die Zahl derer, die schon erhebliche Hilfe leisten können. Sie bringen doch alle nicht mehr mit als guten Willen, aber selbst bei natürlicher Begabung fordert die Ausbildung immer eine ziemliche Zeit, ehe man einer Schwester einen selbstständigen Wirkungskreis anvertrauen kann. Sollen die Schwestern tüchtig ausgebildet werden, so müssen wir auch, abgesehen ganz davon, daß die größer werdende Zahl von Kranken im Hause auch größere Kräfte fordert, eine Anzahl schon tüchtig gebildeter Schwestern im Hause behalten, um die jüngeren anzulernen. Ueberhaupt, ein Diakonissenhaus ist kein Treibhaus und es würde sich später rächen, wenn man es dazu machte. Uebrigens sind wir gerade in den letzten Monaten im Stande gewesen, in der Privatpflege mehr zu leisten. Meist haben 3 Schwestern, zu Zeiten auch 4 und 5, außer dem Hause gepflegt.

Eine große Freude ist es uns gewesen, im verflossenen Jahre zum ersten Male eine Schwester ganz in einen Dienst außer dem Hause geben zu können. Der Pastor Hoyer an der hiesigen Christuskirche und ein Comité Damen, an dessen Spitze die Geheimräthin von Bre, Excellenz, steht, richtete an uns das Ersuchen, ihnen eine Schwester zuzuschicken, die als Gemeindediakonissin der Christuskirchengemeinde die Pflege, namentlich der armen Kranken, in der Gemeinde übernehmen sollte. Wir konnten diesem Wunsche entsprechen. Um Michaelis ist eine unserer Schwestern dort eingezogen. Sie wohnt auf dem Engelbostelerdamme, wo ihr neben der dortigen Warteschule eine freundliche Wohnung bereitet ist, wie wir denn überhaupt die Freundlichkeit, mit der sie aufgenommen und für sie dort gesorgt ist, mit besonderem Danke anerkennen. Seitdem steht sie dort in Arbeit, meist mehrere Kranke der großen Gemeinde zugleich pflegend, so daß sie von Haus zu Haus geht. Der Anfang ist nach dem, was wir hören, ein gesegneter. Gott wolle weiter einen gesegneten Fortgang geben.

Unser Jahresfest konnten wir wie gewöhnlich am 27. Juni, dem Stiftungstage des Hauses, begehen und dabei zwei Novizen zu Diakonissen einsegnen: Ernestine Menzel aus Hohenliebenthal in Schlesien und Dorette Reusch aus Bergen a. d. Dumme.

Zu erwähnen haben wir noch, daß das Henriettenstift mit dem Johanniterorden in der Weise in Verbindung getreten ist, daß es die Pflege der von diesem Orden ihm zu überweisenden Kranken übernommen hat. Es ist bekannt, daß dieser Orden, nachdem er eine Zeitlang eine bloße Ordensdecoration gewesen war, zunächst in Preußen seiner ursprünglichen Bestimmung, der Krankenpflege, zurückgegeben ist. Aus den Beiträgen der Ordensritter sind in Preußen bereits mehrere Krankenhäuser gegründet und auch im letzten Kriege hat der Orden in der Verpflegung der Kranken Großes, von Allen Seiten Anerkanntes geleistet. Dem Beispiele Preußens sind dann die Ritter anderer deutscher Länder und gegenwärtig auch die des hannoverschen Landes gefolgt. Auch von ihnen werden in Zukunft Beiträge zu dem Zwecke des Ordens gezahlt und von diesen $^1/_3$ kapitalisirt, um daraus einen Fonds für künftige Gründung eines eigenen Krankenhauses zu bilden, $^2/_3$ dagegen bis dahin unserm Hause überwiesen, wogegen wir die unentgeldliche Pflege armer Kranken, die uns der Orden zuweisen wird, übernommen haben. Auch wird in Zukunft der Werkmeister des Ordens dem Comité des Hauses angehören. Je segensreicher sich anderswo bereits die Wirkung des Ordens entfaltet hat, desto mehr ist zu hoffen, daß dieser Anfang auch bei uns sich zum Segen entwickeln und daß auch diese Verbindung dazu helfen werde, das Interesse für die Diakonissensache in weiteren Kreisen zu fördern.

Eine Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben findet sich im Anhange. Dieselbe läuft jedoch nach der Anlage unserer Rechnung vom 1. Juli 1863 bis dahin 1864. Die Ausgaben sind mit der wachsenden Zahl der Schwestern und der Kranken in erheblichem Maße gewachsen und haben schon die Einnahmen überschritten. Das wird die Bitte rechtfertigen, unsers Hauses auch in dieser Hinsicht mit Liebe zu gedenken in Erinnerung des

apostolischen Wortes: „Wer da kärglich säet, wird auch kärglich ernten; und wer da säet in Segen, der wird auch ernten in Segen."

Auch die Bedingungen eines Abonnements für erkrankte Dienstboten, dessen Benutzung den Herrschaften es auf die leichteste Art möglich macht, für ihre Dienstboten im Erkrankungsfalle zu sorgen und zugleich unserm Hause einen Dienst erweist, haben wir im Anhange wieder abdrucken lassen. Ebenso die Bedingungen für die Aufnahme von Probeschwestern. Vielleicht ist es der Einen oder Anderen eine Erinnerung, sich einmal zu prüfen, ob der Herr sie nicht auch gerufen für ihn zu arbeiten, statt müßig am Markte zu stehen.

So sei denn unser Haus und unsere Arbeit der treuen Hilfe und Mitarbeit und der Fürbitte christlicher Liebe nach allen Seiten empfohlen, vor allen Dingen aber Dem befohlen, dessen Liebe aller Liebesarbeit Ausgang und Kraft ist, der da überschwenglich thun kann über all' unser Bitten. Dem, unserm Herrn Christo Jesu sei und bleibe die Ehre in Ewigkeit. Amen.

Der Preußische Verein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger.

Das Central-Comité des oben genannten Gesammtvereins hat nunmehr seinen Rechenschaftsbericht abgestattet, aus welchem sich ergiebt, daß dasselbe wesentlich in die Entfaltung der regen Thätigkeit in unserm Preußischen Vaterlande zur Beschaffung der Mittel behufs Linderung der Leiden der Verwundeten und der mit einem Winterfeldzuge nothwendig verknüpften Drangsale und Mühseligkeiten mit eingegriffen hat. Offenbar hat, wie der Bericht hervorhebt, des Himmels Segen über diesem Wirken gewaltet. Gleich nach Veröffentlichung des ersten Aufrufs vom 17. Februar 1864 erklärte eine große Zahl namhafter Männer mit theilweise sehr bedeutenden Jahresbeiträgen den Beitritt zum Gesammtverein. An einmaligen Gaben gingen gleich in den ersten Tagen 4000 Thlr. ein, indem einzelne Vaterlandsfreunde Spenden im Betrage von 500 Thlr. darbrachten. Es ist bereits mitgetheilt worden, daß das Central-Comité einen bewährten Sachverständigen in der Person des Prof. Dr. Gurlt auf den Kriegsschauplatz entsandte, und den Obristen a. D. von Malachowski und später den Major z. D. Wittge mit seiner Vertretung in der Nähe des Kriegsschauplatzes betraute. Die beiden Letzteren haben während ihrer dortigen Anwesenheit, abgesehen von den so überaus zahlreichen in natura eingegangenen Gegenständen, an baarem Gelde über 8000 Thlr. für die Zwecke des Vereins verausgabt. Eine weitere Thätigkeit des Central-Comité's war darauf gerichtet, die Heilung und Kräftigung der nach inländischen Lazarethen übergesiedelten Verwundeten und Kranken durch Verabreichung von Erquickungsmitteln möglichst zu fördern. Die zur vollständigen Wiederherstellung der Verwundeten und Kranken als besonders wirksam befundene Unterbringung derselben bei ländlichen Grundbesitzern veranlaßte das Comité, einen Aufruf an Letztere zu veranlassen. Dieser Aufruf hatte auch so zahlreiche Meldungen zur Folge, daß dasselbe nicht im Stande war, Allen, welche sich zur Aufnahme solcher in der Genesung begriffenen Krieger bereit erklärt hatten, eine Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen. Die Königliche Staats-Regierung hat, in Würdigung des Vereins, drei Commissarien, den General der Infanterie von Peucker, den Geh. Ober-Medicinalrath Dr. Houselle und den Ober-Stabs-Arzt Dr. Wendt, als Vertreter der Staats-Regierung ernannt, welche als Mitglieder den Berathungen des Comité's beiwohnen und die Vereins-Angelegenheiten bei den Staats-Behörden vermitteln.

Mit den auf Grund der Genfer Feststellungen in Oesterreich, Württemberg, Frankreich und Mecklenburg in's Leben gerufenen, denselben Zweck verfolgenden Vereinen hat sich das Comité behufs Mittheilung der gegenseitigen Erfahrungen in Verbindung gesetzt. Bei den im August 1864 neben dem internationalen Congresse stattgehabten Besprechungen über die Vereins-Entwickelung und Thätigkeit in den verschiedenen Staaten hat der als Bevollmächtigter der Königl. Preuß. Regierung zum Congresse deputirte General-Arzt Dr. Löffler als Mitglied des Central-Comité's Letzteres vertreten. Als ein Ergebniß jener Besprechungen kann angeführt werden, daß die Ausführung der Beschlüsse der internationalen Conferenz vom October 1863 in jener Zeit in keinem Staate so weit vorgerückt war, wie in Preußen.

Die in Genf durch Bevollmächtigte der meisten europäischen Staaten vereinbarte Convention, von welcher dem Rechenschafts-Berichte des Central-Comité's eine deutsche Uebersetzung beigefügt ist, scheint für die fernere Thätigkeit des Gesammtvereins von der größten Wichtigkeit zu sein, indem offenbar diese ganze Wirksamkeit durch die officielle staatliche Anerkennung dieser Convention erst festen Boden in internationaler Beziehung gewonnen hat.

Dem Central-Comité haben sich bis jetzt 93 Vereine angeschlossen, von denen ein großer Theil die Hälfte der Einnahmen an das Central-Comité abliefert. Mehrere dieser Vereine führen indessen die gesammte Einnahme unverkürzt hieher ab. In dem Rechenschafts-Berichte wird der dringende Wunsch ausgesprochen, daß, wie in den beiden Provinzen Sachsen und Schlesien, auch in den anderen Provinzen des Preußischen Vaterlandes sich solche Provinzial-Vereine baldigst bilden mögen, damit durch eine vollständige und feste Organisation über den ganzen Preußischen Staat die Wirksamkeit des Gesammtvereins gekräftigt und gefördert werde. In zweckentsprechendster Weise ist die Bildung solcher Vereine in der Provinz Sachsen erfolgt, so daß dieselben als großer Provinzial-Verein ein vortrefflich organisirtes und geschlossenes Ganzes bilden und in der That als Muster aufgestellt werden können. In der am 30. März dieses Jahres in Berlin stattgehabten und am 31. März fortgesetzten General-Versammlung wurden in Gegenwart der Commissarien der Staats-Regierung und unter Theilnahme der Delegirten der Provinzial-, Kreis- und Localvereine die Statuten für den Gesammtverein endgültig festgestellt und unterzeichnet. Referent des Central-Comité's war der Staatsminister a. D. Graf v. Arnim-Boytzenburg. Unter den Delegirten des Sächsischen Provinzial-Vereins befanden sich der Ober-Präsident der Provinz Sachsen, v. Witzleben, und der Provinzial-Steuer-Director v. Jordan. Der Schlesische Provinzial-Verein ward durch Professor Middel-

dorpf vertreten. Es ward nach endgültiger Annahme der Statuten beschlossen, die Corporationsrechte zu erwirken.

Die vorbereitende Thätigkeit des Vereins in Friedenszeiten war der Gegenstand mehrstündiger Verhandlungen. Die Vermehrung und Ausbildnng von Krankenwärterinnen, vorzugsweise aus deu geistlichen Genossenschaften beider Confessionen, ward allgemein als höchst wünschenswerth erachtet, da solche sich in dem letzten Kriege so außerordentlich bewährt hatten. Ferner ward beschlossen, eine Preisaufgabe auf dem Gebiete des Kriegskrankenwesens zu stellen und für die beste Beantwortung 100 Friedrichsd'or zu bestimmen. Die Bewerbungsschriften können in Deutscher, Französischer oder Englischer Sprache abgefaßt sein. Die Preisaufgabe wird binnen Kurzem veröffentlicht werden.

Dem Preußischen Vereine ist, wie der Rechenschafts-Bericht darthut, mit seinem ersten Entstehen die Aufgabe geworden, ohne ein Stadinm der ruhigen Entwickelung und Vorbereitung sofort seinen Grundgedanken zu verwirklichen und den verwundeten Kriegern nach seinen noch schwachen Kräften Pflege und Linderung zu bringen. Die bei dieser raschen Zusammenraffung aller Kräfte gesammelten Erfahrungen haben nur dazu dienen können, zu erkennen, wie groß das Gebiet ist, welches sich seinen Bestrebungen öffnet. Weit entfernt daher, mit dem eingetretenen Frieden in seiner Thätigkeit nachzulassen, erkennt er es vielmehr als seine Aufgabe: mit doppeltem Eifer alle Kräfte und Mittel in Bewegung zu setzen und vorzubereiten, welche geeignet sind, um, wenn nach Gottes Rathschluß über kurz oder lang Preußen neue Kämpfe zu bestehen hat, in viel wirksamerer und vollkommenerer Weise seine Zwecke zu erfüllen, als es in dem beendeten Kriege möglich war. Die beiden edlen und großen Gedanken, denen in Genf im October 1863 Vertreter fast aller europäischen Staaten Wort und Leben gaben: einmal, daß wie ein Land stets zum Kriege gerüstet sein muß, um Frieden zu haben, so auch das Land schon im Frieden für die Pflege und Heilung der im Kriege Verwundeten Fürsorge treffen müsse, und zweitens: daß der im ehrlichen Kampfe verwundete Feind kein Feind mehr, sondern dem Schutze aller Nationen befohlen sei, — diese Gedanken werden mit Gottes Hilfe eine große Zukunft haben. Ihnen von dem kleinen Anfange aus, den wir erlebt haben, ferner die Wege zu bahnen, soll die Aufgabe des Vereins sein, wozu derselbe die Mitwirkung und Unterstützung Aller erbittet; sei es, daß sie schon bisher die gleichen Ziele verfolgten und Rühmliches dafür leisteten, sei es, daß dies Gebiet der Nächstenliebe sich ihnen als ein neues erschließt und sie anregt, sich auch in ihm thätig und hilfreich zu erweisen.

Das Central-Comité wird binnen Kurzem die Statuten des Gesammtvereins veröffentlichen und zugleich die Art und Weise bezeichnen, in welcher die allgemeine Betheiligung an seinen Zwecken am wirksamsten stattfinden dürfte.

Das Central-Comité bilden gegenwärtig folgende Personen: Heinrich XIII., Prinz Reuß (Vorsitzender). Abeken, Geh. Legationsrath. Graf von Arnim-Boytzenburg, Staatsminister a. D. Bleichröder, Commerzienrath. Dr. Brüggemann, Geh. Ober-Reg.-Rath. Casper, Justizrath. von Decker, Geh. Ober-Hofbuchdrucker. von Derenthall, General-Lieutenant z. D. Firmenich-Richartz, Professor. von Gruner, Unter-Staatssecretär z. D. Baron von Haber. Hedemann, Geh. Regierungsrath und Bürgermeister. von Hering, General-Lieutenant a. D. Dr. Hoffmann, General-Superintendent. Dr. Housselle, Geh. Ober-Medicinal-Rath. Dr. von Langenbeck, General-Arzt und Geh. Medicinal-Rath. Dr. Löffler, General-Arzt des vierten Armee-Corps. Dr. Magnus, Professor. Mendelsson, Geh. Commerzienrath. Dr. Pellbram, Bischof von Trier. Fürst B. Radziwill. Georg Reimer, Buchhändler. Reg. Graf Otto zu Stolberg-Wernigerode. Thielen, Feldprobst. Verdrieß, Gutsbesitzer. Wagner, Buchhändler. Dr. Wendt, Oberstabs-Arzt. Dr. Wichern, Ober-Consistorial-Rath. von Wolff, Regierungs-Rath.

Statistisches.

Im Diakonissen-Hause zu Jerusalem wurden im Jahre 1864: 476 Kranke verpflegt, und zwar 12 deutsche Protestanten, 4 Proselyten, 4 Juden, 80 Griechen, 23 Katholiken, 8 Armenier, 10 Abessynier, 2 Kopten, 4 Syrianer, 1 Maronit, 16 protestantische Araber und 312 Muhamedaner.

Aus einem von dem bekannten Oberarzte der französischen Armee, Herrn Chenu, veröffentlichten Buche erfährt man nachträglich, daß fast ein Drittel aller französischen Militairs, die bei Gelegenheit des Krimkrieges nach dem Orient gesandt wurden, zu Grunde gegangen sind, nämlich von 309,263 Mann starben 95,615; davon blieben 10,240 auf dem Schlachtfelde, 720 ertranken beim Schiffbruche der „Semillante", 8004 starben an der Cholera und andern Krankheiten vor der Schlacht an der Alma, 4342 erfroren vor Sebastopol oder wurden durch plötzliche Krankheiten hingerafft und 72,247 fanden bis zum Schlusse des Jahres 1857 ihren Tod in den Hospitälern oder Ambulanzen. Die Hauptursache der vielen Todesfälle in den Spitälern schreibt der Oberarzt dem Umstande zu, daß man bei der damaligen Truppen-Aushebung unkluger Weise viele junge Leute nahm, welche ihrer schwachen Konstitution wegen für den Militairdienst untauglich waren und sogleich nach Beginn des Feldzuges in's Spital gebracht werden mußten.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geheimen Registrator Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 18. Berlin, den 3. Mai 1865. **Nr. 18.**

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:
Dem Geheimen Registrator und Rendanten des Johanniter-Ordens, Herrlich, den Charakter als Hofrath zu verleihen.

Die preußischen Blessirten der Schlacht bei Hochkirch.

In den Annalen der Kriegsgeschichte staunen wir an, wie meisterhaft der große König am Morgen des 14. October 1758 den Rückzug seines Heeres vom Schlachtfeld ordnete, und wie er dann, auf den Kreckwitzer Höhen angekommen, ruhiger ist als sonst, trotz der Plötzlichkeit einer Niederlage, die ganz danach angethan war, einen Feldherrn zur Verzweiflung zu bringen.*)

Als König Friedrich auf der Anhöhe von Kreckwitz (bei Bautzen) stand, ausschauend, ob ihm der Sieger in die Ebene folgen und hier eine Erneuerung des Kampfes wagen werde, da zeigte sich des geschlagenen aber unbesiegbaren Heerführers volle Größe. Friedrich ließ ein heiteres Antlitz sehen. Nur minutenweise blickte er vor sich nieder, mit beiden Händen auf den Krückstock gestützt. Die Nächststehenden konnten bemerken, daß während dieser Momente trübe Gedanken unterdrückt und neue Pläne gefördert wurden. Jeder, den der König leutselig anredete, vergaß die allgemeine Calamität. Alle, die ihn sahen, dachten oder riefen: „Gott Lob, daß unser König lebt!" Einigen vorüberziehenden Grenadieren fiel es auf, daß ihres Feldherrn Haupthaar so sorgsam frisirt sei, trotz der allseitig beschleunigten Morgentoilette; sie äußerten: „Das ist brav. Er sieht so schön und munter aus, als wenn er mit uns auf den Exercirplatz gehen wollte." — Allerdings war der König zu batailliren bereit, und zwar mit demselben Gleichmuth, als wenn es sich um ein Revue-Manöver nur handle. An den auf dem Kriegsschauplatz in der Uckermark befehligenden General v. Wedell schrieb Friedrich der „Einzige" am Nachmittag des 14. October 1758 u. A.: „Ich bin nicht intentionirt einen Schritt zurück zu gehen, sondern es vielmehr auf eine zweite Bataille ankommen zu lassen, und hoffe, daß alsdann Alles recht gut für uns ablaufen soll."

Was einzelne Truppen, was einzelne Führer in der Nachtschlacht bei Hochkirch Großes geleistet, gehört zu den ruhmreichsten Kriegsthaten des altpreußischen Heeres. Ewig denkwürdig ist jene mustergültig feste Disciplin, die sich inmitten schwierigster Verhältnisse glänzend bewährte.*)

Graf Algarotti schrieb aus Bologna am 5. December 1758 an König Friedrich: „Es scheint mir, Sire, daß die That von Hochkirch noch ruhmvoller ist für Eure Majestät und die Truppen, welche Sie zu bilden verstanden, als selbst der Sieg von Zorndorf."

Weniger bekannt wie das militairisch höchst interessante und lehrreiche Factum des 14. October 1758 ist das Schicksal der in dieser Schlacht Verwundeten. Möge es daher gestattet sein, dasjenige, was hiervon Kunde gebend, zerstreut in allerhand gedruckten und ungedruckten Aufzeichnungen erreichbar, den geehrten Lesern dieses Blattes zu unterbreiten. An die Erörterung des Hauptthemas wird sich das Eine und Andere anreihen, was streng genommen nicht zur Sache gehörig erscheinen dürfte, wohl aber nebenbei einer Erwähnung würdig ist.

War die Lage der bei Hochkirch überfallenen preußischen Armee unmittelbar nach der Action eine mißliche — denn man hatte große Einbuße an Geschützen, Munition und Lagergeräth erlitten; — noch mißlicher stand es mit den Blessirten, welche zumeist nach Bautzen dirigirt wurden. (Vom Dorf Hochkirch $1\frac{1}{2}$ Meile entfernt.) Ein Glück war es, daß der Sieger diese Stadt zu nehmen unterlassen, obwohl dort eine Haupt-Nutritionsquelle der preußischen Armee sich befand: die Brodbäckerei und die Feldkriegskasse.

Leichten Kaufs würde man dieselbe allerdings nicht bekommen haben; denn König Friedrich hatte seine Bäcker besser geschützt als Prinz Carl von Lothringen die seinigen zu Neumarkt, vor der Leuthener Schlacht. (Wie in Scherenbergs Epos „Leuthen" lebendig geschildert, S. 39 u. 40 zu ersehen.) Aus der noch in Bautzen vorhandenen Einquartierungstabelle geht hervor, daß am 14. October 1758 zwischen 6000 und 7000 Mann Preußen (Infanterie und Husaren) in Bautzen und nahebei stationirt waren, was jedenfalls von den Oesterreichern ausgekundschaftet gewesen ist.

Die Verwundeten der Schlacht bei Hochkirch beziffern sich preußischer Seits mit 127 Offizieren und 3470 Mann. Fast alle Generäle hatten Blessuren und Contu-

---

*) Wir erinnern an ein der neuesten Zeit angehöriges Begebniß, an die unter bayrischem Oberbefehl mit einer hüben und drüben überraschenden Schnelligkeit executirte Wegnahme der Düppelschanzen. Das Tempo, in welchem dieser Coup zur Ausführung kam, war von vernichtendem Effect für den zunächst betheiligten feindlichen Commandirenden. Der dänische General du Plat, Alles verloren gebend, suchte und fand einen ehrenvollen Tod.

*) Ein den Preußen bei Hochkirch entgegen gesetztes Verhalten findet sich in der Schlacht bei Laon, Seitens des Marmontschen Corps.

sionen. Der König selbst trug eine Quetschung davon; ein Pferd wurde ihm unter dem Leibe verwundet. Auch der Markgraf Carl erhielt eine Blessur. Prinz Moritz von Anhalt-Dessau befand sich unter den lebensgefährlich Blessirten, Generalmajor Freiherr Hagen v. Geist (Chef eines Infanterie-Regiments) unter den Schwerverwundeten. Der Generalmajor v. Krockow, Chef eines Cuirassier-Regiments, beharrte trotz einer Verletzung des rechten Armes so lange in der Action, bis er in Folge starken Blutverlustes ohnmächtig vom Pferde fiel. Er erlag im Februar 1759, zu Schweidnitz, den Kriegsstrapazen und den Folgen seiner Verwundung bei Hochkirch.

v. Geist starb ebenfalls im Februar, nach langem Krankenlager zu Bautzen. Der König besuchte am 18. November diesen von ihm sehr geschätzten General, tröstete ihn und empfahl dem Arzt die größte Sorgfalt. Vergeblich bemühte man sich, den lädirten rechten Arm zu conserviren. Schließlich wurde die Amputation unerläßlich. Sie erfolgte zu spät. Einige Stunden nachher trat das Ableben ein. (Die Hinterbliebenen des erst 47 Jahr alten Generals haben ihn auf seinen Gütern in Pommern zur Ruhe bestattet.)

Des Feldmarschalls Prinzen Moritz v. Dessau Erlebnisse als Verwundeter interessiren uns im Besondern. Der Prinz befand sich am Morgen des 14. October auf dem rechten preußischen Flügel, wo ihm der Befehl geworden, das Dorf Hochkirch gegen etwaige Angriffe zu behaupten. Frische Truppen herbeiführend, wurde der Prinz durch eine Flintenkugel begrüßt, welche seinem Pferde das eiserne Zaumzeug vom Maul wegriß; dann erhielt er selbst einen Prellschuß gegen die linke Schulter und bald darauf ein kräftiges Musketengeschoß von der Seite, den Leib in der Magengegend durchdringend. Der Prinz ließ sich auf einen Wagen legen und hoffte, über Baruth sicher nach Bautzen gelangen zu können. Er fiel aber unterwegs in Feindes Hände. Lüstern nach Beute schwärmten Husaren und Croaten umher. Glücklicherweise stieß Prinz Moritz auf einen Trupp slavonischer Husaren, deren Führer, Lieutenant v. Beltner, (aus der Oberpfalz gebürtig) sich edelsinnig gegen den wehrlosen Feind benahm. Der Prinz gab sich diesem Offizier zu erkennen und erklärte sich (bongré malgré) in seiner derzeitigen Situation als der Kriegsgefangenschaft verfallen, bat aber gegen ein für die Husaren-Mannschaft in Aussicht stehendes Douceur von 100 Ducaten um freies Geleit nach Bautzen, behufs benöthigter chirurgischer Hülfe. Der feindliche Husaren-Offizier übernahm die sauve-garde. Redlich hielt er, was er versprochen; denn unter erschwerenden Umständen wurde von ihm der Schützling vertheidigt gegen Freund und Feind. Für's erste wußte Beltner einen Croaten-Hauptmann zu behindern, dem Prinzen den Garaus zu geben. Für's Andere war er genöthigt, eine geraume Zeit mit preußischen Husaren sich herumzuscharmuziren, weil diese ihren feindlichen Brüdern das Lösegeld nicht gönnen und durchaus den Prinzen wieder frei machen wollten. Nur mit großer Mühe gelang der Abschluß eines Waffenstillstandes. Die preußischen Husaren zogen erst ab, nachdem der Prinz ausdrücklich seine Gefangenschaft auf Ehrenwort erneut hatte und nun auf das entschiedenste das Verlangen kund gab, man möge die Säbelargumentation seiner Person halber aufgeben und seinen Weitertransport nicht unnöthig hemmen. Der österreichische Husaren-Lieutenant brachte den Prinzen richtig bis in die Stadt Bautzen. Er erhielt hier für seine Leute die ausbedungenen Ducaten; ihm selbst schenkte der Prinz 56 Friedrichsd'or nebst einem Wechsel auf 1000 Gulden.

Zwar wurde Prinz Moritz völlig geheilt; aber er mußte der weiteren Theilnahme am Kriege entsagen, denn König Friedrich erklärte die Gefangengebung auf Treu und Glauben für durchaus gültig. Es wurde dem Prinzen gestattet, sein Domicil in Dessau zu nehmen. Hier starb er 1760 an einer langwierigen äußerlichen Krankheit. Das Ausscheiden dieses Dessau'schen Fürstensohnes aus der Armee fällt so schwer in die Wagschale der Verluste des 14. October 1758, daß wir die Einschaltung einiger Worte über die soldatischen Eigenschaften und Leistungen dieses Prinzen für angemessen erachten.

Prinz Moritz gehört zu den tüchtigsten Kräften, welche König Friedrich II. ererbte aus jener militairischen Schatzkammer, welche heutigen Tages noch eine Fundgrube ist von prototypischer Bedeutsamkeit für straffe Normen und Formen, eifrige Förderung des Großen und beharrliche Treue im Kleinen; Dank sei es König Friedrich Wilhelm I. und dem primus omnium der eisernen Feldmarschälle. Unser Prinz, hervorragend als stattliche Figur von 6 Fuß Leibeslänge, zeichnete sich aus durch strenge Pflichterfüllung und ehrenwerthen Character, so wie durch ein ernstes, festes und dabei schnelles, umsichtiges Wesen.*) 1712 geboren, wurde er bald der Lieblingssohn des „alten Dessauers." Im 19. Lebensjahr avancirt er schon im preußischen Heere zum Oberstlieutenant; im 33. wird er General-Lieutenant, für Auszeichnung in der Hohenfriedberger Schlacht. Nach dem Siege bei Kesselsdorf nahm der König den Schwarzen Adler-Orden von der eigenen Brust und zierte die des Prinzen damit, welcher außerdem noch mit dem Befehl beehrt wurde, dem Monarchen bei Besichtigung der Wahlstatt zur Seite zu bleiben, um über das Erlebte zu berichten. Ein einfacher und dennoch großartiger Triumphzug. — Während des für die Geschichte der preußischen Waffenkunst höchst denkwürdigen 10jährigen Friedens 1746—1756 belohnte und beeiferte König Friedrich — als weiser Bildner und strenger General-Inspicient seines Heeres — einzelne Führer mit werthvollen Gnadenzeichen. Theils waren dies Land- oder Geld-Dotationen resp. Sinecuren, theils Ehrensäbel (für Husarenoffiziere höheren Ranges), goldene Tabatieren oder kostbare Ringe. Solch' letzteren erhielt Prinz Moritz gelegentlich einer Revue bei Stargard, mit den Worten: „Tragen Sie ihn als ein Andenken von Ihrem dankbaren Freunde; und möge das darauf befindliche Bildniß Sie an denselben erinnern." Ein anderes Mal ertheilte der Monarch dem strebsamen Prinz-Regimentschef eine Gouverneur-Stelle. — Der 7jährige Krieg brachte dem jüngsten Dessauer vollauf Gelegenheit, sein großes Führertalent erneut zu bethätigen. In einem Schreiben vom 5. October 1756, aus Böhmen, erklärte der König, daß er ihn „als einen braven Prinzen und würdigen General estimire", auf den er betreffs guter Observation der bei Pirna eingeschlossenen Sachsen sein ganzes Vertrauen setzte. Auf dem Schlachtfeld von Leuthen erwarb sich Prinz Moritz den Feldmarschallsrang. In dem deshalb ausgefertigten Diplom heißt es: „Se. Majestät haben die Ernennung vollzogen wegen der eclatantesten Ruhmesproben in den Siegen bei Roßbach und Leuthen." Bei Roßbach nämlich voll-

*) Die Monatsschrift „Deutsches Museum", Jahrgang 1780, viertes Stück, enthält hierüber ein Mehreres.

führte dieser Prinz an der Spitze des Infanterie-Regiments Alt-Braunschweig und des Grenadier-Bataillons Billeebeck den ersten Angriff mit der Infanterie, bei Leuthen commandirte er den preußischen rechten Flügel und leitete dessen successives Angreifen mit rühmlichem Geschick. Hierbei trafen den Prinzen erst 2 Flintenkugeln, die jedoch nur leicht blessirten; dann aber wurde sein Pferd tödtlich verwundet. Kaum hatte der Prinz ein anderes bestiegen, so stürzte dieses von mehreren Kugeln durchbohrt zusammen. Auf dem Schlachtfeld selbst vollzog der Kriegsherr die Ernennung des Prinzen Moritz zur höchsten militairischen Würde, mit dem Bemerken: „Noch nie sind meine Maßregeln so genau vollzogen worden als heute. Noch nie habe ich in einer Schlacht so viele Hülfe ersehen, als mir von Euer Liebden heute geleistet ist."

Zu diesen militairischen Großthaten kömmt noch eins, was für uns von besonderem Interesse. Prinz Moritz v. Anhalt hat stets, wenn er mit Lazarethangelegenheiten betraut wurde, den Verwundeten eine liebevolle Fürsorge zugewendet.

Wir nennen jetzt unter den Opfern des 14. October 1758 den Namen eines Mannes, welcher als Bataillons-Commandeur in mustergültiger Hingebung seinen Posten mit 600 Mann während mehrerer Stunden gegen 22 kaiserliche Grenadier-Bataillone behauptet hat. Es war dies der Major v. Langen. Er traf am 15. October Nachmittags erst in Bautzen ein, mit 11 Wunden bedeckt. Großmüthig hatte der österreichische General Lascy diesen standhaften Vertheidiger des mit Todten und Verwundeten überfüllten Kirchhofs von Hochkirch nach Bautzen geschickt, unter Escorte eines Trompeters. Der menschenfreundliche Landgraf von Hessen, Gouverneur von Bautzen, ließ sogleich den jämmerlich zerschossenen und zerhauenen Major vom Wagen heben und ihn in ein Quartier bringen, wo sofort Wundärzte die erforderlichen Verbände anlegten. Indeß alle Sorgfalt blieb erfolglos; die Lebenskraft des Patienten sank immer tiefer und erlosch am 14. Tage nach dem verhängnißvollen 14. October. Major Moritz v. Langen, aus Westphalen gebürtig, ruht auf dem Kirchhof zu Bautzen an der Löbauer Straße. Sein Alter brachte er auf 50 Jahre. Die feindlichen Generäle rühmten seine Bravour und ließen ihn mit vorzüglichen Ehren begraben.

Mit v. Langen gleichzeitig wurde der schwer verwundete Lieutenant v. d. Marwitz auf Ehrenwort frei gegeben, in Anerkennung seiner ausdauernden Tapferkeit. Seitwärts durch die Brust geschossen, unvermögend aufrecht zu stehen, hatte sich dieser Offizier an die Umfassungsmauer des Kirchhofs von Hochkirch gelehnt, um durch fortgesetzten ernsten Zuspruch seine Leute encouragiren zu können, damit dieselben treulich auf dem eben so gefahrvollen wie für die ganze Armee wichtigen Posten beharren möchten, bis der Succurs käme (Major v. Langen). Marwitz erlag seiner schweren Verwundung am 15. December (1758) im Hauptfeldlazareth zu Groß-Glogau; 32 Jahr alt.

Die That dieses wackeren, einsichtsvollen Lieutenants möge unvergessen sein. (Fortsetzung folgt.)

Die Herrenhuter-Colonie zu Christiansfeld.

(Schluß).

Das Brüderhaus ist seiner Haupteinrichtung nach dem Schwesterhause ähnlich, und hat ein jeder der Brüder in seinem Stübchen seine Werkstatt etablirt. Ein Garten, der hinter den zu der Stiftung gehörigen Gebäuden liegt, macht dem Fleiß und dem Geschmack der Brüder alle Ehre. Die schönsten Blumen und manche seltene Gewächse schmücken die zierlich eingefaßten Blumenrabatten, und die Gänge sind stets auf's sauberste gehalten. Die Beaufsichtigung dieser gleich den ledigen Schwestern in einer gewissen klösterlichen Zucht lebenden Brüder ist dem Bruder-Pfleger anvertraut, der, wie der Name andeutet, zugleich eine geistliche Pflege unter den Brüdern ausübt und namentlich die Andachten im Hause leitet. Die Verheiratheten bilden selbstständige Familien, und ein arbeitsames und einfaches Leben, dessen Mittelpunkt der tägliche Gottesdienst ist, zeichnet die Christiansfelder Colonie vor allen Orten des Landes aus.

Ihre Arbeiten sind sehr geschätzt, da alles, was hier verfertigt wird, zu dem Besten in seiner Art gehört; namentlich in früheren Zeiten, wo es um die Industrie des Landes nur mäßig bestellt war, wurden Christiansfelder Fabrikate, wie Lichte, Lack, Amidam, Bier ꝛc. weithin versandt, und ihre Färbereien und Wäschereien stehen noch immer in großem Ansehn. Auch Dienstboten von hier werden überall gesucht, da man glaubt, sie müßten wenigstens etwas von der großen Ordnung und Sauberkeit sich angeeignet haben, die hier so vortheilhaft auffällt.

Da den Herrnhutern weltliche Freuden, wie Spiel, Tanz u. dergl. untersagt sind, und sie auch jeglichen Verkehr mit Familien, die nicht zur Gemeinde gehören, vermeiden, so fließt ihr Leben natürlich ziemlich einförmig und, wie die Welt sagt, langweilig dahin. Allein sie suchen sich durch Reisen, durch gesellige Zusammenkünfte, sowie durch Musik und Gesang, die hier besonders gepflegt werden, dafür schadlos zu halten. Diese schönen Künste dienen ihnen jedoch größtentheils zur Verherrlichung des kirchlichen Lebens, weshalb man hier sonntäglich und allabendlich die schönsten Chöre in ihrem Bethause hört. Abends 7 Uhr, wenn dieser tägliche Gottesdienst beginnt, werden alle Läden geschlossen, und das geschäftliche Leben hat für den Tag ein Ende. Alle eilen dann in's Gotteshaus, um dem Anhören eines religiösen Vortrages beizuwohnen; dann folgt eine Singstunde. So schön indeß die Melodien und der Vortrag dieser Chöre ist, so wenig ansprechend sind diese selbst. Manche erinnern durch den weichlichen und süßlichen Ton, der darin weht, an die Lieder Zinzendorfs, die nur für die Seelen erbaulich sein mögen, die sich in seiner eigenthümlichen Richtung von Jugend auf eingelebt haben. Die religiösen Vorträge werden in der Regel vom Vorsteher gehalten, bieten aber so wenig wie ihre Predigten etwas Anregendes dar. Denn da die Herrnhuter bekanntlich weder auf Kanzelberedtsamkeit noch auf eine tiefe theologische Bildung Werth legen, fesseln ihre Predigten selten durch eine geistvolle typische Auslegung oder eine durchdachte exegetische Ausarbeitung; wem indeß eine natürliche Begabung zu Theil geworden ist, der vermag seine Zuhörer allerdings durch die Wärme seines Vortrages zu erbauen, wo dies nicht ist, haben namentlich die täglichen Vorträge etwas Stereotypes oder Trockenes.

Da die Herrnhuter in ihrer Gemeinde ein Reich Gottes auf Erden darstellen wollen, dessen Haupt Christus

jeden einzelnen der Brüderschaft durch seinen Geist besonders erleuchtet und heiliget, so tragen alle ihre Festlichkeiten einen religiösen Charakter. Es werden derer im Laufe des Jahres eine ganze Reihe gefeiert, und jedes derselben gilt einer der Abtheilungen, in die sämmtliche Gemeindemitglieder eingetheilt sind. So feiert man z. B. ein Brüderfest für die ledigen Brüder, ein Schwesterfest für die ledigen Schwestern, ein Wittwerfest, ein Wittwenfest, ein Ehefest, ein Engelfest, ein Kinderfest, ein Todtenfest rc. Am Morgen des Tages wird ein solches Fest durch Posaunenschall vom Thurm herab eingeweiht, und aus der eigenen Melodie hört man schon, welchem der Chöre der Festtag gilt. Durch einen mehrmaligen feierlichen Gottesdienst, bei dem Predigt und Liturgie mit einander wechseln, wird der Haupttheil des Festes gefeiert, am andern Tage folgt der profane Act, wo man sich durch Ausflüge in die schöne Umgegend auf harmlose Weise vergnügt.

Das Kinderfest hat, eben weil es den Kindern gewidmet ist, etwas Liebliches und Ansprechendes, das durch die eigenthümliche Weise, in der es gefeiert wird, viele Fremde herbeilockt. Nachdem eine festliche Musik den Kindertag, der in die schönste Zeit des Sommers fällt, eingeleitet hat, herrscht heut ein ungewöhnlich heiteres Leben in den sonst so stillen Straßen; im schönsten Festtagskleid, dessen moderner Schnitt denen der Weltkinder nichts nachgiebt, wandeln die Kinder durch den Ort; die Mädchen mit den kleinen Tüllhäubchen geschmückt, das mit einer einfachen Rüsche und bunten Schleifen verziert das einzige Abzeichen ihrer Kleidung bildet. Ohne dies Häubchen würde es sich nicht schicken, die Kirche zu betreten, so wenig wie ein Hut getragen wird; auch die erwachsenen Schwestern erscheinen niemals beim Gottesdienst ohne das weiße, eigenthümlich gerundete Häubchen, das bei den Frauen mit einem blauen, bei den Wittwen mit einem weißen und bei den ledigen Schwestern mit einem rosenfarbenen Bande verziert, das unter dem Kinn in einer Schleife geschlungen wird.

Sonntäglich geputzt begeben auch die Eltern der Kinder sich Nachmittags mit den Kleinen in die Kirche, und manche Mutter bringt heute gar ihr Schooßkindchen mit. Dem Predigerstande gegenüber nehmen die Kinder ihren gewöhnlichen Platz ein, die Knaben rechts, die Mädchen links vom Prediger. Auf den einleitenden Gesang folgt eine kurze Ansprache an die Kinder, darauf beginnt die Liturgie. An der entgegengesetzten Seite des Bethauses sind mehrere lange mit weißen Servietten bedeckte Tische aufgeschlagen, die mit ihrer Last von dampfenden Theemaschinen, Theetöpfen und Tassen einen in einem Gotteshause ungewohnten Anblick gewähren. In ihren weißen Häubchen und weißen Schürzchen stehen die aufwartenden Schwestern an den Tischen und harren des Augenblicks, wo die Collation beginnt, die heut zu Ehren der Kinder hier stattfinden soll. Taktmäßig heben alle im selben Moment den Deckel der Theekannen und beginnen nun mit der größten Taktmäßigkeit und Stille ihr Amt als Schenker. Zwei Brüder gehen währenddeß mit großen Körben voll frischen Backwerks im Gotteshaus umher und reichen der Reihe nach, bei den Lehrern und Vorstehern den Anfang machend, einem jeden der Knaben einen Wecken dar. Zwei Schwestern üben dasselbe Amt der Vertheilung bei den weiblichen Anwesenden aus, und nachdem die Kinderwelt versorgt ist, wird einem jeden der im Gotteshause Anwesenden gleichfalls ein Backwerk gereicht. Darauf folgt die Austheilung des Thees, was mit der nämlichen Ruhe und Gemessenheit geschieht, und während dieser Collation nimmt der Gottesdienst seinen gewöhnlichen Fortgang. Am andern Tage beschließt ein Ausflug in das nahe Städtchen Christinenau dies Kinderfest, das vielleicht durch seine religiöse Weise einen tiefen Eindruck in den Kinderherzen zurückläßt.

Das schönste ihrer Feste ist indeß das Osterfest, wo die ganze Gemeinde mit feierlicher Musik auf den Gottesacker zieht und unter Absingung lauter Jubellieder das Andenken an den Auferstandenen und an ihre Verstorbenen, die droben mit ihm leben und regieren, feierlich begeht. Auch ihre Leichenbegängnisse tragen ein ähnliches Gepräge heiterer Feier; da wird keine Klage um den Verstorbenen laut, selbst die nächsten Angehörigen streben darnach, ihren Schmerz gewaltsam zu unterdrücken, und auf den Mienen aller Betheiligten liegt mehr ein Ausdruck der Befriedigung und Freude als der Trauer. In einem hell angestrichenen Sarge trägt man den zu seiner Ruhe Eingegangenen auf den Gottesacker und drückt auch in den Tönen der Musik, die diese Feier begleitet, die Freude aus, daß der von seiner Sünde erlöste Bruder jetzt am Ziele angekommen sei. Einfach wie alles hier, ist auch der Begräbnißplatz, der so recht der Benennung Gottesacker entspricht; denn auf dem großen ebenen Felde, das mit hohen, schattigen Laubgängen eingefaßt ist, bezeichnet nur eine einfache Steinplatte, mit dem Namen des Verstorbenen versehen, die Stelle, wo er ruht. Kein Blümchen, kein rankendes Epheu oder dunkles Immergrün schmückt diese Gräber, nur ein Kranz liegt hier und da auf den tafelförmigen Platten als Zeichen, daß die Ueberlebenden des Todten noch in Liebe gedenken. Dieser Gottesacker ist zugleich die beliebteste Promenade der Christiansfelder, wo sie unter dem kühlen Schatten der rauschenden Laubkronen den Betrachtungen über Zeit und Ewigkeit sich in Ruhe hingeben möchten.

Nur wenige der in Christiansfeld lebenden Bewohner gehören nicht zur Gemeinde, die aus etwa 800 Seelen bestehen soll. Sie führen auch in der Regel ein ziemlich vereinzeltes Leben, da die Gemeindeglieder einen näheren Umgang mit den Kindern der Welt, was alle übrigen Christen ihnen mehr oder weniger sind, grundsätzlich meiden, und trotz aller Milde und Freundlichkeit ihres Benehmens zeigen sie durchgängig eine gewisse Härte und Lieblosigkeit gegen Alle, die ihnen nicht angehören, und man beschuldigt sie überhaupt eines nicht geringen geistlichen Hochmuths, der sich geflissentlich unter dem Scheine der Demuth verbirgt. Sie pflegen sich in der Regel auch nur unter sich zu verheirathen, bedienen sich bei dieser Gelegenheit jetzt aber nur des Looses, wenn ein abwesender Missionair eine Lebensgefährtin sucht, oder wenn einer grundsätzlich auf diesem Wege sich zu verehelichen wünscht. Die ärmsten unter den Schwestern gehen dann allemal vor, denn als weiser Haushalter sorgt der Vorstand dafür, daß diese zuerst versorgt werden. Doch ist diejenige, die das Loos trifft, gezwungen, dem Rufe zu folgen, wenn sie überhaupt

freiwillig an der Verlosung Theil genommen hat. In früheren Zeiten herrschten nach Zinsendorfs erster Einrichtung hierin weit strengere Gesetze und Regeln; durch spätere allgemeine Synoden sind diese indeß dem Geiste christlicher Freiheit mehr angepaßt worden. Das Loos entscheidet überhaupt in allen zweifelhaften Fällen, z. B. auch in Betreff eines zu wählenden Vorstandes, Missionars und dergleichen, in Kraft des salomonischen Wortes: Loos wird geworfen in den Schooß; aber es fällt, wie der Herr will.

Verbrechen kommen unter den Christiansfeldern, wie sie in Schleswig vielfach bezeichnet werden, selten oder nie vor; d. h. sie werden niemals officiell, da die Gemeinde augenblicklich dafür sorgt, in vorkommenden Fällen den Strafbaren zu entfernen und das Verbrechen zu unterdrücken. Solche Fälle sind aber äußerst selten. Wer indeß durch seinen Wandel gegen die eingeführte Ordnung und Zucht verstößt, wird erst zu öfteren Malen ermahnt, schließlich aber, wenn keine Besserung erfolgt, aus der Gemeinde ausgestoßen. Auf die Religiosität der in ihrer Nähe lebenden Bewohner Schleswigs haben sie nur geringen Einfluß ausgeübt, da ihre Missionsthätigkeit sich durchgängig auf weit entfernte Gegenden erstreckt. Allein zur Zeit als der Nationalismus auch dort im Lande von den Canzeln herab statt des einfältigen Glaubens gepredigt wurde, bewahrten sie das christliche Bekenntniß inmitten des herrschenden Unglaubens und sammelten die wenigen Gläubigen um ihre Gemeinde. Noch jetzt pflegen an besonderen Festtagen aus allen Gegenden Schleswigs Geistesverwandte hierher zu eilen, um mit den Brüdern ihre hohen Feste zu feiern; so zieht namentlich die Feier des Stiftungstages unzählige Schaaren in den stillen abgelegenen Ort. Es wird auch bei dieser Gelegenheit ein solches Liebesmahl gehalten, wie an dem Kindertage, und jeder Fremde bekömmt dabei seinen Theil. Erst seit ein paar Jahren hat man das Liebesmahl an diesem Tage wegfallen lassen, man sagt, weil es von Muthwilligen profanirt worden sei.

D. Christiani.

Eine Irrencolonie.

In dem Städtchen Gheel in Belgien erhielten einst einige Geisteskranke ihre Gesundheit wieder, nachdem sie die Schutzpatronin einer der dortigen Kirchen um Hilfe angerufen hatten. Seitdem gewöhnten die Bewohner des Landes sich, Geisteskranke nach Gheel zu bringen, und wenn sie ihre Gesundheit nicht sogleich wieder erhielten, sie einstweilen bei Einwohnern der Stadt oder Umgegend in Kost zu geben, damit sie ferner Gelegenheit hätten, sich der Gnade jener Heiligen zu empfehlen. Die Bewohner der Stadt ließen sich natürlich für die Mühe und Kost entschädigen, welche die Pflege der Kranken ihnen verursachte, und dieselbe wurde bald ein einträglicher Erwerbszweig für sie. Allmälig fanden sich immer mehr Kranke bei ihnen ein. Die benachbarten Gemeinden und selbst die großen Städte des Landes sandten ihre geisteskranken Armen nach Gheel und zahlten für sie ein Kostgeld von 70 bis 78 Centimen täglich. Auch vermögende Leute brachten ihre geisteskranken Angehörigen hierher und zahlten für ihre Pflege und Beköstigung 400 bis 1200 Franken.

Ein Doctor Parigot, welcher einige Zeit Arzt zu Gheel war, veröffentlichte im Jahre 1851 Nachrichten über diese Irrencolonie, und pries sie darin als eine empfehlenswerthe Heilanstalt. Er gab zwar zu, daß einige Mißbräuche daselbst stattfänden, welche abzustellen er sich vergeblich bemüht habe, behauptete aber, daß das Princip, auf welches diese Colonie gegründet, den andern Irrenanstalten bedeutend vorzuziehn sei. Diese Behauptung wurde hierauf von einer Anzahl anderer Irrenärzte lebhaft bekämpft und zum Theil selbst durch Hohn und Verachtung erwidert. Namentlich englische Irrenärzte sprachen sich sehr derb und in ungünstigstem Sinne über die Colonie aus. Andere Aerzte, namentlich Deutsche, äußerten sich milder und einige nicht ungünstig. Mehrere erklärten, daß wenigstens in Ländern, in denen die Irrenanstalten noch überfüllt seien und man die bedeutenden Geldmittel für Erbauung neuer Anstalten dieser Art nicht aufzubringen im Stande ist, die Gründung von Irren-Colonien nach dem Muster der zu Gheel zu empfehlen sei.

Unter den zahlreichen Berichten über die Irrencolonie zu Gheel, welche in den letzten zehn Jahren veröffentlicht worden sind, ist der des Herrn Dr. Günz besonders lehrreich und zeichnet sich zugleich durch Unparteilichkeit aus. Wir theilen daher einige der bezeichnendsten Angaben dieses Berichtes mit. „Mein erster Eindruck“, sagt Herr Günz, „ich muß gestehen, war ein trauriger. Der Stellwagen machte Halt an einem Wirthshause, etwa eine halbe Stunde vor Gheel, und hier trat uns sogleich ein mit Federn, Cocarden, Bändchen und Papierorden decorirter Mann entgegen, welcher in seinen Äußerungen sofort den Größenwahnsinn verrieth. Er wurde dadurch bald ein Gegenstand des Witzes der Mitreisenden und bei seiner weiteren Geschwätzigkeit und Zudringlichkeit vom Kutscher mit der Peitsche fern gehalten. Diesem traurigen Eindruck folgte bald ein zweiter, denn es begegnete uns ein Kranker, dessen Hände durch Ketten an einem Leibgurt und dessen Füße durch eine eiserne Kette an Fußschellen befestigt waren. Hätte ich nicht gewußt, wo ich war, ich würde geglaubt haben, mich in einer Verbrechercolonie zu befinden. Je mehr ich mich dem Orte näherte, desto zahlreicher wurden die Kranken, und unter diesen befanden sich immer noch einzelne, welche an den Füßen wenigstens ihre Schellen und Ketten trugen, so daß sie nur kurze Schritte machen konnten. Im Uebrigen waren es meist blödsinnige Gesichter, denen man weder Freude noch Leid anmerken konnte. Ich hatte Mühe, den jedenfalls unfreundlichen Eindruck zu verwischen, um mich über das nette und saubere Städtchen selbst freuen zu können. Doch es gelang mir, und nun that mir auch die Ruhe und Ordnung wohl, die ich bei meiner Wanderung durch Gheel allenthalben antraf. Am nächsten Sonntagmorgen machte ich dann einen Gang mit Dr. Parigot und freute mich über die Behaglichkeit und zufriedenen Mienen der Kranken, denen ich in und außer dem Hause begegnete. Bald aber sollte ich neue Schattenseiten kennen lernen. So sah ich in mehren Häusern eiserne Ringe neben dem Heerde eingemauert, hier und da auch einen Strick, ja eine Kette mit einem Leibgurt an ihnen hängen, deren Zweck ich wohl ahnte, aber erst klar erkannte, als ich einen Unglücklichen um die Hüfte daran befestigt sah, so daß er rechts und links kaum einen Schritt weit sich entfernen konnte.

Weiterhin besuchten wir einen unreinlichen Kranken und fanden ihn in einem Winkel des Hauses neben zwei Ziegen auf dem Stroh vollkommen nackt, ohne Unterlage und Decke liegend. Als ich dies gesehen hatte, konnte ich meinen Zweifel über Gheels Segen nicht länger unterdrücken und sprach meine Verwunderung über diese Irrenbehandlung gegen Dr. Parigot offen aus. Dieser war, wie es sich bei seinen humanen Gesinnungen auch nicht anders erwarten ließ, durchaus nicht gleichgültig gegen diese Mängel, erklärte sie aber für gleichsam historisch antiquirt und geheiligt, sich selbst aber für durchaus machtlos, in dieser Beziehung einen entscheidenden Eingriff zu thun, da er gar keinen weiteren Einfluß auf die Pfleger besitze, als den rein moralischen, den er sich selbst durch seine Persönlichkeit, nicht aber durch seine Stellung geschaffen habe. Hing doch die Vertheilung der Kranken von einem Comité ab, das, wie das ganze Dorf, in zwei Parteien, die Liberalen und die strengen Katholiken, getheilt war, so daß die Wahl der Pfleger nicht sowohl durch deren Würdigkeit, als durch ihren Parteistandpunkt bestimmt wurde. Der Arzt war fast eine Null, denn die Behandlung der Kranken lag fast ausschließlich in der Hand von Laien. Allerdings haben diese durch ihr Zusammenleben mit Irren von Jugend auf eine schätzbare Uebung und Erfahrung erlangt. Ist doch der fast durchgängig biedere Charakter der Gheeler, welche mehr Gemüths- als Verstandsmenschen mir zu sein schienen, eine Bürgschaft, daß für die Kranken gethan wird, was eben von Laien geschehen kann. Lag es doch auch in ihrem eigenen Interesse, die zur Arbeit tauglichen Kräfte durch gute Pflege sich möglichst lange zu erhalten und andere durch Geduld und Ausdauer sich dazu tauglich zu machen.

Meine weiteren Bedenken wegen ungenügender Beaufsichtigung der Kranken suchte Dr. Parigot zwar durch die Bemerkung, daß 10,000 Gesunde über 1,000 Kranken wachten, zu beseitigen, theilte mir aber doch auf weitere Fragen mit, daß der Bürgermeister, ein Kind und ein Kranker durch Wahnsinnige ermordet worden seien, daß ein von Gheel auf dem Transporte entsprungener Kranker seine Frau und den Nachbar umgebracht habe, und daß in den fünf Jahren seines Hierseins fünf Selbstmorde durch Irre vorgekommen seien. Endlich stieß mir bei meinem Besuche noch der Umstand mehrmals als Uebelstand auf, daß der Pfleger nur flämisch, sein Pflegling aber nur französisch sprach, so daß ein gegenseitiges Verständniß nicht recht stattfinden konnte. Mußte demnach der Eindruck meiner Wanderung durch Gheel am ersten Tage ein ziemlich gemischter sein, so daß die Schattenseiten fast das Uebergewicht erhielten, so fehlte es mir doch an den nächsten Tagen auch nicht an freundlichen Eindrücken neben den unangenehmen. So that es mir wahrhaft wohl, Gesunde und Kranke einmüthig bei Tisch und um den Heerd geschaart, andere wieder mit ihren Pflegern um die Wette arbeiten zu sehen, und aus Vieler Mund ein ungeschmücktes Lob ihrer Pfleger zu vernehmen. Auch entging es mir nicht, einzelnen Kranken eine wahrhaft rührende Sorgfalt angedeihen zu sehen und die Kranken im Allgemeinen bei einfacher, doch genügender Kost gut genährt zu finden. Freilich blieb auch so mancher Kranke übrig, dessen Gleichgültigkeit oder Stumpfsinn ihm die Freuden des Familienlebens und größerer Freiheit wenig zugänglich gemacht hatte, wie auch anderseits unmuthige und verbissene Kranke ihre offenbare Unzufriedenheit in ihren Mienen zur Schau trugen.

Nach diesen mancherlei Eindrücken verließ ich dann Gheel mit dem Gedanken, daß unbestritten manches Gute in dieser Colonie ruhe, wenn sie auch in ihrer damaligen Form mir nicht grade zum Modelle geeignet erschien, und daß die Idee einer Irrencolonie doch nicht zu verwerfen, vielmehr einer Nachahmung werth sei, um die meist überfüllten Irrenanstalten zu entleeren." — Seitdem Herr Günz in Gheel war, sind übrigens manche Verbesserungen daselbst eingeführt worden. Namentlich wurde ein Hospital gebaut, mehrere Aerzte ließen sich in der Stadt nieder, und die Wahl der Pfleger wird jetzt sorgfältiger überwacht als in früherer Zeit. Nichtsdestoweniger fehlen daselbst noch ein Menge von Einrichtungen, welche in unsern Heilanstalten als unerläßlich erachtet werden. So finden sich z. B. in ganz Gheel nur sechs Badewannen, was für 900—1000 Kranke allerdings unzulänglich ist. Auch hat man nur vier Isolirzellen und dreißig Betten für unreinliche oder mit ansteckenden Krankheiten behaftete Individuen.

Als einer der tadelnswerthesten Mißbräuche, welche sich in Gheel eingeschlichen haben, muß auch das Verfahren der Agenten betrachtet werden, welche die Unterbringung der Kranken bei den Bewohnern vermitteln. Diese nehmen das Kostgeld für die Kranken von dem Angehörigen in Empfang und zahlen es an die Pfleger aus, benutzen aber diese Einrichtung, um einen großen Theil jenes Kostgeldes für sich zu behalten. Manche Pfleger sollen kaum die Hälfte des Kostgeldes, welches für die Kranken gezahlt wird, wirklich erhalten haben, und auch dies zuweilen erst nach drei und vier Jahren!

Zur weiblichen Diaconie.

England. Die aus dem Krimkriege durch ihre aufopfernde und segensreiche Krankenpflege bekannte Miß Nightingale hat einen Verein gegründet, um Krankenwärterinnen für die Spitäler und Hebeammen für die armen Klassen zu bilden. Nach dem neuesten Bericht wurden 15 Zöglinge der ersteren Art im Spital St. Thomas ausgebildet, und 34, aus derselben Schule hervorgegangen, waren schon in verschiedenen Wohlthätigkeits-Anstalten beschäftigt. In einem andern Spitale, dem des Kriegs-Cottage, hatten 10 junge Hebeammen während des Jahres ihre Ausbildung vollendet und übten größtentheils schon in ärmeren Landgemeinden ihren Beruf aus.

(N. E. K.-Z.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 19. Berlin, den 10. Mai 1865. **Nr. 19.**

Ferdinand Hartmann Freiherr von Erffa, Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischer Geheimer Rath a. D. und Kammerherr, auf Ahorn bei Coburg, Ehrenritter seit 1840, † zu Ahorn 24. December 1864.

Die preußischen Blessirten der Schlacht bei Hochkirch.

(Fortsetzung.)

Zuvörderst wollen wir einen Blick thun nach dem so zu sagen „Innewendigen" der preußischen Verwundeten des 14. October 1758. Sodann möge ein Bericht hier Platz finden über die damaligen Einrichtungen und Zustände im großen Ganzen für verwundete und erkrankte preußische Krieger.

Religion und Fahneneid dringen und dingen den Soldaten, männlich standhaft zu sein in heiliger Pflicht und ehrenvoller Gefahr. Das Bewußtsein treu erfüllter Berufsobliegenheit versüßt den Tod auf dem Schlachtfeld und erleichtert die Pein der auf das Schmerzenslager Gebannten. — Diese allgemeinen Wahrheiten, von jedem rechtschaffenen Krieger bethätigt, exemplificirten sich im Besonderen an den Vertheidigern des Kirchhofs von Hochkirch.

Als der Feind Letzteren zum zweiten Male gestürmt und Major v. Langen die angebotene Capitulation abgelehnt hatte, riefen seine braven Soldaten: „Das ist recht. Dreimal ist preußische Losung!" — Derselbe Major und einige aus der Mannschaft seines Bataillons — das 2. des Infanterie-Regiments Markgraf Carl (Herrenmeister) Nr. 19 — waren 10 Monat vorher unter den unglaublich muthigen Streitern gewesen, welche den so viele Opfer fordernden Kirchhof des Dorfes Leuthen endlich eroberten und dadurch den glänzenden Sieg jenes Tages würdig vollendeten. Einer jener „Leuthen-Stürmer" kam als Verwundeter in Bautzen an. Die ersten Worte, welche er an den ihn besuchenden Feldprediger seines Regiments richtete, waren nichts weniger als Klagen über den eigenen beschwerlichen und gefährlichen Zustand, sondern Worte der Freude, hervorbrechend aus edelgeartetem Gemüth, hochbegeistert für die Ehre des Regiments, den Ruhm der Armee und das Wohl des Vaterlandes. Mühsam sich auf seinem Lager emporrichtend, aber mit lebhafter Geberde und sichtlichem Stolz äußerte der kernbrave „Markgräfler": „Wir haben uns doch auf dem Hochkirchner Kirchhof länger gehalten als die Oesterreicher auf dem Leuthener!" *)

Sieht man an diesem Fall, wie hoch die echte soldatische Dienstesfreudigkeit sich erheben kann über eine nach verlorener Schlacht doppelt fatale Lazareth-Existenz, so wird uns ein anderes Vorkommniß bezeugen, wie tief unter Umständen bei den Verwundeten einer total geschlagenen Armee das Gemüth herabgestimmt werden kann. Nach der Niederlage bei Hohenfriedberg nämlich wurden mehrere österreichische Blessirte im Lazareth zu Striegan ihrem dringlichen Bitten zufolge amputirt, weil sie nicht mehr Soldat zu bleiben wünschten. Keineswegs der Verlust des Schlachtfeldes oder die Größe der Einbuße an Mannschaft und Material, sondern die Größe der Entmuthigung und der Verlust der „Tramontane" (wie Friedrich der Große sich auszudrücken pflegte), dies ist das Maaß, nach dem eine kriegerische Katastrophe bemessen werden muß. In diesem Sinn sind die Kriegslazarethe untrügliche Dynameter.

Betreffs der religiösen Stimmung der in Bautzen verscheidenden und dem Verscheiden nahen Blessirten entnehmen wir den Aufzeichnungen eines in das dort am 14. October improvisirte Feldlazareth commandirten Regiments-Geistlichen evangelischer Confession (Küster mit Namen), daß er diese Opfer des „glubschen Streichs", welchen Daun bei Nacht und Nebel vollführt hatte, meist erfüllt fand von Hoffnung auf Gottes gnadenreiches Erbarmen. „Keiner unter den in Friedenszeiten freigeistig gesinnten Offizieren war auf dem Todbett oder Schmerzenslager mit sich selbst zufrieden, daß er ehemals ein

*) Von Ergeben war bei den Vertheidigern des Kirchhofs von Hochkirch keine Rede. Als alle Patronen verschossen waren und Major v. Langen die Armee des Königs ihren völligen Rückzug ausführen sah, beschloß er, der zu seiner Vernichtung herannahenden Uebermacht weichend, sich durchzuschlagen. Indeß kaum hatte er und die Seinen die Rückzugspforte der Kirchhofmauer hinter sich, so wurden sie von allen Seiten durch feindliche Grenadiere angefallen und fast sämmtlich niedergehauen und zu Gefangenen gemacht. — Als der König am Tage nach der Schlacht die Regimenter musterte, äußerte er: „Das zweite Bataillon vom Markgraf Carl hat sich gestern ausnehmende Ehre erworben. Ich werde es ihm auch gewiß nie vergessen. Es ist Schade um den braven Major Langen."

Religionsspötter gewesen. Nach der Bataille von Prag fand ich (so referirt der genannte Prediger des Infanterie-Regiments „Markgraf Herrenmeister") noch viele, nach der von Leuthen wenige, und von den bei Hochkirch verwundeten Offizieren gar keine, welche an der Unsterblichkeit der Seele und der Vergeltung durch einen weisen Gott zweifelten." Major v. Langen, halbtodt in Bautzen eintreffend, nahm — noch auf dem Transportwagen liegend — herzlichen Abschied vom Feldpriester seines Regiments, indem er, so wie er desselben ansichtig wurde, ausrief: „In der friedlichen Ewigkeit sehen wir uns wieder!"

NB. Bei jedem Feldlazareth hatte ein protestantischer und ein katholischer Feldgeistlicher die Verpflichtung, den Leidenden religiösen Zuspruch zu bringen und den Sterbenden die letzten schweren Stunden durch Darreichung des heiligen Sacraments zu erleichtern.

Weltkundig ist die Herablassung des großen Königs zu seinen Soldaten während der Feldzüge. Sie gestaltete sich zu einer Intimität, welche in zahllose Anekdoten ausgemünzt wurde, die ehedem weit und breit cursirten. Aus den Marschunterhaltungen und der Lagersprache des 7jährigen Krieges ging der „alte Fritz" als familiäre Bezeichnung des borussischen Kriegsheros in den Volksmund über.

„Fritz! Ich will gern sterben, wenn nur die Bataille gewonnen ist." So rief während der Schlacht bei Kunersdorf ein am Boden liegender Grenadier aus, dem beide Füße weggeschossen waren. Er richtete diese Worte dankerfüllt an den bei ihm vorüber reitenden König, weil dieser soeben einem Flügeladjutanten befohlen, Aerzte zum Verbinden der Verwundeten herbei zu bringen.

Mit Vergnügen erzählte König Friedrich selbst in späteren Jahren, wie ihm seine Kriegsknechte zugerufen hätten: „Alle Monat eine Schlacht bei Roßbach gegen die Franzosen, und alle Jahre eine Schlacht bei Leuthen gegen die Oesterreicher." — Beide Schlachten, einzig in ihrer Art, unterscheiden sich wesentlich von einander hinsichtlich der Verlustergebnisse. Die Victorie von Roßbach kostete nur: 3 Offiziere und 162 Mann Todte, 20 Offiziere und 356 Mann Verwundete; der Sieg bei Leuthen dagegen: 186 Offiziere und 5665 Soldaten an Gebliebenen und Blessirten. Indeß gleich viel, wo und wie ein Feldzug eröffnet wurde, oder mit welchen Opfern eine Bataille Statt fand, Friedrich der Große hat stets auf's Beste für die Erkrankten und Blessirten gesorgt. Einige Facta dafür, zum Beleg.

Als der König seinem Bruder Heinrich, d. d. Breslau 11. März 1758, das Commando eines Nebenheeres in Sachsen anvertraute, empfahl er diesem Prinzen, vor Allem sich der armen Verwundeten und Kranken anzunehmen, damit man ihnen die volle Sorgfalt zuwende, welche Leute verdienen, die sich dem Vaterland hingeben." — Beim Hauptheere, als dieses im Frühjahr (1758) von Schlesien nach Mähren aufbrach, ließ der König durch Parolebefehl publiciren, er erwarte, daß „jeder Bursche" sich so brav halten werde wie bisher. Jeglicher möge das Seinige nur ehrlich verrichten. Uebrigens aber verspreche Se. Königliche Majestät für Alle so zu sorgen, wie Sie es immer gethan, und noch mehr für Diejenigen zu thun, welche etwa lahm geschossen werden könnten. — Die großen Summen, welche der König während seiner Kriege gewährte, um die Erkrankten und Verwundeten gut verpflegt zu wissen, gab er „mit Freuden." So heißt es in den Schriften eines Generalarztes der preußischen Armee, welcher nicht als Schmeichler bei Lebzeiten Friedrichs, sondern $2\frac{1}{2}$ Jahr nach dessen Tode die Erinnerungen aus einer langjährigen militairärztlichen Dienstzeit veröffentlichte. „Waren die Lazaretheinrichtungen nicht allemal die besten, namentlich nach Schlachten, dafür konnte der König nicht." — „Er zerfloß oft in Mitleid." So berichtet ein anderer ehrenwerther Zeit- und Streitgenosse.

Des Königs Bemühungen, das „unaussprechliche Lazareth-Elend" zu hemmen, blieben mehrfach erfolglos. Der Grund hierfür ist in der damaligen Militair-Hierarchie hauptsächlich zu suchen; d. h. es fehlte an einer noch allen Seiten hin mit unbedingter Autorität bekleideten Lazareth-Direction. Ferner mangelte ein den Erfahrungen entsprechendes Lazareth-Reglement. Ein weiterer Uebelstand war es, daß man während der Schlacht nicht über Kräfte und Transportmittel zu verfügen hatte, wie sie heutigen Tages vorhanden, um die Schwerverwundeten aus dem Bereich des feindlichen Feuers zu bringen (Sanitätssoldaten resp. Krankenträger nebst Karren rc.). Erst nach Beendigung der Schlacht, unter Umständen wohl auch am folgenden Morgen fand das Verbinden der Blessirten Statt. Nach der Bataille bei Prag starben einige Tausend durch Schüsse Verwundete am Starrkrampf. Ein Hôpital ambulant scheint erst während des Feldzuges 1759 eingeführt worden zu sein. Im August dieses Jahres war ein solches in Bereitschaft, um theils bei der Armee des Königs, theils bei der des Prinzen Heinrich Königl. Hoh. verwendet zu werden.

Für jeden im Feldlazareth befindlichen Soldaten vergütete der König durchschnittlich 8 Thaler monatlich. Hierfür mußte bestritten werden: die Beköstigung, die Medicin, die Verbandgegenstände, die Begräbnißkosten und der Beitrag zum Tractement der Lazareth-Feldscheers. Bei unvorausgesichtlichen Mehrerfordernissen bewilligte der König den betreffenden Kriegsspitälern namhafte Zuschüsse. Vor Beginn eines Feldzuges bestimmte er selbst, wo und in welcher Stärke Feldlazarethe einzurichten seien, wie viel Feldscheerer man dazu bedürfe rc., und duldete keinerlei (der beschleunigten Befehlsausführung nachtheiligen) Widerspruch gegen diese Ordres.

Nach großen Schlachten reichte das vorhandene Lazarethpersonal nicht aus. Das Abcommandiren solcher Feldscheerer, welche den Truppen zugetheilt worden, in die Feldlazarethe war unzulässig. Höchstens konnte der eine und andere derselben, wenn er Verwundete in's Lazareth brachte, bei denselben zur ersten Hilfsleistung bleiben. Nach der Prager Schlacht befahl der König der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Glogau, aus ihrem Bezirk 20 Feldscheere, 30 Krankenwärter und 24 (Wasch-, Koch- und Warte-) Weiber innerhalb 48 Stunden, vom Empfang der Ordre an gerechnet, nach Dresden zu schicken. In 19 Wagen eilten diese Hilfskräfte per Relais herbei.

Die erwähnten Weiber erhielten nur 2 Thlr. monatlich, sie starben meistens. Kein Wunder daher, daß man sich mög-

ließt einer derartigen Anstellung bei Haupt-Feldlazarethen entzog. — Wie weitaus anders ist in der Neuzeit die weibliche Krankenpflege in Kriegshospitälern beschaffen. Hochherzige Frauen und Jungfrauen eilen freiwillig herbei und werden, ohne irgend welche Ansprüche auf materiellen Lohn, dienstbar als „Soldaten des Erbarmens."

Von dem nach der Schlacht bei Leuthen zu Lissa eingerichteten Lazareth machte der dortige Rittergutsbesitzer dem dirigirenden schlesischen Minister eine gräßliche Schilderung. Sein desfallsiges Schreiben schließt mit den Worten: „Wenn es länger so bleibt, ist die Pest zu befürchten." Gleichzeitig mit diesem „Schmerzensschrei" aus Lissa traf Seitens des Generalstabs-Feldmedicus und königlichen Leibarztes Cothenius (im December 1757) eine Jeremiade aus Glogau ein. Sie beginnt wie folgt: „Ich fand es hier beim Lazareth so schlecht wie möglich. Es fehlen demselben Strohsäcke, Arzeneien, Medici, Apotheker. Was die Offizianten anbetrifft, so sind es ungeübte Leute."*)

In der Regel fehlte die hochnothwendige Luftsalubrität den niedrigen und oft dumpfigen Krankenzimmern (Klosterzellen, Bauerstuben oder Casemattenräume). Man beheizte dieselben zu stark, und unterließ aus Ersparnißsucht die nöthige Reinlichkeit. Ein Zusammenlegen gleichartiger Patienten wurde erschwert durch gebotene Rücksicht auf gewisse Erleichterungen, welche die Truppen hatten, wenn ihre Kranken bei einander blieben. Der Verkehr zwischen den Aerzten und den Patienten wurde häufig durch linguistische Hemmnisse beeinträchtigt. Werbesystem, Desertion oder Kriegsgefangenschaft führten den Reihen der Friedericanischen Armee ein vielsprochiges Publicum zu.

Des Soldaten diätetische Verpflegung im Lazareth blieb genau ebenso normirt wie die Mundportion des Gesunden im Felde oder Winterquartier. Auch beließ man dem Kranken die freie Disposition über sein Tractament. Gegen die hieraus entstehende „Unordnung und das Ueberfressen" erhob Generalarzt Cothenius, d. d. Breslau 16. Juni 1758, seine Stimme. Er meinte, es würde „gesunder und besser" sein (für den Patienten wie für das Aerar), wenn bei jedem Lazareth im Ganzen gekocht werde, nicht — wie damals allgemein üblich — Stubenweise, und wenn kein Patient Geld in Händen hätte. — Indeß, da die bei den Lazarethen commandirten Offiziere (an welche sich Cothenius zunächst gewendet hatte) diese Neuerung für unausführbar erklärten — mußten die Aerzte sich vorläufig darauf beschränken, gewisse Kranke vor dem Genuß von Fleisch zu warnen.

Benachtheiligte somit einerseits ein unzweckmäßiger Ueberfluß, so schädigte andererseits ein hie und da eintretender ordnungswidriger Mangel. Selbstsüchtige Ersparnißlust und sträfliche Gewinngier nämlich entzogen willkürlich den Lazarethkranken einen Theil des ihnen Zuständigen.

*) Heut zu Tage, begünstigt durch rasche Communicationsmittel, kann man in kürzester Frist von weither Lazaretherfordernisse requiriren und heranschaffen, so wie auch andererseits leichtlich, in Folge des jetzt allgemein üblichen „Krankenzerstreuungs-Systems", die Haupt-Kriegshospitäler evacuiren, um bei Zeiten einer Lazarethseuche vorzubeugen. Beiläufig bemerkt ist dieses System nicht neu; Cothenius erwähnt in einem Schreiben an den König, November 1760, des Nutzens einer solchen Einrichtung, um die Patienten gegen bösartige Fieber sicher zu stellen.

In einer 1778 ertheilten Lazarethverwaltungs-Instruction heißt es: „Es müssen die Untüchtigen und Solche, die nur zu betrügen und zu stehlen suchen, sofort weggeschafft werden." Eine Ordre, welche in der Folgezeit verschärft wurde. Der große König äußerte am 9. Juli 1786 zu dem ihn in seiner tödtlichen Krankheit behandelnden hannöverschen Leibarzt Dr. Zimmermann: „Seit dem letzten Kriege habe ich solche Befehle gegeben, die es all' den Schelmen, Schurken und Spitzbuben bei der Armee künftig sehr schwer machen werden, ihren König zu betrügen und den armen Soldaten der ihm so nöthigen Hilfe und Erquickung so schändlich und barbarisch zu berauben. — Nichts hat mich in meinem Leben mehr verdrossen, als wenn ich sah, daß man die braven Männer, welche Gesundheit und Leben so edel für ihr Vaterland hingaben, in ihren Krankheiten und bei ihren Wunden übel verpflegt."

Auf den Gesammt-Gesundheitsstand der Armee wirkte nachtheilig ein die dürftige Bekleidung und die (wenn auch prompte, so doch) kärgliche Beköstigung. Nur die Vorpostentruppen (Husaren und Freicorps) hatten Mäntel. Fleisch gehörte blos 3 mal wöchentlich zur Mundportion. Diese bestand zumeist in 2 Pfund Kleienbrod täglich.*)

Hinsichtlich der Leistungsfähigkeit des Heilpersonals kommen zwei Hauptübelstände in Betracht: 1) Die Sonderung der medicinischen von der chirurgischen Dienstleistung, 2) die Abstufung der Militairärzte von tüchtigen Männern, Zierden und Förderern der medicinischen Wissenschaft, bis zu ganz ignoranten Subjecten auf unterster Stufe des Feldscheerwesens.

Geschickte Unter-Wundärzte konnte ein preußisches Feldlazareth des 7jährigen Krieges nur ausnahmsweise haben, d. i. Leute, welche — bei 7 Thlr. monatlichem Tractament und schlechter Behandlung Seitens ihrer Militair-Vorgesetzten — etwas mehr als das Rasiren und Pflasterstreichen verstanden.

Zweierlei Schranken beengten die ersprießliche Berufsthätigkeit der ordinirenden (Ober-) Wundärzte — einmal die militairische Suprematie, und für's Andere die bindenden Vorschriften der ärztlichen Superioren. Namentlich behemmte — zum großen Nachtheil der Verwundeten — der Befehl, schwierige Operationen nur in Gegenwart eines Generalstabs-Arztes resp. eines General-Chirurgen vorzunehmen. Wie oft läßt sich auch auf die operative Hülfe das schöne Wort anwenden: Qui cito dat, bis dat. Eine verspätete Hülfe ist bestenfalls eine halbe Hülfe.

Als Vorstand des preußischen Armee-Medicinalwesens wirkte während des 7jährigen Krieges Christian Andreas Cothenius — hohe Ehre sei seinem Andenken. Er ist der Sohn eines schwedischen Regiments-Feldscheers. Sein Patent als wirklicher Leibarzt Sr. Majestät und seine Ernennung zum Generalstabs-Medicus der Armee u. s. w. waren für unsern Cothenius ein Anerkenntniß gut geleisteter Dienste und Zeugniß eines hohen Vertrauens. Bei der Armee im Felde zeichnete sich Cothe-

*) Anderweite Viores, sowie Getränke, waren stets im Lager gegen Taxpreis käuflich. Die Zahlung des Tractaments erfolgte pünktlich; aber für das davon nach Abzug wegen der Fleischlieferung dem Soldaten Verbleibende konnte er nur eine geringe Privat-Defensive gegen den Hunger erzielen. Uebrigens ist dauernder Mangel nie in einem Lager der Armeen Friedrichs des Großen eingetreten.

nius aus durch rastlose Thätigkeit und musterhaften Pflichteifer. Mehrmals zog er sich, keine Gefahr achtend, lebensgefährliche Krankheiten zu, in denen er — unter sichtlichem Beistand der Vorsehung — sein eigener Berather und alleiniger Erretter blieb. Cothenius starb hochbetagt 1789 zu Berlin, an Altersschwäche. Außer den mannigfachen und höchsten Würden und Aemtern, welche der König, sein Herr, ihm übertragen, versah Cothenius auch bei anderen deutschen Fürstenhöfen leibärztliche Functionen. Kaiser Joseph ertheilte ihm große Titel und Ehren. Gelehrte Corporationen innerhalb und außerhalb Preußens wählten ihn zum Mitgliede, um auch ihrerseits Nutzen zu ziehen von der Größe dieses stets unermüdlich vielseitig beschäftigten und dabei höchst anspruchslosen Mannes.

Cothenius stand, als Chef des Feldlazareth- und Militairmedizinal-Wesens, während des ganzen 7jährigen Krieges in directem Verkehr mit dem Könige. Während der Schlacht bei Hochkirch befand sich Cothenius in Bayreuth am Krankenlager der königlichen Lieblingsschwester. Er traf dieselbe unrettbar an und konnte nur Zeuge ihres Ablebens sein. Für das weichgeartete Herz Friedrichs ein schwerer Verlust. Die Trauerkunde, daß der 14. October auch dieses Opfer gefordert habe, erreichte den ohnehin Schwergeprüften am 16. d. M. Den schrecklichsten Tag seines Lebens nennt der König noch im Jahre 1763 diesen Tag, hinzufügend (in einem Briefe an d'Alembert): „Ich weiß nicht, wie ich Kraft gehabt habe, zwei so grausamen Schlägen zu widerstehen, mit denen mich das Schicksal auf ein Mal traf."

Nächst Cothenius sind drei Männer namhaft zu machen, welche als General-Chirurgen während des 7jährigen Krieges bei den verschiedenen preußischen Armeen die wundärztliche Praxis in den Feldlazarethen und auf den Schlachtfeldern dirigirten. Erstens Schmucker, geb. 1712, gest. 1786. Er bildete sich in Paris, wohin ihn König Friedrich geschickt hatte. Zweitens Bilguer, Schweizer von Geburt; studirte zu Basel, Straßburg, Paris; trat 1741 aus württembergischen in preußische Dienste. 1758 wurde er 2. Generalchirurg; gestorben ist er 1796. Zum dritten Generalchirurgen ernannte der König während der Campagne 1759 interimistisch Joh. Christian Ant. Theden, geb. 1714 in Mecklenburg als 23stes Kind eines verarmten Gutspächters. Bei des Vaters Tode war Theden erst dreijährig. Ausgestattet mit Talent, Wißbegierde und Ausdauer, stieg er von Stufe zu Stufe, er starb 1797 als erster Generalchirurg der Armee.

Es ist billig, die ehrenwerthen Mediker Cothenius, Schmucker, Bilguer, Theden neben Schwerin, Keith, Seydlitz, Zieten zu ehren. Erstere Heroen der ärztlichen Wissenschaft, Letztere Giganten der Kriegskunst. Die Einen denkwürdig als Lebensretter und Schmerzenslinderer, die Andern unvergeßlich durch ihren Heldentod und ihre Siegerlaufbahn.

Wir schulden jenen medizinischen Koryphäen um so mehr ein dankbares Andenken, je deutlicher wir uns vergegenwärtigen, in wie eminenter Weise dieselben als die Ersten und Besten eines schweren Berufs hervorragten. (Fortsetzung folgt.)

Zur weiblichen Diaconie.

Die evangelische Mägde-Bildungs-Schule und Mägde-Herberge auf Marthashof zu Berlin (Schwedter-Straße) hat ihren 10. Jahresbericht ausgegeben, dem wir Folgendes entnehmen:

Am 31. October 1854 wurde von dem am 4. October 1864 entschlafenen Pfarrer Dr. Fliedner, unter dem kräftigem Beistande mehrerer Berliner Freunde, die vorgenannte evangelische Mägde-Bildungsschule und Mägdeherberge gegründet. Sie sucht ihr Ziel auf einem doppelten Wege zu erreichen.

a) Ehrbare, dienstlose Mädchen aus Berlin und den Provinzen werden gegen die geringe tägliche Vergütigung von 2 Sgr. in Kost und Logis genommen und unter Anleitung von Kaiserswerther Diakonissen in allen Mägdearbeiten ausgebildet und vervollkommnet. Nur die feinere Küche kann natürlich nicht berücksichtigt werden. Mädchen von zweideutigem Rufe oder mit einem sittlichen Makel behaftet, sind von der Aufnahme ausgeschlossen. Die Mädchen, welche sich gut betragen, und ihrer Leistungen wegen zu empfehlen sind, erhalten von der Anstalt aus einen passenden Dienst, und bleiben mit derselben in fortwährender, freiwilliger Verbindung. Die Mädchen besitzen also in der Anstalt ein zeitweiliges Mutterhaus, welches Auge und Herz über sie offen hat und sie vor den zahllosen Gefahren der großen Hauptstadt zu bewahren und ihr inneres und äußeres Wohl mit Mutterliebe zu fördern sucht.

b) Junge, confirmirte Mädchen, welche sich dem ehrenvollen dienenden Stande zu widmen wünschen, werden in der Bildungsschule gegen eine tägliche Vergütigung von 3 Sgr. auf ihren künftigen Lebensberuf vorbereitet. Sie erhalten, wenn es nöthig ist, Nachhilfe und Fortbildung in den Elementar-Kenntnissen und werden zu allen Arbeiten ihres Berufes, auch zum Umgang mit kleinen Kindern praktisch angeleitet, und nach erlangter Vorbildung von der Anstalt vermiethet, welche fortwährend den noch unbefestigten Mädchen ihre helfende Hand darreicht. — Die Anstalt kommt also den Herrschaften, wie den Dienenden in gleichem Maße zu Gute. —

Gleichwohl wurde sie, als eine noch ganz unbekannte, fremde Sache, bei ihrer Gründung in mancher Beziehung mißtrauisch angesehen. Auf der anderen Seite wurden Ansprüche an sie gestellt, welche zu erfüllen einem armen Menschenkinde ganz unmöglich sind. Die Herrschaften nämlich hofften von ihr tadellose Ideale von Mädchen, und die Mägde eben solche Ideale von Herrschaften zu erhalten, und wenn sich beide getäuscht sahen, mußte die Anstalt die Schuld tragen, welche doch niemals die Erfüllung solcher sanguinischen Hoffnungen versprochen hat.

Trotz dieser mannigfachen Schwierigkeiten hat die Herberge und Bildungsschule schon nach den ersten zehn Jahren ihres Bestehens feste Wurzeln geschlagen. Ihre Nothwendigkeit, wie ihre segensreiche Wirksamkeit wird immer allgemeiner anerkannt, was der vorliegende Bericht

des letzten Jahres vom 1. Oktober 1863 bis 1. Oktober 1864 zeigt.

1) Die alte Hausordnung: Bete und arbeite! hat sich auch im letzten Jahre trefflich bewährt. Gehorsam und Fleiß der Mädchen war nur zu loben. Fröhlich wurde gearbeitet; durch Näharbeit und Wäsche wurden 1737 Thlr. eingenommen.

2) Die Anzahl der Betten betrug anfänglich nur 12, vor fünf Jahren erst 40, jetzt 95. Fast den ganzen Juni hindurch waren 100 Pfleglinge in der Anstalt. Die tägliche Durchschnittszahl betrug 76.

3) Vom 1. November 1854 bis 1. Oktober 1864 hat die Anstalt 3264 Mädchen unter ihrer Pflege gehabt, im letzten 440. Von den letzteren wurden 81 von Eltern und Vormündern, 24 von Wohlthätern, 3 vom Sonntags-Vereine für weibliche Dienstboten, 12 von verreisenden Herrschaften, 3 vom Magistrat zu Wittenberg übergeben; 10 kamen als Reconvalescenten. Nur 53 stammten aus Berlin, alle Uebrigen aus den Provinzen.

In der Mägde-Bildungsschule waren 120 Zöglinge, vor drei Jahren erst 43, ein offenbarer Beweis des wachsenden Zutrauens zur Anstalt und der sich immer weiter verbreitenden Ueberzeugung, daß die confirmirten Mädchen auf den dienenden Stand gründlich vorbereitet werden müssen. — Sämmtliche Pfleglinge sind in vier Abtheilungen getheilt, deren jeder eine Diakonissin als Pflegemutter vorsteht. Durch diese Einrichtung wird den Mädchen in etwas das Familienleben ersetzt.

4) Die Dauer des Aufenthaltes der Mädchen wächst in erfreulicher Weise, ein Zeichen, daß sie selbst die segensreiche Einwirkung der Anstalt auf ihr Gemüth und ihre Leistungen zu schätzen wissen. Denn die 440 Mädchen haben 25,987 Pflegetage in der Anstalt verlebt, also durchschnittlich jede etwas über zwei Monate. Im Einzelnen gestaltet sich die Dauer des Aufenthaltes folgendermaßen: Nur 28 Mädchen blieben blos eine Nacht, 90 blieben 8 Tage, 77 bis 14, 89 einen Monat, 66 bis 2 Monate, 72 ein Vierteljahr, 32 ein halbes Jahr, 3 dreiviertel Jahr, 16 ein Jahr und länger.

5) Die Resultate der Anstalt: 1240 Herrschaften haben Mädchen von Marthashof begehrt; 350 Mädchen wurden von der Anstalt vermiethet, 40 suchten sich selbst eine Stelle, 46 kehrten zu den Ihrigen zurück. Nur 6 von den 436 brauchten strafweise entlassen zu werden. — Sonntags werden keine Mädchen vermiethet. Die inneren Resultate entziehen sich der Berichterstattung.

6) Die Verbindung der entlassenen Mädchen mit der Anstalt ist auch im letzten Jahre recht fleißig gepflegt worden. Sie haben in ihrer freien Sonntagszeit 2360 Besuche in der Anstalt und deren schönem, großem Garten gemacht, wodurch Körper und Gemüth gleich erquickt wurde. — Die Besuche der Diakonissen bei den vermietheten Mädchen und deren Herrschaften sind regelmäßig fortgesetzt und von beiden Seiten mit wachsendem Dank aufgenommen.

7) Die Kleinkinderschule wurde von 120 Kindern besucht. Hier lernen die angehenden Kindermädchen unter Anleitung einer Lehr-Diakonissin Umgang mit kleinen Kindern, Kinderspiele, Lieder, Erzählungen für dieselben u. s. w., wodurch sie in den Stand gesetzt werden, der Langeweile der Kinder, der fruchtbaren Mutter so vieler Unarten, vorzubeugen. Auch werden durch die guten Lieder und Geschichten die vielen, im Volksmunde cursirenden faden oder gar unreinen verdrängt.

8) In der Töchterschule wurden 112 Kinder in drei Klassen unterrichtet.

9) Wegen der Geldverhältnisse der Anstalt wird auf den Bericht des Kaiserswerther Diakonissenhauses verwiesen. Durch Kostgeld wurden 2060 Thlr., durch Selbstverdienst 1737 Thlr. eingenommen. Schließlich wird auf einige Thatsachen aufmerksam gemacht, zuerst, daß mindestens sieben Achtel der in Berlin dienenden Mädchen von außen kommen, und sodann, daß diejenigen auswärtigen Mädchen, welche die Verbindung mit der Herberge aufsuchten, vor dem Fall bewahrt wurden, während von den andern jährlich über sechshundert allein auf der syphilitischen Station der neuen Charité als tief Gefallene wieder zu finden sind. In der Herberge werden täglich nur 2, resp. 3 Sgr. Pflegegeld bezahlt, in der neuen Charité 12½ Sgr. — Die Kapital- und Actienschuld beträgt noch 16,325 Thlr. Wenn diese Schuld getilgt ist, wird die Anstalt sich selbst erhalten können. (Fl. B. a. d. R. H.)

Erfolg einer zweckmäßigen Verpflegung.

(Eine Episode aus meiner 30jährigen Dienstzeit.)

Mit Beginn des Jahres 1830 nach Ausbruch der polnischen Revolution war ich vom 2. Garde-Regiment z. F. zu dem eben einberufenen damals bestehenden Konitzer Garde-Landwehr-Bataillon als Compagnieführer kommandirt worden, und seit dem Monat April befand ich mich mit der mir untergeordneten 12. Compagnie an die Westpreußisch-Pommersche Grenze zur Bildung eines Cordons detachirt, wobei die Compagnie unter die Inspektion des Majors von Prondzinski des 21. Infanterie-Regiments gestellt und in 6 verschiedenen Dörfern dislocirt wurde, von denen Sommin meinen rechten Flügel bildete, während ich selbst in dem ziemlich in der Mitte gelegenen Studnitz mein Quartier nahm. Für meine Vorpostenkette war mir eine Ausdehnung von mehr als einer Meile angewiesen, und da ich lauter Doppelposten placiren mußte, welche nichts unbemerkt passiren lassen durften, so sah ich mich genöthigt, fast die Hälfte meiner Grenadiere zur Besetzung der Posten zu verwenden, und diese 24 Stunden ohne Ablösung zu lassen, wobei während des Tages 1 Mann Posten stand, während der andere stets 2 Stunden ruhete, wogegen bei Nachtzeit Beide wachsam bleiben mußten, um abwechselnd gegen den angrenzenden Posten zu patrouilliren. Zu dem durchaus erforderlichen Schutz der Vorposten gegen Regen und rauhe Witterung ließ ich nach eingeholter Erlaubniß Holzhütten schleunigst erbauen, wozu ich das nöthige Holz und Laub aus dem Königl. Forste requirirte. Die Zeit der Ablösung war so angeordnet, daß die auf Posten Ziehenden vorher zu Mittag gegessen, wobei sie mit Proviant für Abendbrod und Frühstück versehen waren.

Da Se. Majestät der König allen im Cordondienst befindlichen Mannschaften eine Menagenzulage Allergnä-

digst bewilligt hatten, so fehlte es nicht an Mitteln zu einer guten Verpflegung. Das für die Compagnie erforderliche Commisbrod, den Branntwein, welcher in den Dorfschänken schlecht und verfälscht war, Taback ꝛc. ließ ich wöchentlich einmal aus dem hinter meinem linken Flügel-Cantonnement etwa eine Meile entfernten Bütow von meinem Fourier durch einen Wagen holen; wogegen ich das Fleisch zur billigeren Beschaffung nicht aus der Stadt entnahm, sondern dazu von den Bauern die lebenden fetten Hammel kaufte, welche ich durch gelernte Fleischer meiner Grenadiere schlachten ließ und mit Strenge darauf hielt, daß jeder meiner Untergebenen von dem an die Corporalschaften vertheilten Fleische täglich ½ Pfund entnehmen mußte. Bei dieser pünktlich beobachteten Verpflegung und durch den Schutz, welchen die Hütten den Posten gewährten, gelang es mir, trotz dem höchst angestrengten Dienste, in den beinahe fünf Monaten, welche wir im Cordon zubrachten, meine Untergebenen so gesund zu erhalten, daß ich während dieser langen Zeit nur einen einzigen Kranken nach Bütow in das Lazareth zu senden brauchte, während ich die sehr wenigen nur leicht Erkrankten durch starken Kaffee und Pfeffermünzthee binnen 24 Stunden für den Dienst selbst wieder fähig machte, indem kein Militair-Arzt mir hatte bewilliget werden können, und bei etwa längeren und öfteren Erkrankungen unsere Dienstleistungen mangelhaft geworden wären.

Mittlerweile war in der Umgegend die Cholera ausgebrochen, so daß unsere Postenketten nunmehr einen Sanitäts-Cordon bildeten. Obgleich diese gefährliche Krankheit vor uns und später auch hinter unseren Cantonnements sich ausbreitete, blieben doch meine Leute gänzlich davon befreit, so daß die mir zugeschickten Krajewskischen Cholera-Pulver nebst wollenen Decken glücklicher Weise keine Anwendung fanden. Nach einem schriftlichen Rapport über den Zustand der Compagnie und aller von mir getroffenen Anordnungen an meinen Inspecteur, Major v. **Prondzinski**, empfing ich von demselben aus dem Sanitäts-Cordon an der Leba unter dem 25. August 1830 folgende wörtlich lautende Antwort:

„Aus Ew. ꝛc. Rapport vom 23. v. M. habe ich mit Vergnügen ersehen, daß Sie mit großer Sorgfalt die gute Verpflegung der Ihrem Befehl untergebenen Compagnie leiten und zum großen Nutzen der Mannschaft einzurichten wissen. Ich erkenne dies lobenswerthe Streben zum Besten des Dienstes zu wirken um so mehr, da nach meiner Ueberzeugung die Fortdauer einer beschwerlichen dennoch tüchtigen Dienstleistung nur durch eine vollständige Verpflegung der Soldaten gesichert werden kann.

(gez.) v. **Prondzinski**,
Major und Kommandeur."

Bei der großen Ausdehnung meiner Postenkette so wie der 6 Cantonnements mußte ich zur Controlle derselben in der ersten Zeit zuweilen einen Bauerwagen requiriren, bis späterhin nach dem an der Cholera leider erfolgten Tode des Majors v. **Bode** ich Gelegenheit fand, eines seiner Reitpferde billig zu erstehen, wodurch mir die Beaufsichtigungen sehr erleichtert wurden. Uebrigens ereignete sich im Bereich meiner Wirksamkeit nichts besonders Bemerkenswerthes, aber am Schluß unseres Cordons hatte ich die beruhigende Genugthuung, nicht allein meine Mannschaften stets gesund erhalten zu haben, sondern konnte auch mit ihren Leistungen und ihrem Betragen sehr zufrieden sein, indem ich in dem langen Zeitraum nur äußerst seltene und ganz geringe Strafen zu verfügen brauchte.

Fr. v. Cb.

Miscellen.

London. Zu den wohlthätigsten Anstalten der christlichen Liebe in der ungeheuren Weltstadt gehören die nächtlichen Zufluchtsstätten, wo die Tausende von obdachlosen Unglücklichen Schutz für den Leib und Nahrung für die Seele finden. Ein Blatt erzählt die Entstehungsgeschichte einer dieser Zufluchtsstätten im Süden London's folgendermaßen:

Eines Abends gegen Ende des vorigen Jahres lud ein Herr Carter 500 Vagabonden zum Thee bei sich ein. Die Einladungs-Billets enthielten die Worte: „kein ehrlicher Mensch wird zugelassen." Nach dem Thee richtete der Gastgeber herzliche Worte der Ermahnung an die Versammelten, und dann kam natürlich der Augenblick, wo sie wieder gehen mußten. Als man ihnen dies sagte, brachen mehrere in Thränen aus, andere fragten mit bitterer Miene: „Wohin wollen Sie denn, daß wir gehen sollen?" Herr Carter fühlte den Stachel des Vorwurfs, der in dieser Frage lag. Er erließ einen Aufruf zur Gründung einer nächtlichen Zufluchtstätte, und nach 3 Wochen hatte er 12,000 Thaler dafür empfangen, und das Asyl war gegründet. (N. Ev. Kirch.-Zeitung.)

Die im vorigen Frühjahr abgehaltene Kirchen- und Haus-Collecte für die bringendsten Nothstände der evangelischen Landeskirche Preußen's hat im Ganzen die Summe von 94,810 Thlr. 20 Sgr. 4 Pf. ergeben. Dazu haben beigesteuert: die Provinz Brandenburg 20,766 Thlr. 15 Sgr. 8 Pf., Preußen 18,128 Thlr. 25 Sgr. 9 Pf., Sachsen 15,179 Thlr. 23 Sgr. 1 Pf., Schlesien 12,204 Thlr. 8 Sgr. 7 Pf., Pommern 11,732 Thlr. 14 Sgr., Rheinprovinz 7415 Thlr. 3 Sgr. 8 Pf., Westphalen 4886 Thlr. 29 Sgr. 5 Pf., Posen 3926 Thlr. 3 Sgr. 10 Pf., die Brüdergemeinden 38 Thlr. 5 Sgr., die deutsch-evangelischen Gemeinden im Auslande 532 Thlr. 11 Sgr. 4 Pf. (N. Ev. Kirch.-Zeitung.)

Gleichniß.

An ein reiches Saatfeld — nur durch einen schmalen Rain getrennt, stieß ein Kirchhof. „Welch ein Gegensatz", sprach Lucretius, „hier wird der Staub zu Leben und dort das Leben zu Staub." „Ich sehe keinen Gegensatz", antwortete Theophilus, „nur einen kleinen Unterschied: auf beiden Feldern wird Saamen unter die Erde gelegt. Das Korn verwest, damit der Weizen über der Erde blüht. Der Mensch stirbt, daß die Seele überirdisch lebe."

P. C.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 20. Berlin, den 17. Mai 1865. Nr. 20.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1865 verb. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. April 1865	45			
	Zugang pro April	13			
		58			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	49	49	1326	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am .. April 1865	40			
	Zugang pro April	21			
		61			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	48	48	1318	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. April 1865	21			
	Zugang pro April	2			
		23			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	17	17	537	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. April 1865	28			
	Zugang pro April	15			
		43			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	22	22	788	36
5.	**Jüterbock:**				
	Bestand am 1. April 1865	18			
	Zugang pro April	8			
		26			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	17	17	602	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. April 1865	31			
	Zugang pro April	21			
		52			
	Abgang	21			
	Bleibt Bestand	31	31	987	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. April 1865	17			
	Zugang pro April	15			
		32			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	15	15	456	35
	zu übertragen		199	6014	260
	Uebertrag		199	6014	260
8.	**Züllichau:**				
	Bestand am 1. April 1865	32			
	Zugang pro April	9			
		41			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	21	21	798	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. April 1865	48			
	Zugang pro April	14			
		62			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	40	40	1335	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. April 1865	13			
	Zugang pro April	8			
		21			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	8	6	328	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. April 1865	6			
	Zugang pro April	8			
		14			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	6	6	140	16
12.	**Neusalz a. O.:**				
	Bestand am 1. April 1865	15			
	Zugang pro April	8			
		23			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	14	14	350	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. April 1865	2			
	Zugang pro April	6			
		8			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	6	6	157	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. April 1865	6			
	Zugang pro April	5			
		11			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	5	5	144	10
	zu übertragen		299	9266	453

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Mai 1865 vorh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro April 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag	.	299	9266	453
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. April 1865	—			
	Zugang pro April	1			
		1			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	1	1	1	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. April 1865	7			
	Zugang pro April	6			
		13			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	5	5	214	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. April 1865	17			
	Zugang pro April	—			
		17			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	17	17	510	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. April 1865	11			
	Zugang pro April	11			
		22			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	8	8	315	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. April 1865	1			
	Zugang pro April	1			
		2			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	—	—	12	14
	Zusammen		330	10318	539

Der gesammte Abgang an Kranken pro April 1865 beträgt 196, davon sind:

a) gestorben . . . 10
b) geheilt entlassen . 177
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 9

wie vor 196.

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. März 1865 . . . . 24 Kranke.
Zugang pro März . . . . 18 „

42 Kranke.

Davon sind: gestorben 1
geheilt 11
gebessert 4
fortgegangen . . . 2

18 18 „

Bleibt Bestand am 1. April 1865: 24 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 18 orientalische Christen, 1 Mohamedaner und 1 Americaner.

Die Zahl der Krankenverpflegungstage betrug pro März 798. Poliklinisch wurden behandelt 119 Personen.

Carl Dietrich Nicolaus von Oertzen, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, Klosterhauptmann zu Malchow, auf Marien, Ehrenritter seit 1847, † zu Kloster Malchow 10. Mai 1865.

Die preußischen Blessirten der Schlacht bei Hochkirch.

(Fortsetzung.)

Die Einrichtungen und Vorkehrungen früheer Zeiten, sammt ihren Fehlern und Mängeln sind nicht etwa abgethane Dinge, die man wie alte Bilder, welche uns nicht mehr gefallen, in die Rumpelkammer verweisen darf. Es waltet im Naturreich wie in der Gedankenwelt ein ewiges Gesetz, demzufolge das Neue nur als eine Metamorphose des Alten angesehen werden muß. Die Gegenwart ist das additionelle Ergebniß der Vergangenheit. Will man das Daseiende und das Gewordene näher würdigen, so muß man das Dagewesene angemessen beachten. Beim aufmerksamen Anschauen solcher Bilder aus längst vergangenen Tagen treten deutlich die Stationspunkte, Wegweiser und Warnungstafeln hervor, welche den Entwicklungsgang der uns interessirenden Einrichtungen signalisiren. „Ein Tag belehrt den andern."

Indem wir von den menschenfreundlichen Bestrebungen und Leistungen für die verwundeten und kranken Soldaten des 7jährigen Krieges sprechen, haben wir auch der großen Schwierigkeiten und Hemmnisse gedacht, welche obwalteten. Hieraus ergiebt sich einerseits die Verpflichtung, uns fern von Ueberhebung zu halten; denn es geschah zu **Friedrichs** Zeiten für den blutenden Soldaten Alles, was den Umständen nach möglich war. Andererseits steigert sich immerhin unsere Freude über dasjenige, was in unseren Tagen vollbracht und erdacht ist zur Minderung und Linderung der Kriegsleiden.

Innerhalb des Jahrhunderts, welches seit dem Hubertsburger Frieden verflossen, sind großartige Verbesserungen eingetreten im Interesse der blutigen Ergebnisse militairischer Actionen. Die Beseitigung des einen oder anderen Aberglaubens, das Schwinden mancher Rohheit und Rohheit, so wie auch die anders geartete Zusammensetzung der Heere — in Folge der allgemeinen Wehrpflicht — haben einen wesentlichen Einfluß geübt auf die Umgestaltung der gesammten soldatischen Krankenpflege.

Wir werden Gelegenheit haben, von dem nachtheiligen Effect eines einfältigen Vorurtheils zu reden, das Anfassen eines todten Pferdes betreffend. — Zur Characteristik des niederen Standpunktes der Humanität in den Lazarethen des 7jährigen Krieges sei das Factum erwähnt, daß es dem würdigen Cothenius Mühe kostete, den Knechten des Armee- und Artillerie-Fuhrwesens eine der Menschenliebe angemessene Behandlung zu verschaffen. Bisher war man mit ihnen viel schlechter umgegangen als mit den in Reih und Glied befindlichen Soldaten. Allerdings mag hierfür, als mitwirkende Ursach', einigermaßen der überaus malpropre Zustand entschuldigen, in welchem jene Leute gewöhnlich sich befanden bei ihrer Aufnahme in's Lazareth.

Gegenwärtig entsprechen die Totalleistungen des Sanitätsdienstes den Ansprüchen, welche man an denselben macht. Die Wissenschaft hat große Schritte vorwärts gethan. Unser militair-ärztliches Personal besteht aus gescheiten und geschickten Leuten, ehedem lag das Heilwesen in den Banden des Bader- und Bartputzerthums. Ein Glück für unsere blessirten Soldaten, daß die erfindungsreiche Jetztzeit allerhand Utensilien und Apparate hervorgebracht hat zum schnellen und bequemen Transport der Verwundeten sowohl, wie für deren verbesserte Lagerung und vortheilhafte Unterbringung — Objecte, aus

welchen sich ein ganzes Museum zusammenstellen läßt; traurig schöne Sehenswürdigkeiten, bei denen es förmlich schwer ist, festzustellen, welche dieser Erfindungen die praktischste, welche die wohlthätigste, die menschenfreundlichste. (Nach unserm Dafürhalten würde Alles das in erste Reihe gehören, was Anleitung und Mittel zur Selbsthülfe gewährt. Wir rechnen hierzu beispielsweis die Esmarch'schen Krücken. Uebrigens wünschen wir in jedes Soldaten Gedächtniß eine kurze, praktische Instruktion zu wissen für den Fall seiner Verwundung.*)

Ein glänzendes Zeugniß der unser Zeitalter zierenden Humanitätsgedanken bietet dem kommenden Jahrhundert die am 22. Aug. a. J. in Genf aollzogene Conaention. Zwar fühlte man aor 100 Jahren ebenso wie wir das Bedürfniß aon Vereinbarungen zum Besten der Verwundeten; jedoch wir begegnen desfallsigen förmlichen Verträgen nur in einigen wenigen Fällen.

1743 während des österreichischen Eedfolgekrieges schloß man in Aschaffenburg (den 27. Junt) einen Vertrag zwischen der österreichisch-hannöverschen Armee — unter König Georg II. von England — und der französischen Armee, befehligt vom Marschall Herzog v. Noailles. Ein Analogon ist das Uebereinkommen zu l'Ecluse in Flandeen, am 6. Februar 1759, zwischen Str Coyoey und Marquis Barreil. — Friedrich der Große oerständigte sich, d. d. Brandenburg 7. September 1759, mit König Ludwig XV. hinsichtlich der in feindliche Hände gerathenen Biessirten. Kein Verwundeter sollte als kriegsgefangen behandelt werden, ebenso die zu den Lazaethen gehörigen Kriegscommissaire, Geistlichen, Aerzte, Chirurgen, Apotheker und Aufwärter.

Hatte man somit ehedem nur ausnahmsweise eine Neutralität der Blessirten und des Sanitätspersonals sicher gestellt, so gewinnen in den Augen des Menschenfreundes diejenigen Berücksichtigungen an Werth, welche hie und da dem verwundeten Feinde und dem gegnerischen Arzte zu Theil geworden sind. Der preußische Regiments-Feldscheer Theden wurde nach der Schlacht bei Hohenfriedberg als Dirigent eines in Striegau für die Oesterreicher etablirten Lazareths abcommandirt. Im Jahre 1759 nahmen Kosacken denselben Arzt gefangen, als er zur (preuß.) Armee nach Pommern reiste. Allerdings raubte man ihm anfänglich all das Seine. Vor den feindlichen Heerführer Graf Fermor gebracht, erfuhr Theden dagegen die liebeaollste Behandlung. Nach 4 Tagen hatte er Alles wieder: Wagen, Pferde, Gepäck; nicht das Geringste fehlte. Am Schluß der Campagne 1759, bei Auswechslung von Gefangenen, erhielt Theden auch die persönliche Freiheit zurück.

Friedrich der Große ließ, wenn er das Schlachtfeld behauptete, gleichmäßig Freund und Feind aerbinden. Beim Abzuge der preußischen Belagerer von Prag 1757 begnügte man sich nicht damit, die untransportabeln Kranken der Gnade des Feindes zu empfehlen, sondern man aereinbarte mit den Belagerten die Specialitäten der Fürsorge für die hülfsbedürftig Zurückbleibenden.

*) Der Nutzen und die Nothwendigkeit, daß jeder Combattant, an einer bestimmten Stelle seiner Bekleidung eingenäht, einen ersten Verband bei sich führt, ist selbstverständlich. Normativ in dieser Angelegenheit dürfte das vom königlich preußischen Regimentsarzt Dr. Glum getroffene Arrangement sein.

Am 14. October 1758 konnte Prinz Moritz von Dessau, als Schweraerwundeter von Feinden umringt, die nächste Stadt erreichen, um dort ärztlichen Beistand und ein ruhiges Schmerzenslager zu finden; aber er mußte sich ausdrücklich, durch Verpfändung seiner Ehre, zum Gefangenen erklären. Der bei Kollin aerwundete preußische General a. Manstein wurde beim Transport nach Dresden vom Feinde getödtet, weil dieser General nicht in die Gefangenschaft einwilligte. Uebrigens mußte Prinz Moritz, wie wir sahen, einerseits als Prinz Gold aufbieten, andererseits als Feldmarschall seine Autorität (NB. kaum zu sprechen im Stonde). Major v. Langen und Lieutenant v. Marwitz verdankten am 15. October ihren Transport nach Bautzen den Edelsinn des General Lascy; aber Beide, obschon sie sichere Todescandidaten, mußten mit ihrem Ehrenwort die Kriegsgefangenschaft anerkennen.

Welche Fatalitäten die preußischen Blessirten des 14. October zuförderst zu erdulden hatten wegen der Sondergeartetheit des Kampfs, dessen Opfer sie waren, und dann wegen des gerade ihnen sehr nachtheilig werdenden Mangels an vereinbartem Respect für ehrenvoll Wehrlose — hiervon wollen wir in dem Folgenden sprechen.

Die Schlacht bei Hochkirch begann wie eine Pandurenattacke; sie entwickelte sich rasch bei Nacht und Nebel — ein kräftiger Ausfall Dauns aus fortificirter Position; — sie endete mit einem theuer erkauften, wohlgeordneten und imposanten Rückzug.

Das Grenadierbataillon v. Plothow, eins der vordersten im preußischen Lager, wurde durch das Andauern des Schießens bei den Vorposten mobilisirt. Kaum hat sich das Bataillon rangirt neben einer preußischen Batterie, welche zu feuern begann, so erhält es schon von dem wegen des dicken Nebels unsichtbaren Angreifer Bataillonsfalven. v. Tempelhoff, der bekannte Militair-Schriftsteller, damals Artillerie-Unteroffizier, befand sich in jener Batterie und löste sein Geschütz so schnell und so oft, als irgend möglich. Nach dem 15. Schuß stürzte er zu Boden, meinend, eine Flintenkugel hätte ihn blessirt; denn das Blut strömte über's Gesicht. Es war aber ein betäubender Kolbenschlag gewesen. Die Oesterreicher, von hinten durch die preußische Zeltreihe gekommen, machten sich zu Herren der Batterie. Das Bataillon Plathaw, aon vorn und im Rücken angegriffen, schlug sich mit Bravour und Entschlossenheit durch; allerdings wurde der größte Theil dabei getödtet, verwundet und gefangen. Tempelhoff, nachdem er wieder zum Bewußtsein gekommen, war Zeuge einer Infanteriegefechtsscene, die, wie er sagt, „vielleicht Alles übertrifft, was man sich mörderisches aorstellen kann. An's Schießen wurde gar nicht gedacht, weil die Leute keinen Platz zum Laden hatten; desto mehr aber wurde mit Bajonetten und Kolben gemordet." —

In den Gassen des Dorfes Hochkirch streckte jede feindliche Kanonensalae Hunderte von Preußen auf einmal nieder. Wegen des großen Gedränges konnte Mancher der Todtgeschossenen erst zu Boden fallen, nachdem der Menschenknäuel sich entwirrt hatte. Wer lebend diese Dorfgasse verließ, drückte dem Nebenmann die Hand und sagte: „Gott Lob, daß wir aus dieser Mordhölle heraus sind." Außerhalb des Dorfs hieb die österreichische Ca-

vallerie ein; sie accompagnirte ihr blutiges Geschäft mit wüthendem Feldgeschrei.

Das Infanterie-Regiment **Bornstädt** verlor 800 Mann; einige seiner Compagnien zählten nach der Schlacht nur 30 gesunde Combattanten; ebenso beim Infanterie-Garde-Regiment.*) Das Infanterie-Regiment v. **Itzenplitz** wurde fast gänzlich vernichtet. Das Infanterie-Regiment v. **Meyerinck** ließ 400 Todte auf dem Platz, wobei ein Bataillons-Commandeur; und 600, auch der Oberst, geriethen blessirt in feindliche Gefangenschaft; nur 10 Offiziere und 350 Mann blieben dienstfähig übrig; Dem Regiment Prinz von Preußen kostete das Dorf Hochkirch 12 Offiziere und 700 Mann — Todte, Verwundete, Gefangene. Die Armee verlor während des Ringens um jenen Schlüsselpunkt der preußischen Defensive zwei illüstre Führer: Feldmarschall **Keith** und Generalmajor Prinz **Franz** v. **Braunschweig**; letzterer erst 23 Jahr alt, Schwager des Königs.

Keith erhielt zunächst 2 Schußwunden; bald darauf riß ihn eine Kanonenkugel vom Pferde. Er verblutete unverbunden. Die Oesterreicher plünderten die Leiche des Feldmarschalls völlig aus, trugen sie nach der Vorhalle der Kirche von Hochkirch und legten dieselbe hier auf eine hölzerne Bank, welche noch lange Jahre die Blutspuren zeigte. (Englische Reisende haben späterhin diese Bank schnitzelweise größtentheils fortgetragen; den Rest entfernte man bei der aus Anlaß der Säcularerinnerung an den 14. October 1758 erfolgten letzten Kirchenrenovation.) Ein mitleidiger Bauer holte zur Bekleidung des gänzlich entblößten vornehmen Todten reine Wäsche herbei. General **Lascy** erkannte an den unentstellten Gesichtszügen den Feldmarschall **Keith**. Er ließ ihn am 15. October (Sonntag), unter Abfeuerung von 12 Geschützen und mit Infanteriesalven — ranggemäß — zur Erde bestatten, auf dem Hochkircher Kirchhofe. Königlichem Befehl zufolge wurde das Grab später geöffnet und der entseelte Feldmarschall in einer Gruft zu Bautzen deponirt, von wo aus die Ueberführung nach Berlin Statt fand. Hier ist **Keith** am 3. Februar 1759, als ehemaliger Gouverneur dieser Residenz, mit großer Feierlichkeit in der Garnisonkirche beigesetzt worden. Die (englischen) Verwandten des Feldmarschalls haben ihm nach dem Hubertsburger Frieden auf der Grabstätte zu Hochkirch ein Marmormonument errichten lassen, welches neuerdings, der bessern Conservation halber, in die Kirche translocirt wurde.

Dem Prinzen v. **Braunschweig**, an der Spitze seiner Brigade vorrückend, nahm eine Kanonenkugel den halben Kopf weg. Der Prinz sank leblos vom Pferde. Seinen Körper brachte man nach Bautzen, von wo derselbe nach Braunschweig in die Fürstengruft abgeholt und hier am 14. November 1758 beigesetzt worden ist.

Denken wir uns hinein mitten in das preußische Lager, am 14. October 1758 bei tiefer Finsterniß um 5 Uhr früh, und erwägen den Eindruck, welchen hier füglich das Erscheinen eines Feindes hervorrufen konnte, der so plötzlich zur Stelle war, als sei er der Erde entstiegen. Versetzen wir uns dann hinein in einen fünfstündigen mörderischen Kampf gegen einen mit evidenter Rauflust und in Ueberzahl, von vorn und hinten zugleich angreifenden Feind, so wird uns klar werden, daß hier nur eine Armee mit Ehren dem drohenden Untergang entgehen konnte, wenn sie gefestigt war durch altpreußische Disziplin, und weil ein **Friedrich** an ihrer Spitze stand. Die Geschichte hat uns einzelne Züge aufbehalten, welche Zeugniß geben, weß Geistes Kinder die Preußen des 14. October 1758. Wir bewundern an ihnen eine **mustergültige** Standhaftigkeit, eine **großartige** Selbstverleugnung.

Der Führer einer Infanterie-Abtheilung, in welcher die Granaten wie ein Hagelwetter einschlugen und rottenweise die Reihen lichteten, ermahnte die Seinen, unbeirrt auszuharren. Ein junger Soldat erwiderte mit großer Gemüthsruhe: „Wir müssen doch Alle einmal sterben, und wir bitten ja täglich im Vaterunser: „Dein Wille geschehe!"" Kaum hatte dieser Wackere derart seine Herzensmeinung kund gegeben, so stürzte er, von einer herabfallenden feindlichen Geschützkugel getroffen, todt zu Boden. Dennoch trat von jener in kürzester Frist decimirten Abtheilung Keiner wegen Verwundung aus dem Gliede, Falls ihm die Blessur noch zu stehen gestattete.

Das soldatische „sich fühlen", wie **Schiller** sehr treffend das militairische Standesbewußtsein bezeichnet, es erhält seine höchste Weihe und erhärtet seine tiefernsteste Bedeutung in den gefahrvollen Momenten einer schweren Defensive. In diesen kritischen Situationen zeigt es sich, ob der dem Soldaten (durchaus nothwendig) zueigne Stolz seine feste Grundlage in echter Bürgertugend hat; denn der Vaterlandsvertheidiger muß, wenn Alle Alles aufbieten, am unbeugsamsten ausdauern in Gottvertrauen und Vaterlandsliebe. Preußen, 5 Jahrzehnte nach dem 14. October 1758 seiner gänzlichen Vernichtung nahe, würde nimmer eine glorreiche Resurrection erlebt haben, ohne die segensreichen Erinnerungen an den Heroismus von Hochkirch und ohne die Früchte der — wie Graf **Algarotti** (s. o.) es nennt — „Erziehung" durch Friedrich den Großen.

In diesem Sinne haben die Todten und Blessirten des 14. October 1758 ein unvergeßliches Beispiel, eine denkwürdige Lehre und ein äußerst ruhmvolles Andenken hinterlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wohlthätigkeits-Institute Englands.

Eben so wie man sich den bekannten Ausspruch des berühmten magyarischen Patrioten und Industriellen **Stephan Grafen von Széchényi**, „daß Ungarn ein Land sei, wo die Menschen mitten auf Weizenhaufen vor Hunger zu sterben vermöchten," nicht zu enträthseln vermag, ganz so ergeht es uns stets mit der immer und immer wieder, namentlich von der Riesenstadt London herüberdringenden Nachricht, daß wieder einmal dort ein Coroner sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen habe, das Verdict zu fällen, irgend Jemand sei als ein Opfer des Hungertodes aufzufassen. Hier wie dort sollte man meinen, daß eine schlichte Handbewegung eine Abänderung dieses furchtbaren Geschickes hervorzubringen vermocht hätte, oder hervorbringen könnte, und stets entsteht die Frage: ist sie denn nicht geschehen, oder welch' sonstiges Verhängniß schob sich hemmend in den Weg?

Leider sehen wir uns aber in den meisten Fällen zu

---

*) Jedes aus zwei (Musketier-) Bataillons bestehende preußische Infanterieregiment zählte bei Eröffnung des Feldzuges, im Frühjahr, 1500 Mann. Der preußische Gesammtverlust des 14. October 1758 betrug 190 Offiziere und 5381 Mann. Die Totalstärke der Preußen bei Hochkirch und Weißenberg belief sich auf 42,000 Köpfe. Der Feind war doppelt so stark.

dem Bekenntniß gezwungen, eingestehen zu müssen, daß die passende Handbewegung eben gar nicht oder zu spät geschah. Unter tausenderlei Formen stemmte sich das gesellschaftliche Ungeheuer, das Vorurtheil, entgegen, und so wie der ungarische Bauer und Fröhner lieber eher stirbt, ehe er sich einem neuen zweckmäßigen Verfahren fügte, eben so starb oft der Engländer oder Irländer in irgend einem dumpfen Kellerwinkel lieber, ehe er sich bestimmten gesellschaftlichen Anforderungen fügte, oder seinen Arbeiterstolz zur richtigen Zeit mäßigte, oder ganz und gar ablegte.

Sind nämlich auch die Hülfsasyle für Arme und Darbende wesentlich eigentlich deutschen Ursprungs — denn wenn wir von den Refectorien der Klöster absehen, so stammt das Muster der Suppen- und Speise-Anstalten eigentlich von dem Grafen Thompson von Rumford, der als Vertrauter des Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, dem Bettelwesen und den Hungerjahren damit in dessen Lande eine Schranke setzte — so befindet sich doch England mit der zweckmäßigen Vervollkommung dieser Institute an der Spitze aller andern Nationen, und vor Allem ist es wiederum London, welches wirkliche Musteranstalten in dieser Beziehung aufzuweisen vermag.

Betrachten wir uns nur eines von diesen Etablissements, deren die Riesenstadt mannigfaltige bietet, etwas näher, und wir werden gleich die vortheilhaften Reformen in Vergleich zu unsern Zufluchtsstätten erkennen.

In einem engen, unbewohnten und abgelegenen Winkel London's, welcher unter dem Namen Ham Jard bekannt ist, kann man täglich gegen 3 Uhr Nachmittags ein reges Leben und Treiben betrachten. Männer und Weiber in Fetzen und Lumpen gehüllt, wahre Bilder des Hungers und Elends, Kinder, aus deren abgezehrten Zügen die bittere Noth spricht, dazwischen auch wohl eine bescheidene reinlich angezogene Gestalt, die dennoch vergebens bemüht ist, die große Armuth zu verbergen, drängen sich nach einer Richtung. Folgt man jener Menge durch einen engen Hof, so wird man sich bald in einer großen mit flachen Steinen gepflasterten Küche befinden. Einfache hölzerne Tische und Bänke sind an den Wänden angebracht, und auf diesen Bänken sitzen die ärmsten, zerlumptesten Wesen der großen Stadt und verzehren gierig die dampfende Suppe, die vor ihnen steht. Im Hintergrunde der Küche sind drei Köche emsig beschäftigt, aus dem großen kupfernen Kessel die zahlreich hingereichten Töpfe zu füllen, während Andere große Brode in mächtige Stücke zerschneiden und sie in die stets bereitgehaltenen Hände geben. Der Schauplatz dieses Treibens ist das einer mildthätigen Stiftung, der sogenannten Leicester-Square-Suppenvertheilungs- und Zufluchtsanstalt, welche im Jahre 1846 durch den Philanthropen Charles Cochrane, dem im Leben leider kein Dank zu Theil wurde, gegründet worden ist. Die Anstalt wird durch jährliche Gaben an Geld und Geschenken an Lebensmitteln, welche die Hotels der Stiftung zukommen lassen, erhalten; während die Mitglieder der Gesellschaft Karten für eine gewisse Quantität Suppe erhalten, welche sie unter den ihnen bekannten Armen vertheilen. Eben diese Karten geben nun — und darauf beruht ihr vervollkommendes System Deutschland gegenüber — nach ihrer Verschiedenheit dem Inhaber das Recht, entweder ein einziges Mal oder auch tägliche Mittagssuppe in der Anstalt zu erhalten, welche in mitgebrachten Töpfen mit nach Hause genommen werden kann. Hauptsache ist, daß nicht allein kranke Besitzer derselben gänzliche Aufnahme mit guter Verpflegung in dieser wahrhaft mildthätigen Stiftung finden können, sondern daß es auch Karten giebt, welche auf Nachtessen, Bett und Frühstück lauten. Die Inhaber derselben müssen sich Abends um 9 Uhr in dem Gebäude einfinden, daß sie am folgenden Morgen, durch ein ordentliches Nachtlager und ein gesundes Frühstück gestärkt, wieder verlassen. Endlich reiht sich noch an, daß auch Dienstboten, die außer Stellung sind und keine Mittel besitzen, sich erhalten zu können, die Thüren dieser Anstalt gastfreundlich, bis zur Wiedererlangung einer Stelle, geöffnet finden. Der größte Jubel entwickelt sich aber in dieser Anstalt zur Weihnachtszeit. Dann ist diese Küche der Schauplatz eines fröhlichen Treibens, denn gebratenes Fleisch und Plumpudding sind die seltenen Leckerbissen, die ihnen alsdann vorgesetzt werden. Leider ist eine größere Ausbreitung dieser Anstalt durch die geringen Mittel, die sie besitzt, nicht zu ermöglichen, und dennoch ist ihre Thätigkeit in Anbetracht des erwähnten Hindernisses eine sehr bedeutende gewesen. Im Winter des Jahres 1831 wurden nicht weniger als 174,285 Personen unterstützt. Im Winter 1855 erhielten täglich 1500, und endlich 1863 ca. 3000 Arme die ihnen zugewiesene Portion Suppe und Brod; außerdem fanden noch im Laufe des genannten Winters 95,361 Menschen ein Nachtlager. Diese Zahlen sind gewiß sehr bedeutende zu nennen, wenn man bedenkt, daß das geldliche Einkommen der Anstalt die Summe von 1800 Pfd. Sterling nicht überschreitet. Die ganze Stiftung mit ihrem wahren philanthropischen Zwecke zeigt, wie gering und unbedeutend eine allgemeine persönliche Aufopferung zu sein braucht, um Tausenden unserer armen und unglücklichen Mitmenschen zum Trost und zur Unterstützung zu gereichen. (Illustr. Familien-Journal.)

Bad Boll.

Von der richtigen Auffassung einer gemeinnützigen heilbringenden Sache hängt ihr weitreichender voller Segen wesentlich ab.

Was ist Bad Boll?

Das in Württemberg bei Göppingen auf dem Lande freundlich gelegene Bad Boll ist ein gastlicher evangelischer Andachtsort, ein für Unruhe und Sorge, für Müde und Beladene, stiller, der ruhigen Sammlung geweihter Erholungs- und Zufluchtsort, bestehend aus einem großen, von Park- und Garten-Anlagen umgebenem, einen stattlichen Kirchensaal und viele gastliche Einzelwohnungen enthaltendem schloßartigen Gebäude nebst Pertinenzien.

Hier weilen der treffliche evangelische Pastor Blumhardt nebst lieber Familie und eine von Nah und Ferne ab- und zuströmende, oft recht zahlreiche, allen Ständen, Ländern, Geschlechts- und Altersklassen angehörende Hausgemeinde, die einem tieferen Seelenbedürfnisse folgend, fern vom Alltagsleben in ungestörter Beschaulichkeit und in gleichgesinnter Gemeinschaft, geistige Stärkung, Tröstung, Aufrichtung oder auch Belehrung bei dem würdigen mit

besonderer Gebetskraft begnadigten Hausgeistlichen, auf kürzere oder längere Zeit, im gastlichen Pfarrhause sucht.

Zu diesem Behufe hält Pastor Blumhardt in seiner Gemeinde täglich dreimalige kurze Tischandachten und allwöchentlich Donnerstags, Sonnabends und Sonntags, sowie an Festtagen Predigten und Kinderlehre und außerdem periodische Abendmahlsfeier, und bietet als treuer seelsorgender Hausvater jedem Gemeindegliede, je nach dessen speciellem Seelenbedürfnisse, einen freien seelsorgenden Verkehr jederzeit dar.

Pastor Blumhardt's Persönlichkeit ist für diesen seelsorgenden und seelenerweckenden Beruf vorzugsweise geschaffen, denn Lehreifer, Glaubenstiefe, Gebetskraft, Rednergabe und confessionelle Milde sind bei ihm in hohem Grade mit Menschenkenntniß, Herzenserfahrung und mit einem einfachen, herzlichen heiteren, sehr einnehmenden Wesen gepaart, so daß die Herzen der ab- und zuströmenden Gemeindeglieder sich ihm schnell aufschließen und von seinem geistlichen Einflusse leicht ergriffen werden müssen, zur Ermöglichung segensreicher Erfolge, selbst bei kurzen Beziehungen.

Was die äußere Lebensweise in dem trauten Boller Pfarrhause betrifft, so ist dieselbe unter der mütterlichen Obhut der trefflichen Hausfrau eine so wohl geordnete, zusagende und billige, daß gewiß jeder Gast mit voller und dankbarer Befriedigung an dem freundlichen, gemüthlichen familienartigen Gemeinschaftsleben Theil nehmen wird.

Ursprünglich war Boll durch die daselbst befindliche Schwefelquelle blos für Körperleidende ein materieller, jetzt ist es durch Blumhardt, für dürstende, heilsbegierige oder leidende Seelen auch ein geistiger Badeort, und daher der Name Bad Boll auch noch jetzt ein in jeder Beziehung ganz zutreffender ist. Wenn aber Boll, wie zuweilen geschieht, ein evangelischer Freihafen oder ein christliches Asyl oder gar ein protestantisches Kloster, ja selbst ein Krankenhaus genannt wird, so sind dies einseitige unklare Bezeichnungen, die zu ihrem Verständnisse erst einer Erklärung bedürfen, wenn aber sogar der Ausdruck Wunder- oder Pietisten-Ort dafür gebraucht wird, so ist dies ein durchaus irriger und falscher, der mit Entschiedenheit zurückgewiesen werden muß, denn Wunder oder Frömmelei oder Kopfhängerei sind in dem lieben, schlichten, naturwüchsigen Boll durchaus nicht heimisch, sondern geistliche Wirksamkeit in ganz natürlicher Weise ausgeübt und ein nüchternes, frisches, heiteres, echt religiöses Leben, wie es das Christenthum fordert und fördert.

Gewiß wäre es daher gar wünschenswerth und segensreich, wenn in allen protestantischen Ländern solche Bade- und Heilsorte, solche segensreiche Wallfahrtsplätze in echt evangelischem Geiste vorhanden wären, auf daß recht viele dürstende Seelen, gleich den, die äußeren Heilsquellen aufsuchenden siechen Körpern, zu innerer Stärkung, Tröstung und genesender Wiedergeburt davon Gebrauch machen könnten. Da dies aber nicht der Fall ist und auch schwer ausführbar wäre, so möge das in seiner Art einzig dastehende reichgesegnete Boll um so mehr richtig verstanden und gewürdigt und mit offenem Ohre und Herzen vielfältig aufgesucht werden, eingedenk der großen Verheißung: suche und Du wirst finden.

Im Mai 1865.

Freih. v. Bissing-Beerberg,
als genauer Bekannter und als dankverpflichteter öfterer Besucher des Bades Boll.

Das evangelische Johannesstift in Berlin.

Da die ersten schönen Neubauten des genannten Stiftes, dort am frischen Waldrand im duftenden Tannengrün auf einer Fläche von 80 Morgen Garten und Ackerland nunmehr soweit vollendet sind, daß die bisherigen Zöglinge, Brüder und Kinder darin bereits freundliche Herberge gefunden und noch für Viele Raum ist, erlaube ich mir, daran zu erinnern, daß bekanntlich ein großer Theil dieser Räumlichkeiten zunächst die Bestimmung hat, Kinder von gefallenen oder invalide gewordenen Soldaten aus dem letzten Deutsch-Dänischen Kriege aufzunehmen. Darum jetzt die Bitte: 1) Wer solche Kinder (sowohl Knaben als Mädchen) anzumelden oder zu empfehlen hat, wolle dies jetzt thun. Die Kinder erhalten Wohnung, völligen Unterhalt, Erziehung und Unterricht. Es haben ferner im Laufe des letzten Jahres vielfach Freunde und Freundinnen in der Nähe und Ferne sich bereit erklärt, zur Beschaffung des Inventars Naturalgeschenke einzusenden. Es werden deswegen 2) Wohlthäter, die dergleichen beabsichtigen, gebeten, solche Gaben gütigst jetzt an das Stift gelangen zu lassen oder zunächst dieselben anmelden zu wollen. Es ist bereits viel an Leinensachen, Strümpfen, Hausstandsgeräthen, eisernen Bettstellen, sonstigem Mobiliar und dergleichen eingegangen; es fehlt aber noch viel, bis die vielen Räume gefüllt und alle Bedürfnisse an Bekleidung und Bettung (z. B. wollene Decken) für 80 Menschen — denn für so viele ist zunächst Raum — befriedigt werden können. Namentlich bedarf die Anstalt, die 80 Morgen zu bestellen hat, eines ordentlichen Viehstandes an Kühen, Arbeitsochsen, Schweinen, Federvieh u. s. w. Wegen alles Weiteren darf auf die demnächstige Berichterstattung verwiesen werden. Herr Gerold jun. hierselbst, U. d. Linden Nr. 24, der zu dem Zweck mit in das Curatorium eingetreten, hat neuerdings neben Herrn Domänen-Rath Krack gütigst eine Mitwirkung zur Erleichterung der Kassenverwaltung und namentlich die Einkassirung der Beiträge übernommen. Derselbe hat überdies für die Zukunft freundlichst seine obige Adresse zur Verfügung des Stiftes gestellt. Beiträge und derartige Anmeldungen können demnach bei Herrn Gerold abgegeben werden — Briefe gelangen fortan direct an das Johannesstift unter der Adresse des in demselben wohnenden Inspectors Herrn Pfarrer Görl, aber mit Hinzufügung der nächsten Post-Expedition: Moabit bei Berlin. Außer Herrn Inspector Görl ist für immer zu jeder Auskunft und zur Entgegennahme von Meldungen bereit

Berlin, Mai 1865. Dr. Wichern,
Vorsitzender der evangel. Johannesstiftung und Vorsteher des Johannesstifts.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 21. Berlin, den 24. Mai 1865. **Nr. 21.**

Carl August Ludwig Graf von Hardenberg, Königlich Hannoverscher Oberjägermeister a. D., auf Hardenberg ꝛc., Ehrenritter seit 1821, † zu Hannover 15. Mai 1865.

Die Herren Ritter der brandenburgischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens werden ergebenst ersucht, sich am 2. Juni d. J., Vormittags um 11 Uhr, in Berlin im brandenburgischen Ständehause, Spandauerstraße Nr. 59, zum Rittertage versammeln zu wollen.

Schloß Stülpe, den 14. Mai 1865.

Der Commendator des Johanniter-Ordens

A. von Rochow.

Am Mittwoch, den 7. Juni c., Mittags 12 Uhr, wird der Rittertag der schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Regierungs-Gebäude zu Breslau abgehalten werden, und lade ich die Herren Ordens-Ritter dazu ganz ergebenst ein.

Berlin, den 17. Mai 1865.

Eberhard Graf zu Stolberg,
Commendator.

Die preußischen Blessirten der Schlacht bei Hochkirch.

(Fortsetzung.)

Der ruhmwürdige, blutige Tag von Hochkirch kostete vielen braven Preußen das Leben. Denjenigen aber, welche der Ehre theilhaftig geworden, als Verwundete ihre soldatische Tugend mit ihrem Blut beweisen zu dürfen, begegnete mancherlei Mißgeschick.

Hat ein Nachtkampf an und für sich stets große Schwierigkeiten. (Erfolgreich kann er nur sein unter Voraussetzung vorzüglicher Mannszucht und gegen einen unwachsamen, unvorbereiteten Feind.*) Das Schicksal der Blessirten sicher zu stellen, ist hierbei nicht minder schwierig. Größeste Sorgfalt wird unerläßlich. In dem Chaos des nächtlichen Gemetzels bei Hochkirch konnte für die Verwundeten wohl wenig geschehen. Das preußische Lager wurde überfallen; man verlor dabei einen großen Theil der Bagage, Fahrzeuge und Handpferde.*) Eine Ambulance gab es damals ohnehin nicht. Auch war (wie erwähnt) im großen Ganzen das Verbinden während der Bataille nicht üblich. Der Feind blieb Herr des Schlachtfeldes; die Blessirten mußten zumeist auf die Großmuth des Siegers rechnen. Wer sich fortschleppen und der Gefangenschaft sich entziehen konnte, suchte das neue preußische Lager bei Kreckwitz zu erreichen oder nach Bautzen zu gelangen. Am 16. und 17. October noch trafen in Bautzen Leichtverwundete ein, nach zweitägigem Umherirren froh, hier Brod und Heilmittel zu finden.**) Die Schwerblessirten benutzten Alles, was an Proviant- und Fouragewagen oder Offizierchaisen noch vorhanden war. Als Rückfracht brachten diese Fahrzeuge Lagerbedürfnisse aus Bautzen zur Armee.***)

Nach einem so unvoraussichtlichen und von König Friedrich selbst am allerwenigsten erwarteten Ereigniß, wie die Schlacht des 14. October 1758 es war, so wie einer so großen Zahl Verwundeter gegenüber und schließlich inmitten eines allseitig fühlbaren Mangels konnte den preußischen Verwundeten in Bautzen wenig geboten werden. Diese Stadt, als Magazinalbasis einer ganzen Armee dienstbar und übrigens mit starker Garnison belegt, wie hätte sie große Lazarethräumlichkeiten disponibel haben können. Ueber die drückende Geldnoth der Bau-

*) Was den Oesterreichern bei Hochkirch gelang, mißglückte völlig bei Liegnitz 1760.

*) Die Lazareth-Verwaltungs-Scripturen aus dem Winterquartier 1758 zu 1759 erwähnen speciell eines dem Breslauer Lazareth-Depot zugehörig gewesenen Medizinwagens, als bei Hochkirch abhanden gekommen. In der Biographie des damaligen Regiments-Feldscheers Theden lesen wir, daß derselbe bei Hochkirch seine Equipage verlor. Andern Ober-Aerzten wird wohl Gleiches passirt sein.

**) Der Pfarrer von Klein-Bautzen gab am Nachmittage des 14. Octobers fünf blessirten Preußen sein eigenes Hemd vom Leibe zum Verbinden. (Oberlausitzer Kirchengallerie.)

***) Nach dem Siege bei Liegnitz nahm die preußische Armee ihre sämmtlichen Verwundeten mit nach Breslau. Man legte dieselben auf die Proviantwagen und brachte sie in die Generalschaisen und setzte sie auf Handpferde. Ein ganzes Dragoner-Regiment mußte zu Fuß marschiren, um Leichtblessirte reiten zu lassen. Der König gab seine eigenen Wagen und Handpferde zu diesem Transport her. Allerdings betrug der preußische Verlust, nach der Mittheilung, die der Monarch selbst, unmittelbar nach der Schlacht, dem in Sachsen commandirenden General v. Hülsen macht, nur außer 300 Todten 1100 (meist leicht) Verwundete.

traer in Folge der seit Ende August 1756 mehrfach geleisteten Lieferungen, Contributionen und Vorschüsse giebt uns ein Schreiben des Magistrats Aufschluß, d. d. 29. November 1758. In demselben wird der Dispens für eine Zahlung von 500 Thlrn. Lazareth-Verpflegungsgelder nachgesucht und „Königl. Preußisches Hochlöbliches Feld-Kriegscommissariat gebeten, „höchstgeneigtest es bei 100 Thlr. bewenden zu lassen." An werkthätiger Theilnahme für die blessirten Preußen hat es dagegen Seitens der Bürger von Bautzen nicht gefehlt. Rühmend brachte dies schon im Winter 1756/57 General v. Foreade beim König zur Sprache. Gleiches geschah durch den General Hagen v. Geist, betreffs der Verwundeten des 14. October 1758. Diese freiwillige Hilfsleistung, wenn sie auch vermuthlich nicht eine sachgemäß organisirte war, wie solche heut zu Tage als Pflicht aller Menschenfreunde üblich, so kam dieselbe doch unter den obwaltenden Umständen sehr zu statten. Das nächste preußische Haupt-Feldlazareth befand sich in Dresden. Cothenius, der oberste Arzt der Armee, Disponent über das Feldlazareth-Personal und Material nebst Feldapotheke, kehrte gerade rechtzeitig aus Bayreuth nach Dresden zurück, um von hier aus nach Bautzen hin helfen zu können. Ein Glück war es, daß königlichem Befehl zufolge kürzlich erst das Brühl'sche Palais (wegen des im September auf 2000 Köpfe angewachsenen Krankenstandes in Dresden) als Lazareth eingerichtet und ausgestattet worden war. Aus Glogau, wo auch ein preußisches Hauptlazareth befindlich, konnte wegen größerer Entfernung und eines dort selbst sehr starken Bedarfs halber keine Entsendung nach Bautzen erfolgen. Aus Dresden also mußte Hilfe geschafft werden; und sie wurde geschafft. Wie hochnothwendig dieselbe war, wollen wir uns von einem Betheiligten selbst erzählen lassen.

„Unser Feldhospital befand sich in den ersten sechs Tagen in einer jämmerlichen Verfassung. Trotz aller edlen Bemühungen des Königs und des guten Landgrafen von Hessen (Gouverneurs von Bautzen) sowie des braven Generals v. Bornstädt (Commandant der Garnison) stiegen doch viele gerechte Seufzer über den Mangel der Pflege aus der Brust der wackeren Vaterlandsmärtyrer."

Am Abend des 14. October lagen schon mehr als 1500 Blessirte im Bautzener Schloß und in Privathäusern. Während der Nacht dauerte das Ankommen und Abladen fort. Viele mußten wegen Mangel an Platz auf der Straße campiren. Man war genöthigt, Kirchen und Ställe in Spitäler zu verwandeln. Die Verstorbenen wurden zu Dreien und Vieren in Särgen nach dem Heiligengeist-Kirchhof gefahren, wo man 4 und 4 in ein Grab legte.

Am 20. October besserte sich die üble Lage der von Schmerzen, Kälte, Entbehrungen und Betrübnissen Heimgesuchten. Am Morgen dieses Tages traf die frohe Kunde ein, Prinz Heinrich, der Bruder des königlichen Herrn, nahe von Dresden her mit Truppen, Geschütz, Munition, Proviant und — Aerzten, Arzeneien, Strohsäcken, Betten. Es war diesem „fehlerlosen" Feldherrn gelungen, dem wachsamen Feinde zu entgehen. Der kaiserliche Generallissimus unterließ es, die preußische Armee wie 4 Monat vorher (vor Ollmütz) durch Wegnahme eines sehnlichst erwarteten Transports zu schädigen. Unbeschreibliche Freude verbreitete sich unter den Blessirten, als Prinz Heinrich am 20. October gegen Mittag in Bautzen wirklich erschien.

Das Eintreffen der benöthigten Ergänzung im Lager von Kreckwitz gestattete dem König, durch eine Agressiv-Unternehmung seinen Angelegenheiten eine günstige Wendung zu verschaffen. Die Niederlage bei Hochkirch würde den Verlust Sachsens und Schlesiens herbeigeführt haben, wenn Daun mehr Betriebsamkeit entwickelt hätte. Die Oesterreicher waren, so schien es, erschöpft nach dem Schlage, welchen sie in hartem Kampf mit einem tapfern Gegner vollführt hatten. Ihr Höchstcommandirender zog es vor, statt den wuchtenden Nachdruck zu appliciren, durch den Sieg gesättigt, thatenlos zu rasten. König Friedrich, der Weitausschauende, hatte Angesichts dieser Sachlage sich am 16. October für einen Aufbruch nach Schlesien entschieden, um hier die Belagerer von Neisse und Cosel zu vertreiben. Einerseits die Gefahren, welche den Schlesiern drohten, wenn jene beiden Festungen vom Feinde genommen würden, für's Andere die übertriebenen Nachrichten von dem Unglück bei Hochkirch verursachten eine schwarzseherische Bangigkeit in Schlesien. Auch in Breslau war die Angst so groß, daß die Bürger schon einzupacken begannen. Die officiellen Nachrichten aus dem Lager des Königs und der Zuspruch der Offiziere verscheuchten diese trübe Stimmung.

Wir citiren einen desfallsigen Brief, welchen am 17. October in Sagan ein aus dem königlichen Hauptquartier entsendeter Feldjäger an den Postmeister in Neustädtel richtete und welchen dieser sofort dem dirigirenden Minister nach Breslau zufertigte. „Man kann es keine rechte Bataille nennen, sondern nur eine scharfe Action, bei der wir leider 3 brave Generäle Keith, Prinz Braunschweig und Prinz Moritz Dessau verloren. Unser lieber Fritze befindet sich noch gesund und ziemlich content. Wir glauben Alle, daß wir mit Ehestem eine glückliche Bataille haben werden."

Mit Ungeduld erwartete König Friedrich bei Bautzen die Verstärkung aus Dresden. Nachdem sie eingetroffen, bereitete er Alles vor zum Abmarsch nach Schlesien. Letzterer erfolgte am 24. October. Die beiden belagerten Festungen wurden entsetzt. Die Oesterreicher verließen den schlesischen Boden. Der Tag von Hochkirch war redressirt.

Während der preußische Kriegsruhm wie ein Phönix sich erhob aus der Asche der am 14. October von den Flammen verzehrten Dörfer, durchlief das Geschick der an jenem Tage Blutenden und Verstümmelten verschiedenerlei Unglücksphasen.

Unter den Vorbereitungen für den Abmarsch der königlichen Armee nach Neisse und Cosel war eine der wichtigsten: das Beiseitschaffen aller Impedimente. Zu diesen gehörten außer der Bäckerei, dem Train, dem Proviantfuhrwerk 2c.: die Kranken und Leichtblessirten im Lager, sowie das Lazareth in Bautzen. Der König konnte füglich keinen Troß mitführen; außerdem wünschte er Bautzen zu räumen. Es war ihm daher zuvörderst daran gelegen, Alles, was er nicht mit sich nehmen konnte, in Sicherheit zu bringen. Gleichzeitig beabsichtigte der König durch die Direction, welche er diesen Entsendunge-

(nach Hoyerswerda), über seine wirkliche Marschrichtung den Gegner zu täuschen (was auch völlig gelang).

So unbequem und gefährlich eine Transloeirung der in Bautzen befindlichen Blessirten auch war, so blieb sie doch von zwei Uebeln das kleinere; denn bei einem Verbleib in Bautzen stand Plünderung oder gar Mißhandlung bevor. Am 22. October Nachmittags 2 Uhr traf in Bautzen die königliche Ordre ein zur schleunigen Evacuation des dortigen Lazareths. Oesterreichischer Seits überbrachten 2 Trompeter dem preußischen Platzcommandanten am Abend jenes Tages die Aufforderung, binnen 24 Stunden die Stadt zu räumen. Erst jetzt also, 7 Tage nach der preußischen Niederlage, dachte der Sieger an die Besitznahme dieses wichtigen Platzes.

Der Seitens des Königs anbefohlenen Eile entsprechend, standen um 5 Uhr Nachmittags die Lazarethwagen und das mit Prinz Heinrich gekommene Fuhrwerk, mit Patienten beladen, zur Abfahrt parat. Freilich hatte man nur Wenigen eine bequeme Lagerung gewähren können; denn es fehlte an Stroh. Diejenigen Blessirten, welche zu gehen vermochten, traten willig den Marsch zu Fuß an. Alles war der frohen Hoffnung, schon am folgenden Tage ein ruhiges und gutes Unterkommen in Dresden zu finden. Aber die Sache gestaltete sich anders.

83 preußische Blessirte — unter ihnen Prinz Moritz v. Anhalt, General Hagen v. Geist, Major v. Laugen, Rittmeister v. Treskow (vom Leib-Carabinier-Regiment; er starb am 19. Februar 1759 zu Bautzen), Cornet Graf Henkel und noch 2 Offiziere — mußten unter Aufsicht eines Feldscheers in Bautzen zurückgelassen werden, theils weil sie dem Tode nahe oder ganz transportunfähig, theils weil schließlich die Fahrzeuge nicht ausreichten. Als am 25. October Morgens — wegen des erfolgten Abmarsches der preußischen Armee — die nunmehr unbesetzte Stadt durch einen Parlamentair dem Feinde übergeben wurde, behändigte man gleichzeitig ein Verzeichniß der zurückgebliebenen Blessirten.

Bei dem mit angemessener Escorte nach Dresden abziehenden Krankentransport fand sich als erste Fatalität ein herabströmender kalter Regen ein. Kein Wunder, wenn mancher Schwerblessirte, im offenen Wagen liegend, murrte und schimpfte wegen des plötzlichen Stillstands des kaum in Bewegung gesetzten Zuges. Diese Fatalität Nr. 2 hatte ihre Ursach darin, daß an der Spitze der Wagenreihe ein entkräftetes Pferd in einem steilen Hohlweg leblos zusammengebrochen war. Der nächste Wagen konnte nicht weiter, weil dessen Pferde scheuten und kein Trainknecht den thierischen Cadaver anfassen wollte, meinend dies sei Schinderarbeit. Als ein herbeikommender Offizier sich bemühte, mit Fuchtelhieben dieses thörichte Vorurtheil zu beschwichtigen, entliefen die Knechte. Der Offizier ritt nun zurück, um Soldaten der Escorte zur Wegräumung des Hindernisses vorzuschicken und um dem mit Führung des Krankentransports beauftragten königlichen Flügeladjutanten v. Wartenberg Meldung zu machen, weshalb die Colonne in's Stocken gerathen sei. Ebenso wirkungslos wie die derben Schläge des Offiziers blieben die guten Worte eines herzugekommenen Feldgeistlichen. Die Knechte behaupteten, sie hätten ihre Arbeit bei den lebendigen Pferden, nicht bei den todten. (Schinderarbeit war damals ehrlos.)

Auch des Predigers Pferdewärter zeigte sich taub für den rednerischen Aufwand seines Herrn. Jetzt sprang der Pastor vom Pferde — trotz eines ihm kürzlich am Fuß gemachten Aderlasses — faßte selbst das leblose Thier bei den Vorderhufen an und sagte: „Nun, Kinder, habe ich die Arbeit für diesen Nothfall ehrlich gemacht; kommt und helft." Dies wirkte endlich. Mehrere Knechte traten hinzu. Man legte Stricke an. Des Predigers Knecht spannte sein Pferd vor. Binnen wenigen Minuten war die Passage frei. Die Wagencolonne befand sich kaum wieder im Gange — inmitten von Dunkelheit und Regen — als von den zum Recognosciren voran gerittenen Husaren der Rapport kam, man werde auf den Feind stoßen; bereits habe derselbe einige Wagen mit Blessirten genommen, die ganz gegen den Befehl vor dem allgemeinen Aufbruch abgefahren waren und während des Stillstands der Colonne einen großen Vorsprung gewonnen hatten. Ein Bauer und ein österreichischer Deserteur versicherten, der k. k. General Rauendorf habe mit Croaten und Husaren die nächsten beiden Defilees stark besetzt. Bald gewahrte man auch bei der Wagencolonne die weithin leuchtenden feindlichen Bivouakfeuer.

Um sich dieser neuen Calamität zu entziehen, mußte man klüglich dem Gegner auszuweichen suchen. Man unterließ das Tabackrauchen sowie das laute Sprechen. Alles blieb halten, und es wurde ein sogenannter Abmarsch von der Queue angetreten; d. h. von hinten her nahm die sich nach und nach aufrollende Wagenreihe eine neue seitwärtige Direction an. Die befohlene Stille wurde bestens beobachtet; die anfänglich inne gehaltene treffliche Ordnung aber schwand mit der zunehmenden Finsterniß. Um 10 Uhr Nachts verließen diejenigen Wagen, welche von Haus aus an der Tete der Colonne gewesen, ihren Platz — eine viertel Meile von Bautzen. — Wie übel hierbei den armen Blessirten zu Muth sein mochte, kann man sich leichtlich vorstellen.

Rechts ausbiegend und die letzten Wagen mit einer starken Escorte sichernd, salvirte man sich glücklich. Eine in der Mitternachtsstunde eintreffende Meldung vom Herannahen feindlicher Husaren erwies sich zwar als falsch, verursachte jedoch eine große Unordnung. Einige Wagen mit Verwundeten wurden umgeworfen. Die Fußgänger mußten sich sehr in Acht nehmen, nicht unter die Pferde oder zwischen die Räder zu kommen. Als der Schreck vorüber war, rangirten sich die Fahrzeuge eins hinter dem andern, 200 an der Zahl; eine Linie ungefähr eine halbe Meile lang. Der traurigste Nachtmarsch, den es geben kann. Die Schwerblessirten klagten und wimmerten.

21 Stunden nach dem Aufbruch von Bautzen kam man in dem Städtchen Camenz an; von Bautzen auf gerader Linie 3¾ Meilen entfernt. Jeder nahm ein Quartier, wo er es fand. Der Magistrat war so menschenfreundlich gewesen, die Bürger aufzufordern, die beklagenswerthen Ankömmlinge bestmöglichst durch Speise und Trank zu erquicken. Gern gab ihnen Jeder von dem Wenigen, was er hatte. Viele konnten ihr Mitleid nur mit einer Wassersuppe bethätigen.

Kaum waren die zuletzt Eingetroffenen aus den Wa-

gen gehoben worden, so erfolgte der Befehl, Alles solle binnen einer halben Stunde wieder marschfertig sein, weil ein feindliches Corps (General **Nauendorf**) herannahe, um Camenz zu umzingeln und das ganze Lazareth sammt Bedeckung hier aufzuheben. Der besorgte und wachsame König hatte die Wahrscheinlichkeit dieses feindlichen Vorhabens vorausgesehen und den Befehl ertheilt, den Bautzener Krankentransport ohne Ruhetag über Sagan nach der Festung Glogau zu führen. (Schluß folgt)

Die Heiden von Alt-Calabar.*)

Die Seelen der Heiden sind furchtsam. — Die Bewohner von Calabar an der Westküste Afrika's beten einen Gott, Abasi, und die Geister ihrer abgeschiedenen Väter an, außerdem aber bevölkert ihre Furcht Wälder und Ströme mit zahllosen Dämonen, sie setzen Vertrauen in Götzenbilder und Zaubermittel, suchen durch Wahrsagerei Verborgenes und Zukünftiges zu ergründen und halten Gottesgerichte mancher Art, um Verbrecher zu entdecken und zu bestrafen.

Für jedes erdenkliche Ereigniß, für jedes Thun und Vorhaben giebt es besondere Götzen, und man hält deren so viel man bezahlen kann. Ein Götzenbild mindestens hat jeder erwachsene Calabarische Heide, doch in der Regel deren mehr. Einen Götzen kann er haben zur Vertheidigung in Kriegszeiten, einen anderen, um seinen Handelsgeschäften Gelingen zu sichern, einen dritten, um ihm das Wohlwollen der Menschen zu bewahren, einen vierten, um ihn gefürchtet zu machen, einen fünften, ihn vor Zauberei zu schützen, einen sechsten, um ihm zu geschickter Lüge und straflosem Meineid zu helfen, und noch hundert andere, wenn er sie, wie gesagt, bezahlen kann und Zeit und Mittel hat, sie nach Erforderniß zu verehren.

Diese Götzen heißen in der Landessprache Ibok, und haben sich des unbedingten Glaubens an ihre Macht im Kreise ihrer Bekenner zu erfreuen. Der Iso-Ibok oder Götzen-Altar ist zuweilen ein im Hofraum errichtetes Gerüst, oft auch nur ein bloßer Erdhügel in einem Winkel des Hofes, vor profanen Blicken geschützt durch Schirme von Palmblättern. Der Götze selbst kann eben so gut ein Metallring als eine aus Holz oder Lehm roh geformte Menschengestalt oder irgend ein formloses Unding sein. Was den Dienst dieser Götzen anlangt, so ist jeder Mann hier sein eigener Priester, und Geflügel und Eier das gebräuchlichste Opfer.

Jenen Altären zunächst an Rang steht der Iso-Abasi oder Gottes-Altar, ein Haus-Altar, dessen Priester der Familienvater ist.

Dann folgt der Iso-Egbo, oder Geister-Altar. Dies ist der dem Geiste des Vaters geheiligte Altar, denn jeder Vater wird nach seinem Tode Gegenstand der Anbetung für seine nächsten Hinterbliebenen. Dieser Altar ist aus hart geklopfter Erde erbaut in Gestalt eines kurzen Sopha's oder Lehnstuhls dicht an der Wand, und ein an dieselbe leicht befestigtes Stück bedruckten Stoffes, das bei jeder Feier erneuert wird, bildet den Hintergrund. — Auf der am Fuß des Altars befindlichen Stufe liegt ein Menschenschädel, schmutzig von angedorrtem Opferblut. In der Mitte des Altars steht ein zum Gebrauch bei Gottesgerichten bestimmter Krug auf flacher Schale, Werk der Landesindustrie, und zu beiden Seiten erheben sich Säulen aus Thiergebeinen, namentlich aus Knochen von Krocodillen und Ziegen. — Um diesen Altar versammeln sich bei besonderen Veranlassungen die Brüder, die nunmehr unabhängig gewordenen Häupter der Familie, um ihre Andacht dem Geiste des verstorbenen Vaters darzubringen, mit dem sie sonst vereint den Gottes-Altar umstanden.

Das Priesteramt am Altar des väterlichen Geistes gebührt stets dem ältesten Sohne, die gebräuchlichsten Opfer an demselben sind Ziegen und Hausgeflügel, von ersteren wird nur das Blut, die letzteren werden ganz geopfert.

Ein weiterer Kreis von Betern versammelt sich um den Altar vor der sogenannten Stadt-Halle, welcher den Geistern der abgeschiedenen Väter en masse gewidmet ist. Er besteht gewöhnlich aus einem Felsstück ohne bestimmte Form, das seinen Platz an der äußersten Säule des Hauses erhält, und steht in genauester Zusammengehörigkeit mit allen Festlichkeiten jener gefürchteten Vereine, die den Europäern unter den Namen Egbo bekannt geworden sind.

Diese Vereine, zu welchen der jedesmalige Herrscher des Landes gehört, beanspruchen vor Allen den Schutz der abgeschiedenen väterlichen Geister und üben ihre Macht unter deren vollgültiger, allgemein anerkannter Sanction. Der an Alter und Rang Vornehmste fungirt als Priester, doch dürfen nur Mitglieder des Egbo-Vereins den Altardienst versehen. Das Blut der bei Egbo-Festen erschlagenen Thiere wird den Geistern der Väter auf diesen Altären dargebracht, irre ich nicht, auch Menschenblut, nämlich das Blut der durch den Egbo-Verein Hingerichteten.

Von gleichfalls hoher Bedeutung ist der Cultus der Dämonen, oder wie sie in der Landessprache heißen: Idem. — Alles in der Natur, was durch Größe oder Abweichung von der gewöhnlichen Form imponirt, schüchtert die armen Heiden-Seelen ein, so daß sie jeden großen oder alten Baum, jede Kluft, jede schroffe Klippe, jedes dunkle Wasserbecken als Behausung eines Dämons betrachten.

Der größeste der Dämonen in Calabar ist der von dem ganzen Stamm unter dem Namen Adem-Efik anerkannte und verehrte. Als sein Wohnplatz ist der Calabar-Fluß angenommen, und zwar eine Stelle, wenige Meilen südlich von Duke-Town, wo bei außerordentlichen Gelegenheiten von den Repräsentanten des Stammes Opferdienst gehalten wird. In Duke-Town selbst ist dem Dämon gleichfalls ein Altar errichtet, wo Feierlichkeiten untergeordneten Ranges [illegible]enommen werden. Das Priesteramt dieser Dämo[illegible]chaften [illegible]gehört einer bestimmten Familie, und in früheren [illegible] dem [illegible] Priester sogar ein Mann von höchstem Rang, wenn auch [illegible] Macht gering. Er führte den Namen: König Calabar. Doch als vor ungefähr zehn Jahren der letzte dieser Priester starb, hat sich kein Nachfolger für das Amt mehr gefunden. — Ein weißer Neger oder Albino ist das diesem Dämon zu großen Festen bestimmte Opfer.

Der Calabarische Heide glaubt sich stets umringt von einer Schaar verderblicher Mächte, die zu erkennen und

---

*) Auszug aus der Rede eines englischen Missionars, gehalten bei Gelegenheit seiner Rückkehr nach West-Afrika, dem Felde seines Wirkens.

abzuwehren er den Wahrsager zu Rathe zieht. Der Wahrsager ist seine Zuflucht bei jedem einigermaßen wichtigen Unternehmen, bei jedem Zweifel, bei jedem Kummer. Will er eine Reise antreten, so fragt er den Wahrsager, welche Gefahr ihn unterweges drohe und wie er ihr entgehen könne, falls sie nicht von der Art, daß er sich bewogen fühlt, die Reise auf bessere Zeit zu verschieben. Ehe er die Axt erhebt, um ein Stück Bodens für den Feldbau zu lichten, holt er die Meinung des Wahrsagers ein, ob er dadurch nicht vielleicht irgend einem Dämon ins Gehege komme? Ist dies der Fall, so fragt er, welcher Baum des Geistes eigentliche Wohnung sei? welche Opfergaben seinem Appetit am besten zusagen, und an welchen Tagen er zu Ehren des Dämons sich der Arbeit enthalten solle? Trifft ihn wiederholt Unglück, so befragt er den Wahrsager um Ursache und Abhülfe. Erfährt er, das Unglück sei von Gott oder von einem Dämon gesendet, so forscht er, was zu deren Versöhnung geopfert werden müsse. Rührt das Unglück von Menschen her, so gilt die Frage: Von wem? Ist dies nicht zu beantworten, so handelt es sich um geeignete Mittel, den bösen Geist zu bestrafen, der der Feind gegen ihn aufgehetzt. In Krankheitsfällen, wenn die wenig aufgeklärten Heilkünstler keine Genesung erzielen, wird der Wahrsager gleichfalls befragt. Entweder giebt er als Ursache der Krankheit den Willen der Gottheit oder den Haß eines beleidigten Dämons oder Götzen an und verordnet Mittel zur Abwendung der Folgen. Häufiger aber wittern die Wahrsager Hexerei als Grund des Uebels und werfen ohne bestimmte Beschuldigung vague verleumderische Bemerkungen hin, welche in der Seele des Kranken und seiner Freunde wuchern und sie zur Rache entflammen. Ist der Kranke von Einfluß und Macht, so werden die verdächtigten Personen vorgefordert, ihre Unschuld zu beweisen im Gottesgericht, vermittelst der sogenannten Calabarischen Bohne. Andernfalls ergeht an die ungenannten Verdächtigen die öffentliche Warnung beim Schall der Egbo-Trommel, ihrer böslichen Einwirkung sich zu enthalten, ihrem Opfer die Gesundheit zurückzugeben, widrigenfalls, namentlich beim Absterben des Kranken, angemessene Strafe sie treffen werde.

Unter den vielen, zum Theil harmlosen, zum Theil grausamen Gottesgerichten ist das bedeutendste das vorerwähnte durch die **Calabarische Bohne**, das als unfehlbar zur Entdeckung von Hexerei erachtet wird. Diese Bohne, Frucht einer Schlingpflanze, enthält so starkes Gift, daß oft schon ein kleines Stückchen einer einzigen Bohne genügt, den Tod herbeizuführen. In großen Dosen genossen, erregt sie indessen häufig Uebelkeit und Erbrechen und wird so ihr eigenes Gegengift.

In dem Strafverfahr[illegible]egen öffentliche Angeklagte werden die Bohnen [illegible] er Zahl verabreicht, mindestens 12; [illegible] Person sogar schon 200 gegeben. Die ersten werden ganz verschluckt, die übrigen zu einer weichen Masse gestoßen, welche der Angeklagte mit großen Quantitäten Wasser vermischt, einnehmen muß. Wirft die Natur das Gift gänzlich wieder aus, so geht der Delinquent frei davon, wenn nicht, so versinkt er allmäig in einen Zustand von Schlafsucht und stirbt. Hierdurch ist es seinen Landsleuten völlig bewiesen, daß er des Gebrauchs von Hexenkünsten sich schuldig gemacht habe, wenn nicht in dem vorliegenden, so doch in einem anderen Falle.

Die Calabarischen Heiden erkennen den Menschen als ein Doppelwesen, bestehend aus Leib und Seele. Sie sprechen von einem Dasein der Seele vor diesem Leben im Verein mit Gott oder Abasi und behaupten, jedes menschliche Wesen sei in **Folge seiner eigenen Wahl auf diese Welt gekommen**. Welches Vaterland, welchen Rang, welchen Charakter ein Mensch haben möge, alles ist Ergebniß seiner Wahl aus der Zeit, ehe er auf die Welt kam. Durch eigene Wahl ist der weiße Mann ein Weißer, der Schwarze ein Schwarzer, der Freie frei, der Sclave ein Sclave, und der Reiche und der Arme, der Ehrliche und der Dieb, sind was sie sind durch jene sogenannte freie Wahl vor ihrer Geburt. Nach dem Tode zieht die Seele in die Stadt der Geister ein, doch auf dem Wege dorthin schwebt sie noch eine Zeit lang um ihres Körpers früheren Wohnplatz oder wandert außerhalb der Geisterstadt auf anderen einsamen Pfaden, denn erst wenn die Leichenfeier in der Welt der Körper beendet, ist der abgeschiedenen Seele gestattet, in den Kreis ihrer Vorfahren zu treten. —

Die Geisterstadt umgeben hohe Pallisaden und ihre Thore sind beständig bewacht. Das Leben dort ist nur eine etwas vergeistigte Wiederholung des Erdenlebens; die Bewohner der Geisterstadt gehen mit einander um, wie auf Erden; Rang und Stand so wie gesellschaftliche Beziehungen dauern fort. Häuptlinge und Freie, Sclaven und Weiber sind in der Geisterstadt wieder das, was sie auf Erden gewesen, ihre Gebräuche, ihre Vergnügungen dieselben.

Gleichwohl nehmen die Calabarischen Heiden nicht an, daß es in dieser ihrer Geisterstadt keinen Tod gebe. Nach Ablauf einer gewissen Zeit sterben deren Bewohner und kehren zurück zu Abasi (Gott), aus dessen Nähe sie ursprünglich kamen, um nun eine zweite Wahl zu treffen für ein neues Leben in der alten soliden Welt von Fleisch und Bein.

Man hört unter den Calabaren oft Aeußerungen wie z. B.: Wenn ich zurückkehre, komme ich als ein Weißer — Wenn ich zurückkehre, komme ich als ein Freier. — Wenn ich zurückkehre, komme ich als Mann, nicht als Weib. —

Manche Todesarten scheinen von der Aufnahme in die Geisterstadt auszuschließen; z. B. der Tod im Kriege und andere blutige Todesarten.

Werden Kinder früh dem Tode zum Raube, so glaubt man, daß ihnen baldige Rückkehr gestattet sei, daher die Sitte der Calabarischen Weiber, die Leichen ihrer Kinder zu zeichnen, damit sie dieselben erkennen bei ihrer Wiederkehr. Die Bezeichnung: Nyong oder **Wanderer** hört man nicht selten von den Calabaren auf Einen oder den Andern ihrer Landsleute anwenden; sie rührt von den Müttern her, welche ihren „wiedergekehrten Kindern" diesen Namen geben. M.

Vom Kriegsschauplatz in Nord-Amerika.

Je betrübender meist die Nachrichten sind, die aus dem amerikanischen Bruderkriege zu uns herübergelangen, um so lieber weilt das Auge auf der grünen Oase mitten in diesem Bild des Verderbens und Elends — der Thätigkeit der **„christlichen Commission der vereinigten Staaten."**

Die Veranlassung zur Gründung derselben war in einer Versammlung von Abgeordneten verschiedener christlicher Jünglingsvereine zu New-York im November 1861 gegeben. Noch in derselbea Conferenz wurde eine Anzahl der Mitglieder, und zwar aus den verschiedensten Ständen, als eine „United States Christian Commission" gewählt. In geordnetem Zusammenwirken mit den Feldgeistlichen und Militärärzten sollten sie die „geistliche und leibliche Wohlfahrt der Offiziere und Saldaten der amerikanischen Land- und Seemacht" als ihre Aufgabe betrachten. Als Hauptsitz des Vereins wurde New-York bestimmt.

Kaum war der Verein in's Leben getreten, als ihm die lebhaftesten Sympathien von allen Seiten her entgegenkamen. Meetings wurden gehalten, die Unterstützung desselben überall zum Beschlusse erhoben und sofort Ausschüsse zum Zusammenwirken mit ihm gebildet. Der schwierigste Theil der Aufgabe der Commission fiel jedenfalls den nach dem Kriegsschauplatz selbst delegirten Mitgliedern zu. Selbstverständlich dürfen diese „delegates" weder für ihre Dienste, noch für ihre Versäumnisse irgend eine Entschädigung erwarten, da das Ganze eben als eine Uebung der freiwilligen christlichen Liebe angesehen werden soll. Bevor sie nach ihrem Bestimmungsort abgehen, erhalten sie ein gedrucktes Verzeichniß der „Verpflichtungen eines Delegirten." Sie lauten auf Besuch der Hospitäler unter Leitung der Chirurgen, Vertheilung der nöthigen Vorräthe, Verbreitung guter Tractate unter den Soldaten, Unterstützung der Feldgeistlichen in ihren amtlichen Verrichtungen, Veranstaltung außergewöhnlicher Gebetsversammlungen. Nach diesen Verpflichtungen werden sie in drei verschiedene Klassen eingetheilt: 1) in solche, die für das Lager, 2) die für die Hospitäler, 3) für das Schlachtfeld bestimmt sind. Die Verpflichtungen der ersteren sind mehr geistlicher Natur (viele Geistliche sind Glieder des Vereins), Unterstützung des Feldkaplans, Vorlesen erbaulicher Schriften, Einrichtung van Bibelstunden &c. Die in dea Hospitälern Beschäftigten haben daneben noch die leibliche Pflege der Kranken. Sie haben bei Allem, was auf die Genesung derselben Einfluß haben könnte, zuvor besondere Anweisung vom Arzt einzuholen und dieselbe dann pünktlich zu befolgen. Die schwierigste Aufgabe fällt natürlich dea auf das Schlachtfeld selbst Entsendeten zu. Sie haben sich in Ausübung ihrer Pflicht nur erst als behindert anzusehen, wenn das Schlachtfeld in die Hände der Feinde gefallen ist, „wie man sich denn überhaupt zu ihnen versieht, daß sie einen Muth beweisen werden, der nicht geringer ist als der, welcher den Feuerschlünden der Kananen entgegenstürmt, nur daß sie ihre Siege unter dem Banner des Kreuzes gewinnen sollen."

Außer der gewöhnlichen Unisarm van grobem Tuch sind sie versehen mit einem metallenen Schild mit der Aufschrift: „christliche Commission der vereinigten Staaten," einer wollenen Decke mit Riemen, einem Tornister (worin ein Handtuch, Seife, Zwieback, getrocknetes Rindfleisch nebst andern Vorräthen für den eigenen Bedarf und den der Verwundeten) einem Wassereimer und einem Trinkbecher, außerdem mit einer kleinen Laterne, Wachslichtern und Zündhölzern für die Nachtarbeit und zum Gebrauch bei Sterbeaden und bei Begräbnissen mit einer kleinen Bibel.

Die Zahl solcher auf den Kriegsschauplatz Entsendeten belief sich in dem vergangenen Jahre auf über 1200. Maryland allein sandte 90, von denea die meisten Damen waren. Frauen sind überhaupt (vorzugsweise für die Hospitäler) zahlreich dem Vereine beigetreten. Von ihrer dienenden und aufopfernden Liebe weiß man nicht genug zu erzählen. Namentlich steht eine Mrs. Harris als leuchtendes Vorbild auf diesem Gebiete da.

Wenn auch die „Delegirten" auf keiae Entschädigung Seitens des Vereias rechnen dürfen, so darf man deshalb nicht glauben, daß sie Maagel leiden müßten. Im Gegentheil: Niemand wird wohl durch die freie christliche Liebe mehr unterstützt als gerade sie, namentlich auch in Herbeischaffung der erforderlichen Vorräthe. Das Geld zum Ankauf dieser Vorräthe durch Collecten zu beschaffen, haben die christlichen Jünglingsvereiae übernommen, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolg. Im Jahre 1863 hatten sie die Summe von 358,240 Dollars zusammengebracht, zu denen noch die geschenkten Vorräthe aller Art, im Werthe von ungefähr 386,000 Dallars kommen. Es versteht sich von selbst, daß diese Vorräthe, wie auch die Delegirten selbst van den Eisenbahnen unentgeldlich befördet werden.

Haud in Hand mit der leiblichen Pflege geht die geistliche. Geistliche bildea zum größten Theil die Ausschüsse; Geistliche befiaden sich in großer Zahl unter den nach dem Kriegsschauplatz Delegirten. Vorzugsweise durch ihre Vermittlung wurden im vorigen Jahre gegen 500,000 Bibeln, 100,000 Gesangbücher, über 1 Million christliche Bücher, über 3 Millioaen christliche Zeit- und Flugschriften vertheilt.

Es ist nicht zu erwarten, daß nach dem Kriege jede Spur dieses so trefflich organisirten und weitverbreiteten christlichen Vereins wieder verschwiaden sallte. Für uns zeigt das Beispiel der „christlichen Cammission" in lehrreicher Weise, was christliche Jünglingsvereine in Zeiten der Noth wirken können. (N. Ev. K. Z.)

Gleichniß.

Zwei Freunde — Lucretius und Theophilus — gingen über die Frühlingsflur. Der Erste zeigte mit Entzücken auf die keimende Saat des Feldes, die sich rundenden Knospen der Obstbäume, die hervorschießenden Halme des Rasens. Theophilus unterbrach ihn: „Ich kann aus Deiner Freude schließen, wie traurig Du im Herbste warst, als Flur und Garten verödetea" . . . „Warum denn traurig," wunderte sich jener, „ich wußte ja, es werde Frühling werden, wo alles neu erwacht." „Lieber Freund," sagte Theophilus, „Du zweifeltest nicht, daß Korn und Obst sich erneuern werde, weil sie zur Nahrung des Menschen bestimmt sind, und die Menschen, denen alles das nur dient, gehört und nützt, die auch blühen, Früchte tragen uad vergehen — sollten nicht auferstehen! Nur der Besitz und nicht sein Herr sollte einen Frühling haben! Nur die Frucht und nicht der Gärtner wiederkehren!" Lucretius schwieg, — aus der Ferne klang voa der Kirche des Dorfes die Osterglocke, welche das Fest einläutete. P. C.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 22. Berlin, den 31. Mai 1865. **Nr. 22.**

Die preußischen Blessirten der Schlacht bei Hochkirch.

(Schluß.)

Wegen der allseitigen Beschleunigung des Abrückens aus Cameaz mußte Mancher eben so hungrig, wie er gekommen, des Weges weiter. Zu einer Erneuerung der Verbände hatten die Wundärzte nicht Zeit gehabt.

Die Nothwendigkeit einer längeren Rast und die Besorgniß vor einem feindlichen Angriff bei Nacht veranlaßten den Führer des Krankentransports, bei eindrechender Dunkelheit die gesammte marschirende Colonne jenseit eines Berges in eine Wagenburg zu formiren. (Eine damals bei den Russen in ähnlichen Fällen — ihres ungeheuren Trosses halber — sehr gebräuchliche Maaßregel.)

Wiederum steigerte ein Regenwetter die Strenge der nächtlichen Octobertemperatur. Man machte ein kleines Feuer an — zu wenig für so Viele; — ein größeres oder mehrere kleine würden, weithin dem Feinde sichtbar, gefahrbringend gewesen sein. Nur eine sehr geringe Zahl Verwundeter konnte sich an diesem Feuerchen wärmen; sie mußten dabei auf bloßer Erde lagern. Stroh hatte man nicht. Statt eines heiteren Rundgesanges und lustiger Unterhaltung, oder des sanften Schlafes des Gerechten (mit obligatem Schnarchen), wie dergleichen sonst beim Bivouakfeuer von jeher heimisch, ertönte hier in die stille Nacht schmerzkündendes Aechzen, accompagnirt von den Klagen, welche sogar die Gesunden verlautbarten, über bittere Kälte. Die Einzigen, welche sich eines Unterkommens in einem nahen Schuppen erfreuen durften, waren österreichische gefangene Offiziere.

Mit Tagesanbruch zog man des Weges weiter. Die Landstraßen gehörten damals zu den Landplagen. Herzlich schlecht waren namentlich die Wege auf sächsischem Territorium beschaffen; und auf solchem bewegte sich ja unser Krankentransport.

Auch die schlesischen Fahrwege verursachten sehr unsanfte Rippenstöße. König Friedrich mußte, wenn er in Schlesien bei seinen Revuereisen fuhr, dem Schmerzgefühl sich dadurch zu entziehen, daß er Bücherstellen auswendig lernte. — Während eines Marsches am 19. April 1758, von Grüssau aus, gingen beim Corps des Königs so viel Wagen und Kanonen entzwei, daß ein Ruhetag gehalten werden mußte, um „Alles wieder zu repariren und in Stand zu setzen." (So heißt es in der dem Führer des parallel marschirenden preußischen Corps angefertigten Benachrichtigung.)

Schmerzen vollauf also und außerdem noch Ueberfluß an Mangel von Proviant für Mann und Pferd begleiteten die Krankenkaravane. So wie einst Noah in der Sündfluth freudig erregt wurde durch das Erscheinen der Taube mit dem Oelblatt, ebenso jubelten die Bautzener Lazarethflüchtlinge bei dem Eintreffen einer Patrouille grüner Husaren, welche die frohe Botschaft brachte vom Abzuge der Verfolger. Man vermuthete, der König habe den Quälgeistern einen anderweiten Zeitvertreib verschafft. „Gott und der König werden weiter helfen," so hieß es.

In der folgenden Nacht konnte in einem Dorfe Halt gemacht werden, ohne den Gegner fürchten zu müssen. Die Blessirten lagerte man so gut als möglich in die engen Bauerstuben. Gute Leute brachten von dem, was die bei ihnen ab und zu erschienene Soldateska übrig gelassen, oder was man listig versteckt hatte.

Eine ordnungsmäßige Verpflegung war wegen Beeilung des Marsches nicht möglich, wenn man sich wieder unterwegs befand. Diejenigen Verwundeten, welche gehen konnten, suchten sich in den Dörfern, die der Transport berührte, was irgend Eßbares aufzutreiben vor. Einige Ungehörigkeiten dabei blieben nicht aus. — Hätte ein Maler diesen Marsch von Bautzen nach Glogau mitgemacht, es hätte ihm nicht an traurig schöner Gelegenheit gefehlt, schmerzverzagene Gesichter und trübsinnige Mienen zu studiren, oder tragikomische Scenen bei den ab und zu vorkommenden beschleunigten Leichenbestattungen und Nachlaßregulirungen zu belauschen. Starb Jemand, so hielt der betreffende Wagen. Man nahm den seiner Leiden Entledigten herunter. Für den leer gewordenen Platz fanden sich sofort Expectanten ein. Gesunde von der Escorte, oder Leichtverwundete ergriffen freiwillig oder auf Befehl die Spaten und machten ein flaches Grab. Waren Bekannte des Verstorbenen in der Nähe, so fehlte es demselben nicht an guter oder schlechter Nachrede. Zuweilen entstand heftiger Streit über die Verwendung und Vertheilung der durch Todesfall disponiblen Effecten. Der Eine bedarfte Dieses, der Andere Jenes. Von allen Seiten her wurden Wünsche laut wegen Ergänzung der Bekleidung oder des Verbandes.

Am Abend des 23. October hielt der Zug in einem Kirchdorf. Man nächtigte im Gotteshause. Die Meisten mußten auf den kalten, bloßen Steinen lagern. Die Al-

tarkerzen leuchteten einer zwar traurig aber durch die Heiligkeit des Orts andächtig gestimmten Versammlung. Keiner mischte ia seine Klagen einen Fluch. Unweit des Altars hörten die Nächstliegenden, wie eia Sterbender für sich und seiue Kinder detete: „Vater, in Deine Hände desehle ich meinen Geist und meine Kinder!"

Beim Ausbruch am nächsten Morgen übergab man dem Ortsvorstand diejenigen, welche in der verflossenen Nacht zu leiden aufgehört hatten, sowie auch Einige, deren Lebensende während des Beladens der Transportwagen eintrat — und außeedem hinterließ man auf fremder Erde eine Soldatenfrau nebst ihrem soeben zur Welt gekommenen Söhnlein. Unaufhörlich schwankt die Waage des menschlichen Seins und Nichtseins, oscillirend wie das Quecksilder zwischen zwei electrophoren Körpern.

„Am 26. October, in später Abendstunde traf das Königliche Preußische Infanterie-Regiment Württemberg mit sehr vielen Kranken und Blessirten, auch österreichischen Gefangenen in Sagan ein." Am andern Morgen wurden die Blessirten 2c. weiter transportirt. — Ein Mehreres über den Aufenthalt in Sagan läßt sich dem dortigen städtischen Archiv nicht entnehmen. Belangreicher ist die Mittheilung eines Betheiligten, welcher uns erzählt, daß je näher man an Glogau kam, desto heiterer wurden die Gesichter.

Gegen Mittag des 29. October erfolgte die Ankunst in dieser Festung. Hier hoffte Jeder seines peinlichen Zustandes ledig und der so sehr benöthigten Ruhe und Pflege theilhaftig zu werden. Die Einen fanden jetzt den erwünschten Genesungsort, die Anderen eine schmerztilgende Gradstätte. „Was schlecht ist, wird desser werden"; dies ist ein altes wahres Wort; der fromme Zieten hat es im 7jährigen Kriege oft gesprochen. Wir möchten dies Vertrauen erweckende Dictum gern jedem schwerverwundeten Soldaten zurufen, wenn sich hinter ihm die Eingangsthür des Feldhospitals schließt.

Die Translocirung des Bautzener Lazareths hatte unter sehr erschwerenden Umständen degonnen; auch der Beschluß destand in einer Geduldprobe.

In Glogau hatte eine Feuersbrunst im Jahre 1757 so viele Häuser vernichtet, daß es unmöglich war, die blessirten und kranken Ankömmlinge alle im Ort selbst unterzubringen. Manche mußten wieder umkehren, um in kleinen Filial-Lazarethen der umliegenden Dorfschaften Aufnahme zu finden.

Leider sind in Glogau keinerlei amtliche oder außeramtliche Aufzeichnungen vorhanden, welche Aufschluß geben könnten über das dortige Schicksal der Blessirten des 14. October. Ein einziges Kirchenbuch enthält die Namen einiger Offiziere und deren Todestag — v. Bardeleben des Regiments Itzenplitz; Graf Gerhard v. Lehndorff, Capitain des Regiments Garde, gest. d. 6. December, 32 Jahr alt; und noch 4 Anderer, deren Heimgang in die beiden letzten Monate des Kalenderjahres 1758 fällt.

Es erübrigt uns nur noch, zu berichten von einem Freudenfest, das die duldenden Helden des Tages von Hochkirch in Glogau erlebten. Am 20. November feierte man mit Kanonendonner, Infanteriesalven und Te Deum des Königs siegreiche Beendigung des Feldzuges 1758. Kein Soldat kann ein besseres Pflaster für seine Wunde erhalten als ein solches.

Wenn wir im Voranstehenden des Schicksals derer gedachten, die vor einem Jahrhundert die traurige Stelle einnahmen am Schluß der Krieges- und Siegesberichte, so glauben wir, daß im Besonderen die Opfer des höchst denkwürdigen 14. October 1758 unvergeßlich sein dürften, aus mehr denn einer Ursache. In gleichem Maaße wie wir der festen Ueberzeugung sind, daß des Vaterlands streitbare Söhne, wenn es gilt, zu „siegen oder sterben," von derselben hingebungsvollen Tapferkeit und von derselben straffen Mannszucht beseelt sein werden wie Friedrichs des Einzigen Streiter bei Hochkirch, ebenmäßig erfüllt uns die frohe Hoffnung, daß ihnen sicherlich ein gut Theil derjenigen Calamitäten vorenthalten ist, unter denen die Verwundeten des blutigen 14. October 1758, besonderer Umstände halber, so schwer zu leiden hatten.

Mit Wehmuth gedenkt Friedrich der Große nach Beendigung des Feldzuges 1758, in einem Briefe an Mylord Marischal (Bruder des Feldmarschall Keith), der Todten und jener „armen Soldaten, welche für immer verstümmelt wurden."

In unserem raffinirten Zeitalter der Erfindungen sind ungeheuerliche Fortschritte gemacht worden, um in kürzester Frist und auf weiteste Entfernung große Effecte durch Schußwaffen hervorzubringen. Zum guten Glück haben aber auch die humanitären Bemühungen, quantitativ und qualitativ die Kriegsleiden zu verringern, sich vervollkommnet. Möge man unabläßig in liebevollstem Eifer bemüht sein, Nichts von dem zu verabsäumen, was irgend für die Verwundeten thunlich — „für den blutenden Soldaten kann nie zu viel geschehen." (J. D. E. Preuß.)

Res est sacra miseri! (Ernst Graf Lipp[illegible]

Ein Stück aus dem Leben der Uralschen Kosaken und ihr Fischfang im Uralflusse.

Die Uralschen Kosaken sind nach Ritschkof's, Karamsin's und Levschin's Forschungen unbezweifelt Abkömmlinge der Don'schen Kosaken, welche — ungefähr im 15. oder 16. Jahrhundert — auf ihren Raubzügen ins Kaspische Meer die Mündung des Uralflusses (Jaik) entdeckten und sich an den Ufern in dieser damals völlig unbewohnten Gegend ansiedelten. Von hier aus unternahmen sie während des Sommers ihre kühnen Raubzüge, plünderten, nach Levschin, schon im Jahre 1580 bis 1581 Saraitschik, die alte Residenz der Chane von der goldenen Orda, und beraubten handeltreibende Schiffe auf dem Kaspischen Meere oder die Persischen Küstengegenden, so daß der Schach von Persien über diese Räubereien in Moskau Klage führte, und zufolge dessen im Jahre 1655 eine Anzahl dieser räuberischen Kosaken als Strafe nach Polen und Riga gegen die Feinde gesendet wurden. Dies war der erste Dienst, welchen sie der Krone leisteten. Peter der Große benutzte sie vielfach in seinen Feldzügen gegen Schweden und Türken, aber erst unter der Kaiserin Katharina II. wurde ihnen der Besitz ihr Ländereien und das Recht der Fischerei wieder

bestätigt, viele alterthümliche Verwaltungs-Formen aber für immer beseitigt, unter Andern ihnen auch ihre Artillerie abgenommen, und im Jahre 1803 erhielten sie endlich eine gut geordnete Civil- und Militairverwaltung, die in späteren Jahren immer noch mehr verbessert wurde, und jetzt bilden sie in der großen Völkerzahl Rußlands ein kleines glückliches Völkchen, das unermeßlich große Ländereien erb- und eigenthümlich besitzt, weder Mangel noch Armuth kennt, und daher friedlich und gehorsam als ein in sich abgeschlossenes, militairisches Gemeindewesen, mit einer vielfach bewiesenen Tapferkeit, Treue und grenzenlosen Hingebung an Kaiser und Vaterland hängt.

Die Uralschen Kosaken sind ein wahres Mischlings-Volk. Durch Vermischung mit Tataren — den Ueberresten der goldenen Orda — mit Truchmenen, Persern und anderen Volksstämmen hat sich ein schöner und kräftiger Menschenschlag mit einer eigenthümlichen National-Physiognomie herausgebildet, aus der aber bei einzelnen Individuen hier und da der Urtypus der verschiedenen Racen immer wieder hervortritt. Breite Schultern, feine schlanke Taillen und auffallend schöne Augen sind in der Regel vorherrschend. Das freie ungebundene Leben, bedingt durch die großen Räumlichkeiten des Bodens, die allgemeine Wohlhabenheit und das gesunde Klima haben viel mit dazu beigetragen, einen so körperlich schönen Menschenschlag hervorzubringen. Wir finden hier noch so ein kleines Stück alt-russischen Lebens. Die Kosaken sind gastfrei im allerhöchsten Grade, freundlich und gefällig gegen Jeden, dabei tapfer und außerordentlich unternehmend, so daß dem Uralschen Kosaken, wo es nur auf Tapferkeit, List und Gewandtheit ankommt, nichts unmöglich scheint, worüber ihre kühnen Raubzüge nach Persien und Chiwa im 16. und 17. Jahrhundert, ihre Kämpfe mit Truchmenen, Kirgisen und bis der letzten Kriege ein vollwichtiges Zeugniß ablegen. Viele alterthümliche Sitten und Gewohnheitsrechte, sowie der demokratische Geist des Volkswesens der früheren Jahrhunderte, als Folge dessen so viele unruhige Kämpfe und Raubzüge stattsanden, sind nun wohl längst einer bessern Ordnung gewichen, doch hat sich aus jener finsteren Zeit immer noch ein etwas abgesonderter Kastengeist und ein zähes Festhalten an den alten Sitten nicht verwischen wollen.

In den zwanziger Jahren wurde ich von dem General-Gouverneur in Orenburg oft in Dienstverhältnissen nach der Stadt Uralsk gesendet, und damals fand ich in den höheren militairischen Zirkeln der Männer, welche sich bereits im Dienste bei der Garde und in der Armee gebildet, schon den feinen und gefälligen Wetton, der mit einem Anstrich ritterlicher und freimüthiger Gradheit allen militairischen Kreisen eigenthümlich ist. Die Damen aber waren damals noch wenig zu sehen, und von Gesellschaften, wo sich Fremde befanden, entweder ganz ausgeschlossen, oder sie erschienen, wo es nicht zu vermeiden war, in ihrer sehr reichen und reizenden Nationalkleidung, mit einer von Perlen und kostbaren Steinen schimmernden Kopfbedeckung, als wahrhaft lautlose Automaten, die sich einförmig mit Nüssen und Naschwerk beschäftigten und bei jeder Frage oder Annäherung eines Fremden errötheten oder sich scheu und ängstlich zurückzogen. Und doch waren diese Damen Gattinnen von verdienstvollen Obristen und Generalen, deren Decorationen nur auf dem Schlachtfelde erworben waren. Im Jahre 1847, wo ich während einer geologischen Reise diesen fernen Winkel der Erde wieder besuchte, fand ich schon viele Lebenszustände sehr vortheilhaft verändert. Der Heeres-Ataman, General-major von H...., der mir aus früheren Dienstjahren befreundet war, und seine Gemahlin, eine liebenswürdige, feingebildete Dame aus Esthland, haben durch Beispiel und freundliche Anregung die geselligen Formen des Lebens schon größtentheils umgeändert, so daß, ohne Verwischung des wahrhaft Guten der alten Zeit, nur die frühere Scheu — der Mangel an Gemüthlichkeit — und die starre asiatische Abgeschlossenheit der Damenwelt schon sehr verschwunden sind. Eine Erscheinung aber, die sich bei anderen Truppen mit dem strengen Subordinations-Purismus nicht gut vereinigen würde, findet bei den Uralschen Kosaken statt, daß nämlich die Rangordnung und strenge militairische Disciplin in allen Dienstsachen sich auf die wunderbarste Weise mit einer Art kameradschaftlicher Brüderlichkeit vermischt hat, die im Außerdienstleben oft bis an eine kindliche Vertraulichkeit hinüberstreift, und doch in dieser heterogenen Mischung einen Esprit de Corps bildet, der rein militairisch ist und niemals die hier so fein gezogene Grenze der Achtung und des Gehorsams überschreitet. Diese Art und Weise der Haltung des Kosaken gegen seine Vorgesetzten und Offiziere liegt theils noch in der traditionellen Erinnerung ihrer alten Genossenschaft und den vielen Familienverbindungen unter einander, theils auch in den nicht auf individuellen, sondern gemeinschaftlichen Besitz ihrer Ländereien gegründeten corporativen Begünstigungen und der besonderen abgeschlossenen Lebensstellung.

Das Klima ist in diesen Ländern mehr trocken als feucht, wozu der gänzliche Mangel an Wäldern sehr viel beiträgt, nur in den Flußniederungen finden sich kleine Spuren von Silberpappeln und Weidenarten. Dabei berühren sich hier die größten Extreme. Im Winter steigt die Kälte in der Stadt Uralsk unter dem 51° 10′ nördlicher Breite oft über 25° R., und die Schneegestöber, bekannt unter dem Namen Buran, haben in diesen Steppengegenden etwas wahrhaft Furchtbares. Im Sommer aber ist oft mehrere Monate lang keine Wolke am Himmel zu sehen, die Hitze bleibt wochenlang über 30° im Schatten, man ist immerwährend in Schweiß gebadet, so daß der ewig klare Himmel und die blendende Helle der einförmigen Steppe das Auge ermüden. Die Obstcultur ist in der Stadt Uralsk noch sehr wenig entwickelt, aber weiter nach Süden zum Kaspischen Meer, unter dem 47. und 48. Breitengrade, reift in den Gärten der reichen Kosaken schon eine vortreffliche Traube im Freien.

Die Stadt Uralsk, wo der Heeres-Ataman und die Verwaltung ihren Sitz haben, wurde nach einem Brande in den zwanziger Jahren ganz neu aufgebaut und ist eine wirklich schöne Stadt mit größtentheils steinernen Gebäuden und mag wohl bis 20,000 Einwohner haben. Man ist wahrhaft überrascht, hier, nicht allein am Ende des Reichs, sondern auch der civilisirten Welt, nur durch den Uralstrom von Asien und der Kirgisensteppe getrennt, eine so belebte Stadt zu finden, wo fast Jeder Uniform trägt und Handel und Wandel ein reges Leben führen.

Denn nicht allein die Kosaken treiben Handel mit Fischen, Kaviar, Häuten, Talg, Schaffellen ꝛc., sondern auch viele russische Kaufleute haben sich hier angesiedelt. Eine allgemeine Wohlhabenheit ist nun wohl auf den ersten Blick nicht zu verkennen, aber doch hat die Stadt und das Volksleben, in dem sich immerwährend Tataren, Kirgisen, Kalmucken ꝛc. unter den Kosakenuniformen herumbewegen, eine fremdartige Physiognomie, welche unwillkürlich an die Nähe Asiens erinnert. Das Land der Uralschen Kosaken liegt am rechten Ufer des Uralflusses, des früheren Jaik, welcher hier die Grenze zwischen Asien und Europa ist und zugleich auch das Kosakenland in einer Linie von 670 Werst von der Kirgisensteppe trennt. Der Boden des Landes — unzweifelhaft einst der Urboden des alten Kaspischen Meeres — besteht größtentheils aus sandhaltigem Lehm; ein vortrefflicher Weizenboden, der ohne Dünger in guten Jahren das 15. bis 25. Korn Ertrag giebt und den herrlichen großen, etwas durchschimmernden Belaturka- und Kubanka-Weizen liefert. Die Goldhirse giebt auf frischem Boden das 200fache Korn, und nebenbei werden Melonen und wahrhaft köstliche Arbusen (Wassermelonen) auf den Feldern in solcher Menge gezogen, daß an Ort und Stelle ein ganzes Fuder nur 1 bis 2 Rubel Silber kostet. Weiter nach Süden zum Kaspischen Meere wird der Boden mehr sandhaltig, untermischt mit Salzflächen, und in Guriew an der Mündung des Uralflusses sind die Ufer und das Delta mit so unabsehbaren Rohrfeldern bewachsen, daß hier wenig oder nichts vom eigentlichen Kaspischen Meer zu sehen ist. In diesen Rohrwäldern des Delta liegen eine Menge kleiner Inseln, welche von Millianen Möven, Pelikanen und anderen Wasservägeln belebt sind. Nest an Nest bedeckt hier den Fußtritt des seltenen Wanderers, und ein Schuß genügt, um ganze Wolken dieser Vägel mit kreischendem Geschrei aufzuscheuchen, welche gemüthlich hier auf diesen Inseln einen wahren Guano für die Zukunft fabriciren. Diese Gegend ist übrigens eine wahrhaft schauderhafte Oede, und im Frühjahr lassen ganze Wolken von Mücken weder Menschen noch Thieren Ruhe. Daher schlafen auch die Kosaken während der Mückenperiode, im April, Mai und Juni, entweder auf hohen Gerüsten, wo der Wind die Mücken verscheucht, oder unter einem aufgespannten Rahmen (Pollok) von dünner Leinwand, und zünden für das Vieh Rauchfeuer an.

Nach Norden zu grenzt das Land an die Gouvernements Orenburg und Samara, und hier erscheinen schon einzelne Parzellen der so merkwürdigen schwarzen Erde, welche wohl in Europa ihresgleichen nicht hat und keines Düngers bedarf. Der für die geringe Bevälkerung verhältnißmäßig noch zu große Landbesitz wird aber immer noch zu wenig für den Ackerbau benutzt. Zwar ist der Boden in der Nähe der Stadt noch so ziemlich bebaut, auch finden sich im Innern des Landes viele einzeln hier und da liegende Ansiedelungen (Chuter) reicher Kosaken, die Ackerbau und Viehzucht treiben, im Allgemeinen giebt es aber noch unabsehbare Flächen, deren jungfräulicher Boden nie von einem Pflug berührt wurde. Diese wüstliegenden Gegenden werden aber gewähnlich zu Viehweiden benutzt. Reiche Kosaken besitzen oft 10—20,000 von den Kirgisen erhandelte Schafe mit dicken Fettschwänzen, welche nebst Kühen und Pferden hier in der Steppe weiden und von einem Orte zum andern waadern. Im Herbst werden dann Hunderttausende dieser Schafe an russische Kaufleute verhandelt, welche alle diese unförmlichen Fettschwänze in den Talgsiedereien verschwinden lassen, damit sie später als Talg- und Stearinlichte in ganz Europa herumwandern. Gewöhnlich miethen die Kosaken nomadisirende Kalmücken, um diese großen Heerden zu hüten. Ich habe mehrmols Gelegenheit gehabt, solchen Heerden in der Steppe zu begegnen. Die Hirten, junge kräftige Kalmücken, auf Kameelen oder raschen Pferden reitend, führen dann immer ihre Familien mit sich herum. Wenn nun irgendwo auf mehrere Tage Halt gemacht werden soll, so wird sogleich eine leichte Filzhütte (Jurta) aufgeschlagen, und da viele Kalmücken noch Lamaiten sind, so werden von denen, welche gerade Götter oder Burchanen besitzen, diese zuerst aufgestellt, und dann wird alles übrige ausgekramt. Eine solche Kalmückenwirthschaft, in welcher es nicht an Schmutz fehlt, mit Weibern und Kindern in fremdartiger Tracht mit braunen Mongolengesichtern, ist für den Fremden eine höchst wunderbare Erscheinung.

Der große Landsitz, der Handel mit dem Innern Rußlands und der Tauschhandel mit den Kirgisen bieten nun wohl dem Uralschen Kosaken großartige Erwerbsquellen, welche sich im Laufe der Zeiten noch unendlich mehr vergrößern werden, aber dennoch ist der Fischfang im Ural von der Stadt Uralsk bis zum Kaspischen Meere auf einer Strecke von 475 Werst gegenwärtig noch die wahre Goldgrube des Landes, woran alle dienenden Kosaken des Landes Theil nehmen.

Die Fischerei im Ural ist sowohl ein Vergnügen als eine Art Jagd, sie ist ein Zustand, wo sich kosakische Gewandtheit, Kraft und rasches Leben vor den Augen Aller auf eine vortheilhafte Art zeigen können. Sie ist ein Glücksspiel, da oft ein einfacher Kosak in ein Paar Stunden, von Glück und Zufall begünstigt, eine Menge großer Fische fängt, die 100 und mehr Rubel Silber werth sind, während sein naher Nachbar den ganzen Tag nicht eine Flosse mit seinem Haken herauszieht. Sie ist daher zugleich auch eine ergiebige Erwerbsquelle, an der Tausende Theil nehmen, und die außer dem Vergnügen noch eine große Masse Geld in's Land bringt. Auch für den eigenen Bedarf im Lande ist der Fischfang sehr wichtig. Die fast unglaubliche Menge aller Arten Fische, welche den Ural und die Nebenflüsse beleben und vom Kaspischen Meere immer wieder Zufluß erhalten, sind, nebst Ueberfluß an Fleisch, die gewähnliche Speise der Kosaken. Gemüse ist wenig vorhanden und wird auch wenig geachtet, Fleisch und Mehl sind zwar vortrefflich und unglaublich billig, aber ohne Fische, sowohl frischen als gesalzenen, oder an der Luft getrockneten (Balik), und ohne Kaviar, theils frischem theils gepreßtem, kann kein Kosak leben. Das ist die tägliche Speise, welche man das ganze Jahr hindurch in allen Häusern findet. Dieser so ganz frische, nur eben aus dem Fisch gewonnene Kaviar ist aber auch etwas höchst Delicates. Der feine und vortreffliche Geschmack dieses Fischrogens an Ort und Stelle hat etwas ganz Eigenthümliches, welches dem in ferne Gegenden versendeten und gewähnlich zu stark gesalzenen Kaviar

gänzlich abgeht. Besonders wohlschmeckend ist der großkörnige etwas gelbliche, sogenannte Bernstein-Kaviar, der aber als eine Seltenheit nicht in den Handel kommt. Im Jahre 1847, als ich Uralsk zum letzten Male besuchte, kostete ein Pfund frischer Kaviar 20 bis 25 Kop. Silber. Seit jener Zeit aber sind die Preise bedeutend gestiegen, da die Sendungen in's Ausland sich von Jahr zu Jahr vergrößern. Aus allen diesen Gründen ist denn auch der Fischfang im Ural für den Kosaken ein wichtiger Gegenstand, und die Idee desselben durchdringt das ganze Volksleben. Die Kinder auf den Straßen spielen Fischfang, in allen Kreisen wird von demselben gesprochen, und mit Sehnsucht und freudefunkelnden Augen erwartet jeder Kosak die gesetzlich bestimmte Zeit, wo der allgemeine Fischfang beginnen soll.

Obgleich der Fischfang im Uralflusse schon oft beschrieben und nachgeschrieben worden, so ist dies doch von Augenzeugen in der neueren Zeit, wo sich alle Zustände des Lebens so sehr verändert haben, wohl nicht geschehen. Außerdem ist auch der Gegenstand so höchst merkwürdig, und im ganzen Erdenraume so einzig in seiner Art dastehend, daß sich immer wieder neue Ansichten daran auffinden lassen, und das Interessante ist noch lange nicht erschöpft. Das Kaspische Meer enthält einen ungeheuren Reichthum an fetten und wohlschmeckenden Fischen, welche alljährlich, um ihren Laich abzusetzen, in die Wolga und den Uralfluß stromaufwärts gehen. Unter ihnen ist das Geschlecht Acipenser mit rüsselförmigen Köpfen mit seinen vier Arten dasjenige, welches die größten Fische enthält und den schwarzen Kaviar liefert. Der größte von diesen Fischen ist der Hausen (Beluga), welcher nach den Aussagen alter Leute in früheren Zeiten oft in einer Größe von 40—50 Pud (2000 Pfund) gefangen worden sein und 5—6 Pud Kaviar gegeben haben soll. Jetzt sind Hausen, die einen Faden lang, 15—20 Pud wiegen, schon eine Seltenheit. Nach dem Hausen folgt in der Größe der Stör (Osetr oder Osetrina) mit dem Schipp, einer schlechteren Abart des Störs. Der Stör-Kaviar wird für den besten gehalten, doch geben auch Viele dem vom Hausen den Vorzug. Dann folgt der Sewrüga und zuletzt der kleinste von allen, der Sterlet, welcher ausgewachsen gewöhnlich nur zwei, höchstens drei Fuß lang ist. Frisch ist dieser Fisch außerordentlich fett und wohlschmeckend und wird als Delikatesse sogar lebend mit großen Kosten bis nach St. Petersburg gebracht. Sein Kaviar ist aber zu feinkörnig und schleimig, und wird daher weniger beachtet. Außer diesen Acipenser-Arten wird der Uralstrom noch von weißen Lachsen, großen Welsen, Hechten, Sandarten, Barsen und vielen anderen Fischen im Ueberflusse belebt. Da nun, wie gesagt, die Fische zu gewissen Zeiten des Jahres immer stromaufwärts gehen wollen, auch größtentheils im Flusse überwintern, andere aber, wie z. B. der Sewrüga, sobald sie gelaicht haben, wieder in's Meer zurückgehen, so hat man seit den ältesten Zeiten unterhalb der Stadt eine Fischwehre (Utschug) errichtet, die alle Jahre neu gebaut und wobei der Strom von einem Ufer zum andern mit langen Balken gesperrt wird, um die großen Fische zu verhindern, stromaufwärts über die Grenzen des Kosakenlandes hinauszugehen. An dieser Fischsperre umdrängen und reiben sich die Fische, von ihrem Instinete getrieben, um gegen den Strom oder zurück in's Meer zu schwimmen, in einer solchen Menge und mit solchem Eifer, daß es hier in der Tiefe von Fischen wimmelt, die in langen Reihen unter- und übereinander sich gegen die Fischwehre drängen.

Es war im Sommer des Jahres 1824 oder 1825, als ein erst unlängst angestellter Civil-Gouverneur von Orenburg zum ersten Male die Stadt besuchte und mich zu seiner Begleitung wählte. Da es gerade in einer Zeit war, wo keine Fischerei stattfinden konnte, der Heeresataman uns aber doch ein Stück des Uralschen Fischerlebens zeigen wollte, so begleitete er uns zur Fischerwehre, wo uns ein wunderbares Schauspiel erwartete. Auf einen Wink des Heeres-Ataman sprang ein kräftiger und gewandter Kosak aus der uns umgebenden Menge, warf rasch Stiefeln und Oberkleider ab, nahm dann in die rechte Hand einen eisernen Haken, der an einen langen Strick gebunden war, dessen Ende von Kosaken auf der Fischerwehre gehalten wurde, schlug in der Eile das Kreuz — dann ein geräuschloses Hinabgleiten — und der Kosak war unter dem Wasser verschwunden! — Es war eine lautlose Stille, Aller Augen auf die Oberfläche des Stromes gerichtet, und wir Fremden eine halbe Minute voller Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Da bewegte sich der Strick — das gegebene Zeichen zum Heraufziehen — der Taucher erschien wieder auf der Oberfläche des Wassers, einen zappelnden Fisch, mit dem eisernen Haken in die Kiemen gefaßt, hinter sich herschleppend, und in diesem Zustande wurden beide unter lautem Jubel der Kosaken an's Ufer gezogen. Man denke sich nun unser Erstaunen bei dieser wunderbaren Erscheinung, wir blieben eine ganze Zeit lang lautlos, endlich nahm der Gouverneur zuerst das Wort und bemerkte mir in französischer Sprache: er glaube, daß der Fisch wohl unten im Flusse bei der Fischwehre angebunden gewesen sein müsse, denn in einem großen Strome mit den Händen einen solchen Fisch zu fangen, sei doch eine wahre Unmöglichkeit. Der Heeresataman, ob er gleich die Sprache nicht verstand, begriff aber dennoch mit der bekannten kosakischen Verständlichkeit den Sinn der Rede, befahl eine lange, unten zugespitzte Stange zu bringen, und bat nun den Gouverneur, er möge mit Hilfe eines Kosaken es doch versuchen, neben der Fischwehre die Stange unten in die Tiefe des Flusses hinabzustoßen. Das Experiment wurde, nachdem der Kosak vorher etwas sondirt und die Stange gehörig gerichtet hatte, mehrere Male versucht, und jedesmal erhielt der Gouverneur einen so starken Ruck in die Hand, daß er unwillkürlich die Ueberzeugung erhielt, immer auf einen Fisch gestoßen zu haben. Zuletzt wurde ihm sogar bei einem kräftigen Stoße, wo wahrscheinlich die Spitze der Stange recht getroffen und ein großer Fisch verwundet sein mochte, die Stange durch den starken Ruck des Fisches aus der Hand gerissen. Der Heeres-Ataman erklärte uns nun, daß dies Kosakenkunststück gar nicht so schwer sei, wie es scheine, denn da sich eine so große Menge Fische an den Balken der Wehre herumdränge und gegenseitig drücke und reibe, so würde der leise herabsinkende Mensch von den Fischen kaum bemerkt und könne sich bei günstiger Gelegenheit und wenn der Kosak seine Sache nur gut verstehe, sogar die Herren da unten so recht gemüthlich

betrachten und nach Belieben wählen. Doch dürfe der Taucher den Fisch mit seinem eisernen Handhaken nur in die Kiemen fassen, welches aber ebenfalls nicht schwer sei, da der Fisch sie beim Wasserathmen immer öffne. Zufällig war der gefangene Fisch ein Roger. Das Ovarium wurde daher herausgenommen, etwas durcheinander gerührt, hierauf durch ein Sied gepreßt, wobei Fasern und Schleimhäute zurückblieben, zuletzt dann noch dieser durchgepreßte Rogen etwas gesalzen, und der Kaviar war fertig, so daß uns in der Wohnung des Heeres-Atamans ein ganz frischer Kaviar zum Frühstück vorgesetzt werden konnte, all ends in a meal! —

So unwahrscheinlich auch diese Geschichte natürlicherweise erscheinen mag, so ist sie doch in jenen fernen Gegenden eine allgemein bekannte Sache. Ich berufe mich hier auf Pallas Tom. I., pag. 283 rc., der über die Unmassen der Fische, welche sich in älteren Zeiten an der Fischwehre drängten, um stromauf zu gehen, folgendes sagt: „daß damals der Uralfluß durch einen Fischwehrfang weiter abwärts zum Kaspischen Meere abgesperrt worden, und der Andrang von Sewrügen oft so stark gewesen sei, daß man gefürchtet habe, sie würden die Fischwehre durchbrechen, daher man die Fische mit blinden Kanonenschüssen verscheucht habe."

Im März, April und Mai ziehen die Acipenser-Arten am häufigsten aus dem Meere stromaufwärts und oft in großen Schaaren, am spätesten kommen die Sewrügen. So zahlreich der Fischfang auch gegenwärtig noch immer ist, so hat doch nach den Aussagen alter Leute im Vergleich mit früheren Zeiten sowohl die Menge als auch die Größe der Fische bedeutend abgenommen. Viel mag wohl dazu beitragen, daß die großen Fischereien in der Wolga und im Ural, bei Astrachan und im Kaspischen Meere selbst diese Abnahme veranlassen, denn schwerlich wird man sich einen Begriff davon machen können, welche ungeheure Masse dieser schönen Fische theils gesalzen, theils steinhart gefroren oder in langen Streifen (Balik) an der Luft getrocknet, alljährlich verschickt und in dem ganzen großen russischen Reiche während der Fastenzeit consumirt wird. Andererseits mag auch wohl die von Jahr zu Jahr allmälig zunehmende Versandung der Strommündungen des Urals mit Veranlassung sein, daß die Zahl der großen Fische sich vermindert, denn mir erzählte ein Kosak in Guriew, er habe selbst gesehen, daß im Frühjahre zu einer Zeit, wo der Fischfang im Ural noch verboten war, ein großer Hausen bei der Mündung des Urals auf eine Sandbank gerathen, so daß der Rücken des Fisches aus dem Wasser hervorgeragt, und das große Thier sich nur mit vieler Anstrengung aus dem Sandschlamme herausgewühlt habe, um in tieferes Wasser zu kommen. (Schluß folgt.)

Gründung einer Anstalt für Blödsinnige zu Potsdam.

Der Vossischen Zeitung wird aus Potsdam geschrieben:

Den Blödsinnigen ist in neuerer Zeit überall eine rege Fürsorge zugewendet worden, man sucht sie nicht nur angemessen unterzubringen, sondern auch zu beschäftigen und methodisch zu bilden; und wo solches unter verständiger, nützlicher Leitung mit hingebender Sorgfalt geschieht, sind die erfreulichsten Resultate sichtbar geworden. Die Gründung einer solchen Anstalt für die Provinz Brandenburg hat sich längst als ein dringendes Bedürfniß, namentlich den weniger Bemittelten gegenüber, geltend gemacht; denn die bestehenden können nur gegen Erlegung überaus hoher Pensionssätze benutzt werden. Jetzt nun ist die Aussicht, auch den Aermeren unter den Unglücklichen der bezeichneten Klasse ein freundliches Asyl, in dem sie liebevoll und sorgsam behandelt und, wenn möglich, der Heilung zugeführt werden, zu eröffnen, in größere Nähe gerückt. Eine allen Bestrebungen helfender Liebe seit langer Zeit schon mit voller Theilnahme zugeneigte edle Frau hat nämlich ein ihr angehörendes Grundstück vor dem Teltower Thor hinter dem Exerzierplatz am Wege nach Saarmund gelegen und aus ansehnlichem Wohnhaus und wohlbepflanztem Garten bestehend, zum Zwecke der Errichtung einer solchen Anstalt geschenkt, und bereits sind auch andere Zusicherungen gegeben, die an dem günstigen Erfolg der weitern hierauf gerichteten Bestrebungen nicht zweifeln lassen. Namentlich hat die jüngst hier versammelt gewesene kurmärkische Conferenz für innere Mission sich eingehend mit dieser Sache beschäftigt, und indem dadurch die Theilnahme daran angefangen hat, in weitere Kreise übertragen zu werden, darf gehofft werden, daß Kreisvorstände und Ortsbehörden, wie hilfsbereite Vereine und zum Wohlthuen geneigte Einzelne sich zu weiterer Förderung bereit finden lassen werden.

Großartige Wohlthätigkeit.

Es ist in diesen Blättern wiederholt der Name eines Nord-Amerikaners genannt worden, welcher neuerdings in London mit enormen Summen Wohlthätigkeits-Anstalten bedacht hat. Die Stadt Elbing verdankt einem Engländer, Richard Cowle, nicht minder ansehnliche Mildthätigkeitsspenden. 1755 in Northumberland geboren, erwarb sich Cowle theils in London, besonders aber in Memel durch glückliche Handelsunternehmungen ein sehr bedeutendes Vermögen. 1810 ließ er sich in Elbing häuslich nieder und bedachte in seinem Testament die milden Stiftungen der Stadt so reichlich, daß diese wesentliche Verbesserungen erhalten konnten. So vermachte er (gestorben 1821 zu Danzig) und seine Gattin dem Industriehause*) 50,000 Thaler. Eine gleiche Summe testirte er für das Krankenhaus. Dem Elisabeth-Hospital fielen 20,000 Thlr. zu. Dem heil. Leichnams-Hospital 10,000 Thlr.; dem Georgen-Hospital, der Pestbude, dem Conventstift, dem Kinderhause, dem Pauperstift, der Schule für arme Mädchen je 5000 Thlr. Die Zinsen von 10,000 Thlr. wurden bestimmt zu Gaben an Hausarme am 12. Januar jeden Jahres die von 30,000 Thlr. sollten zum Besten des Gymnasiums verwendet werden. Das ganze Vermächtniß beträgt somit 200,000 Thlr. Hinzu kommen außerdem: 24,000 Thlr. an Danziger wohlthätige Anstalten, 2000 Thlr. für das Institut für erblindete Krieger in Marienwerder und schließlich mehrere Summen, welche mildthätigen Stiftungen in England zufielen.

Kronprinz-Stiftung.

Die Kronprinz-Stiftung zu Gunsten der Invaliden aus dem Feldzuge in Schleswig rc., sowie für die Hinterbliebenen der dort Gefallenen, hat nach der Bekanntmachung des Kriegsministeriums vom 9. Mai c. wiederum durch Gaben einen Zuwachs von 21,120 Thlr. 28 Sgr. 11 Pf. erhalten; darunter 4000 Thlr. vom Altpommerschen Communal-Landtage, 4000 Thlr. vom „Preußischen-Volksverein" zu Berlin. 4305 Thlr. 21 Sgr. 11 Pf. vom Comité der Lotterie zum Besten der Hinterbliebenen Familien der in Schleswig gefallenen preußischen Krieger, in Berlin als Einnahme-Rest zu den bereits früher abgelieferten 60,000 Thlr. 430 Thlr. von Sr. Excellenz dem General-Feldmarschall Grafen von Wrangel als Erlös aus der Vorzeigung einer Photographie der Kaiserin Eugenie, rc. Die Gesammteinnahmen der Stiftung betrugen bis zum 9. Mai 351,119 Thlr. 13 Sgr. 3 Pf., verausgabt davon sind 24,876 Thlr. 14 Sgr. 5 Pf., mithin Bestand: 326,242 Thlr. 28 Sgr. 10 Pf.

*) Erziehungshaus für Knaben und Beschäftigungs-Anstalt für Arme.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 23. Berlin, den 7. Juni 1865. Nr. 23.

Friedrich Bogislaw Graf von Schwerin, Königlich Schwedischer Oberst a. D., auf Spantekow, Ehrenritter seit 1846, † zu Stockholm 28. April 1865.

Moritz Heinrich Graf von Hopffgarten, Kammerherr, Ehrenritter seit 1815, † zu Erfurt 30. Mai 1865.

Luther's Aufenthalt im „schwarzen Bären" zu Jena.

Durch den Ruf der Wittenberger Universität, besonders durch die Namen Luther's und Melanchthon's angezogen, machten sich zwei Schweizerjünglinge, Keßler und Spengler, die bisher in Basel studirt hatten, 1522 auf den Weg nach Wittenberg. Das Reisen der fahrenden Schüler war damals reich an Abenteuern, wie jeder weiß, der die bekannte Geschichte Plater's gelesen hat. Ansprechender aber als solche rohe Züge aus einem rohen Zeitalter dürfte folgende Geschichte sein. Die beiden Jünglinge, die natürlich ihre Wanderung zu Fuß machten, waren bei einem furchtbaren Gewitter durchnäßt und müde nach Jena gekommen. Hier suchten sie vergebens nach einem Nachtlager. Schon wollten sie die Stadt verlassen und auf einem Dorfe übernachten, als ihnen ein Mann begegnete, der sie fragte, wohin sie noch so spät wollten, und sie, da sie ihm ihre Verlegenheit klagten, in ein in der Vorstadt gelegenes Gasthaus (zum schwarzen Bären) wies. Als sie in die Gaststube traten, fanden sie in einer Ecke an einem Tische einen Mann sitzen in weltlicher Ritterkleidung, das Schwert an der Seite und die Rechte auf des Schwertes Knopf gestützt. Vor dem Manne lag ein Büchlein, in dem er emsig las. Bald aber grüßte er die jungen Leute freundlich, die sich, weil ihre Kleider und Schuhe beschmutzt waren, nicht an den Tisch getraut, sondern sich auf eine entfernte Bank niedergelassen hatten. Er hieß sie näher rücken und fragte sie, woher sie kämen. Ohne aber ihre Antwort abzuwarten (denn er kannte sie wahrscheinlich am Dialect) sagte er zu ihnen: „Ir sind Schwyzer, von wannen sid Ir us dem Schwyzerland?" Sie antworteten: „Von St. Gallen." Er sprach, sie würden Landsleute in Wittenberg finden, Hieronymus Schurf und seinen Bruder Augustin. „An die haben wir Briefe," sagten die Studenten. Darauf fragten sie ihn, ob er nicht wisse, ob Luther wieder in Wittenberg sei? Der Fremde antwortete: „Ich hab' gewisse Kundschaft, daß der Luther jetztmal nit zu Wittenberg ist, er soll aber bald dahin kommen. Philipp Melanchthon aber ist da und lehrt die griechische Sprache." Bei diesem Anlaß ermahnte er die jungen Leute, sich ja recht auf die Sprachen zu legen, besonders auf das Hebräische, wozu gute Gelegenheit in Wittenberg sei. Die Jünglinge betheuerten, daß sie nach nichts mehr sich sehnten, als eben recht bald in die evangelische Wahrheit eingeweiht zu werden, und daß sie sich vor Allem freuten, den Mann persönlich kennen zu lernen, der das Priesterthum und die Messe angegriffen; denn auch sie seien von ihren Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, und möchten daher gerne wissen, wie es sich mit diesen Dingen verhalte. „Wo habt Ihr denn vormals studirt?" fragte der Ritter. Antwort: „Zu Basel." — „Nun, wie steht es zu Basel? Ist Erasmus noch da? Was macht er?" — „Mein Herr, soviel wir wissen, stehet es gut in Basel. Auch ist Erasmus da, was er aber thue, ist Jedermann unwissend und verborgen, denn er hält sich gar still und heimlich." — „Was hält man denn," fragte der fremde Herr weiter, „in eurem Schwyzerlande von dem Luther?" — „Mein Herr, es sind wie allenthalben vielerlei Meinungen über ihn. Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer entdeckt habe. Etliche aber verdammen ihn als einen unlidigen Ketzer, und bevor die Geistlichen." — „Ich versieh' mich's wohl," unterbrach er sie, „es sind die Pfaffen." — „Unter solchem Gespräch ward uns gar heimlich," sagt Keßler, bemerkt aber, wie ihnen die gelehrten Reden des Ritters aufgefallen seien, besonders seine Bekanntschaft mit Erasmus und den alten Sprachen. Diese Verwunderung steigerte sich, als der Gefährte Keßler's zufällig das Büchlein in die Hand nahm, das vor dem Fremden auf dem Tisch lag. Es war ein hebräischer Psalter. Der Student legte das Buch wieder hin und der Ritter behielt es bei sich. „Ich gäbe einen Finger von der Hand," fing der Student wieder an, „wenn ich diese Sprache verstünde." — „Das werbet Ihr wohl noch ergreifen," sagte der Fremde, „wenn Ihr anders recht Fleiß anwendet. Auch ich begehre drin weiter zu kommen, und übe mich täglich drin."

Ueberdem kam der Wirth in das Zimmer, und da er die Begierde der jungen Wanderer merkte, den Luther zu sehen, sagte er: „Wäret ihr vor zwei Tagen hie gewesen, ihr hättet ihn gesehen, denn hie an diesem Tisch ist er gesessen." Das verdroß die Studenten gar sehr, und wollten ihren Zorn erst an „dem wüsten Weg auslassen", der sie daran verhindert habe; sie äußerten indeß ihre Freude, wenigstens den Ort gesehen zu haben, wo der große Mann gesessen." Da lachte der Wirth und ging hinaus. Nach einer kurzen Zeit aber rief er Keßler'n zu sich vor die Stubenthür. „Da erschrak ich erst," erzählt dieser, „und bedacht' mich, was ich verunschicket, oder was ich unschuldig verdacht wurde." Der Wirth aber redete ihn freundlich an und eröffnete ihm, daß es Luther sei, der bei ihnen am Tische sitze. Keßler meinte indessen, der Wirth wolle ihn zum Besten haben. „Ihr wollet mich gern satzen," sagte er zu ihm, „und meine Begierde mit des Luther's Wan (Wahn) ersättigen." Als aber der Wirth seine Aussage nochmals betheuerte und ihn bat, nicht dergleichen zu thun, als ob er etwas wüßte, ging er wieder hinein, konnte sich aber nicht enthalten, seinem Gefährten das Geheimniß in's Ohr anzuvertrauen. Dieser wollte es aber auch nicht glauben und meinte, Keßler habe wohl den Wirth nicht recht verstanden: es sei wohl eher der Hutten, und er habe verstanden der Luther. Das kam Keßler'n selbst wahrscheinlich vor, denn die ritterliche Kleidung paßte in der That zu Hutten besser als zu Luthern. (Sie wußten nicht, daß Hutten zu eben der Zeit nach Basel kam.) — Ueberdem kamen zwei Kaufleute in die Herberge, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer ein ungebundenes Buch auf den Tisch. Luther fragte sie, weß das Buch sei. „Es ist Dr. Luther's Auslegung der Evangelien und Episteln," antworteten die Kaufleute dem Fremden. „Habt Ihr diese noch nicht gesehen?" — „Ih soll sie auch bald bekommen," antwortete Martinus. Der Wirth lud indessen die Gesellschaft zu Tische. Die armen Studenten, deren Baarschaft gar gering war, wollten aber nicht mit den großen Herren speisen, sondern baten den Wirth, ihnen etwas besonders zu geben. Der Wirth hieß sie zu sitzen, und versprach ihnen, sie ziemlich (billig) zu halten, während Luther, dem die jungen Leute gefielen, zu ihnen sprach: „Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth wohl abtragen." — „Dieß," bemerkte Keßler, „freute uns sehr, nicht von des Gelds und Genieß wegen, sonder daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hat. Ueber dem Essen that Martinus viel gottseliger, freundlicher Reden, daß die Kostlüt und wir an ihm verstuhnten und seiner Wort mehr denn aller Speisen wahrnahmen." — Man sprach von dem bevorstehenden Reichstage von Nürnberg, und wie dabei nicht viel herauskommen würde; „wie die Herren lieber ihre Zeit mit köstlichem Turnier, Schlitten, Unzucht und Hochfahrt verzehrten, als sich Gottes Worts anzunehmen" u. dergl. m. „Aber ich bin der Hoffnung," sprach Luther weiter, „daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde." Die Kaufleute gaben nun auch ihre Meinung, und einer von ihnen sprach, er sei zwar nur ein Laie, aber so viel er von der Sache verstehe, so müsse der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein. Er würde gern ihm zu lieb noch 10 fl. verzehren, wenn er ihm beichten könnte, denn er glaube, Luther könnte und möchte sein Gewissen wohl unterrichten. Nach aufgehobenem Tische entfernten sich die Kaufleute, und Luther war wieder mit den Studenten allein. Da bedankten sie sich bei ihm für die ausgerichtete Zehrung und ließen ihm merken, daß sie ihn für den Ulrich von Hutten hielten. Da sprach Luther zum Wirthe scherzhaft: „Seht doch, ich bin diese Nacht zum Edelmann geworden; denn diese Schweizer halten mich für Ulrich von Hutten." — „Der seid ihr nicht," sagte der Wirth, „wohl aber Martin Luther." Da lächelte Luther und sprach: „die halten mich für den Hutten, ihr für den Luther; ich sollt' wohl bald Marcolfus werden." Nach solchem Gespräch nahm er ein hohes Bierglas, trank den Schweizern zu und forderte sie auf, ihm nachzutrinken. Als aber Keßler das Glas zur Hand nehmen wollte, schob ihm Luther ein Weinglas unter und sprach: „Ich weiß wohl, das Bier ist euch Schweizern unheimisch und ungewohn, trinket den Wein!" Und indem er dies sagte, packte er den Rock auf die Schultern, nahm Abschied von seinen jungen Freunden und sprach: „Wenn ihr nach Wittenberg kommt, so grüßt mir Dr. Schurf euern Landsmann." — „Wir wollen es gern thun," sagten die Studenten, „aber von wem sollen wir den Gruß ausrichten?" — „Sagt ihm nur, der kommen soll, läßt euch grüßen, so versteht er die Worte," — und somit entfernte er sich.

Als die beiden Schweizerjünglinge in Wittenberg angekommen waren, machten sie sich auf, um den berühmten Melanchthon zu besuchen. Hier fanden sie auch, zu ihrer nicht geringen Verwunderung, den vermeintlichen Ulrich von Hutten — Luthern, welcher auf seiner Rückreise von der Wartburg nach Wittenberg im Gasthofe „zum schwarzen Bären" in Jena sein erstes Nachtlager nahm und an seinem ritterlichen Incognito sich ergötzte. — Die obige Erzählung findet sich in der Chronik des St. Gallischen Reformators Keßler.

Ein Stück aus dem Leben der Uralschen Kosaken und ihr Fischfang im Uralflusse.

(Schluß.)

Im Ural finden, außer einigen kleineren, weniger bedeutenden, jetzt nur drei gemeinschaftliche große Fischereien statt, woran alle Kosaken Theil nehmen. Die Zeit und der Ort des Fischfangs, die Größe der Fischgeräthe und das ganze Verhalten ist bei diesen Fischfängen auf das Genaueste bestimmt und wird mit militairischer Strenge befolgt. Der erste ist der Frühlingsfischfang, der zweite der Herbstfang, beide mit Netzen, — und der dritte und merkwürdigste von allen ist der Winterfischfang auf dem Eise (Bagrénie) mit 8 bis 10 Faden langen Stangen, an deren unterem Ende starke eiserne halbrunde und sehr geschärfte Haken befestigt sind. Dieser letztere Fischfang ist das interessanteste Stück im Leben der Uralschen Kosaken. Jedesmal wenn im Sommer ein Fischfang beginnen soll, wird unter den ältesten Stabsoffizieren ein Fischerei-Ataman gewählt, der für die bestimmte Ordnung sorgt, wann und wo die Fischerei beginnen soll, zugleich auch Streitigkeiten entscheidet und dem Alle nach militai-

rischer Ordnung den strengsten Gehorsam schuldig sind. Täglich wird eine gewisse Strecke des Flusses angewiesen, die zum Fischen bestimmt ist, und deren Grenze keiner überschreiten darf; hat man diese des Abends erreicht, so erfolgt das Zeichen, die Fischerei hört auf, und alles begiebt sich an's Ufer in's Lager, wo Pferde und Wagen halten, gekocht und gebacken wird, und wo schon viele russische Kaufleute harren, um die Fische zu kaufen, einzusalzen und weiter zu schicken. Bei Tagesanbruch wird eine neue Strecke stromabwärts angewiesen, wo gewöhnlich das Zelt des Fischerei-Atamans aufgestellt ist. Das bunte Fischerleben fängt nun wieder von Neuem an, und so geht es alle Tage weiter, stromabwärts, bis ein paar Hundert Werst abgefischt sind und man endlich beim Kaspischen Meere anlangt, an welchem die Fischerei auf diese Art ein Ende hat. Bei der Frühlingsfischerei, bei welcher seltener einzelne Hausen und Stäre erscheinen, welche aber nach der bestehenden Ordnung immer wieder zurück in den Fluß zu werfen sind, werden vorzugsweise nur Sewrügen und einzelne Lachse gefangen. Die Herbstfischerei nimmt im October ungefähr 200 Werst von der Stadt Uralsk ihren Anfang und endet beim Kaspischen Meere. Die Ordnung ist ganz dieselbe wie bei der Frühlingsfischerei, nur daß hier andere, weit stärkere Netze benutzt werden. Es ist bei diesen Fischereien ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie der ganze Strom bis in weite Ferne von Menschen wimmelt, und wie die flinken Kasaken in ihren leichten Bagdaren — kleine Kähne, in denen gewöhnlich nur ein Kasak sitzt — mit Blitzesschnelle über den Strom hin und her schießen, mit außerordentlich raschen und oft kühnen Wendungen ihre Nußschalen sich, so weit es die Ordnung erlaubt, gegenseitig zuvorzukommen suchen, und wie bei dieser Gelegenheit dann und wann ein noch etwas unerfahrener Kosak in's Wasser plumpt, ohne sich im Geringsten daraus etwas zu machen, da jeder von ihnen vortrefflich schwimmen kann und im Wasser wie zu Hause ist. Dabei ist die rasche Entschlossenheit, Gewandtheit und das Savoir faire der Kasaken in allen Sachen, die nur entfernt an Gefahr erinnern oder Unternehmungsgeist verlangen, wahrhaft bewundernswürdig! — Diese Menschen, die so zu sagen im Flusse und im Meere aufgewachsen sind, würden vortreffliche Seeleute abgeben, wenn das Kaspische Meer nicht als ein großer Binnensee so sehr abgeschlossen wäre. So viel aber bleibt wohl gewiß, daß durch dies freie, wilde und doch mit militairischer Disciplin geordnete rasche Fischerleben der Kasak in seinem ganzen Habitus als Krieger sehr gekräftigt und in seinem Wesen eine gewisse Sicherheit, rasche Entschlossenheit und Thatkraft unterhalten wird, die ihn im Felde bekanntermaßen so vortheilhaft auszeichnen. Ich komme nun zu der dritten Art oder Winterfischerei, welche, wie gesagt, von allen die interessanteste ist.

Sobald im Spätherbst der Uralfluß anfängt, sich mit einer leichten Eisrinde zu bedecken, welches gewöhnlich Ende November oder im December der Fall ist, suchen die Fische vorzugsweise die tieferen Stellen des Flusses auf, um hier reihenweise den Winter in einer Art von Ruhe zu verleben. Da sich aber der Boden des Uralflusses durch die Strömungen alljährlich verändert, so daß die tieferen Lagerstellen nicht immer bekannt sein können, so merken sich die Kasaken, sobald der Fluß zufrieren will, diejenigen Stellen, wo die Fische an der Oberfläche erscheinen, um zu spielen, oder sie legen sich, sobald der Fluß nur eben zugefroren ist, auf das dünne und wie Glas durchsichtige Eis, bedecken den Kopf mit einem dunklen Tuche und können dann die großen auf dem Grunde des Flusses ruhig liegenden Fische sehen. Diese Andeutungen suchen sie dann bei der allgemeinen Winterfischerei zu benutzen. Der erste und kleinste Fischfang erfolgt gewöhnlich in den ersten Tagen des Decembers, oft sogar schon Ende November, wenn das Eis noch sehr schwach ist, und dauert gewöhnlich nur einen Tag. Auch fischen hier blos eine gewisse Anzahl Kasaken, denn der Zweck derselben besteht eigentlich nur darin, nach altväterlicher Sitte eine Menge der schönsten Fische und des besten Kaviars als Präsent — wie es die Kasaken nennen — so schnell wie möglich zum Allerhöchsten Kaiserlichen Hofe abzufertigen. Zu diesem Zwecke harren schon ein Offizier und neun Dreigespanne mit raschen Pferden am Ufer. Die Fische und der Kaviar werden aufgeladen, und mit sausender Eile geht es nun Tag und Nacht mit Postpferden bis nach Petersburg, von wo die Ueberbringer immer mit reichen Geschenken zurückkehren.

Der zweite eigentliche und allgemeine Fischfang oder das kleine Bagrénie erfolgt immer vor Weihnachten, dauert nur 8 Tage und endet 80 Werst von der Stadt Uralsk abwärts zum Kaspischen Meere in täglichen Stationen. Der dritte Fischfang oder das große Bagrénie fängt 80 Werst von der Stadt an und endet 180—200 Werst von Uralsk. Jeder Kosak fischt für sich mit einem Fischhaken, denn jeder erhält nur einen Erlaubnißschein, Offiziere und Beamte verhältnißmäßig aber mehr. Diese können, wenn sie sich nicht selbst das Vergnügen der Fischerei machen wollen, Leute miethen, dies hindert aber nicht, daß mehrere Kosaken, welche Erlaubnißscheine haben, sich gegenseitig helfen, Gesellschaften bilden (Artels) und die gefangenen Fische gemeinschaftlich theilen. Als Fischergeräth hat jeder Kasak den oben beschriebenen langen Fischerhaken, mehrere kleine Haken an kurzen Stangen, um den Fisch herauszuziehen, wenn er schon gefangen ist, eine eiserne Brechstange zum Ausbrechen des Eises und eine Schaufel. In den früheren Zeiten wurde der Winterfischfang im Ural auf eine ganz andere Art betrieben als gegenwärtig. Alle Fischhaken wurden nämlich auf Schlitten gelegt, die immer mit den schönsten und oft auch recht wilden Pferden bespannt wurden. Die Tausende von Schlitten stellten sich in Reihen hintereinander auf, um, sobald das Zeichen gegeben wurde, in einer Art Wettlauf die Stelle zu erreichen, wo der Fischfang seinen Anfang nehmen sollte. Von dem Getöse dieser wüthenden Jagd, bei welcher einer dem Andern vorzukommen suchte, erdröhnte das Eis und wurden die Fische von ihren Lagerstellen aufgescheucht. Da aber bei dieser Art der Fischerei Unfälle nicht zu vermeiden waren und auch andere Unbequemlichkeiten stattfanden, so wurde die tolle Pferdejagd aufgegeben, und man fischt gegenwärtig auf andere Weise.

Sobald der Tag erscheint, wo die Fischerei beginnen soll, und der Fischerei-Ataman bestimmt worden, ist Alles schon voller Erwartung und Leben. Mancher Kosak kann

vor Freude die ganze Nacht nicht schlafen, und lange vor Tagesanbruch wird schon gekocht und gebraten, gegessen und getrunken. Kaum zeigt sich die erste Morgenröthe, sa ziehen die Tausende von Kosaken schon zum Flusse an den Ort, wo der Fischfang beginnen soll. Ihnen folgen eine Menge Russen und Kirgisen, welche als gemiethete Arbeiter für die Pferde zu sorgen haben, das Zelt oder die Filzhütte aufschlagen, Feuer von Strauchwerk anmachen und überhaupt alle Arbeiten verrichten, die nicht unmittelbar der Fischerei angehören, mit welcher sich der Kosak allein beschäftigt. Hinter den Kosaken folgen große Züge russischer Kaufleute aus Uralsk und anderen Orten mit ihren vielen Fuhrwerken und Arbeitern, welche den Fischzug immerwährend begleiten, die Fische, so wie sie aus dem Wasser kommen, sofort von den Kosaken kaufen, den Kaviar herausnehmen, einsalzen und in Tonnen schlagen, die Fische selbst aber, nachdem auch die sogenannte Hausenblase herausgenommen ist, entweder steinhart frieren lassen oder ebenfalls einsalzen, um Alles so rasch als möglich in's Innere des Reichs zu versenden. Zusammen mit den Kaufleuten begleiten immer eine Menge Handelsleute oder Marketender den Fischzug, schlagen ihre leichten Hütten am Ufer auf, wo sie dann Hafer und Heu, Brod, Backwerk, Nüsse, Pfefferkuchen und anderes Eßwerk verkaufen, dabei aber auch Thee und Branntwein verschenken. Hat der große Zug dieser Masse von Menschen und Thieren in langen Reihen endlich die Ufer des Flusses erreicht, so werden in der Eile eine Menge von Filzhütten, leichte Zelte und andere kleine Wohnlichkeiten errichtet, die aber, da sie den Fischzug immer stromaufwärts begleiten, nur auf kurze Zeit berechnet sind. Alles ist hier in reger Thätigkeit, um das Lager einzurichten, die Ufer wimmeln von Menschen, und das Ganze gleicht einer großen Völkerwanderung. Endlich hat Alles einen Platz gefunden, am Ufer ist die Signalkanone aufgestellt, und neben ihr steht der Artillerist mit der brennenden Lunte. Nun erhalten die Kosaken den Befehl, sich in langen Reihen an den beiden Ufern des Flusses aufzustellen, um hier das Signal zum Fischfange zu erwarten. Jeder Kosak schleppt die Fischhaken und Brechstangen hinter sich her und stellt sich an's Ufer, wo er gerade Platz findet, oder wo er glaubt eine tiefe Stelle und viele Fische zu finden.

Nachdem sich Alles geordnet und beide Ufer des Urals mit Kosaken besetzt sind, tritt endlich der Fischerei-Ataman aus seinem Zelte und geht langsam mitten auf den Fluß, den vor dem Kanonenschusse kein Kosak betreten darf. Nun erfolgt eine wahre Todtenstille, Alles ist voller Erwartung, und mit vorgebeugtem Oberkörper ist schon Jeder zum Sprunge bereit. Es ist ein wahrhaft interessanter Augenblick, diese Reihen so vieler kräftiger und lebensfroher Menschen lautlos und doch in höchster Aufregung zu sehen. Wie wunderbar schön dieses Alles ist, läßt sich nur unvollkommen beschreiben. Alle Gesichter strahlen voller Freude und Lust, die Augen entweder auf einen vorher ausgesuchten Fleck im Flusse, oder starr auf den Fischerei-Ataman gerichtet, der das Zeichen zum Abfeuern der Kanone geben soll. Doch dieser übereilt sich nicht — er geht gemüthlich von einem Ufer zum andern und macht allerlei Bewegungen, um die Kosaken zu täuschen. Ist der Heeres-Ataman zufälligerweise gegenwärtig, so nimmt der Fischerei-Ataman seine Mütze ab und verbeugt sich ehrfurchtsvoll in der Richtung hin, wo dies oberste Haupt der Kosaken am Ufer steht. Dann giebt er endlich nach vielen Neckereien das geheime Zeichen, welches nur ihm und dem Artilleristen bekanat ist.

Die Kanone kracht, der dicke Rauch hat sich kaum aus der Mündung gewälzt, sa entsteht in demselben Augenblicke ein wahrer Höllenlärm, dena das ganze Kosakenheer stürzt sich mit Geschrei und Jubel bunt durcheinander auf's Eis. Jeder strebt nun mit rasender Hast nach einem vorher ausgesuchten Platz zum Fischen, oder wenn ihm ein anderer schoa zuvorgekommen, so wählt er eine andere Stelle, wie Eile, Zufall und Raum es gestatten. In einem Nu werden Tausende kleiner Löcher von ein Paar Fuß im Durchmesser in's Eis gehauen — und an vielen Stellen, wo man gerade viele Fische erwartet, kaum drei bis vier große Schritte entfernt, and nun erhebt sich ein ganzer Wald von langen Fischerhaken, welche ia diese Eislöcher bis auf ein oder zwei Fuß vom Grunde herabgesenkt, und von den Kosaken in der Hand gehalten werden, damit der Fischer sogleich fühlen kann, wenn ein Fisch über den Haken geht oder die Stange berühet. Ist dies nun der Fall, so zieht der Kosak mit einem schnellen Ruck die Stange aufwärts, der scharfe Haken faßt den Fisch unter dem Bauche in's Fleisch, und er ist gefangen. Das Loch im Eise wird nun vergrößert, der Fisch mit kleinen Haken noch besser gefaßt uad endlich von einem Kosaken, oder mit Hilfe mehrerer, auf's Eis gezogen. Durch das Hin- und Herlaufen und das Geschrei der vielen Menschen, durch das Brechen der Eislöcher und durch die Tausende von langen Stangen, welche sich labyrinthisch in die Tiefe senken, werden die Fische von ihren Lagerstellen aufgeschreckt, streichen unruhig hin uad her und gerathen nun immerwährend in die Fischhaken. Dadurch wird auch bald das ganze Eis mit Blut bedeckt; es ist eine wahre Schlacht, und am Ufer häufen sich kleine Berge von Fischen, denn sobald nur ein Fisch am Haken sitzt, erscheinen auch schon Kaufleute auf dem Eise, um zu handeln und dem Kosaken seinen Fisch abzukaufen. Oft geschieht dies, wenn der Fisch noch unter dem Wasser ist und maa seine Größe noch nicht kennt, in welchem Falle denn auf gut Glück gekauft und verkauft wird.

Mituater trifft es sich auch, daß ein langnasiger Schipp oder ein großer Wels von 3 bis 6 Pud gefangen und unten im Flusse schon am Haken festsitzt. Da aber der Wels wenig geachtet wird und auch keinen Kaviar giebt, so bietet der erfahrene Fischer, der schon seinen Fang, ohne ihn gesehen zu haben, am Gefühl des weicheren Fleisches und der Bewegung am Haken erkennt, den Fisch auf gut Glück zum Verkauf aus, wobei es an gewandter Ueberredung auch nicht fehlt. Findet sich nun ein noch unerfahrener Käufer, so wird ihm die Stange des Fischhakens in die Hand gegeben, er fühlt, wie der große Fisch zappelt und die Stange hin und her rüttelt, und je wilder der Fisch da unten tobt, desto größer wird die Lust zum Kaufen und die Ueberzeugung, daß doch nur ein großer Hausen oder herrlicher Stör am Haken sitzen könne.

Mancher Kosak steht viele Stunden, ohne daß ein Fisch auch nur seine Stange berührt. Er zieht seinen

Fischhaken endlich aus dem Wasser, um einen anderen Platz zu wählen. Kaum aber hat er seine Stelle verlassen, so wird diese auch schon von einem Andern eingenommen, der dann oft, durch Glück und Zufall begünstigt, gleich beim Hinabsenken seines Hakens den herrlichsten Fisch herauszieht. Hat der Kosak lange nichts gefangen, so fühlt er auch wohl vorsichtig mit dem Fischhaken unten im Flusse herum, ob nicht ein vorbeistreichender Fisch die Stange berührt, welchen er dann durch einen kräftigen Ruck einzuhaken sucht. Ist der Fisch zu groß und macht da unten viel Lärm und Spektakel, indem er sich loszureißen sucht, welches sehr oft gelingt, besonders wenn ihn der Haken nur am Schwanze gefaßt hat, so ruft der Kosak seinen zunächst stehenden Nachbar zu Hilfe. Es wird nun noch ein Haken eingesetzt und der Fisch endlich mit vereinten Kräften auf's Eis gezogen.

Am vorsichtigsten und daher am schwersten zu fangen sind die großen Hausen von 15 bis 20 Pud (800 Pfund). Wird ein solcher Riesenfisch durch den fürchterlichen Lärm und das Getöse, wovon das ganze Eis erdröhnt, aufgeschreckt, so kommt er oft an die Oberfläche des Eises, um zu sehen, was da oben geschieht, oder er schwimmt schlau im halben Wasser. Berührt nun so ein großer Knabe die Stange des 4 oder 5 Faden tiefer im Grunde liegenden Hakens, so erfordert es viel Schnelligkeit und Gewandtheit, den Haken rasch so weit heraufzuziehen, um den Fisch unter dem Bauche zu fassen. Oft zerbricht ein solcher Fisch die Stange, fährt in den Haken des Nachbarn, zerbricht auch diesen und sucht zu entkommen, was aber doch nur selten gelingt. Denn da überall auf dem Flusse Haken an Haken eingesenkt sind, so entsteht, wenn ein so großer Fisch durchgeht, ein allgemeiner Lärm; Alle passen auf, wo sich die Stange rührt, und oft wird der Flüchtling doch eingefangen, unter allgemeinem Jubel und Zappeln des Fisches auf's Eis gezogen und wandert nun in die Hände der Kaufleute. So ein großer Hausen, der 100 bis 300 Pfund Kaviar giebt, wird von den Kosaken für sehr listig gehalten.

Für den fremden Beobachter hat dies höchst eigenthümliche Fischerleben einen so hohen Reiz, daß man sich nicht satt sehen und nicht genug das rasche unternehmende Wesen der Kosaken bewundern kann. Fällt z. B. selbst bei starkem Froste eine eiserne Brechstange durch das aufgeeiste Loch in den Strom, so wird hiervon nicht viel Wesens gemacht, der erste beste Kosak entkleidet sich, man bindet ihm einen Strick um den Leib, er taucht unter, findet die Brechstange und wird von seinen Kameraden wieder auf's Eis gezogen, hier kleidet er sich schnell an, macht das Kreuz, nimmt dann auch wohl einen Schluck Branntwein und geht nun, als wenn nichts vorgefallen wäre, ruhig wieder an seine Fischerei.

Höchst interessant war die Fischerei im December, ich glaube im Jahre 1847. Es war schon hohe Zeit, das Präsent zum Allerhöchsten Kaiserlichen Hofe abzufertigen. Der Ural war aber noch nicht ganz zugefroren, und in der Mitte gab es noch große Flächen offenes Wasser. Man versuchte wohl zu fischen, aber es wollte sich nichts fangen lassen. Endlich bemerkte ein Kosak, daß sich eine Menge Fische, durch den Lärm aufgescheucht, an der Oberfläche des offenen Wassers zeigten, wie nun aber da hinkommen? Doch ohne langes Besinnen wurde eine Eisscholle am Rande abgehauen, ein rüstiger Kosak setzte sich darauf und schwamm nach der Mitte, vorsichtig mit dem Fischhaken im Wasser so lange herumfühlend, bis er endlich so glücklich war, einen recht großen Fisch mit dem Haken zu fassen. Nun aber wurde das Schauspiel erst recht interessant. Der Kosak konnte das große Thier nicht bändigen, es schleppte ihn mit der leichten Scholle hin und her, und zuletzt zog es ihn von der Scholle herab. Doch der Kosak hielt die Stange mit dem Fische immer fest, plätscherte im Wasser so gut es gehen wollte, und da er sich zuletzt dem Rande des Eises etwas näherte, so wurde ihm ein langer Haken vorsichtig in die Kleider gehakt, und nun Mensch und Fisch zusammen unter grenzenlosem Jubel auf's Eis gezogen. Da nun das Kunststück so wunderbar geglückt war, so wurde eine große Eisscholle abgetrennt, mehrere Kosaken sprangen darauf, um den Feind mitten im Flusse anzugreifen. Dieser Fischfang war nun wohl mühevoll und ungewöhnlich, aber doch machte er den Kosaken eine allgemeine Freude, da das Allerhöchste Präsent nun zur bestimmten Zeit abgesendet werden konnte.

Ist der Fischfang endlich an einem Tage beendet, so begiebt sich Alles in's Lager, es wird gegessen und getrunken, gekauft und verkauft, Fische eingesalzen und Kaviar gemacht. Die Tagesereignisse werden dann vielfach besprochen, es wird gelacht und gejubelt, und die Ufer des Urals ertönen oft von den heimathlichen Klängen des Gesanges, bis endlich ermattet von der Arbeit Alles in Schlummer sinkt. Doch kaum graut der Morgen, so wird auch schon aufgebrochen, man zieht stromabwärts nach einer neuen Station, auf welcher die Fischerei ebenso wie am ersten Tage wieder durch einen Kanonenschuß eröffnet wird. In dieser Weise rückt man alle Tage weiter vor, bis endlich der ganze Strom, so weit es bestimmt, völlig abgefischt ward, und alle Kosaken in ihre Wohnungen zurückkehren. Die gefangenen Fische werden nun größtentheils in das Innere des Reichs gesendet, der herrliche Kaviar und die Hausenblase aber in ganz Europa herumgeschickt. Die Winterfischerei ist nun beendet, und erst im nächsten Frühjahr, wo wieder neue Schaaren von Fischen aus dem Kaspischen Meere aufwärts in den Strom ziehen, und alle Gewässer sich auf's Neue füllen, beginnt das lustige Fischerleben wieder von Neuem.

W. v. Q.

Einige Sagen in Beziehung auf deutsche Adelsgeschlechter.

Wenig bekannt dürften nachstehende Sagen, welche sich an deutsche Adelsgeschlechter knüpfen, sein.

Eine Dame aus dem noch heut im Holstein'schen angesessenen Geschlechte der Grafen von Ranzau erwachte eines Nachts durch den Schein eines Lichtes, welches sich ihrem Lager nahete. Sie bemerkte, daß das Licht, aus einer, von einem kleinen Männlein mit langem grauen Bart getragenen Laterne herrühre. Das kleine Männlein forderte die Edeldame durch Zeichen auf, ihr zu folgen, und führte sie hierauf an einen nahegelegenen Berg, der sich von selbst öffnete und nach dem Eintritt der Beiden wieder schloß. Frau Ranzau gelangte nun in ein kostbares Gemach. Auf einem Ruhebette lag ein schönes Weib in Kindesnöthen, welcher die Edelfrau den nöthigen Beistand gewährte. — Auf demselben Wege zurück in ihr Schloß geleitet, übergab das Männlein der barmherzigen Samariterin ein Stück Goldes mit der Weisung, daraus 50 Rechenpfennige, einen Hering und eine Spille fertigen zu lassen, und diese Gaben unter ihre Nachkommen, zwei Söhne und eine Tochter zu vertheilen. Hierbei erging die Prophezeihung, daß das Geschlecht in männlicher und weiblicher Descendenz wachsen und blühen werde, so lange

jene Geschenke des Bergmännleins in Ehren gehalten würden, daß aber der Verlust der mystischen Gaben auch dem Geschlechte der Ranzau's verderblich werden würden.

Eine ganz ähnliche Sage knüpft sich an das Geschlecht von Alvensleben (Alvesleben). Dort besteht das Geschenk des grauen Männleins aus einem Ringe.

Im Jahr 967, erzählt eine andere Sage, befand sich ein Graf Otto von Oldenburg auf der Jagd, in der Nähe seines Schlosses und des sogenannten Ofenberges. Die Hitze der Jagd verleitete unsern Grafen, ein Wild bis auf jenen Berg zu verfolgen und sich weit von seinen Begleitern zu trennen. Als nun der Graf mitten auf dem Berg still stand und sein Hifthorn erschallen ließ, um sein Gefolge herbeizurufen, erblickte er aus einer Kluft kommend eine schöne Jungfrau, schlank von Gestalt mit langen blonden Locken, auf welchen ein Kranz von prächtigen im Lande unbekannten Blumen saß. In der Hand hielt das schöne Weib ein Jägerhorn von kostbarem Metall. Die Jungfrau nahete sich dem Grafen und bat denselben, aus dem Horne zu trinken. Der Graf empfing das Horn, fürchtete sich jedoch der geschehenen Einladung Folge zu leisten. Da redete die Maid in seiner zierlich gesetzter Sprache dem Grafen zu, er möge trinken, denn dieser Trank werde seinem Geschlecht bis in die fernsten Zeiten zum Glücke gedeihen, wenn er aber den Genuß ablehne, so werde dies für ihn und seine Nachkommen mannigfaches Unglück im Gefolge haben. Doch wollte der Graf noch immer nicht trinken, sondern schwang das Horn rückwärts, daß der Trank verschüttet wurde. Einige Tropfen fielen auf das Pferd des Grafen, und bewirkten, daß diesem das Haar ausfiel. Hierauf forderte die Jungfrau das Horn vom Grafen zurück, letzterer aber wandte sein Pferd, und ritt in Hast zurück. Als er sich noch einmal umschaute, bemerkte er, wie die Jungfrau wieder in den Berg ging, der sich vor ihr öffnete, und hinter ihr wieder schloß. Der Graf brachte das Horn glücklich in sein Schloß, wo es lange Jahrhunderte in seinem Geschlecht verblieb. Es zeigte das Horn aber gar seltsame Niemandem bekannte Schriftzeichen und schöne Zierrathen und Bilder.

Eine andere Sage knüpft sich an das schottische oder irische Geschlecht der Buttler's (welches durch den bekannten General Buttler zur Zeit des 30jährigen Krieges nach Deutschland kam).

Ein Buttler gelangte auf einer Reise an einen Berg, der eine tiefe Kluft zeigte. Neugier veranlaßte den Reisenden, einzudringen. Nach kurzer Wanderung gelangte er in eine weite Halle, wo eine Frau von ungeheurer Größe und gar seltsamem Ansehen sich näherte. Ihre Kleidung war grün und blau, fast ganz durchsichtig wie Smaragd und Saphir. Das Zimmer selbst schien von lauter Gold und Silber, mit Edelsteinen aller Art gemischt, gebaut zu sein. Die Frau winkte dem Wandrer und führte ihn in ein zweites Gemach, welches eben so prächtig war. Mehrere schöne Frauen erhoben sich, um dem Eingetretenen ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Rings umher lagen und standen die kostbarsten Gefäße und Edelsteine. Buttler verführte bei dem Anblick aller dieser Schätze die Habgier, einen der kostbaren Gegenstände zu entwenden. Augenblicklich wurde Alles rings um ihn finster. Die Herrlichkeiten verschwanden, und nacktes Felsgestein umgrenzte einen engen Gang. Buttler suchte nun zwei Tage vergebens den Ausweg aufzufinden und verzweifelte schon daran, je wieder das Licht der Sonne zu erblicken. Mit Verwünschungen warf er endlich den Gegenstand, der ihn zur Sünde verlockt hatte, weit von sich, und im selben Augenblicke sah er unweit eine Bergspalte, welche ihm den Weg in's Freie öffnete. — R. S.

Das Samariterstift für Blödsinnige zu Craschnitz.

Wir sind um Abdruck des Nachstehenden ersucht worden.

Craschnitz bei Militsch, 14. Mai. Noch erfüllt von dem Eindruck, welchen die am 11. Mai durch Pastor Waudel von Wirschkowitz abgehaltene Prüfung der Anstaltkinder auf uns gemacht hat, berichten wir darüber im Interesse derer, welche für das Elend der blödsinnigen Kinder ein Herz haben. Als bekannt wird angenommen, daß Graf v. d. Recke-Volmerstein auf Craschnitz 1862 diese Anstalt eröffnet hat. Sie wächst räumlich nach außen und segnend nach innen; 28 Kinder, 1 Lehrer, 4 Lehrerinnen und 5 Gehilfen leben darin unter der persönlichen Leitung und rührenden Hingabe des edlen Grafen, und von diesem Leben hat die Prüfung Zeugniß gegeben.

Mit Gesang und Gebet begann sie. Die Kinder sangen fast alle mit, hatten Text und Melodie fest eingeprägt, und ihre Stimmen klangen sanft und melodisch; mindestens 10 Kirchenmelodien und einige Volkslieder kamen in gleich correcter Weise zum Vortrag. Der Liederschatz der Kinder ist indeß noch viel reicher, und ihr Gedächtniß hat außerdem an religiösem Lernstoff einen guten Vorrath gesammelt, von dessen richtigem Verständniß die Prüfung überraschende Beweise gab. Ihr Reden (Viele kamen und kommen ganz sprachlos in die Anstalt) ist ein deutliches, bei Einigen ein zusammenhängendes; man merkt ihnen den fröhlichen Eifer an, ihre Kenntnisse darlegen zu können. Vollständige Lesefertigkeit haben 2 Kinder erreicht, die übrigen buchstabiren, schreiben auch, was sie lesen, auf Tafeln nieder, ja ein Knabe schrieb vorgesprochene Sätze ganz fehlerfrei. Auch an Bildertafeln zeigte es sich, wie geweckt ihr Nachdenken, wie wohlgepflegt ihre Ausdrucksweise ist. Auch im Rechnen, obschon es sich über den Zahlenraum bis 10 nicht ausdehnt und von der Rechenmaschine selten ablöst, war ihre Gewandtheit überraschend.

Das ist aus blödsinnigen Kindern geworden, so hat diese Anstalt in der kurzen Zeit ihres Bestehens dargethan, daß auch diese unglücklichen Kinder, sonst zur Schande der menschlichen Gesellschaft, ein Spott der Thoren und eine Last der Familien und Gemeinden, bildungsfähig und arbeitstüchtig zu machen sind. Bei einigen ist zwar der Geist noch festgebunden, — sie kamen entweder zu alt oder körperlich ganz siech und elend hierher — aber auch bei diesen zeigen sich bisweilen Lichtstrahlen des neu aufflammenden Lebens.

Alle Verehrung dem edlen Grafen, den zu seinem Liebeswerke nur die Barmherzigkeit seines Heilands getrieben hat. Alle Anerkennung den Lehrern und Pflegern, die in aufopfernder Geduld, nicht um Lohnes willen, ihr mühevolles Werk thun. Aller Segen Gottes auf die Arbeit an den Aermsten unter den Armen, welchen hier eine sonst im Lande nicht zu findende Hilfe bereitet wird.

Es ist noch Raum da in der Anstalt — und in Schlesien hat man bis 930 blödsinnige Kinder gezählt. Hier in der Anstalt empfangen sie möglichste Bildung und herzliche Aufnahme, und was ist oft in ihrer Heimath ihr Loos? Ihr Wohlhabenden, ihr Kinderlosen, ihr begüterten Eltern gesunder Kinder, wer ist noch da im lieben Schlesien, der dieser segensreichen mittellosen Anstalt zu noch reicherem Segen zu helfen sucht?

Gaben für diese Anstalt befördert die Post an den Grafen v. d. Recke-Volmerstein (Johanniter-Ritter) auf Craschnitz bei Militsch, unter der portofreien Rubrik „Angelegenheiten der Menschenfreunde", auch auf Postanweisungen, frei.

Am 24. d. M. wird der Durchlauchtigste Herrenmeister ein Kapitel des Johanniter-Ordens abhalten.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 24. Berlin, den 14. Juni 1865. Nr. 24.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juni 1865 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	49			
	Zugang pro Mai	7			
		56			
	Abgang „ „	14			
	Bleibt Bestand	42	42	1299	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	48			
	Zugang pro Mai	20			
		68			
	Abgang „ „	11			
	Bleibt Bestand	57	57	1546	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	17			
	Zugang pro Mai	6			
		25			
	Abgang „ „	8			
	Bleibt Bestand	17	17	557	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	22			
	Zugang pro Mai	19			
		41			
	Abgang „ „	27			
	Bleibt Bestand	14	14	683	36
5.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	17			
	Zugang pro Mai	5			
		22			
	Abgang „ „	1			
	Bleibt Bestand	21	21	601	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	31			
	Zugang pro Mai	12			
		43			
	Abgang „ „	13			
	Bleibt Bestand	30	30	1017	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	15			
	Zugang pro Mai	22			
		37			
	Abgang „ „	16			
	Bleibt Bestand	21	21	605	35
	zu übertragen		202	6288	260
	Uebertrag		202	6288	260
8.	**Züllichau:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	21			
	Zugang pro Mai	15			
		36			
	Abgang „ „	12			
	Bleibt Bestand	24	24	676	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	40			
	Zugang pro Mai	26			
		66			
	Abgang „ „	13			
	Bleibt Bestand	53	53	1441	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	9			
	Zugang pro Mai	15			
		24			
	Abgang „ „	15			
	Bleibt Bestand	9	9	382	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	6			
	Zugang pro Mai	3			
		9			
	Abgang „ „	7			
	Bleibt Bestand	2	2	146	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	14			
	Zugang pro Mai	4			
		18			
	Abgang „ „	4			
	Bleibt Bestand	14	14	350	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	6			
	Zugang pro Mai	4			
		10			
	Abgang „ „	7			
	Bleibt Bestand	3	3	122	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	5			
	Zugang pro Mai	5			
		10			
	Abgang „ „	6			
	Bleibt Bestand	4	4	136	10
	zu übertragen		311	9541	453

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juni 1865 verh. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		311	9541	453
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	1			
	Zugang pro Mai	1			
		2			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	1	1	14	8
16.	**Murawana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	5			
	Zugang pro Mai	9			
		14			
	Abgang " "	6			
	Bleibt Bestand	8	8	149	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Mai 1865	17			
	Zugang pro Mai	—			
		17			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	17	17	527	18
18.	**Attena:**				
	Bestand am 1. Mai 1865	8			
	Zugang pro Mai	10			
		18			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	10	10	268	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. Mai 1865	—			
	Zugang pro Mai	1			
		1			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	—	—	3	14
	Zusammen		347	10502	539

Der gesammte Abgang an Kranken pro Mai 1865 beträgt 170, davon sind:

a) gestorben 21
b) geheilt entlassen . 139
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 10

wie vor 170.

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. April 1865		24 Kranke.
Zugang pro April		13 "
		37 Kranke.
Davon sind: geheilt	10	
gebessert	10	
	20	20 "

Bleibt Bestand am 1. Mai 1865: 17 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 9 orientalische Christen, 2 Mohamedaner, 1 Denje und 1 Europäer.

Die Zahl der Krankenverpflegungstage betrug pro April 680. Poliklinisch wurden behandelt 107 Personen.

Ein ächter Johanniter.

(Von George Hesekiel.)

Es ist gewiß ein arger Irrthum, die großen und furchtbaren Ereignisse, welche man unter dem Gesammtnamen „französische Revolution" zusammen zu fassen pflegt, bald dem scharfcentralisirenden Königthum Ludwigs XIV., bald der sittenlosen Maitressenherrschaft des Regenten und Ludwigs XV., bald der entarteten Aristokratie, bald dem ehrgeizigen dritten Stande, oder den Encyclopädisten, schlechten Priestern und Verschwörern allein und einseitig zuschreiben zu wollen — die Wahrheit ist, daß das ganze Volk gesündigt hatte, und daß jeder Stand an seinem Theil große Verschuldung trug. Es fehlt nun nicht an Schriften, welche die Verschuldung der Aristokratie in den schwärzesten Farben malen, ihr allein das Elend zuschieben, und fürwahr! wer jene Schriften liest, muß einen tiefen Abscheu gegen den französischen Adel nicht nur, sondern gegen den Adel überhaupt empfinden, denn die adelsfeindlichen Schriftsteller haben es gut genug verstanden, die Versündigungen Einzelner, Vieler unter dem französischen Adel so darzustellen, als seien dieselben untrennbar verbunden mit dem Wesen des Adels überhaupt. Wir stellen die Verschuldung des französischen Adels nicht in Abrede, wir wollen nichts leugnen oder auch nur beschönigen, aber — place au droit! Platz für die Gerechtigkeit! Auch unter dem französischen Adel gab es vor der Revolution Männer, welche in der edelsten Weise christliche Edelmannspflichten übten und in alle Wege als leuchtende Vorbilder gelten können.

Von einem solchen Edelmanne wollen wir erzählen, und in diesen Blättern gerade erzählen, da derselbe ein ächter Johanniter, wenn auch nicht gerade ein eigentlicher Malteser war. Er wirkte nämlich im Geiste der Johanniterordensstifter, obgleich ihm das Kreuz von Malta nur als ein Ehrenzeichen von Seiten des Großmeisters verliehen worden war.

Der ächte Johanniter, von welchem wir erzählen, war Ludwig Alexander von Bourbon, Herzog von Penthièvre, ein Sohn des Grafen von Toulouse und der Prinzeß Maria Victoria Sophie von Noailles, ein Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich und der Dame Athénais von Rochechouart, Marquise von Montespan. Der Herzog von Penthièvre, geboren am 26. November 1725, hatte etwas von der Großartigkeit seines Großvaters, Ludwigs XIV., geerbt, ebenso etwas von der Schönheit seiner Großmutter Athénais von Montespan, nichts aber von alle dem, was an jenen Beiden mit Recht getadelt wird. Seine Jugend war fleißig, fromm, bescheiden und ruhig, und dennoch war Feuer und Kraft in dem Jünglinge, welcher sich, noch nicht 18 Jahr alt, mit der Bravour eines alten Soldaten bei Dettingen und bei Fontenoy schlug. Militairische Würden und Titel hat der Herzog von Penthièvre noch genug erhalten, darunter die Charge eines Großadmirals von Frankreich, als solcher empfing er auch das achtspitzige Kreuz von Malta, aber er hat seit Fontenoy nie wieder Gelegenheit gehabt, seinen Degen zu ziehen.

Mit einer Prinzessin verheirathet, die er innig liebte, kehrte er sehr früh aus der großen Welt in die Zurückgezogenheit ein. Seine Gemahlin, seine Kinder und seine andern Kinder, die Armen, bildeten seine kleine Welt. Er zog sich zurück ohne Zwang, ohne Groll, nur weil er es als seine Vocation fühlte, vorzugsweise für die Armen zu leben.

Bald hieß der Herzog von Penthièvre überall der gute Herzog, man liebte ihn um seiner lautern Frömmig-

keit willen eben so sehr als der Wohlthaten wegen, welche er unablässig spendete, und zwar in den weitesten Kreisen, wie ihm das sein unermeßlicher Reichthum gestattete. Den besten Maßstab für die Beurtheilung seiner Frömmigkeit und seiner Wohlthätigkeit giebt die eigenthümlich zarte Weise, mit welcher er zu geben und zu helfen verstand. Wir werden Beispiele weiterhin geben. Die christliche Tugend des guten Herzogs hatte harte Proben zu bestehen; er verlor seine jugendliche Gemahlin, seine Kinder starben ihm, auch sein einziger Sohn ward ihm genommen, ihm blieb nur eine Tochter, und die ward dem Herzoge von Orleans vermählt, jenem elenden Philipp Egalité; das ward dem guten Herzoge bitterer als der Tod. Doch ihm blieb noch eine Tochter, die schöne, edle, fromme Prinzeß von Lamballe, die ihm sein einziger Sohn sterbend als eine Wittwe von achtzehn Jahren an's Vaterherz gelegt. Diese theilte das fromme Leben des guten Herzogs, bis auch sie ihm schrecklich entrissen ward, von blutigen Schurken ermordet, die selbst die Leiche des keuschen Weibes noch in unsäglicher Barbarei verstümmelten, und ihren Kopf auf eine Pike gesteckt durch Paris trugen, um damit die Freundin der scheußlich gemordeten Frau, die Martyrer-Königin im Temple, zu erschrecken. Das sind einige von den Prüfungen, die der gute Herzog in seiner Zurückgezogenheit von der Welt zu bestehen hatte! Und er bestand sie als ein christlicher Weiser; er heiligte seine Trauer durch die Segnungen der Armuth; er beugte sich unter die gewaltige Hand Gottes, und alle Unglücklichen halfen ihm seinen Schmerz tragen.

Eines Tages jagte König Ludwig XV. in der Nähe von Rambouillet, dem Hauptsitze des Herzogs von Penthièvre, wo der treffliche Graf von Toulouse, des Herzogs Vater, dem Schlosse gegenüber ein großes Hospital begründet hatte, um stets eine Mahnung an seine Pflichten gegen die Armuth vor Augen zu haben. Das Rendezvous der Königlichen Jagd war das reizende Schlößchen St. Hubert; als die Jagdgesellschaft dort hungernd und durstend eintraf, fand man, in Folge eines Mißverständnisses, die Küchenwagen nicht, und der König entschloß sich, die Gastfreundschaft seines Vetters in dem ganz nahen Rambouillet in Anspruch zu nehmen. Dort wartete der glänzenden Gesellschaft eine eigenthümliche Ueberraschung! Der König lächelte, die strahlenden Amazonen kicherten leise, die üppigen Cavaliere lachten beinahe laut, denn vor ihnen allen erschien der gute Herzog in einer Küchenschürze und den Schöpflöffel in der Hand. Jeden Monat wenigstens einmal kam der Herzog unvermuthet in die Küche, die er im Hospital seines Vaters für die Armen angelegt, sah nach, ob sich die Köche auch nicht vernachlässigten, und half selbst die Suppe und die Speisen für seine Armen bereiten. Die Cavaliere verstummten, die schönen Amazonen fühlten ihre Augen naß werden, und der König blickte sehr ernst. Die hagere Gestalt, das bleiche und doch heitere Antlitz des Herzogs verriethen, daß er nur für seine Armen Gourmand war.

An diesem Tage speiste Ludwig XV. die Armensuppe und das Schöpsenfleisch aus der Armenküche von Rambouillet, niemals hat ein König von Frankreich besser gespeist; der König sprach das aus, und es war seine Ueberzeugung, denn auch in diesem so vielfach und mit Recht übel berufenem Monarchen waren die Gefühle eines christlichen Königs noch nicht ganz todt, sie machten sich oft strenger geltend, als man im Allgemeinen glauben mag. Seine Jagdgesellschaft mochte freilich etwas anders über die Armensuppe denken, aber sie schwieg.

Auf seinen Ritterzügen gegen Armuth und Noth begleitete den guten Herzog als Knappe der Dichter Florian; dieser einst so verschwenderische und galante Dragoner-Capitain war eine Art von Mönch ohne Kutte wie der Herzog geworden. Florian trug im tiefsten Geheimniß den Unglücklichen die Gaben des Herzogs zu, die dieser auf seinen Streifzügen in der Umgegend von Rambouillet entdeckt hatte. Man kann sagen, daß der Herzog immer auf der Jagd nach solchen Unglücklichen und Armen war, denen er helfen konnte, und daß Florian seine Jagdbeute sammelte. Aber es ging auch hier, wie's überall geht, wo zu stark gejagt wird. Der Herzog und der Poet hatten bald in und um Rambouillet nichts mehr zu jagen, ihr Wildstand war völlig vernichtet, das heißt: auf der Domaine zu Rambouillet gab's keine Armuth mehr. In immer weitern Kreisen um Rambouillet setzten Ritter und Knappe ihre Streifen gegen die Armuth fort, aber bald wurden die Gelegenheiten, wohl zu thun, so selten, daß der Knappe Untreue gegen seinen Ritter übte, d. h. daß Florian den wenigen Armen, die er noch fand, auf eigene Hand half, ohne dem Herzog davon zu sagen. So entstand eine Art von Wettstreit zwischen Beiden; sie schlichen sich heimlich, Jeder für sich, fort von dem Schloß, und wenn sie sich draußen zufällig begegneten, so erfanden sie die sonderbarsten Vorwände, um sich gegenseitig über den eigentlichen Zweck ihrer Ausgänge zu täuschen. Am Ende des Monats, bei Durchsicht der Ausgabeliste, erfuhren sie dann, wer den Andern an Thaten der Milde übertroffen, wer den meisten Armen geholfen; und wie glücklich war der gute Herzog, wenn es ihm ein Mal gelungen war, mehr Wohlthaten zu spenden als der Dichter: Es versteht sich, daß auch das, was Florian gab, meist aus der Kasse des Herzogs floß.

Einst glaubten Beide ein größeres Unglück entdeckt zu haben; geheimnißvoll verbarg sich eine junge Frau in Trauerkleidung mit zwei Kindern und einer alten Magd in der Umgegend von Rambouillet: Beide boten sofort ihre Hülfe an, aber vergeblich; es war eine reiche Wittwe, die hier nur Zurückgezogenheit suchte. „Wir sind bestohlen!" riefen Herzog und Dichter wie aus einem Munde.

Eine vornehme Dame fragte einst den Herzog: wie wohl drei würdigen, aber arbeitsunfähigen Greisen zu helfen sei? Der Herzog antwortete mit freudiger Hast: „Nichts leichter als das, ich gebe Jedem eine lebenslängliche Rente, wenn der Erste stirbt, erben die beiden Ueberlebenden zu gleichen Theilen, der Letzte vereinigt alle drei Renten!"

Wohl dem, der die Mittel hat, so geben zu können! aber es kann doch Jeder geben nach dem Maaße seines Besitzes.

Wie oft wurden der Herzoglichen Domainenverwaltung, nach damaliger Sitte, bedeutende Summen übergeben, daß sie Leibrenten dafür zahle! Starben nach Ansicht des Herzogs die Leibrentenempfänger zu früh, so ließ er den Verwandten derselben die ganze Summe zurückzahlen.

Nach einer offiziellen, aber noch sehr mangelhaften Berechnung gab der Herzog folgende Summen an die Armuth: monatlich 8000 Frcs. für die Armenkasse seiner Besitzungen zu Rambouillet; 3000 Frcs. an Bedürftige, welche er persönlich bezeichnete, das allein macht jährlich die Summe von 130,000 Frcs. Dazu kommen monatlich 3000 Frcs. für kleine Ausgaben des Herzogs, diese Summe gab er als Almosen in den Kirchen, an Krankenbetten, wo er oft stundenlang saß, mit den Leidenden betete und sie tröstete, auf den Landstraßen und bei sonst vorkommenden Gelegenheiten aus. Dabei unterzeichnete er monatlich für arme Edelleute und Offiziere Anweisungen auf 100 Frcs., 1000 Frcs. und 4000 Frcs. Es ist in dieser Wohlthätigkeit des Herzogs ein Zug von der Großartigkeit seines Großvaters Ludwigs XIV., aber es ist noch ein anderes, viel Größeres darin.

Vor allen andern Anstalten waren die Hospitäler der Gegenstand der ganz besondern Fürsorge dieses Ritters vom Spital. 1776 gründete er das große Hospital zu Crecy, für das er das Schloß St. Just kaufte und einrichtete. Hier widmete er sich oft wachenlang selbst der Krankenpflege, und sein wahrhaft evangelisches Wesen dabei war eine Erbauung für Alle, aber zugleich auch ein ernstes Vorbild für die Beamten und Wärter. Dieses Hospital kostete ihm jährlich eine Summe von 300,000 Frcs. Das war doch ein wahrhaftiger Grandseigneur im Wohlthun! Zu dem Hospital in Andelys gab der gute Herzog 400,000 Frcs. Aber nicht nur Hospitäler gründete er, auch zu andern Wohlthaten war er immer bereit. Der Stadt Gisors baute er eine Markthalle; der Stadt Treport eine Schleuse; der Stadt Chateauvillain gab er eine Schule, einen Marktplatz und einen schonen Brunnen. Ueberall, wo er hin kam, streute er seine Wohlthaten aus; das war sein Königthum. Er war der König der Armuth. Er genoß darum überall der unbeschreiblichsten Liebe, auch zu Paris; dort erkannten ihn einst die Marktweiber, in ihrem Ungestüm umringten sie ihn jubelnd, und Einige umarmten und küßten ihn. Als sie sich darauf entschuldigten, sagte er freundlich: „Vor Gott bin ich euer Bruder, im Uebrigen aber euer guter Freund!"

Als er 1783 von seinem geliebten Rambouillet scheiden mußte, es kam an die Krone, da war's fast allein das Hospital seines Vaters, für welches er Bedingungen machte. Ludwig XVI. erfüllte dieselben treulich, bis zuletzt die edle Stiftung im Blutsturm unterging. Nach der Revolution, im Jahre 1809 wurde sie durch Napoleon wieder hergestellt, sie wirkt noch heute segensreich.

Regelmäßig im höchsten Grade und sehr einfach lebte dieser seltene Mann; er betete viel und war sehr streng gegen sich; die bourbonische Lebhaftigkeit seines Wesens machte ihm viel Noth. Er hatte es aber unendlich weit in der Selbstbeherrschung gebracht. Lange hatte er in seinem Zimmer einen Tisch, auf welchem eine ganze Collection von zum Theil sehr kostbaren Uhren aufgestellt war; er gab sich viel Mühe, den Gang derselben so zu regeln, daß sie ganz übereinstimmten. Einst warf ein Diener den Tisch um, zerbrochen und zerschmettert lagen die Uhren, der Unglückliche zitterte, der Herzog wurde ein wenig roth, dann sagte er: „Gräme dich nicht weiter, es ist das erste Mal, daß sie alle übereinstimmen!"

Einst erfuhr er, daß seine Beamten den Einwohnern von Vernon verboten hätten, im Park Erdbeeren zu suchen; sogleich erließ er einen Befehl, in welchem er den Beamten mit einer unbeschreiblichen Liebenswürdigkeit auseinandersetzte, welche Freude die Erdbeeren für die Kinder besonders wären, und wie die alten Frauen einen kleinen Handel damit hätten u. s. w., fragte sie aber zum Schluß sehr ernst: wie sie denn dazu kämen, eine so alte Sitte plötzlich abschaffen zu wollen? „Ihr werdet's auf diese Weise noch dahin bringen, mich verhaßt zu machen und mir so den größesten Schmerz zu bereiten!" Seine strengen Befehle wurden befolgt, die Einwohner von Vernon dürfen noch heute im Park Erdbeeren suchen, das Andenken an den guten Herzog hat die alte Sitte geschützt bis auf diesen Tag. Mit Stolz sprechen die Einwohner von Vernon jetzt von ihrem „droit de fraiserie", das ihnen der Herzog von Penthièvre verliehen, und behaupten so noch ein Herrenrecht in einem Land, wo sonst alle Herrenrechte gesetzlich abgeschafft sind.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß dem guten Herzoge eine Popularität zu Theil wurde, wie selten einem großen Herrn in Frankreich; seine Reisen von Hospital zu Hospital glichen wirklichen Triumphzügen und wurden endlich für seine Bescheidenheit so drückend, daß er Listen aller Art ersann, um sein Incognito zu sichern. Namentlich war er vorsichtig, wenn er seine großen Erbgüter in der Bretagne besuchte; er war dort wirklich mehrmals in Gefahr, von der Liebe der Leute erdrückt zu werden. Wer nicht das ganze Leben des guten Herzogs verfolgt hat und jene Berichte aus der Bretagne vom Jahr 1784 allein liest, der muß an eine namenlose Uebertreibung glauben, aber die Bretagner grade sind ernste, nüchterne Leute, und vor der Uebereinstimmung so vieler Zeugen muß jeder Zweifel verstummen. Hier wird auch von noch einer Eigenschaft des Herzogs von Penthièvre berichtet, die wir sonst nicht erwähnt finden. Der herrliche Mann hatte nämlich ein so wunderbares Gedächtniß, daß er nicht nur Alle wieder erkannte, welche er jemals in seinen Spitälern selbst gepflegt, sondern sich auch ihrer Namen und zum Theil ihrer Lebens-Umstände erinnerte. Er war der Feldherr der Unglücklichen, und er kannte jeden Soldaten seiner Armee.

Die Popularität des Herzogs bestand auch endlich die schwerste Probe, wir meinen die Revolution; er, obwohl ein Bourbon und Grand-Seigneur, blieb populär und der „gute Herzog" zu der Zeit, da über alle Bourbonen das Exil oder der Tod verhängt war. Und man glaube nicht, daß er den revolutionären Leidenschaften der wilden Massen schmeichelte! das kannte er nicht, er verstand nur, den Unglücklichen wohl zu thun, aber sanft blieb er ein fester, ja, ein starrer Royalist und machte nie ein Geheimniß aus seiner Mißbilligung und seinem Abscheu vor der blutigen Gewalt, die so grauenvoll in seinem Vaterlande zu herrschen begann. So lange das Königliche Märtyrer-Paar noch in den Tuilerien residirte und noch nicht ganz offen als gefangen betrachtet wurde, so lange blieb auch der gute Herzog in Paris und erschien, trotz zunehmender Kränklichkeit, trotz seines Alters, fast täglich im Schlosse, um dem Könige und der Königin seinen Respect zu bezeugen. Erst als man der Königlichen Familie, deren

Häupter dem Tode geweihet waren, den Temple zum Gefängniß anwies und Niemanden mehr zu ihr ließ, zog sich der edle Fürst im tiefsten Schmerz auf sein Schloß nach Vernon zurück.

Wagte die Revolution nicht, ihre blutbesudelten Hände nach diesem heiligen Greise auszustrecken? fürchtete sie den massenhaften Widerstand der Bevölkerung in und um Vernon? oder verachtete sie den hinfälligen Alten, der nur wohlthun und segnen konnte?

Nie vernahm man eine Klage oder zornige Worte aus dem Munde des guten Herzogs seit jenem 10. August, an welchem die Königliche Familie und auch seine geliebte Schwiegertochter, die edle Prinzessin von Lamballe, gefangen gesetzt wurden. Sein Schmerz war stumm, und nur ein Mal belauschte Hue de Miroménil, der ehemalige Siegelbewahrer und des Herzogs Freund, die leise Gebetsklage: O Gott, mein Gott, wie furchtbar sind deine Gerichte, habe Erbarmen mit diesem unglücklichen Volke! rette, rette meinen König und erbarme dich der Meinen!"

Auch als er die gräßliche Ermordung seiner geliebten Tochter von Lamballe vernahm, hatte der fromme Greis nur Thränen und Gebete.

Schon seit dem 10. August hatte der Herzog von Penthièvre sich lediglich nur mit dem Schicksal der Königlichen Familie beschäftigt, sonst lagen ihm weltliche Dinge fern; er wurde seit der Ermordung der Prinzessin von Lamballe, am 3. September 1792, noch stiller als zuvor, die Hinrichtung des Königs endlich, am 21. Januar 1793, war der Todesstoß für ihn, von dem Tage an sprach er nur noch von geistlichen Dingen und bereitete sich zum Sterben vor. Von dem Todestage des Königs an bis zum 3. März verließ er sein Lager nicht, an diesem Tage aber erklärte er, sein Lager sei zu weich zum Sterben für einen sündigen Menschen; man mußte ihn auf einen Stuhl setzen, und denselben neben den kleinen Hausaltar stellen, an welchem er zu beten pflegte.

Dort saß er den ganzen Tag, still aber heiter, abwechselnd leise für sich oder laut mit seinem Almosenier betend und für seine Armen sorgend bis zum letzten Hauch.

Gegen Abend sagte ihm der Priester, daß der Maire und die andern Behörden von Vernon und aus der Umgegend draußen ständen und flehentlich nach seinem letzten Segen verlangten. Der sterbende Herzog ließ sie eintreten und segnete sie mit wenigen leisen, kaum noch verständlichen Worten.

Da knieten die revolutionären Beamten laut weinend um diesen heiligen Mann, sie empfingen in tiefer Rührung den letzten Segen eines bourbonischen Prinzen; ein Enkel Ludwigs XIV. segnete sie. Welch' ein reiner Lustzug wehte da plötzlich durch diese furchtbare Atmosphäre von Blutrausch und Königsmord!

Am 4. März 1793 Morgens 4 Uhr war der gute Herzog heimgegangen. Die Revolution hatte den einzigen Bourbon, den sie vielleicht hatte schonen wollen, dennoch getödtet durch den Schmerz, den sie über ihn gebracht.

Am 6. März wurde die Leiche in aller Stille von etlichen Priestern und einigen Dienern nach Dreux geführt und am folgenden Tage in dem Erbbegräbniß der Familie beigesetzt.

Aber die Revolution schonte auch das Grab des guten Herzogs nicht; am 1. Frimaire des Jahres II nur das revolutionäre Datum nennen wir, ein christliches gebührt der Schandthat nicht, brachen sie ein am hellen Tage in die Stiftskirche von St. Stephan und rissen die zehn Särge der Mitglieder dieser bourbonischen Seiten-Linie aus dem Gewölbe, warfen die Leichen schmachvoll in einen Graben und raubten das Metall der Särge. Das aber thaten nicht etwa wilde Päbelhorden, sondern Beamte der Republik; das von den Särgen geraubte Metall kam in die Münze.

Ein treuer Mann hatte heimlich die Stätte bezeichnet, wohin man die Leichen der Abkömmlinge Ludwigs XIV. geworfen; und man fand sie wieder, als man im Jahre 1816 in Dreux eine Sühnekapelle errichtete; die Leichen waren alle da, auch die des „guten Herzogs", nur die der Prinzessin von Lamballe fehlte — sie hat kein Grab auf Erden gefunden, denn in Stücke gerissen von revolutionären Kannibalen war ihr keuscher Leib, kein Glied von ihr hat sich wieder finden lassen, um es bestatten zu können, so viel Mühe sich die Agenten des Herzogs von Penthièvre auch damals gegeben!

Glücklicherweise ist die Barmherzigkeit Gottes größer als die Wuth des Menschen!

Wie mit einem blutigen Schwamm ist die Revolution hingefahren über die Geschichte Frankreichs, sie hat so Vieles ausgewischt aus dem Gedächtniß von Generationen, aber es ist ihr doch nicht gelungen, das Andenken an den guten Herzog ganz auszutilgen, und an vielen Orten bewahrt man diesem großen Ritter vom Spital ein dankbares Andenken. Noch stehen etliche seiner Hospitäler, noch blühen mehrere seiner Stiftungen und wirken in seinem Sinne; mehr und mehr tritt auch sein edles Bild wieder hervor, zur Nachfolge mahnend. Es hat sich in den Bevölkerungen der ehemaligen Besitzungen von Penthièvre ein vollständiger Sagenkreis von dem guten Herzog gebildet, und wenn ihr euch Mühe gebt, zu lauschen an den niedern Thüren, so könnet ihr noch heut gar liebliche Dinge hören von dem „Herzoge mit den Erdbeeren" oder von dem „Herzoge im Spital." Heil dem Manne, um dessen Andenken sich Sagen der Art bilden!

Lazarus-Krankenhaus in der St. Elisabeth-Gemeinde zu Berlin.

Der selige Consistorialrath von Gerlach bat vor Jahren des Königs Majestät, ihn an die Gemeinde in Berlin als Pastor zu berufen, in welcher das Elend und die Verkommenheit den höchsten Grad erreicht habe, — an die St. Elisabeth-Gemeinde. Es wurde der Bitte Allergnädigst willfahrt, und eine Reihe von Jahren hat der treue Knecht Gottes an diesem Platze zur Linderung und Hebung der schweren Nothstände gearbeitet. Nach ihm hat Pastor Kuntze bis zu seinem Ende 1862 erfolgten Tode die mühevolle und doch so schöne Arbeit rastlos und unter sichtbarem Gottessegen weitergeführt. Im Anfang des Jahres 1863 von des Königs Majestät auf diesen Posten berufen, habe ich es oft dankbar anerkennen müssen, daß mir durch 25jährigen pfarramtlichen Dienst, namentlich langjährige Seelsorge unter den Gefangenen

eine Zubereitung zum Eintritt gerade in dies Arbeitsgebiet zu Theil geworden ist. Und doch übertraf das, was ich bei näherem Bekanntwerden mit der Gemeinde an Elend und Jammer aller Art schaute, bei Weitem Alles, was ich in den früheren Jahren von Noth wahrgenommen hatte. Insonderheit hat die Noth der Kranken und darunter besonders die der Unheilbaren, namentlich der Schwindsüchtigen, Krebskranken &c., mich auf's Tiefste ergriffen. Ich muß es jetzt als providentielle Fügung ansehen, daß ich an Stätten geführt wurde, wo ich solche arme Lazarusse in Elend buchstäblich umkommen sah, denn es war sichtbar Gottes Wille, daß einmal wieder ein Hülferuf zur Linderung der Noth dieser Armen laut würde. Es wird mir sonst schwer, in die Oeffentlichkeit zu treten, nur solchen Nöthigungen, wie sie mir Ende vorigen Jahres zu Theil wurden, glaubte ich mich nicht entziehen zu dürfen. Es sei mir gestattet, darüber noch einige Worte zu reden. Bei den Bemühungen, Kranken, die in den Familien gar nicht oder doch nicht recht gepflegt werden können, Aufnahme in den hiesigen currenten Krankenhäusern zu verschaffen, stößt man zunächst sehr oft auf die Schwierigkeit, daß die letzteren überfüllt sind — bei der riesig anwachsenden Bevölkerung Berlins reichen diese Stätten eben nicht mehr aus. Sodann nehmen diese Krankenanstalten statutarisch **unheilbare** Kranke, deren Noth doch vor Allem das Mitleid in Anspruch nehmen muß, nicht auf. Es bleibt denn für arme Kranken solcher Art als einziges refugium nur übrig das Hospital des Arbeitshauses und das Siechenhaus Bethesda. Ersteres ist ebenfalls meist ganz überfüllt, und kommt hinzu, daß die Armen höchst ungern in das Hospital des **Arbeitshauses** sich bringen lassen. Bethesda, welches allerdings seine Räume gerade diesen Unglücklichen öffnet, ist ebenfalls dem massenhaften Bedürfnisse gegenüber nicht ausreichend. Ich entnehme darüber aus dem vor Kurzem herausgegebenen Bericht des Vorstandes dieser Anstalt, umfassend die Jahre 1861 bis 1864, nachstehendem Passus:

„Jeder Abgang durch Tod oder Entlassung von Siechen ist in kürzester Frist immer wieder ersetzt worden, und hat noch manche Bitte um Aufnahme, und darunter manche recht dringende, definitiv oder doch zeitweilig zu unserem lebhaften Bedauern zurückgewiesen werden müssen, Beweis genug, wie Alles, was in hiesiger Stadt gegenwärtig für die Siechenpflege geschieht, dem Bedürfnisse doch noch lange nicht vollständig entspricht."

Ein Grund, der gerade den Seelsorger besonders dazu treiben muß, sich dieser Kranken anzunehmen, ist der, daß die heiligsten Familienbande durch derartige schwere und langwierige Krankenlager oft in betrübendster Weise zerrissen werden. Ein solch armer Kranker wird seiner Familie zur Last, das Arbeitsverdienst wird geschmälert, die Krankheit verursacht Kosten und zeitraubende Wartung und Pflege, die Liebe erkaltet und verkehrt sich in Ungeduld, ja oft in empörende Bitterkeit. Mußte doch in meiner Gemeinde eine arme, krebskranke Frau, die 10 Kinder geboren hatte, es erfahren, daß man sie vor Durst fast verschmachten ließ, und von dem ungeduldigen Ehemann alltäglich Vorwürfe hören, daß sie noch lebe — Schrecklicheres nicht zu nennen. Ich entnehme aus einem am 5. April a. c. im Saale des evangelischen Vereins von mir gehaltenen Vortrage „Noth und Hülfe" in der St. Elisabeth-Gemeinde*) noch folgenden Fall einer **Schwindsüchtigen**:

„Ganz in der Nähe des Pfarrhauses, so daß ich sehr oft hingehen konnte, lag über 8 Monate eine arme Schwindsüchtige, der Mann ging Morgens um 5 Uhr dreiviertel Stunden weit auf Tagearbeit, kam Abends um 8 Uhr wieder, das arme, schwache, hinsiechende Weib blieb allein mit ihren drei kleinen Kindern in der ärmlichen Stube zurück. Ich habe versucht, sie in einem Krankenhause unterzubringen, die desfallsigen Bemühungen blieben umsonst. Das arme Weib bekam den Rücken voller Wunden, die Niemand auswaschen, Niemand verbinden wollte; ein liebliches vierjähriges Mädchen mußte bei der Mutter im Bette schlafen, die im schrecklichen Schwindsuchtsschweiß da lag. Vierzehn Tage lang habe ich mich vergeblich bemüht, Jemanden zu finden, der die arme Frau pflege, die Kinder reinige, endlich gelang es, eine Mutter von 5 Kindern willig zu machen, gegen Wochenlohn 2 Mal täglich hinzugehen, um die allernöthigste Wartung vorzunehmen. Auch die wollte oder konnte endlich nicht mehr. Da hat denn die Kranke noch Wochen lang in einem Elende zugebracht, das zu beschreiben ich völlig außer Stande bin, bis endlich der barmherzige Gott dem namenlosen Jammer ein Ziel setzte."

Auch das in der St. Elisabeth-Gemeinde vor 7 Jahren gegründete St. Elisabeth-Siechenhaus, welches auch der Unterstützung des Johanniter-Ordens sich erfreut, kann diesen Unglücklichen keine Hilfe bieten, weil dasselbe nach seiner ganzen Anlage und baulichen Einrichtung nur zur Aufnahme von alterschwachen, gebrechlichen Frauen, für welches es freilich eine große Wohlthat ist, sich eignet.

Bei dieser Sachlage wird man es begreiflich finden, daß ich zu dem Wunsche gedrängt wurde, mit der Hülfe Gottes eine neue Stätte gründen zu können, welche ihre Räume insonderheit zur Aufnahme der oben geschilderten Armen, Hilflosen und Elenden öffnen sollte. Einen Wink, ja eine entschiedene Nöthigung, in der Sache vorzugehen, empfing ich im Herbste vorigen Jahres, als mir 2 werthe Gemeindeglieder die Summe von 2500 Thlrn. zu diesem Zwecke in die Hand legten und bald darauf mir ein Bauplatz unentgeldlich überwiesen wurde. Auf einen weiteren öffentlichen Aufruf sind mir außerdem noch 5500 Thlr. zugeflossen. So dankenswerth und erfreulich nun auch diese mir gewordene Hilfe ist, so würde damit doch nur ein Theil der nöthigen Bausumme (24,000 Thlr. ist der Anschlag) gedeckt sein. Für diese so wichtige Sache das christliche Interesse auch der Ritter des Johanniter-Ordens anzuregen, ist der Zweck dieser Zeilen, und spreche ich die Bitte aus, die Theilnahme, welche der Orden bereits so vielen Werken christlicher Barmherzigkeit zugewendet hat, auch dieser Sache schenken zu wollen.

Geneigte Beiträge bitte ich einzusenden an den Schatzmeister des Lazarus-Kranken-Vereins, Herrn Baron **von Ungern-Sternberg**, Brunnenstraße Nr. 127 in Berlin, oder auch an den Unterzeichneten:

Bögehold,
Pastor an St. Elisabeth.
Invalidenstr. Nr. 5 in Berlin.

---

*) Exemplare desselben sind bei mir noch vorräthig.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 45. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staats.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 25. Berlin, den 21. Juni 1865. Nr. 25.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Carl von Salza und Lichtenau, Königlich Sächsischer Ober-Appellations-Rath, Ehrenritter seit 1855, † zu Dresden 10. Juni 1865.

Hugo Graf von Wilamowitz-Möllendorff, Kammerherr und Deichhauptmann, auf Gadow, Ehrenritter seit 1837, † zu Berlin 15. Juni 1865.

Der nachstehende an den Durchlauchtigsten Herrenmeister gerichtete Brief und die Antwort auf denselben dürften für die Herren Mitglieder des Johanniter-Ordens von Interesse sein:

„Monseigneur!

Le Lieutenant du Grand-Magistère de l'Ordre souverain de St. Jean de Jérusalem, fra Philippe de Colloredo, que Votre Altesse Royale honorait de ses bontés, étant mort à Recanati le 9 du mois d'Octobre de l'année passée, on procéda dans les formes établies à l'élection du nouveau Chef de l'Ordre, et le dépouillement des suffrages qui a eu lieu le 27 du mois de Février passé eut pour résultat ma nomination à cette dignité, à la presque unanimité des voix.

En prenant la respectueuse liberté de porter mon élection à la connaissance de Votre Altesse Royale j'ose Vous prier, Monseigneur, à daigner continuer à notre Ordre l'auguste et bienveillant intérêt dont Vous nous avez donné de preuves en plusieurs occasions et de ne pas refuser au nouveau Chef de l'Ordre l'honneur de Votre gracieuse indulgence.

Je prie Votre Altesse Royale de daigner en outre agréer l'hommage du profond respect avec lequel j'ai l'honneur d'être,

Monseigneur
De Votre Altesse Royale
Le très humble très obeissant serviteur
Bailli fra Alexandre Borgia,
Lieutenant du Grand-Magistère."

Rome 28. Mars 1865.

„Monsieur le Bailli!

J'ai reçu avec une véritable satisfaction la lettre du 28 Mars d. par laquelle Votre Excellence a bien voulu M'annoncer Son élection à la dignité de Lieutenant du Grand-Magistère de l'Ordre souverain de St. Jean de Jérusalem.

Dévoné de coeur Moi-Même à la gloire et à la prospérité de l'illustre Ordre dont le bailliage de Brandebourg est confié à Ma direction et à Ma sollicitude particulière, J'ai été charmé d'apprendre qu'il a été si bien pourvu aux éminentes fonctions que feu le Bailli frère Philippe de Colloredo a si dignement remplies jusqu'à Sa mort. C'est une noble tâche que Vous Vous êtes imposée, Monsieur le Bailli; J'aime à Vous exprimer Ma ferme persuation que sous Vos auspices et par Votre haute sagesse, l'antique et glorieuse institution dont Vous êtes maintenant le Chef, acquerra de nouveaux titres au respect et au suffrage universel qu'elle a su mériter depuis tant de siècles.

En félicitant sincèrement Votre Excellence de Son élévation, Je La prie de reçevoir l'assurance de Mes sentiments de haute considération.

Berlin, 13 Mai 1865.

Charles Prince de Prusse."

Flensburg.

Fast in jedem Lande findet man Städte mit characteristischem Gepräge, welches durch deren Lage und Verhältnisse bedingt ist. Es giebt Städte, deren Lage sie zum Mittelpunkt von Weltbegebenheiten machen mußte; andere wo in Ruhe und Geborgenheit die Wissenschaft ein sicheres Asyl fand; noch andere, deren einstige Größe

durch den Druck schwerer Begebenheiten gebeugt, die vergeblich den Anlauf zu neuem Aufschwung nehmen, und endlich solche, deren Lage, wie ein stets sich verjüngender Quell, ihnen immer neue Kräfte zuführt. Zu dieser letzten Kategorie kann man die mehrsten Seestädte zählen. Das Meer ist die Säugamme ihres Reichthums und ihrer Bedeutung gewesen, bis sie allmählig den Welthandel in sich centralisiren und ihr Name in die fernsten Weltgegenden getragen wird. Aber größer ist gemeiniglich ihr Ruhm nach außen als ihre Größe im Innern, denn dies sind die Städte, wo alles Denken und Schaffen um Erwerb, um Handel und Wandel sich dreht; wo der Werth des Einzelnen nach seinen Schiffen und Ballen gemessen wird und die Geldaristokratie sich eine bleibende Herrschaft gesichert hat.

Solche Städte legen uns aber auch das sprechendste Zeugniß ab, wie weit wir in der Cultur zurück sein würden, wenn alle Städte reiche Handelsstädte sein würden, denn wann sah man jemals aus solcher Handelsmetropole Jünger der Kunst und Wissenschaft hervorgehen, und wie mühsam fristet dort die Muse ihr verkümmertes Dasein! Wie rechtfertigen sie das so oft mit bitterer Ironie gesprochene Wort „daß die Kunst nach Brod gehen müsse", denn nur sehr selten sucht das Brod die Kunst, mit anderen Worten, sehr selten erhebt sich der Reiche auf den Gipfelpunkt der Kunst, so wenig wie die Wissenschaft ein rechtes Streben und ein rechtes Gedeihen hat, wo die vollen Geldsäcke der Mittelpunkt aller Achtung sind.

In einem gewissen Sinne könnte man das ganze Schleswig-Holstein mit seinen langen Küsten und vielen Häfen als vom Merkurstab beherrscht bezeichnen, denn Ausfuhr der inländischen und Einfuhr der leicht zugänglichen transatlantischen Waaren findet in sehr vielen der schleswig-holsteinschen Städte statt und begründet überall einen ungewöhnlichen Wohlstand. Fast jeder hat dem Gott Neptun den größten Theil desselben zu danken, sei es nun direkt durch Handel und Schifffahrt oder indirekt, wie z. B. die reichen Marschbauern des Westens, deren Viehzucht zu einer Vollkommenheit gediehen ist, wovon die Binnenländer kaum einen Begriff haben, und dies ja einzig nur dem dem Meer abgewonnenen Boden danken. Ja man darf nur an dem kleinsten Hafen das Getriebe der mannigfaltigsten Stände und Gewerbe beobachten, die hier entweder ihren täglichen Verdienst oder durch den Export doch Gelegenheit zu einer weit reicheren Verwerthung ihrer Waaren finden, als das Inland ihnen jemals bieten könnte, um einen Begriff von der Bedeutung einer Seestadt zu bekommen. Man gedenke weiter der zahllos vielen Gewerbe und Hände, die in Anspruch genommen sind, um ein einziges großes Kauffahrteischiff auszurüsten, vom Zimmermann an, der den ersten Balken behaut, bis zur wohnlichen Ausstattung der Kajüten und der Ausrüstung für den Schiffsbedarf, die nicht selten wie für die China- und Eismeerfahrer, auf Jahre berechnet sein muß. Haben doch nicht selten die Chinafahrer Ball- und Gesellschaftssalons auf dem Schiff, und nimmt der Seeoffizier den ganzen Luxus des Gesellschaftslebens mit an Bord. Dann die Masse der Steuerbeamten, höhere und untergeordnetere, Schiffs- und andere Makler, und endlich, wenn auch als untergeordnetes Medium, muß der Fischerei gedacht werden, die zwar niemals zum Reichthum führt, aber mit Gewißheit die Armuth ausschließt und sicher jeden anderen Erwerb verschmäht, um sich von dem altgewohnten Element nicht trennen zu dürfen.

Nicht gering ist die Anzahl der Wassermühlen, deren Inhaber nicht mit Unrecht den Reichsten zugezählt werden, und man wird begreifen, in wie mannichfacher Weise hier das Meer den Weg anweist, auf dem Jeder sein Brod finden kann, ohne es auf den mühsamen Pfaden des Geistes und des Genius suchen zu müssen.

Damit soll indeß nicht gesagt sein, daß in den Herzogthümern im Allgemeinen kein Gedeihen für Wissenschaft und Kunst, oder überhaupt kein geistiger Aufschwung sei. Kiel, Itzehoe, Schleswig und Hadersleben sind Städte ungewöhnlicher Geistesbildung, aber von diesen trägt keine das Gepräge des Merkantilismus an der Stirn. Flensburg dagegen ist durch und durch eine Handelsstadt und mußte es in Folge ihrer Lage unabweisbar werden; nicht nur der treffliche Hafen machte es dazu, sondern mehr noch die unmittelbare Nähe der dänischen Inseln, wohin wesentlich sich der Handel richtete. Seine größte Bedeutung hat Flensburg indeß durch den westindischen Handel gewonnen, und wahrscheinlich war es der zunehmende Reichthum dieser Stadt, der alle bedeutenden Unternehmungen an sich zog, so daß selbst Kiel mit dem eben so großen Hafen nie mit Flensburg hat concurriren können. Wer da hat, dem wird gegeben werden, sagt schon der Bibelspruch, und oftmals liegt die Consequenz sehr nahe.

Die ursprüngliche Gründung Flensburgs verliert sich bis ins graue Alterthum, und soll die Stadt aus einem Fischerdorf allmählig sich zu ihrer jetzigen Bedeutung emporgeschwungen haben. Größer noch würde diese ohne die vorhin erwähnte Menge kleiner Hafenstädte sein, die großentheils den Handel zersplittern und einander möglichst das Gleichgewicht halten.

In der Geschichte tritt Flensburg erst im 14. Jahrhundert zur Zeit der dänischen Königin Margarethe auf, die, eine Tochter Waldemar's IV., weit über die Grenzen des dänischen Reichs hinaus bekannt ist. Es war im Flensburger Hafen, wo sie das Ziel ihres reichen und thatkräftigen Lebens finden mußte. Sie war dahin gegangen, um mit der Wittwe des holsteinschen Herzogs Gerhard des ersten, der mit dem Herzogthum Schleswig belehnt, als Herzog von Schleswig in der Geschichte auftritt, eine Uebereinkunft zu schließen, in Folge welcher sie hoffte, das so ungern abgetretene Land Schleswig der dänischen Krone wieder zu gewinnen. Freilich blieb diese Bemühung ohne Erfolg, wie es Jahre lang geführte Kriege ebenfalls waren, dagegen ahmte Margarethe das Beispiel ihres klugen Vaters nach, indem sie durch allmähligen Ankauf der schleswigschen Städte das holsteinsche Grafenhaus mehr und mehr zu verdrängen suchte. Möglicherweise wird es mit der Stadt Flensburg eine ähnliche Bewandtniß gehabt haben, denn die Chronik erzählt, daß Margarethe sich häufig dort aufgehalten und zu dem Ende ein Schloß erbaut habe, Duborg genannt, welches erst 1719 unter Friedrich III. abgebrochen worden ist. Ein Jahr bevor der herzoglich gottorpsche Antheil wieder an Dänemark zurückfiel, als nach Carl's XII. Tode

die holsteinschen Grafen in Schweden keine Unterstützung mehr fanden.

Aus Pietät ließ man eine Mauer stehen zum Andenken an jene nordische Semiramis, die es verstand, was vor und noch ihr Niemand verstanden, drei eifersüchtelnde Reiche unter ein Scepter zu bringen und zu erhalten, denn was man Margarethen mit ehrendem Vertrauen zugestanden, ward nur mühsam unter ihrem Nachfolger Erich von Pommern aufrecht erhalten und ging mit Christoph dem Baiern seinem völligen Untergang entgegen. Nach ihm wurde Dänemark ein freies Wohlreich unter dem Stammvater des oldenburgischen Hauses Christian I., 1448, dem nach dem Tode Adolphs von Holstein, Gerhards Sohn, die Länder Schleswig und Holstein als Herzogthümer zufielen.

Die Sage, die gern von dem Natürlichen abstrahirt, verbindet mit dieser Ruine die schauerlichsten Begebenheiten. Nach dieser soll im Schloß ein Ritter gewohnt haben, der frevelnd an dem Heiligsten sich vergangen; da habe sich die Erde aufgethan, und an die Stelle des Schlosses soll der See getreten sein, der noch in diesem Augenblick unter dem Namen „blauer Damm" existirt und von unergründlicher Tiefe ohne nachweisbaren Zu- und Abfluß sein soll. Aus diesem See erhebt sich in jeder Neujahrsnacht mit dem Schlage zwölf das versunkene Schloß in früherer Herrlichkeit. Um dasselbe reiten Könige mit reichem Gefolge, noch andern auch zwölf weiße Jungfrauen, bis die geöffneten Thore den letzten Mann eingelassen, und dasselbe um 1 Uhr wieder vollständig verschwindet. Niemand bleibt zurück als ein schwarzer Hund mit glühenden Augen, der im Munde des Volks ein verwandelter, bösartiger Bürgermeister sein muß, Namens Pommerening, und schauerlich genug ist die Nemesis, die den Fluch dieses Namens den spätesten Geschlechtern aufbewahrt.

Eine eigenthümliche Oede liegt um den von Bergwänden eingeschlossenen, stillen See, der denn auch leider häufig zur Stätte des Selbstmordes auserfehen wird, und nicht leicht würde zur Nachtzeit ein ächter Flensburger diesen Theil der langen Hügelkette besuchen, an welchen sich die mannigfachsten Sagen und schauerlichsten Gespenstergeschichten anknüpfen. Im Uebrigen hat dies Reich der Finsterniß eine wunderschöne Lage. Der alte Name des Schlosses hat sich auf das ganze Hügelland übertragen, und am Fuße desselben ist die Stadt angelegt, jetzt sowohl nach Norden wie Süden sich weit über das Bereich der Düburg hinaus erstreckend. Nicht unmittelbar, aber in gleicher Richtung wie die Stadt zieht sich an der anderen Seite der Hafen hin, und von der Düburg aus hat man den reizenden Blick zunächst über die an dem Hügelland terrassenförmig angelegten Gärten, sodann über die Stadt und jenseits den Hafen, der fast zu jeder Zeit eine Menge Schiffe birgt. Diese Anlage der Stadt bietet perspectivische Gemälde, die sich nicht annähernd in ihrer Schönheit beschreiben lassen, aber nirgends ist der Anblick schöner und großartiger, als wenn man von Norden herkommt und die Stadt nun im Thal vor sich liegen sieht. Es ist ein Bild, wie es der Versucher nicht gefährlicher hätte wählen können, wenn er zu einer Seele sprechen wollte: Siehe, das alles will ich Dir geben, wenn Du niederfällst und mich anbetest. Und die Dänen erlagen der Versuchung. —

Wie zauberisch schön ist dieser Hafen mit seinen Ufern, die ringsherum in waldiger Hügelkette sich erheben. Jenseits, zum Theil hart am Wasser, liegt ein kleines Dorf, Jürgensbye genannt, das vollständig seinen ländlichen Charakter bewahrt hat, und größtentheils von Schiffern und Fischern bewohnt ist. Man vermuthet dies schon an der Menge größerer und kleinerer Jagden und Kähne, deren letztere der Tummelplatz der dort seegewohnten Jugend sind. Dazwischen hindurch leuchten die weißen Segel der Badekarren, zum privaten aber fremden Gebrauch, denn in einem Ort, wo Alles badet, reichen die Badehäuser nicht aus, deren mehrere als schwimmende Gebäude das ihrige thun, den freundlichen Hafen zu beleben. Weit hinaus an der Einfahrt in den Hafen ist ein schöner Privatgarten angelegt, der ein interessantes kleines Museum birgt. Daneben sind Wohnungen für Badegäste, die dort an frischer Seeluft und freier schöner Natur keinen Mangel haben. Am Ende des Hafens, der wie eine lange Zunge ins Land hineinläuft, also ungefähr in der Mitte befindet sich der Bahnhof, der leider einen der schönsten Spaziergänge der Stadt, die reizenden „Hafenden" hat unterbrechen müssen. Der Anblick berührt das Auge nicht wohlthuend, und um nicht noch mehr Zerstörungen in der Stadt anrichten zu müssen, hat man die Bahn gleich zu Anfang längs einer Brücke über die Häuser hinweggehen und alsdann in einen Tunnel einmünden lassen, von wo aus man erst die freie Straße gewinnt.

Die sogenannte Schiffsbrücke (Kai) besteht aus einem mächtig breiten, längs der Stadt hinlaufenden Vorland, am anderen Ende mit einer Häuserreihe versehen. Von dieser Schiffsbrücke führen eine Menge kleiner Seitenstraßen in die Hauptstraße Flensburgs, die wie schon erwähnt, eine bedeutende Länge hat und vom Hafen an sich in zwei characteristische Hälften theilt. Die südliche Hälfte ist die sogenannte aristokratische, während die nördliche nur von kleinen Schiffern, Handwerkern und kleinen Bürgern bewohnt wird. Der Kai oder der Hafenplatz nimmt einen ganz bedeutenden Raum ein, und so viel Leben und Gewoge sich alltäglich auf demselben herumtummelt, kann doch von Gedränge nie die Rede sein. Hier sind auch die kleinen Zollhäuser der Steuerbeamten, die ihr geschäftliches Bureau enthalten; hier ist die Hauptwaage, hier sind große Lagerplätze, Kornmagazine und Schiffswerften, hier ist zugleich der Spielplatz der Kinder, deren Mütter als Kohnführerinnen einen Nebenverdienst suchen, während die Männer auf fernen Weltmeeren das mühsame Brod für die Ihrigen erwerben, ohne jemals zu klagen, geschweige ihr Loos mit dem der „Landratte" vertauschen zu wollen. Auch hier sind wie in Hamburg die fremden Racenväter nichts seltenes, doch besteht die Mehrzahl aus Mulatten, bekanntlich den Kindern von Weißen und Schwarzen in Westindien, die häufig nach europäischen Seestädten kommen, um eine gute Schulbildung zu erhalten und sich ihrer Menschenwürde bewußt zu werden, die der stolze Creole ihnen abspricht.

Hier in dem noch 24 Fuß tiefen Wasser können die größten Kauffahrteischiffe am Landungsplatz ankern und laden. In stolzer Majestät liegen die großartigen China-

und Ostindienfahrer neben dem bescheidenen Schooner, dessen Schnelligkeit es mit allen größeren und kleineren Gefährten aufnimmt, wo es gilt, einem plötzlich eingetretenen Mangel in den nordischen Nachbarländern abzuhelfen. Weniger schön präsentirt sich die finnländische Schaluppe, die massenweis das hier weniger vertretene Föhrenholz heranträgt; daneben lagert der Dreimaster, der Westindiens bei uns zur dringendsten Nothwendigkeit gewordene Produkte eingeführt hat. Dazwischen die schwarzen englischen Kohlenschiffe und die kleinen einheimischen Lichter, ganz weit draußen, fast am Anfang des Hafens, die schmutzigen Grönlandsfahrer, deren Geruch ihre Anwesenheit schon in weiter Ferne ankündigt. Und gleich dem fliegenden Holländer, den der Aberglaube der Seeleute stets ohne Masten fahren sieht, mischt sich unter die freundlichen, lebendigen Schiffe das von Rauch geschwärzte Dampfschiff, fast einem Todtenschiff vergleichbar, bis in dem höllischen Schlund sich die Gluth entwickelt und der weißbläuliche Wasserdampf ein schnelleres Leben entwickelt, als irgend eins seiner Nachbaren sich dessen rühmen könnte. O, eine Seestadt hat einen wunderbaren Reiz; spielend sammelt hier der Knabe einen Reichthum von Kenntnissen ein, die die todte Gelehrsamkeit der Hochschulen oftmals in Schatten stellt, denn hier vereinigt sich ja Alles, Alles, was die fernsten Länder in Nord und Süd an Wunderbarkeiten aufzuweisen haben. Darum findet sich in Flensburg viel Intelligenz, aber wenig systematisches Wissen, und unwillkürlich denkt man der Worte Bürgers: denn „was ihr Gelehrten für Gold nicht erwerbt, das hab ich von meiner Frau Mutter geerbt.“ —

Warum doch nur die Seestädte nicht fest halten, was ihnen gleichsam aus erster Quelle zufließt; aber sie sind nur Handlanger der Wissenschaft, so erfüllt sie auch von ihrer Weltbedeutung sein mögen, weil die Börse sie in ihrer Unschuld mit den größten Weltbegebenheiten in Connex bringt. Der Hochmuth des Reichthums hält vielfach ein reelles Wissen darnieder, und die Ueberzeugung, daß Geld alle Schäden gut mache, macht der Trägheit, Unwissenheit und Brutalität alle denkbaren Concessionen. (Schluß folgt.)

Dr. Andrew Reed.*)

Der Vater der „Wittwen und Waisen“ war ein Dr. Andrew Reed, geboren 1787 in London. Seine Eltern waren mittellos. Sie gehörten zur Independentengemeinde. Einige reiche Mitglieder und der Prediger dieser Gemeinde wurden auf die Fähigkeiten des Knaben aufmerksam und übernahmen es, denselben studiren zu lassen. Andrew Reed widmete sich dem Studium der Theologie und wurde im Jahre 1811 Pfarrer einer Independentengemeinde in einem der östlichen Districte von London. Hier befand er sich im eigentlichen Schooße der Armuth und des Elends von London, und fortan widmete er sein ganzes Leben, funfzig Jahre ununterbrochener Arbeit, der Linderung derselben. Was zuerst seine Aufmerksamkeit fesselte und seine Thätigkeit in Anspruch nahm, war die Hilflosigkeit der Kinder, welche entweder beide Eltern oder den Vater verloren hatten. In seiner Biographie wird uns erzählt, was ihn zunächst auf diese eigentliche Bahn seines Wirkens führte. „Man hat,“ heißt es da, „aus meiner Liebe für die Waisen ein Geheimniß machen wollen. Man hat gesagt, daß vor unserm Hause ein armes Kind ausgesetzt worden, und daß wir ihm Schutz gegeben hätten. Das ist nicht wahr. Meine Mutter war eine Waise, und sie fand eine Heimath; und sie ihrerseits gab mehr als einer eine Heimath; und einst an das Sterbebett eines Mannes gerufen, dessen größter Schmerz im Tode war, seine mutterlosen Kinder zurückzulassen, gaben wir ihm das Versprechen, uns derselben anzunehmen. Dies veranlaßte mich, über die Nothwendigkeit eines Instituts für Waisenkinder nachzudenken.“ — Nachdem fünfundzwanzig Jahre verflossen und mehr als 5000 hilfloser Kinder durch ihn zu nützlichen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft gemacht worden waren, ging er noch eine Stufe tiefer, zu der verwahrlosetsten, der unglücklichsten und hoffnungslosesten Klasse der Menschheit, zu den Blödsinnigen. Niemand vor ihm in England hatte daran gedacht, daß man das Loos dieser Ausgestoßenen erleichtern könne. Dr. Reed war der erste, der sich ihrer annahm und unter den größten persönlichen Opfern den Grund zu einer Reihe von Anstalten legte, die zu den schönsten Denkmalen thätiger Menschenliebe gehören. In und bei London erheben sich jetzt sechs stattliche Gebäude, mit breiten Treppen, hohen Portalen und Spitzbogenfenstern, mit weitumgittertem Hofraum und freundlichen Blumenbeeten darin. Der Fremde würde diese Gebäude für Paläste halten: aber es sind nur Waisenhäuser, Hospitäler und Asyle für Idioten. Sie alle sind das Werk eines Mannes. Ein armer Independentenpfarrer, der Sohn eines armen Uhrmachers hat sie alle gegründet. Sie repräsentiren zusammen ein Kapital von 7 Millionen Thalern, durch Subscriptionen zusammengebracht, zu welchem aber Reed allein, außer der unentgeltlichen Arbeit von 50 Jahren, aus eignen Mitteln eine Summe von 25,000 Thalern beigesteuert hat. Wenn wir bedenken, daß er eine Familie mit fünf Kindern zu ernähren hatte, und außer einem spärlichen Gehalt kein weiteres Einkommen oder Vermögen besaß, so werden wir uns sagen können, welcher persönlichen Entbehrungen es bedurfte, sich eine solche Summe abzusparen, um sie für die leidende Menschheit zu verwenden! Kurz vor seinem Tode, im Jahre 1861, bei Gelegenheit seines 50jährigen Amtsjubiläums, machte ihm seine Gemeinde ein Ehrengeschenk von 3000 Thalern, welche er aber sofort einer seiner Stiftungen, dem Asyl für vaterlose Kinder, überwies; und in seinem Testament fand sich folgender Passus, der besser als alles für die wahrhaft rührende Güte und Menschenliebe dieses Mannes spricht: „Dem Waisenhaus von Wanstead gebe ich 700 Thaler, damit die Zinsen davon für immer angewendet werden, um Spielzeug für die Kinder als Weihnachtsgeschenke zu kaufen.“

*) Aus den im „Daheim“ enthaltenen Aufsätzen: „Licht und Schatten des englischen Lebens“ von Julius Rodenberg.

Eine neue christliche Herberge.

Von den drei Millionen Handwerkern Deutschlands mögen sich alljährlich wohl ein Paar Hunderttausend auf der Wanderschaft befinden. Gar Manche dieser Wander-

rer gerathen während ihrer Heimathlosigkeit in die Gefahr des Verwilderns. Es ist daher eine durchgreifende Umgestaltung des Herbergswesens der Handwerksgesellen eine zur Befestigung der socialen Ordnung sehr wichtige Angelegenheit.

Clemens Perthes, Professor juris zu Bonn, ein Enkel des würdigen Wandsbecker Boten (Matthias Claudius), hat wacker vorgearbeitet — mit Wort und That — in Sache der neuen Herbergen. Den Bestrebungen dieses Menschenfreundes zufolge wurde in Bonn 1853 ein dreistöckiges, massives Haus erbaut und eröffnet als Herberge für Wandergesellen jeglicher Confession. Ein christlich gesinnter, verheiratheter Hausvater übernahm die Wirthschaft auf Rechnung des Bonner Vereins für innere Mission. Die Hausordnung duldet keine Verletzung christlicher Sitte, Hazardspiele und Branntwein werden nicht gestattet; einem fröhlichen Beisammensein der Gesellen dagegen tritt man nicht entgegen. Von circa 6000 wandernden Handwerkern, welche während des verflossenen Jahres in Bonn übernachteten, kehrte der fünfte Theil in der „neuen Herberge zur Heimath" ein. Uebrigens hat hier eine Anzahl Gesellen, welche in der Stadt arbeitet, gewöhnlich festes Logis genommen. Ein Zimmer, getrennt vom Herbergsverkehr, wurde als Schule für evangelische Lehrlinge eingerichtet. Auch hat der evangelische Gesellenverein sein Versammlungslocal in dieser Herberge, und mehrere sogenannte „Gesellenauflagen", z. B. die Schlosser und Drechsler, verlegten ihre Zusammenkünfte hierher. Schließlich soll die Herberge zu einem Mittelpunkt dienen für den geselligen Verkehr der gesammten Arbeitsgesellen und Meister aus der Stadt.

Aehnliche Einrichtungen entstanden in Stettin (1857), Berlin, Duisburg, Stargard, Frankfurt a. O. und andern Orten. Neuerdings reiht sich Görlitz ein in die Stationspunkte, wo mit kleinen Hebeln gefördert wird das Reich Gottes sowohl, wie die sittliche und leibliche Wohlfahrt des Handwerkerstandes. Der (im November v. J. begründete) Görlitzer Verein für innere Mission schaut aus nach Freunden seiner „Herberge zur Heimath." Mit herzlichem Dank nimmt derselbe für sein begonnenes Werk Gaben verschiedenster Art entgegen: Hausrath und Geldbeiträge.*)

(E. G. L. W.)

*) Vorsitzender dieses Vereins ist Graf Haslingen, Major a. D. zu Görlitz.

Die Thätigkeit der innern Mission zu St. Petersburg.

Die große Zahl von Protestanten, die sich hier in St. Petersburg finden (75000, unter denen 45000 Deutsche), hat schon längst die Thätigkeit der innern Mission nach verschiedenen Seiten hin hervorgerufen. Gleichzeitig hat auch das deutsche nationale Interesse ähnliche Bestrebungen ohne Rücksicht auf die Confessionen als ein unabweisbares Bedürfniß erscheinen lassen. Es dürfte für Ihre Leser nicht ohne Interesse sein, die wichtigeren Gesellschaften und Institute beider Art genannt zu sehen. Ich nenne an erster Stelle den deutschen Wohlthätigkeitsverein, der unter dem Präsidium des Preußischen Gesandten Grafen von Redern steht. Dieser Verein, der seine Thätigkeit vorzugsweise auf die deutsche population flottante richtet, verdient eine umfassendere Unterstützung von Seiten Deutschlands, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist. Zu der Einnahme von 9600 Rubeln im Jahre 1863 haben die deutschen Fürsten und freien Städte (voran der König von Preußen und das kaiserlich-russische Haus) 3400 Rubel beigesteuert; eine gleiche Summe ist von den Vereinsmitgliedern aufgebracht worden. Möge Deutschland, dem Beispiel seiner Fürsten folgend, dieser nationalen Wohlthätigkeitsstiftung seine Theilnahme in höherem Maße als bisher zuwenden!

An zweiter Stelle nenne ich die Magdalenenasyle. Ihre Nothwendigkeit in großen Städten fällt so sehr in die Augen, daß es nur schmerzliche Verwunderung erregen kann, wenn man die unzureichenden Mittel, die ihnen an den meisten Orten zu Gebote stehen, mit der Größe des Bedürfnisses vergleicht. Auch in Petersburg sind die Verhältnisse leider der Art, daß ein großer Theil der Mädchen aus ärmeren Ständen durch Noth in jenen sittlichen Abgrund hineingetrieben wird, den zu schließen die Bildung unserer Zeit nicht vermag, und aus dem wenigstens einzelne zu retten als eine heilige Pflicht erscheint. Die hiesigen Magdalenen-Anstalten sind ursprünglich Privatunternehmen edler und aufopfernder Frauen gewesen. Eine Frau Michelson und eine Wittwe Hahn eröffneten im Jahr 1833 die erste Zuflucht dieser Art in ihrem Hause. Mit ihnen verband sich die Engländerin Sarah Biller, die im Jahr 1820 vom Kaiser Alexander I. berufen worden war, um Armenschulen zu errichten. Nach dem Tode dieser echten Dienerinnen der christlichen Barmherzigkeit, die kein Hinderniß und kein Opfer scheuend, keine ebenbürtigen Nachfolgerinnen fanden, sank das Institut, trotzdem es sich des lebhaften Interesses der Großfürstin Maria Nikolajewna und des Prinzen Peter von Oldenburg erfreute, und im Jahre 1863 ist es ganz eingegangen. Bereits zwei Jahre vorher hatten die hiesigen Katholiken ein eignes privates Asyl errichtet, das aber auch Evangelische aufnimmt, und in eine deutsche und eine polnische Abtheilung zerfällt. Für die Russinnen (Griechinnen) ist seither durch die Gräfin Lambert gleichfalls ein besonderes Magdalenenasyl gegründet worden. Im Jahre 1863 haben endlich auch die Protestanten sich ein solches geschaffen, dessen unmittelbare Geschäftsleitung Pastor Laaland besorgt.

Aus der nicht geringen Zahl der übrigen wohlthätigen Vereine und Anstalten verdienen vorzugsweise noch eine rühmende Erwähnung die zum Theil musterhaften Armenpflegen der hiesigen evangelischen Gemeinden. Dieselben entwickeln sämmtlich eine bedeutende Thätigkeit. So hat — um nur das eine Beispiel zu nennen — die deutsch-reformirte Gemeinde bei nur 95 Taufen jährlich eine Summe von 8000 Rbl. für ihre Armen im Jahre 1863 verausgabt. Diese Gemeinde ist gegenwärtig im Begriff, sich eine neue Kirche zu erbauen. An Kirchen für die Protestanten fehlt es überhaupt auch hier in hohem Grade. Daß die bereits vorhandenen schwach besucht würden, läßt sich glücklicherweise nicht sagen. (N. Ev. Kirch.-Ztg.)

Schulbildung in Italien.

Folgende statistische Notizen über den Umfang oder besser die Beschränktheit der Schulbildung in Italien ver-

öffentlicht die „Nazione“, an die wir einige Bemerkungen dieser Zeitung anschließen.

	Nicht lesen können: Männer.	Frauen.
Piemont und Ligurien . . .	909,198	1,223,058
Lombardei	873,208	988,476
Parma und Piacenza . . .	190,973	197,633
Modena	234,124	270,488
Romagna	410,101	425,467
Marken	351,667	400,157
Umbrien	214,325	226,340
Toskana	677,916	735,479
Neapolitanische Provinzen . .	2,755,419	3,220,757
Sicilien	1,014,097	1,144,667
Sardinien (Insel)	258,210	277,941
Im ganzen Reiche:	7,889,238	9,110,463.

Also in Summa 16,999,701 auf eine Bevölkerung von 21,977,334 Einwohnern! Die Verhältnisse, die sich aus diesen Zahlen ergeben, sind folgende:

	Auf jedes Tausend Einwohner: Lesen und Schreiben können.	Etwas lesen können.	Nicht lesen können.
Piemont und Ligurien	332,50	64,44	603,06.
Lombardei	310,86	90,14	599,60.
Toskana	182,52	43,58	773,90.
Modena	160,10	49,68	799,22.
Romagna	157,34	39,69	802,97.
Parma	155,43	25,75	818,82.
Marken	124,18	24,45	851,73.
Umbrien	119,05	21,97	858,98.
Neapolitanisches . .	95,48	24,03	880,49.
Sicilien	87,90	9,76	902,34.
Sardinien	72,22	16,05	911,73.

Von tausend Einwohnern im ganzen Reich können 240,76 Männer und 115,87 Frauen lesen und schreiben, die Uebrigen sind entweder vollkommen ohne alle Schulbildung, oder können nur eben ihren Namen schreiben und ein paar gedruckte Worte lesen.

Aus den mitgetheilten Zahlen erhellt, daß Piemont und die Lombardei die zwei gebildetsten, oder richtiger die am wenigsten ungebildeten Provinzen des Reiches sind, wiewohl die völlig Kenntnißlosen immer noch 60 vom Hundert betragen. In Toskana steigt dieses trostlose Verhältniß bis fast auf 80 vom Hundert!

Und wir wollen von Bildung und Unterricht reden? Die Zahlen beweisen und reden deutlich.

Und dabei sind 19 Universitäten in Italien? Wir haben fast die doppelte Anzahl Universitäten wie Deutschland, das Land, wo unter 100 Einwohnern nur 3 nicht lesen und schreiben können.

Das sardinische Gesetz von 1859 ordnet zwar unentgeltlichen und obligatorischen Unterricht an, es hat uns wenigstens die Auszeichnung verschafft, zu den Nationen zu gehören, welche in dieser großen Reform Frankreich vorausgingen. Aber ist irgendwo der Ausruf mehr gerechtfertigt:

„Da sind Gesetze, doch wer thut danach?“

Wir haben nur eine Zusammenstellung der Zahlen geben wollen; die logischen Folgerungen daraus zu ziehen überlassen wir unsern Lesern.

(N. Ev. Kirchen-Ztg.)

Ueber die kirchliche Mission Rußlands in Peking.

Am Schlusse eines Artikels über die Russische Mission in Peking, der in Nr. 8 dieses Blattes enthalten war, wird einiger kürzlich eingelaufener Mittheilungen erwähnt, die über den gegenwärtigen Stand jener Mission nähere Kunde geben. Diesen Nachrichten zufolge, mögen es ungefähr 5 Jahre her sein, seit die Russische Geistlichkeit aus ihrer bisherigen Passivität heraustrat und eine Missionsthätigkeit unter den Chinesen auszuüben begann. Seit dem damals von der Russischen Regierung abgeschlossenen Tractate, der den Christen von Seiten der Chinesischen Regierung Duldung zusicherte, sind über dreihundert Bekehrungen vorgekommen; in einem unweit Tien Tsin gelegenen Dorfe ist eine Kapelle erbaut und die Geldmittel dazu durch freiwillige Beiträge der Eingebornen zusammengebracht worden.

Es ist dies ein bedeutender Fortschritt der Griechischen Kirche, die bisher keinen Schritt gethan, um das Licht der Wahrheit unter den sie umgebenden Heiden in China zu verbreiten. Es ist anzunehmen, daß der Anstoß dazu von einer höheren Autorität ausgegangen ist; vielleicht hat aber auch die gegenwärtige Missionsthätigkeit der protestantischen Missionaire den Eifer der Russischen Geistlichen geweckt.

Wir wollen übrigens hoffen, daß sie nicht Alle ohne Unterschied in die Gemeinschaft ihrer Kirche aufnehmen werden, die sich dazu melden; wenigstens nicht ohne dieselben vorher über die eigentlichen Motive ihres Uebertritts erforscht und ihren Charakter einer sorgfältigen Prüfung unterworfen zu haben. Die Römische Kirche vernachlässigt leider eine solche Prüfung; sie hat dadurch freilich die Anzahl ihrer Bekehrungen bedeutend vermehrt, allein größtentheils mit höchst unwürdigen Gemeindegliedern, die dem christlichen Name nur zur Schande gereichen und der Ausbreitung des Evangeliums statt förderlich nur hinderlich sind.

Der gegenwärtige Archimandrit, der das Haupt der Mission ist, hat durch die Russischen Missionaire eine Anzahl religiöser Bücher ins Chinesische übertragen lassen; auch hat er sich durch die Ausbreitung einer Uebersetzung des neuen Testamentes verdient gemacht. Ob diese Uebersetzung indeß von ihm herrührt oder eine der bereits autorisirten Bibelübersetzungen ist, so weiß ich darüber nichts Näheres.

Jedenfalls ist dieser Eifer für die Ausbreitung christlicher Schriften als ein erfreuliches Zeichen zu begrüßen, und ich nehme an, daß zwischen diesen Mitgliedern der Russischen Kirche und den protestantischen Missionairen leichter eine Annäherung wird stattfinden können, als zwischen diesen und den Geistlichen der Römischen Kirche jemals möglich sein dürfte. —

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staaten.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 26. Berlin, den 28. Juni 1865. **Nr. 26.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Die französischen Waisenhäuser.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts gründete Graf Guy von Montpellier den Orden des heiligen Geistes, welcher sich der Krankenpflege und der Erziehung der Waisen widmete, und erbaute zu Montpellier die erste Anstalt in Frankreich, in welcher hilflose Kinder aufgenommen wurden. Im Jahre 1362 wurde auch in Paris von Brüdern dieses Ordens ein Hospital gegründet. In Folge der Kriege von 1360 und 1361 fand man in den Straßen von Paris nicht selten Kinder, welche daselbst vor Hunger oder Kälte umkamen. Um dieses Elend zu mildern, bildete sich auch hier eine Brüderschaft des heiligen Geistes, welche von König Karl V. (damals noch Regent von Frankreich) und dem Bischof Jean de Meulan bestätigt und unterstützt wurde. Diese Anstalt nahm aber nur Kinder auf, deren Eltern gestorben waren; die unehelich gebornen überließ man der Privatwohlthätigkeit. Eine Verordnung von 1452 empfahl den Ortsobrigkeiten, für diese Kinder zu sorgen; man that aber nichts, um die Ausführung dieses Decretes zu sichern. Das Hospital der enfants rouges in Paris, welches Franz I. im Jahre 1536 gründete, nahm ebenfalls nur Waisen auf. Im siebzehnten Jahrhundert fing man dagegen an, den unehelich gebornen Kindern eine besondere Sorgfalt zu widmen, und erließ dagegen mehrere Verordnungen, durch welche die Aufnahme ehelich geborner Kinder beschränkt wurde. Man fürchtete nämlich, daß viele Eltern sich verleiten lassen würden, ihre Kinder dem Hospitale zu übergeben, wenn jene Beschränkung nicht einträte.

In Paris wurden uneheliche Kinder im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert zwar in ein Zufluchtshaus in der Straße St. Landry aufgenommen und von da aus Ammen anvertraut, welche sie meist unentgeltlich übernahmen, aber nicht um ein Werk der Wohlthätigkeit zu üben, sondern um die unglücklichen Kinder zu verkaufen. Bettler, welche mit Hilfe derselben Mitleid erregen wollten, zahlten gewöhnlich 20 Sous für ein solches Kind. Der heilige Vincenz von Paula traf einst einen Bettler, welcher so eben beschäftigt war, die Glieder eines so verkauften Kindes zu entstellen. Er bemächtigte sich desselben und entnahm zugleich aus jenem Zufluchtsorte in der Straße St. Landry noch elf andere Säuglinge und erklärte alle zwölf für seine Adoptivkinder. Seitdem wandte das Mitleid der Pariser sich hauptsächlich diesen Kindern zu; das Hospiz des enfants trouvés wurde in den letzten Jahren des siebzehneten Jahrhunderts gegründet, und mit ihm auch 1772 das von Franz I. erbaute Waisenhaus vereinigt. Die Provinzen folgten der Hauptstadt. In ganz Frankreich zählte man im Jahre 1784 etwa 50,000 Kinder, welche in Waisenhäusern erzogen wurden; in Paris allein 7000. Während der Revolution wurden zwar einige mit pomphaften Redensarten geschmückte Decrete zu Gunsten der Waisen erlassen, in Wahrheit aber geschah nichts für sie. Vielmehr wurden selbst die Güter der bis dahin bestehenden wohlthätigen Anstalten auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Um sie zu ersetzen, decretirte man, daß alle Bürger die Waisen adoptiren sollten, und verlieh diesen den Titel „natürliche Kinder oder Waisen des Vaterlandes." Erst in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts fing man wieder an, sich ernsthaft mit dem Schicksal der Waisen zu beschäftigen; aber man beging dabei die verhängnißvollsten Fehler. Ein kaiserliches Decret von 1811 befahl, in jedem Arrondissement eine Anstalt für Waisen und verlassene Kinder zu errichten, und daß man jedes Kind, welches dahin gebracht würde, aufnehmen soll, ohne nach seinen Eltern zu fragen. Die Kosten dieser Anstalten sollten die Gemeinden aufbringen; der Staat gewährte ihnen nur eine Beihilfe von einer Million Franken. Außerdem wurden aber den älteren Anstalten ihre Güter zurückgegeben.

In Folge dieser Verordnung wurden nun eine Menge von Waisen- und Findelhäusern an Orten errichtet, wo es keine hilflosen Kinder gab. Und da dies gerade in den ärmern Departements der Fall war, so wurden die Kosten jener leerstehenden Anstalten natürlich als eine unerträgliche Last angesehen. Ueberdies vermehrte diese zuvorkommende Fürsorge die Zahl der Kinder, deren Pflege

dem Staate überlassen wurde, auf eine erschreckende Weise. Im Jahre 1810 schätzte man die Zahl dieser Kinder auf ungefähr 70,000, und im Jahre 1833 war sie auf 130,000 gestiegen, hatte sich also fast verdoppelt.

Die wahre Ursache dieser kaiserlichen Fürsorge für die Waisen war, daß Napoleon sich einbildete, diese zahlreichen Waisenhäuser würden eine unerschöpfliche Quelle von Rekruten bilden. Die Erfahrung lehrt aber, daß die in solchen Anstalten erzogenen Kinder trotz aller Sorgfalt doch nur zum geringern Theil kräftig genug werden, um den Beschwerden des Krieges gewachsen zu sein.

Im vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts fing man endlich an einzusehen, daß das bisherige Verhalten der Regierung in dieser Angelegenheit die Unsittlichkeit und die Armuth des Volkes unterstützend vergrößere. Von den 301 Asylen für verlassene Kinder, welche damals bestanden, wurden daher 71 sogleich geschlossen. Zugleich wurde eine Behörde eingesetzt, welche diese Häuser beaufsichtigte und zunächst namentlich die Bedingungen der Aufnahme der Pfleglinge abänderte. Bisher hatten sehr viele Mütter zuerst ihre Kinder in ein solches Asyl gebracht und dann sich als Ammen dargeboten, und in Folge dessen ihre Kinder zurückerhalten, welche ihnen nun zugleich ein namhaftes Kostgeld einbrachten. Um diese Spekulation einigermaßen zu erschweren, ordnete man an, daß künftig bei der Aufnahme von Pfleglingen minder leichtsinnig verfahren würde. Um wirklich hilfsbedürftigen Müttern die Aufnahme ihrer Kinder, die man ihnen jetzt verweigerte, zu ersetzen, ertheilte man ihnen eine Unterstützung. Mehrere andere Verbesserungen in der Verwaltung dieser Anstalten wurden namentlich während des Ministeriums des Grafen **Duchatel** eingeführt. Im Jahre 1846 wurde ein Reglement für die Verwaltung der pariser Waisenhäuser erlassen, welches seitdem in ganz Frankreich befolgt wird.

Seit jener Zeit sind aber wieder die verschiedensten Ansichten über die Erziehung der Waisen durch den Staat geltend gemacht worden. Im Jahre 1848 ordnete ein Decret der konstituirenden Versammlung die Wiederherstellung jener unbedingten Aufnahmepflicht an, und im Jahre 1856 verlangte der Senat sogar die Wiedereinführung des Edikts von 1811 in allen seinen Bestimmungen. Die Regierung ordnete hierauf eine Untersuchung aller damals bestehenden Waisenhäuser an, welche einer künftigen Gesetzgebung über dieselbe als Grundlage dienen sollte. Der Bericht jener Untersuchungscommission ist bereits vor zwei Jahren erstattet, das Gesetz, welches auf sie gegründet werden sollte, jedoch noch nicht erschienen, wird aber auch nicht eben schmerzlich vermißt. Denn in Angelegenheiten, wie die vorliegende, ist eine verständige, die Bedürfnisse einzelner Gemeinden und Bezirke sorgfältig berücksichtigende Verwaltung viel heilsamer, als allgemeine Vorschriften jemals sein können.

Im Jahre 1859 war die Zahl der verlassenen Kinder in ganz Frankreich auf 76,520 zurückgekommen, hauptsächlich weil man jetzt armen Müttern Unterstützung gewährte und sie dadurch der Nothwendigkeit oder der Versuchung enthob, ihre Kinder in ein Waisenhaus zu bringen. Von jenen 76,520 Kindern wurden überdies nur 3,395 in den Waisenhäusern erzogen, und dagegen 73,025 auf dem Lande untergebracht. Unter diesen befanden sich 39,008, deren Eltern unbekannt geblieben, 29,771, die von ihren Eltern verlassen worden waren, und 7741 Waisen.

Natürlich lieferten die größeren Städte die Mehrzahl dieser hilflosen Kinder, in dem Departement der Seine kam auf 110 Einwohner schon ein verlassenes Kind, in dem der Rhone eines auf 125, in dem der Rhonemündungen eins auf 171 und in dem der Gironde eins auf 261 Einwohner, während in den meisten andern Departements nur unter 2 bis 3000 Einwohnern sich ein hilfloses Kind befand.

Die Befürchtung, daß die Kindermorde sich vermehren würden, wenn man die Aufnahme der Pfleglinge beschränkte, hat sich als unbegründet erwiesen. Es giebt jetzt nur noch 5 Waisenhäuser in ganz Frankreich, in denen die früher übliche unbeschränkte Aufnahme noch stattfindet, nämlich zu Paris, Marseille, Evreux, Brest und Rouen; und selbst in diesen Anstalten müssen diejenigen, welche ein Kind überbringen, sich nennen und über die Herkunft desselben Erklärungen abgeben.

Die Kosten der Erziehung dieser Kinder betrugen im Jahre 1858: 9,300,000 Franken, und außerdem zahlte man 850,000 Franken an arme Mütter. Seit dem Jahre 1828 hatten die Kosten für jedes einzelne Kind sich natürlich erhöht, sie betrugen in diesem Jahre 86 Franken 88 Centimen und im Jahre 1858: 114 Fr. 74 Cent. Diese Erhöhung würde sich allein aus der Steigerung der Preise der Lebensmittel in dieser Zeit erklären; außerdem aber ist die Verpflegung der Kinder jetzt bedeutend besser, als sie vor vierzig Jahren war. Die strengere Aufsicht, welcher man die Waisenhäuser in den letzten Jahrzehnten unterworfen hat, leistete grade in dieser Beziehung sehr viel. Als Beweis dieses Umstandes darf die sehr bedeutend verminderte Sterblichkeit der Zöglinge dieser Anstalten angeführt werden. Die Sterblichkeit der Kinder in dem Alter vom ersten Jahre bis zum zwölften war in den Jahren 1815 bis 1825 ungefähr 14, in den Jahren 1846 bis 1855 dagegen nur 10 vom hundert. Die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre wird besonders durch die oben erwähnte Unterstützung armer Mütter entschieden vermindert. In den 71 Departements, wo dies Verfahren eingeführt ist, starben 29 unter 100 von ihren Müttern gepflegter Kinder, während in den Anstalten noch im Jahre 1850 fast 57 von 100 Säuglingen starben.

Diese Unterstützung wird gewöhnlich nur bis zum dritten oder vierten Jahre bewilligt, und beträgt fast überall nur 5 bis 7 Franken für den Monat. —

Die Benennung enfants trouvés, welche man früher allen Kindern beilegte, die in den Waisenhäusern erzogen wurden, findet sich jetzt nicht mehr in amtlichen Erlassen; man sagt statt dessen enfants assistés.

Das große Waisenhaus in der Rue d'Enfer zu Paris zeigt an seiner Vorderseite noch den bekannten Thurm, in welchem früher eine große Anzahl hilfloser Kinder niedergelegt wurde. Er wird aber nicht mehr benutzt. In der Nähe desselben befindet sich ein Bureau d'admission, in welchem die Kinder, welche am Tage in die Anstalt gebracht werden, gezeigt werden müssen. Nur am Abend nach dem Schlusse dieses Büreaus wird jener Thurm zu-

gänglich gemacht, wenn Jemand dies von dem Thürhüter der Anstalt verlangt; dies ist aber seit mehreren Jahren nicht mehr geschehen.

Das Gebäude, vor welchem dieser Thurm sich befindet, enthält außer ihm nur die Wohnung des Thürhüters, das Aufnahme-Büreau und ein Arbeitszimmer des Directors der Anstalt. Von ihm aus gelangt man über einen weiten Hof nach der ehemaligen Wohnung der Brüder vom Oratorium, denen im Jahre 1795 die Verwaltung des Hauses übertragen wurde. Hier befinden sich jetzt Küchen, Speise-, Schlaf- und Krankensäle. An der rechten Seite des erwähnten Hofes befindet sich die Kirche, welche jetzt in mehrere Stockwerke getheilt ist. In dem unteren wird jetzt noch Gottesdienst abgehalten. Darüber liegt der Saal der Säuglinge und über diesem die Schlafzimmer der Ammen, welche in der Anstalt wohnen. An die linke Seite des Hofes stoßen die Wohnung des Directors und die Weißzeugkammern des Hauses. Jenseits dieses Gebäudes liegt ein großer Garten, welcher ein Waschhaus, einen Kuhstall und zwei Gebäude umschließt, in welchen die älteren Pfleglinge wohnen.

Die Einrichtung dieser Gebäude entspricht übrigens noch immer nicht allen berechtigten Anforderungen. Namentlich fehlt es an abgesonderten Räumen für die mit ansteckenden Krankheiten behafteten Kinder; nicht nur die übrigen kranken Kinder, sondern auch viele gesunde befinden sich so nahe bei jenen, daß eine üble Einwirkung auf sie kaum zu vermeiden ist. Als vollendet in seiner Art wird dagegen die Einrichtung des Saales der Säuglinge gerühmt. Hundert Wiegen, hinter blendend weißen Vorhängen verborgen, stehen hier an den Wänden umher; und zwischen ihnen bewegt sich eine große Zahl von Frauen, welche die Kinder waschen, an- und auskleiden und säugen. In diesem Saal herrscht übrigens tiefes Schweigen. Die Erwachsenen, welche sich hier befinden, sind natürlich verpflichtet, kein unnützes Wort zu sprechen, aber auch die Kinder sollen sich wunderbar schweigsam verhalten. Nur diejenigen, welche so eben erst hierher gebracht wurden, hört man weinen; wenn sie einige Zeit hier sind, gewöhnen sie sich das Schreien ganz ab; wahrscheinlich weil nicht darauf geachtet wird. Sie merken daher bald, daß es ihnen doch nichts hilft, und beruhigen sich.

Jedem aufgenommenen Kinde wird ein Halsband mit einer Nummer angelegt, und sodann wird es einer Amme übergeben. Es befinden sich stets zwei Arten von Ammen in dem Hause, zunächst Mädchen, welche die Säuglinge von ihrer Aufnahme bis zu ihrer Abreise auf das Land nähren, und sodann verheirathete Frauen vom Lande, welche nach Paris gekommen sind, um ein Kind zu erhalten. Diesen wird ein Kostgeld von 10 bis 15 Franken monatlich gezahlt, die meisten von ihnen sind aus Burgund und dem Herzogthum Berry. Schwestern aus dem Orden des heiligen Vincenz von Paula leiten die Arbeiten des Hauses und werden dabei von einer Anzahl Mädchen unterstützt, welche zwar dem Orden nicht angehören, aber sich bald und bald als Novizen betrachten, obgleich nur wenige von ihnen später wirklich Nonnen werden. Diese Mädchen sind meist Bretagnerinnen.

Die älteren Kinder, welche in dem Hause wohnen, sind entweder von ihren Pflegern wegen Krankheit oder aus einer andern Ursache zurückgeschickt worden, oder Kinder von Eltern, welche sich in Gefängnissen oder Hospitälern befinden. Auch diejenigen, welche von ihren Familien zurück gefordert worden sind, wohnen nach ihrer Ankunft vom Lande gewöhnlich noch einige Tage hier. Diese sind ziemlich zahlreich. Im Jahre 1861 wurden 500 Kinder von ihren Eltern reclamirt. Im Ganzen wurden im Jahre 1859: 4002, im Jahre 1860: 3799, im Jahre 1861: 3768 Kinder dem Hause anvertraut. Im Jahre 1861 betrug die Zahl aller Kinder, welche in der Anstalt oder unter Vermittelung derselben auf dem Lande erzogen wurden, 13,822. Für Kinder, welche die ländlichen Pfleger nach dem zwölften Jahre bei sich behalten, wird ihnen kein Kostgeld mehr gezahlt, doch bleiben auch diese Kinder bis zum einundzwanzigsten Jahre unter der Vormundschaft der Anstalt. Im Jahre 1860 war die Zahl dieser Mündel: 21,806, und verursachten eine Ausgabe von 2,573,301 Franken. Die Pfleger, welche sich bereit erklären, ein solches zwölfjähriges Kind bei sich zu behalten oder aufzunehmen, erhalten eine Entschädigung von 50 Franken. Die Verwaltung der Anstalt sorgt überdies dafür, daß diese Lehrlinge einen ihren Leistungen angemessenen Lohn erhalten, und übernimmt ihre Ersparnisse. Im Jahre 1861 hatten 5,015 Lehrlinge eine Summe von 205,000 Franken erspart. Diejenigen unter ihnen, welche Verbrechen begingen, wurden früher in verschiedenen Ackerbaucolonien vertheilt, oder nach Afrika geschickt, seit 1850 werden sie ausschließlich einem Abbé Halluin anvertraut, welcher zu Arras eine Anstalt für solche junge Leute errichtet hat und die Besserung derselben mit Eifer und gutem Erfolge betreibt.

Kranke Waisen werden meist in besondern Hospitälern außerhalb Paris verpflegt oder geheilt, hauptsächlich zu Forges, wo sich hundert Betten befinden, und in dem Badeorte Pougues. Im Jahre 1861 wurde außerdem bei Montreuil sur mer ein Hospital erbaut, in welchem diese Kranken sich während des Winters befinden. Die Zahl derselben verhält sich zu der der gesunden Kinder ungefähr wie 1 zu 26. Sie leiden meist an Scropheln. Die Einkünfte der französischen Hospitäler beliefen sich im Jahre 1789 auf 28, im Jahre 1815 auf 33 Millionen und im Jahre 1858 auf 73,700,000 Franken, und die Zahl der von ihnen verpflegten oder bevormundeten Kinder (bis zum zwanzigsten Jahre) beträgt ungefähr 155,000. Man versichert, daß im Großen und Ganzen ihre Moralität auf demselben Niveau steht, wie die der Mehrzahl der von den eignen Eltern erzogenen Kinder.

Flensburg.

(Schluß.)

Flensburg ist ein treuer Schattenriß Hamburgs, nur seiner Kleinheit wegen mehr in allen Eigenthümlichkeiten hervortretend und erkennbar.

In wenig Städten mag das Patricierthum noch einen solchen Boden haben, wie hier. Flensburgs Bedeutung lag in den letzten fünfzig Jahren in den Händen einiger wenigen Handelsfirmen, die alle einer und derselben Familie angehörten. Die bedeutende Mitgift der Töchter gründete neue Handelshäuser, mit deren Unter-

nehmungen niemand concurriren konnte. Ihnen gehörten alle bedeutenden Schiffe oder wurden doch von ihnen befrachtet; in ihrem Lohn und Brod stand der Schiffsführer oder Schiffscapitain. In ihrer Abhängigkeit stand der Seemann nicht allein, sondern der Bürger, der in seinem Gewerbe ihm diente, der Tagelöhner, den er zum Handlanger brauchte, die Arbeiter, die in seinen Fabriken arbeiteten; und ängstlicher wacht der Fürst nicht darüber, daß sein Sohn nach ihm das Reich ererbe, als diese Häuser darüber wachen, daß einer ihrer Söhne die Firma übernehme.

Aus diesem Stand der Dinge erklärt sich allein die vorherrschend dänische Gesinnung Flensburgs.

Die Patricierfamilien waren loyal; vielleicht weil sie ihren Vortheil dabei sahen, vielleicht aus rein aristokratischem Geist, und vier Fünftel der Stadt, das mit ihnen verwandt oder von ihnen abhängig war, trat in ihre Fußstapfen.

Ein Glück wäre es für Flensburg, wenn diese Geldaristokratie auf dem Wege der Bildung und der Wissenschaft ebenso vorangehen wollte, wie sie allerdings in bürgerlichen Tugenden ein Vorbild ist; denn strenge Sittenreinheit und hoher Wohlthätigkeitssinn zeichnet diese Familien aus, und verhältnißmäßig einfach blieb ihre Lebensweise neben den gesteigerten Anforderungen der Zeit. Und was von diesen Familien gilt, das gilt von Flensburgs Bürgern überhaupt, unter denen Redlichkeit und Sitteneinfalt bis diese Stunde nicht untergegangen ist.

Aber nur sehr allmälig weicht der Hochmuth des Altgewohnten vor der Macht der gegenwärtigen Verhältnisse und des geistigen Fortschritts der Zeit.

Noch immer ist die Lieblingsphrase der Flensburger: „Hätt he wat“ (Hat er etwas?), während der Schleswiger fragt: „Ist er etwas?“ und der Kieler: „Weiß er etwas?“ Der Flensburger verläßt seinen materiellen Boden nicht, auch nicht der Tochter zur Liebe, weil er bessere Mittel gegen erbleichende Wangen zu kennen glaubt als die Liebe, „von der kein Mensch satt wird.“ Sein Machtgebot hält alle Excentricitäten im Zaum und erzählt der Tochter von der Großmutter Zeiten, zu der der Vater gesprochen: „Botilla, es hat sich ein Freier gemeldet mit viel Geld und vierzig Ochsen auf dem Stall, ich denke, Du heirathest ihn!“ — worauf sie gehorsam geantwortet: „Wie Sie belieben, Herzens-Papa!“ — Und damit war der Contract geschlossen gewesen, und als das glückliche Brautpaar gar nicht gewußt, was sie reden sollten, waren sie auf den gescheidten Einfall gekommen, jeden Tag miteinander Karten zu spielen, und sie waren recht glücklich zusammen gewesen! — Warum kann das nicht auch heut so sein? Das conservative Element ist seine zweite Natur geworden!

Auf Prunk und Flitterstaat verwendet der Flensburger nicht viel, aber in den Kisten und Kasten der Töchter, die mit ihrer Aussteuer angefüllt stehn, ist schon manch bedeutendes Kapital vermodert. Denn obschon die jungen Mädchen dort alle nicht stiefmütterlich von Mutter Natur bedacht sind und namentlich durch einen schönen Teint sich auszeichnen, so muß doch manche Schönheit unbemerkt verblühen, weil ihre weitere Mitgabe nur in häuslicher Tüchtigkeit und nicht in klingendem Werth bestand.

Die eben erwähnte Schönheit der Flensburgerinnen, die jedem Fremden auffällt, soll in dem großen Wasserreichthum Flensburgs ihren Grund haben. In unzähligen Quellen strömt es von dem zu Anfang erwähnten Abhang hernieder, die selbstverständlich durch unterirdische Röhren in die Stadt geleitet werden. Der immwährende Zufluß aus der Höhe verursacht aber die seltene Erscheinung, daß man in der ganzen Stadt stets fließendes Wasser hat, und in manchem Hofe täglich über 100 Tonnen unbenutzt abfließen. Auf den Straßen sieht man eine Menge großer Reservoirs aufgestellt, die den stets sprudelnden Wasserstrahl aufnehmen und daher immer gefüllt sind. Jedenfalls muß jedoch ein unterirdischer Abfluß stattfinden, weil sie sonst überlaufen würden, und da all dieses abfließende Wasser dem Hafen zuläuft, so ist es leicht begreiflich, daß es das ursprüngliche Seewasser in Brackwasser verwandelt. Aber gar lieblich tönt das einförmige Rauschen dieser vielen kleinen Wasserfälle; in stiller Nacht ist es wie eine friedliche Stimme der Natur, wie ein Bild der eben so rasch vorüberfließenden Zeit, die alle unsere Leiden mit sich fortträgt bis ins Meer der Ewigkeit. Stolz und schön sind die Berge und stellen den Menschen auf die Höhe des Lebens, von wo aus er die wirkliche Welt überschaut; aber zutraulich wie ein Freund ist das Meer, das mit reicher Hand uns seine Segnungen bietet und doch den Blick unaufhörlich hinlenkt auf den, dem Wind und Meer gehorsam sind. Wenn der Schiffer wieder lichtet und dahin fährt auf den Bahnen, die keine Menschenhand ebenen kann, wo kein Signal den Sturm beschwört noch moderiren könnte trotz aller Lehren der Aërometrie, da lernt er sich klein fühlen vor einer Erhabenheit, die der blaue Spiegel des Himmels nicht verrieth, die er aber in den entfesselten Geistern des Meeres erkennen muß, gleich als wären sie Sendboten des ewigen Gerichts! —

Schade, daß die großartigen Umwälzungen und Begebenheiten seit 1848 auch die vielen kleinen Sagen in Vergessenheit bringen, die vordem der Aberglaube so treu cultivirte. Klang es doch den Kindern so interessant, wenn die Magd mit Gewißheit versicherte, „es dürfe niemals ein schwarzes Schwein in die Stadt kommen, der Bürgermeister ließe diese immer außerhalb der Stadt ihren Weg nehmen, denn es sei prophezeiht, ein solches werde einmal eine Quelle aufwühlen, die Flensburg durch eine große Ueberschwemmung zerstören werde. Ueberschwemmungen sind nun freilich häufig gewesen, auch ohne das schwarze Schwein, aber ihre rechte Gefährlichkeit haben sie offenbar nicht erreicht, denn noch niemals stand das Wasser, das natürlich vom Hafen heraufdrang, höher als zu Anfang der kleinen Verbindungsstraßen, die zur Stadt hinaufführen, und Schaden gethan haben sie auch wenig, außer, daß sie zuweilen ein mittelgroßes Schiff oder ein Haus hingelegt, das beim allmäligen Abfluß nun nicht mehr flott werden konnte und den merkwürdigen Anblick eines Seegebäudes inmitten der städtischen Wohnhäuser bot.

Nicht nur die unmittelbare Umgebung Flensburgs ist malerisch schön, sondern auch die entfernteren Environs, die nur als eine Vervollständigung des lachenden Thals erscheinen, das die Stadt selber birgt. Im Norden erhebt sich der reizende „Königsgarten“ durch Natur wie Kunst gleich sehr favorisirt. Hier war die eine Station der

Johanniter, die ihr Lazareth an keinem bessern Ort anlegen konnten. Wenige Schritte seitwärts von der Vorstadt liegt derselbe auf einem mächtigen Hügel hart an der Landstraße und birgt in dicht bewachsenen Partieen ungeahnte Schönheiten. Kanäle sind künstlich durch den Garten geleitet zu Bassins mit Springbrunnen, zu künstlichen Cascaden und nützlichen Fischteichen verwendet. Groß ist der Obstreichthum desselben, obschon noch Raum genug für Blumenpartieen blieb. An diesem lieblichen Orte mochte mancher tapfere preußische Offizier sich wohl mit seinen Leiden aussöhnen lernen, indem er sich täglich sagte, daß das Land, um das er gelitten, fast auf jedem Schritt ein Paradies sei, und werth einer Nation anzugehören, die eben dadurch ihren Werth bezeugt, daß täglich viel an ihr die Wespen nagen! Die Mission aber, die sie an Schleswig auszuüben hat, ist noch nicht erfüllt; nicht ehe die Herzogthümer in ihrer Sprache und vielfach in Cultur gelernt haben, sich würdig dem Mutterlande anzureihen, dem sie angehören wollen, nicht eher dürfen sie sich der unwillkürlichen Herrschaft entziehen, die der Fortschritt fast auf jedem Gebiet als vollberechtigt ausübt.

Ein zweiter schöner Punkt in der Nähe Flensburgs ist Bellevue, unweit des malerisch belegenen Kirchhofes, das ebenfalls zum Johanniterhospital eingerichtet. Alle diese Orte liegen doch hoch über der Stadt, und genießt man von jedem eine andere Darstellung der Stadt, des Hafens und der denselben umgränzenden Wälder. Nicht sehr weit davon entfernt befindet sich der sogenannte Christiansensche Garten, Name der obenerwähnten Stammfamilie Flensburgs, der eine Art Thierpark bildet und dem Publikum zugänglich ist. Fast noch lieblicher liegt das etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Marienwäldchen, dort Marienholz genannt. — Es ist nur ein dichter Wald, aber eben darum so unaussprechlich schön, weil bis auf wenige Fußpfade die Natur von der Menschenhand unberührt blieb. Singvögel aller Art halten dort ihr lustiges Concert, und die Hitze müßte erst erzeugt werden, gegen die diese uralten Bäume nicht Schutz bieten würden. An zwei Tagen die Woche findet hier Concert statt, zu welchem sich größtentheils nur die elegante Welt einfindet.

Die ganze Umgebung Flensburgs bietet eine liebliche Vereinigung von Natur und Kunst, selten nur gestört durch die beeinträchtigende Hand der Industrie.

Das ganze Land und namentlich die Stadt Flensburg ist zu wohlhabend, um mit Erfolg Fabriken anlegen zu können, da der Arbeiterlohn viel zu hoch werden würde. Freilich giebt es bei Flensburg eine Eisengießerei, die mit bedeutenden Mitteln ins Leben gerufen ward, aber sie hat kaum mehr als ein nothdürftiges Bestehn, und selbst auch dies nur, weil der Zoll auf das Roheisen so unbedeutend ist und die Einfuhr zur See die Höhe der Fracht erleichtert. Ein bedeutendes Etablissement ist die berühmte Kupfermühle bei Crüsau, eine kleine Meile von Flensburg in der reizendsten Umgegend belegen. Dieselbe wurde 1682 erbaut und besteht aus zwei Gebäuden mit drei und vier Hämmern, einer Hammerhütte mit Wurf- und Plattehammer, Reverberofen und Bälgen, Krätzwäscherei und Walzwerk. Der Reverberofen faßt 4—5000 Pfund Kupfer, welches größtentheils aus St. Petersburg und Stockholm bezogen wird. Die Werke werden von acht Wasserrädern getrieben, und um die Wasserwerke herum liegen die Werkstätten und Wohnungen der Arbeiter.

Die Fabrik lieferte vordem alle größern und kleinern Fabrikate, von den großartigsten Schiffsarbeiten an bis zu den feinsten polirten Gußarbeiten. Sie beschäftigte früher 150 Menschen, die alle dort ihren Unterhalt für sich und die Ihrigen fanden, aber auch diese Fabrik hat sich nicht halten können, sondern stand vor etwa zehn Jahren vor dem Concurs. Bedeutend ist der Umsatz in Manufactur- und Colonialwaaren, Oel und Thran und im Getreidegeschäft. Eine bedeutende Oelmühle liegt im Norden der Stadt.*) Als Handelsartikel sind nicht die verschiedenen Kabeljaue zu vergessen, die sogenannten Stock- und Klippfische, die aus dem hohen Norden eingeführt und wiederum von hier versandt werden. Die inländischen Fische in allen Gattungen sind vorzüglich, und ist der beliebteste der Dorsch. Außerdem hat man Krebse, Krabben, Pfahlmuscheln, gesalzene und geräucherte Heringe; kurzum es giebt wohl kaum einen nordeuropäischen Handelsartikel, den man in Flensburg nicht auch fände, und schwerlich ein Produkt aus der Thier- oder Pflanzenwelt, das hier nicht eingebürgert wäre. Selbst der Maulbeerbaum gedeiht hier gut, und Obstbäume giebt es in großer Menge. Die Blumenzucht erreicht an einzelnen Orten eine bedeutende Höhe und steht in hohem Ansehn. Aber Blumen als Handelsartikel kannte man vordem nicht, sie dienten nur als Gaben der Liebe und Freundschaft, sowie im persönlichen Verkehr nichts weniger als Engherzigkeit und Interesse sich geltend macht.

Der Flensburger Bürger ist fleißig, einfach, solide und rechtlich, und Gastfreiheit, Wohlthätigkeit und Dienstfertigkeit gehört zu seinen Haupttugenden. In einem gewissen Sinne ist er christlich, doch wenn er so ziemlich für einige Jahre Vorrath gesammelt hat und ziemlich genau weiß, wovon er im nächsten Jahre leben will, so überläßt er dem lieben Gott die Sorge, daß keine besonderen Unglücksfälle geschehen, daß ihm sein Haus nicht abbrenne oder seine Kinder sterben. Wollte aber Gott in Wahrheit versuchen die dritte Bitte an ihm zu prüfen, ihm zumuthen, wirklich das tägliche Brod aus seiner Hand zu nehmen, so würde schwerlich ein Flensburger in dieser Prüfung bestehen. — Auf circa 20,000 Menschen befinden sich hier drei Kirchen, an denen die Prediger rechte gute Tage haben. Die vierte, die dänische, hatte vor der gewaltsamen Einführung des Dänenthums weder Gemeinde noch überhaupt Zuhörer, deshalb pflegte der Prediger gewöhnlich den Sonntag zu einer Landpartie zu verwenden. Die letzten 14 Jahre freilich boten ein anderes Bild.

Dennoch hat das Dänenthum die Stadt nicht demoralisiren können, wenn es sie auch sicher nicht veredelt hat. Aber es ist ein tüchtiger Kern in diesem Volke mit der häßlich breiten Mundart, die für den Vocal a stets ein gedehntes oe hören läßt, und sonderbar berührt oft der Contrast, wenn aus dem Mündchen der elegantesten Dame, anstatt des anderswo gebräuchlichen „was beliebt

*) Außerdem befindet sich bei Flensburg eine Glashütte und viele Ziegelbrennereien.

oder was ist gefällig“ ein komisch dummes „Hwoe“ sich hören läßt. Haben wir uns aber erst mit der Sprache ausgesöhnt, so werden alle übrigen Wahrnehmungen gewiß zur Zufriedenheit ausfallen. Im Kochen, Backen, Einschlachten, Nähen, kurzum in allen häuslichen Arbeiten läßt unsere Dame nichts zu wünschen übrig, und ihre Ausgaben für Luxus und Vergnügen werden schwerlich den künftigen Gatten ruiniren. Würdig und kleidsam repräsentirt noch dort die Haube das wirkliche Frauenthum, während man in Berlin noch im vierzigsten Jahre eine Frau nicht erkennt; auch ist ihre Kleidung ehrbar und ohne Coquetterie, denn ein strenges Gericht würde über diejenige ergehen, die von den hergebrachten Formen abweichen würde.

Freilich ist auch auf diesem Gebiet manches anders geworden, denn die Willkürherrschaft der Dänen hat nirgends Segen gebracht; sie favorisirten Flensburg, weil sie einigermaßen dort einen Grund und Boden für sich fanden, nicht um der Stadt etwas zu Liebe zu thun, oder die Momente zu entwickeln, die ihr sicher eine reiche Zukunft verheißen. Möchten wir für immer mit dieser Vergangenheit abgeschlossen haben, und das künftige Losungswort heißen: „Durch Dunkel zum Licht!“ T. W.

Die sanitairen Verhältnisse der Königlich Dänischen Armee im Jahre 1864.

Dem „Staatsanzeiger“ wird aus Kopenhagen mitgetheilt, daß der Stabsarzt der Armee, Dr. med. Djorup in der dort erscheinenden „Bibliothek für Aerzte“ eine interessante Abhandlung über die sanitairen Verhältnisse der Dänischen Armee im vorigen Jahre veröffentlicht hat.

Danach wurden beim Beginn des Krieges im Ganzen 9000 Betten hergerichtet. Die meisten Kranken waren unmittelbar nach der Erstürmung der Düppler Schanzen vorhanden. Die Armee zählte damals 7000 Kranke, darunter 1569 Verwundete. Eine Erleichterung wurde später dadurch erzielt, daß man Reconvalescenten auf dem platten Lande unterbrachte, welches Verfahren mit Erfolg gekrönt wurde. Viel Platz wurde auch später dadurch gewonnen, daß man zu Beginn des ersten Waffenstillstandes die älteren Verstärkungs-Mannschaften nach Hause schickte, welche sich als wenig ausdauernde Kombattanten erwiesen hatten. Zu Ausgang des Jahres bestanden nur noch Lazarethe auf den Schlössern Friedrichsberg und Odensee. Die Krankenpflege wurde musterhaft geübt, und es zeichneten sich hierdei vier schwedische und drei dänische Diakonissen aus. Die Anzahl der Kranken und Verwundeten variirte nicht so unbedeutend. Die meisten Patienten zählte das Heer, wie schon bemerkt, nach dem Sturme auf die Düppler Schanzen, um welche Zeit die Quartier-Kranken 15 pCt. der Armee ausmachten. Von Anfang Februar bis Ausgang November starben in sämmtlichen dänischen Lazarethen 967 Personen, darunter 300 Verwundete, allein außerdem sind in der Kriegsgefangenschaft jedenfalls zahlreiche Mannschaften mit Tode abgegangen. Im ganzen Kriege sind 2716 Verwundete behandelt worden, von denen 1140 in genesenem und 1181 in invalidem Zustande entlassen wurden. 313 starben und 82 lagen leider noch am Schlusse des Jahres krank darnieder. Unter den Verwundeten waren viele Amputirte, mehr als im vorigen Kriege. Namentlich die preußischerseits bei der Beschießung der Düppler Schanzen benutzten großen Projectile veranlaßten schreckliche Verstümmelungen. Von den Amputirten genasen über zwei Drittheile, während nur ein Drittheil starb. Es wurde hier also ein besseres Resultat erzielt als im vorigen Kriege, nad ein bedeutend günstigeres Ergebniß als auf der Krim.

Miscellen.

Aus den Beilagen der Denkschrift, welche dem Hause der Abgeordneten über die außerordentlichen Ausgaben, die durch den Krieg gegen Dänemark veranlaßt sind, vorgelegt worden ist, entnehmen wir, daß für die Krankenpflege während des Krieges verwendet worden sind:

1) bei der mobilen Armee:	Thlr.	Sgr.	Pf.
a) Persönliche Ausgaben	152,981.	2.	5.
b) Sächliche Verwaltungs-Ausgaben .	320,626.	21.	6.
c) Utensilien	43,982.	6.	1.
	517,590.	—	—

2) bei der Marine:	Thlr.	Sgr.	Pf.
a) Persönliche Ausgaben	4,695	9.	2.
b) Sächliche Ausgaben unter Hinzurechnung der Kosten der Einrichtung der Kantonnements-Lazarethe. .	14,225.	1.	7.
	18,920.	10.	9
Zusammen	536,510.	10.	[illegible]

Nach einer von dem Comité der „Prinzessin Marie-Stiftung zur Gründung einer Militair-Kur-Anstalt in Landeck“ veröffentlichten Nachweisung der von Anfang April bis 26. Mai c. dafür eingesandten Beiträge, sind unter anderen eingegangen: von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Carl 300 Thlr., von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Carl 2000 Thlr., von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Albrecht (Sohn) 1000 Thlr. 2c. Seine Majestät der König haben bereits früher geruht, dem Comité ein Gnadengeschenk zu überweisen.

Aus dem zu Vincenz Prießnitz Zeiten weltberühmten Gräfenberg erfährt die Wiener „Presse“, daß Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin in dem für unbemittelte Kurgäste erbauten „Mecklenburger Haus“ vier Zimmer gestiftet hat zur unentgeldlichen Aufnahme Kaiserlich Oesterreichischer Officiere, active und pensionirte (vom Hauptmann abwärts). Die Besetzung dieser Stellen erfolgt durch das Kaiserliche Landes-Commando in Brünn.

Ein seltsames Majorat errichteten im vorigen Jahrhundert die als General-Lieutenants resp. als Oberst in der kurfürstlich-sächsischen Armee dienenden drei Gebrüder von Pirch, welche sich vereinbarten, nicht zu heirathen und den ältesten ihrer drei jüngeren Brüder (gleichfalls in sächsischen Militair-Diensten) auf Rosimle, dem Stammgut in Hinterpommern, zu etabliren. Zunächst ließen sie ihm mehrere Tausend Thaler zufließen und später mit schweren Kosten seine Kinder zu Dresden erziehen.

(G. L.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staaten.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 27. Berlin, den 5. Juli 1865. **Nr. 27.**

1. Johann Gerhard Freiherr von Carnap-Bornheim, Kammerherr, auf Burg Kriegshoven bei Bonn, Rechtsritter seit 1856, † zu Botzdorf 28. Juni 1865.
2. Alexander von Jagow, Deichhauptmann a. D., auf Ucherowo bei Obernik, Ehrenritter seit 1861, † zu Ucherowo 28. Juni 1865.

Grundsteinlegung eines Johanniter-Krankenhauses in Mecklenburg-Schwerin.

Schon lange war es ein sehnlicher Wunsch der Mecklenburgischen Genossenschaft, ein eigenes Johanniter-Krankenhaus in Mecklenburg zu errichten. Diesem Wunsch ist jetzt insoweit entsprochen, daß am Tage St. Johannis zu Ludwigslust die feierliche Grundsteinlegung eines Johanniter-Männerkrankenhauses stattfinden konnte. Seine Königliche Hoheit der Großherzog, Ehrencommendator des Ordens, und die zur Zeit in Mecklenbneg anwesenden Allerhöchsten Herrschaften, die verwittwete Frau Erdgeoßherzogin und die hochfürstlichen Kinder, Prinzessin Marie und Prinz Johann Albrecht, nahmen an der Feierlichkeit Theil. Eine große Zahl von Rittern hatte sich zu derselben nach Ludwigslust begeben. Man versammelte sich gegen 1 Uhr in der ganz in der Nähe des Bauplatzes belegenen Kirche des Stiftes Bethlehem, woselbst nach dem Gesang der Gemeinde der Geistliche des Stiftes Bethlehem die Stiftungsrede hielt und in beredten Worten die heiligen Zwecke des Johanniter-Ordens schilderte. Darauf begab sich die Versammlung in folgender Ordnung nach dem Bauplotz:

1) die Schule; 2) die Geistlichkeit; 3) Seine Königliche Hoheit der Großherzog und die Allerhöchsten Herrschaften mit Gefolge; 4) die Ritter der Genossenschaft; 5) die Frau Oberin von Bülow des Stiftes Bethlehem mit den Diaconissinnen, und der Vorstand des Stiftes Bethlehem; 6) die Ortsbehörde in Ludwigslust und das Baupersonal.

Der Bauplatz war festlich geschmückt, die Johanniter-Fahne war auf demselben aufgerichtet.

Dank gegen Gott und Gebet um den göttlichen Segen für das zu erbauende Haus eröffneten auch hier der Feier. Dann wurde von einem Mitgliede des Convents die Urkunde über die Gründung des Krankenhauses verlesen, und, nachdem diese Urkunde nebst den sonst dazu ausgewählten Gegenständen unter dem für den Grundstein bestimmten Platze vergraben, wurde der Grundstein gelegt.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog vollzogen die ersten drei Hammerschläge, dann folgten die Frau Erbgroßherzogin und die hochfürstlichen Kinder, darauf sämmtliche Ritter, die Frau Oberin des Stiftes Bethlehem und viele der sonst zu der Feier erschienenen Personen. Mit dem Gebet des Vater Unser und dem Segen wurde die Feierlichkeit beschlossen, die gewiß Allen, welche dabei zugegen, noch lange im Gedächtniß bleiben wird.

Das Krankenhaus wird mit dem Johanniter-Kreuz versehen und zu 24 Betten eingerichtet werden. Von diesen unterhält die Genossenschaft, soweit die Mittel reichen, mehrere Freibetten. Im Uebrigen wird das Haus bis auf Weiteres der Frau Oberin des Stiftes Bethlehem zur Benutzung überwiesen und dann gemeinschaftlich mit dem Stift Bethlehem verwaltet werden, wobei jedoch dem Convent das Recht der Controle und jederzeitiger Revision selbstverständlich vorbehalten werden.

Möge der Bau unter Gottes Segen gelingen, und möge das Haus demnächst Vielen eine Stätte werden, wo sie innern Frieden und ihre Genesung finden!

Pfarrer Fliedner.

Ein Lebensbild. *)

Am 4. October 1864 starb zu Kaiserswerth am Rhein Dr. Fliedner. Wer das gewesen, wird der nicht fragen, welcher in den letzten Decennien den heilsamen Bestrebungen, die christliche Bruderliebe unter uns zur That und Wahrheit zu machen, der innern Mission, seine Aufmerksamkeit nicht entzogen hat. Tausende kleiner Kinder vermögen uns in vier Erdtheilen etwas von den Wohlthaten zu erzählen, welche der Menschheit von Kaiserswerth aus durch Fliedner zu Theil geworden sind. Eine unzählbare Schaar jedes Alters, jedes Geschlechts und Standes weiß zu rühmen den barmherzigen Samariterdienst seiner Diakonissen, dessen

*) Aus „Daheim". „Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen", auf das wir hierdurch aufmerksam machen und dasselbe angelegentlichst empfehlen, mit Genehmigung der Redaction desselben entnommen. „Daheim" erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 15 Sgr. zu beziehen. D. R.

sich Kranke, Verwundete, Verwahrlosete und Sterbende in öffentlichen Hospitälern, auf Schlachtfeldern und im eignen Hause erfreuen durften. Höhere und niedere Schulen, Gefängnisse und Strafanstalten, Versorgungs- und Waisenhäuser geben Zeugniß von dem Lebensstrom, der, von diesem einen Manne angeregt, sich über die alte und die neue Welt unaufhaltsam verbreitet. Wo irgend eine Noth sich zeigte, ein öffentliches Leiden auftrat, ein Uebel nach Abhilfe verlangte, eine Gelegenheit zur Abstellung sittlicher und socialer Gebrechen sich kund gab, — da sehen wir auch Fliedner rathend und helfend eintreten. Dem weiblichen Geschlechte von der zartesten Dame bis zur niedrigsten Magd, sorgsamen Müttern wie unbeschäftigten Jungfrauen hat er theils eine eben so neue, als ehrenvolle Thätigkeit in der evangelischen Christenheit gegeben, theils ihre hohe göttliche Lebensaufgabe wieder neu erschlossen.

Mit einer rastlosen Thätigkeit, welche weder vor den größten Strapazen zurückschreckte, noch den ununterbrochen jede menschliche Kraft aufreibenden Anläufen sich entzog, hat dieser Mann von zartem Körperbau und schwacher Constitution Tag und Nacht gearbeitet. Auf Reisen sah man ihn oft des Nachts im Bette seine weitverzweigte Correspondenz besorgen. Wenn je, so darf von ihm gesagt werden: „Er hat gethan, was er konnte." Mit eiserner Energie und doch wieder mit einer unbegreiflich elastischen Schmiegsamkeit verfolgte er den einmal erfaßten Plan, kein Hinderniß konnte ihn von der Ausführung abschrecken, kein Geldmangel ihn von kostbaren Ankäufen und Anlagen abhalten, kein Spott und Hohn der Widersacher und Böswilligen ihn einschüchtern, kein Kopfschütteln und Zweifeln der Freunde am Gelingen eines Unternehmens ihn stören. Hatte er eine Sache als gut und heilsam, als ihm von Gott zugewiesen erkannt, da wuchs unter allen sich dagegen erhebenden Schwierigkeiten nur seine Freudigkeit und seine Siegesgewißheit. Er war ein Mann des Glaubens, welcher, sobald er ein Wort des Herrn für sein Thun hatte, auch von dem Gelingen dessen, was er anfaßte, fest überzeugt war. Ohne Geld und Besitz hat er über Summen verfügt, die aufzubringen selbst der Reichthum Bedenken tragen würde, und Besitzungen in vier Erdtheilen erworben, welche die Kräfte eines Privaten übersteigen möchten. Täglich erwarteten von diesem Manne, der irdische Güter nie besaß, aber reich in Gott war, in letzterer Zeit über 1100 Menschen in verschiedenen Ländern, im Orient wie Occident, ihren täglichen Unterhalt an Nahrung, Kleidung und Obdach. Welche Sorgen, Bekümmernisse und Gebete mußten da in seiner Seele auf- und niedersteigen! Den Glaubensmuth und die Gebetskraft eines August Hermann Franke sehen wir in ihm wieder aufgelebt, aber sein Wirken und Schaffen übertraf an Umfang das dieses Gottesmannes bei weitem. Und alles, was er unternahm und ausrichtete, von keinem Menschen war es ihm etwa vorgezeichnet oder vorgethan, aus seinem eignen Herzen und Geiste gingen seine Unternehmungen hervor, sie müssen meist seine eigenen Schöpfungen genannt werden. Die Liebe zeigte sich in ihm immer erfinderischer. Davon zeugen nicht nur die von ihm immer wieder neu aufgeschlossenen Gebiete, über welche sich die durch ihn angefachte Menschenliebe verbreitete, sondern auch die seltene Weisheit, mit welcher er alle diese Thätigkeiten in einander zu gliedern und zu organisiren verstand. Er besaß ein ausgezeichnet organisatorisches Talent.

Bei aller ihn überbürdenden Arbeit von außen widmete er eine nicht geringe Zeit schriftstellerischen Arbeiten. Immer wußte er darin für seine Anstalten neues Interesse zu erregen, oder die Nothwendigkeit christlicher Liebesthätigkeit jedem Leser neu an das Herz zu legen, daher ihn, sowohl in Anbetracht seiner literarischen, als seiner praktischen Wirksamkeit, die theologische Fakultät zu Bonn zum Doctor der Theologie ernannte.

Die Zahl der im Verlage der Diakonissen-Anstalt erschienenen Schriften ist nicht gering, auch ist ihre Verbreitung nicht auf blos kleinere Kreise beschränkt, wie der in 76,000 Exemplaren verbreitete Kalender und die neue Ausgabe seines Martyrer-Buches zeigt. Daß bei einer solchen Liebe und bei so ausdauerndem Eifer für Menschenwohl auch große Beredtsamkeit gefunden werden mußte, bedarf kaum einer Erwähnung. Denn ist die Beredtsamkeit eine Tugend, so konnte Fliedner, da aus ihm nicht eine angelernte Wohlredenheit, sondern die feste Ueberzeugung und der glühendste Eifer für die Sache sprach, nicht anders als wieder gewinnend und ergreifend in seinen Reden und Gesprächen sein. Niemand vermochte von ihm zu gehen, ohne für sein Wirken sich tief ergriffen zu fühlen.

Ohne jemals sich früher mit Bauten beschäftigt zu haben, hat er doch alle die zahlreichen Bauten seiner Anstalten selber entworfen, angegeben und ausgeführt. Es gab Jahre, wo man ihn fast täglich mit dem Zollstab in der Hand auf Gerüsten oder angefangenen Gebäuden nachmessen und alles anordnend treffen konnte. Sein durch und durch practischer Sinn wußte auch hier das Richtige stets zu finden und jede überflüssige Zuthat zu vermeiden, ohne der einfachen Schönheit Abbruch zu thun. Dabei besaß er den sichern Blick, die Menschen zu durchschauen. Selten hat er sich in seinem Urtheile getäuscht. Daß er wie jeder andere Mensch auch hintergangen, durch Augendienerei oft in seinem Urtheile wieder schwankend und zweifelhaft gemacht worden ist, — das war nicht zu vermeiden. Jede Halbheit war ihm zuwider, jede Heuchelei ein Greuel, jedes Ansehen der Person lag ihm ferne. Oft hatte man ihn wegen der Strenge, womit er seine Gehilfen, Lehrer und Diakonissen beurtheilte und behandelte, tadeln wollen, aber ohne eine scharfe Zucht, nach welcher jedes Versehen unnachsichtlich geahndet und nichts todt geschwiegen wurde, würde er nie das Große, was er vollbracht, erreicht haben. Wie er selbst keine Schonung seiner Kräfte kannte, eine kaum glaubliche Bedürfnißlosigkeit in allen Stücken, sei es Kleidung, Nahrung oder Obdach zeigte, sich allenthalben und allezeit mit dem Geringsten genügen ließ, in steter Selbstverleugnung unablässig wirkte, seine eigne sittliche Vervollkommnung, seine Heiligung mit allem Ernst anstrebte, so drang er auch bei allen andern darauf. Diese strenge Zucht, welche sich über alle Zweige seiner Wirsamkeit erstreckt, muß grade als die Seele, der göttliche Keim seines Schaffens angesehen und gerühmt werden. Ohne diesen königlichen Willen, welcher eben, weil er sich selber wieder einem höhern Willen demüthig unterordnet, nicht als Eigensinn und

Starrheit schmerzlich gefühlt, sondern als heilige sittliche Macht anerkannt und geliebt wird, wäre das Gute, was Fliedner vollbracht, weder entstanden, noch hätte es bis heute bestanden. Denn ihm stand weder die starre Regel eines Ordens zur Seite, noch die von oben gebietende Autorität eines seine Anstalten überwachenden Kirchenfürsten, sondern alle sammelte, verband und fesselte die eigne freie Liebe in trefflichster Harmonie aneinander. Wen nicht eine höhere Liebe in seinen Diakonissen-Verein führte, der konnte sich dort nie wohl fühlen. Wer aber ein Tröpflein solcher Liebe in sich trug, der fand in diesem Vereine eine neue Heimath und in diesem Wirken seine von Gott ihm gestellte Lebensaufgabe, sein Element, in welchem alle Kräfte sich harmonisch entfalteten. Solchen Seelen erschien Fliedner wie ein Vater, ihre Anliegen und Bedürfnisse anzuhören und darauf einzugehen konnte er nicht müde werden. Doch er selber suchte nie einen Ruhm in dem, was er gethan, kein Mensch, welcher ihn gekannt, wird sich erinnern, daß er jemals nur irgendwie damit hätte imponiren wollen, sondern er hielt sich bis zum letzten Augenblick nur für das unzureichende Werkzeug einer höhern Macht. In den Fußtapfen Dessen zu wandeln, welcher einst in Sanftmuth und Demuth, in Reinheit und Liebe unter großer Geduld Segen spendend auf Erden wandelte, das war sein Sehnen, sein unablässiges Ringen. Darin verharrte er, und daran änderte er nichts, auch als Kaiserswerth um seinetwegen einem Wallfahrtsort glich, wohin sowohl die Allerhöchsten Herrschaften, wie Gelehrte und Touristen aus allen Weltgegenden im Sommer schaarenweis strömten. Und darin, sagen wir nach seinem Heimgange, ist seine eigentliche Größe zu suchen.

Verweilen wir bei diesem thatkräftigen Leben, wie es nun abgeschlossen vor uns liegt, noch einen Augenblick und achten auf seinen Entwicklungsgang, wie er sich von den ersten Anfängen entfaltet hat. Zwar müssen wir von einer Biographie absehen und solche einer mehr kundigen Feder überlassen, doch hoffen wir, daß nachstehende Skizze auch in ihrer gedrängten Kürze das Bild des Entschlafenen einigermaßen wiedergeben und den Leser Fliedner's welthistorische Bedeutung ahnen lassen wird.

Georg Heinrich Theodor Fliedner war geboren zu Eppstein, im Herzogthum Nassau, den 21. Januar 1800, wo sein Vater, Christoph Jacob Ludwig Fliedner, Prediger war. Die Mutter, auch eine Pfarrerstochter aus dem Elsaß, hieß Caroline Heinold. Er stammte also väterlicher- und mütterlicherseits aus dem geistlichen Stande, welcher wie kaum ein anderer Stand der Welt Männer gegeben hat, die in den verschiedenartigsten Stellungen sich ausgezeichnet haben. Außer unserm Theodor erblühten im Eppsteiner Pfarrhause noch andere eilf Kinder. Ihrem Unterrichte widmete der Vater gewissenhaft seine Freistunden. Doch sollten die Kinder sich dieser Wohlthat nicht lange erfreuen. Denn schon im Jahre 1813 ward der Vater ein Opfer seines Berufes, indem er, am Krankenbette von der damals grassirenden Kriegsseuche ergriffen, aus dem Leben abgerufen ward. Verwandte und Freunde nahmen sich der verwaisten Kinder hilfreich an, vertheilten sie unter sich und sorgten für ihre Fortbildung. So wurde es dem jungen Fliedner möglich gemacht, das Gymnasium zu Idstein bis zum Jahr 1817 zu besuchen und sich dann auf den Universitäten Gießen und Göttingen fünf Semester hindurch dem Studium der Theologie zu widmen. Das sechste Semester absolvirte er auf dem Prediger-Seminar seines Vaterlandes zu Herborn und machte daselbst auch sein theologisches Examen. Wir werden nicht irren, wenn wir in diesem Lebensgange, auf welchem Fliedner die liebreiche Hand göttlicher Providenz so sichtbar erfuhr, sich durch manche Bedrängnisse hindurcharbeiten und zu vielfachen Entsagungen verstehen mußte, schon eine Vorstufe zu seinem spätern Wirken und glaubensstarken Ausharren erkennen.

Obwohl er nicht daran dachte, sein Vaterland zu verlassen und ein Amt in einer andern Landeskirche zu übernehmen, fügte es sich jedoch, daß der kaum zwanzigjährige Jüngling eine ihm in Köln am Rhein angetragene Hauslehrerstelle in einem großen Kaufhause nicht abzulehnen wagte. Er zieht dorthin mit dem festem Entschlusse, sich nicht in die Reihe der Rheinischen Candidaten aufnehmen zu lassen. Und doch sollte er am Rhein wider Erwarten und Wollen eine neue Heimath und die Stätte zur Lösung der Aufgabe, für welche er berufen war, finden. Kaum ein Jahr später sah er sich in mildester Form und freundlichster Weise von einem Mitgliede des Kölner Consistoriums für den Eintritt in die preußische Landeskirche gewonnen. Und schon am 27. Januar 1822 wurde er in die zu Kaiserswerth erledigte Pfarrstelle eingeführt.

Die evangelische Gemeinde zu Kaiserswerth zählte kaum 200 Seelen und war erst seit 1778 in Folge der Uebersiedelung einer großen Sammetfabrik, welcher mehrere Arbeiterfamilien aus dem vorherrschend evangelischen Crefeld gefolgt waren, gegründet. Der nachher unerwartete Untergang dieser Fabrik drohte die kaum gesammelte kleine Gemeinde wieder zu zerstreuen, denn es schien unmöglich, daß die wenigen und noch dazu brotlos gewordenen Familien ihren Kirchen- und Schulverband hätten aufrecht erhalten und die Ausgaben dafür hätten aufbringen können. Aber gerade diese Gemeindenoth weckte des jungen Pfarrers ganze Thatkraft. Anfangs suchte er durch freiwilliges Collectiren in größeren Nachbargemeinden das Deficit seiner Kirchkasse zu decken. Da ihm solches gelang, wurde er kühner und ging darauf aus, für seine Gemeinde einen Fonds zu sammeln, dessen Zinsen zur Bestreitung ihrer Kirchen-, Schul- und Armenbedürfnisse hinreichten. Getrosten Muthes begab er sich zu diesem Zwecke auf eine größere Collectenreise nach Holland und England. Ueber alles Hoffen fand er für seine Bitte offene Herzen und Hände. Doch nicht das Geld allein, welches er reichlich bekommen, war die schöne Frucht dieser Reise, welche er selber ausführlich beschrieben hat, sondern zum ersten Male trat ihm bei näherer Kenntnißnahme der trefflichen Wohlthätigkeits-Anstalten, an welchen jene Länder in jeder Beziehung so reich sind, die Macht des christlichen Glaubens recht lebendig vor die Seele. Einen unauslöschlichen Eindruck brachte er von der großen Wirksamkeit der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft sowie von der dortigen Gefängnißgesellschaft in die Heimath zurück. Die collectirten Gelder reichten nicht blos hin, die Kaiserswerther Gemeinde sowohl durch Kapitalien, als auch durch Grundbesitz hinreichend zu

fundiren und so ihr Bestehen für die Zukunft zu sichern, sondern gewährten noch einigen Ueberschuß. Aber weniger das noch übrige Geld, als vielmehr der Gedanke, daß hier in Deutschland so wenig für Verwahrloste und Gefangene geschehe, während in England sogar Frauen in solchem Liebesdienst uns weit übertreffen, ließ ihm keine Ruhe. Das traurige Loos der Gefangenen drängte ihn, zumal seine kleine Gemeinde ihm manche Freistunde gewährte, für sie etwas zu thun. Nach wiederholten Anträgen wurde ihm im Herbst 1825 verstattet, alle vierzehn Tage im Arresthause zu Düsseldorf einen Sonntag-Nachmittagsgottesdienst zu halten. Das war der erste Schritt zu seinen später so verschiedene Zweige der innern Mission umfassenden Unternehmungen. Und merkwürdig, gerade der katholische Oberprokurator mußte den jungen evangelischen Pfarrer darin am meisten unterstützen, wie derselbe auch bereitwilligst seine Hand zur Gründung einer Bibelgesellschaft bot. Denn durch den nun eingerichteten Gottesdienst im Arresthause fand derselbe eine Veranlassung, den katholischen Gefangenen eine gleiche Wohltat zuzuführen. Nach vielen vergeblichen Versuchen, das Licht christlicher Liebe durch eine Gefängniß-Gesellschaft in die damals sehr vernachlässigten Gefängnisse einzuführen, zu welchem Zweck Fliedner sämmtliche größeren Gefängnisse der Rheinprovinz bereiste, gelang es ihm endlich, durch Allerhöchste Genehmigung im Jahre 1827 auch die Untersuchungs-Gefangenen in den Bereich der Wirksamkeit freier Vereine zu ziehen und eine Gefängniß-Gesellschaft zu gründen. Hätte Fliedner kein anderes Verdienst, als den Anstoß gegeben zu haben, daß die Gefängnisse einer humaneren und sittlich-religiösen Pflege zugänglich geworden sind, wir müßten schon deshalb seinen Namen als den eines Wohlthäters der Gesellschaft rühmen. Doch seine Thätigkeit ging viel weiter. Nachdem er im Sommer 1827 abermals eine Reise nach Holland, Brabant und Friesland und im Jahre 1832 eine andere nach England und Schottland unternommen, um das Gefängnißwesen beider Länder weiter zu erforschen, bei welcher Gelegenheit er auch die großherzige Elisabeth Fry persönlich kennen lernte, suchte er die hier gesammelten Erfahrungen sofort in seiner Umgebung anzuwenden.

Zunächst lag ihm die Gründung eines Asyls für entlassene weibliche Gefangene am Herzen, um sie dieselben sittlich zu bessern und sie der Gesellschaft als ehrbare und brauchbare Mitglieder wieder zurück zu geben. Aber woher die Mittel, woher ein Haus hierfür erlangen? Seine ihm bei Gelegenheit der Düsseldorfer Gefangenenpflege im Jahre 1828 zugeführte Gattin Friederike Münster aus Braunfels, welche er im Jahre 1842 schon wieder von sich scheiden sehen mußte, unterstützte ihn hierin aufs Eifrigste. Nach mancherlei Kämpfen und Ringen wurde endlich eine Asylsvorsteherin gefunden, und im Herbste 1833 stellte sich auch ein Asylpflegling, aus dem Zuchthause in Werden entlassen, ein. In Ermangelung jeden Unterkommens räumte die über diesen ersten Anfang hocherfreute Pastorenfamilie ihr eigenes Gartenhaus zum Asylhause ein. Alle mögliche Pflege und Sorgfalt ward ihrem ersten Schützting gewidmet. Das waren die Anfänge des gegenwärtig ausgedehnten, mit hinreichenden Gebäuden für Wohnung, getrennten Schlafstellen, Arbeits- und Oekonomie-Räumen versehenen Kaiserswerther Asyls und Magdalenenstifts, in welchem schon an über 440 entlassenen oder gefallenen und verirrten weiblichen Pfleglingen unter großer Geduld und Aufopferung die Besserung, zum großen Theil mit schönen Erfolgen, versucht worden ist.

Doch das kleine Gartenhaus der Kaiserswerther Pfarre, in welchem das Asyl und Magdalenenstift geboren worden, sollte bald wieder die Wiege eines neuen und allgemein beifällig aufgenommenen Instituts werden. Im Herbst 1835 wurde darin eine Strickschule für arme Kinder errichtet, welche sich schon 1836 zu einer Kleinkinderschule für alle Confessionen ausdehnte. Sie ist unter allen von Fliedner in's Leben gerufenen Anstalten in kürzester Zeit die Mutter zahlreicher Töchter in allen Gegenden der Christenheit geworden. Von verschiedenen Seiten kamen Gesuche um Kleinkinderlehrerinnen, meldeten sich Jungfrauen und Wittwen zur Ausbildung für dies Amt. Ohne es beabsichtigt zu haben, wurde Fliedner gedrängt, seine Kleinkinderschule zu einer Bildungsschule für derartige Lehreeinnen za erweitern. Ein besonderer Segen ruhte auf diesem Unternehmen und räumte die Schwierigkeiten, welche sich dem Erwerb der hierfür erforderlichen Gebäulichkeiten entgegenstellten, glücklich aus dem Wege. Diesem anfangs so schwachen Unternehmen wurden jedoch auch diese Räume zu enge, es wuchs und dehnte sich aus zu einem Seminar für Lehrerinnen an Kleinkinderschulen und für Bonnen. Aber auch diese Grenze überschritt es wieder in kurzer Frist und gestaltete sich zu einer Pflanzstätte für den ganzen weiblichen Unterricht. Denn aus ihm erwuchs nun noch ein Seminar für Elementar- und Industrielehrerinnen, sowie eine Bildungsanstalt für Lehrerinnen an höhern Töchterschulen und für Gouvernanten. Ueber tausend Lehrerinnen sind aus diesem Institute bis jetzt hervorgegangen, welche in den verschiedensten Weltgegenden mit großem Erfolge arbeiten. Einzelne wirken als solche oder als Missionar-Frauen sogar in ferner Heidenwelt. Im letzten Jahre wurden nicht weniger als 60 Elementar- und höhere Töchterschullererinnen und 25 für Kleinkinderschulen ausgebildet. Mit der Einrichtung der Kaiserswerther Kleinkinderschule hat Fliedner nicht nur ein neues und durchaus geeignetes Arbeitsfeld dem weiblichen Geschlecht erobert, sondern sich auch um die häusliche Erziehung und Bildung der Kinder ein unschätzbares Verdienst besonders in Fabrikgegenden erworben. Hierher gehört auch ein anderes Institut, das zwar später und mehr im Anschluß an das Diakonissen-Institut entstanden ist, aber doch zu den Erziehungs-Anstalten gerechnet werden muß, das Waisenhaus, in welchem verwaiste Mädchen aus dem gebildeten Mittelstande, besonders Töchter verstorbener Pfarrer und Lehrer, erzogen und für weibliche Berufsthätigkeit, hauptsächlich für den Diakonissenberuf, ausgebildet werden. Dieses Waisenhaus ist eigentlich eine Pflanzstätte für die verschiedenen Zweige der Kaiserswerther Anstalten, und werden die Mädchen, je nachdem sie sich eignen, für's Erziehungs- oder Unterrichtsfach, oder für Armen- und Krankenpflege, oder für die Haushaltung angeleitet und erzogen. Es zählt gegenwärtig 42 Kinder in drei Familien vertheilt, welche theils unentgeltlich oder für einen geringen Pflegesatz erzogen und ausgebildet werden.

Nachdem Fliedner aus diesen Versuchen hinlänglich

erkannt hatte, welche Kräfte im weiblichen Geschlechte verborgen liegen und welcher Hingabe dasselbe, sobald die Kräfte geweckt würden, fähig sei, beschäftigte ihn das traurige Loos der Kranken auf's lebhafteste. Er hatte sowohl auf Reisen, als auch in seinem Amte sich vielfach überzeugt, wie es selbst in den prachtvollsten Hospitälern um die leibliche Pflege der Kranken gar übel bestellt sei, wie fast durchgehends ein fühlbarer Mangel an öffentlichen Krankenhäusern schmerzlich verspürt werde, und wie verlassen die Armen auf ihrem Lager im eignen Hause wären. Täglich tönte das Wort des Erlösers: „Ich bin krank gewesen, und Ihr habt mich nicht besucht!" wie ein schneidender Vorwurf in sein Ohr. Gedachte er dabei an die hochherzige Aufopferung einzelner Frauen in den Lazarethen während der Freiheitskriege, und wie die apostolische Kirche schon Frauen zur Pflege ihrer leidenden Glieder unter den Namen Diakonissen angestellt habe, so gestaltete sich bei ihm der Gedanke, daß die Pflege der Kranken in weibliche Hände wieder zurückgegeben werden und durch sie eine Neugeburt aller Krankenpflege erzielt werden müsse, immer mehr zu einer von Gott gebotenen Aufgabe. Vergeblich suchte er hier und dort Freunde für den Plan, das früher kirchliche Diakonissenamt wieder herzustellen. Jeder billigte zwar denselben, aber keiner wollte an die Ausführung Hand legen. Doch der einmal entzündete Gedanke ließ ihm keine Ruhe, und Freunde, mit welchen er darüber sprach, drangen in ihn, dies große Werk allein in die Hand zu nehmen, denn er hätte darin die meisten Erfahrungen, und sein Organisationstalent könne dabei gar nicht entbehrt werden.

Zwar war das richtig gesprochen, aber nicht Fliedners Sorge damit erleichtert. Nach langem Bedenken entschloß er sich mit seiner ihm gleichgesinnten Gattin, auch diese Bürde auf sich zu nehmen. Vergeblich spähten beide nach Erwerb eines für dieses Unternehmen passenden Hauses. Plötzlich wird das schönste und größte Haus mitten in der Stadt, das Stammhaus eines der Begründer der evangelischen Gemeinde zu Kaiserswerth, käuflich. Die für den Plan ihres Mannes begeisterte Pfarrfrau, damals gerade eine erst dreitägige Wöchnerin, treibt zum Kauf desselben um jeden Preis. Es kostete 2300 Thlr., eine scheinbar geringe, aber für Fliedner, der nichts hatte, unerschwingliche Summe. Das geschah am 20. April 1836. Um die im Herbst fällige Kaufsumme aufzutreiben, mußten viele vergebliche Gänge und Versuche gemacht werden. Endlich leiht ihm eine Freundin 1800 Thlr., während die noch fehlenden 500 Thlr. auf zweiter Hypothek lange auf sich warten ließen. Sofort wurden nun die Statuten zu dem zu errichtenden Rheinisch-westphälischen Diakonissen-Verein entworfen, dessen Präsident der Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode*) wurde, und zu dessen Vorstande, um den Verein im innigsten Anschluß an die Kirche zu erhalten, stets die Präsides der beiden Provinzial-Synoden von Rheinland und Westphalen gehören sollten.

Kaum gelangt die Kunde von diesem Unternehmen in die Oeffentlichkeit, da erhebt sich auch ein allgemeines Geschrei dagegen. Besonders in Kaiserswerth überbietet sich Unverstand und Fanatismus, Fliedners Absichten zu vereiteln. Durch die Anlage eines Krankenhauses mitten in der Stadt schien die Wohlfahrt desselben gefährdet, der Magistrat wird gedrängt, zu wachen, daß für die Bürgerschaft keine Gefahr erwachse und das öffentliche Wohl nicht leide. Der für das Haus engagirte katholische Arzt wird eingeschüchtert, die bisherigen Einwohner des gekauften Hauses fordern für Räumung desselben enorme Entschädigung, andere verdächtigen das ganze Unternehmen als eine listig versteckte Proselytenmacherei, während wieder andere ihren Spott damit trieben und dem Ganzen einen baldigen Untergang schadenfroh prophezeiten. Es ging durch böse und gute Gerüchte. Obwohl auf Widerspruch gefaßt, hatte Fliedner keinen derartigen Sturm erwartet. Dabei noch die quälende Sorge, woher Geld nehmen, die erforderlichen Einrichtungskosten zu bestreiten? Was nützte das Haus, wo kein Bett, kein Stuhl, kein Tisch, keine Vorräthe an Nahrung, Kleidung und Leinwand zu finden waren? Doch bald sollten sich auch in diesem Düster tröstliche Lichtblicke zeigen, welche seine und seiner Gattin bekümmerte Seele erheiterten und als dämmerndes Morgenroth auf das Ende dieses nächtlichen Dunkels hoffen ließen. Wider Vermuthen erhält er bei einem Missionsfest zu Gladbach das erste Scherflein frommer Liebe in die Hände gedrückt. Es waren 30 Thaler. Auch meldet sich eine Jungfrau, welche in der Krankenpflege wohl erfahren war, zur Aufnahme als Diakonissin, werden die ersten Stoffe zur innern Einrichtung von außen zugeschickt. Aufgemuntert durch solche Proben begiebt sich Fliedner wieder an's Collectiren, und zwar im Wupperthale. Obwohl es auch hier nicht ohne bittere Vorwürfe, ob er sich nicht schäme, auch in unserer evangelischen Kirche Nonnenklöster zu errichten, abging, hielt er doch eine für die vorläufige Einrichtung ergiebige Ernte und wurde in seinem Kleinmuthe oft beschämt. In wahrhaft dürftiger Weise geschah die erste Einrichtung, es war, als sollte der Anfang des Diakonissen-Instituts recht in ärmlicher Gestalt erscheinen. Die Hausgeräthe, alte, verbrauchte und wurmstichige Möbel, meist geschenkt, verriethen wenig von dem, was aus diesen schwachen Anfängen bald hervorgehen werde. Am 13. October 1836 wurde das Diakonissen-Krankenhaus zu Kaiserswerth, ohne eine Diakonissin (die obengemeldete Pflegerin konnte erst später erscheinen), ohne einen Kranken zu haben, eröffnet. Aber schon am 16. desselben Monats bittet eine arme, merkwürdiger Weise dazu katholische Magd aus der Stadt, als erste Kranke um Aufnahme. Eine schöne Vorbedeutung, wie diese sonst kirchliche Anstalt doch wieder über den Confessionen stehen werde.

Diese erste Kranke gab die Veranlassung, daß die durch ihren Eintritt in das Haus bisher so widerspenstigen Einwohner erschreckt sich mit einer geringen Abstandssumme, freilich nicht ohne vorherige heftige Auftritte, zur Räumung verstanden. Und das war recht gut. Denn bald kamen mehrere Kranke und stellten sich auch die ersten Jungfrauen zur Aufnahme als Diakonissen ein. Auch kurz vor dem letzten Zahlungstermin der Kaufsumme lieh ein bewährter Freund die noch fehlenden 500 Thlr. und wurde das Haus selbstständiges Eigenthum des Diakonissen-Vereins. So wurde das Senfkorn des Diakonissenamtes gelegt, das jetzt ein Ruhm der evangelischen Kirche geworden ist. Das

*) Damals Regierungs-Präsident zu Düsseldorf, † zu Berlin 11. Februar 1854 als Oberstkämmerer und Minister des Königlichen Hauses. (D. R.)

damals so bescheiden eingerichtete Krankenhaus ist jetzt eine stattliche, ja großartige Pflege-Anstalt vieler Kranken aller Confessionen geworden, als Gebäude eine Zierde der Stadt, wo allein im letzten Jahre 789 Kranke für einen äußerst geringen Pflegesatz, oder auch unentgeltlich verpflegt wurden. Hier wird an den Krankenbetten die practische Ausbildung der Diakonissen zu ihrem zwar schweren, aber köstlichen, Gott und Menschen wohlgefälligen Beruf geübt. Aus diesen geringen Anfängen ist der Baum erwachsen, welcher aus dem Kaiserswerther Mutterhause entsprossen, seine schattigen Zweige über vier Erdtheile erquickend ausbreitet und gleich jenem tropischen Riesenbaume wieder viele Absenker in anderen Gegenden abgelegt und schon dreißig neue Diakonissen-Mutterhäuser hat erwachsen lassen. Dasselbe zählt gegenwärtig 420 Schwestern, ohne Gelübde durch freie Liebe zum Herrn innerlich verbunden, von denen 320 auf 103 Stationen außerhalb arbeiten, und zwar 30 in Asien, 5 in Afrika, 1 in Amerika, die übrigen in Europa, wo auf Preußen allein 194 kommen. (Schluß folgt.)

Gründung einer Diakonissen-Anstalt in New-York.

Einer der ausgezeichnetsten Geistlichen New-York's, Dr. Mühlenberg, hat in dieser Stadt eine Diakonissen-Anstalt nach dem Muster der von Kaiserswerth ausgegangenen gegründet. Die Diakonissen werden in dem Alter von 21 bis 40 Jahren angenommen und übernehmen die Verpflichtung einer dreijährigen Dienstzeit, die sie nach Ablauf dieser Zeit erneuern können. Ihr Haupt-Arbeitsfeld ist das Hospital von St. Lucas in New-York.

Die Erscheinung dieses neuen Werkes, der Name der Diakonissen, die sich sisterhood (Schwesterschaft) nennen, und einige der Anstalts-Regeln, haben anfangs bei den Protestanten America's, welche an der strengen Einfachheit des Evangeliums festhalten, die Besorgniß erregt, es liege darin eine Rückkehr zu römisch-katholischen Einrichtungen und Neigungen, gerade wie solche Besorgnisse bei der Gründung des Diakonissen-Werkes in Deutschland, Frankreich und namentlich in England noch bis in die neueste Zeit stattgefunden haben. Aber Dr. Mühlenberg hat diese Befürchtungen in einem an die Zeitungen gerichteten Schreiben in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen, indem er die wahren, rein evangelischen Principien dieses Liebeswerkes entwickelte und an die unschätzbaren Dienste erinnerte, welche die Kaiserswerther und andere Diakonissen in fast allen Ländern Europa's und andern Welttheilen geleistet haben, ohne daß bisher aus ihrer Aehnlichkeit mit den barmherzigen Schwestern der römischen Kirche irgend ein Nachtheil für die evangelische Kirche entsprungen wäre, vielmehr hat diese Einrichtung überall nur zur wesentlichen Stärkuug der letzteren gedient.

(N. Ev. Kirch.-Ztg.)

Das Leichenbegängniß eines Bettlers.

Aus Wilna wird von einem vor Kurzem stattgehabten merkwürdigen Leichenzuge berichtet, bei dem mindestens die Hälfte der Bevölkerung der litthauischen Metropole betheiligt war. Der so geehrte Mann, bei dessen Leichenbegängniß alle Läden sich geschlossen, war ein jüdischer Bettler, Namens Szymel Slizgol, auch Kaftan genannt. Es wird von ihm erzählt, daß er 30 Jahre lang in der elendesten Kleidung eines polnisch-jüdischen Bettlers, mit einem Stab in der einen und einer Sammelbüchse in der andern Hand, Tag für Tag durch die Straßen Wilna's wanderte mit dem lauten Ruf: „Denkt der Armen, Wittwen und Waisen!“ Im Laufe dieser Zeit hat Szymel einige 90,000 Rubel zusammengebettelt, von denen es zu Evidenz bekannt war, daß er nicht einen einzigen Groschen für sich verwendete. Er wußte, wo in Wilna ein hülfsbedürftiger Kranker darniederlag und half jedesmal persönlich; für arme Kinder Schulgeld zahlen und sie mit Büchern versehen, war einer der Hauptzweige seiner Thätigkeit, und zu jeder Zeit hatte er Speise vorräthig, die er täglich an einem bestimmten Orte vertheilte. Seinen eignen Unterhalt besorgte er dadurch, daß er Abends Schnupftabak verfertigte und verkaufte. Jeder Groschen, den er von seinem äußerst kümmerlichen Erwerbe erübrigte, gehörte den Armen, eben so bekleidete jedes bessere Kleidungsstück, das ihm Jemand schenkte, sehr bald die Glieder eines Armen, von dem Szymel jedesmal wissen wollte, daß er es nöthiger brauche. Familie hat der Mann nicht. Eine Zeitung bemerkt hierüber, daß wenn man auch vom Gesichtspunkte der Staatsökonomie gegen die Wirksamkeit Szymel Slizgol's manches auszusetzen hat, doch eine solch ausdauernde, beispiellose Selbstverleugnung um so mehr unsere Bewunderung und Verehrung verdiene, als Szymel ein ganz simpler und ungebildeter Mann war, dem nicht einmal die Triebfeder des Ehrgeizes zugeschrieben werden kann; seine Wirksamkeit war einzig und allein der Ausfluß seines an Menschenliebe so reichen Herzens.

Miscellen.

Die Königliche Bibliothek zu Stuttgart, welche am Februar d. J. ihr 100jähriges Jubiläum feierte, enthält eine Bibelsammlung von nahezu 8600 Bänden in mehr als 80 verschiedenen Sprachen und Mundarten, darunter 17 vorlutherisch-deutsch.

In Wien besteht ein Verein adliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen. Derselbe vereinnahmte im Jahre 1864 37,000 Gulden und verausgabte 29,000 Gulden an Wöchnerinnen, Reconvalescenten, kranke Kinder und andere Leidende oder wahrhaft Hülfsbedürftige.

Der Wiener Schutzverein zur Rettung verwahrloster Kinder erfreut sich der Protection des Kaiserlichen Hofes. Cardinal Rauscher eröffnete die kürzlich abgehaltene General-Versammlung mit einer das Wirken des Vereins als hochwichtig schildernden Ansprache. Der Directions-Vorstand des Vereins, Ritter von Heintl, wurde für seine ersprießliche Mühewaltung durch Verleihung des Franz-Josephs-Ordens ausgezeichnet. Eine ungenannt sein wollende Dame hat neuerdings dem Verein 900 Gulden gespendet, welche für die in der Anstalt befindlichen (18) Mädchen zu gleichen Theilen in der Sparkasse niedergelegt werden sollten. Das Gesammtvermögen des Vereins beläuft sich auf 22,000 Gulden in Realitäten. Selten verläßt ein Zögling ungebessert die Anstalt. Der Sinn und der hohe Ernst, in dem sie ihr schönes Ziel verfolgt, kennzeichnet sich in den von ihrem Vorstand als Denkspruch erwählten Worten des General York:

„Anfang, Wille und Ende,
Herr Gott zum Besten wende.“

Expedition: Wilhelmstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrich in Berlin.

Nr. 28. Berlin, den 12. Juli 1865. **Nr. 28.**

Carl August Freiherr von der Goltz, Landesdirector der Neumark, Major und Landrath a. D., auf Kreitzig bei Schievelbein, Ehrenritter seit 1851, † zu Berlin 4. Juli 1865.

Pfarrer Fliedner.

(Ein Lebensbild.)

(Schluß.)

Ehe wir der weiteren Ausbreitung des Diakonisseninstituts in andere Länder folgen, müssen wir noch eines im Leben und Wirken Fliedners wichtigen Ereignisses gedenken. Durch den Tod der ihm innigst verbundenen Gattin, der unermüdlichen Gehilfin an seinem Werke, drohte seine Thätigkeit gelähmt zu werden. Er bedurfte bei dieser umfangreichen Wirksamkeit, welche ihn öfter aus dem Hause führte, durchaus einer Hausfrau, welche, eines Sinnes mit ihm, seine Abwesenheit zu ersetzen und die weit verzweigte Verwaltung und die Correspondenz selbständig versehen konnte. Schließlich führte ihn auch hier die Vaterhand, deren Leiten er sich und seine Sache willig hingab. Durch die unvergeßliche und geistesverwandte Amalie Sieveking in Hamburg lernte er die am dortigen großen Krankenhause als Oberwärterin thätige Fräulein Caroline Bertheau kennen. In ihr wurde ihm die für sein Wirken unentbehrliche und durch ihre Umsicht und Liebe ihn aufrichtende und unermüdlich unterstützende Gattin wiedergegeben. Seine Wiederverheirathung geschah im Jahre 1843.

Als er nun sein Haus und seine Anstalten den Händen einer sorgsamen, treuen Mutter wieder anvertrauen konnte, vermochte er den an ihn gestellten Ansprüchen sich auch sorgenfreier hinzugeben. Es folgen daher auch jetzt seine größeren Reisen. Schon im Jahre 1846 führte er persönlich einige Diakonissen nach London, und im Jahre 1849 vier andere nach Pittsburg in Amerika, wo er ein Diakonissenhaus und Hospital eröffnete, welches, bald zu klein, einem größeren weichen mußte. Dasselbe besteht gegenwärtig als Mutterhaus, also als eine Bildungsanstalt von Diakonissen für Nordamerika. Zugleich enthält es ein Waisenstift für deutsche Waisenmädchen. Das war das erste Reis, welches die Kaiserswerther Taube, das Symbol der Anstalten, über's Meer führte und in einem anderen Erdtheile einpflanzte. Auffallenderweise haben sich daselbst bis jetzt noch keine Amerikanerinnen, sondern nur deutsche Jungfrauen dem Diakonissendienste mit aller Aufopferung gewidmet. Von hier zurückgekehrt, zog es ihn nach dem heiligen Lande, wo durch Stiftung des evangelischen Bisthums die evangelische Kirche ihren Fuß mitten in die heilige Stadt gesetzt hatte. Hierhin brachte er im Jahre 1851 die ersten Diakonissen, welche auf dem Berge Zion, gegenwärtig 6 an der Zahl, in einem Hospitale, womit eine Erziehungsanstalt verbunden ist, Christen jeden Bekenntnisses im Orient, Juden und Mahamedaner verpflegen und ebenso 48 Mädchen, unter welchen ebenfalls sich Jüdinnen und Mohamedanerinnen befinden, und schon 1860 mußte ein Anbau für 13,000 Thlr. beschafft werden. Die Thätigkeit der Diakonissen auf diesem Vorposten der evangelischen Kirche gilt mit Recht als eine für den Orient missionirende, zwar weniger durch Worte, als vielmehr durch ihr stilles, geräuschloses Handeln und Wandeln. Die Gründung dieser hoffnungsreichen Station zu Jerusalem hat Fliedner in seiner Reisebeschreibung dahin ausführlich veröffentlicht.

Nach seiner Rückkehr ging er endlich an die Ausführung eines schon längst gehegten Planes, nämlich die Ausbildung der Diakonissen auf die Pflege von Gemüthskranken und Geistesgestörten auszudehnen. Aber wovor konnte Fliedner zagen, dessen Muth mitten unter allen entgegenstehenden Hindernissen eher zu erstarken, als zu ermatten pflegte? Ein großartiges Gebäude mit 40 Zimmern, ausgestattet mit allem, was zur Pflege, Unterhaltung, Beschäftigung und Heilung solcher Unglücklichen dient, erhob sich schnell, und Fliedners Name zog auch in kurzer Frist mehrere dieser Kranken nach Kaiserswerth. Es war das Ganze ein gewagtes Unternehmen, indem es zweifelhaft war, wie weit die weiblichen Kräfte zur Pflege dieser Kranken reichen, und dann, ob bei den vielfach entstehenden Privat-Irren-Heilanstalten Fliedner mit denselben in Concurrenz werde treten können. Doch der Versuch gelang über Erwarten, trotzdem die Anstalt anfangs zwischen den verschiedenen Systemen des Heilverfahrens schwankte. Gegenwärtig finden in dieser Anstalt 30 gemüthskranke Frauen, meist den höhern Ständen angehörig, aus verschiedenen Ländern Europa's Pflege und Wartung, auch Heilung und Besse-

rung unter der aufopferndsten Arbeit von 18 Schwestern, welche Fliedners Schwiegersahn, der Pastor Disselhoff, mit seiner Gattin und ein hierfür eigens angestellter Arzt leitet. Hiermit schien das Gebiet der Diakonissen-Arbeit, die sich nun über Gefallene und Verirrte des weiblichen Geschlechts erstreckt, die Erziehung und den Unterricht von Kindern und Waisen, wie die höhere weibliche Bildung umfaßt, und Kranke jeder Farm, von der einen zärtlich mütterlichen Pflege bedürftigen Schwächlichkeit der Kinder bis zum gefährlichen Lazarethfieber, ja bis zur erschreckenden Tadsucht in hingedendster Weise wartet, vallkammen abgeschlossen zu sein. Denn nun ging Fliedner's Sarge dahin, den Schwestern, welche in dieser aufreidenden Arbeit matt oder invalide zu werden anfingen, eine Erholungsstätte zu gründen und ihnen einen ruhigen Aufenthalt für ihren Feierabend zu bereiten. Jene, die Erholungsstätte, gründete er in der Nähe der Stadt Ratingen im Bergischen, ganz nahe an Kaiserswerth, wo er ein größeres Grundstück erward und ein Haus mit Oekanamie errichtete, das mit seinem an schönem Abhang gelegenen Garten und Wäldchen den müden Arbeiterinnen, entfernt von jeder Unruhe des Tages, desonders in der Sammerszeit Erholung und Stärkung gewährt. Es führt den Namen Salem und herbergt in seinen friedlichen Mauern stets eine Zahl erhalungsbedürftiger Schwestern, auch dient es seit 1859 dazu, eine Anzahl der Waisenmädchen einen ardentlichen ökanomischen Lehrkursus jeden Sammer durchmachen zu lassen.

Odwohl seine eigne Gesundheit sehr gelitten und sein schwacher Körper durch mancherlei Krankheiten, desanders durch die Blattern und durch eine öfter wiederkehrende Lungenentzündung äußerst ermattet war, dennoch gönnte sich Fliedner keine Ruhe. Er fühlte, daß seine Zeit kurz sei und er darum wirken müsse, weil es Tag sei, daher kannte er keine Schonung. Verschiedene Reisen mußten wieder angetreten werden, z. B. nach Paris und England, zuletzt sogar nach Egypten und den Orient. In diese Zeit fällt auch die Gründung eines Diakonissen-Lehrhauses in Smyrna, wa in einem für 22,000 Thaler gekauften Hause die Töchter der dort ledenden Europäer und vieler Griechen, gegenwärtig etwa 200, Unterricht genießen. Diese Anstalt verspricht der Anfang einer deutsch-evangelischen Gemeinde zu werden und ist ein wichtiger Varpasten des Evangeliums für's Margenland. Außer dem Unterrichte üben die daseldst stationirten Schwestern auch eine heilsame Thätigkeit unter den Kranken und Armen der ganzen Einwohnerschaft, zumal die Apathekerin unter ihnen die detreffenden Arzneien beschafft und dispensirt. Denn für salche Stationen, wie die im Orient, sargte Fliedner stets, daß den Pflegeschwestern auch eine, welche der Apathekerkunst kundig und durch förmliches Examen dafür befähigt erklärt ist, mitgegeben wurde.

Hier müssen wir auch das Diakonissen-Hospital zu Alexandrien erwähnen, das im Jahre 1857 van vier Diakonissen zunächst auf Wunsch der Regierungen Preußens und Englands zur Pflege pratestantischer Kranker übernommen ward. Doch hat die stille Wirksamkeit der Schwestern sich das Vertrauen der Einwohner in dem Grade erwarden, daß in den hierfür festgesetzten 4 Tagen der Wache zahlreiche Arader sich Rath und Hilfe erbitten und der Vicekönig in richtiger Schätzung dieser seinen Unterthanen hierdurch gewährten Wahlthat jährlich 1500 Fr. zur Unterhaltung dieser Anstalt beiträgt. Das evangelische Hospital in Konstantinopel, einst durch den Krimkrieg in's Leben gerufen, dietet gegenwärtig den hier zahlreich ankammenden Seefahrern aus allen Ländern Europa's einen Friedensort und eine reich gesegnete Zufluchtstätte. Dagegen hat die in Bukarest gegründete Anstalt wegen Mangel an passenden Gedäulichkeiten wieder aufgegeden werden müssen, und wirken daselbst nur noch 4 Schwestern an 2 Elementarschulen der evangelischen Gemeinde.

Wie Fliedner bei jenem gräßlichen Gemetzel der Drusen in Syrien den bedrängten und entronnenen Christen Hilfe und Rettung zu bringen und nicht blos die augenblickliche Noth adzustellen, sondern eine bleibende Wohlthat der dartigen Bevölkerung zu gewähren eilte, ist, da seine Bemühungen damals in den Tageblättern allgemein anerkannt und gerühmt wurden, in noch zu frischem Andenken, als daß es hier einer ausführlichen Darstellung bedürfte. Es sei nur erwähnt, wie sein damals erlassener Aufruf innerhald Jahresfrist, außer zahlreichen Naturalgaben, eine Summe von 104,037 Thlr. zu seiner Verfügung eindrachte. Dadurch ward es ihm möglich, der augenblicklichen Noth der Waisen, Wittwen, Arbeitslosen und Kranken kräftig entgegen zu wirken und in Bairut, sowie in Sidon feste Stationen zu gründen, die unter den heftigsten Anfeindungen ihre reichgesegnete Wirksamkeit nach allen Seiten hin entfalten. Gegenwärtig wird in Beirut ein Waisenhaus, von 130 Kindern desetzt, unter denen sich sogar 4 Drusenkinder und 1 Beduinenmädchen befinden, und ein Pensianat, von Griechen-, Juden- und Araderkindern desucht, unter großen Schwierigkeiten erhalten. Ebenso seine Bemühungen für die Typhuswaisen in Schlesien, als deren Frucht nach jetzt das jährlich 70 arme Mädchen verpflegende Waisenhaus zu Altdarf in Segen besteht. Zu den neuesten auswärtigen Stiftungen gehört das 1860 zu Flarenz gegründete Diakonissen-Lehrhaus, wo 3 Lehr- und 1 Pflegeschwester wirken und das Vertrauen der Bevölkerung in erfreulichster Weise genießen.

Endlich muß noch die letzte Schöpfung Fliedners, das Diakonissenhaus zu Hilden, wenig Stunden von Kaiserswerth entfernt, genannt werden. Dasselbe umfaßt ein Pensionat für Töchter aus gedildeten Ständen und eine höhere Töchterschule, und kann wegen seiner Lage aufs sorgfältigste von Kaiserswerth aus geleitet werden. Pensionärinnen fanden sich bald, so daß die vorhandenen Locale sich unzureichend erwiesen und gegenwärtig ein Areal van 17 Margen gekauft ist, auf welchem ein stattliches Gebäude aufgeführt wird, welches Raum bietet, daß die Pensionärinnen nicht kasernirt wahnen, sondern in einzelnen Familien gruppirt, unter speciellster Aufsicht deständig leben. Nach seinen Dimensianen, 69 F. Breite und 88 F. Länge, wird es 70 Pensianärinnen dequem herdergen. Leider wurde sein Gründer mitten im Bau adgerufen. Doch sollte er nach die Freude haden, die dankbare Anerkennung der Dienste, welche seine Diakanissen auf dem Kriegsschauplatze in 12 Lazarethen an den tapfern verwundeten Kriegern üdten, van Aerzten und Saldaten, von Freund und Feind, van Dänen, Preußen und Oesterreichern, derea ritter-

licher Kaiser durch seinen Generaladjutanten ihm seinen wärmsten Dank ausdrücken ließ, zu vernehmen und sich so von neuem von der Wichtigkeit und Bedeutsamkeit des Diakonissen-Instituts auch in Kriegszeiten zu überzeugen.

Obwohl nun die Thätigkeit der Diakonissen nach allen Seiten hin ihre Grenzen erreicht zu haben schien, bot sich ihrem unermüdlichen Begründer doch noch ein neues Feld dar, das zu bebauen er in seinen letzten Lebensjahren unternahm. Es war die trostlose Lage des dienenden Standes, der auf jedes Familienleben und darum auf unsere Volksbildung mehr als man gewöhnlich glaubt, einflußreichen Mägde, welche später selber wieder als Hausfrauen als der Kern unserer Volkserziehung angesehen werden müssen. Ihn jammerte ihre hilflose und dem Laster so leicht zugängliche Lage in größeren Städten. Zunächst versuchte er für sie eine Mägdeherberge und Mägdebildungsschule in der Hauptstadt des Landes, in Berlin, zu errichten. Dieselbe liegt in der Schwedterstraße, wurde durch die Municicenz Friedrich Wilhelms IV., sowie durch Unterstützung des Magistrats und einzelner Wohlthäter in 5 dafür mit 21,000 Thalern erkauften Häusern gegründet. Sie hat seit 1854 an 3000 Mädchen, welche dienstlos ankamen, theils beherbergt, theils zu allen häuslichen Arbeiten vorgebildet. Die Zahl der Herrschaften, welche aus ihr Mägde begehren, steht in gar keinem Verhältniß zu der Zahl der Mädchen, welche darin aufgenommen werden. Die Zahl der Betten ist auf 95 erhöht und mit der Anstalt, welche den Namen Marthashof trägt, zugleich eine Kleinkinderschule und eine dreiklassige Töchterschule verbunden. Durch dieses Institut wird einem großen Bedürfniß unseres häuslichen und socialen Lebens entgegengekommen, und fast begreift man nicht, wie bei der allgemeinen Klage über Verwahrlosung der dienenden Klasse dieser Gedanke nicht schon längst angeregt und ausgeführt ist. Doch es geht auch hier wie mit dem Ei des Columbus, hat Jemand einmal die Bahn gebrochen, so glauben viele, die Sache verstehe sich von selber, und haben keine Ahnung von den Schwierigkeiten des ersten Anfangs. Diese Mägdeherbergen, als deren jüngste die zu Derendorf bei Düsseldorf durch Fliedner kaum vor Jahresfrist gestiftet ist, dienen zugleich zum Asyl und Elternhause aller daraus hervorgegangenen Mägde. Sie bleiben damit in steter Verbindung, haben in ihnen Freistunden, sowie für ihre Anliegen daselbst stets freien Zutritt, und sie üben auf diese Weise eine heilsame sittliche Controlle über alle ihre Pfleglinge, zumal die Diakonissen bei den betreffenden Herrschaften nach deren Führung sich zu erkundigen nicht ermangeln.

Als ein besonderes Verdienst Fliedners auf dem Gebiete der innern Mission muß schließlich noch erwähnt werden, daß nicht blos die erste Anregung, sondern auch die wirkliche Errichtung der Diakonen-Anstalt zu Duisburg, deren gesegnete und umfangreiche Wirksamkeit hier nicht weiter geschildert werden kann, von ihm ausgegangen ist, und er auch später, als dieses Institut selbständig wurde, mit ihm in beständiger Verbindung blieb. Es gab kein Leiden und Gebrechen unseres Volkes, das abstellen und heilen zu wollen er nicht jederzeit bereit gewesen und hilfreiche Hand geboten hätte. Er war einer der helfenden Engel, welche still und geräuschlos über die Erde wandeln, aber auf jedem ihrer Tritte Thränen zu trocknen, Uebel zu heben, Schmerzen zu lindern und Wohlthaten zu spenden unablässig bemüht sind. Selbst arm, steht ihnen doch Gold und Silber zu Gebote, immerdar bienend herrschen sie über viele weithin. Ihr Name, einst verkannt, glänzt später in der Geschichte, als der großen Wohlthäter unseres Geschlechts. Der Werth ihres Lebens läßt sich nur darnach messen, was sie für andere gethan haben. Erst wenn sie nicht mehr sind, begreift die Welt, was sie gewesen sind.

Wir können nicht schließen, ohne noch der letzten Stunden Fliedners zu erwähnen. Denn grade das Sterben lehrt uns die Größe und Trefflichkeit eines Mannes am besten verstehen. Noch am 12. September wohnte er dem Jahresfeste der Diakonissen-Anstalt bei, und obwohl er den Jahresbericht seinem Schwiegersohne übertrug, ließ er sich die Einführung und Einsegnung von 19 Probeschwestern in ihr Amt nicht nehmen. Aber seine Worte waren schon wie die eines, welcher zum letzten Male redet. Es war die letzte Einsegnung seiner geistlichen Töchter; erschöpft wankte er aus seiner lieben Anstalts-Kirche, um sie nie wieder zu betreten. Doch bald zeigte er sich wieder den Feiernden in der Festhalle, begrüßte einzelne Gäste und erhöhte durch seine Gespräche und ihm eigenthümliche Heiterkeit alle Festfreude. Andern Tages leitete er sogar noch die an das Fest sich schließende Conferenz mit den Lehrerinnen, erfrischte und belebte die einzelnen für ihren Beruf von neuem durch seine treffende und kräftige Zusprache. Nach den Festtagen suchte er in Salem, seinem Patmos, sich von den gehabten Anstrengungen zu erholen. Hier verweilte er viel im Garten, ließ sich von einer eben aus den Feldlazarethen Schleswigs zurückgekehrten Schwester ihre Erlebnisse erzählen und gab zweien seiner Söhne, welche am 25. September konfirmirt werden sollten, noch eine Religionsstunde. Seine Beschwerden nahmen jedoch nicht ab, sondern steigerten sich täglich, so daß er schon in den Frühstunden des 18. September sich eiligst nach Kaiserswerth zurückbringen ließ. Der herbeigerufene Arzt fand seinen Zustand bedenklicher denn je und befürchtete eine Lungenlähmung.

Von jetzt ab nahm seine Schwäche sichtlich zu. Täglich ging er nur auf kurze Zeit aus dem Schlafzimmer in sein anstoßendes Arbeitszimmer, wurde immer stiller und zeigte sich für jede Hilfeleistung außerordentlich dankbar. Am 3. October mußten drei seiner Söhne zum Gymnasium nach Gütersloh wieder abreisen. Schon früh 8 Uhr erschien er auf seiner Studirstube, um von ihnen, ja von Allen Abschied zu nehmen.

Nach einem von seiner Gattin gesprochenen „Vater Unser" legte er auf das Haupt jedes einzelnen seinen Friedensgruß und sank dann todesmatt in seinen Sessel zurück. Die Trennung für dieses Leben fühlte er durch und durch. Aber dessen ungeachtet ging er Mittags gegen 1 Uhr selber die Treppe hinunter, um noch einmal den schönen Sonnenschein im Garten zu genießen. Hier sprach er über die abgereisten drei Söhne, ordnete den Lehrplan für den Unterricht der jüngsten Kinder beim Hauslehrer und erinnerte an die nöthigen Anstalts-Arbeiten. Das war sein letzter Aufenthalt im Freien. Die Beängstigungen traten stärker ein, nöthigten ihn, das Bett mit dem Sessel zu vertauschen. Abends wünschte er die Kinder zum

Abendessen sämmtlich bei sich, der Puls war so schwach geworden, daß der Arzt glaubte, er werde die Nacht nicht überleben. Dennoch genoß er einen Teller Suppe, von der ihm gereichten Kartoffel jedoch nur die Hälfte und legte die andere Hälfte mit den Worten auf den Tisch: „Ich werde nichts mehr essen." Es war auch seine letzte irdische Speise. Gegen 7 Uhr Morgens sprang er aus dem Bette mit den Worten: „Es ist Zeit, ich will fort!" sank aber sofort wieder zurück, gewann sein volles Bewußtsein, daß er sich sogar selber ankleiden half und auf seinen Sessel setzte. Hier seufzte er: „O ich bin so müde!" und schlummerte gegen 9 Uhr lächelnden Antlitzes ein; sein Schlummer ward immer todtenähnlicher, und so entschlief er unter den Gebeten der Seinigen gegen 2 Uhr Nachmittags. Die Bitterkeit des Todes hat er nicht gekostet. Sein Sterbezimmer dünkte ein Vorhof des Himmels zu sein.

Am Nachmittag des 7. October wurde seine sterbliche Hülle, ein Samenkorn der Ewigkeit, feierlich zur Erde bestattet. Die Spitzen der geistlichen und bürgerlichen Behörden der Provinz, viele Geistliche, Freunde und Verehrer des Entschlafenen von nahe und ferne wohnten dieser Feier bei.

Das war die Leichenfeier des Mannes, welcher vor 42 Jahren in Kaiserswerth unbekannt und schüchtern einzog, um die kleine hirtenlose Gemeinde daselbst zu sammeln, jetzt aber nicht nur diese für alle Zukunft befestigt, sondern noch eine zweite zahlreichere Anstaltsgemeinde, welche aus verschiedenen Ländern gesammelt, in verschiedenen Erdtheilen wieder missionirend wirkt, gegründet hat. Sein Tod wird weit hinaus als ein Verlust schmerzlich empfunden. Zahlreiche Schreiben aus Königspalästen und Fürstenhäusern, von bürgerlichen und kirchlichen Behörden, von Anstalts-Vorständen, Freunden und Mitarbeitern, in deutscher, französischer und englischer Sprache zeigen den Hinterbliebenen, wie viele Herzen in der Heimath und in fernen Landen mit ihnen trauern und klagen. Möge es der trauernden Wittwe, deren mütterlichen Händen schon in der letzten Zeit alle Anstaltsarbeit oblag, verstattet sein, in Gemeinschaft mit ihren Kindern das große Werk, das Vermächtniß ihres geliebten Mannes, in seinem Sinn fortzuführen und zu erhalten.

Jahresfeier des Evangelischen Johannesstiftes in Berlin.

Am Abend des 11. Mai fand die diesmalige Jahresfeier des Evangelischen Johannesstiftes in der Domkirche statt. Die kirchliche Form der Feier war ein Ausdruck für den inneren Zusammenhang dieser Stiftung christlicher Liebe mit der Gemeinde, der dieselbe zu dienen den Beruf empfangen. Zahlreiche Freunde der Anstalt, allen Ständen angehörig, waren der Einladung gefolgt; auch mehrere Mitglieder des Ministeriums und anderer höherer Behörden sahen wir in ihrer Mitte. Nach dem Festgesange: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren! sprach Generalsuperintendent Dr. Hoffmann, anknüpfend an das Prophetenwort Jesaias 12, 2—6, ernste Worte des Dankes und der Mahnung zur Einleitung der Feier. Dann erstattete Dr. Wichern, als Vorsteher des Johannesstiftes, den Jahresbericht. Wir können uns an dieser Stelle nur gestatten, diesen Bericht, der selbst nur eine Skizze geben konnte und wollte, in kurzen Umrissen zu skizziren. Jeder Versuch, die Fundamente blos zu legen, auf denen jene hoffnungsreiche Stiftung beruht, und die bereits zur That gewordenen Glaubensgedanken zu entwickeln, die auf jenem Fundament sich wie Pfeiler und Säulen erheben, würde über das Maaß eines kurzen Berichtes hinausgehen. Es ist keine Frage, daß das Johannesstift seinem Principe nach und durch die Ausgestaltung, welche dasselbe bis jetzt schon gefunden und fernerhin zu finden verheißt, für die evangelische Kirche und für unser evangelisches Volk von großer Bedeutung ist. Dasselbe ist kein tastender Versuch, in welchem etwa unklarer Instinkt und unklare Triebkraft in ungewisse Formen sich hinausdrängt, sondern es beruht auf tief durchdachten und bereits in reicher Erfahrung gereiften Gedanken, die aber darum, weil sie vollkommen reif da waren, ehe sie ihre gegenwärtige Realisirung suchten, und weil sie von einem Manne vertreten wurden, in dessen Leben sie bereits einen vollkräftigen Ausdruck und eine Geschichte gefunden, gesund und organisch sich gestalten und in klaren Formen verwirklichen konnten. Der begonnene und bereits weit vorgeschrittene Ausbau des Johannesstiftes, das, zu einer Colonie heranwachsend, in lichten architektonischen Gestaltungen Lichtgedanken evangelischer Glaubensliebe verkörpert, ist mit seiner einfachen Schönheit und Zweckmäßigkeit nichts Anderes als die sinnvolle Form, in welcher ein Ideal der Liebe, die aus Gott ist, aus dem Geheimniß des Gedankens zu realer Wirklichkeit sich hinausgedrängt hat. Der Bericht Dr. Wicherns war eine Deutung dieses Processes, und man spürte es dem Redner an, daß, indem er die Geschichte des Johannesstiftes vor der Versammlung entfaltete, er, ohne es selbst zu ahnen, ein Stück seines eigenen Lebens und seiner eigenen Lebensgeschichte den Hörern in's Herz hineinsprach.

Nachdem er dem Stifte seine Stellung in der Reihe derjenigen Institute zugewiesen, denen in der evangelischen Kirche deutscher Zunge der Beruf zugefallen, in und für die Gemeinde, inmitten der Fluth ihrer socialen Nöthe, den Helferdienst der barmherzigen Liebe zu thun und neue Helferkräfte zuzurüsten, stellte er den ersten und den Hauptberuf des Johannesstiftes als Brüderanstalt dadurch an's Licht, daß er die Versammlung einen Blick thun ließ in die Arbeit der bereits von ihm entsendeten Brüder. Er führte dieselbe in das Waisenhaus der deutschen St. Petri-Gemeinde in Petersburg, dem einer der Brüder des Johannesstiftes, welcher zuvor auf dem Kriegsschauplatz in Schleswig seine Dienste gethan, als Hausvater vorsteht. Er führte in das dem Johanniter-Orden gehörige Hospital zu Beirut, in welchem das Hausvateramt, die Apotheke, die Krankenpflege von Brüdern des Johannesstiftes versehen wird. Er führte in das Hospiz des Johanniter-Ordens zu Jerusalem, welchem, den Pilgern zum Dienste, die nach der heiligen Stadt wallfahren, gleichfalls einer der Brüder vorsteht. Ein anderer derselben arbeitet als Schullehrer im Innern Nordamerika's, zur Abhülfe der großen Schulnoth unserer dortigen evangelischen Brüder an seinem Theil mitwirkend, und in Gemeinschaft mit vielen Brüdern des Rauhen Hauses, die dort im Westen — ähnlich wie in Rußland — der evangelischen

Kirche und Schule dienen. Wurde die Versammlung dann in die „Herberge zur Heimath" in Paris geführt, die ein anderer der Brüder unsern in jener Weltstadt heimathlos umherirrenden deutschen Handwerkern zu einer Heimath zu machen den Beruf hat, — oder in das Hospital zu Nassau, in welchem, von der nun heimgegangenen Tochter des Reichsfreiherrn von Stein gerufen, einer der Brüder des Jahannesstiftes seit Jahren die Kranken pflegt, — aber in eine westphälische Irrenanstalt, wo ein anderer gemeinsam mit Brüdern des Rauhen Hauses seinen Beruf in der Pflege von Geisteskranken gefunden, — oder in näher gelegene Stätten der Gefangnen- und der Kinderpflege: so dekam die Festversammlung, ahne weitere theoretische Erörterungen, ein lebendiges Bild sowohl von den mannigfaltigen und schwierigen Aufgaben des Brüderdienstes und der neuen Brüderanstalt, als von dem, was nach dieser Seite bereits geleistet ist, was aber freilich in diesen sieden Jahren in solcher Weise nicht hätte geleistet werden können, wenn nicht das Johannesstift auf den Schultern der Brüderanstalt des Rauhen Hauses stände und mit aus dem fruchtbaren Boden derselden seine Kräfte gezogen hätte.

Weiter knüpfte der Vortrag daran eine Darlegung der Arbeit, welche die gegenwärtig im Johannesstifte wahnenden Brüder thun, zunächst sofern dieselbe ihre Stätte innerhald Berlin's findet. Die Handreichung, welche von ihnen vielen Armenfreunden gedaten wird, die nur durch Vermittelung im Stande sind, ihre Wohlthaten den wirklich Bedürftigen zufließen zu lassen, — die Pflege der entlassenen Strafgefangenen und der Familien Gefangener, die in allen ihren Nöthen an den Brüdern des Johannesstiftes Freunde und Helfer finden, — die Fürsorge für so viele andere Armennoth in der graßen und von Elend und Sünde überschwemmten Stadt: das Alles gad ein mehr angedeutetes als ausgeführtes Bild einer eben sa nathwendigen als unerläßlichen und umfangreichen Arbeit der Brüder. Haden dieselben doch im letztvergangenen Jahre im Interesse dieser vielgestaltigen Pflege nahe an 6000 Armenbesuche in hiesiger Stadt gemacht! Die Sammlung und die innere Zurüstung junger christlich gesinnter Männer zu all' solchem Dienste der inneren Missian — ist die Aufgade des Jahannesstiftes.

Ader für diese Brüder hat das Stift auch in sich selbst den Gegenstand der Liedespflege geschaffen. Seit Jahren hat dasselde Kinder in seiner Mitte gesammelt, denen die Brüder brüderliche Erzieher sind. Erst seit dem Neubau dieses Stiftes hat die Erziehungsanstalt, als ein organisches Glied desselden, ihre rechte Stätte finden können. Und somit führt der Vortrag die Versammlung in das Stift selber hinein, das auf dem schönen 80 Morgen umfassenden, zwischen dem Plötzensee und der nach Hamburg führenden Eisendahnlinie in nächster Nähe Berlins gelegen, sich seit Jahresfrist zu einem Garten umzugestalten angefangen hat, aus dem sich Haus um Haus und Hütte um Hütte erhoden hat. Seitdem dieses Terrain vor einem Jahr in den Besitz des Stiftes kam, wie sind die Wünsche und Haffnungen, denen der sichere Halt damals Manchem zu fehlen schien, wunderdar und über Bitten und Verstehen erfüllt und verwirklicht warden! Aus der ersten Liedesgabe, welche vor 7 Jahren des hochseligen Känigs Majestät und seine Gemahlin dem Johannesstifte darreichte, und aus vielen Gaben von nah und fern ist das graße Verwaltungsgebäude mit seinem schönen Versammlungssaale errichtet. Des jetzt regierenden Königs Majestät hat das Haus gestiftet, das mit Genehmigung desselden, zum Gedächtniß der Gotteshülfen, die unser Vaterland im deutsch-dänischen Kriege erfahren, die „Düppelschanze" genannt ist. Das Andenken an den Dienst der Brüder auf dem Kriegsschauplatz haden die Reliefs des Bildhauers Afinger, von der March'schen Fabrik in Terracotta hergestellt, künstlerisch festgehalten. Vorzugsweise für Waisen gefallner ader invalide gewardener preußischer Saldaten ist diese Stätte destimmt. Ein anderes Haus ist von dem Staatsminister Dr. von Bethmann-Hollweg, ein anderes von dem Staatsminister Grafen zu Eulendurg gestiftet, ein anderes ist van einem Ungenannten erdaut worden. In jedem wird eine Kinderfamilie und ein Bruderkreis wohnen. Einige sind bereits seit Ostern bezogen, andere werden in naher Zukunft bezogen werden. Auch drei Soldatenwaisen sind bereits aufgenommen worden. Von nah und fern, aus allen preußischen Provinzen, namentlich aus Ostpreußen, sind große und kleine Gaben zusammengeflossen. Vornehmlich auch aus Berlin ist dem Stifte viel reiche Liebe erwiesen. Im letzten Verwaltungsjahre haden die Einnahmen mehr als 21,100 Thaler detragen. Außerdem sind Baumaterialien, Pumpenwerke, Glocke, Anstaltsuhr, Bettstellen, Wäsche, Geschirre u. s. w. von Einzelnen und von Kreisen, zum Theil von Frauen- und Jungfrauenkreisen, die in treuer Liebe Jahre hindurch für das Johannesstift gearbeitet, wie van einem reichen Strom der Liede zusammen geführt, um den großen Hausstand, dem gleichwahl noch viel fehlt, auszustatten. Namentlich harrt die Oekonomie und die leeren Viehställe auf die Hilfe wohlwollender Freunde. Dazu fehlt es noch an einem Hause für die Mädchen, die hier erzogen werden sollen, und deren Hände dem Stifte unentbehrlich sind. —

Alle Versammelten hatten ein Blatt empfangen, das ihnen die neuen Banten im Bilde vergegenwärtigte. Was die Kunst des Baumeisters, des Bauinspectar Hassmann geleistet, stand hier vor aller Augen. Zu den umfangreichen und eben so schön wie sinnig gedachten Gartenanlagen hat nach den Angaden des Garten-Directars Lenné der Hafgäetner Neide die Pläne entwarfen, an deren Durchführung die erste Hand dereits angelegt ist.

Doch wir drechen diese Fragmente ad, die aus dem reichen Vartrage uns im Gedächtniß gedlieben, und wünschen von Herzen, daß das Stift ein treuer und ledendiger Zeuge Christi in unserm Volke durch den Dienst der darmherzigen Liede werden möge. Hofprediger v. Hengstenderg schloß die Feier mit Gedet und Segen. Schließlich sei nach demerkt, daß alle Gaden oder Anmeldungen von Gaden, die für das Stift destimmt sind, von Kaufmann Gerold jun., Unter den Linden No. 24, dankdar entgegen genommen werden. — Wer das Stift desuchen will, möge sich dort an den Stellvertreter des Vorstehers, Inspector Görck wenden, der auch, edenso wie Dr. Wichern (Adresse Victoriastraße 29a) zur Annahme von Kinder- und Brüder-Anmeldungen, sawie zu jeder anderweitigen Auskunft dereit ist. (N. Ev. Kr.-Ztg.)

Die Fabrik des Herrn Mez in Freiburg im Breisgau.

Wenn man in Freiburg zum Schwabenthor hinaus geht, so wendet man sich vor der Brücke über die Treisam links und geht am Fuße des Berges dem Flusse nach. In einer Viertelstunde kommt man zur Fabrik des Herrn Mez. Links ist gleich das Fabrikgebäude, eine Seidenfabrik, die Rohseide, Tramseide und Nähseide liefert. Das Seidengeschäft besteht beinahe schon 100 Jahre in der Mez'schen Familie, zuerst in Kandern am Blauenberge und seit 30 Jahren in Freiburg.

Schon früher war es dem Fabrikherrn nicht recht, daß viele Arbeiterinnen ziemlich weit wohnten, da die Stadt und ihre nächste Umgebung nicht genug Arbeiterinnen lieferten. Aus der Ferne wollte man keine heranziehen, weil das in sittlicher Beziehung nicht gut war, indem man sie dadurch der Aufsicht ihrer Eltern entzog. Daher wurden im Schwarzwald und in der Badischen Ebene Hilfsfabriken angelegt.

Das war Herrn Mez nicht hinreichend. Es gingen manche Arbeiterinnen Abends Stunden weit nach Hause. Da machte er eine Einrichtung, daß sie in der Fabrik selbst Kost, Wohnung und gute Anleitung finden konnten, und stellte es dann seinen Arbeiterinnen frei, diesen Vortheil zu benutzen. Etwa 80 derselben benutzen es gegenwärtig. Dadurch sind sie vor viel unnützem Geschwätz und vielen Versuchungen beim Hin- und Hergehen und vor einem bösen Corporationsgeiste bewahrt, der sich sonst leicht in der von und zu der Fabrik wandernden Fabrikmädchenschaar bildet.

Etwas weiter rechts befindet sich ein besonderes Gebäude zu diesem Zweck.

Oben ist der Schlafsaal, ein großer, reinlicher, luftiger Saal, wo jede Arbeiterin ihr eignes Bett findet. Früher schliefen zwei christlich gesinnte Wittwen auch da, um die Aufsicht zu führen, jetzt schläft eine Hausmutter neben dem Schlafsaal, und mehrere ältere Mädchen, die so weit herangezogen sind, helfen jetzt die Aufsicht auf den Schlafsaal führen. Um 10 Uhr wird das Licht gelöscht und nichts mehr gesprochen.

Unter dem Schlafsaal ist der Eßsaal, neben demselden die geräumige Küche und daran der Nähsaal, wo auch die Morgen- und Abendandachten gehalten werden.

Zum Frühstück erhalten die Mädchen eine Mehlsuppe mit Kartoffeln, um 10 Uhr Brod, Mittags ein nahrhaftes Essen, um 4 Uhr Brod und, wenn sie wollen, für 1 Kreuzer einen Schoppen Kaffee. Die Arbeitszeit ist von 6—12 Uhr und von 1—7 Uhr, also 12 Stunden des Tages. Abends ist dann wieder gemeinschaftliches Abendessen. Kost und Wohnung erhalten sie für 9 Kreuzer des Tages und mit dem Kaffee für 10 Kreuzer. Die Lebensmittel werden im Großen, also billiger, eingekauft und auch in der Küche die Vortheile des Kochens im Großen benutzt. Dafür ist ein besonderes Oekonomie-Conto angesetzt. So wohlfeil bekommen es die Mädchen nirgends. Wenn aber welche da sind, welche ihre Heimath nicht ganz in der Nähe haben, und in der Fabrikanstalt der Platz besetzt ist, so sorgt Herr Mez dafür, daß sie bei braven, tüchtigen Frauen untergebracht werden und nicht etwa bei oft schlechten Weibern zu wohnen kommen. Damit aber auch das Hin- und Hergehen in den Ruhestunden vermieden werde, ist die Anordnung getroffen, daß auch diejenigen Mädchen, welche nicht in der Anstalt wohnen, das Mittagsessen in der Fabrik erhalten. Es essen also 200 Personen Mittags in der Fabrik.

Aber Herr Mez wünschte die Sache so einzurichten, daß seine Arbeiterinnen zu tüchtigen, körperlich und geistig gesunden und mit allen nützlichen weiblichen Arbeiten vertrauten Personen gebildet werden, welche, wenn sie aus der Fabrik treten, leicht ein ehrbares, sicherndes Unterkommen finden können. Daher lag es ihm an, daß die Fabrikmädchen, die in der Anstalt wohnen, auch in allen Arbeiten unterrichtet und geübt werden, welche eine gute Magd oder Hausfrau kennen muß. Alle 14 Tage werden daher die Arbeiten der bedeutenden Fabrik-Haushaltung unter sie vertheilt, und in jedem Saale ist ein Zettel angeheftet, der anzeigt, wer zur Aushülfe im Ordnen, Reinigen, in der Küche, beim Waschen und Bügeln, im Garten und in andern häuslichen Diensten bestimmt sei. Sie kommen daher an alle diese Arbeiten. Im kleineren Saale sind diejenigen, welche im Nähen und Flicken unterrichtet und geübt werden. Die Mädchen, die das wünschen, melden sich dazu. Es ist aber viel Lust und Liebe unter ihnen dafür vorhanden.

Der Einfluß der dies Alles leitenden Hausmutter ist hierbei sehr wichtig, und der freundliche Umgang der Familie des Fabrikherrn mit den Arbeiterinnen trägt auch zu dem anständigen, freundlichen und vergnügten Wesen bei, das man bei ihnen findet.

Die Ordnung in der Fabrik wird zum Theil schon durch den Geist des Ganzen getragen. In jedem Saale sind verheirathete Aufseher, und ältere, zuverlässige Arbeiterinnen sind im Ordnunghalten deren Assistentinnen. Während der Arbeit wird nicht gesprochen, wohl aber viel gesungen.

In der Fabrik ist eine Sparkasse errichtet, worin jeder Arbeiter oder jede Arbeiterin wöchentlich wenigstens 6—12 Kreuzer einlegt. Der Fabrikherr verzinst das Geld mit 5 pCt. Jährlich hält er vor seinen Arbeitern öffentliche Abrechnung, wobei Jeder dann einen Schein bekommt. „Wir haben schon die Freude gehabt, Sparkassenbeträge bis zu 500 Gulden auszahlen zu können," sagt die Fabrikordnung.

Allen Arbeiterinnen wird zur Pflicht gemacht, sich bei der Spitalpflege zu abonniren. Jede zahlt dafür halbjährlich 18 Kreuzer, das Uebrige bezahlt der Fabrikherr.

Der Lohn wird den verheiratheten Meistern am Freitag ausbezahlt, damit deren Frauen am Samstag die nöthigen Einkäufe machen können; den Unverheiratheten am Samstag mit einem Zahlzettel, worauf der Betrag des Lohnes, der Abzüge für die Sparkasse u. s. w. und etwaige Bemerkungen über das Betragen verzeichnet stehn. Der Zettel wird den Eltern oder Pflegern heimgebracht.

Gemachte Fehler werden durch Abzüge gestraft (die in die Krankenkasse fließen). Alle nicht bestraften Arbeiterinnen erhalten zu Weihnachten eine kleine Bescheerung.

„Der Verdienst unseree Arbeiterinnea, sagt die Fabrikordnung, richtet sich nach ihrer Fertigkeit und nach dem Grade ihres Fleißes. Wir halten es für unsere Pflicht, jede richtig zu belohnen, das heißt, nach ihrer Fertigkeit und nach ihrem Fleiße und auch nach der Dauer des Aufenthalts in unserm Hause."

„Die wohlthätigen Folgen dieser Einrichtungen ergeben sich jedem Besucher der Fabrik, der das anständige Benehmen, das gesunde Aussehen und die Reinlichkeit der Mädchen beobachtet und die Erfahrungen sammelt, nach welchen dem Betragen dieser Mädchen überall gutes Zeugniß gegeben wird, manche Arbeiterin bis zu 300 Gulden (und mehr noch) sich erspart und das austretende Mädchen leicht ein gutes, anständiges Unterkommen als willkommene Dienstmagd oder durch Verehelichung findet." (Bräm.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 29. Berlin, den 19. Juli 1865. **Nr. 29.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen	Summa: der am 1. Juli 1865 vorh. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1865	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	42			
	Zugang pro Juni	9			
		51			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	41	41	1257	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	57			
	Zugang pro Juni	39			
		96			
	Abgang . .	30			
	Bleibt Bestand	66	66	1749	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	17			
	Zugang pro Juni	14			
		31			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	25	25	660	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	14			
	Zugang pro Juni	25			
		39			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	25	25	581	36
5.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	21			
	Zugang pro Juni	3			
		24			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	19	19	556	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	30			
	Zugang pro Juni	12			
		42			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	28	28	808	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	21			
	Zugang pro Juni	19			
		40			
	Abgang . .	20			
	Bleibt Bestand	20	20	698	35
	zu übertragen		224	6369	260
	Uebertrag		224	6369	260
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	24			
	Zugang pro Juni	18			
		42			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	23	23	640	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	53			
	Zugang pro Juni	24			
		77			
	Abgang . .	27			
	Bleibt Bestand	50	50	1486	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	9			
	Zugang pro Juni	21			
		30			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	15	15	464	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	2			
	Zugang pro Juni	5			
		7			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	3	3	81	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	14			
	Zugang pro Juni	3			
		17			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	9	9	310	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	3			
	Zugang pro Juni	3			
		6			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	1	1	67	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	4			
	Zugang pro Juni	2			
		6			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	3	3	107	10
	zu übertragen		328	9526	453

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Juli 1865 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		328	9526	453
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	1			
	Zugang pro Juni	—			
		1			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	—	—	1	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	8			
	Zugang pro Juni	3			
		11			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	—	—	195	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Juni 1865	17			
	Zugang pro Juni	—			
		17			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	17	17	486	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juni 1865	10			
	Zugang pro Juni	7			
		17			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	9	9	300	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. Juni 1865	—			
	Zugang pro Juni	—			
		—			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	14
	Zusammen		354	10508	539

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juni 1865 beträgt 200, davon sind:

a) gestorben . . . 23
b) geheilt entlassen . 163
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 14
wie vor 200.

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Mai 1865 . . . . 17 Kranke.
Zugang pro Mai . . . . 19 "
36 Kranke.

Davon sind: geheilt 5
gebessert 5
fortgegangen . . . 3
ungeheilt entlassen . 1
14 — 14 "

Bleibt Bestand am 1. Juni 1865: 22 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Drusen, 14 orientalische Christen und 3 Europäer.

Die Zahl der Krankenverpflegungstage betrug pro Mai 622. Poliklinisch wurden behandelt 135 Personen.

Maximilian Joseph Freiherr von Seefried-Buttenheim, Königlich Bayerischer Kämmerer und Major a. D., auf Schloß Hogenbach bei Forchheim in Bayern, Ehrenritter seit 1856, † zu Schloß Hogenbach 12. Juli 1865.

Das Wachsthum der Diakonissen-Sache in den drei letzten Jahren.*)

Am 5. und 6. October 1864 sollte, — so hatte der selige Diakonissen-Vater Fliedner gewünscht, — in Kaiserswerth die zweite General-Versammlung von Deputirten solcher Diakonissen-Mutterhäuser stattfinden, die in einem Geiste zu arbeiten begehrten. Er hatte trotz seiner großen Schwachheit bereits angefangen, frische Hand an die Vorarbeiten für die Conferenz zu legen, bis Gott ihm durch die wachsende Krankheit Einhalt gebot. Am 4. October zog er als Sieger in die triumphirende Kirche ein; am 5. und 6. stand seine Leiche über der Erde. Gott selbst verbinde durch diese seine That die verschiedenen Diakonissen-Mutterhäuser fester und inniger untereinander, als unsere Conferenz-Reden und Berathungen es vermocht hätten.

Der Selige wollte, wie es auch im October 1861 geschehen war, der Conferenz eine statistische Uebersicht über die Anzahl und Ausbreitung sämmtlicher Diakonissen-Mutterhäuser, ihrer Schwestern und Stationen vorlegen. Auch die ersten Anfänge zu dieser Arbeit waren bereits von seiner Hand gemacht. Dem Herausgeber ist es eine große Freude gewesen, die Arbeit zu vollenden und sie hiermit den Freunden des Reiches Gottes mitzutheilen.

Drei Jahre sind eine kurze Zeit. Und doch wie zusehends ist während derselben die Diakonissen-Sache in jeder Beziehung gewachsen! Die Zahl der Mutterhäuser, ihrer Schwestern und ihrer Arbeitsplätze hat in recht erfreulicher Weise zugenommen. In unserer Zeit, wo das Unkraut so sichtbar wächst und so rasch seiner Reife entgegen zu eilen scheint, thut es wahrlich noth, mit recht offenen Augen auch das Wachsthum des Waizens zu beobachten. Wer das unterläßt, der wird leicht feige werden, in Klagen über die böse Zeit ausbrechen, und statt mit saurem Schweiß weiter zu arbeiten und zu kämpfen, seine Hände sinken lassen, um dem gepreßten Herzen in Lamentationen Luft zu machen. Wir haben in der That keine Ursache, die Waffen zu strecken. Der Herr ist bei uns noch auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Die Gnadenwunder, welche er zu unserer Zeit thut, will er dankbar anerkannt wissen. Wer nicht dankt, wird immer muthloser werden. Wem es gegeben ist, fröhlich zu rühmen, dem werden im Danken die Glaubenskräfte und Freudigkeit wunderbar wachsen.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte der Herausgeber die folgenden Zahlen und Namen angesehen wissen. An und für sich dürr, langweilig, ohne Saft und ohne Kraft, bekommen sie dann Leben und Bedeutung, Ton und Stimme, und werden auch eines der vielen thatsächlichen Zeugnisse von dem allgemeinen Wachsthum des Glaubens, welcher in der Liebe thätig ist.

Nach dieser Vorbemerkung lasse ich zunächst die statistischen Notizen über die dreißig jetzt bestehenden Diakonissen-Mutterhäuser folgen, bei jedem einzelnen den

*) Aus einem größeren Aufsatze im Januar- und Februar-Heft pro 1865 des „Armen und Krankenfreundes, eine Zeitschrift für die Diakonie der evangelischen Kirche, namentlich für die Armen-, Kranken-, Kinder- und Gefangen-Pflege, zugleich ein Organ für den Rheinisch-Westphälischen Diakonissen-Verein. Herausgegeben von Julius Disselhof, Pastor in der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein." Preis jährlich 10 Sgr.

jetzigen Bestand im Verhältniß zu dem vor drei Jahren angebend, um dann am Schluß das aus der Statistik sich ergebende Resultat noch etwas näher zu beleuchten.

1. Die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth a. Rh.

Eröffnung der Anstalt 13. October 1836. Anzahl der Schwestern: Probeschwestern 151, Diakonissen 274, zusammen 425 Schwestern. Gegen 1861 um 31 Probeschwestern und 54 Diakonissen, zusammen 85 Schwestern mehr.

Zweig-Anstalten des Mutterhauses:

1) Hospital mit 150 Betten, 2) Heil-Anstalt für evangelische weibliche Gemüthskranke 17 Schwestern, 3) Asyl und Magdalenenstift 5 Schwestern, 4) Waisenhaus 4 Schwestern, 5) Lehrerinnen-Seminar 5 Schwestern, 6) Kleinkinderschule 1 Schwester.

Die auswärtigen Arbeitsfelder, die schon im Jahre 1861 bestanden, sind, mit den 5 Filialen in Kaiserswerth selbst, 90 mit zusammen 253 Schwestern.

Viele dieser Arbeitsfelder sind seit 1861 um 1, 2 und 3 Schwestern verstärkt worden.

Seit dem Jahre 1861 sind 21 Arbeitsfelder neu übernommen worden, in denen 46 Schwestern thätig sind. Summa 111 Arbeitsfelder außerhalb des Mutterhauses.

2. Das Diakonissen-Mutterhaus zu Paris.

Eröffnet November 1841. Anzahl der Schwestern: Probeschwestern 15, Diakonissen 35, zusammen 50. Seit 1861 9 Diakonissen mehr und eine Probeschwester weniger, also 8 Schwestern mehr.

Auswärtige Arbeitsfelder im Jahre 1861: 7 mit zusammen 7 Schwestern. Dazu kommen 6 Zweig-Anstalten des Mutterhauses.

Seit 1861 neu übernommen: 2 Anstalten, in denen je 1 Schwester thätig ist. Zusammen 15 Stationen; ebenso viele wie 1861, da zwei eingegangen sind.

3. Das Diakonissen-Mutterhaus zu Straßburg.

Eröffnet 31. October 1842. Anzahl der Schwestern: 97, um 5 seit 1861 gewachsen. 41 Schwestern arbeiten in Straßburg, 56 auswärts.

Zweig-Anstalten 8 mit 40 Schwestern.

Auswärtige Arbeitsfelder 14 mit 52 Schwestern.

Neu übernommen sind seit 1861: 3 Anstalten. Also außer dem Mutterhause 25 Stationen.

4. Das Diakonissenhaus zu St. Loup.

Eröffnung der Anstalt: 19. December 1842. Anzahl der Schwestern: Probeschwestern 7, Diakonissen 45, zusammen 52 Schwestern. Seit 1861 die gleiche Zahl Probeschwestern und 8 Diakonissen mehr.

Auswärtige Arbeitsfelder im Jahre 1861: 18 und seitdem übernommen 9 neue Stationen. Summa 27 auswärtige Arbeitsfelder.

5. Die Diakonissenanstalt zu Dresden.

Eröffnung: 19. Mai 1844. Anzahl der Schwestern: Probeschwestern 17, 2 in der Vorprobe, 7 Beischwestern, 45 Diakonissen, zusammen 71. Gegen 1861: 17 Diakonissen, überhaupt 25 Schwestern mehr.

Auswärtige Arbeitsfelder 1861: 9. Seitdem 8 neue Stationen übernommen, mithin jetzt 16 auswärtige Arbeitsfelder.

6. Das Diakonissenhaus zu Utrecht.

Eröffnet im November 1844. Probeschwestern 7, Diakonissen 26, zusammen 33 Schwestern. 3 Probeschwestern weniger und 6 Diakonissen mehr als 1861, also 3 Schwestern mehr.

Außer dem Hospital, dem Kinderhospital, dem Altenfrauenhause und dem sehr vergrößerten Mutterhause ist nur 1 auswärtige Anstalt, ein Hospital zu Nymwegen, von 2 Schwestern übernommen.

7. Die Diakonissen-Anstalt zu Berlin.

Eröffnung: 10. October 1847. Probeschwestern 20, Novizen 16, Diakonissen 122, zusammen 158 Schwestern, etwa 55—60 Schwestern mehr als 1861.

Auswärtige Arbeitsfelder 12. Die Anstalt veröffentlicht keine Berichte, weshalb die seit 1861 hinzugekommenen Arbeitsfelder mit Genauigkeit nicht anzugeben sind. Dem Vernehmen nach ist die Zahl derselben jetzt 18—20.

8. Die Diakonissen-Anstalt zu Rochester, früher Pittsburg.

Eröffnung: 22. Juli 1849. Zahl der Schwestern 8—10.

4 Zweiganstalten und auswärtige Stationen.

9. Die Diakonissenanstalt zu Breslau.

Eröffnung: 14. Mai 1850. 18 Probeschwestern, 32 Diakonissen, zusammen 50 Schwestern; 4 Diakonissen und 3 Probeschwestern, zusammen 7 Schwestern mehr als 1861.

Auswärtige Arbeitsfelder waren 1861: 8, neu hinzugekommen sind seitdem 5, giebt 13.

10. Die Diakonissenanstalt zu Königsberg in Pr.

Eröffnung: 18. Mai 1850. Probeschwestern 17, Diakonissen 38, zusammen 55 Schwestern. 8 Diakonissen und 4 Probeschwestern, zusammen 12 Schwestern mehr als 1861.

Auswärtige Arbeitsfelder: 11, davon 5 seit 1861 hinzugekommen.

11. Die Diakonissenanstalt zu Stettin.

Eröffnung: 15. Mai 1851. 8 Probeschwestern, 11 Diakonissen, zusammen 19 Schwestern. 2 Diakonissen und 2 Probeschwestern mehr als 1861.

Auswärtige Arbeitsfelder: 4.

12. Die Diakonissenanstalt zu Stockholm.

Eröffnung: 6. Juni 1851. Probeschwestern 59, Diakonissen 49, in der Vorprobe 15, zusammen 123 Schwestern. Zuwachs seit 1861: 60 Schwestern, und zwar 22 Diakonissen und 23 Probeschwestern, die übrigen in der Vorprobe.

Auswärts arbeiten auf 47 Stationen 30-40 Schwestern an Kleinkinderschulen, 10—15 in Kinder-Bewahr- und Rettungs-Anstalten, 6—8 in Armen- und Krankenhäusern.

Im letzten Jahre sind 11 neue Stationen besetzt; 8 Schwestern haben in den dänischen Feldlazarethen in Friedrichsburg bei Kopenhagen und auf der Insel Alsen gearbeitet.

13. Das Diakonissenhaus: Stift Bethlehem in Ludwigslust.

Eröffnung: 2. November 1851. 10 Probeschwestern und 24 Diakonissen. Zuwachs seit 1861: 7 Diakonissen, 3 Probeschwestern, zusammen 10 Schwestern.

Auswärtige Arbeitsfelder: 9, davon seit 1861 neu übernommen 2.

14. Die Diakonissen-Anstalt zu Carlsruhe.

Eröffnung: 30. November 1851. 10 Probeschwestern,

26 Diakonissen, zusammen 36 Schwestern. 7 Diakonissen mehr, 1 Probeschwester weniger als 1861.

7 auswärtige Arbeitsfelder; eine mehr als 1861.

15. Die Diakonissenanstalt zu Riehen bei Basel.

Eröffnung: 11. November 1852. 32 Probeschwestern, 38 Diakonissen, zusammen 70 Schwestern. 13 Probeschwestern und 6 Diakonissen, Summa 19 Schwestern mehr als 1861.

Auswärtige Arbeitsfelder: 14; 2 mehr als 1861.

16. Die Diakonissenanstalt zu Neuendettelau bei Nürnberg.

Eröffnung: 9. Mai 1854. Probe- und dienende Schwestern 35, Diakonissen 49, zusammen 84 Schwestern. 7 Diakonissen weniger und 2 Probe- und dienende Schwestern mehr als 1861; Abnahme also 5 Schwestern.

Auswärtige Arbeitsfelder: 41; gegen 1861 etwa mehr 11.

17. Die Diakonissenanstalt zu Stuttgart.

Eröffnung: 24. August 1854. Anzahl der Schwestern: 47, 5 mehr als 1861.

Auswärtige Arbeitsfelder: 5.

18. Die Diakonissenanstalt zu Augsburg.

Eröffnung: 5. November 1855. Probeschwestern 6, Diakonissen 15, zusammen 21 Schwestern. 8 Diakonissen mehr und 5 Probeschwestern weniger als 1861.

1 auswärtige Station: das allgemeine städtische Krankenhaus mit 10 Schwestern.

19. Die Diakonissenanstalt zu Halle a. d. Saale.

Eröffnung: 22. März 1857. Probeschwestern 6, Diakonissen 6, zusammen 12 Schwestern. 5 Diakonissen mehr und 2 Probeschwestern weniger als 1861.

20. Die Diakonissenanstalt Elisabethen-Stift zu Darmstadt.

Eröffnung: 19. November 1858. 27 Schwestern, 9 mehr als 1861.

Seit 1861 sind 6 auswärtige Arbeitsfelder übernommen, darunter das deutsche Hospital in London mit 5 Schwestern.

21. Die Diakonissenanstalt zu Zürich.

Eröffnung: 13. November 1858. 5 Probeschwestern, 10 Diakonissen, zusammen 15 Schwestern. 8 Diakonissen mehr und 2 Probeschwestern weniger als 1861. 1 Arbeitsfeld ist im vorigen Jahre übernommen, das Stadthospital in Chur, 2 Schwestern.

22. Die Diakonissenanstalt zu Speyer.

Eröffnung: 30. November 1859. 10 Probeschwestern, 9 Diakonissen, im Ganzen 19 Schwestern. 6 Diakonissen und 2 Probeschwestern, im Ganzen 8 Schwestern mehr als 1861.

Auswärtige Arbeitsfelder: 3, davon seit 1861 neu hinzugekommen 2.

23. Die Diakonissenanstalt zu Hannover.

Eröffnung: 27. Juni 1860. Probeschwestern 10, Novizen 6, Diakonissen 5, zusammen 20 Schwestern. 10 Probeschwestern und Novizen, 4 Diakonissen mehr als 1861.

1 auswärtige Station.

24. Die Diakonissenanstalt zu Hamburg.

Eröffnung: 19. November 1860. 6 Probeschwestern, 3 Diakonissen, zusammen 9 Schwestern, 2 Diakonissen und 1 Probeschwester mehr als 1861.

25. Die Diakonissenanstalt zu Bern.

Im Jahre 1861 betrug die Zahl der Diakonissen 20, durch die auch einige auswärtige Hospitäler bedient wurden. Neuere Nachrichten fehlen.

26. Die Diakonissenanstalt zu St. Petersburg.

Eröffnung: 20. September 1859. Probeschwestern 3, Diakonissen 6, zusammen 9 Schwestern, 4 mehr als 1861.

27. Die Diakonissenanstalt zu London.

Eröffnung: Herbst 1861. 7 Diakonissen und einige Probeschwestern.

Auswärtige Arbeitsfelder: 4.

28. Die Diakonissenanstalt zu Kopenhagen.

Eröffnet 1862. Zahl der Schwestern 7.

29. Die Diakonissenanstalt zu Danzig.

Eröffnet 1862. 3 Diakonissen, 4 Probeschwestern, zusammen 7 Schwestern.

30. Die Diakonissenanstalt zu Treysa in Kurhessen.

Eröffnung: 18. October 1864. 2 Schwestern.

Drei Diakonissen-Mutterhäuser sind in den letzten drei Jahren neu entstanden, in Kopenhagen, Danzig und Treysa. Im Jahre 1861 war die Anzahl aller evangelischen Diakonissen 1202; heute beträgt sie, da seit dem Termin, von welchem die vorstehenden Angaben gelten, zum allermindesten 10 neue Schwestern eingetreten sind, schon über sechszehnhundert. Die Zahl der Schwestern hat also in drei Jahren um vierhundert zugenommen. —

Die Anzahl der Stationen betrug 1861 schon 280, jetzt 386, ist also in drei Jahren um mehr als hundert gewachsen.

Etwa drei Viertel aller Schwestern gehören Deutschland an, oder reden wenigstens unsere Sprache. Aehnlich verhält es sich mit den Stationen.

Die Einnahme der 22 Mutterhäuser, von denen uns über diesen Punkt Notizen vorliegen, belief sich 1860 auf 241,608 Thlr., die Ausgabe auf 242,864 Thlr. Im Jahre 1863 war die Einnahme derselben bis auf 271,091 Thlr., die Ausgabe auf 262,403 Thlr. gestiegen. Die Einnahme und Ausgabe der auswärtigen Stationen ist hierbei natürlich nicht eingerechnet. Rechnen wir die 8 fehlenden Diakonissen-Häuser (Berlin, Rochester, Stockholm, Bern, Petersburg, Neu-Dettelsau, Kopenhagen und Treysa) hinzu, so wird die Gesammteinnahme für 1863 auf mindestens 350,000 Thlr. anzuschlagen sein. —

Ungeachtet dieses erfreulichen Aufschwungs, den die Diakonissensache unter dem sichtbaren Segen Gottes seit noch nicht dreißig Jahren genommen hat, ist sie doch noch schwach und klein im Verhältniß zu der Aufgabe, welche sie lösen soll. „Seit einer Reihe von Jahren", so heißt es im Kaiserswerther Armen- und Krankenfreunde, „haben wir allein jährlich mindestens zwanzig dringende Gesuche um Diakonissen für wichtige Posten nicht erfüllen können. Da ist z. B. in Schlesien alles bereit, ein Mutterhaus zur Bildung von Diakonissen für die Bedürfnisse des platten Landes zu eröffnen. Im Großen und Ganzen kommt der Segen der Diakonissen-Sache bis jetzt nur den Städten zu gute. Soll die ländliche Bevölkerung leer ausgehen? Oder kennt ihr nicht die außerordentlichen geistlichen und sittlichen Nothstände in den Dörfern? Da sollten Kleinkinder-Lehrdiakonissen sich der armen schlesischen Tagelöhner- und Weberkinder annehmen; Gemeinde-

Diakonissen sollten in den Dörfern Mütter in Israel werden, um den armen Frauen den Christensinn für Ordnung, Reinlichkeit, Zucht und alle Tugenden einzuflößen. Was für ein segensreicher Gedanke! Alles, wie gesagt, ist bereit.

Man verlangt seit Jahren von uns Diakonissen zur Eröffnung eines solchen besonderen Mutterhauses. Uns brennt das Herz; aber wir müssen sagen, wir haben sie nicht!"

Ein Feueranbeter.

„Jamsetji Jijibhoy," ein sonderbarer Name, „um damit zu Bett zu gehen," wie ein englisches Volkssprichwort lautet. Indem ich diesen Namen niederschreibe, bin ich mir bewußt, daß der Leser völlig im Unklaren, ob dies eine neu entdeckte Guanoinsel oder eine bisher unbekannte Art des Affenbrotbaums ist, oder aber ein mexikanisches Allerweltsmittel gegen die Pocken, vielleicht auch ein Pseudoname aus dem Wettrennenlexikon. Nichts von alledem. Ich setze dem Namen die Silbe „Sir" vor und beruhige das Gemüth des Neugierigen wenigstens damit soweit, daß ihm das Menschliche dabei völlig unzweifelhaft ist. Dieser „Sir" ist kein Engländer, auch nicht ein Urenkel Japhet's, des Urahnen der kaukasischen Race, sondern nur ein kleiner, wenig über 4½ Fuß hoher Asiate, ein Parse, ein Feueranbeter; und wenn ich weiter noch melde, daß der Besagte todt ist „und irgendwo in Asien" begraben liegt, so wird entschieden jeder, der nur an das „Recht der Lebendigen" glaubt, ausrufen: „Was soll das uns!"

Und doch sollte es nicht so ganz uninteressant sein, von einem todten Feuer- oder Sonnenanbeter zu hören, der während seiner Lebenszeit 1 Mill. Pfd. St., d. h. nahezu 7 Mill. Thlr. Cour. an die Armen und Beladenen dieser Welt vertheilt hat. Nun ist die Bresche zum Verständniß geöffnet.

Kein Privatwohlthäter in der Welt hat je edler und das Edle reicher gegeben als der verstorbene honoris causa in die englische Gentry aufgenommene Sir Jamsetji Jijibhoy (spr. Dschamsetschi Dschidschibhoi). Er war der Schmied oder besser der Flaschenzieher seines eignen Glücks gewesen und betrachtete sich, seiner eignen Ausdrucksweise nach, als den Diener des „Gottes des Lichts" für die Armen dieser Welt sein ganzes Leben lang. In Asien und in Großbritannien wurde er als das sociale Haupt jenes eigenthümlichen Stammes angesehen, der jetzt zum größern Theile zu den Unterthanen, und sehr loyalen, der britischen Krone gehört, als eine der friedlichsten und am besten gedeihenden Racen Ostindiens. Doch braucht man nicht so weit zu reisen, um Parsen, d. h. Feueranbeter zu Gesicht zu bekommen. Jeder, der mitten am Geschäftstage der City von London deren düstere, bienenhaft durchschwirrten Straßen durchwandert oder sich vielmehr von der Flut der Menge dahintreiben läßt, der wird, diesen „zoroastrischen Kaufleuten" begegnet sein in ihrer nach hinten übergebogenen ballonartigen Kopfbedeckung, einem mit braunsprenklichem Kattun überzogenen Kürbis nicht unähnlich. Darunter blitzen große asiatische dunkle Augen in ernsten lichtbraunen Gesichtern. Das sind Glieder eines Volksstammes, der seine Religion und Geschichte bis auf Persepolis und auf den Königshof des halbmythischen Dschemschid zurückschreibt. So alt ist in der That ihr Ritual, daß, während sie dessen Phraseologie bewahrt, vielfach deren Sinn und Bedeutung von ihnen vergessen sein soll, und selbst in Indien bedürfen sie eines überaus gelehrten — Deutschen, des Sanskritprofessors am College zu Punah, Dr. Haug, als eines Dolmetschers in ihrer eigenen Ritussprache bei den Festen zu Guzerat (wo sich ihr indisches Hauptquartier befindet), um die geheime Weisheit des „Zendavest" zu verstehen. Wie sie nach Guzerat kamen, und wer dieser oder jener Urahn des Zoroaster gewesen und hundert andere Antiquitäten ihrer Race — das kennen die Parsen selbst nicht, wie sie auch mit undiplomatischer Freiheit eingestehen. Aber sie kennen und verstehen ein Ding gut, und das ist, „wie zu kaufen und verkaufen", und mehr, „wie durch ehrlichen Handel ungeheure Reichthümer aufzuhäufen," und das mitten in London, wo ihre Comtoire und auch in einer versteckten Straße ihr kleiner Tempelraum sich befindet, in welchem sie sich vor dem Feuer auf die Knie werfen. Ihr Credit ist groß. Ihre Wechsel sind „gut wie Gold." Sie hängen sehr an einander mit aller Zähigkeit eines besonderen Stammes. Ihr großes Jahresfest, der „Nowroz," wird von ihnen an einem und demselben Tage in Indien, China, Arabien und England gefeiert, ja in der ganzen Welt, wo sich nur drei oder vier zusammenfinden. Kein Parse will ein Feuer, ja nur ein Flämmchen auslöschen. Hier in londoner Comtoiren und in den Regierungsbüreaux zu Bombay in Indien, wo sie gern als Beamte angestellt werden, ereignet sich täglich das wunderliche Schauspiel, daß ein zu irgend einem Zweck angezündetes Licht oder Zündholz von einem Parsencommis dem andern Parsencommis gereicht wird, bis es an einen Hindu oder Mohammedaner, oder an einen angelsächsischen Collegen gelangt, dem sein Glaube erlaubt, die Kerze u. s. w. auszublasen. Wie sie es daheim mit der „Feuerwehr" halten, darüber meldet die Tageschronik nichts. Wenn alte Bücher recht haben, so sind ihre Gebräuche von älterm Datum als 3000 Jahre ante Christum natum. Und es sind noch heute dieselben Gebräuche. Feuer ist ihnen so heilig, daß sie nicht, wie sonst in Indien vielfach Mode, die Leiche eines Verstorbenen verbrennen, sondern (was natürlich in John Bull's Heimath ihnen verwehrt) den Leichnam auf eine Art von hohem „Rost," Dokhma genannt, legen, sei es auf einen Thurm oder Hügel, damit sie von den „Vögeln des Himmels" zerstört und die Gebeine von den Winden und dem Feuer der Sonne gebleicht werden. Das erscheint unserm Gefühle barbarisch und mit Recht. Aber im Leben und Wandel sind diese Leute nichts weniger als Barbaren, sehr milden Temperaments und in ihrer Weise voll vortisirender Religiosität als Feuer- und Sonnenanbeter. An Gesichtszügen und Gestalt sind sie — und selbst hier im kühlern Klima — imposant, wohlgeformt, und die „Ladies" desgleichen. Für ihre Intelligenz giebt ihr, selbst in dem an „große Zahlen" gewöhnten England „wundervoll" genannter Erfolg im Handel ein genügendes Zeugniß. In englischen und indischen Hochschulen sind und werden noch junge Parsen zu Gelehrten solchen Ranges herangebildet, daß sie die höchsten „Grade" auf den Universitäten zu Oxford

und Cambridge mit Glanz erringen könnten, stände ihr Heidenthum ihnen dabei nicht im Wege.

Unter diesen Parsen gab es vor nunmehr 60 Jahren einen Knaben, einen ärmsten unter den Armen, der mit seinem Goldpapierkäppchen auf dem schwarzen Haare und in spitzen rothen Pantoffeln mit andern Knaben von brauner Race in den Gassen und Winkeln von Bombay spielte und lärmte. Er hieß **Jamsetji Jijibhoy**. Er begann seine Carriere mit dem Kaufen und Verkaufen leerer Bierflaschen und hieß bis zum Ende seines Lebens im fernen Indien noch überall und auch in England, das er mehre mal besuchte, der Bottle-Wallah (Flaschenfürst). Aber er erwarb sich einen bessern Titel als die Baronetschaft, mit welcher ihn die Königin **Victoria** auszeichnete. Denn es giebt in Indien kaum ein Werk der Wohlthätigkeit, sei es eine Armenanstalt, ein Hospital, eine indische Pflegeherberge (dhurmsalia), eine Schule oder einen Parsentempel andererseits, wo nicht solches Institut ganz oder theilweise eine Schöpfung dieses Bottle-Wallah wäre. Nach vielen übereinstimmenden Berichten ist es tiefe Bewunderung und Dankbarkeit, mit welcher des Eingeborenen Herz erfüllt wird, wenn er zu Bombay und Punah auf die Paläste zeigt, wo jener einst gelebt. Seine Vorfahren, die Sassaniden, gebrauchten eine Hufschmiedsschürze als ihr Banner und machten sie berühmt. Sir **Jamsetji Jijibhoy** hätte eine Bierflasche in sein Wappen aufnehmen lassen können anstatt der „rothen Hand", welche er darin führte, und sie würde heraisch und heraldisch gewesen sein, mit solchem Erfolge und mit solcher Großmuth machte er seine Laufbahn gefeiert. Vom Flaschenhandel ging er zum Großhandel über, und nach wenigen Jahren waren die Meere des Orients voll seiner eigenen Schiffe, voll Baumwolle, Goldstaub, Silber und Thee. Die vollbauchigen Indienfahrer besaß er zu Dutzenden, nicht zu reden von anderm Gefährt mit den fast unaussprechlichen Namen, Pattimars, Buggalows, Dhows und Djunks. Er hatte die verläßlichsten Kapitaine und diese den generösesten Herrn auf den asiatischen Meeren. Seine „Substanz" in der Handelswelt wuchs bei Lacks und Lacks von Rupien; seine Häuser wuchsen aus der Erde an hundert Orten, aber immer nur, wo englische Sicherheit regierte. Und zuletzt rechnete Sir **Jamsetji Jijibhoy** seinen Reichthum nach Millionen. Für den edlen Gebrauch, den er davon machte, erhob man ihn in den englischen Adel. Was von Einzelheiten seiner Wohlthaten bekannt geworden, würde Kataloge füllen. Unter den mäßigsten Summen figuriren von 5—15,000 Pfd. St. (50—150,000 Fl.), und selbst englische Blätter gestehen ein, daß nach „bescheidener Schätzung" das alles mehr als eine Million Pfd. St. betrage. Die armen Parsen zu Surate brauchten Hülfe — und er half mit 18,000 Pfd. St. und mit 25,000 Pfd. St. einer andern Parsengenossenschaft an einem einzigen Tage, was zusammen 430,000 Fl. repräsentirt. Als die Bevölkerung von Punah durch große Dürre litt, baute er ihnen, um künftighin Wasser zur Genüge zu haben, eine Wasserleitung in weiten Bögen über ihren ausgetrockneten Strom mit einem Kostenaufwand von 1 Mill. Fl. Eine unerwartete Fluth riß den Bau nieder, und er baute ihn wieder besser und theurer und gab gleichzeitig 17,000 Pfd. St. an die Armen der Stadt. Dafür segnete ihn deren Bevölkerung von 300,000 Seelen. Und seine Freigebigkeit beschränkte sich nicht auf seine eigne Secte. Er bedachte mit dieser den Hindu und den Muselmann, den Juden ohne Unterschied. Er ließ ihnen viele hundert Brunnen graben und pflanzte ihnen Wälder, wo Wüste glühte, erbaute er ihnen Häuser, Straßen für die Armen in der weiten staubigen Präsidentschaft Bombay. Ein englisches Blatt sagt von ihm, „wie er mit der einen Hand Gold machte, so streckte sich die andere aus, um es auszustreuen, wo immer ein Wehe oder eine Noth." Sein Kosmopolitismus überging London nicht und dessen Wohlthätigkeits-Anstalten, die er fürstlich beschenkte.

In London erschien vor wenigen Jahren ein Porträt des Baronets, von dem auf einmal 20,000 Exemplare allein nach Ostindien versandt werden mußten. Eine kleine Gestalt in fast chinesischem Costüm, mit Brillanten übersäet, pagodenartig auf einem Sessel kauernd. Später wurde ein anderes Porträt erforderlich.

Er starb und wurde jetzt auf den großen Tempel der Parsen, den „Thurm des Schweigens" zu Guzerat, gebettet, und „er wurde die Speise der Geier und Raben," wie es der Ritus will.

Vor Kurzem wurde nach London noch eine Summe von 15,000 Goldmohurs (à 10 Thlr.) aus Indien übermittelt, und zwar von dem Sohne des Verstorbenen als ein testamentarisches Vermächtniß seines Vaters, um an gewisse Wohlthätigkeitsanstalten vertheilt zu werden. So überlebte gleichsam die Menschenliebe des Verstorbenen den eignen Tod. Die City von London hat dem Sohne, der jenem Geschenke ein eigenes von hohem Betrage beigefügt, das Ehrenbürgerrecht verliehen.

Das ist die Lebensgeschichte des Parsen-Nabob und englischen Baronets Sir **Jamsetji Jijibhoy**.

(Illustr.-Ztg.)

Wie bereits in den Provinzen Brandenburg, Preußen und Schlesien geschehen, haben sich jetzt auch in Pommern einige Gutsbesitzer und Guts-Inspectoren zu einem provisorischen Comité vereinigt, um einen Verein zur Unterstützung von landwirthschaftlichen Beamten zu gründen. Der Verein bezweckt Vermittelung von Stellengesuchen, Unterstützung von landwirthschaftlichen Beamten bei Dienstlosigkeit und Krankheitsfällen und Pensionirung derselben bei Invalidität oder Alter. Zum Entwurf der Statuten ꝛc. werden die Landwirthe der Provinz Pommern auf den 28. October c. nach Stettin eingeladen. Von den in andern Provinzen bestehenden ähnlichen Vereinen ist der schlesische der bedeutendste. Er zählt nach vierjährigem Bestehen 2095 Mitglieder und besitzt außer einigen Asylen für emeritirte und invalide Beamte ein Vereinsvermögen von circa 50,000 Thalern.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 30. Berlin, den 26. Juli 1865. **Nr. 30.**

Levin Friedrich Graf von der Schulenburg, Premier-Lieutenant im 1. Garde-Landwehr-Kavallerie-Regiment und Majoratsbesitzer, auf Burgscheidungen, Kreis Querfurt, Ehrenritter seit 1862, † zu Burgscheidungen 10. Juli 1865.

Ein Blick in die alte Welt.

(Von George Hesekiel.)

Die alte Welt, die Welt der Griechen und Römer kannte das **Proletariat** nicht, die socialen Bedingungen des Proletariats fehlten in ihr; sie hatte dafür einen viel schrecklicheren Feind zu bekämpfen, die Sclaverei. Erst als das Christenthum die Sclaven emancipirte, sie zu Menschen machte, da wurde das Proletariat geboren, darum haben Christen die doppelte Pflicht, die Leiden des Proletariats zu lindern, denn das Proletariat ist die menschliche Unvollkommenheit, der Schatten der socialen Segnungen, die das Christenthum der Welt gebracht hat, auf denen die neue Welt beruht. Es ist Thorheit, das Proletariat abschaffen zu wollen, aber es ist Pflicht, seine Leiden zu lindern. Nur die Sclaverei schließt das Proletariat aus, aber die Sclaverei entsittlicht in jedem Verhältniß den Herrn wie den Sclaven, während der Kampf gegen das Proletariat sittlicher, besser und stärker im christlichen Sinne macht. Und wie schließt die Sclaverei das Proletariat aus? Das Proletariat besteht aus vier Klassen. 1. Lohnarbeiter, 2. Bettler, 3. Diebe, 4. Prostituirte. Nun freilich gab es in der alten Welt wohl auch Lohnarbeiter, doch nur in geringer Zahl, die Masse der Arbeit aber war Sclavenarbeit, die Masse der Arbeiter wurde von den Herren als Sclaven genährt und bekleidet, darum war ein Arbeiter-Proletariat unmöglich. Auch Bettler gab's in der alten Welt, aber nur einzelne, denn das Bettler-Proletariat geht erst aus dem Arbeiter-Proletariat hervor, es findet sich in der alten Welt keine Spur von Armenhäusern. Aehnlich ist's mit den Dieben, denn ein Dieb ist ein Proletarier, der nicht arbeiten kann oder will und sich darum vom Diebstahl nährt. Räuber gab's genug in der alten Welt, sie führten bandenweise Krieg mit der Gesellschaft, Diebe aber gab's nur einzelne. Für seine stehlenden Sclaven hatte der Herr sein eigenes Gefängniß und andere Strafen, wie er für die Erkrankten sein eigenes Krankenzimmer hatte; darum gab's kein Diebs-Proletariat. Prostituirte gab es auch, aber wiederum nicht in Massen; das Verhältniß wird klar, wenn man sich erinnert, daß diejenigen, welche öffentliche Häuser in Rom hielten, Sclavenhändler waren. Man sieht, daß es die Sclaverei war, welche das Proletariat ausschloß.

Trotz der fast tausendjährigen gelehrten Forschungen, trotz der historischen Kritik und dem andern, weitschichtigen gelehrten Apparat haben wir doch nur einen sehr unklaren Begriff von dem Leben der alten Welt. Wir wissen genug von einzelnen Helden, von Schlachten und Kriegen, von Städten endlich, welche blüheten, herrschten und untergingen, wir wissen aber wenig, fast gar nichts von jener größern Hälfte des Menschen-Geschlechtes, welche nicht in den Städten lebte, wir haben keine Geschichte der Grundbesitzer und Bauern, der Ackerbau- und Viehzucht-treibenden Menschheit in der alten Welt. Es sind immer nur einzelne Stellen in den Schriftstellern, die uns Blicke in dieses unbekannte Leben gestatten, einzelne Facten, auf die man Conjecturen, aber auch weiter nichts, begründen kann. Zu erklären ist das dadurch, daß wir überhaupt erst eine Geschichte der alten Welt haben, seit die Städte in den Vordergrund getreten, seit die Städte die antike Welt beherrschten. Die Ausnahme bildet das jüdische Volk.

Wahrscheinlich aber hat in der Zeit, welche der Städteherrschaft vorausging, ein Zustand geherrscht, welcher demjenigen unserer mittelalterlichen Gesellschaftsverfassung nicht ganz unähnlich war, so weit das eben ohne das Christenthum möglich war. Die Verhältnisse aber aus der Zeit vor der Städteherrschaft haben sich sicherlich auf dem platten Lande noch lange, hier und da wahrscheinlich bis zum völligen Untergange der antiken Welt erhalten. Es gestattet einen Blick auf diese Zustände, wenn wir hören, wie **Cicero** in einer seiner Reden dem **Antonius** vorwirft, den Staat betrogen zu haben, weil er in seinen Dörfern eigenmächtig Jahrmärkte eingesetzt habe. Es kommt da ein Stück von einem mittelalterlichen Lehnsbaron zum Vorschein, der ohne Wissen des Oberlehnsherrn Märkte anordnet, um sich an den Abgaben zu bereichern. Das wird noch klarer, wenn man bei **Sueton** findet, daß Kaiser **Claudius** die Erlaubniß des Senates verlangte, um auf seinen Familiengütern Jahrmärkte anzu-

setzen. In einem Briefe des jüngeren Plinius liest man, daß Orte, welche schon Jahrmärkte hatten, dem Senate Vorstellungen gegen benachbarte Herren einreichten, welche in ihren Dörfern auch dergleichen anstellten. Endtich sehen wir aus einem Fragment von Modestin in den Digesten, daß zu Justinian's Zeiten der Kaiser die Jahrmärkte einsetzte, und überdem erklärt ein Gesetz von Valentinian und Valens diejenigen, welche sich zu einem Jahrmarkt begeben, für unantastbar. Das heißt, den Grundbesitzern war damals sowohl das Recht, Jahrmärkte anzuordnen, als auch von den Jahrmarktleuten Abgaben zu erheben, entzogen. Ganz so wie bei uns die Kaisergewalt und die Territorialhoheit sich am Schluß des Mittelalters der Rechte der feudalen Grundherren zu bemächtigen pflegten.

Das ist ein Blick in diese unbekannten Verhältnisse; die Analogien des damaligen Lebens mit unserm mittelalterlichen ließen sich noch vermehren, jedenfalls aber entwickelte sich im Mittelalter eine ganze Reihe von Verhältnissen, so weit es dem Geist des Christenthums nicht entgegen war, ähnlich wie die entsprechenden der alten Welt.

Es ist bekannt, daß die Hofämter, Erbämter der Höfe des Mittelalters den Aemtern am römischen Kaiserhofe zu Konstantinopel nachgebildet sind; der deutsche Marschall und Pfalzgraf, so wie der Connetable und Grand-Panetier de France &c. stammen aus dem bas empire romain. Die Grundlage des Konstantinopolitanischen Kaiserthums aber war mehr römisch, mehr antik, als christlich, darum eben seine ungeheuerliche Verquickung mit orientalischen Elementen. Weniger bekannt ist es vielleicht, daß sich die noch bestehende Nomenclatur des Adels ebenfalls auf die alte Welt zurückführen läßt. Unser „Edelmann", französisch: gentilhomme, ist ganz der römische gentis homo, der Mann von Adel, d. h. von einem Geschlecht, in welchem keine Freigelassenen vorkamen. In einer Charte von 1228 welche Adrian von Valois in den noticiis Galiorum anführt, heißt der Edelmann noch halb lateinisch gentilhomo. Bleibt hier das letzte Wort lateinisch, so erscheint in dem Roman: Bertha mit den großen Füßen (ungefähr 1240) das erste Wort unverändert: gentis hons, Edelleute. Unser „Ritter" ist wohl weniger die wörtliche Uebersetzung des römischen Eques, der bekanntlich auch auf einer eigenthümlichen Stufe neben dem Adel stand, als die des französischen cavalier, chevalier von dem lateinischen caballus, Pferd, welche Bezeichnung zu Nero's Zeit aufkam und ursprünglich persisch sein soll. Unser „Baron" baro, kommt in Cäsar's Commentarien vor (in der Fortsetzung des Hirtius), viermal bei Cicero und auch bei Persius. Freilich bedeutet es an diesen Stellen nicht den Hoch- und Wohlgebornen Freiherrn, sondern bezeichnet zunächst bei Cäsar einen gallischen Krieger; das Wort selbst ist jedenfalls auch celtischen Ursprungs (Ber). Diese gallischen Krieger nun, Barbaren, mochten den Römern in ihrer Hochcultur sehr ungeschliffen vorkommen, und so bedeutet baro zu Cicero's Zeit einen Grobian. Nachher aber im Mittelalter, bevor sich die Adelshierarchie feststellt, ist baro unbestritten ein Herrentitel, welcher höher steht als der gentilhomo, das sieht man aus mehrern Stellen, in denen es heißt: „tres gentis hons et Ber." In dem schon erwähnten Bertha-Roman führt der heilige Petrus den Titel Baro — da hätten wir denn einen christlichen Baron, der älter als die Montmorency! Unsere „Grafen" sind unbestritten auch die römischen comites, wenn auch das deutsche „Graf" ein beinahe eben so viel umfassender Begriff wie der römische „comes" ist. Welche Bedeutung die römischen comites zu Anfang gehabt haben, läßt sich nicht mehr nachweisen, sie waren jedenfalls nicht bloße Begleiter; sie hatten öffentliche Funktionen schon zu Cäsar's und Cicero's Zeit. Deutlicher werden allerdings ihre Funktionen erst unter den Kaisern. Unter Constans 340 finden wir einen Grafen der heiligen Freigebigkeit, 342 einen Grafen der Kaiserlichen Privat-Börse, 367 der häuslichen Angelegenheiten, 342 des Orients, 391 Graf von Aegypten, 327 von Macedonien, 326 von Afrika, 317 von Spanien, 377 Graf der Gallier. Das sind die ältesten nachweisbaren Grafen-Aemter; comes war eben ein Titel für eben so viele verschiedene Aemter in der alten Welt, wie Graf im deutschen Mittelalter. Zu den „Grafen" kommt mit ganz bestimmter Aufgabe der Grenz-Graf, der comes limitis. Für limes kam bald das wahrscheinlich celtische marca, „Grenze", auf, aus welchem dann Marchio, der Markgraf, lateinisch gebildet wurde, davon Marchese, Marques und der französische Marquis. Die ältesten Markgrafen erscheinen 367 in einem Gesetze des Valentinian und Valens und 417 in einem Gesetze des Honorius und Theodosius. Herzog, Dux, der Anführer im Kriege, ist unbestritten altrömisch. Auch Kaiser führten den Titel Dux. Im vierten Jahrhundert sind die Herzoge, „Duces", kaiserliche Beamte und stehen unter den Grafen. Princeps Fürst, Prinz, ist eben so unbestritten altrömisch wie Rex.

Dieser Blick auf den Ursprung der feudalen Titel des Mittelalters zeigt, daß dieselben mit ihren Wurzeln weit in die alte Welt hineinragen; sie haben zur Zeit des Augustus so ziemlich denselben Sinn gehabt wie bei uns, und die feudale Form unseres mittelalterlichen Lebens ist schwerlich ein vereinzeltes Factum, sondern sie entwickelte sich analog einer Feudalität, wie sie in Italien einst herrschend gewesen. Freilich war diese Feudalität der alten Welt bereits durch die Städteherrschaft gebrochen, als die Morgenröthe von Golgatha den Beginn einer neuen christlichen Welt verkündete, aber es war von derselben doch noch ein reiches Material zu dem Neubau der feudalen christlichen Gesellschaft verwendbar. Die Betrachtung dessen, was römisch und antik in den Institutionen unsers Mittelalters, öffnet einen weiten Blick rückwärts in die alte Welt.—

Bedlam.

Das berühmte Bethlehem-Hospital zu London wurde 1247 als Kloster gegründet und diente seit 1330 als Hospital; 1546 übertrug Heinrich VIII. dem Mayor und den Aldermen von London die Aufsicht und Verwaltung desselben. Durch eine Parlamentsacte unter Georg III. wurde die Verwaltung des Bethlehem-Hospitals und des Bridewell-Gefängnisses einem Präsidenten, einem Schatzmeister, den Aldermen von London, zwölf Mitgliedern des Stadtrathes und einer unbestimmten Anzahl Governors übergeben. In den Jahren 1403, 1598 und 1634 wurden obrigkeitliche Untersuchungen des Hospitals veranstaltet;

und die Untersuchungscommissarien berichteten regelmäßig, daß sie die gröbsten Mißbräuche angetroffen hätten. Auch 1815 wurde von einer Special-Commission des Unterhauses zur Untersuchung der Irrenhäuser in England der Zustand des Hospitals als höchst mangelhaft, und die Behandlung der Kranken als sehr unzweckmäßig geschildert. Die Governors verwendeten damals 600 Pfund aus dem Hospitalvermögen, um der Irrenhausbill im Parlament entgegen zu arbeiten. 1837 untersuchte Herr Francis Offley Martin, ein Mitglied der Londoner Armen-Commission, Bedlam genau und entwarf ein schauderhaftes Bild von dem Zustande und der Verwaltung desselben. Nichtsdestoweniger wurde es ausdrücklich ausgenommen, als man im Jahre 1842 die öffentlichen Irrenanstalten Englands den seit 1828 bestehenden Commissioners in Lunacy unterwarf. Im Jahre 1845 beschloß das Unterhaus, diese Exemtion aufzuheben, aber das Oberhaus verwarf den Beschluß.

Die Einrichtung und Verwaltung des Hospitals war bis dahin eine ähnliche, wie sie nach in vielen Wohlthätigkeitsanstalten in England ist. Außer den nothwendigen Staatszuschüssen wird die Anstalt durch milde Beiträge erhalten. Ein Wohlthäter, der 50 Pfund zahlt, ist zum Governor wählbar; solcher Governors gab es damals über dreihundert. Aus diesen wird eine Verwaltungs-Behörde gebildet, bestehend außer dem Präsidenten und Schatzmeister (Treasurer) aus 42 Governors. Diese Behörde theilt sich wieder in verschiedene Sub-Comitees, unter andern in eine aus 7 Mitgliedern bestehende, welche die laufenden Geschäfte besorgt und die tägliche Aufsicht führt, namentlich auch die Aufnahme und Entlassung der Patienten leitet. Die Hauptperson, ja der eigentliche Dirigent, war der Schatzmeister, der in dem mit Bethlehem verbundenen Gefangenhause Bridewell freie Wohnung hatte, obgleich er über Alles an die Comitees berichten mußte. Er hatte die nächste Aufsicht über die Angestellten und alle Details der Verwaltung. Ein Arzt wohnte nicht im Hause, sondern besuchte es nur viermal wöchentlich. Der größte Theil der ärztlichen Leitung der Anstalt war einem „Resident Apothecary" anvertraut, welcher im Hause wohnte und die Ausführung der Vorschriften des besuchenden Arztes überwachte. Für die specielle Aufsicht der weiblichen Kranken war außerdem eine „Matron" angestellt, welche auch die Aufsicht über die Küche, das Leinenzeug und die persönlichen Comfacts der Kranken hatte.

Im Jahre 1851 gingen nun jener Oberbehörde für die englischen Irrenhäuser eine beträchtliche Anzahl von Anzeigen über schlechte Behandlung von Geisteskranken in Bedlam zu, und sie ersuchte deshalb den Staatssecretär des Innern um die Erlaubniß, eine Untersuchung des Hospitals zu veranstalten. Nachdem sie diese Erlaubniß, die sich die Governors nicht widersetzen durften, erhalten hatte, wurden zuerst die Localien der Anstalt inspicirt, und hierauf die Beamten derselben, so wie die Kranken, über deren Behandlung geklagt worden war, und ihre Angehörigen vernommen. Diese Maßregel erregte namentlich unter den Beamten des Hospitals eine heftige Aufregung. Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen, Appellationen an die Governors, die Commissioners in Lunacy, den Staatssecretär des Innern und endlich Anklagen und Erwiderungen der Parteien in öffentlichen Blättern folgten einander, nicht grade zum Vortheil des Hospitals und des ärztlichen Standes.

Aus jenem Zeugenverhör ging überdies hervor, daß in der Abtheilung widerspänstiger und unreinlicher Kranken, welche sich im Kellergeschoß des Hauses befand, mehrere Wärter ihre Pfleglinge sehr hart behandelt hatten. Sie ließen die Kranken nackt auf Stroh, welches mit einer wollenen Decke bedeckt war, liegen. Die Decke verschob sich, und so froren die Unglücklichen am Tage und in der Nacht, und krochen vor Kälte in das unreine Stroh, so daß sie an Rücken und Lenden wund wurden. Morgens mußten sie aufstehen und wurden kalt mit großen Lappen gewaschen, wobei ihnen häufig Schläge und Schimpfworte ertheilt wurden. Behufs der Bekleidung wurde ihnen oftmals ein Strumpf um den Hals geschlungen, um sie „matt zu machen" und sie leichter ankleiden zu können, nachdem sie halb erdrosselt waren. Aehnliche grausame Manieren wurden beim Füttern der Kranken, welche die Nahrung verweigerten, mit und ohne Magenpumpe angewendet. Natürlich wurden sie bei dieser Behandlung der rohen Wärter körperlich krank; aber weder die Matron noch den Arzt des Hauses sahen sie oftmals während der ganzen Zeit. — Im Ganzen sollen 15 Personen auf diese Weise im Kellergeschoß behandelt worden sein. Einer der genannten Kranken war 11 Wochen daselbst gewesen und darauf zu Dr. Nesbitt in Northampton Asylum gebracht worden, der ihn durch bessere Pflege, Diät und stärkende Behandlung bald wieder herstellte; zwei andere starben bald nachdem ihre Angehörigen sie fortgebracht hatten.

Die Commissioners in Lunacy sagten nun in ihrem Berichte, daß vor Allem das Gebäude der Anstalt wenig seinem Zwecke entspreche. Es ist zwar im Jahre 1825 neu und mit vieler Pracht erbaut worden, aber unglücklicher Weise kurz vor der Zeit, in welcher eine radikale Verbesserung des Irrenwesens in England zur Geltung gelangte. Es wurde daher von allen später errichteten Anstalten weit übertroffen, und ist schon seiner Lage wegen mitten in der ungeheuren, geräuschvollen Hauptstadt, in Nebel und Kohlendampf gehüllt, kein angemessener Aufenthalt für Geisteskranke.

Auch die Verfassung der Anstalt wurde als ein Hinderniß ihres Gedeihens bezeichnet. Die zahlreichen Governors betrachteten ihre Stellung zwar als ein Ehrenamt, erfüllten aber die Pflichten, welche mit demselben verbunden, nur in sehr geringem Maaße, aber griffen auch wohl aus Unkunde und Rechthaberei störend in die Verwaltung der Anstalt ein, und stellten den Verbesserungs-Vorschlägen der Beamten unbesiegliche Schwierigkeiten entgegen.

Außerdem wollten die untersuchenden Commissarien bemerkt haben, daß die meisten Angestellten theils ihre Obliegenheiten nicht immer vollständig erfüllt, theils ihre Befugnisse überschritten hatten. Unparteiische Berichterstatter versichern indessen, daß diese Beschuldigungen nur schwach begründet gewesen seien. Jedenfalls hat diese Untersuchung die heilsame Folge gehabt, daß eine große Anzahl wesentlicher Verbesserungen, deren Ausführung ohne sie wahrscheinlich noch lange ausgeblieben wäre, seitdem in das Leben getreten ist. Namentlich stellte man jetzt einen im Hause wohnenden Arzt an und fügte dem

Gebäude zwei neue Flügel bei, welche 500 Kranke zu fassen vermögen. Außerdem wurde Bedlam jetzt ebenfalls wie die andern Irrenhäuser Englands der Commission in Lunacy untergeordnet. Doch wird auch in neuerer Zeit noch darüber geklagt, daß die Governors noch viel zu viel Macht und Gelegenheit haben, hindernd und störend auf die Anstalt einzuwirken. —

Amerikanische Missionsthätigkeit in Syrien.

Die erste Mission in Syrien und dem heiligen Lande ward im Jahre 1819 durch die Amerikanische Missionsgesellschaft unternommen. Mehr denn fünfundvierzig Jahre sind seit jener Zeit verflossen; Kriege, Seuchen und Revolutionen haben jene Gegenden seitdem heimgesucht, allein das Werk der Mission ist deßungeachtet in stetem Wachsen begriffen gewesen. Zweiunddreißig Missionaire, dreißig Hülfsmissionaire und sieben junge Lehrerinnen sind während dieser Periode nach Syrien gesandt worden, von welchen ein Theil noch gegenwärtig dort thätig ist.

Während einer Reihe von Jahren mußte dies Missionswerk natürlich ein Werk der Vorbereitung bleiben; denn die Bevölkerung war vollkommen unzugänglich für das Licht der Wahrheit, und sowohl in geistiger, wie in sittlicher und socialer Beziehung todt zu nennen. Ja, das Vorurtheil gegen das Evangelium war so groß, daß es anfangs nur heimlich ausgebreitet werden konnte. Allein Männer wie Dr. Eli Smith, der Begleiter Robinsons bei seinen Forschungen in Palästina, Dr. Jonas King, Dr. Goodell und Dr. Thomson besuchten alle Gegenden des Landes, erforschten den Charakter der damals noch fast gänzlich unbekannten Bevölkerung, und seitdem ist das Evangelium dem Volke frei verkündet worden.

Erst im Jahre 1840 konnte an eine Missionsthätigkeit unter den Bewohnern des Libanon gedacht werden, und der erste unter ihnen, der für das Evangelium gewonnen ward, mußte seinen Glauben mit seinem Blute besiegeln. Während der letzten dreißig Jahre ist das Evangelium gen Süden bis Egypten, gen Norden bis Aleppo, gen Osten bis Ninive in der Arabischen Sprache verbreitet worden.

Obwohl die mündliche Verkündigung des Wortes sich überall als die segensreichste erwiesen hat, ist doch auch durch die Verbreitung von Büchern Großes geschehen, um die Erkenntniß zu fördern. Eine zahlreiche Menge Arabischer Bücher und Schriften sind in Beirut gedruckt und über den ganzen Osten vertheilt worden, außer den Tausenden von Arabischen Bibeln, die durch die Brittische auswärtige Bibelgesellschaft in London gedruckt worden sind. Außerdem ist das ganze Land mit Schulbüchern versehen worden, wodurch der Geschmack am Lesen bei der heranwachsenden Jugend geweckt und gefördert wird. Die Uebersetzung der heiligen Schrift in's Arabische nahm im Jahre 1848 ihren Anfang, und nach sechzehn Jahren fortgesetzter Arbeit, bei welcher alle des Arabischen kundigen Missionaire im westlichen Asien und nördlichen Afrika behülflich gewesen sind, ist dies große Werk jetzt vollendet; von dieser neuen Uebersetzung sind bereits 43,000 Testamente und einzelne Theile der Schrift in Circulation gesetzt worden.

Dem Felde der Kindererziehung, sowohl der männlichen wie der weiblichen Jugend, hat die Mission von Anfang an ihr besondere Aufmerksamkeit geschenkt und ist auf diesem vorzugsweise thätig gewesen. Als die Missionaire hierher kamen, gab es in Syrien weder Bücher noch Lehrer; die wenigen Schulen der Moslems hatten ein durchaus clericales Gepräge, und die wenigen Bücher, deren man sich bediente, bestanden in ungedruckten Handschriften. Da übernahmen es die Missionaire, Schulbücher auszuarbeiten, ließen sie drucken und ertheilten den Kindern, so oft die Gelegenheit sich darbot, Unterricht im Lesen. Im Jahre 1835 gab es in Beirut schon eine Anzahl Schulen, in welchen über dreihundert Kinder, namentlich weiblichen Geschlechts, Unterricht genossen; in Abeich hatte eine Mrs. Dodge eine Klasse von 20 Mädchen Drusischer Herkunft errichtet. Außerdem werden viele Töchter der Eingebornen in den Familien der Missionaire erzogen und als Lehrerinnen ausgebildet.

Die Mission dehnte ihre Thätigkeit nach und nach immer weiter aus und gründete Schulen in Mosul, Aleppo, Hasbeiya, Tripolis, den Dörfern des Libanon, in Tyrus, Sidon, Galiläa und Antiochia; in Jerusalem und Bethlehem waren deren schon vor Jahren gegründet worden. Auch ward in Beirut ein Seminar errichtet, um die jungen Männer des Landes zu Lehrern auszubilden, und einige Jahre später ein zweites in Abeich. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß in diesen Schulen Tausende von Knaben und Hunderte von Mädchen eine mehr oder minder gründliche Ausbildung erlangt haben, und man darf annehmen, daß hierdurch der Impuls gegeben ist, andere zur Ausbildung ihrer Kinder zu veranlassen, und viele von diesen jetzt herangewachsenen Kinder arbeiten selber mit an der Erziehung. Von den aus den Seminarien entlassenen jungen Leuten sind manche als Prediger oder Lehrer thätig, andere sind Aerzte, Kaufleute oder Dollmetscher geworden.

Was die Ausbildung der weiblichen Jugend betrifft, deren die Mission sich vorzugsweise auf's Eifrigste annahm, so begegnete dieser unter den Eingebornen ein tiefeingewurzeltes, fast unüberwindliches Vorurtheil. Ich hörte einstmals einen Mann äußern, er könne sich eben so gut die Ausbildung einer Katze wie die eines Weibes denken. Bei der Geburt einer Tochter war es allgemein Gebrauch — und ist es theilweise noch — daß alle weibliche Bekannten sich aus der Nachbarschaft bei der Mutter versammelten, die so unglücklich gewesen, einer Tochter das Leben zu geben, um mit ihr über dies traurige Ereigniß zu wehklagen. Ein Mann, den ich einmal nach der Größe seiner Familie fragte, und der außer einer Reihe von Töchtern nur einen Sohn hatte, erwiederte auf meine Frage, er habe nur ein einziges Kind. „Wessen waren denn die Kinder, die ich bei meinem Eintritt auf dem Hofe spielen sah?" fragte ich weiter, „Nun," sagte der Vater, „das waren nur Mädchen, und die zählt man nicht."

Es ist nach diesem begreiflicherweise ein höchst überraschendes Resultat zu nennen, daß es der Mrs. Smith vor dreißig Jahren gelang, vier und achtzig kleine Mädchen für ihre Schule zu gewinnen. Eine ihrer Zöglinge ist jetzt die Gattin des Mr. B. in Beirut, der auf eigne Rechnung eine höhere Knabenschule eröffnet, die von reich-

lich hundertundfunfzig Schülern der verschiedenen religiösen Secten besucht wird. Von fünf jungen Mädchen, die unter der Leitung einer Mrs. Whitnig erzogen sind, ist eine an den Judenmissionair in Corfu, eine andere an den Schottischen Missionair in Aleppo verheirathet, eine dritte ist Lehrerin in dem Waisenhause der Preußischen Diakonissen-Anstalt in Beirut, eine vierte Gouvernante in einer Europäischen Familie in Cairo und die fünfte erste Lehrerin an dem protestantischen Seminar für Lehrerinnen, von welchem nach später die Rede sein wird.

Es sind dies die besten Beweise, wie ungerecht das Vorurtheil der Eingebornen gegen ihre Frauen und Töchter ist; — ein Vorurtheil, das sie indeß mit allen Orientalen theilen, — da das Resultat der weiblichen Erziehung sich so sehr günstig herausgestellt hat. Viele von diesen jungen Mädchen oder Frauen, die an den verschiedenen Missionsstationen wirksam sind, haben einen so unberechenbaren Einfluß auf die Bevölkerung ausgeübt, daß durch sie das Werk weiblicher Ausbildung in stetem Fortschreiten begriffen.

Es ist dies auch das Ziel, auf welches die Mission hinarbeitet, und es würde das ganze Werk ja ein verfehltes sein, wenn es nicht mit der Zeit gelänge, die Einzelnen für eine selbstthätige Wirksamkeit an diesen von der Mission angebahnten Institutionen zu gewinnen. „Wir verhelfen ihnen dazu, sich selber zu helfen," das ist eben das richtige Princip, welches die Mission geleitet hat, und unter denjenigen, die für das Christenthum gewonnen sind, hat sie auch solche gefunden, die willig sind, zum Wahle ihres Landes sich an bedeutenderen Unternehmungen zu betheiligen, Unternehmungen, von denen manche zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

Keine von allen diesen hat indeß eine größere und segensreichere Zukunft als das erwähnte protestantische Seminar zur Ausbildung der Frauen. Hier trug die Saat reiche Früchte. Sollten die auswärtigen Lehrerinnen jetzt auch genöthigt sein, Syrien zu verlassen, so würden die protestantischen Syrischen Lehrerinnen im Stande sein, wenigstens in Beirut und seiner Umgegend das Werk der Erziehung durch eigne Kräfte zu fördern; ja die Bevölkerung ist sogar dahin gekommen, es der Mühe werth zu erachten, für die Ausbildung ihrer Töchter etwas zu zahlen.

Von den vierzig Zöglingen der Anstalt sorgen die mehrsten selbst für ihren Aufenthalt, nur einige werden durch die Fürsorge anderer zu Lehrerinnen ausgebildet. Die Lehrer an derselben sind sämmtlich Eingeborne, und hat die Anstalt die Bestimmung, durch sich selber fortzubestehen. Rücksichtlich der Erziehung und Ausbildung der männlichen Jugend bedarf es der Hilfe der auswärtigen Missionen schon seit einiger Zeit nicht mehr.

Was die Preußische Diakonissen-Anstalt betrifft, die bald nach dem furchtbaren Blutbade von 1860 in's Leben trat, so scheint diese sich eines segensreichen Fortbestehens zu erfreuen. Hundertunddreißig Waisen werden in derselben erzogen, und außer diesen eine Menge von Kostgängern der Europäischen protestantischen Familien in Beirut. Das Gebäude selbst, dessen Bau große Opfer erfordert hat, ist eine Zierde der Stadt; die Anstalt thut aber ein wahres Werk der Barmherzigkeit an diesen Verlassensten unter den Menschen, wie man die Waisen wohl mit Recht nennen darf.

Außer den erwähnten protestantischen Schulen existiren in Beirut eine Menge mahamedanischer Schulen, in welchen die Knaben im Lesen unterrichtet werden, außerdem sind hier zahlreiche Schulen der französischen Lazaristen und barmherzigen Schwestern, in welchen etwa tausend Kinder beiderlei Geschlechts unterrichtet werden, die es wenigstens alle so weit bringen, lesen zu lernen; auch giebt es hier einige Griechische Schulen, die von mehreren hundert Kindern besucht werden.

Während die Griechen und Maroniten im Libanon sich durch Vermehrung eigner Schulen gegen das Eindringen protestantischen Einflusses zu wehren suchen, bilden sie, ohne es zu wollen, doch immer mehr Leser heran, die fähig sein werden, das Wort Gottes selber zu erforschen. Doch giebt es hier auch eine Anzahl Freischulen, die von der freien Schottischen Kirche unterhalten wurden. Daut Pascha, Gouverneur der Drusen, ein aufgeklärter und ungewöhnlich liberaler Mann, hat nicht wenig für die sociale und geistige Ausbildung der Bewohner des Libanon gethan. Er giebt reiche Beiträge zu den höheren Lehranstalten des Landes, welcher religiösen Secte sie immerhin angehören mögen, und es ist zu hoffen, daß das Werk der Aufklärung, sowie die Hebung des moralischen und socialen Zustandes im Volke unter seiner freisinnigen und unparteiischen Verwaltung immer zunehmen werde. —

Bald wird unter den Auspicien des jetzt in England anwesenden Dr. Bliß eine protestantische Universität eröffnet werden, welche alle diese Bestrebungen auf dem Gebiete der Aufklärung schließlich krönen wird. Eine solche Lehranstalt ist übrigens jetzt auch durch die Nothwendigkeit geboten, da die andern Schulen des Landes ja mehr den Weg bereiten helfen, als darauf berechnet sind, den großen Fragen der Zeit zu begegnen, die sie durch ihre geistige Anregung in's Leben gerufen haben. Durch die verschiedenen Branchen der Wissenschaft, die auf dieser Universität vertreten werden sollen, wie die Medicin, die Chemie, die physikalischen Disciplinen und die Rechtswissenschaft, sowie die modernen Sprachen und die Arabische Literatur, wird diese Lehranstalt sich hoffentlich zu den bedeutendsten Hochschulen der arabisch redenden Racen erheben. Durch die öffentlichen Vorträge sowohl wie durch Uebersetzungen wissenschaftlicher Werke in's Arabische wird sie das Medium werden, um den Millionen arabisch redenden Bewohnern des Orients die Wissenschaft und Literatur des Westens zugänglich zu machen.

Was die Civilisation Syriens im Allgemeinen betrifft, so macht diese namentlich in einzelnen Theilen des Landes bedeutende Fortschritte. Von Beirut bis Damascus ist eine Landstraße angelegt, die über den Libanon und den Anti-Libanon führt, und eine französische Deligence unterhält täglich die Verbindung zwischen hier und jener uralten Stadt; Beirut steht in einer directen Telegraphenverbindung mit Constantinopel und London, und eine zweite Linie via Gaza nach Cairo wird bald vollendet sein und eine neue Verbindung mit Europa vermitteln.

Die Bevölkerung ist im stetem Zunehmen begriffen, und der aufblühende Zustand des Landes, eine Folge der Regsamkeit und des thätigen Lebens, die sich immer mehr entfalten, zeugt auch von einem geistigen Fortschritt unter den Bewohnern.

Doch wäre dies ein Segen zu nennen, wenn die Ausbreitung des Lichts der Wahrheit nicht gleichen Schritt zu halten vermöchte mit dem Lichte der Civilisation? Daher ist die Verkündigung des Evangeliums auch von Anfang an die Hauptaufgabe der Syrischen Missionaire gewesen, während die Verbreitung von Schulen und Büchern diesem großen Zweck untergeordnet war, denn das wichtigste Moment bei dem gegenwärtigen Culturzustand Syriens ist für uns nicht, daß die Schulen gefüllt sind, sondern daß durch sie Interesse und Aufmerksamkeit für das Evangelium immer mehr geweckt und gefördert werde.

(Christian Work.)

Rettungsstationen.

Das „Berliner Fremden- und Anzeige-Blatt" vom 1. Juni c. enthält folgenden, auch für andere große Städte beachtenswerthen Artikel:

Wir haben schon vor längerer Zeit darauf hingewiesen, daß es in Berlin an einem Institut fehlt, dessen eine große Stadt eigentlich gar nicht entbehren kann, wir meinen die Anlage von Rettungsstationen, Locale, welche dazu bestimmt sind, alle der augenblicklichen ärztlichen Hülfe bedürfenden Personen aufzunehmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jährlich viele Menschenleben gerettet werden könnten, die aus Mangel einer solchen Einrichtung jetzt unerbittlich dem Tode verfallen. Wird jetzt ein Verwundeter während der Nacht gefunden, dessen Zustand ein solcher ist, daß eine viertel oder halbe Stunde Verzögerung sein Leben in die höchste Gefahr bringt, z. B. bei Schlaganfällen, starken Blutungen, bei grimmiger Kälte, bei Scheintodten, aus dem Wasser Geretteten u. s. w., dann muß erst der Nachtwächter herbeigeholt werden, die Meldung in dem entfernten Polizei-Revier-Büreau gemacht, von dort aus Leute zum Transport des Kranken beschafft, ein Krankenkorb herbeigeholt, ein Arzt geweckt event. der Transport nach einer weit entfernten öffentlichen Kranken-Anstalt eingeleitet werden, kurz es vergeht im günstigsten Falle, selbst wenn die gerufenen Aerzte zufällig nicht an Nacht-Schweißen leiden, ein Zeitraum von zwei oder mehreren Stunden, ehe dem der Hilfe dringend Bedürftigen ein Arzt und die erforderliche ärztliche Hilfe werden kann, eine Zeit, hinreichend lang, um denselben inzwischen vielleicht aller menschlichen Hilfe zu überheben. Nehmen wir z. B. einen Fall, der in diesen Tagen sich zugetragen. Zwei Männer finden auf einem späten Spaziergange durch den Friedrichshain einen Menschen, der eben aus einer Flasche eine beträchtliche Quantität Schwefelsäure getrunken hat, um sich dadurch zu tödten. Mit Mühe bringen sie den Kranken bis zur nächsten Revierwache, ein Arzt ist bei der späten Abendstunde nicht gleich zu erlangen, man muß also sich darauf beschränken, denselben mittelst Tragekorbes nach der Charité oder einer anderen Kranken-Anstalt zu schicken. Es läßt sich annehmen, daß in neun von zehn Fällen der Kranke bereits todt oder doch unrettbar verloren in der Anstalt ankommt, während er zu retten gewesen wäre, wenn ihm sofort diejenigen Mittel gereicht worden wären, die die giftigen Wirkungen der Schwefelsäure aufgehoben oder doch gemildert hätten. So ist es in jedem Falle, wo die Erhaltung des Lebens eines hilflos gefundenen Menschen von der augenblicklichen Anwendung geeigneter ärztlicher Mittel abhängt. Hätten wir Rettungsstationen, so könnten derartige Fälle verspäteter Hülfe verhältnißmäßig nur selten vorkommen, und es würde manches Menschenleben erhalten werden, das jetzt bei der mangelhaften Einrichtung zu Grunde geht. Und doch wären diese Rettungsanstalten mit so wenigen Mitteln einzurichten und zu erhalten. Ein einfacher kleiner heizbarer Raum in unmittelbarer Nähe einer Schutzmanns- oder Feuerwache, eine einfache Lagerstätte, ein zweirädriger Krankenwagen, wie sie bei den Sanitäts-Compagnien im Felde mit so großem Nutzen und Erfolge eingeführt sind, und ein Heilgehilfe, der in unmittelbarer Nähe der Station wohnt und die Verpflichtung hat, namentlich während der Nacht stets zur Hand zu sein, außerdem einige wenige Medikamente, ein Verbandzeug, das wäre Alles, was dazu erforderlich ist. Auf jeder Feuerwache befinden sich Leute, von denen in den meisten Fällen doch immer einer bereit steht, auf die telegraphische Meldung mit dem kleinen Krankenkarren zur Abholung des Kranken herbeizueilen. Der Heilgehilfe leistet dem Verwundeten, dem Kranken die erste und nächste Hilfe, und wo sie nicht ausreicht, schickt er ihn sofort mit demselben Wagen nach der nächsten öffentlichen Heilanstalt, und so wird fast in allen Fällen dem Hilfsbedürftigen die erforderliche ärztliche Hilfe und Rettung wenigstens zwei Stunden früher zu Theil werden, als dies jetzt der Fall und möglich ist. In diese Rettungsstationen könnten denn auch Betrunkene und dergleichen Subjecte gebracht werden, um dort ihren Rausch auszuschlafen oder sich von einem augenblicklichen Unwohlsein zu erholen, und es bedürfte nicht erst des Transports solcher, oft mit Schmutz und Blut bedeckter Trunkenbolde nach dem Polizeigewahrsam auf dem Molkenmarkt, ein Transport, der jetzt entweder zu Wagen oder unter dem Zulauf von hundert höhnenden und spottenden Gassenbuben und zur höchsten Belästigung der damit beauftragten Beamten zu Fuß durch die ganze Stadt bewirkt werden muß.

Daß solche Rettungsstationen außerordentlichen Nutzen schaffen, beweist, daß sie in London und andeen größeren Städten schon längst mit dem segensreichsten Erfolge bestehen. — Berlin wird und darf in solchen humanistischen Bestrebungen andern Städten nicht nachstehen und darf sich darin wenigstens nicht von Wien übertreffen und überholen lassen, das jetzt ebenfalls derartige Rettungsanstalten einrichtet. Dort sind diese städtischen Institute durch eigne Schilder mit der Bezeichnung „Rettungsanstalt" und des Nachts durch Laternen von gelbem Glase kenntlich gemacht, und außerdem haben alle Besitzer öffentlicher Fuhrwerke, Fiaker, Comfortables u. s. w., alle Kaffee- und Gasthausbesitzer Verzeichnisse der bestehenden Rettungsanstalten, só daß dieselben jeden Augenblick in der Lage sind, dem Rettungsdienste zu entsprechen.

Hier, Väter der Stadt, bietet sich Euch ein würdiger Gegenstand der Berathung und Beschlußfassung — hic Rhodus, hic salta!

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 31. Berlin, den 2. August 1865. **Nr. 31.**

Mittheilungen aus dem Protokolle über das am 24. Juni 1865 stattgehabte Kapitel des Johanniter-Ordens.

Am 24. Juni c. hat unter dem Vorsitze des Durchlauchtigsten Herrenmeisters hierselbst ein Kapitel stattgefunden, über das wir aus dem betreffenden Protokolle die nachstehenden Daten entnehmen:

1. Die revidirte Jahresrechnung der Balley-Kasse für das Jahr 1864 wurde vorgelegt und vom Durchlauchtigsten Herrenmeister dechargirt, und sodann die Verwaltungsberichte und Extracte aus den Rechnungen der direct von der Balley ressortirenden Krankenhäuser zu Sonnenburg und Polzin, sowie des Hospizes zu Jerusalem pro 1864, zur Kenntniß des Kapitels gebracht.

Der betreffende Bericht über das Krankenhaus in **Sonnenburg** ergiebt, daß die Gesammtkosten dieser Anstalt pro 1864: 3797 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf. betragen haben. Davon sind durch die gezahlten Kur- und Verpflegungskosten 1145 Thlr. 4 Sgr., durch Einnahmen aus der Wirthschaft und aus dem Garten 248 Thlr. 21 Sgr. 9 Pf., aus der Hausbüchse 8 Thlr. 14 Sgr. 9 Pf. und durch ein Geschenk von den Ständen des Kreises Sternberg von 100 Thlrn., zusammen 1402 Thlr. 10 Sgr. 6 Pf. gedeckt worden, während die sonach verbleibenden 2394 Thlr. 21 Sgr. 9 Pf. von der Ordens-Kasse getragen worden sind.

Die Gesammtsumme der Krankenverpflegungstage betrug 15,229, von denen 4681 ganz frei gewährt wurden, während für 10,548 Tage Kurkosten gezahlt worden sind, und zwar: für 1993 Tage à 6 Sgr., 260 à 5 Sgr., 1262 à 4 Sgr., 148 à $3\frac{1}{2}$ Sgr., 2350 à 3 Sgr., 44 à $2\frac{1}{2}$ Sgr., 2574 à 2 Sgr., 1824 à 1 Sgr. und für 93 Tage zusammen 8 Thlr.

Ein Krankenverpflegungstag pro 1864 hat gekostet 7 Sgr. $4\frac{11}{12}$ Pf.

Die Kosten des Krankenhauses in **Polzin** pro 1864 betragen: 5959 Thlr. 21 Sgr. 11 Pf. An Kur- und Verpflegungskosten wurden 2013 Thlr. 4 Pf. und für Bäder und Brunnen 300 Thlr. 10 Sgr. gezahlt; an laufenden Beiträgen zur Unterhaltung von Freibetten sind eingegangen 690 Thlr. (darunter für ein im Laufe des Jahres 1864 vom Rittmeister von **Wolden** auf Wusterbarth neu gestiftetes Freibett), an Resten aus dem Vorjahre 486 Thlr. 5 Sgr. 4 Pf., aus der Hausbüchse und an Geschenken 160 Thlr. 17 Sgr. 4 Pf., zusammen 3650 Thlr. 3 Sgr., so daß aus den Mitteln des Ordens zugeschossen worden sind: 2309 Thlr. 18 Sgr. 11 Pf.

Die Zahl der Krankenverpflegungstage im Laufe des Jahres 1864 betrug: 16,527; davon kommen 3581 auf die Freibetten, 4670 wurden unentgeltlich gewährt, für 40 wurden gezahlt pro Tag 1 Thlr., 156 à 20 Sgr., 5952 à 8 Sgr., 259 à $7\frac{1}{2}$ Sgr., 8 à 7 Sgr., 186 à 6 Sgr, 1179 à 5 Sgr., 498 à 4 Sgr.

Jeder Krankenverpflegungstag pro 1864 hat gekostet 10 Sgr. $9\frac{8}{11}$ Pf.

Ueber das Hospiz in Jerusalem für das Jahr 1864 sind bereits in Nr. 11 dieses Blattes vom 15. März c. nähere Notizen mitgetheilt worden.

2. Die Extracte aus den Jahresrechnungen der acht Provinzial-Genossenschaften wurden von den Commendatoren vorgelesen und erläutert, bis auf den der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft, den in Vertretung des kranken Commendators Freiherrn von **Friesen**, der Richter derselben, Rechtsritter Graf von **Wartensleben-Carow** zur Kenntniß des Kapitels brachte.

Der Schatzmeister der Posener Genossenschaft, Rechtsritter Graf **Strein von Schwartzenau**, hat wegen schwerer Erkrankung dies Amt niedergelegt, und ist an Stelle desselben der Rechtsritter Graf **von der Schulenburg-Filehne** gewählt, diese Wahl auch vom Durchlauchtigsten Herrenmeister, gemäß des §. 5 des Statuts der Genossenschaft, genehmigt worden.

3. Das bereits im vorigen Kapitel angemeldete Gesuch der schlesischen Genossenschaft um Gewährung einer Beihilfe von 1500—2000 Thlr. aus der Balley-Kasse zum Baue eines Krankenhauses in Pleß ward vom Commendator unter Vorlegung der Baupläne wiederholt, und bewilligte das Kapitel dazu 2000 Thlr., welche im Sommer 1866 gezahlt werden sollen.

4. Der Mecklenburgischen Genossenschaft ward zum Baue des Krankenhauses in Ludwigslust, statt der vom Kapitel am 25. Januar c. in Aussicht gestellten Beihilfe von 3000 Thlr., eine solche von 4000 Thlr. gewährt.

5. Da sich die Nothwendigkeit der Erbauung eines Krankenhauses in Beirut als unabweislich herausgestellt hat, weil das vom Orden gegen hohe Miethe gegenwär-

tig dazu benutzte Haus nicht mehr ausreichend ist, und der Orden dort überdem ein gut gelegenes, umfangreiches Grundstück besitzt, so wurde dem Kapitel der Kostenanschlag eines solchen Hauses vorgelegt und dabei gleich hervorgehoben, daß sich die Anstalt unter Gottes Segen in erfreulicher Weise entwickele und ihr je länger, je mehr wachsendes Vertrauen sowohl von den wohlhabenderen Klassen der Bevölkerung, wie von den dort lebenden Europäern zu Theil werde.

6. Das Kapitel genehmigte die im Interesse der Krankenhäuser zu Sonnenburg und Polzin stattgehabten Erwerbungen von Grundstücken, und erklärte sich ferner damit einverstanden, daß das dem Diakonissen-Krankenhause zu Münster am 25. Januar c. bewilligte Kapital von 5000 Thlr. nicht gezahlt, sondern statt desselben eine jährliche Rente von 250 Thlr. der genannten Anstalt aus der Balley-Kasse zufließen soll.

7. Die weitere Gewährung von jährlich 300 Thlr. auf die Jahre 1866, 67 und 68 zur Unterhaltung von drei Ordens-Freibetten im Diakonissenhause zu Jerusalem ward in Rücksicht der segensreichen Wirksamkeit desselben beschlossen.

8. Aus den Berichten der Commendatoren über die Thätigkeit der resp. Provinzial-Genossenschaften seit dem letzten Kapitel geben wir hervor, daß der Neubau des Ordens-Krankenhauses in Neu-Ruppin rüstig vorwärts schreitet, ferner, daß in Pritzwalk die Stände des Kreises Ost- und Westpriegnitz, in Folge Anregung und thätiger Förderung durch die in diesen Kreisen angesessenen Johanniter-Ritter, ein Krankenhaus zu bauen beabsichtigen und es zur Ordens-Anstalt machen wollen. In Folge dessen ist auf dem letzten Rittertage der Brandenburgischen Genossenschaft beschlossen worden, außer einer Kapitalzahlung von 1000 Thlr. einen laufenden jährlichen Beitrag von 500 Thlr. aus der Genossenschafts-Kasse dafür zu gewähren.

Commendator von Rochow sprach die Bitte aus, zum Baue dieses Hauses aus der Balley-Kasse außerdem noch 5000 Thlr. zu bewilligen, was vom Kapitel genehmigt ward.

Der Commendator der Preußischen Provinzial-Genossenschaft Graf zu Dohna-Schlobitten berichtete, daß die Stände des Kreises Preußisch-Eylau zu Bortenstein ein Haus angekauft haben, welches man zu einem Kreis-Krankenhause einrichten wolle. Die Kreis-Vertretung wünscht, daß der Orden 2500—3000 Thlr. zu den Einrichtungskosten unter den Bedingungen bewilligen möge, daß das Johanniter-Kreuz am Hause angebracht, dasselbe der Verwaltung von Diakonissen übergeben werde und ein Johanniter-Ritter in den Vorstand der Anstalt eintritt.

Da die Unterhandlungen noch nicht zum Abschluß gebracht worden sind, so wurden unter der Voraussetzung, daß dies in befriedigender Weise geschehe, 2000 Thlr. dafür in Aussicht gestellt.

Die Sächsische Provinzial-Genossenschaft hofft bis zum Jahre 1867 in der Lage zu sein, eine neue Anstalt gründen zu können, falls ihr dazu vom Kapitel seiner Zeit eine Subvention zu Theil wird.

9. Die Jahresberichte und Auszüge aus den Rechnungen der Württembergischen, Mecklenburgischen, Hessischen, Sächsischen und Hannoverschen Genossenschaft wurden zur Kenntniß des Kapitels gebracht.

10. Das Kapitel setzte fest, daß künftig grundsätzlich zum Ritterschlage nach Sonnenburg außer denjenigen Ehrenrittern, welche den Ritterschlag erhalten, keine Ehrenritter, sondern nur Rechtsritter einzuladen sind, und beschäftigte sich sodann mit der Prüfung der sehr zahlreich vorliegenden Gesuche um Ernennung zu Ehrenrittern, sowie Feststellung der Liste derjenigen Herren, welche Seiner Majestät dem Könige dazu in Vorschlag gebracht werden sollen.

Ein Wort über den Aussatz in Palästina.

(Von G. Rosen.)

Die großmüthige Absicht des Diaconissen-Vereins zu Kaiserswerth, in Jerusalem eine Siechen-Station für Aussätzige zu errichten, veranlaßt uns zu der folgenden kurzen Mittheilung über jenes orientalische Erb-Uebel, gegen welches schon die Mosaische Gesetzgebung so scharfe Maßregeln zu ergreifen sich genöthigt sah.

Wie es scheint, trat im Alterthum der Aussatz in seinen verschiedenen Krankheitsformen in zwiefacher Weise auf, nämlich sowohl acut und heilbar, als chronisch und unheilbar. Usias, ein jüdischer König aus David's Stamm, starb aussätzig, Naëman, der Feldhauptmann des Syrischen Königs zu Damascus, wurde von der ekelhaften Krankheit geheilt. Das alte Testament erwähnt des Aussatzes zu allen Zeiten und stellt ihn häufig als göttliches Strafgericht hin, z. B. bei der Mirjam, der Schwester des Moses, und bei Gehasi, dem Diener Elisa's. Die Verbreitung muß damals bedeutend größer gewesen sein als jetzt. Auch zur Zeit des Erlösers hatte weder die Krankheit noch der Abscheu des Volks vor den damit Behafteten abgenommen, wie die bekannten Berichte von wunderbaren Heilungen in den Evangelien beweisen. Erst nachher scheint sich allmählig der acute Charakter des Uebels ganz verloren zu haben, denn die gelegentlichen Erwähnungen aus dem Mittelalter deuten, wie die Erfahrungen der Neuzeit, lediglich auf ein chronisches, unheilbares Leiden. Während aber aus der Neuzeit kein Beispiel vorliegt, wo ein den höheren Lebenssphären angehöriges Individuum davon ergriffen worden, bezeugt ein aus der Kreuzfahrer-Epoche berichteter, eclatanter Fall, daß dasselbe damals noch viel allgemeiner gewesen. Balduin IV., der 6. lateinische König von Jerusalem, ein Enkel der edeln Königin Melisende und des Fulco, Grafen von Anjou, durch deren Sohn der König Amalrich, ein eben so kenntnißreicher wie wohlgesinnter und unternehmender Fürst, wurde vom Aussatz ergriffen, dem er in der Blüthe der Jahre erlag, nachdem er vorher das Gesicht verloren und ihm die Extremitäten des Leibes elend abgefault waren. Es ist dies der älteste, concrete Krankheitsfall, über den eine Art von Relation, das Werk des frommen und gelehrten Erzbischofs Wilhelm von Tyrus, Erziehers des Prinzen, uns vorliegt, ein wichtiges Document, welches wir in Uebersetzung hier einzufügen uns erlauben:

„König Amalrich", erzählt Wilhelm im 21. Buch seiner Geschichte, „dem viel an der Erziehung seines Sohnes ge-

legen war, übergab ihn mir als ungefähr neunjährigen Knaben zum Unterricht, und ersuchte mich, ihn in die edeln Wissenschaften einzuweihen. Als er nun bei mir war, und ich auf seine wissenschaftliche und sittliche Ausbildung alle einem königlichen Kinde zukommende Sorge verwandte, geschah es, daß, wenn die edeln Knaben, die er um sich hatte, mit einander spielten und einander zum Scherz mit den Nägeln in die Arme kneipten, er allein, wie unempfindlich, Alles ruhig litt, ob sie ihn gleich nicht verschonten, und alle andern ihren Schmerz durch Schreien zu erkennen gaben. Als mir dies angezeigt wurde, schob ich es zuerst auf seine Geduld und Ausdauer, wie ich ihn aber zu mir rief, um der Sache auf den Grund zu kommen, entdeckte ich endlich, daß sein rechter Arm und seine rechte Hand unempfindlich sei, so daß er, wenn man ihn kneipte oder biß, nicht das mindeste verspürte. Es machte mich dies bedenklich, und ich ließ es seinen Vater wissen, der die Aerzte um Rath fragte, aber alle die Einreibungen, welche diese verordneten, wollten nichts fruchten. Es war dies Uebel, wie sich nachher im Verlauf seines weiteren Lebens zeigte, der Anfang einer schweren und unheilbaren Krankheit, von der wir nicht trocknen Auges reden können. Als er nämlich die Jünglingsjahre erreichte, sah man, daß er auf's Schlimmste am Aussatz litt, der täglich Fortschritte machte und ihm Gesicht und Glieder derart zerstörte, daß seine Getreuen ihn nicht ohne das tiefste Mitleid anschauen konnten. Bis dahin war er von jugendlich schöner Gestalt, gewandt im Reiten und seinem Vater Amalrich im Gesicht und ganzen Körperbau durchaus ähnlich."

Wie schon bemerkt, ist jetzt das Feld, in welchem die Krankheit sich bewegt, ein beschränkteres. Nicht nur daß Fremde, selbst eingewanderte und im Lande geborene Nachkommen eingewanderter Vorfahren, durchaus verschont bleiben, so unterliegen ihr, eingezogenen Erkundigungen zufolge, auch von den Einheimischen nie Städter, sondern nur der ländlichen — Fellah- — Bevölkerung angehörige Personen; innerhalb der letzteren aber macht Christenthum und Islam keinen Unterschied, wie dies ja auch bei der Uebereinstimmung in Sitten und Lebensweise nicht anders zu erwarten. Denn auf die Lebensweise, die dumpfen, räucherigen Wohnungen, den Schmutz, die geringe Kost, ist doch wohl die Fähigkeit, von dem Uebel ergriffen zu werden, zum großen Theile zurückzuführen, wenn sie sich auch bei gleichmäßig fortwirkenden Ursachen häufig als ein Erbübel darstellen mag. Freilich steht die unmittelbare Uebertragung der Krankheit von aussätzigen Eltern auf die Kinder unzweifelhaft fest, aber als ein kanaanitisches Nationalübel läßt sie sich in ihrer heutigen Entwickelung nicht betrachten. Wie sollte sonst gerade die jüdische Bevölkerung Palästinas, die in mehrern Ortschaften nach Tausenden zählt und sicher das Blut der Gehasi und Usia in den Adern führt, ja die zum Theil in entsetzlicher Dürftigkeit schmachtet, von dieser Plage frei sein? Die Ursache liegt zur Hand, die Juden Palästinas sind Fremdlinge in dem Lande ihrer Väter; sie haben in dasselbe polnisch-russische, spanisch-portugiesische Sitten eingeführt, und wo sie diese gegen einheimische Bräuche aufgaben, da nahmen sie die Lebensweise der **städtischen** Bevölkerung an, unter welcher ja ebenfalls der Aussatz nicht vorkommt.

Innerhalb der bäuerischen Einwohnerschaft sind, von den Fällen der Uebertragung von inficirten Eltern auf die Kinder abgesehn, nach den bisherigen sehr mangelhaften Beobachtungen keine besondere Ursachen für das Eintreten der Krankheit anzugeben. Auch hat die Erfahrung so vieler Jahrhunderte zu der alten Mosaischen Präservativ-Maaßregel, der Entfernung der Unreinen, keine neue hinzugefügt. Mit Wehmuth sieht man bisweilen in Begleitung der nach den Bettelplätzen vor den Thoren Jerusalems ziehenden aussätzigen Männer und Weiber, dieser Mustersammlung des Häßlichsten und Ekelerregendsten, was das menschliche Geschlecht bietet, muntere, ja hübsche Kinder, die Frucht ihrer verabscheuungswürdigen Verbindungen, des ihnen unfehlbar bevorstehenden Geschicks nicht gedenkend, fröhlich umherspringen; wenige Jahre später bemerkt man dieselben schon in den Reihen der Alten am Wege sitzend, die verstümmelten Finger gleich den andern bettelnd gegen die Vorübergehenden emporstreckend. Denn erst in den Jahren der Pubertät tritt die Krankheit mit ihren Zerstörungen herein; die Gelenke der Extremitäten schwellen an, Finger und Zehen werden Ein Glied nach dem Andern abgestoßen, eine dicke, braune, bald runzlige und bald wieder schmierig glänzende haarlose Haut überdeckt das gedunsene Gesicht, das matte Auge eng zusammenpressend, die Stimme wird durch Zerstörung des Kehlkopfes zu einem heisern Krächzen. Aber auch über völlig gesunden Familien schwebt der Dämon des Uebels. Ein christliches Ehepaar zu Bethlehem, beides kräftige Leute, die von keiner Krankheit wußten, hatten eine Tochter, an der sich mit 17 Jahren Symptome des Aussatzes kundthaten. Mehrere Jahre bemühten sie sich vergebens um Heilmittel für ihr geliebtes Kind, als auch ein wenig jüngerer Bruder ergriffen wurde. In seiner Verzweiflung brachte dieser Bursch einen Sommer hindurch fast seine ganze Zeit auf einsamen Streifzügen durch die öden Hügelgegenden hin, in denen die Taamira-Beduinen im Frühling ihre Schaafe und Ziegen weiden, und wunderbarer Weise genas er, wie er selber glaubte, in Folge des Genusses einer wilden Wurzel, die er draußen aus dem Boden gerissen hatte. Man kann sich denken, wie er selber, die Eltern und die kranke Schwester darauf emsig nach einem andern Exemplar jener Zauberwurzel suchten, und wie viele bittre Wüstenkräuter das arme Mädchen verschlucken mußte. Aber ohne allen Erfolg; die Nachbarn hatten längst Anstoß genommen an dem Verbleib der Aussätzigen im elterlichen Hause, und die Unglückliche wurde genöthigt, gebrochenen Herzens sich nach der Jerusalemer Aussätzigen-Colonie zu begeben, wo sie, nachdem sie sich an die viehische Existenz gewöhnt, das Kebsweib eines muhamedanischen Mitleidenden wurde. Das ist nämlich eine entsetzliche Zugabe zu den Leiden der Krankheit, daß durch sie grausamer, als je der Tod es vermöchte, die heiligsten Bande des Familienlebens gelöst werden. Der von ihr ergriffene **Unreine** gilt, wie vor Jahrtausenden, von Gott zum Elend gekennzeichnet und wird, sei es Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter, Bruder oder Schwester, von dem gesunden Theil der Familie wie eine giftige Bestie hinausgetrieben, wo ihm dann nichts übrig bleibt, als die, gewöhnlich an dem Vororte des Districts befindliche Colonie von Leidensgefährten aufzusuchen und

sich ihr einzureihen. Es begreift sich, daß es nicht immer leicht ist, den Patienten zu diesem äußersten Entschlusse zu bewegen, und herzbrechende Einzelheiten wurden mir von den Kämpfen eines ungefähr 40jährigen Mannes aus einem Dorfe des benjamitischen Hochlandes, der an den Beinen mit bedenklichen Geschwüren behaftet, sonst aber ein rüstiger Arbeiter war, mit seiner Frau und den heranwachsenden Söhnen mitgetheilt, bis er mehrmals tüchtig durchgebläut, ihnen sein Hab und Gut als Erbe ließ, um sich selbst in den Bujut el-Mesakin, „den Häusern der Elenden," zu Jerusalem lebendig zu begraben.

Die Häuser der Elenden, so nennt man in der heil. Stadt eine Reihe dürftig aus Feldsteinen aufgeführter Hütten, in dem unbewohnten Stadttheil östlich vom Zionsthor gelegen, sich sämmtlich gegen die sie hoch überragende Stadtmauer öffnend und der an ihnen vorüberführenden Straße eine blinde Rückwand zukehrend. Es ist dies in Palästina die anständigste Versorgung für die Unglücklichen, denen sich in Nablus, in Ramleh und sonst nur die höhlenähnlichen Kellerräume wüster Ruinen öffnen. Von allem städtischen Verkehr sind sie aber auch in Jerusalem ausgeschlossen. Niemand verkauft ihnen, Niemand kauft von ihnen, ja Niemand besucht sie, nur bis zu dem nächsten Thor dürfen sie sich auf den Straßen zeigen, sogar Almosen wird ihnen in der Regel nur vor dem Thore gereicht. Doch ist die kleine Schaar von 30 bis 36 Individuen beiderlei Geschlechts nicht ohne alle Organisation, indem ein durch Erfahrung und Charakter befähigter Mann als Scheich die Leitung in die Hand zu nehmen und dafür zu sorgen pflegt, daß die gestatteten Bettelplätze wohl besetzt und die aus Schwäche Daheimbleibenden nicht ohne Nahrung gelassen werden. Die Ruhe, sagt ein arabisches Sprichwort, ist doppelt, die gute des Genusses und die böse der Verzweiflung, aber auch die letztere ist eine Ruhe, und so scheinen sich denn die armen Aussätzigen wenigstens gegen das moralische Leiden, das Gefühl von ihrem Elende, allmählig abzustumpfen. Vor dem Pilgerthore Jerusalems an den staubigen Wegen nach Hebron und Jaffa sieht man sie täglich von früh Morgens bis Sonnenuntergang in der glühenden Sonne des Sommers wie den kalten Stürmen des Winters, heiser um Gaben krächzend, geduldig niederkauern, bis ein früher Tod, gewöhnlich zwischen dem 40. und 45. Jahre ihrem jämmerlichen Dasein ein Ende macht. Die Almosen fließen ihnen hauptsächlich von der ländlichen Bevölkerung angehörigen Vorübergehenden, als Ablauf gleichen Elends, von dem sich ein Jeder bedroht fühlt, zu; wer gerade ißt, wirft ihnen ein Stück von seinem Brode hin, wer Kohlen, Holz, Gemüse zur Stadt bringt, giebt eine Kleinigkeit von seiner Ladung; Geld bekommen sie selten.

Die werkthätige Liebe des Christenthums ist schon früh auf die Aussätzigen aufmerksam geworden. Außer dem unbeschreiblich jämmerlichen Zustande dieser von aller Welt verabscheuten Siechen fand man in einigen Stellen der Evangelien Anlaß, sich ihrer vorsorglich anzunehmen. Lazarus, der mit Schwären bedeckte Arme, der an der Thür des reichen Prassers — wie man meinte, des Hohenpriesters Caiphas — gelegen, wurde nach seinem Tode von Engeln in Abraham's Schooß getragen. In dem Hause Simon's des Aussätzigen zu Bethanien, eines Freundes und vielleicht Verwandten des anderen evangelischen Lazarus, des Auferstandenen, wohnte Christus kurz vor seiner Passion einem Gastmahl bei; was Wunder, daß da zu einer Zeit, wo überhaupt körperliche Qual als Gott vorzüglich wohlgefällig betrachtet wurde, dies gräßlichste Erdenleiden in dem Lichte einer gewissen Heiligkeit erschien. So entstanden die Leprosen-Häuser, der erste Anfang unserer Krankenhäuser, welche noch in der von Lazarus hergenommenen Benennung „Lazareth" eine Erinnerung an ihren frühesten Ursprung bewahren. Man hat behauptet, daß Bethanien — nach wörtlicher Uebersetzung „Haus des Elendes", schon zu jüdischer Zeit ein solches Lazareth gewesen, doch ist dies völlig unerweislich. Historisch beglaubigt hatte Jerusalem ein Leprosen-Haus an der Mauer des nordwestlichen Quartiers, südlich vom heutigen Damascus-Thor. In neueren Zeiten hat ein Dr. Gabriel, ein Preußischer Schlesier, in dem katholischen St. Ludwigs-Hospital zu Jerusalem einige nicht ganz erfolglose Versuche gemacht, die Krankheit durch rationelle Behandlung zu bekämpfen.

Die Wichtigkeit des Vorhabens des Kaiserswerther Diakonissen-Vereins wird hiernach Niemand verkennen. Es gilt — und das ist der nächste Zweck, welcher für eine Anzahl von Individuen sicher erreicht werden wird — entsetzliches Elend zu lindern; es gilt aber auch Beobachtungen zu machen, Erfahrungen zu sammeln und die Wissenschaft zu bereichern. Oberflächliche medicinische System-Macherei hat in neuerer Zeit wiederholt den Aussatz als eine besondere Art von tertiärer Syphilis präconisirt, — ernstliche und eingehende Untersuchung wird dies zu bestätigen oder zu widerlegen haben. Wer weiß, ob es bei dem Aufschwunge der Heilkunde nicht gelingt, den eigentlichen Ursprung des Uebels ausfindig zu machen und zur Ausrottung dieser Plage des Morgenlandes den Grund zu legen. Möchten demnach Menschenfreunde, denen der Herr die Güter dieser Welt reichlich zugemessen, der leidenden Brüder gedenken und gern der Kaiserswerther Anstalt hülfreiche Hand bieten. Möchten sie bedenken, wie gering jede Geldspende gegen die Selbst-Aufopferung der edelen Jungfrauen ist, welche sich diesem Dienste unterziehen. Wo ein Jeder das Seine thut, da wird Gottes Segen nicht ausbleiben. —

Beguinen.

Die Beguinen, obschon aus der katholischen Zeit Norddeutschlands stammend, bildeten niemals einen Orden, sondern stehen als ein vereinzeltes Bild freier weiblicher Vereinsthätigkeit im Mittelalter da. Sie entstanden zur Zeit der Kreuzzüge, etwa zum Schluß des 11ten Jahrhunderts; die erste Urkunde findet sich 1065 zu Vilvorden in Brabant, doch nennt keine Ueberlieferung ihren wirklichen Stifter, noch erzählt von ihrer uranfänglichen Organisation. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß der allgewaltige Drang, dem Reiche Gottes zu dienen, der damals alle Sphären des bürgerlichen Lebens erfüllte und bekanntlich selbst die Kinderwelt begeisterte, auch das weibliche Geschlecht in solchem Grade ergriffen hatte, daß dasselbe alle derzeit herrschenden Formen bei Seite setzte und um des Herrn willen helfend und wirkend ins Leben

hinaustrat. Die Geschichtsschreiber begründen häufig die Thätigkeit der Beguinen durch den Mangel an Männern, die schaarenweise als Kreuzritter in Palästina ihren Tod fanden oder anderswo als Kreuzritter dem Elend erlagen, und somit die weiblichen Kräfte fast als nothwendig herausgefordert wurden.

Diese ihre Thätigkeit ist ganz dieselbe gewesen, wie wir sie heute in unsern Diakonissenanstalten wiederfinden; sie umfaßte die Erziehung der Jugend, namentlich der Waisen, ferner die Armen- und Krankenpflege und in der spätesten Zeit auch die eigentliche Seelsorge.

Es ist eigenthümlich und vielleicht nicht ohne innern Zusammenhang, daß beide Anstalten fast auf demselben Termin ihren Ursprung nahmen. Während es aber den erleichterten Verkehrsmitteln der heutigen Zeit möglich ward, den Diakonissenanstalten eine Verbreitung in alle Welttheile zu geben, sehen wir die Beguinenhöfe größtentheils in den Niederlanden und dem nördlichen Deutschland verbleiben, und nur zur Zeit ihrer größten Verbreitung, nämlich im 13ten Jahrhundert, finden sich Abzweigungen in der Schweiz und Italien, jedoch unter dem Namen von Einsiedlerinnen und Reuerinnen. Ihr Mittelpunkt blieb Holland und das jetzige Belgien, und befanden sich im 13ten Jahrhundert Beguinenhöfe zu Löwen, Brügge, Brüssel, Nivelles, Antwerpen, Gent, Valenciennes, Mecheln u. a. m. In Deutschland, in Hamburg, Magdeburg, in den Rheinstädten und wie vorhin erwähnt in Italien, der Schweiz und Frankreich.

Es scheint, als ob die Beguinen durch ihre freie Liebesthätigkeit die Klöster mehr noch in Schatten gestellt haben, als diese durch ihren sehr gesunkenen Ruf es schon waren, denn unverkennbar wurden sie von den Klöstern ihres wachsenden Einflusses wegen mit Neid betrachtet, und ihre Thätigkeit von Seiten der Kirche gehindert; ja der erste in Frankreich regierende Papst Clemens V. soll sogar eine Bulle gegen diese Schwesterschaft geschleudert haben. Johann XXII. dagegen begünstigte sie und überhäufte sie mit Privilegien; jedoch standen sie weit häufiger unter dem Schutz der Könige und Kaiser als dem der Päpste, und namentlich waren es Ludwig XIV. und Carl V., die ehrend ihre Thätigkeit und ihre Verdienste anerkannten und ihnen durch Schenkungen und Privilegien zu Hilfe kamen. Als Joseph II. bekanntlich fast alle Frauenklöster aufhob, ließ er die Beguinenhöfe unbehindert bestehen und bezeugte ihnen ein ganz besonderes Interesse, und so haben sie sich denn noch bis in dies Jahrhundert und in unsere Gegenwart erhalten, wenn freilich auch nicht mehr in der Bedeutung, die sie vormals gehabt.

Während nämlich das erste Auftreten der Beguinen wahrscheinlich ganz auf dem Boden unserer heutigen Vereinsthätigkeit gestanden hat, so sehen wir, wie im zwölften Jahrhundert schon geschlossene Convente bestehen, die in ihrer übereinstimmenden Einrichtung auf eine einheitliche Kraft in der Organisation schließen lassen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß der Gründer dieser Organisation der oft als Stifter der Beguinengesellschaften genannte Lambert de Bégues gewesen, und ist es auch durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sie von seinem ähnlich klingenden Namen ihre Benennung entlehnt haben. Daß dies nicht von der Bega (auch Begghn), der Tochter Pipins, geschehen, ist schon oft nachgewiesen.

Dieser Lambert de Bégues dagegen tritt als eine Persönlichkeit auf, in der alle Elemente vereinigt sind, um etwas Großes zu leisten, aber erst hundert Jahr später führt ihn die Geschichte auf und läßt es daher zweifelhaft, ob sein Einfluß ein neu bildender oder nur umgestaltender gewesen sei. Thatsache ist, daß das folgende Jahrhundert die Beguinenhöfe in nie gesehener Blüthe zeigt; und in sofern dies jedenfalls das Resultat des mehr und mehr in Verfall gerathenen Priester- und Papstthums war, das Liebe und Achtung für alles Heilige frevelnd auf's Spiel setzte, und am wenigsten sich selber das Vertrauen des Volkes zu erhalten gesucht hatte, finden wir die Berechtigung, die zunehmende Bedeutung des Beguinenthums auf Rechnung dieses Mannes zu bringen, der, selbst ein Priester, einen heiligen Ausdruck in unheiliger Zeit für das in ihm wohnende reine Streben suchte.

Es war die Zeit der Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser; und während die Päpste nach Befestigung ihrer irdischen Macht strebten, ging der Nimbus, den sie um sich und die Kirche gewoben, verloren. Sei es, daß die Bischöfe und Kirchenbehörden in die Fußtapfen des Papstes treten wollten, sei es, daß durch die immerwährenden Fehden Kaiser Friedrich's I. und II. allgemein größere Zügellosigkeit um sich griff, gewiß ist, daß das kirchliche Leben mehr und mehr sank und Tugend und Sitte mit sich in den Staub riß. Das schlechte Beispiel der obern Kirchenbehörden, namentlich der Erzbischöfe, wirkte demoralisirend auf die niedere Geistlichkeit und das Volk ein; Simonie und Unzucht waren an der Tagesordnung. Schamloser aber als Alle trat der Fürstbischof von Lüttich Namens Raoul auf, der geistliche Aemter öffentlich auf dem Markt zu Lüttich durch seinen Scharfrichter ausbieten ließ. Alle bessern Priester entzogen sich der Oberhoheit eines solchen Bischofs, dessen übriges Leben diesen Schändlichkeiten völlig entsprach; nur die Auswürfe der Clerisei ordneten sich diesem Oberhaupt unter, aber der gesetzlich gegliederte Verband der Kirche ward mehr und mehr gelöst. Man sah eine Menge Geistlicher, die ihr priesterliches Amt niedergelegt hatten, im Lande umherziehen, um durch Darreichung der Sacramente, durch Lehre, Predigt und Werke der Barmherzigkeit die reine Lehre der Kirche zu erhalten, obschon sie sich dadurch dem wüthendsten Haß und den heftigsten Angriffen des bestehenden Priesterthums aussetzten.

Zu diesen redlichen Männern gehörte auch Lambert de Bégues; freimüthig und offen sprach er sich über das Unwesen der in Deutschland herrschenden Clerisei aus, suchte überall selbstthätig einzugreifen, wo er helfen und bessern konnte, und richtete besonders sein Augenmerk auf die Erziehungspflege, um wenigstens im Keim das Bessere zu erhalten. Auf diesem Boden muß er mit den Beguinen zusammengetroffen und der Gedanke in ihm gereift sein, diese Frauen als Träger einer besseren Zeit zu verwenden, indem er ihrer Thätigkeit eine mehr geordnete Grundlage gab. Er errichtete in einem ihm gehörenden Garten bei Lüttich den ersten Beguinenhof, indem er eine Menge kleiner Häuschen zur Wohnung der Schwestern und daneben ein Krankenhaus und eine Kirche aufführen ließ. Diese ganze Colonie ward mit einem Graben umgeben, der in spätern Nachahmungen oft durch eine Mauer ersetzt ward, und hierher berief er die Jungfrauen und Wittwen, die sich dem Dienst des Herrn widmen wollten, um ihrer Thätigkeit einen Mittelpunkt und eine Gemeinschaft zu bieten, und diesem sind alle die spätern nachgebildet. Vortheile waren für die in solchen Beguinenhof eintretenden Frauen nicht mit dem Eintritt verbunden; im Gegentheil mußten dieselben noch Miethe zahlen und außerdem allein für ihren Unterhalt aufkommen. Wer kein Vermögen hatte, mußte durch Händearbeit, besonders Weberei, später auch Spitzenfabrikation, das Nothwendige erwerben, und wurden die Ueberschüsse noch dazu in eine gemeinsame Kasse gegeben, aus welcher die Gebäude erhalten, Kranke und Fremde verpflegt, Priester und Verwaltungsbeamte bezahlt wurden. Gemeiniglich konnten sie über ihr Privateigenthum verfügen, doch war auch häufig ein Einkaufsgeld und die Vererbung des Nachlasses an die Anstalt ausbedungen. Eine Vorsteherin (magistra) stand dem Ganzen vor; aber dennoch hatten diese Beguinagen, wie sie oft genannt werden, keine Aehnlichkeit mit einem Klosterorden. Im Gegentheil war im Grunde alle Gemeinsamkeit trotz der Gemeinschaft ausgeschlossen,

und ähnelte das Ganze mehr den Herrenhutercolonien, wo auch jede, familienartig, ihr eigene kleine Wohnung inne hat, denn jede Beguine lebte in ihrem Häuschen, das sie nur bei großer Ueberfüllung mit andern theilen mußte; jede hatte ihren eigenen kleinen Heerd in der Küche, ja selbst das Refektorium fehlte, denn die Beguine verzehrte ihr Mittagsmahl allein an ihrem Eßschrank, dessen Vorkehrung derart ist, daß ein in der Mitte herauszuziehendes Brett das Offenbleiben der beiden Thüren bedingt, und sie nun innerhalb dieser Schutzmauern, frei von jedem lästigen Zeugen, dem Genuß sich hingeben kann. Ebensowenig war die Arbeit auf Gemeinsamkeit eingerichtet, sondern wo der Raum nicht ausreichte, ein eigenes Zimmer zu bewohnen, hatte doch jede ihre Ecke, wo sie mit ihrem Nähtisch hauste und sich, soweit sie selbst wollte, absondern konnte.

Es lag in der Natur der Sache, daß die Beguinen sich von der Außenwelt nicht abschließen konnten, aber um so mehr wurde bei ihrer Aufnahme auf die Beweisführung reinen Wandels und christlich stillen Gemüthlebens gesehen, und diese Reinheit der Sitten und des Lebens zu erhalten war grade Zweck dieses eigenthümlichen Zusammenlebens. Gleiche Kleidung gab ihnen den Stempel der Zusammengehörigkeit, und wenigstens war es die gleiche Kopfbedeckung, die ihnen zur Pflicht gemacht wurde. In Holland und Belgien ist es die Failla, ein großes langes schwarzes Tuch, das über Kopf und Schultern geschlagen gleich einem Mantel herabhängt. Sonst gab es der Vorschriften wenige, und namentlich blieb Jeder die Freiheit, den Hof zu verlassen, wenn sie heirathen oder sonst eine Veränderung treffen wollte. Die einzelnen Beguinereien waren von einander unabhängig, auch in der äußern Erscheinung verschieden. Die mehrsten indeß trugen dunkelgraue und braune Kleidung, in Niedersachsen himmelblaue, und war der Kopf mit einem weißen Schleier bedeckt.

Im 13. Jahrhundert war die Zahl der Beguinen so bedeutend, daß in Cöln allein über 2000 gewesen sein sollen. Man rühmt ihnen im Allgemeinen große Verdienste um die Menschheit nach, und werden ihnen deshalb Schutzbriefe von Seiten der Päpste und Fürsten, reiche Schenkungen und manche wichtige Vorrechte zu Theil. Auch ihre Tugenden werden hochgeschätzt, jedoch trat eine Epoche ein, wie es scheint im 13. Jahrhundert, wo ein so bedeutender Makel sie trifft, daß von dem Augenblick an nur Frauen über vierzig Jahr Aufnahme unter ihnen finden können.

Um einen Begriff von dem Umfang eines solchen Beguinenhofs zu bekommen, der gewöhnlich in der Vorstadt lag, wollen wir einen Blick auf den noch jetzt bestehenden grand Beguinage in Gent werfen. Beide, der große und kleine Beguinenhof in Gent wurden zu Anfang des 13. Jahrhunderts von einer Gräfin von Flandern, Johanna von Konstantinopel, gestiftet. Dieser große besteht allein aus 105 kleinen Häusern, und es ist noch nicht lange her, seit derselbe 700 Bewohnerinnen hatte. Häuser und Kirche sind aus rothem Ziegelstein erbaut und bilden fast ein ganzes Stadtviertel, das durch einen Graben abgeschieden ist. Dem Besucher wird die sogenannte Sprechkammer geöffnet, jedoch ist dies nur ein Raum, in welchen der Fremde geführt wird, und keineswegs muß man sich denselben als eine Art Conversationszimmer der Bewohnerinnen denken. Diese leben noch heut so isolirt wie vordem, kaum daß sieben auf ein Häuschen kommen, und für diese ist die Möglichkeit gegeben, sich in oben angeführter Weise einzurichten. Die große Reinlichkeit der Holländer söhnt ein wenig mit der übergroßen Einfachheit aus, die in gegenwärtiger Zeit durch strengere Vorschriften und noch größere Einförmigkeit in Kleidung und Sitte nicht gehoben wird. Nur die Gärten bringen ein wenig freundliche Abwechselung in diese alterthümlichen Behausungen, in welchen alle vorhin angeführten Einrichtungen noch ganz wie vordem bestehen. Eine Neuerung ist nur die heutige Eintheilung in Convente, die jede eine Oberin haben, während 18 derselben wieder unter Botmäßigkeit der sogenannten „grooten Juffrouw" stehen. Die Namen dieser Convente sind eigenthümlich, z. B. heißt eins: „das Convent der Engel," ferner „das Haus zum süßen Namen," „das Convent der Steine," „das Haus des heiligen Lucas" ꝛc.

Auch die Thätigkeit ist im Allgemeinen noch dieselbe, und ist das Vertrauen zu „den zwarten Süstern," wie der Flamländer sie nennt, noch heut sehr groß. Indeß sind die Beguinenhöfe der heutigen Zeit nicht mehr lauter Liebesanstalten für Andere, sondern viele derselben sind zu Versorgungsanstalten für ältere Frauen umgewandelt, und befinden sich solche außer in Belgien und Holland, wo jedenfalls die mehrsten sind, noch in Bremen und in Frankreich.

Es soll jederzeit zu den Seltenheiten gehört haben, daß eine Beguine wieder in's Leben zurückgetreten wäre, woran wahrscheinlich das Bewußtsein der Freiheit großen Antheil gehabt hat. Während der Zwang, der in dem Gelübde liegt, die übernommene Pflicht leicht zur Bürde macht, liegt in dem freien Willen ein Leben schaffendes Element. Die Gestaltung und Ausbreitung der Beguinenhöfe, die erst im 16. Jahrhundert von ihrer Bedeutung zu verlieren anfingen, sind der treue Ausdruck des nördlichen Deutschlands, in welchem das Papstthum in allen seinen Erscheinungen nie recht hat Wurzel fassen wollen; und selbst die zeitweilige Entartung derselben hält keinen Vergleich aus mit den Sünden und Lastern der Klöster, die durch keine opfermuthige Thätigkeit für's allgemeine Wohl, sondern nur durch todte Büßungen und lebensmüde Resignation aufgewogen wurden.

Dem entsprechend ist auch, daß die Beguinenhöfe überall sich für die Reformation erklärten, und wurden an manchen Orten ihre Häuser zu Krankenhäusern benutzt. Noch im 15. Jahrhundert sind zu Leipzig, Lübeck, Görlitz und Rochlitz Beguinenhäuser errichtet, und sollen sie im 17. Jahrhundert noch in bedeutendem Ansehn gestanden haben.

Eine Nachbildung der Beguinen bestand später in den sogenannten Begharden, einer Gesellschaft von Männern, die sich auf dieselbe Weise constituirten wie jene, doch haben dieselben kaum während eines Jahrhundert von 1212 bis 1313 Bedeutung gehabt, wo ihr Ruf in dem Grade im Sinken begriffen war, daß sie selbst mit den Lollharden vermischt wurden. Der Glaube an besondere göttliche Erleuchtung der Laien den Priestern gegenüber machte sie zum Gegenstand heftiger Verfolgung von Seiten dieser, und die Bedrückung, die sie wiederholt traf, ward Ursache, daß sie mehr und mehr sich unter die Franciscaner und Dominikaner verloren. Gregor XI. und Bonifaz IX. gewährten ihnen in der letzten Zeit ihres Bestehens noch Schutzbriefe, aber nichtsdestoweniger ging diese Brüderschaft im 14. Jahrhundert völlig ein, während die Beguinen sich erhielten.

T. W.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 32. Berlin, den 9. August 1865. Nr. 32.

Carl August Friedrich Freiherr Dijon von Monteton, Haupt-Ritterschafts-Director, Domherr des Hochstifts Brandenburg und Mitglied des Herrenhauses, Ehrenritter seit 1840, † zu Berlin 28. Juli 1865.

Johann Friedrich Oberlin.

Frömmigkeit und Eifer für das Wohl der Menschheit werden doppelt wirksam und achtungswerth, wenn sie mit praktischem Taleat und mit der Rüstigkeit uad Gewandtheit des Geistes verbunden sind, welche die Ausführung ihrer Wünsche und Zwecke sichern. Mit allen diesen Tugenden, welche sich nicht eben häufig zusammen finden, war der wackre Prediger Oberlin in seltenem Maße geschmückt, er wirkte daher auf die socialen Zustäade der ihm aavertrauten Gemeinde so wesentlich heilsam ein, wie es selten einem Landprediger gelangen ist.

Er wurde am 31. August 1740 zu Straßburg geboren und im Jahre 1767 Pfarrer in Waldbach. Als solcher hatte er eine Einahme von 640 Frankea. Dieser geringen Besoldang fügte er aus seinem eigenen nicht bedeutenden Vermögen in jedem Jahre ungefähr ebensoviel hinzu, zuweilen wurde er außerdem durch Beiträge seiner Freunde unterstützt. Mit salchen Mitteln würde mancher Andere kaum selbst zu leben vermocht haben. Oberlin aber verwandte dea größten Theil dieser Summe für seine Gemeinde, und zwar so klug, daß er damit wahrhaft staunenswerthe Ergebnisse erzielte.

Den Bewohnern des Steinthales, in welchem Waldbach und die damit verbundenen Filialdörfer lagen, fehlte es an allen Mitteln des Verkehrs; sie sprachen ein rauhes, dem Lothring'schen Dialekte ähnliches verdorbenes Fraazösisch, welches ihnen jede Verbindung mit Außen unmöglich machte; sie warea wegen Mangel an Straßen, welche durch Kriegsverheerung und Veraachlässigung van Seiten der Bevölkerung völlig ruinirt waren, von allen benachbarten Bezirken gänzlich abgeschlossen; der einzige Communicationsweg der Gemeinde mit den Nachbarstädten führte über die Breusch, einen Fluß von ungefähr dreißig Fuß Breite, vermittelst in das Flußbett geworfener Steine; Winters gingea sie seinem Bette entlang. Die Männer entbehrten der aöthigstea landwirthschaftlichen Geräthe und waren außer Staad, sich solche anzuschaffen. Die Erzeugnisse waren selbst nicht hinreichend, eiae so kleine Bevölkerang zu ernähren, und drückende Frohndienste erbitterten ohne Unterlaß ihre Gemüther.

Indem Oberlin den ersten Versuch machte, diese Zustände zu verbessern, setzte ein Theil seiner Gemeinde ihm den lebhaftesten Widerstand entgegen. Es bildete sich sogar eine förmliche Verschwörung gegen ihn aus. Mehrere junge Leute beschlossen, den neuerungssüchtigea Pastor für die unerhörten Zumuthungen, die er ihnen machte, zu züchtigea. Dieses Unternehmen sollte an einem Sonntage nach dem Gottesdienste ausgeführt werden. Oberlin hatte von der Verschwörung erfahren und predigte voa der christlichen Geduld. Nach dem Gottesdienste versammelten sich die Mißvergnügten im Hause eines der Ihrigen und spotteten über ihren Pfarrer durch allerlei Vermuthungen darüber, was er wohl thun werde, wenn er sich selbst in Versuchung gebracht sehe, die Grundsätze, welche er so eifrig vertheidigte, in Anwendung zu bringen. Ja diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Oberlin trat eia. „Hier bin ich, meine Freunde," sprach er mit jener ruhigen Würde, die selbst den Heftigsten Ehrfurcht gebot, „euer Vorhaben ist mir bekannt. Ihr habet mich züchtigen wollen, weil ihr mich für schuldig hieltet. Habe ich wirklich das, was ich euch gepredigt, jemals übertreten, so strafet mich! es ist besser, ich liefre mich selbst in eure Hände und erspare euch damit die Niederträchtigkeit des heimlichen Auflauerns." Diese einfachen Worte verfehlten ihren Zweck nicht. Die Bauern schämten sich ihrer Absicht, baten ihn aufrichtig um Vergebung und versprachen, niemals wieder einem Zweifel hinsichtlich der Redlichkeit der ihn leitenden Beweggründe uad seiner eifrigen Wünsche für ihre Wohlfahrt Raum zu geben.

Einige Wachen später ereignete sich eine ähnliche Begebenheit in einem Filialorte. Man hatte ihm berichtet, daß etliche junge Leute oon dort beschlossen hatten, ihn am nächsten Soantage, wenn er aus ihrer Kirche käme, zu ergreifen und in eine Cisterne zu tauchen. Er nahm Anlaß, in seiner Predigt von dem Glücke, der Sicherheit und besonderen Obhut, deren sich immer die zu erfreuen haben, welche dem Herrn dienen und auf ihn vertrauen, und von seinem festen Glauben zu sprechen,

daß nicht ein Haar auf unserm Haupt könne gekrümmt werden ohne den ausdrücklichen Willen Gottes. Sanft pflegte er gewöhnlich nach Hause zu reiten, aber diesmal ging er absichtlich zu Fuß und ließ sich sein Pferd von einem Bauer nachführen. Er war noch nicht weit gekommen, als er zwei oder drei hinter einer Hecke verborgene Männer gewahrte, die seine Ankunft erwarteten. Er ging aber dessen ungeachtet so ruhigen und festen Schrittes an ihnen vorüber, daß sie erstaunt und nicht im Stande waren, Hand an ihn zu legen.

Diese Begebenheiten hatten immer günstigen Einfluß auf die Ausführung seiner Verbesserungspläne; denn diejenigen, welche in die Complotte gegen ihn verwickelt gewesen, waren ängstlich bemüht, sich wieder in ein besseres Ansehn bei ihm zu bringen; und da sie wußten, daß ihnen dies auf keine Weise besser gelingen könne als durch Förderung der Pläne, denen sie sich bisher entgegengesetzt hatten, waren sie von nun an die Bereitwilligsten, ihm beizustehen.

Oberlin beschloß nun zunächst einen Verbindungsweg zwischen dem Steinthal und der übrigen Welt herzustellen. Nachdem er zu diesem Zwecke die Gemeinde versammelt hatte, machte er den Vorschlag, daß sie die Felsen sprengen und so viel von den ungeheuren Massen wegräumen sollten, um ungefähr anderthalb Meilen längs des Ufers der Breusch hin eine Mauer zu gründen, auf der sich eine Straße anlegen lasse, und dann bei Rothau eine Brücke über den Fluß zu bauen.

Die Bauern waren über diesen Plan ganz erstaunt; er schien ihnen völlig unausführbar, deshalb schützte jeder seine Privatgeschäfte vor, um von der Theilnahme an diesem großartigen Unternehmen ausgeschlossen zu bleiben. Oberlin gab dennoch sein Vorhaben nicht auf, sondern suchte die von allen Seiten erhobenen Einwendungen zu widerlegen. „Die Erzeugnisse unsers Bodens," sprach er, „lassen sich dann leicht nach Außen hin verkaufen, und anstatt daß ihr, wie bisher, neun Monate des Jahres in eure Dörfer eingeschlossen seid, könnt ihr dann mit den Einwohnern der benachbarten Districte verkehren. Ihr werdet dann Gelegenheit haben, euch eine Menge Dinge anzuschaffen, die ihr bisher entbehren mußtet, und euer Glück wird, durch Erreichung der zu eurer und eurer Kinder Annehmlichkeit erforderlichen Mittel, zunehmen und wachsen." „Kommet alle," schloß er, „die ihr die Wichtigkeit meines Vorschlags begreift, und legt mit mir Hand an!"—

Oberlin hatte den Plan bereits gezeichnet und kaum diese Worte gesprochen, als er mit der Hacke auf der Schulter sich an Ort und Stelle begab; die erstaunten, von seinem Beispiel angefeuerten Bauern vergaßen ihre frühern Ausflüchte und beeilten sich, ihre Werkzeuge zu holen und ihm zu folgen. Er stellte jeden an den passenden Ort und legte selber mit einem tüchtigen Knechte grade da, wo die Arbeit am beschwerlichsten und gefährlichsten war, die Hand an; ohne Rücksicht auf seine von den Dornen zerfleischten, von den abbrechenden Steinen verletzten Hände arbeitete er rastlos und begeistert fort. Sein Betragen hatte bald die ganze Gemeinde zum Wetteifer angefeuert. Wälle wurden aufgeführt, um die herabfallende Erde zu stützen, Bergströme, welche bisher die Wiesen überströmt hatten, wurden in ihrem Laufe geordnet, oder ihnen ein künstliches Bett angewiesen. Beharrlichkeit besiegte in Kurzem die Schwierigkeiten, und im Anfang des Jahres 1770 war vermittelst der neuen Straße und einer hübschen hölzernen Brücke über den Fluß die Verbindung mit Straßburg eröffnet. Diese Brücke trägt den Namen: Pont de charité.

Der Vortheil, welcher aus diesem großen Unternehmen erwuchs, vermehrte den Einfluß, welchen Oberlin bereits über seine Gemeinde zu erlangen begann, und verschaffte ihm Gelegenheit, seine weitern Pläne, besonders die Verbindung der bisher getrennten fünf Ortschaften, noch leichter zu bewerkstelligen. — Das nächste Bedürfniß, dem er vorsehen mußte, war eine Niederlage von landwirthschaftlichen Geräthen und Werkzeugen im Thale; denn wenn irgend eins zufällig zerbrach oder wieder hergerichtet werden mußte, so waren zwei ganze Tage verloren, weil man es sich von Straßburg her verschaffen mußte; und überdem waren die armen Leute außer Stand, das nöthige Geld hierzu zu erwerben.

Um diesem Uebel abzuhelfen, errichtete er ein großes Waarenlager mit den nöthigen Artikeln in Waldbach, und lieh solche den Käufern, bis sie bezahlen konnten. Er gründete auch eine Art Leih-Kasse, aber unter solch strengen Regeln, daß diejenigen, welche das entlehnte Geld nicht pünktlich am versprochenen Tage zurück bezahlt hatten, auf längere Zeit das Recht des Borgens verloren. Eine weitere Maßregel, die er zum Fortschritte der Civilisation für nöthig erachtete, war die Einführung von Gewerben. Es gab weder Maurer, noch Schmiede und Wagner in der Gegend, und die Einwohner waren zu zahlreichen Entbehrungen und großen Ausgaben gezwungen, weil sie ihre Bedürfnisse aus den benachbarten Städten holen mußten. Oberlin wählte deshalb unter den ältesten Knaben die geschicktesten aus und sandte sie nach Straßburg, um dort das Zimmermann-, Maurer-, Glaser-, Wagner- und Schmiede-Handwerk zu erlernen. Auf diese Weise gelang es ihm, tüchtige Arbeitsleute zu bekommen, die nach ihrer Rückkehr nicht nur Andern in ihren neuerlernten Kenntnissen Unterricht ertheilten, sondern auch den Einwohnern des Steinthals ihre früheren Ausgaben und Zeitverluste ersparten. Das Geld, welches bisher in die Ferne geschickt werden mußte, konnte nun unter ihnen in Umlauf bleiben. Endlich erstreckte sich Oberlins Sorgfalt bis auf ihre Wohnungen. Es waren im Allgemeinen elende, in Felsen eingehauene, oder an den Abhängen der Berge angebrachte Hütten, die nicht einmal Keller hatten, welche tief genug gewesen wären, die Kartoffeln, worin ihre Hauptnahrung bestand, vor dem Froste zu schützen. Unter seiner Oberaufsicht und Leitung jedoch wurden Keller und wohnliche Häuser erbaut.

In Betreff der Landwirthschaft zeigten die Bergbewohner, obgleich sie sich seinen sonstigen Plänen jetzt willig unterwarfen, noch immer einen großen Widerwillen gegen Belehrung; denn sie nahmen an, daß sie von diesem Gegenstande mehr verstehen müßten als ihr Geistlicher, der vor seinem Einzug in Steinthal meist in einer Stadt gelebt hatte. Dies wußte er so gut, daß er beschloß, lieber an ihre Augen als an ihre Ohren zu appelliren, indem er glaubte, daß es ihm leichter sein werde, ihnen seine Ansichten beizubringen, wenn er seine Theorien practisch darthue. Zu seiner Pfarre gehörten zwei Gärten,

durch welche ein öffentlicher Fußpfad führte: diese wählte er zum Schauplatze seiner Thätigkeit. Unterstützt von einem treuen und verständigen Knecht, grub er vier bis fünf Fuß tiefe Löcher und umgab die jungen Bäume, welche er darin pflanzte, mit solcher Erde, die er am passendsten für ihr Wachsthum hielt. Auf diese Weise zog er Ableger von Aepfel-, Birn-, Pflaumen-, Kirsch- und Wallnußbäumen und machte aus einem seiner Gärten, dessen Erdreich sonst ganz unergiebig war, eine große Baumschule; dann wartete er mit Geduld die Zeit ab, wo seine Gemeinde-Mitglieder, den Erfolg seiner Versuche beobachtend, aus eignem Antriebe zu ihm kämen, um ihre Verwunderung auszudrücken und seinen Beistand zur Anpflanzung der Bäume zu erbitten.

Seine Erwartungen wurde nicht getäuscht; die Bäume wuchsen und trieben Blüthen; und wenn die Landleute, im Begriff, an ihr Tagewerk zu gehen, an dem Garten vorüber mußten, so konnten sie nicht umhin, stehen zu bleiben und sich über den erstaunlichen Contrast zwischen dem armseligen Ertrag ihres Feldes und den reichen Erzeugnissen von ihres Pfarrers Land zu verwundern; jetzt kamen sie zu ihm und forschten sorgsam, wie denn so sehr schöne Bäume in einem solchen Erdreich wachsen könnten. Oberlin, nach seiner gewohnten Methode, aus jedem Anlasse Belehrendes zu ziehen, wandte zuerst ihre Gedanken zu dem, „der die Ursache ist, daß die Erde Frucht trägt," und „der das Jahr mit seiner Güte krönt;" dann fuhr er fort, die Anpflanzungsart zu erklären, durch welche unter Gottes allleitender Vorsehung ihre Anstrengungen mit ähnlichen Erfolgen belohnt werden würden. Der Versuch, Bäume zu pflanzen, wurde nun allgemein, und die Kunst des Pfropfens, in welcher er diejenigen, die es wünschten, unterrichtete, ein beliebtes Geschäft. Die Gegend gewann ein ganz verändertes Ansehen; denn die bisher meist nackt und öde stehenden Hütten waren nun von kleinen hübschen Obst- und Fruchtgärten umgeben; und an der Stelle der Dürftigkeit und des Elends erlangten die Dörfer allmählig ein Ansehn ländlicher Wohlhabenheit. Sobald Oberlin völlig überzeugt war, daß die Mitglieder seiner Gemeinde die Nützlichkeit seiner Lehren zu erkennen anfingen, suchte er ihnen die Vortheile auseinander zu setzen, welche aus der Verwandlung der bisherigen Weideplätze in urbares Land und der Fütterung ihres Viehes im Stalle hervorgehen würden; dem zufolge auch die Quantität ihrer Milch und Butter zu vermehren, worin nicht nur ein großer Theil ihrer Subsistenzmittel, sondern auch ein Handelsartikel bestand.

Diese Verwandlung des Wiesenbodens in urbares Land erforderte natürlich in einer Gegend, wo Felsen auf Felsen gethürmt sind, die an manchen Orten vorher weggeräumt, an andern erst mit gutem Boden bedeckt werden mußten, ehe nur der Pflug angewendet werden konnte, lange Zeit und Arbeit; allein der Fleiß und Eifer, mit welchem Oberlin jeden der Pläne, die er nach und nach faßte, practisch ausführte, übte einen so mächtigen Einfluß auf die Gemüther seiner Gemeinde, daß sie, nachdem einmal die Vorurtheile der ersten Jahre gänzlich beseitigt waren, selten ermangelten, in seine Ansichten einzugehen und seine Beispiele nachzuahmen; sein Plan gelang und übertraf seine lebhaftesten Erwartungen. —

Im Jahre 1778 bildete er in Steinthal einen kleinen landwirthschaftlichen Verein, der aus den erfahrensten Landleuten und wohlunterrichtetsten Einwohnern der Gemeinde bestand; er hatte Geistliche aus den angrenzenden Städten und einige seiner Freunde aufgefordert, Mitglieder zu werden, dann verband er ihn mit dem Straßburger Vereine, in der Absicht, die Mittheilung der Zeitschriften und Unterstützung zu Preisvertheilungen zu erhalten; und der letzere, welcher zur Ermuthigung seiner Theilnahme beizutragen wünschte, vertraute seiner Verfügung die Summe von zweihundert Franken an, die an solche Landleute vertheilt werden sollte, welche sich durch Anpflanzung ihres Bodens oder Veredlung der Obstbäume am meisten ausgezeichnet hätten.

Die vortheilhaften Wirkungen, welche aus dieser Maßregel hervorgingen, veranlaßten Oberlin, ebenfalls einen durch freiwillige Beiträge unterstützten Fonds zur Austheilung von Preisen an diejenigen Landleute jeder Gemeinde zu gründen, welche die schönsten Ochsen aufzögen. Einige Zeit später, um das nachwachsende Geschlecht zur Fortsetzung der von seinen Vätern begonnenen Werke vorzubereiten und ihm Gelegenheit zu geben, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben, fing er an, jeden Donnerstag Morgen zwei Stunden einer Vorlesung über Gegenstände des Landbaues und allgemein nützlicher Kenntnisse zu widmen.

Seine Emsigkeit war so groß, daß kein Jahr verging, worin nicht erstaunliche Fortschritte für die Lage oder die Sitten seiner Gemeinde bezweckt und erreicht wurden, und die umliegenden Bezirke schauten mit Bewunderung auf die stets wachsende Zunahme der Civilisation des einst so vernachlässigten Steinthals hin. (Schluß folgt.)

Die Tragschürze für Verwundete,

des Dr. Landa, ersten Arztes des Regiments von Castilien, Mitglied des spanischen Comité's und der Section von Navarra für Hülfsleistungen militairischer Verwundeter.

Von dem Moment an, wo der Soldat von der feindlichen Kugel getroffen zu Boden sinkt, ist er uns heilig, und die christliche Barmherzigkeit sowohl wie die nationale Ehre gebieten, ihm jede Art Hilfsleistung zukommen zu lassen. Die erste und dringendste Hilfsleistung ist aber die, ihn so schnell wie möglich von dem Ort der Gefahr zu entfernen, doch so natürlich dies erscheint, so ist doch dieser Theil der Sorge für die Verwundeten bis jetzt in einer wenig befriedigenden Weise organisirt.

Dieser Mangel erklärt sich, ungeachtet so vieler Fortschritte, die in den Mitteln des Transports der Verwundeten gemacht worden sind, dadurch, daß zur Hebung derselben zwei Dinge erfordert werden, die in sich unvereinbar sind, nämlich die größte Schonung der Verwundeten auf der einen Seite und die Schnelligkeit des Transportes auf der andern Seite.

Sobald ein Soldat fällt, ist das natürlichste Hilfsmittel, daß zwei seiner Kameraden ihn aufheben, indem der eine ihn unter die Arme faßt, während der andere ihm die Beine trägt. Dies unwillkürliche Verfahren nun auf eine solche Weise zu regeln, daß man den Trägern die Bürde erleichtert und zugleich den Verwundeten möglichst schont, ist eben das, was Dr. Landa durch die

Tragschürze zu bezwecken hofft. Sein Apparat besteht in einer länglichen, schürzenförmig geschnittenen Leinwand, die oben in zwei Achselbändern endigt; diese werden kreuzweis über die Schulter gelegt und auf dem Rücken am Gürtel befestigt.

Vorn fällt nun diese Schürze ähnlich wie das Schurzfell der Sappeure bis unterhalb der Knie herab, und an dem untern Rande derselben wird ein Saum angebracht, durch den ein starker Stock gesteckt werden kann, der etwas länger sein muß, als die Schürze breit ist. Die Enden, dieses Stockes werden nun von einem zweiten Träger angefaßt, der dem Träger der Schürze den Rücken zuwendet, und es entsteht auf diese Weise eine hängemattenartige Tragbahre, auf welche der Verwundete gebettet werden kann, der den Kopf gegen die Brust des einen der Träger stützt, während er die Beine zwischen dem Körper und den Armen des Andern hinabhängen läßt. — Die Einfachheit der Herstellung, sowie ihre geringe Kostspieligkeit würden diese Schürze empfehlen, doch müßten die für dieses Geschäft bestimmten Leute dieselbe beständig tragen, sobald ein Kampf vorauszusehen ist. Wären es Soldaten, die man zu diesem Dienst bestimmt hätte, so würde das Tragen der Schürze sie nach des Erfinders Meinung in ihrem Dienste nicht hindern; sie könnten selbst am Kampfe Theil nehmen, nachdem die Leinwand zusammen gerollt und um den Gürtel geschlungen an diesen befestigt wurde, und sollte eine Tragschürze aus Leinwand zu schwer erscheinen, so ließe sich dieselbe ja aus einem leichteren filetartigen Stoffe herstellen.

Derjenige, welcher die Tragschürze vor hat, müßte übrigens auch den Stock auf seinem Tornister und den Riemen am Gürtel tragen, der zur Erleichterung des Tragens an den Stockenden befestigt, über den Kopf geworfen und auf den Achseln zu ruhen käme, und würde der Träger auf diese Weise seine Hände frei haben, doch ist ein solcher Ledergurt kein durchaus nothwendiges Erforderniß. —

Rettungsanstalten für verlassene und verwahrloste Kinder

dürfen füglich als ein Segen und eine Zierde jedes Landes erachtet werden. In diesem Sinn ist es billig, eines edlen Namens zu gedenken, welcher zuerst in Deutschland seine christliche Liebe der traurigen Zukunft solcher Kinder zuwendete, die ohne treue Menschenfreunde des Christensinns und der Ordnungsliebe entbehren würden. Johannes Falk heißt dieser Helfer in der Noth. Geboren wurde er 1770 zu Danzig als der Sohn eines armen Perrückenmachers. Dieser konnte dem Sohn keine genügende Schulbildung zu Theil werden lassen; er mußte ihn schon im zarten Alter als Arbeitsgehülfen verwenden. Indeß der göttliche Funke brach sich bei dem jungen Falk Bahn. Für seine Sparpfennige holte der Knabe aus einer guten Leihbibliothek klassische Bücher und las dieselben mit Emsigkeit und Aufmerksamkeit, oft erstarrt bei winterlicher Kälte, auf der Gasse beim Laternenschimmer. Nach langem Bitten des wissensdurstigen Sohnes gestaltete der Vater den Besuch des Gymnasiums. Hier arbeitete sich Falk ehrenhaft bis zur Universität durch, obwohl sein eiserner Fleiß durch drückendsten Mangel auf harte Probe gestellt wurde. Bis zum Jahre 1793 studirte Falk in Halle und ging dann nach Weimar, wo er als Privatgelehrter lebte, bis ihn nach der Katastrophe von Jena der Großherzog von Weimar als Legationsrath in seinen Dienst berief, das Verdienst anerkennend, welches sich Falk während jener traurigen Zeit um die Stadt Weimar erworben. Ungleich größer als sein schriftstellerischer Ruhm (als Satyriker) sind Falks rettende Thaten als Menschenfreund. Ihm danken die Anstalten zur Rettung verwahrloster Kinder ihre Entstehung. Als Krieg und verheerende Krankheiten eine Menge verwaister, hülfloser, dem Elend und Verderben entgegengehender Kinder zur Folge hatte, da drang christliche Liebe den weichgearteten Falk, der selbst vier geliebte Kinder als Opfer der Seuche beweinte, den Verlassenen ein Vater zu werden, soweit seine Kräfte reichten. Er gründete eine Gesellschaft „Freunde in der Noth", die es sich zur Aufgabe machte, verlassene und verwilderte Kinder durch Pflege und Erziehung der menschlichen Gesellschaft wieder zu geben. Gute Menschen nah und fern trugen willig und freudig ihr Scherflein bei. Der Großherzog unterstützte das Werk, so daß nicht nur der nothwendige Unterhalt der Kinder bestritten, sondern auch ein Schulgebäude erbaut werden konnte. Bis zum Jahre 1824 hatte Joh. Falk, unermüdet thätig in der begonnenen guten Sache und persönlich den kleinsten und unangenehmsten Geschäften sich unterziehend, über 250 Knaben errettet.

Falk starb am 16. Februar 1826. Sein in Weimar fortlebendes Andenken möge auch anderweit eine gute Stätte finden. Falks Beispiel hat glücklicherweise vielfach in Deutschland Nacheiferung gefunden. In Stuttgart rief 1820 königliche Munificenz die erste Württembergische Kinder-Pflege- und Beschäftigungs-Anstalt hervor. Den großartigen Aufschwung, welchen seitdem in jenem Lande dieser Zweig der Wohlthätigkeit nahm, finden wir in einer 1845 von Bölter verfaßten Schrift niedergelegt. Dankenswerth wäre es, wenn ein der Sache Kundiger die Feder ergreifen möchte, um über den derzeitigen Stand der überschriftlich genannten, hochwichtigen Angelegenheit in Deutschlands Gauen zu berichten.

(Ernst Graf Lippe.)

Des Königs Champion.

Das kürzlich erfolgte Ableben des ehrenwerthen Sir Hery Dymoke, Baronet, Ihrer Majestät Champion und 17. Lord des Ritterguts (Manor) Scrivetsby, hat den englischen Blättern Veranlassung zu mancherlei Betrachtungen über die Entstehung und Bedeutung dieses in unserer Zeit allerdings nicht mehr verständlichen Titels gegeben. Es wäre daher verzeihlich, wenn deutsche Leser, welche bei Schilderungen des englischen Sport von einem Champion of England gehört, diese beiden Würdenträger für eine und dieselde Persönlichkeit halten sollten. Zur Vermeidung eines solchen Mißverständnisses diene denn gleich die Notiz, daß des Königs (oder wie jetzt, der Königin) Champion oder Kämpe ein Ritter hieß, welcher von Kopf bis zu Fuß geharnischt, bei der Krönungsfeierlichkeit in die große Westminsterhalle ritt, einen Fehdehand-

schuh zu Boden warf und jeden, der das Anrecht des neuen Herrschers an die Krone nicht anerkenne, aufforderte, ihn aufzuheben. Es sind jetzt bereits fast 44 Jahre, daß diese Ceremonie bei der Krönung Georgs IV. zuletzt stattgefunden. Die großen Kosten, welche den vom Parlament für jene Gelegenheit bewilligten Anschlag von 100,000 Pf. St. um mehr als das Doppelte (138,000 Pf St.) überstiegen, veranlaßten die Minister, das Bankett bei der Krönung Wilhelms IV. ganz ausfallen zu lassen. Bei der Thronbesteigung Victoria's aber gab man, wie die Times sich ausdrückt, „dem zu diesem Dienste herkömmlich Berechtigten lieber die Baronetswürde, damit er daheim bleibe und sich ruhig verhalte, weshalb sich die getreuen Unterthanen der Königin damit trösten können, daß heutzutage nur der Löwe und das Einhorn das Kämpfen für die Krone besorgen, da der officielle Kämpe schon so lange abgefunden worden."

Das Amt nun ist ein sehr altes und läßt sich auf die Zeit der Eroberung Englands durch die Normannen zurückführen. Damals theilte Wilhelm der Eroberer manche schöne Besitzung seinen Getreuen zu, und so erhielt auch Robert de Marmyon (dessen Vorfahren die Champions der normannischen Herzoge gewesen sein sollen) das Rittergut Scrivetsby bei Horncastle in Nordlincolnshire, mit der Verpflichtung, für ihn und seine Erben bei der Krönung der englischen Könige das Amt eines Kämpen zu versehen. Unter Eduard I. ging dieses mit dem Besitze von Scrivetsby an die Ludlows und dann durch Heirath mit deren Erbin Margaretha an Sir John Dymoke und dessen Nachkommen über.

Seit jener Zeit nun bis auf Georg IV. herab war es immer ein Dymoke, welcher als Kämpe bei der Krönung auftrat. Eben bei dieser letzten Gelegenheit geschah es von dem jetzt verstorbenen Sir Henry Dymoke als Stellvertreter für seinen Vater, der Geistlicher war. Ein ziemlich roher Holzschnitt in dem Gentlemans Magazine von jenem Jahr stellt ihn dar, wie er zu beiden Seiten mit dem Herzog von Wellington und dem Marquis of Anglesey zu Pferde und ein paar Herolden mit Waffenröcken und Federbüschen zu Fuß, auf seinem weißen Schlachtroß in die Westminsterhalle einreitet. Sir Walter Scott, welcher als Augenzeuge diese Ceremonie beschrieben, konnte einige antiquarische Scrupel nicht unterdrücken: daß der bei dieser Gelegenheit getragene Schild nicht zu dem Charakter eines alten Ritters paßte. Es finden sich aber außer bei dem Chronisten Hollinshed wiederholt ausführliche Beschreibungen, und zum Schluß mag ein Bericht aus Planche's „Royal Records" hier noch eine Stelle finden. „Zu gehöriger Zeit trat der zweite Gang in dieser Weise herein. Am Schluß desselben kam dann in vollständigem Harnisch und völlig bewaffnet Sir Edward Dymoke, ihrer Hoheit (der Königin Mary) Kämpe, auf einem mit goldenen Schabracken reich geschmückten Renner hereingeritten, einen Scepter in der Hand, und zu beiden Seiten mit Pagen, von denen der eine seinen Speer, der andere seinen Schild hielt, und ihm voran schritt ein Herold, der ihn zu dem obern Ende der Halle geleitete. Nachdem er gegen ihre Majestät eine Verbeugung gemacht, indem er den Kopf verneigte, wandte er sich dann etwas seitwärts und sprach mit lauter Stimme die folgenden Worte: „Wenn es irgend einen Mann giebt, von welchem Stande, Range oder welcher Lage er auch sei, der sagen und behaupten will, daß unsere heute hier anwesende Herrscherin, die Königin Mary, nicht die rechtmäßige und unzweifelhafte Erbin der königlichen Krone dieses Reiches England sei, und daß sie nach dem Recht nicht als Königin gekrönt werden soll, so sage ich, daß er gleich einem falschen Verräther lügt, und daß ich bereit bin, solches ihm gegenüber zu behaupten, so lange ich Athem in meinem Leibe habe, sei es nun jetzt gleich oder zu irgend einer andern Zeit, wenn es der königlichen Majestät gefallen mag zu bestimmen; und somit werfe ich ihm meinen Handschuh hin." Und dann warf er seinen Handschuh von sich, den aber Niemand aufnehmen wollte, bis ein Herold ihn aufnahm und denselben ihm wieder gab. Dann begab er sich an eine andere Stelle und that in dieser Weise an drei verschiedenen Stellen der besagten Halle. Dann kam er zu dem obern Ende, und ihre Majestät die Königin trank ihm zu und sandte ihm den Becher, welchen er als Ehrensold behielt, wie auch den Harnisch und den Schmuck des Pferdes und die ganze Rüstung, die er trug. Dann kehrte er zu dem Ort zurück, von wo er gekommen war, und war darnach verschwunden. (Das Ausland.)

Aufruf.

Drei Hundert und dreißig blödsinnige Kinder im schulpflichtigen Alter sind vor sechs Jahren in der Provinz Brandenburg amtlich gezählt worden. Sehr viele, namentlich in den Städten, sind wohl der Zählung entgangen. Die uns vorliegenden Listen dieser Kinder, obwohl nur äußerliche Angaben enthaltend, lassen in den Abgrund von Noth hineinschauen, worin sie, und vielfach durch sie auch ihre Familien schmachten. Oft zwei, drei blödsinnige Kinder in einer Familie — mehr als ein Drittheil verwaist oder unehelich geboren. — Was aus den meisten von ihnen wird, wissen die Leser aus der eignen Anschauung dieser unglücklichen Wesen.

Was könnte aber aus ihnen werden?

Seit etwa 10 Jahren hat man auch in Preußen, nachdem einzelne weise und gute Männer in andern Gegenden ihr Leben und ihre Kraft mit großem Segen an die Erziehung der Blöden gesetzt, den Versuch gemacht, was sorgsame leibliche und geistige Pflege in besonderen Anstalten, passende Beschäftigung und ein für sie besonders berechneter Unterricht an manchen dieser Kinder erreichen könne. Die freie Christenliebe hat solche Anstalten schon in drei Preußischen Provinzen gegründet, am Rhein zu M.-Gladbach, in Sachsen zu Neinstedt und Hasserode, in Pommern auf der Kückenmühle bei Stettin, und es zeigt sich dort, daß die Kinder fast alle aus ihrem stumpfen, halbthierischen Zustande zu Reinlichkeit, Gehorsam und Thätigkeit erzogen, viele von ihnen auch zur Erkenntniß Gottes, zu den gewöhnlichen Kenntnissen eines Elementarschülers und zum eignen Broderwerbe geführt werden können. — Unsre Provinz hat für ihre mindestens 330 blödsinnigen Kinder noch kein solches Haus; denn zwei Privat-Anstalten, die in Berlin und Neustadt-Eberswalde bestehen, können, obwohl trefflich geleitet, doch nur wenige und fast nur bemittelte Pfleglinge aufnehmen.

Nun hat eine Wittwe in Potsdam, da diese Noth und diese Pflicht der Barmherzigkeit ihr in schwerer Krankheit auf's Herz gefallen, ein ihr gehöriges Haus und Grundstück, im Werthe von ca. 6000 Thlr., zur Gründung einer solchen Erziehungs-Anstalt für blödsinnige Kinder der **Provinz Brandenburg, außerhalb Berlins, geschenkt**, und wir haben uns deshalb der Pflicht nicht entziehen können, in Gottes Namen Hand an dies Werk zu legen.

Von allen Seiten wird unser Unternehmen freudig begrüßt; ein schon in diesem Fache bewährter Hausvater steht uns in Aussicht; Pfleglinge würden uns aus der Nähe und Ferne von den rathlosen Eltern und Gemeinden mit Freuden gebracht werden; und wir würden zum Winter in dem außerhalb der Stadt gesund gelegenen, mit Garten und Wiesen versehenen geschenkten Hause wahrscheinlich schon mehrere Kinder, wo möglich einige aus jedem der **verschiedenen Theile der Provinz**, aufnehmen können.

Es fehlt nur eins: daß die Liebe der Gemeinden uns zu diesem Anfange, zur Einrichtung, zum Gehalte des Hausvaters und des Wärter-Personals die **Geldmittel** darreiche. Wir hoffen später durch die **Pflegegelder** der Zöglinge und durch den Ertrag des Grundstücks, welches jetzt, um für die Zukunft einträglich zu werden, seine spärliche Ernte selbst verschlingt, die Bedürfnisse der Anstalt großentheils bestreiten zu können. Für den Anfang aber können wir auf diese Einnahmen noch nicht rechnen. Darum ergeht hierdurch an Alle, die Mitleid hegen mit diesen armen, verschlossenen und umnachteten Menschenseelen, und Vertrauen zu dem liebreichen Gott, der auch diesen jetzt ein Licht in ihrer Finsterniß will aufgehen lassen, die herzliche Bitte:

Helft uns den Blödsinnigen dies Haus der Barmherzigkeit bauen! Sendet uns bald, was ihr für diesen guten Zweck zu spenden euch entschließen könnt. Die Herren Landräthe und Prediger werden gern die Güte haben, Gaben der Liebe anzunehmen und weiter zu befördern. Wer direct zu senden wünscht, möge an den Prediger **Schultze** oder den Herrn Rechnungsrath **Wegener** (Französische Straße Nr. 10) hierselbst mit der Bezeichnung: „**Für das Wilhelmsstift**" adressiren. Ueber die Gaben wird zunächst in dem „Evang. Gemeindeboten", einem hiesigen Sonntagsblatte, das zum Besten der Anstalt von dem Prediger **Schultze** herausgegeben wird, quittirt werden. Wer dies Blatt für 7½ Sgr. pro Vierteljahr bei der nächsten Post-Anstalt oder Buchhandlung bestellt (für das Vierteljahr von Juli bis October können die schon erschienenen Nummern nachgeliefert werden), der wendet der Blödsinnigen-Anstalt eine Einnahme zu und erhält über dieses und andre Werke der Christenliebe in unsrer Provinz fortlaufende Nachricht, so wie mancherlei zur Erbauung und Belehrung für sich und seine Kinder, denen ein besonderes Beiblatt: „Evangelische Kinder-Zeitung" alle vierzehn Tage mitgeschickt wird. **Alle Herren Prediger haben Probenummern des Blattes in Händen.**

Wir haben noch nichts und brauchen einige Tausende. Werden die Leser, namentlich die Eltern fröhlich gedeihender Kinder, nunmehr sprechen: „**Diese Sache** ist gut. **Etwas muß ich dafür thun**" —, und werden sie nicht **zögern, ihre kleine oder große Gabe oder die Anmeldung eines jährlichen Beitrages** sei es zur Post, sei es zu dem Sammler an ihrem Wohnort zu senden? Wie schnell wäre dann der Grund zur Rettung vieler Elenden gelegt?

Dr. **Adelung**, praktischer Arzt. **Benicke**, Superintendent a. D. **Beyer**, Geh. Regierungsrath und Ober-Bürgermeister. Dr. **Birkner**, Königlicher Kreisphysikus. **Bischof**, Rentier. **Blankenstein**, Kaufmann. **Caulan**, Prediger. **Dosse**, Stadtrath und Zimmermeister. Dr. **Eltester**, Prediger. **v. Eisebeck**, General-Lieut. z. D. **Geißler**, Cantor in Neuendorf. **Galling**, Prediger. **Groote**, Prediger in Nowawes. **Heim**, Hofprediger. **Hohnhorst**, Consistorial-Rath. **Graf von Keller**, Wirkl. Geh. Rath, Ober-Schloßhauptmann. **Knaak**, Prediger. Dr. **Krummacher**, Hofprediger. **Kühne**, Hofgärtner. **Müller**, Pastor in Marquardt. Dr. **Puhlmann**, Ober-Stabsarzt. Lic. **Rauh**, Oberprediger. **Rogge**, Hof- und Garnisonprediger. **Rudolph**, Victualienhändler. **Schauert**, General a. D. **Schultze**, Prediger. **Schnitze**, Haupt- und Taubstummen-Lehrer für Potsdam. Dr. **Stolte**, Geh. Rechnungs-Revisor. **Strietz**, Geh. Regierungs- und Consistorial-Rath. **Wald**, Regierungs- und Medicinal-Rath. **Wallach**, Präsident der Ober-Rechnungs-Kammer. **Wegener**, Rechnungs-Rath a. D.

Das Königliche Ober-Präsidium der Provinz hat die Sammlung von milden Beiträgen für die Anstalt durch nachstehenden Erlaß gütigst genehmigt:

„Nachdem sich ein Comité für die Gründung einer Erziehungs- und Pflege-Anstalt für blödsinnige Kinder der Provinz Brandenburg in hiesiger Stadt gebildet hat, genehmige ich auf den Antrag vom 4. d. M., daß, unter Verbreitung eines entsprechenden Aufrufs, die Sammlung von milden Beiträgen innerhalb der Provinz Brandenburg mit Einschluß der Stadt Berlin veranstaltet werde.

Die Abhaltung von förmlichen **Haus-Collecten** ist jedoch hierunter **nicht mit einbegriffen**.

Potsdam, den 13. Juli 1865.

v. Jagow.

An den Superintendentur-Verweser
Herrn Prediger Schultze, Hochehrwürden hier."

Zur Annahme von Beiträgen haben sich außer den Obengenannten noch die folgenden **Buchhandlungen** gütigst bereit erklärt:

in Berlin die Herren **W. Schultze**, Scharrnstr. Nr. 11, und
Ed. Beck, Wilhelmstraße Nr. 115,

„ Brandenburg a. H.	Herr	Joh. Wiesike,
„ Cottbus	„	Ed. Meyer,
„ Cüstrin	„	Alb. Massute,
„ Frankfurt a. O.	„	Gustav Harnecker,
„ Königsberg N.-M.	„	J. G. Striese,
„ Landsberg a. W.	„	Fr. Schäffer & Co.,
„ Prenzlau		Carl Vincent'sche Buchhandl.,
„ Rathenow		Herr E. Haase,
„ Neu-Ruppin	„	Petrenz (Oehmigke & Riemschneider),
„ Wriezen	„	Dr. König (Röder'sche Buchhandlung),
„ Züllichau	„	Trömer.

Expedition: Wilhelmstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 33. Berlin, den 16. August 1865. Nr. 33.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. August 1865 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	41			
	Zugang pro Juli	12			
		53			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	45	45	1214	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	66			
	Zugang pro Juli	35			
		101			
	Abgang " "	38			
	Bleibt Bestand	63	63	1966	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	25			
	Zugang pro Juli	8			
		33			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	26	26	756	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	25			
	Zugang pro Juli	25			
		50			
	Abgang " "	32			
	Bleibt Bestand	18	18	711	36
5.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	19			
	Zugang pro Juli	8			
		27			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	22	22	622	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	28			
	Zugang pro Juli	18			
		46			
	Abgang " "	15			
	Bleibt Bestand	31	31	932	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	20			
	Zugang pro Juli	14			
		34			
	Abgang " "	21			
	Bleibt Bestand	13	13	523	35
	zu übertragen		216	6724	260
	Uebertrag		218	6724	260
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	23			
	Zugang pro Juli	16			
		39			
	Abgang " "	16			
	Bleibt Bestand	23	23	668	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	50			
	Zugang pro Juli	22			
		72			
	Abgang " "	27			
	Bleibt Bestand	45	45	1454	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	15			
	Zugang pro Juli	16			
		31			
	Abgang " "	20			
	Bleibt Bestand	11	11	391	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	3			
	Zugang pro Juli	12			
		15			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	8	8	258	16
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	9			
	Zugang pro Juli	5			
		14			
	Abgang " "	4			
	Bleibt Bestand	10	10	336	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	1			
	Zugang pro Juli	4			
		5			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	3	3	55	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	3			
	Zugang pro Juli	3			
		6			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	1	1	62	10
	zu übertragen		319	9948	453

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. August 1865 verpfl. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		319	9948	453
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	—			
	Zugang pro Juli	—			
		—			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	8
16.	**Marowann-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	—			
	Zugang pro Juli	8			
		8			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	6	6	92	8
17.	**Maasfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Juli 1865	17			
	Zugang pro Juli	—			
		17			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	16	16	480	16
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juli 1865	9			
	Zugang pro Juli	6			
		15			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	10	10	310	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. Juli 1865	—			
	Zugang pro Juli	—			
		—			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	14
	Zusammen		351	10830	539

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli 1865 beträgt 215, davon sind:

a) gestorben . . . 13
b) geheilt entlassen . 181
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 21

wie vor 215.

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Juni 1865 . . . . 22 Kranke.
Zugang pro Juni . . . . 13 „

35 Kranke.

Davon sind: geheilt 11
gebessert 3
fortgegangen 3
gestorben 1

18 — 18 „

Bleibt Bestand am 1. Juli 1865: 17 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 7 orientalische Christen, 4 Europäer, 1 Mahamedaner und 1 Druse.

Die Zahl der Krankenverpflegungstage betrug pro Juni 700.

Poliklinisch wurden behandelt 131 Personen.

Johann Friedrich Oberlin.

(Schluß.)

Auf den Unterricht der Jugend verwendete Oberlin besonders viele Sorgfalt. Als er im Jahre 1767 seine Stelle antrat, befand sich das einzige Schulhaus in den fünf Dörfern in einem sehr elenden, baufälligen Zustande. Dessenungeachtet war die Gemeinde seinem Vorschlage, ein geeigneteres Gebäude zu errichten, sehr abgeneigt, und statt Dank zu fühlen für die Wohlthat, die er ihren Kindern zu erweisen beabsichtigte, beklagten sie sich, daß er sie trotz ihrer Armuth mit neuen Unkosten belasten wolle; sie hielten ihm entgegen, daß die alte Hütte bisher ganz gut getaugt habe und gewiß noch lange zu benutzen sei. Es gab kein anderes Mittel, ihre Einwendungen zum Schweigen zu bringen, als eine förmliche Verpflichtung gegen die Gemeindevorsteher, daß weder die Kosten der Erbauung noch die Reparatur des projectirten Schulhauses, obgleich es zum allgemeinen Besten geschehe, jemals dem Gemeindefonds zur Last fallen würden. Er wendete sich an einige seiner wohlthätigen Freunde in Strasburg, um Beiträge zur Bestreitung der Ausgaben für das Bauwesen zu erhalten. Aber obgleich das eingesammelte Geld zu diesem Zwecke nicht hinreichend war, und sein kleines Einkommen ihm selber nicht gestattete, sich in ein Unternehmen einzulassen, welches pecuniären Aufwand erforderte, so beschloß er doch damit anzufangen; denn weder persönliche Rücksichten, noch die Furcht, auf unerwartete Ausgaben zu stoßen, schreckten ihn je von der Ausführung nützlicher Vorhaben ab. Das projectirte Gebäude wurde nicht nur ohne Nachtheil für seine geringen Vermögensumstände vollendet, sondern sogar im Laufe weniger Jahre in jedem der vier Dörfer eine Schule errichtet; und so bedeutend war der Fortschritt der Civilisation, daß die Einwohner freiwillig herbeikamen und die Pläne ihres Geistlichen durch ihr Anerbieten, ihm Mühe und Ausgaben abzunehmen, unterstützten. Während der Erbauung dieser nothwendigen Häuser dauerte die Vorbereitung von Schulmeistern fort, als deshalb Oberlin angelegentlich die Nachtheile betrachtet hatte, denen die jüngern Kinder ausgesetzt waren, während ihre ältern Brüder und Schwestern ihre Zeit in der Schule und ihre Eltern mit ihrem täglichen Erwerbe zubrachten, erfann er den Plan, auch eine Klein-Kinderschule einzuführen, die erste wahrscheinlich, die je gegründet, und das Muster derer, die nachher in Paris und später noch in dieser Gegend eröffnet wurden. Beobachtung und Erfahrung hatten ihn überzeugt, daß man die Kinder sogar von der Wiege an dazu bringen kann, Recht und Unrecht zu unterscheiden, und sie an Gehorsam und Thätigkeit zu gewöhnen; im Verein mit seiner Gattin, welche deshalb für jede Gemeinde Vorsteherinnen bildete, miethete er große Zimmer hierzu und bestritt alles aus seiner eigenen Kasse. Unterricht und das Spiel gingen in diesen Schulen Hand in Hand; und während gehörige Strenge zur Einflößung des Gehorsams eingeführt war, wurde doch ein Grad von Freiheit gestattet, der dem kindlichen Gemüthe alle Macht der Entfaltung ließ, und der Unterricht auf eine Art beigebracht, die im spätern Leben von größtem Nutzen war. Während der Schulstunden wurden die Kinder in große Kreise versammelt. Zwei Frauen waren angestellt, die eine, ihre Handarbeiten zu beaufsichtigen, die andere, sie zu unterrichten und zu unterhalten. Während die Kinder von zwei bis drei Jahren nur gehalten waren, gelegentlich eine Zeit lang still zu sitzen, lehrte man die von fünf oder sechs Jahren stricken, spinnen und nähen; wenn diese Beschäftigung sie ermüdete, so zeigte ihre

Lehrerin ihnen gemalte Bilder, Gegenstände aus der heiligen Schrift oder Naturgeschichte, legte ihnen dann auch die Bedeutuag derselben aus und ließ sie die daaan gegebene Erklärung wiederholen. Sadnnu wies sie ihnen geagraphische Karten von Frankreich, Europa aber dem Steinthal und dessen nächsten Umgebungen, die unter Oberlins Leitung zu diesem Zwecke in Holz gegraben waren, und benannte ihnen die darauf bezeichneten Orte; überdies lehrte sie dieselben auch geistliche und sittliche Lieder singen. Auf solche Weise suchte sie die Kinder so viel als möglich unaufhörlich in wechselnder Thätigkeit zu erhalten und gestattete ihnen niemals ein Wort Patois zu sprechen.

Mit so zum Geharsam angehaltenen und daran gewöhnten Gemüthern traten die Kinder in einem gewissen Alter in die allgemeinen Schulen ein, und die Lehrer wurden in ihren Pflichten, die unter den gegebenen Umständen ziemlich schwierig waren, durch die gemachten Fortschritte unterstützt und ermuthigt. Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, die Prinzipien der Landwirthschaft, Astronomie, die diblische und die Weltgeschichte wurden regelmäßig in den höheren Schulen gelehrt. Oberlin beaufsichtigte das Alles sorgsam und behielt sich überdies den Religionsunterricht dieser zahlreichen Schüler var. Jeden Sanntag versammelten sich die Kinder der Dörfer im Umkreise in der Kirche, um die geistlichen Lieder zu singen, welche sie gelernt hatten, den Religionsunterricht, der ihnen während der Woche zum Auswendiglernen aufgegeben war, herzusagen, und die Ermahnungen und Warnungen ihres gemeinsamen Vaters zu vernehmen.

Einer der zahlreichen Fremden, welche, angelockt durch das Gerücht von des Pfarrers Oberlin außerordentlichen Erfolgen, ihn in seinem Wohnorte aufsuchte, schildert uns sein häusliches Leben wie folgt:

„Das Pfarrhaus liegt angenehm und hat von der Gartenseite eine ramantische Aussicht; in jedem Theil desselben war jene Art aon Eleganz bemerklich, welche durch Ordnung und Reinlichkeit herdei geführt wird. Die Mödel sind einfach; doch läßt sich wahrnehmen, daß man nicht in der Wahnung eines gewöhnlichen Mannes ist; die Wände sind mit Landkarten, Zeichaungen und Vignetten bedeckt, und Bibeltexte sind über alle Thüren geschrieben. Ueber der Thür des Speisezimmers steht: „Gesegnet sind die, welche hungern und dürsten nach Gerechtigkeit; denn sie sallen gesättigt werden.“ Und oberhalb der anderen stehen Texte, welche die Liebe zu Gott und unseren Nebenmenschen einschärfen. Der gute Mann folgte strenge dem göttlichen Befehl, die Gebote über seine Thürpfosten zu schreiben. Beim ersten Eintritt gad er jedem von uns einen gedruckten Text: „Bleibet in mir und ich in euch! — Trachtet unch Dingen, die über euch sind!“ — Sein Studirzimmer ist ein besonderes Gemach, das eine mehr auserwählte, als zahlreiche französische und deutsche, hauptsächlich für die Jugend passende Büchersammlung enthält. An den Wänden hängeu Kupferstiche, Bildnisse ausgezeichneter Charaktere, Abdrücke aon Insecten und Thieren, colorirte Zeichnungen van Mineralien und kostdaren Steinen, kurz es ist buchstädlich mit nützlichen, auf die Naturgeschichte und andere interessante Gegenstände sich beziehenden Malereien tapeziert.“

Var dem Mittagessen wurde ein Segen gesprochen. Seine Kinder, sa wie zwei größere und ein kleineres Mädchen, die ihren Unterricht dart empfingen, kamen mit zu Tische; ein bewundernswürdiger Ausdruck von Sanftmuth lag auf Aller Angesicht. Man staunt, wenn man sich van dem hellen Verstande, der Feinheit und Erhabenheit des Gemüths überzeugt, welche bei diesen schlichten Landleuten zu finden ist; die Mägde sogar sind wohlerzogen und mit jenem kindlichen Geiste ausgestattet, der eines der getreusten Zeugnisse wahrer Religiasität ist. Eine derselben, welche Wittwe ist, machte gegen uns manche gute Bemerkungen über das eheliche Leben. Um häuslichen Frieden einzuführen und zu erhalten, sagte sie: „Lasset uns zu ihm uns wenden, der da der Friede ist.“

„Ich schreibe dies an seinem Tische, während er mit der Verfertigung von Lederhandschuhen für seine Bauernkinder beschäftigt ist. Seine Familie bethätigt sich rings um ihn her in ihrem aerschiedenartigsten Berufe; sein ältester Sahn Friedrich giebt einigen der Kleinen eine Stunde, warin Unterhaltung auf verständige Weise mit Belehrung abwechselt; und der liebe Papa spricht bisweilen ein Wort, ohne von seinem Geschäft adzulassen. Diesen Morgen führte er mich in seine Werkstätte, wo sich eine Drechslerdank, eine Presse, ein aollständiges Zimmermanns-Handwerkzeug, eine Buchdrucker- und eine Buchdinder-Presse befinden. Ich half ihm ein Buch Papier colariren, welches zu Einbänden für Schulbücher bestimmt ist. Er giebt seinem Völkchen fast nichts, das nicht einigermaßen aon seinen oder seiner Kinder Händen dearbeitet ist.“

„Er will diesen Ort niemals aerlassen. Einst wurde ihm eine weit bessere Pfründe angeboten. Nein, sagte er, ich habe 10 Jahre gedraucht, um jeden Kopf in meiner Gemeinde kennen zu lernen und ein Inventarium ihrer sittlichen, geistigen und häuslichen Bedürfnisse aufzunehmen. Mein Plan ist gefaßt. Ich brauchte 10 Jahr, um diesen abzuhelfen, und 10 folgende, um ihre Fehler und Laster zu aerbessern.“

„Gestern fand ich ihn umgeben aon 4 bis 5 Familien, deren Häuser abgebrannt sind; er theilte Kleider, Speise, Assignaten, Bücher, Stricknadeln, Fingerhüte und colorirte Bilder an sie und die Kinder aus, welche er nach ihrem Alter in einer Reihe stehen und nach ihrem Wunsche wählen ließ. Die vallkammenste Gleichheit herrscht in seinem Hause; Kinder, Dienstbaten, Kostgänger, alle werden gleich behandelt; ihre Plätze am Tisch wechseln, so daß jedes aon ihnen adwechselnd neden ihm zu sitzea kommt, mit Ausnahme Luisens, seiner Haushälterin, die in der Regel obenan sitzt, und seiner deiden Mägde, die am Ende des Tisches ihren Platz haden. Es ist Gewahnheit aon ihm, jedes Mitglied seiner Familie Morgens und Abends zu begrüßen, seine beiden kleinen Mädchen nahen sich ihm respectaoll und verneigen sich; er reicht ihnen immer seine Hand und erkundigt sich nach ihrem Befinden ader wünscht ihnen eine gute Nacht. Alle sind glücklich und scheinen den größten Theil ihres Glückes ihm zu verdanken. Man bemerkt, daß sie, um sein Leben zu retten, das ihrige aufopfern würden. Falgende Antwort wurde ihm von einer seiner Mägde gegeben, als er sie wegen ihrer niedergeschlagenen Blicke während eines unbedeutendeu Unwohlseins befragte: „Ich fürchte, theurer

Papa, daß es im Himmel keine Dienstboten giebt, und daß ich das Glück verlieren werde, Sie bedienen zu können." Oberlin sah mit heiligem Vertrauen und freudiger Hoffnung seiner ewigen Heimath entgegen!" —

Oberlins Einrichtungen für das Wohl seiner Gemeinde wurden wesentlich durch zwei Frauen gefördert, welche ihm als würdige Genossinnen zur Seite standen. Eine von ihnen, seine Gattin, verlor er jedoch schon im Jahre 1784, und seitdem versah die schon erwähnte Luise ihre Stelle als Wohlthäterin des Steinthals. Oberlin stellte ihr in einem Briefe, den er seinen Kindern hinterließ, folgendes ehrenvolle Zeugniß aus:

Meine theuren Kinder!

Indem ich euch verlasse, vermache ich euch meine getreue Wärterin, die euch erzogen hat, die unermüdliche Louise. Ihre Verdienste für unsere Familie sind zahllos. Eure gute Mutter nahm sie seit ihrem fünfzehnten Jahre zu sich, sie bewährte durch ihre Talente, ihren Eifer, ihre Geschicklichkeit sich als höchst brauchbar und wurde bei dem allzufrühen Tode eurer lieben Mutter für euch eine getreue Wärterin, eine sorgsame Mutter, eine fleißige Lehrerin, Alles zusammen und auf's Beste. Ihr Eifer erstreckte sich noch weiter; als ein wahrer Apostel des Herrn ging sie in alle Dörfer, wo ich sie hinsandte, und sammelte die Kinder um sich, sie im Willen Gottes zu unterweisen, schöne Lieder singen zu lehren, ihnen die Werke des väterlich gesinnten, allmächtigen Gottes in der Natur zu zeigen, mit ihnen zu beten und denselben all den Unterricht beizubringen, den sie von mir und eurer lieben Mutter erhalten hat. Dies alles war nicht das Werk eines Augenblicks, und die zahllosen Schwierigkeiten, die sich diesen heiligen Unternehmungen in den Weg setzten, würden Tausend Andere zurückgeschreckt haben. Einerseits war der wilde und unfreundliche Charakter der Kinder, anderseits das Patois auszurotten; damit man von ihnen verstanden wurde, mußte man zu ihnen in ihrer Sprache reden und ihnen alles sodann in's Französische übersetzen. Eine dritte Schwierigkeit boten die schlechten Wege, zumal bei schlimmer Witterung dar; man mußte Steinen, Gewässern, Regengüssen, eiskalten, schneidenden Winden, Hagel, tiefem Schnee auf dem Boden und drohenden Lavinen von den Bergen her Trotz bieten; nichts hielt sie zurück, und Abends nach ihrer Rückkehr, auf der sie von Regen, Wind und Kälte durchschauert wurde, besorgte sie meine Kinder und die Haushaltung mit der gewohnten Sorgfalt. Sie opferte somit meinem Dienste und dem Dienste unseres Heilandes nicht blos ihre Zeit und Talente, sondern sogar ihre Person und ihre Gesundheit auf. Gegenwärtig und zwar seit mehreren Jahren ist ihr Körper ganz ruinirt, theils von den Strapazen, theils davon, daß sie allzuoft aus der Kälte in die Wärme und aus der Wärme in die Kälte sich begab, von Schweiß in Frost gerieth, und durch den Schnee, der ihr oft bis an den Leib ging, sich den Weg suchen mußte; wodurch ihr durchnäßtes Hemd gefror und ihre Knie blutig gerieben wurden; ihre Brust und ihr Magen, alles ist ruinirt, und sie kann jetzt fast nichts mehr ertragen. Ihr werdet vielleicht sagen, daß sie hierfür durch den guten Lohn, den ich ihr gab, entschädigt wurde? Nein, liebe Kinder! Wißt, daß seit dem Tode eurer lieben Mutter ich sie nie dazu bringen konnte, den geringsten Lohn anzunehmen; sie verwendete das Pachtgeld von ihrem Gütchen zum Wohlthun für Andere und zur nöthigsten Kleidung für sich, und es glich stets einer Gefälligkeit von ihrer Seite, wenn sie nur ein Kleidungsstück aus meinem Vorrath annahm, da ich doch ihrer Sparsamkeit und Treue verdanke. Erwägt, liebe Kinder, die große Schuld, zu der ihr gegen sie um meinetwillen verpflichtet seid, und wie wenig ihr jemals im Stande sein werdet, ihr hierfür zu vergelten. — Eure Krankheiten und Schmerzen, sowie die meinigen — wie viel schlaflose Nächte, wie viel Angst und Sorgen haben sie derselben nicht gekostet!

Noch einmal vermache ich sie euch. Ihr werdet durch die Aufmerksamkeit und Pflege, die ihr ihr erweiset, zeigen, ob ihr den letzten Willen eures Vaters ehrt, der euch stets Gesinnungen der Dankbarkeit und der Wohlthätigkeit eingeflößt hat. — Doch ja, ihr werdet meine Wünsche erfüllen, ihr werdet eurerseits alle zugleich und jedes insbesondere für sie das sein, was sie für euch war, so weit dies eure Mittel und die Nähe eures Aufenthaltsortes gestatten.

„Behüt' euch Gott, meine theuersten Kinder!

Euer Papa, J. F. Oberlin."

Der Geist, den Oberlin in seiner Gemeinde geweckt hatte, wirkte noch nach seinem Tode fort. Namentlich gründeten die wohlhabenden Mitglieder derselben eine „Oberlin-Stiftung," indem sie eine Summe zusammenschossen, wovon Lehrerinnen für die Jugend der Pfarrei Waldbach besoldet wurden. Außerdem errichtete die Gemeinde dem verehrten Lehrer und Wohlthöter ein Denkmal in ihrer Kirche. Es wurde von dem Bildhauer Ohmacht ausgeführt und am 1. Juni 1827, dem Gedächtnißtag seines Todes, eingeweiht. Auf dem Grabsteine, vor dem ein Kreuz mit der Inschrift „Papa Oberlin" steht, befindet sich sein Brustbild mit der Umschrift:

Ici reposent
les depouilles mortelles
de
Jean Frédéric Oberiin,
Pasteur de la paroisse
de
Waldbach.
Né le 31. Août 1740.
Décédé le 1. Juin 1826.
Il fut pendant cinquant neuf ans
Le Père
du
Ban — de — la — Roche.

Zur Geschichte der deutschen Personennamen.

In seinem schätzbaren Werke: „Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter" (Frankfurt 1862) macht Dr. G. L. Kriegk sehr interessante urkundliche Mittheilungen über die Entstehung der deutschen Personennamen, welche bekanntlich noch immer nicht ganz in's Klare gebracht ist.

Man war früher an den Gebrauch der bloßen Vornamen so sehr gewöhnt, daß in den Bürgerbüchern des vierzehnten Jahrhunderts sogar die regierenden Bürgermeister oft nur mit ihren Vornamen angeführt werden. So führt z. B. die Ueberschrift des Bürgeraufnahme-

Verzeichnisses von 1311 bis 1312, in welchem Jahre Heinrich von Hachinberg und Adolf Knobelauch die Bürgermeister waren, diese mit den Worten an: „unter den Bürgermeistern Heinrich genannt von Hachinberg und Adolf." Ebenso sind in den Bürgerbüchern eine lange Reihe von Jahren hindurch die Gelder, welche die Bürgermeister bei den Aufnahmen erhoben, fast immer in der Art eingeschrieben, daß blos der Vorname dessen, der sie erhob, beigesetzt ist. Offenbar redete man im Mittelalter einander meistens nur mit dem Vornamen an, und nannte, wenn man von jemand sprach, gewöhnlich nur diesen. So wird, um einige Beispiele anzuführen, im Raths-Protokoll von 1525 der Syndikus Dr. Adolf Knoblauch stets nur der Dr. Adolf genannt, und mitunter Hamann statt Humann von Holzhausen, Dr. Peter statt Dr. Peter Mayer, Dr. Niklaus statt Dr. Niklaus Rinker geschrieben.

In Betreff der Entstehung der Zunamen ergiebt sich aus den Frankfurter wie aus anderen Urkunden, daß man vor dem Aufkommen derselben sich meistens mit dem Zusatze des Heimaths- oder Wohnortes oder auch des Heimathlandes und einem vorgesetzten „von" begnügte. Auch fügte man, um einen Mann von einem anderen des gleichen Tauf- oder Vornamens zu unterscheiden, seinem Vornamen gern die Bezeichnung seines Gewerbes hinzu. So entstanden die noch immer am häufigsten vorkommenden Zunamen, wie Schneider, Schmidt, Metzler oder Metzger, Krämer, Schäfer, Bäcker, Schwab, Sachs, Schweizer, Hesse u. s. w. Sogar ein „Conze Frankenford" kommt im Beedbuch von 1365 vor. Diese Art von Namen waren jedoch anfangs nicht immer forterbende Familiennamen. Im Bürgerbuch von 1311 bis 1312 kommt z. B. ein Vater mit seinem Sohne vor, jener aber heißt „Ludwig genannt von Monechen" dieser „Ludwig von Frankenberg." Auch änderte sich noch im vierzehnten Jahrhundert der Zuname eines Mannes, mitunter während des Laufes seines Lebens. So findet sich z. B. im Bürgerbuch von 1333 ein Mann mit den Worten verzeichnet: „Peter genannt Jude, früher Mor." Ferner wird manchmal Einer nach zwei Orten zugleich benannt, wie ein gewisser Johann, welcher im Bürgerbuch von 1316 „Johann von Byberahe und Haselach" genannt wird. Uebrigens verdient noch angeführt zu werden, daß die Unterscheidung durch den Zusatz Senior oder Junior, der Alte oder der Junge, schon frühe gebräuchlich war, ich fand z. B. schon im Bürgerbuch von 1323 den Namen Conrad Gishubel Senior.

Doch diese und ähnliche Verhältnisse und Beziehungen der Personennamen sind es nicht, welche hier in Betracht genommen werden sollen. Es gilt vielmehr, den Einfluß nachzuweisen, den in Frankfurt Scherz und Spott auf die Entstehung von Personennamen ausgeübt haben.

Schon Andere haben darauf aufmerksam gemacht, daß Namen wie Dick, Klein, Kahl und ähnliche aus Zeiten herrühren, in welchen man auf körperliche Stattlichkeit und Fehlerlosigkeit viel hielt und deshalb leicht dazu kam, einem Menschen einen Namen zu ertheilen, welcher ein augenfälliges körperliches Gebrechen desselben bezeichnete. Dies ist schon eine Art von Spott, und Namen solcher Art gehören also zu den sogenannten Spitznamen, welche zu jeder Zeit im Gebrauche waren und immer gebräuchlich bleiben werden. Zu ihnen gehören auch die offenbar ebenfalls schon frühe vorkommenden Namen, welche ihrem Begriffe nach an ein sittliches oder intellectuelles Gebrechen, an irgend eine hervorstechende Eigenschaft, an eine auffallende Gewohnheit des betreffenden Menschen, oder auch an irgend einen sonderbaren Vorfall erinnern. Manche dieser Namen sind nicht nur denen, welche sie erhalten hatten, während ihres ganzen Lebens geblieben, sondern auch auf ihre Nachkommen übergegangen, also Familiennamen geworden. Es ist nämlich bei manchen Familiennamen wegen ihrer etymologischen Bedeutung geradezu unbenkbar, daß die Ersten, welche sie trugen, sich dieselben selbst beigelegt haben. Andererseits kann man aber wohl begreifen, wie Leute sich an einen ihnen ertheilten Spottnamen nach und nach so gewöhnten, daß sie selbst zuletzt ihn gebraucht haben; denn erstens verlieren alle Namen durch ihren beständigen Gebrauch alsbald im Munde derer, welche sie aussprechen, ihren ursprünglichen Sinn und Begriff, und zweitens war man in älteren Zeiten nicht so zartfühlend und häkelig wie heut' zu Tage. Mitunter mag es auch vorgekommen sein, daß ein mit einem Spottnamen Belegter sogar eine Ehre darin fand, von seinen Gegnern verspottet worden zu sein, und denselben durch sein eigenes Gebrauchen jenes Namens Trotz bot: ein Fall, welcher auch in der Geschichte der Menschheit selbst mit den Spottnamen von Parteien, wie Geusen, Chouans und Sanscülottes, eingetreten ist.

Auch in den Frankfurter Urkunden des Mittelalters finden sich gar manche Namen, welche ursprünglich nur aus Spott ertheilt worden sein können, und die deshalb zugleich zeigen, daß den Bewohnern Frankfurt's schon in früher Zeit die Neigung zum Scherzen und Spotten eigen war. Außerdem läßt sich aber auch das historische beglaubigte Beispiel eines Frankfurters anführen, welcher gleich den erwähnten Geusen, Chouans und Sanscülottes den ihm ertheilten Spottnamen als eine Ehre ansah und darum selbst gebrauchte. Es war dies der um 1500 lebende Peter von Marburg genannt zum Paradies. Ein Fürst hatte, als Peter im Turnier-Kampfe sich auszeichnete, in Bezug auf dessen bürgerlichen Stand ausgerufen: „Wer ist denn der Lump, der so manchen Dank davonträgt?" und Peter fügte seitdem seinem Namen den Zusatz „genannt der Lump" bei. Dies war freilich blos ein Beiname; im Grunde waren aber alle nachher zu Familiennamen gewordenen Bezeichnungen nichts Anderes.

Unter den auffallenden Personennamen des mittelalterlichen Frankfurts giebt es manche, welche nicht aus Spott hervorgegangen sind, sondern umgekehrt, eine ehrende Anerkennung aussprechen. Zu dieser Klasse von Zunamen sind folgende zu rechnen: Heinrich Ohne-Angst (Ane Angest), Hennekin Man, Konrad Fröhlich (Vrolich), Heinrich Frischgemud. Zu den selbstgegebenen Namen sind auch manche zu zählen, welche nicht danach aussehen, aber doch zu ihnen gehören, wie Rindsfuß. Dieses Wort war ursprünglich blos ein das Wohnhaus des Betreffenden bezeichnender Zusatz, und kommt als solcher noch im Beedbuch von 1365 vor, wo ein Bürger mit dem Namen „Herrman zum Ryntfuße" verzeichnet ist. Ebenso verhält es sich offenbar mit folgenden Namen: Mecze an dem Felde,

Konrad an dem Ende, Heinrich an der Ecken und Coneze imme Hobe, d. i. Hose, Hartmud mitten in dem Dorf, Kule by der Bach, Gerlach unter der Lynden.

Ganz anders sind folgende Namen anzusehen, welche auf körperliche Eigenthümlichkeiten hindeuten und mehr oder weniger als Spitz- und Spottnamen erscheinen: der kahle Wigand, Volez Spitzebart, Hans Zegenbart, Hans mit dem Bart, Albrecht Langnase, Henne Langhals, Aldrecht Roczmul, Gerhard Hochbein, Coneze Krumpfuz, der kleine Theodor, der große Johann, Arnold mit der großen Nasen. Andere Namen dieser Art beziehen sich auf die Nationalneigung zum Weintrinken, z. B. Hannsechin Schenke in das Glas, Ebirlin Lereneruch, Gerhard Nüchterndrung, Heinrich Weinfinke, Heinrich Becherer, Suchewin, Gerhard Winbrang, Conczе Gutwin, Heinrich Runeglocke, (mit Beziehung auf die bestehende Vorschrift, daß Sommers Niemand länger als bis neun Uhr im Wirthshause bleiben durfte). Auch der Name Wassertrunk, welchen 1459 ein Edelknecht Philipps zum Jungen hatte, gehört offenbar ebenso zu dieser Klasse von Namen, wie der Name Lutirwasser, welchen in Beedbuch von 1367 ein Einwohner führt.

Eine beträchtliche Zahl von sonderbaren Personennamen, welche im alten Frankfurt vorkommen, hängt mit irgend einer individuellen Eigenthümlichkeit anderer Art, oder mit irgend einem Vorfalle zusammen, oder ist auf eine andere, nicht mehr erkennbare Weise entstanden. Unter ihnen befinden sich einige in der That drollig zu nennende. Folgende mögen als Beispiele dienen: Konrad von Rindfleisch, Herburd Huezel, Dubiney (d. i. Taubenei), Henezo Zarteabirn, Heincze Fingirhud, Heyle Blarock, (d. i. Blaurock), Herman Vierecke, Sifried Nachtschabe, Heinrich Suemilch (Sauermilch), ferner Jakob mit der lieben Duben (Taube), Eule Wurstenbendil, Heile Fackildanez, Sifried Hund, Gele Rosfleisch, Hennekin Dusenthereze (Tausendherz), Henne Faßnacht, Heile Durchdenbusch, Heinrich Schweinefleisch. Im Jahre 1327 kommt sogar ein Heile Drillehaldpfund, sowie 1367 ein Heineze Drittehalbpfund vor. Am allermeisten befremdend ist der Namen eines Mannes, welcher 1402 Bürger ward und in das Bürgerbuch so eingetragen ist: „Herman Winsperger der Man mit dem Hymmelrich." Daß der Zuname Dufil (d. i. Teufel) öfters vorkommt, ist weniger auffallend, als daß im Bürgerbuch zweimal (1333 und 1361) ein christlicher Bürger den Namen Jude führt (Peter Jude und Hans Jude). Zwei andere, das Wort Jude enthaltende Namen, nämlich Judengud (Günther Judengud 1364) und Judenspieß (der Metzger Judenspiz 1338, Heile Judenspis 1346 und der Rathsherr Johann Judenspieß um 1390), müssen mit irgend einem, die Juden betreffenden Vorfalle zusammenhängen.

Die Herberge „zur Heimath" in Bonn.

Der in diesem Jahre erstattete kurze (nicht gedruckte) Jahresbericht über die Bonner Herberge „zur Heimath" erinnert daran, daß diese erste derartig neu eingerichtete Herberge jetzt seit zehn Jahren besteht. Die zu Anfang zu bekämpfenden Vorurtheile unter den Handwerksgesellen sind nach den ersten Jahren allmälig gänzlich verschwunden, wozu namentlich auch der Umstand beigetragen, daß durch die immer weitere Ausdehnung dieser heilsamen Institute die Gesellen mit denselben immer mehr bekannt geworden sind. Während die Zahl der Einkehrenden in den ersten 5 Jahren jährlich durchschnittlich 930 betrug, stieg diese Durchschnittszahl in dem zweiten Jahrfünft auf jährlich 3700. Uebernachtungen fanden im vergangenen Jahre 11,458 statt, wovon 4030 auf Fremde und 7428 auf Arbeitsgesellen kamen; außerdem kehrten 646 Gesellen am Tage ein, ohne zu übernachten. Unter den 4030 Einkehrenden waren 1059 evangelisch, 582 katholisch, 36 jüdisch, bei den Uebrigen blieb die Religion unbekannt. — In dem Gange der Herberge war das letztverflossene (10.) Jahr das ruhigste von allen bisherigen. Der bisherige Hausvater, ein Bruder des Rauhen Hauses, ist von seiner Krankheit wieder genesen, und hat dem Hause ungestört vorstehen können. An Zeugnissen der Dankbarkeit unter den Gesellen hat es nicht gefehlt, aber, wie von vorahereinerwartet werden muß, auch nicht an bitteren Erfahrungen der Undankbarkeit und Rohheit. Vielen der Einkehrenden muß immer wieder erst begreiflich gemacht werden, daß die Herberge keine Wohlthätigkeitsanstalt für Bettler, andern, daß sie keine Kneipe ist, wo etwa Gelegenheit zum Spielen und Saufen geboten würde. So hat es nicht an unangenehmen Auftritten gefehlt, unter denen 20 Gesellen, die sich der Ordnung nicht fügen wollten, ausgewiesen werden mußten, während andere sich freiwillig zurückzogen. Immerhin sind alle diese Fälle nur einzeln geblieben. Als eine besonders wohlthätige Einrichtung ist schon früher angeführt, daß die Bonner Herberge einen Reinigungsapparat für die Uebernachtenden angeschafft; während die Reinigung bis dahin unentgeldlich geschehen war, mußte für diese im letzten Jahre, um freventlichem Mißbrauch für die Zukunft vorzubeugen, eine, wenn auch geringe Zahlung auferlegt werden. — An Freunden, die einzelnen Handwerksgesellen und der Herberge mit Rath und That gedient, hat es auch in dem letzten Verwaltungsjahre nicht gefehlt. Mehrere Freunde resp. Familien schafften dem Hausvater die Möglichkeit, am ersten Weihnachtstag 19 wandernde und dürftige Handwerksburschen Mittags und Abends unentgeldlich zu beköstigen und überdieß noch mit einer kleinen Weihnachtsgabe zu erfreuen, die ihnen unter einem erleuchteten Weihnachtsbaum beschert wurde. Von anderer Seite wurde der Herberge eine geeignete Bibliothek von circa 150 Bänden als Geschenk überwiesen. Da sich die letztjährige Wirthschafts-Einnahme auf 3113 Thlr. 21 Sgr. 4 Pf., die Ausgabe auf 2956 Thlr. 21 Sgr. 1 Pf. belaufen, ist ein Bestand von 155 Thlr. 3 Pf. geblieben. Die Herberge ist demnach im Stande gewesen, sich selbst zu erhalten.

Es ist oben angedeutet, daß seit dem zehnjährigen Bestehen der ersten derartigen Herberge in Bonn, deren eine größere Zahl entstanden. So weit wir im Stande sind, das Gebiet zu übersehen, darf angenommen werden, daß bis jetzt 50 oder nahe an 50 derartige Herbergen eröffnet sind. Als solche können u. a. angeführt werden in Preußen: Barmen, Elberfeld, Cöln, Duisburg, Düsseldorf, Düren, Wesel, Mühlheim a. Rh., Hagen, Bielefeld, Berlin (mit 100 Betten), Brandenburg a. H., Frankfurt a. O., Potsdam, Crossen, Prenzlau, Stettin, Soran, Lauban, Liegnitz, Breslau, Görlitz, Lissa, Erfurt, Halle, Halberstadt, Quedlinburg, Wernigerode, Ziesar, Gumbinnen u. s. w., im übrigen Deutschland: Gotha, Sondershausen, Hannover, Osnabrück, Bremen, Hamburg, Leipzig, Frankfurt a. M. u. s. w., außerdem in Zürich, Basel, Paris, Petersburg u. s. w. Fast monatlich treffen jetzt die Nachrichten über den Fortgang der Sache ein, auf der offenbar ein besonderer Segen ruht.

(Fl. Bl. a. d. R. H.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48.
Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 34. Berlin, den 23. August 1865. Nr. 34.

Carl Adolph Ferdinand von Strantz, Generallieutenant a. D., Ehrenritter seit 1830, † zu Breslau 3. August 1865.

Der Bettelstand und die ersten Hospitäler.

(Von George Hesekiel.)

Der Bettelstand, wie wir die Massenarmuth, das Proletariat mit seinem schlichten mittelalterlichen Namen noch immer nennen möchten, obwohl derselbe die Sache nicht mehr ganz deckt, ist kein sociales Element, was bei der Formation der Völker von Anfang an da war. — Der Bettelstand ist erst aus der durch das Christenthum bewirkten Befreiung der Sclaven (Emancipation) hervorgegangen. Freilich finden wir der Bettler von Anfang an Erwähnung gethan, nicht nur in den heiligen Schriften, sondern auch bei den Dichtern und Prosaschriftstellern (Homer, Hesiod u. A.), aber es waren eben nur Bettler und kein Stand der Bettler, es waren einzelne Bettler in geringer Zahl. Es konnte neben der bestehenden Sclaverei, eben kein zahlreicher Bettlerstand existiren, der Mensch war entweder Herr, und dann hatte er Besitz, oder er war Sclave, und dann wurde er von seinem Herrn erhalten. Erst mit der Ausbreitung des Christenthums, mit der Zunahme der Sclaven-Freilassungen entstanden kleine Gutsbesitzer und Gewerbtreibende, Arbeiter ohne Capitalien, die sich dann bei drängenden Verlegenheiten, Hungersnöthen, namentlich wenn sie eine Familie zu ernähren hatten, in's Elend geworfen sahen und, gezwungen, zum Bettelstab greifen mußten.

Da das Christenthum die Sclavenbefreiung aber nicht systematisch, oder gar gewaltthätig betrieb, da die Entlassungen, Freilassungen von Sclaven anfänglich nur einzeln waren, so gab es auch in der ersten Zeit der christlichen Aera nur wenige Bettler und gar keine öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten. In den Schriftstellern findet man nur der Bettler in den Städten Erwähnung gethan, dort waren die Entlassungen von Sclaven häufiger, folglich auch die Bettler zahlreicher. Tertullian klagt im Apologeticum über die Unverschämtheit der Bettler in den Gasthäusern, und Juvenal entwirft ein abscheuliches Bild von der Bettler Liederlichkeit und Unzucht. Die ungeheuer reiche heidnische Priesterschaft that für die Armuth gar nichts, der heil. Ambrosius schalt mit Flammenworten auf den Geiz der heidnischen Priesterschaft und rühmt dagegen die Christen, „die nichts ihr Eigenthum nennen als den Glauben, deren Hab' und Gut aber den Armen gehört;" es läßt sich nachweisen, daß die Christen damals sehr reichlich Almosen gaben, daß sie die Bedürftigen ernährten und bekleideten, aber sie waren noch nicht die Zahlreichen, sie konnten noch nicht gemeinsam für die Armuth sorgen, nicht gesetzlich zu Hülfe kommen; was damals geschah, das geschah von den Einzelnen, von Jedem nach Kräften. Waren nun also die Bettler in den ersten beiden Jahrhunderten wenig zahlreich, so traten doch bald Umstände ein, welche die Bettler in ganz ungeheurer Weise vermehrten und den eigentlichen Bettelstand zur Erscheinung brachten.

Solche Umstände waren die Hungersnöthe, die bei der unglaublich schlechten Verwaltung in Italien augenblicklich entstanden, sobald die Ernten in Sicilien und Afrika mißriethen; ferner die Bankerutte von Körperschaften (Schiffer, Bäcker u. A.), welche zahlreiche Arbeiter ernährten. Bei solchen Ereignissen jagen die Sclaven, welche von ihren Herren nicht mehr ernährt werden konnten, die brodlosen Arbeiter ꝛc. in Massen nach Rom, um dort Brod zu erbetteln. In Rom aber fürchtete man durch diese zuströmende Masse ebenfalls Mangel und trieb sie mit Gewalt aus der Stadt. Symmachus, Präfect der Stadt, schrieb 383: „Wir befürchten eine Hungersnoth, selbst wenn wir die ganze hierher geflüchtete Volksmasse, welche die Stadt aussaugt, vertrieben haben werden." Gegen diese heidnische Härte und Unmenschlichkeit der römischen Bürgerschaft erhuben die Christen laut die Stimmen. Der heil. Ambrosius schreibt: „Wer die Fremden aus Rom verjagt, soll nicht gelobt werden. Es ist unmenschlich gehandelt, wenn man einen Menschen in Augenblicken, wo er der Hülfe bedarf, verstößt. Die Thiere verjagen nicht die Thiere, der Mensch aber verjagt den Menschen." Es begreift sich, daß die Hauptmacht des Bettelstandes sich nun auf die Christen warf, daß sie die Kirchen namentlich täglich hart belagerten. In Rom wurden täglich die Bettler vor der Apostelkirche mit Almosen bedacht

(vergl. Ammianus Marcellinus und Prudentius's Gedicht gegen Symmachus), daraus entstand denn nun viel Aergerniß; die Menschenliebe der Christen wurde auf das Schaamloseste gemißbraucht, es wimmelte von Betrügern im Bettlergewand, so daß Valentinian II. durch das Gesetz von Padua 1. Juli 382 Rom von allen denjenigen Bettlern säubern ließ, die noch fähig waren, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Durch dieses Gesetz von Padua lernt man den Zustand der Massenarmuth in Italien gegen Ende des vierten Jahrhunderts einigermaßen kennen. Man ersieht aus demselben, daß bei Weitem die meisten Bettler in Rom entlassene oder geflüchtete Sclaven waren. Wer die entflohenen Sclaven als solche anzeigte, erhielt dieselben zum Geschenk. Justinian (Novelle 80) verfuhr ebenso, nur befahl er, alle arbeitsfähigen Bettler zu öffentlichen Arbeiten zu verwenden.

Aber trotz der Massenhaftigkeit der Armuth, welche durch solche besondere Umstände erzeugt wurde, ist dieselbe doch nur accidentiell; principiell entwickelte sich der Bettelstand mit der Ausbreitung des Christenthums gleichen Schritt haltend; und dennoch hat das Christenthum nirgend eigentlich Hand an die Sclaverei gelegt. Im Allgemeinen berührte das Christenthum die positiven Gesetze der heidnischen Gesellschaft, in deren Mitte es bestand, überhaupt gar nicht. Dem Kaiser blieb, was des Kaisers war. Schrieb doch schon der heil. Paulus an die Sclaven zu Ephesus, daß die neue Religion nichts in ihren Pflichten verändere, sondern nur neben der alten Welt eine neue geistige Welt aufrichte, in welche sie alle die aufnähmen, die sich ihren Bedingungen unterwürfen. Es war lediglich die geistige Anziehungskraft des Christenthums, der Geist der Liebe, der Barmherzigkeit und der Brüderlichkeit, der das Joch der Sclaverei brach, aber auch den Bettelstand schuf. Es liegt eine große Lehre in dieser unumstößlichen Wahrheit; es war der christliche Geist der Liebe, der Barmherzigkeit und der Brüderlichkeit, welcher das Proletariat hervorrief.

So lange das Christenthum der Welt fehlte, hatte die Masse der Sclaven keine Sehnsucht nach der Freiheit; alle ihre Bedürfnisse mußten durch die Herren geschafft werden, und die Behandlung war der Sitte gemäß selten eine harte. Die Sclaven wußten, daß sie nicht hungern, frieren, dürsten mußten, daß sie in Krankheitsfällen verpflegt wurden. Waren sie frei, so mußten sie arm und einzeln einen meist aussichtslosen Kampf um ihre Existenz kämpfen, unablässig gegen das Vorurtheil der Gesellschaft ringen. Mit dem Erscheinen des Christenthums änderte sich dieses Verhältniß, denn vor Gott gilt nicht das Ansehen der Person, predigte Sanct Paulus, und wenn auch der Adel der Geburt bei den ersten Christen immerhin auch geachtet wurde, so verachteten doch die gentiles, welche das Christenthum angenommen hatten, die freigelassenen Sclaven nicht mehr, wie sie das als Heiden gethan, sondern sahen vielmehr auch in ihnen christliche Brüder; die Freigelassenen und die Söhne von Freigelassenen, die Emporkömmlinge und homines novi konnten Diakonen, Priester und Bischöfe werden, sie wurden von der neuen Gemeinschaft nicht als Emporkömmlinge verstoßen, sondern als Christen aufgenommen. Darum flüchteten die Sclaven sich mit solchem Eifer und in solchen Massen in's Christenthum, daß sie, die nun plötzlich für sich selbst sorgen sollten, zu Tausenden dem Elend verfielen und zwar einem ganz unerhörten Elend. Der heilige Hieronymus nennt die Christen „die Sclaven und Candidaten der Armuth“, ein Wort, welches im vierten und fünften Jahrhundert in mehr als einer Beziehung eine Wahrheit gewesen sein mag.

Mit der Erscheinung des massenhaften Bettelstandes beginnt auch der Kampf der christlichen Gesellschaft gegen denselben — man begriff damals den Zweck des Proletariats in der christlichen Ordnung. Schon im vierten Jahrhundert begannen die Versuche zur Organisation eines großartigen Systems der öffentlichen Wohlthätigkeit; alle diese Versuche sind gescheitert, wo sie radikale Heilung bezweckten, aber sie wirkten doch palliativ, immer neue Versuche wurden gemacht, immer mit demselben Erfolge; bis auf unsere Tage sind diese Versuche fortgesetzt. Das Christenthum lehrt die Wunde der Armuth verbinden, die Schmerzen lindern, aber es lehrt nicht, sie heilen. Die Armuth soll eine offene Wunde bleiben am Leibe der christlichen Gesellschaft, auf daß die Christen nicht verlernen, der Armuth zu dienen. Das predigt die Weltgeschichte seit dem vierten Jahrhundert, und es ist eitel Menschenthorheit, die mehr will als lindern.

Der Kampf der christlichen Gesellschaft mit dem Bettelstande rief die ersten öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten in's Leben. Die erste, von der wir wissen, stammt aus dem Jahre 315. In einer auf Italien bezüglichen Constitution des Kaisers Constantin heißt es, daß eine Beisteuer aus dem öffentlichen Schatz zur Unterstützung der armen Familien gegeben werden soll, welche ihre Kinder verschenken, versetzen, verkaufen, aussetzen oder tödten müßten aus Mangel an Nahrungs-Mitteln. Welche Zustände müssen das gewesen sein, die eine solche Maaßregel in dem hochcivilisirten Italien erheischten? Wahrlich, die Christen von damals haben ganz andere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt als wir, und doch wollen wir oft verzagen?

Eine andere Constitution vom Jahre 321 begünstigt die Schenkungen und Vermächtnisse an Kirchen, deren Vermögen das Eigenthum der Armuth war. 368 verordnen Valentinian und Valens ein Maximum für den Preis der Lebensmittel, „damit die Armen das Nothwendige kaufen können,“ sagt das Gesetz. Das sind die Anfänge, aber erst in dem beginnenden sechsten Jahrhundert findet man die ersten Hospitäler und Zufluchtshäuser. Ein Gesetz des Kaisers Justinian vom Jahre 528 lehrt uns dieselben kennen. Es werden folgende genannt: Xenones, Zufluchtshäuser für herumstreichende Bettler, Vaganten; Nosocomia, Krankenhäuser; Plocotrophia, Armenhäuser; Orphanotrophia, Waisenhäuser; Brephotrophia, Findelhäuser. Aus einem weitern Gesetz vom Jahre 530 ersehen wir, daß es auch Gerontocomia und Paramonaria, Zufluchtshäuser für das Alter, gab; endlich ist auch die Rede von einem Hause der Stadt, Xeno genannt, ein städtisches Hospital. Die Vermächtnisse an unbestimmte Personen sind gesetzlich nichtig, güttig allein die für die Armen, und diese sollen dem Hospital der Stadt zufließen, in welcher der Testator gestorben. Ebenso bestimmt ein Gesetz Justinian's dem Hospital alle Vermächtnisse, welche zu Gunsten Jesu Christi, der Märtyrer,

der Propheten und der Engel gemacht werden. Endlich befiehlt eine Constitution der Kaiser Valentinian und Marcian vom Jahre 454, den Kirchen jährliche Renten aus dem Staatsschatz zur Erhaltung und zur Ernährung der Armen zu zahlen.

So begann die christliche Gesellschaft ihren Kampf mit dem Bettelstande, und sie sammelte die Erbschaft an Elend und Ruinen, welche die alte Welt ihr hinterließ, sie gab der Freilassung der Sclaven wahrhaften Werth, indem sie dieselben als Brüder in sich aufnahm und ihnen das Aufsteigen bis zu den höchsten Stufen der Hierarchie verstattete; und für die, in deren Hand die Freiheit unfruchtbar war, die dem Hunger und der Noth verfielen, schuf sie stets geöffnete Zufluchtsstätten, die dem Alter wie dem Siechthum Brod für den Leib und Speise für die Seele boten.

Das hat jene Zeit gethan, mehr zu thun hat keine spätere vermocht, es giebt keine radikale Abhülfe für den Bettelstand, sondern nur Linderung seiner Leiden; der Bettelstand ist unzerstörbar, aber unzerstörbar und immer offen sei auch das Hospital!

Die evangelische Heil- und Pflegeanstalt „Hephata" für blödsinnige Kinder Rheinlands und Westphalens zu M. Gladbach,

hat ihren fünften Bericht veröffentlicht, aus dem wir hier Folgendes mittheilen:

I. Vollendung unserer Anstaltsgebäude.

Wie schon in früheren Berichten erwähnt worden, hatten wir anfangs beim Bau von den Räumlichkeiten, welche zum Betriebe des ganzen Anstalts-Werkes in dem nach den Verhältnissen als zweckmäßig erkannten Umfange für erforderlich gehalten wurden, einen Theil zurückgelassen. Dieser Theil, umschließend die von der übrigen Anstalt völlig gesonderten Räume für die Pflege-Abtheilung, Zimmer zur Unterweisung der Mädchen in Küche und häuslichen Arbeiten, einen entsprechend großen Speisesaal und die Räume für Betreibung der Oekonomie, welche die Anstalt durchaus bedarf, ist nunmehr mit Gottes Hülfe vollendet, so daß wir zu einem Abschluß des Baues gekommen sind. Es ist von manchen Seiten gefragt worden, ob denn diese völlige Ausführung schon jetzt eine Nothwendigkeit gewesen sei und nicht bis nach gänzlicher Tilgung der Schulden von der ersten Anlage hätte unterbleiben können. Zwei Jahre lang hat die Verwaltung, bestehend aus 30 Männern der Provinz, in ihrem engeren und weiteren Kreise diese Frage gewissenhaft erwogen, und sie mit völliger Zuversicht verneinen müssen. Die Noth war dabei allein maßgebend. Nachdem wir die Gründe dieser Hinausführung vorher zweimal öffentlich dargelegt haben, ist uns die große Stärkung zu Theil geworden, daß die Freunde der Anstalt also thatsächlich ihre Zustimmung gegeben, daß unsere Schuld, obgleich wir 7000 Thlr. für unsern Ausbau und Neubau verausgaben mußten, doch nur um 2200 Thlr. hat erhöht zu werden brauchen. Wir sehen nunmehr mit Dank und Freude auf das vollendete Gebäude hin, welches noch kürzlich der Vorsteher einer Idioten-Anstalt in Wien das gelungenste und angemessenste für diesen Zweck genannt hat. Die erfahrensten Männer haben uns dabei mit großer Aufopferung zur Seite gestanden. Ihnen allen gebührt unser Dank. Dieser Einrichtung unseres Hauses schreiben wir es wohl zumeist zu, daß demnächst sämmtliche Idioten-Lehrer und Aerzte Deutschlands zu einer ersten berathenden Versammlung nach Gladbach kommen wollen, wie verlautet. Bleibe über diesem Hause alle Zeit Gottes Gnadensegen, in demselben ein Demüthiger, im Kleinen treuer Sinn dienender Liebe!

II. Unsere Pflegesätze für die Armen-Verwaltungen.

Wir haben uns bisher nicht entschließen können, unsere Pflegesätze für Kinder notorisch armer Eltern, für welche die Armen-Verwaltungen bezahlen, über den jährlichen Betrag von 48 Thlr. zu erhöhen, obgleich wir dadurch in mannigfache Noth und Beängstigung gerathen sind. Jeder einzelne Pflegling kostete uns im vorigen Jahre noch, wie die angehängte Rechnung ergiebt, 120 Thlr. pro Jahr, wobei die Verzinsung und Amortisation der Schuld von der Anlage nicht mit berechnet sind. Die Anstalt mußte also für jeden armen Pflegling 72 Thlr. zulegen. Als nun die Zahl derselben 38 betrug, erforderten diese einen jährlichen Zuschuß von 2736 Thlr. Von dieser Summe rechnen wir den Ertrag der Kirchen-Collecte ab, welchen wir von Anfang an für die notorisch armen Kinder bestimmt hatten. So blieb noch ein Mangel von 1674 Thlr., von welchem das Deficit herrührt, welches die Bilanz in den laufenden Einnahmen und Ausgaben pro 1864 ergiebt. Eine gewissenhafte Verwaltung erforderte es von uns, nunmehr die Zahl jener Stellen für arme Kinder zu schließen, und konnte seitdem nur dann ein solches eintreten, wenn eine Armenstelle durch den Abgang eines andern frei wurde. Das hat die für uns so schmerzliche Folge gehabt, daß beständig mehrere Kinder, welchen die Aufnahme längst zugesichert ist, auf ihren Eintritt lange Zeit warten müssen, was gerade bei Kindern aus dürftigen Verhältnissen für unsere Arbeit an denselben sehr nachtheilig ist, da so vielfach die Lebenszeit verstreicht, wo die Einwirkung am leichtesten und erfolgreichsten war. Man hat es uns vielfach mündlich und durch den Druck als ein Unrecht vorgeworfen, daß wir den Armen-Verwaltungen, welche doch von Rechts wegen verpflichtet seien, für ihre blödsinnigen Kinder und die Befreiung solcher armen Familien zu sorgen, einen so bedeutenden Nachlaß gewährten; und wenn man auch zugeben wollte, daß es arme Gemeinden gebe, welche zur Uebernahme der gesammten Kosten nicht im Stande seien, bei welchen also die allgemeine Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit Platz zu greifen hätte, so dürfte doch solche Rücksicht bei Städten wie Köln, Barmen, Elberfeld, Düsseldorf, Crefeld, Gladbach, Rheydt u. s. w. keine Berechtigung finden. Aber alle solche Theorieen müssen erst in der Anwendung auf practische Verhältnisse und Erfahrungen sich erproben. Wer es nun weiß, mit welchen Schwierigkeiten die Armen-Verwaltungen in unsern größern industriellen Städten zu kämpfen haben, wie unmöglich es da oft den bestgesinnten Männern ist, für einzelne Familien, einzelne Kinder so verhältnißmäßig bedeutende Ausgaben bewilligt zu erhalten, der wird sich selbst sagen, wie vielen dieser Unglücklichen der Segen unserer Anstalten

entzogen bleiben würde, wenn wir nach jener Norm verfahren wollten; — so lange nämlich die Verpflichtung Seitens des Staates sich nur auf die Unterstützung der Familien, deren Arbeitskräfte zur Ernährung nicht zureichen, und etwa noch auf die Unterbringung der Irren in den Gemeinden in Irrenhäusern, aber nicht auf die Heilung und Erziehung der blödsinnigen Kinder erstreckt. Freilich ist es wahr, daß die Gemeinde durch Unterlassung ihrer moralischen Pflicht für diese Kinder sich viel größere Unkosten für die Zukunft bereiten, als jene 120 Thlr. jährlich betragen würden, indem ein Theil der blödsinnigen Kinder später wird in den Irrenhäusern zu unterhalten sein, ein anderer Theil, für's ganze Leben arbeitsunfähig, völlig ernährt werden muß, was durch rechtzeitige Verpflanzung in die Heilanstalt wäre zu vermeiden gewesen. Aber wer kann denn verlangen, daß in so kurzer Zeit der Segen und die Nothwendigkeit dieses Werks zu so allgemeiner Anerkennung gelangt sei, daß dadurch alle Bedenken wegen der hohen Ausgaben überwunden würden? Immer bleibt aber noch die Erfahrung, daß die Steuer von freien Liebesgaben für Abhülfe solcher einzelnen Nothstände im Geiste christlicher Barmherzigkeit bei sehr Vielen bei Weitem größere Freude und Segen hinter sich läßt, als wenn Alles in die einzige Rubrik eines übermäßig anschwellenden Armen-Budgets sollte centralisirt werden, welches aus auferlegter Zwangs-Besteuerung seine Mittel ziehen muß. Und hier können wir uns auf eigne Erfahrung berufen. Wie freudig, wie reichlich haben oben genannte Städte, denen wir alle aus den Provinzen zur Seite stellen könnten, zur Gewinnung des Anlage-Kapitals für unsere Anstalt zusammengetragen! Durften wir denn das nicht in Anrechnung bringen, wenn einzelne Städte, aus welchen wir 6, 8 Kinder haben, uns mehrere Jahre hindurch gegen 600 Thlr. gespendet haben, wenn in denselben fortwährend Hände thätig sind zu Arbeiten, deren Erlös sich in Liebesgaben für unsere Anstalt verwandelt? Freilich wird das Gefühl der Verpflichtung der Armen-Verwaltungen, sich dieser ihnen befohlenen Kinder ganz und gründlich anzunehmen, bedeutend wachsen müssen; auch die Erkenntniß, daß Anstalten, welche ihren Bedürfnissen abzuhelfen suchen, *ihre* Anstalten sind, für welche alle sich verantwortlich zu machen haben. An traurigen Erzeigungen hat es da auch nicht gefehlt. Aber jedes Werk Gottes erfordert Geduld, es muß sich legitimiren, und in demselben Maaße wird auch die Willigkeit der Gemeinden als solcher zunehmen, für ihre Blödsinnigen freiwillig das aufzubieten, was sie für die Irren, auch für die Unheilbaren, thun müssen. Hier gilt's erst Bahn machen.

III. Pflegesätze für Private.

Noch viel größere Sorgen und Bedenken haben uns die Anträge von Privaten, welche auf keine Unterstützung aus Armenmitteln Anspruch machen konnten, auf Ermäßigung unter den Minimal-Satz unserer laufenden Unkosten verursacht. Es wird auch nicht möglich sein, die Menge und Schwierigkeiten aller einzelnen Fälle, die uns vorgelegen haben, hier aufzudecken. Es waren uns solche Gesuche zugegangen von Handlungsgehülfen, Beamten, Eisenbahn-, Bergwerks-Angestellten u. s. f. mit Jahresgehältern von 300, 400, 500 Thlr., welche Familien mit vielen Kindern zu versorgen hatten. Wohin sollten wir sie verweisen? Handwerker, Wirthe, Ackerleute, welche durchaus außerhalb des Bereiches der Hülfe durch Wohlthätigkeit anderer stehen, haben ihre Anträge fallen lassen, oder die Kinder der Anstalt entzogen, weil sie einen Satz, wie wir ihn durchaus fordern mußten, obgleich wir ja gern das Aeußerste gethan haben, nicht bezahlen konnten. Ja, es ist uns ein Fall begegnet, wo ein solcher Mann in einer ganz armen Gegend, in welcher auch keine Freunde und Verwandte für sein Kind etwas thun konnten, wie wir alle zugeben mußten, nicht im Stande war, bei redlicher Ernährung seiner Familie durch Fleiß und Arbeit, für sein unglückliches, bildungsfähiges Kind, wenn es nicht in seinem Hause war, etwas zu schaffen. Die Verwaltung war dadurch in eine Noth und Verlegenheit versetzt, die gewiß jeder Leser nachfühlen wird. Es hat dieselbe ein Mitglied, dem das Herz zu sehr beschwert war, von dem Gedanken, dies Kind zurückzuweisen, zu einem kühnen Schritt ermuthigt. Es hat sich mit Offenheit an einen entfernt wohnenden Freund der Anstalt gewandt und ihm die Sachlage dargelegt, und die Antwort erhalten, daß er die Unkosten der Anstalt für dieses Kind decken wolle. Das war eine aufrichtende und stärkende Erfahrung, welche Muth gab zum Gebet und zur Arbeit. Wir haben dieselbe schon früher einmal gemacht, wie der vorletzte Bericht angeführt. Wir erwähnen das nur, damit unsere Freunde auch einen Einblick gewinnen in die Schwierigkeiten einer gewissenhaften und sorgsamen Verwaltung. Denn der Glaube schließt diese nüchterne, besonnene Vorsicht nicht aus, sondern hat das gute Gewissen in dieser Beziehung zu seiner Voraussetzung. Andererseits dürfen wir auch darum unseren Freunden eine solche Theilnahme an allen Verlegenheiten und Schmerzen unserer Arbeit zumuthen, damit die Erkenntniß und die Ueberzeugung sich verbreite, daß hier nicht genug gethan ist, wenn das Unentbehrliche im Sinne einer äußerlichen Abwägung geschafft worden, sondern daß das Wünschenswerthe, das von freundlichem, gegenseitigem Mitgefühl Geforderte seine Berechtigung hat; wenn wir gleich nicht dafür collectiren dürfen im eigentlichen Sinne, so wird es uns doch ein warmes Herz nicht verargen, wenn wir es der freiesten, nur den innersten Trieben folgenden Liebe darlegen. Schon ist eine völlige Freistelle in der Anstalt für immer gestiftet und bereits vergeben; auf eine zweite ist uns gewisse Aussicht gemacht worden. Hier öffnet sich noch ein schönes weites Feld für Gaben, Schenkungen, Vermächtnisse christlicher Liebe, deren Segen für alle Zeiten bleibend sein wird; wobei ja das gegenwärtige Geschlecht nicht vergessen kann und darf, wie wir mitten im Genuß tausendfacher Segnungen stehen, welche aus Werken christlicher Barmherzigkeit früherer Jahrhunderte herfließen. Unsere evangelischen Gemeinden am Rhein werden es ja nicht vergessen, welche Segnungen auch in irdischen Gaben für Kirchen, für Waisen, für Schulen uns aus den Niederlanden in früheren Zeiten, wo sie hier unter dem Kreuz lebten, zugeflossen sind. Wo ist unser Silberdank? Gelobt sei Gott, auch hier zeigt es sich, daß die evangelische Kirche zu neuem Leben erwacht ist. Sie, die kein Verdienst der Werke kennt, wohl aber eine Freude und einen Segen der Werke, welche aus dem Glauben, aus der erfahrenen Liebe Gottes fließen, darf auch auf diesem Gebiete ihr Haupt fröhlich aufrichten und den Segen solcher Stiftungen rühmen.

IV. Die Schöller'sche Stiftung.

Es war am Schluß des vorigen Jahres, als die im vorigen Abschnitt geschilderte Noth besonders drückend auf den Herzen der Verwaltungsglieder lastete. Sie sahen sich immer bedenklicher an, ob nicht bald der Kassen-Bestand es nothwendig machen würde, allen solchen Ermäßigungen für die nächste Zeit Einhalt zu thun. Natürlich sahen denn auch manche Augen fragend hinauf zu den Bergen, von welchen in allen Dingen Hülfe kommt. Ge-

rade in diesen Tagen, theuere Freunde, war es, als uns auf Privatwege die Mittheilung gemacht wurde, daß eine fromme, im November des v. J. selig im Herrn entschlafene Dame, Fräulein Auguste Schöllee in Düsseldorf, in ihrem Testamente die Anstalt Hephata für blödsinnige Kinder Rheinlands und Westphalens mit einem Legat von 5000 Thle. bedacht habe. Welche Beschämnng, welche Frende, welchen Dank diese Nachricht erweckt hat: das wird erst der Himmel kund machen, wenn alle dadurch gesegaeten dlädsinnigen Kinder mit uns sich vereinigen werden, dieser begnadiglen und darum so reichlich liebenden Spenderin den Dank darzubringen, für welchen sie auf Erden nicht hal aus ihrer Verborgenheit und Zurückgezogenheil heraustreten wollen. Die Freude war nne eine so viel reichee nnb reinere, als die selig Entschlafene keinem Mitgliede der Verwaltung dekannt gewesen wae, der Here und Heiland unserer Kinder also seldst das liebewarme Herz erweckt hatte zu solch' reicher, in ihren Folgen bleibeaden Segensthat; und als die Kuade davon geade in eine sokche Zeit dee Noth für nns fiel. Wer konnte dn zweifeln, nur einen Augenblick sich bedenken, für welchen Zweck diese 5000 Thlr. bestimmt seien? Die Verwaltung deschloß sofort, dies Kapital für alle Zeiten mit Gottes Hilfe unangetastet der Anstalt zu erhalten, die jährlichen Zinsen kediglich zue Ermäßigung der Pflegesätze für arme Peivate, welche nicht aus Armenmitteln unterstützt werden, zu verwenden, und die Erinnerung dieser seligen Wohlthälerin unserer Anstalt, des von ihe gestisteten bleibenden Segens unb der uns gewordenen Gebets-Erhärung, Stärkung nnb Tröstung in den Namen „Schäller'sche Stiftung“ zusammen zu fassen. Gott sei Dank für seine reiche Gabe! Gesegnet sei und bleide das theure Anbenken der Seligen! Gesegnet nlle Arbeit der Liebe an all' den vielen Kindern, welche durch ihre Freundlichkeit und Barmherzigkeit möglich gemachl werden wird von Geschlecht zu Geschlecht! Gesegnet seien Alle, welche bie Entschlasene lieb gehabt, denen sie hier uad im Himmel Gutes wünschl. Noch ist die Testoments-Vollstrecknng und Auszahlung nicht eingetreten, aber schon ist Fürsorge getroffen, die beste, sicherste unb eegiebigste Erhaltung des Kapitals zu gewinnen. Unser Dank übee dem stillen Grade ist eine Ehre Gottes und eine Freude der Menschen. Das wird und kann nicht ungesegnet bleiben. Erwecke Gott immer nuf's Nene allen Elenden und Unglücklichen solche Liebe!

V. Unseee Schuld und das Collectiren.

Wie haben unser Werk begonnen mit dem Absehen und der Hoffnung, daß das Sammeln von Liebesgaben duech unsere Boten in ben Gemeinden mäge sodald als mäglich nufhären, und nicht ein bleibendes jährliches Erforderniß werden. Es ist darum von Ansaug an nicht ununteebrochen gesammelt worden, sondern ansnngs allein im Rheinlmnd, später in Westphalen, darauf wieder blos im Rheinland, von wo wir demnächst wiedee hoffen, eine Zeit lang nach Westphalen gehen zu können. Dadurch ist von vornherein ausgesprochen, daß wir diese Sammlungen nicht wünschen auf die jährlichen Bedürfnisse für die laufenden Ausgaben zu bringen, sonbern daß sie nue den Zweck haben sollen, das Anlage-Kopilal zu gewähren, und wir sie wünschen nufhören lassen zu können, sobald unsere Schuld gedeckt sein wird. Es ist wahr, daß die vielen Collecten in unserer Zeit sich durch die vielen, theils neu entstandenen, theils neu zum Bewußtsein gekommenen Nothstände gae wohl erklären. Wer kann sich über das beklagen wollen, was mit der schnellen Entwicklung auf bem Gebiete der Industrie und in so vielen Bereichen des socialen Lebens sich so nothwendig verbunden zeigt? Wer wagt es noch zu bestreiten, welche segensreichen Folgen die nllseitige Thätigkeit dee innern Mission für das allgemeine Beste, für Frieden und Wohlfahrt im Volksleben hat? Daß die so vielsach eingetretene Spannung zwischen Kapital und Armuth für Alle solche Adhülsen, gegenseitige, bald hier bald da eintretenbe Aushülse und Ausgleichung unentbehrlich und gleich segensreich macht? Hier liegt auch eine deständige Zucht, ein Zeugniß, eine lebenskräftige Gegenwirkung gegeu den Materialismus und Mammonsdienst unserer Tage, gegen alle Gemüthskälte und Härte, wekche so gern im Gefolge des Reichthums, seiner Sorgen und seiner Lüste sich einstellt. Hier werden Versöhnungen zu Stande gebracht in den Zerklüftungen des Volkes, hier wird wieder Dankbarkeit gepflanzt und Freude am Wohlthun und Lieben. Das braucht erst gar nicht für die gesagt zu werden, welche den Herrn kennen, der arm geworden ist, auf daß wie durch seine Armuth reich würden. Aber auch noch weniger willige Gedee sollen unter diesen Segen gestellt werden, und jede Anfrage, jede Bitte kann wohk mal recht tief in's Heez dringen, auch da, wo sie nicht gleich gewährl wied. Es ist gewiß ein Segen nnserer Zeit, daß viel erbeten und viel gegeben wird, denn deides mehrt die Liebe. Abee eben darum, weil es eine so heilige, berechtigte und gesegnete Sache ist, und wir auch niemals wollen zu stolz sein zu bitlen, thut es auf diesem Gebiete so Noth, daß jeder Bitte ein ganz gules uud freudiges Gewissen zur Seite steht. Darum wollen wir nie anders, als für das unzweifelhafteste und constatirteste Bedürfniß bitlen, nicht einen Tag länger collectiren, als es die Nolh erfordert, und hnbea uns deßhalb von Ansang an ein Ziel vor Augen gesteckt, daß die Anstall ohne dasselbe mäge destehen können, sobald die Schulden gedeckt sind, und wollen die gewiß uns erhaltenen Kircheneolleeten den Gemeinden völlig wieder zu gute kommen lassen an ihren notorisch Armen. Darum ist nuch jede Nachsuchung einer äffentlichen Sammlung, jede Bitte an die kirchlichen Organe, Consistorium, Provinzial-Synode, Kreis-Synode, Presdyterien um Empsehlung unserer Anstalt, jedee Anspruch um eine Gabe an die Freunde und Wohlthäter zugleich eine Bitte um Aussicht und Ueberwachung, welche uns eine Wohlthat ist. Wir haben in unserer Verwaltung die Präsides der deiden Provinzial-Synoden, einen Superintendenten, einen Landrath; wir geben Bericht außer diesem allgemeinen, welchen wir allen Behärden vorlegen, jeder Provinzial-Synode, den Consistorien, den Gemeinden; wie heißen jede Inspection der Behöeden, jede Untersuchung unserer Verwaltung mit dem herzlichsten Dank willkommen, und haben davon immer nur Ermunterung und Stärkung auf's Reichlichste erfahren.

Dabei soll es uns immee aufs Ernsteste angelegen sein, alle so leicht einschleichenden Mißstände beim Einsammeln zu verhüten oder zu beseitigen, und können wir nichl dringend genug bitten, uns solche, wo sie irgend vorkommen, sofort zur Kenntniß zu bringen. Wer will es zu fordern wagen, daß solche nie vorkommen dürften und könnten bei treuee Verwaltung? Auch wir haben sie gemacht und erfahren, möge Niemand, dee irgend wie darunter gelitten ohne unseee Schuld, es dem Werk, daran wie ardeiten, nachtragen, es entgelten lassen! Was irgendwie erkaant woeden ist, wurde sofort beseitigt, und auch darin wolle uns Gott immer treuer machen!

Unsere Schuld von dee gesammten, nun vollendeten Ankage deträgt 10,400 Thlr. Die Tilgung derselben wird unser Werk um Vieles freier und gesegneter muchen. Auch in diesem Jahre wird noch einmal die Sommlung in der Rheinprovinz gehalten werden, welche uns dis Ende 1866 bewilligt ist. Möge sie dann für Rheinland überflüssig werden! Es hat treulich geholfen. Wie erbitten unseren Boten überall freundlichen Rath und Hülfe, unserm Werke treue, ausdauernde Liebe, unsern Kindern Etwas von väteelicher und mütterlicher Barmherzigkeit. Gott segne unser Haus und unsere Ardeit, und gebe uns Treue — im Kleinen!

VI. Die Rechnung und der Etat.

Die unten angeschlossene Rechnung scheidet das für die kaufenden Anstalts-Bedürfnisse und das füe den Bau

Eingegangene und Verausgabte von einander, damit daraus die nöthigen Maßstäbe für die Etats-Berechnungen sich ergeben. Demnach ergiebt die Gesammt-Einnahme der Kost- und Kleidergelder, wovon die letzteren nur einmal beim Eintritt bezahlt werden, wenn dieselbe auf 70 Pfleglinge, welches die Durchschnittszahl des vorigen Jahres war, vertheilt wird, für jeden durchschnittlich 86 Thlr. 9 Sgr. Vertheilen wir ebenso den Ertrag der Kirchencollecte, Liebesgaben und den Erlös der Arbeiten im Hause auf die Pfleglinge, so beträgt das auf jeden 21 Thlr. 22 Sgr. 10 Pf., also die Gesammt-Einnahme 108 Thlr., während die Gesammt-Ausgabe der Anstalt, ebenso auf die 70 Pfleglinge vertheilt, 120 Thlr. 20 Pf. für jeden ergiebt. Bei diesem Resultat wird vorausgesetzt, daß die Verzinsung und Tilgung der Schuld nicht mit darf dem einzelnen Pflegling zur Last fallen in den laufenden Ausgaben, sondern durch den Ertrag der Hauscollecten auf außerordentlichem Wege gedeckt wird. Aber auch dann dürfen wir uns bei diesem Resultat nicht beruhigen, sondern es wird die Einnahme und Ausgabe in der laufenden Rechnung durchaus sich gleich kommen müssen. Dann können wir nach der Tilgung unserer Schuld auf die Hauscollecten verzichten, und die Anstalt erhält sich aus den Pflegegeldern, der Kirchen-Collecte, Beiträgen der Regierungen und Liebesgaben für die notorisch Armen. Dies Resultat haben wir für das laufende Jahr pro 1865 zu erzielen gehofft, wo sich voraussichtlich die Durchschnittszahl auf 80 Zöglinge stellen wird. Jedenfalls können wir an keine Erweiterung der Stellen-Zahl für notorisch Arme und an keine weitern Ermäßigungen für die Kinder dürftiger Privaten denken, bis wir das angegebene Ziel erreicht haben. Dazu wolle uns die christliche Liebe reichlich und bald verhelfen, damit wir den Weg der Collecte nicht lange mehr zu betreten brauchen!

Mit 68 Zöglingen traten wir in das Jahr 1864 ein, davon starben zwei im Laufe des Jahres, drei Kinder mußten den Ihrigen wieder zurückgegeben werden, zwei wurden von denselben zurückgenommen. Neun Zöglinge, 7 Knaben und 2 Mädchen, konnten vorigen September confirmirt werden.

Für die ausgetretenen Kinder traten — von 48 angemeldeten — 17 neue Kinder ein, worunter ein älteres, schon confirmirtes Mädchen, das in der Anstalt zu häuslichen und weiblichen Handarbeiten angeleitet werden soll.

Es befanden sich demnach am Schlusse des Jahres 74 Zöglinge — 44 Knaben und 30 Mädchen — in der Anstalt, darunter 4 katholische und 2 jüdische.

Von den 74 Zöglingen gehören 63 der Heilabtheilung — worunter 9 der Schule Entwachsene, resp. Confirmirte, die theils Lehrlinge sind, theils ökonomische Arbeiten verrichten und — 11 der Pflege-Abtheilung an.

Nach ihrer Heimath sind sie aus nachstehenden Provinzen und Gemeinden:

Aus der Rheinprovinz 44; aus der Provinz Westphalen 22; aus der Provinz Brandenburg: 1 aus Marquart bei Potsdam; aus der Provinz Preußen: 1 aus Danzig; aus der Provinz Posen: 1 aus Schneidemühl; aus Hamburg, Bremen,*) Frankfurt a. M. je 1; aus dem Großherzogthum Hessen: 1 aus Nieder-Welsel, aus dem Fürstenthum Birkenfeld: 1 aus Oberstein.

Unsren Schulbericht müssen wir, um nicht den Bericht zu sehr auszudehnen, möglichst kurz fassen. Wir erwähnen zuerst, daß wieder mehrere Kinder aus der Vorschule in eine Unterrichtsklasse, sowie Zugehörige einer niedern in eine vorgerücktere Klasse versetzt werden konnten. Unterrichtsfächer sind: Anschauungs-Unterricht, biblische Geschichte, Sprech- und Sprach-Unterricht, Rechnen, Singen, Formen- und Zeichen-Unterricht, Lesen, Schreiben und bei einigen Besseren Realien. Bei den meisten der unterrichtsfähigen Kinder sind die Fortschritte in den einzelnen Pensen recht sichtbar, bei einigen auffallend, bei andern auch wieder sehr langsam; bei mehreren scheint ein Stillstand einzutreten und eine Weiterförderung nicht möglich.

Spiel und Gymnastik fanden auch im verflossenen Jahre ihre Stelle in der Erziehungspraxis der Anstalt. Ihr Einfluß auf Gemüth und Willen ist ein unverkennbarer und ganz besonders dazu geeignet, theilnahmlose, verschlossene, sich isolirende Kinder zum Handeln, zur Kraftanstrengung zu bringen und einerseits ein Gefühl der Gemeinschaft, andererseits ein Bewußtsein des Vermögens und der Kraft zu erwecken und zu ernähren.

Die Körperpflege fand durch vielfache Bewegung im Freien, hauptsächlich in dem hinter dem Hause gelegenen Gebüsche mit seinen verschiedenen Spielgeräthen, durch häufigere Wanderungen, sowie durch regelmäßige Waschungen und Bäder (mit vielfacher Anwendung von Douchen und Brausen) ihren Ausdruck.

Der industriellen Thätigkeit widmen unsere Zöglinge täglich 1 bis 2 Stunden. Daneben verrichten sie mancherlei Dienste in Haus, Küche und Garten.

Als Ergebnisse aus dem Jahre 1864 führen wir an, daß 420 Stück verschiedene Körbe, 90 Stück Matten, 26 Stück durchbrochene Holz- (sog. Laubsäge-) Arbeiten, 20 Dutzend Garnwickeln und 24 Paar Schuhe aus Tuchenden verkauft werden konnten.

Hierzu kommt der eigne Bedarf im Hause an Körben, Matten und Schuhen.

Wir empfehlen den Freunden der Anstalt sämmtliche Artikel zur gefälligen Abnahme.

Aus dem Erlöse der gefertigten Arbeiten wird sämmtliches Rohmaterial, sowie etwa erforderliches Werkzeug wieder angeschafft. Im verflossenen Jahre hatten wir einen Ueberschuß von 34 Thlr. 3 Pf., den wir in die Hauskasse fließen lassen konnten. Dieser Ueberschuß wäre um ein Beträchtliches höher gewesen, hätten wir nicht kurz vor Jahresschluß eine größere Partie Kirsch- und Birnbaumholz zu Laubsägearbeiten gekauft.

Die genannten Ergebnisse betreffen aber nur die Thätigkeit der Knaben. Die Beschäftigungen der Mädchen bestehen außer ihrer Verwendung in Haus und Küche in Stricken, Nähen, Häkeln, Straminsticken, und haben sie in diesen Zweigen viel Erfreuliches geleistet.

Der Pflege der Kinder widmen sich, mit Ausnahme einer Hilfswärterin und des Knaben-Wärters, die beide ihre Stellen wechselten, noch dieselben Personen, wie im vorhergehenden Jahre. Hinzu kam im Laufe des Jahres noch eine dritte Wärterin und seit Neujahr eine vierte, seit welcher Zeit auch ein eigner Korbmacher im Hause thätig ist. Das gesammte Anstalts-Personal besteht demnach aus dem Vorsteher und seiner Frau, als Hausmutter; 3 Lehrern, 1 Wärter, 1 Schreinergehülfen, 1 Korbmachergehülfen, 1 Knecht, 4 Wärterinnen, 3 Hilfswärterinnen, 3 Mädchen, wovon zwei für die Küche und eine für das Weißzeug.

Die Einnahmen pro 1864 haben betragen:

a) die laufenden . .	7564 Thlr.	2 Sgr.	3 Pf.
b) die außerordentlichen	7582 „	16 „	6 „
zusammen	15,146 Thlr.	18 Sgr.	9 Pf.

Die Ausgaben betragen:

a) die laufenden . .	8447 Thlr.	22 Sgr.	7 Pf.
b) die außerordentlichen	6583 „	18 „	9 „
zusammen	15,031 Thlr.	11 Sgr.	4 Pf.

Es verblieb mithin ultimo 1864 ein Bestand von 15 Thlr. 7 Sgr. 5 Pf.

*) In der jüngsten Zeit sind aus Bremen 3 weitere Zöglinge eingetreten.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 35. Berlin, den 30. August 1865. **Nr. 35.**

Gustav Adolph von Strantz, Generallieutenant a. D., Ehrenritter seit 1818, † zu Berlin 14. August 1865.

Das Kriminal-Irrenhaus in England.

In dem hochgespannten, dichten Leben der Engländer, mit ihren starken Versuchungen, Leidenschaften, Speisen, Getränken und — Entbehrungen, werden mehr Geistesfugen gesprengt und mehr Köpfe (oft schon von Mutterleibe an) verschroben und verrückt, als irgendwo unter ruhigen und „regierteren" Völkern. Wo so viel Kraft frei und entfesselt ge- und verbraucht wird, ist Mißbrauch derselben nur der dunkle Schlagschatten zum Lichte. Und wo so viele entfesselte Kräfte oft nach einem und demselben Gute gieren und greifen, erscheint der Mitbruder und Mitbewerber oder Sieger als grimmigster Feind, der Mordluft erweckt und nicht selten zum Morde treibt. Jedem Morde geht eine Art Wahnsinn voraus, aber nur ein Theil der Mörder wird wegen ausgeprägter Geistesstörung vom Galgen losgesprochen und zum Gefängniß im Kriminal-Irrenhause, „so lange es der Königin beliebt" (during Her Majesty's pleasure) d. h. auf zeitlebens verurtheilt.

Diese wahnsinnig befundenen Mörder wurden früher in Bedlam und anderen Irrenhäusern untergebracht; neuerdings häufte sich aber deren Zahl und Gefährlichkeit in dem Grade, daß man es für nöthig hielt, ein eigenes „Kriminal-Irren-Asyl" (Criminal Lunatic Asylum) zu erbauen.

Es ist jetzt fertig und reich bevölkert. Besuchen wir es unter Leitung und Belehrung des Hauptarztes, des Deutschen Dr. Meyer.

Es ist eine kurze Tour von London auf der Südostbahn. Wenn wir aus den freundlichen, dicht mit Villa's und Parks besäeten Hügelgegenden in Fichtenwaldebenen hineindampfen, ist's nicht mehr weit, denn in diesem Fichtenwalde oben auf einer sandigen Höhe erheben sich die rothen Sandstein-Paläste, umgeben von hoher Mauer, welche zusammen das „Broadmoor-Asyl", dieses Kriminal-Irrenhaus ausmachen.

Von Außen sieht die Anstalt ungemein malerisch und großartig aus, auf ihrer Höhe und in dieser wilden Umgebung. Es könnte ein Cräsus von Lord den Einfall gehabt haben, sich hier diese rothen Sandstein-Paläste zu bauen. Man ahnt nichts von der Bestimmung und dem Charakter der Bewohner. Blos die grimmigen hohen Mauern ringsum erscheinen nicht recht geheuer. Sie sind denn auch die unübersteigliche Grenze, welche die Bewohner von der übrigen Welt trennt. Aus diesem Asyl giebt's keinen Weg hinaus für die einmal Angesiedelten. Mag die Vernunft hell und fest wiederkehren, auch der vollständig Genesende bleibt hier bis zum Tode, und selbst sein Leichnam wird nur auf dem Friedhofe der Anstalt der ewigen Ruhe übergeben. Im Essen und Trinken, in Wohnung und Aufwartung, freier Verfügung über ihre Zeit zum Spielen, Spazierengehen, Schreiben und Lesen oder Annahme von Besuchen sind sie freie Herren und werden mit der größten Schonung und Humanität behandelt.

Es steht ihnen fast Alles frei, aber heraus aus diesen Mauern kommt Niemand wieder, unter keiner Bedingung.

Das erscheint entsetzlich hart, aber man hat wieder und immer wieder die Erfahrung gemacht, daß diese Art von Mordwahnsinnigen (nicht Selbstmordsüchtige) auch geheilt in der Freiheit immer wieder wahnsinnig und Mörder wurden. Wahnsinnige dieser Art wurden in Irrenhäusern vollständig wieder hergestellt und entlassen. Das ruhige, gesunde Leben in den neueren englischen Irrenhäusern, der Schutz vor den Leidenschaften und Aufregungen vernünftiger und civilisirter Menschen, die nicht selten auch starke Geister um den Verstand bringen, gute, humane und ärztliche Behandlung brachte das gestörte Gefüge des Geistes wieder so in Ordnung, daß sie als vollständig geheilt entlassen wurden. Aber wieder von den rauhen Stößen des Schicksals draußen erschüttert, umheult von dem Wahnsinn der Vernünftigen und der nervösen Aufregung dieses erbarmungslosen Menschengetriebes, verloren sie bald wieder das schwache Gleichgewicht der Geisteskräfte, die sich nur mit mehr Energie und List und dem geschärften Bewußtsein einer Pflicht auf den einen Punkt richteten, so gründlich und grausam wie möglich zu — morden. Einige wurden sofort nach dem ersten neuen Morde, andere erst noch mehreren wieder gesichert und nun auf ewig dem Broadmoor-Asyl übergeben.

Einige davon haben bis jetzt ihre Mordluft beibe-

halten, Andere sind unter der humanen und moralisch festen Behandlung des Dr. Meyer scheinbar wieder ganz gesund im Geist uad Körper. Aber an eine Befreiung und Entlassung ist nicht zu denken. Eine Verurtheilung zu Broadmoor wegen mörderischen Wahnsinns ist gleich dem Tode, aus welchem es auch keine Rückkehr zum irdischen, freien Leben giebt.

Doch hinein durch die hohen, doppelten Eisenthore, hinein unter diese fünfhundert Menschen unglücklichster Art, deren natürlich und physisch verunstaltete Körper- und Kopfbildung zu schwach war, um den Leidenschaften und Mißtönen des Lebens Widerstand zu leisten, die in krankhafter Eifersucht, in krankhafter Ruhmsucht und Eitelkeit, in krankhaftem Hasse gegen gewisse Menschen und Formen des Lebens sich durch Mord Verdienste zu erwerben meinten und zum Theil auch jetzt noch von listig versteckter Leidenschaft glühen, zu morden. Es sind über 400 Unglückliche männlichen und etwa 60 weiblichen Geschlechts. Sie zusammen haben beinahe Eintausend Menschen gemordet, Manche darunter ihre nächsten Angehörigen, ihre ganze Familie.

Auf dem Spielplatze für die weiblichen Bewohner amüsirten sich etwa ein Dutzend Weiber und Mädchen mit dem beliebten Croquetspiel. Man sagte uns, daß diese über dreißig Mordthaten begangen hätten.

Doch wir kommen zunächst in den Haupttheil der Gebäude und zuerst zu dem Versammlungs-, Speise- und Spielsaal der Männer zu ebener Erde, und den Schlaf- und Krankenzimmern oben drüber.

Der Versammlungssaal ist ziemlich voll. Einige spielen, Andere sprechen, Andere starren vor sich hin. Einige der Nächsten springen auf, um den Dr. Meyer mit allen möglichen Bitten und Beschwerden oder Drohungen zu überfallen. Er aber weist sie freundlich, fest und mit Erfolg zurück und vertröstet sie auf eine gelegenere Zeit. Es sind Männer jedes Alters und sehr verschieden in Gestalt, Ausdruck, Kleidung, aber Alle gleich in dem verbrecherischen Typus ihrer Kopf- und Gesichtsbildung. Wer mit den Bewohnern der Gefängnisse vertraut ist, weiß, was wir unter verbrecherischem Typus verstehen: eine Organisation, die sofort eine niedrige und verschobene geistige Entwickelung verräth, kleiner Kopf, enge, nach hinten geschobene Stirn, ruhelose, mißtrauische, geheimnißvoll gläserne oder starre Augen, schwächlicher Körper, meist unter mittlerer Größe. Diese Zeichen des Kriminal-Wahnsinns treten hier besonders auffallend, massenhaft und ausgeprägt auf. Lauter kleine, nonatürlich geformte Köpfe, enge nach vorn hängende, oft ungleiche Schultern, schwacher Gliederbau, schiedender, stoßender, schlürfender, unregelmäßiger Gang. Das sind die „Leute von der Königin Belieben," „Her Majesty's pleasure people," wie sie sich selbst am liebsten nennen, um mit einer gesetzlich gebräuchlichen, verhüllenden Phrase (during Her Majesty's pleasure d. h. auf Lebenszeit) ihre eigne schreckliche Lage verschönernd zu bezeichnen.

Unser Eintreten und Umhergehen macht, nach Abweisung der ersten Attaque gegen Dr. Meyer, wenig Eindruck. Die Meisten lesen, schreiben, spielen oder stieren weiter. Andere schreiten wie wilde Thiere im Käfig unruhig hin und her. Und hier kommt Einer mit großen, steifen karrikirt majestätischen Schritten heran, der einst sogar der Königin gefährlich war und geschworen hatte, entweder ihre Hand und ihr Herz zu haben, oder ihr Leben. Hier ist auch noch Edward Oxford, der vor mehr als zwanzig Jahren die Königin beinahe tödtete, jetzt der musterhafteste Bewohner der Anstalt, dessen höchster Ehrgeiz es ist, zu der ersten „Aufführungs-Medaille" auch noch die zweite zu gewinnen. Ein milder, schwacher, friedlicher, blödsinnig ausdrucksloser Mensch, der uns gezeigt wird, ist der einst die Welt mit Entsetzen erfüllende Capitain Johnston, der einst alle Matrosen und Mannschaften seines Schiffes auf offenem Meere niedermetzelte. Macnaugton, der Mörder des berühmten Drummond, ist noch so mordsüchtig und wahnsinnig wie je und wird stets, so lange er umhergeht, von den Wärtern umgeben. Ein Anderer, der besser aussieht wie die ganze Gesellschaft, war einst Offizier und ermordete binnen einer halben Stunde seine Frau, alle seine Kinder und Dienstboten. Auch er ist ein Muster von gutem Betragen und freut sich auf die in Aussicht gestellte Medaille. Da sind auch Manche wegen Mordes angeklagt, als Wahnsinnige freigesprochen, aus Irrenhäusern als geheilt entlassen, und wegen neuer Mordthaten zu ewigem Broadmoor verurtheilt.

Einige lesen ziemlich eifrig und lassen sich durch keinen Lärm um sie herum stören. Das sind die Hald-Kuriten, wie sie heißen, die selten sprechen oder gut mit sich sprechen lassen. Die ernsthaft und feierlich Schreibenden setzen in der Regel ungeheure Eingaben oder Klagschriften an den Minister des Innern auf, oder füllen Tagebücher, um den einmal inspicirenden „Wahnsinns-Commissären" durch die wahnsinnigsten Beweise zu zeigen, wie gesund und logisch sie seien, und daß sie deshalb sofort entlassen werden müßten.

Die Wahnsinnigsten von Allen sind die, welche Dr. Meyer oder die Aufseher mündlich mit den Beweisen ihrer geistigen Gesundheit überfluthen.

„Merken Sie sich's," ruft Einer mit furchtbarer Feierlichkeit, „daß ich Sie für gewaltsame Zurückhaltung verantwortlich mache, nachdem mich selbst das Gericht freigesprochen. Ich will nicht länger unter diesen Wahnsinnigen leben. Sie dürfen das selbst nicht zugeben, da ein einziger Vernünftiger unter ihnen sie nur beunruhigt und ihr Uebel verschlimmert."

Dies ist gerade einer von den Gefährlichsten, ein Mörder, der immerwährend darauf speculirt, sich ein Messer oder sonst eine Waffe heimlich anzueignen und davon Gebrauch zu machen.

Aber im Ganzen sind die Bewohner dieses „Block" verhältnißmäßig harmlos. Den Wuthausbrüchen, die dann und wann wiederkehren, gehen immer Anzeichen voraus, die den Doctoren und Aufsehern bekannt sind. Sie werden dann beim ersten Auftreten derselben in besonders wattirte und sichere Räume eingeschlossen, bis der Anfall vorüber ist.

Die wirklich und immer Gefährlichen, die zum Theil immer auf Mord und Blutvergießen studiren und lauern und sich gegen die unübersteiglichen Hindernisse Mordinstrumente dazu zu verschaffen suchen, diese „Schrecken von Broadmoor" wohnen in einem besonders starken Block (strong block). Während wir uns näherten, erblickten wir zwischen einer Reihe verschiedener Käfige oder langer Gänge zwischen hohen, starken Eisengittern eine Anzahl

derselben sich Bewegung machen, d. h. sie schritten und taumelten, schoben und schlürften stumm und mit unheimlich umhergeworfenen Blicken an einander und den Wärtern vorbei, die wie Thierbändiger in Tiger- und Löwenkäfigen die Unglücklichen immer scharf im Auge behalten, da ein bloßes Wegsehen oft die durch Vernunftaugen niedergehaltene Mordlust entweder gegen einander oder gegen die Wärter zum Ausbruch entfesselt.

Als wir näher an eine solche Vergitterung traten, packte ein dünner und magerer Mensch ein paar Stäbe derselben, schüttelte sich daran grimmig und stieß aus furchtbar verzerrtem Gesicht und Mund eine wirre Masse von Flüchen gegen uns aus. Dr. Meyer trat dicht heran, sah ihm scharf in's Auge und ermahnte ihn mit ruhigen, sanften Worten. Da kroch er furchtsam davon; so wie er uns aber nicht mehr sah, brach er in ein entsetzliches Gelächter aus, und lief dann, in sich hinein fluchend, auf und ab. An seiner Stelle erschien ein Anderer an den Eisendarren, der Gefährlichste in ganz Broadmoor, ein Wesen, das ganz ohne irgend eine „moralische Anlage" geboren sein soll. Von allen Anderen verräth einmal Dieser und Jener einen Flucht- oder Mordplan der Uebrigen; dieser hat noch nie so etwas gethan, sondern ist im Gegentheil stets das Haupt, der Schöpfer und absolute Herr verbrecherischer Pläne. Wie er nie etwas verräth, hat er auch eine dämonische Macht über seine Leidensgefährten, die ihm dienen und gehorchen und alle seine listig entworfenen Mordpläne geheim halten. Wegen mehrfacher, grausamer Mordthaten auf Lebenszeit hier, ist er der bewachteste, gefürchtetste Hauptbösewicht der alltäglichen Wahnsinns-Tragödie. Wie immer, bittet er auch jetzt wieder den Dr. Meyer mit der tückischsten Maske von Ehrlichkeit, man möge ihn hier heraus nehmen und ihm Arbeit geben. Man hatte dies früher versucht, aber gleich gefunden, daß er Arbeitswerkzeuge nur gebrauchte, um eins oder das andere zu verstecken und gelegentlich als Mordwaffe zu benutzen oder dazu einzurichten. Er bekommt jetzt nie ein Werkzeug in die Hand, und muß, wie viele Andere, das ihm vorgeschnittene Essen mit einem Hornlöffel zu sich nehmen. Auch die sogenannten Ungefährlichen bekommen, um des Scheines willen, bloß stumpfe Messer und Gabel für geschnittenes gutes Essen. Arbeiten möchten die meisten gern, doch nur die Ungefährlichsten, und Andere während ihrer guten Zeit dürfen unter scharfer Bewachung schneidern, schlossern, im Garten graben und pflanzen u. dgl. Dagegen fehlt es nicht an Spielen aller Art, in denen sie ganz freie Wahl haben.

Zwischen einer andern Eisenvergitterung erblickten wir zwei Männer, deren Greuelthaten vor einigen Jahren ganz England mit Grauen erfüllten. Der Eine, P., ermordete seine Mutter und Geschwister, der Andere, W., eine Menge anderer Verwandten. P. grüßte uns ganz freundlich, mit scharfen Verbeugungen und unterthänigen Mienen, und doch überfällt er Jeden mörderisch, der ihm den Rücken wendet, und sucht ihn ohne Waffen wenigstens zu erwürgen. Während wir uns nach Anderen umsahen, vernahmen wir einen furchtbaren Schlag und Schrei. Er hatte seinen Nachbar in einer andern Eisenvergitterung, der sich dicht zu ihm heranlocken ließ, einen furchtbaren Schlag auf die Nase gegeben, welche Heldenthat er mit einer Fluth von Wuthausdrücken begleitete. Von Dr. Meyer zur Rede gesetzt, suchte er mit ziemlicher Ruhe und Schärfe zu beweisen, daß er zur Ehre seiner (von ihm ermordeten) Mutter nicht anders habe handeln können. W. habe unehrerbietig von seiner Mutter gesprochen.

Von der Wachsamkeit und Vorsicht, die stets Tag und Nacht geübt werden muß, und welche dennoch oft durch größere List der Wahnsinnigen vereitelt wird, hörten wir viele Beispiele. Ich will mich auf einen Fall beschränken. Der erwähnte P. leidet sehr oft an furchtbarer Mordleidenschaft, und weiß sie gleichwohl nach Außen unter freundlichem, ruhigem Benehmen zu verstecken. Eines Tages sagte einer der Mitbewohner des starken Blocks, der P. habe ein Messer. Dr. Meyer begab sich mit den Wärtern sofort zu dem Beschuldigten:

„Mr. P., ich weiß, daß Sie hier ein Messer in Ihrem Schlafzimmer versteckt haben. Geben Sie's gefälligst heraus, da es gegen die Hausordnung ist." —

„Ich — ein Messer? Weiß ich nicht, daß es gegen die Hausordnung ist? Hab' ich diese jemals gebrochen? Aber ich weiß schon, daß mich wahnsinnige Menschen gern verleumden. Das kommt davon, daß man mit solchem Gesindel eingeschlossen wird. Ich habe kein Messer."

„Gut. Aber Sie müssen sich untersuchen lassen. Also kommen Sie mit!"

Und der Doctor und die Wärter führten ihn in eine Strafzelle, entkleideten ihn ganz und gar, gaben ihm ganz neue Kleidung und untersuchten die alte. Aber es fand sich kein Messer. Genauere Nachforschungen ergaben, daß P. durchaus ein Messer haben müsse.

So läßt ihn Dr. Meyer wieder in die Strafzelle führen: „Da Sie durchaus ein Messer haben, wie versichert wird, und Sie keins herausgeben, so müssen Sie in dieser Strafzelle bleiben und dem Tabak entsagen, bis Sie ein Messer gefunden haben. Denken Sie deshalb darüber nach, wo und wie sich ein Messer finden lasse, und sagen Sie's mir, wenn Sie eins gefunden haben."

P. protestirte und jammerte, daß er als Opfer wahnsinniger Anklagen leiden solle, aber es half ihm nichts. Er blieb eingesperrt in der Strafzelle und ohne Tabak.

Nach acht Tagen erzählte er Dr. Meyer, daß er ihm etwas ganz Besonderes zeigen könne, wenn er allein mit ihm in sein früheres Schlafzimmer kommen wolle. Dies würde sehr natürlich verweigert. Darauf vergingen 14 Tage, die hingereicht zu haben schienen, den Hartnäckigen zu brechen. Er versprach, mit dem Doctor und den Wärtern in das Schlafzimmer zu gehen. So führten sie ihn hin und sahen lange und erwartungsvoll zu, was er aus seinen sonderbaren Untersuchungen herausbringen würde. Er schob sein Bett weg, kniete nieder und zog sorgfältig ein Aststück aus der Diele, das in ein Loch paßte, wie ein Pfropfen. Dann holte er aus einem andern Winkel seines Zimmers ein Fläuschchen Baumwolle, an welcher eine zum Haken gekrümmte Stecknadel befestigt war.

Damit angelte er in die Oeffnung der Diele hinein und bemühte sich lange emsig, etwas damit zu fassen und zu fangen. Nach langem Bemühen fischte er endlich ein Stück Wollenfaden heraus und brummte ärgerlich, daß dies Alles sei, was er Geheimnißvolles zu zeigen habe. Dr. Meyer dachte anders und meinte, daß der Faden

ein Ende haben müsse, zog ihn also vollends heraus und am Ende desselben ein Messer scharf und blank.

Dies ist eine von den vielen kleinen, charakteristischen Geschichten von Broadmoor, die sich alle um zwei Ziele und Ideale drehen: Mittel und Wege zu einem Mord oder zum Entfliehen zu gewinnen. Und alle Arbeit und aller Scharfsinn der Leiter, Aufseher und Wärter ist auf Vereitelung dieser beiden Zwecke gerichtet.

Flucht ist nicht möglich, wenn man bedenkt, was für Mauern und Wachen es hindern. Und auch die Mordwüthigsten werden ohne Fesseln und Zwangsjacken so behandelt, daß jeder Versuch, so oft er auch vorkommt, vereitelt wird. In die Zellen der Gefährlichsten und Unbändigsten gehen nie weniger als drei Wärter auf einmal, die vorbereitet und stark genug sind, den Anfall gegen Einen durch bloße Kraft der Arme abzuwehren. Auch ist die Gewalt des vernünftigen, festen Auges und Geistes wunderbar. Dr. Meyer bändigt fast jeden Wuthausbruch durch festes Auge und Wort.

Auch eine ganz kleine Aufseherin unter den Unglücklichen weiblichen Geschlechts bekundet diese Ueberlegenheit sehr schlagend. Eine riesige, entsetzlich aussehende Irländerin empfing uns mit einer Fluth kreischender Schimpfreden und drohte, sie werde es mit uns auch so machen, wie mit Ned Stehler, ihrem Manne, den sie ermordete. Da trippelte eine kleine Frau herbei, mit Schlüsseln klirrend und fest nach dem Ungeheuer in die Höhe blickend. Die riesige Irländerin fuhr beinahe bis zur Hälfte ihrer Größe zusammen und schlich beschämt und stumm davon.

Wir waren auch ziemlich stumm, als wir aus dem großen Thore in die Freiheit hinaustraten. Unser Dank für Selbstbewußtsein und Vernunft war heiß, aber lautlos.

(Magaz. f. d. Litt. d. Ausl.)

„Der Name thut Nichts zur Sache."

Wer ein Almosen giebt, damit es die Leute sehen, ist ein Thor; und wer, wenn er eine Gabe gereicht hat, viel Worte macht, um sein Licht leuchten zu lassen, der ist ein noch größerer Thor. Die wahre Nächstenliebe soll selbstlos sein. Kurz und bündig lehrt dies die heilige Schrift, wenn sie sagt, die eine Hand dürfe es nicht wissen, was die andere gegeben.

In dem Folgenden wollen wir ein Vorkommniß erzählen aus längst vergangenen Tagen, weil es eines guten Gedächtnisses werth ist.

Am Nachmittage des 21. Juli 1788 entstand in dem Malzhause der ostpreußischen Stadt Osterode Feuer. Vergeblich mühte man sich, die Flammen zu löschen. Rasch verbreiteten sie sich; ein Sturmwind trug das Feuer auf verschiedene Orte gleichzeitig. Auch die Spritzen verbrannten. Eine lange Trockenheit hatte alles Holzwerk in Zunder verwandelt. Innerhalb 2 Stunden waren 169 Gebäude niedergebrannt. Eine Kirche nur blieb unversehrt. Den aus dem 3 starke Meilen entfernten Städtchen Mohrungen herbeieilenden Spritzen gelang es noch, eine Vorstadt nebst einigen daselbst befindlichen Scheunen zu retten. Der Zustand der Abgebrannten überstieg alle Beschreibung. 1200 Menschen sahen sich plötzlich ihrer Wohnungen beraubt und in tiefes Elend versetzt. Man litt Mangel an den allerdringendsten Bedürfnissen. Eine Frau, ein Knecht und drei Kinder wurden als Opfer beklagt. In den Scheunen und auf der Landstraße lagen die Jammergestalten umher, hungernd und bitterlich weinend. Die benachbarten Landeigenthümer und die Bewohner der nächsten Städte sandten gleich, als sie die Noth erfuhren, Lebensmittel und Kleidungsstücke, in der Folgezeit auch Geld. Was aber sollte später aus den Unglücklichen werden, wenn die Ernte die wenigen, dem Brande verschonten Scheunen füllte und auch dies Obdach verschwand? Welch trübe Aussichten für den Winter!

Gott und gute Menschen halfen. Diaconus Tresche in Mohrungen wandte sich, gleich nach dem traurigen Ereigniß in Osterode, brieflich an den Diaconus Kraft in Königsberg, welcher aus Osterode gebürtig; und er bat ihn, Fürsprecher zu sein, damit thätige Menschenliebe, Mitleid und Erbarmen wach werde. Kraft, ein für das Menschenelend herzlich gefühlvoller Mann, ein in Königsberg sehr beliebter und geehrter Geistlicher, ließ seines Amtsbruders Bericht und Bitte wegen der Abgebrannten drucken. Eine von ihm selbst beigefügte Aufforderung, vom Herzen kommend, sprach zum Herzen. Kraft erbot sich, alle Geldspenden anzunehmen für Juden wie Christen, und von der gewissenhaften Verwendung Rechenschaft abzulegen.

Mehr als wie erwartet worden kam ein. Außerdem sandte man Kleider, Wäsche, Tuch, Cattun, Schul- und Erbauungsbücher, sowie auch Medicamente aus Königsberg an die Osteroder Abgebrannten. Mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit und den Bestimmungen der Geber gemäß wurden die Liebesgaben vertheilt. So viel es sich bei der allgemeinen Noth ausmitteln ließ, unterstützte man die Hülfsbedürftigsten am schleunigsten und thätigsten. „Keiner der Geber wünschte seinen Namen genannt zu sehen;" so lautet das schöne Zeugniß, welches Diaconus Kraft nach Empfang von circa 2040 Thlr. dem edelgearteten Wohlthätigkeitssinn der Königsberger giebt.

Außer diesen an Prediger Kraft abgelieferten einzelnen Beiträgen gab die Königsberger Kaufmannschaft 2082 Thr. und die dortige Malzbrauerzunft 396 Thlr.

Ein Lohnbediente, welcher die Nachricht von dem Brandunglück drei Tage lang colportirte, wollte Nichts für seine Mühe nehmen; ja er zahlte sogar einen Beitrag, obwohl er seit 20 Jahren sein Einkommen mit einer alten Mutter theilte. Ein wachthabender Offizier sandte sein Scherflein ein; der alte Grenadier, welcher dasselbe überbrachte, antwortete auf die Frage nach dem Namen des Gebers: „Mein Offizier sagte, das gehöre nicht zur Sache."

(G. L.)

An Stelle des am 4. October v. J. verstorbenen Gründers der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth, Pfarrers Dr. Fliedner, ist am 14. Juli c., nach einstimmiger Wahl von Seiten des Curatoriums, dessen Schwiegersohn und langjähriger Gehilfe, der Pastor Disselhoff, als erster Pfarrer und Inspector der Anstalt feierlich durch den Superintendenten der Kreissynode und den Präses der Provinzialsynode eingeführt worden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickelbier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 36. Berlin, den 6. September 1865. **Nr. 36.**

Wilhelm Graf von Carmer, Majoratsbesitzer, auf Rützen bei Guhrau, Ehrenritter seit 1860, † zu Rützen 10. August 1865.

Die Sanct Christophsgesellschaft.

(Mitgetheilt von George Hesekiel.)

Wie sich die mittelalterliche Gesellschaft, ihrer ganzen sittlichen Entwickelung gemäß, nach dem Princip der Autorität zu Schutz und Trutz, zu Wag und Wehr, zu Leid und Neid in fest gegliederte Corporationen zusammenschloß, deren Stabilität auf der Unterordnung und dem Gehorsam der Geringern gegen die Höhern beruhete, so stellt sich die moderne Gesellschaft, nach dem Princip der Gleichberechtigung Aller, gern in Associationen zusammen, die freilich keine Unterordnung des Einen unter den Andern verlangen, dafür aber auch lange nicht den festen Halt bieten wie die Corporationen, und denen ferner das sittlich erziehende Element, das die Corporationen gesellschaftlich so fruchtbar machte, gänzlich fehlt. Die Corporation erzog zum Gehorsam und darum auch zum Herrschen, die Association erzieht gar nicht, aber sie ist, im guten wie im schlimmen Sinne, ein gewaltiger Hebel der That. Könnte man eine Verbindung finden, in welcher sich die Vortheile der Association, ihre Beweglichkeit, mit der festen Gliederung der Corporation zusammenbringen ließe, so würde man der Gesellschaft einen unermeßlichen Dienst leisten. In der Organisation der evangelischen Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens liegen Anfänge zu einer solchen Organisation, welche Corporation und Association verbindet; die Zeit allein kann lehren, ob es möglich ist, dieselben weiter fruchtbringend zu entwickeln.

Das Vorbild der Corporation ist die Kirche, die Grundlage der Association ist die Vertragslehre, die Vereinigung Beider ist nicht unmöglich, aber sie ist schwer. Im Mittelalter wurden alle Vereinigungen, welchen Zweck sie auch haben mochten, Corporationen, unsere Zeit stiftet nur Vereine, Associationen. Dieser Zug ist so mächtig, daß die römische Kirche selbst demselben folgt. Die römische Kirche hat große Erfolge, namentlich in Irland und Amerika, in der Mäßigkeitssache erzielt, wodurch? ihre Priester stifteten nicht Bruderschaften, Ordenscorporationen, sondern Mäßigkeits-Gesellschaften, Enthaltsamkeits-Vereine, Associationen. Da ist der Gegensatz vollkommen klar, in unserer Zeit stiften selbst Priester zur Erreichung sittlicher Zwecke Associationen, im Mittelalter konnten selbst Laien zu denselben oder ähnlichen Zwecken nur Corporationen, Bruderschaften, nach dem Muster kirchlicher Institutionen, ins Leben rufen.

Eine solche im späteren Mittelalter von einem Laien gestiftete Corporation war die Sanct Christophsgesellschaft, deren Gesetze uns ein höchst interessantes Bild von dem gesellschaftlichen Leben zur Zeit der Kirchen-Erneuerung geben.

Der Stifter dieser Gesellschaft war Sigismund von Dietrichstein Freiherr von Hollenburg und zu Finkenstein, Herr auf Aispang, Wachseneck u. s. w. Dieser ausgezeichnete Staatsmann war der Geheimerath des Kaisers Maximilian I., der ihm persönlich höchst zugethan war, ihm seine Hochzeit ausrichtete, als er sich mit Barbara von Rottal vermählte, und auch verfügte, daß er einst neben ihm in der Schloßkapelle zu St. Georgen in Neustadt beerdigt werden solle. Sigismund von Dietrichstein war viele Jahre lang Statthalter von Inner-Oesterreich. Er starb am 20. Mai 1533 (nach Andern 1538); ihn überlebten eine Tochter (Esther, sie war dreimal vermählt) und zwei Söhne: Sigismund Georg, welcher 20 Kinder zeugte und Adam, der Stammvater des jetzt nur noch auf zwei Augen stehenden fürstlichen Hauses Dietrichstein. Der Dietrichsteine uralt Geschlecht kommt von den Grafen von Zeltad, einem Zweige der ersten Nationalherzoge von Kärnthen. Die Freiherren von Dietrichstein erhielten 1631 den Reichsgrafenstand und sind Erbmundschenken in Kärnthen, so wie Erblandjägermeister in Steiermark. Die Descendenz des Freiherrn Adam, gest. 1590, erhielt 1622 den Reichsfürstenstand und bekam 1654 Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath. Die reichsunmittelbare Herrschaft Tras in Graubündten ging im Lüneviller Frieden verloren, die Entschädigung, Neuravensberg im Donaukreis, kam unter Würtembergische Hoheit. Der letzte männliche Sprosse dieses Namens und hochberühmten Geschlechts ist Graf Moritz Dietrichstein, geb. 1775, seit 1860 ein Wittwer ohne männliche Nachkommenschaft.

Der Zweck der Sanct Christophsgesellschaft, welche

der Freiherr von Dietrichstein am 22. Juni 1517 zu Gratz in Steiermark stiftete, war die Abschaffung des damals sehr im Schwange gehenden übermäßigen Trinkens, des sogenannten Vollsaufens, und des damit verbundenen gotteslästerlichen Fluchens. Vollsaufen und Fluchen waren die Modelaster der höheren Gesellschaft (die niedere hat's aber, wie man aus dem Rollwagen-Büchlein Wickram's und andern Schriften ersieht, nicht anders getrieben) jener Tage. Die Statuten der Sanct Christophs-Gesellschaft sind von dem edlen Freiherrn selbst verfaßt. In der Einleitung erklärt er, daß sich der Mensch überhaupt, besonders aber der Adel, welcher dem Volke nicht nur in Rang und Stand, sondern auch in Tugend und Verstand vorangehen müsse, höchlich an Gott versündige, wenn er sich und Andern unmäßiges Saufen und Fluchen gestatte. Die Sanct Christophs-Gesellschaft stiftet er zur Abwehrung des Zornes und der Strafen Gottes, welche nothwendig über die Flucher und Säufer kommen müßten. Folgendes sind die Gesetze der Gesellschaft:

1. Jedes in die Gesellschaft freiwillig eintretende Mitglied macht sich durch einen Eid verbindlich, die Gesetze zu halten und das Kleinod der Gesellschaft, die Sanct Christophs-Kette, zu tragen. Das letztere bei einer Strafe von 3 Kreuzern.

2. Jedes Mitglied soll eidlich angeloben, nie zu schwören, noch zu fluchen, wenn dieses aber dennoch unwillkürlich geschehen sollte, zur Strafe einen Rheinischen Gulden an den Hauptmann oder Vorsteher der Gesellschaft zu zahlen.

3. Kein Mitglied soll einem Andern mit Trinken zusetzen, oder sich selbst von einem Andern zusetzen lassen. Das letztere soll er durch die Worte: „Ich gewarte sein nach Vermögen der Gesellschaft!" verhindern. Die Uebertretung dieses Gesetzes wurde mit einer Buße von zwei Gulden geahndet.

4. Jedes Mitglied übernimmt die Verpflichtung, dem Hauptmann Anzeige zu machen, wenn es diese Vorschriften irgendwo übertreten sieht oder hört.

5. Kein Mitglied darf das Fluchen oder Vollsaufen an denen dulden, die in seinem Hause oder in seinem Brote sind; er solle sein Gesinde, wenn es sich dergleichen zu Schulden kommen lasse, mit Gefängniß strafen, und wenn das nicht fruchtet, es entlassen, sonst aber für jeden von demselben in dieser Hinsicht begangenen Fehl einen Gulden zahlen.

6. Keinem Flucher oder Trunkenbold soll in gütlichen oder rechtlichen Tagen Beistand geleistet werden.

7. Jedes Mitglied, welches seine verwirkte Strafe nicht innerhalb eines Monats bezahlt, soll von dem Hauptmann und der ganzen Gesellschaft durch Pfändung, durch Aufhaltung des Leibes und Gutes und andere Zwangsmittel dazu angehalten werden, weil es sich der Ordnung widersetzt, zu deren Beobachtung es sich doch durch einen theueren Eid verbindlich gemacht hat.

8. Alle Mitglieder der Gesellschaft sollen sich jährlich einmal versammeln, gemeinsam dem Gottesdienst beiwohnen, einen neuen Vorsteher wählen, gemeinschaftlich eine Mahlzeit halten, dazu einen Ortsgulden zahlen und dann befragt werden, ob sie keinen unbestraften Flucher und Säufer unter sich wissen.

9. Das Straf- und Legegeld soll von dem Hauptmann berechnet, der Ueberschuß aber, nachdem die Kosten für den Gottesdienst und das gemeinsame Mahl berichtigt, den Armen gegeben werden.

10. Jedem Mitgliede soll es freistehen, mit Zuziehung von zwei Andern, einen oder mehrere, sowohl männliche als weibliche Personen von Adel, wenn diese es wünschen, und sie die oben erwähnte eidliche Verpflichtung leisten, in die Gesellschaft aufzunehmen. Die Namen der neuen Mitglieder sollen dem Hauptmann angezeigt und von diesem in das Gesellschaftsbuch eingetragen werden.

Das sind die einfachen, aber nach den damaligen Verhältnissen wahrscheinlich höchst praktischen Gesetze der Sanct Christophs-Gesellschaft. Es ist, wie man sieht, eine vollkommene Adelscorporation mit einem Hauptmann an der Spitze, mit dem herkömmlichen Jahres-Gottesdienst, der Festmahlzeit, ohne die in Deutschland nach einer in neuer Zeit oft bespöttelten, aber nicht abgeschafften Sitte nichts geht, und der Spende an die Armuth. In den Gesetzen spricht sich auch die bescheidene Begrenzung, die Beschränkung aus, welche im Wesen der Corporation liegt. Die Corporation will nicht wie die Association alle Welt bessern und bekehren, sondern bekümmert sich zunächst nur um die Mitglieder der Vereinigung und deren Gesinde. „Sorge, daß du und dein Haus selig werdest!" Diese Mahnung hatte noch volle Geltung. Nicht um das ganze Volk, wie man jetzt immer mit vollem Munde hoffärtig redet, nicht um den Adel insgemein, sondern einfach um die Personen von Adel, welche ihr beitreten, kümmerte sich die Sanct Christophs-Gesellschaft, und so hat sie denn in ihrem Kreise wohlthätig gewirkt, bis schwere Zeiten und Kriegsnoth sie auseinander sprengten.

Es ist bemerkenswerth, daß auch Damen von Adel der Gesellschaft beitreten konnten, doch erfahren wir nicht, daß es geschehen; wahrscheinlich war denselben der Eintritt offen gehalten lediglich, um ihnen die Hilfe der Gesellschaft bei der Gesindezucht zu Gut kommen zu lassen. Es wäre falsch, wenn man annehmen wollte, die Rohheit der Zeit sei so barbarisch gewesen, daß auch die Damen dem Laster des Vollsaufens und Fluchens ergeben gewesen. Da sich das aus gleichzeitigen Schriften aber nicht erweisen läßt, so wird es wohl bei dem obenangegebenen Grunde, zur Ehre der Damen von damals, sein Bewenden haben müssen.

Zwei Jahre nach ihrer Stiftung zählte die Sanct Christophs-Gesellschaft 80 Mitglieder von Adel, dazu drei Prälaten und zwei Doktoren, welche damals Edelmanns-Rang hatten.

Die jährliche Zusammenkunft der Gesellschaft fand zu Gratz statt und zwar immer am Sonntag nach Michaelis. Das Bild des heiligen Christoph wurde an einer Kette oder einem Bande um den Hals oder auch am Hut getragen, so daß Jeder auch äußerlich durch das Kleinod der Gesellschaft kenntlich war. Der heilige Christoph, welchen die Gesellschaft als ihren Schutzpatron verehrte, ist der Märtyrer, dessen Geburtstag (d. h. bei den Märtyrern Todestag) die Kirche am 25. August feiert. Es ist der bekannte so volksthümlich gewordene große Christoph. Nach der Legende hieß er Reprobus oder Adokimos, er war in Paphlagonien geboren und von Riesengröße. Der gewaltige Mann wollte nur dem gewaltigsten Könige die-

nen, fand auch bald einen, der sich dafür ausgab, als Reprobus aber bemerkte, daß sich dieser vor dem Teufel fürchtete, ging er davon und ergab sich dem Teufel als dem Stärkeren. Da er aber mit dem Teufel einst an einem Christusbilde vorüberging, erkannte er, daß sich der Teufel vor dem Kreuze fürchtete, da verließ er auch ihn und wollte nur Christo als dem Stärksten dienen. Er suchte den Herrn, bis er den heiligen Babylas fand, der ihn taufte und ihn also zu Christo führte. Um seine Sünden zu büßen, trug der Gewaltige nun demüthig die Pilger über einen Strom, welcher keine Brücke hatte. In einer Nacht trug er unerkannt den Herrn selbst hinüber und pflanzte auf dessen Geheiß seinen riesigen Wanderstab in die Erde; am andern Morgen trug der Stab Laub und Datteln. Seitdem nannte sich der Gewaltige Christophorus, d. i. Christusträger, und zog mit seinem Wunderstabe aus, die Heiden zu bekehren. Er soll in Lycien 18,000 Mann bekehrt haben. Bei der Christenverfolgung unter Kaiser Decius ließ ihn der Präfect Dagnus in's Gefängniß legen und versuchte erst durch zwei üppige Dirnen ihn zum Abfall zu verlocken; Christophorus aber bekehrte die Mädchen zum Christenthum. Darauf ließ ihn der Präfect geißeln, auf einen eisernen Stuhl setzen, der über hellem Feuer stand, und ihm einen roth glühenden eisernen Helm aufsetzen. Christophorus litt das eine Weile, dann zerbrach er seine Bande, den Marterstuhl, den Helm und stand unverletzt vor dem Präfecten. Darauf befahl dieser einer Abtheilung seiner Krieger, den Märtyrer mit Pfeilen zu erschießen; die Pfeile blieben aber in der Luft hängen und trafen ihn nicht, nur einer flog zurück und verletzte das Auge des Präfecten. Jetzt legte Christophorus freiwillig das Haupt auf den Henkerblock, um durch sein Blut das Auge des Präfecten zu heilen; sein Tod aber bekehrte den Präfecten selbst und viele römische Krieger. So weit die Legende.

Der Stifter der Sanct Christophs-Gesellschaft hat gewiß seine Stiftung in einen sinnigen Zusammenhang mit diesem gewaltigen Heiligen gebracht. Nachrichten über die Gesellschaft, die vollständigen Statuten und dergleichen finden sich bei Megiser: Kronika des löblichen Erzherzogthums Kärnthen. Leipzig 1612. und Valvasor: Ehre des Erzherzogthums Krain. L. Kuhn: Handbuch der Geschichte und Verfassung aller blühenden Ritterorden in Europa. Wien 1811.

Die russischen Irrenanstalten.

Bis zum Jahre 1827 bestanden in Rußland noch keine besonderen Krankenhäuser für Geistesgestörte. In Petersburg, Moskau und in den größern Städten des Reiches wurden hin und wieder in die vorhandenen Hospitäler einzelne Kranke der Art aufgenommen und verwahrt, auf dem Lande und in den kleinern Städten waren sie entweder sich gänzlich selbst überlassen, oder, was der gewöhnlichere Fall gewesen sein mag, sie hatten durch irgend welche Vergehen gegen Andere ihre Freiheit verwirkt und fanden nun in den Strafanstalten Aufnahme. Im Jahre 1827, als die Kaiserin Maria Feodorowna die Protection über einen großen Theil der Petersburger Humanitätsanstalten übernahm, wurde in dem städtischen Obuchoffschen Hospitale eine Abtheilung für die Aufnahme von Geistesgestörten eingerichtet, und bald darauf eine besondere Irrenanstalt erbaut und am 20. September 1832 eröffnet. Sie liegt eine deutsche Meile von dem Thore der Stadt an der nach Peterhof führenden Chaussee und ist der „Mutter Gottes aller Leidtragenden" geweiht. Man nennt sie in der Regel kurzweg Hospital aller Leidtragenden. Ihr ursprünglicher Stamm ist ein steinernes Landhaus, welches dem Fürsten Scherbatoff gehörte, und das durch Um- und Anbauten, zu denen eine bedeutende Summe nach und nach bewilligt wurde, für seine neue Bestimmung eingerichtet ward. Die Anstalt war Anfangs nur im Stande, 120 Kranke aufzunehmen, wurde aber im Jahre 1835 bedeutend erweitert und im Jahre 1846 auf 300 Betten gebracht, und außerdem Sommerwohnungen für 70 Kranke eingerichtet. Besondere Verdienste um die Einrichtung der Anstalt hat sich der Leibarzt des verewigten Kaiser Nicolaus, Geheimrath von Rühl erworben, dem im Jahre 1828 die Inspection der Hospitäler übertragen wurde. In dieser Anstalt herrscht die größte Sauberkeit und Ordnung; die Krankenzimmer sind hoch, geräumig und zweckmäßig eingerichtet. Vorzügliche Badezimmer, eine Wasserleitung, die das ganze Haus reichlich mit Wasser versieht, ein gymnastischer Saal, Werkstätten zur Beschäftigung, eine Bibliothek, ein Billardzimmer sind vorhanden. Die Anstalt hat sogar eine kleine Kapelle von 22 Mann, die Sonntags Concerte zum Besten giebt, denen die Kranken zuhören. Dieses Musikchor besteht aus Zöglingen des Waisenhauses, die nach vollendetem achtzehnten Lebensjahre als Wärter in den Dienst der Anstalt treten und hier, indem sie nebenbei sich im Lesen, Schreiben und der Musik weiter ausbilden, und namentlich den Gesang während des Gottesdienstes leiten, Gelegenheit haben, sich den Kranken mehr zu nähern, und überwinden daher leicht die Furcht vor denselben, die ganz fremde Wärter für diesen Dienst untauglich macht. Bei ihrem Eintritt verpflichten sie sich, sechs Jahre in der Anstalt zu dienen. Nach Ablauf dieser Zeit verlassen diejenigen, welche es wünschen, das Haus, und erhalten eine gewisse Summe zu ihrer Ausstattung, die während ihrer Dienstzeit von ihrem Lohne abgezogen und in der Sparkasse deponirt wird.

Obgleich diese Anstalt die umfassendsten Mittel zur Heilung Geisteskranker besitzt und von tüchtigen Aerzten geleitet wird, gelingt doch nur selten eine Heilung. Denn das Vorurtheil der Russen gegen die Irrenanstalten ist noch sehr lebhaft, die Kranken werden daher fast immer erst hier her gebracht, nachdem man eine Menge anderer Heilmittel versucht hat, und die für die Heilung günstige Zeit vorüber ist. Auch schließen gesetzliche Bestimmungen alle zweifelhaften Zustände und mit ihnen die Mehrzahl der heilbaren aus.

Ferner befindet sich auf der rechten Seite der Newa bei Petersburg eine Anstalt, in welche geisteskranke Soldaten und Soldatenfrauen aufgenommen werden. Sie hat 120 Betten und ist wie die Hälfte der Petersburger Wohnhäuser aus Holz gebaut; genau ineinander gefügte Balken bilden die Wände. Sie dient zugleich der medicinisch-chirurgischen Akademie zu Petersburg als Klinik für Psychiatrie. In mehreren Polizeigefängnissen der Stadt

finden sich überdies Abtheilungen für Geisteskranke, deren größte 30 Kranke zu verpflegen vermag. Außerdem bestehen in Petersburg drei Privatheilanstalten für Geisteskranke, deren bedeutendste am nordöstlichen Ende der Stadt in einer gesunden und stillen Gegend liegt und für dreißig Kranke eingerichtet ist. Die zweite dieser Anstalten liegt am südöstlichen Ende der Stadt, in der Nähe des Forstonka-Canals, und kann zwölf Kranke aufnehmen. Die dritte befindet sich in der Nähe der zuerst erwähnten öffentlichen Irrenanstatt, und wird von dem Vorsteher derselben geleitet. Sie kann zehn bis zwölf Kranke aufnehmen. In diesen Privatanstalten werden sehr hohe Pensionen gezahlt, Sechzig Rubel Silber monatlich ist das geringste Kostgeld, die Mehrzahl der Kranken aber zahlt 100—150 Rubel monatlich.

In Moskau existiert eine alte Militair-Irrenanstalt für 140—150 Kranke, sie liegt mitten in der Stadt und entspricht den Anforderungen der neuern Zeit nur in sehr geringem Maße. Außerdem nehmen einige der dortigen Aerzte zahlende Geisteskranke in ihre Wohnungen auf.

Für die Ostseeprovinzen besteht in der Nähe von Riga eine Pflege-Anstalt, und Finnland besitzt bei Helsingfors eine sehr gute Heilanstolt für 200 Kranke, so wie eine Pflegeanstalt auf der Insel Sjalö. —

Die Gründung einiger andrer Irrenanstalten in Rußland ist in den letzten Jahren wiederholt besprochen worden, wir vermögen aber nicht zu sagen, in wie weit diese Projecte zur Ausführung gebracht sind. — T. v. M.

Die vorbereitenden Anfänge des Diakonissen-Werkes der neueren Zeit.

Frisch und fröhlich sehen wir in unsern Tagen das Diakonissen-Werk gedeihen.*) Von dem jetzigen Stande desselben schauen wir heute auf seine ersten und leisesten Anfänge zurück bis in die Zeit hinein, wo die Erneuerung des apostolischen Diakonissen-Amtes noch nicht That, sondern nur Sehnsucht eines Einzelnen war. Ist Theodor Fliedner der Diakonissen-Vater, durch welchen der Herr seiner evang. Kirche jenes Amt wirklich wieder gegeben hat, so ist der längst heimgegangene Pfarrer Friedrich Klönne in Bislich bei Wesel der Mann der Sehnsucht, der die Wiedereinführung der Diakonissen in die evangelische Kirche zuerst angeregt und vorbereitet hat. Auch sein Name soll nicht vergessen, sondern allezeit mit dem gebührenden Danke genannt werden.

Wie die Zeit der tiefsten Noth und Schmach zu Anfang des Jahrhunderts und die darauf folgenden Befreiungskriege der Anfang eines neuen Lebens auf allen Gebieten der evangelischen Kirche gewesen sind, so liegen in jenen Tagen der Drangsal auch die Wurzeln des heutigen Diakonissen-Wesens.

Klönne nämlich hatte in den Frauen- und Jungfrauen-Vereinen, die sich in der glorreichen Zeit der Befreiungskämpfe zur Pflege der verwundeten Krieger oder ihrer verlassenen Familien aller Orten bildeten, mit Augen gesehen, wie viel die von Gottes- und Menschenliebe erfüllten Frauen und Jungfrauen zur Linderung jeglichen Elends beizutragen vermögen. Darum brannte es ihm im Gewissen, als mit dem Ende des Krieges auch diese Frauen-Arbeit ein Ende nahm. Es ließ ihn nicht ruhen. In Schuderoff's Jahrbüchern, Band 37, Stück 3, ließ er einen Aufsatz erscheinen, der 1820 bei J. A. Barth in Leipzig besonders herauskam unter dem Titel: „Ueber das Wiederaufleben der Diakonissinnen der alt-christlichen Kirche in unsern Frauen-Vereinen." —

„Warum", fragte er, „hat man es nicht versucht, die Frauen-Vereine in einer erneuerten Gestalt fortleben zu lassen, ihnen eine auf alle Zeit berechnete Einrichtung zu geben, ihren Wirkungskreis, der sich damals nur auf die kranken und verwundeten Vaterlands-Vertheidiger beschränkte, weiter auszudehnen auf die Armen, Elenden und Kranken (die Stellvertreter unsers Herrn), die in ihren nächsten Umgebungen leben, und die doch jetzt wahrlich noch eben so gegründete Ansprüche auf ihre Liebe und Hilfe haben, als ehemals die verwundeten Krieger?"

Dann weist er hin auf die Diakonissen der apostolischen Zeit, erzählt kurz die Geschichte des Diakonissenthums in den ersten christlichen Jahrhunderten, fordert mit warmem Herzen und beredtem Munde zur Erneuerung des Diakonissen-Amtes auf, und macht zugleich Vorschläge zur Verwirklichung dieses Planes.

Indeß begnügte sich Klönne nicht damit, seine Gedanken auf der Studirstube schwarz auf weiß niedergeschrieben zu haben und sie in die Druckerei zu schicken; er suchte vielmehr mit rastlosem Eifer, brieflich und persönlich, die einflußreichsten Gläubigen, sowie die kirchlichen Behörden für seine Idee zu gewinnen und der evangelischen Kirche das verloren gegangene Verständniß für die Nothwendigkeit des Diakonissen-Amtes wiederzugeben.

Schon im Jahre 1820 sandte er seine Abhandlung an den damaligen Minister der geistlichen Angelegenheiten und an die als liebeglühende Freundin der Nothleidenden bekannte Prinzeß Marianna von Preußen und suchte in einem Begleitschreiben das Herz Beider für die Diakonissen-Sache zu erwärmen.

Der Minister antwortete:

„Euer Hochehrwürden danke ich verbindlichst für die mittelst Eingabe vom 21. v. Mts. mir zugeschickte Abhandlung. Ich habe dieselbe mit Wohlgefallen gelesen. Es ist allerdings sehr zu wünschen, daß sich aller Orten Vereine von Frauen und Jungfrauen, die sich, von einem wahrhaft christlichen Geiste beseelt, die Unterstützung der Armen, die Pflege der Kranken und Schwachen zum Zwecke setzten, bilden möchten. Da aber hierbei keine Art des Zwanges eintreten darf, so werden die Herrn Geistlichen am meisten beitragen können, solche Vereine zu Stande zu bringen.

Ob und in wiefern dieselben allgemein mit den Presbyterien in Verbindung zu setzen seien, ob und wiefern also in denselben das Institut der Diakonissinnen wieder aufleben könne, wird sich erst dann beurtheilen lassen, wenn solche Vereine bereits in einer gewissen Anzahl vorhanden sind, und wird diese Angelegenheit alsdann zunächst von den Synoden in Berathung zu nehmen sein.

Berlin, den 14. September 1820.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

von Altenstein.

*) Siehe Nr. 29 dieses Blattes.

Die Prinzeß Marianna erfreute Klönne durch folgenden eigenhändigen Brief:

Schönhausen, 21. September 1820.

Ich habe mit Freuden Ihre Schrift gelesen, und habe oft selbst eine solche Einrichtung gewünscht, auch von vielen schon Ihre Vorschläge darüber gehört, doch ist die Sache, wie sie Sie sich denken, so, daß sie vom König selbst erst befohlen werden müßte, anders vor und in der Kriegszeit, wo schleunige Hilfe nöthig war. Auch habe ich in der Zeit, wo ich selbst Gründerin der ersten Frauen-Vereine war, einsehen lernen, daß in solchen Fällen gewiß der freiwillige Beitritt der Personen bereit ist, wie die Wahl, welche Sie in Ihrem Entwurf vorschlagen. Wie oft könnte es sich finden, daß um häuslicher Angelegenheiten halber eine Frau die Wahl nicht annehmen könnte, auch ist der Eifer größer, wo eine Sache aus Begeisterung erwächst. Ich wende auf diese Meinung den Spruch an 1 Tim. 5, 8, der just vor einem steht, den Sie angeführt haben.

In demselben Brief im 2. Kap. V. 11 finde ich eine Stelle, die mich oft zum Gedanken gebracht, ob es nicht besser sei, für jetzt die Vereine aufhören zu lassen, und abzuwarten, ob darüber der König befehlen würde.

Dennoch bestehn noch 2 Vereine in Berlin, einer für Arme überhaupt, und ein anderer, dem ich noch vorstehe, zum Besten der Invaliden aus dem letzten Kriege; der Verein wird noch angesehn als eine Verbindung mit jener Zeit.

Ich setze mein Vertrauen darauf, daß, wenn es gut ist, es auch noch geschehen wird.

Mit Achtung nenne ich mich Ihre Freundin
Marianna, Prinzeß von Preußen.

In den nächsten vier Jahren machte die Sache, so viel man sehen kann, keine besonderen Fortschritte. Klönne wurde nicht müde, fort und fort an solchen Thüren anzupochen, wo er Verständniß und die Möglichkeit zur Verwirklichung seiner Vorschläge zu finden hoffte. Im Jahre 1824 wandte er sich an den einflußreichen Bischof Dr. Eylert, der ihm unter dem 24. April 1824 aus Potsdam antwortete:

Ew. Hochwürden danke ich ganz ergebenst für die mit Ihrem geehrten Schreiben mir gütigst überschickte Schrift: über das Wiederaufleben der Diakonissinnen. Mit lebhaftem Interesse habe ich dieselbe gelesen, und der darin waltende Urgeist der christlichen Kirche thut gewiß jedem frommen Herzen, dem das rührende Bild der ersten apostolischen Einrichtungen nicht fremd ist, wohl. Solche Worte sind nie vergeblich gesprochen, aber Früchte können sie tragen nur in solchen Gemeinen, die ein christlicher Geist beseelt, und fromme Frauen zu ihren Mitgliedern zählen.

Mit der Bitte, anliegendes Antwortschreiben dem hochgeehrten Directorium der Missions-Gesellschaft gefälligst überreichen zu wollen, verbinde ich den Wunsch, daß Gott alle Ihre Bemühungen segnen möge, und die Versicherung der vorzüglichen Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu sein

Ew. Hochehrwürden ergebener Diener
Dr. Eylert.

In demselben Jahre bezeugte Professor Dr. Günther, der als Arzt wie als Christ am ganzen Niederrhein einen gleich guten Namen hatte, seine herzlichste Zustimmung zu Klönne's Bemühungen. Beherzigenswerth ist die Klarheit, mit welcher der weit und breit berühmte Mediziner auf die geistliche Seite der gewünschten Diakonissen-Thätigkeit hinweist. Er schreibt:

„Ihre Abhandlung über die Herstellung der Diakonissen finde ich sehr interessant, und danke Ihnen für dies Geschenk. Sie hat meine herzliche Zustimmung, und ich wünsche von ganzer Seele, daß unsere geistlichen Obern sie in Ueberlegung ziehen mögen. Es ist in der That ein wahres Bedürfniß unserer Kirche, besonders da die Beichte abgeschafft ist. Ich sehe nämlich außer dem, was die Frauenvereine, als für die körperliche Erhaltung sorgend, bewirkt haben, auch auf das, was diese Personen bei der Brüdergemeinde noch sind, eine Art Seelforgerin, Trösterin, Belehrerin und Vertraute, mit denen als gleichen Geschlechts, sich Bekümmerte über ihren Seelenstand treulich würden bereden und unterhalten können.

Gott wolle geben, daß Ihr Vorschlag reiflich von Hohen und Niedern erwogen werden möge!

Duisburg, 11. Sept. 1824.
Günther.

Abermals ruhte die Sache, dem äußeren Anscheine nach, fünf Jahre lang. Unterdeß lernte Fliedner auf seinen Collecten-Reisen in Holland und England nicht nur die Liebesthätigkeit auch mancher Frauen im Allgemeinen kennen, sondern er fand auch, daß in der Mennoniten-Gemeinde zu Amsterdam das Diakonissen-Amt fortwährend lebendig war. Am 29. Juli 1829 schrieb er an Klönne:

Mein lieber Bruder!

Bei der Beschreibung des holländischen Kirchen-, Schul-, Armen- und Gefängnißwesens, die in Kurzem erscheinen wird, habe ich bei der Secte der Mennoniten auch von ihren Diakonissinnen geredet. Da ich diese altchristliche Sitte mit Dir für nachahmungswerth halte, daher Mehreres darüber geredet habe, und gern Deine Schrift darüber anführen möchte, so möchte ich Dich bitten, mir dieselbe auf einige Tage zur Einsicht zu leihen. Denn so viel ich weiß, ist sie nicht einzeln erschienen, sondern in einer in Leipzig herausgekommenen Zeitschrift, welche ich nicht besitze. Wenn Du meine Bitte erfüllen kannst, so schicke mir die Schrift gefälligst recht bald mit dem Postwagen.

In herzlicher Liebe grüßend Dein treuer Bruder
Fliedner.

Erst 1831 erschien Fliedners „Collectenreise", wo er B. I. S. 150 ff. sagt: „Es giebt in den Gemeinden (der holländischen Mennoniten) auch noch Diakonissinnen, welche vom Kirchenvorstande gewählt werden, unter diesem stehen, und sich mit der weiblichen Armenpflege befassen. Sie besuchen die Hütten der Armuth, theilen die bewilligten Kleidungsstücke aus, sorgen für das Unterkommen der Mädchen als Dienstboten u. s. w. Sie sind so wenig wie die Diakonen besoldet, gehören zu den angesehensten Familien der Gemeinden, und unterziehen sich dabei ihrem, viele Aufopferung an Zeit u. s. w. erfordernden Geschäft mit großer Willigkeit."

„Diese lobenswerthe, urchristliche Einrichtung sollte von den anderen evangelischen Confessionen billig nachgeahmt werden. Die apostolische Kirche führte schon das

Amt der Diakonissinnen ein (Röm. 16, 1.), wohl wissend, daß das zarte, weibliche Gefühl und der feine weibliche Tact für Linderung der leiblichen und geistlichen Noth, vorzüglich unter ihrem eignen Geschlecht, durch Männerpflege nicht ersetzt werden könne. Warum hat die spätere Kirche diese apostolische Einrichtung nicht beibehalten? Hebt der Mißbrauch allen guten Gebrauch auf? Zeugt nicht die Erfahrung dieser unserer Schwesterkirche, zeugen nicht die Frauenvereine seit den letzten Kriegesjahren, zeugt nicht die heilige Thätigkeit einer Elisabeth Fry und ihrer Gehülfinnen in England, und der nach diesem Vorbild bereits in andern Ländern, als Rußland und Preußen, gebildeten weiblichen Vereine zur Leibes- und Seelenpflege der gefangenen Weiber, welche große Kräfte die weibliche Frömmigkeit zum Ausbau des Reiches Gottes besitzt, sobald sie nur freien Raum zu deren Entwickelung findet. Wie unrecht und unweise handeln darum die andern evangelischen Kirchen, daß sie ihr keinen bestimmten Wirkungskreis einräumen durch Ueberweisung der Pflege der weiblichen Armen, Kranken und Gefangenen? Wie vielen Frauen, Wittwen, namentlich Pfarrerswittwen und älteren Jungfrauen, würde dadurch ein neues, liebliches Feld eröffnet, Thränen des Elends zu trocknen und Sünderinnen mit ihrem Heiland und der Welt zu versöhnen, welches in diesem Umfange jetzt unaufgefordert zu thun, ihnen die Schranken der weiblichen Bescheidenheit verbieten!" —

Als abermals fünf Jahre vergangen waren, rief der Herr, der da spricht: „Es werde!" das erste Diakonissen-Mutterhaus ins Dasein, nicht durch die Behörden, weder der Kirche, noch des Staates, nicht durch einflußreiche oder hochgestellte Persönlichkeiten, sondern durch den armen Pfarrer einer kleinen Landstadt am Rheine, durch den seligen Fliedner.

Gleichwohl war Eylert's Verheißung über Klönne's Schriftchen in Erfüllung gegangen: „Solche Worte sind nie vergeblich gesprochen." Die Gaben des Geistes sind verschieden. Einem wird gegeben zu reden und zu rathen, dem andern wird gegeben zu thaten, und die letztere Gabe war Flidnern eigen; sonst würde unsere Kirche vielleicht bis heute ohne die Segnungen des Diakonissen-Amtes geblieben sein.

(Kaiserswerther Armen- und Kranken-Freund.)

Miscellen.

Am 19. Juni c. feierte die von dem Johanniter-Ritter Grafen Adelbert von der Recke-Volmerstein auf Kraschnitz bei Militsch gegründete Rettungs-Anstalt in der ehemaligen Abtei Düsselthal bei Düsseldorf ihr 44. Jahresfest. In diese, unter trefflicher Leitung in großem Segen fortwirkende Anstalt sind bis Ende des Jahres 1864 zusammen 2311 Kinder aufgenommen worden, von denen beim Jahresschlusse 243 sich in der Anstalt befanden (gegen 265 des Jahres 1863), und zwar in Düsselthal selbst 94 Knaben und 67 Mädchen, in dem zunächst gelegenen Zoppenbrück 39 Knaben und 16 Mädchen, in Overdyk 27 Knaben, also im Ganzen 160 Knaben und 83 Mädchen, darunter 144 aus der Rheinprovinz überhaupt und 120 aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf insbesondere, 89 aus der Provinz Westphalen.

Der Herzog von Penthièvre*), die personificirte Wohlthätigkeit in einer Zeit der unbegränzten Gier und des abscheulichsten Egoismus, war von seinem Almonier Abbé Quesnel aus Dankbarkeit und Hochachtung zum Universalerben eingesetzt. Kaum erfuhr der Herzog durch die Prinzessin von Lamballe (seine Schwiegertochter), daß die nächsten Verwandten des Verstorbenen nicht reich wären, so schrieb er ihnen, „daß der Abbé Quesnel sich wahrscheinlich im Ausdruck geirrt und in seinem Testament statt Executor des Testaments, Erbe geschrieben hätte, und daß er die ihm deshalb zukommenden Obliegenheiten zu ihrem Nutzen gern erfüllen würde." — Die Familie erhielt also die ganze sehr ansehnliche Hinterlassenschaft des Abbé, der außer einer reichen Abtei und mehreren Pfründen jährlich 30,000 Livres von seinem väterlichen Eigenthum besessen hatte. (E. G. L. W.)

Schöner Tod. — Bei dem furchtbaren Unglück, welches das Dampfschiff „Austria" im Mai 1857 betraf, gelang es einer Mutter, sich mit ihrem Kinde auf eine schwache Planke zu retten, und mit sehnsüchtigen Blicken harrte sie eines von weitem herbeieilenden Bootes. Alle seine Kräfte aufbietend, naht sich ihnen schwimmend ein Mann. Schon faßt seine Hand das Brett, ein Freudenstrahl durchzuckt sein Antlitz, denn auch er glaubt sich gesichert. Aber, als er sich herauf schwingen will, fängt er an zu sinken. Laut jammernd ruft ihm die arme Frau zu, sich doch ihres Kindleins zu erbarmen. Und der Mann zog seine Hand zurück, nickte ernst und versank.

Statistisches.

Im französischen Senate wurde nachgewiesen, daß es gegenwärtig in Frankreich 108,000 Mönche und Nonnen giebt. Die 90,000 Nonnen gehören 281 verschiedenen Orden und Vereinen an und wohnen in 361 Mutterhäusern, 593 selbstständigen Anstalten und 11,000 in 50 Töchteranstalten. Die 18,000 Mönche bilden 86 verschiedene Vereine, von denen nur 23 gesetzliche Erlaubniß haben. Im Jahre 1856 gab es in Frankreich blos 40,000 Nonnen und 9000 Mönche, so daß sich seitdem die Zahl der Nonnen um 50,000, die der Mönche um 9000 vermehrt hat.

Die italienische Zeitung „Il Diritto" vom 12. Mai c. giebt folgende Uebersicht über die Anzahl der religiösen Orden in Italien: Es giebt ihrer 84, von denen 38 Mönchsorden und 46 Nonnenorden sind. 80 sind besitzende und 4 Bettelorden. Es gehören diesem Orden 28,991 Personen an, nämlich 14,807 Männer und 14,184 Frauen, und davon 20,252 den besitzenden Orden und 8229 den Bettelorden. Es giebt 2382 geistliche Gebäude, 1506 für Männer und 876 für Frauen; 1724 gehören den besitzenden Orden und 758 den Bettelorden.

*) In Nr. 24 des diesjährigen Jahrgangs als „echter Johanniter" namhaft gemacht.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 37. Berlin, den 13. September 1865. Nr. 37.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Sept. 1865 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. August 1665	45			
	Zugang pro August	14			
		59			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	46	46	1368	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. August 1665	63			
	Zugang pro August	37			
		100			
	Abgang . .	38			
	Bleibt Bestand	62	62	1643	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. August 1865	26			
	Zugang pro August	11			
		37			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	25	25	763	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. August 1865	18			
	Zugang pro August	19			
		37			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	23	23	594	36
5.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. August 1865	22			
	Zugang pro August	5			
		27			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	17	17	627	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. August 1865	31			
	Zugang pro August	14			
		45			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	32	32	953	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. August 1865	13			
	Zugang pro August	10			
		23			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	13	13	316	35
	zu übertragen		218	6484	260
	Uebertrag		218	6484	260
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. August 1665	23			
	Zugang pro August	15			
		38			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	25	25	722	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. August 1865	45			
	Zugang pro August	23			
		68			
	Abgang . .	22			
	Bleibt Bestand	46	46	1416	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. August 1863	11			
	Zugang pro August	17			
		28			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	15	15	480	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. August 1865	8			
	Zugang pro August	6			
		16			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	5	5	226	24
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. August 1865	10			
	Zugang pro August	2			
		12			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	7	7	262	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. August 1665	3			
	Zugang pro August	4			
		7			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	3	3	104	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. August 1865	1			
	Zugang pro August	1			
		2			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	1	1	44	10
	zu übertragen		320	9740	461

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Sept. 1865 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro August 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		320	9740	461
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. August 1865	—			
	Zugang pro August	1			
		1			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	1	1	10	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. August 1865	6			
	Zugang pro August	6			
		12			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	7	7	184	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. August 1865	16			
	Zugang pro August	—			
		16			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	16	16	496	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. August 1865	10			
	Zugang pro August	2			
		12			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	8	8	266	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. August 1865	—			
	Zugang pro August	—			
		—			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	14
	Zusammen		352	10696	547

Der gesammte Abgang an Kranken pro August 1865 beträgt 184, davon sind:

a) gestorben 18
b) geheilt entlassen . 153
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 13
wie vor 184.

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Juli 1865 . . . . 17 Kranke.
Zugang pro Juli . . . . 20 „
37 Kranke.

Davon sind: geheilt. 16
gebessert 1
fortgegangen 7
gestorben 3
29 29 „

Bleibt Bestand am 1. August 1865: 8 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 8 Europäer, 11 orientalische Christen und 1. Moslem.

Die Zahl der Krankenverpflegungstage betrug pro Juli 385.

Poliklinisch wurden behandelt 72 Personen.

Einladung.

Am Dienstag den 19. d. M. Nachmittags 4 Uhr beabsichtigen wir das Jahresfest unserer Anstalt zu feiern und erbitten wir zu demselben die recht zahlreiche Gegenwart der Herren Ordensritter.

Reichenbach, den 4. September 1865.

Der Vorstand des Johanniter-Krankenhauses.

Galeazzo Carraccioli, Marchese von Vigo.

Unter den zahlreichen Italienern, welche in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts sich den deutschen Reformatoren anschlossen und deshalb ihr Vaterland meiden mußten, war auch Galeazzo Carraccioli, der einer der vornehmsten Familien Neapels angehörte. Sein Vater war einer der angesehensten Großen des Landes, und seine Mutter stammte aus der Familie Caraffa ab und war eine Schwester des bekannten Cardinal Caraffa, welcher später als Paul IV. die Reformation so heftig und gewaltthätig bekämpfte. Galeazzo war seit seinem zwanzigsten Jahre mit Vittoria, der Tochter eines Herzogs von Nuerria, vermählt, welche ihm sechs Kinder geboren hatte. Dem Kaiser Karl V. hatte er wichtige Dienste geleistet, und war bei Hofe wie im Volke beliebt und hochgeachtet. — Als Johann Valdez und Pietro Marthyr die Lehre Luthers in Neapel predigten, entbrannte ein heftiger Kampf in dem Geiste Galeazzo's; er fühlte sich lebhaft angezogen von den neuen Wahrheiten, die jene Männer ihm verkündeten, und sah doch auch ein, daß er auf die glücklichen Verhältnisse, in denen er lebte, verzichten müsse, wenn er seinen neuen Glauben verriethe. Während er in diesem Kampfe begriffen war, erhielt er Veranlassung, mit dem Kaiser nach Deutschland zu reisen, suchte hier einige der angesehensten Protestanten auf und las ihre Schriften mit steigender Begeisterung. In Straßburg traf er seinen Landsmann Pietro Martyr, welcher Italien bereits hatte verlassen müssen. Bald hatte Galeazzo sich entschlossen, entschieden auf die Seite der Reformatoren zu treten. Er beschloß sogar, die neue Lehre in Neapel selbst zu verbreiten, und kehrte deshalb in sein Vaterland zurück. Hier setzte er sich mit den Anhängern Luthers in Verbindung und suchte sie zu überreden, daß sie sich öffentlich zu ihrem Glauben bekennen und religiöse Zusammenkünfte veranstalten müßten. Die Furcht vor Verfolgungen aber bewog seine Freunde, auf diese Vorschläge nicht einzugehn, sondern vielmehr noch von Zeit zu Zeit an dem römischen Gottesdienste Theil zu nehmen. Jetzt begann ein neuer Kampf in Galeazzo's Geiste. Er sah ein, daß er Vaterland und Familie aufgeben müsse, wenn er seiner Ueberzeugung gemäß leben wollte. Wenn er an den Kummer dachte, welchen sein Scheiden seinem Vater erregen würde, so bebte sein Herz; aber noch größer wurde seine Angst, wenn er seiner Gattin und seiner Kinder gedachte, die er zärtlich liebte und doch nicht mit sich in die neue Heimath führen konnte. Endlich entschloß er sich dennoch, Neapel zu verlassen, und reiste über Augsburg nach Genf. Hier ward er von seinen Landsleuten Anfangs mit Mißtrauen aufgenommen. Man hielt es nicht für möglich, daß ein Carraccioli um des Glaubens willen alle Vortheile seiner Stellung aufgeben könne, und meinte daher, er sei ein Spion. Desto mehr erstaunte man, als man sich überzeugte, daß er wirklich ein begeisterter Anhänger der evangelischen Kirche sei.

Auch an dem Hofe Karl's V. erregte diese Bekehrung bedeutendes Aufsehen, und seine Verwandten betrauerten ihn wie einen Verstorbenen. Einer seiner Vettern kam nach Genf, um ihn wo möglich zur Rückkehr in sein Vaterland zu bewegen, mußte sich aber bald überzeugen, daß sein Vorhaben unausführbar sei. Er wurde nun seiner Güter verlustig erklärt, und nur mit Mühe bewirkte sein Vater, daß Galeazzo's ältester Sohn das Vermögen der Familie erben durfte. Galeazzo traf mit seinem Vater in Verona und später in Mantua zusammen, und sein Oheim, Papst Paul IV., der wenigstens die Schmach, daß ein Mitglied seiner Familie in Genf lebe, abwenden wollte, ließ ihm vorschlagen, seinen Wohnsitz in Venedig zu nehmen, und versprach, ihn vor jeder Verfolgung zu schützen. Galeazza aber wollte der Gemeinschaft mit seinen neuen Freunden und Glaubensgenossen nicht entbehren, und kehrte daher nach Genf zurück.

Im Jahre 1557 erhielt er einen Brief von seiner Gattin, in welchem sie ihn um eine Zusammenkunft bat. Galeazzo begab sich deshalb auf die Insel Lesina, welche in der Nähe des Stammgutes Viga an der neapolitanischen Küste liegt. Statt der Gräfin fand er hier aber nur zwei seiner Söhne; man hatte gefürchtet, jene könne sich überreden lassen, dem Gatten nach Genf zu folgen. Kaum aber war Galeazzo dahin zurückgekehrt, so erhielt er einen zweiten Brief von Vittoria, in welchem sie ihn bat, noch einmal nach Lesina zu kommen. Er folgte auch diesem Rufe, fand aber bei seiner Ankunft auf der Insel keinen der Seinigen. Die Sehnsucht, diese wiederzusehen, bewog ihn, sich nach dem väterlichen Schlosse zu begeben, obwohl er sich dadurch zugleich der Gewalt erbitterter Feinde überlieferte. Er wurde mit Jubel empfangen. Alle Freunde des Hauses strömten herbei, ihm zu seiner Rückkehr Glück zu wünschen, denn sie waren fest überzeugt, daß er für immer zurückgekehrt sei. Galeazzo aber mußte endlich seiner Gattin gestehn, daß er nicht bleiben könne, und beschwor sie, ihn nach Genf zu begleiten; er versicherte ihr, daß sie auch dort ihrer religiösen Ueberzeugung treu bleiben dürfe. Sie aber weigerte sich dessen entschieden, sie fürchtete schon der Hölle verfallen zu sein, weil sie diese wenigen Tage liebevoll mit ihm verkehrt hatte. Galeazzo erklärte nun auch seinem Vater, daß er wieder scheiden müsse, und wurde von ihm mit Vorwürfen und Verwünschungen überhäuft. Vittoria beschwor ihn unter Thränen, sie nicht zur Wittwe, seine Kinder zu Waisen zu machen. Seine älteste dreizehnjährige Tochter umschlang seine Knie, warf sich vor ihm nieder und beschwor ihn zu bleiben. Galeazzo's Herz drohte zu brechen, doch blieb er standhaft und riß sich endlich los, doch so erschüttert, daß er erst, als er wieder in Lesina landete, wie aus einer Betäubung erwachte. Die Scene des Abschieds stand noch immer vor seiner Seele, drängte sich fast mit der Gewalt einer Vision in jeden seiner Gedanken.

In Genf arbeitete er nun vorzugsweise für seine Landsleute. Es hatte sich daselbst eine Gemeinde italienischer Flüchtlinge gebildet, an welche sich auch einige Spanier anschlossen. Für sie lebte Galeazzo nun einige Zeit hindurch fast ausschließlich, und es gelang ihm namentlich, einige heftige Streitigkeiten zu schlichten, welche unter ihnen ausgebrochen waren. Nachdem er seine Gattin wiederholt eingeladen hatte, zu ihm zu kommen, ließ er im Jahre 1566 seine Ehe mit ihr lösen und vermählte sich mit Anna Fremeire, der Wittwe eines französischen Flüchtlings. Genf ertheilte ihm nun das Bürgerrecht und nahm ihn später in den großen und kleinen Rath auf. Im Jahre 1572 lud der Admiral Coligny ihn ein, zu ihm nach Paris zu kommen. Ein unvorhergesehener Umstand verzögerte die Reise, und bald darauf erhielt Galeazzo die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit. Er wohnte nun noch fünf Jahre zu Nyon und Lausanne, kehrte dann aber nach Genf zurück, wo er im Jahre 1586 starb. —

Die Sanitäts-Commission der Vereinigten Staaten Nordamerika's.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" brachte vor einiger Zeit Mittheilungen aus dem Werke: „La commission sanitaire des états unis, son origine, son organisation et ses résultats etc., par Thomas W. Evans. Paris, E. Dentu 1865," aus denen wir, obgleich der Krieg in Nordamerika inzwischen beendet, das Nachstehende entnehmen, weil die ganze Sache von großer Bedeutung ist und nicht blos ein vorübergehendes Interesse hat.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, Thomas W. Evans, ist selbst Nordamerikaner, lebt aber als Docteur en médecine et Chirurgien-Dentiste in Paris. Er hat auf verschiedenen Reisen, sowohl nach dem italienischen Kriegsschauplatze 1859, als nach seiner Heimath während der letztverflossenen Jahre, sich augenscheinlich volles Verständniß für die sanitätischen Bedürfnisse eines Heeres und für die Bedingungen gewonnen, unter denen denselben gewissermaßen von außen her durch die Hilfe Privater genügt werden kann. Er giebt seinen Bericht allerdings wenig systematisch geordnet, auch nicht unter durchgängiger Hervorhebung der schlagendsten Momente, aber mit dem vollen Anspruch gewissenhafter Treue. —

Am 14. April 1861, kaum 14 Tage nach dem Angriff auf Fort Sumter, dem Ausbruch der Feindseligkeiten, erließen in New-York etwa hundert der geachtetsten Damen einen Aufruf an die Frauen der Stadt. Dem Rufe entsprechend, constituirte sich bald darauf ein „Frauen-Central-Hilfsverein", der sich die Aufgabe stellte, von den Bedürfnissen der Truppen Kenntniß zu nehmen, sich mit der Militair-Verwaltung in Verbindung zu setzen, ein Magazin von Bandagen und Charpie zu errichten, die Hülfe der Local-Vereine zu erbitten und für die Prüfung und Annahme von Heilgehilfen und Krankenwärtern zu sorgen. Der berühmte Arzt Valentin Mott wurde zum Präsidenten des Vereins erwählt.

Der Versuch, mit der Medizinal-Verwaltung des Staats in Verbindung zu treten, scheiterte an einer bureaukratisch-ablehnenden Antwort. Eine nach Washington entsandte Deputation, die direct dem Kriegsministerium und dem Medizinalstabe der Armee die Wünsche des Vereins vortragen sollte, fand dort Alles in der entsetzlichsten Verwirrung. Die Begebenheiten waren mit überwältigender Macht vollständig Herr über die leitenden Per-

sönlichkeiten geworden; ja Niemand hatte noch einen Begriff von der Großartigkeit der Ansprüche, die an das Land, die Armee und an die Leitung beider gestellt werden würden. — Der Verein sah sich auf seine eigenen Kräfte verwiesen. Man gründete sofort in Washington, als dem Sitz der Central-Regierung, eine „permanente Gesundheits-Commission" mit einem vollständig organisirten Bureau und Beamten-Personal. Am 13. Juni 1861 ertheilte der Präsident der Union der Commission seine offizielle Anerkennung. Sie bestand zunächst aus 22 Mitgliedern unter dem Vorsitz des als Philanthrop bekannten Theologen Dr. **William Bellows**. **Frederick Olmstedt**, ein geschätzter Literat, wurde ihr General-Secretair. Unter den Mitgliedern waren 8 angesehene Offiziere und Militair-Beamte. Der offizielle Titel der Commission war: A Sanitary Commission of inquiry and advice in respect of the Sanitary Interests of the United States forces. — Zahlreiche Deputirte wurden zur Armee entsandt, um sich Kenntniß von den bei ihr obwaltenden Zuständen zu verschaffen. Viele Tausende von Broschüren wurden unter die Freiwilligen ausgestreut, die diese in ganz fremde Verhältnisse eintretenden Männer über ihr diätetisches Verhalten unterrichten sollten. In den ersten 6 Monaten des Bestehens wurden 6000 Kranke und Verwundete durch Hilfe der Commission aus den Hospitälern in den Schooß ihrer Familien zurückbefördert. Man etablirte in den Hauptstädten der einzelnen Staaten Unterkunfts-Räume (soldiers rest) für die dort täglich eintreffenden zahlreichen Freiwilligen, die, unbekannt mit den Verhältnissen, zunächst Mangel an Allem litten. Bis zum November 1861 hatte das einzige Depot in Washington an 836 verschiedene Lazarethe 34,500 Kranken-Kleidungsstücke geliefert.

So großherzig indessen und energisch diese ersten Anläufe waren, sie hatten doch nicht das Resultat, das man erwarten mußte. Zunächst fehlte ein inniges Zusammengehen mit der Verwaltung des Heeres; dann bedurfte auch die Organisation der Commission einer Erweiterung und Vervollständigung. Das erste Hinderniß für eine erfolgreiche Thätigkeit sah man in der Person des Chef-Arztes der Armee, der alt und bureaukratisch, andauernd einer gemeinsamen Wirksamkeit mit der Commission entgegentrat. Indem man die großen Hebel einer freien Presse und der Verhandlungen im Congresse in Bewegung setzte, gelang es, personelle Aenderungen durchzusetzen, mit denen die günstige Gemeinsamkeit der Thätigkeit der Offiziere und der Behörden der Armee und der Beamten der Commission eintrat. Die letztere hatte es durchaus richtig erkannt, daß dieses Zusammenwirken, gegründet auf gegenseitige Anerkennung, die erste Voraussetzung jedes Resultats sein mußte. Ihre Erfolge stehen mit dem Zeugnisse in directester Beziehung, das am Schlusse des Jahres 1864 ausgesprochen wurde: „Es existirt kein Beispiel, in welchem die Rathschläge oder Dienste der verschiedenen Agenturen der Commission abgelehnt wären; es ist nie eine Klage gegen sie erhoben, Niemand hat ihnen nachsagen können, daß sie einen einzigen Offizier der Armee in seiner Thätigkeit gehemmt, oder daß sie nachtheilig auf die Disciplin in der Armee eingewirkt hätten." Es kam darauf an, die Armee-Verwaltung nicht zu ersetzen, sondern sie nur zu unterstützen, dieser Unterstützung aber überall, unter Festhaltung der militairischen Normen, Eingang zu verschaffen.

Die Organisation der Commission bedurfte einer Vervollständigung, nachdem die allgemeinste Theilnahme für ihre Zwecke rege geworden war. Man hatte in 80,000 Exemplaren die Aufforderung, beizusteuern, in's Land geworfen. Von allen Seiten kam die bereitwilligste Antwort. Bald entstanden gegen 32,000 Lokal-Hilfsvereine, deren Thätigkeit zu centralisiren, deren Hilfsleistung zu vermitteln war. — Die Commission gliederte sich nun in 4 Abtheilungen. Die erste derselben wandte ihre Sorgfalt der **Ergänzung der Armee** zu. Man vermeinte, daß diese, nach richtigen Principien geleitet, vor Allem die Gesundheit innerhalb der Armee zu verbürgen geeignet sei. Die Commission konnte indessen hierbei wesentlich nur dahin wirken, daß die Untersuchung der eintreffenden Freiwilligen gründlich überwacht und für zweckmäßige Instructionen in dieser Richtung gesorgt wurde.

Der zweiten Abtheilung wurde die **Diätetik** der **Armee** unterstellt. Man ging von der Ansicht aus, daß die militairärztliche Thätigkeit sich der Natur der Dinge nach allein den Krankheiten bei den Truppen widme, daß es aber von der höchsten Wichtigkeit sei, den Gesunden diejenige Pflege angedeihen zu lassen, die sie vor Krankheiten zu behüten im Stande wäre. Zu diesem Ende fungirten 20 der hervorragendsten Aerzte als Gesundheits-Inspectoren. An Ort und Stelle unterrichteten sie sich über die Bedürfnisse der Truppen in Bezug auf eine den Umständen entsprechende Diätetik, und requirirten hiernach die Zusendung von Nahrungsmitteln und Bekleidungen. Sie erstatteten ihre Berichte einem besonders constituirten statistischen Bureau, das auch die nach bestimmten Normen und somit stets unter denselben Gesichtspunkten abgefaßten Aeußerungen der Truppenbefehlshaber erhielt, und somit wieder maßgebend werden konnte, sowohl für die zu treffenden Veranstaltungen, als auch für die Beurtheilung der erlangten Erfolge. Endlich gingen von dieser Abtheilung die große Zahl von Broschüren und Zeitschriften aus, mit denen man einerseits auf das Verhalten der Truppen, andererseits auf das Publicum zu wirken beabsichtige.

Eine der bedeutendsten Leistungen dieser Abtheilung war die Versorgung der Armee, die Vicksburg einschloß, mit frischen Nahrungsmitteln. Bei der Armee grassirte der Skorbut in Folge ausschließlichen Genusses von Fleisch in furchtbarster Weise. Die Commission lieferte ihr in ganz kurzer Zeit 2200 Hektolitres Kartoffeln, 8000 Kilogrammes getrocknete Früchte, 13000 Citronen, eine enorme Menge von frischem Gemüse in Conserven und erreichte sehr bald die Beseitigung der Epidemie.

Aehnlich versorgte die Abtheilung die Hospitäler in Washington binnen 3 Monaten im Jahre 1863 mit 1030 Tonnen frischer Lebensmittel in einem Werthe von 700,000 Frcs.

Zum Ressort der dritten Abtheilung gehören die **Lazarethe**. — Sie verwandte ihren ganzen Einfluß zunächst darauf, die Etablirung derselben nach richtigen Principien erreicht zu sehen. Es waren bereits in einzelnen Hospitälern dieselben gräßlichen Erscheinungen zu Tage getreten, wie in denen von Skutari während der ersten

Periode des Krimkrieges. Unter den dringenden Nothschlägen der Commission wurden die alten Gebäude, in denen man die Lazarethe etablirt hatte, aufgegeben. Man errichtete Gruppen von heizbaren Holzbaracken, deren jede im Allgemeinen nicht mehr als 60 Betten aufnahm, stattete sie mit den vorzüglichsten Ventilations-Einrichtungen aus, gab ihnen Wasserzuflüsse für Bäder und Waschungen, dann Waterclosets, und legte die einzelnen Baracken so weit auseinander, daß die eine die Atmosphäre der andern nicht zu verderben im Stande war. Die Baracken für die Verwaltung waren gänzlich von den Krankenbaracken getrennt. Im August 1864 bestanden innerhalb der Union 214 Militair-Lazarethe mit 133,800 Betten, von denen 97,751 belegt waren. Ein solches Lazareth in West-Philadelphia hatte 34 Baracken mit 3124 Betten; 52 Aerzte und 464 Gehilfen, Wärter, Köche und Diener hatten den Dienst. Es war mit einem Aufwande von einer Million Frcs. geschaffen. Ein anderes Lazareth hatte Platz für 3320 Betten, beschäftigte 622 Beamte, und kostete 1,250,000 Frcs. Unter dem Einfluß der Commission wurden diese Lazarethe bald die besten Heilanstalten.

Die vierte Abtheilung leitete endlich den eigentlichen Hilfsdienst bei der Armee. Sie hatte zunächst ihre zahlreichen Agenturen zur Unterstützung der in den Hauptstädten eintreffenden und dorthin entlassenen Freiwilligen; sie wurde der Vormund der Reconvalescenten und Invaliden; sie ordnete die Papiere derselben, sie gab Reisegeld, sie vermittelte die Correspondenz der Soldaten mit ihren Angehörigen, sie gab diesen Nachricht von der Verwundung oder dem Tode der Freiwilligen, und sorgte endlich dafür, daß an der Stelle, wo die Bestattung erfolgt war, ein einfaches Merkzeichen die Ruhestätte des Braven bezeichnete. Wie großartig ihre Thätigkeit in dieser Richtung war, beweist die eine Zahl: bis zum 1. September 1863 waren in den verschiedenen von ihr etablirten Asylen für ein- und abgehende Freiwillige 250,000 Mann beherbergt worden.

Die Hauptthätigkeit der Abtheilung aber galt der Armee im Felde selbst. Man ging von der Ansicht aus, daß die Militair-Verwaltung nur nach bestimmten, sich stets gleichbleibenden Normen verpflegen könne, daß die Bedürfnisse der Armee sich aber nach den Umständen richteten, hier also eine Ergänzung durchaus nothwendig sei. Um nun diese eintreten zu lassen, gründete man 12 Central-Comités in den Hauptorten der Union, theilte diesen Haupt- und Neben-Depots zu, in denen die durch die Comités überwiesenen Gegenstände verpackt und zur Versendung an die Armee fertig gestellt wurden. Mobile Vertheilungsdepots, die aus den Hauptdepots gespeist wurden, waren den Armee-Corps attachirt. Die Gesundheits-Inspectoren, die bei der Armee waren, dirigirten die Beamten der Heereshilfe, auf ihre Anweisung schlossen sich nach der Lage der Armee die Trains und Colonnen der Commission denen der Armee an. Die Beamten der Commission erschienen mitten zwischen den Fechtenden, man lieferte den Aerzten unmittelbar auf die Verbandplätze bei Antietam, Perryville, Gettysburg u. s. w. Kraftbrühe, Conserven von Milch und Kaffee, Hemden, Charpie, Chloroform, Wein, Cognac, Eis u. dgl. Die Commission errichtete unmittelbar hinter der Schlachtlinie Hilfslazarethe in Zelten, wo nach und noch Tausende von Leichtverwundeten und Maroden Aufnahme und Wartung fanden. Der Werth der der Armee in den 4 Wochen nach der Schlacht bei Gettysburg gelieferten Sachen belief sich auf 400,000 Frcs. Mit Segensrufen wurden die Beamten der Commission überall von den Aerzten wie von den Truppen empfangen.

Gegenüber diesen außerordentlichen Leistungen der Commission ist es interessant, die Mittel kennen zu lernen, über welche dieselbe zu verfügen hatte. Es waren wesentlich die Frauen der Union, die sich ihr zur Verfügung stellten. Der letzte Bericht der Commission vom 1. October 1864 giebt die Zahl der ihr überwiesenen Gegenstände auf mehrere Millionen im Werth von 46,000,000 Frcs. an; die Beträge, die in baarem Gelde außerdem eingeliefert waren, betrugen 18,330,000 Frcs. Der zu Gunsten der Commission in Cincinnati veranstaltete Markt hatte ihr 1,400,000 Frcs., der in Brooklyn 2,100,000 Frcs., der in New-York 7,000,000, der in Philadelphia 6,000,000 Frcs. eingetragen. — Die Commission hatte 2 große Dampfer auf dem atlantischen Ocean, 6 Küstendampfer und 2 schwimmende Lazarethe, außerdem 8 Dampfer auf den Flüssen des Westens zu ihrer ausschließlichen Disposition.

Die Resultate ihrer Thätigkeit zeigten sich denn auch in dem sich andauernd verbessernden Gesundheitszustande der Armee in augenscheinlichster Weise. Die Berichte der Beamten der Commission aus den Jahren 1863 und 1864 bringen ganz staunenswerthe Zahlen; so hatte das Armee-Corps des General Banks in Louisiana in der Stärke von 10,000 Mann vom October bis Ende 1863 nur 540 Kranke.

Die Anerkennung, die der Commission von allen Seiten, selbst von der feindlichen ward, ist eine ganz allgemeine. Sie hat das unumstößlichste Vertrauen erlangt, und zwar sowohl bei der Nation wie bei der Regierung. Ihr bleibt noch eine enorme Aufgabe, selbst nachdem der Friede dem Lande wiedergegeben worden ist. Sie wird die Fürsorge zu übernehmen haben für viele Tausende, die verkrüppelt und elend wurden, für Andere, die in ein geregeltes Leben zurückzuführen sind.

Die Postamts-Sparkassen in England.

Als sich nach der Einführung des Pennyportos England immer mehr mit Postämtern bedeckte, kam die Regierung auf den glücklichen Gedanken, diese Jedem leicht zugänglichen Anstalten zugleich von dem Publikum als Sparkassen benutzen zu lassen. Am 16. September 1861 wurden bei 301 Postämtern Sparkassen eröffnet. Die Einlagen müssen zum wenigsten einen Schilling (10 Sgr.) betragen und werden, sobald sie ein Pfund Sterling erreichen, mit $2^1/_2$ Procent verzinset. In einem Jahr dürfen nicht mehr als 30 und im Ganzen nicht mehr als 150 Pfund Sterling eingelegt werden. Diese Anstalten sollen also nur den sogenannten kleinen Leuten dienen und diesen Gelegenheit geben, ihre Ersparnisse sicher anzulegen. Das Buch, in welches die Ersparnisse eingetragen werden, erhält der Sparer unentgeltlich; verliert er es aber, so muß er das neue bezahlen. Am Jahrestage der ersten Einzahlung muß das Buch der Berechnung und Eintra-

gung der Zinsen wegen eingeliefert werden. Wie der Sparer mit seinen Einzahlungen nicht an das zuerst erwählte Postamt gebunden ist, sondern sein Buch bei allen andern Postämtern des Landes Geltung hat, so kann er auch seine Gelder ohne die geringsten Schwierigkeiten bei jedem beliebigen Postamte erheben. Alle Einlagen gehen an den Generalpostmeister und werden von diesem an die Kasse der consolidirten Schuld von England abgeliefert, welche 3 Procent Zinsen dafür berechnet. Dieser Ueberschuß von ½ Procent dient zur Deckung der Kosten, welche den Postämtern aus dieser Dienstleistung erwachsen. Bei so vortheilhaften Bedingungen mußte diese Einrichtung Erfolg haben. Bis zum Ende des Jahres 1862, also in 15½ Monaten, wurden die Sparkassen bei den Postämtern auf 2532 vermehrt, während vordem überhaupt nur 638 Sparkassen bestanden hatten. Die Zahl der Einleger belief sich am 31. Dezember auf 180,000 Mann und ihr Guthaben auf 1,681,107 Pfund Sterling, das sind 11,196,172 Thaler oder pro Mann 62,2 Thaler. Die Verwaltungskosten beliefen sich während dieser Zeit auf 20,561 Pfund Sterling (136,936 Thaler) und die den Sparern gutgeschriebenen Zinsen auf 22,011 Pfund Sterling (146,593 Thaler). Daß diese Sparkassen sehr bald die Lieblinge der großen Menge werden mußten, liegt auf der Hand; sie sind bereits den alten Sparkassen sehr gefährlich geworden. Nicht wenige derselben haben liquidirt und die Capitalien ihrer Einzahler an die Postsparkassen abgegeben. Wie gewaltig stechen gegen diese Einrichtungen unsere Sparkassen mit ihrem schwerfälligen Geschäftsgange ab.

Eine freiwillige Krankenpflegerin in den Befreiungskriegen.

In Pommern lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts eine fromme und patriotische Lehrerwittwe, **Maria Eleonore Schulze**, geb. **Haldemann**. Ihre zwei Söhne hatten schon 1806 im Felde gestanden, waren bei **Jena** gefangen, aus der Gefangenschaft durch glückliche Flucht entkommen, aber von der Mutter unter Mahnung an ihren Fahneneid sofort wieder zu des Königs Armee in Preußen gesandt, die sie noch gefahrvoller Reise glücklich erreichten. Bei **Eilau** war dann der eine gefallen, der andere hatte sich nach dem Kriege in seinem Heimathsort **Gerschau** verheirathet. Aber als 1813 der Krieg wieder losbrach, ließ er Weib und Kind und griff wieder zum Gewehr; der Mutter Muth hatte ihn vor allem dazu ermuthigt. „Geh mit Gott, sagte sie zum Abschied, und komm entweder gar nicht oder als braver Preuße wieder!" Doch als er weg war, da ließ sie der Gedanke an die vielen Verwundeten nicht rasten, und von der Liebe Christi gedrungen, machte das alte Mütterchen sich auf und erreichte zu Fuß den Kriegsschauplatz, wo sie ihren Sohn noch einmal wiedersah, dann aber sich im Lazareth als freiwillige Krankenpflegerin meldete. Die Unterärzte wiesen sie kurz ab, aber der dazu kommende Oberarzt gewährte ihre Bitte, und so war sie nun, außer den wenigen Stunden, die sie sich dazwischen zum Schlaf gönnen mußte, unablässig um die Kranken und Sterbenden beschäftigt, die sie namentlich auch geistlich mit ihrem Schatz von Bibelworten und von alten Kirchenliedern erquickte. Dabei nahm sie auch an den Kriegsbegebenheiten von fern noch lebhaften Theil, und als z. B. der Oberarzt mit der Nachricht von Napoleons Flucht über den Rhein eintrat, fiel sie, alles um sich vergessend, auf die Knie, erhob die Hände und betete laut: „Ja Herr, du bist doch unser Gott! dein Name sei gelobet in Ewigkeit!" Allen Anwesenden war's wie eine in aller Einfalt mächtige Siegesfeier. Das Lazareth ward jetzt nach Halle verlegt, und der Vorsteher dort wollte sie veranlassen, sich mehr zu schonen; sie aber gab die Antwort: „Fragen Sie die Kranken: wenn die es wünschen, dann will ich gern ganz zurücktreten!" — So fuhr sie denn unermüdlich in ihrem Liebesdienst fort, und bald hatte sie sich auch an den Betten der Typhuskranken, deren sie mit der größten Unerschrockenheit wartete, selbst jenes furchtbare Lazarethfieber geholt, dem sie binnen Kurzem erlag. Ihre kleine Baarschaft vermachte sie zur Anschaffung von Bibeln und Gesangbüchern für die Schulkinder ihres Heimathortes. In der Nähe des Todes erhielt sie aus den Fieberphantasien noch einmal das volle klare Bewußtsein wieder; sie verlangte bei ihrem Herrn und Heilande zu sein, betete brünstig für ihre fernen Lieben, für alle, die in der Krankheit ihr wohl gethan, für ihren König und das Vaterland. Dann empfing sie das heilige Abendmahl, legte sich zurück und schlief ein. Auf dem Friedhofe zu **Glaucha** bei **Halle** a. S. liegt sie begraben. Offiziere, Bürger, alles hatte sich ihrem großen Leichenzuge angeschlossen. (Kaiserswerther Armen- und Kranken-Freund.)

In Neuchatel hat sich ein Comité gebildet, um den unverheiratheten Hand- und Fabrikarbeitern (ouvriers) eine Stätte zu bereiten, die ihnen so viel als möglich ein Familienleben darbietet. Der Mangel des Familienlebens ist bei den Meisten der Anfang und die Hauptursache ihrer sittlichen und religiösen Verkommenheit. Jenes Comité will daher in Neuchatel eine Pension für Arbeiter (pension ouvrière) gründen, die, wie es in dem betreffenden Circular sagt, ausdrücklich unter eine evangelische Leitung gestellt ist, und bei guter leiblicher Verpflegung auch einen sittlich veredelnden Einfluß im Auge hat. Schon ist ein Haus zu diesem Zweck gemiethet, ein verheiratheter Vorsteher berufen. Um die ersten Kosten der Einrichtung u. s. w. zu decken, erbittet das Comité zinsfreie, später zurückzuzahlende Vorschüsse, und zwar 100 zu 50 Frcs., indem es sich der gewiß nicht unbegründeten Hoffnung hingiebt, daß das Unternehmen später sich selbst tragen wird.

Statistisches.

Die Einwohnerzahl, auf welche durchschnittlich je 1 Wahn- oder Blödsinniger trifft, ist, nach den „Mittheilungen der großherzoglich hessischen Centralstelle für die Landesstatistik" im Augusthefte Nr. 35 in Norwegen 208, Lübeck 303, Hamburg 353, Schweiz 356, Baden 374, Nassau 378, Bremen 388, Frankfurt a. M. 396, Sachsen 403, Großbritannien 443, Württemberg 453, Großherzogthum Hessen 501, Schweden 512, Kurhessen 526, Hannover 557, Dänemark 721, Frankreich 765, Preußen 792, Niederlande 845, Baiern 913, Belgien 922, Oesterreich 987, Spanien 1726, Rußland 1935, Italien 2314, Griechenland 2586 und Portugal 2925.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 38. Berlin, den 20. September 1865. Nr. 38.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Carl Leonhard von Klinckowström, Generallieutenant a. D., Ehrenritter seit 1824, † zu Schlesisch Drehnow, Kreis Grünberg, 13. Sept. 1865.

Der Earl von Shaftesbury und die „Ragged Schools" (Lumpenschulen) in England.

Auch der englische Adel steht bei den zahlreichen philanthropischen Bestrebungen zur physischen und moralischen Besserung der unteren Klassen in erster Reihe und gibt dem „Noblesse oblige" eine Anwendung durch werkthätige Nächstenliebe nach den verschiedensten Seiten hin. Denn nirgends wohl findet sich ein dieser doppelten Hilfe so bedürftiger, in die tiefste physische und moralische Verderbniß versunkener Proletarierstand, als in dem meerbeherrschenden so hoch cultivirten England und in seiner Metropole, der Weltstadt London, und aus ihm rekrutirt sich jenes zahlreiche Diebes- und Räubergesindel, welches den Kriegsstand der nichts besitzenden Klassen gegen die besitzenden zu einem perpetuirlichen macht. Keine polizeilichen und criminalrechtlichen Maßregeln, keine Besserungs-Anstalten und keine massenhaften Deportirungen konnten dem üppigen Wuchern dieses socialen Uebels steuern, ihm einen Damm entgegen zu setzen, schien unmöglich. Da trat im Jahre 1850 ein durch seine philanthropischen Bestrebungen bereits bekanntes Mitglied der englischen Hocharistokratie, Anthony Ashley-Cooper, siebenter Graf von Shaftesbury, mit einem Vorschlage an die Oeffentlichkeit, welcher zum Zwecke haben sollte, das Uebel an der Wurzel anzugreifen und es dadurch, daß man ihm den Zufluß neuer Säfte so viel wie möglich abschnitt, wenigstens so viel als möglich zu beschränken.

Dieser Vorschlag des Earls von Shaftesbury ging darauf hinaus, durch beitragende und sich auch sonst für die vorgesetzten Zwecke thätig betheiligende Mitglieder eine Gesellschaft zu gründen, welche den verwahrlosten Kindern der Verbrecher und Tagediebe Schulunterricht zu Theil werden lassen soll, um sie dadurch den schlimmen Einflüssen, unter denen sie unausgesetzt stehen, wenigstens theilweise zu entziehen. Trotz der augenscheinlichen Humanität und der voraussichtlichen segensreichen Folgen dieses Projects bedurfte es doch der größten Zähigkeit und der ausdauerndsten Ruhe des Grafen von Shaftesbury, seinem Plane Theilnahme zu gewinnen und ihn zur Ausführung zu bringen. Denn schreckten im Anfange die anscheinend unüberwindlichen Schwierigkeiten der Durchführung zurück, so waren die geringen Erfolge der ersten Jahre nicht eben angethan, für die Zukunft auf größere hoffen zu lassen. Denn die Gesellschaft der „Ragged Schools-Union" (Lumpenschulen) besaß am Anfange des Jahres 1852 nur 12 Schulen in der Stadt London und seinen Vorstädten, von denen oft über die Hälfte ganz leer standen, die übrigen nur schwach und sehr unregelmäßig besucht waren. Man hatte dis dahin nur durch öffentliche Anschläge zum Besuche der Ragged-Schools eingeladen, jetzt setzte Shaftesbury im Vereine durch, daß Missionaire in die Straßen, Docks, Parks und die Häfen London's geschickt werden sollten, um die wilde Jugend zum Besuche der Vereinslocale, die man sich wohl hütete, „Schulen" zu nennen, zu veranlassen. Der edle Graf wählte die hierfür passenden Personen aus und unterzog sich diesem edlen Geschäfte zuerst täglich selbst, und zwar mit einem durch seine Bonhommie veranlaßten so günstigen Erfolge, daß man ihn öfters an einem Tage, gefolgt von einem Haufen tobender Straßenjungen, die ihn mit ihrem „Hiphip, Hurrah" umringten, den Lehrlokalen zuziehen sah. Die Person des edlen Grafen gehörte bald zu den populärsten Londons, und es gibt heute Millionen Hände, die für den „kind Mylord" (gütigen Lord) den Segen des Himmels herniederflehen. Einen großen Theil seiner reichen Revenuen verwendet Lord Shaftesbury auf die Unterstützung der Ragged Schools, und die Erfolge des Vereins sind zum allergrößten Theile seinen nach allen Seiten anerkennenswerthen und unermüdlichen Bestrebungen zu danken.

Welche Methode man Seitens des Vereins auf den Antrag Shaftesbury's einschlug, um die Straßenjugend zum Besuche der Schullokale zu bewegen, ist oben schon

beregt worden. Täglich begaben sich einige Lehrer oder sonst thätige Vereinsmitglieder in die öffentlichen Gärten (Parks), in die Docks und das Straßengewirre und luden die dort herumlungernden Jungen zu einer bestimmten Stunde zum Besuche ihres Lokales ein, in welchem sie den Besuchern einen warmen Ofen, Sitzplätze und angemessene Belehrung in Aussicht stellten. So sehr nun auch die Aussicht auf die ersten beiden Genüsse dem „londoner Janhagel" zu behagen schienen, so wenig schien derselbe jedoch geneigt zu sein, sich zu Belehrungen hergeben zu wollen, deren „Angemessenheit" sich ihnen aus ihren Bedürfnissen noch nicht als nothwendige herausgestellt hatte.

Es war daher eine Hauptschwierigkeit für die Lehrer, sich für ihre Bildungsversuche Gehör zu verschaffen in der heillosen Verwirrung, mit welcher die wilde Bande das Lokal erfüllte, sich über die Bänke stürzte, sich zwischen und unter ihnen mit tollem Geschrei balgte, fluchend und tobend, lachend und heulend. Nachdem der Lärm allmählig sich gelegt, gelang es den Lehrern gewöhnlich dann erst, sich für etwa fünf oder zehn Minuten Ruhe zu verschaffen, wenn die größten und stärksten Burschen sich dafür verbürgt und dem übrigen Auditorium erklärt hatten, dafür mit ihren Fäusten Sorge tragen zu wollen. Oeftere Unterbrechungen der Belehrungen kamen zuerst oft genug vor durch lautes Schreien, Singen, Pfeifen und anderen Lärm, der dann durch Intervention der Ruhe-Bürgen in eine allgemeine Schlägerei ausartete, bei welcher Alles im Lokale demolirt wurde und die Lehrer froh sein mußten, ihre Person zu salviren.

Nach und nach, als die Lehrer durch häufige Besuche in den Straßen und Plätzen der Gegend ihrer Schule mit den Persönlichkeiten ihrer eventuellen Pflegebefohlenen besser bekannt geworden waren und mit weniger Mißtrauen angeblickt wurden, herrschte auch in der Unterrichtszeit größere Ruhe und Ordnung, und es konnte daran gedacht werden, systematischen Unterricht zu ertheilen. Da fand sich denn, daß beinahe Keiner lesen konnte, vom Schreiben war gar keine Rede; was einzelne Burschen etwa noch von diesen Elementarien des Unterrichts wußten, hatten sie im Gefängnisse gelernt. Wenige der Jungen konnten angeben, welcher Religion sie angehörten; später stellte sich heraus, daß die Meisten in der That noch nicht getauft waren; ebensowenig wußten sie über ihr Alter, ihre Eltern oder andere Angehörige mitzutheilen; sie waren seither völlig unwissend, die meisten selbst ohne sicheres Obdach, — wie die Bäume des Waldes ohne Stütze und Pflege, nur durch Licht und Sonne, Regen und Luft erhalten — aufgewachsen und lebten vom Diebstahl, zu dem sie von ihren Versorgern angehalten worden waren, und dessen Erträge jenen zumeist zu gute kamen. Sie nannten sich gegenseitig bei einem Spitz- oder Diebsnamen im Jargon der londoner Gaunersprache, die allen viel geläufiger war wie ihre englische Muttersprache. Alle, mit Ausnahme sehr weniger, waren mit den unsaubersten Lumpen bekleidet, das Haar wild und struppig, noch nie vom Kamme berührt, und voll Ungeziefer.

Anfangs ordnete man diese verwahrlosten Geschöpfe nach dem Alter, später nach ihren Leistungen im Lesen. Die meiste Abneigung zeigte sich gegen das Auswendiglernen, aber als sie sich nach langen Bemühungen der Lehrer daran gewöhnt hatten, schien gerade diese Gedächtniß-Uebung ihnen die größte Freude zu machen. Zu den größten Schwierigkeiten gehörte es, den Jungen die religiösen Begriffe und die von Tugend, Ehre, Moral, Gesetz, Sitte u. s. w. beizubringen; ebenso war es nicht gerade leicht, dieselben an einen nur irgend längere Zeit dauernden Unterricht zu gewöhnen, und die Lehrer mußten den letzteren hin und wieder durch Erzählung von Anekdoten und heiteren Geschichten eine Abwechselung zu geben suchen.

Daß ein großer Theil der Knaben unregelmäßige Besucher der Ragged Schools waren, ja Viele die Locale nur des Obdachs wegen besuchten und bei gutem Wetter ausblieben, darf nicht verwundern, aber es gelang der Union dennoch, durch die ausdauernde Verfolgung ihres Projects große Erfolge zu erringen.

Schon im Jahre 1856 wurden auch Ragged Schools für verwahrloste Kinder weiblichen Geschlechts in London errichtet, nachdem in den vorhergegangenen Jahren Zweig-Vereine in Liverpool, Leeds, Manchester, Bristol, Edinburg, Glasgow, Dublin, Belfast und in einigen anderen Städten der drei Königreiche etablirt worden waren.

Der letzte Jahresbericht der Ragged Schools-Union pro 1864 ergibt das erfreulichste Resultat, indem er einen Besitz von 175 Gebäuden mit über 600 Schullocalen und ein Gesellschaftsvermögen von 567,000 Pfd. nachweiset, während die Jahresbeiträge beinahe 30,000 Pfd. Sterl. betrugen. Die Zahl der Sonntagsschulen hatte sich nur um fünf auf 175 vermehrt, dagegen waren die Abend- und Tagesschulen (wo jeden Tag Schule gehalten wird) um 143 vermehrt worden und erreichten die Summe von 397. Die Zahl der besuchenden Sonntagsschüler war 24,630, die der Tag- und Abendschüler 27,500. —

Die Durchführung dieses ächt christlich-humanen und für die ganze Bevölkerung segensreichen Unternehmens scheint hiermach gesichert, zumal mit den wachsenden Erfolgen auch die Theilnahme sich mehrt, und die entgegenstehenden Schwierigkeiten sich mindern. Schon ist das Senfkorn zum mächtigen Baum geworden, durch den Segen von oben — er möge auch ferner dem edlen Wirken jeder Art erhalten bleiben. — Hrth.

Das Diakonissenhaus „Bethanien" zu Breslau.

Nach Ausweis des 15. Jahresberichts über die evangelisch-lutherische Diakonissenanstalt Bethanien zu Breslau und deren auswärtigen Stationen für die Zeit vom 1. Januar bis 31. December 1864, betrug die Gesammtzahl der Diakonissen dieses Mutterhauses am Schlusse des Jahres 1864, 54, und zwar 24 eingesegnete, 19 Bei- und 11 Probeschwestern, vier Schwestern mehr als 1863, nachdem im Laufe des Jahres 2 Beischwestern gestorben, eine solche und 8 Probeschwestern entlassen worden waren.

Es wurden incl. eines Bestandes von 45 Kranken aus dem Jahre 1863 im Jahre 1864 verpflegt, und zwar außer 4 Privatkranken unentgeltlich 630 Kranke, nämlich: 427 evangelische, 3 altlutherische, 198 römisch-katholische, 1 der schottischen und 1 der baptist. Gemeinde angehöriger. Die Zahl der Männer belief sich auf 66, die der Frauen auf 500 und die der Kinder auf 64. Davon wurden 503 geheilt, 23 erleichtert, 4 ungeheilt und

13 in andere Pflege entlassen, während 46 starben, von denen 3 sterbend und eine nicht geringe Zahl als dem nahen Tode entgegengehend uns überbracht worden waren. Größere Operationen wurden 50 ausgeführt, und nur ein Kranker erlag den Folgen der Operation. Die Zahl der Verpflegungstage betrug 13,615, so daß auf je einen Kranken durchschnittlich circa 22 kommen. Ihrer Ortsangehörigkeit nach vertheilten sich die Kranken folgendermaßen. Aus der Stadt Breslau waren 234, aus der Provinz 396. Die längste Pflege genoß eine Frau aus dem Kreise Oppeln, die bereits seit 10 Monaten sich in der Anstalt befindet. Die Privat-Krankenpflege außerhalb der Anstalt in einzelnen Familien konnte nur in 30 Fällen geleistet werden, wiewohl bei Weitem mehr Gesuche dieserhalb an uns ergangen sind, aber nicht aus Unwillfährigkeit zu helfen, sondern nur wegen Mangels an Diakonissen nicht alle berücksichtigt zu werden vermochten. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß wir für Diakonissen, die in solche Privatpflegen gesandt werden, keine bestimmte Vergütigung beanspruchen, sondern eine solche stets dem Belieben der resp. Familien frei anheimstellen.

Ein besonderer Festtag für die ganze Anstalt war die auf den 22. September fallende Diakonissen-Amts-Jubelfeier der Anstalt-Oberin Schwester Maria Schäfer, ein Ereigniß, welches den theilnehmenden Freunden, wie vornehmlich den Diakonissen des Hauses, den reichen Segen und die liebliche Herrlichkeit des Dienstes am Werk der Barmherzigkeit recht lebendig vor Augen stellte. Außer den Segenswünschen, welche ihr von den verschiedensten Seiten, auch von ihrem Mutterhause zu Kaiserswerth a. Rh. ausgesprochen wurden, erfreute innig die Jubilarin die Ueberreichung einer Jubiläums-Bibel, welche Ihre Majestät die Königin-Wittwe nebst einem huldvollen Anschreiben ihr durch den Vorstand einhändigen ließ. Die Jubilarin steht, dem Herrn sei Dank! noch in bester Kraft und liefert so den trefflichsten Beweis, daß auch eine Diakonissin mitten unter den Kranken durch des Herrn Schutz und Schirm wohl bewahrt bleiben kann und nicht, wie so viele im Klein- aber Unglauben meinen, schlechterdings vor der Zeit in's Grab sinken muß.

Siebenundzwanzig Diakonissen sind auf den auswärtigen 13 Stationen des Mutterhauses thätig. Die Zahl der Stationen hat sich wiederum um 2 vermehrt, während die zu Glogau, Schweidnitz und Ohlau mit je einer Schwester verstärkt wurden. Es arbeiten:

1. Zu Baumgarten bei Ohlau im Kreis-Krankenhause 3 Schwestern seit dem 1. April 1864. Sie verpflegten 367 männliche und 360 weibliche, also in Summa 727 Kranke, von denen nur 15 starben. — 393 waren evangelisch und 334 katholisch.

2. Zu Brieg in der Gemeindepflege 2 Schwestern. Die Zahl der verpflegten Kranken belief sich auf 103, nämlich: 96 evangelische, 5 katholische und 1 jüdischen. Davon starben 32, während 48 genasen und 4 in andere Pflege übergingen.

3. Im Institute für kranke weibliche Dienstboten daselbst 1 Schwester. Dieselbe hat in 1872 Verpflegungstagen 153 Kranke in dem genannten Institut verpflegt und außerdem nach 230 ambulanten hilfreiche Hand geleistet. Von den ersteren waren 104 evangelisch, 48 katholisch, 1 jüdisch.

4. Im allgemeinen städtischen Krankenhause zu Brieg 2 Schwestern. Die Zahl der Kranken, unter denen die dort detinirten Geisteskranken besonders schwer zu behandeln sind, belief sich auf 270, nämlich 202 männliche und 68 weibliche, von denen 184 evangelisch, 85 katholisch und 1 jüdisch waren. Davon starben 23 und 17 blieben am Ende des Jahres im Bestand. Verpflegungstage waren 8014.

5. Im Krankenhause des Königlichen Waisenhauses und Schullehrer-Seminars zu Bunzlau 1 Schwester. Sie hat an Waisenhausschülern und Seminaristen 206 Kranke in 1484 Verpflegungstagen zu besorgen gehabt, wozu noch 330 ambulante kamen.

6. Im Auftrage des Königin-Elisabeth-Vereins zu Bunzlau war 1 Schwester thätig. Außer 60 Kranken, nämlich 42 weiblichen und 18 männlichen, von denen 16 starben, hatte sie eine beträchtliche Zahl Armer, ohne Unterschied der Confession, in continuirlicher Pflege.

7. Im Kreis-Krankenhause zu Bunzlau 1 Schwester. In 2883 Verpflegungstagen verpflegte sie 168, nämlich 145 evangelische und 23 katholische, zum größeren Theil männliche Kranke.

8. In Glogau arbeiten seit Januar 1864 3 Diakonissen. Von ihnen wurden 278 Kranke in Pflege genommen, von denen 169 genesen, 72 gestorben, 12 in andere Pflege übergegangen und 25 am Schlusse des Jahres in Pflege behalten worden sind. Darunter waren 261 evangelische, 12 katholische und 5 jüdische Kranke. An die armen Kranken wurden 2984 Portionen Suppe und Fleisch ausgegeben, während die Privat-Wohlthätigkeit den Diakonissen in der dankenswerthesten und umfangreichsten Weise noch durch besondere Darreichung von stärkenden Nahrungsmitteln und der nöthigsten Wäsche in der Pflege hilfreiche Hand leistete. An baarem Gelde, welches ihnen zur Vermittelung an die Armen, oder in dankbarer Anerkennung ihrer, in wohlhabenden Familien geleisteten Dienste geschenkt wurde, konnten die Diakonissen 121 Thlr. 5 Sgr. verwenden, und waren dadurch in den Stand gesetzt, mehr als 50 Kranken und 26 Kindern, welche die von ihnen errichtete und geleitete Industrieschule besuchten, eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Auch hier hat der Magistrat durch eine jährliche Spende von 250 Thlr. die Diakonissensache kräftig und erfolgreich unterstützt.

9. In der Gemeinde zu Liegnitz haben 3 Diakonissen Krankenpflege geübt. Es wurden 200 Kranke verpflegt, von denen 116 genesen, in andere Pflege 12 entlassen, 51 gestorben und 21 als Bestand verblieben sind. Der Confession nach befanden sich unter den Verpflegten 182 Evangelische, 5 Altlutherische, 10 Katholische, 1 Jude, 1 Baptist und 1 Dissident. An Nahrungsmitteln wurden den Pfleglingen verabreicht 1,772 Portionen Suppen und 148 Portionen Essen. Außerdem sind die armen Kranken mit Bett- und Leibwäsche, Kleidungsstücken, in einzelnen Fällen mit Geld unterstützt worden. 50 Armen wurde am Weihnachtsfeste eine reichliche Christbescheerung veranstaltet. Außer einer Unterstützung von 60 Thlr. von den dortigen städtischen Behörden, empfing der Diakonissen-Verein daselbst an größeren Liebesgaben zwei Vermächtnisse von je 100 Thlr.

10. Das Krankenhaus des Johanniter-Ordens zu Reichenbach wurde von 2 Diakonissen ver-

sehen. Im Laufe des vorigen Jahres wurden in 4534 Verpflegungstagen 195, nämlich 108 männliche und 87 weibliche Kranke verpflegt, von denen 127 der evangelischen und 68 der katholischen Kirche angehören. 156 wurden als geheilt und 11 in andere Pflege entlassen, während 16 gestorben und 12 als Bestand für 1865 verblieben sind.

11. Außer im genannten Krankenhause arbeitet seit dem 17. Mai 1864 in der Gemeinde zu Reichenbach noch eine Diakonissin, und zwar im Auftrage eines eigens gebildeten Diakonissen-Kranken-Vereins. Auch ihre Thätigkeit hat einen erfreulichen Anfang genommen und lebhafte Theilnahme gefunden, obgleich mancherlei Vorurtheile, wie anderwärts, so auch hier, erst zu überwältigen waren, besonders dies, daß die Breslauer Diakonissen nur gegen Entrichtung einer nicht geringen Remuneration die Pflegen, vornehmlich die Nachtwachen bei Kranken übernehmen, während grundsätzlich doch alle unsere Diakonissen, gleichviel wann und wo sie pflegen, bei Tag oder bei Nacht, bei Armen oder Wohlhabenden, in durchaus freier Liebe unentgeltlich arbeiten. Schwester Caroline W. hat dies selbstverständlich bei den 43 Kranken, unter denen sich 39 evangelische und 4 katholische befanden, und die sie seit Mitte Mai gepflegt hat, auch gethan. Durch einen Frauen-Suppen-Verein wurde sie in den Stand gesetzt, 466 Portionen Suppen zu vertheilen, und durch einen Frauen- und Jungfrauen-Näh-verein konnte sie die nöthigen Bekleidungs- und Wäschestücke ihren armen Kranken beschaffen, und 14 Kranken und Armen eine reichliche Weihnachtsbescheerung veranstalten. Aus der Vereins-Kasse erhielt sie auch an Geld, so viel sie zur Unterstützung ihrer Pfleglinge bedurfte. Verleihe der Herr diesem jungen Werke einen gedeihlichen Fortgang, besonders wenn wir nun bald noch, worum schon lange gebeten worden ist, eine zweite Diakonissin in die dortige Gemeinde senden.

12. In der Gemeinde zu Schweidnitz waren seit dem 15. Januar 1864 3 Diakonissen. Es wurden verpflegt 227 Kranke, nämlich 222 evangelische, 4 katholische und 1 altlutherischer, von denen 175 genesen, 6 in andere Pflege übergegangen und 46 gestorben sind. Gegen 90 arme Kranke konnten nach Bedürfniß mit Wäsche, Suppen, Essen und Naturalien unterstützt werden, während durch Beistand des Diakonissen-Frauen-Näh-Vereins und vieler anderer mildthätigen Freunde 78 Armen und Kranken am heiligen Weihnachtsfeste eine reiche Christbescheerung veranstaltet wurde. Die Einrichtung eines besonderen, von den Diakonissen zu übernehmenden Krankenhauses, ein äußerst dringendes Bedürfniß, ist wohl in Aussicht genommen worden, aber leider noch nicht zur Ausführung gekommen.

13. Die am 1. Januar v. J. in Breslau, von einem eigens zusammengetretenen Vereine unter sehr schwierigen Verhältnissen eröffnete

Evangelische Herberge für Dienstmädchen aller Confessionen, hat trotz der nur zum Theil beseitigten Hindernisse wider Erwarten einen erfreulichen Aufschwung genommen und bereits eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. Drei Diakonissen versehen die Arbeit in der Herberge. Die Anstalt mit sechs Betten, war zuerst für sechs Dienstmädchen berechnet. Mit den zahlreich um Aufnahme bittenden Dienstmädchen mehrte sich auch durch opferwillige Freunde die Zahl der Betten, und ist letztere bereits bis auf 18 gewachsen, so daß es möglich war, bis zum 31. Dezember v. J. 178 Dienstmädchen, 155 evangelischen und 23 katholischen, während ihrer Dienstlosigkeit nicht blos Obdach, Nahrung und Beschäftigung bieten zu können, sondern auch auf Grund einer vom Geiste des Herrn getragenen Hausordnung noch zugleich mehr, als des Leibes Nahrung und Nothdurft, finden zu lassen. Der Unterhalt wurde theils von gesammelten Liebesgaben, theils von den Erträgen der gelieferten Arbeiten bestritten. Die Gesammt-Einnahme belief sich auf 2459 Thlr. 27 Sgr. 9 Pf., während die Ausgabe 2234 Thlr. 19 Sgr. 3 Pf. betrug. An eine Abzahlung der auf dem Grundstück haftenden großen Schuldenlast von 8000 Thlr. konnte freilich noch nicht gedacht werden, ist auch kaum bis jetzt zu erwarten gewesen. Es muß vielmehr mit innigem Danke erkannt werden, daß das Werk schon so weit, als es der Fall ist, gediehen; daß sowohl die Dienstmädchen gern die Herberge aufgesucht, sich darin wohl gefühlt und manchen Segen von ihr mit hinausgenommen, als auch, daß über 500 Herrschaften bereits im vorigen Jahre Gesuche um Dienstmädchen an die Herberge gerichtet haben.

Nur ordentliche Dienstmädchen, die mit guten Zeugnissen versehen sind, werden aufgenommen und meist unentgeldlich beherbergt. Bei einer strengen, christlichen Haus-Ordnung herrscht in der Anstalt ein frischer, fröhlicher Geist, und die Arbeit, meist in Waschen von Wäsche, einfachen Nähtereien u. dgl. bestehend, wird meist mit Lust und Freude verrichtet. Auch confirmirte Mädchen, welche sich zu Dienstboten ausbilden lassen wollen, werden gegen ein geringes Kostgeld (pro Tag 2 Sgr.) gern aufgenommen und hernach von der Herberge aus, mit welcher ein concessionirtes „Vermiethungs-Büreau" verbunden ist, in entsprechende Dienste vermiethet. Möchte dieses für die Stadt Breslau nicht blos, sondern auch für die gesammte Provinz Schlesien wichtige Werk, aus der sich der hiesige weibliche Dienstbotenstand zahlreich ergänzt, hier gleichfalls allen christlichen Freunden, welche die große Noth um gute, brauchbare, ordentliche Dienstmädchen kennen, auf's Beste empfohlen sein!

„Ueberblicken wir nun," so schließt der Bericht, „noch einmal den Stand unseres gesammten Werkes, so ergeben sich folgende Resultate. Außer den 178 Mädchen, welche unsere Diakonissen in der hiesigen evangelischen Herberge für Dienstmädchen in Obhut hatten, sind von ihnen im Ganzen an Kranken verpflegt worden:

1) Evangelische	2446
2) Altlutherische	9
3) Katholische	791
4) Baptisten	2
5) der freien Schottischen Kirche Angehörige	1
6) Juden	9
7) Dissendenten	1
in Summa	3259.
Dazu kommen noch Ambulante .	560
Summa summarum	3819.

Die Einnahme der Anstalt pro 1864 betrug: 14,057 Thlr., die Ausgabe: 13,992 Thlr. 14 Sgr. 6 Pf."

Das Spital Lariboissière.

(Aus den Erinnerungen eines Pariser Missionspredigers.)

Wenig Reisende versäumen es, bei ihrem Wanderzug durch die mancherlei Sehenswürdigkeiten von Paris die schöne neue Kirche Saint-Vincent de Paul in der rue Lafayette mit ihren trefflichen Freskomalereien von Flandrin zu besuchen; aber kaum wird je Einer oder der Andere die Thüre des Hauses betreten, das grade hinter Saint-Vincent de Paul liegt, und dessen Eingang durch die stattliche Kirche verdeckt ist; es müßte denn sein, daß Gottes Hand ihn wider seinen Willen dort hat einziehen heißen; und doch ist dieses Haus mit seinen lebendigen armen Sündern mir tausendmal anziehender erschienen, als die berühmte Kirche mit ihren todten Heiligen. Das Haus, von dem ich rede, ist das Spital Lariboissière.

Es trägt seinen Namen von einer französischen Gräfin, die sterbend ihr ganzes Vermögen von mehreren Millionen der Gründung des Spitals hingab, aber auch forderte, daß ihr eigner Name dadurch verewigt würde. Auf dem Denkmal von schwarzem Marmor, welches in der geschmackvollen Kapelle des Spitals ihrem Andenken gewidmet ist, finden sich auch ihre Testaments-Bestimmungen eingegraben. Indessen haben die beinahe drei Millionen, die sie gegeben, bei weitem nicht ausgereicht. Auch andere Wohlthäter finden sich mit Hunderttausenden auf der Marmortafel am Eingang der Kapelle verzeichnet, und die Stadt Paris hat ihrerseits noch Millionen hinzugefügt, um das eine Spital zu bauen, das nicht allein für Frankreich, sondern wohl für die ganze Welt als Musterspital gelten könnte.

Die äußere Ausstattung ist wirklich prachtvoll. Es sind eigentlich zwei Reihen von je fünf großen parallel laufenden Gebäuden, die mit ihren Giebelseiten nach einem gemeinsamen mittleren Hof gerichtet sind. Um denselben läuft ein breiter gewölbter Säulengang, der die sonst ganz getrennten Häuser verbindet. Während derselbe unten mit Glasfenstern verschlossen ist, gewährt er oben, wo er von der ersten Etage aus betreten werden kann, eine Promenade unter freiem Himmel, auf der man die Kranken wandeln sieht. Eine Menge stattlicher Vasen mit den schönsten Blumen, welche auf der Brustwehr ausgestellt sind, machen diese Promenade zu einem schwebenden Garten, Auch der ganze innere Hof ist ein Blumengarten mit einem Springbrunnen in der Mitte. Je das erste und letzte der beiden Reihen parallel laufender Gebäude ist für das große Beamten- und Dienstpersonal des Spitals und für seine Bedürfnisse, Apotheke, Küche, Dampfwäsche u. s. w. bestimmt. Die zweimal drei mittleren höher ragenden Gebäude enthalten die Krankensäle. Jedes enthält in seinen drei Etagen auch nur drei Krankensäle mit einer dahinter liegenden kleinen Krankenstube. Die neun Säle zur Rechten sind für Männer, die neun zur Linken für die Frauen bestimmt, und jeder der ersteren trägt den Namen eines Heiligen, der letzteren einer Heiligen, wie das in allen Pariser Spitälern der Fall ist. Aber während sonst in etlichen Spitälern die Räume niedrig und dumpfig sind, so sind diese 18 Säle ja hoch und weit und dazu so prächtig ausgestattet, die Wände mit glänzendem Marmorputz überkleidet, daß ein Jeder gar wohl einen kaiserlichen Krönungssaal abgeben könnte. Bei der Verschwendung, mit der mit Luft und Raum umgegangen ist, bei den gewaltigen Treppenhäusern u. s. w. kann das Spital auch nur verhältnißmäßig wenig Kranke aufnehmen. Es ist für gewöhnlich nur auf 630 Kranke eingerichtet, in Zeiten der Noth nimmt es aber 100 bis 150 mehr auf. Nach hinten heraus, dem gemeinsamen mittleren Hofraum entgegengesetzt, befinden sich auf beiden Seiten größere Gärten, deren einer für die männlichen, der andere für die weiblichen Rekonvalescenten bestimmt ist. Dem prächtigen Portale gegenüber auf der Rückseite des mittleren Hofes steht die freundliche Spitalkirche mit einem Glockenthurm, hinter derselben das sogenannte Amphitheater, die große Todtenkammer, die sich nach hinten hinaus öffnet, um ihre stillen Bewohner an den nahen Gottesacker Montmartre abzuliefern.

Soviel über das Aeußerliche dieser großen Leidensstätte. Aber so wenig dieser äußerliche Glanz im Stande ist, den Leidenden ihre Leiden zu nehmen, so wenig kann er einem jungen Geistlichen, der berufen ist, Kranken und Sterbenden mit dem Oel und Wein des barmherzigen Samariters, mit Wort und Sacrament zu nahen, das natürliche Grauen nehmen, wenn er sich zum Eintritt in diese glänzenden Schmerzensräume anschickt. Lariboissière liegt hart am Fuße des Montmartre, und ich weiß wohl, wie manchmal in der ersten Zeit es mir heiß und kalt über den Leib gelaufen ist, nachdem meine liebe fröhliche Kinderschaar, die sich im Nebelschloß um mich versammelt hatte, davongesprungen war, die Aufforderung an mich herantrat: nun mußt du hinuntersteigen zu den einsamen Schmerzensleuten dort unten im Spital. Es war mir als ein Weg vom Oelberg nach Gethsemane, und wenn ich unten an der Spitalthüre stand, ging es nach der Weise: „Herr sei mir gnädig, denn mir ist angst." Und doch rechne ich die Stunden, die ich an dieser Leidensstätte zubringen durfte, nebst denen im Spital Saint-Louis, von welchem ich später reden will, durch Gottes Gnade zu den schönsten, friedlichsten und erquicklichsten meines Lebens.

Es ist wohl kaum auf Erden ein Saatfeld für das Wort Gottes zu finden, das für den mit der Aussaat dieses köstlichen Samens betrauten Säemann bequemer und gründlicher von Gott zubereitet wäre, als das Saatfeld, das der deutsche Missionsprediger in den Pariser Spitälern antrifft. Ich sagte daher von einsamen Schmerzensleuten, und das ist in der That trotz der großen Zahl von Kranken auf unsere deutschen Glaubensgenossen bezogen, die sich hier finden, in doppeltem Sinne richtig. Die Kranken werden ja nicht nach Sprache und Confession zusammen geordnet, was auch unmöglich wäre, sondern ein Jeder, der in das Spital kommt, wird eben dahin gelegt, wo ein Bette freigeworden ist. Da nun auf die 7—800 Franzosen in diesem einen Spital etwa durchschnittlich 10—12 evangelische Deutsche kommen, so wird es sich ja selten finden, daß sie einen Landsmann zur Rechten oder Linken antreffen, sondern sie werden meistens Franzosen zu Nachbarn haben; und dazu kommt, daß ganz besonders die frischen Einwanderer in Paris, die noch einsam stehenden jungen Leute, die oft kaum einige Worte französisch gelernt haben, hier angetroffen werden. So liegen sie da

und können sich oft weder mit ihren Leidensgefährten zur Rechten und zur Linken, noch mit dem Arzte, noch mit den Pflegerinnen verständlich machen. Aber wenn sie auch einige Worte französisch verstehn, so kommt die andere Scheidewand, die noch schwerer ist als die erste. Da geht die barmherzige Schwester Abends mit dem Weihwedel umher, und bietet jedem Kranken geweihtes Wasser an; da wird denn schon an seinem Kopfschütteln offenbar, und seine Nachbarn merken es auch, daß er ein Ketzer ist, — entweder ein Jude oder Protestant, was namentlich bei Priestern und Nonnen, weniger bei den andern Leuten, so ziemlich gleichbedeutend ist; oder die Nonne kniet nieder in der Mitte des Saales und ruft eine Menge Heiliger bei Namen, und die Antwort des Kranken: „Priez pour nous“ (bitte für uns) bleibt aus, so ist's denn nun ausgemacht: „er ist ein Ketzer,“ und wenn ihm auch keine Mißhandlung deswegen zu Theil werden darf, so muß er es doch oft in mancherlei Weise empfinden, und fühlt sich nun doppelt einsam ohne die Tröstungen seines Glaubens. Wenn nun zu dem äußerlichen Leiden auch das Gefühl der Verlassenheit, wenn zu den Schmerzen des Leibes auch die Anklage des Gewissens kommt: „das hast du selbst verschuldet; du hast auf Vater, auf Mutter, auf Freundesrath nicht hören wollen, bist auf deinen eignen Herzensrath hierher in die Sündenstadt gelaufen,“ wenn dann eine lange, bange Schmerzensnacht auf die andere folgt, und wenn der anbrechende Morgen auch kein Licht in die Finsterniß, auch keinen Trost in die Angst bringt, wenn dann einem solchen armen Menschen, der von Gott und Menschen sich verlassen denkt, plötzlich unerwartet ein deutscher Gruß an's Ohr klingt, ein „Friede sei mit dir,“ dann erscheint ihm wohl der Ueberbringer dieses Grußes als ein Bote vom Himmel. Er hat sich um Kirche, um Gotteswort, seit er in Paris ist, nicht im geringsten bekümmert, er weiß vielleicht nicht einmal, daß eine deutsche evangelische Kirche in Paris ist, wie kommt nun dieser Mann zu dir? wer hat ihm von dir gesagt? wie hat er dich gefunden? woher kennt er deinen Namen?*)

Alles dieses erschüttert seine Seele, hastig ergreift er die angebotene Hand, und das Auge füllt sich mit Thränen. Es ist eine Stunde, da Ohr und Herz offen steht für das Wort des Lebens, wie vielleicht nie vorher in seinem Leben. So habe ich es oft, sehr oft gefunden. Mit dem ersten Friedensgruß war schon die Thüre aufgethan, Deich und Damm gebrochen, und man durfte fröhlich das Brünnlein Gottes, — das lebendige Wasser, — in das bisher verschlossene, todte Herz ausschütten. Wie thut das so wohl für beide Theile. Wenn auch der bei weitem größere Theil der Kranken, die hier angetroffen werden, verirrte Seelen sind, die den Herrn verlassen haben und ihre eigenen Wege gelaufen sind, so ist doch auch manch liebes Gotteskind darunter, und da ist bei solchem Zusammenfinden natürlich die Freude doppelt groß; da baut sich schnell an solchem Krankenbette ein Tempel Gottes auf. — Engel Gottes steigen auf und nieder, — er selbst, der Herr, tritt nahe herzu mit seinem Friedensgruß, da weicht oft schnell aller Schmerz und alle Klage und löst sich auf in einen Lobgesang, und mehr denn einmal habe ich auf dem Antlitz dieser einsamen Kreuzträger etwas schauen dürfen von der ewigen Freude der Erlösten des Herrn, die auf dem Wege nach Zion sind, und habe es mitten in dieser reichen Leidensschule mehr erfahren als sonst wo, daß der Weg nach Zion nicht nur mit Thränen besäet ist, sondern daß auf diesem Wege auch Jauchzende zu finden sind. Von solchen und anderen Erfahrungen gedenke ich nach früheren Aufzeichnungen Einiges mitzutheilen. F. v. B.

(„Das Schifflein Christi in Paris.“)

*) Bekanntlich liegt in jedem Spital auf höhere Anordnung eine Liste aus, welche die Namen der evangelischen Kranken enthält. Zu dem Ende wird jeder Kranke bei seinem Eintritt nach seiner Confession gefragt, aber er ahnt nicht die Bedeutung dieser Frage, und meist wird sie auch nur durch seine Begleiter beantwortet, die ihn in's Spital geschafft haben. Nach dieser Liste findet man leicht seine Kranken.

Wie der Arme in New-York wohnt.

Der „Citizen“ schreibt, daß ein Arzt, welcher mit der Citizens-Association in Verbindung steht, ein sogenanntes Tenementhaus besuchte, welches 40 Fuß Front hatte, in demselben lebten 134 Familien. Man könnte eben so gut sagen, es starben unter diesem Dache 134 Familien langsam aus. Jemand besuchte ein anderes Haus und in demselben ein Zimmer von ungefähr 12 Fuß Breite und Länge, an welches ein dunkles Bettzimmer stieß; in diesem Bettzimmer athmeten dreizehn menschliche Wesen dieselbe unreine, nagesunde Luft ein, während vom Hofe aus ein durchdringender Geruch von dem dort aufgehäuften Unrathe aufstieg. Die Familie, die in dieser Wohnung wohnte, bestand aus einer Wittwe mit einer 18 Jahre alten Tochter und 3 Söhnen im Alter von 16, 14 und 1 Jahren, die alle in demselben Bett auf der Diele schliefen. Die Wittwe vermiethete auch noch Schlafstellen. In der einen Ecke lagen zwei Schwestern, welche für ihr elendes Lager 2 Schillinge per Nacht bezahlten; in einer andern Ecke schlief die Nichte der Wittwe, eine verheirathete Frau, während in der dunklen Bettkammer ein Mann, seine Frau und drei Kinder logirten. Unter diesen zwei Zimmern befand sich ein feuchter Keller, in welchem ungefähr ein Dutzend „Boarders“, Männer und Frauen durcheinander logirten, während die Inhaber aber Wirthe dieser Höhle aus 5 Personen bestanden.

Statistisches.

Am 31. December 1863 befanden sich im Bagno zu Toulon 3088 Galeerensclaven. Im Laufe des Jahres 1864 kamen ihrer 871 hinzu, während 1741 von den alten abgingen, so daß am 1. Januar 1865 der Bagno 2218 Strafgefangene enthielt. Die Zahl der abgegangenen zerfällt in 125 gestorbene, 61 freigelassene, 34 begnadigte, 24 milder bestrafte, 37 aus Altersrücksichten nach einem Zuchthause, 250 nach Neucaledonien, 1201 nach Cayenne transportirte, 3 entwichene, 5 vor einen Assisenhof geladene. Unter den 2218 Galeerensclaven, die sich gegenwärtig in Toulon befinden, sind 1028 zu 5 bis 10, 300 zu 11 bis 15, 449 zu 16 bis 20, 9 zu 21 bis 40 Jahren und 431 auf Lebenszeit Verurtheilte. Ferner zählte man unter ihnen 1121 ledige, 1003 Verheirathete und 94 Wittwer. Ihrer 1330 können weder lesen noch schreiben, 31 haben einen bessern Unterricht genossen. Am zahlreichsten, vom professionellen Standpunkt, unter ihnen vertreten sind die Ackerbauer, Schuhmacher, Steinbrecher, Schmiede, Schlosser, Bedienten, Erdarbeiter, Maurer, Handelsleute, Hausbesitzer, Schneider und Weber. Die Zahl der Rückfälligen nimmt mit jedem neuen Jahre ab. Im Jahre 1860 betrug dieselbe 77, 1861: 51, 1862: 44 und 1864: 32.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 39. Berlin, den 27. September 1865. **Nr. 39.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg“ für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Ludwig Ernst Carl Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten, Major a. D., auf Bothkeim bei Friedland in Ostpreußen, Ehrenritter seit 1856, † zu Lippspringe 15. September 1865.

Erzbischof Norbert und die Prämonstratenser in der Mark.

Der Orden, der für das Land zwischen Elbe und Oder am meisten gethan, am meisten gebaut, bekehrt und gelehrt hat, ist wohl unbestreitbar der Cistereienser-Orden. Wiederholentlich ist im Johanniter-Blatte seiner gedacht worden, unter andern in einer Reihe von Aufsätzen, die „Kloster Lehnin“ behandelten. Lehnin (wie auch Chorin) war eine Schöpfung der Cistereienser.

Dennoch muß zugegeben werden, daß der Cistercienser-Orden, der sich etwa von 1170 ab so siegreich und glänzend in unserm Lande entwickelte, einen Vorläufer hatte, in dessen Fußtapfen er theilweise trat; dieser Orden war der der Prämonstratenser. Man wird das Richtige treffen, wenn man die Bedeutung beider Orden für die Mark und die Wendenländer speciell dahin unterscheidet, daß man den Prämonstratensern zugesteht: „sie waren die ersten, sie hatten die Mühe des Ebnens, des Vorbereitens, des Bahnbrechens.“ Den nach ihnen kommenden Cistereiensern wird aber allerdings der Ruhm verbleiben, eine umfassendere und reichere Wirksamkeit entfaltet zu haben. Schon deshalb, weil sie sich länger auf der Höhe hielten.

Dies längere segensreiche Ausdauern der Cistereienser hat die frühere Wirksamkeit der Prämonstratenser bis auf einen gewissen Grad in den Hintergrund gedrängt. Es ist ein Verdienst des Predigers F. Wiater zu Schönebeck an der Elbe, durch eine umfangreiche Arbeit über die Prämonstratenser (Berlin, Schwegger'sche Hofbuchhandlung) einen höchst werthvollen Beitrag zur Geschichte der Christianisirung und Germanisirung des Wendenlandes geliefert zu haben.

Der Prämonstratenser-Orden ist eine Schöpfung Norbert's von Gennep, der später Erzbischof von Magdeburg, und 1582 — also 450 Jahre nach seinem Tode — heilig gesprochen wurde. Wir verweilen zunächst bei diesem Stifter des Ordens.

Norbert von Gennep, ein deutscher Edelmann, wurde 1080 zu Xanten, im nachmaligen Herzogthum Cleve geboren. Er bekleidete daselbst ein Canonikat und theilte mit der großen Mehrzahl der Canoniker ein weltliches, nur den Zerstreuungen hingegebenes Leben, als auf einmal ein wunderbares Ereigniß seine Bekehrung herbeiführte. Dies Ereigniß war folgendes: Er ritt, nur von einem Diener begleitet, einem westphälischen Dorfe zu, wo ein üppiges Fest gefeiert werden sollte, als ein schweres Gewitter heraufzog und das Feuer vom Himmel wie eine Wand vor ihm niederfiel. Dabei hörte er eine Stimme, die ihm zurief: „Halt ein! warum brauchst du alles, was ich dir zu meiner Verherrlichung gegeben habe, zu Entwürfen deines Stolzes.“ Das scheue Pferd warf den Reiter ab und besinnungslos lag Norbert am Wege. Von dem Augenblicke an, wo ihm das Bewußtsein wiederkam, war er nur darauf bedacht, seine Fehltritte durch fromme Uebungen zu sühnen. Diese plötzliche Aenderung bewirkte, daß man ihn als einen Neuerer und Heuchler schilderte, und die andern Canoniker, die in ihren Ausschweifungen beharrten, verursachten ihm so viele Bitterkeiten, daß er sich nach Italien und Frankreich begab. Ueberall predigte er Buße. Dabei vermied er Redekünste und jegliche Uebertreibung; Liebe, väterliche Ermahnungen, ein gutes Beispiel, andächtiges Gebet um den Beistand Gottes, dies waren die einzigen Waffen, deren er sich bediente.

Bartholomäus, Bischof von Laon, der ihn predigen hörte und seine Sittenreinheit bewunderte, bat ihn, an der Besserung der Geistlichen seiner Kirche zu ordeiten. Norbert scheiterte damit. Da zog er sich mit einigen Schülern 1120 (also 40 Jahre alt) in das Thal Prémontré bei Laon zurück, um hier, durch das abtödtungs-

volle Leben, das sie führten, den Grund zu dem nachmals so berühmten Kloster von Premontré (daher Prämonstratenser) zu legen.

Diese Mönche waren damals so arm, daß sie nur aus dem Erlöse des Holzes lebten, daß sie alle Morgen im Walde fällten, und das ein Esel nach Laon brachte, wo es verkauft wurde. Norbert aber gab seinen Mönchen die Regel des heiligen Augustin. Eine alte Kapelle, die sie im Walde fanden, diente ihnen als Kirche. Ihre Ordenstracht war weiß, nebst einem Hute von derselben Farbe, weshalb sie später in England „weiße Canoniker" genannt wurden.

Norbert's Anwesenheit in Premontré dauerte nur ein halbes Jahr. Unmittelbar nach der Stiftung des Ordens, noch in demselben Jahre 1120, kehrte er nach Deutschland zurück, wo er, um der Berühmtheit seines Namens willen, 1127 zum Erzbischof von Magdeburg gewählt wurde. In der Zwischenzeit, von 1120 bis 1127, waren in den verschiedenen Provinzen Frankreichs, namentlich in der Champagne und Burgund, aber auch in Deutschland und Niederland, zu beiden Seiten des Rheines hin, verschiedene Prämonstratenser-Klöster — alle durch Norbert selbst — gegründet worden, so daß dieser, als er auf den erzbischöflichen Stuhl nach Magdeburg berufen wurde, seine Schöpfung (den Orden) bereits in verhältnißmäßiger Blüthe zurückließ. Es war dies eine Reserve für ihn, auf die er sich in den gefährdetsten Momenten stützen konnte. Großen Gefahren ging er allerdings entgegen, Gefahren, die zum Theil durch die Bösartigkeit seiner Widersacher (denen sein fremdes Wesen, sein strenges Regiment nicht behagte), zum Theil aber auch durch seinen rücksichtslosen, dabei jede gebotene Klugheit vernachlässigenden Stolz hervorgerufen wurden.

Ueber den Charakter Norbert's finden wir nun in Winters Buch sehr interessante Mittheilungen, aus denen wir, zu Lob und Tadel des Erzbischofs, einzelne Stellen citiren. Unter den Glasmalereien aus neuerer Zeit in den Fenstern des Magdeburger Domes befindet sich auch das Bild eines Erzbischofs, der durch Größe der Gestalt, durch gebieterische Haltung, durch ein Antlitz, auf welchem der deutsche Charakter: Sammlung, Klarheit, Ruhe und unbeugsame Entschlossenheit thront, unter andern hervorragt. Er hält in seiner Linken den Nachtmahlskelch empor, in seiner Rechten eine Kette, an welcher gefangen der Satan in Drachengestalt zu seinen Füßen sich krümmt. Das ist Norbert.

Wie ihn der Maler aufgefaßt hat, so schildern ihn auch die Geschichtsschreiber. Die Chronik von St. Michael beschreibt ihn vor seiner Bekehrung mit folgenden Zügen:

„Geehrt und hochgehalten von den Großen der Erde, war er in der Curie des Erzbischofs Friedrich zu Cöln eben so geliebt und willkommen, als an dem Hofe des Kaisers; dort wegen seiner Stellung als Cleriker und mit Rücksicht auf das Maaß seiner gelehrten Bildung, hier wegen seines hochherzigen Sinnes und seines ungewöhnlich feinen Benehmens; hier wie dort wegen wohlthuender Leichtigkeit des Umgangs und ungezwungener Sitte. Hoch unter Hohen, zwischen kleinen Leuten anspruchslos und ihres Gleichen, unter Adligen ein Würdenträger, unter Gemeinen wie eine Blume auf dem Felde, wußte er Allen Alles zu sein und sich Jedermann in allerlei gefällig zu machen. Ein helles Gesicht, ein heitres Auge, eine angenehme Redeweise, eine ruhig fließende Unterhaltung, eine weitherzige Freigebigkeit, dagegen im Aufrechnen und Fordern eine verschämte Bescheidenheit, ein sicherer Blick im Wollen und Handeln zeichneten ihn aus."

Wenngleich diese Charakteristik auf eine Zeit geht, in der er noch, in weltliche Geschäfte verflochten, der Welt zu gefallen strebte und mit lustiger Freude die Wege der Jugend ging, so ist sie dennoch für die spätere Zeit nicht ohne Wichtigkeit. Vernichtet ja doch der heilige Geist in der Bekehrung nicht die Individualität eines Menschen, sondern er läutert und verklärt sie. Selbst Paulus hat die Eigenthümlichkeit des Saulus behalten. Und so sehen wir denn auch dieselben Züge beim Bußprediger, Ordensstifter und Erzbischof Norbert wiederkehren.

Als Erzbischof, — so erzählt die Chronik vom Kloster „Gottesgnaden" — verrichtete er seines Amtes Pflichten mit gebührendem Eifer, nach des Apostels Wort: Allen Alles werdend. Von den Hohen dieser Welt wurde er geliebt und geehrt, für Verstockte und Hochmüthige war er ein Mann von imponirender Persönlichkeit, für Gottesfürchtige aber, Arme und solche die Frieden suchten, bewies er sich gütig und leutselig, so daß man ihn, da er für alle sorgte, einen Vater aller hätte nennen können. Für Gottes Gesetz fast zu eifrig, widmete er sich den weltlichen Geschäften, in die er sich unvermeidlich verwickeln lassen mußte, zwar bis ins Einzelnste, doch so, daß er dabei die Reinheit seines innern Menschen wahrte.

Völlig damit übereinstimmend ist die Schilderung seiner Bischofsthätigkeit im Chronicon Magdeburgense:

„Was eines Priesters Beruf ist: bei der Feier der Messe gewissenhaft und mit aller Andacht der Seele gegenwärtig. Vor den Fürsten dieser Welt erschien er als eine wundervolle, ehrfurchtgebietende, imponirende, mit einer Glorie umgebene Persönlichkeit, den Gläubigen aber und Dienern Christi in allen Stücken zugethan und verwandt. Daher begann er mit allen Kräften für die Förderung und das Wachsthum seiner Kirche zu wirken. Bei einer hingebenden Liebe für die Menschen und einem entschiedenen Haß gegen die Laster, war er in seiner eigenen Person ein Beispiel für die Frommen, tröstete die Kleinmüthigen und war zugänglich für alle. Diejenigen aber innerhalb der Geistlichkeit, die der Kirche zum Aergerniß gereichten, diese hielten ihn allerdings nach ihrer Art für unerträglich und vermochten seine Strenge, die sie schwerer fühlten als die Last des Aetna, nicht zu ertragen. Gold aber und Silber verachtete er so sehr, daß er den Schatz seiner Kirche zu leeren kein Bedenken trug, wenn es die Noth erforderte oder sonst einen Nutzen brachte."

So schreiben die alten Chroniken von St. Michael und das Chronicon Magdeburgense über Norbert. Selbstverständlich fehlt es diesen Lobrednern gegenüber auch nicht an gleichzeitigen Tadlern. Man hat dem Norbert Ehrgeiz, Härte und Herrschsucht zum Vorwurf gemacht. Abälard beschuldigt ihn, daß er ehrsüchtig nach dem Rufe eines Heiligen und Wunderthäters gestrebt habe und jedesmal, wenn seine Verheißungen nicht erfüllt worden, auf den Unglauben Anderer die Schuld geschoben habe. Er nennt ihn und seinen Begleiter Hugo spottweis „neue Apostel". Aber Abälards Stimme ist keine vereinzelte. Den Vorwurf eifersüchtigen Ehrgeizes machen ihm ferner die Lebensbeschreiber des Bischofs „Otto von Bamberg", des Apostels der Pommern. Als dieser nämlich auf seiner zweiten Reise nach Pommern begriffen war, wurde er in Magdeburg von Norbert zwar ehrenvoll auf-

genommen, aber der Erzbischof suchte ihn von einem Vorhaben abzubringen. Die Begleiter Otto's hatten dabei den Eindruck, daß Norbert auf dessen Ruhm eifersüchtig sei und die Missionsthätigkeit desselben als einen Vorwurf gegen sich auffasse, da er selbst nichts derartiges gethan habe, obwohl er durch sein Amt wie durch die Nähe seines Wohnsitzes vorzugsweise dazu berufen sei. — Die Havelberger- und Müritz-Wenden beklagten sich bitter über des Erzbischofs Härte und Herrschsucht; sie sahen seine Art des Christenthums nur als eine harte Knechtschaft an. Viele hochgestellten Geistlichen dachten ebenso, und es kam sogar — wie wir weiterhin sehen werden — in Magdeburg zu einem Aufstand gegen ihn.

Prediger Winter sucht diese widersprechenden Urtheile über Norbert zu einem einheitlichen Bilde zu vereinen. Er schreibt:

„Wir müssen von vornherein die Ansicht als eine psychologisch und christlich rohe zurückweisen, die einem Manne von Norberts Art in erster Linie Ehrgeiz, Härte und Herrschsucht zuschreibt. Wer sein ganzes Leben mit solcher Energie und Ausdauer dem Dienste Gottes widmen kann, wer mit diesem Feuer und diesem Erfolge predigend die Welt durchzieht, der muß einen tiefern Grund haben. Und den hat schon das 12. Jahrhundert richtig erkannt, wenn es die drei größten Heroen des damaligen religiösen Lebens in folgender Weise zusammenstellte: In Norberto fides, in Bernardo charitas, in Milone refloruit humilitas. In Norbert hat der Glaube, im heiligen Bernhard die Liebe, in Milo (Bischof von Terouanne) die Demuth auf's Neue geblüht. Glaubensgewißheit, Glaubensmuth und Glaubensenergie machen das Grundwesen in Norbert's Charakter aus. Er ist der Luther Sachsens für das 12. Jahrhundert."

„Solche Männer — so fährt Pastor Winter weiter hin fort — sind dann gewöhnlich Bußprediger, Reformatoren, Bahnbrecher für neue Richtungen; aber es haftet ihrem Wesen auch ein gut Theil von Härte und Schroffheit an. Norbert war ein Repräsentant des kirchlichen Puritanismus, und als solcher in eminentem Maße berufen, Reformator des Mönchslebens zu werden. Er war viel mehr Ordensstifter, als Erzbischof. Das Klosterleben ist ihm das Ideal alles religiösen Lebens; möglichst viele seiner Diöcesanen für das Ideal zu gewinnen, erscheint ihm als die wichtigste Aufgabe seines Bischofsamtes; die Klöster seines Sprengels zu vermehren, ist die oft ausgesprochene Absicht seiner Amtsführung. Selbst dem Magdeburger Dom-Collegiatstift suchte er eine klösterliche Verfassung zu geben. Klöster zu gründen war seine Freude. Die Mönche waren seine Schooßkinder. In dieser Einseitigkeit, die seine Stärke war, lag zugleich die Gefahr der Härte."

In Magdeburg hatte er einen schweren Stand. Weder das Volk, noch die Geistlichkeit waren ihm zugethan; seine Strenge, aber auch schon seine Neuerungen riefen überall einen Widerstand wach. Bisher nur immer in Verkehr mit den geistig beweglichen Rheinländern und Franzosen, konnte Norbert sich wohl nur mühsam in die schwer bewegliche, zäh am Alten haftende Natur der Sachsen finden. Schon wer, in zarter Schonung der Pietät, reformirend auftritt, hat einen schweren Stand. Von dieser „zarten Schonung" hatte Norbert aber nichts und wollte nichts haben. Bei dem Aufstande, der gegen ihn ausbrach, riefen ihm die Magdeburger zu: teh ut, teh ut! (zieh aus, zieh aus!) Dies war gewissermaßen die Antwort auf seine Nichtachtung sächsischer Art.

Ganz besonders waren die Geistlichen gegen ihn eingenommen. Aus der Mitte des Clerus — und zwar des ihm zunächst stehenden — gingen zwei Mordversuche gegen ihn hervor. Er fand trostlose Zustände der Rohheit, der Entzweiung, des sich befehdenden Ehrgeizes vor; dagegen trat er auf. Natürlich richtete sich jetzt die allgemeine Feindschaft gegen ihn, gegen den „Fremden". Besondere Bitterkeit weckte es, daß er die Ehelosigkeit der Geistlichen in seiner ganzen Diöcese — in der noch viele verheirathete Geistliche lebten — mit großer Strenge durchzuführen trachtete. Er verlangte eben überall dieselbe Selbstzucht und Ascese, deren er selber fähig war.

Was aber am meisten reizte, war das, daß er seine Schöpfung, den Prämonstratenser-Orden, an die Stelle anderer Orden (namentlich der Benediktiner) in seinem Sprengel einführen, und die schon vorhandenen Klöster, wo möglich auch das Domstift selbst, mit Prämonstratensern besetzen wollte. Dies rief schwere Kämpfe wach. Die Prämonstratenser erschienen wie Eindringlinge, alles lehnte sich gegen sie auf; endlich, als der Glaube allgemein geworden war, der Magdeburger Dom solle bei einer bestimmten Gelegenheit (es handelte sich um eine neue Weihe der durch ein Verbrechen entweihten Kathedrale) den Prämonstratensern übergeben, d. h. also dem Domcapitel genommen werden, brach die offene Auflehnung aus. Der gesammte Clerus stand gegen den Erzbischof. Diesen, zum ersten Male, verließ seine sonstige Klugheit. Er appellirte an das Volk, aber das Volk — wie wir schon hervorgehoben — war eben so anti-erzbischöflich gesonnen wie die Geistlichkeit selbst. Es folgte eine Belagerung im Dom. Das mit Prämonstratensern besetzte Marienkloster wurde gestürmt, Norbert selbst — nachdem er durch harte Prüfungen gegangen — verließ die Stadt. Vom Petersberg bei Halle aus, wohin er sich begeben hatte, that er Magdeburg in den Bann.

Der Bann machte sich in Magdeburg bald fühlbar, und als mit der Zeit die ruhige Besonnenheit zurückkehrte, beeilte man sich, Norbert Genugthuung zu leisten. Eine Deputation ging nach dem Petersberg, um ihm Schadenersatz zu bieten und ihn ihrer unwandelbaren Anhänglichkeit zu versichern. Der Erzbischof wollte nichts als aufrichtige Reue, und als man ihm diese darbrachte, sprach er die Stadt vom Banne los. Und als er nun, nach sechswöchentlicher Abwesenheit von Magdeburg, wie im Triumphe als ein Heros der Standhaftigkeit einzieht, als er endlich im Dom einen Dankgottesdienst abhält, da hat er nicht blos einen Sieg gefeiert, sondern in ihm auch seine Prämonstratenser. Norbert's Triumph war für seinen Orden in Magdeburg die eigentliche Bestätigungs- und Anerkennungs-Urkunde.

Die Prämonstratenser waren nach diesem Siege eingebürgert.

(Schluß folgt.)

Die Arbeit der Kinder in den Fabriken.

In Folge der Einführung der Maschinen in den Fabriken erfordert ein großer Theil der Arbeiten, welche jetzt in diesen Werkstätten noch von menschlichen Händen verrichtet werden, nicht die Kraft des Mannes, sondern kann eben so wohl von Frauen und Kindern übernommen werden. Da nun diese wohlfeiler als der erwachsene männliche Arbeiter sind, so ist in den letzten Jahrzehnden eine ungeheure Menge von Kindern in zartem Alter in Fabrikarbeiter verwandelt worden, und man war Anfangs in allen Ländern Europas barbarisch genug, diesen Unglücklichen die ganze Arbeitszeit der Erwachsenen aufzulegen. Ein Kind aber zwölf Stunden des Tages in eine Fabrik einsperren und es zwingen, eine Arbeit zu vollbringen, die zwar in der Regel nicht schwer ist, aber doch stete Aufmerksamkeit und eine die Kräfte eines Kindes übersteigende Ausdauer erfordert, ist nichts anderes als langsamer Mord. Die Gesundheit der Kinder wird furchtbar untergraben, jede Möglichkeit, den Schulunterricht zu genießen, wird ihnen entzogen, ihr Geist durch die entsetzlich einförmige Arbeit und den unnatürlichen Zwang, der ihnen auferlegt werden muß, noch sicherer als der Leib getödtet. Die Regierungen der meisten europäischen Staaten haben daher durch gesetzliche Anordnungen diesen Mißbrauch zu beschränken gesucht; aber sie haben sich fast sämmtlich durch die durchaus unbegründete Meinung, die Industrie werde vernichtet, wenn man die in den Fabriken arbeitenden Kinder menschlich behandele, bestimmen lassen, den Fabrikanten Befugnisse einzuräumen, welche zwar nicht absolut tödlich, aber immer noch in hohem Grade verderblich wirken.

In Preußen wurde im Jahre 1839 ein Gesetz erlassen, welches den Fabrikanten verbot, Kinder unter dem neunten Jahre länger als zehn Stunden des Tages arbeiten zu lassen. Aehnliche Bestimmungen erlangten später auch in Oesterreich und in den Ländern des deutschen Bundes gesetzliche Geltung. In Frankreich ist den Fabrikanten eine noch weiter gehende Befugniß, die armen Kinder zu mißhandeln, eingeräumt. Das einzige Land, in welchem die Arbeit der Kinder in einer den Anforderungen der Menschlichkeit entsprechenden Weise beschränkt wird, ist Großbritannien. Die englische Industrie ist bekanntlich noch nicht zu Grunde gerichtet, obgleich dort schon seit zwanzig Jahren bereits Gesetze nicht nur erlassen sind, sondern auch befolgt werden, welche die Arbeit der Kinder auf die Hälfte des Tages (sechs und eine halbe Stunde) einschränken.

Bei der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes glauben wir den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir ihnen eine kurze Uebersicht der Geschichte der englischen Gesetzgebung in Beziehung auf die Arbeit der Kinder in den Fabriken mittheilen.

Der erste Engländer, welcher sich ernstlich bemühte, das Elend jener Unglücklichen zu mildern, war Robert Peel, der Vater des bekannten gleichnamigen Staatsmannes. Im Jahre 1802 wurde ein von ihm vorgeschlagenes Gesetz erlassen, welches zunächst den Fabrikanten verbot, während der Nacht Kinder arbeiten zu lassen. Außerdem sollte ein Theil der zwölfstündigen Arbeit, welche den Kindern nach wie vor auferlegt wurde, benutzt werden, um ihnen einigen Schulunterricht zu ertheilen. Dieses Gesetz war immer noch in hohem Grade verderblich, und die geringen Vortheile, welche Robert Peel den Kindern zuwenden wollte, wurden ihnen noch dadurch gänzlich entzogen, daß das Gesetz seinen Schutz nur „Lehrlingen" verlieh. Bis dahin waren nämlich die Kinder, welche in Fabriken arbeiteten, Lehrlinge genannt worden, und bei ihrer Annahme wurde ein Lehrlingsvertrag unterzeichnet. Jetzt aber gaben die Fabrikanten diese Gewohnheit auf, und die armen Kinder verloren nun auch die Vortheile, welche manche dieser Lehrverträge ihnen zusicherten. Jene Lehrlinge waren meist Kinder der in derselben Fabrik arbeitenden Erwachsenen gewesen, und die Anwesenheit ihrer Eltern gewährte ihnen einigen Schutz, welcher den Fabrikanten zuweilen unbequem wurde. Jetzt fingen diese daher an, sich Kinder aus andern Orten zu verschreiben, und die Kirchspielbeamten der benachbarten Gemeinden benutzten mit Vergnügen diesen Umstand, um sich aller Kinder zu entledigen, die von ihnen ernährt werden sollten, ohne Rücksicht darauf, daß sie die meisten derselben einem siechen Leben und frühen Tode entgegen führten.

Nichts destoweniger blieb dieses Gesetz mehrere Jahrzehnde hindurch der einzige Schutz der in englischen Fabriken arbeitenden Kinder. Erst im Jahr 1819 wurde zwar ein neues Gesetz erlassen, welches den unheilvollen Ausdruck „Lehrlinge" durch Kinder ersetzte, aber ebenfalls fast ganz wirkungslos blieb, weil es eben so, wie jenes frühere Gesetz, keine Bestimmungen enthielt, welche seine Ausführung sicherten. Als im Jahre 1825 Hobhouse sich bemühte, wenigstens für die Kinder unter dreizehn Jahren eine kürzere Arbeitszeit zu erringen, widersetzten die beiden Robert Peel sich dieser Neuerung auf das Entschiedenste. Sie waren überzeugt, daß die englische Industrie nicht im Stande sei, eine so furchtbare Verminderung ihrer Arbeitskräfte zu überleben. Es gelang daher Hobhouse nur, durchzusetzen, daß die Arbeitszeit der Kinder für den Sonnabend um drei Stunden verkürzt würde.

Erst im Jahre 1833 gelang es dem Lord Ashby, die Annahme eines Gesetzes durchzusetzen, welches den Zustand jener mißhandelten Kinder wesentlich verbesserte. Die Arbeitszeit der Kinder von neun bis dreizehn Jahren wurde auf acht Stunden beschränkt und verordnet, daß kein Kind am Montage in einer Fabrik aufgenommen werden sollte, wenn es nicht nachwiese, daß es in der vorhergehenden Woche täglich zwei Stunden eine Schule besucht habe. Außerdem wurde aber auch durch dieses Gesetz eine Einrichtung geschaffen, welche die Ausführung desselben sicherte. Vier Oberaufseher und eine unbestimmte Anzahl von Unteraufsehern wurden berechtigt und verpflichtet, die Fabriken des Landes zu überwachen und am Schlusse jedes Jahres dem Parlamente einen Bericht über die Ergebnisse ihrer Untersuchungen zu erstatten, welcher veröffentlicht wurde. Schon durch diese Maßregel wurde eine heilsame Wirkung erzielt, außerdem aber hielt die Regierung mit Strenge darauf, daß jede Verletzung dieses Gesetzes bestraft wurde, und veranlaßte in dieser Absicht in den nächsten drei Jahren nicht weniger als zweitausend Prozesse. —

In den folgenden zehn Jahren überzeugte man sich nicht nur, daß die englische Industrie trotz dieser Verminderung der Arbeitszeit der Kinder bei Kräften blieb, sondern auch, daß die Arbeitszeit von acht Stunden für ein Kind, welches außerdem in die Schule geschickt würde, zu lang sei. Die Kinder, welche acht Stunden gearbeitet, waren fast immer davon so erschöpft, daß sie nicht im Stande waren, den Unterweisungen ihrer Lehrer die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken, und besuchten also die Schule, ohne irgend einen Vortheil für ihre Ausbildung zu erreichen. Im Jahre 1844 wurde daher die Arbeitszeit der Kinder unter dreizehn Jahren auf sechs und eine halbe Stunde beschränkt, und zugleich festgestellt, daß sie drei Stunden des Tages, statt der frühern zwei, Schulunterricht erhalten sollten. Unter diesen Beschränkungen gestattet man dagegen diesen Kindern, schon nach Ablauf ihres achten Jahres, also ein Jahr früher als bisher, ihre Arbeit zu beginnen. J. v. M.

Die Erziehungs- und Pflege-Anstalt für blödsinnige Kinder der Provinz Brandenburg,

für welche die Liebe der Gemeinden vor zwei Monaten aufgerufen wurde, geht mit Gottes Hülfe ihrer Eröffnung entgegen.

Am 22. v. M. ist von den Unterzeichnern des früher veröffentlichten Aufrufs und einigen andern Freunden der Sache ein Statut für die Anstalt angenommen und der unterzeichnete Vorstand gewählt worden.

Se. Majestät der König hat uns unter dem 20. August von Solzburg aus huldreichst eröffnen lassen, daß Er die Benennung „Wilhelmsstift" für die Anstalt Allerhöchst zu genehmigen geruhe.

Der Herr Ober-Präsident unserer Provinz hat Sich unter dem 5. September hochgeneigtest damit einverstanden erklärt, daß die Verwaltung des Wilhelmsstiftes nach dem erwähnten Statute eingerichtet werde.

Die von Hochdemselben genehmigte Sammlung von milden Gaben durch die Verbreitung des Aufrufs hat bis jetzt r. 1300 Thlr. ergeben, darunter zwei Gaben von 100, drei von 50, vier von 25 Thlr. — Größtentheils waren es also kleinere Scherflein, die uns zugesandt worden sind. Die Schulkinder haben in Potsdam und an einigen andern Orten reichlich beigesteuert: selbst in Waisen- und Rettungshäusern haben die Pfleglinge ihre Pfennige freudig zusammengelegt. Aus Sorrent bei Neapel und aus Kiel und Misdroy an der Ostsee sind Gaben gekommen. Viele Arme haben hier und anderwärts willig gethan, was sie konnten.

Potsdam allein hat bis jetzt c. 900 Thlr. aufgebracht, die übrigen Orte der Provinz etwa 300, darunter der Magistrat einer kleinen Stadt 50 Thlr. Die Sammlungen, welchen sich die Herren Landräthe und Prediger, so wie die verehrlichen Redactionen und Buchhandlungen unterzogen haben, scheinen noch nicht abgeschlossen zu sein.

Diese Summe ist uns in kurzer und für den Zweck des Sammelns ungelegener Zeit ohne jegliches Collertiren mit den mannichfachsten Beweisen freudiger Zustimmung zu dem Unternehmen, wie wir hoffen dürfen, von wahrhaft fröhlichen Gebern dargereicht worden. — Außerdem hat ein edler Wohlthäter, der unsern Aufruf gelesen, die Stiftung von zwei Freistellen als Denkmal für seine verstorbene Gemahlin in nächste Aussicht gestellt. — Endlich sind, wie wir erwarteten, mit den Gaben zugleich mehrere bewegliche Bitten um baldige Aufnahme unglücklicher Kinder in die Anstalt an uns gelangt.

Dies alles hat uns in der Zuversicht gestärkt, daß Gott der Herr uns zum fröhlichen Beginne der Arbeit die Erlaubniß ertheile.

Der Vorstand hat daher an einen uns von zuverlässiger Seite dringend empfohlenen, in mehrjähriger Arbeit an der ersten unserer kirchlichen Idioten-Anstalten erprobten Lehrer, nachdem der Vorsitzende sich an Ort und Stelle über seine Persönlichkeit und seine bisherige Wirksamkeit eine Ueberzeugung verschafft, den Ruf ergehen lassen, zu Michaelis die Einrichtung und Leitung der Anstalt zu übernehmen. Wir hoffen, daß der Berufene bald hier eintreffen und daß dann nach einer kurzen, für die Vorbereitung nothwendigen Frist die Aufnahme einiger Kinder werde erfolgen können. Ueber den Termin der eigentlichen Eröffnung behalten wir uns weitere Mittheilung vor.

Vorläufig hat der Vorstand, nach Prüfung der zu erwartenden Einnahmen und Ausgaben, der Berichte aus andern ähnlichen Anstalten, die jährlichen Unterhaltungskosten für ein Kind auf 100 Thlr. veranschlagen müssen und danach auch das zu zahlende Pflegegeld normirt. Gott möge uns die Mittel darreichen, den Armen später auch für einen geringeren Satz die Aufnahme gewähren zu können.

Die Einrichtung wird für diesen Winter nur eine vorläufige sein; namentlich werden, so lange die künftige Hausmutter, welche wir auch schon als eine mehrjährige liebreiche Pflegerin der Blödsinnigen kennen, nicht eingetreten ist, noch keine Mädchen aufgenommen werden können. Doch schien es uns Pflicht, bei der freudigen, allseitigen Theilnahme, die das Werk gefunden, nicht länger zu zögern und das uns geschenkte Grundstück, wie die noch immer reichlich fließenden Gaben möglichst bald zum Heile der unglücklichen Kinder zu verwerthen.

Wir hoffen, daß die Nachricht von diesem unsern Entschluß die Theilnahme vermehren und die Hoffnung auf das Gelingen stärken werde. Da wir so viel empfangen und auch jetzt noch so viele Herzen und Hände in der Provinz geschäftig sind, für die Sache zu wirken, so bitten wir nicht weiter, sondern überlassen es getrost dem Herrn, der ein Hundert nach dem andern voll gemacht und ein Christenherz durch das andere für das Werk erwärmt hat, daß Er im Stillen weiter für uns werbe und sammle.

Er hat uns, wie wir hoffen, den rechten Mann zugeführt, und uns die Mittel für den ersten kleinen Anfang gewährt. Er schenke uns Treue, daß wir Seinem Leiten folgen Schritt für Schritt. Ob schnell, ob langsam vorwärts, steht in Seiner Hand. Er hat uns in die Arbeit hineingeführt und wird weiter helfen.

Wer etwas für das Wilhelmsstift gesammelt hat, wird freundlichst ersucht, daß er es uns bald zusende, und wer etwas sammeln will, daß er es bald thue. Auch

Wäsche, Betten und Kleidungsstücke für die Kinder würden mit Freuden angenommen werden.

Potsdam, den 16. September 1865.

Der provisorische Vorstand des Wilhelmsstiftes.

Schultze, Prediger, Vorsitzender. — Wallach, Präsident der Oberrechnungskammer, Stellvertreter des Vorsitzenden.
Caulon, Prediger, Schriftführer. — Wegener, Rechnungs-Rath a. D., Rendant.
Buttmann, Stadtrath und Professor. — Dasse, Stadtrath und Zimmermeister.
R. v. Krafigk, Oberst-Lieutenant und Commandeur des Königl. Garde-Husaren-Regiments. — Dr. Puhlmann, Ober-Stabsarzt.

Mutterliebe.

An einem Januartage des Jahres 1803 fuhr ein Pope in der Gegend von Bialystock mit seiner Frau und einem einjährigen Kinde zur Stadt. Hinten auf der Pritsche des mit zwei Pferden bespannten Schlittens saß der Knecht. Am Rande eines kleinen Waldes gewahrte man ein Dutzend Wölfe, welche hungrig und hastig herbeieilten. Der polnische Pfarrer handelte unbarmherzig, indem er, um sich und die Seinen zu retten, den Knecht vom Sitz stieß, um ihn den Wölfen Preis zu geben. Der Knecht aber raffte sich schleunigst aus dem Schnee auf und lief, von Angst beflügelt, in den Busch jenseit des Weges. Er war gerettet; nicht ihn, sondern den inzwischen weiterfahrenden Schlitten wählten die Wölfe zum Angriffsobject. Als dies der Pope bemerkte, wollte er wie ein Schiffskapitain, dessen Fahrzeug zu sinken beginnt, sein theuerstes Gut über Bord werfen. Er befahl seiner Frau, unverzüglich das Kind aus dem Schlitten zu schlendern. Diese Heldin aber antwortete: „Ich will nicht; lieber lasse ich mich selbst von den Wölfen zerfleischen, als daß ich die Mörderin meines Kindes werde." — Jetzt stieg der Pope, den freilich nur die größeste Verzweiflung zum Unmenschen machte, hurtig aus dem Schlitten, um eins der Pferde loszusträngen für die heißhungrigen Angreifer. Es war zu spät. Denn noch ehe er sein Vorhaben ausführte und sich wieder in den Schlitten setzen konnte, waren die Wölfe schon über ihm. Als sie ihre Beute verzehrt hatten, befand sich die Frau des Unglücklichen, durch die Schnelligkeit der von Furcht gepeitschten Pferde errettet, bereits im nächsten Dorfe. Der Knecht stellte sich auch bald ein.

So waltete die unsichtbare Hand der Vorsehung über einer Heldin, die ein Opfer ihrer Mutterliebe werden wollte, und über einem wehrlosen kleinen Geschöpf.

Die hochherzige Gesinnungstüchtigkeit, von der wir hier berichten, ist weder durch ein Monument, noch durch andern Lohn glorificirt worden; die in eigner Lebensgefahr hart geprüfte und auf's schönste bewährte Mutterliebe aber verdient das schönste Denkmal, welches es giebt — nämlich ein gutes Andenken in den für wahre Seelengröße empfänglichen Herzen. (Ernst Graf Lippe.)

Der Evangelische Gemeindebote.

Ein Sonntagsblatt,

herausgegeben zum Besten des „Wilhelmsstiftes" für blödsinnige Kinder der Provinz Brandenburg in Potsdam,

erscheint zu Potsdam jeden Sonnabend und enthält 1. jedesmal eine kurze Betrachtung, in der Regel die Anwendung eines Ausspruches Christi auf Herz und Leben. 2. Besprechung dessen, was in der Kirche Gottes vor- und Jeden in der Gemeinde angeht. 3. Erzählungen und Lebensbeschreibungen aus alter und neuer Zeit, zur Beleuchtung des Einen, worauf es im Christenthum ankommt. 4. Anekdoten, kurze Nachrichten, Sprüchreden, Gedichte, auch mancherlei Bitten für verschiedene Werke der Barmherzigkeit. — Das Familienleben, die christliche Kinderpflege und die Arbeit unter den Verlassenen, Verwahrlosten und Gefallenen, wird auch ferner des Boten Lieblings-Thema sein. — Der Gemeindebote möchte gern sammeln helfen, was zerstreut und getrennt ist, möchte darum jeden andern Streit als den mit der Sünde meiden und von den vielen Dingen zeugen, in denen alle, die Christum lieb haben, einverstanden sein können. Er möchte gern der Magd in der Küche wie der gebildeten Herrschaft, dem Landmann wie dem Städter ein willkommner Gast sein, der für den Haus- und Herzensbedarf jeden Sonntag in seiner Botentasche eine Kleinigkeit mitbrächte.

Alle 14 Tage wird dem Blatte „die Evangelische Kinder-Zeitung" (¼ Bogen stark) als Beilage zugegeben. Sie will für die Kinder dasselbe sein, wie der Gemeindebote für die Erwachsenen; und wird von mehreren Hundert Potsdamer Kindern besonders bestellt und, wie es scheint, gern gelesen.

Beide Blätter können außerhalb Potsdam in jeder Post-Anstalt und Buchhandlung bestellt werden und kosten dort zusammen vierteljährlich 7½ Sgr.

Da die Druckkosten durch die bisherige Abonnentenzahl gedeckt sind, trägt jeder neue Abonnent jährlich 24 Sgr. zur Pflege der blödsinnigen Kinder bei. Dies giebt dem Unterzeichneten den Muth, das Blatt, das ursprünglich nur für einen kleineren Kreis bestimmt war, öffentlich in der Provinz anzubieten, und alle Freunde der Armen herzlich zu bitten, daß sie es selber zum 1. October bestellen und Abonnenten dafür sammeln. Für die Abonnenten auf dem Lande übernimmt wohl, damit das Bestellgeld erspart werde, ein Freund in der nächsten Stadt die Besorgung.

Schultze, Prediger,
Redacteur.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 40. Berlin, den 4. October 1865. **Nr. 40.**

Heinrich von Wolden, Major a. D., auf Wusterdarth bei Polzin, Ehrenritter seit 1864, † zu Bad Coesen 27. September 1865.

Erzbischof Narbert und die Prämanstratenser in der Mark.

(Schluß.)

Wir wenden uns nunmehr der Frage zu: was thaten Norbert und die Prämonstratenser, die wir bis hierher nur in ihrer Stellung zu Magdeburg, Volk und Clerus kennen lernten, in Bezug auf die Wendenbekehrung? Die Antwort stellt sich wohl so: Der Gründer des Ordens that wenig, der Orden selbst that viel.

Und damit kommen wir auf das wichtige Verhältniß Norbert's zu den Wendenvölkern. Ob König Lothar bei der Wahl desselben auch die Mission in der Magdeburger Erzdiöcese mit in's Auge gefaßt hatte, vermögen wir nicht zu bestimmen. Aber im Volke hat man ohne Zweifel von einem so gewaltigen Prediger auch eine nicht gewöhnliche Einwirkung auf die benachbarten Heiden erwartet. Und doch, war dem Norbert eins nicht gegeben, so war es die Gabe, Heiden zu bekehren. Den Eifer hat er ohne Zweifel auch hierfür gehabt, aber die zu diesem Werke nöthigen Eigenschaften gewiß nur sehr mangelhaft. Norbert bedurfte für sein Wirken einen Boden, auf dem latente christliche Ideen zu wecken waren, aber er war nicht der Mann, um das mühsame und Geduld erfordernde Geschäft des Grundlegens zu übernehmen. Er verstand es, durch feurige Predigt, durch seinen festen christlichen Charakter, durch seinen unbeugsamen Eifer edlere Gemüther zu sich herauszuziehen; es mangelte ihm aber ganz die Fähigkeit, sich zu der Schwachheit der Heiden herabzulassen, in unermüdlicher Liebe ihnen nachzugehen und sich durch keine Erfolglosigkeit irre machen zu lassen. Wenn von ihm gesagt wird, er sei Allen Alles geworden, so gilt das ohne Zweifel nur von den Kreisen, in denen sein Wort Erfolg hatte. Daß er es da, wo es am nöthigsten war, unter den zu gewinnenden Heiden, nicht gewesen ist, zeigt der allen Wenden der Havelberger Diöcese gemeinsame Haß gegen sein Christenthum, noch mehr aber die Willigkeit, mit der diese sich bereit erklärten, von dem mit dieser Gabe der Herablassung zu den Anschauungen und Anforderungen der Heiden ganz besonders ausgestatteten Otto von Bamberg (dem Pommern-Apostel) das Evangelium anzunehmen.

Aber ob befähigt oder nicht für die Heidenbekehrung, ein Mann von Norbert's Eifer für die Kirche konnte als Erzbischof von Magdeburg kein Jahr ruhig auf seinem Metropolitanstuhle sitzen, ohne ernstlich an die Bekehrung der Wenden zu denken. War doch das Erzbisthum Magdeburg eigens zu dem Zwecke der Wendenbekehrung gestiftet, und war doch in anderthalbhundert Jahren seines Bestehens noch so außerordentlich wenig erreicht. Ueberall im Bereiche seines Metropolitansprengels gab es noch heidnische Tempel. Dort suchte das Wendenvolk seine Priester; von christlichen Bischöfen wußten die meisten kaum dem Namen nach. Jeder Götzentempel muß dem Norbert eine Mahnung an seine Pflicht als Oberbischof der Mission gewesen sein. Alle die unzähligen kleinen Heiligthümer konnte er nun freilich nicht vernichten. Aber in seinem Sprengel lag auch der Haupttempel von Rethra, das Herz des wendischen Heiligthums. So oft er Erkundigungen über die Wenden einzog, erzählte man von diesem Hauptbollwerk. Es muß sich mit Nothwendigkeit in der Seele Norbert's der Entschluß gefestigt haben, gegen dieses so bald als möglich einen Angriff zu unternehmen. Das Jahr 1126 ging natürlich damit hin, daß er sich in Magdeburg und in seiner engeren Diöcese orientirte. Kurz vor Weihnachten weilte er aber wieder beim König Lothar in Straßburg. Beide waren bald einig, einen Zug über die Elbe zu unternehmen. Im Anfang des Jahres 1127 brachen sie von Magdeburg auf und nahmen ihre Richtung nach dem Tempel von Rethra. Sie berührten zunächst Havelberg. Dann wandte man sich zu den Müritz-Wenden und unterwarf sie.

Von hier aus bog man um den Müritz-See herum und ging unmittelbar gegen Rethra. Die im Nordwesten der Peene sitzenden Stämme unterwarfen sich dem König und schlossen sich dem Zuge gegen die Rhedarier an. Diese, ganz isolirt, konnten nicht daran denken, sich den Deutschen entgegenzustellen. Entweder unterwarfen auch sie sich, oder, was wahrscheinlicher ist, sie zogen sich in ihre Sümpfe und Seelandschaften an der Havel zurück

und gaben Rethra mit dem Nationalheiligthum den Feinden preis. Stadt und Tempel gingen in Flammen auf. Man hatte erreicht, was man erreichen wollte: das Hauptbollwerk des wendischen Heidenthums war gefallen, und das Volk hatte Gehorsam gegen Bischof und König gelobt. Diese Erfolge waren so außerordentlich leicht und schnell errungen, daß die Annalisten jener Zeit es für überflüssig hielten, diesen Zug mit zu vermerken, und wir nur aus einer gelegentlichen Aeußerung darüber Kunde erhalten. Vielleicht versäumten es aber die Geschichtsschreiber auch darum, von diesem Zuge zu reden, weil die Erfolge eben so schnell sich als völlig nichtig erwiesen. Die Wenden fielen sofort in das Heidenthum zurück. Wir wissen nicht, ob Norbert für die Ausbreitung des Christenthums noch weitere Versuche gemacht hat. Uns will es scheinen, als ob er bis 1130, bis wohin ihn die Staats- und Kirchen-Angelegenheiten unbehelligt ließen, nicht könne ruhig die Heiden ihrem Schicksal überlassen haben. Wir müssen aber nach diesem seinem ersten Versuch zweifeln, daß er einen bleibenden Gewinn geschafft habe.

Norbert hat dessen ungeachtet für die Mission unter den Wenden unendlich viel gethan. Zwar nicht in dem, was er persönlich ausführte, lag seine Missionsbedeutung, wohl aber in dem, was er für die Zukunft vorbereitete. Die Besetzung des Klosters „Unserer lieben Frau" in Magdeburg mit Prämonstratensern war eine Missionsthat, die über hundert Jahre dem Wendenlande die segensreichsten Früchte trug.

In verhältnißmäßig rascher Reihenfolge entstanden von diesem Magdeburger Liebfrauen- oder Marienkloster aus — das schon 1016 gegründet, aber erst 1129 durch Norbert mit Mönchen seines Ordens besetzt worden war — folgende Prämonstratenser-Klöster im „Wendenlande zwischen Elbe und Oder":

1) Kloster Gottesgnaden, bei Calbe auf dem erhöhten rechten Saalufer. 1131 durch Norbert selbst gegründet. Von hier aus — wie später durch das Cistercienser-Kloster Zinna — wurde viel für die Christianisirung des Landes Jüterbog gethan.

2) Kloster Leitzkau, im Kreise Jerichow. Ziemlich gleichzeitig mit Kloster Gottesgnaden gegründet; ob noch durch Norbert, ist zweifelhaft. Von hier, wie von Kloster Jerichow aus, das etwas später gegründet wurde, wurde das Land zwischen Elbe und Ihle christianisirt.

3) Domstift Brandenburg. Wahrscheinlich 1149 durch Bischof Wigger gegründet.

4) Kloster Jerichow (1145).

5) Domstift Havelberg (zwischen 1140 und 1150).

6) Domstift Ratzeburg (1157).

7) Kloster Grobe, auf der Insel Usedom, bei der gleichnamigen Stadt (1150).

8) Kloster Broda (Neu-Brandenburg in Mecklenburg-Strelitz 1182).

9) Kloster Gramzow (Ukermark) 1177.

10) Kloster Gottesstadt bei Oderberg (1231).

Reste von der Mehrzahl dieser Klöster sind noch vorhanden; in Brandenburg, Jerichow, Havelberg begegnen wir in aller Wohlerhaltenheit den Dom- und Klosterkirchen-Bauten aus jener ersten Glanzzeit der Prämonstratenser.

Die Aufgabe dieser Prämonstratenser-Klöster war es, missionirend, cultivirend und germanisirend das mit dem Schwerte des Geistes zu festigen, was das eiserne Schwert unter deutsche Macht gebeugt hatte. Man darf nicht sagen, daß die Kirche und ihre Institute den Fürsten nur Mittel zum Zweck gewesen wären; weder die Unterwerfung, noch die Bekehrung waren je Mittel, jede dieser Thätigkeiten, das Germanisiren wie das Christianisiren hatte in sich einen gewaltig erhabenen Selbstzweck. Kirche und Staat waren zwei Bundesgenossen, die im gemeinsamen Kampfe ihre Zwecke zu erreichen suchten; beide Mächte dienten sich gegenseitig, und man kann in Wahrheit nicht sagen, ob die weltliche Macht der geistlichen Macht oder diese der weltlichen mehr Dienste geleistet habe. Jedenfalls ist kein Zweifel, daß die Organisation des Prämonstratenser-Ordens, wenn sie auch von der des Cistercienser-Ordens in manchen Stücken übertroffen wurde, für Missionirung und Cultivirung vorzüglich geeignet war. Wir können nur wiederholen: was Norbert persönlich nicht verstanden hatte (so daß er als Bekehrungs-Bischof weit hinter Otto von Bamberg, dem Pommern-Apostel, zurückblieb), verstand sein Orden um so besser. Wodurch sie sich von den Cisterciensern unterschieden, und was sie mit diesen gemein hatten, darauf kommen wir wohl später einmal zurück, ebenso auf das Bekehrungs-Material (die Wenden), das sie hier vorfanden. Neuere Untersuchungen haben über diesen dunkeln Punkt — der immer dunkel bleiben wird, weil die Wenden ein völlig unliterarisches Volk waren, das nichts Ausgezeichnetes hinterlassen hat — wenigstens einiges Licht verbreitet.

Wir schließen diese Notizen, die wir größtentheils dem trefflichen Winter'schen Buche (auf das wir hierdurch nochmals aufmerksam machen wollen) entlehnt haben, mit einigen kurzen Mittheilungen über die letzten Bestrebungen, über Tod und Ausgang Erzbischof Norberts, des Gründers der Prämonstratenser.

Wir sahen ihn zuletzt in seinem (schließlich wieder beigelegten) Conflikt mit Magdeburg, und zwar mit der Bevölkerung sowohl wie mit dem Clerus. Das Domcapitel haßte ihn, weil es, wie wir wissen, davon ausging, er wolle das Capitel mit Prämonstratensern besetzen. Und in der That war das seine Absicht.

Als er im Jahre 1131 auf dem Concile zu Rheims verweilte, benutzte er die Gegenwart des Papstes Innocenz II., um sich von ihm eine geheime Urkunde ausstellen zu lassen, die ihn zur Einführung seiner Ordensregel (eben der der Prämonstratenser) in das Domcapitel ermächtigte. Die Vorstellung, daß ein Theil des gegenwärtigen Domcapitels sich zum Gegenpapst halte, mochte Innocenz ganz besonders willig gestimmt haben.

Wir wissen nicht, wie weit Norbert versucht hat, diesen Plan in's Werk zu setzen; gewiß ist, daß er nicht zur Ausführung gekommen ist. Gegen Ende 1131 erst aus Frankreich zurückgekehrt, mußte der Erzbischof schon im August 1132 mit dem Kaiser nach Italien aufbrechen; es blieb ihm also nur wenig Zeit zur Durchführung einer solchen wichtigen Maßregel, bei der selbstverständlich viel größerer Widerstand zu überwinden war, als bei der Einführung der Prämonstratenser in das

Marienkloster. Wir zweifeln aber nicht im Geringsten, daß bei einer größeren Lebensdauer er auch dies möglich gemacht haben würde. Sein Tod (1133) setzte seinem Wirken für seinen Orden in der Magdeburger Diöcese ein Ziel; nur sein Leichnam verblieb als eine Reliquie der Stätte seiner weitgreifendsten Wirksamkeit.

Um seinen Leichnam entstand ein Streit zwischen dem Domcapitel und dem Marienkloster. So vielfach feindlich sich auch das erstere dem Norbert während seines Lebens gezeigt hatte, so konnte es doch nicht verkennen, daß seine Grabstätte dem Dom eine besondere Zierde sein müsse. Und ohne Zweifel wäre der Leichnam der Domkirche zugefallen, wenn diese wirklich der Prämonstratenser-Regel überwiesen worden wäre. So aber machte das Marienkloster mit Recht geltend, seine Würde als Ordensstifter stehe höher als die eines Erzbischofs, und sei es billig, daß er unter seinen geistlichen Brüdern und Söhnen seine Ruhestätte finde. Kaiser Lothar entschied für die Grabstätte in der Marienkirche, und mit Recht. Denn die Spuren seiner Wirksamkeit als Erzbischof verschwanden mit seinem Tode; in seinen Prämonstratensern aber wirkte sein Geist noch ein volles Jahrhundert fort. Seine Ruhestätte erhielt er hier zunächst vor dem Altar zum heiligen Kreuz, wurde aber bald unter dem Hauptaltar im hohen Chore beigesetzt.

Auf einzelne der in der Mark gelegenen Prämonstratenser-Klöster, z. B. Kloster Gottesstadt, kommen wir bei einer spätern Gelegenheit zurück. T. F.

Aus meinem Tagebuche,

vom 7. bis 18. October 1863.

Das Karmeliter-Kloster, Haïfa, Nazareth, Berg Tabor.

(Von W. von Seelhorst, Lieutenant im 5. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 48.)

Wenn ich meinen ursprünglichen Reiseplan, am 7. October früh 10 Uhr Beirut zu verlassen, um noch Aegypten zurückzukehren, festholten wollte, so hatte ich mich ein wenig lange in Damaskus aufgehalten, denn ich war erst am 6. October Nachmittags 3 Uhr von dort zurückgekommen. Die Liebenswürdigkeit meines Wirthes, des Preußischen Consuls Herrn von Herford, hatte mich ebenso, wie die schlimmsten Gerüchte von einem Aufstande im Haurân, von dem es hieß, daß er sich schon über ganz Syrien und den nördlichen Theil von Palästina verbreitet habe, dort zurückgehalten. Ich machte es jedoch mit Hülfe meines arabischen Dieners Nigôla möglich, daß ich mit meinem sämmtlichen Reisegepäck am andern Morgen um 2 Uhr an Bord des Dampfers erschien, um für immer von dem schönen Beirut Abschied zu nehmen. Es war das schönste Wetter; die Sonne, die hier während der Sommermonate nie bewölkt wird, erwärmte den Tag, und eine schöne erfrischende Luft wehte von Westen über die See dem Lande zu.

Was die Reisetour betrifft, die ich soeben im Begriff war zu betreten, so eilt man mit dem Dampfer drei Tage lang an so mancher Wiege der Völker, die in der Culturgeschichte des Alterthums eine große Rolle spielten, und an hoch interessanten Plätzen der Geschichte aller Zeiten vorüber. Es ist Syrien und Palästina, deren Küsten den Reisenden begleiten. Die Völker sind untergegangen, ihre Cultur hat sich auf andere Länder verbreitet, und an deren Stelle herrscht Unglaube, Sittenlosigkeit, Barbarei, Aberglaube, die das Volk nahe an die unterste Bildungsstufe des menschlichen Geschlechtes führen. Der forschende Reisende durchwandert das Land und sucht mühsam alle Monumente und Reste, die die Zeit bis auf den heutigen Tag übrig gelassen hat, auf, und stellt auf deren stummes Zeugniß die Daten der Geschichte fest, die die Ueberlieferung verschweigt oder dunkel gelassen hat. Ich aber, ich überlasse es der Culturgeschichte, alle Perioden zu durchwandern und empor zu klimmen bis zu seiner heutigen weit entwickelten Stufe; ich vertraue mich dem Schiffskapitain und dem wogenden Elemente an und begnüge mich damit, die Städte Saïda und Tyrus mit ihren altehrwürdigen Festungsruinen mit dem Fernglas zu betrachten und einige Reminiscenzen aus der Weltgeschichte an mir vorüberziehen zu lassen.

Anders aber denke ich es mit denjenigen Orten zu thun, an die sich die Erinnerungen an unsern Herrn und Heiland knüpfen, die durch sein Leben und seine Verkündigungen eine göttliche Weihe erhalten haben. Solche Stätten werden für das Gefühl des Gläubigen immer eine bevorzugte Stelle der Erde bleiben, sie können durch ihre Vergegenwärtigung und den Reiz der Anschauung der Träger von frommen Gedanken und lebendigen Empfindungen sein, und diesen Einfluß haben sie auch von jeher auf unzählige Schaaren von Pilgern, die sie bewallfahrteten, ausgeübt. Nazareth und Jerusalem mit ihren Umgebungen sind diejenigen Orte, an die sich das ganze Leben, Wirken und die Verklärungen des Herrn und Heilandes knüpfen und die Verheißungen der christlichen Religion vergegenwärtigen.

Nazareth erreicht man von Haïfa aus zu Pferde in 5 Stunden, Jerusalem von Joffa aus in 13 Stunden; bei Haïfa wie bei Jaffa legt der Dampfer mehre Stunden an. Der Weg von Nazareth nach Jerusalem zu Lande nimmt drei Tage in Anspruch, auf die man sich mit Zelt und vollständigen Lebensmitteln versehen muß, da man nirgends ein Unterkommen findet. Außerdem muß man noch gewärtig sein, von Beduinen angefallen zu werden, die beim Ausplündern nur soviel Humanität beweisen, daß sie einem nur das Leben lassen, auch bietet die Reise nur wenig Interessantes. In der That, es bedurfte keiner Ueberredungskunst, um mir die Lust an dieser Reise zu benehmen. — Gern hätte ich nun beide Orte, sowohl Nazareth als auch Jerusalem, besucht; aber da ich meine Rückkehr nach Aegypten nicht so lange aufschieben konnte, so mußte ich zwischen beiden Orten wählen, und indem ich das Nützliche mit dem Angenehmen verband, wählte ich Nazareth und habe vier Tage auf Berg Karmel im Kloster, zwei Tage in Acca, vier Tage in Nazareth und Umgegend und zwei Tage in Haïfa zugebracht; habe also vierzehn Tage so angenehm und lehrreich verlebt, daß sie mir für das ganze Leben eine nachhaltige Erinnerung sein werden, und das Alles mit sehr wenig pekuniären und physischen Anstrengungen, während ich Jerusalem nur unter den entgegengesetzten beiden Beziehungen erreicht hätte.

Auf dem Schiffe befand sich ein protestantischer

Missionar, ein geborner Preuße, der einer englischen Missionsgesellschaft in China angehörte, mit seiner Frau. Er war im Sommer in der Heimath gewesen, und indem er nach seinem Stationsort zurückkehrte, stand er im Begriff, die heiligen Orte Palästina's zu besuchen. In Begleitung dieser Missionar-Familie war ein junges Mädchen von sehr kräftigem Wuchs. Sie beschäftigte sich sehr viel mit der Bibel; da ich aber bei ihr keine andere Sprache fand als die Deutsche, und sie diese noch in dem sehr entstellten schwäbischen Dialect mißhandelte, so kam ich von meiner ersten Vermuthung zurück, daß sie zur Lehrerin oder Erzieherin in einer Missions-Anstalt ausgebildet sei und unter dem Schutz der Missionar-Familie nach ihrem Bestimmungs-Ort reiste. Später erfuhr ich, daß sie zur Frau eines vor mehreren Jahren als Missionar in's heilige Land hinaus gegangenen jungen Mannes, von dessen Glaubensbrüdern in der Heimath auserkoren sei und im Begriff stand, ihren Beruf anzutreten. Im Verlauf meiner Reise lernte ich jenen Missionar, Herrn Hachstetter, kennen, welcher bei Acca wohnte.

Nach einer Fahrt von vier Stunden wurden gegen Süden in dem nebligen Schleier, der um den Horizont lag, die matten Linien eines in das Meer hinausragenden Berges sichtbar. Es war das Vorgebirge Karmel. Die Linien wurden immer deutlicher — bald sah man auf dem äußersten Vorsprunge das Kloster, und zwei Stunden später lag der Dampfer vor dem herrlichen Bilde der Bucht von Haïfa vor Anker.

An allen Hafenstädten Syriens und Palästina's ist das Ausschiffen eine Hauptschwierigkeit. Von allen Bequemlichkeiten, die ein wohl eingerichteter Hafen bietet, ist keine Rede. Die Boote fahren durch ein enges Fahrwasser durch den klippigen und felsigen Grund hin, und wenn man trockenen Fußes an's Land gelangen will, so muß man sich der Umarmung eines schmutzigen Arabers überliefern, der einen gegen ein Backschisch unsanft an das Land setzt. Aber auch dann ist man noch nicht in Sicherheit gebracht. Die Reisenden werden umringt von zudringlichen Araberjungen, die sich einander stoßen und puffen, um sich gegenseitig den Rang abzulaufen, und jeder preist mit einem wüsten Geschrei in allen Sprachen seinen Esel als den besten von der Welt. Ich mußte mich vollständig durch diese Schaar durchprügeln, wendete mich an den, der mir am verständigsten schien, und trat mit Hülfe seines Maulthieres den Ritt nach dem Karmeliterkloster an. Der Weg dorthin führt durch die unansehnliche Stadt Haïfa, über die Ackerfelder der Strandebene, dann durch einen Olivenwald längs des Fußes des Karmel, der steil aus der Ebene emporsteigt. Dann reitet man durch einen Olivenwald, der aus den stärksten und schönsten Oelbäumen besteht, die ich je gesehen habe. Ihre Stämme haben an drei Fuß Durchmesser, sind meist hohl und geborsten, haben aber gar keine Entwickelung der Krone. Nach einer halben Stunde Weges beginnt der Weg längs des Abhanges des Berges rampenförmig aufzusteigen. Oben angekommen, empfingen mich an dem Hofthor des Klosters drei mächtige Doggen, auf deren Gebell ein Mönch erschien, der mich nach dem Pilgergebäude führte.

Die Gestalt und die Lage des Karmel über der weiten blauen See weckt die Vorstellung des Erhabenen in ungewöhnlichem Grade, und so war derselbe schon in grauen Zeiten ein heiliger Berg der Götter und Propheten. Hier stand ein Tempel der phönizischen Götter, später ein griechischer. Hier soll Pythagoras die Einsamkeit gesucht haben, und hier lebte der Prophet Elias als Verbannter und wurde der Sage nach von den Raben Jehova's mit Speise versorgt. Zur Zeit der Kreuzritter wurde hier die erste Klostergemeinde gegründet und eine christliche Kirche gebaut und unter des heiligen Elias Schutz gestellt. Die Mönche bekamen von Basilius die ersten Regeln, die heutzutage den Karmeliterorden zu einem der strengsten in der katholischen Kirche machen. Anfangs wohnten die Mönche in Höhlen, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bauten sie sich ein eigenes Kloster. Zur Zeit Bonaparte's in Syrien 1799 war das Kloster zum Hospital benutzt, und alle bei der Belagerung von St. Jean d'Acre verwundete Soldaten waren dahin gebracht. Nach der Rückkehr der Franzosen ermordeten die Türken die zurückgebliebenen Verwundeten und die pflegenden Mönche und plünderten das Kloster. Ein einziger Mönch, Johann Babtista, war aus der Zerstörung übrig geblieben; er flüchtete sich nach Haïfa und zog nach Rom. Bald erhielt er von seinem Oberen den Befehl, nach dem Kloster zurückzukehren und die Wiederherstellung zur gastlichen Aufnahme von Pilgern in dem gelobten Lande zu vermitteln. Aber in Syrien angekommen, waren Unruhen ausgebrochen, und der damalige Pascha Abdalah, in seinem Haß gegen die Christen, wußte es dem Großsultan als zu große Gefahr darzustellen, wenn ein Kloster auf dem Karmel den Empörern zur Festung dienen könnte und die Mönche den feindlichen Schiffen Signale geben würden. Er erhielt daher den Befehl zur Zerstörung, und im Jahre 1821 mußte Johann Babtista die letzten Ueberreste des herrlichen Klosters durch Pulver in die Luft sprengen sehen.

Durch dieses ihm so traurige Ereigniß nicht entmuthigt, war er unermüdet thätig in seinem einmal gefaßten Vorsatz und gab ein merkwürdiges Beispiel, was Eifer, gestützt auf Einsicht, auszuführen im Stande ist. 1826 erhielt er in Constantinopel von dem damals christenfreundlichen Sultan Machmud einen Firman, der ihn zum Wiedererbauen des Klosters ermächtigte. Er eilte nun nach dem Karmel zurück und entwarf zwischen den Trümmern des alten Klosters den Plan zu einem neuen. Darauf reiste er durch ganz Europa und wandte sich an die Höfe aller Fürsten, um Geld für den Bau aufzubringen, das ihm so reichlich zufloß, daß der Bau für die Dauer fundirt wurde. Der große Hof ist mit einer Mauer umgeben, in dessen Mitte die Herberge steht. Die Zimmer sind hoch und luftig, wie in einem Schlosse, und vollkommen europäisch eingerichtet. Der Aufenthalt hat schon manchen Reisenden, der tagelange Touren durch die Wüste voller Entbehrungen gemacht hat, erquickt. Die Kirche, die mit dem Hauptgebäude in Verbindung steht, ist mit einer Kuppel überdacht, durch die sie ihr Licht erhält, der Fußboden ist mit Marmor getäfelt. Das Altarbild ist durch einen Vorhang verhüllt und besteht nicht aus einem Gemälde, sondern aus einer ziemlich plump geschnitzten Gruppe von Holz, die Maria mit dem Kinde im Arm darstellend. In

dem Flügel, dessen Front nach Norden liegt, befindet sich die Bibliothek, die namentlich alte lateinische und italienische Bücher und eine ganze Reihe großer Faliobände in Leder gebunden enthält. Von dem flachen Dache des Klosters hat man die herrlichste Aussicht über die blaue Fluth des Meeres und ein weites Stück in das Land hinein nach allen Seiten hin. Das ganze schöne Panorama bietet einen besanderen Zauber unter den verschiedenen Brleuchtungen der auf- und untergehenden Sonne, und ich war sa glücklich, gleich bei meinem ersten Entrée die ganze Landschaft im Scheine der Abendröthe leuchten zu sehen. Weniger günstig war die Jahreszeit, in der ich dem Karmel meinen Besuch abstattete. Im Frühjahr ist derselbe mit einer bunten Blumenwelt bezagen und ist sa reich daran, daß er schan viele Naturfarscher dart hingezogen hat, die reichlich belohnt worden sind.

Am 8. Octaber mit Sannen-Aufgang trat ich meine Wanderung nach dem Städtchen Haïfa an, das ich auf einem weiten Umwege erst gegen Mittag erreichte. Ich ging an der Westseite des Karmel auf einem steilen Fußpfade hinunter, kam an vielen Grotten und Höhlen und an einer Cisterne aorüber. Die Oeffnung der letzteren hat drei Fuß im Durchmesser und ist kesselförmig gewölbt, sehr tief ausgearbeitet. Oberhalb sind in den Fels Rinnen gehauen, die das Regenwasser nach dieser Cisterne führen sallen, jetzt aber sind die Rinnen vernachlässigt, bewachsen und erfüllen nicht mehr ihren Zweck. Unten, nahe am Fuße des Berges ist die größte Gratte in den Fels gehauen, die sogenannte Propheten-Schule. Man tritt durch eine kleine Thür in einen 18 Fuß langen und 10 Fuß breiten viereckigen Raum, dessen Wände mit zahlreichen griechischen Inschriften versehen sind, die von Pilgern aus der ersten christlichen Zeit stammen sallen. Diese Grotte ist van Christen wie von Juden, Mohamedanern und Drusen verehrt und wird allgemein als die Propheten-Schule bezeichnet.

Zieht man von Haïfa aus eine gerade Linie nach dem letzten Abfall des Karmel an das Meer, so schneidet man ein dreieckiges Stück von dem Küstenlande ab, welches ein weites Ruinenfeld ist. Zur Zeit, als das Land in Cultur stand, war an der Stelle des heutigen kleinen Haïfa eine große unermeßliche Stadt, die den Namen Porphyrion führte. Alte Gräber, Säulenreste, Fundamente van Gebäuden bildeten unförmige Haufen, die mit Feigenkaktus und Gesträuch bewachsen waren. Ueberall waren Spuren von Nachgrabungen. Allmälig gelangte ich nach den Gärten von Haïfa und kam durch dieselben nach der Stadt.

Haïfa ist ein kleines Städtchen, das höchstens nur 1000 Häuser hat. Die Stadt bildet ein Viereck von 400 Schritt Seitenlänge, von einer Festungsmauer umgeben, die aus gelblichen Felssteinen gebaut ist. Die Stadt hat nur zwei Thare, gegen Osten und Westen, der dritte Ausgang führt nach dem Hafen. Auf der Süd-Ost-Seite auf halber Höhe am Bergabhange, etwa 200 Schritt aon der Stadt, ist ein großer viereckiger Mauerrest, der einem früheren Festungswerke angehört. Ich ging zu dem Preußischen Cansular-Agenten, einem hier ansässigen Kaufmann, wa ich schon Herrn Hochstetter fand, der mit seiner neuen ihm zugesandten Braut Bekanntschaft gemacht hatte. Er erzählte mir seine Lebensgeschichte: Er gehörte einer religiösen Gesellschaft an, die sich in Würtemberg vor einigen Jahren gebildet hatte, und deren Aufgabe es war, junge Leute in festen, christlichen Grundsätzen zu erziehen und ein Handwerk oder eine bürgerliche Beschäftigung lernen zu lassen. Diese jungen Leute sallten nach aollendeter Erziehung, wozu auch die Erlernung der arabischen Sprache gehörte, nach dem heiligen Lande geschickt werden, wa sie sich niederlassen, eine Gemeinde gründen und die christliche Lehre unter der dortigen Bevölkerung verbreiten sallten. Auf diese Weise wollte man das heilige Land den Ungläubigen abgewinnen, und dem Herrn, wenn sein tausendjähriges Reich begönne, eine Stätte bereiten. Die Gründer dieser Gesellschaft waren oon Glaubenseifer gewiß beseelt, jedoch ihre Idee war in der Praxis nicht durchzuführen, und leider mußten sie erst diese Erfahrung machen, als einige junge Leute, zu denen Hochstetter auch gehörte, hinausgeschickt waren, denen nun nichts anderes übrig blieb, als sich allein in dem fremden Lande fartzuhelfen. Die Gesellschaft zerstreute sich, Jeder suchte ein Unterkommen, einige starben, und nur Wenigen gelang es, mit Hülfe Anderer zurückzukehren. Hochstetter war bei einem deutschen Prediger und Missionar Dr. Zeller in Dienst als Verwalter einer Obstplantage getreten. Darnach hatte er bei dem Beduinen-Chech Akil-Aga, in der Nähe des See's Genezareth, Landwirthschaft getrieben und war augenblicklich im Dienst eines sehr reichen, arabischen Eigenthümers in Badsche bei Acca als Gärtner.

An dem oben erwähnten Aufstande im nördlichen Theil von Palästina war etwas Wahres, denn die türkische Regierung war in einem Kriege mit dem aufständigen Beduinen-Chech Akil-Aga begriffen. Dieser Akil-Aga, der mit seinem ziemlich ansehnlichen Stamme die Umgegend des See's Genezareth bewohnte, ist vielleicht das einzige Exemplar van Beduinen, der einen offenen und großmüthigen Charakter hat. Er hält in seinem Stamme die größte Ordnung, bestraft namentlich bei seinen Untergebenen jeden Eingriff in die Rechte Anderer, sowie Plünderungen sehr nachdrücklich, und hält in der Gegend, die er beherrscht, mehr Ordnung als die türkische Regierung. Im Jahre 1860 nahm er einen großen Theil der flüchtigen Christen auf, schützte sie und förderte ihre Flucht nach den Küstenstädten. Aus Anerkennung mancher rühmlichen That dieser Art hatte der Kaiser Napoleon ihm den Orden der Ehrenlegian verliehen. Im Frühjahr 1863 war in der Nähe von Nazareth ein Raubmord vorgefallen, wobei ein Mönch lebensgefährlich verletzt und sein Muckar (Pferdevermiether) erschlagen worden war. Die Geistlichkeit und die Consulate beklagten sich darüber bei der türkischen Regierung, und man verlangte die Sicherheit, daß solche Fälle sich nicht wiederholten. Die Türkische Regierung unterhielt zum Schein einige Untersuchungen, welche nicht zum Austrag kamen. Da aber dergleichen Unfälle schan öfter und gerade an derselben Stelle vorgekommen waren, sa forderten die Consulate im Verein mit der Geistlichkeit nachdrücklich die strengste Untersuchung. Die Türkische Regierung, die die Verhältnisse des eignen Landes selbst nicht kennt, ergriff auch falsche Mittel, und aielleicht aus Haß gegen Akil-Aga, in dem sie einen Günstling der europäischen Mächte sah, verlangte sie von Letzterem, sich mit seinem Stamme jenseits des See's Ge-

nazareth zurückzuziehen und das Land diesseits desselben nicht wieder zu betreten. Akil-Aga, der sich hierüber in seiner Ehre gekränkt fühlte, drang mit seiner Schaar bis gegen Acca und Haïfa vor, führte Ziegen, Kameele und Pferde der Landbevölkerung fort und plünderte die Getreide-Vorräthe. Jetzt rückten die Türkischen Truppen heran, und zum ersten Male sind diese gegen die Beduinen Sieger geblieben. Die neu eingeführten Minié-Gewehre haben eine entschiedene Ueberlegenheit über die altmodischen Gewehre der Beduinen behauptet. In einigen Gefechten waren die Beduinen zurückgedrängt. Das letzte Gefecht hatte vor drei Tagen bei Nazareth stattgefunden, wobei auf beiden Seiten 40 Mann geblieben waren. Jetzt verlangten die Türken die Auslieferung von Akil-Aga, welcher aber nach dem Innern des Landes gegangen war, und er soll sich, wie ich gehört habe, bis heutigen Tages seinen Feinden zu entziehen gewußt haben. Was aber diesen Raubmord betrifft, so war er weiter nichts als die Wiederholung eines sich öfters wiederholenden Vorfalles, der sich stets in derselben Gegend ereignet. Der Weg von Haïfa nach Nazareth führt durch ein schluchtenreiches Thal, wo eine Quelle, beschattet von einem großen Feigenbaum, den Reisenden eine angenehme Ruhe- und Erfrischungsstation für Menschen und Thiere bietet. Dort halten stets confiscirte Strolche ihr Wegelager und fallen die Reisenden, wenn diese von ihren Thieren getrennt, ihrer Ruhe pflegen, aus dem Hinterhalt an. (Schluß folgt.)

Statistisches.

Die Medizinal-Inspection, welche die Beglaudigung der Todesfälle zu besorgen hat, reichte unlängst dem Seine-Präfecten einen Bericht über die Sterblichkeit der Bevölkerung von Paris während der Periode von Anfang 1840 bis Ende 1863 ein. Stirbt man in Paris 1863 so schnell, wie man 1840, aber wie man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts starb? Es wird unter Napoleon III. in Paris weniger gestorben als unter Ludwig XIV., obgleich die Seelenzahl sich bedeutend vermehrt hat. Von 1709 bis 1719 starben in Paris bei einer Bevölkerung von 492,652 Seelen im Durchschnitt jährlich 17,599 Menschen (1 auf 28); im Jahrzehend von 1752—1762 bei 576,750 Einwohnern 19,225, d. h. 1 auf 30; dagegen starb zu Paris im Jahre 1863 nur 1 auf 40 Einwohner. „Der Grund des Wohlergehens eines Volkes ermißt sich an seiner Sterblichkeit, das Wohlergehen aber ist andererseits ein Maßstab für den Civilisationsgrad eines Volkes." Dieser Grundsatz Legoyt's ist zwar nicht wörtlich zu verstehen, doch richtig angewandt, ist etwas Wahres daran. Der Ursachen, welche zur Verminderung der Sterblichkeit in Paris beitrugen, sind viele, die eben erwähnte Denkschrift hebt aber besonders die vielen großartigen öffentlichen Arbeiten hervor, die im letzten Menschenalter ausgeführt worden, die Menge Baumpflanzungen im Bereiche der Stadt, die Fülle von Wasser, das in Paris vertheilt wird, die umfangreiche Drainage und das ganze Geäder der unterirdischen Abzugs-Kanäle ꝛc. Im Jahre 1853 hatte Paris am 31. Dezember im Ganzen 216 Hectaren an Gärten, Squares, Trottoirs, Avenuen, Quais und Plätzen mit Baumpflanzungen mit 69,125 Bäumen; dagegen am 31. Dezember 1863 betrug der Flächenraum der Anpflanzungen 328 Hectaren (d. h. den 24. Theil des Gesammt-Flächeninhalts von Paris) mit 158,460 Bäumen. Darunter sind, wohl verstanden, nur städtische Anpflanzungen verstanden, denn die Privatgärten sind in Paris seit den letzten hundert Jahren in rascher Abnahme begriffen. Im Jahre 1840 konnte die Verwaltung in 24 Stunden nur 65,000 Kubikmeters Wasser vertheilen, im Jahre 1863 aber schon mehr als das Doppelte: 136,834 Kubikmeters. Im Jahre 1840 hatte Paris nur 86,830 Meters Abzugskanäle, im Jahre 1863 hat es 350,000 Meters, also mehr als das Vierfache. Besonders bemerkenswerthe Ergebnisse bot die bessere Lüftung der Straßen. Im Jahre 1840 hatte Paris 3402 Hectaren Fläche für 935,261 Einwohnern, d. h. 274 Seelen auf der Hectare; im Jahre 1865 bietet Paris 7802 Hektaren seinen 1,696,141 Einwohnern, d. h. eine Hektare für je 217 Einwohner. Außer diesen Verbesserungen sind in Anschlag zu bringen: die verbesserten Spitäler, Schullokale, Kasernen, Gefängnisse, sowie der Einfluß der Kommission für gesunde Wohnungen, die vom Tage ihres Bestehens durch das Gesetz vom 13. August 1850 bis zum 13. Oktober 1864 über nicht weniger als 17,121 Fälle ihr Gutachten abgegeben hat. Dank dieser vielfachen nachahmenswerthen Verbesserungen hat die Sterblichkeit, die 1840 einen Todesfall auf 36 Einwohner betrug, sich so verringert, daß in diesem Jahre nur einer auf 40 Seelen kommt. Geld, viel Geld hat dieses Resultat gekostet; aber wenn die kommenden Geschlechter vielleicht sehr scharf mit der Finanzwirthschaft des zweiten Kaiserthums ins Gericht gehen werden, so wird man auch sagen: das Kaiserthum hat für die Civilisation, wenigstens was das leibliche Wohl anbetrifft, durch sanitarische Verbesserungen und vernünftige volkswirthschaftliche Reformen mehr gethan als ein Regime vor ihm.

„Nicht alle Kugeln treffen." Emanuel von Schöning marschirte 13 Jahr alt mit dem „alten Dessauer" in die italienische Campagne. — In der Schlacht bei Kesselsdorf, als Bataillons-Kommandeur, wurde er verwundet und sein Uniformsrock 14 Mal durchlöchert. Fortan feierte Schöning jeden 15. December als Festtag. Auch legte er jenes Glücks- und Ehrenkleid an bei seiner Trauung 1746 (53 Jahr alt) mit einem 15jährigen Fräulein von Oldenburg. In der sehr blutigen Schlacht bei Prag zeigten sich die feindlichen Kugeln weniger galant wie bei Kesselsdorf gegen den inzwischen zum Generalmajor und Regiments-Commandeur avancirten und mit dem Orden pour le mérite ausgezeichneten Schöning; denn er erlag am 16. Mai 1757 einer Verwundung desjenigen Fußes, welchen Schöning einige Tage vor der Schlacht des 5. Mai gebrochen hatte. „Tage und Stunden sind ungleich." (E. G. L.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 41. Berlin, den 11. October 1865. **Nr. 41.**

Hans Wilhelm Freiherr von Meerheimb, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammer-Director a. D., auf Wokrent bei Bützow, Ehrenritter seit 1827, † zu Wokrent 28. September 1865.

Ferdinand Heinrich Ewald von Lochow, Rittergutsbesitzer auf Petkus bei Jüterbogk, Ehrenritter seit 1861, † zu Petkus 1. October 1865.

Aus meinem Tagebuche,*

vom 7. bis 18. October 1863.

Das Karmeliter-Kloster, Haïfa, Nazareth, Berg Tabor.

(Von W. von Seelhorst, Lieutenant im 5. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 48.)

(Schluß.)

Die Bekanntschaft von Herrn Hochstetter war mir eine sehr interessante, da er seit Jahren mit den Landesverhältnissen bekannt war. Ich bat ihn, mich nach Nazareth zu begleiten, und versprach ihm meinerseits, am andern Tage mit ihm nach Bachsche zu kommen.

Alle Tage früh fährt ein Segelboot von Haïfa nach Acca und am Nachmittage von da zurück. Am andern Tage, den 10. October, benutzten wir diese Gelegenheit, und während Hochstetter mit seiner Braut nach seinem künftigen Wohnort ging, blieb ich in Acca bei dem Preußischen Consular-Agenten Namens Zreck. Das Meer war ziemlich ruhig, als wir über die blaue Fluth von Acca dahin segelten. Seitdem man Kämpfe um Syrien geführt hat, hat Acca die Wichtigkeit einer Hafenfeste zur Beherrschung des Landes erhalten. Zur Zeit der Ptolemäer hieß sie Ptolemais, und während des christlichen Königreiches Jerusalem wurde diese Ptolemais nächst Jerusalem die wichtigste Stadt der neuen Herrschaft, da sie weit größere Sicherheit darbieten konnte, als das geringe Ufergebiet von Joppe. Sie wurde sogar, als Jerusalem wiederholt in die Gewalt der Muselmänner kam, die erste Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Jerusalem. In ihr liefen alle Flotten der Pisanier, Genueser, Venetianer, von Kreuzfahrern belastet, ein, welche letztere zunächst um die Häfen bald ihre großen Quartiere, Niederlagen und Hospitien anlegten. Ludwig der Heilige von Frankreich und Richard Löwenherz von England hatten sich besondere Verdienste um die Befestigung und den Glanz der Stadt erworben. Nach vielen herben Verlusten im übrigen gelobten Lande mußte auch dieses letzte übrig gebliebene Asyl der tapfern Kreuzritter nach einer dreimaligen Bestürmung durch die fanatisirten Saracenen des Sultan Aschrad von Aegypten und nach den blutigsten und heldenmüthigsten Vertheidigungen der Christen unterliegen. Die Stadt wurde Mitte Mai 1291 erobert, alle christlichen Vertheidiger und Einwohner erschlagen oder erwürgt. Nur Wenigen gelang es, auf den Schiffen zu entfliehen, wobei Viele wegen Ueberladung der Fahrzeuge noch im Meere ihren Tod fanden. Die Stadt wurde an den vier Ecken angezündet, niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Somit war der Verlust des gelobten Landes für die christlichen Könige entschieden, und Acca hat seitdem seine Größe verloren.

Die Kämpfe, die sich unter Bonaparte's Führung an die Stadt Acca knüpften, sind, was die Hartnäckigkeit, den Muth und die Begeisterung der beiderseitigen Truppen betrifft, jenen Kämpfen der Kreuzritterzeit nicht unwürdig an die Seite zu stellen. Bonaparte betrachtete ebenfalls diese Festung als den Schlüssel von Syrien. Aber, wie er auf St. Helena sagte, hat ihn Sir Sidney Smith an der Erfüllung seiner Bestimmung verhindert. Die Festungswerke des heutigen Acca sind noch dieselben als zur Zeit Bonaparte's, und ich war daher begierig sie zu sehen.

Mein Wirth war so freundlich, mich zum Pascha von Acca, dem Commandanten, zu führen. Dieser empfing mich in seinem Büreau, wo neun Schreiber beschäftigt waren. Ich redete den Pascha französisch an, aber es stellte sich heraus, daß er nur Türkisch und Arabisch konnte, und war nicht wenig erstaunt, daß ein preußischer Offizier sich in der letzteren Sprache wenigstens verständlich machen konnte. Er hatte für einen Türken ein auffallend lebhaftes Wesen, war ein junger hübscher Mann und zeichnete sich durch seine europäisch zugestutzten Manieren aus. Er erzählte mir die ganze Kriegsbegebenheit von Nazareth, und da ich ihm sagte, daß ich dort hin wolle, warnte er mich und gab mir zu bedenken, daß der Weg unsicher sei; ich erwiederte ihm, daß die Reise nach Nazareth ein besonderes Interesse für mich als Offizier haben würde, da mich der

Weg über den Kriegsschauplatz führe, und die Türkischen Offiziere würden mich gewiß eben so freundlich aufnehmen, als er, der Pascha, mich aufgenommen hätte. Er versprach mir einen Revers auszufertigen, den er mir später zuschickte. Er war arabisch abgefaßt, indem darin gesagt war, daß man mich in jeder Hinsicht unterstützen und wenn ich es verlangte, mir militairische Begleitung mitgeben möchte. Da ich den Wunsch aussprach, die Festung zu sehen, so gab mir der Pascha einen Hauptmann und einen Premier-Lieutenant mit, die mich herum führten. Sie waren während des Herumführens ungemein ehrerbietig, und da sie nicht aus diesem Tone fielen, trotzdem ich mich bemühte, vertraulich zu sein, so verleitete mich dies, meinen Wirth zu fragen, ob es wohl nöthig sei, ihnen einen Backschisch zu geben. Gewiß, sagte dieser, mit einer gewissen Verwunderung darüber, daß ich noch darnach fragte. Ich gab Jedem ein Fünf-Frankstück, welches sie mit sehr vielem Danke annahmen, und ich wiederhole ausdrücklich, daß der eine von den Herren ein Hauptmann und der Andere ein Premier-Lieutenant der türkischen Armee war.

Die Ostseite der Festung hat drei, die Nordseite vier bastionirte Thürme, die Courtinen sind an jener für drei, an dieser für vier Geschütze eingerichtet. Die Hauptstärke besteht in dem tiefen Graben, der mit dem Meere in Verbindung steht, und darin, daß die vor dem Graben angelegten Erdwerke das Mauerwerk vollständig decken.

In früherer Zeit hatte die Stadt einen inneren Hafen, der durch ein starkes Bollwerk ein gesichertes Asyl für die Flotten darbot und durch zwei Festungsthürme vertheidigt wurde. Heute ist nichts mehr von dem Hafen zu sehen, und der Landungsplatz, welcher an der Ostseite der Stadt liegt, bietet ein eben solches pêle-mêle als alle Landungsplätze des Orients. Die Boote und Barken legen ohne Ordnung an, wo es ihnen gefällt, und jeder neuankommende Bootsführer muß sich erst durch Schimpfen und Fluchen zwischen den übrigen Schiffsleuten seinen Weg bahnen und sich Platz zum Anlegen schaffen. Auch wir mußten diese Zankscene durchmachen, ehe wir an's Land steigen konnten. Das heutige Acca ist nur auf eine kleine Landzunge, die gegen Süd-West in die Bai hinausragt, zurückgedrängt, und das Innere der Stadt, welches nur dunkle und winklige Straßen enthält, bietet durchaus nichts Freundliches und Angenehmes. Es sind nur noch wenig Baureste aus der Kreuzritterzeit vorhanden. Reste der alten Cathedrale St. Andreas befinden sich noch in der kleinen Kapelle, die nahe am Meere liegt. Die Kirche des Ordens St. Jean de Jerusalem aus jener Zeit besteht noch, ebenso das schöne Hospital des chevaliers, welches das heutige Militair-Hospital ist. Im Osten der Stadt zog sich das alte Acca hin, und man sieht dort noch viele Grundmauern und Spuren der alten Stadt, die sich eine halbe Stunde lang hinziehen. Die Kriegsschiffe müssen heute weit außerhalb auf der Rhede vor Anker liegen. Ein englisches, das hier seine Station hatte, lag gegen eine deutsche Meile von der Stadt entfernt.

Acca hatte nur zwei Thore, das Wasserthor, welches zu dem Hafen führt, und das Landthor, das gegen Osten hinausführt, und diese Gegend, die man eben durch dieses Thor betritt, war der Schauplatz aller Schlachten und Heldenthaten, die in früherer Zeit hier ausgeführt worden sind. Sie ist bis zu den mehre Stunden weiten Vorbergen des Libanon ganz flach. An der Ostseite liegt der Turon-Hügel und an der Nordseite der Hügel Ajadiah, so daß durch diese beiden Hügel ein Dreieck abgegrenzt ist, in dessen Spitze Acca liegt. Diese Hügel waren die Stützpunkte der Heere und die Ebene zwischen ihnen der stete Kampfplatz.

Bardsche mit seinen Gärten ist das einzige Land in dieser Ebene, das angebaut ist, der ganze übrige Boden, der von Natur sehr ertragfähig ist, liegt vollkommen todt.

Die Nacht brachte ich bei dem Consular-Agenten Zreck zu und kehrte erst am andern Morgen zu Pferde längs der Küste über Haïfa zurück nach dem Karmeliterkloster.

Am 12. October bereitete ich mich zu der Reise nach Nazareth vor. Diese kleine Stadt, abgelegen von allem Hauptverkehr, mitten im Gebirge in einem kleinen Thale, ist eine so bedeutungsvolle Stadt geworden für die ganze Welt. An diesen kleinen Ort knüpfen sich die großen Ideen des Christenthums, die sich allmählig über die ganze Erde verbreitet haben, und unzählige Pilger haben hier Trost, Kraft und Muth geschöpft und ihren gesunkenen Glaubensmuth wieder aufgerichtet. In Nazareth verlebte unser Herr und Heiland seine Jugend, hier führte er sein Lehramt durch und hat hier durch seinen eigenen Lebenswandel ein so schönes Vorbild zur Nachahmung für die Menschen hinterlassen.

Ich brach am 12. October mit Sonnenaufgang vom Kloster auf, ging nach Haïfa, wo ein Beduin schon die Pferde gesattelt und bereit hatte, und bald ging die Reise im Verein mit Hochstetter vorwärts. Dicht vor den Thoren von Haïfa fanden wir die ersten türkischen Truppen in einem Palmenwalde lagern. Sie hatten grün und gelbgestreifte Leinewandzelte aufgeschlagen, die nicht mit derselben Sorgfalt erhalten waren, als man dies in Preußen mit dem militairischen Material zu thun pflegt. In jedem Zelt waren 6—8 Mann. Auch bei der hier bivouakirenden Truppe habe ich das Verlangen gefunden, die lange Weile, die sich neben den dienstlichen Beschäftigungen findet, mit allerhand Nebenbeschäftigungen auszufüllen und ebenso den Anblick des Lagers angenehm zu machen. Die Leute hatten nämlich die Zwischenräume der Zelte mit Blumensaamen besäet, der durch fleißiges Begießen in dem fruchtbaren Erdreich schnell zu kleinen Blumenbeeten empoegekeimt war. Die Soldaten saßen in und vor ihren Zelten, rauchten, sprachen und scherzten, andere putzten ihre Gewehre; auf allen Seiten des Lagers standen Posten. Der Weg nach Nazareth gehört zu den schönsten und angenehmsten, die ich im Orient betreten habe. Eine gute Stunde reitet man längs des Fußes des Karmel-Gebirges entlang, das sich als ein steiler Bergrücken ohne alle Vorberge aus der Ebene erhebt. Der Abfall ist an vielen Stellen durch steile Felsabstürze pittoresk gestaltet. Wir mußten den Fluß Mukata an einer Furth durchschreiten, welche eine beliebte Wasserstation für alles vorüberziehende Vieh zu sein schien, denn von beiden Seiten labte sich eine große Menge Kameele, Pferde und Rindvieh, und unsere Thiere, die diese Stätte von Weitem ahnten, beschleunigten ihre Schritte, um bis ans Knie ins Wasser zu gehen und in der kühlenden Fluth

sich zu erfrischen. Bei solchen Flußtränken geschieht es häufig, daß den Thieren sich Blutegel in das Maul setzen, und wenn man öfters blutige Mäuler sieht, so ist das fast immer die Ursache von einem in der Verborgenheit angesaugten Blutegel.

Jetzt betraten wir die Ebene Esdrellom, die von Nordwest gegen Südost zwischen dem Karmel und den Bergen von Samaria, den alttestamentlichen Bergen von Gilboa, einerseits und den Bergen von Galiläa, Ausläufern des Libanon, anderseits, bei einer Durchschnittsbreite von zwei Meilen sich sechs Meilen weit in das Land hineinzieht. Der Anblick der weiten Fläche reizte die Reitlust unsers Beduinen; er gab seinem Pferde die Sporen, rief einige arabische Worte aus, die auch für uns das Signal waren, und pfeilgeschwind eilten unsere Thiere eine gute Strecke über die Ebene fort. Der heiße Ritt durch die baumlose Ebene wurde köstlich belohnt durch den kühlen Schatten eines Eichenwaldes, in den wir jetzt eintraten. Es ist dies der einzige Wald von so schönen Eichbäumen, den ich im Orient gesehen habe. Die Wälder haben hier eher den Charakter einer Anpflanzung, und dies gilt namentlich von den Olivenwäldern, wofür in so vielen Reisebüchern über Syrien und Palästina geschwärmt wird. Zu dieser Schwärmerei sollte sich am wenigsten ein Deutscher verleiten lassen, denn die schönen Wälder aller Gattungen ein so charakteristisches Eigenthum sind. Freilich wird man an einen Wald erinnert, wenn man nach längerer Entwöhnung von demselben mehrere Bäume zusammen stehen sieht; aber es fehlt allen den hiesigen Wäldern der grüne krautreiche Boden, den die heißen Sonnenstrahlen nicht aufkommen lassen, und der junge Nachwuchs, das Unterholz, das einem Walde den Character des Wildwachsenden verleiht. Wir ritten noch an einigen Beduinen-Dörfern vorüber, und je näher wir an Nazareth kamen, desto kahler und wilder wurde die Gegend. Nur an einer Stelle hatten wir seitwärts einen Blick in das reizende Thal, gleich einem Garten von Palmen, Oliven, Feigen, Granaten, Cypressen, wo das Dorf Jaffa liegt. Wir ließen es seitwärts liegen und gelangten, nachdem wir viel Hitze an dem felsigen Wege ausgehalten hatten, Nachmittags in Nazareth an. Ich besuchte sogleich den protestantischen Prediger und Missionar Herrn Dr. Zeller, der die Güte hatte, mich vier Tage gastlich bei sich aufzunehmen. Dr. Zeller ist ein Würtemberger von Geburt, hat in Deutschland und England Theologie studirt, und entschloß sich im Laufe seines Studiums, sich ausschließlich der auswärtigen Mission zu widmen. Er ging in's heilige Land und gründete eine Gemeinde in Nablus, einem kleinen Orte an der Straße von Nazareth nach Jerusalem. Eines Tages war er auf kurze Zeit nach Jerusalem gereist, und schon auf der Rückkehr erfuhr er, man habe während seiner Abwesenheit sein Haus und all sein Eigenthum zerstört. In Nablus angekommen, fand er dieses Gerücht bestätigt. Er sah nur die Trümmer von Nablus wieder. Die fanatischen Muhamedaner des Ortes und der Umgegend hatten dem Anwachsen der christlichen Gemeinde mit Feindseligkeit zugesehen und trachteten besonders dem Dr. Zeller nach dem Leben, und da er durch die zufällige Reise nach Jerusalem ihren Händen entgangen war, hatten sie Spuren ihres Fanatismus in dem zerstörten Nablus zurückgelassen, mit besonderer Wuth aber hatten sie das Eigenthum und die Möbel des Dr. Zeller in tausend kleine Stücke zerschlagen. Die christliche Gemeinde war für immer verschwunden. Dr. Zeller ging nun nach Nazareth und gründete von Neuem eine protestantische Gemeinde.

Nazareth ist ein kleines Städtchen von circa 3000 Einwohner und liegt noch an derselben Stelle, an der es zur Zeit Christi lag. Es ist an einem steilen Bergabhange in einem reizenden kleinen Thale gelegen, das mit einigen Krümmungen in seiner Hauptrichtung nach Süd-West zieht, und das sich in die Ebene von Esdrellom öffnet.

Dr. Zeller führte mich zuerst nach der lateinischen Kirche, die in Verbindung mit einem Kloster steht. Sie ist an der Stelle, wo Joseph's Haus gestanden haben soll, gebaut. Die Kirche ist die schönste in ganz Palästina, hat einige sehr gute Oelgemälde und Fresken und eine volltönende Orgel. Auf der letzteren producirte uns ein Mönch nach italienischer Weise einen sehr heitern Marsch. Unter dem Altar führt eine breite Marmor-Treppe hinunter in eine in den Fels gehauene Grotte, wo uns beim Schein einiger Lichter die Stelle gezeigt wurde, wo Maria gesessen haben soll, als der verkündende Engel ihr erschien. Hinter einer zerschlagenen Säule, von der es heißt, daß sie die Araber bei ihrer ersten Eroberung zertrümmerten, soll der Engel gestanden haben. Zu dem Altar führen zu beiden Seiten ebenfalls breite Marmor-Treppen hinauf. Mit dem lateinischen Kloster ist, wie stets im heiligen Lande, eine Pilger-Herberge verbunden, in der jeder Fremde eine gastliche Aufnahme findet; auch gehört zu dem Kloster eine Schule, in der arabische Kinder Unterricht erhalten.

Die Griechen haben bei der Verkündigung eine poetischere Auffassung, indem sie dieselbe außerhalb der Wohnung der Maria an eine Quelle, das Symbol des Lebens, verlegen. Sie haben über dieser ebenfalls eine Kirche gebaut. Die protestantische Kirche steht am West-Eingange der Stadt. Der Zahl nach ist die größte Gemeinde die lateinische, dann folgt die griechische. Dr. Zeller ist es gelungen, durch seinen unerschrockenen Eifer eine protestantische Gemeinde neben diesen schon bestehenden zu gründen. Er mit zwei deutschen Lehrern aus Würtemberg und einem englischen Arzt sind die Vorsteher derselben, und während meiner Anwesenheit war Dr. Zeller im Begriff, eine englische Dame als Lehrerin für die arabischen Mädchen zu engagiren. Dr. Zeller lebt nur für Missionen und speciell für seine Nazarener Gemeinde und wird in seinem Eifer durch tiefe und vielseitige Kenntnisse unterstützt. Seine Frau, die Tochter des protestantischen Bischofs Gobat in Jerusalem, steht ihm treulich in seinem Werke zur Seite.

Während meines Aufenthalts in Nazareth machte ich mit Dr. Zeller einige Ausflüge in die gebirgige Umgegend. Von dem Bergrücken, an dessen Abhange Nazareth liegt, hat man eine weite Rundschau über das ganze galiläische Land; auch das mittelländische Meer, als matt funkelnde Fläche, und der Vorsprung des Karmel sind in blauer Ferne sichtbar, und diese Rundschau wird noch verherrlicht durch den unendlichen Reichthum an Er-

innerungen, die zu den erhebendsten und folgereichsten des ganzen Menschengeschlechtes gehören.

Dr. Zeller erzählt mir kleine Abenteuer, die er mit den umwohnenden Beduinen gehabt hat: Eines Tages ritt er in der Ebene von Esdrellom bewaffnet, aber ganz allein. Nach einem ermüdeten Ritt stieg er vom Pferde und verzehrte sein mitgenommenes Frühstück. Nach kurzer Zeit kamen 4 bis 5 Beduinen zu Pferde, grüßten ihn sehr verbindlich, stiegen ab und setzten sich im Kreise vor ihn. Dr. Zeller bot ihnen Essen an; nach und nach wurden sie zudringlich und unverschämt. Dr Zeller, der ihre hinterlistigen Absichten merkte, blieb zutraulich.

Endlich kam einer von den Beduinen auf den Gedanken, das Gewehr des Dr. Zeller, das neben ihm lag, zu bewundern; er rückte allmählig näher, und indem er vorgab, das Gewehr ansehen zu wollen, griff er nach demselben. Aber Dr. Zeller kam ihm zuvor, ergriff es, zog den Hahn und hielt die Mündung gerade auf den Beduin, indem er sagte, er wüßte sehr wohl, was sie alle für eine Bande seien, und wenn sie nicht jetzt alle machten, daß sie fort kämen, so sollten sie die Vortrefflichkeit des Gewehres kennen lernen. Sämmtliche Kerle sprangen erschrocken auf und eilten auf ihren Pferden davon. Dr. Zeller bestieg ruhig sein Pferd und ritt weiter. Bald sah er sich von vielen Seiten von Beduinen verfolgt, die kräftig hinter ihm her fluchten. Bald aber gaben sie ihre Verfolgung auf. — Der Beduine geht nur dann zu einem thätlichen Angriff über, wenn er des siegreichen Erfolges ganz sicher zu sein glaubt, leitet aber immer seine Angriffe durch freundschaftliche Annäherung ein und rechnet darauf, aus der Bestürzung seiner Gegner Vortheil zu ziehen. Der Beduine ist als Sieger der gemeine Räuber, sieht er sich im Nachtheil, der feige Flüchtling. Großmüthig ist er nur dann, wenn er den größten materiellen Vortheil, der zu erreichen war, errungen hat. Akil Aga macht, wie oben erwähnt, eine rühmliche Ausnahme. Dr. Zeller kennt ihn sehr gut, er hat ihn öfters besucht und hat viele Beweise seiner edeln Eigenschaften. Es that mir sehr leid, daß es mir der eingetretenen Kriegs-Ereignisse wegen unmöglich war, diese interessante Persönlichkeit der orientalischen Welt kennen zu lernen.

Am 15. October machte ich mit Hochstetter eine Tour nach dem Berge Tabor. Nachdem wir anderthalb Stunden durch das thalreiche Gebirge von Nazareth geritten waren, lag der Berg Tabor, ein isolirter Kegel, wie eine Insel vor uns. Ein schmaler Weg führt in Schlangenlinien an der Nord-Ost-Seite hinauf. Das letzte Stück ist sehr steil, so daß wir von den Pferden absteigen mußten. Der Tabor bildet oben eine Plattform, auf deren ganzer Fläche die verschiedensten Ruinen, Baureste und Grundsteine zwischen den Bäumen und Sträuchern vorsehen. An der Nord-Seite, am äußersten Rande steht ein griechisches Kloster. Von der Plattform hat man eine grandiose Rundschau über den südlichen, östlichen und nördlichen Theil von Samaria und Galiläa, und es kann diese Rundschau als die Fortsetzung derjenigen betrachtet werden, die man von den Bergen von Nazareth hat, indem die letztere gegen Osten durch die vorliegenden Höhenzüge beschränkt ist. Von hier sieht man die ganze Ebene von Esdrellom; der kleine Hermon steigt aus dieser Ebene auf. Gegen Osten blickt der See Genezareth durch die Bergschluchten, und gegen Nord-Ost beherrscht der große Hermon mit seinem Schnee-Gipfel das ganze Gebiet. Als König der Berge erhebt er sein ehrwürdiges, weißes Haupt über alle umherliegenden Höhen und schaut weit über das heilige Land, als wollte er spotten über die Irrwege der Menschen, die schon seit Jahrtausenden in den buntesten Gestalten sich zu seinen Füßen hinspinnen.

Mein Rückweg nach Nazareth und von da nach Haifa hatte keine andere Richtung, als der Hinweg, und traf ich keine andere Gestalten an. Nur muß ich erwähnen, daß Hochstetter direct von Nazareth nach Acca und Baedsche ging, mich aber Dr. Zeller nach Haifa begleitete, wo ich mich am 18. October in ein Lloyd-Dampfschiff nach Alexandria einschiffte. Ich erinnere mich stets mit Freude des für mich so lehrreichen wie angenehmen Aufenthaltes in Nazareth und dessen Umgegend, weiß meinem liebenswürdigen Wirth Herrn Dr. Zeller, wie meinem treuen Begleiter Herrn Hochstetter herzlichen Dank und bewahre ihnen ein unvergeßliches Andenken.

Die evangelische Mägdebildungsschule und Mägdeherberge in Derendorf bei Düsseldorf

feierte am 23. Mai dieses Jahres ihr zweites Jahresfest. Die vorjährige Feier war noch vom Gründer der Anstalt, vom seligen Fliedner, selbst geleitet worden. Er fehlte uns diesmal, und das haben die Feiernden Alle tief gefühlt. Doch durften sie mit Augen sehen, daß Fliedner's thätige Fürsorge für den lange vergessenen weiblichen Dienstbotenstand schon liebliche Früchte zu tragen beginnt.

Zunächst hat ohne Zweifel jeder der Festgäste den practischen Blick Fliedner's in Bezug auf die Wahl des rechten Orts für die Anstalt anerkannt. Denn sie liegt weit genug von Düsseldorf, um von der Unruhe, Zerstreuung und den mancherlei andern Gefahren, welche eine große Stadt für Anstalten zu haben pflegt, unberührt zu bleiben, und doch nahe genug, um die einer Mägdeanstalt nothwendigen Vortheile einer größeren Stadt genießen zu können. Umgeben von einem kleinen Park und einem schönen, geräumigen Garten, machen die Wohn- und Arbeitsräume einen wohlthuenden Eindruck, geben in der Woche Luft zur Arbeit und bieten am Sonntage und am Feierabend einen frischen, labenden Erholungsort.

Schon am Morgen des 22. Mai prangte die Anstalt im Festschmuck. Laubgewinde umgaben die Thüren, über denen passende Bibelsprüche, von Kränzen wie von Rahmen eingefaßt, den Zweck der einzelnen Räume andeuteten. Der große Schlafsaal war in ein Kirchlein umgewandelt, welches um 3 Uhr Nachmittags die zwischen den alten Bäumen des Parks umherwandelnden, zahlreichen Festgäste einlud. Der Herausgeber hielt die Ansprache und den Bericht, wobei er folgende Stellen zu Grunde legte:

„Wer ist, wie der Herr, unser Gott! Der sich so hoch gesetzet hat und auf das Niedrige siehet im Himmel und auf Erden, der den Geringen aufrichtet aus dem Staube und erhöhet den Armen aus dem Koth!" Ps. 113, 5—7.

„Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thür, und Niemand kann sie zuschließen, denn du hast eine kleine Kraft." Off. 3, 8.

Nur die Hauptgedanken können hier wieder gegeben werden.

Die Fürsorge für die weiblichen Dienstboten, an und für sich etwas Geringes und Niedriges, wird Jedem in ihrer ganzen Bedeutung klar, der einerseits die Wichtigkeit dieses Standes und andererseits die vielen Gefahren erwägt, von denen derselbe, namentlich in unserer Zeit, bedroht ist.

Die Magd ist die Gehülfin der Hausfrau, deren guter Humor und freundliche Stimmung so vielfach von jener abhängt. Daher kommt es, daß mit einer Magd häufig der stille Frieden eines Hauses steht oder fällt. —

Das Kindermädchen ist dir Bewahrerin drr theuersten Schätze der Eltern. Gewiß ist die Behauptung nicht zu hoch gespannt, daß die Reinheit des Kindermädchens zum ...ßen Theil die Bedingung zur Herzensreinheit des Kindes Wer will es zählen, wie viel Giftsame durch unreine ...zen in die zarten Kinderherzen gestreut wird.

Aus den weiblichen Dienstboten endlich geht ein großer ...il der späteren Hausfrauen und Mütter des Volkes ...r. Wie die Mägde gewesen sind, so werden die ...rn und Mütter auch sein. —

Und nun die Gefahren, welche wie ein Krebs an ...n Stande nagen. Die zahlreichen Klagen und Nö... lassen sich auf eine Wurzel zurückführen, auf die immer mehr sich vollzirhendr Zerreißung des Familienbandes, welches Herrschaften und Dienstboten umschlingen sollte. Denn nach christlichen Grundbegriffen gehören Knechtr und Mägde mit zum Hausstande, zur Familie. Leider aber sind die Herrschaften in sehr vielen Fällen nicht mehr geneigt, die Dienstboten als Glieder ihres Hauses anzusehen, und die Dienstboten nicht gewillt, das Haus der Herrschaft als ihr eignes Haus zu lieben und zu desorgen. Aus diesem Grundübel entstehen allerlei Schäden. Zunächst hat die Herrschaft mit der Magd, die Magd mit der Herrschaft keine Geduld: kein Theil will sich in den andern schicken. Meint man nicht zu einander zu passen, oder gefällt Einem etwas nicht, so geht Jedes selbstsüchtig seine eigenen Wege. Daher kommen die immer kürzer werdenden Kündigungsfristen, die mancher Orten bis auf Tage zusammengeschrumpft sind.

In den großen Städten erhalten die Mägde vielfach nicht die volle Beköstigung von der Herrschaft, sondern für Frühstück und Abendbrod oder für eins von beiden Kostgeld. Das ist freilich für die Herrschaft mitunter billiger und bequemer, für die Mägde vortheilhafter; aber das Familienband wird dadurch völlig durchschnitten. Man wird nicht durch sittliche Motive, sondern durch das Interesse an einander gebunden. Wenn die Herrschaft nur ihr Interesse im Auge hat, wie kann sie sich beklagen, daß auch die Magd nur den eignen Vortheil verfolgt?

Hat die Magd nicht Hausrechte bei der Herrschaft, so kann sie sich im Hause unmöglich wohl und heimisch fühlen. Einen Ersatz will sie haben. Sie verfällt auf Putz und Genuß, und wird von dieser zwiefachen Sucht immer weiter auf verkehrte Bahnen getrieben, bis sie zu Grunde geht.

Sobald man erkennt, daß die Sache so steht, wird man sich der Gewissenspflicht nicht länger entziehen können, statt über die Dienstboten ein Jammerlied anzustimmen, für ihre sittliche und geistliche Erhaltung und Hebung Etwas zu thun. Noch ist es Zeit; aber es ist die höchste Zeit. Alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens sind bereits von den kirchenfeindlichen Mächten der Zeit besetzt, und leider sind die Kinder der Welt in mancher Beziehung rascher und thatkräftiger, Propaganda für ihre Götzen zu machen, als die Kinder des Lichtes, ihrem Herrn und Meister die Welt zu erobern.

Wohl als das einzige Gebiet, welches bis jetzt der Kirche allein verblieben ist, steht die Fürsorge für den weiblichen Dienstbotenstand da. Es thut wahrlich noth, sich dieses Gebietes rasch und in umfassender Weise zu bemächtigen.

Dazu will die Derendorfer Anstalt an ihrem bescheidenen Theile mithelfen. Ihr Arbeit ist keine vereinzelte, sie ist ein Glied an einem größern, frisch wachsenden Ganzen. Das giebt ihr die eigentliche Bedeutung. Sie umfaßt:

1. Eine Mägdebildungsschule. Nur ehrbare confirmirte Mädchen werden aufgenommen gegen ein tägliches Pflegegeld von 4 Sgr. Man muß bei diesen Anstalten mit Ernst darüber wachen, daß ein sittlich anrüchiges oder zweifelhaftes Mädchen nicht aufgenommen wird. Denn dadurch würden sie bald in einen üblen Ruf kommen, und die Eltern sich mit Recht scheuen, ihre Töchter denselben anzuvertrauen. Hält man aber die eben ausgesprochene Bedingung mit Consequenz fest, so werden die Eltern es sich bald zur Ehre rechnen, ihre Töchter solchen Anstalten zur weiteren Ausbildung für ihren Beruf zu übergeben.

Die Zöglingr werden zu allen Mägde-Arbeiten angeleitet, und erhalten, wenn es nöthig ist, Nachhilfe im Lesen, Schreiben und Rechnen, und außerdem Unterricht in biblischer Geschichte und im Singen. — Sie bleiben gewöhnlich ein Jahr in der Anstalt.

2. Die Mägdeherberge nimmt ehrbare dienstlose oder reconvalescente Mägde auf und vermiethet die empfehlenswerthen. Während der Zeit ihres Aufenthaltes in der Anstalt wird den Mägden reichlich Gelegenheit geboten, sich in ihrem Fach zu vervollkommnen. Der tägliche Pflegesatz beträgt 2 Sgr.

3. Die Kleinkindrrschule ist eine practische Uebungsstätte, wo die Mädchen lernen, mit Kindern umgehen, sie singend und spielend in kindlicher Weise zu beschäftigen, und dadurch der Langeweile, der fruchtbaren Mutter so vieler Unarten, vorzubeugen. Die faden und oft unsittlichen Liedchen und Geschichten, welche im Munde vieler Kindermädchen leben, sollen durch gute ersetzt werden.

Die Anstalt hat 24 Mägde-Betten, welche indeß öfter nicht genügten und nur mit knapper Noth aufgestellt werden konnten. Da außerdem die Kleinkinderschule viel zu enge ist, auch andere, namentlich die ökonomischen und Arbeits-Räume nicht ausreichen, hat, um das Gedeihen der aufblühenden Anstalt nicht zu hemmen, ein Anbau beschlossen werden müssen, der, will's Gott, schon in diesem Sommer in Angriff genommen wird.

18 Mädchen waren 1. Mai 1864 Bestand, 75 sind neu aufgenommen, also 93 Gesammtsumme der Pfleglinge. Von ihnen wurden 37 in Dienst gegeben, 5 waren nicht zu empfehlen, 23 suchten sich selbst einen Dienst, 5 waren nur Durchreisende, 1 wurde als krank entlassen, 22 Bestand am 1. Mai 1865. Unter den 75 neu Aufgenommenen sind 18 Bildungsschülerinnen, 57 Mägde. Die Summe der Pflegetage beträgt 6739, 1485 mehr als im vorigen Jahre. Die Durchschnittszeit, welche die Herbergsgäste in der Anstalt verweilten, waren 8—14 Tage.

Vom Fleiß und der Arbeitslust der Mädchen zeugt der Rechnungsbericht. Durch Wäsche sind für die Anstalt 599 Thaler verdient, durch Näharbeit 97, zusammen also fast siebenhundert Thaler. Im ersten Jahre wurden nur 326 Thlr. erarbeitet.

Für diejenigen Mädchen, welche in Düsseldorf vermiethet werden und sich treu und gehorsam beweisen, will die Anstalt gern eine zeitweise Heimath, ein Ersatz für das Mutterhaus, eine Bewahrerin und Wächterin sein. Die Diakonissen besuchen die Mädchen in ihrem Dienst, und diese kommen Sonntags an ihren freien Nachmittagen in die Herberge, wo ihnen die alten, schattigen Bäume, der große schöne Garten, der Verkehr mit Freundinnen und den Diakonissen eine wahre und würdige, Geist und Leib gleich erquickende Sonntags-Freude bietet.

Solcher Besuche wurden von den Mädchen seit September v. J. bis Ende April d. J. 147 gemacht.

Die Heimath der Zöglinge der Mägde-Bildungs-Schule ist Düsseldorf, Bonn, Odenkirchen, Wesel, Mühlheim an der Ruhr, Duisburg, Iserlohn, Leichlingen, Westerburg, Essen, Hilchenbach, Boppard, Aachen, Crefeld.

Nach diesem dürren Zahlen-Bericht werfen wir noch einen Blick auf die Gesammt-Arbeit für die Mägde. Seit der selige Fliedner am 31. October 1854 die evangelische Mägde-Bildungsschule und Herberge auf Marthashof in Berlin gründete, ist eine solche Bewegung zu Gunsten der weiblichen Dienstboten entstanden, daß alle größeren Städte entweder bereits ähnliche Anstalten besitzen, oder so rüstig Hand an's Werk gelegt haben, daß sie in kurzem zu Stande kommen werden. Außer den ältern Anstalten in Paris und Straßburg bestehen sie bereits in Berlin, Breslau, Wiesbaden, Basel, Erfurt, Stuttgart, München, Würzburg, Bern, Amsterdam; in Bildung sind sie begriffen in Stettin, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Hamburg, Nürnberg, Elberfeld, Cöln, Leipzig, Riga u. s. w. Und das Alles ist in noch nicht elf Jahren geschehen. Das ist ein großer und hoffnungerweckender Fortschritt.

„Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Thüre, und Niemand soll sie zuschließen, denn du hast eine kleine Kraft."

Gott erhalte uns nur in der Demuth, damit die Arbeit und die Fürsorge der Kirche auch für den weiblichen Dienstbotenstand seinen ununterbrochenen, siegreichen Fortgang habe! —

Die Einnahmen der Anstalt vom 30. April 1864 bis dahin 1865 betragen . . . . 1331 Thlr. 26 Sgr. 2 Pf.
Die Ausgaben für diesen Zeitraum . . . . 5613 „ 8 „ 11 „
Mithin Mehrausgabe 4281 Thlr. 12 Sgr. 9 Pf.

Die Mehrausgabe von 4281 Thlr. könnte Furcht einflößen. Es ist dabei aber in Erwägung zu ziehen, daß aus dem ersten Jahre ein durch Bauten und Einrichtungskosten entstandenes Deficit von 2578 Thlr. herübergenommen ist; im letzten Jahre sind für Umbauten, Einrichtungskosten, Zinsen für die hypothekarische Schuld der Anstalt in außerordentlicher Weise 1167 Thlr. verausgabt. Darnach bleibt die ordinaire Ausgabe 1868 Thlr. und darnach eine Mehrausgabe von 537 Thlr., eine Summe, die wohl durch freie Liebesgaben, die wir bis jetzt nur in spärlicher Weise erhalten haben, gedeckt werden könnte. Sobald also die Anstalt von hypothekarischen Schulden und damit vom Zinsenzahlen frei ist und die baulichen Einrichtungen vollendet sind, wird sie sich, wenn die Liebe ihr einigermaßen unter die Arme greift, wohl erhalten können. — Die hypothekarischen Schulden betragen noch 7500 Thaler, nachdem 1000 Thaler von Frau Wittwe Stein in Düsseldorf zum Gedächtniß ihres selig vollendeten Mannes geschenkt sind; 4250 Thaler sind uns gekündigt und müssen im Herbste abgezahlt werden. Woher sollen wir das Geld nehmen? Der Herr weiß es. Für alle kleineren Geschenke zur Bestreitung der laufenden Ausgaben, so wie für alle größeren Gaben zur Abtragung der hypothekarisch eingetragenen Ankaufssumme werden wir von Herzen dankbar sein.

Wir bitten alle Freunde der Sache um Verbreitung dieses Berichtes, sei es durch persönliche Mittheilungen, oder durch Abdruck in den Lokalblättern oder auf andere geeignete Weise.

„Und der Herr, unser Gott, sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns; ja das Werk unserer Hände wolle Er fördern!" (Kaiserswerther Armen- und Krankenfreund.)

Statistisches.

Das Schiffbruchregister verzeichnet für das Jahr 1864: 1741 größere Unfälle, welche der Schifffahrt in britischen Gewässern zugestoßen sind. Unter diesen 1741 Schiffen waren nur 136 Dampfer und nur 91 Schiffe von mehr als 600, nur 328 von mehr als 300 Tonnen Last. 1434 Schiffe waren britische, 246 ausländische, während 61 unbekannter Nationalität blieben; 1095 waren im Küstenhandel thätig, 467 Schiffe gingen vollständig unter; 47 in Folge von Kollisionen, 163 durch stürmisches Wetter, 89 in Folge von Nachlässigkeiten, 39 in Folge des Mangels an Seetüchtigkeit, 95 durch andere zufällige Ursachen. Während 5 bis 6000 Menschen in unmittelbarer Todesgefahr schwebten, kamen nur 516 um; die Rettungsboote, deren jetzt 180 existiren, und die Raketen-Apparate (243 Stationen) bewiesen ihre heilsame Thätigkeit in diesem Jahre in noch höherem Grade als je zuvor. Im Jahre 1863 gingen 620 Menschenleben verloren. (Staats-Anzeiger.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 42. Berlin, den 18. October 1865. **Nr. 42.**

August Carl Adolph Ferdinand von Dewitz, Generalmajor, und Kommandeur der 29. Infanterie-Brigade, Ehrenritter seit 1859, † zu Cöln 8. October 1865.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Lieutenant a. D. Georg Grafen von Lehndorff, zu Charlottenburg,
- Rittmeister a. D. und Majoratsbesitzer Max Freiherrn von Hammerstein-Retzow, zu Königsberg in Preußen,
- Hauptmann im 2. Garde-Landwehr-Regiment Carl von Risselmann, auf Schönwalde bei Spandau,
- Major und etatsmäßigen Stabsoffizier im Brandenburgischen Dragoner-Regiment (Nr. 2) Steinbrück von der Mark,
- Consul Wilhelm von Herford, zu Trapezunt,
- Rittergutsbesitzer von Walbaw und Reitzenstein, auf Königswalde, Kreis Sternberg,
- Oberstlieutenant und Bataillons-Commandeur im Leib-Grenadier-Regiment (1. Brandenburgisches) Nr. 8 Girodz von Gaudi,
- Hauptmann in der Garde-Artillerie-Brigade Freiherrn von Dobeneck,
- Lieutenant a. D. und Majoratsbesitzer Albert Grafen von Zieten-Schwerin, auf Wustrau bei Neu-Ruppin,
- Rittergutsbesitzer Eduard von Ruediger, auf Schmöllen bei Züllichau,
- Rittmeister und persönlichen Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Georg von Preußen von Kleist,
- Kammerherrn Thassilo von Treskow, auf Dölzig bei Wusterwitz, in der Neumark,
- Oberstlieutenant und Bataillons-Commandeur im Garde-Füsilier-Regiment Grafen von Walbersee,
- Hauptmann und Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit des General-Feldzeugmeisters der Artillerie Grafen von Waldersee,

Den Kammerherrn und Legationsrath Freiherrn von Pentz, auf Schloß Brandis bei Leipzig,
- Rittergutsbesitzer von Krause, auf Schwarzow, Kreis Randow,
- Generalmajor und Commandeur der 26. Infanterie-Brigade Freiherrn von Wrangel,
- Landrath Otto Grafen Vitzthum von Eckstaedt zu Sagan,
- Premierlieutenant im 1. Garde-Landwehr-Regiment und Rittergutsbesitzer Friedrich von Seydlitz, auf Borau bei Strehlen,
- Rittergutsbesitzer Christian Moritz von Prittwitz-Gaffron, auf Guhlau, Kreis Reichenbach,
- Major im 2. Schlesischen Grenadier-Regiment Nr. 11 Freiherrn von Kottwitz,
- Premierlieutenant in der Garde-Landwehr-Kavallerie Ferdinand Freiherrn von Zedlitz-Neukirch, auf Kynau, Kreis Schweidnitz,
- Hauptmann à la suite der 1. Artillerie-Brigade von Schultzendorff,
- Rittmeister a. D. von Gregory, auf Ober-Tworsimirke bei Freihan,
- Major a. D. von Keltsch, auf Kurzwitz, Kreis Oels,
- Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth von Zacha,
- Königlich Sächsischen Kammerherrn Georg Alexander Grafen von Einsiedel, auf Creba bei Görlitz,
- Oberst und Commandeur des 1. Schlesischen Grenadier-Regiments Nr. 10 Freiherrn von Falkenstein,
- Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Leib-Husaren-Regiment Nr. 2 von Seydlitz,
- Landschaftsdirector Richard von Roy, auf Wierzbiczany bei Gniewkowo,
- Rittmeister im 2. Garde-Landwehr-Regiment Ludwig Grafen von der Asseburg, zu Schloß Falkenstein bei Meisdorf am Harz,
- Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Magdeburgischen Infantrie-Regiment Nr. 66 Otto von Westernhagen,
- Hauptmann und Compagnie-Chef im 3. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 66 Ferdinand von Westernhagen,

Den Herzoglich Braunschweigschen Major z. D. von Bülow, auf Dieskau bei Halle a. d. S.,
„ Oberst a. D. Freiherrn van Kirchbach, zu Mainz,
„ Regierungs-Rath von Roux, zu Sigmaeingen,
„ Hauptmann a. D. und Kammerherrn von Brauchitsch, zu Benrath,
„ Kaiserlich Oesterreichischen Oberlieutenant in der Armee Richard Freiherrn von Herman, zu Wien,
„ Rittmeister a. D. Ludwig Freiherrn von Wöllwarth, auf Essingen bei Aalen in Württemberg,
„ Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Oberjägermeister a. D. von Bülow, zu Schwerin,
„ Majoratsbesitzer Adolph Freiherrn von Maltzahn Grafen von Plessen, auf Ivenack bei Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin,
„ Lieutenant a. D. Alexander von Plessen, zu Schwerin,
„ Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn Carl von Treuenfels, auf Neuhof bei Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin,
„ Majoratsbesitzer August Grafen Wilding von Königsbrück, auf Königsbrück im Königreich Sachsen.
„ Königlich Sächsischen Amtshauptmann Herrmann von Salza, zu Bautzen,
„ Rittergutsbesitzer Carl August von Rhoeden, zu Verden im Königreich Hannover,
„ Rittergutsbesitzer von Arenstorff-Oyle, auf Oyle bei Nienburg im Königreich Hannover,
„ Königlich Hannoverschen Landrath Bodo von der Wense-Westendorf, zu Hannover,
„ Königlich Hannoverschen Forstmeister Christoph von der Decken, zu Fallersleben im Königreich Hannover,
„ Großherzoglich Oldenburgischen Kammerherrn, Legations-Rath und Minister-Residenten Alexander von Beaulieu-Marconnay, zu Berlin,
„ Kaiserlich Oesterreichischen Hauptmann im Stabe des Genie-Corps Otto Freiherrn von und zu Gilsa,
„ General-Consul Moritz Freiherrn von Bethmann, zu Frankfurt a. M.,
„ Großgrundbesitzer Alexander Freiherrn von Bethmann, auf Kriner bei Nienburg in Böhmen,
„ Gutsbesitzer Gustav Freiherrn von Ungern-Sternberg, auf Wenden bei Hapsal in Ehstland,
„ Ritterschafts-Deputirten Carl von Berlepsch, auf Schloß Berlepsch bei Witzenhausen in Kurhessen,
„ Grafen Jacob Heinrich von Rechteren-Limpurg, auf Schloß Rechteren bei Zwoll im Königreich der Niederlande,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Das Krankenhaus des Johanniter-Ordens in Beirut und seine Bedeutung für den Orient.

Ein in Nr. 29 dieses Blattes vom 15. Juli 1863 erschienener Aufsatz: „König Friedrich Wilhelm IV. im Munde eines arabischen Dichters“ hat in eben so anziehender als sachkundiger Weise den großartigen Einfluß geschildert, welchen die durch König Friedrich Wilhelm IV. in Gemeinschaft mit England vorgenommene Stiftung des protestantischen Bisthums in Jerusalem, die Begründung und Unterstützung verschiedener gemeinnütziger Anstalten in jener Stadt, wie des jetzt dem Johanniter-Orden gehörigen Hospizes, der Schule und des Hospitals der Diakonissen und der auf Zion erbauten protestantischen Kirche auf das religiöse und geistige Leben der heiligen Stadt, auf die sittliche Hebung und Entwicklung ihrer Bewohner geübt hat. Durch die lebendige Förderung jedes ernsthaften Strebens, Licht und Bildung in dem Lande zu verbreiten, von dem der beste Theil des Lichts und der Bildung, deren wir genießen, ausgegangen, ist — Dank jenen Königlichen Maaßregeln — der großartigste Umschwung zu Wege gebracht worden, den die heilige Stadt, seit sie von Saladin in die muselmännische Knechtschaft gebracht worden, erfahren hat.

Die erschütternde Katastrophe vom Sommer 1860, durch welche Tausende von den Christen des Libanon dem Hasse und der Rache ihrer Todfeinde erlagen, eine weit größere Anzahl aus ihrer Heimath, ihrem Besitze vertrieben, hilflos in die Syrischen Küstenstädte unter den Schutz der Europäischen Consulate geflüchtet waren, wurde Veranlassung, daß die abendländische Christenheit ihre tiefbegründete Sympathie für dieses Land ohne Gleichen von Neuem bezeugte, in hochherziger Weise den so hart Verfolgten und Bedrängten zu Hilfe eilte und sie vor dem sichern Untergange bewahrte.

Jene Ereignisse sind noch in zu frischem Gedächtnisse, als daß sie, zumal an dieser Stelle, eines näheren Eingehens bedürften. Sie waren aber auch Veranlassung, daß aus unserm Vaterlande nicht bloß reichliche Spenden zur Linderung der augenblicklichen Noth gebracht, sondern im Sinne wahrhaft christlicher Liebe der Grund gelegt wurde zu zwei Anstalten, die nunmehr fast fünf Jahre lang eine segensreiche Wirksamkeit geübt, und im Anschlusse an die Stiftungen des hochseligen Königs für jenes Land und seine Bevölkerung von der größten Bedeutung zu werden versprechen. Es sind dies die Schul- und Erziehungs-Anstalt der Diakonissen und das Hospital des Johanniter-Ordens in Beirut.

Die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth, im Besitze reichlicher Fonds, die zur Unterstützung der hilfsbedürftigen syrischen Wittwen und Waisen aus allen Theilen Deutschlands und selbst von außerhalb ihr zugeflossen waren, hatte zunächst ein Hospital für Frauen in Saida, dann eine Erziehungsanstalt für Kinder und eine andere Anstalt zur Aufnahme armer Wittwen in Beirut begründet. Die erstere Anstalt ist seitdem, da es unmöglich wurde, einen geeigneten Arzt zu gewinnen, wieder eingegangen; die letzteren dagegen sind nun als permanente zu betrachten, und schon hat sich ein für jene Stadt immerhin prächtiges Gebäude erhoben, das diese Anstalten umschließt. Die junge Schöpfung ist im verheißungsvollsten Umschwunge begriffen, eine Pflanzstätte der Gesittung, ein Lichtpunkt in dem Dunkel jenes tiefgesunkenen Landes.

Aber auch der Johanniter-Orden, eingedenk der hohen Werke seines Vorgängers in den Kreuzzügen, einge-

denk des ihm von diesem überkommenen Berufes, säumte nicht, einzutreten in dessen Fußtapfen dort im Lande seiner ersten und größten Wirksamkeit, in Palästina und Syrien. Seit längeren Jahren besteht bereits in Jerusalem das vom Orden unterhaltene Hospiz, in welchem der Reisende gegen Erstattung der Baarauslagen gute Pflege und Kost, der Handwerker aber, wenn er mittellos ist, auf 15 Tage kostenfreie Aufnahme und Verpflegung findet. Aus Anlaß der Christenverfolgung im Libanon im Sommer des Jahres 1860 wurde, dem hochherzigen Aufrufe des Durchlauchtigsten Herrenmeisters entsprechend, in freigebiger Weise von den Ordensrittern eine nicht unbedeutende Summe zusammengebracht, durch welche es möglich wurde, ein Hospital in Saida zu begründen und dasselbe bis jetzt, nachdem es im Jahre 1862 nach Beirut verlegt worden, zu erhalten. Das sind herrliche Anfänge.

War dieses Haus in jener Zeit der äußersten Noth eine Zuflucht der Leidenden und Verfolgten, hat es seinen Zweck erfüllt, indem es den von Elend und Krankheit Heimgesuchten Pflege und ärztliche Hilfe, Trost und Rettung gewährte, so ist es nunmehr der Bevölkerung, ebenso wie den dort wohnenden Europäern, ingleichen den Mannschaften der Schiffsequipagen aller Nationen ein wahres und rechtes Bedürfniß geworden. Es würde beklagenswerth, ja jener Bevölkerung gegenüber fast grausam sein, wollte der Orden seine Hand wieder zurückziehen von diesem Werke der Barmherzigkeit, von diesem Denkmal der Dankbarkeit, zumal die ersten und größten Schwierigkeiten der Gründung überwunden, die schwersten Hindernisse glücklich hinweggeräumt sind. Der Orden besitzt ein schönes Grundstück im Westen der Stadt auf einer Anhöhe am Gestade des Meeres, in jeder Hinsicht geeignet für die Errichtung eines Krankenhauses, dessen innere Einrichtung größtentheils vorhanden ist, dessen Leitung einem Arzte anvertraut ist, welcher mit eben so großer Hingebung als Freudigkeit für seinen Beruf und Geschick die Zwecke des Ordens zu erfüllen bemüht ist, und wir freuen uns deshalb sehr, daß das Ordens-Kapital am 24. Juni c. den Beschluß gefaßt hat, im nächsten Frühjahre den Bau des Hauses zu beginnen, da das gegenwärtig dazu benutzte Gebäude nicht mehr ausreicht, und die Miethe, welche dafür gezahlt wird, sehr beträchtlich ist.

Freilich das nächstliegende und wichtigste Feld der Wirksamkeit des Ordens ist gewiß die eigne Heimath, das Vaterland, und Palästina liegt wohl über die ursprünglich in's Auge gefaßte Sphäre seines Schaffens und Wirkens hinaus. Ist es nicht aber grade das heilige Land, dem wir mehr als unser leibliches Sein, dem wir, dem die ganze Menschheit die geistige Wiedergeburt dankt, gegen das eine heilige Schuld uns auf immer verpflichtet? War es nicht die Idee der Befreiung des gelobten Landes, welche im Mittelalter jene gewaltige Bewegung hervorrief, die ewig eine der denkwürdigsten Episoden der Geschichte bleiben wird? Sollte es dem ritterlichen Orden, dessen Väter gekämpft und geblutet haben für diese Idee, ein zu schweres Opfer sein, das begonnene, so viel verheißende Werk der Barmherzigkeit zu erhalten und fortzuführen, das zu großen Hoffnungen berechtigt, und im Verein mit den ihm zur Seite stehenden jungen Schöpfungen des evangelischen Nordens für jenes Land eine Zukunft vorbereitet, die, so unscheinbar der erste Anfang ist, doch in ihrer weiteren Entwicklung größere und gesichertere Erfolge voraussehen läßt, als die Eroberungen, welche die Vorfahren einstmals von dem Schwerte hofften?

Jene Tage schwerer Prüfung und Trauer sind zwar vorüber — sie können aber wiederkehren, so lange die Ursachen, welche sie hervorgerufen, nicht beseitigt sind. Aber sollte das auch nicht sein, so wird doch eine Anstalt zur Pflege und Heilung der Kranken, zur Aufnahme von mittellosen Landsleuten, von europäischen Reisenden, für den Fall einer Erkrankung, immer ein großer Segen für jenes Land sein, ein rettendes Asyl für seine Bevölkerung, wie kein anderes geschaffen, eine Saat auszustreuen, welche gewiß die reichsten Früchte tragen würde. Denn wie es von Seiten der Geber gleichsam die großherzige Erfüllung einer Pflicht der Dankbarkeit sein würde, so würde es wiederum in den empfänglichen Gemüthern der syrischen Bevölkerung — Christen und Nichtchristen — allmählig ein Gefühl der Erkenntlichkeit gegen die Geber erzeugen, und diese werden durch eine solche Anstalt, wenn auch langsam, doch um so gewisser und nachhaltiger einwirken auf die sittliche und geistige Bildung, auf die ganze Cultur jener unserer Theilnahme so würdigen Bevölkerung.

Dieselbe ist, das wissen wir aus eigener Beobachtung, von Natur empfänglich und dankbar für erhaltene Wohlthaten, gelehrig, offenen Sinnes und fähig höherer Gesittung. Ihrer ganzen geistigen Organisation nach wird sie sich freudig und willig der Lehre zuwenden, welche mit solchen Werken der Barmherzigkeit an ihren religiösen Sinn klopft und sich fern hält von einseitiger Propaganda. Schon ist ja der Grund gelegt, der Same gestreut, und schon haben auch Keime sich angesetzt. Und sollten wir Deutschen zurückstehen, uns zurückziehen aus diesem Weinberge des Herrn, während England und Nordamerika rüstig voranschreiten und mit unermüdlichem Eifer den Boden bearbeiten? Nein, auch eine Pflicht der Ehre ist es, nunmehr zu beharren und das Begonnene weiter zu führen, durch Thaten der christlichen Liebe den Weg zu suchen in die Herzen der Bewohner jenes Landes, das einst der Sitz einer hohen Cultur, der Träger der antiken Civilisation, die Leuchte der Welt, der Schauplatz jener heldenmüthigen Kämpfe des christlichen Abendlandes war, das dann zurücksank in Unwissenheit und Knechtschaft, aus der es zu erlösen eine heilige Pflicht, eine Pflicht der Dankbarkeit, der Pietät, der Ehre für das Abendland ist, in welcher voran zu gehen dem ritterlichen Orden St. Johannis vom Spital zu wahrer Ehre gereichen wird. —

Dr. W.

Aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.

Unter den Heldengestalten, mit denen das preußische Königshaus die Geschichte unseres Vaterlands geschmückt hat, ist eine der edelsten und zugleich liebenswürdigsten die des unvergeßlichen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Er war eine echt ritterliche Natur, begabt mit den schönsten Anlagen des Geistes, zum Soldaten und Helden wie geboren, voll Muth, Mannhaftigkeit, Opferfreudigkeit und zugleich von einer Herzensgüte, welche

die Zartheit der weiblichen Natur mit der Heldenkraft des Mannes zu vereinen schien. Er war der Neffe Friedrichs des Großen und der älteste Sohn von dem Bruder desselben, dem Prinzen **August Ferdinand**, Herrenmeister des Johanniterordens. Sein Geburtstag war der 18. November 1772.

Sein Leben bildet eine Reihe von Zügen, aus denen sein Wohlwollen, seine Liebenswürdigkeit, sein genialer Humor, sein Heldenthum herausspricht. Schon in seiner Knabenzeit fühlte er jede Noth, die ihm nahe trat, auch die des Aermsten, als seine eigene, und Geben war sein Leben. Als er hörte, wie knapp die Soldaten gestellt seien, ruhte er nicht, bis er vom Küchenmeister sich heimlich Brod und Fleisch verschafft und es den Schildwachen vor dem Palais gebracht hatte. Endlich, als man denselben verboten hatte, von dem Prinzen etwas anzunehmen, protestirte ein Grenadier, dem er auf diese Weise Proviant zuführte, dagegen feierlich mit dem Zusatze: „Ich darf es nicht nehmen, gnädiger Prinz! es ist mir untersagt!" — „Nicht?" fragte der Knabe kleinmüthig; „nun, Er soll es auch nicht nehmen, ich stecke es Ihm in seine Patrontasche, dann sieht Er es nicht und hat es nicht genommen!" — Und bei diesen Worten war das Packet schon in der Patrontasche des Grenadiers und der Prinz entlaufen.

Oder gedenken wir jenes anderen Falles, wie er, da sein eigenes Taschengeld verausgabt war, von einem Bedienten sich acht Groschen borgte, um einer armen Soldatenfrau, die mit ihrem halbnackten Kinde an seinem Fenster vorüberging, nachzueilen und sie zu beschenken. „Nach acht Tagen," sagte er zu der Erstaunten, „komm Sie wieder, dann soll Sie wieder etwas bekommen, aber Sie muß es keinem sagen, denn ich habe mir das Geld geliehen, und meine Eltern sagen, ich gebe zu viel!"

Doch lieber einige Züge aus seinem Jünglingsleben! Im Anfange der Belagerung von Mainz bewohnte er ein einzeln liegendes Haus an der Chaussee. Eines Tages liegt er im Fenster, als eben eine Menge von Bagagewagen vorüberfährt. Ein junger Bauerbursche, der die Vorspannpferde lenkt, kommt in's Gedränge, stürzt aus dem Sattel, und ehe man es gewahr wird, ist ihm das Vorderrad des schweren Wagens bereits über das Bein gegangen. Da liegt er, wimmernd und hilflos, und die andern stehen erschrocken umher, aber keiner rührt die Hand zur Hilfe. Prinz Louis aber ruft seinem Kammerdiener zu: „Da sieh einmal! der arme Teufel ist vom Pferde gestürzt und beschädigt! Da steht nun das dumme Volk umher, und Keiner legt Hand an!" — Im Augenblicke ist er die Treppe hinabgeeilt, drängt sich durch die Menge, rafft den vierschrötigen Bauerburschen auf, trägt ihn in seinen Armen die Treppe hinan und legt ihn — auf sein eigenes Bett. Sofort wurden Wundärzte herbeigeschofft, er selbst half herbeiholen, was Noth war, und ruhte nicht eher, als bis er den Verletzten unter sorgfältiger Pflege wußte.

Seine Umgebung hing mit Vertrauen und warmer Liebe an ihm, denn unter allen, die zu derselben, im Besondern auch zu seiner Bedienung gehörten, war Niemand, der nicht des Prinzen — nicht vornehm herablassende, sondern wahre und warme Theilnahme an seinem Wohl und Wehe erfahren hätte und der nicht wußte, daß, mochte kommen, was da wolle, er auf die Güte und Treue desselben zu rechnen habe. Seine Untergebenen waren ihm eben **Menschen**, die gerade solch ein Herz in der Brust trugen wie er selber, und jeder spürte an ihm das Bewußtsein, daß trotz fürstlicher Standeshoheit er vor Gott nichts anderes sei als der Geringste. Seine Soldaten aber gingen für ihn nicht nur durch Feuer und Wasser, sondern, wenn es gegolten hätte, auch durch die Hölle. Er hielt sie aber auch in Wahrheit als seine Kameraden, hatte trotz allen Ernstes, mit dem er das Befehlen verstand, für sie und ihre Bedürfnisse lebendige und warme Theilnahme, und seine Vornehmheit bestand nicht in Vornehm-Thun, sondern in der edlen, wahrhaft fürstlichen Gesinnung. Darum vergab er sich auch nichts, mochte er auch auf den Marsche noch so kameradschaftlich mit den Mannschaften verkehren. Oft ritt er Meilen lang unter ihnen, ließ sich ihre Geschichten und Schwänke erzählen, hörte ihre Lieder an und verschmähte auch nicht ein Stück Commisbrod aus ihrer Hand oder einen Trunk aus ihrer Flasche.

Doch wir müssen aus der Geschichte der Belagerung von Mainz einen Zug erzählen, den auch diejenigen gern auf's neue hören werden, denen er bereits bekannt wäre. Ein Detachement Oesterreicher, das in der Nähe der mit ihnen verbündeten Preußen stand, wurde eines Tages von den belagerten Franzosen angegriffen; es wehrte sich wacker, aber bald mangelte ihm die Munition. Prinz Louis, der sich in der Nähe befand und das bemerkte, trug den Soldaten in seinem Hute die Patronen zu. Feindliche Kugeln pfeifen um sein entblößtes Haupt, aber er kümmert sich um keine Kugel. In dem Augenblicke sieht er, wie ein gemeiner Soldat vom österreichischen Regimente Pellegrini schwerverwundet zusammensinkt. Rasch eilt er zu ihm, verbindet mit einem Tuche die blutströmende Wunde und **trägt dann den Entkräfteten auf seinem Rücken aus dem Getümmel des Gefechtes in Sicherheit.** Das geschah am 14. Juli 1793. Seitdem erscholl der Ruf seines Namens auch in der österreichischen Armee. In Berlin aber wurde zur Gedächtniß dieser fürstlichen Heldenthat eine Denkmünze geschlagen. Die Umhüllung derselben trug die Worte: „Denkmünze auf die Rettung eines österreichischen Soldaten durch Seine Königliche Hoheit den Prinzen **Louis Ferdinand** von Preußen bei der Belagerung von Mainz." Die Vorderseite der Medaille zeigt das Brustbild des Prinzen mit der Umschrift: „**Prinz Louis Ferdinand von Preußen.**" Auf der Rückseite ist der Prinz dargestellt, wie er den Verwundeten vom Boden aufhebt. Die Umschrift ist: „**Oesterreichs Krieger dankt ihm das Leben. Vor Mainz, den 14. Juli 1793.** Die Medaille wurde in Silber und in Gold geschlagen. König **Friedrich Wilhelm** II. erhob den Prinzen vom Obersten zu dem Range eines Generalmajors.

Zwei Tage nach jenem denkwürdigen Vorfall hatte er sich freiwillig erboten, die Führung beim Sturm auf eine französische Feldschanze zu übernehmen. Der König machte, um den Prinzen zu schonen, Schwierigkeiten, mußte aber endlich dem dringenden Begehren desselben nachgeben. „Kinder, was meint ihr," sagte Prinz **Louis**, als er am

Abend des 16. Juli vor der Front der Grenadiere von Mannstein hielt, die zu der Expedition bestimmt waren; „was meint Ihr? wird es gelingen?" — O — hieß es — das hat keine Noth! Sie sind ja bei uns! — „Gut!" rief er aus; „dann haben wir gesiegt! Ich verlasse euch sicher nicht! Ihr kennt mich! Aber laßt auch mich nicht im Stiche! folgt mir immer getrost! Ich gehe voran!" — Unter dem Schutze der Dunkelheit rückte man gegen den Feind. Ah, ça ira! sangen die Franzosen in ihrer Schanze. „Non, ça n'ira pas! rief der Prinz, und mit gefälltem Bajonett stürmten die Preußen empor. Prinz Louis war der Erste in der Schanze. Ein Franzose, der auf ihn anschlug, verbrannte ihm das Gesicht, und die Kugel flog dicht an seinem Haupte vorbei. Gleich darauf verwundete ihn eine Kartätschenkugel in der Lende, er nahm sich aber kaum die Zeit, den Verband abzuwarten, ritt dann wieder zu seinen Bataillons zurück und blieb bei ihnen. Der König suchte ihn auf und ermahnte ihn, sich zu schonen. „Wenn ich der Cousin Louis wäre," rief derselbe ihm freundlich entgegen, „dann bliebe ich jetzt ruhig und ließe mich kuriren!" — „Und wenn ich der König wäre," erwiederte der Prinz lachend, „so würde ich mich freuen, wenn meine Offiziere kartätschenfeste Beine hätten."

Aber der König hatte Recht gehabt. Unter den fortgesetzten Anstrengungen des Prinzen verschlimmerte sich seine Wunde; er mußte nach Mannheim, um dort seine Heilung abzuwarten. Hier besuchte ihn der österreichische Gesandte Fürst Reuß, der es für seine Pflicht hielt, dem Prinzen für dessen aufopferungsvolle Rettung jenes österreichischen Soldaten seine Verehrung zu bezeugen. Fürst Reuß meinte, die österreichische Armee müßte den Prinzen ewig dankbar sein, und setzte dann hinzu: „Wenn Ew. Königliche Hoheit einst dieser Armee die Ehre geben wollten, in ihr zu dienen, so würde sicher jeder Brave Sie auf den Händen tragen, wie Sie es verdienen!" — „Recht schmeichelhaft, lieber Fürst," entgegnete Prinz Louis, — „wenn das möglich wäre; aber haben Sie jemals gehört, daß ein preußischer Prinz in fremde Dienste trat? Und könnten Sie glauben, daß ich zuerst eine Ausnahme machen werde?"

Seitdem der Prinz den drohenden Fall der preußischen Armee durchschaute, überkam ein tiefer Trübsinn ihn, von dem nur Kampf und Todesgefahr ihn befreien konnte. Wer wüßte nicht von seinem Heldenkampfe und Heldentode bei Saalfeld? Mit 6—7000 Mann stand er 30,000 Franzosen gegenüber. Doch unerschrocken drängte er vor. Seine Preußen sanken Reihe um Reihe. Schon war er vom Feinde umgeben und blutete aus neun Wunden. Nur Gefangenschaft stand ihm bevor oder der Tod. Für ihn gab es nur den Tod. Seine rechte Hand war gelähmt; fechten konnte er nicht mehr; nur seine Mannschaften feuerte er an, nicht zu weichen. Pardon! riefen ihm die Feinde entgegen. „Zur Hölle mit dem Pardon!" rief er, „Vorwärts, vorwärts!" — Das Gedränge um ihn wurde dichter; er kam zwischen die Feinde. Noch einmal bot man ihm Schonung, und er verschmähte sie. Da sprengte ein Sergeant-Major vom dritten Regiment der Chasseurs à cheval heran und stieß ihm seinen Säbel durch die Brust. Fast in demselben Augenblicke durchbohrte eine Gewehrkugel sein edles Herz. Leblos sank er in die Arme des Adjutanten von Nostiz. Der König ließ den Leichnam von dem französischen Befehlshaber erbitten, aber man hatte die Ueberreste des Helden bereits in der Kirche von Saalfeld beigesetzt. Die Herzogin von Coburg ließ den Verewigten mit einem Lorbeerkranze schmücken. So lebt der Name des Heldenfürsten, von Lorbeeren umkränzt, im Gedächtniß des dankbaren Volkes, dessen Erhebung zu Sieg und neuer Ehre er nicht mehr schauen sollte.

r.

Luxus.

Wenn wir die beiden großen Dichter und Menschenkenner Horaz und Shakespeare um ihr Urtheil befragen, wie es denn so eigentlich stehe mit dem „glücklich sein" und „im Ueberfluß leben," so antwortet Ersterer:

„Nicht wer Besitzthum häufete, heißt mit Recht
Ein Mann des Glückes; besser verdient der
Den Namen „glücklich", wer der Götter
Gaben mit weislichem Sinn zu brauchen
Und harte Armuth wohl zu ertragen verstehet."

Der andere sagt: „Der schlechteste Bettler hat bei der größten Noth noch Ueberfluß. Gieb der Natur nur das, was nöthig ist."

Elend und Noth sind zu allen Zeiten dagewesen. Nur hörte man ehedem nicht so viel jammern und so oft hadern wegen eines kargen Geschicks oder einer freudeleeren Existenz halber. Ist denn aber Armuth Schande, ist Reichthum Glück, Genußjagd edle Leidenschaft? — Wir erachten nur Denjenigen für arm, dem das Herz gebrochen und die Kraft zur Arbeit versagt ist. Wir halten Den nur für verächtlich, welchen wir ohne Ehre, Sitte, Glauben und Vaterlandsliebe finden. Wir bemessen den Reichthum nach der Menge und Beschaffenheit persönlicher Bedürfnisse — nicht nach den Summen, die Jemand vereinnahmt, sondern nach der Höhe dessen, was ihm am Jahresschluß als erübrigt zueigen ist. Wir preisen nur einen Solchen glücklich, der, unermüdlich in seinem Wollen, zufrieden ist mit seinem Vollbringen. Wir meinen, daß die köstlichsten Vergnügungen, die höchsten Genüsse hervorgerufen werden durch unersättliche Befriedigung der Leidenschaft: Geistes- und Herzensbildung zu fördern und zu vervollkommnen.

Der Luxus — von ihm wollen wir jetzt, als von einer entbehrlich scheinenden Consumtion, reden — ist ein Erbfehler des Menschengeschlechts; und wir meinen, es sei die gegenwärtige Generation ganz besonders davon heimgesucht.

Die Jetztzeit beutet in einer weitaus andern Weise, wie unsere Altvordern, die Naturkräfte aus. Hand in Hand mit großartiger Beschleunigung des Reisens und des Nachrichtenwesens geht die Sucht, Neues zu sehen und Neuigkeiten zu hören, Lebensannehmlichkeiten zu genießen und nach Glanz zu haschen. Alles ist rascher, Alles ist prächtiger geworden! Ob in demselben Maß unser Glück zunahm dies ist eine kitzliche Frage, die wir immerhin mit „Ja" beantworten können. Das wahre Glück nämlich (die Seelenruhe, der innere Friede) ist rarer geworden. Mit einer helldrennenden Laterne können wir am lichten Tage in unsern Straßen und auf den Markt-

plätzen hin und her suchen lange, lange Zeit, um einen wahrhaft Zufriedenen zu finden.*) Das wirkliche Glück hat durch seine Seltenheit an Bedeutung gewonnen.

„Luxus" lautet der Name des Gravitationspunktes unsrer Sardanapalischen Aera. Erwerben (hastig zusammenraffen) ist sein Vater; Vergeuden (gierig Verzehren) ist seine Mutter.

Von jeher gab es Luxus; denn er haftet — wir wiederholen es — der Menschheit von Haus aus an; aber in unsern Tagen tritt er stärker hervor wie ehedem. Wir brauchen nur fünf Jahrzehnte zurück zu blicken, in jene Zeit, wo man freudig Gold hingab, um sich mit Eisen zu schmücken.

In seiner ursprünglichen Bedeutung oder, richtiger gesagt, in seiner unschädlichen Form umfaßt „Luxus" weiter Nichts als die Vereinigung des Nützlichen mit dem Angenehmen. Der nützliche, so zu sagen natürliche Luxus verfeinert den Sinn für das Schöne und Erhabne; demgemäß vermehrt er die Gewerbszweige, fördert Kunst und Wissenschaft. Der schädliche — widersinnige, unsittliche — Luxus dagegen besteht in Prunken und Prassen, Schwelgen und Schlemmen. Je mehr er sachlich und persönlich sich steigert und verbreitet, desto nachtheiliger gestalten sich die Folgen dieses Luxus; denn er verachtet das „sich nach der Decke strecken", und verwirrt die Begriffe, meinend: Sparen sei Thorheit. „Stets hat der schlechte Zahler mehr Begierden als Thaler." — „Zehren und Gasten leert Küche, Keller und Kasten." — Wer den das natürliche Maß seiner Lebensstellung überschreitenden Aufwand liebt, muß ihn auch angemessen bezahlen. Aber woher nehmen. — Raschen Verlust soll rascher Gewinn decken. Der schädliche Luxus mindert die Freude und Ehre des langsam mühevollen und redlichen Erwerbs, er mehrt dagegen die Passion für das Lotto-, Börsen- und Hazardspiel; er huldigt dem „Schwindel".

Der Reiche und Begüterte, wenn er einen verständigen Luxus treibt, genießt vor dem Minderbesitzenden ein Vorrecht, und erfüllt gleichzeitig eine ihm überkommene Obliegenheit: Arbeitsucher verschiedenster Art zu beschäftigen. Jedoch auch die Nicht-Wohlhabenden sind in der Lage, verständigen Luxus zu treiben. Hierzu rechnen wir die Beschaffung von Werthobjecten für Hausrath oder Schmuck, um daran einen Nothnagel zu haben in schlechter Zeit. Hierher gehören ferner die Sparkassenbücher, Lebensversicherungs-Policen u. dgl. — Im Gegensatz zu Pfand- und Schuldscheinen rc. Selbstbekenntnisse des Wohlsituirtseins.

Der (sittlich und volkswirthschaftlich) verständige Luxus kann daher nicht genug anempfohlen werden, sei es, um Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft in Flor zu bringen, sei es, um vorsichtig einen Act der Selbsthülfe vorzubereiten. Ein Anderes ist es mit dem (ethisch und national-ökonomisch) unverständigen Luxus — d. i. mit der Verschwendung. Ihr muß sich jeder Einsichtsvolle entziehen; und gegen sie sollte füglich Jeder, dem sein Besitzstand oder seine Lebensstellung dies ermöglicht, ernstlich und gründlich einschreiten, nicht durch viel nutzloses Reden, sondern durch das wirksamste Mittel des eigenen Beispiels in Genügsamkeit und Einfachheit.

Unbeneidet sei den reichlich mit Geld und Gut Ausgestatteten ihre Kundgebung des Ueberflußes. „Sehe jeder, wie er's treibe, und wer steht, daß er nicht falle." Wer sich in eitler Verblendung auf die Zehen stellt, fürchtend, ohne den Schein der Wohlhabenheit oder des Reichthums mißachtet zu werden, kann bald viel kleiner sein als er es vorher gewesen; denn er begiebt sich in die Gefahr des Niederstürzens.

Wahrhaft große Leute entsagten stets auf persönlicher Eitelkeit beruhendem Luxus. Friedrich der Große, dem es doch wohl seine Mittel erlaubt hätten, sich köstlich zu kleiden, eine zahlreiche Dienerschaft und einen glänzenden Hofstaat zu halten, feenhafte Feste zu geben, kurz: ein Leben herrlich und in Freuden zu führen; er entbehrte für seine Person aller Pracht und lebte wie ein Einsiedler in Potsdam; großgeartet als Philosoph, unvergeßlich als Fürst. An d'Alembert schrieb König Friedrich der „Einzige" (den 27. September 1781): „In uns selbst müssen wir unser Glück suchen, nicht in Dingen, die uns durch falschen Schein täuschen." Seinem Schwager Markgraf von Bayreuth, der großen Gefallen fand an kostbaren menu-plaisirs und einem unsinnigen Hoftroß (was Schulden über Schulden zu Wege brachte) äußerte Friedrich, gelegentlich eines Besuchs, in sarkastischer Weise: „Ich vermag das Euer Liebden nicht nach zu thun." — Des großen Königs gesammten Nachlaß an Garderobe und Bettzeug — nebst einem Präsentirteller von vergoldetem Silber, einer silbernen Hosenschnalle, einem desgl. Theelöffel und Spiegel — kaufte ein Jude für 400 Thlr., die unter des hohen Verstorbenen Kammerdiener vertheilt wurden. 220,000 Thlr. alljährlich betrachtete König Friedrich als seine „Competenz"; mehr bedurfte er nicht für seine Person. 24 Millionen Thlr. dagegen aus seinen Privateinnahmen verwandte er in 23 Regierungsjahren zum Besten Seiner Lande.

Den wahren Werth sinnlicher Freuden richtig zu erkennen, ist eine große und nutzbringende Kunst. Nicht der vergängliche Tand und Kram, welcher uns umgiebt oder dessen Besitz wir ersehen, vermag wirkliche Würde und dauerndes Ansehen zu verleihen. Ruhm und Tugend stehen doch wohl zweifellos höher als jener Plunder, der eines schönen Tages in Staub und Asche verwandelt oder von den Dieben fortgetragen sein kann.

Die unbefriedigte Habsucht, die unersättliche Genußliebe sind epidemische Plagen der Jetztzeit. Wollen wir ihrer ledig werden, so müssen wir uns lossagen vom unnatürlichen, schädlichen Luxus.

Der Entschluß, gegen unsern Hochmuth, unsere Eitelkeit und Eigenliebe zu Felde zu ziehen, kostet doch wohl nur ein klein wenig Courage. Der Sieg ist sicher, wenn bei Entwurf des Gefechtsplans ein Standpunkt gewählt wird, der das liebe Ich und seine hochwerthen ephemeren Bedürfnisse möglichst weit überragt.

Wohl zu wünschen wäre es, wenn der unsinnige Luxus, der doch Nichts anderes ist als glänzendes Elend und künstliche Misère, erheblich in Abnahme käme.

(Ernst Graf Lippe.)

*) Schreiber d. war einmal so glücklich, die Bekanntschaft eines ungeheuchelt Zufriedenen zu machen. Dieser Eine, vermuthlich nicht mehr am Leben, befand sich im Invalidenhause zu Berlin; ein Achtziger, in Rußland, Holland und Frankreich verwundet, nur auf einem Auge sehend, übrigens rüstig; herzlich vergnügt, Niemanden neidend; ohne Furcht und ohne Tadel. Mit dem Stolz des vormaligen Husaren sprach er das große Wort: „Ich bin zufrieden!"

Expedition: Wilhelmstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickelbier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 16 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 43. Berlin, den 25. October 1865. Nr. 43.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Oct. 1865 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Sept. 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. September 1865	46			
	Zugang pro September	11			
		57			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	46	46	1368	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. September 1865	62			
	Zugang pra September	10			
		72			
	Abgang . .	33			
	Bleibt Bestand	39	39	1489	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. September 1865	25			
	Zugang pra September	8			
		33			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	24	24	806	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. September 1365	23			
	Zugang pro September	11			
		34			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	21	21	647	36
5.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. September 1865	17			
	Zugang pra September	1			
		18			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	15	15	518	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. September 1365	32			
	Zugang pro September	8			
		41			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	26	26	822	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. September 1685	13			
	Zugang pra September	16			
		29			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	13	18	436	35
	zu übertragen		184	6086	260
	Uebertrag		184	6086	260
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. September 1865	25			
	Zugang pro September	18			
		41			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	24	24	751	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. September 1825	46			
	Zugang pro September	22			
		75			
	Abgang . .	29			
	Bleibt Bestand	46	46	1417	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. September 1885	15			
	Zugang pro September	16			
		31			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	12	12	450	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. September 1865	5			
	Zugang pro September	3			
		8			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	1	1	78	24
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. September 1865	7			
	Zugang pra September	5			
		12			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	12	12	263	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. September 1865	3			
	Zugang pra September	3			
		6			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	3	3	25	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. September 1885	1			
	Zugang pra September	—			
		1			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	1	1	30	10
	zu übertragen		283	9170	461

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Oct. 1865 vorh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Sept. 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		283	9170	461
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. September 1865	1			
	Zugang pro September	1			
		2			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	1	1	11	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. September 1865	7			
	Zugang pro September	7			
		14			
	Abgang " "	10			
	Bleibt Bestand	4	4	188	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. September 1865	16			
	Zugang pro September	—			
		16			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	15	15	465	18
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. September 1865	8			
	Zugang pro September	2			
		10			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	8	8	242	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. September 1865	—			
	Zugang pro September	1			
		1			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	—	—	6	14
	Zusammen		311	10082	547

Der gesammte Abgang an Kranken pro September 1865 beträgt 190, davon sind:

a) gestorben . . . 18
b) geheilt entlassen . 157
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 15

wie vor 190.

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. **August** 1865 . . . . 8 Kranke.
Zugang pro **August** . . . . 24 "
32 Kranke.

Davon sind: geheilt 12
gestorben 1
fortgegangen 1
14 — 14 "

Bleibt Bestand am 1. **September** 1865: 18 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 10 Europäer, 11 orientalische Christen, 1 Moslem, 1 Druse und 1 Jude.

Die Zahl der Krankenverpflegungstage betrug pro August 382. Poliklinisch wurden behandelt 91 Personen.

---

1. Ludwig Wilhelm Eduard Freiherr von Sanden-Tussainen, Major a. D., Mitglied des Herrenhauses auf Tussainen, Kreis Ragnit, Rechtsritter seit 1856, † zu Tussainen 15. October 1865.

2. Wilhelm Ludwig Friedrich Graf zu Erbach-Fürstenau, Ehrenritter seit 1829, † zu Michelstadt im Odenwalde 13. October 1865.

Das Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin.

Der 31. Jahresbericht des Elisabeth-Krankenhauses zu Berlin enthält einen Rückblick auf die 30jährige Geschichte des Frauen-Kranken-Vereins und des genannten Krankenhauses, dem wir das Nachstehende entnehmen:

Ein Werk Seiner Hände, Ihm zum Preise, ein Zweig in Seiner Pflanzung des Reiches Gottes und in Seinem Weinberg ist dieser Verein und dieses Krankenhaus! Aus dem unscheinbarsten Anfang hat sich eine feste Gestaltung nach Außen und im Innern herausgebildet; aus den anfänglich „kleinen" Mitteln, die dem Verein zu Gebote standen, sind „Tausende" zu jährlicher Ausgabe wie Einnahme geworden. — Wurden zuerst nur einige „wenige" Kranke besucht, konnten in dem gemietheten ersten Hause täglich nur 11—12 Frauen verpflegt werden, so durften dagegen in 26 Jahren, allein im Elisabeth-Krankenhaus, 10,000 Kranke den Segen des Vereins erfahren, buchstäblich also „Tausende." Und aus dem „kleinsten," aus dem „geringsten" Kreis seiner ursprünglichen Gründer und Mitglieder hat sich allmälig ein „mächtiges Volk" zusammen gefunden, mächtig der Zahl nach einerseits und der Lebensstellung nach andererseits; denn an seiner Spitze steht unser Königshaus; und vom Königsthron herab bis zu den Aermsten und Niedrigsten sind die jetzigen Mitglieder in allen Ständen namhaft zu machen.

Wenn wir diesen Vergleich zwischen früher und jetzt, dieses Wachsen vom Kleinen zum Großen, diese Entwickelung vom Geringen zum Mächtigen betrachten, dann müssen wir wohl der Wahrheit die Ehre geben und fröhlich und dankend bekennen: „Ja, der Herr unser Gott hat sich selbst zum Preise Sein Werk also gesegnet, und hat Solches Alles zu Seiner Zeit eilend ausgerichtet."

Wollen wir sehen, wie es der Herr zu Seiner Zeit ausgerichtet hat, dann müssen wir vom „Tausend" zum „Kleinsten", vom „Mächtigen" zum „Geringsten", vom Jahre 1864 bis zum Jahre 1833 zurückgehen.

Auf Anregung und Aufforderung des Pastor Goßner trat hier in Berlin am 16. November 1833 ein kleiner Frauenkreis zusammen, der im lebendigen Glauben an den Erlöser, dem Herrn für die selbst erfahrene Gnade dadurch ein kleines Zeichen der Dankbarkeit beweisen wollte, daß seine Mitglieder Anderen brachten, was sie empfangen, an Anderen Barmherzigkeit übten, wie sie Barmherzigkeit erfahren hatten.

Der „Frauen-Kranken-Verein" setzte sich das Ziel, in allen Theilen der Stadt die hilfsbedürftigen, armen und verlassenen Kranken des weiblichen Geschlechts aufzusuchen, sie zu trösten, nach Kräften zu pflegen, und je nach seinen geringen Mitteln mit Geld und Suppen, mit Betten, Wäsche u. dgl. m. zu unterstützen.

Schon einige Jahre früher hatten zwei Damen, von wahrhaft christlicher Liebe getrieben, gewünscht und versucht, ein allgemeines Krankenhaus zu stiften und arme Kranke darin zu pflegen. Die liebevolle Absicht schlug aber fehl. Daher rieth Goßner jetzt, sich im Kleinen und Stillen der verlassenen Kranken anzunehmen. Dieser Vorschlag fand Anklang und Theilnahme, so daß bereits im ersten Jahre seines Bestehens mehrere hundert Mitglieder dem Verein beitraten, die theils durch Geldbei-

träge, theils durch persönliche Dienste bei den Kranken, (Besuche oder Nachtwachen) oder auch durch zweckdienliche und nothwendige Geschenke seine Bestrebungen förderten. Zur Verwaltung der Geschäfte bildete sich ein engerer Ausschuß, der aus 6 Bezirksvorsteherinnen und einigen Gehilfinnen bestand, die die Kranken aufsuchten, und wenn sie dieselben bedürftig fanden, wiederholt besuchten und pflegten. Ihr Wirkungskreis beschränkte sich auf den Bezirk der Stadt, in dem sie wohnten, dessen Ausdehnung sich nach dem Pfunde richtete, das ihnen der Herr an Kraft, Zeit und Liebe gegeben. (Matth. 25, 14—30.) Es ward also so recht in Wahrheit in barmherziger Liebe für den „Nächsten" gesorgt, und hierin lag die befruchtende Lebenskraft des Vereins. Wie alle vom Herrn besonders gesegneten „Pflanzungen" Seines Reiches, entwickelte er sich senfkornartig. Das Samenkorn hat hundertfältige Frucht getragen. Unter diesem Zweig haben nach dreißigjährigem Wuchs „Tausende" von Kranken Erquickung und Heilung für Leib und Seele gefunden. Aus der Treue im Kleinen (Lucas 16, 10) erwuchs reicher Segen im Großen. —

In unverdrossener Ausbauer und barmherziger Nächstenliebe scheuten die Frauen des Kranken-Vereins bei ihrem Werk keine Anstrengung und keine Entmuthigung; weder den Anblick größter Verkommenheit, noch die Berührung der ekelerregendsten Kranken. Sie trafen bei ihrer schweren Liebesarbeit auf namenloses Elend und unbeschreibliche Noth jeglicher Art. Die Wöchnerinnen fanden sie ohne Bett, ohne Heu und Stroh in der leeren Bettstelle, wenn eine solche noch vorhanden war. Es traten ihnen die jammervollsten Leidensgestalten der Kranken kaum nothdürftig mit Lumpen umhüllt entgegen; hungernde Kinder und kranke Alte streckten die Hände aus und baten um Brod. Die Wohnungen, oft dunkle, feuchte Kellerräume, wo Gesunde und Kranke im kleinsten Raum zusammen gedrängt waren, verdienten nicht menschliche Wohnungen genannt zu werden. Man erwartete in diesen, am hellsten Tage lichtlosen Löchern, in denen immer Nacht war, kaum Thiere zu finden, geschweige denn Menschen. Todtkranke und Sterbende lagen mit den oft zahlreichen Angehörigen in einer Stube, in der die Kinder herum lärmten und der Mann das Handwerk betrieb; ja, sie schliefen sogar mit 2 oder 3 Familiengliedern in einem Bett! — Das geistige Elend war meistens noch schrecklicher und erschütternder, als das leibliche. — Als der erste Jahresbericht des Frauen-Kranken-Vereins die beklagenswerthe Lage der aufgefundenen und besuchten Kranken bekannt machte, wollte man kaum an die Wahrheit der Berichte glauben. Von solcher großen und erschrecklichen Noth in unserer Stadt und nächsten Nähe ahnte man Nichts. Es wurden Untersuchungen angestellt, die die gemachten Erfahrungen bestätigten. Durch die Veröffentlichung dieser traurigen Zustände regte sich aber auch zugleich eine allgemeine und herzliche Theilnahme, und zeigte sich ein eben so mitfühlendes als thätiges Mitleiben. Die Gaben und Geschenke an Geld und Sachen für den Verein mehrten sich. Die Zahl der beitragenden Mitglieder stieg noch im ersten Jahr auf 600, von denen freilich die Mehrzahl unbemittelt und daher nur im Stande war, das Wittwenscherflein zu bringen.

Zu gemeinschaftlicher Berathung über die Kranken-Unterstützungen und Besuche, zur Beschlußnahme wegen der als nothwendig erkannten Vorschläge wie zur Ablegung der Rechnungen an die den Verein leitenden Curatoren versammelten sich die Bezirksvorsteherinnen alle 14 Tage. Eine gemeinschaftliche Erbauung vereinigte alle Mitglieder des Vereins am 2. Sonntag jedes Monats in dem bereitwillig freigestellten Saal der Brüdergemeinde, Wilhelms-Straße 136, Abends 6 Uhr. Jetzt finden diese Zusammenkünfte in dem Betsaal des Elisabeth-Krankenhauses Statt. Von der Verwaltung wurde vierteljährlich vor dieser Versammlung öffentliche Rechnung abgelegt.

Bei der Gründung des Vereins finden wir Namen unter seinen Gründern und Stiftern, die einen guten Klang als treue Arbeiter an „diesem Werk des Herrn" haben, und deren langjährige Treue und Mühewaltung noch in jetzigen Tagen wohlbekannt ist; wir nennen nur Fräulein von Hochwächter, Frau Hermann und Herrn Thamm. Prediger Goßner war während 25 Jahren die Seele des Vereins.

Den Bezirksvorsteherinnen, die die Lage der angemeldeten Kranken genau prüften und für ihre Pflege und Kost, Erquickungen, Nachtwachen, Wäsche, Arzenei u. s. w. sorgten, wenn diese Unterstützungen nothwendig waren, wurde schon hienieden oft ein sichtlicher Lohn ihrer mühevollen Arbeit zu Theil durch die rührende Dankbarkeit der Kranken, die es zuweilen gar nicht verstehen konnten, daß ihnen diese oder jene kleine Freude und Erleichterung ermöglicht wurde, und die es noch weniger begriffen, daß sich Damen und Frauen, denen sie ganz fremd waren, so freundlich um sie kümmerten. Durch diese dankbare Aufnahme der oft geringen Gaben, durch die sichtliche Stärkung Vieler, denen mit dem Trost des Evangeliums entgegen getreten wurde, stärkte der Herr zur ferneren Treue in dieser Arbeit der Liebe. Auch am eigenen Herzen durften die Besuchenden zuweilen einen besonders fühlbaren Segen erfahren, wenn sie an manchem Kranken- und Sterbebett dieser Armen Zeugen waren von der geduldigen Ergebung, mit der sie unter den größten Entbehrungen die schmerzvollsten Leiden ertrugen, oder in inniger Sehnsucht, großer Freudigkeit und festem Glauben an den Erlöser ihrem Ende entgegen gingen.

Das waren innere Glaubensstärkungen. Auch an äußern fehlte es nicht. Die Mittel des Vereins mehrten sich. Die für Kranke und Krankenhäuser so wohl zu nützenden Geschenke von alter Leinwand und Wäsche, von Kleidungsstücken und Kinderzeug (neu oder gebraucht) von Betten und sonstigen Nützlichkeiten wurden reichlicher gespendet. Daher ward es bald möglich, eine größere Anzahl Kranker verpflegen zu können.

Es waren aber auch viele thätige Hände und viele Liebesgaben, namentlich an den genannten Sachen, zur Fortsetzung des „Werkes" nothwendig; namentlich darum, weil sich eine Erweiterung desselben mehr und mehr als unabweisbar herausstellte.

Schon im zweiten Jahre seines Bestehens entstand innerhalb des Vereins der Wunsch nach einem eigenen Krankenhause. Das Bedürfniß darnach machte sich mit der Zeit immer fühlbarer. Die bloßen Besuche und kleinen Dienstleistungen bei den Kranken durch Nachtwachen, durch

Sorge für ärztliche Behandlung, Verabreichung der unentbehrlichsten Nahrungsmittel, einiger Kleidungsstücke und Betten, — (was doch auch nicht bei Allen nach Bedürfniß geschehen konnte) — das Alles vermochte die Noth wohl ein wenig zu lindern, aber nicht zu heben, und schien oft mehr eine Hilfe für die Angehörigen und Nahestehenden, als für die Kranken selbst zu sein. Man konnte ja nicht jedem einzelnen Kranken eine besondere Wärterin und eigne Pflege verschaffen. Dauernder Nutzen und wahrhafter Segen war der Pflege nur durch Entfernung der Kranken aus ihren elenden, feuchten und kalten Wohnungen, wie aus ihren traurigen häuslichen Verhältnissen zu geben.

Die Oberhofmeisterin Gräfin von Reede, eine unermüdliche Wohlthäterin des Vereins, erkannte bald, was ihm fehle, und sprach es offen aus: „der Verein muß ein Haus haben, wo die Kranken ordentlich gepflegt werden können." Sie half nicht blos mit dem Rath, sondern auch mit der That. In ihrem Auftrag und auf ihre Kosten wurde daher eine kleine Wohnung in der Hirschelstraße zu diesem Zweck gemiethet. Andere freigebige Hände sorgten für Betten und sonstige nothwendige Einrichtungs-Gegenstände, und so konnten täglich 10—11 Kranke, im Ganzen vom Juli 1836 bis October 1837: 72 in dieser gemietheten Wohnung gepflegt werden.

Hausbesitzer und Vermiether haben aber nicht gern Kranke und Sterbende unter ihrem Dach. Die Miethswohnung wurde gekündigt. Dadurch ward der Wunsch nach einem eignen Besitzthum lebhafter als schon zuvor. Die Nothwendigkeit, ein geräumiges Haus zu beziehen, hatte sich mit dem zunehmenden Wachsthum des Vereins immer mehr herausgestellt. Nachdem nun die Entscheidung des Hauswirthes noch dazu kam, schritt man zur Ausführung des Plans. Die Vorstädte wurden nach einem passenden Hause durchsucht, das auch im Preise den Mitteln des Vereins möglichst entsprechend wäre. Goßner hatte, so wie die Sache bekannt wurde, von einem Freunde (vom Schloß Rheineck) als Handgeld für den Kauf ein unerwartetes Geschenk von 1000 Thlr. bekommen, wodurch sein Eifer im Suchen noch vermehrt wurde. Ein Haus vor dem Hallischen Thore schien zweckdienlich. Es hieß „der Silbergroschen," sollte aber so viele Silbergroschen kosten, daß sich der Kauf zerschlug. Da bot man Goßner ein Grundstück vor dem Potsdamer Thore an, das durch seine Gebäude und ganze Lage, wie durch den großen Garten, ganz besonders passend erschien. Das Wohnhaus war so zweckdienlich für ein Krankenhaus gebaut, als ob dies seine ursprüngliche Bestimmung gewesen sei. Die beiden Ställe, die Seitengebäude und Remisen konnten wohl genutzt werden. Zwei Brunnen, der große Hof und der Garten, der auch nach Abnahme mehrerer Baustellen noch immer großen Nutzen und stärkende Erholung für die Kranken gewähren konnte, waren recht für ein Krankenhaus eingerichtet. Allein der Kaufpreis von 20,000 Thlr. und zur Ablösung der Lasten 2000 Thlr. erschien eine unerschwingliche Summe. Goßner schwankte. Aber bald brach der Glaube zu freudigem Muth durch. Goßner wußte, daß im Himmel ein reicher Seckelmeister wohnt, dem viele Mittel zu Gebote stehen. Der ließ sich denn auch nicht vergebens bitten. Im September 1837 wurde das Grundstück gekauft. Da schenkte König Friedrich Wilhelm III. gleich 6000 Thlr. dazu; andere Wohlthäter blieben mit größeren oder geringeren Beiträgen nicht zurück, so daß 8200 Thlr. gleich bezahlt werden konnten. In verhältnißmäßig kurzer Zeit ward es durch den Verkauf einer Baustelle und durch die Hilfe der Vereins-Freunde auch möglich, die 13,800 Thlr. Schulden zu tilgen. Zur ersten inneren Einrichtung kamen von allen Seiten, aus allen Kreisen und Ständen Geschenke an Betten, Wäsche u. dgl. Allerdings mußten hierzu noch einige Hundert Thaler verausgabt werden. Da aber durch die zweckmäßige Bauart des Hauses keine wesentlichen Veränderungen zu machen, sondern nur Nebendinge zu verbessern und die Krankenstuben mit dem Allernothwendigsten zu versehen waren, so konnte das neue, das eigne Haus des Frauen-Kranken-Vereins bereits Ende September mit 7 Kranken bezogen werden, die aus dem gemietheten Hause mit in das neue genommen wurden, wozu man gleich noch 9 andere aufnahm. Raum war jetzt für 30—40 Kranke vorhanden, der Mittel wegen mußte sich die Pflege aber auf 20—30 beschränken. Am 10. October 1837 wurde das neue Haus feierlich eingeweiht, unter dem Segenswunsch und Gebet, daß der Herr „das Werk Seiner Hände" behüten, beschützen und segnen wolle, damit es in Wahrheit eine Samariter-Herberge werde und bleibe, nach der die aufgefundenen Kranken geführt würden, um hier Linderung ihrer Leiden und Pflege für ihre Wunden an Leib und Seele von den Samariterhänden zu finden, die bereit sind, Oel und Wein hineinzugießen.

Das Krankenhaus ist für heilbare weibliche, arme Kranke gegründet, von denen aber die mit ansteckenden Krankheiten Heimgesuchten wegen mangelnden Raumes und ihretwegen nothwendiger Einrichtungen ausgeschlossen bleiben müssen. Je nach ihren Verhältnissen zahlen sie ein geringes Kostgeld oder werden ganz unentgeltlich verpflegt. Die Beurtheilung über ihre freie Aufnahme geschieht nach bestimmten Grundsätzen. Die ärmsten, verlassensten und schwersten Kranken haben stets von allen Angemeldeten den Vorzug gehabt. Bemittelte Kranke, die Alles, oder doch Einiges für ihre Pflege vergütigen können, werden, so weit es der Raum zuläßt, aufgenommen; ebenso Dienstmädchen, für welche die Herrschaft zahlt. Seit dem Jahr 1859 ist auch ein Abonnement für kranke weibliche Dienstboten à 2 Thlr. jährlich für jeden einzelnen eingerichtet worden.

Zur Uebersicht der mehr und mehr sich vergrößernden Ausdehnung des Vereins und Hauses dient die Angabe der jährlichen Verpflegungstage.

Die Hauptangelegenheit und Sorge des Vereins war die, weibliche Pflegerinnen zu gewinnen, die nicht um des Lohnes willen, sondern aus Liebe zum Herrn das Amt der Pflege übernehmen wollten. Goßner trug sie besonders auf seinem Herzen. Er selbst schrieb die Statuten für die „Schwestern der dienenden Liebe", denen er die Aufgabe stellt: „mit der rechten Hand an Gott zu halten, und mit der linken alle Geschäfte bei den Kranken zu besorgen." Für das Gedeihen und Wirken des Krankenhauses sind diese Krankenpflegerinnen gesegnete Werkzeuge geworden, die in recht christlich-evangelischem Geist sich dem schweren Liebesdienst widmen. Durch besondere Lehrstunden werden sie angeleitet und unterrichtet, wie sie

treu und gewissenhaft, fleißig und pünktlich, freundlich und geduldig die oft sehr ungeduldigen und undankbaren Kranken zu pflegen haben.

(Schluß folgt.)

Die Herren von Biron.

Biron ist der Name einer Besitzung in der Nähe von Agen, welche seit alter Zeit der Familie Gontaut gehörte und deren Namen viele Mitglieder dieser Familie führten. Jean de Gontaut Herr von Biron war wiederholt französischer Gesandter am kaiserlichen und am portugiesischen Hofe und Gouverneur von St. Quentin. Im Jahre 1557 gerieth er in der bekannten Schlacht, in der Nähe dieses Ortes, verwundet in spanische Gefangenschaft und starb bald darauf zu Tournay an seinen Wunden. Sein Sohn Armand de Gontaut, Baron von Biron, war zwischen 1524 und 28 geboren, diente in seiner Jugend der Königin Margarethe von Navarra als Page und erwarb sich später bedeutenden Ruhm als Krieger. Er zeigte einige Vorliebe für die Lehre der Hugenotten und sollte deshalb während der pariser Bluthochzeit ermordet werden. Er ließ aber vor dem Zeughause, welches er als Befehlshaber der Artillerie bewohnte, Geschütze auffahren und hielt dadurch die Mörder von sich und allen denen ab, welche sich in seinen Schutz begeben hatten. In den späteren Bürgerkriegen stand er auf der Seite des Hofes, kämpfte mit Auszeichnung in den Schlachten von Dreux, St. Denis und Moncontour, und leitete mehrere Belagerungen. Karl IX. vertraute ihm 1569 den Oberbefehl über die gesammte königliche Artillerie, obgleich er ihm persönlich abgeneigt war. Als Generallieutenant in Guienne bekämpfte er mit Glück die dortigen Hugenotten, und erhielt den Orden des heiligen Geistes. Als Heinrich III. ermordet wurde, befand Biron sich bei der vor Paris lagernden Armee und trug viel zu der Anerkennung Heinrich's IV. als König bei. Zur Belohnung für diesen Dienst verlangte er als souverainer Fürst von Perigord anerkannt zu werden, überzeugte sich aber bald, daß jede Theilung des Reiches mit dem Wohle desselben unverträglich sei, und gab deshalb seinen Anspruch auf. Als Heinrich von seinen Gegnern nach Dieppe zurückgedrängt war und damit umging, Frankreich zu verlassen, um auswärtige Hülfe herbeizuholen, sagte Biron zu ihm: Frankreich unter diesen Umständen auf vierundzwanzig Stunden verlassen, ist so viel als es auf immer verlassen. Er bewirkte dadurch, daß der König blieb. Als er am 26. Juli die Festung Epernay in der Champagne recognoscirte, riß eine Kanonenkugel ihm den Kopf ab. Er hatte in sieben Schlachten befehligt und war sieben mal verwundet worden. Er schrieb Commentare über die Geschichte seiner Zeit und die Pflichten eines Feldmarschalls. Beide Bücher sind aber verloren gegangen. Ein Astrolog hatte ihm geweissagt, er würde von einer Kanonenkugel getödtet werden. Seitdem erschreckte ihn jeder Schuß, und er soll sich der ihm tödtenden Kugel überliefert haben, indem er ihr ausweichen wollte.

Sein ältester Sohn Karl war 1565 geboren und hatte den kriegerischen Muth und den Ehrgeiz, nicht aber die Selbstbeherrschung seines Vaters geerbt. Schon in einem Alter von fünfzehn Jahren vertrat er diesen einige Zeit, als derselbe sich durch einen Sturz mit dem Pferde verletzt hatte. Im Jahre 1589 verschaffte der Vater ihm die Würde eines Generals und den Befehl einer Heeresabtheilung, und da er noch nicht alle Obliegenheiten dieser Stellung inne hatte, so versah der Vater einige Zeit den Dienst des Sohnes, bis dieser sich für denselben vollständig ausgebildet hatte.

In den Schlachten bei Arques (1589), Ivry (1590), Aumale (1592) und bei den Belagerungen von Paris und Rouen zeichnete der junge Biron sich so aus, daß man ihm den Beinamen „der Blitz Frankreichs" ertheilte. Im Jahre 1592 wurde er zum Admiral Frankreichs erhoben; zwei Jahre später ging Villars-Braneas, welcher dieselbe Würde von der Ligue erhalten hatte, zu Heinrich IV. über. In Folge dessen mußte Biron der Admiralswürde entsogen und erhielt dafür den Marschallstab und 420,000 Livres. Bald darauf trug er viel zur Eroberung von Laon bei, indem er ein spanisches Truppencorps, das die Stadt entsetzen wollte, fast vernichtete. Er verlangte nun Commandant von Laon zu werden, und da er diese Würde nicht erhielt, empfand er dies als eine schwere Beleidigung und ließ sich in Unterhandlungen mit des Königs Gegnern ein. Heinrich suchte ihn zu versöhnen, indem er ihn mit Ehrenbezeugungen überschüttete. Im Jahre 1597 erhielt Biron den Oberbefehl bei der Belagerung von Amiens, obgleich Prinzen von Geblüt und der Connetable selbst zugegen waren. Er wurde zum Statthalter von Burgund und 1598 zum Herzog und Pair von Frankreich erhoben, und in eben diesem Jahre mit dem Auftrage beehrt, zu Brüssel die feierliche Beschwörung des Friedens von Verviers anzunehmen. Hier war es, wo die Pläne seines unzufriedenen Geistes eine bestimmtere Richtung erhielten. Ein gewisser Picoté, ein aus Frankreich vertriebener Liguist und einst Birons Gefangner, besuchte ihn und eröffnete ihm nach vielen Schmeicheleien die Aussicht, sich durch Spaniens Hülfe zu einem ihm fast unzugänglichen Glücke emporzuschwingen. Da Biron den Vorschlag nicht verwarf, so begannen Unterhandlungen zwischen ihm und den spanischen Ministern im Einverständniß mit dem Herzog von Savoyen. Man versprach ihm einen unabhängigen Länderbesitz mit der Hand einer savoyischen oder österreichischen Prinzessin, wenn er sich gegen Heinrich IV. erklärte. Als bald darauf ein Krieg mit Savoyen ausbrach, übertrug Heinrich Biron den Oberbefehl in Bresse, wo seine Truppen den Krieg mit einem Erfolg führten, der dem Anführer gewiß sehr unerwünscht war; denn um diese Zeit schloß Biron durch seinen Vertrauten, den Edelmann la Fin, mit dem spanischen Statthalter zu Mailand, Grafen Fuentes, einen Vertrag, wonach er sich mit der dritten Prinzessin des Herzogs von Savoyen vermählen sollte, welcher der König von Spanien seine Oberhoheitsrechte auf das Herzogthum Burgund, Birons bisherige Statthalterschaft, abzutreten versprach. Ueberdies sollte Biron die mit Burgund verknüpfte Franche-Comté und eine baare Aussteuer von 500,000 Thalern erhalten. Das übrige Frankreich sollte unter den König von Spanien, den Erzherzog Albrecht von Oesterreich und den

Herzog von Savoyen vertheilt werden, nachdem man sich der Person des Königs bemächtigt haben würde. Bald nach diesem Vertrage wurde der Friede zwischen Frankreich und Savoyen geschlossen (1601). Biron sah sich durch denselben nicht allein in seinen Anschlägen gehemmt, sondern auch durch verschiedene nicht genau bekannte Umstände so weit gebracht, daß er dem Könige zu Lyon, anscheinend reuevoll, alles offen eingestand. Heinrich sicherte ihm völlige Verzeihung zu und überlrug ihm noch in demselben Jahre eine Gesandtschaft an den Hof der Königin Elisabeth von England, sowie zu Anfang des folgenden Jahres eine Gesandtschaft nach der Schweiz. Nichtsdestoweniger erneute Biron seinen Verrath. Er zog jetzt den Herzog von Bouillon und den Grafen von Auvergne in seinen Bund, der Anstiftung von Empörung im Innern und Zerstückelung Frankreichs bezweckte. Er schickte mit Uebergehung la Fin's einen Baron von Lux in dieser Angelegenheit nach Mailand. Dieser letztere Umstand bewirkte zunächst seinen Untergang; denn la Fin fühlte sich durch diese Zurücksetzung beleidigt, und da Heinrich, durch drohende Gerüchte erschreckt, von ihm Aufklärung zu erhalten suchte und ihm durch einen Verwandten völlige Verzeihung zusichern ließ, so wurde er an seinem Herrn zum Verräther. Um ihn sicher zu verderben, beredete er ihn, den von Biron's eigner Hand geschriebnen Vertrag mit Spanien abschreiben zu lassen und das Original der Sicherheit wegen zu vernichten, schob aber, als Biron durch Podagra bettlägerig war, beim Verbrennen andere Schriften unter und brachte so die entscheidenden Papiere in seine Gewalt und überlieferte sie dem Könige. Biron wurde nun an den Hof berufen. Vergebens baten seine Freunde ihn, sich nicht dahin zu begeben. Am 13. Juni 1602 erschien er zu Fontainebleau. Der König empfing ihn freundlich und machte mehrere Versuche, ihn zum Geständniß seines neuen Verraths zu bewegen, wobei er ihm vollkommene Verzeihung zusicherte. Biron, der von dem Verrathe la Fin's nichts ahnte und nicht zum zweiten Male Verzeihung erbitten wollte, läugnete hartnäckig, stieß sogar Drohungen aus, und vereitelte alle Bemühungen, welche der König und einige seiner Vertrauten anwendeten, so daß Heinrich endlich ihn und den Grafen von Auvergne (der Herzog von Bouillon hatte sich klüglich vom Hofe entfernt) verhaften, in die Bastille abführen und ihnen den Prozeß machen ließ. Biron's Verwandte legten jetzt beim König Fürbitten für ihn ein, aber vergebens. Die Richter verurtheilten ihn einstimmig, als des Hochverraths schuldig, zum Verlust seiner Güter und Würden und zur Hinrichtung durch das Schwert. Sowohl aus Rücksicht auf seine Geburt und ehemaligen Verdienste, als auch um einen Auflauf unter den Soldaten, die ihn sehr liebten, zu vermeiden, wurde seine Hinrichtung, statt auf dem Greveplatz, im Innern der Bastille am Nachmittage des 3. Juli 1602 in Gegenwart einiger hundert Menschen vollzogen. Während seiner Gefangenschaft und bei den Verhören hatte er sich größtentheils sehr leidenschaftlich, anmaßend und launenhaft bewiesen. Bis zum letzten Augenblick blieb ruhige Fassung und Ergebung seinem Gemüth fern; er betrat das Schaffot unter Drohungen und heftigen Ausbrüchen des Unmuths und gekränkten Ehrgeizes. Sein Leichnam wurde in der Paulskirche zu Paris begraben.

Er war von mittlerer Größe und starkem Knochenbau, zu kriegerischen Verrichtungen und zur Ertragung großer Beschwerden von Natur geeignet. Eine große, schön gewölbte Stirn, tief liegende Augen voll trüben Feuers, eine morgenländische Nase, ein kleiner festverschlossener Mund und ein längliches Kinn mit schwachem Bart zeichneten seine Gesichtsbildung aus. Er besaß eine glänzende Tapferkeit und zählte 35 empfangene Wunden. An Liebe zu den Wissenschaften war er seinem Vater nicht gleich, überdat ihn aber nach durch Kaltsinn gegen die Religion, wider welche er häufige Spöttereien richtete. Dennoch gab es in den letzten Jahren seines Lebens eine Zeit, wo er aus Politik die Rolle eines eifrigen Katholiken spielte. — Sein Ehrgeiz war ohne Grenzen, alle Auszeichnungen, die ihm ertheilt wurden, betrachtete er als höchst unvollständige Belohnungen seiner Verdienste. Dem Spiel war er leidenschaftlich ergeben und opferte ihm große Summen. —

* * *

Im achtzehnten Jahrhundert gelangten ebenfalls zwei Herzöge von Biron zur Würde eines Marschalls von Frankreich. Der erste von ihnen, Carl Armand von Gontaut, Herzog von Biron, war 1662 geboren und wurde 1702 Maréchall de Camp, hierauf Generallieutenant, Gouverneur von Landau, königlicher Kriegsrath, oberster Stallmeister des Herzogs von Orleans und 1735 Marschall von Frankreich. Er starb 1756, nachdem eine und dieselbe Gattin, eine Gräfin Nogent, ihm sechsundzwanzig Kinder geboren hatte. Ihm zu Ehren erhob Ludwig XV. die Baronie Biron noch einmal zum Herzogthum und zur Pairie. Sein Sohn Ludwig Anton von Gontaut, Herzog von Biron, geboren am 2. Februar 1701, diente unter dem Marschall von Sachsen in Flandern, erhielt auf dem Schlachtfelde von Fontenay (1745) das Regiment „Les Gardes françoises," welches er 43 Jahre lang, enthusiastisch von demselben geliebt, kommandirte, und wurde 1757 Marschall von Frankreich. Er starb im Beginn der französischen Revolution, am 29. October 1788. — J. v. M.

Statistisches.

Nach dem vor Kurzem veröffentlichten Berichte des Vereins zur Besserung entlassener Strafgefangener zu Berlin in den Jahren 1863 und 1864 beaufsichtigte derselbe 885 männliche Strafgefangene, der damit verbundene Frauen-Verein 70 Frauenzimmer und der Verein für die katholische Gemeinde 43 Personen. Die Einnahme betrug nach dem Kassenabschlusse pro 1864 in Effecten 7100 Thlr., baar 2655 Thlr. 6 Sgr. 9 Pf. Die Ausgabe beträgt 1509 Thlr. 12 Sgr.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 44. Berlin, den 1. November 1865. Nr. 44.

Ueber Armenasyle.

Wer, wie Schreiber dieses, an einer frequenten Chaussee-straße in einem in die Augen fallenden Hause wohnt, be-greift den Umfang, in welchem das sittliche und physische Proletariat lavinenhaft wächst, immer mehr. Es reichen im Laufe eines Jahres kaum 1500 Fälle, daß sittlich und dem zu Folge physisch Heruntergekommene jeden Alters und fast aus allen Schichten der Gesellschaft, namentlich ehe-malige Handwerker, Oeconomen, Forstbeamte, Gärtner, Tagearbeiter, zuweilen auch Individuen aus den höhern Klassen, bettelnd in mein Haus treten. Zerrissene Kleider, wunde und abgezehrte Glieder, oft von Branntwein ge-röthete Nasen sind die traurigen Wahrzeichen, an denen man diese von der Gesellschaft Verstoßenen erkennt; prüft man ihre Verhältnisse näher, so stellt sich in der Regel heraus, daß fast alle heimathslos in der Welt umher irren, mithin an eine Hilfe im Wege der sogenannten Orts-Armenpflege nicht zu denken ist, daß sie aber auch den Charakter der sogenannten Landarmen nicht haben, weil sie meistens körperlich rüstig, also arbeitsfähig, d. h. nicht arm im officiellen Sinne dieses Wortes sind, daß sie aber auch nicht als sogenannte Bettler oder Vagabonden in Be-tracht kommen, weil sie sich mit seltenen Ausnahmen im Besitze formell untadelhafter Legitimations-Papiere be-finden, in welchen der Zweck ihrer angeblichen Reise mit den Worten: um Arbeit, um einen Dienst zu suchen, oder auch zum Besuch von Verwandten rc. vollkommen ge-setzlich gültig angegeben ist; vielmehr ergiebt sich bei einer solchen Prüfung in der Regel, daß es sich um Individuen handelt, die nicht eben durch unverschuldete Unglücksfälle, Alter oder Gebrechen, sondern vermöge unordentlichen Lebens-wandels, Arbeitsscheu, Leichtsinn und Unzuverlässigkeit, auch wohl Betrugs und Gaunerei Schritt vor Schritt aus der civilisirten Gesellschaft sich verstoßen sehen muß-ten. Ihrer Zahl, ihrer physischen und moralischen Ver-sunkenheit, ihrer vollständigen Entwöhnung von jeglicher Zucht und Ordnung gegenüber, würde man gewaltig irren, wenn man glaubte, daß der Arm der Polizei oder gar der des an den formalen Gang des Gesetzes gebundenen Richters hierunter irgend etwas auszurichten im Stande wären; polizeiliche Verfolgung, richterliches Untersuchungs-verfahren oder welcher sonstige gesetzliche Zwang würden nur zur Verschlimmerung des Uebels führen, der Zwang bessert nie, er reizt und erbittert, nur die Liebe ist die große versöhnende Macht der Welt! Ab-gesehen aber auch hiervon, wo sollten Polizei und Gerichts-behörden, deren Wirksamkeit von einem schwerfälligen und zeitraubenden schriftlichen Verfahren bedingt ist, die Mit-tel und die Arbeitskraft hernehmen, um der gewaltigen Lavine Herr zu werden? Wo also ist Hilfe? — Es han-delt sich um ein krebsartig fressendes Eitergeschwür am Leibe der menschlichen Gesellschaft; dem Uebel müssen die Mittel zur Hebung desselben entsprechen. Es ist ein alter Erfahrungssatz: je mehr Gelegenheit zum Processiren, desto mehr Processe, je mehr Gelegenheit zur „Armen-pflege,“ desto mehr Arme! darum darf auch für das in Rede stehende Uebel die Abhilfe nicht etwa auf dem Wege gesucht werden, daß man die Ansprüche an die bürgerliche „Armenpflege“ — diesen traurigen Nothbehelf, — erwei-tere, daß man jede kleine Stadt oder gar jedes Dorf mit einem förmlich organisirten Armenhause versähe, selbst wenn die einzelnen „Armenverbände“ zu derartigen Ein-richtungen im Stande wären, was sie meistens nicht sind. Bei dem gewohnheitsmäßigen Müßiggänger, Trunkenbolde und Gauner rc. von vielleicht 20 Jahren mit rüstigen Gliedern fehlt es eben nicht an „Armenpflege“ sondern an Pflege der Zucht und Ordnung; letztere schafft man nicht mit Obdach und Nahrung oder mit dem bloßen Angebot von Arbeit. Die Provinzen und Kreise bauen Chausseen, Actien- und andere Privatgesellschaften bringen Eisenbahnen oder sonstige mächtige Bauwerke zu Stande, d. h. sie fördern die mate-riellen Interessen der Gesellschaft; es ist an der Zeit, sich daran zu erinnern, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, daß, wenn die Geister krank sind, auch die Leiber kranken müssen. Dieser Gedanke hat zur Schöpfung der Rettungshäuser, d. h. der Anstalten zur Aufnahme und Erziehung verkommener Kinder geführt. Wohlan denn! so entschließe man sich und gründe Anstalten zur Aufnahme und Erziehung verkommener Erwachsener. Ich nenne sie im Gegensatze zu den Armenanstalten, Armenasyle, oder richtiger ausgedrückt Asyle für sitt-lich und geistig Verkommene. Das Wort Asyl be-zeichnet eine sichernde Zufluchtsstätte; hier ist eine solche in Frage für kranke Geister, deren Zahl sich nach Millionen berechnet, deren Krankheit sich ein Menschen-

leben hindurch stufenweise herangebildet hat und darum nicht mit den gewöhnlichen Mitteln des auf Abhilfe momentaner Noth gerichteten bürgerlichen Gesetzes geheilt werden kann. — Die Anfänge für das in Rede stehende Ziel finden sich bereits in den von einzelnen wohlhabenden Kommunen, vielleicht auch von vermögenden Grundbesitzern gestifteten Arbeitshäusern und Asylen für entlassene Sträflinge. Diese Anfänge aber bleiben nur Palliative, die der Art und dem Umfange des Uebels nicht entsprechen. Man wird einen Centner nicht mit zehn Pfunden aufwiegen können! — Soll ernstlich geholfen werden, so bleibt nur noch übrig, das man mit weit größeren Mitteln, als man der physischen Krankenpflege bereits widmet, auch für die geistige Krankenpflege eintrete. Sie in die Hand zu nehmen, will mir recht eigentlich als eine Johanniter-Arbeit erscheinen, da ja der Mittelpunkt dieser Arbeit „ein guter und ritterlicher Kampf gegen die Zerstörer göttlicher und menschlicher Ordnung“ sein soll. Ich schließe sonach diese Andeutungen, mit denen ich das schwierige und vielseitige Thema freilich nicht erschöpft haben will, mit dem Vorschlage:

Unter dem Schutze und der Beihilfe des Staats, nach Umständen unter Mitwirkung der Kreiscorporationen, unter Concurrenz privatiaer Liebesthätigkeit gründe der Johanniter-Orden, wo möglich in jedem Kreise, gehörig organisirte, auf das Princip der mit dem nöthigen Ernste gepaarten Nächstenliebe basirte Anstalten zur Aufnahme und Erziehung sittlich Verkommener. —

Aller Anfang freilich ist schwer und wird es auch hier werden; was aber mit der physischen Krankenpflege bereits möglich geworden, muß es auch mit der sittlichen sein, wenn man nur erst den Ort und den Umfang des Uebels erkannt und hiermit von der gebieterischen Nothwendigkeit einer Abhilfe sich überzeugt hat.

Zülshagen bei Dramburg, im October 1865.

von Knebel-Döberitz,

Regierungs-Rath a. D., Ehrenritter des Johanniter-Ordens.

Das Elisabeth-Krankenhaus zu Berlin.

(Schluß.)

Es war der Wunsch unseres frommen Königs Friedrich Wilhelm IV., dessen reich gesegnete Friedensarbeiten im Gebiet der Kirche und innern Mission jetzt die sichtlichsten und schönsten Früchte tragen, daß auch für anderweitige Bedürfnisse solche Pflegerinnen und Wärterinnen oder Diakonissen gebildet werden sollten, um bei neu errichteten Kranken-Anstalten oder zur Privatpflege bei Familien in der Stadt aushelfen zu können. Deshalb wurden in dem Krankenhause alle Diejenigen aufgenommen, die sich freiwillig gemeldet und nach einer Probezeit als tüchtig und geeignet bewährt hatten. Um die Zulassung ganz untauglicher Pflegerinnen zu hindern, werden — und zwar nur erst auf Probe — die sich Meldenden nur dann angenommen, wenn sie gesund, hinlänglich stark, nicht nervös, verwachsen oder taub sind; wenn sie lesen und schreiben können, einen guten, gründlichen, evangelischen Religions-Unterricht genossen haben und ein ärztliches Gesundheits- und Führungsattest ihrer Ortsobrigkeit und eines Geistlichen beibringen. Es werden nur Jungfrauen von 24—30 Jahren aufgenommen, Liebe zum Krankendienst und ein besonderer innerer Beruf dazu darf nicht fehlen, eben so wenig williger Gehorsam, Ordnungsliebe und Reinlichkeit. Putzsucht, Leichtsinn und Zanksucht passen eben so wenig in das Krankenhaus, als Trübsinn, Hartherzigkeit oder zu erregbares Gefühl. Der Ruf muß fleckenlos sein. Während der Probezeit wird Anleitung zu all' und jeder Arbeit ertheilt, wobei sich Brauchbarkeit und Geschicklichkeit, Gehorsam und Liebe zu den Kranken herausstellen wird. Fehlt dies, so tritt Entlassung ein. Bei bewiesener Tauglichkeit und Willigkeit folgt nach nochmaliger ernster Selbstprüfung die Einsegnung, die Bekleidung mit dem Schwesternkleid, — (in und außer dem Hause tragen die Schwestern eine bestimmte, gleichförmige Kleidung, die reinlich, nett und gut im Stande sein muß) — und die Aufnahme in die Gemeinschaft der Schwestern. Jede aufgenommene Schwester erhält vom Hause Kleidung, Wohnung, Unterhalt und Pflege bei eigner Krankheit, und wird bei würdiger Führung im Alter oder eingetretener Dienstunfähigkeit behalten, unterstützt und verpflegt.

Die Vorsteherin oder „Hausmutter“ hat nebst der allgemeinen Aufsicht über die Schwestern, zu denen sie, wie das schon ihr Name anzeigt, in dem Verhältniß einer Mutter zu ihren Töchtern stehen soll, die Besorgung des gesammten Hauswesens, die Führung der Bücher und Rechnungen; sie vertheilt die Arbeiten, sorgt für pünktliche Beobachtung der Haus- und Tagesordnung, für die tüchtige Heranbildung der Schwestern; sie bestimmt die Ordnung der Krankenpflege, der Nachtwachen u. s. w. und entscheidet alle Anfragen und Meinungsverschiedenheiten der Schwestern, die sich ihren Anordnungen willig und pünktlich zu fügen haben.

Von Anfang an übernahm Fräulein von Hochwächter mit der Frau Hermann und Frau Thamm abwechselnd die Aufsicht und Verwaltung des Hauses und statteten in den Conferenzsitzungen, die alle Montage stattfanden, Bericht ab und besprachen sich über Alles, was nöthig und ersprießlich war, auch führte sie die Aufsicht über 12—16 Wärterinnen, die von Anfang im Hause selbst gebildet wurden und unter Leitung der Damen die eigentliche Pflege in den Krankensälen, aber auch die Küche, Speisekammer u. s. w. besorgten.

Als im Jahre 1840 Fräulein von Hochwächter im Krankenhause ihre Wohnung nahm, leitete sie Alles allein. Leider verließ sie es wegen Kränklichkeit und anderer Umstände nach zwei oder drei Jahren wieder, bis 1846, wo sie wieder bis 1857 eintrat.

1842 waren bereits so viele Diakonissen tüchtig herangebildet, daß 12 davon zu Missionsgehilfinnen in die Heidenwelt gerufen und gesendet wurden, wo sie an den Heiden, unter ihrem Geschlecht, das übten, was sie hier gelernt hatten, nämlich die unwissenden Heidenmädchen und Frauen unterrichten und die Kranken pflegen.

Von den 160 Schwestern, die von 1837—1858 in dem Hause gebildet sind und gearbeitet haben, sind 22 zu den Heiden gegangen und 10 auf besondere Berufung in andere Krankenanstalten eingetreten.

Die Zahl der arbeitenden Diakonissen vermehrte sich natürlich mit der zunehmenden Vergrößerung und Er-

weiterung des Vereins und des Krankenhauses. Gegenwärtig sind im Ganzen im Hause 14 Schwestern thätig (3—4 in der Außenpflege beschäftigt), die unter der Hausmutter eine Familie bilden, deren einzelne Glieder sich allgemeine Würdigung und Anerkennung zu erwerben gewußt haben, so daß „die schwarzen Schwestern", wie sie wohl zum Unterschied von den katholischen „grauen Schwestern" genannt werden, in allseitiger Achtung stehen.

Als Arzt des Hauses fungirt seit 1855 Dr. Hoffmeier. Dadurch, daß derselbe, wie auch seine Vorgänger, unentgeldlich ihre Dienste dem Hause darboten, und die ganze Verwaltung des Hauses durch den Vorstand, so wie auch die Arbeiten der Vorsteherinnen, des Rendanten u. s. w. unentgeldlich geschieht, sind verhältnißmäßig die Ausgaben des Hauses nicht hoch. Der Lohn beschränkt sich auf den für den Hausdiener, den Boten, für die Wärterinnen u. s. w. Freilich gehört aber immer Viel dazu, um ein großes Hauspersonal mit den Kranken zu erhalten und zu verpflegen, bei einem Krankenhause, das nur durch freiwillige Liebesgaben begründet wurde und fortbesteht. „Unser Fonds für das Krankenhaus ist der Glaube an Den, der nicht lügt, wenn Er sagt: bittel, so wird euch gegeben" — sprach Goßner. Und dieser Glaube ist noch nie zu Schanden geworden. Hohe und Niedrige, Arme und Reiche, aus der Nähe und Ferne halfen zum Gedeihen des Liebeswerkes bald mit zween Groschen, bald durch größere Beiträge; durch außergewöhnliche Geldgeschenke, auch wohl durch ein Vermächtniß von einigen Hundert, selbst auch von einigen Tausend Thalern; bald auch durch Geschenke von Wein, Salz- und andern Brunnen, Erquickungen und Stärkungen für die Kranken, von Naturalien oder Kleidungsstücken, Hausgeräthe oder Wäsche.

Prinzeß Marianne, die Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, bekannt und verehrt als Pflegerin der Verwundeten in den Befreiungskriegen, war die erste Vorsteherin und Protectorin des Vereins und blieb es bis zu ihrem Tode 1846. Sie hatte demselben, und auch speciell dem Krankenhause, große Liebe erwiesen, großmüthige Geschenke gemacht und die Freude öfterer Besuche gewährt. —

Königin Elisabeth — deren Namen das Krankenhaus seit dem Jahre 1838 tragen durfte — übernahm 1846 das Protectorat! In gesegnetere Hände konnte es nicht genommen, an ein Herz, das liebevoller und gütiger für Kranke sorgt und denkt, nicht gelegt werden! Von je her war die Königin die Wohlthäterin der Armen und Kranken gewesen. Nicht blos um der königlichen Stellung, um der reichen Gaben willen, die die hohe Dame ihrem Krankenhause, sogar in eigenhändigen Arbeiten, zuwendet, rühmt sich das Elisabeth-Krankenhaus seiner hoch verehrten und innig geliebten Protectorin: es weiß die Liebe der Königin für dieses Werk, ihre Theilnahme an seinem Gedeihen noch dankbarer zu erkennen. Solche Huld ist unverändert seit 18 Jahren geblieben und durch häufige Besuche des Hauses sichtlich geworden, durch specielles Eingehen in alle Einzelheiten der Verwaltung und Entgegennahme genauer Berichterstattungen, wie durch persönliche Ermunterung der Schwestern und liebevolle Tröstung der Kranken. —

Wie die hohe Protectorin, so haben auch alle anderen Glieder des Königshauses dem Verein und Krankenhause sehr viel Gnade und Beistand erwiesen; unsere Könige und Prinzen durch oft sehr bedeutende Geldgeschenke; die Prinzessinnen nicht nur durch solche, sondern auch durch selbst verfertigte oder überschickte Gaben für die Weihnachtsausstellungen, die sie ebenso, wie die Krankensäle, mit persönlichem Besuch beehrten. Königin Augusta hat zu wiederholten Malen dem Hause die Ehre ihres Besuches erwiesen und sich mit eingehendstem Interesse über den Zustand desselben Bericht erstatten lassen.

Friedrich Wilhelm III. legte 1839 durch das Geschenk von 3000 Thlr. den Grundstein zu einem nothwendig gewordenen Neubau. Andere Wohlthäter steuerten reichlich zur Deckung der bedeutenden Kosten von 8400 Thlr. bei, und den Schlußstein von 2000 Thlr. bewilligte die Kaiserin von Rußland. Der Anbau besteht aus 4 Sälen für die Kranken, 2 Böden, Kammern, Küche, Waschhaus, Vorrathskammern, einer Badeanstalt u. s. w. Mit der Vollendung des Baues konnte eine sehr erwünschte Erweiterung der Anstalt eintreten. Statt daß sich bisher die Aufnahme auf 40 Kranke beschränken mußte, konnten jetzt Einrichtungen für 100 getroffen werden.

Durch die reichlicher zufließenden Beiträge wurde es 1841 auch ermöglicht, eine eigne Hausapotheke einzurichten, zu deren Leitung und Beaufsichtigung sich stets dem Hause freundlich gesinnte Apotheker gefunden haben.

Die Schwestern, die nach einem Unterrichts-Cursus in der Medicin von der Medicinal-Behörde geprüft und bestätigt werden, bestehen dieses Examen meistens zu großer Zufriedenheit.

Die Mittel erlaubten im Jahre 1841 ebenfalls die vollständige Einrichtung der zwei Obersäle für Kranke, wodurch die Zahl auf 100 Kranke stieg, die Anschaffung eines Dampf-Apparates zum Waschen, den Ankauf von Kühen zur Erhaltung eigner Milch, wie den Bau eines dringend nöthigen Leichenhauses.

In dieser Weise hatte sich der Verein und das Elisabeth-Krankenhaus durch Gottes Segen vom „kleinsten" Anfang im Verlauf von 8 Jahren — 1833—1841 — herausgebildet. Mit den kleinsten Mitteln wurde begonnen, und diese waren in den ersten acht Jahren bis auf „Tausende" gestiegen, und zwar zu einer Gesammt-Einnahme von 60,840 Thlr. und einer Ausgabe von 59,800 Thaler.

Zu diesem erfreulichen Kassenabschluß trug aber auch die gewissenhafte Oekonomie, die in allen Theilen der Verwaltung geübt wird, wesentlich bei. Auf das Genaueste und wahrhaft haushälterisch wurde von je her bei allen Ausgaben verfahren, und der Segen des Herrn ist das Beste.

Im Jahr 1843 konnte Goßner rühmen, daß der Herr Großes an „diesem Werk Seiner Hände", an „diesem Zweige Seiner Pflanzung" gethan habe. Und freilich ist sein Wachsthum und Blühen in lebensfrischer Kraft ein Wunder vor unseren Augen, wenn wir an den „geringen" Beginn zurückdenken, der nun eine so „mächtige" Ausdehnung gewonnen hatte, daß in 10 Jahren, von 1833—43, 7393 Kranke in der Stadt durch Suppen, Kleider, Wäsche u. s. w. unterstützt waren; und in den

sieben Jahren, von 1836—43, 2082 weibliche Kranke in der Kranken-Anstalt verpflegt werden und der Verein bei einer Gesammt-Einnahme von 77,766 Thlr. eine Gesammt-Ausgabe von 72,640 Thlr. bestreiten konnte.

Zur Einrichtung und Unterhaltung eines Krankenhauses, das 100 Kranke aufnehmen kann, und zu einer Haushaltung, in der täglich über 100 Menschen gespeist und gekleidet werden sollen, sind allerdings reiche Gaben an Geld und Sachen erforderlich. Es wird hoffentlich ferner nicht an den fröhlichen Gebern fehlen, wie sie bisher nicht gefehlt haben, aus den begüterten und aus den unbemittelten Klassen der menschlichen Gesellschaft. Eine Königin schenkt Leinwand und Hauswäsche; und eine kranke Arme spart sich von ihrer Unterstützung so viel ab, um für einige Thaler Bettzeug zu kaufen, was sie mühsam mit gelähmten Händen näht. Ein Garde-Offizier bringt ein Geldgeschenk, als Zeichen seiner Dankbarkeit gegen Gott, der ihn von schwerer Krankheit hat genesen lassen; und eine Frau in Holzpantoffeln, die Niemand kennt, giebt ihre gemachten Ersparnisse ab. So helfen Viele die Steine zu dem Bau herzutragen, der fern vom Treiben und Geräusch der Welt und Stadt, als ein Haus des Friedens und der Ruhe in der Potsdamerstraße dasteht! Und Viele sind an dem innern Ausbau thätig. 16—20 Schwestern pflegen gegen 70—80 Kranke, und machen mit mehreren Hausleuten die zahlreiche Bewohnerzahl aus, die man freilich bei der draußen waltenden Stille nicht ahnet.

Einen besonders schweren und fühlbaren Verlust für den Frauen-Kranken-Verein und insonderheit für das Elisabeth-Krankenhaus brachte nach Gottes Willen das Jahr 1858 durch den am 30. März eingetretenen Tod von Goßner, dem Stifter Begründer und Leiter des Vereins. Nachdem Goßner 1846 seine Stelle als Prediger an der Böhmischen Kirche niedergelegt hatte, lebte er in der Nähe des Elisabeth-Krankenhauses, Potsdamerstraße 119, nur für sein liebes Haus und für seine Mission. Sein Tod und sein Begräbniß legte ein deutliches Zeugniß von der großen Liebe ab, die sich „Vater Goßner" erworben, der als ein treuer Diener seines Herrn, mit den ihm anvertrauten reichen Pfunden an Geistes- und Herzensgaben, an Glaube und Liebe, treu gewuchert hatte. Sein Kapital hat bei Tausenden von Christen und Heiden, denen er ein Führer zum ewigen Leben geworden, reiche Zinsen getragen!

So fehlte nun dem Verein und dem Elisabeth-Krankenhaus die langjährige Hausmutter und Mitstifterin und gleichzeitig die energische, feste Hand seines Leiters. Goßner hatte wiederholt den Wunsch ausgesprochen, daß das Haus in seiner Unabhängigkeit und Selbstständigkeit fortbestehn und seinen Character der Armuth und Einfachheit bewahren solle. „Sorgen Sie dafür, daß das Elisabeth-Krankenhaus ein Bettelhaus bleibt," waren seine eignen Worte.

Nach mancherlei Schwankungen kam das Haus in kurzer Zeit wieder in eine geordnete Leitung. Das Curatorium ergänzte und vervollständigte sich durch neue Wahlen. General-Superintendent Büchsel übernahm darin den Vorsitz. Nachdem Fräulein v. Hochwächter wegen andauernder Kränklichkeit ihre Stelle als Vorsteherin des Hauses, die sie vom Jahre 1840—1857 mit großer Treue verwaltet hat, niedergelegt, trat Fräulein v. Bogern in dieselbe ein.

Die durch Goßner's Tod erledigte Stelle des Hausgeistlichen wurde durch den erst kurz zuvor vom Himalaya-Gebirge nach Berlin zurückgekehrten Prediger Prochnow besetzt. Er war einer der ersten von Goßner angeworbenen und ausgesandten Missionare, dem sowohl die Entwickelung von Goßner's reich gesegneter Mission, als die Geschichte des Elisabeth-Krankenhauses, dieser beiden Schöpfungen und Vermächtnisse Goßner's, eben so bekannt war, als die leitenden Ideen des Stifters bei ihrer Fortbildung. Von je her war die Goßner'sche Mission in der innigsten Verbindung mit dem Elisabeth-Krankenhaus geblieben; sie wurde auch von demselben Curatorium geleitet, daher war es eben so nothwendig als wünschenswerth, daß sich ein Geistlicher fand, der beide Thätigkeiten übernehmen konnte.

Auf dem Grund und Boden des Elisabeth-Krankenhauses wurde zur Erinnerung an Goßner ein Haus gebaut und 1860 vollendet, in welchem der Hausgeistliche des Elisabeth-Krankenhauses wohnt, der auch zugleich Secretair des Evangelischen (Goßner'schen) Missions-Vereins und Verwalter des Bücher- und Traktat-Vereins ist. Die Niederlage und das Verkaufslocal dieser Schriften befindet sich, ebenso wie die Wohnung der Missionszöglinge, gleichfalls in diesem Hause, dessen Kosten (12,200 Thaler ohne Grundstück) zu gleichen Theilen von der Mission und dem Elisabeth-Krankenhaus bestritten wurden. Beide Anstalten haben die gleiche Nutzung des Hauses.

Pastor Prochnow hält sonntäglich zwei Mal Gottesdienst in der Kapelle des Hauses, außerdem täglich Bibel- oder Katechismusstunde und geht zu den Kranken in die Säle und Pensionärszimmer, um sie durch Gottes Wort zu stärken und zu erquicken.

Diese letzteren, durch einen Ausbau des Hauses im Jahre 1851 gewonnen, sind stets sehr gesucht und besetzt. Die Kosten für ein eignes Stübchen (20—25 Thlr.) und besondere Pflege sind mit ein Beitrag zur Erhaltung der armen Kranken und bieten Wohlhabenderen die Gelegenheit, eine sorgsame, gute Pflege, täglich ärztliche Besuche, geistlichen Zuspruch, sonntäglichen Gottesdienst und Hausandacht genießen zu können. Sie zahlen, je nach ihren Ansprüchen auf Pflege u. s. w., monatlich 30 oder 40 Thlr.

An diesen Pensionären, die meistens unter sich in einem sehr freundlichen Verkehr stehen, haben die Pflegenden gewöhnlich die dankbarsten Kranken, während sich grade oft bei Denen, die durch ihre Aufnahme in das Haus allem erdenklichen Elend entzogen werden, das Gegentheil äußert. Und ebenso erkennen die Angehörigen der ersteren die Wohlthat und Vorzüge des Hauses bei weitem dankbarer an, als die der letzteren, die zweimal wöchentlich zum Besuch kommen dürfen. Sterbenden ist der Besuch der Angehörigen jederzeit vergönnt. Die Pensionäre sind darin gar nicht gehemmt oder gebunden.

Grade durch die Besuchenden könnte und sollte mit dazu gewirkt werden, die unberechtigte und falsche Scheu vor Krankenhäusern mehr zu beseitigen, die, wenn auch minder als früher, und durch die pflichttreuste Pflege am besten widerlegt, immer noch vorhanden und die Veranlassung ist, daß manche Kranke sich erst dann

nach dem Hause bringen läßt, wenn keine Hilfe mehr möglich ist, während ein früherer Entschluß ihr vielleicht Heilung verschafft hätte. Daher kommen Viele erst in den allerelendesten und vorgerücktesten Krankheitszuständen heraus, so daß man sich deshalb nicht wundern kann, daß von den 6000—7000 Kranken, die von 1837—1858 aufgenommen und gepflegt wurden, fast der vierte Theil gestorben ist.

Wie die neue Erweiterung begründet und erhalten wurde durch willige Hilfe der beitragenden Mitglieder, so war es auch durch die zahlreichen Beiträge ermöglicht, oft $^{2}/_{3}$ der Kranken ganz unentgeldlich zu verpflegen. Die Nachsuchung um ihre Aufnahme beansprucht jetzt besonders die Thätigkeit der Vorstandsdamen und Bezirksvorsteherinnen, seitdem durch Einführung der kirchlichen Armenpflege in der Stadt die Krankenpflege nicht mehr so umfassend und ausgedehnt ist.

Eine von den älteren Schwestern ist auch auf längere Zeit in der Außenpflege in der Matthäi-Gemeinde thätig gewesen. So weit es bei der geringen Zahl der Schwestern irgend thunlich ist, werden auch welche zur Privatpflege hier und nach außerhalb abgegeben.

Seit 1862 hat sich dabei ein neues Arbeitsfeld eröffnet, indem nach Abschluß mit der Gräflich Stolberg-Wernigerodischen Regierung zwei Diakonissen zur Leitung des seit lange bestehenden Krankenhauses nach Wernigerode geschickt wurden, die trotz vielfacher Hindernisse beim Beginn ihrer Wirksamkeit schon jetzt die sichtlich gesegneten Erfolge ihrer Thätigkeit sehen. An dieses kleinere Arbeitsgebiet schließen sich noch kleinere an. Eine Schwester ist in Wernigerode in der Gemeinde des Pastors Gallwitz thätig, während eine andere in Ilsenburg in der Gemeinde-Krankenpflege beschäftigt ist, die unter der Protection Ihrer Erlaucht der Erbgräfin Emma zu Stolberg-Wernigerode steht.

Die Kranken im Krankenhause haben im Laufe des Jahres 1864: 26,437 Verpflegungstage genossen, das Hauspersonal 7806, im Ganzen 34,243. — Davon kommen 11,301 Tage auf zahlende und 15,136 Tage auf nicht zahlende Kranke.

Bestand der Kranken war am 1. Januar 1864 68 Personen, neu hinzugekommen 358, zusammen wurden also verpflegt 426. Davon sind geheilt und gebessert oder sonst entlassen 274, gestorben 84. Bestand 68 Personen am 1. Januar 1865.

Die Einnahme pro 1864 betrug: 10,835 Thlr. 13 Sgr. 5 Pf. (1863, 9929 Thlr.) die Ausgaben: 8839 Thlr. 13 Sgr. 8 Pf.

Dem Vorstehenden fügen wir noch bei, daß am 24. v. M. die feierliche Grundsteinlegung zu einem Neubau des Elisabeth-Krankenhauses dicht neben dem jetzigen Anstaltsgebäude stattgefunden hat, der eine Kapelle und Raum zur Aufnahme von 170 Kranken umfassen wird, da die jetzt benutzten Gebäulichkeiten schon längst nicht mehr ausreichen. Die Kosten dieses Neubaues sind auf 94,000 Thlr. veranschlagt worden.

Felix Lombardi,

Director des Hospizes auf dem St. Gotthard.

Als im Juni 1863 die öffentlichen Blätter die Trauerkunde nach allen Himmelsgegenden verbreiteten, der menschenfreundliche Director des St. Gotthardhopizes sei gestorben, da segneten Tausende und Tausende von Reisenden mit Rührung das Andenken des Ehrenmannes, den sie in guten und noch mehr in schlimmen Tagen oben in den unwirthbaren Höhen des Knotenpunktes unserer Centralalpen kennen gelernt hatten. Felix Lombardi war auch ein merkwürdiger Mann, an dem das italienische Sprüchwort wahr geworden: si farà da se. — Seine Wiege stand in einer armseligen Hütte zu Valle, in einem Seitenthälchen in der Nähe von Airolo im Livinerthale, das der ungestüme Sohn des Gotthards, der jugendliche Tessin, durchbraust. Felix Lombardi wurde daselbst am 12. Juli 1791 geboren, und war von fünf Kinder das jüngste. In seinem siebenten Altersjahre verlor er schon seinen Vater. Zwei Jahre nachher zwang ihn das harte Geschick, als neunjähriger Knabe den Wanderstab zu ergreifen und hinauszuwandern in die weite Welt. Er kam nach Bergamo zu einem Bauern, dem er sein Vieh hüten mußte. Drei Jahre blieb er bei demselben. Es war eine harte bittere Zeit. Kärglich war seine Nahrung, dürftig seine Kleidung, die Füße ohne Schuhe und Strümpfe. An Geist und Körper verwahrlost, mit zerrissenem Gewande, kehrte er mit 12 Jahren zu seiner Mutter heim, einer braven tüchtigen Hausfrau, die ihn indessen zu strenger Arbeit stetsfort anhielt. Im Sommer zog er hinauf mit seinen Ziegen an die jähen Bergeshalden als fröhlicher Gaisbub, im August sodann als verwegener Wildheuer auf die lebensgefährlichen Bänder des Gotthards auf seinen armseligen Erwerb; im Winter endlich trieb er das nicht minder gefährliche Holz- und Henschlitten von den steilen Höhen hinab in's Thal, bei welchem so mancher junge Mensch zum Krüppel wird oder gar sein Leben einbüßt. Drei Jahre hielt Felix dieses mühselige Leben in Sturm und Wetter muthig aus, und stählte dadurch seinen Körper. Dann aber zog es ihn wieder hinaus in die Fremde, um draußen ein Handwerk zu erlernen. Kaum sechszehn Jahre alt und nur wenige Centesimi in seiner Tasche, verließ er unter den ungünstigsten Verhältnissen und Aussichten dennoch wohlgemuth die väterliche Hütte und wanderte die Leventina hinab. Er kam hinab bis nach Mailand, wo er bei einem Kleidermacher in die Lehre trat, der für die französische Armee arbeitete. Hier blieb er vier Jahre. Die Nebenstunden benutzte er mit eisernem Fleiße, um sich im Schreiben und Lesen zu üben. Da er kein Lehrgeld zahlen konnte, so mußte er dasselbe durch seine Arbeiten nach und nach abverdienen. Nach Verfluß von vier Jahren kehrte er in seinen Heimathkanton zurück und ließ sich in Bellinzona nieder. Im Jahre 1813 finden wir ihn jedoch in seiner Heimathgemeinde Airolo als Postführer bei den Gebrüdern Camussi, die damals von der Generalpostdirection in Zürich die sämmtlichen Posten des Kantons Tessin in Pacht genommen hatten. In diesem sehr beschwerlichen Dienste mußte er abwechsend die Fahrten zwischen Bellinzona und Chiasso, sowie zwischen Airolo und Pollegio machen. Fünfzehn Jahre hielt er in demselben

treu und unverdrossen aus, und übte sich so durch Abhärtung und Ausdauer für den schweren und mühevollen aber segensreichen Beruf ein, zu dem ihn ganz augenscheinlich die Vorsehung berufen hatte. Während dieser langen Dienstzeit zeichnete er sich ebenso durch sein freundliches Benehmen gegen die Reisenden wie durch seine Geistesgegenwart und rasche Entschlossenheit bei den Schrecknissen der Schneestürme und den mancherlei Gefahren des Gotthardspasses aus und erwarb sich dabei die Liebe und das Zutrauen der Herrn Camussi in vollem Maße, so daß sie ihn zum Sachwalter sämmtlicher Anschaffungen erwählten. Damals fanden wöchentlich nur zwei Postfahrten statt. In der Zwischenzeit war Lombardi unermüdlich gewerblich thätig und errang sich so ein kleines Kapital. Als sprechendes Beispiel seiner unermüdlichen Thätigkeit verdient hervorgehoben zu werden, daß er während des Reitens einmal ein Paar gemsledernе Handschuhe verfertigte und dieselben als eine Seltenheit dem damaligen Postdirector Schweizer in Zürich als Geschenk übermachte. Im Jahre 1828 errichtete Lombardi in Bellinzona die erste Bierbrauerei im Konton Tessin. Im Jahr darauf heirathete der ehemalige arme Hirtenknabe die vortreffliche Tochter der angesehensten Familie des Livinerthales aus dem berühmten Heldengeschlechte der Stanga, von denen ein Ahne den bekannten ruhmvollen Heldentod in der Schlacht bei Giornico gestorben ist. Im Jahre 1835 wurde er zum Mitgliede des großen Raths erwählt, und nachdem er sich in einem Jahre darauf in seine Heimathgemeinde Airolo begeben, mit andern Ehrenstellen daselbst betraut. Nicht nur an der politischen Entwickelung seines Heimathkantons, sondern an allen gemeinnützigen und menschenfreundlichen Bestrebungen im weiteren schweizerischen Vaterlande nahm er stets den regsten Antheil. Er war daher bis an sein Ende immer Mitglied der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Das öffentliche Zutrauen betraute ihn im Jahre 1839 mit der Stelle eines Inspectors der Finanzen, und im Jahr darauf jenes des Waarendurchpasses über den St. Gotthardspaß. Im November 1841 berief ihn endlich die Regierung des Kantons Tessin an die schwierige Stelle eines Directors des Gotthardhospizes. In dieser fand er mit seinem menschenfreundlichen Gemüthe so recht eigentlich seine Lebensbestimmung, die er denn auch treu und unermüdlich bis an sein Lebensende in segensreicher Wirksamkeit erfüllte. Mit dem von Jahr zu Jahr zunehmenden Fremdenverkehre wuchsen auch gleichmäßig die Anforderungen an die Leistungen des Hospizes, das den armen Durchreisenden nach seinem ursprünglichen Stiftungszwecke nicht nur unentgeltlich Obdach, Nahrung und Pflege, sondern auch Unterstützung an Kleidern und Geld zur Weiterreise gewähren sollte. Während nämlich in früheren Jahren die Zahl der verpflegten Armen sich auf etwa tausend belief, hat sich dieselbe in der Neuzeit verzehnfacht. Das Hospiz des Gotthards hat kein eignes Vermögen, sondern ist für seinen Unterhalt auf die Unterstützungs-Beiträge der Regierung des Kantons Tessin und der übrigen Schweizerkantone, sowie auf Sammlung von persönlichen Beiträgen angewiesen. Bisher hat das Ausland sich nur noch sehr spärlich an diesen Beiträgen betheiligt, obwohl alljährlich viele Tausende armer Reisender sowohl von Deutschland als Italien den Bergpaß überschreiten und im Hospiz werkthätige Pflege, Hilfe und Unterstützung finden. Es war die ganze Tragkraft, Ausdauer und Hingabe eines Feliz Lombardi für den schönen Beruf nothwendig, um alle die vielfachen Schwierigkeiten mit Erfolg zu überwinden, welche seinem Gelingen sich entgegenstellten. Lombardi ist es gelungen. Oben in den unwirthbaren Höhen von siebenthalbtausend Fuß über der Meeresfläche, zwischen Eisfeldern und starren Felsen, in Nebel und Schnee, ist er ein Vater der Armen geworden und hat sie mit einer Hingabe gepflegt, die ihm in Hunderttausenden dankbaren Menschenherzen ein bleibendes Andenken bewahrt, das Marmor und Erz überdauern wird. Zwei und zwanzig lange Jahre übte er unverdrossen seinen schweren aber schönen Beruf, thatkräftig unterstützt durch einen Sohn und eine Tochter, welch' letztere sich jedoch bald an einen Advocaten in Airolo verheirathete. Nach den amtlichen Büchern des Hospizes wurden daselbst in einer Zeitfrist von sechs Jahren, von 1853 bis 1860, zusammen 60,742 arme Reisende verpflegt, welche an Ausgaben 55,960 Franken erforderten. Wer nie die Allgewalt der entfesselten Elemente in einer sogenannten „Schneegugzten" auf dem St. Gotthard erfahren hat, der kann sich keine Vorstellung machen von den Schwierigkeiten des Amtes eines Spitalverwalters in jener unwirthbaren Bergeseinsamkeit. Vom heulenden Sturmwind herangetrieben, hüllen plötzlich dichte Nebelwolken in wenig Augenblicken den Wanderer in das dichteste Durcheinanderwirbeln der feinsten Schneenadeln ein, welche durch die dichtesten Kleider dringen und die Haut wund machen, wo sie auf dieselbe treffen. In solchem Unwetter gilt es vorzüglich, Menschenleben zu retten, besonders wenn der Hilferuf der treuen Retterhunde ertönt. Nur die liebevolle Hingabe an seinen segensreichen Beruf, die so beredt aus dem leuchtenden Blicke von Lombardi's großem, freundlichem Auge sprach, vermochte allen Mühsalen zu trotzen, welche seinem edelmüthigen Wirken sich entgegenthürmten. Wer je in größter Drangsal und Noth eines Schneesturmes bei Lombardi im Gotthardhospiz eine Zufluchtstätte gefunden hat, dem wird der wohlwollende Blick unvergeßlich bleiben, mit dem der brave Mann ihn empfing. Der stets jugendliche und lebensfrohe Greis wurde von Allen geliebt, die ihn kannten. Sein Herz blieb bis zum letzten Augenblicke der leidenden Menschheit gewidmet. Eine rasch verlaufende Lungenentzündung setzte seinem segensreichen Wirken in wenig Tagen ein rasches Ziel. Wenige Stunden vor seinem Hinscheiden ließ er seine Kinder an's Sterbebett treten und sprach zu ihnen die rührenden Worte: „Wenn ihr das Andenken eures Vaters ehren und seiner in Liebe gedenken wollt, so liebet die Armen, und wenn ihr an den Vater denken wollt, so denket an die Armen." So ist er, wie er gelebt, auch gestorben. Darum aber wird auch Vater Lombardi nimmer vergessen werden, so lange noch dankbare Menschenherzen im Schweizerlande und über seine Grenzen hinaus schlagen.

(Illust. Welt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 45. Berlin, den 8. November 1865. **Nr. 45.**

Wilhelm Ludwig von Schwerin, Landschafts-Rath auf Janow bei Clempenow, Ehrenritter seit 1855, † zu Janow 27. October 1865.

Das Johanniter-Krankenhaus „Bethanien" zu Reichenbach in Schlesien.

Das Curatorium des Johanniter-Krankenhauses „Bethanien" zu Reichenbach hat den nachstehenden Jahresbericht pro 1864 veröffentlicht:

Wir endigten unsern letzten Jahresbericht mit den Worten: Indem wir Gott bitten, mit seinem heiligen Schutze ferner über unser Bethanien und über unseren ganzen theuren Orden in Gnaden zu wachen, schließen wir mit der Hoffnung, daß was der Herr angefangen, er auch vollenden werde, und getrösten uns des köstlichen Wortes des Apostels, wenn er spricht: „Liebe Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn." Das walte Gott!

Gott hat diese unsere fröhliche Hoffnung nicht zu Schanden werden lassen; denn wenn wir heut abermals zurückblicken auf das hinter uns liegende Jahr, so dürfen wir dankbar bekennen, daß unsere Arbeit von fortschreitendem Segen begleitet worden ist. — Wir haben nicht nur, wie unsere Tabellen nachweisen, einen bedeutenden Zuwachs an Kranken gehabt, sondern es ist uns durch den Ankauf des unsern Hofraum abschließenden Speichers, welcher unser Grundeigenthum vermehrt und abgerundet hat, auch wieder ein zweites Werk auf's Herz gelegt worden, dessen Ausführung uns, so Gott will, durch die Mittel unseres Ordens sowohl, als durch die in unsern Tagen stets bereite und opferwillige Privat-Wohlthätigkeit ermöglicht werden soll. Es betrifft dasselbe die Gründung eines Siechenhauses, das wir innerhalb der Mauern des genannten Speichergebäudes zu errichten wünschen. Es bedarf in diesen Zeiten keiner Auseinandersetzung über den unschätzbaren Werth eines derartigen Unternehmens. Es ist die Pflege der Siechen eine Schwester der Krankenpflege und übertrifft die letztere an wahrhaftem Samariterthum in so weit, als das acute also temporäre und heilbare Leiden zurücksteht gegen das Leiden eines ganzen Lebens, gegen das Leiden, das keine Heilung mehr erhofft. — Diesen Linderung zu schaffen, soll unter des Herrn Hilfe die zweite Mission unseres Bethanien werden, und haben wir bereits anbahnende Schritte bei dem Commendator der Provinz in dieser Richtung gethan, und erhoffen die Genehmigung des Rittertages.

Unserem an des Herrn Kriegsministers Excellenz gestellten Ersuchen um Ueberweisung von Verwundeten resp. Reconvalescenten aus unserer ruhmgekrönten und siegreichen Nordarmee wurde durch Zusendung von 10 Reconvalescenten, welche am 4. Juli 1864 bei uns eintrafen und auf dem Bahnhofe durch den Vorstand empfangen und in ihre Quartiere eingeführt wurden, gewillfahrt. Es war uns eine besondere Genugthuung, diese braven Kämpfer für König und Vaterland nach in Treue und Tapferkeit überstandenen Kriegsmühen von ihren Wunden und Strapatzen in den Räumen unseres friedlichen Ordenshauses wohlverdienter Ruhe pflegen zu sehen, und war besonders den Genesenden der Aufenthalt in unserem gut cultivirten und eine köstliche Aussicht nach den heimischen Bergen darbietenden Garten eine wahre Labung. Am 7. August verließen uns unsere lieben kriegerischen Gäste, sichtbar gestärkt, um sich zu ihren resp. Truppentheilen zurück zu begeben, oder als Invaliden entlassen zu werden. Unser Jahresfest feierten wir am 23. September a. pr., und wurde dasselbe in dem zu gottesdienstlichen Handlungen zumeist gebrauchten, größeren Krankenzimmer des alten Hauses durch Gesang und Gebet, sowie durch eine Festrede des Herrn Orts-Geistlichen würdig begangen, in dankbarem Gefühl, wie der Herr über unserem Orden mitten im Drange des Krieges seine gnadenreiche Hand so herrlich gehalten.

Zum besonderen Segen sind unseren Pflegebefohlenen die allwöchentlich von den Herrn Geistlichen der Conferenz für innere Mission in unserm Bethanien abgehaltenen Bibelstunden gewesen, und können wir nicht umhin, an dieser Stelle denselben abermals unseren herzlichsten Dank für diese neue, um Christi willen übernommene Mühwaltung auszusprechen. Möge der Herr, der auf den Besuch seiner Kranken so köstliche Verheißung gelegt, ihnen ein reicher Vergelter sein an seinem Tage! —

In den Personen unserer lieben Schwestern ist ein

Wechsel eingetreten, indem an Stelle der Schwester Anna von Falkenhausen, welche in's Mutterhaus zurück berufen wurde, Schwester Emilie Heiber im Juli 1864 trat. Möge das schwere, aber gesegnete Amt unserer Diakonissen Gottes besonderem Schutze empfohlen sein.

Dem Antrage des evangelischen Diakonissen-Kranken-Vereins zu Reichenbach, den beiden hierorts beschäftigten Diakonissen gegen Entgelt innerhalb unseres Ordenshauses Wohnung, Pflege und Kost zu gewähren, wurde bereitwilligst Folge gegeben, da es dem Vorstande angelegen sein mußte, dies heilsame Werk auf jede mögliche Weise auch seinerseits zu fördern. Die beiden Schwestern haben seit längerer Zeit ihr Domicil bei uns bezogen.

Die Zahl unserer fünf Freibetten hat sich seit vorigem Jahre nicht vermehrt.

Verpflegt wurden im Verwaltungs-Jahre 1864 im Ganzen 205 Individuen; von diesen waren: Evangelische 130, Katholische 75. Gestorben sind 16 Personen.*)

Zu besonderer Freude hat es uns gereicht, die in unserer Anstalt vorgenommenen, oft schwierigen Operationen und Amputationen unter Gottes Beistand von besonders glücklichem Erfolge gekrönt zu sehen.

Ein genauer Rechnungs-Abschluß über unser Haus und die aus unserer Freunde Barmherzigkeit gespendeten Gaben, so wie die durch unseren Orden überwiesenen Gelder liegt bei.

Besonders anerkennend und dankbar müssen wir des Legats der hierorts unterm 24. Januar 1865 verstorbenen, verwittweten Frau Bleicher Rudolf, Marie Elisabeth, geb. Neumann, gedenken, welche laut ihres am 6. October 1856 errichteten und am 7. März d. J. publicirten Testaments, unserer Anstalt die Summe von 100 Thlr. Staatsschuldscheinen zugewendet hat.

Unser Inventarium hat einen bedeutenden Zuwachs durch Uebersendung von aus den aufgelösten Kriegshospitälern des Ordens herrührenden Utensilien, welche uns durch den Herrn Ordenskanzler, Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, überwiesen wurden, erhalten und ist dadurch ein wahrhaft reichhaltiges und allen Anforderungen entsprechendes geworden.

Der Herr Johanniter-Ritter v. Thielau gedachte am heiligen Weihnachtsabende werkthätig unserer Kranken.

Einen schweren Verlust erlitt unser Vorstand durch den am 5. Januar d. J. erfolgten Hintritt unseres theuren Ordensmitgliedes, des Grafen Friedrich zu Stolberg-Wernigerode auf Peterswaldau. Wer dem edlen Heimgegangenen nahe gestanden hat, der weiß, daß sein ganzes Streben nichts war als eine fortlaufende Kette von Liebeswerken, als eine ununterbrochene Sorge für die leidenden Brüder, und die Quelle seiner Barmherzigkeit keine andere als die innigste Liebe zu dem ewigen Samariter, den er bekannte, im Leben, wie im Sterben. Sein Andenken wird uns zum bleibenden Segen sein.

Möchte der Geist, welcher allein um des Herrn willen uns treibe zu dem, was uns befohlen ist, auch bei uns immer mehr Gestalt gewinnen! Dann wird uns das Gelingen nicht mangeln, und wir werden Arbeiter sein nach dem Herzen Gottes und nach dem Worte Petri, wenn er spricht:

„Machet eure Seelen keusch im Gehorsam der Wahrheit durch den Geist zu ungefärbter Bruderliebe."

Der dem Jahresberichte beigefügten ausführlichen Rechnungslegung entnehmen wir die nachstehenden Notizen:

	Thlr. Sgr. Pf.
Die Einnahme betrug	3863. 7. 11
(Darunter: Beihilfe aus der Balley-Kasse zum Ankauf eines Grundstücks 1000 Thlr., aus der Kasse der schlesischen Genossenschaft 400 Thlr., Beiträge zur Unterhaltung von Freibetten 360 Thlr., (davon zahlten 6 Johanniter-Ritter 330 Thlr.,) in den 71 Ortschaften des Kreises Reichenbach gesammelt 859 Thlr. 14 Sgr. 2 Pf., Beitrag der Stände des Kreises Reichenbach 500 Thlr., Abonnementsgelder von Handwerksgesellen-Genossenschaften und von Dienstboten 132 Thlr. 15 Sgr. 5 Pf., gezahlte Kurkosten 588 Thlr. 24 Sgr., Geschenke, Collecte am Jahresfest rc. 130 Thlr.)	
Die Ausgaben stellten sich auf . .	3081. 13. 2
Blieb ultimo 1864 Bestand	781. 24. 9

Die Aufnahme und Verpflegung der Kranken erfolgt nach den Statuten entweder unentgeldlich, soweit es die gestifteten Freibetten gestatten, oder sofern der Kranke ein „Landarmer" ist, oder gegen Zahlung von 3 Sgr. täglich, wenn der Kranke von einem Orts-Armen-Verbande des Kreises eingebracht wird; 5 Sgr. werden täglich gezahlt, wenn der Kranke von andern Verbänden oder Privaten eingebracht wird. 15 Sgr. täglich sind zu zahlen, wenn der Kranke ein besonderes Zimmer fordert; endlich gegen ein Abonnement von 15 Sgr. pro Jahr und Person, wenn dieser Betrag mindestens 4 Wochen vor Aufnahme des Kranken eingezahlt worden ist.

Der Yankee.*)

(Ethnologische Skizze nach A. Douai.)

Wie alle Anglo-Amerikaner unterscheidet sich der Yankee von seinem Stammgenossen, dem Engländer, durch eine größere Leibeslänge, eine viel geringere Fettentwickelung, eine schmalere Schädel- und Gesichtsbildung, eine größere Nervösität, eine größere Veränderlichkeit in der Stimmung, in den Neigungen und Beschäftigungen; eine viel größere Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung; einen Mangel an Kindlichkeit, Herzlichkeit, Gemüth, an Jugend; durch zu frühe Reife und zu frühes Alter.

Von allen andern Anglo-Amerikanern unterscheiden sich die Yankees auffällig durch dankbares Andenken an

*) Die Zahl der Krankenverpflegungstage betrug 4534, so daß jeder Kranke durchschnittlich 23 Tage verpflegt worden ist.

*) Aus: „Der Ansiedler im Westen". Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für die deutsch-evangelische Mission in Amerika. Verlag von Wiegand und Grieben, Berlin, Linkstraße Nr. 7. Preis des Jahrgangs von 12 Bogen, 10 Sgr.

das Mutterland und steten Zusammenhang mit seinen geistigen und sittlichen Bestrebungen; durch Beibehaltung manches Altenglischen, z. B. im Bau und in der Einrichtung der Wohnungen, einzelner weniger Feste und geselliger Gebräuche, durch Anknüpfung von Bekanntschaften und Briefwechseln mit Engländern; durch Vorliebe für das Landleben, und Sinn für landschaftliche Schönheit und häuslichen Komfort und Nettigkeit. Es geht sogar durch die gebildeten und reichen Neu-Engländer ein krankhafter Zug der Bewunderung alles Englischen auf Kosten alles Amerikanischen, ja, der Bewunderung englischer Monarchie und Aristokratie auf Kosten der amerikanischen Demokratie.

Derselbe ist bei edleren Charakteren hauptsächlich daraus zu erklären, daß der Kampf der Bildung mit der Rohheit hier zu Lande durch Boden, klimatische und geschichtliche Verhältnisse so sehr erschwert, und eine Flucht aus der Berührung mit dieser Rohheit hinweg kaum möglich ist. Ferner unterscheiden sich die Yankees von allen andern Anglo-Amerikanern durch eine weit reichere geistige Anlage und größere Willenskraft und Ausdauer. Von den 3—4000 Patenten für neue Erfindungen, welche jährlich in der Union ertheilt werden, kommt in der Regel eine volle Hälfte auf das kleine Neu-England. Die hervorragendsten der im Lande gemachten Erfindungen, wie die der Cottonpresse, des Dampfschiffes, der Nähmaschine, des Dampfpfluges, der Mähmaschine, stammen alle von Yankees her. Die bedeutenderen Schriftsteller und Dichter, Longfellow, Bryant, Hawthorne, Margaret Fuller, die Frau Beecher-Stowe, Wendell Holmes, Theodor Parker, Everett, Emerson u. s. w. sind alle Neu-Engländer; von den Künstlern sind es bei weitem die meisten, von den Staatsmännern waren es wenige, aber gerade die genialsten, wie Otis, Hunck, die beiden Adams und Webster. Der erwähnte krankhafte Zug nämlich, die Scheu vor der demokratischen Rohheit, hält die begabten Yankees von der Betheiligung an der Politik ab, und nur Talente dritten, vierten, fünften Ranges vertrauen sich dieser stürmischen See an. Die Geschichtsschreiber und wissenschaftlichen Forscher sind fast alle Yankees, wie Franklin, Olmstead, die beiden Silliman, Gould, Bancroft, Preskott, Squier, Gray, Hitchcock, Mitchell u. v. A. Von den großen Rednern, besonders den geistlichen, den großen Rechts-Gelehrten, Aerzten, Seehelden, kurz von den berühmten Fachmännern aller Art haben die Yankees mehr als ihren Antheil aufzuweisen.

Der Yankee trägt, selbst wenn er in den abgeschiedensten Gegenden wohnt und von der Schule nicht berührt worden ist, ein intelligentes Aussehn, einen verständigen, prüfenden Blick, eine Anstelligkeit und Fähigkeit, in schwierigen und ungewohnten Lagen sich selbst zu helfen, wie man dies an Europäern unter ähnlichen Umständen nicht findet. Außerdem kennzeichnet ihn schon für die oberflächlichste, weit mehr noch für die genauere Beobachtung eine eigenthümliche Würde, ein sichres und festes Auftreten und ein vorwaltender Ernst, alles dieses in höherem Grade als die übrigen Anglo-Amerikaner. Von diesen unterscheidet er sich auch in der Regel sofort durch ein gesittetes und anständiges Betragen, wenn er auch hierin dem gebildeten Franzosen oder Deutschen noch nicht gleichkommt.

In der alten Welt waltet hierüber ein Mißverständniß ob. Da man auch wohl alle Anglo-Amerikaner Yankees genannt hat, und da europäische Reisende mit allen anderen Anglo-Amerikanern weit häufiger als gerade mit den Neu-Engländern zusammenzustoßen pflegen, so denkt man sich den Yankee drüben à la Heine „als amerikanischen Gleichheitsflegel, der ohne Spucknapf spuckt und ohne König kegelt.“ Nichts kann verkehrter sein.

Dieses Bild paßt wohl auf die Bewohner der Sklavenstaaten und die rohere Bevölkerung der freien Mittelstaaten. Diese liegen auf dem Rücken, die Füße höher als der Kopf, die Fußsohlen oft über einen Balkon hinausgestreckt, diese kauen Taback und spucken in allen Richtungen umher; diese werden durch unhöfliches Betragen lästig, mengen sich in Alles und verdienen den Namen „Gleichheitsflegel“. Natürlich giebt es auch hier Ausnahmen. Der eigentliche Yankee aber hat in der Regel eine große Abneigung vor solchen Gewohnheiten und bekämpft sie, gleichwie das übermäßige, ja, oft alles Trinken geistiger Getränke. Er ist in der Regel verschlossen, und obwohl er mitunter durch neugierige Fragen lästig fällt, so läßt er sich doch leicht in seine Schranken zurückweisen, wird nicht grob und scheut alle Rohheit. Er ist reinlich und nur zu geneigt, europäische Moden in Umgang, Sitten, Kleidertracht und Luxus aller Art mitzumachen. Er gesteht Anderen jede Freiheit zu, welche er für sich selbst beansprucht, und hat fast eben so viel Gleichheitsgefühl ohne Ziererei, als die Franzosen. Das feine, leichte, gesellige Benehmen der Franzosen und ihr Gleichheitsgefühl macht deshalb bei den Yankees entschiedenes Glück und wird selten hinter dem Rücken verspottet wie bei den Engländern.

Der Neu-Engländer liebt die geistige und moralische Bildung, das ist dasjenige Merkmal, welches ihn am stärksten von andern Anglo-Amerikanern unterscheidet. Die andern, wenn sie nicht geradezu mit ihrer Rohheit prahlen, suchen in der Regel die Bildung um des „Scheines“ willen, und sind kirchlich und bigott, um für sittlich zu gelten. Die Yankees wollen in der Regel gebildet sein und sind moralische Rigoristen, so weit sich Beides ohne allzugroße Anstrengung und Entbehrung erreichen läßt. Beide haben keine wahre Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, natürlich mit einzelnen höchst ehrenwerthen Ausnahmen. Der Yankee aber bringt verhältnißmäßig ungeheure Opfer für die Pflege dieser drei höchsten Güter, und das ist das Höchste, was ihm sein Naturell erlaubt. Die übrigen Anglo-Amerikaner dagegen bekämpfen in ihrer großen Mehrzahl das Wesen dieser Güter und streben höchstens nach dem Besitz ihrer täuschenden Oberfläche. Heuchelei und Lüge sind ihnen zur andern Natur geworden, natürlich auch hier mit einzelnen vortrefflichen Ausnahmen, zu welchen wir hier als eine Klasse die Quäker der Mittelstaaten rechnen müssen. Der kleine Staat Massachusetts zahlt, während alle seine Ausgaben in Friedenszeiten kaum eine halbe Million übersteigen, für seine öffentlichen Schulen anderthalb Millionen jährlich, und aus Privatmitteln fließt wenigstens das Doppelte dieser Summe jährlich für Erziehungszwecke. Derselbe Staat gründete die ersten Blin-

den-, Taubstummen- und Blödsinnigen-Anstalten im Lande, und zwar nach dem Muster der besten europäischen, und machte Propaganda für Einführung derselben auch in allen übrigen Staaten. Seine Irrenanstalten, Zufluchtshäuser, Waisenhäuser, Hospitäler, Strafanstalten und Armenpflege sind alle musterhaft zu nennen. Seine Polizei übertrifft selbst die englische in Rücksicht auf öffentliche Gesundheitspflege, Reinlichkeit und Anstand in den Straßen, Wegebauten, Fürsorge für Noth- und Hülflose, Artigkeit gegen das Publikum, Verschönerung der öffentlichen Spaziergänge u. s. w. Es gibt in Boston allein zwei große Bibliotheken, die eine von 700,000, die andere von 150,000 Bänden, deren Benutzung Jedermann unentgeltlich freisteht und deren Auswahl wenig zu wünschen übrig läßt; und es giebt in den Neu-Englandstaaten Hunderte solcher öffentlichen Bibliotheken, beinah' in jedem Township eine, mit mehreren Millionen gut ausgewählter Bände zusammen. Von Massachusetts ging auch die erste Anregung zur Reform des Schulwesens nach deutschem und schweizerischem Muster aus. Horace Mann bekam die Aufgabe zur theilweisen Durchführung dieses Musters in den öffentlichen Schulen; und es wurden für den Staat vier Lehrerseminare für Volksschullehrer gegründet, ein Beispiel, welches in anderen Staaten nachgeahmt zu werden beginnt. Die Aufmerksamkeit, welche von ganz ausgedehnten Kreisen Gebildeter den Schulen und ihren Verbesserungen gewidmet wird, ist höchst erfreulich und mit vielen Opfern an Zeit und Kraft verbunden. Die Gesetzgeber lassen sich häufig von ausgezeichneten Sachkennern Vorlesungen in ihrer Halle über Schul- und Erziehungswesen halten, und der Naturforscher Agassiz hatte diese Auszeichnung mehrfach, wobei er für Einführung des „gegenständlichen" oder „Anschauungs-Unterrichts" wirkte.

Die übrigen fünf Neu-Englandstaaten folgen dem von Massachusetts gegebenen Beispiele, da er für sie alle der Mutter- und Musterstaat ist. Es herrscht zwischen ihnen ein Wetteifer, sich einander in Anstrengungen zu überbieten; und dieser Wetteifer pflanzt sich auch in alle diejenigen Staaten und Theile von Staaten fort, wo die Yankees die Oberhand haben, und wirkt als ein wohlthätiges Beispiel auf diejenigen Staaten ein, wo dies nicht der Fall ist. Zweierlei Einrichtungen sind allen Yankee-Bevölkerungen gemeinsam, welche der Bildung schon Erwachsener dienen: die öffentlichen Vorlesungen und die Debattir-Gesellschaften. Die ersteren erstrecken sich über alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst und werden von beliebten und berühmten Fachgelehrten, Philanthropen, Aufklärern und Schöngeistern gehalten, an welche zu diesem Behufe Einladungen ergehen. Die Zuhörerschaft findet sich auf dem Wege der Subscription zusammen, und das Honorar für einen Vortrag ist ansehnlich, 20 bis 100 Dollars. Die „Lecturer" sind eine ansehnliche Zahl und die meisten leben von ihren Vorträgen. Charlatane können darunter nicht lange eine Rolle spielen. In den Debattir-Klubs finden sich die jüngeren Männer des Orts zusammen und verhandeln über einen allgemein verständlichen Gegenstand in geregelter Disputation, um sich Redegewandtheit und Ideen-Klarheit anzueignen, welche im hiesigen Leben so nützlich sind. Es wird dabei natürlich viel leeres Stroh gedroschen, aber immer in ziemlich beredter Form.

Der Yankee geht auch in die Kirche, mehr um für seinen rastlos tüftelnden Geist Beschäftigung, als um für sein Gemüth Erbauung zu finden. Sein Prediger muß ein tüchtiger Redner, ein gewandter Dialectiker, ein Mann von vieler Bildung und Lebenserfahrung, gedankenmächtig und formgerecht sein; bloße „Salbung" thut es nicht. Originalität und Kraft werden an ihm hochgeschätzt. Die Frauen schwärmen für ihren Prediger und überbieten sich darin, ihm ihre Anerkennung durch allerhand Aufmerksamkeiten und gelegentlich auch Geldgeschenke zu beweisen; zumal wenn er sich in seinem Amte die so häufige Brust- und Stimmen-Angegriffenheit der hiesigen Prediger zugezogen haben sollte. Die Geldgeschenke fallen dann gewöhnlich so reich aus, daß derselbe ein Jahr lang auf eine Erholungsreise gehen kann. Die Gehalte der Geistlichen sind ansehnlich, die Kosten der Mitgliedschaft bei einer Kirche überhaupt beträchtlich. Nicht selten ist das Kirchgebäude (deren es nur kleinere, aber in um so größerer Zahl giebt, im Durchschnitt eines auf tausend Seelen) Eigenthum des Predigers; immer ist es freundlich, im Winter geheizt und der Fußboden mit warmhaltenden Teppichen belegt, selbst bei den streng puritanischen und methodistischen Secten, welche jede Ausschmückung desselben und den Gebrauch der Orgel verschmähen. Orgel und Organist sind gut, ein vierstimmiger gemischter Chor von bezahlten oder freiwilligen Sängern immer vorhanden. Kirchen, welche überhaupt Glockenthürme gestatten, haben (mit Ausnahme der bischöflichen) in der Regel nur eine Glocke. Die Mitgliederzahl ist in der Regel gering, und Bau und Reparaturen am Gebäude kosten viel. Der Aufwand wird in durchaus freiwilliger Weise bestritten, in der Regel durch Versteigerung der Sitzplätze, welche bei beliebten Predigern oft tausend Dollars und darüber das Jahr für eine Familie kosten. Dem Yankee gehört allerdings die Mitgliedschaft in einer religiösen Gemeinde zur „Respektabilität"; es macht aber keinen wesentlichen Unterschied, in welcher, und ob selbst in einer freisinnigen. Die Reichen haben meist ihre exclusiven Kirchen, in welchen mit der Frömmigkeit eben so gut als mit dem Reichthum Schau getrieben wird. Im Ganzen aber muß man aus den schweren Opfern, welche den Yankees ihre Kirchlichkeit kostet, aus ihrem oft dreimaligen Kirchenbesuch des Sonntags und meist noch einmal außerdem in der Woche, und aus der lebhaften Besprechung der gehörten Predigt schließen, daß es ihnen Ernst um die Sache sei, und daß es der geistige Gehalt der Predigten vorzugsweise ist, was sie anzieht. Die mehr gläubigen Secten lassen es sich bekanntlich schweres Geld kosten, die Bibel zu verbreiten und Kolporteure durch das Land in alle Welt zu schicken, Missionen für Heiden, Juden und Katholiken zu unterhalten, arme Kirch-Gemeinden ihres Bekenntnisses beim Bau von Kirchgebäuden zu unterstützen, Reiseprediger und Prediger auf offner Straße zu unterhalten. Die bischöfliche Kirche zählt unter den Yankees äußerst wenig Anhänger, zahlreicher noch sind die gänzlich Ungläubigen, welche aus Grundsatz die „Respektabilität" nicht mit „Gewohnheits-Kirchlichkeit" oder „Heuchelei" erkaufen wollen, und noch häufiger die religiös Gleichgiltigen aller Bekenntnisse, welche sich zu gar keiner Kirche halten, und natürlich in der Regel eine rohere Schicht der Bevölkerung ausmachen. Der „Spiritualis-

mus", d. h. die Lehre, daß man sich mit den Geistern Verstorbener in Verbindung setzen könne, hat Etwas ziemlich Verführerisches für die Yankees. Die Spiritualisten behaupteten, anderthalb, ja selbst vier Millionen Anhänger in der Union zu haben, gewiß und charakteristisch ist aber nur, daß zu ihren Gläubigen besonders viele Freidenker zählen, welche noch auf dem Uebergang zu gänzlichem Unglauben begriffen sind, und daß diese ganze Lehre im Interesse des Unglaubens, hauptsächlich von Andrew Jackson Davids und einem Richter Edwards erfunden wurde, und auf dem Grundsatze der Autonomie des Geistes fußte, um dem mangelnden moralischen resp. unmoralischen Muthe der Yankees eine Brücke von der Orthodoxie zur Vernunftreligion zu bauen. Die bisherigen Erfolge weisen mehr auf ein System der Vernunft. Man bekommt einen Begriff von der großen geistigen Begabung der Yankeeinnen, wenn man weiß, daß es zahlreiche „Medien" oder Vermittlerinnen mit der Geisterwelt giebt, gescheidt und gewandt genug, um große Kreise freidenkender Yankees an sich glauben zu machen; von diesen „Medien" hat Fräulein Cora Hatch den größten Ruf. Die scrupulöse Heilighaltung des Sonntags oder des „Sabbaths", wie er in dieser Verbindung heißt, ist dem Yankee eigenthümlich, läßt aber neuerdings von ihrer Strenge nach (in Folge deutschen Einflusses), und sacred concerts, wobei sehr weltliche Musik gemacht wird, reißen auch im Yankeelande ein. Früher wurde in keiner Yankeehaushaltung des Sonntags gekocht, sondern „Pumpernickel" (brown bread) und gekochte Bohnen wurden kalt genossen; jetzt führt die Mehrzahl der Yankees auch Sonntags warme Küche und die beste Kost.

Der Yankee wird von den übrigen Anglo-Amerikanern des „Fanatismus" in Ueberzeugungssachen beschuldigt, und unkundige Ausländer sprechen dies nach. Sie berufen sich darauf, daß im ersten Jahrhundert der Ansiedlung von Massachusetts Hexen (in Salem) lebendig verbrannt wurden, und eine Quäkerin ihres Glaubens wegen (auf dem Common in Boston) gehängt worden sei. Das ist wahr, es geschah aber zu einer Zeit, da Hexen in der ganzen gebildeten Welt noch lebendig verbrannt und Quäker auch in England nur durch des reichen und mächtigen Penn Einfluß vor dem Hängen bewahrt wurden. Es ist ebenfalls wahr, daß die alten Puritaner sehr unduldsame Gesetze erließen. Es war dies aber die einzige Möglichkeit für sie, sich vor dem Zufluß des sittenverderbten Auswurfs des Englands ihrer Zeit, wie er nach Süden strömte, zu schützen und eine Musteransiedlung zu begründen. Jene Gesetze sind längst abgeschafft. Das eine Extrem hat in großem Maße kein anderes hervorgerufen, und die Yankees sind längst ohne Frage die duldsamsten und verträglichsten aller Anglo-Amerikaner. Sie feiern jetzt sogar — welcher Gräuel für ihre Altvordern — katholische Festtage, wie Weihnachten und Ostern mit, tanzen und vergnügen sich des Sonntags, hier muß man sagen leider! ganz wie ihre irischen und deutschen Mitbürger. Daß sie nachgrade fast alle die grundsatztreuesten Feinde der Sclaverei geworden sind, nachdem sie drei Menschenalter lang den Sclavenhaltern die unmännlichsten Zugeständnisse gemacht haben und jetzt sehen, daß Nachgiebigkeit die allerschlechteste Politik ist, das ist es hauptsächlich, was ihnen von den „Fanatikern" der Sklaverei zu obigem Beinamen verholfen hat. Das wird sie in den Augen der Deutschen nur höher stellen. Eine Spur des alten puritanischen Fanatismus aber lebt allerdings noch in ihren Temperanz- (Enthaltsamkeit von geistigen Getränken) und Sonntagsgesetzen, und das ist eine heilsame Nothwendigkeitsmaßregel gegen die Partei der Rohheit. Geistige Getränke berauschen hier zu Lande doppelt so stark und verführen noch leichter zum Laster des Trunkes als in Europa. Die bei Weitem größte Masse von Verbrechen und Vergehen werden hier zu Lande im Trunke begangen, und zahlreiche große Unglücksfälle auf Dampfbooten, im Kriege u. s. w., sind auf Betrunkenheit der Beamten und Offiziere zurückzuführen. Im Trunke wird die Ursache der Verarmung mancher Familienväter und die Verlumpung mancher der hoffnungsvollsten und angesehensten Jünglinge gefunden. Die zahlreiche Klasse der „Rowdies" oder „Roughs" (Tagediebe, Klopffechter, Bummler und Ruhestörer) rekrutiren sich nicht blos aus irischen Eingewanderten, sondern auch aus den in der Erziehung verwahrlosten Söhnen der Reichen und gebildeten Tollköpfen, welche sich dem Trunke und schlechter Gesellschaft ergeben. Von dem Unheil, welches die Sklavenhalter-Politik über das Land gebracht hat, ist das Meiste durch die Trunkenheit der rohen und geistig unselbständigen Elemente des Nordens und Südens vermittelt worden. In den Trinkstuben wird die Politik der Partei der Rohheit gemacht. Die äußerst zahlreichen Schnapsverkäufer sind einflußreiche Stimmensammler und Aemterjäger und arbeiten eifrig an der Entwürdigung und Entsittlichung der Nation. Gegen diesen Einfluß des Schnapses (und das Bier und die deutschen Bierwirthe und Brauer spielen neuerdings eine ähnliche Rolle) kämpften die Yankees zuerst durch die in den ersten zwanzig Jahren des Jahrhunderts in der ganzen Welt aufblühenden freiwilligen Mäßigkeitsvereine, welche mit großer Feierlichkeit solche aufnahmen und auszeichneten, die sich aller geistigen Getränke enthalten wollten (gute Biere und Weine gab es damals selten). Da dies nicht genug half, bestürmten diese Vereine bei zunehmender irländischer Einwanderung mit ihrer Trunksucht am Ende die Gesetzgebungen um Verbote des Handels mit geistigen Getränken, außer zu ärztlichen Zwecken. Im Staate Maine wurde das erste derartige Gesetz durchgebracht und hieß deshalb das Maine-Gesetz (Maine-law). — In rascher Folge ahmten die Neu-Englandstaaten und bald darauf auch die meisten südlichen und Mittelstaaten diese Maßregel nach.

Ein dunkler Schatten im Volkscharakter ist noch hervorzuheben. Der Yankee kennt kein schimpflicheres Schimpfwort als liar (Lügner) und rühmt sich, von keiner Nationalität in Achtung der Wahrheit übertroffen zu werden; — und in der That wird das gegebene Wort selten gebrochen und vor Gericht verhältnißmäßig die Wahrheit gesagt. Dabei ist er aber der Erfinder des humbug (geschäftlichen Schwindels; — Ursprung des Wortes ist unbekannt) in seiner höchsten Vollendung und kennt beim Geschäft keinen andern Grundsatz als „die Augen auf oder den Beutel." Er setzt eben voraus, daß Täuschungen im Geschäftsverkehr erlaubt sind und von Jedermann gewohnt werden, daß also Jedermann gegen sie auf

seiner Hut ist oder sein sollte und es sich selbst zuzuschreiben hat, wenn er übervortheilt wird. Dieser rücksichtslose nimmer vor sich selbst erröthende Egoismus tritt noch anderweitig und allgemeiner als in der Geschäftswelt hervor.

In Deutschland kommt es nicht selten vor, daß ein Verbrecher, der bisher unbeargwohnt dagestanden hatte und plötzlich als solcher entlarvt wird, das Uebermaß der Schande, mit welcher die öffentliche Meinung ihn verfolgt, zu ertragen außer Stande, sich selbst entleibt. Wir können uns nicht eines einzigen ähnlichen Falles hier zu Lande entsinnen. Bezeichnend für diesen Mangel an Ehrgefühl ist folgende Mittheilung, welche uns eine geachtete anglo-amerikanische Schriftstellerin machte:

„Im Hause meiner Eltern," erzählt sie, „wohnte zugleich eine sehr arme aber ordentliche deutsche Einwandererfamilie. Ihre Kinder durften mit uns Kindern spielen, und ein Mädchen von neun Jahren war uns besonders lieb. Unser irländisches Dienstmädchen nun bediente sich dieses Kindes, um mehrere kleine Hausdiebstähle auszuführen. Die Kleine mußte allerhand Sachen uns entwenden und dem Dienstboten geben. Es kam heraus, und die Kleine gestand den Diebstahl sehr offen. Die Eltern des Kindes waren außer sich über sein Verbrechen und die Schande, welche es über die Familie gebracht habe. Sie züchtigten es hart und oft unter Thränen und eindringlichen Vorwürfen und Vorstellungen. Sie konnten sich lange Zeit gar nicht zufrieden geben, und man sah, wie der Schmerz an ihnen zehrte. „Ich muß gestehen," setzte die Erzählerin hinzu, „daß mir ein ähnliches tiefes Ehr- und Rechtsgefühl an meinen eignen Landsleuten nie vorgekommen ist." —

Literatur.

Evangelischer Kalender, Jahrbuch für 1866. Herausgegeben von Ferd. Piper, der Theologie Doctor und Professor. Berlin, Verlag von Wiegandt & Grieben. 226 S. 8°. (12½ Sgr.)

Der uns vorliegende 17. Jahrgang des „Evangelischen Kalenders" schließt sich würdig den früheren Jahrgängen desselben an. Außer dem gewöhnlichen Apparate aller Kalender enthält derselbe aus der Feder des Herausgebers zwei gelehrte Aufsätze: „Das Paradies und das gelobte Land, vorgestellt auf einem altchristlichen Sarcophag in Marseille" und „Das menschliche Leben, die Weltalter und die dreifache Erscheinung Christi. Sculpturen am Baptisterium in Parma," beide mit Abbildungen; sodann 17 Lebensbilder, und zwar zwei aus dem Leben Jesu: Mariä Heimsuchung, von Dr. Ahlfeld, und der Kampf Jesu in Gethsemane, von Dr. Kögel. Aus der alten Kirche drei: Castus und Aemilius, Märtyrer in Nordafrika, von Dr. Krummacher; Ephraem der Syrer † 379, von Dr. Gelpke; Meletius, Bischof von Antiochien † 381, und das zweite allgemeine Concil zu Constantinopel, von Dr. Erdmann. Aus dem Mittelalter fünf: Augustinus, Apostel der Angelsachen, † 605, von Dr. Schmieder; Alfred der Große, König von England † 901, von Dr. Pauli; Amandus, Wanderbischof, † 679, von Dr. E. Ranke; Rupert, Apostel der Bayern, † zu Anfang des 8. Jahrhunderts, von Dr. Weizsäcker; Johann Wessel, von Dr. Moll. Aus dem Zeitalter der Reformation fünf: Thomas von St. Paul, Märtyrer in Paris † 1551, von Dr. Arndt; Otto Catelin, Märtyrer in Gent † 1554, von Dr. Gelpke; Nicolaus Ridley, Bischof von London, Märtyrer in Oxford † 1555, von Dr. Lechler; Lugi Pasquali, der letzte Prediger der Waldenser in Calabrien, Märtyrer in Rom † 1560, vom Pfarrer Christoffel; Wilhelm Hoseus, Märtyrer in Brüssel † 1566, von Dr. Gelpke. Aus dem Zeitalter nach der Reformation zwei: Paul Gerhardt, Prediger in Berlin, zuletzt in Lübben † 1676, von Dr. Krummacher; Benjamin Schmolk, Prediger in Schweidnitz † 1737, vom Pfarrer Hegler. X.

Im Herbst 1863 setzte die Ostpreußische landwirthschaftliche Centralstelle einen Preis aus für die beste Schrift, enthaltend eine allgemeine faßliche Beleuchtung und Begründung der Erfordernisse, welche an den Bau von ländlichen Arbeiterwohnungen zu stellen sind. Zur Bedingung wurde gemacht, daß dieselbe vorzugsweise die Verhältnisse der Provinz Preußen berücksichtigen solle, und lag dem Preisausschreiben hauptsächlich die Ueberzeugung zu Grunde, daß ein großer Theil der ländlichen Arbeiterwohnungen nicht den Ansprüchen genüge, welche an dieselben gestellt werden müßten, daß es daher für die Gutsherren höchst wünschenswerth sei, eine Anregung und Anleitung zur Ausführung solcher Wohnungen zu erhalten. Unter den eingelaufenen Konkurrenz-Arbeiten wurde von der Kommission der Preisrichter eine Schrift gekrönt, welche von dem Dr. Freiherrn v. d. Goltz, Königl. Domainen-Administrator und Lehrer der Landwirthschaft an der Akademie Waldau, und W. Hinzel, Baumeister und Lehrer der Baukunde und Mathematik ebendaselbst, verfaßt ist. Dieselbe ist nun vor Kurzem (Königsberg und Tilsit. Th. Theile's Buchhandlung. Ferdinand Beyer. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.) unter dem Titel: **„Ländliche Arbeiterwohnungen oder Darstellung der Nothwendigkeit einer Verbesserung der ländlichen Arbeiterwohnungen nebst Vorschlägen und Zeichnungen zu ihrer zweckmäßigen Ausführung"** auch im Druck erschienen. Dieselbe bespricht die Nothwendigkeit guter Arbeiterwohnungen aus Gründen für die Gesundheit und für die Sittlichkeit der Arbeiter, so wie um bei denselben den Sinn für Reinlichkeit, Ordnung und Wirthschaftlichkeit zu begründen und zu fördern. Dann stellt sie die Anforderungen an gute Arbeiterwohnungen im Allgemeinen zusammen. Es folgt eine genaue Anleitung zur Ausführung der Wohnungen unter vollständiger Angabe des zu verwendenden Materials. Der Schrift sind 21 Blätter Zeichnungen und Pläne beigegeben für den Umbau und Neubau aller Arten von zweckmäßigen Wohnungen, und werden sämmtliche Baupläne in einem besonderen Abschnitte des Werks nebst Kostenangaben speziell beschrieben. Die Verfasser haben sich bemüht, die Darstellung und Pläne so einzurichten, daß es dem einsichtigen Gutsherrn leicht wird, nach denselben mit bloßer Zuhilfenahme tüchtiger Handwerker die Wohnungen auszuführen, und die Königliche Regierung zu Königsberg hat Gelegenheit genommen, in dem Amtsblatt die Gutsbesitzer und Landwirthe auf diese verdienstvolle Schrift unter Abdruck eines Theils aus dem zweiten Abschnitte derselben aufmerksam zu machen. (Staats-Anz.)

Am 15. d. Mts. Vormittags 11 Uhr wird im Ständesaale des Königlichen Schlosses zu Königsberg ein Rittertag der preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens abgehalten werden.

Expedition: Wilhelmstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 46. Berlin, den 15. November 1865. **Nr. 46.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Nov. 1865 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Oct. 1865.	Summa: Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sunnenburg:**				
	Bestand am 1. October 1865	46			
	Zugang pro Octaber	7			
		53			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	47	47	1377	54
2.	**Pulzin:**				
	Bestand am 1. Octaber 1865	39			
	Zugang pro Octaber	9			
		48			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	35	25	1005	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. October 1865	24			
	Zugang pro Octaber	4			
		28			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	24	24	729	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Octaber 1865	21			
	Zagang pro Octaber	29			
		50			
	Abgang . .	20			
	Bleibt Bestand	20	30	800	26
5.	**Jüterbug:**				
	Bestand am 1. October 1865	15			
	Zagang pra October	11			
		26			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	23	23	582	22
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Octaber 1865	26			
	Zugang pro October	13			
		39			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	21	31	906	24
7.	**Stendul:**				
	Bestand am 1. Octaber 1865	13			
	Zugang pro Octaber	9			
		22			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	11	11	288	35
	zu übertragen		201	5786	260
	Uebertrag		201	5786	260
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Octaber 1865	24			
	Zugang pro October	15			
		39			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	29	29	857	50
9.	**Erdmannsdurf:**				
	Bestand am 1. Octaber 1865	46			
	Zugang pro October	25			
		71			
	Abgang . .	21			
	Bleibt Bestand	50	50	1473	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Octaber 1865	12			
	Zugang pro October	12			
		24			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	15	15	395	42
11.	**Fulkenberg:**				
	Bestand am 1. October 1865	1			
	Zagang pro Octaber	9			
		10			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	6	6	185	24
12.	**Neusalz n/O.:**				
	Bestand am 1. October 1865	12			
	Zugang pra Octaber	5			
		17			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	10	10	308	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. October 1865	3			
	Zugang pro October	3			
		6			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	4	4	125	6
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Octaber 1865	1			
	Zugang pro October	1			
		2			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	1	1	18	10
	zu übertragen		216	9147	461

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa		Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
			der am 1. Nov. 1865 vorh. Kranken u. Siechen.	der Kranken-Verpflegungstage pro Oct. 1865.	
	Uebertrag		316	9147	461
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. October 1865	1			
	Zugang pro October	—			
		1			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	—	—	7	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. October 1865	4			
	Zugang pro October	8			
		12			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	4	4	148	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. October 1865	15			
	Zugang pro October	—			
		15			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	14	14	454	16
18.	**Altena:**				
	Bestand am 1. October 1865	8			
	Zugang pro October	2			
		10			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	8	8	256	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. October 1865	—			
	Zugang pro October				
	Abgang . .				
	Bleibt Bestand	—	—	—	14
	Zusammen		342	10012	547

Der gesammte Abgang an Kranken pro October 1865 beträgt 131, davon sind:

a) gestorben . . . 15
b) geheilt entlassen . 106
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 10
wie vor 131.

Die Notiz über Zu- und Abgang der Kranken im Ordens-Krankenhause zu Beirut pro September c. kann erst in der nächsten Uebersicht mitgetheilt werden.

Heinrich Freiherr von Reitzenstein, General der Infanterie z. D., Ehrenritter seit 1852, † zu Potsdam 6. November 1865.

Eine Schulenburgische Hospitalstiftung.

(Mitgetheilt vom Hofrath Hesekiel.)

Unter den zahlreichen Wohlthätigkeits-Anstalten, welche ihre Entstehung der Milde oder der Frömmigkeit des Hauses Schulenburg verdanken, ist das Männerhospital zu Burgscheidungen in Thüringen an sich eine der interessantesten, besonders merkwürdig aber wird sie durch den Geist, aus welchem heraus sie gestiftet wurde, so weit solcher sich aus den Verfügungen des Stifters und dessen Lebensgeschichte erkennen läßt. Wir theilen des-halb kurz die Lebensumstände des Stifters, dann aber die Urkunden wörtlich mit.

Der Schulenburgische Besitz zu Burgscheidungen an der Unstrut nimmt übrigens ungefähr die Stelle ein, wo die alte Königsburg der Thüringer, Scheidingen an der Unstrut, belegen war, mit deren Fall auch das große Thüringische Königreich unter Hermanfried im 6. Jahrhundert den Angriffen der Sachsen und Franken erlag.

Levin Friedrich von der Schulenburg, von dem jüngern Hauptzweig der weißen Linie, war am 12. Mai 1670 zu Angern geboren; sein Vater war Heinrich IX. von der Schulenburg auf Angern, seine Mutter Ilse Floria von dem Knesebeck aus dem Hause Tylsen; er war von sechszehn Geschwistern das vierzehnte, und trat kaum sechszehn Jahre alt in Churbrandenburgische Kriegsdienste, von der Pike auf dienend. 1689 wohnte er der Belagerung von Bonn bei, damals war er schon Corporal; am 1. Juli 1690 ward er in der Schlacht bei Fleurus gefangen, es gelang ihm aber, sich aus Philippeville zu flüchten; 1693 erscheint er als Taufzeuge im Angern'schen Kirchenbuche als Fähndrich, mag aber bald darauf Lieutenant geworden sein, denn nach dem Ryswicker Frieden 1697 vermochte ihn sein hochberühmter Verwandter, der Reichsgraf Matthias Johann von der Schulenburg, der nachmalige Venetianische Generalissimus, der damals in Savoyischen Diensten stand, 1698 in seinem Savoyischen Regiment eine Hauptmannsstelle anzunehmen, und am 24. April 1702 erhielt Levin Friedrich seines Verwandten Regiment, da dieser aus Savoyischem Dienst schied, als Obrist. 1704 leitete er die Belagerung von Ivrea mit großer Umsicht, 1706 vertheidigte er ruhmvoll die Citadelle von Turin gegen die Franzosen und wurde General-Major (General de bataglia, maréchal de Camp). Am 1. November 1710 wurde er General-Lieutenant und gewann durch seine glänzenden Dienste so das Vertrauen des ersten Königs von Sardinien (Victor Amadeus), daß ihn dieser 1713 zum Gouverneur von Festung und Provinz Alba ernannte; 1719 wurde er Feldzeugmeister und unterzeichnete als sardinischer Bevollmächtigter 1720 die Convention, durch welche Sardinien an Savoyen kam. Er stand in hoher Gunst bei dem Könige, und dieser suchte ihn zu bewegen, sich ganz in seinen Staaten zu fixiren; Levin Friedrich aber war durch und durch deutsch und Protestant, es wollte ihm trotz aller Ehren nicht wohl werden in dem fremden katholischen Lande; er ging, so oft er Urlaub erhielt, nach Deutschland, kaufte 1722 die Güter Burg- und Kirchscheidungen, ließ ein schönes Schloß zu Burgscheidungen bauen, das er 1728 besuchte. Während seines Aufenthaltes daselbst stiftete er das Hospital, von welchem sogleich die Rede sein wird. Auf der Rückreise erkrankte er und starb zu Turin am 17. Mai 1729. Noch am Tage vor seinem Tode besuchte ihn der König mit dem Kronprinzen und versprach ihm, das Schulenburgische Regiment seinem Neffen Daniel Ernst zu geben. Auf seine Verfügung wurde er in Saint Jean d'Agrogne, einer protestantischen Gemeinde im Gebirge, das Piemont von Frankreich trennt, begraben, sein Herz aber in einer silbernen, vergoldeten Kapsel nach Burgscheidungen gebracht. Des Feldzeugmeisters hohe geistige Bedeutung, sein strenges

Ehrgefühl und seine große militairische Geschicklichkeit haben überall volle Anerkennung gefunden. Levin Friedrich I. war nicht vermählt, das Majorat erbte seines ältesten Bruders Enkel Levin Friedrich II. Das Ansehen, welches sich Levin Friedrich I. in Sardinien erworben, lockte übrigens noch mehrere seines Geschlechts über die Alpen; so dienten den Savoyern Friedrich August II., Levin Friedrichs jüngerer Bruder, welcher 1714 als Obristlieutenant den Abschied nahm, ferner Heinrich Hartwig I., sardinischer Hauptmann, und Christoph Daniel I., beide des Feldzeugmeisters Neffen, von denen der letztere 1744 den Abschied als General der Infanterie erhielt. Heinrich Hartwig II., sardinischer General-Major, war der Letzte seines Geschlechts, welcher das von dem Feldmarschall errichtete deutsche Regiment in Piemont, welches den Namen Schulenburg führte, als Chef commandirte, denn sein Vetter und Erbe Heinrich Moritz diente zwar in dem Regiment, verließ aber den sardinischen Dienst, bevor er zum General befördert werden konnte, und ein anderer Schulenburg fand sich nicht.

Die Verfügungen, welche der Feldzeugmeister unter dem 28. September 1728 über seine Hospitalstiftung gemacht, (vergl. J. Fr. Danniel: Das Geschlecht der von der Schulenburg. Salzwedel 1847, Theil I. Anhang p. 81 ff.) sind folgende:

Nachdem ich Levin Friedrich, Freiherr von der Schulenburg, Sr. Königl. Majestät von Sardinien bestalter General-Feld-Zeugmeister, Obrister über ein Deutsch Regiment zu Fuß und Gouverneur der Stadt und Provinz Alba, Erbherr auf Burg- und Kirchscheidungen, die besondern Wohlthaten des Allerhöchsten bei mir erwogen, indem mich dessen Vaterhand in meinem ganzen Leben so wunderbarlich geführet, aus so mannichfaltiger augenscheinlicher Gefahr errettet und endlich zu solchen Ehren und Vermögen gelangen lassen, daß dessen Güte vor so viele erwiesene Gnade herzlich zu danken und in Demuth auszurufen: Herr, ich bin za geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knecht gethan hast, wohl Ursache habe: so halte vor billig und mich schuldig, der Armuth auch solches mit genießen zu lassen in Betrachtung, daß, was man den Armen Gutes thut, der Heiland, als wie solches Ihm selbsten geschehen, aufnimmt.

Ich habe demnach nicht aus Scheinheiligkeit, sondern in recht guter Absicht aus christlichen Eifer, um aus Dankbarkeit gegen Gott nach den Hungrigen mein Brot zu brechen, und die so im Elend sind, ias Haus zu führen, an der Kirche zu Burgscheidungen ein Hospital gestiftet und eingerichtet, worin allezeit sechs arme Männer auf meine Kosten erhalten werden sollen, der Hoffnung lebend, es werden auch meine Nachkommen der Armuth bedenken, dessen Nothdurft erwägen und so lieb Ihnen ihre zeitliche Wohlfahrt auch Seelen Seligkeit ist, durch fleißige Absicht den Unterhalt der sechs armen alten Männer mehr zu verbessern als zu vermindern suchen, auf daß der Segen Gottes auch auf sie ruhen und es Ihnen wohl gehen möge auf Erden.

Damit aber einem jeden diese Fundation bekannt werden möge, so habe nachfolgende Punkte und Gesetze dabei zu observiren anfügen wollen, als wowider in keine weise zu handeln ist.

Leges oder Gesetze
wonach sich bei dem Hospital oder Armenhaus zu Burgscheidungen zu achten.

1. Sollen in diesem Hospital allezeit sechs arme alte Männer aufgenommen und unterhalten werden, darunter aber keiner sein, der nicht das 60. Jahr erreicht habe, auch unverheirathet sei.

2. Soll keiner daselbst angenommen werden, der noch 50 Meißen. Gulden in Vermögen hat, indem es lediglich auf die Armuth angesehen ist.

3. Es müssen Burg- und Kirchscheidungische Hausarme Leute sein, und die vordem ein gutes Leben und Wandel geführet haben. Sollte es daran in meinen Gerichten ermangeln, so sollen vor allen andern Heßlerische Unterthanen aus denen Bitzenburgischen Gerichten, wenn sie zuvörderst ein gut Zeugniß ihres vorigen Verhaltens vorzulegen haben, eingenommen werden. Jedoch stehet allezeit bei dem Besitzer des Schlosses Burgscheidung die Wahl, wem selbiger es geben wolle.

4. Der Aufgenommene muß an Eides Statt angeloben ein gottesfürchtiges, ehrbares, frommes und züchtiges Leben zu führen. Dafern Er aber einer bösen That, Ueppigkeit, Gotteslästerung, Fluchen und Schwören, oder andrer üblen Aufführung überwiesen würde, soll er des beneficii verlustig sein und das Hospital räumen.

5. Damit auch Gott in diesem Hause seine Ehre erwiesen und die von den Pfarrern denen Hospitalleuthen absonderlich vorgeschriebenen Gebete, welche auf die Dankbarkeit gegen Gott und ihre wohlthäter, ingleichen vor deren langes Leben und zeitliche Wohlfahrt, auch das Aufnehmen der ganzen Familie gerichtet, täglich fleißig gesprochen werden mögen, sollen selbige von Ostern bis Michael, jedesmahl früh 6 Uhr, von Michael bis Ostern aber um 7 Uhr Betstunde halten, wobei insgesammt ein Morgenlied anstimmen, darauf der Morgen Seegen, ein Capitel aus der Bibel, dann das verordnete Gebet (cf. Anlage C.) lesen, hierauf das Vaterunser knieend beten und mit einem Bußliede beschließen; nachdem kann ein jeder an seine Handthierung gehen. Vor dem Mittagsmahl und nach verrichteten Tischgebete sollen die Leute ein Tischlied singen, nach dem Essen aber gleichfalls mit dem gewöhnlichen Tischgebet und einem Dankliede die Mahlzeit beschließen und alsdann ihre Arbeit verrichten. Bei dem Abend-Essen ist es gleichfalls also und nicht anders zu halten. Um 9 Uhr des Abends, durch das ganze Jahr aber sind sie gehalten, wiederum ihre Betstunden wie des Morgens zu halten, und kann zu Anfang ein Buß- oder Kreuzlied gesungen, wieder ein Capitel aus der Bibel und das verordnete Gebet vorgelesen, hierauf ein Lied, wie es die Zeit erfordert, gesungen, nach Endigung dessen aber der Abend Segen gebetet, das Vater Unser auf den Knieen gebetet und mit einem Abendliede beschlossen werden.

Wer nun ohne erhebliche Ursache aus solchen Betstunden bleibet, oder in denselben durch unnütze Geschwätze und sonsten die andern ärgert, und in ihrer Andacht stöhret, soll auf beschehenes Anmelden der andern, welche auf ihr Gewissen solches nicht zu verschweigen gehalten

sind, von dem Pfarrer einen scharfen Verweis bekommen, bei öfterer Wiederholung dessen aber mit Gefängniß bestraft und wenn solches nicht verfangen wollte, aus dem Hospital sofort excludiret werden.

6. Sollen die Hospituliten ohne erhebliche Ursach und Vorbewußt des Pfarrers des Nachts nicht aus dem Hospital bleiben, sondern, so einer auswärtig was zu thun hätte, muß er seine Sachen so einrichten, daß er des Abends bei Zeiten auf's längste gegen 9 Uhr, bei Vermeidung der Gefängniß Strafe wieder zu Hause sein könne.

7. Dem Herrn Pfarrer zu Burgscheidung und dessen Nachfolgern wird, da das Hospital nahe bei seiner Wohnung ist, die Aufsicht über selbiges aufgetragen, welcher auch vor diese suam causam und deren Aufrechthaltung, Kraft seines Amtes, möglichste Sorge zu tragen, das Hospital fleißig zu visitiren, und auf der Armen Aufführung, Leben und Wandel fleißige Obsicht zu halten, sich nicht entbrechen wird.

8. So jemand aus dem Hospital verstirbt, wird der Sarg von der Herrschaft gegeben, der Verstorbene von seinen Kameraden oder in Ermangelung deren, von denen Vorwerks Knechten hingetragen, das Begräbniß aber verrichtet der Pfarrer und Schulmeister um Gottes Willen.

9. Sollen vorstehende Gesetze in dem Hospital öffentlich angeschlagen werden, auf daß selbige allezeit vor Augen sein und von einem jeden gelesen und sich darnach geachtet werden könne.

Wie nun diesen Vorstehenden in allen sowohl bei meinem Leben als nach meinem in Gottes Willen stehenden Tode, so lieb meinen Nachkommen und künftigen Besitzern meiner Güter ihre zeitliche Wohlfahrt ist, genau nachgelebt wissen will, damit bei Unterlassung dessen keinen der darauf gesetzte Fluch und des Höchsten Zorn treffen möge; Also trage ich keinen Zweifel, es werden dieselben aus Liebe zu Gott und der Armuth, auch demjenigen getreulich nachkommen, was ich in so guter Absicht gestiftet habe, auch dem zu folge ein jeder nach seiner Gefälligkeit den Unterhalt dieser sechs Männer eher zu vermehren als zu vermindern suchen, inmaßen Gott von Herzen bitte, daß er zu diesem guten Vorhaben seine Gnade verleihen und geben wolle, daß dadurch bis an's Ende der Welt dessen hochheilige Ehre ausgebreitet, sein Ruhm verkündiget und alles bevorstehende Unglück von mir, meinen Nachkommen und der ganzen Familie abgewendet werden möge; wie denn dessen Güte hierzu allezeit Friede, Gesundheit, nothdürftiges Auskommen und einem jeden zu seiner Zeit einen seligen Abschied aus der Welt und die ewige Seligkeit aus Gnaden geben wolle, welches ich mir und allen frommen Christen von Herzen wünsche und dieses Hospital nebst denen jedesmahl sich darinnen befindenden Armen dem Schutze des Allerhöchsten überlasse. Geben zu Burgscheidungen den 28. September 1728.

Levin Friedrich Freiherr von der Schulenburg.

A. Speisung der Armen im Hospital zu Burgscheidungen.

Sonntag Mittag: Eine Biersuppe, Klöße und jedem ein halb Pfund Fleisch. — Abends: Jedem ein halb Maß Bier zur Märthe und Milchbrey.

Montag Mittag: Eine Suppe aus Erbsen. — Abends: Suppe und Wasserbrey.

Dienstag Mittag: Eine Suppe und Klöße. — Abends: Jedem ein halb Maß Bier zur Märthe oder Suppe und Milchbrey.

Mittwoch Mittag: Buttermilch, Märthe oder Suppe und Sauerkraut. — Abends: Suppe und Zugemüse.

Donnerstag Mittag: Eine Suppe und Klöße. — Abends: Jedem ein halb Maß Bier zur Märthe, oder Suppe und Milchbrey.

Freitag Mittag: Buttermilch, Märthe oder Suppe und Erbsen. — Abends: Suppe und Zugemüse.

Sonnabend Mittag: Suppe und Sauerkraut. — Abends: Suppe und Zugemüse.

Auf die hohen Feste als Ostern und Pfingsten bekömmt jede Person einen Kuchen. Weynachten aber einen Wecken.

Die ersten Feiertage auf alle hohen Feste Mittags: Eine Fleischbrüh Suppe, jedem ein halb Pfund Fleisch und einen Braten alle zusammen. Abends: Jedem ein halb Maß Bier zur Märthe oder Suppe und jedem ein halb Pfund Fleisch. Den andern und dritten Feiertag ingleichen an allen andern einfallenden hohen Festen durch das gantze Jahr und die Kirmse wird wie Sonntags Mittags und Abend gespeiset.

Den ersten Feiertag auf alle hohe Feste bekommt jede Person Mittags und Abends ein Maß Bier.

Den andern und dritten Feiertag, ingleichen des Sonntags und alle andern Feste, auch auf die Kirmse bekommt jede Person nur Mittags ein Maß Bier.

B. Kleidung derer sechs Männer im Hospital zu Burgscheidungen.

Es sollen selbige allezeit nach dem in Piemont stehenden Schulenburgischen Regiment dunkelblaue Röcke mit weißen Aufschlägen und einem weißen kleinen Kragen, dergleichen blaue Kamisol und lederne Hosen, einen Huth mit einer weißen Schnur und weiße Strümpfe tragen, und bekommen selbige alle vier Jahr einen Rock, ein paar wollene Strümpfe, ein paar Kalblederne Hosen, einen Huth, und wird sodann aus dem alten Rock allzeit wieder ein Kamisol gemacht, alle zwey Jahr ein paar Zwillig Hosen und ein paar Leinwand Strümpfe und jährlich ein Hemde, ein Halstuch und ein paar Schuhe.

C. Gebet, so in dem Hospital zu Burgscheidung bei denen Betstunden zu sprechen.

Heiliger, Barmhertziger Gott, lieber himmlischer Vater, du hast Himmel und Erden erschaffen, du ernährest und sättigest täglich alle Creaturen und deine gnädige Füesorge, o Vater, regieret Alles. Wir danken dir von Herzen, daß du uns mitten in dem Schoos der christlichen Kirche hast lassen gebohren werden und durch die heilige Taufe uns zu deinen Gnaden Kindern an und aufgenommen hast. Du lässest uns in deinem heiligen Wort den rechten Weg zeigen, den wir wandeln sollen, und die Straße, so da heißet die richtige, die zum ewigen Leben führet. Wenn wir in der Irre gehen, so ruffest du uns zurücke; du gehest uns nach mit deiner Gnade, und trägest uns mit großer Gedult. Ach Herr, du bist barm-

herzig und gnädig, von großer Güte und Treue, du handelst nicht alsofort mit uns nach unsern Sünden, und vergiltest uns nicht nach unsern Missethaten; sondern wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, so erbarmest du dich, o Herr, über die, so dich kindlich fürchten. Herr unser Gott, groß sind deine Wohlthaten, die du an uns beweisest, wir wollen sie verkündigen und davon sagen, wie wohl sie nicht zu zählen sind. Ja Herr, wir sind viel zu gering aller Barmherzigkeit, die du täglich an uns armen Menschen thust. Wir danken dir dafür von Grund unsers Herzens und bitten dich demüthiglich, du wollest uns ferner ansehen mit den Augen deiner Barmherzigkeit und uns alles dasjenige geben, was uns an Leib und Seel nützlich und ersprießlich ist. Laß dein heiliges Wort ferner unter uns gepredigt werden, und erhalte dasselbe bis ans Ende der Welt.

Nimm in deinen gnädigen Schutz unsere hohe Landes Obrigkeit, befestige ihren Thron, laß Glück und Frieden sein in ihren Palästen, damit wir unter ihnen einen geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseeligkeit und Ehrbarkeit. Sonderlich bitten wir dich, liebreicher Gott und Vater im Himmel, für unsere gnädige Herrschaft, durch Dero besondere Güte und Wohlthat wir täglich verpflegret und versorget werden. Ach Herr, du reicher Seegens Gott, vergilt derselben diese an uns erzeigte Wohlthat mit vielen Tausend Seegen und Wohlergehen! breite über sie aus den Flügel deiner Gnade, begleite sie aller Orten durch den Schutz deiner heiligen Engel, erhalte sie benebst allen Dero hohen Angehörigen bey beständiger Gesundheit, sättige sie mit langem Leben und kröne sie mit Gnade wie mit einem Schilde.

Uebrigens erbarme dich über das kleine Häuflein deiner Gläubigen, und sei du selbst o Herr, eine feurige Mauer um deine Kirche! Wende von uns und unserm ganzen Lande ab Krieg, Hungers Noth, Pestillenz und andere ansteckende Seuchen, bewahre die Früchte des Landes für Hagel, Ungewitter und Ueberschwemmungen, behüte uns für Feuer, großen Wasserfluthen und für allen andern Schaden und Unglück. Gieb uns alles, was wir an Seel und Leib bedürffen und schenk uns endlich aus Gnaden die ewige Seligkeit. Abba lieber Vater erhöre uns um deiner unendlichen Barmherzigkeit willen, ja um deines eingebohrnen Sohnes Jesu Christi unsers ewigen Heylandes und Fürbitters willen. Amen.

Der Evangelische Gustav-Adolph-Verein

hat, wie in der diesjährigen, im September zu Dresden stattgehabten Hauptversammlung berichtet worden ist, seit seinem Bestehen bis zum November 1864 über zwei Millionen Thaler für seine Zwecke verwenden können. Die erste Million ist in den Jahren 1843—1858, mithin in 16 Jahren, die zweite war 1859—1864, also in 6 Jahren zusammengebracht worden. Wenn irgend Zahlen beweisen, so müssen diese es thun. — Von 1863—1864 sind im Ganzen 723 Gemeinden mit 195,634 Thlr. unterstützt worden, im Vergleich zum vorausgehenden Rechnungsjahr 1862/63 ein Mehr von 53 Gemeinden und 16,504 Thlr. Es erhielten nämlich:

6	Gemeinden in	Amerika	1544 Thlr.
10	„ „	Belgien	1224 „
399	„ „	Deutschland	100,990 „
27	„ „	Frankreich	10,949 „
7	„ „	Holland	690 „
3	„ „	Italien	1685 „
206	„ „	Oesterreich	63,955 „
43	„ „	Preuß. Polen	6611 „
4	„ „	Portugal	700 „
4	„ „	der Schweiz	1310 „
17	„ „ „	Türkei	4835 „

Die amerikanische Traktatengesellschaft.

Die amerikanische Traktatengesellschaft hat, wie ihr letzter Rechnungsbericht ausweist, durch den Krieg eher gewonnen, als verloren.

Empfangen an Geschenken aus Vermächtnissen hat sie während des letzten Rechnungsjahres 126,027 Dollars, verkauft für 295,338 Doll., zusammen 421,365 Doll., eine Summe, die mehr beträgt als die Einnahme in irgend einem frühern Jahre, und mit dem Ueberschuß des vorigen Jahres 426,603 Doll. ausmacht. Ausgegeben für Honorar und Herausgabe der Schriften sind 305,270 Doll., für Colporteure, für die Armee, die Marine und die Freigelassenen 68,783 Doll., für das Ausland und die Heidenwelt 5000 Doll., für andere im Bericht des Kassenführers ausgeführte Zwecke 45,280 Doll., zusammen 424,334 Doll., Ueberschuß der Einnahme 2268 Doll.

Gedruckt wurden im Laufe des Jahres 1,044,900 Bücher und 8,718,900 Schriften aller Art; während der vierzig Jahre des Bestehens der Gesellschaft 20,013,793 Bücher und 271,468,913 Schriften. Von dem „American Messenger“ wurden im verflossenen Jahre monatlich 200,583 Exemplare gedruckt, vom „Amerikanischen Botschafter“ 43,667, vom „Child's Paper“ 295,333, zusammen monatlich über eine halbe Million Exemplare von den drei Zeitschriften der Gesellschaft. Die Anzahl der verschiedenen Schriften, welche die Gesellschaft drucken läßt, ist 3517, von denen 691 Bücher sind, außerdem läßt sie 3744 Schriften in 141 Sprachen im Auslande verbreiten.

(N. Ev. K. Z.)

Statistisches.

Der Berliner-Magistrat hat den Bericht über die Verwaltung des gesammten Armenwesens in Berlin für das Jahr 1864 veröffentlicht, aus dem wir die folgenden Notizen mittheilen:

Die Einnahmen der Armendirection betrugen 191,710 Thlr. (1863: 185,416 Thlr.), die Ausgaben 751,124 Thlr. (1863: 715,183.) Es kommt also auf jeden Kopf der Civilbewohner an Ausgaben für das Armenwesen pro 1864 ca. 1 Thlr. 6 Sgr. 11 Pf. (1863: 1 Thlr. 10 Sgr. 3 Pf.) — Die Zahl der Almosen-Empfänger betrug ult. 1864: 6648 (1863: 6555), die der Pflegekinder 3006 (1863: 2844). — An laufenden Portionen wurden monatlich verabreicht an Almosen-Empfänger 6589, an Pflegegeld-Empfänger 2948. Durchschnittlich monatlich betrug die laufende

Unterstützung für einen Almosen-Empfänger 2 Thlr. 19 Sgr. 3 Pf., die Extra-Unterstützung 1 Thlr. 23 Sgr. 5 Pfg. — In den verschiedenen Stadttheilen waren ult. 1864 zur Bequemlichkeit der Suppen-Empfänger 9 Küchen eingerichtet. — Außerhalb der Kranken-Heil-Anstalten wurden auf Rechnung der Kommune in ihren Wohnungen ärztlich behandelt 30,772 Personen. Dankend erwähnt wird, daß der Dr. L. Mayer (Armenarzt für Frauenkrankheiten) seit Jahren unentgeldlich arme Frauen behandelt. — In die Charité wurden 8013 Personen aufgenommen. Die durchschnittliche Verpflegungszeit jeder Person in der Charité betrug ca. 34 Tage; in das chirurgische Universitäts-Klinikum wurden aufgenommen 112 Personen, in Bethanien 407 Personen, in das St. Hedwigs-Krankenhaus 162 Personen, in die v. Graefesche Augenklinik 145 Personen, in das Elisabeth-Kinder-Hospital 9 Kinder. — Die Kapital-Substanz aller bei der Haupt-Stiftungs-Kasse verwalteten Stiftungen betrug ult. 1864: 960,001 Thlr. (hat sich gegen 1863 um 7671 Thlr. vermehrt). — Die Durchschnittszahl der Waisenkinder beträgt von der Civilbevölkerung 0,254 pCt. 1853 betrug diese Zahl 0,503 pCt.

Was das Arbeitshaus und die städtische Irren-Verpflegungsanstalt betrifft, so befanden sich in ersterem durchschnittlich 318, im Filialhospitale 232, in der Irren-Anstalt 338 Personen. Die Zunahme in der Zahl der Geisteskranken ist nicht unbedeutend. An Arrestanten und Corrigenden wurden eingeliefert 1744 Personen. Darunter befanden sich 589 Personen, wegen Bettels, müßigen Umhertreibens, unterlassener Beschaffung eines Unterkommens u. s. w. zur Untersuchung gezogen, also Untersuchungs-Gefangene, von welchen 244 verurtheilt, 388 freigesprochen, 1 entwichen, 1 gestorben, 1 bis zur Rechtskraft des Erkenntnisses entlassen und 4 am Ende des Jahres noch nicht verurtheilt sind, 17 Personen, für welche das Königl. Polizei-Präsidium auf Grund des Vertrages vom 25. August 1856 die Kosten zu tragen hat, und 1138 Personen, welche Strafe, resp. Correctionshaft zu verbüßen hatten.

An Obdachlosen wurden eingeliefert 36 Familien mit 152 Personen, 849 einzelne Personen. Von den 36 Familien kamen zwei Familien im Laufe des Jahres 3 Mal und eine Familie sogar 5 Mal! Von den 849 einzelnen Personen wurden einzelne bis 44 Mal im Laufe des Jahres eingeliefert, so daß sie sich gewissermaßen nur zwischen dem Arbeitshause und dem Polizeigewahrsam bewegten.

Im ständischen Kreis-Krankenhause zu Ohlau in Schlesien wurden im Jahre 1864: 727 Kranke (371 männliche und 356 weibliche, darunter 388 evangelische und 339 katholische) verpflegt, von welchen 679 geheilt, 8 erleichtert und 6 ungeheilt entlassen wurden, während 16 starben (von welchen 2 schon sterbend überbracht wurden) und 18 in der Kur verblieben. Außerdem erhielt noch eine große Zahl ab- und zugehender Kranken ärztlichen Rath und freie Arznei aus der Dispensir-Anstalt des Krankenhauses.

Die in der Anstalt verpflegten 727 Kranken erhielten 9967 Tages-Portionen, so daß mithin im Durchschnitt jeder Kranke 13²/₇ Tage in derselben verpflegt worden ist.

Die Einnahmen incl. des Bestandes aus dem Jahre 1863 und einschließlich der angekauften Staatspapiere

	Thlr.	Sgr.	Pf.
betrugen	6210.	11.	7
Ausgegeben wurden (incl. 1050 Thlr. zur Anlegung neuer Kapitalien) . . .	3416.	13.	—
so daß am Schlusse des Jahres 1864 ein Bestand von	2793.	28.	7

verblieben ist, und eine Verbesserung der Vermögens-Substanz gegen das Jahr 1863 von 543 Thlr. 8 Sgr. stattgefunden hat.

Zum **Bau des Ordens-Krankenhauses in Beirut** sind bis incl. Sonnabend den 11. d. M. eingegangen:

Vom Staatsminister a. D. von Westphalen hierselbst 10 Thlr.; vom Ober-Hof- und Haus-Marschall Grafen von Pückler hierselbst 25 Thlr.; vom Commendator und Canzler Grafen E. zu Stolberg-Wernigerode 50 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Thielau auf Lampersdorf 10 Thlr.; vom Hofmarschall von Meyerinck hierselbst 3 Thlr.; vom Prinzen Friedrich Wilhelm zu Hohenlohe hierselbst 5 Thlr.; vom Generallieutenant von Wangenheim zu Erfurt 5 Thlr.; vom General-Adjutanten und Oberhofmarschall Grafen von Beust zu Weimar 5 Thlr.; vom Geh. Ober.-Reg.-Rath von Klützow hierselbst 5 Thlr.; vom Grafen Moritz zu Bentheim zu Würzburg 3 Thlr.; vom General-Adjutanten Freiherrn von Beulwitz zu Weimar 4 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Badberg zu Dresden 10 Thlr.; vom Staatsminister a. D. Grafen von Pückler auf Schedlau 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Zastrow auf Palzig 20 Thlr.; vom Grafen Alexander von Wartensleben hierselbst 10 Thlr.; vom Kammerherrn von Saldern zu Dessau 5 Thlr.; vom Major im Reg. der Gardes du Corps von Krosigk 5 Thlr.; vom Rechtsritter G. L. W. 5 Thlr.; vom General der Kavallerie von Cosel zu Schwedt 5 Thlr.; vom Oberforstmeister von Dalwitz hierselbst 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freih. von Rigal zu Godesberg 25 Thlr.; vom Kammerh. Grafen Ratibor von Wrschowetz zu Schloß Eller 50 Thlr.; von F. v. P. zu Stettin 25 Thlr.; vom Oberhofmarschall von Wurmb zu Sondershausen 8 Thlr.; vom Landstallmeister von d. Brincken zu Neustadt a. d. Dosse 5 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen von Reichenbach-Goschütz auf Pilsen 5 Thlr.; vom Rittmeister Freiherrn von Wilcke zu Dresden 10 Thlr.; vom Oberstlieutenant Grafen von Hardenberg auf Neuhardenberg 25 Thlr.; vom Hauptmann und Adjutanten Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich der Niederlande Freiherrn von Gödecke im Haag 100 Thlr.; vom Major von Arnstorff zu Neustadt-Eberswalde 5 Thlr.; vom Commendator von Rochow auf Schloß Stülpe 200 Thlr.; vom Rittmeister im Regiment der Gardes du Corps von Rochow 50 Thlr.; vom Generallieutenant Grafen von Lüttichau hierselbst 10 Thlr.; vom Generallieutenant von Fokois zu Erfurt 5 Thlr.; vom Hofmarschall Sr. Majestät des Königs Grafen von Perponcher hierselbst 100 Thlr.; vom Wirkl. Geh.-Rath Grafen von Arnim-Blumberg hierselbst 20 Thlr.; vom Grafen Botho zu Stolberg-Wernigerode zu Ilsenburg 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Woeburg auf Quoben-Schönfeld 3 Thlr.; vom Hauptmann im 4. Garde-Regiment z. F. Freiherrn von Ledebur 3 Thlr.; vom Oberst von Hintzmann-Hallmann zu Schweidnitz 3 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen von Einsiedel auf Creba 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Tiedemann-Brandis auf Wojanow 5 Thlr.; vom Wirkl. Geh.-Rath Grafen von Burghauß zu Breslau 50 Thlr.; vom Kammerherrn von Seydlitz auf Pilgramshain 50 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Maltzahn auf Cummerow 10 Thlr; vom Ober-Regierungsrath von Flack auf Stücken 5 Thlr.; vom Grafen Carl von Görtz zu Schlitz 10 Thlr. Zusammen 1024 Thlr. (Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 47. Berlin, den 22. November 1865. **Nr. 47.**

Marcell von Rappard, Landrath des Kreises Schildberg, Ehrenritter seit 1859, † zu Kempen 7. November 1865.

Brüderliche Vermahnung eines Edelmanns.

(Mitgetheilt vom Hofrath Hesekiel.)

Der verewigte Historiograph der Königl. Armee General von Schöning hatte es unternommen, die Geschichte des edlen Geschlechtes derer von Tümpling, welchem die Königl. Armee mehrere ihrer vorzüglichsten Officiere verdankt, zu schreiben, er wurde bei dieser Arbeit unterbrochen, die nun von Herrn Wolf Otto von Tümpling vollendet und in Druck gegeben worden ist. In dieser saubern und sehr sorgsam ausgeführten Familiengeschichte finden wir einen Herrn Christian August Heinrich von Tümpling auf Sorna und Chursdorf, geboren am 20. Februar 1751, der in seiner Jugend in chursächsischen Militair-Diensten gestanden hat, aber zeitig den Abschied nahm und sich der Verwaltung seiner Güter widmete. Er war mit Caroline Christiane von Reibold vermählt und starb am 11. Mai 1784, erst 33 Jahre alt. Von diesem ächten Edelmann sagt sein Biograph und Geschlechts-Genosse Folgendes: „Seine Seele ging frühe ein zu den himmlischen Wohnungen, die er im gläubigen Vertrauen auf Gottes Gnade und Christi Leiden als seine eigentliche Heimath erkannt hatte. Denn daß Christian ein frommer gläubiger Christ war und seinem Taufnamen Ehre machte, zeigt unter Anderm auch ein Brief, den hier wieder zu geben wir um so weniger unterlassen mögen, als die darin enthaltenen Vermahnungen und Lebensregeln noch heute jedem aus dem Vaterhause scheidenden Sohne zur Beherzigung mitgegeben werden können."

Dieser Brief, den Christian an seinen jüngern Bruder August bei dessen Eintritt in's Pagenhaus schrieb, lautet wörtlich wie folgt:

„Mein lieber Bruder. Da Du lieber Bruder anjetzo den ersten Schritt Deines Glückes machest und Deinen Aufenthalt in der großen Welt und unter fremden Leuten hast, so befiehlt mir mein Herz und meine brüderliche Liebe, in Nachfolgendem einige gute Vermahnungen zu geben, welche mir öfters, wenn ich darnach gehandelt, den vortrefflichsten Dienst gethan. Ich hoffe, daß Du es wohlmeinend aufnehmen wirst, und versichere, daß Du bis an mein Lebensende bei jedem Vorfall und Gelegenheit finden wirst, daß ich recht aufrichtig bin, Dein treuer Bruder

Sorna, am 8. August 1777.

Heinrich Christian August von Tümpling."

„Zuvörderst ist es die größte Nothwendigkeit, unsern Herr-Gott niemalen aus den Augen zu setzen, und ist es die edelste That, seinen Lebenswandel, so viel es nur möglich und menschliche Kräfte zulassen, so einzurichten, wie es Gott in seinem Worte befohlen. Hüte Dich vor allen vorsätzlichen Sünden und gedenke auch in dem größten Getümmel der Welt an unsern lieben Gott. Auch gedenke öfters, daß Du sterben mußt, welches uns Menschen das Allergewisseste ist, auch daß die Stunde unseres Todes uns unbekannt und wir dahero nicht wissen, ob nicht heute oder morgen Gott unsere Seele von uns fordert. Diese Betrachtung wird Dich zu vielen guten Gedanken führen, Du wirst Deinen Lebenswandel untersuchen und gewiß suchen, Deine Fehler zu verbessern. Verlasse Dich auf das Verdienst, Leiden und Sterben unseres Herren Jesu Christi, und genieße mit wahrer Buße den Leib und Blut Jesu Christi öfters. Laß Dich durch das größte Versprechen der Welt nicht verleiten, eine Untreue gegen Deinen Gott zu begehen, und gedenke allemal Deines Taufbundes.

„Deinem Herrn diene treu und ehrlich, vollziehe seine Befehle auf das Ordentlichste, und wenn sie Dir auch noch so sauer werden, so thue doch Alles, was Dein Herr befiehlt, gern. Rede von Deinem Herrn an allen Orten das Beste, und laß alle seine Heimlichkeiten, so Du sie auch erfährst, bei Dir begraben sein. Suche so geschwind als möglich seine Befehle zu vollziehen, und zeige Dich Deinem Herrn, wann Du auch sehr verdrüßliche Umstände hast, allemal mit einem muntern, vergnügten und zufriednen Gesicht.

„Zufriedenheit ist die größte Vergnügung unsers Lebens. Erstrecke also Deine Ausgaben niemals über Deine Einnahmen, untersuche bei jeder Ausgaben und wann sie auch noch so klein ist, ob sie auch höchst nöthig und ob sie, wann du sie unterlässest, nicht mehr Nutzen bringen könnte. Mißgönne nicht Andern ihr Glück, wann Du

siehest, daß sie angesehener, reicher und mehr sein, als Du, und glaube nicht, daß sich alle diese vor glücklich halten, welche die Welt davor hält, denn ich versichere Dich, es fehlt ihnen öfter an der Zufriedenheit. Beobachte also deine Schuldigkeit in Deinem Dienst, hasse alle Verschwendung, und sorge davor, daß Du Deinen gesunden Leib behälst, so wirst Du allemal haben, so viel Du brauchst, und wann Du Nahrung und Kleider hast, so sey zufrieden.

„An Deine Eltern gedenke öfters, und erinnere Dich an ihre guten Vermahnungen. Unsere lieben Eltern haben es sich sehr sauer werden lassen um unsre Erziehung, haben es jederzeit mit uns treulich gemeint und sind gewiß unsre besten Freunde. Flehe also Gott öfters an, daß Er unserer lieben Mutter ihr Lebenstage auf die spätesten Zeiten verlängre, und leiste allemal kindlichen Gehorsam. Und unserm guten seligen Vater seyne Gebeine unter der Erde verehre.

„Gegen Jedermann sey höflich und besonders auch gegen Diejenigen, wo Du glaubst, daß sie Dir Nichts helfen können, denn wer Dir auch nichts helfen kann, kann Dir doch allemal als Dein Feind schaden.

„Da ich noch keinen glücklichen Spieler gesehen, allein sehr Viele gefunden, welche sich dadurch vollkommen unglücklich gemacht, so bitte ich Dich recht sehr, hüte Dich vor allem Spielen, und besonders vor großem Spielen, denn es ist wie eine Seuche, und wer es sich einmal angewöhnet, lässet immer nicht wieder davon ab und machet sich selbst ohne Noth unglücklich.

„Untersuche die Handlungen Deiner Freunde recht, ehe Du sie zu Deinen vertrauten Freunden machest, und wenn Du nicht rechte Proben der Freundschaft hast, so vertraue nicht Deine Heimlichkeiten, denn es kann sich mannichmal umkehren, und alsdann würdest Du immer sehr übel dran seyn.

„Nun bitte ich Dich noch zuletzt, behalte dieses Blatt im Geheimen und gedenke mannichmal daran, ich wollte nicht gerne, daß es weiter gesehen würde. Ich empfehle zu beständigem guten brüderlichen Andenken auch meine Frau und Dein liebes Pathchen, meine kleine Tochter. Beyde werden vor Dich beten und Dich ebenfalls lieb behalten."

August von Tümpling, an den dieser Brief gerichtet ist, wurde in der Folge einer der ausgezeichnetsten Reiter-Officiere der sächsischen Armee, in welcher der Obrist-Lieutenant von Tümpling, welcher 1821 starb, noch immer nicht vergessen ist. —

Athanasius der Große.

Als die grausamen Verfolgungen, welche mehrere römische Kaiser über die Bekenner Christi verhängt hatten, überstanden waren, und Constantin der Große die christliche Religion als Staatsreligion proclamirt hatte, erwuchsen der neuen Lehre große Gefahren aus den innern Streitigkeiten, welche unter ihren Anhängern ausbrachen. Die Lehre des Arius drohte damals das kaum äußerlich besiegte Heidenthum in die christliche Lehre selbst einzuschmuggeln, und es bedurfte der ganzen Beharrlichkeit und Glaubenstreue einer Reihe ausgezeichneter Männer, um diese Gefahr abzuwenden und die Lehre Christi vor heilloser Verweltlichung zu bewahren. Athanasius, Erzbischof von Alexandrien, war einer der weisesten und kühnsten unter diesen Kämpfern. Er war im Jahre 296 nach Christo zu Alexandrien geboren und begleitete den Bischof dieser Stadt im Jahre 325 als Diakon nach Nicäa, wo damals alle Bischöfe der christlichen Welt sich vereinigten, um sich über Dogmen und kirchliche Einrichtungen zu verständigen. Schon hier zog Athanasius die Aufmerksamkeit Aller auf sich, welche mit ihm verkehrten. Er wurde bald die Seele desjenigen Theils der Versammlung, welcher den Glauben an die Einheit Christi mit Gott dem Vater gegen Arius vertheidigte. Mit diesem Glauben verband er eine seltene Gewandtheit, Umsicht und Gegenwart des Geistes. Er wußte seine Gedanken mit bewunderswürdiger Klarheit zu entwickeln, und wenn er in heiligem Zorn entbrannte, war sein Wort wie ein zweischneidiges Schwert.

Fünf Monate nach Athanasius Rückkehr von Nicäa starb der Bischof Alexander und sprach kurz vor seinem Tode den Wunsch aus, daß Athanasius sein Nachfolger werden möge. Die dem Patriarchat von Alexandrien untergeordneten Bischöfe wählten ihn auch wirklich, und die ganze Gemeinde bestürmte ihn, das hohe und schwierige Amt anzunehmen. Kaum aber hatte er es gethan, so begannen die Verfolgungen, denen er sein ganzes Leben hindurch ausgesetzt war.

Der Kaiser Constantin setzte die arianischen Bischöfe, welche das Concil zu Nicäa ihrer Würden entsetzt hatte, wieder ein und verlangte von Athanasius, daß er den Arius selbst wieder in die Kirchengemeinschaft zu Alexandrien aufnehme. Da er sich weigerte, diesem Ansinnen Folge zu leisten, so boten seine Gegner alle möglichen Kunstgriffe auf, um ihn zu stürzen. Unter Anderem hinterbrachten sie dem Kaiser, Athanasius verhindere die Zufuhr des Getreides von Alexandrien nach Konstantinopel. Darob erzürnte der Kaiser so heftig, daß er den Verleumdeten, ohne ihn zu hören, nach Trier verbannte.

Bald darauf, im Jahre 337, starb Constantin, und seine Söhne, welche sich in sein Reich theilten, beschlossen zunächst, die verbannten Bischöfe zurück zu berufen. Athanasius durfte daher ebenfalls nach Alexandrien zurückkehren. Aber dieser Friede währte nicht lange. Constantin der Jüngere blieb im Kriege, und sein Bruder Constantius war den Arianern geneigt. Diese veranstalteten sofort eine Synode zu Antiochien, auf welcher Athanasius von Neuem seines Amtes entsetzt und ein Priester, Namens Gregor, zu seinem Nachfolger erwählt wurde. Dieser ließ durch Soldaten die Hauptkirche zu Alexandrien erstürmen, in welche die zahlreich versammelte Gemeinde ihn nicht einlassen wollte. Athanasius mußte fliehen und ging im folgenden Jahre nach Rom. Nachdem er drei Jahre hier verweilt hatte, ging er auf den Rath des Kaisers Constans nach Gallien, bis die allgemeine Synode zu Sardike (347) ihn in seine Würde wieder einsetzte. Hundert und siebzig Bischöfe aus dem Morgen- und Abendlande sprachen ihn frei von allen Beschuldigungen, welche gegen ihn erhoben waren, und er durfte im Jahre 349 zu seiner Gemeinde zurückkehren, von welcher er mit Jubel empfangen wurde. Die Kirchen

konnten die Menge der Hinzuströmenden nicht fassen; jedes Haus Alexandriens glich einem Tempel der Liebe und der Dankbarkeit.

Seine Amtsthätigkeit in dieser Zeit schildert uns einer seiner Zeitgenossen folgendermaßen: „Er lebte, wie er lehrte, und wie er lehrte, so duldete er. Sein Leben nach der Wiederkehr widersprach dem Empfange nicht. Alles stimmt bei ihm, gleich wie auf einer Harfe, zusammen: Leben, Lehre, Kampf, Gefahr, seine Sitte, vor und nach der Wiederkehr. Als er wieder im Besitze seiner Gemeine war, begegnete ihm nicht, was Vielen, die alles, was ihnen entgegen ist, umwerfen, wenn es auch nach so sehr der Schonung werth wäre. Mit solcher Milde und Schonung behandelte er die, welche ihn beleidigt hatten, daß selbst diese nicht sagen konnten, seine Rückkehr sei ihnen lästig geworden. Allerdings reinigte er den Tempel von denen, die das Heiligthum schändeten und Christum verkauften; aber er griff nicht zur Geißel, sondern nur zur Kraft der Rede. Er söhnte die streitenden Parteien aus, und zwar so, daß er keines Vermittlers bedurfte. Die gesunkene Lehre richtete er wieder auf. Die Predigt von der Dreieinigkeit stellte er auf den Leuchter und erleuchtete alle Seelen mit der Lehre von dem Einen Gott. Der ganzen Kirche gab er wieder Gesetze und zog jedes Gemüth an, indem er diesem Briefe schrieb, jenen belehrte, während viele andere ungerufen zu ihm kamen, um sich von ihm unterrichten zu lassen. Mit einem Worte, er ahmte die Natur zweier geschätzter Steine nach. Denen, die ihn schlugen, war er wie der Diamant, den Getrennten wie der Magnet, der durch eine geheime Kraft seiner Natur das Eisen an sich zieht und den widerspenstigen Stoff mit sich vertraut macht."

Aber schon im Jahre 350 wurde Kaiser Constans erschlagen. Sein arianisch gesinnter Bruder Constantius wurde nur durch besondere Umstände einige Zeit abgehalten, seine Feindseligkeit gegen Athanasius zu zeigen. Er bedurfte der Hilfe des einflußreichen Bischofs gegen einen Empörer, welcher ein beträchtliches Heer um sich versammelt hatte. Auch dieser bewarb sich um die Gunst des Athanasius; der Bischof aber bewahrte dem Kaiser seine Treue und ordnete öffentliche Gebete für ihn an. Kaum jedoch hatte Constantius seine Feinde besiegt, so ließ er seinem Groll gegen den Bischof die Zügel schießen. Die arianischen Bischöfe erklärten den Kaiser für das Oberhaupt der Kirche, und da Athanasius sich weigerte, die bisherige Selbstständigkeit der Kirche aufzugeben, wurde er von der Synode zu Arles (353) zum dritten Male seines Amtes entsetzt. Da indessen eine große Anzahl von Bischöfen diese Entscheidung mißbilligte, so wurde im Jahre 355 eine Synode zu Mailand abgehalten. Hier erklärte die Mehrzahl der Versammelten sich für Athanasius; der Kaiser zürnte deshalb so heftig, daß er mehrere derselben geißeln ließ und verbannte. Ihre Bischofssitze wurden mit Arianern besetzt. Athanasius entfloh zu den Einsiedlern der Wüste, welche sich standhaft weigerten, ihn auszuliefern. Von hier aus richtete er mehrere Trostschreiben an seine Gemeinde und verfaßte eine Vertheidigungsschrift, welche in allen Ländern des römischen Reiches mit Begierde und Bewunderung gelesen wurde. —

Im Jahre 361 starb plötzlich Kaiser Constantius, und sein Nachfolger Julian erlaubte allen Verbannten die Rückkehr in ihre Heimath. Athanasius aber vermochte nicht sogleich von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, da sein arianischer Nachfolger seinen Sitz nicht verlassen wollte. Aber dies Hinderniß wurde bald beseitigt. Heidnische Bewohner von Alexandrien ermordeten den Bischof, der ihren Gottesdienst verspottet hatte. Jetzt durfte also Athanasius seinen Sitz wieder einnehmen, aber seine Lage war bald wieder so dornenvoll wie jemals vorher. Julian, der Wiederhersteller des Heidenthums, wollte nicht dulden, daß ein so gewaltiger, gewandter und unbeugsamer Vertheidiger des Christenthums wie Athanasius fortfahre, seinen Absichten entgegen zu wirken. Er erließ daher den Befehl: „Ich habe diesen verbannten Galiläern zwar gestattet, in ihr Vaterland, aber nicht zu ihren Kirchen zurückzukehren. Ich befehle demnach dem Athanasius, gleich nach Empfang dieses Briefes die Stadt zu verlassen. Daß ein solcher Ränkemacher dem Volke vorstehe, ist gefährlich; er thut damit groß, sein Leben zu wagen, und er taugt zu nichts, als Unruhen anzustiften." Athanasius mußte sich noch einmal zurückziehen. Zu den Gläubigen, welche weinend Abschied von ihm nahmen, sagte er: „Julian ist eine Wolke, welche bald vorüberziehen wird." Als er den Nil hinauf fuhr, setzte ein kaiserliches Schiff ihm nach, um ihn zu fangen. Athanasius befahl dem Steuermann, umzukehren und wieder abwärts nach Alexandrien zu steuern. Als die beiden Schiffe sich begegneten, fragten die Nachsetzenden die Begleiter des Athanasius, ob sie nicht wüßten, wo dieser sei. Er ist nicht weit von hier! erhielten sie zur Antwort und segelten eifrig weiter, um ihn so schnell als möglich zu fangen.

Die Wolke zog wirklich bald weiter. Julian fiel schon im zweiten Jahre seiner Regierung in einem Kriege gegen die Perser, und Jovian, sein Nachfolger, war ein entschiedener Anhänger der rechtgläubigen Kirche und rief sogleich Athanasius, den er hoch verehrte, nach Alexandrien. Leider regierte er nur acht Monate; ihm folgten seine Brüder Valentinian und Valens, und der Letztere, dem das Morgenland zufiel, war ein Arianer. Im Jahre 367 erging der Befehl, daß alle von Constantius abgesetzten Bischöfe wieder verbannt sein sollten, mithin auch Athanasius. Dieser zog sich daher noch einmal in die Einsamkeit zurück, wurde aber bald darauf von Valens, der eine Empörung der Bewohner von Alexandrien befürchtete, zurückberufen und in sein Amt wieder eingesetzt.

Von nun an blieb seine segensreiche Wirksamkeit bis an das Ende seines Lebens ungestört. Er war der Mittelpunkt aller Bestrebungen, Ordnung und Ruhe in die so sehr zerrüttete Kirche zurückzuführen. Bei ihm suchten die hervorragendsten Kirchenhäupter Belehrung und Rath. Sein Geist, seine Gelehrsamkeit, seine Frömmigkeit wurden von Jedermann anerkannt und bewundert. Jugendliche Rüstigkeit begleitete ihn bis in sein höchstes Alter. Er starb in seinem 77. Lebensjahre.

Das Waisenhaus zu Samarang auf Java.

Eine ganz eigenthümliche Anstalt ist das Waisenhaus zu Samarang, der zweiten Hauptstadt Java's. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, eine katholische und eine reformirte Waisenkammer, worin die Kinder in zwei von einander entfernten Häusern erzogen werden, so daß diese beiden Abtheilungen niemals mit einander in Berührung kommen, obschon beide Waisenkammern unter einem und demselben Curatorium stehen. An diese Waisenkammern müssen nun alle verwaisten ehelichen Kinder der europäischen Bevölkerung abgegeben werden, welche keine Blutsverwandte im niederländischen Indien haben, oder deren Eltern nicht andere testamentarische Verfügungen getroffen haben. Es kommt dort sehr häufig vor, daß, da die Leute gewöhnlich ganz plötzlich sterben, die Kinder sehr wohlhabender Eltern im Waisenhause mit erzogen werden. Alle Kinder genießen nun einerlei Erziehung, gleichviel ob sie arm oder reich sind; das etwaige Vermögen der Waisenkinder wird zu Batavia verwaltet und darüber auch die größte Verschwiegenheit beobachtet, so daß selbst den Vorstehern der Waisenkammern das Vermögen ihrer Zöglinge oft sehr unbekannt bleibt. Da der Unterricht im Waisenhause sehr dürftig ist, dabei aber den Kindern reichliche Bedienung gehalten wird, so bleiben sie stets sehr unwissend und arbeitsscheu. Die Knaben bleiben im Haase bis ins vierzehnte Jahr, von welchem an viele als Schreiber bei den verschiedenen Collegien der Regierung angestellt, bei der Armee engagirt, oder bei einem Geschäftsmann in die Lehre gegeben werden. Die Mädchen bleiben im Waisenhause bis ins zweiundzwanzigste Jahr, wenn sie sich nämlich nicht vorher schon daraus verheirathen, wie es bis jetzt mit wenigen Ausnahmen geschehen ist.

Das Freien im Waisenhause geschieht auf folgende Weise. Man meldet sich beim Vorsteher und zeigt die Certificate der gerichtlichen Behörden vor, durch welche ein untadelhafter Lebenswandel und ein tägliches Einkommen von wenigstens zwei Gulden bescheinigt sein muß. Darauf erhält der Heirathskandidat die Erlaubniß, im Waisenhause zu freien, und wird alsdann in den Saal oder Garten geführt, in welchem die heirathsfähigen Damen, d. h. diejenigen, welche wenigstens vierzehn Jahre alt sind, sich aufhalten, wo der Heirathslustige nun nach Belieben seinen Antrag machen kann. Schon Manchem ist es begegnet, gleich am ersten Tage das Jawort zu erhalten und als beglückter Bräutigam heimzukehren. Nachdem sich der Bräutigam anheischig gemacht, seine Lebenszeit im niederländischen Indien zu bleiben, wird das Brautpaar dem Präsidenten des Waisenhauses vorgestellt, und erhält von demselben sehr väterliche Ermahnungen, worauf die eheliche Verbindung nun unverzüglich stattfinden kann; denn anstatt des Aufgebotes werden die Namen der Brautleute nur an die Rathhausthür angeschlagen. Erst einige Tage nach der Trauung wird den jungen Eheleuten von Batavia aus bekannt gemacht, wie groß oder klein das Vermögen der Frau ist. So oft Mancher, der ein solches Waisenmädchen heirathete, alsdann erst sein ihm verborgenes Glück erfahren hat und unverhofft ein reicher Mann geworden ist, ebenso hat sich Mancher in seinen Erwartungen getäuscht, indem die Frau nur 500 Gulden als Mitgift erhielt, welche aus dem Fonds des Waisenhauses jedem armen Waisenmädchen nach ihrer Verheirathung ausgezahlt werden. — Das Waisenhaus zu Samarang ist im Besitz eines sehr ansehnlichen Vermögens, weil ein Theil der Hinterlassenschaft derer, welche im niederländischen Indien ohne Erben und testamentarische Verfügungen verstorben sind, dem Fonds des Hauses anheimfällt.

Sagen aus dem Bereich der Ritter des deutschen Ordens.

Flugschriften und Schlagwörter (Bonmots) — hervorgegangen aus dem engeren Gesichtskreis betheiligter Zeitgenossen — sind vergleichweis photographische Momentbilder von dieser oder jener Zeitströmung. Aehnlich verhält es sich mit den Volkssagen, Mährchen und Volksliedern. Sie geben ein treues, scharfes Abbild des Geistes und der Gemüthsart einer Nation. Haftend an bestimmten Orten und Personen, sprechen sie correct die Gedanken ihrer Zeit aus.

Die uns aufbehaltenen Sagen aus dem durch die deutschen Ritterbrüder zum Christenthum bekehrten Preußenland gestalten sich, der neuen wunderthätigen Lehre gemäß — als Legenden. Aus einer großen Zahl dieser Sagen*) mögen drei hier aufgezeichnet sein.

1. Eine Verherrlichung des deutschen Ordens. — In der Burg Rheden lebte ein Ordensbruder, Namens Cunibert v. Dagken. Dieser hatte einen schweren Kummer. Er zweifelte daran, daß die Brüder zu Gott kämen, weil sie so viel Menschenblut vergössen, und die Regeln des Ordens minder streng wären als die anderer religiöser Genossenschaften. Er beschloß daher, in eine andere Congregation überzutreten. Bevor er dies Vorhaben ausführte, überraschte ihn mitten in seinen Grübeleien eine Vision. Bruder Cunibert sah sich im Himmel und fand hier Repräsentanten aller geistlichen Orden; nur von dem seinigen war Niemand anwesend. Dies betrübte ihn tief. Da kam zu ihm ein Engel und fragte: „Weshalb weinest Du?" — Als Cunibert nun seinen Gram geklagt hatte, führte ihn der Engel zur Jungfrau Maria, welche umgeben war von den Brüdern des deutschen Hauses. Sie sprach zu Cunibert: „Wenn auch deines Ordens Regeln minder streng sind als wie die der andern, so ist er doch um Nichts geringer." Sodann zeigte die Mutter des Heilands auf die Wunden der im Kampf mit den Heiden getödteten Ritter und sprach weiter: „Erkennst Du nun, daß diese Deine Brüder für den Namen Jesu Christi gelitten haben?"

Bei diesen Worten verschwand das Gesicht. Cunibert kehrte mit neuen Gedanken in die Wirklichkeit zurück. Am nächsten Morgen bekannte er dem Capitel, welche Vorsätze er gehegt, wie herrlich jedoch der Orden vor seinen Augen verklärt worden wäre. Nicht geraume Zeit verfloß, und Cunibert wurde im Kampf gegen die Ungläubigen mit der Märtyrerkrone begnadigt.

*) Die Volkssagen Ostpreußens 2c. Berlin 1837; Nicolai'scher Verlag.

2. Ursprung der Kapelle und des Wallfahrtsorts Heiligenlinde. — Zu Rastenburg warf man einen Missethäter ins Gefängniß. Er hatte den Tod verwirkt. Am Tage vor seiner Hinrichtung erschien ihm in seiner Klause die heilige Jungfrau. Sie redete ihn an mit tröstlichen Worten und gab ihm ein Stück Holz, sowie ein Messer mit dem Befehl, irgend ein Gebild zu verfertigen. Dies hat denn der arme Sünder auch über Nacht gethan; denn als man ihn am andern Morgen dem Gericht vorführte, zeigte er das Stücklein Holz, in das er geschnitzt. Und siehe, man staunte ein prächtiges Marienbild an, in dessen Armen das Kindlein Jesus ruhete. Als nun der Missethäter erzählte, auf wessen Geheiß er dieses Schnitzwerk vollführt habe, gaben die Richter ihn frei. Er ging von Rasteaburg hinaus nach Rössel hin, um — wie ihm ebenfalls die h. Jungfrau befohlen — das Bild an der ersten Linde, welche er auf seinem Wege antreffen würde, zu befestigen. Hier hat nun binnen Kurzem das Marienbild ein Wunder gewirkt und ist bald zu hohen Ehren gekommen. Noch heutigen Tages wallfahrtet man zur Kapelle der „heiligen Linde".

3. Himmlische Hülfe für die bedrängte ecclesia militans. — Da, wo jetzt das Städtchen Fischhausen liegt, staad früher ein kleines Dorf. Hier hatte der erste Samländische Bischof, Heinricus mit Namen, seinen Sitz. Er war ein sehr frommer und gottesfürchtiger Mann. Eines Tages befanden sich außer ihm nur ein Ordensritter und ein Knecht in der Burg, als plötzlich ein großer Haufe heidnischer Preußen erschien, um die Burg zu belagern. Sie begannen alsbald den Sturm, obwohl der Ritter und sein Knecht sich wacker wehrten. Der Bischof betete unterdeß zu Gott um Befreiung von den Helden. Sein Gebet wurde erhört. Die Feinde ließen ab vom Angriff; denn sie wähnten zu sehen, wie Tausende von Streitern auf den Mauern der Burg sich ihnen entgegen stellten. Eilig flohen sie von dannen und beschleunigten, so gut sie konnten, das Fliehen, weil ihre Ohren deutlich den Hufschlag einer verfolgenden starken Reiterschaar vernahmen. Und doch war alles dies Nichts mehr und Nichts weniger als die dunkle Ahnung überirdischer Gewalten und himmlischer Heerschaaren.

(Ernst Graf Lippe.)

Das Diakonissenhaus zu Stockholm.

„Es wird Sie und Ihre Leser interessiren," so schreibt man der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung aus Stockholm, „einiges über die hiesige vor 18 Jahren eröffnete Diakonissen-Anstalt zu erfahren, deren Wirksamkeit eine ausgebreitete und erfolgreiche ist. Im Jahre 1848 machte eine christliche Familie vom Lande, welche den Winter hier zubrachte, ihren Freunden Mittheilung über den Inhalt des dritten Jahresberichts des Diakonissenhauses in Straßburg und man beschloß, darauf Bedacht zu nehmen, auch unter uns eine solche Anstalt zu gründen. Das Weitere ward bis zum nächsten Winter verschoben, und obwohl jene Familie verhindert war, wie sie sonst zu thun pflegte, nach Stockholm zu kommen, so versäumte sie es doch nicht, die hier für diese Angelegenheit gewonnenen Freunde zu ferneren Schritten anzuregen. Die „Blätter vom Rhein" der bekannten und beliebten schwedischen Schriftstellerin Friederike Bremer, in denen diese die Kaiserswerther Anstalten schilderte, trugen das ihrige dazu bei, die Sache in Gang zu bringen, daher am 11. April 1849 sechs Männer und zwei Frauen zu einem Comité zusammentraten, welches sich die Aufgabe stellte, Beiträge für den beabsichtigten Zweck zu sammeln. Anfangs gelang das nicht, als aber ein angesehener Arzt erklärte, daß Seitens seiner Collegen auf allseitige Unterstützung, den Plan auszuführen, gerechnet werden dürfe, entwarf man ein Statut, veröffentlichte die Angelegenheit und hatte nun die Freude, in weiten Kreisen damit Anklang und Hülfe zu finden. Auch eine Vorsteherin ward gefunden, ein Fräulein Marie Cederschjöld, die sich im Frühjahr 1850 nach Kaiserswerth begab und nach Jahresfrist von dort zurückkehrte, nachdem sie noch andere ähnliche Anstalten in Frankreich und Deutschland besucht hatte, um die Eröffnung des Diakonissenhauses in unserer Stadt ins Werk zu setzen. Dies geschah im Juni 1851. Aus dem kleinen Anfang ist nun ein Großes geworden. Die Anstalt besteht aus sechs Abtheilungen: dem eigentlichen Diakonissenhause, dem Krankenhause, der Schule, dem Waisenhause, dem Magdalenenstift und der Rettungsanstalt. Die Zahl der Schwestern beträgt gegenwärtig 97, von denen 52 Diakonissen sind und 45 Probeschwestern. Dieselben arbeiten auf 56 verschiedenen Stellen, hauptsächlich in Schulen, Asylen, Rettungshäusern, Armen- und Krankenhäusern, einige werden auch zur Privatkrankenpflege abgegeben. Die Gaben für die Unterhaltung der verschiedenen Anstalten strömen reichlich herbei, im vorigen Jahre betrug die Einnahme 22,700 schwedische Thaler. Der Vorstand hat ein Grundstück, Stora Ersta auf Södermalm angekauft, wo alle Abtheilungen mit Ausnahme des Rettungshauses Platz gefunden haben. Seit 1862 ist Fräulein Cederschjöld aus Rücksicht auf ihre geschwächte Gesundheit von der Leitung zurückgetreten, und im April 1864 ist in Clara Eckerström eine andere Vorsteherin gewonnen worden. Inzwischen hat der Anstalts-Prediger, Pastor Johann Bring, die Oberleitung geführt."

Die „barmherzigen Brüder"

— deren liebevolle, hingebende Berufstreue als Pfleger der Kranken und Freunde der Armen über alles Lob erhaben ist — konnten in Breslau nicht mehr dem großen Andrang Hülfsbedürftiger genügen. Es wurde daher ein Erweiterungsbau des dortigen Hospitals dringend nothwendig. Man gedachte, dies neue Krankenasyl am 15. October d. J. seiner Bestimmung zu übergeben. Wegen des noch vorhandenen Mangels so mancher zur completten innern Einrichtung erforderlichen Gegenstände hat die officielle Uebergabe verschoben werden müssen (nach neuerdings uns zugehenden Nachrichten, d. d. Breslau 7. November). Inzwischen wurde, um der, wie gesagt, starken Nachfrage zu entsprechen, mit den vorhandenen Mitteln

die Placirung von 37 Kranken in dem eben so würdig wie zweckmäßig hergestellten Neubau ermöglicht. Den Zweck des Hauses veranschaulichend, hat man in dem kleinen Giebel des Mittelbaues, nach der Straße, hin eine Gruppe angebracht. Ein 50 Fuß langer Verbindungsgang (sehr zweckmäßig für die Ventilation) bildet den gradlinigen Anschluß des neuen Gebäudes an das alte, so daß uns beim Eintritt die Perspective eines 375 Fuß langen gewölbten Ganges überrascht (200 Fuß entfallen auf den Neubau). Die neuen Räumlichkeiten, mit Gas- und Wasserleitung versehen, durch Oefen beheizt, sind hoch, hell und geräumig; im Parterre und in erster Etage haben sie 17 Fuß Höhe, in der zweiten Etage 11 Fuß. Das Souterrain enthält schöne Keller. Parterre rechts sind 3 vierfenstrige gewölbte Säle, links 10 Zimmer (ein- und zweifenstrig), ebenfalls gewölbt. Die Eintheilung des ersten Stockwerks ist die gleiche. Sämmtliche Localitäten sind für die Krankenpflege bestimmt. Die zweiten Etage enthält viele Zimmer für Pensionairs und Kranken pflegende Brüder. Unter dem schiefergedeckten Dach sind der Schüttboden und die Vorrathskammern. Die Treppen sind von Stein und 10 Fuß breit. Die Corridors sind mit Marmorplatten belegt. (E. G. L.)

Zum Bau des Ordens-Krankenhauses in Beirut sind bis incl. Sonnabend den 18. d. M. ferner eingegangen:

Von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Carl von Preußen 200 Thlr.; vom Kabinetsminister v. Oheimb zu Detmold 25 Thlr.; vom Major v. Arenstorff hierselbst 5 Thlr.; vom Hauptmann im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 v. Bentivegni 5 Thlr.; vom Landrath v. d. Marwitz auf Friedersdorf 10 Thlr.; vom Generallieutenant Freiherrn v. d. Busche auf Holdem 12 Thlr.; vom Kreisdeputirten v. Dewitz auf Wussow 5 Thlr.; vom Grafen Clemens v. Einsiedel auf Rotibar 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn v. Bodelschwingh-Plettenberg auf Sandfort 5 Thlr.; vom Landesältesten v. Erdmannsdorff auf Maschen 3 Frd'or. = 17 Thlr.; vom Oberhofmeister von Löwenfels zu Coburg 20 Thlr.; vom Major a. D. Grafen v. Schweinitz und Crain auf Hausdorf 50 Thlr.; vom Wirkl. Geh.-Rath und Oberhofmarschall Freiherrn v. Gruben zu Gotha 1 Frd'or. = 5 Thlr. 20 Sgr.; vom Major im Generalstabe Grafen v. Wartensleben 5 Thlr.; vom Grafen Wolf v. Baudissin-Rantzau zu Dresden 10 Thlr.; vom Wirkl. Geh.-Rath und Oberkammerherrn Grafen von Werthern-Beichlingen zu Weimar 25 Thlr.; vom Obergerichts-Präsidenten v. Baumbach zu Cassel 5 Thlr.; vom Generallieutenant und Kommandeur der 8. Division von Horn 5 Thlr.; vom Wirkl. Geh.-Rath v. Frankenberg-Ludwigsdorff auf Nieder-Schüttlau 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch auf Belkau 5 Thlr.; vom Geh. Reg.-Rath v. Brauchitsch auf Klein-Katz 10 Thlr.; vom Rittergutbesitzer v. Nostitz-Drzewiecki auf Groß-Radisch 10 Thlr.; vom Staatsminister Grafen v. Itzenplitz hierselbst 20 Thlr.; vom General der Kavallerie Freiherrn v. Flatow zu München 10 Thlr.; vom Freiherrn Carl v. Quadt und Hüchtenbruck zu Brüssel 25 Thlr.; vom Wirkl. Geh.-Rath Freiherrn v. Canitz zu Görlitz 20 Thlr.; vom Grafen Hermann zu Solms-Baruth auf Klitschdorf 50 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn v. Laffert auf Schwechow 15 Thlr.; vom Forstmeister v. d. Decken zu Fallersleben 10 Thlr.; vom Major v. Goertzke auf Groß-Beuthen 5 Thlr.; vom Kammerherrn v. Wolframsdorff zu Dessau 10 Thlr.; vom Oberst v. d. Lancken auf Leontinenhof 5 Thlr.; vom Major und Adjutanten Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich Carl von Preußen v. Bernuth 5 Thlr.; vom Generalmajor v. Quitzow zu Görlitz 5 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn v. Bornekow auf Ralswieck 2 Thlr.; vom Major a. D. v. Kalckreuth auf Obergörtzig 3 Thlr.; vom Generalmajor v. Stein zu Königsberg i. P. 10 Thlr.; vom Regierungs-Vice-Präsidenten v. Mauderode zu Münster 5 Thlr.; vom Oberst Grafen v. d. Schulenburg-Emden auf Emden 5 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn L. v. Gemmingen zu Baden-Baden 10 Thlr.; vom Standesherrn Grafen zu Solms-Baruth auf Baruth 25 Thlr.; vom Rittmeister Udo v. Alvensleben auf Erxleben 10 Thlr.; vom Major v. Bülow auf Dieslau 10 Thlr.; vom Generalmajor Freiherrn Schenck zu Schweinsberg zu Erfurt 5 Thlr.; vom Major Freiherrn v. Massenbach zu Bialokosz 5 Thlr.; vom Landrath v. Platen auf Krischnitz 3 Thlr.; vom Oberstlieutenant Grafen Hugo v. Wrschowetz zu Halle a. d. S. 10 Thlr.; vom Schloßhauptmann v. Witzleben auf Collm 10 Thlr.; vom Minister-Präsidenten Freiherrn v. Dalwigk zu Lichtenfels zu Darmstadt 10 Thlr.; vom Generalmajor und Kommandeur der 8. Infanterie-Brigade Freiherrn von Buddenbrock 5 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des Westph. Feld-Artillerie-Regiments Nr. 7 v. Bülow 5 Thlr.; vom Staatsminister v. Oertzen zu Schwerin 1 Thlr.; vom Hofmarschall v. Pritzelwitz hierselbst 3 Thlr.; vom Freiherrn Carl v. Gersdorff zu Ober-Lößnitz 5 Thlr.; vom Hauptmann v. Wedemeyer auf Schönrade 25 Thlr.; vom Grafen Wilhelm v. Pourtalès zu Greng 100 Thlr.; vom Oberstlieutenant v. Knobloch zu Stolp 10 Thlr.; vom Kammerherrn v. Elsner auf Pilgramsdorf 10 Thlr.; vom Generalmajor und Inspecteur der 2. Ingenieur-Inspection v. Schweinitz 5 Thlr.; vom Hauptmann Grafen v. Bylandt im Haag 10 Gulden, umgesetzt für 5 Thlr. 19 Sgr.; vom Kammerherrn Freiherrn v. Rengers im Haag 10 Gulden, umgesetzt für 5 Thlr. 19 Sgr.; vom Rittergutsbesitzer v. Kröcher auf Lohm 5 Thlr.; vom Kammerherrn v. Treuenfels auf Neuhof 50 Thlr.; vom Generallieutenant v. Stroths hierselbst 5 Thlr.; vom Rittmeister Freiherrn Wilhelm v. Wöllwarth auf Essingen 5 Thlr.; vom Major und Kommandeur des Brandenburgischen Jäger-Bataillons Nr. 3 v. Witzleben 3 Thlr.; vom Major im 5. Ostpreußischen Infanterie-Regiment Nr. 41 v. Zander 5 Thlr.; vom Hauptmann Freiherrn v. Ketzler auf Candehnen 10 Thlr.; vom Landesältesten Grafen v. Pfeil auf Wildschütz 10 Thlr.; vom Standesherrn Grafen v. Houwald auf Straupitz 10 Thlr.; vom Consistorial-Rath Freiherrn v. Diepenbroick-Grüter zu Münster 10 Thlr.; vom Kammerherrn und Oberstlieutenant v. Borberg 10 Thlr.; vom Geh. Regierungs-Rath v. Salviati hierselbst 5 Thlr.; vom Oberstlieutenant im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 v. Krosigk 5 Thlr.; vom Kammerherrn und Geh. Regierungs-Rath Grafen v. Keller zu Gotha 5 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1 v. Badritzki 5 Thlr.; vom Oberst und Kommandanten von Torgau v. Gerissenberg 10 Thlr.; vom Oberst v. Ohlen und Adlerskron hierselbst 50 Thlr.; vom Kammerherrn v. Parpart auf Schloß Hünegg 30 Thlr.; vom reg. Grafen Alfred zu Stolberg-Stolberg in Stolberg 50 Thlr. 8 Sgr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Burgk auf Roßthal 5 Thlr.; vom Ritterschafts-Rath v. Wedell auf Malchow 5 Thlr.; vom Grafen v. d. Recke-Volmerstein auf Jonsfelde 5 Thlr.; vom Major im 1. Pommerschen Ulanen-Regiment Nr. 4 Grafen v. Schwerin 5 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des 2. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 28 v. Gerstein 5 Thlr.; vom Kammerherrn Stael v. Holstein zu Haus Esing 2 Thlr.; vom Prinzen Franz zu Bentheim-Tecklenburg zu Rheda 10 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn v. Bodelschwingh-Plettenberg auf Haus Bodelschwingh 10 Thlr. Unter Hinzurechnung der in Nr. 46 dieses Blattes quittirten Beiträge: 2294 Thlr. 6 Sgr.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 48. Berlin, den 29. November 1865. **Nr. 48.**

Die Pflege der Aussätzigen im Mittelalter.

Da der Aussatz sich vom Orient aus noch dem Abendlande verbreitete, so sah man sich in den vorderasiatischen Ländern noch eher als in Europa veranlaßt, Anstalten zum Schutze der von dieser furchtbaren Krankheit Ergriffenen zu gründen. In Palästina finden wir schon im vierten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung solche Anstalten. Besonders berühmt wurde aber das große Hospital des heiligen Basilius zu Cäsarea, welches zunächst für Aussätzige bestimmt war, und welches Gregor von Nazianz also beschreibt: „Gehst du eine kleine Strecke von Cäsarea hinaus, so wirst du gleich einer Stadt die Wohnung der christlichen Liebe, einen zusammengetragenen Schatz der Reichen erblicken, in welchen sich durch die Ermahnungen des Basilius nicht nur die Gaben des Ueberflusses, sondern auch mancher Entsagung ergossen haben. Hier wird die Krankheit mit Freude ertragen, hier scheint selbst das Elend glücklich zu sein, hier wird die christliche Liebe auf die Probe gestellt und als wahrhaft erkannt. Ich für meinen Theil kenne nichts Bewunderungswürdigeres, als den kurzen Weg, den Basilius durch diese Wohlthaten den Gläubigen vorgezeichnet hat, ihr Heil zu begründen und den Himmel zu erobern. Nun hat man nicht mehr das traurige erbarmenswerthe Schauspiel der Aussätzigen, deren Gegenwart früher mehr erschreckte als zum Mitleid bewegte."

Der heilige Basilius sorgte mit besonderm Eifer für die Aussätzigen; seine Liebe zu ihnen ging so weit, daß er sie als Brüder umarmte und küßte, um den Abscheu Anderer vor ihnen zu mindern. Das erwähnte Hospital war so großartig angelegt, daß außer den Kranken, die Aerzte, Wächter, Krankenführer und Lastträger, ja selbst alle Handwerker, welche dem Hause dienten, Wohnungen und Werkstätten darin fanden. Kaiser Valens, welcher sonst dem heiligen Basilius feindselig gesinnt war, hielt sich doch für verpflichtet, dieser wohlthätigen Anstalt Gunst zu erweisen, und schenkte ihr ansehnliche Ländereien. Basilius besuchte selbst oft das Hospital und erquickte die armen Kranken durch die Tröstungen der Religion und durch liebreiche Ermahnungen.

In den folgenden Jahrhunderten mehrten sich im Orient die Spitäler für Aussätzige. In Damaskus fanden sich zwei solcher Anstalten neben einander, eins für Christen und eins für Muhamedaner. Das Wasser des Jordan, so wie ein Brunnen bei Edessa wurden als Heilmittel gegen den Aussatz betrachtet. Es fanden sich daher auch mehrere jener Anstalten in der Nähe des Jordan.

In Europa wurden, so viel wir wissen, zuerst im 8. Jahrhundert Spitäler für Aussätzige angelegt. Der heilige Othmar gründete deren in Deutschland, der heilige Nicolaus von Corbin in Frankreich, und gleichzeitig wurden auch in Italien solche Anstalten gegründet. Als im elften und zwölften Jahrhundert der Aussatz in Europa immer häufiger wurde, beeilte man sich, immer mehr Zufluchtshäuser für die Unglücklichen zu gründen, die von ihm ergriffen waren. Beim Tode des Königs Ludwig VIII. (1226) fanden sich in seinem Reiche, welches kaum zwei Drittheile des heutigen Frankreichs umfaßte, zwei tausend Zufluchtsörter für Aussätzige, und in dem übrigen Europa sollen damals 19,000 gewesen sein.

Gleichzeitig bildete sich auch ein Ritterorden, der sich der Pflege der Aussätzigen widmete. In diesen Orden wurden auch Aussätzige aufgenommen, ja der Großmeister desselben mußte sogar ein Aussätziger sein, weil man ohne Zweifel annahm, daß ein solcher mit noch mehr Eifer als ein Gesunder für die Pflege seiner Leidensgenossen wirken werde. Als die Ungläubigen 1255 Jerusalem erobert und alle Aussätzigen ermordet hatten, welche sie in dem Hospital jenes Ordens zu Jerusalem fanden, erlaubte Benedict IV. den Rittern, einen nicht aussätzigen Großmeister zu wählen. — Zwölf Ritter, welche jenem Blutbade entgangen waren, folgten später dem heiligen Ludwig nach Frankreich, wo der Orden bereits mehrere Hospitäler und Commenden besaß. Der Hauptsitz desselben wurde nun Broigny bei Orleans. Die Aussätzigen, welche sie aufnahmen, mußten ihre beweglichen und unbeweglichen Güter mit denen des Ordens vereinigen. Als der Aussatz seltener wurde, hob Innocenz VIII. den Orden 1490 auf und schenkte dessen Güter dem Johanniterorden. In Frankreich blieb er bestehen und wurde von Leo X. und Pius IV. auch für Italien wieder hergestellt. Gregor XIII. vereinigte ihn 1590 mit dem St. Mauritius-Orden und übertrug das Großmeisterthum dem Herzog von Savoyen. In Frankreich wurde er mit dem von Heinrich IV. 1608 gestifteten Orden unserer

lieben Frau van Carmel vereinigt, die Ritter trugen schwarze Mäntel mit einem grünen Kreuze.

Neben diesen Ritterorden bestand damals zu Jerusalem auch ein weiblicher Orden zum heiligen Lazarus, welcher in dem Haspital van St. Johannes Elemosinarius den Kraaken diente. Sibilla, die Tachter des Königs Fulco von Jerusalem, welche mit Theodarich, Grafen van Flandern, vermählt war, begab sich 1156, während ihr Gemahl gegen die Ungläubigen kämpfte, in das Klaster dieser Krankenpflegerinnen, um ihre Sorgfalt für die Aussätzigen zu theilen. Sie wusch und reinigte diese Kranken mit eignen Händen, und wenn sich ihr Inneres dagegen empören wollte, so nahm sie, sich selbst strafend, Wasser aus deren Bad in den Mund und sagte zu ihrem Herzen: „Gott sollst du in ihnen dienen, und das soll für immer dein Geschäft bleiben, wenn du auch darüber brechen müßtest.“ — Als Theodorich nach einigen Jahren nach Flandern zurückkehrte, flehte sie ihn an, daß er sie dem Herrn zum Opfer bringen und zum Dienste der Kranken, bis an ihr Ende, in dem Klaster zurücklassen möge, was er ihr mit Mühe endlich, auf Fürbitte ihres königlichen Bruders und andrer Freunde, zugestand. Sie diente den Kranken zehn Jahre lang in diesem Hospital und starb daselbst 1157.

Auch die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, pflegte Aussätzige wie andere Kranken mit aufopfernder Liebe; sie wusch sie nicht nur, sondern umarmte sie auch, und ließ ein aussätziges Mädchen bei sich schlafen, bis ihr Beichtvater es ihr verbot. Aehnliches erzählt man von der heiligen Catharina von Siena und der heiligen Clara von Rimini. —

In Gent bildete sich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts eine Schwesterschaft, welche sich der Pflege der Aussätzigen widmete. Bischof Walter von Tournay ertheilte ihr 1236 eine Regel, durch welche er sie zu leiblicher Enthaltsamkeit, Entsagung des Eigenthums, zum Tragen einer Ordenskleidung und zum Gehorsam gegen den Meister ihres Hauses verpflichtete. Eine solche Schwesterschaft bestand auch zu Romans im Bisthum Vienne.

Die meisten Städte von einiger Bedeutung hatten zu dieser Zeit Siechenhäuser für Aussätzige, in der Regel vor den Thoren an einem Flüßchen oder zugeleiteten Wasser, darin sie baden kannten. Eigne Pfleger, Leprosare, standen diesen Häusern vor; war die Stiftung reich, so hatte sie einen eignen Kapellan und Gottesdienst. — Wo keine solche Hospitäler waren, wurden den Aussätzigen auf dem Felde oder an Wegen kleine Hütten gebaut, bei denen sich ein Brunnen und ein Garten oder Hofraum befand. In die Hütte stellte man ein Bett mit Zwillich ausgeschlagen, mit zwei Kissen, zwei Decken und zwei paar Leintüchern, einen verschließbaren Schrank, einen Tisch, einen Sitz, eine Lampe, ein Handtuch, einen Eimer, ein Becken, einen Topf zum Fleischkochen und andere Bedürfnisse.

Wenn gegen Jemand der Verdacht erhoben wurde, daß er aussätzig sei, sandte zunächst die Obrigkeit des Ortes Aerzte zu dem Kranken, welche prüfen mußten, von welcher Art seine Krankheit sei. Man unterschied die Grade des Aussatzes, die man den geringeren, mittleren und höheren Aussatz nannte. Nur der von dem letztern Befallene warde zur Aussonderung verurtheilt. Hatten die Aerzte erkannt, daß diese Krankheit vorliege, so zeigte man dies dem Pfarrer der Gemeinde an, zu welcher der Kranke gehärte, und dieser schritt nun zur feierlichen Absonderung desselben. Er begab sich zu ihm und tröstete ihn mit freundlichen Worten: „Er möge einen starken Muth fassen und ernstlich bei sich erwägen, daß einem Christen keine Krankheit schrecklich erscheinen müsse, als die Krankheit der Seele, nämlich die Sünde, und daß Gott als dem höchsten Herrn und barmherzigsten Vater in Allem zu gehorchen sei, denn Gatt verfüge Alles so, wie es ihm zum Heile seiner Gläubigen am besten erscheine. Uebrigens möge er sich nicht ängstigen, wenn er wegen der heiligen Liebe gegen seine Mitmenschen nach löblicher Gewohnheit der Christen, welche Gott mit dieser Krankheit heimsuchen will, in Zukunft van der Gesellschaft der Gesunden abgesondert werden müsse.“ Zugleich bestimmte er, wo möglich mit Einstimmung des Kranken, den Tag und die Stunde der feierlichen Absonderung, welche er der Gemeinde von der Kanzel mit der Aufforderung bekannt machte, für ihren armen Bruder um Geduld zu beten. Zur bestimmten Zeit begab sich dann der Pfarrer in Chorrack und Stola mit vorgetragenem Kreuz und Weihwasser vom Volke processionsweise begleitet zu dem Hause des Kranken, der ihn, von seinen Angehörigen umgeben, mit einem schwarzen Tuche bedeckt und mit verhülltem Angesicht, in seiner Thür erwartete. Hier angekommen, besprengte er den Kranken und seine Umgebung mit Weihwasser und stimmte das de profundis oder das Responsorium: Redemptor meus vivit etc. an und zog mit vorgetragenem Kreuz mit dem Kranken, dem die Gemeinde und das Volk in Procession folgten, wie mit einer Leiche zur Kirche, wobei das Libera oder die Bußpsalmen gesungen wurden. Bei der Ankunft in der Kirche besprengte ihn der Priester abermals mit Weihwasser und führte ihn vor den Altar, wo er zwischen zwei mit schwarzem Tuche überhängten Gestellen, wie unter einem Leichengerüste, um welches Kerzen brannten, stehen oder sitzen, aber, so er es vermochte, knieen mußte, um der Todtenmesse beizuwohnen, die nun über ihn, als sei er gestorben, gesungen wurde. In andern Diöcesen wurden die Leichenceremonien abgeschafft und eine Messe de tempore, de festo, oder de spiritu sancto gelesen, auch stand er hier nicht in dem Trauergestell, sondern in einem abgeschiedenen Winkel. In diesem Falle wurde auch wohl eine Messe gelesen mit der Lection vom Aussätzigen. — Wenn der Kranke beichten wollte, so geschah es an einem abgesonderten Ort in einiger Entfernung von dem Priester, und jener empfing hierauf die heilige Communion. Er ging aber nicht zum Opfer, sondern die Gemeinde opferte für ihn. Nun aber trat der Priester zu einem Tische, auf welchem alle künftigen Utensilien des Kranken lagen, nämlich das sogenannte Kleid der Demüthigung, Lazaruskleid, französisch la housse genannt, ein Paar Handschuhe, ein kleines Fäßchen, ein Korb und eine Klapper. Nachdem der Priester alle diese Geräthschaften benedicirt hatte, reichte er sie dem Kranken mit folgenden Worten einzeln nach einander hin. Bei dem Kleide sprach er, den Kranken mit Namen nennend: „N. N., empfange dieses Kleid, und lege es als ein Zeichen der Demuth an, ich gebiete dir, ohne dasselbe niemals deine

Wohnung zu verlassen. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" Bei den Handschuhen sprach er: „Empfange diese Handschuhe, bei welchen dir verboten ist, weder etwas, was nicht dir gehört, mit bloßer Hand zu betasten, noch auf Weg und Steg ein Kind zu berühren, oder mit bloßen Füßen zu gehn. Bei der Klapper: „Empfange diese Klapper zum Zeichen, daß es dir verboten ist, anders als mit deines Gleichen zu sprechen, es sei denn in äußerster Noth, und daß du mit dem Geräusche der Klapper die Almosen der Barmherzigen begehrest, indem du dich von den Leuten entfernst und immer unter den Wind trittst." Bei dem Fäßchen: „Empfange dieses Fäßchen, um hinein zu thun, was man dir zum Getränke geben wird; es ist dir unter der Strafe des Ungehorsams verboten, aus allen gemeinsamen Brunnen, Quellen oder Bächen zu trinken, und weder dich noch deine Kleider, Hemden, Leintücher oder sonst Tücher darin zu waschen, du sollst aber ein hölzernes Gefäß haben, um daraus zu trinken und dein Faß zu füllen." Bei dem Korbe: „Nimm diesen Korb, um darin zu empfangen, was wohlthätige Menschen dir reichen werden, und vergiß nicht, für deine Wohlthäter zu beten." — Hierauf reichte ihm der Priester ein Almosen und forderte die Anwesenden auf, dasselbe zu thun. Nun aber führte ihn der Priester mit vorgetragenem Kreuz und Weihwasser und unter Begleitung der Procession hinaus auf das Feld, wo seine Hütte erbaut und das Haus der Aussätzigen war. Bei dieser Procession wurde nach Gewohnheit des Ortes, den Aussätzigen als Verstorbenen oder nur als Kranken zu behandeln, entweder das Libera me etc. oder die Litanei und die Gebete gesungen, welche bei der letzten Oelung gebräuchlich sind. An einigen Orten, wo die Leichenceremonien beobachtet wurden, führte man den Kranken noch der Todtenmesse auf den Kirchhof, wo eine kleine Grube gemacht wurde, in die er treten mußte, hierauf nahm der Priester dreimal etwas Erde mit der Schaufel und legte sie ihm auf sein verhülltes Haupt; war der Kranke aber geistlich, so schleuderte er ihm die Erde nur gegen den Körper, wozu er die Antiphone sprach: De terra plasmasti me etc. Anderwärts ward geweihte Erde an die Hütte des Aussätzigen gebracht, und der Priester legte sie ihm dort mit der Schaufel auf das Haupt und auch auf das Dach der Hütte mit obigem Gebet, oder es ward ihm die Erde nur auf die beiden Füße geworfen mit den Worten: sis mortuus mundo, vivens iterum deo u. s. w. — Wenn der Priester mit dem Aussätzigen zu seiner Hütte gelangt war, faßte er ihn bei seinem Kleide, führte ihn hinein und schärfte ihm das Gebot, sich abgesondert von den übrigen Menschen zu halten, noch einmal ein. Hierauf richtete er vor der Thür ein einfaches hölzernes Kreuz auf, und wendete sich zu dem anwesenden Volk, den Kranken ihrer Aller Gebet und Barmherzigkeit zu empfehlen, mit dem strengen Gebote, daß ihm Niemand mit Wort oder That je das kleinste Unrecht erweise, sondern daß sie vielmehr, eingedenk der menschlichen Hinfälligkeit und des schrecklichen Gerichtes Gottes, ihm freigebig in Allem zu Hülfe kommen möchten. Zuletzt befahl er noch den Verwandten, oder so er keine hatte, den Kirchendienern, dem Kranken während der ersten dreißig Stunden fleißig beizustehn, damit er nicht durch die Neuheit seiner Lebensweise und die ungewohnte Einsamkeit von zu großer Betrübniß überwältigt in irgend eine Gefahr für seinen Verstand oder seinen Körper fallen möge. Hierauf begab der Priester sich mit der Procession zurück.

(Schluß folgt.)

Das Nicolausbürgerhospital in Berlin.

Als Se. Majestät der Kaiser Nicolaus von Rußland ein Grundstück in Berlin erwarb und in Folge dessen das Ehrenbürgerrecht der Stadt annahm, übersandte er derselben ein Geschenk von 5000 Ducaten zu Wohlthätigkeitszwecken. Die Communalbehörden überwiesen dieses Geschenk zur Dotation eines für würdige, aber bedürftige alte Bürger der Stadt zu errichtenden, nach dem Namen Sr. Majestät des Kaisers zu benennenden Bürgerhospitals. Der Kaiser fügte später seinem Geschenke noch 1000 Ducaten bei, und der König Friedrich Wilhelm III. schenkte ebenfalls 3000 Thaler, sowie der damalige Großfürst-Thronfolger Alexander 125 Ducaten. Die Commune bewilligte einen Bauplatz, 25,000 Thaler Baukosten und eine Quantität Kalk im Werthe von 2343 Thalern. Außerdem wird denen, welche das Bürgerrecht in Berlin erwerben, eine Aufforderung zur Beisteuer für das Nicolaus-Bürgerhospital vorgelegt.

Das schöne Gebäude dieses Hospitals, unter den Frankfurter Linden, ist unter der Leitung des Stadt-Bauraths Langerhans in edlem Style aufgeführt; die Einweihungsfeier fand am 2. November 1839, als am Tage der 300jährigen Feier der Einführung der Reformation, in dem Betsaal der Anstalt statt. Das Hospital gewährt hundert betagten Bürgern, deren Kräfte nicht mehr zu ihrer Ernährung hinreichen, einen gastlichen Aufenthaltsort. Außer der Wohnung (je zwei in einem Zimmer), Heizung und Bettwäsche erhält jeder derselben eine monatliche Unterstützung von fünf Thalern.

Die Anstalt konnte Anfangs nur 50 Hospitaliten verpflegen. Am 1. Juni 1841 konnte jedoch diese Zahl auf 60 erhöht werden. Im Jahre 1842 begründete eine Wohlthäterin, welche nicht genannt sein wollte, mit einem Geschenk von 2000 Thalern die 61. Stelle; 1843 veranlaßte ein neues Geschenk Sr. Majestät des Kaisers von Rußland von 3000 Thalern die Begründung zweier neuen Stellen vom 1. Januar 1844 ab, und in demselben Jahre noch gestattete die Höhe der angesammelten Erträge der zu diesem Zwecke von dem Königlichen Musik-Director Wieprecht veranstalteten Concerte die Begründung der 64. Stelle. — 1845 wurden wiederum 10 neue Stellen eröffnet, 1848 fiel dem Hospitale der zu gleichem Zwecke testamentarisch bestimmte Nachlaß des Rentiers Matzdorff zu, aus dem 4 neue Stellen dotirt wurden, und 1850 gab ein zu diesem Behuf bestimmtes Legat des Rentiers Degen von 1000 Thalern Veranlassung zur Begründung der 79. Stelle. Am 1. Januar 1855 traten zwei neue Stellen hinzu, welche Fräulein Maffute testamentarisch bei Ueberweisung eines Legats von 6000 Thalern zur Unterhaltung ihres Erdbegräbnisses begründet hatte, zwei Stellen wurden auf Grund anderweitiger Kapitalansammlungen von 1857 ab eröffnet, jedoch auch

unter Vorbeholt der Wiedereinziehung, drei Stellen ous dem Seitens des Rentiers Normonn der Anstalt ausgesetzten Legate dotirt, und eine Stelle aus einem Kapitale von 2000 Tholern, welches ein Rentier Veit der Anstolt dofür eedirt hatte, daß er als Verpflegungsgeld die Ziosen und sonst alle Beneficien eines Hospitoliten in der durch dieses Kopital begründeten Stelle ouf die Douer seines Lebens genieße. — Auf Grnod der seit 1857 angesommelten Kapitolien ist keine Stelle weiter begründet, weil dos Hospitalgebäude noch einer Erweiterung bedarf, um die im Statute vorgesehenen 100 Beneficiaten ousʒunehmen, und deshalb auch auf die nöthigen Baukosten Rücksicht genommen werden muß.

Das Capitalvermögen der Anstalt betrug im Jahre 1840: 38,225 Tholer, im Jahre 1850; 90,183, und im Johre 1860: 128,241 Tholer, oußer deoı Hospitalgrundstücke, dessen Gebäude 32,425 Thaler Feuerkassenwerth haben, und einer Wiese vor dem schlesischen Thore.

Literatur.

Gedichte von Bernhard v. Lepel. Berlin. W. Hertz.

Ein Buch von kleinem Umfang, aber in ihm ein umfangreiches Stück Leben! Die ältesten der uns hier gebotenen Gedichte, fast im unmittelbarem Aaschluß an die während der 40er Jahre erschienenen „Lieder aus Rom" desselben Verfassees, gehen bis auf das Jahr 1846 zurück, und was in Haus und Welt, während dieser beinahe 20 Jahre, am nächsten an das Herz des Dichiers herangetreten ist, — er dietet es uns hier, in eminentem Sinne als ein Gelegenheits-Dichter, tagebuchartig in dem Sinne, daß er nicht das tägliche, wohl aber das poetische Eriebniß verzeichnet. Denn das poetische Jahr ist ein anderes als das düegeeliche; viele Tage fallen aus, aber die Tage, die zählen, zählen doppelt und dreifach.

Erlebtes bieten uns diese Dichtungen. So ideal die Welt ist, in die sie uns einführen, so real ist sie auch zugleich, und während dee Poet in diesen seinen Schäpfungen das Erlebniß überall dichterisch zu verklären gewußt hat, ist doch dies Erlebniß selbst immer da und berührt uns mit jenem schlichten Zauber, der die Wahrheit heißt. Wir bewegen uns nirgends in einer Welt der Fiktionen; die Phantaste dient mehr ais sie herrscht; dem Neuen, in Erscheinung und Empfindung, wird nirgends hastig nachgestrebt, nur um des „Neuen" willen. Das Alte wird neu durch die Art, in der es sich spiegelt; der Spiegel selbst aber ist das Herz.

Die Sammlung dietet Episches und Lyeisches. Das Epische „Bilder und Balladen" eröffnet den Reigen. Wir solgen der Eintheilung des Dichters und spechen über diesen Adschnitt zuerst.

Auch hier veeleugnet sich nicht ganz der die ganze Sammlung charakteeisieende Zug des Gelegenheitlichen. Die Stoffe (wenigstens zum Theil) sind nicht ausgewählte, nicht im Suchen gefundene, sandern ein Erlebniß bot sie an, oder vermittelte sie doch.

Was die Mehrzaht dieser erzählenden Dichtungen auszeichnet, ist ihre künstlerische Composition. Die Darstellung des Hergangs, der bloße in dichterische Sprache gekleidete Bericht, genügt unserem Poeten nicht; dem Anekdotischen, welchen Reiz es umschließen, welchen Chaeakters es sein möge, verweigert er das Bürgerrecht innerhalb seiner Dichtung; die Anekdote mag Motiv, sie mag der Weg zur Ballade sein, aber sie ist niemals (so schließen wir aus dem uns hier Gebotenen) die Ballade seldst. Erst Abrundung, erst die Herausarbeitung eines gedanklichen Inhalts, hebenʒ das überlleferte Ereigniß in die Höhe der Dichtung empor. Vielleicht daß der Dichter, anderen gegenüber, von der Strenge dieser Ansprüche abläßt; gegen sich selbst hält er sie aufrecht.

Als Gedichte, in denen diese Kunst der Composition vorzugsweise hervortritt, möchten wir die deiden ersten bezeichnen: „Sophie Schweein" und „Elisabeth," die Gemahlin Kurfürst Joachims I. Nur wer selber an ähnliche Aufgaden herangetreten ist, erkennt heraus, wie große Schwierigkeiten, speciell der spröden Schönheit dieser Stoffe gegenüber, hier zu überwinden waren, und freut sich der glücklichen Lösung.

In andern Gedichten dieser ersten Gruppe tritt uns das glückliche Treffen des Balladentons entgegen. Wir rechnen hierher „Kaiser Heinrich II.," „Anselm von Beru," ganz besonders aber „Thomas Cranmer's Tod" und „Die Dänendrüder." Die letztgenannten Beiden sind dem glücklich gegriffenen Staff, wie dem glücklich getroffenen Ton nach als Muster zu dezeichnen, und haben wir nur zu bedauern, daß ihee über das richtige Balladenmaaß hinausgehende Länge ihrer Popularisirung im Wege steht. Es giebt zwar deutsche Balladen, — darunter einige der derühmtesten — die von gleicher Ausdehnung sind, im Großen und Ganzen aber wird es als ein Gesetz aufrecht zu erhalten sein, daß die Wirkung dieser Dichtungsgattung, neben anderem, auch in ihree Coneenteieung zu suchen ist. Die einfach erzählende Ballade, namentlich auch, wenn sie didaktische Elemente enthält, darf sich ausdreiten; die romantische Ballade aber, die uns dezaudeen, unsere Sinne gefangen nehmen will, wied immer gut thun, sich kurz zu fassen, weil es, genau wie bei Geistererscheinungen, unmöglich ist, das Gefühl des Bezaubertseins lange auf seiner Höhe zu halten. Eine Ausnahme hiervon macht freilich die „Lenore." Uedrigens mögen den „Dänenbrüdern" wie dem „Thomas Cranmer" gegenüber Nebenumstände mitwirken, die uns dieselben als von gräßerer Ausdehnung erscheinen lassen, als sie in Wahrheit sind. Bei den „Dänendrüdern" (deei Theile) gipfelt das Interesse in Theil I. und II.; beim „Thomas Cranmer" aber fällt, rein formell, die Art der Strophenbildung bedeutsam in's Gewicht. Diese zweizeilige, knappe Strophe eignet sich, so meinen wir, nur für knappe Gedichte. Von außerordentlicher Wirkung ist sie deispielsweise in der schönen Platen'schen Ballade, „der Pilgrim von St. Just." Ader diese Ballade zählt nur 7 Strophen. Hier in dem „Thomas Cranmer" B. von Lepels hätte eine längere Strophe ein kürzeres Gedicht gegeben, oder doch den Eindruck davon gemacht. Daß die Ballade selbst, im Einzelnen*) dadurch Einbuße erlitten hätte, geben wir zu.

Wir wenden uns nun den lyrischen Dichtungen zu, die uns in verschiedenen Unterabtheilungen als Lieder, Ghaselen, Sonette, als Oden und Episteln geboten weeden. Hier, im Einklang mit dem, was wir Eingangs über den Grundcharakter der Lepel schen Dichtungen gesagt haben, begegnen wir seinem Besten. Er ist eben in erster Reihe ein lyeischer Dichter. Was sich als natürlichster Stoff ihm bietet, ist, wie wir bereits andeuteten, das eigene Erlebniß. Dies „eigne Celebniß" ist nicht im engegoistischen Sinne zu nehmen; dem Zeiterlebniß wie dem persänlichen Erlebniß leiht er sein Wart, je nach dem Stoff (und daein meist mit instinktiver Feinheit unterscheidend) die einfache

---

*) Wie schön und kräftig diese zweizeilige Strophe wirkt, zumal wenn ihr Klang zuerst unser Ohr trifft, mögen die Eingangsstrophen des Gedichtes zeigen:

Ein schwarz Gewölk über London hing
Als die Königin in die Messe ging.

In den goldnen Betstuhl sinkt sie jäh,
Ihr ist, als ob sie ein Feuer säh.

Was stiert Dein Auge, was hast Du im Sinn,
Marie, Du finstre Königin,

Form des Liedes oder die getragenere Form der Ode und Epistel wählend.

Von den Oden und Episteln, so fürchten wir, wird freilich mehr oder weniger gelten, was Platen leise vorwurfsvoll klagt: — Das Epos „der buntfarbige Fabelteppich Homers," vor allem das Drama, sie bezaubern das Volk, sie reißen es hin:

> Aber Pindars Flug und die Kunst des Flaccus, ...
> Prägt sich uns langsamer in's Herz; der Menge
> Bleibt's ein Geheimniß.

Auch was uns hier an Dichtungen geboten wird, in denen „Pindars Flug und die Kunst des Flaccus" abwechselt oder sich paart, wird vielfach der Menge ein Geheimniß bleiben; aber daß, um abermals ein Platen'sches Wort zu citiren, „zu taubem Ohr der **hohe** lyrische Dichter spricht," darf uns nicht irre machen in unserer Ueberzeugung, daß die Eigenart der Lepel'schen Muse hier, wie ihre eigentlichsten, so auch ihre schönsten Aufgaben löst. Wir verweisen auf die Festhymne an Pius IX. (1846), auf die Hymne zur Enthüllungsfeier des Friedrichdenkmals (1851), auf die beiden Oden an Alexander v. Humboldt, besonders auf die schönen 1848 an König Friedrich Wilhelm IV. gerichteten Strophen. Aus diesen zu citiren, können wir uns nicht versagen.

Die Schlußstrophen lauten:

> Noch steht im Kampf die Treue der Redlichen,
> Rings aber wächst der käufliche, niedre Sinn,
> Und dies Geschlecht, baar aller Liebe,
> Irret entartet umher und gottlos.
>
> Sei ihm ein Retter, rette die Krone Dir,
> Ja, Deinem Ahnherrn gleiche, dem Eisenzahn,
> Der einst die Stadt voll lauten Aufruhrs,
> Diese verblendete Stadt gebeugt hat.
>
> Wohl ist die Langmuth Tugend der Könige,
> Doch, wo das Maaß voll, hebe der Fürst den Arm,
> Und, sinkt sein Glücksstern, bleibt der Ruhm ihm
> Eines erhabenen Unterganges.
>
> Du aber, Herr, mögst unter den Glücklichen,
> Mögst Deines Volks heilbringender Führer sein,
> Doch — bei der Größe Deiner Ahnen! —
> Fasse den flatternden Zaum, sei König!

Wenn der Dichter in diesen Oden am bedeutendsten ist, am **liebsten** ist er uns in seinen Liedern. Je **specieller** das Erlebniß, das ihn zum Liede anregt, desto glücklicher ist er in seiner Darstellung, desto sicherer begegnet ihm unsre Theilnahme. Die Innerlichkeit seiner Empfindung ist derart, daß sie selbst die kalten Formen des Sonetts und der Terzine wohlthuend durchwärmt. Den meisten Dichtern, die sich dieser schwierigen Formen bedienen, verfliegt nur allzuoft unter langandauernder Hämmerarbeit (einer Arbeit, die keinem erspart wird) die erste Gluth des Schaffens; das Feuer ist nicht mächtig genug, den mühevollen Prozeß des Formens und Gestaltens zu überdauern. Anders hier; der Treue der Empfindung entkeimt eine **Nachhaltigkeit**, die jedes Hinderniß im letzten überwindet.

Der Zahl nach nicht groß, spiegelt sich doch in diesen Liedern jede beste Empfindung des Menschenherzens: Liebe, Freundschaft, Pietät, Familiensinn. Zum Geburtsfeste des Vaters fliegt „sapphischen Klanges" vom Golfe Palermo's aus ein Festgruß über die Alpen; zum Tauffest des eigenen Kindes (vergleiche das Gedicht: „Syrakuserwein") kehrt von Norden her, einen Blumenstrauß für den Täufling suchend, die Erinnerung an die südlichen Gestade zurück. Einfachheit und Correktheit des Ausdrucks gesellen sich überall zur Aechtheit der Empfindung. Das Gefühl der Freundschaft hat wohl selten einen schöneren Ausdruck gefunden als in der Terzine „an eine Freundin" (S. 112). Rührend — in dem Gedichte „Staub" — ist die Klage, daß nicht nur das kurze **Glück** der Jugend verweht, verrauscht, daß auch der Jugend **Schmerz** und **Trauer** vergessen wird, daß die Thränen trocknen (nur allzubald), die einst „auf Blume, Band und Blätter, auf eine blonde Locke niedersanken."

> Und doch — die Stunde wird für Manchen schlagen,
> Wo ihm die stummen, die vergess'nen Zeichen
> Noch einmal nah'n mit ihren letzten Fragen.
>
> Muß auch das Leid dem Lärm des Lebens weichen,
> Und heilet, ach, zu schnell die tiefste Wunde,
> Die Todtenglocke wird Dein Herz erreichen;
>
> Erwachen wird's, erbeben bei der Kunde,
> „Der Hauch, der bald einst Wonne dir gegeben,
> Er wohnt nicht mehr auf jenem schönen Munde."
>
> Ich weiß ein Herz, das fühlte jüngst dies Beben,
> Als jäh der Tod ließ schallen eine Glocke —
> Da tauchtest Du noch einmal auf zum Leben,
>
> Beseelter Staub, Blatt, Blume, blonde Locke!

Wir nennen von Liedern, die uns besonders angesprochen haben, noch die folgenden: „Hinaus", „zum tiefsten Waldesgrunde", „Das Dorf auf hohen Dünen", Schnee-Glöckchen", das Sonett, das die Ueberschrift führt: „Sieg" und die Terzinen „Zu einem Familienfeste." In diesem letztgenannten Gedicht gedenkt der Dichter dankbar seines Hauses. „Am Pflug, am Degen und am Glauben" haben sie alle festgehalten, die ihm vorausgegangen sind; so schließt er denn mit dem Wunsche:

> Mög Euer Land der Pflug noch lange theilen,
> Des Degens Ruhm Euch schmücken als der beste,
> Des Glaubens Trost all' Eure Wunden heilen!
>
> Des Stammes Kraft steig' in die jüngsten Aeste,
> Daß einst sie unsre Enkel halt' und trage,
> Wenn längst verweht sind unsres Staubes Reste, —
>
> So blüh' dies Haus bis in die fernsten Tage!

Und mit ihm blühe — ein neuer Zweig am alten Stamm — der hohe Sinn für das Schöne.

Th. F.

Miscelle.

Die Eisenbahn-Verwaltungen in der Schweiz haben Einrichtungen getroffen, wodurch den Kindern in solchen Ortschaften, die keine eignen Schulanstalten besitzen, der Besuch der Schulen in den benachbarten Ortschaften erleichtert wird. Für ein sehr geringes Jahres-Abonnement (12 Franken) wird ein solches Schulkind mit seinem Schulranzen täglich mehrere Meilen hin und zurück befördert. Es versteht sich von selbst, daß zu diesem Zwecke auch, wie in England, besondere Züge bestehen, die nur Wagen vierter Klasse befördern und die bei jeder Ortschaft an der Eisenbahn anhalten, mögen diese auch noch so wenig entfernt von einander sein. Diese mit den Parliamentary- oder Penny-Trains in England verbundene Einrichtung sollte auch in Deutschland und Frankreich zur Förderung der Volks-Arbeit und des Volks-Unterrichts nachgeahmt werden. Im Gegensatz zu den für die Wagen vierter Klasse ausschließlich bestimmten englischen Parliamentary-Trains befördern die Expreß-Trains, die mit der größten Geschwindigkeit fahren und an allen kleineren Ortschaften vorüberziehen, ohne anzuhalten, nur Wagen erster Klasse.

Zum Bau des Ordens-Krankenhauses in Beirut sind bis incl. Sonnabend den 25. d. M. ferner eingegangen:

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin 500 Thlr.; vom Landstallmeister von Götzen zu Graditz 20 Thlr.; von v. Dbg. hierselbst 2 Thlr.; vom Oberhofmarschall von Gersdorff zu Dresden 5 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen von Platen-Hallermund auf Sehlendorf 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Minnigerode auf Wallershausen 5 Thlr.; vom Major von Bredow auf Briesen 10 Thlr.; vom Hauptmann Freiherrn von Hausen auf Pohsen 10 Thlr.; vom Oberamtmann von Schönermarck zu Priedorn 10 Thlr.; vom Kammerherrn von Behr auf Borgatz 10 Thlr.; vom Major von der Gröben auf Kallisteh 5 Thlr.; vom Landrath von der Berswordt auf Schwierse 3 Thlr.; vom Major im 4. Westphälischen Infanterie-Regiment Nr. 17 von Rex 5 Thlr.; vom Major im Litthauischen Ulanen-Regiment Nr. 12 von Rotzmer 2 Thlr.; vom Hauptmann von Grävenitz auf Ochel-Hermsdorf 5 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Buddenbrock auf Klein Tschirnau 5 Thlr.; vom Oberst Freiherrn von Kirchbach zu Mainz 5 Thlr.; vom Kammerherrn von Lüttichau zu Dresden 20 Thlr.; vom Regierungs-Rath von Hildel auf Klingewalde 5 Thlr.; vom Hauptmann im 4. Brandenb. Infanterie-Regiment Nr. 24 von Münchow 5 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen Eduard von Pückler zu Bunzlau 5 Thlr.; vom Landesältesten von Prittwitz-Gaffron gen. von Kreckwitz auf Schloß Hennersdorf 5 Thlr.; vom Oberstlieutenant im Leib-Grenadier-Regiment Girodz von Gaudi 10 Thlr.; vom Major a. D. von Reindorff auf Waldschloß 5 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des Posenschen Ulanen-Regiments Nr. 10 von Frankenberg 5 Thlr.; vom Hauptmann im 1. Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 18 von Freyburg 10 Thlr.; vom Rittmeister von Tyszka auf Ridden 5 Thlr.; vom Rittmeister Freiherrn Ludwig von Wöllwarth zu Frankfurt am Main 5 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des 8. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 von Michaëlis 5 Thlr.; vom Regierungs-Rath von Göz zu Zwickau 5 Thlr.; vom Freiherrn Balka von Zedlitz-Neukirch auf Eckersdorf 5 Thlr.; vom General-Major Grafen von Dönhoff zu Schloß Friedrichstein 10 Thlr.; vom Rittmeister von Köckritz auf Jagatschütz 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Massow auf Bandsechow 25 Thlr.; vom Wirklichen Geheimen Rath Grafen Otto von Blome auf Salzau 10 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen von Rex auf Ober-Oertmannsdorf 15 Thlr.; vom Kammerherrn von Levetzow auf Ehlerstorff 5 Thlr.; vom Kreisdeputirten von Winterfeld auf Bremenhayn 5 Thlr.; vom Kammerherrn Schenck zu Schweinsberg auf Niederofleiden 5 Thlr.; vom Fürsten Heinrich LXXIV. Reuß auf Jänkendorf 10 Thlr.; vom Oberstlieutenant Freiherrn von Stenglin hierselbst 5 Thlr.; vom Erdschatzmeister Grafen von Arnim-Zichow auf Zichow 5 Thlr.; vom Forstmeister und Regierungs-Rath Grafen von der Schulenburg zu Potsdam 5 Thlr.; vom Hauptmann von Lepel auf Wieck 5 Thlr.; vom Ritterschaftsrath von Brockhausen auf Mittelfelde 5 Thlr.; vom Generallieutenant Grafen von Bismarck-Bohlen auf Carlsburg 10 Thlr.; vom Rittmeister Oscar von Lepel zu Berlin 25 Thlr.; vom Erb-Oberlandbau-Director Grafen von Schlabrendorf-Seppau auf Seppau 20 Thlr.; vom Standesherrn Grafen von der Schulenburg-Lieberose auf Lieberose 5 Thlr.; vom Regierungs-Präsidenten Grafen zu Eulenburg zu Marienwerder 5 Thlr.; vom General der Infanterie und kommandirenden General des 1. Armee-Corps von Bonin 8 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des 1. Ostpreußischen Grenadier-Regiments Nr. 1 Kronprinz, von Beeren 5 Thlr.; vom Hauptmann im Niederschlesischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 5 von Schultzendorff 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Wilamowitz-Möllendorf auf Markowitz 5 Thlr.; vom Majoratsbesitzer Freiherrn von Paleske auf Spengawsken 15 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Parpart auf Wybcz 20 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn Eller von Eberstein auf Patthorst 10 Thlr.; vom Oberstlieutenant im Kurhessischen 2. Husaren-Regiment von Heathcote 5 Thlr.; vom Schloßhauptmann Freiherrn von Troschke hierselbst 3 Thlr.; vom Rittmeister von Mellenthin auf Schloß Falkenberg 10 Thlr.; vom Landrath von Kotze auf Klein Oschersleben 10 Thlr.; vom Freiherrn von Sinner von Wattenwyl-Landshut auf Schloß Landshut 50 Thlr.; vom Oberforstmeister von Waldaw zu Königsberg in Preußen 10 Thlr.; vom Kreisdeputirten Freiherrn von Seherr-Thoß auf Scholwitz 10 Thlr.; vom Geheimen Regierungs-Rath und Landrath von Lavergne-Peguilhen zu Neidenburg 5 Thlr.; vom Major a. D. von Horn auf Gehlweiden 5 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Bissing auf Klein-Ellguth 5 Thlr.; vom Rittmeister von Sommerfeld auf Chorbrow 5 Thlr.; vom Major Grafen von Schweinitz und Krain auf Berghof 5 Thlr.; vom Ehren-Commendator, Generalmajor Grafen von Bismarck-Bohlen 25 Thlr.; vom Wirklichen Geheimen Rath Grafen von Dönhoff auf Schloß Friedrichstein 25 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Brandt auf Roßzen 20 Thlr.; vom Oberst und Inspecteur der 3. Pionier-Inspection von Mertens 5 Thlr.; vom Hofmarschall von Brandenstein zu Ludwigslust 5 Thlr.; vom Fürsten zu Bentheim-Tecklenburg in Rheda 30 Thlr.; vom Fürsten zu Lynar auf Schloß Lindenau 30 Thlr.; vom Wirklichen Geheimen Rath Grafen von Zech-Burkersrode auf Goseck 50 Thlr.; vom Generallieutenant und Chef des Generalstabes der Armee Freiherrn von Moltke 5 Thlr.; vom General der Infanterie und kommand. General des 8. Armee-Corps von Herwarth 10 Thlr.; vom Geheimen Kammer-Rath Freiherrn von d. Brincken zu Braunschweig 10 Thlr.; vom Rittmeister von Oldenburg auf Beisleiden 5 Thlr.; vom Kreisdeputirten von Knobloch auf Neuenklitsche 5 Thlr.; vom General-Major von Osten auf Schloß Dretzel 10 Thlr.; vom Grafen zu Dohna auf Kotzenau 25 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen von Reichenberg auf Madlau 10 Thlr.; vom Freiherrn Eugen von Buchwald zu Leipzig 5 Thlr.; vom Kammerherrn von Dallwitz auf Mangschütz 5 Thlr.; vom Grafen Julius zur Lippe-Biesterfeld auf Schloß Neuhaus 10 Thlr.; vom Freiherrn Alexander von Bethmann auf Krina 10 Thlr.; vom Landschaftsdirector von Lieres und Wilkau auf Stephanshayn 10 Thlr.; vom Oberpräsidenten von Beurmann auf Oppin 20 Thlr.; vom Generallieutenant von Guerhard zu St. Petersburg 50 Thlr.; vom Generallieutenant Freiherrn von Czettritz zu Münster 5 Thlr.; vom Oberstlieutenant Grafen von Schwerin auf Schloß Dammer 5 Thlr.; vom Majoratsbesitzer Grafen Ernst von Manteuffel zu Dorpat 1 Banknote über 25 Rubel, umgesetzt für 21 Thlr. 20 Sgr.; vom Rittergutsbesitzer von Alvensleben auf Zodlitz 25 Thlr.; vom Oberst und Adjutanten Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Georg von Sachsen von Thielau 10 Thlr.; vom Kammerherrn Kraker von Schwarzenfeld auf Gr. Sürding 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Barcke auf Gr. Jauth 5 Thlr.; vom Landschafts-Director von Roy auf Wierzbiczany 5 Thlr.; vom Generalmajor und Kommandeur der 6. Infanterie-Brigade von Winterfeld 5 Thlr.; vom Major von Keltsch auf Kurzwitz 5 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des Leib-Grenadier-Regiments von Berger 5 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des 1. Westpr. Grenadier-Regiments Nr. 6 von Glümer 5 Thlr.; vom Freiherrn H. v. G. a. Gr. Kt. 3 Thlr.; vom Hauptmann im 4. Oberschl. Infanterie-Regiment Nr. 63 von Beyer 5 Thlr.; vom Oberst Freiherrn von Esebeck hierselbst 3 Thlr.; vom Rittmeister von Haber zu Berlin 20 Thlr.; vom Obermarschall Freiherrn Maximilian v. Wangenheim zu Coburg 5 Thlr.; vom Grafen zu Ortenburg auf Schloß Tambach 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn v. Leesen auf Schloß Treben 5 Thlr.; vom Grafen Rudolph v. Finckenstein auf Reitwein 10 Thlr.; vom Hofbaurath v. Arnim zu Potsdam 5 Thlr.; vom Landesältesten v. Tschirschky-Boegendorf auf Kadelau 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer v. Ruediger auf Schmöllen 10 Thlr.; vom Ober-Postrath v. Pritzbuer zu Schwerin 10 Thlr.; vom Kammerherrn und Landrath Freiherrn v. Hardenberg auf Ober-Wiederstedt 10 Thlr.

Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge: 3989 Thlr. 26 Sgr.

Am 5. December c. findet in Breslau eine Sitzung des Convents der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens statt.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 49. Berlin, den 6. December 1865. Nr. 49.

Die Pflege der Aussätzigen im Mittelalter.

(Schluß.)

Die Aussätzigen waren nicht lehnsfähig, sie konnten nicht als Zeugen erscheinen, auch Keinen vorladen, brauchten aber auch auf keine Vorladung vor Gericht zu erscheinen. Sie wurden als bürgerlich todt angesehn und konnten Niemand herausfordern, noch herausgefordert werden. Von ihrem früheren Erbe hatten sie die Nutznießung, konnten es aber nicht veräußern und überhaupt nichts verschenken, auch konnten sie, einmal als aussätzig erklärt, nichts mehr erben, sondern Alles fiel ihren Erben und Angehörigen anheim. Sie waren außer dem weltlichen Gesetz. Nur zu bestimmten Zeiten des Jahres durften sie in die Stadt kommen und mußten dann ihre Klappern fortwährend ertönen lassen; und was sie etwa kaufen wollten, aus möglichst großer Entfernung mit ihrem Stabe bezeichnen. Kein Wirth durfte sie unter schwerer Strafe aufnehmen. Auch wenn man ihren Wohnungen nahte, klapperten sie, damit man sich ferne halte und ein Almosen in eine am Wege stehende Schale werfe. Dagegen durften sie unter einander nach Belieben verkehren. Dieser Erlaubniß bedienten sie sich in solchem Maße, daß sie in manchen Ländern sogar eine Art staatlicher Ordnung unter sich errichteten. Sie wählten sich Vorgesetzte und Richter und hielten an bestimmten Tagen allgemeine Versammlungen ab, in denen sie sich über ihre Angelegenheiten beriethen. Es bildeten sich daher auch herkömmliche Gesetze unter ihnen aus, von denen einige uns aufbewahrt sind.

Dieses Zusammenhalten der Aussätzigen unter sich führte aber gelegentlich auch zu sehr bedenklichen Zuständen. Viele dieser Kranken scheinen die Absonderung, zu der man sie verurtheilte, als ein Unrecht, das man ihnen anthat, und sich in Folge dessen als im Kriegszustande mit der bürgerlichen Gesellschaft befindlich angesehn zu haben. Die meisten Schriftsteller, welche von Aussätzigen sprechen, versichern daher, daß sie sämmtlich boshaften Characters gewesen seien. Da sie in Folge des eben geschilderten Verkehrs unter einander gleichsam einen Staat im Staate bildeten, so konnte ihnen leicht der Gedanke kommen, daß sie auch berechtigt und im Stande seien, sich gegen die Gesunden, von denen sie sich beleidigt wähnten, zu erheben und sie auch äußerlich zu bekriegen. In Frankreich bildete sich daher im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ein wirklicher Kriegszustand zwischen den Gesunden und den Aussätzigen aus. Um das Fest Johannes des Täufers im Jahre 1321 gelangte das Gerücht zu dem König Philipp V., der in seinem Erbe, dem Lande Poitou war, daß in Guienne viele Brunnen von den Aussätzigen vergiftet seien, und die ergriffenen, überwiesenen und zum Feuertode verurtheilten Verbrecher eine Verschwörung eingestanden hätten, durch welche alle Brunnen in ganz Frankreich und Deutschland vergiftet werden sollten. Auch schrieb der Herr von Pernay dem Könige und meldete ihm das Geständniß eines vornehmen Aussätzigen, den er auf seinen Gütern ergriffen hatte. Nach diesem Geständnisse hatte ihn ein reicher Jude zu der Sache verführt, ihm 10 Livres und eine Anweisung, Gift zu bereiten, gegeben und ihm vieles Geld zur Bestechung anderer Aussätzigen versprochen. Dieses Gift bestand aus drei Kräutern, die er nicht nannte, und sonst aus der gottlosesten Vermischung des Abscheulichsten und Allerheiligsten, was auf Erden ist. Auch schrieb Herr von Pernay, daß er selbst ein solches Gift gesehen habe. Ein Aussätziger habe es, durch eines seiner Dörfer in Poitou fliehend, aus Furcht, damit ertappt zu werden, in einem Lumpen eingewickelt von sich geworfen. Als sie es vor Gericht eröffnet, hätten sie einen Schlangenkopf, Krötenfüße, Menschenhaare und eine schwarze verpestete Flüssigkeit darin gefunden, deren Anblick Grauen erregend gewesen, und man habe es mit großem Feuer nicht zu verbrennen vermocht. Auf diese Nachricht begab sich der König eilig nach Paris und befahl, die Aussätzigen in ganz Frankreich einzukerkern, bis die Gerechtigkeit in der Sache gesprochen habe. — In Folge der Untersuchung, die man nun anstellte, wurden viele Aussätzige hingerichtet. Ein Böhme, welcher um diese Zeit durch Frankreich reiste, erzählt uns, daß er daselbst alle Hallen der Aussätzigen niedergebrannt und viele Brunnen als verdächtig mit Erde verschüttet, und andere mit Deckeln und starken Schlössern zum Schutze gegen Vergiftung versperrt gesehn habe. — Diese Verschwörung soll sich auch nach England und den Rheinlanden ausgebreitet haben, und die Theilnehmer an derselben hatten bereits die Länder, deren sie sich zu bemächtigen gedachten, unter sich vertheilt.

Daß Aussätzige sich für fähig hielten, eine so gewal-

tige Unternehmung auszuführen, wird erklärlich, wenn man erwägt, daß ihre Krankheit die leiblichen und geistigen Kräfte nur sehr langsam verzehrte. Manche kräftige Männer waren mehrere Jahre hindurch aussätzig, ohne viel von der Rüstigkeit und Lebhaftigkeit ihres Geistes zu verlieren. Man weiß aber auch, daß solche Krankheiten besonders schwer zu ertragen sind und am häufigsten zu Handlungen der Verzweiflung verleiten. Es war daher natürlich, daß die Aussätzigen ihren Pflegern gegenüber häufig eine feindselige Gesinnung zeigten. Den Unmuth dieser Kranken, der sich zuweilen in roher Weise äußerte, liebevoll zu ertragen, wurde daher auch als die schwerste Aufgabe derer angesehn, welche sich ihrer Pflege widmeten. Besonders anschaulich wird uns der siegreiche Kampf der werkthätigen Liebe mit den mannichfachen Schwierigkeiten, welche grade bei der Pflege des Aussatzes zu überwinden waren, in einer Erzählung geschildert, welche ein Biograph der heiligen Katharina von Siena uns mittheilt.

Da die Heilige vernahm, erzählt jener Schriftsteller, daß eine sehr bedürftige Frau Namens Cecha in einem kleinen armen Hospital zu Siena auf eine furchtbare Weise aussätzig geworden sei, so daß bei ihrem gänzlichen Mangel an Mitteln auch alle Pflege von ihr wich, und man sie in das zwei Stunden entfernte Siechhaus bringen wollte, ward ihr liebevolles Herz von Mitleid bewegt. Sie eilte zu der Kranken, bot ihr Unterhalt und alle Pflege an, und veranlaßte dadurch, daß sie in der Stadt blieb. Sie sorgte nun für diese Elende, wie nur das liebende Kind für seine Mutter sorgen kann, nährte, badete, reinigte und verband sie täglich, und ertrug den grausenhaften Anblick, den scheußlichen Geruch und die ekelhafte Berührung der Kranken mit der unerschütterlichsten Heiterkeit. Sie diente diesem Bilde des Ekels mit so liebreichen Sitten und so herzlich süßen Reden, als wäre sie die anmuthigste Kranke. Der Herr aber wollte seine Braut prüfen, wie seinen Diener Hiob, und er ließ dem Versucher zu, ihrer Geduld die heftigsten Anfechtungen zu bereiten. Die am Leibe aussätzige Cecha schien es noch im höhern Grade an der Seele geworden zu sein. Ihr Betragen gegen den menschlichen Engel, der ihr mit einer Liebe und Aufmerksamkeit diente, die man nur in der Schule Jesu lernen kann, war ein ununterbrochener Strom von Zorn, Murren, Stachelreden, Schimpfworten und den schändlichsten Verleumdungen. Ja, da Katharina, einstens in der Kirche, durch einen ekstatischen Zustand aufgehalten, einige Minuten später zu ihr kam, überhäufte sie ihre Wohlthäterin mit den einer Gott geweihten Jungfrau verletzendsten Schmähungen. Sie sagte unter anderm spottweise: „Siehe da, endlich erscheint die Frau Königin, den ganzen Tag sitzt sie den Männern zu Lieb in der Kirche. Ei, Frau Königin, kann sie der Männer denn gar nicht mehr satt werden?" und stieß noch schändlichere Reden gegen sie aus. Die Braut Christi aber blieb in gleichem Frieden, in gleicher Liebe, und suchte sie mit den mildesten Worten zu beruhigen. „Ach süßes Mütterchen, sprach die Heilige, um Christi Liebe betrübt euch nicht, wenn ich gleich ein wenig zu spät gekommen bin, so will ich desto flinker und eifriger sein, meine Schuldigkeit zu thun, ihr sollt gewiß zufrieden mit mir sein. Gebt Acht, wie ich sorgen will, Nichts soll euch fehlen," und unter so lieben Reden eilte sie hin und her im Hause und ordnete und brachte alles Nöthige so schnell und reichlich herbei, und pflegte und reinigte die murrende Cecha mit einer so ungetrübten, aus der heiligsten Liebe hervorgehenden Heiterkeit, daß diese, innerlich beschämt, nicht wußte, ob sie mehr die himmlische Geduld oder die freundliche Emsigkeit Katharinens bewundern sollte. Dennoch ließ Cecha's Undankbarkeit nicht nach. Ihr Grimm wuchs mit ihrer Krankheit, mit Beiden aber Katharina's Geduld und liebevolle Hilfe. Dieses Verhältniß dauerte sehr lange. Lapa, Katharina's Mutter, vernahm nun das schwere Liebeswerk ihrer Tochter, und darüber höchst unwillig sagte sie zu ihr: „Tochter, du willst uns endlich gar den Aussatz ins Haus bringen, wir werden es noch erleben, dich aussätzig zu sehn. Bilde dir nicht ein, daß ich dies länger dulden will, so lange ich im Leben bin, sollst du so abscheuliche Dinge nicht wieder treiben." Diesen unwilligen Reden der Mutter entgegnete Katharina im vollen Vertrauen auf Gott mit demüthiger Milde, aus der eine unwiderstehliche Begeisterung der Liebe hervorleuchtete: „Theuerste Mutter, habt doch keine Angst wegen irgend eines Aussatzes; wie könnt ihr glauben, daß die milde Gütigkeit Gottes so etwas zulassen sollte, da er selbst sich herabgelassen hat, mir diese Arbeit zu gestatten und aus Liebe zu ihm aufzuerlegen. Wie könnt ihr denken, liebste Mutter, daß ich sie gegen den Befehl eures und meines Gottes unterlassen könnte. Hätte ich in diesem Falle nicht größere Ursache, den Aussatz und noch Aergeres zu fürchten, wenn ich so gegen den Willen unseres Gottes, meines himmlischen Bräutigams, handelte. Mit solchen und ähnlichen Reden gelang es der heiligen Katharina, den Unwillen ihrer gottesfürchtigen Mutter vollkommen zu besänftigen. Aber es gefiel dem Herrn, seine Braut auf das Aeußerste zu prüfen, und er ließ es zu, daß an den Händen Katharina's der offenbare Aussatz hervortrat. Nun erhoben sich die Schmähungen von allen Seiten über die arme Heilige. Jedermann behauptete, sie habe sich dies furchtbare Uebel von der aussätzigen Cecha geholt, deren Pflege sie so hartnäckig fortgesetzt habe. Die Mutter warf ihr ihren Ungehorsam mit bittren Worten vor. „Habe ich es nicht gleich gesagt," sprach der Eine, „es geschieht ihr ganz recht," ein Anderer, „wer nicht hören will, muß fühlen," ein Dritter; Jedermann aber verschmähte sie wegen der Häßlichkeit dieses Uebels und floh sie aus Furcht vor Ansteckung. Doch alle diese Leiden, noch bittrer als der Aussatz selbst, konnten ihren Frieden nicht stören, der auf dem unbeweglichen Fels des heiligen Glaubens, der Hoffnung und Jesusliebe gegründet war; ja so freudig, als habe sie einen Schatz gefunden, nahm sie den scheußlichen Aussatz, die harten Reden und das Murren aller Menschen gegen sie auf, weil sie fühlte, daß sie so ihrem himmlischen Bräutigam in seinem Wandel auf Erden viel ähnlicher sei, und wohl einsah, daß er alles dieses, nicht sowohl aus Verschmähung, sondern vielmehr aus großer Liebe über sie ergehn ließ. Jedoch, nachdem sie diese Prüfung längere Zeit geduldig und heiter bestanden hatte, wollte der Herr seine fromme Magd des schweren Krankendienstes und der schmählichen Krankheit entledigen. Es nahte das Ende der aussätzigen Cecha, und Katharina verdoppelte ihre Anstrengungen zum Heil

ihrer Seele, sie war unermüdlich mit tröstlichen Reden, mit innigem Gebet und vor allem mit dem liebevollsten Unterricht, die arme Kranke in dem heiligen Glauben zu erleuchten, in der Hoffnung zu beleben und in der Liebe zu Jesu zu befestigen, bis ihre Seele vom Leibe schied und zu ihrer Bestimmung einging. Katharina aber, alle Liebe zu vollenden, bereitete die schrecklich entstellte, übelriechende Leiche Lecha's mit ihren selbst kranken Händen zur Beerdigung, kleidete sie aus, wusch sie und legte sie, mit reinen Kleidern ehrbarlich geschmückt, auf die Bahre nieder; sie folgte dem Leichenzuge, und als die Todtenfeier in der Kirche geendet war, legte sie selbst den aussätzigen Leib in das Grab, und ihre Hände bedeckten ihn mit Erde.

Wenn wir erwägen, daß nicht etwa nur einzelne Heilige, sondern Hunderte von Männern und Frauen aus allen Ständen damals eine so bewundernswerthe Opferwilligkeit zeigten, so fühlen wir uns zu dem Geständniß gezwungen, daß unsere vielgerühmte Civilisation als ein kleinliches und gebrechliches Wesen erscheint, wenn wir sie ohne parteiisches Vorurtheil mit den Beweisen einer erhabenen Gesinnung vergleichen, an welcher jene früheren Jahrhunderte so reich waren. — J. v. M.

Der Pfarrer Probst und dessen Cretinenanstalt zu Ecksberg in Baiern.

Nach zwölfstündiger Fahrt im Postelwagen von München an dem untern Inn gelangt man in das am breiten, grünen Innstram reizend gelegene katholische Städtchen Mühldorf. Dasselbe ist ein eigenthümlich gebauter Ort mit nahebei platten Dächern. Durch eine Art van Glaskuppel fällt ein Oberlicht in die Häuser; eine kleine Treppe führt auf das Dach in einen Pavillon, von dem aus der Beschauer eine Aussicht in das weite, schöne Thal des Flußes genießt. Auf den Straßen und in den Häusern herrscht große Reinlichkeit; neben der Kirche steht das „Waisenhaus" und die „Kinderbewahranstalt." Eine Viertelstunde davon liegt, von andern Wohnungen gänzlich entfernt, hoch über dem lachenden Flußthale, an einen schönen Laubwald gelehnt das Pfarrhaus und die Kirche Ecksberg. Die drei bis vier Dörfer, die die Pfarrei bilden, liegen nach Osten und Westen eine viertel Stunde entfernt. Das Pfarrhaus ist durch die immer weiter sich ausbreitende Liebesthätigkeit seines Pfarrers zum Besten der Cretinen nach und nach ein großes, umfangreiches Gebäude geworden. Vier dreistöckige, je 12 Fenster Front enthaltende Häuser, die ein regelmäßiges Viereck darstellen, mit freiem Hofraum und freier Einfahrt in denselben, bilden die Cretinenanstalt. Sie zählt jetzt 97 geistesschwache und blödsinnige Zöglinge. Zum Unterricht, zur Beschäftigung und Wartung dieser Kranken, sowie zur Führung des Hauswesens und der Oekonomie sind mindestens 30 Personen angestellt. Der Gründer und die Seele dieses großen Werks ist der jetzige Vorsteher desselben, der römisch-katholische Pfarrer Probst, der uns als ein Mann voll Glaubens und voller Liebe geschildert wird, auf dessen Angesicht der Friede Gottes sich spiegelt. Er ist der Sohn eines armen Bauern, der sich bis zu seinem 18. Jahre als Hirt ernähren mußte. In der Einsamkeit seines Hirtenlebens entstand in ihm die Sehnsucht, ein Menschenhirte zu werden. Von diesem Verlangen ließ er sich nach München führen, wo er in größter Dürftigkeit lebte, aber unermüdlich sich mit geistiger Arbeit beschäftigte, bis man auf ihn aufmerksam wurde und anfing, ihn zu unterstützen. Als Hilfsprediger bei einem Priester im Bairischen Gebirge wurde ihm einst von seinem Pfarrer ein Kind gebracht, das durchaus nicht lernen und begreifen konnte und deßwegen nicht zur Firmung zugelassen werden durfte. Auf die Bitte des Pfarrers nahm der junge Probst sich des Kindes an, und es gelang ihm, es in erwünschter Weise zur Firmelung vorzubereiten. Der günstige Erfolg wurde die Veranlassung, daß er fortwährend mehrere derartige Kinder um sich versammelt hielt. Als man ihm darnach von den den Cretinen gewidmeten Bemühungen des Dr. Guggenbühl auf dem Abendberge erzählte, reiste er dorthin und kehrte von da mit erweitertem Gesichtskreise zurück. Bald stand in ihm der Entschuß fest, die Pflege der Blödsinnigen zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Er gab seine damalige Pfarrstelle unter erzbischöflicher Genehmigung auf, gründete in Mühldorf einen Verein für Idioten und kaufte dann als Vorstand der zu gründenden Anstalt im Frühjahr 1852 zu Ecksberg die verfallenen Gebäude der ehemaligen Wallfahrtskirche und des Benefiziaten-Hauses, in welchem seitdem, also in 12 Jahren, die allmählig immer vergrößerte Anstalt sich entwickelt hat. Erst im letzten Jahr ist der vierte Erweiterungsbau vorgenommen, durch den, außer den anderweltigen Räumen für die Oeconomie, allein 25 neue Zimmer gewonnen worden sind.

Das Bedürfniß nach einer solchen Anstalt giebt sich von Jahr zu Jahr mehr kund. Die aufzunehmenden Kinder sind geistesschwache und blödsinnige in allen Graden des Leidens bis hinunter zum tiefsten Cretinismus. Ueber 200 derartige arme Menschen sind seitdem in die Anstalt aufgenommen, es sind davon 87 theils geheilt, theils gebessert, theils auch ungebessert entlassen, 24 gestorben und 97 in der Anstalt verblieben.

Man hatte Anfangs im Sinne gehabt, nur jüngere und heilfähige Zöglinge aufzunehmen, und hieß deßwegen die Anstalt Cretinen-Heilanstalt, war aber in Ermangelung einer Cretinen-Pflegeanstalt gar bald in die Nothwendigkeit versetzt, auch ältere und unheilbare Pfleglinge aufzunehmen und für sie entsprechende Fürsorge zu treffen.

Gegenwärtig werden mit dem obengenannten Leiden Behaftete beiderlei Geschlechts ohne strenge Rücksicht auf das Alter für einige Zeit oder für die ganze noch übrige Lebensdauer in die Anstalt aufgenommen, entweder zur Heilung oder zur Beschäftigung oder zur Pflege, und es nennt sich deßwegen die Anstalt jetzt in allgemeinerer Bezeichnung Cretinenanstalt, obwohl sie die Besserung all ihrer Pfleglinge möglichst anstrebt.

In der Heilabtheilung befinden sich die jüngeren und neueren Zöglinge, bei denen eine Heilung oder doch bedeutende Besserung ihres Zustandes mit Grund erwartet werden kann. Sie nehmen am Religions-, Elementar- und Arbeitsunterrichte Theil oder werden wenigstens dazu vorbereitet.

In der Beschäftigungsabtheilung befinden sich

solche Pfleglinge, welche in der Anstalt bei gehöriger Anleitung und Arbeitsgelegenheit irgend ein Geschäft thun können, für die aber außerhalb der Anstalt zur Zeit kein geeigneter Platz gefunden werden kann, und die draußen wieder in ihren alten Zustand zurücksinken würden. Um solchen Pfleglingen außer den gewöhnlichen Hausarbeiten entsprechende Beschäftigung geben zu können, wurden Aecker und Wiesen angekauft, Garten-Anlagen gemacht, eine Schreiner-, eine Schuster-, eine Schneider- und eine Weber-Werkstätte angelegt und eine Handspinnerei, früher für weibliche und jetzt auch für männliche Pfleglinge eingerichtet.

Zur Pflegeabtheilung gehören jene Pfleglinge, welche so tief stehen, daß sie durchaus nicht mit Nutzen beschäftigt werden können und als unheilbar erscheinen.

Am Schlusse des letzten Etatsjahres waren 34 Pfleglinge in der Heilabtheilung, 27 in der Beschäftigungsabtheilung und 31 in der Pflegeabtheilung. Unter den 92 Pfleglingen waren 52 männliche und 40 weibliche.

Die Glieder der ersten beiden Abtheilungen leben in wirklich familiärer Weise unter Aufsicht freundlicher Pfleger und des Vorstehers zusammen und verrichten in dem Hause und auf dem damit in Verbindung stehenden Ackergute die Arbeit. Als völlig zur Arbeit, zum Theil zum eignen Broderwerb geeignet, oder doch in höhern Grade bildungsfähig, konnten, wie die obige Aufmachung zeigt, etwa $^2/_3$ bezeichnet werden.

Die weiblichen Pfleglinge werden mit Stricken, Nähen, Spinnen, mit Putzen und Waschen, in der Küche und in ökonomischen Arbeiten beschäftigt.

Mehrere Pfleglinge verdienen sich durch ihre Arbeit bereits mehr als ihren Unterhalt und bekommen deswegen, wenn sie arm sind, einen angemessenen Lohn.

Beschäftigung gilt als ein Hauptheilmittel für die Pfleglinge, und sie leben sichtbar neu auf, wenn es gelungen ist, sie zu einer bestimmten Handarbeit zu verwenden. Alle Zöglinge, bei denen sich irgend eine Befähigung zeigt, werden in der Religion, im Lesen, Schreiben, im Rechnen und einige auch im Singen unterrichtet, weshalb auch Pfleglinge in einem Alter von zwanzig und mehr Jahren nach wenigstens an der Sonntagsschule theilnehmen, um Neues zu lernen oder das Gelernte nicht zu vergessen.

Am meisten sind wohl jene zu bedauern, welche ganz unfähig sind, am Unterrichte oder an einer Beschäftigung theilzunehmen. Sie gehören eben der Pflegeabtheilung an und müssen gewartet werden wie kleine Kinder, obwohl viele davon bereits über 15 und 20 Jahre alt sind. Sie erschweren die Aufgabe der Anstalt am meisten und sind um so härter zu pflegen, je älter sie werden. Je ihrer 2, 3, 4 sind je nach ihrer Beschaffenheit in einem Zimmer untergebracht und stehen unter einer besonderen Pflegerin. Mehrere derartige Abtheilungen enthalten ausschließlich solche Pfleglinge, die blödsinnig und zugleich epileptisch sind. Manche bieten ein wahrhaft erschreckendes Aussehen: es sind gänzlich Blödsinnige, die völlig krüppelhaft sind, Andere, die zugleich blind geboren oder taubstumm oder zugleich epileptisch sind. „Diese Alle“, so sagt der Pfarrer Probst in seinem letzten Bericht, „sind unsere Mitmenschen, können am wenigsten in der Heimath gepflegt werden und verdienen unsere Beihilfe um so mehr, je weniger sie sich selbst helfen können. Sie verursachen einen wehmüthigen Anblick, erinnern aber meistens an den liebevollen Ausspruch des Herrn: „Was ihr Einem meiner Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan.“

Es sei herzbewegend, so versichert ein Besucher der Anstalt, die freundliche Liebe und stille Christenfreude zu sehn, mit der der genannte Priester unter diesem Elend waltet. Es darf an dieser Stelle auch der menschenfreundliche Arzt nicht unerwähnt bleiben, der diese ganze Anstalt ärztlich besorgt; es ist der Dr. Max Medicus in Mühldorf, der, und zwar ein evangelischer Christ, in gleicher Aufopferung und treuester Hingabe an die Sache, dem Pfarrer Probst als Freund und Helfer zur Seite steht.

Schließlich noch einige Notizen über die Einnahmen und Ausgaben der Anstalt, die wir dem letzten Jahresbericht 1863/64 entnehmen, der in dieser Beziehung manches Characteristische enthält, das wir hier anmerken wollen.

Von den eben bezeichneten 92 Pfleglingen sind drei lebenslänglich in die Anstalt eingekauft, für die übrigen wird das Pflegegeld bezahlt, so weit die Vermögensverhältnisse derselben es zulassen, oder Wohlthäter für sie gefunden werden können.

In dieser Hinsicht sind die Verhältnisse besonders glücklich geordnet, sofern kein starres Statut über feste Pflegegelder besteht, sondern in jedem Falle auf die Leistungsfähigkeit der Einzelnen Rücksicht genommen ist. Das Verhältniß ist folgendes: Das statutenmäßig volle Pflegegeld mit 150 fl. für's Jahr nebst 15 fl. für Medicamente und Vergütigung der besonderen Auslagen für sie bezahlen 38 Pfleglinge. Ein geminderteß Pflegegeld mit 100 fl. für's Jahr zahlen 4, mit 75 fl. für's Jahr zahlen 15, mit 50 fl. jährlich zahlen 10, mit $37^1/_2$ jährlich zahlen 4, ganz frei sind 15 und Lohn erhalten 6.

Der Lohn, welchen gut arbeitsfähig gewordene arme Pfleglinge von der Anstalt erhalten, wird ihnen alljährlich nach dem Lichtmeßtage bei der Sparkasse in Mühldorf angelegt, macht ihnen viel Freude und kommt ihnen dann zu Nutzen, wenn sie aus der Anstalt wieder hinaus müßten, fällt aber der Anstalt zu, wenn sie in derselben sterben.

Der Heimath nach waren von den 92 Pfleglingen die meisten, ihrer 66, aus Oberbaiern, die nächsten 11 aus Niederbaiern, die übrigen aus den übrigen Theilen des Landes. Einer wurde vor 2 Jahren circa 19 Jahr alt in Niederbaiern aufgefunden und nach langem Suchen um seine Heimath als heimathlos zur etwa möglichen Bildung und Brauchbarmachung in die Anstalt gethan. Er konnte beim Eintritt nur zwei Wörtlein einigermaßen verständlich aussprechen, nämlich „Hans“ und „Weit,“ und war nicht im Stande, über seine Herkunft verständliche Andeutungen zu machen. Seine Sprache und sein Verstand entwickeln sich nun recht erfreulich, und „Haas“ wird ein, wenn auch nicht vollständig geheilter, aber doch gut brauchbarer Mensch werden. Gott gebe, setzt der Bericht hinzu, daß seine Heimath gefunden wird, wenn es ihm nützlich ist.

Die Summe aller Einnahmen beträgt 24,523 fl., worunter aus dem Betriebe der Anstalt incl. Pflegegelder: 11061 fl.; an Sustentationsbeiträgen werden

geführt aus dem Kreisfonds 1000 fl., aus einer Kirchencollecte in der Erzdiöcese München-Freising: 2404 fl., von dem Beitrag der Mitglieder des Hilfsvereins 677 fl. (dabei bemerkt der Bericht: „Die Mitglieder des Vereins, der seit 1852 besteht und im Jahre 1863 neu organisirt von Seiner Heiligkeit Papst Pius IX. mit vielen geistlichen Vortheilen versehen wurde, bezahlen 20 kr. für's Jahr, werden dadurch Wohlthäter der Anstalt und der armen Pfleglinge und haben Antheil an der heiligen Messe, welche fast täglich für sie in Ecksberg gelesen wird, und wobei die fähigeren Kinder ein eigenes Gebet für sie und für alle Wohlthäter der Anstalt verrichten.") An zufälligen Geschenken 1280 fl. An neu aufgenommenen Capitalien 6750 fl. zur Deckung der Kosten für den auf 12,239 fl. veranschlagten Bau, der erst nächstes Jahr verrechnet wird, an Legaten 1000 fl. — Besonders erwähnt wird die lebenslängliche Einstiftung eines ganz armen Mädchens durch seinen bald darnach verstorbenen Taufpathen mit einem Geschenk von 3000 fl. Mit besonderm Dank wird der Gaben des verstorbenen Königs Max II. gedacht. „Als das Herz des Königs auf dem Wege nach Altötting bei Ecksberg vorbeigebracht wurde, beobachtete der k. Kämmerer Oscar von Redwitz, daß die Zöglinge der hiesigen Anstalt mit Trauerflören an der Straße standen und Alle betrübt die Hand auf's Herz hielten. Sie hatten mit ihrem Vorstande wohl Ursache dazu; denn es war ja das königliche Herz, das so freundlich und wohlthätig auch für Ecksberg geschlagen hatte. Doch die armen Kinder blieben nicht verlassen. König Ludwig II. übernahm gar bald die Unterstützung der armen Kinder, für welche bisher Sein Vater gesorgt hatte."

Ausgegeben wurden im letzten Jahre (mit Ausnahme der Kosten für den Erweiterungsbau) 13,181 fl., so daß noch ein Rest von 11,342 fl. verblieb.

Nicht weit von Ecksberg liegt der berühmte Wallfahrtsort Alt-Oetting, wo Schaaren von Wallfahrern, das Kreuz auf dem Rücken, das Paternoster und Ave Maria murmelnd, den Rosenkranz in der Hand, die Kapelle umrutschen und bei der „schwarzen Maria" Heilung und Friede suchen. Möge das Volk erlöst werden von der Gewalt dieses Aberglaubens! Es ist ein Trost, daß neben dieser Nachtseite der römisch-katholischen Kirche auch Lichtstellen wie das Liebeswerk zu Ecksberg sich befinden, das einem der evangelischen Christen, der es vor einiger Zeit besuchte, das Bekenntniß abnöthigte: „Ich wurde daselbst von Neuem gewiß, daß keine Confession, kein Bekenntniß innerlich diejenigen trennen kann, die aus der Liebe Jesu Christi und Ihm zu Ehren an Seinen Geringsten Ihm dienen." —

(Fl. Bl. a. d. Rauh. Hause.)

Das Diakonissenhaus zu Halle a. d. Saale.

Nach dem vor Kurzem ausgegebenen achten Jahresberichte der evangelischen Diakonissenanstalt zu Halle zählte dieses Krankenpflegerinnen-Institut am 1. Juli d. J. zwölf Schwestern, wovon sechs Diakonissen und sechs Probeschwestern waren, eine Zahl, deren Kleinheit der Bericht lebhaft beklagt, da in Folge dessen oft die dringendsten Gesuche um Zusendung von Schwestern unberücksichtigt bleiben müssen. Im Rechnungsjahre vom 1. Juli 1864 bis dahin 1865 sind in der Anstalt selbst 214 Kranke, also 29 mehr als im Vorjahre, verpflegt worden, und es war der Bestand am 1. Juli d. J. 26 Kranke. Pflegetage gab es in dem letzten Jahre 10,952 innerhalb und 992 außerhalb der Anstalt. Nach Erfurt werden demnächst zwei Diakonissen abgegeben werden. Nur für 4065 von den 10,952 Pflegetagen ist der volle Satz von 8 Sgr. pro Tag in der zweiten und von 20 Sgr. in der ersten Klasse gezahlt worden, für 5089 eine Ermäßigung eingetreten und 1798 Tage sind arme Kranke ganz unentgeltlich verpflegt worden. Einnahmen hat die Anstalt außer Naturalien im Rechnungsjahre vom 1. Juli 1864 bis dahin 1865 gehabt in Summa 8014 Thlr. 2 Sgr. 2 Pf. Die Gesammtausgaben haben dagegen 7762 Thlr. 25 Sgr. 2 Pf. betragen, worunter die Hauptposten 2818 Thlr. 11 Sgr. 3 Pf. für Wirthschaftskosten und 2351 Thr. 15 Sgr. belegte Aktivkapitalien sind. An Schulden hat die Anstalt noch 6250 Thlr.

(Staats-Anz.)

Die italienischen Wohlthätigkeitsanstalten.

Das Ministerium des Innern zu Florenz hat eine ausführliche Nachweisung über den Bestand und namentlich die finanziellen Verhältnisse der Wohlthätigkeitsanstalten des Königreichs Italien veröffentlicht. Dieser Bericht zählt 8450 Anstalten auf, unter denen 3578 zur Unterstützung durch Almosen, 1295, welche arme Mädchen mit einer Aussteuer versehen, 800 Krankenhäuser, 414 Anstalten zur Verabreichung von Arzneimitteln, 490 Waisenhäuser, 272 Kleinkinderbewahranstalten, 99 Findelhäuser, 26 Taubstummenanstalten, zwei Blindenanstalten, 12 Erziehungshäuser für verwahrloste Knaben, 30 Erziehungshäuser für verwahrloste Mädchen, 230 Armenschulen sich befinden. Von diesen Anstalten kommen 2947 auf Piemont und die Lombardei (bei 7,106,000 Einwohnern), 1337 auf Toscana, Genua, Modena, die Romagna und Umbrien (bei 5,338,000 Einwohnern), nud 2414 auf Neapel und Sicilien (bei 9,252,000 Einwohnern). Unter den Hospitälern des Königreichs befinden sich drei, welche über eine Million, und zehn, welche über 100,000 Lire für ihre Zwecke verwenden. Fünf Anstalten zur Vertheilung von Almosen vertheilen jährlich über 200,000, fünf über 100,000 und drei und zwanzig mehr als 50,000 Franken. Unter den Sparkassen, welche hier unter den Wohlthätigkeitsanstalten aufgezählt werden, ist die zu Mailand die bedeutendste. Ihr Kapital beträgt über 100 Millionen, die jährlichen Zinsen vier Millionen, welche sich auf 132,000 Inhaber von Sparbüchern vertheilen. —

Miscellen.

Das „Berliner Fremden- und Anzeigeblatt" schreibt: Bei der in Berlin beabsichtigten Umgestaltung resp. Verbesserung der Armenpflege dürfte des Princips gedacht werden, das bei der hiesigen jüdischen Gemeinde beachtet wird. Hier hat die Privatwohlthätigkeit neben der geringen öffentlichen eine Höhe erreicht, wie sie selbst England nicht aufweisen kann; — hier wird die

Armenpflege mit einer Humanität, mit einer Discretion gehandhabt, die zur Bewunderung reizt. In der Schule sitzt der Sohn des armen Hausirers neben dem Sohne des Geheimen Kommerzienraths, und Niemand außer der Armenverwaltung und seinen Eltern weiß, daß er ein Freischüler ist. In der jüdischen Entbindungs-Anstalt (Sandikin) werden zu jeder Wöchnerin, ob arm oder reich, zwei Büchsen, mit A und B bezeichnet geschickt, und bleiben einige Zeit bei derselben stehen. Die Büchse A enthält eine gewisse Summe Geldes, der Schlüssel zu derselben wird der Wöchnerin eingehändigt, welche das Geld herauszunehmen hat, doch steht es ihr frei, dasselbe zu behalten oder in die Büchse B zu legen und ein eigenes Geschenk hinzuzufügen. Diese Büchse bleibt ein volles Jahr, mit dem Siegel der Anstalt verschlossen, stehen, damit nicht zu ersehen ist, welche Wöchnerin das Geld aus der Büchse A für sich behalten hat. Da nun diese Anstalt auch von vielen wohlhabenden und reichen Wöchnerinnen besucht wird, welche oft sehr ansehnliche Geschenke in die Büchse legen, so besteht die Anstalt vortrefflich und wirkt sehr segensreich.

Nach dem Muster des Rauhen Hauses soll auch im Canton Genf eine Anstalt zur Heranbildung von Arbeitern auf dem immer mehr anwachsenden Felde der innern Mission für die französische Schweiz und Frankreich gegründet werden. Doctor Butini de la Rive will sein schönes Gut Miolan des Vandoeuvres dazu hergeben. Handwerker, Ackerbauer u. s. w., die dabei in ihrem besonderen Beruf bleiben, sollen hier christliche Anleitung empfangen, einmal als Colporteure, Kranken- und Gefangenwärter, Vorsteher von Rettungshäusern, Herbergen u. s. w. dem Herrn an den Brüdern zu dienen. Zugleich wird damit, wie im Rauhen Hause, Johannesstift u. s. w. eine auf das Familienprincip gegründete Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder verbunden. Die Anstalt will nicht einer besondern Abtheilung der evangelischen Kirche, sondern im Geiste des Evangelischen Bundes der ganzen Kirche Christi dienen. Zu Mitarbeitern hat sich deshalb Herr Butini einen Zögling der freien und einen der National-Kirche von Genf gewählt. Den Zöglingen steht die Wahl der Kirchengemeinschaft frei, welcher sie ihre Kräfte widmen wollen. Der Aufenthalt in der Anstalt ist unentgeltlich; nur für Reisekosten und Kleidung haben die Zöglinge Sorge zu tragen. Das Kostgeld für die Kinder beträgt jährlich 100 Frcs.

Zum Bau des Ordens-Krankenhauses in Beirut sind bis incl. Sonnabend den 2. d. M. ferner eingegangen:

Vom Durchlauchtigsten Herrenmeister, Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit 1000 Thlr.; von Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht (Sohn) von Preußen 250 Thlr.; vom Fürsten Alexander zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein in Hohenstein 50 Thlr.; vom Major Freiherrn von Moltke zu München 10 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des 5. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 42 von Borcke 5 Thlr.; vom Hofgerichts-Vice-Präsidenten Freiherrn von Tiesenhausen auf Weißensee 10 Thlr.; vom Kammerherrn von Treskow auf Dölzig 5 Thlr.; vom Landesältesten Grafen von Bethusy-Huc auf Bankau 5 Thlr.; vom Landschafts-Director Grafen von Pfeil auf Tomnitz 5 Thlr.; von v. J. zu Königsberg in Preußen 5 Thlr.; vom Standesherren Grafen Wilding von Königsbrück auf Königsbrück 10 Thlr.; vom Landrath von Davier zu Nordhausen 5 Thlr.; vom Prinzen Ferdinand zu Schönaich-Carolath in Saabor 30 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen von Potworowski auf Parzenczewo 10 Thlr.; vom Rittmeister Freiherr von Senden und Bibran auf Reisicht 10 Thlr.; vom Generallieutenant und Gesandten Freiherrn von Sell hierselbst 5 Thlr.; vom Regierungs-Rath v. d. Masel zu Aachen 3 Thlr.; vom Landrath von Hellermann auf Carzin 5 Thlr.; vom Erbschenk Freiherrn Grote zu Schauen in Halberstadt 10 Thlr.; vom Landesältesten von Lieres auf Gallowitz 5 Thlr.; vom Rittmeister von Knobloch auf Erben 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer v. d. Groeben auf Gr. Klingbeck 5 Thlr.; vom Oberstlieutenant Keck von Schwartzbach zu Wormditt 5 Thlr.; vom Regierungs-Rath von Kalckreuth auf Hohenwalde 10 Thlr.; vom Landschafts-Deputirten von Bülow auf Hoffelde 5 Thlr.; vom Standesherrn Grafen zu Lynar auf Lübbenau 10 Thlr.; vom Major Kraker von Schwarzenfeld auf Prittag 3 Thlr.; vom Kammerherrn von Selchow auf Rudnick 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Münchhausen auf Herrengosserstädt 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Witzleben auf Kitscher 5 Thlr.; vom Kammer-Director von Kelsch zu Oels 5 Thlr.; vom Rittmeister und Adjutanten der 11. Division von Wentzky 5 Thlr.; vom Generallieutenant und Kommandeur der Garde-Kavallerie-Division Freiherrn v. d. Goltz 10 Thlr.; vom Oberst Freiherrn v. d. Goltz hierselbst 5 Thlr.; vom Rittmeister von Muschwitz zu Coburg 5 Thlr.; vom Major und Kammerherrn von Prittwitz auf Wiesegrade 10 Thlr.; vom Grafen zu Erbach-Erbach in Erbach 1 Friedrichs'dor = 5 Thlr. 20 Sgr.; vom Rittergutsbesitzer von Poncet auf Alt-Tomysl 5 Thlr.; vom Wirklichen Geheimen-Rath und Regierungs-Präsidenten von Holzbrinck zu Arnsberg 10 Thlr.; vom Landesältesten von Schmiedeberg auf Schönawitz 4 Thlr.; vom Landrath Grafen von Seydewitz auf Pilsnitz 1 Friedrichs'dor = 5 Thlr. 20 Sgr.; vom Major im 6. Rhein. Infanterie-Regiment Nr. 68. von Kühne 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer v. d. Borne auf Bernruchen 5 Thlr.; vom Generalmajor von Seelhorst zu Naumburg a. d. S. 3 Thlr.; vom Oberstlieutenant Freiherrn von Braun auf Neuken 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Tevenar auf Gr. Saalau 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Wirdebach und Nostitz-Jaenkendorf auf Kendorf 3 Friedrichs'dor = 17 Thlr.; vom Landrath Freiherrn von Schroetter auf Kobulten 5 Thlr.; vom Landrath Freiherrn v. d. Reck zu Stockhausen 2 Thlr.; vom Geheimen Justiz-Rath von Brandenstein hierselbst 10 Thlr.; vom Grafen Adalbert zu Waldeck und Pyrmont zu Schloß Bergheim 5 Thlr.; vom Rittmeister von Funcke zu Dresden 10 Thlr.; vom Major von Frankenberg zu Charlottenburg 10 Thlr.; vom Rittmeister von Puchelbl-Gehng auf Schloß Carnitz 10 Thlr.; vom Landrath von Borries zu Herford 10 Thlr.; vom Hauptmann im Generalstabe der 13. Division von Jena 5 Thlr.; vom Landesältesten von Debschitz auf Koschpendorf 10 Thlr.; vom Commendator, Ober-Regierungs-Rath von Hoeften zu Arnsberg 10 Thlr.; vom Major Freiherrn von Wackerbarth auf Briesen 4 Thlr., vom Kammerherrn Freiherrn von Báthory-Simalin auf Gr. Diesden 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Petersdorff auf Buddendorf 5 Thlr.; vom Oberst von Born auf Sienno 10 Thlr.; vom Oberst-Lieutenant von Thümen hierselbst 3 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Lieres und Wilkau auf Posterwitz 10 Thlr.; vom Landrath von Studnitz auf Schönwald 5 Thlr.; vom Oberst und Inspecteur der 2. Pionier-Inspection von Kriegsheim 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Normann auf Schößdorf 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Tettau auf Talks 5 Thlr.; vom Wirklichen Geheimen Rath Freiherrn von Wilkens-Hohenau zu Dresden 10 Thlr.; vom Kreisdeputirten von Salisch auf Kratzkau 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Magnus von Buchwaldt zur Zeit in Straßburg 15 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Byern auf Schloß Parchen 10 Thlr.; vom Regierungs-Rath Grafen von Finckenstein zu Frankfurt a. d. O. 10 Thlr.; vom Major von Knebel-Doeberitz auf Friedrichshof 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Wedell auf Braunsforth 5 Thlr.; vom Generalmajor und Führer der 10. Division von Kirchbach 5 Thlr.; vom Staatsanwalt von Nickisch-Rosenegk auf Bielitz 5 Thlr.; vom Geheimen Regierungs-Rath von Werder zu Merseburg 5 Thlr.; vom Regierungs-Rath von Jokrzewski zu Merseburg 5 Thlr.; vom Reisestallmeister Freiherrn von Türcke zu Meiningen 6 Thlr.; vom Grafen Richard zu Waldeck und Pyrmont zu Schloß Bergheim 3 Thlr.; vom Grafen Carl August von Bose zu Frankfurt a. M. 100 Gulden Rheinisch in einer Frankfurter Banknote, umgesetzt für 56 Thlr. 26 Sgr.; vom Geheimen Regierungs-Rath Freiherrn von Dueesing zu Saarbrücken 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge: 5892 Thlr. 1 Sgr.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 45.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 50. Berlin, den 13. December 1865. Nr. 50.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1865 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Dec. 1865 verbl. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Nov. 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. November 1865	47			
	Zugang pro November	13			
		60			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	51	51	1544	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. November 1865	35			
	Zugang pro November	22			
		57			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	38	38	1158	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. November 1865	24			
	Zugang pro November	14			
		38			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	25	25	790	34
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. November 1865	30			
	Zugang pro November	23			
		53			
	Abgang . .	26			
	Bleibt Bestand	27	27	855	36
5.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. November 1865	23			
	Zugang pro November	4			
		27			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	22	22	613	23
6.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. November 1865	31			
	Zugang pro November	12			
		43			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	39	39	842	24
7.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. November 1865	11			
	Zugang pro November	20			
		31			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	14	14	420	35
	zu übertragen		216	6222	260
	Uebertrag		216	6222	260
8.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. November 1865	29			
	Zugang pro November	19			
		48			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	31	31	775	50
9.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. November 1865	50			
	Zugang pro November	19			
		69			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	50	50	1431	50
10.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. November 1865	15			
	Zugang pro November	6			
		21			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	11	11	375	42
11.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. November 1865	6			
	Zugang pro November	7			
		13			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	9	9	218	24
12.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. November 1865	10			
	Zugang pro November	5			
		15			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	8	8	236	17
13.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. November 1865	4			
	Zugang pro November	4			
		8			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	4	4	81	8
14.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. November 1865	1			
	Zugang pro November	4			
		5			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	2	2	60	10
	zu übertragen		331	9398	461

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Dec. 1865 vorh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Nov. 1865.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		331	9398	461
15.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. November 1865	—			
	Zugang pro November	2			
		2			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	—	—	24	8
16.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. November 1865	4			
	Zugang pro November	5			
		9			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	3	3	106	8
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. November 1865	14			
	Zugang pro November	2			
		16			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	16	16	472	18
18	**Altena:**				
	Bestand am 1. November 1865	8			
	Zugang pro November	6			
		16			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	11	11	254	38
19.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. November 1865	1			
	Zugang pro November	3			
		4			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	3	3	52	14
	Zusammen		364	10306	547

Der gesammte Abgang an Kranken pro November 1865 beträgt 181, davon sind:

a) gestorben . . . 10
b) geheilt entlassen . 158
c) ungeheilt aber nur gebessert entlassen . 13

wie vor 181.

---

20) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. **September** 1865 . . . . 18 Kranke.
Zugang pro **September** . . . . 21 „
39 Kranke.

Davon sind: geheilt 20
gestorben 1
fortgegangen . . . 5
26 — 26 „

Bleibt Bestand am 1. **October** 1865: 13 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 6 Europäer, 11 orientalische Christen, 3 Moslemin und 1 Druse.

Die Zahl der Krankenverpflegungstage pro September betrug 450.
Poliklinisch wurden behandelt 78 Personen.

Bestand am 1. **October** 1865 . . . . 13 Kranke.
Zugang pro **October** . . . . 21 „
34 Kranke.

Davon sind: geheilt 9
gestorben 1
gebessert 1
fortgegangen 4
15 — 15 „

Bleibt Bestand am 1. **November** 1865: 19 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 14 orientalische Christen und 2 Moslemin.

Die Zahl der Krankenverpflegungstage pro October betrug 513.
Poliklinisch wurden behandelt 98 Personen.

Leopold König der Belgier, Majestät, Rechtsritter seit 1810, † zu Schloß Laeken 10. December 1865.

Am 20. December c. findet in Cöln eine Sitzung des Convents der Rheinischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens statt.

Bekenntniß einer Gräfin Solms.

(Mitgetheilt vom Hofrath Hesekiel.)

Johann Friedrich Graf zu Solms von der Solms-Wildenfels-Laubacher Linie, war am $\frac{19\text{ Febr.}}{1\text{ März}}$ 1625 zu Sonnenwalde in der Niederlausitz geboren; schon im 6. Jahre verlor er seinen Vater, aber Churfürst Johann Georg von Sachsen nahm sich seiner an, und die treffliche churfürstliche Wittwe Augusts II., Frau Hedwig, eine geborene Königliche Prinzeß zu Dänemark, nahm ihn zu sich auf ihr Schloß Lichtenberg, wo er mit zwei jungen Fürsten, Herzog Johann Georg von Mecklenburg und Herzog Johann zu Holstein-Glücksburg, erzogen wurde. Mit diesen Herzögen machte er auch die unerläßliche Cavalier-Reise. Im Jahre 1666 kam er durch Vergleich mit seinen Brüdern in Besitz der Herrschaft Wildenfels, und im selben Jahre lernte er bei seiner Schwester, der verwittweten Markgräfin von Brandenburg-Culmbach, die Gräfin Benigna von Promnitz kennen, mit welcher er sich am 20. Januar 1667 zu Altenburg vermählte, wo ihm die treffliche Herzogin Magdalene Sybilla, eine chursächsische Prinzeß, ein herrliches Beilager ausrichtete. Gräfin Benigna war die Tochter des Grafen Seyfried von Promnitz auf Sorau, und eine würdige Gemahlin für den frommen, rechtschaffenen Grafen Johann Friedrich, welcher am 10. December 1696 im 71. Jahre seines Alters starb. Die Gräfin Benigna lernt man am besten aus einem nach ihrem Tode aufgefundenen Aufsatze kennen, aus welchem uns Rudolph Graf zu Solms-Laubach, K. P. Oberst a. D. (in seiner trefflichen Geschichte des Grafen- und Fürstenhauses Solms, welche soeben in Frankfurt a. M. bei Adelmann erschienen ist und zum Besten des Rettungshauses zu Arnsburg verkauft wird) das Nachfolgende mitgetheilt hat:

„Ich bin von guten Eltern geboren, durch ihr frühes Absterben gar zeitlich in den Waisenstand gesetzt worden, darin ich nicht allein alle das Elend das diesem Jammerstand insgemein eigen ist, erfahren, sondern auch ungemein Zu- und Anfälle erlitten, von denen ich nicht mehr sagen kann und mag, als, der Herr hat Großes an mir gethan, des bin ich fröhlich, und seine Güte allein ist es gewesen, die sich meiner armen Seele, als ich in dem höchsten Grad menschlicher Verlassenheit gestanden, herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe. Diese hat mein Herz sorgfältig umzäumt, mich geleitet und regiert, meine Seele bewahrt und mich endlich dem nachgezogen, der die Liebe selbst und meines Lebens Leben ist. Denn ob ich wohl eine übele Erziehung gehabt, so hat mich doch Gott bewahrt wie einen Augapfel, daß mich der Arge nicht könne antasten. Mein Naturell war still, furchtsam, zur

Ehrbar- und Sittsamkeit geneigt, insonderheit liebte ich die Sanft- und Demuth, und alle die Personen, an welchen ich davan etwas gewahr ward, die achtete ich in meinem Sinne vor anderen ehrenwerth, und befliß mich ihnen nachzufolgen. Ich hatte aber doch eine besondere Lobbegier in mir, und wollte immer viel wissen und können, auch darüber ästimirt sein; und waren meine Formalien oftmals: Ich wollte was absonderliches haben, was absonderliches thun. Ich meine Gott machte mir was absonderliches, da er mich durch so absanderliche Kreuzeswege führete, daß ich mich oft in seine absonderliche Weise nicht zu schicken gewußt, welches dann ein treffliches Hilfsmittel war zu dem Wege der Demuth, der mir an anderen so wohl gefiel, selber aber einzutreten zu schwer wurde.

„Vor dem Gebet hatte ich einen sonderlichen Widerwillen und wurde mir alles, was dem ähnlich sehr schwer und sauer. Auch hatte ich vor dem Sterben erschreckliche Furcht, dach verlieh mir Gott einmal die Gnade, daß ich eine besondere Lust und Freudigkeit zum Sterben bekam und mit herzlicher Andacht Sterbelieder sang und eine ziemliche Zeit, wo und bei wem ich auch war, ohne Scheu continuirte, bis ich endlich nach und nach wieder erkaltete.

„Bei dem Spruch Jeremias Cap. 31, 3. Ich habe Dich je und je geliebet, darum habe ich Dich zu mir gezogen aus lauter Güte, ging es mir gleich nach dem Herzen zu, als ob dieses nur um meinetwillen gesagt wäre; dann wurde mir so beweglich, fröhlich und jämmerlich untereinander und mein Herz wurde so voll Vertrauens zu Gott, als eines Kindes gegen seinen lieben Vater. Dieses kindliche, einfältige Vertrauen ist auch das einzige, dessen ich mich rühmen kann, das ist mir niemals entfallen in Leides- und Seelengefahr; ich verließ mich immer auf Gott in großer Einfalt u. s. w. Es wurde mir von Gott nichts gesagt, vielmehr mußte ich viel Dinge hören, die wider ihn waren, fluchen, lästern, schandbare Worte und leichtfertige Geschwätze, darüber mir das Herz bebete und ich öfter wünschte, taub oder mehr als ich war, einfältig zu sein, um das Gehörte nicht begreifen zu können ...... Ach ich wünschte tausendmal meinen Zustand verwechseln zu können mit dem Geringsten den ich sah u. s. w. Ich wurde früh verheirathet an einen Mann, der redlichen Herzens gegen Gott und Menschen war. Meine Kinder waren vom ersten Anfang an und wegen der Erhaltung im Mutterleibe, rechte Wunderkinder und sind es noch in Ansehung dessen, was Gott an ihnen gethan und wie er sie zum Zeugniß seiner Güte und Barmherzigkeit aufgestellt." In einem andern Aufsatze sagt sie: „Von meinem Christenthum soll man nicht viel Sagens und Rühmens machen. Es ist mein ganzer Gottesdienst nur in Leiden bestanden, ohne daß ich das geringste wahre Gute verrichtet oder ausgeübt hätte. Ihm dem Herzenskundigen, ist es bekannt, mit was Betrübniß ich oft wahrgenommen, daß andere besser von mir gehalten, als nach genauer Untersuchung ich mich befunden. Ach! ich bin eine arme Sünderin, und mangle des Ruhms, den ich vor Gott haben sall. Zählet sich ein heiliger Paulus unter die größten Sünder; oh, wo soll dann ich mich hinrechnen, die ich meinen frommen Gott so oft beleidigt und meines theuren Heilands Fußtapfen nicht so, wie ich gesollt, in Selbstverläugnung nachgefolget, so eifrig auch oftmals mein herzlicher Vorsatz gewesen. Sein Blut und Tod ist's nun allein, das allen meinen Mangel ersetzen und mich gerecht und seetig machen muß und wird, darauf allein verlaß ich mich u. s. w."

Dies schried sie im Jahre 1697, im ersten Jahre ihres Wittwenstandes auf und legte von ihrem durchaus tugendhaften und bescheidenen Wesen ein aufrichtiges Zeugniß ab. Dies wird denn auch von allen denen, die sie gekannt, bestätigt, welche noch Mehreres von ihr erzählen.

„Im Jahre 1702, von einem dreimonatlichen Aufenthalte bei ihrer Tochter in Sachsen zurückgekehrt, stand sie eine Meile von Laudach in Persan als Pathin (den 30. September) erkältete sich und erkrankte. Obgleich sie an einem hitzigen Fieber litt, behielt sie doch ihren Verstand bis zum letzten Augenblicke, nahm das heilige Abendmahl und starb am 9. October 1702."

Die von ihr selbst verfaßte und unter vielen anderen Schriften hinterlassene Grabschrift ist folgende:

„In diesem engen Raum liegt eine Hand voll Aschen,
Ein kleiner Ueberrest von der, die nun gewaschen
Durch Christi Blut und Tod ganz heilig, schön und rein
Der Eitelkeit befreit, bei ihrem Gott kann sein.
Sie war des Lebens satt und mehr ist nicht zu sagen,
Als daß sie sei gewest ein Weib, das Leid getragen
Vom Lebenseintritt an; nun ist sie deß befreit
Und freuet sich bei Gott in froher Seeligkeit."

Das Kornmesserſche Waisenhaus zu Berlin.

Joachim Friedrich Kornmesser war der Sohn Jacob Kornmesser's, Kämmerers zu Cöln an der Spree, und am 10. Januar 1641 daselbst geboren; er widmete sich der Heilkunde, hielt sich längere Zeit in Holland auf, und unternahm von da aus eine Reise nach Guinea. Nach seiner Rückkehr in die Heimath wurde er von dem großen Kurfürsten (am 18. März 1668) zu dessen Hof- und Reisechirurgus ernannt, und wiederholt nach der Westküste von Afrika geschickt. Am 8. August 1672 wurde er zum kurfürstlichen Kammerdiener, 1676 zum geheimen Kammerdiener ernannt und erhielt am 27. Januar 1688 den Titel Rath. Friedrich Wilhelm starb in seinen Armen. Am 11. April 1698 wurde Kornmesser zum Condirector der Afrikanischen Compagnie ernannt und erhielt in demselben Jahre den Titel eines kurfürstlichen Hofraths. Als Friedrich I. am 17. Januar 1709 die Städte Berlin und Köln nebst allen Vorstädten zu einer Stadt vereinigte, ernannte er Kornmesser zum ersten Bürgermeister derselben und ertheilte ihm am 9. Mai 1712 die Confirmation als Verordneter der Mittel-Uckermärkischen und Ruppinischen Städtekasse. Im Anfang des Jahres 1681 vermählte er sich mit der einzigen Tochter des Dr. Caspar Marchen, Dorothea Sibylla, die er aber noch in demselben Jahre in Folge ihrer Entbindung von einem todten Sohne verlor. Am 18. April 1688 schritt er mit der 1658 gebornen Tochter des Bankiers und ältesten Schöppen und Bürgermeisters zu Rotterdam, auch nachherigen kurfürstlich Brandenburgischen Raths Jean de Geby in Pots-

dam zur zweiten Ehe. Am 10. April 1715 starb er an einem Schlagflusse. Vier Jahre später, am 16. August 1719, starb auch seine Gattin. In einem von dieser verfaßten, aber von beiden Eheleuten schon seit Jahren überlegten Testamente war der Wille ausgesprochen, daß nach ihrem Tode aus den Fonds der Hinterlassenschaft ein Waisenhaus gegründet werden, und der Bruder der Erblasserin, Nicolaus de Geby die weitern Anordnungen treffen, auch das reformirte Kirchen-Directorium die Ober-Inspection über die Stiftung führen sollte. Die Erblasserin hatte selbst mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt alle Einzelheiten für Pflege, Erziehung und zukünftiges Wohl ihrer Pfleglinge angeordnet, auch eine genaue Beschreibung von der Einrichtung des Waisenhauses in Amsterdam in holländischer und deutscher Sprache dem Testamente beigefügt, so daß daraus ersichtlich ist, wie sehr ihr die Stiftung am Herzen lag und wie viel sie sich mit dieser schönsten und liebsten Aufgabe ihres spätern Lebens beschäftigt hatte. Da sie aus Rotterdam gebürtig war, so hatte sie eine besondere Vorliebe für die Einrichtungen der holländischen Waisenhäuser, namentlich für das in Amsterdam, und suchte daher nach Art derselben den verwaisten Kindern den verlorenen Familienkreis zu ersetzen.

Die Hinterlassenschaft bestand aus einem Hause in der Breitenstraße und einem mit Garten in der Jakobsstraße, einer Wiese bei Rixdorf und 26,000 Thalern. In jenem Testamente war verordnet, daß die in das Waisenhaus aufzunehmenden Kinder ehelich geboren, vater- und mutterlose Waisen von reformirten oder lutherischen Eltern sein sollten. Kinder von holländischer Abkunft sollten vor allen Andern aufgenommen werden, und nach ihnen Kinder armer Hofbedienten. Sie sollten in der reformirten Religion erzogen werden, bis die Knaben ein Handwerk erlernen, die Mädchen Dienstboten werden könnten. Die Knaben sollten Kleider von grünem Tuche mit blauen Aufschlägen und zinnernen Knöpfen, die Mädchen ein Camisol von grauem Tuch und einen Rock von blauem Tuche, und jedes Kind auf des Kleides rechter Schulter einen schwimmenden Schwan, der einen Oelzweig im Munde führt, (das Kornmessersche Wappen) tragen.

Ein Jahr nach dem Tode der Stifterin, also am 16. August 1720, wurde die Anstalt mit 14 Zöglingen, 7 Knaben und 7 Mädchen, in einem kleinen dazu angekauften Hause Klosterstraße Nr. 50, der Parochialkirche gegenüber, im Beisein des Präsidenten und der Räthe des reformirten Kirchendirectoriums mit Gebet und feierlicher Einführung des ersten Hausvaters Rexrod des Aelteren und des ersten Lehrers, Candidaten der Theologie Twist, eröffnet. Die Mittel der Anstalt vermehrten sich bald durch Schenkungen und Vermächtnisse; zuerst durch die Gebrüder Daniel und Friedrich Wilhelm von Rochow in einer Obligation vom 19. Januar 1722 mit 2000 Thalern, dann durch den Schneidermeister Johann Gottfried Ulrichs am 24. Juli 1725 mit 350 Thalern, durch den Kaufmann Andreas Rubin, der dem Institut am 14. Januar 1730 ein Geschenk von 1000 Thalern machte, ferner durch den zu Berlin verstorbenen Weinhändler Wylich, welcher in seinem Testamente am 26. Mai 1735 dem Waisenhause 500 Thlr. vermachte; endlich erhielt dasselbe von dem Kirchenrathe und ersten Prediger an der reformirten Parochialkirche Dr. Jacob Elsner durch sein Testament vom 18. Juni 1742 den vierten Theil seines Vermögens zugesprochen, welche Schenkung allerdings erst im Jahre 1764 ausgezahlt wurde. Einen neuen Aufschwung erhielten aber die Verhältnisse des Waisenhauses durch das Vermächtniß des Geheimen Justiz-Tribunals- und Consistorial-Raths von Risselmann, und es ist dieser edle und großherzige Mann daher als der Mitstifter des Waisenhauses neben den Kornmesserschen Eheleuten zu betrachten.

Johann Conrad von Risselmann war der einzige Sohn des Professors der Theologie Risselmann zu Frankfurt an der Oder und hatte von seinem Vater ein beträchtliches Vermögen und frommen, wohlthätigen Sinn geerbt. Da er in der Nähe des Waisenhauses, Klosterstraße Nr. 39, wohnte, so hatte er Gelegenheit zu bemerken, wie beschränkt die Waisenkinder in ihrem kleinen baufälligen Hause ohne Hof waren, und wie sie aus Mangel an frischer Luft zum Theil kränklich und verkommen aussahen. Auch war dem edlen Menschenfreunde nicht entgangen, daß die Kinder bei ihren Spielen auf dem nahen Parochialkirchhofe oft in schlechte Gesellschaft geriethen und in Gefahr waren, durch den Umgang mit verwahrlosten Kindern zu mancherlei Schlechtigkeiten verführt zu werden. Auch wurden dieselben wegen des gestickten Schwans auf der rechten Schulter vielfach von den andern Kindern gehänselt und die Mädchen mit dem Spitznamen „Hulrule" belegt. Der Menschenfreund faßte daher, unter Zustimmung seiner beiden Söhne, Conrad Ludwig Erbherr auf Schönwalde, und Johann Friedrich, Erbherr auf Trebu, den edlen Entschluß, sein ganzes Grundstück mit Seitengebäude, Gärtchen und Hof nebst der dazu gehörigen Cavel-Wiese vor dem Stralauer Thore dem Kornmesserschen Waisenhause zu schenken, und die Uebergabe sofort auszuführen. Diese Schenkung wurde am 10. August 1745 gerichtlich festgestellt und bald darauf das Stift in die schönen Räumlichkeiten des Hauses verpflanzt; das bisherige Waisenhaus wurde verkauft.

Das neue Haus enthielt außer den Wohnstuben für den Hausvater, den Lehrer und die Mädchen zwei sehr geräumige und luftige Säle, wovon einer als Schlafsaal für die Knaben diente, und einer, durch schöne Stuckaturarbeit an der Decke geschmückt, als Lehr- und Speisezimmer gebraucht wurde. Das Seitengebäude des Hofes enthielt die sehr geräumige Küche und Speisekammer, so wie mehrere kleine Stuben, von denen die eine als Krankenzimmer, die andere zur Aufbewahrung der Kleider dienten. Der helle Hof bot einen freundlichen Spielplatz, in dessen Hintergrunde sich ein kleiner Garten befand.

In diesem Hause wurde die Anstalt bald von finanziellen Verlegenheiten bedrängt, da die schnell steigenden Preise der Lebensmittel und andern nöthigen Bedürfnisse mit den sich wenig erhöhenden Einkünften bald nicht mehr in Einklang standen, und unabweisbare Reparaturen am Gebäude vorgenommen werden mußten. Das Kirchencollegium sah sich daher im Jahre 1751 genöthigt, um Hilfe bittend bei der Parochial- und Domkirche einzukommen, damit die Baulichkeiten ausgeführt und den beiden Beamten des Hauses, Informator und Hausvater, ein

den gesteigerten Anforderungen der Zeitverhältnisse einigermaßen angemessenes Gehalt gegeben werden könnte, und dieselben nicht genöthigt seien, sich außerhalb des Hauses einen Theil ihres Unterhaltes zu verdienen. Zu solcher Hilfeleistung zeigten sich denn auch sowohl das Dom-Directorium als auch das Presbyterium der Parochialkirche bereit, und zwar zahlte ersteres bis zum Jahre 1762 jährlich 30, letzteres 25 Thaler. Außerdem schenkte die Frau Landräthin v. Selchow dem Hause am 1. December 1758: 1000 Thlr. und der Rittmeister v. Plötz setzte ihm am 26. Juni 1750: 100 Thlr. aus. Der Staatsminister Freiherr von Dankelmann vermachte in seinem Testamente dem Waisenhause im Jahre 1765: 800 Thlr., dessen Gemahlin, die Oberhofmeisterin von Dankelmann, 1766: 1000 Thlr., der Schlächtermeister Bitmann am 15. August 1766: 400 Thlr. Johann Friedrich von Risselmann setzte demselben durch testamentarische Verfügung ein Legat von 1000 Thlr. aus, welche zwar auf dessen Gütern bis zum Tode seiner Gattin unablöslich verbleiben, aber von derselben vom Tage seines Todes an mit 5% verzinst werden sollten. Er starb am 2. Januar 1766 und seine Gemahlin Marie Luise von Risselmann, geb. von Tieffenbach, verzinsete diese 1000 Thlr. bis zu ihrem am 13. Januar 1798 erfolgten Tode, nach welchem ihr Neffe als Universalerbe die Zinszahlung zu 4% übernahm. Im Jahre 1771 setzte ein Herr von Horguelin dem Institute ein Legat von 100 Thlr. jährlich aus, welches seine Erben so lange zahlen sollten, bis sie den Ankauf von Gütern zum Belauf einer im Testament festgesetzten Summe auf den Namen der Geschwister Gr. von Redern im hiesigen Lande nachgewiesen haben würden. Sie zahlten dieses Legat nach langem Prozeß bis zum Jahre 1785, demnach erhielt das Waisenhaus durch diese Bestimmung 1400 Thlr. Im Jahre 1790 schenkte die Frau von Selchow, geb. von Risselmann, der Anstalt 1000 Thlr. zur Erbauung eines neuen Seitengebäudes auf dem Hofe des Waisenhauses an Stelle des baufällig gewordenen alten, und vor ihrem Tode vermachte diese edle Frau ihr noch 2000 Thlr. — Von dem Geheimrath Seelig erhielt das Institut im Jahre 1775 am 20. October die ihm früher geliehenen 3000 Thlr. zum Geschenk, von deren Zinsen ein Knabe und zwei Mädchen erzogen werden sollten. Güter-Bestätiger Elin erfreute eine Reihe von Jahren hindurch die Kinder des Waisenhauses mit Geschenken; seinem Beispiele folgte später die Kammerdirectorin von Grunthal, welche selbst Zögling des Hauses gewesen war. Der Doctor Med. Eberhard Philipp Becker hinterließ durch Testament vom 10. September 1832 der Anstalt 4000 Thlr.; die Wittwe Anna Dorothea Regina Bartisch setzte sie aus Dankbarkeit für die Erziehung eines Verwandten in ihrem Testamente vom 18. Juni 1831 zum Erben ihres Hauses, Zimmerstraße Nr. 96 ein, welches Grundstück im Jahre 1837 für 9420 Thlr. verkauft wurde. Ein zu Cassel verstorbener Kammerdiener Simon hinterließ dem Königlichen Ministerio für geistliche Angelegenheiten ein Vermögen von 1300 Thlr., welches Capital dem Schul-Collegium überwiesen wurde, um die Zinsen zu einem milden Zweck zu verwenden. Diese 52 Thlr. Zinsen wurden nun an das Kornmesser'sche Waisenhaus gegeben, damit dieses noch ein Waisenkind mehr zu erhalten vermöchte.

Das von Risselmann'sche Anstaltshaus war durch die Länge der Zeit immer baufälliger geworden. Schon bei Annäherung des hundertjährigen Stiftungsfestes war die Verlegenheit sehr groß gewesen, als sich gezeigt hatte, daß eine gründliche Reparatur des ganzen Hauses im Innern nicht länger aufgeschoben werden könne. Dach, Thüren, Fenster und Dielen der Stuben und die Fliesen des Flurs mußten gänzlich erneut werden, wozu eine Summe von 1700 Thlr. erforderlich war. Da das Waisenhaus diese Summe nicht erschwingen konnte, so hatte das Consistorium sich bittend an das Königliche Ministerium der geistlichen Angelegenheiten gewendet, die Noth der Anstalt geschildert und erwähnt, daß dieselbe dem Staate im Laufe eines Jahrhunderts gegen hundert gut erzogene Bürger und 24 geübte Religionslehrer geliefert, also mit Grund einige Ansprüche auf eine königliche Wohlthat habe. In Folge dessen wurde durch Kabinetsordre dem Waisenhause die Summe von 1436 Thlr. aus dem königlichen Baufond bewilligt und mit Hilfe desselben die Ausbesserung des Hauses ausgeführt. Im Jahre 1839 sah man sich aber genöthigt, das wieder sehr baufällige Haus aufzugeben, es wurde für 17,050 Thlr. verkauft und das damalige Blindeninstitut auf dem Georgenkirchhofe Nr. 12 für 12,000 Thlr. angekauft. Auf den Ausbau dieses Hauses zu seiner neuen Bestimmung wurden noch 2000 Thlr. verwendet. Es ist wegen seiner Räumlichkeit und seiner stillen Lage für seinen Zweck vorzüglich geeignet. Es liegt der Georgenkirche gegenüber neben der XI. Kommunalschule, hat vor sich den freien, jetzt durch Parkanlagen verschönerten Platz, 11 Fenster Front und ist mit der Inschrift „Kornmessersches Waisenhaus" bezeichnet.

Am 18. December 1839 zog das Institut in dieses Gebäude ein. Die Zahl der Zöglinge vermehrte sich in demselben von zwölf bis auf drei und zwanzig. Das Haus würde noch mehr fassen, aber die finanziellen Verhältnisse gestatten für jetzt nur die Annahme von höchstens 24 Zöglingen. Das Vermögen der Anstalt hat sich durch den Verkauf des Kornmesserschen Hauses Breitestraße Nr. 23 an den Fiscus für 56,000 Thaler nicht unbedeutend vermehrt. Auch der Ankauf eines andern Hauses Schützenstraße Nr. 8, welches jetzt für Rechnung der Anstalt vermiethet wird, hat sich als ein vortheilhaftes Geschäft erwiesen. Die Einkünfte der Anstalt betragen 3410 Thlr.

Fähigere Waisenknaben werden in der Anstalt unterrichtet, bis sie für die vierte Klasse einer gelehrten Schule reif sind, und werden dann in ein Gymnasium oder eine Realschule geschickt, die Mädchen, wenn sie als dazu befähigt erscheinen, in eine höhere Töchterschule, oder sie erlernen eine Handfertigkeit, welche geeignet ist, ihre Existenz zu sichern. Knaben, welche sich nicht durch Talent und Fleiß auszeichnen, werden aus den höhern Schulen zurückgenommen und in der Anstalt auf eine ihren Fähigkeiten angemessene Weise unterrichtet. Im Laufe des letzten Winters (1864—1865) befanden sich 15 Zöglinge auf höheren Lehranstalten, drei in Secunda, zwei in Ober-Tertia, vier in Unter-Tertia, vier in Quarta, und von den beiden Mädchen die eine in der ersten, die andere in

der dritten Klasse einer höhern Töchterschule. Da sich nur 23 Zöglinge in der Anstalt überhaupt befinden, so wurden nur acht Zöglinge im Institut selbst von vier Lehrern unterrichtet. Um diese Lehrkräfte angemessener zu verwerthen, wurde auf Antrag des gegenwärtigen Erziehungsinspectors der Anstalt Dr. Brüllow von der vorgesetzten Behörde, dem Provinzial-Schul-Collegium, gestattet, daß gegen Zahlung von Schulgeld auch externe Schüler am Unterricht Theil nehmen, wobei sie den Vortheil haben, bei einer geringern Zahl von Unterrichteten größere Fortschritte zu machen als in sehr gefüllten Klassen. Diese Einrichtung hat sich bis jetzt bewährt und wird dies immer mehr, wenn sie erst bekannter sein wird. Es sind bereits achtzehn solche Schüler für Quarta vorbereitet worden.

Statistisches.

In dem von dem Rechtsritter Freiherrn Ewald von Ungern-Sternberg zu Dago-Kertel gegründeten und unterhaltenen Krankenhause sind in der Zeit vom 1. November 1864 bis dahin 1865 aufgenommen worden . . . . 96 Kranke.
Dazu die am 1. November 1864 in Behandlung verbliebenen . . . . 5 „
101 Kranke.
Davon sind geheilt oder gebessert entlassen worden 95
gestorben 3
98 „
so daß am 1. November 1865 in der Behandlung verblieben . . . . 3 Kranke.

Außerdem wurden in dem genannten Zeitraum durch den an diesem Hospitale angestellten Arzt, Hofrath Dr. med. Bonstedt, ambulatorisch behandelt (incl. der am 1. November 1864 in der Behandlung verbliebenen 87 Kranken): 2247 Kranke. Davon genasen: 2122, es starben 61, und 64 blieben am 1. November 1865 in der Behandlung.

Zum Bau des Ordens-Krankenhauses in Beirut sind bis incl. Sonnabend den 9. d. M. ferner eingegangen:

Von Seiner Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich Carl von Preußen 250 Thlr.; vom Obertribunals-Rath von Ohlen und Adlerskron hierselbst 10 Thlr.; vom Major im 1. Garde-Dragoner-Regiment von Barner 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Häseler auf Kloster Häseler 10 Thlr.; vom Ober-Regierungs-Rath Freiherrn von Quadt und Hüchtenbruck zu Münster 10 Thlr.; vom Generalmajor und Kommandeur der 26. Infanterie-Brigade Freiherrn von Wrangel 10 Thlr.; vom Landesältesten von Seydlitz auf Hartlieb 5 Thlr.; vom Generalmajor und Kommandeur der 10. Kavallerie-Brigade von Wnuck 5 Thlr.; vom Landstallmeister von Kotze zu Zirke 5 Thlr.; von v. P., Poststempel Waagerin, 2 Thlr.; vom Major im ersten Posenschen Infanterie-Regiment Nr. 18 Grafen von Finckenstein 5 Thlr.; vom Oberst und Kommandanten von Wismar von Pressenthin 3 Thlr.; vom Freiherrn Ewald von Ungern-Sternberg auf Dago 1 Banknote über 25 Rubel, umgesetzt für 21 Thlr. 20 Sgr.; vom Kammerherrn von Döring auf Setzin 2 ältere dänische Dukaten, umgesetzt für 4 Thlr. 19 Sgr.; vom Landesältesten Freiherrn von Fellitzsch auf Pfaffendorf 5 Thlr.; vom Major im 2. Schlesischen Grenadier-Regiment Nr. 11 Freiherrn von Kottwitz 10 Thlr.; vom Oberstlieutenant und Kommandeur des 1. Westphälischen Husaren-Regiments Nr. 8 von Rontzau 5 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen von Rothkirch-Trach auf Panthenau 10 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des Garde-Feld-Artillerie-Regiments Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen 5 Thlr.; vom Oberstlieutenant und Kommandeur des Garde-Festungs-Artillerie-Regiments von Scheliha 5 Thlr.; vom Rittmeister von Heydebrand und der Lasa auf Massadel 3 Thlr.; vom Major und Landrath von der Hagen auf Buchholz 5 Thlr.; vom Generalmajor und Kommandeur der 3. Garde-Infanterie-Brigade von Rosenberg-Gruszczynski 10 Thlr.; vom Kammerherrn von Schack auf Zülow 20 Thlr.; vom Grafen von Kessenbrinck-Griebenow auf Griebenow 10 Thlr.; vom Erbmarschall Freiherrn von der Reck auf Obernfelde 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Waldaw auf Fürstenau 5 Thlr.; vom Regierungs-Rath Freiherrn von Spiegel zu Magdeburg 5 Thlr.; vom Grafen von Nostitz auf Porchau 5 Thlr.; vom Major im 2. Garde-Landwehr-Regiment Freiherrn von der Heyden zu Stargard 3 Thlr.; vom Deichhauptmann von Bismarck auf Briest 5 Thlr.; vom Major von der Gröben zu Pfaffendorf 5 Thlr.; vom Kammerherrn von Waldow auf Dannenwalde 10 Thlr.; vom Generalmajor und Gesandten Prinzen Gustav zu Ysenburg und Büdingen zu Hannover 20 Thlr.; vom Geheimen Ober-Regierungs-Rath von Massow auf Rohr 10 Thlr.; vom Major in der 1. Gendarmerie-Brigade zu Tettau 3 Thlr.; vom Landrath von Klitzow auf Kroosendorf 1 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Seydlitz auf Habendorf 5 Thlr.; vom Major von Hindenburg zu Neudeck 5 Thlr.; vom Landrath von Gallisch auf Jeschütz 5 Thlr.; vom Landrath Freiherrn von Unruhe-Bomst zu Wallstein 5 Thlr.; vom Generalmajor von Podewils zu Görlitz 3 Thlr.; vom Hofmarschall von Schlieffen auf Schlieffenberg 10 Thlr.; vom Ritterschafts-Deputirten Freiherrn von Ungern-Sternberg auf Wenden 10 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur der 11. Kavallerie-Brigade von Treskow 5 Thlr.; vom Kreisdeputirten von Tschepe auf Broniewice 3 Thlr.; vom Kreisdeputirten von Sehr auf Hugolsdorf 5 Thlr.; vom Landschafts-Direktor von Rosenberg-Lipinsky auf Gutwohne 5 Thlr.; vom Kreisdeputirten von Podewils auf Woitzel 3 Thlr.; vom Stiftsprobst Freiherrn von Zedlitz-Leipe auf Käntchen 3 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Goertzke hierselbst 5 Thlr.; vom Forstmeister von Schimmelmann zu Jagdschloß Letzlingen 5 Thlr.; vom Kreisdeputirten Freiherrn von Zedlitz-Neukirch auf Kynau 5 Thlr.; vom Kammerherrn Grafen von Schlippenbach auf Arendsee 5 Thlr.; vom Fürsten Hugo zu Hohenlohe-Oehringen, Herzog von Ujest 300 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Sperber-Sky auf Rinkowken 25 Thlr.; vom Major und Adjutanten Seiner Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen von Erhardt 5 Thlr.; vom Wirkl. Geheim-Rath und Gesandten in Wien Freiherrn von Werther 10 Thlr.; vom Oberst von Eckevort auf Neuhaus 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Zedlitz-Leipe auf Jätzendorf 10 Thlr.; vom Oberst und Kommandeur des 1. Rheinischen Infanterie-Regiments Nr. 25 Freiherrn von Hanstein 10 Thlr.; vom Landschafts-Direktor von Prittwitz auf Casimir 10 Thlr.; vom Fürsten Ferdinand zu Solms-Braunfels 30 Thlr.; vom Landesältesten Grafen Emil von Roedern auf Mittelpeilau 5 Thlr.; vom Ritterschafts-Rath von Quast auf Bichel 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge: 6915 Thlr. 10 Sgr.

Berichtigung.

In der in Nr. 46 dieses Blattes abgedruckten Liste der Beiträge zum Bau des Krankenhauses in Beirut befindet sich ein Druckfehler, es muß Zeile 8 von unten heißen: „vom Oberst von Hintzmann-Hallmann zu Schweidnitz 5 Thlr.", nicht 3 Thlr. —

Zur geneigten Kenntnißnahme.

Herr Maler Jonas in Sonnenburg, welcher die Wappen der Herrn Commendatoren und Rechtsritter für den Rittersaal des dortigen Schlosses malt, hat uns ersucht, auf diesem Wege den Herren Bestellern derselben anzuzeigen, daß er in Folge der vielen ihm gewordenen Aufträge bisher noch nicht alle habe ausführen können, die Wappen jedoch bis zum nächsten Ritterschlage — im Juni k. J. — sämmtlich fertig sein werden.

Die Redaction.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Bohr'schen Buchhandlung (C. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 51. Berlin, den 20. December 1865. **Nr. 51.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Jobst Leopold Emil Freiherr von Buddenbrock, Kammerherr, auf Klein-Tschirnau bei Beuthen a. d. Oder, Ehrenritter seit 1864, † zu Klein-Tschirnau 11. December 1865.

Le Roi te touche.

(Von Paulus Cassel, Professor und Licentiat.)

Zu Weihnachten wie an andern hohen Festtagen begab sich im alten Frankreich eine seltsame Scene, die längst vergessen ist.

Der König heilte die Kranken.

Er hatte zuvor gebeichtet und das Abendmahl genommen. In einem großen Raume, etwa im Louvre oder im Franziskanerkloster, war eine große Menge Kranker, welche in den letzten Jahrhunderten meist über 1000 betrug, reihenweise aufgestellt. Sie waren aus allen Nationen ausgewählt, die Spanier standen vorn, die Franzosen zuletzt. Es gelangten dazu nur solche, welche am Kropfe oder sonst einer ähnlichen Geschwulst am Halse litten. Sie wurden zuvor von den Aerzten sorgfältig untersucht, ob das Uebel, an dem sie litten, kein vorgegebenes, sondern ein wirkliches war. Wenn der König kam, fielen alle in bittender Geberde auf die Knie. Die Leibwache und der Hofstaat ging voran. Der König selbst mit bloßem Haupt, in demüthiger und andächtiger Haltung folgte. Die begleitenden Aerzte hoben die Köpfe der Kranken auf, sowie der König vorüberging, indeß dieser in Kreuzesform leise mit der Hand sie berührte und sprach: Le Roi te touche, Dieu te guerisse (guerit), der König berührt Dich, Gott heile (heilt) Dich, und wohl auch hinzufügte: Im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes. Amen. Jeder Berührte wurde sodann entlassen und vom Almosenier des Königs mit einem Goldstück beschenkt. Mit dem Handwaschen des Königs war der Akt vollbracht.

Die Bräuche, welche dabei beobachtet wurden, mögen in verschiedenen Zeiten nicht ganz dieselben gewesen sein. Obige Beschreibung ist den Nachrichten entnommen, welche Laurent, der Leibarzt Heinrich's IV., giebt. Es scheint, daß weder über die Zahl der Leidenden, noch über die Zeit des Aktes eine bestimmte Tradition bestanden hat. Von Ludwig XI. wird berichtet, er habe den Akt alle Woche ausgeübt, weil, wie Comines sagt, „diejenigen übel sündigen, welche weiter aufschieben, da doch immer ein Ueberfluß von Kranken vorhanden war." Die Regel soll später die Zeit der hohen Festtage und auch, nach Bedarf, anderer Heiligentage gewesen sein. Auch setzte man den Akt meist mit andern großen Festlichkeiten königlich religiöser Art in Verbindung, wie mit der Krönungsfeierlichkeit. Die Zahl der Kranken, welche zugelassen wurde, war nicht minder verschieden. Doch waren es, wie es scheint, immer große Massen, welche in Frankreich berührt wurden. Bei einem Akte, den Ludwig XIV. zu Rheims (1654) vornahm, sollen 3000, zu Jean de Luz (1660) 1200 Kranke berührt worden sein. Auch König Ludwig XIII. berührte 1615 in Bordeaux 1500 Kranke. Die Bewegung, die der König machte, wenn er den Akt ausübte, geschah mit der rechten Hand, während die linke Hand den Kranken herbeiwinkte. Einige sagen, es hätten die letzten Könige die kreuzweise Form nicht gebraucht und blos die Hand auf den Kopf gelegt. Von Franz I. wird berichtet, er habe seinen Daumen mit Speichel benetzt und die Kranken alsdann bestrichen. Wie es aber auch mit der Mannigfaltigkeit der einzelnen Bräuche beschaffen gewesen sein mag, so viel steht fest, daß es ein religiöser Akt war, der vollzogen ward, und daß man ihn als das Zeichen und die Pflicht jedes Königs ansah, der auf dem französischen Throne saß. Es war nicht das Belieben irgend einer mehr oder minder frommen Persönlichkeit, sondern die Aufgabe des erblichen Königs, „der niemals stirbt". Die Krankheit, welche man in Frankreich namentlich zu heilen pflegte, war der Kropf (ecrouelle).

Einige Nachweisungen von der Bedeutung und der Geschichte des genannten Aktes mögen die folgenden Blätter geben.

1.

Die tiefsten Gedanken königlicher Würde und Pflicht treten hervor, wenn man dem Ursprung der königlichen Krankenberührung nachdenkt.

Es ist wahrscheinlich die älteste Notiz, die sie angeht, eine Bemerkung des Abtes Guibert von Nogent († 1124), welcher von Ludwig VI. (1108—1137) Folgendes mittheilt: „Wie sehen wir nicht unsern Herrn, den König Ludwig, eines hergebrachten Wunders sich bedienen! Die nämlich, welche durch Scropheln am Halse oder sonst am Körper leiden, sah ich zu seiner Berührung, welcher er das Kreuzeszeichen hinzufügte, hausenweise herzulaufen, während ich bei ihm war und sie sogar abhielt. Er aber nach seiner angebornen Güte winkte sie mit der linken Hand zu sich heran und bezeichnete sie demüthiglich. Auch sein Vater Philipp hatte den Ruhm dieses Wunders eifrig geübt, als er, ich weiß nicht, durch welche eintretende Schuld, ihn verlor."

Es ist wohl zu beachten, daß bereits von einem hergebrachten Wunder gesprochen wird. Aber so geordnet wie in späteren Zeiten erscheint der Brauch nicht. Die Leute drängen sich um den König, wo er erscheint. Was aber bewegte sie, bei dem kriegerischen Könige Heilung zu suchen und nicht bei der Kirche, einem Bischof oder Heiligen! Sie hofften sie vom Könige, weil er ein König war.

Die fränkischen Völker, zu denen das Christenthum gekommen war, entbehrten der Könige nicht, aber erst dieses läuterte und heiligte das Königthum. Durch dieselbe Lehre gab es ihm seine Pflicht, mit der es seine Macht und Erblichkeit begründete. In der gährungsvollen Zeit, wo heidnische Bildung, römische Erinnerung, germanische Kriegskraft unverbunden auf einander stießen, wurde ein geheiligter Mittelpunkt, der mitten in dem Drängen der Leidenschaften wie ein bronzener Fels stand, eine staatliche und sittliche Nothwendigkeit.

Man kann sagen, daß die Geschichte des alten Bundes und seiner Regenten die bildende Macht für das neue mittelalterliche Königthum geworden ist.

Die Erblichkeit des Hauses von David und Salomo berechtigte die Nachfolge der neuen Christenkönige. Man hat ihr alttestamentliches Beispiel oft absichtlich verzerrt, aber auf dem erblichen Brauche, den es heiligt, ruht die neuere Geschichte, namentlich die von Frankreich, das eine Schöpfung seiner erblichen Könige ist. Unsere Zeit, die von subjektiven Strömungen beinahe beherrscht ist, mag nicht geeignet sein, die objektive Macht genug zu schätzen, welche in der Erblichkeit der Monarchie für Frieden und dauerhafte Entwickelung der Völkergesellschaft ruht, aber die mittelalterlichen Staatsmänner, welche auf den Trümmern des römischen Reiches standen, erkannten dies, und das alte Testament ward ihr durch das Christenthum erleuchtetes Grundrecht. Sie drückten dies nach alter Art weniger in abstrakten Dokumenten und Verfassungen, als namentlich in kirchlichen Bräuchen und Symbolen aus. Sie verwandelten das dürre Gesetz in lebendige Sitte; Legende und Sage schloß sich daran an, wie Laubwerk den Fruchtbaum umschattet und anzeigt.

Als David zum Könige, und zwar auf göttliches Geheiß, von Samuel gesalbt ward, ist mit ihm sein ganzes Haus erkoren worden. Dieselbe Bedeutung hatte der Akt, in welchem Chlodowech (Chlodwig) erst die Taufe und dann die Salbung mit dem heiligen Oel unter dem Zeichen Christi empfing. Ein gesalbter König und ein gesalbtes Königshaus gingen daraus hervor. Man übertrug darauf alle Ehrfurcht, die dem Gesalbten nach dem Wort der Schrift gebührt. Mitten unter den schrecklichen Wirren der Nachkommen Chlodwigs bestand deshalb der unerschütterliche Respekt vor dem Königthum, das man mit tiefem Gefühl von dem oft schwachen Träger schied. Gerade in den bedenklichsten Zeiten, wie im siebenten Jahrhundert, stärkten sich die Theorien der gesalbten Erblichkeit. Der französische König übte den obigen Akt oft in dem Tempel des heiligen Markulf aus. Der Heilige, dessen Namen bestimmte Staatsrechtsformeln trugen, lebte in jener Zeit, in welcher die Hausmeier eine bedrohliche Obmacht bereits gewonnen hatten. Es kam viel darauf an, daß das Haus des Pippin sich, auch dem Blute nach, dem vertriebenen Königshaus verwandt erwies. Dasselbe beobachteten die Capetinger.

Der fränkische König war außerdem im besondern Sinne ein gesalbter König. Chlodwig war der erste germanische König, der das rechtgläubige Bekenntniß annahm und ein ganzes Volk zu diesem Bekenntniß bewog. Darum sah man ihn sehr bald wie einen andern Constantin an. Er war gewissermaßen der Apostel seines Volkes. Was Kaiser Constantin von sich sagte und meinte, er sei gewissermaßen auch ein „Bischof", schien auch der fränkische König an sich zu tragen, da Chlodwig sogar mit dem Namen „Augustus" begabt war. Er war in dem Namen dessen gesalbt, der selbst der Gesalbte hieß (Christus). Die Rechte, die daher flossen, waren es, die später mit denen des Papstes zusammen stießen. Ihrem Ueberschwang galt es, wenn ein französisches Concil im 9. Jahrh. ausspricht: „Nur Christus kann König und Priester zu gleicher Zeit sein." Aber niemals hat das französische Königthum aufgehört, in priesterlichen Funktionen sich als ein königlicher Statthalter Christi anzusehn. Noch in spätern Zeiten, kurz bevor es verblutete, hatte es seine Symbole, die auf alte Ideen zurückweisen. Der ganze Krönungsakt ist davon Zeuge. Der König hatte allein außer den Priestern das Recht, das Abendmahl unter beiden Gestalten zu genießen, behalten. — Sobald er gesalbt war, ließ er bis dahin in einem Bauer verschlossene Vögel fliegen, gleichsam als Boten der Herrschaft über Himmel und Erde. Der Titel König der Könige, „Rex regum", kommt von französischen Königen vor.

Aber das Christenthum hat den Königen nicht blos Rechte, mehr noch Pflichten gegeben. Das alte Testament zeigt nicht blos die Macht, auch den Untergang des Königs, nicht blos seine Würde, auch sein Gericht. Wer ein Apostolicus sein und aus apostolischer Majestät Rechte herleiten will, muß wie ein Apostel ein reines Leben führen. Wer die Salbung heiligen Oeles auf dem Haupte, ein „Gesalbter des Herrn", einhergeht, muß in Kraft und Geist davon zeugen. Man muß dem Könige ansehen, daß er eines Königs Sohn sei. Diese Nachweise sollten auch gegeben werden. Sie verwandelten sich freilich zumeist in bloße Bräuche, mit denen je nach der Person

auch das Herz des Königs mehr oder weniger war. Auch das alte Testament stellt äußerlich in Zeichen dar, was ein innerlicher Vorgang sein muß. Aber das Zeichen allein kann nicht genügen. „Zerreißet, spricht es, nicht eure Kleider, sondern eure Herzen."

Namentlich unter den Capetingern treten diese Gedanken und Bräuche deutlich hervor. Man begreift dies nach den Zeitumständen, die sie erlebten. Hugo Capet hatte ein Königsgeschlecht vom Thron verdrängt. Er und sein Haus hatte die Aufgabe nachzuweisen, daß dies nicht die Handlung einer ungerechten Usurpation gewesen. Es war nicht genügend, die leibliche Verwandtschaft mit den frühern Königen hervorzuheben, es kam für die öffentliche Meinung auf das Zeugniß des „Geistes und der Kraft" an, durch welches sich die neuen Fürsten als wahrhafte Königserben zu beweisen hatten. Das Königthum erschien eben nicht blos als ein Amt, sondern als eine Kraft, und zwar nicht blos als eine regierende, sondern auch eine geistliche. Wie man in der Volkssage einen Königserben daran erkennen sollte, ob sein Blut an den Gebeinen des Vaters festhaftete, also sollte auch der französische König kund geben, wer er sei, durch das, was er geistlich that. Grade in der Capetinger Zeiten hielt man für nöthig, hervortreten zu lassen, daß der König ein irdisch Abbild Christi sein müsse. Schon an dem Curialstil läßt sich dies wahrnehmen. Man hat Unterschriften auf Diplomen, welche also lauten: „Unter des Königs irdischer, Christi oberer Herrschaft" oder „während Christus im Himmel regiert und der König der Franken das Scepter hält". Die Biographen stellen in Robert dem Ersten im Wetteifer mit Eduard von England und Heinrich II. von Deutschland einen Priesterkönig, „wie er nicht mehr seit David als Gesalbter regieret hat", ein wahres Abbild Christi in Wort und Handlung dar. „Nach dem Beispiel Christi" wäscht er zahllosen Armen die Füße. „Während sie auf Knieen liegen, empfangen sie aus seiner heiligen Hand Brot, Fisch und Geld." „Dieser, heißt es, nach Gott besondre Ruhm der Könige" hatte in der geheiligten Apostelzahl nach ihrem Beispiel stets zwölf Arme bei sich, die er besonders liebte. Er gab, sagt man, „welchen Trost nur die Menschen wollen". Darin liegt schon ausgesprochen, daß er auch alle Leiden zu mildern verstand. Die Feierlichkeit ward schon geschildert, in welcher der König unter hunderten von Armen gebend umhergeht, aber Helgaldus sagt nicht, daß er dabei an Kröpfen Leidende berührt hat. Doch muß dies gleichwohl geschehen sein, da Guibert von Nogent bei seinem Enkel von einem hergebrachten Wunder spricht. Helgald erwähnt dies nicht, weil ihm mehr daran liegt, die völlige Nachahmung Christi in Robert zu zeigen, und Christus hat keine Kröpfe geheilt. Dagegen drängt aus dem Haufen der Armen, „die ihn als sein dauernd Erinnerungszeichen umgeben", ein Blinder hervor und bittet, daß er ihn mit Wasser ins Angesicht begieße. Jener that's, und der Arme wird sehend. „Und nicht mit Unrecht kann gemeint werden, es müsse die Königspfalz mit zahlreicher Versammlung geehrt werden, welche die göttliche Kraft mit solchem Wunder geschmückt hat."

Die Könige von Frankreich sollten in Christi Wegen wandeln und Liebe und Wohlthat überall säen, denn sie waren „Gesalbte des Herrn". Das Symbol ihrer Pflicht war Füße waschen, Arme speisen, Kranken helfen. Die objektive Natur des Mittelalters verwandelte, was ein Zeichen war, in eine magische Kraft. Und so berührte der König nicht blos die Kranken, er schien sie auch zu heilen. Was ein Hinweis auf das Innerliche war, wurde eine äußerliche Gabe, wenn die Salbung nicht als ein Symbol, sondern als wirkliche Begabung angesehen wird. Der gesalbte König schien nicht blos daran erkannt werden zu müssen, was er im Geiste Christi „des Gesalbten" that, sondern was er wie Christus that. Daher wurde die Heilkraft für die französischen Könige ein Merkmal, denn ihre Salbung hat der erste Frankenkönig einzig und zuerst unter den Germanen empfangen. Die Salbung ist ein Attribut des Königthums, folglich ist die Heilkraft, die daraus fließt, weil Christus der Gesalbte sie verleiht, — seit dem 9. Jahrhundert war die Meinung verbreitet, daß die Oelflasche, mit der Chlodwig die Weihe empfing, himmlischen Ursprungs war — das sichtbare Kennzeichen erblichen Königsthums und rechter Souverainetät. Das spricht Petrus von Blois im 12. Jahrhundert deutlich aus (epist. 150). „Denn der König ist heilig und ein Christ des Herrn, und nicht umsonst empfing er das Sakrament der heiligen Salbung; und wenn die Rechtmäßigkeit dieser nicht gekannt oder bezweifelt wird, so giebt davon den vollsten Beweis das Aufhören der ..... Pest und die Heilung der Kröpfe." Noch ein Zeitgenosse Heinrich's IV., der Präsident des Parlaments von Toulouse, Grammond, spricht von dem uralten königlichen Anrühren, von dem nicht mit Unrecht gesagt werden könnte: „an der Hand der Könige Frankreichs sei wirklich der Finger Gottes," und fügt hinzu, „daß dies den Königen von Frankreich gegeben sei, die Kröpfigen zu heilen, um sich als nicht unwürdige Diener des wirkenden Gottes zu zeigen". Derselbe hat Recht, wenn er sagt, daß die sonst den Franzosen feindlichen Spanier dieses Privilegium seiner Könige nicht bestritten hatten, denn ein spanischer Theologe beweist die Gabe als eine göttliche, keine natürliche, weil sie durch erbliche Tradition nur auf die regierenden Könige, nicht etwa auf seine Brüder, mochten sie sonst dem Vater ähnlicher sein, überging. Sie war, sagt er, eine Bedingung des Scepters oder der Krone.

Für Erblichkeit hat auch das Volk im Mittelalter einen merkwürdigen Sinn. Durchgehend schreiben ihr die Vorstellungen, welche in Dichtung und Sage sich finden, eine magische Heilkunst zu. In dem Gedichte von König Rother heilt eine Königin Lahme und Krumme. Die fabelhafte Tochter eines Königs Claudius wird geheilt, sobald man sie mit Blut ihres Vaters bestrich. Darauf beruhen auch die abergläubischen Meinungen, welche früher über die Kraft von Erdfädeln, Erdschlüsseln, Erdsieben und andern Erdsachen gang und gäbe waren.

Daraus erklärt sich auch, weshalb grade die Kröpfe der besondere Gegenstand der Königsheilung wurden. Denn dies ist, wie wir sehen, seit dem 11. Jahrhundert sicher angenommen worden. Der Name Kropf stammt aus dem lateinischen scropha, scrofula, woraus fran-

zösisch escrouelle, ecrouelle geworben ist. In einer alten Glosse heißt es „scrofula, ocroelle, eine Krankheit, welche am Hals erscheint, das ist das Königsübel (le mal le roy)“. In England kannte man gleichfalls das kings evil. In den Todtengesprächen, welche 1820 erschienen sind, frägt Carl seinen königlichen Nachbar in Frankreich, Franz I., was es bamit für eine Bewandtniß habe, „das Königsübel oder die Kröpfe (maladie la grouelle) zu heilen“. Sogar noch während der französischen Revolution hat die französische Akademie in ihrem Lexikon (1797) unter ecrouelles die Notiz, „der König von Frankreich berührte die Kröpfe bei bestimmten Gelegenheiten“. Wie aus einer Aeußerung Gaufrids von Beaulieu hervorgeht, der das Leben Lubwig des Heiligen beschreibt, ist aus französisch ecrouelles ein neulateinisch Wort hercala gebildet, „deren Leiden zu heilen Gott den Königen von Frankreich eine besondere Gnade gegeben hat.“

Grammond meint, bie Könige heilten die Kröpfe, die sonst unheilbar waren, aber dies würde nicht erklären, warum unter so manchen unheilbaren Zuständen grade die escrouelles (nur Gelehrte gebrauchen struma) zu dieser Heilkraft das Objekt hergaben. Es geschah dies vielmehr darum, weil bie Kröpfe, die in den Pyrenäen und vielen Theilen Frankreichs besonders häufig sich fanben eine einheimische Krankheit zu sein schienen, ferner, weil sie allerdings für erblich gehalten wurden, denn sogar unter den Pferben fand man diese pathologische Erscheinung. Offenbar mit dem alten französischen Brauche steht im Zusammenhang, wenn fronzösische Schriftsteller berichten, daß in der Stadt St. Denis bei Paris nicht selten wie bei Soissons Kröpfe vorkommen. Die Abtei St. Denis ist bekannt durch ihre Heiligkeit in der Königsgeschichte Frankreichs. Ihr Abt war Suger, der berühmte Minister Ludwig des Sechsten. Er sagt, daß Dionysius der besondere Patron Frankreichs nach Gott sei, der es im Kampfe vertheidigt. Dort wurden auch bie Kleinodien, namentlich die Kronen der verstorbenen Könige von Frankreich bewahrt.

Ueber die wirklich medicinischen Versuche, den Kropf zu heilen, bie im Alterthum und in neuerer Zeit (durch Job) gemacht sind, darf hier nicht gehandelt werden. Nur eines merkwürdigen Aberglaubens soll gedacht werden, der in Deutschland mehrfach vorkommt, weil er die Verzerrung der fränkischen Tradition ist. Man bestreiche ihn, sagt man, mit dem Oel einer Lampe, die bei Todten gebrannt hat. Man erkennt in dem Oel die Salbung, welche der Grund aller Heilkraft sein soll. Es ist eine erbliche Kraft, daher stammt sie von den Todten, den Vätern, bie sie besessen. Der Aberglaube dörrt den Gedanken — obschon er noch immer erkenntlich ist, noch mehr aus, wenn er anderswo die Heilkraft den Todtengebeinen allein oder in der Charfreitagsnacht — zuschreibt. In dieser Nacht war Christus noch todt, macht aber bald alles lebendig. (Schluß folgt.)

Landwirthschaftliche Kolonien in Frankreich.

Die Leser erinnern sich wohl noch, daß anläßlich vielfacher und lauter Klagen über die Behandlung und den Zustand ber jugendlichen Verbrecher, welche in dem Gefängniß La Roquette in Paris detinirt werden, und zwar in Einzelhaft, bie Kaiserin Eugenie dem Gefängnisse oder vielmehr den jungen Bewohnern desselben einen Besuch abstattete und sich davon überzeugte, wie wohlbegründet diese Klagen seien. Als sie ein kleines Mädchen fragte, weßhalb es eingesperrt sei, und die Antwort erhielt: „Ich habe Aepfel gestohlen!“ rief sie: „Mein Gott, das haben wir ja alle in unserer Jugend gethan!“ Der Besuch hatte übrigens die guten Folgen, daß eine Kommission niedergesetzt wurde, mit dem Auftrage, den Zustand des Gefängnisses und das in demselben befolgte System genau zu untersuchen und umfassenden Bericht mit geeigneten Vorschlägen zu erstatten. Dies ist nun geschehen; der Moniteur eröffnet einen 13 seiner großen Spalten füllenden Bericht, welchen Herr Mathieu im Namen der sogenonnten La Roquette-Kommission abgefaßt hatte. Diese Arbeit ist eine ausführliche Prüfung des in La Roquette eingeführten Zellensystems und spricht sich entschieden gegen die Anwendung desselben auf jugendliche Sträflinge aus. Dagegen empfiehlt die Kommission angelegentlichst, das System der „Landwirthschaftlichen Kolonien“ an bie Stelle des Zellensystems zu setzen, und weist auf bie höchst auffallenden und wohlthätigen Resultate hin, welche bereits durch verschiedene solcher Kolonien, namentlich durch die Musteranstalt von Mettray, erziehlt worden sind.

Die Stadt legte auf 600 Morgen Waldwüstung eine Mustermeierei an und verwendete dazu die alten und jungen Armen und Vagabunden, welche der Stadt zur Last waren und dem Verbrechen fort unb fort entgegenreiften. Im Jahre 1841 war die Fläche wohl wüst, steinig, sumpfig und mit einzelnem Gestrüppe bedeckt — nach zehn Jahren war sie entwässert, von Steinen befreit, ganz umgerodet und im besten Bau. Es sind Wohnungen für die Arbeiter, Werkstätten, Scheunen, Stallungen, Schulsäle u. s. w. errichtet, unb Alles bildet ein geordnetes Ganzes. Die landwirthschaftlichen Einrichtungen wurden nach dem Muster der Kolonie Oswald in Straßburg und diese ist nach dem Muster von Hohenheim ausgeführt.

Besonbere Gebäude enthalten die reinlichen und luftigen Schlafsäle, einerseits der Frauen und Kinder, andererseits der Männer und der älteren Knaben. Ebenso ist es mit den Speisesälen, worin gemeinschaftlich, aber ebenfalls nach Geschlechtern getrennt, gegessen wird. Zweimal in der Woche wird Fleisch und Wein gegeben.

Die Arbeiten werden ausschließlich durch Arme ausgeführt, natürlich unter Leitung von Instructoren und Aufsehern. Uebrigens werden die Kolonisten als freie Tagelöhner behandelt, und werden nach drei Klassen eingetheilt und bezahlt mit 40, 30 und 20 Centimes täglich bei freier Kost und Wohnung. Natürlich ist dies nur bei den Erwachsenen der Fall, für Kinder, deren Eltern nicht in der Kolonie sind, bestehen andere Vorschriften, — sie sind in zwei Hauptklassen getheilt, denn es sind theils Kinder, welche bereits Verbrechen begangen haben, theils solche, welche ohne gerade schon gegen die bestehenden Gebote, somit strafbar gehandelt zu haben, dennoch gegründete Befürchtungen rege machen, sie möchten für die Gesellschaft und deren Ordnung gefährlich werden, wenn man nicht in Zeiten vorbeugende Maßregeln ergreifen würde. Daß diese Kinder wieder in verschiedene Unterklassen getheilt

und fortwährend unter sorgfältiger Aufsicht sind, versteht sich wohl von selbst.

Das Meiste, was die Kolonie an Nahrungsmitteln, Werkzeugen, Unterhaltung und Anfertigung von Kleidern, selbst Fertigung verschiedener Stoffe dazu, und an vielen sonstigen Gegenständen braucht, liefert sie selbst. Ein Theil des Lohnes wird in eine Sparkasse gelegt. Jedem Kolonisten steht der Austritt frei, sobald er Beweise liefert, daß er auf andere Weise sich ernähren kann, und es ist dieses schon mit vielen geschehen, nachdem sie in der Anstalt arbeiten gelernt hatten und anderwärts gute Unterkunft fanden. Es wurde bald eine Auszeichnung für einen Armen, in diese Anstalt aufgenommen zu werden; schlechte Aufführung veranlaßt die Zurückführung in das Bettelhaus — maison de réfuge — der Stadt.

Die gute Verwaltung hatte es bald dahin gebracht, daß die Anstalt sich aus ihren eignen Mitteln erhalten konnte.

Der günstige Erfolg dieser Armen-Kolonien, dieser wahrhaften Schule der Arbeitsamkeit, verdient gewiß die größte Beachtung.

Auch in Deutschland hat man längst das Bedürfniß gefühlt, Vorsorge für verwahrloste Kinder zu treffen, aber die schleppende Ausdehnung der an einigen Orten errichteten Anstalten zu diesem Zwecke zeigt doch, daß der richtige Weg noch lange nicht gefunden sein dürfte. Schon der vielfach gebrauchte Name „Besserungs- oder Rettungshaus" ist durchaus verfehlt, obgleich es wirklich Rettungs- und Besserungshäuser sein sollen. Mit diesem Namen will man der Welt sagen: hier haben wir ein Haus erbaut, in welchem Kinder, welche durch Mangel jeder Erziehung oder durch schlechte Erziehung verloren gegangen waren, gerettet und junge Verbrecher gebessert werden sollen! Wie man früher den schweren Verbrechern durch Ausdrückung einer Brandmarke einen unauslöschlichen Scheidebrief aus der ehrlichen Gesellschaft mitgab, wenn sie nach überstandener Strafe aus dem Zuchthause oder Bagno entlassen worden waren, und ihnen damit unmöglich machte, sich aus ihrer sittlichen Verderbniß emporzuarbeiten, so giebt man diesen jugendlichen Gemüthern den Glauben an ihre moralische Verderbtheit mit in die Welt, weil sie nie vergessen werden, daß sie einen großen Theil ihrer Jugend in einem Rettungs- oder Besserungshause zugebracht haben.

Wie ganz anders sieht sich die Sache in Frankreich an; — wie wir aus dem Berichte des Herrn Matthieu ersehen, hat die Muster-Anstalt in Mettray den einfachen Namen „Landwirthschaftliche Kolonie", obgleich daselbst auch vielerlei Handwerke und sonstige eigentlich nicht zur Landwirthschaft gehörende Geschäfte betrieben werden. Die ähnliche Anstalt in Straßburg hat den Namen „Kolonie Oswald".

Auch in Amerika hat man die Nachtheile, welche der Name solcher Anstalten bringt, zu vermeiden gesucht, indem man denselben den Namen „Zufluchtshäuser" gegeben hat, ein Name, der nur die Idee erlittenen Unglücks erweckt, damit keine Art von Unehre an dem Aufenthalte in denselben haftet und denen, welche darin zurückgehalten werden, später ein ihre bürgerliche Ehre antastender Vorwurf nicht gemacht werden kann.

In dem Königreiche Bayern entstanden vor etwa 30 Jahren ähnliche Anstalten mit dem schwerfälligen Namen „technisch-ökonomische Armenknaben-Erziehungs-Institute", z. B. in Nürnberg und Regensburg. Sie waren schwerfällig, wie der Name, in ihrer Entstehung, ersten Einrichtung, Bestimmung, und mußten es wohl auch in ihrer Wirkung sein. Das unleugbare Bedürfniß rief sie in's Leben, — aber von einer lebhaften Nachfolge hat man nichts gehört.

Die Anstalt in Nürnberg wurde von dem dortigen Industrie- und Kulturvereine gegründet. Es wurden nur Knaben aufgenommen, und zwar keine Züchtlinge, nur „arme Waisen und verwahrloste Kinder armer Eltern." Obschon nur für einen einzelnen Kreis — den Rezatkreis — bestimmt, so hatten doch die Kreis- und Kommunalbehörden schon bei der ersten Begründung nicht weniger als 233 Knaben dazu vorgeschlagen, — ein unwiderlegbarer Beweis des Bedürfnisses solcher Anstalten. Die Mittel des Vereins gestatten vorerst nur die Aufnahme von 12 Knaben, welche aus jener bedeutenden Zahl ausgewählt und mit denen die Anstalt mit Beginn des Jahres 1834 eröffnet wurde. Schon nach einem Vierteljahre hatten sich bei der offen liegenden practischen Bedeutsamkeit dieser Anstalten die Beiträge so vermehrt, daß 6 weitere Knaben aufgenommen werden konnten. Die Einnahmen bestanden damals nur aus Privatbeiträgen, während das Institut zu Regensburg bereits ein königliches Geschenk von zehntausend Gulden erhalten hatte.

Als ein nothwendiges Mittel zur Erreichung des vorgesteckten Zieles erachtete man dort einen Oekonomiehof mit Grundstücken, welche hinreichenden Stoff zur Beschäftigung geben; damit wurden technische und industrielle Beschäftigungen verbunden, wie sie sich zur Vorbereitung der Zöglinge eignen, damit sie nach ihrer Entlassung ihr redliches Auskommen finden können. Auch werden dort Pensionäre gegen Bezahlung angenommen, was gewiß nur zu billigen ist.

Die Verschiedenheit zwischen solchen „Landwirthschaftlichen Kolonien" und den „Besserungshäusern" ist wohl in die Augen leuchtend. Wir halten unbedingt für unerläßlich, weil allein den Zweck fördernd, daß ein großes Landgut mit einer solchen Anstalt verbunden sein müsse — schon um deswillen, weil die Bewirthschaftung es, wie wir in Frankreich sehen, möglich macht, daß die Anstalt ohne Unterstützung des Staates und ohne ausgedehnte Bettelei sich aus ihren eignen Mitteln erhalten kann.

Im Großherzogthum Hessen sind seit mehreren Jahren solche Besserungshäuser zuerst in dem ehemaligen Kloster Arnsburg bei Gießen, dann in Hahnlein bei Darmstadt entstanden und zuletzt ein solches ausschließlich für katholische Kinder bei Neustadt im Odenwalde, — sie haben keine Landwirthschaft in ihr Programm aufgenommen; kämen nicht ihre Sendboten alljährlich, um freiwillige Beiträge zu erheben — man erführe nur wenig von ihnen.

Auch in dem Großherzogthum Baden sind zwei solche Häuser errichtet, das eine für Kinder evangelischen, das andere katholischen Glaubens, — es sind etwa 300 Zöglinge darin aufgenommen.

Gewiß verdient dieser Gegenstand in seiner größeren

Ausbreitung und umfassenderen Bedeutung im Bereiche der Gesetzgebung in so weit geordnet und begünstigt zu werden, als die Mitwirkung und Aufsicht der Staatsbehörden nöthig ist und es die Berührungs- und Vermittelungspunkte zwischen dem Wirken von Privatvereinen und demjenigen der Staatspolizei betrifft.

Nur ein gemeinsames Wirken führt zum Ziele!

(Magaz. f. d. Lit. d. Ausl.)

Volle und neue Krankenhäuser.

Die Einwohnerschaft Breslau's hat sich in den letzten Jahren erheblich vermehrt. (Sie beziffert sich gegenwärtig mit 160,000.) Diesem numerischen Wachsthum zufolge steigerten sich auch die Ansprüche an die Breslauer Diaconissen-Krankenanstalt und an das Hospital der Breslauer „barmherzigen Brüder.“

Das Diaconissen-Etablissement kann — nach Vollendung des Ende Juli v. J. begonnenen Neubaues — jährlich circa 1000 Kranke aufnehmen (bisher nur 700) und diese zweckmäßiger wie früher unterbringen. Am 13. November d. J. wurde in der zum Diaconissen-Krankenhause gehörigen Kirche das Kirchweihfest begangen. Eine zahlreiche Gemeinde hatte sich in dem mit Blumen und Kränzen reich geschmückten Gotteshause eingefunden. Consistorialrath Dr. Möller sprach über Psalm 84, V. 2, und gedachte in angemessener Weise des Geburtstags der hohen Diaconissen-Protectorin. Sodann erfolgte die Einsegnung von 4 Diaconissen, wobei Pastor Ulbrich die Rede hielt über den Bibeltext: „Wir liegen vor Dir mit unserm Gebet, nicht auf unsere Gerechtigkeit, sondern auf Deine große Barmherzigkeit“ (Daniel 9, 18). Der Gottesdienst schloß mit der Feier des h. Abendmahls, an welcher alle Schwestern des Krankenhauses, so wie viele Freunde desselben Theil nahmen.

Im Hospital des Ordens der barmherzigen Brüder fand am 5. December d. J. eine ähnliche Doppelfeier statt. Zuförderst legten 4 Novizen die Ordensgelübde ab. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit, in der von einer dichten Menge gefüllten Klosterkirche, begab man sich in Procession nach dem neuen Hospital. (S. N. 47. a. c. dieser Blätter.) Prälat Renkirch hielt hier eine Ansprache, in welcher er betonte, daß das zum Zweck der Krankenpflege erbaute Gebäude ein Werk der Liebe sei, von dem er hoffe, daß es den Erbauern, Förderern und Kranken zum Segen gereichen werde. Der Ansprache folgten die Weihegebete und schließlich ein Te Deum in der Klosterkirche. Die Spitzen der Kgl. Verwaltungsbehörden, viele Geistliche und eine große Menge von Freunden und Gönnern des Barmherzigkeitsklosters wohnten diesem Weiheact bei. 72 Betten in den neu hergerichteten Krankenräumen waren bereits belegt.

Uns gereicht es zu hoher Freude, berichten zu können von diesen Ehren- und Festtagen jener beiden Krankenpflege-Anstalten. Wenn ihnen zunehmende Nachfrage Seitens der Patienten, vereint mit reichlichen Spenden fröhlicher Geber, das Arbeitsfeld vergrößern, und wenn andrerseits auch ihre Arbeitskraft sich mehrt durch Hinzutritt neuer Ordensbrüder und Krankenschwestern, so begrüßen wir dies als ein allseitiges Anerkenntniß einer selbstlosen, treuen und völligen Hingebung für die Sache Derer, die in schweren Stunden der liebevollen Theilnahme einer pflegenden Schwester und des barmherzigen Sinnes eines helfenden Bruders bedürftig sind.

Neben dieser unserer Freude empfinden wir einen Schmerz, und zwar darüber, daß die Krankenhäuser häufig Patienten übernehmen müssen, welche füglich nach ihrer Erkrankungsart 2c. hätten im Familienkreise bleiben können. Aber man meint, ein Kranker erfordere zu viel Rücksichten und Aufmerksamkeiten. Es ist also störend und unbequem. — Nicht nur das Hausgesinde, welches doch strenge genommen auch zur Familie gehört (jedoch in neuester Zeit sich oft so aufführt, daß es sich der familiären Position unwürdig macht), nicht nur die Dienstboten also, sondern auch die allernächsten Anverwandten werden in ein Krankenhaus geschickt. Dies ist recht lieblos. Da nun aber diese Gewohnheit des Exmittirens der Erkrankten, namentlich in den Großstädten, besteht (manchmal allerdings durch enge oder geräuschvolle Wohnungen entschuldigt), so ist es wünschenswerth, daß diejenigen Krankenhäuser sich erweitern, wo der Patient eine andere und höhere Bedeutung hat, als die eines bloßen Geldererwerbsobjects. (E. G. L.)

Heute, am 20. d., findet die Einweihung und Eröffnung des von den Ständen des Kreises Friedland, mit Hülfe der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens in Bartenstein gegründeten Kreis-Johanniter-Krankenhauses statt.

Zum Bau des Ordens-Krankenhauses in Beirut sind bis incl. Sonnabend den 16. d. M. ferner eingegangen:

Von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich der Niederlande 500 Thlr.; vom Regierungs-Präsidenten Freiherrn von Senden auf Rahlaff 5 Thlr.; vom Landschafts-Rath von Sander auf Chaecic 5 Thlr.; vom Kammerherrn von Usedom hierselbst 5 Thlr.; vom Landesältesten Grafen von Posadowsky-Wehner auf Gr. Paniow 5 Thlr.; vom Landrath Freiherrn von Seherr-Thoß zu Pleß 5 Thlr.; vom Kammerherrn von Kemnitz zu Gerneade 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Versen auf Cramme 6 Thlr.; vom Generallieutenant und General à la suite Sr. Majestät des Königs von Bayern 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer Freiherrn von Maltzahn auf Lenschow 10 Thlr.; vom Major von Owstien zu Görlitz 5 Thlr.; vom Oberstlieutenant und Kommandeur des Füsilier-Bataillons 8. Schlesischen Grenadier-Regiments Nr. 11 Freiherrn von Kottwitz 1. 5 Thlr.; vom Landesältesten Freiherrn von Kottwitz auf Langheinersdorf 5 Thlr.; vom Rittmeister von Ost auf Garz 5 Thlr.; vom Major von Rohr-Levetzow auf Dammwalde 10 Thlr.; vom Major von Winterfeld auf Damerow 10 Thlr.; vom Landschafts-Director von Hagen auf Premslaff 5 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Berbandt auf Langendorf 10 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Seydlitz auf Hadendorf 5 Thlr.; vom Major von Graeve auf Kopcziowitz 5 Thlr.; vom Oberstlieutenant von Borstel hierselbst 6 Thlr.; vom Rittergutsbesitzer von Karstedt auf Freyhof 10 Thlr.; vom Standesherrn von Gutzmerow auf Schloß Leuthen 5 Thlr.; vom Rittmeister im Königlich Sächsischen Garde-Reiter-Regiment von Stammer 10 Thlr.; vom Staats-Rath und General-Consul Freiherrn von Offenberg zu Bukarest 10 Thlr.; vom Major im 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin von L'Estocq 5 Thlr.; vom Grafen Ludwig von Uetterodt auf Schloß Neuscharffenberg 5 Thlr.; Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge 7585 Thlr. 10 Sgr.

Expedition: Wilhelmstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 52. Berlin, den 27. December 1865. **Nr. 52.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

1. Emil Freiherr Eller von Eberstein, Kreisdeputirter und Rittergutsbesitzer, auf Patthorst bei Bielefeld, Ehrenritter seit 1854, † zu Patthorst 9. December 1865.

2. Carl von Frese, Landrath der Ostfriesischen Ritterschaft, auf Hinte in Ostfriesland, Ehrenritter seit 1828, † zu Hinte 11. December 1865.

3. Heinrich von Hagen, Rittergutsbesitzer, auf Langen bei Schievelbein, Ehrenritter seit 1845, † zu Langen 12. December 1865.

4. Ludwig August von Treskow, Rittergutsbesitzer, auf Wierzonka, Kreis Posen, Ehrenritter seit 1846, † zu Wierzonka 19. December 1865.

Am 2. Januar 1866 findet in **Dresden** der Rittertag der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen statt.

Le Roi te touche.

II.

(Schluß.)

Die Heilung der Kranken war in Frankreich ein Recht christlicher Souverainetät, das sich auf die rechtgläubigen Verdienste Chlodwigs um seine Völker gründet. Von Constantinopel aus war er zum Römischen Augustus, „durch Gottes Wunder war er gesalbt worden". Ein ähnliches Recht konnte nicht von Spanien, dessen erste Könige Arianer waren, in Anspruch genommen werden. Aber was die eben entwickelte Erklärung des Brauches bestätigt, in **Ungarn**, wenn auch nicht so früh, glaubte man die Könige dazu begabt. Zwar fünfhundert Jahre später als Chlodwig wurde Stephan Christ und König — aber er war es, welcher Ungarn evangelisirte. Er war für die Magyaren, was Clodwig und Constantin für ihre Völker gewesen, gleichsam König und Apostel. Der Papst hatte darum dem König eine Krone und ein Kreuz gesendet. Die Krone hielt man für eine griechische, weil auch das alte Kaiserthum in Constantinopel griechisch war. Vom Kreuze sagt ein alter ungarischer Schriftsteller (Hartwicus), es sei ihm gesandt worden als Zeichen des Apostolats; „ich, sagte der Papst, bin apostolisch, jener aber mit Recht ein Apostel, durch welchen Christus sich ein so großes Volk bekehrt hat."

„Die Ungarn", wiederholt Verböcz, „sind nicht durch apostolische Predigt ..... sondern durch Unterricht ihres eigenen Königs, des heiligen Stephan, bekehrt worden." Man glaubt, daß der Titel: apostolische Majestät, welchen die österreichischen Kaiser seit Maria Theresia trügen, in der königlichen Erbschaft der ungarischen Königskrone ihren Grund habe. — Weil nun König Stephan ein solcher regierender Apostel war, besaß er, wie die Legende es darstellt, auch die Kraft, welche Christus seinen Aposteln gegeben. Wie sein Zeitgenosse Robert von Frankreich, schien er der Stellvertreter Christi in seinem Lande. „Wie Christus", sagen seine Biographen, „wenigen persönlich, vielen nach der Auferstehung durch Visionen erschien, so auch dieser König. Wenn einer krank war, heilte er ihn, indem er ihm ein Stücklein Brod oder etwas Apfel und Kraut sandte." Von ihm daher, behauptete ein bekannter ungarischer Historiker des 17. Jahrhunderts, ein gelehrter Jesuit, Inchofer, haben die ungarischen Könige die Gabe, **unheilbare** Kranke herzustellen, freilich nur solche, die die alte Krone auf ihr Haupt empfangen haben. Denn wie es in dem **unechten** Schreiben Silvester's, welches dieser Papst ihm geschickt haben soll, heißt: „gekrönt mögen deine Nachkommen das Kreuz, das Zeichen des Apostels, tragen lassen, in Kraft, wie du."

Der fromme Nationalstolz der Magyaren wollte nicht hinter dem geistlichen Ruhm der Frankenkönige zurückbleiben. Aber in **England** nahmen die Fürsten das Recht dieser in derselben Entschiedenheit in Anspruch, als Eduard III. und Heinrich V. es mit Frankreich selbst gethan hatten. Guibert von Nogent sagt ausdrücklich, daß zu seiner Zeit der König von England zu diesem Merk-

mal christlicher Salbung sich nicht erhoben habe. Aber als das Capetingerhaus mit den drei Söhnen Philipp des Schönen ausstarb, erklärte sich Eduard der Dritte, König von England, als der Sohn seiner Tochter, zur Nachfolge berechtigt, gegen das traditionelle Salische Gesetz, durch welches sein Neffe, Philipp von Valois, den Thron bestieg. Es war dies der Grund des mehr als hundertjährigen Kampfes. Und auch dann, als England schon Frankreich aufgeben mußte, ließ es seinen formalen Anspruch nicht fahren. Die Heilung der Kranken ist offenbar seit *dieser* Zeit erst in England geübt worden. Sie galt hier als Merkmal nicht blos der königlichen Abstammung von den altfranzösischen Königen, sondern *der gleichen Berechtigung auf Land und Titel der Erben Chlodwigs*. Die Handlung wurde ausgeübt als eine fromme Demonstration für das erbliche Recht der englischen Krone auf Frankreich. Später kam noch ein anderer Gegensatz hiezu. Als die englischen Könige sich von der katholischen Kirche trennten, hatten sie keineswegs die Neigung, auch jene Würde heilender Majestät aufzugeben, vielmehr legte man grade zu Elisabeth's Zeit darauf einen besondern Werth. Der Hofkaplan der Königin, Wilhelm *Tooker*, schrieb ein ausführliches Buch; es entstand eine weitläufige literarische Diskussion mit den katholischen Gelehrten, welche solche Wunder nur in der Römischen Kirche für möglich annahmen. Doch fehlte es natürlich schon damals nicht an Personen, welche den *politischen* Sinn der Streitigkeit nicht verkannten. In der That waren es die Könige Carl II. und Jakob II., welche trotz ihres guten Verhältnisses zu Frankreich die Ceremonie besonders feierlich übten. Das Selbstgefühl erblicher Herrschaft war der Grund, auf dem ihr Thron neu errichtet sein sollte. Benthem war bei dem festlichen Schauspiel mehrfach zugegen; er theilt uns die ganze Liturgie mit, welche dabei in Anwendung kam. Am Schluß war ein Gebet vorgeschrieben, welches die Gnade Gottes preist, die „nach seiner unaussprechlichen Güte gegen dieses Reich diesen Königen verliehen ist, daß durch die bloße Auflegung ihrer Hände eine sehr beschwerliche und häßliche Krankheit geheilt werden kann." Der Verlauf der Ceremonie war ähnlich wie in Frankreich. Als Benthem sie sah, fand sie in Windsor statt im großen Saal, der prächtig geschmückt war. Der König setzte sich auf einen Sessel. Die Kranken standen im Kreise umher. So oft der König mit beiden Händen den Kranken das Gesicht strich, daß sie unter dem Kinn zusammenkamen, wiederholte der Kaplan die Worte aus Markus 16: „Auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird's besser mit ihnen werden." Nachdem alle Kranke, es waren damals 40 anwesend, berührt waren, bildeten sie zum zweitenmal einen Kreis, und der König gab jedem eine Münze, welche auf der einen Seite den h. Georg, auf der andern Schiff oder Engel sehen ließ. Dieselbe soll zu Carl's II. Zeiten 10 Schillinge werth gewesen und in 22 Jahren an 92,107 Personen ausgetheilt worden sein. Unter Jakob II. war der Werth der Münze etwas geringer Da die Liturgie, vielleicht durch den Einfluß der letzten Stuarts, eine katholische Form angenommen, indem Maria und die Heiligen angerufen wurden — so konnte sie unter Wilhelm III. nicht fortdauern. Wahrscheinlich aber noch aus andern Gründen, die mit dem neuen Geist seiner Regierung in Verbindung stehen mochten, gab der neue König den ganzen Akt auf, und er ist in England nicht wiederholt worden.

Es würde hier weitab führen, zu untersuchen, seit wann auch der *Schah von Persien* die Kraft, Kranke zu heilen, zu besitzen vorgiebt. Aber die Meinung ist durch die eigenthümliche Theologie der Schiiten gerade in Persien entwickelt. Im Allgemeinen ruht sie auf ähnlichen Gründen, wie die Sitte der christlichen Könige in Europa. Wenn der Koran auch die Wunder Jesu Christi mehrfach erwähnt, so betont er sie doch so, daß sie nicht etwa als Beweise für den göttlichen Ursprung des Heilandes gehalten werden sollen. (Sure 5.) Aber „als Prophet" hatte er die Gabe, heilen zu können. Seine Heilwunder waren das Siegel, durch welches er sich als Propheten bewies. Denn in den Propheten, so ist die Lehre, ist alle Macht, der Idee nach auch alle weltliche, eingeschlossen, bis Muhammed, der höchste und letzte, gekommen sei. Seit ihm gebe es nun nicht sowohl Propheten, als Nachfolger, *Imams*, in denen alle heilige Kraft, alle politische und geistliche Autorität vereinigt ist. Solcher werden zwölf namentlich gezählt, wobei die Zahl der zwölf Apostel nachgeahmt ist. An der Spitze steht Ali, der Schwiegersohn Muhammeds, dessen Vergötterung und Heiligung der Cardinalpunkt der Schiitischen Lehre ist. Er wird bald wie Petrus und der Papst in der christlichen Kirche geschildert, bald als Stellvertreter Gottes, ja wie die Incarnation Gottes selbst verehrt. Er war einer der ersten Kalifen. Als seine Nachfolger im Recht und der Kraft wollen die Persischen Schahs angesehen sein. Man könnte, was hier zu weitläufig wäre, Zug für Zug die Abbildung und verzerrte Nachäffung christlicher Ideen, wie sie sich in Europa über das Verhältniß von Kirche und Staat erhoben, vergleichen; die Persischen Schahs betrachten sich nach ihrer theoretischen Staatslehre als die Inhaber aller auf Erden vorhandenen Autorität und Kraft, daher ist es ihr Merkmal, auch *Heilwunder* üben zu können. Chardin berichtet: „Ich habe gesehen, wie sich Kranke zu des Schah's Füßen schleppten, und auf dem Wege, welchen er ging, Leute, die eine Tasse mit Wasser in der Hand hielten und ihn baten, die Hände einzutauchen, indem sie mit lauter Stimme betheuerten, den Glauben zu haben, es werde das Wasser durch diese Berührung eine Kraft erhalten, die für ihre Heilung genüge. Ich sah dies einmal im Jahre 1666 in Hyrkanien, wo der König war. Er nahm die Tasse, welche ihm durch den Hausmeister gereicht ward. Er tauchte die beiden Finger der rechten Hand hinein, die nächsten am Daumen, und bald darauf rührte er mit dem Daumen das Wasser wieder um; dann ward es dem Kranken gegeben, und er trank es mit Gier aus. Nicht jeder ist aber mit ähnlichem Heilmittel begünstigt. Es sind nur Leute von Ansehen, denen man die Gnade erweist, es zu bewilligen, und noch ist dies sehr selten."

Der Schah, von dem dies der treffliche Reisende erzählt, war Abbas II., der frühe starb, wie man sagt, in Folge des Trunkes, dem er sich unmäßig ergeben hatte. Chardin selbst, ein Protestant, war in Paris geboren und später in England thätig. Nicht mit einem Worte ge-

denkt er der Analogie der Sitte, die er im heimathlichen Europa kennen mußte.

III.

Die Frage ist nicht zum erstenmal erhaben worden, od dei ber Berührung ber Kröpfe durch bie Hand der Könige nicht eine wirkliche Kraft thätig gewesen ist, welche sich heilenb erwiesen hat. Von älteren Schriftstellern wirb bies mit Entschiedenheit dehauptet. Es seien thatsächlich Kranke dadurch geheilt worden. Grammoab sagt: „Der Glaube an die Berührung ist nicht eitel, ba alle Europäer sich ihr unterziehen ..... sie hätten längst aufgehört, herbeizulaufen, wenn bie Berührung aller heilsamen Wirkung entdehrt hätte." Grade in seiner Zeit hatte man ben Akt auch medieinisch zu erklären versucht, wie vom Leidarzt Heinrich's IV., Andreas Laurent, bekannt ist. Man gab, um bie Heilung natürlich zu erklären, die wunberlichsten Vermuthungen an. Carbanus äußerte, es möchten die Könige von Frankreich die Kraft aus ihrem kaagen Genusse von Wahlgerüchen besitzen. Astrolagen stellten den Grund in bie besondere Constellatian, unter welcher bie Känige von Frankreich ständen. Prosaische Leute erklärten es aus einer Salde, mit der sich vorher bie Könige die Hond bestrichen, ader meinten, daß es Sache der Aerzte sei, die Kranken nachher nach zu heilen, welche derührt seien. Auch prateſtantische Schriftsteller waren nicht geneigt, bie Thatfache der Heilungen zu leugnen. Man drachte Beispiele herbei, wo Menschen eine besonbere — bamals noch nicht magnetische Kraft benannte — Wirkung zu thun vermachten, wie van bem Irländer Valentin Greatreake erzählt wirb. Ein Maun aan bewundernswürdiger Gelehrsamkeit, D. G. Marhof, verfaßte ein Buch (1665): „Princeps mediens", ber König-Arzt, worin er bie Heilungen als Wunder nicht verwarf. Es schrieb ein Straßburger Prafessar Zentgraf gegen ihn, unb Morhof milberte später seine Ansicht, indem er meint, „es verdiene untersucht zu werben, ob eine wirkliche Heilung geschehen, oder nur ein palitisch Sophisma babei ins Spiel komme". Doch erinnert er daran, daß man auch dem siebenten Sahne einer Familie bie Kraft, Kröpfe zu heilen, zuschriede. Es wurbe zumeist übersehen, daß es sich bei der Untersuchung nicht barum handelte, od Kröpfe geheilt wurden, sondern ob bie Könige eine faltische Heillraft desitzen kannten unb besaßen. Es deschränkte sich auch ber Anspruch nicht etwa auf Heilkraft der einen Krankheitserscheinung. Rabert van Franlreich heilte einen Blinden. Petrus von Blais spricht von der Heilung der Pest außer der ber Kröpfe. In England, sagte Benthem, habe er nicht wahrnehmen können, daß „bie fallenbe Sucht oder die Kröpfe berührt würden, es sei nur ein gewisser Ausschlag ader Geschwulst zu bemerken." In Ungarn nahm man die Kraft gegen alle unheildaren Krankheiten an, worunter auch bie Gelbsucht erwähnt ist. Van ben Herzögen van Sachsen finbet sich dei Luther bie merkwürbige Notiz: „Aber Wunder ist es (daß ich dieses auch sage, beß ich gewiß bericht din), daß großer Fürsten und Herrn Arznei, die sie seldst geben und applieiren, kräftig unb heilsam sind, sonst nichts wirkte, wenns ein Medicus gäbe. Alsa höre ich, baß beibe Kurfürsten zu Sachsen ꝛc. Herzog Friedrich und Herzog Johanas haden ein Augenwasser, das hilft, wenn sie es geden, es komme die Ursache der Augenweh aus Hitze oder aus Kälte. Ein Mediens dürfte es nicht wagen noch geden."

Diese Aeußerung ist sehr kehrreich. Es würde ja wohl Niemand sagen wallen, daß Fürsten wie Herzog Friebrich van Sachsen von ihren Mitteln wie Charlatane geredet haben werden. Wer möchte auch meinen, daß Könige, wie Lubwig der Heilige von Frankreich, sich zu Akteuren in einer religiösen Handlung heradgewürbigt haben. Man kann nicht glauben, daß bie englischen Fürsten dei ber Benutzung einer streng biblischen Liturgie das Wart Gottes durch absichtliche Täuschung prafaniren gewallt hätten. Cramwell ließ den König Kark I., als er in seiner Gefangenschaft war, den Heilakt ausüben, um den Schatten zu zeigen, daß er aller königlichen Ehre genieße. Darf man annehmen, daß er nach bamals in der Stimmung gewesen, solche „heilige Königsspiele" zu treiden! Nein! Die Könige glaudten selbst an diese Kraft, und zwar je ernster, frömmer und tiefer sie waren, je fester und stärker. Daher ist zu glauben, baß ihre Berührung auch eine thatsächliche Wirkung in einzelnen Fällen gehabt haben könne. Sie glaudten an ihren Beruf mit ledendiger Wahrheit. Darin liegt in allen Zeiten und in jeber Lebensstellung eine Kraft. Wer wirken will, muß ledendig den Ruf fühlen, der an ihn ergangen ist. Dies gilt nicht blas van den Königen, auch Geistlichen, Lehrern und Staatsdienern. Der Mangel an Wirksamleit und an Einfluß auf die Menschen und ihre Herzen kommt zum Theil daher, baß sie in ihren Aemtern sich nicht als bazu von innen aus derufen, sondern van außen bafür bezahlt ansehen.

Und nicht blos bie Könige, auch die Völker glaubten an biese Kraft. Nicht blos der natürliche Respekt, ben arme Leute empfanben, wenn sie in bie Nähe bes Königs kamen, die ihnen ungewohnt und majestätisch erschien, sanbern vielmehr noch die wirkliche Ueberzeugung von dem Wunber, welche des Königs Hanb ausführen könne, macht es nichl unmöglich, unb es haben bas schan ältere würdige Männer ausgesprachen, baß bie Alteration des Gemüths und bie erregte Phantasie einen Einfluß auf das äußere Uedel hervordringen kannten. Ader biese eventuellen Möglichkeiten bürfen nicht übersehen lassen, daß die Bedeutung bes Altes sich nicht aus medieinischen, sonbern histarischen Gründen erklären läßt. Es ist in ihm ein Symbol zn einer magischen Kraft umgewanbelt worden. Unb zwar innerhalb ber christlichen Geschichte das Symbol von dem, was bas Königthum in Nachahmung Jesu Christi sein unb wirken salle.

Allerdings ist auch Christus ein König — ihm ist Alles unter seine Füße gethan — sein Königreich ist bie Welt der Heiligkeit unb bes seligen Ledens.

Christus ist ein Hirt, er weibet seine Völker und läßt das Leben für seine Schafe. Er warnt vor ben Miethlingen, bie, wenn der Wolf kommt, ihr bischen Leben zu retten bie Flucht ergreifen.

Christus ist ein Arzt. Er verbinbet bie Schmerzen. Sein Wort ist Balsam. Sein Besprengen ist Thau bes Ledens. Saget dem Johannes im Kerker, ist seine Bot-

schaft: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Dieser Christus ist das Vorbild der christlichen Könige. Ihm nachzuahmen lehrte die kriegerischen Fürsten alter Zeit die christliche Kirche. Zu solcher Mahnung erhob sie die Symbole des Königthums. Denn ihre Aufgabe war nicht, ein solches neu zu gründen, vielmehr die Königswürde auf einen höheren Meister zurückzuführen und also zu läutern und zu vertiefen. Die Deutschen Könige — wie Chlodwig — fanden sich nicht blos durch die Kirche in eine neue Pflicht gerufen, sondern sie stellten sich auf das alte Recht Römischer Herrschaft. Im Titel Augustus, den Chlodwig empfangen hat, war ein Nachfolgerrecht der Römischen Kaiser ausgesprochen. In Constantin sah er sein Muster, der den Thron der Cäsaren als Christ und Herr einnahm. Auch das Attribut, Kranke heilen zu können, fand man schon in der Römischen Geschichte vor. Heidnische Kaiser hatten es sich bereits beilegen lassen, hier freilich nicht in den Glanz der Demuth durch das evangelische Wort gestellt, sondern als eitle Anmaßung der Kraft des Heiligen, freilich desselben, von dem auch die christlichen Könige ihre Krone und Kraft ableiten.

IV.

Zu der Wahl Vespasian's zum Römischen Kaiser haben, wie Tacitus ausdrücklich berichtet, von den Anhängern seiner Partei ausgebeutete „Orakel der Seher und die Bewegung der Sterne" beigetragen. Der Feldherr hielt sich selbst einen „Mathematiker", dessen Namen den Syrer verräth, Seleucus, welcher ihm Prophezeiungen machte. Ein Basilides verkündigte ihm während des Opfers „einen erhabenen Thron, unermeßliche Gebiete, eine Fülle von Menschen". Solche Dinge waren im Munde des Volkes, sagt Tacitus weiter; noch öfter wurde bei ihm selbst davon gesprochen. Nirgends vorher war etwas Derartiges berichtet worden. Daß dieses in Bezug auf Vespasian geschah — hat seinen Grund darin, daß er der Feldherr der Römischen Legionen in Judäa um 70 nach Christi Geburt war. Dort allerdings waren Prophezeiungen rege, dort diskutirte man unter den Juden die Wahrheit des erschienenen Messias, des „Herrn der Welt", von dem geschrieben steht, es werden ihm „Mengen anheimgegeben werden, — sein Reich wird ohne Ende sein, sein Thron über alles herrlich und erhaben." Ihn hatten die Verkündungen der Propheten und das Gestirn des Orients geweissagt. Es war ein Meisterstück politischer Weltkunst, diese den Römern natürlich nicht unbekannten Geisterbewegungen für den Prätendenten des Kaiserthums auszubeuten, um sich einen mysteriösen Hintergrund und superstitiosen Respekt bei dem Volke zu verschaffen. Der Kaiser hieß wohl „Herr der Welt" (rerum dominus) — man prahlt vom Römischen Reich als dem Weltreich; den Juden selbst, — namentlich denen, die vom Aufstand abgelassen — mußte es bequem sein, durch Ablagerung der Prophezeiungen auf den Römischen Kaiser eine sichere Sophistik gegen die Christen und eine günstige Aufnahme bei den Fürsten dieser Welt zu gewinnen. Daher erklärt es sich auch, daß Josephus, wie er selbst erzählt — als jüdischer Chef, der zum Römerthum übergegangen war — jene Prophezeiung, „es werde in diesen Tagen einer aus ihrem Lande über die Welt herrschen", welche die Juden, die Christum nicht kannten und nicht glaubten, zum Riesenkampfe gegen Weltrom aufgestachelt — als Orakel auf Vespasian deutete, der in Judäa Kaiser wurde.

Es wurde politisch für Vespasian's Prätendentschaft ausgebeutet, was geistlich auf Christum hinwies. In alten jüdischen Priesterschriften, sagt Tacitus, sei enthalten, daß von Judäa ausgehen werde das Reich der Welt. Es ist dies richtig — aber die Römische Machtpolitik deutete das „Dunkel der Prophetie auf Titus und Vespasianus". Man kann beinahe in einzelnen Zügen nachweisen, wie Vespasian nicht blos den Thron des Vitellius, sondern, was doch ein ungemeiner Gegensatz ist, auch das Königthum des Messias usurpirte —, sowohl die „Prophetie der Seher, das Zeichen der Sterne, das Reich über Alles, die Macht des Lichtes vom Osten, den Thron der Herrlichkeit". Die Existenz der Lehren der Evangelien im Munde der Völker beweist mehr als ein anderes Zeugniß die Karikatur der Traditionen, welche auf den Römischen Kaiser übertragen sein sollten. Es wurde erzählt, es sei auf den Aeckern Vespasian's eine große Cypresse plötzlich zusammengestürzt und den nächsten Tag auf derselben Stelle auferstehend (resurgens) voller aufgeblüht. Man deutete das auf Vespasian's Kaiserthum ohne eigentlichen Grund. Sichtbar ist es ein Bild der Unsterblichkeit, welches in der Cypresse wie in der Palme (phoenix) die Auferstehung Christi andeutet. Die alten Christen pflanzten sie auf die Gräber der Ihren, und auf altchristlichen Sarkophagen ist sie wie die Palme vorgestellt. Vespasian wollte, um die Geister des römischen Volks zu gewinnen, als der verkündigte Messias des Ostens auftreten, so daß er gleichsam nicht blos als Feldherr rebellischer Legionen (was damals noch nicht, wie später, im Brauche war), sondern als der im Orient lang verkündete Herr der Welt erschien. So erklärt sich denn auch, was sich in Alexandrien begab. „Es zeigten sich, sagt Tacitus, viele Wunder, welche himmlische Gunst und eine gewisse Hinneigung der Götter zu Vespasian offenbarten. Ein Blinder wirft sich in dieser Stadt vor dem Kaiser auf die Knie und verlangt, der Kaiser möchte ihm mit seinem Speichel Wangen und Augen benetzen. Ein Gelähmter will, daß ihn Vespasian mit seinem Fuß berühre." Vespasian, sagt Tacitus, habe zuerst gestutzt und den Ruf der Eitelkeit gefürchtet. Dann sei er durch die Stimmen der Schmeichler zur Hoffnung geführt. Die Aerzte, welche befragt werden, erklären es für möglich. „Es sei vielleicht der Wille der Götter und der Fürst durch göttliches Wirken erkoren" (divino ministerio principem electum). „Darauf unternimmt Vespasian, in der Meinung, es stände seinem Glücke alles offen und es sei nichts fernerhin unglaublich, das Verlangte," und die Sache gelingt. Zeugen, welche zugegen waren, haben es, wie der Geschichtsschreiber angiebt, erzählt. Sueton sagt: es hatte bis dahin dem Fürsten, „als einem unerwarteten und neu gemachten, Autorität und eine gewisse Majestät gefehlt". Da etwas Derartiges früher nie von einem Kaiser verlangt worden — nicht von Cäsar, August oder

Tiberius — aber von Vespasian, der in Judäa sich zum Cäsar emporschwingt, der in der Meinung des Volks die wunderbare Autorität sucht, die ihm als Usurpator im Verhältniß zu den bisherigen Cäsaren fehlt — da er auf sich übertragen läßt, was vom Messias die Propheten verkündigen, daß von Zion (von Judäa) das Scepter des Weltreichs ausgehen werde und von diesem Christus jene Wunder gethan wurden, in denen er mit Speichel die Augen des Blinden berührt, welcher sehend wird, und durch sein Wort die Gelähmten aufstehen — so ist offenbar, daß der Kaiser dieser Welt auf sich übertragen wollte, was dem Herrn aller Welten gebührt, und der Zerstörer Jerusalems sich mit der Krone schmücken wollte, die Zions sanfter König trägt. Es kann keinen lehrreicheren Beleg dafür geben, von welcher geistigen Macht und Verbreitung die christliche Lehre schon damals gewesen, — mit welcher Gewißheit die Wunder des Herrn berichtet wurden — und zwar kaum ein Menschenalter nach seinem Tode — wie anderseitig es keinen stärkeren Zug menschlicher Anmaßung und Frivolität geben kann, als den geizigen und blutigen Imperator mit der Kraft des Reinen und Heiligen bekleiden zu wollen. Es tritt nun auch hervor, daß die Gedanken von Christo, dem Weltregenten, dem Herrn und König, in jener Zeit vielfach betont sein müssen, weil sich daran die kaiserliche Anmaßung anschloß, — während für den Erlöser von den Sünden ein Römischer Weltverstand wenig Erkenntniß gezeigt, da dessen Wort auch nicht auf den Thron, sondern in die Buße geführt hätte.

Schon diese wenigen Andeutungen, die doch die ganze geistige Strömung jener Zeit und ihre Arbeiten berühren — mögen zeigen, mit welcher Flüchtigkeit D. Strauß den Umstand betrachtet hat, als er ihn für seine Theorie vom Mythus benutzen wollte. Von einer „historischen Umgestaltung" ist allerdings die Rede, aber sie ist ein Zeuge der Wahrheit, da die Klugheit der politischen Welt, wie so oft, die Kräfte des Heiligen in den Dienst der Selbstsucht und der Selbstgerechtigkeit umgestaltet hat.

Es war auch nicht blos eine vorübergehende Vorstellung, durch welche Vespasian sich in den Augen des Volkes, wie der Geschichtschreiber sagt, majestätisches Ansehen geben wollte, — sie war von ihm, nicht als Person, sondern als Kaiser verlangt worden, und so schien es den ferneren Nachfolgern ein Attribut der Herrschaft bleiben zu müssen. Auch zu Hadrian kam ein Blindgeborner, und obschon dieser selbst im Fieber lag, rührte er ihn an; er verlor das Fieber und der Blinde ward sehend. Marius Maximus, der dies erzählt, sagt jedoch, es sei dies von Hadrian mit verstellter Klugheit so geschehen. Auch Hadrian war mit Judäa in kriegerische Berührung getreten. Er hatte vollendet, was Vespasian begonnen, und durch seine Heere war die Revolution des Barkochba, des Sternensohnes, der sich als Messias der Juden ausgab, zertrümmert worden.

Immer höher stieg von der Zerstörung Jerusalems an die Selbstvergötterung der Römischen Kaiser — sie waren alle seit August Oberste Pontifices, Hohepriester; göttliche und menschliche Gewalt schien in ihren Händen zu liegen. Dafür trat erst ein Zügel ein, als das Kreuz in die Fahne seiner Macht aufgenommen ward. Durch dieses empfingen auch die Deutschen Könige, die in die Erbschaft des zerfallenen Roms eintraten, zwar als Augusti die Tradition der Heilkraft der Nachfolger Vespasian's, aber nicht mehr als Anmaßung göttlicher Kraft — sondern als Demüthigung unter verliehene göttliche Gnade. Sie nahmen nicht, was dem Gotte gehörte, sondern sie meinten zu empfangen von dem, der Alles giebt.

Und die Sage ist insofern bedeutungsvoll, die im Mittelalter umging, Kaiser Vespasian hätte, als er an einem Wurm in der Nase litt, von Christus gehört, welcher der größte Arzt gewesen sei. Er glaubte an ihn und ward gesund.

Die Sage demüthigt den, der gesund machen wollte, zu einem Kranken, der Gesundheit braucht.

Die Könige üben nicht mehr die Ceremonie aus, in der sie Kranke berühren.

Das Vorbild dessen, dem sie es nachgethan, steht aber noch immer vor ihnen.

Sie sind Hirten, sind Könige, sind Aerzte. — Sie haben die theure Kraft zu weiden, zu regieren, zu heilen — mit Beispiel, Herz und Geist und lebendigem, unerschütterlichem, wahrhaftigem Glauben an Den, der spricht:

Ich, der Herr, bin dein Arzt.

Das Gertraudt-Hospital in Berlin

In den Jahren 1405 bis 11 wurden in Berlin eine der heiligen Gertraudt geweihte Kirche und ein Hospital erbaut, welches zum Zufluchtsort für zwölf adelige Fräulein bestimmt war. An die Stelle dieser Fräulein traten später 24 Frauen und Jungfrauen bürgerlichen Standes. Während des dreißigjährigen Krieges wurde das Gebäude zerstört, 1616 von der Gutsbesitzerin in Stansdorf, der Wittwe des Amtsraths Freitag, gebornen Steinfelder, wieder aufgeführt und 1744 mit der Kirche, auf Königlichen Befehl, ganz neu erbaut.

Im Jahre 1818 verpflegte es 31 Hospitaliten männlichen und weiblichen Geschlechts, von denen 23 im Hospitale wohnten, 8 aber außerhalb desselben verpflegt wurden. Am 3. August 1836 vermachte der in demselben Jahre verstorbene Kaufmann Hanson dem Hospitale seinen Nachlaß von circa 26,000 Thlr., mit der Bedingung, daß die Läden aus dem Hospital-Gebäude entfernt und dafür Wohnungen für Hospitaliten eingerichtet würden. Als man aber damit beginnen wollte, fand man das Gebäude so schadhaft, daß man zum Neubau desselben schreiten mußte, wozu die Mittel in der Erbschaft des Kaufmann Hanson gefunden wurden. Das Hospital ward daher 1839 ganz neu und mit 34 Stuben massiv aufgeführt und am 1. October 1840 bezogen. Auf dem Hofe ist noch außerdem ein massives Gebäude mit 2 Krankenstuben errichtet, und zugleich ist die Zahl der Hospitaliten auf 40 vermehrt worden.

Durch den im Jahre 1845 bewirkten Verkauf von 11 Morgen 116 Quadrat-Ruthen Ackerland, zwischen dem Kottbusser- und Halleschen Thore belegen, erwarb das Hospital ein Kapital von 27,000 Thlr., auch flossen demselben im Laufe der Jahre 1841 bis incl. 1850 an Vermächtnissen 4550 Thlr. zu, so daß das Hospital Ende 1850 außer seinen Gebäuden und dem Hanson'schen Ver-

mächtnißfonds von 27,500 Thlr., welcher besonders verwaltet wird, ein zinsbar belegtes Kapital-Vermögen von 68,600 Thlr. besaß.

Im Jahre 1851 erwarb das Hospital durch den Verkauf einer Bauparcelle auf dem Köpenickerfelde, welche bis dahin keinen Ertrag gewährte, ein Kapital von 10,608 Thlr., auch flossen demselben im Laufe der Jahre 1851 bis incl. 1860 durch Ablösungen von Reallasten 4619 Thlr., und an Vermächtnissen 230 Thlr. zu, so daß es nun ein Kapital-Vermögen von 105,200 Thlr. besaß. Im Jahre 1860 wurde die Zahl der Hospitaliten auf 64 erhöht, von denen 34 im Hause wohnen und 30 außer dem Hause verpflegt werden. Jeder Beneficiat erhält in diesem Hospitale, außer freier Wohnung und Holz, freier ärztlicher Behandlung und freiem Begräbniß, 4 Thaler monatliche Unterstützung, und außerdem am Geburtstage des vorhin erwähnten Testators, Kaufmann Hansan, 15 Sgr., um sich seines Andenkens zu erfreuen. Die Hospitaliten werden gegen ein nach dem Alter zu berechnendes Eintrittsgeld aufgenommen.

Statistisches.

Im Johanniter-Krankenhause zu Gerdauen betrug der Bestand an Kranken am 1. November 1864 13
vom 1. Nov. 1864 bis dahin 1865 wurden 253
Kranke aufgenommen. Summa 266 Kranke.
Davon sind geheilt entlassen 200
gebessert und ungeheilt 29
gestorben 7 236 „
mithin am 1. Nov. c. im Bestande verblieben 30 Kranke.

Die Zahl der den sämmtlichen Kranken während des genannten Zeitraums gewährten Verpflegungstage beträgt 8076, darunter 885 unentgeltlich gewährte.

Im Jahre 1862/63 wurden aufgenommen 136 Kranke mit 6658 Verpflegungstagen, davon unentgeltlich 535, und 1863/64 betrug die Zahl der Kranken 158 mit 8234 Verpflegungstagen, davon unentgeltlich 831.

Die Einnahme beträgt (außer ansehnlichen Geschenken an Naturalien ꝛc.) . . . 2412 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf.
Die Ausgabe . . . 1717 „ 23 „ 4 „
Bestand am 1. Nov. 1865 694 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf.

Es ist während des kurzen Bestehens der Anstalt, durch die allseitige werkthätige Theilnahme, deren sich dieselbe, insbesondere von den im Kreise wohnhaften Johanniter-Rittern zu erfreuen hat, möglich geworden, einen Fonds von 2000 Thlr. anzusammeln, welcher zur nothwendigen Vergrößerung des Hauses verwendet werden soll.

Der Moniteur hat den Bericht der Kommission, welche mit der Aufmunterung und Ueberwachung der Gesellschaften zur gegenseitigen Unterstützung beauftragt ist, über deren geschäftliche Thätigkeit im Jahre 1864 veröffentlicht. Am 31. December 1864 bestanden in Frankreich 5024 Gesellschaften zur gegenseitigen Unterstützung mit 714,345 Mitgliedern, von denen 85,559 Ehrenmitglieder, d. h. solche, welche bestimmte Beiträge bezahlen, ohne dafür von der Gesellschaft irgend eine Gegenleistung zu empfangen, und 628,786 Theilnehmer. Letztere zerfallen in 531,750 Männer und 97,036 Frauen. Das Gesammtvermögen dieser Gesellschaft belief sich Ende 1864 auf 36,624,633 Frcs. Die Einnahmen des Jahres 1864 betrugen 11,613,096 Frcs. 49 C., die Ausgaben 9,401,808 Frcs. 78 C., bleibt also ein Ueberschuß von 2,211,287 Frcs. 71 C. Die Zahl der Kranken stieg auf 165,782, worunter 139,926 Männer und 25,856 Frauen. Vergütigungen wurden ertheilt für 3,198,224 Krankheitstage, an Männer 2,738,822 und an Frauen 459,402. Wie in den früheren Jahren waren die Krankheiten unter den Frauen etwas zahlreicher als unter den Männern, dauerten aber nicht so lange und erheischten durchschnittlich eine etwas geringere Ausgabe. Die Zahl der Todesfälle belief sich auf 8377, was durchschnittlich 1,36% der Gesellschaftsmitglieder ausmacht. (Staats-Anz.)

Im Gotthardhospiz wurden vom 1. October 1864 bis 30. September 1865: 9237 Reisende aller Nationen mit 25,499 Rationen unentgeltlich verpflegt, von denen 52 Kranke und Halberfrorene eine längere Pflege erforderten.

Gleichniß.

Eine dürre Weide stand am Abhang des Waldes neben einer Tanne. Es war Winter und der Wind spielte grausam mit den kahlen Zweigen des entlaubten Baumes. „Arme Weide," sprach die immergrüne Tanne zu jener, „du mußtest sterben — ich aber grüne immer." „Liebe Tanne," erwiederte jene, „was ist dein Leben gegen mein Sterben! Ich verwelke, aber ich stehe auf, und ohne Auferstehn ist kein Leben! P. C.

Zum **Bau des Ordens-Krankenhauses** in Beirut sind bis incl. Freitag den 22. d. M. ferner eingegangen:

Vom Oberst, Flügel-Adjutanten und Kommandeur des 2. Garde Ulanen-Regiments Grafen von Brandenburg 10 Thlr.; vom Ober-Burggrafen von Brünneck hierselbst 5 Thlr.; vom Polizei-Präsidenten von Bernuth hierselbst 5 Thlr.; vom Major und Landrath Grafen von Häseler auf Harnecop 1 Frd'or. = 5 Thlr. 20 Sgr.; vom Kämmerer Freiherrn Carl von Lotzbeck zu München 10 Thlr.; vom Kämmerer Freiherrn Alfred von Lotzbeck zu München 10 Thlr.; vom Hauptmann von Hennigs auf Stremlow 5 Thlr.; vom Regierungs-Rath von Knebel-Doeberitz auf Schloß Zülshagen 5 Thlr.; vom Erb-Land-Küchenmeister und Kammerherrn Grafen von Behr-Negendank auf Semlow 10 Thlr.; vom Landesältesten von Wrochem auf Czerwentzitz 5 Thlr.; vom Geheimen Regierungs-Rath von Kess hierselbst 5 Thlr.; vom Ritterschafts-Direktor von Wintersfeld auf Kutzerow 5 Thlr.; vom Schloßhauptmann von Breslau Freiherrn von Gaffron 5 Thlr.; vom Landschafts- und Kreisdeputirten von der Osten auf Jannewitz 5 Thlr.; vom Adelsdeputirten von Löwis of Menar auf Kolpen 18 Thlr.; vom Kammerherrn von Hochberg-Buchwald auf Goglau 5 Thlr.; vom Kammerherrn und Landrath Freiherrn von Rosenberg zu Waldenburg 5 Thlr.; vom Kammerherrn Freiherrn von Mecklenburg zu Stockholm 5 Thlr.; vom Kammerherrn von Viereck auf Weitendorf 5 Thlr.; vom Rittmeister von Bussewitz auf Lirbenow 15 Thlr.; vom Oberstlieutenant von Treskow auf Schmarsendorf 8 Thlr.; vom Landrath von Münchhausen auf Steinburg 10 Thlr.; vom General-Landschafts-Direktor von Rabe auf Lesaian 10 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge 7752 Thlr.

Dieser Nummer ist das Titelblatt und Inhaltsverzeichniß des Wochenblattes pro 1865 beigefügt. D. R.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.